Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Zwanzigster Jahrgang.

1826.

Januar.

Wenn Geist mit Muth ihr einet, und wenn in euch
Des Schweren Reiz nie schlummernde Funken nährt,
Dann werden selbst der Apollonia
Eifrigste Priester euch nicht verkennen.

Klopstock.

Im Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart und Tübingen.

Digitized by Google

Das Morgenblatt für gebildete Stände enthält folgende Artikel:

I. Schöne Literatur. Uebersicht des Zustandes derselben in Deutschland, Frankreich, Großbritannien, ꝛc. — Kleine Aufsätze über schöne Wissenschaften überhaupt. — Kurze beurtheilende Anzeigen der neuesten belletristischen Schriften: der Romane, Schauspiele, Almanache, Gedichte. — Gedrängte Auszüge aus seltnen interessanten Werken. — Revision einzelner Recensionen aus den besten kritischen Blättern. — Nachricht vom Zustande der ausländischen schönen Literatur, besonders der Französischen, Englischen, Italienischen, Holländischen, ꝛc. — Uebersetzungen als Proben.

II. Kunst. Kurze Abhandlungen über Gegenstände der Kunst. — Beurtheilung neuer Schriften: Malerey, Bildhauerey, Baukunst, Gartenkunst ꝛc., Auszüge. — Kunstnachrichten: Theater. Periodische Uebersicht des Zustandes der vorzüglichsten Schaubühnen in Deutschland, Frankreich u. s. w. Scenen aus ungedruckten Schauspielen. Musik. Nachricht von neuen musikalischen Produkten. — Kurze Kritiken neuer Werke.

III. Beyträge zur Sitten- und Kultur-Geschichte einzelner Städte und Völker. Geselliges Leben; Vergnügungen; Mode; Luxus; Sittengemälde der Universitäten, Messen, Bäder, Carnevals; zuweilen interessante topographische Schilderungen.

IV. Biographische Skizzen. Einzelne Züge aus dem Leben interessanter Menschen. — Beyträge zur Bildungs-Geschichte vorzüglicher Schriftsteller, Künstler. — Ungedruckte Briefe nach der Original-Handschrift. — Anzeigen von den gegenwärtigen Beschäftigungen der Gelehrten, ihren Reisen, ꝛc.

V. Kleine Reise-Beschreibungen. Auszüge aus interessanten größern Werken dieser Art; kleinere Original-Aufsätze.

VI. Gedichte. Oden, Lieder, Idyllen, kleine Balladen, Romanzen, Fabeln, Epigramme. — Proben aus größern ausländischen und deutschen Gedichten.

VII. Miszellen. Anekdoten. Satyrische Aufsätze. Kleine leichte Erzählungen in Prosa und Versen; Räthsel, Charaden und dergl.

VIII. Besondere Beylagen enthalten die Uebersicht der Literatur.

Alle Tage, mit Ausnahme des Sonntags, erscheint ein Blatt. In besondern Intelligenz-Blättern werden gelehrte, so wie andre, Anzeigen bekannt gemacht.

Jeder Monat erhält ein Titelblatt, mit allgemeiner Inhalts-Anzeige.

In wie weit obiger Plan eine Ausdehnung erhalten hat, zeigt folgende Anzeige:

Seit einer Reihe von Jahren sind im Morgenblatt Aufsätze und Nachrichten über Gegenstände der bildenden Künste geliefert worden. Zur besseren Uebersicht für Kunstfreunde wurde später eine eigene Beylage unter dem Namen des Kunstblatts für diesen Zweck bestimmt, die jedoch in ungleichen Fristen erschien, je nachdem Stoff und Auswahl zu Gebote stand.

Die Liebe zur Kunst hat sich in den lezten Decennien, trotz Kriegen und politischen Umwälzungen, mehr und mehr ausgebreitet und gesteigert; jezt, nach eingetretenem Frieden, zeigen sich davon bedeutende Wirkungen, und lassen den erfreulichsten Fortgang hoffen.

Daher wird eine Zeitschrift, welche Nachrichten und Beurtheilungen von allen merkwürdigen Erscheinungen im Gebiete der bildenden Kunst gäbe, zum fühlbaren Bedürfniß, und die unterzeichnete Verlagshandlung wird auf Beyfall rechnen dürfen, wenn sie unternimmt, das Kunstblatt in solcher Ausdehnung und Regelmäßigkeit erscheinen zu lassen, daß es, diesem Bedürfniß entsprechend, den Lesern des Morgenblatts eine bedeutende und interessante Zugabe sey, für Künstler und Kunstfreunde aber auch abgesondert eine selbständige Zeitschrift bilde.

Man wird zu dem Ende sich bestreben, zunächst in zwey, wöchentlich erscheinenden, Blättern so viel möglich vollständige Nachrichten über das Merkwürdigste zu ertheilen, was in Deutschland und den übrigen Ländern in allen Theilen der Kunst, in der Malerey und den ihr verwandten Zweigen, dann in der Bildnerey und Architektur sich ereignet, Beurtheilungen von Kunstwerken und Abhandlungen über allgemeine Kunstgegenstände zu liefern, und Beyträge zur Geschichte der ältern und neuern Kunst zu sammeln. Hiermit sollen Auszüge aus ältern und neuern die Kunst betreffenden Werken, so wie eine Uebersicht der neuesten artistischen Literatur, und Beurtheilungen der bedeutendsten Schriften dieses Fachs verbunden werden. Auch wird man darauf bedacht seyn, das Blatt mit Umrissen in Kupferstich oder Steindruck befriedigend auszustatten.

Die Redaktion hat Hr. Dr. Schorn, Verfasser der Schrift über die Studien der griechischen Künstler, übernommen.

Wir stellen nun an alle Freunde und Kenner der Kunst die Bitte, unser Unternehmen durch Beyträge an Original-Aufsätzen und Nachrichten kräftigst zu unterstützen. Besonders ersuchen wir auch Künstler, uns von ihren eigenen, oder den in ihrer Nähe entstehenden Kunstwerken Notizen einzusenden, damit die Uebersicht möglichst vollständig werde. In allen Beziehungen wird man stets den Grundsatz strenger Unparteylichkeit befolgen, und wir glauben deßhalb die bereits in den bedeutendsten kritischen Zeitschriften angenommene Regel, alle Beurtheilungen mit Namensunterschrift oder anerkannter Chiffre zu versehen, auch für unser Blatt feststellen zu müssen. Dieß wird die Redaktion vor jedem Verdacht ungegründeten oder ungemessenen Lobes oder Tadels schützen, und dazu beytragen, unsrer Zeitschrift den edlen und anständigen Ton zu erhalten, welcher überall vor dem Publikum, und besonders, wo von den höchsten Fähigkeiten und Gütern des menschlichen Geistes die Rede ist, beobachtet werden sollte.

So wie nach obiger Anzeige der bisher für das Kunst-Blatt bestimmte Raum nicht zureicht, wenn für dieses so interessante Fach dasjenige geleistet werden soll, was das gebildete Publikum davon erwarten kann, eben so ist es der Fall mit dem Literatur-Blatt. — Der bisher ihm gewidmete Raum ist zu beengt. — Wir sehen uns

Digitized by Google

daher genöthigt, auch diesem Theil des Morgenblatts eine größere Ausdehnung zu geben, um unsere Leser mit den neuesten Erscheinungen der Literatur, die, ohne zu den strengwissenschaftlichen zu gehören, von allgemeinem Interesse sind, bekannt machen zu können.

Diese gedoppelte Ausdehnung, zu der wir genöthigt sind, wenn wir wirklich den für Gründung des Morgenblatts beabsichtigten Zweck vollkommen erreichen wollen, erheischt natürlich auch größere, bedeutende Auslagen, und wenn wir gleich durch das Opfer, das wir bisher durch die diesem Zweig bestimmten Beylagen brachten, hinlänglich zeigten, daß wir zu jedem neuen möglichst bereit sind, so können wir dieses bey der Vermehrung von 4 — 5 wöchentlichen Beylagen damit nur beweisen, daß wir blos auf die Hälfte dessen, was wir nach dem bisherigen Preis des Morgenblatts dafür fordern könnten, Anspruch machen, und für diese Ausdehnung mit dem kleinen Aufschlag von 2 fl. oder 1 Rthlr. 8 Gr. für's Halbjahr uns begnügen.

Sollten Künstler und Kunstfreunde das Kunst-Blatt einzeln halten wollen, so wird diesen der halbe Jahrgang für 3 fl. erlassen. Das Gleiche gilt für einzelne Bestellungen des Literatur-Blatts.

Für diejenigen Liebhaber aber, welche beyde, das Kunst- und Literatur-Blatt, miteinander zu haben wünschen, kostet der halbe Jahrgang nur 5 fl.

* * *

Der halbe Jahrgang des Morgenblatts, mit Einschluß des Literatur- und Kunst-Blatts, würde nun also kosten . . . . . 10 fl.
Der halbe Jahrgang des Literatur- und Kunst-Blatts ohne das Morgenblatt . . 5 fl.
Der halbe Jahrgang von jedem dieser Blätter einzeln, nämlich das Literatur-Blatt . . . 3 fl.
das Kunst-Blatt . . . . 3 fl.

Für diesen Preis kann, nach Uebereinkunft mit dem Löbl. Haupt-Postamt in Stuttgart, das Morgenblatt in Würtemberg, Baiern, Franken, am Rhein, Sachsen und in der Schweiz durch alle Postämter bezogen werden.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Inhalt.

(Die Zahl zeigt die Nummer des Blattes an.)

Länder- und Völkerkunde.

Aus einem Schreiben Joh. Schweizers aus Nordamerika. 1. 2. 3.
Fragen über die Verbindung des atlantischen mit dem stillen Ocean durch die Landenge von Panama oder Darien. 4.
Hervorstechende Züge Roms. 5. 6. 7. 8. 9. 10. 11. 12. 13. 14. 15. 16. 17. 18. 19.

Erzählungen und Romane.

Eduard. (Fortsetzung.) 2. 3. 4. 5. 6. 7. 8. 9. 10. 11. 12.
Die arme Marie. 18. 19. 20. 21.

Naturhistorisches.

Die Kunstfertigkeit des Bibers in der Gefangenschaft. 9.

Aufsätze gemischten Inhalts.

Unterredung mit Bonaparte auf St. Helena, vom Kap. Hall. 13. 14. 15. 16. 17.
Die Neujahrsblätter der Zürcher Gesellschaften. 20. 21. 22. 23.
Seeleben. 23. 24. 25. 26.

Gedichte.

Gottes Engel. 1.
Der Morgen. 3.
Charade. Brautkranz. 6.
Spanische Romanze. 7.
An Weihnachten. 8.
Keine Rettung. 10.
Auf die Weltverächter. 12.
Bescheidener Wunsch. 12.
Charade. Hellebarde. 12.
Sympathie. 14.
Täuschung. 16.
Rückschritt im Vorschritt. 18.
Charade. Luftschiff. 18.
Distichen. 20.
Korporal Nym, tröstet einen melancholischen Freund der Bühne. 22.
Der neue Orpheus. 24. 25. 26.
Räthsel. Eis. 24.

Korrespondenz.

Berlin. 15. 23. — Carlsruhe. 2. 14. — Frankfurt. 19. 20. 21. 22. 26. — Lausanne. 24. — Leipzig. 17. 18. — London. 5. 16. — München. 1. 2. — Neapel. Grundriß von St. Carlo. 10. 11. — Paris. 6. 7. 8. 13. 14. 20. 21. 22. 23. — Rom. 25. 26. — Wien. 3. 4. 5. 9. 11. 12. 25.

Kunst-Blatt.

Nro. 1.

Ueber die Quellen der Plastik und Malerey. — Berlin. — Zur Nachricht.

Nro. 2.

Ueber einige Gemälde auf der Ausstellung im Kunstverein zu München. Vom Canonicus B. Speth. — Nekrolog. — Merkwürdiger Aufschluß für die Alterthumskunde. — Paris.

Nro. 3.

Ueber einige Gemälde der Ausstellung des Kunstvereins zu München. (Fortsetzung.) — Rom, den 20. Nov. 1825. — Ehrenbezeigung.

5881/82

Nro. 4.

Großgriechische Ausgrabungen. — Ueber einige Gemälde der Ausstellung des Kunstvereins in München. (Beschluß.) — Der Todtentanz von Nikolaus Manuel von Bern.

Nro. 5.

Bilder zu Tiecks Genofeva von J. Fübrich. — Neue Kupferstiche. — München, den 22. November, 1825. — Einen Druckfehler betreffend.

Nro. 6.

Auszüge aus Joachim von Sandrarts deutscher Akademie. — Neuer ausgezeichneter Kupferstecher. — München.

Nro. 7.

Auszüge aus Joachim von Sandrarts deutscher Akademie. (Beschluß.) — Neue Kupferstiche. — Preußen. — Nekrolog.

Nro. 8.

Pompeji. — Das Antiken-Museum zu Paris, herausgegeben vom Grafen Clarac.

Nro. 9.

Pompeji. (Beschluß.) — Artistische Schriften. Die Farben. Ein Versuch über Technik alter und neuer Malerey, von Dr. J. Roux. — Ausgrabungen in Dalmatien.

Literatur-Blatt.

Nro. 1.

Dramatische Dichtkunst. Cardenio und Celinde. Trauerspiel in fünf Aufzügen von Carl Immermann. — Alterthumswissenschaft. Symbolik und Mythologie oder die Naturreligion des Alterthums von Ferdinand Christian Baur. 2 Thle. in 3 Bden.

Nro. 2.

Dramatische Dichtkunst. Cardenio und Celinde, ꝛc. (Beschluß.) — Dichtkunst. Feyerklänge. Geistliche Lieder und Gebete ꝛc. von zweyen Predigern Süderdithmarschens: Heinrich Schmidt und Carl Julius Aschenfeldt.

Nro. 3.

Kritische Literatur. Kleine Bücherschau. Gesammelte Vorreden und Recensionen nebst einer kleinen Nachschule zur ästhetischen Vorschule von Jean Paul. Zwey Bändchen. — Erbauungs-Literatur. Das Buch der Tugenden. In Beyspielen aus der neueren und neuesten Geschichte. Von Christian Niemeyer. — Dichtkunst. Liederbuch für Schweizer. Eine Auswahl der beliebtesten Arien und Gesänge zur Erhöhung gesellschaftlichen Vergnügens.

Nro. 4.

Philosophische Staatslehre. Application de la morale à la politique par Joseph Droz. — Sprachwissenschaft. Alte und neue Anmerkungen zu Shakspeare's dramatischen Werken. Für alle, welche den Dichter in der Ursprache lesen wollen. Erster Theil. — Antwort auf eine Anfrage.

Nro. 5.

Almanachs-Literatur. Philomele, herausgegeben von Franz Gräffer. Zweyter Jahrgang. — Philosophische Staatslehre. Application de la morale à la politique par Joseph Droz. (Beschluß.) — Reiseliteratur. Beobachtungen auf einer Deportationsreise nach Frankreich i. J. 1807. Von Dr. A. Hermann Niemeyer Erste Hälfte.

Nro. 6.

Seelen-Lehre. Skizzen zur Naturlehre der Gefühle, herausgegeben von Dr. Friedrich Eduard Beneke. — Roman. Jugendgeschichte des Herrn de Mordière; ein Gemälde aus den letzten Jahren der Regierung Ludwigs des Fünfzehnten. Herausgegeben von L. Kruse. — Der Hexenmeister von Drontheim. — Aus Italien.

Nro. 7.

Biographie. Memoirs of the life of the R. H. Richard Brinsley Sheridan. By Thomas Moore. Vol. I. II. — Aus Italien. (Fortsetzung.)

Nro. 8.

Handels-Geschichte. Städtewesen des Mittelalters. Von Karl Dietrich Hüllmann. Erster Theil. Kunstfleiß und Handel. — Biographie. Memoirs of the life of the R. H. Richard Brinsley Sheridan. (Beschluß.) — Aus Italien. (Fortsetzung.)

Nro. 9.

Literatur-Geschichte. Notice sur la vie et les écrits de Robert Wace, poète normand du 12me siècle etc.

Digitized by Google

Nro. 1.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Montag, 2. Januar 1826.

Wie sich der Sonne Scheinbild in dem Dunstkreis
Malt, eh' sie kommt, so schreiten auch den großen
Geschicken ihre Geister schon voran,
Und in dem Heute wandelt schon das Morgen.

Schiller.

Gottes Engel.

Seiner Boten Einen
Aus der Engel Schaar
Läßt der Herr erscheinen
Jedes neue Jahr.

Aus der Zeiten Pforte
Schwebt der Himmelsgeist,
Den er seine Worte
Uns verkünden heißt.

Oft erscheint ein Engel,
Fried' ist er genannt,
Der den Liljenstängel
Neigt ob allem Land:

In die Beete nieder
Sinkt der Blumenstaub,
Da erwachen wieder
Blüth' und Frucht im Laub.

Oft herab zur Erde
Fleugt der Engel Krieg,
Mit dem Racheschwerde
Gottes oft der Sieg;

Und als Schnitter stehen
Sie in reifer Welt,
Fangen an zu mähen,
Wie es Ihm gefällt. —

Wen hat Er gesendet
Uns in dieses Jahr?
Wen, emporgewendet,
Wird der Blick gewahr?

Ach, es ist der ernste
Diener, ist der Tod!
Trägt bis an das fernste
Ufer sein Gebot.

Einem Fürstengreise
Schob er jüngst den Arm
Unter's Haupt, das leise
Fortschläft ohne Harm.

Fürder zog er, fürder,
Und dem rüst'gen Paar
Nahm die gold'ne Bürd' er
Aus dem blonden Haar.

Und, worauf hienieden
Sein Gedanke sann:
Zu dem ew'gen Frieden
Zeigt' er ihm die Bahn.

Digitized by Google

Und es geht der Engel
Weiter seinen Pfad;
Vor ihm grünt der Mängel
Und der Sünden Saat.

Gräber stehen offen:
Doch — was kommen mag —
Freunde, laßt uns hoffen;
Gottes ist der Tag!

Laßt den Dichter schwärmen,
Laßt ihn prophezei'n,
Sonnen sich und wärmen
An der Ahnung Schein:

Fremden Regionen
Eilt der Engel zu;
Euch, ihr Hütten, Thronen,
Gönnt er lange Ruh'!

Doch, wo müde Streiter
Bang gen Himmel sehn,
Wo Aegyptens Reiter
Dicht, wie Mauern, stehn:

Dorthin seht ihn fliegen,
Seht ihn unbemerkt
In den Reihen siegen,
Die kein Andrer stärkt!

Ist er nicht der alte
Würger ohne Schlacht,
Dessen Köcher schallte
In der Mitternacht?

Der die Erstgebornen
In Aegypten schlug,
Bis daß Halbverlornem
Wurde frey der Zug?

Schreite, Gottes Bote,
Nur in's neue Jahr!
Was dein Blick auch drohte,
Uns droht nicht Gefahr!

Unsre Herzen schwellen,
Sind in Hoffnung froh:
Stürmt, ihr Meereswellen,
Ueber Pharao!

Gustav Schwab.

Aus einem Schreiben Johannes Schweizer's aus Nordamerika.

Vorbemerkung.

Johannes Schweizer's, des Toggenburger Landmanns, Tagebuch über Nordamerika ist in sehr Vieler Hände gekommen und hat Beyfall in der Schweiz und im Auslande gefunden. Die verständige, treffende Auffassung der Gegenstände, die treuherzige Darstellung des Verfassers, mußten dem Werklein viele unbefangene und empfängliche Leser gewinnen. Es wird deßhalb diesen vielen Freunden ein willkommnes Geschenk seyn, den biedern Bauersmann in einer Beziehung kennen zu lernen, welche das Tagebuch selbst nicht so zur Schau bringt, in seiner Stellung zu europäischen Freunden.

Nächstdem scheint uns der Inhalt nachstehenden, im Auszug mitgetheilten, Briefes in mancher Rücksicht für das große Publikum interessant, um so mehr, da er nicht für den Druck bestimmt war. Er enthält manche Aeußerung und Andeutung, welche höchst merkwürdige Blicke in das Innere des amerikanischen Treibens zulassen; wie denn Sachkundige schon behauptet haben, daß unter den vielen, gelehrten und weitläufigen Autoren über Nordamerika nicht Einer so unbefangen und gesund beobachtet und beurtheilt habe, als der Toggenburger Ungelehrte, und daß ihnen deßhalb die Kenntniß seines Schriftchens an Ort und Stelle von wesentlichem Vortheil gewesen.

Der Vorschlag, welchen der Brief enthält, die Armen der Schweiz als Ansiedler nach Nordamerika zu verpflanzen, ist zwar nur Skizze, nur zunächst für einen achtbaren Freund des Verfassers berechnet, der die Güte hatte, uns denselben mitzutheilen; aber er paßt eben so gut für deutsche Länder, wo die Armuth noch reichlicher als in der Schweiz ihre Disteln und Pilze aufschießen läßt, während man (dorten nicht minder als hier) Versuchsfelder kultivirt, die man mit ein Paar Schritten überspringen kann.

Uebrigens war uns die Persönlichkeit des Verfassers, wie sie sich mit aller Wahrheit und Naivetät in dem Briefe ausspricht und hinmalt, höchst anziehend — zumal in Vergleich mit der butterweichen und gestaltlosen der meisten Schriftsteller über fremde Länder, deren Natur zu den beschriebenen Gegenständen sich oft verhält wie jener Knabe zum Meer, als er bemüht war, das Wasser mit der Pfanne in eine Sandgrube zu schöpfen. — Wir haben deßhalb uns nicht beykommen lassen, die Personalien von dem Vorschlage selbst zu trennen, finden vielmehr in denselben eine Empfehlung für den letztern, was die Absicht und die Redlichkeit des Verfassers betrifft. —

Der Brief ist unverändert, bis auf Kleinigkeiten in Styl und Orthographie. Sonst ist es wunderbar genug, wie ein Toggenburger Bauer, der nie sich auf Studien und belles lettres eigens verlegt, zu solcher schönen Darstellung

Digitized by Google

sich erschwingen, ja ächten deutschen Humor in so guten Ausdrücken von sich geben konnte, wie man bey der Unzahl unserer heutigen Romanschreiber sie meistens vergeblich suchen würde. Auch hier bestätigt sich der ästhetische Grundsatz, daß eine gesunde Natur ohne Theorie unbewußt diejenigen Gesetze in der Darstellung befolgen wird, welche sie dem Darsteller a priori vorschreibt.

* * *

Middletown. Frebric-County. State of Maryland, Okt. 1824.

Vor allem aus den herzlichsten Dank für Ihre gütige Verwendung bey der Herausgabe meines Tagebuchs! Ihnen und Herrn N. habe ich gewiß die gute Aufnahme großentheils zu verdanken, die es wider mein Erwarten erfahren hat. Hätte das arme Kindlein nicht so wackere Taufpathen bekommen, so hätte man es wohl sein Lebtag in keine gute Gesellschaft zugelassen; höchstens hätt' es seinen Weg zur Lise in die Küche und zum Kesselflicker Tonk auf die Streu gefunden *).

Aber wie, wenn der arme Vater, sein Hütlein unterm Arm, noch einmal vor dem Götti (Pathe) erscheinen sollte? — „Was, du, in deinen alten Tagen, kommst mir noch einmal so?" — „O, seyd doch nicht so böse, Herr Gevatter! ich kann nicht helfen. Wer weiß, vielleicht wird doch am Ende nichts draus; s'Weibchen sieht wohl so aus, als ob's in gesegneten Umständen sey, könnt' aber auch nur die Windwassersucht seyn. Wollt' nur so vorläufig hören, was der Herr Gevatter dazu sagen thät; es wär mer eba doch gar lieb gsi, wenn sich der Herr Gevatterma noch e mol hätt erbette loh!"

Nachdem ich als Straßenkehrer, Gärtner, Krämer, Karrenschieber, Buchbinder, Holzhacker, Singmeister, Socken- und Schachtelmacher ꝛc. meine Lehrzeit redlich bey der phlegmatischen, oft auch etwas knurrigen Lady Pensylvania drey Jahre lang ausgedient habe, so bin ich, mit ehrlichem Abschied und Wanderbuch versehen, ein wenig in die Welt heraus, zu sehen, ob ich wohl könnt' 'nen bessern Meister kriegen. Bin deßhalb jezt bey Seiner Hihgness Mylord of Maryland als Apotheker und zugleich Strohhutflechter wiederum in Dienste getreten. In dieser Anstellung kurire ich Seiner Herrlichkeit das Gesinde, und präservire das Gehirn vor Entzündung. Da der Lord, so wie seine Geschwister, die weiter nach Süden wohnen, ein wenig dem großen Herrn spielt, und seine Bedienten etwas besser zahlt, als meine alte geizige Quaker-Lady, so kann' ich mir wieder die Schuhe sohlen und den Rock flicken lassen. Doch scheint, der Lord will sich nach und nach ein wenig einschränken, und viele von seinen besten Bedienten abschaffen, weil ihn Geldmangel und die harten Zeiten zu drücken anfangen. Auch überläuft mir oft die Galle, wenn ich sehe, wie Mylord oft den alten schwarzen Toms prügelt und mit den schwarzen Küchenmädchen umspringt; und es macht mich vollends fluchen wie einen Henker, wenn er bisweilen so einen muntern Mulattenbuben verkauft, der doch seiner Herrlichkeit so ähnlich sieht, wie das Ferkel dem Vater. Darum bin ich resolvirt, auch seine Dienste wieder zu verlassen, und im Westen einen Meister zu suchen, der auf Lebenszeit einen bargain mit mir macht; for I am now very soon an old Fellow, and do not like to travel about for ever *).

Doch vielleicht sind Sie schon Anfangs von meinen Späßen ermüdet. Aber nein; Ihre Nachsicht nimmt mich, wie ich bin, und immer ohne mein Zuthun war. Während ich an Sie schreibe, denke ich an die vielen fröhlichen, bey Ihnen verlebten Stunden, genieße all ihr Angenehmes auf's Neue, bis auf den Wein, den sie dazu spendeten; ja, diesen schmecke ich beynahe noch in der Erinnerung. — Dank, meinen herzlichsten Dank dem gütigen Vater für meine Gemüthsanlage! für jeden Scherz, jedes Lachen, jede Thräne. Eins oder das andere, manchmal alle zugleich, hoben mich oft weit über den Staub, oder bargen mich hinter dem Strauch, bis der Sturm vorüber war. —

(Die Fortsetzung folgt.)

*) Dieses bezieht sich auf Schweizer's Projekt, arme Leute aus seinem Vaterlande nach Amerika hinüberzuziehen, von dem unten weiter die Rede ist.

*) Denn ich bin nun sehr bald ein alter Geselle, und habe kein Vergnügen, immer von Land zu Land zu fahren.

Korrespondenz-Nachrichten.

München, Dezember. 1825.

Am ersten Dezember wurde nach sechswöchentlichem Stillstand unser großes Hoftheater, und zwar mit Rossinis Tancred eröffnet. Von Adel war nur ein sehr kleiner Theil zugegen, und auch das Parterre nur mäßig besezt. Stumm und ruhig nahm jedes seinen Platz, in den Logenräumen zeigten sich einzelne schwarzvermummte Gestalten, das Haus glich einem Bethause am stillen Freytag. Ich konnte meine Augen nicht von der königlichen Loge abwenden, ach! sie war öd und düster, der milde Stern, der uns von dorther geleuchtet, ist verblichen. Mir schien Alles jezt ein schwerer Traum, ich dachte Er müsse eintreten mit der Unvergeßlichen, die nun auch ferne weilt von uns, wie Er hier eintrat noch zwey Tage vor seinem Hinscheiden, und die Huldigung eines treuen, dankbaren Volkes empfing. Wenn er jezt einträte!? — — Meine Phantasie versuchte dieses Bild auszumalen, da ward ich durch ein unmäßiges Händeklatschen aus meinen Träumen geweckt, es galt der ersten Scene der Amenaide — mir aber trat Schmerz und Wehmuth in's Auge, ich verließ das Haus.

Das Repertoire des Dezembers war reich an interessantem Stücken, und es wurde in allen dramatischen Fächern Treffliches geleistet. Wir thuen hier nur die neuen Erscheinungen berühren:

Das diamantene Kreuz, Original-Lustspiel in zwey Akten, von Deinhardstein. — Ich habe der Darstellung nicht beygewohnt. Das Original-Lustspiel soll sich weder durch eine neue Intrigue noch durch einen neuen prägnanten

Charakter auszeichnen, doch ward es, vorzüglich durch Beſtermanns treffliches Spiel als Baron gehoben, mit einigem Beyfall aufgenommen.

Größere Würdigung verdient das vaterländiſche Schauſpiel: Albrecht der Weiſe, in vier Akten, mit einem Vorſpiel von Ludwig Aurbacher. Sollten die Erwartungen derjenigen, welche den Verfaſſer als einen achtbaren Kritiker kennen und ſchätzen, nicht ganz in Erfüllung gegangen ſeyn, ſo konnte doch unſre vortheilhafte Meynung von dem äſthetiſchen Werthe des Drama um ſo weniger durch die kalte Aufnahme der erſten Akte verringert werden, als die lezten, und das durch auch das Ganze vom Publikum ſelbſt beyfällig aufgenommen wurden, und alſo der Beurtheiler keinen gewöhnlichen kritiſchen Maßſtab zur Hand nehmen darf, ſondern ſich in den, vom Verfaſſer ſelbſt mir gegebenen Standpunkt verſetzen muß.

Es war vor Allem theatraliſcher Effekt nicht das Ziel ſeines Strebens. Er unternahm, wie er ſagte, dieſes Werk vor mehreren, und vollendete es etwa vor zwey Jahren, er unternahm es als Studium — wie er denn ſo ſeine Studien treibt — und gegründet auf die Geſchichte wurde es urſprünglich in zwey Abtheilungen, deren erſte „Fürſtenkampf“ den Streit Albrechts mit ſeinem Bruder Chriſtoph um die Alleinherrſchaft, die zweyte aber „Fürſtenſieg“ ſeinen Streit mit dem Kaiſer darſtellen ſollte. Schon während der Ausarbeitung blieb ihm nicht verborgen, daß ſich dieſes Gemälde nicht wohl für die Bühne eigne, und er beſtimmte es blos für den Druck; da ihm jedoch darin ſpäter vaterländiſche Geſinnung und poetiſcher Geiſt dennoch eines Darſtellungsverſuches würdig ſchienen, ſo wurden zur Aufführung an einem Abende, beyde Theile in ein Drama verſchmolzen, und der erſte in ein Vorſpiel zuſammengedrängt, welchem denn freylich als mehr hiſtoriſche wie poetiſche Expoſition, Wirkung fehlen muß, weil es die Aufmerkſamkeit zerſtreut, und als Fragment nicht befriedigt.

Der erſte Akt führt uns in das Staats- und Hausregiment Albrechts, wir ſehen ihn den kühnen Schritt thun, welcher ihm ſpäter die Achtserklärung zuzieht, daß er nämlich die Stadt Regensburg dem Kaiſer abtrünnig macht, und ſie ſeinem Scepter unterwirft, doppelt kühn, da er früher ſeine Gemahlin Kunigunde, des Kaiſers Tochter, entführt und deſſen Zorn auf ſich geladen hat. Dieſe Zeichnung iſt ruhig, es ſpielen darin mehr Geſinnungen als Leidenſchaften, mehr Einſicht als Gefühle, und daher nicht auf große Wirkung berechnet, allein eben weil der Verfaſſer im Detail ausführen wollte, erhielt man kein Freskogemälde, was ein Bühnenſtück ſtets ſeyn ſoll, ſondern eine Schilderung von Studien und zarten Farben, allerdings geeignet, angenehm zu beſchäftigen, aber nicht geſchaffen, hinzureißen. Im zweyten Akte beginnt die eigentliche Handlung, die Gegenſätze treten lebhaft hervor. Albrecht, der die aufrühreriſchen Ritter zum zweyten Male begnadigt, hält ſein Werk für vollendet, er ſpricht das Schwert entgürtend, mit ſtolzer Zuverſicht:

Nun kannſt du ruhen endlich, wackres Schwert,
Der Boden iſt gewonnen, aufgelockert
Das Erdreich und gedüngt mit edlem Blut;
Der Saame mag nun ausgeſtreuet werden,
Daß er gedeihe in des Friedens Licht
Und Früchte trage für die frohe Zukunft.
Nun kann ich ausruh'n endlich, kann neu leben,
Am Fortgang meines Werkes mich erfreuen,
Erfreu'n mich an der Liebe meiner Lieben,
Erbau'n mich an der Treue der Getreuen,
Vergöttern mich am Dank von Tauſenden,
Und ſtolz ſeyn über das, was ich gethan.
Und ſagen wie ein Schöpfer: Das iſt gut!

Dieſe Ruhe iſt ihm nicht gegönnt, die Botſchaft, daß er in die Acht erklärt ſey, erregt leidenſchaftlich ſeine Kraft, er iſt zum Widerſtand entſchloſſen, ſelbſt die durch einen Ritter hinterbrachte warnende Botſchaft, daß ſein Bruder Chriſtoph, ſein größter, aber edelſter Feind, fern im Orient hingeſchieden ſey, obgleich ſie ſein Innerſtes erſchüttert, und an die Nichtigkeit irdiſcher Herrlichkeit erinnert, beugt ſeinen Vorſatz nicht, der Muth der Menſchheit ſiegt über höhere Entſagung, der Kampf gegen den Kaiſer iſt beſchloſſen.

Im dritten Akt erblicken wir ihn auf dem Lechfeld, an der Spize ſeiner Bayern, ſein Bruder Wolfgang ſucht vergebens den Kampf zu verhindern, eine feurige Rede (vielleicht für die Bühne zu lang) erhizt die Streiter, die Trompete tönt. Da erſcheint jener ritterliche Todesbote wieder mit einem Briefe von Albrechts Freund und Schwager, König Max, der den Kampf nicht zulaſſen und Verſöhnung bewirken will. Aber Albrecht ſteht feſt, und nun bietet der Ritter (Frauenberg) ſelbſt ſeine Beredſamkeit auf, und ſucht durch alle Motive der Klugheit, Religion und Sittlichkeit zu wirken. Hier müſſen wir bemerken, daß Ueberredungsſcenen in der Regel ohne theatraliſchen Effekt bleiben, weil ſie mehr oder weniger räſonnirend ſind, und daß beſonders in dieſer Lage ihr Erfolg zweifelhaft ſeyn mußte, weil es nicht gilt, eine Handlung zu erzeugen, ſondern zu unterdrücken, und die Größe rein moraliſch zu machen, was dem Redner auch gelingt. Der vierte und lezte Akt ſpielt in Linz am kaiſerlichen Hoflager. Kunigunde iſt dahin zur Verſöhnung vorausgeeilt, allein trotz der Fürſprache des Bruders Max, ſcheitert ſelbſt der Verſuch der Tochter an dem ſchon früher ſtreng und feſt geſchilderten Friedrich, und kann endlich nur durch das religiöſe Gefühl ſiegreich werden, dem die Vergebung als eine heilige Pflicht vorſchwebt. Der Vater verzeiht denn auch dem Eidam, beyde Scenen ſchloſſen die Aufführung mit Beyfall.

Indem wir noch Einmal auf das Ganze zurückblicken, können wir nicht unterlaſſen, im Allgemeinen darauf aufmerkſam zu machen, daß zwiſchen dramatiſchen Dichtungen, vorzüglich aber hiſtoriſchen Gemälden, und eigentlich theatraliſchen Dramen wohl unterſchieden werden müſſe, jene können im Einzelnen manche Forderung trefflich befriedigen, ſie können Sitten und Charaktere wohl darſtellen, aber eine Handlung an und für ſich nicht dramatiſcher machen, weil ſie durch Bedingungen gebunden ſind; — was aber edle Geſinnungen, Vaterlandsliebe, Fürſtenehre, Frauenwürde, Ritterlichkeit und andere ſchöne Tugenden betrifft, darin zeichnet ſich der Charakter des Stücks aus, und kann auf ein vaterländiſches Publikum nie ſeine Wirkung verfehlen. Die Darſtellung war in Bezug auf die Hauptrollen ſehr gelungen. Hr. Hölken entwickelte in der ſchwierigen Rolle des Albrecht eine ungemeine phyſiſche Kraft, und war in Anſtand und Haltung ganz der ritterliche Fürſt, den er darzuſtellen hatte. Mad. Fries als Kunigunde, ein ſchönes Bild der Frauenwürde, riß unwiderſtehlich hin, und Eſtlair als Kaiſer Friedrich, war eine ehrfurchtgebietende Erſcheinung, die wohl zur Haltung des Stückes weſentlich beytrug. Die Hauptperſonen wurden gerufen.

(Der Beſchluß folgt.)

Beylage: Kunſtblatt Nr. 1.

Verlegt von der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.

Digitized by Google

Nro. 2.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, 3. Januar 1826.

Himmelstochter, heil'ge Wahrheit,
Wort aus Gott, o Stern der Nacht!
Du hast Leben, Trost und Klarheit
In des Todes Staub gebracht;
Jesus führte dich vom Throne
Gottes in das Geisterreich.

Aus einem Schreiben Johannes Schweizer's aus Nordamerika.

(Fortsetzung.)

— — — Nicht so viel Gewichtiges (es war nämlich eben von den Musikalien und Landschaftsblättern aus der Schweiz die Rede) scheint mir unsere ökonomische Gesellschaft hervorgebracht zu haben. Immer und immer die leidige Vorliebe für Miniatur-Experimente! Versuchsfelder, die man Tags einige fünfzig Mal leicht umgehen kann, geben keine Resultate. Viel lieber sollte man neue Industriezweige einzuführen bemüht seyn. Auch beschäftigt man sich zuviel mit der Kultur fremder Pflanzen; das Klima und die geographische Breite der Schweiz lassen sich durch Gartenhacken und Federkiele nicht bedeutend verändern. Besser, man würde die einheimischen Produkte besser benutzen, Wohnungen, Haus- und Feldgeräthe u. dgl. zu vereinfachen suchen, überhaupt die Pflanze der alten Einfachheit in Sitten und Lebensweise wieder zu kultiviren anfangen; einige Dutzend Folionarrheiten in Militär-, Kabinetten und Staatsverwaltung, die man von fremden Blutsaugern gelernt, in die Bruche schreiben, und es würde mehr fruchten, als die Kultur des chinesischen Bergreißes. Alles dieß aber nur so meine einfältige Meynung, und wollt ich nur ganz unmaßgeblich, freylich ohne Allerhöchste Bewilligung, meinen Rath geben.

— — — Lesen Sie meinen Brief, Sie hielten mich vielleicht für einen Schwärmer. Ich bin es auch in gewisser Weise, oder möchte von Vielen recht gern dafür gescholten werden. Ich bin aber, je länger je mehr, ein alter, hartnäckiger Orthodox, habe aber von so vielerley Sekten etwas angenommen, daß mein Glaubensbekenntniß so bunt aussieht, wie Pater Adrians Rock. (Sie kennen ja unser Toggenburger Sprichwort und seine Veranlassung.) In der Lehre von der Gnadenwahl bin ich ein Lutheraner, in der Abendmahlslehre ein Reformirter, in Hinsicht des Fegfeuers ein wenig katholisch, oder gar der ketzerischen Lehre von der Wiederbringung heimlich etwas zugethan, und Klopstock hat nicht wenig bey mir dadurch gewonnen, daß er dem armen Abadona ein Hinterpförtchen zur Flucht öffnet. In der Erlösungs- und Wiedergeburtslehre bin ich recht altstreng kalvinisch und glaube, daß wir beyde nothwendig brauchen, weil einmal in den alten Zeiten des Menschengeschlechts ein physischer oder metaphysischer Prozeß (was für einer, versteh' ich nicht recht) vorgegangen zu seyn scheint, der den ganzen Taig versäuert hat. Daß so etwas vorgegangen, spüre ich am deutlichsten in mir selbst: freue mich dagegen gar herzlich, daß der in Niedrigkeit geborne Gottessohn ein so treffliches Gegenmittel erfunden hat, wie es von uns sterblichen Quacksalbern nie hätte ausgedacht und zusammengesetzt werden können; und daß er — zwar nicht, wie mein methodistischer Nachbar glaubt, in meinem Haus Thüren und Fenster einschlägt, das ganze Haus unter und ob sich kehrt, mir alle Viere bindet, und derogestalt mir so viel Medizin einschüttet, bis er mich umbringt, um mich hierauf wie-

der in's Leben zu bringen —: wohl aber, daß er mir das Gefährliche meiner Krankheit zeigt, und so lange mahnt und zuspricht, bis ich die Arzney nehme; auch hernach beständig nach dem Reconvaleszenten sieht, immer noch mit Hausmitteln nachhilft: bis man die Sache von Grund aus anders einsieht und ihn für seine vielen guten Räthe und Mittel, die man oft halb mit Widerwillen angenommen, von ganzer Seele Dank sagt.

In der Pflichtenlehre halte ich mich an: Liebe Gott über Alles u. s. w. und an: Alles was ihr wollt ꝛc. — Wo diese zwey Reagenzien nicht zulangen, analysire und casuire ich nicht lange; ich thue oder lasse, brauche oder schütt' es weg, ganz nach Belieben. Kümmre mich dabey nicht viel, wenn mir mitunter ein Teufel oder Donnerwetter im Eifer entfährt, und ein Vorfall, der mir jüngst deßhalb begegnete, machte mir mehr Spaß als Verdruß. Ich schalt einen vornehmen Kerl, der einem wackern Negerweib ihren Mann nach Westindien verkaufte, einen eingefleischten Teufel und verdammten Höllenbraten. Eine Puritaner-Lady, die es hörte, hieß mich einen irreligiösen, gottlosen Menschen. „Madame, sagte ich, ich will Ihnen gern zugeben, daß es Mangel an guten Sitten ist, wenn man sich so derb ausdrückt, wie ich oft zu thun pflege: aber wodurch wollen Sie mir denn das Irreligiöse meiner Ausdrücke beweisen?" — „Was, antwortete sie, haben Sie denn nie gelesen: „„Du sollst den Namen des Herrn deines Gottes, nicht üppig und leichtfertig aussprechen?"" — „Ah, Madame, das hatte ich nicht gewußt, daß man jene Stelle auch dahin anwenden könn." —

Auch frage ich nicht viel danach, wenn ich am Sonntage noch etwas Holz hacken muß. Wenn aber der Frühling die Blumen aus den Knospen sprengt, der Wald sich grün kleidet, die Schwalbe ihr altes Nest ausflickt, und die Sonne in jedem Thautropfen ein Brautgesicht zeigt; oder wenn im Herbst ein West die tausendfarbigen Blätter leise vom Baum bricht, und Schaaren von Eichhörnchen ihre lustige Kastanienernte halten, das Opossum mit burtigen Sätzen seine Wallnüsse zusammenrafft; das goldene Abendroth sich listig zwischen den Baumzweigen hindurchstiehlt, um noch die einsame Hütte des Taglöhners flüchtig zu bemalen und die Gesichter seines Weibes und der Kinder zu verklären: dann halte ich auch am Werkeltag eine sonntägliche Feyerstunde. Dann gedenke ich der theuren Entschlafenen, bete für die nahen und fernen Lieben zum Vater aller Liebe und alles Lebens, daß er sein Reich im ganzen Weltall erweitere, die Hungrigen und Nackten allzumal speise und kleide, allen Bedrängten Recht schaffe, uns unsre zahllosen Verbrechen vergebe, uns Besonnenheit in der Stunde der Versuchung, Kraft im Kampfe verleihe, mir und allen Menschen eine heitere Abschiedsstunde schenke und zu Seinem Ruhm und nach Seiner Barmherzigkeit uns dahin führe, wo Friede, Freyheit, Liebe statt Krieg, Tyranney und hartherziger Selbstsucht wohnen. Ob dann dieser Fried- und Freyhof im Mond oder Uranus, in unserem Sonnensystem oder im Sprins bereitet sey, das gilt mir gleich.

Sie sehen nun leider ganz deutlich, daß meine Planderhaftigkeit unzerstörlich ist, daß kein Wechsel der Zeit und des Klimas den geringsten Einfluß darauf auszuüben vermag. Hievon schließe ich, daß Ihre Geduld eben so unerschütterlich sey. Der Schluß ist vielleicht nicht ganz folgerecht; aber wie mancher grose Mann beweist nicht die Richtigkeit seiner Behauptungen mit einer aufgeworfenen Unterlippe, die der gelehrteste Fleischer für eine Blutwurst anschauen könnte — und da mag doch meine Logik im Vergleich noch stichhaltig bleiben. Aber es ist schon spät, und ich habe mir vorgenommen, den Brief an Sie noch heute fertig zu machen. —

(Der Beschluß folgt.)

Eduard.

(Fortsezung.)

Bald hörte ich Frau von Nevers in dem angeführten Kabinete gehen, stille stehen, dann wieder gehen — mein Herz, das ganz von ihr ausgefüllt war, schlug mit ungeheurer Heftigkeit; ich stand mehrere Male auf, ohne einen Entschluß fassen zu können. Im nächsten Augenblick öffnete sich die Thür. „Agathe, fragte sie, bist du da?" — „Nein, antwortete ich, verzeihen Sie, Ich habe Licht in diesem Zimmer gesehen, ich habe gedacht, daß Sie hier wären und weiß nicht, wie ich hier seyn kann." — „Kommen Sie, Eduard, ich war im Begriff, Ihnen zu schreiben, es ist besser, ich spreche mit Ihnen, und vielleicht hätte ich es früher thun sollen." — „Ich bin sehr strafbar, erwiederte ich, ich beleidige Sie, indem ich Sie liebe, und kann ich denn anders? ich fordre nichts, ich hoffe nichts, ich weiß, daß ich nur unglücklich seyn kann. Sagen Sie mir aber nur Das: wenn das Schicksal mich Ihnen ebenbürtig gemacht hätte, würden Sie mir verbieten, Sie zu lieben?" — „Warum diesen Zweifel? wissen Sie nicht, Eduard, daß ich Sie liebe? wir haben uns zu gleicher Zeit unsre Herzen gegeben. ich habe mir über die Thörheit dieser Neigung keine Täuschung gemacht, sie kann uns nur in's Verderben führen. Allein, kann man seinem Schicksal entgehen? Die Abwesenheit hätte eine gewöhnliche Liebe geheilt; ich ging zu meiner Freundin, um Schuz ge-

Digitized by Google

gen dieſe Leidenſchaft zu ſuchen, dieſe Leidenſchaft, die unſer Beyder Unglück ſeyn wird.“ Eugenie wendete alle Kraft ihrer Vernunft an, um mir die Nothwendigkeit, ſie zu bekämpfen, darzuthun; — ach Sie wiſſen Alles, was uns trennt! ich glaubte, ſie habe mich überredet, ich kehrte nach Paris zurück mit ihrer Vernunft bewaffnet, viel mehr als mit der meinen. Ich beſchloß Sie zu fliehen, Zerſtreuung zu ſuchen in der Geſellſchaft, wo ich Sie nicht zu finden gewiß war. Aber mit welcher Gleichgültigkeit ging ich in die Verſammlungen der großen Welt, wo ich Sie nicht finden ſollte, wohin Sie niemals kommen konnten! Der Herzog von L. zog mich oft über meine Zerſtreuung auf; meine Perſon konnte ich, Eugeniens Rath gemäß, auf die Bälle führen, aber ſpürten Sie denn nie, Eduard, daß mein beſter Theil bey Ihnen blieb, daß er Sie nicht verlaſſen konnte?“ — Ich ſank ihr zu Füßen — ach hätte ich ſie in meine Arme ſchließen dürfen! aber ich hatte nur kalte Worte, um die Glut meiner Seele zu ſchildern. Tauſend Mal wiederholte ich ihr, daß ich glücklich ſey, daß ich dem Unglück Trotz biete, mich zu erreichen, daß ich mein Leben anwenden werde, ſie anzubeten, ihr zu gehorchen; daß ſie mir nichts auferlegen könne, das mir nicht leicht ſcheine. Wirklich war Alles vor meinen Augen verſchwunden: mein Kummer, meine Reue, ihr Rang, mein Stand, die Entfernung, die uns trennte, es ſchien mir, ich könne Alles ertragen, Allem trotzen, ich ſey allen unzugänglich, außer der unausſprechlichen Seligkeit, ihre Liebe zu beſitzen. „Ich lege Ihnen, ſagte ſie, nur ein Geſetz auf: ſeyn Sie vorſichtig! mein Vater darf unſere Gefühle nie erfahren; Sie wiſſen wohl, daß ihn der geringſte Verdacht davon empfindlich beleidigen würde. Sein Glück, ſeine Ruhe, der Frieden unſers Familienlebens wäre auf immer geſtört. Das hatte ich Ihnen ſchreiben wollen. Sehen Sie nun ſelbſt, Eduard, ſezte ſie erröthend hinzu, ob ich alſo allein mit Ihnen bleiben kann; ach wir wiſſen ja nun nur zu gut, was wir im Herzen tragen — laſſen Sie uns nie wieder allein ſeyn!“ — „Ich will gehen, rief ich, mißgönnen Sie mir nicht dieſen Augenblick von Glück! iſt er denn ſchon vorüber?“

Der Zauberreiz geliebt zu ſeyn, hob während einiger Tage alles Nachdenken bey mir auf, ich war deſſen gar nicht fähig. Alle von Frau von Nevers geſprochenen Worte hatten ſich in mein Gedächtniß geprägt und verdrängten meine eigenen Gedanken; ich wiederholte ſie ohne Ende, und jedesmal mit neuem Entzücken. Ich vergaß alles Andere und glaubte wirklich, das Glück, geliebt zu ſeyn, würde mir jedes andere erſetzen. Dieſe beſeligende Trunkenheit hätte vielleicht lange gedauert, wenn der Marſchall von Olonne, der die, welche er liebte, ſo gern günſtig beurtheilte, nicht darauf gefallen wäre, meiner eines Tages mit Lobſprüchen zu erwähnen. Er ſprach mit einigen Nachbarn von Faverange, die bey ihm geſpeiſt hatten; ich wollte mich gleich beym Anfange des Geſprächs hinwegbegeben; allein er hatte mich zu bleiben genöthigt. Welcher Qual ſezte er mich aus! er rühmte mein Zartgefühl, meine Dankbarkeit, meine Ergebenheit. Mehr bedurfte es nicht, um meine verirrte Vernunft zurückzurufen und mein Gewiſſen zu erwecken. Es ward von nun an von Neue zerriſſen — aber — wie ſeltſam! — ich empfand bey dieſem bitterſten Schmerz eine Art von Vergnügen, denn er ſchien mir zu beweiſen, daß ich dem Guten, der Ehre nicht abgeſtorben ſey, daß mich die Leidenſchaft hinriß, doch ohne mich zu verblenden, daß Frau von Nevers mir den Kummer um die Tugenden, die ich um ihretwillen verlor, doch noch nicht entriſſen hatte. Ich verſuchte mich zu überreden, daß ich ſie eines Tags fliehen würde. Sie fliehen! mich von ihr trennen! Der Gedanke war mir unerträglich, und doch bedurfte ich es, mich dieſes Opfers fähig zu halten. Ich war es nicht! ſpäterhin erfuhr ich, daß ich mit ihr auch dem Leben entſagte.

Ein Herz, das ſo zerriſſen war wie das meine, konnte ein friedliches Glück weder geben, noch empfangen. Frau von Nevers warf mir die Ungleichheit meiner Laune vor, ſie bedurfte nur zu lieben, um glücklich zu ſeyn, ihr ward Alles leicht, ſie brachte alle Opfer. Aber ach! ich betete ſie an, und ſollte ſie niemals beſitzen. Von Neue zerriſſen, mußte ich hoffnungslos dieſe Leidenſchaft vor allen Augen verbergen, denn wenn der Marſchall ſie wahrgenommen hätte, was würde er geſagt haben? daß ich fliehen ſolle? und er hätte Recht gehabt. Ich fühlte, daß nichts meine Schwäche entſchuldigen könne, daß ſie eines wackern Mannes, daß ſie des Sohnes meines Vaters — ja daß ſie meiner ſelbſt unwürdig ſey — aber ein Blick von Frau von Nevers löſte meinen Kummer — ach, ich wage nicht zu ſagen, daß er alle meine Reue zu vertilgen vermochte. Man brachte die Morgenſtunden gewöhnlich in einer großen Bibliothek zu, die der Marſchall, erſt ſeit er in Faverange lebte, hatte einrichten laſſen. Es waren einige Kiſten mit Büchern, Kupferſtichen, Landkarten, aus Paris angelangt, auch war ein ſchöner Globus dabey, auf dem ſich Cooks und Bougainvilles neue Entdeckungen verzeichnet fanden. Nachdem der Marſchall alle dieſe Dinge auf mehrere Tiſche hatte vertheilen laſſen, begab er ſich mit dem Abbé Tercier hinweg. Ich blieb mit Frau von Nevers allein, und wir ſtanden eine Weile vor dem Globus, den wir mit dem Nachdenken, welches das Bild unſers Erdballs, ſelbſt im kleinſten Umfang, in uns erweckt, herumdrehten.

(Die Fortſetzung folgt.)

Digitized by Google

Korrespondenz-Nachrichten.

München, Dezember, 1825.

(Beschluß.)

Im choreographischen Elemente war uns ein neues (Feen) Ballet von Horschelt, die Feuernelke, eine interessante Neuigkeit. Die Handlung dieses pantomimischen Ballets beruht auf der Dichtung, daß die Fee Rodemante von dem Blumengott Hymetto einen Nelkenstock erhält, dessen einzelne Blumen die Kraft haben, sie so lange zu verjüngen, als eine derselben blüht. Diese Kraft der Verjüngung, die allerdings von großem Werth wäre, und einen Blumengärtner zum Crösus machen würde, wenn sie für unsere Damen und Herren erlangt werden könnte, wird aber von Rodomante gemißbraucht, und zur Verführung des Prinzen Astolfo angewendet, den die Fee seiner Gattin entreißen will. Der Prinz, leichtsinnig wie viele Männer, ist auch wirklich nicht abgeneigt, sich der Liebe zur Fee hinzugeben, aber der Blumengott ers scheint noch überall zur rechten Zeit, macht die Plane der losen Fee zu Schanden, und am Ende sieht man das reizende Paar im schönsten Einklange der Liebe und Treue vereint. Das Ballet zeigte uns ungemein schöne Gruppen, so wie gelungene Dekorationen von unsern vorzüglichen Künstlern, den HH. Quaglio, Klotz, Schnitzler und wohlangelegte und ausgeführte Tänze, wie die Tarantella, den Fandango u. s. f., die dem Auge einen angenehmen Anblick gewähren. Mad. Horschelt als Prinzessin Sidonia, Dem. Horschelt als Fee, Hr. Schneider als Prinz Astolfo, und Hr. Lang als Graf Rodrigo führten die Hauptrollen mit Kunst und Grazie aus; der Blumengott war von dem talentvollen Kinde, der kleinen Koch, sehr wohl dargestellt, und das übrige Personal der Tanzenden, über deren große Anzahl wir staunten, zeigte sich eben so eingeübt als anmuthvoll in ihren Gruppen und Bewegungen. Das Ballet erfreute sich des allgemeinen Beyfalls.

Ich erwähne nun der merkwürdigsten Neuigkeit, nämlich der vielbesprochenen Euryanthe, die am 21sten dieses Monats zum ersten Mal über die Bühne schritt. Wenn dieses große musikalische Werk nicht früher in München erschien, so war dieß eine natürliche Folge des unseligen Brandes, der unser großes Hoftheater, mit allem was dazu gehört, vernichtet hat. Nunmehr aber ward sie auf Anordnung der kunstfördernden Intendanz mit allem Aufwand in die Scene gesetzt, und die Bemühungen, sie des großen Meisters würdig darzustellen, den Europa bewundert, haben ihr einen Erfolg verschafft, den sie bis jetzt auf wenigen Bühnen hatte. Die Rollenbesetzung durch unsre zwey ersten, mit Recht gefeyerten Sänger nannen, Wesperman als Eglantine und Sigl als Euryanthe, dann der Herren Löhle als Adolar und Mitternauer als Lysiart, trug wesentlich zu einem günstigen Erfolg bey, so daß mehrere Musikstücke, und insbesondere die schönen Chöre wiederholt werden mußten, und am Ende die Sängerinnen mit einstimmigem Beyfall hervorgerufen wurden. Wir begreifen übrigens leicht, daß diese Oper an Orten, wo sich nicht zwey eminente Gesangkünstlerinnen vorfinden, wie wir hier an der Wespermann und Sigl besitzen, keinen glänzenden Erfolg haben kann, ja wir bezweifeln, daß sie auch hier mit fortgesetztem Enthusiasmus aufgenommen wird, wenn gleich einige ihrer Musikstücke sich immer des allgemeinen Beyfalls erfreuen werden. Daran mag vor Allem die Handlung Schuld haben, die ohne Programm gar nicht zu verstehen ist, und auch verstanden uns möglich Jemanden ansprechen kann. Wie viel glücklicher in Auffindung guter Opernbücher sind die französischen Tonsetzer! — Eine nähere Auseinandersetzung der Darstellung dieser Oper und des Eindrucks, den sie auf die hiesigen Kenner und Liebhaber hervorgebracht, behalte ich meinem nächsten Berichte vor.

Mad. Hölken, Gattin des hiesigen geachteten Hofschauspielers Hrn. Hölken, die uns schon früher mehrere Beweise ihres Talents als Schauspielerin gegeben, überraschte uns kürzlich durch ihren Gesang als Emilie in der Schweizerfamilie. Ihre angenehme Stimme und gute Methode, ihr richtiges Spiel, und der günstige Eindruck, den eine reizende Körperbildung auf den größten Theil des Publikums hervorbringt, verschaffte ihr billige Anerkennung. Sie wurde mit großem Beyfall vers gerufen, und wir wünschen sie in mehrern Opern zu sehen.

Ein anderer Gast war Dem. Fleckenstein, wenn ich nicht irre, vom Theater in Mainz, sie gehörte früher dem hiesigen Isarthortheater an. Sie ward als Toni und als Base in „das war ich" mit Beyfall gesehen, und wagte dadurch ermuthigt, den kühnen Versuch, als Donna Diana aufzutreten. Die junge Schauspielerin besitzt Talent, eine angenehme Bildung, und ein sonores Organ, dem es jedoch an aller Kraft gebricht. Für zweyte Liebhaberinnen in Lust- und Schauspielen, und für Rollen, die keine bedeutenden physischen Mittel erfordern, ist sie eine schätzbare Acquisition.

— b.

Carlsruhe, 23. Dezember. 1825.

Aus dem Schreiben eines Reisenden.

Der Anblick dieser Stadt muß jeden Fremden überraschen, der sie, wie wir, seit einigen Jahren nicht gesehen. Die Straßen bauen sich immer mehr aus, zwey Thore wurden weiter gerückt; neue große Gebäude, wie das Rathhaus, die Münze, die Kaserne ꝛc., sind fertig oder im Entstehen, und daneben gründen sich noch Institute, wie das Seminar, die polytechnische Schule ꝛc. Man sieht hier, was eine Regierung thun kann, die ihre Hülfsmittel zu Rathe hält. In der Gallerie sahen wir nichts Neues, und es ist noch immer das alte, unbequeme, ungünstige Lokal. Das Theater kennten wir nur ein Mal besuchen. Es wurden drey unbedeutende Stücke gegeben, dazwischen tanzten ein paar Mädchen, die sich in München gebildet haben sollen. Es ist vielleicht ein Vorzug kleiner Städte, daß das Publikum leichter zu befriedigen ist, als in großen. Unser Nachbar sagte uns: Trauerspiele würden nur selten gegeben, meist Opern. Nächstens werde die Armida in die Scene kommen, nämlich die von Rossini, denn Gluck sey veraltet u. s. w. Man scheint also auch hier den Ohrenkitzel zu lieben, und die Oper als eine Reihe von Singpartien zu betrachten. Uebrigens verdient es Lob und Nachahmung, daß man beym hiesigen Theater sich Künstler und Künstlerinnen nachbildet, dem aufstrebenden Talent Gelegenheit zur Entwicklung verschafft, und dabey streng auf Ordnung und Sittlichkeit hält.

Was wir sonst noch zu sagen hätten, versparen wir für unsern, zum Druck bestimmten, ausführlichen Reisebericht.

Beylage: Literaturblatt Nr. 1.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Nro. 3.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Mittwoch, 4. Januar 1826.

Der Liebe Meer
Hat kein Gestade.
Die Wüste leer
Ist ohne Pfade;
Man kommt nicht dort
Durch Klugheit fort,
Sondern durch Gottes Gnade.

F. Rückert.

Eduard.

(Fortsetzung.)

Frau von Nevers hielt sich bey der Inselgruppe des stillen Oceans auf, der die Freundschaftsinseln genannt wurde, und ich erzählte ihr etwas aus Cooks Reisen, die ich so eben gelesen, von seinen überstandenen Gefahren und von den Korallenriffen, welche diese Inseln gleich einem Bollwerk gegen den Ocean umgeben. Ich bemühte mich, ihr eine Beschreibung von der bezaubernden Naturschönheit dieser Eilande zu geben, und hingerissen von dem reizenden Bilde, rief ich: Hier, hier auf eine dieser Inseln sollten Liebende hinfliehen. Dort wären sie durch alle Gaben der Natur beglückt, Rang und Geburt wären dort unbekannt, man bedürfte dort keinen andern Namen, als den, welchen die Liebe gibt, man glaubte sich nicht entehrt, den des Geliebten zu tragen. — Bey diesem Ausruf sank ich auf einen Stuhl, bedeckte das Gesicht mit beyden Händen und da ich fühlte, wie meine Thränen sie benezten, wagte ich nicht, zu Frau von Nevers aufzublicken. „Eduard, sagte sie, soll das ein Vorwurf seyn? glauben Sie, daß ich irgend Etwas, das mich zu der Ihrigen machen könnte, für ein Opfer halten würde? Wenn mein Vater nicht wäre, glauben Sie, ich würde schwanken?“ Ich fiel ihr zu Füßen und flehte ihre Verzeihung, flehte, daß sie in meinen unbilligen Klagen doch nie einen andern Sinn als den Ausdruck meines Schmerzes sehen möge.

Diese Insel ward fortan der Gegenstand aller meiner Träumereyen; die Täuschung ward meiner Herr; ich sah mich mit ihr in dieser Freystätte der Liebe, dort war sie mein, ausschließend mein! ich war in dieses chimärische Glück so versunken, daß ich sie selbst flob, um sie in dieser Welt meiner Einbildungskraft wieder zu finden, fern von den grausamen, unbarmherzigen Gesetzen der gesellschaftlichen Welt. So schwelgte ich in thörichten Liebesträumen, um beym Erwachen mein Elend mit zehnfacher Bitterkeit zu empfinden.

Meine Gesundheit mußte nothwendig bey diesen heftigen Gemüthsbewegungen leiden; ich fühlte mich dahin schwinden und langsam sterben; furchtbares Herzklopfen schien mir zuweilen den lezten Augenblick zu drohen, und ich war so unglücklich, daß ich ihn mit Freuden herannahen sah. Frau von Nevers sollte meinen Zustand nicht erfahren, mir dünkte, es könne sie beleidigen, meine Qualen zu sehen, und deßhalb vermied ich, in ihrer Nähe zu seyn.

Eines Tags warf sie mir vor, daß ich meinem Versprechen: in der Gewißheit geliebt zu seyn, mein Glück zu finden, nicht treu wäre. „Sie sind ein schlechter Richter über das, was ich leide, antwortete ich, allein ich will es Ihnen nicht beweisen. Mir ist kein Glück bestimmt, ich verlange auch keines; aber sagen Sie mir nur noch einmal, daß Sie mich beklagen werden, wenn ich nicht mehr bin, daß Sie an meinem Grabe — und bald wird es mich empfangen — je einmal verweilen werden; daß Sie gewünscht hätten, es möchten keine Hindernisse uns getrennt haben.“ Ich verließ sie, ohne ihre Antwort abzuwarten, mir schien es unmöglich,

Digitized by Google

mich länger zu beherrschen, und die Furcht, ihren Unwillen zu erregen, war eben so mächtig in meinem Herzen, wie meine Liebe und mein Schmerz. Tage lang irrte ich in der Gegend umher, von der doppelten Qual gepeinigt, sie nie zu besitzen, und Herrn von Olonne, wenn ich länger bey ihm bliebe, zu beleidigen. Ich glaubte oft, meines Vaters Schatten zu sehen, der mir mein Betragen vorwerfe, der mich frage, ob das die Frucht seiner Lehren, seines Beyspiels sey. Dieses schreckliche Bild verdrängte Frau von Nevers milde Gestalt, die nur noch auf Augenblicke meine Kräfte belebte, geschah dieß, so schloß ich die Augen, damit nichts sie verscheuche, und, mich ganz von ihr durchdringend, beschwichtigte dann der Gedanke an sie meinen Gram. Zuweilen entschlummerte ich in den Armen dieses eiteln Schattens, aber ach! bey meinem Erwachen war ich allein! O Gott! hättest du mir doch nur wenige Tage des Glücks geschenkt! — Aber keinen, keinen! Alles war umsonst! Diese zwey für einander geschaffne, von gleicher Liebe glühende Herzen blieben auf ewig getrennt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Aus einem Schreiben Johannes Schweizer's aus Nordamerika.

(Beschluß.)

Sehen Sie die Hauptsache, welche jezt kommt, als einen halben Traum an; ja er hat noch ein untrügliches Kennzeichen eines ganzen Traums. Es ist nämlich:

Ein gemeinnütziger Vorschlag.

Attention, Gentlemen! the great sinework begins! sagte kürzlich ein Taschenspieler, als er ein wenig Heerenmehl in die Lichtflamme blies.

Sollt' es nicht sich der Mühe lohnen, einmal mit ganzem Ernst daran zu denken, einen Theil der Armen in der Schweiz nach Nordamerika zu verpflanzen? — Ich weiß es wohl, man hat viel über diesen Vorschlag sich lustig gemacht, oder verächtlich darüber abgesprochen. Dennoch läßt sich für seine Ausführbarkeit noch erstaunlich viel mehr sagen. Es würde freylich zu weit führen, wenn ich hier eine umfassende Darstellung der Sache versuchen wollte, aber erlauben Sie mir nur einige Thatsachen hinzustellen, nach welchen Sie dann selbst über Möglichkeit oder Unmöglichkeit urtheilen mögen.

Tausende von Familien ziehen alljährlich von den atlantischen nach den westlichen Straßen, die nicht mehr als 20 — 30 Thaler übrig haben, wenn sie an Ort und Stelle kommen. Nach einigen Jahren haben solche Leute schon einen Stock von Vieh, verkaufen schon jährlich 30 — 40 gemästete Schweine und würden gewiß nicht mit unsern wohlhabenden Appenzeller und Toggenburger Bauern tauschen. Freylich würden's unsre Leute nicht so weit bringen in so kurzer Zeit, es wär' aber auch nicht nothwendig. Ich setze voraus, daß man unsere Leute verpflichten würde, in Nachbarschaft zu bleiben und für sie Einkauf und Verkauf besorgte, daß Weiber und Kinder in Stand gesezt würden, etwas mit Fabrikation zu verdienen, und dann hätten auch sie wieder einen Vorsprung vor den Amerikanern.

Geklartes Land, d. h. solches, wo die Bäume vertilgt sind, wird selten unter 10 — 12 Thaler pr. Acre verkauft. Nicht geklartes Land verkauft die Regierung gegenwärtig zu 1½ Thaler, aber nur gegen Baarzahlung und nicht weniger auf Einmal, als 80 Acre, es sey denn der Fall, daß bey Vermessungen kleinere Stücke ausfielen. Einzelne Privaten verkaufen mitunter eben so wohlfeil, und einige Jahre auf Kredit, oder aber, sie lassen Ländereyen klaren unter dem Beding, daß man von zwanzig Acres, die man klart, die Hälfte als Arbeitslohn zum Eigenthum erhält. Auf solchem Wege bauen sich viele rüstige junge Leute an. Wer aber irgend es vermag, kauft lieber für baares Geld von der Regierung, und fährt dabey meistens besser.

Um nun ein Haus auf sein erbautes Land zu bekommen, bedarf man eines Bekannten, der die Nachbarschaft umreitet, sie zum Hausbau für einen neuen Settler einlädt, und ein Paar Gallonen Whisky. Ist der Ansiedler aber zu arm, so sagt man das den Nachbarn, damit sie selbst den Branntwein mitbringen, verspricht jedoch doch und theuer und verpfändet den lezten Fetzen Ehre dafür, die Helfer mit Whisky zu traktiren, sobald man ist able. In wenigen Tagen hat man nun ein Haus — das aber gar nicht so übel aussieht, als Sie etwa denken möchten, sondern welches gegen die Nester im Brandholz und im Wintersborger Almen ein kleines Palais royal ist.

Das erste Geschäft ist nun, daß man das Land vom Unterholz reinigt, das Schlagholz aber entrindet oder todthaut. Im vierten Jahr fällt dasselbe meistens von selbst um, weßhalb man dann auch wenig darauf pflanzen kann. Sobald das Unterholz abgethan ist, säet man, je nach der Jahrszeit und dem Boden, Welschkorn oder Waizen ein. Der Acre auf diese Art bepflanztes Land erträgt 30 — 100 Bushel Welschkorn oder 20 — 40 Bushel Waizen, der Bushel à 60 ℔. Marktgewicht. Ist das Land aber für Tabackbau geeignet, und der Besitzer hat Vermögen und Hände genug, solchen zu treiben, so hat der Acre schon in Einem Jahr bis zu 600 Thaler ertragen; man hat jedoch auch Beyspiele, daß er nicht mehr als 20 Thaler abwarf. Geschick, Fleiß, gutes Land müssen beysammen seyn, wenn man vom Tabackbau hohen Ertrag haben will.

„Warum aber bist Du nicht selbst schon lange dorthin gezogen, wo man solche florissante Aussichten hat?" höre ich Sie fragen. Nur gemach, mein Herr! Das Ding hatte seine guten Gründe. Ich fürchtete mich Anfangs

Digitized by Google

und lange, so ohne Landsleute und Bekannte in menschenleere Gegenden hinzuziehen. Zudem wissen Sie auch, daß ich und mein Weib nicht in grader Linie von Herkules und Cuak abstammen, und die Hochgebornen des Waldes hätten wohl bis in die Wurzel gelacht, wenn wir beyde so allein ihnen den Krieg angekündigt hätten. Dennoch wären wir trotz alle dem schon manchmal abgefahren, hätten wir nur die ungeheure Summe von 60 — 80 Thaler im Beutel gehabt, um auch noch 20 — 30 an Ort und Stelle zu bringen. Aber da laz der wunde Fleck und liegt er noch. Es ist in Amerika so schwer, als in Europa, etwas Geld vom Verdienst zurückzulegen: hat man aber so viel nur, um eigen Land sich anzuschaffen, dann ist man unabhängiger, als über dem großen Bach ein reicher Bauer. — Es mag jedoch noch so sehr an Geld mangeln, so sind wir jezt des Entschlusses, nächsten Sommer nach dem Indiana-Staat abzugehen, bloß, weil Rüdlinger (der Toggenburger Volksdichter) mitgeht, und wir so in schwierigen Fällen einander beyspringen können. Einige Büchsen von Pillen, einige Gläser von einer most highly celebrated universal Tincture, gegen welche die Wunderpanazeen des Herenmeisters Rothen in Stein, — nein, der Stein der Weisen selbst, ein blauer Dunst sind, sollen uns die Mittel geben, Leib und Seele zusammenzuhalten, bis wir mit unsern dortigen Hausangehörigen selbstgepflanztes Welschkorn knacken können.

Aber, halt! da ist mir der Faden der Hauptsache schon aus den Fingern geschlüpft, und nur ein kecker Griff kann ihn zurückbringen. — Ja nun, denken Sie sich draußen überm Bach eine Gesellschaft von Leuten, die durch Aktien so viel zusammenlegte, um ein Paar Tausend Acres Landes hier anzukaufen, eine Anzahl Familien herüber zu schiffen und dieselben noch mit einem kleinen Viehstande zu versehen. Man könnte das Gegebene dann lehenweise, oder gegen die Hälfte des Ertrags an sie abtreten, oder eine gewisse Dienstzeit stipuliren, nach deren Verfluß man den Leuten ein Gewisses als Eigenthum überließe. Es ist gar keine Frage, nicht der mindeste Zweifel, daß die Gesellschaft nicht in drey bis vier Jahren ihr Kapital verdoppeln werde. Erste Bedingung ist freylich, daß die Leute bey dem Unternehmen bleiben, und das Mittel, sie dazu zu vermögen, ist kein anderes, als wenn man ihnen sichere Aussicht auf Wohlstand verschafft. Zwar könnte man auch die Ausreißer durch den Arm des Gesetzes zu ihrer Verpflichtung wieder zurückbringen lassen: allein dieser Zwang ist schon widerlich und nachtheilig für das Unternehmen selbst. Deßhalb ist's weit besser, wenn man sie als Freywillige an dasselbe zu fesseln sucht, bis man sie zu wohlhabenden Bauern gemacht und die Aktionäre einige Millionen Franken dabey verdient hätten.

Lachen Sie nur über den Traum; es ist ein wenig magnetisches Fernsehen dabey — aber nur für europäische Augen. Allein ich sage Ihnen, wenn Sie ein Mittel ausfinden, eine Gesellschaft von wenigstens zwanzig Familien für ein solches Unternehmen auf vier bis sechs Jahre zu vereinigen, so sind Sie im Stande, nach und nach alle Arme in der Schweiz wohlhabend zu machen, und zugleich für die Schweiz selbst eine Finanzquelle zu eröffnen, die mehr abwerfen wird, als alle Militärkapitulationen in den verflossenen vierhundert Jahren.

Bey dieser Gelegenheit kommt mir zu Sinn, wie viele Kräfte des Landes alljährlich im Solddienste des Auslandes, wie mich dünkt, nicht sonderlich schweizerisch, verschwendet werden. Die meisten jener Söldner fallen in ihrem Alter dem Vaterlande und sich selbst zur Last. Welch ein verschiedener Erfolg, wenn diese Kräfte nach angegebener Weise hier in Thätigkeit gesezt würden! Wie, wenn einmal ein reicher, großherziger Schweizer ein Regiment junger Leute für den Ackerbau in Amerika anwürbe? Statt des schwarzen Kommisfutters hätten sie Roastbeef und Weißbrod, statt der schmutzigen Sols harte Piaster, statt des Bettelstabes im Alter den weichen, ehrenhaften Großvaterstuhl zu erwarten!

Ich bitte Sie in ganz vollem und redlichstem Ernst um Ihrer Menschen- und Vaterlandsliebe willen, verwerfen Sie nicht so leicht das Ganze — das Einzelne hier auszuführen ist nicht der Ort, und es wäre Zeit genug, darüber sich zu verständigen, wenn der Plan selbst erst genehmigt worden. Sprechen Sie gelegentlich mit Ihren patriotischen Freunden davon. Aber glauben Sie ja nicht, daß Ich etwa beym Imbiß einen Schmackbissen vorwegzunehmen beabsichtige: wenn auch einmal etwas der Art zur Ausführung kommen sollte, so schaue ich ohne Prophetenblick, daß dann meine Gebeine längst in Frieden ruhen — und es ist auch kein Verlust für die Sache. Ich bin weder zum Gehorchen noch zum Befehlen zu gebrauchen, und Wohlergehen und Wohlgefallen stunden stets in umgekehrtem Verhältnisse bey mir hier. Ich sehe, daß die Glücklichen die Mehrzahl hier ausmachen, und daß es in religiöser und sittlicher Hinsicht besser steht als über dem Bach; und da hab ich denn den altväterischen Glauben, daß es noch immer besser und besser gehen werde. Das Allerbeste, was ich Ihnen noch zu sagen habe, kommt zuletzt und jezt eben, nämlich: daß das Oel in meiner Lampe und in meinem Kopfe verzehrt ist. Leben Sie recht wohl und glücklich, und schenken Sie dann und wann ein freundliches Andenken Ihrem schweizerisch-amerikanischen Freunde

Johannes Schweizer.

Digitized by

Der Morgen.

Aus der Nacht geheimen Schooße
Schwebt ein Knabe durch die Luft;
Seine Wangen gleich der Rose,
Und sein Odem Blumenduft.

Land und Meer erglüht vor Wonne,
Und die Sonne
Folgt ihm aus dem Schlafgemach
Liebend auf dem Fuße nach.

Meint sie ihn noch zu ereilen?
Ueber Thal und Berge schon
Ist er ohne Rast und Weilen
Wie ein leichter Traum entflohn.

August Gebauer.

Korrespondenz-Nachrichten.

Wien, Nov. 1825.

Am Vorabend des Namensfestes ihrer Majestät der Kaiserin Karoline wurde auf dem Hoftheater (des recitirten Schauspiels, bey Beleuchtung des äußern Schauplatzes und nach Anstimmung des Volksliedes: „Gott erhalte Franz den Kaiser! — zum ersten Mal dargestellt: Cimburga, Fürstin von Masovien. Minnespiel in vier Aufzügen, vom Freyherrn von Schlechta. Kein Urtheil über dieses Stück; nur Einiges zur Ansicht des Inhalts, weil beyde Hauptpersonen — Cimburga, die stattliche Fürstentochter, reizend wie die Liebesgöttin, und stark, wie Alcides, der Löwenbändiger, eben so wie ihr nachheriger Gemahl, Ernst der Eiserne, so genannt, weil er in früher Jugend schon mit Heldenmuth in Palästina kämpfte — geschichtliches Interesse haben. Sie war die Tochter des Herzogs Zimovits zu Polezk und Masovien. Ein Geschichtskundiger sagt von ihr, bey Gelegenheit ihrer Vermählung mit Ernst: Anfangs war diese Verbindung ungern gesehen in seinem Haus und Lande, bald siegte aber die unwiderstehliche Schönheit, der freudige Mannesmuth, die fromme Treue der herrlichen Fürstin — der Ahnfrau des Kaiserhauses, in welchem sich ihre charakteristische Unterlippe bis auf den heutigen Tag fortgepflanzt hat. Ihre Stärke, wird ferner gesagt, war so außerordentlich, daß sie Hufeisen zerbrach, und einen Nagel mit dem bloßen Daumen in die Wand drückte. Aber auch ihre Seelenstärke war ausgezeichnet. Sie ruht vor dem Hochaltar in Lilienfeld, neben dem heiligen Ludwig dem Oesterreicher, neben Leopold dem Glorreichen, und seiner unglücklichen Tochter, Margaretha, Gemahlin des römischen Königs Heinrich von Hohenstaufen und des gefürchteten Ottokar's. — Die Geschichte der Liebe dieser Heldenjungfrau ist in eine Sage übergegangen, die einem jungen talentvollen, allzufrüh dahin geschiedenen Dichter, Maximilian Fischel, Stoff zu einer romantischen Dichtung gegeben hat, die wirklich sehr bemerkenswerth ist, und allgemeine Aufmerksamkeit verdient hätte, wenn auch nicht der Vollendung, so doch der trefflichen Blüthen dichten Dichtergeistes wegen. Unter dem Titel: Ernst, der Eiserne, und die masovische Heldenjungfrau Cymburga, befindet sich diese poetisch gestaltete Sage in dem ersten Jahrgang des Taschenbuchs der vaterländischen Geschichte. — Nach dieser Sage nun entbrannte Ernst für die Schöne durch die Kunde ihrer reizenden Gaben, wozu besonders das Lied eines Minnesängers wirkte. Er beschloß, sie aufzusuchen und unerkannt, wo möglich, ihre Gunst zu gewinnen. Angelangt, fand er bald Gelegenheit, sich wenigstens Ansprüche auf ihren Dank zu erwerben. Auf der Jagd errettete er zuerst die allzukühne Jägerin aus den Klauen eines grimmen Bären, der sich keineswegs auf die Courtoisie verstand, spätterhin legte er im ritterlichen Spiel einen vermessenen, riesenhaften Heiden, der die Stärksten aufforderte, der Schönheit seiner Allerschönsten zu huldigen, und mit dem es Keiner wagen wollte — überwunden zu Cymburga's Füßen, deren Herz längst für den edlen Unbekannten schlug; doch gab er sich jezt noch nicht zu erkennen. Cymburga hatte unterdessen einen geheimnißvollen Traum von ihrer Zukunft (eben so im Minnespiel). Endlich wurde Ernst von einem Minnesänger erkannt, der seine Verkleidung und sein Abenteuer in einem Liede schilderte, worauf Entdeckung, Geständniß und Vereinigung erfolgten. Ich will eben nicht behaupten, daß dieser Stoff für eine dramatische Handlung besonders günstig sey; der Dichter muß schöpferisches Talent besitzen und verwenden. Ich werde nur in der Kürze, so wie vorher, und so gut es mir aus dem Gedächtniß jezt gelingen will, den Inhalt auch des Minnespiels skizziren. Zuerst tritt Ernst als Minstrel auf, mit einem Jagdspieß und mit einer Cither, deren Hals ein goldener Kranz umschlingt, und unter deren Begleitung er Strophen recitirt, von denen folgende den Anfang machen:

Im Donner klang das Werde,
Gehorchend stieg die Erde
Aus alter Nacht empor;
Doch waren Flur und Auen,
Wie Leichen anzuschauen,
Gehüllt in blassen Flor.

Da kam mit seinem Prangen
Der Liebe Stern gegangen,
Ein klarer Edelstein;
Und küßte rings die Blüthen,
Daß wonnig alle glühten,
In Duft und Farbenschein u. s. w.

Bald nachher tritt die Prinzessin auf. Es kommt im Verlauf des Gesprächs zu einer Erklärung; des Minnesängers Herz fließt über. Cymburga (hier Cimburga) äußert, daß sie nur so lange Wohlgefallen an dem Minstrel finde, als er in dem Reich des Idealen bleibt u. s. w. Ernst wird dringender; sie tritt scheu zurück, stößt endlich in's Jagdhorn, um ihr Gefolge herbeyzurufen; dieß erscheint nicht, und sie bleibt noch zurück. Der Minstrel, gekränkt durch ihren Kaltsinn, hängt seinen Kranz an einen Baum, verwünscht sein Geschick, und entfernt sich. Cimburga ruft ihm leise nach: „Da geht er hin mit meinem Frieden ꝛc.“ Sie will die Gefühle ihres Herzens bekämpfen — Jagdlust soll sie zerstreuen. Kaum ist sie fort, so tritt Ernst wieder auf, der sie belauscht zu haben scheint. Die Cither kränzt er wieder — sein liebstes Kleinod! Er will sie mit Gold, den „schlanken Hals mit Perlen schmücken ꝛc.“ Nachdem er sich entfernt, zieht die Fürstin mit ihrem Jagdgefolge über das Theater.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beylage: Intelligenzblatt Nr. 1.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Nro 4.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Donnerstag, 5. Januar 1826.

Die Zukunft allein kann entscheiden, ob noch andere Hindernisse zurückbleiben, welche die Bewegung hemmen werden, die nun die Gesellschaft vorwärts treibt, oder ob die Wissenschaft in ihrem Laufe fortfahren wird, bis sie ihr lezes und endliches Hinderniß in den Gränzen des menschlichen Geistes erreicht.

James Douglas.

Fragen über die Verbindung des atlantischen mit dem stillen Ocean, durch die Landenge von Panamá oder Darien.

Vom Freyherrn von Zach.

Um den oft und vielbesprochenen Entwurf dieser Verbindung auszuführen, haben sich neuerlich Aktiengesellschaften gebildet und wasserbaukundige Britten sind von diesen Gesellschaften beauftragt, alle die bedeutsamen Arbeiten vorzunehmen, welche vorerst noch erforderlich sind, um über die Thunlichkeit und Ausführbarkeit des Unternehmens zu entscheiden. Neben den physischen Schwierigkeiten des Werkes, worüber man jezt vermuthlich bald in's Klare kommen dürfte, gibt es dann aber noch andere schwierige Verhältniße mehr, die von moralischer, politischer, ökonomischer und kommercieller Natur sind, und die gewürdigt zu werden verdienen.

Schon im Jahr 1559, unter der Regierung Philipps II., waren zwey verschiedene Vorschläge zum Behuf der Vereinbarung beyder Meere durch die Landenge gemacht worden. Der eine wollte den bis auf fünf Meilen von Panama schiffbaren Chagre fluß dafür gebrauchen; der andere dachte die Flüsse Chamaluzon und San Miguel in der Hudsonsbucht zu vereinbaren. Gegen das Ende der Regierung Karls III. hatte ein Franzose den Fluß San Juan, um die Vereinigung zu erzielen, vorgeschlagen, welcher aus dem Nicaragua-See entspringt, der vom stillen Ocean durch eine Landenge getrennt ist, die nicht über 12,000 Toisen beträgt und leicht zu durchgraben seyn müßte.

Eine Landverbindung zwischen beyden Meeren war bereits im Jahr 1515 angelegt worden; zum Behuf derselben und für den Transport der Erzeugnisse der Provinzen Peru und Chili von einer Seeküste zur andern ward damals das alte Panama erbaut. Diese Stadt aber wurde im Jahr 1673 durch den brittischen Commodor, Sir Henry Morgan, erobert, geplündert und verbrannt. Die Einwohner des zerstörten Ortes erbauten alsdann vier Meilen seitwärts eine neue Stadt, das gegenwärtige Panama, welches besser, schöner und prachtvoller ist als das alte. Diese an der Küste des stillen Oceans gelegene Stadt und Portobello ihr gegenüber an der Küste des atlantischen, waren die zwey Stapelplätze und Niederlagen für alle Reichthümer der neuen Welt, die von da nach dem Mutterlande, nach den Kolonien und anderwärts hingesandt werden sollten. Alljährlich trafen in Panama die mit Gold und Silber und den übrigen Erzeugnissen von Peru und Chili beladenen Flotten ein, und ihre Ladungen wurden zum Theil auf dem Rio de Chagre, zum Theil auf den Rücken von Maulthieren nach Nombre de Dios übergesezt, einem Seehafen, welcher als ungesund und unbequem später verlassen und hingegen im Jahr 1584 die Stadt Portobello im Golf von Mexiko erbaut ward, wo alsdann durch spanische Gallionen jene Waaren zur Ueberfahrt nach Europa abgeholt wurden. Im Jahr 1591 ward auch diese Stadt

Digitized by Google

durch den brittiſchen Admiral Parker geplündert und im Jahr 1739 ließ der engliſche Admiral Vernon ihre Feſtungswerke zerſtören, die ſpäter wieder hergeſtellt wurden.

Von der ſpaniſchen Regierung waren jedoch im Jahr 1740 andere Maßnahmen für den Waarentransport getroffen worden. Die Reichthümer von Peru wurden durch Umſchiffung des Kap Horn aus dem Südmeer in den atlantiſchen Ocean gebracht. Es fand ſich, daß dieſe Ueberfahrt kürzer, wohlfeiler und bequemer, auch in Kriegszeiten ſicherer war. Von da an ward die Landfahrt durch die Enge von Darien aufgegeben und die Städte Neu-Panama ſowohl als Portobello haben ihren vorigen Glanz, Reichthum und Wohlſtand gutentheils verloren.

Der geweſene Miniſter der franzöſiſchen Republik am Hofe von Madrid, Herr Bourgoing, hat in ſeinem gründlichen und reichhaltigen Werke über Spanien (Tableau de l'Espagne moderne. 4me edition. 3 Vol. avec atlas. Paris 1807.) noch andere Gründe mehr angegeben, um derentwillen Spanien niemals die Vereinbarung der beyden Meere würde zugelaſſen haben. Der ſcharfſinnige Franzoſe hat von der Sache in prophetiſchem Geiſte geſprochen. „Wenn je, ſagt Herr Bourgoing, dieſer Entwurf ausgeführt wird, ſo geſchieht es durch ein frey gewordenes Volk, das im erſten Jubel und Enthuſiasmus über ſeine Befreyung ein ſolches Rieſenwerk auszuführen im Stande ſeyn mag.“ Es wird ſich nun zeigen, ob die Weiſſagung in Erfüllung geht. Herr Bourgoing hat eine zweyte hinzugefügt, die man für Satyre anzuſehen verſucht ſeyn könnte. Er ſagt nämlich, die Bewohner einiger der nördlichſten Provinzen der vereinten Staaten von Amerika, diejenigen von Kentucky allenfalls, werden die erſten ſeyn, deren Frauen ſich in chineſiſche und oſtindiſche Stoffe kleiden und in ihren Salons Thee reichen mögen, ohne daß dieſer und jene das Kap Horn umfahren und von fremden Völkern wären erkauft worden. Man darf glauben, Herr Bourgoing habe mit verdientem Spott die Langſamkeit, Schläfrigkeit und Sorgloſigkeit gewiſſer europäiſcher Regierungen treffen wollen, die für groſſe, umfaſſende und kühne Unternehmungen keine Empfänglichkeit haben, ſo daß andere, beſonnenere und gewandtere, ſich derſelben zu bemächtigen Zeit finden und was jenen zu gut kommen ſollte, dieſe ſich allein nun zu Nutze machen.

Heut zu Tage und im Zuſtande, worin die Schiffahrtskunſt ſich befindet, iſt die vorhin gefürchtete und übel berüchtigte Fahrt um's Kap Horn ein ganz gewöhnliches Geſchäft geworden. Eine Menge Handelsſchiffe aller ſeefahrenden Völker machen dieſe Fahrt alltäglich, ohne irgend eine Gefahr oder Mißgeſchick. Was mag eine Kälte von drey Grad unter dem Gefrierpunkt bedeuten? Unſere Seefahrer in den nördlichen, im baltiſchen und weißen Meere, unſere Wallfiſchfahrer zumal, haben ganz andere Gefahren zu beſtehen; auch braucht man ja im Winter das Kap Horn nicht zu umfahren. Andere haben nun vorgeſchlagen, ſtatt die Landenge von Darien zu durchſtechen, und breite und tiefe Kanäle für groſſe Fahrzeuge zu graben, vielmehr Eiſenbahnen (Raylwais) anzulegen. Dann aber würde das Ein- und Aus-, das Hin- und Herladen an beyden Seeküſten fortbeſtehen. Dieß war in der Landenge von Suez auch der Fall. Sobald das Vorgebirg der guten Hoffnung entdeckt wurde, verzichtete man auf den Landweg, und die Kanäle von Nekos und Darius blieben unbeachtet.

Unter allen Fortſchritten menſchlicher Kunſt und Wiſſenſchaft ſind wenige ſo erfreulich als diejenigen, welche die Schifffahrt zum wirklichen Zuſtand ihrer Vervollkommnung gehoben haben, wobey die Erdumſeglung eine alltägliche Sache geworden iſt, die uns ſo gefahrlos wie die Ueberfahrt der Straße von Calais erſcheint. Ein brittiſcher Schriftſteller durfte wohl mit Recht ſagen *): „To make the circuit of the world is a mere every day occurence.“ Welcher Unterſchied und Abſtich, wenn man die heutzutagigen gewagteſten Seefahrten mit denjenigen des abgefloſſenen Jahrhunderts, der unglücklichen von Lord Anſon z. B., vergleichen will! Nicht etwa blos Schiffe, die Staatseigenthum ſind, und von denen anzunehmen ſeyn möchte, daß mehr Aufwand und Sorgfalt daran verwandt ward, ſondern auch Handelsſchiffe ſind es, die dieſe Umſeglungen ohne irgend ein Mißgeſchick, ſicher und ſchnell zu Stand bringen. Während wir dieß ſchreiben, läuft ein Kauffahrteyſchiff von Liverpool, das den Namen Calcutta führt, unter Kapitän Stroyan, im Hafen von Genua ein; es hat während einer Abweſenheit von zwanzig Monaten, von denen es ſechs in den Häfen von Rio-Janeiro, Valparaiſo, Callao, Batavia und Calcutta zubrachte, ſeine Erdumſeglung vollendet, dabey keinen Mann verloren, keine Beſchädigung und überhaupt auch kein zufälliges Ereigniß erlitten, wovon Erwähnung zu thun ſich der Mühe lohnte.

Im Jahr 1799 hat die ſpaniſche Korvette San Ignacio de Loyola, Kapitän D. Jacinto de Seta, innerhalb acht Monaten und eilf Tagen die Erde umſegelt. Von Paſſages war ſie am 22ſten Dezember 1798 abgefahren, zur Ueberfahrt nach Callao hatte ſie nur 103 Tage bedurft; die Rückfahrt von Guayaquil nach Paſſages hatte ſie in 111 Tagen am 18ten Auguſt 1799 vollendet. Viel ähnliche Beyſpiele mehr könnten, wenn Zeit und Raum es geſtatteten, erzählt werden.

*) The new monthly magazine and literary Journal, Nro. 35. Nov. 1823 mit der Aufſchrift des Artikels: the good old times (S. 430.)

Eduard.

(Fortsetzung.)

Eines Abends hatte ich mich bey der Rückkehr von einem Lustgange nicht sehr fern vom Schloß in dem Schatten eines Lorbeerwäldchens niedergelassen; ich suchte mich zu fassen, ehe ich in den Salon träte, wo ich den Blicken des Marschalls zu begegnen hatte. Plötzlich erblickte ich Frau von Nevers, die auf mich zukam. Sie schritt langsam und in Träumereyen versenkt, deren Gegenstand zu seyn, ich zu glauben wagte; sie hatte ihren Hut in der Hand, ihr Haar lag auf ihren Schultern, ein leichtes Gewand umfloß sie, ihr niedlicher Fuß berührte das Moos so leicht, daß er keine Spur hinterließ — sie glich der Nymphe des Waldes. Mit Entzücken schaute ich sie an. Noch nie hatte es mich so mächtig zu ihr gezogen, die Verzweiflung, der ich mich den ganzen Tag überlassen, hatte die Gewalt der Leidenschaft in mir vermehrt. Sie kam mir näher; sobald ich ihre Stimme hörte, schien es mir, als werde ich wieder Herr meiner selbst. „Wo waren Sie den ganzen Tag? fragte sie, fürchten Sie nicht, daß mein Vater sich über diese langen Abwesenheiten wundert?" — „Was liegt daran! erwiederte ich, meine Abwesenheit wird bald ewig seyn." — „O Eduard, rief sie schmerzlich, halten Sie so Ihr Versprechen?" — „Ich weiß nicht mehr, was ich versprochen habe, aber das Leben ist mir verhaßt, ich habe keine Zukunft mehr, und erwarte keine Ruhe als im Tode. Warum sollte ich vor ihm erschrecken? er wird wohlthätiger seyn wie das Leben. Der Tod kennt keinen Rang, dort dürften Sie nicht erröthen, meinen Namen, so unbekannt er seyn mag, zu tragen; im Tode ist unser aller Namen gleich. Aber die Seele stirbt nicht, sie liebt über das Leben hinaus, sie liebt ewig. Warum könnten wir in jener Welt nicht vereint seyn?" — „Eduard, antwortete sie, wir werden es noch in dieser; ich habe mich entschlossen, die Ihrige zu seyn; Eduard, ich will Ihre Gattin werden. Ach, es ist ja eben sowohl zu meinem Glück als zu dem Ihren, daß ich es will. Allein versprechen Sie auch, daß Ihr Gesicht dann nicht mehr so blaß und entstellt seyn soll, wie seit einiger Zeit, versprechen Sie mir, daß Sie sich dem Leben, der Hoffnung wieder zuwenden wollen — daß Sie glücklich seyn wollen!" — „Nie, niemals! rief ich in Verzweiflung. Großer Gott! so muß ich, indem Sie mir den Inbegriff alles Glückes anbieten, der unglücklichste aller Menschen seyn! Sie sollten mein Weib seyn? ich sollte Sie erniedrigen? Sie zum Gegenstand der Verachtung machen? Sie Ihren glänzenden Rang gegen meine Nichtsbedeutenheit vertauschen lassen? Sie sollten meinen von Niemand genannten Namen tragen?" — „Was liegt daran, sagte sie, ich liebe ihn mehr wie alle Namen der Geschichte, ich werde mich durch ihn geehrt fühlen, es ist der Name dessen, den ich liebe. Eduard, opfern Sie mein Glück keinem falschen Zartgefühl auf." — „Sprechen Sie mir nicht von Glück, nicht von einem Glück, das Schmach im Gefolge hat. Sollte ich treulos an der Ehre, treulos an Herrn von Olonne seyn? ich könnte ja seinen Blick nicht mehr ertragen; schon jezt möchte ich mich seinen Augen verbergen — mit welchem gerechten Unwillen würde er dann mich überschütten. Schande — sie gleicht der Unmöglichkeit — um diesen Preis erkaufe ich nichts." — „Nun, Eduard, so müssen wir uns trennen." — Ich war wie vernichtet; „Sie wollen meinen Tod, rief ich, Sie haben recht, nur er kann Alles schlichten. Ja, ich gehe, ich werde Soldat, dazu bedarf es keiner Adelsprobe; ich suche den Tod. — O der Tod wird süß seyn! ich würde die Hand segnen, die mir ihn jezt gäbe." Ich blickte bey diesen abscheulichen Worten nicht auf Frau von Nevers — ach das Leben schien von ihr entflohen! blaß, erstarrt, unbeweglich, glaubte ich einen Augenblick sie sey dahin, und nun begriff ich, daß es noch andres Unglück gebe, als das, unter dem ich erlag. Zu ihren Füßen flehte ich um Verzeihung, ich nahm alles Gesagte zurück, ich schwor zu leben, um sie anzubeten, um ihr Freund, ihr Sklav, ihr Bruder zu seyn. Wir nannten uns bey allen süßen Namen, die uns erlaubt waren. „Komm, sagte sie, indem sie auf ihre Kniee niedersank, laß uns zusammen leben; laß uns Gott bitten, daß er uns lasse einander unschuldig lieben, unschuldig bis an das Ende unsers Lebens." Ich kniete neben sie und betete wohl eben so sehr zu diesem Engel, als zu Gott; sie war ein Strahl seines Geistes, sie war schön und rein wie ein Bewohner des Lichts. Wie hätte mich neben ihr ein strafbares Verlangen bewegen können? — aber fern von ihr war ich nur ein Mensch, ich wollte sie besitzen, oder sterben.

Nun begann zwischen uns der seltsamste Kampf. Sie wendete Alles an, um mich zur Heirath mit ihr zu bewegen, und ich versuchte, ihr zu beweisen, daß die Ehre mir dieses Glück, das ich mit meinem Blut hätte erkaufen mögen, auf ewig verbiete. Was sagte sie nicht Alles, um mich zur Annahme ihrer Hand zu bewegen! Das Opfer ihres Namens, ihres Ranges, koste ihr nichts, sagte sie, und ich war dessen sicher; bald machte sie mir das verführerische Bild unsers häuslichen Lebens, der seligen Beschränkung ländlicher Einsamkeit — und ich kannte die Einfalt ihres Gemüths, ich wußte, sie wäre glücklich gewesen, unter dem Dach einer kleinen Hütte, durch Unschuld und durch Liebe beglückt. Manchmal sagte sie: „es ist möglich, daß meine Liebe die gesellschaftlichen Uebereinkünfte beleidigt, aber sie verletzt kein göttliches Gesetz. Ich bin frey, Sie sind es auch — oder vielmehr, wir sind es keines von beyden. Gibt es wohl, Eduard, ein heiligeres Band wie die Neigung, die uns verbindet? Was könnten wir noch im Leben nützen, wenn wir nicht vereint wären?

Digitized by Google

könnten wir denn noch irgend einen Menschen glücklich machen?" — Ich kann nicht beschreiben, was ich bey solchen Reden empfand! ich horchte auf sie wie auf Zaubermelodien, welche die Seele in Ruhe wiegen — ich horchte und antwortete nicht. Allein eben diese Worte konnten mich durch den seltsamsten Widerspruch in meinem Innern, in andern Augenblicken zur Verzweiflung bringen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Wien, Nov. 1825.

(Fortsetzung.)

Im zweyten Akt tritt der Palatin von Wilna auf, und erklärt sich gegen seinen Vertrauten bereit, das Aeußerste, sogar Gewalt zu versuchen, um die Fürstin zu besitzen. Nach der Verwandlung sieht man Cimburga auf einer Rasenbank liegen, sie ist noch ohnmächtig von dem Schrecken über ein ergrimmtes Raubthier, dem sie durch ihres Minstrels Hülfe kaum entgangen ist; vor ihr, in seligen Betrachtungen, steht dieser — der Ueberwinder des Bären. Als sie endlich nicht erwacht, sammelt er Blumen, hält sie ihr vor, und alsbald schlägt sie die Augen auf. Die folgende Scene übergeh' ich. Cimburga's Herz ist jetzt in Gefahr, wie vorher ihr Leben. Der Vater tritt nun auf. Er bietet dem kühnen Minstrel Lohn und Ehren an. Dieser will nur Eins — ein Kleinod, einen Edelstein. Was — läßt sich leicht denken; und eben so, daß dieser Uebermuth dem Herzog sehr mißfällt. Der Minstrel behauptet unerschrocken sein Recht auf diese Herrin, und zum Zeichen dessen küßt er sie. Der Palatin, der sich unterdessen auch gemästert, zieht sein Schwert. Der Minstrel greift nach seiner Leier — um sich zu vertheidigen — (dieß blieb bey der zweyten Aufführung weg, weil die Zuschauer diesen Zug mißverstanden). Die Prinzessin wirft sich dazwischen — unter großen Bewegungen schließt diese Abtheilung. Dritter Akt: Mondschein, Garten. Der Palatin ist entschlossen, Gewalt aufzubieten, um der Bewerbung eines fremden Fürsten zuvorzukommen, wenn Cimburga seine Liebe nicht erhört. Sie tritt auf. Eine Leier läßt sich hören, die ein Minnelied begleitet, dessen erste Strophe mit den Worten: „O Minne, Wundersonne!" anhebt. Sie überläßt sich ihrer Schwärmerey. Der Palatin unterbricht sie. Er athmet Glut und Zärtlichkeit. Sie weist ihn ab; er zwingt sich noch zu süßen Worten, dann aber bricht er los, ergreift die Einsame und zieht sie fort. Hinter ihnen tritt der Minnesänger schnell herein, beyde kämpfen, der Entführer fällt. Es schmerzt ihn nur, durch die Hand eines Knechts zu fallen. Jener flüstert ihm seinen Namen zu, und nun ergibt er sich. Dieser Akt schließt mit dem Befehl des ergrimmten Herzogs, der den Minnesänger aus seinem Reich verbannt. Anfangs des vierten Aufzugs erzählt Cimburga ihren Traum — ungefähr so, wie im Gedicht. — Verwandlung. Festlicher Einzug nach einem Turnier. Ein fremder Ritter erhält aus Cimburga's Hand den ersten Dank — es ist der Minnesänger. Der Herzog erinnert ihn an den erhaltenen Befehl, er den Fürsten an den eben erst erhaltenen Preis. Gesandte treten ein, zu werben um die Fürstentochter für Ernst den Eisernen. Gewährung. Der Herzog fügt hinzu, sie möchten einen Frevler mit in ihre Heimath nehmen, um ihn der gerechten Strafe zu überliefern, da er sich erfrechte, die Lippen der fürstlichen Braut durch einen Kuß zu entehren. Ernst tritt nun hervor, öffnet das Visier, und der Abgesandte (Zinnendorf — geschichtlich) erkennt seinen Herrn, der vermuthlich das Herz der schönen Braut hat auf die Probe stellen wollen. Um der Sache eine feine Wendung zu verschaffen, erzählt er ein Abenteuer (ungefähr, wie im Gedicht, hier verliert, was dort gesungen wird), kurz vor dem Ende unterbricht ihn Ernst mit den Worten: „Er schlang den Arm um ihren Leib, und zog sie an die Brust." Was nun folgt, kann Jeder leicht vermuthen. — Das Stück war gut besetzt, alle bestrebten sich das Gelungenste zu leisten; in die Scene gesetzt war es mit allem Glanz und mit der möglichsten Genauigkeit, das Haus war am ersten Abend übervoll, doch hatte das Stück nur geringen Erfolg. Später wurden einige Abänderungen getroffen, und die zweyte Vorstellung fand etwas mehr Theilnahme. Was Gutes daran ist, geht aus dieser skizzirten Anzeige des Inhalts freylich nicht hervor. Ich wollte kein Urtheil fällen, welches zu weit führen würde. Die Bezeichnung: Minnespiel, mag den Hauptanstoß gegeben haben — There lies the rub! — worin doch eigentlich nichts Befremdenderes liegt, als das Befremden selbst. Die Handlung ist in demselben Sinn angelegt und durchgeführt. Es fehlt auch nicht an Wirkung, nur ist Manches in dieser Hinsicht, dem Zeiterforderniß gemäß, nicht vortheilhaft genug gestellt. Das Stück wird auch auf auswärtigen Bühnen bekannt werden, und Diejenigen, die Beruf oder Neigung dazu führt, mögen selbst entscheiden! —

Von der Gesellschaft adelicher Damen, zur Beförderung des Guten, wurde am Namenstag der Kaiserin und Königin auch in diesem Jahr eine, dem Institut und seinem Zweck entsprechende, feyerliche Handlung veranstaltet, und zehn verdiente, größtentheils hochbetagte Dienstbothen, wovon einige gegen achtzig Jahre und darüber zählten, empfingen in der Wohnung der Vorsteherin dieser Gesellschaft die bestimmte Ehrenmedaille.

Auf dem Theater an der Wien wurde neu gegeben: König Stanislaus, Lustspiel in drey Aufzügen, nach dem Französischen, von Lemvert. Dieses Stück ist jedoch schon vor längerer Zeit auf einem andern Theater, jedoch nach einer andern Bearbeitung, aufgeführt, und hat überhaupt zu mehrern Nachbildungen und Uebertragungen Anlaß gegeben. Eine Oper vom Kapellmeister Stunz in Musik gesetzt, und auch bereits auf diesem Theater aufgeführt, gründet sich auf denselben Gegenstand. Das Stück ist an sich komisch, und die hier gegebene Bearbeitung hat einen noch stärkeren Anstrich erhalten, der durch die Darstellung leicht an's Burleske streift, und letztere nahm theilweise diesen Charakter ziemlich entschieden an. Herr Carl war wieder der Stütz- und Strebepunkt des Ganzen, sehr lebendig, sehr durchgreifend, das Zusammenspiel leitend und lenkend; nur däucht aber doch, er thut überall des Guten noch zu viel, wenigstens im Betreff seines physischen Vortheiles. Er wird diese Anstrengungen schwerlich lange so fortsetzen können. — Als Nachspiel wurde aufgeführt: Der Schiffs-Kapitän, oder die Wette, Liederspiel von C. Blum. Wir kennen das Stück als Lustspiel schon, unter dem Titel: Welche von Beyden, nach dem Französischen bearbeitet vom Herrn von Curländer, das auf dem Hoftheater immer glücklich dargestellt und günstig aufgenommen wurde. Dieß war das erste von dieser Gastgesellschaft gegebne Singspiel; erregte aber vor der Hand kein Verlangen nach Fortsetzungen dieser Art. Ein Sänger aus Prag, Hr. Wiedermann, gastierte in der Hauptrolle. Die Mittelstimme zeigte sich nicht angenehm, die Intonation unsicher und die musikalische Bildung schwach. Als Schauspieler erschien er nicht ausgezeichnet.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beylage: Kunstblatt Nr. 2.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Nro. 5.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, 6. Januar 1826.

Wie verfährt die Natur, um Hohes und Niedres im Menschen
Zu verbinden? Sie stellt Eitelkeit zwischen hinein.

Goethe.

Hervorstechendste Züge Roms.

Von C. L. P. Sievers.

Die Wassermelonen.

Wir sind in der Mitte des August. Die Sonne ist untergegangen, die Einwohner, von ihrem Nachmittagsschlafe erwachend, öffnen die dreyfach *) und fast hermetisch verschlossenen Fenster, und die Straßen, bis dahin verödet, beleben sich wieder. Ich verlasse meine Wohnung und schlendere durch die Stadt, um frische Luft zu schöpfen. In der Nähe des Scierraplatzes angekommen, bleibe ich erschrocken stehen. Was bedeuten die cirkelrunden, blutrothen Scheiben, welche treppenartig auf ein hohes Gerüst gepflanzt und von einer düster brennenden Oelfackel erleuchtet, von dort her durch die Dunkelheit scheinen? Ich glaube nach Konstantinopel, vor das Hauptthor des Serails versezt zu seyn, wo mich die abgeschlagenen, vom Blute triefenden Griechenköpfe angrinzen! Mein Entsezen wird durch das Gebrüll einer Stentorkehle vermehrt, welche in unverständlichen Tönen vom Gerüste herab erschallt! Furchtsam wage ich es, näher zu treten; da vermehrt sich mein Grausen: denn deutlich sehe ich eine Menge Menschen vor dem Gerüste stehen, die rothen Köpfe zerfleischen und begierig die Stücke zum Munde führen. Meine Phantasie verwirrt sich; ich glaube nicht mehr in Konstantinopel, sondern zu Dongola (im Innern von Afrika) zu seyn, wo auf öffentlichem Markte Menschenfleisch verkauft wird. Ich will entfliehen, da werfe ich einen Kohlenbrenner zu Boden, der einen Sack mit Kohlen trägt. Ehe der Mann Zeit erhält, sich über den Vorfall zu erklären, drücke ich ihm ein Stück Geld in die Hand und bitte ihn um Verzeihung, die abgeschlagenen Menschenköpfe auf dem Gerüste zur Entschuldigung anführend. Er blickt, mitleidig die Achseln zuckend, auf den meinigen, sagt: „Queste non sono teste umane, mà teste di cocomeri. Avete capito?“ und geht seines Weges. Verwundert durch die Zähne murmelnd: „cocomeri,“ schreite ich auf die Köpfe zu und besehe sie beym Lichte: es sind wirklich cocomeri (Wassermelonen), in zwey gleiche Hälften geschnitten und auf dem Gerüste zur Schau ausgestellt! Beschämt setze ich mich gegenüber vor dem venetianischen Kaffeehaus nieder. Dießmal zieht die elegante Welt, welche hier zu Fuß und in Equipagen vorzugsweise im Sommer Abends versammelt ist, meine Aufmerksamkeit keineswegs auf sich; das Gerüst mit den Wassermelonen allein beschäftigt mich. Menschen aus allen Klassen stehen in dichten Haufen um dasselbe herum; nur von den höhern Ständen erblicke ich Niemand. Lezteren ist bis jezt wohl

*) Von außen durch das hölzerne Gitterfenster (persiana), dann durch das eigentliche Fenster und von innen durch die hölzerne Lade oder Klappe (scuro).

Digitized by Google

erlaubt geweſen, ſich ein halbes Glas Eis für fünfzehn Pfennige in den Wagen bringen zu laſſen; allein eine Viertel-Waſſermelone haben ſie darin noch nicht eſſen dürfen. Obgleich alſo der Adel fehlt, ſieht man doch nur die Wohlhabenderen. Seht da den Kauz mit den ſilbernen Knöpfen in der Nankinjacke und den zwey Uhren im blendend weißen Pantalon, ein Winzer, Gärtner, Vetturinoknecht, oder was er ſonſt ſeyn mag. Sich und ſeiner Frau mit beyden Ellbogen Platz durch den Haufen machend, ſagt er überlaut: „Lasciate dunque passar la mia sposa!“ Merkt euch: kein Römer hat eine Frau (moglie), ſondern ſtets eine Gemahlin (sposa). Die Scudi in der Taſche klappern laſſend, beſieht er die Hälften der aufgeſchichteten Melonen; der Verkäufer reicht ihm deren mehrere zur Anſicht dar. Die Naſe rümpfend, ſagt er: „Che robaccia,“ (ſchlechtes Zeug), und läßt ſich die ſchönſte, auf der oberſten Stufe des Gerüſtes aufgeſtellte, herabreichen. Nachdem ſie vom Verkäufer mit dem großen hölzernen Melonenmeſſer in dünne, an der Schaale zuſammenhängende Scheiben zerſchnitten worden iſt, nimmt er die eine, die sposa die andere Hälfte auf die Hand, und Beyde ſtellen ſich in die Nähe der Oelfackel, um ſehend und geſehen die Melone zu eſſen. Jetzt nähern ſich die birbaccioni (die römiſchen Lazzaroni), ſtellen ſich, jedoch in weiten Kreiſen, um die Eſſenden herum und zählen ihnen die Biſſen in den Mund. Wer in ſeinem Leben keinen Appetit zu Waſſermelonen gehabt hat, dem muß er kommen, wenn er den Appetit ſieht, welchen die birbaccioni danach zeigen. Ihre Zunge ſchmelzt, die Lippen lecken, die Hände tappen in der Luft herum, die Finger bewegen ſich krampfhaft, der Athem ſtockt und endlich erſchallt ein dicker Seufzer. Die Stolzen unter ihnen entbehren ſtandhaft; der Plebs erniedrigt ſich, d. h. er wirft ſich auf die Erde und ſammelt die Kerne auf, um dieſe ſtatt der Melone zu eſſen.

Nach dem Vetturino tritt ein Handwerker oder Künſtler auf, d. h. ein ſolcher, deſſen Frau den gewöhnlichen ſchwarzen Hut (bautta) trägt. Dieſe Klaſſe iſt eben ſo häuslich (arbeiten ſie doch im Hauſe!), als jene, welche im Freyen arbeiten, es nicht ſind. Was Wunder, daß er keine aufgeſchnittene, ſondern eine ganze Melone kauft! Erſtere, deren Güte jeder einſehen kann, ſind bey weitem theurer, als die nicht aufgeſchnittene, bey welcher der Käufer Gefahr läuft, eine von ſchlechter Gattung, oder eine nicht reife, oder gar eine faule, zu bekommen. Um letzterm Uebelſtande vorzubeugen, fangen die Römer ſchon in früheſter Jugend an, ſich auf das Studium der Waſſermelonen zu legen. Die Kunſt, ihre Beſchaffenheit zu unterſuchen und die gute von der ſchlechten zu unterſcheiden, beſteht darin, ſie nach allen Seiten zwiſchen die beyden hohlgemachten Hände zu drücken. Je nachdem ſie dem Drucke widerſteht, iſt ſie mehr oder minder gut. Auch werden Farbe, Stiel und Blume in Erwägung gezogen. Das Waſſermelonendrücken iſt nach Verſicherung der Römer eine Kunſt, in welcher es nur Wenige bis zur Vollkommenheit bringen. Kehren wir zu unſerm Handwerker zurück. Er und die sposa treten zu dem Haufen der nicht aufgeſchnittenen Melonen, welche neben dem Gerüſte an der Erde liegen. Sie heben eine nach der andern auf und Beyde drücken. Nach vielen Verſuchen ſtößt der Mann auf eine, welche ihm Probe zu halten ſcheint. Er reicht ſie der Gemahlin, welche ihrerſeits drückt, und der Meynung des Mannes iſt. Beyde drücken noch einmal, und erkundigen ſich dann nach dem Preiſe. Der Verkäufer ſagt dieſen; es wird gehandelt. Handeln iſt ein verdrießliches Geſchäft und verdrießliche Geſchäfte erfordern Zeit. Somit dauert es lange, ehe ſie bis auf einen halben bajocche einig werden. Dann drücken Beyde noch einmal, kaufen die Melone und tragen ſie nach Hauſe.

(Die Fortſetzung folgt.)

Eduard.

(Fortſetzung.)

Frau von Nevers that zuweilen, als wenn ſie an meiner Liebe zweifle. „Sie lieben mich wenig, wenn nicht meine Zärtlichkeit Sie über die Verachtung der Welt zu tröſten vermag.“ — „Zu Ihren Füßen, antwortete ich, kann ich Alles vergeſſen, Alles, außer die Schmach, außer dem Tadel, vor dem ich Sie nicht retten kann. Die Leiden des Lebens würden Sie, das weiß ich, in meinen Armen nicht treffen, allein Schimpf gleicht nicht andern Wunden, ſein Stachel würde mein Herz durchbohren, ehe er das Ihre erreichte. Mit welchem Namen würde man unſer Bündniß nicht verunehren! ich würde als ein niedriger Verführer, Sie als eine ausgeartete Tochter erſcheinen. Nein! laſſen Sie uns kein Glück mit Schande erkaufen! laſſen Sie uns fortlieben wie jetzt, oder laſſen Sie mich fliehen und ſterben.“ Unſere Thränen vermiſchten ſich, und ſo wurden dieſe Unterredungen immer beſchloſſen, und wie traurig ſie waren, ſie goſſen doch immer einigen Troſt, der aus der Liebe ſelbſt hervorging, in unſer Herz. Das unausſprechliche Glück, welches dieſe Leidenſchaft ſchenkt, kann nur durch den Wankelmuth derer, die es beſitzen, geſtört werden, denn ſie ſelbſt iſt mächtiger wie alles Unglück, das nicht von ihr ſelbſt herbeygeführt wird.

Wir fühlten ſelbſt die Nothwendigkeit, uns von dieſen ſchmerzlichen Gedanken zu zerſtreuen, einzig damit wir

Kraft sie zu ertragen gewännen. Wir versuchten zusammen zu lesen, unsere Aufmerksamkeit auf Gegenstände außer uns zu reißen — aber unsre Phantasie, die ganz von unsrer Liebe eingenommen war, glich Tasso's bezaubertem Wald, in dem alle Wege zum Mittelpunkt zurückleiteten. Die Leidenschaft findet sich in Allem wieder, bezieht Alles auf sich. Fanden wir in unsrer Lektüre ein wahr ausgedrücktes Gefühl, so erinnerte es uns an das unsre, beschrieb sie eine reizende Gegend, so war es die, wohin wir zu entfliehen wünschten; in meinen Augen glich Frau von Nevers Miltons Eva an Reizen, Juliette an Zärtlichkeit und Emma an Hingebung. Wenn die Leidenschaft einerseits den Menschen zu jeder Schwachheit hinreißt, hebt sie ihn auf der andern zu allem, was groß, edel und erhaben ist, empor. Oft glaubten wir, des Höchsten fähig zu seyn, das erhabenste Ideal schien uns erreichbar, dann erinnerte ein Zug, ein Wort uns an die Schranken unsrer Lage, an die ewige Entsagung unsrer Liebe, und stieß mich aus dieser dichterischen Täuschung in den tiefsten Abgrund der Verzweiflung. Dann tröstete mich Frau von Nevers; sie versuchte von Neuem, mich von der Möglichkeit einer Verbindung zwischen uns zu überzeugen, ein neuer Kampf begann zwischen uns und endigte wieder mit dem gleichen Schmerz und dem ähnlichen Troste.

Es waren nun seit Herrn von Olonne's Aufenthalt in Faverange sechs Monate verflossen, die lezten Herbsttage waren herbeygekommen, wie eines Abends, da man sich so eben zur Ruhe begeben wollte, ungewöhnlicher Lärm um das Schloß her laut wurde. Die Hunde bellten, die Gatter wurden aufgezogen, die Brücke niedergelassen, Posthörner, Pferdegewieher, Alles verkündete die Ankunft mehrerer Reisewagen. Ich blickte auf Frau von Nevers — dieselbe Ahnung machte uns Beyde erblassen; aber wir hatten nicht Zeit, uns unsre Gedanken mitzutheilen — die Thüre flog auf und der Herzog von L. nebst dem Prinzen Curichemont traten ein. Ihre Erscheinung sagte Alles, denn der Marschall hatte erklärt, während seiner Verweisung keinen Besuch empfangen zu wollen, und wirklich waren nur einige alte Freunde, und diese nur auf kurze Zeit, nach Faverange gekommen. Die Zurückrufung des Marschalls fand wirklich Statt; der Herzog von L. verkündigte es ihm mit dem Anstand, der ihm immer eigen war, der Prinz Curichemont brachte wieder alle die angemessenen Redensarten vor, die Frau von Nevers so abgeschmackt fand. Sie waren vorzüglich an die Herzogin gerichtet, die sie scherzend erwiederte, wodurch ihr Gespräch an Lebhaftigkeit gewann und mich alle die Qualen wieder empfinden ließ, die mir seit sechs Monaten erspart gewesen waren. Jezt fand ich sie nur noch bitterer durch das Andenken des Glückes, das ich genossen, allein im Besitz, wenigstens dieses Zaubers geselliger Liebenswürdigkeit, die nur ihr eigen war, gewesen zu seyn. Nun mußte ich ihn mit diesen Neuangekommenen theilen; und damit mir nichts abgehe, fand ich auch die verhaßte Höflichkeit wieder: — zeremoniös, von Seite des Prinzen, herzlich von der des Herzogs von L., aber beyde dazu geeignet, mir fühlbar zu machen, was sie wären und was ich.

Die Unterhaltung fiel bald auf Neuigkeiten aus Paris und Versailles; der Marschall war auf eine Menge Nachrichten begierig, die ihm seit langer Zeit Niemand hatte melden können, und ich litt unbeschreiblich, so fremd in einer Welt zu seyn, die fortan Frau von Nevers gänzlich angehören würde. Der Prinz erzählte, daß ihm die Königin gesagt habe: sie hoffe Frau von Nevers auf dem lezten Ball, den sie in Trianon geben werde, zu sehen. Der Herzog sprach von dem so eben beendeten Aufenthalt in Fontainebleau. Es war natürlich, daß Frau von Nevers sich für die Menschen, für die Gesellschaft, zu der sie gehörte, interessirte, allein diese Unterhaltung war von denen, die wir zusammen gehabt hatten, so verschieden, daß sie mir wie eine fremde Sprache vorkam, und es schmerzte mich tief in der Seele, die fremde Sprache so geläufig im Munde der Geliebten zu hören. Ach ich hatte vergessen, daß es ihre eigentliche war, und daß die süße Sprache der Liebe, die wir seit langer Zeit redeten, alles Andre in's Vergessen gebracht hatte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

London, Ende Dezember. 1825.

Die so eben verflossene Woche war in kommerzieller Hinsicht eine der unglücklichsten, welche England seit dem letzten Jahrhunderte erschüttert haben, und die Auftritte und traurigen Folgen sind nur damit zu vergleichen, was im Jahre 1720 das sogenannte „Bersten der Südsee-Seifenblase" verbreitete. Damals hatte, wie wieder vor Kurzem, ein wahnsinniger Spekulationsgeist die Nation ergriffen; man stiftete, wie im vergangenen Sommer, Handelsvereine unter den abenteuerlichsten Benennungen, und den unzuverlässigsten Gründen, aber mit Leuten, nicht nur aus dem Kaufmannsstande, sondern auch vom Adel, den Rechtsgelehrten und der Geistlichkeit an der Spitze, erhielten sie Zutrauen, und Kunstgriffe von der schändlichsten Art, trieben die Aktien zu unerhörten Preisen — bis sich plötzlich die Augen der getäuschten Nation öffneten, und auf ein Mal ein jeder sich eben so begierig drängte, seine Aktien loszuwerden, als man vorher sich gedrängt, sie zu bekommen; und nun sanken die Preise bis auf nichts herab, und tausende, mehr oder minder reiche, Familien wurden zu Bettlern. Aber

trotz dieser schrecklichen Warnung vor Augen gelang es dieses Jahr einem Haufen von Betrügern und betrogenen Betrügern, noch ein Mal die Nation in ein solches Unglück zu verwickeln. Es bildeten sich Handelsvereine ohne Zahl, jeder Tag brachte einen neuen Entwurf, reich zu werden, zum Vorschein, und es schien, als wenn es am Ende gar keine Armen mehr geben sollte. Bey vielen war das Falsche und Täuschende offenbar, bey anderen ließ sich der Betrug nicht für einen Augenblick verkennen, indem viele der Plannacher oft Directoren in zwey oder mehreren Vereinen waren, deren gegenseitige Vortheile einander stracks entgegenliefen. Aber dennoch gelangen fast alle, wenigstens eine Zeit lang, und zum mindesten wußten sich die HH. Secretäre, Actuarien u. dgl. bezahlt zu machen. Dieß ging nun so lange fort als es gehen wollte; das Zutrauen in der Handelswelt war grenzenlos; von allen Seiten kam Geld hervey, die Bank von England vermehrte ihre Noten nur um ein Geringes, aber die Provinzialbanken, deren es an 800 gibt, vermehrten die ihrigen bey mehreren Millionen; noch mehr aber vermehrte sich das Umlaufsmittel durch Wechsel, so daß am Ende selbst die Bank von England zu vier Proc. discontiren mußte. Dieser Umstand aber war eine neue Ermunterung zu Spekulationen: viele Banker nahmen bey der Nationalbank zu diesen niedrigen Zinsen Gelder auf, und liehen sie ihren Kunden auf Wechseln zu fünf Proc., und dieses nicht immer mit der größten Vorsicht. Nach einiger Zeit indessen ließ die Wuth für Gesellschaftsactien etwas nach, und die Spekulanten warfen sich auf den Kolonialerzeugniß-Markt; man trieb die Preise von Zucker, Kaffee, Gewürzen, Baumwolle, Seide zu solchen Höhen, daß kein Fabrikant mehr kaufen konnte, und viele ihre Manufakturen einstellen mußten. Dieß war das Zeichen zur Rückwirkung: ein jeder wollte jezt verkaufen; die Preise der Kolonialwaaren fielen noch schneller als sie gestiegen waren, und mit ihnen die Preise der Actien, von denen manche zuletzt allen Werth verloren. Mehrere Häuser brachen; Schlechtigkeit und endlich Mißtrauen trat an die Stelle des Zutrauens; die Bank wollte für viele der ersten Häuser nicht mehr discontiren, indem sich durch den Ueberfluß des Umlaufsmittels auch die Wechselkurse gegen England gewandt hätten; und endlich fing das Geld an eben so selten zu werden, als es vorher im Ueberfluß vorhanden gewesen; einige Provinzialbanken mußten ihre Bezahlungen einstellen. Diese Banken haben nämlich das Recht gegen baares Geld, das man bey ihnen niederlegt, oder auf Güter oder Wechsel Noten zu geben, die in ihrer Gegend Umlauf haben, aber immer bey Vorzeigung mit Gold oder Banknoten bezahlt werden müssen. Natürlich haben sie nicht immer so viele Baarschaft bey sich, und ein plötzlicher Zudrang ihrer Gläubiger bringt sie zur Einstellung der Bezahlung und oft zum Bankerotte. Manche derselben machen ihre Noten auch bey Londoner Banquiers zahlbar, und dieser Umstand erregte auch gegen diese Mißtrauen, besonders bey denen, welche mit vielen Provinzialbanken in Verbindung stehen. Die hiesigen Banquiers dürfen keine Noten ausgeben, sie nehmen blos Gelder in Verwahrung, von denen sie keine Zinsen bezahlen, die man aber zu jeder Stunde wieder haben kann. Um aber Vortheil aus diesen Geldern zu ziehen, kaufen sie Staatsscheine dafür, oder leihen sie auf Hypotheken oder Wechsel, und behalten nur so viel bey sich, als sie im Durchschnitt für den Gebrauch ihrer Kunden für erforderlich halten. Von diesen Banquiers gibt es in London siebenzig; sie bestehen alle aus mehreren Theilhabern, meistentheils Leuten von fürstlichem Vermögen. Nun ward das Publikum auf ein Mal mißtrauisch gegen diese. Tausende liefen nach ihrem Gelde; manche Häuser hatten in wenigen Tagen 10 bis 120,000 Pfund auszubezahlen, und bestanden doch; aber alle waren nicht vorbereitet, und sechse mußten ihre Bezahlung einstellen. Dieß verursachte eine erschreckliche Erschütterung und Gährung, die viele Familien für den Augenblick brodlos macht, und andere vielleicht ganz zu Grunde richtet. Es fehlte überall an Geld, die Staatsscheine fielen, der Handel kam in's Stocken, und wenn es so fortgegangen wäre, es hätte nichts weniger als ein Staatsbankerott erfolgen müssen. Aber die Bank von England half auch wo sie konnte, und gab sogar wieder ein und zwey Pfund Noten aus, die sie lange eingezogen hatte, um die Stockung auf dem Lande zu hemmen, wo auch an vielen Orten die reichsten Bürger zur Unterstützung der Banken verdorgenheit waren; die vornehmsten hiesigen Kaufleute traten zusammen, und erklärten ihr Zutrauen zu den Londoner Banquiers, von denen ein Haus seine Bezahlungen wieder angefangen, und Hr. Rothschild fing wieder an, Geld von Frankreich zurückzubringen. Alles dieses stellte das Zutrauen so weit wieder her, daß man das Schlimmste überstanden glaubt, und die Gährung sich zu legen anfängt.

Wien, Nov. 1825.

(Fortsetzung.)

Einige Tage später wurde ein wunderliches Stück aufgeführt, nach einer Erzählung Walter Scotts, die Schwärmer (The Presbyterians), unter dem Titel: Schloß Torenood. Trauerspiel in fünf Aufzügen. Der Verfasser hat sich zwar genannt; es wird ihm jedoch ohne Zweifel wenig daran liegen, hier noch ein Mal genannt zu werden, da von diesem Produkt nichts Günstiges zu sagen ist. Ein ganz mißlungenes Theaterwerk. Der Vorhang steigt, der Vorhang fällt, und Niemand weiß wer Koch noch Kellner ist; Scenen folgen auf Scenen, ohne daß man einsehen lernt, warum sich's handelt, ob man gleich von einem Mord, von einem Flüchtling, auf dessen Kopf ein Preis steht, von den Whigs, von einem Mitschuldigen und dergleichen hört; nirgends aber fällt ein Strahl des Lichts, nirgends haftet das Interesse. Im Hintergrund der Bühne wird einige Mal ein Thor geöffnet, ein Trupp Reiter zieht vorüber, im letzten Act endlich wird es lebendiger. Schloß Torenood ist in Gefahr. Allarm, ein Fenster wird eingeschlagen, eine Pistole knallt, ein Mann fällt, es ist der junge kühne Morton, das unglückliche Opfer seines Irthums und der Andern. Eben jetzt, da es ein wenig zu dämmern anfängt, wird plötzlich wieder tiefe, finstre Nacht. — Der Vorhang fällt. Die Werke des großen Unbekannten sind allerdings eine Lockspeise für die kleinen Unbekannten, die sich durch dramatische Produkte bekannt machen, oder ihren Seckel füllen wollen: sie glauben leichtes Spiel zu finden, die Materialien liegen bereit, das Gerüst ist fertig und gezimmert, es darf nur aufgerichtet und zusammengefügt werden, so steht das Gebäude da; der Stoff darf nur in Scenen und in Akte eins und abgetheilt werden, so ist das Stück gemacht. Aber weit gefehlt! Es gehört eine andre Operation dazu; und wenn der Werkmeister die Handhabung nicht versteht, wenn er den Stoff nicht zu beherrschen weiß, so vernichtet er das vorhandene Beste, und es bleibt etwas übrig, gleich dem Caput mortuum im Schmelztiegel des Alchymisten, der Gold machen will, und das Seinige verpufft.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beylage: Literaturblatt Nr. 2.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Nro. 6.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Sonnabend, 7. Januar 1826.

So bleib uns dieser Wahn, der Wahrheit hoffen,
Erwalte uns die kühnen Schranken offen,
Wo sich des Lebens schwere Rolle spielt!
Und wirst du hier auch um den Kranz betrogen,
Und ringst vergebens auf des Schicksals Wogen:
Giebt's nicht ein Jenseits, das der Geist erzielt?

Trummer.

Eduard.

(Fortsetzung.)

Der Herzog von L., der nie lange bey einem Gegenstand verweilen konnte, kam auf Faverange zurück, war von allem, was er sah, entzückt, von dem Schlosse im Lichte des Mondes, der gothischen Treppe, vorzüglich von dem Saal, in dem wir uns befanden. Er bewunderte das alte Schnitzwerk, las die über den Waffen-Trophäen angebrachten Devisen und scherzte über Frau von Nevers, die man nur wie eine gefangene Prinzessin der Ritterzeit zu befreyen kam. Er fragte sie auch, ob sie in diesen sechs Monaten nicht viel Langeweile gehabt habe? „Nein, gar nicht, antwortete sie, ich war nie vergnügter, und ich bin gewiß, mein Vater geht ungern von Faverange fort.“ — „Gewiß, nahm Herr von Olonne das Wort, wird mir das Andenken der Zeit, die ich hier verlebte, immer werth bleiben. Es gibt zwey Arten glücklich zu seyn: entweder durch das Glück, was wir genießen, oder durch das, was wir Andern mittheilen; nun ist aber die Bemühung, physisches und moralisches Wohl um uns zu verbreiten, gewiß die Quelle des reinsten, dauerndsten Genusses. Gutes zu schaffen, und besonders solches, welches uns überlebt, ist gewiß ein Vergnügen, das uns niemals ermüdet.“ Diese Worte fielen mir auf das Sonderbarste auf. Sie erweckten mir einen neuen Gedanken. Herr von Olonne hätte also, wenn ich ihn seiner Tochter beraubte, noch eine Art glücklich zu seyn, aber mir, wenn ich Frau von Nevers verlor, mir blieb gar nichts übrig im Leben. Zukunft, Ruhe, ja die Tugend selbst — alles ward mir gleichgültig, selbst die Ehre, dieses Hirngespinnst, dem ich mich opferte, wurde mir — das fühlte ich — von ihr getrennt, fremd. Dann konnte nur noch der Tod mein Trost und mein Streben seyn. Alles, Alles war für mich dann dahin und die Welt eine Einöde; aber Herr von Olonne konnte noch Glück genießen, ohne seine Tochter, und dieser Gedanke war der gefährlichste Fallstrick, den man mir legen konnte.

Zwey Tage nach der Ankunft der beyden Freunde verließ der Marschall Faverange. Mit welchem Schmerz entriß ich mich dem Ort, wo Frau von Nevers mir ihre Liebe gestanden! Da ich erst einige Stunden nach ihr abreiste, benutzte ich diese, um Allem, was von ihr zurückblieb, ein zärtliches Lebewohl zu sagen; ich bemächtigte mich alles dessen, was sie vergessen hatte — es war ja das Einzige, was ich von ihr besitzen konnte, und in Zukunft mein einziger Trost. Ich wußte wohl, daß ich in Paris nicht so viel in ihrer Nähe seyn würde, wie in dieser Einsamkeit, wo Alles von ihrem Andenken sprach, ich wußte wohl, daß ich in Faverange die einzigen glücklichen Tage meines Lebens genossen hatte.

Bey meiner Ankunft im Hotel d'Olonne empfand ich den ersten Verdruß — Frau von Nevers war nicht zu Haus. Tief betrübt durchirrte ich die großen, menschenleeren Säle; die Erinnerung an den Tod meines Vaters erwachte in mir — ich weiß nicht, warum dieses Haus mir neues Unglück zu drohen schien. In meinem Zimmer fand ich

Frau von Nevers Bildniß als Kind wieder; sein Anblick gewährte mir einigen Trost, und ich betrachtete es, bis man mich zur Abendtafel abrief. Der Salon war voll Menschen, die Herzogin empfing sie mit ihrer gewohnten Anmuth, aber eine Wolke lag auf ihrer Stirn — doch bey meinem Anblick verschwand sie. O Zauber der Liebe! ich vergaß alle meine Leiden, ich war stolz auf den Beyfall, auf die Bewunderung, die ihr gezollt wurde; hätte ich ihr einen Zoll breit des Ranges, der mich auf ewig von ihr trennte, nehmen können, jezt hätte ich es nicht gewollt; in diesem Augenblick genoß ich mehr, sie von Allen gesevert zu sehen, als ich sie zu besitzen mich sehnte. Ich war stolz berauscht für sie, was ich für mich nie hätte seyn können. Doch dieser Rausch verflog schnell, mein Kummer kehrte zurück, Alles schmerzte, verlezte mich; ich dachte mir die Ruhe so beglückend, welche ein vornehmer Stand gewähre, weil uns dann Niemand im Wege steht, wir überall unsers Platzes gewiß sind. — Dieses Unbehagen wäre unerträglich gewesen, hätte der noch mächtigere Gedanke an Frau von Nevers mir Zeit gelassen, mich ihm zu überlassen. Ich empfand diese Regungen der Eitelkeit nur, weil Alles, was mich herabsezte, mich von ihr entfernte — aber, das war ja auch genug, um sie peinlich zu machen.

Ich nahm bey meiner Rückkehr von Faverange die Stelle in dem Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten in Besiz, welche Herr von Olonne mir verschafft, und die man aus Achtung für ihn mir aufbewahrt hatte. Die Arbeit war nicht lästig, und dennoch vernachlässigte ich sie. Die Leidenschaft macht zu jedem fortgesezten Fleiß unfähig, nur mühsam entfernen wir den einzigen Gedanken, der uns beglückt, und alles, was uns von ihm abzieht, scheint ein Raub an der Liebe. Allein diese Art von Geschäfte sind so leicht, daß man mir dennoch Zufriedenheit bezeigte, und ich alle Annehmlichkeiten meiner Stelle genoß. Sie gab mir Berührungspunkte mit allen interessanten Männern, die aus allen Theilen Europa's in Paris zusammenflossen, ich gewann nach und nach mehr Selbstständigkeit in der Gesellschaft, weil ich im Stande war, ihr hie und da kleine Dienste zu leisten. Meine Wohnung blieb im Hotel d'Olonne, dort brachte ich meine Tage zu, meine neue Lage hatte nichts in meinen Verhältnissen verändert, außer daß die Fremden, welche zu dem Marschall kamen, mich mehr kannten und verbindlicher und gütiger gegen mich waren.

Daß ich in Paris weniger in Frau von Nevers Gesellschaft seyn werde, hatte ich wohl vorausgesehen, allein daß es mir gar nicht mehr vergönnt war, sie allein zu sprechen, brachte mich zur Verzweiflung. Aus Furcht, Herrn von Olonne's Verdacht zu erregen, durfte ich sie nur selten in ihrem Zimmer besuchen, und der Salon war immer mit Menschen gefüllt. Sie mußte oft nach Versailles, zuweilen auf den ganzen Tag, und dann schien es mir, als könnte ich den Abend gar nicht erleben; jeder Augenblick fiel wie eine Bleylast auf mein Herz. Das Zimmer, das Haus, eine ruhige Stellung ward mir dann unerträglich, ich eilte nach Versailles — in die Stadt zu gehen durfte ich, aus Furcht von des Marschalls Leuten erkannt zu werden, nicht wagen, ich stieg bey irgend einem kleinen Gasthof der Vorstadt aus, und irrte auf den umliegenden Hügeln umher. Die laublosen Bäume des Gehölzes von St. Cyr und Satory schienen mir zu trauern wie mein Herz, ich blickte von diesen Höhen in die Prachtgebäude herab, die mir niemals Zutritt gestatteten. Ach ich hätte sie alle für einen ihrer Blicke gegeben! wäre ich der größte Herrscher der Erde gewesen, ich hätte meine Kronen zu ihren Füßen gelegt, denn der Mann ist glücklich, der das Weib, das er liebt, mit seinem Ruhm, seinem Namen, seinem Rang emporheben kann, der, wenn er sie an sein Herz drückt, sich bewußt ist, sie habe ihm Alles zu verdanken, er sey die Stütze ihrer Schwäche, der Schutz ihrer Unschuld sey er! Und ich hatte Der, die ich liebte, nichts anzubieten, als ein von Leidenschaft und Liebe zerfleischtes Herz. Lange blieb ich in diese schmerzlichen Betrachtungen vertieft; wenn der Abend niedersank, nahte ich mich dem Schlosse, ich irrte in den einsamen Gebüschen, die noch den großen Schatten Ludwigs XIV. zu erwarten scheinen: diese bezaubernde Pracht, von der Liebe geschaffen, mißfiel mir nicht, ihre jetzige Trauer und Einsamkeit stimmte zu meinem Gefühle. Wenn ich aber auf das Schloß blickte, welches den Abgott meiner Seele verschloß, verdoppelte sich mein Schmerz, ein unsichtbares Ungeheuer schien sie darin festzuhalten, meine Einbildungskraft konnte nichts ersinnen, um sie daraus zu entführen, und diese Unmöglichkeit trieb mich zur Verzweiflung. Dann fiel mir ein, was ich von dem englischen Gesandten gehört hatte. Ach wäre meinem Ehrgeize nur irgend eine Laufbahn offen gewesen! keine Hindernisse hätten mich erschreckt; ich hätte alles besiegt, alles erobert — die Liebe ist wie der Glaube und allmächtig wie er. Aber die Unmöglichkeit bricht die Kraft alles Lebens. Meine Träume entflohen vor ihr, und ihre furchtbare Stimme rief mir zu: „Du wirst nie, nie sie besitzen.“ Der Tod wäre süß gewesen gegen die Qualen, die dann mich bestürmten — in einem mitleidswerthen Zustande fuhr ich nach Paris zurück, und doch war er erträglicher als das unthätige Warten, in dem ich mich dort verzehrte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Hervorstechendste Züge Roms.

(Fortsetzung.)

Nach dem Handwerker tritt ein Lastträger zu dem Gerüste. Er sucht die kleinste der nicht aufgeschnittenen Me-

Digitized by Google

kaum satt, drückt sie, und erkundigt sich nach dem Preise. Nachdem er mit dem Verkäufer einig geworden ist, bezahlt er, langt ein Brodmesser hervor und schneidet die Melone an. Sie ist faul! Ich möchte Homer seyn, um, wie dieser, den Zorn des Achilles über den Verlust der Briseis, den Zorn des Lastträgers über den Verlust seiner fünf Bajocchi zu schildern! Seht (und ihr könnt es, trotz der dunkel brennenden Oelfackel), wie ihm die Adern vor der Stirn anschwellen, wie die Sehnen des rechten Beins, auf welchem er lehnt, straff werden, wie der in den krummgebogenen Nacken versenkte Kopf auf einen Streich deutet, welchen er auszuführen gedenkt! Dieser läßt nicht auf sich warten: plötzlich fliegen die beyden Hälften der Melone dem Verkäufer in's Antlitz. Wie eine zerspringende Bombe nicht allein das erzielte Gebäude verwüstet, sondern auch rechts und links Verheerung anrichtet, so werden alle Umstehenden, besonders der Vetturino nebst der sposa, vom Safte der Melone überschüttet. Man will über den Lastträger herfallen. Dieser, den Canovaschen Damorenus nachahmend, welcher im Begriff steht, dem Creugas den Todesstoß zu versetzen, hat schon beyde Fäuste geballt, um seinen Gegnern zuvorzukommen, reicht sie aber, geduldig, wie ein Kind, zweyen Carabinern (Gensd'armen) dar, welche herzutreten und ihm die Handschellen anlegen. Er wird nach der Wache gebracht. Ihr verwundert euch, daß der Goliath von Lastträger sich, ohne den geringsten Widerstand zu leisten, von zwey kleinen Gensd'armen arretiren läßt? Jede Widersetzlichkeit gegen die bewaffnete Macht wird hier mit einem Cavalletto *) von fünf-und-zwanzig bis fünfzig, sechzig, ja hundert Prügeln bestraft, eine Züchtigung, welche eben so entehrend als schmerzhaft ist.

Von fern steht ein junges, bildschönes, aber höchst verlumptes Schuhflickerweib, einen Säugling an der Brust, mit zitternden Lippen und weit aus dem Kopfe hervortretenden Augen die Melonen betrachtend. Sie scheint keinen andern Wunsch auf der Welt zu kennen, als einige Dutzend herzhafte Bisse in eine Hälfte derselben zu thun. Ihr Mund ist schon aufgesperrt, die blendend weißen Zähne schon gefletscht (verzeiht mir den Ausdruck, ich weiß keinen andern zu finden). Ein Herr geht vorüber, steht still, und beobachtet das Weib. In ihren Blicken lesend, nähert er sich dem Melonenverkäufer, drückt ihm ein Stück Geld in die Hand, und deutet unvermerkt auf das Weib. Jener, den Wink verstehend, langt eine der schönsten Hälften vom Gerüste herunter, tritt zur Schuhflickerin und spricht: „Sora Mariuccia, magnate un pò di cocumero, per rinfrescarvi.“ Sora Mariuccia, einen verächtlichen Blick auf den Herrn werfend, dessen Zischeln mit dem Verkäufer ihr nicht entgangen ist, schlägt mit geballter Faust unter die Melone, daß diese weit in den Weg fliegt, und geht scheltend fort. Ihr fragt, was das sey, Grobheit, Impertinenz, Stolz oder Tugend? Ich antwortete, vielleicht alles vier auf einmal, oder vielmehr nur ein's, Gefühl der weiblichen Würde, welches sich durch das Benehmen des Herrn verletzt wähnt. Grübeln wir nicht weiter darüber nach, sondern halten uns an die Erscheinung, welcher, wäre sie auch nichts weiter, unsere Achtung gebührt. Nur recht viel dergleichen Schein, und die Wahrheit wird schon von selbst kommen.

Während der Zeit hat sich ein neuer Auftritt begeben. Kaum haben die Birbaccioni die Melone in den Weg fliegen sehen, als sie hinterher stürzen; der Verkäufer sucht ihnen zuvorzukommen. Darüber fallen sie alle zu Boden. Ein Faustkampf entsteht; die Melone wird in hundert Fetzen zerrissen. Ein jeder der Birbaccioni erhascht einen davon und verzehrt ihn, von Ferne stehend, und den Verkäufer verhöhnend, auf der Faust.

Es ist jezt ungefähr eilf Uhr in der Nacht. Die Menschen haben sich verlaufen, die Melonen sind verkauft, die Oelfackel wird ausgelöscht, und das Gerüst bey Seite geschafft. Damit ist aber das Schauspiel noch nicht zu Ende. Die lezte Scene beginnt am folgenden Morgen mit Anbruch des Tages. Dann versammeln sich die Straßenbuben auf dem Platze, wo der Verkäufer gestanden, und suchen die Kerne auf. Diese werden nicht selten so theuer verkauft, daß der Bube jedes Stück mit einem Loche im Kopfe bezahlen muß.

Wer in Rom nicht die Jahreszeit der Wassermelonen begehen und nicht jeden Abend wenigstens eine Schnitte für einen halben Bajocco verzehren könnte, würde nicht zu leben glauben. Die Melonenzeit hebt um die Mitte des August an und dauert, so lange das Wetter heiß ist. Eine Eigenheit ist, daß diese Frucht am Tage von Niemand beachtet und nur Abends gegessen wird. Zu Anfang kostet die größte Gattung (oft von der Dicke eines mäßigen Kürbis) dreyßig, später zehn bis zwölf Bajocchi.

(Die Fortsetzung folgt.)

---

*) Cavalletto heißt zu Rom das Gerüst, auf welchem, krumm über einen Stuhl gelegt und Hände und Füße festgeschlossen, alle eines groben Polizeivergehens überwiesenen Personen die ihnen zuerkannten Stockprügel bekommen. Bis zum Regierungsantritt des jetzigen Papstes stand das Cavalletto permanent auf dem großen Markte (Piazza di Navona) aufgeschlagen und ward sogar Abends erleuchtet, damit man den gemessen Fällen stehenden Fußes, ja sogar in der Nacht, Execution halten konnte. Letzteres geschah insbesondere an denjenigen Personen, welche sich während des Karnevals im Theater, oder an andern öffentlichen Orten Thätlichkeiten erlaubt hatten. Leo XII. hat das Cavalletto vom großen Markte wegnehmen lassen und verordnet, die Strafe jedesmal da zu vollziehen, wo das Vergehen Statt gefunden hat.

Digitized by Google

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, 28. Nov. 1825.

Der Direktor des Odeontheaters, der an logische Schlüsse gewohnt ist, hatte gedacht, daß, da der Freyschütz bereits 120 Mal aufgeführt worden ist, die Preziosa desselben Komponisten ebenfalls vom Parterre recht gut müsse aufgenommen werden, und hatte daher nichts gespart, um die erste Vorstellung recht glänzend zu machen; es fand sich auch eine Menge von Zuhörern ein, aus Neugierde zu erfahren, ob Weber auch noch mehrere solche Stücke wie der Freyschütz komponirt habe. Mit der Ouvertüre ging es recht gut, mit den ersten Auftritten und Musikstücken auch noch; dann aber überfiel die Zuhörer die Langeweile bey den Gesprächen, die kein Ende hatten, und den Parisern läppisch schienen; es wurde gepocht und gepfiffen, zuletzt wurde der Sturm allgemein, die Preziosa fiel gänzlich durch, wie seit lange kein Stück auf dieser Bühne durchgefallen war. Der Direktor, Hr. Bernard, kam hervor, und erzählte, ich weiß nicht warum, den Ausgang des Stückes, und was aus der Preziosa noch hätte werden sollen. Diese Mühe hätte er füglich sparen können; denn das Schicksal der Zigeunerinn lag Niemand am Herzen, und jedweder Pariser hätte wahrscheinlich die Nacht darauf sehr ruhig geschlafen, auch, wenn er das Ende des Romans oder Melodrams nicht aus Hrn. Bernard's Munde erfahren hätte. Ein Pariser Blatt erinnert sich bey dieser Gelegenheit der Anekdote eines Schauspielers in der Provinz, der zuweilen etwas zu viel trank, und ein Mal mitten in einem Trauerspiele ausrief: Um es kurz zu machen, du wirst dich erstechen, und für den Sohn des Königs anerkannt werden, ich gehe fort, und lege mich schlafen. Hr. Bernard meynte das Ding aber ganz ernsthaft, und da die fortfallenden Pfeifchen es nicht erlaubt hatten das Stück zu Ende zu spielen, so glaubte er es den Zuhörern für ihr Geld schuldig zu seyn, sie mit dem Ausgange der Zigeunerhistorie bekannt zu machen, wiewohl Niemand darum besorgt war. Er wagte es jedoch nicht, einen zweyten Versuch mit der Preziosa anzustellen, und die Zeitungen kündigten an, aus Achtung vor dem Publikum habe er das Stück zurückgezogen. Von eben diesen Zeitungen schrieben einige dem Texte, andre der Musik, noch andere beydem die Schuld des Durchfallens zu. Im Freyschützen wird glücklicherweise beynahe der ganze Text gesungen, und zwar genialisch gesungen; in der Preziosa hätte der Uebersetzer auch die langen und breiten Gespräche abkürzen oder ganz unterdrücken sollen, so wäre vielleicht die Partitur und das ganze Stück gerettet worden. Allein er hatte das Deutsche gewissenhaft übertragen; aus dem Deutschen getreu übersetzte dramatische Unterredungen sind aber für Pariser unleidlich. Dazu kam, daß die Rolle der Preziosa gar nicht im Sinne des Stückes aufgefaßt worden war. Wahrscheinlich wird Hr. Bernard durch den üblen Erfolg seines Unternehmens scheu geworden und nun nicht so bereitwillig mehr seyn, deutsche Opern in's Französische zu übertragen. Nach der Preziosa sollte Spohrs Jessonda folgen; allein wird, was der Preziosa begegnet ist, nicht ein warnendes Beyspiel für die Jessonda seyn? Den Musikliebhabern ist es unangenehm, daß das löbliche Unternehmen Bernards, die besten, bisher in Frankreich wenig bekannten deutschen und italienischen neuen Opern auf die Bühne zu bringen, dadurch in Stocken geräth. Für italienische Opernmusik hat man freylich andernseits gesorgt, indem jetzt die italienische Oper in Paris auf einen so glänzenden Fuß gesetzt worden ist, wie sie es noch nie war. Sie hat Rossini zum Musikdirektor, Dem. Pasta und Dem. Fodor zu Hauptsängerinnen, und ein von Gold und Malerey strotzender Saal ist eben für sie eröffnet worden, der an Pracht und Eleganz wenige seines Gleichen hat. Dieser Saal sollte am Namensfeste des Königs, den 4. November, fertig seyn, und es war Tag und Nacht daran gearbeitet worden. Am Ende Octobers sah es spät des Abends sonderbar aus, die Arbeiter beym Lampenscheine auf den Gerüsten die Säulen der Façade bearbeiten, und um Mitternacht noch an der Architektur poliren zu sehen; so etwas hat, glaube ich, nur zu Paris statt, wo die nationale Lebhaftigkeit und Ungeduld an bestimmten Tagen mit allem fertig seyn will, besonders mit Schauspielhäusern, die hier äußerst schnell vollendet werden. Mit nöthigen Anstalten geht es nicht so schnell, sondern mit diesen wird sie noch gezögert wie anderswo; die Börse liefert einen Beweis davon; an derselben bauet man bereits seit fünfzehn Jahren, und dennoch ist sie nicht fertig. Freylich wird dieß Gebäude grundfester und prächtiger werden, als ein Opernhaus; indessen sind fünfzehn Jahre doch auch eine bürsche Zeit, besonders wenn der Hauptbestand jährlich zum Bau beysteuern muß. Zwar sind bey dem sezten Namensfeste des Königs pomphafte Reden in dem Börsegebäude gehalten worden; allein mit dem Reden wird nicht viel gefördert, und bis jetzt ist blos das Handelsgericht dort eingesetzt worden. Zwar fehlt an dem Aeußern nichts mehr, allein das Innere soll noch, an den Decken wenigstens, bemalt werden, und dazu gehört Zeit. Die neue Börse steht da wie ein athenischer Theseustempel mit einem Säulengange rings umher, auf dem ein erhabenes Gesimse ruht; dieses Gesimse verbirgt größtentheils das Dach; Fenster sind nur in geringer Anzahl in dem Säulengange angebracht worden; in einigen Sälen muß das Licht von oben herabkommen. Die antike Form der Gebäude ist gewiß die schönste und kunstgemäßeste; allein sie war dem Klima angemessen, bey uns ist sie es nicht; in den Südländern hat man immer Tageslicht genug in den Gebäuden, und sucht nur das heiße Sonnenlicht abzuwehren; dazu ist ein, mit einem Säulengange umgebenes und wenig Fenster habendes Gebäude sehr tauglich; allein in den nördlicheren Gegenden sucht man das Tageslicht, und je mehr Fenster, desto heller und bequemer das Innere. Für den Anblick ist also die neue Börse vortrefflich; allein für den Gebrauch wäre es vielleicht besser gewesen, wenn man nach den Bedürfnissen des hiesigen Klima's und der hiesigen Lebensart gebauet hätte; mit den Gebäuden geht es wie mit andern Dingen; der Eleganz wird die Bequemlichkeit aufgeopfert.

(Die Fortsetzung folgt.)

Auflösung des Räthsels in Nr. 313.
Zahnschmerz.

Meine Erste lebt dem Hoffen.
Ist vor allen hochbegnadet;
Sieht ihr nun der Tempel offen,
Ist's die Zweyte, die sie schmücket;
Ros' und Veilchen ziert das Ganze
Mit dem wundermilden Glanze.

Beylage: Intelligenzblatt Nr. 2.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Nro 7.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Montag, 9. Januar 1826.

Wie Leib und Seele
Sich so verschieden fügt!
Die eine liegt
In Moderhöhle,
Die andre wie ein Engel fliegt!

Herder.

Spanische Romanze.

In dem schauerlichen Thale,
Das von Fels umrungen war,
Sah ich, schwarzer Fahne folgend,
Eine dunkle Reiterschaar,
Die in lange Trauerkleider
Gänzlich eingehüllet war.
Durch ein Felsthor drängte schweigend
Sich die schwarze, graufe Schaar
Und bezog nun still ein Lager,
Wo das Thal am engsten war.
Und in einem der Gezelte
Sah ich eine Todtenbahr'
Und in dieser lag ein Mädchen,
Weiße Rosen in dem Haar.
Dieses Mädchen, jüngst gestorben,
— Wie man sagt — aus Liebe war,
Und ihr Antlitz war so schöne,
Und so lieblich, und so klar.
Drauf — vom Herold dieser Reiter
Laut ein Bann verkündet war:
Daß da keiner solle wagen,
Der geheimnißvollen Bahr,
Am Begräbnißtag zu nahen,
Der nicht selbst verliebet war.

M. F.

Hervorstechendste Züge Roms.

(Fortsetzung.)

Die schönen Weiberköpfe.

Mögen andere von der weiblichen Schönheit sprechen, wie Metastasio vom Phönix: Come l'araba fenice, che vi sia, ciascun lo dice, dove sia, nessun lo sa. Ich habe, wenigstens einen Theil derselben, gefunden; dieß sind die Köpfe der römischen Frauen. Sollte es, abgesehen von dem metaphysischen Theile der weiblichen Schönheit, nicht einen rein positiven, körperlichen Grundsatz geben, nach welchem man sie bestimmen könnte? Mich dünkt, allerdings. Dieser Grundsatz ist nicht neu, sondern vielmehr ziemlich alt: es ist die längst bekannte Wellenlinie, oder (wie ich es, zu besserer Verständlichkeit, lieber nennen möchte) die länglich-runde Form. In Allem, was die Natur geschaffen hat, läßt sich diese Form wahrnehmen. Selbst unsrer Erde ist sie einigermaßen eigen. Wenn wir sie an Sonne und Mond nicht bemerken, so folgt daraus, daß diese nach einem andern Prinzipe geschaffen sind, und hieraus wieder, daß daselbst vermuthlich eine andere Schönheit herrscht, nämlich die cirkelrunde Form. Darüber werden wir wohl nächstens, vom Monde wenigstens, nähere Auskunft erhalten, wann die perspektivische Bekanntschaft, welche wir mit demselben unterhalten, noch etwas enger wird geknüpft worden seyn.

Komme ich auf die Köpfe der Römerinnen zurück. Die Schönheit derselben ist so auffallend, daß es mich

Digitized by Google

Wunder nimmt, wie bis jezt, so viel mir bewußt ist, noch kein Reisender darauf hingedeutet hat. Worin die Eigenthümlichkeit derselben besteht, läßt sich, ohne Zeichnung, mit Worten nicht wohl beschreiben. Wer Gelegenheit hat, ein älteres Kupferwerk einzusehen, in welchem Abbildungen der Peterskirche und der vornehmsten in ihr befindlichen Bildhauereyen enthalten sind, suche darin das Grabmahl Paul III. auf, nach Michel Angelo's Zeichnung von Giacomo della Porta verfertigt. Der Kopf an der Statue der Gerechtigkeit ist, nach meiner Meynung, die treueste Kopie eines schönen römischen weiblichen Kopfs, welche es geben kann. Ob diese Statue, welche ursprünglich nackt war, auch in ihren übrigen Formen der Schönheit des Kopfes entsprochen hat, läßt sich jezt nicht mehr bestimmen, denn man hat sie von Bernini mit einem bronzenen Gewande, marmorartig angestrichen, bekleiden lassen. Sonderbar, daß sich auch hier Michel Angelo's Liebe für das Nackte zeigt, von welcher er besonders auf seinem jüngsten Gerichte Beweise gegeben hat! Vielleicht meynte er, es könne eine nackte Gerechtigkeit existiren, da es eine nackte Wahrheit gebe. Um einem oder dem andern Leser, der vielleicht noch einstens Rom besuchen dürfte, das Auffinden der Statue zu erleichtern, merke ich an, daß das besagte Grabmahl unmittelbar neben dem großen Altare dem Betrachtenden zur linken Hand steht.

Wenn es darauf ankäme, die Merkmale dieser Kopfbildung mit Worten kennbar zu machen, würde ich es auf folgende Art thun. Die vier spitzen Winkel (des Kinnes, der Nase, der Stirn und des Hinterkopfs), welche den Kopf des übrigen europäischen Frauengeschlechts entstellen, runden sich an der Römerin dermaßen ab, daß ihr Haupt vom Kinne und dem Genicke an in eine elliptisch-sphärische, d. h. länglich-runde Form ausläuft, welche oben, ohne einen Kegel zu bilden, vielmehr sanft abgedacht ist. Mögen es die römischen weiblichen Schädel mit Gall ausmachen: die Protuberanzen nach oben zu fehlen ihnen.

Daß die Kopfbildung der Römerinnen, trotz ihrer Regelmäßigkeit, unvollkommen seyn würde, wenn ihr die schönste Zierde, die Haare, nicht entspräche, versteht sich. So kömmt es, daß es wahrscheinlich auf der Erde keinen dickern, glänzendern und längeren Haarwuchs gibt, als auf dem Haupte der hiesigen Frauen. Was ein solcher Kopf, mit solchen Haaren, in nachlässige Flechten aufgesteckt, sagen will, davon kann niemand urtheilen, als wer ihn mit eigenen Augen gesehen hat.

Man wird fragen, welches die Ursache einer so sonderbaren, vor allen andern ausgezeichneten Kopfgestaltung sey? Statt darauf zu antworten, könnte ich mich hinter die gewöhnlichen Phrasen von Unerklärbarkeit der Natur, von ihren Kapricen, ihren Spielarten u. s. w. verstecken und würde nichtsdestoweniger, hätte ich mich sonst (denn darauf kömmt alles an) dafür ausgegeben, für einen philosophischen Naturhistoriker trotz dem besten gelten. Es ist meine Absicht nicht, so leichten Kaufs davon zu kommen; ich will vielmehr versuchen, jene Kopfbildung einmal, den Materialisten zu liebe, aus einer physischen, und dann, der psychischen wegen, aus einer moralischen Ursache erklären. Wer zweifelt daran, daß eine von Jugend auf nach vorn gebückte Kopfhaltung jene Art von hervorragender Stirn erzeugt, welche ich die wassersüchtige nennen möchte, und welche in Folge des neblichten Klima's, oder der düstern Gemüthsstimmung in den übrigen europäischen Ländern die vorherrschende ist? Die Römerinnen, zur Zeit noch die harmlosesten, unhäuslichsten, also unbesorgtesten und natürlichsten Geschöpfe von der Welt, ohnedem im reinsten europäischen Klima lebend, gehen nicht mit zur Erde gebückter Stirn, sondern werfen vielmehr den Kopf nach hinten zu. Dieser Haupthaltung, in der Regel allen Römerinnen, vornehmen und geringen, eigen, liegt außer ihrer physischen Ursache noch eine moralische, die Erinnerung nämlich an die Vergangenheit zum Grunde. Wo wäre in dieser Hinsicht ein Volk, dessen weibliche Hälfte die Nase höher tragen dürfte, als eben die Römerinnen? Ohne Spaß: ich glaube wirklich, daß die Eigenthümlichkeit dieser Bildung aus der stets erhabenen, rückwärts gebogenen Stellung des Kopfes entsteht. Was Gall für eine primitive Form der Stirn, bedingt durch die Quantität der, dem Menschen mitgetheilten, moralischen Anlagen genommen hat, möchte nichts als die Folge der physischen Haltung des Kopfes seyn: ein Mensch, der stets, besonders in der Jugend, mit nach vorn gebückter Stirn gearbeitet hat, wird einen voluminösen Vorkopf, ein anderer, welcher von seiner Lebensweise genöthigt worden ist, in die Höhe zu sehen, eine elliptisch zulaufende Stirn bekommen. Ob sich in der leztern weniger Verstand befindet als im erstern, mögen Cranologen entscheiden; ich für meinen Theil will nur bemerken, daß es das römische weibliche Geschlecht an einem gewissen gediegenen Scharfsinne (nicht dem sogenannten französischen Zungenwitze, von welchem sie nichts wissen) allen andern civilisirten Frauen Europa's zuvorthut.

(Die Fortsetzung folgt.)

Eduard.

(Fortsetzung.)

Mein Zustand ward bald ein Schwanken zwischen Verzweiflung und Verrücktseyn; mein Aeußeres mußte ihn, trotz dem Zwang, den ich mir aufzulegen noch bemüht war, verrathen, und Frau von Nevers bezeigte mir ohne Hehl ihre Sorge und ihren Schmerz. Vergebens war sie meine

Digitized by Google

Leiden zu lindern bemüht; ihre sinnreiche Zärtlichkeit bewies mir, daß sie mich allen Andern vorzog. Glänzend und von Bewunderung umgeben, verachtete sie alle diese Huldigung und fand Mittel, mir jeden Augenblick zu beweisen, daß sie meine Liebe der Anbetung der ganzen Welt vorziehe. Leidenschaftliche Dankbarkeit schloß sich noch meinen Gefühlen an, und sie alle vereinigten sich in ihr. Hätte ich ihr mein Leben geben, hätte ich für sie sterben können — aber ich konnte nichts! sie schenkte mir den unermeßlichen Schatz ihrer Liebe, und ich hatte nichts, gar nichts ihr dagegen zu bieten.

Der Zwang, den ich mir täglich auflegen mußte, ward mir unleidlich! nur die Furcht, Frau von Nevers in Verlegenheit zu bringen, konnte bey mir einige Selbstherrschaft erhalten, aber wie wenig sie zureichte, erfuhr ich nur zu bald.

Ich bemerkte seit einiger Zeit, daß ich das Wohlwollen, welches der Prinz Eurichemont und der Herzog von L. mir bis dahin bezeigten, gänzlich verloren hatte; der erste behandelte mich mit einer Kälte, die bis zur Verachtung ging, der Herzog mit einer Art Ironie, die weder seinem Charakter, noch seinem gewöhnlichen Betragen entsprach. Wäre ich weniger von einer einzigen Idee beherrscht gewesen, würde ich es früher wahrgenommen haben; aber der Marschall bezeigte mir fortwährend die gleiche Güte, das gleiche Vertrauen, und es dünkte mir, als habe ich nur ihn zu fürchten, als wenn ich, so lange er meine Neigung zu Frau von Nevers nicht muthmaßte, in Sicherheit wäre. Das Betragen jener beyden Herren beleidigte mich also, ohne mir Aufschluß zu geben; den Prinzen hatte ich nie geliebt, es war mir nicht gelegen, ihn zu hassen; eifersüchtig machte er mich nicht, denn ich wußte, daß Frau von Nevers ihn nie heirathen werde, aber dennoch beneidete ich ihn, daß er es wagte, um sie zu werben, und daß er das Recht dazu hatte. Ich vergalt die Trockenheit und Galle, mit der er mich behandelte, mit Wucher, und ließ keine Gelegenheit vorübergehen, in seiner Gegenwart die Fehler oder die Lächerlichkeiten, deren man ihn beschuldigen konnte, zu verspotten, oder Eigenschaften, die ihm fehlten, auf das Uebertriebenste zu erheben.

Einstmals ging der Marschall nach Versailles zur Abendtafel und nahm sich vor, die Nacht dort zu verbleiben. Die Herzogin, welche ihn hatte begleiten sollen, war unpäßlich, sie verbot ihre Thüre, blieb in ihrem Kabinet und der Abbé und ich leisteten ihr Gesellschaft. Nie hatte ich sie so schön gesehen als in diesem nachlässigen Putz, halb auf dem Sopha ausgestreckt, von ihrer Unpäßlichkeit etwas blaß. — Ich las ihr einen neuen Roman vor, in dem einige Situationen nur zu viel Aehnlichkeit mit unserm Schicksal hatten; wir weinten Beyde; der Abbé schlief ein, um zehn Uhr wachte er auf und mein Herz klopfte vor Entzücken, wie er, sich hinwegbegebend, uns allein ließ. Wie wenig waren wir gegen dieses gefährliche Alleinseyn gewaffnet! „Eduard, sagte sie, ich muß Sie schelten. Was bedeuten diese beständigen Zwiste mit dem Prinzen Eurichemont? gestern sagten Sie ihm die anzüglichsten, spitzigsten Reden." — „Nehmen Sie ihn in Schutz? freylich hasse ich ihn, er wirbt um Sie, und das kann ich ihm nicht verzeihen." — „Ich rathe Ihnen, auf den eifersüchtig zu seyn, rief sie, ich verweigre ihm, was Sie nicht annehmen wollen — — —" — „O machen Sie mich zum Herrn der Welt und ich werde Sie knieend bitten, die Meinige zu werden." — „Sie wollen von mir das nicht annehmen, was Sie mir bieten möchten, sagte sie, doch rechnet so die Liebe? besitzt sie nicht Alles in Gemeinschaft?" — „Gewiß, erwiederte ich, allein nur wenn man Eines dem Andern gehört, wenn man nur ein Herz, eine Seele ist, findet diese Gemeinschaft statt." — „Wenn Sie liebten wie ich, wie wenig würde es Ihnen kosten, Alles was uns trennt, zu vergessen." — Ich warf mich ihr zu Füßen, und nun begann der Streit noch einmal, mit dem wir in Faverange schon so oft unsere Herzen zerrissen hatten. „Sie tödten mich, rief ich endlich, aber gut, hören Sie mich an, antworten Sie mir: das Opfer, was ich bringen soll, ist das meiner Ehre; würden Sie denn zu einem gleichen geneigt seyn? — sagen Sie, würden Sie die Ihrige meiner Ruhe — ja meinem Leben darbringen?" — „Sie verstand mich nur zu gut; „Eduard, sagte sie mit bebender Stimme, sind Sie es, der das sagt?" — Ich sprang auf und warf mich an das fernste Ende des Zimmers auf einen Stuhl, es war mir als müsse ich sterben, diese ernste Stimme hatte mein Herz wie ein Dolchstich durchbohrt,

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, 28. Nov. 1825.

(Fortsetzung.)

In dem italienischen Opernhause hat man Eleganz und Bequemlichkeit zu vereinigen gesucht. Das Haus ist eben nicht neu, sondern stand schon lange da unter dem Namen Théâtre Favart; war aber ein Privateigenthum; unter Mad. Catalanis Leitung hat die italienische Truppe dort auch schon gespielt. Dieses Haus ist dann von dem Ministerium des königl. Hofstaats angekauft, und da es nicht schön genug schien, inwendig bedeutend verändert worden. Erstlich ist aus dem länglichten Saal ein Zirkel geworden; die Gallerien sind weggefallen, und dafür nichts als Logen angebracht oder beybehalten worden. Die Decke des Saals ist ein schöner Zirkel, wo aus dem Mittelpunkt gold. Thyrse sich nach den verschiedenen Punkten des Umfangs

richten; in den Zwischenräumen sind Tempelchen angebracht mit den Namen berühmter alter Dichter. Die Thüre sind in erhabener, stark vergoldeter Arbeit: überhaupt ist das Gold in diesem Saale fast bis zur Verschwendung angebracht. Vor den untern Logen sind kleine antike Gruppen, weiß, auf grünlichem Grunde, nach Art der Kameen oder Pasten gemalt, die aber doch nicht alle recht antik aussehen. In einem pomphaften Aufsatze über den neuen Saal, im Moniteur, wenn Alles gelobt wird, vom Größten an bis zum Kleinsten, heißt es: da die Herren im Parterre keine Conversations hätten, wie die Damen in den Logen, so seyen die Malereyen weislich angebracht, um in der Zwischenzeit der Aufzüge ihre Aufmerksamkeit zu beschäftigen. Allein die Herren haben etwas Besseres zu beschauen, in einem, von so glänzender Gesellschaft besuchten Schauspielhause, und die alten Genien werden höchstens nur einiger Seitenblicke gewürdigt werden. Indessen sind diese Malereyen, die Kameen sowohl als die Arabesken, beym noch herkulanischen Muséum gewählt, wie es heißt, doch eine schöne Zierde des Saals. Freylich muß das Publikum für alle diese Kostbarkeit auch bezahlen; denn die Preise sind erhöht und denjenigen der großen französischen Oper gleichgesetzt worden, so daß die italienische Oper jetzt ungefähr gerade so ein Gegenstand des Luxus ist, wie die italienische Oper zu London. Zuvor war es nicht so; sie war sonst eine Privatunternehmung, die blos Unterstützung von der Regierung erhielt, in einem großen Hause spielte, und den Musikliebhabern nicht mehr kostete, wie die gewöhnlichen Schauspiele. Durch alle die Pracht, womit sie umgeben worden ist, seitdem das Ministerium des königlichen Hofhalts sie mit der großen Oper vereinigt hat, durch das Verkleinern des Saals und das Erhöhen der Eintrittspreise, ist dieser Genuß dem großen Publikum entzogen worden, und kann nur begüterten Familien zu Theil werden, woran es freylich in Paris nicht fehlt, und für deren Befriedigung hier allerdings auf's Beste gesorgt worden ist. Der Aufmerksamkeit des Publikums ist indessen die bedeutende Veränderung nicht entgangen, und mehrere Zeitungen haben über die aristokratische Tendenz des Ministeriums des königlichen Hofhalts geklagt. In so weit haben sie recht, daß dem großen Publikum wirklich ein Genuß entzogen worden ist. Andrerseits ist es aber auch wahr, daß bey den bedeutenden Kosten einer italienischen Oper das gewöhnliche Publikum nicht hinlänglich beysteuerte, und daß man also die Oper hat so einrichten müssen, daß sie für die Reichern ein Versammlungsort werde, und ihre Erwartungen auf's Beste befriedige. Die reichere Klasse bezahlt ihre Vergnügungen gern theuer, wenn sie nur Alles ihren Wünschen angemessen findet. Diese Klasse besteht aber in Paris nicht blos, wie in einigen andern Hauptstädten, aus dem Adel, sondern auch aus vielen Familien, welche ihren Reichthum ihrem Gewerbfleiße, ihren Unternehmungen verdanken. Solcher Familien gibt es, besonders seit der Zerstörung der alten Vorrechte des Erbadels, eine große Menge; und bey dem jetzigen Unternehmungsgeiste während des Friedens, und bey den sich beständig erweiternden Handelsaussichten wird der Fleiß so reichlich belohnt, daß manche Familien sich in wenig Jahren ein bedeutendes Vermögen erwerben. Der Adel spielt daher nur bey Hofe die erste Rolle; in der Stadt kann er sich kaum mit dem Handelsstande, oder mit den unternehmenden Familien messen. Daher auch das Journal de commerce neulich behauptete, die Zeit des Geburtsadels sey vorbey, und der Zeitgeist habe einen neuen Adel hervorgebracht, der seinen Glanz einzig seinem Fleiße verdanke; und so ist es in Frankreich auch wirklich. So viele Mühe sich die Ultrablätter geben, den Erbadel wieder hervorzuheben, und so reichlich derselbe auch mit einträglichen Stellen und Ehrenbezeigungen beschenkt wird, so sieht man doch überall, wo Talent, großartige Ansichten, tiefe Einsichten erfordert werden, immer die durch ihren Fleiß reich gewordene Klasse hervorstechen. An Freysinn, Aufklärung, Vaterlandsliebe thut sie es unstreitig dem alten Adel zuvor, und überall, wo nützliche Anstalten zu befördern sind, tritt sie zuerst hervor, und gibt den Ton an. Dadurch soll keineswegs gesagt werden, daß es nicht auch unter dem alten und höhern Adel mehrere gibt, die ihre Vorurtheile abgestreift haben, den Zeitgeist verstehen, und Industrie und Handel entweder beschützen oder selbst treiben. Die Revolution ist eine große Lehrmeisterin auch für diesen Stand gewesen. Ueberhaupt bedeutet in Frankreich, bey der eingeführten Gleichheit der Rechte aller Stände, das Wort Adel nicht viel, und es ist durch diese Veränderung, daß der Gewerbfleiß in Frankreich einen so mächtigen Schwung bekommen, und das Vaterland so schnell wieder vereinvortheilt hat, nachdem es durch die zweymalige Besitznahme und die innere Zerrüttung so viel verloren hatte. Die Frage, was denn der stringente Begriff des Adels, im Sinne des neunzehnten Jahrhunderts sey, ist in Frankreich so wenig wie anderswo gelöst. Denn wenn die arbeitenden Klassen durch kein hinderndes Vorrecht in ihrer Thätigkeit und Kraftäußerung aufgehalten werden, und alle Früchte einernten, die ihr Fleiß verdient, so muß ja wohl ein allgemeiner Wetteifer die Nation beseelen, besonders in einem, von der Natur schon so reich ausgestatteten Lande, und in der Nähe eines Insectreiches, das ein so glänzendes Muster der lohnenden Früchte der Gewerbthätigkeit und des Handels darbietet. Von Zeit zu Zeit werden jedoch von Seiten der sogenannten alten Aristokratie gewisse Anmaßungen laut, die dann zu lebhafter Opposition Anlaß geben. Von dieser Art war das neulich erwähnte Eindringen des Vicomte Mathieu de Montmorency in die Académie française. Weil ehemals aus Mißbrauch bloße Hofleute, die sich mit der Literatur nicht weiter befaßten, als daß sie die Aufsehen erregenden neuen Schriften lasen, Akademiker wurden, so haben Leute, die alle Art von Mißbräuchen in Schutz nehmen, gedacht, das müsse auch jetzt wieder so eingeführt werden, und daher sind schon eine Menge Hofherrn in die Académie française hineingeführt worden, für welche sie natürlich keine Sylbe schreiben, und wo sie auch nur etwa bey feyerlichen Gelegenheiten erscheinen. In Ländern, wo der Adel alles, und der Plebejer gar nichts ist, mögen sich arme Gelehrte wohl durch das Beytreten von Grafen und Herzogen zu dem akademischen Verein sehr geschmeichelt und geehrt fühlen. Wozu aber dieser Beytritt in Frankreich, wo ganz andere Ansichten herrschen, und wo in Gesellschaften der ausgezeichnete Gelehrte eben so geehrt wird als der Graf oder der Vicomte? Vielleicht hat der Hr. v. Montmorency nicht zuerst den Gedanken gehabt, sich um die Akademikerstelle zu bewerben; allein wenn man ihm den Gedanken eingegeben hat, so hätte er so vernünftig seyn sollen, den Antrag abzuweisen; die Gelehrten, die sich zu gleicher Zeit als er um die Stelle bewarben, wurden zurückgesetzt, an Lamartine wurde nicht einmal gedacht, da er abwesend war, und nach einem alten Brauche nur derjenige als Kandidat betrachtet wird, der sich persönlich bewirbt, und den Herren Akademikern seine Aufwartung macht.

(Der Beschluß folgt.)

Beylage: Kunstblatt Nr. 3.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Nro. 8.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, 10. Januar 1826.

Siehe, da finden sie sich, es führt sie Amor zusammen,
Und dem geflügelten Gott folgt der geflügelte Sieg.
Göttliche Liebe, du bist's, die der Menschheit Blumen vereinigt,
Ewig getrennt, sind sie doch ewig verbunden durch dich.

Schiller.

Eduard.

(Fortsetzung.)

Wie Frau von Nevers mich so unglücklich sah, trat sie zu mir, sie wollte meine Hand nehmen, ich entzog sie ihr. „Lassen Sie mich, rief ich, rauben Sie mir nicht den Rest meiner Vernunft.“ — Und ich wollte aufstehen und entfliehen. Sie hielt mich zurück und sagte mit Thränen: „Bleiben Sie, ich werde nie glauben, daß Sie mich fliehen müssen, um Ihre Achtung für mich nicht zu vergessen.“ — Ich sank auf meine Knie und betheuerte ihr meine Ehrfurcht, „allein du siehst, du fühlst, fuhr ich fort, ich kann nicht leben ohne dich, und dein kann ich nicht seyn, ich muß also sterben. Erschrick nicht bey dem Gedanken; eine bessere Welt wird einst uns vereinen, in einem bessern Daseyn finde ich dich wieder. Wirst du dort schön und reizend seyn wie jetzt? wirst du deinen Freund dort aufsuchen? wirst du ihm deine Liebesschwüre halten? sag', wirst du die Seine seyn?“ — „Sie wissen wohl, Eduard, sagte sie tief bewegt, wenn Sie sterben, sterbe ich auch. Mein Leben ist in deinem Herzen, du kannst ohne mich nicht sterben.“ Ich schloß sie in meine Arme, sie widersetzte sich nicht, lehnte ihren Kopf auf meine Schulter und sagte: „Wie süß wäre es, so zu sterben.“ — „So zu leben wäre noch viel süßer, rief ich, und steht das nicht in unsrer Willkür? Wir gelobten Niemanden nichts, wer hindert uns, Eins dem Andern zu gehören? Gott wird sich unser erbarmen!“ — Ich drückte sie bey diesen Worten an mein Herz. „Eduard, rief sie leise, habe Mitleiden mit mir! entehre nicht, die du liebst. Du siehst, ich vermag nichts gegen dich. Rette mich! rette mich! Bedürfte es nichts als mein Leben zu deinem Glücke, ich hätte es dir schon lange geopfert, aber meine Schande würdest du selbst nicht ertragen. Wie! du willst mich nicht heirathen und doch mich entehren?“ — „Ich will nichts, rief ich voll Verzweiflung, ich will nichts wie den Tod! O könnte ich doch wenigstens in deinen Armen sterben, mein Leben auf deinen Lippen verhauchen!“ Sie weinte, ich war meiner nicht mehr mächtig und raubte ihr, trotz ihrem Widerstreben, einen Kuß. Sie entriß sich meinen Armen, und ihre Thränen, ihre Verzweiflung ließen mich den Moment von Seligkeit theuer bezahlen. Sie befahl mir, sie zu verlassen, und ich begab mich als der unglückseligste der Menschen auf mein Zimmer: wo ich von Reue, Wünschen und Hoffnungslosigkeit zerrissen, die schrecklichste Nacht schlaflos hinbrachte. In dem Aufruhr meiner Gefühle war sogar die klare Ansicht meiner Pflicht untergegangen; ich fragte mich, warum ich Frau von Nevers nicht heirathen könnte? ich besann mich auf Beyspiele, die meine Schwäche rechtfertigen könnten; ich sagte mir, daß ich in einer tiefen Einsamkeit die Welt und ihren Tadel vergessen würde; daß ich, wenn es seyn müßte, mit ihr nach Amerika, bis zu jener wüsten Insel, dem Schauplatz meiner früheren Träume, fliehen würde. Mit ihr blühte überall das Glück. Endlich brach der Tag an, und bald darauf brachte man mir einen Brief, auf dem ich Frau von Nevers Schrift-

by Google

züge erkannte. — Urtheilen Sie selbst von meinen Empfindungen, wie ich folgendes las:

„Eduard, fürchten Sie meine Vorwürfe nicht; ich mache Ihnen keine, ich weiß wohl, daß ich so strafbar bin wie Sie, ich bin es noch mehr, allein diese Stunde muß uns den Abgrund kennen lehren, der vor unsern Füßen sich öffnet. Noch können wir uns retten — bald verschlingt er unsre Tugend, unser Glück. Laß uns keinen Verrath an den Gefühlen begehen, die unsre Herzen verbinden. Wir haben uns Eines das Andere erkannt, an allem, was das Leben Schönes, Edles, Erhabnes besitzt, wir fühlten, daß wir dieselbe Sprache führten und lernten uns lieben. Laß uns doch nicht jetzt die edeln Eigenschaften verläugnen, die uns verbanden, laß uns in Unschuld glücklich seyn können, laß uns begnügt seyn mit dem Glück, das uns vor dem Auge der Gottheit zu genießen vergönnt ist.“

„Wir müssen, ja Eduard, wir müssen uns verbinden oder uns trennen. Uns trennen! — glaubst du, ich könne dieses Wort schreiben, wenn die Sache möglich werden könnte? Wo fändest du die Kraft, mich zu fliehen, und ich die, ohne dich zu leben? fühlst du denn nicht, daß wir nicht getrennt leben können? Was kannst du mir dagegen einwenden? dein Hirngespinst von Ehre? — Die Welt wird dich, mich verführt zu haben, beschuldigen. Welche Art Verführung gibt es denn zwischen zwey sich liebenden Wesen als die der Liebe? Und bin ich es nicht, die dich durch Gegenliebe verführte? O du hättest den Tod dem Geständnisse deiner Liebe vorgezogen. Du sagst, du wollest mich nicht herabwürdigen — kennt denn ein Weib einen andern Ruhm, wie den, geliebt zu seyn? einen andern Rang als den die Liebe ihr gibt? traust du deinem Herzen so wenig, daß du fürchtest, mir diese Vorzüge nicht ersetzen zu können? Stelle dir das Glück vor, das unsrer, wenn wir verbunden sind, wartet, und wage nun über die Vortheile, die du mir raubst, zu klagen. Mein Vater, Eduard, ist das einzige Hinderniß. — Nun! ich gestehe dir, daß ich nicht ohne Hoffnung bin, er könne mir einstens verzeihen. Ja Eduard, mein Vater liebt mich, auch dich liebt er — o wer liebte dich nicht! — ich bin gewiß, er hat es tausendmal bedauert, dich nicht zu seinem Sohne machen zu können; du gefällst, du verstehst ihn, du bist der Sohn seines Herzens. Bist du denn nicht der seines alten Freundes, der ihm einst die Ehre, das Vermögen rettete? Nun gut, wir wollen meinen Vater zwingen, durch unsre Pflege, unsre Zärtlichkeit glücklich zu seyn; wenn er uns aus Paris verweist, wird er uns in Faverange aufnehmen; dort wird er uns für seine Kinder erkennen dürfen, dort wird er Vater seyn nach dem Gesetz der Natur, nicht dem der gesellschaftlichen Konvenienz, und der Anblick unsrer Liebe wird ihn alles Andere vergessen machen. Fühlst du nicht, daß uns, sobald wir vereinigt sind, Alles möglich seyn wird? Glaube mir, es gibt nichts Unmögliches als aufzuhören uns zu lieben, oder zu leben, ohne es uns einander zu sagen. Eduard, wage es, das Glück zu erwählen! — Ach stoße es nicht von dir! bist du denn bey dieser Wahl für dich allein verantwortlich? hängt denn nicht unser Beyder Leben an dem seinen-Faden? Fliehst du, so wählst du den Tod, und den meinen wie den deinen zugleich.“

Nachdem ich diesen Brief gelesen, sank ich auf meine Knie. Ich schwor, der Geliebten mein Leben zu weihen, sie anzubeten, sie zu beglücken. Ich war trunken, alle meine Gewissensbisse waren verschwunden, Himmelsseligkeit herrschte in meiner Brust. Frau von Nevers, sagte ich zu mir selbst, kennt die Welt, in der sie ihr ganzes Leben zubrachte, viel besser wie ich, sie weiß, was wir von ihr zu fürchten haben. Hält sie unsre Verbindung für möglich, so ist sie es; wie unklug war ich, ein solches Glück von mir zu stoßen! — Herr von Olonne wird uns verzeihen, eines Tages wird er uns segnen. Meine Thränen allein konnten mich fähig machen, das Uebermaß des Glückes, das in diesen Vorstellungen lag, zu ertragen, es folgte zu schnell auf die Verzweiflung, der ich mich noch vor wenigen Stunden überlassen hatte.

Ich erwartete mit Ungeduld die Mittagsstunde, wo die Vorsicht mir erst erlaubte, einen Augenblick bey Frau von Nevers zu erscheinen. Die schmeichelhaftesten Plane füllten diese Stunden, ich war zu berauscht, um des Nachdenkens fähig zu seyn. Mein Schicksal war entschieden, die Wahl meiner Geliebten erhob mich in meinen eigenen Augen, und der Gedanke, sie zu besitzen, verschlang jeden andern. Wer Aehnliches empfunden hat, wird es verstehen, und wer es nie empfand, möge es beklagen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Hervorstechendste Züge Roms.

(Fortsetzung.)

Das Grüßen.

Es gibt ein Mittel, den Charakter eines Volkes zu studiren, von welchem man, dünkt mich, bis jetzt noch wenig oder gar keinen Gebrauch gemacht hat. Daß Sitten und Gebräuche, daß selbst Mienen, ja die bloße Haltung des Körpers, auf die Gesinnungen der Menschen, selbst eines ganzen Volks schließen lassen, hat man schon längst gewußt.

Ich gehe einen Schritt weiter und behaupte, daß sich sogar in den einzelnen körperlichen Bewegungen und Geberden der Grundzug ihres Charakters spiegelt. Letzterer ist beym Römer ohne allen Zweifel Stolz. Freylich gibt es Erscheinungen, welche, blos äußerlich beobachtet, einen ent-

Digitized by Google

gepriesenen] Charakter in den hiesigen Einwohnern verwunden lassen. Doch davon unten ein Mehreres. Der Stolz des Römers zeigt sich in der Art, wie er grüßt. Dieß hat das Besondere, daß beyde Geschlechter, vom höchsten Adel bis zum Bürgerstande (den eigentlichen gemeinen Pöbel ausgenommen) herab, sich höchstens nur gegen weit vornehmere Personen verneigen, oder (wenn es Männer sind) den Hut abnehmen, ihres Gleichen aber, selbst wenn es kein Freund, oder kein näherer Bekannter ist, mit einer Handbewegung grüßen, welche darin besteht, daß sie die Finger, bey übrigens vollkommen ruhender Hand, vom Leibe weg, der zu grüßenden Person entgegen werfen. Die Geschwindigkeit und Dauer dieser Bewegung hängen vom Grade der Bekanntschaft oder Freundschaft ab, welche unter den Grüßenden herrscht. Der Gegrüßte dankt auf dieselbe Weise. Dieser Fingergruß wird besonders von den Frauen mit einer höchst reizenden, durchaus unstudirten Natürlichkeit gemacht, weit von der formellen Grazie, womit die Pariserinnen den Oberkörper oder das Haupt zu verneigen pflegen, eben so sehr verschieden ist, als überhaupt ihre ganze übrige geistige und leibliche Bildung. Den angenehmsten Eindruck macht er, wenn die Damen aus den Coupeen in eine obere Etage hinaufgrüßen. Nicht allein zeigen sich alsdann die Contoure des Armes (besonders bey kurzen Ermeln, welche überhaupt in Rom häufiger Mode sind als anderswo) in einem vortheilhaftern Lichte, sondern das emporgehobene Haupt gewährt auch einen freyern Anblick des schönen Halses, und die weitgeöffneten nach oben gerichteten Augen erscheinen in desto größerem Glanze und Klarheit.

(Die Fortsetzung folgt.)

Schilderung der würtembergischen Geistlichkeit durch die Edinburger Review. *)

„Der religiöse Fanatismus äußert sich in den ver„einigten Staaten von Nordamerika unter den verschie„denen Formen, weil dort nicht, wie in England, ein „gemeinschaftlicher Kultus und Eine gemeinsame Kirche „existirt. Man findet dort Männer und Frauen, wel„che predigen und prophezeihen. Unter all diesen Fana„tikern sind die Harmoniten die merkwürdigsten. Ihr „Gründer, Rapp, hatte sich von der lutherischen Kir„che losgesagt, worauf die lutherische Geistlichkeit von „Stuttgardt (in dessen Nähe er wohnhaft war) ihn ganz „folgerecht zunächst in weißem Bußgewand Buße thun „ließ, womit angedeutet werden sollte, daß er sich „all der Verbrechen schuldig gemacht habe, deren „man immer diejenigen beschuldigt, die von der herr„schenden Staats-Religion abtrünnig werden. Schon „sprach man vom Scheiterhaufen (sic!). Würtemberg „hat großen Ueberfluß an Geistlichen und an Holz (sic!), „allein — Rapp entfloh nach Nordamerika, und ihm „folgte eine große Zahl von Anhängern in jenen Welt„theil. Dort haben sie eine ziemlich bedeutende Stadt „erbaut, und Weinberge angelegt, die einen angeneh„men Wein tragen; ihre Ländereyen sind gut ange„baut, sie besitzen schon zahlreiche Heerden, und alle „Handwerke werden von ihnen getrieben u. s. w.“

*) Da wir früher weitläufigen Bericht, von der durch Rapp ins Leben gerufenen Harmoniten-Gesellschaft in Nordamerika, gegeben haben, so sehen wir uns veranlaßt, die eben so unbegreiflichen als verunglimpfenden Worte des bezeichneten Journals über denselben hier wörtlich zu übersetzen, woraus unsere Leser auf die Kenntniße und den Geist seines Redacteurs schließen mögen.

D. Red.

Am Weihnachten.

(Aus dem Spanischen.)

Lange schläfst du, Seele, lange,
Jezt ist's Zeit, daß du erwachest.

Schläfst so schweren tiefen Schlaf,
Bist wie todt dahingesunken,
Und dich hat so ganz betäubet
Deiner Sünden böses Gift.
Doch die Sonne, lang ersehnet,
In die Augen dir jezt strahlet,
Drum ist's Zeit, daß du erwachest.

Wenn die Engel nicht vermochten
Mit Gesange dich zu wecken,
Muß jezt wecken dich das Weinen
Deines Gottes, heut geboren.
Lange Nacht hast du geschlafen,
Und da solch ein Tag heranbricht,
Ist es Zeit, daß du erwachest.

V. A. H.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris.

(Beschluß.)

Montmorency wurde gewählt, wiewohl ihm mehrere Tagesblätter angerathen hatten, den Gelehrten die Akademiersstelle nicht wegzuschnappen; aber nun begann ein Lauffeuer von Epigrammen und Witzsunken in den kleinern Tagesblättern über den akademischen Vicomte; alle diejenigen Akademiker, die für oder wider ihn gestimmt hatten, wurden namhaft angegeben; einige dieser Akademiker aber, welche zu seinen Gunsten sollten

gestimmt haben. Ließen dieß in den Zeitungen widerrufen, als eine ungegründete Thatsache, deren Schuld sie nicht auf sich laden wollten; denn in einem Lande, wo man Werth auf Unabhängigkeit des Geistes legt, ist es nicht jedem Gelehrten lieb, in den Augen seiner Mitbürger für einen Sklaven der Macht und des Ansehens zu gelten. In einem schönen und würdigen Lichte hat sich der gelehrte Stand in Paris bey dem skandalösen Betragen des Vicomte de la Rochefoucauld gegen die Redaktion des Mercure du 19 Siècle benommen; ich zweifle, ob je ein Handwerker sich auf eine so auffallende Art dem allgemeinen Gespötte Preis gegeben hat. Der Herr Vicomte scheint wie Jugurtha zu glauben, daß für Geld Alles in der Hauptstadt ihm feil stehe, und in der That läßt sich gewaltig Vieles hier kaufen; Gewissen und Gesinnung werden verhandelt, so wohl als es in Rom der Fall war, und vielleicht noch ist; bey den Deputirtenwahlen hat man sehen können, daß das Geld und der Ehrgeiz manche Scrupel beben; indessen hätte doch der Vicomte de la Rochefoucauld aus dem übeln Erfolge seiner Unterhandlung mit Casimir de Lavigne, den er im vorigen Sommer bey der Krönung um eine Pension von 1200 Franken ankaufen wollte, erlernen können, daß es Schriftsteller gibt, denen ihre Ehre lieber ist, als die glänzendsten Anerbietungen eines königlichen Kammerherrn. Dieß scheint aber der Hr. Directeur des beaux arts nicht eingesehen zu haben, und er hat daher eine Lektion bekommen, die ein wenig herber ist als die erste, und die weder er selbst noch das Publikum so leicht vergessen wird. Wer hat nicht aus den Zeitungen erfahren, daß der Hr. Vicomte die Redaktion des Mercure de france mit 1500 Franken hat bestechen wollen, und daß diese zwar das Versprechen schriftlich ausgestellt hat, ein Jahr lang nichts über des Hrn. Vicomte Direction des beaux arts zu sagen, die 1500 Franken aber noch in derselben Stunde zu dem griechischen Comité gebracht hat, damit diese Summe zum Besten der Hellenen verwendet werde, worauf dann am folgenden Tage die saubere Geschichte in die unabhängigern Zeitungen gerieth, und zum allgemeinen Tagesgespräch in Paris wurde. Keinen verdienteren Lohn hätte die Bestechung erhalten können als diesen, und keine sinnreichere Rache hätten die Journalisten an dem Bestecher ausüben können, als diese, daß sie sein Geld zwar annahmen, aber auf eine gemeinnützige Weise verwendeten. Gewissenhafte Schriftsteller haben jedoch im Courrier français und im Globe die Meynung geäußert, daß, obschon die Strafe wohl verdient gewesen sey, so hätte die Redaktion des Mercure doch das Geld nicht annehmen, sondern abweisen sollen. Die Redaktion hat sich dagegen in einem Schreiben an jene Zeitungen gerechtfertigt. Sie vergleicht die vom Vicomte de la Rochefoucauld vorgehabte Bestechung mit einem diebischen Anfalle in einem bewohnten Hause. Was kann der Pariser in solchem Falle anders thun, als daß er sich wehrt, so gut er kann, und den unredlichen Angriff durch alle Mittel zurückstößt? Dann macht sie auch auf die heilsamen Folgen aufmerksam, welche ihr Betragen nothwendig haben muß, und schon gehabt hat; denn die Bestechung ist nun gebrandmarkt, und nicht leicht wird man es wagen, einem Schriftsteller, besonders einem Journalisten, einen so unehrlichen Vorschlag zu thun, als es mit dem Mercure der Fall gewesen ist. Mit etwas mehr Einsicht hätte der Vicomte de la Rochefoucauld, doch wenigstens bey dieser Sache sich nicht zur Schau gestellt; anderswo wird ja auch bestochen, ohne daß die Bedingungen laut werden; allein der Hr. Vicomte scheint es nun einmal darauf angelegt zu haben, dem Pariser Publikum fortwährende Belustigung zu verschaffen. Vor Kurzem hat Paris noch ein anderes arges Beyspiel schändlicher Bestechung vor Augen gehabt. Zwey Beamten der Kanzley der königlichen Orden machten ein Gewerbe daraus, den Ordenssüchtigen gegen billige Vergütung ein Ordenskreuz zu verschaffen; diese Spekulation war sehr vortheilhaft für sie gewesen, schon einige hundert Kreuze waren durch ihre Vermittlung ausgetheilt worden, und, was das Schlimmste war, sie hatten falsche Dienstscheine untergeschoben, um das Gelingen ihrer Unternehmungen zu erleichtern. Endlich wurde der Unfug doch so arg, daß die Regierung aufmerksam wurde; die Gerichte wurden mit der Untersuchung beauftragt, und da fand sich dann ein so häßliches Gewebe von Ränken und Ehrsucht und Eitelkeit, daß man suchte so geschwind von der Sache abzukommen, als nur möglich war; denn verfolgte man diesen Prozeß bis in seine geheimsten Zweige, so mußte man auch alle diejenigen gerichtlich belangen, welche die Ordenszeichen für Geld erlangt hatten, und diese Ordenszeichen wieder wegzunehmen, wodurch man denn gleichsam erklärte, daß der König auch gewissen Leuten, die es nicht verdienen, Ehrenzeichen gibt; und welcher Skandal mußte dann nicht durch diese, an einigen hundert Personen verübte Beraubung entstehen? man half sich dadurch aus der Verlegenheit, daß man die Anklage für nicht erwiesen ansah, und die Kreuzhändler freysprach. Um jedoch diese Menschen nicht ganz ungestraft hingehen zu lassen, appellirte der königliche Prokurator von dem Urtheilsspruche, und die Sache steht nun noch vor einem Gerichte in der Provinz, wo sie wahrscheinlich unbemerkt abgemacht werden wird. Die Leute, die ihr rothes Band im Knopfloche für baares Geld bekommen haben, behalten es; nur das den freylich diejenigen, die in den öffentlichen Verhören er beyden Spekulanten namentlich als Ankäufer genannt worden sind, eben nicht mehr Ehre erlangt, als sie vielleicht schon hatten, und auch der Orden selbst hat dadurch nichts gewonnen; denn so oft man jetzt ein Ordensband sieht, ist es erlaubt zu zweifeln, ob dasselbe durch Verdienst oder durch Louis'dore worden worden ist. Ueberhaupt ist mit der Bänder- und Kreuzesucht seit der Wiederherstellung des königlichen Thrones ein arger Unfug getrieben worden. In den ersten Jahren kamen eine Menge von Orden zum Vorschein, von denen Niemand etwas wußte, und zwar in allen möglichen Farben; da war der holsteinische Orden, der Vierkanter-Orden, der polenlobische Königsorden, der Orden des goldenen Spornes, der am wenigsten kostete, und von dem sich auch irgendwo eine Niederlage befand, dann noch ein andrer Orden, der sehr schön in's Auge fallende Verzierungen hatte, und daher mit 600 Franken baar bezahlt wurde. Man kennt einen Mann in Paris, der mit dem Ankaufe aller dieser Orden, zehen oder eilf an der Zahl, sein kleines Vermögen durchgebracht, aber dafür das Vergnügen hatte, eine Musterkarte am Knopfloch zu tragen. Eine Zeitlang prangten diese Ritter in Paris, und einige erschienen mit ihren farbigen Zeichen sogar bey Hofe; endlich hielt die Regierung es aber für rathsam, durchzugreifen, und es erschien eine königliche Verordnung, welche das goldene Spörnchen nur denjenigen zu tragen erlaubte, die es gerades Wegs vom Payste, also nicht aus der Niederlage erhalten haben; die andern Orden wurden meistens alle in ihr Nichts zurück gebracht; den polenlobischen Phönix ließ man zwar sitzen, bat aber den alten Prinzen, keine Phönixe mehr unter die Leute zu bringen. Das Kapitel der Ordenszeichen ist etwas sehr Amusantes in der neuern Geschichte, und wenn man die Geheimnisse desselben ein wenig untersuchte, würde man sonderbare Belege zum Gemälde der menschlichen Eitelkeit bekommen.

D g.

Beylage: Literaturblatt Nr. 3.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Nro. 9.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Mittwoch, 11. Januar 1826.

Der Mensch kann reden und rathen,
Das Glück aber ist Meister der Thaten.

Castelli.

Hervorstechendste Züge Roms.

(Fortsetzung.)

Der natürliche Verstand.

Ohne Zweifel besitzen die Römer eine Art von reflektirendem Scharfsinne, welche sie über alle übrigen Großstädter Europa's stellt. Freylich darf dabey von jenem wissenschaftlichen Eins und Alles, worauf sich das norddeutsche Volk so viel zu Gute thut, von Lesen, Schreiben und Rechnen, keine Rede seyn. Denn das Lesen wird dem Römer entbehrlich, weil er das einzige Buch, welches er besitzt, das Meßbuch, auswendig weiß, eben so das Schreiben, man wollte denn die drey Kreuze also benennen, mit welchen er die Briefe unterzeichnet, die ihm die öffentlichen Schreiber auf dem Navona-, Montanara- oder Campodifioriplatze für zwey Bajocchi abfassen, und von der Rechenkunst braucht er höchstens das Zählen mit zwey Zahlen zu verstehen, um die fünf Nummern, welche wöchentlich aus dem hiesigen Glücksrade gezogen werden, auszusprechen. Aber so wie es Menschen gibt, welche nicht allein Bücher lesen, sondern auch schreiben, und dennoch nicht weiter sehen als ihre Nase reicht; so stoßen wir auf andere, welche, ohne das ABC zu verstehen, eine praktischere Lebensphilosophie besitzen als mancher hochgerühmte Katheder-held. Zu lezten gehören die Römer, und zwar in einem weit höheren Grade als die Pariser. Ich möchte sagen, jene besitzen die Sache, diese aber nur das äußere Zeichen davon, oder vielmehr, jene beschäftigten sich mit den Dingen, in sofern sie Bezug auf den Menschen, diese aber nur, in sofern sie Bezug unter sich selbst haben. Lezteres ist der Witz, ersteres der Scharfsinn. Wie ernst der Römer zu beobachten weiß, davon kann man sich bey jedem Schritte überzeugen. Von hundert Beyspielen, welche mir aufgestoßen sind, nur eins. Auf dem Säulenplatze haben an der Fontaine drey Limonadenhändler ihre Boutiken aufgeschlagen. Das Wasser läuft ihnen unmittelbar aus der Röhre zu, und die Liebhaber trinken es also aus der ersten Hand. Die Buden stehen kaum sechs Schritte auseinander; dennoch hat die mittelste einen größern Zuspruch als die beyden übrigen zusammengenommen. Sie ist in der heißesten Jahreszeit Tag und Nacht offen, und wird von zwey, drey, oft auch vier Leuten bedient, welche sich einander ablösen und neben derselben in einer Portechaise schlafen. Das Gestell, auf welchem die Citronen und Apfelsinen zu Hunderten, ja zu Tausenden aufgeschichtet stehen, ist mit Spiegeln und anderm Zierrathe versehen. Ich ging hier eines Abends, meiner Gewohnheit nach, eine Viertelstunde auf und ab spazieren. Die Hitze war groß und die Zahl der Limonadetrinker ihr angemessen. Ich blieb in der Nähe der begünstigten Bude stehen und stellte Betrachtungen über den Vorzug an, welchen ihr das Publikum vor ihren beyden Nebenbuhlerinnen gab. Kann man ein treueres Bild des Weltlaufs sehen, sagte ich zu mir, Glück ohne Verstand. Ein unscheinbarer Mann aus der arbeitenden Klasse, welcher neben mir stand und gleich mir den Limonadetrinkern zusah, zupfte mich leise beym Arme und sagte: E la stella,

Signore.“ Glaubend, er ſpreche von der Venus, welche ich den Abend zuvor, von derſelben Stelle aus hellleuchtend im Weſten hatte glänzen ſehen, blickte ich zum Himmel hinauf; der aber war heute ſtockfinſter. Der Mann betrachtete vor wie nach das Treiben vor der Bude und ich folgte ſeinem Beyſpiele. Nach ein Paar Minuten zupfte er mich von Neuem und wiederholte ſein: E la stella, Signore!“ Die Venus konnte unterdeſſen zum Vorſchein gekommen ſeyn; ich ſah alſo abermals nach dem Himmel. Aber es herrſchte dieſelbe Dunkelheit. Nun faßte ich meinerſeits den Mann beym Arme und ſagte: „Di che stella parlate Signore?“ Er erwiederte: „Sensi, Signore,“ und begann dann eine lange Rede, deren Inhalt folgender war. Wie ihm geſchienen, habe ich, gleich ihm, das beſondere Glück des mittelſten der Limonadeverkäufer angeſtaunt und mich gefragt, warum dieſer eher zehn Gläſer verkaufe, als ſeine beyden Nachbarn eins, da doch Waſſer, Ingredienzen und der Preis bey allen dreyen ganz dieſelben ſeyen; was ihn anbetreffe, könne er ſich dergleichen Erſcheinungen nicht anders erklären, als indem er annehme, es gebe einen Glücksſtern, weßwegen er mir vorhin zugerufen: „E la stella;“ er ſelbſt ſey das Opfer eines ſolchen Glücksſterns geworden, welchen einer ſeiner Nachbarn (ein Gärtner gleich ihm) gehabt, der, obgleich keine beſſere Waare und keine geringeren Preiſe gebend, auf dem Montanaraplatze in einem Tage mehr verkauft habe, als er in einem ganzen Monate. Nachdem der Mann ſo geſprochen hatte, zog er ſeinen Hut ab und ſagte im Fortgehen: „Mi credi, caro Signore, senza la stella non si fa niente in questo mondo.“ Ich ſah ihm nach: die Wahrheit ſeiner letzten Worte fielen mir dergeſtalt auf's Herz, daß ich, nach Hauſe gehend, mehr als einmal durch die Zähne murmelte: „Senza la stella non si fa niente in questo mondo.“

(Die Fortſetzung folgt.)

Eduard.

(Fortſetzung.)

Die zwey Tage, welche der Entſcheidung folgten, verfloſſen im reinſten Glück. Frau von Nevers bemühte ſich, mir zu beweiſen, daß ſie es ſey, die mir Opfer bringe, daß ich ihr aber keinen Dank ſchuldig ſey, wenn ſie ihr eignes Glück zu begründen ſuche, ein Glück, ohne das ihr das Leben zu tragen unmöglich ſey. Wir verabredeten, daß ſie im nächſten Mai nach Holland gehen ſolle, ein ſchon früher der Marquiſe von C. gegebenes Verſprechen, konnte zum Vorwande dienen; ich dagegen würde Geſchäfte in Forez vorgeben, die mich auf vierzehn Tage zu verreiſen nöthigten, und heimlich in dem Haag mit Frau von Nevers zuſammentreffen, wo der Geiſtliche der franzöſiſchen Geſandtſchaft uns trauen ſollte. Dieſes war ein alter Prieſter, den die Herzogin kannte und ſeiner Treue unzweifelhaft gewiß war. Nach unſrer Rückkehr hatten wir tauſend Mittel, uns zu ſehen und den Verdacht zu vermeiden.

Wenn ich jezt nachdenke, auf welche hinfällige Stützen mein Glück gebaut war, erſtaune ich, mich ihm auch nur einen Moment mit Vertrauen überlaſſen zu haben. Aber die Leidenſchaft verſezt uns in eine ideale Welt, die wirkliche, wenn ſie ſich uns aufdringt, erregt dann in uns das ſchmerzlichſte Erſtaunen.

Wie ich eines Morgens zu Frau von Nevers zu gehen im Begriff war, trat mein Oheim, Herr von Herbelot, in mein Zimmer. Seit Herr von Olonnes Verweiſung, bey der er ſich ſo unedel benahm, ſah ich ihn nur ſelten. Wenn ich ihn beſuchte, welches ich aus Achtung gegen den Bruder meiner Mutter von Zeit zu Zeit ſchuldig zu ſeyn glaubte, empfing er mich immer ſehr gut, allein ſeit faſt drey Wochen hatte ich ihn nicht geſehen. Er hatte einen jovialiſchen, poſſenhaften Ausdruck, der ihm, wenn er ein ärgerliches Geſchichtchen zu erzählen hatte, ganz eigen war. Er liebte dergleichen Unterhaltung und brachte eine Art Gutmüthigkeit dabey an, die mir noch widriger wie unverhohlne Bosheit war — denn gewiß heißt das die Verderbniß auf's Höchſte ſteigern, wenn man Güte und Einfalt mit dem Laſter vermiſcht.

„Nun, Eduard, rief er mir zu, du trittſt wacker in der Welt auf! Ich mache dir mein Kompliment; du haſt die Meiſterſchaft. Wahrhaftig, wir ſind voller Bewunderung, Luceval und Berthenay ſagen, du würdeſt es weit bringen.“ — „Was wollen Sie damit ſagen, mein Oheim?“ fragte ich ziemlich ernſthaft. „Ey ſo mache doch nicht den Geheimnißvollen! das überlaſſe den Pinſeln. Wenn man hoch hinaus will, iſt Oeffentlichkeit nöthig, und die allergrößte. Da hilft einem nichts, als was aller Welt erwieſen iſt; die Eine hilft einem zur Andern, und du mußt deine Liſte bald verlängern. . .“ — „Ich verſtehe Sie durchaus nicht und kann nicht begreifen, von was Sie reden.“ — „Du biſt recht geſchickt geweſen, haſt die Zeit benuzt. Was werden die albernen Weiber und Frömmlinge ſagen? alle Damen werden dich haben wollen.“ — „Mich haben wollen? was ſoll denn das Alles bedeuten?“ — „Du biſt ein hübſcher Junge, ich wundere mich nicht, wenn du ihnen gefällſt. Mord! ſie ſind mit häßlichern zufrieden!“ — „Wer? von was ſprechen Sie?“ — „Zum T . . . . , von was ich ſpreche? von Frau von Nevers. Biſt du denn nicht ihr Liebhaber? Meiner Treu, du konnteſt kein hübſcheres Weib wählen, keine, die dir mehr Ehre machte. Mach' nur jezt fort! wir müſſen die Sache recht unter die Leute bringen, und dann iſt dir der Weg zur Mode und zum Reichthum geöffnet.“ Das Blut erſtarrte mir in den Adern. „Welche Abſcheulichkeit, rief ich, wer hat Ihnen dieſe ſchändliche Verläumdung ge-

sey! ich will diesen Unverschämten wissen und ihm Rechenschaft für sein Verbrechen abnöthigen." Mein Oheim entgegnete lachend: „Wie, du wärst noch nicht so weit, wie du glaubte? bist du etwa gar verliebt? Warte nur, die Aldernheit wird dir schon vergehen. Du guter Mensch! heute hat man diese Frau, morgen jene — sind sie ja selbst auf nichts anders bedacht, als sich eine der andern die Liebhaber abspenstig zu machen. Sie erobern und sie haben, darin besteht der Weltlauf und die ganze Philosophie." — „Ich weiß nicht, wo Sie solche Sitten gefunden haben; mir sind sie, Gott sey Dank! fremd, und eben so der engelgleichen Frau, die Sie beschimpfen. Nennen Sie mir sogleich den Urheber dieser schändlichen Verläumdung!" — Mein Oheim schlug ein neues Gelächter auf, und wiederholte, daß ganz Paris von meiner Eroberung spräche und mich lehre, klug und geschickt genug gewesen zu seyn, um eine junge, gewiß wohlbewachte Frau zu verführen." — „Ihre Tugend bewacht sie, sagte ich vor Zorn meiner nicht mehr mächtig, einer andern Wache bedarf sie nicht." — „Das ist erstaunlich! aber wo hast du denn bisher gelebt? in einem Nonnenkloster?" — „Nein, mein Herr, in dem Hause eines Ehrenmannes, das Sie nicht werth sind, zu betreten." Hier vergaß ich, was ich dem Bruder meiner Mutter schuldig sey, stieß Herrn von Herbelot zum Zimmer hinaus und schloß die Thüre hinter ihm zu.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Kunstfertigkeit des Bibers in der Gefangenschaft.

Von Herrn Geoffroy-Saint-Hilaire.

Vor etlichen Jahren befand sich in der königlichen Menagerie des Pflanzengartens von Paris ein Biber, der zu den Rhone-Bibern gehörte, die nach Art der Wasserratten vereinzelt leben. Was ich selbst jedoch von ihm zu sehen Anlaß hatte, legte außer Zweifel, daß auch diese Biber, bey sonderbarem Antriebe, ihre angebornen Fertigkeiten als Hülfsmittel gegen unvorgesehene Hindernisse oder Unfälle zu benutzen wissen.

Unser Biber erhielt zum Schutz gegen die empfindliche Winterkälte nichts weiter als eine etwas reichlichere Streue: die Nächte wurden kälter und die Fallthüre seines Behälters ließ überall Spalten offen, so daß das Thier Bedacht nahm, sich gegen die herbe Witterung besser zu schützen. Man war gewohnt, ihm für nächtliche Beschäftigung sowohl als zur Nahrung und zum Benagen Portionen grüner Baumzweige zu reichen, deren Rinde sich des Morgens jedesmal zernagt fand. Auch wurde ihm regelmäßig des Abends, bevor sein Schirmdachladen niedergelassen ward, seine übrige aus Gemüse und Obst bestehende Nahrung gereicht. Es hatte den Tag über geschneit und in einer Ecke seines Behälters war ziemlich viel Schnee angehäuft.

Dieß alles waren nun eben so viele Materialien, die dem Biber zu Gebote stunden und die er ihrer nächsten Bestimmung entzog, und sie dießmal zu Aufführung einer Mauer gebrauchte, die ihn gegen die Kälte und äußere Luft schützen sollte. Der Baumäste bediente er sich, um damit das Gitter seines Behälters zu durchflechten. Diese Arbeit glich völlig derjenigen der Korbmacher, welche in wechselnden Windungen ihr Stroh um die Stäbe flechten. Die geflochtenen Zweige ließen offene Zwischenräume, die der Biber alsdann mit seinem ganzen übrigen Vorrath ausfüllte; die Rüben, die Aepfel, die Streue wurden dafür gebraucht und die einen wie die andern in passende Stücke für solche Füllung zernagt oder zerschnitten. Endlich, als fühlte das Thier, es sey nun noch ein dichterer Kitt vonnöthen, um das Ganze damit zu decken, wurde hiefür der Schnee gebraucht und damit vollends alle kleinern noch übrigen Zwischenräume ausgefüllt. Die Mauer deckte zwey Drittheile der Thüröffnung und Alles, was dem Biber zur Nahrung, die er sich dießmal entzogen hatte, war gereicht worden, fand sich dafür verwandt.

Am Morgen begab sich's, daß der Schirmladen des Behälters durch den Schnee mit dem neuen Mauerbau zusammengefroren war. Nur mit einiger Mühe konnte derselbe gelöst und geöffnet werden, und jezt lag der nächtliche Bau vor Augen. Der Wärterjunge erstaunte so sehr über den Anblick der Massen, daß er das Werk des Bibers unberührt ließ, und mich herbeyrief, um dasselbe zu betrachten.

Korrespondenz-Nachrichten.

Wien.

(Fortsetzung.)

Die Konzerte und musikalischen Akademien haben ihren Anfang genommen, und versprechen einen gedeihlichen Fortgang in diesen Wintermonaten, je begieriger das Publikum nach musikalischen Unterhaltungen durch längere Entbehrung geworden ist. Das vaterländische Musik-Konservatorium hat in kurzer Zeit zwey Konzerte nach einander, im Schauspielhaus am Kärntnerthor, zum Vortheil des Instituts gegeben, und bey gedrängt vollem Hause. Nebst dem jungen talentvollen Violinspieler, der sich hier wieder produzirte, und den ich früher schon erwähnt habe, zeichnete sich auch ein junger Zögling auf dem Cello aus, der vorzügliches Talent verrieth, und von Seiten der Virtuosität es wenigstens mit jenem aufnehmen konnte. Ein Konzert im kleinen Redoutensaal, hatte eine so zahlreiche Versammlung herbeygezogen, daß der Raum gedrängt voll war. Es wurde zum Vortheil des Ehepaars Krähmer gegeben. Herr K. besizt außerordentliche Fertigkeit auf der Oboe und auf dem Czakan, und seine Frau, geborne Schleicher, aus dem Würtembergischen, bläst die Klarinette mit künstlerischer

Fertigkeit, und erregt besonders durch den Schmelz ihres Tones im Adagio allgemeine Aufmerksamkeit. Am Festtag des heiligen Leopolds, Schutzpatron des Landes, waren sämmtliche Theater, wie gewöhnlich, verschlossen. Im großen Opernhause wurde Abends eine musikalische Akademie zum Besten der Wohlthätigkeits-Anstalten gegeben. Die Zuhörer machten Bekanntschaft mit dem erfreulichen, vielversprechenden Talent einer jungen Sängerin, und mit einem zweyten jungen Virtuosen auf der Violine, israelitischer Abkunft, der, ein Schüler des bekannten Tonkünstlers Mayseder, mit dem früher erwähnten Violinspieler, dem er ungefähr an Jahren gleich ist, es recht eigentlich auf einen Wettstreit anlegte, indem er dieselben Variationen, das Werk seines Meisters, mit einer so überraschenden Kunstfertigkeit vortrug, daß ein Theil des Auditoriums ihm den ersten, der andre wenigstens gleichen Preis zuerkannte. Dieses Schauspielhaus wird ohne Zweifel, während es den Opernvorstellungen verschlossen bleibt, öfter zu musikalischen Unterhaltungen benuzt werden, und in Fällen, wie der lezt-erwähnte, kann man es mit Recht ein Odeon nennen.

Am sechzehnten dieses Monats traf Seine Majestät der Kaiser mit seiner erlauchten Gemahlin in der Residenz ein. Ungeachtet der Monarch nicht durch die Stadt fuhr, hatte sich doch eine große Menge Volks, selbst aus entfernten Gegenden der Hauptstadt, in der Burg versammelt, und viele waren bis an die Linien den erhabenen Ankömmlingen entgegen gegangen. Abends war die Stadt beleuchtet, wobey freylich, der Kürze der Zeit wegen, keine großen Vorbereitungen gemacht werden konnten. Darauf zweckte es auch keineswegs ab; es war kaum zwey Tage zuvor bekannt gemacht worden, daß diese Feyerlichkeit statt haben würde, und jedem blieb es überlassen, Theil daran zu nehmen. Es war und sollte seyn der freye Ausdruck freudiger Gefühle und herzlicher Verehrung. Das Ganze zeigte dem zu Folge einen Charakter edler Einfachheit, der mit den Gesinnungen des Monarchen am besten übereinstimmte, dem eitle Schaugepränge nicht willkommen sind. Ein milder, heitrer Abend begünstigte das Fest, und der Mond am sternenhellen Firmament mischte seine Strahlen in den Glanz der Kerzen. Besonders gut nahmen sich diejenigen Gegenden aus, die von hohen, gleichlaufenden Gebäuden eingeschlossen sind, wie in der Gegend der Augustinerkirche und des Bürgerspitals. Ein kleines Gebäude zeigte sich in mitten dieser Reihen äußerst reizend; ein zierlich eingerichtetes Behältniß, in Gestalt eines Gewächshauses, worin durch's ganze Jahr seltene Blumen und Pflanzen verkauft werden, den Vorübergehenden jezt wie ein kleiner Zaubergarten anlächelnd. Einen ernsten Gegensatz bildete der Josephsplatz nicht weit davon, mit seinem dämmernden Hintergrund, von der nicht beleuchteten Bibliothek eingeschlossen, in dessen Mittelpunkt, wie ein schützender Genius der Vergangenheit, die majestätische Bildsäule Josephs II., aus der Nacht, vom Mond beleuchtet, sich erhob, den glänzenden Gebäuden gegenüber. Imposant stellte sich der große Trattnerhof am Graben dar. Unter den am reichsten schimmernden Gebäuden bemerkte man den Pallast des Fürsten Hof- und Staatskanzlers, des Fürsten von Trautmannsdorf, des französischen Botschafters, der Bank, und unter andern auch das Haus eines Israeliten. Festlich glänzten mehrere Kaffeehäuser, und besonders freundlich spielten einige Glas- und Goldwaaren-Gewölbe. Hier und dort prangten die Brustbilder beyder Majestäten, in einem Kranz von Lichtern an den Fenstern, oder die Büste des Kaisers, geschmückt mit Blumen; und die Menge drängte sich umher von außen. In mehrern Gegenden ließ sich Musik hören, und in der Burg wurde unter Fackelschein von Militär-Hoboisten die Melodie des Liedes: „Gott erhalte Franz den Kaiser!" — gespielt, mit Pauken und Trompeten nach jedem Vers begleitet. Durch die Stadt fuhren ununterbrochen Reihen von Wagen. In der Kolonnade des Volksgartens war Beleuchtung und Harmonie. Noch um zwölf Uhr in der Nacht stand ein großer Theil der Häuser in der Stadt beleuchtet. —

Das Hoftheater war dennoch an diesem Abend sehr besucht. Das aufgeführte Stück war ein neues Lustspiel, betitelt: Der Frauen Jahre zählt man nicht; in drey Aufzügen, nach dem Italienischen. Das Original ist im fünften Band der Opere Theatrali, edite ed inedite, di Cammillo Federici enthalten; und führt den fast gleichen Titel, nämlich: Non contar gli anni a una Donna. Der Gegenstand ist neu, und hat auch seine komische Seite; zu einer Episode möchte er hinreichen und zulässig seyn, als durchgeführte Handlung ist der Stoff nicht nur zu dürftig, sondern wird auch in die Länge matt und unzart. Der Verfasser hat ihn mit Geschick gedreht, und so vielen Vortheil, selbst in komischer Hinsicht, daraus zu ziehen gewußt, als sich nur immer darbot; die Ironie wirkt aber nur theilweise, während das Ganze kalt läßt, und zum Theil ermüdet, obgleich auch von Seite des deutschen Bearbeiters (Herrn Lembert) viel geschehen ist, um es der deutschen Bühne anzueignen. Man merkt den Ursprung wenig, oder nicht, und viele Partien wirken treffend, doch das Ganze wirkte hier wenigstens, der vortheilhaften Besetzung der Hauptpersonen ungeachtet, wenig. Mehrere Stücke von Federici sind das Eigenthum der deutschen Bühnen-Repertoir's geworden, andre hat man stillschweigend eingeschwärzt, deren Ursprung man nur dann erst auf die Spur kommt, wenn man mit der Originalsammlung Bekanntschaft macht.

Den neunzehnten wurde auf diesem Theater Preziosa gegeben, das noch immer ein gedrängt volles Haus macht. An diesem Abend erschien des Kaisers Majestät zum ersten Mal wieder in der Versammlung, und wurde mit drey Mal wiederholtem, mit Mühe unterbrochenem Jubel empfangen. Das Orchester stimmte, nachdem der erste Ausbruch freudiger Ueberraschung etwas verhallt war, die Melodie an: Gott erhalte Franz den Kaiser! — worin die Versammlung mit rührendem Enthusiasmus sogleich einfiel. Trompeten und Pauken, mit frohlockendem Händeklatschen untermischt, ertönten am Schlusse jeder Strophe. Während der Darstellung wurde nicht applaudirt. Als der Kaiser das Schauspielhaus verließ, begleitete der Ausdruck herzlicher Glückwünschungen den Monarchen. Am folgenden Abend wurde auf höchsten Befehl das Epigramm von Kotzebue gegeben. Der Hof war zugegen, und das Haus gefüllt.

Ein Sohn des Regisseurs Koberwein trat unlängst auf diesem Theater in der Rolle des Kadett, in dem alten Stück von Ziegler: das Inkognito auf, und wurde mit aufmunterndem Beyfall erfreut. Die Partie ist für einen jungen Anfänger, der schon Gelegenheit hatte, mit den Brettern und Coulissen bekannt zu werden, sehr vortheilhaft, ansprechende Rollen gibt es mehrere in diesem Stück, und die alten Theaterreffektmittel, sammt den derben hausbackenen Späßen machten auch jezt noch ihre Wirkung, und erschütterten das Zwerchfell weidlich.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beylage: Intelligenzblatt Nr. 3.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Nro 10.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Donnerſtag, 12. Januar 1826.

Aber der edeldenkende Mann hält
Die Ehre weit theurer als ſein Leben.

Shakſpeare.

Eduard.

(Fortſetzung.)

Die Verzweiflung, in der ich zurückblieb, raubte mir faſt den Verſtand. Ich hatte Frau von Nevers guten Ruf zerſtört, Verläumdung entweihte ihr Leben und dieſes durch meine Schuld; man bediente ſich meines Namens, um den Abgott meiner Anbetung zu beſchimpfen. Ich verdiente alle mögliche Strafen, aber ſie wühlten auch alle in meinem Innern. Meine Liebe übergab ſie der Schmach, der unauslöſchlichen, die, wie das Blut auf Macbeths Hand, ewig wieder von Neuem hervortritt. Aber die Verläumder will ich verderben! Iſt es möglich, daß ich, Ehre und Pflicht vergeſſend, dieſe ſchändlichen Lobſprüche mir zuzog? Mit keinen Namen darf alſo das Laſter meine Aufführung brandmarken? — Jezt ſah ich die Dinge in ihrer wahren Geſtalt und erkannte in mir den niedrigſten, ſtrafbarſten der Menſchen. Was nun thun, was beginnen? ſollte ich zu Frau von Nevers gehen und ihr ſagen: ich habe ſie entehrt? Mein Herz erſtarrte bey dieſem Gedanken. Ach, was war aus unſerm Glück geworden! es war entflohen wie ein Traum, aber mein Verbrechen war unvertilgbar. Ich mußte fliehen, ſie verlaſſen, das fühlte ich, ſey meine Pflicht. Dieſe Ueberzeugung erleichterte aber nicht den furchtbaren Kampf meines Innern — ja ich konnte mich nicht einmal mehr bereden, ob das ſchreckliche Opfer, was ich von mir erzwingen wollte, nicht zu ſpät gebracht ſey. Was ich thun wollte, war kein tugendhafter Entſchluß; ich floh Frau von Nevers wie ein Verbrecher, nichts konnte den Schaden, den ich geſtiftet, wieder gut machen, er war unerſetzlich. In dem Zuſtand hoffnungsloſer Verzweiflung, der mich jezt erfaßt hatte, konnte nur der Durſt nach Rache mich abhalten, meinem Daſeyn ein Ende zu machen, und dieſe traf vor allen den Herzog von L., den mir mein Oheim unter den Verläumdern ausgezeichnet hatte. Noch ſchwankte ich, ob ich, ehe ich ihn aufſuchte, Frau von Nevers zu ſprechen ſuchen ſollte, als ich die Klingel ihres Zimmers mit der größten Heftigkeit läuten hörte. Unwillkürlich eilte ich dahin; ein Bedienter, dem ich begegnete, ſagte mir, daß die Herzogin plötzlich krank geworden und in Ohnmacht gefallen ſey. Von Schrecken erſtarrt, fliege ich in ihre Zimmer, gehe, ohne zu wiſſen, was ich thue, durch zwey, drey große Gemächer, und gelange an das Kabinet, in dem wir geſtern noch auf Glück hoffen zu können glaubten. Frau von Nevers lag blaß und bewegungslos auf dem Kanape, eine junge Dame, die ich nicht kannte, hielt ſie in ihren Armen — ich hatte kaum Zeit, einen Blick auf ſie zu werfen, ſo trat Herr von Olonne auf mich zu und ſagte mit ſtrengem Ton: „Was wollen Sie hier? verlaſſen Sie dieſes Zimmer.“ — „Nein, rief ich, wenn ſie ſtirbt, ſterbe ich auch!“ und bey dieſen Worten ſtürzte ich zu den Füßen des Kanape's nieder. Herr von Olonne half mir auf. „Sie können nicht hier bleiben, ſagte er, gehen Sie auf Ihr Zimmer, ſpäterhin werde ich mit Ihnen ſprechen.“ Seine Strenge, ſeine Kälte hätte mir das Herz durchbohrt, wenn ich einen andern Gedanken als

den Anblick vor meinen Augen hätte faſſen können. Des Marſchalls Worte waren mir kaum verſtändlich, mein Leben war im Entfliehen, es ſchien mit dem übrigen zu erlöſchen. Die junge Dame wendete ſich zu mir, ich ſah Thränen in ihren Augen. „Natalie, ſagte ſie, wird Sie ſehen, ſobald ſie wieder zur Beſinnung kommt — gehen Sie jetzt; Ihr Anblick könnte ihr ſchaden.“ — „Könnte er, ſo will ich gehen,“ und damit begab ich mich in das anſtoßende Zimmer — denn weiter konnte ich nicht — ich ſank auf meine Knie und betete um ihr Leben. Bald vernahm ich, daß ſie wieder zu ſich kam, man ſprach, man bemühte ſich um ſie — ein alter Kammerdiener, der ihr von Kindheit an zugethan war, kam jetzt herein; bey meinem Anblick ſagte er: „Sie müſſen in Ihr Zimmer gehen, Herr Eduard. Guter Gott, wie ſehen Sie aus! armer junger Menſch, Sie gehen zu Grunde. Stützen Sie ſich auf mich, ich will Sie in Ihr Zimmer führen.“ Ich wollte eben mit ihm fortgehen, als der Marſchall eintrat. „Wie? Sie ſind noch hier? ſagte er zornig, folgen Sie mir in mein Kabinet, ich habe mit Ihnen zu ſprechen.“ — „Er kann ſich ja nicht aufrecht halten,“ bemerkte der alte Diener. „Doch ich kann,“ ſagte ich, raffte meine Kräfte auf, um den Auftritt, den ich vorausſah, zu ertragen, und folgte Herrn von Olonne in ſein Zimmer.

„Jede Erklärung zwiſchen uns wäre unnütz, fing der Marſchall an, meine Tochter hat Alles geſtanden; ihre Freundin, welche die Verläumdungen, die über ſie verbreitet ſind, früher wie ich erfuhr, eilte aus Holland herbey, um ſie von dem Abgrund, in dem ſie ſich zu ſtürzen bereit war, zurück zu reißen. Ihnen iſt wahrſcheinlich der Schaden, den Sie ihrem Rufe zufügten, bekannt; Ihr Betragen iſt um ſo ſtrafbarer, da Sie nicht im Stande ſind, ihn wieder gut zu machen. Ich wünſche, daß Sie ſogleich abreiſen mögen; den Sohn meines Freundes werde ich nicht verlaſſen, ſo unwürdig er ſich meines Schutzes bezeigt hat, ich verſpreche, Ihnen eine Stelle als Geſandtſchaftsſekretär an einem nordiſchen Hofe zu verſchaffen; gehen Sie ſogleich nach Lyon und erwarten Sie dort Ihre Ernennung.“ — „Ich bedarf gar nichts, mein Herr, antwortete ich, erlauben Sie mir, Ihr Anerbieten abzulehnen; morgen bin ich ſchon nicht mehr hier.“ — „Wohin gedenken Sie?“ — „Ich weiß es nicht.“ — „Was iſt denn Ihr Plan?“ — „Ich habe keinen.“ — „Was ſoll aber aus Ihnen werden?“ — „Was liegt daran?“ — „Glauben Sie nicht, Eduard, daß die Liebe das ganze Leben ausmache.“ — „Ich verlange kein anderes.“ — „Bringen Sie ſich nicht um Ihre ganze Zukunft.“ — „Für mich gibt es keine.“ — „Unglücklicher! was kann ich für dich thun?“ — „Gar nichts.“ — „Eduard, Sie zerreißen mein Herz! ich hatte es mit Strenge gewaffnet, aber ſie hält nicht gegen Sie aus. Ich habe meine Zuſage an Ihren ſterbenden Vater nicht vergeſſen, ich würde alles für Ihr Glück thun, aber das fühlen Sie ſelbſt, Eduard, meine Tochter kann ich Ihnen nicht geben.“ — „Das weiß ich, das weiß ich vollkommen, und morgen reiſe ich ab. Erlauben Sie mir nun zu gehen?“ — „Nein, nicht alſo. Eduard, mein Kind, bin ich nicht dein zweyter Vater?“ — „Sie ſind Frau von Nevers Vater. O pflegen Sie, lieben Sie, tröſten Sie Ihre Tochter, wenn ich nicht mehr hier bin! Sie wird Troſt bedürfen.“ Ich verließ ihn und ging in mein Zimmer. Dort, wo ich ſo oft an ſie gedacht, mit ihr unter einem Dache gelebt hatte! — Nun ſollte ich es verlaſſen. Der Gedanke, meinem Leben und meiner Qual ein Ende zu machen, ſtieg in mir auf, allein die Vorſtellung von dem Schmerz, welchen Frau von Nevers darüber erleiden würde, und das Bedürfniß, mich zu rächen, hielt mich davon ab.

Meine Wuth gegen den Herzog von L. kannte gar keine Gränzen, denn er hatte uns nahe genug geſehen, um ſich von meiner Ehrerbietung für Frau von Nevers zu überzeugen; nur die verabſcheuungswürdigſte Bosheit konnte ihn bewegen, mich für ihren Liebhaber ausgeben zu wollen. Alle Leidenſchaften, die in meiner Seele ſtürmten, ergoßen ſich in Rachedurſt gegen ihn. Ich beſchäftigte mich die Nacht über, meine Geſchäfte zu ordnen, und ſchrieb an Herrn von Olonne und die Herzogin, denen, im Fall ich unterliegen würde, dieſe Briefe gegeben werden ſollten. Auch eine Art von letzten Willen ſetzte ich auf, um einigen alten Bedienten meines Vaters, die ich in Forez gelaſſen hatte, ihren Unterhalt zu ſichern. Der Gedanke, Frau von Nevers zu rächen, oder mein trauriges Leben zu verlieren und von ihr beklagt zu werden, beſänftigte mich einigermaßen. Ich wehrte die Weichheit ab, die mich zuweilen beſchleichen wollte, auch die religiöſen Begriffe, welche, von Kindheit an in meine Bruſt geyflanzt, ſich wider meinen Willen in mir regten, drängte ich zurück.

(Die Fortſetzung folgt.)

Hervorſtechendſte Züge Roms.

(Fortſetzung.)

Die Art zu ſpinnen.

Obgleich die Römer im Allgemeinen den Lilien gleichen, von welchen die Bibel ſagt, daß ſie nicht arbeiten und nicht ſpinnen, und doch leben; ſo herrſcht doch die Faulheit nur unter den Männern, die Weiber dagegen ſind meiſtens beſchäftigt. Freylich iſt deſſen, was dieſe Letztern, auf dem Stuhle ſitzend und in vier Pfähle eingeſchloſſen, thun, wenig; aber im Freyen und auf öffentlichen Plätzen ſind ſie deſto fleißiger. Eine ihrer Haupt-

Digitized by Google

arbeiten besteht im Spinnen. Ich wette, keiner meiner Leimann dürfte bekannt seyn, daß dieß auf eine andere Art geschieht als in Deutschland. Nirgends in Italien ist, so viel ich weiß, das eigentliche Spinnrad, d. h. diejenige Maschine im Gebrauche, auf welcher sich der Faden um die, durch das Rad in Bewegung gesezte, Spindel wickelt. Man spinnt vielmehr noch auf dieselbe Weise, wie vor zwey- bis dreytausend Jahren. Der Mechanismus, für denjenigen höchst interessant, wer ihn nicht kennt, besteht in folgendem. Den Flachsbehälter (Rocken) am untern Ende fest unter dem linken Arme haltend, zieht die Spinnerin auf die bekannte Weise mit den Fingern den Faden aus demselben heraus. Nachdem dieser gehörig geebnet, geglättet und mit Speichel benezt ist, schlingt er sich von selbst um die frey in der Luft schwebende, vorn herabhängende Spindel. Um lezterer die nöthige Kreisbewegung zu geben, wird sie von Zeit zu Zeit zwischen den flachen Händen gerollt und dann niedergelassen. Dabey muß die Spinnerin aber wohl Acht geben, daß sie die Spindel im Augenblicke, wo die ihr mitgetheilte Bewegung nach rechts im Begriffe steht, aufzuhören, plözlich in die Höhe zieht, um sie von Neuem zu rollen, ehe sie anfängt, sich nach links zu drehen und folglich sich abzuwickeln. So wie die Beschreibung hier auf dem Papiere aussieht, möchte diese antike Spinnerey höchst mühsam scheinen. Ich kann aber versichern, daß sie in der Ausführung mit der höchsten Leichtigkeit, ja selbst mit einer gewissen Anmuth, getrieben wird. Die Weiber spinnen nicht allein gehend, sondern sogar im mäßigen Laufe; die ärmsten tragen sogar Lasten dabey auf dem Kopfe. Das Garn gibt dem auf einem Rade gesponnenen weder an Feinheit noch an Glätte nach, ja übertrifft lezteres, wie leicht zu begreifen, an Stärke, da es keiner Art von Reibung, weder in der Tülle der Rolle, noch auf dem Haken derselben, ausgesezt ist. In welchem Verhältnisse der Ertrag beyder Spinnarten mit einander steht, kann ich nicht bestimmen; doch möchte die Geschwindigkeit, mit welcher man sich die Spindeln füllen sieht, auf keine große Verschiedenheit schließen lassen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Keine Rettung.

(Aus dem Spanischen.)

Mit zwey Schmerzen muß ich kämpfen,
Die mich beyde gleich bedrängen.
Euch zu sehen, ist der eine,
Und der andre, euch zu meiden.

Wenn ich euch seh', sterb' ich vor Liebe,
Und es bleibt mir keine Rettung —
Seh' ich euch nicht, muß ich verzweifeln,
Bis ich wieder euch kann sehen.

Bey dem Einen wächst die Liebe
Und die Sehnsucht bey dem Andern.
Und ich leid', wenn ich euch sehe,
Und vergeh', wenn ich euch meide.

W. A. H.

Korrespondenz-Nachrichten.

Neapel.

Nach vielen Bemühungen ist es endlich gelungen, den beyliegenden Grundriß des hiesigen so berühmten als wirklich schönen Theaters San Carlo zu erhalten, dessen Richtigkeit man verbürgen kann, da er von einem sehr geschickten deutschen Architekten aufgenommen worden. Merkwürdig ist dabey die Schnelligkeit, womit es erbaut und in seinen jetzigen eleganten Zustand gesezt wurde. Im Febr. 1816 brannte es bis auf den Grund ab, und den 12. Jan. 1817, also zehn Monate darauf, ward es am Geburtstage des verstorbenen Königs neuerdings wieder eröffnet.

Es dürfte zugleich nicht uninteressant seyn, über dessen innern Raum, Verwaltung u. s. w. einiges genauer zu erfahren, welches so leicht nicht in Deutschland bekannt werden kann, da die zahllosen Reisebeschreiber entweder keine Gelegenheit haben, sich die nöthige Auskunft sicher zu verschaffen, oder mit einer bloßen Ansicht zufrieden sind; welche denn, so wie deren Urtheil gewöhnlich ziemlich oberflächlich ausfällt, und dennoch im Ausland als Orakel angesehen wird, weil der Beschreibende sich entweder schon einen gewissen Namen als Schriftsteller erworben hat, oder für seine eigne tiefe Beobachtung ausgibt, was entweder blos auf Hörensagen beruht, oder aus italienischen Broschüren zusammengetragen, für selbst Erforschtes verkauft wird. Der Beyspiele davon könnte man viele anführen, besonders aus den neuesten Werken über Italien, von denen einige sich als Originale ankündigen, und doch nur Uebersezungen mit einigen beygefügten eignen Floskeln sind.

Die Größe des S. Carlo-Theaters ist der ewige Zankapfel aller Fremden und Einheimischen, indessen bleibt doch immer nur dasjenige della Scala der gefährlichste Nebenbuhler. Schöner ist unbedingt das hiesige, und in Rücksicht der Größe soll es, genau ausgemessen, jenem auch in etwas vorausstehen.

Der Ueberschlag, wie viel Menschen es enthalten kann, wann es übervoll ist, kann leicht ziemlich genau gemacht werden.

Der erste Rang hat 26 Logen			26
— zweyte und dritte 28 .	also beyde	. .	56
— vierte und fünfte 30			60
— sechste			30
von denen die mittlern zehn die mittlere Gallerie ausmachen, vom Parterre aber als Logen erscheinen.			
Theater-Logen			8
große königliche			1
nimmt vier Logen des zweyten und dritten Ranges ein.			
		Logen	121 —

nimmt man nun diese königliche Loge für vier und zwey Ausgänge des Parterre, nach der fünften Loge des ersten Ranges als solche mit an, so würde das Theater eigentlich 186 gleiche Logen haben. Diese an Gala-Abenden, wo sich Alles hineindrängt, das Haus übervoll ist, zu acht Personen, als die wohl ziemlich richtige Mittelzahl angeschlagen, geben 1488 Personen.

Im Parterre sind auf zwanzig Bänken nur 741 Sitze	741
Billette zum Stehen werden an solchen Abenden ausgegeben etwa	400
Wenn man nun noch ein paar hundert mehr für die Gallerie, Freybillette u. s. w. anschlägt	200
Ist die Gesammtzahl . .	2829

und das Theater faßt demnach aufs Höchste noch keine dreytausend Personen als Zuschauer, außer die etwa 350 — welche das Orchester, Theaterpersonale u. s. w. bilden, und es ist demnach zum Lächerlichen übertrieben, wenn man unüberlegt behaupten hört, daß es die doppelte Menschenzahl fassen könne.

Bey seinem Abtritt 1823 machte der damalige Directeur Barbaja eine Bilanz von S. Carlo und Fondo bekannt, über deren Richtigkeit wohl mit Recht einige sehr gegründete Zweifel obwalten, weil aber ein kurzer Auszug daraus den Theaterfreunden vielleicht nicht unwillkommen ist, um von der ganzen Verwaltung sich einen Begriff zu machen, so folgt derselbe:

Ausgabe für Besoldung von 32 Sänger und Sängerinnen nebst 35 Choristen, welche während des Scudi.

Jahrs 1822 vom April bis März 1823 sangen		40737.78
die Choristen erhielten		3833.50
Besoldung von 73 Tänzer und Tänzerinnen	40177.11	
26 Schüler	723.20	
		40900.31
32 Figuranten . . .		3114.40
81 Pers. des Orchesters .		13499 —
16 Dichter und Kapellmeister		7642 —
11 Verwaltung . .		5202 —
30 w. o. m. Angestellte .		4677.20
Dekorationen, Maschinen u. s. w. . .		24432.59
Garderobe		23008.29
übertragen		S. 161137.07
119 Vorstellungen in S. Carlo, 104 in Fondo und zehn Bälle		15951.56
Illumination an Gala- und Ballabenden .		9482.40
Musik		1448.18
Sänften		996.25
verschiedene unvorhergesehene Ausgaben . .		8208. 2
Reparaturen		1573.59
schuldige Vergütung an Jubilirte . . .		966.66
Gratifikationen		2191.72
Ausgaben		S. 200935.45

Einnahme: Von Hofe für ein Jahr .	86000 —
Schadloshaltung für Nonnen und Ottavarien	7000 —
— für Logen und Sitze, außer der Verbindlichkeit	2215 —
— für Illuminationen, extra . .	748 —
Abonnement in S. Carlo . . .	43000.42
desgleichen im Fondo	7599.30
Billette von 119 Vorstellungen in S. Carlo	23717.37
— 104 — in Fondo	10538.67
10 Bälle . . .	4220.60
Extra und verschiedne Einnahmen . .	3826.62
Vergütung von der Wiener Direction .	638.18
desgleichen pr. Spesen der vorigen Direction	466 —
Einnahmen	S. 199979.10
Verlust . . .	199956.29

Man gab in diesem Jahre in beyden Theatern:

Neue Opern, in S. Carlo	7	in Fondo	5
alte — . . .	8	— . .	11
neue Ballette . .	13	. .	6
alte — . . .	9	. .	6

Es bleibt einem Jeden überlassen, über obigen scheinbaren Verlust seine eigene Anmerkungen zu machen. Nur ist es auffallend, daß Barbaja sich so viele Mühe gegeben, die Direction wieder zu erhalten, und sie wirklich seit Ostern verflossenen Jahrs wieder übernommen hat.

Daß er, nachdem er der vorjährigen Direction des Engländers Glossop, dessen Verbindlichkeit eigentlich drey Jahre dauern sollte, alles Mögliche in den Weg zu legen gesucht hatte, mit dem Besten, was zu geben war, anfangen würde, stand zu vermuthen. Die bekannte Fodor, la Blache, David traten auf, und man mußte natürlich mit der Verbesserung sehr zufrieden seyn; allein die Erste hat uns bereits wieder verlassen, und wenn auch die Toši Lob verdient, so bleibt sie doch nur ein schwacher Ersatz, und man erwartet ungeduldig, daß die lange versprochne Pasta komme. Für die ersten Sopran-Rollen ist die Comelli Rubini engagirt, aber als Sängerin hat sie wohl schwerlich mehr viel Auszeichnendes, nimmt sich indessen in Männerkleidung doch besser aus, wie die kleine Ligarini, welche nun in Palermo ist; ferner besen wir eine Grisi und die deutsche Unger, welche fortfährt zu gefallen, indem sie außer ihrer Geschicklichkeit im Singen auch eine sehr gute Schauspielerin ist, und ein liebliches Aeußeres mit Lebhaftigkeit und Freyheit verbindet.

Für's Ballet brachte er Albert, die Brugnoli und einige andre, deren Geschicklichkeit bekannt ist, und darüber wenig zu sagen bleibt. Albert ist aber bey weitem nicht mehr was er war, und weder mit Paul noch andern mehr zu vergleichen, wenn er auch von den Franzosen bis in Himmel erhoben wird. Allein die Ballette, so schön auch die Kompositionen des geschickten Balletmeisters Gioja ist, scheinen im Ganzen genommen der allgemeinen Erwartung nicht völlig zu entsprechen. Cäsar in Egypten war schön, das seit einigen Abenden zum Namensfeste des Königs gegebne Niccolò Peser weniger befriedigend, und beyde durchaus geringeres Interesse erweckend, wie das nun auf die Seite gelegte, der Otto Mesi in due Ore. Dieser Niccolò Peser war der Held des Schillerschen Taucchers, worans eine geschichtliche Verwebung gemacht worden, die sich auf dem Theater durch schöne Dekorationen und neu erfundene, eingeschobene Scenen ganz hübsch macht; denn der Vorfall mit dem Becher ist gar nicht darin; dagegen läßt er, weil auf seinen Kopf als Verräther ein Preis gesetzt worden, um sich wieder frey zu machen, einen kleinen Sohn als Pfand, wenn er in sechs Stunden eine gefährliche Unternehmung gegen die feindliche Flotte nicht vollführen würde.

(Der Beschluß folgt.)

Beylagen: Ein Steindruck. — Kunstblatt Nro. 4.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Palmi
100
Napoletani

Digitized by Google

Digitized by Google

Nro. 11.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, 13. Januar 1826.

Leben und Weben ist hier, aber nicht Ordnung und Zucht.

Goethe.

Hervorstechendste Züge Roms.

(Fortsetzung.)

Die weiblichen Moden.

So groß auch die Herrschaft ist, welche die französische Mode über das ganze gebildete Europa ausübt, so möchte es doch kein Land geben, wo, selbst England, ja Spanien nicht einmal ausgenommen, mehr Eigenthümlichkeit in der Art sich zu kleiden, herrschte, als unter den Römerinnen. Sie zeigt sich von den untern weiblichen Klassen, wo sie am auffallendsten ist, bis zu den Frauen von Stande hinauf, unter jenen wirklich materiell in Schnitt und Zusammensetzung, unter den lezten, möchte ich sagen, blos genialisch, durch die Farben, den Kontrast derselben, besonders durch das Sitzen der Kleidungsstücke. Wie eine Römerin anders denkt und fühlt, als eine Pariserin, so wird sie der Anzug, und wäre er auf das Genaueste nach einer französischen Puppe zugestuzt, auch anders kleiden als die Pariserin. Die Verschiedenheit der Körperbildung, besonders der Büste, mag dazu das Ihrige beytragen. Diese gibt an der Römerin andere Strahlenbrechungen, folglich andere Lichter und andere Schatten; folglich müssen Schnitt und Farben anders erscheinen, als an der Pariserin. Von der mehr oder mindern Schönheit der Formen und des daraus folgenden Sitzens will ich nicht einmal reden.

Die auffallendste weibliche Mode ist unstreitig die sogenannte Bautta, ein im modernen Geschmacke verfertigter schwarzseidner Hut, mit vorn herabhängendem schwarzem Schleyer, zuweilen ganz schlicht, meistens aber mit einigen Pauschen um den Kopf besezt, und stets schwarz gefüttert. So viele Römerinnen, ja selbst Putzmacherinnen ich über den Schnitt derselben befragt habe, alle sind der Meynung, daß dieser ursprünglich römisch sey und den Pariserinnen zum Modelle gedient habe. Wie dem auch sey, und welches Alter dieser Schnitt haben möge, immer bleibt die Form der Bautta die graziöseste, welche es geben kann. Ob die Ursache davon in der Geschicklichkeit der hiesigen Putzmacherinnen, oder im schönen Ebenmaße der römischen Frauenköpfe liege, lasse ich unentschieden. Dieser Hut hat noch das Eigenthümliche, daß er von der Kirchendisciplin als die einzige, beym Gottesdienste zuzulassende weibliche, Kopfbedeckung eingesezt worden ist. Fürstinnen und Herzoginnen, ja selbst fremde Königinnen, wenn sie katholisch sind und während der Messe die hiesigen Kirchen besuchen, müssen ihn tragen. Es versteht sich daher von selbst, daß, wenn auch die Bautte im Schnitte, in der Farbe und im Stoffe unter allen Ständen dieselben sind, sie sich dennoch in Betreff der Güte des leztern, so wie des Schleyers von einander unterscheiden. Es gibt deren von drey bis zu dreyßig, ja fünfzig Scudi. Die Frauen der untern Volksklasse, welche keine Bautta, sondern ein Netz tragen, oder überhaupt mit bloßem Kopfe gehen, dürfen nicht anders als lezteren mit einem Tuche verhüllt in der Kirche erscheinen.

Die übrigen Kleidungstrachten der mittleren und hö-

heren weiblichen Volksklassen sind sich im Schnitte, der rein-französisch ist, vollkommen ähnlich; die Stoffe allein machen einen Unterschied. Zu der Eigenthümlichkeit, welche sich hier, wie schon gesagt, besonders im Sitzen der Kleider zeigt, kömmt noch der häufige und vorzugsweise angewandte Gebrauch vieler, besonders kontrastirender Farben: ein hiesiger Damenanzug würde nicht für vollendet gehalten werden, fehlte ihm, außer dem Weißen und Schwarzen, eine einzige Farbe, ja eine einzige Schattirung. Dadurch unterscheidet sich die römische Frauentracht äußerlich am meisten vor allen übrigen Moden Europa's. Besonders sticht das Gelbe und Rothe hervor, nächstdem das Grüne und Violette. Was im Norden Simplicität heißt, kennt hier Niemand. Kann das Wunder nehmen? Kleidet sich doch die Natur in Rom weniger einfach, wie in Petersburg, und die Menschen sollten es nicht auch thun! Nebst dem Bunten macht sich, bey gänzlicher Ermanglung der sogenannten französischen Grazie, eine gewisse Grandiosität bemerkbar, welche eigentlich der unterscheidende Charakter nicht allein der weiblichen Mode, sondern der ganzen physischen und intellektuellen Individualität des hiesigen Frauengeschlechts, von der untersten Klasse an bis zur Herzogin und Fürstin hinauf, ist.

Die Moden der unteren und untersten weiblichen Volksklassen haben, bey aller Hinneigung zum französischen Schnitte, eine unverkennbare Nationalität. Die Frauen der Arbeitsleute, gröbern Handarbeiter, Fuhrleute, Winzer u. s. w. tragen kein langes Kleid, sondern einen Spencer, nebst Rock. Ersterer, dem nordischen Spencer ähnlich, erhält durch seine mannigfaltigen Bauschen und Besetzungen, so wie durch den Stoff, welcher im Winter Sammet, im Sommer Atlas oder Seide ist, besonders aber durch die eben erwähnte bunte Farbenmischung, ein höchst theatralisches, ja phantastisches Ansehen. Freylich liegt im Schnitte desselben etwas höchst Ungereimtes, wahrscheinlich Folge der übelverstandenen, auch in Deutschland und Frankreich vor dreyßig Jahren spukenden Idee vom griechischen Gürtel. Die hintere Taille ist nämlich so sehr kurz, daß große Frauen, oder solche, welche einen vorzüglich langen Oberleib haben, darin wie buklich erscheinen. Der Rock zeichnet sich durch seine doppelte, ja oft drey- und vierfache Garnirung aus. Der silberne Kamm, die bändelangen Ohrringe und die tellerartigen silbernen Schuhschnallen machen die Nationalität vollkommen. Es hängt vom Stadtviertel ab, ob die Weiber dieser Klasse im bloßen Kopfe gehen, oder Netze tragen.

Die Weiber der untersten Klasse tragen statt des Spencers ein steifes Mieder, welches nach Art der alten Ritterharnische über den Armen und hinten mit Bändern zugebunden wird. Diese Mieder, eben so übermäßig lang, als die Spencer kurz sind, stehen großen Gestalten vortrefflich, obgleich sie, vorn ohne alle Ausbödung, der Brust die Wölbung benehmen. Die Oberarme sind bis tief auf den Ellbogen von feinen, mit Spitzen besetzten Hemdermeln bedeckt. Der übrige Theil des Anzugs unterscheidet sich von dem der vorigen Klasse nur durch den Gehalt, nicht durch den Schnitt. In beyden ist, wie es heißt, seit fünfzig Jahren, außer der oben bemerkten Verkürzung der Taille an den Spencern, keine Veränderung vorgegangen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Eduard.

(Fortsetzung.)

Um acht Uhr begab ich mich zu dem Herzog von L. — er war noch nicht aufgestanden; ich mußte warten, und ging indeß mit vor Ungeduld kochendem Blute in einem Salon auf und ab. Endlich ward ich vorgelassen; der Herzog schien verwundert. „Ich komme, mein Herr, sagte ich, Rechenschaft über die Beleidigung zu verlangen, die Sie mir angethan, und für die Verläumdung, welche Sie rücksichtlich meiner über Frau von Nevers ausgesprengt haben. Sie können nicht glauben, daß ich so einen Schimpf ertragen solle, und Sie sind es mir schuldig, mein Herr, mir Genugthuung zu geben.“ — „Das thäte ich mit dem größten Vergnügen — Sie wissen es, Herr G., daß ich diese Gelegenheiten nicht scheue; allein in diesem Fall ist es unglücklicher Weise unmöglich.“ — „Unmöglich? das werden wir sehen. Glauben Sie ja nicht, daß ich Sie werde ungestraft die Tugend verläumden und einen Engel von Unschuld und Reinheit anschwärzen lassen.“ — „Was die Verläumdung betrifft, sagte der Herzog lachend, so erlauben Sie mir, dieses für nicht so wichtig zu halten. Ich habe geglaubt, Sie wären Frau von Nevers Liebhaber, ich glaube es noch, und ich habe es gesagt. Ich sehe in Wahrheit nicht, was Sie dabey beleidigen kann. Man schreibt Ihnen das hübscheste Weib in Paris zu, und das nehmen Sie übel? tausend Andere möchten an Ihrer Stelle seyn, und ich zuerst.“ — „Und ich, mein Herr, ich würde erröthen an Ihrer Stelle zu stehen. Frau von Nevers ist rein, tugendhaft, makellos, die Aufführung, deren Sie mich beschuldigten, wäre niederträchtig und Sie sind mir Rechenschaft für Ihre unwürdigen Reden schuldig.“ — „Ich spreche, was mir gefällt, ich werde von Ihnen, und sogar von Frau von Nevers denken, was ich Lust habe — Sie können dagegen Ihr gutes Stück läugnen, wenn es Ihnen gutdünkt — das ist recht hübsch von Ihnen, obgleich es heut zu Tage wenig geschieht. Wenn es aber darauf ankommt, mich mit Ihnen zu schlagen, so versichere ich Sie auf meine Ehre, ich habe jetzt so große Lust dazu, wie Sie, allein das geht nicht. Sie sind kein Edelmann, Sie haben keinen Rang in der Welt, ich würde mich, indem ich Ihnen den Willen thäte, ungeheuer lächerlich machen. Das Vorurtheil will es also. Ich bin

Digitized by Google

darüber in Verzweiflung, setzte er besänftigter hinzu, seyn Sie versichert, Herr G., ich schätze Sie von Herzensgrund, und es hätte mich sehr gefreut, mich mit Ihnen zu schlagen. Sie erblassen — das thut mir leid! Sie sind ein Ehrenmann. Glauben Sie mir, ich verabscheue diesen barbarischen Gebrauch, ich finde ihn höchst abgeschmackt, ich gäbe *mein* Leben darum, wenn es mir erlaubt wäre, mich mit Ihnen zu schlagen." — „Großer Gott! rief ich, ich glaubte allen Schmerz erschöpft zu haben!" — „Eduard, fing der Herzog wieder an, den meine Lage je mehr und mehr zu rühren schien, halten Sie einen Freund nicht für Ihren Feind. Ich versichere Sie, diese Sache betrübt mich von Herzen; lassen sich denn ein Paar unvorsichtige Worte nicht wieder gut machen?" — „Nein! rief ich. Versagen Sie mir die Genugthuung, die ich verlange?" — „Ich bin dazu gezwungen!" — „Gut. Sie sind ein Feigling, denn es ist Feigheit, eines Mannes Ehre zu beschimpfen, und ihm die Rache unmöglich zu machen."

Nach diesen Worten eilte ich wie ein Wüthender aus des Herzogs Haus und durchirrte wie unsinnig die Straßen. Alles, was ich dachte, flößte mir Abscheu ein, die Furien der Hölle hatten mich umklammert, ich konnte meine Schuld nicht gut machen, und mir ward Rache versagt. Jezt hatte ich den höchsten Punkt des Unrechts erfahren, wohin die unseligen Verhältnisse der gesellschaftlichen Ordnung zu führen vermögen; Alles, was mich umgab, schien mir feindselig zu seyn, ich nahm wahr, daß ich bey diesem Besuch beym Herzog von L. nur den Tod gesucht hatte, denn ich hatte gar nicht daran gedacht, was nach ihm noch Statt finden könnte; die Last des Daseyns drückte mich zu Boden — der Gedanke: ein Moment kann mich von ihr befreyen — fuhr wie ein Blitz durch meine Seele, und eine unwiderstehliche Gewalt trieb mich, gegen die Ufer der Seine zu eilen.

Der Herzog von L. wohnte in der Vorstadt St. Germain, gegen die neuen Boulevards zu, ich eilte mit meinem schrecklichen Vorsatz die Straße Bac herab. Jeden Augenblick ward ich in dieser volkreichen Straße von Menschen gedrängt und gestoßen; sie gingen friedlich ihrem Berufe nach, und das war mir ein Abscheu! Die menschliche Natur empört sich vor der Vereinzlung, sie bedarf Mitleid, der Anblick eines Nebenmenschen, der bey unsern Leiden fühllos ist, beleidigt die Gabe des Mitleids, die Gott in unsre Brust senkte, und die in der Gesellschaft von Selbstsucht erstickt und verdrängt wird. Dieses Gefühl vermehrte die Empörung meines Innern; es scheint, daß sich die Verzweiflung in sich selbst vervielfältigt. Die meine hatte den höchsten Grad erreicht, als ich plötzlich Frau von Nevers Wagen erblickte, der auf mich zukam; ich erkannte ihre Pferde, ihre Leute, mein Herz schlug noch einmal für etwas Anderes als für den Schmerz, wie ich dachte, daß ich sie erblicken würde. Zehn Schritte von mir lenkte der Wagen in das Klosterthor der Visitantinnen der heil. Jungfrau ein. Ich stellte mir vor, Frau von Nevers wolle dort die Messe hören; der Gedanke mit ihr, für sie zu beten, ergriff mich: Gott um Kraft zu flehen für uns Beyde, um Trost von der Quelle alles Guten, bey der noch Trost zu finden ist, wenn er sonst allenthalben gebricht. So errettete mich dieser Engel! so bändigte seine Gegenwart die Verzweiflung, die mich zum Verbrechen hinreißen wollte.

Ich warf mich in einem dunkeln Winkel der Kirche auf meine Kniee, und bat mit Inbrunst, daß Gott die Geliebte meiner Seele trösten und beschützen möge. Sehen konnte ich sie nicht, da sie in einem gegitterten Stuhl war, allein ich dachte mir: auch sie bete jezt für ihren unglücklichen Freund, und unsre Empfindungen stimmten noch einmal zusammen. Ich fühlte mit nagender Bitterkeit, daß ich ihr Leben getrübt hatte; wäre ich stark genug gewesen, die Stimme der Pflicht zu befolgen, hätte ich ihr diese Leiden erspart. Jezt blieb mir nichts übrig, als ihre Ehre, die meine Gegenwart verletzte, durch meine Abreise wieder herzustellen. Es war, als wenn ich in dieser Kirche mir bisher unbekannte Kraft gewönne, die Reue erregte keine Verzweiflung mehr in mir, sondern entzündete das Verlangen, meinen Fehler durch Selbstaufopferung zu sühnen, und so den innern Frieden, des Menschen erstes Bedürfniß, wieder zu finden. Ich versprach mir selbst, noch an dem nämlichen Tage abzureisen, konnte aber doch der Hoffnung, Frau von Nevers, wenn sie in den Wagen steige, nochmals zu sehen, nicht widerstehen. Ich trat aus der Kirche — Ach sie war nicht mehr da! —

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Neapel.

(Beschluß.)

Niccolò Pesce stürzt sich bey heftigem Sturm und Ungewitter in's Meer, und kommt gerade wenig Minuten nach der bestimmten Zeit, wie man seinen Sohn schon zum Tode führen will, zurück, indem er die feindlichen Galeeren, schwimmend, nach sich zieht, welches denn zu schönen Effekt machenden Scenen und Dekorationen Anlaß gibt, indem es Nacht ist, der Vollmond am Himmel steht, und die kommenden, mit unzähligen Lichtern erleuchteten Galeeren, durch hübsche Gruppirung das Ballet sehr schön endigen. Ueberhaupt scheint es, als ob der Unternehmer in dergleichen Darstellungen, während seines Aufenthalts in Wien, manches gelernt hat; denn so schön auch die Dekorationsmalerey in Italien ist, und so weit man es auch darin gebracht hat, so kann man doch nicht läugnen, daß für die Täuschung in Deutschland noch mehr geschieht.

Die neue Oper von Carafa aber würde gewiß durchgefallen seyn, wenn — der Hof nicht im Theater gewesen wäre, auch gab man sie nur zwey Mal. Es heißt nun, daß man weiterhin den Freyschütz geben werde, aber wer ihn kennt, behauptet, er könne und werde hier nicht gefallen.

Die Zierde unsers prächtigen öffentlichen Spazierganges der Villa reale, der farnesische Stier, soll nun auch endlich von dort weg und in's Museum gebracht werden, um ihn der Gefahr der Beschädigung der Seeluft zu entziehen. Die Anstalten sind, nach mehreren Jahren Reden, wirklich angefangen und an seine Stelle wird eine große Gruppe von Canova kommen, die in der Kirche von Salerno stand, und von da bereits bergeschafft ist. Fünfundzwanzig Tage wurden erfordert, um diese große Gruppe von ihrem jetzigen Platz in's Museum zu schleifen.

Obgleich die Dampfschifffahrt mit Riesenschritten überall vorrückt, und man deren großen Nutzen und Bequemlichkeit einsieht, so scheint das hiesige sich doch nicht lange mehr halten zu wollen. Die Unternehmer behaupten, nicht dabey bestehen zu können, und es ist glaublich, obgleich sie sich zum Theil den wenig guten Erfolg selbst zuzuschreiben haben. Denn erstens sind die Preise zu hoch, und wenn sie solche auch schon heruntersezten, so dürfte dieses jezt doch wenig mehr helfen, sie haben durch schlechte Bedienung und grobe Behandlung der Reisenden am Bord Alles abgeschreckt, und selbst die Absetzung der ganzen, aus Engländern bestehenden, plumpen Schiffsmannschaft, wofür jezt Eingeborne genommen werden, dürfte nicht hinreichend seyn, den gefallenen Kredit wieder zu heben. Es ist daher sehr zu fürchten, daß diese schöne und sichere Gelegenheit zur Ueberfahrt gänzlich eingehen werde, wenn nicht die Alles unternehmenden Engländer Mittel finden, es auch hier wie überall unter ihrer eignen Flagge zu treiben. Die Regierung will es nicht übernehmen, obgleich der Antrag gemacht worden seyn soll, deren drey regelmäßig, statt der drey langsamen Paketboote fahren zu lassen, und dazu Schiffe anzuschaffen, welche mit doppelter Kraft die Reise nach Palermo in vierzehn Stunden zurücklegen. Man will behaupten, daß vornehme Angestellte sich dagegen sezten, weil sie bey den ehemaligen Paketboten interessirt sind, und diese dann aufhören müßten. Das Reisen nach Sicilien wird also hinfüro wieder mit mehr Schwierigkeit und Unannehmlichkeit verknüpft werden.

Unsre Rivista teatrale, das beste und vielleicht einzige gute Journal, welches hier als Tagsblatt erschien, ist plözlich verboten worden, weil — man sich darin eine freye Aeußerung über einen unbedeutenden Improvisatore Lionessa erlaubt hatte, welche seinem Beschüzer Pr. N... so mißfiel, daß es ohne weiters aufhören mußte. Das Publikum ist demnach einer Unterhaltung beraubt, obgleich fähige Urtheiler in der Sache behaupten, was gesagt worden, sey noch zu glimpflich gewesen. Dagegen ist seit dem 1. Oct. ein andres, l'Osservatore erschienen, mit dem Motto: la critique est aisée, l'art en est difficile, welches wissenschaftliche Gegenstände, Theater, Poesien ꝛc. und ein politisches Thermometer, nebst zwey Modefiguren enthalten soll. Das Schicksal desselben ist mit ziemlicher Bestimmtheit voraus zu sehen, bey den großen Schwierigkeiten, welche hier allem, was gedruckt werden soll, gemacht werden. Man darf nur irgend einmal einem hochmögenden mißfallen, so hat der Spaß ein Ende. Die Beschreibung des königlichen Museums, welche sich so hochtrabend anpries, ist ebenfalls in's Stocken gerathen, denn wie es mit Gewißheit voraus zu bestimmen war, wollte man nicht ein gutes und nüzliches Werk liefern, sondern dabey eine große Summe verdienen, verkaufte das einzige erste — vierte Heft — und — bezahlte den Künstler nicht, so daß deren mehrere nicht mehr dafür arbeiten wollen, weil ihnen das Versprochene nicht einmal bezahlt wird. Das neue Werk über Pompeja, vom Hauptmann Gore, scheint hier weniger Beyfall zu finden, wie demselben im Auslande geworden. Vielleicht ist man zu strenge, weil eben hier zur Stelle die Vergleichung zwischen dem Gesagten und der Wirklichkeit zu leicht gemacht werden kann. —

Wien.

(Fortsezung.)

Noch eine Kleinigkeit wurde auf dem Hoftheater im Laufe dieses Monats gegeben, nämlich: „Genieren Sie sich nicht.“ In einem Aufzug, von Fr. v. Holtein. Der Hauptspaß dieses Stücks liegt in der hier ganzbaren sprichwörtlichen Redensart, die gewöhnlich so viel sagen will, als: „Seyn Sie kein Kind!“ — wie man sich anderwärts ausdrückt. Der Verfasser hat es übrigens bald in diesem, bald in jenem Sinn gebraucht, und hat sich wirklich nicht genirt. Es ist eigentlich nur eine Reihe von Scenen, die jedoch sehr lebendig gehalten sind, voll scherzhafter Einfälle, wie sie einem so in die Feder kommen, und gewöhnlich auf der Bühne Glück machen. — Einen bestimmten Schluß hat das Stück nicht. Das kann für original gelten, heißt es am Ende. So mag es seyn: Ist es doch ergözlich und belustigte bis zulezt — bis die Nuß aufgeknackt und inwendig hohl befunden war. Dann macht man hier und dort ein langes Gesicht, heult sich aber schadlos an der Repetition der Redensart, die unterwegs unaufhörlich ausgetauscht wurde. „Schlafen Sie wohl, und genir' Sie sich nicht!“ — „Begleite mich nach Haus, und genir' dich nicht!“ — Ein lustiger Einfall am rechten Ort kann auch für einen Treffer gelten. Das ist der Fall mit dieser Kleinigkeit.

In diesem Jahre soll eine neue Zeitschrift für die vaterländische Geschichte ihren Anfang nehmen, die den Titel Austria führen wird. Eine gemischten Inhalts, unter der Aufschrift: Bohemia, meldet man aus Prag. Die in Ungarn herauskommende Iris hat so guten Fortgang, wie es scheint, daß die Redakteurs gesonnen sind, künftig wöchentlich ein Blatt mehr zu liefern, ohne den Preis zu erhöhen. Bis jezt sorgten sie für Abwechslung und Mannigfaltigkeit, und hatten mehr das literarische, als das merkantilische Interesse vor Augen. — Das Taschenbuch Fortuna, herausgegeben von Fr. K. Told, hat in diesem Monat seinen dritten Jahrgang begonnen. Das Aeußere ist sehr zierlich und zugleich einfach. Die Kupfer sind zum Theil gelungen. Bey dem Inhalt scheint bessere Auswahl vorgewaltet zu haben, und man findet mehrere geschäzte Namen inländischer Dichter und Schriftsteller, zum Beweis, daß Fortuna diesem Sprößling günstig war. Professor Wessely kündigt eine metrische Uebersezung unter dem Titel: Hochzeitlieder der Serben an, die am geeignetsten seyn sollen, das innere Leben und die ganze Empfindungsweise dieses Volkes aufzuschließen. Die Einleitung bietet eine vergleichende Zusammenstellung dar mit Griechenland und Rom, wie auch mit der Poesie der neueren Nationen, sucht ferner die Wurzel der serbischen Volkspoesie in den innersten Verhältnissen der Nation auf, und enthält zugleich die Geschichte der Sammlungen, und eine Würdigung aller darum verdienten Männer.

(Der Beschluß folgt.)

Beylage: Literaturblatt Nr. 4.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Nro. 12.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Sonnabend, 14. Januar 1826.

— Wer hochentzückt
An der Natur geweihtem Altar
Himmlischer Weisheit und Schönheit opfert,
Er sey mein Bruder!

Heydenreich.

Auf die Weltverächter.

Herrgott, wie sie dich misverstehen,
Die da nur hasten hinauf zu dir!
Nein, du willst, daß hienieden wir gehen,
Und du bereitest auch Seligkeit hier!

Mag denn Staub nicht ein Eden genießen,
Welches die segnende Vorsicht gewährt?
Läßt er störrisch ein Glück sich verdrießen,
Weil's nur die Tage des Staubes verklärt?

Ach vergib, du Allgütiger droben,
Daß sie so kindisch die Erde verschmäh'n!
Herrlich hast du vom Nichts ihn erhoben,
Ihn, der nicht dankend dein Grüßen will seh'n!

Wo du schufest, und wo du nur waltest,
Gott, bist du weise, bist freundlich und groß;
Ob du Himmel der Himmel entfaltest,
Oder im Thale vergängliches Moos!

Laßt hienieden die Herzen sich weiten,
Sind ja dem Himmel zu eng und zu klein!
Sanft die Ranken zur Höhe zu leiten,
Pflegt sie der Gärtner an Stäbe zu reih'n.

Lernt nicht wählig das Gute nur üben!
Forscht nicht einzig nach Recht und nach Wahr!
Daß beseligt auch Schönes wir lieben,
Bietet's der Himmel so wonniglich dar.

Nicht der Weise, und nicht der Gerechte
Spiegelt allein sich im Irdischen euch.
O, dem schmachtenden Menschengeschlechte
Zeigt sich ein Vater der Freude zugleich.

Sie, die heiter mit Unschuld empfangen,
Blumen entpflückend der niedrigen Bahn,
Heitrer werden den Kranz sie erlangen,
Wenn sie dem Throne des Ewigen nah'n.

Joh. Rud. Wyß.

Eduard.

(Beschluß.)

Als ich das Kloster verließ, begegnete ich einem jungen Manne, den ich von früherher kannte; er kam aus Amerika zurück, und sprach von diesem Lande. Das einzige Wort: Amerika, hatte mich bestimmt — mir war jeder Ort gleich — und ich beschloß Paris noch am gleichen Abend zu verlassen. Man führt Krieg, sagte ich zu mir selbst, ich will Soldat werden und gegen die Feinde meines Landes fechten. Mein Land! — ach, dieser Gedanke war mir so schmerzlich wie alles Andere. Ich war sein enterbtes Kind, es verstieß mich, es fand mich nicht würdig, seine Vertheidigung zu führen *). Mag es seyn, mein Blut

*) Nämlich als Offizier — denn als Soldat einzutreten, stand Eduard ohne Zweifel frey. Der Leser muß die Verfasserin die-

soll für dieses Vaterland fließen, meine Gebeine werden in dieser fremden Erde ruhen, aber mein Geist wird meine ewig Geliebte umschweben. Ihr galten die ersten Schläge meines Herzens, und ihr sey mein lezter Seufzer geweiht.

Wie ein zum Tode Verurtheilter, dessen Hinrichtung aber noch eine Zeitlang aufgeschoben ist, kehrte ich in das Hotel d'Olonne zurück. Der Gedanke, durch meine Hingabe Frau von Nevers Ehre, ihren Ruf wieder herzustellen, hatte meine Verzweiflung beschwichtigt. Der alte Kammerdiener kam in mein Zimmer; er sagte mir, daß die Herzogin und ihre Freundin, die Marquise von C., im Kloster geblieben seyen, und erst den folgenden Tag zurück kämen. Meine lezte Hoffnung, sie noch einmal zu sehen, war also dahin! — Ich wollte ihr schreiben, ihr mein Betragen erklären, ihr vor Allem die Gefühle malen, die mein Herz zerrissen — es gelang mir nur zu gut — das Blatt war von meinen Thränen benezt. „Was nüzt es, ihren Schmerz zu erneuen? sagte ich zu mir selbst; habe ich sie nicht schon genug betrübt? ist es denn aber meine Pflicht, mir den Trost eines lezten Abschieds zu versagen?" — Ich versuchte noch einmal ihr zu schreiben, ihr die Hälfte meines Grams zu verbergen — aber es gelang nicht. Die Liebe kann nicht heucheln. — Ich gab meinen Brief dem alten Kammerdiener, der ihn weinend empfing. Diese schweigende Theilnahme that mir gut — eine andere Theilnahme hätte ich nicht ertragen können. Nun befahl ich, Postpferde für den Eintritt der Nacht zu bestellen und schloß mich in mein Zimmer ein. Mit tiefem Schmerz nahm ich von dem Bildniß der Frau von Nevers Abschied, tausend Mal küßte ich diese kalte Leinwand, lehnte mein Haupt an sie, alle meine Erinnerungen, die ganze Vergangenheit, alle meine Hoffnungen schienen mir hier vereint — ich begriff nicht, woher ich die Kraft nehmen sollte, die Bande, die mich an dieses geliebte Bild fesselten, zu zerreißen. — Endlich klopfte man an meine Thür. Alles war vorüber. Ich warf mich in die Postchaise, die mich, ohne anzuhalten, nach Lorient führte, und schiffte mich den folgenden Morgen auf dem Fahrzeug ein, das uns Beyde hierher brachte.

* * *

Nur mit Mühe — so beschließt der Erzähler Eduards Geschichte — gab ich des unglücklichen Jünglings Forderung, ihn diesen Tag nicht mehr aufzusuchen, nach. Ungern gesteht die Freundschaft ihre Ohnmacht ein, und begreift nicht, daß es Leiden gibt, bey denen ihr Trost keinen Eingang mehr findet. Doch gedachte ich ihm eine Erleichterung zu verschaffen, indem ich mich mit ihm von Frau von Nevers unterhalten wollte. Ich kannte sie und wußte, daß sie der Leidenschaft, die sie eingeflößt hatte, wohl werth war. Die ganze Nacht dachte ich über sein unseliges Schicksal nach — er war das Schlachtopfer von Verhältnissen, über welche die Menschen nicht zu gebieten vermögen, und die doch von ihnen herbeigeführt sind. Vergeblich sann ich auf Mittel, die Lage eines unglücklichen Freundes zu verbessern — mit Schmerz mußte ich mir gestehen, daß es deren keine gebe.

Den nächsten Morgen begab ich mich frühzeitig in Eduards Zimmer, es war leer; ich gewahrte auf dem Tisch einige so eben aus Frankreich angekommene Journale. Niemand hatte ihn ausgehen sehen. — Da ich wußte, daß man heute die Engländer anzugreifen gedachte, ward ich unruhig, forderte ein Pferd, und eilte, so schwach ich noch war, der Armee nach. Auf dem Kampfplatz angekommen, fand ich, daß eine heftige Kanonade begonnen, um den Feind aus seiner fast unbezwinglichen Stellung zu treiben. Ich erblickte Eduard in den vordersten Reihen und gelangte neben ihn, um ihn, von Wunden bedeckt, fallen zu sehen. Meine Arme fingen ihn auf, sein Blut floß in Strömen, ich wollte es stillen, er gab es nicht zu. „Lassen Sie mich sterben, sagte er, klagen Sie nicht um mich, das Maas ist voll, das Leben ist mir verhaßt — ach der Tod kommt nur zu spät!" Sein Geist entfloh, sein Haupt sank auf meine Schulter — er war todt! — Ich begab mich in einer Verzweiflung, deren ich mich nicht mehr fähig glaubte, in meine Wohnung zurück.

Die Zeitungen enthielten folgenden Artikel:

„Gestern den sechs-und-zwanzigsten August früh um „eilf Uhr, feyerte man in der Kirche und Pfarre St. Sul„pice das Todtenamt und Leichenbegängniß der durchlauch„tigsten Frau Louise, Adelaide, Henriette, Natalie von „Olonne, Wittwe des durchlauchtigsten Herrn Herzogs von „Nevers, Prinzen von Châtillon, Marquis von Souvigny „u. s. w. Sie starb in ihrem Hotel in der Straße Bour„bon, ein-und-zwanzig Jahr alt, an den Folgen einer Aus„zehrung. Nach der Ceremonie ging der Leichenzug nach „dem Limousin ab, wo die Herzogin von Nevers den „Wunsch geäußert hatte, begraben zu werden. Man führte „sie in die Baronie Favetange Vaillegeon von ***, Genera„lat von ***, wo sie im Grabgewölbe ihrer Ahnen ruhen „wird u. s. w."

Gegen das Ende eben dieses Jahres erlaubte mir der Frieden, nach Frankreich zurückzukehren; ich führte den

---

fer Kleinigkeit bewundern, wie sie der Denkart eines Menschen, der sich aus Verzweiflung, kein Marquis zu seyn, in den Tod stürzt, in den feinsten Zügen treu bleibt. Eduard, der sich nur als Offizier zu denken vermochte, zählt sich als Nichtoffizier gar nicht zu den Tapfern, die unter Lafayette stritten, und hält sich für einen Geächteten, weil er nicht als Bevorrechteten geboren ist.

D. U.

leichnam meines unglücklichen Freundes mit mir, und erhielt von dem Marſchall von Olonne die Erlaubniß, ihn in dem Gewölbe beyſetzen zu laſſen, das die andere Hälfte ſeiner ſelbſt einſchloß. Dort ſezte ich ihn zu den Füßen an dem Sarg der Frau von Nevers und nun fühlte ich die erſte Erleichterung meines Schmerzes.

Der Marſchall von Olonne hatte die Welt und den Hof verlaſſen, und lebte bis zu ſeinem Tode in Faverange; die thätigſte, weiſeſte Wohlthätigkeit beſchäftigte ſeine Tage, allein obſchon er ſehr alt wurde, und gefaßt zu ſeyn ſchien, blieb er doch in tiefe Traurigkeit verſenkt. Man hörte ihn oft ſagen, daß er im Irrthum geweſen ſey, wie er geſagt habe, daß es zweyerley Arten gebe, glücklich zu ſeyn.

Hervorſtechendſte Züge Roms.

(Fortſetzung.)

Da hier blos von den Moden der gebornen Römerinnen die Rede iſt, ſo muß ich die eigentlichen und im ſtrengſten Verſtande ſo zu nennenden weiblichen Nationaltrachten der umliegenden Gegenden, das heißt von Albano, Frascati, Rocca del Papa, Genzano u. ſ. w. mit Stillſchweigen übergehen. Hier herrſcht ſtatt des Mieders und des Spencers eine Art von Carraco, mit kurzen Ermeln, wobey weiße lange lederne, oder auch, bey Minderbegüterten, Zeughandſchuhe getragen werden. Am meiſten zeichnen ſich dieſe Frauen, eben nicht zu ihrem Vortheile, durch den Kopfputz aus, welcher in einem am Rücken herabhängenden, in ein längliches Viereck zuſammengeſchlagenen Stücke weißen Stoffes (Leinewand, Muſſelin oder Battiſtſpitzen) beſteht, und auf dem Kopfe befeſtigt iſt. Die Gewalt, welche lezterm dadurch angethan wird, theilt der Haltung des obern Körpertheils etwas Pagodenähnliches mit. Mehr oder weniger ſind dieſe Trachten durch Zeichnungen oder Abbildungen im Auslande bekannt.

Warum ſollte ich hier nicht zugleich der Tracht der Bergbewohnerinnen nach den Abruzzen zu mit ein Paar Worten erwähnen? Sie iſt in ſofern intereſſant, als ſämmtliche ältere römiſche, florentiniſche, ja ſelbſt venezianiſche Maler von ihr das Modell zu Bekleidung ihrer weiblichen Figuren genommen haben. Wie die Madonnen, Magdalenen, Annen u. ſ. w. auf den Gemälden des Perugino, Beato da Fieſole, Giambellini u. ſ. w. gekleidet ſind, ſo tragen ſich noch heut zu Tage jene Bergbewohnerinnen.

Die merkwürdigſte weibliche Nationaltracht herrſcht unſtreitig im untern, ſüdöſtlichen Theile des Kirchenſtaats, in den beyden Provinzen Marittima und

ſchied beyder ergeben, in jener möglichſtvollendete Ausſchmückung der einzelnen Theile, auf Koſten der allgemeinen Form, in dieſer Vollendung und Streben nach Großartigkeit der Form, mit Beſeitigung der Details. Beyde Moden ſind in ihrer Art vollendet, das heißt, im höchſten Grad zweckmäßig, in Hinſicht auf die Individualität beyder weiblichen Geſchlechter. Nur muß man keine Pariſerhaube auf den Kopf einer Römerin, noch weit weniger eine römiſche auf den Kopf einer Pariſerin ſetzen. Uebrigens kann ein's nicht geläugnet werden: die römiſchen Putzmacherinnen ſind in ihrer Art, wenn man die nationelle Zweckmäßigkeit in Anſchlag bringt, eben ſo vollkommen als die Pariſer; außer dieſen beyden Moden gibt es keine andere europäiſche, welche Erwähnung verdient.

(Die Fortſetzung folgt.)

Beſcheidener Wunſch.

(Aus dem Spaniſchen.)

Meine Lieb ich alſo liebe,
Daß nicht wagen meine Wünſche
Irgend etwas ſich zu wünſchen.
Denn würd' ich erſt wünſchen,
So würd' ich auch hoffen,
Und wenn ich dann hoffte,
So würde ſie zürnen.
Alſo wünſch' ich nur zu ſterben;
Da nicht wagen meine Wünſche
Etwas Andres ſich zu wünſchen.

V. A. H.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Wien.

(Beſchluß.)

Unter andere Raritäten, welche der dießjährige Herbſtmarkt zur Schau brachte, gehören die Produktionen eines Phyſiko-Mechanikers, der ſeine großen, phyſiſch-chemiſch-magiſch-mechaniſchen Apparate und Vorſtellungen mit dem Erbieten ankündigte, auch gegen beliebiges Honorar Kunſtliebenden in dieſem ſchönen Zweig der freyen Künſte gründlichen Unterricht zu geben, mit dem Zuſatz, daß er in dem Garten der Magie, den er den Kennerblicken hoher Gönner zu öffnen Willens ſey, viele der Blumen, die die Vorwelt ſorgſam pflegte, und unſre Zeit in Vergeſſenheit gerathen ließ, in einer Auswahl ſeltener und ſinnreicher Stücke als ein zierliches Bouquet präſentiren werde.

Jemand, der dramatiſche Produkte auf dem Lager hat, bot ſie folgendermaßen aus: „Gefertigter erklärt hiermit, daß ſowohl ſeine früheren, als gegenwärtigen (Werke) — nur bey ihm ſelbſt u. ſ. w. zu haben ſind. Es wird demnach allen reſpektiven Theater-Intendanten und Direktionen geziemend kund gegeben, daß vom untengeſetzten Datum an, ſich Ihnen ausſchließend an ihn zu wenden haben werden. Auch werden eben da ꝛc. ꝛc.“ Der geneigte Leſer mag dieſe Mittheilung als eine Freſko-Anekdote, oder einen Bären anſehen, nur nicht als einen, den ich ihm aufbinden will, ſondern im volksthümlichen Sinn des Worts.

Auf dem Volkstheater wurde ein neues Zauberſpiel gegeben: Liſko und Salomo, oder der Zauberwald. Muſik von Drechsler, hat gefallen. Auf dem Theater in der Joſephſtadt machten die Drillingsſchweſtern und der Waldgeiſt, Zauberoper, nach einer Erzählung, weniger Glück. Giſela, erſte Königin der Magyaren, von dem Volkstheaterdichter Meiſl für das Theater in Preßburg geſchrieben, wurde hier einige Mal mit vielem Pomp gegeben. Ich will gern zugeben, daß es wenig innern Werth beſitzt, wenn aber mancher andre Volkstheaterdichter ein ſolches Stück geſchrieben hätte, würde hier und dort viel Lärm geſchlagen werden. Deſto mehr Bemerkung für die Leſer! Dieſe Bühne ſtellt das eigentliche Théâtre des variétés dar. Vom höchſten bis zum tiefſten Ton wird die Skala dramatiſcher Produktionen durchgeſpielt, von dem Inhalt aller andern Repertoirs liefert die Bühne eine Muſterkarte: von der Menagerie in Krähwinkel und dem Elephantenrüſſel (das trivialſte Quodlibet) bis zum Freyſchütz und Johann von Paris, von der Jungfrau von Orleans bis zum Jocko und den andern beſtialiſchen Spektakles dahl ihr Alles um denſelben Preis.

Am Cäcilientage wurde in der Auguſtiner Hofpfarrkirche eine neue große Meſſe von Cherubini aufgeführt, die jedoch ältern Urſprungs iſt, als die von ihm für die Krönungsfeyer Carl X. gedichtete. Dieſes bewunderungswürdige Tonwerk begeiſterte die Kenner und Liebhaber des ſtrengen Satzes dergeſtalt, daß ſie es für das Höchſte ganz unbedingt erklären, was im Kirchenſtyl bisher geleiſtet worden.

Auflöſung des Räthſels in Nr. 6.

Brautkranz.

Charade.

Heilige Gebete ſteigen
Aus den erſten Zwey empor
Und es ſchallt der Prieſter Reigen
Hin durch den geweihten Chor.

Doch den frommen Sänger nennet
Dir das zweyte Sylbenpaar,
Deſſen Liedesopfer brennet
Auf Odins und Thors Altar.

Eine Waffe, zu beſchützen,
Herzoge im Alterthum.
Zu zerſpalten und zu ritzen
War des Ganzen Zweck und Ruhm.

Beylage: Intelligenzblatt Nr. 4.

Verlegt von der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.

Digitized by Google

Nro 13.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Montag, 16. Januar 1826.

Die Wahrheit harrt mit sicherer Wage
Im Wolkenzelt der Folgezeit.

v. Salis.

Unterredung mit Buonaparte auf St. Helena im August 1817.

Von Kapitän Basil Hall*).

Auf unsrer Rückfahrt von China ward die Lyra unter meinem Befehle mit Depeschen nach Calcutta an den Generalgouverneur geschickt, von wo wir nach Madras und Isle de France segelten und nach einer angenehmen und glücklichen Fahrt um das Vorgebirge der guten Hoffnung den 11ten August vor St. Helena ankerten.

Ganz natürlich konnte bey unserer Ankunft auf dieser Insel unsre Aufmerksamkeit durch nichts so stark angezogen werden, als durch den erstaunenswürdigen Mann, der sie bewohnte. Seit mehreren Wochen hatte die Wahrscheinlichkeit, ihn zu sehen, die Gedanken Aller, die sich an Bord befanden, auf eine Weise beschäftigt, die schwer zu beschreiben ist, und noch schwerer von denen geglaubt werden wird, denen Entfernung oder andere Umstände niemals eine Möglichkeit vergönnt, ihn zu sehen. Was auch früher unsre Vorurtheile oder Meynungen über seinen Charakter gewesen seyn mochten, so ward doch jezt jedes Gefühl durch den eifrigen Wunsch überwältigt, den Mann zu sehen, der einen so wunderbaren Einfluß auf die Schicksale der Menschen ausgeübt. Das lebhafte Interesse, das neulich in unserm Gemüthe durch die Reise in entfernte Gegenden, und durch den Gedanken, die Ersten zu seyn, unbekannte Nationen und einen ganz neuen Zustand der Sitten zu betrachten, entstanden war, schien, wie groß und allgemein es auch empfunden ward, doch schwach im Vergleich mit dem, welches uns jezt in der Nähe eines Mannes, wie Napoleon, ergriff. Ich sage dieß, ohne irgend eine Bedeutung damit verbinden zu wollen, und führe es blos als eine sonderbare Thatsache an, daß Alle an Bord des Schiffes, Hohe und Niedere, unendlich mehr mit diesem einzigen Manne beschäftigt erschienen, als mit allen Vorfällen unsrer merkwürdigen Reisen zusammengenommen. Sogar diejenigen unter uns, denen ihre Lage keine Aussicht, ihn zu sehen, ließ, wurden von dem allgemeinen Fieber ergriffen, und der kälteste und gleichgültigste Mensch an Bord fühlte sich bey dieser Gelegenheit auf eine ungewöhnliche Weise ergriffen, und so zehnmal mehr die, welche irgend eine Hoffnung zu einer Zusammenkunft hatten; ich ging mit zwey Passagieren meines Schiffs in einem Zustande von Ungeduld und Erwartung an das Land, wie ich ihn niemals, weder vor noch nachher, wieder empfunden.

Da ich das Vergnügen hatte, den Gouverneur und seine Familie persönlich zu kennen, und eine Einladung erhalten, in Plantation-house zu wohnen, so rechnete ich mit einigem Vertrauen darauf, daß diese Bekanntschaft mir zur Erleichterung meines Wunsches dienen würde. Ehe ich indessen irgend einige Schritte deßhalb machte, ging

*) Aus dem vom Verfasser mitgetheilten Manuskripte seiner neuen, sehr vermehrten Ausgabe seiner „Reise nach Loo-Choo und andern Plätzen in den östlichen Meeren.“

ich zum Admiral, um seine Befehle zu empfangen. Er hatte nichts gegen meinen Wunsch, Buonaparte zu sehen, einzuwenden, gab mir aber wenig Hoffnung zur Erfüllung desselben, und als ich in dem Landhause des Gouverneurs ankam, fand ich mich sehr in meiner Erwartung getäuscht, wie ich hörte, daß Buonaparte und er in einem Verhältnisse ständen, welches es ihm unmöglich machte, um eine Unterredung mit irgend einem Fremden nachzusuchen. Er that indessen sehr gefällig Alles, was in seiner Macht stand, und schrieb sogleich an Kapitän Blakeney, den Offizier, der damals den Dienst in Longwood hatte, um ihm zu melden, daß ich gerade von den östlichen Meeren gekommen und dem General Buonaparte meine Aufwartung zu machen wünsche, dem er also mein Verlangen auf eine Weise mittheilen möchte, die den wahrscheinlichsten Erfolg verspräche.

Keine Antwort kam diesen Abend, und ich schloß die ganze Nacht kein Auge. Ein bestimmter Abschlag würde wahrscheinlich eine verschiedene Wirkung gehabt haben; ich hätte mich der Nothwendigkeit unterwerfen müssen; allein diese Ungewißheit war peinlich und beunruhigend in einem Grade, den ich, obgleich ich damals selbst darüber erstaunte, doch seitdem ganz natürlich gefunden habe; denn ich sehe eine ganz genügende Erklärung meiner Unruhe und Rastlosigkeit in dem Vergleich mit dem, was ich jetzt fühle, und dem beständigen und unermüdlichen Bedauern, welches ich empfunden haben würde, wenn ich dem merkwürdigsten Manne unsers Zeitalters so nahe, es verfehlt hätte, ihn zu sehen.

Dieser Nacht folgte ein noch unruhigerer Morgen. Nach dem Frühstücke kam eine Antwort von Longwood, worin man sagte, daß man Buonaparte meinen Namen genannt und meinen Wunsch, ihm meine Ehrfurcht zu bezeigen, mitgetheilt, daß er aber gar nicht darauf zu achten geschienen. Kapitän Blakeney setzte hinzu, es wäre vielleicht eben so gut für mich, nach Longwood herüberzukommen, da es möglich seyn könnte, daß Buonaparte einwillige, mich zu sehen, wenn ich mich an Ort und Stelle befände; ich ritt demnach mit meinen beyden Gefährten hin.

(Die Fortsetzung folgt.)

Hervorstechendste Züge Roms.

(Fortsetzung.)

Die Krüppel.

„Il y a compensation par tout," würde der französische Philosoph Ugars voll Freude, sein System einem Theile nach bestätigt zu sehen, ausrufen, wenn ihm zu Rom, neben einer Menge wahrer Apollo- und Junogestalten auf jedem Tritte und Schritte eine eben so große Menge nicht allein von Schiefbeinen und Buckligen, sondern selbst von eigentlichen Krüppeln beyderley Geschlechts aufstießen. In der That ist die große Anzahl von mehr oder minder verwachsenen Personen, welche man in Rom antrifft, eine höchst merkwürdige Erscheinung. Mögen die eigentlichen Krüppel und Lahmen, welche man hier in so großen Haufen sieht, meistens Fremde seyn, und durch die Leichtigkeit, sich in Rom mit Betteln das Leben zu fristen, aus dem ganzen Kirchenstaate, ja vielleicht aus ganz Italien, hier zusammenströmen; immer bleibt es wahr, daß in Rom selbst eine größere Menge Verwachsener und Schiefbeiniger geboren, oder vielmehr erzogen werden, als verhältnißmäßig in andern Städten. Besonders ist die große Anzahl von Frauen, welche oft bey der regelmäßigsten, ja vollendetsten Bildung des Oberleibes, bis auf die Hüften herab, verwachsene Beine, oder verunstaltete, oder wenigstens häßliche Füße haben, auffallend. Diese Mißgestaltung wird hier um so eher bemerkbar, weil einmal die hiesigen Weiber ohne alle Eitelkeit sind und sich also keine Mühe geben, sie zu verbergen, dann der leichtern Bekleidung wegen, welche die fehlerhafte Form auf den ersten Blick erkennbar macht. Die Aerzte geben schlechtes Wasser, schlechten Wein, unreifes oder zu viel genossenes Obst, endlich die aria cattiva, diese physische Erbsünde Roms, welche allenthalben vorgeschoben wird, wo man auf dem natürlichen Wege zu keiner Erklärung körperlicher Erscheinungen gelangen zu können glaubt, zu Ursachen an. Wäre die Einwirkung derselben gegründet, so müßte dadurch, als erste und nächste Folge eine totale Verderbniß der Säfte erzeugt werden. Wer aber die blühende Gesichtsfarbe, gesunde Konstitution und regelmäßige Bildung des Oberkörpers, selbst bey buckligen Personen, den Hocker ausgenommen, betrachtet, kann unmöglich diese Verkrüppelung im verdorbnen Blute suchen. Mir sind, bey fortgesetzter Beobachtung, andere kennbare Umstände geworden, welche vielleicht, wo nicht die alleinige Ursache jener Abnormität seyn, doch einen größern Antheil daran haben dürften als die oben angeführten. Um verstanden zu werden, muß ich nothwendig eine Bemerkung vorausschicken, zu welcher die sittlich moralische Bildung der Südländer die Veranlassung gibt. Mir ist unbewußt, ob ich sie ohne Mißdeutung werde äußern dürfen. Der Werth des Menschen, wie der eines jeden andern Naturprodukts, hängt von der mehr oder mindern Seltenheit seiner Erzeugung ab. In Rom (um von dieser Stadt allein zu sprechen), wo die Fruchtbarkeit der Weiber drey-, viermal größer ist als im Norden Europa's, wo die Mittelzahl der, von einer einzigen Mutter gebornen, Kinder vielleicht zehn, auf jede Weise aber acht ist, statt daß sie im Norden zwey bis drey beträgt, in Rom muß die Aufmerksamkeit auf die physische Erziehung der Kinder im umgekehrten Verhältnisse mit der Häufigkeit ihrer Erzeugung stehen. Dazu die, den hiesigen Einwohnern

Digitized by Google

natürlich eigene, Abneigung vor körperlicher Anstrengung gerechnet, und man wird von selbst begreifen, daß das Kinderwarten eine der Hauptlasten des hiesigen weiblichen Geschlechts ist. Sie wird um so empfindlicher, als die Römerinnen, bey ihrer eben so natürlichen Hausscheue, die Kinder stets mit sich tragen müssen, während die Bewohnerinnen des Nordens, den größten Theil ihrer Zeit im Zimmer zubringend, die übrigen in die Wiege legen können. Um sich das Tragen der Kinder zu erleichtern, läßt man sie in Rom ungewöhnlich lange in den Windeln. Jedoch bleiben die Hände und ein großer Theil der Brust (besonders bey Mädchen) frey, auch der Kopf meistens unbedeckt. In letzterm Umstande finde ich, für meinen Theil, den Hauptgrund der vortrefflichen Haupt- und Brustgestaltung des hiesigen weiblichen Geschlechts. Das so gewickelte Kind wird nicht, wie in Deutschland und Frankreich, auf dem Arme sitzend, sondern mit von der Trägerin abgewendetem Gesichte, die Hand unter den Unterleib desselben geschlungen, gehalten. Diese Art des Tragens scheint auf den ersten Blick sehr zweckmäßig zu seyn und jenen Uebeln vorzubeugen, welche die deutschen Aerzte dem Tragen der Kinder auf dem Arme zuschreiben. Allein bey näherer Untersuchung zeigt sich (wenigstens in meinen Augen), daß aus dieser Haltung offenbar die nachtheiligsten Folgen für die körperliche Entwicklung des Kindes hervorgehen, Schwächung der untern Bauchmuskeln, gestörte Verdauung und endlich Hemmung der nothwendigen Entwicklung des Rückgrates, der Schenkel und Hüften, also überhaupt Störung in der Bildung der Beinkraft. Vielleicht wäre dieser einzige Umstand schon hinlänglich, die Mißgestaltung der Beine zu erklären; aber ein zweyter, überwiegenderer Grund kömmt noch hinzu, um leztere nicht in Verderbniß der Säfte, sondern in einer äußern Einwirkung zu suchen. Um sich die Bürde zu erleichtern, stellen die hiesigen Frauen ihre Kinder, oft sogar schon in den ersten Tagen der Geburt, aufrecht, auf die, unten von den Windeln gebildete Wurst, in der Meynung, leztere verhindere, daß der Körper nicht auf die Füße zu stehen komme, ihnen daher keine schwächende Anstrengung zugefügt werde. Dieß ist aber ein offenbarer Irrthum, denn der Körper muß nothwendig durch seine eigene Schwere auf die Füße und diese mehr oder weniger auf den, unter ihnen befindlichen, Gegenstand drücken. Außerdem fängt man schon nach dem sechsten bis achten Monate an, die Kinder am Gängelbande baumeln zu lassen, oder sie, sobald die Beine nur irgend eine scheinbare Festigkeit erhalten haben, in die Laufkörbe zu sperren. Dieß sind, nach meiner Meynung, die alleinigen und wahrsten Ursachen, welche die Beinverkrüppelung der Römer bewirken. Sie ist, so viel ich habe bemerken können, in den höheren Ständen weniger häufig, wahrscheinlich, weil hier die eigends gehaltenen Ammen oder Wärterinnen einmal die Kinder weniger tragen, als liegen lassen, und sie auch nicht so früh auf die Beine stellen.

In den bisher genannten Umständen mag endlich der Grund der schon früher erwähnten Erscheinung liegen, daß, wenn im Allgemeinen die Körperbildung der Römerinnen bis auf die Hüften herab die vollkommenste, regelrechteste ist, welche sich denken läßt, ihr Unterkörper, besonders der Frauen aus den untern Volksklassen, sich nichts weniger als vollkommen zeigt. Es ist gar nichts Seltenes, die Büste einer mediceischen Venus (oder noch etwas Künstlerisches, denn die Römerinnen haben einen schönern Kopf, als diese Statue) auf verwachsenen Beinen und klump- oder einwärtsgebogenen Füßen einhergehen zu sehen. Bein und Fuß, wie die Pariserinnen in der Regel beydes besitzen, sieht man in Rom äußerst selten; eben so wird die Stellung derselben im höchsten Grade vernachlässigt. Höchst auffallend dabey ist, daß nichts desto weniger der Gang, obgleich ohne die französische Grazie, sich durch eine Großartigkeit, eine Grandiosität auszeichnet, welche man nirgends anders, nicht einmal unter den höheren Ständen anderer Länder findet! Eine hiesige Winzerinn oder Fuhrmannsfrau schreitet mit einer Haltung einher, welche (ich weiß mich nicht besser auszudrücken) Respekt einflößt; man sieht, der Tanzmeister hat keinen Antheil daran, wohl aber der antike Geist, der sich in ihr noch im Nachklange vernehmen läßt.

Unter den Frauen der höheren Stände ist jene Verunstaltung des Unterkörpers weniger häufig; Haltung und Gang nähern sich etwas der französischen Sitte, sind aber immer noch eigenthümlich genug, um auf den ersten Blick eine Römerinn von einer Pariserinn zu unterscheiden.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris.

Die letzten Wochen sind in Paris reichhaltig an wichtigen Begebenheiten gewesen. Der Ausbruch der allgemeinen Gesinnung zu Gunsten der Griechen bey der jedesmaligen Vorstellung des neuen Trauerspiels **Leonidas**, der gänzlich mißlungene Versuch, die freye Erörterung geistlicher Sachen in den unabhängigen Zeitungen gerichtlich verbieten zu lassen, und dann die Nationalbeysteuer zu der großmüthigen Belohnung der Familie des verstorbenen Generals Foy bieten dem ruhigen Beobachter Stoff zu mancherley Betrachtungen dar; indessen ist schon darüber so viel Interessantes in den Pariser Blättern geschrieben worden, daß ich mich kurz darüber werde fassen können. Wer noch an den heilsamen Folgen der Preßfreyheit zweifeln könnte, der brauchte jezt nur die Pariser Zeitungen zu lesen, um in sich zu gehen und sich zu bekehren; sie haben in diesen Tagen dem Vaterlande wichtige Dienste geleistet. Das Trauerspiel Leonidas ist keineswegs ein durch die Zeitereignisse eingegebenes Stück; es war schon vor zwölf Jahren geschrieben, da Niemand Hoffnung hatte,

daß Griechenland noch Leonidasse hervorbringen würde. Wäre es damals aufgeführt worden, so würde es wahrscheinlich wenig Aufsehen erregt haben; denn im Grunde ist dieses Stück doch nur, wie ein berühmter dramatischer Dichter sagte, une agonie en cinq actes. In dem kaltblütigen überlegten Heldenmuthe der Spartaner liegt etwas, das nicht wohl für die Bühne geeignet ist, besonders für die französische, welche an lebhafte Handlungen gewöhnt ist; zudem läßt sich die Unterredung der Spartaner nicht wohl in die vorgeschriebenen fünf Aufzüge ausdehnen; es müßten also Umstände dazu gedichtet werden, die nicht geschichtlich sind, und welche der einfachen edeln Handlung nur schaden. So hat Pichaud, der Verfasser des neuen Trauerspiels, aus dem Demaratus einen gehässigen Verräther, und aus dem Xerxes einen Ibrahim Pascha gemacht. Allein gerade weil sich ohne Absicht des Verfassers so manches auf die jetzige Lage Griechenlands anwenden läßt, und der Patriotismus der alten Griechen in sehr schönen Versen geschildert worden ist, hat das Publikum so lebhaften Antheil an diesem Stück genommen, und seinen Enthusiasmus zu Gunsten der für ihre Freyheit kämpfenden Neugriechen dadurch an den Tag gelegt. Träte ein neuer Petrus Eremita auf, und hielt an die aus dem Schauspiel tretenden Pariser eine Rede, um sie zu bewegen ihm zu folgen, und den Griechen zu Hülfe zu eilen, ich bin überzeugt, in diesem Augenblicke würden sich eine Menge Jünglinge unter seine Fahne stellen. Nur müßte dieser neue Petrus Eremita freylich kein Mönch seyn, denn die Mönchspredigten haben in Frankreich alles Ansehen verloren, sondern ein thätiger General, wie z. B. Foy war. Dann aber würde sogleich die Gensd'armerie herbeyeilen, und die Enthusiasten auseinander treiben. Auf diesem Wege läßt sich also nichts für die Griechen hoffen, und vor der Hand wird es mit den allerdings nützlichen Bemühungen des Comité des grecs sein Bewenden haben müssen. Man weiß aus den Zeitungen, daß es einige junge Griechen, Söhne ausgezeichneter Männer, in Paris erziehen läßt, und daß diese jungen Leute der zweyten Vorstellung des Trauerspiels Leonidas beywohnten, und zwar in der Loge des Herzogs von Orleans. Das Publikum bezeigte nicht allein ihnen seine Theilnahme, sondern wußte es auch dem Herzoge von Orleans Dank, daß er sich der Griechen annimmt. Es gibt also auch Prinzen in Europa, die für die armen Griechen etwas thun, und es nicht gleichgültig ansehen, daß ihr Land verheert, und ihr Volk ermordet wird. Uebrigens spricht sich in Frankreich und England die allgemeine Theilnahme immer lauter aus, und es ist nur zu wünschen, daß sich die Schwierigkeiten bald heben möchten, welche bisher die Machthaber nöthigten, hinter dem Volke zurückzubleiben. Der Prozeß über die Tendenz der beyden freysinnigen Blätter Constitutionel und Courrier français war eine nicht minder wichtige Tagesbegebenheit, an welcher man ebenfalls lebhaften Antheil nahm; denn fast der ganze aufgeklärte Theil der französischen Nation liest diese beyden Blätter, die, wenn sie auch zuweilen befangen in ihren Urtheilen sind, doch den Gesinnungen und der Denkungsart der Mehrzahl ganz entsprechen, und im Namen der Nation gegen die Mißbräuche der Macht sich stemmen. Eine Anklage gegen diese Blätter war also gleichsam eine Anklage gegen den aufgeklärten unabhängigen Theil der Nation; sie eine Zeitlang suspendiren wollen, hieße einen Theil des französischen Volks seiner Wortführer berauben. Daher dann auch jener, der Preßfreyheit anhängige Prozeß eine allgemeine Theilnahme erregte. Der Ton, der in der Anklageakte des Generalprokurators Bellart herrschte, ließ jedermann wittern, von welchem Winkel diese Anklage ausgegangen sey; man behauptete sogar, sie wäre von Geistlichen aufgesetzt, und von Bellart wider seinen Willen unterschrieben worden. Diese Anklage wurde schon, ehe der Prozeß anging, von dem rüstigen Schriftsteller Cauchois Lemaire in einer Broschüre tüchtig abgefertigt; sogar ein Geschwornengericht sprach wider sie, weil sie Grundsätze enthalte, welche der Freyheit der gallikanischen Kirche zuwider seyen. Bey der Oeffentlichkeit der französischen Gerichtspflege sind wichtige Kriminalprozesse Hauptmomente für die ehrsüchtigen und die bürgerlichen Anwalte; erstere erwerben sich durch talentvolle Reden die Gunst des Hofes und Ministeriums zu höhern Stellen; letztere legen sich dadurch in der Volkskunst fest, und begründen ihren Ruf als gerichtliche Vertheidiger der Bürger. Es läßt sich daher denken, daß in dem obenerwähnten Prozesse Ankläger und Vertheidiger sich lange und ernsthaft vorbereitet hatten. Ihre Reden waren daher auch meisterhaft; allein der geschickteste Redner kann aus einer schlechten Sache keine gute machen. Der königliche Anwalt mochte sich drehen und wenden wie er wollte, Alles lief doch nur darauf hinaus, daß jene beyden freysinnigen Blätter die Sache der jetzt herrschenden Parthey und die von ihr begangenen Mißbräuche kühn aufgedeckt hätten; dieß bewiesen die beyden Advokaten Dupin und Merilhou sehr deutlich, und das Gericht war von der Nothwendigkeit, sich vermittelst der Preßfreyheit den heimlichen und öffentlichen Umtrieben der sogenannten Jesuiten, die aber etwas ganz anders sind, entgegenzusetzen, daß es nicht umhin konnte, die beyden Blätter freyzusprechen, und in seinem Urtheile sogar die Regierung auf die Gefahr aufmerksam zu machen, welche dem Lande aus jenen Umtrieben entspringen. Dieß ist das erste Mal, daß sich eine öffentliche Behörde in Frankreich seit der Wiederherstellung des königlichen Thrones so entschieden über den Klerus ausspricht, dem andre Behörden sich zuweilen sklavisch unterwerfen. Man hatte vor wenig Jahren die Preßfreyheit dadurch zu beschränken gesucht, daß man durch ein Gesetz die Dazwischenkunft des Geschwornengerichts bey Preßvergehen aufhob, und verordnete, jene Vergehen sollten in summarischen Sitzungen des Cour royale gerichtet werden. Dieß ist dann auch dießmal geschehen; allein wider den Willen der Urheber des Gesetzes hat die Oeffentlichkeit nur dazu gedient, die Rechte der Preßfreyheit durch einen deutlichen Urtheilsspruch des ersten Gerichtshofes in Frankreich zu bekräftigen und zu bestätigen. Es läßt sich begreifen, warum dieses Urtheil mit Jubelgeschrey vom Publikum aufgenommen wurde. An so kräftige und freysinnige Urtheilssprüche hat die Cour royale das französische Volk nicht gewöhnt. Der Schlag kam unerwartet, und die Ueberraschung war nicht minder als die Freude. So lange man in den Richtern Beschützer der Nationalrechte antreffen wird, muß das Volk sie wohl mit Ehrfurcht betrachten. Dazu kam nun noch der heftige Ausbruch der allgemeinen Gesinnung, als General Foy beerdigt wurde. Wie ein elektrischer Schlag verbreitete sich der Gedanke, der Familie des freysinnigen und freysinnigen Deputirten einen öffentlichen Beweis der Dankbarkeit zu geben, dem edlern Theile der Nation von Paris mit; eine thätig und schnell wurde die Subscription eröffnet und erfüllt; Journalisten, Dichter, Redner, Künstler, wetteiferten mit einander, um das Andenken des von der Nation beweinten Redners verewigen zu helfen. Ein so allgemeines Gefühl, das sich so plötzlich von einem Ende eines großen Königreiches offenbart, und zwar ohne daß irgend eine Behörde dazu beyträgt, hat etwas sehr Imposantes, und seit der Einführung der freyen Verfassung ist diese Erscheinung die erste dieser Art in Frankreich, und für den ruhigen Beobachter ist sie um so merkwürdiger, da nichts darauf vorbereitet zu haben schien.

(Der Beschluß folgt.)

Beylage: Kunstblatt Nr. 5.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Nro. 14.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, 17. Januar 1826.

Sage, wie lebst du? Ich lebe! und wären hundert und hundert
Jahre dem Menschen gegönnt, wünscht sich mir morgen wie heut.

Goethe.

Hervorstechendste Züge Roms.

(Fortsetzung.)

Das Straßengesindel.

Rom hat seine Lazzarone wie Neapel, freylich nicht in gleicher Quantität und zu keiner eigentlichen Innung ausgebildet wie dort, aber immer noch in so beträchtlicher Anzahl und von so eigenthümlicher Physiognomie, daß sie sich auf den ersten Blick, welchen der Fremde in die Straßen, besonders auf die öffentlichen Plätze wirft, bemerkbar machen. Sie treiben dasselbe Handwerk, wie jene, d. h. sie rühren weder Hand noch Fuß, liegen im Sommer im Schatten, im Frühlinge in der Sonne und im Winter um die Kastanien- und Broccolitöpfe, oder um die Kaffeebrenner vor den Kaffeehäusern, schlafen gerne, bis es zu frieren anfängt, auf den öffentlichen Plätzen oder in den Hallen der Kirchen und kriechen dann unter die Dächer der Häuser, wo ihnen Unken und Uhus ihre Lagerstätte einräumen müssen. Das Leben der römischen Birbaccioni (so heißen sie hier) ist ein steter Kampf, im Sommer mit der Hitze, im Winter mit der Kälte, und das ganze Jahr hindurch mit dem Hunger. Niemand begreift, wovon sie leben, noch wie sie leben, denn sie haben eben so wenig etwas auf dem Leibe als in demselben. Rechnet man dazu den Müssiggang, dem sie Preis gegeben sind, da ihnen das einzige Handwerk, welches sie gelernt und ausgelernt haben, das Kartenspiel, von der Regierung gelegt ist, so begreift sich von selbst, daß ihr Leben nichts Beneidenswerthes hat. Trotz dem sind sie stets heitern Muthes, selbst wenn sie sich schlagen, welches häufig geschieht, da es ihnen, wie gesagt, an jeder andern Beschäftigung fehlt. Der Humor ist überhaupt der Einschlag und das Gewebe ihrer ganzen Existenz, ihre Backen mögen hohl oder voll, ihre Köpfe mit oder ohne Beulen, ihre Blößen bedeckt oder nackt seyn. Ein Birbaccione singt, wenn er vor Hunger krumm in der Ecke einer Hausthür liegt, er singt, wenn er mit ein Paar Bajocchi in die nächste Osteria schleicht, um sich ein Stück Garofalato (stark mit Gewürznelken eingekochtes Rindfleisch) zu kaufen, er singt, es mag ihm der Lorbeerkranz *) oder das Blut von den Schläfen fließen.

Das Kostüm der römischen Birbaccioni ist von der Art, daß, in Vergleichung mit ihnen, die neapolitanischen Lazzaroni hochzeitliche Kleider anhaben. Auf der Welt läßt sich kein Ding tüchtiger zu einer Vogelscheuche finden, als solch ein Birbaccione, besonders im Winter, wo seine Toilette durch den Mantel (Ferrajuolo) überkomplett gemacht wird. Eine besondere Kunst besitzen sie darin, die Kleider festzubinden, wenn sie nicht mehr sitzen wollen, denn geflickte zu tragen, halten sie unter ihrer Würde. Wöchentlich einmal (denn länger hält kein Stück ihres Anzugs) gehen sie in's Judenviertel (Ghetto), um sich neu zu kleiden. Wie man in gewissen Schneiderbuden des Pa-

*) Buchstäblich wahr. Nicht selten schmücken sich diese drolligen Kauze, wenn sie als Sieger aus dem Kampfe hervorgegangen, mit Lorbeer- oder Burbaumkränzen.

lais Royal zu Paris die vornehmsten Leute in weniger denn fünf Minuten mit einem kompletten Anzuge versieht, so gibt es auf dem Ghetto Magazine, aus welchem selbst der schwierigste Birbaccione in eben so kurzer Zeit von Kopf bis zu Fuß nagelneu hervorgehen kann. Diese Boutiken zeichnen sich durch ungemein billige Preise aus. Die Feinde der Juden behaupten daher, hier würden lauter gestohlene Sachen verkauft; eine offenbare Verläumdung: es sind gefundene.

Man muß den Birbaccione so neugekleidet auf seinem öffentlichen Platze erscheinen sehen, um zu begreifen, daß außer den historischen auch physische Traditionen existiren. Was ist es, das dem Kauze das Ansehen eines Scipio, eines Cincinnatus, eines Pompejus gibt? Es ist das Blut, welches in seinen Adern fließt! Ihr Maler und Schauspieler, die ihr römische Helden vorzustellen habt, kommt nach Rom und kopirt auf dem trajanischen Säulenplatze einen Birbaccione, welcher neugekleidet vom Judentrödel kommt! Zeichnet ihn, wenn er, auf den linken Fuß gelehnt und den rechten Arm bis zum Ellenbogen aus dem, vorn auf der Brust geöffneten und vom linken versteckten Arme festgehaltenen Mantel steckend, in tiefem Nachsinnen die Säule betrachtet. Wenn ihr dann nicht den römischen Mantelwurf in seiner Vollkommenheit getroffen habt, so ist es nicht die Schuld der Natur, sondern die eurige, weil ihr sie nicht auf der That zu ertappen verstehtl Aber nicht bloß, wenn er seine Blicke auf seine Vorfahren, sondern auch, wenn er sie auf sich selbst wirft, d. h. wenn er sich von gewissen beschwerlichen Gästen zu befreyen sucht, läßt sich die edle römische Haltung in ihm entdecken.

Um von der Moralität der Birbaccione zu sprechen, so läßt sich nicht läugnen, daß sie lobenswürdige Eigenschaften besitzen. Sie morden und stehlen nicht. Es ist nicht wahr, daß dieß bloß aus Furcht nicht geschieht; denn warum hat sich der große Räuberhauptmann Gasbarrone nicht gefürchtet? Auch führen sie kein unsittliches Leben. Wer dieß ihrem Mangel an physischen und pekuniären Kräften zuschreiben wollte, würde gleichfalls irren; denn sagt nicht das Sprichwort: kein Topf sey so schief, daß er nicht einen Deckel finde? Sie sind mäßig in Essen und Trinken. Auch das möchte man ihnen zu keinem Verdienste anrechnen, sondern vielmehr behaupten wollen, sie machten aus der Noth eine Tugend. Aber gleichfalls ohne Grund, denn Höker und Metzger werfen hier täglich eine Menge Fleisch in den Straßenkehrig, das nicht verdorben ist, sondern nur einen haut goût hat, und schimmeliges Brod liegt so viel in den Gassen, daß es die Hunde nicht einmal fressen. Aber kein Birbaccione rührt es an, sondern leistet, unter edler Selbstentsagung, zu Gunsten der eigentlichen Bettler Verzicht darauf. Nur einen Fehler kenne ich an ihnen, eine gewisse Prachtliebe, welche ihnen manchen Quattrino (sächsischen Pfennig) aus der Tasche lockt, den sie nützlicher anwenden könnten. Wo sie nämlich eine bunte Feder, ein buntes Band, oder eine bunte Blume sehen, da feilschen sie darum und kaufen sie. Dann werden Hut, Hemdekragen und Knopfloch, oder in Ermanglung deren, die Stirn, Ohr und Brust geschmückt. Eine große Vorliebe haben sie für die weißen Gurte, mit welchen sie sich die Beinkleider festbinden; denn Hosenträger, als ganz unantik, trägt kein wirklicher Birbaccione. Ihr höchster Putz besteht in einem weißen Strohhute, wenn auch kein Florentiner, mit welchem sie sich an hohen Festtagen schmücken, und der das einzige Kleidungsstück ist, welches sie nicht auf dem Judentrödel, sondern aus der ersten Hand, nämlich von den Winzerinnen kaufen, aber verstanden — nur erst den Tag vorher, ehe diese ihn auf den Misthaufen werfen.

Spaß bey Seite. Diese drolligen Leute zeigen eine Haltung des Körpers, eine Gesetztheit des Charakters und eine Bestimmtheit der Rede, welche sie außer Reihe und Glied mit ihres Gleichen unter andern Nationen stellen. Man würde irren, wenn man sie mit den eigentlichen Bettlern vergleichen wollte. Letztere leben und kleiden sich eben so herrlich, als die Birbaccioni Hunger leiden und ihre Blöße zur Schau tragen. Freylich bieten sie sich den Fremden zu Führern, dann und wann auch (wenn ihnen der Hunger zu arg zusetzt) zu Lastträgern oder Ausläufern an; aber nie sieht man sie um Almosen bitten. Ihr Ehrgefühl heißt sie mit dem zufrieden seyn, was man ihnen gibt. Hierin unterscheiden sie sich von den eigentlichen Lastträgern (Facchini), welche stets mehr, als selbst das Bedungene fordern. Letztere sind Ausländer, denn der geborne Römer hält es unter seiner Würde, sich mit dem Strickbündel und der Kopfwulst *) an die Ecken der Gassen zu stellen. Auch zeigt der Birbaccione eine gewisse Conduite in seinen Reden und Handlungen: jene leichtfertigen, groben, geistlosen Scherze, mit welchen der übrige Pöbel sich zu ergötzen pflegt, hört man von ihm nicht. Er handhabt die Waffe der Satyre und des Humors, selbst noch im Augenblicke, wo er zur Faust oder zum Messer greift. Seine äußere Sittlichkeit möchte vielleicht mehr großsinnige Nichtbeachtung des weiblichen Geschlechts als Furcht vor dem Generalvikariate seyn; wirklich befindet sich unter denen, welche für Verstöße dagegen auf öffentlichen Plätzen bestraft werden, selten ein Birbaccione.

(Die Fortsetzung folgt.)

*) Ein rundes Kissen, mit einer Oeffnung in der Mitte, in welches der Lastträger den Kopf steckt, während das eine längere Ende den Nacken bedeckt. Das Hakengestell (la crochet), auf welchem die Pariser crocheteurs auf dem Rücken tragen, ist in Rom nicht bekannt. Hier ruhen Drey viertheile der Last auf dem Kopfe und ein Viertel auf dem gebogenen Nacken; der Rücken bleibt frey. Wahrscheinlich sind an dieser Art des Tragens die vielen Anbödern Schuld, welche erstiegen werden müssen.

Digitized by Google

Unterredungen mit Buonaparte auf St. Helena im Auguſt 1817.

(Fortſetzung.)

Doktor O'Meara und Kapitän Blakeney empfingen uns am Eingange von Longwood, gaben uns aber wenig Hoffnung. Es thue ihnen ſehr leid, ſagten ſie, daß Buonaparte nicht gelaunt ſey, irgend jemand zu ſehen; er habe nicht einmal meinen Namen erwähnt, und wünſche aller Wahrſcheinlichkeit auch nicht, daß wieder von der Sache geſprochen würde. Es ſey ſehr Schade, ſezten ſie hinzu, daß wir nicht wenige Minuten früher gekommen, da er in dem Garten ſpazieren gegangen und wir wenigſtens das Vergnügen gehabt hätten, ihn zu ſehen. Dieß war ein neuer Verdruß, und wir fühlten, daß wir zufrieden hinweggegangen wären, wenn wir auch nur einen Blick auf ihn geworfen, und hätten ſagen oder vielmehr fühlen und uns erinnern können, daß ein ſo wunderbares Meteor nicht über den politiſchen Horizont unſrer Zeit hingeſchoſſen, ohne wenigſtens für einen Augenblick von uns beobachtet worden zu ſeyn.

Ich habe oft dieſe Art von Neugierde unverſtändig nennen, und ſelbſt Leute ſagen hören, daß ihnen gar nichts daran gelegen haben würde, Buonaparte zu ſehen; daß ſie nicht über die Straße gegangen wären, um ihm zu begegnen. Mit ſolchen Perſonen kann ich nicht übereinſtimmen, und ohne mich dem Vorwurfe der Kleinigkeitskrämerey auszuſetzen, darf ich mit Wahrheit verſichern, daß ich mich niemals ſo wohl für meine Bemühungen belohnt ſah, als wenn ſie ein auch nur augenblickliches Zuſammentreffen mit merkwürdigen Männern zum Gegenſtande hatten. Dieß iſt beſonders in dem Falle mit Buonaparte wahr, und es würde, wie es mir ſcheint, leicht ſeyn, dieß Alles hinlänglich zu erklären und zu rechtfertigen, wenn es nicht hier langweilig und am unrechten Ort ſeyn möchte.

Wir gingen indeſſen nach dem Hauſe des Grafen Bertrand, am Ende einer ſanft abſchüſſigen Anhöhe, an deren weſtlichen Ende Buonaparte's Wohnung ſtand. Zwiſchen beyden Häuſern lag ein artiger Blumengarten, mit Sandgängen durchſchnitten und von einer niedrigen Hecke eingeſchloſſen: die unmittelbaren Umgebungen zeichneten ſich von der übrigen traurigen und öden Gegend durch einige Bäume aus, die wie von ungefähr in dieſe Wüſte hingeſtreut ſchienen. Die Gräfin Bertrand empfing uns, in der Mitte ihrer Familie, in einem kleinen, niedrigen, unbequemen Zimmer, welches wegen einiger Ausbeſſerungen in einem andern Theil des Hauſes noch ungemächlicher war, da man verſchiedene, nicht in daſſelbige gehörende Möbeln hineingebracht hatte, ſo daß Sopha's, Betten, Tiſche, Alles übereinander ſtand, und nichts ſeine rechte Stelle hatte. Die Gräfin ſelbſt ſchien an Zahnſchmerzen zu leiden; der Tag war kalt und ein ſpärliches Feuer erwärmte kaum das Zimmer; ein kleines Kind weinte in den Armen der Mutter, kurz Alles trug ein unbehagliches Anſehen. Indeſſen ſchien die Perſon, welche es am nächſten anging, am wenigſten jene Unbehaglichkeit zu empfinden, und empfing uns mit freundlichem Lächeln, ohne irgend eine Entſchuldigung über die Unordnung in ihrer Wohnung zu machen. Mehrere ſehr hübſche Kinder kamen, als ſie fremde Stimmen hörten, hereingeſprungen, und ſpielten während der ganzen Zeit unſers Beſuchs, munter um uns her; die armen kleinen Weſen hatten kein Gefühl des ſonderbaren Glückswechſels, unter dem ihre Eltern litten. Die Gräfin hatte einen höchſt feinen Anſtand, und was für uns noch mehr werth war, ſprach vollkommen Engliſch, ſie gewann bald unſer ganzes Wohlwollen durch ihre thätige Theilnahme an dem Gegenſtand, der uns ſo ſehr am Herzen lag, daß wir uns nichts Anderes denken, und von nichts Anderm ſprechen konnten. In kurzer Zeit hatte ſie ein ſo lebendiges Intereſſe für unſern Wunſch, den Kaiſer zu ſehen, gewonnen, daß ein Fremder, der hineingekommen wäre, geglaubt haben würde, daß ſie ſelbſt eine von denjenigen wäre, die ihn zum erſten Male zu ſehen wünſchten. Der Graf war ebenfalls ſehr verbindlich, und ſchien willig unſern Wunſch, ſo viel es in ſeiner Macht ſtand, zu begünſtigen; allein er theilte nicht die Lebhaftigkeit ſeiner Gattin, und ſchien überhaupt niedergeſchlagen und ſehr unzufrieden mit ſeiner Lage. Er ſagte, daß ſeine Geſundheit ſehr von dem eingeſchloſſenen Leben und dem ungeſunden Klima gelitten habe.

Nachdem wir ungefähr eine halbe Stunde über verſchiedene Gegenſtände geſprochen, aber immer auf denjenigen zurückkamen, der alle unſre Gedanken erfüllte, fing Graf Bertrand an Theil an unſerm Wunſche zu nehmen, der ſeine Gattin ſo lebhaft intereſſirte. Er ſagte, es könne möglich ſeyn, daß der Kaiſer einwillige uns zu ſehen; daß er auf alle Fälle zu ihm gehen, ihm unſer Verlangen mittheilen, und ſogleich zurückkehren und uns den Erfolg ſeiner Bemühungen mittheilen wollte. Dieſe Zwiſchenzeit brachten wir in der äußerſten Unruhe hin, und bey jedem zufälligen Laute, den wir für Graf Bertrands Schritt hielten, fuhren wir auf, eine Botſchaft erwartend. Die Gräfin tröſtete und neckte uns, ein's um andre, daß wir uns die Sache ſo ſehr zu Herzen nähmen. Es verging wenigſtens eine halbe Stunde, ehe wir irgend etwas von dem Erfolge hörten: endlich öffnete ſich die Thür, und anſtatt des Marſchalls trat ein Bedienter herein und ſagte, er komme uns zu melden, daß der Kaiſer bey ſeiner Zurückkunft von einem Spaziergange ſeinen Rock abgeworfen, ſich auf den Sopha hingeſtreckt, und kurz, nicht aufgelegt wäre unſern Beſuch anzunehmen.

Hier war denn das Ende aller unſerer Hoffnungen, und mit gemiſchten Gefühlen getäuſchter Erwartung, Verdruß, unſern Wunſch von Napoleon ſo leicht behan-

deit zu ſehen, und vielleicht auch einen innern Vorwurf, daß wir ſo viel aus der Sache gemacht, ſtanden wir auf, um Abſchied zu nehmen.

(Die Fortſetzung folgt.)

Sympathie. (?)

(Aus dem Spaniſchen.)

Wohl von Stein ſind ohne Zweifel
Unſre Herzen alle beyde;
Meines, das ſo viel erträgt,
Und das eure, das nichts fühlt.

Wenn's nicht alſo mit uns ſtände,
Müßten beyde wir ſchon todt ſeyn.
Ihr vor Mitleid über mich,
Ich vor Schmerzen, die ich dulde.
Unzerſtörbar ſcheint das Leben,
In ſo ganz verſchiednen Herzen,
Meines, das ſo viel erträgt,
Und das eure, das nichts fühlt.

V. A. H.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Paris.

(Beſchluß.)

Es gibt Redner in der Deputirtenkammer, die eben ſo viel Talent, wo nicht noch mehr beſitzen, als General Foy hatte; und perſönlich kannten ihn doch nur wenige Menſchen. Wie iſt es dann zugegangen, daß ſein Tod als derjenige des erſten Mannes im Staate betrauert worden iſt, und daß die Nation ſeine Familie ſo großmüthig belohnt, obſchon dieſe Familie es eigentlich nicht bedarf, und mehr Einkommen hat, als manche derjenigen, welche zu dem großen Nationalgeſchenke für ſie beyſteuern? Um dieß zu erklären, muß man ſich erinnern, daß Foy zu den wenigen Rednern in Frankreich gehörte, welche meiſtens aus dem Stegreiſe nach der Eingebung ihres Herzens redeten; und daß er aus ſeinem Kriegerleben nichts weiter beybehalten hatte, als Offenherzigkeit und Freymüthigkeit, und jenen Nachdruck, der den großen Wahrheiten doppeltes Gewicht gibt, und welcher denjenigen eigen iſt, die mit dem Schwerte die gordiſchen Knoten durchzuhauen gewohnt ſind. Solche Eigenſchaften weiß Jedermann zu ſchätzen, und machen beym Volke weit mehr Eindruck als größere Redekunſt. Dann nahm ſich Foy ſtets lebhaft der alten Armee an, die von der jetzigen Regierung hintangeſetzt wird; und da die Nation eine große Vorliebe gegen dieſe Armee hat, der ſie ſo viele Siege und ſo großen Ruhm verdankt, ſo trug auch dieſes ſehr dazu bey, die Anhänglichkeit des Volks an dieſen Redner zu vermehren. Von allen Generalen Napoleons war gewiß Foy derjenige, der am bedeutendſten und am vollſtändigſten die konſtitutionellen Geſinnungen angenommen hatte, von der man ſich unter der kaiſerlichen Regierung wenig hätte träumen laſſen, und welche ſo manchen, an das durchgreifende deſpotiſche Verfahren gewohnten, Männern noch nicht in den Kopf hat einfahren wollen. Foy war ein ſo guter und freyer Staatsbürger geworden, als ob er nie unter einer deſpotiſchen Regierung gedient hätte. Auch dieß mußte man ihm um ſo mehr zum Verdienſte anrechnen, da es eine ziemlich ſeltne Erſcheinung iſt. So manche andre Generale Napoleons gehen jetzt andächtig hinter den Prozeſſionen der Miſſionarien einher, und ſuchen ſich dadurch Gunſt bey der jetzigen Regierung zu erwerben. Natürlich werden höhern Orts die allgemeinen Ehrenbezeigungen, die man dem theuren Angedenken des Generals zollt, ſehr übel angeſehen; auch befindet ſich unter den Beyſteuernden faſt kein einziger Beamte; allein der ganze, von der Regierung unabhängige, Theil der Nation tritt bey. Da nun ſpekulirende Köpfe in Paris alle Tagesbegebenheiten zu ihrem Vortheile zu benutzen wiſſen, ſo fehlt es auch bey dieſer Gelegenheit nicht an Spekulationen auf die Trauer über Foy's Tod; hier kündigt ein Schriftſteller, der ſeine Werke nicht an den Mann bringen kann, in den Zeitungen an, er gebe eine gewiſſe Anzahl Exemplare zum Beſten der Foy'ſchen Subſcription her; dort hat ein Likörfabrikant ein neues Getränk unter dem Namen **Larmes de Bonne-Foy** erfunden. Mit Gedichten, Porträten und Biographien werden Buch- und Kunſtläden überſchwemmt. Sogar von den Prinzen iſt weniger die Rede in den unabhängigen Zeitungen, als vom General Foy; weßhalb die Ultrablätter auch gewaltig entrüſtet ſind über den Zuſtand der öffentlichen Volksſtimmung; allein ihr Schmähen vermag den Strom nicht aufzuhalten; die Nation hat nun einmal Mittel gefunden, ihre Empfindungen frey zu äußern; wer vermag eine große und aufgeklärte Nation in der Aeußerung einer an ſich edeln und ehrenvollen Geſinnung zu ſtören?

Dg.

Karlsruhe, 5. Jan.

Das neuerſchienene Hoftheater-Taſchenbuch, welches übrigens nur einen Bogen füllt, gibt den Perſonal-Beſtand der hieſigen Bühne folgendermaßen an: Schauſpieler 24, Schauſpielerinnen 14 (mit Inbegriff der Oper); Choriſten 20; Choriſtinnen 18; Eleven in der Chor- und Tanzſchule 16. Hoforcheſter 47. Dazu kommt noch die Regie, das Perſonale der Muſiklehrer, Tanzmeiſter und der zahlreichen Diener, Arbeiter ꝛc. Aufgeführt wurden im vergangenen Theaterjahr: Luſtſpiele 98; Schauſpiele 30; Trauerſpiele 10; Opern 50. Unter den Dichtern und Komponiſten, deren Werke in die Scene geſetzt wurden, kommt Kotzebue 31 Mal vor, Roſſini 13 Mal.

Bey dieſer Ueberſicht fällt zunächſt das Ueberwiegen der Oper auf, und die Seltenheit der Tragödie. Beydes läßt ſich indeß eben ſo gut aus der Zeit erklären, als die Vorliebe für den manierirten Roſſini.

Die alte Bemerkung, daß die Kunſt noch überall durch die Künſtler gefallen ſey, kann in unſern Tagen nicht mehr als geltend angeſehen werden. Die Kunſt iſt durch das Publikum gefallen. Es will durch prunkende Singvarietees, durch burlesken Witz und frivole Scherze amuſirt ſeyn. An die alte, gediegene Karakterkomödie iſt nicht mehr zu denken, und nun vollends der düſtere Ernſt der höheren Tragödie! Da iſt das Feſt zu Kenilworth, oder die Johanna von Montfaucon doch ein ganz ander Ding, als der greuliche Macbeth und der ärgliche Lear, und wer könnte Shakſpeare's derben, prächtigen Heinrich IV. noch ertragen, ſeitdem wir die anmuthigen Jugendjahre des engliſchen Prinzen von einem zierlichen und urbanen franzöſiſchen Pinſel beſitzen?

Auffallend bleibt es übrigens, daß, während alle übrigen ſchönen Künſte in Deutſchland im ſichtbaren und erfreulichen Fortſchreiten begriffen ſind, das Theater immer tiefer ſinkt. Sollte es wohl daher kommen, weil keine andere Kunſt ſo unmittelbar mit dem Leben zuſammenhängt?

Beylage: Literaturblatt Nr. 5.

Verlegt von der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.

Digitized by Google

Nro. 15.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Mittwoch, 18. Januar 1826.

Es steht ein öder Fels, die Woge schlägt ihn klagend.
Der Schiffer sieht von fern auf seinem Strande ragend,
Vom Meere hingeschwemmt, ein einsam schimmernd Grab;
Es hat die Zeit noch nicht den schmalen Stein gebräunet.
Und unter Dorn und Moos, das gränend ihn umzäunet,
Blinkt . . . . ein zerbrochener Herrscherstab.

Schwab nach Lamartine.

Unterredung mit Buonaparte auf St. Helena im August 1817.

(Fortsetzung.)

Nachdem wir unsre Pferde wieder bestiegen, und schon eine Viertelmeile fortgeritten waren, fiel uns ein, daß wir Dr. O'Meara nicht gesehen hätten, während wir in Longwood gewesen, und da wir gehört, daß er sehr genau mit Buonaparte's Gewohnheiten und Neigungen bekannt sey, so kehrten wir unsre Pferde wieder um, den Doktor aufzusuchen. Er gab uns wenig oder gar keine Hoffnung Buonaparte zu sehen, und wir waren gerade im Begriff, Abschied zu nehmen, als ich von ungefähr noch erwähnte, wie leid es mir thue, den Kaiser nicht gesehen zu haben, da ich wünschte von ihm etwas über Brienne zu hören, wo mein Vater, Sir James Hall, einige Zeit zugebracht, gerade als er ein Schüler der Militärakademie war. Dr. O'Meara sagte, daß dieß den Fall wesentlich verändere, da Buonaparte ein großes Interesse für Alles zeige, was sich auf Brienne bezöge, wie unbedeutend es auch seyn möge, und daß er mich wahrscheinlich vorgelassen haben würde, hätte er genauer gewußt, wer ich wäre. Er setzte hinzu, daß Buonaparte schon mehrere Fragen über die Fahrt der Lyra nach Osten gemacht, allein durch das, was er gehört, nicht hinlänglich aufmerksam gemacht sey, um mich aus dieser Rücksicht allein zu sehen, und daß es eines stärkern Beweggrundes bedürfe, um mir Gehör zu gewähren. Die Stunde, wo er Gesellschaft sah, war aber nun lange vorüber und Dr. O'Meara empfahl uns für diesen Abend fortzugehen, indem er uns versprach, eine Gelegenheit zu ergreifen, über die Sache zu sprechen, und wenn irgend etwas Günstiges für uns erfolge, den Gouverneur durch den Telegraphen davon zu unterrichten. Mit dieser leichten Hoffnung verließen wir Longwood auf's neue; meine Freunde gingen gerade nach James Town, und ich ritt über die Hügel nach Plantation-House zurück.

Wir waren den nächsten Morgen sehr erstaunt, keine telegraphische Nachricht, weder günstige noch ungünstige zu empfangen; allein ich ließ mein Pferd gesattelt vor der Thüre stehen, um sogleich bereit zu seyn, aufzusitzen, wenn eine Botschaft käme. Um ein Uhr entdeckte man, daß mehr als eine Stunde zuvor ein Signal an dem Thore von Plantation-House empfangen worden, des Inhalts: „General Buonaparte wünscht Kapitän Hall um zwey Uhr zu sehen." Der Signalwächter, der nichts von mir wußte, vermuthete ganz natürlich, daß ich in James Town seyn müsse, und wiederholte das Signal nach dem Fort, nahe dem Ankerplatze zu, so daß ich erst etwas von der Sache erfuhr, als man es auf's Neue von der Stadt nach Plantation-House wiederholt hatte.

Es kam nun darauf an, so viel Zeit als möglich zu gewinnen, indem ich auf die Gefahr, den Hals zu brechen, über die Hügel nach Longwood hin galloppirte; an dem Thore fand ich meine Gefährten, die von dem Schiffe auf die Nachricht des Signals herbeygeeilt waren. Die Grä-

Digitized by Google

ſin Vertraud, zu deren Hauſe man uns führte, zeigte ſich ſehr erfreut, ſo günſtige Neuigkeit zu hören. Ihre Zimmer waren jezt in Ordnung, das Zahnweh vorüber und Alles hatte ein freundlicheres Anſehen als den Tag zuvor.

Der Graf ſagte uns, es ſey des Kaiſers Wunſch, mich zuerſt eingeführt zu ſehen, und erſt nachher meine Gefährten zu empfangen. Da ich von ſeiner Ungeduld gegen diejenigen gehört hatte, die nicht gut Franzöſiſch verſtänden, ſo erſuchte ich den General Vertrand, zugegen zu ſeyn, im Falle daß ich ihn nicht verſtehen, oder aus Mangel an Geläufigkeit mich nicht verſtändlich zu machen vermöchte. Er verſicherte mich, daß dieß keine Schwierigkeit ſeyn würde, und bemerkte, daß ich im Irrthume ſey, wenn ich den Kaiſer in ſolchen Gelegenheiten für ungeduldig hielte, da er im Gegentheil ſehr nachſichtig und immer bereit ſey, einzuhelfen. So trat ich hierüber beruhigt in den Vorſaal, wo ich ungefähr zehn Minuten wartete, bis ein Bedienter zu melden kam, Sr. Majeſtät der Kaiſer ſey bereit, mich zu empfangen.

Als ich in das Zimmer trat, ſah ich Buonaparte vor dem Feuer ſtehen, das Haupt auf die Hand geſtüzt und den Ellbogen auf das Kamin gelehnt. Er ſah auf und trat mir entgegen, meine Begrüßung mit einer nachläſſigen Verbeugung oder vielmehr mit bloßem Kopfnicken erwiederud. Seine erſte Frage war: „Wie iſt Ihr Name?“ und auf meine Antwort ſagte er: „Ha — Hall — ich kannte Ihren Vater, er war auf der Militärſchule in Brienne — ich erinnere mich ſeiner ſehr wohl — er liebte die Mathematik — er war nicht viel mit den jüngern Schülern, ſondern ſuchte mehr die Geſellſchaft der Prieſter und Profeſſoren in einem andern Theile der Stadt als der, worin wir lebten.“ Er hielt hier einen Augenblick inne, und da er zu erwarten ſchien, daß ich antworten möchte, ſo bemerkte ich, daß ich meinen Vater oft von ſeinem Aufenthalte in Brienne während dieſer Periode ſprechen gehört, es aber nicht für möglich gehalten hätte, daß er eines Privatmannes nach einer ſo geraumen und mit ſo wichtigen Begebenheiten angefüllten Zeit noch gedenken könne. „O nein, ſagte er, es iſt nicht im geringſten zu verwundern; Ihr Vater war der erſte Engländer, den ich jemals ſah, und ich habe mich deßhalb während meines ganzen Lebens ſeiner erinnert.“

Ich muß hier erwähnen, daß, obgleich unſer ganzes Geſpräch Franzöſiſch gehalten wurde, ich doch vorziehe, es Engliſch niederzuſchreiben, da ich gewiß bin, in meiner Ueberſezung die richtige Meinung auszudrücken, ſchwerlich aber darauf rechnen könnte, die Worte genau in der Originalſprache wieder zu geben, und gewiß nicht die Art des Ausdrucks, wodurch man einen falſchen Begriff von dem Vorgange erhalten würde. Die Noten, nach welchen ich dieſen Bericht niederſchrieb, wurden wenige Stunden, nachdem ich Longwood verlaſſen, aufgezeichnet, ehe ich geſchlafen oder irgend ein anderes Geſchäft betrieben hatte. In der That beſchäftigte der Eindruck, den die ganze Scene auf mein Gemüth gemacht, meine Gedanken faſt ausſchließend während mehreren Tagen.

(Die Fortſezung folgt.)

Hervorſtechendſte Züge Roms.

(Fortſezung.)

Accademie, Concerte, Virtù, Arte, Mestiere, Conversazione, Assemblee.

Ich nehme an, ein Ausländer kömmt zum erſten Mal nach Rom. Die italieniſche Bücherſprache iſt ihm bekannt, weniger die Umgangsformen derſelben, am wenigſten die Konventenzen des römiſchen Dialekts. Er gibt ſeine Empfehlungsſchreiben ab und wird mit dem Zuſatze: „Per sentir un poco di musica,“ für den Abend zu einem Konzerte eingeladen. Gegen zwey Uhr (nach Untergang der Sonne) erhält der Lohnbediente den Auftrag, ihn zum Konzerte im Pallaſte N. N. zu führen. Beyde kommen dort an; der Fremde, das Stimmen von Inſtrumenten vernehmend, folgt einer Menge von gepuzten Herren und Damen, welche mit ihm zugleich eintreten, in ein offen ſtehendes Vorzimmer. An der Thür des Konzertſaals wird er angehalten; ein Bedienter ſpricht: „Mi favorisca il suo biglietto.“ Auf ſeine Erklärung, erwiedert jener „Vossignoria abbia dunque la bontà di pagare.“ Der Fremde ſtaunt, erlegt jedoch, aus Delikateſſe, den geforderten Preis und geht in den Saal. Niemand erwartet, ihn zu empfangen, Niemand bekümmert ſich um ihn. Sich nach der Dame des Hauſes umſchauend, erblickt er dieſe endlich in der erſten Reihe der daſtehenden Stühle ſizend, von einigen Herren umgeben. Freundlich erwiedert ſie ſeinen Gruß, lächelt ihm von Zeit zu Zeit zu, merkt aber nicht weiter auf ihn. Das Konzert iſt zu Ende; er geht auf die Dame zu, um ſich zu beurlauben. Dieß ſieht in demſelben Augenblicke auf, reicht ihrem Begleiter den Arm und ſagt im Vorbeygehen vor ihm: „Addio, mio caro. Ci vedremo.“ Damit verläßt ſie den Saal; der Fremde thut daſſelbe. Zu Hauſe angekommen, gibt er dem Lohnlakaien ſeine Verwunderung zu erkennen, daß in Rom die Privatkonzerte, zu welchen Fremde von den Hausfrauen eingeladen wären, bezahlt würden. Der Lohnlakai ſieht ihn verwundert an. Nach einigen Erörterungen klärt ſich die Sache auf: der Fremde iſt, ſtatt in das Privatkonzert der Dame, in das öffentliche gekommen, welches am nämlichen Abende in demſelben Pallaſte Statt gefunden hat *).

*) Eine Menge Pallaſte werden in Rom von ei-

Digitized by Google

Der Lohnlakai sagt, sich entschuldigend: „Bisognava dire Accademia e non Concerto.“ Ich merke, ihn berichtigend, an, daß in Rom sogar ein öffentliches Konzert nicht mehr concerto, sondern accademia genannt wird.

Da es noch früh genug ist, um zum besagten Privatkonzerte zur rechten Zeit zu kommen, so läßt sich der Fremde in den nämlichen Pallast zurückführen, steigt aber diesmal, statt zur ersten, zur zweyten Etage hinauf. Die Dame empfängt ihn und stellt ihm eine ihrer Töchter vor, welche, sagt sie hinzu, sich heute hören lassen werde, weßhalb sie dieselbe seiner Nachsicht empfehle. Das Konzert hebt an; das junge Frauenzimmer singt, und zwar in ungewöhnlicher Vollkommenheit. Der entzückte Fremde eilt zur Mutter, wünscht ihr Glück, eine Tochter von so ausgezeichnetem Talente zu besitzen und schließt mit den Worten: „La Signora sua figlia è al sommo eccellente in un arte difficilissima.“ Die Dame stutzt; ihr Gesicht, vorher glänzend vor Freude, nimmt eine ernsthafte Miene an. Der Fremde, glaubend, der mütterlichen Eitelkeit sey noch nicht genug geschehen, setzt mit mehrerem Nachdrucke hinzu: „Si, Signora, mademigella è pervenuta al più alto grado dell' arte.“ Da platzt die Dame fast zornig heraus: „Signore, la mia figlia non è fatta per sapere un' arte,“ geht davon und läßt ihn verblüfft stehen. Er schleicht beschämt von dannen und erzählt unterwegs dem Lohndedienten, wie es ihm gegangen. Dieser lächelt und sagt: „Bisognava dire virtù, e non arte.“

Die Stickerin bringt am folgenden Morgen dem Fremden ein Halstuch, welches er bey ihr bestellt hat. Da die Arbeit ihm gefällt und das Frauenzimmer hübsch ist, so bezahlt er nicht allein das Geforderte (worüber sich letztere sehr erfreut bezeigt), sondern er glaubt ihr auch noch obendrein das doppelte Kompliment machen zu müssen: „Siete non meno bella che perfetta nel vostro mestière.“ Plötzlich verzieht sich das Gesicht des Mädchens, sie rümpft die Nase, und sagt im Abgehen schnippisch: „Jo non faccio un mestière. Serva sua.“ Der Lohndedienten, welcher dem Auftritte beygewohnt hat, sagt lächelnd: „Bisognava dire arte, e non mestière.“

Für den nächsten Abend hat der Fremde eine Einladung zu einer Assemblée, in einer der ersten Familien Roms bekommen. Der Lohndedienten erhält den Befehl, ihn dahin zu führen. Dieser, um nicht einen neuen Irrthum zu begehen, frägt ausdrücklich: „All assemblea nel Pallazzo del Duca **?“ Der Fremde bejaht es. Beyde machen sich auf den Weg. Im besagten Pallaste angelangt, wird der Fremde von einem an der Pforte stehenden Schweizer in die erste Etage hinaufgewiesen. Ein Livreedienter öffnet die Thür. Bey seinem Eintritte erheben sich ein Dutzend feingebildeter Herren, welche hinter einem, mit Papieren hochbeladenen Tische sitzen und mit Schreiben oder Lesen beschäftigt sind. Einer derselben tritt auf ihn zu und fragt, ob er die Ehre habe, einen Aktionär der Caisse d'Escompte in ihm zu sehen? Der Fremde steht mit offenem Munde da, und weiß nicht, was der Mann sagen will. Nachdem jener seine Frage widerholt hat, erklärt der Fremde, er wisse von keiner caisse d'escomte, sondern habe für diesen Abend eine Einladung vom Herzoge ** erhalten. Der Herr antwortet, dieser wohne eine Etage höher, tritt aus der Thür und befiehlt dem Bedienten, den Fremden zurecht zu weisen. Dieser, sich zornig zum Lohnlakaien wendend, spricht: „Che roba è?“ Letzterer antwortet lächelnd: Bisognava dire Conversatione, e non Assemblea.“ Der Fremde war in die Versammlung gerathen, welche für diesen Abend die Unternehmer der neuerrichteten caisse d'escompte hielten.

Mißmuthig kehrt der Fremde, ohne die Conversation des Herzogs besucht zu haben, in seine Wohnung zurück. Am folgenden Morgen ist sein Entschluß gefaßt: er will nicht eher wieder die Gesellschaften besuchen, als bis er sich mit der römischen Umgangssprache bekannt gemacht hat. Zu dem Ende erhält der Lohnlakai den Auftrag, ihm einen Sprachmeister zu suchen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Familien bewohnt, aber meistens nur die Mezzaninen *) und die zweyte und dritte Etage, so daß die erste, welche zu geräumig und also auch zu theuer ist, meistens leer steht. Hier finden dann zuweilen öffentliche Konzerte, Deklamatorien, Fechtübungen, Privatfestlichkeiten, Gastmäler u. dgl. Statt.

*) Mezzanini heißen zu Rom die kleinern Etagen, welche nicht allein wie die französischen Entresols, zwischen das Erdgeschoß und das erste, sondern oft auch zwischen dieses und das zweyte Stockwerk gebaut werden. Der prächtige, von Giacomo della Porta entworfene, Chigische Pallast auf dem Säulenplatze (Piazza Colonna) besitzt Mezzaninen zwischen dem ersten und zweyten Stocke.

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin.

Wenn ihnen ein Späßchen recht gelungen scheint, sagen die Berliner gewöhnlich: „So muß es kommen!“ und wahrlich uns wandelt die Lust an, heute mit ihnen auszurufen: „So muß es kommen, und — denn da ist so eben ein wahrer, oder verlappter D. d. W. W. und d. fr. K. Maurer, Herr Georg Nikolaus Varmann, auf den verzweifelten Einfall gerathen, ein Duodezbüchlein unter folgendem Titel herauszugeben:

Die Kunst ernste und scherzhafte Glückwunsch-Gedichte durch den Würfel zu verfertigen. Berlin in der Mevissenbuchhandlung 1803.

Zwar ist der Gedanke nicht ganz neu, wir erinnern uns schon während der seligen Studentenjahre gehört zu haben, daß man Tänze wie die damals beliebten Anglaisen, mit Hülfe der Würfel komponierte; allein die Anwendung ist es doch, und um so treffender, da sie unsern Dichterlingen — deren Zahl Legion ist, und die wie Don Quixote, weiland die

Digitized by Google

Stallnymphe Marktorne, für die Prinzessin Dulcinea von Toboso, die Alltäglichkeit aber für den Musageten Apollo halten — gerade zu in's Antlitz beweist: daß zu der armseligen Kunst, die sie treiben, weder Kopf, noch Herz, sondern höchstens ein Paar leidlich gesunde Hände gehören. Oder sollten sie zweifeln, daß vermittelst dieses bärmannischen Spiels der erste beste Johann mit ihnen keck in Reihe und Glied treten könne; so rufen wir die Leser unserer beyden Zeitungen zu Zeugen auf: ob Sie darin nicht oft weit elendere Verse leyen gelesen haben, als z. B. folgende Strophe, die von uns ganz nach der im Büchlein befindlichen Wurftabelle verfertigt ist:

Zähle dich zu Glückesmatadoren,
Werd' in Lust, wie Apfelmost geboren,
Sey mit Glück, als ein Kapaun gespickt!
Knet' und backe dir das Leid zur Freude,
Mäste stets dich auf der fettsten Weide,
Bis dich Seligkeit zu Boden drückt!

Herr Magister! Herr Magister! Sie sind ein Schalk; Sie verkaufen uns da mit der Miene eines unbefangenen Spießers die klare blanke Satyre! Sie thun, als ob der Zufall alle diese poetischen Bonbons auf einen Raum zusammen geworfen hätte; aber gestehen Sie es nur, Sie haben mehrere unserer witzigen Romantiker hinter dem Schirme belauscht, und hiers auf die disjecti membra poetae in ihre Tabelle aufgenommen. Denn uns ist beym Styx! ganz so, als hätten wir ähnliche naive Späßchen vor Kurzem bey Gelegenheit eines feyerlichen Jubiläums in unsern Zeitungen gelesen. Doch seyn Sie ohne Folgen wegen nur ja außer Sorgen; die erwähnten Romantiker sind sicher die letzten, die es merken, daß Sie hier den Satyriker spielen. Freylich bey unsern gelehrten Sonnetfabrikanten möchten Sie nicht so leicht durchschlüpfen; denn sie haben gar feine Näschen! — Nun Sie verstehen sich, wie man aus Ihrer gutmüthigen Vorrede sieht, auf eine der Kardinaltugenden des Satyrikers, nämlich stets bey ernster Miene zu bleiben; rufen Sie also diesen ästhätischen Narcissen nur fein gravitätisch zu: „Messieurs Vous faites des mâchants vers admirablement bien! so sind Sie auch ein zweytes Mal aus der Klemme.

O über dieses heillose Calderon-Schiller-Göthische Imitatorum servum pecus unserer mit geist- und herzlosen Reimern, wie mit Heuschrecken überfüllten Hauptstadt! — Wer doch nur nicht mit ihm zu der traurigen Feder verdammt wäre! — Sie lassen sich Vorlesungen auf Vorlesungen über den Rhodischen Koloß der neuern Literatur, Shakespear halten; möchte ihnen dafür der horazische Kanon: „Difficile est proprie communia dicere!“ wie ein zweyschneidiges Schwert durch die Afterseelchen dringen! Was sie nur wollen diese kleinen metamorphosirten Lycier? Sich selbst bewundern? Brüderchen, es geht nicht; denn es sind Eurer zu viele. Auf jeden Stab des neuen Eisengitters vom Potsdamer Thore kommt mindestens ein Männchen, wie ihr seyd! Und wer vor tiefsälstern Modegrübeleyen noch bis zum mechanischen Zählen gelangen kann, wird finden, daß es dieser Stäbe über sechstausend gibt.

Möchte dieses unnütze Völkchen, das, gleich den Eintagsfliegen, matt und kraftlos durch die Welt gaukelt, vor gesunden Leuten immerhin sich selbst an den Pranger stellen, wenn es nur die schöne Kunst nicht mit sich herabwürdigte, und am Ende gar verächtlich und lächerlich zu machen drohete. Allein man frage doch nach, wie viele Leute von sogenanntem Geschmack es in Deutschland gegenwärtig gibt, welche die Geistesprodukte der wenigen bessern Köpfe, die wir in der dichterischen Sphäre mit Ehren nennen dürfen, von den elenden Machwerken solcher tahlen Reimer noch zu unterscheiden wissen? Verse sind Verse! denken schon längst die meisten Leser, und kümmern sich schlecht darum, ob viel oder wenig Kunst dazu gehörte, sie zu liefern, oder ob sie ein Mann von Geist, oder ein Narr gemacht hat. Es ist mit dem Ersteigen des Helikons gerade so geworden, wie mit den Fahrten durch fremde Meere. Als die Forster, Vater und Sohn — zwey Männer, welche man in Deutschland des Ansehens werth gehalten haben würde, wenn sie auch nicht auf otahitischen Grund und Boden gewesen wären — fast die einzigen wissenschaftlichen Leute unter uns waren, die sich auf den großen Ocean hinausgewagt hatten, da war freylich selbst Friedrich der Große darauf bedacht, einen solchen Phönix in seinen Staaten zu haben; allein heute, wo Hinz und Kunze oft das Närrische versuchen, wem fällt es noch ein, daraus eben viel Besonderes zu machen?

Ist es indeß mit der Raserey, Verse ohne Geist, Sinn, Verstand und wahre Empfindung zu schmieden, hier zu Lande schon arg genug — denn fast jeder geheime expedirende Sekretär, jeder angehende Hofmeister, oder Student dünkt sich unter uns ein Schiller, wenigstens in der Knospe; — so scheint es mit der Wuth zu komponiren neuerdings beynahe noch ärger geworden zu seyn. Diese musikalische Wuth hat selbst von dem schönen Geschlechte einen, bey weitem größern Theil in ihren allgewaltigen Strudel mit sich hineingezogen, als jener poetische; und geht es noch lange in diesem Tone fort, so werden wir bald mehr Komponisten, oder, wie man sich hier scheelen hört, mehr Kompositeurs in, als außer den Wochenbetten zählen! Haben wir nicht Freude erlebt? Aber das machen alles die vortrefflichen neuen Methoden, die jetzt oft mit den Polzen um die Wette zum Vorschein kommen, dann zuerst Wunderkinder über Wunderkinder, und in natürlicher Weise zuletzt lauter Helden und Heldinnen der Tonkunst zur Welt befördern. Wohl ist es dabey eine trefflich schöne Sache, daß, sonderlich bey der dermaligen Unsicherheit des Geschmackes, der musikalische Nonsens, den schon die Allgemeinheit der Empfindungssprache mehr als jede andere begünstigt, nur von äußerst wenigen bemerkt wird. Ja es gibt mitunter sogar sogenannte Kenner der Musik bey uns, welche dergleichen gerade für die eigentlichen Funken des wahren Genies und für das Höchste in der Kunst erklären. Ob dieser Zustand der musikalischen Dinge in dem Ueberflusse des Sandes, oder in der Nachbarschaft des wasserreichen Meeres, oder in der Entfernung der wiederhallenden Gebirge, oder worin sonst seinen Grund hat, wagen wir nicht zu entscheiden.

Was übrigens obenerwähnte Wunderkinder betrifft, so hat die musikalisch-pädagogische Praxis gelehrt, daß sie recht füglich à deux mains zu gebrauchen sind: nämlich ein Mal die überraschenden Schnellschritte der neuen und allerneuesten Methoden in das gehörige Licht zu setzen; für's zweyte aber die elektrische Materie des öffentlichen Beyfalls in die Souterrains der Börse zu leiten. Die Fama meldet, daß gerade wie bey der des Blitzes, auch bey dieser Art von Leitung eine doppelte Art von Schlägen, das ist, kalte und warme zu bemerken sind, jene pflegen nur mit dem Metall der harten Thaler, diese dagegen mit dem edlern der Dukaten, Friedrichsd'ors und Karolins einzutreffen. — Da uns aber hier das sichere Feld der eigenen Beobachtung mangelt: so müssen wir dieß Gerücht freylich an seinen Ort gestellt seyn lassen. Was wir aber mit Gewißheit wissen, ist dieß: daß ein Lehrer der Harmonie, der es erst bis zu dem glänzenden Ruhme eines solchen, von ihm selbst geweckten, und durch ihn selbst in die Geheimnisse der Tonkunst eingeweihten Wunderkindes gebracht hat — besonders wenn er es wie eine wahre Naturseltenheit stets um und neben sich zeigen kann — auf jeden Fall in dieser großen Hauptstadt ein gemachter Mann zu nennen ist.

Ernst Woldemar.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Nro. 16.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, 19. Januar 1826.

Wer seinen Zustand liebt, und niemals wünscht zu bessern,
Gewiß, der Himmel kann sein Glück nicht mehr vergrößern.

Haller.

Hervorstechendste Züge Roms.

(Fortsetzung.)

Die Kohlentöpfe (Scaldini) und die Fächer.

So wie die Luft, so hat auch die Kälte in Rom einen eigenen Charakter. Die Gediegenheit jener gibt dieser eine Schärfe, welche, wie man im Deutschen zu sagen pflegt, fingerkalt macht. Wahrscheinlich ist dieß die Ursache, warum Männer und Weiber der untern Klasse, sobald es anfängt kühl zu werden, wo sie gehen und stehen, einen Henkeltopf mit Kohlen tragen. Besonders ist er den Frauen, ihrer leichten Bekleidung wegen, so unentbehrlich geworden, daß sie ihn nie aus den Händen lassen, weder in der Messe, noch im Gasthause, noch auf den öffentlichen Plätzen, wenn sie in Konversation mit einander sind. Das Tragen dieses Kohlentopfs erfordert eine große Uebung, welche erst mit der Zeit erlangt werden kann. Sie besteht darin, sich die Hände nicht zu verbrennen. Da nämlich der Topf, der Bequemlichkeit wegen, so klein wie möglich seyn, dennoch aber die größte Quantität Kohlen enthalten muß, um je länger je lieber zu dauern, so ist die Hitze in der ersten Stunde so groß, daß Niemand im Stande seyn würde, ihn zu halten. Es ist eine Freude zu sehen, mit welcher Geschicklichkeit und Anmuth nicht allein erwachsene Frauen, sondern sogar Mädchen von zwey bis drey Jahren den Topf blitzesschnell aus einer Hand in die andere zu spielen verstehen, wie sie ihn kaum mit den Fingern berühren, ohne ihn je fallen zu lassen. Ist der Topf ausgebrannt und glimmt nur noch die Asche darin, so wird er unter die Schürze genommen, wo sich alsdann Hände und Leib zugleich daran wärmen.

Daß dabey einige Achtsamkeit angewendet werden müsse, versteht sich von selbst. Im ruhigen Zustande hat diese nichts Auffallendes. Einen desto komischern Anblick gewährt es aber wenn die Weiber, mit dem Kohlentopfe in der Hand, in Streit untereinander gerathen. Man denke sich ein halbes Dutzend in einem Haufen stehen und gegen einander einschreyn. Gestikulirt muß dabey werden, denn mit bloßen Worten glaubt kein Italiener, besonders keiner des Südens, seine Meynung ausdrücken zu können. In Ermanglung beyder Hände begnügen sie sich mit der rechten, indem sie in der linken den Topf halten. Je hitziger der Streit wird, je weniger denken sie an die Hitze des Kohlentopfs. Dann geräth plötzlich, oft in der vollsten Wuth, die Pantomime in's Stocken; die gestikulirende Hand eilt der, welche den Topf hält, zu Hülfe, und letztere fährt in der äußersten Hast zum Ohrzipfel. Hat der Schmerz nachgelassen, so beginnt die Pantomime von Neuem, bis auch die linke Hand auf dem Punkte steht, sich zu verbrennen, und eben so schleunig von der rechten abgelöst wird. Nicht selten trifft es sich, daß, außer den Weibern, auch die Kohlentöpfe an einander gerathen und zerbrechen. Dann beschuldigt eine die andere, den ersten Stoß gethan zu haben; aus dem Wortkampfe wird ein Faustkampf und man schlägt sich einander mit den Henkeln um die Ohren.

Aus dem Gesagten ergibt sich, welch ein wichtiges

Digitized by Google

Meubel für eine Römerin der Kohlentopf iſt. Wirklich würde ſie lieber hungern als ohne Scaldino ſeyn: er iſt ihr, was der Nordländerin der Ofen. Trifft es ſich, daß er vor Alter, oder durch Zufall zerbricht, ſo geht ſie zur Nachbarin und klagt es ihr. Dieſe ermangelt nicht, Antheil an dem Verluſte zu nehmen und mit betrübter Miene auszurufen: „Povero scaldino!“ (Der arme Topf!) Dann beginnt ein langes Geſpräch, in welchem die Tugenden des Kohlentopfs, ſein Alter und die Dienſte, welche er geleiſtet hat, mit einer Theilnahme aufgezählt werden, als wäre vom verſtorbenen Ehemann die Rede. Gehen ſie am Ende auseinand er, ſo endet Jede das Geſpräch, indem ſie noch einmal in betrübtem Tone ausruft: „Povero scaldino!“ (Der arme Topf!) Ueberhaupt darf ſich eine Römerin im Winter nur im geringſten traurig zeigen, gleich heißt es von ihr: „Avrebbe forse perduto il suo scaldino?“ (Hat ſie vielleicht ihren Kohlentopf verloren?)

Was der Römerin der Kohlentopf im Winter, iſt ihr der Fächer im Sommer: jener verſchafft ihr Wärme, dieſer Kühlung. Doch erſtreckt ſich das Reich der Fächer weiter als das der Kohlentöpfe. Denn fächern thut ſich von der Herzogin bis auf die Berghewohnerin herab das ganze weibliche Geſchlecht in Rom; es wird ſogar ſchon den Säuglingen gelehrt. Auch unter den Männern geht der Fächer bis in die Konverſationen der Salons hinauf, der Kohlentopf nur bis in die Konverſationen der Apotheker-, Hutmacher- und Schneiderboutiken. Unter den Weibern verſchwindet letzterer auf öffentlicher Gaſſe bereits, wo die Bautta anhebt, in den Häuſern, wo ſich Kamine befinden, oder große Kohlenpfannen angezündet werden. Ueberhaupt ſind zwiſchen dem Kohlentopfe und dem Fächer merkwürdige Aehnlichkeiten: beyder bedient ſich die Römerin, um eine gewiſſe Grazie zu entwickeln; beyder aber auch, um ihren Muth auszulaſſen; im Sommer wird um den zerbrochenen Fächer getrauert, wie im Winter um den zerbrochenen Kohlentopf. Endlich erfordert die Handhabung des einen eben ſo viele Geſchicklichkeit als die des andern; auch dient der bunte Kohlentopf eben ſowohl zum Putze als der Fächer.

So wie, mit Anfang des Herbſtes, ganze Fuder von Kohlentöpfen auf dem Navonaplatze aufgeſchichtet und zum Kaufe ausgeboten werden, ſo ſieht man gegen den Frühling an den Seiten aller gangbaren Straßen Boutiken von Fächern aufgeſchlagen und letztere zu Tauſenden an quergezogenen Leinen aufgehangen. Das Stück koſtet gewöhnlich zwey bis drey Bajocchi (etwas mehr als acht bis zwölf Pfennige). Der Preis iſt faktiſch ſo billig, daß ſelbſt die elendeſte Bettlerin ihren Appetit darnach ſtillen kann. Das Sprichwort ſagt: Wer die Wahl hat, hat auch die Qual. Das zeigt ſich bey dem hieſigen Fächerkaufe: um einen zu kaufen, werden alle probirt. Eine Römerin kann von Morgen bis Abend vor einer Fächerbude zubringen und Fächer probiren; am Ende geht ſie vielleicht gar weg, ohne einen zu kaufen. Sie hat freylich den ganzen Tag weder gegeſſen noch getrunken; aber was thut das? Hat ſie ſich doch gefächert!

(Die Fortſetzung folgt.)

Unterredungen mit Buonaparte auf St. Helena im Auguſt 1817.

(Fortſetzung.)

Wenige Augenblicke nach jener Bemerkung fragte Buonaparte mit einem ſcherzhaften Ausdrucke, als ob das, was er ſagte, ihn beluſtigte: „Haben Sie Ihren Vater jemals von mir reden hören?“ Ich antwortete ſogleich: „Sehr oft.“ Worauf er in einem ſchnellen und ſcharfen Tone fragte: „Was ſagte er von mir?“ Die Art, wie dieſe Worte ausgeſprochen wurden, ſchien eine unmittelbare Antwort zu verlangen, und ich ſagte, daß ich ihn oft große Bewunderung über die Aufmunterung ausdrücken hören, die er den Wiſſenſchaften gewährte, als er Kaiſer von Frankreich geweſen. Er lächelte und nickte zu wiederholten Malen mit dem Kopfe, als ob er mit dem, was ich ſagte, zufrieden ſey.

Seine nächſte Frage war: „Hörten Sie jemals Ihren Vater einen Wunſch ausdrücken, mich zu ſehen?“ Ich antwortete, daß ich ihn oft ſagen hören, es lebe kein Mann, der es ſo werth ſey, geſehen zu werden, und daß er es mir ausdrücklich empfohlen habe, ihm meine Aufwartung zu machen, wenn ich je eine Gelegenheit dazu habe. „Wohl, verſetzte Buonaparte, wenn er mich denn wirklich für eine ſolche Merkwürdigkeit hält, und mich zu ſehen wünſcht, warum kömmt er nicht nach St. Helena?“ Ich war im erſten Augenblicke verlegen, ob ich dieſe Frage für ernſthaft oder ironiſch halten ſollte; allein ich ſah, er wartete auf eine Antwort und ich verſetzte daher, mein Vater habe viele Beſchäftigungen und Pflichten, die ihn feſſelten. „Hat er öffentliche Geſchäfte? ein öffentliches Amt?“ Ich ſagte ihm, er habe kein von der Regierung abhängiges, allein er ſey Präſident der königlichen Geſellſchaft (Royal Society) in Edinburgh, und die Pflichten dieſes Platzes erforderten einen großen Theil ſeiner Zeit und ſeiner Aufmerkſamkeit. Dieſe Bemerkung veranlaßte eine Reihe von Fragen über die Einrichtung dieſer Geſellſchaft. Er ließ ſich Rechenſchaft über alle Aemter in derſelben von dem Präſidenten bis zum Sekretär ablegen, und über die Art, wie man der Geſellſchaft wiſſenſchaftliche Papiere vorlegte: die Gewohnheit, die Gegenſtände in den Verſammlungen in Edinburgh öffentlich abzuhandeln, fiel ihm ſehr auf und beluſtigte ihn, wie es mir ſchien. Als ich ihm ſagte, die Zahl der Mitglieder belaufe ſich auf mehrere Hundert, ſo ſchüttelte er den Kopf und ſagte: „Dieß können ſicher nicht lauter Gelehrte ſeyn!“ Sobald ſeine Neugierde über dieſen

Digitized by Google

Gegenstand befriedigt war, kam er auf meinen Vater zurück, und nachdem er etwas zu berechnen geschienen, bemerkte er, „Ihr Vater ist, glaube ich, zehn Jahr älter als er — wenn aufs wenigste — aber ich denke es sind zehn. Sagen Sie, ist es nicht so?" Ich versetzte, es sey fast ganz genau so; er lachte darauf und drehte sich beynahe ganz auf dem Absatze herum, indem er mehrere Male mit dem Kopfe nickte. Ich war nicht so dreist, ihn zu fragen, was so Lustiges dabey sey, dachte aber, er wäre zufrieden, daß seine Rechnung so genau zuträfe. Er fuhr in seinen Fragen fort, wünschte zu wissen, wie viele Kinder mein Vater habe und brach nicht von diesem Gegenstande ab, bis er eine vollständige Liste des Alters und der Beschäftigungen der ganzen Familie erhalten. Dann fragte er: „Wie lange waren Sie in Frankreich?" und da ich versetzte, ich sey noch nicht dort gewesen, verlangte er zu wissen, wo ich Französisch gelernt. Ich sagte, von Franzosen an Bord verschiedener Kriegsschiffe. „Waren Sie französischer Gefangener oder waren die Franzosen Ihre Gefangene?" fragte er. Ich sagte, meine Lehrer wären französische Offiziere, die auf den verschiedenen Schiffen, worauf ich gedient, gefangen gewesen. Er verlangte eine umständliche Beschreibung der Wegnahme dieser Schiffe, allein da er bald sah, daß dieser Gegenstand keinen interessanten Punkt darbot, so brach er plötzlich ab und fragte nach der Fahrt der Lyra in den östlichen Meeren, von welcher Reise ich in diesem Augenblicke zurückkehrte. Dieser Gegenstand war eine neue und ergiebige Quelle von Nachforschungen, und er verfolgte ihn mit einem verwunderungswürdigen Eifer.

Die Gelegenheiten, welche Napoleons hoher Standpunkt ihm dargeboten, über fast jeden Gegenstand Kenntnisse zu erlangen, und sein so außerordentlich schnelles und genaues Beobachtungsvermögen hatten es sehr schwierig gemacht, ihm irgend einen völlig neuen Gegenstand vorzulegen, und ich schätze mich glücklich, in einer feverlichen Zusammenkunft von etwas anderm als bloßen Gemeinplätzen mit ihm reden zu können. Man hat immer vermuthet, daß der Osten Buonaparte ein besonderes Interesse einflößte, und die Begierde, mit der er meine Berichte über Loo-Choo, China und die angränzenden Länder verschlang, ließ keinen Zweifel über die Wahrheit seiner Vorliebe für den Orient. Man hat auch, wenn ich nicht irre, die Idee, daß seine geographischen Kenntnisse von diesen entfernten Regionen nicht sehr genau waren — eine Beschuldigung, welche Buonaparte, im Vorbeygehen gesagt, wahrscheinlich mit den meisten Leuten theilt. Ich war dennoch nicht wenig überrascht, als ich alle seine Begriffe über die gegenseitige Lage der Länder in den chinesischen und japanischen Meeren sehr klar und richtig fand. Als sich die Insel Loo-Choo nannte, schüttelte er den Kopf, als ob er niemals zuvor davon gehört, und verlangte zu wissen, wie ihre Lage von Canton aus, und wie groß ihre Entfernung davon sey. Er that dann dieselbe Frage in Rücksicht auf Japan und Manilla, und schien dann mit Hülfe des Durchschneidens dieser drey Linien die Lage in seiner Einbildungskraft ziemlich genau bestimmt zu haben, da jede Bemerkung, die er hernach machte, sich auf eine Erinnerung an diesen besondern Punkt bezog. Wenn er zum Beyspiele von der Wahrscheinlichkeit sprach, daß die Sitten und Einrichtungen in Loo-Choo durch den Einfluß anderer Länder bestimmt worden, so zog er beständig richtige Schlüsse in Betreff der geographischen Lage. Nachdem es bestimmt war, wo die Insel läge, befragte er mich über die Einwohner mit einer Genauigkeit — ich möchte sagen mit einer Strenge — wie sie mir niemals vorgekommen. Seine Fragen waren auf keine Weise in's Blaue hinein gethan, jede hing genau mit dem, was vorherging oder folgen sollte, zusammen. Ich fühlte mich in kurzer Zeit so völlig seiner Ansicht bloßgestellt, daß es unmöglich gewesen seyn würde, den kleinsten Umstand zu verändern oder vor ihm zu verhehlen. So groß war die Schnelle, mit der er die Gegenstände, die ihn interessirten, auffaßte, und die erstaunende Leichtigkeit, mit welcher er die wenigen Nachrichten, die ich ihm mittheilen konnte, ordnete, und in allgemeine Begriffe übertrug, daß er zuweilen meiner Erzählung zuvoreilte, den Schluß errieth, ehe ich dahin gelangte, und mich so um meine ganze Geschichte brachte.

Mehrere, das Volk von Loo-Choo betreffende Umstände, setzten doch selbst ihn in Erstaunen, und ich hatte das Vergnügen, ihn mehr als einmal völlig verwirrt und außer Stande zu sehen, die Phänomene, die ich erzählte, zu begreifen. Nichts fiel ihm so auf, als daß sie keine Waffen hätten. „Point d'armes" rief er aus, c'est à dire, point de canons — ils ont des fusils?" Nicht einmal Musketen, versetzte ich. „Eh bien donc — des lances, ou, au moins des arcs et des flèches?" Ich sagte ihm, sie hätten keins von beyden. „Ni poignards?" rief er mit steigender Heftigkeit. Nein, keine. „Mais!" sagte Buonaparte, mit geballter Faust und laut erhobener Stimme, mais sans armes, comment se bat-on?"

Ich konnte nichts erwiedern, als daß, so weit unsere Nachforschungen gereicht, sie niemals Krieg geführt und beständig in innerm und äußerem Frieden gelebt. „Keinen Krieg!" rief er mit einem verächtlichen und ungläubigen Ausdrucke, als ob das Daseyn irgend eines Volkes unter der Sonne ohne Kriege eine unnatürliche Anomalie sey.

(Der Beschluß folgt.)

Täuſchung.

(Aus dem Portugieſiſchen.)

Seht nun ſelber ob mein Leben,
Ueberfüllt nicht war mit Täuſchung;
Da ich fürchte alle Wünſche,
Und verhaßt mir jede Freude.

Wenn je Wünſche ich ſonſt hegte,
Brachten Wünſche mir nur Kränkung.
Wenn ein Glück ich je genoſſen
Folgte drauf ein derber Schmerz.
Lebte Tage, lebte Jahre
Ueberfüllt mit ſo viel Täuſchung,
Daß, um keinen Wunſch zu hegen,
Ich entſage jeder Freude.

V. A. H.

Korreſpondenz-Nachrichten.

London, 2. Januar.

Die Verwirrung in der Handelswelt, die ich in meinem letzten zu ſchildern geſucht, hat Gottlob nicht lange gedauert, und hier ſowohl als auf dem Lande kehrt das gegenſeitige Zutrauen allmählig zurück. Jedoch haben bey der Gelegenheit an ſiebenzig Banquiers im Lande ihre Zahlungen eingeſtellt, und von dieſen haben erſt ſechs oder ſieben wieder zu bezahlen angefangen, während fünfzehn bis ſechszehn wirklich fallirt haben. Es läßt ſich denken, daß dadurch ſehr viele Familien in große Verlegenheit gekommen ſind, und wenn nicht ſo viele Bankrotte angekündigt worden ſind, als man erwartet hatte, ſo rührt es daher, daß das Publikum allmählig klüger wird, und wo es nur einigermaßen thunlich iſt, ſeine Geldangelegenheiten nicht in die Hände der Rechtsgelehrten kommen läßt, unter denen die Bankrottemaſſen ſo ſehr hinſchwinden, daß den unglücklichen Gläubigern ſelten viel übrig bleibt.

Auf der Bühne haben wir ſeit Kurzem ein neues Stück gehabt; aber wohl einen neuen Schauſpieler, Namens Serle, welcher in Coventgarden erſchienen iſt, und beſonders die Rolle des Hamlet mit großem Beyfalle durchgeführt hat. Dieſer Schauſpieler iſt von anſehnlicher Perſon, und hat eine ſchöne biegſame Stimme; aber das Beſte an ihm iſt, daß er ſeine Rolle wohl durchſtudirt, und durchaus verſtanden zu haben ſcheint, und daß er ſich mehr darum bemüht, den Zuhörern die Schönheiten des Kunſtwerkes fühlen, als ſich ſelbſt von ihnen bewundern zu laſſen; ein Fehler Keans und ſeiner Nachahmer, der mir, trotz dem Geklatſche, das ihre Schnörkel immer hervorzurufen pflegen, doch nie recht behagen wollte.

Das ſo eben erſchienene 65ſte Stück des Quarterly Review enthält mehrere intereſſante Artikel. Der erſte iſt beſonders wichtig, er betrifft den alten Streit, über die Gerechtigkeit oder Ungerechtigkeit, den Nutzen oder Nachtheil der Kirchenverbeſſerung, und den Charakter der Reformatoren, welcher ſeit ein paar Jahren von einigen unſerer Katholiken, zum Theil mit vieler Bitterkeit, erneuert worden iſt. Um die Güte der Sache ſelbſt zu erweiſen, ſcheint es nun freylich nicht nothwendig zu ſeyn, daß die Stifter alle Heilige geweſen, denn keiner von den Reformatoren hat ſich je Unfehlbarkeit angemaßt, aber der Verfaſſer jenes Aufſatzes ſcheint zur Genüge zu beweiſen, daß die meiſten der ihnen von den Katholiken zugeſchriebenen Verbrechen Erdichtungen ſind, und daß ſie größtentheils erträgliche, und oft ſehr gute Menſchen waren. Der zweyte und vierte ſind über die amerikaniſche Täufer-Miſſion im burman'ſchen Reich, und über die Sendung des Hrn. Crawfurd nach Siam und Cochin-China, beyde für die Länder- und Völkerkunde intereſſant. Hinſichtlich der Miſſionen tadelt der Kritiker beſonders drey Dinge: Erſtens die allzugroße Haſt, womit man verſchiedene Theile, oder auch wohl das ganze, von der heiligen Schrift, in verſchiedene Sprachen des fernen Morgenlandes überſetzt, ehe die Ueberſetzer ſich mündlicher Weiſe mit den Eigenheiten der Sprachen vertraut gemacht hatten, ſo daß unter ihren ungeſchickten Händen die erhabenen und tröſtenden Ausdrücke der Bibel meiſtentheils für die Eingeborenen unverſtändlich, oft auch zweydeutig und lächerlich geworden ſind; zweytens, daß die Miſſionarien ſich faſt immer nur an den unterſten Pöbel wenden, und dabey, in Ländern, wie Burma z. B., wo der Gottesdienſt mit ſo vieler Pracht und Feyerlichkeit verbunden iſt, ſich ſo gemein und ärmlich darſtellen, daß die höheren Volksklaſſen, ja ſelbſt der Pöbel, ſie mit Verachtung anſehen müſſen; und drittens, der Gebrauch von jüdiſchen Parabeln, im Anreden jener fernen Völker, denen die meiſten derſelben durchaus unverſtändlich ſind. Auch hält er die Calviniſten insbeſondere, wegen ihrer engherzigen und beleidigenden Verdammungsſucht, zu Miſſionarien im Orient für unpaſſend. Und wohl mögen ſie es ſeyn, da ein frommes Paar Amerikaner, Hr. Hudſon und ſeine Frau, zu denen ſich ſpäter noch ein Paar andere amerikaniſche Miſſionarien geſellten, in zehn Jahren nicht mehr als vier Proſelyten machten, und dieſe aus dem gemeinſten Volke. Es ſcheint aber überhaupt für die chriſtliche Religion ſehr ſchwer, ja man möchte ſagen, ohne ein Wunder unmöglich, in jenen halb barbariſchen Ländern Eingang zu finden. Denn trotz der unbedeutenden Fortſchritte, welche dieſe Leute in Burmah machten, ſchien es den Bonzen doch bange zu werden, ſie möchten, wie einer ſich ausdrückte, „ihre Reistöpfe umkehren,“ und wußten dieſelben ihnen viele Verfolgungen zuzuziehen, worin die zu Rangun der ſindlichen durch die Einnahme dieſer Stadt durch die Engländer befreyt worden ſind, während man für Hrn. und Frau Hudſon und einen anderen Miſſionar, die vor dem Kriege nach Amarapura geladen waren, noch immer ſehr beſorgt iſt.

Hrn. Perkins Dampfkanone iſt in Gegenwart mehrerer amtlichen Perſonen geprüft worden, und hat ſich in der Stärke ſowohl als in der Schnelligkeit als das zweckmäſſigſte und furchtbarſte Mordwerkzeug bewährt, das noch je erfunden worden, obgleich man wegen der Enge des Raumes (der Hof des Fabrikanten iſt nicht viel über 100 Fuß lang) nicht ihre ganze Stärke anwenden konnte, und man ſich aus eben der Urſache auch nur bleyerner Kugeln bediente, die jedes Mal auf der eiſernen Scheibe zerſplitterten, ungeachtet man 1000 in einer Minute ſchoß. Die Regierung ſoll ihm die Erfindung abgekauft, und verordnet haben, ſie in einem größeren Maßſtabe zu verſuchen, denn Hr. P's Werkzeug war eigentlich nur eine Dampfflinte zu nennen. Es iſt unmöglich zu berechnen, wie weit es damit gebracht werden könnte; aber gewiß iſt es, daß, wenn ſie auch nur in ihrem gegenwärtigen Zuſtande allgemein angewandt würde, das ganze bisherige Kriegsſyſtem dadurch verändert werden würde.

Die Anzeige, welche im vorigen Stück des Quarterly Review von Niebuhrs vortrefflicher römiſchen Geſchichte gemacht worden iſt, hat ſogleich mehrere Beſtellungen von dem Werke bey den hieſigen deutſchen Buchhändlern zur Folge gehabt, und einen der Bibliothekare des britiſchen Muſeums, Hrn. Walter, bewogen, die Ueberſetzung davon zu übernehmen, deren Herausgabe in Kurzem erwartet wird.

Beylage: Kunſtblatt Nr. 6.

Verlegt von der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.

Digitized by Google

Nro. 17.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, 20. Januar 1826.

Alles war von Anfang gut auf Erden;
Alles wird durch Weisheit wieder gut.

Withof.

Unterredung mit Buonaparte auf St. Helena im August 1817.

(Beschluß.)

Buonaparte schien meinen Bericht, daß das Volk von Loo Choo kein Geld habe und keinen Werth auf Gold- und Silbermünzen setze, zu bezweifeln, doch ohne in ein gleich heftiges Erstaunen zu gerathen. Nachdem er diese Thatsachen gehört, dachte er eine Weile nach und brummte leise vor sich hin: „*Nicht* den Werth des Geldes zu kennen — weder Gold noch Silber zu achten.“ Dann sah er auf und fragte scharf: „Wie fingen Sie es denn an, um diesem Volke, dem sonderbarsten in der Welt, die Ochsen und andere gute Sachen zu bezahlen, die sie Ihnen, wie es scheint, in solcher Menge an Bord sendeten?“ Als ich ihm sagte, daß wir die Leute *von Loo-Choo* niemals hätten überreden können, irgend *eine Bezahlung* anzunehmen, so drückte er großes Erstaunen *über ihre* Freygebigkeit aus, und ließ sich zweymal *die Liste der* Dinge wiederholen, die wir von diesen gastfreyen Insulanern erhielten.

Ich hatte, nach dem Rathe des Grafen Bertrand, *mehrere Zeichnungen* von Landschaften und Kleidungen von *Loo-Choo und Corea* mitgebracht, die mir bey den Beschreibungen *der Einwohner* zu Hülfe kamen. Als wir von Corea *sprachen*, nahm er mir eine der Zeichnungen *aus der Hand, und indem* er die verschiedenen Theile überschaute, *sprach er zu sich selbst*: „Ein alter Mann mit einem sehr großen *Hute* und einem weißen Barte, ha! — eine lange Pfeife in der Hand — eine chinesische Matte — eine chinesische Kleidung — neben ihm ein Mann, welcher schreibt — Alles sehr gut und deutlich gezeichnet.“ Dann fragte er mich, wo die verschiedenen Theile dieser Kleidung verfertigt wären und was der Preis derselben sey — Alles Fragen, die ich nicht zu beantworten vermochte. Er wünschte den Zustand des Ackerbaues in Loo-Choo zu wissen — ob sie mit Pferden oder mit Ochsen pflügten — wie sie es mit ihren Ernten hielten, und ob ihre Felder bewässert wären, wie in China, wo, so viel ihm bekannt, das System der künstlichen Bewässerung in großer Ausdehnung getrieben worden. Das Klima, die Ansicht des Landes, der Bau der Häuser und Kähne, die Form der Kleidung, bis zu den geringsten Umständlichkeiten in der Form ihrer Strohschuhe und Tabaksbeutel, beschäftigte seine Aufmerksamkeit. Die Hartnäckigkeit, welche sie bewiesen, um uns den Anblick ihrer Weiber zu entziehen, schien ihn sehr zu beschäftigen, allein er drückte zu wiederholten Malen seinen Beyfall über die Mäßigkeit und verständige Aufführung des Kapitäns Maxwell aus, der sich unausgesetzt enthielt, irgend etwas von den Einwohnern zu verlangen, was ihnen unangenehm, oder den Gesetzen ihres Landes zuwider seyn mochte. Er that mehrere Fragen über die Religion von China und Loo Choo, und schien die auffallende Aehnlichkeit in dem Ansehen der katholischen Priester und chinesischen Bonzen sehr wohl aufzufassen; eine Aehnlichkeit, die sich, wie er bemerkte, über mehrere Theile der religiösen Ceremonien beyder erstreckte. Hier hört indessen, wie es

Digitized by Google

ebenfalls bemerkte, die Vergleichung auf, da die Bonzen keinen Einfluß von irgend einer Art auf das Gemüth des Volks haben und sich niemals in dessen zeitliche oder ewige Angelegenheiten mischen. In Loo-Choo, wo jede andere Sache so preiswürdig erscheint, ist der niedrige Zustand der Priester eben so merkwürdig, als auf dem benachbarten Kontinent, und Buonaparte verweilte ziemlich lange bey der Betrachtung dieser Anomalie, ohne sie auf irgend eine befriedigende Weise erklären zu können.

Mit Ausnahme eines augenblicklichen Anfalls von Verachtung und Ungläubigkeit, als ich ihm erzählte, daß die Bewohner von Loo-Choo keine Kriege führten und keine Waffen besäßen, war er äußerst gut gelaunt, während er mich über alle diese Gegenstände befragte. Die Heiterkeit, ich möchte fast sagen Vertraulichkeit, mit welcher er sprach, machte, daß ich nicht allein völlig ohne Verlegenheit in seiner Gegenwart war, sondern auch mehrere Male jene ehrerbietige Aufmerksamkeit vergaß, die meine Pflicht sowohl als mein Wunsch in jeder Rücksicht forderte, dem gefallenen Monarchen zu erweisen. Der Antheil, den er an Gegenständen nahm, die damals alle meine Gedanken beschäftigten, flößte mir natürlich eine solche Lebhaftigkeit ein, daß ich mich mehr als einmal vergaß und ihn mit zu großer Freyheit anredete. Wenn ich indessen meinen Irrthum bemerkte, und mich natürlicherweise in meine Schranken zurückzog, so ermunterte er mich freundlich, in demselben Tone fortzufahren, und dieß auf eine so gutmüthige und so aufrichtige Weise, daß ich im nächsten Augenblick wieder eben so zwanglos als zuvor sprach. „Und was wissen Ihre Freunde von Loo-Choo, von andern Ländern?" fragte er. Ich sagte ihm, sie kennten nur China und Japan. „Ja, ja, fuhr er fort, aber von Europa? was wissen sie von uns?" Ich versetzte: „Sie wissen gar nichts von Europa; sie wissen nichts von Frankreich und England; noch setzte ich hinzu, haben sie jemals etwas von Ew. Majestät gehört." Buonaparte lachte herzlich über diese außerordentliche Eigenthümlichkeit in der Geschichte von Loo-Choo, ein Umstand, der, wie er mit Recht denken mochte, sie von jedem andern Winkel in der bekannten Welt auszeichnete.

Ich hatte eine Zeichnung der Schwefelinsel in der Hand, ein einsamer und öder Felsen mitten im japanischen Meer. Er betrachtete sie einen Augenblick und rief aus: „Was, dieß ist St. Helena selbst." Als er seine Neugierde über unsre Reise befriedigt, oder mich wenigstens über Alles ausgefragt hatte, was ich ihm erzählen konnte, so kam er auf den Gegenstand zurück, der ihn zuerst beschäftigt hatte, und fragte plötzlich: „Ist Ihr Vater ein Mitarbeiter des Edinburgh Review?" Ich versetzte, daß die Namen der Mitarbeiter dieses Blattes geheim gehalten würden, daß aber mehrere von meines Vaters Werken in dieser Zeitschrift wären recensirt worden. Worauf er sich bald auf dem Absatze gegen Bertrand herumdrehte, und mehrere Male mit dem Kopfe nickend, mit einem bedeutenden Lächeln „Ha, ha!" sagte, als ob er damit andeuten wollte, daß er sehr wohl den Unterschied zwischen Autor und Recensenten begreife.

Buonaparte sagte dann: „Sind Sie verheirathet?" und auf meine verneinende Antwort fuhr er fort: „Warum nicht? Was ist die Ursache, warum Sie nicht heirathen?" Ich war etwas verlegen um eine passende Antwort und schwieg still. Er wiederholte indessen seine Frage auf eine Weise, die mich zwang, etwas zu sagen, und ich erwiederte, ich sey mein ganzes Leben hindurch zu geschäftig gewesen, und befände mich überdieß nicht in Umständen, die es mir erlaubten, mich zu verheirathen. Er schien mich nicht zu verstehen und fragte auf's Neue, warum ich unverheirathet sey. Ich sagte ihm dann, ich sey zu arm, um zu heirathen. „Ha, ha! rief er, ich sehe nun — Geldmangel — kein Geld — ja, ja!" und lachte herzlich, worin ich einstimmte, ohne, die Wahrheit zu gestehen, genau zu wissen, worin das Lustige in der Sache lag. — Die letzte Frage, die er mir machte, betraf die Größe und Stärke des Schiffes unter meinem Befehle, und dann sagte er mit einem Tone, als ob er einigen Einfluß auf den Gegenstand auszuüben hätte: „Sie werden England in 35 Tagen erreichen," — eine Prophezeihung, die jämmerlich in der Erfüllung fehlte, da wir 62 Tage auf der Reise zubrachten, und obendrein fast verhungerten. Nach dieser Bemerkung verbeugte er sich und entließ mich. Meine Freunde, die Herren Clifford und Harray, wurden ihm dann vorgestellt. Er fragte höflich nach einigen Gemeinplätzen und entließ sie nach wenigen Minuten. — Buonaparte fiel mir auf als wesentlich von den Gemälden und Büsten verschieden, die ich von ihm gesehen. Sein Gesicht und seine Gestalt waren viel breiter, viereckiger, stärker in jeder Rücksicht, als ich sie in irgend einer Abbildung gesehen. Er schien durchaus nicht fett, wie es damals allgemein von ihm behauptet ward. Sein Fleisch schien im Gegentheil fest. Nicht die geringste Farbe erschien auf seinen Wangen, und in der That schien seine Haut mehr Marmor als gewöhnlichem Fleische ähnlich. Nicht die leichteste Spur einer Falte war auf seiner Stirne sichtbar, noch irgend Runzeln auf seinem Gesichte. Seine Gesundheit und seine Laune waren dem Scheine nach vortrefflich, obgleich man in dieser Zeit fast allgemein in England glaubte, daß er unter Krankheit dahin sinke und sein Geist ganz niedergedrückt sey. Seine Art zu reden war langsam und sehr deutlich, er wartete mit großer Güte und Geduld auf meine Antworten und nur einmal während unsrer ganzen Unterhaltung war es nöthig, den Grafen Bertrand um eine Erklärung zu fragen. Der glänzende und zuweilen blendende Ausdruck seiner Augen konnte nicht unbemerkt bleiben. Es war indessen kein beständiger Glanz, sondern er fiel nur auf, wenn irgend etwas ihn besonders interessirte. Es ist unmöglich, einen

Digitized by Google

Ausdruck von größerer Milde, ich möchte Wohlwollen und Freundlichkeit sagen, zu erdenken, als der auf seinen Zügen während der ganzen Unterredung ruhte. Kann er also während dieser Zeit kränklich und niedergedrückt war, so muß seine Selbstüberwindung noch außerordentlicher gewesen seyn, wie es allgemein geglaubt und, denn sein ganzes Betragen, seine Unterhaltung und der Ausdruck seines Gesichts zeigten einen vollkommen gesunden Körper und einen ganz freyen Geist an.

Den folgenden Morgen segelten wir von St. Helena ab und erreichten England in der Mitte des Oktobers 1817.

Hervorstechendste Züge Roms.

(Fortsetzung.)

Die Römerinnen vor den Kunstwerken.

Wem, der Menschen beobachtet hat, wäre unbekannt geblieben, daß das Fassungsvermögen der Weiber nicht *blos in konkreten*, sondern auch in abstrakten Dingen, schneller operirt, um nicht zu sagen schärfer ist, als *das männliche*? Weit entfernt, diese Erscheinung aus physiologischen Gründen erklären zu wollen, begnüge ich mich, ihrer als einer Thatsache zu erwähnen, welche, meiner Meynung nach, keines Beweises bedarf.

Von der Intelligenz der Römerinnen erhält man jeden Augenblick die auffallendsten Beweise. Was man sie auch fragen möge, so hört man nie jenes in Verzweiflung setzende *Was*, womit in andern Ländern der Pöbel, meistens sogar die mittlere Klasse, ihre träge, oder vielmehr stumpfe, Auffassungskraft zu beschönigen sucht. Meistens haben sie lange vorher, ehe es den Männern gelungen ist, jenes *Was* in die höflichere Phrase: „Come dice il Signore," umzukleiden, die Sache begriffen und sagen: „Il Signore dice così." Es würde mich zu weit führen und vielleicht den Leser theilnahmlos lassen, wollte ich aus dem bürgerlichen Leben Beweise jener schnellen Auffassungskraft der Römerinnen anführen. Stelle *ich sie* vielmehr sogleich auf einen Standpunkt, wo sie *weder von* den übrigen europäischen Weibern, noch viel *weniger von* den Männern erreicht werden, ich meyne *auf dem der* Kunstkenntniß.

Ist die Kunst (wenigstens bey denjenigen, welche *nicht* zu den Neblern und Schwieblern gehören) *nichts anders*, als die möglichst treue Nachahmung der *Natur*, *ohne* daß dabey die narrenbeidige Idee des *Ideals mit* in's Spiel kommt; so müssen Menschen, welche *in* und *mit* der Natur leben, und ihre Existenz *im Freyen haben*, folglich das Spiel der Farben, der *Formen*, *selbst der menschlichen*, aus der ersten Hand *betrachten können*, die Kunst besser verstehen, als solche, welche die *Natur hinter* dem Ofen und aus Büchern und *Abbildungen studirt haben*. Ist es daher zu verwundern, daß die Italiener, besonders die Römer, in Beurtheilung der Maler- und Bildhauerkunst eine Fertigkeit erlangt haben, worin ihnen kein ander Volk des Erdbodens gleich kommt. Ihr Blick wird nicht allein durch das Original, das heißt, durch die Natur selbst, sondern auch durch die Kopien derselben, durch die Kunstwerke aller Art, welche das glückliche Rom besitzt, man möchte sagen, schon in der Wiege gebildet. So stehen die Römer unter ihnen, besonders die Weiber, als vollendete Kunstkenner da, vom lehrreichsten Meister, den es geben kann, von der Natur gebildet.

Es gehört zu den interessantesten Kunstgenüssen, in den hiesigen Museen die Urtheile anzuhören, welche die Römerinnen, oft aus der untersten Klasse, über die darin aufgestellten Werke fällen. Vernähmen doch die ausländischen Kunstschwätzer, in deren Augen keine Idee als vollgültig erscheint, wenn sie nicht dem Verstande durch die ästhetische Tortur abgezwungen werden ist, die eben so natürlichen als treffenden Aeußerungen, welche hier, um mich hier eines gemeinen, aber treffenden Urtheils zu bedienen, gleichsam aus dem Ermel geschüttelt werden, ohne Ostentation und ohne daß man sich selbst der Vortrefflichkeit des Urtheils bewußt wäre. Ein solches hat mir in diesen Tagen das lebhafteste Vergnügen gewährt, weil es (und warum sollte ich es läugnen?) das meinige war, ob es gleich mit den herrschenden Meynungen, selbst hochberühmter Kunstkenner, im absolutesten Widerspruche steht. Es betraf den Apollo. Wo wäre heut zu Tage ein mit Vernunft begabtes Wesen, welches nicht an den Fingern herzusagen wüßte, daß diese Statue das vollkommenste Ideal der männlichen Schönheit ist? Hat nicht noch neulich ein närrischer Kauz von Reisenden behauptet, im Küchenjungen des Königs der Sandwich-Inseln einen lebendigen Apollo, d. h. einen Menschen gefunden zu haben, dessen Proportionen gerade dasselbe Maaß besessen hätten, wie die berühmte Statue auf dem Vatican? Nun aber behauptet bekanntlich Vitruv (Lib. III. Cap. I), daß an einem menschlichen Körper, um schön zu seyn, die Länge des Gesichts der Entfernung der Brüste vom Nabel und des letztern von der Stelle, wo der Unterleib aufhöre, gleichkommen müsse. Danach gemessen, ist der Apollo, wie es heißt (denn ich selbst habe ihn so genau nicht untersucht), von den Brüsten bis zum Nabel um ein Drittheil (d. h. um eine Nase, oder des Drittheils der Länge, welche die erwähnten Theile haben müssen), und vom Nabel bis unter den Unterleib um ein Sechstheil zu lang, folglich nach Vitruv, nichts weniger als, in seinen Verhältnissen, ein schöner Körper.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Leipzig.

Am Schlusse des Jahres fasse ich zusammen, was wir hier in den letzten Monaten desselben Interessantes im Gebiete der Musik und Schauspielkunst genossen haben. Im Fache des recitirten Schauspiels haben wir mehrere Vorstellungen zu nennen, welche unserer Bühne Ehre machen — dahin gehört Maria Stuart, von dem schon besonders gesprochen worden ist. Medea von Grillparzer, Johanna von Orleans, Isidor und Olga. Von Romeo und Julie werde ich nach wiederholter Aufführung sprechen. In diesen Darstellungen hatte

die Damen Wiedke, Genaſt, und die Herren Stein, Devrient, Fink unläugbares Verdienſt. Das Luſtſpiel fand in der lezten Zeit faſt noch mehr Theilnahme als die Tragödie. Hier beleben die Herren Koch, Brand, v. Zieten, und die Damen Genaſt, Schmidt, Dem. Hauſe die Scene mit manchen angenehmen Leiſtungen. Mehrere ältere Luſtſpiele wurden wieder mit Erfolg gegeben, z. B. die Quälgeiſter, ſtille Waſſer ſind tief, die gefährliche Wette; und ganz neuerlich wurde noch das wiedereinſtudirte Räuſchchen, von Breyer, mit vielem Beifall mehrmals wiederholt. Mag es ſeyn, daß das Indigenat dieſe Aufnahme beförderte; doch kann man nicht läugnen, daß dieſes Stück einen leichten Plan, drollige Situationen und Charakter hat, woran es manchen neuern Luſtſpielen fehlt. Beſonders ergötzlich iſt die Scene, in welcher das Räuſchchen getrunken wird, und die Darſtellung der entgegengeſezten Wirkungen des Weins bey dem Kaufmann und Arzt. Den erſtern gibt Hr. Genaſt mit Geſchick und Humor. Mehr wünſchte ich noch in ſeiner Rolle zu ſehen, wie der Wein allmählich zu wirken anfängt. Hr. Brand iſt als Brandchen eine äußerſt komiſche Perrmaitrefigur aus der alten Zeit, ein tanzmeiſterlicher, eingebildeter Seladon; nur Schade, daß ſeine Scenen zu lang ſind. Die Epiſode mit der kokketten Kleinen macht immer einen widrigen Eindruck, geſezt, die Rolle fände auch ihre Repräſentantin, was doch immer Zufall bleibt. — Dann wurde auch Raupachs neues Luſtſpiel: laßt die Todten ruhen, auf die Bühne gebracht. Das Intereſſe deſſelben beruht auf einigen originellen Situationen, denen jedoch die Unwahrſcheinlichkeit entgegenwirkt, mit welcher ſie verbrochen ſind. Die Perſonen ſprachen auch faſt alle zu viel. Einige platte und indiskrete Späßchen nahm das Publikum ſehr übel auf; und es ſcheint daher nicht, als ob der Verfaſſer mit ſeinen Luſtſpielen ſich hier ſo viel Freunde erwerben werde, als er durch ſeine tragiſchen Arbeiten gewonnen hat. In einigen andern Luſtſpielen (die beyden Britten, humoriſtiſche Studien, Benefizvorſtellung, Bär und Baſſa) befriedigt Kochs ungezwungene Komik immer aufs Neue die Lachluſt. Er iſt in ſeinen Einfällen immer neu, und voller temporärer und lokaler Beziehungen, die meiſtens (und das iſt das Rechte) der Augenblick zu geben ſcheint. In dem vor Kurzem erſt auf die Bühne gekommenen Stücke: das Ehepaar aus der alten Zeit, zeigt Hr. Devrient wieder ſein Talent für charakteriſtiſche Komik in der Rolle des alten franzöſiſchen Kolonialen. Es geht leider jezt aber das Gerücht, daß dieſer talentvolle und beliebte Schauſpieler, nebſt ſeiner hier mit Recht ſo geſchäzten Gattin unſere Bühne verlaſſen wolle, weil er ſich nicht hinlänglich beſchäftigt finde. Das Streben nach reger Thätigkeit iſt ehrenwerth; aber man kann auch leicht zu viel thun wollen. Es ſollte mir leid thun, wenn Hr. Devrient, den wir, beſonders in der lezten Zeit, im Fache der erſten Liebhaber und junger Helden ſo angemeſſen beſchäftigt ſahen, dieſe Richtung nach dem Quantitativen nähme; da, ob wohl ich ſein Talent vom Anfang ſeines Auftretens an gern anerkannt habe, ich doch auch geſtehen muß, daß einige der ſchönſten Rollen, die ihm neuerdings zugekommen ſind, noch nicht genügend von ihm ausgebildet und ausgearbeitet worden ſind; dahin rechne ich unter andern Jaſon und Mathuff.

In unſerer Oper iſt viel Regſamkeit. Dem. Canzi, die nun von ihren Gaſtrollen, welche ſie in Hanover gab, zurückgekehrt iſt, gab die Müllerin als Antrittsrolle. Dieſe Partie iſt ihrer ganzen Geſangsweiſe, ſo wie ihrer Erſcheinung angemeſſen; auch fanden wir die Stimme günſtiger als früher. Der Vortrag der Variationen im zweyten Akt beweiſt, was ſie im geſchmackvollen gerundeten Vortrag gewonnen hat. Dem. Schulz trat als Euryanthe auf, einer Muſik, die ſich hier doch nur durch ihre glänzenden Einzelnheiten einiges Antheils zu erfreuen ſcheint. Die genannte Sängerin führt ihre Partie bis in den zweyten Akt mit Fleiß und Aneignung fort; der dritte, in welchem ſie ſchon etwas ermattet iſt, fordert einen Aufſchwung der Empfindung, deſſen ſie nicht mehr fähig zu ſeyn ſcheint. Auch hört man ſie hier oft detoniren. Von Opern trat neu in die Scene Spohrs Fauſt, und Roſſini's Fräulein vom See. Die erſtere Muſik gehört, nach meiner Einſicht, zu den gehaltvollſten deutſchen Werken, und Spohrs Eigenthümlichkeit ſpricht ſich in derſelben in friſcher jugendlicher Kraft aus; ſie hat mehrere glänzende, kräftige Ensembles, welche ſich an die Situation vollkommen anſchließen; aber zweyerley ſtand ihrem vollkommenen Eindruck im Wege. Erſtens die nicht genügende Beſetzung einiger Partien, beſonders des Röschens, welche hier ganz verloren geht, und daß die viel fordernden Partien des Fauſt und des Mephiſtopheles der Stimmlage und Beſchaffenheit der Herren Genaſt und Köhler ſich nicht ganz aneignen. Zweytens die unglückliche Bearbeitung einer Fabel, die zur Oper nur das darbieten kann, was an Don Juan erinnert, und ſo ihren innerſten Sinn und Gehalt verliert. Zu wünſchen wäre, daß ein Dichter, welcher der Muſik befreundet iſt, zum mindeſten der ſcenischen Verbindung und Motivirung der zerſtreuten Scenen etwas nachhülfe; er würde ſich mehr Verdienſt erwerben, als wenn er durch einen neuen Text eine unbedeutende Muſik veranlaßte. Hr. Vetter, den wir in ſeiner Ausbildung mit Vergnügen fortſchreiten ſehen, hat in der Rolle des Hugo eine ſehr günſtige Partie gewonnen. Mit hinreißender Kraft hebt er die ſchöne Scene mit dem Aufruf: Die Rettung naht, die Rache wacht! — heraus. Die Partie der Kunigunde trägt Mad. Fink mit einem Fleiße vor, der Anerkennung verdient. — Ich ſpreche ungern von Scenerie, inſofern ſie das Untergeordnete iſt und bleiben muß; aber hier, — wie in Beziehung auf Don Juan (den man übrigens, ſchon um der Aehnlichkeit der Stoffe willen, nicht hätte zu alterer Zeit auf dem Repertorium anſetzen ſollen, wodurch ein Theil des Publikums ungerechter Weiſe gegen jene Oper eingenommen wurde) kann ich mir eine Bemerkung nicht verſagen. Jede ſichtbare Darſtellung, die das Greuelhafte und Gräßliche anzunah und ausgeführt an die Augen bringt, iſt dem gebildeten Zuſchauer ein Greuel. Die Kunſt (die ſchöne nämlich, nicht die ſogenannte Kunſt, die ſich mit leib- und lebensgefährlichen Kunſtſtücken in Schaubuden ſehen und ausrufen läßt), die Kunſt, ſag' ich, hört auf, wo ich für das phyſiſche Leben des Schauſpielers zittern muß. Wo der Darſtellende ſeinen Körper nicht mehr beherrſchen kann, da iſt die Kunſt aus. Ich finde daher das lange Herumſchweifen des Don Juan am Schluſſe der Oper, ſelbſt wenn es auch bey weitem nicht ſo gefährlich oder angreifend iſt, als es ausſieht, kunſtwidrig, ja den Menſchen empörend; ein Gleiches gilt von der hölliſchen Strafe, welche der Räuber-Wurſt im Fauſt am Schluſſe des erſten Akts empfängt, und von dem allzuſinnlich dargeſtellten Höllenſturz des Fauſt am Schluſſe der Oper; und ein jedes zeugt, daß hier das übertriebene Streben nach anſchaulicher Wahrheit mehrere entfernt, als anzieht. Was kann es auch dem Schauſpieler für Freude machen, wenn in dergleichen Fällen ſeine körperliche Anſtrengung den Beifall des rohen Haufens gewinnt, der zwiſchen Bude und Theater nicht viel Unterſchied macht. In den beyden erſtern Fällen iſt das Hintreiben zum Feuer, da es nun einmal ſich nicht vermeiden läßt, genügend, und im lezten Fall der raſche Sturz ohne Zeichen beſonderer Marter oder Verdrehung, zu der es etwa noch einer beſondern Maſchine bedürfte.

(Der Beſchluß folgt.)

Beylage: Literaturblatt Nr. 6.

Verlegt von der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.

Digitized by Google

Nro. 18.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Sonnabend, 21. Januar 1826.

Was weilst du im Erdgetümmel
Unter der Wolke voll Sturm und Blitz?
Spann' auf die Schwingen: Ueber der Wolke
Ist heiterer Himmel,
Der Ruhe Sitz.

Herder.

Die arme Marie.

Like the lily
That once was mistress of the field, and flourish'd
I'll hang my head, and perish.
Shakespeare.

Auf dem Wege von Thurles nach Cashel erblickt der Wanderer häufig auf Mauern und Pfosten, in mannigfaltiger Handschrift „Arme Marie!" Das Wort arm scheint dem irländischen Landmann das ausdrucksvollste für Mitleid und Mitgefühl. So wie der Reisende sich der letztern Stadt nähert, vermehren sich jene Zeugnisse der Leiden der armen Marie, und wenn er die Ursache derselben zu hören wünscht, so werden Alle, denen er begegnet, auf Englisch oder Irländisch seine Neugierde befriedigen, denn Allen ist die Geschichte der „armen Marie" bekannt.

Der Uebermuth des Menschen beschränkt die Glückseligkeit gewöhnlich auf den engen ihm bekannten Kreise, und glaubt, daß Elend das Erbtheil aller derjenigen ist, die über die Grenzen seines Geburtslandes hinaus wohnen, und diesem Elende fügt er ohne Bedenken Barbarey und Knechtschaft hinzu. Stets wird der ruhige Beobachter bey Betrachtung verschiedener Länder finden, daß Alle, die gebildetsten wie die rohesten, ein ausschließendes Recht auf Kenntnisse und Tugenden mit dem stolzesten Dünkel behaupten. Wenn Länder durch Sitten, Sprache und Gesetze getrennt sind, so mag dieß Vorurtheil zuweilen eine nützliche Wirkung hervorbringen, doch kann wenig zu seinen Gunsten dort gesagt werden, wo Ein König regiert, wo dieselben Gesetze anerkannt sind, und dieselbe Sprache gesprochen wird. England und Irland, von der Natur gleich Mann und Weib bestimmt, sich gegenseitig zu unterstützen und zu beglücken, nähren leider so unbegründete Vorurtheile gegeneinander, daß sie wenig mehr von ihren beyderseitigen Sitten und Gewohnheiten wissen, als die Südseeinsulaner von denen der kalmuckischen Tartaren.

Die Schlüsse eines Engländers, der die Freuden und Tugenden der verschwisterten Insel schätzt, sind seiner Meynung nach sehr bündig und befriedigend. Ein Irländer ist ein Papist, folglich ein abergläubischer Tropf; ein Irländer ißt Kartoffeln, folglich stirbt er Hungers und folglich ist sein Elend außer Zweifel. Allein diesem allem ungeachtet gibt es noch stille Glückseligkeit in Irland, und es ist nur zu bedauern, daß der Werth derselben nicht genug geschätzt, und daß sie oft aufgeopfert wird, um in thörichten Planen hingerissen, Ruhe und Lebensgenuß zu verlieren. Viele Beyspiele könnten dieß bestätigen, doch mag das „der armen Marie" hinreichend seyn.

Zwanzig irländische Morgen Landes mit einem warmbedeckten Hause, oder vielmehr Hütte, bildeten Jakob Wilsons kleine Besitzung. Um Weihnachten ward das Häuschen jedesmal rein gewaschen und die vier hohen Bäume, die den Hof überschatteten, gaben ihm ein Ansehen von Gemächlichkeit, welches irländische Wohnungen, besonders der ärmern Klasse, selten zeigen. Bey näherer Betrach-

tung fand ſich etwas von engliſcher Nettigkeit darin: ein kleines Gehäge für ein Pferd oder eine Kuh war auf der einen Seite, und gegen Weſten ein kleiner Gemüſe- und Blumengarten, von den Ställen und Bäumen geſchüzt, und am Ende des Abhanges vor dem Hauſe befand ſich ein ſchattiger Dornbuſch, der die Strahlen des Sommers von einem geheiligten Brunnen abhielt; denn in Irland ſind alle Brunnen irgend einem Heiligen geweiht. Man muß geſtehen, daß, wenn gleich das allgemeine Anſehen von Wilſons Wohnung die Idee der Induſtrie gab, doch viele Zeichen einer tadelnswürdigen Nachläſſigkeit daran erſchienen. Statt einer Gatterthüre diente ein umgeſtürzter Karren, und die Ausdünſtungen eines Miſthaufens erhoben ſich als ſtille Zeugen von Jakobs Neigung zum Rauchen und Schwazen: doch verbeſſerte ſich die kleine Beſitzung von Jahr zu Jahr, die Gräben waren ausgebeſſert und Felder gepflügt, die ſeit undenklichen Zeiten brach gelegen, und alle Landleute erkannten, daß Jakob der betriebſamſte Mann in der Gemeine war, welches er, wie man bemerkte, ſeinen guten Kindern, dem jungen Jakob und Marien verdankte.

Der alte Wilſon war ſeit zwanzig Jahren verheirathet; ſeine Frau hatte ihm zwey Kinder, einen Sohn und eine Tochter geboren. Den größten Theil ſeines Lebens hatte er gegen das Schickſal gekämpft, ſich mit Lumpen bekleidet und von Kartoffeln gelebt; allein jezt, da ſeine Kinder heranwuchſen, hatte eine Familie in der Nachbarſchaft, die gerade lange genug im Lande verweilte, um ihre Abweſenheit fühlbar zu machen, ſich Mariens angenommen. Durch den Verkehr mit feiner geſitteten Leuten hatte Marie einige Ideen von Verfeinerung erhalten, die nicht mächtig genug waren, um ſie unzufrieden mit ihrer Lage zu machen, und doch ſtark genug, um ihr Freude an Verbeſſerungen einzuflößen. Sie erhielt Bücher, die ſie ſorgfältig benuzte und Blumenſaamen, den ſie ſäete. Die Fortſchritte der Verfeinerung zeigen ſich in einzelnen Menſchen wie in Nationen — ſie wachſen faſt unbemerkt und allmählig, der Beſiz eines Gegenſtandes zieht den Wunſch nach einem andern nach ſich. Von ihrem Garten ging Marie zu ihrer Wohnung über. Sie hatte die reizenden Gemälde bewundert, die ſie in ihren Büchern von ländlicher Glückſeligkeit und Behaglichkeit fand, und beredete ihren Bruder, ſich mit ihr zur Erneuerung des alten Hauſes zu vereinen; er deckte und übertünchte es von außen, während Marie das Innere reinigte, und ordnete. Die alten Leute ſchienen im erſten Augenblick nicht ganz zufrieden mit dieſen Neuerungen, allein da Marie von allen Nachbarn als ein Wunder angeſtaunt ward, ſo widerſezten ſie ſich nicht, bis ſie am Ende aus Erfahrung lernten, wie ſehr eine nüzliche Induſtrie die Genüſſe des Lebens zu erhöhen vermag. Jakob rauchte und ſchwazte nicht ſo viel und ſtand ſeinem Sohne im Anbau des Feldes bey, während Marie und ihre Mutter die Behaglichkeit ihrer Lage durch neue Quellen zu erhöhen ſtrebten. Zum erſten Mal ertönte das ſchnurrende Spinnrad in Wilſons Küche, und außerdem, was ſie zur Kleidung ihres Vaters und Bruders beytrug, erſchien Marie jeden Sonntag in der Kirche in einem netten, von dem Ertrage ihrer Arbeit erkauften Anzuge.

In der Nachbarſchaft lebte ein junger Mann, Namens Lambert, geachtet wegen ſeines Fleißes und ſeiner Mäßigkeit: er bearbeitete eine kleine Pachtung für ſeine Mutter, die ihm ein gutes Weib zu geben wünſchte und ſich deßhalb Raths bey dem Prieſter erholte, der Marie Wilſon mit Wärme empfahl.

Die Vermittlung des guten Geiſtlichen brachte die jungen Leute bald dahin, ihre Verbindung als ſehr natürlich und vernünftig zu betrachten. Sie beſprachen ſich über das, was ſie in Zukunft zu thun hätten, berechneten, wie leicht ſie die Pacht bezahlen könnten und wie gut ihre Kinder ſeyn würden. Der Hochzeittag war beſtimmt, ſie gingen zuſammen in die Stadt, um den Brautanzug einzukaufen, kehrten heim, und ſaßen als das glücklichſte Paar in der Welt, neben Wilſons kleinem Herde — um nie wieder einen glücklichen Augenblick zu erleben! —

(Die Fortſetzung folgt.)

Hervorſtechendſte Züge Roms.

(Fortſetzung.)

An der Venus von Medicis macht ſogar der Unterleib faſt die Hälfte des ganzen Rumpfes (des Körpers ohne die Beine) aus. Abgeſehen von dem Grunde oder Ungrunde des, von Vitruv als ſchöne Proportion aufgeſtellten Grundſatzes, und der Anwendung deſſelben auf die beyden genannten Statuen, will ich nur ſo viel bemerken, daß es in das höchſte Erſtaunen verſetzen muß, wie bis auf den heutigen Tag, ſo viel mir bekannt iſt, noch Niemand aus der bloßen ſinnlichen Anſchauung am Apollo der in Verhältniß mit Kopf und Hals zu lange Rumpf, und an der Venus der zu lange Unterleib aufgefallen iſt. Laſſen wir die Proportionen und wenden uns zu den einzelnen Theilen. Hier wollen wir, und zwar aus dem Munde einer Römerin, jenes Urtheil hören, deſſen ich oben erwähnt habe. Eine Frau aus der unterſten Klaſſe ſtand mit ihrem Manne, dem Scheine nach einem Winzer oder Vetturino, in der Niſche vor dem Apollo. Es waren ein Paar Geſtalten, wie man ſie in dieſem, von der Natur geſegneten, Lande ſo häufig findet, Geſtalten, welche ſelbſt zu Modellen einer Venus und eines Apollo hätten dienen können. Ich ſaß, der Statue gegenüber, auf der

Digitized by Google

Paul, welche im Hintergrunde der Nische steht. Unter der Menge der ein- und ausgehenden Personen, meistens Ausländer, welche das Kabinett durchliefen, waren es insbesondere die Engländer allen andern zuvorthaten, war, so viel sich von der Kleidung abnehmen ließ, jenes Paar allein einheimisch. Beyde hatten bereits eine lange Zeit vor der Statue verweilt, ohne ein Wort zu sprechen. Mehr bedurfte es nicht, um meine Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen. Endlich brach der Mann das Wort und sagte: „Ecco il tanto decantato Apollo di Belvedere.“ (Das ist der hochgerühmte Apoll von Belvedere.) Die Frau machte eine abwehrende Bewegung mit der Hand, wie man zu thun pflegt, wenn Jemand, von dem man nicht gestört seyn will, zur Ruhe verwiesen werden soll, und sagte, ohne den Blick von der Statue abzuwenden: „So bene.“ (Ich weiß es wohl.) Eine Dame trat ein. Dann hub der Mann von Neuem an: „Si dice, che sia il più perfetto modello della bellezza dell'uomo.“ (Man sagt es sey dieß die vollkommenste Nachbildung eines schönen Mannes.) Die Frau, sich verwundernd zu ihm kehrend, antwortete: „Si dice così? Si dice male.“ (So heißt es, aber es ist nicht wahr.) Der Mann versetzte etwas hitzig: „Che roba è? Ne vuoi tu saper più de' nostri antiquarj?“ (Wie, du willst es besser verstehen, was daran sey, als unsre Kunstkenner.) Schnippisch antwortete die Frau: „So, mio caro, che tu ai le ginnochia e le gambe più belle di lui.“ (Ich weiß mein Lieber, daß dein Fuß schöner ist als der seine.) Der Mann, sich von diesem Vergleiche geschmeichelt fühlend, sagte, indem er der Frau über die Wangen streichelte: „Mariuccia mia bella, è un effetto della tua bontà“ (Ach Frauchen, das rührt nur von deiner Liebe her, daß es dir so scheint.) Die Frau, nicht darauf achtend, sagte, in ihrer Rede fortfahrend: „Per altro io dico così, benchè questa statua non sia il più perfetto modello del bello ideale, si può dirla almeno la più perfetta imitazione della istessa natura.“ (Doch *muß* ich sagen, daß, wenn diese Statue nicht das vollkommenste Bild des schönen Ideals ist, so ist sie doch *die vollkommenste* Nachbildung der Natur selbst.) Damit *gingen Beyde* fort.

Ich blieb verwundert sitzen. Die magern, nicht idealen, *sondern* vielmehr einem gegebenen Originale sklavisch, *ja anatomisch*, nachgeahmten, Knie und Beine wären *dem größten* Kunstkenner der neuern Zeit und allen seinen *Nachbetern* für ein Ideal, dagegen einer gemeinen, *allen Kunsttheorien* entbehrenden, Römerin für die *vollkommenste Nachahmung* der Natur erschienen? Wer hat damit der Statue das größte Lob erstattet? Mich dünkt, die *Römerin!* Im Wegzehen konnte ich nur noch *wünschen*, diese Frau möchte auch die, im pariser *Museum befindliche, jagende Diana* (Diane Chasseresse) gesehen haben, um in ihr vielleicht das Gegenstück des Apollo, und in beyden die porträtirte Abbildung von zwey wirklich existirt habenden Geschwistern zu erkennen. Damit würden alsdann die sogenannten Antiquare, von der Frau auf die augenscheinliche anatomische Behandlung der Beine, welche selbst bis hoch in das Ptolemäische Zeitalter noch nicht existirte, aufmerksam gemacht, vom Wahne der Antiquität der Statue zurückkommen und sie dahin versetzen, wohin sie gehört, nämlich in das römisch-griechische Zeitalter, das heißt, in das erste Jahrhundert nach Christi Geburt, ein Zeitalter, wo bereits die Idealität der Formen, oder die reine Form, verschwunden war, und dem Surrogate derselben, das heißt der natürlichen Wirklichkeit, oder der porträtirten Natur, Platz gemacht hatte.

(Der Beschluß folgt.)

Rückschritt im Vorschritt.

Sonst war ich lyrisch-subjektiv,
Da nannt' ich, was nicht g'rad' war, schief,
Da nannt' ich unrecht, was nicht just,
Da nannt' ich bösricht, was nicht eben.
Ich mußt' aus voller warmer Brust
Dem Dinge seinen Namen geben.

Jezt bin ich plastisch-objektiv,
Nenn', was nicht g'rad' ist, g'rad' nicht schief,
Was just nicht ist, nicht unrecht just,
Nicht eben bösricht, was nicht eben;
Kurz, wissend was ich nicht gewußt,
Leb' ich anjezt, und lasse leben. —

Ludwig Robert.

Korrespondenz-Nachrichten.

Leipzig.

(Beschluß.)

Rossini's donna del lago hat zwar, wie die meisten Opern dieses Komponisten, keinen bestimmten dramatischen Styl und Charakter, aber sie zieht durch mehrere Anklänge romantischer Ferne an; vorzüglich ist es die Helenens-Cavatine, deren idyllische Weise durch das Stück hindurch klingt, und die schöne Altpartie des Malcolm, welche dem unbefangenen Hörer gefällt. Im Texte sind die Hauptscenen des schottischen Stoffes locker zusammengestellt. Die deutsche Uebertragung von Grünbaum gehört zu den besseren. Die Rollen konnten sämmtlich gut besetzt werden; und daher ward diese Oper zu den vorzüglicheren Aufführungen unsers Theaters. Dem. Canzi singt die Partie der Helene; das Detail

ren am Anfange schreibe ich der großen Entfernung vom Orchester zu, in welcher die besagte Cavatine gesungen werden muß. Dagegen trägt sie die zwey Duette ihrer Parthie äußerst rund und angenehm vor, auch die Schlußarie; nur ist hier die Stimme schon ermüdet. Die Parthie des Melcolm trägt Dem. Erhart vor, und da sie sich Vieles von den Italienern mit Glück angeeignet hat, in dieser Gattung recht befriedigend. Wäre ihrer Stimme mehr Stärke, besonders in der hier erforderlichen Tiefe verliehen, so würde dieser Leistung gar nichts fehlen. Die beyden Tenorpartien des Richard (oder Jakob) und des Roderich sind durch die Herren Wetter und Höfler gut besetzt, wovon der erstere durch den jugendlichen Schmelz und Schwung seiner Stimme, der letztere durch den geübten und sichern Vortrag sich geltend macht. Hr. Köbert endlich ist der Parthie des Douglas ziemlich mächtig. Der Chor war gut einstudirt. Die Chöre dieser Oper aber sind flach.

In Hinsicht der Konzertmusik nenne ich nur die ausgezeichnetsten Erscheinungen der letztern Monate. Es versteht sich von selbst, daß die großen Symphonienwerke und Ouvertüren von Beethoven, Mozart hier oben anstehen. Von Ries wurde zum ersten Male dessen neueste Symphonie Nr. 3, (Es dur) gegeben. Sie gehört zu des Komponisten bessern Werken, ohne sich durch originelle Gedanken auszuzeichnen. Unter den neuern Ouvertüren zeichnete sich die von Lindpaintner (zum Paria) am meisten aus. Als Konzertspieler trat im November Herr Konzertmeister Moser aus Berlin auf, der einige Tage vorher ein eigenes, aber leider nicht besuchtes Konzert gegeben hatte. Das ausgearbeitete, an Rundung und Präcision seiner Passagen nichts zu wünschen übrig lassende Spiel dieses großen Virtuosen ist bekannt, und wurde auch hier gebührend anerkannt. Herr Fuhrmann, hiesiger Musiklehrer, trug das sehr gearbeitete Pianofortekonzert von Kalkbrenner (D moll) vor, wobey wir die Fortschritte seines Spiels anzuerkennen Gelegenheit fanden; Hr. Musikdirektor Präger ein gestrichenes zusammengesetztes Potpourri für Altviole, von Hummel, mit entschiedener Bravour, Hr. Rückner Variationen aus desselben Meisters Notturno, arrangirt für die Hoboe, und der junge Fichler, dem wir zu seiner weitern Ausbildung Spohrs Schule wünschen, dessen Konzertpolonaise reinlich und gewandt.

Was den Konzertgesang in den letzten Monaten anbetrifft, so hat sich die für die erste Hälfte des Winters engagirte Dem. Peters immer günstiger gezeigt, insofern die Befangenheit immer mehr verschwand, welche dem Gebrauch ihrer schönen Stimme Eintrag that, und sie hat in mehrern Stücken, z. B. in der Arie von Naumann, ausgezeichneten Beyfall geerntet und verdient. Ihr Gesang wird jedoch so lange nicht vollkommen befriedigen, und über den Kreis einer talentvollen Anfängerin hinausgehen, so lange es noch an Feuer und lebendigen Ausdruck einestheils, und an immer sicherer Intonation und genauer Tonverbindung anderntheils fehlt. Das Durchdringen eines Gesangsstückes, das Sichbegeistern für seinen Gehalt ist es, was man bey allem Gelingen einzelner Stellen immer vermißt, und dessen Mangel sich durch schleppenden, anhaltenden Vortrag, und willkürliches Zertheilen der musikalischen Phrasen ankündigt. Dagegen wäre mancher bedeutenden Sängerin, nebst ihrer kräftigen, vollthönenden Stimme, die ausgezeichnete Pronunciation zu wünschen. — Eine Dem. Lägel ist für zweyte Parthieen angestellt worden, wodurch die Ausführung mancher mehrstimmiger Stücke möglich wurde, z. B. das Quintett aus Eberweins befreytem Jerusalem, und die große Scene mit der preghiera aus Winters Marmetto. Am Schlusse des Jahres gaben die Geschwister David aus Hamburg ein sehr besuchtes Konzert. Louise David, jetzt im fünfzehnten Jahre, trug Moscheles Gmoll konzert, nach meiner Einsicht das gediegenste dieses Meisters, und dessen Alexandersvariationen; ihr nur wenig älterer Bruder, Ferdinand, D. Spohrs Gesangsscene und ein Potpourri dieses Meisters vor. Was die erstere anlangt, so kündigte die ruhige Beherrschung des Instruments in allen Formen sogleich das Virtuosengenie an, und Alles war von ihr entzückt. Der Bruder zeigt einen tiefen musikalischen Sinn und Ausdruck bey einem schönen Ton, aber die Ruhe und Beherrschung des Mechanischen geht ihm noch ab. Indessen darf doch nicht vergessen werden, wie viel schwieriger die Mechanik der Geigeninstrumente, als des Pianoforte's ist. Sie werden nochmals in unserm Abonnementskonzerte auftreten, wovon künftig.

Um auch von andern Künsten ein Wort zu sprechen, so bemerke ich, daß in des Hrn. Finanzraths und Generalkonsuls Campe Sammlung jetzt ein schönes Seestück von Prof. Dahler in Dresden zu sehen ist, das schönste Stück, was mir von diesem Meister bekannt ist. Man sieht das Meer in ruhiger Bewegung vom Strande aus, vor einer felsigen Insel vorbeywogen; und glaubt die leichte Bewegung des auf demselben fahrenden Schiffes zu bemerken. Die Zeichnung ist von der anschaulichsten Bestimmtheit, und das Kolorit klar und lieblich. Von einem jüngern Maler, der sich gegenwärtig bey uns aufhält und porträtirt, Hrn. Demiani aus Dresden, sahen wir hier eine angenehme Kopie der lieblichen Madonna von Cimignano. Die bey Ernst Fleischer erschienenen 250 Vignetten zu Shakspears dramatischen Werken gefallen sehr, theils wegen der lobenswerthen Arbeit, theils weil sie in mancher bedeutenden Scene der Shakspear'schen Werke zugleich eine erwünschte Auskunft geben, wie man in England solche Scenen auffaßt. Ganz neuerdings ist bey diesem thätigen Verleger das mit mühsamem Fleiß gearbeitete Glossar zu Shakspear von A. Wagner fertig geworden.

Wendt.

Auflösung der Charade in Nr. 12:

Hellebarde.

Charade.

Schwesterlich umfängt die Erde
Meine Erste überall;
Als der Schöpfer sprach: es werde,
Trug sie seines Wortes Schall
Sie beflügelt meine Zweyte
Jenen wandernden Pallast,
Daß er über Tiefen gleite
Pfeilengleich und ohne Rast,
Ueber Berg und Wolken bebt
Sich das Ganze unbelebt.

Beylage: Intelligenzblatt Nr. 5.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Nro. 19.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 23. Januar 1826.

Aus dem Abend sprießt der Morgen,
Aus dem Schatten keimt das Licht.
Weise bleibt und wohlgeborgen,
Wer die Frucht der Stunde bricht.

Lappe.

Hervorstechendste Züge Roms.

(Beschluß.)

Die Art, die Stunden zu zählen.

Es ist bekannt, daß im römischen Staate die Zeit des bürgerlichen Tages der Zeit des natürlichen gleichkömmt, nur mit dem sonderbaren Unterschiede, daß man nicht, wie wohl in der Natur der Sache liegen möchte, mit dem Anfange, sondern mit dem Ende des leztern, d. h. mit dem Untergange der Sonne, die Stunden des erstern zu zählen beginnt, und damit bis zu vier-und-zwanzig fortfährt. Vor der französischen Revolution herrschte dieser Gebrauch, so viel ich weiß, durch ganz Italien, ward dann (unter den Franzosen selbst in Rom) abgeschafft, hier aber, nach Wiedereinsetzung der päpstlichen Regierung, von Neuem eingeführt. Außerhalb des Kirchenstaats zählt man nach europäischer, oder wie man hier zu sagen pflegt, nach französischer Weise. Daß unter allen übrigen Italienern die Römer allein ihre vorige Sitte, die Stunden zu zählen, wieder angenommen haben, beweist ihre Anhänglichkeit an das Alterthümliche, an das Herkömmliche. Die Wahrheit ist, daß, gewisse neumodische Ideen ausgenommen, in Rom wenigere Spuren von der fremden Herrschaft zurückgeblieben sind, als in allen andern Staaten Europa's, wo die Franzosen festen Fuß gefaßt hatten. Woher dieses Ankleben der Römer an das Alte? Mich dünkt, aus einem sehr begreiflichen Grunde, sie besitzen das unbezweifelteste, zusammenhangendste und historisch klarste Alterthum vor allen andern Völkern Europa's, ja (etwa zwey oder drey ausgenommen) der ganzen übrigen Erde.

Die Römer zählen also ihre Stunden bis vier-und-zwanzig, d. h. sie nennen die erste vollendete Stunde nach Untergang der Sonne ein Uhr, oder un'ora di notte. Dieser Zusaß, welcher bey ein Uhr fast allgemein ist, ließe vielleicht vermuthen, daß die Römer früherhin, wie die übrigen Europäer, nur bis zwölf gezählt, also auch ein Uhr am Tage gehabt hätten. Da sich davon aber nirgends eine Spur entdecken läßt, so scheint mir wahrscheinlicher, daß man erst in der lezten Zeit angefangen habe, sich dessen zu bedienen, um die erste wieder Sitte gewordene römische Stunde von der ersten abgeschafften französischen, welche am Tage eintrat, unterscheiden zu können. In Hinsicht der Benennung der Stunden (un'ora, due ore u. s. w., oder, wenn es auf Bestimmung der Stunde ankömmt, a un'ora, a due ore, oder (ohne ora) alle due u. s. w.) ist zu merken, daß man die vier-und-zwanzigste Stunde nie ventiquattro ore (a ventiquattro ore, oder alle ventiquattro), sondern stets Avemaria (all' Avemaria) und halb eins nie ventiquattro e mezzo, oder Avemaria e mezzo, sondern kurzab la mezz'ora (a mezzora mit dem Zusatze di notte) nennt.

Ungeachtet dieser Zählung der Tagesstunden von einem Sonnenuntergange bis zum andern theilen die Römer dennoch, gleich den übrigen Europäern, den Tag in zwey glei-

Digitized by Google

che Hälften ein, d. h. sie bestimmen alle bürgerliche Geschäfte nach der Mittagszeit. Diese wird daher in den meisten Kirchen mit der Glocke geläutet. Um Zwölf Uhr nach europäischer Sitte hören die Arbeiter zu arbeiten auf, werden die Boutiken geschlossen und ißt die mittlere und untere Klasse zu Mittag. An hohen Festtagen werden des Morgens sämmtliche Buden, die Speise- und Weinhäuser drey und die Kaffeehäuser zwey Stunden, an den gewöhnlichen Sonntagen aber zwey Stunden lang vor Mittag geschlossen; ja selbst im gemeinen Leben pflegt man nicht selten die dem Mittage am nächsten liegende Zeit nach ihrem Verhältnisse zu diesem zu bestimmen und zu sagen: „Un'ora (due, tre ore) avanti oder dopo mezzogiorno. (Ein, oder zwey Stunden, vor oder nach Mittag.) Da der Mittag nach der römischen Uhr sich täglich ändert, so gibt es gedruckte Tabellen, nach welchen das Publikum, auch ohne das Läuten zu hören, den Eintritt desselben bestimmen kann. Es ist begreiflich, daß hier der Mittag nach keiner der drey Zeiten angegeben werden könne, weil der daraus folgende häufige Wechsel derselben von großer Unbequemlichkeit im bürgerlichen Leben seyn würde. Daher findet die Veränderung in den ersten drey Monaten des Jahrs monatlich dreymal, in den zwey folgenden zweymal und im Juni nur einmal Statt. Hier fällt während des ganzen Monats der Mittag um sechszehn Uhr, obgleich der Sonnenmittag am zwanzigsten desselben schon um fünfzehn Uhr zwey-und-fünfzig Minuten eintritt. Nach demselben Verhältnisse, aber rückschreitend, wird in den lezten sechs Monaten des Jahrs bis zum Dezember fortgefahren, wo wiederum den ganzen Monat hindurch um neunzehn Uhr Mittag ist.

Naturmenschen, wie die Italiener, für welche die Dauer des Tages keine so labyrinthische Geschäfts- und Gesellschaftsverwicklung hat wie für die hochcivilisirten Völker des Nordens, müssen die Berechnung der Tageszeit nach dem Untergange der Sonne, zu dessen Erkenntniß der bloße physische Sinn des Gesichts hinreichend ist, bequemer finden als nach dem Mittage, welcher sich nur durch das Urtheil oder Beobachtungen am Himmel wahrnehmen läßt. Nach dem Untergange der Sonne berechnet der Römer (ich spreche vom gemeinen Haufen) das Ende seines Tages, d. h. er legt sich in der Regel drey Stunden nach demselben zu Bette. Was der Tag im Sommer länger für ihn hat als im Winter, verschläft er: ganz Rom hält in den drey Sommermonaten von zwey bis vier Uhr Siesta. Wenn daher den Ausländern scheint, als ob die Römer die verschiedenen Verhältnisse der Tageszeit im Winter und im Sommer gegeneinander nicht genau zu unterscheiden vermöchten, so ist dieß nur zum Theil wahr. Sagt der Römer z. B. er legt sich um drey Uhr zu Bette, so hat er damit seinen Geschäftstag für eben so abgeschlossen angekündigt als der übrige Europäer, der zehn Uhr als das Ende seines Tags bezeichnet. Dieselbe Rücksicht auf den Untergang der Sonne nimmt der Römer bey jeder andern Stundenbestimmung des Tages. Um zwey Uhr in der Nacht, es mag Sommer oder Winter seyn, beginnen die Theater, werden die Post- und viele andere öffentliche Bureaux, so wie die Boutiken und Gewölbe, um drey Uhr die Kaffee- und um vier Uhr die Speisehäuser geschlossen; um diese Zeit sind die Straßen schon leer, kein bürgerliches Fuhrwerk läßt sich mehr hören und sämmtliche arbeitende Klassen haben sich schlafen gelegt. Kaum leidet diese Ordnung der Dinge im Junimonate eine geringe Ausnahme.

Wenn aus der Art, wie in Rom die Tageszeit eingetheilt wird, dann und wann, besonders in der Nacht, Verwirrungen entstehen, so liegt die Schuld nicht in der Sache selbst, sondern in Nebenumständen. Es ist freylich wahr, daß die Römer die Stunden bis zu vier-und-zwanzig zählen, aber keine einzige Uhr schlägt vier-und-zwanzig, kaum einige wenige zwölf, bey weitem die größte Anzahl gar nur sechs. Auf den Zifferblättern der öffentlichen Uhren (einige neuere ausgenommen) werden überhaupt nur die Stunden von eins bis sechs angegeben. Die ersten, dritten und vierten Sechs sind nicht schwer zu verstehen: einem Römer ist recht wohl bewußt, daß die sechs Schläge, welche er in den Morgenstunden (die ersten sechs Schläge am Abend sagen das, was sie schlagen) hört, in die dritten Sechs fallen und also von dreyzehn bis zu achtzehn, eben so, daß die lezten sechs, welche er am Nachmittage hört, von neunzehn bis zu vier-und-zwanzig bedeuten. Die zweyten sechs allein sind im Stande, Verwirrung zu machen. Man nehme folgenden Fall an. Ein Taglöhner hat sich in den kürzesten Tagen des Dezembers um drey (acht), oder gar, wie wohl geschieht, um zwey (sieben) zu Bett gelegt. Er wacht auf und hört auf die Glocke; diese schlägt sechs. Glaubend, dieß seyen die zweyten sechs, also zwölf Uhr römisch (fünf Uhr Morgens europäisch), steht er auf, kleidet sich an und will an die Arbeit gehen. Aber der arme Teufel, dem bey seiner Ermüdung vier Stunden Schlafs eben so viel Erquickung verschafft haben als wären es zehn gewesen, hat die ersten sechs für die zweyten genommen und ist um sechs Uhr (eilf Uhr Abends europäisch), statt um zwölf Uhr (fünf Uhr Morgens europäisch) aufgestanden.

Der Schmutz der Paläste.

Da der Südländer, im Sinne des Nordens, kein Haus hat, so kann er auch nicht häuslich seyn und eben so wenig das Haus rein halten. Der gemeine Römer ist schmutzig in seinen vier Pfählen, weil er keine hat, der Vornehme, weil er deren zu viel hat. Es gibt vielleicht fünfzig und mehrere Paläste in Rom, deren Besitzer in drey Viertel ihrer Gemächer nie einen Fuß gesezt haben. So übersteigt der Schmutz derselben, insbesondere des unbewohnten Theils und der hintern Fenster alle Begriffe, welche sich ein Nordländer von Unreinigkeit machen kann. Diejenigen Paläste

Digitized by Google

eingenommen, welche einen Thürsteher (guarda portone) haben, dient der Eingang aller übrigen, bewohnten oder unbewohnten, dem Publikum zur Entledigung seiner natürlichen Bedürfnisse. Die Besitzer dulden das als ein altherkömmliches Herkommen, dem nicht abzuhelfen steht; die Männer suchen, im Durchgehen, die Steine auf und die Frauen hüpfen mit hochaufgenommenen Kleidern auf den Fußzehen darüber weg. Vielleicht ist dieß eine der Hauptursachen, warum die römischen Damen, im Vergleich mit den Pariserinnen, so unelegant beschuht und bestrümpft sind: eine Pariserin selbst aus den unteren Ständen, der keine Equipage zu Gebote steht, hält mehr auf ein sauberes Fußwerk als die römische Herzogin, deren Sohle nie einen Stein auf der Gasse berührt.

Die arme Marie.

(Fortsetzung.)

Lambert war aufgestanden, um heimzukehren, er hatte seinen Hut genommen, der Braut einen Kuß geraubt, und eilte ihrem lächelnden Zorn zu entfliehen, als er plötzlich von einem Trupp hereindrängender Menschen zurückgestoßen ward, deren Gesichter durch heruntergeschlagene Hüte bedeckt, und so künstlich geschwärzt waren, daß Niemand sie erkennen konnte. Einige waren mit Stöcken bewaffnet, andre mit rostigen Flinten, und andre trugen Schwerter von allen möglichen Formen. Einer unter ihnen, der seine Wichtigkeit zeigte, indem er seine Flinte auf den Boden stieß, und seine lange Gestalt aufrichtete, erklärte die Ursache ihres Besuchs. Sie wären beschäftigt, Waffen zu suchen, allein als Fremde in dieser Gegend, wünschten sie, daß Wilson sie in die Häuser führen möchte, wo dergleichen zu finden seyen. Die ganze Familie erhob sich gegen einen solchen Antrag. Der junge Wilson hatte eine Flinte, die er ihnen mit Freuden überlassen würde, allein unbekannten Menschen in ihrer Absicht, ihre Nachbaren zu berauben, behülflich zu seyn, war ein Vorschlag, in den Wilson nimmer einwilligen konnte. Marie war sprachlos vor Schrecken, allein ihre Mutter stand ihrem Manne in seiner abschlägigen Antwort bey. „Der Himmel weiß," sagte sie auf irländisch, welches sehr ausdrucksvoll für Zorn ist, „wie viel Elend solch thörichtes und rasendes Beginnen schon über das Land gebracht hat." Blut genug ist für solche Flintenjagden vergossen worden, und besser wäre es, daß dergleichen Herumläufer zu Hause bey Weib und Kind blieben, als ehrliche Leute in solchen unzeitigen Stunden zu stören. Es ist kein Wunder, daß wir jeden Tag Versteigerungen im Lande, und bey jeder Sitzung des Gerichts Galgen errichtet sehen; Gutes kann nimmer aus solchen Handlungen entstehen, sagt Vater M. dermals, der, Gott segne ihn, euch, vom Altar herab verdammen sollte, ja das sollte er."

Wilson stimmte seinem Weibe bey, indem er den Räubern ernstlich rieth, solches gesetzlose Beginnen aufzugeben, und viele gewichtige Gründe für seinen Rath anführte, und damit endigte, sie zum Sitzen zu nöthigen, da er eine Flasche Branntwein zu ihren Diensten habe. „Behaltet euren Branntwein," sagte einer von ihnen, „ihr feiger Wicht," und in demselben Augenblicke zog er die Larve ab, die Andern folgten seinem Beyspiele, und Wilson sah zu seinem äußersten Erstaunen, seine eignen Nachbarn, die er alle kannte, bis auf den Anführer, der immer zu solchen Unternehmungen von einer entfernten Gegend geholt wird, damit man seine Stimme nicht erkennen möge.

Alle vereinten sich, Wilson und seiner Familie Vorwürfe zu machen, daß sie nicht der gemeinen Sache beyträten, und Gefahren und Vortheil theilten. Sie gaben ihnen zu verstehen, daß sie des folgenden Tages den Bund schwören müßten, da sie Niemanden erlauben könnten, seinen Beytritt zu versagen, ohne ihn auf der Stelle zu bestrafen. Wilson kannte zu gut die Folgen des Widerstandes, und obgleich er die Praktik verdammte, so billigte sein beschränkter Verstand doch die Theorie. Die Folgen waren zu entfernt, und zu scharf für seine engen Begriffe, allein er hatte von gewissen Vortheilen gehört, und dieß war hinlänglich, um ihn zu überzeugen. Er kannte Beyspiele von Pachtungen, die dem vorigen Pächter verblieben, weil Niemand darauf zu bieten wagte, und von Zehnten, die man aus Furcht der Rache nicht eintrieb. Außerdem konnte er die Drohung, ein Feiger und Spion genannt zu werden, nicht ohne Schaudern hören, denn ein irländischer Bauer steht lieber den fürchterlichsten Tod aus, als für einen Feigen oder einen Spion gehalten zu werden.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Frankfurt, a. M. Anfangs Januar.

Mit dem neuen Jahr erneuert sich in Frankfurt die Bürgermeisterwürde, und dieses gibt dem Ort einen Reiz, den man in anderen Städten nicht kennt. — Schon am ersten Montag des Novembers wurden die Wahlen der beyden Konsuln aus der Mitte des Senats gehalten, und die dadurch nöthig werdende neue Besetzung der Aemter vorgenommen. Es ist ein altes Späßchen, daß der Tag vorher, an welchem für die neue Wahl gebetet wird, den Evangelientext trifft: „Es waren

den Zeichen und Wunder geschehen." Die Wahl wird wirklich unmittelbar in des Himmels Namen getrieben. Vielleicht interessirt es Manche, Näheres hievon zu hören, welche Frankfurt als Goethe's Geburtsstadt aus dessen Schilderungen näher kennen gelernt und liebgewonnen haben. Es ziehen die drey jüngsten Senatoren aus einem ledernen Beutel für die drey durch Wahl ernannten Kandidaten, sowohl des ältereu als des jüngeren Bürgermeisteramtes, jeder eine Kugel, zwey silberne und eine goldne, wobey die Namen aufgerufen werden. Die goldne Kugel verleiht das Amt; auf dieselbe Weise entscheidet das Loos in lezter Instanz fast über alle Aemter der Stadt. Damit aber nicht die mindeste Einwirkung denkbar sey, sind die drey Kugeln von Holz und versilbert oder vergoldet, und werden mittelst eines ledernen Handschuhes gezogen.

Unsere Lesewelt beschäftigen jezt die sehr interessanten Nachrichten von unseres berühmten Naturforschers, Eduard Rüppell, Reisen in Italien und Nordafrika, welche die mit der Zeitung der fr. St. Frankfurt verbundene Zeitschrift Iris aus authentischen Aktenstücken der hiesigen Senkenbergischen naturforschenden Gesellschaft in sehr dankenswerther Ausführlichkeit, seit Ende Novembers v. J., mittheilt. Diesen Nachrichten ist das ganze Blatt des Sonnabends gewidmet, und beym Jahresschluß darin versprochen worden, daß nach Beendigung dieser interessanten Mittheilungen die Reihe an Nachrichten von anderen bedeutenden Mitgliedern der Gesellschaft kommen wird, welche in fremden Welttheilen reisen und sammeln, und zuerst an diejenigen des vor einem halben Jahre leider zu früh für die Wissenschaft in Brasilien verstorbenen Frankfurter. Freyreis. Die zerstreuten Nachrichten, welche über diese Naturforscher, namentlich über Rüppell zuweilen in auswärtigen Blättern und im Vaterlande in Umlauf gekommen sind, haben so viel Interesse erweckt, daß ein gedrängter Auszug aus jenen zusammenhängenden Nachrichten, den ich hier, so weit sie reichen, von Zeit zu Zeit geben will, kein nutzloses Unternehmen seyn wird. Namentlich haben sich die diesen Sommer hier anwesenden deutschen Naturforscher und Aerzte, Oken an ihrer Spize, äußerst günstig über diese rasch emporblühende Anstalt und ihre trefflichen Mitglieder ausgesprochen, und indem ich dieses schreibe, kommt mir ein, aus Okens Feder geflossener, Aufsaz im neuesten Hefte der Isis zu Gesicht, der dem schönen Verein das ehrenvollste Denkmal sezt. — Ich fange mit der biographischen Skizze von Rüppell an.

Eduard Rüppel ist geboren zu Frankfurt a. M. den 20. Nov. 1794. Die Fähigkeiten des Knaben entwickelten sich langsam. Als der Vater den achtjährigen Sohn auf eine Geschäftsreise nach Salzburg und Berchtolsgaden mitnahm, wo die neue Zauberwelt der Bergwerke einen tiefen Eindruck auf das jugendliche Gemüth machte, und ihm entschiedene Neigung zur Mineralogie einpflanzte. Eine andere, in seinem eilften Jahr nach Hamburg unternommene Reise hinterließ einen eben so mächtigen Eindruck in der Seele des Knaben. Er kehrte mit dem brennenden Verlangen in das väterliche Haus zurück, dereinst Reisen in fremde Welttheile zu unternehmen, und vertieft in diese Plane, fing er mit solchem Eifer an, Reisebeschreibungen zu lesen, daß ihn oft der Morgen noch bey dieser Lieblingsbeschäftigung fand, die er am Abend verstohlnerweise begonnen hatte. Eine tüchtige wissenschaftliche Bildung erhielt er auf dem Lyceum zu Darmstadt unter der unmittelbaren Leitung des würdigen Zimmermann. Aber sein Vater hatte ihn als ältesten Sohn zur Handlung bestimmt, und dieser widmete er sich gehorsam und unverdrossen, bis nach dem Tode des Vaters seine wankende Gesundheit ihn, von England, wo er zulezt angestellt war, eine Reise in's südliche Frankreich und nach Italien zu unternehmen, veranlaßte. Hier zeigte es sich zuerst, daß Rüppell zum Reisen geboren sey, er genaß bald, und von allen späteren Krankheiten, die ihn unter den widrigen Einflüssen des Klima's fremder Länder betrafen, ist er immer gesunder vom Krankenbette aufgestanden, als er vorher war. Seine schwache Brust ward in Italien ziemlich wieder hergestellt, aber bey einem neuen Engagement in Livorno empfand er sehr bald wieder den schädlichen Einfluß der sitzenden Lebensart. Dem fleißigen, tüchtigen Manne trübte sich die Zukunft — da eröffnete sich glücklicherweise eine schöne Aussicht, in Geschäften seines Hauses, welches einen starken Getraidehandel mit der Levante unterhielt, nach Egypten zu reisen, und dieses Wiegenland der Kultur kennen zu lernen. Im Januar 1817 langte er in Alexandria an, ging nach Cairo, und machte die Reise bis Syene, dem heutigen Asuan, in Begleitung des englischen Gesandten. Was er auf dieser Reise entdeckte und sammelte, gab er größtentheils seiner Vaterstadt zum Geschenk, als er im Frühjahr 1818 dahin zurückkehrte. Die bedeutendsten Alterthümer, welche er in Egypten gesammelt hatte, stiftete er auf die städtische Bibliothek, sie bestehen in seltnen Papyrusrollen, einem bemalten Mumiensarg von Sykomorenholz, einem schwärzlichen Granitblock, mit dem Bildniß einer egyptischen Gottheit (ungewiß), eine große Granittafel mit griechischer Inschrift, eine Menge kleiner Alterthümer, Scarabäen, Ringe u. Im Kurzem trat er, als Mitglied der eben entstandenen Senkenbergischen naturforschenden Gesellschaft, seine Rückreise nach Italien an. Hier widmete er sich zum Zweck einer zweyten, umfassenderen Reise als Naturforscher in jene Gegenden, vier Jahre hindurch auf der Universität Pavia den Studien der Anatomie, Physiologie, Physik, Chemie, Zoologie und Astronomie. Sein Studiren war ein Schaffen; während er dem unterrichtenden Lehrer gegenüber stand, lieferte er Neues in der Wissenschaft; auf solche Weise erwarb er sich die allgemeine Achtung von Italiens gelehrten Forschern, und lebte in vertrautem Umgang mit einem Russoni, Brocchi, Vasti, Nesti, Bonelli, della Marmora, und vielen Anderen. Von Zach unterrichtete ihn zu Genua in der Beobachtung der Gestirne, und rühmt sich einen sehr tüchtigen Astronomen aus ihm gebildet zu haben. Um zugleich sammelnd sich zu unterrichten, unternahm er Reisen nach der Insel Elba, Sicilien, den Lipparen, und hat als Resultate derselben das naturhistorische Museum seiner Vaterstadt mit ganzen Reihen von geologischen und oryktognostischen Sammlungen bereichert, welche nebst den beygefügten Abhandlungen (wovon die Iris interessante Auszüge liefert) Zeugen sind, daß dieser Forscher in jedem Fache immer ein Ganzes auszuführen strebt. — Hr. Dr. med. Kreyschmar, zweyter Direktor der Senkenberg. naturforschenden Gesellschaft, sorgte ihm unterdessen für einen tüchtigen Begleiter in der Person eines Zöglings seines anatomischen Theaters, des Herrn Michael Hey aus Rödesheim, welchen die Gesellschaft ausrüstete. Rüppell machte als Gegengabe nicht allein alle seine bereits gewonnenen Schätze, besonders die schönen mineralogischen und Versteinerungs-Sammlungen der Gesellschaft zum Geschenk, sondern er sicherte ihr auch höchst uneigennüzig und patriotisch alle von ihm auf seinen Reisen in Nordafrika zu gewinnende Naturalien zu.

(Die Fortsezung folgt.)

Beylage: Kunstblatt Nr. 7.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Nro. 20.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, 24. Januar 1826.

Ich bin ein Mensch, und meine Seele wünschet
Mit dieser Menschheit, ihrer Busenfreundin,
Der traurigen Gefährtin ihres Erdenlebens,
Zu jenes Himmels Wonne einzugehn.
Triumph der Tugend, die vor ihrem Glücke,
Vor der Unsterblichkeit nicht zittert,
Und ihren Richter lieben darf.

Munch.

Die Neujahrsblätter der Zürcher Gesellschaften für 1826.

I.

Die Hülfsgesellschaft eröffnet eine in künftigen Blättern fortzusetzende Reihenfolge von Denkmalen menschenfreundlicher Strebungen und Thaten aus den vaterländischen Geschichten, indem ihr sachkundiger Sprecher, der treffliche Fortsetzer der Schweitzergeschichte, von Müller und Gluz (der Professor Hottinger) die Erscheinung jener schottischen oder irischen ersten Verkünder des Christenthums an den Ufern des Bodensee's und die Gründung ihrer Kolonie in der Wildniß, aus welcher St. Gallen hervorging, in derselben wohlthätigen und erfreulichen Folge würdigt. „Wir glauben nämlich (sagt der Darsteller), daß der Segen der Wirksamkeit eines Gallus und Magnus in ungleich größern Dingen als der bloßen Veranlassung zur nachherigen Begründung des Sankt-Gallischen Benediktinerklosters zu suchen sey. Achtzig Jahre lang, von dem Tode des ehrwürdigen Gallus an gerechnet, lebten dessen Nachfolger in brüderlicher Eintracht und bey den schönen Beschäftigungen des Jugendunterrichts und Landbaus (diese werden auf der von Lips gezeichneten und gestochenen Kupfertafel versinnbildlicht). Eine Kolonie von Feldarbeitern und Handwerkern hatte sich um ihre Niederlassung gebildet. Sie selbst, zur kleinen Schaar angewachsen, und durch reiche Vergabungen, an liegenden Gründen vorzüglich, des Bestehens ihrer Anstalt sicher, fanden nöthig, zu Handhabung der Ordnung bestimmtere Gesetze zu entwerfen und eine bleibende Lebensregel einzuführen. Diese holten sie leider aus der Ferne her. Hundert und neunzig Jahre ungefähr vor dieser Zeit hatte in Italien Benedikt von Nursia, überdrüssig des Waffengeräusches, der Unruhen und Gewaltthaten unter Justinian's stürmischer Regierung, sich in die einsame Gegend von Monte-Cassino, im heutigen Königreiche von Neapel zurückgezogen. Als Jüngling schon zum stillen Leben geneigt, versuchte er, auf seinen Wanderungen überall Klöster zu stiften. Hier, wo er sich bleibend niederließ, entwarf er nun für diejenigen, welche ihm aus gleichen Absichten dahin gefolgt waren, eine ausführliche Lebensregel, die neben mancher schönen und nützlichen Vorschrift dann auch viel Kleinliches, Frömmelndes und nur aus der Eigenthümlichkeit einer rohen und unseligen Zeit Erklärbares enthielt. Dennoch gelangte nach kurzer Zeit das neugestiftete Kloster zu großem Rufe, und Benedikt selbst wurde als Heiliger verehrt und angestaunt. Die Einbildungskraft der Italiener ist ausschweifend; sie liebt das Ungewöhnliche und Uebernatürliche. Daher vermehrte sich nach dem Tode des gepriesenen Mannes nebst den, nach ihm genannten Klöstern, auch mit jedem Jahre das abenteuerliche Register der von ihm erzählten Wunderthaten. Die Ordensregel dieses Mannes wurde nun in der, durch Gallus begründeten Anstalt eingeführt, und so dieselbe zum förmlichen Kloster umgewandelt. Auf solche Weise mußten aber daselbst die einfachen, gesunden Religionsbe-

Digitized by Google

griffe, das thätige Christenthum, die anständige Freyheit verschwinden, welche der ehrwürdige Gallus aus dem kräftigen Norden hergebracht hatte, und es wanderte der italienische Mönchscharakter ein, mit seinem Sklavensinn, seinen Mauern und Riegeln für eine Tugend, die, vom Herzen stammend, ihrer nicht bedurfte, und mit seinem geistlichen Mährchenkram. Bald zeigten sich die Früchte. Nicht mehr hoch genug stund nun den schwärmerischen Grüblern der fromme Gallus in dem reinen Schmucke seines Christensinnes und seines Wandels voll Liebe und Aufopferung. Er mußte ein Wunderthäter ihrer Art und Weise werden. Da soll er durch, darüber gehaltenes, geweihtes Brod, ein Brett, welches zum Bauen zu kurz war, um einen Fuß verlängert, entwendete Wachskerzen in Steine verwandelt haben. In der Nähe seiner Leiche sollen die unbändigsten Pferde zahm geworden, aus einer, bey seiner Gruft hängenden und mit unzeitiger Sparsamkeit ausgelöschten Lampe das Oel ausgeronnen, in Form eines Bächleins zum Altar gelaufen, an demselben sichtbar emporgestiegen und in die über ihm brennende zweyte Lampe gelangt seyn. Was möchte wohl der ehrwürdige Mann selbst, wenn er noch einmal in's irdische Leben zurückgekehret wäre, hiezu gesagt haben? „That ich euch denn Schlimmes," — hätten ihn vielleicht die Mönche sprechen gehört — „daß ihr solche Armseligkeiten von mir erzählt „und mein Bild verunstaltet auf die Nachwelt bringt? „Seht in euerm thörichten Aberglauben die natürlichen „Folgen des Abweichens von der einzigen Quelle himmlischer Wahrheit, dem Evangelium! Eure Eitelkeit, euer „Augendienst, eure todten Gebräuche verdrängen dasselbe. „Ihr setzt an die Stelle der Sonne, die leuchtend und „wärmend über allen Völkern der Erde emporstieg, die „Thranlampen eigner Erfindung. Darum hat euch die „wahre Weisheit verlassen, und ihr schreibt die Werke der „Alten ab, ohne daß ihr sie anzuwenden vermöchtet. Was „ist der ächte Gottesdienst? Den Nächsten lieben, die Wahrheit suchen, in Demuth wandeln. Aber bey euch beginnen mit den unselig vermehrten Reichthümern Ehrgeiz „und Habsucht einzuziehen, und ich sehe die nahe Zeit „vorher, wo eure Aebte zur Geißel ihrer schutzlosen Heerden tyrannische Vögte aussenden; hernach sie, selbst auch „die Schüler dessen, der in Knechtesgestalt einherzog, auf „dem Fürstenstuhle sich brüsten, und über das zerrissene „Vaterland Krieg und Unruhe bringen werden. Umsonst „mögen dann einzelne bessere Vorsteher versuchen, den Ruin „aufzuhalten. Der Bau, weil er nicht aus Gott ist, „wird zusammenstürzen, und bey der Nachwelt darüber wenig Bedauern finden." So vielleicht hätte der ehrwürdige Mann gesprochen, und dann sein Auge auf schönere Früchte seiner Aussaat außerhalb der Klostermauern gewendet; und in der That ist auch eher das Aufblühen der Stadt St. Gallen geeignet, die Verdienste eines Mannes in's Andenken zu rufen, der, als erster Anwohner, in die öde Wildniß den Segen der Kultur und einer wohlgeordneten Thätigkeit trug. Handwerke, lebhafter Verkehr, der Leinwandhandel besonders, doppelt wohlthätig, weil er inländischer Stoffe bedurfte und den Anbau des Landes befördern half, beschäftigten eine rasch anwachsende Bürgerschaft, die in dem Maße, in welchem sie von der Herrschaft des Klosters sich zu befreyen vermochte, wohlhabend, angesehen und unternehmend ward. Von der Stadt aus verbreiteten sich Fleiß, Geschick und Erfindungsgabe auf die Hügel und in die Bergthäler des benachbarten Appenzellerlandes.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die arme Marie.

(Fortsetzung.)

Die Räuber zwangen Lambert und die beyden Wilson, sie zu begleiten, indem sie Marie und ihre Mutter allen Schrecken ihrer fürchterlichen Lage Preis gaben. Die Stunden der Nacht schlichen ihnen langsam dahin, wie dem zum Tode Verurtheilten, der seine Begnadigung erwartet: jeder Windstoß, der die Bäume bewegte, trieb Marie zur Thüre hin, um zu sehen, ob sie zurückkehrten; doch eine Stunde verfloß nach der andern und weder Vater noch Bruder, noch Geliebter erschien. Mutter und Tochter weinten und beteten Eins um's Andere; sie flehten zu allen Heiligen und erwarteten ihre Rückkunft mit jedem Augenblicke, jede fehlgeschlagene Erwartung erregte neue Hoffnungen, oder rief alle Schrecken einer erregten Phantasie auf.

Die nächtlichen Räuber hatten sich in Besitz einiger alten und unnützen Gewehre gesetzt und rückten auf ein Haus in einiger Entfernung an, als sie plötzlich auf einen Trupp Soldaten stießen, welche in dieser Nacht die Straßen durchzogen. Der Führer stellte seine Leute zu beyden Seiten des Weges auf, mit dem Befehl, die Räuber einzuschließen, so wie sie durchzögen. Mannszucht ist besser als Kraft und Muth; die Räuber kamen, die Soldaten gehorchten den Befehlen ihres Führers; die Aufrührer widerstanden mit dem Muthe der Verzweiflung, waren aber zuletzt gezwungen, sich der methodischen Entschlossenheit der Soldaten zu ergeben, die ihre Gefangenen überzählten und ihre Namen bey einem angeschlagenen Lichte niederschrieben. Wilson hörte dann, daß sein Sohn und fünf Andere in dem Gefechte fielen!

Marieus angstvolle Erwartung ward des nächsten Morgens durch die traurige Wahrheit gehoben. Das ganze

Digitized by Google

Land war in einer furchtbaren Bewegung, und da Mariens Leiden von Vielen getheilt wurden, so trug sie sie mit größerm Muthe. Sie hatte ihren Bruder verloren, aber Andere waren ihrer Väter und Gatten beraubt. Außerdem waren Mariens eigene Gefühle vergleichungsweise geringe: die Verzweiflung ihrer Mutter forderte ihre ganze Kraft auf, und indem sie sie durch Vernunft und Religion zu trösten suchte, milderte sie unmerklich die Schärfe ihres eigenen Schmerzes. So schrecklich auch der Fall war, so hätte es doch noch ärger seyn können; ihr Bruder war todt, aber ihr Vater lebte; auch ihren Bräutigam hatte der Himmel ihr erhalten, und obgleich sie nicht sagen konnte, daß sie ihn mehr als ihren Bruder liebte — denn sie liebte Beyde mit warmer Zärtlichkeit — so mußte sie doch dankbar seyn, daß einer sein Leben gerettet. Freylich waren ihr Vater und Lambert im Gefängnisse, denn sie waren unschuldig, und mußten in Freyheit gesetzt werden, sobald ihre Unschuld erwiesen war.

Durch solche Gründe suchte die arme Marie ihre Mutter zu beruhigen und ihrer eigenen Seele ein falsches Vertrauen einzuflößen: allein wenn sie überlegte, daß ihr Gutsbesitzer in London lebte, und daß kaum ein angesehener Mann in der Nachbarschaft wohnte, der ihren Vater kannte, so überlief sie plötzlicher Schauder in dieser fürchterlichen Ungewißheit. In solchen Augenblicken suchte sie die kleine Laube im Garten auf: hier preßte die Angst ihr Thränenströme aus; und wenn die Quellen des Grams erschöpft waren, so suchte sie durch inbrünstige und reine Gebete die Gunst des Himmels zu erflehen. Menschliche Schwäche muß Stärke im Himmel suchen; unser Elend wäre ohne Trost, wenn Hoffnung und Gebet uns versagt wären.

Wilsons Weib besuchte ihren Mann einen Tag um den andern im Gefängniß, und brachte ihm Alles, was ihre Armuth aufzubringen vermochte, und Marie sandte, wenn sie nicht selbst gehen konnte, immer etwas, um Lambert zu erfreuen; ihr reines Herz begann leidenschaftlich für ihn zu fühlen, er schien ihr in mehr als einem Lichte theuer, und Alles erhöhte ihre Liebe für ihn. Er war der geduldige Leidensgefährte ihres geliebten Vaters, und füllte die Leere, die der Verlust ihres Bruders in ihrem Herzen gelassen. Wenn sie von ihren Besuchen im Gefängnisse zurückkehrte und dort alles erschöpft hatte, um ihren Vater und Geliebten zu trösten und zu erfreuen, so schien sie neue Kräfte gesammelt zu haben, um ihrer Mutter Hoffnung und Ruhe einzuflößen.

Der Tag des Gerichts nahte heran; große Bewegung war sichtbar im Lande. Die einzige Kuh des hülflosen Mannes ward auf dem Markt getrieben, um den Advokaten für die Vertheidigung seines Sohnes zu bezahlen, und das Weib verkaufte in ihrer Armuth Saatkorn und Kartoffeln, um die Gebühren für den Prozeß des Vaters ihrer Kinder aufzubringen. Mariens Mutter that alles, was in ihrem Vermögen stand, um Vorbereitungen zu dem Gerichte zu treffen, welches über ihren Gatten ergehen sollte. Sie suchte alle Güterbesitzer in dem Umkreise von zwanzig Meilen auf, um ihre Theilnahme zu erflehen, doch fast alle, deren Namen ihr Vertrauen einflößten, waren in Dublin, London oder Paris! Erschöpft von Clonnel nach Caschel, und von einem Schlosse zum andern zu wandern, sank ihr ermatteter Körper unter unaufhörlicher Anstrengung. Die Schwäche des Körpers drückte auch den Geist nieder, und die Woche, die der Sitzung des Gerichts zuvorging, streckte das arme Weib auf ihr Lager, hoffnungslos und den Ahnungen des schrecklichsten Schicksals erliegend: Mariens Angst und Sorgfalt für die Gefangenen kam ihrer zärtlichen Aufmerksamkeit für ihre Mutter gleich, deren Zustand nur zu deutliche Vorboten einer nahen Auflösung zeigte.

(Der Beschluß folgt.)

Distichen.

Der Hungernde.

Wehe mir Darbenden! O wie mich quält bis zum Tode der Mangel.

Stoiker.

An die Vernunft dich gewandt! Glücklich auch lehrt ungespeist
Diese dir seyn!

Der Hungernde.

Sey sage! wenn Frost dich drängt auf beschneiten
Alpenhöhen, erwärmt dich der Gedank' an die Glut?

Ej.

Korrespondenz-Nachrichten.

Frankfurt, a. M. Anfangs Januar.

(Fortsetzung.)

Rüppell ging am 1. Januar 1822 mit seinem Gefährten Hey. in Livorno unter Segel, mit allen nöthigen Kenntnissen und Apparaten ausgerüstet. In Cairo angelangt, wußte er die Gunst des Vicekönigs von Egypten dadurch zu gewinnen,

daß er eine Reise nach den Goldminen von Nuba im steinigen Arabien machte, und sie für die Regierung untersuchte. Der Bericht fiel sehr befriedigend aus, ist aber als eine Arbeit für den Pascha dieser verloren. Er berührte auf dieser Reise Suez und den Sinai, welches interessante Gebirg er in geologischer, geographischer und naturhistorischer Hinsicht untersuchte. Auf der Rückreise erlebten die Reisenden das Phänomen eines mit elektrischen Erscheinungen begleiteten Luftzuges, des Kamsin der Araber (Rüppel hat hiervon auch an Zach berichtet, der in seiner Corresp. astron 1822. Nr. VI. davon Nachricht gibt). Von diesem Zuge im Juni desselben Jahrs zurückgekehrt, wandte Rüppell sich nach dem Fayoum und dem Mörris-See, wo er geringe Ausbeute hatte; dann nach dem Delta und dem Menzaleh-See, in dessen sumpfiger Umgebung beyde Reisende erkrankten. Die auf diesen Exkursionen gesammelten Gegenstände wurden demnächst zusammen nach Frankfurt abgesandt. Hierauf rüstete sich Rüppel mit großer Umsicht zur Rückreise nach Dongola, der Hauptstadt Nubiens, wo er von dem menschenfreundlichen Statthalter Abdim Bey mit vieler Freundschaft aufgenommen und unterstützt wurde. Er wäre von hier direkt nach den Negerstaaten Nordofan, Dar und Darfur aufgebrochen, wenn nicht der unglückliche Erstürmungskrieg, der gerade um diese Zeit in jenen Gegenden um des gemordeten Sohnes des Pascha von Egypten willen geführt wurde, und wobey eine Empörung der anderen folgte, ihn daran gehindert hätte. Rüppells Lage wurde sehr mißlich, er mußte einige Mal seinen treuen Begleiter Hey allein auf Exkursionen ausgehen lassen, und sich mit aller Klugheit und mit bedeutenden Opfern an Geld und Zeit durch die kriegerische Lage der Dinge durchwinden. Er folgte dem türkischen Heere und lagerte mit ihm mehrere Monate bey Kuraos in steter Gefahr und Hemmung seiner kühnen Plane. In dieser Zeit miethete er mit großem Aufwande eine Gouvernementsbarke, und sandte Hey mit einigen seiner Leute den westlichen Nilarm, den Bahhar Abiad, hinauf, um diesen räthselhaften Fluß so weit als möglich zu befahren, und an seinen Gestaden Naturseltenheiten zu sammeln. Er selbst konnte nicht wagen, ihm nachzufolgen, und mußte auf diese Weise ein's seiner Lieblingsprojekte aufgeben, möglichste Gewißheit einzuziehen, ob sich der Nil durch diesen Strom dem Niger vereinige, eine Frage, welche seit Herodot, der die Identität behauptet, bis auf unsere Tage noch nicht zur unbestreitbaren Gewißheit gebracht worden ist. Hey ist der einzige Europäer, der bis jetzt den Bahhar Abiad befahren und Kunde davon gebracht hat. Nach seinen Angaben ist er auch noch im zwölften Breitegrad sehr ausgedehnt (welches gegen die Annahme Bruces, Rennels und Aler. von Humboldts spricht). Das Nilpferd sah er dort heerdenweise beysammen, ohne ein einziges erlegen zu können. Er sah ferner Krokodille von 45 Fuß Länge, wie er ihre Lagerstätten in hintergelassenen Eindrücken in dem Sand der Inseln, wo sie sonnten, ausgemessen hat. Die auf dieser großen und gefahrvollen Reise und auf anderen Exkursionen in die Wüsten erlegten Thiere und gesammelten Naturalien schickte Rüppell in mehreren Transporten, die er selbst den weiten Weg von Dongola nach Cairo begleitete, nach Europa, an das Frankfurtische naturhistorische Kabinet. Es zeichnen sich darunter mehrere schöne und neuentdeckte oder berichtigte Antilopen und Gazellen, zwey Strauße, ein Bartschaaf, mehrere Füchse, Katzen, sodann mehrere neue Vögelarten aus, wovon einige durch den Direktor Temminck in Brüssel, durch Rüppell und den jetzt verstorbenen preußischen Naturforscher in Afrika, Dr. Hemprich, deren Namen gegenseitig beygelegt erhalten haben; auch der liebreiche Statthalter Abdim Bey ist in der Ciconia Abdimii verewigt worden. Mit der Aufzeichnung mehrerer dieser wichtigen Entdeckungen wird von Seiten der Redaktion eine Ankündigung eines Rüppellschen Atlantes verbunden, der vor der Hand die wichtigsten Entdeckungen und Berichtigungen Rüppells in Afrika enthalten soll, und worin die vorzüglicheren Thierarten lithographirt und kolorirt in Lieferungen demnächst (frey Jägel) erscheinen werden.

Indem ich bey diesem gedrängten Auszuge manche sehr interessante Notizen übergehen mußte, kann ich nicht umhin, hier aus dem letzten Blatt eines Umstandes näher zu erwähnen, der in Europa Aufsehen erregt hat — es ist die Gesandtschaft mit dem Diplom als Mitglied der Gesellschaft der Frankfurter Naturforscher, welches Rüppell nach dem endlichen Tumult angeblich dem Pascha überreicht haben, und darauf von diesem auf eine possierliche, tragikomische Weise abgewiesen worden seyn soll. Dieses war eine reine Erfindung.

(Die Fortsetzung folgt.)

Paris.

Sinken und Steigen der Staatsrenten, neue Opern und Overetten. Bankerotte. Streitigkeiten über Klassizismus und Romantizismus. Anlegen und Bauen neuer Häuser. Durchgänge und Straßen. Alles dieses geht hier in den gesellschaftlichen Unterhaltungen und in den Tagesblättern ziemlich bunt durch einander. Hier wird die Herzogin von Duras gelobt, daß sie wieder ein zartstimmiges Gemälde der französischen Gesellschaft aus der vorrevolutionären Zeit, zum Besten der Armen, habe drucken lassen, obschon man noch nicht recht darüber einig werden kann, ob die verschiedenen Gemälde der Frau Herzogin, da sie immer auf einem der sonst bestandenen Vorurtheile beruhen, zum Zwecke haben, diese Vorurtheile beliebt oder gebräuchlich zu machen, und man ein wenig Koketterie in der Art findet, wie die Herzogin ihre Werke ausstreut, indem sie erst einige Exemplare drucken läßt, die als etwas Köstliches aus ihrer Vertrauten Hande in diejenigen der nicht vertrauten gelangen, angepriesen werden, und der Herzogin manche Billets zuziehen, das unvergleichliche Meisterstück dem Buchhandel dem gesammten Publikum zukommen zu lassen, welches dann auch zuletzt aus Ladvocats Buchladen eine recht theure Ausgabe bekommt, wofür es sich noch bedanken muß, da die Herzogin sich blos aus christlicher Liebe hat bewegen lassen, ihr Geistesprodukt in die weite Welt ziehen zu lassen. Dort wird der Oberst Bory St. Vincent bedauert, daß er in die Hände von Wucherern gerathen, und durch ihr Bewirken in dem Schuldnergefängniß sitzt, wo er rüstig arbeitet, und der Druckerpresse vollauf zu thun gibt. Seine Freunde nehmen vielen Antheil an seinem Schicksal, und sogar soll ein königlicher Prinz sich erboten haben, die Schulden, welche sich auf fünfzehn oder sechszehn tausend Franken beliefen, zu bezahlen, um dadurch dem Gelehrten wieder zur Freyheit zu verhelfen; dieser soll geantwortet haben, er sey wegen des gütigen Anerbietens sehr dankbar, bitte aber, es lieber andern Schuldnern, deren persönliche Gegenwart in ihrer Kammer nöthiger sey, zukommen zu lassen. So arbeitet nun der fleißige Mann fest entschlossen, den Wucherern zum Trotz in seinem Gefangenstübchen zu bleiben, sollten sie ihn auch fünf Jahre lang darin lassen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beylage: Literaturblatt Nr. 7.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Nro. 21.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Mittwoch, 25. Januar 1826.

Verblendet sind, die Andre richten,
Verdammen da, wo Gott verschont;
Die Tugend und die Einfalt richten,
Die Gott vielleicht mit Ehren lohnt.

G.

Die arme Marie.

(Beschluß.)

Der lang ersehnte, und doch so gefürchtete Tag des Gerichts erschien. Der Weg nach Clonnel war gedrängt voll Landleute, die dorthin eilten, um den Ausgang des Schreckenstages zu hören. Unter den erschöpftesten und trostlosesten war Marie; sie verließ ihre hülflose Mutter und ging, Zeuge des Urtheils über ihren Vater und Geliebten zu seyn, und zum ersten Male war ihre Gegenwart nutzlos für sie. Arme Marie! sie fürchtete das Schlimmste, was geschehen konnte!

Die Gefangenen wurden herbeygebracht, und als Marie die Anklagepunkte lesen, und die verschiedenen Verbrechen aufzählen hörte, welche das Gesetz einem Manne zuschreibt, von dem dasselbe Gesetz sagt, daß er als unschuldig betrachtet werden soll, bis er überführt ist — als sie ihren Vater und Lambert vor den eisernen Schranken stehen sah, die schweren Beschuldigungen gegen sie vorgebracht wurden — da begann es vor ihren Augen zu schwimmen, ihr Herz sank, und einige mitleidige Nachbarn trugen sie in die freye Luft. Als sie sich erholte, las sie in dem zögernden Schweigen derer, die sie umgaben, die schreckliche Wahrheit. Die Gefangenen hatten von vielen, und unter andern von dem Pfarrer des Kirchspiels das beste Zeugniß erhalten, allein da alle diese eingestehen mußten, daß oft Männer mit dem besten Rufe sich auf solchen gesetzlosen Wegen betreten ließen, so hatte ihr Zeugniß wenig Gewicht, besonders da die Angeklagten mit den Waffen in der Hand gegen des Königs Truppen ergriffen worden. Bitten um Gnade konnten nicht gehört werden, da der Zustand des Landes Beyspiele von abschreckender Strenge heischte; denn dort, wo man die Gesetze nicht achtet, muß Gewalt eintreten, um ihre Erfüllung zu betreiben! —

Nur zwey Tage waren den Gefangenen vergönnt, um sich zu dem von der Gerechtigkeit erheischten Opfer vorzubereiten. Marie verbarg ihrer Mutter den Ausgang des Prozesses: sie gab einen Aufschub vor, und sagte: sie müßte des nächsten Tages aufs Neue gehen. Der Morgen kam, und Marie ging, um Allem, was ihr das Daseyn theuer machen konnte, das letzte Lebewohl zu sagen: sie wußte, daß die Todesbotschaft das Leben ihrer Mutter enden, und sie dann allein und freundlos stehen würde. Ihr Schmerz war zu bitter für Thränen; ihre Bewegungen waren blos mechanisch, und als sie den Kerker erreichte, wußte sie kaum, wo sie war. Sie warf sich auf die Knie, um den Segen ihres Vaters zu empfangen; sie hing an Lamberts Hals und bedeckte ihn mit tausend Küssen. Die Umarmungen und verzweiflungsvollen Thränen des Geliebten brachten sie endlich zu sich selbst: sie schluchzte laut, allein sie ergab sich zuletzt den Ermahnungen des gegenwärtigen Geistlichen. Reiche und gedankenlose Menschen mögen die Religion verachten, allein sie ist die einzige und letzte Freundin des Armen und Leidenden; und sie flößte denen Stärke ein, die nun so

Digitized by Google

bald die Belohnung für Glauben und Hoffnung empfangen sollten.

Die furchtbare Glocke ertönte in feyerlichen Schlägen, und die Opfer der beleidigten Gesetze erschienen auf dem Gerüste. Einige erkannten ihre Thorheit und Schuld und warnten ihre Landsleute vor der Gefahr gesetzloser Verbindungen: aber Wilson und Lambert erklärten laut ihre Unschuld, da sie gezwungen worden, denen zu folgen, die jezt mit ihnen büßten; sie vereinten sich dann im Gebete, zu dem Marie sich am Fuße des Gerüstes gesellte. Lambert hörte ihre andächtigen Seufzer, und in dem Augenblicke vor dem unglücklichen Signale rief er mit lauter Stimme: „Arme Marie!" Seine lezten Worte drückten sich in das Gedächtniß der Unglücklichen, welche den Todten, nachdem die Körper heruntergeschnitten, mit wilder Zärtlichkeit die lezte Pflicht erwies. Die Nachbarn, welche die Leichname forttrugen, hörten sie auf eine höchst sonderbare und unzusammenhängende Weise reden, die aber in ihrer Lage natürlich schien.

Eine andere Scene des Jammers erwartete Marien, als sie ihre Wohnung erreichte: ihre Mutter hatte die traurige Wahrheit von einer geschwäzigen Nachbarin vernommen, und war auf der Stelle verschieden. Marie fiel in eine dumpfe Erstarrung und nie ist sie wieder zur Erinnerung erwacht. Alles, was in ihrem Gedächtnisse von der Vergangenheit zurückgeblieben, sind ihres Geliebten lezte Worte: „Arme Marie!" die sie täglich tausend Mal wiederholt.

Wilsons Häuschen steht noch: vom Wege gesehen, scheint es die Wohnung des Friedens und des Glückes; aber ach! der Schein trügt: Spuren des Verfalls zeigen die Abwesenheit der Bewohner und bald wird es in Schutt verwandelt liegen; denn der Aberglaube des Volkes denkt, daß die abgeschiedenen Glieder der Familie jede Nacht aus ihrem Grabe heraufsteigen, um sich mit Marien zu unterreden, die fortfährt, dort in der Einsamkeit zu leben.

In den Tagen ihres Glückes war Marie der Liebling Aller und die über sie verhängte Prüfung, die plözlich ihre ganze irdische Glückseligkeit und ihren Verstand zerstörte, war so auffallend und schrecklich, daß ihr Schicksal allgemeines Mitgefühl erregte. Von mehreren Meilen weit im Umkreise empfängt sie Besuche von Allen, die durch kleine Gaben zu ihrer Gemächlichkeit und zur Linderung ihres Elendes beytragen können: sie beschenkt Alle mit Blumen, in jedem Augenblicke seufzend: „Arme Marie!" und durch diese Worte, die Geschichte ihres Elends gerührt, drücken sie auf dem ersten Stoffe, der sich ihnen darbietet, ein Zeugniß ihres Mitleids aus, indem sie: „Arme Marie" niederschreiben.

Die Neujahrsblätter der Zürcher Gesellschaften für 1826.

2.

Eben dieses Appenzellerlandes prachtvolle und freundliche Gegend ist auch der Schauplaz, auf dem sich in jüngster Zeit eine Begebenheit zugetragen hat, die in Beschreibung, in Lied und Bild, nunmehr von der Zürcher Musikgesellschaft in ihrem Neujahrsblatte gefeyert wird. Er ist die lezjährige Versammlung der allgemeinen schweizerischen Musikgesellschaft in St. Gallen und ihr Besuch des Appenzellischen Sängervereins auf der Höhe von Vögeliseck, von welchem, neben viel anderem mehr, erzählt wird, was folgt: „auf dem klassischen Boden, wo im Jahr 1403 am 16. Mai, die Männer von Appenzell den Uebermuth des Abtes von St. Gallen und des zahlreich verbündeten Adels bändigten, war ein großer viereckiger Plaz eingezäunt, zu welchem eine grün belaubte Ehrenpforte, mit der Eidgenössischen und den vereinigten Appenzeller und St. Galler Fahnen geschmückt, führte. Zwey große längliche Zelte nahmen die Mitglieder der schweizerischen Musikgesellschaft auf, und ihnen gegenüber reiheten sich, unter dem Klange militärischer Feldmusik, die zahlreichen Appenzeller Sänger. Eine unabsehbare Menge Volkes wälzte sich von allen Seiten die Höhen hinauf, um an dieser erhebenden Feyerlichkeit, welche ganz das Gepränge einer Landsgemeinde hatte, Theil zu nehmen; man rechnet, daß allerwenigstens sechstausend Menschen hier versammelt gewesen seyn mögen. Als Alles geordnet und Stille verkündet war, betrat der Pfarrherr Frey von Trogen eine in der Mitte des Vierecks angebrachte Bühne, und sprach Worte der Kraft und der Erbauung für alle Schweizerherzen. Er schilderte die Einigkeit der wackern Ahnen, die, obwohl schwach an der Zahl, doch stark in Kraft und Willen, in diesen Gefilden den ungleich stärkern Feind besiegten; er wies, im Feuer der Rede, auf diejenigen Punkte hin, wo das Gefecht am heißesten gewüthet, und ermahnte in ähnlichem Wollen und Wirken, in stetem festen Zusammenhalten, die Thaten der Väter zu ehren. Ein erhebendes Schweizerlied folgte nun dem beredten Vortrage, und als vollends der Redner einen Toast dem ganzen gemeinsamen Vaterlande brachte, so steigerte sich der Enthusiasmus aufs Höchste; ein wirbelndes Hoch und ewig Hoch ertönte aus der Tausenden Mund, und Böllerschüsse trugen den Triumphton in die entferntesten Alpen. Ein Ehrentrunk in silbernem Becher wurde nun den Gästen gereicht; Jedermann trank aufrichtig zum Wohl des lieben, heißerrungenen Vaterlandes, und Alles fiel schließlich in ein rauschendes Siegs- und Dankeslied ein."

Digitized by Google

3.

Die Gesellschaft der Stadtbibliothek hat der Fortsetzung von Bullinger's Chronik durch den Zürcherischen Annalisten Haller einen denkwürdigen Zug der Art enthoben, welche der Erzherzog Albrecht von Oestreich mit seiner Gemahlin Isabella von Mailand nach den Niederlanden unternahm, als im J. 1598 Philipp II., Isabellens Vater, der Tochter bey ihrer Vermählung die belgischen Provinzen als unabhängiges Fürstenthum geschenkt hatte. „Wyl aber diser Zeit (so „sagt die Chronik) Erzherzog Albertus von Oesterrych, „des Königs uß Hispanien Tochterman, mit syner Huß„frouwen durch ein Eidgnoschaft shur, da Im alle Ehr „in Länderen und fürnämlich zu Luzern erbotten ward, „wurd es doch alles mit Unwillen von Im ufgenommen. „Dann als er von Flüelen uß dem Land Wry uf Brun„nen im Land Schwyz kamm und nähend des Tellen „Platten oder Tappelen hinfuhr, fragt Er, was diß für „ein Gebüw wäre, gab man Im zu Antwort, es wäre „Wilhelmm Tellen dem ersten Eydgenossen zu Ehren dahin „gebuwen. Da lacht Er und sprach: Er wär doch nur „ein Landsverräter gewäsen. Und als man Im zu Lu„zern die östreychischen Fahnen zu Ehren entgegen fhürt, „meynt Er, es wärend die Fahnen, so syne Voreltern „zu Sempach verloren hättend: Und ward also allenthal„ben vilerley geredt, das verständige Lüth woll konntend „gespüren, wie das Huß Oesterych gegen der Eidgenoschaft „gsinnet." — Das vorgesetzte Kupfer (von Hegi gestochen) stellt den Augenblick dar, wo der Erzherzog sein unrichtiges und von gänzlicher Unkunde der Geschichte zeugendes Urtheil über Tell ausgesprochen hat. Mitten im Schiffe stehend, zeichnet er sich deutlich aus, und seine Gesichtszüge, so wie die seiner Gemahlin, welche man zwischen ihren Begleiterinnen erblickt, sind getreu nach ältern Bildern gegeben. In den Mienen und Geberden der drey Schiffleute, von welchen einer mit Aufziehen des Segels beschäftigt ist, drückt sich der Unwille hierüber unverkennbar aus. „Und wenn Du nun, Jüngling (so redet der edle Sprecher der Gesellschaft, der Rathsherr Meyer von Knonau, die aufblühenden Söhne der Vaterstadt an), wenn Du nun solche und ähnliche Aeußerungen von Fremden hören solltest, wie wirst Du sie aufnehmen? Wirst Du Deinen gerechten Unwillen in heftigen Antworten ausbrechen lassen? oder wirst Du zaghaft und feige, ein entarteter Sohn des Vaterlandes, stille bleiben und Deine Väter, denen Du alles dankest, unvertheidigt im Grabe beschimpfen lassen? — Wohl keines von beyden. — Nie wirst Du vergessen, wie schwer, ja wie unmöglich es oft dem Fremden wird, der in ganz andern Begriffen aufgewachsen ist, sich in unsre Verhältnisse hineinzudenken; wie es ihm gewöhnlich an gründlicher Kenntniß unsrer Geschichte fehlt, und wie er deßwegen den rechtmäßigen Kampf der alten Eidgenossen gegen feindselige Anschläge wider ihre wohlerworbenen Freyheiten nicht immer von verwerflicher Auflehnung wider Gesetze und Ordnung zu unterscheiden vermag. Daher wirst Du mit Ruhe und Ueberlegung, aber auch mit Festigkeit und Freymüthigkeit Deine Ueberzeugung, Deine Achtung für die Väter, Deine Dankbarkeit für dasjenige aussprechen, was sie für Dich gethan haben. Aber Du wirst nicht die Gelegenheiten dazu suchen, Du wirst Dich nicht mit Deinem Glücke brüsten, noch darauf ausgehen, dem Fremdlinge die Vorzüge und das Glück der Verfassung, unter welcher Du lebst, anzupreisen und bey ihm Neid und Unzufriedenheit mit seinem eignen Loose zu erregen. Je reiner Dein Gefühl, je mehr Du von dem Glücke, das Du genießest, durchdrungen bist, desto mehr werden sich Deine Empfindungen in Thaten, nicht blos in Worten äußern. Aber worin, so fragst Du, sollen jezt meine Thaten bestehen? Ist doch das Vaterland in Ruhe und keine Gefahr droht ihm von Außen. — Wohl: aber nie kannst Du wissen, wozu die Vorsehung Dich bestimmt hat. Darum sollen Deine Thaten jezt darin bestehen, daß Du alle Kräfte, die sie Dir geschenkt hat, gehörig ausbildest: daß Du Deinem Körper Kraft und Gewandtheit durch zweckmäßige Uebung verschaffst, und Dich hütest vor fremden Sitten, die ihn entnerven; daß Dein Herz immer empfänglicher werde für die Eindrücke dessen, was wahrhaft groß und edel ist; daß wahre republikanische Einfachheit Dich vor den Gefahren bewahre, die Dir später drohen würden, wenn du Gewohnheiten annähmest, die immer, wie Dir Roms und Griechenlands Geschichte zeigen, den Untergang der Freyheit herbeyführen; daß Dein Herz mit Liebe nicht nur Deine Mitbürger, sondern jeden redlichen Eidgenossen umfange, und daß Du endlich durch weise Benutzung Deiner Zeit Deinen Geist mit allen Kenntnissen ausrüstest, zu deren Erwerbung Dir die Gelegenheit geboten wird. Wenn darin jezt deine Thaten bestehen, dann wirst Du einst in jedem Wirkungskreise der Vorsehung, dem Vaterlande und den Vätern den schönsten Dank zu bezahlen im Stande seyn."

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Frankfurt, a. M. Anfangs Januar.

(Fortsetzung.)

Bey unserem Theater geht es wie beynahe überall: große Forderungen, wenig Mittel. Das Theaterhaus, an dem wir laboriren, will sich noch einige Zeit halten. Man hat ihm, bis die Meynungen über ein viereckiges oder rundes, über ein anständiges oder kostbares Theater sich vereinigen, innen einen

neuen Anstrich gegeben, wobey es wahrscheinlich vor der Hand bleiben wird. Nicht so gern bequemen sich die Schauspieler, welche auf einem Raum, der nicht auf militärische Evolutionen berechnet war, oft sehr in die Enge und Klemme kommen, auf einem Podium mit großen Rissen und Löchern gravitätisch gehen, springen und tanzen sollen, und in Garderoben herumkriechen müssen, die nach der Beschreibung glaubwürdiger Personen eher Diebshöhlen als Kunstgemächern gleichen. — Nachdem in der Oper zwey ausgezeichnete Gäste, Mad. Milder und Hr. Forti, der seinen Triumph als Figaro feyerte, uns verlassen hatten, wäre es wieder still geworden, hätten nicht die Sieben Mädchen in Uniform aus der Noth geholfen. Das Quartettchen im Hause von Contessa wurde gut aufgenommen, aber für den kleinen Spaß der Intrigue zu lang befunden. Hr. Leißring und Hr. Otto gaben den Komponisten und den Dichter mit wahrer Künstlerlaune. Tod, Schildwacht und Teufel, eine Posse von einem Ungenannten, machte, was sie bezweckte — Effekt. Drey hasenherzige Liebhaber werden zu den Verkleidungen gezwungen, der Todte erschrickt vor der Umarmung des Teufels, dieser vor Jenem, und die Schildwache will zum Fenster hinausspringen. Das Publikum schüttelte sich in Lachen aus. Das listige Bauernmädchen, von Paisiello, erschien nach langer Abwesenheit, und wird durch die gute Komik des Ritters Tulpan, Hrn. Hassel, und seines Sohns, Hrn. Leißring, sich auf dem Repertoir erhalten. Am Christtage gab Hr. Kapellmeister Guhr die Schöpfung, von Haydn, etwas schwach und dünn besetzt, aber mit diesen Mitteln alles, was man verlangen konnte. Man ist hier in dergleichen Musiken sehr verwöhnt von dem Cäcilien-Vereine, der unter der Leitung des Hrn. Scheible große Fortschritte macht. Kürzlich wurde zum ersten Mal ein gemischtes Konzert von demselben zur Aufführung gebracht, worin mit Einzelheiten aus den alten italienischen Kirchenkompositeurs, und von Neueren, bis zu Mozart, Cherubini ꝛc., Alles von ernster Art, abgewechselt wurde. Darunter war ein für den Verein komponirtes Kyrie von dem jungen Felix Mendelsohn-Bartholdy.

Das hiesige Museum, unter dem Fürsten Primas gestiftet, hat die Todesfeyer Jean Pauls, eines ihrer Mitglieder, musikalisch und rhetorisch auf eine würdige Art begangen. Der von Dr. Börne gehaltenen Denkrede, welche durch das Morgenblatt und die Iris bekannt worden ist, folgten Auszüge aus Jean Pauls Museum (einem Bändchen gedruckter Abhandlungen für das hiesige Museum), eingeleitet von Herrn C. P. Berly, und die treffliche Charakteristik Titans, von Görres. Das Museum hat seitdem ein nachahmungswürdiges Unternehmen begonnen. Da die Bühne den Shakspeare nicht mehr geben will und kann, so ist ein Kursus von Vorlesungen aus Shakspearischen Stücken für diesen Winter angeordnet und mit den historischen Stücken der Anfang gemacht worden. Die Anordnung wird von Herrn Berly besorgt, die Vorlesung geschieht durch Herrn Weidner, dessen Künstlertalent man dieses schwierige Unternehmen zuversichtlich anvertrauen konnte.

(Der Beschluß folgt.)

Paris.

(Fortsetzung.)

Nach den französischen Gesetzen kann der Gläubiger seinen Schuldner (wenn dieser die von ihm ausgestellten oder angenommenen Wechsel nicht zahlt) fünf Jahre lang im Gefängnisse behalten, wofern er seinen Unterhalt bezahlt. So wohnen denn zwey Obersten in einem Zimmern, und über ihnen wohnt ein griechischer Oberst, denn auch Griechen machen Schulden; an Besuchen fehlt es ihnen keineswegs. Der St. Vincent unternimmt in seinem Verhafte eine beträchtliche Sammlung von geographischen Bändchen, nebst andern literarischen Arbeiten, die flugs von der Hand weggehen. Sonderbar ist es, daß man in St. Pelagie mehr Militärpersonen und Gelehrte antrifft, als Kaufleute, obschon diese doch die meisten Wechsel ausstellen. Aber letztere wissen, wenn sie das Nachzahlen eines Wechsels aussetzt, und wenn sie ihre Zahlungen aus Noth einstellen müssen, so treffen sie meistens irgend eine Uebereinkunft mit ihren Gläubigern. Aber anders verhält es sich mit Militärpersonen und Gelehrten. Wenn diese in Geldverlegenheiten stecken, ein Unglück, das auch den ehrlichsten Mann überfallen kann, so wenden sie sich an Geldverleiher von Profession, welche von den Bedrängten Wechsel in kaufmännischer Form unterschreiben lassen, und darin ihre Wucherzinsen zum Kapital schlagen. Dieß gibt ihnen dann, wenn am Zahlungstermin der Wechsel nicht ausbezahlt wird, das Recht, auch nach den kaufmännischen Gesetzen wider ihre Schuldner zu verfahren. Jedoch gibt es Schuldner, welche lieber ihre fünf Jahre aushalten, und den durch den Wucherer nicht allein um sein Geld bringen, sondern ihm auch noch die Kosten eines fünfjährigen Unterhalts verursachen. Zuweilen wird der Gläubiger des Dinges eher müde als der Schuldner, und läßt diesen laufen; zuweilen wird aber auch der Schuldner des langen Verhaftes überdrüssig, und zahlt, um nur wieder loszukommen. So ging es einmal dem bekannten Lederfabrikanten Seguin mit Bonaparte. Dieser Fabrikant war durch die von ihm erfundene Schnellgerberey, deren man während der Revolutionskriege von den Heeren sehr bedurfte, außerordentlich reich geworden, und machte den Aufwand eines Millionärs. So spannte er zuweilen sechs arabische Pferde vor seine Kutsche, und fuhr damit durch Paris; dieß machte viel Aufsehen, und mißfiel Bonapartten, der noch erster Konsul war, sehr. Allein es gab kein Gesetz, das einem Bürger der Republik verbot, mit einem prächtigen Gespann von Sechsen zu fahren. Einmal waren durch Versehen, oder ich weiß nicht durch welchen andern Umstand, die Pferde des ersten Konsuls ausgeblieben, als er auf der Jagd war, und ein Adjutant hatte den Einfall, sich an Seguin zu wenden, dessen Landhaus in der Nähe lag, und ihn um seine Pferde zu bitten. Geiersamer Diener! antwortete Seguin, wende ich mich an Bonaparte, wenn ich Pferde brauche? weßhalb wendet er sich dann an mich? ich halte Pferde zu meinem Vergnügen, und Bonaparte mag sich nach seinen eigenen Pferden umsehen, und damit Gott befohlen! Als man dem ersten Konsul die Antwort hinterbrachte, ward er zornig, und frug, ob das der Seguin sey, der dem Kriegsheere Leder zu Schuhen geliefert, das kein Stich gehalten habe; dieß wurde bejaht; sogleich wurden die Kriegsrechnungen nachgesehen, oder man that, als ob man sie nachsuche, und es wurde dem Lederhändler angekündigt, man habe zwey Millionen von ihm zu fordern, und diese solle er sogleich bezahlen. Seguin wollte das nicht, und wurde daher in's St. Pelagie Gefängniß gebracht. Hier miethete er sich eine ganze Reihe von Zimmern, und lebte vollauf; allein nach Verlauf von sechs Monaten machte er doch die Bemerkung, daß ein Gefängniß, trotz dem guten Leben, das man darin führe, doch immer ein häßliches Ding sey; er gab die verlangten zwey Millionen Franken heraus, und wurde wieder frey gelassen. Auf diese eigenmächtige Art hat Napoleon mehrere reichgewordene Lieferanten abgezapft. Ein Seguin kann sich nun freylich aus St. Pelagie herausbelfen, wenn er will; aber ein Oberst oder ein Gelehrter nicht so.

(Die Fortsetzung folgt.)

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Nro. 22.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, 26. Januar 1826.

Die Masse könnt ihr nur durch Masse zwingen,
Ein jeder sucht sich endlich selbst was aus.

Goethe.

Der Korporal Nym *)
tröstet einen melancholischen Freund der Bühne.

Daß heut' zu Tage jede Stadt
In Deutschland ihr Theater hat:
Ihr Trauerspiel und ihre Posse,
Und ihren Opernüberfluß,
Und ihre Affen, ihre Rosse,
Und ihren breiten Kritikus;
Und daß man prahlt mit den Miseren,
Und dreist behaupten will, sie wären
Der deutschen Bildung höchster Flor;
Das kann mich oft bedenklich machen
Und kommt mir selbst gefährlich vor. —
„Und ich, mein Freund, muß drüber lachen,
„Das ist ja eben der Humor!"

Daß bey den schalsten Melodramen,
Wenn sie uns nur aus Frankreich kamen,
Daß bey den leersten Vaudevillen,
Durch Uebersetzung noch entstellt,
Sogleich sich alle Bänke füllen
Mit vornehm-modisch-schöner Welt,
Und daß sich diese nie läßt blicken
Bey klassisch-deutschen Meisterstücken;
Das kann mich wahrhaft traurig machen,
Und kömmt mir höchst unwürdig vor. —
„Und ich, mein Freund, muß drüber lachen,
„Das ist ja eben der Humor!"

Daß heut man nur sein Mittagsmahl
Verdauen will im Schauspielsaal,
Wobey Vernünftiges ja störet,
So daß man liebt nur Operpracht,
Nur Oper gern im Halbschlaf höret,
Und Oper so Furore macht,
Daß Alles sich zur Oper modelt:
Elisabeth voll Herrschgier jodelt,
Und Triller schlägt Venedigs Mohr;
Das kann um Kunst besorgt mich machen,
Und kommt wie Parodie mir vor: —
„Und ich, mein Freund, muß drüber lachen,
„Das ist ja eben der Humor!"

Daß mit der Kunst die Bühnen handeln,
Und sich in Gaukelbuden wandeln,
Daß sich als Mimen produziren
Der Hund, der Elephant, der Bär,
Daß sieben Mädchen präsentiren,
Auch unter anderm, das Gewehr,
Und daß, bey so bewandten Dingen,
Dort nächstens mit dem Stier wird ringen
Ein Metzgerknecht als Matador;
Das kann die Kunst verächtlich machen,
Und kommt wie Barbarey mir vor. —
„Und ich, mein Freund, muß drüber lachen,
„Das ist ja eben der Humor!"

*) Siehe Shakespear's Heinrich V.

Daß heute selbst der dümmste Wicht
Von dem Verfall der Bühne spricht,
Und daß die Direktionen klagen,
Welch schlechtes Zeug die Menge liebt,
Indeß Parterr' und Logen fragen:
Weßhalb so schlechtes Zeug man gibt,
Und daß es jene doch verkaufen,
Und diese dennoch danach laufen;
Das kann mich oft bedenklich machen,
Und kommt mir fast unheilbar vor. —
„Und ich, mein Freund, muß drüber lachen,
„Das ist ja eben der Humor!"

Daß jezt, wohin den Fuß wir sezen,
Nur hören vom Theater schwätzen:
Wie sich Herr Rumm mit Ruhm bedecket,
Wie Mamsell Triller schön verziert,
Wie Madam Hops das Bein gerecket,
Wie Fräulein Hackbrett deklamirt,
Daß man selbst druckt solch schales Wesen,
Und daß sogar es wird gelesen,
Und daß ich selbst ein solcher Thor;
Das kann mich erstlich zornig machen,
Und dann werf' ich es selbst mir vor. —
„Und ich, mein Freund, muß drüber lachen,
„Das ist ja eben der Humor!"

Ludwig Robert.

Die Neujahrsblätter der Zürcher Gesellschaften für 1826.

(Fortsezung.)

4.

Die Feuerwerker-Gesellschaft gibt die einund-zwanzigste Fortsezung ihrer aus den Quellen geschöpften und von einem in vaterländischen Alterthümern wohl bewanderten Mann bearbeiteten Kriegsgeschichte der alten Schweiz, welche nach ihrer Vollendung ein Geschichtwerk von bleibendem Werthe seyn wird. Es ist diesmal der Sieg Zürichs über Herzog Albrecht von Oesterreich in der Dättweiler Schlacht 1351, nebst den Kriegsbegebenheiten der nächstfolgenden Zeit, mit diplomatischer Genauigkeit erzählt, und dem Feste ward theils eine Karte des Schlachtfeldes und der Umgegend von Baden, theils der Auszug der Zürcher zum frohen Empfang der rückkehrenden Sieger als Vignette vorgesezt. „Als die Nachricht von dem ergangenen Sturm und der dadurch versammelten feindlichen Macht nach Zürich gelangte, erschrak die ganze Stadt, denn die Gefahr, die ihrem Heer beym Heimzug droht, war zu einleuchtend. In dieser Angst drängte sich Alles zu den Kirchen, um für die Rettung der Ihrigen zu beten, und man gelobte eine jährliche Wallfahrt nach Einsiedeln, woran alle Haushaltungen Theil nehmen sollten. Bald nachher erscholl die Kunde von dem erfochtenen Sieg, und hohe Freude trat an die Stelle der Angst. Als man das Annähern des Zuges vernahm oder bemerkte, strömten Greise, Matronen, Weiber, Töchter, Kinder zur Stadt hinaus den Siegern entgegen, bald über den glücklichen Ausgang frohlockend, bald wieder über das Schicksal der näher Verwandten besorgt. Jubelnd wurde die ruhmbekrönte Schaar empfangen. Als man den Bürgermeister Brun vergeblich an der Spize des Heeres suchte und seine schändliche Flucht vernahm, ergriff gerechter Unwille Jedermann; seine Feinde und Neider durften wieder frey gegen ihn sprechen, und dieses erweckte die Besorgniß, daß, wenn er gestürzt würde, auch die neue Verfassung mit ihm zusammenstürzen könnte; wenigstens mußten seine Freunde diese Ansicht dem Volke einleuchtend und die Absicht seiner Gegner verdächtig zu machen; der Zorn ward durch die Erhebung seiner frühern Verdienste gestillet, und die häßliche Blöße, die er gezeigt hatte, schön bemäntelt. Das Volk, von jeher leicht in seiner Meynung umgestimmt, erblickte wieder in ihm sein Heil, nahm mit Gewalt das Panner der Stadt und holte ihn im Triumph auf seinem Schlößlein Schönenwerd ab, wohin er sich von Dättweil geflüchtet, und im beschämenden Gefühl seiner unrühmlichen That es nicht gewagt hatte, sich dem tapfern Heere zu zeigen, als dasselbe siegreich in seiner Nähe vorüberzog."

5.

Von den geschichtlichen vier Heften geben wir zu den zwey biographischen über, deren das eine von der Gesellschaft der Chorherrenstube, Bildniß und Lebensabriß des gelehrten, um die Alterthumskunde verdienten, Zürcherischen Professors Johann Kaspar Hagenbuch (geboren 1700, gestorben 1763), des Zeitgenossen der Breitinger und Bodmer darreicht, von welchem die reiche Bibliothek und denkwürdige Handschriften, beyde als Geschenk seines Schwiegersohns und Nachfolgers im Lehramt, des rühmlich bekannten Canonikus Steinbrüchel in der Stadtbibliothek von Zürich aufbewahrt werden. Sein gegenwärtiger Biograph, auch ein Nachfolger in Hagenbuchs Lehramt, der Professor Ochsner, verweilt meist doch nur bey der Jugendgeschichte des Mannes und kann die damaligen Verhältnisse der Studien am Gymnasium zu Zürich aufklären oder anschaulich machen.

(Der Beschluß folgt.)

„Das Neujahrsblatt der Künstler-Gesellschaft werden wir „unseren Lesern im Kunstblatt mittheilen."

Königin Eleonore.

Nachdem Eduard I., König von England im Jahr 1282 Wales erobert hatte, überließ er im Jahr 1284 dem

Digitized by Google

walischen Adel, welcher seine Prinzen Lewellin und Gryffith verloren hatte, die Wahl eines neuen Prinzen, als Gouverneur über sie.

Die Härte, womit die Offiziere des Königs in Wales verfahren waren, hatte sie der englischen Beherrschung abgeneigt gemacht, und auf alle ihnen gemachte Anerbietungen, dieselbe auf eine regelmäßige und dauerhafte Art zu befestigen, gaben sie immer die einstimmige und gleichmäßige Antwort, daß sie sich willig der Herrschaft eines Prinzen oder Anführers aus ihrem eigenen Lande, oder dem Könige in eigener Person unterwerfen, aber nie irgend jemand gehorchen würden, der nicht in Wales geboren wäre, oder dort seinen Aufenthalt hätte.

Um ihre Zuneigung zu gewinnen, und ihren Nationalvorurtheilen zu schmeicheln, fiel er auf folgendes sinnreiche, aber gefährliche Mittel. Königin Eleonore war damals ihrer Niederkunft nahe. Der König schickte ihr den Befehl, augenblicklich nach Wales zu kommen.

Es war im Anfange des Jahres 1284, und in der Mitte eines sehr strengen Winters, als sie in diesem Zustande zu Pferde, und auf den schlechtesten Wegen von Camville bey Dunmow in Essex, wo sie einen Theil des Winters zugebracht hatte, abreiste, um sich nach Dewizes in Wiltshire zu begeben, wo damals des Königs Hauptquartier war. Von da wurde sie nach der Wohnung eines gewissen Galfrides de Camville in Sommersetshire, welche jetzt Queenscamel heißt, gebracht; das Hauptquartier des Königs aber war in dem nächsten Dorfe, welches jetzt unter dem Namen von Kingscamel bekannt ist. Von diesem Aufenthalte wurde die Königin heimlich unter dem Geleite von Galfridus de Camville nach dem Schlosse Caernarvon geführt, wo sie von demselben der Obhut seines Sohnes, William de Camville, anvertraut wurde, welcher ihr Seneschall, Kammerherr und Gouverneur des Schlosses war.

Als die Zeit der Entbindung der Königin herangekommen war, befahl der König den verschiedenen Anführern und dem Adel von Wales, sich bey ihm in Rhuddland zu versammeln, um ihre öffentlichen Angelegenheiten in Betrachtung zu ziehen, und nachdem er endlich durch Griffith Llwyd, den er dafür zum Ritter ernannte, die Nachricht erhalten hatte, daß die Königin Eleonore von einem Sohne entbunden sey, so sagte der König zu den Anführern, daß, da sie oft gewünscht hätten, daß er ihnen einen Regenten geben möchte, er nun ihr Begehren erfüllen wolle, wenn sie der Person, die er dazu bestimmen würde, den schuldigen Gehorsam versprächen. Diesem gaben sie ihre völlige Zustimmung und erklärten sich dazu bereit, unter der Bedingung, daß die zu ernennende Person in Wales geboren seyn müsse. Der König bemerkte ihnen hierauf, daß der für sie bestimmte Prinz in ihrem eigenen Lande geboren, daß er kein Wort englisch sprechen könne, und sein Leben ohne Flecken sey. Nachdem sie ihre Einwilligung gegeben, eine solche Person für ihren Souverän anzuerkennen, machte der König ihnen bekannt, daß sein eigener, jüngst in dem Schloß zu Caernarvon geborener Sohn ihr künftiger Prinz seyn würde. Die Anführer, obgleich im Anfang überrascht, als sie sich in der gelegten Schlinge gefangen und überlistet sahen, trösteten sich mit der Hoffnung, daß der junge Prinz, da er in Wales geboren, auch in der Zukunft gewöhnlich daselbst residiren würde. In derselben fanden sie sich indessen getäuscht. Nachdem der Tod Alphonsos, des Königs ältesten Sohnes, welcher am 19. August des vorhergehenden Jahres zu Winsor gestorben war, dem Prinzen Eduard die nächsten Ansprüche auf die englische Krone verliehen hatte, so mußte natürlich das geringere Interesse dem größeren weichen, und der Prinz wurde an dem Hofe von England erzogen.

In dem Alter von siebzehn Jahren trat Prinz Eduard feyerlich die Regentschaft von Wales an, und empfing die Huldigung von allen freyen Landeigenthümern des Landes. Dieses Ereigniß gereichte den Bewohnern von Wales zur großen Freude; sie betrachteten den Prinzen seitdem immer als ihren Herren, und ihre Zuneigung zu ihm blieb standhaft dieselbe, bey dem Unglück, das ihn später als König traf; sie verließen ihn niemals, und beklagten sein Schicksal in ihren Gesängen auf eine so rührende, herzliche Weise, daß weder die Furcht vor seinen Feinden, noch die Länge der Zeit, sie je in Vergessenheit bringen konnte.

Das Ereigniß der Geburt dieses Prinzen bezeichnet nicht allein die Vereinigung des Fürstenthums von Wales mit England, sondern auch den Ursprung des Titels eines Prinzen von Wales, den seitdem immer die ältesten Söhne der Könige von England geführt haben.

F.

Korrespondenz-Nachrichten.

Frankfurt, a. M.

(Beschluß.)

Ich schließe diesmal mit Auszügen aus dem Neujahrsprologe des hiesigen Theaters, der mehr interessiren dürfte, als ein Bericht über die Darstellung der zwey Neuigkeiten: die beyden Philibert und die Verstorbenen, von Lebrün. — Er handelt von Goethe, und geht zu dessen Verherrlichung in's Alter der Poesie zurück, charakterisirt die ersten Dramatiker der Griechen, dann Calderon und Shakspeare, welchen Goethe wieder erweckt.

Wohl manches Lied erklang der flücht'gen Zeit,
Bis aus dem Karm der Winzer Aeschylus
Sich eine Welt im kleinen Raume schuf.

Dem düſtern Adler, der in Wetternächten
An Jovis Thron der Götter Rath belauſcht.
Folgt weiß ein Ruderer auf dem Strom des Lebens,
Ein heil'ger Schwan der fromme Sophokles.
— — — — — — — — — —
So wie auf Thespis Karrn die Göttersage
Drang auf die Bühne nun das Weltgeheimniß.
Da ſtiegſt du auf am Rande zweyer Welten
Ein Schöpfungswunder, Calderon, du ſtolzer
Caſtil'ſcher Pfau mit tauſend Augenſpiegeln.
Du trugſt die Krone dieſer Poeſie
Und Stern und Blumen deines Fürſtenkleides
Dem Ew'gen dienten ſie, vor ihm ſich neigend.
Und auf die Erde ward noch größ're Kraft
Geſenkt im Norden, um dieſelbe Zeit.
Ein andrer Adler hoch im Felſenneſt.
Doch der der Menſchen Wohnungen beſucht.
Die tiefſten Tiefen des Gemüths erſchauend.
Spielt hell und rein in ſeiner Nebelwelt.
Ich nenn' ihn nicht, den Hohen, denn Ihr kennt ihn.
Er wies das Heilige vom Ort zurück.
Begränzte mit der Welt ſein Bretterhaus
Und macht' es heilig doch für alle Zeiten.

Da ſchliefen ſeine Räthſel Zeiten durch.
Germania erweckte ſie, die Mutter.
Zu retten uns von falſcher Regeln Zwang;
Sein Geiſt erwachte endlich unter uns —
Am deutſchen Heerd — in dieſer alten Stadt.

Dort wo der Wall um engre Feſtungsmauern
Einſt Edelwild in ſchmalem Park gehegt.
Steht in geräum'ger Straße jetzt ein Haus.
Auf deſſen Thüre man in Stein gehauen
Ein kleines Wappenſchild erblickt; die Schwalbe
Hat traulich ſich ihr Häuschen dran gebaut.
Auf ſchrägem Balken ſtehn gleich einer Leiter
Drey Leyern — wunderbare Weiſſagung!
Der Held, der hier der Sonne Licht begrüßte,
Drey Leyern trägt er unter einer Krone.
Die eine Welt mit Lorbeern reich umflicht;
Ein Jüngling noch griff er in ihre Saiten
Und einte ſie auf dieſer Bühnenwelt.
Der Poeſie ein neues Alter bringend.
Die letzte Kraft der deutſchen Ritterzeit.
Des ſtäm'ſchen Helden edlen Lebensdrang.
Der Zauberey uralte Räthſelmacht:
Die Zeit iſt fern, doch leben wir in ihr;
Und was vom alten Lieben, Sehnen, Hoffen
Der Dichter innig meint, ihm krönt's das Schickſal
In ſeines Lieblings neidenswerthem Spiegel —
Du aber, Roma, fahſt den Allgeſtalt'gen,
Wie er von dir berauſcht in wenig Tagen
Die Griechenjungfrau neu in's Leben rief!
So vielem Hohen nicht unwürdig ſeyn,
Deß mahnt des Dichters Wiege, dieſe Stadt.
Wie groß wird nun der Preis, nach dem wir ringen,
Wie kaum erreichbar da, der uns begeiſtert,
Jetzt einſam ſteht auf unerreichter Höhe.
Allein, wir ſollen muthlos nicht verzagen,
In der Vergegenwärt'gung ſeiner Züge
Mischt ſich mit der Verehrung ſüßer Troſt.
Er ſelber lehrt uns freud'ges, kühnes Streben.
So komme denn des Dichters holder Leichtſinn
Auch über ſeine Jünger, zagend nicht.
Auch klein're Gaben, welche magre Jahre
Uns bieten, Euch mit Liebe vorzuführen.
Euch ehrend, Ihn in Euch, — ꝛc.

Paris.

(Fortſetzung.)

Mich wundert, daß man nicht längſt ſchon in Paris daran gedacht hat, eine freye Hülfsgeſellſchaft für Gelehrte zu errichten, wie deren eine zu London vorhanden iſt. Sie würde manchen vor Noth im Alter bewahren, oder ihn abhalten, ſeine Feder und ſein Gewiſſen den Machthabern zu verkaufen oder zu vermiethen. Jetzt will man jedoch einen entſcheidenden Schritt für ſie thun, indem man bey der nächſten Seſſion der beyden geſetzgebenden Kammern ein Geſetz über das literariſche Eigenthum in Vorſchlag bringen will, und zu dieſem Endzwecke ſchon eine, meiſtens aus dramatiſchen Dichtern beſtehende, Kommiſſion zuſammenberufen hat, welche vorläufig unter dem Vorſitz des Vicomte de la Rochefoucauld die Sache erörtern ſoll. Erſtlich iſt es eine ganz neue Erſcheinung, daß das Miniſterium eine bedeutende Anzahl von Bürgern verſammelt, um mit ihnen einen Geſetzvorſchlag zu erörtern, und ihre Meynungen zu hören; in England geſchieht dieß vom Parlamente beſtändig; allein in Frankreich ſcheinen die Miniſter lange Zeit ſich eingebildet zu haben, ſie wären über Alles hinreichend aufgeklärt; die parlamentariſchen Debatten ſcheinen ſie eines Beſſern belehrt zu haben, und da ſie nun keine Schriftſteller ſind, wie wohl ſie in die Académie française hineingerathen, ſo haben ſie gedacht, es wäre doch zweckmäßiger, die Schriftſteller über eine Sache zu Rathe zu ziehen, welche ſie betrifft! Eigentlich ſcheint es blos auf das Eigenthum der Theaterſtücke abgeſehen geweſen zu ſeyn; allein die Sache hat ſich ſchon erweitert, und jetzt iſt die Rede von dem Eigenthum jedweden Geiſtesproduktes. Bey dem ungeheuren Abſatze des franzöſiſchen Buchhandels iſt die Frage des literariſchen Eigenthums ziemlich wichtig, indem dieß Eigenthum oft ein beträchtliches Vermögen werth iſt. Indeſſen hätte es keines großen Gedränges bedurft, um dieß Eigenthum dem Verfaſſer zuzuſichern. Die ſeit der Revolution in dieſer Hinſicht beſtehenden Geſetze ſind ſehr zweckmäßig; der Verfaſſer oder der Verleger (wenn er das Eigenthumsrecht vom Verfaſſer angekauft hat) bleibt bis zum zwanzigſten Jahre nach dem Tode des Verfaſſers im Beſitze ſeines Rechtes; dann aber ſteht es jedem frey, deſſen Werke zu verlegen. Wittwen und Kinder können alſo noch die Früchte der Arbeit des Gelehrten genießen. Hernach wird die Nation gleichſam Erbin, indem Jedermann alsdann das Verlagsrecht bekömmt, und die Werke des Gelehrten durch vervielfältigte Ausgaben, wofern ſie derſelben werth ſind, gemeinnütziger werden. Es hat ſich in den Tagesblättern bereits eine Erörterung entſponnen, und es ſind verſchiedene Meynungen geäußert worden. Hofmann, der dramatiſche Dichter, und ein Mitarbeiter am Journal des Débats, hat in dieſem Blatte behauptet, das literariſche Eigenthum ſey völlig jedem andern Eigenthume gleich, und ein Schriftſteller bleibe Herr und Meiſter über ſeine Geiſtesproducte, wie ein Landeigenthümer über ſein Gut. Allein wenn eine völlige Gleichheit zwiſchen geiſtigem und materiellem Eigenthum Statt fände, ſo würde daraus folgen, daß man keine Stelle aus einem Schriftſteller anführen könnte, ohne ſeine Erlaubniß eingeholt, oder bey ſeinen Erben dafür bezahlt zu haben, ſo wie man über Niemandes Gut ohne ſeine Einwilligung verfügen kann.

(Der Beſchluß folgt.)

Beylage: Kunſtblatt Nr. 8.

Verlegt von der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.

Digitized by Google

Nro. 23.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, 27. Januar 1826.

Jede Stunde wird zum Pfelle,
Jeder Augenblick zum Tod!

Joh. Gab. Seidl.

Seeleben.

Die Zeit, welche man in Erwartung der Abfahrt eines Schiffes zubringt, ist gewöhnlich eine der unangenehmsten und unnützesten Perioden des Lebens, selbst wenn man einen Theil derselben auf die nothwendigen Vorbereitungen zu einer langen Reise verwenden muß. Diese sind alle unangenehmer Art, und erinnern den Reisenden an die Aufopferungen, die er zu machen im Begriffe steht, wenn er zur See geht. Er besucht seine Bekannten und bedauert, daß er bald ihrer Gesellschaft beraubt seyn wird. Er geht auf das Land, und während er die Felder durchwandert, erinnert er sich, daß er lange nicht mehr den Anblick ländlicher Scenen genießen wird. Er durchwandert die Stadt, und die Gewißheit, daß er bald von dem Genusse der Annehmlichkeiten und Vergnügungen, die sie darbietet, ausgeschlossen seyn soll, versetzt ihn in Trauer. Zum lezten Mal liest er die Zeitungen und bedenkt, daß er bald in gänzlicher Unwissenheit Alles dessen leben werde, was in der Welt vorgeht.

Endlich kommt die Stunde der Einschiffung und ein Bote verkündet ihm, daß eine Schaluppe bereit ist, ihn an Bord des Schiffes zu führen. Vielleicht befindet er sich gerade in angenehmer Gesellschaft, wenn er die unwillkommne Nachricht erhält, die ihn zwingt, in der Mitte ihrer Fröhlichkeit Abschied von seinen Freunden zu nehmen. Indem er dem Hafen zueilt, hört er den Wind sich erheben und die Wogen plätschern, und auf der hohen See gewiegt, wirft er sehnsuchtsvolle Blicke nach der Küste zurück, und heftet seine Augen auf die flimmernden, immer schwächer und undeutlicher werdenden Lichter, und horcht begierig auf das lezte Geräusch des Stadtlebens, welches der Wind ihm von Zeit zu Zeit noch zuführt. Das erheiternde Kaminfeuer, die wohlversehenen Zimmer, das ruhige, geräumige Bett, die Behaglichkeiten des gesellschaftlichen Lebens und der Genuß unbeschränkter Bewegung, alles Dinge, auf die er so eben Verzicht geleistet, stellen sich den Aussichten des traurigen Seelebens, der engen Kajüte, dem schwankenden Lager, der Abgeschiedenheit von der Welt und der einförmigen Gefangenschaft, die ihn an Bord des Schiffes erwartet, gegenüber. Niedergedrückt durch alle diese Betrachtungen hat er sich in einer Gemüthsstimmung eingeschifft, die ihn wenig fähig macht, die vielen Unannehmlichkeiten, welche gewöhnlich die ersten Tage des Seelebens bezeichnen, mit Geduld zu ertragen.

Wenn viele Reisende sich einschiffen sollen, so kommen sie selten zugleich an Bord, und so haben die zuerst angekommenen Gelegenheit, die andern zu betrachten, wenn sie, Einer nach dem Andern, das Schiff erreichen. Dieß ist eine interessante Beschäftigung, da natürlich Jedermann begierig ist, diejenigen zu sehen, welche während Wochen und Monden seine einzigen Gefährten seyn werden. Unter solchen Umständen ist jedoch gewöhnlich der erste Eindruck betrüglich. Die meisten Leute sehen, wenn sie sich für eine lange Reise einschiffen, krank und niedergeschla-

gen aus und haben nichts Einnehmendes in ihrem Wesen, und selten wird der, welcher seine Reisegefährten nach ihrer ersten Erscheinung auf dem Verdeck beurtheilt, sich große Annehmlichkeiten von ihrer Gesellschaft versprechen.

Der Kapitän ist gewöhnlich der lezte, der an Bord kommt, und in dem Augenblicke seiner Ankunft beginnen die Matrosen die Anker zu lichten: dieß ist das Signal des Scheidens für alle Besucher und abschiednehmende Freunde, und die Thränen, Umarmungen und das Lebewohlsagen sind eben so drückend für die gleichgültigen Zuschauer, als schmerzlich für die, welche Theil daran nehmen. Warme Anhänglichkeit läßt oft den Augenblick des Scheidens zu lange verschieben, bis die Umstände ihn doppelt schmerzlich machen. Die Trennung, mitten unter dem Getöse der Abfahrt, dem Anstarren der Fremden und den bangen Gefühlen, welche die Aussicht auf eine lange Reise hervorbringen, hat etwas Empörendes und Unbefriedigendes. Wir sollten niemals unsre Freunde an Bord der Fahrzeuge begleiten, die sie von uns hinwegführen, wenn wir uns den Glauben zu erhalten wünschen, daß ihre Liebe zu uns so groß ist, als unsre Eitelkeit uns voraussetzen läßt. Die mannigfaltigen Sorgen, welche das Gemüth eines Reisenden, der eine lange Reise beginnt, zerstreuen, unterdrücken für den ersten Augenblick seine Gefühle, und lassen ihn vielleicht frostig und gleichgültig gegen diejenigen erscheinen, die er doch niemals in der Wirklichkeit vergessen wird. Allein seine scheinbare Kälte verwundet sie, weil sie den Ausdruck seiner Meynung nach dem abmessen, was sie selbst fühlen, und nicht berechnen, daß der natürliche Strom ihrer Gefühle nicht durch die aufregenden Umstände gestört wird, die auf seine Seele wirken.

Die ersten Tage einer Seereise sind immer besonders unangenehm, denn jenes, für die Behaglichkeit an Bord eines Schiffes so wesentliche System der Regelmäßigkeit kann nicht sogleich eingeführt werden; es vergeht gewöhnlich einige Zeit, ehe die Reisenden sich an ihre Lage gewöhnen, und Befriedigung einer in des andern Gesellschaft finden. Wenn die Abfahrt bey schönem Wetter Statt hat, so schlendern sie verdrossen auf dem Verdecke herum, jeden besondern Verkehr vermeidend, und mit einem so langweiligen und unzufriedenen Ansehen, daß sie von allem gegenseitigen Entgegenkommen abschrecken, selbst wenn Einzelne dazu geneigt wären. Das Zusammentreffen in einer Postkutsche oder in einem Kaffeehause würde augenblicklich eine Bekanntschaft hervorbringen, allein die Aussicht, eine lange Zeit zwischen denselben Wänden mit einander zuzubringen, macht Alle mißtrauisch, und flößt ihnen eine Furcht vor zu großer Vertraulichkeit ein.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Neujahrsblätter der Zürcher Gesellschaften für 1826.

(Beschluß.)

7.

Die Gesellschaft der Wundärzte setzt ihre werthvolle schweizerische Balneographie fort und handelt dießmal vom Gyrenbad im Turbenthal des Kantons Zürich, wozu Hegi eine hübsche Landschaft der Umgebungen und die Badegebäude noch besonders als Vignette geliefert hat. Die Thermalquelle gehört zu den erdichtalischen, die viel kohlensaures Gas enthalten und von eigenthümlichen Heilkräften war eben nicht viel zu melden: desto mehr konnte von Wirksamkeit und Gebrauch des Wassers und der Bäder überhaupt die Rede seyn.

8.

Das Heft der naturforschenden Gesellschaft gibt die gelungenen Abbildungen vom weißkörnigen Geyer und vom Goldadler, deren ersterer ein Bewohner der Alpen, der lezztere hingegen nur selten und durch Zufall aus seinem afrikanischen Vaterlande in die Schweiz versetzt wird. Der Doktor Schinz gibt neben der Naturgeschichte beyder Vögel kurze Kunde von der Gründung des zoologischen Kabinettes und muntert zu dessen Benutzung und Vermehrung auf. „Zürichs gemeinnützige Bewohner (sagt er unter anderm) werden gewiß wetteifern mit den Schwesterstädten unsers Vaterlandes, wenn sie sehen, wie mit wenigen und äußerst beschränkten Hülfsmitteln schon so viel gethan ist; sie werden eine Anstalt nicht in dem Zustande lassen wollen, welche dem jetzigen Stande der Wissenschaft noch lange nicht angemessen ist, und welche ohne kräftige Beyhülfe nicht dazu gelangen kann, eine Zierde unserer Vaterstadt zu heißen. Der immer mehr, auch in's fernste Ausland, sich verbreitende Handel, der die Produkte schweizerischen Kunstfleißes in Gegenden trägt, welche ihnen bisher verschlossen waren, macht es unerläßlich, auch die Produkte jener fernen Weltgegenden besser kennen zu lernen, damit unsere Jünglinge, wenn sie der Zufall dahin trägt, dazu vorbereitet, nicht in ganz unbekannte Regionen treten, sondern mit den Erzeugnissen jeden Klima's und jedes Himmelsstriches gleichsam vertraut dort erscheinen können. Die Nothwendigkeit, sämmtliche Naturkörper so viel möglich zu kennen, nimmt mit dem Steigen des merkantilischen Kunstfleißes immer zu und sie ist fast allenthalben erkannt worden, daher dann auch die Naturgeschichte in allen höhern Lehranstalten betrieben wird. Ihre Kenntniß ist nicht bloßes Spielwerk müßiger Phantasie. Sie lehrt uns, nicht in den Tag hinein unsers Mitgeschöpfe verfolgen. Sie allein setzt den Gesetzgeber

Digitized by Google

in den Stand, vernünftige Jagdgesetze zu machen, w
durch nützliche Thiere erhalten, schädliche vermindert we
den. Sie erhebt unsern Geist, erhellt unsern Verstan
gibt unsern Spaziergängen und Reisen Zweck und A
nutz, und kein Mensch, der auf Bildung Anspruch m
chen will, sollte darin ganz unerfahren erscheinen. Abe
glauben und Unglauben werden durch sie eben so sich
zwirt, als durch jede andere philosophische Lehre."

* * *

Ein schönes Neujahrsblatt der Stadtbibliothe
in Winterthur, mit einem in Tuschmanier gearbe
teten vorzüglichen Bilde des Rheinfalls und des ihm zu
Seite stehenden Schlosses Laufen, schließt sich den Zü
chergaben zunächst an. Von dem weltberühmten Scha
spiele sagt der erklärende Text kürzlich folgendes:

„Unten an den Felsen des Schlosses zeigt sich d
Rheinfall am herrlichsten. Es wurde daselbst i
Jahr 1759 so dicht an den herunterstürzenden Woge
bey man über ihre Nähe erschrickt, ein leichtes Gerü
angebracht, das, um Unordnung zu verhüten, mit ein
Thür verschlossen werden mußte, wozu der Verwalt
im Schlosse den Schlüssel hat. Da dieser Standpun
der vorzüglichste für die Größe des Rheinsturzes ist u
ein bewunderungswürdiges Schauspiel darbietet, so wird
auch mit Recht von allen Ortsbeschreibern den Wallfahrer
die den überraschendsten Eindruck zuerst haben wollen, zu
ersten Besuch empfohlen. Der Fall wird auf siebenzig b
achtzig Fuß, je nach der Größe des Wasserstandes berechne
Beschreibungen und Abbildungen findet man aller Orte
aber wer will den unbeschreiblichen Sturm mit Worte
wer das herabdonnernde Gewitter mit Farben schilder
Dum cadit unda, furit; dum furit unda, cadit. — Ho
und Niedere, Vornehme und Geringe kommen dem e
habenen Gegenstande zu huldigen, vor dem die mensc
liche Stimme und jede Anmaßung verstummt. Gro
mögen hier ihre Kleinheit und Kleine ihre Größe, bey
ihre Gleichheit fühlen; denn zu diesem Gefühle stimm
jede höhere Naturerscheinung wohlthätig das menschlic
Herz. Wer den Rheinfall von dieser Seite besucht, u
terlasse auch nicht, ihn von oben herab aus der Garte
laube des Schlosses zu beschauen, wo er als lebendig
Mittelpunkt der ganzen schönen Gegend erscheint. Vo
Jenseits (woher ihn das vorliegende Blatt zeigt) ist d
Ansicht durch die Entfernung gemildert und weniger h
potant, wiewohl man den Fall in seiner ganzen Brei
übersieht, oft auch unbefriedigend für manche, die m
zu gespannter Erwartung von jener Seite herkomme
— Das Aufstellen einer Camera obscura in dem
Schaffhausen gehörigen Schlößchen Wörth war ein glück
ker Gedanke, denn durch sie hat man, wenn der Rhei

Unglück gehabt, das französische Lustspiel kurz vorher zu sehen, so kommen sie einem hier geradezu wie die Marionetten vor. Dabey herrscht Kabale und Unverstand. Mad. Brede, eine der ausgezeichnetsten deutschen Schauspielerinnen, wartet hier schon wochenlang auf die Erlaubniß aufzutreten, während die schlechtesten Subjekte dazu aufgefordert werden. Wir wollen von diesem Jammer nächstens mehr sagen. — Das Königsstädter Theater, welches von Hause aus in Kunstverfall war, ist nun auch in Geldverfall. Der große Poet des Hauses hat in seinem Jahresprolog die Leute angefleht, sie möchten nicht zu viert nach Pankow gehen, aber das eigentliche Unglück ist die Oper, auf die Alles gewendet wird. In diesem Theater ward Freitag den 6. Januar Così fan tutte zum ersten Mal wiederholt; Dem. Sonntag wollte dem Publikum darin beweisen, daß sie auch in Mozartischen Tönen die Entzückungslustigen zu entzücken, musiktrunken und beyfallrasend zu machen im Stande sey. Ihre äußere Erscheinung war erfreulich; die Taille mehr geschnürt als fein, das Gesicht jugendlich und freundlich, aber durch die blauen Augen erst beseelt, als sie nicht mehr nach den Logen hinauf, in's Parterre herunter, und im ganzen Haus umherblickten; der kleine Fuß machte etwas genirte Schritte. Die liebliche Stimme gefiel wie sonst; sie erscheint weich und gebildet, gerundet, voll Umfang, aber matt: vier Achtel der Kraft wurden zu Läufer und Figuren verwendet; die Töne silberrein und klangvoll abgeperlt; die andern vier Achtel waren nur einzelnen, dann spitzeren klangloseren Tönen aufbewahrt. Es ward damit wie mit unschätzbaren Schätzen umgegangen. Was eben nicht schätzenswerth ist, weil Stärke und Schwäche der Stimme, Lieblichkeit und Härte auf diese Weise auch da auseinander treten, wo die Melodie solche Gegensätze nicht in sich hat, und ihren Ausdruck daher nicht gebietet. Die italienischen Sängerinnen perlen die Coloraturen mit ganzer Stimme eben so glockenrein und seelenvoll ab, und zwar mit ganzem Enthusiasmus und ganzem Gemüth; freylich meist mit rossinischem, d. h. modern italienischem. Das deutsche Gemüth der Dem. Sonntag dagegen schien bey den deutschen Mozartischen Tönen mitunter auswärts, und auch beym Einstudiren nicht immer gegenwärtig gewesen zu seyn; es zeigte sich mehr Konzertgeschicklichkeit als dramatisches Einsseyn der Sängerinn mit ihrem seelenvollen Inhalt. Der plötzlich so häufige Schnee schien die Stimme etwas belegt zu haben. Von den übrigen Mitspielenden läßt sich wenig sagen. Die Herren Wächter und Jäger sollten erst ihre tüchtige Bruststimmen besser zu bemeistern wissen, ehe sie bey Mozartischen Liebesarien die Meister spielen, und sich wie liebenswürdige Bewerber betragen können, ehe sie, wenn zwar auch nur singend, auf Liebe und Treue Anspruch machen. Denn daß die zierlichen Ungetreuen solche Liebhaber verlassen, verzeiht man gern, ja man freut sich fast, aber daß dieselben Liebhaber Ursache neuer Untreue, und zuletzt neuer Treue werden, das kann man nicht ohne Mißvergnügen sehen noch hören. — Madame Wächter scheint zu sehr auf großem Fuße zu leben gewöhnt zu seyn, als, daß sie ein leichtes, intriguirendes, geschäftig geschwätziges Kammermädchen mit Leichtigkeit darstellen könnte, und Herr Spitzeder, so fest auch seine schöne, gebildete, volle Baßstimme in den Ensembles durchtönte, hat sich zu sehr in die Invaliden und Corporale hineingearbeitet, um nicht auch das habit français, mit dem er heute bekleidet war, wie einen durchgeschmauchten Uniformsrock zu behandeln. Nur die schönen Dekorationen und das gefüllte, geschmackvolle Haus störten die Illusion, vor einem Liebhaber- oder Provinzialstädtischen Theater zu sitzen, denn auch der Dirigent glaubte noch bey einer Rossinischen Oper zu seyn, wo das Tempo bedeutungsloser wird, und konnte sich in die Mozartische Oper nicht hineinarbeiten. Das Publikum übrigens schien sehr zufrieden und erbaut, ja entzückt und begeistert. Zeit und Gewohnheit vermögen viel.

Paris.

(Beschluß.)

Ein Unterschied herrscht offenbar zwischen geistigem und materiellem Gute, indessen ist es auch wahr, daß Jemand so gut aus seinen Geistesprodukten den Lohn seines Fleißes oder seines Talentes muß ziehen können, als aus einer Handarbeit, und gewiß kann nur er über sein Eigenthum verfügen. Bliebe dieses Eigenthum aber beständig bey den Erben, die ein solches Gut nicht theilen können, so würde in der absteigenden Linie ein solcher Besitz oft streitig werden. Eigensinnige oder unwissende Erben könnten sogar sich des Auflegens der Schriften ihrer Vorältern ganz widersetzen, und auf diese Art manches Meisterstück bey Seite schaffen. Gesetzt z. B. das Eigenthum der Voltairischen oder Rousseauischen Schriften gehöre noch ihren Erben an; wenn diese nun furchtsame, oder von der Regierung abhängige Leute wären, so könnten sie sich leicht durch Drohungen abschrecken, und jene Werke gar nicht mehr auflegen lassen, so sehr auch die Lesewelt sich darnach sehnen würde. Eben so könnte ein Molièrescher Erbe, um mit den Scheinheiligen in Eintracht zu leben, gar nicht zugeben wollen, daß der Tartüffe ferner vorgestellt würde. Dieß haben mehrere freysinnige Journalisten gefürchtet, und daher den Gesetzesvorschlag als unnütz, und für die öffentliche Freyheit gefährlich angegriffen. Im Grunde ist das bereits bestehende und bisher befolgte Gesetz gut; sind zwanzig Jahre nach des Verfassers Tode nicht hinreichend, je nun, so setze man noch zehn Jahre hinzu, oder verbinde die Verleger nach Verlauf der zwanzig Jahre der Familie des Verfassers ein, dem Werth der Auflage angemessenes Honorar zu zahlen, welches jedoch bey Verzweigung der Nachkommenschaft seine Schwierigkeit haben würde. Eben so könnte es mit den Theaterstücken gehalten werden. Da diese von den Theaterdirektionen in Frankreich nicht auf einmal honorirt werden, sondern nach Maßgabe der Einnahme bey jedweder Vorstellung, so wäre es auch billig, daß für dramatische Werke ein längerer Termin als zwanzig Jahre zum Vergüten des Verfassers angesetzt würde. Hier könnte vielleicht eine immerwährende Abgabe von jeder Vorstellung des Stückes an die Familie verordnet werden; denn eine Theaterdirektion wagt nichts wie ein Verleger; sie führt ein Stück auf, wenn sie glaubt, daß sie es mit Vortheil aufführen kann; zudem können manche Umstände eintreten, welche machen, daß der Verfasser bey seinen Lebzeiten, und daß auch sein Erbe in den ersten zwanzig Jahren nach jenes Tode wenig Nutzen aus seinem dramatischen Produkte zieht; es ist also billig, daß der Verfasser oder seine Familie auch die Vortheile des Zufalls genießt, so wie sie dessen Nachtheil fühlte, und wenn das Stück erst hundert Jahre nach dem Tode des Verfassers sein Glück macht, sie auch alsdann dieses Glückes theilhaftig werde. In Deutschland, wo bisher, wie ich glaube, noch kein Theaterstück hundert Jahre alt geworden ist, kann dieß von wenigem Belange seyn; allein in Frankreich ist die Sache wichtig. Eine Vorstellung des Tartüffe bringt noch wohl drey bis vier tausend Franken ein; wenn ein Molièrescher Erbe davon hundert bekäme, so müßte er gewiß den Abnehmern im Grabe segnen, der ihm noch jetzt durch seine Geistesprodukte ein gutes Einkommen verschafft.

Dg.

Beylage: Literaturblatt Nr. 8.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Nro. 24.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Sonnabend, 28. Januar 1826.

Ein großes Muster weckt Nacheiferung,
Und gibt dem Urtheil höhere Gesetze.

Schiller.

Der neue Orpheus.

Ein harmloses Spiel, am Silvesterabend 1825 in einem befreundeten Kreise, den der geehrte Weber nach seiner Rückkehr von Berlin selbst mit seiner Gegenwart erfreute, dargestellt.

Personen.

Merkur.
Muse der Tonkunst.
Agathe.
Preziosa.
Euryanthe.
Minos.

Erster Auftritt.

Merkur. Muse der Tonkunst.
(Trauernd an der Seite sitzend.)

Merkur (vortretend).

Wer ich sey, und was ich heute,
Verehrtes Publikum bedeute,
Das seht Ihr mir gleich an den Federn an,
Die ich um's Haupt und die Füße gethan.
Doch bin ich nicht etwa ein gemeiner Lumpus,
Wie Ihr auf Kaufmannsläden seht stehn,
Oder gar mit den Dieben in Gemeinschaft gehn;
Ich bin Merkur, der Psychopompos,
Und was sich vor Euch hier hat aufgestellt,
Das ist — Ihr könnt mir's glauben — die Unterwelt,
Und die Dame, die dort sitzt mit schwarzem Schleyer,
Als käme sie von einer Leichenfeyer,
Es ist die Muse der Tonkunst, fürwahr,
Die schon jammert und wimmert so manches Jahr,
Daß ihren Schmerz hier jedermann theilt,
Und selbst Cerberus melodisch heult.
Nur ich habe satt ihr chromatisch Gewinsel,
Und wollt' sie säß' auf einer wüsten Insel. —
Doch seht, sie steht auf, sie schreitet einher,
In Quinten und Septimen, die Kreuz und Queer,
Da merk' ich schon, was die Glocke hat geschlagen,
Sie wird Euch selbst ihre Noth wohl klagen.

Muse der Tonkunst (vortretend).

Als noch Zauber-Melodieen
Ihre goldnen Diademe
Um die Stirn mir glorreich schlangen
Und die Harmonieen klangen,
Die im reinsten Tonsysteme
Wie der Schwan durch Wogen ziehen,
Da ging mir ein reiches Leben
Auf in hoher Herrlichkeit,
Herrschaft war mir da gegeben
Ueber Herzen weit und breit,
Und in jeglichem Gemüthe
Reifte mir der Wonne Blüthe. —
Denn mein Mozart schuf die Werke,
Ließ die Engelsharfentöne

Digitized by Google

Durch die Seelen Aller beben
Und zum Himmel sie erheben,
Durch das Ebenmaaß der Schöne,
Durch das Göttermark der Stärke.
Und ich ward, in Licht gekleidet,
Kund durch ihn der ganzen Welt,
Unbestritten, unbeneidet,
Herrlich, wie ein Glaubensheld,
Daß Gefühl und Kraft und Reinheit,
Siegten über die Gemeinheit. —

Aber ach, wie schnell erblichen
Meines Himmels lichte Sterne,
Meiner Rosenkränze Farben!
Meine Hoffnungen erstarben,
Düstrer ward die dunkle Ferne,
Und die Genien entwichen.
Denn zu früh der Welt entrissen,
In der schönsten Kraft geraubt,
Legte auf das Sterbekissen
Mozart sein umstrahltes Haupt,
Und ich floh vom Strom der Lieder
In die Unterwelt nun wieder. —
Ob auch Klänge zu mir kommen,
In die Einsamkeit der Schatten,
Sind es doch nicht seine Weisen,
Ist's ein dünkelvolles Gleisen,
Oder schwächliches Ermatten,
Das nicht stärken kann noch frommen,
Und so weil' ich hier in Trauer,
Da den Einz'gen ich verlor,
Den zu ew'ger Bundesdauer
Doch ich innig mir erkohr,
Und bey Schmerzerinnerungen
Ist mein Zauberton verklungen. —

Merkur.

Nun, nun, nur nicht so entsetzlich gejammert,
Und sich an einen Einz'gen angeklammert,
Wird der doch nicht allein haben verschlungen
Alle Tonkunst, und die ganze Musik bezwungen,
Geht's ja doch noch lustig zu auf der Welt,
Daß es einem hier unten sogar in die Ohren gellt,
Hör' ich doch noch Trompeten und Pauken und Geigen,
Wenn auch manchmal die Sänger schweigen,
Steigt man doch gegen sonst noch weit bunter
In der Skala herauf und herunter,
Hört' ich doch neulich fast während vier Tagen
Einen einz'gen großen Triller schlagen,
Und was man sonst nur auf Instrumenten versucht,
Das macht mit der Stimme die jetzige Zucht.
Drum fasse Sie Muth, ist auch kein Mozart vorhanden,
Dafür ist ja der Rossini auferstanden. —
Doch — das Wort bleibt mir stecken in der Kehle! —
Was kommt denn da für eine allerliebste arme Seele?
Könnte sich verirren hier in den Katakomben,
Muß sie nur gleich hieher bepschopompen.

(Geht ab.)

(Die Fortsetzung folgt.)

Seeleben.

(Fortsetzung.)

Gegen die allgemeine Meynung halte ich stürmisches Wetter im Anfange der Reise für wünschenswerth. Ohne Zweifel werden die Reisenden mehr leiden, als wenn sich der Sturm erst nach mehreren Wochen erhöbe; allein sie haben dann auch den Vortheil, auf einmal das Größte aller ihnen wahrscheinlich bevorstehenden Uebel zu kennen, und vermuthlich durch einen heftigen Anfall der Seekrankheit Befreyung von diesem schrecklichen Uebel für die Zukunft zu erkaufen, und um diesen Preis möchte man gewiß seyn, jedes Opfer zu bringen, da selbst der kleinste Grad dieser Krankheit das Leben fast unerträglich macht. Die körperliche Erschöpfung und geistige Niederdrückung, welche die Seekrankheit hervorbringt, sind in der That von ganz eigenthümlicher Art und nicht zu beschreiben. In keinem andern krankhaften Zustande erscheint der Mensch so herabgewürdigt, kraftlos und verächtlich, und der, welcher diese Plage empfunden, kann sich seines Zustandes während derselben nicht ohne Demüthigung und Selbstverachtung erinnern. Dieser Umstand erklärt den Spott und Mangel an Aufmerksamkeit, womit die gleichgültigen Zuschauer gewöhnlich die an der Seekrankheit Leidenden behandeln, deren Qualen die einer heftigen Krankheit eben so weit übertreffen, als die Theilnahme, die man ihnen beweist, unter der steht, welche jene hervorbringen würde.

Wenn stürmisches Wetter gleich nach der Abfahrt einfällt, so haben die Dinge an Bord gewöhnlich ein unbehagliches und ödes Ansehen. Viele der Reisenden sind zu krank, um die Kajüte zu verlassen, und die Frühstücks- und Mittagstafeln sind einsam und ungesellig. Die mit der Pflege der Frauen beschäftigten Bedienten vernachlässigen ihre andern Pflichten, und es ist schwer, irgend etwas von ihnen zu erhalten. Wenn man sich in die Kajüte einschließt, so wird man durch das Stöhnen und Seufzen der Nachbarn gestört — geht man in das gemeinschaftliche Zimmer, so sieht man nichts als Leute mit Gläsern voll Negus oder Branntwein und Wasser herumrennen; und wenn man sich auf das Verdeck wagt, so läuft man Gefahr, von den darüber hinrollenden Wogen durchnäßt zu werden. Die Ansicht des Ganzen ist so unfreundlich, daß sie schon an sich selbst hinreichend wäre, den Geist niederzudrücken, ohne die langweilige Zugabe, von einer Menge blasser, elend aussehender Reisegefährten angeredet zu wer-

Digitized by Google

den, welche die Treppe heraufgekrochen kommen und den vorhabenden Offizier mit Fragen über die Dauer des Sturmes quälen.

Die Rückkehr des heitern Wetters verändert auf einmal den ganzen Zustand der Dinge; die Märtyrer der Seekrankheit finden ihre Gesundheit, Heiterkeit und Eßlust wieder; die Furchtsamsten gewinnen Vertrauen und Zuversicht; die Damen kommen auf das Verdeck und gehen Unterhaltungen an, und die Mittagstafel ist täglich von der vollen Zahl von Gästen umgeben.

Die Wichtigkeit, welche man an Bord eines Schiffes in Mahlzeiten setzt, würde an jedem andern Orte als Sinnlichkeit und Epikurismus erscheinen; allein auf der See erwartet man das Mittagsessen mit Interesse, besonders weil es die Langeweile unterbricht, und eine Begebenheit von größerer Wichtigkeit ist, als man vernünftigerweise irgend eine andere erwarten kann. So versammelt sich die Gesellschaft gewöhnlich zu Tische mit einem Grade von Heiterkeit und Selbstgefälligkeit, welche hinreichend seyn würde, das Mahl angenehm zu machen, wenn nicht Alles durch das abgeschmackte Ceremoniel verdorben würde, das gewöhnlich an Bord eines viele Reisende enthaltenden Schiffes herrscht. Man scheint nämlich oft zu fürchten, in zu enge Berührung mit einander zu kommen, während man auf der See ist, und die meisten Befehlshaber von Schiffen streben, dieß Gefühl zu ermuntern und eine frostige Zurückhaltung zu erregen, in der Meynung, daß dadurch Streitigkeiten vorgebeugt und ihnen selbst die gehörige Ehrfurcht und Gehorsam versichert werde. Allein dieß hat eine ganz entgegengesetzte Wirkung, wie Jeder, der eine Seereise gemacht, bezeugen wird. Wenn der ganze gesellschaftliche Verkehr in nichts als einer Folge von Ceremonien und Etiquette besteht, so wie Schiffskapitäne sie einzuführen sich oft bemühen, muß man vermuthen, daß jede Uebertretung derselben Uneinigkeit, selbst unter denen hervorbringen werde, die sich denselben wider Willen unterwerfen, und solche Uebertretungen müssen um so häufiger Statt finden, je zahlreicher und verwickelter die Ceremonien sind. Schiffskapitäne sind gewöhnlich sehr geneigt, sich selbst als Ceremonienmeister und Schiedsrichter zwischen ihren Reisenden zu bestellen, doch sind sie selten zu Erfüllung dieser Aemter tüchtig, die an Bord eines Schiffes von besonders zarter Natur sind, und eine Schärfe der Beobachtung und eine Kenntniß der Welt verlangen, welche Seefahrer selten besitzen.

Man kann diese Bemerkungen besonders auf die Befehlshaber der Ostindienfahrer anwenden. Die Uneinigkeiten und Zänkereyen, die an Bord ihrer Schiffe herrschen, sind gewöhnlich die Folgen ihrer unnöthigen und unangenehmen Einmischungen und ihres hochmüthigen Benehmens gegen die Reisenden. Diejenigen, welche dieser Tyranney ausgesetzt sind, ertragen sie immer mit zu viel Geduld, wegen der herrschenden Idee, daß die strengste Mannszucht und unbedingter Gehorsam miteinander Hand in Hand auf einer Reise nach Ostindien gehen müssen. Gewiß ist ein gewisser Grad derselben nothwendig, allein sie werden auf manchem Schiffe der Kompagnie auf's Aeußerste getrieben und auf eine durchaus demüthigende Weise ausgeübt. Viele Reisende beyderley Geschlechts durchsegeln täglich das atlantische Meer in kleinen Schiffen, deren Befehlshaber dieses System der Etikette nicht einzuführen suchen; und doch herrschen Höflichkeit und gute Laune fast beständig auch an Bord solcher Schiffe. Die Uneinigkeit an Bord der Ostindienfahrer muß um so mehr auf Rechnung der Befehlshaber geschrieben werden, da die nach Ostindien segelnden Reisenden gewöhnlich in Sitten und Erziehung über denjenigen stehen, welche nach dem westlichen Kontinent oder nach den Inseln reisen, und wahrscheinlich in der besten Harmonie mit einander leben würden, wenn man ihnen erlaubte, die Art des Verkehrs zu wählen, die ihnen am passendsten und angenehmsten wäre. Allein diese Freyheit wird ihnen selten vergönnt, und demzufolge wird eine Reise nach Ostindien, selbst von denen, die das Seeleben lieben, als eine peinliche und demüthigende Lebensepoche betrachtet, die sie froh seyn würden abkürzen oder vermeiden zu können.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Lausanne, Jenner.

Der längst besprochene Entwurf für die Verbindung der Seen von Genf und Neuenburg durch einen Kanal und hinwieder ihrer Vereinbarung mit dem Rhein durch rectificirte Flußbetten der Zihl und der Aare, demnach dann also einer Wasserstraße, welche eine viel ausgedehntere und gesichertere Binnenschifffahrt als die bisherige, und dadurch mannigfaltigere Verbindungen im Inneren der Schweiz erzielen mag, ist nunmehr zu einem Punkt der Reife gelangt; welcher seine Ausführung hoffen läßt. Der Banquier De Molin in Lausanne, ein reicher und gemeinnütziger Mann, hat sich dieß Geschäft zur besonderen Angelegenheit gemacht. Er hat für eine Gesellschaft von Aktionärs, welche die Ausführung übernehmen wird, Einleitungen getroffen, und er hat den Schweizerregierungen, auf deren Gebiet Arbeiten Statt finden müssen, Eröffnungen gemacht, in deren Folge schon vor mehreren Monaten eine Conferenz von Abgeordneten in Payerne gehalten ward, worin sich überall geneigte und günstige Stimmen für das Unternehmen aussprachen. Jüngsthin nun hat Hr. De Molin in der Kantonalgesellschaft der Naturwissenschaften zu Lausanne eine Vorlesung gehalten, worin er seine Ideen und Vorschläge umständlich entwickelt. Vom Genfer- oder Lemanischen See sollen auf den zusammenhängenden Wasserstraßen die Waaren in die Seen von Neuenburg (oder Iferten) und Biel, durch die Zihl und die Aare in den Rhein nach Basel, durch die Limmat nach Zürich und Wallenstadt und durch die Reuß nach Luzern gebracht werden, und eben so umgekehrt. Die bisher aufgestellten Gutachten sachkundiger Männer, tüchtiger Ingenieurs und Hydrotekten lassen die Ausführbarkeit des ganzen Planes kaum mehr bezweifeln, obgleich allerdings über einzelne Punkte noch Zweifel walten, die durch befriedigendere und wiederholte Untersuchungen erst müssen gehoben werden. Die Kosten der Ausführung sind, für den Verbindungskanal beyder Seen, und für die Kanäle und Flußkorrektionen zur Verbindung mit dem Rhein, auf beyläufig fünf

Mißwachs Getreidegarben berechnet. Ein Haupttheil der Arbeiten ist durch die Regierung von Bern wesentlich vorbereitet, die seit mehreren Jahren für den Zweck von Sumpfaustrocknungen und Verhütung jährlich wiederkehrender Ueberschwemmungen eben jene Korrektionen der Thiele und der Aare beabsichtigt, welche ein integrirender Theil des ausgedehnteren Planes seyn sollen. Damit würde eine Senkung der drey Seen von Neuenburg, Biel und Murten erzielt, die einen Gewinn von aufs Mindeste 30,000 Jucharten urbaren Landes (einige Berechnungen steigen aufs Doppelte) brächten, worin allein schon ein Ersatz der Unkosten gefunden werden mag. Die Vorlesung des Hrn. De Molin entwickelt nun aber umständlich die Vortheile, welche dem innern und äußern Handelsverkehr der Schweiz durch die erleichterten Verbindungen und die verminderten Waarenfrachten zuwachsen würden; er weiset darin insbesondere auch das Rettungsmittel gegen den zum Theil schon eingetretenen, zum Theil noch weiter drohenden Verlust des schweizerischen Transithandels nach, und er widerlegt Einwürfe, die von sehr beschränkten Ansichten ausgehend, Störungen bestehender Verhältnisse besorgen. Diese verweiset er auf das, was seit wenigen Jahren vor ihren Augen geschehen ist. Als die Extraposten im Waadtlande eingeführt wurden, schrieen alle Miethkutscher, sie müßten zu Grunde gehen; seither aber hat sich nun ihre Anzahl vermehrt, und ihr Gewinn nicht vermindert. Als die Dampfboote auf dem Genfersee errichtet wurden, war gleicher Lärm, und die Postregie sollte dadurch Einbuße leiden. Statt dessen haben sich nochmals die Fuhrwerke vermehrt, und die Posteinkünfte sind größer geworden als zuvor. Ueberall bewährt sich der Satz: daß erleichterte Verbindungen den Verkehr und damit Erzeugnisse, Regsamkeit und Wohlstand eines Landes mehren.

Rom.

Die Gefangennahme, oder eigentlich Gefangengebung des Räuberhauptmanns Gasbarrone und dessen, aus achtundzwanzig Mann bestehenden Bande ist nicht allein von bürgerlich-gesellschaftlicher Wichtigkeit, sondern vielet besonders in volksthümlicher Hinsicht ein, dem Denker höchst interessantes, Schauspiel dar. Im Auslande möchte man nicht begreifen können, oder nicht begreifen wollen, wie es einer Handvoll Böswichter habe gelingen können, sich, obgleich von Jedermann gekannt, seit zwanzig und mehrern Jahren dem Arme der Gerechtigkeit zu entziehen, und in einem so langen Zeitraume fast stets mit demselben Erfolge ihr Unwesen zu treiben. Daß die Ursache davon nicht in der Schwäche der Regierung liegt, beweist der Umstand, daß selbst die Bemühungen, welche unter den Franzosen zur Ausrottung dieser Straßenräuber angewandt worden, fruchtlos geblieben sind. Auch die Ortsbeschaffenheiten, undurchdringliche Waldungen, völlig unzugängliche Berghöhen und schwindelnd tiefe Bergschluchten möchten das Gesindel nicht in dem Maße begünstigt haben, wie man zu glauben scheint. Den größten Vorschub hat ihnen die Nationalität des Volks geleistet. Ueber gewisse moralische Erscheinungen staunt der philosophirende Plebs, als wären es Wunder; dem gesunden Menschenverstande (das heißt, wo welcher ist) werden darin nur natürliche Folgen einer natürlichen Ursache kennbar. Wie nicht allen Bäumen eine Rinde gewachsen ist, können auch nicht alle Menschen eine und dieselbe sittliche Maxime haben! Sich über sich und andere erheben, weil man nicht eben mit bewaffneter Hand geraubt, oder gemordet hat, während moralische Todtschlägereyen und mittelbare Plünderungen (zum Beyspiele, Nichterfüllung seiner feyerlichsten Versprechungen unter den frivolsten Vorwänden, oder gar Abläugnung derselben unter dem Schutze einer weiten Entfernung der Gegenpartheyen) an der Tagesordnung sind, ist offenbare Unverschämtheit. Wäre den Menschen stets erinnerlich, daß sie all[illegible] sind, und des Ruhms ermangeln, den sie vor Gott haben wollen; so schrieben sie sich eben so wenig das Verdienst ihrer mehr oder minderen Tugend zu, als die Weisse ihres Gesichts, in Vergleich mit der Schwärze der Afrikaner. Am Ende läuft es hierbey, wie bey vielen andern Dingen in der Welt, nur auf ein's hinaus, nämlich darauf, ob wir hinter dem Ofen oder in der Sonne geboren worden sind. Natürlich, daß das Leben im übergebildeten Norden einen höhern Werth haben muß, als im Süden, weil dort sowohl die Erlangung als die Erhaltung desselben, kostspieliger ist als in letzterem, wo die Menschen auf dem natürlichsten Wege geboren, erzogen und genährt werden; hängen aber nicht von dem Werthe, welchen man auf das Leben setzt, alle Handlungen ab, denen wir uns im bürgerlichen Leben unterziehen? Dauer besitzt der Naturmensch soweit Tugenden als Laster, welche dem gebildeten Gesellschaftsmenschen unbekannt sind. Wie er sein eignes Leben nicht achtet, hat auch das fremde für ihn keinen Werth. Er betrachtet seine Nebenmenschen, besonders die reicheren, nicht als Brüder (ist ihm doch jede gesellschaftliche, oder geistige Verwandtschaft mit ihnen fremd), sondern als Feinde, welche ihm einen Theil der ihm sowohl, wie allen andern seiner Mitbrüder, gleichmäßig von der Natur zuerkannten Güter räuberisch entrissen haben, mit welchen er daher stets in offener Fehde lebt. Dieß der Gesichtspunkt, aus welchem das Treiben der hiesigen Straßenräuber betrachtet werden muß, um es natürlich und nicht wunderbar zu finden. Dasselbe gilt von den Gesinnungen, welche der große Haufen darüber zu erkennen gibt. Folgende sachliche Anführung der blos materiellen Fakta, welche der Arrestation Gasbarrone's vorausgegangen und nachgefolgt sind, möge zur Erläuterung obiger Behauptung dienen. Diesem Böswichte fällt es ein, nachdem er nebst seinen Gesellen, während zwanzig und mehreren Jahren sein infames Handwerk getrieben hat, aber endlich von allen Seiten in die Enge getrieben worden ist, sich auf Gnade und Ungnade zu ergeben, ein Schritt, welcher einen Wahn der Gleichheit zwischen sich und der Regierung, eine Art von Ueberzeugung von wechselseitiger Befugniß, sich zu betriegen, voraussetzt. Er läßt zu dem Ende eine Aufforderung an einen würdigen Geistlichen (den Vikar von Sezze) ergehen, sich in seine und der Seinigen Mitte zu begeben, und ihm die Willensmeynung der Regierung zu eröffnen. Nicht allein wird dieses Ansinnen nicht als ein Akt des Wahnsinns betrachtet, sondern der Geistliche, unentgeldet der Gefahr, der er sich entweder offenbar von Seiten der Böswichter, oder, im Falle sie ihn als Geisel zurückbehalten, mittelbar aussetzt, steht keinen Augenblick an, der Einladung zu folgen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Auflösung der Charade in Nr. 18:
Luftschiffe.

Räthsel.

Der Sommer kennt mich kaum, und nur verstohlen,
Wo er mich oft in tiefe Klüfte bannt;
Im Winter wandl' ich frey durch's Land.
Beherrsche Flur und See, und manche rasche Sohlen,
Beflügelt sie zumal
Mein halber Bruder — Stahl.
Bereit' ich oft den schönsten Tänzersaal!
Nur traut mir nicht zu viel bey euren Karrichen!
Ich bin wie Glück und Glas; oft hat der Unbedacht
Wie Manches nicht in tiefe Noth gebracht.

— o —

Beylage: Intelligenzblatt Nr. 6.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Nro. 25.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 30. Januar 1826.

Freue dich, daß die Gabe des Lieds vom Himmel herabkömmt,
Daß der Sänger dir singt, was ihn die Muse gelehrt.

Schiller.

Der neue Orpheus.

(Fortsetzung.)

Zweyter Auftritt.

Merkur (kommt gleich mit) Agathe (aus dem Freyschütz wieder, indem er noch in der Scene spricht). Muse der Tonkunst.

Merkur (in der Scene).

Zur Muse der Tonkunst soll ich Sie führen?
Belieben Sie nur hierher zu spazieren.

Agathe (tritt mit Merkur ein).

Und ob die Wolke sie verhülle,
Die Sonne strahlt am Himmelszelt,
Noch strömt der Tonkunst reiche Fülle
Durch eine froh erstaunte Welt,
Noch fesselst Du mit zarten Banden,
Noch wird durch Dich das Herz erfreut;
Es ist ein Meister Dir erstanden,
Der Deinen frühern Glanz erneut. —
Frag' an durch Deutschlands schöne Städte,
Geh' hin zum rauschenden Paris,
Und Albions Gebiet betrete,
Das einst schon Händels Muse pries,
Wohin Du kommst, tönt Dir entgegen
Sein Name in des Freyschütz Ton,
Ist eingedrungen in das Regen,
Den innern Kern der Nation. —
Es hat ein Dichter wahrhaft kindlich
Der Worte Schatz ihm aufgethan,
Mit ihm vereint, unüberwindlich
War der verwandten Geister Nah'n,
Und mit des Schauers Mächten ringend
Erhob sich reiner Liebe Stern,
Und alle Herzen tief durchdringend
Erscholl das heiße Fleh'n zum Herrn. —
Drum hebe die gesenkte Wimper
In neuen Hoffnungen empor,
Nicht leeres, luftiges Geklimper
Entzückt mehr Deiner Deutschen Ohr,
In ihres Webers Melodieen
Tönt innige Bedeutsamkeit,
Und wie vertraute Freunde ziehen
In's Herz sie ein zur Seligkeit. —
Schon hallt von jenseits ferner Meere
Herüber seiner Töne Klang,
Den Wunderreiz der Zauberchöre
Hemmt nicht der Wogen wilder Drang,
Und wieder wird um Deine Leyer
Sich schlingen deutsche Huldigung,
Denn seines Namens hohe Feyer
Bleibt ewig frisch und ewig jung. —

Merkur.

Hm, Fräulein Agathe, das nenn' ich lobhudeln,
Das darf ich nicht dulden, ich bin ja Merkur,
Das hieße gegen den Charakter pudeln,
Gegen meine Rezenseuten-Natur.

Wird einer da gleich so ein Werk erschaffen,
Das Alle bestaunen und Alle begaffen,
Läßt auch dabey, wie man sagt, dem Teufel keine Ruh';
Drum geht's gewiß nicht mit rechten Dingen zu;
Wird am Ende, wie in den Zaubergeschichten
Aus dem Berge kommen eine kleine Maus;
Und was Sie da sagen von den Operngedichten,
Da mache ich mir nun vollends nichts daraus.
Drum wollen wir nicht gleich Jubilo rufen,
Und warten noch erst, wo's weiter führt hin. —
Schon wieder Jemand an der Unterwelt Stufen!
Sieht aus wie eine kleine Zigeunerin.
Nur immer herein, wir sind eben im Sprechen,
Werden uns nur angenehm unterbrechen.

Dritter Auftritt.

Die Vorigen. Preziosa.

Preziosa (tritt ein).

Preziosa ist mein Name,
Und ich komme von Sevilla,
Kann die Zither mäßig spielen
Und ein wenig Glück verkünden.
Aber wo ich mich nur zeigte,
Hieß man freundlich mich willkommen,
Denn ich bin der frohe Zögling
Eines vielgeliebten Meisters,
Bin die schönsten meiner Gaben,
Bin die Perlen meines Schmuckes,
Bin den Dank für alle Freundschaft,
Die ich überall gefunden,
Ihm, dem edeln Weber schuldig. —
Ja, er hat mit Zaubertönen
Mir geebnet alle Schritte,
Daß in guter Menschen Mitte
Lieb' und Beyfall stets mich krönen.
Um mein Haupt weh'n seine Klänge,
Die bald tröstend sich verlieren
Zu des Herzens banger Enge,
Bald die Seele weiter führen
In des Waldes Regionen,
Wo des Echo's Stimmen wohnen,
Bald auf leichtbeschwingten Sohlen
Durch des Tanzes Reihen gleiten,
Und das Mädchen halbverstohlen
Zu dem Heißgeliebten leiten. —
O, wie Nacht und Waldesdunkel,
Morgenroth und Sternefunkel,
Banaes Ahnen, frohes Weben,
Heitres, leichtbeschwingtes Leben
Und der Liebe süße Stimmen,
Auf der Töne Wohllaut schwimmen! —
Ja, aus Deinen Zauberfalten
Hast Du ihm die Melodieen
Für sein Zauberspiel verliehen,
Daß sie nun den Teppich breiten
Meinem unbeschuhten Fuße,
Und im festlichen Genusse
Alle Herzen ihm entbrennen,
Alle, die das Schöne kennen,
Nur den Namen Weber nennen. —

Muse der Tonkunst.

Auch dich schuf Weber!

Agathe.

Welch ein Mann!

Merkur.

Wie man nur da gleich so begeistert seyn kann!
An so einem bunten Zigeunerwesen,
Da seh' ich nun nichts, was erhaben und erlesen,
Und eine solche Dame Preziosa,
Scheint mir eben keine rara cosa,
Die Sache spielt ohnstreitig etwas in's Telle,
Viel Geschrey und wenig Wolle,
Das ist nichts für der kritischen Nase Geschnepper;
Ja, wär's noch eine große, vollkommne Oper,
Wo der ganze Schatz der Harmonie und Melodie
So wird aufgethan in großen Massen,
Die man entweder begreifet nie,
Oder nicht wieder von ihr kann lassen,
Da wollt' ich noch sagen, Sie
(Zur Tonkunst)
können noch jubeln,
Aber bey unsern musikalischen Troubeln,
Dem Charlatanismus und stetem for presto
Bleibt diese gewiß uns noch lange nel resto.
Was hilft uns denn da ein berühmter Name —
Potztausend, was ist denn das für eine Dame?
Sie schreitet mit festlichem Anstand herein;
Muß etwas rechts oder eine Primadonna seyn.
(Der Beschluß folgt.)

Seeleben.

(Fortsetzung.)

In großen Schiffen hält man gewöhnlich eine reichliche und sogar zierliche Tafel; allein man hat wenig Genuß davon, ausgenommen bey ruhigem Wetter. Wenn die See hoch geht, so sind die Mahlzeiten mehr beschwerlich als angenehm, denn alle bis jetzt erfundene Versuche, um dem Rollen des Schiffs zu entgehen, haben nur geringen Nutzen gewährt. Eine während eines Sturms um eine Tafel zum Mittagessen versammelte Gesellschaft zeigt die Unbehaglichkeit des Seelebens stärker als irgend eine andere Scene desselben. Die erfahrensten Reisenden sehen

Digitized by Google

den Augenblick kommen, wo das Schiff auf die Seite fallen wird, und bereiten sich darauf vor; allein die Neulinge werden gewöhnlich davon überrascht, und Teller, Messer, Gabeln, Gläser, Stühle und oft ihre eigene Person rollen nach der entgegengesetzten Seite der Kajüte herüber. Diejenigen, welche ihre Plätze behalten, befinden sich zuweilen in einer nicht minder lächerlichen Lage. Eine zarte junge Dame, die sich so eben von der Seekrankheit erholt, sieht auf einmal einen Schinken auf ihren Schooß gestürzt; die auf dem Tische befindliche Weinflaschen rollen nach einem entschiedenen Wassertrinker herüber; ein Epikuräer verliert den Teller mit Leckerbissen, den er vor sich hat und sieht dessen Stelle durch eine Schüssel gesottenen Reis ersetzt; ein alter Ostindier findet ein Stück geröstete Leber vor sich, und ein gebratenes Ferkel fliegt auf einen Mann zu, der Schweinefleisch verabscheut. Wenn die Ruhe hergestellt und Jedermann sich aus seiner schwierigen Lage gezogen, so erfolgt vielleicht augenblickliche Lustigkeit, allein wenn die Sache sich zwey- oder dreymal wiederholt, so hört sie auf, unterhaltend zu seyn, und bringt üble Laune statt heiterer hervor. Man kann sich nicht unterhalten oder gemächlich sitzen, wenn man jeden Augenblick erwarten muß, von den Stühlen geworfen oder mit Suppe begossen zu werden, und diesen Zufällen ist man an Bord eines Schiffes so oft ausgesetzt, daß fast Jedermann den geselligen Geist verliert, und jedesmal, daß man bey Tafel zusammentrifft, finsterer, zurückhaltender und stiller wird.

Wie guten Muthes auch die Reisenden im Anfange einer Seereise seyn mögen, so fühlen sie sich doch bald niedergedrückt, und fast Jedermann sinkt in einen Zustand von Mattigkeit und Apathie, der ihn körperlich und geistig untauglich zu Beschäftigung und Anstrengung macht, man wird sich selbst und andern zur Last. An Bord eines Schiffes hört alle Geistesthätigkeit auf, und eine Seereise läßt ein völlig leeres Blatt im menschlichen Leben. Jeder denkende Mensch sieht den Gang seiner Ideen in dem Augenblicke unterbrochen, wo er die Küste aus dem Gesichte verliert, und nachdem er mehrere tausend Meilen zurückgelegt, fühlt er die traurige Ueberzeugung, daß er weder besser noch weiser geworden ist, als wie er zuerst das Schiff betrat. Es gibt kein Beyspiel eines geistigen Triumphs, der auf dem Meere erkämpft worden. Kein Philosoph erweiterte jemals die Gränzen der Wissenschaft durch eine glänzende Entdeckung — kein großer Schriftsteller entwarf oder führte ein unsterbliches Werk aus — kein Künstler brachte ein großes Kunstwerk hervor, und nie ward irgend eine ausgezeichnete Erfindung oder Entdeckung in irgend einem Fache der Wissenschaften an Bord eines Schiffes und während einer Seereise gemacht. Cervantes schrieb seine besten Werke im Kerker, Savage und Otway ihre Gedichte, während sie von Hunger, Kälte und Ermüdung litten, und oft haben sich große Genien in verschiedenen Zweigen unter den niederdrückendsten und ungünstigsten Umständen ausgezeichnet; doch Niemand wird glauben, daß die oben genannten Personen die Macht ihres Genius entfaltet haben würden, wenn sie auf dem Meere gewesen, selbst ohne von jenen störenden Umständen umgeben zu seyn, denen sie ausgesetzt waren. Seeleute haben vielleicht seltener Talent gezeigt als irgend eine Volksklasse; und wenn sie Talente zeigten, so waren sie immer handwerksmäßiger und künstlerischer Art, so wie ihre besondere Lebensweise und die mit denselben verbundenen Gefahren, Schwierigkeiten und Pflichten sie auch ohne Hülfe höherer Geisteskräfte hervorbringen mußten. Indessen scheint es unbestritten, daß die Unbequemlichkeiten und Entbehrungen, denen man auf dem Meere ausgesetzt ist, hinreichend sind, die volle Wirksamkeit der geistigen Fähigkeiten zu unterdrücken; die jungen Leute, die sich freywillig dem Seeleben widmen, sind gewöhnlich starkgebaute, ungestüme und gedankenlose Wesen, roben Vergnügungen ergeben und feinerer Empfindungen unfähig; und ich habe bemerkt, daß die, welche am Seeleben Geschmack finden, im Allgemeinen diesen Charakter zeigen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Wien, im Dezember.

Die musikalischen Unterhaltungen haben einen rüstigen Fortgang, und entschädigen die Freunde der Tonkunst für die lange Entbehrung, so wie die Theilnahme des Publikums, die Virtuosen wieder durch zahlreiche Versammlungen schadlos hält. In den gewöhnlichen Konzertsälen ließen sich jedoch bisher nur inländische, oder hier ansässige Künstler hören. Auf dem Theater an der Wien trat aber Dem. Katinz auf, als erste Sängerin des großherzoglichen Hoftheaters zu Florenz, nicht in einer Oper, sondern in zwey Abtheilungen eines Konzerts, das vor und nach einem kleinen, schon bekannten Lustspiele, (der Fürst und der Hirt) gegeben wurde. Wir kannten diese Sängerin schon von der bey dieser Bühne einmals florirenden deutschen Oper her, und fanden sie damals im Besitz einiger Vorzüge, die eine brauchbare Konzert-Sängerin qualifiziren. Ungefähr so fanden wir sie diesmal wieder. Doch merkt man, daß sie ihre Ausbildung nicht vernachlässigt hat; für den eigentlichen Gesang hat sie indessen nichts gewonnen. Die hohen Corden sind hell und kräftig, die Mitteltöne klang- und kraftlos, nicht immer rein, und es fehlt hauptsächlich an melodischer Verbindung. Das Staccato ist sauber, der Triller rund, die chromatische Scale ungleich. Sie trug vier Gesangstücke vor, das erste, eine Arie von Nicolini, mit dem meisten Glück, das folgende ohne allen Ausdruck, wie denn allen überhaupt der charakteristische Geist fehlte. Zum Schluß wurden Variationen über ein „beliebtes Theaterlied" executirt mit Italienischem, wenigstens ziemlich deutlich ausgesprochenem Text vorgetragen. Die Melodie ist keine andre, als die bekannte auf das alte Tyrolerlied: „Wenn ich in der Früh

muſſie – ſi – e, bideldum di – dey, bideldumdey.“ Staccati's, chromatiſche Tonläufe und Triller wurden ſehr freygebig verwendet, während deſſen entfernten ſich die Zuhörer allmählich, und kehrten erſt zurück, wenn die Sängerin ihnen ſelbſt den klaſſiſchen Maßſtab dargeboten hatte; jedoch von vorn herein zu ahnungsvollem und bewillkommendem Beyfall ungemein veranlaſſend. Indeſſen ſie hat Schule, und iſt, wie ſich's in dieſem Fall von ſelbſt verſteht, gut muſikaliſch. — Das Erfreulichſte in dem erwähnten Konzert waren Variationen für die Clarinette, vorgetragen von einem jungen Künſtler, Friedlowsky, mit ungemein ſchönem Ton und ſtellenweiſem Ausdruck, auch nicht unbedeutender Kunſtfertigkeit, die noch viel erwarten läßt.

Der Kapellmeiſter von Seyfried veranſtaltete im landſtändiſchen Saal eine Erinnerungsfeyer am Sterbetage Mozarts. Dieſes Konzert beſtand aus lauter Tondichtungen des unſterblichen Meiſters, theils allgemein bekannten, wie die Arie aus **La clemenza di Tito**, theils weniger — wie die Variationen für fünf Singſtimmen, mit Begleitung des Chors — theils in dieſer Form noch gar nicht bekannten. Dieſe Tonſtücke ſind nämlich — die Arie ausgenommen, verſteht ſich — von dem Konzertgeber für das Orcheſter eingerichtet, wie dieß der Fall mit dem muſikaliſchen Theil des Drama's Athaliens iſt, aus welchem die eben erwähnten Variationen entlehnt waren. Den Anfang machte eine nach der Sonate, Op. 4, bearbeitete Ouvertüre; den Schluß eine **Fantasia fugata**, in F moll, mit ganzem Orcheſter. Den Verehrern Mozarts müſſen dieſe Mittheilungen allerdings willkommen ſeyn, und die Abſicht verdient Dank und Theilnahme; gewiß iſt es aber auch, daß man den ihrer urſprünglichen Beſtimmung entrückten Tondichtungen den Zwang der Umgeſtaltung anmerkt, und einige bringen in der reichen, rauſchenden Begleitung eine ſchwächere Wirkung hervor, als in ihrer frühern, auf ſich ſelbſt beſchränkten Einfachheit. Der Hofſchauſpieler Anſchütz trug Mozarts Todtenfeyer vor, gedichtet von A. F. Langbein, wie angekündigt war — mir bisher ganz unbekannt. Er recitirte mit wahrer Begeiſterung, und im ächten Ton lyriſcher Deklamation. Seiten aber bringen Deklamationen in Konzerten gute Harmonie hervor.

Madam Kraus-Wranitzky, die ſich ſelten hören läßt, ſang eine Arie von Mozart, mit der ihr eignen, geſchmackvollen Methode, wozu auch ſchönes Portament und ausdrucksvolle Nüancirung in den leiſeſten Betonungen unfehlbar mit gehören. Es iſt ein Verluſt für die deutſche Oper, daß ſie nicht mehr auf der Bühne erſcheint. Ein kleiner Wunderknabe ließ ſich wieder hören, auch ein junger Knabe, der kaum zehn Jahre zählt, und das Kleeblatt der miraculoſen kleinen Violinkünſtler voll macht, die ſeit Kurzem das ſchwierigſte Inſtrument in ein leichtes Spielwerk zu verwandeln ſcheinen. In der That löſte er die Aufgabe mit einer Ruhe, die dem ausgebildetſten Künſtler Ehre machen würde. Der Ton war in den ſchwierigſten Paſſagen rein und ſicher. Alles nett und rund, ſogar nicht ohne Gefühl im ernſthaften Tempo. Anſchütz recitirte auch dieß Mal ein werthvolles Gedicht vom Baron Zedlitz: Die Abaſſiden, das in dem neueſten Jahrgang der Aglaja mit enthalten iſt.

(Die Fortſetzung folgt.)

Rom.

(Fortſetzung.)

Welches iſt die Urſache jener eben ſo thörichten Zumuthung von Seiten Gasbarrone's, als des ſonderbaren Eingehens in dieſelbe vom Geiſtlichen, ohne die mindeſte Ahnung von der einen Seite, daß man Verdacht ſchöpfen könne und, von der andern, daß Verdacht geſchöpft werden müſſe? Das Vertrauen, welches der römiſche Prieſter in ſeine Prieſter ſetzt! Kaum iſt der Generalvikar unter den Räubern angelangt; ſo entſteht eine Scene, welche den Räubern von Schiller buchſtäblich abgeborgt zu ſeyn ſcheinen würde, wenn nicht die zweyte Hälfte derſelben ihnen eben ſo ungleich als die erſte gleich wäre. Der Prieſter, weit entfernt, bey der plötzlichen Umkehr der Räuber davon zu laufen, wie der Schiller'ſche thut, bleibt drey Tage unter ihnen, theilt alle Beſchwerden eines, auch der geringſten Bequemlichkeit ermangelnden, Lebens, ſchläft unter freyem Himmel auf Baumblättern, nährt ſich von rohem Obſte und trinkt faules Waſſer. Er erreicht ſeinen Zweck: die Räuber, von der Eindringlichkeit ſeiner Ermahnungen bewogen, begleiten ihn und geben ſich unter dem Vorbehalte, daß ihnen das Leben geſchenkt werde (die Regierung, in einer mittelbar offiziellen Erklärung, behauptet, auf abſolute Diskretion), in die Hände der Gerechtigkeit. Ich frage, in welchem der tauſend Räuberromanen, an welchen die ehrlichen Deutſchen, (wahrſcheinlich noch dem, von Leſſing aufgeſtellten Grundſatze, daß man davon am beſten ſpreche [alſo, ſetze ich hinzu, auch leſe], was man nicht habe) ſeit dreyßig Jahren ein ſo großes Vergnügen gefunden haben, iſt eine erdichtete Scene vorhanden, welche jener wahren an Unwahrſcheinlichkeit gleich käme? Weiter. Die Räuber (wenigſtens ein Theil davon) werden, frank und frey, doch unter Gensd'armenbegleitung, nach Genzano gebracht, wo Gasbarrone, unter dem wahren oder erdichteten Vorwande (denn der gethane Schritt fing ihn hier ſchon zu reuen an), diejenigen unter ſeinen Genoſſen an ſich zu locken, welche ihn zu begleiten ſich geweigert hatten, einige Tage zu bleiben wünſcht. Dieß wird ihm erlaubt. Im Wirthshauſe, wo man die Räuber einquartirt, wird gegeſſen, getrunken, mit den Einwohnern komerſirt, ja ſogar ein öffentlicher Ball gehalten, wozu die Fiedler des Städtchens aufſpielen, und die Mädchen und Burſche der umliegenden Gegend, lauter Verwandte oder Freunde der Räuber, förmlich eingeladen werden. Gasbarrone mit ſeiner Geliebten, einem bildſchönen Mädchen aus Sonnino, tanzt vor. Außerdem, daß ein Trupp Gensd'armen von Innen und Außen Wache halten, gewährt das Ganze gerade denſelben Anblick, als wenn andere ehrliche Leute luſtig ſind. Gasbarrone ſpricht hier mit einigen Bekannten von ſeinen Verhältniſſen in demſelben ruhigen Tone, als wäre von einem bürgerlichen, oder ſonſtigen Geſchäfte die Rede; ja er äußert, es leuchte ihm jetzt recht klar ein, daß er einen dummen Streich gemacht habe. Doch ſetzt er, mit ruhiger Verzichtleiſtung und ungefähr in den bekannten Worten aus der Oper: **La Cosa rara**, hinzu: **Mà quel ch'è fatto, è fatto, e non si può cangiar.** (Aber was geſchehen iſt, iſt geſchehen, und läßt ſich nun nicht mehr ändern.) Ein Maler aus Rom, welcher ſich gerade zu Genzano befindet, bittet ihn um die Erlaubniß, ihn zu zeichnen, und erhält ſie. Endlich gelangt die Bande in Rom an, und wird auf die Engelsburg geſetzt. Um das Maß der Sonderbarkeiten vollzumachen, wird Gasbarrone hier, auf Befehl der Regierung mit ſeiner Geliebten verheirathet, erhält einen förmlichen täglichen Unterhalt von fünf Paoli (über ſiebenzehn Groſchen ſächſiſch) und theilt ſeine Zeit zwiſchen der Unterhaltung mit ſeiner ſchönen Frau und dem Spaziergange im Feſtungsgarten. Wie lange dieſes Leben dauern wird, iſt nicht gewiß; doch ſo viel weiß man, daß Gasbarrone deſſen herzlich müde iſt, und ſich auf ſeine Berge zurückſehnt. Ihm iſt, wie er verſichert, die Unthätigkeit, in welcher er lebt, unerträglich.

(Die Fortſetzung folgt.)

Beylage: Kunſtblatt Nr. 9.

Verlegt von der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.

Digitized by Google

Nro. 26.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, 31. Januar 1826.

Wer von des Weltmeers Helden errang durch Vollendung der Schifffahrt
Jenen unsterblichen Kranz, der entferntesten Zeiten Bewundrung,
Albions Ruhm und Europa's Triumph. Der Küsten Umsegler
Erster, der Neuerer Fürst, des Entschlusses muthiger Führer,
Cook er war's.

Baggesen.

Seeleben.

(Fortsetzung.)

Die Mattigkeit und Niedergeschlagenheit, die man gewöhnlich an Bord eines Schiffes fühlt, hindert die Reisenden selbst am Genuß jener beschränkten Unterhaltungen, die ihnen dargeboten werden, und sie bringen ihre Zeit auf eine Weise hin, die in jeder andern Lage unerträglich wäre. Verdrossen auf dem Verdecke herumschlendern, die wahrscheinliche Länge der Reise berechnen, die Erscheinung der Vögel und Fische bemerken, das Fortschießen des Schiffes durch die Wogen betrachten, das Wetter beobachten und die Stunde des Mittagsessens herbeywünschen, sind die gewöhnlichen Beschäftigungen auf einer Seereise. Lektüre von andern als ganz gehaltlosen Werken, erfordert eine zu anhaltende Aufmerksamkeit, deren man selten fähig ist; dagegen sind Stich-, Brett-, Kartenspiel und Tanz sehr angenehme Zeitvertreibe. Der angenehmste von allen andern bleibt die Musik, besonders in ruhigen, mondhellen Nächten. Man fühlt sich gewöhnlich des Abends am meisten zur Unterhaltung geneigt und am fähigsten, sie zu genießen. Die Beschäftigungen des Tages sind nicht thätig genug, um zu ermüden, der Geist ist aufgelegt und der angenehme Uebergang vom Sonnenschein zur Finsterniß bringt einen leichten Reiz hervor, der hinlänglich ist, um Langeweile und Müdigkeit zu Land und zur See zu verscheuchen.

Wie trübe und einförmig das Seeleben auch seyn mag, so bringt es doch besondere Züge des Charakters an den Tag, welche vielleicht unter keinen andern Umständen erschienen wären, und sie zeigen sich im hellsten Lichte in den Berührungen und Widersprüchen der verschiedenen Menschen, welche das Schiff vereinigt. Wenige Wochen auf der See entwickeln gewöhnlich die Denkungsweise und herrschenden Neigungen fast aller Reisenden, und bestimmen dadurch die Rolle, die sie während der ganzen Reise spielen werden. Eine der gewöhnlichsten ist die eines Unheilverkündigers. Leute dieser Art finden sich auf der See noch häufiger als auf dem Lande, da sie dort einen weiten Spielraum für ihre düstern Vorempfindungen und eingebildeten Ursachen zur Furcht haben, der sich ihr williger hingeben und sie auch ihren Gefährten einzuflößen suchen. Der Unheilverkündiger hat an Bord eines Schiffes gewöhnlich ein ernstes, zweifelhaftes Ansehen, und sein Auge irrt unstät umher. Seine ganze Aufmerksamkeit ist auf das Wetter, den Wind, und das Steigen und Fallen des Barometers gerichtet. Er beschäftigt sich in Gedanken mehr mit dem Schiffe als der Kapitän, und strengt sich wenigstens stärker an, denn sein Wachestehen auf dem Verdecke wird durch seine Furcht bestimmt, deren Einfluß ihn ununterbrochen beherrscht. Wenn seine Reisegefährten heiter und ruhig scheinen, so wirft er einen mitleidigen Blick auf sie, wie auf Leute, die, ohne es zu wissen, am Rande des Verderbens stehen, und wünscht ihnen gute Nacht mit einer Feyerlichkeit, als ob er sie niemals diesseits des Grabes wiederzusehen erwartete. Seine Angst geht von einem

Digitized by Google

Gegenſtande zum andern, und ſobald er ſich in dem einen getäuſcht ſieht, ruft ſeine Einbildungskraft einen neuen hervor. Zuerſt ergreift ihn die Idee, daß das Schiff vielleicht einen Leck haben dürfe, und nun unterſucht er täglich zweymal den Brunnen und bewacht mit ängſtlicher Sorgfalt die Pumpen, während er zugleich Bemerkungen über das Sinken der Schiffe fallen läßt, und für die glückliche Ankunft aller an Bord befindlichen Reiſenden betet. Wenn ihn die Furcht verlaſſen, daß zu viel Salzwaſſer im Schiffe ſeyn möge, ſo plagt er ſich und Andere mit dem Gedanken, daß nicht genug ſüßes an Bord ſey. Er mißt täglich ſeine Portion, um ſich zu überzeugen, daß man ſie nicht vermindert, und jedes Glas, welches er trinkt, erweckt die Idee des Mangels und verurſacht ihm einen eingebildeten Durſt, der weit unerträglicher iſt als der wirkliche, den er zu lindern ſucht. Hat er ſich endlich überzeugt, daß ein Ueberfluß von friſchem Waſſer an Bord iſt, ſo wird ſeine unheilſchwangere Phantaſie vielleicht vermuthen, daß die Abweichungen der Magnetnadel weit ſtärker als gewöhnlich ſind, und das Schiff ganz aus ſeinem beſtimmten Laufe gekommen iſt. Nun ſteht er den ganzen Tag Schildwache neben dem Teleskope, und des Nachts ſchleicht er ſich häufig aus der Kajüte und kömmt auf das Verdeck, um die Abweichung der Magnetnadel zu beobachten und die Gewalt der magnetiſchen Anziehungskraft zu berechnen, die, wie er glaubt, das unglückſelige Schiff in den Strudel des Verderbens dahinreißt.

Die Unterhaltung, welche Manchem die Beobachtung des Unheilverkündigers verſchaffen mag, hält indeſſen nicht ſchadlos für die Angſt und Unruhe, die er unter dem furchtſamen und unerfahrnen Theil ſeiner Reiſegefährten verbreitet, und welche die Vorſtellungen einer andern Perſon von ganz verſchiedenem Charakter, die ſich vielleicht an Bord des nämlichen Schiffes befindet, nicht ganz zu zerſtreuen vermögen. Wenn dieſer bemüht iſt, ſeinen Gefährten die Gefahren und Urſachen der Furcht anzuzeigen, die aus ihrer Lage entſtehen können, ſo ſagt ihnen der andere, in dem Augenblick, wo man in Gefahr ſchwebt, daß ſie ſich nicht im geringſten dadurch geängſtigt fühlen, und eben ſo ſicher, glücklich und zufrieden als in jeder andern Lage ſeyn müſſen. Sein Axiom iſt, daß ein Mann große Schwäche des Geiſtes zeigt, wenn er nicht mit den ihn umgebenden Dingen zufrieden iſt, und eine noch größere, wenn er dieſe Unzufriedenheit zeigt. Gleich dem nordamerikaniſchen Indianer hält er Unempfindlichkeit gegen Mühſeligkeiten, Entbehrungen und perſönliche Unbequemlichkeiten für Zeichen eines erhabenen Charakters. Sein rohes Gemüth und abgehärteter Körper hindern ihn, jene Weichlichkeiten zu empfinden, unter denen Andre leiden, und während er ſein Freybleiben davon einer angebornen Fühlloſigkeit und Dumpfheit der Empfindung verdankt, ſo ſchreibt er es triumphirend ſeiner Geiſtesſtärke und Erhabenheit des Gemüthes zu, und wenn man ihm ſagt, daß man ſich unruhig und ungeduldig fühlt, ſo blickt er mit einem Blick ſtolzen Mitleidens auf den Klagenden herab, der zeigt, daß er ihn für ſo thöricht hält, als er es in der That ſelbſt iſt. Wenn einer ſeiner Reiſegefährten ſich über das Rollen des Schiffes, die Ungemächlichkeiten der Wohnung, die Heftigkeit des Windes und die Gefahren der Reiſe beſchwert, ſo drückt er ſeine Verachtung über ſo kindiſche Klagen aus und bittet ſie, zufrieden zu ſeyn, daß es nicht ärger iſt, indem er zugleich verſichert, daß er ſich eben ſo glücklich auf der See als auf dem Lande, in einem Sturm wie bey einer Windſtille fühlt. Er ergreift jede Gelegenheit, um Bemerkungen dieſer Art zu machen und ſich jener geiſtigen und körperlichen Unempfindlichkeit zu rühmen, die immer das Merkmal der niedrigſten Klaſſe belebter Weſen iſt, und von welcher er glaubt, daß ſie ihm das Recht gibt, Andere zu tadeln, die ſie glücklicherweiſe nicht beſitzen, und auf die er mit jenem Mitleiden herabſieht, das ſeiner eigenen bleiernen Schwerfälligkeit und unerträglichen Dummheit angemeſſner wäre.

(Die Fortſetzung folgt.)

Der neue Orpheus.

(Beſchluß.)

Vierter Auftritt.

Merkur. Agathe. Muſe der Tonkunſt. Eurpanthe.

Eurpanthe (tritt ein und eilt in die Umarmung der Tonkunſt).

Hin nimm die Seele mein,
Laß mich ganz Du nur ſeyn:
Nur Eins mit dir!
Wohnt doch dein volles Herz,
Freude und ſüßer Schmerz
So ganz in mir.

Muſe der Tonkunſt.

Ja, mir iſt's als ſollt' ich kennen,
Deine Töne, deine Züge,
Und ich fühl's im Herzen brennen,
Wenn ich dir am Herzen liege.

Eurpanthe.

Bin ich doch **dein** Werk und eigen,
Haſt doch **du** des Meiſters Seele
Eingehaucht den Sphärenreigen
Und das Lied der Philomele.
Warſt doch Du's, die ihn entflammte,
Du, die Göttlichem entſtammte,
Als er **mich** ſchuf, Eurpanthe. —

Digitized by Google

Ja, so heiß' ich, und ihr Beyden
Seyd durch ihn mir Schwestern worden,
Nimmer soll uns etwas scheiden.
In harmonischen Akkorden
Strömten wir aus vollem Leben
Seiner zarten Herzensreine,
Ihr bleibt ihm treuergeben,
Ich immerdar die Seine. —
Ist das jüngste der Gebilde
Seiner hohen Schöpferstunden
Hat' ich mich in dem Gefilde,
Wo du weiltest,

(Zur Tonkunst)

eingefunden.

Gab er die Natur Agathen,
Die Romantik Preziosen,
Letzte er in mich die Saaten
Zu dem ächten, wahrhaft Großen. —
Und im Jubelfest der Töne,
In dem Strome der Empfindung
Trage ich in mir das Schöne
Mit dem Hohen in Verbindung,
Alle seine Saiten schwangen
Sich in mir zu Lust und Schmerzen,
Aber auch die Saiten klangen
Wieder ihm in Aller Herzen. —
Aber Herzen muß er finden,
Geister, die ihn ganz verstehen,
Augen, die nicht selbst sich binden,
Seelen, die gern mit ihm gehen;
Und dann strömen die Gesänge
Greß daher im Sonnenspiegel,
Und dann hebt die Macht der Klänge
Hoch uns auf mit Geisterflügel. —
Also sangen schon länger
An der Elbe sie den Meister,
Und es traten edle Sänger
Traut zu ihm, verwandte Geister,
Und laut an der Spree schallet
In Thaliens Heiligthume,
Und vom Isarstrome hallet
Wieder es von Webers Ruhme. —

Muse der Tonkunst.

Ja! hinweg die Trauerstöre,
Denn ein Würd'ger ist erstanden,
Den die deutsche Tonkunst ehre,
Den mit heißer Liebe-Banden
Sie umschlinge, ihn begleite,
Und mit neuerwachtem Leben
Eil' ich hin an seine Seite,
Mich nun ganz ihm hinzugeben. —

Merkur.

Geduld, Geduld, so geschwind geht das nicht.
Eingang und Ausgang bewahr' ich nach Pflicht,
Wenn der alte Cerberus hat die Gicht,
Darum ich an seiner Stelle,
Wie sich's gebührt, jezt brumme und belle.
Eurydizen thät wohl vor Zeiten
Orpheus aus der Unterwelt wieder geleiten,
Ob aber der neue Orpheus, Weber,
Darf eine Seele aus der Unterwelt entführen,
Oder zur Strafe dafür mit seiner Leber
Muß, gleich Prometheus, den Geyer traktiren,
Das möge erst Minos bestimmen, der große Richter. —
Da, seht, hier naht er und schneidet Gesichter,
Er hat den Casus schon von weitem vernommen,
Und wird gleich mit seinem Urtheilsspruch kommen.

Fünfter Auftritt.

Die Vorigen. Minos.

Minos

(tritt ein und deklamirt ein von einem andern Freunde, der diese Rolle selbst spielte, eingelegtes Gedicht, an dessen Schlusse der Muse der Tonkunst verstattet ward, wieder zur Oberwelt heraufzuschweben).

So laßt uns denn empor zu ihm jezt schweben,
Und dort den Kranz aus Orpheus Sängertagen,
Den er, wo Thebens Mauern stolz sich heben,
Im Siegesglück als höchsten Schmuck getragen,
Laßt ihn uns nun dem neuen Orpheus geben,
Dem unsre Herzen heiß entgegen schlagen,
Und mög' dem Haupt, um das wir stolz ihn schlingen,
Noch lange, lange Herrliches gelingen.

(Die Muse der Tonkunst, Agathe, Preziosa und Cervantine übergeben Weber den Lorbeerkranz, woran ein weißes, buntes und rosenfarbenes Band, das jede der Letztern hält.)

Th. Hell.

Korrespondenz-Nachrichten.

Rom.

(Fortsetzung.)

Wem, der von Rom gehört hat, sollte nicht auch Frascati bekannt geworden seyn, und wär's auch nur aus den alten Paesiellesken Over, die Frascatanerinn, oder aus der Fioravantischen, *) die Sängerinnen auf dem

*) Fioravanti, der berühmte Komponist der oben erwähnten Cantatrici villane, so wie mehrerer minder bekannt gewordener Opern, z. B. der Virtuosi ambulanti, des Fabbro parigino, des Furbo contro il Furbo u. s. w., und der jetzige Kapellmeister an der Peterskirche gleiches Namens, sind eine und eben dieselbe Person.

Digitized by Google

Lande (la Cantatrici villane). Frascati liegt etwa dritte halb deutsche Meilen von Rom, nach Südost, ungefähr auf der mittlern Höhe des großen Bergrückens, den man heut zu Tage das albanische Gebirge nennt, obgleich ehemals nur die höchste Spitze desselben, jetzt unter dem Namen Monte Cavo bekannt, Mons Albanus hieß. Am äußersten südlichen Ende desselben liegt, doch nicht sehr hoch, das heutige Albano; dann folgen, nach Osten zu, mehrere andere Oerter, zum Beyspiele Castel Gandolfo, Rocca del Papa, Marino u. s. w., bis sich endlich fast im Osten in einer ziemlichen Ausdehnung Frascati und immer weiter links Monte Porzio, Monte Compatri und Rocca Priora (letzters nach dem unbevölkerten, blos mit einem Mönchskloster besetzten, Monte Cavo der höchste Ort auf dem albanischen Berge), u. s. w. zeigen. Frascati ist, wenn auch nicht dem Orte, doch der Abstammung seiner Einwohner nach, das alte Tusculum. Der Sage nach von Telegonus, dem Sohne des Ulys, gegründet, soll die Stadt späterhin von den Toskanern vergrößert worden seyn, und zugleich den Namen (Tobcanum in Tusculum) erhalten haben. Zu Ende des Königthums scheint sie nicht gerade unbedeutender gewesen zu seyn, als alle übrigen, um Rom herumliegenden Städte; wenigstens läßt sich dieß aus ihrer Befestigung schließen, von welcher noch heut zu Tage, wie man meynt, ein großer Theil in der Stadtmauer des neuen Frascati vorhanden ist. Der Schwiegersohn des Tarquinius Superbus, Octavius Mamilius, in Tusculum ansässig, rüstete sich, nebst seinen Landsleuten, gegen die Römer, zu Gunsten seines Schwiegervaters, ward aber besiegt. Späterhin nahm die Stadt, bey Annäherung Hannibals, eine so kriegerische Haltung an, daß dieser sie nicht anzugreifen wagte. Hernach scheint sie, aller politischen Wichtigkeit beraubt, nur der eigenen Unbedeutendheit ihre Fortdauer verdankt gehabt zu haben, auch vielleicht gänzlich mit Rom vereinigt gewesen zu seyn. Wenigstens war der erste Aedilis Curilis, welchen die Römer im Jahr der Stadt 387 erwählten, aus der Familie Juventia daselbst gebürtig. Auch war Tusculum die Vaterstadt des Cincinnatus, so wie des Cato Censor, von dessen Urenkel Marcus Porcius Cato, welcher in der Nähe eine Villa besaß, wahrscheinlich das erwähnte Städchen Monte Porzio seinen Namen hat. Im Mittelalter gerieth Tusculum, man weiß nicht, ob gutwillig, oder gezwungen, in die Gewalt der Päpste, denen es in ihren Händeln mit den römischen Großen aus allen Kräften beystand, dafür aber, nachdem im Jahre 1191 der Papst Cölestin III. mit diesen Frieden zu machen, und ihnen die Stadt zu überliefern genöthigt worden war, von den rachsüchtigen Römern zerstört und dem Erdboden gleich gemacht ward. Die Einwohner bauten sich unterhalb der vormaligen Stadt etwa eine halbe Stunde davon entfernt, auf einem Platze wieder an, bis wohin, wie man sagt, eine Vorstadt derselben gereicht hatte, wo sie in der Eile Hütten errichteten, und mit grünen Zweigen (frache) bedeckten. Daher (so geht wenigstens die Sage) der Name der neuen Stadt Frascati. Die vorige politische und bürgerliche Wichtigkeit des Orts schwand, und machte den Freuden des ländlichen Aufenthalts Platz. Bis zum Anfange des siebenzehnten Jahrhunderts wallfahrteten die Römer nur auf Stunden, oder Tage dahin. Von da an aber gehörte es zum guten, ja großen Tone, zu Frascati eine Villa zu besitzen, und auf derselben die schöne Jahreszeit zuzubringen. *) Besonders ließen es sich die Päpste, oder vielmehr ihre Neffen, angelegen seyn, in und neben dem Orte die schönsten Landhäuser zu erbauen, und sie mit den ausgezeichnetsten Kunsterzeugnissen zu schmücken. Der große Sixtus V. hatte schon am Ende des sechzehnten Jahrhunderts den Reihen eröffnet und daselbst eine Villa, nach ihm Montalto (heut zu Tage, Villa Braccianо) genannt, erbaut, die erste von Bedeutung, welche dort angelegt wurde. Es ist, von Rom aus gerechnet, die erste zur rechten Hand, neben Frascati gelegen. Dann bauten, der Reihe nach, Clemens VIII. die Villa Aldobrandini (später Pamfili und Borghese, gewöhnlich Belvedere genannt), Paul V. die Villa Mondragone, und gleich darauf an die sogenannte Villa Taverna, beyde zur äußersten Rechten, über Frascati gelegen, und endlich Gregor XV. die Villa Ludovisi, heut zu Tage Conti.

(Die Fortsetzung folgt.)

*) Der Kunstausdruck heißt, andar in villeggiatura.

Frankfurt, 24. Januar.

Unsre Bühne hat einen bedeutenden Verlust erlitten; der Sänger und Schauspieler Grüber ist nicht mehr — unser. Am 16. dieses Monats reiste er eines Abends ab, nachdem er Abends vorher noch als Figaro im Barbier von Sevilla aufgetrat. Bald heißt's, er habe in Stuttgart, bald in Cassel ein vortheilhafteres Engagement; keines von beyden will ich indessen verbürgen. Während zwey Monaten ist dieses bereits das zweyte Mitglied unseres Theaters, welches uns so ganz unerwartet verlassen. Grüber ist zwar kein ausgezeichneter Künstler, aber ein braver routinirter Schauspieler, der mit einem einnehmenden Aeußern auch eine angenehme Tenorstimme verbindet. Wer den Don Juan, den Figaro vom feinem Forti gesehen, wird mit seinen Leistungen nicht unzufrieden seyn, und dennoch gab er im Bürgerkapitän *) die ganz heterogene Rolle des Leidschützen mit komischem Humor. Kurz ich glaube, daß gerade, weil Grüber in Trauer-, Schau- und Lustspielen, so wie in der Oper zu brauchen war, die Direktion ihn mißbraucht habe, die, außer daß das Publikum vieles bey seiner Abwesenheit verliert, in ökonomischer Hinsicht dadurch bedeutenden Schaden leidet, indem sie wegen seiner Vielseitigkeit wenigstens nun zwey andere Individuen wird engagiren müssen. Auch unsre gefeyerte und liebenswürdige Sängerin, Dem. Bamberg, wird uns bald verlassen; sie wird dem Tempel Thaliens Lebewohl sagen, um den des Hymen zu betreten.

Ich weiß nicht, ob Ihnen bekannt ist, daß wir seit verflossenem Sommer einen neuen Vergnügungsplatz in dem Vauxhall des Herrn Pflüger besitzen, der große persiflirisch gebaute, von tausend Lampen beleuchtete Garten, wirkt bey einem gut besetzten Orchester an schwülen Sommerabenden einen angenehmen Aufenthalt. Dieser Vauxhall hat diesen Winter noch gewonnen, indem der für das Vergnügen seiner Gäste unermüdete Besitzer durch bedeutenden Kostenaufwand einen Kunstgarten in zwey großen Sälen angelegt hat, so, daß während es draußen stürmt, wir ganz behaglich unter Orangenblumen sitzen, und uns von den lieblichen Kindern der Flora umgeben sehen. Während der Messe war der Zutritt alle Abende gestattet, wie dieses zur nächsten Frühlingsmesse, wo, wie es heißt, der Garten bedeutend vergrößert, mit Logen, Tempeln und Balkons im italienischen Geschmacke verschönert werden soll, wieder der Fall seyn wird.

*) Der Bürgerkapitän ist eine Lokalposse im Frankfurter Dialekt. —

Beylage: Literaturblatt Nr. 9.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Zwanzigster Jahrgang.

1826.

Februar.

Wenn Geist mit Muth ihr einet, und wenn in euch
Des Schweren Reiz nie schlummernde Funken nährt,
Dann werden selbst der Apollonia
Eifrigste Priester euch nicht verkennen.

Klopstock.

Im Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart und Tübingen.

Das Morgenblatt für gebildete Stände enthält folgende Artikel:

I. Schöne Literatur. Uebersicht des Zustandes derselben in Deutschland, Frankreich, Großbritannien, ꝛc. — Kleine Aufsätze über schöne Wissenschaften überhaupt. — Kurze beurtheilende Anzeigen der neuesten belletristischen Schriften: der Romane, Schauspiele, Almanache, Gedichte. — Gedrängte Auszüge aus seltnen interessanten Werken. — Revision einzelner Recensionen aus den besten kritischen Blättern. — Nachricht vom Zustande der ausländischen schönen Literatur, besonders der Französischen, Englischen, Italienischen, Holländischen, ꝛc. — Uebersetzungen als Proben.

II. Kunst. Kurze Abhandlungen über Gegenstände der Kunst. — Beurtheilung neuer Schriften: Malerey, Bildhauerey, Baukunst, Gartenkunst ꝛc., Auszüge. — Kunstnachrichten: Theater. Periodische Uebersicht des Zustandes der vorzüglichsten Schaubühnen in Deutschland, Frankreich u. s. w. Scenen aus ungedruckten Schauspielen. Musik. Nachricht von neuen musikalischen Produkten. — Kurze Kritiken neuer Werke.

III. Beyträge zur Sitten- und Kultur-Geschichte einzelner Städte und Völker. Geselliges Leben; Vergnügungen; Mode; Luxus; Sittengemälde der Universitäten, Messen, Bäder, Carnevals; zuweilen interessante topographische Schilderungen.

IV. Biographische Skizzen. Einzelne Züge aus dem Leben interessanter Menschen. — Beyträge zur Bildungs-Geschichte vorzüglicher Schriftsteller, Künstler. — Ungedruckte Briefe nach der Original-Handschrift. — Anzeigen von den gegenwärtigen Beschäftigungen der Gelehrten, ihren Reisen, ꝛc.

V. Kleine Reise-Beschreibungen. Auszüge aus interessanten größern Werken dieser Art; kleinere Original-Aufsätze.

VI. Gedichte. Oden, Lieder, Idyllen, kleine Balladen, Romanzen, Fabeln, Epigramme. — Proben aus größern ausländischen und deutschen Gedichten.

VII. Miszellen. Anekdoten. Satyrische Aufsätze. Kleine leichte Erzählungen in Prosa und Versen; Räthsel, Charaden und dergl.

VIII. Besondere Beylagen enthalten die Uebersicht der Literatur.

Alle Tage, mit Ausnahme des Sonntags, erscheint ein Blatt. In besondern Intelligenz-Blättern werden gelehrte, so wie andre, Anzeigen bekannt gemacht.

Jeder Monat erhält ein Titelblatt, mit allgemeiner Inhalts-Anzeige.

In wie weit obiger Plan eine Ausdehnung erhalten hat, zeigt folgende Anzeige:

Seit einer Reihe von Jahren sind im Morgenblatt Aufsätze und Nachrichten über Gegenstände der bildenden Künste geliefert worden. Zur bessern Uebersicht für Kunstfreunde wurde später eine eigene Beylage unter dem Namen des Kunstblatts für diesen Zweck bestimmt, die jedoch in ungleichen Fristen erschien, je nachdem Stoff und Auswahl zu Gebote stand.

Die Liebe zur Kunst hat sich in den lezten Decennien, trotz Kriegen und politischen Umwälzungen, mehr und mehr ausgebreitet und gesteigert; jezt, nach eingetretenem Frieden, zeigen sich davon bedeutende Wirkungen, und lassen den erfreulichsten Fortgang hoffen.

Daher wird eine Zeitschrift, welche Nachrichten und Beurtheilungen von allen merkwürdigen Erscheinungen im Gebiete der bildenden Kunst gäbe, zum fühlbaren Bedürfniß, und die unterzeichnete Verlagshandlung wird auf Beyfall rechnen dürfen, wenn sie unternimmt, das Kunstblatt in solcher Ausdehnung und Regelmäßigkeit erscheinen zu lassen, daß es, diesem Bedürfniß entsprechend, den Lesern des Morgenblatts eine bedeutende und interessante Zugabe sey, für Künstler und Kunstfreunde aber auch abgesondert eine selbständige Zeitschrift bilde.

Man wird zu dem Ende sich bestreben, zunächst in zwey, wöchentlich erscheinenden, Blättern so viel möglich vollständige Nachrichten über das Merkwürdigste zu ertheilen, was in Deutschland und den übrigen Ländern in allen Theilen der Kunst, in der Malerey und den ihr verwandten Zweigen, dann in der Bildnerey und Architektur sich ereignet, Beurtheilungen von Kunstwerken und Abhandlungen über allgemeine Kunstgegenstände zu liefern, und Beyträge zur Geschichte der ältern und neuern Kunst zu sammeln. Hiermit sollen Auszüge aus ältern und neuern die Kunst betreffenden Werken, so wie eine Uebersicht der neuesten artistischen Literatur, und Beurtheilungen der bedeutendsten Schriften dieses Fachs verbunden werden. Auch wird man darauf bedacht seyn, das Blatt mit Umrissen in Kupferstich oder Steindruck befriedigend auszustatten.

Die Redaktion hat Hr. Dr. Schorn, Verfasser der Schrift über die Studien der griechischen Künstler, übernommen.

Wir stellen nun an alle Freunde und Kenner der Kunst die Bitte, unser Unternehmen durch Beyträge an Original-Aufsätzen und Nachrichten kräftigst zu unterstützen. Besonders ersuchen wir auch Künstler, uns von ihren eigenen, oder den in ihrer Nähe entstehenden Kunstwerken Notizen einzusenden, damit die Uebersicht möglichst vollständig werde. In allen Beziehungen wird man stets den Grundsatz strenger Unparteylichkeit befolgen, und wir glauben deßhalb die bereits in den bedeutendsten kritischen Zeitschriften angenommene Regel, alle Beurtheilungen mit Namensunterschrift oder anerkannter Chiffre zu versehen, auch für unser Blatt feststellen zu müssen. Dieß wird die Redaktion vor jedem Verdacht ungegründeten oder ungemessenen Lobes oder Tadels schützen, und dazu beytragen, unsrer Zeitschrift den edlen und anständigen Ton zu erhalten, welcher überall vor dem Publikum, und besonders, wo von den höchsten Fähigkeiten und Gütern des menschlichen Geistes die Rede ist, beobachtet werden sollte.

So wie nach obiger Anzeige der bisher für das Kunst-Blatt bestimmte Raum nicht zureicht, wenn für dieses so interessante Fach dasjenige geleistet werden soll, was das gebildete Publikum davon erwarten kann, eben so ist es der Fall mit dem Literatur-Blatt. — Der bisher ihm gewidmete Raum ist zu beengt. — Wir sehen uns

Digitized by Google

daher genöthigt, auch diesem Theil des Morgenblatts eine größere Ausdehnung zu geben, um unsere Leser mit den neuesten Erscheinungen der Literatur, die, ohne zu den strengwissenschaftlichen zu gehören, von allgemeinem Interesse sind, bekannt machen zu können.

Diese gedoppelte Ausdehnung, zu der wir genöthigt sind, wenn wir wirklich den für Gründung des Morgenblatts beabsichtigten Zweck vollkommen erreichen wollen, erheischt natürlich auch größere, bedeutende Auslagen, und wenn wir gleich durch das Opfer, das wir bisher durch die diesem Zweig bestimmten Beylagen brachten, hinlänglich bewiesen, daß wir zu jedem neuen möglichst bereit sind, so können wir dieses bey der Vermehrung von 4—5 wöchentlichen Beylagen damit nur beweisen, daß wir blos auf die Hälfte dessen, was wir nach dem bisherigen Preis des Morgenblatts dafür fordern könnten, Anspruch machen, und für diese Ausdehnung mit dem kleinen Aufschlag von 1 fl. oder 1 Rthlr. 8 Gr. für's Halbjahr uns begnügen.

Sollten Künstler und Kunstfreunde das Kunst-Blatt einzeln halten wollen, so wird diesen der halbe Jahrgang für 3 fl. erlassen. Das Gleiche gilt für einzelne Bestellungen des Literatur-Blatts.

Für diejenigen Liebhaber aber, welche beyde, das Kunst- und Literatur-Blatt, miteinander zu haben wünschen, kostet der halbe Jahrgang nur 5 fl.

* * *

Der halbe Jahrgang des Morgenblatts, mit Einschluß des Literatur- und Kunst-Blatts, würde nun also kosten . . . . . 10 fl.
Der halbe Jahrgang des Literatur- und Kunst-Blatts ohne das Morgenblatt . . 5 fl.
Der halbe Jahrgang von jedem dieser Blätter einzeln, nämlich das Literatur-Blatt . . . 3 fl.
das Kunst-Blatt . . . . 3 fl.

Für diesen Preis kann, nach Uebereinkunft mit dem Löbl. Haupt-Postamt in Stuttgart, das Morgenblatt in Würtemberg, Baiern, Franken, am Rhein, Sachsen und in der Schweiz durch alle Postämter bezogen werden.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Inhalt.

(Die Zahl zeigt die Nummer des Blattes an.)

Länder- und Völkerkunde.

Notiz über die Chinesische Mauer. 28.
Ueber die künftigen Verhältnisse von Europa und Amerika. 33. 34.
Havana-Zigarren. 35.
Feuersbrunst von London. 46.
Notizen aus Graubündten. 48. 49. 50.

Erzählungen und Romane.

Der Unbekannte. 30. 31. 32. 33. 34.
Der Engel in der Amalgeige. 35. 36. 37. 38. 39. 40. 41. 42. 43. 44.

Memoiren.

Bruchstücke aus den Memoiren der Markgräfin von Ansbach. 40. 41. 42. 43. 44. 45.
Bruchstücke aus den Memoiren des Robert Guillemard. 46. 47. 48. 49. 50.

Aufsätze gemischten Inhalts.

Seelenleben. 27. 28. 29. 30. 31.
Roberti de Licio's Predigt über den Putz der Frauen. 29.
Amerikanische Anekdote. 42.
Der König von Portugall und seine Schätze. 47.

Gedichte.

Alte Denksprüche. 27.
Räthsel. Martins-Gans. 30.
Improvisation. 31.
An die Diana des Nieser. 32.
Bilder. Schulz. Seidler. Sonntag. 32.
An das erste weiße Veilchen. 34.
Italia. 36. 37. 38. 39.
Räthsel. Traum. 36.
Räthsel. Der Bär im Wirthshausschild. 42.
Die Taufe Christi. 45.
Scherz- und Wortspiel-Räthsel. Der Quäker. 48.

Korrespondenz.

Basel. 46. — Berlin. 27. 31. 33. 34. 35. 36. 39. 42. 47. — Carlsruhe. 35. 36. 37. 39. — Dresden. 29. — Hamburg. 43. 44. — Leipzig. 48. 49. 50. — London. 38. 39. 40. — Luzern. 41. — München. 49. — Paris. 32. 45. 46. 47. 48. — Petersburg. 33. 34. — Rom. 27. 28. 30. 32. 40. — Wien. 28. 29. 30.

Kunst-Blatt.

Nro. 10. und 11.

Charon. — Zur Geschichte der Miniaturmalerey. — Kunstausstellung in Hamburg.

Nro. 12.

Das Antiquarium in München. — Ueber Michel Angelo's Pensiero oder Penseroso.

Nro. 13.

Die alte Kirche bey der Burg Weinsberg. — Kunstliteratur. 1. Manuel de l'Amateur d'Estampes, par P. E. Joubert. 2. Praktisches Handbuch für Kupferstichsammler, von J. Heller. — Nekrolog. — Stockholm, den 26. November 1825. — Beförderung.

Nro. 14.

Ueber die Kunstleistungen des Herrn Ludwig Emil Grimm in Cassel, [illegible] Niederlande. — Versteigerungen.

Nro. 15.

Römiſche Alterthümer in London. — Kupferſtichkunde. Kritiſches Verzeichniß der Kupferſtichſammlung Sr. Ex. des zu Bamberg verſtorbenen Stephan, Freyh. v. Stengl. verfaßt von Friedr. Karl Rupprecht. Zweyter Theil. — Altdeutſche Monſtranz aus dem 15ten Jahrhundert.

Nro. 16.

Ueber das Memnonium. — Nekrolog. — Paris.

Nro. 17.

Stuttgart.

Literatur-Blatt.

Nro. 10.

Dramatiſche Dichtkunſt. Verzeichniß. Trauerſpiel in vier Aufzügen von Heinrich Emidt. — Länder- und Völkerkunde. George Timkowſki's Reiſe nach China durch die Mongoley i. d. J. 1820 und 1821. Aus dem Ruſſiſchen überſ. vom M. Schmidt. Erſter Theil. Reiſe nach Pekin. — Dichtkunſt. Poetiſche Verſuche von Conrad Näf. Zweyte Ausgabe. — Aus Italien. (Fortſetzung.)

Nro. 11.

Geſchichte. Arnold von Brescia und ſeine Zeit, nebſt einem Anhang über die Stiftung des Paraclet bey Nogent an der Seine. Von Dr. Heinrich Francke. — Engliſche Literatur. — Aus Italien. (Fortſetzung.)

Nro. 12.

Kirchengeſchichte. Des Herrn Pfarrers Mudry in Versoix ſechs letzte Wochen. Eine neue Entſetzungsgeſchichte aus der Schweiz, als Beytrag zur Kirchen- und Staatsgeſchichte. A. d. Franz. überſ. von einem chriſtlich-katholiſchen Geiſtlichen. — Geſchichte. Biographiſche Denkmale von K. A. Varnhagen v. Enſe. — Aus Italien. (Fortſetzung.)

Nro. 13.

Naturgeſchichte. Naturgeſchichte und Abbildungen der Säugethiere. Nach den neueſten Syſtemen entworfen und bearbeitet von H. R. Schinz. Litheogr von K. J. Brodtmann. — Geſchichte. Biographiſche Denkmale von K. A. Varnhagen v. Enſe. (Beſchluß.) — Aus Italien. (Fortſetzung.)

Nro. 14.

Romanen-Literatur. Rienzi et les Colonna, ou Rome au quatorzieme Siècle. Roman historique. — Dichtkunſt. Amaryllis. ein ländliches Gedicht, geſchrieben 1813 von Friedrich Rückert.

Nro. 15.

Romanen-Literatur. Rienzi et les Colonna, ou Rome au quatorzieme Siècle. Roman historique. (Beſchluß.)

Nro. 16.

Dramatiſche Literatur. Die Feinde. Ein Trauerſpiel in drey Aufzügen von Ernſt von Houwald. — Memoir Literatur. Histoire d'un Cheval de Napoléon ecrite sous sa dictée par un cultivateur français, qui l'a recueilli dans sa vieillesse. Avec gravure par Léon de Chaulair. — Entdeckung einer Handſchrift der Königin Eliſabeth.

Nro. 17.

Unterhaltungs-Literatur. Launen meiner Muſe in ernſten und heitern Anſichten von Panſe. — Roman. Eduard. von der Verfaſſerin der Urſula. — Zeitgeſchichte. Irrthümer und Wahrheiten aus den erſten Jahren nach dem letzten Kriege gegen Napoleon und die Franzoſen von Wilhelm Schulz.

Digitized by Google

Nro. 27.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 1. Februar 1826.

Ich sprach ein Wort, denk andres dir hinzu.

Bakl.

Alte Denksprüche*).

1.
Je steiler der Berg, je niedrer das Thal,
Je größer der Mann, je schwerer der Fall.

2.
Wer vergangne Ding betracht,
Gegenwärt'ges hält in Acht
Und Zukünftiges ermessen kann,
Der ist gewiß ein kluger Mann.

3.
Sehr fröhlich ist gefährlich,
Sehr traurig ist beschwerlich.

4.
Frisch und fröhlich zu seiner Zeit,
Fromm und treu in Ewigkeit.

5.
Der Jungen That,
Der Mittlern Rath,
Der Alten Wunsch
Ist selten umsunst.

6.
Viel Vögel sind, die hassen mich,
Ein Kautz bin ich und acht' es nicht.

7.
Ein gut Gewissen und ehrlich Leben
Muß endlich doch in Ehren schweben.

8.
Gut verloren, ist nichts verloren,
Muth verloren, ist halb verloren,
Gott verloren, ist Alles verloren.

9.
Geld verloren, viel verloren,
Ehr verloren, mehr verloren,
Glauben verloren, Alles verloren.

10.
Freund in der Noth,
Freund bis zum Tod,
Freund hinter'm Rücken
Sind drey starke Brücken.

11.
Da die Treue ward gebor'n,
Da flog sie in ein Jägerhorn;
Der Jäger blies sie in den Wind,
Darum man selten Treue find't.

X.

*) Diese Sprüche finden sich auf der Decke einer Ausgabe von Bachmann's Horologium principum in der Universitäts-Bibliothek zu Gießen, und sind 1633 niedergeschrieben.

Digitized by Google

Seeleben.

(Fortsetzung.)

Die unveränderten Umgebungen tragen nicht wenig dazu bey, eine Seereise zu trüben. Die Ansicht des Himmels und des Oceans sind so kleinen Verschiedenheiten unterworfen, daß alle Veränderungen, die an denselben vorgehen, sich in dem Laufe eines Tages darstellen können, und derjenige, der während einer Windstille, einem mäßigen und einem starken Winde gesegelt ist, hat ungefähr alle Veränderungen betrachtet, die sich ihm, während er an Bord eines Schiffes ist, darstellen mögen.

Es gibt kein unangenehmeres Wetter auf der See, als eine Windstille. Die geistige Niederdrückung und Langeweile, welche der Gedanke der dadurch verursachten Verzögerung hervorbringt, werden durch keine neue oder belebende Erscheinung in der äußern Natur unterbrochen; denn in solchen Augenblicken theilen Fische, Vögel und selbst die Wolken die Unbeweglichkeit der Elemente, die ersten zeigen sich selten und die beyden letztern bleiben in einem unveränderlichen Zustande der Ruhe. Man sieht selten eine völlige Stille, ausgenommen zwischen den Wendekreisen, wo sie zuweilen Wochen lang dauert, in denen man keinen Windhauch, nicht das leiseste Kräuseln der See gewahr wird. Die Hitze wird so heftig und der Wiederschein der Sonne auf dem Wasser so blendend, daß man kaum anders als bey Nacht auf dem Verdecke auszuhauern vermag. Dieser Zustand der Dinge erschöpft selbst die Geduld der Seeleute, um so mehr die der Reisenden, die vielleicht eines Schiffes ungewohnt, in einen engen Raum zusammengedrängt, mit Ungeduld dem Ende der Reise entgegensehen, und jeder ansprechenden Unterhaltung beraubt, in Kleinmuth versinken oder sich die Langeweile nur durch Zänkereyen vertreiben. Alle fühlen ihre verdrießliche Lage durch den Gedanken vergrößert, daß keine menschliche Mittel und Anstrengungen sie aus derselben zu ziehen vermögen, und daß sie unthätig bleiben müssen, bis der eigensinnige Wind endlich wieder den Platz besucht, auf dem sie fest gebannt liegen.

Gewöhnlich sind die Reisenden auf der See dann am besten gelaunt, wenn der Wind günstig und das Schiff schnell über die Wasser dahin fährt. In der That scheint es, als ob fast unter allen Umständen die bloße Handlung des Fortschreitens die natürliche Thätigkeit errege und den Geist erheitere. Johnson sagt, daß das Leben wenig Vergnügungen gewähre, die mit dem zu vergleichen sind, in einer Postchaise fortzurollen; und wer hätte nicht den begeisternden Einfluß eines raschen Galopps empfunden? Das Gefühl, die Wogen zu durchschneiden, indem man zehn oder zwölf Meilen in einer Stunde zurücklegt, ist wahrlich entzückend und versetzt unwiderstehlich in gute Laune. Alles gewinnt ein lebendiges Ansehen. Die See wird glänzend blau, und ihre Wellen schwellen und bilden tausend verschiedene Gestalten; weite Halbkreise von blendend weißem Schaum breiten sich, schnell aufeinander folgend, vor dem Schiffe aus, und ein langer, allmählig schwächer werdender Streif bezeichnet wellenförmig, gleich einer Milchstraße, seine Spur; Vögel flattern um daselbe her und begleiten es mit unermüdeten Schwingen, Meerschweine hüpfen an jeder Seite, zuweilen auf der Oberfläche springend, und dann plötzlich untertauchend und einen langen hellen Streifen in dem Augenblicke ihres Verschwindens zurücklassend. Der Wind pfeift munter durch das Takelwerk, die Matrosen klettern auf den Masten herum, und die weiten Segel schwellen ihren Busen im Sonnenschein und empfangen triumphirend jenen Windhauch, der dem Schiffe eine vorübergehende Herrschaft über den umgebenden Ocean verschafft.

Heiter versammeln sich die Reisenden auf dem Verdeck; die armen Leidenden, die Wochen lang das Bett gehütet, werden in Armstühlen heraufgebracht; der Kapitän wünscht ihnen Glück zu dem günstigen Wetter; der Steuermann macht ein weises Gesicht und steuert verständig dahin, und die ganze Gesellschaft steigt herunter zum Mittagessen, die Weinflasche kreiset frey herum, man berechnet den Augenblick, wo man den Ort seiner Bestimmung erreichen wird, und Wetten werden gemacht; die allgemeine Heiterkeit versöhnt Alle für einen kurzen Augenblick mit dem „Seeleben."

Sonnenauf- und Untergang und Mondlicht gewähren die interessantesten Veränderungen in den Ansichten des Oceans. Der Aufgang der Sonne stellt indessen selten große Schönheiten oder Veränderungen dar; denn in einiger Entfernung vom Lande erhebt sich das große Gestirn des Tages gewöhnlich über einen wolkenleeren Horizont, und folglich begleitet nichts als ein heller Lichtschimmer seine Erscheinung beym Anbruch des Morgens. Bey Sonnenuntergang ist es das Gegentheil. In fast allen verschiedenen Zonen und Meeren zeigen die Phänomene, welche im Gefolge des scheidenden Tages erscheinen, einen verschiedenen Charakter und eine verschiedene Ansicht. Ich bin weit entfernt zu glauben, daß der Untergang der Sonne auf dem Meere gesehen, jemals dem auf der Küste gleich kommen kann, wo Berge, Thäler, Wälder, Flüsse und Ruinen von dem herrlichen Schimmer des Abends vergoldet die Wirkung erhöhen, Augen und Geist des Betrachters entzücken und die ganze Scene eben so zahlreiche und verschiedene Gemüthsbewegungen hervorbringt, als sie aus verschiedenen Gegenständen besteht. Allein in der Mitte des Oceans zeigt die Erscheinung eine, man möchte sagen, geistigere Herrlichkeit, und die Abwesenheit aller irdischen Züge und Verbindungen verleihen ihr eine höhere Idealität.

Vielleicht ist der Untergang der Sonne am schönsten

Digitized by Google

in den westindischen Meeren in der regnigten Jahrszeit. Des Morgens ist der Horizont mit einer Reihe von Wolken umgeben, deren Massen sich bis gegen Mittag allmählig vergrößern. Dann werden sie bewegungslos und unwanderlich und hängen bey der überwältigenden Hitze des Tags schwerfällig herunter; doch wenn die Sonne bedeutend heruntergesunken, erheben sich neue Massen an der Seite, wo sie untergehen wird, als ob sie sich zu ihrer Krönung vorbereiteten. Wenn sie hinter denselben verschwunden, so bleibt sie eine Weile gänzlich verhüllt; aber endlich spaltet sich die dunkle Masse, durch welche ein blendender Lichtschimmer plötzlich hervorbricht. Alle Nebel verschwinden, die herrliche große Kugel sendet Lichtfluten aus und von glänzend gefärbten Wolken umgeben, leuchtet sie den Ocean an, dessen spiegelglatter Busen ruhig das blendende Bild empfängt und sanft gemildert zurückwirft. So wie der Augenblick des Untertauchens sich nähert, fällt das Licht der Sonne ungleich auf die gigantischen Zelten und erleuchtet sie auf der einen Seite mit prächtigen Farben, während die auf der andern schwarz, furchtbar und gewitterschwanger herabhängen und mit düsterm Scheine den Augenblick zu erwarten scheinen, wo das Gestirn, welches sie bewacht, verschwinden und ihnen vergönnen wird, in Sturm auszubrechen und ihren verhaltenen Grimm in den Busen der Nacht auszuschütten. Endlich sinkt sie unter den Horizont herab und fast in demselben Augenblicke verhüllt Finsterniß Himmel und Meer.

In dem südlichen atlantischen Ocean zeigt der Untergang der Sonne eine ruhigere Herrlichkeit, als in den westindischen Meeren. Die Wolken sind eben so glänzend gefärbt, aber nicht so phantastisch gebildet; das Licht ist fast so lebendig, hat aber nicht den eben beschriebenen tropischen Glanz und Schimmer, der Wiederschein im Meer ist eben so schön, aber nicht so blendend und ausgebreitet.

Dem Untergang der Sonne in Ostindien mangelt es eben so sehr an Größe, Pracht und eindrucksvoller Herrlichkeit, als dem Lande selbst. Der Horizont ist fast immer wolkenlos und die Sonne verbreitet selbst noch in dem Augenblicke ihres Verschwindens einen Glanz und eine Hitze, die fast eben so brennend als um Mittag ist. Sie ist nicht mit glänzenden gefärbten oder phantastisch gebildeten Wolken umgeben und durch freundliche Dünste gemildert, sondern sinkt mit jener ungeschmückten, reizlosen Einfachheit herab, welche in der ganzen Ansicht der Natur in den östlichen Wendekreisen herrscht.

Die Mischung von Wildheit und Dunkelheit in dem Untergange im Westindien erinnert an die Rohheit seiner Bewohner und an das unversöhnlich tödtliche Klima. Der mildere Glanz in dem südlichen atlantischen Meere kann nur auf der See, wo alle Umgebungen reizlos sind, Genuß gewähren. In Amerika wird die Wirkung durch den Mangel an Gegenständen des Alterthums und der erhabenen Erinnerungen, die sie hervorrufen, verringert; und in Indien zwingt uns der brennende tropische Glanz, der den sinkenden Tag begleitet, uns in den Häusern zu verschließen und läßt uns so das Gefühl der Verbannung empfinden.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Rom.

(Fortsetzung.)

Außer diesen verschiedenen Villen, von denen besonders Mondragone mit seinen dreyhundert fünf-und-sechzig Fenstern und Belvedere von ungeheuerm Umfange sind, und den Fremden durch ihre grandiose Majestät mit entzückendem Erstaunen füllen, gibt es mehrere andere, zum Beyspiele, die Villa Falconieri (la Rufina genannt) zunächst über Frascati, etwas rechts, dann, über dieser, die sogenannte Rufinella, wo sich, nach einigen, die Villa Tusculana des Cicero befunden haben soll, ehemals den Jesuiten zugehörig, dann von Lucian Buonaparte verschönert, und späterhin an die Herzogin von Chablaise verkauft, von dieser aber, bey ihrem Tode an den Turiner Hof vererbt, Grottaferrata, wo, nach andern die Ciceronianische Villa gestanden haben soll, ein Kloster der griechischen Mönche des heil. Basilius u. s. w. Keine einzige dieser Villen wird mehr bewohnt, die meisten, wie zum Beyspiele, das unter Paul V. (Borgheſe) so prächtige Mondragone, die Taverna, ja sogar Belvedere (alle drey dem Prinzen Borgheſe gehörig) fallen in Ruinen, die unabsehbaren, mit himmelhohen Hecken besetzten Alleen sind mit Gras bewachsen, und in den Hainen hemmt das abgefallene Laub den Fußtritt. Dem fremden Spaziergänger schwellt vor Entzücken das Herz an, aber der Schmerz über die Vergänglichkeit so vieler Herrlichkeit benimmt ihm den Athem; es wird ihm bange, und bald fühlt er sich, wie vom Engel der Zerstörung, aus Dertern weggetrieben, wo die Natur in Grabes Stille den Triumph ihrer Entstehung und Vernichtung zugleich feyert.

Seit während und in Folge der Revolution das Leben der römischen Großen einen andern Charakter angenommen hat, seit ihr voriger unbesorgter humaner Großsinn in Sorgen um den folgenden Morgen ausgeartet ist, seit besonders die reichsten unter ihnen, wegen eingetretener Reactionen, bey der Rückkehr der vorigen Regierung außerhalb Rom zu leben begonnen haben, stehen nicht allein, wie schon oben gesagt, alle jene Villen verödet, sondern über das ganze Städtchen, an sich selbst ein erbärmliches Nest, ist von Seiten der Römer ein Interdikt ausgesprochen: alles, was reich, adlig, oder sonst tonangebend ist, flieht Frascati, oder läßt sich daselbst nur Incognito und auf wenige Stunden sehen. Um das Maß der üblen Reputation vollzumachen, hat sich seit einigen Jahren zu allen obigen Umständen noch die Sage der aria cattiva, oder wenigstens der aria umida hinzugesellt. Mehr bedurfte es nicht, um Frascati, seit zweyhundert Jahren als das römische Eden bekannt, plötzlich in den Verdacht der Ungesundheit zu bringen, und folglich wie die Pest fliehen zu lassen. So kömmt es, daß nur noch Hungerleider aus allen Stän-

den, ja selbst verarmte Adelige, meistens aber das Heer aller hiesigen Künstler und Kunstarbeiter, ihre Villeggiatura in Frascati halten. Besonders ist es der Schauplatz, auf welchem die Frauen derselben ihr neues Kleid, welches sie jährlich bekommen, und ihre Reize (sie mögen welche haben, oder nicht) zur Schau stellen. In den Alleen der Villa Conti, wo sie Morgens und Abends herumschwärmen, soll mehr als eine Herzensangelegenheit mit Liebhabern von der Themse her in's Reine gebracht worden seyn.

Hat schon das Städchen selbst in der Idee der Römer verloren; so ist es dem weiblichen Theile der Einwohner noch schlimmer ergangen. Ehemals galten die Frascatanerinnen, wie man aus den obenerwähnten, und aus mehreren ältern, für Rom geschriebenen Opern sehen kann, für die schönsten und gesundesten Frauen um Rom herum: alle römische Ammen wurden aus Frascati verschrieben. Die Reputation des buon sangue ist ihnen geblieben, dagegen werden sie, in Betreff der Schönheit, weit unter die Albaneserinnen und Genzanerinnen gestellt, und können vollends gar keinen Vergleich mit den entfernteren Sonntuerinnen und Nettunerinnen aushalten. An guten Kammermädchen-Eigenschaften sollen sie es aber allen andern Frauenzimmern der umliegenden Gegend zuvorthun, weßwegen auch jeder neue Ehemann darauf bedacht ist, seiner Gemahlin im Voraus eine von daher zu verschaffen.

In diesen Tagen ist ein neuer Glücksstern für Frascati aufgegangen. Die Zeit wird lehren, ob es ein Polarstern ist. Der Turiner Hof, welchem, wie schon gesagt, die Ruffinella zugefallen ist, läßt in der Nähe derselben, da wo schon längst Rudera vom alten Tusculum vorhanden gewesen sind, Nachgrabungen anstellen. Ein's der alten Stadtthore, nebst einem Theile der Stadtmauern, ja ein paar Straßen, sind schon aufgefunden; die guten Frascataner schmeicheln sich sogar, das alte Tusculum, wie Herculanum und Pompeji, aus seinem Schutte hervorgeben, und durch Auffindung ihrer vorigen Vaterstadt der jetzigen neues Leben zu geben. Von Kunstwerken ist bis jetzt noch Nichts von Bedeutung entdeckt worden, dürfte auch schwerlich werden, da Tusculum im eigentlichen Verstande als eine absichtlich zerstörte Stadt zu betrachten ist, auch die, etwa daselbst vorhanden gewesenen Antiquitäten, wenn man sie nicht muthwillig vernichtet hat, sich früher schon in dem langen Zeitraume von zwölfhundert Jahren in das nahgelegene Rom verloren, oder sonst durch das Stehen im Freyen abgenutzt haben mögen. Wäre Tusculum, gleich den beyden Neapolitanischen Städten, noch während der glänzenden griechisch-römischen Kunstperiode verschüttet worden, sicher ließe sich jetzt auf eine reiche antiquarische Ausbeute rechnen, aber in der jetzigen Lage dürfte man höchstens einige alte Bauwerke antreffen, wenn nicht selbst diese bereits durch neue Wohnungen ersetzt worden sind.

Zu Assisi hat sich ein Vorfall zugetragen, welcher, wenn man dem, im Publikum verbreiteten, Gerüchte Glauben beymessen dürfte, an die, durch ihr tragisches Ende so berüchtigt gewordene, alte römische Familie Cenci erinnern würde. Kehre ich zum Ereigniß in Assisi zurück. Dort war, so sagt wenigstens das Gerücht, seit zehn Jahren aus einer angesehenen Familie die Tochter (das einzige Kind) verschwunden, ohne daß man im Publikum bestimmt wußte, was aus ihr geworden. Der Vater (die Mutter soll schon vor diesem Ereigniß mit Tode abgegangen seyn) behauptet, sie sey von einem Franzosen entführt und seitdem mit Tode abgegangen. Dagegen wurden von mehrern Seiten Zweifel erhoben, ohne daß irgend eine wirkliche Thatsache vorhanden gewesen wäre, welche berechtigt hätte, in das Vorgeben des Vaters mit Grunde Mißtrauen zu setzen. In diesem Zustande war die Sache bisher verblieben, als, wie es heißt, auf einen treffenen Befehl der Polizey von Rom aus, im Hause des Vaters und in dessen übrigen Besitzungen in und außerhalb Assisi Nachsuchungen angestellt wurden, in Folge deren auf einer seiner Villen in einem unterirdischen Gewölbe die vermißte Tochter zwar lebendig, aber einem Knochengerippe ähnlicher, denn einem menschlichen Wesen, in Lumpen gehüllt und auf verfaultem Stroh gelagert, gefunden ward. Hier hatte sie, ihrer eignen Aussage zu Folge, seit zehn Jahren und blos von Brod und Wasser gelebt. Als Grund dieser kannibalischen Handlung wird von einigen der Durst des Vaters nach dem, ihr von der Mutter oder einem sonstigen Anverwandten zugefallenen sehr beträchtlichen Vermögen angegeben. Bestimmtes weiß man hier von dem Ereignisse nichts; es wäre sogar kein Wunder, wenn ein müssiger Kopf dasselbe ganz und gar erfunden hätte, um sich und das Publikum zu unterhalten. Von der andern Seite ist die Sage so allgemein, und mit so vielen einzelnen Aufführungen verbreitet, daß man fast, da sogar der Name der Familie angeführt wird, nicht umhin kann, wenigstens an die Entführung der Tochter, aus welchem Grunde diese auch Statt gefunden haben möge, zu glauben.

(Die Fortsetzung folgt.)

Berlin, 21. Januar.

Zwey Stadtgeschichten beschäftigten in diesen letzten Tagen das Publikum, und zogen für einen Augenblick von der Weltgeschichte ab, die jetzt ihre Werkstätte im Norden aufgeschlagen. Ein friedlicher Wechsler, der nach des Tages Wechsel die Gewohnheit hatte, seine Baarschaft nach der sicheren Behausung zu tragen, scheint diese Gewohnheit nicht gar zu sehr verborgen zu haben: einer, der sie ihm abgemerkt hatte, bewirkte, daß er im Finstern auf der Hausflur stolperte, und in diesem Augenblick versetzte er dem Betäubten einige Messerstiche. Als dieser wieder erwachte, war der Beutel auf die natürlichste Weise verschwunden, er macht Lärm, läßt die Polizey rufen, aber diese voll seiner Menschenkenntniß, glaubt, daß der Wechsler sich nur so anstelle, sich die Wunden selbst versetzt habe u. s. w. Die herbeygeholten Handlungsbücher können den Polizeydirigenten nicht überzeugen, und viele Tage vergehen, ohne daß das Geringste geschieht. Endlich findet sich in einem verborgenen Winkel in dem Hofe der Taubstummenanstalt ein Beutel mit Münzsorten, gleich den vom Wechsler beschriebenen. Die Polizey ärgert sich, daß sie bey aller Klugheit nicht klug genug war: der Thäter ist aber unentdeckt, und wird es wahrscheinlich auch bleiben.

Die andre Geschichte ist einem Arzte begegnet. Es kommt Abends um sechs zu einem hiesigen jungen Armenarzt ein Mann, begleitet von seiner Frau, und fordert ein Zeugniß, um in die Charité aufgenommen zu werden. Der Arzt findet den Bittenden Zustand nicht dazu geeignet, und meynt, daß er das verlangte Zeugniß vorschriftsmäßig nicht geben könne. Der Bittende dagegen besteht darauf, und droht, sich bey wiederholter Weigerung in's Wasser zu werfen. Der Arzt nimmt auf diese Drohung keine Rücksicht, aber der Drohende hält Wort, und wirft sich vor der Thür des Arztes in's Wasser, aus welchem er nur todt wieder heraus gezogen wird: es versammelt sich ein großer Volkshaufe alsobald, und das Haus des Arztes wäre gestürmt worden, wenn sich die Polizey nicht in's Mittel gelegt hätte.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Nro. 28.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, 2. Februar 1826.

Und wenn die Nacht, ihr Sterngefolge leitend,
Die eingeschlaf'ne Welt in Schleyer hüllt,
Allein im Schoos des Dunkels und der Oede,
Nachsinnend ob der Nächte milder Pracht,
In Ruhe, Schatten, Stille ganz gehüllt,
Ist näher deiner Gegenwart mein Geist;
Von inn'rem Tage fühl' ich mich erleuchtet,
Hör eine Stimme, die mich hoffen heißt.

Schwab nach Lamartine.

Seeleben.

(Fortsetzung.)

Auf der See hat der Mondschein nichts, was ihn auszeichnet, als seine Milde. Es ist die reizendste Zeit an Bord eines Schiffes, besonders während einer Windstille, wo die umgebende Ruhe fast in Feyerlichkeit übergeht. In diesen Augenblicken schien es mir oft, als ob ich ein schwaches fast unvernehmliches Geräusch über den Ocean her hörte in undeutlichen und unregelmäßigen Lufterschütterungen ferner Menschenstimmen oder weit hertönender Musik. Hätte ich diese Töne bey hellem Tageslichte gehört, so würde ich sie für ein Spiel meiner Einbildungskraft gehalten haben, allein das Schweigen der Nacht, welches mich umgab, machte eine solche Täuschung unmöglich und ich hielt das Phänomen meiner Aufmerksamkeit werth. Es ist bekannt, daß jeder entfernte Schall besser zur Nachtzeit als während des Tages gehört wird, und dieser Grundsatz muß nach Humboldts Theorie besonders auf das Uebertragen desselben über die See bey stillem Wetter anwendbar seyn. Dieser Naturforscher sagt, daß das Summen der Insekten, das Zwitschern der Vögel und Säuseln der Blätter zwischen Sonnenaufgang und Sonnenuntergang auf dem Lande eine so unaufhörliche Erschütterung der Luft hervorbringt, daß jeder andere Schall, im Durchschneiden derselben, bald seine Stärke und Individualität verliert, und kaum zu unterscheiden ist; daß er sich aber in einer stillen finstern Nacht, wenn die Thier- und Pflanzenwelt sich zur Ruhe begeben und fast kein Geräusch sich mit ihm vermischt, viel weiter fortpflanzt und deutlicher gehört wird, als während des Tages. Die gänzliche Abwesenheit aller Lufterschütterungen bey stillem Wetter auf der See muß nothwendig die Atmosphäre zu einem weit bessern Medium zur Uebertragung der Töne machen, als auf dem Lande, wo niemals und unter keinen Umständen ein ganz vollkommenes Schweigen herrschen kann, und so scheint es wahrscheinlich, daß sich der Schall bis zu einer unermeßlichen Entfernung über den Ocean verbreiten kann. Die Töne und Stimmen, welche ich hörte, kamen vielleicht von einem zwanzig bis dreyßig Meilen entfernten Schiffe, oder von dem zunächst liegenden Lande, dessen Entfernung sehr bedeutend seyn mußte. Wie auffallend ist es, Menschen sprechen zu hören, von denen man zu weit entfernt ist, um sie zu sehen, und so zu sagen in hörbarem Verkehr mit denen zu stehen, die ein weiter Ocean von uns trennt!

Die schönsten Scenen auf der See sind bey Windstille und wenn der Mond am höchsten steht. Dann erscheint der Ocean wie ein anderer und dichterer Himmel, aus dessen dunkler Oberfläche sich beständig Tausende von Sternen erheben, um am Firmamente den Glanz des dort herrschenden leuchtenden Gestirnes zu verherrlichen. Die Schiffe fließen schweigend dahin und ihre weißen Segel hängen schlaff an den Masten herunter, und schweben hin und her, wie die Gewänder eines riesenmäßigen Gespenstes. Keine Welle kräuselt das umgebende Meer, doch zuwei-

Digitized by Google

len blitzen Strahlen eines bläulichen Lichtes daraus hervor und Schaaren von Meerschweinen erheben sich plätschernd über die Oberfläche. Die Matrosen liegen halb schlafend auf dem Verdecke und der Steuermann ruht sorglos neben dem nutzlosen Steuer, und ruft den Wind mit leisem und ungeduldigem Pfeifen herbey.

Selbst das roheste Gemüth bleibt nicht ungerührt von dem erhabenen Eindruck einer solchen Scene. Ungeachtet ihrer äußern Rohheit sind die Seeleute für das Große und Erhabene in der Natur empfänglicher, als irgend eine andere gleich ungebildete Volksklasse. Ihr wildes und ungewisses Leben und der geringe Verkehr mit der Welt benimmt ihnen jene Schlichtheit, Engherzigkeit und Vorschnelligkeit, welche die niedern Klassen auszeichnet, die durch ihre Beschäftigungen an einem und demselben Orte auf dem Festlande festgehalten werden. Ihr Gemüth ist idealischen Gefühlen und Vorstellungen offen: sie haben es nicht mit ihren Nebenmenschen, sondern mit den Elementen zu thun: sie kämpfen nicht gegen Armuth, sondern gegen Sturm und Gefahr. An Bord leben sie, vergleichungsweise in Müssiggang und Unabhängigkeit, und haben Zeit an andere Dinge neben ihrem Gewerbe und den Mitteln zu ihrem Unterhalte, zu denken.

Seeleute wissen nichts von der Welt, und vielleicht ist dieß die Ursache, warum sie eine so gutmüthige Art von Leuten sind. Sie sind zugleich abergläubisch und phantastisch; und ein nicht bigotter Aberglaube hat stets einen sittlichen Einfluß auf die niedern Klassen der Gesellschaft. Seeleute müssen nicht nach dem beurtheilt werden, was sie gewöhnlich auf der Küste sind, denn dort geben sie sich allen erniedrigenden Ausschweifungen hin. Es ist an Bord und unter einer gemäßigten Manneszucht, daß sie ihren wahren Charakter entfalten. Ich habe verschiedene Gelegenheiten gehabt, Seeleute zu beobachten, und immer gefunden, daß sie bessere Gefühle, und mehr Kenntnisse und Scharfsinn besitzen, als man ihnen gewöhnlich zutraut. Die über sie gefällten Urtheile gründen sich meistens auf die Berichte der Befehlshaber und Seeoffiziere, die ein Interesse haben, sie als bösartig, ohne Grundsätze und unverbesserlich darzustellen, damit sie ihre Tyranney über sie ausüben können, ohne fürchten zu müssen, daß man sie der Grausamkeit und Ungerechtigkeit anklage. Doch habe ich die Seekadetten immer warm und günstig von den Matrosen sprechen hören. Sie haben keine Macht, sie übel zu behandeln und kommen gerade genug in Berührung mit ihnen, um ihre guten Eigenschaften zu entdecken. Wenn aber der Seekadet bis zum Kapitän aufsteigt, so vergißt er nur zu oft seine frühere Erfahrung, und sucht Vorurtheile gegen diejenigen zu erwecken, für die er einst mit so viel Wohlwollen gefühlt.

Fast alle abergläubische Ideen der Seeleute ruhen auf dem Glauben an eine Alles beherrschende Vorsehung, und obgleich die Religion auf niemand weniger Einfluß ausübt, in dem, was die Lebensweise betrifft, so verrathen sie doch ein lebendiges Vertrauen auf göttlichen Schutz und suchen darnach, wenn die Stunde der Gefahr eintritt. Sie betrachten sich als wie in einer besondern Lage wegen ihres zukünftigen Geschickes und wegen Belohnungen und Strafen und denken, daß sie weniger strenge als andere Klassen der Gesellschaft gerichtet werden sollen, da die Mühseligkeiten und Gefahren, denen sie ausgesetzt sind, wohl die Qualen des Fegefeuers aufwiegen mögen. Ihre abergläubische Achtung für den Sturmvogel entspringt aus dem Glauben, daß diese Vögel den Schiffen folgen, um die Seelen der im Sturm Umgekommenen aufzulesen und in den Schooß des Schöpfers zu tragen. Ich habe Befehlshaber von Schiffen sehr ernstlich ihre Reisenden ersuchen hören, nicht diese geflügelten Diener des Himmels zu tödten oder auf irgend eine Weise zu stören.

Ich hörte die folgende Geschichte, welche ein starkes Beyspiel von der Macht des eben erwähnten Aberglaubens gibt, von dem Sohne des dabey gegenwärtigen Offiziers. Er war mehrere Jahre mit seinem Regimente auf dem mittelländischen Meere gewesen und kehrte auf einem Kauffahrtheyschiffe nach England zurück. Da er der einzige Reisende an Bord und der Kapitän ein angenehmer Mann war, so wurden sie bald vertraut und waren beständig beysammen. An einem schönen stillen Abende saßen sie in der Kajüte und das Gespräch fiel auf das Vergnügen, die Heimath nach einer langen Abwesenheit wieder zu besuchen und geliebte Freunde wieder zu sehen. Der Kapitän deutete auf die sinkende Sonne und sagte, er hoffe sie bald eben so lieblich hinter den, sein heimisches Thal umgebenden, Bergen untergehen zu sehen. Er sprach mit leidenschaftlicher Wärme von seinem jungen Weibe und seinen zwey Kindern, und bemerkte, daß alle ihre Züge in diesem Augenblicke so lebendig vor ihm stünden, daß er sie fast mit Händen greifen könnte. Ein Sturmvogel kam plötzlich durch eins der Fenster in die Kajüte geflogen, umkreiselte dreymal das Zimmer und verschwand. Der Kapitän fuhr auf und rief: „Es ist vorbey mit mir! Nie werde ich meine Familie wiedersehen!“ Er zerfloß in Thränen. Sein Freund befragte ihn um die Ursache seiner Angst, und versuchte ihn zu beruhigen, doch ohne Erfolg. „Der Vogel, der eben bey uns war, hat mir ein Vorzeichen meines Todes gebracht, sagte er. Kein Vogel dieser Art nähert sich jemals einem menschlichen Wesen als in solcher Absicht. Nach drey Tagen muß ich sterben und er wird meine Seele hinübertragen. Kein noch so günstiger Wind kann uns vor diesem verhängnißvollen Augenblicke heimführen.“ Er verlangte dann allein zu bleiben, und nach einigen einsam zugebrachten Stunden kam er auf das Verdeck mit der Miene der tiefsten Niedergeschlagenheit zurück. Das Wet-

Digitized by Google

nur herrlich und das Schiff segelte rasch vorwärts, doch der Befehlshaber blieb gleichgültig gegen Alles, und seine Kräfte und Gesundheit nahmen täglich ab, trotz der aufmunternden und tröstenden Bemühungen seiner Reisenden. Er wandte den größten Theil seiner Zeit dazu an, Erinnerungen für seine Familie zu machen, und starb ungefähr um die Zeit, die er vorausgesagt hatte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Notiz über die chinesische Mauer.

Die chinesische Mauer wurde von den Chinesen 213 Jahre vor Christi Geburt, unter der Regierung des Kaisers Schi-Chuangti, von der Zin'schen Dynastie, erbaut. Der Herführer Münztäng gewann, nach Verjagung der Sinnuten (Mongolen), Ordos, und baute die große Mauer von Lingtao bis Liaodun, die sich von Westen nach Osten auf 10,000 chinesische Li, das sind mehr als 5000 russische Werste, oder 714 deutsche Meilen hinzieht. Die Arbeit dauerte ungefähr zehn Jahre. Ungeachtet schon so viele Jahrhunderte vorübergegangen, ist das ganze Gebäude, durch die gedichte und sorgsam-fleißige Art wie es erbaut, so fern noch von dem Ruin, daß es einem steinernen Walle gleicht, von der Natur selbst hervorgebracht, um die nördlichen Statthalterschaften China's, Dschili, Schaangsi und Schangsi vor den Einfällen der einst kriegerischen Söhne der nördlichen Steppe, der Mongolen, zu schützen. Die Mauer ist eigentlich aus zwey dünnern Mauern erbaut, die oben breite Auszackungen haben; der Zwischenraum ist mit Erde und Schutt ausgefüllt. Der Grund derselben ist aus viereckigen Quadern von Bruchsteinen gemacht und alles Uebrige aus großen gebrannten Backsteinen. Vom Grunde bis zum Gipfel hat sie 26 Fuß Höhe und hält oben 14 Fuß in der Dicke. Auf jede hundert Schritte ist ein Thurm; jetzt finden sich viele bedeutende Stellen eingestürzt, die nicht mehr ausgebessert werden.

Um genauer die außerordentlich große Masse dieses Riesenwerkes begreifen zu können, dient am besten die Berechnung des Mathematikers Barrow (Voyage en chine. Paris 1805. II. 58. 59.), der im Jahr 1793 und 1794 bey dem englischen Gesandten, Lord Macartney, in China war. Er setzt die ganze Anzahl der Häuser in England und Schottland auf 1,800,000 und zieht hieraus den Schluß, daß die Mauern aller dieser Häuser zusammen genommen, wenn man auf jedes Haus im Durchschnitt 2000 Kubikfuß rechnet, nicht so viel Material enthalten, als die chinesische Mauer, welche so viel umfaßt, als hinreichend wäre, um eine Mauer zu erbauen, welche den ganzen Erdball zweymal umgeben würde.

Setzt man die untere Dicke der chinesischen Mauer auch nur, ob sie gleich mehr betragen mag, so wie die obere auf 14 Fuß und die Höhe 26 Fuß, so ist der Quadratdurchschnitt der Mauer 364 Quadratfuß. Die Länge der Mauer 700 deutsche oder geographische Meilen, jede zu 3807 Toisen, oder 22,842 Pariser Fuß angenommen, betragen 15,989,400 Fuß, welche mit 364 Quadratfuß multiplicirt 5,820,141,600 Kubikfuß geben. Dagegen machen 1,800,000 mit 2000 multiplicirt erst 3,600,000,000 Kubikfuß (die Summe des Materials aller Häuser in England und Schottland). Der Umkreis der Erde von 5400 geographischen Meilen ist in Pariser Fuß 123,346,800. Auf diese Art würde die Mauer bey einer Dicke von 1 Fuß und einer Höhe von 23 Fuß 7 Zoll noch zweymal um die ganze Erde herumgehen können.

Korrespondenz-Nachrichten.

Wien, im Dezember.

(Fortsetzung.)

Ein drittes Konzert, fast in der Reihe von acht Tagen, gab der Waldhornist Lewy, der mit den Besten auf seinem Instrument wetteifern darf, in Fülle und Kraft des Tons, wie in Zärtlichkeit und Kunstfertigkeit der Behandlung. Eine junge Sängerin, Dem. Franchetti, ließ sich in diesem Konzert hören, die bisher nur selten erschien, die aber stets Beweise eines kräftigen Fortschreitens an den Tag legt. Eine treffliche Schule, ächt italienischer Gesang, und eine angenehme Stimme, die durch solchen Vortrag und die Mittel einer solchen Bildung nur gewinnen kann. Ein ungemein wirksames Trio für Harfe, Waldhorn und Violine, von Mayseder, wurde vorgetragen, worin der zweyte junge Violinkünstler, der dem allerersten eigentlich den Preis abgewonnen hat, sich wieder produzirte. Dieser, Moriz Wehle genannt, ist ein Schüler des Komponisten, und man muß wirklich eine Zeitlang mit Aufmerksamkeit zuhören, um den Schüler vom Meister zu unterscheiden. Der Vortrag auf der Harfe war sehr lobenswerth, doch dieses heitre, dem Allmächtigen geweihte Saitenspiel ist für irdische Künstler, seit der königliche Sänger es beherrschte, nicht sehr dankbar.

In dem hier erschienenen siebenten Jahrgang des Taschenbuches für die vaterländische Geschichte ist auch dieß Mal der bisher verfolgte Zweck unverändert beybehalten, nämlich Sammlung und Ueberlieferung wichtiger geschichtlicher Materialien, Beleuchtung einzelner, dunkler Stellen in Oesterreichs Alterthum, Hinwegräumung der größten Steine des Anstoßes, Aufbewahrung der Denkmahle der Römerwelt und des Mittelalters, Aufsuchung wahrhaft geeigneter Stoffe für die redende und bildende Kunst u. s. w. Auch jetzt sind die vier Hauptrubriken: Ahnentafeln, Burgen, Sagen und Legenden, und Biographien, reichlich versehen. Aus den Ahnentafeln treten vorzüglich anziehend die der Sedlinsky von Odolitz hervor, und besonders Albert dieses Geschlechts, einer der berühmtesten Reisenden der Vorzeit, und eine Zierde des an ausgezeichneten Männern reichen Hofes, Carls IV. Im Allgemeinen stellt dieser Jahrgang die Verhältnisse Ungarns zu Italien dar, wie

Digitized by Google

der vorige die zum griechischen Kaiserthum, und ein früherer jene zu Polen.

Von den zwey Bänden gesammelter Dichtungen, die G. Seidl herausgegeben hat, wird von den Musenfreunden dem ersten der Vorzug zuerkannt. Ein dritter — der ohne Zweifel in der Folge sich diesen beygesellen wird — möchte bey sparsamerer Produktion und sorgsamer Auswahl über Beyde leicht den Sieg davon tragen.

Auch die Muse des Dichters G. W. Schleßler hat die Freunde seiner Lyra mit Poesien in zwey Bänden beschenkt, die bey großer Mannichfaltigkeit des Stoffes Leichtigkeit mit angemessener Form und Farbe größtentheils verbinden.

Die hiesige k. k. Bibliothek ist mit einem schätzbaren Werk in orientalischer Sprache beschenkt worden, nämlich: mit einem, wie es scheint, aus dem Chinesischen übersetzten Sittenspiel, der in uigurischer, oder östürkischer Sprache geschrieben ist, und dessen Ursprung man in das dreyzehnte Jahrhundert christlicher Zeitrechnung setzt. Ende des fünfzehnten ist das Manuscript abgeschrieben, und zu Konstantinopel aufgefunden worden, von wo es der k. k. österreichische Dolmetsch hieher gesandt hat. Der Originaltitel ist: Haudatku bilik, d. i. verdolmetscht: „Regierungskunst." Dieß ist das dritte, bisher in Europa bekannte Manuscript in uigurischer Sprache. Zwey befinden sich auf der königlichen Bibliothek in Paris. Ausführliche Nachricht und Auszüge sind in einem Band des Journal asiatique enthalten.

(Die Fortsetzung folgt.)

Rom.

(Fortsetzung.)

Bey den Anregungen, welche in mehrern Staaten Deutschlands gegen die Juden Statt finden, dürften die Maßregeln, welche die hiesige Regierung in Betreff ihrer ergreift, die öffentliche Aufmerksamkeit um so mehr auf sich ziehen. Ohne weder Beruf, noch Geschick zu haben, den Vertheidiger der letzten zu machen, glaube ich so viel behaupten zu können, daß keine religiöse, sondern blos bürgerliche Rücksichten, dazu Veranlassung gegeben haben. Die Geschichte der Juden in Rom ist dieselbe, wie die dieses Volks auf der ganzen übrigen Erde: feindselige Stellung beyder Theile gegen einander und daraus erfolgender Druck von Seiten des Mächtigern, und List von Seiten des Schwächern. Je mehr die Juden in Rom ihr Thun und Treiben zu verheimlichen gezwungen gewesen sind, je verderblicher mag sich unter der Hand ihr Verkehr mit den Christen gezeigt haben. Man würde übrigens irren, wenn man die römischen Juden, um sie in ihren bürgerlichen Verhältnissen gegen die Christen zu betrachten, mit ihren Glaubensgenossen in Deutschland vergleichen wollte: die israelitischen schöngeistlerischen Petit-Maitres zu Berlin, Braunschweig, Hamburg und Frankfurt haben mit ihren Brüdern im Ghetto zu Rom eben so wenig Aehnlichkeit, wie der Aberwitz mit dem Idiotismus. Stößt man von der einen Seite auf keinen empörenden Luxus unter ihnen; so zeigen sich von der andern auch keine verworfene Bettelhaftigkeit: die sämmtliche römische Judenschaft steht auf einer ebenmäßigen Stufe von nothdürftiger Wohlhabenheit, von welcher nur wenige Familien eine geringe Ausnahme machen. Was man von der Eingeschränktheit und daraus erfolgenden Ungesundheit der Luft im Judenviertel gesagt hat, will ich weder bestätigen, noch widerlegen, aber so viel ist ausgemacht, daß es hier eine Menge Straßen, ja ganz kleine Stadtviertel, von Christen bewohnt, gibt, welche noch enger und noch bevölkerter, als das Ghetto, sind. Auch ist es wirklich ein Beweis von ausgezeichneter Humanität, wenn die römischen Christen, welche sich selbst, um der vermeintlichen Aria cattiva zu entgehen, wie Häringe auf einander packen, und die animalischen Ausdünstungen für ein wahres Lebenselixir halten, auf die Klagen der Juden über zu gedrängtes Zusammenwohnen geachtet haben. Im Ghetto herrschen, wie allgemein versichert wird, weniger Krankheiten, besonders Fieber, als in den übrigen, vom Pöbel stärkebewohnten, Stadtvierteln. Die Männer seyen fast durchgängig gesund, dagegen die Weiber meistens siech aus, ein Umstand, den mir Niemand hat erklären können. Mir ist, Zeit meines ganzen hiesigen Aufenthalts, auch nicht eine einzige schöne, oder auch nur erträgliche, Jüdinn aufgestoßen. Die Hauptmaßregel, welche die Regierung gegen sie genommen, oder vielmehr nur erneuert hat, besteht darin, diejenigen Judenfamilien, welchen es unter der französischen Regierung gelungen, und von Pius VII. nicht wieder verweigert worden war, sich, entweder in Folge von Verbindungen, Bestechungen, oder durch Afterkontrakte mit Christen, außer dem Ghetto anzukaufen, oder einzumiethen, von neuem in dasselbe einzuschließen. Zu dem Ende sind, um der Partien jeden Vorwand von Klage über die zu große Beschränktheit desselben zu benehmen, zwey Straßen hinzugefügt worden. Mit Untergang der Sonne, wo das Ghetto geschlossen wird, muß jeder Jude dahin zurückgekehrt seyn. Wer sich späterhin in den Gassen finden läßt, wird arretirt. Diese Maßregel ist natürlich nicht im Stande, zu verhindern, daß nicht hin und wieder ein Ehrder bey einem Christen die Nacht zubringen könnte, wenn es beyde zufrieden wären. Der Hausir- oder Schacherhandel ist ihnen streng untersagt; dagegen können sie vor wie nach an jedem Mittwoch in der Woche auf dem großen Markte (dem Navonaplatze) mit ihren Waaren öffentlich ausstehen. Daß sie im Ghetto zu jeder Zeit, den christlichen Sonntag, und ihren eigenen Schabbes ausgenommen, offene Boutiken halten dürfen, versteht sich von selbst. Anfangs hieß es, die Regierung habe auch darauf bestanden, sie sollten ihr altes Abzeichen (die Männer eine Art von gelbem Deckel auf dem Hute, und die Weiber ein gelbes Band vor der Brust) wieder tragen; jezt scheint davon keine Rede mehr zu seyn. Doch ist den Christen bey schwerer Strafe verboten, irgend einen Schein-Kontrakt mit ihnen einzugehen, oder ihnen sonst ihren Namen zu leihen. Alle dergleichen Vereinbarungen werden im Voraus für null und nichtig erklärt. Einigen Familien ist es vergönnt, auf eine unbestimmte Zeit außerhalb dem Ghetto zu verbleiben, bis man die Christen, welche in den, zum Ghetto geschlagenen Häusern wohnen, und diese räumen müssen, mit andern schicklichen Wohnungen versorgt haben wird. Merkwürdig ist, daß, so wie dem Charakter dieses Volks auf der ganzen Erde derselbe Stempel aufgedrückt ist, auch ihre Physiognomie sich allenthalben gleich bleibt, ja selbst ihre Aussprache dieselbe Eigenthümlichkeit besitzt: wie in Deutschland, kann man auch in Rom auf den ersten Blick, auf das erste Gebot einen Juden von einem Christen unterscheiden. Am allermerkwürdigsten aber ist, daß diesem Volke, welches in allen nördlichen Ländern ein Modell von Unsauberkeit ist, im schmutzigen Rom mehr Reinlichkeit innewohnt, als irgendwo. Zu welchen Betrachtungen wird man veranlaßt, wenn man auf das sonderbare Schicksal merkt, welches seit beynahe zwey tausend Jahren über dieses Volk verhängt gewesen zu seyn scheint?

(Die Fortsetzung folgt.)

Beylage: Monatsregister Januar.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Nro. 29.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, 3. Februar 1826.

Wer sehr pranget, der verdirbt darüber.

Jesus Sirach.

Roberti de Licio's Predigt über den Putz der Frauen.

(Gedruckt zu Nürnberg im Jahr 1479.)

Von der heut zu Tage stets wachsenden Eitelkeit der Frauen gilt, was Gott der Herr uns durch den Propheten Jesaias sagt: Ich zürne, weil die Töchter Zions stolz sind und umher gehen mit bloßem Halse, mit lockenden Blicken und mit geschminkten Gesichtern; daß sie tanzend einhertreten und schwänzeln und köstliche Schuhe an ihren Füßen haben. An jenem Tag wird der Herr ihnen nehmen den Schmuck der Schuhe und Hefte, Spangen, Kettlein, Armbänder, Flitter, Gebräme, Schnürlein, Bisamäpfel, Ohrenspangen, Ringe, Haarbänder und Perlen, die auf der Stirne hängen, Festkleider, Mäntel, Schleyer, Spiegel und Borten. Und der gute Geruch wird Gestank seyn und der Gürtel ein loses Band und das gelockte Haar ein kahler Schädel und der weite Mantel ein enger Sack — solches Alles anstatt deiner Schönheit.

Wir werden in diesem Mysterium also sagen, warum der Putz der Frauen tadelnswerth ist und dem Herrn verhaßt. Dazu lassen sich vier besondere Hauptgründe anführen: der Putz besteht

1. In Zusätzen,
2. In Gleichstellung,
3. In Absichten, und
4. In Sittenlosigkeit.

Der erste Grund, warum Frauenschmuck tadelnswerth erscheint, ist, weil er in Zusätzen besteht. Nämlich sie überschreiten in dem, was sie zuzusetzen sich bemühen, das Werk Gottes: denn zu der Länge des Körpers und dem angemessenen Wuchse erfinden sie hohe Absätze, welche an dem Fuß getragen, ihren natürlichen Wuchs erhöhen: sie glauben nicht Haar genug zu haben und fügen sich Falsches und Fremdes an; zu der Farbe des Gesichtes fügen sie rothen Saft und anderes abscheuliches Gebräue.

Der andere Grund ist die Gleichstellung. Denn die geringern und bürgerlichen wollen sich den Höhern und Vornehmsten gleichstellen. Es ist bekannt, daß Jemand seinen Wein verkaufte und Wasser trank, um seine Frau mit Armspangen zu schmücken. Es steht dem Handwerker und Landmanne nicht zu, daß seine Frau mit kostbaren und feinen Kleidern einhergehe. Aber die Menschen sind im höchsten Grade verderbt. Putz und Pracht haben so überhand genommen, daß man den mannbaren Töchtern nicht hinlängliche Aussteuer geben kann. Wenn eine Tochter heirathet, so muß die andere im Hause verbleiben, oder, nicht wegen Gottes, sondern gezwungen, eine Nonne werden. Ich schweige von den Lastern, die daraus hervorgehen. Es schrieb Hieronymus an den Eustachius deßhalb die schönen Worte über die Unglücklichen, welche gezwungen einen Stand wählen, zu dem sie nicht berufen sind.

Der dritte Grund, warum der Frauen Schmuck tadelnswerth sey, wurde den Absichten beygelegt. Es kann angenommen werden, daß sich eine Frau ihres Standes wegen gezwungen sieht, sich zu schmücken, ohne daß die Sittsamkeit dabey leidet. Wenn man aber Frauen findet, die

Digitized by Google

dergleichen in der Absicht thun, um dadurch die Gemüther der Männer, welche auf sie schauen, zu reizen und auf sich zu ziehen, so ist dieß, da es gegen die Liebe Gottes ist, eine Todsünde, selbst wenn keines Verderben dadurch bewirkt wird. Von den sich so schmückenden sagt Hieronymus: die unverschämte Neigung der Frauen sezt immer ihren Ruhm in Steine und Geschmeide und äußern Schmuck; ihnen genügt nicht der von Natur eingeborne Hang zur Wollust; sie suchen Gelegenheiten, ihre sträflichen Neigungen zu befriedigen. Ohne Zweifel wollen sie bewirken, daß die Blicke der Männer, welche das Gold schauen, und denen die Edelsteine vor das Angesicht gebracht werden, dadurch leichter in Liebe entbrennen und der Glanz der schönen Augen verdoppelt auf die Sinne wirke. So weit jener. Wenn aber viele aus Hochmuth und eitelm Ruhm sich schmücken, und darin ihr höchstes Glück finden, das wahre Heil ihrer Seele dagegen vernachläßigen, diese sündigen wiederum tödtlich. Wenn sie dieß jedoch thun, um einen Mann von der Begierde nach andern Frauen abzuziehen, so wird hierin keine Sünde der Frauen zu finden seyn. Wer kann aber die Absicht des Schmückens erkennen, außer Gott? Großentheils pflegt dieß der Frauen Entschuldigung zu seyn, daß sie behaupten, sie schmückten sich, um ihren Männern zu gefallen: wenn sie wahr reden, ist's gut; wenn nicht, so mögen sie es verantworten.

Der lezte Grund der Verwerflichkeit des Putzes ist die Sittenlosigkeit. Denn es müssen die Frauen ehrbar reden, ehrbar einhergehen, ehrbar sich unterhalten, ehrbar endlich sich putzen. Diese äußere Ehrbarkeit und Sittsamkeit bürgt auch ein reines, keusches Gemüth. Drum sagt Aristoteles in seiner Rhetorik: Die Werke sind der Abglanz der Seele! und in seiner Ethik: Jeder ist so wie er sagt und thut und lebt. Und der weise Strach spricht: Die Kleidung des Körpers, der Gang der Menschen und das Lächeln des Mundes zeugen von seinem Herzen. Da es nun viele Frauen gibt, welche sich unsittlich kleiden, so muß man sie der Unsittlichkeit beschuldigen und deßhalb verachten. Dahin gehören die, welche die Brust entblößen, welche den Hals zeigen, welche die Arme nackt tragen, welche mit den Augen spielen, welche scherzhaftes und eitles Zeug reden. Von solchen spricht Hieronymus, wo er zu Mutter und Tochter redet: Indessen fällt der Mantel, damit sie die glänzenden Schultern entblöße., Und anderswo sagt derselbe: Entweder müssen wir reden, wie wir uns kleiden, oder wir müssen uns kleiden, wie wir reden; in der Zunge spricht sich die Keuschheit aus. Ich glaube, es schmücke die Frauen nichts so sehr als Sittsamkeit. Dahero sage ich dir auch, die du einen Gatten zu finden wünschest, was Hieronymus an jene Jungfrau zu Demetrias schrieb: „Jene achte für schön, jene für liebenswürdig, jene für deine Liebste Gefährtin, welche nicht weiß, daß sie schön ist, welche das Geschenk äußerer Reize vernachläßigt und auf die öffentliche Straße tretend nicht Brust und Hals entblößt, noch, den Mantel zurückwerfend, den Nacken öffnet, sondern kaum ein Auge, das nöthig ist, den Weg zu finden, aufschlagend, einherschreitet." Und mit Recht sagt er so, denn wehe der, welche solchen Eitelkeiten nachgeht. Vieles könnten wir hier noch aufzählen, was wir der Kürze wegen übergehen. Damit wollen wir schließen, daß Gott den eiteln Prunk der Frauen mit Krieg und andern Uebeln bestraft. Und davor bewahre uns der, der gepriesen ist zu allen Zeiten. Amen.

Seeleben.

(Fortsezung.)

Das Leuchten der See bey Nachtzeit ist zuweilen ein wunderschönes Phänomen. Es kann in fast allen Theilen des Oceans gesehen werden, allein es ist am glänzendsten in der Nähe des Aequators, wo das Schiff, wenn es schnell vorwärts fährt, durch Feuerkränze eingefaßt scheint, und einen langen hellen Lichtstreif, gleich dem Schweif eines Kometen, hinter sich herschleppt. Das schönste Schauspiel dieser Art sah ich im dritten Grade südlicher Breite. An einem dunkeln und etwas nebligten Abende bedeckte sich die See in einer Breite von acht Ellen auf jeder Seite des Schiffes plözlich mit unzähligen blendenden Sternen von verschiedener Größe und Farbe; sie verschwanden und erschienen auf's Neue, als ob sie abwechselnd erloschen und sich wieder entzündeten. Einige leuchteten glänzend weiß, andere waren bläulich und blaßröthlich. Der Wiederschein war so stark, daß die Kajüte ganz erleuchtet schien. Der Strich, der von dem Steuerruder ausging, war unbeschreiblich prächtig, er war ungefähr eine halbe Meile lang und zeigte eine Menge feuriger Kugeln, die sich ohne Unterlaß vermischten, vereinten, zerstreuten, blizten, in Stücke zerbrachen und die Farben wechselten. Während Alles dieß vor sich ging, bemerkte ich weite Strecken in der nahen See, die plözlich mit einer Glut bläulichten Lichtes übergossen waren, welches während wenigen Augenblicken immer heller ward und dann verschwand. Man konnte diese glänzenden Flecken fast so weit, wie der Horizont reichte, unterscheiden, allein sie waren am häufigsten in der Nähe des obenbeschriebenen Streifens leuchtender Sterne. Das ganze Schauspiel zeigte sich ungefähr eine halbe Stunde in seiner ganzen Pracht, hierauf erblaßte das Licht allmählig, bis es endlich ganz verschwand.

Sowohl der Kapitän als das Schiffsvolk gestanden, daß dieß Schauspiel das glänzendste der Art sey, welches sie jemals gesehen. Mehrere Eimer Seewasser wurden heraufgezogen, allein es war unmöglich, sie des Abends bey Licht genau und auf eine befriedigende Weise zu betrachten, und die Untersuchung des nächsten Morgens gab kein hinlänglich sicheres Resultat. Doch kann man kaum

Digitized by

kann zweifeln, daß Zoophyten und Polypen die zufälligen Ursachen des Leuchtens des Oceans sind. Als Zusatz zu den Bemerkungen mehrerer Naturforscher haben wir nun auch das Zeugniß des großen Chemikers Murray, dessen ganze wissenschaftliche Arbeiten der Untersuchung dieses Gegenstandes gewidmet waren.

Ein unbedeutender Gegenstand vermag auf der See den gewöhnlichen Gang des Lebens zu unterbrechen, und Unterhaltung und Stoff zum Gespräch zu geben. Einer der angenehmsten Vorfälle dieser Art ist die Begegnung eines Schiffes. Die volle Größe und Schönheit eines Fahrzeuges kann nur auf der See und von dem Verdecke eines andern betrachtet werden, wo sich die Form, die Bewegung auf den Wogen und die der Segel am vortheilhaftesten darstellt. Das Schiff erscheint in seiner ganzen Pracht, die noch durch den Gedanken erhöht wird, daß es menschliche Wesen an Bord hat. Mitgefühl wird augenblicklich in den Menschen erregt, die sich auf dem Ocean begegnen; ihre Lage hat so viel Aehnlichkeit, sie begreifen einander und werden mit einander bekannt, ohne jemals von einander gehört zu haben. Wenn zwey Schiffe zu einem Gespräch mit einander kommen, so werden alle Gefühle der Reisenden aufgeregt; jeder derselben sieht um sich her, ob er nicht einen alten Freund unter den neuen Gestalten, die ihn umgeben, zu entdecken vermöge; die beste Laune, die größte Gutmüthigkeit herrscht in diesen Unterredungen, keine Eifersucht, Hochmuth, Ziererey oder gesuchte Entdeckung von Fehlern und Thorheiten drängen sich hier ein. Selten zeigen die Menschen eine ungemischte Großherzigkeit in ihren Gefühlen gegen einander, außer wenn sie sich überrascht finden. Wenn sie Zeit haben, bestimmte Formen anzunehmen, und den Grad von Achtung und Zurückhaltung, den sie einander schuldig zu seyn glauben, zu berechnen, so opfern sie gewöhnlich alle gutmüthige und kühne Gefühle dem selbstischen Ehrgeize auf, Bewunderung zu erregen und sich so wichtig als möglich darzustellen. Deßhalb hat man mit Wahrheit gesagt, daß eine plötzlich und unerwartet zu einer Lustpartie versammelte Gesellschaft sich stets lebendiger, angenehmer und unterhaltender zeigt, als eine durch lange Einladungen vorbereitete.

Ich habe schon bemerkt, daß Lesen oder irgend eine andere Beschäftigung dieser Art selten Vergnügen auf dem Meere zu gewähren vermag, und dieß ist um so schlimmer, da der Ocean keine Unterhaltung darbietet, die diese zu ersetzen vermöchte. Selbst Fischen und Vögelschießen sind nicht immer ausführbar. Das erste schlägt oft fehl, und das letzte ist eine sehr unbefriedigende Jagd, da es immer unbequem und oft unmöglich ist, die erlegte Beute aufzufischen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Dresden, Mitte Januar.

Durch meine Unpäßlichkeit verhindert, ist mir der Theatertumult entgangen, welcher am 2. und 3. Januar eine wiederholte Aufführung der Dame Kobold von Calderon herbeygeführt hat. Gleich die erste Vorstellung soll dem Publikum so wenig gefallen haben, daß sie mit einem lauten Pochen beendigt worden ist. Das konnte ich mir denn nun gar nicht als möglich vorstellen, und ließ mir daher geschwind meinen Gries holen, um dieses Lustspiel nochmals durchzulesen, denn nach seiner Uebertragung ist das Stück gegeben worden. Ich fand dann, wie ich mir gleich gedacht hatte, alle die Eigenthümlichkeiten wieder, welche namentlich das spanische Lustspiel bezeichnen, und es daher schwierig machen, ihm ohne Bearbeitung den Eingang auf deutschen Bühnen zu verschaffen, aber keineswegs etwas, wovon ich hätte glauben können, daß es den Unwillen des Dresdner Parterre's, das sich sonst durch Fehmmigkeit auszeichnet, so sehr aufregen würde, da man mir noch überdieß sagte, daß das Stück von den Hauptpersonen sehr gut gespielt worden sey. Als man es daher einige Tage darauf zur Wiederholung ansetzte, hoffte ich das Beste von einem neuen Versuche. Aber, siehe da, die Kobolds-Natur der Dame war ihr selbst so entgegen gewesen, daß es ihr nicht einmal mehr vergönnt ward, sich öffentlich sehen zu lassen, und zu versuchen, was ihre Reize auf ein unbefangeneres Publikum wirken würden. Mit klaren Worten, eine Opposition im Parterre soll sich so stark gegen die Wiederholung der Darstellung, durch Pochen, ausgesprochen haben, daß ungeachtet eines zweymaligen Versuches das Stück nicht hat gespielt werden können, und die Zuschauer ohne Darstellung wieder nach Hause gewandert sind. Daß dieser Vorfall natürlich das Tagesgespräch der Stadt geworden ist, und bald hier von Anmaßung, bald dort von gerechter Aeußerung so Lobes als Tadels gesprochen wird, können Sie sich leicht denken, so wie mein Verdruß, bey alle dem nicht gewesen zu seyn, und Ihnen also keine anziehende Relation davon abstatten zu können. Aus alle dem scheint freylich hervorzugehen, daß West gar nicht übel daran that, uns sein Dresden con el Dosden mundrecht zu machen, denn wer weiß, was sonst seiner so gern gesehenen Donna Diana widerfahren wäre. Dem öffentlichen Geheimnisse von Lembert soll es hier ohnedieß schon vor längerer Zeit nahe an der Kehle vorbeygegangen seyn.

Ein andres, neu einstudirtes, uraltes deutsches Stück, Erziehung macht den Menschen, von Ayrenhof, hat dagegen nicht mißfallen, und besonders rühmt man das brave Spiel des Herrn Becker in einer komischen Rolle darin, während er einige Tage darauf sich als Don Gutierre mit einer Kraft und einem tragischen Ernst zeigte, welcher ihm allgemeinen Beyfall erwarb. Dieser wackere Künstler ist gewiß eine treffliche Acquisition für die hiesige Bühne, und die Vielseitigkeit seines Talents, sein Fleiß und seine Anspruchlosigkeit lassen Vorzügliches von ihm erwarten.

In der italienischen Oper sind seit Neujahr auch zwey neue Erscheinungen über die Bühne gegangen, und besonders die erstre, Semiramide, ist mit großem Beyfalle aufgenommen worden. Darüber künftig. Die zweyte Matilde di Shabran (warum nicht Schabran?) habe ich nun gestern, wo ich endlich wieder in das Theater kam, selbst gesehen, und mich nicht eben außerordentlich daran erbaut. Denn alles Gute, was in einigen Parthien liegt, wird durch die gemeine und widerliche Darstellung des Corradino verdorben, und da diese Rolle fast in alle Scenen eintritt, kann man zu keinem bleibenden Wohlgefallen gelangen. Glücklicherweise höre ich, daß der Darsteller dieser Parthie bald die Bühne verlassen

wird, und wenn man dieselbe in bessere Hände gibt, so kann der Oper noch so aufgeholfen werden, daß sie sich auf dem Repertoir erhält, welches außerdem schwerlich der Fall seyn dürfte. Vortrefflich ist darin ein Duett im zweyten Akte zwischen der Palazzesi und Tivaldi und die Schlußcavatine der erstern. Auch ein komisches Duett der Palazzesi und Zezi's, so wie der Eingang des Quintetts im ersten Akte ist angenehm und ansprechend. Benincasa schien nicht von der besten Laune zu seyn, und allerdings ist im Ganzen auch wenig für das Entfalten seines komischen Talents gesorgt. Ein guter Einfall war die Organisirung der Nobelgarde, mit welcher er am Schluße des ersten Akts in den Krieg zieht, dagegen der Tambour im Vordergrunde mit seinem ungebührlichen Wirbeln mich sehr gestört hat.

Konzerte hat es in und außer dem Theater gegeben. Zu den letztern gehörte das des Kammermusikus Fürstenau, dessen braves Flötenspiel zu bekannt ist, um es noch näher zu bezeichnen. Einer Ankündigung nach begleitet er den trefflichen Weber nach England, wohin diesen die Darstellung seines Oberon ruft. Im Theater ließ sich der Professor Merk aus Wien hören, dessen Violoncellspiel zu dem Gediegensten gehört, was uns die Musik bieten kann. Zwey vielversprechende junge Personen, Luise und Ferdinand David aus Hamburg, spielten auch im Theater, erstere auf dem Pianoforte, und letzterer auf der Violine. Der Knabe ist ein Schüler Spohrs, und berechtigt zu den schönsten Hoffnungen. Auch das Mädchen ist Meisterin auf ihrem Instrumente, und besonders ist ihre Präcision und die Ruhe ihres Spiels zu loben.

Guido.

Wien.

(Fortsetzung.)

Unter der Benennung Académie chevaleresque, oder Akademie der höhern Reitkunst geben die Herren Constant und Bassin ihre Vorstellungen jezt in einem besondern Lokal, nicht in dem sonst gewöhnlichen Cirkus des Praters. Dieser Schauplatz würde jezt, der Entfernung wegen, nicht sehr besucht werden. Die große Kunstfertigkeit der beyden Hauptpersonen dieses Vereins, die geschmackvolle Ausführung, und selbst die Bedeutsamkeit ihrer größeren Produktionen, nebst der vielfachen Abwechslung, erwerben ungetheilten Beyfall, möchte nur der Vortheil ihrer Kasse mit diesem Gewinn gleichen Schritt halten! Herr Bassin interessirt auch durch seine Charakterdarstellungen, die er mit einer großen mechanischen Virtuosität zu verbinden weiß, und Herr Constant sezt durch die außerordentliche Kühnheit seiner körperlichen Bewegungen, durch Leichtigkeit und Eleganz der Formen noch gehoben, in Erstaunen. Eine seltene Geschicklichkeit beweist der Erstere auch in möglichst schneller Dressur der zügellosesten Pferde.

Auf dem Theater an der Wien paradiren noch immer die Staberliaden. Das lezte Stückchen dieser Art nannte sich Staberls Verlegenheiten, eine nach dem Diener zweyer Herren bearbeitete Posse. Es ist sonderbar, daß Herr Carl alle seine komischen Produktionen in diese Form gießt, oder vielmehr ihnen eine Etiquette aufdrückt, die weder ein allgemeines Interesse hat, noch überhaupt recht passend ist. Mit größerm Recht könnten solche Personagen Truffaldino heißen, allenfalls auch Arlecchino — wenn jedoch der Name nichts zur Sache thut, so mögen diese Spaßmacher heißen wie sie wollen. Die Jungfrau von Orleans erschien neu in die Scene gesezt, und wie es hieß, ganz eigens für das Theater arrangirt. Ueber die Darstellung in künstlerischer Hinsicht ist nicht viel zu sagen, doch ließ sich nicht verkennen, daß Mad. Carl sich mit der Heldenjungfrau viele Mühe gab. Das scenische Arrangement war allerdings stattlich und in die Augen fallend; doch ist hierin früher auf diesem, dann nachher auf dem Hoftheater so viel geleistet worden, daß auch dieser Theil der Darstellung die Erwartungen nicht sehr spannen, und noch weniger überraschen konnte. Die Mohrin und Weißrehe sind über die Bühne geschritten. Man sollte so etwas, wie das Lezteres nannte, allgemach vergessen. Das Publikum vergißt freylich selbst das Bessere nur allzuleicht, es gibt aber freylich Schriftsteller, die ihre Werke, selbst die unsrathensten, auf seine Art vergessen können, sondern sie vielmehr in zwanzig Formen und Umschmelzungen wieder auftischen, wenn die Gäste längst gesättigt aufgestanden sind. — Ein Herr Clauius, vom Theater in Breslau, trat als Oberst in der von Holbein bearbeiteten „berühmten Widerspenstigen" auf. Eine hübsche Gestalt, gewandtes und lebendiges Spiel, vorzüglich guter Conversationston und innere Lustigkeit, zeichneten diese Darstellung aus. Manches streifte jedoch zu sehr an die Gemeinheit jener vieler Charaktere, wie Carl Ruf und dergleichen, was diese Rolle nicht verträgt. Auch schien die Haltung etwas manierirt.

Auf dem Hoftheater an der Burg wurde zum ersten Mal nach Schlegels Uebersezung Hamlet aufgeführt. Für die Darstellung sind Abkürzungen vorgenommen, die von Einsicht und Beurtheilungskraft zeugen, vorzüglich aber diejenigen Scenen, die gegen Annäherung der Katastrophe die Handlung offenbar verzögern, weggelassen worden. Das Stück war mit neuen Dekorationen und Kostüms ausgestattet. Korn gab den Hamlet, in dessen Besiz er längere Zeit schon ist. Studium und künstlerische Haltung läßt sich nicht verkennen, dennoch habe ich Leistungen von diesem Künstler, selbst im Tragischen, gesehen, die mich wenigstens mehr befriedigten. Auch er versuchte das deklamatorische Kunststück, welches Anschüz, glaub' ich, zum ersten Mal hier in Ausübung brachte: den ganzen Monolog hinter dem betenden König mit gedämpfter Stimme vorzutragen. Wenn es gelingt, so macht es allerdings Effekt; die Natürlichkeit gewinnt nur scheinbar dadurch, und mit allen anderen „Beyseits" kontrastirt es auch. Geschieht es mit unzulänglicher Kraft und allzugroßer Anstrengung, so wirkt es nur beklemmend auf den Zuhörer, und gleicht einem ängstlichen Gestöhne. Koch spielte auch dießmal den Polonius. Bey den Worten: „Man hielt mich sonst für einen guten Schauspieler," applaudirten die Zuschauer, und gaben ihre Bewstimmung zu erkennen: ein Kompliment, das unser Theaterpublikum, wenn es Beziehungen auf accreditirte Künstler gilt, nicht zu unterlassen pflegt.*) Dem. Müller gab die Ophelia — mit mehr Kunstaufwand als Wahrheit und charakteristischer Natur, nach meiner Meynung. —

Als neue Bearbeitung von Wolff wurde das längst bekannte französische Lustspiel: Die drey Gefangenen, zum ersten Mal aufgeführt. Das Stück ward sehr gut dargestellt, und belustigte in einzelnen Scenen ungemein. Lachen und Händeklatschen wechselten häufig, die gedrängten Intriguen und die unwahrscheinlichen Mißverständnisse ermüdeten aber in den ziemlich gut gemessenen fünf Akten endlich doch die Theilnahme, und die Beyfallsbezeigungen am Schluß der Vorstellung gaben eine ziemlich laue Aufnahme zu erkennen.

(Der Beschluß folgt.)

*) Neuere Schauspieldichter benuzen diese Bereitwilligkeit gern, indem sie beliebten Schauspielern, denen sie Rollen beystimmen, dergleichen Aeußerungen in den Mund legen, um durch die Wirkung ihren Produkten oft eine nur vorübergehende Theilnahme zu verschaffen.

Beylage: Literaturblatt Nr. 10.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Nro. 30.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 4. Februar 1826.

Die Menſchen fürchtet nur, wer ſie nicht kennt,
Und wer ſie meidet, wird ſie bald verkennen.

Goethe.

Der Unbekannte.

Vor zehn Jahren, Valentin, ſagte Percival zu ſeinem Freunde, hatte dieſes Häuschen ein ganz anderes Anſehen. Es gehörte damals mein und ich hatte es mit vieler Sorgfalt zum angenehmen Sommeraufenthalt für einen Freund einrichten laſſen, der ſich kurz vorher verheirathet hatte. Der plötzliche Tod ſeines Vaters aber rief ihn in eine andere Gegend. Das Häuschen ſtand nun einige Zeit leer; als eines Tages ein Fremder, von hoher Geſtalt, dunkler Geſichtsfarbe, einfach gekleidet, aber von vornehmem Anſtande, zu mir kam und daſſelbe zu miethen verlangte. Der Unbekannte, welcher ungefähr acht-und-zwanzig Jahr alt ſeyn mochte, erklärte ſich nicht über ſeinen Namen und Verhältniſſe, that ſich aber dagegen, um mich über die Bezahlung zu beruhigen, den Zins für ein Jahr im Voraus niederzulegen. Wir wurden Handels einig, und er bezog die Wohnung. Er hatte keine andere Bedienung als einen ältlichen Mann, Namens Johann, welcher dem geheimnißvollen Weſen ſeines Herrn manches Glas Schnapps und manches leckere Abendeſſen bey den Wirthen und Krämern des Orts zu verdanken hatte, welche durchaus von ihm erfahren wollten, wer der Unbekannte wäre; denn Neugierde iſt die Erbſünde aller kleinen Ortſchaften. Aber Johann war über dieſen Punkt ſtumm wie ein Fiſch, und die freundlichen Einladungen würden deßwegen auch bald aufgehört haben, wäre er nicht ſeines Herrn Haus- und Zahlmeiſter geweſen, eine Stelle, die ihm bey immer voller Börſe die höchſte Achtung erwarb und erhielt.

Die Neugierde, welche bekanntlich nicht auf das gemeine Volk beſchränkt iſt, plagte inzwiſchen auch die Herrſchaften in der Nachbarſchaft; die Frauenzimmer hatten ſich's nun einmal in den Kopf geſetzt, irgend eine Liebſchaft habe den finſteren fremden Mann in die Einſamkeit getrieben; aber wie? wo? und wann? das war nicht herauszubringen. Selten ſah man ihn, außer dann und wann in der Kirche; im Sommer pflegte er wohl des Abends auszugehen und ſeine Spaziergänge bis zur Morgendämmerung auszudehnen; im Winter aber kam er nicht über die Schwelle; die Blenden waren den ganzen Tag herabgelaſſen; Niemand kam zu ihm, er ging zu niemanden, und Kränklichkeit ſollte der Vorwand zu aller dieſer Abgeſchiedenheit, dieſer Menſchenſcheue ſeyn. Auch erhielt er niemals Briefe, wenigſtens hatte man nie gehört, daß Einer an ihn in's Dorf gekommen wäre; und da nun die Neugierde durchaus nichts finden konnte, woran ſie hätte zehren können, ſo zehrte ſie ſich nach und nach ſelbſt auf, und am Ende begnügte man ſich in dem Unbekannten den fremden Herrn, und in Johann des fremden Herrn Bedienten zu erkennen. Ich ſelbſt wußte eben ſo wenig von meinem Miethsmanne als meine Nachbarn. Regelmäßig entrichtete er den Hauszins und ungefähr zweymal im Jahre ſtattete er mir einen förmlichen Morgenbeſuch ab, den ich eben ſo regelmäßig erwiederte, und dann hörte alle weitere Verbindung zwiſchen uns auf. Seine Beſuche dauerten

nie über eine halbe Stunde, aber selbst in dieser kurzen Zeit verkündigte er sich als ein Mann von ungewöhnlichen Geisteskräften: er hatte viel gelesen und viel gedacht, er hatte viel von der Welt gesehen — ihr Gutes und Schlechtes — aber er schien nicht nur für dieselben mit allen ihren Sorgen und Freuden, sondern selbst für alles menschliche Gefühl abgestorben. Er schien ein Mann, den man in demselben Augenblicke lieben und hassen, bewundern und verachten zu müssen vermeinte. Jung und mit hohen Gaben ausgestattet, schien er das Wrak eines Menschen zu seyn, der nun seine besten Jahre in ungeselliger Einsamkeit vertrauerte — was hatte ihn wohl dazu bringen können? Vielfach waren meine Muthmaßungen und groß der Antheil, den ich an dem sonderbaren Manne nahm, einen Antheil, den ich damals Neugierde nannte, der aber doch vielleicht eine Ahnung davon war, daß seine Geschichte sich eng mit der meinigen verflechten würde." Hier hielt Percival inne, er ging mit starken Schritten im Zimmer auf und ab, ein innerer Kampf schien seine Brust zu bewegen — endlich hob er wieder an. „Ungefähr drey Jahre nach der Ankunft des Fremden starb mein Vater. Meine Mutter war schon längst todt; und da mich meine Geschäfte hier zu bleiben zwangen, nahm ich meine Schwester Leonore zu mir in das Haus. O Valentin! du hast das liebe Mädchen nur halb gekannt; niemand als der, welcher den Schatz besaß, kannte dessen Werth. Niemand anders konnte sich von der Tiefe der Gedanken, der Wärme des Gefühls, dem hingebenden, sich selbst verläugnenden Sinn dieses Engels einen Begriff machen: denn ein so bescheidenes Aeußere und so schüchternes Zartgefühl verschleyerten ihre Vortrefflichkeit, daß nur im vertrautesten Umgang ihr hoher Seelenwerth erkannt werden konnte. . . . Sie kam und lebte mit mir, und wir liebten einander, wie Geschwister sich selten lieben. Unser Geschmack, unsere Liebhabereyen, unsere Denk- und Gefühlsweise waren dieselben, und unser Leben floß in dem ruhigen Frohsinn dahin, welcher der Glückseligkeit am nächsten steht. Der Verlust unserer Eltern bildete ein neues Band der Liebe zwischen uns; und es schien, als wenn unsre Anhänglichkeit, welche ihren früheren Ruhepunkt verloren, uns desto fester an einander ketten wolle. Unser innigstes Gebet war, daß der Tod uns nicht von einander trennen möchte. Sie können sich leicht denken, daß der Unbekannte oft der Gegenstand unsrer Unterhaltung war, und, daß der Antheil, den er mir eingeflößt, sich auch Leonoren mittheilte. Die Zeit kam nun heran, wo er einen von seinen Besuchen abzustatten pflegte, und wir sahen demselben mit einiger Unruhe entgegen. Es geschah aber, daß, da er endlich kam, ich auf einen Tag verreist war, und durch ein Mißverständniß des Bedienten wurde er zu meiner Schwester geführt, er, den sie sich gewöhnt hatte mit so vieler Theilnahme und selbst mit Mitleiden zu betrachten. Gegen Leute, für welche meine Schwester Mitleiden fühlte, war ihr Betragen ganz unwiderstehlich. Gleichviel wer der Unglückliche war, sie verrieth dieselbe rührende Zartheit, dieselbe Aengstlichkeit, Alles zu vermeiden, was verwunden könnte; ihre Stimme wurde erschütternd sanft, ihr Auge überströmte von Thränen der Zärtlichkeit, ja ihr ganzes Wesen schien so sehr von sanften Gefühlen durchdrungen und überwältigt, daß sie in der Noth wie ein Engel der Milde erschien. Es wunderte mich daher auch nicht, als ich bey meiner Rückkehr erfuhr, daß der Unbekannte volle zwey Stunden da geblieben, aber als Leonore sein Benehmen und seine Unterhaltung als so sanft, so gebildet, so bezaubernd beschrieb, da konnte ich einige Ueberraschung nicht unterdrücken. Indessen erwiederte ich den Besuch, und er erneute bald den seinigen; ja er ließ sich bereden, zu Tische zu bleiben — kurz in allmähligen Stufen wuchs die Bekanntschaft zur Vertraulichkeit und diese zur Freundschaft, obgleich er gegen die übrige Welt noch immer so abgeschieden blieb als je. Er blieb uns nicht länger unbekannt. Er nannte uns seinen Namen, seine Familie und Verbindungen; nur über die Ursache seiner jetzigen Zurückgezogenheit gab er keinen befriedigenden Aufschluß, und alle die Gemeinplätze, die er deßwegen vorbrachte, zeigten nur zu deutlich, daß sie dazu dienen sollten, eine tiefer liegende Ursache zu verbergen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Seeleben.

(Fortsetzung.)

Den ergiebigsten Fischfang findet man auf den Küsten von Neu-Foundland; allein man wird es bald müde, Stockfisch aus dem Wasser zu ziehen, und ihn täglich dreymal auf dem Tische zu sehen. In den westindischen Meeren ist es eine sehr interessante Beschäftigung, Delphine und Barracuta's zu fangen, denn die erstern zeigen im Sterben alle jene glänzenden Farben, die Falconer so poetisch im Schiffbruch beschrieben, und der Geschmack der letztern kommt den Meerbutten gleich. Wenn, wie es oft zwischen den Wendekreisen geschieht, Heerden von Meerschweinen nahe bey dem Schiffe vorüberschwimmen, so hat man Gelegenheit sie zu schießen; allein dieß erfordert viele Geschicklichkeit, und sie sind nach ihrem Tode nichts nütze. Der Haifisch bietet dieß beste Jagd dar, er folgt dem Schiff oft mehrere Hundert Meilen weit, um die Dinge, die über Bord fallen, aufzufangen. Da er ein sehr listiges Thier ist, so beißt er nicht immer an, und wenn er anbeißt, so gehört viel Geschicklichkeit dazu, seine Kräfte zu erschöpfen; allein dieß macht gerade seinen Fang so interessant, und regt die Gefühle der lethargischen Reisenden auf. Das Getöse, welches der Fang eines Haifisches an Bord verursacht, ist unbeschreiblich. Selbst die trägsten Reisenden und die nervenschwachsten Frauen ver-

Digitized by Google

den die Kajüte, um ihn mit den Zähnen grinzen und mit dem Schweife schlagen zu sehen. Seine lezten Augenblicke geben Stoff zur Unterhaltung während des Ueberrestes des Tages, und am nächsten Morgen wird der Gesund durch ein Stück seines Körpers, den man zum Frühstück aufträgt, erneut. Einige erheben sich gegen das strenge Gericht, andere sind in Zweifel, ob sie wagen dürfen davon zu kosten oder nicht, und noch andere essen ihn drauf los, ungeachtet des Schauderns ihrer Gefährten und der warnenden Stimme des Unruhverbreiters, der zu verstehen gibt, daß das Thier vergiftet seyn möge.

Bis jezt habe ich das Seeleben besonders bey gelindem und günstigem Wetter beschrieben, wenn die Reisenden weder durch widrige Winde, noch durch die Aussicht auf den Untergang des Schiffes geschreckt sind. In den lezten Fällen erscheint seine Scene ununterbrochenen Elendes, denn zu der langweiligen Gefangenschaft an Bord des Schiffes gesellt sich die unangenehme Aussicht, lange auf der See zu seyn, das Gefühl augenscheinlicher Gefahr und vielleicht ein hoher Grad persönlichen Leidens. Furcht ist besonders ansteckend auf Schiffen, da jeder Gelegenheit hat seinen Nachbar zu beobachten, und den Ausdruck in den Mienen des Kapitäns und der Soldaten zu beobachten, die oft denen, die sie umgeben, die Stunde der Gefahr anzeigen, wenn sie durch ihre Worte und Betragen die Sache zu verbergen suchen. Allein in den meisten Fällen bleibt es den Reisenden überlassen, den Zustand der Sachen zu beurtheilen und den Grad der Gefahr nach der Beschaffenheit des Schiffes und des Wetters zu bestimmen. Sie sind dann in einer peinlichen Lage. Unvermögend, an den Arbeiten bey dem Schiffe zu helfen, oder sich auf irgend eine Weise nüzlich zu machen, bleibt ihnen nichts, um ihren Geist von den umgebenden Gefahren und den dunkeln Ahnungen, die in ihnen erwachen, abzuziehen. Es ist in diesen Augenblicken kein Verdienst für den Kapitän, wenn er am meisten Besonnenheit und Kaltblütigkeit zeigt. Das Bewußtseyn seiner Verantwortlichkeit, seiner zahlreichen Pflichten, und die unaufhörliche Wachsamkeit, die sie erfordern, beschäftigen ihn so gänzlich, daß jeder Gedanke an Gefahr unterdrückt und vergessen wird. Furcht wirkt, gleich dem bösen Geiste, besonders auf müssige Leute, weil sie selten im Stande sind, deren Angriffen zu widerstehen. Ich habe mehr als einmal Gelegenheit gehabt, zu bemerken, daß die Offiziere und Matrosen während eines Sturmes unerschütterlichen Muth zeigten, bis das Schiff umgelegt war, und dann, so wie die Nothwendigkeit thätiger Anstrengungen vorüber war, niedergeschlagen wurden, bis ein zerrissenes Segel oder eine zerbrochene Raa ihnen Beschäftigung und Heiterkeit wiedergab. Allein den unglücklichen Reisenden fehlt alle Zerstreuung, die ihre Furcht zerstreuen könnte. Ihre Hauptbeschäftigung ist, die Wuth des Sturmes zu beobachten, die Wogen gegen das Schiff brechen zu hören und sich im Geiste in den umgebenden Wassern begraben zu sehen. Der Anblick von Menschen in dieser Lage ist ganz eigener Natur. Um Mitternacht in einer Kajüte sitzend, entspricht die Dunkelheit des Gemachs ihrer Gemüthsstimmung. Kein Wort wird gehört, und Jedermann fürchtet seinen Nachbar anzusehen und die Bangigkeit, von der er sich selbst ergriffen fühlt, von dessen Gesichte widerstrahlen zu sehen. Das Heulen des Windes, das Brechen der Wogen, der niederströmende Regen, und die von dem Brausen des Sturmes übertönten Stimmen der Seeleute vereinen sich, um das Herz in die äußerste Hoffnungslosigkeit zu versenken, und das Gefühl, von Gott und Menschen verlassen zu seyn, zu erwecken. Der kühnste Geist wird am Ende solcher Last erliegen, nicht sowohl aus Todesfurcht, als wegen des heftigen Seelenreizes, den sie hervorbringen und der Unmöglichkeit, das Ende derselben abzusehen.

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Wien, im Dezember.

(Beschluß.)

Das Kärntnerthortheater ist verschlossen, und wird auch vor der Hand verschlossen bleiben, trotz den sich durchkreuzenden, stets widerrufenen, und immer erneuerten Gerüchten von einer nahen Rückkehr der italienischen Operisten. Die Hälfte des Winters ist vorüber, ohne Oper; die andre Hälfte wird auch vorübergehen, und der Sommer noch viel leichter. Eine tüchtige deutsche Oper ist ohnedieß so bald nicht hergestellt, wie diejenigen sich's träumen mögen, die aus dem Gesichtspunkte einer blos kaufmännischen Spekulation diese Angelegenheit betrachten. Bis dahin mögen öfter noch welsche Kehlen deutschen Ohren zur Erbauung ihre Triller schlagen. Eine von Hrn. Barbaja vorgeschlagene, doch bis jezt noch nicht zu Stande gekommene Subscription ist übrigens Schuld an der Verzögerung.

An den zwey lezten Tagen vor dem Weihnachtsabend waren sämmtliche Theater in der Stadt und in den Vorstädten verschlossen. An beyden Abenden wurde jedoch im Schauspielhause an der Burg, zur Unterstützung der Pensionsanstalt für die Wittwen der Musiker, eins der Meisterwerke Händels aufgeführt und wiederholt, nämlich: Salomon, Oratorium in drey Abtheilungen, aus dem Englischen übersezt, vom Hrn. Hofrath v. Mosel, von dem auch die Instrumentalbegleitung des Werks vermehrt war. Diese erhabene Tondichtung wurde öffentlich zum ersten Mal gehört, und von der Versammlung, die wohl im eigentlichen Sinn aus Kunstverständigen und Kunstverehrern bestand, eben so, wie im verflossnen Jahr das Oratorium Jephta, mit enthusiastischer Theilnahme aufgenommen. Der Text ist bey aller Freyheit der Dichtung dennoch der Musik so gewissenhaft angeeignet, daß man das Original zu hören glaubt, und die Vermehrung der Instrumente zeugt von tiefer Kunde und Bekanntschaft mit des Meisters Werken, indem sie den Anforderungen des ursprünglichen Charakters und des Zeitgeschmackes zugleich Genüge leistet. Das Orchester befriedigte, und die Chöre gingen so vortrefflich, wie man sie hier gewohnt ist, und schwerlich wird man diesen Theil der musikalischen Produktion in irgend einer Hauptstadt noch vollkommener hören. Es ist unmöglich, daß

selbst ein vertrauloses, aber von dem Saitenklang der Mode ganz berührtes Ohr dem erhabenen Geist, der in diesen Werken athmet, und dem großen Eindruck, den sie in ihrer edlen Einfachheit und reichen Gedankenfülle hervorbringen, widerstehen kann. Die erste Sopranstimme war durch eine Tochter der Hofschauspielerin Schröder besetzt, die einen angenehmen, gefühlvollen Ton mit vielversprechender Bildung schon vereinigt, aber freylich noch etwas schüchtern die schwierigen Aufgaben löste. — Madam Schröder ist jetzt mit dem Schauspieler Kunst vom Josephstheater in München verehlicht. Es läßt sich nicht verkennen, daß dieser junge Darsteller seit einiger Zeit Fortschritte macht, worauf wohl die Fingerzeige und Andeutungen einer erfahrnen, und mit geübter Urtheilskraft begabten Schauspielerin beträchtlichen Einfluß haben mag.

Am ersten Feyertag war musikalische Akademie im großen Redoutensaal, zum Besten einer Versorgungsanstalt; dergleichen werden alle Jahre zu diesem Zweck gegeben; und der Ertrag ist gewöhnlich sehr bedeutend, weil besondere Zuflüsse Statt haben. Am zweyten Festtag sollte Redoute seyn, die aber, weil der Raum, worin diese Versammlungen gehalten werden, im Umkreis der Burg liegt, wegen eingetretner Hoftrauer für den Kaiser Alexander I., bis in die Mitte Januars verschoben wurde. Aus demselben Grunde blieb auch das Hoftheater am Montag noch verschlossen, und blos auf den Vorstadttheatern nahmen die Schauspiele nach kurzem Stillstand wieder ihren Anfang. Mit dieser nächsten Redoute, die zur Unterstützung wohlthätiger Institute bestimmt ist, wird eine Lotterie verbunden. Die Kollektoren der Realitätsverlosungen haben wieder ein neues Reizmittel ausstudirt, die Spekulanten anzuziehen. Einen, oder mehrere Abende vor der Ziehung werden die Häuser, oder Herrschaften in Effigie an den stark beleuchteten Gewölben ausgehängt, mit der transparenten Unterschrift: Uebermorgen — morgen! — i. e. lacht das Glück den Günstlingen. Man glaubt, daß es zu einer zweyten Aufspielung des Theaters an der Wien kommen werde. Der Direktor aus München hat den Pacht auf drey Monate erneuert. Unverbürgten Gerüchten zufolge dürfte die deutsche Oper wirklich mit nächstkommendem April ihren Anfang nehmen; die italienische aber erst späterhin; jedoch läßt sich nichts Näheres darüber sagen, weil beym Schluß dieser Blätter noch die Posten aus Italien fehlten.

Der vorige Gouverneur von St. Helena hat sich bekanntlich eine Zeitlang hier aufgehalten. Er wohnte einer Vorstellung im Schauspielhaus an der Wien bey, und saß in einer Loge mit bedecktem Haupt. Seine düsteren Gesichtszüge haben viel Charakteristisches. Am Hoftheater wohnte er einer Darstellung des Hamlets bey, und man will ihn auf dem Sperrsitz nicken gesehen haben; ob Beyfall gebend, oder wehmüthig, weiß ich nicht. Vermuthlich auch nicht in den Augenblicken, wo, wie Thomson singt:

Dread o'er the Scene the ghost of Hamlet Stalks.

Auch hier sind Vergißmeinnicht auf Richters Grab gestreut, und manches Thränchen vergossen worden, das nicht zu Bernstein werden wird. Mir däucht ich höre eine Stimme aus dem Grabe rufen: O laßt die edlen Todten ruhen! —

Rom.

(Fortsetzung.)

Mittwochs am 23. Nov. hat hier die Hinrichtung des berüchtigten Targhini, nebst einem seiner Genossen, dem Chirurg Montanari, Statt gefunden. In der Anklageakte sind sie des Hochverraths und der verrätherischen Verwundung des schuldig worden. Letzteres (un tentativo con proditione) mag wahrscheinlich in den römischen Kriminalgesetzen so viel wie absichtlicher Mordanschlag bedeuten. Denn letzteres ist wirklich ihr Verbrechen, und nicht bloße Verwundung. So viel sich aus der blos summarischen Darstellung der Thatsachen im öffentlich bekannt gemachten Urtheile abnehmen läßt, hatte Targhini, der jüngste Sohn des Mundkoch des vorigen Papstes und Büreaudiener in einer hiesigen öffentlichen Administration, eine Carbonarilogie gebildet, und darin seit einem Jahre verschiedene Mitglieder aufgenommen. Er selbst stand derselben, wie die Anklage sagt, als Leiter und Despot (regolatore o despota) vor. Wie aus den Akten erhellt, hatten mehrere der Mitglieder, wahrscheinlich aus Furcht vor den Folgen, den Bund verlassen. Theils um diese zurückzuführen, theils um die übrigen einzuschüchtern, beschloß Targhini, einen oder den andern der ausgetretenen Mitglieder zu ermorden. Er begab sich daher am Abend des verflossenen 4ten Juni zu einem derselben, Namens Puntini, lockte ihn unter einem Vorwande auf die Gasse, und führte ihn in den Hinterhalt, wo Montanari, ihrer harrend, ihm einen Dolchstich in die rechte Seite versetzte. Der Streich mißlang in so fern, als Puntini nicht allein nicht auf der Stelle blieb, sondern auch nach einigen Wochen wieder hergestellt ward. Targhini entfloh auf einen in der Nähe Roms liegenden Weinberg, Montanari in eine Einöde hinter Albano, wo ihn ein Einsiedler, in dessen Hütte er sich begeben hatte, arretiren ließ. Das Verbrechen war, wie man leicht sieht, mit einer Art von unverschämter Sorglosigkeit, oder vielmehr im blinden Vertrauen auf den sichern Erfolg, ausgeführt worden. Denn selbst im Falle, wenn Puntini unmittelbar erstochen worden wäre, mußte Targhini, welcher an mehrern Orten, unter andern in einem Weinhause, mit ihm gesehen worden war, in Untersuchung gerathen. Im nämlichen Augenblicke, wo Targhini seinen Streich ausgeführt hatte, waren von vier andern des Komplotts (je zwey und zwey) zwey andere Anschläge derselben Art gemacht worden, aber mißlungen. Targhini und Montanari haben ihre Strafe erlitten, ohne sich zu bekehren, so viele Mühe auch die dazu beauftragten Priester angewandt haben.

Der Beschluß folgt.)

Auflösung des Räthsels in Nr. 24.

Eis.

Räthsel.

Ein fast verrufenes, doch kundig nützlich Thier
Preißt alle, die ihr mich erkennt, in mir.
Schon alte Sage ließ von mir manch Lob erschallen;
— Versteht mich recht!
Nicht just von mir — von meinem Abngeschlecht! —
In Specie jedoch vor meinen Schwestern allen
Hab' ich durchs Martertum,
Fast in dem ganzen Christenthum
Für einen Heiligen — wißt ihr in welcher Nacht?
In hohen Ehren mich gebracht.

— e —

Beylage: Intelligenzblatt Nr. 7.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Nro. 31.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 6. Februar 1826.

Euch, ihr Götter, gehört der Kaufmann. Güter zu suchen
Geht er, doch an sein Schiff knüpfet das Gute sich an.

Schiller.

Seeleben.

(Beschluß.)

Wie unangenehm auch den Reisenden das Seeleben im Anfange seyn mag, so versöhnen sie sich doch gewöhnlich einigermaßen damit, wenn sie einige Wochen auf dem Schiffe zugebracht haben; wenigstens haben dann die Unannehmlichkeiten ihrer Lage viel von ihrer Schärfe verloren, ihr Gemüth sinkt in eine Art von Stumpfheit, und Tage und Wochen fließen so schläfrig und einförmig dahin, daß der Gang der Zeit kaum fühlbar ist. Sie gewöhnen sich an den alltäglichen Gang des Frühstücks, Mittag- und Abendessens, mit den schalen Unterhaltungen und Bemerkungen, welche dabey Statt finden, an den Spaziergang auf dem Verdecke des Morgens und dem Sitzen an dem Hintertheil des Schiffes am Abend, an das glückliche Vorrecht, sich in ihren Hangmatten niederzulegen und den Schlaf zu suchen, wenn sie des Wachens müde sind.

Allein wenn sie sich nach einer langen Reise nur hundert Meilen vom Hafen entfernt sehen, was für eine Umwandlung geht in allen ihren Gefühlen und Gedanken vor! welche Hoffnungen, welche Bangigkeit, welche Vorgefühle schwellen jeden Busen! welche Sehnsucht nach dem Erscheinen des Landes! welche Wünsche nach günstigem Winde! welche Berechnungen der Stunde der Ankunft! welche mit Furcht vermischte Neugierde für das neue Land, das sich bald den Augen darstellen soll! und welche heiße Wünsche, daß die Jahre, die sie vielleicht dort erleben sollen, glücklich und nicht in getäuschter Erwartung verfließen möchten! Das Schiff, welches vor wenigen Stunden noch der Sitz der Mattigkeit und Trägheit war, ist jezt in den Schauplatz des Lebens und der Thätigkeit verwandelt. Alle Bewohner desselben schwimmen in Hoffnung und jeder Blick sagt, daß Erwartung der glücklichste Zustand in der Welt sey.

Endlich sieht man Land, die Reisenden eilen auf das Verdeck, um sich mit eigenen Augen zu überzeugen; einige klettern die Strickleitern hinauf, andere nehmen ihren Platz auf dem Hintertheile des Schiffes ein und noch andere steigen auf den Vorsprung; alle Ferngläser sind in Bewegung, und beneidenswerth ist das Loos desjenigen, der eins besizt. Wenn es gewiß ist, daß die Küste wirklich sichtbar, so wird die Einbildungskraft derjenigen aufgeregt, die sie betrachten, und sie rufen tausend reizende Bildungen aus der umgebenden Dunkelheit hervor, und geben Dingen ohne Daseyn Namen und örtliche Bestimmungen. Jeder Zuschauer verschönert das ferne, nebelichte Land mit Gegenständen, die seiner Einbildungskraft entsprechen. Der Eine glaubt, ein Dorf zu entdecken, ein Zweyter zeigt einen Wasserfall, ein Dritter bewundert einen eingebildeten Hayn und ein Vierter versichert vielleicht, Leute herumwandern zu sehen. Erfindungskraft und Neugierde sind gespannt, bis die Schatten der Nacht die Küsten verhüllen und die Beobachter zwingen, von ihren Untersuchungen abzustehen.

Des nächsten Tages versammelt sich Alles auf dem

Digitized by Google

Verdecke bald nach Sonnenaufgang und Jedermann macht thätige Vorbereitungen, an's Land zu gehen. Das Schiff ist nur einige Meilen vom Hafen entfernt, und die kleinsten Züge der Küste werden sichtbar. Vielleicht ist das Land öde, felsigt, unbewohnt — vielleicht mit menschlichen Wohnungen und Vieh bedeckt, oder vielleicht herrlich angebaut und glänzend von grüner Vegetation. Doch der Anblick desselben, wie er auch immer seyn möge, fehlt niemals, freudige Bewegungen in dem Busen derjenigen hervorzubringen, die Monate lang die See durchschnitten — während dieser ganzen Periode täglich die Sonne auf der unveränderlichen Wasserfläche, die sie umgab, auf- und untergehen sahen — keine Töne hörten als das Sausen des Windes und das Rauschen der Wogen und keine Pflanzen oder Blumen als das auf dem Wasser treibende Seegras erblickt und keine andere Luft- und Erdbewohner als den einsamen Albatros und den unheilverkündenden Sturmvogel sahen. Der erste Anblick der Natur nach einer langen Wasserreise erweckt tausend Ideen und Gefühle, die während der auf der See zugebrachten Zeit schliefen, und wirft einen Sonnenstrahl über die Seele, die ihr jeden äußern Gegenstand in seinem glänzenden Lichte erscheinen läßt.

Endlich läuft das Schiff in den Hafen ein, vielleicht von Tausenden angestaunt, die sich versammelt haben, um Zeugen seiner Ankunft zu seyn, und es zu begrüßen. Die Reisenden fühlen, daß sie sich wieder mit der Masse der menschlichen Gesellschaft vermischen werden, sie betrachten die auf der Küste versammelte Menge mit Mißtrauen und fühlen sich ängstlich auf's Neue dem herzlosen und lärmenden Gewühle des thätigen Lebens zu begegnen, und den Stößen einer unbekannten und gleichgültigen Menge ausgesetzt zu seyn. Unterdessen ziehen die Matrosen die Segel, eins nach dem andern, ein, und wenn das Schiff den bestimmten Platz erreicht hat, so ruft der Befehlshaber: „Laßt die Anker fallen.“ Das kräuselnde Wasser, das donnernde Geräusch des Kabeltaues auf dem Verdeck kündigen an, daß seine Befehle ausgeführt sind und daß sich das „Seeleben“ seinem Ende nahe.

Die Ausschiffung der Reisenden bildet die lezte Scene der Reise und vielleicht eine der interessantesten, obgleich die handelnden Personen selten in einem Gemüthszustande sind, der sie fähig macht, dieß zu beobachten. Das Gewühl, welches in dem Augenblicke entsteht, wo man das Schiff verläßt, die verschiedenen Gegenstände, welche die Aufmerksamkeit zerstreuen, bringen die Trennung von Leuten in Vergessenheit, mit denen man mehrere Monate verlebt, und Gefahren, Leiden und Angst getheilt hat. Schon diese Betrachtung allein ist hinreichend, Reisegefährten zu interessanten Gegenständen zu machen, und sie in dem Augenblicke, wo wir ihnen Lebewohl sagen, für viele Jahre in unser Gedächtniß zu prägen. Vielleicht behalten wir länger die Erinnerung an diejenigen, mit denen wir eine Seereise gemacht, als an irgend andere, mit welchen uns die gewöhnlichen Lebensverhältnisse in Berührung gebracht haben, und fühlen mehr Interesse, sie auf ihrer Laufbahn zu verfolgen und wieder zu begegnen, als im Verhältniß zu der Theilnahme steht, welche sie uns in der That einflößten. Allein die genaue Kenntniß ihres Charakters, die wir auf dem Schiffe erhalten, kömmt in unser Gedächtniß zurück, und wir finden Vergnügen zu untersuchen, ob ihre nachherige Lage in der Gesellschaft in Verhältniß mit dem Urtheile steht, welches wir von ihren Talenten, Neigungen und Fähigkeiten gefällt. Diese Nachforschungen geben oft Gelegenheit zu schmerzlichen Bemerkungen, denn die Geschichte fast jedes Menschen zeigt eine Reihe von fehlgeschlagenen Hoffnungen und gibt eine traurige Probe davon, daß, wenn gleich der Mensch zuweilen der Erbauer seines Glückes ist, in sofern es ihm gelingt, einen Grund zu legen und das Gebäude zu errichten, doch der Plan und das Ganze gewöhnlich nicht nach seinem Geschmacke und seinen Bestrebungen unangemessen ist.

Der Unbekannte.

(Fortsetzung.)

„Je mehr ich von Eberhard sah (denn so hieß er), desto mehr fand ich in ihm, das ich lieben und mißbilligen mußte. Ich hatte von Menschen wie er gelesen, aber bisher hatte ich keinen solchen gesehen. Er war ein Geschöpf von starkem Verstande und noch stärkeren Leidenschaften, ohne Grundsätze, um auf dem Meere des Lebens sicher zu steuern; der Sklave jedes Anstoßes, unterlag er nacheinander den besten und schlechtesten Leidenschaften unsrer Natur. Ich fand ihn so weise und so muthwillig, so selbstsüchtig und so großmüthig, so sanft und so unlenksam, daß ich zweifelte, ob ich ihn für begeistert oder wahnsinnig halten sollte. Seine Unterhaltung war von gleicher Art — eine Reihe von heftigen Uebergängen: das Erhabene und Lächerliche im ewigen Gegensatze — glänzender Witz aus dunkelm Trübsinn hervorbrechend — rührende Erziehungen und milde Gesinnungen plötzlich von bitterem Hohn und beißendem Spott durchbrochen. Aber ich könnte für immer reden und nicht mehr sagen als dieß: er war ganz der Mann, der das Herz eines Weibes gewinnen und zerdrücken konnte.

Mehrere Monate lang dauerte der Umgang mit ununterbrochenem Vergnügen fort, und es machte uns Freude zu sehen, daß unsere Bemühungen, Eberharden aufzuheitern, so gut gelangen. Ein anderer Geist kam über ihn: seine Blicke wurden weniger wild, seine Unterhaltung gleichmäßiger; sein ganzes Wesen dem der übrigen weniger unähnlich; er nahm wieder Antheil an den Beschäftigungen Anderer — kurz ein niederdrückendes Gewicht schien seiner Seele entnommen zu seyn, und seine finsteren Stim-

Digitized by Google

zungen wurden seltener und weniger heftig. Es gibt in jeder Nachbarschaft wenig gute Gesellschaft, die seinige war aber um so angenehmer. Er war in der That ein blendendes Wesen, das selbst mit seinen Fehlern über dem gewöhnlichen Menschenschlage erhaben zu seyn schien. Da ließ er sich so gern überzeugen, gab seine Irrthümer so willig zu, machte sich so bittere Vorwürfe, wenn er irgend einen Kummer verursacht hatte, und war so unermüdet seinen heitern Stunden Anderen zu gefallen, daß man sich in seiner Gesellschaft in immerwährender Bewegung befand. Nie werde ich wieder seines Gleichen sehen, und doch — wollte Gott, daß ich ihn nie gesehen! Sie werden natürlicherweise denken, daß ich hätte verblendet seyn müssen, wenn ich nicht eingesehen, wohin dieser Umgang führen müßte, oder doch führen könnte. Ich war es wirklich. Ich dachte mir Eberhard immer als ein Wesen, das mit andern Menschenwesen nichts gemein hätte; Leonore erschien mir als das edelste der Weiber, und ich vergaß, daß sie doch immer nur ein Weib war. Ich empfand für ihn wie für einen Bruder, und ich glaubte, auch sie hege kein anderes Gefühl für ihn. Ueberdieß ist es ja auch meistentheils der Fall, daß, wenn man im täglichen Umgang mit Leuten lebt, man nicht so sehr aufeinander Acht gibt, und daher manche Bewegung in dem gegenseitigen Benehmen übersehen wird, die einem Fremden auffallen würde. Es war nur bey meiner Wiederkehr nach einer Abwesenheit von mehreren Wochen, daß zuerst der Gedanke von einer gegenseitigen Leidenschaft zwischen Eberhard und meiner Schwester bey mir aufstieg. Aber es war so — er liebte sie mit der ganzen allumfassenden Fülle seiner Feuerseele, und sie hatte ihm ihre erste und einzige Liebe geschenkt. Diese Entdeckung machte mich höchst unglücklich, denn ich sah nur zu gut, daß aus dieser Liebe nichts als Unheil entstehen konnte, und fluchte meiner Blindheit. Daß Leonore sich nicht ohne mein Wissen mit einem Manne, besonders mit einem, über dem ein Geheimniß ruhte, verbinden würde, das wußte ich wohl. Auch zweifelte ich nicht, daß sie der Ehre und selbst meinen Wünschen das schwerste Opfer bringen würde — aber ich sah auch ein, daß ihr das Opfer sehr viel kosten würde.

(Die Fortsetzung folgt.)

Improvisation.

Dichtkunst wäre sie, die der Dichtkunst in Phrasen vorausrollt,
Und dem Gefühl vorlep reimend nur lügt Poesie?

Cz.

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, 25. Januar.

Könnte ich heute meine Amtspflicht erfüllen, so würde ich Ihnen von Raupachschen Lust-, von Shakespeaterschen Trauer-, von Hottelschen Gelegenheits-Spielen, und von dem Spiele dieser Spiele ein langes und breites berichten. Aber heute? Bey diesem Allerweltsereigniß? Sie werden so billig seyn und von einem Theaterrezensenten weder die tiefsinnige Abstraktion, noch die Seelenruhe, noch die Aufopferung eines Archimedes verlangen. Und wahrlich! alle diese Eigenschaften müßte ich besitzen, wenn ich jezt noch irgend einen andern Gedanken hegen könnte, als den .... Nein, so kann ich meine Phrase nicht enden! Ich habe gar keinen Gedanken, die ganze Stadt hat keinen; nicht einmal Worte, die man doch hier sonst in Fülle ohne alle Gedanken hat. Nichts als Interjektionen der mannichfaltigsten und heterogensten Art: „Au weih! Schauderhaft!“ schreit man auf dem Alexandersplatz, „Jöttlich! Das is mich 'ne wahre Wonne!“ jubelt man auf dem Gensd'armen-Markt, und in der Mitte zwischen beyden Plätzen hört man bald „Schaal!“ bald „Schwal!“ rufen. Und so wie alle Weltbegebenheiten jezt auf die Börse ein- und von dort wieder auf die Ereignisse zurückwirken, so ist auch dort große Bewegung, und die Papiere des Königsstädtischen Theaterstaats (oder Pompe) fänden unter sechszig keine Abnehmer. Ich fühle es, daß ich höchst konfuse schreibe; aber in dieser Konfusion! So viel werden Sie indessen gemerkt haben. . . Ach nein, Sie können Sich's nicht denken, wie furchtbar, wie wild, ja wie gröblich es da herging. Es wäre um ein Haar zu Thätlichkeiten gekommen; und das wäre doppelt strafbar gewesen, denn die Königstädtischen Aktionärs dürfen ja kein Trauerspiel aufführen. Daher haben Sie denn auch die Revolution klüglicherweise wie eine Posse geendigt. Doch ich will ruhig zu erzählen suchen. Die Bühne ist der eigentliche Mikrokosmus, und ihre Direktion das Bild eines Gemeinwesens (oft auch eines gemeinen). Daher hatten vernünftige Leute schon bey Zeiten zu den Direktoren des Königsstädtischen Theaters folgendermaßen gesprochen: Was den Staat in die größte Gefahr bringt, das ist der Staat; denn Staat kostet Geld, Geldausgaben für nichtsnutzigen Staat zerrütten aber die Finanzen, aus zerrütteten Finanzen geht nun aller Revolutions-Gräuel hervor: erst Pöbelherrschaft, dann Anarchie, und zuletzt Despotie, der Despot mag nun Konsul, Protektor, Syndikus oder Kurator heißen. Die Geschichte der Welt, wie die der Bühne hat Euch warnende Beyspiele der Art vor Euren eigenen Augen und Ohren aufgestellt. Ihr braucht also, um dieses zu wissen, nicht einmal etwas gelesen zu haben. Hütet Euch demnach vor einem zu großen Personal; vor einem zu großen Orchester; vor Kapell- und Konzertmeister, vor ersten, zweyten, dritten Musikdirektoren, wo Einer hinreicht; vor Kostümen von 1566 und 1568! Ein Ritter bleibt ein Ritter, und ein Knappe ein Knappe; von vielen dramatischen Helden weiß man aber gar nicht wie sie angezogen waren, und es ist höchst unnütz, Bücher darob nachzuschlagen, und noch unnützer, Geld dafür auszugeben, auf daß Blaubart französisch und der treue Eckbert deutsch gekleidet sey, ein Unterschied, den Keiner merkt, und der vielleicht nicht einmal existirte. Hütet Euch vor Dekorationspracht! Die Fenster brauchen nicht transparent zu seyn, das hilft weder zur Aussicht, noch zur Einsicht! Verschwendet auch nicht zu viel auf die Naturlichkeit des Wassers; gebietet lieber Euren Dichtern dieses durchaus nicht anzubringen. Haltet auch Eure Darsteller an, feurig zu spielen, so könnt ihr den kostspieligen Feuerwerker mit seinen bengalischen Affanzereyen entbehren. Begnügt Euch mit Eurem komischen Brode, und laßt alle Konditorkunst geschmackloser Ueberladung, die ja doch keine Kunst ist. Selbst ein Berliner kann nicht immer nur lauter Kuchen essen! Seyd mit Liederspielen und Operetten zufrieden, und hütet Euch vor dem Ogger der Schauspielkunst, vor der allesverschlingenden Oper, die immer drey Mal so viel kostet, als sie einbringt, und wo-

unsicherig auf die andern dramatischen Darstellungen herabsieht, von deren Fette sie sich doch nährt, wie Euch dieß die Rechnungsbücher aller Hoftheater mit unbestreitbaren Zahlen darthun können. Hütet Euch endlich und hauptsächlich, vor jedem Wettstreit, vor jeder neidischen Rivalität mit dem königl. Theater! Was dort von Gold ist, sey bey Euch von Goldpapier; drehen sie sich dort auf Einem Bein herum, so steht fest auf Euren Füßen; trillern sie dort, daß man kein Wort vom Text versteht, so singt ein einfaches Lied, doch so deutlich ausgesprochen, daß man sich über den epigrammatischen Schluß freut; ist man dort von der Donna Diana entzückt, so macht Euch nicht an die Dame Kobold zu geben, sondern seyd mit dem Geist auf der Bastey zufrieden; haben dort die ersten Talente Deutschlands drey- und fünftausend Thaler Gage; so zahlt ja nicht aus Ostentation sieben und Neuntausend — kurz sucht Euch durchaus andere Wege, als die, welche das königl. Theater betritt, und sollten es selbst die entgegengesetzten seyn.

So sprachen erfahrene Leute zu den allzuaktiven Aktionärs, und obgleich sie die Unternehmung von vorn herein gleich viel zu groß anlegten, so hörten sie doch, und es ging gut. Sie wußten aber nicht, daß es dadurch gut ging, weil sie gehört hatten, und es sollte immer noch besser geben, wie die Staatspapiere. Und so verfiel man, in Folge der Ideen-Association, auf Staat. Man engagirte mit königlichem Aufwande eine Staatssängerin, die Dame Sonntag, und machte dadurch alle andere Mitglieder des Königsstädtischen Theaters zu Werkeltagspersonen; während Dem. Sonntag die Dienstage sich zu Freytagen machte, und nur sang, wenn sie eben Lust hatte, so daß statt gewoffter Sonntags-Einnahmen oftmals Schabbes in der Kasse war. Schabbes nämlich heißt: Sabbath, und Sabbath, Ruhetage. — Dennoch ward diese Infantin der Königsstadt, dieses Schooßkind der Direktion mit väterlicher Liebe von derselben ausgestattet und wahrhaft fürstlich eingerichtet: mit Seide, Sammet, Bronze, Krystallen, und allem sonstigen Ueberflusse, den eine kleine Gebieterin grosser Leute nicht entbehren kann; sogar ein Oberstbofmeister wurde ihr gegeben, zwar um Aufsehen zu vermeiden, nur unter dem Titel eines Vormundes, aber da der Ehrenmann diesen Titel im buchstäblichen Sinne nahm, und für sein Mündel wie für seine eigne Pupille sorgte, so soll die Direktion auch hier fehlgeschossen haben, und um einen bedeutenden Vorschuß gekommen seyn. Einen losen Edelstein kann man in Gesellschaft nicht präsentiren, und so mußte die Rossignole gefaßt und karmeilirt werden: zwey Tenoristen wurden verschrieben, das Orchester vermehrt, ja ein eigener Musikdirektor angestellt; lauter Strandgut, aufgefischt von der an dem italienischen Magnetberg Barbaja gescheiterten deutschen Oper. Diese Fassung war eben so theuer als der Mittelstein; aber man wollte, coute qui coute, den königlichen Darstellungen Gluckscher, Mozartscher und Spontinischer Werke Parole biegen, und kniff und beg zu diesem Behuf den glücklichen volet der Tonkunst (Rossini) nach Möglichkeit. Dennoch verlor man Say auf Sau; denn war die Oper auch überfüllt, so kostete sie auch übermäßig viel, und um so mehr, als nun das Lust- und Schauspiel leer blieben, und das Publikum nichts anderes sehen und hören wollte, als die rossignolirende Dem. Sonntag. Nichts desto weniger spielte man das Hazardspiel fort, bis es endlich nicht allein va banque hieß, sondern auch Allez Banquiers! — Bey dem täglichen Defizit des Budgets nämlich hat nun endlich eine Generalversammlung der Aktionärs Statt gefunden. Hier soll es sehr (da der Censor doch dieses Adjektiv streichen würde, so lasse ich es lieber selbst weg) hergegangen seyn. Um aber doch den Leser einen Begriff zu geben, wie es hergegangen, so will ich es verblümt paradiesisch nennen, nämlich, nicht wie im, sondern wie auf dem Paradiese ging es her, d. h. es war ein wahres Höllenspektakel. Blut ist zwar nicht geflossen: sonst aber fiel vielerley vor. Auch hier soll es sich wieder bewährt haben, wie kleine Ursachen die größten Wirkungen haben, und wie ein Tropfstein den Kelch überfließen macht. Dieses Tropfstein, sagt man, war ein schlechter Schawl für elende tausend Thaler, welche die Direktorin der Rossignole geschenkt, und aus der Theaterkasse bestritten haben sollen. So wie die Rhein-Pfalz auf Anlaß eines schiefen Fensters in Trianon abgebrannt wurde, so ist die bisherige Regierung des Königsstädtischen Theaters durch einen Schawl gestürzt worden; und wie das Schicksal oft wichtiger ist, als mancher Journalist, der von Witz lebt, so klingt das Wort Schawl, gerade so wie schaal. Kurz die Direktion ist nicht mehr; aber statt dessen ein einstweilen regierender Ausschuß, zu welchem unter andern zwey Zimmermeister und einer der Wasserleitungsmeister unserer hiesigen Dromdetenanstalt gehören, so daß es mit dem Königsstädtischen Theater wohl jetzt tamtam gehen wird. — Daß dieses Ereigniß ein großes Aufsehen in der Stadt macht, können Sie sich denken. Guelfen und Ghibellinen können im dreyzehnten Jahrhundert nicht feindseliger gegen einander gestanden haben, als hier die beyden Theaterpartheyen des Gensd'armen-Marktes und des Alexanderplatzes. Auch nennt man sie, scherzweise auf jene alten Partheykämpfer anspielend, Schwaben und Italiener. Welche aber die Schwaben und welche die Italiener genannt werden, weiß ich Ihnen so eigentlich nicht zu sagen; kurz die Stadt ist in zwey Hälften getheilt, deren eine heult und jämmert, die andere tanzt und jubilirt. Ja es scheint, daß man dieses Ereigniß als eine große Landesbegebenheit ansieht; denn so eben bringt mir mein Aufwärter den Beywagen der Schnellpost herein (das ist nämlich kein Wagen, sondern ein hiesiges Tagesblatt) und dieses Tagesblatt hat heute einen schwarzen Trauerrand, und kündigt das Leichenbegängniß der Direktion in Prosa und in Versen, und mit einem Witze an, wie man ihn nur selten auf dem Beywagen der Berliner Schnellpost antrifft. Man kann wirklich von dem geistreichen Herausgeber dieses Edelsteins unter den Tagesblättern jetzt sagen: Daß er Witz hat, versteht sich am Rande. — Und soll dieses keine Randglosse seyn: seine Ironie ist zutraut, sein Tadel hat ächten Humor; aber loben muß er nicht, weder in Prosa noch in Versen, weder in der Schnellpost, noch in der Dresdner gelben Kutsche; besonders nicht die Euryanthe; das kleidet ihn nicht, das sollte er dem geharnischten Oppositionsblatte überlassen, dessen saldaterisches Salbenfaß, wenn schon in andere Blätter lobsingend überfließt. Wenn die Euryanthe sich nicht selbst besingt, die fremden Melodien können ihr zu nichts helfen. Doch wozu diese Abschweifung? Ich muß zu der hiesigen Haupt- und Königsstadt-Aktion zurück. Das Komische des Ereignisses, Tod und Leichenzug, habe ich erzählt. Jetzt kommt das Tragische der Begebenheit. Wer ist Direktor der Volksbühne geworden? Herr Bethmann. Wer ist Herr Bethmann; doch nicht wieder ein Bayanier? Nein, er ist der Gatte der berühmten verstorbenen Künstlerin, selbst ehmals Schauspieler, aber in der Fülle seiner Jahre pensionirt, ein Mann, der jetzt Spiritus fabrizirt, und dessen vortreffliches Herz von allen denen, die ihm genauer kennen, ungemein geliebt wird. Wo Herz und Geist so glücklich in einem Bühnenverein sich zusammentreffen, da muß das Unternehmen gedeihen, da darf man die schönsten Hoffnungen hegen. Sie fragen mich, warum ich diese Wahl tragisch nenne? Weil ich mit Leid und Seele zu der Theaterpartbey des Gensd'armen-Marktes gehöre; und dieses Glück der Königsstädter mir Thränen abpreßt.

Beylage: Kunstblatt Nr. 10 u. 11.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Nro. 32.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Dienstag, 7. Februar 1826.

Drum mit den Tagen
Frohen Genusses
Eile dahin, wie auf
Sonnengespann!
Schau nicht der Zukunft
Nebligе Tiefen!
Chronos, den ernsten, nur
Hält man so an.

C. Geib.

An die Diana des Niesen *).

Von den Jägern der Müllimatt.

Auf Verlangen den 4. Oct. 1825.

O Göttin, die du stets geleitest
Des Jägers Hang durch Feld und Wiesen,
Die du das Hochgebürg beschreitest,
Die Blümlisalp und unsern Niesen,
Die du dich Allen hold erwiesen,
Die dir, des Städtelebens satt,
Auf wald'ger Berge Rücken huldigen;
Was zürnst du deinen ungeduldigen
Verehrern auf der Müllimatt?

Auf daß dein Haupt uns gnädig nicke,
Dein heil'ger Grimm uns endlich schone,
Wie gerne lenkten wir die Blicke
Hinauf zu deinem höchsten Throne,
Zu jener keuschen Gletscherzone,
Die ihren Namen dir geraubt;
Doch Nebel, ach! sich ewig häufende,
Von allen Seiten niederträufende,
Verbergen uns der Jungfrau Haupt.

Wir ziehn dem Regenguß entgegen,
Und weih'n dir manchen Tag und Morgen,
Doch keine Schnepfe will sich regen,
Und alle Hasen sind verborgen:
So kehren wir denn stets in Sorgen
Von mancher eiteln Fahrt zurück,
Die Müh' und Schweiß genug uns kostete,
Und unsre Flinte, die verrostete,
Ersehnt umsonst ihr altes Glück.

So sehn wir unsern Ruhm verloren,
Den Fama sonst der Welt geblasen,
Seh'n uns zum Spott der Frau'n erkoren,
Ja, mehr als das, zum Spott der Hasen,
Die sorglos ruh'n auf Moos und Rasen;
Wir aber, ach! verträumen hier
Die Zeit, die nicht von uns genossene,
Nur Moritz zielt, der Unverdrossene,
Nach einer Scheibe von Papier.

Zwar läßt sich Manches in den Lauben
Der schönen Müllimatt erwerben:
Bey holden Frau'n, beym Saft der Trauben,
Beym Duft so vieler Blumenscherben,
Hier ließe leben sich's und sterben;
Doch, Göttin, sieh, zu dir nur schau'n
Wir hoffend auf, zu deinen luftigen
Und wilden Höh'n von diesen duftigen
Gewächsen, diesen schönen Frau'n!

Laß dich durch unser Flehn erweichen,
Und steh' uns bey in diesen Tagen:
Das Höchste wollen wir erreichen,
Die pfeilgeschwinde Gemse jagen;
Es wird uns kein Gewehr versagen,
Wenn du uns schützest, du, o du!
Sey gnädig unserer Verwegenheit,
Erspähe selbst uns die Gelegenheit,
Und jag' uns alle Gemsen zu!

*) Berg im bernischen Oberlande, am westlichen Ufer des Thunersee's. Schlußstein der von den Alpen gegen den See laufenden Bergkette.

Digitized by Google

Und wenn du uns vor Schmach mit dieſen
Geſchenken deiner Gunſt gerettet,
So möge dir am Rand des Rieſen,
Auf Alpenroſen hingebettet,
Erſcheinen was dich ewig kettet:
Auf daß du nie uns fleuchſt davon,
Erſcheine dir ein hingeſunkener,
Von Lieb' und Wein und Schlummer trunkener,
Ein ſchnarchender Endymion!

Auguſt Graf von Platen.

Der Unbekannte.

(Fortſetzung.)

Leonorens Liebe war ächte Frauenliebe — ſchüchtern und ſtill, aber tief, tief in der Seele ruhend, bereit, für den geliebten Gegenſtand Mangel, Elend, den Tod zu dulden, ja ihn nach Mißhandlungen noch zu lieben — und eine ſolche Liebe hatte ich auszurotten. — Und Eberhard — ich zitterte, wenn ich an ihn dachte — verändert wie er war in Geiſt und Seele, ſo wußte ich doch nur zu gut, daß es das Werk eines vorübergehenden Eindrucks war. Es war ein Löwe, den die Liebe gezähmt, der aber doch zu jeder Stunde in ſeine angeborne Wildheit zurückſinken konnte. Gegen ſeine Geburt, ſein Vermögen, ſeine Geiſtesgaben ließ ſich nichts einwenden. Aber er war der Spielball eines unbezähmbaren Gemüthes, welches in der Wuth ſich ſelbſt an dem geliebteſten Gegenſtande vergreifen konnte; und ſollte ich Leonore dieſen Stürmen unterwerfen, ſie in ſolchen Stunden wie eine zerknickte Blume unter den Füßen der Raſerey zertreten ſehen? Sollte ich geſtatten, daß meine Schweſter ſich mit einem Manne in die Einſamkeit vergrabe, auf den die Welt zum wenigſten mit Verdacht blickte? — Ich war in der gränzenloſeſten Unruhe — aber bald ward ich zum Handeln aufgefordert. Meine Schweſter geſtand mir, daß ſie unter der Bedingung meiner Zuſtimmung Eberharden ihre Hand zugeſagt, und er ſchrieb und bat mich um dieſe Hand. Eine genaue Erzählung von der langen, traurigen Unterredung mit meiner Schweſter zu geben, wäre unmöglich. Ich klagte meine eigene Unvorſichtigkeit an, die ſie einer ſo ſchweren Prüfung ausgeſezt hatte, und bat ſie, mir den Kummer, den ich ihr verurſachte, zu verzeihen. Ich ſuchte durch alle Liebkoſungen, die das Herz mir einzugeben vermochte, ihren Schmerz zu lindern, aber vergebens. Sie lag bleich, zitternd, ſanft hingegeben, beynahe leblos in meinen Armen; ſie blickte mit verlangenden Augen zu mir empor und horchte athemlos auf jedes meiner Worte. Aber das Gefühl der Pflicht gab mir Muth; und obgleich meine Thränen mich beynahe blendeten, und das Schluchzen meine Stimme zu erſticken drohte, und obgleich ich fühlte, daß ich hätte mein Leben hingeben können, um ihren Jammer zu mildern, ſo war ich doch entſchloſſen, ſie nie Eberhards Gemahlin werden zu laſſen. Die Gründe, die ich vorſtellte, können Sie ſich leicht denken. Endlich fügte ich hinzu: „Laß ihn das Geheimniß, das ihn jezt umhüllt, aufklären, laß ihn lernen, ſeine wilden Leidenſchaften bändigen — zeige er ſich des Schatzes würdig, nach dem er geizt, und dann —" — „Und dann?" fragte ſie mit rückkehrender Röthe auf den todtenblaſſen Wangen. „Dann, fuhr ich fort, ſoll er dieſen Schatz in dir erhalten — geliebte Schweſter — meine einzige Freundin." Ich drückte ſie an's Herz, es erfolgte eine lange nur von Schluchzen unterbrochene Pauſe. Leonore erholte ſich zuerſt, ſie ſprach, geſezt waren ihre Worte, aber ſie kamen von zitternden Lippen; ihr Geſicht ward wieder ruhig, aber es war die Ruhe eines tiefen herzbrechenden Schmerzes. „Bruder, wir haben Beyde geirrt, wir müſſen Beyde vergeben; ein Fremdling von geſtern ſoll nicht die Herzen trennen, die von Kindheit an vereinigt waren. Ach, warum haſt du mich doch gelehrt jemand anders zu lieben als dich? Ach, ehe Eberhard kam, dachte ich nur an dich!" — Endlich ſezte ſie hinzu: „Sprechen kann ich jezt nicht mit ihm, ich will an ihn ſchreiben; hernach geh du zu ihm und ſprich ſanft mit ihm um meinetwillen. Laſſe ihn, wenn er mich wirklich liebt, ſein Verſprechen erfüllen und erklären, warum er ſich ſo in Geheimniß hüllt — ſage ihm — ach ſage ihm" — ſie zauderte. Ich verſprach ihr, mit ihm zu reden, wie ſich's gezieme, und ſie begab ſich endlich auf ihr Zimmer, um an ihn zu ſchreiben.

Nach wenigen Minuten kam Eleonore mit einem Briefe an Eberhard zurück, und nachdem ſie mir das Verſprechen abgenommen, gelaſſen mit ihm zu reden, übergab ſie mir ihn mit einem Blicke, der ein gebrochenes Herz verrieth, und ich eilte, den Störer unſers Glückes aufzuſuchen. — Es war ein harter Gang. Mit freudigem, heiteren Blick trat er mir entgegen, ohne die entfernteſte Vermuthung, daß ich ſeinen Wünſchen entgegen ſeyn könnte. Jezt galt es, Feſtigkeit zu zeigen. Mit welcher Wärme, welcher leidenſchaftlichen Beredſamkeit ſprach er doch! Er rührte an jede Saite, die zweyer Menſchen Herzen aneinander ketten können. Er malte in den lebhafteſten Ausdrücken den ſchrecklichen finſtern Zuſtand ſeiner Seele, woraus meine Freundſchaft ihn erlöſt, er legte ſich und ſein künftiges Wohl und Weh in meine Hände, und beſchwor mich in Worten, die mir durch die Seele gingen, ihn nicht von der Rückkehr zur Ruhe und zum Frieden abzuhalten — nicht das Schwert zu ſeyn, das ihn von ſeinem Paradies zurückweiſe, und das einzige Wort nicht zu verweigern, das allein ihm für immer den Seelenfrieden und die irdiſche Seligkeit zu geben vermöchte. Die erſchütterndſte Wahrheit ſprach aus allen ſeinen Worten, Blicken und Geberden; ich konnte nicht an der Aechtheit ſeiner Leidenſchaft

Digitized by Google

zweifeln, aber ich durfte seinen Versprechungen nicht trauen und blieb fest.

Jezt veränderte er den Ton. Schmähungen und Drohungen folgten den Bitten. Er verwarf mein Recht, ihm in Eleonoren entgegen zu seyn, nannte mein Verfahren verrüchtige Grausamkeit, behandelte mich mit dem bittersten Spott und forderte mich endlich in steigender Raserey heraus. Meines Versprechens, das ich Eleonoren gegeben, eingedenk, schwieg ich lang; als ich aber fand, daß meine Mäßigkeit seine Wuth nur steigerte, sagte ich zulezt: „Eberhard, morgen wirst du über dein jetziges Betragen trauern.“ Zugleich wollte ich mich entfernen; aber ehe ich noch die Thüre erreichen konnte, trat er mir mit einer gespannten Pistole in den Weg und rief mit hohler leiser Stimme, welche fürchterlich mit seinen rollenden Augen und zitternden Gliedern harmonirte: „Schwöre erst, daß Eleonore mein seyn soll – oder du kömmst nicht lebendig von dieser Stelle — schwöre! schwöre!“ Es war ein verzweiflungsvoller Augenblick, aber die Verzweiflung gab mir Stärke. Mit einer Gelassenheit, die ich keineswegs fühlte, trat ich dicht vor ihn und sagte: „Nimm mein Leben, Eberhard — ich setze es willig, wenn ich nur dadurch meine Schwester aus der Gewalt eines Wahnsinnigen rette.“ Der Wechsel der Gefühle in diesem Menschen hatte etwas Außerordentliches — ein Wort, ein Blick konnte ihn, ohne daß der geringste Uebergang zu bemerken gewesen wäre, vom Lamme zum Tiger, und wieder ein anderes Wort und ein anderer Blick vom Tiger zum Lamme umwandeln. Dieser sonderbaren Eigenheit hatte ich jezt mein Heil zu verdanken. Mit festem Blick und ohne ein Wort zu sagen, gab ich ihm Eleonorens Brief. Er riß ihn auf und las ihn mit gieriger Hast. Er wirkte wie ein Zauber. Es bedurfte keiner Worte, um die Veränderungen seiner Gefühle anzudeuten. Scham, Reue, Schmerz, Liebe, Selbstanklage folgten und überwältigten einander in wenigen Augenblicken. Ich hatte nun nichts mehr zu fürchten; der Sturm, welcher vorhin gegen mich getobt hatte, war jezt gegen ihn selbst gerichtet. Ich nahm ihm die Waffe aus der entnervten Hand und führte ihn ohne Widerstreben zu einem Sitz. Da saß er, dem Aeußern nach kalt, stille, unbeweglich wie eine Bildsäule, aber in seinem Innern stürmte eine losgelassene Hölle. – Ich blickte ihn mit unaussprechlichem Mitleiden an, denn mein Herz hatte keinen Raum für andere Gefühle. Ich nahm ihn bey der Hand und wagte es ihn anzureden. Ich suchte ihm die Nothwendigkeit des Opfers darzuthun, das er bringen müßte, indem ich ihm bewies, daß Eleonore unmöglich glücklich mit ihm seyn könnte. Er versuchte mehrere Male zu antworten, aber es schien ihm an Stärke dazu zu fehlen. Endlich rief er mit schwacher, erschöpfter Stimme: „Verlasse mich, verlasse mich — ich kann nicht reden — Geduld bis morgen — geh zu ihr, tröste sie — und laß mich!“ Ich ging, weil er es so haben wollte, aber nicht ohne Sorgen über den Erfolg.

(Die Fortsetzung folgt.)

Milder, Schulz, Seidler, Sontag.

So tönt, berührt von klarer Morgenröthe,
Memnon's erhabene Heroenbild.

*

So klagt, so jubelt, kraftvoll, feurig, wild
Des Waldgotts kühne Flöte. —

*

So wieget sich auf schwankem Zweig der Rose
Die Nachtigall bey holder Melodie. —

*

So perlt ein künstlich-kleiner Kolibri:
Ein Spiel-Uhr-Virtuose. —

t.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris.

In Paris ereignet es sich oft, daß große Erwartungen erregt werden, und daß die Sachen ganz anders ausfallen als man vermuthet hatte. Es war ein förmlicher Kontrakt mit der berühmten Sängerin, Mad. Fodor, geschlossen worden, um ihr das Recht zuzusichern, zu ihrem Wiederauftreten auf der Bühne der Pariser italienischen Oper die Hauptrolle in dem Ninischen Stücke Semiramis wählen zu dürfen. Diese Rolle, hieß es, sey der Triumph der großen Sängerin, und in derselben mache sie einen außerordentlichen Effekt. Die Künstlerin hätte sich die Rolle auch um alles in der Welt nicht nehmen lassen. Sie fuhr daher sehr entrüstet auf, als Mad. Pasta einen sehr galanten, wahrscheinlich nicht zum Drucke bestimmten Brief des verrufenen Vicomte de la Rochefoucauld vorzeigte, worin der Hr. Director vom königl. Hausbofrath dieser allerliebsten Sängerin ebenfalls die Semiramisrolle zugesagt hatte. Die beyden Künstlerinnen machten ihre Rechte in den Zeitungen geltend, und der Hr. Vicomte mochte nicht wenig verlegen seyn, wie er sein galantes Versprechen mit seiner kontraktmäßigen Verbindlichkeit vereinbaren sollte. Er führte die beyden Damen zusammen, und am Ende des Gastmahls, wenn sich beym sprudelnden Champagner die Herzen aufthun, und die Zwistigkeiten vergessen werden, brachte er es dahin, daß Mad. Pasta ihm seines Versprechens entledigte, und ihrer Nebenbuhlerin den Semiramistriumph ganz überließ. Jedoch war die Aussicht auf diesen Triumph nicht ohne Unannehmlichkeit. Die Anhänger der Mad. Pasta wurden böse auf die zulezt gekommene Sängerin, und da die musikalische Leidenschaft sehr heftig ausbricht, so schrieben sie ihr drohende Briefe. Mad. Fodor wurde bange und beiser, die von ihr so lebhaft geforderte Rolle erregte ihre Besorgniß; sie zögerte, und als das Zögern zu lange dauerte, ließ ihr endlich die Operndirektion, unter Genehmigung desselben Vicomte, bedeuten, daß, wenn sie nicht bald auftrüte, man die Rolle der Mad. Pasta übergeben wollte. Dieß half. Mad. Fodor trat auf, aber mit sichtbarer Angst. Schon ihr bloßes Erscheinen erregte ein lang anhaltendes Beyfallklatschen; jedoch die Unruhe blieb, auch soll sie noch unpäßlich gewesen seyn;

die Rolle wurde gar nicht gesungen, wie man es von einer solchen Meisterin erwartet hatte. Dazu kam nun noch zum Unglücke, daß die letzten Aufzüge dieser Opera Seria außerordentlich lang, und mit den beständigen Wiederholungen Rossinischer Sätze angefüllt befunden wurden. Langeweile erträgt aber ein Pariser Publikum nicht mit Geduld. Kaum konnte es sich enthalten, seine Ungeduld laut werden zu lassen. Die Zeitungen beklagten sich über das Langweilige des Rossinischen Stückes, es ist seitdem nicht wieder gegeben worden, und es heißt, Mad. Fodor will die Rolle gar nicht mehr haben. Wahrlich das Ding war des Streites nicht werth, den es veranlaßt hatte. Uebrigens ist man wegen der Opernmusik jetzt in ziemlicher Bewegung in Paris. Die große Oper hat einige alte Piccinische und Gluckische Opern, besonders die Armida des letztern wieder auf die Bühne gebracht; allein Castilblaze, der bekannte Arrangeur fremder Opern, der zugleich Musikalienhändler, und musikalischer Rezensent ist, behauptet im Journal des Débats, mit den alten Opern sey es vorbey, der Gluckische Styl sey veraltet, so etwas komme den jetzigen Musikkennern barbarisch vor, und die Oper habe kein andres Hülfsmittel übrig, als daß sie die alten Opern in die Vergessenheit des grabe, und einen ganz neuen Styl annehme (vermuthlich den Rossinischen). Welches Zetergeschrey würde solch eine Behauptung zu einer Zeit in Paris erregt haben, als die gesammte Volksmenge in Gluckisten und Piccinisten, in Côté du Roi und Côté de la Reine eingetheilt war, und als man sich einander aus Musikeifer fast die Ohren abgeschnitten hätte! Auch jetzt noch, bey weit wichtigern, die öffentliche Aufmerksamkeit fesselnden Angelegenheiten, hatte man die kühne Behauptung des Castilblaze nicht ohne Rüge hingehen lassen können, und einige Musikkenner haben ihn in den Tagesblättern tüchtig zurecht gewiesen. Allerdings sticht der feyerlich langsame, und gleichsam solide Styl der Gluckschen Opern mit dem lebhaften glänzenden der Rossinischen sehr ab; das Publikum will von Zeit zu Zeit aufgeweckt und neu angeregt werden, welches der Meister von Pesaro vortrefflich versteht: dann gefällt auch der fade galante Text Quinaults, und der mythologische Inhalt nicht mehr, seitdem die romantischen Vorwürfe sich der Bühne bemächtigt haben. Aber für Musikkenner ist und bleibt eine Gluckische Armide doch immer ein wahres Meisterstück; Geschmack und Neigung mögen sich geändert haben; solch eine Fülle von Harmonie und dramatischen Schönheiten wird Ohr und Geist der nicht nach der Mode, sondern nach dem innern Werthe Richtenden, beständig entzücken. Castilblaze aber hat in dem Stücke allerley Fehler aufgesucht, und gefunden, daß eine der Hauptarien einem alten bekannten Gassenhauer ähnlich sieht; man hat ihm darauf geantwortet, daß der bekannte Jägerchor im Freyschützen zum Theil in das alte Malbroughlied falle; ob dieß aber dem Verdienste der Komposition schade? Während man so stritt, erhielt Boieldieu durch seine Operette, die weiße Frau, einen neuen Triumph, dem alle Musikkenner zustimmen; man bemerkt, daß Rossini und auch Weber ihm bey dieser Komposition vorgeschwebt haben, so wie der Verfasser des Textes, Scribe, den Inhalt des Stückes aus Walter Scott entlehnt und für den Tonkünstler sehr geschickt zugerichtet hat. Dieses Stück erregt nun großen Zulauf, und wird wahrscheinlich so beliebt werden als Jean de Paris; und wie sollte eine Oper von dem beliebtesten Textdichter, und dem besten Operettenseyer unter den jetzt lebenden französischen Tonkünstlern nicht im Stande seyn, ganz Paris herbeyzuziehen? Gluck's Armida läuft aber Gefahr darüber vergessen zu werden, wie so manches andere geschätzte Stück aus der vorigen Zeit, bey dessen Wiedererscheinen auf der Bühne die jetzigen Pariser ganz erstaunt sind, daß es sonst habe so großes Aufsehen erregen können. So verschieden sind die Zeiten!

D g.

Rom.

(Beschluß.)

Dieß Jahr ist den Unternehmern, hinsichtlich der gänzlichen Entbehrung aller Schauspiele während des heiligen Jahrs, und des ohnehin sehr kurzen Carnevals, welcher schon mit der Mitternacht des siebenten Februars schließt, nachgelassen worden, morgen am 2. Jan. ihre Vorstellungen zu eröffnen. Wer der die Quantität noch die Qualität der Theater entsprechen der Erwartung, welche man sich, nach einer so langen Entbehrung, davon gemacht hat. Argentina (die gewöhnliche große, oder erste Oper) wird gar nicht, sondern Statt dessen, im sogenannten Theater Apollo (in der Gasse Tordinone), eine kleine Duodezoper eröffnet werden. Von den zwey dort angekündigten Vorstellungen ist die erste (die zweyte, wie der Kunstausdruck heißt, da destinarsi, wird, glaubt man, der Meyerbeersche Crociato seyn) die schon vor drey Jahren in Venedig und nun auch zu Paris durchgefallene Rossinische Semiramis. Unter den Sängern und Sängerinnen daselbst (Marconi, Sopransängerin, Cavalli, prima Donna und Orlandi, erster Tenor) genießt allein die Marconi (dieselbe, welche, unerachtet ihrer Einäugigkeit, vor drey Jahren zu Venedig das Caamirkorn des Gebrauchtwerdens fand, die Semiramis. Trotz ihres und der Mad. Rossini (Colbran) Fiasco's, aufrecht zu erhalten) einiger Reputation. Vom Ballette hat man eine noch schlechtere Meynung. Die komische Oper wird, wie gewöhnlich, im Theater Valle Statt finden. Die zwey, hier verfertigten Opern sind: La Sposa fedele von Pacini, und la Contadina feudataria von Marcai; die Sänger: Blasis, erste Sängerin, Fioravanti (Sohn des berühmten Komponisten gleiches Namens, Kapellmeister an der Peterskirche), singender Bassist, de Grecis, komischer Bassist und Piacenti (Piacenti mezzo carattere) komischer Tenor. Von diesen allen genießt allein der letzte einer Berühmtheit, welche sich jedoch zugleich mit dessen hohen Jahren vermindert hat. Neben der Oper in Valle wird zugleich, wie gewöhnlich, ein recitirendes Schauspiel Statt finden, von dessen angekündigten Mitgliedern kein einziges bekannt ist. Im Theater Capranica werden Marionetten, vielleicht von allen am besten spielen. Drey Theater bleiben also während dieses Carnevals gänzlich verschlossen, die teleosale Argentina, und die Zwerge Pallacorda und Pace. Dagegen haben sich eine ungewöhnliche Anzahl Virtuosi ambulanti eingefunden. Unter diesen (denn a Jove principium) steht oben an Mad. Catalani. Sie wird am folgenden Donnerstag und Freytag Konzert geben. Vorgestern hat sich schon ein Hr. Ghys hören lassen, vorgeblich ein Schüler Lafont's, und erster Geiger der großen Oper zu London, wirklich ein Genie, obgleich höchstens erst fünfundzwanzig Jahre alt, vorausgesetzt, daß eine Vollendung des Mechanismus und der Bogenführung bey seltener Faustkraft und noch seltener bewußtvoller ungestörter Ruhe, aber ohne jegliches Fünkchen von Grazie und Meyzetuten, Genie genannt werden können. Sein Spiel gleicht, von Anfang bis zu Ende, einer verheerenden Mittagssonnenhitze, ohne die erquickende Abendkühle. Er ist nichts desto weniger eine merkwürdige Erscheinung. Daneben befindet sich der musikalische Stevenmeilen-Stiefelmann hier, ich meyne den Hrn. Bell' Oca, der den Contrabaß handhabt, als wäre es eine Kinderfidel. Er soll, heißt es, nicht arm seyn; das steht ihm zu gönnen, denn in Rom dürfte er schwerlich reich werden. An diesen schließt sich der berühmte Improvisator, Hr. Sgricci, an. Versteht er die Kunst, mit Hülfe seiner Geratter eine eben so gute Einnahme, als ein dramatisches Gedicht zu extemporiren; so ist ihm geholfen. Endlich hat sich Dem. Garnerin wieder eingefunden, um alle vorgenannten Künstler mit ihrem Fallschirme zu überfliegen.

Beylage: Literaturblatt Nr. 11.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Nro. 33.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 8. Februar 1826.

Jede Zeit besteht aus zwey Theilen, dem Schluß der vergangenen und dem Anfang der folgenden Periode.

Jean Paul.

Ueber die künftigen Verhältnisse von Europa und Amerika.

v. Alex. v. Humboldt.

Bevor ich die Küsten des Festlandes verlasse, um von der politischen Wichtigkeit der Insel Cuba, des größten der Antillen-Eilande, zu sprechen, will ich noch aus einem Standpunkte alles dasjenige überblicken, was eine richtige Ansicht der künftigen europäischen Handelsverhältnisse mit den vereinten Staaten von Venezuela zu geben vermögend ist. Als ich bald nach meiner Rückkunft nach Deutschland den politischen Versuch über Neu-Spanien (Essai politique sur la Nouvelle-Espagne) herausgab, machte ich zugleich einen Theil der Materialien bekannt, welche ich über den Territorial-Reichthum von Süd-Amerika besitze. Diese vergleichende Schilderung der Bevölkerung, der Agrikultur und des Handels aller spanischen Kolonien ward in einem Zeitpunkt abgefaßt, wo die Fortschritte der Gesittung, durch mangelhafte gesellschaftliche Institutionen, durch das Prohibitiv-System und durch mehr andere verderbliche Irrthümer der Staatsverwaltung gehemmt wurden. Seitdem ich jene unermeßlichen Hülfsmittel dargestellt und entwickelt habe, welche die Völker beyder Amerika's, unter dem Schutz einer weisen Freyheit, in ihrer individuellen Lage und in ihren Verhältnissen zum handeltreibenden Europa und Asia finden können, hat eine der großen Revolutionen, welche von Zeit zu Zeit das Menschengeschlecht in stürmische Bewegung bringen, den Stand der Gesellschaft in den weitläufigen von mir durchwanderten Ländern umgewälzt. Das Festland der neuen Welt findet sich gegenwärtig zwischen drey Völker europäischer Herkunft gleichsam getheilt: das eine, und das mächtigste, ist von germanischer Abstammung; die beyden andern gehören durch ihre Sprache, Literatur und Sitten dem lateinischen Europa an. Die westlichst gelegenen Theile der alten Welt, die iberische Halbinsel und die brittischen Eilande sind auch diejenigen, deren Kolonien den weitesten Umfang besaßen; allein viertausend Meilen Küstenlandes, von den Abkömmlingen der Spanier und Portugiesen ausschließlich bewohnt, bezeugen das Uebergewicht, welches im fünfzehnten und sechszehnten Jahrhundert die Völker der Halbinsel durch ihre Unternehmungen zur See vor den übrigen Schifffahrtsvölkern sich erworben hatten. Man kann sagen, ihre von Kalifornien bis zum Rio de la Plata, auf dem Rücken der Kordilleren, wie in den Wäldern vom Amazonenstrom, verbreiteten Sprachen sind Denkmale des Nationalruhms, welche alle politischen Revolutionen überleben werden.

Gegenwärtig bilden die Bewohner vom spanischen und portugiesischen Amerika zusammen eine zweymal größere Bevölkerung, als jene von englischer Abstammung ist. Die französischen, holländischen und dänischen Besitzungen auf dem neuen Festlande sind von geringem Umfang: um aber die Aufzählung derjenigen Völker, welche auf die Schicksale der andern Halbkugel Einfluß haben können, zu vervollständigen, dürfen wir weder der Kolonisten slavischer Herkunft, die sich von der Halbinsel Alaska bis in

Digitized by Google

Kalifornien anzusiedeln trachten, noch die freyen Afrikaner auf Haiti vergessen, welche die im Jahr 1545 von dem mailändischen Reisenden Belzoni ausgesprochene Prophezeihung in Erfüllung gebracht haben. Die Stellung der Afrikaner auf einer Insel, die drittehalb Mal größer ist als Sicilien, in Mitte des mittelländischen Antillenmeeres, erhöht ihr politisches Gewicht. Alle Freunde der Menschheit vereinbaren ihre Wünsche für die Entwicklung einer Gesittung, welche, nach so vielfacher Wuth und Blutvergießen, auf unerwartet gedeihliche Weise vorschreitet. Das russische Amerika gleicht bis dahin weniger einer landwirthschaftlichen Kolonie, als jenen Comptoirs, welche die Europäer zum größten Unglück der Landeseingebornen auf den afrikanischen Küsten errichtet haben. Es besteht dasselbe lediglich in Militär-Posten, und Stationen von Fischern sowohl als sibirischen Jägern. Eine auffallende Erscheinung ist es unstreitig, den Ritus der griechischen Kirche auf amerikanischem Boden anzutreffen, und zu sehen, wie zwey Nationen, welche die östlichen und westlichen Endtheile von Europa bewohnen, die Russen und die Spanier, auf einem Festlande, welches sie von entgegengesetzten Richtungen aus erreicht haben, Nachbarn werden; allein der beynahe wilde Zustand der unbevölkerten Küsten von Ochotsk und Kamtschatka, der Mangel aller Unterstützungen aus den asiatischen Häfen und das bis dahin in den slavischen Kolonien der neuen Welt befolgte Regime sind eben so viele Hemmungen, welche dieselben auf lange Zeit im Zustand der Kindheit erhalten werden. Aus Vorstehendem erhellt, daß, wenn man bey staatswirthschaftlichen Unternehmungen sich gewöhnt hat, nur Massen in's Auge zu fassen, das amerikanische Festland alsdann unverkennbar, genau gesprochen, unter drey große Nationen, von englischer, spanischer und portugiesischer Herkunft getheilt erscheint. Die erste dieser drey Nationen, die der Anglo-Amerikaner, ist zugleich diejenige, welche, nach den europäischen Britten, mit ihrer Flagge die größte Ausdehnung der Meere bedeckt. Ohne entfernte Kolonien hat ihr Handelsverkehr einen Umfang erhalten, welchen kein anderes Volk der alten Welt erreichen mochte, außer etwa demjenigen, welches nach dem amerikanischen Norden seine Sprache, den Glanz seiner Literatur, seine Arbeitslust, seine Freyheitsliebe und einen Theil seiner bürgerlichen Institutionen übertragen hat.

Durch die brittischen und portugiesischen Kolonisten wurden einzig nur die Europa gegenüber liegenden Küsten bevölkert; die Kastilianer hingegen haben gleich zu Anfang der Eroberung die Andenkette überstiegen und ihre Ansiedlungen bis in die westlichsten Landschaften ausgedehnt. Hier nur, in Mexiko, in Cundinamarca, in Quito und Peru, haben sie die Spuren einer vormaligen Gesittung, Landwirthschaft treibende Völker, blühende Reiche angetroffen. Dieser Umstand, der Zuwachs einer Bevölkerung von Landeseingebornen und Bergbewohnern, der fast ausschließliche Besitz großer Metall-Reichthümer und eines seit Anfang des sechszehnten Jahrhunderts mit dem indischen Archipel gepflognen Handelsverkehrs mußten den spanischen Besitzungen im äquinoktialen Amerika einen eigenthümlichen Charakter verleihen. In den östlichen, den brittischen und portugiesischen Kolonisten zu Theil gewordenen Landschaften waren die Landeseingeborne jagdtreibende Völker von unstäten Wohnsitzen. Statt zur Bildung einer landbautreibenden und arbeitsfleißigen Bevölkerung beyzutragen, wie dieß auf dem Plateau von Anahuac, in Guatimala und Ober-Peru der Fall war, haben sie bey Annäherung der Weißen meist sich zurückgezogen. Der Arbeitsbedarf, der Vorzug, welchen die Kulturen des Zuckerrohrs, des Indigo und der Baumwolle erheischen, die Habsucht, welche öfters den Gewerbsfleiß begleitet und ihn herabwürdigt, haben daselbst jenen schändlichen Negerhandel eingeführt, der für beyde Halbkugeln gleich verderblich geworden ist. Glücklicherweise ist es der Fall, daß auf dem Festlande vom spanischen Amerika die Zahl der afrikanischen Sklaven verhältnißmäßig zur Sklavenbevölkerung von Brasilien oder vom südlichen Theile der vereinten Staaten gering, und nicht stärker denn 1 zu 5 ist. Alle spanischen Kolonien, die Inseln Kuba und Portorico mitgerechnet, haben auf einer Landesfläche, welche die von Europa mindestens um einen fünften Theil übersteigt, nicht so viel Negersklaven, als der einzige Staat von Virginien deren besitzt. Die spanischen Amerikaner gewähren unter der heißen Zone das einzige Beyspiel, einer Nation von acht Millionen Einwohner, die, nach europäischen Gesetzen und Institutionen regiert, Zucker, Kakao, Getreide und Wein pflanzt und die fast keine dem afrikanischen Gebiet entrissene Sklaven hat.

(Die Fortsetzung folgt.)

Der Unbekannte.

(Fortsetzung.)

Es war mir lieb zu hören, daß meine Schwester zur Ruhe gegangen. Ich brachte eine angstvolle Nacht zu; und auch der Morgen brachte meinem geängstigten Herzen keinen Frieden. Ich erwartete jeden Augenblick, daß mich Eberhard rufen lassen würde; denn ungeladen zu ihm zu gehen, hielt ich unter den obwaltenden Umständen nicht für anständig. Als es aber Abend wurde, und ich nichts von ihm hörte, da konnte ich meiner Angst nicht mehr gebieten, und ging gerade auf seine Wohnung zu. Denken Sie sich aber mein Erstaunen, als ich die Thüren der-

Digitized by Google

lben offen, das Feuer ausgebrannt, Bücher, Musik, Gemälde und Hausrath jeder Art in der wildesten Unordnung, und nirgends eine Spur von den Bewohnern ich. Nach langem Rufen und Suchen fand ich endlich den armen alten Peter bewegungslos und auf den Knien liegend, in einem dunkeln Kabinet, welches Eberhard in seinen trüben Stunden oft zu seinem Aufenthalte zu nehmen pflegte. Bey meinem Eintritt sprang er in die Höhe. „Wo ist sein Herr?" fragte ich. „Glauben Sie," rief der treue Mensch mit einer Art von Bitterkeit, glauben Sie, wenn ich wüßte, wo er wäre, Sie fänden mich hier? Nein, nein! wüßte ich nur, wo er wär', ich ging ihm nach bis an's Ende der Welt, und müßte ich mich zu ihm hin betteln'. Ich war bey ihm, als er als Kind in der Wiege lag, ich bin immer bey ihm gewesen, und dachte, ich würde bey ihm bleiben dürfen, bis man einen von uns in's Grab gelegt hätte. Aber er ist fort! fort! — mein guter, lieber Herr!" Mit vieler Mühe beruhigte ich den alten Mann so weit, daß er mir folgendes erzählte: Lange hatte Eberhard, nachdem ich ihn verlassen, in unbeweglichem Stillsinn gesessen; endlich aber war er aufgesprungen, und als wolle er seinen Seelenschmerz durch heftige Bewegung ertödten, hatte er rastlos die Zimmer durcheilt. Bald ächzte er aus tiefer Brust, bald stürzten ihm ein Strom von Thränen Luft zu verschaffen; dann wieder fing er an seine eigene wahnsinnige Wildheit zu verfluchen, und gleich darauf mit beinahe weibischer Zärtlichkeit den Himmel um seinen Segen für Eleonore herabzuflehen. Endlich schien er wieder ruhiger geworden zu seyn; er setzte sich nieder, und schrieb. „Gegen Tagesanbruch (fuhr Peter fort) rief er mich herein. Ich fand ihn reisefertig. Er war todtenblaß, und wären seine Augen nicht so schrecklich wild gewesen, ich hätte ihn für einen Leichnam gehalten. Er winkte mir näher zu kommen; aber er sprach so schnell und leise, daß ich lange seine Reden nicht verstehen konnte. Er dankte mir für alle meine Sorgfalt und Liebe für ihn, und bat mich, ihm den Kummer zu verzeihen, den er mir durch seine unbändige Heftigkeit verursacht. Ich sollte aber nicht länger mehr dadurch leiden, da er für immer in's Ausland gehen werde, wo sich niemand um seine Liebe oder seinen Zorn bekümmern würde. — Dann gab er mir diesen Brief, den ich Ihnen 24 Stunden nach seiner Abreise einhändigen sollte. Befahl mir seine Schulden zu bezahlen, und dann alles im Hause als mein Eigenthum zu betrachten, und ihn dann zu vergessen und nie seinen Namen zu nennen. Ich unterbrach ihn endlich, und trotz eines seiner fürchterlichen Blicke fuhr ich fort, ihm die dringendsten Vorstellungen zu machen; ich bat ihn auf den Knien, und als gälte es mein Leben, mich doch mitzunehmen, wohin es auch wäre. Er sprach mir sehr sanft zu, und gab mir, was er gute Gründe nannte; aber sie machten keinen Eindruck auf mich — ich konnte nichts verstehen, als daß er für immer weg gehen wollte, und das ohne mich. Endlich befahl er mir sehr strenge zu gehorchen und zu schweigen; aber gleich besänftigte er sich wieder und sprach in mildem Tone: Komm Peter, laß uns all dieses vergessen. Ich will noch einmal unter diesem Dache speisen, und du sollst mit mir essen, als Freund, der du mir so oft als Diener aufgewartet. Es verzögerte seine Abreise um ein wenig, und ich ließ es mir daher gerne gefallen. Während der Mahlzeit sprach er von nichts als meinen Angelegenheiten, und schien nur an mich zu denken; und als er endlich aufstand, um weg zu gehen, da sah er mich an, wie ein Sohn den Vater ansehen mag; „Peter," sprach er — ich werde die Worte nie vergessen — „Peter, du bist einer von den wenigen, an die ich auf meinem Todtenbette denken werde." Hiermit gab er mir die Hand, aber die Hand eines Todten hätte nicht kälter seyn können. Doch ich nahm sie ohne Bewußtseyn, und es war nicht eher als bis er wirklich fort war, und ich die Gartenthür hinter ihm zufallen hörte, daß ich zur schrecklichen Besinnung zurückkam, und ich wie aus einem Traume erwachte." Hier fing der arme Mensch auf's Neue an zu jammern, und alle Bemühungen, ihn zu trösten, waren vergebens. Um indessen Eleonoren seinen Anblick zu entziehen, übergab ich ihn der Sorgfalt eines Bekannten im Dorfe. Peter war an die siebenzig, als sein Herr ihn verließ; viele Reisen und häufige Nachtwachen bey seinem wankelmüthigen Herrn hatten seine Gesundheit untergraben, und der Kummer endete nun seine Tage; mit dem Namen seines geliebten Herrn auf den Lippen starb er bald nachher; und ein jeder freute sich, als der gute Alte seinen Jammer überstanden hatte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Aus Berlin über Berlin.

Erster Brief.

„Hermes ist zu uns getreten," sagten die Griechen, wenn das Gespräch in's Stocken gerathen, und so sage ich auch, denn es ist manches Sandkörnchen Zeit abgeronnen, ohne daß ich ein Körnchen auf dem Korrespondentenaltar opferte. Glauben Sie vielleicht, wir seyen arm an Neuigkeiten? o bewahre! lesen Sie nur die ausgeklügelten und abgequirlten Nachrichten, die aus den Federn unserer geldschnäbeligen Schreibejugend in die stets willigen auswärtigen Blätter abgesendet werden, und Sie werden erfahren, daß Alles, was schon recht alt ist, noch immer neu abgeklatscht und abgedruckt wird. Zu meinem größten Erstaunen höre ich vor Kurzem an einem öffentlichen Orte etwas verlesen, und um den Lesenden einen Kreis Zuhörer, ich horche auch, und siehe da, alle die geheimen Briefe, die ich Ihnen zusendete, haben Sie richtig auf dem Präsentirteller des Druckes der lesenden Welt herumgereicht! ach mein Gott! wenn sie nun hier errathen, wer der Schreiber Ihrer Briefe ist, so laufe ich Gefahr von 150,000 Menschen, so viel Einwohner, glaub' ich, hat Berlin, gesteinigt zu werden, und das ist gar

kein Spaß, gesteinigt zu werden! Denn rechnen Sie zusammen, was für feyerliche Ideen ich auszusprechen wagte: erstens: das Königsstädter Theater stande in Hinsicht seines Einflusses auf das Wohl der Gesammtmenschheit nicht höher als Doctor Jenner's Kuhpocken-Impfung! Wie kann man so was sagen und kein Ketzer seyn? zweytens: die Stimme der Dem. Sonntag wäre mit 6000 — 8000 Thalern eben so billig bezahlt als die Stimme jedes Staats- und Polizeyministers, die zuweilen auch nicht viel mehr haben, und deren Stimme doch in einem ganzen Lande zu erschallen habe! Wie kann man so was sagen und kein Ketzer seyn? drittens: die sieben Mädchen in Uniform von ihm (Angely, denn gibt es mehr als einen?) ständen zwar weit höher als Goethe's Tasso, dafür könnte man ihnen aber vielleicht Homers Ilias an die Seite setzen! Wie kann man so was sagen und kein Ketzer seyn? viertens: daß Mad. Stich, die ich unbedingt für die erste tragische Schauspielerin Deutschlands halte, im Lustspiel zuweilen aigrirt, und daß Mad. Neumann wohl wie Melpomene blinzelt, aber nicht wie Melpomene herumschaut! Wie kann man das sagen und kein Ketzer seyn? Und nun wie kann ein Mann von Gewissen alles das zusammen setzen und sich noch von der Sonne bescheinen lassen? und was stehe ich im Begriff noch zu sagen! Doch glauben Sie nicht, daß ich so ganz vox clamantis in deserto bin, schon sind mehrere angesteckt, und wenn die Königsstädter Armada nicht bald einen Cordon de Sanité zwischen diesen Gesunddeutern und den krankhaften Enthusiasten zieht, so läuft Berlin Gefahr, bald ganz gesund zu denken, wofür der liebe Gott die Damen Sonntags und die Herrn Angely's und Consorten in Gnaden behüten möge! Sie wissen vielleicht bey Ihnen noch nicht, daß Dem. Sonntag ein Konzert gegeben hat? Sie haben vielleicht gar kein Billet dazu genommen? nein? und Sie wollen Redakteur des Morgenblattes seyn! O Zeiten, o Sitten!

Dem. S. sang eine Arie aus Titus „Parto!“ ganz vortrefflich! zwar nicht mit der dazu gehörigen kräftigen Stimme, aber es war ein ganz lieblicher Mozart, a la Rossini! Mad. Seidler und Mad. Schulz waren im Konzert gegenwärtig, nun stellen Sie sich die Geschäftigkeit unserer Parterre- und Parket-Kommandeurs vor. Erstens klatschen, zweytens Mad. Seidler beobachten, was sie für eine Miene macht, wenn Dem. S. singt, drittens bitte, Mad. Schulz beobachten, viertens Dem. Sonntag beobachten, ob sie Mad. S. und S. beobachtet, fünftens beobachten, wer das Alles noch beobachtet, sechstens beobachten, daß sie von allen diesen Beobachtungen nichts vergessen, siebentens beobachten, daß Mad. S. und Mad. S. nicht beobachten sollen, wie sehr sie Dem. S. beklatschen, und noch eine Menge solche Dinge! Nun sang Herr Jäger eine Arie ganz vortrefflich. Herrn J. Stimme ist sehr angenehm und wohltönend. Mad. Wolf deklamirte ein Gedicht von Hrn. von Holtei mit Hrn. von Holtei; daß Mad. Wolf ausgezeichnet deklamirt, wußten wir schon, daß aber Hr. v. H. gar nicht deklamiren kann, erfuhren wir jetzt erst. Endlich wurden von Dem. S. Variationen gesungen, die ich zwar, auf meine Ehre! schon viel herrlicher habe singen hören, aber nie lieblicher, nie reitzender und nie entzückender. Man hat mir erzählt — relata refero — der ganze Saal soll außer sich gewesen seyn. So endete dieser Tag, dessen ganze Bedeutung und Wichtigkeit nicht der flüchtigen Feder eines armen Rezitzlers, sondern dem Griffel der Nachwelt angehört! Dem. S. wurde heiser und konnte darauf in vierzehn Tagen nicht singen! o povero impressario! je weniger Dem. S. singt, je mehr sinkt die Aktien-Valuta! Das Neueste wissen Sie wohl noch nicht, nämlich daß Mozart auf dem Volkstheater travestirt wurde: Così fan tutte, oder „Mädchen Treue“ wurde neu übersetzt und gegeben, mehrere Personen wurden weggelassen, vermuthlich der Kopfsteuer wegen, die Chöre waren vermuthlich von Rossini bestochen, oder sie hatten sonst einen Zorn auf Mozart, es wollte nicht gehen, selbst Dem. Sonntag dissonirte einige Mal sichtlich (so muß ich sagen, weil man hier nur singen sieht), kurz der gute Mozart wollte sich nicht in diesen Volkstexten hineinzwängen. Der Jubel war ungeheuer, die Abderiten klatschten wie die — Abderiten.

(Die Fortsetzung folgt.)

Petersburg.

Bekanntlich erhielt die Universität zu Moskau im August dieses Jahres, in der Person des Generalmajors Pissarew, Präsidenten der bey dieser Universität bestehenden Gesellschaft für russische Archäologie und Geschichte, einen Kurator. Er hatte sich bey der Armee schon in den frühern Feldzügen als einer ihrer tapferen Heerführer bekannt gemacht. Am 4. September trat er seine neue Funktion an. Nachdem er in der der Universität zugeeigneten St. Georgskirche die Messe angehört hatte, begab er sich in den, zu feyerlichen Versammlungen bestimmten Konferenzsaal, wo ihn die versammelten Professoren, Adjunkte und studierenden Jünglinge erwarteten. Hier machte er sie mit dem allerhöchsten Willen über seine Ernennung in einer Antrittsrede bekannt.

Das Klima hat ja oft einen unläugbar großen Einfluß nicht nur auf den physischen Zustand des Menschen, sondern selbst auf seine moralische Handlungsweise. Es sey mir also diesmal erlaubt, auch in wenigen Zeilen über unsern gegenwärtigen schlechten Winter, über seine nachtheiligen Einflüsse auf uns Norddewohner, referiren zu dürfen. So ungünstig und schlecht im Allgemeinen unser letztverflossener Sommer war, so ist's jetzt auch die Epoche des Winters. Obgleich am Schlusse des Jahres haben wir ihn hier doch noch nicht. Sehr früh in den ersten Tagen des Novembers trat zwar eine bedeutende Kälte ein, und erhielt sich einige Wochen zwischen acht bis zwölf Graden Reaumur abwechselnd; aber dieser Winter war uns nutzlos, denn er brachte uns keine Spur von Schnee. Man wurde des ewigen Karrens und Drähnens auf dem hartgefrornen Pflaster herzlich müde, und sehnte sich nach einer guten Schlittenbahn, welche uns Norddewohnern mannichfaltige Vergnügungen gewährt. — Die Jünglingsschaaren, die auf den spiegelrein erhaltenen, durch Baumreihen eingefaßten Eisflächen der Newa am englischen Quai und auf unsern dichten Kanälen pfeilschnell und in den kunstvollsten Schwingungen auf- und abfliegen, die schöne Rennbahn auf einer andern Newafläche am kaiserlichen Winterpalais, wo die kleinen Kiewer unserer russischen Kaufmannschaft den berühmten Rennern der englischen Großhändler oft den Vorrang ablaufen, und wobey vom Eigenthümer und Zuschauer nicht unbedeutende Wetten gewagt werden; die in den Vorstädten und auf den Landhäusern bey der ersten festen Begründung des Winters überall errichteten, und während seiner ganzen Dauer von den niedern Volksständen häufig besuchten Eisberge sind Winterergötzungen, die man nur bey uns in ihrer ganzen Vollkommenheit kennt und genießen kann. Sobald nun ein ungünstiger Winter uns zu ihrer Entbehrung zwingt, geht uns, vorzüglich unsern niedern Klassen, viel Lebensgenuß ab. Eben jetzt verzweifeln wir ganz, denn die bisherige bedeutende Kälte hat plötzlich einem völligen Thauwetter Platz gemacht, der Thermometer steht unter dem Gefrierpunkte, und unsre Straßen sind wie Ende Octobers voll endloser Schmutzes und Wasserpfützen.

(Der Beschluß folgt.)

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Nro. 34.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, 9. Februar 1826.

Endlich hört man auf zu weinen;
Endlich bricht der Thränenkrug;
Endlich spricht der Tod: Genug!

C. Günther.

Der Unbekannte.

(Beschluß.)

Es ist jezt sieben Jahre, seit Eberhard seine Wohnung verlassen, und ich habe seitdem nie etwas von ihm erfahren. Der Brief, den mir Peter von ihm übergeben, war an meine Schwester gerichtet. Hier ist er, lesen Sie ihn selbst, die Unregelmäßigkeit der Buchstaben, die eilige und halbverwischte Schrift möge Ihnen sagen, was für Gefühle die Brust des unglücklichen Mannes bewogen, als er ihn schrieb. — Valentin las: „Eleonore, ich gehorche Ihnen. Morgen verlasse ich diesen Ort für immer. Gestern noch träumte ich, daß ich mein Leben mit Ihnen zubringen würde, und Trennung von Ihnen schien mir ärger als der Tod; — heute freue ich mich, daß ich Sie nicht mehr sehen soll! daß ich wieder das vereinzelte Wesen werden soll, als welches sie mich ehemals gekannt. Warum freue ich mich, Eleonore? Weil ich mich stark genug fühle, die, welche ich liebe, nicht mit in mein finsteres Geschick ziehen zu wollen; weil ein besserer Geist mir die Kraft gibt, meine Liebe ihrem Glücke zu opfern. Schreckhafte Erinnerungen drängen sich in mein Gehirn, aber die schrecklichste von allen ist die selbstsüchtige Grausamkeit, die mich bewog, Sie zu lieben, und nach einem Herzen zu streben, dessen ich mich unwürdig kannte. Ich bitte Sie, denken Sie nicht an mich als an den Menschen, den Ihr Lächeln gezähmt, den Ihr sanftes Wesen zu reinen und milden Gefühlen zurückgeführt, als den Menschen, den Sie bemitleidet, geheilt und geliebt — denn da würden Sie mit Liebe an mich denken und in Jammer und Elend umkommen. — O nein, meine Geliebte! denken Sie nur an mich, als den Falschen, der Licht mit Finsterniß zu vereinigen suchte, der die liebliche Blume aus ihrer schönen Heimath reißen und in eine öde Wildniß verpflanzen wollte, wo Tod und Verderben ihrer warteten. Noch ein Paar Stunden, und ich werde wieder ein Flüchtling, ein Landstreicher, ein Kain seyn! Ja, Eleonore, Sie haben einen Menschen geliebt, dessen Hand sich gegen den Bruder gehoben! die Hand, die Sie in der Ihrigen gedrückt, war mit Bruder Blut gefärbt! — O der fürchterlichen Erinnerung! — Ja, Eleonore, ich will die Sünde, Sie geliebt zu haben, büßen; — ich will mich in Ihren Augen so verächtlich machen, daß Sie sich meiner Verbannung freuen und Gott darum um Vergebung bitten sollen, daß Sie mich geliebt haben. Ja, es war weder Haß noch Bosheit, noch Neid, oder irgend etwas der Art, das mich bewog, den Bruder niederzuschlagen. Es war in einer Stunde des zechenden Frohsinns, von lustigen Freunden und heiterer Musik umgeben, als der unglückliche Knabe den höllischen Geist in mir reizte; — es war blos ein neckendes Wort, ein spottender Blick, der ihm im Muthwillen entfuhr, und der Arme lag blutend zu meinen Füßen! — Er erholte sich zwar — er lebte noch — aber die Furien der Gewissensbisse hatten sich meiner bemächtigt: von den Menschen verabscheut und von Gott verflucht, floh ich in die Ferne, verschloß ich mich in

Digitized by Google

die Einſamkeit, damit niemand anders mehr als ich das Opfer meines jähzornigen Gemüthes werde. Ich verbarg Namen und Stand, damit niemand den Brudermörder in mir erkennen möchte — ich war wie ein ausgerottetes Unkraut — wie ein Todter unter den Lebendigen! Und ein ſolches Weſen wagte es, Sie zu lieben, wagte es, um Ihre Gegenliebe zu buhlen! — Eleonore, ich bitte nicht um Ihre Vergebung, nicht um Ihr Mitleiden, nicht, daß Sie mein Unrecht vergeſſen — nein, ich bitte Sie nur an das Sühnopfer zu denken: — morgen verlaſſe ich Sie auf immer!!. . . Aber ich verlaſſe Sie nicht ohne einen Blick der Hoffnung auf ein Wiederſehen — jenſeits."

Valentin faltete den Brief tief gerührt zuſammen. Nach einer Pauſe fragte er ſchüchtern: „Und wie ertrug Ihre Schweſter dieſes bittere Geſchick?" Ein langes, ſchmerzhaftes Stillſchweigen erfolgte. Valentin ſah, daß die Frage die Bewegung ſeines Freundes ſtark vermehrt hatte; es reute ihn, ſie gethan zu haben, und, um ſeine Verlegenheit zu verbergen, trat er an's Fenſter.

Nach einigen Minuten kam Percival zu ihm. „Meine Schweſter, ſprach er, hatte wie ein wahres Weib geliebt, und wie ein wahres Weib war ihr Schmerz: ſtill, klaglos, aber tief. Wer ſie nicht genau kannte, der würde kaum eine Veränderung in ihr bemerkt haben, aber ich, der ich ſie mit dem Auge der Liebe bewachte, ſah, daß ihr ein Pfeil im Buſen ſaß, den nur der Tod herauszuziehen vermochte. Eberhards Geſtändniß hatte ihre Liebe nicht zu zerſtören vermocht, ſondern hatte ihr nur einen höheren edleren Charakter gegeben. Sie trauerte um ihn, weil ſie ihn ſo elend wußte, aber was ſie zu Boden beugte, war der Gedanke, daß er ſein Elend verdiente. Sie ſchien nur noch zu leben, um für ihn zu beten, und wenn dann und wann ein Strahl der Freude ihr trauerndes Auge erhellte, ſo wußte ich, daß es von nichts anderem herrührte, als von der demüthigen Hoffnung, daß ſie ihm dereinſtige Vergebung erfleht haben könnte, und daß ſie ihn einſt vor dem Throne Gottes würde ausgeſöhnt umarmen dürfen. Aber dieſe heilige Flamme war zu ſtark für das ſchwache Gefäß, in dem ſie brannte — ſie verzehrte es allmählig, bis es ganz zerfiel." Die beyden Freunde hatten den kleinen Dorfkirchhof im Auge; Valentin warf einen kummervollen Blick über die grünen Gräber und bemoosten Steine, die die friedlichen Wohnungen der Todten bezeichneten. „Sie liegt dort," ſagte Percival leiſe, bedeckte das Geſicht und weinte.

Ueber die künftigen Verhältniſſe von Europa und Amerika.

Von Alex. von Humboldt.

(Beſchluß.)

Noch überſteigt die Bevölkerung des amerikaniſchen Feſtlandes die von Frankreich oder Deutſchland nur wenig. In den vereinten Staaten verdoppelt ſie ſich in drey und zwanzig bis fünf und zwanzig Jahren; in Mexiko hat ſie ſich, ſogar unter der Herrſchaft des Mutterlandes, in vierzig bis fünf und vierzig Jahren verdoppelt. Ohne eitlen Hoffnungen für die Zukunft Raum zu geben, läßt ſich annehmen, daß keine anderthalb Jahrhunderte verfließen werden, bevor die amerikaniſche Bevölkerung die von Europa erreicht hat. Dieſer edle Wetteifer in Geſittung, Kunſtfleiß und Handelsverkehr wird aber, weit entfernt, (wie vielfältig prophezeiht worden iſt) die Verarmung des alten Feſtlandes zum Vortheil des neuen herbeyzuführen, vielmehr den Verbrauchsbedarf, die Maſſe der produktiven Arbeit und die Thätigkeit des Tauſchverkehrs ſteigern. Freylich muß nach großen Umwälzungen der menſchlichen Geſellſchaften das Staatsvermögen, welches ein Gemeingut der Geſittung iſt, zwiſchen den Völkerſchaften beyder Halbkugeln ſich ungleich vertheilt finden; allein nach und nach ſtellt das Gleichgewicht ſich her, und es wäre ein verderbliches, ich möchte beynahe ſagen gottloſes Vorurtheil, im zunehmenden Wohlſtand irgend einer andern Gegend unſers Planeten den Untergang oder das Verderben des alten Europa erblicken zu wollen. Die Unabhängigkeit der Kolonien wird keineswegs ihre Trennung und Abſonderung befördern, ſondern vielmehr ſie den Völkern früherer Geſittung annähern. Der Handelsverkehr ſtrebt dasjenige zu vereinbaren, was eine eiferſüchtige Staatskunſt lange Zeit getrennt hielt. Und mehr noch: es liegt in der Natur der Geſittung, daß ſie vorwärts ſchreitet, ohne darum da zu erlöſchen, wo ſie zuerſt entſtanden war. Ihre fortſchreitende Bewegung von Oſt nach Weſt, von Aſien nach Europa, beweiſt nichts gegen dieſe Behauptung. Eine helle Lichtflamme behält ihren Glanz, auch wenn ſie einen größeren Raum erleuchtet. Die intellektuelle Bildung, dieſe fruchtbare Quelle des Nationalreichthums, theilt ſich überall hin mit und dehnt ſich aus, ohne deßhalb den Ort zu ändern. Ihre Bewegung iſt nicht eine Wanderung: wenn ſie uns im Orient alſo vorkam, ſo geſchah es, weil barbariſche Horden ſich Aegyptens, Kleinaſiens und jenes vormals freyen Griechenlandes, dieſer verlaſſenen Wiege der Geſittung unſrer Altvordern, bemächtigt hatten.

Die Verwilderung und Verſunkenheit der Völker iſt eine Folge erlittener Bedrückung, ſey es nun, daß einheimi-

Digitized by Google

der Despotismus oder ein fremder Eroberer dieselben ausübt: der Despotismus ist allzeit von fortschreitender Verarmung und Abnahme des öffentlichen Wohlstandes begleitet. Freye und kräftige, dem Vortheile Aller entsprechende Staatseinrichtungen wenden diese Gefahren ab; und die wachsende Gestaltung der Welt, die Konkurrenz von Arbeit und Tauschwerth richten diejenigen Staaten nicht zu Grund, deren Wohlstand aus natürlicher Quelle herfließt. Das gewerbsfleißige und handeltreibende Europa wird von der im spanischen Amerika sich entwickelnden neuen Ordnung der Dinge Vortheil ziehen, wie ihm solcher hinwieder auch durch vermehrten Verbrauch und Absatz aus Ereignissen zufließen würde, welche in Griechenland, auf den Nordküsten Afrika's und in andern der Tyranney der Osmanen unterworfenen Landschaften, der Barbarey ein Ziel setzen möchten. Was den Wohlstand des alten Festlandes bedrohen kann, ist einzig nur die Verlängerung jener innern Kämpfe, welche die Erzeugnisse hemmen und zugleich Zahl und Bedürfnisse der Konsumenten vermindern. Im spanischen Amerika nähert sich nun dieser, seit sechs Jahren nach seiner Abreise begonnene Kampf seinem Ende. In kurzer Zeit werden wir unabhängige Völkerschaften an beyden Ufergestaden des atlantischen Weltmeeres erblicken, die bey sehr abweichenden Regierungsformen, hinwieder durch die Erinnerung an die gemeinsame Herkunft, durch die gleiche Sprache und durch gleichartige Bedürfnisse, wie sie aus der Gesittung überall hervorgehen, vereinbart erscheinen. Durch die unermeßlichen Fortschritte, welche die Kunst des Seefahrers gemacht hat, sind, möchte man sagen, die Wasserbecken der Meere verengert worden. Der atlantische Ocean stellt sich uns in Gestalt eines schmalen Kanales dar, welcher die europäischen Handelsstaaten von der neuen Welt nicht weiter entfernt, als in der Kindheit der Schiffahrtskunde das Wasserbecken vom Mittelmeere die Griechen des Peloponnes von den Bewohnern Joniens, Siciliens, Cyrenea's entfernt hielt.

An das erste weiße Veilchen.

Du bleiches Kind, von Wehmuth sanft umschwebt,
Das still, wie eine milde Thräne bebt,
Gewiegt vom Frühling auf der Blumen Grab!
Wie mußt du noch in rauhen Stürmen leiden,
Du, dem der Frühling Nichts, als stillbescheiden,
In dunkler Einsamkeit zu dulden gab!

Dich, armes Kind, dich küßt nicht weiche Luft,
Dir bringt auf goldnen Flügeln süßen Duft
Der Schmetterling von Ros' und Lilie nicht,
Es ruhen deine Schwestern alle unten
Von Schlaf die kleinen Augen noch gebunden,
Und träumen still von Morgenroth und Licht! —

Einsame, die in rauher Gegenwart
Mit thränenfeuchtem Auge duldend harrt,
O weine nur hindurch den kalten Tag!
Bald kommen oben deine blassen Brüder,
Und steigen leuchtend, tönend auf und nieder,
Und zieh'n dich ihrem heit'ren Reihen nach!

Korrespondenz-Nachrichten.

Petersburg.

(Beschluß.)

Das Verzichtleisten auf unsre Wintervergnügungen beseitigt, haben wir noch mit andern bedeutend schädlichen Nachtheilen zu kämpfen. Diese plötzlichen Veränderungen unsrer Temperatur, deren frappante Variationen nirgends so fühlbar auf die Gesundheit wirken als hier, führen eine Menge Krankheiten und Sterbefälle herbey, aller Geschäftsverkehr, die große Konkurrenz der innern Provinzen mit der Kaiserstadt stocken fast, die Zufuhr der Lebensmittel ist abgeschnitten, Couriere und Posten werden unendlich lange auf den grundlos schlechten Heerstraßen aufgehalten. — Kurz, ein milder Winter ist für uns Russen in jedem Betracht höchst nachtheilig — ein gemäßiget strenger gewährt unsern socialen und kommerziellen Verbindungen große Vortheile und wehrt viele Krankheitsstoffe ab.

Für sämmtliche neurussische Provinzen trat der vergangene Winter zwar sehr spät, aber für ein so südliches Klima auch mit ungewöhnlicher Strenge ein. Ihm folgte einer der schönsten Frühlinge. Der Sommer war durchgehends angenehm. Während in andern Theilen Europa's eine außerordentliche Dürre herrschte, hatten diese Provinzen immerfort die erquickendsten Regen, so daß die Vegetation ununterbrochen bis in den Oktober hinein im schönsten Grün prangte. In Odessa, diesem Hauptstapelorte von Südrußland, war es diesen Sommer vorzüglich lebhaft, mehr denn in den nächstvorangegangenen Jahren. Eine Menge Gutsbesitzer aus Podolien und der Ukraine besuchten es, um die dortigen Seebäder zu benutzen, die in verschiedenen Krankheiten wohlthätig wirken. Doch wurden die Badegäste zur frühen Rückkehr genöthigt, weil im August plötzlich kalte Witterung eintrat. Zwar war die erste Hälfte des Septembers wieder so lieblich wie die schönsten Maitage es nur seyn können, in seiner letzten Hälfte aber trat eine solche Kälte ein, daß man ohne Mantel nicht ausgehen konnte. Der Oktober war wieder so milde, daß mitunter unangenehm heiße Tage erschienen; so zeigte am 22sten Oktober in Odessa das Reaumürische Thermometer gegen Mittag in der Sonne auf 24 Grad Hitze; letztere stieg in den beyden folgenden Tagen gar bis auf 33 Grade. Die kalte Witterung hat indeß die Hoffnung der Weinbauern auf eine gute Ernte fast ganz

Digitized by Google

zerstört. Ueberhaupt scheint sich die mit Allerhöchstem Consens in diesem Sommer neubegründete Aktiengesellschaft zur Beförderung des Weinbaus in der Krimm nicht mit den günstigen Erfolgen, die man sich von der ersten enthusiastischen Auffassung dieses Planes überall versprach, realisiren zu wollen. Das wesentlichste Hinderniß ist wohl der allgemeine Geldmangel, der den zu ihrem Bestande nöthigen baaren Fonds nicht auftreiben läßt. Die verschiedenen Distrikte der Südküste dieser Halbinsel, vor einem Decennium noch ganz unangebaut und öde, gewinnen jetzt durch eine Menge neuer Ansiedler, ein unweit belebteres und blühenderes Ansehn. Ganz kürzlich kaufte sich ein Graf Ottfar in Partheniß, ein General Naryschkin in Moskwore, die durch ihr inniges Seelenbündniß mit der Frau von Krüdener bekannt gewordene Fürstin Golüzyn in Eboreiß an. Unter den neuesten Ankäufern daselbst nennt man den General Orlow, den Grafen Potemkin und den Baron Vietinghoff. Selbst Seine Majestät der Kaiser erstanden während ihrer letzten Bereisung der Krimm die hart an der Meeresküste gelegene schöne Herrschaft Orianda von dem Grafen Kuschelew für die Summe von 300,000 Rubeln. Die im vorigen Frühling auf Kosten der Regierung begonnene, jetzt schon fast vollendete neue Fahrstraße, die zwischen Sympheropol und dem Meere mit einer solchen Bequemlichkeit angelegt wird, daß zwey Wagen, ohne sich zu hindern, neben einander fahren können, wird ohne Zweifel bald für den innern Handel und die Industrie der Krimm die günstigsten Erfolge haben; denn bis jetzt mußten beyde dort, vorzüglich in ihrem südlichen Theile stecken, da alle Kommunikation nicht anders, als durch enge Bergpfade, zu Pferde Statt finden konnte. Von den Heuschrecken, deren schreckliche Verheerungen die arme Krimm bekanntlich in den Jahren 1824 und 25 so fürchterlich heimgesucht hatten, blieben die Bewohner in diesem Sommer glücklicherweise ganz verschont. Im Juli zeigte sich zwar eine Wolke derselben bey Odessa, aber von der kleinern Art mit rosenrothen Unterflügeln, ließ sich in einem Theil der Stadt, und strichweise in den benachbarten Gärten nieder, bedeckte daselbst den Erdboden einige Zoll dick, verheerte Alles, was nur Grünes vorhanden war, zog jedoch nicht weiter, sondern blieb an den Stengeln und kahlen Aesten hängen, dort faßen sie sich theilweise unter einander auf, oder verschwanden sonst. In einigen Wochen war man ihrer los. Außer den rosenfarbnen gab es auch welche mit grünlichen, gelblichen und blauen Unterflügeln, auch andern Nüancen, aber in sehr geringer Anzahl. Auch die große Heuschrecke traf man wegen des sehr milden Spätherbstes in den ersten Tagen Oktobers noch an einigen Orten an, aber immer in zu geringer Anzahl, um Schaden anrichten zu können. Nach den eingekommenen offiziellen Berichten an das Ministerium des Innern ist im Allgemeinen die diesjährige Ernte in den meisten Südprovinzen des Reichs, namentlich in der Krimm, den übrigen neurussischen Gouvernements, Kaukasien und Bessarabien so ergiebig ausgefallen, daß der Ueberfluß des Korns, und daher der geringe Preis das Elend der Einwohner ausmacht, die bey dem Absatz ihre Mühe und Arbeit nicht bezahlt erhalten, und andre Bedürfnisse, als das der Nahrung zu befriedigen nicht vermögen. Als auffallendes Beyspiel davon führt man die Provinz Kaukasien an, wo wegen zu großen Ueberflusses an Getreide die große Zugheuschrecke sich auf den Feldern mästete. Bey der Ernte spürte man dadurch nicht den geringsten Abbruch; im Gegentheil werden die angefüllten Kornbehälter die ergiebigsten Vorräthe für mehrere Jahre liefern. — Der Handel von Odessa war wieder dieses Jahr, nachdem er einige Jahre sich sehr passiv verhielt, ungemein lebhaft. Noch in den ersten Tagen des Dezembers stationirten daselbst gegen hundert Kauffahrer. Die mit Korn überfüllten Magazine leerten sich allmählig, und dieser starke Verkehr hob auch die Course.

B**g.

Aus Berlin über Berlin.

(Fortsetzung.)

Das Publikum, das mit einer Direktion, d. h. Theaterdirektion, zufrieden ist, soll noch gefunden werden. Jeder findet etwas zu mäkeln und zu demängeln, aber wenn das Publikum nur einmal eine Reise machte durch Deutschland, wie es Referent gethan hat, und die allgemeine Hetzjagd der deutschen Theatermusse kennen gelernt hätte, es würde neugelobt unsere Hofbühne verlassen, wo bey wenigen Mißbräuchen ein edler, ein erfreulicher Geist herrscht. Die Leistungen im Fache des Kothurns tragen alle einen grandiosen Styl, wenn auch hie und da ein Steinchen nicht paßt und eine Spalte aufklafft. Das Bestreben nach Veredlung des Geschmackes zeigt sich dort nicht selten und dem Gemeinen wird nur mit Widerwillen nachgegeben. Während das Kbmagistädter Theater den Geschmack in den Schlamm zieht, bemüht sich die Hofbühne nach Kräften dieser Verpöbelungsucht entgegen zu arbeiten. Maria Stuart, Donna Diana, Don Carlos, Macbeth, Lear, die Brüder (von Terenz), Emilie Galotti, der Kaufmann von Venedig, Turcaretto, Alceste, Iphigenie, die Zauberflöte u. s. w. Dann mehrere bedeutende Novitäten wechseln mit den ältern bessern Lustspielen, als: Sheridan's Lästerschule, Quälgeister u. s. f. ab. Unter die bedeutendsten Novitäten gehört: Der Prinz von Pisa, ein Lustspiel von Wilibald Alexis. Macbeth, übersetzt von Spiker. Turcaretto, Oper von C. M. v. Weber. „die Verbrüderten," Lustspiel von Raupach. Der „ewige Jude" von Klingemann, ist spurlos vorübergegangen, er theilte das Schicksal seiner Nation, die sich selten einer freundlichen Duldung erfreut. Der „Prinz von Pisa" hatte einige Stimmen gegen sich. Das ist leicht zu erklären, wenn man weiß, daß Hr. W. Alexis wirklich ein geistvoller Schriftsteller ist, also eo ipso alle geistlosen Schriftsteller, wer zählt ihre Menge? gegen sich hat. Dies Stück ist ein Lustspiel von ächtem Schrot und Korn; der anfangs falsch gegriffene fünfte Akt ist nämlich von dem Verfasser glücklich umgeändert worden. Freylich sind weder Zoten noch Plattitüden, weder verkleidete Mädchen noch alberne Witze darin, aber es athmet in der reinen Luft einer wahrhaft joiosen Auffassung menschlicher Schwächen, nicht Gebrechen, und erhebt sich über die flache Alltäglichkeit hoch hinaus. In der Besetzung fehlte Hr. Wolf, für den eigentlich die Rolle des Prinzen geschrieben war. Hr. Krüger gab die Rolle gut, doch fehlt ihm geistige Anschauung der Humoristik, er gibt die Rolle aus der Routine, aber nicht aus dem Verstande. Hr. Beschort und Hr. Rebenstein waren gut. Mad. Stich hatte nicht Gelegenheit Mad. St. zu seyn. In der Emilie Galotti hat Mad. Romitsch mich und sich als Emilie kastrirt. Solche Fehlgriffe geschehen bey uns nicht selten.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beylage: Kunstblatt Nr. 12.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Nro. 35.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, 10. Februar 1826.

Die Hoffnung träumt, was nie vielleicht geschieht!

Uz.

Der Engel in der Amatigeige.

Eine musikalische Novelle von Georg Döring.

„Sabine! Bringe mir doch die Amatigeige Nro. 1. herab und den Mahagonikasten mit Silber eingelegt, den mir der Rath Franzheimer zum Geburtstage verehrt.“ So rief Andreas Lamm, seit fünfundzwanzig Jahren wohlbestallter Stadtmusikus im Städtlein Friedheim, seinem Bäschen Sabine zu, welches eben im Staatszimmer des obern Stockes, wo die Amati zum höchsten Prunke an der Wand hing, mit einer weiblichen Arbeit beschäftigt war. Sabine hatte ihre Eltern frühe verloren, fand dann im Hause des Stadtmusikus Aufnahme und übernahm später, als der Pflegevater ein betrübter Wittwer geworden, die Sorge für die Haushaltung.

Nachdem Andreas aus der Thüre des untern Wohngemachs dem Mägdlein jene Worte zugerufen hatte, trat er unter des Hauses Eingang und blickte unruhig die Straße hinab. „Er kommt nicht!“ sprach er kopfschüttelnd für sich hin. „Sein Leichtsinn scherzt mit der Pflicht, sein Uebermuth achtet nicht der väterlichen Wünsche und Sorgen.“ Unmuthig rückte der Alte das schwarze Sammetkäpplein auf dem Haupte hin und her, während er in seinem Selbstgespräche eine Pause machte und einen Schritt weiter aus der Hausthüre trat, um besser den Straßenraum durchschauen und die Herannahenden erkennen zu können. Es dämmerte bereits und des Stadtmusikus sonst scharfes Gesicht suchte vergebens die entfernten Gegenstände klar und deutlich zu unterscheiden. Sehr verdrießlich wandte er sich in's Haus zurück und sah sich nun der freundlich lächelnden Sabine gegenüber, die so eben, den silberbeschlagenen Geigenkasten in der Linken und die Amati hoch und vorsichtig in der Rechten tragend, die letzte Stufe der Treppe hernieder schritt. Sabine aber war eine höchst anmuthige Jungfrau von beynahe achtzehn Sommern, deren süßes Lächeln wohl schon öfters des Pflegevaters im Verdrusse ziemlich sauer blickendes Antlitz in ein freundliches oder doch beruhigtes umgewandelt hatte. Heute jedoch wollte das nicht glücken und das Mägdlein, welches den verehrten Alten immer gar gerne bey fröhlicher Laune gesehen und erhalten hätte, fand sich genöthigt, eine andere Weise, die sonst wohl auch nicht ohne Erfolg geblieben, zu versuchen. Sie folgte dem väterlichen Freunde langsam in das Wohngemach, und blickte ihn, indem sie leise den Mahagonikasten niedersetzte und in Andreas Hände die köstliche Geige übergab, mit den hellglänzenden Aeuglein forschend an. Sacht schlich sie dann an's Klavier, griff mit dem heut zu Tage fast verloren gegangenen kunstreichen Anschlage, den dieses Instrument erfordert, einige Akkorde und stimmte hierauf mit ihrer vollen, nur nach einfachem Gefühlsausdrucke strebenden Stimme ein Lied von Schulze an. Während des Gesanges sah sie manchmal in den gegenüberhängenden Spiegel und gewahrte zu ihrer Freude, daß des Alten Angesicht sich erheiterte. Als sie nun mit einem leise hinsterbenden Tone das Lied, mit

einer ſanften Arpeggiatur der Begleitung ſchloß, da war Andreas Lamm wieder zur vollkommnen Gemüthsruhe gelangt, hielt die Amati betrachtend und ſinnend vor ſich hin und ſagte halblaut: „Ich glaube doch, daß er ihrer werth iſt! Seine Seele iſt voll Geſang und Harmonie und den Grundbaß eines feſten Charakters wird er wohl mit einer nähern Kenntniß der Welt und der Lebensverhältniſſe gewinnen. Nicht wahr, Sabine — fügte er fragend nach der Jungfrau gerichtet hinzu — du meynſt auch, daß ich ihm die Amati als eine Freude und Glück bringende Reiſegefährtin mitgebe?“ — „Wie, entgegnete das Mädchen mit heller ſtrahlenden Blicken und höher wogender Bruſt, Ihr wollt dem Julius Euer Liebſtes, Eure höchſte Freude auf der Welt, das wunderbare Inſtrument, deſſen fremdartiger Glockenton aus höhern Regionen ſpricht, mitgeben in die Fremde? Ihr wollt Euch trennen von dem herrlichen Vermächtniſſe Eures großen Lehrers Karl Stamitz?“ — „Freylich will ich das!“ ſagte Andreas mit weicher Stimme und eine Thräne der Wehmuth rollte über ſeine gefurchte Wange. „Der Julius weiß das Inſtrument beſſer zu behandeln als ich, ſo wie denn überhaupt in der Uebung der Tonkunſt dieſe Zeit der früheren vorangeſchritten iſt. Ihm wird die Amati von großem Nutzen ſeyn, und ich hoffe auch, daß er ſie immerdar ſchätzen und ehren ſoll!“ — „Gewiß! fiel ſchnell und feurig Sabine ein, Julius hat das beſte Herz und wird das große Opfer, das ihm ſein Vater mit dieſem Geſchenke bringt, erkennen.“ — „Es iſt aber doch arg von ihm,“ ſprach jetzt der Alte, und legte, indem ſich ſein Antlitz wieder verfinſterte, die Geige in den Mahagonikaſten, „daß er gerade heute am letzten Tage unſers Zuſammenſeyns mein Gebot unbeachtet läßt und mich durch ſein Außenbleiben in die Verlegenheit bringt, den Franzenheimer, der ſein Quartett durchaus präzise ſechs Uhr anfangen wollte, Stunden lang warten zu laſſen. Er weiß, daß ich immer ſtrenge in Erfüllung des gegebenen Wortes bin und hindert mich daran. Dabey bedenkt er gar nicht, wie große Verbindlichkeiten er dem Rathe ſchuldig iſt, daß deſſen reiche Tochter ihn gern ſieht und dermaleinſt ihm wohl als Hausfrau geliehen möchte, und daß überdem der Rath ihn noch mit vielfachen Empfehlungsbriefen in die Fremde verſehen will.“

Als Andreas der reichen Tochter des Raths und ihrer im ganzen Städtchen bekannten auffallenden Neigung zu dem jugendlich blühenden Julius erwähnte, kehrte ſich Sabine von dem Pflegevater ab und wandte das hocherglühende Antlitz nach dem Fenſter. Ach! in ihrem Herzen lebte ungeahnt und unbeachtet eine ſüß-zärtliche Empfindung für den ſchönen Jüngling, die von der Jungfrau Renata Franzheimer, eines bereits ſeit zwölf Jahren und darüber im ſechs-und-zwanzigſten Lebensjahre ſtehenden Mädchens, zudringlicher Verliebtheit oft unzart berührt wurde. Renata war die erſte Sängerin des Orts und verſammelte als ſolche in den Liebhaberkonzerten immer einen Kreis bewundernder Verehrer um ſich. Sie hatte einſt den Unterricht einer italieniſchen Prima Donna, die Schulden halber von Renatens Oheim, dem Gaſtwirthe, einige Monate lang im Städtchen feſtgehalten wurde, genoſſen, und er iſt nicht ohne Vortheil geweſen. Ihre Stimme war verblüht, ihr Vortrag veraltet, aber ſie wußte ſich durch allerley Intriken und beſonders durch ihres Vaters Anſehen, in dem einmal eingenommenen Platze zu behaupten. Ihrer künſtleriſchen Fähigkeit bey öffentlichen Leiſtungen zu huldigen, gehörte einmal zum guten Tone, und Julius machte denn auch dieſe Modethorheit mit. Als er aber zu bemerken glaubte, daß Renata ſeine Annäherung ernſter beachte, als die der übrigen jungen Leute, da zog er ſich ſchnell zurück aus dem Bereich der Sechs-und zwanzigjährigen und mied ſo viel als möglich jede Gelegenheit, die ihn in den Zauberkreis von Renatens Bewunderern führen konnte. Renate aber hatte ſich des jungen Lamms Eroberung feſt vorgeſetzt und ging nun ihrerſeits feſt angreifend zu Werke. So ſollte auch am heutigen Abend der wehmüthige Abſchied gleichſam das erſte Gewebe eines Liebesbandes für die Zukunft geben. Sabine wußte wohl, daß des Vetters Herz gegen die Reize der Rathstochter ſtark gepanzert war; aber ach! das Geld, das Renata in Haufen beſaß, hatte das nicht ſchon über ſo manches ſpröde Herz triumphirt? Und was konnte Sabine; die arme Waiſe, dagegen in die Wagſchale legen? Nichts. Nicht einmal des Jünglings Liebe, der ſie als eine altgewohnte Hausgenoſſin und Verwandte immer gleichgültig behandelt hatte.

Dieſe Gedanken flogen ſchnell durch Sabinens anmuthiges Blondköpfchen, das ſie in die rechte, auf der Fenſterbank ruhende, Hand geſtützt hielt. Da horchte ſie plötzlich ſcharf auf. Starke männliche Tritte waren zu vernehmen. „Er kommt, er kommt!“ rief ſie ſo lebhaft, daß der alte Lamm ſie verwundert anblickte. Zugleich riß ſie die Zimmerthüre weit auf, durch welche auch der erwartete Julius athemlos eintrat.

Der Vater empfing ihn nicht mit der freundlichſten Miene. Julius aber ſprach, ohne die ſtill zurücktretende Sabine weiter zu begrüßen: „Das fatale Abſchiednehmen! Allenthalben wurde ich ungebührlich aufgehalten und des alten Oberpfarrers Geſchwätzigkeit konnte gar nicht zu Ende kommen mit der Spendung guter Lehren, die ich ihm gern geſchenkt hätte. Doch jetzt bleibe ich bey Euch, lieber Vater, und wir wollen noch den Abend in ſtiller Traulichkeit verleben.“ — „Mit nichten, mein Sohn! entgegnete Andreas Lamm, indem er ſich von ſeinem Sitze erhob, Hut und Stock ergriff und ernſt dem Jünglinge näher ſchritt. „Wir haben uns zum Quartett bey Franzheimer verſagt, und ein rechtlicher Mann hält ſein Wort. Da ſteht die Amati. Nimm ſie und komme mit.“

Digitized by Google

Julius sah den Vater befremdet an und sagte: „Die angenehme Einladung beym Rathe hatte ich freylich vergessen und sehe wohl ein, daß wir hin müssen; aber Ihr wir auf der Amati spielen, Vater? Was hat das zu bedeuten? Solcher Ehre ist Franzheimers Quartett noch nie gewürdigt worden.“ — „Du wirst es sehen,“ versetzte unter der Stadtmusikus, nahm des Sohnes Arm und führte ihn zum Zimmer und zum Hause hinaus. Sabine blickte ihnen seufzend nach und sprach für sich: „Er ist doch gar zu kalt und — ich fürchte sehr — zu selbstsüchtig, der liebe Vetter!“

(Die Fortsetzung folgt.)

Havana-Zigarren.

Der Tabak gehört in der Havana zu den allernothwendigsten Dingen, und man würde lieber Hungersnoth erleiden als Mangel an Tabak. Er ist eins der Haupterzeugnisse der Insel und war demselben Monopol wie in Spanien unterworfen. Darüber beklagten sich auch die Einwohner von Havana gar sehr. Die Zeitungen und Flugschriften, welche zur Zeit der Preßfreyheit auf der Insel erschienen, wiederholten in einemfort das Murren des Publikums. Endlich haben die Insulaner auf Cuba die Erlaubniß erhalten, gegen eine Abgabe von dreyßig Piaster für ein tabaquero und sechs Piaster für tausend Zigarren, die ausgeführt werden sollen, so viel Tabak zu bauen, zu fabriciren und zu rauchen, als sie nur könnten. Von dieser Erlaubniß machen sie nun den besten Gebrauch.

Der dortige Tabaksverbrauch ist ganz außerordentlich. Priester, Mönche, Nonnen, hübsche Frauen, kleine Knaben und Mädchen, Schwarze und Weiße, Alles raucht. Man raucht in den Straßen, auf dem Ball, in den Klöstern, in der Sakristey. Gar manche petite maitresse raucht so viel als ein Husar, freylich mit mehr Grazie: denn in was vermag ein Frauenzimmer nicht Grazie zu legen! Zu Côte-Ferme ist diese Leidenschaft für den Tabak noch viel stärker. Zu Merida, in Juratan, ist das Theater nicht bedeckt und alle Zuschauer rauchen. Eben so in den meisten Theatern auf Côte-Ferme. Es würde wahrscheinlich für unschicklich gehalten werden, wenn sich Einer darin ohne Zigarre im Mund zeigte. — — Die Neger, welche ihren Gebieterinnen nichts anders anzubieten haben, machen ihnen Zigarren zum Geschenk. Erzeigt ein Neger Jemanden, dem er nicht angehört, einen kleinen Dienst, so bekömmt er eine Zigarre dafür. Eine Negerin geht nicht aus, ohne eine Zigarre im Mund, oder hinter dem Ohr, oder zuweilen im Haar zu tragen. — Die Leidenschaft für den Tabak nähert alle Stände einander, wie es sonst nur die zarteste Leidenschaft des Herzens thut. Mit einer Zigarre in der Hand kann man den ersten besten Rauchenden in der Straße anhalten, man sagt Candela, und wäre es ein spanischer Großer erster Klasse, er nimmt seine Zigarre aus dem Mund und reicht sie; man steckt die seinige an, und zum Dank ist ein flüchtiger Gruß genug. — Wie ein Fächer hilft auch eine Zigarre in der Hand einer Schönen der Augensprache. — Und wenn ein Dichter von Havana einem ein Gedicht, eine Elegie, eine Idylle zu lesen gibt, und der Tabak keine Rolle darin spielt, wenn seinem Rauch, seinem Geruch, seiner Farbe kein Bild entlehnt ist, so darf man dreist sagen, das Stück tauge nichts, es sey weder natürlich noch wahr.

Korrespondenz-Nachrichten.

Karlsruhe, 16. Jenner.

Nachdem schon Anfangs September 1825 die vorreifen Duodez-Geburten der ästhetischen Taschenliteratur, nämlich die mit Kupferstichen und Goldschnitten wohlausgeputzten Almanache, swaarenweise ihr Neujahrskompliment pro 1826 machten, erscheint hier, als Gegensatz, eine Spätgeburt dieser Gattung, die, ohne Kupfer, ohne Gold, nur geheftet und auf Berliner Zeitungspapier gedruckt, ihren Glückwunsch für das verflossene Jahr rückwärts gewendet, abstattet. Dieses Kunstmanschen von 15 Seiten ist das hiesige Hoftheater-Taschenbuch; und obgleich in demselben weder alte Novellen, noch neue Legenden, weder einaktige Tragödien, noch epische, oder idyllische Charaden zu finden sind, so dürfen wir es dennoch als höchst lesenswerth empfehlen; wäre es auch einzig nur deßhalb, weil sich Herausgeber und Mitarbeiter alles ästhetisch-kritischen Kunstraisonnements enthalten, und nur wahrhafte Thatsachen vorführen. Dieser jetzt höchst ungewöhnlichen Enthaltsamkeit zufolge enthält das besagte Hoftheater-Taschenbuch nur allein: „den sämmtlichen Personalstand des hiesigen Theaters, nebst einem Verzeichnisse derjenigen Vorstellungen, welche vom 27. Okt. 1824 an, bis zum 25. Okt. 1825 aufgeführt wurden; und zeigt sich auf diese Weise dem nicht oberflächlich-Lesenden als eine gründliche Autokritik der Bühne. Sie lobt und tadelt sich selbst, und augenscheinlich, und hoffentlich nicht gänzlich unbewußt. Versuchen wir den Text des Büchleins ein wenig zu komentiren! — „Die Direktion dieser dramatischen Kunst- und Volksbildungs-Anstalt ist einem Komité von vier Mitgliedern anvertraut.“ — Wir möchten in diesen dazu nicht geeigneten Blättern nicht gerne politisiren; und müssen dennoch sagen, daß wir, bey dem jetzigen Stande unserer Bildung, eine republikanische Verfassung hinter den Kulissen für eben so unmöglich, ja noch für unmöglicher halten, als in der alten wirklichen Welt. Bey dem künstlerischen Streben nach Gleichheit sowohl, als nach Auszeichnung wird das Bühnenwesen, entweder in Demagogie, oder in Oligarchie ausarten, welche, wie bekanntlich, die beyden verderblichsten Verfassungen, eigentlich gar keine sind. Auf die Gefahr, von der

liberalen Theaterparthey für Finsterlinge ausgeschrieen zu werden, bekennen wir, die Ueberzeugung zu haben, daß das Gemeinwesen der Kulissen regiert, nach den Gesetzen des Rechts und der Kunst regiert werden kann, nur durch einen einzigen, unumschränkten und weisen Alleinherrscher, der, eben weil er die Bühne beherrschen soll, nicht zu ihr gehören darf, außerhalb derselben seinen Stand haben muß. Da man diesen Bühnenregenten (Intendanten, oder Direktor) mit Umsicht wählen kann, so ist er a priori weise; so gewiß er aber ein weiser Alleinherrscher ist, so gewiß wird er nach bestimmten Kunstprinzipien handeln, und die Anstalt wird eine feste Richtung nach einem vorgesteckten ästhetischen Ziele nehmen; so gewiß auch der weiseste Alleinherrscher nicht ohne Rathgeber regieren kann, so gewiß wird er einen Kreis von kunstverständigen Männern und Frauen (Theoretiker und Praktiker) aus den Mitwirkenden und aus dem Publikum um sich versammeln, und diesem eine berathende Stimme in allen Zweigen der Geschäfte gönnen; aber nur eine berathende, denn wir müssen wieder höchst unliberal gestehen, daß wir eine gesetzgebende Versammlung der Bühne für eine verderbliche Einrichtung halten; — so gewiß endlich ein solcher Alleinherrscher der Bühne außerhalb derselben, sammt Gattin, Kindern und sonstigen Verwandten seinen Stand hat, so gewiß wird er von, sonst unvermeidlichen, Privatrücksichten frey bleiben, und nach den Gesetzen des Rechts unparthevisch regieren. Diesen Ursachen zu Folge sollte bey einer wohleingerichteten Bühne schon der Regisseur erstlich: in dem Kreise seiner Befugniß unbeschränkt, und zweytens: weder ein aktiver Künstler (Schauspieler, Musiker oder Theaterdichter) seyn, noch bey der Bühne angestellte Verwandte haben. Muß doch ein stimmfähiger Richter aus der Versammlung treten, wenn der Prozeß eines seiner Verwandten entschieden werden soll! In unserm dirigirenden Theaterkomité treffen wir aber zwey regierende Mitglieder, die je zuweilen sogar Beklagte und Richter in Einer Person seyn können. Eine solche Verfassung ist eine oligarchische, und ihre Folgen sind unvermeidlich und zu bekannt, als daß wir sie hier auseinander zu setzen brauchten. So viel vorläufig von der dirigirenden Behörde unserer Bühne; mit der nothwendigen Hinweisung jedoch, daß bey weitem die meisten deutschen und französischen Theater an derselben herkömmlichen Krankheit leiden. — In unserm Text folgt nun die Oekonomieverwaltung, bestehend aus zehn Mitgliedern. Man bemerke wohl, daß die Zahl zehn hier eine symbolische Bedeutung hat, indem sie das Prinzip der modernen Arithmetik: das Decimalsystem, gleichsam darstellt! man bemerke ferner, daß die Oekonomie mehr denn noch ein Mal so viel Personen beschäftigt als die Kunst, deren Leitung nur vier Komitémitglieder in Anspruch nimmt, woraus der aufmerksame Beobachter abnehmen wird — nicht etwa, daß die Oekonomie über die Kunst gestellt ist — sondern daß neue himmlische Jungfrauen, die ätherischen Musen, bey weitem leichter zu regieren sind, als das einzige irdische, prosaische, rechthaderische und zanksüchtige Haushaltungsweib des Musagetes, die dem allzunachgiebigen Gotte die Kupferheller abzwackt, während sie für ihren eigenen überflüssigen Putz und Tand Geld über Gold verschwendet. Gänzlich zu zügeln ist diese Xantippe nicht; doch wird sie bey uns mehr in Schranken gehalten, als bey den meisten Großbühnen, wo ein wahres Heer von hohen und niedern, graduirten und ungraduirten Beamten nur das zu beträgt, ihre unnützen Ausgaben zu vermehren. Man bemerke endlich, daß zu den Oekonomieverwaltern auch der Theaterdichter und der Dekorist gehören, welches uns ein gutes Omen für die armen deutschen Poeten scheint. —

(Die Fortsetzung folgt.)

Aus Berlin über Berlin.

(Fortsetzung.)

Hr. Krüger gab den Don Cäsar in der Donna Diana. Eine Rolle des Wolf. Der Theaterzettel versichert Hr. Kr. war Don Cäsar. ich weiß nicht soll ich's glauben oder nicht, Er war gut, wenn auch eben kein Don Cäsar, d. h. kein Prachtexemplar aus der Ehre goldnen Auen, doch eine gute Berliner Auflage. Mit Hrn. Wolf kann sich Hr. Kr. nicht messen. Mad. Stich als Donna Diana läßt nichts zu wünschen übrig! hier ist Anmuth, Grazie, Verstand, Weiblichkeit, Aktion, Alles zum schönsten Ein vereinigt. Hr. Beichert als Perin unübertrefflich. Die Räuber waren auch wieder da. Hr. Krüger als Carl Moor ganz vortrefflich, in allen Scenen gleich ansprechend. Hier ist er ganz an seinem Platze, und äußerst lobenswerth, er wurde nach dem vierten Akte gerufen. Im „Kaufmann von Venedig" hat Devrient als Shylok Wunderdinge geleistet, groß und vollendet. Die „Euryanthe" von Weber, hat ungeheures Aufsehen gemacht, der geniale Komponiteur, der selbst dirigirte, wurde empfangen, und zwey Mal herausgerufen. Ich sage Ihnen weder etwas über den unausstehlichen Text der Mad. Klenkin, noch etwas über die Vortrefflichkeit der Musik. Beydes ist bereits in allen deutschen Blättern genügend geschehen. Doch die hiesige Ausstattung und Exekution verdient enthusiastisches Lob. Ich habe die Oper sehr oft, und auch ihre erste Darstellung in Wien gehört, sie hält aber mit der hiesigen gar keinen Vergleich aus, sowohl an scenischer Pracht als an künstlerischer Ausführung des Werkes selbst. Mad. Seidler als Euryanthe war beseelt von einem Kunstgotte, der in jeder ihrer Töne seine Herrlichkeit verkündete, auch ihr Spiel zeigte die vollendetste Künstlerin, sie wurde stürmisch gerufen. Mad. Schulz als Eglantine ließ uns den herrlichen Wollaut ihrer Töne hören. Hr. Bader als Adolar war vortrefflich, minder wollte mich Hr. Blumer als Lysiart ansprechen. Die Chöre waren trefflich. Das Orchester vollendet. Ich sah in einer Loge die Wiener-Euryanthe (Dem. Sonntag) sitzen; liebster Herr Redakteur, darf ich es Ihnen gestehen, daß sie sehr reizend aussah? Darf ich es gestehen, daß ich mich zurück erinnerte an die Euryanthe-Sonntag, und daß sie dastand vor mir in aller ihrer persönlichen künstlerischen Liebenswürdigkeit? daß ich so zu sagen eine Doppel-Euryanthe heute genoß? Denn die Wahrheit muß ich sagen, sie war als Euryanthe ganz vortrefflich! und ich wage nicht unter diesen beyden Euryanthen zu wählen. Aber wehe that es mir sie da sitzen zu sehen als Gast in einem Hause, in dem sie eigentlich heimisch wäre, und zu denken, sie ist heimisch in einem Hause, wo sie ewig nur ein Gast bleiben wird; ach, ich sah der guten Henriette (darf denn ein Korrespondent nicht auch einmal zärtlich seyn?) durch die klaren Aeuglein bis in die Nachtigallenseele, und da schien mir deutlich geschrieben zu stehen: kennst du das Haus, wo solche Opern blühen? dahin, dahin, dahin, möcht' ich mit dir, geliebte Mutter! zieh'n?" Hätte sie nur einmal einen Blick auf einen malitiösen Korrespondenten, wie ich bin, geworfen, sie hätte in meiner derben Wahrheitsseele gelesen, daß ich zwar weiß, wie Ueberschätzung ein schönes Köpfchen schwindeln machen kann, allein daß ich doch überzeugt bin, daß Dem. S. es bald wird einsehen lernen, daß ein würdiger Altar der Kunst mehr Reiz für sie haben muß in seiner edlen Einfachheit, als ein Alltagsaltar, und wär' er auch mit ächten Sywals umwunden, und knieten auch Tausende vor ihm.

(Der Beschluß folgt.)

Beylage: Literaturblatt Nr. 12.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Nro. 36.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 11. Februar 1826.

Forschung des Wahren, geb' ich dir mich ganz hin,
Ernt' ich Kenntniß, die mir den Geist erhellet,
Löscht des Herzens Durst.

Klopstock.

Italia.

1. Ruf zur Reise.

Auf dem saatumwogten Gefilde des alten Carnuntum's
An dem Trümmerthor, heute getauft nach Aurel,
Wo der Herrscher der Welt, der philosophische Cäsar
Markomanen schlug und die Betrachtungen schrieb,
Lag ich in wallender Saat tief in Betrachtung versenket,
Lag ich träumenden Sinns über was ist und was war;
Sehnend zog es mich hin zur lieben gehügelten Weltstadt,
Zum aventinischen Berg, zum Capitolium hin,
Dort, wo Markaurel als Herrscher sitzt auf dem Pferde,
Welches Leben dauert, welchem zu geben befahl
Michel Angelo's Wort, des Trismegistos der Künstler,
Welches ihm hätte gehorcht, wenn's nicht gehorchte dem Herrn.
So verflossen bey mir Gedank' und Gedank' ineinander,
Und am Himmel verfloß Röthe des Abends in Grau,
Leis' durchflüsterte nur der Heimchen Gezirpe die Fluren,
Und der Saaten Gewog wiegte mich lieblich in Schlaf.
Es erschien mir im Traum ein hohes Göttergebilde,
Ein hochstattliches Weib göttlicher Formen und Huld;
Ihr Diadem, diamantene Zacken von schneeigen Alpen
Und ihr Halsgeschmeid' Städtemedaillenschmuck,
Ueppiger Fülle schwoll der völkerernährende Busen,
Voll von segnendem Heil und von gesundem Gedeih'n,
In der rechten Hand des Segens spendendes Füllhorn,
In der linken Symbol zeichnender bildender Kunst;
Eine Jungfrau Sie von ewiger Schönheit und Jugend,
Aber gekleidet zum Theil nur in veraltet Gewand;
Wohl ein seltnes Gemisch von alterthümlicher Kleidung
Und von Jugendreiz, welcher das Alter verhöhnt;
Ihre Mitt' umfließt ein gelbgewässerter Gürtel,
Die Antike (Rom) faßt ihn zusammen als Schloß,
Manches gewässerte Band noch woget, sich schlängelnd, zur Erde,
Oder stürzt im Fall über die Lenden hinab;
Herrlich der Fuß, doch sieh! auf Gluten verborgenen steht er,
Und die glimmende Asch' drohet zu lodern empor.
Wieder betracht' ich das Bild bewundernd vom Fuß bis zum Haupte,
Werd' am Diadem' flammende Züge gewahr:
„Ich bin Italia, glücklich und groß durch Schönheit und Reichthum,
„Alten Ahnenstolz, üppigen Lebensgenuß,
„Aber das Innere zerfleischen mir die Söhne die eigenen,
„Siegreich oder besiegt dien' ich als Sklavin nie mir."
Wehmuth ward die Bewunderung nun, wehmüthig sie selber,
Bald doch ward ihr Aug' heiteren Lächelns verklärt.
Und sie winkte mir mit unbeschreiblicher Anmuth
Und das Traumbild war jetzo zerronnen in Luft.
Als ich erwachte, da schwor ich bey der Erde Carnuntum's,
Ihr der Klassischen, die solches zu träumen gewährt,

Digitized by Google

Schwor's bey der Erde der Mark, von deren Mannen ich einer,
Schwor's bey den Manen Aurels alsbald zu folgen dem Wink,
Auch zu pilgern nach Rom in dem heiligen Jahre des Jubels,
Und noch weiter hin bis zu dem Schämel der Glut,
Nicht als Pfaffenknecht als korallenbeißender Gläub'ge,
Um zu reiben die Stirn an der zerriebenen Zeh'
Jenes als Fürst der Apostoln verwandelten heidnischen Abgotts,
Der trotz eherner Stirn sich der Verwandelung schämt,
Sondern als Pilger der Welt, und der Natur, der Kunst und Geschichte
Zu den Städten des Ruhms lang verherrlicht durch That,
Oder geadelt durch's Wort, durch Werke des Pinsels, des Meißels
Zu der Palläste Trophäen und zu der Bögen Triumph.
Zu den Mausoleen, zum lorbeerumgrüneten Aschkrug,
Zum gestürzten Altar und zu der Gräber Ruin.
Andere mögen mit Glück hin zu dem Grabe des Hektors,
Zur korinthischen Burg und nach Achaia's Gefild,
Oder zum Gangesstrand und nach Persepolis Hallen
Zum Pyramidenfeld und zu den Quellen des Nils
Pilgern mit Glück, ich will sie dessen nicht neiden,
Ist mir Italia nur wieder zu sehen vergönnt.
Also nehm' ich den Stab und nehme den Mantel des Pilgers,
Und betrete den Pfad, wie es dem Suchenden ziemt.
Stehet o Musen mir bey als treue Gefährten des Weges,
Musen, die ihr mit mir habet den Bosporn beschifft,
Und vor Allem Du Mnemosyne's älteste Tochter
Polyhymnia, die gerne mit Klio verweilt,
Laßt mich der Gegenwart nicht über Vergangenem vergessen,
Nicht der Vergangenheit über den Reizen des Jezt,
Laßt mich vergessen nicht das Himmlische über Idole,
Ueber der Kunst die Natur, über den Göttern den Gott,
Nicht Fußstapfen pressend von anderen reisenden Sängern,
Nicht Child Harold's Kumpan oder des Traveller's Knapp',
Sondern verfolgend den Pfad auf heiligem klassischem Boden
Wie wegweisend der Gott mir es im Innern gebeut.

(Die Fortsetzung folgt.)

Der Engel in der Amatigeige.

(Fortsetzung.)

Bey Franzheimer war der Empfang ganz anders, als ihn Vater Andreas sich gedacht hatte. Gewöhnlich war bey den Quartetten in des Raths Hause, außer dem Stadtmusikus und seinem Sohne, nur noch der Organist des Städtchens, welcher ein für allemal die Violoncellparthie übernommen hatte, zugegen. Franzheimer selbst spielte die Bratsche, Julius die zweyte und sein Vater die erste Geige. Jungfer Renata aber saß dabey still im Erkerfenster und sah mehr auf den jungen Lamm, als sie auf das Quartett hörte. Das Quartett jedoch, nämlich die vier Spielenden, hörte um so eifriger auf sich selbst und sog mit durstigem Gemüthe alle seligen Traumtöne Mozarts, den neckenden Humor Haydn's und den romantisch-tragischen Ernst Beethovens mit allen seltsam und wunderbar daraus auftauchenden Kapriccio's in sich ein. Die ganze Welt schien in diesen Augenblicken gar nicht auf der Welt zu seyn. Die Sterblichkeit und das Irdische lag tief unter seinen Füßen, in ätherischen Räumen wurde es sanft und taktgemäß gewiegt, es fühlte und lebte nur in Tönen, es nährte sich von süßen Melodieen, es ergözte sich an kunstreichen Harmonieen, es war ganz von der zauberischen Macht der Tonkunst in ihr Reich entrückt. Das waren des alten Lamm heilige Feyerstunden und eine solche hatte er gehofft, auch noch heute zu begehen, und sich vorgesezt, sie durch eine freundliche Dreingabe noch ganz besonders zu verherrlichen. Da machte ihm aber der Rath einen häßlichen Strich durch die Rechnung. Statt der gewöhnlichen vier Exekutanten des Quartetts, aus denen auch das Quartetts-Publikum bestand, fand sich eine große Gesellschaft gepuzter Herren und Frauen vor, sämmtlich Honoratioren des Orts nebst ihren Familien. Der Rath kam dem verwunderten Stadtmusikus mit feyerlichem Ernste entgegen und sagte: „Lieber Lamm! heute sehe ich Ihren Julius zum lezten Mal in meinem Hause. Morgen zieht er aus, um Lorbeern einzuernten und mit dem Talente zu wuchern, das Sie väterlich geweckt und gepflegt. Da habe ich dann an diesem Abende dem lieben Söhnchen zu Ehren einen größeren Freundeskreis zusammengeladen, als wohl gewöhnlich bey uns geschieht. Damit er dieser Stunden auch noch lange und in der Ferne gedenke, soll heute die Tonkunst in höherer Weise erscheinen als sonst. Nach dem Quartett wird Renatchen eine große Bravour-Arie singen, dann gibt es ein Sextett, das Finale aus der Schöpfung, und wer weiß was sonst noch Alles!"

Beyde Lamm's sahen während dieser Rede Franzheimers finster drein; das Antlitz des jüngern aber erheiterte sich, als Vater Andreas jezt fest und ernst entgegnete: „Da muß ich sehr bedauern, daß der Herr Rath meines Sohnes wegen sich so bedeutende Mühe gemacht und in so ansehnliche Kosten gesteckt haben. Meine Bestimmung für den heutigen Abend ist schon seit langer Zeit unabänderlich gemacht und ich konnte deßhalb dem Herrn Rathe auch nur auf eine Stunde unsere Gegenwart zusagen. Ist diese verlaufen, so müssen wir uns durchaus empfehlen. Ich

Digitized by Google

he noch Vieles und Wichtiges mit Julius zu beſpre-
en." Umſonſt erſchöpfte Franzheimer ſeine ganze Beredt-
ſamkeit, den eigenſinnigen Alten zu einer Abänderung ſeines
Beſchluſſes zu vermögen. Eben ſo vergebens waren Re-
natens Bitten, die jezt herbeytrat und mit ſüß geſtimm-
ter Fiſtellaute den Stadtmuſikus zu gewinnen ſuchte, in-
dem ihre fruchtloſen Blicke feſt und durchdringend auf dem
unmuthig hinwegſchauenden Julius ruhten.

Endlich nahm der alte Lamm wiederum das Wort und
erklärte trocken: der Rath möge jezt nur das Quartett ſei-
nen Anfang nehmen laſſen, ſonſt verſtreiche unbenuzt die
Zeit, und am Ende ſähen er und ſein Sohn ſich genöthigt,
nach Hauſe zu gehen, ohne auch einen Strich gethan zu
haben. Da wandte ſich Franzheimer eilig von den beyden
Muſikern, lief ſchnell den eleganten Quartettpult zurich-
ten und äußerte dann dem Andreas zu: „Freundchen, Ihr
verderbt mir heute den ganzen Spaß. Doch kommt nur
und zeigt. Beym Himmel! ich glaube, Renata hat mich
zu einer Dummheit beſchwazt, die Euch nicht behagt und
mir, aufrichtig geſagt, ſehr zur Laſt fällt. Was brauchen
wir eine große Geſellſchaft am Abſchiedstage, um uns
zu rühren? Dazu wäre bey Gott unſer Quartett genug
geweſen! Doch fangt an. Bey Eurem eigenſinnigen Be-
harren auf dem Fortgehen iſt jeder Augenblick hochtheuer."
— „Ich ſpiele heute gar nicht," ſagte nun Andreas zu
dem Rathe, der ihn bleichwerdend und erſchrocken an-
blickte. „Julius wird die erſte Stimme übernehmen und
Gideon, mein Altgeſelle, den ich vorausgeſchickt, die
zweyte. Ja, mein Sohn! fuhr er mit gerührter Stimme
fort und führte Julius abwärts in eine Fenſtervertiefung,
indem ich dir dieſen Plaz einräume, erkläre ich dich für
mündig in der Kunſt. Zeige dich immer ihrer würdig
und huldige nimmermehr dem ſinnlichen Gelüſt am Ohr-
renkizel, das ſie entehrt. Da iſt die Amati; du ſollſt
ſie heute ſpielen an deinem Ehrentage. Freylich hätte ich
dir noch viel zu ſagen, allein das kann nun hier unter den
obwaltenden Umſtänden nicht geſchehen und ich ſpare es
auf, bis wir zu Hauſe ſind. Da nimm die Geige und
fang an: Beethoven F-dur, allegro con brio, dreyvier-
tel Takt!"

Der Sohn ſah den Vater mit einer Thräne im Auge
an. Er erkannte, was im Augenblick in dem Innern des
würdigen Mannes vorging; er fühlte, daß er, indem der
Vater ihn ſich künſtleriſch gegenüber ſtellte, ſeinem Her-
zen näher gekommen ſey. Mit einer Art von Verehrung
ergriff er die Amati. Als er ſie berührte, zuckte ſein
Arm; ein ſeltſamer, unbegreiflicher Schauer durchrie-
ſelte ſeine Glieder. Er wollte einige Worte der Liebe zu
ſeinem Vater ſprechen, allein indem er hiezu die Lippen
öffnete, trat der Rath herbey und trieb ihn mit geſchäf-
tiger Eile zu dem Quartettpult. Renata hatte ſich dem
Size des Jünglings gerade gegenüber geſtellt. Die Blicke
aber, die ſie zu ihm hinſandte, waren eben nicht die
freundlichſten.

(Die Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Aus Berlin über Berlin.

(Beſchluß.)

Macbeth, von Spiker bearbeitet, hat mir wenig Genuß
verſchafft. Welche Idee, den Shakeſpeare ſo zu geben wie er
vom Sh. kam! Da glauben ſie, wenn der Shakeſpeare jezt lebte,
er würde es gerade ſo machen wie damals, weil ſie, wie
ſie jezt leben, es gerade auch ſo zu machen ſuchen wie Sh.
damals. Ich ſage nein, der Sh. würde ſich jezt eben ſo
in uns und unſre Theatergeſezze fügen wie jeder Theater-
dichter, aber er würde es mit ſeinem Genius, er würde
ſich ihnen unterwerfen, und ſie dennoch beherrſchen. Mein
Himmel! welcher Scenenwechſel! welche Zerſtückung! Die
Ueberſezung iſt treu. Hr. Sp. hat allerdings Verdienſt in
Hinſicht der Ueberſezung, aber für die Bühne iſt ſie nicht.
Ueber Mad. Stich als Lady Macbeth iſt hier viel geſprochen
worden, ſie hat dieſelbe etwas lau aufgegoſſen, und das wol-
len ſie nicht. Allein man ſpricht in der Stadt, Hr. Tieck habe
Einfluß auf ihre Auffaſſung dieſes Charakters genommen, nun
ſeht ihr? ich habe es euch gleich geſagt, wir alle in Berlin
wiſſen nichts von der Macbeth! aus Dresden muß das
Heil uns kommen! die Elbe iſt ganz anders Waſſer als die
Spree! Dort werden die Lady Macbeth's weich geſotten und
uns zugeſendet, als ob wir hier keine Zähne hätten ſie anzu-
beißen. Das iſt die wahre Lady Macbeth, keine entartete
Frau, nein, eine feuſte Perſon, blos ein wenig mordſüchtig!
auf die Kniee! ſag' ich euch, ihr verſteht das Ding nicht! Da
meynte Mad. Schröder ſie gäbe die Lady Macbeth vortrefflich,
mit ihrer herrlichen Kraft, in ihrer aus- und überſtrozenden
Genialität, o nein, das haben ſie ſämtlich gemacht Mad. Schrö-
der! Waren Sie denn nie in Dresden? Sie haben vielleicht
gar nicht gewußt, daß Sie ihren Herrn Macbeth ſo zärtlich lie-
ben? daß ihr Herr Macbeth Sie wieder ſo zärtlich liebt? wie,
kennen Sie Hrn. Meyer und Franz Horn nicht? Ich bedaure
Sie! wenn ich Ihnen auch ſagen muß, daß Sie mich entzückt
haben. Das wahre Licht aber iſt mir erſt hier aufgegangen.
Lady Macbeth als Ida die Büßende! Warum läßt Mad. Stich
nicht den ihr inwohnenden Kunſtgott walten, dann wird Alles
herrlich! wozu fremde Einflüſterungen? Hr. Rebenſtein als
Macbeth, Lemm als Banquo, Krüger als Macduff waren
vortrefflich. — Im Käthchen von Heilbronn hat Dem. Wag-
ner aus Dresden gaſtirt und ſehr gefallen. Hr. Rebenſtein
als Graf Strahl iſt ſehr ausgezeichnet, ſo wie Herr Lemm in
ſeiner Scene meiſterhaft iſt. Auch in Eliſe Valberg gefiel
Dem. Wagner mit Recht. Ein neues Stück: „der Hahn im
Korbe." von Freyherrn von Lichtenſtein, hat vom Pu-
blikum einen Korb bekommen. In Alceſte trat Mad. Milder
nach ihrer Reiſe wieder auf die Bühne, und verſchaffte uns ei-
nen langentbehrten Genuß. Es iſt eine wahre Seligkeit, ſolchen
Geſang zu hören, und dabey wird einem die Macht der Be-

Digitized by Google

Lustspiel recht klar und deutlich. „Tarbrosius.“ von Mehul, spielt weniger, obwohl Mad. Seidler lieblich ist. „Die Verlobten.“ ein Lustspiel von C. Raupach, in fünf Abtheilungen, am 2. Jan. zum ersten Mal. Eine sehr dünne Idee ist in fünf Akten ausgesponnen. Ein Onkel heirathet aus Liebe zu seinem Neffen die Geliebte desselben, aber nur zum Schein, um sie für ihn zu gewinnen, da sie früher in Zank lebten (nämlich die Liebenden). Der Onkel gibt sich für todt aus, und kehrt als Eremit zu seiner Frau zurück, die Entwickelung als Dispensation der Ehe schon in der Tasche. Das wissen wir Alles schon im ersten Akte. Die übrigen vier sollen nun die Beyden bekehren, wozu ein Geist, ein Kammerkätzchen und ein Narr employirt werden. Sie heirathen sich auch richtig, die Zeit und der liebe Instinkt haben sie bekehrt. Das Stück ist reich an guten Situationen, an schöner Sprache und Witzsunken. Die Handlung ist mager und für ein Lustspiel viel zu wenig lich. Ein paar Bonmots und ein Narr retten ein Stück nicht, und somit genug für dieß Mal.

A propos. „Die Schnellpost“ des Herrn Sarbir ist bereits im vollen Laufe begriffen.

E — r.

Karlsruhe, 16. Jenner.

(Fortsetzung.)

Der Text geht nun zu dem Personalbestand des Schauspiels und der Oper über. Und hier todt — wie eine Autokritik eigentlich nur loben soll — das Werk den Meister. Nur einige deutsche Theater dürften sich vielleicht rühmen können über schönere Kräfte zu gebieten, als das unsere, bey weitem die meisten aber würden in dieser Hinsicht mit unserer Bühne nicht in die Schranken treten können. Wir besitzen in der Oper, im Lustspiel, im Drama, wohl auch in der Tragödie so manches mit den Heroen der dramatischen Kunst ebenbürtiges Talent. Bereits rühmlich bekannte Namen zu nennen, wäre überflüssig; wohl aber dürfen wir nicht unterlassen zu sagen, daß der zur Rundung eines größern Werks so nothwendige Mittelschlag von Künstlern sehr brav, sehr ausgezeichnet bey uns ist, so daß wir das Gute und das Beste würdig darzustellen vermöchten, wenn uns nur nicht so oft das Neue daran verhindern wollte. Doch diese Klage gehört in die nächst folgende Rubrik unseres Textes. In derselben werden die im Zeitraume eines Jahres hier aufgeführten Opern, Lustspiele, Dramen und Tragödien aufgezählt. — Ein solches Repertorium ist nun die eigentlichste Autokritik, ein wahrer compte rendu einer Theaterdirektion; indem die gewöhnliche Entschuldigung derselben, daß ein solches Repertorium mehr die Charakteristik des Publikums sey, deßhalb nicht angenommen werden kann, weil ein Theaterpublikum das Produkt der Direktion seyn soll, und weil im umgekehrten Falle — wann nämlich die Direktion das Produkt des Publikums wird — die Direktion eben keine Direktion ist. Ein solches Eingreifen der Masse in eine geregelte Kunstanstalt würde deren ästhetisches Grundgesetz in seiner Wurzel verletzen, und so das organische Ganze in ein Willkührliches, Zufälliges und Zerstücktes wandeln. Gesetzt, daß dieses hier der Fall sey, so hätten wir in unserer Bühnenverwaltung, neben dem früher angezeigten oligarchischen Elemente, auch ein demagogisches — beyde aber sind zerstörende Kräfte. — Betrachten wir nach dieser Einleitung das Repertorium! — Nach der angehängten Rekapitulation beträgt die Gesammtzahl der Vorstellungstage (nicht Vorstellungen, wie es unrichtig heißt) 160, und in diesen Tagen sind 206 Stücke dargestellt worden, nämlich 93 Lustspiele, 42 Schauspiele (nicht 39), 7 Trauerspiele (nicht 10) und 39 Opern. Die Lustspiele verhalten sich also zu den Gesammtvorstellungen ungefähr wie $\frac{1}{2}$, die Opern, wie $\frac{1}{4}$, die Dramen, wie $\frac{1}{5}$ und das arme Trauerspiel wie $\frac{1}{20}$. — Neue und neueinstudirte Lustspiele wurden gegeben 20; Schauspiele 7; Opern 11, und Trauerspiele 2. Die neuen Lustspiele verhalten sich also zu der Gesammtzahl wieder wie $\frac{1}{8}$, die Schauspiele ungefähr wie $\frac{1}{6}$, die Opern wie $\frac{1}{3}$ und das Trauerspiel wie $\frac{1}{10}$, oder vielmehr wie Null, da kein Neues in diesem Jahr gegeben wurde; denn folgende sind die sieben im vergangnen Jahre dargestellten Trauerspiele: Emilia Galotti, Graf Essex, Kabale und Liebe (zwey Mal); das Bild; der Machtspruch; Egmont; die Braut von Messina. Wir wollen dem einsichtigen Leser das Urtheil über diese Zahlverhältnisse überlassen. Tröstlich ist es, daß das Lustspiel wenigstens der bey andern deutschen Bühnen alleberschwemmenden Oper hier die Wage noch hält; tröstlich ist es, daß hier dem Rossini nicht ausschließlich und allein gehuldigt wird; und daß man überhaupt mit ziemlicher Gewißheit voraussagen kann, daß, ehe vier Jahre vergehen, Deutschland von seiner Verliebe für diesen immer und ewig liedlichen Komponisten zurückkommen, und sich wieder zu würdiger, zu charakteristischer, zur wahren dramatischen Musik hinwenden wird. Um dahin zu kommen, kann aber für's erste nicht genug exerzirt und exerziert werden, und Sänger und Sängerinnen können sich nicht Gewalt genug anthun, um mit den schwierigsten Klarinet-Passagen sich die Stimmen zu ruiniren. Daß so wenig Trauerspiele gegeben wurden, auch darüber können wir der Direktion keinen Vorwurf machen. Sollen denn alle deutsche Bühnen sich in allen Gattungen versuchen? Ganz im Gegentheil, das ist eben der Quell oft gerügter Halbheit! Und daher dürften wir uns viel eher beklagen, daß man hier überhaupt Trauerspiele gibt; denn wie können sie dargestellt werden, wenn man während eines runden Jahres nur deren sieben gibt, von denen nur ein einziges Ein Mal, und das bey Gelegenheit eines Gastspiels, wiederholt wird?

(Die Fortsetzung folgt.)

Auflösung des Räthsels in Nr. 30.

Martinsgans.

Räthsel.

Des Lebens Bild und Mißbild oft noch mehr
Bin ich, ein fremdes Leben in dem Leben;
Ich bringe Licht in's Reich der Schatten her.
Obschon ein Schatten selbst, auch Deutung kann ich geben
Euch von euch selbst, Vergangnes, Nahes eint
Zukünftiges sogar in kurzen Gestalten
Bey mir sich wunderbar, dem nah' ich mich als Freund.
Dem andern schreckenvoll als Feind.
Und oft — ein höher's Rügamt zu verwalten.

— e —

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Nro. 37.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 13. Februar 1826.

Ihm scheint, als ob ein Zauberton
Aus höhern Kreisen klänge!

E. Ebert.

Der Engel in der Amatigeige.

(Fortsetzung.)

Renatens ganzer Plan war mit des Stadtmusikus bestimmter Weigerung, länger als eine Stunde zu bleiben, gescheitert, und daß Julius auch kein Wort verloren hatte, des Vaters Entschluß zu erschüttern, war ihr besonders ärgerlich. Andreas Lamm verließ, von wehmüthigen Empfindungen ergriffen, seine Stelle nicht und ward derselben nicht eher entrissen, als in dem Augenblicke, wo das schlichtgrandiose Thema des Quartetts begann. Da ergriff ihn mit Allgewalt der Geist der Tondichtung und entführte seine entzückte Seele aus dem Kreise alltäglicher Zierpuppen, trockner Altenmenschen und unmusikalischer Incroyables in ein Dschinnistan voll Poesie und Gefühls. „Wie, sprach er im Geiste zu sich selbst, das Alles sollte nach dem Ausspruche eines bekannten Kunstkritikers nichts Anders seyn als „„ein Spiel mit Formen?““ Diese Formen enthielten also wiederum nur Formen, und in dem Spiele damit könnte darum nur der Verstand, wie durch die Zergliederung eines künstlichen Räthsels beschäftigt, nicht aber das Herz zu verschiedenen Empfindungen gerührt, nicht die Phantasie zu verwandten Anschauungen entflammt werden? Nein, o nein! Welche Rede kann zu solcher Empfänglichkeit des Gemüths stimmen, wie dieses einfache Thema, das im Unisono leicht hingeworfen, zugleich auch fragend, auf Regungen aller Art, auf süße Wehmuth, drängende Sehnsucht, zarte Wonne und dann wieder auf stürmische Wallungen des bewegten Herzens, selbst auf tief durchzuckende Pein und namenlosen Schmerz vorbereitet, indem es den Grund abgibt, auf dem alle diese Gefühlsbilder erscheinen sollen? Und schon berührt, aber nur vorübergehend, die Wehmuth das Herz; es war eine leise Zuckung, der eine kurze Ruhe folgt, um wieder von der frisch aufgerufenen Wehmuth und der auf schwergehobenen Schwingen heranrauschenden Sehnsucht vertrieben zu werden. Ach, wie mild beruhigend löst sich da Alles in den klaren F-dur-Akkord auf! Nun mahnt aber die ernste Stimme des Basses, wieder mit dem Thema eintretend, daran, daß die Wogen der Gefühle nur für Augenblicke ruhen, und schon flüstert die erste Geige mit einer neuen herzergreifenden Melodie von unglücklicher Liebe, die keine Entgegnung gefunden, von frühen Hoffnungen fruchtlos ausgestreuter Saat. Da wird das Herz zerrissen von gewaltigem Jammer, da hadert die Verzweiflung mit dem ungerechten Schicksale — doch still! du bist wohl ein Thor Andreas, daß du das Alles dir zergliederst und die herrliche Kunst portionenweise in dich schluckst! Schwebe dahin auf dem emporfliegenden Wolkenwagen, vergiß dich und die Welt und gib dich ganz dem seligbeglückenden Traume der Gefühle hin.“ Und so that es auch Andreas Lamm. Er verschloß die Augen und blieb still und regungslos hinter dem Fenstervorhange, wo ihn Niemand bemerkte. Seine Seele war ganz dem Tonleben hingegeben, das er auch in den kurzen Zwischenräumen zwischen den einzelnen Musikstücken des Quartetts ungestört und selbstschaffend fortspann.

Digitized by Google

Der Schlußakkord des lezten Allegro war verklungen; Andreas Lamm ſtand noch ſtumm und ohne Bewegung, von Muſik träumend, an ſeinem verborgenen Plätzchen. Da fühlte er ſeine Hand plötzlich ergriffen. Er ſchlug die Augen auf. Franzheimer ſtand vor ihm und ſagte mit begeiſterter Freude in Blick und Miene: „Herrlich hat der Julius geſpielt! Aber die Amati klingt auch ſo voll, ſo ſilberrein und auf allen Saiten gleichmäßig, daß es eine Freude ſeyn muß, auf einem dergleichen Inſtrumente zu ſpielen.“ — „Finden das der Herr Rath! entgegnete aus ſeiner geiſtigen Abweſenheit erwachend der Alte. Freylich hat die Geige einen unbeſchreiblich ſchönen Ton; allein das kommt daher, weil der alte Zauberer Amati ſelbſt einen Engel hineingebannt hat, der wieder zum Himmel hinauf will, und, da er des Zauberſpruches wegen nicht kann, nun ewig ſeine Sehnſucht nach der Heimath herausſingt. Doch die Stunde iſt längſt vorüber, fuhr er, indem er auf ſeine Uhr ſah, fort, wir müſſen uns entfernen. Komm Julius!“ — „So wäre es wahrhaftig Euer Ernſt, Freundchen? rief betroffen Franzheimer. Kommt doch von dem Gedanken ab! Wo bliebe die Rührung, der feyerliche Abſchied?“ — „Der war in dem Quartett,“ verſezte der Stadtmuſikus, indem er den Arm des Sohnes nahm und mit dieſem ſich nach der Thüre wendete. Seine Augen ſchweiften dabey durch das Zimmer und ſuchten Renaten. Er hätte dieſe noch gern einmal mit Julius zuſammengebracht, allein zu ſeinem Erſtaunen und Verdruſſe bemerkte er jezt erſt, daß während des Quartetts alle Anweſende ſich aus dem Zimmer in ein entfernteres Gemach zurück gezogen hatten, wo ſie ſich, ohne durch läſtige Muſik geſtört zu werden, von allerley Stadtgeſchichten anmuthig unterhalten konnten. Jezt erklangen aus dieſem Zimmer einige Griffe auf dem Flügel. Dann trat Renatens Stimme mit dem Rezitativ einer pomphaften, abgeſchmackten italieniſchen Arie ein; da ergriff den alten Lamm ein gewaltiger Aerger; er riß den Sohn, der die Amati im ſilberbeſchlagenen Mahagonikaſten trug, haſtig mit ſich fort und ſprach mit zorniger Stimme Einiges von geſchmackloſer Muſikfaſeley, ſo ennüchter Kunſtentartung und dummem Affengeſchwätze halblaut vor ſich hin. Der Rath aber ſchob dem Julius ein anſehnliches Paket Rekommandationsſchreiben in die Taſche und eilte dann nach dem Zimmer hin, wo Renate eine Saſſi und Campi — parodirte.

Als der Stadtmuſikus und ſein Sohn nach Hauſe kamen und in das große Speiſegemach traten, fanden ſie dieſes mit ſchönen Herbſtblumen ungewöhnlich ausgeſchmückt. Das war Sabinens Werk, die ihnen froh lächelnd über die baldige Zurückkunft entgegen trat. Neben dem freundlichen Sonnenblicke auf ihrem Antlitze ſchwamm aber auch ein düſtres Wölkchen, das von beyden Männern weder bemerkt noch beachtet wurde. Sie hatte geweint. Augen und Wangen trugen hievon noch die trotz allem Bemühen unvertilgt gebliebenen Spuren. Bald verſammelten ſich des Stadtmuſikus Geſellen und Lehrlinge und jeder nahm den ihm gebührenden Platz am Eßtiſche ein. Eine beſonders feyerliche Stimmung ſchien heute über der reichlicher als gewöhnlich beſezten Tafel zu walten. Andreas Lamm ſchwieg und genoß wenig. Er erwog mit ernſtem Sinne die Wichtigkeit des Augenblicks, in welchem ein Sohn aus dem väterlichen Hauſe ſcheidet, um nun, allen Zufällen des Lebens hingegeben, ſeine eigene Bahn zu ſuchen und zu wandeln. Seine Blicke lagen dabey oft forſchend auf Julius, der ſeinerſeits ſehr zerſtreut ſchien und im Geiſte wohl mehr ſchon in der Fremde als zu Hauſe ſeyn mochte. Sabine, welche der Haushaltungsgeſchäfte wegen bald im Zimmer, bald in der Küche ſeyn mußte, kam aus dieſer mit immer röther geweinten Augen zurück, die dann wohl über den Vetter hinſtreiften, gleich aber wieder ſchüchtern den Boden ſuchten.

(Die Fortſetzung folgt.)

Italia.

(Fortſetzung.)

II. Von den Alpen nach Venedig.

Hochauf klimm' ich mit Müh'; — der Alpen felſige Mauern
Hab' ich hinter mir, ſteige hinunter in's Thal,
Längs des Tagliamento wild verheerendem Thal'weg,
Den von Wand zu Wand er ſich gekieſelt zur Bahn;
Als ein ſchmaler Streif verlieret ſich jetzo das Flüßchen,
Wie ein ſilbernes Gleis auf der gekieſelten Straß'
Als ein ſchmaler Saum läuft Landſtraß' neben der Flutſtraße,
Ueber welche das Heer raſender Brandungen zieht,
Wenn Zevs Pluvius niederſenkt die triefenden Schwingen,
Wenn die Lawine ſchmilzt oder die Wolke zerbricht.
Weiter und weiter thut ſich das Thal neugierigem Blick auf,
Welchen Oſopo hemmt, einzeln erhebend das Haupt.
Bey Venzon' erſchließt ſich das üppige Segensgeſilde
Des auſoniſchen Lands dreymal und viermal beglückt,
Des geſegneten Lands ſo vom Meer und von Alpen umgeben
Von dem Apennin wird in der Mitte getheilt.
Land des Siegs und des Ruhms, erkräftigter Herrſchaft und Größe,
Zweymal beherrſchend die Welt, zweymal gebärend die Kunſt.
Mutter der Heldengeſchlechter, der Sänger unſterbliche Säugamm',
Großer Thaten Bühn', großer Geſinnungen Hort!

Digitized by Google

Sey mir gegrüßet! ich küsse den klassischen Boden mit Ehrfurcht,
Schönes gesegnetes Land, küß' dich mit wonnigem Aug.
Maulbeerbaum drängt sich an Maulbeerbaum wie geschaaret,
Maulbeerbaum säumt auch immer die Straßen hier ein.
Seid' ist der Teppich des Thals, denn es werden die Blätter zu Seide,
Weil mit Zeit und Geduld Bildung veredelt den Stoff.
Seide der Vorhang der Flur, wie der Vorhang der Fenster und Thüren,
Seide der Schatz des Lands nebst der Oliv' und der Reb',
Auf demselben Feld umarmen sich Reben und Maulbeer,
Ist des Getreides Gold mit der Olive vermählt.
Nun vorüber die Ströme, die in der Geschichte berühmte
Ströme von Alpen wie ich eilend zum Meere hinab.
Mächtig sind sie nur durch Schlachten dem Sohne des Mavors,
Nicht dem Sohne des Wegs, welcher die Musen nur liebt.
Was am Isonzo gesiegt, was an der Piave gekämpft ward,
Deu Ruin des Kriegs decket des Landes Kultur,
Nur den Ruin der Flut vermag sie nicht zu bedecken,
Weil das Element selben beständig erneut.
Solche Wüsteney wie das Bett des Tagliamento
Bey Codroipo zeigt unter unendlicher Brück',
Ist der Verheerung Bild, die einst der Türke geübet,
Als er rennend hieher brennend verheerte das Land.
Weg mit solchem Bild'! nur Liebliches zeigt sich dem Auge
Blühender Saaten Gewog, blühender Städte Gehäg.
Doch verweil' ich nicht, es reißet mich fort zu dem Meere,
Wie den Alpenstrom Liebe zum Meere hinreißt.
Mich verweilt nicht Udine's alterthümliches Ansehn,
Wo am Paradeplatz die Signoria noch spricht,
Mich Sacile nicht das malerisch schön're als feste,
Wo sich Oesterreichs Prinz grünende Lorbeern erwarb;
Thor und Thurm umrankt der mauerzerfressende Epheu,
Und das Gitterwerk zierliches Blumengewind;
Mich verweilen nicht Conegliano's Altanen,
Mich die Hauptstadt nicht von der trevisischen Mark,
Selbst Timavus der Fluß, ob seiner Mündungen sieben,
Neben dem Ister und Nil, Ganges und Tibris genannt,
Hält mich nicht ab, dem Meer zuzueilen dem hehren
Und der Inselstadt, welche beherrschte das Meer.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Karlsruhe, 16. Jenner.

(Fortsetzung.)

Gesetzt, daß die ersten Tragödien bey unserer Bühne aufgestellt wären; sie würden alle erworbene Kunstfähigkeit, unter solchen Umständen, vergessen und verlernen. Gesetzt, das Publikum hätte eine Vorliebe für Tragödien, es müßte sich derselben entwöhnen, und endlich würden Tiefsinn, Ernst und Erhabenheit den Zuschauern der Oper und der Posse so gänzlich fremd und unverständlich werden, daß sie sich, bey einem ein Mal vorüberfliegenden Meisterstücke Shakespear's, höchst unbehaglich fühlen, und sich dessen Wiederholung verbitten müßten. Solches thun sie denn auch redlich; und nicht allein bey Trauerspielen, wo man so oft die kunstverständige Aeußerung hört: „Wir haben zu Hause des Trauerspiels genug; im Theater wollen wir uns amüsiren!" sondern auch bey Lustspielen und Opern. Wenn sie sich einmal überzeugt haben, daß arm Suschen den Goldvetter aus Mexiko bekommt, so hat die Kunst ein Ende, und am andern Tage muß Struwelköpfen oder das Kameleon seine Faxen machen; wenn ihnen der Schöpfer des Fidelio eben keinen Ohrenschmaus geben wollte, wenn es in dieser Oper keinen Jungfernkranz nachzuträllern gibt, so darf dieses Tonwerk, just seines Tiefsinns wegen, der bey einer einzigen, flüchtig vernommenen Darstellung nicht zu ergründen ist, auch nicht wiederholt werden. So wenigstens scheint unser Publikum gesinnt zu seyn, wenn wir aus dem vor uns liegenden Jahres-Repertorium diesen Schluß ziehen dürfen; denn, als ob es ein Kontrakt-Artikel mit den Abonnenten wäre, hat die dirigirende Behörde streng darauf gehalten, ihnen alle Tage etwas Anderes zu geben. Etwas Anderes, sagen wir, denn Neues gab es verhältnißmäßig wenig, wohl aber manche alte abgetragene und wieder aufgewärmte Schüssel. Sagt nun die Direktion, wenn man ob diesem dramatischen Schattenspiel klagt: „das Publikum will es so!" so sagen wir dagegen: die Direktion will das Publikum so; und es ist bey Gutem und wahrhaft Schönem antheilsvoll und lebhaft genug, als daß ihm nicht die öftere Wiederholung des Bessern — eben weil sich dieses nicht flüchtig erfassen, nicht oberflächlich darstellen läßt — dürfte geboten werden. So aber wird das Theater, statt einer Bildungsanstalt, ein flacher, nichtiger und zerstreuender Zeitvertreib, und, statt eines Tempels der Kunst ein Guckkasten für müßige und gedankenlose Neugier. Preciosa ist das einzige Stück, welches in diesem Jahre vier Vorstellungen erlebte, nicht fünf andere wurden drey Mal, nicht zwanzig zwey Mal, in 160 Vorstellungstagen also 170 verschiedene Stücke gegeben. Kann — wir fragen! — der Schauspieler, unter diesen Umständen, seine Rolle studiren? kann er das verbessern, was ihm in der ersten Vorstellung mißlang, wenn keine zweyte

und dritte folgt? kann er Künstler werden, wenn er Lehrling ist? muß er nicht ein Routinier werden, wenn er Künstler war? — Muß endlich das Publikum — wie wir dieß schon unlängst hier sagten — muß es sich nicht mit Generalproben begnügen, während es Vorstellungen erwartet; und wird es nicht am Ende Proben für Darstellungen halten? — Wir überlassen die Antworten auf diese Fragen der das Gute wollenden Behörde und dem einsichtigen Theile des Publikums; fügen aber hinzu — wenn dieses zum Trost, oder zur Entschuldigung vielleicht dienen kann — daß nicht allein in Deutschland, sondern in ganz Europa der Ernst und die Würde der Schauspielkunst, von Tage zu Tage, immer mehr sich verliert, und in schaler Vergnügungssucht, und in blasirter Gier nach immer neuem Zeitvertreibe unterzugehen droht. Choriphäen des Geschmacks, Autoritäten und Führer des Parterres gibt es, selbst in den französischen Theatern, nicht mehr; und so ist das Richteramt der Kunst, bald der unerfahrenen Jugend, bald der wandelbaren Menge überlassen. Unter diesen Umständen ist es um so mehr zu bewundern, und beweist von der Trefflichkeit unseres Theaterpersonals, daß (Ueber die Oper behalten wir uns unser Urtheil vor.) nicht nur das alltägliche und hervorgebrachte Lustspiel, im Ganzen so gut geht, als es mit der unvermeidlichen Nothhülfe des Souffleurs nur immer gehen kann, sondern daß auch die Darstellungen der höheren, romantischen oder phantastischen Komödie, sich zuweilen zu einer hohen Stufe von Kunstwürdigkeit erheben. Eine solche würdige und erfreuliche Vorstellung war neulich die der Donna Diana des Moreto, ein Lustspiel ersten Ranges, eine wahrhaft höhere Komödie im Sinne ächter Kunst; nicht etwa ein feines Stück im Sinne der französischen Gesellschaft, welches streng genommen nur in französischer Sprache, nur von Franzosen dargestellt, und nur von einem Pariser Publikum goutirt werden kann. Alle Verpflanzungen dieser Salon-Gewächse mißlingen; sie verkrüppeln unter der Feder des Uebersetzers; sie treiben taube und farblose Blüthen in den Händen der Schauspieler; und in unserem Parterre fallen die rhetorischen Blümchen entblättert und unbeachtet zu Boden. Hat Delavigne's elegante Schule der Alten, hat irgend ein neueres feines Lustspiel der Franzosen ein so allgemeines Interesse in Deutschland erregt, als diese, nicht aus der Societät, sondern aus der menschlichen Natur gegriffene Donna Diana? Dieß sollte ein Fingerzeig für alle unsere Directionen seyn, damit die alte, neuerdings wieder aufgekommene Mode, jede französische Novität rasch, ohne gehörige Prüfung zu übersetzen, und ohne gehörige Proben darzustellen, endlich wieder abkommen möge. — Die drey Hauptrollen des trefflichen spanischen Lustspiels wurden hier in hoher Vollkommenheit gegeben. Herr Demmer als Perin versteht es, seine Rolle zum Phantastischen zu erheben, und weiß es mit Einsicht und Gewandtheit dahin zu bringen, daß der Zuschauer die Idee der Maske nie aus den Augen verliert, und sich stets an dem Graziöso erfreuet. Herr Carl Mayer weiß die Ironie, die Leidenschaft und das Aus-der Rolle-fallen in seiner Rolle, theils glücklich zu vereinen, theils sinnig aus einander zu halten, und ist überdieß eine schöne und imposante Erscheinung. In früheren Darstellungen dieses Stücks hatte er immer eine Anmerkung des Uebersetzers glücklich verbessert. In jener Scene nämlich, wo er im Uebermaaß des Gefühls seinen Vorsatz vergißt, und der Diana kniefällig Liebe gesteht, diese aber nun, ob des gewonnenen Spiels, schon triumphirt; ist es im Buche vorschrieben, daß Don Cäsar bey dem Aparte:

Elendes Herz! verrathen hast Du mich!
Verloren bin ich, faß' ich mich nicht schnell,

rasch aufstehen soll. Herr Mayer that das sonst nicht, sondern sagte, erschrocken und verlegen dieses Aparte mit gesenktem Haupte, und auf den Knieen wie angebannt bleibend. Hiedurch wurde den ersten Furcht und Fassungslosigkeit um so eindringlicher ausgedrückt; dann aber wurde es um so überraschender und um so komischer; wenn er nun, nachdem ihn Diana einen hochwürdigen Menschen nennt, noch immer auf den Knieen bleibt, das gesenkte Haupt ironisch zu ihr erhebt und plötzlich kalt, ja fast prosaisch fragt:

Prinzessin, ist das Scherz nun oder Ernst?

Und dann lachend —:

Verliebt? Ihr glaubt im Ernste mich verliebt!
O Weibereitelkeit! u. s. w.

Diese sinnvolle und feine Wendung haben wir in jener letzten, übrigens trefflichen Darstellung vermißt. Sollte Hr. Mayer seine eigene glückliche Verbesserung des Dichters, und die lebendige Wirkung vergessen haben? vergessen im Drange seiner vielfachen Geschäfte, zu welchen auch die täglichen und verschiedenartigsten Rollen gehören? So beschreiben, als nur immer ein Kritiker gegen einen fleißigen und braven Künstler seyn kann, möchten wir den Herrn Mayer bitten, nicht zu Vieles zu spielen, weil Vieles am Ende doch nicht Viel ist, und weil selbst ein trefflicher Künstler, der All' und Jedes spielt, zuletzt Gefahr läuft, für einen Routinier gehalten zu werden, d. h. für einen Schauspieler, der sich auf eine, ein für alle Male erworbene Uebung verläßt, und ohne Studium aufs Gerathewohl oder übel die verschiedensten Rollen spielt. Herr Mayer wird uns diese wohlgemeynte Bemerkung um so weniger übel deuten, da sie hier nicht allein für ihn, sondern auch für so manchen namhaften deutschen Schauspieler niedergeschrieben ward. — Doch wir kehren wieder zur Donna Diana, zu ihr selbst, zu Madame Neumann; sie war es, dieses schöne, aus der Natur gegriffene Dichtergebilde. Wen dieser ihrer Darstellung hier eine Anschauung zu geben, dazu würde ein kritisches oder vielmehr ein künstlerisches Talent gehören, das dem der trefflichen Künstlerin gleich käme. Wie könnten wir die Zartheit beschreiben, mit welcher sie (eine Nüance, die wir noch von keiner andern Diana sahen) die kindliche Ehrfurcht vor ihrem fürstlichen Vater, neben aller Selbstständigkeit ihres Charakters, ausdrückte? Wie könnten wir die Uebergänge nachweisen, die von dem ersten Reiz am Fremdartigen sich zum Antheil am Ungewöhnlichen, zu Sieggelust, zu unbewußter Neigung nach dem verwandten Gemüthe, zum Herzenszorn verschmähter Bemühung, zur Qual der Eifersucht, und endlich zu offener, flammender, hingebender Liebe steigern? Madame Neumann hat, im Sinne des Dichters, diese Farbenabstufungen so zart vertrieben, daß wir nicht anzugeben vermögen, wo oder wie die Eine sich in die Andere verlor. Eben so wenig können wir ein Bild davon geben, wie sinnig-geschickt diese Diana (im Gegensatz so mancher Anderer) sich auf der schmalen Gränzlinie, die dieses Lustspiel vom ernsten Drama trennt, leicht und sicher bewegte, ohne je in das so nahe liegende Gebiet der Tragödie pathetisch-deklamirend hinüber zu schweifen.

(Der Beschluß folgt.)

Beylage: Kunstblatt Nr. 13.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Nro. 38.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, 14. Februar 1826.

Diese Gondel vergleich' ich der sanft einschaukelnden Wiege,
Und das Kästchen darauf scheint ein geräumiger Sarg.
Recht so! Zwischen der Wieg' und dem Sarg wir schwanken und schweben,
Auf dem großen Kanal sorglos durch's Leben dahin.

Goethe.

Italia.

(Fortsetzung.)

III. Venedig.

Durch das Labyrinth von Inseln, Kanälen, Lagunen
Zeige mir Muse nun als Ariadne den Weg!
Ein Amphibium steht Venedig den Fuß in dem Wasser,
In den Lüften doch tragend das thürmende Haupt;
Hundert Inseln sammt dem halben Tausend von Brücken
Schaffen den Archipel um in gesellige Stadt.
Nach Polynesien bin ich zu Venedig gerathen,
Eine neue Welt schlieset den Augen sich auf,
Eine Welt vergangenen Flores von Handel und Staatsmacht,
Tiefer Politik und des Geheimnisses Welt.
Straß' und Pallast trägt an der Stirn des Geheimnisses Siegel,
Unter dem Domino sah's und der Zendale hervor,
Doch es haben die Frauen sich längst der Zendale begeben
Und der Domino ist in die Redoute verbannt.
Gleich der Lotos senkt sich hier das Geheimniß in's Wasser,
Wie Harpokrates wird's hier auf den Fluten gewiegt;
Groß erzogen ward hier das Geheimniß des Staats und der Liebe
In dem Dogen-Pallast, in karnevalischer Lust,
Auch zu Grabe gebracht im Gefängniß und in der Gondel,
Die mit schwarzem Gepräng gleitet als Barke des Tod's;
Schwarz ist der Nachen und schwarz das winzige Haus auf demselben,
Charon's Nachen ist's und das plutonische Haus.
Siebenzahnig blinkt das Eisen vom Schnabel der Gondel,
Sieben Sensen des Tods Allen entgegengestreckt,
Welch' im Labyrinth des Lebens begegnen der Barys,
Ihr die Pompe führt, Pompe des Tods und der Bahr.
Größtes Mysterium ist die Lehre des künftigen Lebens,
Dem Dionysos ist heilig Geheimniß des Grabs,
In den Mysterien ward dasselbe sinnlich gelehret,
In Bachanalien ward hier das Geheimniß gefeyert.
Wie die Flocken des Schnees vom Wirbelwinde getrieben
Flockte die lustige Welt einst nach Venedig herein
Zu dem Karneval, dem Larventanz Europa's,
Welches im Domino zollt' an Venedig Tribut.
Glückliche Zeit, so lang die Maskerade nur Spiel war.
Traurige Zeit, als sie ward trockner bitterer Ernst!
Als zum Pantalon war der Edle heruntergesunken,
Weiser zum Harlekin und zum Pirote das Volk,
Als die Signoria nur lustiges Larvengesindel,
Und die Republik wurde zum Karnevals-Scherz:
Da entfloh der Geist, der hatte geschwebt auf den Wassern,
Denen Venedig entstieg, denen es wieder sich neigt.
Aus dem Wasser stieg das Leben, die Wohlfahrt, der Handel,
In das Wasser sinkt wieder mit selben die Stadt;
Ausgeleeret stehn am großen Kanale Paläste,
Mumienkammern gleich starren die Fenster herab,

Digitized by Google

Eine Mumie war schon längstens Venedigs Republik,
Angerührt vom Schwert ist sie zerfallen in Staub,
Eine Mumie nur der seebeherrschenden Herrin,
Welche dem Meere sich jährlich sonst hatte vermählt,
Aber es trocknen ein allmählig Kanäl' und Lagunen,
Das Arsenal verfällt und Buccentauro vermorscht.
Tausendjähriges Reich ist Venedig untergegangen
Mit dem römischen Reich theilend dasselbe Geschick,
Von der Weltherrschaft zeugt Roma's große Ruine,
Von der Seeherrschaft zeugt, was Venedig noch ist.

(Die Fortsetzung folgt.)

Der Engel in der Amatigeige.

(Fortsetzung.)

Bey dem einfachen, größtentheils aus Früchten bestehenden, Nachtische trug Sabine auch eine hellglänzende verdeckte Schüssel auf und stellte diese schweigend vor den alten Stadtmusikus hin. Sämmtliche Tischgenossen sahen neugierig danach; auch Julius ward von seiner Zerstreutheit verlassen und warf spähende Blicke nach der räthselhaften Schüssel. Da ward die Miene des Andreas feyerlicher als bisher, da erhoben sich seine Augen mit Ernst und Würde nach den neugierig Forschenden, da stand er langsam und ruhig auf von seinem Sessel, und Alle, an hochachtungsvolle Ergebenheit gegen den Greis gewöhnt, folgten seinem Beyspiele. Jetzt enthüllte er das räthselhafte Etwas in der blanken Schüssel, und siehe! ein süßduftender Kranz, aus Sabinens sorglich und künstlich erzogenen Hyacinthen gewunden, ließ sich erblicken und unter diesem glänzte mit goldenem Rande ein zusammengefaltetes Pergament hervor, an dem sich ein großes Siegel in einer obenaufliegenden elfenbeinernen Kapsel befand. Der Stadtmusikus reichte das Ganze seinem Sohne dar, der, nun wohl ahnend, was es enthalte, ein spöttisches Lächeln nicht unterdrücken konnte. Zum Glücke bemerkte dieses der Vater nicht und sagte nun mit lauter und gehaltener Stimme: „Hiermit, mein Sohn Julius, übergebe ich dir nach altüblicher Weise deinen Lehrbrief, in welchem ich dir, Gott sey dafür gedankt! nach Pflicht und Gewissen bescheinigen konnte, daß du nicht allein ein tüchtiger Geiger, der wohl selten seines Gleichen findet, sondern auch auf sonstigen Instrumenten, wie dem Klaviere, der Flaute und dem Waldhorne wohl bewandert bist. Freylich mag eine große Praktik nur auf einem Instrumente erreicht werden und selbst auf diesem dürfte der Mensch bey der kurzen Dauer seines Lebens und dem steten Vorwärtsschreiten der Kunst nie auslernen; aber ein jeder rechtschaffener Musikus sollte, meinem Bedünken nach, mit dem Wesen und der Behandlung mehrerer Instrumente bekannt seyn, um ihren Werth und ihre Anwendung genau ermessen zu können. Neben solchen Eigenschaften habe ich auch an dir rühmen können, daß du im einfachen und doppelten Kontrapunkte wohl erfahren bist, und jedes beliebige Thema im galanten wie im strengen Style zu bearbeiten verstehst. Ich weiß recht wohl, daß die heutige Welt die Musik als eine freye Kunst nicht mehr nach Innungsgesetzen behandelt sehen will und über das Meister-, Gesellen- und Lehrlingswesen darin lächelt, auch solche, die es noch damit halten, als untergeordnete Musiker — als Musikanten — betrachtet. Aber nimm immerhin den Lehrbrief aus Vatershand. Er ist ein Geständniß meiner Anerkennung deiner Tüchtigkeit, und dann mag ich auch darum die alte Sitte gern beybehalten, weil es doch noch wahrlich eine schöne und heitere Kunstzeit war, in welcher der große Lautenist, Sylvius Weiß, und später der herrliche Violinist, Karl Stamitz, mit einem solchen Lehrbriefe in der Hand, Deutschland und Italien durchziehen konnten, und an Höfen und in Abteyen, in Städten und Schlössern bessere Aufnahme und gastlichere Bewirthung, auch ehrenvollere Belohnung fanden, als jetzt dem gepriesensten Virtuosen, wenn er auch alle Taschen voll Empfehlungsschreiben hat, in den reichsten Städten und an den glänzendsten Höfen wird. Doch genug! Wandre glücklich aus! wandre glücklich ein! Dein Werk sey gesegnet!"

Mit diesen Worten nahm Andreas aus der hinter ihm stehenden Sabine Hand ein großes, wohl zwey Maaß edlen Rheinweins enthaltendes, Deckelglas und brachte es seinem Sohne zu, der es dann weiter im Kreise herumgehen ließ, worauf sich sämmtliche Gesellen und Lehrlinge still entfernten und nur Andreas, Julius und Sabine im Zimmer zurückblieben.

Julius hatte den Lehrbrief, ohne ihn aufzuschlagen, nachlässig in seine Brusttasche geschoben. Jetzt blickte er wiederum sehr zerstreut an die Decke des Zimmers und zerpflückte, indem er nicht daran dachte, wie sehr er dadurch Sabinens zartfühlendes Herz verletze, die herrlichen Hyazinthen des Kranzes. Sabine stand in einer Ecke des Zimmers und sah mit trübem Blick des heimlich geliebten Vetters Beginnen. Jetzt ergriff Andreas, der bis dahin schweigend mit großen Schritten auf und nieder gegangen war, plötzlich den Mahagonikasten mit der köstlichen Amatigeige, trat vor seinen Sohn und sprach: „Ich will dir jetzt Lebewohl sagen, mein Sohn! Abschiedstränen sind mir zuwider und ich vermag wohl mit ruhigerm Sinne von dir zu scheiden, wenn ich bedenke, daß du doch noch eine Nacht unter einem Dache mit mir verweilst. Richte es so ein, daß du morgen frühe, in der Stunde, wo ich mein Schlafkabinet zu verlassen pflege, schon weit von hier bist. Da! nimm noch eine Gabe auf die Reise mit — die Amati. Wahre sie recht wohl, denn in einer gewissen Hinsicht ist sie dir nur geliehen." — „Wie, mein Vater, stammelte Julius mit freudeglänzenden Blicken, Ihr wollt mir das

Digitized by Google

herrliche Instrument mitgeben? Ihr sagtet Euch von Euerm Theuersten los?" — „Da, nimm sie nur! fiel Andreas mit weicher Stimme ein, die aber bald wieder alle ihre ganze Stärke gewann. Doch halte sie hoch in Ehren und weihe sie nimmer durch erbärmliche Huldigung des Aftergeschmacks. Sollte ich das erleben, dann sind jene Umstände eingetreten, unter denen ich die Amati als dir nur geliehen betrachte, und — ich gebe dir mein heiliges Wort: dann nehme ich sie wieder zurück. Gute Nacht, mein Sohn! — Glückliche Reise!"

Julius breitete seine Arme nach dem schnell hinwegeilenden Vater aus. Der Jüngling war tief gerührt und seine Augen schwammen in Thränen; bald aber wurde seine ganze Aufmerksamkeit durch die hochtheure Gabe angezogen, die er wie ein geliebtes Wesen an sein Herz drückte, und mit der er dann, ohne die anwesende Sabine zu berücksichtigen und ihr ein Paar Worte des Abschieds zu gönnen, nach seinem Zimmer eilte.

Sabine blickte ihm seufzend nach. Dann sprach sie leise für sich hin: „Auch ich gab ihm mein Theuerstes, das Beste was ich hatte. Aber er achtete es nicht. Leichtsinnig und kalt zerpflückte er die schuldlosen Blumen, so wie er mein Herz zerreißt." —

Als am nächsten Morgen die ersten Sonnenstrahlen über die Berge hinab das freundliche Städtchen begrüßten, da fuhr rasselnd eine Kutsche durch die Straßen und der frohe Schall des Postborns machte manchen Schläfer munter. Julius saß in der Kutsche. Er warf im Abfahren noch einen Blick auf das väterliche Haus. Da lächelte hinter den Gardinen eines Seitenfensters ein Engelantlitz durch Thränen zu ihm herab. „Ha, Sabine! rief er aus, wie konnte ich Sie vergessen?" Aber schon hatte die Kutsche um eine ablenkende Straßenecke gewendet, und er mochte, aus Furcht, den Vater zu erwecken, nicht wieder in's Haus zurück. Seine Seele fühlte sich von Vorwürfen gepreßt: er hatte das liebliche Mädchen noch nie so schön gefunden als in dem Augenblicke der Abfahrt.

Andreas Lamm erhielt in der ersten Zeit der Entfernung des Sohnes aus dem väterlichen Hause und aus der Heimathsstadt zum Oefteru frohe Nachrichten von dem jungen Reisenden. Auch erfuhr er aus öffentlichen Blättern, daß Julius Lamm an vielen Orten, wo er sich hatte hören lassen, Ehre und Beyfall geerntet. Nach Jahresfrist aber wurden des Sohnes Briefe immer sparsamer und blieben endlich ganz aus. Vergebens suchte Vater Andreas jetzt auch in Zeitungen nach einer Erwähnung seines Julius; vergebens forschte er an dem Orte, wo er seines Wissens zuletzt verweilte, nach einer Auskunft über den weitern Weg, den er eingeschlagen haben mochte. Julius war und blieb spurlos verschwunden. Darüber härmte sich der alte Stadtmusikus gar sehr. Das einzige Kind war ihm immer hochtheuer gewesen, und wenn er bedachte, daß vielleicht nur des Sohnes Leichtsinn und nicht etwa ein unglückliches und trauriges Ereigniß ihm dieses Leiden verursache, so war dieß nur ein geringfügiger Trost und sein Herz fühlte sich durch einen solchen Mangel an kindlicher Liebe nur tiefer gekränkt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

London, Januar.

Wir haben über zehn Tage lang sehr kaltes Wetter gehabt, und die Kohlen wurden theurer im Verhältniß als das Eis wohlfeiler ward. Ja dieses bildete sich zu einer Dicke von fünf bis sechs Zoll, und Konditor und Fischhändler sind mit diesem für den Luxus so unentbehrlich gewordenen Artikel nun so reichlich versehen, daß dieses Jahr wenigstens keine Einfuhr davon von Norwegen her nöthig seyn wird, wie seit mehreren Jahren geschehen mußte.

Das Schlittschuhlaufen ist bekanntlich eine leidenschaftlich Leibesübung der Engländer, und erhält jedesmal, wenn sich die Flüsse und Teiche mit Eis bedecken, seine Opfer, besonders in London, wo, mit der Hitze, womit Städter überhaupt lang entbehrte Vergnügen aufsuchen, sich, sobald das Wasser nur eine Decke hat, sogleich Tausende auf den Teich im St. James Park und dem Serpentine-Fluß im Hyde-Park stürzen, und manche ihren Untergang finden, trotz der zweckmäßigen Rettungsanstalten der menschenfreundlichen Gesellschaft (Humane-Society, ein Verein zur Belebung der Scheintodten), denn die Polizey darf es in diesem Lande Niemand wehren, sich in augenscheinliche Todesgefahr zu begeben, und hat sonst zu viel zu thun, um sich mit der Rettung von Verunglückten abzugeben. Auch diesen Winter fanden hier mehrere hoffnungsvolle Jünglinge einen frühzeitigen Tod unter dem Eise, ja einer ging sogar in Gegenwart seiner Mutter und Schwestern unter! Aber das bewog nur wenige den Tummelplatz der Freude und der zierlichen Bewegung zu verlassen; und den Sonntag darauf fanden sich wohl nicht weniger als 100,000 Menschen zu gleicher Zeit auf dem Serpentine-Flusse ein! Welch ein Glück ist doch der Leichtsinn für den Meiereyen! London bietet bey solchem Wetter mehrere eigenthümliche Scenen dar. Eine der ersten Folgen des Frostes ist das Berstorfen der Röhren, welche das Wasser in die Häuser führen, durch das Eis. Dieß ist für den Londoner, welcher immer an eine Fülle dieses Elements gewöhnt ist, ein großes Uebel; und um den Abgang desselben wo möglich zu verhindern, lassen viele Familien die Stelle auf der Straße, unter welcher hin die Röhre von der Hauptröhre aus quer hinüber in ihr Haus führt, mit Pferdemist belegen. Diese Mistkaufen werden von den Vorübergehenden festgetreten, und von dem Froste gehärtet, so daß die sonst so ebenen Seitengänge unserer Straßen alsdann mit einer Reihe von mehreren Fuß hohen Höckern verunstaltet sind, die ehemals, als man das schöne Gaslicht noch nicht zur Beleuchtung der Straßen benutzte, des Nachts zu manchem Fall und Unfall Anlaß gaben. Fast noch ärger wird es damit beym Aufthauen, wie es eben jetzt der Fall ist, denn alsdann sehen die besten Straßen dem Hofe einer Meierey ähnlich. Da indessen besagte Düngerbedeckung nicht allgemein angewandt wird, und auch nicht immer dem beabsichtigten Zwecke entspricht, so hat man bald die neue Erscheinung. Eine Menge Mägde und andere Personen, die sich für die Zeit als Wasserhändler aufwerfen, um temporäre Springbrunnen her versammelt, die auf zwey, drey Fuß hohen, und mit einem Krahnen versehenen

hölzernen Röhren gebildet sind, die mitten in der Straße durch ein Loch in die unter derselben weglaufenden Haupt-Wasserröhre eingesetzt werden, und um welche her sich bald eine bedeutende Eismasse ansetzt, die den Pferden gefährlich wird. Eine andere, den Frost begleitende Erscheinung, sind Züge von Gärtnerverkäuferinnen, welchen der harte Boden das Arbeiten verbietet, und die ein Bündel Kohlblätter an einem Stocke als Zeichen ihrer Noth umhertragend, die Straßen mit dem Jammergeschrey Poor Gardeners! (Arme Gärtner) erfüllen, welches etwas so Widerliches an sich hat, daß man, um der armen Schelmen Willen allein schon froh ist, wenn das Wetter wieder aufthaut.

Wir haben hier seit Kurzem wieder mehrere Beyspiele von der Untauglichkeit unserer Kriminalgesetze, und der Ungerechtigkeit, welche aus der Willkühr entsteht, die man den Richtern bey der Strafanerkennung für die meisten Verbrechen läßt. Zwey junge Menschen, die ein Taschentuch von geringem Werth auf der Straße gestohlen, wurden zur lebenslänglichen Verweisung nach Botany-Bay verurtheilt, und ein Mann, der als Handlungsdiener seiner Vorgesetzten unbegrenztes Zutrauen hinterging, und dieselben um eine Summe von 2 bis 3000 Pfund betrog, zu einer Verweisung von 14 Jahren; ein Mann ward von einem Richter für den Diebstahl einer zinnernen Kanne, worin die hiesigen Wirthe das Bier auszusenden pflegen, und deren man oft, dem öffentlichen Schutze anvertraut, viele unbewacht vor den Häusern stehen sieht, zu vierzehntägiger Zuchthausstrafe verurtheilt, und ein anderer, für dasselbe Vergehen, unter fast gleichen Umständen, aber von einem andern Richter, zu vierzehnjähriger Verweisung.

Die italienische Oper hat seit Kurzem wieder angefangen, hat aber bis jetzt noch nichts Neues gegeben, und ich glaube Il Crociato in Egitto ist das einzige, was man bis jetzt gegeben, welche Oper ich besonders darum gern auf die Seite gelegt sehen möchte, weil man dabey der anmuthigen Sängerin, Mad. Cornega eine Rolle aufgedrungen, wo sie sich zwar als junger Ritter sehr artig ausnimmt, aber auch durchaus keine Gelegenheit findet, ihre schöne Stimme und ausgebreiten musikalischen Kenntnisse an den Tag zu legen. Die Schaubühnen sind bekanntlich allenthalben der Kabale und Tyranney ausgesetzt; aber es gibt vielleicht keinen Ort in der Welt, wo mehr Zwietracht und Intrigue herrscht als in diesem vielbesprochenen Opernhause. Alles will dort herrschen, und keiner weiß zu gebieten. Indessen scheint Veluti doch an der Spitze zu stehen, unterstützt von einem der Ausländerey zum Unbegreiflichen ergebenen Adel, besonders dem musikmärrischen Lord B—; und vergebens hat sich Bochsa bemüht, auch dem brittischen Talent, besonders im Orchester einen größeren Eingang zu verschaffen, es soll alles italienisch seyn — und sogar die Trompeter hat man aus Italien kommen lassen. Die starke Opposition der Times gegen den Veluti, scheint ihm nun so mehr bey den Großen in Gunst gesetzt zu haben, so daß er wirklich den Verkauf seiner Güter in Italien befohlen, und entschlossen seyn soll, sich gänzlich in England niederzulassen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Karlsruhe, 16. Jenner.

(Beschluß.)

Statt aller ungenügenden Beschreibung dieser Darstellung der Neumann, erlaube man uns das Wort einer höchst bewährten und gefeyerten Künstlerin anzuführen, das uns der Zufall, oder, wenn man will, die Fama mittheilte. Madame Wolff, die, um ihren erkrankten Gatten zu pflegen, sich in unserer Stadt befindet, war, nach der Aussage unpartheyischer Zeugen, entzückt von dieser Darstellung, und unter andern Aeußerungen über die glückliche Auffassung dieser schwierigen Rolle, sagte sie, daß eine solche Leistung nur die Frucht eines fleißigen, höchst verständigen und in den Kern der Dichtung eingedrungenen Studiums seyn könne. Ein solches Zeugniß, von solcher bewährten geistreichen Schauspielerin, von einer Schülerin Goethe's, die zu den wenigen Auserwählten gehört: denen der große Dichter kürzlich, bey Gelegenheit seines Jubiläums, sein Bildniß und die zu seiner Ehre geprägte Denkmünze übersandte, ein solches Zeugniß, in den Kern der Dichtung eingedrungen zu seyn, möge Madam Neumann über einen Berliner Kritiker trösten, der jüngst in diesen Blättern von ihr behauptete, daß sie nur die Oberfläche berühre, und nur „Mein lieber Herr" sagen könne; welches Wort übrigens der tiefe und genialische Heinr. v. Kleist seinem Kätchen in so verschiedenartigen Gemüthsstimmungen sagen läßt, daß wahrlich nicht wenig Seele und viel Natur und Kunst dazu gehört, um es immer recht, immer fein und doch immer verschieden zu sagen. Jenem Kritiker zur Entschuldigung, wenn auch nicht zur Rechtfertigung, möge jedoch die Aeußerung der Mad. Wolff dienen, daß Mad. Neumann die fragliche Rolle in Berlin, nie mit dieser Vollendung gegeben habe, welches uns ein höchst erfreulicher Beweis ist, daß sie sich nicht für vollkommen hält, sondern rastlos auf der Bahn der Kunst vorwärts schreitet. Was nun die Darstellung des Stücks in seiner Totalität betrifft, so war sie von Seiten der Regie einsichtig und angemessen ausgestattet, von Seiten des übrigen Personals gut, das will sagen, nicht mangelhafter aufgeführt, als bey vielen, selbst größeren Theatern. Auch dort haben wir in den Rollen der beyden anderen Liebespaare, entweder nur leider Subjekte vom Nebenpersonal, oder, was noch schlimmer, bedeutende Künstler gesehen, die es durch Lässigkeit markirten, daß sie Nebenrollen spielen müssen, und es nicht bemerken wollten, daß ihnen in dieser großen konzertirenden Oratorio keineswegs das Tutti, sondern obligate Stimmen zugetheilt sind. Donna Laura und Donna Fenisa, so wie Don Luis und Don Gaston, sind von dem Dichter, zwar mit wenigen, aber mit bestimmten Linien, als sehr erdichtete Gegensätze gezeichnet; und es sollte der Stolz ächter Künstler seyn, gerade aus solchen nur angedeuteten Charakteren etwas recht Bedeutendes zu machen. Doch wie gesagt, das haben wir noch auf keiner unserer Bühnen gesehen. Dagegen war hier Mad. Sebring in der Rolle der Floretta äußerst zierlich, neckisch und gewandt; und es ist zu verwundern, daß diese vorzügliche Schauspielerin, nicht häufiger im Lustspiele erscheint, da es ihr nur an Gelegenheit fehlt, sich in dieser Gattung eben so lieblich zu zeigen, als in der zarten und leichten Gesangsweise.

Es bleibt uns nur noch zu sagen übrig, wie unser Publikum diese Darstellung, dieses Meisterstück aufnahm. Wir entsinnen uns nicht sobald eine solche Lebendigkeit, so laute und wiederholte Beyfallsbezeugungen, solchen Enthusiasmus in dem hiesigen Schauspielsaal erlebt zu haben. Und so können wir (auf den Eingang dieses Aufsatzes zurückverweisend) behaupten, daß das Publikum leicht das Produkt der Direktion wird; und daß dem Unsern nur das Gute geboten und wiederholt geboten werden darf, um es mit Sinn und Liebe für ächte Kunst zu erfassen. Also lieber sechs Mal im Jahre die Donna Diana, oder Meisterstücke von Calderon, Shakespeare, Schiller u. a., als Ein Mal die Waise und der Mörder, Johann von Finnland, Adelheid von Burgau, Johanna von Montfaucon, Absalon und wie die Kunstwerke alle heißen, die keine sind.

Beylage: Literaturblatt Nr. 13.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Nro. 39.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 15. Februar 1826.

Ja, mir iſt's als ſollt' ich kennen,
Deine Töne, deine Züge,
Und ich fühl's im Herzen brennen.

Th. Heil.

Der Engel in der Amatigeige.

(Fortſetzung.)

Bey dem Leiden, welches des alten Stadtmuſikus Gemüth traf, wurde auch ſein bisher ſtarker und rüſtiger Körper hinfällig. Treulich pflegte Sabine, die, indem ſie mit ſtarkem Sinne ausgerüſtet, ihre Liebe zu Julius und ihre Trauer über dieſen bekämpfte, zu immer höherer Anmuth empor blühte, den kränklichen Pflegevater. Aber ob auch endlich Andreas in Sabinens hingebender Tochterliebe einen Erſatz für ſeine ſchwere Entbehrung fand, ob auch die Zeit und der eigene feſte Willen die Wunden des Gemüthes einigermaßen heilte: ſo wollte doch der Krankheitsſtoff, der einmal des Körpers ſich bemächtigt hatte, weder der Kunſt des geſchickten Arztes, noch der ſorglichen Wartung Sabinens weichen. Als nun unter ſolchen Umſtänden der zweyte Sommer nach Julius Entfernung herangekommen war, da rieth der Arzt zum Gebrauche eines berühmten Heilbades im ſüdlichen Deutſchland und verſprach von deſſen Einfluß einen unzweifelhaften Erfolg. Andreas unterwarf ſich dem Willen des ärztlichen Rathgebers und ſchon nach wenigen Wochen befand er ſich mit ſeiner treuen Pflegerin an dem beſtimmten Kurorte. Die Heilquelle wirkte Wunder. Noch waren nicht vierzehn Tage verfloſſen, ſo fand Andreas bereits ſeine Schmerzen gelindert und fühlte die Rückkehr ſeiner Kräfte; noch acht Tage und er war wiederum ſtark und rüſtig wie zuvor: ſeine Pulſe ſchlugen lebenskräftig, ſein Herz wallte wieder friſch und freudig der Kunſtübung und dem Kunſtgenuſſe entgegen. Wie gerufen fiel ihm da ein Zettel mit der Anzeige in die Hand, daß noch am Abend des nämlichen Tages die „berühmte Altiſtin Signora Landrini mit ihrem Bruder, dem in ganz Italien bewunderten Geiger Signor Giulio Landrini" im großen Saale des Badehauſes Konzert geben werde. „Da wollen wir hin!" ſagte Andreas zu Sabine, als dieſe ihn von der Heilquelle, wo er die ihm Nachmittags diktirte Portion Waſſers genoſſen hatte, nach Hauſe begleitete. „Nicht um der Signora herausgelachte Rouladen und den gemeckerten Triller zu hören, mit welchen ſie die Geigenvariationen, die ſie ſingen will, reichlich ausſtatten wird: nein! der Beethovenſchen Eröffnungsſymphonie und dem Violoniſten zu gefallen, der da vielleicht doch was Ausgezeichnetes leiſten dürfte."

Geſagt, gethan! Als ſchon im geräumigen elegant geſchmückten Saale beſternte und bebänderte Herren und geputzte Damen die vordern Reihen der für die Zuhörer beſtimmten Sitze eingenommen hatten und mit Bewunderung von der Signora und ihrem Bruder, welche Beyde die einen in dieſer italieniſchen Stadt, die andern in jener großen Reſidenz gehört hatten, ſich unterhielten; da trat auch Andreas Lamm mit ſeinem reizenden Pflegekinde ſtill und anſpruchslos herein und nahm in einer der hintern Reihen neben Sabinen ſeinen Sitz. Nicht lange blieb das reizende Mädchen unbemerkt. Die Operngucker der Beſternten und Bebänderten flogen zu ihr hin; dieſer Richtung folgten die neugierigen Blicke der

Digitized by Google

Damen und Sabine sah sich so einige Augenblicke lang als den Gegenstand allgemeiner Aufmerksamkeit, da erhöhte das Roth der Scham, das sich über ihr Antlitz ergoß, noch ihre Schönheit, und indem ihre Blicke den Boden suchten, erschien sie als das anmuthigste Bild wahrer Jungfräulichkeit. Glücklicherweise gab jetzt der erste Akkord der beginnenden Symphonie der Theilnahme des Publikums eine andere Richtung und befreyte Sabinen von ihrer Verlegenheit.

Andreas Lamm versank wieder in seine alten seligen Träume, in jenes reizende Auf- und Niederwogen der Gefühle, das ihn so lange nicht ergriffen hatte. Wie ein neues Morgenroth zogen auf goldenen Schwingen die Genien der herrlichen Tondichtung in sein Gemüth und entfesselten jeden Mißlaut, der noch dort weilte, und trieben ihn weit ab in eine entlegene Ferne. Häßlich aber ward Andreas in seinem glücklichen Genusse gestört, als nach dem ersten Satze der Symphonie nicht das hierher gehörende Andante, sondern die nichts sagende Introduktion der italienischen Arie eintrat, in welcher die Signora nun ihre Künste zeigen wollte.

„Verdammter Mißbrauch!" fuhr er zu Sabinen gewendet auf. „Eines geschmacklosen Publikums wegen, das vor lauter Begier eine italienische Signora auf dem straffen Seile einer Bravourarie springen und pirouettiren zu sehen, den Beethovenschen Himmelsgesang nicht aufkommen läßt, muß ich hier sitzen wie Tantalus und die goldenen Aepfel, nach denen ich schmachte, kaum da ich ihre Herrlichkeit versucht, schon wieder entbehren. Nun es wird euch schon zu Hause kommen, ihr — Dilettanten! Hört ihr wohl, wie die Signora mit ihrer verlebten Altstimme in gräßlichen Rouladen dumpf bollert, gleich einer alten Pauke mit einem großen Loch im Felle? Jetzt gebt acht auf die holdselige Kopfstimme! Da ist sie ja. Dünn wie ein Zwirnsfaden wickelt sie sich die chromatische Tonleiter hinab, indem sie zwei oder drei Sprossen auf einmal nimmt und dann in einem schrecklichen Gähnlaute zur Erde purzelt. Aber, so wahr ich lebe! sie applaudiren: die Barbaren, nein, das ist toller als toll!"

Sabine hatte Mühe den Pflegevater, dessen lautes Reden von den Nächstsitzenden nicht gebilligt zu werden schien, zum Schweigen zu vermögen. Als aber nach kurzem Verlaufe die Sängerin in einer Cadenz sich in die entferntesten Tonarten verirrte und zuletzt sich gar nicht wieder in die der Arie hineinfinden konnte, sondern bei dem lang gehaltenen Triller, zu dem das Orchester mit der Dominante der Grundtonart einfiel, das mißstimmendste Geheul an den Tag brachte und dennoch von allen Seiten starker Beifall geklatscht wurde; da brach Andreas Lamm in ein lautschallendes Gelächter aus, das den Klatschlärm bei Weitem übertönte und aller Anwesenden staunende Blicke auf ihn zogen. Er jedoch sagte, nachdem er sein Lachen gemäßigt, ziemlich verständlich zu Sabinen: „Die Welt ist toll geworden! Cisdur und Fdur: eins klingt wie das andere und wer's nicht glauben will, der gehe nur in ein Konzert, wo eine italienische Donna singt und ein gebildetes Publikum versammelt ist!"

Noch einmal bat ihn Sabine dringend, seine Bemerkungen im Stillen zu machen. Einige schnurrbärtige Musikfreunde hatten sich mit unwilligen Gebehrden genähert und schienen nicht abgeneigt, den Störer ihrer Lust und Tadler ihrer Kunstansichten zur Rede zu stellen. „Ei was!" entgegnete Andreas auf jene Mahnung Sabinens nicht weniger laut als zuvor: andere mögen besser verstehen „Rechts um kehrt euch!" oder „Vorwärts marsch!" zu kommandiren als ich, allein was die Musik betrifft, so ist das mein Fach und ich stelle darin meinen Mann. Die Signora singt miserabel und wenn der Beifallslärm auch mit obligatem Musketen- und Kanonenfeuer hervorbräche, so würde sie deßhalb doch nicht besser singen!"

Mehrere der Umstehenden, welche die Richtigkeit seiner Bemerkungen einsehen mochten, erfreuten sich an des alten Mannes Kunsteifer. Die Schnurrbärte sahen ihren Gegner von Allirten umgeben und zogen sich still wieder zurück.

Der Arie folgte das Violinkonzert des Signor Giulio Landrini, von diesem — wie der Zettel besagte — selbst komponirt. Kaum waren nur die ersten Takte des Tutti gespielt, so wandte sich Andreas Lamm mit rascher Bewegung nach der ebenfalls erstaunten Sabine und sprach mit zitternder und gedämpfter Stimme:

„Bin ich bethört oder ist es wirklich wahr, daß ich da den Anfang von unsers Julius sechstem Violinkonzerte höre, welches er noch in der Lehre bei mir komponirt und das ihm so vorzüglich gelungen? Beim Himmel, ja! Es ist das Konzert! Der Italiener muß es ihm gestohlen haben oder wenn er auf ehrlichem Wege in dessen Besitz gekommen, muß er Nachricht von Julius geben können. Doch, heilige Cäcilia! Was ist das? Statt des gründlichen Pianosatzes fällt jetzt die Flöte mit allerlei neumodischem und abgeschmacktem Firlefanz ein. Wart, ich will dich! Du italienischer Dieb! Um den entwandten Goldstoff unkenntlich zu machen, hängt er allerlei bunte, dem Pöbel ergötzliche Lappen drüber hin!"

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Italia.

(Fortsetzung.)

IV. Die Markus-Kirche.

Alles was groß in Venedig, das ist des heiligen Marcus
Kirch' und Platz und Pallast, Bibliothek und der Port
Von Alexandria her ist der Körper des Heil'gen gewandert
Dort erhob sich ihm stattlich die griechische Kirch',
Ein seltsam Gemisch von griechisch-arabischer Baukunst,
Welches der neue Bau ahmt dem ägyptischen nach;
Ein seltsam Gemisch von heidnischer christlicher Sage
Sprechen die Bilder, die laufen herum in der Höh'
Herkules wechselt ab mit stämmigen Evangelisten,
Sein ist die Löwenhaut aber der Löwe Sanct Marks.
Auf die Madonna folgt die Ceres von Drachen gezogen
Mit den Fackeln sucht sie das verlorene Kind;
Mit altertheilichem Bild neugriechische Mythe vermählet
Mit dem Bogen im Kreis Bogen sich endend im Spitz;
Mit dem Heiligen ist Unreines seltsam gemischt.
In der Vorhall spricht biblischer Aberglauben sich aus.
Außen und innen strahlt die Pracht der goldnen Mosaik
Die Sonnenschmelz Werke des Pinsels glasirt.
Stellt euch hin auf den Platz bey der nachmittägigen Sonne
Wann ihr goldner Strahl goldener küsset das Bild,
Wann sie zurückgespiegelt in jedem farbigen Steinchen
Um der Heiligen Haupt himmlische Glorie gießt;
Stets glaubt ihr zu schaun im Blitze die Hallen des Himmels
Im beständigen Blitz', welcher sie nimmer verschließt.
Ein musivisch Gemäld' sind alle Wände der Kirche
Bogen und Dom und Gewölb', Chor und Kapell' und Altar.
Was in Sophia's Kirch' der Türke noch täglich zerbröckelt
Springt in frischem Glanz hier dem Beschauer in's Aug.
Hier ist Sophia's Pracht von außen und innen zu sehen
In dem Säulenwald und in dem köstlichen Stein.
Doch des Bodens Pracht besieget den von Sophia
Und vermag den Blick einzig zu heften auf sich.
Sieh' es ahmt hier nach geflutheter Marmor die Flüsse,
Die vom Paradies strömen hinaus in die Welt.
Wie die grünliche Flut spielt zwiebelfarbiger Marmor,
Und das rothe Meer spiegelt der rothe dort ab.
Eifersüchtig darob, daß es nachahmen die Stein
Hob sich unten das Meer unter gepflastertem Grund;
Einsank hier und da die Marmorebne des Bodens,
Auf versteinerter Flut glaubet ihr wirklich zu geh'n.
Als ob wären erstarrt die Wogen immitten der Brandung,
Wie Herr Jesus geht ihr auf derselben einher.
Dem der Schatz nicht genügt des seltnen Gesteines der Säulen
Schaue Saphir und Smaragd dorten im Schatze Sanct Marks.
Wem das Grab nicht genügt, das Grab des Evangelisten zu schauen
Weile lieber mit mir dorten an Dandolo's Grab.
Aber Dandolo's nicht des greisen Eroberers von Byzanz,
Jener ruhet dort wo er zu herrschen verschmäht.
Achtzigjähriger Greis Eroberer Constantinopels
Hat er verschmähet die Kron', die er dem Kaiser entriß.
Achtzigjährig und blind ein großes einziges Beyspiel
Was des Geistes Kraft über die Jahre vermag.
Er entführt als Trophäe die vergoldeten ehernen Rosse,
Deren Viergespann oder dem Thore sich bäumt.
Vielgewanderte Rosse, die einstens von Chios nach Byzanz
Nach Venedig von da haben genommen den Lauf
Die als Trophäen alsdann gewandert ans Ufer der Seine,
Und als solche von dort wieder zurückgekehrt.
Fasset nun festen Fuß für alle kommende Zeiten
Sonsten flieht ihr, ich fürcht', einstens nach Chios zurück.

(Die Fortsetzung folgt.)

Berlin, 9. Januar.

Carnevals-Opern. Armide.

Vor dem übervollen Hause schien Madame Milder heute, durchdrungen von der ganzen Größe des Werks, dessen Darstellung ihr selbst die innerste Freude gewähren muß, ein neues Beyspiel ihres vollendeten Gesanges und Spiels geben zu wollen, was ihr in den gluckschen Opern immer am besten gelingen wird. Denn keine anderen fordern wie diese den reinen Glocenton, die Gewalt und Macht welche wir in keiner andern Sängerin so sehr wie in Madame Milder bewundern, bey der wir bedauern müßten, wenn sie die gleichsam noch gediegene Beugsamkeit ihrer Stimme wollte zur Konzertgeschicklichkeit ausarten lassen. Denn was bey dünneren klangloseren Stimmen nothwendige Bedingung, um zu gefallen wird, wäre für die Gluckschе Sängerin Ausartung. Und gluckisch möchten wir Madame Milder ausschließlich nennen. Wenn sie daher vom Publikum nicht so allgemein, und ihrem eigentlichen Werthe nach anerkannt wird, so liegt es in den Gegenständen die sie darstellt. Denn was nicht amusirt, d. h. was um wahrhafte Freude zu gewähren strenge Aufmerksamkeit, offenes Gemüth, und auch hin und wieder, um es ganz zu fassen, einige Anstrengung erfordert, das wird jetzt nicht mit Enthusiasmus mehr aufgenommen, weil es freylich vom Standpunkte des Amusements aus höchst langweilig ist. Aber es gibt auch Standpunkte von welchen aus das Amusante höchst langweilig erscheint. Und auf diesem steht, ihrer Natur nach, Madame Milder. Nachdem die Ouvertüre, zwar von Herren Kapellmeister Seidel dirigirt, dennoch auf's Geschickteste den Streit der Liebe und des Heldenruhms verkündet hatte, trat Madame Milder (was man ihr fälschlich zum Vorwurf macht) mit solcher Hoheit, und fast zorniger Würde auf die schmerzlich, was ihr bevorsteht, ahnet, daß sie Alles erschöpfte, was Armide in diesem Akte seyn soll. Denn sie ist noch die Liebeskönigin, die Alles verschmähende, noch nicht wie im dritten Aufzuge das liebende Weib. Den Dienerinnen hätte man bessere Repräsentantinnen geben sollen: Dem. Hoffmann hat zuviel Prätension um ganz gefallen zu können, und Madame Dötsch zu wenig Stimme. Desto glänzender erhob sich Madame Milder in der Erzählung des Traums, aber sie brauchte, um hervorzustrahlen, keiner solchen Folie wie Hr. Blume, der als Hidraot auf seine Weise, und fast in keinem Tone an seiner Stelle ist.

Digitized by Google

Er ſang die beyden Arien „Schon ſah ich nah“ und „Das Geiſterreich gehorcht“ erwartungswürdig. Die Tiefe hatte keinen Klang, und ſummte nur, als läge er ſchon wirklich im Grabe, vom höheren C aus merkte man nur durch den gehobenen Kopf, daß er ſingen wollte, und in den Mitteltönen hat er leider durch jahrelange Bewerbung das Privilegium die Töne des königlichen Leuen zu imitiren, erlangt. Wenn das Kopf-, Fuß- und Hand-Bewegen ſtatt Geräuſch, Töne hervorbrächte, ſo würde Hr. Blume ſicher ein guter Sänger ſeyn. Wie lieblich und geſchickt ſang dagegen Madame Milder „wenn Roſen am Torus“ und das hohe C auf dem Worte „Selbſtbeherrſchung“ war ein zweyter Triumph, der dritte der wachſende Schrecken bey der Erzählung Arents. An den preiſenden Chören war nichts auszuſetzen, auch der fürchtende drohende Schlußchor ward gut ausgeführt, und ſo hätte man mit dieſem Theile ganz zufrieden ſeyn können, wenn nur die des Carnevals wegen eingezwängten Ballets Armidens und Glück nicht hätten vergeſſen, aber ſchmerzlich entbehren laſſen.

Vollendeter war der zweyte Akt. Zwar paſſen die erſten Heldentöne Rinaldo's, ſo wie ſeine Heldenklage weniger für die Stimme des Herrn Stümer, die außerdem noch etwas heiſer war, doch als eine erfreuliche Erſcheinung zeigte ſich Herr Buſelt, deſſen kräftiger Baß ſich faſt täglich mehr ausbildet, an Klang und Stärke gewinnt, und das frühere Zittern mehr und mehr verliert. Auch die anſtandvollen Gebehrden des jungen Schauſpielers mußten gefallen. Weniger vollendet war das Beſchwörungsduett. Herr Blume drang nicht mächtig genug durch, und ein vielſeitiges Spiel, wird bey der Dauer der Scene ſchwierig. Aber der ganze letzte Theil des Aufzugs war ausgezeichnet; die Flöte des Herrn Schrödl entzückend, die Stümerſche Weiche und Zartheit an ihrer wahren Stelle, und Madame Milder in ihrer Rachewuth, in ihrem Zagen und Zaudern, ihrem Beben und dem Uebergange zur Zärtlichkeit, bis ſie ſich ganz der Gewalt des Gefühls, dem ſie entfliehen will, überläßt, unübertrefflich. Nur der letzte Anruf an die Genien verklang unhörbar. Schade für dieſen Aufzug, daß nicht Madame Seidler, wie ſonſt, großmuthsvoll ſich bis zur Najade und ihrem Echo herabließ.

Im dritten Akt ſteigerte ſich das ſchöne Spiel Armidens. Die erſte Arie, der klagende ſchmerzliche Kampf von Stolz und Liebe gelang wie immer; die Drapperie des rothen Mantels war ſo glücklich gewählt, daß bey den ſtets wechſelnden Bewegungen wahrhaft antique Stellungen, die ſchönſten ovalen Linien hervorkamen. Der Glanzpunkt des Aktes, die Scene der Furie, glänzte heut weniger, weil Madame Schulz fehlte, aber es wäre ungerecht, die Bemühungen der Dem. Leiſt verkennen zu wollen. Der gelungenſte Moment Armidens war, als ſie vom Schmerz den Geliebten haſſen zu ſollen, überwältigt, der Furie einzuhalten geboten, doch von ihrem Fluche geängſtet, hin- und herwankt, und zuletzt das Haupt verhüllt, das den Anblick nicht mehr erträgt. Aufs rührendſte ſchloß ſie mit der Arie „o Gott der Zärtlichkeit,“ deren ſchmerzliche Innigkeit mehr als aller Zauber den Helden hätte bezaubern können.

Der vierte Akt jedoch ſchloß ſich dem vorigen nicht auf würdige Weiſe an. Die Erſcheinung des Herrn Weinmann (als däniſchen Ritters) ſtatt Herrn Baders überraſchte nicht angenehm, obgleich frühere Verdienſte des alternden Sängers, der heute nur aus Gefälligkeit auftrat, nicht eben ein ſpottendes Klatſchen verdienten. Herr Devrient d. J. (Ubald) war beſſer, und bleibt überhaupt, wie es ſcheint, ſtatt in der Bildung ſeiner Stimme fortzuſchreiten, ſeit lange auf demſelben Punkte ſtehn. Dem. Neuwald (Lucinde) obſchon nicht verwerflich, wenn ſie ſich nur immer wollte recht gerade halten, weiß doch die Lieblichkeit der Madame Seidler nie zu erſetzen, und die ungenannte Meliſſe mißfiel durch Ziererey.

Aber der fünfte Aufzug erhob die ganze Darſtellung wieder zu einer der vollkommenſten. Hier war Herr Stümers Stimme am rechten Platze, und verſchmolz mit der Armidens zu einem ſolchen Ganzen, wie es eine Kunſt nur das Wunder einer innigſten Liebe, welcher die geahnte ewige Trennung bevorſteht, hervorzubringen vermöchte; es war in der bisher ſchon glänzenden Muſchel die ſchönſte Perle. Als unpaſſend aber ſtörte der kleine bunte Schild, den Ubald dem Helden als Spiegel, um ſeine Geſtalt darin zu erkennen, vorhielt. Doch die Pauken donnerten ihn deſto kräftiger aus ſeiner weichlichen Ruhe, und nun begann bey dem Schmerz über die Flucht des Geliebten der letzte höchſte Triumph für die Kunſt der Milder, der Ausruf „unglückliche Armide!“ klang herzzerreißend, die immer wachſende Angſt, der immer tiefere Schmerz, der bis zur letzten Verzweiflung ſich ſteigert, lebte in jedem Ton, in jeder Bewegung, ſo daß man ſich faſt freuen konnte, daß endlich die Säulen ſtürzen und die Mauern krachen, um nur nicht länger mit ihr denſelben Schmerz zu fühlen.

Auch die äußere Ausſtattung der Oper; die Palläſte Armidens, die Zauberwerkſtätte thun das übrige zur Vollendung des Ganzen, das man jetzt auf keiner Bühne Europa's möchte auf ähnliche Weiſe können darſtellen ſehen.

London, Januar.

(Fortſetzung.)

Kean hatte ſich in Boſton in Amerika während ſeines vorigen Beſuches in den vereinigten Staaten durch ſeine unverhohlene Verachtung gegen das Publikum einen unauslöſchlichen Haß aufgeladen. Und als er neulich, von der ſchmeichelhaften Einladung einiger Perſonen verführt, wieder auf der dortigen Bühne auftreten wollte, fiel der Pöbel mit Raſerei ins Schauſpielhaus ein, zertrümmerte alles, was ihm im Wege kam, und würde den tiefgefallnen Dramaturgen ermordet haben, wenn er ſich nicht bei Zeiten gerettet hätte. Er ſcheint ſich noch immer zu ſchmeicheln, daß er wieder auf der hieſigen mit allgemeinem Beyfall werde auftreten können; und dieß iſt ſehr möglich, da Drury-Lane noch immer ohne einen Schauſpieler iſt, der ihn erſetzen könnte. — Was mögen doch wohl die Urſachen ſeyn, die die vortrefflichen dramatiſchen Schriftſteller, die die guten Schauſpieler heut zu Tage ſo ſelten machen?

Herr Finlayſon ſah in der Hauptſtadt von Siam zwey weiße Affen, in jeder Hinſicht vollkommene Albinos. „Sie ſind (erzählt er) von der Größe eines kleinen Hundes, mit einem Schwanze, der faſt eben ſo lange als der Körper iſt. Sie ſind mit einem dichten ſchneeweißen Pelz bedeckt; Lippen, Augenlieder und Füße zeichnen ſich durch dieſelbe leblooſe Weiße aus, die man bey den menſchlichen Albinos bemerkt; ja das allgemeine Anſehen des Augapfels, des Auges und ſelbſt des Geſichtes, die Lichtſcheue, das unruhige Weſen, und die eigene Bewegung, zeigten eine demüthigende Aehnlichkeit mit der erwähnten unglücklichen Art unter den Menſchen. Sie hatten wenigſtens von der Lebhaftigkeit und der Schadenfreude welche dieſer Thierart ſo eigen iſt, Alle ihre Bewegungen und Stellungen ſchienen blos die Vermeidung des Lichtes zu bezwecken, dem ſie auch immer den Rücken zukehrten. Ihre Augenbraunen ſchienen zuſammengezogen, die Augäpfel von heller Nelkenfarbe, und die Ringe von ſehr blaſſem Blau. Der eine war ſehr alt, und hatte nur noch wenige Zähne; auch waren ſeine Lippen ſehr dick und ſchienen krankhaft zu ſeyn. Der andere war viel jünger.“ Dieſe Thiere befanden ſich in der Nähe eines der weißen Elephanten, nicht als Gegenſtände der Vorſorge, ſondern um deſſen Leben gegen die Einwirkung böſer Geiſter zu beſchützen.

(Die Fortſetzung folgt.)

Verlegt von der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.

Digitized by Google

Nro. 40.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, 16. Februar 1826.

Nur wo Kampf und Streben iſt, gibt es etwas zu erzählen. Die paradieſiſche Glückſeligkeit hat keine Geſchichte.

Oehlenſchläger.

Bruchſtücke aus den Denkwürdigkeiten der Markgräfin von Ansbach, geb. Gräfin von Berkeley, früher Gemahlin Lord Cravens *).

Der Sterblichen Glück und Unglück ſind der Macht der Einbildungskraft unterworfen. Wir überliefern uns unſerm bitterſten Feinde, wenn wir im Unglück ihren Täuſchungen Gehör geben. Die Einbildungskraft iſt es, welche das Feuer unſerer Leidenſchaften anfacht und unterhält; welche unſere Ketten ſchmiedet, und Blumen über den Abgrund zu unſern Füßen ſtreut, uns die Gefahr zu verbergen. Verdankt die Liebe alle ihre Reitze nur der Einbildungskraft, ſo empfängt ſie dagegen auch von ihr alle ihre Leiden, die Eiferſucht, die Wuth und ihre Qual.

Kann die Liebe uns zu den größten Uebertreibungen verleiten, ſobald die Einbildungskraft entflammt iſt, wie mächtig muß dieſe nicht werden, wenn wir Widerſtand bey dem geliebten Gegenſtande finden. Das Gift der Eiferſucht treibt jedes ſanfte Gefühl aus unſerm Herzen.

La Bruyère, in ſeinen Bemerkungen über dieſe Leidenſchaft ſagt: que l'on veut faire tout le bonheur, ou si cela ne se peut ainsi, tout le malheur de ce qu'on aime. Der eingewurzeltſte Haß iſt milder als die Eiferſucht. Die Geſchichte liefert zahlloſe Beyſpiele, welche Unordnungen, welche Grauſamkeiten ſie verurſacht hat. Es iſt zum Erſtaunen, wie die Liebe, das ſanfteſte, zärtlichſte Gefühl, die ſchauderhafteſten Verbrechen erzeugen könne. Und nur zu oft hat ſie dies gethan. Eines der ergreifendſten Beyſpiele liefert das unmenſchliche Ungeheuer, Philipp II. von Spanien. Falſch, treulos und grauſam, war ſeine Seele eine Beute jeder niedrigen Leidenſchaft, und unfähig, irgend ein zartes Gefühl aufzunehmen; von der Liebe kannte er nur jene unſeligen Verirrungen, die ſie tauſendmal unerbittlicher macht, als der Haß ſelbſt es ſeyn kann.

Verſchmähte Liebe erzeugt in Männern die höchſte Indignation; Weiber bringt ſie zur Wuth. Die Herzogin von Angouleme, Louiſe von Savoien, Mutter des Königs Franz I. von Frankreich, ließ ſolche Wuth den berühmten Connetable von Bourbon erfahren. Dieſe Fürſtin, die ſchon lange nicht mehr jung war, fühlte ſich gerührt durch die Anmuth und das Verdienſt dieſes Helden, deſſen Tugenden, Muth und Talente ihm allgemeine Achtung erwarben. Sie bildete ſich ein, das Anbieten ihrer Hand würde ſeinem Ehrgeiz ſchmeicheln; er aber ſchlug ſie aus. Die Fürſtin, beleidigt durch ſolchen Schimpf von Seiten eines Mannes, der, bey allen Vorzügen ſeiner Geburt, ſeiner Würden und ſeines Ruhmes ſich nach ihrer Meynung durch eine Verbindung mit ihr geſchmeichelt fühlen ſollte, — ſchwur, ſich an ihm zu rächen und die Rache bis zu ſeinem Tode in ſich zu nähren.

*) Dieſe intereſſanten Memoiren einer in England und Deutſchland gleich berühmten Prinzeſſin werden in Kurzem von der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung verſandt werden.

Digitized by Google

Sie begann damit, einen aus nichtigen Gründen hergenommenen Prozeß gegen ihn anzuzetteln; da dieser in Gang war, brachte sie es durch den Kanzler du Prat, der ihre Kreatur war, dahin, daß die Güter des Connetable, bis zur Entscheidung der Rechtssache, in Beschlag genommen wurden. Sie schmeichelte sich, daß Bourbon, auf solche Art der Mittel des Widerstandes beraubt, sich ihren Begierden fügen würde. Ein seltsames Mittel, sich beliebt zu machen, daß doch nur den Widerwillen des Connetable's vergrößern konnte.

Indessen gelang es ihr, ihn seiner Würden und Besitzungen zu berauben, und selbst den König gegen ihn aufzubringen. So, ohne Hülfe, ohne Kredit, ohne Macht, auf allen Seiten von Feinden umgeben, trieb die Verzweiflung den Connetable dahin, den Vorschlägen der Feinde seines Vaterlandes Gehör zu geben. Er verband sich mit dem Kaiser Karl V., und führte den Krieg in das Herz des Königreichs, dessen Unterthan er war.

Diese Empörung hatte die unglücklichsten Folgen. Alle kriegerischen Talente Bourbons erhielten durch den Durst nach Rache einen mächtigen Zuwachs; das Verlangen sich zu rächen, und die Sorge für seinen Ruhm belebten seinen Muth und ließen ihn Wunder der Tapferkeit verrichten. Der Connetable von Bourbon war es, der in der Schlacht von Pavia das kaiserliche Heer anführte, wo der zu kühne Muth des Königs Franz I. die Blüthe seines Adels verlor, und er sich selbst gefangen geben mußte. Solches Ungemach verursachte die ungezähmte Liebe einer rachsüchtigen Fürstin; eine ganze Nation mußte für die verächtliche Leidenschaft eines Weibes büßen.

Die Geschichte erwähnt mehrere Opfer, die den schändlichen Gesinnungen dieser Prinzessin gebracht wurden. Niedrig, wie ihre Liebe, war auch ihr Geiz. Lautrec, französischer Gouverneur von Mailand, mußte die Lombardie verlassen, weil seine Truppen seit achtzehn Monaten keinen Sold aus Frankreich erhalten hatten. Als er vor dem Könige, der ihm des Rückzugs wegen Vorwürfe machte, den Mangel an Geld als Entschuldigung anführte, erinnerte sich Franz, daß er dem Semblançai, Oberintendanten der Finanzen, Befehl gegeben hatte, dem General Lautrec 400.000 Thaler zu schicken. Der Oberintendant wurde sogleich verhaftet. Im Verhör betheuerte er seine Unschuld, und daß das Geld von Madame d'Angouleme, Mutter des Königs, in Empfang wäre genommen worden. Es wurden Commissäre ernannt, ihn zu richten. Der Prozeß zog sich in die Länge; — zuletzt wurde Semblançai zum Strange verurtheilt und bald darauf in Montfaucon aufgehenkt. Er war ein ehrwürdiger Greis, und fiel als ein unschuldiges Opfer der Habsucht dieser Fürstin.

(Die Fortsetzung folgt.)

Der Engel in der Amatigeige.

(Fortsetzung.)

Der Stadtmusikus erhob sich von seinem Sitze, um den Signor Landrini ins Auge zu fassen; allein es hatten sich so viele Zuhörer an das Orchester vorgedrängt, daß er seine Absicht nicht erreichen konnte. Unmuthig nahm er seinen Sitz wieder ein. Seine Blicke verfinsterten sich immer mehr, als er im Fortgange des Tutti erkannte, wie sehr des Sohnes tüchtige Composition durch allerley auf den Ohrenkitzel und geistlosen Effect berechnete, eingeflochtene Trivialitäten entstellt worden. Immer bestand aber noch so viel von der Sache, daß sie dem deutschen Lamm eigenthümlich blieb und der italienische Landrini sich nur die Entstellungen als sein Werk zurechnen konnte.

Nun begann das Solo. Die einfache gesangreiche, dem Stadtmusikus sehr wohl erinnerliche Melodie war es nicht. Ein gewaltig kühner und mit großer Sicherheit ausgeführter Sprung, im widrigen Contraste mit dem Hauptthema blitzte aus der Tiefe der G Seite in die unendliche Höhe der Quinte empor. Aber was ist das? Andreas Lamm wird bei dem ersten Tone, der von dem Instrument des Virtuosen erklingt, bleich wie der Tod, alle seine Glieder beben, seine Augen starren unverwandt und funkelnd nach der Stelle hin, wo ihm verborgen der Italiener sein heilloses Wesen treibt und mit der unaebeuersten Fertigkeit durch frivole Verzierungen und gefallsüchtige Dreingaben der Natur des Instruments und der Kunst hohnspricht. Sabine ergriff ängstlich des Pflegevaters zitternde Hand und blickte ihn fragend an. Auch ihrer Wangen Rosenroth ist gewichen und eine gewaltsame innere Bewegung scheint sich ihrer bemächtigt zu haben. Da neigt sich Andreas Lamm dicht zu ihr heran und flüsterte ihr scheu in das Ohr:

„Hörst du's wohl? der Engel singt, den der Zauberer Amati in jene Geige gebannt, die ich dem Julius beym Abschiede mitgab. Doch seine Töne verkünden nicht mehr das Heilige und Himmlische! Ein tückischer Dämon hält ihn gefesselt und zwingt ihn durch unerhörte Marter das Gemeine zu preisen und der jämmerlichen Sinnlichkeit des Irdischen zu fröhnen. Ja, beym Himmel! der Italiener treibt schnöde Gaukeley auf meiner Amati. Julius ist todt, oder das Ganze ist ein toller Spuck, dem ich wohl auf den Grund kommen will!"

Nach diesen Worten erhob sich Andreas und drängte sich mit Gewalt durch die Umstehenden hindurch nach vorne hin. Unter großer Bangniß folgte ihm Sabine. Des Pflegevaters fieberhafte Spannung machte sie sehr besorgt um ihn, der erst seit Kurzem sich wieder der völligen Genesung erfreuen konnte. Ach, und dann beunruhigten auch noch andere Gedanken sie in ihres Herzens Tiefen. Seltsame Ahnungen waren in ihr erwacht. Es war als

Digitized by Google

ſtände ein merkwürdiger Augenblick ihres Lebens ihr nahe bevor.

Endlich war der Stadtmuſikus mit der ſich feſt an ſeinen Arm anklammernden Sabine bis in die Nähe des Orcheſters vorgedrungen. Den Italiener aber konnte er noch eben ſo wenig erſchauen, wie einen der andern mitſpielenden Muſiker, denn gerade an der Stelle, wo er jetzt ſtand, befand ſich eine undurchdringliche Mauer von Zuhörern vor ihm, die er vergebens zu durchbrechen verſuchte. Er mußte ſich alſo entſchließen, wenigſtens das Ende des erſten Allegro abzuwarten, wo er dann wohl hoffen durfte, dem Landrini durch irgend eine Lücke zu Leibe gehen zu können. Bis dahin befand er ſich in einer Art ſtiller Wuth, lächelte oft ingrimmig vor ſich hin und achtete, nur auf die Ausführung ſeines Vorſatzes bedacht, nicht weiter auf die Muſik. Die letzten kräftigen Akkorde des Allegro und der allgemeine Beyfall, welchen das Publikum dem in der That höchſt fertig und ſicher ſpielenden Virtuoſen laut zollte, erweckten ihn aus ſeinen Gedanken. Da ſtieß Andreas die Vormänner raſch auseinander und ſtand nun mit wenigen Schritten auf dem erhöhten Orcheſter. Sabine blieb ſchüchtern zurück und ſetzte ſich ſtill auf einem freyen Plätzchen zur Seite nieder.

„Wo iſt Signor Landrini?“ fragte der Stadtmuſikus in ſtürmiſcher Haſt den nächſtſtehenden Muſiker. Dieſer deutete auf einen fein gewachſenen Mann von höchſt anſtändiger Haltung, der ihnen gerade eben den Rücken zuwandte. Er hielt die Geige unter dem Arm. Andreas gierige Blicke fielen auf dieſe: da war am Hals der wohlbekannte Löwenkopf, da waren an den Wirbeln die Verzierungen von Perlenmutter, die er ſelbſt eingelegt hatte. Mit einem raſchen Griffe war die Geige in ſeiner Hand. Betroffen ſah ſich der Virtuos um; aber als ſtürze ein Blitzſtrahl zwiſchen ihnen herab, prallten die beyden Männer vor einander zurück. Andreas Lamm erkannte in dem Signor Guido Landrini ſeinen Sohn Julius; dieſer blickte voll Entſetzen in das zornſprühende Antlitz des ſchwerbeleidigten Vaters!

Andreas gewann zuerſt die Sprache wieder: „Entarteter! rief er, indem ſein Blick mit dem Ausdrucke der tiefſten Verachtung den faſſungsloſen Sohn durchbohrte, ſo muß ich dich wieder finden! Nicht genug iſt es dir den ehrenloſen Namen zu verläugnen, den Eltern und Ureltern mit Ehre getragen und auf dich vererbt, nicht genug, Kindespflicht und Kindesliebe in ſchnöder Selbſtſucht mit Füßen zu treten; du verräthſt auch das Heiligſte, was die Menſchheit hat: Kunſt und Vaterland! Ich habe keinen Sohn mehr! das letzte Band zwiſchen uns iſt zerriſſen. Den Engel des Wohllautes gab ich dir mit in die Welt, daß er in dein Leben ſich verflechte und du ihn wiederum ehren ſollteſt; du haſt ihn in den Dämon des Mißlautes verkehrt, und indem ich ihn hiermit zurücknehme und ſein Daſeyn vernichte für immer, iſt auch jede Verbindung zwiſchen uns aufgehoben für jede Zeit.“

Von Zorn überwältigt warf Andreas die Amatigeige heftig zu Boden, ſo, daß ſie, wie mit einem ſchreienden Schmerzenslaute, zerſprang. Julius ſtand regungslos inmitten eines großen Kreiſes von Zuſchauern, der ſich um die beyden Männer verſammelt hatte. Ueber das Antlitz des Stadtmuſikus legte ſich jetzt eine dunkle Röthe. Seine Augen rollten furchtbarer als zuvor und nur mit gepreßter Stimme ſtammelte er:

„Wage nie wieder dich vor mir ſehen zu laſſen, oder irgend jemals noch den Namen Lamm zu führen, ſonſt wird der Fluch deines Vaters dich treffen und der Himmel wird ihn erhören, um deinen Frevel zu ſtrafen!“

(Die Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Rom, 8. Jan.

Die Theater haben, wie ich es in meinem letzten Briefe gemeldet, am 2. Januar begonnen. Auch in Pace und Pallacorda, welche, wie es Anfangs hieß, nicht geöffnet werden ſollten, wird Komödie geſpielt. Schicklicher weiß ich mich nicht auszudrücken, um die höchſte Mittelmäßigkeit derſelben anzudeuten. Argentina, das eigentliche große Opernheater, bleibt allein verſchloſſen; dagegen ſpielt die Opera seria in Tordinone dem größten Schauſpielhauſe Roms, aber zu entfernt (nahe bey der Engelsbrücke), zu eng und, wegen der nahen Tiber, zu gefährlich gelegen, obgleich im Theater ſelbſt, welches ſehr hoch liegt, jede Gefahr vor Waſſer beſeitigt iſt. Jedoch ſchwebt das dortige Stadtviertel, wegen des faſt unaufhörlichen Regenwetters, in dieſem Augenblicke in nicht geringer Gefahr. Hier hat ſo eben die Roſſiniſche Semiramis einen halben Fiasco gemacht. Daß es bey der Hälfte geblieben iſt, hat die Direction allein der einnehmenden Mariani zu verdanken, welche, wie bereits vor drey Jahren zu Venedig, auch hier mit ihrem kräftigen, ſonoren und biegſamen Alte die Stütze der babyloniſchen Königin geweſen iſt. Da dieß die große (sic!) Dem. Mainville Feder zu Paris nicht einmal vermocht hat; ſo ſieht man, was es mit den Größen, welche aus zu kleinen Potenzen beſtehen, für eine Bewandniß hat. Der Unternehmer, welcher ſeinerſeits den Impresario in angustia ſpielt, wird auch, wenn keine Ueberſchwemmung der Tiber eintreten dürfte, Bankerott machen müſſen, wobey freylich nur er verliert, weil die Sänger durch die geleiſtete Kaution geſichert ſind. Selbſt mit einer guten Oper verſehen, würde dieß Theater, ſeiner weiten Entfernung, des ſchlechten Wetters, und des Mangels an Fremden wegen, ſchwerlich guten Fortgang gehabt haben. Valle (die komiſche Oper) iſt mit ſeinen Sängern und mit ſeiner Contadina feudataria von Vacca) glücklicher geweſen. Die Muſik geht an (non dè male, wie der römiſche Kunſtausdruck heißt); ein Duett hat ſogar furore gemacht. Zu bewundern iſt, daß ſich darin ſehr wenige Roſſiniſche Schnurrenzel befinden, höchſtens ein oder ein Paar. Der Text iſt die franzöſiſche Bergère Chatelaine, von Aubert

kouponirt. Unter den Sängern zeichnet sich der Buffo, de Grecis, aus, etwas Vornehmheit abgerechnet, der kräftigste, ersahrendste, gewandteste und geistreichste Komiker Italiens, der französische Martin, versteht sich mit gehörigem Unterschied. Seine ächt italienische Gesichts- und Körperbildung ist von sehr gefälliger Wirkung. Die Prima Donna de Blasis besitzt vielleicht die schönste Stimme unter allen jetzt lebenden Sängerinnen, dabey eine höchst vollendete Routine, und macht dennoch keinen lebhaften Effekt. Warum? Weil ihr das Portamento fehlt: alle Noten werden, wie mit dem Messer abgeschnitten. Mdme. Catalani hat am 6. Jan. in demselben Theater ihr erstes Konzert gegeben. Ueber dieß, so wie überhaupt über ihre Person und über mehrere ihrer Eigenthümlichkeiten, welche, wie an allen Orten, auch hier bereits Veranlassung zu mancherley Anekdoten gegeben haben, in meinem nächsten Schreiben Mehreres.

London, Januar.

(Beschluß.)

Die weißen Elephanten, die Hr. F. gesehen, sollen zwar auch das Ansehen menschlicher Albinos haben, und sogar das weiße Auge, aber sie scheinen das Licht sehr gut vertragen zu können. Von den fünf Elephanten waren zwey nur ganz weiß, die Haare der anderen aber von gelblicher Farbe, aber dünner, feiner und kürzer als bey anderen Elephanten; nur die stärkeren an den Schwänzen waren etwas dunkler. Bey keinem derselben schien die Haut gesund, auch waren die Thiere klein, obgleich in gutem Zustande, und eines derselben selbst schön. Diese Abart von Elephanten scheint sehr selten zu seyn, und man erinnert sich nicht in Siam deren so viele beysammen gehabt zu haben. Ein Elephant war dort, welcher regelmäßig über dem ganzen Leibe auf weißem Grunde schwarze Flecken von der Größe einer Erbse hatte. Auch in Bengal sieht man zuweilen Thiere der Art mit Flecken an einzelnen Theilen des Körpers, aber ein so durchaus gefleckter ist wohl nie vorher gesehen worden.

Ueber den Geschmack der Siamesen drückt sich Hr. K. folgendermaßen aus: „Ich habe bemerkt, daß die Siamesen die Pyramide, und zwar gewöhnlich die viereckige, statt der Kuppel gewählt haben, deren allein die Buddhisten von Ceylon sich in der Errichtung ihres religiösen Gebäudes, der Dagoba, bedienen. Die Ursache dieses Unterschieds in einer Sache, die so genau mit ihrer Religion verbunden ist, eben so wie in der Verschiedenheit der Gestaltung des Buddha selbst, müssen wir in der Verschiedenheit des Genies der beyden Völker suchen. Die Siamesen, so wie die übrigen Völkerschaften von Mongolischem Geschlecht, scheinen sich einen Begriff von Schönheit gebildet zu haben, der vom Europäischen sowohl als Indischen abweicht. Daher gefällt ihnen das Scharfe, Grelle, fantastische und Unwahrscheinliche besser als das Sanfte, Große und Erhabene in der Baukunst. Dieß beweist nicht nur die Bauart ihrer Dagobas, Tempel und Paläste, sondern auch die Verzierungen ihrer Wohnhäuser, wo man sich umsonst nach Wahrheit und Natur in den Thiergebilden umsieht. In den Häusern der Vornehmen bedecken ungeheuer und sonderbare Gebilde die Wände, denen es jedoch nicht an einer gewissen Lebhaftigkeit und Künstheit in der Ausführung fehlt. . . . So weit wir die Siamesen kennen, scheinen sie mir sehr weit hinter den rohen Bewohnern des innern Ceylons, mit denen sie, als von demselben Glauben am besten verglichen werden können, zurückzustehen. In dem zierlichen und auffallenden Bau der Dagoba, in den zahlreichen Gestalten des Buddha, gleichviel von welchem Materiel, erscheinen die letzteren als entschieden bessere Künstler: obgleich die Siamesen sie in der Menge ihrer Bilder übertreffen. Der Siamesische Tempel mit seinen Ueberladungen von geschmacklosen Verzierungen hat eher das Ansehen der Bude eines chinesischen Spielzeughändlers mit seinen 300 Puppen, als das eines Gotteshauses; während der Ceylonsche durch eine gesuchte Vertheilung des Lichtes und Schattens, und das Anbringen von einem oder höchstens zweyen oder dreyen wohl gelungenen Bildern eine feyerliche, große und rührende Wirkung erhält.

Zum Schlusse – die Beschreibung des Kampfes zwischen einem Tiger und mehreren Elephanten, den der Statthalter der Cochin-Chinesischen Stadt Saigon der brittischen Mission zu Ehren gab: „Dem Saale gegenüber befand sich in einem Behälter ein ungemein großer Tiger den der Statthalter hatte fangen lassen, um uns das Schauspiel von einem Kampfe zwischen diesem grausamen Thiere und dem Elephanten zu geben. Mitten in einer grasigen Ebene von ungefähr einer Viertelstunde Länge und Breite waren sechzig bis siebenzig schöne Elephanten in zwey Reihen aufgestellt, von denen jeder einen Mohawat und ein leeres Houda auf dem Rücken hatte. Auf einer Seite fanden sich bequeme Sitze, wo sich der Statthalter mit den Mandarinen, unter einer zahlreichen Bedeckung von Soldaten, befand. Ein Haufe gemeiner Zuschauer stand gegenüber. Der Tiger war mitten in der Ebene mittelst eines starken, um die Lenden gebundenen Seiles an einem Pfahl befestigt. Wir bemerkten bald, wie unsicher der Kampf werden müßte, denn man hatte dem armen Thiere die Klauen ausgerissen, und durch einen starken Stich durch die Lippen das Maul zusammen genäht. Sobald man ihn aus dem Käfig gelassen, suchte er sich davon zu machen, und als er jeden Versuch loszukommen, vergebens fand, warf er sich endlich auf's Gras nieder, und blieb so liegen bis er einen großen Elephanten mit langen Zähnen auf sich zukommen sah, worauf er aufsprang und sich der nahenden Gefahr entgegenstellte. Dieß und das schreckliche Knurren des Thiers brachte den Elephanten außer Fassung, er wandte sich, und der Tiger, der ihm nachsprang, gab ihm einen Schlag auf eines der Hintertheile, welches seine Flucht nicht wenig beschleunigte. Doch war er nicht weit gelaufen, ehe ihn sein Führer wieder umwandte, und nun lief er wüthend auf den Tiger los, stieß ihm die Zähne unter den Leib, und warf ihn an dreyßig Fuß weit von sich. Der Tiger lag wie todt am Boden; doch schien er keinen besondern Schaden gelitten zu haben, denn beym nächsten Angriff stellte er sich seinem Feinde wieder entgegen, und als dieser ihn aufheben wollte, sprang er ihm auf den Kopf, und hielt sich mit den Hinterfüßen an dessen Rüssel fest. Der Elephant ward dadey verwundet, und so erschreckt, daß er unaufhaltsam davon lief. Dieß ward aber der Nachlässigkeit des Führers zugeschrieben, den man auch bald nachher mit auf dem Rücken gebundenen Händen vor den Statthalter brachte, der ihm auf der Stelle hundert Schläge mit einem Rohr aufzählen ließ. Inzwischen brachte man einen anderen Elephanten herbey, aber der Tiger machte bey jedem Angriffe weniger Widerstand; und man sah augenscheinlich, daß ihn die nämlichen Würfe endlich tödten müßten. Die Elephanten hatten alle lange Zähne, und ihr Angriff war immer derselbe, nämlich sie warfen den Tiger in die Höhe und schleuderten ihn fort. Ihre Rüssel nahmen sie sehr in Acht, und hielten sie unter dem Kinn zusammengerollt. Als der Tiger ganz todt war, brachte man noch einen Elephanten gegen ihn, der sich aber nunmehr seines Rüssels bediente, das Thier in die Höhe hob, und wegschleuderte.

Beylage: Kunstblatt Nr. 14.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Nro. 41.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Freitag, 17. Februar 1826.

Wenn man einmal bis zum Greisenalter herangenahet ist; wenn man seine und seiner Mitmenschen Thorheiten, Schwachheiten und kleinlichen Bestrebungen durchschauet hat; kurz, wenn man so recht das kleine und große Kinderspiel der Welt übersieht, so setzt sich im Menschen ein dunkles Gefühl an, das noch keinen Namen hat. Man kann es nicht Verachtung der Menschen, auch nicht Ekel, auch nicht Mitleid, vielweniger Gleichgültigkeit nennen.

N. Vogt.

Der Engel in der Amatigeige.

(Fortsetzung.)

Sabine hatte sich schon früher herbey gedrängt und trotz ihrer inneren, heftigen Bewegung die Trümmer der Amatigeige sorglich aufgelesen und bewahrt. Sie wußte, wie hoch der Pflegevater das Instrument halte und wie er später bey ruhigem Sinne nach jedem Splitter desselben verlangen würde. Da Aller Aufmerksamkeit auf Andreas und Julius gerichtet war, so blieb ihr Thun unbeachtet. Als aber itzt des Stadtmusikus Rede in ein unverständliches Lallen überging und er selbst, wie von einem starken Schwindel ergriffen, zu wanken anfing, sprang sie schnell zu seiner Unterstützung herbey. Ehe sie ihn aber noch erreichte, verlor er die Besinnung und sank den zunächst Stehenden in die Arme.

„Ein Schlagfluß hat ihn getroffen!“ riefen mehrere. Sabine drängte sich laut jammernd zu ihm hin, ihre heißen Thränen benetzten Hand und Wange des Ohnmächtigen; aber die Lebensgeister schliefen zu fest, um hierdurch erweckt zu werden. Man brachte ihn aus dem Saale und schaffte ihn in seine Wohnung. Von Verzweiflung ergriffen, von seltsamen durch das Wiedersehen des Jugendfreundes und — sie konnte es sich selbst nicht verbergen — noch immer geliebten Verwandten erzeugten Empfindungen bestürmt, folgte Sabine dem Trauerzuge.

Wie ein Lauffeuer flog die Kunde durch den Saal, daß der eben noch so sehr beklatschte Geiger keineswegs der berühmte Signor Giulio Landrini, sondern nur ein obskurer Deutscher sey, der Sohn eines Stadtmusikanten, der sich fälschlich für den trefflichen Italiener ausgegeben. Auch die Sängerin wurde in ihres Begleiters Verdammungsurtheil mit indegriffen und ebensowohl für eine Betrügerin erklärt. Beyde Meynungen waren zu voreilig und hart: schon seit langer Zeit hatte Julius sich der reisenden Signora zugesellt und unter dem Namen ihres Bruders diesen durch seine Kunstleistungen berühmt gemacht. Außer ihm existirte kein anderer Geiger dieses Namens. So sehr nun auch einzelne Anwesende die Versammlung durch die Versicherung zu beruhigen suchten: die Konzertgebenden seyen in der That dasselbe Geschwisterpaar Landrini, welches sie bereits an diesem oder jenem Orte gehört und kennen gelernt; so wenig ward bey der allgemeinen Empörung über die, von des Virtuosen Vater selbst aufgedeckte, Täuschung ihre Stimme gehört. Nach einer kurzen Verabredung unter den Vornehmsten der gegenwärtigen Badegäste verließen diese zum Zeichen ihres Unwillens und ihrer Verachtung mit einem Male sämmtlich den Saal. Die Macht des Beyspiels wirkte schnell auf die übrigen; nach wenigen Augenblicken war außer dem Orchesterpersonale, der Sängerin und dem Virtuosen niemand mehr vorhanden.

Jezt blickte Julius, der bisher in dumpfer Betäubung gestanden hatte, um sich. Er sah sich verachtet, entehrt vor der Welt und den anwesenden Kunstgenossen, und das Alles — durch seinen eigenen Vater. Trotz und Bitter-

Digitized by Google

keit stiegen in ihm auf. Mit einem höhnischen Gelächter machte er dem gepreßten Innern Luft. Dann stürzte er außer sich fort und eilte im Sturmesfluge nach seinem Gasthofe.

Als Signora Landrini später heimkehrte, fand sie ihren Gefährten nicht mehr. Er war mit Extrapost abgereist, niemand wußte wohin.

Die Einwohner des Städtleins Friedheim blickten neugierig aus ihren Fenstern, als schon gegen den Herbst hin eines Abends eine Reisekutsche langsam und schwerfällig durch die Straßen fuhr und vor dem Hause des Stadtmusikus hielt.

„Endlich kommt er!“ riefen Viele und eilten fort, um den geachteten Mann willkommen zu heißen, dessen Unfall schon durch Renata Franzheimer, die auch in jenem Bade zugegen gewesen, mit allerley hämischen Seitenblicken auf Julius berichtet worden war. Lange hatte Andreas in lebensgefährlicher Krankheit gelegen. Als denn nun nach vielfachen Stürmen seiner kräftigen Natur der Sieg geblieben war und die körperliche Genesung unter Sabinens liebevoller Sorgfalt langsam erfolgte, da wollte sich jedoch der Geist immer noch nicht wieder in seiner alten Kraft erheben und eine tiefe Schwermuth, eine Gefühlsstumpfheit gegen Alles, was ihm früher wichtig gewesen war, blieb des alten Lamm nur allzutreue Gefährtin. Freundlichkeit und Milde zeigte er gegen Jedermann; die Herrschaft der Gedanken aber war ihm nicht immer eigen. So kehrte Andreas in die Heimath zurück; so ward er von seinen Nachbarn und Freunden bald erkannt.

Gewiß mußte sein Gemüth tief erschüttert und in seinen innigsten Verhältnissen gestört seyn, da die ihm sonst so theure Tonkunst ihm weder Freude noch Beruhigung mehr gewähren konnte. Nur in einer Beziehung stand er noch mit ihr. Diese aber war so seltsamer Art, daß sie mehr ein Ausfluß seines Seelenübels als seine Kunstliebe zu seyn schien. „O du süßer Engel des alten Amati, wie rufe ich dich zurück in's Leben und banne dich wieder in den hold-schauerlichen Pallast, aus dem du so wunderbare Lieder sangest; damit nicht dereinst der große Meister strenge Rechenschaft von mir fordert, daß ich dich hingegeben und in unsinniger Wuth deinen holden Pallast zertrümmert?“ So jammerte er oft Tage lang und war dabey eifrig beschäftigt, die von Sabinen geretteten Trümmer der Amatigeige wieder zusammen zu setzen. Gelang ihm dann das Werk und lag das Instrument, wohlgebildet und besaitet wie ehemals, vor ihm, so erheiterte sich sein Antlitz und mit einem verklärten Lächeln sagte er: „Jetzt merke wohl auf, Sabine! der Engel ist wieder heimgekehrt, die Himmelslieder tönen wie sonst und der alte Zauberer wird mir nicht grollen dürfen.“

Nun spielte er auf der Geige; aber nie wollte es ihm gelingen, die alten Engeltöne wieder herausklingen zu lassen. Er hörte nur immer den schneidenden Hohn des Dämons, wie er an jenem Konzertabende, das Heiligste entweihend, sein Gemüth zerrissen. Seine Phantasie entflammte sich: das Bild des Sohnes, wie dieser ihm damals erschienen, trat vor seine Seele. Alle Pein jenes Augenblicks drängte sich auf's Neue um ihn her. Höllisches Spottgelächter schrie aus dem Instrument, und je größer die Kraft war, welche Andreas anwandte, um durch Druck der Saite und durch Bogenführung die alte Herrlichkeit des Tons zu erzwingen, desto gewaltiger schrie die Hölle auf ihn ein und desto furchtbarer durchdrangen ihn die Schrecken jenes Abends. Erschöpft und traurig ließ er dann das Instrument sinken. „Der Dämon weicht nicht, sprach er trübe vor sich hin, der Engel kehrt nicht zurück! Doch Muth, Andreas! Bleib stark im Kampfe gegen die tückische Macht. Suche den Feind auf in seinem geheimsten Schlupfwinkel, um ihn zu vertreiben und dort dem frühern Bewohner die alte Stätte zu bereiten.“

(Die Fortsetzung folgt.)

Bruchstücke aus den Denkwürdigkeiten der Markgräfin von Ansbach, geb. Gräfin von Berkeley, früher Gemahlin Lord Cravens.

(Fortsetzung.)

Unter allen Leidenschaften, die sich der Seele des Menschen bemächtigen können, hat keine verderblichere Wirkungen hervorgebracht, als der Ehrgeiz. Wollte man ein Gemälde von den bösen Folgen des Ehrgeizes aufstellen, so würde man eine Geschichte der Verbrechen schreiben, die das menschliche Geschlecht entwürdigt haben. Dennoch ehrten alle Zeitalter diese Leidenschaft als die edelste unter allen, als diejenige, welche allein Helden erzeugt. Oft hat sie die Gestalt der Welt verändert, und dem größten Ruhm geerntet. Auf den Altären loderte ihr Weihrauch, die größten Dichter sangen ihre Thaten, und Phidias und Praxiteles haben sich für sie unsterblich gemacht. Dieselbe Leidenschaft aber, welche wahrhaft große Seelen zu den höchsten Tugenden, die der Ruhm der Menschheit sind, begeistert, hat, wenn sie in schlecht organisirte Gemüther eindrang, mehr blutbefleckte Tiger, mehr durch Grausamkeit herabgewürdigte Sklaven hervorgebracht, als irgend eine andere Geißel, welche die Erde in Betrübniß und Verwüstung stürzte. Erfolge, Alter und die Zeit selbst, die alles zerstört, geben dem Ehrgeize nur neue Nahrung; — der Tod allein setzt den Entwürfen eines Ehrgeizigen ihr Ziel.

Da der Ehrgeiz entgegengesetzte Wirkungen erzeugt, so ist die Anklage, daß ein Mensch von ihm beherrscht werde, unbestimmt, und kann ein Lob wie ein Tadel seyn. Gemeine oder mittelmäßige Menschen, denen die Natur

Digitized by Google

die Fähigkeit versagt hat, sich bis zur Höhe eines edlen Ehrgeizes zu erheben, können nicht die Richter in dem Prozesse seyn, der über die Natur des Ehrgeizes großer Männer entscheiden soll. Daher Vorsicht und Bescheidenheit, in Beurtheilung außerordentlicher Männer, uns ehrlichen Leuten vom Mittelschlag allgemein anzurathen ist.

Vom Kardinal Richelieu, der zu seiner Zeit Frankreich regierte, und, weil er den Geist dieses großen Volks verständig zu leiten verstand, Frankreich zum mächtigen Schiedsrichter über ganz Europa erhob, erzählt man, er sey einzig von dem Ehrgeiz beherrscht worden; und seine Feinde setzen diese Leidenschaft an die Spitze aller seiner andern Fehler. Sie sagen: „Freundschaft, dieß, tugendhaften Seelen so theure Band, habe sein Herz nie berührt; wenn er den Namen des Freundes profanirte, so sey es geschehen, um die Menschen für seine Absichten zu gewinnen. Dagegen wären diejenigen, die seiner Macht hätten Grenzen setzen oder seine Gunst bey dem Könige theilen können, die Opfer seiner Eifersucht oder seiner Rache geworden. Alle andere Leidenschaften hätten in ihm nur einen untergeordneten Rang behauptet, und im Dienste der ersteren gestanden. Die Liebe selbst habe nur augenblicklichen Eindruck auf ihn gemacht, und ihn nie von seinen Entwürfen abgeleitet; ja als ein geübter Politiker habe er sie zur Beförderung seiner Absichten zu benützen verstanden. Nur die Eitelkeit habe der Herrschaft über ihn nicht entsagt: diese Leidenschaft, die dem schwächern Geschlecht allein angehören sollte, habe gleichwohl einen Mann überwältigt, der zu den größten gehörte, welche Frankreich je hervorbrachte. Er habe sich eingebildet, einen feinen Geist, die Anmuth der Unterhaltung und eine einnehmende Gestalt zu besitzen. Diese kleinen Eitelkeiten hätten in ihm Platz neben den höchsten Entwürfen und der abgewogensten Politik gefunden. Geboren mit Talenten, eine Nation zu regieren, habe er bey dem Beyfall, das ein von ihm verfertigtes Madrigal erhalten, ein so großes Vergnügen empfunden, als wenn ihm eine der wichtigsten diplomatischen Unterhandlungen gelungen wäre. Begierig, Ehre und Ruhm zu gewinnen, habe er zugleich ein Feldherr, ein Theologe, ein Politiker, ein Minister, ein Weltmann, ein schöner Geist und ein Liebling der Damen seyn wollen. Nach Allem hätte er gestrebt, und keine Mittel verschmäht, seinen unbändigen Ehrgeiz und seine Eitelkeit zu befriedigen. Sein ganzes Leben sey ein ununterbrochenes Gewebe von Intriguen gewesen. Kein Politiker hätte die Kunst der Verstellung so weit getrieben als Richelieu. Falschheit, die in der Regel nur eine Vertheidigungswaffe in schwacher Hand wäre, hätte ihm als Werkzeug zum Angriff gedient, womit er seine Beobachter getäuscht, seine Mitbewerber verlockt, und sich an seinen Feinden gerächt hätte. Er habe die Falschheit gebraucht, seine Geliebten zu verführen, die Großen zu unterjochen und sie zu seinen Sklaven zu machen. Seine verstellte Anhänglichkeit an die Königin Mutter und ihre Anhänger habe ihm die Gunst dieser Fürstin erworben und den Weg zu Staatswürden gebahnt; er habe jedoch bald seine Wohlthäterin verrathen, und sie auf das Grausamste verfolgt."

Diese und ähnliche Urtheile über den großen Minister liest man in vielen verständig und gutgeschriebenen Schriften; man hört sie von ehrenwerthen Leuten, welche in dem äußern Gebäude der Geschichte wohl zu Hause, wenn gleich nicht bis in ihr Allerheiligstes gedrungen sind. Soll man nun glauben, daß solche verzerrte Charaktere, wie die großen Männer nach ihrer Zeichnung erscheinen, eine ganze Welt (der es doch an ausgezeichneten Köpfen nicht wird gefehlt haben) hätten verblenden und durch Blendwerk beherrschen können? Wenn eitle, geckenhafte, nur mit Lug und Trug vertraute, nur in der Werkstätte der Intrigue geübte Staatsmänner eine große Nation, einen ganzen Welttheil durch solche kleine Künste beherrschen könnten: müßten dann diejenigen, die sich so leicht unterjochen ließen, nicht noch viel erbärmlicher als die ehrgeizigen Intriganten gewesen seyn? Es heißt der Menschheit spotten und sie verachten, wenn man ihr nachsagt, sie schmiege sich geduldig unter der Gewalt erlogener Größe. (Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Luzern, Jenner.

Von der Luzernschen Abtheilung der schweizerischen gemeinnützigen Gesellschaft, ist, zu Anfang dieses Monats, an die übrigen Kantonalvereine dieser zahlreichen Gesellschaft das nachfolgende merkwürdige Rundschreiben erlassen worden: der ehrwürdige Pater Gregor Girad, Vorsteher des Franciskanerklosters, und Aufseher der Armenschule in Luzern, hat dasselbe verfaßt.

„Die Räuberbande, welche den schweizerischen Boden nur zu lange entweihet hat und nun alle Gefängnisse unserer Hauptstadt anfüllt, ist ohne Zweifel geeignet, Unwillen und Abscheu zu erregen. Doch unter den Gefangenen sitzen Väter und Mütter, die zusammen dreyundzwanzig unmündige Kinder haben, welche, unschuldig an den Missethaten ihrer Eltern, gegenwärtig ihre Gefangenschaft theilen. Nur für diese schuldlose Schaar rufen wir Euer Mitleiden und durch Euch das Erbarmen aller Bewohner des lieben und theuren Vaterlandes an. Es haben diese Unglücklichen kein anderes Erbe, als das böse Beyspiel und die Schande ihrer Eltern; aber eben deßwegen verdienen sie unsere Theilnahme noch mehr. Vorerst muß ihnen die nöthige Nahrung verschafft, dann müssen sie in den Stand gesetzt werden, ihren Unterhalt auf eine ganz andere Art zu erwerben, als es ihre bedauernswürdigen Erzeuger thaten. Vornehmlich ist es darum zu thun, daß in ihnen, so zu sagen, des Lasters Stamm- und Erbfolge vertilgt werde, aus gerechter Besorgniß: es möchten die aus Ruchlosen entsprossnen Kinder die Verdorbenheit ihrer Eltern einsaugen, und dann einst als eine neuentstandene Räuberbande, die das Land unserer Väter verwüsten, und seinen Namen vor dem Auslande sowohl als vor unsern eignen Augen wieder entehren würde, auftreten. Indem wir den öffentlichen Beystand anrufen, um diese Verwahrlosten nicht sowohl von der Noth, als von ihrem gräulichen Erbe zu retten, fühlen wir gar wohl die schwere Last, die wir auf uns zu nehmen gedenken; leben aber in der Hoffnung, Ihr, Hochgeachtete Eidgenossen! werdet uns Eure Hand großmüthig dazu reichen. Nach unserer Ueberzeugung müssen diese Kinder von allen ihren Verwandten gänzlich getrennt werden, damit sie der verderblichen Einwir-

tung derſelben entzogen werden können. Ihren ehemaligen Verhältniſſen ſollen ſie künftig ganz fremde leben, daher müſſen alle Fäden zerriſſen werden, wodurch ſie auf die Spuren ihrer Eltern zurückgeführt werden könnten. Ein neues Daſeyn unter einem andern Himmel, in einer andern Gegend, mitten unter andern Menſchen und Sitten, wünſchten wir denſelben zu verſchaffen. Wir möchten ſogar, wo möglich, ihnen die Sprache nehmen, womit ihre Eltern ſich die böſen Rathſchläge ihres Herzens einander mitgetheilt haben: daher — doch mit Vorbehalt eines beſſern Rathes und der Möglichkeit, — möchten wir denſelben vorzüglich in der franzöſiſch-ſprechenden Schweiz eine Zufluchtsſtätte ſuchen, bis ſie das reife Alter erreicht haben und im Stande ſind, durch Arbeit und Gewerb, ſo fern von ihren Eltern und denſelben ſo unähnlich als es ſich immer thun läßt, ſich ſelbſt zu ernähren. Ferner um eine andere Annäherung zu verhindern, die ſchon jetzt zum Theil gefährlich wird, und noch mehr in der Folge es werden könnte, glauben wir, daß jedes Kind, von allen übrigen getrennt, verſorgt werden müſſe; — freylich zerreißen wir dadurch alle Bande der Verwandtſchaft; — allein, ſind dieſe Bande noch heilig, wenn ſie, aus dem Laſter entſtanden, das Laſter zu verewigen drohen? Wir dürfen auch einen Umſtand, der die Verpflanzung dieſer Unglücklichen ſchwieriger und koſtſpieliger machen wird, keineswegs mit Stillſchweigen übergehen. Die meiſten unter ihnen ſind heimathlos, und doch muß eine wahre Heimath ihnen werden. Gewiß iſt die Verſorgung von dreyundzwanzig Unmündigen, deren Alter (zwey Ungeborne nicht eingerechnet) im Durchſchnitt auf acht Jahre geſetzt werden kann, und für deren Erziehung geſorgt werden muß, bis ſie ſelbſt die gehörige Altersreife erlangt haben, ohne dem ſchon an ſich ein großes Unternehmen, das um ſo größern Aufwand fordert, jemehr wir auf Gewährleiſtung für deren gute Erziehung förmlich dringen müſſen. Leicht wäre es, dieſelben bey armen Familien, wo ſie kümmerlich Speiſe und Kleidung, vielleicht in der Hoffnung, ſich durch Beyſteuer dafür zu entſchädigen, erhalten würden, wohlfeil unterzubringen. Allein dieſer unwürdige und niedrige Gedanke, — ſollten wir uns auch ſo weit verirren, würde mit tiefem Abſcheu von Euch und von der ganzen Schweiz verworfen werden. Wir wenden uns an die ſchweizeriſche Eidgenoſſenſchaft; und dieſe, ſo wenig als wir, wird nichts zur Hälfte thun wollen. Wem ſcheint übrigens nicht, daß die Bosheit der Eltern nur zu oft mit der Milch und mit den erſten Liebkoſungen vom Wiegenkinde ſchon eingeſogen werde? — Wem iſt es unbekannt, daß oft die eben ſo weiſe als gütige, durch fremde Hand angewandte Sorgfalt, dieſes unſelige Erbe nicht zu tilgen vermochte? — Eine ſo traurige Erfahrung wäre freylich geeignet, unſern Eifer zu lähmen; aber ſollen wir uns durch Schwierigkeiten entmuthigen laſſen? — Nein, im Gegentheil; je ſchwieriger die Aufgabe iſt, deſto kräftiger müſſen wir ihre Löſung verſuchen; und ſollte auch der Erfolg dem großmüthigen Streben nicht entſprechen, ſo ſtehen wir doch dann tadelfrey, vor dem Gewiſſen, vor dem Vaterlande, und vor dem Auge des ewigen Richters da. Bis dahin, glauben wir, hochgeachtete Eidsgenoſſen! Eure Geſinnungen ausgeſprochen zu haben; nun eröffnen wir Euch die Grundſätze, nach denen wir zu handeln gedenken und die Bitten, die wir an Euch zu richten haben. Hier im Mittelpunkte der Schweiz, ſahen wir die Verbrecher nach und nach mit ihren Kindern anlangen. Um uns herum füllten ſich die Gefängniſſe an. An jedem Thurme erblickt unſer Aug einige der unglücklichen Kleinen, die nach Luft am Gitter haſchen, und ſehnſüchtig in die Welt, die ihnen gleichſam entzogen iſt, hinausblicken. Mußten wir uns da nicht lebhaft erinnern, daß wir Mitglieder eines Vereines ſeyn, deſſen ſchöner Zweck iſt, für die Armen zu ſorgen, und die Laſterhaftigkeit durch Erziehung und Gewerbfleiß zu zerſtören.

Dieſem Gedanken folgte der Wunſch, jenen kleinen Kindern zu helfen, und mit dieſem Wunſche verband ſich die Ueberzeugung, daß unſere, durch die ganze Schweiz verbreiteten, Mitglieder uns treulich und froh die Hand dazu bieten würden. — Denn ſind wir nicht im Begriffe ein Werk zu unternehmen, das ganz in dem Geiſt des gemeinnützigen Vereines liegt? Wir erklären übrigens im Angeſicht der ganzen Schweiz, daß wir durch den Wunſch der unlängſt, des unſeligen Geſchäftes wegen, das von Jedermann beſprochen wird, und alle Herzen betrübt, in Luzern verſammelten Konferenz, mächtig dazu ermuthiget worden ſind. Aus dieſer Anregung, die den Verbrechen unſers Vaterlandes zur Ehre gereicht, entnehmen wir mit Freude, daß unſer Aufruf in der geſammten Eidgenoſſenſchaft gewiß mit warmer Theilnahme aufgenommen werde; in jener Eidgenoſſenſchaft, die ſich nie verleugnete, ſo oft irgendwo im Vaterlande ſchnelle Hülfe geleiſtet werden mußte. Wir haben uns demnach am 29. des verfloſſenen Chriſtmonats verſammelt, und auf gemachten Antrag zweckmäßig erfunden, die Bildung einer Kantonalkommiſſion in dem Hauptorte eines jeden Kantons einzuleiten, und in Luzern einen Centralausſchuß niederzuſetzen. Letzterer hat den Auftrag, ſich mit allen Kantonalkommiſſionen in Briefwechſel zu ſetzen, ihre Anſichten und Vorſchläge zu ſammeln, Alles im Zuſammenhang zu leiten. Da alle Beyſteuern unter der Verwahrung der Kantonalkommiſſionen, um von da aus auf Anweiſung hin unmittelbar an ihre Beſtimmung zu gelangen, bleiben werden, ſo wird der Centralausſchuß wohl die allgemeine Rechnung über alle Einnahmen und Ausgaben führen, aber ſelbſt keine Kaſſe haben. Er wird dieſe Rechnungen jedes Jahr zur öffentlichen Kunde bringen, damit die ganze Schweiz Rechenſchaft über die Verwendung der milden Beyträge erhalte, die zu dieſem ſchönen Zweck gegeben werden. Beliebet, theuerſte Eidsgenoſſen, eine ähnliche Kantonalkommiſſion bey Euch zu errichten, wozu nach Bedürfniß auch wohlthätige Männer berufen werden können, die nicht zu unſerem Vereine gehören. — Eure Verrichtungen wären dann vorläufig: Erſtens. Bey der betreffenden hohen Kantons-Regierung Euch um die Erlaubniß zu bewerben, eine Liebesſteuer für dieſe unglücklichen Kinder ſammeln zu dürfen, deren Betrag zu verwahren, und ihn auf Anweiſung des Centralausſchuſſes unmittelbar zur Verwendung verabfolgen zu laſſen. Zweytens. Euch mit dem Centralausſchuſſe in Briefwechſel zu ſetzen; ihm Berichte über den Erfolg Eurer Bemühungen, ſo wie Eure Anſichten und Vorſchläge mitzutheilen. Wir ſind überzeugt, daß derſelbe alle Mittheilungen mit Dank annehmen und mit beſtem Willen benutzen werde. Das Verzeichniß jener Unmündigen befaßt gegenwärtig dreyundzwanzig; daſſelbe wird aber noch einen Zuwachs von etwa fünf anwesenden und zwey noch ungebornen Kindern erhalten. Ihre Eltern bekennen ſich alle zur katholiſchen Religion, die jedoch keinen Zugang in ihr Herz gefunden zu haben ſcheint. Theuerſte Eidsgenoſſen! Bedürfte es irgend einer Aufmunterung, Euch zu dieſem der Mitthätigkeit und der Würde des Vaterlandes ſo angemeſſenen Werk zu vermögen, ſo würden wir Euch noch einmal zurufen: es ſeyen über zwanzig unglückliche Geſchöpfe, an denen noch keine andere Unbild haftet, als daß ſie von ſehr ſchlechten Eltern erzeugt worden ſind, — vor dem Verbrechen und ihrem Verderben zu bewahren. Wir würden Euch zurufen: es ſey darum zu thun, eine heillose Verbrecherbande, die durch Greuelthaten unſer edles Vaterland entehrt hat, in ihrer Wurzel, ſo wird es an uns liegt, zu zernichten! Doch, wozu Gefühle anzuregen ſuchen, die ſich ſchon allenthalben ſo laut ausgeſprochen haben? — Genug! wir haben die Vereinigungspunkte angedeutet; und ihr werdet gewiß Hand in Hand mit uns, das edle Unternehmen beginnen."

Beylage: Literaturblatt Nr. 14.

Verlegt von der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.

Digitized by Google

Nro. 42.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 18. Februar 1826.

Erhöhung verdirbt die Menschen, und es ist nur wenigen Sterblichen gegeben, großes Glück zu ertragen.

Aristoteles.

Bruchstücke aus den Denkwürdigkeiten der Markgräfin von Ansbach, geb. Gräfin von Berkeley, früher Gemahlin Lord Cravens.

(Fortsetzung.)

Wäre Richelieu ein geborner Souverän gewesen, so ließe sich solcher Gehorsam noch eher erklären. Als Unterthan unter einem Könige aber, den jeder Günstling, oft der unwürdigste, beherrschen konnte; der nicht wußte, was er wollte, und den Intriguen der Höflinge stets ein geneigtes Gehör lieh, ja, wohl selbst an den Komplotten der Feinde Richelieu's Theil nahm; — unter einem solchen Schwächling sich zwanzig Jahre lang als allmächtiger Minister, oft gegen den Willen des Königs, erhalten, über alle Feinde siegen, Frankreich zur ersten politischen Macht erheben, dem Papste selbst trotzen: dazu gehört mehr, als einem eitlen Intriganten zu Gebote steht. Sonach darf man annehmen, daß die angeblichen, kleinen Schwächen Richelieu's entweder ihm von seinen Feinden angedichtet wurden, oder in einem andern Zusammenhange zu seiner Größe standen, als jenem, den gemeine Beobachter entdeckt haben wollen. Ein großer Mann, der über Millionen hervorragt, ist eben darum schwer zu beurtheilen, weil die von der Natur tiefer Gestellten ihr eigenes Maaß an ihn ansetzen, und sich einbilden, er sey aus keinen andern Bestandtheilen zusammengesetzt, als sie selbst. Daß der große Mann in der Umgebung kleiner Menschen sich bewegen und wirken, und daher oft sich zu ihnen herablassen und ihre Larve annehmen muß, macht die Beurtheilung desselben nur um so schwieriger, indem wir ihn durch das gefärbte, ungleich geschliffene Glas seiner Zeit ansehen müssen. Ehe wir leichtsinnig oder anmaßend über die Heroen der Geschichte abzusprechen uns erlauben, sollten wir lieber dem Beyspiele Bayle's folgen, der alle Geschichte für unzuverlässig erklärte. „Ich gestehe, sagt dieser große Kritiker, daß ich die Geschichtschreiber fast nie in der Absicht lese, mich über die vorgefallenen Thatsachen zu unterrichten, sondern nur um zu wissen, wie jede Nation oder jede Parthey über die Ereignisse geurtheilt habe. — Demzufolge glaube ich im Allgemeinen wohl, daß die Protestanten in Frankreich sich bisweilen bewaffneten, eine Schlacht bey Jarnac und eine andere bey Montoncourt gewannen, und daß einige andere Dinge sich zutrugen, die von allen Partheyen aus jener Zeit gleichmäßig berichtet worden. Mehr aber soll man nicht von mir wissen wollen. Ob die Protestanten die lezten waren, die zu den Waffen griffen, ob sie vorher sich durch andere Mittel zu rechtfertigen suchten: darüber kann ich nicht entscheiden. Die protestantischen Geschichtschreiber behaupten es; die katholischen strafen sie Lügen. — Waren die Katholiken redlich in Haltung der Verträge? Wendeten sie Milde an, die Calvinisten zurückzuführen? Sie haben Geschichtschreiber, welche dieß versichern; ihre Gegner aber erklären dieß für Betrug. Darüber streite nun, wer Lust hat. Was mich betrifft, so will ich ein Scepticker seyn; ich behaupte weder das Eine noch das Andere."

Digitized by Google

In der That iſt es verſtändig, in den Streitigkeiten entgegengeſetzter Partheyen, das Urtheil unentſchieden zu laſſen: ſo wird ein gleiches Betragen auch in den Fällen anzurathen ſeyn, wo die Parthey der kleinen Geiſter oder der Mittelmäßigkeit, ihren Vortheil wahrend, über große Männer, ihre natürlichen Gegner, abzuurtheilen ſich herausnimmt. — Richelieu's Charakter gründlich zu würdigen, muß man ſeine Lage erwähnen; man muß ſich an die Schwäche des Königs, an den Uebermuth und die Herrſchſucht der Großen erinnern, die ſich der Gewalt für ihre Privatzwecke bemächtigen wollten; man muß ſich in die Seele eines wahren Patrioten, eines großen Geiſtes verſetzen, dem die Natur Einſicht, Kraft und Willen gegeben hatte, den Ruhm ſeines Vaterlandes zu gründen, man muß die Zeit, in welcher ſeine Aufgabe zu löſen, die Charaktere der Großen, und die Kulturſtufe der Nation in Anſchlag bringen, um die der Löſung entgegenſtehenden Hinderniſſe berechnen zu können. Dieß iſt, ich geſtehe es, kein leichtes Geſchäft; die Anforderung der ernſten Geſchichte aber geht dahin, und wer eine Ahnung ihrer Würde hat, wird die Gültigkeit der Forderung anerkennen. — Als Richelieu ſeinen Tod nahe fühlte, ſagte er: „Ich habe nie etwas anders als das Heil der Religion und des Staates gewollt.“ Nach meiner Ueberzeugung war dieſer Ausſpruch aufrichtig und wahr. Ich finde in demſelben einen beſſeren Erklärungsgrund der Macht Frankreichs, die das Werk dieſes Miniſters war, als wenn ich noch ſo ſpitzfindig über die Miſchung ſeines angeblich von Eitelkeit und dem Geiſt der Intrigue beherrſchten Charakters, mich in Grübeleyen vertiefen wollte. Richelieu war zum Herrſchen geboren, — was, beyläufig geſagt, ein ſehr ſeltener Fall bey denen iſt, welche ſich zu den höchſten Stellen drängen und nach Bevormundung der Könige ſtreben. Ein Mann, der ſich darauf verſtand, wieviel zum Regieren gehöre, hat Richelieu's Geſchicklichkeit in dieſer Kunſt anerkannt. Als der Czar Peter der Große in der Kirche der Sorbonne vor dem Mauſoleum Richelieu's ſtand, rief er in Begeiſterung aus: „Großer Mann! wenn du noch lebteſt, würde ich dir die Hälfte meines Reichs geben, damit du mich lehren ſollteſt, wie ich die andere regieren ſoll.“ — Solche Urtheile ſind welthiſtoriſch. Auf ſie zu horchen, war mir ſtets ein belehrendes Geſchäft, während ich mit Unwillen mich wegwendete, wo kurzſichtige Schreiber und gedungene Sklaven ein Geſchrey gegen die Größe erhoben, in der Meynung vielleicht, die Kleinheit dadurch berühmt zu machen. Ich erinnere mich in ſolchen Fällen immer des Ausſpruchs eines neuern franzöſiſchen geiſtreichen Schriftſtellers: „La vanité a porté plainte, et la sottise a rendu larrêt. C'est dans l'ordre.“

(Die Fortſetzung folgt.)

Der Engel in der Amatigeige.

(Fortſetzung.)

Langſam und vorſichtig zerlegte der alte Stadtmuſikus wiederum das Inſtrument, unterſuchte auf das Genaueſte die einzelnen Stücke und ging dann mit neuer Hoffnung an das wiederholte Werk der Zuſammenſetzung. Aber ach! fort und fort zeigte ſich, wenn er nun die ſchwierige Arbeit zu Ende gebracht hatte, daſſelbe Ergebniß: der Dämon wollte nicht fliehen und der Engel kehrte nicht heim.

In dieſer Beſchäftigung, der ein tief eingewurzelter künſtleriſcher Wahn zum Grunde lag, brachte Andreas ſeine Tage hin. Unzählige Male wurde die Geige zerlegt und wiederum zuſammengeſetzt. Nur Sabine durfte ihm hierbey zur Hand gehen, ſo wie ſie denn überhaupt das Leben des unglücklichen Mannes auf jede mögliche Weiſe zu erheitern ſuchte. Um dieſes zu können, hatte das arme Mädchen ſelbſt manchen ſchweren Kampf mit ſeinem eigenen Gemüthe zu beſtehen. Jener Abend, der die Geiſteskraft des Alten brach, hatte auch dem Herzen Sabinens eine ſchwere Wunde beygebracht. Das Verhältniß, in dem Julius zu der italieniſchen Sängerin ſtand, war gewiß keines der reinſten, und im Ganzen ſchien des Jünglings ſittliche Würde ſo ſehr geſunken, daß ſeine Kindheitsgenoſſin lange ſchwankte, ob ſie nicht mit Gewalt ſein Andenken aus ihrem Herzen reißen und ihn ſelbſt zu den Verlornen rechnen ſollte. Aber die Liebe behauptete ihr Recht, und wie auch Sabine über die Schwäche und den Leichtſinn des jungen Mannes trauern mußte, ſo blieb doch ihr Herz ihm liebend und treu ergeben.

Unter dieſen Umſtänden war wiederum ein Jahr verſtrichen. Da empfing Sabine eines Tages einen Brief. Die Hand, welche die Aufſchrift geſchrieben hatte, war ihr fremd. Zu ihrem freudigen Erſtaunen erkannte ſie aber, als ſie den Brief öffnete, Julius Schriftzüge. Ach! wie pochte da das liebende Herz und wie ward es von Wehmuth erfüllt, als ſie nun die Reue erkannte, von der Julius über ſein früheres Leben, über des Vaters ſchwere Beleidigung, über ſeine Herabwürdigung der Kunſt und des Vaterlandes ergriffen war — als ſich der Schmerz ihr offenbarte, der das ganze Gemüth ihres fernen Freundes peinlich durchdrang, bey dem Gedanken, daß der Vater ihn verachte und daß deſſen Fluch dräuend über ſeinem Haupte ſchwebe! Der Brief war aus einem kleinen italieniſchen Städtchen, nahe an der Gränze Deutſchlands geſchrieben. Nicht eher werde er den Boden Deutſchlands wieder betreten — ſo ſchloß Julius — bis des Vaters Verzeihung ihm ſeine Ehre zurückgegeben habe und ihm wieder vergönnt ſey den Namen zu führen, den er früher im Wahnſinne des Hochmuths und der Eitelkeit verſchmäht. Er flehe Sabine an, den Boten zwiſchen ihm und dem Vater abzugeben. Ach, auch ſie habe er ſchwer beleidigt und er fühle das um

Digitized by Google

so tiefer, jemehr er nun ihren hohen Werth erkenne! Ach! auch sie möge ihm verzeihen und seinem Gemüthe Ruhe und mindestens Hoffnung auf eine glückliche, durch Vaterliebe verherrlichte Zukunft zurückkehren lassen! Er unterzeichnete: Julius Namenlos.

„Unglücklicher! seufzte Sabine und verbarg den Brief auf ihrer Brust, wohl irrst du als ein Namenloser umher und wirst vielleicht für immer vergeblich das Verlorne wieder zu gewinnen trachten. Doch will ich deinem Vertrauen entsprechen. Ja, ich will es wagen, in der Seele des Andreas die Erinnerung an dich zu wecken!"

Als sie nun Abends bey dem Alten saß, der eben wiederum mit dem Zusammensetzen der Amatigeige beschäftigt war und freudige Hoffnung hegte, dieses Mal werde ihm sein kunstreiches Werk glücken, da führte sie nach langem und furchtsamen Zögern ihren Entschluß aus und über ihren Lippen bebte der Name Julius. Starr und durchbohrend blickte sie Andreas an. „Hörst du wohl, rief er dann in einem seltsamen singenden Tone, wie schon jezt der Dämon aus allen Fugen der einzelnen Theile höhnisch und widrig heult? O ich fürchte ihn nicht, den höllischen Geist! Hinweg mit ihm! Sein Reich werde zerstört!" Unter seiner Hand zerbrachen die schon verbundenen Stücke der Geige. Düster lächelnd legte er sie vor sich hin und fuhr mit leiser Stimme fort; „Nun ist es still geworden! die Kunst ist begraben. Tief unten in der dumpfen Gruft liegt ihre Leiche und über dem Hügel schwebt der krächzende Rabe, der eigentlich der Satan ist und den Engel des Amati vertrieben hat. Aber Geduld! die Posaune erklingt, auch die Kunst muß auferstehen und der Engel muß wiederkehren zum herrlichen Auferstehungsfeste. Du, Andreas Lamm, bist berufen ihn zurückzuführen."

(Die Fortsetzung folgt.)

Amerikanische Anekdote.

Vor wenigen Jahren, kurz nachdem die Kompensationsbill im Kongreß durchgegangen war, fand Herr Clay, einer der Hauptvertheidiger dieser sehr unpopulären Maßregel, als er in seine Provinz zurückkehrte, große Schwierigkeiten bey seiner Wiedererwählung. Nachdem er von dem Gerüste (hustings) die versammelten Wähler angeredet hatte, bemerkte er in der Menge einen gewissen Scott, der einer der ältesten Ansiedler in Kentucky, ein Mann von großem Einfluß und bis dahin sein treuer Freund war. Er ging sogleich auf Herrn Clay zu und sagte, indem er ihm die Hand schüttelte: „Nun Heinrich, ich habe dir in sechs Wahlen beygestanden — es thut mir leid, daß ich dich bey der siebenten im Stich lassen muß; du hast für die elende Bill gestimmt, und ich kann dir meine Stimme nicht mehr geben." — „Ist es wirklich so, Freund Scott; ist das dein einziger Vorwurf?" — „Der einzige!" — „Nun wir müssen es machen so gut es geht. Du bist ein alter Jäger, Scott?" — „Ja." — „Du hast manchen fetten Bären, manchen Hirsch erlegt?" — „Das hab' ich." — „Du hast, glaub' ich, eine treffliche Jagdflinte?" — „Eine bessere hat nie geknallt." — „Wohl. Hat sie dir nicht einmal versagt, wenn du auf einen schönen Hirsch angelegt hattest?" — „Das ist mir wohl schon begegnet." — „Nun wohl, Freund Scott, nahmst du in einem solchen Fall dein altes gutes Gewehr und schlugst es an dem nächsten Baumstamm in Stücken? oder klopftest du den Stein, und versuchtest es noch einmal?" — Dem alten Manne standen die Thränen in den Augen, die rechte Saite war berührt. „Nein, Heinrich, rief er, ich klopfte den Stein und versuchte es wieder, und mit dir will ich es auch noch einmal versuchen; gib mir die Hand, Heinrich!" Herr Clay ward einstimmig wieder gewählt.

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, 16. Januar.

Carnevals-Opern. Euryanthe.

Wenn es erlaubt wäre, einiges Allgemeine vorauszuschicken, so möchten wir mit folgenden Bemerkungen beginnen: man hört es oft bey den besten Opern beklagen, daß der Komponist für so schlechten Inhalt so köstliche Töne verschwendet habe, während wieder Andere behaupten, es komme ja bey der Musik überhaupt auf den Inhalt gar nicht an. Letztere muß man zu Rossini hinverweisen. Ersteren möchten wir antworten, daß ein tüchtiger Komponist nicht zufällig diesen oder jenen Inhalt erwähle, sondern sich nur durch einen solchen begeistern lasse, der seiner ganzen Weltanschauung, welche er in Tönen darzustellen sich gedrungen fühlt, entspricht, ja daß sogar unabhängig von gegebenem Inhalt aus freyer Faust Tongebäude in die Lüfte zu bauen, welche den Grundstein des Wortes nicht berühren, eine ganz bestimmte Weltanschauung voraussetzt. — Wie sehr man nun auch wird über den Text der letzten Weberschen Arbeit Klage zu führen berechtigt seyn, so möchte sich doch kein dem Musikcharakter unseres Komponisten gemäßerer haben finden lassen. Denn hat er es mit den übrigen besten Musikern gemein, Wort und Musik nicht zu trennen, so ist dagegen sein Eigenthümliches, daß er in den Inhalt der Musik zum ersten Mal durch den Freyschützen den Kampf des Bösen und Guten eingeführt hat, die sich ein Mal als Mächte im Samiel und Eremiten gegenüberstehen, zu denen sich sodann, Kaspar auf Seiten des Bösen, auf Seiten des Guten aber die Uebrigen gesellen, während sich in Max beyde Seiten bekämpfen, und in der Braut, welche, als die nur Gute, ihm angehört, und von ihm getrennt ist, statt der Heiterkeit Anchens, Sehnsucht und schwermüthige Ahnung bey kindlichem Vertrauen auf Gott verherrschen lassen. Aus diesem Inhalte der ersten epochemachenden Weberschen Komposition ließe sich ganz deutlich ableiten, wie er konsequent in diesem Charakter fortschreitet, die Welt ist ihm nur in Gutes und Böses geschieden, das Böse hat vorübergehende Macht, das Gute ist nicht im Kampf mit sich selbst, sondern als reine Schuldlosigkeit nur mit dem Bösen im Zwiespalt, dem ein achselzuckendes Leider sehr große irdische Gewalt im Jammerthale des Lebens zugesteht. So muß die Tugend immer viel mit dem Weltlauf streiten. Erst in einer anderen Welt ist das Gute unangefochten, erst dort erwirbt die verkannte

Digitized by Google

Tugend ihren Lohn: die Tugend muß in ihrem Leiden zum Himmel blicken. Auf diese Weise weht denn auch durch Webers Töne stets der geheimnißvolle Hauch einer fernen Geisterwelt, wegen welcher alles geschieht, an welche immer als letzte Instanz hoffend und gläubig appellirt wird. Außerdem bringen der überall auftauchende Teufel, und das nackte Böse viel Unheimliches und Unerfreuliches in die Komposition, während es dem nur Guten an ächter Tiefe fehlt. Man möchte oft sagen: „unschuldig und manirt weiter!“ Außerdem wird man des Mitleidens für unschuldig Leidende und ihres stets unnützen Jammers höchlich überdrüßig. Deßwegen kann denn auch Euryanthe nicht Jedwedem gefallen, obgleich viele, die in solcher Weltdarstellung noch ihre eigene Ueberzeugung wiederfinden, beschworen werden, es sey noch keine so vortreffliche Oper als Euryanthe gedichtet worden, ja sie sey allen Glucklichen und Mozartischen bey weitem vorzuziehen. Der Nathan ist ein trefflich gemachtes Stück; die Erzählung von den drey Ringen ausgezeichnet, aber dennoch müßten wir, um den Nathan mit Freude darstellen zu sehen, erst all unser Denken und Wollen in eine neue Form umgießen. Aehnlich ist es mit der Euryanthe im Elemente der Liebe. An die fleckenlose Unschuld, an die reinen tugendhaft Liebenden sind Eglantine, als giftige, aber schmeichelnde Schlange und Lysiart, als schon erkenntbarerer Böser nicht gefesselt, die sorglos vertrauende Euryanthe wird verrathen, verkannt, verstoßen, gerettet. Die Bösen verläumden, siegen und gehen unter. — Ebenso nun wie gut und bös, wie Himmel und Erde, Gott und Teufel ist dem Weber musikalischer Genius und musikalische Reflexion geschieden. Das Böse läßt sich nicht unmittelbar in Musik setzen; (wie unmittelbar sonst auch wohl Menschen böse musikalische Eingebungen kommen mögen) dazu gehört Ueberlegung, verständige Betrachtung, Auswahl; solche Dissonanzen, wie sie Hölle und Teufel erfordern, wollen durch lange Arbeit erst herausgegrübelt seyn. Zu dieser Reflexion gehört denn auch die ausgearbeitetste Orchestrik. So finden wir denn in Weberschen Opern drey oder vier Hauptmelodien, die immer wiederkehren, das Uebrige ist Erzeugniß der Reflexion, des Fleißes, des unverschleierten Studiums, und man kann deutlich erkennen, wo der Genius herabschwebte, und wo er der Reflexion Platz machte. Das bringt solcher Inhalt so mit sich. Würden Beyspiele verlangt, so begönne die Reihe sogleich mit der Ouvertüre, welche reflektirend die Hauptgenius-gedanken der Oper auseinanderreißt, und als Inhaltsanzeige voranschickt, als zum Beyspiel: „Erstes Kapitel; Adolars vertrauungsvolle reine Minne und Kampf mit dem schnöden Unglauben an weibliche Tugend. Zweytes Kapitel; Emma, oder das Schweben zwischen Himmel und Hölle einer Selbstmörderinn, bis die Thräne der Unschuld in den Ring fällt, woraus die Schuldige Gift getrunken, u. s. f.“ Dabey drängt sich nun freylich sogleich die Bemerkung auf, wie es über alle Maßen langweilig sey, daß all das Leiden und der vielfältige Jammer nur abstrahirender Weise eines längst vermoderten Liebespaars wegen vor sich geht, und wir glauben Weber habe sich an solchem Inhalte nur befriedigt, weil dadurch überhaupt ein Jenseits mit sehnsüchtigem Mondscheinschimmer diese sublunarische Jammerwelt bescheint, und in diesem Sinne ist ihm die Komposition der ganzen Oper ausgezeichnet gelungen. Ihr Inhalt würde vortrefflich zu einem schauerlichen Melodram passen, denn daß die Schuldlosen aus lauter tugendhafter Gutmüthigkeit zur unrechten Zeit schwätzen, und dafür nachher um sich zu strafen, wenn es zum Sprechen Zeit wäre, eben so tugendhaft schweigen, daß die Tugendhaften in ihrem heiligen Tugendeifer nebenbey höchst grausam und unbarmherzig sind, und einem armen Mädchen, weil es ihnen treulos scheint, den Mordstahl in die Brust stoßen wollen, und nachdem es für den Getödteten augenscheinlich das Leben hinzugeben sich bereit zeigt, in einer Wälderau, wo denn doch, außer Mücken, noch manche andere gemeinliche Bestien aus den Kouliſſen hervorgezogen werden, großmüthigerweise einsam und unbeachtet zurücklassen — darüber darf sich Niemand wundern, es folgt ganz konsequent aus solchem Inhalte.

Die nähere Analyse nun der Komposition müssen wir für andere Zeit verwahren, um für das Lob der heutigen Darstellung den gehörigen Raum zu gewinnen. Die Dekorationen sind sämmtlich schön und prachtvoll, zumal können der Rittersaal im zweyten, und die Burg im dritten Akt rühmend hervorgehoben werden. Den Lindwurm, der Adolar zum St. Georg macht, möchte man zwar als zu unnatur-historisch und fabelhaft tadeln, aber er wird dadurch um desto besseres Gegenstück zu der früheren Geisterhistorie der guten Emma. Dagegen scheint Madame Seidler in den Weberschen Kompositionen erst ihr eigentliches musikalisches Element gefunden zu haben, denn solches herrliches Bild von Unschuld, Innigkeit, Glaube, Liebe und Hoffnung hat uns noch nicht von der Opernbühne herab gelächelt und gerührt. Besonders gelang ihr jeder schuldlose Ausdruck eines reinen liebenden Herzens; ferner die Scene in der Wildniß, und das wiederholte Wiederbeyendenken: „Hin nimm die Seele mein!“ Aus Herr Bader gibt den Lysiart, Tugend- und Ehre-Helden mit gehöriger Innigkeit und Strenge, und zweckmäßigem Aufwande von Tugendeifer, Schmerz und Zorn. Das Minnelied im ersten Akt, die Cavatine und der Ausdruck des festen Vertrauens auf Euryanthens Treue im Finale des zweyten Akts sind seine Hauptelemente. Aber für Herrn Blume (Lysiart) muß der grüne Helm mit den Federflügeln und der herabhängende Bart taugen: könnte nur, daß für ihn nicht auch die Erfindung einer Singmaschine gemacht ist, die er mit seinem Athemaufwande höchst zweckmäßig in Bewegung setzen könnte, denn ohne solche Hülfe sieht man Herrn Blume nur singen, oder hört nur hin und wieder einige besonders böse Töne seiner Lasterarien und Recitative. Desto vollendeter ist der Gesang der Madame Schulz als Eglantine; die geheime Glut, das arge schlangengünglende Schmeicheln gelingt ihr vortrefflich mit dem zum ersten Mal in Musik gesetzten Wahnsinn und dem plötzlichen Hervorbrechen bey dem Namen „Euryanthe“ erwirbt sie sich, wie Adolar und Madame Seidler den Sängerkranz, und wenn sie nur die erste Arie des zweyten Akts: „o mein Leid ist unermessen!“ klarer heraustreten ließe, wären Spiel und Gesang in allen Theilen vollkommen. Am König (Herrn Devrient d. J.) erkennt man nur durch die Lilien die französische Majestät, im Uebrigen läßt er die an sich schon unbedeutende Rolle auch bis zur äußerlich vollkommensten Nullität herabsinken, was doch in allen monarchisch-europäischen Staaten nicht sollte geduldet werden. Das Publikum erwärmte sich erst beym Tanz, und beklatschte Herrn Hoguet und Dem. Lampert zwar nicht unverdient, aber gegen der Aufnahme der Musikstücke gehalten, denn doch mit unverhältnißmäßigem Eifer. Die königliche Kapelle übertraf ihren dirigirenden Meister.

Auflösung des Räthsels in Nr. 36.

Traum.

Räthsel.

Obschon ein grimmig Thier,
Einladend blick' ich hin nach dir.
Du nahest gern bey mir dich zu erquicken;
Sähst du im Wald doch, was ich nur scheine hier.
Gewiß du flöhest stracks vor mir.

— e —

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Nro. 43.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 20. Februar 1826.

Man entwaffnet durch die Hoffnung
Künftigen Guts des Uebels Wuth;
Sieh, auf flüchtigem Gefieder
Stürzet Nacht und Tag hernieder,
Und der Nord ergrimmt und ruht.

Herder.

Der Engel in der Amatigeige.

(Fortsetzung.)

Emsig ging der alte Stadtmusikus wiederum an die Arbeit, so oft vollbrachte und wieder zerstörte Arbeit. Sabine schlich seufzend aus dem Zimmer und beantwortete, indem sie die festesten Versicherungen ihrer fortwährenden Verwandtenliebe äußerte und des Pflegevaters Zustand und Gesinnungen gegen Julius so schonend wie möglich erwähnte, das Schreiben des Vetters.

Von nun an entspann sich ein ununterbrochener Briefwechsel zwischen Julius und Sabinen. Freundlich gestaltete sich jezt aus der Entfernung ein liebevolles Verhältniß, das früher in häuslicher Gemeinsamkeit sich nie hatte bilden wollen. Julius erkannte leider nun erst das reiche Gemüth und den sittlich gebildeten Geist der Jungfrau, die — hätte er ihr früher vertraut und sie in sein Leben verflochten — ihn von so vielen bedauernswerthen Verirrungen bewahrt haben würde. Von solchen Gefühlen bewegt, konnten aber Beyde keinen glücklichen Hoffnungen für die Zukunft Raum geben. Wurde auch Andreas nach und nach wieder heiterer, fing er auch an, bey jeder neuen Zusammensetzung der Amati zu bemerken, daß die Engelsstimme zurückkehre und der Dämon immer leiser seinen Laut wie im unterliegenden Kampfe erhebe, und erschien er auch seinen Mitbürgern wieder als der alte joviale und rechtliche Mann, dem sie immerdar Wohlwollen und Achtung geschenkt hatten: so behielt er dennoch seine Strenge gegen den Sohn, den er gänzlich verloren gegeben, bey, und verbot, als Sabine noch einige Male seiner erwähnt hatte, jede fernere Rede im Guten oder im Schlimmen von ihm.

Mit stillem Kummer unterwarf sich Sabine diesem Verbote. Sie sprach nicht mehr von dem lieben und unglücklichen Vetter, aber ihre Gedanken waren rastlos mit ihm und mit Entwürfen für die Zukunft beschäftigt.

Einst legte Andreas unwillig die wieder einmal neu zusammengesezte Amatigeige, auf der er lange prüfend gespielt hatte, aus der Hand und sagte: „Alles ist vergebens! Wohl ist der Engel zurückgekehrt und singt wieder himmlische Lieder aus seiner wunderbaren Wohnung, aber immer tönt das tückische Hohnlachen des Dämons dazwischen und ich werde so nimmer mehr des alten Amati zauberisches Werk wieder zu Stande bringen. Was nur daran noch fehlen mag! — Ja, wer das Geheimniß wüßte?“ fügte er sinnend und fragend hinzu. „In Italien könnt Ihr es erfahren!“ entgegnete da wie aus überirdischer Eingebung Sabine, die still und unbeachtet in einer Fenstervertiefung des Zimmers saß. Andreas sah die Sprechende starr und betroffen an. Lange verharrte er schweigend in einer Stellung, welche anzeigte, daß er sich selbst mit Erklärung der Beziehung, welche diesem Worte zum Grunde liegen könne, beschäftigte; dann rief er, indem er Sabinen näher trat, mit seltsamer Aufregung aus: „Was willst du damit sagen, Sabine? Du sprichst mit einer Sicherheit, die ich mir nicht zu erklären vermag.“ — „Ich meyne nur, erwiederte das Mädchen, indem sie in des

Pflegevaters fixe Idee einzugeben ſchien, daß, da der Dämon doch eigentlich ſeinen Urſprung aus Welſchland und aus dem neueſten von dort herrührenden Kunſtunweſen hat, er allein auch dort nur wieder gänzlich zu bannen ſeyn dürfte."

Andreas antwortete nichts, allein Sabinens Aeußerung ſchien einen tiefen Eindruck auf ihn gemacht zu haben. Er zerlegte die Amatigeige nicht wieder, wie er das bisher immer gethan hatte, ſondern hing ſie bedächtig, zwar noch nicht wieder an ihren alten Ehrenplatz im Staatszimmer, aber doch oben an in die Reihe ſeiner übrigen trefflichen Violinen. Mehrere Tage lang ging er nun nachdenklich, ohne das Inſtrument zu berühren, umher. Endlich ſchien ſein Entſchluß feſtzuſtehen, und er trat eines Morgens mit heiterm Antlitze und den Worten zu ſeiner Pflegetochter: „Bereite dich zu einer weiten Reiſe, Sabine! du haſt prophetiſche Worte zu mir geſprochen und ihre Deutung ſteht jezt klar vor meinem Geiſte. Wir geben nach Italien. Beſorge ſchleunig alles Nöthige, denn ſchon übermorgen reiſen wir ab."

Sabine blickte überraſcht und mit frohem Lächeln von ihrer Arbeit in des Pflegevaters verklärtes Angeſicht empor. Bald aber hatte ſie ihre Faſſung wieder gewonnen und verbarg nun ihre große innere Bewegung. Rüſtig ging ſie ſogleich an alle Vorbereitungen zur Reiſe, während Andreas, der ſich in günſtigen Vermögensumſtänden befand, einige ausſtehende Kapitalien einzog und ſeinen erſtaunten Freunden im Städtchen ein einſtweiliges Lebewohl ſagte.

Kurz! Am andern Morgen des beſtimmten Tages verließen in einer wohlverwahrten Reiſekutſche der Stadtmuſikus, Andreas Lamm, und ſein ſchönes Pflegekind, Sabine, das Städtchen Friedheim und zogen dem im heiterſten Blau vor ihnen daliegenden ſüdlichen Himmel zu. Die Amatigeige aber befand ſich gut gepackt und ſorglich beachtet auch in der Reiſekutſche.

Die Grenze, welche Italien von dem deutſchen Vaterlande trennt, lag hinter den Reiſenden. In einer anſehnlichen italieniſchen Stadt erklärte Sabine plötzlich dem Pflegevater, ſie könne eines heftigen Kopfſchmerzes wegen nicht ſogleich weiter reiſen und bedürfe nothwendigerweiſe einige Tage der Ruhe. Unſern willigte Andreas, der ſich einmal in den Kopf geſezt hatte, daß er nur in Cremona das Ziel und die Abſicht ſeiner Reiſe erreichen könne, in dieſen Aufenthalt. Die Veränderung der Luft und die Zerſtreuungen auf dem Wege hatten ſeinem Körper und ſeinem Geiſte wohlgethan. Der Trübſinn, von dem immer noch eine Spur vorhanden geweſen, war jezt ganz und gar verſchwunden; nur in Allem, was die Amatigeige betraf, hatte in dem Gemüthe des Andreas keine Umwandlung Statt gefunden. Zum erſten Male ward nun das Inſtrument ausgepackt. Der Stadtmuſikus ſah es lange voll Rührung an und ſagte dann, indem er zum Bogen griff: „Vielleicht erkennt der Engel ſeine Heimath wieder! vielleicht begeiſtert ihn dieſe Erkenntniß zu einem Triumphgeſange, vor dem der Dämon vernichtet entweichen muß!" Und Andreas verlor ſich nun auf dem Inſtrumente in ſinnige Phantaſieen, wie der Augenblick ſie ihm eingab, und in kunſtreiche Tonverflechtungen, wie ſeine theoretiſche Kenntniß und ſeine Herrſchaft über das Inſtrument ihn dazu befähigten. Als Sabine, welche unter dem Vorwande, friſche Luft ſchöpfen zu wollen, das Zimmer verlaſſen hatte, nach beynahe einer Stunde zurückkehrte, fand ſie den Pflegevater noch ſpielend. Sein Angeſicht und ſeine Blicke ſtrahlten Freude. „Bald, ſagte er und verwahrte die Amati wieder ſorgfältig, bald wird der Engel den Sieg errungen haben. Nur aus weiter Ferne rauſcht noch dann und wann das widrige Hohngelächter des Dämons in ſeinen ſüßen Geſang. Ja, Sabine! deine Verkündigung hat wahrgeſprochen."

Da erklang nicht weit von den Zimmern, welche Andreas und Sabine inne hatten, ein ernſtes und einfaches Pianofortespiel. Eine kunſtreiche Hand führte mit dem zarteſten Perlenanſchlage eine liebliche Adagiomelodie aus, während die linke in allerley ſinnreichen Melismen und harmoniſchen Wendungen bald ſich dem Thema begleitungsweiſe anſchloß, bald in einer eigenthümlichen Melodie dieſem ſelbſtſtändig gegenüber trat. Dem Adagio folgte nach einem geſchmackvoll einleitenden Uebergange ein kurzer melodiſcher Satz, den Andreas früher auf der Geige geſpielt hatte und der von deſſen eigener Erfindung war. Zu des alten Lamm großem Erſtaunen wurde dieſer Satz nun von dem unſichtbaren Pianiſten mit großer Geſchicklichkeit und wahrer Genialität, ganz in des unſterblichen Johann Sebaſtian Bachs klaſſiſcher Manier, variirt und zulezt zu einer höchſt kunſtvollen Fuge verwendet, welche des Stadtmuſikus ſeit lange erregtes und fort und fort genährtes Entzücken auf ſeinen Kulminationspunkt brachte. „Vom Himmel rief Andreas, als der Unſichtbare geendigt hatte, dergleichen hätte ich nie erwartet, heut zu Tage in Welſchland zu hören." — „Unverhofft kömmt oft!" ſprach Sabine, indem ſie ſeltſam lächelnd einen ſchalkhaften Blick auf den Pflegevater warf. —

Die beyden Reiſenden waren gerade zu Anfang des Karnevals in der italieniſchen Stadt angelangt, in der ſie ſich jezt befanden. Auf den Straßen herrſchte ein wildes und tolles Treiben, das dem ernſten Andreas von Herzen zuwider war und von dem er ſich gerne entfernt in ſeinem Zimmer hielt. Hier beſchäftigte er ſich ſelbſt mit Muſik oder lauſchte froh dem Spiele des fremden Pianiſten, das zu ſeiner großen Freude ſich zum Oeftern wiederholte.

(Der Beſchluß folgt.)

Digitized by Google

Bruchstücke aus den Denkwürdigkeiten der Markgräfin von Ansbach, geb. Gräfin von Berkeley, früher Gemahlin Lord Cravens.

(Fortsetzung.)

Ein anderer, durch Ehrgeiz ausgezeichneter Charakter jenes Jahrhunderts war Wallenstein. Ihn in seiner Tiefe richtig aufzufassen, wird den Geschichtschreibern der kleinen Moral nie gelingen. Mit einer großen, für die Macht geschaffenen Seele, verband sich in ihm eine rastlose Thätigkeit. Sein Körper war kräftig und von majestätischem Ansehen. Mäßig, besonnen und die Gefahr verachtend, wenig redselig, desto tiefer denkend, stolz und stets mit großen Entwürfen beschäftigt, strenge und unbeugsam wie er war, hatte die Natur ihn zum Herrscher bestimmt; aber das Schicksal verstand den Wink der Natur nicht, und stellte ihn auf einen untergeordneten Posten. Er wollte diesen Mißgriff des Schicksals verbessern, und es wäre ihm gelungen, wäre ihm die Zeit nicht ungünstig gewesen: der alte Fanatismus, in dessen Heeren er Siege erfochten hatte, und der neue, der ihm gegenüberstand, waren mit andern Dingen beschäftigt, als einem nicht ebenbürtigen Fürsten zu einer Krone zu verhelfen. Er fiel als Opfer einer Kabale, und um so weniger von seinen Zeitgenossen verstanden, als er unglücklich war.

Ich habe von einem edlen und einem falschen Ehrgeiz gesprochen. Es gibt ein Kennzeichen, beyde zu erkennen: wo der Ehrgeizige nie, selbst nicht nach seinem Sturze, von dem Gleichmuthe, dem Eigenthum erhabner Seelen, verlassen wird, da hat ihn ein höherer Geist als Eitelkeit, Anmaßung und Eigennutz, geleitet. Blickt auf den Felsen von St. Helena, der euch sagen wird, was ein großer Charakter ist! Dieser Felsen kann euch viel lehren: er ist der größte Redner unsers Jahrhunderts.

Wird der Ehrgeizige im Leben von Furcht und Angst geplagt, sieht er überall Feinde, und verfolgt er mit kalter Grausamkeit die Unschuld, weil ihre Würde ihm gefährlich scheint: so könnt ihr sicher seyn, daß hier nur falscher Ehrgeiz ein rohes, barbarisches Gemüth beherrscht. Von Hyder Aly, der in Indien ein mächtiger Sultan zu werden strebte, erzählt man, er sey von einem seiner vertrauten Freunde gefragt worden, woher es komme, daß er im Schlafe oft gewaltig auffahre. „Mein Freund," soll Hyder Aly geantwortet haben, „ich habe böse Träume; der Bettler in seiner Niedrigkeit ist beneidenswerther als ich in allem Glanze der Hoheit: er sieht wachend nicht überall Verschworne, und im Traume nicht Mörder, die nach seinem Leben trachten." — Wenn diese Erzählung Wahrheit berichtet, so dürfte die ostindische Kompagnie, die den Sultan besiegte, einen Flecken weniger in ihrem Gewissen haben. Ich möchte aber rathen, bey dieser Anekdote den Pyrrhonismus des Bayle in Anwendung zu bringen. — Die brittische Moral in Indien ist etwas anders, als unsere schönen Reden in Europa vermuthen lassen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Hamburg.

In unserm botanischen Garten, der eine immer größere Ausdehnung durch den Fleiß und Eifer seines würdigen Vorstehers, des Herrn Professors Lehmann, erhält, befindet sich jezt eine Merkwürdigkeit, die für den Freund der Pflanzenkunde von sehr großem Interesse ist. Eine bis jezt fast wenig bekannte Pflanze, die Astrapaea Wallichii, steht in Blüthe. Außer dieser seltenen Pflanze sind aus England im verwichenen Sommer eine Menge anderer, sehr interessanter, durch den am botanischen Garten angestellten sehr thätigen und einsichtsvollen Kunstgärtner, Herrn Otlendorff, hiehergebracht worden; es befinden sich auch mehrere Palmenarten, als die Sago-Palme und die Fächer-Palme darunter, die gutes Gedeihen haben. Interessant war mir auch die Aloe-Art, welche das Cochenilleinsekt sich zum Aufenthalte und zur Nahrung erwählt; das Exemplar in unserm botanischen Garten ist ganz und gar mit diesen Thierchen bedeckt; ein früheres, welches man besaß, ward ganz von ihnen verzehrt und ging ab; das jetzige dagegen ist größer und kräftiger. Die Blumenliebhaberey nimmt hier überhaupt immer mehr zu; die noch vor einigen Jahren seltenen Georginen blühen jezt in allen Gärten, und selbst die in prächtigen Farben glühenden doppelten, welche unstreitig zu den schönsten Blumenarten aller Zonen gehören, welche bis jezt bekannt wurden, sind durchaus keine Seltenheit mehr. Ueberhaupt ist Hamburg besonders dadurch ein sehr interessanter und angenehmer Aufenthalt, daß die Produktionen aller Himmelsgegenden hier gleichsam zusammenfließen; ich glaube, daß man kaum etwas zu haben wünschen dürfte, ohne es erhalten zu können; die Mannichfaltigkeit der ausgebotenen Gegenstände sezt den aufmerksamen Beobachter oft in Erstaunen; noch mehr aber fühlen Fremde sich dadurch, wie ich oft bemerkt habe, überrascht. Dabey sind die Preise aller Lebensbedürfnisse sezt außerordentlich niedrig. Was hier nicht wachsen kann, wird aus fernen Zonen zu Schiffe in großer Menge hergebracht, und Ananasse, Feigen, Mandeln, Kokosnüsse ꝛc. sind täglich, selbst im Winter, bey den Fruchthändlern zu finden, die ihre einladenden Waaren auf eine Appetit erregende Weise vor den Fenstern aufzustellen wissen.

Der dießjährige Winter war bis heute (29. Dezember) so außerordentlich mild, daß viele Bäume noch ihren Schmuck nicht verloren haben. Freylich scheint die Gesundheit der Bewohner dieser Gegenden im Allgemeinen unter dieser für uns höchst seltsamen Erscheinung zu leiden, sollte die strenge Kälte für den Bewohner nördlicher Gegenden wirklich nothwendig zur Aufrechthaltung der Gesundheit seyn? —

Der berüchtigte Toderborst'sche Prozeß, welcher lange Zeit hier alle Gemüther in Spannung erhielt, und bey Gebildeten und Ungebildeten ein fast gleich großes Interesse erregte, ist endlich entschieden worden. Herr Major Toderborst, wel-

Digitized by Google

cher einige Zeit ad interim die Stelle eines hiesigen Stadtkommandanten bekleidete, glaubte sich durch die Erwählung des russischen Obersten von Stephani zum Kommandanten der Stadt in seinen Rechten, oder vielmehr Ansprüchen, beeinträchtigt, und ließ, um seinem Unmuthe Luft zu machen, in Schleswig, wo bis jetzt durchaus keine Censur existirt, eine Schrift drucken, die nicht nur die hiesigen Behörden, sondern auch den Herrn Obersten von Stephani auf eine wirklich sehr scharfe, beleidigende Art angriff, und beyde mit argen Beschuldigungen belastete. Mit dieser Schrift, der er seinen Namen vorsetzte, erschien Herr Major Tederhorst in unsrer Mitte — welches ihn allerdings als einen Mann von Ehre charakterisirt — und sandte sie selbst an alle diejenigen, welche er darin angriff. Man kann sich denken, welches Aufsehen diese Sache in einer Stadt erregen mußte, wo bisher Alles in einer gewissen Ruhe und nach herkömmlichen Gesetzen zuzugehen pflegte: Es bildeten sich sogleich Partheyen, die mit Leidenschaft ihre einmal gefaßte Meynung vertheidigten; indeß kam man fast überall dahin überein, daß die vom Herrn Major T. in seiner Schrift gegen die Behörden eingewebten Beschuldigungen gegen den Herrn Obersten von Stephani, eines Mannes von Zartgefühl und Ehre nicht würdig wären, denn sie werfen den Schein des Neides auf ihn, weil der von ihm so schnäblich Angegriffene, der ihn nie, weder direkt noch indirekt, beleidigt hatte, ohne eigenes Zuthun die Stelle erhalten hatte, an die der Beleidiger Anspruch machen zu dürfen glaubte. Nun erschien von Seiten des Herrn v. St. eine kleine, sehr gemäßigte Gegenschrift, worin er die auf ihn geschleuderten Beschuldigungen durch Vorlegung von Aktenstücken, die zur Einsicht des Publikums öffentlich ausgestellt wurden, zu entkräften suchte, welches denn wieder eine Schrift vom Major T. veranlaßte, der zugleich gerichtlich in den Anklagestand gesetzt wurde, und Kautionen leisten mußte. Herr Major T. fand einen eben so geschickten als beredten und geachteten Beystand in dem hiesigen Advokaten, Herrn Doktor A. Heise; aber Trotz dem ist vor einigen Tagen der Urtheilsspruch gefällt worden, daß der Angeklagte, weil er Beschuldigungen vorgebracht, welche er nicht als begründet erweisen konnte, sich zu vierwöchentlicher Gefangenschaft auf dem Wiesenbaum (ein Bürger-Gewahrsam) stellen solle; die Kosten hat der Staat übernommen. Gegen dieses Urtheil hat der Anwalt des Verurtheilten aber sogleich Appellation eingelegt, und die weitere Entscheidung steht nun zu erwarten. Die hiesige Zeitschrift „Hammonia," hat in dem Buchhändler Christiani, welcher von Berlin zu uns kam, einen wackern Verleger erhalten. Die Buch- und Musikalienhandlung des Herrn Christiani zeichnet sich durch eine äußerst elegante Einrichtung aus, und erweckte schon viele Theilnahme, da der Name des Besitzers der gelehrten Welt als wackerer Verleger schon längst rühmlich bekannt war.

Unter den hiesigen Zeitschriften zeichnen sich die „amerikanischen Miscellen," herausgegeben von C. N. Röding, besonders durch ihren höchst interessanten Inhalt aus. Diese treffliche politisch-mercantilisch-geographisch-statistische Zeitschrift gibt interessante Aufschlüsse über Alles, was sich Bedeutendes und Neues in Amerika ereignet, und dürfte von keiner Klasse von Lesern ohne Nutzen in die Hand genommen werden; besonders eignet sie sich auch für den Kaufmann, der hier manche wichtige Nachrichten und Bemerkungen finden dürfte. Was das Geographische betrifft, so scheint der Herausgeber im Besitze außerordentlicher Hülfsmittel zu seyn, und selbst große geographische Kenntnisse zu besitzen.

Die neue Oper des Herrn Wilhelm Grund, eines hiesigen Musiklehrers, ist bis jetzt fünf Mal über die Bühne gegangen; sie heißt: „Die Burg Falkenstein" und hat drey Aufzüge. Was die Dichtung anbetrifft, so ist sie in manchen Theilen recht gut zu nennen, besonders was die Fabel betrifft, welche für eine Oper — dieses „Mährchen von Kunst und Unsinn" wie Müllner sie nennt — recht passend ist. Der Dichter entnahm sie einer rheinischen Sage, und benutzte den Stoff ganz geschickt; nur in Hinsicht der Verse wäre eine größere Sorgfalt zu wünschen gewesen; daß der Dichter hierin Besseres zu leisten vermocht hätte, zeigen einige sehr gelungene Stellen; er soll aber noch sehr jung, und dies sein erster Versuch seyn, und so wollen wir nicht allzustreng mit ihm rechten. Was nun die Komposition betrifft, so geht mein Urtheil, nachdem ich die Oper drey Mal mit großer Aufmerksamkeit angehört habe, dahin, daß sie ohne Werth, aber trotz dem nicht ohne Wirkung sey. Die Darstellung war wirklich fast in allen Theilen gelungen zu nennen, und das Bestreben der darin auftretenden Künstler und Künstlerinnen sichtbar, dem einheimischen Verfasser Würdigung und Anerkennung zu verschaffen; eben so hatte die Direktion es nicht an einer würdigen Ausstattung fehlen lassen, und zwey sehr hübsche Dekorationen von des kunstfertigen Cocchi Hand waren dazu verfertigt worden.

Eine andre theatralische Neuigkeit war Raupach's „Isidor und Olga," Trauerspiel in fünf Aufzügen. Die kräftige Sprache, die treffliche und geistreiche Behandlung des Stoffs versöhnten nicht völlig mit der getroffenen Wahl des letztern; die Schrecken der Leidenschaft sind kein ästhetischer Gegenstand, lassen sich nie zu einem solchen machen, wie künstlich man das Ding auch drehe und wende. Das menschliche Gefühl wird beleidigt, das Herz zerrissen, und wir durch den tragischen Ausgang durchaus nicht mit dem schauderhaften Inhalte versöhnt. Das weit umfassende Genie des Dichters, das ich von jeher geehrt und freudig anerkannt habe, ist auch hier nicht zu verkennen, dennoch möchte ich dieses Trauerspiel nicht wiedersehen, denn ohne alle tragische oder moralische Erhebung, nur von Grauen und Abscheu getrieben, und höchst verstimmt, verließ ich das Haus; soll aber dieß die Wirkung des Trauerspiels seyn?

In Hinsicht der Charakterschilderung hat Raupach auch hier wieder etwas so Würdiges und Gediegenes geliefert, wie nur sonst irgendwo in seinen genialen Schöpfungen; mit sicherer Hand führte er den Pinsel, jeden einzelnen Zug auf's feinste ausmalend; nirgends findet sich zu viel Licht oder zu greller Schatten; die Diktion läßt keinen Wunsch übrig.

Vier andere neue Stücke, welche an Einem Abende gegeben wurden, waren: „Die Hölle auf Lampedusa." Dramatisch-Trauerspiel in Einem Akte und in Assonanzen, vom Verfasser des Oberrocks (Dr. Bärmann). Ich glaube nicht, daß dieses Trauerspiel, welches ganz auf die Weise der französischen Melodramen zugeschnitten ist, irgendwo mehr Glück machen wird, als bey uns. „Dir wie mir." Lustspiel in Einem Akte, von West, ist bekannt. „Schlafrock und Uniform," Lustspiel in Einem Akte, nach dem französischen des Mal von Angely, verläugnet den überrheinischen Ursprung nicht. Zuletzt nenne ich: „Komm her!" dramatische Aufgabe in Einer Handlung, von F. Elsholz, eine allerliebste Kleinigkeit.

(Der Beschluß folgt.)

Beylage: Kunstblatt Nr. 15.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Nro. 44.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, 21. Februar 1826.

Das Streben nach unmittelbarem Nutzen und nach verfeinertem Genuß, tragen beyde, wie weit sie auch von einander entfernt seyn mögen, gleich viel dazu bey, die Nationalwohlfahrt zu erhöhen.

J. Douglas.

Bruchstücke aus den Denkwürdigkeiten der Markgräfin von Ansbach, geb. Gräfin von Berkeley, frühere Gemahlin Lord Cravens.

(Fortsetzung.)

Der immer steigende Luxus in London ist eine auffallende Erscheinung; er ist der Stolz und die Prahlerey der Engländer, ein Gegenstand des Staunens für die Fremden, die Nahrungsquelle vieler Tausenden und das Verderben der reichsten Familien, eine Wohlthat und eine Pest des Landes. Die Kamäleons-Natur des Luxus hat die Schriftsteller bald zu seinem Lobe, bald zu dem bittersten Tadel aufgereizt; und bis auf den heutigen Tag scheint man noch nicht darüber einig, ob er eine nährende Frucht der Civilisation, oder eine abzehrende Krankheit derselben sey. Seine Ursachen und seine Wirkungen, seine Bedeutung und die Möglichkeit, ihn zum Besten der Nation zu leiten, seine Stelle in der Organisation der bürgerlichen Gesellschaft, sein Einfluß auf den Kreislauf des Lebens und seine Verbindung mit den moralischen Funktionen des Staates, — alle diese Rücksichten und Beziehungen werden mehr von praktischen Staatsmännern geahnet, als daß sie von Staatslehrern wissenschaftlich gewürdigt wären.

London, der Mittelpunkt der Bewegung aller industriellen und merkantilen Thätigkeit auf Erden, zeigt jede Wirkung des Luxus in einer kolossalen Gestalt, und ist daher die beste Schule für den Beobachter, der die Civilisation von dieser Seite studiren will. Nicht, daß die Bewohner dieser unermeßlichen Stadt gerade die hellsten und gründlichsten Begriffe von dem Luxus hätten; sondern weil man hier, bey der Unendlichkeit seiner Verzweigungen, am meisten gegen einseitige Urtheile geschützt ist, zu welchen man nur zu leicht in andern Städten verleitet werden kann.

Wenn der Luxus nur die Anwendung des Ueberflusses der Einkünfte ist, so darf man ihn als einen verständigen Tribut ansehen, den der müßige Reichthum der thätigen Armuth entrichtet. Ist er aber die Folge eitler Nachahmung, der Sucht zu scheinen, des Wunsches, durch äußern Schimmer die Achtung der Menschen im Raube davon zu tragen: so wird er eine Quelle der Entsittigung, und statt eine Wohlthat für die Armen zu seyn, vielmehr ihre Bedürfnisse und ihre Noth vermehren.

Die höheren Stände, der Adel und die Reichen, sind es, welche überall den Luxus hervorrufen, unterhalten und verbreiten. Wären wir der Barbarey schon so weit entwachsen, als wir gewöhnlich uns einbilden, so würden wir wissen, daß angeerbte Vorrechte und angeerbtes Vermögen uns nur insofern wahre Vorzüge geben, als wir einen weisen Gebrauch davon machen. Wären wir moralisch gebildet, so würden wir nur insofern uns für höhere Stände erkennen, als wir durch höhere Einsicht und edlere Sitten über der Menge erhaben sind. So ist es aber nicht: in der Kultur, wie in den Sitten, begnügen wir uns mit dem oberflächlichen Schein, ohne den Erwerb des innern Gehaltes für unsere wichtigste Angelegenheit zu er-

kennen. Wir sehen eine Ehre darein, einen großen Aufwand zu machen, gleichviel ob wir dazu die Kräfte haben oder nicht; ja wir halten diesen Aufwand noch immer für ehrenvoll, auch wenn wir die Mittel, ihn zu bestreiten, auf niedrige oder unerlaubte Art uns angeeignet haben. Wir vergessen unsere Würde, und werden niedrige Sklaven der Macht, um fortwährend verschwenden zu können. Es steht aber der Bauer auf seinen Waden höher, als der Edelmann auf seinen Knieen, wie Franklin sagt. Noch mehr, Spieler, Schuldenmacher, Betrüger sind aus unsern Gesellschaften nicht ausgeschlossen, so lange sie sich kleiden wie wir, prachtvoll geschmückte Zimmer bewohnen, in glänzenden Equipagen fahren, und nur gewisse Manieren beobachten, die man allenfalls auch die Affen lehren könnte. Um uns die Vortheile des äußern Schimmers zu erhalten, strengen wir uns nicht etwa an, durch ehrliche Arbeit einen sichern Gewinn zu erwerben; sondern wir sinnen nur darauf, die Unerfahrenheit, die Gutmüthigkeit der Mittelklasse oder die niedrigen Neigungen der Vornehmen uns tributär zu machen. Treuherzigen Bürgern, die ein Gesuch bey den Machthabern anzubringen wünschen, versprechen wir unsere Empfehlung, und nehmen Geschenke von ihnen an, auch wenn wir wissen, daß unser Einfluß nichts helfen kann. Junge Lords werden von ihresgleichen zum Spiel, zur Verschwendung, zu Lastern aller Art verführt, und die Verführer verstehen es, sich selbst dadurch neue Mittel zur Verschwendung zu erwerben.

Das Spiel ist vor Allem die Erwerbsquelle der Müssiggänger, und damit dieser Erwerb sicher sey, ist er früh oder spät ein falsches Spiel. Diese Pest der guten Gesellschaft wird leider zu wenig in ihrer Verderblichkeit anerkannt. Vor einigen Jahren wurde ein edler Herzog in einer anständigen Gesellschaft, die sich falscher Würfel bediente, um eine große Summe geprellt. Als der Herzog am Ende des Spiels den Betrug merkte, steckte er die Würfel in die Tasche. Um sie am andern Tage zu untersuchen, entfernte er sich, und legte sich darauf zu Bette. Die falschen Spieler geriethen in Angst, daß ihre Kunst entdeckt werden möchte. Da sie sämmtlich Leute von Familie waren, so besorgten sie für immer entehrt zu werden. Sie beschlossen also, einen Herrn aus ihrer Mitte in das Schlafzimmer des Herzogs zu schicken, der in der Stille der Nacht die falschen Würfel mit ordentlichen vertauschen sollte. Sie würfelten selbst, wer von ihnen dieß edle Geschäft übernehmen sollte. Das Loos traf einen in London wohlbekannten, angesehenen Mann, der denn auch den Schelmenstreich mit großer Geschicklichkeit vollbrachte, so daß der Herzog am andern Tage die Würfel ganz in der Ordnung fand. Diese Geschichte wurde mir von dem Neffen desjenigen Herrn erzählt, der das Stückchen ausgeführt hatte; der Neffe fand lachend die Geschicklichkeit seines Oheims um so rühmlicher, als er von ihm ein großes Vermögen geerbt hatte, dessen Entstehung er den falschen Würfeln zu danken hatte. — Wo man zu solchen Erwerbsquellen ungescheut in der guten Gesellschaft sich bekennen darf, da ist die Liebe zum Luxus, welche das Ehrgefühl verkehrt, ein Hinderniß der moralischen Civilisation.

(Der Beschluß folgt.)

Der Engel in der Amatigeige.

(Beschluß.)

Gegen den Abend des nächsten Tages trat der Wirth des Hauses zu seinen Gästen und zeigte ihnen an, daß heute die erste Karnavalsoper aufgeführt werde. Freylich könne er ihnen nicht sehr zum Besuche derselben anrathen, da der Impressario auf den Wunsch eines Prinzipe die Komposition einem nicht sehr bekannten Maestro habe anvertrauen müssen, der, wie man von Kenner, welche den Proben beygewohnt, erfahren, auch in der That etwas ganz Erbärmliches an den Tag gefördert habe. Ueberdem sey die Prima Donna, Signora Landrini, des Komponisten geschworne Feindin, singe deßhalb nicht in der Oper und habe, wie dieß stadtbekannt sey, im Publikum eine Verschwörung gegen den Maestro angezettelt, die ihren Zweck nicht verfehlen könne. Doch könne die Darstellung die Reisenden deßwegen vielleicht interessiren, weil der Tonsetzer ihr Landsmann, ein Deutscher, sey.

Sabine war bey dem Berichte des Mannes bleich geworden und hatte in einer Anwandlung von Schwäche sich niederlassen müssen.

„Das Otterngezücht! fuhr Andreas erglühend auf, die Signora Landrini sammt ihrem Gelichter! Gewiß ist die Musik gut und gründlich, eben weil jene sie nicht singen und dieses sie nicht hören will! Komm, Sabine! wir gehen hin. Lobt das Werk den Meister, so soll mein Bravo das Zischen und Pfeifen der Widersacher übertönen und dem Landsmanne als traulicher Gruß eines Landsmannes gelten!“ Mit diesen Worten ergriff der Stadtmusikus Hut und Stock und eilte, Sabinen mit sich führend, hinweg. Der Italiener blickte ihm verwundert nach. Er konnte sich seines Gastes plötzlich erwachten Eifer um so weniger erklären, da er dessen in barbarischer deutscher Zunge gethane Aeußerung nicht verstand.

Im Theater, wo Sabine und ihr Pflegevater noch recht anständige Plätze fanden, ging es bereits stürmisch zu. In den Logen wurde geschmaus't, getrunken und konversirt; im Parterre übte sich die Rotte der Landrini vorläufig im Zischen, Pfeifen und taktmäßigem Trommelschlag mit den Stöcken. „Die Zeiten der Leo, Porpora und Palestrina sind vorüber!“ sagte der alte Lamm mit finstern Blicken zu Sabinen, deren gewaltige innere Erregung, deren Zittern

Digitized by Google

und deren Blässe er nicht wahrnahm. „Sieh das Gesindel, wie es in schnöder Sinneslust und im Vorgenusse niederträchtiger Schadenfreude das heilige Wesen der Kunst entweiht, ja nicht einmal ahnt! Da meynen sie, die Göttliche muß ihre Geheimnisse deßhalb offenbaren, um ihnen ein Paar Stündchen Zeit verleben zu helfen. O ihr Erbärmlichen! Wenn ihr Versuch, euch zu erheben und zu veredeln, an eurem miserabeln Ich scheitert, so verliert sie deßhalb nichts von ihrer Würde, und ihrem himmlischen Geburtsrechte!" Der Stadtmusikus war im besten Zuge, auf diese Weise zu seiner Pflegetochter fortzureden, allein die Ouverture fing an und er wandte nun sogleich seine ganze Aufmerksamkeit dem Tonwerke zu. Ha, Andreas Lamm von Friedheim, wie ward dir, als nun eben das Thema, welches dir gestern der unsichtbare Pianofortespieler zu unübertrefflichen Variationen entwandt, auch hier wieder als Anfangs- und Hauptsatz der Ouverture sich fand und dich in unzähligen kunstvollen Wendungen, Nachahmungen und Verbindungen neckend ansprach? Mußtest du nicht still aufjauchzen vor Wonne und hättest es noch lieber laut gethan, wenn es geziemend gewesen, als im Fortgange des Werkes ein vollständiges dramatisches Verständniß, Reichthum an herrlichen neuen Melodien und die angemessenste Benutzung aller harmonischen Hülfsmittel sich offenbarte? Ja, brachst du dann nicht endlich in einem gar tief gedachten Quartett, als gerade die Rotte Landrini zischend, pfeifend und pochend ihr Wesen trieb, in den langverhaltenen Alles übertönenden Bravoruf und in ein unmäßiges Beyfallklatschen aus, so daß sämmtliche anwesende Dilletanti verwundert auf dich hinsahen als auf einen Rasenden, und der Maestro von seinem Sitze am Flügel empor dir einen seltsamen rührenden Blick zuwarf, der dir in des Herzens Innerstes drang? Fuhrst du nicht fort in deinem kräftigen Jubel und Beyfalle bis an's Ende, obgleich das ganze hochachtbare Publikum zuletzt sich zu einem Ensemble von Mißtönen vereinigte und völlig dahin übereinstimmte: das Machwerk sey keine taube Nuß werth? Und was thatest du gar, als nun die Oper gänzlich durchgefallen war und der Komponist in wilder Verzweiflung die Flucht ergriffen hatte? da nahmst du deine leichenblasse und in dumpfer Betäubung sich deinem Willen hingebende Pflegetochter beym Arm, eiltest mit ihr davon und sagtest: „Ich muß ihn sehen, muß ihn an mein Herz drücken den trefflichen Künstler, der nur einen Tadel verdient, nämlich den, diesem Volke einigen Sinn für die heilige Kunst zugetraut zu haben." Kaum konnte Sabine den flüchtigen Schritten folgen, welche den Stadtmusikus nach dem Gasthause zurückbrachten. Hier fragte er sogleich den Wirth nach der Wohnung des Maestro. „Der arme Teufel! antwortete jener. Er wohnt in meinem eigenen Hause, zwey Treppen hoch Nro. 18. Ihr müßt sein Klimpern schon gehört haben, er liegt ja Tag und Nacht auf dem Instrumente. Wenn ihr ihn aber noch sprechen und vielleicht in seinem Unglücke trösten wollt, so müßt Ihr eilen. Er hat so eben seine Rechnung verlangt, ist jezt im Packen begriffen und will dann gleich abreisen."

Rasch stürmte Andreas die Treppe hinauf nach Nr. 18. Ohne zu klopfen, öffnete er die Thüre. Da trat ihm mit zwey brennenden Lichtern in der Hand der Maestro entgegen. Starr und stumm blickte diesen der Alte einige Augenblicke lang an; der Tonsetzer stellte die Lichter hinweg, und sank ihm zu Füßen. „Julius!" rief Andreas, der jezt die freudige Wahrheit erkannte, und breitete die Arme nach dem Sohne aus. Weinend sank dieser an des versöhnten Vaters Herz und reichte eine Hand nach der geliebten Sabine hinüber, die betend zur Seite stand. „Du warst der Engel der Versöhnung; bleib du der Engel meines Lebens!" flüsterte er in süßer Bitte. Sabine schlug erröthend den Blick zur Erde; aber Andreas hatte Julius Bitte, und der Pflegetochter Erröthen verstanden, und segnete das liebende Paar. Noch an demselben Abende spielte der Stadtmusikus einiges Wenige auf der Amatigeige. Siehe! da sang auch wiederum aus dieser der Engel des alten Amati in seiner ganzen ehemaligen Reinheit und Herrlichkeit. Kein schadenfrohes Gelächter des Dämon mischte sich in sein süßes Lied; die tückische Macht, die er bisher so hartnäckig niedergekämpft hatte, war völlig besiegt, wie aus den Herzen der drey glücklichen Menschen, so war auch aus dem Instrumente nun jeder Mißlaut verbannt.

Der nächste Morgen fand die drey Wiedervereinten auf der Rückreise nach Deutschland. Zum Zeichen der Versöhnung und der Wiedereinsetzung in die lange offen gewesene Sohnesstelle, hatte Julius von seinem Vater die köstliche Amatigeige zurückerhalten. Gerührt blickte er auf das Instrument: einst der Zeuge seiner Schmach, jezt Zeuge der wiedererworbenen Ehre.

Korrespondenz-Nachrichten.

Hamburg.

(Beschluß.)

„Meister Martin, der Küfner, und sein Geselle, nebst einem Vorspiele: Die Kerzenmeisterwahl," zusammen in sechs Aufzügen, nach der bekannten Erzählung Les (leider! zu früh dahin geschiedenen Hoffmann, ist mehrere Male über die Bühne gegangen, ohne eben große Wirkung gemacht zu haben. Der Bearbeiter hat sich meist immer ganz getreu an die Erzählung gehalten, die zu den besten gehört, welche der Feder Hoffmanns entflossen; aber eben dadurch ist das Stück für die Menge nicht mundrecht, denn so feine Züge, eine so zarte Romantik sagen ihr nicht zu, sie will durchaus gröbere, konsistentere Nahrung. Meiner Ansicht nach wäre das Vorspiel und ein kleiner Theil des Schlusses ganz wegzulassen; ersteres ist durchaus unnütz, denn Meister Martin könnte im Stücke selbst seinen Charakter gehörig entwickeln, und noch einzelne kleine angebrachte Züge würden dazu schon hinreichen;

dann fällt die Aufzählung der Mitarbeiter Rosa's am Schlusse wie der plattste Prosa in das romantische Gewirre hinein. Besonders schöne, ächt niederländische Bilder und Gruppen fielen mir in diesem Stücke auf; ein Maler hätte sich mehrere derselben zum Vorwurfe nehmen können. Die Darstellung war fast durchweg vortrefflich. Unser Lenz als Meister Martin verdiente wirklich Bewunderung, so waren auch Adolph Herzfeld als Friedrich, Lebrün als Reinhold, und Gloy als Ringl vorzüglich zu nennen. Frau Dr. Reinhold als Rosa war eine höchst anmuthige Erscheinung. Der Darsteller des gewaltigen Conrad, Walmar, hatte vergessen, daß er ein verkleideter Graf, d. h. ein Mann sey, dem trotz seiner angebornen Heftigkeit doch Sitte und Anstand nicht fremd seyn durften; er trug mehr den ungeschlachten Küfner-Gesellen zur Schau, als er gesollt hätte, denn nach der Lehre des Aristoteles darf der Zuschauer in solchen Fällen nicht mit getäuscht werden; hier aber erfuhr dieser wirklich erst bey der Erkennung, wen er wirklich vor sich habe, und wer die Erzählung nicht kannte, wurde bis zu dem Augenblicke getäuscht; wie viel tiefer als Reinhold hatte dagegen Lebrün seine Rolle aufgefaßt! —

Eine neue Schriftstellerin, eine Madam Sostmann, geborne Blumenhagen, Schwester des bekannten Schriftstellers, ist mit einem Bändchen Erzählungen, unter dem Titel: „Monats-Rosen," aufgetreten. Von Amali. Schoppe, gewisse Weise, sind zwey neue Schriften für die Jugend „die Familie Ehrenstein, ein nützliches und unterhaltendes Lesebuch für gute Kinder, oder solche, die es werden wollen," und „die Erzählungs-Abende im Pfarrhause," erschienen. Beyde zeichnen sich durch eleganten, korretten Druck, ein hübsches Aeußere und niedliche Kupfer aus; über den Werth der Bücher sonst noch etwas zu sagen, steht mir nicht zu; sie wurden aber gleich beym Erscheinen sehr stark gekauft, vermuthlich weil sie hier ihren Ursprung hatten, und so ächt vaterstädtisches Produkt sind. Jetzt beschäftigt sich diese Schriftstellerin sehr ernstlich mit einem neuen Schul-Lesebuche, welches bald erscheinen dürfte, und von anerkannten Pädagogen gebilligt ward.

Bald hätten wir wieder eine Ueberschwemmung wie die vom 4. Februar gehabt; das Wasser stand nur um Einen Fuß und einige wenige Zoll niedriger als damals; doch erfolgte zum Glück kein neuer Deichbruch bey uns, dagegen aber lauten die Nachrichten aus Holstein und Jütland wieder höchst betrübend, obgleich der Schaden so groß nicht war als im Februar vorigen Jahres.

Herr Professor Schütz aus Halle, der noch immer unter uns verweilt, hat hier seine Jugendzeitung, aus Mangel an Theilnahme aufgeben müssen, beabsichtigte aber, sie von Neujahr an in Schleswig erscheinen zu lassen; indessen wird dieses nun auch unterbleiben müssen, da sein Verleger wegen der berüchtigten Schrift des Obersten Aubert zur Verantwortung gezogen wurde. Die „Biene" hat in dem als Erzähler bekannten dänischen Professor L. Kruse einen zweyten Redakteur erhalten, und wird auch in diesem Jahre erscheinen. Ein gewisser Sabinus hat ein seltsames Büchelchen herausgegeben unter dem Titel: „Von den Damen an die Damen, Rosenepistel mit untermischten Humoren und angenehmen (sic!) Pikanterien über das Siebengestirn „Jugend, Schönheit, Leben, Liebe, Treue, Ehe, Glück;" sieben Postscripten, Erinnerungen und cris d'allarme an die Männer, und einem Sonettenkranze: „das Jahr und seine Monate — das Leben und seine Zeiten," von Sabinus. Dem Himmel sey gedankt, daß der lange Titel geschrieben ist, das Buch, in welchem manches Wahre und Gute über das obengenannte Siebengestirn, Jugend, Schönheit ꝛc. gesagt wird, ist beste kürzer.

— S — a —

Paris, 10. Jenner.

Wie gewöhnlich, waren zur Neujahrszeit die Buden und Waarenmagazine der hiesigen Hauptstadt aufs glänzendste und reichlichste mit neuen Waaren versehen, vorzüglich mit solchen, die man sehr füglich entbehren kann, die aber dem Luxus zu Geschenken sehr zu statten kommen. So lange als die reichern nicht aufhören werden, am Neujahre eine Menge Geldes für unnütze Geschenke zu verschwenden, wird es auch nimmer an erfindsamen Arbeitern und Kaufleuten fehlen, um dem leichten Tand alle möglichen Gestalten zu geben, und die Läden mit dem theuren Flitterzeuge aufs Prächtigste anzustopfen. Es läßt sich kaum etwas Glänzenderes sehen, als die Waarenmagazine in den sogenannten Passagen oder bedeckten Durchgängen, die eine wahre Zierde der Stadt Paris geworden, und lauter Privatunternehmen sind. Als vor zwanzig Jahren der erste Durchgang, Passage des Panoramas genannt, angelegt wurde, so war Jedermann entzückt über die Schönheit desselben; seitdem ist beynahe jede neuangelegte Passage schöner geworden als die vorige, und die Passage des Panoramas ist jetzt fast die geringste von allen. Keine aber ist prachtvoller als die Passage der Vivienne-straße, und die Vero-Dodatsche Passage. Erstere bildet einen rechten Winkel, ist äußerst geräumig und hoch, und hat ein Glasgewölbe, das aber in regelmäßigen Zwischenräumen mit einem gewöhnlichen Gewölbe abwechselt. Fast in der Mitte befindet sich ein viereckiger Platz mit einer Wasserlinie; über demselben erhebt sich eine gläserne Kuppel. Die Kaufläden sind alle mit Luxuswaaren angefüllt, und auch meistens reichlich verziert. Denn da man, um ins Auge zu fallen, doch einmal glänzen, und seinen Kaufladen mit einem so prächtigen Durchgange in Uebereinstimmung bringen muß, so thun es sich die Kaufleute einander an Pracht in ihren Waarenlagern zuvor; manche können diesen Aufwand, wenn er nicht durch den Zuspruch der Kunden reichlich unterstützt wird, nicht lange aushalten, und gehen dabey zu Grunde; allein es finden sich bald Nachfolger, die den Vermöchten an Aufwand nicht nachgeben. Die Vero-Dodatsche Passage ist ein Durchgang in gerader Linie zwischen zwey Parallelstraßen nicht weit vom Palais Royal, und hat seinen Namen von den beyden Unternehmern erhalten, welche Schweinefleischhändler oder sogenannte Charcutiers sind, und hier eins der sechsten Unternehmen begründet haben, womit die Stadt Paris je von Privatleuten verziert worden ist. Das Publikum hat ein wenig über die beyden Herren gelacht, und in einem neuen Vaudeville heißt es, daß man in Paris jetzt Kaufgewölbe mit Würsten baue; allein Jedermann ist doch gezwungen zu gestehen, daß noch nie etwas schöneres in dieser Art ausgeführt worden ist. Man denke sich einen schnurgeraden Durchgang, und zu beyden Seiten desselben eine unabsehbare Reihe von Kaufläden, die sich völlig gleichen, und durch eine, in der Wand angebrachte Spiegel von einander getrennt sind. Die Kaufläden sind vorn alle von prächtigem Spiegelglase, das fast bis zum Boden herabgeht, und so das ganze Innere der Buden sehen läßt. Dieses Spiegelglas ist in vergoldeten Metallrahmen, vermuthlich aus Gußeisen, eingefaßt. Der Boden des Durchganges ist mit weißen und schwarzen platten Steinen eingelegt; das Dach ist zum Theile von Glas; an den Orten, wo eine gewöhnliche Decke angebracht ist, aber bemalt wie in einem fürstlichen Saale. Abends wird dieser Durchgang vermittelst auf beyden Seiten an den Buden angebrachten Glaskugeln durch Gas erleuchtet. Die beyden Reihen glänzender Kugeln mit den ebenfalls durch Gas erleuchteten Buden nimmt sich vortrefflich aus. Nachts wird der Durchgang durch zwey Eisengitter geschlossen, die am Tage hinter Spiegelwänden verborgen sind. (Die Fortsetzung folgt.)

Beylage: Literaturblatt Nr. 15.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Nro. 45.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 22. Februar 1826.

Großes sey dir Pfand vom Größern, das Größte vom Größten.
Alle Seelen erschuf zu seiner Wonne der Schöpfer.
Alles, alles ist unser, weil Christus unser ist, weil wir
Christi Jesu sind, wie Jesus Christus ist Gottes.

Lavater.

Die Taufe Christi.

(Aus dem Spanischen.)

Die schwarze Nacht mit ihren feuchten Schwingen
Durchflog das Reich der nebelvollen Schatten,
Und goß die Träume auf die Menschen nieder;
Als Jordan — um die Wasser zu bezwingen,
Erschien. Auf sanften Wellen — wie auf Matten —
Bewegt der Flußgott seine zarten Glieder,
Er senket die bereifte Stirne nieder,
Und schauet nun die Sterne
Im Spiegel — die ihm dort erglänzt so ferne.
Noch ist er dieß zu schau'n entzückt als schnelle
Vom Himmel niederstürzet
Der Blitze greller Feuerstrahl,
Und sieh! Ein Engel, mit des Lichtes Helle
Bekleidet — leichten Fluges kürzet
Endlosen Raum, und von des Himmels Schwelle
Ertönet eine Rede,
In Klängen überirdischer Natur:

„O Jordan! Fürst der Flüsse, und beglücket,
„Von Gott — dem Gotte heute darzubringen,
„Das Wasser — zu der Taufe höchster Feyer;
„Dein Ufer sey mit Blumen reich geschmücket
„Und seine Weiden wohl gekämmt; laß klingen
„In sanftern Tönen deiner Wellen Leyer!"
Er sprach's — bestrahlet wie von Purpurfeuer,
Erglühten seine Schwingen,
Die pfeilschnell durch die Lüfte aufwärts dringen,
Zum Himmel, der ihn bald verbarg. Genesen
Von den betäubten Sinnen,
Berief der Jordan die Najaden,
Verkündet schnell, was der Befehl gewesen,
Und jene stracks das heil'ge Werk beginnen.
Aus Perlen flechten diese heitern Wesen
Nun Teppiche und weben
Des Frühlings ganze Blumenpracht hinein.

Nicht dort, wo die so leicht gebrochnen Wogen
Vom Widerstand des starren Fels umgeben,
Mit den beschäumten Lippen sich beklagen; —
Dort, wo sie still durch's sanft're Bett gezogen,
Sah man Festons aus Schilf und Epheu schweben,
Gewölbe sah man in die Höhe ragen,
Die Blumenkränze in die Lüfte tragen.
Von Strauch zu Strauch gezogen,
Ergrünt aus Laubwerk mancher Bogen,
Und an den farbenreichen Ufern prangen
Der Schnüre von Korallen,
Wohl Tausende — von Perlen auch,
Die an demantne Ketten aufgehangen,
Nachdem die schönsten er gewählt aus Allen —
Der Jordan hat — worauf er hingegangen,
Die Wellen von Krystallen
Mit sanftem Hauch in Ruhe einzuwiegen.
Doch Jesus, und der ihn verkündet — kamen —

Digitized by Google

In jener feyerlichſten aller Stunden —
Des Jordans heiße Sehnſucht nun zu ſtillen,
Als ſich der Herr entkleidet; ſieh' da nahmen
Die Wellen — ihre Liebe zu bekunden,
Den heil'gen Leib mit Jubel auf. Zu füllen
Sind dieſe hier — getrieben von dem Willen
So heil'gen Dienſt zu pflegen —
Die Schaale froh bemüht, aus der den Segen
Der Täufer ſpendet aus; zu früh vertrieben
Von ihren Schweſtern, küſſen
Mit feuchter Lippe jene dort,
Den heiligſten der Leiber; und es üben
Die Himmel auch ihr heilig Amt und gießen
Ein Feuer aus — vor welchem ſtumm geblieben
In bleichen Schein verkehrt —
Nun ſelbſt die Strahlenpracht der Sonne iſt.

Der heil'ge Geiſt im Himmelslicht der Strahlen,
Die Berg und Thal ringsum erglühen machten,
Gab Zeugniß nun dem menſchgewordnen Sohne;
Ein Zeugniß, das, in Mitte ihrer Qualen,
Auch jene dort gezwungen ſind zu achten,
Für deren Stolz die Hölle ward zum Lohne.
Doch während dieſe nun ſich ſelbſt zum Hohne
Da unten ſtaunen — füllet
Sich Alles hier mit Wundern an; es hüllet
Der Engel Schaar ſich ſingend ein in Düfte,
Und von den Blüthenzweigen
Ertönt der Vögel Melodie,
Erſchwinget ſich als Lobſang in die Lüfte;
Und auch die Fiſchlein in dem Fluſſe zeigen —
Aufſtrahlend aus den Wellen in die Lüfte
Den Silberglanz der Schuppen —
Durch ſtummen Ausdruck ihre Freude an.

M. F.

Bruchſtücke aus den Denkwürdigkeiten der Markgräfin von Ansbach, geb. Gräfin von Berkeley, früher Gemahlin Lord Cravens.

(Beſchluß.)

Auch ein ehrlich oder wenigſtens unſchuldig erworbener Reichthum kann zu einem ſchädlichen Gebrauch der Mittel des Luxus verleiten. Gewöhnlich *verweichlicht* er die Menſchen, wiewohl dieß keineswegs ein nothwendiges Reſultat deſſelben iſt. Der Luxus ſollte, in phyſiſcher Rückſicht, nur zur Erhaltung der Geſundheit und zur Zeiterſparung, in moraliſcher Beziehung, zur Belebung und Verfeinerung des Schönheitsgefühl's dienen. Vielen vornehmen Leuten aber wird ihr Vermögen nur ſchätzbar, weil es ſie in den Stand ſetzt, ſich weiche Betten anzuſchaffen, auf weichen Polſtern zu ruhen, in ſanften Kutſchen zu fahren, und unaufhörlich mit Bequemlichkeit vom Nichtsthun ausruhen zu können. Jede Anſtrengung, jede Uebung körperlicher Kräfte, erſcheint ihnen als Gemeinheit, die ſie dem Pöbel überlaſſen, und weßwegen ſie ihn von ganzem Herzen verachten. Die Scheu vor jeder harten Berührung mit der Körperwelt geht bey dieſen Leuten in's Lächerliche. Ich kenne zwey Schweſtern, vornehme Damen, die kein Kammermädchen in Dienſt nehmen, das nicht ſehr weiche Hände hat, weil es ihnen unerträglich ſeyn würde, morgens beym Aufſtehen aus dem Bette von rauhen Händen unterſtützt zu werden. Als dieſe Damen von Erfindung der Dampfmaſchinen hörten, hofften ſie, es werde nun auch möglich ſeyn, weichgepolſterte Automaten zum Dienſt bey der Toilette zu Stande zu bringen, um die lebendigen Kammermädchen zu erſetzen, welche mit ihrem Menſchenverſtande oft unausſtehlich wären. Ohne in Aſien geweſen zu ſeyn, oder von einem andern Welttheile viel zu wiſſen, führen ſolche Geſchöpfe ein wahres aſiatiſches Schlaraffenleben.

Der Luxus ſoll uns allerdings zum bequemern Genuß des Lebens helfen, doch nur, um die Zeit, welche die Bequemlichkeit uns erſpart, zu höheren Zwecken anwenden zu können. Wenn der Arme alle ſeine Thätigkeit verbraucht, ſich gegen die Plagen der Jahreszeiten zu ſchützen, und das Thier in ſich abzufüttern: ſo ſoll es als ein Glück für den Reichen erkannt werden, von ſolchen Bedürfniſſen nicht gepeinigt zu ſeyn, ſondern mit ungeſtörter Geiſteskraft für Befriedigung der edleren Bedürfniſſe des Gemüths zu ſorgen. Ich weiß wohl, daß unſere Nabobs, unſere Fuchsjäger und Wettrenner wenig von ſolchen Bedürfniſſen in ſich verſpüren; aber ich weiß auch, daß ſie dann nichts mehr ſind als *gueux revêtus*, es mag nun die Geburt oder ein anderer Zufall ihnen das Kleid der höhern Stände umgehängt haben. Alle Menſchen ſind zur Arbeit, zur *Thätigkeit* berufen; wer nichts thut, ohne durch Krankheit am Schaffen gehindert zu werden, iſt weniger als der Taglöhner, der den Befehlen Gottes gehorcht und im Schweiß ſeines Angeſichts ſein Brod ißt.

Der Luxus iſt auf falſchem Wege, wo er den Müßiggang befördert. Zwar kann der reiche Müßiggänger andere Leute in Arbeit und Verdienſt ſetzen, und bringt ſonach der Geſellſchaft einen materiellen Nutzen; der im Luxus ſchwelgende Müßiggänger erniedrigt ſich aber ſelbſt und leiſtet auf die Würde der Menſchheit Verzicht; überdem wird der Theil der Arbeit, den er übernehmen könnte und unterläßt, von Andern verrichtet werden müſſen, daher ſein Nichtsthun immer ein Raub an der Geſellſchaft iſt. Dieß war, glaube ich, die Meynung jenes chineſiſchen Kaiſers, welcher ſagte: „Ich will keinen Müßiggänger in meinem Lande, denn wo es einen ſolchen gibt, muß ein anderer Menſch dafür Kälte oder Hunger ausſtehen.“

Das Vorurtheil, das, beſonders auf dem feſten Lande,

Digitized by Google

dem Adel früher untersagte, durch Gewerbe und Handel sich Vermögen zu erwerben, ihm aber erlaubte, Schulden zu machen, die er nie bezahlen konnte, war ein Ueberrest der Barbarey des Mittelalters, der mit unserm gegenwärtigen Zustand in Widerspruche steht. Industrie und Handel sind die großen Aristokratien unserer Zeit; daher es eine tief begründete Wahrheit und kein Spott war, wenn die Herren Rothschild eine europäische Macht genannt wurden. — Napoleon verstand sich auf seine Zeit, indem er den Orden der Ehrenlegion an Männer verlieh, die durch große industrielle Unternehmungen dem Vaterlande ehrenwerthe Dienste leisteten. Ihm darin nachzuahmen, dürfte jedem legitimen Regenten zum Ruhme gereichen.

Durch Arbeit und Erwerb gelangt man heute allein zu Ehren: es bringt keinen Ruhm mehr, mit bewaffneter Hand zu plündern und nachher das Geraubte schwelgerisch zu verzehren, wie die alten Ritter thaten. Der Adel stürzt sich selbst, wo er müßig zusieht, wie der arbeitsame Theil der Nation durch neue einträgliche Erfindungen die Eroberung über die Natur vergrößert.

Die verderblichen Aeußerungen des Luxus in London haben ihren Grund theils in noch nicht gereinigten Sitten der höhern Stände, theils in der unermeßlichen Größe der Stadt. In wieweit eine große Stadt zum Glück eines Landes nöthig sey, scheint mir noch nicht gründlich erörtert zu seyn. Daher es in mir ein widerliches Gefühl aufregt, wenn ich höre, wie Franzosen und Engländer oft mit leidenschaftlichem Eifer über den größeren Umfang ihrer beyderseitigen Hauptstädte streiten. Allerdings kann eine Nation, die sich überall in kleinstädtischem Wesen abmühen muß, nie zu einem hohen Sinn sich erheben. Ein großes Volk muß einen großen Mittelpunkt haben, in dem sich seine Kräfte vereinen, von welchem, wie das Blut aus dem Herzen, die Lebenskräfte nach allen Theilen getrieben werden, zu welchem sie wieder zurückfließen sollen. Indessen ist hier durch die Natur der Dinge, durch die Lage und Verhältnisse des Landes, und selbst durch den Grad der industriellen und sittlichen Kultur, unstreitig ein gewisses Maß bestimmt, das ohne Nachtheil für das Ganze nicht überschritten werden kann. Bey uns hat die Nähe und der Zusammenhang der beyden großen Städte, London und Westminster, so auffallende Nachtheile, daß sie dem oberflächlichsten Beobachter nicht entgehen können. Westminster, der Sitz des Königs und des Adels, wirkt auf London wie eine Ansteckung, welche die arbeitenden Klassen zum Luxus und zur Prunkliebe verführt; so wie letztere Stadt, der Sitz des Handels, unter den Bewohnern von Westminster die Gewinnsucht einführt, die, bey dem Verderbniß der Sitten, mehrere Herren von Adel zu Chevaliers d'Industrie macht: die Stolzirberey, das Börsenspiel, beschäftigt Männer vom höchsten Range. Jeder will immer mehr Mittel erjagen, und keiner denkt, daß er Mittel genug besitze, den Zwecken der Gesellschaft zu leben. So erzeugt hier das Gemisch zweyer entgegengesetzter Leidenschaften, der Prunkliebe und der Gewinnsucht, niedrige Laster aller Art. Wäre es möglich, beyde Städte weiter von einander zu entfernen, so würde, ich bin davon überzeugt, der moralische Reichthum des Landes dadurch vergrößert werden, ohne daß der materielle eine Verminderung erlitte.

In überfüllten Städten sind alle Gewerbe und Dienste übersetzt: man findet daher leicht Arbeiter, die für geringen Lohn, wenn er nur ihr tägliches Bedürfniß befriedigt, sich verdingen. Dieser Lohn reicht aber nicht hin, eine Familie zu ernähren. Viele Arbeiter leben also im ehelosen Stande, und dieß ist die Ursache des Sittenverderbnisses der niedern Klassen, so wie dadurch die Population in ihrem Wachsthum gehindert wird. In großen Städten sind der Sterbfälle jeder Zeit mehr als der Gebuhrten; sie müssen sich also vom Lande rekrutiren. — Ergreift die Liebe zum Luxus die untern Stände, so ist dieß ein Grund mehr, der sie vom Heirathen abhält.

Eine große Stadt, die ihres gleichen nicht im Lande hat, übt durch Bevölkerung und Reichthümer einen mächtigen Einfluß auf die öffentlichen Angelegenheiten. Der Pöbel kann von ehrgeizigen Menschen leicht verführt werden; es wird an kritischen Zeiten nicht fehlen, in denen solche Menschen sich eine künstliche Macht erwerben, und den Frieden nach Belieben stören können. Wie viele Taglöhner aus Irland gibt es nicht in London! Wo ein Funke hinfällt, sind diese unruhigen Menschen bereit, das Feuer zu schüren. In diesem Augenblicke scheinen sie ruhig; wenn aber die Noth ihres Vaterlandes wachsen und die Unzufriedenheit sich verbreiten sollte, wer könnte alsdann sagen, wo das Ende seyn würde? Welche Gefahr eine überfüllte Stadt der Regierung bereiten kann, hat London mehr als einmal bewiesen. Und ist es nicht offenbar geworden, daß in Frankreich eine Empörung der Hauptstadt über das ganze Land entscheidet?

Eine sehr bedenkliche Folge des irregeleiteten Luxus ist, daß er die Armen vermehrt, ja sie verweichlicht. Die Armen in London, welche man, die Wahrheit zu sagen, aus Furcht ernährt, sind so unverschämt, daß sie nur weiß Brod essen wollen. Die Zahl des müßigen und liederlichen Gesindels ist in London größer als in Paris oder in jeder andern Stadt, im Verhältniß zu der Zahl der Einwohner. Diese Leute leben von einem Tage zum andern, jagen ihrer viehischen Lust nach, und haben keinen Begriff von Familienbanden oder Pflichten gegen die Gesellschaft.

Digitized by Google

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, 10. Jenner.

(Fortsetzung.)

Auch einen neuen Bazar oder Kaufsaal hat man in Paris angelegt, während man den vor einem Jahre abgebrannten allmählig wieder aufbauet. Der neue liegt neben der St. Honoréstraße in dem ehemaligen Reit- und Schauspielsaal der Franconischen Bereinstruppe. Für 56 Franken kann jeder Kaufmann hier einen Stand und Laden erhalten; aber der Unternehmer hat das Ding vornehm treiben wollen; es heißt die Kaufstraßen seyen Wittwen und Töchter von Ludwigsrittern, Bediente stehen am Eingange, und führen die Leute ein als ob man in einen großen Gesellschaftssaal träte: dann hat sich der Unternehmer auch in's Verkaufen gemischt, die Kaufleute seines Bazars sollen nämlich nur gute Waare liefern, das heißt solche Waaren, die er, der Unternehmer, für gut hält, und Alles soll nach festgesetzten Preisen verkauft werden. Diese Vorkehrungen hätte der Herr Entrepreneur bleiben lassen sollen. Es bedarf keiner Bedienten in Livree, und keines Einmischens eines Unternehmers, die Miethsleute zahlen ihren Zins: damit sollte sich der Herr begnügen. Wahrscheinlich werden solcher Bazars mehrere in den Hauptrevieren der Stadt entstehen, da sie für Verkäufer sowohl als für Käufer bequem sind; nur sollte man einige ganz ohne alle Pracht anlegen, damit auch unbemittelte und angehende Kaufleute im Stande seyen, ihr Glück zu versuchen. Zu dem Ende sollte man in kleinern Bazars die Läden nicht Monats-, sondern Wochenweise vermiethen. Mit allen kostbaren Anlagen glänzender Kaufläden schreckt man die minder begüterten ab, oder zwingt sie einen Aufwand zu machen, wozu ihre Geldmittel zu schwach sind, und den nur begüterte, und vom Glücke der günstigte Kaufleute ertragen können. Es ist jedoch jetzt eine goldene Zeit für den Gewerbsfleiß und Handel in Frankreich, daher auch das Wort Industrie überall erschallt. Eine besondere periodische Schrift, Le Producteur, benannt, sagt, der industrielle Stand sey der erste im Staate, und müsse es seyn. Freylich versteht diese Schrift unter industriellem Stand denjenigen, der sich zu seinem und zum allgemeinen Besten von seiner Arbeit ernährt, was dann diesen Stand außerordentlich zahlreich macht. Vermuthlich soll aber unter der Arbeit eine freye, von der Regierung unabhängige verstanden werden. Denn so oft vom industriellen Stande jetzt in Frankreich die Rede ist, so setzt man voraus, daß es ein Stand ist, der nicht im Solde der Regierung steht, und über welchen diese also nicht weiter gebieten kann, als über jedwede andre sich selbst nährende Klasse. Dieser Stand ist daher freysinnig aufgeklärt und der Verfassung zugethan, unter welcher er seine Vortheile genießt; zugleich ist er vermögend, und daher mächtig im Staate. Er hauptsächlich ist es, welcher vor wenig Jahren so viele Schulen des wechselseitigen Unterrichts anlegte und unterhielt, um den jämmerlichen Volksunterricht zu ersetzen; er ist es, welcher dem freysinnigen, aber nicht begüterten Deputirten Dupont de l'Eure ein großes Landeigenthum zum Geschenk machte, um ihn in Stand zu setzen, sich zum wählbaren Bürger zu qualifiziren, er ist es, welcher das meiste Geld zu der großen Nationalsubscription zu Gunsten der Familie des Generals Foy beyträgt, (bekanntlich hat ein einziger Handelsmann, Laffitte, fünf Mal mehr beygetragen als der Herzog von Orleans) er ist es hauptsächlich, welcher neulich einen Preis für das beste Gedicht auf die triumphirende Reise Lafayettes in Amerika ausgesetzt hat. Man kann die Bemerkung machen, daß kein Stand die konstitutionellen Rechte in vollerem Maaße ausübt, und die allgemeine Gesinnung deutlicher durch seine Handlungen ausspricht als der industrielle. Er ist daher ein abgesagter Feind der Obskurantenpartey, die mit solch einem Stande gar nicht fertig werden kann, und daher Himmel und Erde bewegt, um ihm seine Freyheit und die Ausübung seiner Rechte zu verkümmern. So wie noch vor einigen Jahren Liberale und Ultraroyalisten feindlich einander entgegenstanden, so herrscht der Kampf jetzt zwischen den Industriellen und den Obskuranten. Diese wollen die Nation wieder unter das abgeschüttelte Joch der alten Mißbräuche der weltlichen und geistlichen Macht zwingen, die Industriellen aber wollen behalten, was sie errungen haben, und mit den Wissenschaften und der Philosophie fortschreiten. Die französischen Obskuranten wollen also weit mehr als die statuquo-Männer, denen sie oft in ihren Blättern Lob streuen; sie wollen nicht auf dem Flecke stehen bleiben, wie die ältern nördlicheren Obskuranten, ohne sich um das Fortschreiten um sie her zu bekümmern, sondern sie wollen Bewegung aber nach hinten zu; die Menschheit soll mit ihnen die Gefälligkeit haben, aus ihrem männlichen Alter wieder zur Kindheit zurückzukehren, und sich am Gängelbande leiten zu lassen, wie in den glücklichen Zeiten, als dieß Gängelband an Zepter und Krummstab befestigt war. Frankreich mit den umliegenden Ländern bietet also jetzt das sonderbare Schauspiel von drey Klassen von Menschen dar. Leute welche fortschreiten, und noch ihren Zustand verbessern, Leute, welche nicht vom Flecke wollen, und eher das Haus zusammenfallen lassen, als daß sie es ausbessern sollten, und dann Leute, denen schon viel zu viel ausgebessert worden ist, und die gern das neuaussehende Haus umrissen, um es nach der uralten Art wieder aufzubauen. Erstere hoffen auf eine bessere zukünftige Zeit; den Zweyten ist Alles gut, wie es auch aussehen mag, wenn es nur in der gegenwärtigen Zeit vorhanden ist, und letztere leben eigentlich in der vergangenen Zeit, die sie ihren Mitbürgern als ein wahres Paradies vormalen. In Frankreich hat jedoch dieß romantische Ausmalen der vergangenen Zeit keinen großen Erfolg. Der industrielle Stand wird der reichste, angesehenste und aufgeklärteste. Dieß Gemälde aus der Wirklichkeit macht mehr Eindruck als die Träumereyen über das Glück aus den Zeiten des Faustrechts in der bürgerlichen und geselligen Knechtschaft. Bisher kannte der alte aristokratische Stand in Frankreich keinen andern Reichthum als den Besitz liegender Güter, allein seit der Revolution, und besonders seit dem Frieden bereichern sich so manche durch große Unternehmungen, daß auch der alten Aristokratie die Lust anwandelt, auf diesem Wege ihr Heil zu versuchen. In den alten Landschlössern steckt sie schon längst nicht mehr, höchstens hält sie sich darin einige Monate des Jahres auf; sie fängt an, ihr Geld in Börsespekulationen zu wagen, wiewohl dieß gerade die gefährlichsten sind. An gemeinnützigen Unternehmen hat sie bis jetzt weit weniger Antheil. So befinden sich unter den Unternehmern der Société commanditaire nur wenige, oder fast gar keine Mitglieder der Pairs, und auch eine ganz unbedeutende Zahl von Mitgliedern der Deputirtenkammer, obschon es darum an Herren mit Titeln keineswegs fehlt. Indessen macht der Verbindungsgeist in Frankreich so große Fortschritte, daß auch hierinn die Ansichten allmählig sich ändern werden, und daß sich zuletzt ein Montmorency oder ein Moncey, oder ein sonstiger Hoffmann eine Ehre daraus machen wird, mit einem Ternaux und einem Laffitte zu einem gemeinschaftlichen Zwecke zusammenzutreten.

(Die Fortsetzung folgt.)

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Nro. 46.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, 23. Februar 1826.

Die größte Weisheit ist's, ein wahrer Mensch zu seyn.
Den Weisen seh' ich nicht, wo mir der Mensch verschwindet.

v. Cronegk.

Einige Bruchstücke aus den Memoiren des Robert Guillemard, verabschiedeten Sergeanten.

Nebst einem Anhang von geschichtlichen, meistens noch ungedruckten Belegen.

Erstes Bruchstück.

Ein Jeder, der die zunehmende Anzahl von Memoiren aus dem rechten Gesichtspunkte ansieht, erkennt mit Vergnügen den Reichthum von Materialien, welche der Scharfsinn künftiger Geschichtsschreiber einst aus ihnen ausscheiden wird. Eine neue Klasse derselben beginnt in solchen zu erscheinen, welche von ganz untergeordneten Personen aus dem, in ihren beschränkten Gefühls- und Wirkungskreis aufgefaßten Wahrnehmungen, gesammelt worden sind. In diesen engen Raum und aus ihrem untergeordneten Standpunkt müssen sie oft Gegenstände erblicken, die von einem Umfassendern übersehen und von einem Höhern oft vernachlässigt oder verachtet werden. Erzählen diese Menschen anspruchslos und treu, so können sie, ganz ohne es selbst zu wissen, sehr wichtige Momente der Vorgänge erhärten, oder erklären, oder leeren und ärmlichen Umrissen derselben Farbe und Charakter verleihen.

Vater Goethe dachte vielleicht, neben den allgemein menschlichen Rücksichten, die ihn bewogen, die Erzählung des sächsischen Feldjägers zum Druck zu befördern, etwas Aehnliches, wenn auch viel geistvoll umfassenderes, wie diese Aeußerungen. Ein Paar Anzeigen dieses Buches scheinen uns seinen Werth für die Zeitgeschichte nicht hinlänglich erwogen zu haben — man sah es da nur als Aufzählung von Begebenheiten und Charakterschilderung des Verfassers an, in welcher Rücksicht das Interesse nicht sehr angeregt wird. Viel bedeutender scheint es uns als Darstellung der nationellen Verhältnisse der im Kriege begriffenen Völker, ihrer Eigenthümlichkeiten, der Verschiedenheit der Behandlung des Kriegers unter den verschiedenen Nationalfahnen. — Diese Details können manche Erscheinungen im Laufe der Begebenheiten motiviren helfen, und rücken uns dieselben menschlich näher, indem sie die historischen Thatsachen — meistens in Zeitungsartikeln oder Schlachtengeschichten enthalten — an einzelne uns vertrautere Menschengestalten anknüpfen.

Sehr anziehend schien es uns, gleich neben den Bericht dieses sächsischen Feldjägers den eines französischen Sergeanten zu lesen, der den ersten Mai 1805 als zwanzigjähriger Konscribirter aus seinem Dörfchen Sirfour, in der Nähe von Toulon, abmarschirte und seine erste Erfahrung bey der Schlacht von Trafalgar erntete. Auffallend ist der nationelle Unterschied zwischen beyden Verfassern, verschieden ihre Dienstverhältnisse und Auffassungsweise. Der Franzose fühlt sich selbst ein Theil eines großen unermeßlichen Ganzen zu seyn, spricht von sich meist nur in Beziehung auf das Ganze, und erzählt die das Ganze betreffenden Begebenheiten, welche in seinem Bereich lagen, anscheinend mit Treue, ohne Anmaßung, aber mit eben so lebhaftem Gefühl für den Ruhm als den Fall des Adlers, der ihn anführte. Deß-

Digitized by Google

bald ermangelt ihm aber auch das Verdienſt, uns das Land und das Volk, unter dem er ſich befindet, ganz unbeabſichtigt durch eine Menge kleiner Züge bekannt zu machen, und dieſen Vorzug geſtehen wir ihm mit Vergnügen zu. Daß dagegen der franzöſiſche Sergent Einiges eigenthümlich betrachtete, daß er ſogar einige unter uns nicht allgemein bekannte Züge erzählt, werden unſere Leſer aus folgenden Bruchſtücken ſehen.

Die Schlacht von Trafalgar*).

Unſer Korps war nun ſeit dem dritten Oktober auf der Flotte, welche auf der von Nelſon blokirten Rhede von Kadix lag. Die Langeweile fing an, uns zu plagen, als den zwanzigſten das Gerücht entſtand, man würde den folgenden Morgen die Engländer angreifen. Die häufigen Signale, welche der Bucentauer, der unſern Admiral an Bord hatte, machte, die Zuſammenberufung der Kapitäne, die Vorbereitung, die auf mehreren Schiffen gemacht wurden, ſchienen dieſes Gerücht zu beſtätigen.

Den 21ſten Oktober früh um zehn Uhr verließ das Geſchwader auch wirklich den Hafen von Kadix, um dem Feind die Schlacht anzubieten. Es beſtand in dreyßig Schiffen, von denen zehn ſpaniſche waren, welche die Linke bielten, ſechs Fregatten von beyden Nationen ſegelten an beyden Flügeln dieſes prächtigen Seeheers — ſie hatten den Befehl, während dem Gefecht da, wo es nöthig ſeyn werde, Hülfe zu bringen. Unſre Linie breitete ſich über eine Meile aus und befand ſich um Mittag auf Kanonenſchußweite von der, ihr an Zahl ungefähr gleichen, engliſchen Flotte.

Beyde Heere manövrirten faſt eine Stunde lang eines im Angeſicht des andern, um ihre Lage genau zu erforſchen und die Vorbereitungen zu einer fortan unvermeidlichen Schlacht zu vollenden. Der Redoutable befand ſich in der Mitte, ein wenig vorwärts in der franzöſiſchen Linie, die durch eine lezte Anordnung unſers Admirals einen Halbkreis beſchrieb. Ihm gegenüber ſtand ein engliſcher Dreydecker mit der Admiralsflagge, alſo mußte Nelſon darauf ſeyn; dieſes Schiff nahm in dem engliſchen Geſchwader ganz den gleichen Platz ein, den der Redoutable in dem franzöſiſchen hatte. Plözlich gab es Signale, die augenblicklich wiederholt wurden und kam mit vollen Segeln auf uns zu, wobey die andern Schiffe ſeiner Bewegung folgten. Seine Abſicht war offenbar, durch den Angriff auf den Redoutable unſre Linie zu durchbrechen; dieſer legte bey und gab ihm ſeine erſte Ladung, und ſomit das erſte Signal zur Schlacht. Das engliſche Schiff erwiederte die Salve und auf der ganzen Länge beyder Linien entſtand ein Feuern, das nur mit der Vernichtung einer der beyden Flotten endigen konnte. Schon erſchallte auf den Batterien und Verdecken des Redoutable das Geſchrey des Schmerzes und des Todes, die erſte feindliche Ladung hatte einen Offizier und dreyßig Matroſen und Soldaten hingeſtreckt. Nun ſtand ich zum erſten Mal im Feuer; eine Bewegung, wie ich ſie noch nie gefühlt, verurſachte mir ein heftiges Herzklopfen; Furcht mochte dabey ſeyn, aber ſie war mit andern Empfindungen, von denen ich mir keine Rechenſchaft ablegen konnte, untermiſcht. Es war mir peinlich, an einen Fleck gefeſſelt zu ſtehen, wo ich keine andere Bewegung machen konnte, als die das Laden und Abfeuern unſrer Gewehre auf das feindliche Verdeck erforderte. Ich hätte thätiger ſeyn, hätte auf dem Schiff umher gehen, hätte eine Kanone bedienen mögen. Mein Wunſch ward bald erfüllt: die Maſtkorbwächter auf dem Beſanmaſt waren heruntergeſchoſſen, ich ward mit drey andern Soldaten beordert, ſie zu erſetzen. Wie wir hinauf ſtiegen, flogen Kugeln und Mitraille um uns her, ſchlugen von den Raaen und Maſten große Splitter ab, und ſchnitten das Takelwerk durch. Der eine meiner Kameraden ward an meiner Seite getroffen, ſtürzte dreyßig Fuß tief auf das Verdeck und zerſchmetterte ſich den Kopf.

Sobald ich im Maſtkorb angelangt war, ſuchte ich das Schauſpiel, welches die beyden Flotten um mich her darboten, zu unterſcheiden. Ueber eine Meile im Umfang lag ein dichter Rauch, aus dem ein Wald von Maſten, Takelwerk, Flaggen, Wimpeln und Signalen der drey Nationen emporſtieg; dieſe Wolke ward unaufhörlich von tauſend Blizen durchzuckt, und ein Rollen, ſtärker als des ſtärkſten Donners ſtieg aus ihrem Schooße auf. Das Meer war ruhig und der ziemlich ſchwache Wind dem Manöver gar nicht günſtig.

Die engliſchen Maſtkorbwachen, von denen wir nur einige Klafter weit entfernt waren, machten bey unſerm Anblick ein lebhaftes Feuer, auf das wir eben ſo antworteten. Zwey meiner Kameraden wurden neben mir getödtet, zwey andere konnten noch an dem Tauwerk herabſteigen; unſre Gegner wurden, wie es ſchien, noch ſchlimmer behandelt, denn bald waren ſie alle von unſern Kugeln getroffen, von ihren Poſten verſchwunden, und wurden auch nicht erſezt. Ich betrachtete nun das engliſche Schiff und das unſere; bald hüllte ſie der Rauch ein, bald vertheilte er ſich und kehrte bey jeder neuen Ladung um ſo dichter zurück. Beyde Verdecke waren mit Leichen bedeckt, die man ſich nicht die Zeit nahm, in's Meer zu werfen. Ich unterſchied unſern Kommandanten, Herrn Lucas, der unbeweglich an ſeinem Poſten ſtand und einige ſchon verwundete Offiziere, die Befehle zu geben fortfuhren. Auf dem Hinterdeck des engliſchen Schiffes erblickte ich einen mit Orden bedeckten Offizier, der nur einen Arm hatte; nach dem, was ich von Nelſon hatte ſagen hören, mußte er es ſeyn. Er war von mehreren Offizieren umgeben, denen er Befehle zu ertheilen ſchien. In demſelben Augenblicke, wo ich ihn wahrnahm, fielen mehrere Seeleute um ihn

*) Der Verfaſſer war erſt ſechs Monat im Dienſte.

Digitized by Google

her, von den Kugeln des Redoutable getroffen. Da ich keinen Befehl zum Herabsteigen erhielt und mich im Mastkorb vergessen sah, hielt ich es für meine Pflicht, das Hintertheil des feindlichen Schiffes, das ich sehr nahe und deutlich vor mir sah, zu beschießen — ich hätte auf Einzelne zielen können, begnügte mich aber in kleine Haufen von Seeleuten und ihre Offiziere zu schießen. Auf einmal bemerkte ich auf dem Victory eine große Bewegung, man drängte sich um den Offizier, in welchem ich Nelson zu erkennen geglaubt hatte; er war gefallen, und mit Mänteln bedeckt trug man ihn hinweg. Gleich darauf unterbrach der Victory sein Feuer, das Verdeck ward ganz leer; ich dachte, daß der Schrecken über den Fall des Admirals diese plötzliche Unthätigkeit veranlaßte, und eilte herab, um dem Kapitän Lucas von dem Wahrgenommenen zu unterrichten. Er glaubte mir um so leichter, weil das Aufhören des Feuers auf dem englischen Schiffe durchaus bewies, daß die Feinde durch einen sehr wichtigen Vorfall von der Fortsetzung des Kampfes abgehalten würden. Unverzüglich befahl er zu rudern, alles war augenblicks dazu bereit; man sagt sogar, der junge Fontaine, ein Seekadet des Redoutable, sey durch die Stückpforte in die Batterie der Vier-und-zwanzig-Pfünder des englischen Schiffes gestiegen, habe sie verlassen gefunden, einige Schritte auf ihr gemacht, und sey mit der Nachricht zurückgekehrt: das Schiff habe sich ergeben. Da Fontaine einige Monate später getödtet ward, erfuhr ich diesen Umstand nur aus dem *Munde eines* Seesoldaten, der es mit angesehen hatte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Konsumtion von London.

Die Früchte und Gemüse, welche in London konsumirt werden, wachsen größtentheils in der nächsten Umgebung der Stadt. Man berechnet die Ausdehnung der Küchengärten in einem Umkreis von zwölf englischen Meilen um die Stadt auf 6000 acres, welche 30,000 Menschen Beschäftigung geben. Eine Berechnung der Konsumtion von London kann kaum sehr genau seyn, da man z. B. vom Vieh wohl die Zahl der auf dem Markt verkauften Häupter, aber nicht das Gewicht kennt. Im Jahr 1822 sind verkauft worden 149,000 Ochsen, 24,609 Kälber, 1,507,096 Schafe, 20,020 Schweine. Allein das ist bey weitem nicht *alles* Fleisch, was in London verzehrt wird, da noch außerdem schon geschlachtetes Vieh, besonders Schweine, täglich in großer Menge vom Lande hereingebracht werden. Der Gesammtwerth des auf dem Markt verkauften Viehs ist auf 8,500,000 Pfund berechnet. Der Werth des in London verzehrten Gemüses beträgt gegen eine Million Pfund. Vom Waizen wird jährlich eine Million Quarters konsumirt (ein Quarter hat acht Scheffel), wovon jährlich allein 64 Millionen Brode gemacht werden. Butter 11,000, Käse 13,000 Tonnen. Für Milch wird jährlich 1,250,000 Pfund Sterling bezahlt, für Geflügel 80,000 Pfund. Was vielleicht unglaublich scheint, ist, daß ein einziger Händler in Leadenhall-Markt während eines großen Theils des Jahres 14,000 Kaninchen wöchentlich verkauft haben soll. Er braucht immer 150 bis 300 Männer und Weiber, die sie auf den Straßen herumtragen.

Korrespondenz-Nachrichten.

Basel, Febr.

Längst wurde in Basel das Bedürfniß eines zweckmäßigen Lokals für die Vergnügungen der Musik, des Tanzes und des geselligen Umgangs überhaupt, lebhaft gefühlt. Nachdem vor beynahe zwey Jahren das Sommerkasino in der Nähe des Denkmals von St. Jakob zu ähnlichem Zwecke eingerichtet worden, so ist nun endlich auch das, in einem noch größern Styl angelegte, und nach dem Plane eines geschickten einheimischen Architekten ausgeführte Winterkasino oder Gesellschaftshaus seiner Vollendung nahe gebracht und am 3. Febr. feyerlich eingeweiht worden. An 400 Personen beyderley Geschlechts nahmen an dieser Festlichkeit Theil, die durch folgenden Prolog eingeleitet wurde.

Willkommen in dem hochbekränzten Saale,
Willkommen zu der Weihe-frohem Fest:
Nehmt hin den Gruß, den euch zum ersten Male
Des Tempels Göttin huldreich bringen läßt.
So ist es denn in schönem Bund gelungen,
Was Bürgersinn, was Einigkeit vermag,
Und freudig sehen wir das Ziel errungen,
Das längst als Wunsch in jeder Seele lag.

Geselligkeit! du milde Göttertugend,
Du reine Zierde ächter Menschlichkeit,
Des Greisen Trost, das Blüthenband der Jugend,
Dir sey dieß Haus zum Pantheon geweiht,
Daß roher Sinn, daß stolze Kälte schwinde,
Daß sich erhell' des Trübsinns öde Nacht,
Nur Geistesadel Mensch an Menschen binde,
Sich Freund zu Freund, und — Herz zu Herzen finde.
Das wirke dieses Zaubers leise Macht.

Entfaltet doch das Gute und das Schöne
Sich nur im Geisterreich der Harmonieen;
Drum ist auch hier der Schöpferin der Töne,
Euterpen eine Stätte mit verliehn.
Laut wurde ja von Jahr zu Jahr das Sehnen,
Es möchten sich des Saales Räume dehnen,
Zu fassen aller Hörer reiche Zahl.
Hier steht er nun der wohlgebaute Saal,
In seinen weiten hochgethürmten Hallen,
Da bebe freyer sich der Sänger Brust,
Da möge hell der Saiten Jubel schallen,
Des Künstlers Ruhm, des Kenners süße Lust.

Digitized by Google

Und rufet zu des Balles reichem Glanze
Terpsichore der Jugend munt're Schaar,
So führt die Schönen hin zu Spiel und Tanze;
Wer weiß? es lohnte mit dem Myrtenkranze
Die Göttin oft schon ein beglücktes Paar.
Dann führe der Verlobte vom Altar
Die Braut dieher zu Hymens goldnem Feste,
Sich zu erfreu'n im Kreise munterer Gäste.

Was heiter noch das Mahl des Lebens würzet,
Sich menget in der Genien leichtes Spiel,
Was sinnig-froh des Winters Stunden kürzet,
Es finde hier sein freundliches Asyl.

Nur Mißbrauch dürfe frevelnd nie entweihen,
Was reiner Sinn zu reinen Zwecken schuf;
Nie mögen zu verderblichem Behuf
Sich dieses Hauses stolze Hallen leihen!
Weh, wenn es einst von diesen Mauern hieße,
Daß weibisch hier des Mannes Sinn erschlafft,
Daß schwelgend nur der Ueberfluß genieße,
Vergeudend jeder Tugend heilge Kraft.

Nein! wie sich hier, der Freude Werk zu gründen,
Der Bürger Thatenlust zusammen fand,
So wollen wir uns brüderlich verbänden.
Wo Pflicht uns ruft für Recht und Vaterland!

Nur wo der Ernst sich mit dem Scherze gattet,
Das Schöne selbst dem Guten dienend weicht,
Wo mit des Fleißes Früchten ausgestattet,
Erholung den verdienten Kranz uns reicht.
Da mag auch nichts die Freude uns verkümmern,
Was auch noch bringe trüber Zeiten Lauf.
Ja, würde dieser Tempel selbst zertrümmern,
Ein neuer stieg' aus seinen Trümmern auf.

Paris, 10. Jenner.

(Fortsetzung.)

Schon heißt es, daß fast der ganze Hof Aktien in der Unternehmung wegen der Anlage eines Kanals von Paris bis zum Meere nehmen wird, weil der König, den der Finanzminister mit diesem Projekte amusirt, selbst für 50 oder 60 Millionen Franken Aktien nehmen will. Anfangs hat es manchen, und ich muß gestehen, daß auch ihr Korrespondent zu diesen Manchen gehörte, lächerlich geschienen, aus der Hauptstadt Frankreichs einen Seehafen machen zu wollen. Jezt aber, da schon die Pläne reifer untersucht und besser auseinandergesezt sind, scheint das Unternehmen, seiner Größe unerachtet, doch ziemlich ausführbar. Warum sollte nicht Frankreich ausführen können, was England in seinem Kaledonischen Kanal, man könnte hinzufügen, was China in seinem Kaiserkanal ausgeführt hat? Dem Plane nach soll von Paris bis zum atlantischen Meere ein 100 Fuß breiter, und 17 Fuß tiefer Kanal gegraben werden. Mit anderthalb Millionen glaubt man eine französische Lieue ausgraben zu können. Man wird nur 10 Schleusen auf dem 20 Meilen langen Kanal bedürfen; Berge wird man keine zu durchstechen haben, Felsen noch weniger; also große Schwierigkeiten wird man nicht zu besiegen haben, und mit Geld wird Alles zu bezwingen seyn, wie so manches in der Welt; an Geld aber fehlt es in Frankreich nicht. Eine andre Frage ist es, ob es für Frankreich von großem Nutzen seyn wird, daß man aus Paris einen Hafen mache. In einigen Tagesblättern wird schon prophezeyet, daß Paris die größte Stadt von der Welt werden müsse, vermittelst seines Hafens, wodurch die Handelsschiffe aus allen Erdgegenden in Stand gesezt würden, ihre Waaren dort niederzulegen, oder sie dort abzuholen. Für Paris gewiß hätte der Kanal den augenscheinlichsten Nutzen; aber eben deßhalb wird das Unternehmen in den normandischen Seestädten, besonders zu Hâvre und Dieppe mit scheelen Augen angesehen. Seit langer Zeit, sagen sie, zieht Paris schon Alles an sich; wird es nun nicht vollends die einzige Handelsstadt Frankreichs werden, wenn es vermittelst eines so großen Kanals mit dem Weltmeere in Verbindung tritt? Zu ihrer Berichtigung antworten ihnen die Pariser Blätter, daß, wenn Paris eine so reiche Stadt werden wird, auch ganz Frankreich sich bereichern muß, indem das Geld sich von der Hauptstadt aus durch das ganze Königreich verbreitet, wie das Blut vom Herzen in die Adern. Es scheint aber, daß man in den Provinzen meynt, das Herz des Staatskörpers werde ein wenig zu groß und zu fett; in der That hat Paris manches an sich gezogen, was den Provinzen gebört, besonders das Verwaltungswesen, das beynahe gänzlich von Paris ausgeht, und daher bey der Unbekanntschaft der Centralbehörden mit den Lokalverhältnissen, oft sehr schlecht ausfällt. Würde nun von Paris aus nicht allein das ganze Verwaltungswesen, sondern auch noch der Handel geleitet, so würde den Provinzen wahrlich wenig andres übrig bleiben, als die Brodkrumen, die vom Tische der prassenden Pariser auf sie herabfallen würden. Indessen muß man die Sachen doch auch von einer andern Seite betrachten. Vermittelst der Seine und der Marne steht Paris mit dem weinreichen Burgund und Champagne in Verbindung; ein freylich nur kleiner aber leicht zu erweitender Kanal unterhält auch die Verbindung der Hauptstadt mit Orleans an der Loire. Hätte Paris nun einmal seinen großen Seekanal, so könnte es aus dem eigentlichen Herzen, das heißt dem Mittelpunkte Frankreichs, die Produkte in alle Weltgegenden abführen, und dadurch würde dann das Innere Frankreich noch mehr gewinnen als die Hauptstadt. Wie wäre es nun vollends, wenn der große, 100 Fuß breite Kanal nach Osten hin fortgesezt würde, etwa bis zum Rheine? so daß auch Deutschland auf dieser großen Wasserstraße Zu- und Abfuhr bekäme? Zu dergleichen großen Unternehmungen sind die Friedenszeiten günstig, und man thut wohl damit zu eilen, weil die Fürsten und die Völker nur zu bald zanken und streiten, wenn sie die Scharten des Krieges wieder ausgewezt haben. In England hat man, wie es scheint, ein wenig zu sehr geeilt, indem dort von den vielen, seit einigen Jahren zu großen Zwecken entstandenen, Vereinen manche wieder aufgelöst sind, weil sie ihre Unternehmen zu hastig berechnet hatten, oder sich von Betrügern hatten hinters Licht führen lassen. Vielleicht werden auch in Frankreich mehrere von den Vereinen scheitern, die jezt so häufig zusammentreten, obschon die französischen Gesetze dieß Zusammentreten mehr erschweren als die freyern englischen.

(Der Beschluß folgt.)

Druckfehler.

In Nr. 45, am Ende der lezten Spalte der Korrespondenz, in der dritten Linie von unten herauf, lies „Mouchy" statt Moncey.

Beylage: Kunstblatt Nr. 16.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Nro. 47.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, 24. Februar 1826.

Gold kann nicht stille liegen,
Es will wuchern, bauen oder kriegen.

Castelli.

Der König von Portugall und seine Schätze.

Der König von Portugall hat ohne Zweifel eine größere und reichere Sammlung von Diamanten, als irgend ein anderer Monarch in Europa, und außerdem einen unermeßlichen Schatz an Goldstaub und Barren, Silber und gemünztem Gold. Er selbst weiß kaum den Betrag dieser Reichthümer; sie sind in Kisten aufbewahrt, die in den Gemächern stehen, welche er selbst bewohnt. Dieser Schatz hat sich seit vielen Jahren angehäuft und ist nur selten berührt worden. Seine Diamanten trägt der König meistens an seiner eigenen Person, und er legt sie selten ab. Eine große Menge von Kostbarkeiten kam in seinen Besitz, als seine Mutter für wahnsinnig erklärt wurde, und seit der Zeit hat er beständig die ausgesuchtesten Produkte der brasilianischen Gold- und Diamantgruben seinem Privatschatz zugelegt. Von diesem gibt er nichts aus für seine oder seines Hofes Bedürfnisse, welche theuer genug zu stehen kommen. — Die Ausgaben für die Hofküche allein werden auf tausend Guineen täglich berechnet. Niemand, nicht einmal seinen Söhnen, ist erlaubt, mit ihm an einem Tische zu essen. Seine Lieblingsgerichte sind Reis mit Schinken gebacken, Geflügel, Wild und Würste, immer mit sehr viel Pfeffer und anderm Gewürz, nach der Landessitte. Religiöse Ceremonien und die Sorge für seine Schätze beschäftigen diesen Monarchen viel. Die Prinzen des Hauses Braganza leiden mehr oder weniger alle an einer krankhaften Geschwulst der Kniee, weßhalb sie sich nie in seidenen Unterkleidern sehen lassen. Auch der jetzige König trägt beständig weite Beinkleider. Der Kaiser von Brasilien ist im Ganzen sehr gesund und thätig, er trägt beständig große Kürassierstiefel bis über die Knie, und so ist er auch in einem Gemälde dargestellt, in vollem kaiserlichen Ornat, Mantel u. s. w. und in seinen beliebten Stiefeln. Er ist übrigens ein trefflicher, unermüdlicher Reiter, und wenige Ordonnanzoffiziere und Adjutanten können es mit ihm aushalten *). Es kann kaum ein größerer Unterschied gedacht werden als zwischen Vater und Sohn. Der letztere erhielt vor seiner Heirath von seinem Vater nicht mehr als 300 Pfund Sterling jährlich und nachher eine Zeitlang nicht mehr als 800 Pfund. Dennoch machte er keine Schulden. Der Vater, als er von Portugall nach Brasilien abreiste, suchte Alles, was nur einigen Werth hatte, zusammen und nahm es mit nach Rio, damit es den Franzosen nicht in die Hände falle; dasselbe that er auch, als er Rio wieder verließ. Er blieb bey seiner Abreise bedeutende Summen schuldig, sowohl der Bank als Privatpersonen. Sein Sohn hat sie größtentheils bezahlt, noch während der Zwistigkeiten mit Portugall. Der Kaiser lebt sehr einfach; seine

*) Auch der Prinz Don Miguel ist ein ausgezeichneter Reiter und nimmt sich zu Pferde sehr gut aus.

Digitized by Google

Liebhabereyen sind die Jagd, Pferde und militärische Uebungen, Revüen u. s. w.

Es ist eine nicht unwichtige Frage, wem nach dem Tode des Königs von Portugall seine Schätze zufallen werden. Ihren Betrag auch nur einigermaßen genau anzugeben, ist unmöglich. Die Kreuze und Sterne, welche er als Großmeister der Orden von Avis, Christus und St. Jago trägt, bestehen aus lauter Diamanten von erster Größe und Wasser, und sind zusammen auf vier Millionen Pfund geschäzt worden. Während seines Aufenthalts in Rio schenkte er dem heil. Sebastian einen Schmuck, wovon ein Diamant allein auf 100,000 Pfund geschäzt ward; allein bey seiner Abreise nahm er dieß Geschenk zurück und brachte es mit nach Lissabon. Der König von Portugall besizt bekanntlich den größten Diamanten, der je gesehen worden ist. Er ist von der Größe und Gestalt eines Hühnerei's und von englischen und holländischen Juweliren auf 57 Millionen Pfund geschäzt worden. — Sein Verhältniß zu den übrigen bekannten großen Diamanten ist folgendes:

Der des Kaisers von Rußland hat .	106	Karat.
Königs von Frankreich . .	136	—
Großherzogs von Toskana .	139	—
Großmoguls	279	—
Schachs von Persien . .	493	—
Königs von Portugall . .	1680	—

Einige Bruchstücke aus den Memoiren des Robert Guillemard, verabschiedeten Sergenten.

(Fortsezung.)

In dem Augenblick, wo ein Theil unsrer Mannschaft, von zwey Offizieren angeführt, im Begriff war, sich auf das feindliche Verdeck zu stürzen, fing das Feuern von Neuem an, und mit einer Wuth, die es seit dem Beginn der Schlacht gar nicht gehabt hatte; zu gleicher Zeit legten sich zwey Schiffe von vier-und-achtzig, ein englisches und ein französisches, das erste Bord an Bord des Redoutable, um ihn zwischen zwey Feuer zu nehmen, das andere in eben dieser Absicht an dem Seitenbord des Victory. Nun zeigte sich ein Schauspiel, wie es nie eine Seeschlacht bot, und kaum je wieder bieten wird: vier Schiffe auf einer Linie, dicht nebeneinander, die aneinander stoßen, deren Raaen ineinanderfahren, und die mit einer Wuth, die gar nicht auszudrücken ist, kämpfen. An die Manöuvers wurde gar nicht mehr gedacht, alle Matrosen, alle Soldaten bedienten das schwere Geschüz, selbst die Offizier, die in diesem fürchterlichen Gemeng nichts zu versehen, nichts zu befehlen hatten, thaten ein Gleiches. Mitten unter beynahe vierhundert Kanonen von schwerem Kaliber, welche innerhalb eines kleinen Raums zugleich gelöst wurden, bey dem Geschmetter der Kugeln, welche die Seitenwände des Redoutable trafen und große Löcher hineinschlugen, unter den Trümmern, die auf allen Seiten mit der Gewalt von Wurfgeschüz umherflogen, bey der Erschütterung der Schiffe, die bey ihrem Schwanken alle Augenblicke aneinander stießen und bersten zu wollen drohten, dachte ein Jeder nur darauf, den Feind zu zerstören und das Geschrey der Verwundeten und Sterbenden ward nicht mehr gehört. Sie fielen, und wenn ihre Körper dem Dienst des bis dahin von ihnen besorgten Geschüzes im Wege lagen, stieß man sie mit den Füßen in die Mitte der Batterie, und der nächste stellte sich stumm und von Wuth verzehrt, an eben den Posten, wo er im nächsten Augenblick selbst niedersank.

In weniger wie einer halben Stunde war unser Schiff, ohne seine Flagge gestrichen zu haben, durch die That selbst übergeben. Das Feuer hatte sich nach und nach vermindert und endlich aufgehört. Beyde Batterien waren mit den Leichen meiner Kameraden, mit Trümmern, Kugeln, zerschmetterten Lavetten und noch brennenden Lunten bedeckt. Einer unsrer Sechs und-dreyßigpfünder war gegen das Ende des Gefechts zersprungen, dreyzehn Mann, die ihn bedienten, lagen, von seinen Trümmern getödtet, um seine umgestürzte Lavette her; die Verkehrstreppen zwischen den verschiedenen Batterien waren zerbrochen, der Fockmast und Hauptmast waren gefallen und bedeckten das obere Verdeck mit Winden und Strickwerk; von allem Tauwerk, was auf dem Kastell gelegen oder an den Schiffswänden aufgehangen gewesen war, blieb nichts wie einige zertrümmerte Stücke der äußern Bekleidung. Von achthundert Mann, aus denen unsere Mannschaft bestanden haben mochte, blieben höchstens hundert und fünfzig, alle mehr oder weniger verwundet, und unter diesen befand sich auch Herr Lucas, unser Kapitän.

Es war Abends fünf Uhr, wie das Gefecht aufhörte; ich ging im Schiff umher, wo Alles das Bild der Vernichtung darbot; aus allen Gesichtern derer, welche dem Tode entgangen waren, sprach stille Verzweiflung — und so hatte ich denn meine ersten Schritte auf der Kriegsbahn gemacht! — Unter den Gefallenen erkannte ich meinen Kindheitsgespielen Raymond — er war kaum achtzehn Jahr alt! — Von einer Kugel in die Brust getroffen, lag er zwischen den Rädern einer Kanone und seine entstellten Züge machten mich fürchten, daß sein Todeskampf sehr schmerzlich gewesen sey. Dieser Anblick regte eine Menge theure, grausame Erinnerungen in mir auf, ich eilte fort und gestehe frey, daß es mit thränenden Augen geschah. Ich hatte noch nicht Zeit gehabt, die Art Gleichgültigkeit, welche die Gewohnheit solcher Auftritte den Krieger erwerben läßt, zu gewinnen.

Digitized by Google

Abends kamen englische Schaluppen, um die Ueberbleibsel unsrer Mannschaft abzuholen und auf ihren Schiffen zu vertheilen. Ich ward auf die Victory gebracht; hier erfuhr ich Nelsons Tod; eine Kugel, welche bey der rechten Schulter eingedrungen war, hatte das Rückgrat zerschlagen. Wie man ihn den Wundärzten übergeben, hatte er Herrn Betty, dem Oberchirurgen, befohlen, ihm ohne Hülfe und Schonung seine Lage zu entdecken. Wie er hörte, daß er nur noch eine Stunde zu leben habe, ließ er ohne Bestürzung und Kümmerniß Herr Hardy, seinen Flaggenkapitän, kommen, und nachdem er ihn um die Lage der zwey Geschwader befragt, verbot er, seinen Tod der englischen Armee bekannt zu machen, und befahl, nach dem Gefecht am selben Platz, wo es Statt gehabt habe, zu ankern. Herr Hardy versprach diesen Befehl pünktlich zu befolgen, konnte aber nachmals dessen Ausführung doch nicht auf seine Verantwortung nehmen, sondern verkündete des Admirals Tod. General Collingwood übernahm das Kommando und hielt nicht für gut, vor Anker zu gehen, welches auch vielleicht wegen des Windes, der sich in der Nacht erhob, gefährlich gewesen wäre.

Nelsons Tod ward von den Engländern für ein allgemeines Unglück gehalten, das durch den errungenen Sieg nicht ersetzt ward. Die Seeleute weinten um ihn wie um einen Vater, die Offiziere wie um einen Anführer, dessen Talente den Ruhm und den Wohlstand ihres Vaterlandes begründet hatten, und den auf lange Zeit kein anderer General zu ersetzen vermöchte. Der Mann, um den eine ganze Nation klagt, den alte, dem Gefühl wenig offene Krieger, beweinen, muß selbst seinen Feinden Theilnahme einflößen. Als Mensch konnte ich mich auch nicht enthalten, an der auf der Victory herrschenden Betrübniß einigermaßen Theil zu nehmen, als Franzose freute mich eine Begebenheit, die mein Vaterland von einem der gefährlichsten Feinde befreyte; und der Augenblick, wo Nelson verwundet wurde, der Ort seiner Verwundung — alle Umstände bewiesen mir unzweifelhaft, daß er von meiner eigenen Hand gefallen sey. Ich bin jederzeit fest davon überzeugt gewesen; denn, wenn gleich die Kugel, die ihn traf, dem Vaterlande einen Dienst leistete, war ich doch weit entfernt, dieser Handlung mich zu rühmen; bey der allgemeinen Verwirrung konnte sie sich auch jeder Andere zueignen; man hätte mir nicht getraut, ich fürchtete die Schmerze meiner Kameraden und hielt es für besser, weder mit ihnen, noch den auf der Victory befindlichen französischen Offizieren darüber zu sprechen. Und so haben mich Sorglosigkeit und falsche Scham mehr wie einmal um Vortheile, die ich wohl hätte ansprechen können, gebracht.

Des Abends erhob sich ein starker Wind, der die ganze Nacht anhielt und die Trümmer unserer Niederlage bald hinwegspülte. Erst den folgenden Tag erfuhren wir die Vorgänge der Schlacht. Fünf französische Schiffe hatten an derselben nicht Theil nehmen können, der größte Theil der spanischen hatte nicht gewollt; die übrigen hatten sich — bey einem nun ungleich gewordenen Kampfe, denn die englischen Schiffe kamen alle zum Gefecht, mit dem größten Muthe geschlagen. Der Dreydecker Trinita, vom Admiral Gravina befehligt, wurde, nachdem er sich lange gegen drey englische Schiffe gewehrt hatte, in Grund gebohrt, der General rettete sich und starb nach wenigen Tagen in Kadix an seinen Wunden. Wie er sein Schiff seiner drey Maste beraubt sah, hatte er gesagt: „Vor einem Augenblicke befand ich mich auf einem Schiffe, nun bin ich in einer Festung, und in dieser werde ich mich halten, bis sie unter meinen Füßen versinkt," — und er hielt Wort.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, 1. Febr.

Das Königsstädter Theater hat seine Direktion gewechselt, und wie eine wahre Republik die alten Verweser ohne Gnadengehalt oder Lobsprüche, wie dieß wenigstens in Monarchien zu geschehen pflegt, entlassen. Ob die neuen Verweser der Verwesung Einhalt thun oder sie befördern werden, ist schwer zu entscheiden, vor den Alten scheinen sie das voraus zu haben, daß sie sämmtlich zu den untersten Reihen des tiers etat gehören, und also der Sache durch ihre Kenntnisse gewiß nicht schaden werden. Die Weise, wie die alten Direktoren sich durch die neuen, die betrunken waren, haben verjagen lassen, machte längere Zeit den Inhalt des Stadtgespräches aus: auch haben wohl noch niemals Betrunkene ihre Sache so gut gegen Nüchterne ausgeführt. Die alten Direktoren, sey es aus Stolz, um sich von den Sextanern des tiers etat nicht insultiren zu lassen, sey es aus Ueberdruß des Theaterregiments, verließen, nachdem der Syndikus zum Feinde desertirt war, ihre Plätze, und wurden in contumaciam abgesetzt. Man hätte die Freunde ständischer Versammlungen bey uns, als stille Zuschauer, wie die neumaskirten auf einer Redoute herbeyrufen sollen, um ihnen zu zeigen, wie wenig Elemente eines öffentlichen Lebens bey uns vorhanden sind. Nicht ein Privatverein kann seine Sitzungen mit Ordnung und Ruhe abhalten, ohne daß einerseits das Unwürdige, andrerseits das Lächerliche geschehe. Denken Sie sich einen englischen Chairman, wie er unbeweglich und fest bey allem Sturme das Steuerruder des Vorsitzes hält, und die oben citirte Direktion, die sich durch die ersten besten Insulten verdrängen läßt. Der technische Direktor ist jetzt Herr Bethmann, ein ehemals nicht unbeliebter Schauspieler der Königlichen Bühne, und dem man vielfaches Unrecht bey der Organisation des Theaters, für die er thätig war, hat gethan haben.

Am zweyten d. M. brachte die Direktion ein neues Melodram, aus dem Französischen, das Schloß von Paluzzi auf die Bühne, eine Kriminalgeschichte, wie alle übrigen, nur ohne versöhnenden und erfreulichen Schluß. Es war interessant zu bemerken, wie das Publikum, da es sein Geld für ein Melodrama bezahlt hatte, nun auch das Recht zu haben glaubte, ein gut ausgegebenes Ende zu erwarten, und mit großer Spannung dem Wiederauftreten des Grafen Merida entgegensah. Aber

der Graf blieb todt, und das Publikum, so hörte ich sagen, sey betrogen, indem ihm ein Trauerspiel statt eines Melodramas eingeschwärzt worden. Madame Sonntag gab hier erfreuliche Beweise, daß sie eine Künstlerin im wahrhaften Sinne seyn und werden könne, vor Allem ist aber Herrn Webers Erwähnung zu thun. Dieser junge Mann verdient es, nachmentlich seitdem Herr Rebenstein so dick geworden ist, und er dauer den Max del spielen muß, daß die königliche Bühne auf ihn ein Auge habe. Er hat ein edles Gesicht und eine eben so edle Haltung, ein schönes Organ, ein Bewußtseyn besitzen, was er ist, und würde bey größerer Ausbildung, namentlich im Trauerspiel, das dem Königsstädter Theater untersagt ist, ausgezeichnet seyn: was ihm noch weinerliches anklebt, muß er freylich dann ablegen, aber wie soll es Jemand anfangen, in weinerlichen Melodramen nicht weinerlich zu seyn?

Da die vom Grafen Brühl im Opernhause gegebenen Redouten in das Gemeinste hinabsinken, so hat sich ein italienischer Sprachlehrer, Herr Valentini, entschlossen, eine öffentliche Privatredoute zu veranstalten, zu der nur anständige Leute zugelassen werden sollen. Die erste hat denn nun auch den Erfolg gehabt, daß sehr viel Anstand herrschte, aber die Lustigkeit, der Jubel, der in südlichen katholischen Ländern herrscht, herrschte hier nicht. Wie ich glaube ist Norddeutschland der Boden für solche Belustigungen nicht. Eine Redoute verlangt ein Leben im Hintergrunde, dessen Intrigue und Entwickelung sodann die Maskenwelt ist. Der kalte, anständige, trockene Familienkreis schickt zwar anständige maskirte Personen in die Redoute, die aber pünktlich wieder nach Hause kommen müssen, weil die Pferde in der Kälte nicht so lange warten können.

Das gelehrte Berlin ist nun erschienen. Das Unternehmen scheint weder an der Zeit zu seyn, noch ist es durch irgend ein Bedürfniß hervorgerufen worden. Vor 50 Jahren hatte Berlin eine hervorragendere Stellung, in Beziehung auf das Angeben des Tons, und das gelehrte Berlin von damals hatte eine, wenn auch nur schwache, Bedeutung. Jetzt könnte man eben so gut das gelehrte Wolfenbüttel, die gelehrte Kronenstraße, die gelehrte Katzengasse u. s. w. herausgeben.

Die Schnellpost enthielt vor einigen Tagen eine Antikritik über Raupachs Bekehrten, die einem berühmten Philosophen zugeschrieben wird. Die Haltung des Ganzen läßt ihn auch nicht verkennen. Erfreut die Schnellpost sich ferner solcher Passagiere, so wird sie die fahrenden Posten bald verdrängen.

Paris, 10. Jenner.

(Fortsetzung.)

Mit Ankündigungen von Projekten wird Paris überschwemmt. Um nur einige anzuführen, ein Verein, an deren Spitze eine Demoiselle steht, will zwey Millionen, vermittelst Aktien zusammenbringen, um Kirchenzierrathen zu verfertigen, was ein bedeutender Handels- oder Industriezweig werden kann, wenn nur die Jesuiten das Staatsruder ganz in Händen bekommen. Eine andere Gesellschaft hat ein anderes Projekt, wovon ein ausführlicher Prospektus erschienen ist. Sie will nämlich Abonnementsweise die Pariser Einwohner in ihren Krankheiten mit Aerzten, Chirurgen und Arzneymitteln versehen, ohne weitere Kosten, als daß jede Familie ein sicheres Quantum, im Verhältniß mit ihrem Miethzins zahlt. Zum Beyspiele Jemand, dessen Miethzins sich auf 300 Franken beläuft, würde jährlich 15 Franken, also 5 Prozent an die Heilgesellschaft zahlen, dafür würde er dann ruhig krank seyn können, so oft als es der Vorsehung gefiele, ohne daß er ferner einen Heller dafür auszugeben brauchte. Dieß wäre kein übles Projekt, wenn die Abonnenten nur im Voraus sicher seyn könnten, daß der Spekulationsgeist nicht die Oberhand bey diesem Unternehmen bekommen werde. Würde es nicht um die armen Abonnenten übel bestellt seyn, wenn man ihnen Pfuscher oder Anfänger statt guter Aerzte zuschickte, oder wenn die Arzneymittel mit karger Hand zugetheilt, oder sie gar ohne Hülfe dahin sterben ließe, mit der Gewißheit, daß die Todten sich nicht beklagen können! Vor den Pariser Polizeygerichten kommen zuweilen sonderbare Auswüchse des Spekulationsgeistes vor. Ich habe neulich von einigen Spekulanten gesprochen, welche beschuldigt und ziemlich deutlich überwiesen wurden, daß sie mit Ordensbändern Handel getrieben hatten. Ein ähnliches Skandal hat in diesen Tagen der Kriminalproz, der vermeintlichen Marquise de Campestre dargeboten, und dazu einen auffallenden Beleg zur Sittengeschichte der Pariser gegeben. Weiber haben überall, wo ein Hof sich aufhält, Einfluß, und zwar mehr oder minder, je nachdem der Fürst dem schönen Geschlecht hold ist. In Frankreich ist der Einfluß geschichtmäßig bestätigt, von der Montespan an bis zur Dubarri, und ich möchte nicht gut dafür stehen, daß nicht auch in den Republiken die Schönheit zuweilen über den Republikanismus siegt. Aber nirgends, ausgenommen in Paris, kann eine Frau, die sich aus der Provinz geflüchtet hat, wo ihr Mann des Diebstahls wegen verurtheilt worden ist, und wo sie unter ähnlichem Verdachte verhaftet gewesen ist, es dahin bringen, ein großes Haus zu führen, Minister und Staatsmänner in ihre Zirkel zu ziehen, sich ein Ansehen bey Hofleuten zu verschaffen, den Leuten Stellen und Titel versprechen, und mit denselben einen förmlichen, wiewohl betrügerischen Handel treiben. Die vorgebliche Marquise hatte sich ihrer Verhältnisse mit der bekannten Dem. du Cayla, der Freundin Ludwigs XVIII. gerühmt, und da man in Paris längst aus Erfahrung weiß, was eine königliche Freundin bey Hofe vermag, so hatte es nicht an Leuten gefehlt, welche sich an die Marquise de Campestre gewendet hatten, um durch die Vermittlung der beyden Frauen einträgliche Stellen und Beförderungen zu erlangen, wofür sie gern ein gutes Stück Geldes erlegten, und zwar im Voraus, damit die Vermittlung desto eifriger betrieben werde. Zwar hat die Marquise in den öffentlichen Verhören abläugnet, daß sie sich ihrer Verbindungen mit der Frau v. Cayla gerühmt habe; dieß mag sie aus Privatabsichten gethan haben, allein so viel aus dem Prozesse hervorgegangen, war der Herr von Cayla einer derjenigen, welche den Abenteurer der vorgeblichen Marquise besuchten, so wie Ministre und andre Staatsmänner, und ihr Advokat hat in seiner Vertheidigungsrede ganz unumwunden ausgesagt, seine Klientin sey keine Betrügerin, sondern angesehene Personen bey Hofe, die sie aber nicht nennen wolle, hätten sie zum Werkzeuge gebraucht, um der Solliziranten Beförderungen und Aemter zu verschaffen (eigentlich zu verhandeln oder zu verkäuflichen). Die Marquise mußte also ämtersüchtige Leute auftreiben, die dann eine Summe Geldes erlegten, welche ihnen die hinter dem Vorhange stehenden angesehenen Personen Stellen verschafften. Die angesehenen Personen blieben immer versteckt, und die Marquise bekam wahrscheinlich ein gewisses Prozent für diese neue Art von Mäklerey. In solch einem Lichte stellte der Anwalt die Sache dar, um seine Klientin zu entschuldigen. Natürlich ist dieses Alles nicht sehr gründlich untersucht worden.

(Der Beschluß folgt.)

Beylage: Literaturblatt Nr. 16.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Nro. 48.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 25. Februar 1826.

Seh' ich die Ordnung des All's, und der Einheit heil'ge Gesetze:
Steht ein allmächtiger Gott wirkend und liebend vor mir!

P. M. D.

Notizen aus Graubünden*).

1. Das Schamser Thal.

Schams bildet mit dem *Rheinwaldthal* das sieben*te* Hochgericht des obern Bundes. Das Thal ist in vier Dreizuras eingetheilt, welche sechs-und-dreyßig Boten ernennen, die zusammen den großen Rath darstellen, welcher alle wichtigen Sachen der Landesgemeinde, die *bey* Donas gehalten wird, vorträgt. Das Volk von Schams ist romanischen Stammes und seit der Reformation protestantisch. Alpenwirthschaft ist Hauptbeschäftigung. Die Arosa-Alp ist eine der schönsten in ganz Bündten. Auf derselben liegt der Calendari-See, von dessen Aufbrausen vor Einbruch von Ungewittern ehedem viel Fabelhaftes erzählt wurde. Man sieht im Thal wenig Obstbäume, Gersten und Erdäpfel gedeihen und der Arvenbaum steigt bis zum Thalgrund, der etwas mehr als 3000 Fuß über dem Meer liegt. Der lebhafte Handelsweg und der Durchpaß vieler Reisenden gibt auch mancherley Verdienst. Das Thal besitzt in seinen Gebirgen viele mineralische Schätze, welche, wenn sie auf thätige Art ausgebeutet würden, eine bedeutende Erwerbsquelle werden müßten. Es gibt nicht *blos* sehr gute Schiefer, weiße Marmorarten, Alabaster (auf der Alp Neza), Gyps, dunkelblaugrünen Talk, schöne Dolomite (auf der Alp Daspin), sondern einen Reichthum von Erzen. Die Glimmer- und Talkschieferschichten des Daspin, oberhalb dem Dorfe Zilis, sind von vielen ein bis zwey Fuß mächtigen, körnigen und schaligen Schwerspat-, Kalkspat- und Quarzgängen von Norden nach Süden durchzogen, welche Bleyglanz, Kupferkies, Buntkupfererz und Fahlerz führen. Die Kupferkiese sollen im Centner vierzig Pfund Kupfer und sechs Loth Silber, die Thalerze zwanzig Pfund Kupfer und zehn Loth Silber und die Buntkupfererze noch mehr Silber enthalten. Seit dem Anfang des siebenzehnten Jahrhunderts wurde hier Bergbau von einem Thomas von Ehrenfels eröffnet, welcher das gewonnene Silber auch ausprägen ließ. Später betrieben das Werk die Herren Nüscheler und Holzhalb aus Zürich, und es blieb im Gange bis in den Anfang des achtzehnten Jahrhunderts. Die Schmelzhütte stand zu Andeer, welche bey der ergiebigsten Zeit außer Bley und Kupfer alle vierzehn Tage 125 Pfund Silber geliefert haben soll. Es standen damals sechs Gruben in Ausbeute. Zu den nächsten hat man von Zizis zwey Stunden, und zu den höchsten, beynahe am Kamm des Despina-Horns, dreyviertel Stunden über die oberste Waldgränze und fast 7000 Fuß überm Meer gelegen, vier bis fünf Stunden zu steigen. Die Schwierigkeiten und Kosten, welche durch diese außerordentliche Höhenlage verursacht wurden, mögen wohl zu dem Eingehen dieses Bergwerkes hauptsächlich beygetragen haben. Hundert Jahre später nahm die vom Jahr 1804 bis 1806 errichtete Gewerkschaft, unter der Leitung

*) Der pittoresken Reise des Kunstmalers J. J. Meyer zu Zürich, in dreyßig Landschaftsgemälden, mit erläuterndem Text von Doktor Ebel (Zürich 1825, Querfolioformat) entnommen.

Digitized by Google

des Herrn Demengha (Landamman aus dem Calankerthal) den Grubenbau am Daspin in Schams wieder auf, allein diese Gesellschaft löste sich 1813 schon wieder auf, und seitdem ist nichts mehr unternommen worden.

Auf dem Wege von der Via Mala her trifft man zuerst auf das Dorf Zillis, dessen Kirche die älteste im Thale seyn soll; dann auf das Pigneuers Bad, dessen Quelle Fontana nova, Mineral-Alkali, Magnesia und Eisen führt, und nach einer Stunde von der dritten Via Malabrück betritt man Andeer. Nahe bey Pigneu führt die Straße über einen Gebirgsbach auf einer steinernen Brücke, an welcher zum Denkmal der vollendeten großen Straßenunternehmung folgende sinnvolle Inschrift steht:

Jam Via patet
Hostibus et amicis.
Cavete Rhaeti!
Simplicitas morum
Et Unio
Servabunt avitam
Libertatem.

Unter der Inschrift steht Tell's Apfel vom Pfeile durchschossen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Einige Bruchstücke aus den Memoiren des Robert Guillemard, verabschiedeten Sergenten.

(Fortsetzung.)

Das französische Schiff, der Adler, auch von vier-und-siebenzig Kanonen, schlug sich ebenfalls gegen drey englische, ward genommen und scheiterte in der Nacht an der spanischen Küste, wo Engländer und Franzosen ertranken. Der Indomptable versank mit fünfzehnhundert Verwundeten, ohne daß man einen einzigen hätte retten können. Der Intrepide, vom tapfern Infernet befehligt, versank ebenfalls, nachdem er sich unerschrocken gegen mehrere englische Schiffe, die ihn nach einander angriffen, gewehrt hatte. Infernet und einer seiner Söhne wurden aus den Wellen gerettet, und auf ein englisches Schiff gebracht, wo er alle Welt durch seine Offenheit, Derbheit, seinen Muth und Eigenthümlichkeit in Verwunderung setzte.

Der Achill, auf dem sich ein Theil des sieben-und-sechszigsten Regiments befand, gerieth mitten im Gefecht in Flammen; die Engländer, die gegen ihn fochten, entfernten sich von ihm; von achthundert Mann, in denen seine Mannschaft bestand, retteten sich nicht zwanzig. Wie man kein Mittel mehr sah, das Feuer zu löschen und der Tod unvermeidlich schien, schossen sich mehrere Offiziere die Kugel in den Kopf, andere stürzten sich in die Flammen des Vorderkastells, mehrere Seeleute stiegen in den Schiffsraum und beraubten sich bey den Rumfässern des Bewußtseyns ihrer nächsten furchtbaren Zukunft — um sechs Uhr ergriff das Feuer die Pulverkammer, das Schiff flog auf und verschwand. Unter andern Umständen hätte man die Unglücklichen retten können, allein unter den eben vorwaltenden waren alle andere Schiffe nur bedacht, in der nothwendigen Ferne sich eines das andere zu vernichten.

Den folgenden Tag brachte man den Vice-Admiral Villeneuve an Bord der Victory. Er hatte eben so vieles Talent wie Vaterlandsliebe bewiesen. Die Engländer empfingen ihn auch mit aller Achtung, welche der Tapferkeit und Verdienste im Unglück gebühren. Er war an der rechten Hand verwundet, schien über seine Niederlage im höchsten Grade bestürzt und sehr wenig gerührt von der ehrerbietigen Aufmerksamkeit, die man ihm bezeigte. Noch am gleichen Tage ließ er nachfragen, ob sich ein französischer Unteroffizier am Bord befinde; es war keiner vorhanden. Er forderte darauf irgend einen andern Soldaten, dem er diktiren könne, und ich erbot mich dazu. Nachdem er einige Fragen an mich gethan, sagte er mir, daß ich bis zu weiterm Befehl sein Sekretär seyn und mich täglich in seinem Zimmer einfinden solle.

Den zwey-und-zwanzigsten (Oktober) segelte die Victory mit der übrigen Flotte nach England ab. Es war eine lange mühselige Fahrt, besonders für französische Gefangene, von welchen einige schon die englischen Pontons kannten *). Mein Dienst bey General Villeneuve ersparte mir viele Unannehmlichkeiten, die meine Kameraden trafen, und erwarb mir bey unsern Feinden einige Achtung. Ich sah ihn täglich und brachte oft den ganzen Tag bey ihm zu, um die verschiedenen Abtheilungen eines langen Memoirs, das er über die Schlacht von Trafalgar bekannt machen wollte, niederzuschreiben. In der ersten Stunde hatte er mir einen kurzen Bericht darüber in die Feder diktirt, welcher sogleich durch einen Parlamentär nach Kadix geschickt wurde.

Er hatte wenig Verkehr mit den englischen Offizieren und sein Kummer nahm täglich zu; wenn er sich jedoch einige Stunden angestrengt beschäftigt mit mancherley Briefentwürfe und Bruchstücke aus seinen Memoiren diktirt hatte, schien er sich zu zerstreuen geneigt und ermunterte mich, von Dingen, die unsrer Beschäftigung fremd waren, zu sprechen. Wie er hörte, wo ich geboren sey, sprach er oft von Toulon, wo er ein Geschwader befehligt, von seinen Umgebungen, und selbst von meinem Dörfchen, dessen Lage ihm vollkommen bekannt war.

Den sieben-und-zwanzigsten November ging die Victory

*) Man nennt Pontons alte, entmastete, in den Häfen vor Anker liegende Schiffe, in deren finstern, feuchten Räumen die Engländer in diesem Krieg ihre Kriegsgefangene — bis auf zehn Jahre lang, eingesperrt hielten. Ueber die Behandlung, welche sie dort erfuhren, hat dieses Blatt (Jahrgang 1822) einige Nachrichten von Augenzeugen mitgetheilt. Pillet in seiner anziehenden Schrift: l'Angleterre vu à Londres, gibt noch weit schrecklichere und eben so wenig zu widerlegende Details über diese unmenschlichen Gefängnisse.

Digitized by Google

bey Portsmouth vor Anker, den folgenden Morgen segelte sie nach London, nachdem man die französischen, bey Trafalgar gefangenen, Seeleute und Soldaten auf die auf der Rhede liegenden Pontons vertheilt hatte. Die Offiziere erhielten Päße, um auf ihr Wort in verschiedenen kleinen Städtchen zu leben, der General begab sich nach Alresford in Devonshire und erhielt die Vergünstigung, mich und seinen Diener Prieur mitzunehmen.

Seine erste Sorge war, sich an den Transportboard (eine Kommission für die Kriegsgefangenen) zu wenden, um seine Ueberfahrt nach Frankreich, wo er ein Kriegsgericht zu fordern entschlossen war, zu erhalten; er bot sein Ehrenwort, im Fall seine Auswechslung nicht erfolge, sich wieder zu stellen. Seine Bitten und vielfältigen Schritte blieben ohne Erfolg und sogar ohne Antwort. Endlich machte diese Kommission eine Menge Einwendungen, die, nach ihrem Vorgeben, ihre Einwilligung verhinderten. Der General bat von Neuem, bemühte sich von Neuem, eine für ihn so wichtige Gunst zu erhalten, indeß die Langsamkeit in dem Gang dieses Geschäftes und die Hindernisse, die er fand, ihn sichtbar erbitterten und seine Laune trüb und ungleich machten. Seine Seelenstimmung mochte auf seinen Körper wirken, denn seine Wunde heilte nicht, und hätte, den Umständen nach, doch schon lange vernarbt seyn können. Doch gerade, wo er alle Hoffnung aufzugeben im Begriff war, wurden seine Wünsche erfüllt. Herr Ebilcott, der Gefangnen Kommissär in Alresford, erhielt Befehl, ihm einen Paß nach Plymouth zu ertheilen, nachdem er einen Revers unterschrieben, daß er, im Fall die französische Regierung nicht für seine Auswechslung sorge, in drey Monaten wieder zurückkehren werde. Prieur und ich waren in diese Uebereinkunft mit eingegriffen und im Passe genannt. Unsere Vorbereitungen waren bald gemacht und nach drey Tagen waren wir in Plymouth, wo ein Parlamentär nur des Generals Ankunft abwartete, um nach einem französischen Hafen zu steuern. Wir begaben uns sogleich an Bord und gingen unter Segel.

Den siebenten Mai landeten wir in Morlaix und kamen den zehnten in Rennes an, wo wir im Hotel de Brésil einkehrten. Die Luft des Geburtslandes schien dem General eine Heiterkeit zu geben, die ich, seit ich um ihn war, noch nie an ihm gesehen hatte. Seine Wunde schmerzte ihn noch immer sehr; er wollte zu schreiben versuchen, vermochte es aber nicht, sondern diktirte mir einige Briefe. Von folgenden habe ich kein einziges Wort vergessen; einige später erfolgte Begebenheiten haben meine Aufmerksamkeit auf dessen Ausdrücke zurückgeführt, indem sie mich zweifelhaft machten, ob sie in unmittelbarer Beziehung mit ihnen stünden.

An den Contreadmiral Lucas.

„Lieber General! Ich bin erst seit zwey Tagen in Frankreich und erfahre eine mir sehr angenehme Nachricht: die der von Ihnen erhaltenen Belohnung und der schmeichelhaften und wohlverdienten Worte, mit welchen das Oberhaupt der Regierung sie Ihnen angekündigt hat. „„Wenn „„alle Kapitäns, hat er gesagt, sich bey Trafalgar so wie „„Sie betragen hätten, würde der Sieg keinen Augen„„blick unentschieden geblieben seyn.““ — das weiß sicherlich niemand so gut wie ich, und ich freue mich, durch den genauen Bericht, den ich gleich nach dem Vorgang einsendete, etwas dazu beygetragen zu haben, daß man Ihnen diese Gerechtigkeit wiederfahren ließ. Jezt bleibt mir eine sehr peinliche Pflicht zu erfüllen: ich muß die Aufführung derer entschleyern, deren Betragen alle meine Anordnungen vergeblich machten, und die Vernichtung unsrer Flotte und die Demüthigung der französischen Flagge herbeyzogen. Meine persönliche Rechtfertigung, der Vortheil des Dienstes, die Ehre Frankreichs, und vor Allem seiner Seemacht gebieten unerläßlich, daß ich die Strenge auffordere, wo ich so gern nur um Belohnungen ansprechen möchte.

Vielleicht haben Sie, ehe dieser Brief in Ihre Hände kommt, schon eine Bestimmung erhalten, da ich aber bey dem Gericht, das ich fordern will, so wie auch zur Unterstützung meiner Anklage gegen die, welche unser Unglück verschuldeten, Ihr Zeugniß ansprechen werde, so beschwöre ich Sie, Ihr Möglichstes zu thun, um noch einige Tage in Paris zu verweilen — denn ich eile, Sie daselbst zu begrüßen.“

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Leipzig, Ende Jenner.

Das erste Abonnementkonzert dieses Jahres wurde mit der ersten Abtheilung von Haydn's Schöpfung und Beethovens großer Meistersymphonie C moll, (voll Heldenkraft und Siegesfreude,) eröffnet. Dazu traten die Geschwister David aus Hamburg nochmals auf. Louise D. spielte Beethovens Pianofortekonzert aus C-moll; Ferdinand D. ein Potpourrit von Spohr (B-dur). War man früher über die brillante Fertigkeit und Energie der kleinen Virtuosin erstaunt, so bewunderte man in dem Vortrag des schönen Beethovenschen Werks die Richtigkeit der Auffassung, und den Ausdruck, besonders in dem langsamen Mittelsatze, und es war damit unter den Kennern nur eine Stimme über das eminente Genie des Mädchens. Wir dankten ihr um so mehr für den Vortrag dieses Werks, da die meisten unter den neuesten Pianofortespielern die Mozart'schen und Beethovenschen Werke, den für die Klavierpartie glänzenden Stücken von Kalkbrenner, Ries, Moscheles, Czerny nachzusetzen pflegen; da doch im Gegentheil ein einfacher, charakteristischen und ausdrucksvoller Vortrag weit Wenigern erreichbar ist, als die schwierigste mechanische Kunst, obwohl diese ihnen bey dem großen Haufen Aufsehn und Ruhm verschafft. Wenn die kleine Pianistin, wie die Italiener sagen,

furore machte, so wurde wohl ihr Bruder nicht billig genug geschätzt. Denn wenn ihm auch einzelne Doppelgriffe und Bogensprünge noch nicht vollkommen gelingen, so ist doch im Vortrag seiner Cantilene etwas Solides, und diese herrliche Grundlage verdient an sich Anerkennung.

Im zweyten Abonnementskonzert hatten wir die Freude, einen der größten Tonkünstler Wiens, Hrn. Prof. Mark, auf dem Violoncell zu hören. Das Urtheil mehrerer Kenner ist, daß sein Ton noch ansprechender ist, als B. Rombergs, (wenigstens wie wir diesen zuletzt gehört haben) und sein Vortrag äußerst feurig und voller Energie. Seine Kompositionen — ein Rondo mit einleitendem Adagio und Variationen — sind brillant für das konzertirende Instrument geschrieben, ohne die zweydeutigen Töne der oberen Region allzusehr in Anspruch zu nehmen, und im Ganzen lebhaft und fröhlich — ohne doch einen höheren Anspruch als selbstständige Musikstücke zu machen. Der fast enthusiastische Beyfall, welchen dieser Künstler empfing, bestimmte ihn nachher ein eigenes Konzert im Saale des Musikvereins zu veranstalten, in welchem er wieder zwey Stücke seiner Komposition (eine sogenannte Phantasie für das Violoncell, und Variationen über ein Ungarisches Thema) vortrug, und das Aeußerste von Fertigkeit und Delikatesse auf diesem Instrumente leistete. Neben diesem spielte er auch das bekannte Potpourri von B. Romberg; ein ganzes Konzert von dieses Meisters Komposition, wenigstens ein Adagio und Allegro wäre uns willkommener gewesen, um den ausgezeichneten Konzertgeber auch noch in dem großartigen Vortrag eines durchgeführten Adagio kennen zu lernen. Doch auch so waren die Zuhörer demselben zu dem lebhaftesten Dank für seine schönen Leistungen verpflichtet.

Im dritten Konzerte dieses Jahres lernten wir einen ausgezeichneten jungen Komponisten (den fürstlich Fürstenbergischen Kapellmeister Kalliwoda) durch Ausführung seiner uns im Manuscript mitgetheilten Symphonie kennen. Je weniger Aufmunterung zu solchen großen Instrumentalkompositionen in den Verhältnissen liegt, desto mehr muß das Talent geschätzt werden, das sich für Hervorbringung derselben ausgerüstet hat; und da unser Konzertpublikum durch Gewöhnung an die größten Meisterwerke sehr schwierig geworden ist, so darf es hier wohl zum Lobe des Komponisten angeführt werden, daß sein genanntes Werk mit ungetheiltem Beyfall aufgenommen ward. Es zeichnet sich aus durch anspruchlose leichte, aber edle Formen, einen angenehmen Wechsel des Sanfteren, Kräftigen, natürliche und einem solchen Werke angemessene Melodien, fließende Stimmung, strenge und gründliche Ausarbeitung, die doch nicht im tadelnden Sinne gelehrt genannt werden darf. Wahrscheinlich wird dieses Werk hier gedruckt werden. — Dem. Queck ist als unsere Konzertsängerin von Wien, wohin sie seit mehreren Monaten, ihrer Ausbildung wegen, gegangen war, zurückgekommen, und schon einige Male, jedoch nicht mit völlig gesunder Stimme, aufgetreten, was wir um so mehr bedauern, da ihr Gesang immer von Empfindung begleitet ist, und das Mechanische desselben hörbar gewonnen hat. — Die Schöpfung von Haydn erfreute wieder jeden Musikfreund, der den kindlich einfachen Geist dieses Meisters, und das Eindringliche seiner Melodien und Harmonien liebt. In seinen Fußtapfen wandelt Neukomm, von dem wir eine Phantasie für das Orchester (Nr. 3) hörten, die jedoch für eine solche fast zu gelehrt ist. Das Opferlied von Beethoven können selbst seine Verehrer nicht preisen. Melodie und Begleitung fließt unbestimmt durcheinander, und ermüdet den Zuhörer.

(Die Fortsetzung folgt.)

Paris, 10. Jenner.

(Beschluß.)

Man hat sich mit dem Verbre derjenigen Leute begnügt, die ihr Geld vergeben hatten, ohne die erwünschten Aemter zu erlangen, und worein wahrscheinlich keiner sich würde gemeldet haben, wenn er durch Vermittlung der falschen Marquise zu seinem Ziele gelangt wäre. Ein Mann hat aufgesagt, er sey Anfangs sehr hartgläubig gewesen, und habe eine üble Meynung von dem vorgeblichen Kredit der gnädigen Frau gehabt; wie er aber ihre prächtige Wohnung gesehen, und nun rollends die gnädige Frau habe sprechen hören, so wäre bey ihm aller Argwohn gewichen. Eine besondere List der falschen Marquise war, daß sie die Leute verbate, da sie im Einverständnisse mit angesehenen Personen stehe, so wisse sie vor andern die wichtigen Staatsnachrichten, welche auf den Stand der Staatsrenten an der Börse Einfluß haben könnten; sie sey folglich im Stande, dort zur rechten Zeit glückliche Operationen zu machen; da nun die unabhängigen Zeitungen oft von diesem Vorauswissen und Benutzen wichtiger Begebenheiten gesprochen haben, und es wahrscheinlich in der That „angesehene Leute" gibt, welche diese geheime Wissenschaft klug benutzen, so meynten die Leute, auch die Frau Marquise gehöre zu der Zahl der „auserwählten Begünstigten" und nahmen keinen Anstand, ihr Geld zu vortheilhaften Börsespekulationen herzugeben. Das Geld verschwand aber, wie es scheint, meistens in den Händen der gewandten gnädigen Frau, die hernach behauptete, die Spekulation wäre übel ausgefallen, was dann auch, in Hinsicht der Leichtgläubigen, sehr richtig war. Dieß Handwerk scheint die Betrügerin über sechs Jahre lang getrieben zu haben, es würde unglaublich seyn, wenn sie nicht wirklich, wie es ihr Advokat ausgesagt hat, mit angesehenen Personen in Verbindung gestanden, und manchmal ihr Versprechen gehalten hätte. Es sollte fast scheinen, als ob sie Anfangs ihr Handwerk mit einer Art von Gewissenhaftigkeit betrieben, hernach aber vielleicht nach verlornem Kredit sich aufs Betrügen gelegt, und nur darauf gedacht habe, recht viel Geld zu gewinnen. Der königliche Anwalt bey Gerichte that, als ob er recht aufgebracht gegen die falsche Marquise sey, und trug auf eine Gefängnißstrafe von fünf Jahren, und eine Geldbuße von 500 Franken an; allein das Gericht, das vielleicht wohl wußte, was an der Sache war, verurtheilte sie zu einem zweyjährigen Gefängnisse und zu fünfzig Franken Geldbuße; von Entschädigung derjenigen, denen sie das Geld abgeschwatzt hatte, war keine Rede, wahrscheinlich weil kein Geld bey ihr vorhanden ist. Somit wäre eine Kriminalsache beendigt, die wichtige Aufschlüsse über das Aemtererschleichen würde geliefert haben, wenn solche Prozesse mit der gehörigen Energie und der Freymüthigkeit betrieben würden.

D g.

Auflösung des Räthsels in Nr. 42.
Der Bär im Wirthshausschilde am Wege.

Scherz- und Wortspielräthsel.

Anfrage der Frösche.

Wir Barden in dem Sumpf, die draußen insgemein
Als rohe Gesellen sie verschrey'n;
Wir sind es nicht, und bitten um die Ehre
Zu rathen, unser löblicher Verein —
Zu welcher Kirch' er wohl gehöre.

— o —

Beylage: Intelligenzblatt Nr. 8.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Nro. 49.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 27. Februar 1826.

Sind's Räuber, die ihn feig erschlagen?
That's neidisch ein verborgner Feind?

Schiller.

Einige Bruchstücke aus den Memoiren des Robert Guillemard, verabschiedeten Sergenten.

(Fortsezung.)

Der General wollte wirklich nur zwey Tage, um sich auszuruhen, in Rennes bleiben und am dritten nach Paris abreisen, wohin ich ihn begleiten sollte. Diese beyden Tage verflossen, ohne irgend etwas Bemerkenswerthes herbeyzuführen. Der General ging wenig aus, schien sehr mit seinen Gedanken beschäftigt und ich verließ ihn fast gar nicht. Seine kleinen Reiseanstalten waren gemacht, er hatte eine Chaise gekauft, die Koffer waren aufgepackt, und wir sollten den dritten Tag auf das früheste abreisen.

Den Nachmittag vor dieser Abreise kamen vier Leute in den Gasthof, mit Schnurrbärten und in bürgerlicher Kleidung, der sie jedoch nicht gewohnt zu seyn schienen; auch ihre Betonung, ihre Manieren, ihre dunkle Gesichtsfarbe überzeugten mich im ersten Augenblick, daß es keine Franzosen waren. Der Eine von ihnen machte mir eine Menge anfangs gleichgültige Fragen, nachher aber in Beziehung auf den General. Wie er hörte, daß er morgen abzureisen gedenke, drückte er Verwunderung aus und erkundigte sich darauf eifrig nach der ganzen Lebensweise desselben, ja sogar nach der Einrichtung seines Zimmers. Später ist mir dieser Umstand sehr aufgefallen; damals sah ich nur die Neugierde in ihm, die sich gern mit den geringsten Handlungen eines, nur einigermaßen berühmten Mannes beschäftigt. Ich antwortete unbedenklich, denn ich sah keine Wichtigkeit dabey.

Wie der Mensch mit seinen Fragen fertig seyn mochte, ging er fort, kam aber nach einer halben Stunde mit einem Manne zurück, dessen Aeußeres mir auffiel. Dieser war ein Franzose, wenigstens kündigte ihn eine stark betonte Aussprache als Südländer an, ich glaubte sogar zu unterscheiden, daß er in der Rouergue zu Hause seyn müsse. Er mochte zwischen vierzig und fünfzig seyn, klein, grauköpfig, mit gepudertem Haar, kleinem, kurzen, spitzen Zopf, unedeln Zügen, lebhaftem durchdringendem Blicke, einer den Trunk verrathenden Gesichtsfarbe und dünnen schwachen Beinen. So sah dieser Mensch aus, den ich seitdem wieder gesehen habe, dessen widriges, niedriges Aeußere ich aber ohnehin nie vergessen hätte. Anfangs betrachtete er mich von Kopf zu Fuß, dann that er mir mit einem vornehmen Wesen alle Fragen, die ich schon den andern beantwortet hatte, und eine Menge andere dazu; auch, ob unsere Abreise auf morgen wirklich bestimmt sey? Ich bejahte es, und er begab sich mit dem, welcher ihn herbeygeführt hatte, wieder fort, wobey er lebhaft und leise mit ihm sprach. Die drey Andern gingen ihm nach, alle bezeigten ihm Achtung und Ehrfurcht. Nach einer Stunde kamen sie in den Gasthof zurück, begaben sich in ein Zimmer, hatten lange Unterredungen und trennten sich endlich.

Der General, da er sehr früh abreisen wollte, ging um zehn Uhr zu Bett. Prieur brachte, um die Pferde recht früh anschirren zu lassen, die Nacht auf der Post

Digitized by Google

zu. Ich half dem General beym Auskleiden, er beschäftigte mich noch einige Augenblicke, und verabschiedete mich mit der Bitte, mein Licht brennen zu lassen, seine Thüre nicht zu verschließen, und ihn, sobald Prieur gekommen seyn würde, zu wecken. Ich begab mich in meine Schlafkammer, die eine Treppe höher gelegen war, und nach zehn Minuten lag ich in tiefem Schlaf.

Plötzlich erweckte mich ein großer Lärm, der mir von des Generals Zimmer her zu kommen schien. Es ward lauter, verworrene Stimmen kamen hinzu, bald ließ mir Schmerzensgeschrey keinen Zweifel — ich stürzte aus dem Bett, ergriff das Licht und einen Säbel, den mir der General in Morlaix gekauft hatte, und eilte die Treppe herab nach seinem Zimmer. Sehr deutlich hörte ich die eilenden Schritte mehrerer Menschen und sah unter mir den oben beschriebenen Mann, der den Abend vorher mit mir gesprochen hatte und jezt behende in's Erdgeschoß hinabstieg. Seitdem ist es mir aufgefallen, daß seine Kleidung unverändert war, er sich also gar nicht ausgezogen hatte. Ich fühlte mich versucht, ihm nachzueilen, allein ein stärkerer Drang trieb mich zu dem General, dessen Zimmerthüre aufstand; ich trat ein und fand den Mann, den die Kugeln bey Trafalgar verschont hatten, blaß und blutend auf seinem Bett, seine Decke und Kissen am Boden umher. Zuckend und todtenbleich sträubte er sich noch gegen die Schmerzen des lezten Moments, er erkannte mich, versuchte vergeblich sich aufzurichten, sprach einige unzusammenhängende Worte, von denen ich nur Kommissär oder Sekretär verstehen konnte, und hauchte den Geist aus, ehe ich daran denken konnte, ihm Hülfe zu verschaffen. Fünf tiefe Wunden waren in seiner Brust, und kein Dolch, keine Waffe ward um ihn her gefunden. Nun rief ich und schellte aus allen Kräften; unverzüglich füllten die Wirthsleute, die anwesenden Gäste das Zimmer; die Bewegung war ungeheuer und die erste, einzige Ansicht die, daß der General von Mördern überfallen worden sey. — Und doch sah ich ihn mit eben so vielem Erstaunen als Schmerz an demselben Tage ohne Feyerlichkeit und Begleitung begraben, ja im seltsamsten Widerspruch mit dem Gerede in der Nacht, hörte ich sagen: er habe sein Leben selbst verkürzt, und sich durch fünf Dolchstiche getödtet. So oft ich den Mund öffnete, meine Gedanken über diesen Gegenstand zu äußern, weigerte man sich mir Gehör zu geben, und lenkte das Gespräch ab. Von dem kleinen Mann und seinen vier Spießgesellen konnte ich nichts erfahren; man umging es mir zu antworten, und wollte meinen Zweifeln kein Gehör geben. Späterhin habe ich mich selbst gewundert, daß ich meine Nachforschungen nicht weiter trieb, daß ich die Polizey nicht zu unterrichten versuchte; allein wenn der Leser bedenkt, wie sehr mir damals alle Erfahrung fehlte, und wie schnell ich Rennes zu verlassen genöthigt war, so wird er mein Betragen begreifen. Der Tod des Generals hatte mich auch so unendlich betrübt, daß ich während mehreren Tagen gar keines Nachdenkens fähig war. Ich beweinte ihn als das Opfer eines Verbrechens, dessen Ursache mir verborgen war, wie einen Wohlthäter — denn gewiß wäre er mir das geworden, und war es ja schon, indem er mir das harte Schicksal ersparte, zehn Jahre lang auf den englischen Pontons zu verseufzen.

Diese Begebenheit hätte auf mein Schicksal wirken sollen, ich glaube aber, daß ich mein Leben, oder wenigstens meine Freyheit dem Umstand zu danken hatte, daß man mich für völlig nichtsbedeutend hielt.

Noch am Todestag des Generals wurden alle seine Habseligkeiten und alle seine Papiere versiegelt und — ich weiß nicht wohin geschickt; ich erhielt aber Tags darauf von dem Kriegskommissar eine Marschroute nach dem Depot meines Regiments, welches sich damals in Paris befand, machte mich noch am selben Tag auf den Weg, und kam den 19. Mai daselbst an.

(Die Fortsetzung folgt.)

Notizen aus Graubünden.

(Fortsezung.)

2. Andeer und Bündens romanische und ladinische Mundarten (die rhätische Sprache).

Andeer hat eine Meerhöhe von 3042 Fuß. Oestlich erhebt sich das Gebirge Tschera, westlich der Piz Beyan. Im Anfang des achtzehnten Jahrhunderts wurde hier aus dem Rheinsande Gold gewaschen. Der so dienstfertige und gefällige, jezt achtzigjährige Pfarrer zu Andeer, Herr Matthias Conradi, hat sich um die romanische Sprache seines Volkes sehr verdient gemacht. Schon 1784 gab er ein romanisches Gesangbuch, welches unter andern auch die Gellertschen und Lavaterschen Lieder übersezt enthält, heraus, das seitdem in den meisten protestantisch-romanischen Kirchen Graubündens eingeführt worden ist. Im Jahr 1820 erschien von ihm: Praktische deutsch-romanische Grammatik und 1823 Dictionar da Tasca dilg Linguaig romansch tudesc, oder Taschenwörterbuch der romanisch-deutschen Sprache, beyde Werke zu Zürich (bey Orell, Füßli und Komp.) verlegt. Der preußische Staatsminister, Herr Wilhelm von Humbold, der den Verfasser zu dieser Arbeit sehr ermuntert hatte, weßwegen derselbe auch lezteres Werk diesem Sprachforscher widmete, hat, so wie viele andere Gelehrte und Geschichtskenner, lebhaften Antheil an den Untersuchungen über diese uralte rhätische Sprache genommen, und die Abstammung vieler romanischen Wörter dem Herrn Conradi mitgetheilt. Livius ist der erste unter Roms Schriftstellern,

Digitized by Google

welcher von der rhätischen Sprache redet. Er sagt (L. 1. cap. 2; L. V. c. 34; L. IX. c. 36.), daß die Rhätier zu seiner Zeit (Livius lebte 500 Jahre nach der Auswanderung der Etrusker aus Italien) ihre alten Sitten dergestalt verloren hätten, daß sie nichts als den Sprachton, und auch den nicht unverdorben, besäßen. Seitdem die Tuscier in die Alpen geflohen, vermischten sich mit ihnen Gallier oder Celten, dann Römer, Longobarden, Gothen, Allemannen und Franken. Obgleich ihre Sprache ein Gemisch werden mußte, so erhielten sich doch wohl viele Ueberbleibsel der Sprache Latiums und Hetruriens in der Mundart der Rhätier, welche ganz abgeschieden die verborgnen Hochthäler Bündtens bewohnten.

Die größere Hälfte der Volksmenge von Graubünden und im Tirol, die Einwohner des Gredenthals, von Ennenberg, der Abtey Beutelstein, des Hintergrundes im Pusterthal und die alten Leute in Tauersthal sprechen die rhätische Sprache. In der Benediktinerabtey Disentis, welche im siebenten Jahrhundert gestiftet wurde, befanden sich uralte Schriften, z. B. Zins- und Gerechtigkeitsrödel, das Testament des Bischofs Thello, Uebersetzungen der vier Evangelisten und der Lebensbeschreibungen der Altväter, der Regel des heil. Benedikt und des römischen Märtyrerbuches; ferner Todtenverzeichnisse, Gerichtsordnungen und Eidschwüre, Lebensbeschreibungen von Heiligen, der Pipine, Karls des Großen und anderer; Urkunden und Aufsätze von Klostergeistlichen über mancherley Gegenstände, Kirchengesänge, Gebete, Schauspiele; eine Reisebeschreibung des Abt Jakob Bundi nach Jerusalem im sechszehnten Jahrhundert; Volkslieder, geistliche und weltliche Reden aus dem vierzehnten und fünfzehnten Jahrhundert; eine Chronik der Landesbegebenheiten; naturhistorische Aufsätze und Beschreibungen der Alpenreisen des noch lebenden würdigen Konventual, Herrn Placidus a Specha u. s. w. Diese kostbaren Ueberreste, von denen Manche aus dem achten Jahrhundert stammten, die uralte Ausdrücke und Redensarten enthielten, welche jedoch unveraltet waren, denn man las und verstand sie vollkommen, wurden im Jahr 1799, als im Mai die Franzosen das Kloster anzündeten, ein Raub der Flammen.

Die rhätische Sprache theilt sich in zwey Haupt-Mundarten, in jene der Quellen des Vorder- und Mittelrheins, das Romanische, und in jene der Quellen des Inn und der Etsch, das Ladinische. Die romanische Mundart, welche wieder in zwey Dialekten geredet wird, nennt sich die antiquissima lungaig da l'aulta Rhaetia, die uralte Sprache von Hohen-Rhätien. Sie nähert sich dem Altbritannischen, Altfranzösischen, Portugiesischen und Spanischen der Katalonier und Basken, und das Italienische versteht ein Romaner leicht. Sie liebt Kürze im Vortrage, Wohlklang in der Poesie, ist äußerst genau in der richtigen Zügung der Versifikation und schneidet oft Sylben weg und sezt andere hinzu. Im Ganzen aber ist diese Sprache wortarm *).

Seitdem die Reformation sich unter den romanischen Volksstämmen Bündtens verbreitet hatte, wurde die rhätische Sprache von den protestantischen Geistlichen nicht blos auf den Kanzeln eingeführt, sondern auch zu Druckschriften benuzt. Das erste gedruckte Buch in dem Ladin des Engadinerthals war eine Uebersetzung des Katechismus von Joachim Binfrun oder Biveron (Tuschet genannt) aus Samaden verfaßt, welche 1551 erschien. Derselbe Verfasser ließ im Jahr 1560 eine ladinische Uebersetzung des NeuenTestamentes auf eigene Kosten zu Poschiavo drucken.

(Der Beschluß folgt.)

---

*) Für manche Gegenstände ist sie dagegen reich an Ausdrücken, z. B. Schneeflächen: Nevadas. — Eismassen Glacars. — Schnee der Lauinen: Lavinas und Vadraes. — Spälte in Schnee und Eis: Nevesas und Glaceras. — Stäubender Schnee: Konlla. — Fester Schnee: Somada. — Weicher Schnee: Pfundrada. — Alter, aber aufgewässerter Schnee: Marsaunar.

Korrespondenz-Nachrichten.

Leipzig, Ende Januar.

(Fortsetzung.)

Die Bühne wurde in diesem Jahre mit einem Glückwunsch der sieben Mädchen in Uniform eröffnet. Man ist hier schon an die leidigen Gratulanten in Ueberfluß gewöhnt, so daß das Publikum auch einer Kunstanstalt eine solche captatio benevolentiae durch liebenswürdige Bevoste nicht eben übel nimmt. Unter den Vorstellungen im reitirten Schauspiele zeichne ich Romeo und Julie aus, welches hier wieder nach einer, dem Original mehr nahe kommenden Ordnung in die Scene gesezt worden war. In der Aufführung habe ich nur theilweise Gelungenes gefunden. Zuerst was Romeo anlangt, so besizt Hr. Devrient in seiner Individualität gar Vieles, was ihn für diese Rolle fähig macht, und was schon zu anderer Zeit herausgehoben worden ist. Seine Liebe zu Rosalinden, in welcher der große Dichter die erste Regung einer Leidenschaft im jugendlichen Herzen darstellt, die ihren wahren Gegenstand noch nicht gefunden hat; dieses schwärmerische Schmachten, das ihm selbst noch unbegreiflich ist, und als Ahnung des Herzens, und gleichsam als die Dämmerung auf den reinen Sonnenglanz der Liebe vorbereitet, ferner die Berührung von dem ersten Eindruck der wahren Liebe, das kühne Wagen und den Trop der Leidenschaft (z. B. in der Scene, in welcher er seine Verbannung erfährt) sind gelungene Momente dieser Darstellung. Minder gelungen sind die Momente, in welcher sich die entflammte Neigung verräth und austauscht. Es scheint schwerer, das Glück der Liebe zu schildern, als ihre Leiden. Hier sehe ich zu viel Anstrengung und Absicht, zart zu seyn und dem Zuschauer deutlich zu werden. Dieß gilt auch von der übrigens edeln und korrekten Darstellung der Julie durch Mad. Genast. Die Ballscene (welche Hr. D. ebenfalls in der Maske des Pilgers — verleitet durch ein Gleichniß — spielt) wird von Beyden viel zu künstlich und bedächtig vorgetragen: doch gestehe ich, daß es schwer seyn mag, in so wenigen Zü-

Digitized by Google

gen die ganze Beredtsamkeit dieses ersten Moments einer wahren Herzensvereinigung zu schildern. Aber diese flüchtig vorüberschreitende Erscheinung ist es eben, welche den Geliebten in der darauf folgenden Nachtscene um so mehr zwischen Traum und Wachen schwebend erhält. In der eben genannten Scene finde ich auch von Seiten der Darstellerin der Julie zu viele Anstalten, nicht das reine Selbstvergessen, den unbesonnenen Rausch der jugendlichen Liebe, der, wie in der Folge sich zeigt, das Aeußerste wagen läßt. Selbst das Herümwenden der ganzen Figur auf dem Balkon, und das Winken hinter die Scene (bey den Worten, wo die Wärterin ruft) ist in dieser Situation störend, da der Geliebte vor ihr steht; Julie hat hier kaum Zeit, mit einer flüchtigen Kopfwendung die flüchtigen Worte der mahnenden Amme zurückzurufen. In der Scene, wo Julie das Gift nimmt, kämpft die Darstellerin hörbar mit ihrem Organ; der Richtigkeit ihrer deklamatorischen Auffassung aber muß man fast überall Gerechtigkeit widerfahren lassen. — Die Darstellung des Menutio (durch Hrn. Stein) bestand aus zwey sehr ungleichen Theilen; im ersten zeigte sich M. gar zu sehr als Poltron und Bramarbas, es fehlte ihm die genialе Leichtigkeit des Humors, die diesem Charakter angehört, und ihn gleich in der originellen Schilderung der Frau Mab bezeichnet; die zweyte, gelungene war die Scene des tödtlichen Zweykampfs, wo eben jene Keckheit des Humors, der selbst den Sterbenden nicht verläßt, am höchsten emporsprüht, und den Eindruck des Tragischen erhöht, dem er beygesellt ist. Recht gut und an seinem Platze fand ich Hrn. v. Zieten, in der Rolle des schwachmüthigen Vaters Capulet, in der Scene, wo er mit der Tochter zankt, und auf die Heirath mit dem Grafen Paris dringt. — Da Herr Fink, der sonst seine dramatischen Aufgaben wohl zu durchdenken pflegt, bey der Vorstellung, deren ich mich hier erinnere, kränklich war, so darf ich nichts über seine Darstellung sagen. Daß Tybalt ein roher Brausewind ist, ist offenbar, und dieß hatte Hr. Burkhart auch gefaßt; aber in Hinsicht des Sprechens müssen wir ihn vor einem polternden Tone, und einer monotonen Hebung der Stimme warnen, die auch in seinen andern Rollen wiederkehrt, und aus dem Bestreben nach Nachdruck hervorgegangen zu seyn scheint. Die Zierlichkeit des Grafen Paris (Hr. Streit) bewegte sich noch nicht mit der dem Grafen geziemenden Unbefangenheit, die jedoch dem Anfänger nicht gleich zu Gebote steht.

Bey Gelegenheit des Makbeth will ich bemerken, daß sich ein unschuldiger Witzling das Vergnügen gemacht hat, ein poetisches Bild, dessen ich mich in diesen Blättern, in Beziehung auf eine musikalische Figur in Spohrs neuer Ouvertüre zu jener Tragödie bedient habe, nach Shakespears Ausdruck zu Tode zu hetzen. Ich sage: diese Ouvertüre beginne mit einer mehrmals wiederholten Figur, welche ein geheimes Grauen zu erregen fähig ist. Der Witzling erwiedert, daß das Grauen bey einem mehrmaligen Wiederholen leicht nachlasse. Ihm scheint unbekannt, daß ein solches Grauen auch durch den Eindruck einer einförmigen Bewegung hervorgebracht werden kann, und von vielen großen Meistern auch dadurch bewirkt worden ist, (Beethoven, Cherubini); es kommt nur darauf an, ob diese Einförmigkeit unwillkührlich, und in gegebnem Falle Mangel der Phantasie ist, und ob sie in eine höhere Mannichfaltigkeit aufgenommen, im Fortgange des Ganzen wieder verschwindet, oder ob sie Intention des Künstlers ist, und die Phantasie — wo welche vorhanden ist — beschäftigt. Daß Spohr sich sonst wohl zu oft an gewisse Figuren hängt, lasse ich fallen; denn es gilt für den gegenwärtigen Fall, nach meiner Ueberzeugung, nicht. Ferner lächelt der Witzling vornehm über den Ausdruck: „es ist, als sähe man schauervolles Gewürm am Boden kriechen, welches dem Hohen nachstellt.“ Er weiß also wohl nichts davon, daß, wenn eine Instrumentalmusik recht lebendig wirkt, vor der Einbildungskraft — gleichsam entsprechende Bilder entstehen, auf welche Weise unter andern auch der geistreiche Apel, die bekannte poetische Deutung der Es-dur-Symphonie von Mozart entstand. — Endlich sagt der namenlose Bemerker, um seinen Anspruch auf Berichtigung meines Urtheils geltend zu machen, er habe jene Ouvertüre auch gehört. Will er mich in der That überzeugen, daß er sie nicht blos gehört hat, sondern auch ein Urtheil darüber fällen kann (wozu doch nicht blos ein — präsumtiv-gesundes Gehör erforderlich ist), so muß er erst eine größere Kenntniß der Sache verrathen, oder sich nennen, damit ich die Segel vor ihm streichen kann, wenn er das ist, wofür er sich auszugeben scheint, widrigenfalls es mir frey steht, seinen Zweifel an Spohrs Phantasie, über deren Schranken in Hinsicht der melodischen Erfindung ich mich selbst an andern Orten bestimmter erklärt habe, als eine andere nachgesprochene Rede anzusehen, durch welche ein Namenloser das Verdienst eines ausgezeichneten Mannes, wie dieser Komponist ist, schwerlich gefährden möchte.

Ich kehre zu einigen andern Schauspielen zurück, welche in diesem Monat auf die Bühne kamen. Dazu gehört Jüngers ergötzliches Intriguenstück: Er mengt sich in Alles. Die Wiedereinführung desselben auf unsrer Bühne halte ich nicht für gelungen, das Meiste kommt auf die Rolle des Plumper an. Dieser muß zwar in seiner Einfalt ergötzlich seyn; aber es läßt sich nicht denken, daß seine Tölpelhaftigkeit den jungen Männern, die darüber scherzen, aber doch mit ihm umgehen, erträglich seyn würde, wenn sie sich so äußerte, wie sie hier sehr übertrieben dargestellt wurde, und daher in's Niedrige fiel. Mad. Genast war in der muntern Rolle äußerst leicht und gefällig; Hr. v. Zieten in der des geldsüchtigen alten Onkels wahrscheinlich nicht recht einheimisch. Denn das ihm in solchen Rollen gewöhnliche Zaupeln an Händen und Füßen stellte sich gleichsam unwillkührlich ein. Da ich von solchen Angewöhnungen einmal spreche, so will ich von einem andern Schauspieler noch erwähnen, daß er in Darstellung junger Männer eine äußerst befangene, ja ich möchte sagen steifmoderne Haltung des Oberkörpers annimmt, und den Kopf immer zwischen die Schultern zieht, wodurch die sonst angenehme Erscheinung an edlem, freyem Ausdruck verliert; eben so unangenehm ist ein gewisses Affektiren in der Sprache, die besonders den I Laut betrifft. Dieß fand ich bey demselben Schauspieler in dem Lustspiel der Unschuldige muß viel leiden. Außer den angeführten wurde kein neues oder neueinstudirtes Schauspiel in diesem Monat gegeben. Von Opern nahmen noch die Aufmerksamkeit in Anspruch: Euryanthe, Faust, Berggeist, Fräulein vom See, Opferfest.

(Der Beschluß folgt.)

München, 15. Febr.

Gestern wurde auf dem königlichen Hoftheater zum ersten Male: Stolz der Geburt, und Stolz des Glücks, oder: der Kaufmann von Hamburg, ein Charaktergemälde in fünf Aufzügen, von Herrn von Plön gegeben, welches mit ausgezeichnetem Beyfalle aufgenommen wurde. Der Herr Verfasser und Herr Vespermann, welcher die Rolle des Kaufmanns von Hamburg meisterhaft durchführte, wurden am Schlusse einstimmig gerufen. Es ist nicht zu zweifeln, daß dieses Stück in ganz Deutschland eine nicht minder vortheilhafte Aufnahme finden werde.

Beylage: Kunstblatt Nr. 17.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Nro. 50.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, 28. Februar 1826.

Wenn's auch die ganze Welt nicht glaubt, so glaubt es doch die Hälfte.

Hebräisches Sprüchwort.

Einige Bruchstücke aus den Memoiren des Robert Guillemard, verabschiedeten Sergenten.

(Fortsetzung.)

Einige Tage darauf befahl mir der Sergent-Mayor, bey dem Zehn-Uhr-Appel aus der Linie zu treten und ihm zum Major zu folgen; ich fand bey diesem einen Bataillons-Chef, der mir, nachdem er mich um meinen Namen befragt, mit ihm zu gehen befahl. Er stieg in einen sehr schönen, vor der Kaserne haltenden Wagen, mußte aber dem Zeichen, das er mir machte, gleichfalls einzusteigen, einen bestimmten Befehl hinzufügen, ehe ich mich dazu entschloß. Ich war nicht ohne Sorge über eine Begebenheit, die so seltsam begann, und das strenge Stillschweigen des Offiziers war nicht geschickt, mich zu beruhigen. Die Schnelligkeit unsrer Fahrt vermehrte meine Unruhe, denn ich gestehe, daß ich mich zum ersten Mal in meinem Leben in so einer glänzenden Kutsche befand, und selbst den Gebrauch eines Miethwagens nur der Beschreibung nach kannte. Man ließ mir nicht Zeit, lange Betrachtungen anzustellen, nachdem wir über einen großen Platz gefahren waren, hielten wir an einem großen Pallast, vor dem mehrere Wachtposten aufgestellt waren — es waren die Tuillerien, die ich noch nicht gesehen hatte; wir stiegen aus, der Bataillons-Chef führte mich in eine Wachtstube und befahl mir, hier zu warten. Die dunkle Furcht, die ich gleich anfangs empfunden, ward mit jedem Augenblick größer, und so wartete ich während zwey Stunden, ohne zu wissen, ob ich frey sey oder unter Aufsicht des Wachtpostens, dessen Soldaten übrigens wenig auf mich Achtung zu geben schienen. Endlich trat ein junger Ingenieur-Oberster eilig ein und rief: Guillemard! Hier, antwortete ich und folgte ihm. Er führte mich durch viele Zimmer bis in einen Saal, wo er mir zu warten befahl; nach einer halben Stunde — so kam es mir vor, ich war aber freylich ganz verworren — steckte er den Kopf aus der Thür, durch welche er fortgegangen war, winkte mir und ich trat in ein Zimmer, wo er in demüthiger Stellung hinter einem mit Schreiben beschäftigten Manne stehen blieb. Ich stand ebenfalls und nicht wenig verlegen, aber es gab niemand auf mich Acht. Nach einigen Minuten stand der Mann rasch auf und sagte zu dem Offizier: „Lassen Sie uns allein." Dieser machte eine tiefe Verbeugung und verließ das Gemach. Dieses Wort, die Bewegung, die es begleitete, die Ehrerbietung des Offiziers, erfüllten mich plötzlich mit der Ueberzeugung, ich stehe vor dem Kaiser. Er wendete sich jezt zu mir, und unerachtet meiner Verwirrung erkannte ich die Züge, den Ausdruck, der damals dem Herzen aller Soldaten eingegraben war. Nachdem er mich flüchtig betrachtet, sagte er: „Wie heißt du?" Ich hatte in diesem Augenblick meinen Namen fast vergessen und war so bewegt, daß ich den Mund öffnete, ohne antworten zu können. Er wiederholte seine Frage mit einem so gütigen Ton, daß ich den Muth bekam, meinen Namen zu stottern. „Warst du mit dem Admiral Villeneuve in Rennes?" — „Ja, General," denn ich wußte noch nicht, daß man ihn Sire nenne. „Was weißt du von seinem Tod?" — „Vieles," antwor-

Digitized by Google

tete ich mit einer stets zunehmenden Zuversicht. Er drückte mit einer Bewegung Verwunderung aus, und befahl mir, alle Umstände dieser Begebenheit zu erzählen. Mein Bericht war ohne Zweifel nicht sehr beredt, allein wahr und umständlich. Während ich sprach, ging der Kaiser mit verschlungenen Armen langsam im Zimmer auf und ab, verschiedene Male stand er still, um schärfer zu hören, wie ich aber von fünf Menschen sprach, die ich an dem Tod des Admirals Schuld zu haben glaubte, und den, welcher mir ihr Rädelsführer zu seyn schien, schilderte, blieb er plötzlich stehen, unterbrach mich und fragte rasch: „Würdest du ihn wieder kennen?" — „Ja, General." Der Kaiser stampfte mit dem Fuß und ging ein Paar Mal zornig auf und ab, schellte und sagte zu einem Offizier, der herein trat: „Decrés soll kommen." Mich führte man indeß in den anstoßenden Saal. Nach einer Viertelstunde trat ein Contre-Admiral ein, der sogleich eingeführt wurde; bald darauf berief man mich, und ich erkannte, daß es der Marine-Minister war.

Der Kaiser, welcher jezt viel finsterer aussah, befahl mir, meinen Bericht zu wiederholen; nach meinem letzten Wort wendete er sich zu dem Minister und sagte: „Sie hören es: es soll untersucht werden, sprechen Sie mit Fouchet, diese Leute sollen vor Gericht gezogen werden." Der Minister nahm das Wort, um zu bemerken, daß die Aktenstücke bewiesen, daß ich im Irrthum sey; allein der Kaiser ließ ihn nicht aussprechen, sondern rief: „Genug, thun Sie was ich sage." Der Minister begab sich hinweg, und der Kaiser machte mir ein Zeichen, dasselbe zu thun. Wie ich schon in der Thüre war, fragte er: „Woher bist du?" — „Von Sisteron." — „Bey Toulon?" — „Ja, Sire," denn so hatte ich ihn nun von dem Minister nennen hören. „Ja, ja! ich bin während der Belagerung hinaufgestiegen, um die englischen Positionen zu übersehen. Das ist ein Signalposten, ein Adlersnest. Wer ist dein Vater?" — „Notar und Maire des Dorfs," antwortete ich wohlgefällig. „Wie lange dienst du?" — „Dreyzehn Monate." — „Das ist wenig, aber mach' nur fort. Jezt gehe. . . ."

Ganz entzückt ging ich in meine Kaserne. Ich meynte noch am selben Tage Korporal werden zu müssen, den Tag darauf Sergent und so fort und fort, von des Kaisers letztem Blick zu allem befördert. Allein aller Vortheil, der mir daraus entstand, ist das Andenken, das ich von ihm bewahrte. Die glänzenden Hoffnungen, mit denen ich mir einige Tage schmeichelte, scheiterten ohne Zweifel an den Geschäften des Kaisers, der eben im Begriff war, einen neuen Feldzug zu eröffnen.

Vor Kurzem las ich in O'Mearas Memoiren, daß ihn Napoleon auf St. Helena sehr lange von dem Tod des Admirals unterhalten und ihm begreiflich zu machen gesucht habe, wie es diesem habe gelingen können, sich mit sechs Dolchstichen zu tödten. Es fällt mir nicht ein, die Wahrhaftigkeit des irländischen Arztes zu bezweifeln, allein dann hatte Napoleon seine Ansicht sehr geändert, oder die Umstände meines Berichtes, der ihn doch zu überzeugen und den größten Eindruck auf ihn zu machen schien, gänzlich vergessen.

Drey oder vier Tage nach diesem Verhör begegnete ich auf den Boulevards dem erwähnten Menschen aus Rennes. Er trug eine himmelblaue Uniform mit rothem Kragen und silberner Stickerey. Ohne mich zu bemerken, ging er neben mir vorbey — wie sehr wünschte ich, ihn vor meinem Verhöre beym Kaiser begegnet zu haben! Den ganzen Tag war ich unentschlossen, ob ich mich einem meiner Obern entdecken solle, ging auch den folgenden Tag zu meinem Major, den ich aber nicht zu Hause fand — und vielleicht war es mein guter Engel, der mich verhinderte, weitere Schritte in dieser Sache zu thun.

(Die Fortsetzung folgt.)

Notizen aus Graubünden.

(Beschluß.)

3. Splügen im Rheinwaldthal und seine Forstwirthschaft.

Splügen ist der Hauptort des hochgelegenen Rheinwaldthales, am südlichen Fuß des Stockalper-Horns und hohen Kalkberges, am Ufer des Hinterrheins, 4642 Fuß über dem Meer und an dem Scheidungspunkt der beyden Hauptstraßen nach Italien über den Splügen- und Bernhardino-Paß gelegen. Dieser Stapelplatz von zwey so gebrauchten Handelswegen zwischen der Schweiz, Deutschland und Italien, mitten in den Hochalpen, am Fuß wilder und durch Schneestürme, Lavinensturz und Felsenbrüchen so gefährlichen Gebirgen, welche alljährlich von 20 bis 25,000 schwer beladenen Pferden überstiegen wurden, gab diesem Alpendorfe ein mannigfaltiges Leben des Verkehrs und Wohlstandes und hatte für den Handel überhaupt wegen des pflichtvollen Eifers der hier wohnenden Spediteurs, und nicht weniger für die Reisenden, welche die wilden Päße ohne Unfall übersteigen wollten, eine wichtige Bedeutung. Der Unglücksfälle hatte es seit Jahrhunderten viele gegeben, die Erinnerung rückte weit auseinander liegende Ereignisse zusammen, und die Einbildungskraft der Zuhörer malte sich die Grauen mit so lebendigen Farben, daß bey dem Gedanken an Splügen und Bernhardino Angst aufstieg und mit Unruhe von der fernen Familie die Nachricht erwartet wurde, ob Vater, Sohn, Mann oder Freund glücklich den Berg passirt habe. Nicht selten geschieht es, daß die Reisenden in Splügen ein bis drey Tage aufgehalten werden, ehe sich der Schneesturm legt und ehe der unter diesem Schnee liegende Weg so weit wieder geöffnet ist,

Digitized by Google

daß es möglich wird, fortzukommen. Das Wirthshaus in Splügen, Bodenhaus genannt, ist sehr gut, und von dieser Seite kann sich der Fremde, der hier festgehalten wird, trösten. Von Splügen geht es unmittelbar auf den Splügen-Paß, aber der Fuß des Bernhardino-Passes ist auch zwey Stunden entfernt.

Ob Splügen, Speluga, seinen Namen von Specula, Wartthurm, oder vom rhätischen Splüja, ohne Aehren, erhalten haben mag, läßt sich wohl nicht ausmitteln. Ein solcher Wart- und Beobachtungsthurm steht wirklich noch jetzt nicht weit von Splügen am Wege nach Suvers und der Rofflen und wird zur Burg genannt. Ob gleich das Thal sehr hoch liegt, so ist es doch nicht ohne Aehren, denn Gerste reift, mit Ausnahme von seltenen Jahrgängen, gewöhnlich.

Das Rheinwaldthal (im Rhätischen Val Rhein, Val de Rhein), worin Splügen liegt, ist in mancher Rücksicht sehr merkwürdig. Das Gebiet desselben hat von Osten nach Westen eine Länge von fünf bis sechs Stunden, und von Norden nach Süden eine Breite von drey bis vier Stunden, wovon aber der Thalboden nur drey Stunden lang und eine Viertelstunde breit erscheint. Von allen Seiten ist es von hohen Gebirgen ummauert, die sich 2420 bis 5660 Fuß erheben. Da nun die Thalebene zwischen 4620 bis 4770 Fuß über dem Meer liegt, so erreichen die Rheinwaldgebirge die absolute Meerhöhe von 7040 bis 10280 Fuß. Mehrere der das Thal einfassenden Berge bieten von ihren Höhen außerordentliche Fernsichten dar. Das schöne pyramidale Schnee- oder Tambohorn, 9815 Fuß über dem Meer, sieht man sehr deutlich vom Domthurm zu Mailand und von vielen andern Gegenden der Lombardey. Seine Ersteigung vom Splügen aus ist freylich etwas gefährlich, man braucht dazu drey bis vier Stunden, aber die Aussicht über den Comersee, den Langensee, die Lombardey nach Süden, über den Bodensee und Schwaben nach Norden und über zahllose Felsen und Gletscher, ist von diesem Alpenhorn sehr merkwürdig. Aus diesem Hochthal des Rheinwalds gibt es nur einen einzigen leichten Ausgang, und zwar gegen Nord-Ost stromabwärts nach Suvers und nach dem Rofflaschlund; an allen andern Seiten muß man Gebirgshöhen ersteigen, und zwar an der südlichen Kette den Splügen- und Bernhardino-Paß, 1813 bis 1814 Fuß über die Thalfläche, und in der nördlichen Kette den Callendari-Paß (der ins Savienthal führt), den Löchli- oder Walischer- und den Valserberg-Paß (welche beyde in das Lugnetzerthal leiten), 2400 Fuß über dem Thalboden erhaben.

Der Winter dauert im Rheinwaldthal neun Monate. Am Ende Juni schießt das Gras empor, und im August wird die Heuernte gemacht. Der Flachs gedeihet schön, und Erbsen und Gerste reifen, aber nicht alle Jahre. Die Thalfläche ist ganz baumlos, aber Berggehänge sind mit Rothtannenwäldern reich bekleidet, die sich gegen das Dorf Hinterrhein verlieren und den Alpenerlen Platz machen. Man wird unwillkürlich an das Urserenthal am Gotthard erinnert, welches die nämliche Höhenlage wie Rheinwaldthal hat, aber durchaus von allem Walde, mit Ausnahme eines kleinen Hains, oberhalb dem Dorfe Andermatt, entblößt ist. Ehedem war es mit Wald bedeckt, jetzt muß alles Brennholz zwey bis drey Stunden weit aus tiefern Gegenden heraufgeschleppt werden, und dieß in einem Thal, wo man Dreyviertel des Jahrs einheizen muß. Die ehrenwerthen Bewohner des Rheinwaldes haben große Ursache für ihre Wälder alle mögliche und die gewissenhafteste Sorgfalt zu tragen, eine verständige Forstverwaltung einzuführen, sich den nothwendigen Forstordnungen zu unterwerfen, eifrigst neue Pflanzungen zu pflegen, und den augenblicklichen Nutzen der Wohlfahrt der Nachkommen aufzuopfern, sonst werden ihre Kinder und Enkel das Schicksal der Einwohner des Ursern- und des Averser-Thales erfahren.

Man kann den Alpenvölkern Schonung und ehrfurchtsvolle Werthhaltung der Wälder an den Gehängen ihrer Gebirge nicht lebhaft genug an's Herz legen. Nicht bloß sind die verderblichen Folgen der Zerstörung dieser Schutzmäntel für die bewohnten Thäler unzuberechenbar, sondern die bisherigen klimatischen Verhältnisse erfahren unmittelbar eine Veränderung, das Gedeihen vieler Pflanzen, und die Fruchtbarkeit der Thalgegend leidet, damit dann aber auch die ganze Alpenwirthschaft und der Wohlstand der Einwohner. Herr Hauptmann Thomas Conrad von Baldenstein in Chur, der die Naturgeschichte der Vögel seines Kantons studirt, und meisterhafte ornithologische Zeichnungen liefert, führt in einer handschriftlichen Abhandlung über die Verminderung der Vögel in Bündten (die der naturforsch. Gesellschaft von Zürich im Februar 1825 vorgelegt wurde) folgende Thatsachen an: „Ehedem bauten viele gemeine Schwalben (Hirundo rustica) in dem Rheinwaldthal ihre Nester an die Balken der dortigen Viehställe, wo sie heutzutage noch kleben, jetzt aber nistet keine Schwalbe mehr im ganzen Thal. Eben so brüteten ehedem im Rheinwaldthal viele Elstern, jetzt keine einzige mehr." Solche Thatsachen verdienen alle Aufmerksamkeit, indem sie auf eine Verschlimmerung vom Klima des Thales schließen lassen, und daher den wohlwollenden Eifer und die Einsicht anregen und Zweckmäßigkeit der Maßregeln aufrufen sollten. Ueber den Einfluß der Wälder auf die Fruchtbarkeit der Alpenthäler und deren weidreichen Gebirge finden sich in so vielen Werken die zahlreichsten Thatsachen als warnende Beyspiele, und die musterhafte Verwaltung und Benutzung der Waldungen des Fleimser Thales (Val di Fiemo) im südlichen Tirol sollte in andern Alpenländern thätige Nachahmung finden. Die Wichtigkeit der Wälder, als Einkommensquelle, sowohl für die Einwohner von Fleims,

Digitized by Google

als auch für die Staatskaſſe, wurde hier ſo früh begriffen, daß ſchon im Jahr 1555 ein Waldamt (ein Oberwaldmeiſter, drey Unterwaldmeiſter und einige Aufſieher) zu Cavales, dem Hauptorte des Thales, niedergeſetzt wurde. In den Privat- und Staatswäldern wird alles für den Handel beſtimmte Holz nur unter der Aufſicht dieſes Waldamtes geſchlagen, und Holzhandlungen übernehmen das ganze Produkt des jährigen Schlages, welcher Maſſenweis geführt wird. Die Eintheilung iſt dergeſtalt gemacht, daß die Rotation vom Jahr 1788 bis zu dem Jahr 1968 fortgeht. Es gibt in dem Fleimſerthal 88 Gemeinwaldungen und dieſe liefern, außer dem Bedarf für die Einwohner, im Durchſchnitt jährlich 9403 Stämme zur Ausfuhr. Das Waldamt zeigt im Monat Mai den Faktoren der Holzkompagnien an, wo die Holzſchläge zu machen ſind, und dieſe geſchehen dann während des Winters. In dem Thal Paneveggio (Seitenthal von Fleims) gibt es dreyzehn Waldungen, deren Rotation vom Jahr 1772 bis zu dem Jahr 1912 geht, und welche jährlich im Durchſchnitt 3000 Stämme zur Ausfuhr abgeben; hier geſchieht aber der Holzſchlag nicht Maſſenweis, ſondern durch Ausſpiegelung (einzelner Bäume nämlich). Durch dieſe feſte Forſtverwaltung befinden ſich die Wälder dieſes Alpengebietes in dem vortrefflichſten und reichſten Zuſtande, während durch Vernachläſſigung dieſer Aufſicht und jener weiſen Schlag- und Rotations-Ordnung das Pellegrinerthal, (auch ein Seitenthal von Fleims) jezt dergeſtalt an Holz verarmt iſt, daß jährlich kaum 30 Stämme geſchlagen werden können, und eben ſo ſind im Buchenſteinerthal (Brixner Gebiet in Tirol) aus Mangel jener Ordnung die Wälder ſo zerſtört, daß jezt nicht einmal mehr das ehemalige dortige Eiſenbergwerk betrieben werden kann.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Leipzig, Ende Jenner.

(Beſchluß.)

Eine ſeltene und rührende Feyer beging die Bühne am 28. Jan., nämlich die Säkularfeyer von Chr. Felix. Weißen's, des Kinderfreundes und naiven Dichters Geburtstag. Natürlich, daß man unter ſeinen Singſpielen, durch welche er eine neue Gattung in Deutſchland einleitete, dasjenige wählte, was hier, wo er den größten Theil ſeines ſegenvollen Lebens zubrachte, wie anderwärts, das Beliebteſte war: die Jagd: Sie wurde verfaßt 1766, und von Hiller mit der bekannten Liedercompoſition begleitet. Es iſt Jedem bekannt, wie ſehr ſich der Geſchmack in dieſer Gattung verändert hat; wie ſeitdem manches Gute und Werthvolle aufgegeben worden, anderes erreicht worden iſt, wovon man früher bey beſchränkten Mitteln keine Ahnung hatte: und doch bemerkte man mit Vergnügen, daß das zahlreich ſich zudrängende Publikum mit dem größten und gemüthlichſten Intereſſe von Anfang bis zu Ende gegenwärtig war, was auch bey einer verlangten Wiederholung nicht weniger der Fall war. Ich will nicht läugnen, daß die feyerliche, dankbare Stimmung für den Gefeyerten dieſem Erfolge ebenfalls günſtig war; ferner, daß die Darſtellung, welche die Aufgabe weniger im Geiſt und Sinne der früheren Zeit, und ſelbſt des Dichters löſte, als vielmehr ein Beſtreben erblicken ließ, durch dieſe Schilderung ländlicher Einfalt komiſch zu wirken, und endlich der Umſtand, daß vieles gekürzt war, und die Muſikſtücke in den neueſten Zeitmaaßen ſchnell dahin flogen, zur Unterhaltung beyzutragen ſchien; aber die Unbefangenen und ſich gemüthlich Hingebenden konnten doch auch nicht verkennen, daß das Ganze einen innern geſunden Kern hat, der recht wohl ſchmeckt, wenn man ſo manche taube Nuß aufgeknackt hat, daß die einfachen melodiſchen Weiſen zur Beruhigung der Ohren, um die es jezt nur immer ſauſt und brauſt, einmal recht wohl thun. Wie hübſch iſt unter andern in dem Gedicht die Zuſammenſtellung des fröhlichen ländlichen Liebespärchens, und des mehr ſentimentalen Paares, die etwas von der ſtädtiſchen Kultur genoſſen haben! Was die Darſtellung anlangt, ſo muß ich ſagen, daß in dem Michael Ehrlich mehr der komiſche, bäuriſche Hausvater, der redet, was und wie's ihm vor den Schnabel kommt, als der gravitätiſch-komiſche und biedere Dorfrichter geſchildert wurde. Röschen wurde eben auch nicht ſehr als Landmädchen individualiſirt, obwohl ihre Mutterteil im Allgemeinen anſprach. Sie und ihr Töffel, der übrigens für ſolche Rollen, wenn er ſich Mühe geben will, Talent hat, waren im Geſange ihrer Liedermelodien nicht recht ſicher! In den Variationen über das Lied: als ich auf meiner Bleiche ꝛc., wurde von Hannchen garſtig detonirt. Trotz dieſer Anſtöße und Flecken machte das Stück die beſchriebene Wirkung. Auf die Jagd folgte ein, von dem unter uns lebenden Mahlmann gedichtetes Feſtſpiel, welches mehr als Gelegenheitsactchat, durch eine große Fülle kräftig ausgeſprochener Gedanken und ſchöner Verſe Jedermann anſprach und rührte. Vorzüglich ergreifend war das Auftreten des kleinen Bergmanns aus Annaberg (ſehr herzlich geſprochen von Dem. Zahn), welcher erzählt, daß an dem heutigen Tage Weißen's Geburtstag auch an dieſem Orte ſeiner Geburt gefeyert, und durch Errichtung einer Erziehungsanſtalt für arme Kinder des ſächſiſchen Erzgebirges zu deſſen Gedächtniß verherrlicht werde; erregend der patriotiſche Volksgeſang:

Ich kenn' ein wunderſchönes Land,
Es liegt am heitern Elbeſtrand ꝛc.

deſſen Eindruck durch einen unbedeutenden Tanz zu ſehr geſchwächt wurde, welcher darauf folgte. Sämmtliche, in dieſem Feſtſpiel vorkommende Partien wurden mit Kraft und Erhebung geſprochen, z. B. von dem, als Deklamator beſonders ausgezeichneten Stein.

Am folgenden Tage wurde Weißen's Gedächtniß auch in dem hieſigen, zum Zwecke der geſelligen Unterhaltung geſtifteten Profeſſorenvereyn begangen, indem Hr. Dr. und Profeſſor Goldhorn, in Gegenwart des hochgeachteten Sohnes des Gefeyerten, (der eben jezt das Haupt der Univerſität iſt) und ſeiner Enkel, die Hauptverdienſte des Mannes auf angemeſſene Weiſe in's Gedächtniß der Anweſenden zurückrief, während das von Graff gemalte, ſprechend ähnliche Bild deſſelben uns ſeine freundlichen, wohlwollenden Züge ſichtbar vor Augen ſtellte. Man darf wohl ſagen, daß in dieſen Tagen der größte Theil der Bewohner unſerer Stadt von dem Andenken an den braven Mann erhoben, und die reinſte Freude und Theilnahme an der obigen Anſtalt rege war. So ſegenvoll wirkt das Daſeyn edler Menſchen fort.

Wendt.

Beylage: Literaturblatt Nr. 17.

Verlegt von der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Zwanzigster Jahrgang.

1826.

März.

Wenn Geist mit Muth ihr einet, und wenn in euch
Des Schweren Reiz nie schlummernde Funken nährt,
Dann werden selbst der Apollonia
Eifrigste Priester euch nicht verkennen.

Klopstock.

Im Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart und Tübingen.

Digitized by Google

Das Morgenblatt für gebildete Stände enthält folgende Artikel:

I. Schöne Literatur. Uebersicht des Zustandes derselben in Deutschland, Frankreich, Großbritannien, ꝛc. — Kleine Aufsätze über schöne Wissenschaften überhaupt. — Kurze beurtheilende Anzeigen der neuesten belletristischen Schriften: der Romane, Schauspiele, Almanache, Gedichte. — Gedrängte Auszüge aus seltnen interessanten Werken. — Revision einzelner Recensionen aus den besten kritischen Blättern. — Nachricht vom Zustande der ausländischen schönen Literatur, besonders der Französischen, Englischen, Italienischen, Holländischen, ꝛc. — Uebersetzungen als Proben.

II. Kunst. Kurze Abhandlungen über Gegenstände der Kunst. — Beurtheilung neuer Schriften: Malerey, Bildhauerey, Baukunst, Gartenkunst ꝛc., Auszüge. — Kunstnachrichten: Theater. Periodische Uebersicht des Zustandes der vorzüglichsten Schaubühnen in Deutschland, Frankreich u. s. w. Scenen aus ungedruckten Schauspielen. Musik. Nachricht von neuen musikalischen Produkten. — Kurze Kritiken neuer Werke.

III. Beyträge zur Sitten- und Kultur-Geschichte einzelner Städte und Völker. Geselliges Leben; Vergnügungen; Mode; Luxus; Sittengemälde der Universitäten, Messen, Bäder, Carnevals; zuweilen interessante topographische Schilderungen.

IV. Biographische Skizzen. Einzelne Züge aus dem Leben interessanter Menschen. — Beyträge zur Bildungs-Geschichte vorzüglicher Schriftsteller, Künstler. — Ungedruckte Briefe nach der Original-Handschrift. — Anzeigen von den gegenwärtigen Beschäftigungen der Gelehrten, ihren Reisen, ꝛc.

V. Kleine Reise-Beschreibungen. Auszüge aus interessanten größern Werken dieser Art; kleinere Original-Aufsätze.

VI. Gedichte. Oden, Lieder, Idyllen, kleine Balladen, Romanzen, Fabeln, Epigramme. — Proben aus größern ausländischen und deutschen Gedichten.

VII. Miszellen. Anekdoten. Satyrische Aufsätze. Kleine leichte Erzählungen in Prosa und Versen; Räthsel, Charaden und dergl.

VIII. Besondere Beylagen enthalten die Uebersicht der Literatur.

Alle Tage, mit Ausnahme des Sonntags, erscheint ein Blatt. In besondern Intelligenz-Blättern werden gelehrte, so wie andre, Anzeigen bekannt gemacht.

Jeder Monat erhält ein Titelblatt, mit allgemeiner Inhalts-Anzeige.

In wie weit obiger Plan eine Ausdehnung erhalten hat, zeigt folgende Anzeige:

Seit einer Reihe von Jahren sind im Morgenblatt Aufsätze und Nachrichten über Gegenstände der bildenden Künste geliefert worden. Zur besseren Uebersicht für Kunstfreunde wurde später eine eigene Beylage unter dem Namen des Kunstblatts für diesen Zweck bestimmt, die jedoch in ungleichen Fristen erschien, je nachdem Stoff und Auswahl zu Gebote stand.

Die Liebe zur Kunst hat sich in den lezten Decennien, trotz Kriegen und politischen Umwälzungen, mehr und mehr ausgebreitet und gesteigert; jezt, nach eingetretenem Frieden, zeigen sich davon bedeutende Wirkungen, und lassen den erfreulichsten Fortgang hoffen.

Daher wird eine Zeitschrift, welche Nachrichten und Beurtheilungen von allen merkwürdigen Erscheinungen im Gebiete der bildenden Kunst gäbe, zum fühlbaren Bedürfniß, und die unterzeichnete Verlagshandlung wird auf Beyfall rechnen dürfen, wenn sie unternimmt, das Kunstblatt in solcher Ausdehnung und Regelmäßigkeit erscheinen zu lassen, daß es, diesem Bedürfniß entsprechend, den Lesern des Morgenblatts eine bedeutende und interessante Zugabe sey, für Künstler und Kunstfreunde aber auch abgesondert eine selbständige Zeitschrift bilde.

Man wird zu dem Ende sich bestreben, zunächst in zwey, wöchentlich erscheinenden, Blättern so viel möglich vollständige Nachrichten über das Merkwürdigste zu ertheilen, was in Deutschland und den übrigen Ländern in allen Theilen der Kunst, in der Malerey und den ihr verwandten Zweigen, dann in der Bildnerey und Architektur sich ereignet, Beurtheilungen von Kunstwerken und Abhandlungen über allgemeine Kunstgegenstände zu liefern, und Beyträge zur Geschichte der ältern und neuern Kunst zu sammeln. Hiermit sollen Auszüge aus ältern und neuern die Kunst betreffenden Werken, so wie eine Uebersicht der neuesten artistischen Literatur, und Beurtheilungen der bedeutendsten Schriften dieses Fachs verbunden werden. Auch wird man darauf bedacht seyn, das Blatt mit Umrissen in Kupferstich oder Steindruck befriedigend auszustatten.

Die Redaktion hat Hr. Dr. Schorn, Verfasser der Schrift über die Studien der griechischen Künstler, übernommen.

Wir stellen nun an alle Freunde und Kenner der Kunst die Bitte, unser Unternehmen durch Beyträge an Original-Aufsätzen und Nachrichten kräftigst zu unterstützen. Besonders ersuchen wir auch Künstler, uns von ihren eigenen, oder den in ihrer Nähe entstehenden Kunstwerken Notizen einzusenden, damit die Uebersicht möglichst vollständig werde. In allen Beziehungen wird man stets den Grundsatz strenger Unparteylichkeit befolgen, und wir glauben deßhalb die bereits in den bedeutendsten kritischen Zeitschriften angenommene Regel, alle Beurtheilungen mit Namensunterschrift oder anerkannter Chiffre zu versehen, auch für unser Blatt feststellen zu müssen. Dieß wird die Redaktion vor jedem Verdacht ungegründeten oder ungemessenen Lobes oder Tadels schützen, und dazu beytragen, unsrer Zeitschrift den edlen und anständigen Ton zu erhalten, welcher überall vor dem Publikum, und besonders, wo von den höchsten Fähigkeiten und Gütern des menschlichen Geistes die Rede ist, beobachtet werden sollte.

So wie nach obiger Anzeige der bisher für das Kunst-Blatt bestimmte Raum nicht zureicht, wenn für dieses so interessante Fach dasjenige geleistet werden soll, was das gebildete Publikum davon erwarten kann, eben so ist es der Fall mit dem Literatur-Blatt. — Der bisher ihm gewidmete Raum ist zu beengt. — Wir sehen uns

Digitized by Google

daher genöthigt, auch diesem Theil des Morgenblatts eine größere Ausdehnung zu geben, um unsere Leser mit den neuesten Erscheinungen der Literatur, die, ohne zu den strengwissenschaftlichen zu gehören, von allgemeinem Interesse sind, bekannt machen zu können.

Diese gedoppelte Ausdehnung, zu der wir genöthigt sind, wenn wir wirklich den für Gründung des Morgenblatts beabsichtigten Zweck vollkommen erreichen wollen, erheischt natürlich auch größere, bedeutende Auslagen, und wenn wir gleich durch das Opfer, das wir bisher durch die diesem Zweig bestimmten Beylagen brachten, hinlänglich zeigten, daß wir zu jedem neuen möglichst bereit sind, so können wir dieses bey der Vermehrung von 4 — 5 wöchentlichen Beylagen damit nur beweisen, daß wir blos auf die Hälfte dessen, was wir nach dem bisherigen Preis des Morgenblatts dafür fordern könnten, Anspruch machen, und für diese Ausdehnung mit dem kleinen Aufschlag von 2 fl. oder 1 Rthlr. 8 Gr. für's Halbjahr uns begnügen.

Sollten Künstler und Kunstfreunde das Kunst-Blatt einzeln halten wollen, so wird diesen der halbe Jahrgang für 3 fl. erlassen. Das Gleiche gilt für einzelne Bestellungen des Literatur-Blatts.

Für diejenigen Liebhaber aber, welche beyde, das Kunst- und Literatur-Blatt, miteinander zu haben wünschen, kostet der halbe Jahrgang nur 5 fl.

* * *

Der halbe Jahrgang des Morgenblatts, mit Einschluß des Literatur- und Kunst-Blatts, würde nun also kosten . . . . . 10 fl.
Der halbe Jahrgang des Literatur- und Kunst-Blatts ohne das Morgenblatt . . 5 fl.
Der halbe Jahrgang von jedem dieser Blätter einzeln, nämlich das Literatur-Blatt . . . 3 fl.
das Kunst-Blatt . . . . 3 fl.

Für diesen Preis kann, nach Uebereinkunft mit dem Löbl. Haupt-Postamt in Stuttgart, das Morgenblatt in Würtemberg, Baiern, Franken, am Rhein, Sachsen und in der Schweiz durch alle Postämter bezogen werden.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Inhalt.

(Die Zahl zeigt die Nummer des Blattes an.)

Länder- und Völkerkunde.

Schilderungen aus Neapel. 73. 74. 75. 76. 77.

Erzählungen und Romane.

Konrad und Gertrud, oder die Gründung der Burg Wirtemberg. 57. 58. 59. 60. 61. 62. 63. 64. 65. 66. 67. 68.
Bug Jargal. 76. 77.

Memoiren.

Bruchstücke aus den Memoiren des Robert Guillemard. 51. 52. 53. 54. 55. 56. 57.

Aufsätze gemischten Inhalts.

Das Hotel des Finanz-Ministeriums zu Paris. 51. 52. 58. 59. 60. 61. 62. 63. 64. 66. 67. 68. 69. 71. 72.
Kleine Apologen aus dem persischen des Sadi. 51. 58.
Indianische Schauspiele in Peru. 56.
Was der Adel sey. 68.
Die erste Rose. 69.
Die vier Haupttugenden. 70.
Bericht über den Verlust des, der indischen Kompagnie zugehörigen Schiffes, der Kent. 71. 72. 73.
Nur keine Mißdeutung! 75.

Gedichte.

Auf einem Winterspaziergange. 52.
Lord Byron. 53.
Was ich liebe. 54.
Räthsel. Rauch und Feuer. 54.
Marius und Karthago. 55.
Gnome. 55.
Charade. Grillparzer. 60. — —
Gastwirths Bett. 61.
Dreyerley Rosen. 62.
Stellen aus J. P. G. Viennets Sendbrief an den Kaiser Nikolaus zu Gunsten der Griechen. 65.
Der Stundenschlag. 65.
Charade. Schlittschuh. 66.
Der Poet nach der Mode. 68.
Erotische Tändeleyen. 70.
Stanzen. 72.
Charade. Ostern. 72.
Des Handelns Erfolg. 73.
Hymenäe. 74.
Rheinische Lieder. 76.

Korrespondenz.

Basel. 70. — Berlin. 52. 55. 57. 67. 68. 73. 74. 75. — Bern. 59. 61. 66. — Dresden. 76. 77. — Edinburg. 68. — Frankfurt a. M. 51. 52. 53. — Genf. 75. — Karlsruhe. 59. 60. — Leipzig. 72. 73. — London. 62. 63. 64. 65. — München. 77. — Paris. 58. 61. 62. 71. 74. 76. — Rom. 51. 53. 54. 64. 69. — Wien. 56.

Kunst-Blatt.

Nr. 18.

Einiges zur Beschreibung indischer Gemälde. — Plan zu einer immerwährenden Kunstausstellung.

Nro. 19.

Rede, vorgetragen im Kunstverein zu München, zur Feyer seines Stiftungstages, am 26. Febr. 1826.

Nro. 20.

Ueber die neuerstandene Glasmalerey in Bern. — Eichert

Digitized by Google

zur Beschreibung indischer Gemälde. (Fortsetzung.) — Berlin. — Paris.

Nro. 21.

Ueber die neuerstandene Glasmalerey in Bern. (Forts.) — London. — Paris.

Nro. 22.

Ueber die neuerstandene Glasmalerey in Bern. (Beschluß.) — Gallerie Angouleme in Paris. — München.

Nro. 23.

Nekrolog. Notiz über den Bildhauer Dupaty, Mitglied des franz. Instituts ꝛc. — Lithographie. 1) Goethe's Bild, nach Vogel von S. Bendixen. 2) Suite de Paysages dessinés d'apres nature et lithographiés par J. Cogels, 18 Heft.

Nro. 24.

Einiges zur Beschreibung indischer Gemälde. Forts. — Rom.

Nro. 25.

Nekrolog. — Einiges zur Beschreibung indischer Gemälde. (Beschluß.)

Nro. 26.

Paris, den 10. Februar 1826. — Polygnot's Gemälde. — Neue Kupferstiche. Salomo's Urtheil, nach N. Poussin, gest. von Morel. — Ansichten aus dem Neckarthale, gez. u. grazt von Lambert von Babo. 16 Heft.

Literatur-Blatt.

Nro. 18.

Staatsphilosophie. L'industrie et la morale considérées dans leur rapports avec la liberté, par Ch. B. Dunoyer. — Unterhaltungs-Literatur. Kränze und Garben. Eine Sammlung von Erzählungen, Sagen und lyrischen Gedichten. Herausg. von Zimmermann. — Aus Italien. (Fortsetzung.)

Nro. 19.

Roman-Literatur. Moseley-Hall, oder die Wahl des Gatten. Roman von Cooper dem Amerikaner. Bearbeitet von Richter. 3 Thle. — Staatsphilosophie. L'industrie et la morale considérées dans leur rapports avec la liberté, par L. B. Dunoyer. (Beschluß.) — Mengs literatur. Pensées d'un esprit droit, et sentimens d'un coeur vertieux, par J. J. Rousseau. — Aus Italien. — (Fortsetzung.)

Nro. 20.

Dichtkunst. Neugriechische Volkslieder. Gesammelt und herausg. von Fauriel. 2 Thle. — Satyre. Gelasius der graue Wanderer im neunzehnten Jahrhundert. Ein Spiegelbild unserer Zeit von Mailly. 2 Bdchn.

Nro. 21.

Sittengeschichte. Paris wie es ist, von Santo Domingo. Verfasser Rom wie es ist. Für deutsche Leser bearbeitet von Philippi. — Dichtkunst. Neugriechische Volkslieder. Gesammelt und herausg. von Fauriel. 2 Thle. (Beschluß.) — Dichtkunst. Saggio di emendazioni al testo dell' amoroso convivio di Dante Alighieri. Carlo Witte le raccolse.

Nro. 22.

Epische Dichtkunst. Tunisias, ein Heldengedicht in zwölf Gesängen, von Porter. 3te verb. Aufl. — Roman. Ueber und aus Picard's neuestem Roman: Les Gens comme il faut et les petites Gens.

Nro. 23.

Roman. Ueber und aus Picard's neuestem Roman: Les Gens comme il faut et les petites Gens. (Beschluß.) — Notizen.

Nro. 24.

Dichtkunst. Magyarische Sagen und Mährchen von Joh. Grafen Mailáth. — Aus Italien. (Fortsetzung.)

Nro. 25.

Unterhaltungs-Literatur. Vermischte Schriften von Ernst von Houwald. — Roman. Gran Tacanno oder Lehren und Thaten eines Erzschelms. Komischer Roman frey nach dem Spanischen des Quevedo von Amalia Schoppe, geb. Weise. 2 Thle. — Aus Italien. (Fortsetzung.)

Nro. 26.

Kirchengeschichte. Précis des débats théoliques qui, depuis quelques années, ont agité la ville de Genève; par J. J. Chenevière. — Défense de la venerable Compagnie des Pasteurs de Genève; a l'occasion d'un écrit intitulé: veritable histoire des Mamiens. — Moral. Paraetin von Dr. E. S. Günsburg. 36 Bändchen.

Vorläufige Subscriptions-Anzeige.

Deutscher Dichtersaal,

von Luther bis auf unsre Zeiten.

Auswahl des Gediegensten, geschichtliche Einleitungen, Biographieen und Charakteristiken. Herausgegeben vom Hofrath Dr. August Gebauer.

I. Ausgabe in Octav für Bemittelte: 1) auf Velinpapier 1 thlr. od. 1 fl. 48 kr. 2) auf Schreibpapier 18 gr. od. 1 fl. 21 kr. II. Ausgabe in Sedez, wie Schiller's und Klopstock's Werke gedruckt: 3) auf feinem (französ.) Papier 16 gr. od. 1 fl. 11 kr. 4) wohlfeile Ausgabe auf gewöhnlichem Druckpap. 12 gr. od. 54 kr. jedes Bdchn.

Bey Vorausbezahlung vor O. M. 1825 auf 4 Bde. nur: I. 1) 3 thlr. 12 gr. 2) 2 thlr. 16 gr. II. 3) 2 thlr. 8 gr. 4) 1 thlr. 16 gr.

Bey C. W. Leske in Darmstadt ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Aufklärungen über Begebenheiten der neuern Zeit. Uebersetzungen und Auszüge aus den interessantesten Werken des Auslandes. 1r Bd. 8. geheftet. 1 Thlr. 8 gr. oder 2 fl. 20 kr.

(Der bereits unter der Presse befindliche zweyte Theil wird nebst mehrerem Anderem folgende noch gänzlich unbekannte Flugschriften geben:

1. Geschichte der Neapolitanischen Revolution im Juli 1820, von Biago Gamboa, Oberstlieutenant der Artillerie.
2. Geschichte der Revolution zu Palermo, von Lelio de Paula, und der Militärexpedition nach Sizilien, von G. M. Olivier Pauli,

und ehestens versandt werden.)

Blunt, J. J., Ursprung religiöser Ceremonien und Gebräuche der römisch-catholischen Kirche, besonders in Italien und Sicilien. Aus dem Englischen von Wiener, Pfarrer zu Bessungen. 8. geheftet. 18 gr. od. 1 fl. 20 kr.

Willis, Francis M. D., Ueber Geisteszerrüttung. Eine Abhandlung, welche die Gulstonischen Vorlesungen enthält. Aus dem Engl. übersezt und mit Zusätzen und kritischen Bemerkungen herausgegeben von Dr. Franz Amelung. 8. 1 Thlr. od. 1 fl. 45 kr.

Digitized by Google

Nro. 51.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 1. März 1826.

Zeitungen als Sprachwerkzeuge der Stunde oder als Mikroscope und folglich als Brenngläser der näheren Zeit, ergreifen stärker als die Fernröhre der langen fernen durch die Geschichtschreiber.

Jean Paul.

Das Hotel des Finanz-Ministeriums zu Paris.

Eine porte cochère versteht sich von selbst — zu beyden Seiten erblickt man zwey Säulen, welche sich von dem Jahr 1793 herschreiben, und seit der Zeit, allen einander folgenden Regierungen zu Ehren, Illuminationslampen getragen haben. Ueber dem Thor bemerkt man einige Bildhauerarbeit, worunter die Freyheit, der man aber später die Mütze genommen hat. In einer Ecke der Corniche sind noch Spuren einer Inschrift in rothen Buchstaben bemerklich, die, mit einiger Aufmerksamkeit gelesen, „Nationalgut zum Verkauf," heißt. Der Hof ist geräumig, fünfzig Equipagen haben bequem darin Platz. Eine breite steinerne Treppe führt durch eine ungeheure Glasthüre in eine weite Vorhalle. Die ringsum angebrachten Bänke deuten an, daß dieser Platz für die Bedienten, Kutscher, Jäger und Bittsteller bestimmt ist. Eine Flügelthüre führt in einen großen Saal, wo vier Thürsteher die Wache haben. Schwarz gekleidet, mit goldener Kette, wohlgenährt halten sie die armen Teufel von Bittsteller in Respekt. Es ist schon geschehen, daß einer von ihnen für Sr. Excellenz selbst gehalten und angeredet worden ist. Das Mobiliar dieses Saales vereinigt mehrere widersprechende Epochen. Ein großes Gemälde von der Schlacht bey Fleurus hängt an der einen Wand. Auf einem zweyten Gemälde unterscheidet man Turbane, krumme Säbel, Pyramiden und einen General mit schlichtem Haar und kleinem dreyeckigen Hut. — Dieß ist auf Befehl des Direktoriums gemalt worden. Die Pendüle auf dem Kamin endlich stellt einen Adler dar, der das Wappen des Kaiserthums in den Klauen hält. In dem nächsten Saale, dem Audienzsaal, findet man keine solchen Widersprüche; hier huldigen alle Künste den Umständen; wohin das Auge sich wendet, findet es Portraits von legitimen Prinzen und Prinzessinnen. Selbst der Sammt der Kanapes und Lehnstühle feyert schon die Heldenthaten des lezten spanischen Krieges. Ein Staatsrath läßt sich herzhaft in der Bidassoa nieder, während ein erschöpfter Pair von Frankreich es nicht wagt, sich auf Trokadero zu setzen, um nicht das Portrait einer erlauchten Person zu entweihen. Wir kommen nun zu dem wichtigsten Theil des Ministeriums, zu einem Gemach, welches einen bedeutenden Einfluß auf das Geschick und die Verfassung der Nation ausübt — ich meyne den Eßsaal. Das Deckengemälde stellt Jupiter dar, wie er den Göttern des Olymps ein Diner gibt. Das Auge wird überall von dem Reichthum, der Eleganz der Meubles geblendet. Hier lernt man die Weisheit des Budgets bewundern. An diesem ungeheuern Tische müssen die Präsidenten der Wahlkollegien, die Mitglieder des Centrums sich bequem ausbreiten können. Hier werden alle Interessen repräsentirt. Um mehr Ordnung und Schnelligkeit in die Bedienung zu bringen, ist für jeden Gang eine eigene Thüre bestimmt. Denn bey unsern Ministern hat die Küche nicht weniger Wichtigkeit als die Bureaus. Sie hat ihre Generaldirektoren

Digitized by Google

ihre Chefs und Unterchefs und Commis, wie jene, welche nicht weniger Hochmuth und Würde zeigen, als jene. Ja sie bedienen sich sogar der bureaukratischen Ausdrücke. Man hört sie versichern: sie haben Sitzung, oder: sie seyen im Kommitté, wenn es darauf ankommt, die Wahl eines Bratens zu bestimmen. Der Oberkoch schlägt eine Einladung ab, weil es heute seine Reihe ist, mit Sr. Excellenz zu arbeiten. Neben dem Speisesaal ist der Billardsaal. Die beliebteste Parthie ist jetzt die russische.

Wir übergehen die Keller, die Ställe, die Gärten, welche zu diesem Rès de chaussée des Ministeriums gehören. Die genannten Säle sind das eigentliche officielle Lokal der ministeriellen Wohnung. Den zweyten Stock nimmt die Wohnung Sr. Excellenz und seiner Gemahlin und das Sekretariat ein. Im dritten Stockwerk wohnt der Privatsekretair und die Dienerschaft. Hier dient das mehr oder weniger heftige Geräusch der Klingel als sicherer Maßstab für die Laune des Ministers und seiner Gemahlin.

Personal.

Zu denen, welche Anspruch machen, mit ihrer Familie im Hotel des Ministeriums zu wohnen, gehören außer der Dienerschaft: der Privatsekretair, der Kassier, der Chef des Bureaus der innern Ausgaben, der Baumeister, der Schreiner, der Schlosser, der Wasserträger, der Kutscher, welcher die Depeschen nach der Post fährt, und endlich das Zuavieh, welches für diese beyden letzten Dienste bestimmt ist. Der Privatsekretair steht in diesem Personal oben an. Er hängt unmittelbar von dem Minister ab, er steht und fällt mit ihm. Das wichtige Geschäft des Sekretairs ist, durch seine Unterschrift zu bezeugen, daß die Unterschrift des Ministers wirklich die Unterschrift des Ministers ist. Es ist schwer zu sagen, warum man auf so gutem Wege stehen geblieben ist, da doch diese Kontrasignation, wenn sie einmal nöthig ist, eben sowohl in's Unendliche vervielfältigt nöthig seyn muß; was eine schöne Gelegenheit wäre, eine unendliche Reihe sehr nothwendiger Sinekuren zu schaffen. Außerdem hat der Sekretair die Aufsicht über das sogenannte Archiv. Eine Sammlung von Skeleten und andern Präparaten verstorbener Administrationen — der père Lachaise des Ministeriums. Auch das Bureau der Depeschen, wo diese von drey Commis geöffnet und registrirt werden, und das Bureau der innern Ausgaben gehören zu dem Departement des Sekretairs. Dieß letztere nimmt eigentlich seine ganze Thätigkeit in Anspruch. Es vertraut seiner weise vertheilenden Hand eine jährliche Summe von 300,000 Franken an, um die 600 Menschen, welche in den Bureaus arbeiten, mit Feder, Dinte, Papier, Licht, Feuer u. s. w. zu versorgen. Er muß außerdem über die Bekleidung und Kost der Dienerschaft und das Mobiliar des Ministeriums die Oberaufsicht führen. Man könnte den Sekretair die Haushälterin des Ministeriums nennen. Die Wohnung des Sekretairs ist zwar elegant und geräumig und riecht noch etwas nach der Excellenz, doch geht sie nach den Gärten und Stallungen hinaus. Hierdurch hat der Sekretair den Vortheil, daß er in seinen müßigen Stunden zum Fenster hinaussehen und eine Kontrolle über die Pferde und Stallbuben führen kann; was ihm einen unerschöpflichen und höchst interessanten Stoff zur Unterhaltung mit Sr. Excellenz gibt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Einige Bruchstücke aus den Memoiren des Robert Guillemard, verabschiedeten Sergenten.

(Fortsetzung.)

Zweytes Bruchstück.

Oberst Oudet. — Die Philadelphen.*)

Auf dem Wege zu meinem Korps, was zu Ortenburg in Bayern lag, hielt ich mich in Freising einen Tag auf. Hier traf ich zufällig meinen Freund Sarcurin als Sergent-Major. Er suchte mich zu bereden, statt zu meinem Korps zu gehen, in dem neuerrichteten neunten Regiment Dienst zu nehmen, worin er selbst seine schnelle Beförderung erhalten habe, und auch ich, da noch viele Stellen unbesetzt seyen, auf baldige Beförderung rechnen könne.

*) Was Guillemard hier über den tapfern Oudet sagt, erhält noch ein besonderes Interesse dadurch, daß es dem, was von Andern über den Tod dieses Mannes und seine angebliche Veranlassung gesagt worden ist, geradezu widerspricht. Ein gewisser Charles Nodier (der in diesem Augenblick in sentimentalen Romanen und Gelegenheitsgedichten der legitimen Dynastie huldigt) hat vor mehreren Jahren eine: Histoire des societés secrètes de l'armée bekannt gemacht, worin neben einigen interessanten Thatsachen eine Menge entstellte, unerwiesene Behauptungen, und sehr viel mysteriöses, wichtigthuendes und nichtssagendes Geschwätz enthalten ist. In diesem Werke nennt er Oudet den Stifter und das Haupt der Philadelphen, von denen, wie er sagt, die Verschwörung Pichegrü's, Mallets und einige andere ähnliche Versuche ausgingen — und endlich versichert er, oder, was im Grunde schlimmer ist, gibt er durch allerley Winke und Andeutungen zu verstehen, daß Oudet's Tod absichtlich von Napoleon herbeygeführt worden sey, um sich von einem verdächtigen und gefährlichen Manne zu befreyen. Der Leser wird aus Guillemards Erzählung selbst beurtheilen, was von dieser Behauptung zu halten sey; seine Erzählung ist um so unverdächtiger, da er nichts von der Wichtigkeit zu wissen scheint, die später jenen Vorfällen gegeben worden ist. Uebrigens ist unsere Absicht, indem wir dieß Bruchstück aus Guillemard's Memoiren herausheben, keineswegs elende Verläumdungen zu widerlegen, deren Zeit längst abgelaufen ist, sondern das Andenken an einen tapfern Mann und an seinen und seiner Gefährten Heldenmuth wieder anzuregen.

Digitized by Google

Ich konnte mich lange nicht entschließen, mein Regiment, das ich wie meine Heimath ansah, zu verlassen; endlich aber vermochte mich das, was mir Savournin von dem Obersten des neunten Regiments sagte, seinen Vorschlag anzunehmen. Er schilderte den Obersten Oudet als einen Mann, der die Offiziere und Unteroffiziere seines Regiments, besonders wenn sie sich durch Bildung und Kenntnisse auszeichneten, an sich zu ziehen liebe und sie auf alle Art unterstütze und befördere. Nach dieser Unterredung ging ich auf den Markt, wo der Oberst das Regiment musterte. Sein Anblick bestimmte mich vollkommen. Er war etwa dreyßig Jahr alt und hatte einen offenen, sanften und doch kriegerischen Ausdruck; sein Blick war wohlwollend und durchdringend zugleich. Sobald ich ihn allein sah, näherte ich mich ihm und eröffnete ihm freymüthig meinen Wunsch, in seinem Regiment zu dienen und die Ursachen, die mich dazu vermochten. Der Oberst fragte mich hierauf nach meinen Verhältnissen, jedoch schien er mehr auf meine Kenntnisse als auf meine Kriegsdienste zu sehen. Zufrieden mit meinen Antworten sagte er endlich: „Junger Mann, Sie sind Fourier in meinem Regiment; in diesem Augenblick ist keine andere Stelle offen; allein wenn Ihr Betragen gut ist, so verspreche ich Ihnen, Sie nicht zu vergessen.“ Der Oberst übernahm es zugleich, mei er Tausch vom Minister bestätigen zu lassen und am selben Tage ward ich dem neunten Regiment einverleibt. Ich hoffte nun meine Prüfungszeit bestanden zu haben. Der Feldzug gegen Oestreich war eröffnet worden; die große Armee sah mit Enthusiasmus neuen Siegen entgegen; Napoleon selbst stand an ihrer Spitze. Unser Regiment, neu organisirt, glühte vor Begierde, den Ruhm der alten Scharen zu theilen, und unser junger Oberst beförderte diese edle Stimmung auf jede Art. Er hatte Wohlwollen für mich gefaßt und mich zu seinem Privatsekretair ernannt. Diese Stelle fesselte mich noch mehr an ihn und ich gestehe, daß in seinem ganzen Wesen etwas lag, was mich unwiderstehlich anzog und unterjochte, und meine Bewunderung vermehrte sich noch, wenn ich mir ihn auf dem Schlachtfeld dachte.

Der Feldzug war eröffnet, das Regiment erhielt Marschordre. In Osterhofen hatten sich mehrere Regimenter vereint, wir fraternisirten mit ihnen, Ein Geist beseelte uns Alle — der Geist der Nationalehre und des festen Vertrauens, das uns fünfzehn Jahre von Siegen gegeben hatten. Ich brachte einen großen Theil meiner Zeit bey dem Obersten zu. Er wurde sehr oft von Offizieren aller Grade besucht, und von allen mit einer Achtung und Ehrerbietung behandelt, die mehr seinen persönlichen Verdiensten als seinem Rang zu gelten schien.

(Die Fortsetzung folgt.)

Kleine Apologen aus dem persischen des Sadi.

Der Fischer.

Einem Fischer, sehr schwach von Leibe, ein sehr großer Fisch in seinen Hamen gerieth. Da er nicht Kraft hatte, den Fisch herauszuziehen, und der Fisch stärker war als der Fischer und der Hamen, riß er fort mit dem Hamen und entrann.

„Stromwasser schöpfen wollte mancher Knabe schon:
Stromwasser schwoll und riß den Knaben davon.
Wohl manchen Fisch bracht' Hamen schon heran,
Jezt mit dem Hamen selbst der Fisch entrann.“

Die andern Fischer riefen Weh! über ihn aus und klagten sein Unvermögen an, daß ein solcher Fang in sein Netz gerathen und er nicht im Stande gewesen sey, ihn zu handhaben: antwortet' er: Ey, Brüder! was kann ich thun? mir kam der Glückstag jezt eben nicht; dem Fische aber sein Unglückstag noch nicht:

„Im Tigris selbst fängt Fischer keinen Fisch — will's nicht das Glück;
Im Trocknen selbst nicht stirbt der Fisch — will's das Geschick.“

Korrespondenz-Nachrichten.

Frankfurt a. M. im Februar.

Der Sänger Gröſser ist, wie Ihnen schon von anderer Hand geschrieben wurde, von hier entwichen, aber weder nach Stuttgart, noch nach Kassel, sondern nach Braunschweig zu Herrn Klingemann. Man wundert sich, wie dieser Direktor einen wort- und kontraktbrüchigen Künstler engagiren, oder doch, nachdem ihm dieser Umstand durch den doppelten Bannstrahl der Direktion und der Polizey nebst einer Entschädigungsklage der ersteren unwiderleglich zu Gesicht gekommen, behalten mag, da seine strengen Grundsätze in dieser Hinsicht bekannt sind, und dem Publikum längst gedruckt vorliegen. Hr. Gröſser hat schon von Braunschweig Geld geschickt, um die dringendsten Schulden zu bezahlen. — Der Unfug des heimlichen Entweichens wird nicht eher in Deutschland aufhören, als bis sich die Theaterdirektionen gegenseitig verpflichten, keinen kontraktbrüchigen Künstler zu engagiren. — Originell ist die Art, wie Hr. Gröſser von dem Publikum Abschied nahm. Abends trat er noch einmal als Barbier von Sevilla auf, und unterhielt uns mit ganz besonderer Laune; aber noch an demselben Abend wurde der Barbier von Frankfurt hinter den Koulissen aufgeführt. Hr. Gröſser reiste in der Nacht mit seiner Familie heimlich davon, und hinterließ einen lithographirten Brief an die fünfzig Theateraktionärs, des Inhalts: „Die Direktion habe ihm bekanntlich vor der Polizey einen Nachlaß an seiner vollen Kontraktzeit bewilligt; da diese Frist nunmehr abgelaufen, ihn aber ein neues Engagement schnell abzureisen zwinge, so sehe er sich veranlaßt, auf diesem Wege für die stets bewiesene Güte zu danken und sich fernerem Wohlwollen zu empfehlen.“ Diese neue Höflichkeit erregte

anfänglich ihren Zweck; Alles bestürmte die Direktion mit Vorwürfen, aber die Proklamata in den Zeitungen gaben bald Licht in der Sache, und man klagt jezt nur noch da und dort, daß man den Künstler gleichsam dazu gezwungen. Ich will die Direktion nicht von aller Schuld freysprechen, aber wahr ist es, daß Hr. Gröger sich seit seinen Gastspielen im Ausland in keinem guten Licht zeigte, und die Direktionen durch fortwährende Chikanen zwingen wollte, ihn früher zu entlassen. Es wurde ihm endlich von der Kunstdirektion sub spe rati der Geldirektion, welche die Oberdirektion ist (gegenwärtig Hr. Banquier Leerse allein) zugesagt. Die Genehmigung, ein Erforderniß, welches Hr. Gröger wohl kannte, erfolgte nicht, und er ergriff also die Flucht. Dieses ist der Wahrheit gemäß. Das Entweichen des Hrn. Düpre vorigen Herbst war von etwas anderer Art; er hielt seinen Kontrakt aus, und schien ihn durch Stillschweigen zu erneuern, welches ihm freylich auch rechtlich verpflichtete. Die List, wodurch er nur die Direktion in Verlegenheit bringen wollte, ist ihm gelungen, und man hat es aufgegeben, ihn weiter zu verfolgen. Die Erneuerung dieses bequemen Wegs, sich seiner Verbindlichkeiten zu entledigen, erinnerte die Direktion an einen noch früheren Fall mit Hrn. Becker, welcher vor einigen Jahren im Laufe seines Kontrakts, und von seinem besonderen Wort gebunden, nach Darmstadt entwich. Die von den Gerichten erwirkte Entschädigungssumme von 200 fl. wurde einer hiesigen milden Stiftung zum Geschenk gemacht. — Diese Fälle, welche freylich nicht zum Künstlerruhm beytragen, scheinen in der That gegen die Direktion des hiesigen Theaters zu sprechen. Die Sache hängt an einem alten Uebel, welches ich oben durch die Epitheta Kunst und Geld ausdrückte, unter welchen lezteren Begriff man noch Geiz und herrisches Wesen zusammiren muß. Ein Kaufmann, den nicht näherer Beruf auszeichnet, sollte nie das Veto bey Kunstsachen in seinem Theater haben, und Aktionärgesellschaften dieser Art überhaupt nur hinsichtlich ihres Geldinteresses bey der Direktion betheiligt seyn. Dieses ist ein alter Erfahrungssaz, der sich noch bey einem anderen Fall erprobte. Kapellmeister Spohr hat uns bey seiner neulichen Anwesenheit die beyden Dem. Heinefetter, wovon die jüngere besonders eine wunderschöne, klangreiche Stimme hat, entführt, indem er sie nach Kassel engagirte. Hätte das Kunstregiment allein zu entscheiden gehabt, so wäre uns diese herrliche Stimme geblieben. — Dem. Bamberger bleibt unserm Theater — vorerst; denn wir stehen nicht dafür, daß der ersten Heirathsbewerbung, welche sich in diesen Tagen zerschlagen, nicht über kurz oder lang andere folgen werden, da diese Künstlerin die liebenswürdigsten Eigenschaften vereint. — Sie ist mit Dem. Hauf, einer Sängerin von seltener Anmuth und Geläufigkeit der Stimme nun unser einziger Trost. — In den männlichen Partien ist die Oper durch den Tenoristen Nieser und die Bassisten Dobler und Hassel (in der opera buffa) ausgezeichnet besezt. Eine gute Acquisition ist auch Hr. Scouroy von Mannheim, zweyter Tenorist, mit einer ansprechenden Stimme, welcher es indessen noch an Ausbildung fehlt. Für Hrn. Gröger gaben uns gegenwärtig die erneuerten Gastspiele des Herrn Forti reichlichen Ersaz. Bereits ist er als Prinz im Schnee, und als Barbier von Sevilla aufgetreten, an diese mit Enthusiasmus aufgenommene Kunstleistungen werden sich Faust, Don Juan, Cortez und sein bewunderter Figaro Mozarts anreihen. — Im Schauspiel freylich wird Hr. Gröger schwerlich so bald ersezt werden, denn er übernahm (vor seiner Reise nach Stuttgart) bereitwillig jede ihm übertragene Rolle und führte sie wenigstens als routinirter Schauspieler mit Gewandtheit durch.

(Die Fortsezung folgt.)

Rom, 18. Jan.

In Ermanglung der Fremden, welche immer noch auf sich warten lassen, verdienen die Römer die fünf Theater, und diese haben daher in den lezten acht Tagen einen Schwung genommen, welcher sich schwerlich hätte voraussehen lassen. In Tordinone (der ernstern Oper) macht die Altistinn Mariani, trotz dem, daß sie nur ein Auge, nur acht Töne und gar kein Herz hat, mit ihrer ungemein schönen und sonoren Stimme wahrhaft Furore. Leztere hat sich seit vier Jahren, wo ich sie in Triest und dann im folgenden Karneval in Venedig in derselben Semiramis hörte, bis zum Bewundern verstärkt und verschönert. Wie Verwandte oder Ehelente einer dem andern zuweilen ihre physischen oder moralischen Eigenschaften mitzutheilen pflegen, scheint auch die Mariani ihrem Bruder oder Manne (was er seyn mag) ihr Tonsystem der Stimme verliehen zu haben. Dieser singt den Assur mit einem Basse, welcher jezt wahrscheinlich der kräftigste in ganz Europa seyn möchte. Daher gefällt auch er. Das Publikum, einmal im Zuge, läßt sich auch von der ersten Sängerin Cavalli, der Schwester der Mariani, in Wuth setzen; somit steht die ganze Sippschaft in Gnade bey'm Publikum. Diese geht so weit, daß die Mariani, während des fünfaktigen Ballets, welches zwischen der Oper gegeben wird, aus einer Hand in die andere, das heißt, aus einer Loge in die andere geht, wo sie, auf dem Vordersitze, sich dem Publikum in Helm und Panzer zeigt. Gestern Abend trank die Herzoginn von *** eine Tasse Chocolate mit ihr, vor Aller Augen. Ländlich, sittlich. Was in Paris Verstoß gegen die Anfangsgründe der Convenienz seyn würde, gilt hier für höchsten guten Ton. Das ungeheure Theater mit seinen sechs Reihen Logen (in jeder neunundzwanzig) und mit seinem Parterre mit zweyundvierzig Bänken (jede im Durchschnitte zu vierzehn, ja vielleicht sechszehn Personen), ist fast jeden Abend gedrückt voll. Das Parterre kostet, wie immer in der ersten Oper, dreyßig Bajocchi (gebutterbald Groschen sächsisch), wofür man aber nur mit einer Lende sitzen kann. Die Sperrsitze (ein wirklich sehr bezeichnender Name) in den beyden Wienertheatern, bey welchen das Holz eben so wenig verschwendet ist, sind Großvaterstühle dagegen. Ich kenne keinen schamlosern Spott, als den, welchen in dieser Hinsicht das römische Publikum in allen Theatern mit sich treiben lassen muß. Freylich liegt der Grund eines Theils im niedrigen Preise, welcher ein für alle Mal bestimmt ist, und über welchen kein Unternehmer hinausgehen darf. Ihm bleibt also nichts übrig, als sich durch die Menge der Plätze für die Wohlfeilheit zu entschädigen, und das Publikum, in der Regel nur gewöhnt, während des Karnevals in's Theater zu gehen, erträgt den Zwang. Aber die Fremden sind um so übler daran, besonders, da es außer dem Parterre gar keine einzelne Plätze gibt, als im lezten Range gepolsterte Sitze, welche aber, trotz ihrer Höhe, den doppelten Preis kosten, und eben so eng sind. Wollen sie für ihre Person keine Loge miethen; so müssen sie, besonders aus den kleinen Theatern, wo, außer der Sperre, auch noch die Nachbarschaft des untersten Pöbels beschwerlich fällt, ganz wegbleiben; welches denn auch geschieht. Das Theater Tordinone (so genannt, trotz des hochtrabenden Namens: Teatro di Apollo, welchen ihm die Unternehmer von jeher beygelegt haben) ist das größte aller römischen Theater; es hat das Eigenthümliche, daß das Parterre zwey-und-dreyßig Stufen über der Erde liegt, eine Vorsicht, welche die häufig in dieser Gegend eintretenden Ueberschwemmungen der Tiber nöthig gemacht haben.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Nro. 52.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, 2. März 1826.

Wer seinen Willen einbüßt, büßt auch leicht sein Urtheil ein.

Antonio Perez.

Einige Bruchstücke aus den Memoiren des Robert Guillemard, verabschiedeten Sergenten.

(Fortsetzung.)

Eines Tages, da ich länger als gewöhnlich in des Obersten Arbeitszimmer geblieben war, kamen zwey Personen zum Obersten und es fand eine merkwürdige Unterredung zwischen ihnen Statt, der ich genau folgen konnte, da sie nur durch eine dünne Bretterwand von mir getrennt waren. Nach gegenseitigen Begrüßungen, woraus ich ersah, daß die beyden Fremden von hohem Range, und daß einer von ihnen der Oberst Chantard war, sagte der andere zu Oudet: „Seit längerer Zeit von der Armee entfernt, haben Sie, Oberst Oudet, die Fortschritte der Gesellschaft, die Sie vor sieben Jahren begründet haben, nicht verfolgen können. Die Philadelphen nehmen an Zahl und Einfluß zu; ihre Häupter sind in diesem Augenblicke von der Armee entfernt. Der Areopagus hat erklärt, daß Sie, als Gründer der Gesellschaft, die Stelle des Censors übernehmen sollten. Wir sind beauftragt, Sie mit diesem Wunsch der Gesellschaft bekannt zu machen.“ Dem Oberst Oudet schien dieser Antrag unerwartet zu seyn, denn er antwortete erst nach einigen Augenblicken: „Meine Herren, sagte er, der Areopag erweist mir mehr Ehre als ich verdiene. Er hat in seinem Kreise Offiziere von höherem Range als ich und besser geeignet der Gesellschaft vorzustehen. Seit Kurzem erst zum Heer zurückberufen, kenne ich die Elemente, aus welchen es zusammengesezt ist, noch nicht genug, um eine solche Verantwortlichkeit übernehmen zu können. Ich müßte fürchten, Fehler zu begehen, die Philadelphen zu kompromittiren, und kann deßhalb die mir zugedachte Ehre nicht annehmen.“ —

Die beyden Offiziere drangen nun vereint in ihn. Aus ihren Aeußerungen erfuhr ich, daß sie zu einer patriotischen Gesellschaft gehörten, deren Zweck der Sturz dessen war, was sie die Tyranney nannten. Ich fing an für sie, für den Oberst Oudet, für mich selbst besorgt zu werden. Lange Zeit wies Oudet die offenen Ermahnungen seines Freundes und die glänzenden Versprechungen des fremden Offiziers zurück; endlich aber sagte er ihnen mit besonderer Würde und Festigkeit folgende Worte: „Zu der Zeit, als ich die Gesellschaft der Philadelphen stiftete, war sie nichts als eine Vereinigung von Freunden; seitdem aber haben die Philadelphen, indem der Enthusiasmus im Geheim wuchs und zugleich aus der Konsularherrschaft sich ein Despotismus zu entwickeln anfing, den Gedanken gefaßt, diese Gewalt zu stürzen, und Frankreich seine republikanischen Formen wiederzugeben. Damals konnte ein Tag die Freyheit wieder herstellen, weil es nur auf den Sturz eines Mannes ankam; allein fünf Jahre einer außerordentlichen Regierung und eines unermeßlichen Ruhms haben die Ansichten der Franzosen sehr geändert. Die Parthenen sind erstickt; fast alle Krieger der Republik haben sich freywillig unter dem Adler vereinigt; Jedermann sieht in dem gegenwärtigen Kriege die lezte Anstrengung der Coalition, die Bürgschaft eines dauernden Friedens, die Sicherheit,

Digitized by Google

daß das Vaterland unter dem Schutze eines großen Mannes endlich die industriellen Kräfte ausüben werde, die es seit zwanzig Jahren angehäuft hat. Welcher Franzose könnte, bey dieser Lage der Dinge, glauben, berechtigt zu seyn, so viele Hoffnung durch einen Umsturz der bestehenden Ordnung zu zerstören.' Ohne Zweifel bin ich Republikaner und werde als solcher sterben; aber ich weiß meine Wünsche und Ansichten dem Wohl des Vaterlandes zu opfern; sein Ruhm ist begründet, seine Ruhe muß jezt beginnen. Dürfen wir durch neue Erschütterungen seinen Ruhm verdunkeln und seine Ruhe gefährden? Die Grundsätze der Revolution werden sich in seinem Glücke entwickeln, und unsere Kinder werden eines Tages ohne Erschütterung die Freyheit genießen, die wir nicht begründen könnten, ohne Ströme von Blut zu vergießen. Meine Freunde, laßt uns den Muth haben, der edler ist, als der Muth sich zu verschwören, den Muth, Plänen und Wünschen zu entsagen, deren Gelingen sogar Frankreich neues Blut und neue Thränen kosten müßte."

Der Oberst Chautard sprach nun von dem Schwure der Philadelphen. Oudet erwiederte, daß zu seiner Zeit kein solcher Schwur abgelegt wurde, daß die Pflichten sich mit den Zeiten ändern, und der Wille mit dem Alter. Daß eine Gesellschaft von Studenten keine Verbindlichkeit für das ganze Leben auflegen könne. Man sprach von Brutus und Cassius. Er erwiederte, daß die jetzige Welt keine solche wilde Tugenden brauche. Man sprach von Republiken, unter andern von Sparta. Er machte über die griechischen Republiken eine Satyre, worin er nur Athen verschonte. Für ihn mußte die Freyheit mit allen Wohlthaten der Civilisation, mit allen Schönheiten der Kunst, mit allen Schätzen der Wissenschaften und des Handels verbunden seyn. Endlich verlangte man eine bestimmte Antwort an den Areopag: „Sagt ihm, erwiederte er, daß meine Liebe zum Vaterlande es mir zur Pflicht macht, mich offen und innig an das Haupt des Staates anzuschließen, so lang sein Gang dem Vaterlande heilbringend ist; aber daß, wenn er je in der Folge ein Despot werden sollte, ich der erste seyn werde, den Ruf zu erheben: Aux armes, enfants de la patrie!" — Hiermit war die Unterredung abgebrochen, die beyden Offiziere entfernten sich, und sind meines Wissens nicht wieder bey Oudet gewesen. Ich habe seitdem erfahren, daß im Heere heimlich das Gerücht ging, als wenn Oudet an der Spitze einer geheimen Verbindung stehe, daß einer der Offiziere, von denen die Rede war, dieß Gerücht absichtlich verbreitet habe, um die Unzufriedenen zu verleiten, sich auszusprechen, daß er endlich dem Kaiser selbst das Daseyn dieser geheimen Verbindung verrathen habe. Napoleon soll mit der größten Aufmerksamkeit Alles angehört haben, was Oudet betraf. Nachdem er dessen Weigerung vernommen und sich überzeugt, daß es ihm Ernst damit gewesen sey, habe er seine ganze Heiterkeit wieder erlangt und lachend gesagt: „Eine Studentenfreymaurerey!" — Allein er wußte Oudets Benehmen zu gut zu würdigen, um es ohne Belohnung zu lassen. Den Abend vor der Schlacht bey Wagram wurde Oberst Oudet zum General ernannt. Diese Beförderung ist mir ein überzeugender Beweis, daß Napoleon von Oudets Betragen und Weigerung unterrichtet war: so wie ich selbst durch den oben erzählten Zufall von dem Ungrund der Gerüchte in Hinsicht auf Oudets Theilnahme an der geheimen Verbindung vollkommen überzeugt worden war.

(Die Fortsetzung folgt.)

Das Hotel des Finanz-Ministeriums zu Paris.

(Fortsetzung.)

Man könnte fragen, wozu nützt der Kassier des Ministeriums, da ein königlicher Schatz existirt, aus dem alle Ministerien bezahlt werden? — Die Regierung hat in ihrer Weisheit dieselbe Bemerkung gemacht, und vor einiger Zeit eine sehr wohlgesetzte Ordonnanz erlassen, wodurch alle diese Spezialkassen aufgehoben werden. Allein diese Einrichtung war für die Minister so bequem, sie war so zur Gewohnheit geworden, daß sie, trotz jener weisen Verordnung, noch besteht und ferner bestehen wird. Man findet also bey jedem Ministerium eine besondere Kasse und einen Kassier. Wenn wir annehmen, daß die dem Ministerium im Budget angewiesene Summe hundert Millionen Franken beträgt, so müßte, nach dem Gesetz, der Minister bey jeder vorkommenden Ausgabe nach dem königlichen Schatz schicken, um mit Beobachtung einer Menge von Formalitäten die nöthigen Gelder zu beziehen. Da aber sehr oft gewisse heimliche oder sehr unerwartete Ausgaben, außerordentliche Gratifikationen u. s. w. vorkommen, so ist es sehr wünschenswerth für den Minister, eine bedeutende Summe gleich unter der Hand zu haben, und ohne alle jene Weitläuftigkeiten Geld beziehen zu können. Dieß ist der große Nutzen der Ministerialkasse, und darauf beruht das hohe Ansehen, worin der Kassier steht. Nichts ist solider, unverletzlicher als diese Stelle im Ministerium. Die Hände, welche Geld ertheilen, genießen immer der Verehrung, welche wir zu dem Gelde selbst hegen. Haben wir Geld zu beziehen, so eilen wir frohen Herzens und leichten Schrittes die Gänge entlang, welche nach der Kasse führen. Unsere Ideen sind lachend, sie verschönern Alles, was wir betrachten, und unsere Blicke fallen gleich beym Eintritt auf die wohlbeleibte Gestalt des Kassiers. Von dem Augenblick an bleibt er in unserer Erinnerung als ein angenehmer wohldenkender Mann. Er mag oft ein Flegel oder gar ein Liberaler seyn, aber er zählt uns Thaler hin

Digitized by Google

— wer könnte von einem solchen Manne etwas Schlimmes denken. Der Augenblick der Auszahlung ist der der menschenfreundlichen Zuneigung. Von diesen Empfindungen des Hausens ist sogar Sr. Excellenz nicht ganz frey. Der kluge Kassier weiß dasß wohl und zieht seinen Vortheil daraus. Es ist Sitte, dem neuen Minister gleich für seine erste Einrichtung 25,000 Franken anzuweisen. Ohne Zweifel ein eben so billiger als angenehmer Gebrauch, um so mehr, da der Fall eingetreten ist, daß derselbe Mann vier bis fünf Mal Minister war, was eine erste Einrichtung von 125,000 Franken macht. So wie der neue Minister im Ministerium eingezogen ist, zittert Alles bis auf die Tische und Stühle. Die gräßlichen Worte: Reinigung, Reform, Organisation, schallen durch die Säle und Corridors, und Schrecken ergreift Bureaucheis und Commis. Der Kassier allein behält seine Fassung. Er zieht gelassen seinen schwarzen Rock, Escarpins und goldne Schnallen an, öffnet die Kasse und nimmt ein Päcklein Banknoten für 25,000 Franken heraus, legt sie in eine zierliche rothe Briefstasche, eine Quittung dabey, und macht sich sichern Schrittes auf den Weg nach dem Kabinett der neuen Excellenz. Die Thürhüter erkennen ahnungsvoll den Mann des Geldes. „Melden sie mich an," sagt er mit Würde. Die Leute wissen zu wohl, daß Sr. Excellenz gegen diesen Besuch nichts einwenden wird. „Der Kassier des Ministeriums!" rufen sie laut. Und, o Wunder! Sr. Excellenz erhebt sich so zuvorkommend, als wenn es der russische Gesandte selbst wäre, und geht dem Eintretenden entgegen. Dieser sagt lakonisch aber beredt: „Ich beeile mich, Ew. Excellenz diese 25,000 Franken zu überbringen." — „Was ist das?" — „Die Entschädigung der ersten Einrichtung." — „Ich danke Ihnen." — „Es sey mir erlaubt, diese Gelegenheit zu benutzen, um mich der Gnade Ew. Excellenz zu empfehlen; ich bin seit dreyßig Jahren Kassier des Ministeriums." — „Wenn es von mir abhängt, sollen Sie es noch dreyßig Jahre bleiben." —

Nun ist der Mann geborgen, er weiß, daß nach dieser ersten Verhandlung der Minister nicht seinem eigenen Bruder die Kassierstelle geben wird — die Dankbarkeit spricht lauter als das Blut. Der Kassier spottet in seiner bequemen Wohnung hinter seiner Kasse allen Reformen und legt schon die 25,000 Franken für die nächste Excellenz zurecht.

(Die Fortsetzung folgt.)

Auf einem Winterspaziergange.

Finsteres Tannendunkel umstarrt die Häupter der Berge,
Von dem blinkenden Schnee unten im Thal noch erhöht;
Oben doch wölbt in der Luft sich und weißt in unendlicher Ferne
Ueber der schattenden Nacht friedlich ein heiteres Blau.
Wenn's an der Gränze der Zeit und Welt umdunkelnd dir nachtet,
Hebe der Glaube dich frey auf in des Lichtes Gefild.

Cl.

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, 20. Januar.

Carnevals-Opern.

Alceste dürfte die am eigentlichsten gluckische Oper genannt werden, denn sie ist bey aller Tiefe die einfachste. Die heutige Vorstellung füllte daher auch den ersten Rang Logen nicht, aber auch die hinzugefügten Tänze wurden nicht über Gebühr beklatscht, obgleich Dem. Lamperi sich wieder durch Lieblichkeit, Geschicklichkeit und Grazie auf's vortheilhafteste auszeichnete. Ueberhaupt wäre zu wünschen, daß die sonst so einsichtige Intendantur der königlichen Schauspiele das Balleteinlegen bald ablegte, denn die in Gluck eingeschneiderte Tanzmusik erinnere zu sehr an musikalisches Handwerk. Herr Kapellmeister Schneider dirigirte übrigens mit mehr Kraft und Umsicht als seine Vorgänger. — Hr. Devrient d. J. versteht weder König noch Oberpriester darzustellen, er sah so betrübt und unglücklich unter dem hohen Blätterkranz hervor, er hatte so wenig von einem Gottgeweihten in sich, daß man ihm mitleidvoll gern die viele Mühe geschenkt hätte, welche er sich in manchen Tönen nicht vergebens mit der schweren Partbie gab. Die Verwandlung zum Apollo im lezten Akte paßte besser für ihn, weil er tief im Hintergrunde in Wolken gehüllt war. — Herr Freund sang seine Klagetöne als Evander doch gar zu jämmerlich; Mad. Carl legt zu sehr alle Gewalt ihrer nachdrücklichen Stimme auf einzelne Töne, zu denen sie die andern hinzieht, und man durfte sich herzlicher als sonst freuen, als der Göttersohn mit langer Keule kräftig hereintrat, und so verzieh man ihm allenfalls die ersten Recitative. — Daß aber Alceste und auch im Seeleneinklang Admet durch die Schrecken an den Pforten des Hades so geängstet wurden, daß sich Beyde nach einander verwirrten, damit möchten wir ungern das heitre, ungetrübte Tageslicht ihres Ruhmes verdunkeln, und geben deste lieber und schneller zu ihrem Lobe, und dem Preisen des übrigen Theils der Vorstellung und der Oper selbst über. Denn wo erklingt wohl herrlicher die innigste, sittlichste, eheliche Liebe und Treue. Solcher Ehe fehlt nur Unauflösbarkeit durch den Tod; der sittliche Geist der Ehe ist zugleich ein natürlicher, die Schattenmächte der Unterwelt sind seine einzigen Feinde. So wird der Kampf mit dieser düstern Gewalt, und der Sieg durch heldenmüthige Freundschaft, welche jenen Mangel der Familie nicht an sich trägt, der Inhalt der Oper.

Die Krankheit des königlichen Gatten versezt das ganze nun verlassene Volk in Klage, Angst und Schrecken. Dieß singen die ersten Chöre. Alceste kommt mit den Kindern an der Hand, in königlichem, gehaltenem Schmerz, den Mad. Milder ausgezeichnet darzustellen wußte, nur sah sie während des langen Klagechors bisweilen mit zu unbedeutenden Blicken auf das Volk. Dann drückte sie die Kinder an ihre Brust; sie kniete nieder und wandte nun in stillem Wechsel von es und b dur und f-dur in der ersten es-dur Arie: „Gescheidt hin o trostlosem Harme!" ihre sanfte Klage aus; im folgenden Theile

(dreyviertel Takt) sandte sie die rührendste Bitte zu den Göttern empor, dann flehte sie (im viervierteln Takt Allegro) die ganze Gewalt ihres jammervollen Geschickes mit stets erneuten Schlägen, und der Ausdruck des innersten Leidens bezeugte, solche Qual könne nur ein Mutterherz bedrängen. Aengstlich, liebend preßte sie die Kinder an ihre Brust, bis sie mit der Wiederholung des verwirrten, klagenden mütterlichen Schmerzes endete. Die dann beym Klagechore des Volkes folgenden schönsten Stellungen und Gruppirungen mit den Kindern dürfen nicht ohne Auszeichnung übergangen werden. — Nun ist Apoll's Tempel der Schauplatz. Das Orchester trug die Einleitung, die nachahmende Wiederholung und Durcharbeitung immer ein und derselben langsam fortfließenden Melodie, zum ersten Mal in g dur beginnend, dann in e-dur, d dur, a-dur und e-dur sich bewegend, die Reinigung vor allem Schmerz und Leiden zur reinen in Gott versenkenden Andacht, vortrefflich vor, aber Alceste stellte sich als Flehende, dem Gotte mit zu königlicher Hoheit gegenüber. Diese Scene ist überhaupt das Offenbarwerden der Feindschaft nächtlichen Hades gegen den tagheilen lebendigen Geist ehelicher Liebe. Dieß beginnt ein Oberpriester in den Worten: „des thun Geweihten!" A. spricht sich zuletzt furchtbar in der Orakelstimme aus. Ein zerrissener Chor; Flucht des Volkes. Die Königin bleibt allein. „Unglückliche Alceste!" schreit sie nicht so sehr leidend als vielmehr erschreckt auf. In ihr beginnt nun der Kampf mit der Unterwelt. Die Arie: „Nein nicht der Tod ist's, den ich scheue!" den Todesmuth mit dem wechselnden Schmerz, Gatten und Kinder verlassen zu müssen, sang und spielte Mad. Milder mit aller Gewalt des unerschütterlichen Entschlusses und der zärtlichsten, innigsten, sittlichsten Liebe. Schauernd endlich ruft sie in der letzten Arie die nächtigen Götter an, aber mit dem reinsten Jubel überwindender Kraft entringt sie sich diesem Beben; mit dem glücklichsten Gemisch von Liebesfreude, so wie von Schadenfreude gegen die dunklen Gewalten, rühmte sie sich ihnen den Gemahl zu entreißen, und schließt mit liebender Eil ihr Werk zu vollführen.

Die reinen Freuden- und Festchöre klangen klar, rein und jubelnd gegen die klagenden des ersten Aufzugs. Der gesundete Admet (Herr Stümer) erschien. Für die Weichheit zärtlicher inniger Liebe ist seine Stimme besonders geeignet, aber ihr fehlte oft der Glockenton, das Organ klang oft mit, und auch die sonst so gebildete Fistel trat mitunter so plötzlich und hörbar aus der Bruststimme hervor. Das Schönste des Aktes fast war die erste b-dur Arie Alcestens, mit dem Flötenvorspiel, mit welchem sich in die laute Freude leise und klagend der tiefe Trennungsschmerz, der den Ehegatten bevorsteht, einschleicht. Madame Milder sang die Arie leise mit dem Ausdruck des gedämpftesten Jammers, der um so qualender ist, je mehr er sich vergraben muß. Die zweyte Arie: „Ich fühle nur des Lebens Freuden," fügte zu diesem geheimen Schmerze den Ausdruck der offenbarsten zärtlichsten Liebe für den Gatten, und den tiefen Schauer vor dem Wohnsitz der Schatten, bald ihre eigene Behausung. In der Entdeckungsscene war Herr Stümer bey den Worten: „Wer? du? Alceste?" bewundernswerth, wo er das unsingbare tiefste Entsetzen halb sprach, halb sang. Hätte er auch an anderen Stellen stärker durch das volle Orchester zu dringen vermocht, so wäre die Vollendung, mit welcher er alles Folgende sang, deutlicher hervorgetreten, und eine lautere Anerkennung hätte den Künstler belohnt. Die dritte Arie (f-dur) sang Mad. Milder erst in stiller Ergebung das sitzend, mit rührender Bitte um Muth, die Kinder zu beyden Seiten; dann kam ihr die Erinnerung all des Glückes wieder, das sie verlassen sollte, und zuletzt in voller Verzweiflung überströmt ihr lauter Schmerz herzzerreißend das bange Bedauern des Volks.

Mit diesen immer tieferen Klagen beginnt der dritte Akt, bis der Götterbote (Herr Blume) auftritt, und nun der Tyr seine Beute verlieren soll. Alceste im ersten Aufzuge schauderte noch vor dem Schrecken des Hades, obgleich ihr liebender Muth sich dem Schrecken entwand. Der Held aber wird von jenen düstern Tönen nicht geängstet, seine Arie ist reiner kraftvoller Heldenmuth, Hoffnung und Zuversicht einflößend, weil er selbst auf sich vertraut. — Aber jetzt gilt es den härtesten Kampf vor den Pforten der Unterwelt. Alcestis erster Entsetzensschrey (das hohe a) war unvergleichlich, wie der fortdauernde Schauer, bis sie niedersinkt, doch dann sich plötzlich in vollen Liebesmuth wieder erhebt. Die f-dur Arie: „Ihr Töchter ewiger Nacht!" war fast zu still ergeben, desto rührender die zweyte (g dur): „Leb' eingedenk der Zärtlichkeit!" Aber Admets tiefste Klage, sein Beben bey der Vorstellung der ohne sie verödeten Zukunft, seine liebenden Bitten ihn sterben zu lassen, gaben ihr an Trefflichkeit nichts nach. Die Scene mit Charon brachte alle Schauer des Todes herauf, die nur langsam im fernen Chor, der Herkules Sieg singt, entschwebten, und nun die Nacht in den lichtesten Tag bey dem Terzett, der drey auf's neue Geeinten verwandelte, deren Glück der Schlußchor die Götter lobend rühmend erhob.

Frankfurt a. M. im Februar.

(Fortsetzung.)

Das Repertoir der Oper wurde im vorigen Monat nur noch mit einer bereichert, welche wir, gleich dem listigen Bauernmädchen von Paisiello, aus alter Zeit willkommen hießen, es waren Floravanti's Sängerinnen auf dem Lande, ein Tongebilde voll reizender Anmuth und ächt italienischer Laune. O wie sinken hier Auber und die anderen Pariser Tagesbelden von ihrer künstlichen Höhe herab, hier wo alles bey der reichsten Laune in treffender Charakteristik und weiser Sparsamkeit sich bewegt. — Im Schauspiel wurden die Erben der Frau von Weißenthurn aufgewärmt.

Von dem Theaterbau werde ich Ihnen nächstens etwas Ausführliches zu schreiben haben. Herr Brentano-Laroche hat ein neues Projekt zur Uebernahme eines neuen Baues oder, wenn dieser nicht beliebt werden sollte, zu einer Erweiterung im Innern, den Aktionärs gedruckt vorgelegt. Hr. Staatsrath von Bethmann macht sich anheischig, mit Hrn. Brentano-Laroche die Entrepriſe zu machen, wenn die Gesellschaft sich nicht damit befassen will. Dieses soll nun nächstens in einer Generalversammlung diskutirt, und darüber, wenn es möglich ist, endlich entschieden werden.

Professor Chladni ist seit einigen Wochen in unserer Stadt, und hat dieser Tage seine interessanten Vorlesungen über Akustik und Meteorologie begonnen, worin er manches Neue vorzutragen verspricht. Warum muß der würdige Mann sich in seinem Alter noch durch Vorlesungen in den Städten Deutschlands ernähren? — eine Frage an die reichdotirten Akademien mancher Residenzen. Verdiente nicht der Entdecker der Klangfiguren, Chladni, dessen Name unsterblich ist, und der ganz den Wissenschaften lebt, die er vielfältig bereichert hat, ein stilles Plätzchen in einer jener beneideten und beneidenswerthen Residenzen?

(Der Beschluß folgt.)

Beylage: Kunstblatt Nr. 18.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Nro. 53.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, 3. März 1826.

Wärst du als ihr Führer doch gefallen
In des Heldenkampfes blut'gem Spiel!
Hoch getragen zu des Ruhmes Hallen,
Doch — zwey Siegeskränze sind zu viel.

Amalie v. Helvig.

Lord Byron.

Ode von Casimir Delavigne.

Die Schlangen zischten laut: „Du bist kein Adler, nein!"
Als noch sein schwacher Flug dem jungen Muth versagte; —
Und schon des Schnabels Spur drückt' Er dem Rücken ein
Des scheußlichen Gewürms, das ihn zu höhnen wagte.

Im Himmel dann die Stirn, den Boden unter sich,
Den Blick der Sonne zu, den Donner in den Klauen,
Hieß er aus ihrem Staub empor die Schlangen schauen,
Und fragte: „Wer bin ich?"

Das war dein stolzer Schwung, und, Byron! welches Leben,
An Ruhm in Einem Morgen reich,
Mit plötzlicherem Glanz, mit rauschenderem Streben
Empörte Tod und Neid zugleich?

Wo hat ein Geist, den jüngst in seiner Dunkelheit
Ein schnöd Geschrey mißhandelt,
Je seine Nacht so schnell in Sonnenlicht verwandelt,
Gemacht zur Nachwelt seine Zeit?

Vor Priestern und vor Frau'n, der Erde Göttern, hüte,
Ihr Sänger! eure Zunge sich:
Wie in der himmlischen Gemüthe
Lebt im erzürnten Sinn die Kränkung ewiglich.

Voltaires Asche ruht in eines Tempels Hallen:
Umsonst: — der Priester läßt die grimmen Flüche fallen,
Den großen Namen höhnt der Kanzel Donnerwort;
Der stumme Schatten muß dem Pantheon entwallen,
Muß aus der dunkeln Freystatt fort.

Du zogst die Farbenglut, den Glanz von Südens Rosen,
O Byron, unterm Strahl ihr'scher Sonne vor;
Zu bleich war dir der Blumenflor
Des kalten Vaterlands: du mochtest dort nicht kosen.
Daher dein langes Leid, dein Mißgeschick, du Thor!
Erzürnt verfolgte dich bis zu des Grabes Rande
Der Britinnen verschmähte Zier;
Und im betrognen Engellande
Verstieß man dich — und horchte dir!

Umsonst verschlang ihr Blick voll Glut, was du geschrieben,
Dein Hohn war abgebüßt; du irrtest fern, vertrieben;
Und ach! in jedem Land begegnetest du nur
Von Chillons Zinnen an bis zu dem Schutt Megara's,
Und von Abydos Schlund zur Kerkergruft Ferrara's
Feindsel'ger Götter Zorn, und nur Tyrannenspur.

Die Opfer sangest du, die sich der Stolz geschlachtet,
Der du des Stolzes Opfer warst;
Von Trümmern, welche Schuld erzählten, rings umnachtet,
Du grosser Sünder Bild gebarst.
Gebeugt in's ehrne Joch, vom Gram empöret, brannte
In der Verzweiflung Glut dein Geist, sonst ungezähmt;
Du hast, verfolget, wie der Dante,
Wie er, vom Höllenschlund geträumt.

Europa spricht dich los, doch ruft es sein Verdammen
Den kläglichen Nachäffern zu:
Den Werken Ehre, die dem Schöpfergeist entstammen!
Du, sey unsterblich! du warst du!

Stets ungetrübet glänzt durch deinen Pinselstrich,
Das Bild von Griechenland, das, in den Sarg gezwungen,
Nichts mehr Lebendig's hat, als von dem Ruhm, der wich,
Die heiligen Erinnerungen:

Betrachtet eine Frau, bevor das Leichentuch
Auf ihre Stirne fällt und endet euer Hoffen,
An ihres Todes Tag, wann nun gefällt der Spruch,
Wann die Gefahr ist aus, das Thor des Lichts ist offen:

Digitized by Google

O rührende Gestalt, wie traurig und wie mild!
Wie zeigt sich Düsterkeit mit Anmuth so verbündet
Im regungslosen Mund, den Blässe langsam füllt!
Wie schaut ihr sehnlich an, mit Zittern, dieses Bild;
Der Züge stille Ruh', wo schon der Umriß schwindet,
Des Busens trüben Reiz, von Todesnacht umhüllt! —
Vor dem entseelten Leib wie schauert ihr zusammen:
Ihr trauert über euch, lest im erlosch'nen Blick
Des unbewegten Aug's das eigene Geschick.
Einst lockte dieses Aug', es weinte, sprühte Flammen;
Da starrt es ohne Glanz, es blickt, es leuchtet nicht.
Zu spät ist's nun, es winkt euch drin kein Hoffnungslicht.
Und — einen Augenblick doch wagtet ihr zu hoffen:
Mit solcher Heiterkeit ruht dieses schöne Haupt,
Mit so gelindem Schlag hat es der Tod getroffen,
Und dieser holden Stirn den Frieden nicht geraubt:
Die Wurzel starb, doch steht der Baum noch unentlaubt.
Seht! das ist Griechenland — sprachst du — längst aufgegeben!
Ist Griechenland, noch schön, doch kalt, doch ohne Leben,
Das todte Griechenland!... doch halt! o siehst du's nicht?
Die matten Augenlieder beben,
Und öffnen wieder sich dem Licht!
Schau hin! sie lebt! — o horch! in ihren Fesselringen
Empor der Leib sich schauernd rang;
Das reine Blut, das oft vom Streich des Schwertes sprang,
Frisch in den Adern quillt's, bereit, auf's Neu zu springen;
Die Stirne, bleich vom Tode lang,
Erhebt sich, kühn und stolz, mit dräuender Geberde,
Ihr Arm, verlängert, sucht nach einem Schwerde;
Sie lebt, es spricht ihr Mund .... und Freyheit war sein Klang.

Die Todte priesest du; wie schön ist sie im Leben!
Du hörest ihren Ruf, du kannst nicht widerstreben,
Du eilst, du schaust sie — doch ach! es war dein Tod!

Wer malt der Griechen Angst, das Flehen, die Gesänge,
Der Trauer bangen Schrey, und wieder Waffenklänge,
Versammelt um das Kreuz, hinirrend in der Noth,
Das Volk, im heißen Drang versucht' es zu verweben
Des alten Glaubens Kraft mit dem, was Christ gegeben,
Rief seinen Göttern, schrie, das Auge thränenroth:

„Wind, der du Leben gibst den Blumen, die nicht sterben,
Durch den der Lorbeer lebt, daß ihn kein Alter frißt:
O Wind vom Pindus! schwing den Flügel, denn verderben
Will, der der schönste Lorbeer ist!"

„Ihr reinen Quellen, braus die alten Dichter tranken,
Child Harold kam zu Euch, erliegt an eurem Rand!
O gießet euren Thau mild auf die Stirn des Kranken,
Die nur gebeugt des Todes Hand!"

„Zweifache Götter! stillt den Quell von unsern Zähren!
Du Gott, der Satan schlug, du Gott, der Python schlug,
Erneut sein Leben ihm, wie Milton und Homeren,
Gebt ihm der vollen Tage gnug!" —

Flieht zu den Winden nicht! ihr Hauch ist nur, ihr Thoren,
Des Dichters Palmenzweig zu knicken stets verschworen,
Doch Gifte reifet ihre Luft!
Flieht zu den Wassern nicht der heil'gen Musenquellen,
Früh oder spät, als Brand versengen ihre Wellen,
Die Lippen, die ihr Sprudel naßt.
Flieht zu den Göttern nicht; der Tod nur macht, sie schlafen;
Es lauscht auf euren Ruhm sein unerbittlich Ohr:
Er harret, euch zu strafen;
Er horcht, taub ist der Götter Chor.

Hin ist er, hin! — du Land, das ihn geboren, weine!
Verbannung war dein Dank und seines Liedes Lohn.
Wein' auch, Normannenland, durch seinen Stamm der deine,
War er, Corneille'n gleich, dein Sohn! *)
Und du den, hoffnungslos, auslieferte sein Scheiden
Der Fessel deines Herrn, den singend er bedroht',
O weine, Knecht! sein Lied war dir ein Trost im Leiden,
Sein Schwert entrisse dich der Noth.

Zu rächen schwuren ihn die Griechen: schon bereitet
Der Ruhm das heil'ge Trauerfest:
Zu seinen Ehren Hellas streitet,
In ihrer Mitte ruht des Herzens theurer Rest,
Ob dem der Sieg die Flügel spreitet.
Dann gräbt ihr Siegelschwert, daß sich der Kampf erficht,
Auf sein Mal, sein letztes, stillen:
„Was schontest du ihn, Schicksal, nicht?
Er sang Homeros gleich; er läge, wie Achilles!"

Doch wo der Ort auch sey, den sein Begräbniß ehrt:
Bey Euch, der Tugend, Kunst, der edeln Mannheit Hallen,
Die ihr noch Londons Stolz, in Frankreich seyd zerfallen,
Dem Schatten ist bey Euch ein heil'ger Raum beschert:

Westminster, öffne dich! steht auf vor diesem Gaste,
Werft eure dichten Leichentücher ab,
Gekrönte Häupter ihr! und, du, geweihte Kaste,
Die das Talent gekrönt und die hier fand ein Grab.
Er naht, er nennet sich .... hier ist Er nicht im Banne!
Drängt euch, macht Raum, hier theilt er euren Schatz.
Milton, dem Dichter Platz! dem Krieger, Howe, Platz!
Platz, Könige! dem großen Manne!

*) Byrons Familie stammt aus der Normandie; seine Ahnen waren Wilhelm dem Eroberer nach England gefolgt.

Einige Bruchstücke aus den Memoiren des Robert Guillemard, verabschiedeten Sergenten.

(Fortsetzung.)

In der Schlacht führte Oudet noch das neunte Regiment als Oberst. Man erwarte von mir keine Beschreibung der Schlacht bey Wagram. Unser Regiment stand auf dem linken Flügel, gegen den die Feinde ihre Hauptanstrengungen richteten, um uns von den Brücken der Insel Lobau abzuschneiden. Wir hatten mehrere wüthende Kavallerieangriffe auszuhalten, wobey wir viele Leute verloren. Unser Oberst erhielt selbst zwey Wunden. Ein Lanzenstich in den Schenkel zwang ihn, das Schlachtfeld einen Augenblick zu verlassen, doch kehrte er sogleich an seinen Posten zurück, nachdem er sich hatte verbinden lassen. Durch den Angriff auf das feindliche Centrum ward die Schlacht endlich entschieden, der Feind zog sich zurück und wir hofften

deutschen Abend in Wien einzurücken. Plötzlich aber erhielt unser Regiment Befehl, gegen Ebersdorf zu marschiren, um die Bewegungen der Armee zu sichern und den Rückzug des Feindes zu drängen. Die Nacht brach an, wir hofften uns unterwegs mit mehreren Regimentern vereinen; allein sie waren uns schon weit voran. Es war gegen eilf Uhr, als wir uns einem hügeligten, waldigten Terrain näherten. Plötzlich schallte uns aus einem Gehölz das „Wer da!" der Oestreicher entgegen, dem von allen Seiten ein heftiges Feuer folgte. Wir faßten uns bald, der Oberst führte uns rasch im Sturmschritt gegen die Stelle, von der das heftigste Feuer ausging. Wir warfen ohne Mühe die dort stehenden Bataillons über den Haufen und drangen vorwärts; allein bald sahen wir uns von allen Seiten umringt und merkten, daß wir mitten in eine feindliche Division gerathen waren. Sie bildete um uns eine Mauer von Feuer und von Bajonnetten, die wir vergebens zu durchbrechen suchten. Zwanzig Mal wurden wir in die Tiefe zurückgedrängt, in der wir überfallen worden waren. Der Oberst dachte, das Feuer würde die Regimenter herbeyziehen, die dieselbe Bestimmung wie wir erhalten hatte n; allein sie waren zu weit voran und hatten ihre Stellung schon eingenommen. Bey jeder Decharge stürzten ganze Reihen von uns zu Boden, und man rief uns von allen Seiten zu, uns zu ergeben. In ein Quarré formirt und den Adler mit unsern Leibern deckend, hörten wir da die Stimme des Obersten Oudet. „An dem Tage eines großen Sieges, rief er, dessen Ruhm das neunte Regiment getheilt hat, wird es seine Adler nicht entehren, indem es sich ergibt. Kinder! wir wollen alle siegen oder sterben. Es lebe der Kaiser!" — Dieser Ruf wurde mit Wuth von Allen wiederholt. Wir stürzten von Neuem auf den Feind, der anfangs zurückwich, uns aber bald in unsere alte Stellung zurückwarf. Bald blieben nur noch wenige von uns um den Oberst, der mit Wunden bedeckt nur noch daran dachte, würdig zu sterben. Der Feind wagte es nicht, uns mit dem Bajonnett anzugreifen. Unsere Munition war verschossen und schweigend empfingen wir das Feuer der Feinde, das auf zwanzig Schritte von allen Seiten uns traf. Da nahm endlich der Oberst den Adler des Regiments, brach ihn von seinem Stabe und vergrub ihn in ein Loch, was er mit dem Beil eines Sapeurs machte, damit er dem Feind nicht in die Hände falle. In diesem Augenblick und an dieser Stelle erhielt ich einen Schuß in die Brust und stürzte zusammen. Die Feuchtigkeit des Morgens rief mich in's Bewußtseyn zurück. Als ich die Augen öffnete, sah ich rings um mich her die Leichen meiner Gefährten, der Oberst lag mitten unter ihnen. Von Neuem verlor ich die Besinnung und erhielt sie erst im Hospital wieder, wohin man mich indessen getragen hatte. Gegen Morgen waren mehrere Regimenter nach der Gegend beordert worden, von wo man das Feuer hörte; allein sie kamen zu spät. Es blieb ihnen nichts zu thun übrig, als die wenigen Verwundeten zu retten, die auf dem Schlachtfeld lagen. Der Wundarzt, der mich verband, versicherte mich, daß meine Wunde nicht tödtlich sey, was ich ihm auch gerne glaubte. Den folgenden Tag besuchte der Kaiser das Hospital in Begleitung des Marschall Massena und mehrerer Generale. Ruhe und Zufriedenheit strahlte aus seinen Zügen; er war ohne Degen, und trug unter dem Arm seinen Hut mit Goldstücken gefüllt. Er hielt sich bey jedem Bette auf, sagte jedem Verwundeten einige Worte und fragte nach seinen Wunden, und ehe er wieder ging, warf er ihm einige Goldstücke auf das Bett. Trotz unserer Schmerzen rafften wir uns auf und begrüßten ihn mit lautem Jubel, den er mit wohlwollendem Lächeln aufnahm, indem er noch einmal rings umher im Saal blickte, ehe er ihn verließ. Denselben Tag besuchte mich Savournin, er gehörte zum dritten Bataillon, was allein noch vom neunten Regiment übrig war, da es keinen Theil an dem unglücklichen Gefecht von Ebersdorf genommen hatte. Er war tief betrübt über das Unglück, das das Regiment getroffen hatte. Von ihm erfuhr ich, daß Oudet noch lebe, aber von Wunden bedeckt, schwerlich gerettet werden könne, daß er im nächsten Zimmer liege, von den Offizieren seines Regiments umgeben. Am dritten Tage sah ich Savournin wieder, er sagte mir, der Oberst liege am Tode, und alle Hoffnung sey verloren. Ich wollte ihn durchaus noch einmal sehen. Savournin und ein anderer Soldat trugen mich bis vor Oudets Bett. Ich sah auf den ersten Blick, daß keine Hoffnung mehr sey. Er verblutete an einer Brustwunde, die sich in der Nacht wieder geöffnet hatte. Der Tod fing an, seine schönen, kriegerischen Züge zu entstellen. Endlich schien er sich etwas zu erholen, er erkannte mich, und reichte mir lächelnd die Hand, und sagte mit einer lezten Anstrengung zu den Umstehenden, die meistens zum neunten Regiment gehörten: „Kameraden, ich werde nicht Zeit haben euch dem Kaiser zu empfehlen, ich hoffe er wird von eurem Betragen unterrichtet werden, und es belohnen. Dieß ist mein Trost, indem ich euch verlasse." Er sezte noch einige unverständliche Worte hinzu und verschied. Ich selbst ward fast besinnungslos zurückgetragen. Savournin verließ mich stumm in finsterer Verzweiflung. Am folgenden Tag, als Oudet zur Erde bestattet werden sollte, ließ ich mich an's Fenster tragen, um den Zug zu sehen. Die Beerdigung sollte in dem Garten Statt finden, der zu dem Hospital gehörte. Die Begleitung war nicht zahlreich und bestand größtentheils aus Verwundeten. Während man den Sarg versenkte, entstand plötzlich unter dem ihn umgebenden Haufen eine Bewegung; gleich darauf sah ich einen Leichnam wegtragen. Es war Savournin, der sich auf dem Sarg seines Obersten in seinen Säbel gestürzt hatte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by

Korrespondenz-Nachrichten.

Frankfurt a. M. im Februar.

(Beschluß.)

Clemens Brentano, welcher sich ganz von der Welt zurückgezogen hat, ist im verflossenen Jahr zweymal in seiner Vaterstadt gewesen, und befindet sich jezt, wie man hört, in Coblenz. Es war vor mehreren Monaten in einem Berliner Blatt davon die Rede, daß man in dieser Zeit der Gesammtausgaben auch an die Werke dieses Dichters, der sich durch seltne Genialität und reiche Phantasie auszeichnet, denken möchte, um unter seiner Mitwirkung das bereits herausgegebene zu sichten, und das viele noch ungedruckte, von großem Werth für die Mit- und Nachwelt vom Untergang zu retten. Vielleicht ist hierzu jezt die Möglichkeit vorhanden, da vertraute Freunde im Besiz mehrerer seiner ausgezeichnetsten, noch ungedruckten Werke sind, welche schon anderwärts, und nun auch hier in Cirkeln wo sie vorgelesen worden, mit großem Interesse gehört wurden. Hierunter sind seine Kindermährchen, wovon mir aus Berlin einige bekannt sind. Erzeugnisse der lieblichsten Phantasie, und von einer unnachahmlichen Naivetät. Sie fesseln alt und jung, und beweisen dadurch am unwiderleglichsten ihre poetische Trefflichkeit. Es ist das Schöne, daß sie ganz national sind, und unter sich einen Cyclus bilden; die meisten spielen am Rhein. Ich erinnere mich noch genau eines dieser Mährchen, welches von den ertrunkenen Kindern handelt, die im krystallnen Schloß des alten Vaters Rhein wohnen und spielen. Die Beschreibung von einem seiner Lieblinge, einem ertrunkenen Fischerkinde, ist gar anmuthig. — Und so wünschen wir denn auch, daß der Dichter bald dem allgemeinen Verlangen der Freunde und Kenner im Vaterlande nachgeben, und mit diesen lieblichen Mährchen den Anfang machen lassen möge.

Das Städelische Kunstinstitut fundirt mit 1300.000 Gulden, darf sich nun hoffentlich bald seiner vollkommenen Wirksamkeit erfreuen. Vor einigen Wochen ist das Appellationsurtheil der Bonner Fakultät eingetroffen, und die Städelischen Vettern haben auch in der zweyten Instanz verloren; sie sind diesmal sogar in alle Kosten verurtheilt, ein Umstand, der sehr zu Gunsten des Justitiats spricht, da gewöhnlich die Prozeßkosten kompensirt werden. Der Anwalt der Städel'schen Verwandten, Dr. Jaffoy, wird jezt seine Sache noch vor die dritte Instanz bringen, von wo sie binnen Jahresfrist entschieden seyn kann. Welcher Gewinn für unsern, in Wissenschaften und Künsten aufblühenden, Freystaat, wenn ein so großes Vermögen bald zu den schönen Zwecken verwandt, die Kunstsammlungen bereichert, junge Talente unterstüzt, und bedeutende Meister als Lehrer berufen werden können.

Unter den gemeinnüzigen Anstalten nimmt die Sonntagsschule für Handwerker einen schönen Fortgang. Es werden hier aus allen Gegenden Deutschlands Zöglinge unentgeldlich in den Elementarkenntnissen, und seit einiger Zeit auch in der Plastik und Mechanik unterrichtet. Mehrere auswärtige Vereine für Bildung der Handwerker haben sich die Gesezze der hiesigen Anstalt zum Muster genommen, und es bildet sich nach und nach eine wohlthätige Verbindung und Wechselwirkung unter diesen edlen Gesellschaften. Sie werden aber erst dann ihren schönen Zwecken vollkommen entsprechend wirken können, wenn alle größeren Städte Deutschlands die Errichtung solcher Anstalten sich zur Pflicht machen, und später Tochtervereine an kleineren Orten entstehen. Der Lehrling und Geselle wird dann den begonnenen Unterricht überall fortsezen können, und die Folgen dieser Verbindung sich auf die Industrie in allen Zweigen der Gewerbe wohlthätig erstrecken. Leider steht aber verjährtes Vorurtheil bey Einzelnen, und selbst bey manchen ehrenwerthen Korporationen dieser Verbindung noch sehr im Wege. — Kürzlich gab Hr. Kapellmeister Guhr zum Besten der hiesigen Sonntagsschule für Handwerker ein Konzert; man kann schon aus diesem einen Zug von einem ausgezeichneten Künstler, der nicht einmal Mitglied des Vereins ist, sehen, wie hier der Gemeingeist seine Wohlthaten auf die jungen Pflanzschulen der Erkenntniß und Bildung verbreitet.

Rom, 22. Jan.

Da die eigentliche Bühnenzeit in Rom in den Karneval fällt, und dieser für dieß Jahr so ausnehmend kurz ist; so mag dieser Umstand mehr, als der innere Werth der Vorstellungen, zu der Begierde beytragen, mit welcher das Publikum in die Theater eilt. Für das Parterre ist gegen Abend kein Billet mehr zu erhalten. Freylich zeigt sich der Drang nach den Logen weniger stark; denn noch bis kurz vor Anfang hört man die Logenausrufer mit ihren Stentorstimmen, „Palchi, (palchetti, oder auch (nach römischer Sitte, welche unaufhörlich das l mit dem r verwechselt) parchi, parchetti") schreyen, ja, um die Käufer anzulocken, sogar den Logen des fünften Ranges das Prädikat des nobile geben, zum Beyspiele: „Chi vuol palchi! palchi nobili al quint' ordine!" Das Logenwesen ist überhaupt so eigenthümlich in Rom (wie überhaupt in ganz Italien), und greift dergestalt in's gesellschaftliche Leben ein, daß man davon im Auslande keinen Begriff hat. In einer andern Zusammenstellung mehr davon. Hier nur so viel. Die Logen sind in der Regel, und zwar während jeder der vier Hauptheaterzeiten, sämmtlich für die ganze Dauer derselben vermiethet. Um sich die Ausgabe zu erleichtern, welche besonders im Karneval, wo gewöhnlich, wenigstens in den größern Städten, zwey Opernheater (eine große und eine komische Oper) spielen, bedeutend ist, treten mehrere Personen, oder Familien zusammen und besuchen entweder jede Vorstellung gemeinschaftlich, oder (was häufiger geschieht) wechselsweise, in welchem lezztern Falle jeder Familie ihr besonderer Tag in der Woche bestimmt wird. Trift sich's, daß diejenigen Personen, an welchen die Reihe ist, nicht in's Theater gehen wollen, so senden sie Morgens früh den Logenschlüssel in das Theaterbureau (botteghino del teatro, weil es stets eine kleine, neben dem Theater an der Straße gelegene Bouteike ist) und bestimmen den Preis, um welchen für den Abend die Loge verkauft werden soll. Diese Logen sind es, welche vor dem Theater ausgerufen werden. Was das Bureau über den festgesezten Preis erhalten kann, macht seinen Gewinn aus. Daher kömmt es, daß, obgleich der Abonnementspreis der Logen stets bestimmt ist, der abendliche Eintritt in dieselben bald weniger, bald mehr kostet. Komme ich zu den Vorstellungen zurück. Obgleich, wie schon gesagt, der Drang um die Logen nicht sehr groß ist; so werden sie doch meistens alle gefüllt, sogar im ungeheuren Tordinone (der großen Oper), von welcher ich in meinem vorigen Briefe gesprochen habe.

(Der Beschluß folgt.)

Beylagen: Literaturbl. Nr. 18. u. Monatsreg. Februar.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Nro. 54.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 4. März 1826.

Durch welche Prüfung ließ das Schicksal ihn nicht gehn?
Gemeine Seelen wird das feige Herz verklagen.
Du hörtest, welche Schlachten er geschlagen!

Virgil.

Einige Bruchstücke aus den Memoiren des Robert Guillemard, verabschiedeten Sergenten.

(Fortsetzung.)

Drittes Bruchstück.

Gefangenschaft. — Die Insel Cabrera. — Flucht. — Beförderung. (1810. 11.)

An dem Tage, da das Regiment in Teruel eintreffen sollte, hatte ich mich um eine halbe Stunde beym Aufbruch von Salbes verspätet und fand, daß die übrigen Fouriere mit der Bedeckung schon abmarschirt waren; ich folgte ihnen sogleich mit zwey Soldaten vom unserm Regiment und hoffte, sie bald einzuholen. Gegen acht Uhr hatten wir unsere Leute aber noch nicht erreicht und ruhten in einer schlechten Herberge einen Augenblick aus. Bald setzten wir unsern Weg fort. Ich befand mich zufällig etwa hundert Schritte hinter meinen zwey Soldaten, als ich plötzlich vor mir ein Paar Schüsse fallen hörte und bald erblickte ich die beyden Soldaten von einem Haufen Menschen umringt. Ehe ich noch Zeit hatte mich zur Gegenwehr zu rüsten, ward ich selbst verwundet, von acht Menschen ergriffen und zu jenem größeren Haufen hingeschleppt. Das erste, was ich hier sah, war die Leiche eines meiner Soldaten, er war gräßlich verstümmelt und der Kopf vom Rumpfe getrennt. Der andere, die Kleider zerrissen, mit Blut bedeckt und wankend, suchte sich noch gegen die Menge zu vertheidigen. Ich selbst erhielt mehrere Kolbenstöße und erwartete dasselbe Schicksal, was meine Gefährten betroffen hatte, als einer meiner Gegner den übrigen befahl, von mir abzulassen, und, mich bey der Hand ergreifend, mich bey meinem Namen nannte und in gutem Französisch sagte: ob ich ihn nicht mehr kenne? Nach einigem Besinnen erinnerte ich mich wohl, ihn irgendwo gesehen und gekannt zu haben, allein ohne mir Rechenschaft geben zu können, wo und bey welcher Gelegenheit. Erst als er sich mir nannte, fielen mir unsere früheren Verhältnisse wieder ein. Es war Valdejo, der junge Kadet von dem Korps des General Romana, dem ich bey unserm Feldzug in Mellenburg einige Dienste geleistet hatte. Nach einigen Minuten befahl Valdejo aufzubrechen. Ich ging Arm in Arm mit ihm an der Spitze des Haufens, doch ging seine Freundschaft nicht so weit, daß er mir meine Waffen hätte wiedergeben lassen; er bezeigte mir wiederholt das Vergnügen, was es ihm gewähre, mir einen Dienst haben leisten zu können, versprach mir, sein Möglichstes zu thun, um mich auch ferner zu schützen, erklärte aber zugleich, daß seine Pflicht gegen sein Vaterland ihm nicht erlaube, mich in Freyheit zu setzen. Zugleich erfuhr ich, daß er zu der Guerilla des Obersten Porlier *) gehöre, zu dem er

*) Don Juan Diaz Porlier, auch el Marquesito genannt. Nachdem er mit großer Auszeichnung für Ferdinand VII. gefochten hatte, ward er 1815 in der Corunna hingerichtet, da er einen unglücklichen Versuch gemacht hatte, die Konstitution von 1812 wieder herzustellen.

D. U.

Digitized by Google

auch jezt seine Gefangenen bringen werde. Wir sezten unsern Weg fort bis zu einem einsamen Pachthofe, wo wir die Nacht blieben. Hier starb der Soldat, der mit mir gefangen worden war, an seinen Wunden.

Am folgenden Morgen brachen wir wieder auf, um bey Zeiten la Puebla zu erreichen, wo wir den Anführer treffen sollten. Unterwegs trafen wir die Leichname mehrerer französischer Soldaten gräßlich verstümmelt an Bäume gehängt. Indem die Spanier ihre wilde Freude bey diesem Anblick äußerten, konnte ich mich nicht enthalten, meinen Abscheu gegen solche Unmenschlichkeiten zu bezeigen. Nur mit Mühe gelang es Valdejo, es zu verhindern, daß mich nicht dasselbe Schicksal traf. Als wir zu la Puebla anlangten, lief ich neue Gefahren, sowohl von Seiten der daselbst befindlichen Guerilla als des Volkes, was uns entgegenkam. Portier selbst nahm mich gütig auf und ich blieb unter Valdejo's Schutz, der den Befehl erhielt, mich den folgenden Tag nach dem kleinen Hafen von Castellon de la Plana zu bringen. An diesem Ort langten wir den dritten Tag an und schifften uns sogleich nach Palma ein. Hier mußten wir uns trennen, indem Valdejo nach dem Königreich Valencia zurückkehrte und ich auf einer Brick, welche Lebensmittel nach der Insel Cabrera brachte, eingeschifft wurde. Beym Abschied wollte mir Valdejo noch einige Unzen Gold aufnöthigen, allein ich schlug sie aus und zeigte ihm, daß es mir nicht an Geld fehle, da ich nicht geplündert worden war. Wir trennten uns mit gegenseitigen Versicherungen, uns, wenn der Zufall uns wieder zusammen führen sollte, alle Dienste zu leisten, die sich mit unserer Pflicht gegen unser Vaterland und unsere Fahnen vertrügen. Die Brick lichtete die Anker und nach wenigen Stunden bekamen wir die Insel Cabrera zu Gesicht. Indem wir uns der Insel näherten, sah ich, daß die Küste und die Felsen ganz mit Menschen bedeckt waren, die mit der größten Aufmerksamkeit dem Laufe des Schiffes folgten. Ein großer Theil von ihnen war ganz nackt, von der Sonne dunkelbraun gefärbt, mit langen Bärten bis auf die Brust. Einige waren noch mit einem Rest von Kleidung behängt. Alle liefen am Ufer hin und her, schrieen und bezeigten durch Händeklatschen ihre Freude über unsere Ankunft. Bald bemerkte ich an der Küste einige Reihen von Hütten und Baracken; vor einer derselben war an einem etwa fünfzehn Fuß hohen Pfahl ein ganz nackter Mensch angebunden, der sich mit Anstrengung losreißen zu wollen schien. Was es mit diesem sonderbaren Anblick für eine Bewandtniß hatte, wird sich weiter unten erklären. Endlich ging die Brick dicht am Ufer vor Anker, es wurde ein Brett auf einen nahen Felsen geworfen, und auf dieser Brücke ward etwa zwanzig Gefangenen erlaubt, an Bord zu kommen, um die Lebensmittel abzuholen. Ein Peloton von dreißig spanischen Soldaten war in Bereitschaft, sogleich Feuer zu geben, wenn mehr als die vorgeschriebene Anzahl von Gefangenen sich herandrängen sollten. Die Lebensmittel wurden ausgeschifft, ich selbst stieg an's Ufer und das Schiff lichtete die Anker und verschwand bald. Ein ungeheurer Halbkreis bildete sich rings um die Stelle, wo die Lebensmittel lagen. Etwa zwölf Männer stellten sich neben diese, und einer von ihnen, eine Liste in der Hand, rief der Reihe nach die verschiedenen Korps auf, indem er die Zahl der Leute, woraus sie bestanden, angab. Drey bis Viere traten dann vor, empfingen das ihrem Korps bestimmte Brod und Fleisch und vertheilten es unter ihre Leute. Es wäre nicht genug, wenn ich sagen wollte, daß die größte Ordnung bey dieser Vertheilung herrschte, es war mehr — es war eine fast religiöse Andacht dabey. Selten sind wohl die wichtigsten Feyerlichkeiten der Kirche oder des Staates mit dem Ernste und der Würde begangen worden, den hier die Träger und Vertheiler der Lebensmittel zeigten. Das Brod schien ein geheiligter Gegenstand zu seyn, die kleinsten Stückchen, die etwa beym Transport zur Erde fielen, wurden aufgehoben und zu der Portion gelegt, zu welcher sie gehörten. Ich sah dieser sonderbaren Feyerlichkeit zu, ohne Theil daran zu nehmen, es bekümmerte sich Niemand um mich und ich wußte nicht, an wen ich mich wenden sollte. Ueberdieß war ich auch noch mit Lebensmitteln versehen, die ich nebst einer Bouteille Rum aus Palma mitgebracht hatte. Meinen Sack auf der Schulter, einen Stab in der Hand ging ich am Ufer hin und her und wollte eben in's Innere der Insel eindringen, als sich mehrere Gefangene um mich versammelten, um Neuigkeiten von der Armee und aus Frankreich zu erfahren. Das wichtige Geschäft der Vertheilung der Lebensmittel und der Befriedigung des Hungers war abgethan, und nun sollte auch die Neugierde befriedigt werden. Ich erzählte, was ich wußte und meine Erzählung wurde oft von den Ausdrücken der Freude, des Stolzes und der Rache von Seiten meiner Zuhörer unterbrochen. Endlich erkannte mich ein Soldat meines Regiments (des neunten), Namens Ricaud, und ich folgte ihm, da es dunkel ward, in seine Hütte. Sie war etwa drey Fuß hoch und diente außer ihm noch drey andern Soldaten zur Wohnung. Wir krochen hinein und schliefen bald auf einer dünnen Lage trockenen Grases ein. In der Nacht brach ein heftiges Gewitter aus, der Regen floß in Strömen herab und bald lagen wir in einer Lache. Unsere Ungeduld vermehrte das Unangenehme unserer Lage und endlich gerieth Ricaud mit einem seiner Gefährten, Namens Lambert in Streit, der damit aufhörte, daß sie sich auf den folgenden Morgen forderten. Als der Tag anbrach, schleppten wir uns auf dem Rücken und Ellenbogen aus unserm nassen Nachtlager heraus. Ich sollte Ricaud's Sekundant seyn, begriff aber noch nicht, mit welchen Waffen sie sich schlagen wollten, da auf der ganzen Insel weder Säbel, Degen noch Pistole zu finden seyn konnte. Bald

Digitized by Google

hörte ich zu meinem größten Erstaunen, daß sie berathschlagten, ob man sich auf „Scheeren" oder auf „Rasirmesser" schlagen sollte. Man vereinigte sich für das letztere und alsbald wurden zwey Rasirmesser an etwa drey Fuß lange Stäbe gebunden und wir begaben uns auf den Begräbnißplatz, als den auf dieser Insel zu solchen Scenen bestimmten Platz. Ich suchte vergebens die Sache zu vermitteln, keiner wollte etwas davon hören, sie schlugen sich wacker und versöhnten sich, nachdem jeder eine Wunde im Gesicht erhalten hatte. In der Folge sah ich ähnliche Duelle häufig mit solchen Waffen ausfechten; eben so bediente man sich auch der Scheeren, wovon jede Hälfte an einen Stab gebunden ward, oder der Pfriemen und Segelmachernadeln. Den Bindfaden kauften wir auf dem Bazaar. Dieß war der Markt der Insel auf einem Platz, den man das Palais Royal nannte. Er war von zehn bis zwölf Baracken umgeben, ähnlich der, in welcher ich die Nacht zugebracht hatte. Auf einigen Ständen waren die Waaren ausgestellt. Man verkaufte Brod, einige gesalzene Fische, Stücke Tuch, Bindfaden, hölzerne Gabeln und Löffel, Pfeffer, Tabak, und das Alles so sehr en detail, daß man Stückchen Tuch so groß wie die Hand bekommen konnte; eben so Endchen Faden für einen Stich, oder einzelne Prisen Schnupftabak. Von letzteren kosteten drey einen Sous, und ich habe einen polnischen Lancier gesehen, der neune schuldig war und keinen Kredit für die zehnte finden konnte. Cabrera ist ein Kalkfelsen von etwa einer Stunde Länge. An einem Ende stehen die Ruinen eines alten Schlosses, hier waren einige Gemächer von einigen französischen Offizieren bewohnbar gemacht worden, jetzt aber hatte sie ein spanischer Geistlicher in Besitz, den die Seinen zum Wohl unserer Seelen hergeschickt hatten, für welche sie weit besorgter zu seyn schienen, als für das unserer Körper. Hier las er alle Sonntag Messe. Die Insel ist uneben und rauh, die Anhöhen in ihrer Mitte sind ziemlich bedeutend. Die Vegetation besteht in niedrigem Gestrüppe und einigen Pinien. Von letzteren befand sich ein kleines Wäldchen an dem östlichen Ende der Insel, das aber täglich abnahm, da die Gefangenen kein anderes Holz hatten. Unter andern Umständen hätte ich mit Vergnügen mehrere Hölen besucht, die mir Ricaud zeigte; allein der Anblick der Gefangenen, die wir sahen, erweckte in mir sehr unangenehme Gedanken über das Schicksal, was auch mir bevorstand. 5—6000 französische Soldaten waren auf dieser wüsten Insel ausgesetzt, ohne Waffen, ohne Werkzeuge, ohne Kleidung, ohne anderes Obdach, als was sie sich mühsam erbaut hatten. Auch ich mußte nun daran denken, mir eine Hütte zu bauen, ich beschloß hierin mehr zu leisten als die Andern. Die meisten Hütten standen ungefähr in der Mitte der Insel am Hafen, die der verschiedenen Korps in Reihen beysammen, vor einigen waren kleine Gemüsegärten angelegt, und mit Pinienzweigen abgesteckt. Für alle diese Arbeiten fand sich auf der ganzen Insel nur ein Beil und eine Säge, das eine gehörte einem Seesoldaten, die andere einem Unteroffizier. Die Eigenthümer liehen sie aus für drey Sous täglich. Ich miethete sogleich beyde auf acht Tage, und erbaute in dieser Zeit eine bequeme Hütte, von geflochtenen Zweigen und Binsen, mit Lehm ausgefüllt. Sie war so hoch, daß man darin aufrecht stehen konnte, vor dem Regen geschützt, und erregte die Bewunderung aller meiner Gefährten; bey dieser Arbeit war mir ein Esel von großem Nutzen, den wir auf der Insel hatten, und der bereitwillig, jedem der ihn brauchte, seinen Rücken lieh. Auch war der ehrliche Martin, so nannten wir ihn, unser aller Liebling, und keiner hätte es gewagt, ihn zu mißhandeln. Ich hatte das Glück, ein drey Fuß langes Brett am Ufer zu finden, welches ich als Tisch in der Mitte der Hütte aufstellte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Was ich liebe.

Nicht nah' ich gerne stürmisch aufgeregter
Gesellen Glut und Wuth.
Im Kreise mäßialich bewegter
Freunde, da ist's gut!

Cz.

Korrespondenz-Nachrichten.

Rom, 22. Jan.

(Beschluß.)

Valle (die komische Oper) ist nicht weniger glücklich. Nicht allein gefällt hier die Musik zu der Pastorella feudataria von Vaccaj, sondern auch die Blasis (Prima Donna) und de Grecis (komischer Buffo). In den letzten acht Tagen ist dieß Theater auf den höchsten Gipfel der Prosperität gelangt: ein Lustspiel in fünf Aufzügen (Dergleichen jeden Abend neben der Oper gegeben wird), die Großmutter (la Nonna) betitelt, wie der Zettel besagt, di una celebre penna tedesca (wer diese ist, werden meine Leser besser wissen, als ich, der mir seit fünfzehn Jahren nur selten ein deutsches literarisches Blatt zu Gesicht kömmt) hat Furore gemacht, und ist nicht allein die bestimmte Anzahl Male *) vorgestellt, sondern nach einigen Tagen von Neuem hervorgesucht worden. Das Reine positive dieses Stücks, frey von allem romantisch-allegorischem, oder anderem Firlefanze, mit seinem derben gesunden Menschenverstande, mit seiner steten Anwendbarkeit auf das hür-

*) Diese darf, in der Regel, nicht über vier steigen, weil sich sonst der Direktor der Schauspielertruppe, welche der Unternehmer verschrieben, und für die ganze Theaterzeit engagirt hat (mit den Sängern wird von ihm einzeln unterhandelt), erlauben dürfte, ein und dasselbe Stück, zum Nachtheile der Einnahme, öfter die Gebühr abzuleiern.

Digitized by Google

gerade und ärmliche Leben, hat das hiesige Publikum, dessen Charakter eben so wenig, als sein Ästhetik, die Neuheit kennt, und zwar Vornehm und Gering (unter den Vornehmen gibt es keine Vornehmthuende und, unter den Geringen keine schöngeisterische Parvenüs) dergestalt enthusiasmirt, daß ich, da das Stück auch, besonders in der Hauptrolle von der Tadolini, meisterhaft gespielt wird, wohl alle jene deutsche Theoretiker, welche da wähnen, Italien besitze weder eine Schauspielkunst, noch ein dafür empfängliches Publikum, bey einer der Vorstellungen der Großmutter nach Rom wünschen möchte. Im Theater Capranica (nicht viel kleiner, als Tordinone und Argentina) spielten Marionetten. Schade, daß diese nicht eben so gut und so geistvoll zu sprechen wissen, als sie sich, ich möchte sagen, bewunderungswürdig bewegen, besonders tanzen; denn leider, kann auf sie das französische Sprichwort angewandt werden: bête comme un danseur. In Pallacorda und Pace werden Melodramen verarbeitet, über welche das Publikum (ich führe dieß im Ernste, und als ein Zeichen der hiesigen Volksbildung an), wie über Parodieen (denn dergleichen Situationen ernstlich zu nehmen und darüber zu weinen, vermag kein Römer), aus vollen Backen lacht. Außer diesen eigentlichen Theatervorstellungen haben auch, in den letzten vierzehn Tagen, die Akademien der Herren dell' Oca, Sgricci und der Mad. Catalani, deren ich in meinem vorletzten Schreiben erwähnt habe, Statt gefunden. Herr dell' Oca ist ein Charlatan, wie es deren wenige gibt. Wäre es ihm gelungen, auf dem wahren Contrabasse, und mit der gehörenden Kunstfertigkeit mehr oder minder schwere Passagen hervorzubringen (wie es vor einigen und zwanzig Jahren unter der Gesellschaft von Prager Musikern, welche damals die Messen und Jahrmärkte von Niedersachsen besuchte, einen Kontrabassisten dieser Art gab, welcher eine jede Tanzmelodie auf seinem Instrumente in der höchsten Vollendung spielte, Gegenkonzerte zu spielen; so könnte man, neben der Bemitleidung eines solchen verfehlten Unternehmens, immer noch dem Fleiße und der Ausdauer, welche zur Erlangung einer dergleichen Fertigkeit erforderlich sind, seinen Beyfall zollen. Aber Hr. dell' Oca hat sein Instrument nicht allein nach Violoncellart bezogen; sondern es gelingt ihm auch nichts als einige Passagen auf dem obersten Griffbrette in einer höchst peinlichen Manier, und der ganzen Länge seines Körpers nach über das Instrument hingelegt, herauszufitscheln, wobey übrigens die E-Saite gar nicht, und die übrigen drey, wie gesagt, nur in ihrer äußersten Höhe berührt werden. An Beherrschung des Instrumentes in seinem ganzen Umfange, an Keckheit der Ausführung, an Genialität der Sicherheit, überhaupt an grandiose Virtuosität, ist dabey so gar nicht zu denken, daß seine ganze Leistung im eigentlichen Verstande gelungen hat, wie die Exercitien eines allerersten Anfängers auf dem Violoncelle. Die Römer, obgleich Hr. dell' Oca ein Italiener, ein Bolognese ist, schienen schon im Voraus eine gerechte Meynung von seinem Talent zu haben, denn das Theater war so leer, daß er unmöglich die Unkosten eingenommen haben kann. Die Kritik, welche die hiesigen Notizie del giorno über Hrn. dell' Oca enthalten haben, muß von dem Gesichtspunkte aus beurtheilt werden, daß das genannte Blatt, welches nichts mit dem offiziellen Diario di Roma zu thun hat, ob es gleich in einem und eben demselben Abonnement mit demselben ausgegeben wird, ein Intelligenzblatt ist, in welches jeder für sein Geld setzen lassen kann, was ihm beliebt. Am 19. Jan. hat Hr. Sgricci, vor einem ziemlich zahlreichen Auditorium in einem Saale des Giustinianischen Pallastes eine Tragödie extemporirt. Hinsichtlich der Stegreifdichterey gibt es Gläubige und Ungläubige; ich bekenne aufrichtig, daß ich zu den letzten gehöre, besonders, wenn es auf Improvisation einer Tragödie aufkommt. Einer Tragödie! Es hängt aber nur von Hrn. Sgricci ab, daß ich bekehrt werde. Will er sich von mir ein Thema geben lassen, und über dieses extemporiren, doch so, daß das Produkt in meiner Gegenwart von einem Stenographen nachgeschrieben werde; so will ich alsdann beurtheilen, erstlich, ob das Produkt wirklich extemporirt worden ist, und zweytens, welchen Werth es haben möge. Bis das geschieht, beharre ich auf meinem Zweifel, mich auf die moralische Unmöglichkeit berufend, daß irgend ein menschliches Wesen eine Tragödie extemporiren könne, das heißt eines jener Werke, von welchen es in allen alten und neuen Literaturen zusammengenommen, kaum ein halbes Hundert vortreffliche gibt, ein Werk, dessen Vollendung den größten Genien mehr Jahre gekostet hat, als Hr. Sgricci Minuten darauf verwendet. Ein's dabey nimmt vorzüglich Wunder: wenn Hr. Sgricci wirklich im Stande ist, Tragödien aus dem Ermel zu schütteln, warum setzt er sich nicht, statt aller Improvisation, ein paar Jahre an seinen Schreibtisch, und verfertigt deren mit Ueberlegung? Und kämen auch nur sechs vortreffliche hervor; so dürfte Hr. Sgricci als erstes Genie seiner Nation dastehen, und seinen Ruhm sicherer auf die Nachwelt verpflanzen, als selbst Alfieri, welcher, hat er ja vortreffliche Tragödien verfertigt, ihre Zahl sicher nicht auf sechs gebracht hat. Wie übrigens Hr. Sgricci, dem die prosaische Rede so wenig vom Munde geht, daß er in den kleinen Dialogen, welche er vor der Improvisation mit den, ihm am nächsten stehenden Personen über die Verwerfung der beyden, aus der Urne gezogenen Themata, und die Wahl eines andern, hielt, nicht drey Worte hinter einander sagen konnte, ohne zu stottern, sich zu versprechen und sich zu verrigiren, hinterher die ganze Tragödie mit einer, wirklich erstaunlichen, Mundfertigkeit hersagen konnte, bleibt mir ein Räthsel. Ich schließe mit folgender Bemerkung. Ob Hr. Sgricci ein Improvisator ist, kann ich, aus obigen Gründen, nicht beurtheilen; aber, das weiß ich, daß er der erste tragische Schauspieler (oder Deklamator) seyn würde, wenn er nicht immer in Emphase und Pathos redete, und mehr Licht und Schatten über seine Deklamation verbreiten wollte. So viel ich weiß, hat ihm diese Gerechtigkeit noch Niemand wiederfahren lassen. Im meinem nächsten Briefe über die beyden Konzerte, welche Mad. Catalani gegeben hat.

Auflösung des Scherz- und Wortspielräthsels in Nr. 43.

Der Quäcker.

Räthsel.

Ich bin des Vaters ungeartet Kind;
Wo er euch Helle schafft, mach' ich beynah' oft blind.
Statt seiner Wärme feucht' ich widrig nur die Luft.
Es haßt die Nase, wie das Auge meinen Duft.
Doch traut auch ihm nicht ganz:
Was heuchlerisch er lockt mit Licht und Würz' und Glanz,
Bricht nur sein Grimm erst aus.
Und wahrt ihr nicht vor ihm das Haus.
Was nur sein Zahn ergreift, vom wilden Fraß sich nährend,
Das malmt er hin, in rascher Wuth zerstörend.

Beylage: Intelligenzblatt Nr. 9.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by

Nro. 55.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 6. März 1826.

Gott spricht durch seine Welt, der Mensch durch seine That.

Tiedge.

Marius und Karthago.

Nach dem Spanischen.

(S. Poësias escorgidas Tom. II. pag. 63.)

Zwey Denkmale des Geschickes,
Gutes, schlimmes — allerhöchste,
Sind's, die sprachlos ohne Zunge
Ihren großen Fall bezeugen:
Eins, du mächtige Karthago!
Marius Grabmal du, das andre! —
Marius, sechsmal Roma's Konsul,
Und der Römer großer Feldherr,
Staunend steht er vor den Trümmern
Dieses afrikan'schen Reiches,
Wie sie nun so großes Glückes,
Solches Reichthums Trug verscharrten;

Wie das Vaterland, die Mutter
So viel edler Heldenseelen,
Jetzt die Mutter nur von Dornen
Und das Nest von Leoparden!
Dieß vor seiner Seele wälzend
Und am eignen Glück verzweifelnd,
Unter tiefen Seufzern so,
Nach Karthago blickend, sprach er:

„Du zum Himmel hoch getragen
Einst bey freud'gen Glückes Schimmer,
Gleiches müssen wir nun klagen,
Du in Trümmer hingeschlagen,
Ich verbannt auf deine Trümmer!

Ja, noch kann ihm nichts genügen!
Stets will dich das Schicksal necken,
Nichts kann seinen Zorn besiegen!
Seiner Trauerspiele Schrecken
Sollen auf von hier stets fliegen.

Dido mußt' hier einst erbleichen;
Hannibal ward hier erschlagen,
Du von rauhen Schwertesstreichen
Fielst — ich nach glorreichen Tagen
Bin die letzte dieser Leichen.

Was sich nur von Glück läßt denken,
Seines Reichthums Stufen alle,
Unter seines Zügels Lenken
Massen wir! — Zu solchem Falle
Nieder mußt' es doch uns senken!

Welch ein Neid erfüllt das Glücke,
O das solchen Lohn uns zollte!
Nicht traf uns solch herb Geschicke,
Wenn das Glück nicht selber grollte,
Marius und Karthago's Glücke!

Doch, Karthago, ist um Eines
Preislicher dein Loos, denn meines!
— In des eignen Landes Schooße
Fandest nach dem Todesstoße
Du ein Grab noch; — mir ward keines!"

Conz.

Einige Bruchstücke aus den Memoiren des Robert Guillemard, verabschiedeten Sergenten.

(Fortsetzung.)

Indessen hatte man mir angedeutet, daß ich als Unteroffizier zu dem Konseil der Insel gehöre. Hiemit hatte es folgende Bewandtniß. In der ersten Zeit, als französische Gefangene nach der Insel Cabrera gebracht wurden, befanden sich auch Offiziere unter ihnen, und behielten durch den freywilligen Gehorsam der Soldaten alle diejenige Autorität, die sie in bessern Zeiten ausgeübt hatten. Die Soldaten unterwarfen sich ihren Aussprüchen und erlitten willig die ihnen zuerkannten Strafen. Allein nach einiger Zeit wurden die Offiziere nach England auf die Pontons transportirt; die Soldaten, sich selbst überlassen, sahen bald die Nothwendigkeit einer Behörde ein, um ihre Streitigkeiten zu schlichten und Vergehen zu bestrafen. Sie übertrugen dieß Amt einigen zurückgebliebenen Unteroffizieren, die einen Senat bildeten, wozu nun auch ich gehörte. Ich fand bald Gelegenheit, mein neues Amt auszuüben. Wir versammelten uns auf dem Palais Royal. Zwölfe an der Zahl, setzten wir uns auf große Steine, welche zu diesem Behuf herbeygewälzt worden waren. Um uns bildeten unsere Gefährten einen weiten Kreis. Ein junger Mensch war angeklagt worden, seinem Kameraden ein Stück Brod gestohlen zu haben. Auf dieses Vergehen stand Todesstrafe. Wenn er schuldig war, so wurde der Angeklagte sogleich gesteinigt. Der junge Mensch erhielt einen Vertheidiger, die Zeugen wurden gehört und es blieb bald kein Zweifel an seiner Schuld. Doch gelang es mir, dießmal Gnade für ihn zu erhalten und er ward zum Schandpfahl auf vier-und-zwanzig Stunden verurtheilt. Er mußte diese Zeit ganz nackt und ohne Speise und Trank, allem Ungemach der Witterung ausgesetzt, an einen Pfahl gebunden, aushalten. Für geringere Vergehen war die Zeit auf vier Stunden bestimmt, aber nie, nie mehr als vier-und-zwanzig.

Seit dem ersten Augenblick meines Aufenthalts hatte ich den festen Entschluß gefaßt, Alles zu wagen, um aus dieser Gefangenschaft zu entkommen. Ich suchte mir bald hierzu einige Gefährten, auf die ich mich verlassen konnte. Diese fand ich in Rieaud und zwey Seesoldaten, Chobar und Darlier, Beyde Provenzalen wie ich, Beyde jung, stark, unternehmend. Dieselbe Offenheit und Kühnheit des Charakters, derselbe immer gleiche Frohsinn hatte sie eng verbunden, und selten sah man einen ohne den andern. Sobald meine Hütte fertig war, lud ich diese Drey zu einem Frühstück ein. Man kann sich denken, aus welchen Leckerbissen dieß bestand. Der Rest meines Rums krönte das Mahl und nun eröffnete ich ihnen meine Absicht. Anfangs nahmen sie meinen Vorschlag ziemlich kalt auf, indem sie die vielen Versuche ähnlicher Art anführten, welche gemacht worden und alle unglücklich abgelaufen seyen. Ich habe vergessen zu sagen, daß eine englische Brick von zwanzig Kanonen und zwey spanische Kanonierschaluppen am Ausgang des Hafens stationirt waren, und daß ihre Boote Tag und Nacht die Runde machten. Vor einiger Zeit hatten französische Offiziere versucht, die Brick wegzunehmen, indem sie in einer stürmischen Nacht hinüberschwammen. Allein die Mannschaft war auf ihrer Hut; die ersten, die an Bord stiegen, wurden niedergehauen und die übrigen kehrten unverrichteter Sache zurück. Eben so schlechten Erfolg hatte ein Versuch auf die Kanonierschaluppen gehabt, und seitdem waren die Sicherheitsmaßregeln verdoppelt worden. Dieß alles änderte meinen Entschluß nicht; es kam zunächst nicht auf einen bestimmten Plan an, sondern nur darauf, sich zu vereinigen, um auf jede mögliche Gelegenheit gefaßt zu seyn. Es gelang mir endlich, die andern Drey zu überzeugen. Wir kamen überein, daß wir alle vier zusammen wohnen sollten, daß wir alle unsere Zeit, alle unsere Geistes- und Körperkräfte zu dem einen Zweck unserer Befreyung vereinen und anstrengen wollten. Daß Jeder dem Andern Alles, was ihm in dieser Hinsicht einfallen möchte, mittheilen solle. Daß abwechselnd einer von uns beständig am Ufer umhergehen solle, um jedes Ereigniß, was uns die entfernteste Hoffnung des Erfolges geben könnte, zu beobachten und dem Andern mitzutheilen.

Ein Monat verfloß, ohne daß sich irgend etwas in unserer Lage verändert hätte. Wir litten oft der nagenden Hunger. Die Lebensmittel, die wir erhielten, wurden von den meisten in den ersten Tagen verzehrt, und dann waren diese genöthigt, bis zur nächsten Ankunft des Schiffes sich von wilden Wurzeln oder Kräutern zu nähren und viele wanderten aus den Baracken auf den Kirchhof. Einige Hülfsmittel gewährte uns eine kleine Insel in der Nähe, die wir die Kaninchen-Insel nannten. Hier fanden die Gefangenen, besonders anfangs, zuweilen Krabben und Muscheln. Oft lauerten sie Tage lang am Eingang der Kaninchenlöcher, um die Thiere zu fangen, wann sie herein oder heraus wollten. Ich und meine drey Gefährten waren vorsichtig genug, immer etwas von unsern Lebensmitteln für unvorhergesehene Fälle aufzusparen. Wenn die Lieferungen über die gewöhnliche Zeit ausblieben, so stiegen die wenigen Lebensmittel, die auf dem Bazaar waren, ungeheuer im Preise. Ich habe selbst für ein halbes Pfund Brod eine kostbare goldene Uhr geben sehen. Es sind später Rechnungen von 1500 Franken für eine Anzahl von Stücken Brod von einer Unze vorgekommen und von der Administration der betheiligten Korps bezahlt worden. Indessen gab es verschiedene Arten von Beschäftigungen auf Cabrera; es gab Schneider, Schuster, Ausrufer, Arbeiter in Haaren, Knochen und Muscheln. Andere schnitten aus Holz kleine Figuren von Thieren u. s. w. Etwa zwey-

Digitized by Google

hundert Soldaten, Ueberreste eines Dragonerregiments, was in der Auvergne ausgehoben worden war, bewohnten einige Höhlen, wo sie sich damit beschäftigten, hölzerne Gabeln und Löffel zu schnitzen, wie in ihrem Vaterland. Sie hatten unter sich nur einen Rock und eine Hose, die der Reihe nach von demjenigen getragen wurde, der mit ihrer Waare auf den Markt geschickt wurde, oder die Lebensmittel empfing. Alle diese kleinen Arbeiten wurden an die Mannschaft der englischen und spanischen Schiffe verkauft. Was es aber auf Cabrera im Ueberfluß gab, waren Lehrer aller schönen Künste und Wissenschaften. Ueberall sah man Musiklehrer, Zeichenmeister, Sprachlehrer, Mathematiker, Tanzmeister und Fechtmeister. Bey schönem Wetter gaben alle diese Herren ihren Unterricht im Palais Royal.

Nicht selten hörte man einen halbnackten armen Teufel, der seit vier-und-zwanzig Stunden nichts gegessen hatte, die lustigste Contredance von der Welt singen und sie mit einer sehr ernsthaften Ermahnung an seine Schüler unterbrechen: „Allons, balanciren Sie gegen Ihre Damen! den *Fuß* ausgestreckt! etwas mehr Grazie, wenns beliebt!" — Weiterhin lehrte ein Stabfechter den Zirkelhieb nach vier Seiten und suchte den Ehrgeiz und die Eitelkeit seiner Zöglinge zu erwecken: „Sehr gut! ich bin zufrieden mit Ihnen; wenn Sie so fortfahren, können Sie sich bald vor der Gesellschaft sehen lassen." — Die vornehmsten von diesen Professoren hatten ihre Plätze durch Fetzen Papier an Stangen befestigt bezeichnet.

Auch ich fing an, mich auf irgend eine Beschäftigung zu besinnen, womit ich die Zeit hinbringen und etwas verdienen könnte. Ich fiel darauf, ein Theater zu errichten, und wunderte mich, daß dieß noch Niemanden eingefallen war. Zu meinem Zweck nahm ich von einer halbverfallenen Cisterne Besitz, von deren Gewölbe noch ein Theil übrig war. Ich ließ mich an einem Strick hinunter und fand noch einen Fuß tief Wasser. Um dieß auszuleeren, ließ ich mir durch den spanischen Priester ein Paar Eimer aus Palma kommen, und nach vieler Mühe gelang es, das Wasser herauszuschöpfen. Nun zündete ich ein großes Feuer darin an, um den Platz vollends zu trocknen; hierauf bildete ich mit Erde und Steinen eine Erhöhung im hintern Theil des Raumes. Ich hatte mir Ocker und Röthel verschafft, und malte die Wände gelb mit rothen Rändern. Dann bekränzte ich sie ringsum mit Laubguirlanden, mit welchen ich auch das Parterre von der Scene trennte. Da ich keinen Vorhang hatte, so schrieb ich auf die Wand hinter der Scene: Castigat ridendo mores. Ich war schon lange über das Stück einig, womit ich mein Theater eröffnen wollte. Es war der Philoctetes von Laharpe. Ich hatte schon früher diese Rolle gespielt, wußte noch viele Verse auswendig, und ersetzte das Fehlende durch Prosa von meiner Erfindung. Darlier übernahm die Rolle des Ulysses, Chobar die des Pyrrhus, die des Griechen Ricaud, und die des Herkules ein Sappeur von riesenmäßiger Gestalt und Donnerstimme. Ein Ausrufer verkündete im ganzen Lager, daß heute Abend Philoctete aufgeführt werde, und als Nachspiel Marton und Frontin.

(Die Fortsetzung folgt.)

Gnome.

Halt an dem Wahren fest von Herzen in That und Gesinnung!

Wer mit dem Teufel spielt, ist schon im Bunde mit ihm.

— o —

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin.

In einer Zeit, welche das Recht des Eigenthums und Besitzes so fest begründen sieht, scheint es ganz in der Ordnung, daß in dem benachbarten Frankreich von Staatswegen eine Kommission zusammengetreten ist, die Eigenthumsrechte der Schriftsteller, und namentlich der dramatischen Dichter zu berathen, und einen Gesetzentwurf deßhalb vorzubereiten. Daß Frankreich dem hierin anarchischen Deutschland vorangegangen ist, darf die Verwunderung nicht erregen, da in diesem Lande das Recht der Schriftsteller von je geschätzt, und es ausgezeichneten und beliebtern Dichtern, namentlich Dramatikern, möglich wurde, vermöge ihres Erwerbs zu bestehen, während es das höchste Ziel, selbst der ausgezeichnetsten deutschen Dichter, als solcher von je an blieb, nicht zu verhungern. Was soll man aber sagen, wenn in einem Lande, wo Literatur und literarischer Verkehr noch in ihrer ersten Bildung sich befinden, wenn in Rußland ein Gesetz erlassen ist, welches den Verfassern und Uebersetzern dramatischer Werke Vortheile zusichert, welche in Deutschland unerhört klingen. In diesem Reglement, wie es unsere Zeitungen mittheilen, heißt es 1) in beyden Staaten bleibt dem Verfasser das Eigenthumsrecht, auch wenn das Stück bereits gedruckt ist; 2) der Verfasser eines Schauspiels von drey und mehreren Akten erhält die ganze Einnahme der zweyten Vorstellung; 3) der Uebersetzer oder Verfasser kleinerer Stücke desgleichen, jedoch nach Abzug der Kosten; 4) der Verfasser einer Komödie oder eines Vaudevilles in drey Akten in Prosa, oder in einem Akt in Versen, erhält die Einnahme der dritten Vorstellung, nach Abzug der Kosten; 5) die übrigen Belohnungen der Verfasser, Komponisten oder Uebersetzer werden auf 200 bis 1000 Rubel festgesetzt, mit Ausnahme der großen Opern, auf welche die Verfügung sub 2 in Anwendung kommt.

Wie klingt dieß gegen das Almosen, welches den deutschen Dichtern als Honorar für ihre dramatischen Arbeiten zugewogen wird! Oft beträgt es auf den ersten Theatern kaum so viel, als für die Garderobe einer Hauptperson im Stücke willig hergegeben wird. Und sollte man glauben, daß bey diesem unnatürlichen Verhältniß, welches wohl so viele bessere Dichter abhielt, ihre besten Kräfte der deutschen Bühne zu widmen, an Orten, wo man sich zu Ersparungen genöthigt sieht, damit der Anfang gemacht worden, die Honorare

noch zu kürzen! *) Auch hierin, zweifeln wir nicht, wird mit der Zeit Gesez und Ordnung auch nach Deutschland kommen, wie ja so manches fremde Institut bey uns Nachahmer findet.

Verehrtester Herr Redakteur!

Im Falle Sie so gütig sind und dem anliegenden, höchst beachtungswürdigen Aufsaz einen Platz im Morgenblatte gönnen, was übrigens, bey Ihrer antheilsvollen und unermüdlichen Thätigkeit für deutsche Kunst und Art, nicht zu bezweifeln ist, so bitten wir, auch dieses unser Nachwort folgen zu lassen, weil ja das i seinen Punkt haben muß. Wir sagen demnach: daß es recht gut und ersprießlich wäre, wenn alle literarischen Zeitschriften diesen Aufsaz, nicht nur Ein Mal, sondern von Zeit zu Zeit immer wieder abdrucken ließen. Denn eine Wahrheit, die nicht oft, die nicht stets wiederholt wird tritt nicht in's Leben, wird nicht gang und gäbe, gelangt nicht zur Macht der Autorität — und dieser lezteren bedarf es, um daß eine Oekonomiebehörde sich entschließe, eine Wahrheit anzuerkennen, die Geld kostet. Wir haben nämlich noch immer Hoffnung, daß die Achtung vor ihren Dichtern (und hier fällt anständige Zahlung und Achtung zusammen) mehr von den Theaterbehörden, als von anderen höheren ausgehen werde, die andere und höhere Dinge zu thun haben, als sich um Theaterdichter zu bekümmern. Und doch ist es merkwürdig, daß die deutsche Pupymacherin, die doch auch nicht zu dem höheren Strenge-Nüzlichen zu zählen, sondern ein Appendix des Schönen ist, daß diese durch Zeit- und andere Grenze mehr gesezt ist, als der arme deutsche Poet. Dieser steht den Theaterdirektionen, als ein rechtloser und armseliger Klient gegenüber, dem man vornehm und rein aus Großmuth ein dürftiges Almosen unter dem klingenden Namen Honorar hinwirft: ein Honorar für das Werk vieler fleißigen Monate, das kaum die Hälfte von dem beträgt, was man dem mittelmäßigsten Schauspieler für eine einzige Gastrolle in demselben schlecht bezahlten Stücke bewilligt. Eine italienische jodelnde Sängerin erhält fünf Mal so viel für einen Abend, während ihr Kostüm zehn Mal so viel kostet, als der Operndichter empfing, dessen höhnisch genanntes Honorar nicht die Kosten des Panzers decken würde, den der lezte Hofopernstatist trägt. Auf diese Weise gebärt und erzieht die deutsche Bühne schnellfingrige Fabrikübersezer französischer Kriminalmelodramen und leichtfertiger Vaudevilles, schlechte Waare für schlechte Preise, den Genfer Uhren zu vergleichen, die man aufs Dutzend kauft und die zwar, wie diese Stücke, gehen — aber wie? und wie lange? — Als Gegensaz zu dieser Handwerksarbeit, sizt hie und da auf einem deutschen Dachstübchen ein feuriger und talentvoller Jüngling, oder ein grundgelehrter Mann, und schreiben, ohne alle Bühnenkenntniß, ohne alle Bretterersahrung, ein phantastisches oder historisches Gedicht in dramatischer Form wohltönender Verse und Reime, welches aber so hoch in die Sphären, und so weit in's Unendliche geht, daß es bey dem besten Willen nicht dargestellt werden kann; und sie also nie zu lebendiger Selbsterfahrung gelangen. In's Blaue hinein wird auf ein Genie gehofft, auf nichts weniger als auf einen Schiller, einen Shakespear. In welchen Zwischenräumen diese geboren werden, ist aus der Weltgeschichte zu ersehen. Talente aber kann und soll man erwecken, entfalten, begünstigen und — mit dürrem Worte — bezahlen! Sie sind da, aber sie schreiben lieber Novellen für Taschenbücher, sie sind lieber Redaktoren literarischer Flugschriften, oder Lehrer an Gymnasien und Universitäten. Ja sie lassen sich lieber bey der Oekonomieverwaltung der Bühne mit Titel und Gehalt anstellen, wobey sie doch Achtung genießen und anständig leben können, als daß sie ein fleißiges Jahr auf eine dramatische Arbeit verwendeten, um dieselbe nachher den deutschen Theaterdirektionen unterthänig anzubieten, und dafür viele Schmach und bettelhafte Zahlung einzuärnten. — Wer diese lezten Worte für übertrieben halten möchte, dem wollen wir thatsächliche Beyspiele anführen, für deren Wahrheit wir bürgen.

Ein Dichter sendet dem Theater einer der reichsten Städte Deutschlands, nachdem ein größeres Drama von ihm dort sehr gefallen hatte, ein Lustspiel in einem Aufzuge, und fordert acht Dukaten dafür. Man schreibt ihm zur Antwort, das Theater habe es sich zum Gesez gemacht, Stücke von einem Aufzuge nicht zu honoriren; auch liebte das dortige Publikum nicht solche Kleinigkeiten. Zwey Jahre darauf erscheint dieselbe Kleinigkeit gedruckt. Sogleich wird sie dort gegeben, und einige Zeit lang wöchentlich ein bis zwey Mal. Der Verfasser beklagt sich darüber, und er erhält eine bald scherzhafte, bald höhnische Antwort. Ein anderer Dichter schickt einem, sonst verhältnißmäßig splendid zahlenden Theater ein den Abend füllendes Stück, und bedingt sich als Honorar die zweyte oder dritte Einnahme. Dieß wird ihm rund als eine Anmaßung und Gesezwidrigkeit abgeschlagen, rücksichtlich seines Rufs ihm aber hundert Dukaten gezahlt; das Schauspiel aber soll noch gegeben werden. Hier ein Beweis, daß man lieber Geld wegwirft, als ein richtiges Prinzip anerkennt. — Ein Anderer gibt ein größeres, den Abend füllendes Stück einem Hoftheaterpächter unentgeldlich zu seiner Benefizvorstellung, jedoch mit der Bedingung, daß, wenn es gefällt, und die Behörde es wiederholt, sie es bezahlen müsse. Das Stück erregt Antheil, wird wiederholt, und der Theaterdiener bringt dem Autor 32 fl. und 24 kr. in Fließpapier gewickelt, nebst einem großen Bogen Papier, worauf eine zu unterschreibende Quittung. Daß dieses Almosen von dem glücklicherweise wohlhabenden Verfasser höflich zurückgewiesen wurde, versteht sich von selbst. An das Theater an der Wien schickte man, auf Verlangen, ein größeres Lustspiel, unter der Bedingung, keine Zahlung zu verlangen, wenn das Stück nicht gefiele, im Gegenfall die Einnahme der fünften Vorstellung. Das Stück wird in kurzer Zeit zehn Mal gegeben, und der Verfasser soll heute, nach länger als sechs Jahren, noch einen Partergulden dafür erhalten. Dagegen aber ladet ihn der ehmalige edle Inhaber dieser Bühne naiverweise ein, doch wieder etwas für sein Theater zu schreiben. An ein anderes hohes Theater dieser Stadt schickt man, ebenfalls auf dringendes Verlangen, ein ehmals gegebenes Stück ein. Man erhält während neun Monate, weder Anzeige des Empfangs, noch das ausdrücklich versprochene Honorar. Für alle diese Thatsachen bürgen wir, wie schon gesagt. Und sehr gut wäre es, wenn die deutschen Dichter diese herabwürdigenden Begegnungen, deren Zahl Legion ist, öffentlich bekannt machten. So lange aber die deutschen Dramatiker für ihre Stücke nicht einen verhältnißmäßigen Antheil von der Einnahme erhalten, welches allein diejenige Würdigung eines Kunstwerks ist, welche einer Oekonomieverwaltung gestattet werden kann, so lange werden wir uns mit französischen Artigkeiten behelfen, deutsche aber entbehren müssen, da Artigkeit etwas gegenseitiges ist; und die Bühnenvorsteher kleiner deutscher Großtheater sogar nicht einmal wissen, daß es in Paris zum bon ton gehört gegen Künstler, wenigstens in den äußern Formen, nicht hochmüthig zu seyn. Wir glauben nämlich, daß wenn sie es wüßten, sie es, wie Alles, nachmachen würden.

*) Solches ist in Berlin kürzlich von einer, dem kunstliebenden und Künstler ehrenden Grafen Brühl vorgesezten Rechnungs-Behörde geschehen.

Beylage: Kunstblatt Nr. 19.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Nro. 56.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, 7. März 1826.

Von ungefähr
Ist niemals, selbst im Kopf der Narren, was geschehen,
Und eben dann, wann wir am irrsten gehen,
Führt eine Wolkenhand uns, ungesehn, einher.

Wieland.

Einige Bruchstücke aus den Memoiren des Robert Guillemard, verabschiedeten Sergenten.

(Fortsetzung.)

In meiner Cisterne hatten ungefähr dreyhundert Personen Platz, und die Entrée war zwey Sous. Alle Plätze waren besetzt, die Leiter, worauf man herabstieg, ward weggenommen, das Theater war mit angezündeten Pintenästen erleuchtet. Das Stück begann. Alle Beziehungen auf unsere Lage, die sich in demselben finden, wurden mit rauschendem Beyfall aufgenommen, z. B. gleich die ersten Verse:

Nous voici dans Lemnos, dans cette isle sauvage
Dont jamais nul mortel n'aborda le rivage.

Ja ich fürchtete das gebrechliche Gewölbe würde einstürzen bey der Bewegung, die der folgende Vers hervorbrachte:

Ils m'ont fait tous ces maux; que les dieux les leur rendent!

Ich mußte die Worte wiederholen und inne halten, bis die Ruhe einigermaßen wieder hergestellt war.

Ein so glücklicher Erfolg mußte uns ermuthigen, und wir arbeiteten ohne Unterlaß. Ich schrieb aus dem Gedächtniß mehrere Stücke, die wir mit großem Beyfall gaben. Unsere Einnahme war beträchtlich und es ging uns vortrefflich. Die Hälfte der Einnahme legten wir zurück, indem wir nie unsern Hauptzweck, die Flucht, vergaßen; der Rest wurde vertheilt. Wir hatten uns die nöthigsten Kleidungsstücke angeschafft; ich besaß bald einen Hammer, Nägel, Stricke, sogar ein Beil. Vergebens aber hatte ich gesucht, uns Waffen, wenigstens ein Paar Säbel zu verschaffen. Die ganze Kolonie nahm lebhaften Antheil an unserm Gelingen, denn wir ließen bey jeder Vorstellung der Reihe nach zwanzig der Aermern unter uns unentgeldlich ein.

Plötzlich ward diese gute Zeit durch ein großes Unglück gestört, das vielen der Unsrigen das Leben kostete. Zur gewöhnlichen Zeit erwarteten wir vergebens das Schiff, was uns Lebensmittel bringen sollte. Es verstrichen drey Tage und immer mehr verbreitete sich unter uns die gräßliche Ueberzeugung, daß wir von unsern Feinden absichtlich zum Hungertod verdammt seyen. Schon am ersten Tage waren alle Lebensmittel auf dem Markte verzehrt. In der nächsten Nacht starben mehr als 150 Menschen vor Wuth und Entkräftung. Wir beschlossen, uns an den spanischen Priester zu wenden, damit er unsere Noth der englischen Brick, die im Hafen lag, anzeige und uns Hülfe schaffe. Wir fanden ihn bey einer reichlichen Mahlzeit und er versprach zu sehen, was er für uns thun könne. Eine halbe Stunde darauf sahen wir den Pater im Ornate heraustreten, das Kreuz in der Hand und Litaneyen singend. Er lud uns ein, mit ihm eine Prozession zu halten, damit der Himmel sich unserer Noth erbarme. Einige arme Teufel folgten ihm wirklich, vielleicht in der Hoffnung, daß er ihnen auch einige zeitliche Hülfe nach dieser geistlichen angedeihen lassen werde. Während sie ihre wenigen Kräfte sammelten, um hinter ihm her zu zie-

Digitized by Google

den und ihr ora pro nobis zu ſingen, verſammelte ſich der Rath von Neuem. Mehrere Vorſchläge wurden gethan. Der eines Italieners war zu gräßlich und wurde ohne Diskuſſion einſtimmig verworfen. Es gelang endlich den Vernünftigſten den Uebrigen die Idee zu benehmen, als wenn wir abſichtlich auf dieſe Art vernachläſſigt würden, und ſie zu überzeugen, daß es ein bloßer unglücklicher Zufall ſey, deſſen Veranlaſſung ſich bald aufklären müſſe. Endlich ſchlug man vor, den Eſel zu ſchlachten. Kaum ſollte man glauben, daß in einer ſolchen Lage das gute Thier mehrere Vertheidiger fand, allein ſie wurden überſtimmt, der arme Martin herbeygeführt, und, ohne daß er ſein Schickſal ahnete, geſchlachtet und vertheilt. Auf drey Mann kamen zwey Unzen, Knochen und Eingeweide mitgerechnet. Unſere Lage ward noch verſchlimmert durch ein ſchreckliches Gewitter, was in der folgenden Nacht ausbrach. Bald ſtanden alle niedrigen Theile der Inſel unter Waſſer, das ſich in Strömen vom Himmel und von den Höhen herabgoß. Viele Hütten wurden fortgeriſſen, ſelbſt die meinige litt ſehr. Die herabſtürzenden Bäche wühlten den Begräbnißplatz auf und riſſen die halbvermoderten Leichen unſerer Gefährten zugleich mit dem Schutt und Baumſtämmen bis mitten in's Lager. In dieſer Nacht ſtarben über dreyhundert von uns aus Hunger oder ertranken in ihren Hütten. Endlich am nächſten Tag erſchien das Schiff mit den Lebensmitteln. Die wichtige Veranlaſſung der Hungersnoth, die wir erlitten, war, wie wir nachher erfuhren, die, daß die Abrechnung zwiſchen zwey Lieferanten nicht in Ordnung gebracht werden konnte, und der engliſche General nicht erlauben wollte, daß eine neue Lieferung abgehe, ehe dieſe wichtige Angelegenheit berichtigt ſey. Ob dabey 5000 Franzoſen dem Hungertode ausgeſetzt wurden, kümmerte ihn wenig.

Wir erholten uns bald von den Entbehrungen, die wir erlitten, wir fingen wieder an, Vorräthe zurückzulegen und unſere dramatiſchen Vorſtellungen erhielten von Neuem denſelben Zulauf wie zuvor. Es waren auf der Inſel auch einige zwanzig Weiber, Franzöſinnen, Italienerinnen und Spanierinnen, die ihren Männern oder Geliebten gefolgt waren. Einige von ihnen waren jung und hübſch; mit vieler Mühe gelang es mir, die beyden ſchönſten zu bereden, auf meinem Theater aufzutreten, was den Zulauf noch vermehrte. Indeſſen war ich ſchon ſeit acht Monaten auf der Inſel und noch hatte ſich keine Gelegenheit zur Flucht dargeboten. Eines Abends endlich, als ich gerade den Verſchwender von Deſtouches gab und nur noch einige Verſe zu ſagen hatte, bemerkte ich, indem ich mich nach dem Souffleur bückte, daß Chobar an ſeiner Stelle ſaß. „Etwas Neues!“ flüſterte er mir mit großer Bewegung und vor Freude glühendem Geſichte zu. Ich weiß nicht, wie ich die Beſinnung behielt, um meine Rolle auszuſpielen; ſobald ich aber den letzten Vers geſprochen hatte, eilte ich mit Ricaud und Darlier hinaus. Chobar ſagte uns nun, er habe dieſen Abend, da er die Wache am Strand gehabt, ein Boot mit drey Mann zwiſchen Cabrera und der Kaninchen-inſel hin und her rudern ſehen. Hinter einen Felſen verſteckt, habe er dann geſehen, wie die Männer in einer kleinen Bucht der Inſel Cabrera gelandet, das Boot an's Ufer gezogen, ihr Abendbrod verzehrt und ſich dann unter dem Schutz des Bootes zur Ruhe gelegt hätten. Unſer Entſchluß war ſogleich gefaßt. Mit Stricken und Lebensmitteln auf vier Tage verſehen, machten wir uns auf den Weg nach der Stelle, die uns Chobar angab. Leiſe näherten wir uns unter dem Winde dem Boot, und da jeder wußte, was er zu thun hatte, waren die drey Schiffer geknebelt und gebunden, ehe ſie nur recht wach werden konnten. Nun zogen wir das Boot in's Waſſer, trugen unſere Gefangenen hinein und ſteuerten nach der Kaninchen-inſel. Hier brachten wir die Gefangenen wieder an's Land und gaben ihnen zu verſtehen, daß wir genöthigt ſeyen, ſie in dem Zuſtand zurückzulaſſen, in den wir ſie verſetzt hätten; mit Tagesanbruch würden ſie aber ohne Zweifel entweder von franzöſiſchen Gefangenen oder von engliſchen Matroſen entdeckt und befreyt werden. Hierauf entkleideten wir ſie und zogen ſelbſt ihre weiten Beinkleider, braunen Schäferjacken und rothen katalaniſchen Mützen an. Als Erſatz für ihren Verluſt ließen wir ihnen einige Lebensmittel und 63 Franken zurück und ſtachen dann eiligſt in See. Wir hatten die Küſten von Valencia etwa fünfzig Stunden gegen Nordweſten vor uns. Ein friſcher Südoſt trieb uns gerade darauf zu, wir machten gegen ſieben Knoten die Stunde. Als der Tag anbrach, waren wir auf offener See, und Abends gegen vier Uhr erblickten wir die ſpaniſche Küſte. Nun entſtand aber die Frage, wo wir landen ſollten, da wir durchaus keine Nachricht von den Stellungen der franzöſiſchen Heere hatten, und alſo leicht den Feinden in die Hände fallen konnten. Doch waren wir entſchloſſen, uns lieber in Stücken hauen als wieder nach der Inſel Cabrera bringen zu laſſen. Gegen eilf Uhr in der Nacht erblickten wir vor uns an der Küſte eine Reihe Lichter, woraus wir ſchloſſen, daß dort ein kleiner Hafen liege. Wir beſchloſſen aber, dort nicht einzulaufen, ſondern oberhalb deſſelben an einer unbewohnten Stelle auf den Strand zu laufen. Dieß gelang uns, trotz der ſtarken Brandung, vollkommen. Als wir das Ufer betraten, umarmten wir uns und wünſchten uns Glück zu unſerer Befreyung. Wir gingen nun landeinwärts bis zu einer Stelle zwiſchen den Felſen, wo wir für den Augenblick verborgen ſeyn konnten. Während die Uebrigen ſchliefen, mußte immer einer die Wache halten. Dieß traf mich gegen Morgen. Die Sonne war ſchon aufgegangen, als ich die Schellen von einigen Maulthieren hörte, und bald darauf acht bis neun derſelben mit einigen Treibern auf der nahen Straße herankommen ſah.

Digitized by Google

Ich ging ihnen entgegen und begann ein gleichgültiges Gespräch mit ihnen, da ich glücklicherweise ziemlich gut Katalanisch sprach, was viele Aehnlichkeit mit dem provenzalischen Dialekt hat. Das Gespräch kam bald, ohne mein Zuthun, auf den Gegenstand, der mir am meisten am Herzen lag. Ich erfuhr, daß els dimuños de Franceses in diesem Augenblick Tortosa belagerten, daß der Ort, den wir gestern in der Nacht gesehen, der kleine Hafenplatz Pinarez sey und noch sechs Stunden von Tortosa entfernt liege. Diese Nachrichten theilte ich meinen Gefährten mit und wir machten uns sogleich queerfeldein auf den Weg in der Richtung von Tortosa.

(Der Beschluß folgt.)

Indianische Schauspiele in Peru.

Während meines Aufenthaltes in Humanalies sah ich zweymal die Vorstellung vom Tode des Inkas. Auf dem öffentlichen Platze hatte man in jeder Ecke eine Art von Bogen errichtet, welche mit Silbergeschirr, Blumen, Bändern, Schnupftüchern als Fahnen u. s. w. ausgeziert waren. Unter einem derselben saß ein junger Indianer mit einer Krone auf dem Kopfe, einem Mantel und andern Zeichen des königlichen Ansehens; er war von seinen Coyas oder Prinzessinnen umgeben, welche ihm Lieder in der Quichua-Sprache vorsangen. Nicht lange, so kamen mehrere Indianer aus einem andern Winkel gelaufen und benachrichtigten den Inka fußfällig von der Ankunft der Varicochas (Weiße, oder Kinder der Sonne). Zu gleicher Zeit vernahm man Trommeln und Trompeten, und Pizarro von ungefähr zwölf als Soldaten verkleideten Indianern begleitet, erschien zu Pferde und stieg bey dem, dem Inka gegenüberstehenden, Bogen ab. An diesen schickte er nun einen Gesandten ab, und ließ ihn um eine Zusammenkunft bitten, welches der Inka auch sogleich bewilligte und sich unverzüglich zu ihm auf den Weg machte. Man setzte ihn in eine Art von Senfte und trug ihn, von einem zahlreichen Gefolge von Männern und Frauen begleitet, nach der Stelle zu, wo Pizarro ihn erwartete. Dieser redete ihn zuerst an, und verhieß ihm den Schutz des Königs seines Herrn; dieses Anerbieten nahm er an. Dann aber sagte Pizarro, er müßte ein Christ werden; und als er sich diesem widersetzte, wurde er von einigen Soldaten ergriffen, und in einen andern Winkel des Platzes geführt. Dahin folgte ihm Pizarro, befahl ihm seine Krone, Zepter und königlichen Mantel abzugeben, und ließ ihn dann zur Hinrichtung nach der Mitte des Platzes führen, wo man ihn auf den Boden legte, und ein Soldat ihm dem Anscheine nach den Kopf abhieb, und man denselben dann schnell mit einem rothen Tuche bedeckte. Hierauf zogen die Spanier ab, und die Indianer fingen an, über dem Leichnam ihres ermordeten Fürsten zu klagen. Obgleich es diesem Stücke an der Schönheit und Pracht unserer Bühnenvorstellungen fehlte, so hatten doch die von den Coyas besonders nach der Hinrichtung gesungenen Liedchen (Harrabis) für eine empfindsame Seele etwas weit mehr Anziehendes als die herrlichsten Triller einer italienischen Sängerin. Die großen Umgebungen, der Anblick der Cordilleras, die Indianer in ihrer eigenen Kleidung auf dem Boden selbst, wo die Inkas gewandelt, trugen dazu bey, die Kritik zu beschwichtigen, und das Herz zum Mitleiden über ein uraltes gesunkenes Volk zu bewegen. Noch nach drey Jahrhunderten wird das Andenken der alten Landesfürsten durch die jährliche Vorstellung des grausamen und unverdienten Todes des lezten seines Geschlechtes genährt. Ach zu theuer hat man diesem unglücklichen, oft verleumdeten Volk eine sogenannte Bildung verkauft! Man lehrte sie die Religion durch Worte, das Laster aber durch's Beyspiel, versprach ihnen die Freyheit auf dem Papiere und warf sie in wirkliche Sklaverey; ihre Unterjocher malten ihnen Schutz, Wohlstand und Frieden in glänzenden Farben vor, aber Verfolgung nur und Erniedrigung sind der Lohn ihres kindlichen Zutrauens gewesen, und Ruhe fanden sie nur im Grabe! —

Korrespondenz-Nachrichten.

Wien, im Januar.

Eine neue Pantomime: die Zauberrose betitelt, macht auf dem Theater in der Josefstadt Furore, und ist an zwanzig Mal bis jezt, fast ununterbrochen und mit zahlreichem Zuspruch, aufgeführt worden. Es ist ein Produkt wie die andern Pantomimen, das Thema anlangend, das sich um Pantalon, Harlekin, Colombine ꝛc. dreht; sie ist jedoch nicht in dem trivialen Styl derber Klopffechtereyen und Purzelbäume gehalten, gewährt viele Augenweide durch zierliche Tänze, Tableaux, prunkvolle Dekorationen, überraschende Metamorphosen, und die Musik, aus bekannten und beliebten Themen zusammengesetzt, kitzelt die Ohren. Somit hat sich das neue Jahr, unter den neuen Direktion, für diese Bühne günstig angelassen. Im Theater an der Wien zeigt es ein minder freundliches Gesicht, und die rauhe Witterung mahnt die Kasse ziemlich ungelinde an ihre alten Leiden. Selbst der reizende Staberl ist krank zu Bette gelegen heit gekommen, und die Wiederbelebung von Staberl's Bettlegerheiten (nach Goldoni's Diener zweyer Herren) wurde vor einer so kleinen Versammlung gegeben, daß man Bedenken trug, die Bühne zu erhellen. Das für das Josefstädter Theater bearbeitete romantische Schauspiel, wie es genannt wird, Ritter Blaubart, wurde von dieser Gesellschaft als Neuigkeit gegeben, doch gab es auch die jezt aufgelockte schon zum Besten, und mit allem nöthigen Spektakel.

Digitized by Google

Mehrere Liebhabertheater, zum Theil bedeutende, haben sich diesen Winter etablirt. In Einem dieser Vereine werden von Personen aus den höhern Ständen Schau- und Trauerspiele, wie die Ahnfrau, die Schuld u. dgl. aufgeführt; gewöhnlich zwey Tage nach einander. Unter Bühnendilettanten in großen Städten ist es interessant zu bemerken, wie sich fast immer Einer und der Andre den oder jenen Schauspieler von Profession, der besonders akkreditirt ist, zu seinem Muster wählt; und man würde hier wohl auch nicht weit zu suchen haben, um einen kleinen H. und einen kleinen K. — eine kleine M. und eine kleine K. zu finden, u. s. w.

Auf dem Hoftheater wurde diesen Monat aufgeführt: erstens neu in die Scene gesezt, das längst bekannte kleine Stück von Jünger: Die Komödie aus dem Stegreif, das freylich nicht recht in die Zeit mehr paßt, doch Stoff genug zur komischen Darstellung enthält, und sehr belustigte. Dann ebenfalls neu besezt, und zugleich abgekürzt: Das Blatt hat sich gewendet. Die Wirkung dieses Lustspiels beruht hauptsächlich auf dem Charakter des Amtsraths Poll, den der Schauspieler Krüger sonst mit vielem Glück gab. Jezt hat ihn Costenoble abgelöst, der viele komische Mittel aufbietet. Die Abkürzungen sind vortheilhaft für das Stück; man kann noch eine Kleinigkeit vorangehen, oder folgen lassen. Außerdem ist Medea von Grillparzer einige Mal wieder auf der Scene erschienen. Die Darstellung dieses Charakters ist unstreitig eine der bedeutendsten, nach meiner Ansicht möcht' ich sagen, die vorzüglichste unter den Leistungen der Mad. Schröder. Hier zeigt sich wirklich, besonders im zweyten Akt, Großartiges und Genialeres; man erstaunt nur um so mehr, wenn man anderwärts Erscheinungen begegnet, die dieser nicht entsprechen. — Am Schluß dieses Monats wurden drey neue Lustspiele, jedes in Einem Akt, an Einem und demselben Abend aufgeführt. Diese Zusammenstellung ist in mancher Hinsicht vortheilhaft, und da man selten auf den glücklichen Erfolg eines ganzen Stücks mit Sicherheit jezt rechnen darf, so gewährt wenigstens ein's unter dreyen leicht Ersaz; in der Folge werden sie einzeln mit andern wieder vorgeführt, und abermals findet eine gegenseitige Begünstigung Statt. Das erste Stückchen heißt das Wiedersehen, und schließt sich als Fortsezung einer, früher mit vielem Beyfall aufgenommenen Kleinigkeit, Hans am Scheideweg, gefällig an. Es enthält eine Reihe interessanter Scenen, ob es gleich nur als eine einzige ländliche Scene bezeichnet ist, wirksam zusammengestellte Theatercharaktere, und war besonders vortheilhaft besezt, woraus folgt, daß es auch sehr vortheilhaft dargestellt wurde. Beyde Spiele befinden sich in zwey auf einanderfolgenden Jahrgängen des dramatischen Almanachs, vom Herrn von Kurländer. Auf das Wiedersehen folgte der glücklichste Tag des Lebens, nach dem Französischen ebenfalls. Das Stück hat Veränderungen beym Uebertragen erlitten, die ihm nicht zum Vortheil gereichen. Sonst ist die Idee komisch, daß ein Mann an seinem Hochzeitstage von aller Welt genaält wird; zuerst mit Glückwünschungen; zulezt durch die unerwartete Ankunft eines früheren Liebhabers der jungen Frau. Hier steckt nun im Original die Schalkhaftigkeit, indem sie Diesen tröstet, und ihm hoffnungsvolle Blicke zuwirft, während Jener sie zum Altare führt. Scherz enthalten einzelne Scenen noch genug, die Bedeutung ist jedoch verwischt, und das Stück scheint nicht vollendet. Auf diese beyden folgte ein's von jenen ungemein witzigen Kleinigkeiten, die viel verlieren können, und dennoch einen reichen Fond von Witz und Ergötzlichkeit behalten, weil sie von beyden Eigenschaften ganz durchdrungen sind. Dieses kleine Lustspiel heißt nun im Deutschen: Ehrgeiz in der Küche; im Französischen: Vatel etc. Denselben Namen führt die ahnenstolze Hauptperson, die sich zwischen Herd und Kasserollen so benimmt, wie ein Feldmarschall an der Spize der Armee, oder wie ein Staatsmann im Konflikt großer Weltbegebenheiten sich allenfalls betragen könnte, ohne sich ein Ridikule zu geben; hier wird es aber äußerst komisch, und gibt Gelegenheit zu einer Menge drastischer Beziehungen und Anspielungen. Der Charakter selbst gründet sich auf ein historisches Faktum, merkwürdig in den Annalen der Kochkunst, welches Madame de Sévigné in einem ihrer zärtlichen Briefe flüchtigkin erwähnt. Der dort genannte Vatel ist der Ahnherr des auf der Bühne erscheinenden, der nun voll Stolz auf seinen Ursprung, sich dessen würdig zu erhalten sucht. Die Verwicklung ist leicht und lebendig; wenn der komische Pathos glücklich aufgefaßt und durchgeführt wird, wie es hier von Koberwein geschah, so ist der Erfolg des Stücks gesichert.

Auf dem Theater an der Wien gab man uns noch gegen Ende dieses Monats einen neuen Staberl — als Freyschütz. Zauberparodie der Oper von Kind und Weber. Die Musik, von Rött in München, und Riotte hier, ist als musikalische Parodie betrachtet, ungemein glücklich zusammengesezt. Die Ouvertüre, bestehend aus Motiven der ernsthaften Oper, die zum Quodlibet verwebt sind, mit denen die großen Tonmassen, die Grausen und Entsetzen schildern, abwechseln, dabey aber so behandelt sind, daß die Blasinstrumente falsche Töne in der Tiefe angeben, dann auch durch verkehrt genommene Tempi's der ernsthaften Melodien einen burlesken Anstrich gewinnen, macht sich recht komisch. Manches ist auch recht gut im Text parodirt, unter andern zeigt sich die Scene, wo die Kranzjungfern, unter ihnen Max — Staberl, in Frauenkleidern, erscheinen, theatralisch wirksam, das Ganze ist aber eine Olla potrida für englische Matrosen-Mägen. Indessen verdammt das deutsche Sonntagspublikum den Pudding ziemlich gut, und das vierte Mal (an einem Feyertag) war das Haus zum Brechen voll. Die hohen und höchsten Zuschauer (von Nr. 3. bis 5) jubelten, und strampelten mit Händen und Füßen. Welch ein Gaudium, wenn Staberl als Max sich vernehmen läßt. „Gar Mancher zielt auf das Theater. Und wär' halt gern ein Direkteur; Er bekommt auch endlich das Theater. Allein die Bänke bleiben leer.“ Zulezt heißt es: Ich ziele nur auf Ihre Güte. Und diese Scheiben ist gar groß. „Wem Freykugeln, sagt Staberl, bab' ich mein Lebtag' nie gehört; aber von Freybillets hör' ich alle Tage.“ — Wer hätte geglaubt, daß dieses Theater eine solche Schießstatt werden würde! Indessen hat es oft genug zur Reitbahn und equilibristischen Künsten schon gedient, der Uebergang ist nicht so schwer. Zu verwundern ist es, daß nicht hier in Loco Jemand früher schon darauf gekommen ist, das Sujet zu parodiren, in London ist es gleich geschehen. Die Dekorationen sind hübsch, und die Wolfsschlucht, oder Löwengrube, wie es heißt, macht Parade. Einige sind vom Hoftheaterdekorateur Gail, andre vom Herrn Neefe ausgeführt. Lezterer ist wieder in volle Wirksamkeit getreten, und hat neue Beweise seines Talents gegeben, das durch eine reiche Phantasie, Leichtigkeit in der Behandlung, und Kenntniß des Theatereffekts unterstüzt wird. Indessen hat er auch bewiesen, daß er durch Einfachheit und Wahrheit ergreifende Wirkungen hervorzubringen weiß, und manches schöne Kunstwerk wird die Erinnerung an seine Thätigkeit erhalten, wenn er selbst auch diese Bühne einst verlassen sollte.

Beylage: Literaturblatt Nr. 19.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Nro. 57.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 8. März 1826.

Brüder! schaut die Stätte grauer Ahnen,
Das Gedächtniß deutscher Tapferkeit.

Trummer.

Konrad und Gertrud,
oder
die Gründung der Burg Wirtenberg.

Eine Geschichte aus der vaterländischen Vorzeit
von Karl Pfaff *).

I.

Wo jezt Wirtenbergs Hauptstadt mit stattlichen Gebäuden und breiten Straßen prangt, da sah man vor achthalbhundert Jahren nichts als etliche niedrige Hütten, umgeben von einem kunstlosen hölzernen Zaune, der gerade hinreichend war, um die Kohlpflanzungen ihrer Bewohner vor den Rossen, die sich auf dem weichen, frischgrünen Rasen herumtummelten, zu schützen. Denn das jezt mit schönen Gärten und fruchtbaren Pflanzungen bedeckte Thal war damals eine theilweise ziemlich sumpfige, mit Buschwerk da und dort bedeckte, Wiesenfläche, und bildete ein, von einer dichten grünen Hecke umgebenes, Gehäge, wo seit einem Jahrhunderte schon ein Stuttengarten sich befand, welcher den Herzogen von Schwaben und ihren Vasallen treffliche leichtfüßige Rosse lieferte.

Der Halbkreis von Bergen, welcher das Thal umschloß, dessen Abhänge nun größtentheils mit Reben bepflanzt sind, war damals noch bis zum Fuße hinab mit Eichen und Buchen bekleidet, zwischen welchen hier und dort der Tannen dunkleres Grün hervorschimmerte. Durch das laubige Dunkel stürzten in den Schluchten schäumend etliche Bäche herab, die dann, im Thale angelangt, hie und da breite Wasserflächen mit schilfbewachsenen Ufern bildend, langsam dahin flossen.

Wenn man dem Laufe des ansehnlichsten von ihnen, der zulezt auch die meisten übrigen verschlungen, und von den Wassergöttinnen, welche die fabelreiche Vorwelt an seine buschigen Ufer versezte, den Namen des Nixenbaches erhalten hatte *), folgte, so kam man nicht weit von dem Gehäge an eine von acht stattlichen Bäumen beschattete Stelle; rohbehauene steinerne Ruhebänke luden hier zum Sitzen ein und ein steinernes Becken empfing eine etwas trübe gelbliche Flut, welche unter einem gewaltigen Felsblocke hervorquoll. Es war eine in der Umgegend wohlbekannte Heilquelle, die vor Zeiten einmal von einem Hirsche entdeckt und nach ihm benannt wurde **).

Weiterhin stand ein Thurm, dessen acht Fuß dicke Mauern von wohlbehauenen Quaderstücken fest zusammengefügt waren ***), und dem gegenüber in einer Einsenkung des Gebirges das Dorf Dunzhofen lag. Von da aus stieg das Thal allmählig wieder hinan und endete am Gestade des

*) Was das Historische dieser Erzählung betrifft, so verweise ich auf Pfisters Geschichte von Schwaben, Thl. 2., Voigts Hildebrand und sein Zeitalter, Memmingers Beschreibung von Stuttgart und meine Geschichte Wirtenbergs, Thl. 1 und 2. (Die Nachträge.)

*) Jezt heißt er Nesen- (Nesen-, Nisen-, Nixen-) Bach.
**) Das jetzige Königsbad.
***) Sattlers topographische Geschichte Wirtenbergs, S. 38.

Digitized by Google

Neckars mit einer ziemlich steil abfallenden kahlen Höhe, von welcher aus man das mit starken Ringmauern und hohen Thürmen wohlversehene Kanstatt und das am Abhang einer Bergfläche gelegne Altenburg gerade vor sich erblickte.

In dem eben genannten Thurme wohnte um's Jahr 1077 ein alter Kriegsmann, Namens Werner, mit seinem Sohne Kuno; ihm war die Aufsicht über die Pferde und deren Hüter vertraut, ein Amt, das er nun schon über zwanzig Jahre lang getreulich verwaltete.

Es war eine schöne, milde Frühlingsnacht, ein dünner Wolkenschleyer hatte den Himmel überzogen und die blasse Scheibe des Vollmonds ließ sich durch den gräulichen Flor nur undeutlich erkennen. Den Greis jedoch hatte die Milde der Nacht auf den Steinsitz vor seinem Thurme herausgelockt, wo er nun begierig des Frühlings liebliche Düfte einsog. Da vernahm er kräftige Fußtritte in der Ferne; er stand auf, nach der Seite woher sie kamen spähend, und da er die Tritte eines Bewaffneten unterscheiden mochte, so zog er sich, der Zeiten Unsicherheit bedenkend, schnell an die Thüre des Thurms zurück, und rief mit starker Stimme seinem Sohne.

Aber mit Gelächter schallten ihm die Worte entgegen: „Nun, nun, Kriegskamerad! was braucht's den Lärmen, wenn ein alter Freund nach so langer Zeit dich auch einmal wieder besuchen will!" — „Ach! bist du's, rief nun der Greis freudig überrascht aus, bist du's, Berthold! willkommen in meinem stillen Thale, meint' ich doch, dich in diesem Leben niemals mehr zu sehen!" — Fast wär's auch also gekommen, entgegnete der Nähertretende, Werners dargebotene Rechte kräftig schüttelnd, nur meiner stählernen Haube da dank' ich's, daß ich noch am Leben bin!" — „Das wäre! sprach sein Freund, so sag einmal, wie ging das zu, in welche Fehde hat dich alten Kumpan der rasche Muth wieder geführt! Doch sieh da Kuno! Du kannst wieder gehen, 's hat keine Gefahr! Aber halt! zuerst hol' uns einen Krug Wein und ein Paar Becher, der alte Kriegskamerad da wird einen frischen Trunk wohl brauchen können!" Der Sohn that, wie ihm befohlen war. Die Greise sezten sich und nun hub Berthold also an: „Du wirst wissen, daß zu Kochheim die Fürsten den Schwabenherzog Rudolph von Rheinfelden zum König erwählt haben?" — „Ist's geschehen, rief erstaunt der Greis, hat er's angenommen? Will er den Kampf mit seinem wilden Schwager Heinrich wagen?" — „S'ist noch gar ungewiß, ob es nur zum Kampfe kommen wird, entgegnete sein Freund, denn Heinrich, um sich des Bannes zu entledigen, ist im härtesten Winter nach Wälschland gezogen zum Papste und da sagen die einen, er sey in den Alpenpässen von Berthold von Zähringen gefangen worden, die andern erzählen, er habe seinen Tod im öden, riesigen Hochgebirge durch einen Sturz vom Felsensteig gefunden. Gewiß ist's, daß man nichts von ihm weiß, denn nur von ganz Wenigen begleitet ist er ausgezogen." — „O Konrad, großer Kaiser, rief hier bewegt Werner aus, so zieht dein Enkel, ein geächteter Flüchtling, über die Berge, die du einst in Herrscherpracht überstiegest, um den Wälschen Gesetze vorzuschreiben!" — War's wohl anders möglich, sprach Berthold, wenn man bedenkt, wie dieses Jünglings Erziehung war. Der treuen Mutterpflege allzubald entrissen, kam er zuerst unter Hannos strenge Zucht, darauf unter Adelberts nachsichtige Pflege, wo er all seinen Gelüsten ungescheut nachhängen durfte; aus solch einer Schule konnte kein Mann hervorgehen, der fest und kräftig, wie Vater und Ahn, des unruhvollen Reiches Zügel lenkte." — „Du hast Recht, sprach Werner, aber fürwahr, hätten Schmeichler den jungen Fürsten nicht verderbt, hätt' er die unbesonnenen Händel mit den Sachsen nicht begonnen, welche alle Gemüther von ihm abwandten, er zöge jezt wie sein Ahn einher auf seines Reiches Grund und Boden."

(Die Fortsetzung folgt.)

Einige Bruchstücke aus den Memoiren des Robert Guillemard, verabschiedeten Sergenten.

(Beschluß.)

Nach einem beschwerlichen Marsch glaubten wir uns in der Nähe des französischen Lagers zu befinden, allein noch fürchteten wir einer spanischen Guerilla in die Hände zu fallen, welche die französischen Heere umschwärmten. Von dieser Furcht wurden wir befreyt, als wir eine Heerde Ochsen erblickten, welche unter Bedeckung eines französischen Detachements in's Lager getrieben wurde. Wir schlossen uns demselben sogleich an und gaben uns dem Sergenten zu erkennen. Gegen drey Uhr kamen wir endlich im französischen Lager an und waren wirklich in Sicherheit. Eben hatten sich die Fouriere versammelt, um die Lebensmittel für ihre Kompagnien zu fassen. Ich erkannte bald die Uniform meines Regiments und die Fouriere meines Bataillons. Indem ich mich zu ihnen heandrängte, fuhr mich einer von ihnen hart an, befahl mir, mich zu entfernen und fragte, was ich hier wolle? — „Was ich hier will? Ey zum Teufel! die Lebensmittel für meine Kompagnie fassen so gut wie ihr." — Sogleich erkannten sie mich an der Stimme und nun erfolgte lautes Gelächter über meine Verkleidung und Freude über unsere Befreyung. Ich ging mit ihnen in's Lager. Meine Stelle in der Kompagnie war besezt und ich wurde à la suite gesezt, bis sich Gelegenheit zu meiner Wiederanstellung finden würde. Ich hatte nach einigen Tagen die Ehre, dem General, der unsere Division kommandirte, vorgestellt zu werden und ihm die Umstände meiner Flucht zu erzählen. Niemand war in

Digitized by Google

seiner Kompagnie wieder eingetreten und Chobar und Porter hatten sich auf den Weg nach Frankreich gemacht.

Ich erwartete indessen mit Ungeduld die Gelegenheit der Besatzung von Tortosa in's Auge zu sehen; denn man kann sich leicht denken, daß der Aufenthalt in Cabrera mein Wohlwollen gegen die Engländer und Spanier eben nicht vermehrt hatte. Die Festung wurde hart bedrängt, die Besatzung verlangte zu kapituliren, allein ihre Bedingungen wurden verworfen. Am 28sten Dezember 1810 machte endlich die Besatzung einen Ausfall nach der Seite, wo unsere Division stand. Da ich à la suite war, so brauchte ich nicht beym Adler zu bleiben, wo sonst der Platz der Fourriere war; ich gesellte mich daher zu den Tirailleurs, was mir das Vergnügen verschaffte, meine Freunde, die Engländer und Spanier, etwas mehr in der Nähe zu sehen, als ich es in der Linie gekonnt hätte. Die Besatzung hielt sich etwa eine Viertelstunde, dann aber floh sie in unordentlichen Haufen den Thoren zu. Mit einigen Voltigeurs folgte ich ihnen auf den Fersen, und bald befand ich mich allein mitten unter dem Haufen der Fliehenden, der von den Kugeln der Unsrigen immer mehr gelichtet wurde. Mein Eifer verdoppelte sich, als ich wenige Schritte vor mir die Hahnenfedern eines englischen Offiziers erblickte, der eben so viel Eile wie die Uebrigen zu haben schien, um in Sicherheit zu kommen. Ich nahm mir indessen die Freyheit, ihn aufzuhalten, und er beeilte sich, mir seinen Degen zu überreichen. Hierauf befahl ich ihm, mir zu folgen. Als er sah, daß ich noch weiter nach der Stadt zu ging, machte er einige Schwierigkeiten, allein zwey Worte, die ich ihm sagte, überzeugten ihn vollkommen. Es hatten sich einige Voltigeurs wieder zu mir gesellt, und ich war entschlossen, noch einen Offizier zu haben. Ich war dicht am Thor, zu dem sich die Fliehenden hereindrängten, als ich einen spanischen Offizier bemerkte, der eben den Fuß auf die Zugbrücke setzte; ich kam ihm zuvor und drängte ihn, das Bajonnet auf der Brust, gegen einen Eckstein, indem ich ihm zurief, sich zu ergeben. Er überreichte mir sogleich seinen Degen, und nun suchte ich mit meinen beyden Gefangenen den Rückweg nach dem Lager. Von den Wällen herunter wurde uns ein Hagel von Kugeln nachgeschickt. Kaum hatten wir einige Schritte gethan, als ein spanischer Offizier, von unsern Voltigeurs verfolgt, mir entgegen lief. Ich legte auf ihn an und rief ihm zu, sich zu ergeben, worauf er mir seinen Degen zuwarf und neben meinen beyden andern Gefangenen seinen Platz nahm. So hatte ich das Glück, meinem Obersten drey gefangene Offiziere vorzustellen und ihm ihre Degen zu überreichen. Nach einigen Lobsprüchen befahl er mir, in seiner Nähe zu bleiben, und nachdem er das Regiment in's Lager zurückgeführt hatte, mußte ich ihm zum Marschall folgen. Diesem stellte mich der Oberst vor, indem er ihm ohne weitern Zusatz erzählte, was ich gethan hatte. Der Marschall war ein Kenner; er richtete an die drey Offiziere einige etwas spöttische Vorwürfe und ertheilte mir so große Lobeserhebungen, daß ich ganz begeistert davon ward. Er setzte hinzu, er werde mich den folgenden Tag für die Dekoration vorschlagen und fragte mich endlich, ob ich sonst noch etwas wünsche? — „Ja, mein General, ich habe eine Bitte." — „Welche?" — „Daß ich beym nächsten Sturm der erste seyn darf." — „Das ist nicht mehr als billig, du kannst darauf rechnen," erwiederte der Marschall, nachdem er mich mit einiger Verwunderung angesehen hatte.

Ich erwartete mit Ungeduld die Gelegenheit, von dieser Gunst Gebrauch zu machen, allein die Besatzung hatte keine Lust, einen Sturm auszuhalten. Ein Regiment von unserer Division bemächtigte sich am 2. Januar 1811 eines Thores und drang in die Stadt ein. Nach einem halbstündigen Gefecht waren alle Thore von den französischen Truppen besetzt und die Besatzung ergab sich.

Einige Tage nach der Einnahme von Tortosa ward ich von einem heftigen Fieber darnieder geworfen, was ohne Zweifel eine Folge dessen war, was ich auf der Insel Cabrera erlitten hatte. Ich lag mehrere Tage auf den Tod, raffte mich indessen doch auf, als ich erfuhr, daß meine Dekoration angekommen sey. Ich erhielt sie vor der Fronte bey der Parade aus den Händen meines Obersten; dieß war die heftigste Bewegung der Freude, die ich in meinem Leben empfunden habe. Solche Gefühle kehren nicht wieder. Die Dekoration der Ehrenlegion wurde damals nur sehr sparsam verliehen, und war eine sichere Gewährleistung künftiger Beförderung. Denselben Tag wurde ich auch zum Sergeanten ernannt. Trotz meines Eifers, mich der empfangenen Auszeichnung würdig zu zeigen, zwang mich ein Rückfall ins Hospital zurückzukehren. Der Arzt erklärte mir, daß ich durchaus eine Zeit lang der Ruhe genießen müsse, sonst sey ich verloren. Auf Verwenden meines Obersten erhielt ich noch einen sechsmonatlichen Urlaub, und kehrte am 15. Februar mit einem Transport Verwundeter nach Frankreich zurück. Nach einem Monat langte ich glücklich in Toulon an.

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, 27. Januar.

Karnevals-Opern. Jessonda, Oper in drey Abtheilungen von Gehe. Musik von Louis Spohr.

Wenn der Inhalt der Weberschen Opern den Kampf des Guten und Bösen, der Tugend und des argen Weltlaufs zum Gegenstand hat, und wir uns an den süßen, unschuldvollen Tönen eines reinen Herzens, so wie an der kräftigen und treuen Darstellung des Menschen- und Gottesfeindes noch wohl erfreuen könnten, so finden wir dagegen in der Jessonda nur den Jammer klagender Wehmuth, ein weiches, leidloses Schmachten, eine Blumensehnsucht nach dem taghellen Sonn-

nenlicht, das aber nur als matter Mondenschimmer dämmernd und traurig durch Nebel herniederblickt, und statt der kräftigen Arbeit des Tages nur einer in sich selbst verglimmenden Aschenurne leuchtet. Denn wir sehen einerseits einen Gott (im Stücke Brama genannt), der streng vom Menschen das Aufgeben aller Lebensfreuden fordert, anderseits Gemüther, die von ihrem Glücke nicht lassen können, doch da dieses nun einmal auf Erden nicht zu finden sey, nun kraftlos in vergleichender Wehmuth klagen und klagen, und statt in lebensvollem Muth, was sie begehren, sich zu erringen, sich matt und schwächlich hinopfern mit sehnsüchtigem Weinen und verwehenden Seufzern. Solcher nicht einmal indischer Charakter ist Jessonda. Die Welt ist nicht angesehen als der Weltnerv alles Tüchtigsten und Besten, sondern sie verschwebt als Opferrauch, der zum weltlosen Himmel aufsteigt. Aber eben so wenig findet ein andachtvolles orientalisches Aufsehen des Menschen in Gott seine Darstellung, sondern es tritt die modernste Forderung ein, daß für die Wünsche des Menschen ein unumstößliches Recht der Befriedigung (und seyen es auch die leersten Wünsche) anerkannt werde. Aber als machtlose Wellen scheitern sie hier an dem Felsengotte. Diesen Gott repräsentiren Dandau und die Braminenchöre; Jessonda ist die Sichopfernde, mit unschuldiger, aber auch dafür ganz inhaltloser Lebenslust steht ihr Amazili gegenüber. Zwischen beyde drängen sich die Männergestalten; Nadori, der junge Bramin, der sich von dem lebenzerstörenden Gott losreißt, und alle Schneeglöcklein, Veilchen, Lilien, Rosen und Vergißmeinnicht, der Liebe an's Herz drücken will; Tristan, dem sie gekuckt sind, und der sie, ohne den Muth, sie wieder zu erfrischen, unthätig beklagt. So kommt es denn in der ganzen Oper nirgend zu kräftiger, muthiger Lebensfrische; auch die Gottesverehrung ist andachtlos, nur rauschend und glanzvoll. Wo Gott und Mensch, Himmel und Erde sich auf diese Weise gegenüber stehen, sind beyde machtlos und unliebenswürdig, beyde klagend, und selbst die Vermischung, die am Ende zurecht gemacht wird, ist farblos und ohne Muth und Jubel. Denn wo solche Weltanschauung dargestellt wird, können keine kraftvollen Melodien durchbrechen, und selbst, wenn es zur Freude kommt, wie im Duett Amazili's und Nadori's, wird es nur eine stille, inhaltlose, zwar wohllingende aber nichtssagende Blumenfreude. Die Leutchen wollen ja auch auf Gottes Welt nichts als sich auf Blumenwiesen, bey sanftem Abendwinde und feuchtem Mondenschimmer in aller Seelen-Wehmuth und Sehnsucht lieben, lieben und lieben. Doch diese Sehnsucht und Wehmuth und Weichheit und Schlaffheit, jene Strenge des finstern, unliebenswürdigen Gottes, und der erste Lebensmuth, der sich mit seinen geschminkten rothen Jugendwangen von ihm losringt, um mit in das Liebessehnen hinzuschmelzen, sind auf eine Weise ausgedrückt, wie sie sich nicht zweckmäßiger, nicht gelungener vorstellen läßt. Es ist eine musikalische Plastik romantisirender Nervenschwäche, der Gesang schmachtender Seufzer, der Klang in Thränen zerfließenden Schmachtens. Da kann denn freylich nichts wahrhaft Wirkliches und Gesundes und Kraftvolles dargestellt werden, selbst der kriegerische Geist ist von der Epidemie der Weichheit und matten Schwächlichkeit angesteckt, ja auch das Gewitter, die Naturkräftigkeit mißlingt, kein Recitativ hat musikalischen Werth, selten zeigt sich eine dramatische Wendung, nur die Arien, die Duette, die verschwebende Gefühlswelt, gelingen aufs wunderbarste, außer wenn sie sich etwa zu frischem Muthe erheben wollen. Doch das erste Recitativ Dandaus und Nadori's, und die Bassarie des Priesters mit Chor, die darauf folgt, ermangeln nicht ganz eines kraftvollen Ausdrucks, weil hier die Energie des strengen Gottes noch nicht ermattet ist, und auch Nadori alle Gewalt, die bey so machtlosen Mächten, wie sie in ihm sich bekämpfen, noch etwa Statt finden kann, in seinem Busen trägt. Die übrigen Kämpfe sind wohl laut, rauschend, ja tobend, aber nur mongolische, überschwemmend verwüstende Tonströme, die spurlos wieder verrinnen. Damit nun aber nicht deutscher Weise dem armen Dichter, der freylich etwas recht Schlechtes an der Jessonda zu Tage gefördert hat, zur Entschuldigung des Komponisten, wieder alle Schuld aufgebürdet werde, so wollen wir nur einige Hauptzüge aus der Oper herausheben, um zu zeigen, wie die Welt so nebelhafter Sehnsucht, so markloser wehmüthiger Schmerzen, der eigene innerste Welt auch des Komponisten seyn müsse. Denn zunächst ist der große Gegensatz europäischer Kraft und indischer Weichheit ganz unbenutzt gelassen, und d'Accunha ist Jessonda als Mann also eigentlich kein Mann, und sein Freund Lopes in seinen leeren Recitativen kaum nur noch der Schatten eines französischen Confident, (der bekanntlich nur als Sprech- und Hör-Maschine agirt); und die Soldatenchöre, wo nun alle Kraft, alle Gebietgewalt, alle Frische, alle Lebendigkeit, aller Heldenmuth sich zusammendrängen sollten, sind eben so weich und erheben sich nicht höher als die indischen im ersten Akt (Nr. 3. Arie und Chor); der zweyte Kriegerchor im zweyten Akt (Nr. 10 Introduktion „Herrlich ist es" —) könnte eben so gut einem Mädchenchor, das die süße Wonne der Wehmuth singt, untergelegt werden. Ja Jessonda, selbst in dem Moment, wo sie den Geliebten, und mit ihm alle Seligkeiten des Liebeslebens vor ihren sichtlichen Augen sieht, wo sie an seinem Busen ruht, und immer daran ruhen möchte, ruft mit eben der Schwächlichkeit, die ihr eigen ist, auch die gewichtigen Worte: „Leben will ich, ich muß leben!" so daß man gar nicht einsieht, wozu das denn eigentlich nöthig sey. Und am Schlusse der Oper sollte man sich vorstellen, es werde jetzt, da denn doch einmal das Leben so thut, als hätte es über den todten Gott gesiegt, nun auch ein rechter frischer Lebensjubel losbrechen — aber vergebens —

„alle Seligkeit des Lebens hat nur Worte nicht Gesang"

könnte man als Motto vor die Oper schreiben, wie vor manches Dichterwerk:

„alle Kräftigkeit des Lebens hat nicht Worte nur Gesang."

Auch die Aufführung gelang nicht in allen Theilen trotz der schönen Dekorationen und der, außer der Gewitterscene, gut exekutirten Chöre. Denn Mad. Schulz (Jessonda) ist immer eine bessere Feuerlilie als Wasserlilie; Mad. Seiler (Amazili) sang zwar so lieblich als möglich und lächelte aufs reitzendste, aber diese Kinderunschuld ist so unschuldig, daß sich nichts daraus machen läßt; Herr Bader (Nadori) sang und spielte vortrefflich, besonders bey allen Stellen aufloderndn Muthes; im Recitativ und Duett mit dem Oberpriester, im Duett des zweyten Akts mit Amazili, wo eben so sehr die Zartheit, wie in der vorhergehenden Arie zu rühmen ist, vor allem aber im Finale des ersten Akts. Herr Devrient d. J. (Tristan) hörte zum ersten Male hören, — was denn eigentlich Herr Blume in früheren Vorstellungen hätte zu singen gehabt; Herr Sieber (Dandau) führte die schwere Partie mit Kraft und Geschicklichkeit der Stimme aus; die portugiesischen Soldaten im Kampfspiele thaten redlich als thäten sie recht viel; nur Herr Carl Uzelmann (Pedro Lopes) verkehrte das Weinen in Lachen.

Druckfehler.

In Nro. 56. S. 224. Sp. 2. Z. 32. v. o. lies in einigen Exemplaren verbaut statt verdammt.

Beylage: Intelligenzblatt Nr. 10.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Nro. 58.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, 9. März 1826.

Für die Zukunft soll man sorgen,
Aber um die Zukunft nicht.
Weise bleibt und wohlgeborgen,
Wer die Frucht der Stunde bricht.

Lappe.

Das Hotel des Finanz-Ministeriums zu Paris.

(Fortsetzung.)

Der Chef des Bureaus für die innern Ausgaben muß billiger Weise auch im Ministerium freye Wohnung haben. Er ist eine Miniaturkopie des Privatsekretairs. Er steht zwar nicht so fest, wie der Kassier, allein er weiß es gewöhnlich so einzurichten, daß er seinen Platz nicht ohne bleibenden Trost verläßt. Dieß gibt ihm einen Anstrich von Philosophie — lachend erfährt er seine Absetzung, nimmt Stock und Hut und sagt: Jeder wenn die Reihe an ihn kommt. Dieser Mann predigt von Amtswegen Sparsamkeit, was nicht übel ist. Er hebt Federn und Papierschnitzel auf, geht beständig umher, um die Lichter zu putzen, aus den Oefen und Kaminen das Holz herauszuziehen, was die verschwenderische Hand des Bureaudieners darin anhäuft. — Außer diesen Wohnungen von Rechtswegen haben sich noch gewisse Mißbräuche eingeschlichen. Z. B. der Sekretair hat einen Neffen, der Kassier einen Vetter, der Bureauchef einen Bruder, alle diese finden Dach und Fach im Ministerium. Der dritte Stock ist dem Nepotismus Preis gegeben.

Wir haben noch nicht von dem, der Komité des Staatsraths bestimmten, Lokal gesprochen. Bekanntlich ist jedem Ministerium ein solches Komité beygegeben, das sich zwey- bis dreymal wöchentlich versammelt. Sr. Excellenz erhält z. B. von einem Bureauchef oder Direktor einen Bericht, den er nicht versteht. In diesem, nicht seltenen, Fall schreibt er darauf: „Dem Komité des Staatsraths zugeschickt.“ — Der Bericht kommt an den Vicepräsidenten der Sektion, dieser übergibt ihn einem maitre de requêtes. Der maitre de requête, der oft nicht sehr deutlich begreift, worauf es ankommt, wendet sich an das Bureau, von dem der Bericht ausgegangen ist, und verfertigt nun mit Hülfe des ersten Berichterstatters einen Bericht über jenen Bericht. Dieser zweyte Bericht wird dem Komité vorgelegt. Jeder der sechs Staatsräthe gibt eine andere Meynung darüber und der Sekretair der Komité hat nun die Sorge, diese sechs Weisheiten in Uebereinstimmung zu bringen und ein Gutachten an den Minister zu redigiren. Sr. Excellenz hat keine Zeit es zu lesen, und schickt es an das erste Bureau zurück, welches oft auf seinem ersten Bericht besteht. Allein dieß nimmt das Komité keineswegs übel, da seine Rolle rein rathgebend ist. Es erinnert wirklich an gewisse alte Onkel in den Lustspielen. Leander fragt den Onkel um seinen Rath wegen seiner Heirath. „Ich rathe dir, es nicht zu thun!“ — sagt der Onkel, und den folgenden Tag ist Leander verheirathet.

Das Lokal, was einem so weisen und unentbehrlichen Komité bestimmt ist, muß, wie sich von selbst versteht, an Pracht und Bequemlichkeit nichts zu wünschen übrig lassen. Besonders müssen wir die ungeheuern sich zum Sopha ausdehnenden Lehnsessel bewundern, welche für die Staatsräthe bestimmt sind. Der Minister trägt Sorge, zu seinen Rathgebern solche Männer zu wählen, bey denen

Digitized by Google

nicht nur die Weisheit, sondern auch der embonpoint mit den Jahren zugenommen hat. Es würde uns zu weit führen, wenn wir den übrigen Theil des Ministeriums, worin die Bureaus für ein Heer von sechshundert Commis, dreyßig Bureauchefs und achtzig Unterchefs eingerichtet sind, näher untersuchen wollten. Man kann sich leicht denken, wie schwer es einem armen Bittsteller wird, sich in diesen Irrgängen zurecht zu finden. Es wäre zu wünschen, daß die Regierung topographische Charten des Ministeriums herausgeben möchte.

Direktoren — ehemalige Divisionschefs.

Seit der Restauration hat man an die Stelle der Divisionschefs sogenannte Direktoren gesetzt — je aus vier Chefs einen Direktor; allein damit dieß nicht zu unnöthigen Ersparnissen führe, hat man den Gehalt der Direktoren auf 40,000 Franken gebracht und jedem vier Commis und einen Huissier beygegeben. Der Direktor gilt ungefähr einen Viertelsminister. Diese neue Einrichtung ist durch die Geschäfte der Wahlen und die Sitzungen der Kammern nöthig geworden, welche jetzt die Zeit Sr. Excellenz einnehmen, welche Sie früher zu Arbeiten mit den Divisionschefs verwandte. Der Minister muß sich außerdem gegen die Angriffe der Opposition durch ein mühsames Studium der Rhetorik vorbereiten. Man hat sogar erfahren, daß einer unserer Minister durch die Streiche der Opposition dahin gebracht worden ist, in der größten Heimlichkeit und Inkognito einen berühmten Lehrer der Rhetorik zu nehmen. Er hatte schon das Kapitel im Quintilianus de amplificatione gelernt; allein ehe er seine Humaniora vollenden konnte, machte ihn ein königlicher Befehl zum Premierminister. Nun entschuldigt er mit Recht seine Unwissenheit damit, daß eine königliche Ordonnanz seine Erziehung unterbrochen habe, und er im Quintilian nicht bis zu dem Kapitel: de legibus contra iris und: vir bonus ut esse debeat orator, gekommen sey.

(Die Fortsetzung folgt.)

Konrad und Gertrud,
oder
die Gründung der Burg Wirtenberg.

(Fortsetzung.)

„Ach, Freund! sagte Berthold, 's ist nimmer, wie damals, wo wir mit Kaiser Konrad über die Alpen zogen; die kaiserliche Majestät gilt nichts mehr, die großen Herzoge begehren Herrscher zu seyn gleich ihrem Herrn und Haupte, die kleinen Herren suchen ihnen nachzuthun, und die Bürger in den Städten wollen gar vollends von keiner fremden Gewalt mehr hören. Das ist ein trotziges, übermüthiges Volk, das gleich zu Schwert und Lanze greift und drein schlägt. Davon kann ich was erzählen!" — „So sprich," rief Werner erwartungsvoll, und sein Freund hub also an: „Wir waren gen Mainz gezogen, wo Rudolph zum wahren Könige und Beschirmer des Frankenreichs, wie es hieß, gewählt werden sollte, und hier wurde nun ein festliches Hochamt gehalten. Hierauf ergingen sich Ritter und Knechte mit kriegerischen Spielen; dazu liefen auch die Bürger von Mainz schaarenweise herbey, aber in böslicher Absicht, denn sie suchten Händel, weil es sie verdroß, daß Rudolph an Heinrichs Statt König seyn sollte. Bald fing auch der Lärmen an, die Sturmglocken ertönten, Alles waffnete sich und fiel über uns her, die wir, zum Theil, nichts Böses ahnend, waffenlos in den Herbergen saßen. Da ward mancher wackere Kämpe von dem verruchten Bürgervolke getödtet und mir selbst wäre es beynahe nicht besser gegangen. Ich wollte mein Fräulein, die Gräfin Gertrud von Eberstein, zu den Spielen begleiten, aber von Ferne schon vernahmen wir das Getümmel des Streits und beschlossen also umzukehren nach der Hofburg. Da verrannten uns etliche Bürger den Weg. Schlagt die Schwäbischen nieder, riefen sie, und drangen mit Kolben und Schwertern auf uns ein. Ich stellte mich vor das Fräulein und zog das Schwert; aber ein Schlag, der mir noch jetzt im Kopfe saust, streckte mich nieder und schon faßten die Anführer die Gräfin, da fuhr auf einmal eine blitzende Klinge zischend zwischen sie und das Fräulein: laut heulend sanken zwey zu Boden, dem Dritten spaltete ein zweyter Hieb den Kopf und die Uebrigen entflohen schreyend." — „Wer war denn der wackere Kämpe, der euch so zur rechten Zeit zu Hülfe kam?" unterbrach Werner den Redenden. „Der Beutelsbacher war's," entgegnete Berthold. „Ja, rief Werner, den kenn' ich wohl, das ist ein ehrbarer Ritter; wo dessen Schwert hintrifft, da setzt es freylich tüchtige Hiebe! Seinen Vater Ulrich kennst du gewiß auch noch, er war es, der in der blutigen Schlacht an der Orne, wo Graf Odo von Champagne fiel, das feindliche Banner eroberte. Damals lebte sein Bruder Heinrich noch, nach dessen Tode — es mögen jetzt bald dreyßig Jahre seyn — Ulrich die väterlichen Erbgüter, die im Vils- und Remsthale liegen, erhielt; er lebt noch jetzt im höchsten Alter auf der Stammburg und hat eine Tochter und zwey Söhne, von denen der eine Konrad heißt, der nämliche, der dein Fräulein rettete; es ist noch ein junger Herr, kaum fünfundzwanzig Jahre alt, aber gar klug und verständig, bieder und redlich, muthvoll und tapfer, wohlerfahren im Kampf zu Roß und zu Fuß, mit Schwert und Lanze."

Als Werner seinen etwas weitläufigen Bericht geendigt hatte, fuhr Berthold fort zu erzählen, wie der Ritter ihn und das Fräulein sicher in die Hofburg geleitet habe, wie hierauf der Aufstand mit Waffengewalt blutig unterdrückt, auch dem Könige demüthig Abbitte deßwegen gethan worden, dieser aber, ob dem Vorfalle erzürnt,

Digitized by Google

rasch abgereist und heute mit seinem Gefolge nach Eßlingen gekommen sey.

„Da hast du dich denn gleich fortgemacht, rief Werner lachend, fürchtend, es möchte auch denen von Eßlingen gelüsten, die Kraft ihrer Streitkolben an Reisigenschädeln zu erproben!“ — „Hab's wahrlich nicht gefürchtet, sprach Berthold, denn obwohl die Eßlinger auch gerade nicht die Fäustlen seyn mögen, so sind sie doch weit ordentlicher als die Handwerker und Krämer zu Mainz.“ — Oder hat dir etwa die Herberge drin mißfallen?“ sagte Werner weiter; aber Berthold entgegnete: „Könnt's gerade nicht sagen, mein Herr, der Graf von Eberstein hat ein gutes Logement, es liegt oben in der Stadt, nahe an dem Kirchlein des heiligen Landolinus, und über der Pforte ist ein wilder, über und über mit Haaren bedeckter Mann ausgehauen *). Auch haben sie drinnen einen gar guten Trunk, der blutroth im Becher funkelt, und der Herbergen gibt manche, wo man gute Kameradschaft findet, lustige Brüder, die nicht gleich zum Schwerte greifen, wie die Mainzer. Nein, dich wollt' ich einmal wieder besuchen, alter Kampfgefährte, und dir zugleich sagen, daß du morgen eine stattliche Gesellschaft in deinem Thale sehen wirst. Der Herzog will den Stuttengarten besuchen, sich auch ein wenig mit der Jagd erlustigen.“ — „Was sagst du, rief Werner, da muß ich morgen früh auf den Beinen seyn; drum denk' ich, wir legen uns jetzt schlafen, 's ist überdieß schon spät, und du wirst auch müd genug seyn.“ — „Das meyn' ich,“ entgegnete Berthold, und Beyde begaben sich nun zur Ruhe in den Thurm.

(Die Fortsetzung folgt.)

*) Dieß Steinbild, oder doch eine spätere Nachbildung davon ist noch in des Verfassers Hause, dem nämlichen, das der Graf von Eberstein damals bewohnte, zu sehen.

Kleine Apologen aus dem Persischen des Sadi.

Der Bettler und der Räuber.

Ein Räuber sagte zu einem Bettler: Schämst du dich nicht, daß du deine Hand ausstrecken magst gegen jeden Heillosen um ein winziges Gran Silber? Dieser antwortete:

„Um ein Silbergran die Hand ausstrecken mußt mir nicht,
Als daß man ab sie schneide leicht nur um ein Aß.“

Cz.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris.

Scribe's Feder ist nun wieder in Fluß gerathen und seit einigen Wochen hat er für das Theater de Madame mehrere niedliche Stücke geliefert, die alle beweisen, wie er aus nichts etwas Dramatisches machen kann, oder wie geschickt er bloße Entwürfe von andern zu hübschen Vaudevilles zuzurichten versteht; denn mehrere seiner lezten Stücke stehen schon in der Sammlung der Theodor Leclercschen Proverbes, oder bloßen Umrissen zu dramatischen Stücken; daher kommt es auch, daß sich die kleinern Scribeschen Vaudevilles oft nur um eine einzige interessante Scene herumdrehen, die er aber vortrefflich vorzubereiten und darzustellen weiß. So z. B. in dem Stückchen Le confident des dames handelt es sich blos um eine 30jährige Frau, die ihre Tochter nicht verheirathen will, weil sie zu geschwind Großmutter werden würde, die ihren Spiegel zu Rathe zieht, ob sie nicht selbst noch sehr jung sey, und an diesem Spiegel ein Zettelchen angeheftet findet, das ihr im Namen des Spiegels den Rath gibt, nicht mehr zu sehr auf ihre Jugend zu pochen. Das Zettelchen kommt von ihrem Anbeter her, und das Stück endigt damit, daß sie ihre Tochter verheirathet, und ihr eigen Herz ihrem Anbeter schenkt, daß also eine Doppelheirath das finis coronat opus wird. Eben so, in seiner „Tochter zu verheirathen,“ beruht das Ganze darauf, daß sich eine Familie zwingt, dem reichen Freyer zu gefallen, ihm dadurch mißfällt, und da keine Aussicht zur Heirath mehr da ist, wieder in ihren natürlichen Gang kömmt, dem Freyer erscheint wie sie ist, ihm dadurch gefällt, und ihn zur Heirath bestimmt. Freylich sind dieß nur Kleinigkeiten, und oft beschränken sie sich auf eine feine Zergliederung kleinlicher Empfindungen, oder auf eine geistreiche Darstellung individueller Laune, wie sie ein sehr verfeinerter Zustand der bürgerlichen Gesellschaft mit sich führt. Weßwegen man auch Scribe mit Marivaux, der, wie sich Voltaire ausdrückt, Spinnengewebe abwog, verglichen, und seine lezten Stücke Marivaudage genannt hat. Einige kleinere Tagesblätter beurtheilen Scribe überhaupt sehr strenge, neulich erzählte eines derselben, man habe einen Mann im Parterre des Theaters de Madame, wo fast nichts als Scribesche Stücke aufgeführt werden, erfroren gefunden. Allein frostig sind seine Bagatellen gewiß nicht; wenn auch zuweilen keine rasche und lebhafte Handlung darin vorgeht, so sind sie doch zu kurz und zu geistreich, als daß man darüber einschlafen, geschweige darüber erfrieren sollte. Es gibt so viele Hunderte von Stücken, die alle nach demselben Muster zugeschnitten sind, daß man es Scribe schon Dank wissen muß, daß er einen andern Weg einschlägt, und mit geistreicher Darstellung interessanter Situationen eine Bühne bereichert, auf welcher jeden Abend 4 Stücke gegeben werden, und das folglich keiner langausgesponnenen dramatischen Arbeiten bedarf. Hier braucht alles nur flüchtig und angenehm skizzirt zu seyn, und findet nun vollends das Publikum in demselben eine treue Abspiegelung seines eigenen verfeinerten Zustandes, so hat es vom Dichter wenig oder nichts mehr zu fordern. Jene Bedingungen erfüllt Scribe beynahe vollkommen. Zuweilen freylich fällt er etwas ins Gezwungene, oder die französischen Theaterkonvenienzen stehen ihm bey der Entwickelung seiner dramatischen Handlung im Wege, weßhalb der Globe ihm auch manchmal zuruft, sich an jene Konvenienzen nicht zu kehren, und der Natur zu folgen, und sich seinem eigenen Genie zu überlassen. Dieses Tagesblatt Globe ist eine wahre Opposition wider die französische Dramaturgie; wenn je etwas heilig in Frankreich war, so waren es die sogenannten aristotelischen Regeln, der drey

dramatischen Einheiten, nämlich des Orts, der Zeit und der Handlung. Nun treten die Verfasser jenes Blattes, meistens lauter junge Leute, die sich aber in der fremden Literatur umgesehen haben, auf, und sagen bey jedem neuen, nach den klassischen Regeln zugerichteten Stücke: Seht, zu welchen Ungereimtheiten euch die Beobachtung eurer Theaterkonvenienzen verleitet hat. Welch ein anderes Stück würdet ihr geliefert haben, hättet ihr an den Aristoteles gar nicht gedacht, sondern nur an das Vergnügen der Zuschauer! Vor zwölf Jahren wäre A. W. Schlegel fast in Frankreich gesteinigt worden, weil er zuerst dieß zu sagen wagte, und noch viele Jahre nachher wurde er unaufhörlich in den Tagesblättern ein Barbar gescholten. Allein in der Dramatik wie in der politischen Welt gehört Zeit dazu, um die Ansichten zu ändern. Der Globe, der mit Keckheit die französische Dramatik Schritt vor Schritt verfolgt, und unaufhörlich sein Thema wiederholt, erregt schon kein Zeitungsgeschrey mehr; die alten Dichter bekämpfen seine Lehre zwar noch, eben so wie die alten Politiker auf den alten Formen und Einrichtungen bestehen; allein die jüngern finden doch, daß die Natur zuletzt ihr Recht behaupten muß, und daß es eben nicht unvernünftig ist, sich mehr an diese als an die alten Zwangsformen zu halten; es wäre also leicht möglich, daß Frankreich zuletzt von seinen Theaterkonvenienzen abginge, und in Hinsicht der Bühne andre Völker nachahmte, nachdem es selbst ihnen durch seine Verfassung ein nachahmungswürdiges Beyspiel gegeben hat. Indessen ist es nicht zu verwundern, daß jezt auch das Ausland fast jede dramatische Neuigkeit von den Pariser Bühnen auf seine eigenen verpflanzt. Gewiß ist kein Land an dramatischen Produkten fruchtbarer als Frankreich, oder eigentlich Paris (denn im ganzen übrigen Königreiche erscheinen im Jahre keine zehn neuen Stücke, alles wird in Paris verfertigt); überaus groß ist die Fertigkeit der Pariser Dichter in den dramatischen Arbeiten, und gewiß sind ihre Geistesprodukte für das große Publikum weit unterhaltender, als die langweiligen ältern deutschen Schauspiele, oder die abgeschmackten englischen Frayen. Ein belustigendes, obschon etwas ungereimtes Stück ist der Chiffonier nocturne, von Theaulon und Etienne, der im Theater des Variétés fast täglich gegeben wird, und worin Potier meisterhaft den Chiffonier spielt.

Ich habe schon vor einiger Zeit von der besondern Menschenklasse in Paris gesprochen, deren einziges Gewerbe darin besteht, den Kehricht auf der Straße zu durchwühlen, um Papierschnizel und dergleichen aufzulesen. Solch einen armseligen Aufwühler hat Theaulon zum Helden eines Stückes in vier Abtheilungen gemacht. Um denselben aber einigermaßen zu erheben, so hat er sich ihn als einen wohlerzogenen Mann gedacht, der sonst reich gewesen und in der glänzendsten Gesellschaft gelebt, aber durch ein ungerechtes Urtheil alles seines Vermögens, und sogar seiner Ehre beraubt worden ist, worauf er dann, sich verbergend, seinen Namen geändert, und das elende Handwerk eines Chiffoniers angenommen hat, ohne deßhalb seine frohe Laune zu verlieren, indem er beständig wiederholt, daß, wenn man nicht zufrieden sey, man sich zum Philosophen machen müsse. Diese Rolle hat Potier mit seiner gewöhnlichen Originalität aufgefaßt, und er allein erregt so großen Zulauf zu diesem Stücke, das mit einer völligen Unschuldsanerkennung des Chiffoniers und Wiedereinsetzung in seine Güter endigt, wobey seine Tochter den Advokaten, der, ohne ihn zu kennen, zu diesem Glückswechsel beygetragen hat, zum Manne bekommt. Der halb sentimentale, halb komische Chiffonier ist ein Pendant zu desselben Dichters Theaulons Bénéficiaire, worin auch Potier die Hauptrolle spielt. Beyde Stücke haben das Besondere, daß sie sich von der Regel der örtlichen Einheit entfernen, indem die Handlung in den verschiedenen Abtheilungen des Stückes, die deßhalb auch nicht Aufzüge genannt worden sind, an verschiedenen Orten vorgeht. Der Globe munterte daher Theaulon auf, nach dieser Weise fortzufahren, indem es doch weit besser sey, mit Verletzung der Einheitsregel ein belustigendes Stück zu liefern, als ein einschläferndes, in welchem alle dramatischen Regeln pünktlich beobachtet worden seyen; nur, setzt jenes Blatt hinzu, muß Theaulon suchen, auch gesunden Menschenverstand in seine Stücke zu legen, alsdann werde Alles gut gehen; allein ich zweifle ob Theaulon, der schon in fremde Länder als eine Art von Hofpoet berufen worden ist, sich durch diesen Zusatz sehr geschmeichelt gefühlt hat. Das Vaudevilletheater hat es endlich durchgesetzt, daß man ihm seinen Direktor weggenommen, und ihm einen bessern gegeben hat, unter welchem dann dieses Theater wieder anfängt emporzukommen. Der Streit in seiner innern Haushaltung war eine lange, bald tragische Komödie, welche das Vaudevilletheater dem Publikum gab, und die ihm leider nichts einbrachte, sondern ein Beträchtliches kostete. Der Minister des Innern, Graf Corbière, der aus Bretagne gebürtig ist, wo man gern sein Köpfchen durchsezt, bestand steif und fest darauf, der Direktor, den er ernannt hatte, sollte bleiben, die Eigenthümer oder Aktienbesitzer des Theaters wollten dieß nicht, weil sie sich mit jenem Direktor nicht verständigen konnten. Er hat befohlen, und sie befohlen das Gegentheil; sie wandten sich an die Gerichte, und bekamen Recht; die Tagesblätter halfen ihnen nach, aber dessen ungeachtet blieb der Cornéresche Direktor sitzen; sie warfen einmal die von ihm angestellten Leute aus dem Hause heraus, und dennoch wollte ihn Corbière beybehalten. Solch eine Hartnäckigkeit war doch zu ungereimt, als daß sie hätte ewig dauern können; da die Eigenthümer des Theaters beym Ministerium nichts gewinnen konnten, so wandten sie sich an den Hof; hier gelang es ihnen Fürsprache zu bekommen; so setzten sie dann endlich ihre Sache durch; der ihnen verhaßte Direktor wurde entfernt, und ein anderer, den sie zu haben wünschten, an seine Stelle gesezt. Das erste neue Stück, was dieser auf die Bühne brachte, war ein kleines, schwach entworfenes Gemälde des Treibens und Handelns in dem großen Gerichtssaal des Justizpallastes, den, wie die Journale bemerkten, die Eigenthümer des Theaters Gelegenheit gehabt hatten, recht zu beobachten. In diesem Stücke spielt das Vaudeville selbst auf seine vorigen Angelegenheiten in folgender Endstrophe an, die an's Publikum gerichtet war.

Vous avez fait bien des absences,
et la gaité, fuyant nos yeux
a pris de trop longues vacances;
mais elle est rentrée en ces lieux.
Ah! suivez-la dans cet asile;
tous nos procès sont résolus!
et la salle du Vaudeville
n'est pas celle des Pas-perdus.

Der große Saal im Justizpallast, oder eigentlich die große Halle daselbst heißt la salle des Pas-perdus, vermuthlich weil dort mancher Prozeßführer vergebens hin und her schreitet; so hatte man auch das neue Stück benannt. Der Dichter hatte eine Strophe zu Ehren des Gerichtshofes eingerückt, welcher neulich die freysinnigen Journale Constitutionnel und Courier français freygesprochen hat; allein diese Strophe war ohne Barmherzigkeit ausgestrichen worden; sie stand aber am folgenden Tage in allen unabhängigen Blättern mit der Bemerkung, daß man nicht erlaubt habe, sie abzusingen; so daß die Ausstreicher wenig dabey gewonnen haben, und besser gethan hätten sie stehen zu lassen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beylage: Kunstblatt Nr. 20.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Nro. 59.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, 10. März 1826.

Ihr — ihr dort außen in der Welt
Die Nasen eingespannt!
Auch manchen Mann, auch manchen Held,
Im Frieden gut und stark im Feld,
Gebar das Schwabenland.

Schiller.

Konrad und Gertrud,
oder
die Gründung der Burg Wirtenberg.

(Fortsetzung.)

2.

Der Morgen brach an, ein kühler Ostwind verkündete die Ankunft des Taggestirns, das schon mit Purpurgluten die östlichen Gebirge zu säumen begann, er trieb die über dem Thal gelagerten Nebel gegen die dasselbe umkränzenden Berge, deren Abhang nun ein dichter, weißlichgrauer Schleyer verhüllte. Drüben im Dorfe Dunzhofen läutete man die Morgenglocke und im Thurme begann ein reges Leben. Werner suchte die alte Rüstung hervor und spähte eifrig nach den hie und da noch befindlichen Roststecken, die er sorgfältig zu vertilgen strebte; auch Berthold wappnete sich, und nun gingen die beyden Kriegsgefährten in den Stuttengarten, indeß Werners Sohn die Kunde von dem hohen Besuche nach Dunzhofen brachte, damit man auch dort zum Empfang der erlauchten Gäste sich rüsten möge. Hierauf schnell heimkehrend, spähte er auf der obersten Zinne des Thurmes nach den Kommenden.

Die beyden Greise musterten eben die reiche Anzahl stattlicher Rosse, welche das Gehäge einschloß, als der starke Ton eines Hornes zu ihren Ohren drang. „Das ist Kuno's Horn, sprach Werner, sie kommen, auf, ihnen entgegen!“ und kaum hatten sie den Thurm erreicht, als auch schon König Rudolph mit zahlreichem Gefolge sich nahte.

Voran ritt er selbst auf einem weißen Rosse, dessen Purpurdecke ein breiter goldgewirkter Saum einfaßte. Es war ein stattlicher Mann, ernste Hoheit lag auf dem länglichten Antlitz, das ein starker Bart beschattete, durchdringend war der Blick der tiefliegenden Augen, das kurz abgeschnittene Haar deckte ein sammtnes Barett, um welches eine kronenartig ausgezackte Verzierung umherlief, in deren Mitte ein Rubin funkelte; die Gestalt war hoch, die Haltung kräftig und die Bewegungen des Königs leicht und anmuthig; man rühmte auch von ihm, daß die Gaben seines Geistes seiner Körperschönheit entsprächen und pries seinen Heldenmuth und ritterlichen Sinn.

Ihm zunächst, auf schwarzem Schlachtrosse, gewahrte man einen schon ältlichen Ritter mit strengen Zügen und etwas arglistigem Blicke; es war der Graf von Eberstein, der stolzeste der schwäbischen Großen, denn er rühmte sich von mütterlicher Seite ein Nachkomme Kaiser Heinrichs I. zu seyn *) und hatte früher selbst um die Herzogswürde von Schwaben sich beworben; aber klüglich verbehlte er den Unmuth des stolzen Herzens über das Mißlingen seiner Werbung, und schloß sich eng an Rudolph an, um einst von dessen Gegner für seinen Uebertritt einen desto größern Lohn zu erlangen.

*) Cleß Landes- und Kulturgeschichte von Wirtemberg, Th. II. S. 167.

Digitized by Google

Hinter diesen Beyden zeigte sich eine ansehnliche Schaar schwäbischer Edeln, unter denen Einer vornehmlich hervorleuchtete. Er saß auf einem schwarzen Streitroß, welches stolz mit dem stattlichen Reiter einherschritt; die Stangen seines reich mit Silber besetzten Zügels waren mit Schaum bedeckt und die lange, zierlich geflochtene Mähne flatterte, vom Winde bewegt, hin und her. Von des Reiters Sammtbarett herab winkten gelbe und schwarze Federn, unter der hohen, schöngewölbten Stirne blickten, von dichten Brauen beschattet, ein Paar dunkle feurige Augen hervor, an beyden Seiten der frischrothen Wangen kräuselte sich ein starker schwarzer Bart, der auch die Oberlippe bekleidete, ein reiches Haar von gleicher Farbe fiel lockig herab auf den zierlichen Spitzenkragen, der den Hals umschloß. Die Gestalt war groß und kräftig, ein sammtnes, enganliegendes Wamms umschloß den Leib, ein schwarzer, goldgesäumter Mantel fiel über die beyden Schultern hinab und ein silbergesticktes Wehrgehänge, an dem ein breites Schwert hing, umschlang die schlanken Hüften. Die Bewegungen des Reiters zeigten zierliche Gewandtheit und sein ganzes Benehmen offenbarte ein aus dem Bewußtseyn der Kraft hervorgehendes Selbstgefühl, das zwischen lächerlichem Stolz und erniedrigender Demuth so recht die Mitte hielt. Es war Konrad von Beutelsbach, der Ahnherr des erlauchten wirtenbergischen Fürstengeschlechts, ein Jüngling, trefflich zu Rath und That, von hohem Geiste und ächtdeutscher Gemüthsart, beliebt bey Hohen und Niedrigen aus altem allemannischen Herrscherstamme, und obwohl unter Schwabens Edeln an Rang keiner der ersten, doch durch seine geistigen und körperlichen Vorzüge Allen gleich, den Meisten überlegen. Nur Einer vielleicht vermochte sich in dieser Hinsicht mit ihm zu messen, und dieser Eine war Friedrich von Buren, der Stammvater des hohenstaufischen Heldengeschlechts. Innige Jugendfreundschaft band ihn an Konrad, aber Rudolphs Herrscherstolz hatte ihn beleidigt und er sich abgewendet von Rudolph zu dessen Gegner Heinrich; darum erblickte man ihn auch nicht unter des Königs Gefolge, er war gerade mit der Vollendung seiner neuen Burg auf dem Staufenberge beschäftigt.

Nach den Rittern kam auf schöngeschmückten Zeltern die Gemahlin des Königs, die schöne und kluge Adelheid sammt ihren Hoffräulein, unter denen Gertrud von Ebersstein durch ihre Schönheit nicht weniger als durch ihre Abkunft sich auszeichnete. Sie saß mit zierlicher Gewandtheit auf ihrem Rosse, ein enges grünes Sammtgewand, oben mit einer goldenen Schnalle befestigt, um die Hüften von einem golddurchwirkten Gürtel zusammengehalten, umschloß den schlanken Leib und fiel in reichen Falten auf die niedlichen Füße herab. Unter dem mit weißen Federn geschmückten Hute quollen in reicher Fülle die lichtbraunen Locken hervor und fielen in zierlichen Ringeln auf den Nacken; das Gesicht bildete ein schönes Oval und eine frische Röthe färbte die zarten Wangen; der niedliche Mund mit seinen schwellenden Lippen, die schöngeformte Adlernase und das hellbraune Auge, dessen Feuer der Schimmer einer sanften Schwärmerey milderte, gaben dem Antlitz der Jungfrau den Ausdruck einer mit Hoheit vereinten Lieblichkeit, welche jeden, der sie anschaute, mächtig anzog.

Den Damen folgte der Knappen buntgekleidete Menge und kaum vermochte der ziemlich geräumige Platz zwischen dem Thurme und Bache die ganze Gesellschaft zu fassen.

Die Herren stiegen ab und halfen dann auch den Damen von ihren Zeltern, die Knappen aber führten die Rosse in einen abgesonderten Platz des Gehäges, wo diese sich nun auf dem frischgrünen, blumigen Rasen zu gut thaten. Indeß wurde von den mitgebrachten Vorräthen ein reichliches Mahl bereitet und auf der Wiese am Heilquell genossen, wohin die Bewohner der Nachbarschaft Tische und Bänke in großer Menge herbeygeschafft hatten.

(Die Fortsetzung folgt.)

Das Hotel des Finanz-Ministeriums zu Paris.

(Fortsetzung.)

Die vier bis fünf Direktoren, welche jezt unter dem Minister die Geschäfte leiten, haben nichts mit den Divisionschefs unter Napoleon gemein. Diese waren wesentliche Theile der Administration, Haupträder in dieser großen Maschine. Sie mußten unermüdliche Arbeiter, schnellfassende, unterrichtete Köpfe seyn. Die Ungeduld des Kaisers, seine beständigen, unerwarteten Anfragen und Befehle, machte die Arbeit der Minister und Chefs zu einer wahren Marter. Dafür hatten diese aber auch häufige Gelegenheit, sich auszuzeichnen, und konnten darauf rechnen, daß Napoleon sie bemerken und belohnen werde. Wenn ein Divisionschef ohne Zaudern und richtig die an ihn gestellten Fragen beantwortete, so kam er oft mit dem rothen Band und als Staatsrath von den Tuillerien zurück. Ein Mann von Talent, sey er Chef oder Commis, in welche niedere Lage ihn auch das Glück gestellt hatte, konnte erwarten, daß ihn Napoleon mit seinem eisernen Arm bey den Haaren fassen, auf einen hohen Standpunkt heben und dann sagen werde: „Das ist mein Geschöpf.“ — Dieses Gefallen, welches Napoleon daran fand, das Verdienst zu erheben, verleitete ihn indessen auch oft zu Fehlgriffen. So befand sich z. B. in dem Ministerium des Herzogs von T. ein Herr X., ein ehrlicher aber sehr beschränkter Mann, dessen ganze Arbeit darin bestand, von allen Enden von Europa die Berichte von den verschiedenen Regimentern zu

Digitized by Google

empfangen und einzutragen, wie viel Mann gegenwärtig, wie viele krank, wo dieß oder jenes Bataillon u. s. w. Dieses Geschäft nebst einem guten Gedächtniß hatte den ehrlichen L. in einigen Jahren zu einem lebendigen Register und zu einer wandelnden Rechenmaschine gemacht. Als nun Napoleon mit einer neuen Organisation der Armee umging, arbeitete er mehrere Tage mit dem Herzoge von L., dem er durch beständige Fragen nach dem Depot dieses oder jenes Regiments u. s. w. viel zu schaffen machte, da der Herzog zwar ein Mann von Talent war, aber nicht das Gedächtniß des Herrn X. besaß. Vergebens schlug er in allen Registern nach und sagte endlich kleinlaut: „Ich glaube, daß die Gegenwart des Herrn X., eines meiner Divisionschefs, Ew. Majestät in diesem Fall von Nutzen seyn könnte." — „Man lasse ihn kommen." Sogleich wird X. durch einen Ordonnanzoffizier geholt und in Napoleons Kabinet geführt, ehe er weiß, um was es zu thun ist. Ohne sich aber aus der Fassung bringen zu lassen, beantwortet er alle Fragen des Kaisers eben so rasch als richtig. „Guten Morgen, mein Herr, wo sind die drey ersten Bataillons des 48sten Regiments?" — „In Regensburg." — „Das vierte?" — „In Ancona." — „Das fünfte?" — „In Vittoria, viertes Armeekorps der Armee von Spanien." — „Das Depot?" — „Ostende." — „Unter den Waffen?" — „3455." — „Hospitäler?" — „223." — „Urlaub?" — „44." — „Detachirt?" — „Zwey Kompagnien des fünften Bataillons" u. s. w. Nachdem X. mit gleicher Genauigkeit von allen andern Korps und Regimentern Rechenschaft gegeben hat, nimmt Napoleon den Herzog bey Seite und sagt ihm: „Sie haben da einen außerordentlichen Mann." — Dann wendet er sich zu X. „Sie können gehen, Sie werden von mir hören." Dann zum Herzog von L.: „Sie werden mir X. morgen zum Staatsrathe vorschlagen." — „Ich bitte Ew. Majestät, mir zu erlauben, Ihnen zu bemerken, daß dieß nicht möglich ist." — „Warum?" — „Herr X. hat nichts als Zahlen im Kopf, er kann keinen Bericht aufsetzen. Um Staatsrath zu seyn . . . ." — „Gut, so gebe ich ihm den Gehalt." So brachte diese halbe Stunde dem guten X. 24,000 Franken jährlich ein.

Solche Vorfälle waren häufig in jener Zeit, wo die kolossalen Unternehmungen der Regierung Talente und Thätigkeit bey den Arbeiten erforderten. Jetzt hat sich Alles das verändert. Beharrlichkeit, vorsichtiges Betragen, List und solche andere kleinliche Künste sind es, von denen die Beförderung abhängt. Die Arbeit beschränkt sich fast ganz auf Protokolle, einige Anomalien ausgenommen, welche durch Protektion und Gunst darin vorfallen können. Sie wiederholt sich Jahr für Jahr eben so unwandelbar wie das Budget. Auf diesen engen Kreis ist der kleinliche Ehrgeiz der jetzigen Direktoren beschränkt, der um so lächerlicher wird, da er beständig seinen Anlauf nimmt, um dann in sich selbst wieder zurückzufallen und sich in die Cartons zu verlieren. . . .

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Bern, Februar.

Die von dem kürzlich aus Zürich an die erste Lehrerstelle des Gymnasiums berufenen Professor Leonhard Usteri am jüngsten Schulfest gehaltene, und eben jetzt im Druck erschienene Rede, zeichnet sich durch Gediegenheit des Innhalts und würdige Fassung vortheilhaft aus. Müssiggang und Arbeitsscheue sind, im Ganzen nicht mit Unrecht, vielfältig die Erbsünde des Berner genannt worden: die Warnung war daher ziemend nach Zeit und Ort, die sich darüber also ausdrückt: „In der Macht der Eltern steht es zunächst, die Knaben zur Arbeitsamkeit zu gewöhnen, ihnen einen Abscheu und Ekel vor dem Müssiggang und einer trägen Nichtsthuerey durch ihr eigenes Beyspiel und ihre Belehrung beyzubringen; an ihnen liegt es, sie vor dem schnöden Vorurtheile zu bewahren, daß die Arbeit eine Last und Plage sey, der man sobald wie möglich müsse zu entrinnen suchen — vielmehr eine solche Liebe zur Arbeit, eine solche Wißbegierde, ein solches Verlangen nach allem, was Verstand und Gemüth ausbildet, veredelt und verschönert, ihnen einzuflößen, daß jede Beschäftigung, die in irgend einer Beziehung steht mit Wahrheit und Wissenschaft, überhaupt mit allem, was den Namen des wahrhaft menschlichen verdient, ihnen zur größten Freude und zur angenehmsten Pflicht und Erholung werde." — Die Schule, als Vorhalle zum Tempel der Wissenschaften, hat die nachfolgende Stelle der Rede in sehr gelungenen Zügen gezeichnet: „Die Grundlagen alles Wissens und Handelns sind dieselben, wie die Wurzeln eines Baumes, aber in den verschiedensten Zweigen und Aesten verbreiten sich die einzelnen Theile. Der eine fühlt sich angezogen durch die Betrachtung der Geschichte des menschlichen Geschlechtes, der wunderbaren Verkettung von Ursache und Wirkung, und den über alles, das Große wie das Kleine, sich erstreckenden Plan der göttlichen Fürsehung. Ein anderer erforscht die ewigen Gesetze der Natur, in welcher alles eben so offenbar, kunstvoll und ordnungsreich, als geheimnißvoll verbunden, und zu einem Ganzen verknüpft ist, wo in tausend verschiedenen Formen und Gesetzen sich die gleichen Kräfte und Triebfedern als waltend zeigen, und wo das Kleinste wie das Größte den gleichen Werkmeister beurkundet. Die Gedanken eines dritten sind beschäftigt mit den Zwecken des geselligen Zusammenlebens der Menschen; er erforscht, was Recht und Gesetz seyn und werden könne, und wie das Gesammtwohl aller Bürger durch den großen Staatsverein am leichtesten und sichersten zu erreichen sey. Ein vierter lebt sich ganz in das Alterthum hinein; mit zartem, und für das Schöne und Große gefühlvollem Sinn wandelt er auf seinen Spuren; heilig und bedeutungsvoll sind ihm seine Ueberreste, besonders die jenes Volkes, dem keines nimmermehr gleichen wird, welches selbst das Jünglingsalter des menschlichen Geschlechtes gelebt hat, und das die Musen und Grazien zur ewigen Wonne sich erschufen. — Aber alle diese und andere Theile der Wissenschaft gehören zusammen, wie die Statuen der zwölf großen Götter in einem Pantheon der Alten. Und zu diesem Tempel der Wissenschaft ist die Schule gleichsam der Vorhof, in welchem man die Weihe erhält, die nichts anders ist, als die allgemeine Bildung zur Humanität. Humanität, oder was die Hellenen Kalokagathie nennen — das sind die großen Namen, die der reale Endzweck aller Erziehung seyn sollen, und

nur auf diesem Grunde und Boden kann irgend eine Wissenschaft wahrhaft blühen und gedeihen. Um diese Humanität zu entwickeln, kennen schon seit der Zeit der Römer die gesitteten Nationen kein fruchtbareres und sicheres Mittel, als die genaue Bekanntschaft und das Studium der Ueberreste des klassischen Alterthums, weil das Volk der Hellenen und vermittelst desselben, zum Theil auch die Römer eine ideale Stufe geistiger Bildung und ästhetischer Vollendung erreicht haben, die für alle spätern Völker, in Hinsicht auf Kunst und die Grundlagen der Wissenschaft, normal geworden ist, und von ihnen als Urbild anerkannt und hochverehrt wird."

Karlsruhe, 15. Februar.

Unser letztes Schreiben, in welchem wir das vorjährige Repertorium der hiesigen Bühne beleuchteten, scheint einigen Antheil bey unserm Publikum erregt zu haben; wenigstens hörten wir darüber sprechen, und vornehmlich zwey unserer Fingerzeige als Wahrheit anerkennen: erstlich die positiv-mangelhafte Einrichtung, daß sich in unserem dirigirenden Komunte zwey Mitglieder befinden, die in die unerhört-sonderbare Stellung gerathen können: Angeklagte, und zugleich ihre eigene Richter zu seyn — und dann, daß, bey der Gewohnheit, alle Tage ein anderes Stück zu geben, die Kunst der Darstellung sich eben so wenig fortschreitend entwickeln kann: als der Sinn der Zuschauer für kunstreiche Darstellung immer mehr leiden muß, indem das Publikum nur auf die niedrigste Stufe des Kunstgenusses, auf Befriedigung der Neugierde, angewiesen ist. Wir hörten sogar sagen, und zwar von, in jeder Hinsicht achtungswerthen, Männern, daß es gut wäre, wenn von Zeit zu Zeit ähnliche Aufsätze im Morgenblatte erschienen. Hingegen fragen wir; Für wen wäre es gut? Man muß noch sehr jugendlich-naiv, noch sehr unerfahren im Felde der Theaterkritik seyn, wenn man sich gutmüthigerweise einbildet, daß irgend ein gedrucktes Wort Einfluß auf die einmal gewohnte und bequeme Handlungsweise einer regierenden Bühnenbehörde haben könnte. Ein einzelner unumschränkter Direktor — so wie wir ihn in unserem vorigen Schreiben bezeichneten — wird vielleicht ein solches gedrucktes Wort wenigstens erwägen; aber eine Bühnenbehörde ist eine kollective Person, die eine breite Basis hat. Alles und Jedes tragen und ertragen kann; und der nie beyzukommen ist, indem sie stets, hinter dem Wall ihres kollegialischen Daseyns und die furchtbare Waffe des Kanzleystyls in Händen, vor jedem wohlgemeynten Angriff gesichert bleibt. Daß dieser behauptet, er lese dergleichen gar nicht, ist schwerer zu glauben, als die Undurchdringbarkeit des Andern, welcher sich rühmt, nie von der Kritik berührt zu werden, wenigstens nicht seines Wissens; denn er fühle nichts. Andere aber werden nur unangenehm berührt, selbst dann wenn man mit wahrhaft tugendhafter Enthaltsamkeit sich jedes komischen Einfalls erwehrt; und ein solcher unangenehm Berührter ist wahrlich nicht in der Stimmung nur ruhig zu hören, vielweniger ein etwaiges Unrechte einsichtig zu verbessern. So steht — nicht etwa nur hier in unserer Stadt — so steht überhaupt der Kritiker den machthabenden Theaterbehörden gegenüber; nämlich total ohne alle Wirksamkeit. Höchst gering ist auch der Einfluß, den die Kritik auf die Darstellenden ausübt, und kaum weiß man hier, wo die Person das Kunstwerk selbst ist, oder doch seyn soll, genugsam glimpfliche Formen zu finden, um sich, auch bey dem leisesten Tadel, nicht den bequemen Vorwurf der Persönlichkeit zuzuziehen. Die große Masse aber durch Kritik bilden zu wollen — dazu gehört eine Kraft, die wir nicht besitzen, oder eine Anmaßung, die fern von uns ist. — Warum wir also dennoch über Theater schreiben?? Durchaus nicht, um irgend einer einzelnen Bühnenbehörde, oder einem einzelnen Schauspieler, oder gar einem bestimmten Theater-Publikum, den, unsrer Ueberzeugung nach, rechten Weg zu zeigen; sondern wir bestreben uns nur, das in unseren Kritiken zu berühren, was uns für die Geschichte und für die Wissenschaft der Kunst allgemein beachtungswerth scheint. Um aber hierbey nicht in die Leerheit theoretender Abstraktion zu gerathen, fassen wir irgend ein bestimmtes Theater fest im's Auge. Wir schreiben jetzt von Karlsruhe, was vielleicht in Hamburg oder Berlin seine Anwendung finden dürfte; wir könnten eben so, zufällig, von Prag aus berichten, was sich in Stuttgart oder Karlsruhe wieder fände. Nur was zu der allgemeinen Zeitgeschichte der Kunst uns zu gehören scheint, nur das berühren wir in dieser vielgelesenen Zeitschrift, indem wir das kleine Detail der hiesigen Bühne, und vornehmlich die Pädagogik derselben anderen dazu geeigneteren Blättern überlassen. Dieß mußten wir Ein für alle Mal hier sagen, um nicht mißverstanden, oder auch wohl versäumt mißdeutet zu werden; und können nun mit Ruhe, zwar nicht ohne Tadel, aber doch ohne Furcht fortfahren. — Unser Theater scheint dieses Jahr sein Repertorium erfrischen zu wollen. Raupach's Isidor und Olga. Rossini's Armida; Nachtigall und Rabe, von Weigl, Kassius und Phantasus*) und die Uebervölkerten, von Ludwig Robert, die sieben Mädchen, von Angely, die Galeerensklaven, von Th. Heil, ja sogar Goethe's Tasso und seine Iphigenie gehören zu den Stücken, die theils gegeben wurden, theils schon auf dem Repertorium sich befinden, oder von deren Darstellung doch wenigstens, Ehren halber, die Rede ist; in welche letztere Kategorie die beyden Meisterwerke unseres größten Dichters gehören. Holtei's Wiener in Berlin, (hier durch die anmuthige Munterkeit der Mad. Neumann getragen, durch den vortrefflichen Gesang des Herrn Haitzinger gehoben, und von allen Mitspielenden vorzüglich dargestellt) dieses jolirien, und Angelys sieben Mädchen, haben sich den meisten Beyfall erworben, und das seltene Glück gehabt, daß sie öfter wiederholt wurden. — Gehört das zu der Wissenschaft der Kunst? wird man uns, auf unsere Einleitung zurückschend, fragen. Wir sagen nein; aber zu ihrer Geschichte gehört es; denn der Beyfall, den sich diese Kleinigkeiten in ganz Deutschland erworben haben, ist ein charakteristisches Zeichen dessen, was der Geschmack des Tages von der Bühnenkunst begehrt. — Rossini's Armida, hier mit großer Sorgfalt und Aufwand ausgestattet, von Herrn Haitzinger und Mad. Gerwais kunstreich vorgetragen, hat nicht Furore gemacht; und schon die zweyte Vorstellung war nicht zahlreich besucht. Es scheint uns dieß ein gutes Omen für die bald zu erwartende bessere Zeit zu seyn, in welcher, wenigstens die Deutschen, wiederum Charakteristik von dramatischer Musik verlangen werden. Unterdessen nennen die Franzosen, und erst ganz kürzlich im Journal des Débats, den Maestro Rossini den Komponisten der bonne société. Wenn sie diese Wort im buchstäblichen Sinne nehmen, können wir dieser Behauptung nicht beystimmen; verstehen sie aber darunter jene Gesellschaft, die sich vorzugsweise unter einander langweilt, so ist der Ausdruck: „compositeur de la bonne société" für den leichten, leeren und süßtändelnden Rossini. Wir verweisen übrigens auf die trefflichen Berliner Berichte von der dortigen jüngsten Darstellung der Gluck'schen Armide.

(Der Beschluß folgt.)

*) Dieses bereits hier mit Beyfall gegebene Lustspiel ist plötzlich wieder vom Repertorium gestrichen worden; und für immer. Nächstens die Ursachen und den Hergang, als merkwürdiges Zeichen der Zeit!!!

Beylage: Literaturblatt Nr. 20.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Nro. 60.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 11. März 1826.

Es ist gut, daß man nicht immer die Ursache der Begebenheiten kennt.

A. Perez.

Das Hotel des Finanz-Ministeriums zu Paris.

(Fortsetzung.)

Ministerielle Feldzüge. — Sitzung der Kammern.

Heut zu Tage theilt sich das Jahr für die Minister in zwey sehr verschiedene Epochen; die erste machen die sechs Monate der Sitzungen der Kammern aus, die zweyte die sechs Monate der Vertagung. Während der ersten Epoche schwitzen der Minister, die Direktoren, die Chefs und die Commis Blut, ihre Thätigkeit ist ununterbrochen. Sobald aber der Vertagungsbefehl angekommen ist, und sich die Deputirten mit dem Ruf: „Es lebe der König!" getrennt haben, dann erschallt derselbe süße Ruf in allen bureaukratischen Busen, die sich einer centnerschweren Last entledigt fühlen. Wenn Frankreichs herzliche Wünsche sich für das Wohl seiner Deputirten vereinigen, so wünscht man ihnen gewiß nirgends aufrichtiger und freudiger eine glückliche Reise als in den Ministerien.

Zwar schicken uns seit einiger Zeit die Departements weniger feindselige Deputirte zu, und es scheint, als wenn sich die Temperatur der ministeriellen Jahrszeiten nach und nach ausgleichen wolle. Noch vor zwey Jahren aber war das ganz anders. Damals gab es noch eine Opposition. Mit Recht schaudert jede bureaukratische Seele bey diesem Wort. Man hat den Teufel, Hexen und Zauberer häßlich genug gemalt, aber das Alles ist nicht so abscheulich als das Bild, welches man in den Bureaus von der Opposition malt. Auf sie paßt die Beschreibung, welche Virgil von der Fama macht:

Monstrum horrendum, ingens, cui quot sunt corpore plumae,
Tot vigiles oculi subter, mirabile dictu,
Tot linguae totidem ora sonant, tot surrigit aures.

Das Herannahen der Sitzungen äußert sich in den Ministerien durch eine fieberhafte Bewegung, welche von Sr. Excellenz bis zum lezten Bureaudiener hinunter sich verbreitet. Die Zusammenberufung der Wahlkollegien ist befohlen. Sogleich werden in den Ministerien alle laufenden Arbeiten bey Seite gesezt. Die gemeinschaftliche Gefahr bringt alle Privatinteressen, alle innern Streitigkeiten zum Schweigen. Es gilt jezt nur das Eine, was Noth thut: den Wahlen eine ministerielle Richtung zu geben. Der Feind ist vor den Thoren, es gibt nur eine Pflicht, die der Vertheidigung — nur eine Nothwendigkeit, die des Sieges. Die fünf Ministerien machen jezt nur eines. Man leiht sich gegenseitige Hülfstruppen, man sieht Schaaren von Commis von der rue Grenelle nach der rue neuve du Luxembourg, und von der rue royale nach der rue neuve des petits champs ziehen. Die Commis des Kriegsministeriums arbeiten in dem Ministerium des Innern, die der auswärtigen Angelegenheiten im Justizministerium, und Alle endlich vereinen sich im Nothfall im Finanzministerium. Von allen Seiten wird Dinte und Papier requirirt, es ergeht ein allgemeines Aufgebot an Federn und Federmesser, und alle reichen kaum hin, um Tag und Nacht an-

Digitized by Google

treibende Cirkulare, vertraute Weisungen, Drohungen, Ermahnungen auszufertigen. So wie der Moniteur die Zusammenberufung der Wahlkollegien enthält, versammelt der unglückliche Commis seine Familie, nimmt mit Thränen Abschied und reißt sich aus den Armen der weinenden Gattin, um an den Posten zu gehen, wohin ihn die Gefahr ruft. Vergebens harrt die Gattin von früh bis spät in die Nacht seiner Heimkehr, er ist an das Bureau gefesselt, er kämpft Mann gegen Mann mit den Wählern aus der Vendée. Der Unglückliche hat sich vergebens Hoffnung gemacht, daß diesmal der Kampf weniger hartnäckig seyn werde. Er hat in der Etoile gelesen, daß der Minister die Liebe, das Vertrauen des Volkes erworben habe, daß er populär sey, daß die Wünsche der Nation in seiner Hand das Portefeuille, was er so treiflich zu führen weiß, festsetzen. Er hofft und hat seiner Familie Hoffnung gemacht, daß diesmal die Wahlen von selbst zu Gunsten des Ministers ausfallen werden. Allein bald zerstören die Berichte des Agenten aus den Provinzen diese süße Täuschung; der Kampf wird blutiger als je werden. Gensd'armen, Telegraphen, Pässe, Sicherheitskarten, Umlegung der Steuren, alle ministeriellen Gewaltsmittel und Kriegslisten müssen in Bewegung gesezt werden. Das Hauptquartier wird in den Bureaus aufgeschlagen. Weiber und Kinder müssen für die Lebensmittel sorgen, und so findet sich Jeder mit Sack und Pack bey der großen bureaukratischen Armee ein. Allein alle diese vorbereitenden Arbeiten sind noch nichts gegen das, was jezt folgt. Der Minister versammelt die Direktoren und erklärt, daß er entschlossen sey, seine Administration durch solche Verbesserungen, wie sie das öffentliche Wohl verlangen, zu verherrlichen, daß dazu einige Gesetzvorschläge ausgearbeitet werden müssen. Einen Gesetzvorschlag! . . man weiß nicht, was ein solcher uns armen Commis kostet, wir verabscheuen das Wort nicht weniger als die Opposition. Wenn man die Kürze, den Lakonismus sieht, womit die den Kammern vorgelegten Gesetzvorschläge abgefaßt sind, so sollte man freylich glauben, sie werden in ein Paar Minuten und stehend an der Ecke irgend einer Kommode geschrieben, etwa wie eine Einladung zum Ball.

(Die Fortsetzung folgt.)

Konrad und Gertrud,
oder
die Gründung der Burg Wirtenberg.

(Fortsetzung.)

Kaum war das Mahl geendigt, als König Rudolph aufstand und die Gesellschaft zur Beschauung des Stuttengartens und zur Jagd einlud, worauf sich ein reges Getümmel unter den Anwesenden erhob und sie in dem Gehäge und am Abhange der Berge sich zerstreuten.

Bald erklang der Jäger lautes Geschrey, der Hunde Gebell, das Wild, aus seinen Sitzen aufgejagt, durchströmte das Gebüsch; hier schwirrte von der Armbrust der befiederte Pfeil, den leichtfüßigen Hirsch niederwerfend, dort durchbohrte der eisenbeschlagene Jagdspeer des Ebers Rachen, und selbst die Rosse im grünen Gehäge, von dem ungewohnten Lärmen erschreckt, rannten scheu umher.

Zwey Herzen nur theilten nicht die wilde Lust, bewegt von sanfteren Gefühlen. Konrad und Gertrud waren es, die, das bunte Getöse der Jagd fliehend, im einsamsten Winkel des Thales sich zusammenfanden. Eine bemooste Eiche ragte hier im kühlen Dunkel mächtig empor, an ihrem Fuße blühte die duftende Waldrose und zwischen ihren Wurzeln, welche da und dort aus dem Boden hervorschauten, sproßte das liebliche Veilchen, das Ufer des Baches aber, welcher über Felsenstücke rauschend herabfiel, bekränzte des Vergiß-mein-nichts mildes Blau. Sinnend saß Gertrud hier, den Blick auf den Boden geheftet, ihrer Hand war der leichte Jagdspieß entsunken, denn ihr Gemüth, von süßern Gefühlen bewegt, hatte des Mordens wilde Lust vergessen.

Da rauschte es durch das Gebüsch; erschrocken blickte die Jungfrau auf, und Konrad stand vor ihr. „Ihr habt dem wilden Getümmel Euch entzogen, mein Fräulein, sprach er an, erlaubt, daß auch ich Eure Einsamkeit theile. Der lustige Lärmen der Jagd, der mich sonst so mächtig ergriff, ist mir heute ganz zuwider — doch Ihr schweigt? Meine Gegenwart ist Euch lästig, dann verzeiht, daß ich es wagte, Euch zu stören."

Des Jünglings Stimme war, indem er diese lezten Worte sprach, immer weicher geworden; aber nun fühlend, wie des Herzens Rührung ihn übermanne, drehte er bald unwillig, bald beschämt sich um, und wollte zurückgehen. Da tönte es von den Rosenlippen der Jungfrau: „Konrad!" und rasch sich wieder wendend stand er vor ihr.

Sie hatte sich erhoben, ihre Wangen überzog die Röthe der Scham, des Herzens geheime Neigung so unbesonnen verrathen zu haben und verlegen stand sie da, ihr gegenüber der Jüngling, der mit glühenden Blicken sie betrachtete. Der Kampf der Gefühle in der Liebenden Brust verschloß Beyden den Mund. Endlich brach Konrad das Schweigen: „Gertrud, sprach er, theure Gertrud, erlaubt, daß ich diesen Augenblick benutze und Euch sage, was seit jenem Tage in Mainz mein Herz bewegt." Noch höher röthete sich das Antlitz der Jungfrau und heftiger bob ihr Busen sich; aber der Jüngling, der nun auf einmal Muth bekommen, der sich erleichtert fühlte, seit er der Geliebten das Geheimniß seines Herzens zu offenbaren begonnen, faßte ihre Hand, die sie ihm willig ließ, und fuhr also fort: „Ich liebe Euch, aus vollem Herzen lieb' ich Euch!

Digitized by Google

Sprecht, könnt Ihr meine Gefühle erwiedern, kamen jene süßen Blicke, die so tief in meine Brust drangen, aus Eurem Herzen, oder —

Er hielt inne, den Blick der Sehnsucht auf die Jungfrau geheftet; sie aber erhob das thränenfeuchte Auge und beseligend glänzte dem Jüngling durch den feuchten Schimmer der Liebe Erstlingsstrahl entgegen; da breitete er die Arme aus und rief: „Gertrud!“ — „Mein Konrad!“ lispelte die Jungfrau und sank an des Glücklichen Brust. Durch der Eiche weit hinragende Aeste säuselte ein milder Frühlingswind, die Zweige des Rosenbusches neigten sich, mit Blüthen den grünen Rasen überstreuend, und des Baches Rauschen vereinte sich mit dem verhallenden Ton des Jagdhornes zum süßesten Akkorde der Liebe.

Selig, und schöne Plane für die Zukunft bauend, saßen die Liebenden da, nicht bemerkend, wie die Zeit verstrich, und die Schatten größer wurden, da stand auf einmal vor ihnen zornfunkelnden Blickes Gertrudens Vater; erschrocken sprangen sie auf. Der Graf von Eberstein aber sprach: „Ist das Ritterſitte, Herr, habt Ihr nur darum meiner Tochter das Leben gerettet, um listig in ihr unbewachtes Herz Euch zu stehlen und dessen Freuden zu stören? Meynt Ihr, die Enkelin der Sachsen Kaiser sey dazu bestimmt, die Gattin eines unbekannten Edeln zu werden? Soll Graf Ebersteins Tochter, würdig den Kaiserthron zu schmücken, ihre Hand dem Lehnsmann Rudolphs von Rheinfelden reichen? Nein, da sey Gott vor! Wenn nicht wenigstens die Herzogskrone dieß Haupt einst schmückt, so mag Gertrud lieber in eines Klosters stillen Mauern verblühen, ehe die Welt sie als Konrads von Beutelsbach Gemahlin erblicken soll!“

Der Jüngling, von der stolzen Rede tief beleidigt, legte die Hand an's Schwert, aber ein Blick der Jungfrau entwaffnete ihn, und gemäßigter sprach er: „Das Blut der Alemannenfürsten, das in meinen Adern rollt, ist wohl so edel als das sächsische, und wenn's auf eigene Trefflichkeit ankommt, so weich ich Keinem!“ — „Zählt Ihr auch jenen Theutbald, der zur Strafe der Empörung die Herzogswürde verlor, zu Euern Ahnherrn? entgegnete höhnisch der Graf, der mag wohl würdig dem großen Heinrich, dem Retter des deutschen Reiches, an die Seite gestellt werden! Doch wozu diese unnützen Worte. Kurz, Gertrud wird nun und nimmermehr Eure Gattin!“ Dieß sprechend wandte der Ebersteiner, die zitternde Tochter an der Hand ergreifend, sich um und ließ den Jüngling in einem Zustande zurück, der nahe an Verzweiflung gränzte.

Sein Knappe, welcher kam, um ihm zu melden, daß Alles sich zur Heimkehr bereite, erweckte ihn aus seinem Schmerz; Konrad folgte ihm, bald unbewußt, wohin es gehe, zu dem Getümmel der Aufbrechenden, aber Gertrud wußte einen Augenblick zu erhaschen, wo ihr Vater in tiefem Gespräch mit dem Könige Rudolph begriffen war. „Muth gefaßt, flüsterte sie dem Geliebten zu, noch bleibt uns die Hoffnung und treue Liebe führt uns, sey's auch durch Sturmes Nacht, doch noch zum Ziele.“ Das waren himmlische Töne für den Jüngling; gefaßter schwang er sich auf's Roß, nahm schnell und kurz Abschied von der Gesellschaft und eilte dann der väterlichen Burg zu.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Karlsruhe, 15. Februar.

(Beschluß.)

Die beyden Galeerensklaven, ein von Th. Hell übersetztes französisches Melodrama, wurde zum Vortheil des Herrn Brock gegeben. Die ersten Ränge blieben leer; doch das ist immer der Fall bey Benefizvorstellungen; und da dieß öffentlich geschieht, warum sollte man es verhehlen? Es gehört ja auch zu den Zeichen der Zeit. Dieses Mal aber waren auch die geringeren Plätze des Hauses sparsam besetzt; und hier thut eine allgemeine Bemerkung noth, die man sich bey allen Bühnen zu Herzen nehmen sollte. Die Behörden können eine ganze Gattung, oder ein einzelnes Stück verwerflich finden; und dann sollen sie es verwerfen. Haben sie aber einmal ein Stück angenommen, so sollen sie — und sey es noch so schlecht, noch so geringfügig — so sollen sie es verhüten, daß aus den Lese- und andern Proben, nicht schon Kritiken hervorgehen, sich in der Stadt verbreiten, und dem Publikum vorurtheilen. Denn auch der Erfahrenste kann sich in den Proben irren, und von der Wirkung, die ein, seiner Meynung nach, schlechtes Stück bey der Darstellung hervorbringt, sehr überrascht, beschämt werden. Der Schauspieler aber hat nie und nimmer das Recht, durch nachlässiges oder schlechtes Spiel den Autor — und wäre er der talentloseste — zu kritisiren. Der beliebte Ausdruck bey Proben: „Wir wollen dieß Stück plumpen lassen,“ ist nicht nur liebelos und plump, sondern pflichtwidrig und strafbar. Hier — obwohl bey andern und bedeutenden Bühnen gäng und gäbe — ist der Ausdruck nicht gebraucht worden; wohl aber waren bereits vor der Aufführung, alte wohlfeile Phrasen über das Elend der Kriminalstücke in Umlauf gesetzt; und die Darsteller bey der Aufführung so lau und so ohne Gedächtniß, daß, ohne das feurige Spiel der Madam Neumann, das Stück wirklich geplumpt wäre. So aber hat es auch hier seine eminente und wohlberechnete Wirkung nicht verfehlt; wenn gleich das Stück nicht am besten in Scene gesetzt war, indem z. B. sämmtliche Männer, ihrem Kostüm nach, zu den Zeiten Ludwigs XIV., sämmtliche Frauen aber, die Tänzerinnen mit eingerechnet, um anderthalb Jahrhunderte in ihrer heutigen Kleidung voraus spielten. In Berlin, wo dieses Stück gegen dreißig Vorstellungen erlebte, und wo sehr berühmte Künstler: Mad. Stich, Herr Devrient sen. und Herr Rebenstein die drey Hauptrollen mit Fleiß und Meisterschaft spielen, ist das Kostüm aus den Zeiten kurz vor der Revolution genommen, und dadurch auf eindringliche Weise uns näher gerückt. Denn wir wollen uns über die hiesige eisekalte Darstellung nicht weiter verbreiten, denn man könnte vielleicht aus Empfindlichkeit dieses Stück dem Repertorium entziehen, dieses wirksame Stück, das selbst Der, der die Gattung verwirft, doch so trefflich gearbeitet finden muß, daß er manchem unserer deutschen Dramatiker die Bühnenkenntniß des französischen Autors wünschen wird.

„ . . . . . Kaum Ein Mal im Jahre
Geht dein gebarmischter Geist über die Bretter hinweg.“

klagt und sagt unser großer Schiller zu dem Schatten des

großen Britten. Nun Shakespear's Geist ist denn auch zu Anfang dieses Jahres über unsere Bretter gegangen; zwar sein gebarnischter nackt, und nicht der, welcher auf dem gewaltigen Kothurn einherschreitet, aber doch ein Shakespear von Holbein, auf leichtem Sokkus: nämlich das Lustspiel, die bezähmte Widerbellerin. Ob wir für die buchstäbliche Darstellung der Lustspiele des alten Meisters sind, oder deren zeitgemäße Bearbeitung nothwendig finden, das läßt sich nicht so schnell, und wohl auch nicht im Allgemeinen feststellen. Dagegen sey es uns bey dieser Gelegenheit erlaubt, ein bemerkenswerthes Wort über Mad. Neumann zu sagen, welches hoffentlich, bey der bevorstehenden Reise der Künstlerin, das deutsche Publikum bestätigen wird. Wir halten uns nämlich für überzeugt (und dieses „Wir" ist nicht allein der Schreiber dieser Zeilen; sondern mit ihm mehrere achtbare Kunstkenner), Wir halten uns für überzeugt, daß Mad. Neumann in letzter Zeit eine höhere Stufe ihrer Kunst erstiegen hat. Von einer andern Künstlerin müßten wir in diesem Falle vermuthlich sagen: Sie ist von dem angeborenen Talente, von der natürlichen Grazie, und von der Leichtigkeit der Routine, alle diese schönen Vorzüge beybehaltend, emporgeschritten zum Studium, und hat sich zu einer denkenden Künstlerin erhoben. — Von Mad. Neumann aber, so groß dieß Lob auch klänge, sagen wir das nicht. Es macht sich Alles anders bey ihr. Das Wort: Studium in seinem herkömmlichen Sinne, paßt nicht, und der Ausdruck: denkender Künstler, ist mit Recht verdächtig geworden. Man kann seine Rolle nämlich gründlich studirt, die Historie nachgeschlagen, und Alles gelesen haben, was von den einsichtigsten Kritikern darüber vorhanden ist; man kann sogar selbst kündig und fließend darüber sprechen und schreiben; und wird — vielleicht gerade deßhalb — die Rolle so absichtsvoll spielen, daß der Zuschauer die Absicht fühlt, und kalt und verstimmt wird. Gelehrte Naturfeinde nennen das wohl in die Tiefen der Kunst steigen; aber sie bemerken nicht, daß sich ein solcher nicht als denkender Schauspieler auf ein Feld begeben hat, das zwar ihrer kritischen Gelehrsamkeit näher, doch außerhalb der Grenze der Darstellungskunst liegt —; er malt sich seine Rolle mit kritischen Worten, und kommt in die mißliche Lage eines Dichters, der ein Meisterwerk der Malerey in einem Sonette reproduziren will. Wir möchten daher die Stufe der Kunst, die Mad. Neumann erstiegen hat, lieber die der Reflexion nennen, dieses Wort jedoch nicht im metaphysischen, sondern im bildlichen Sinne genommen. Mad. Neumann denkt jetzt mehr über ihre Rollen als früher, sie studirt sie mehr; aber eben nicht mit der untersuchenden Reflexion des kritischen Denkers, sondern mit der schaffenden Denkkraft des Künstlers, dessen Reflexion keinen todten Schemen aus Worten und Phrasen, sondern ein lebendiges Bild des darzustellenden Charakters sich ein- und aus sich herausbildet. Ein denkender Schauspieler, im mißlichen Sinne des Wortes, kann nur über seine Rolle schön sprechen; eine Künstlerin ohne Epitheton stellt sie schön dar. So sang Mad. Neumann jüngst die Donna Diana, und neuerdings die Franziska in der bezähmten Widerbellerin, wo sie, mit nicht genug zu rühmender Kunst, Laune und selbst Unart stets in den Grenzen des Schönen und Anmuthigen zu halten, und, als wenig-Bekehrte, ächte Thränen zu entlocken wußte. Wir sind (nach dem, was wir oben sagten) keine Liebhaber von Liebhabergedichten bey solcher Gelegenheit; aber da hier nach der Darstellung ein Gedicht an die Schauspielerin bekannt wurde, welches nicht von einem Liebhaber, sondern von einer Frau ihr gesendet wurde, und in demselben ein einfacher Gedanke einfach, nach Art des antiken Epigramms, ausgedrückt ist, so nehmen wir keinen Anstand es mitzutheilen; erinnern aber, daß das fragliche Stück mit den Worten schließt: „Liebe kann Alles."

„Liebe kann Alles!" So sagtest Du Gestern, Amalie Franziska!
Sieh' und es klang so lieb, so überzeugend und innig,
Daß ich dem Worte vertraute, wie einem Ausspruch der Götter.
Liebe kann Alles? Ey, dacht' ich, so kann ich vor Allen die holde,
Liebliche Tochter Thalia's, die Alle wir lieben besingen.
Aber ich Arme: die Lyra im Arm, Dein Bild vor der Seele,
Fühl' ich: Du täuschtest durch Kunst mich. Und ach! Nicht
Alles kann Liebe."

Einige prosodische Mängel in diesen Versen wird man der Dilettantin zu gute halten, und mehr auf die Innigkeit des Epigramms sehen. — Noch bemerken wir, daß man das einzige neue Talent der Mad. Neumann für chargirte Rollen nur hier, nicht aber in der Fremde kennt. Ja wir müssen sogar dieses Talent, so weit wir die deutschen Bühnen kennen, ein einziges nennen; denn im tragischen wie im sentimentalen, im naiven wie im munteren Fache stellt es der Mad. Neumann nicht an mehr oder weniger glücklicheren Nebenbuhlerinnen; aber eine junge und schöne Schauspielerin, die mit so kecker Laune, mit so ununterbrochener Lustigkeit der Lustigkeit bis an die Grenzen des Uebermuths zu schweifen weiß, und doch nie aufhört anmuthig und liebenswürdig zu seyn, ist, uns wenigstens, in Deutschland nicht bekannt. Und (um mit dem Kayser im Fremdlingen zu sprechen) gäb' es dergleichen, so würden sich auch Dichter finden, die chargirte weibliche Charaktere in den heute so sehr beliebten Possen auf die Bühne brächten. Unsere Schauspielerin hat sich aufs Neue in diesem Fache als eine der Uebervortheilten in Ludwig Roberts Stücke gleichen Namens äußerst glänzend gezeigt, und wurde von Dem. Maaß, Herrn Demmer und Hartenstein trefflich unterstützt. Wir wünschten, daß bey ihrer bevorstehenden Kunstreise Mad. Neumann sich im chargirten Fache dem deutschen Publikum zeigte, um eine neue und seltene Blüthe in den wohlerworbenen Kranz ihres Ruhmes zu flechten. — Auch unser Haitzinger, ein höchst ausgezeichneter Tenorist, schickt sich zu einer Kunstreise an, wird im Frühjahr Gastrollen in Berlin geben, und dort hoffentlich Anerkennung finden. Unsere Bühne sucht eine junge Sängerin. Man spricht von den Dem. Schechner und Heckenthaler in München. Von Letzterer hieß es, daß ein hier lebender Literator das Komitee auf sie aufmerksam gemacht habe; solches aber soll nicht der Fall seyn; sondern das Komitee selbst, durch die Reisen seiner Mitglieder und durch seine Korrespondenz diesen verborgenen Schatz entdeckt haben. Gestern am 2. März wurde Isidor und Olga gegeben. Wir werden über dieses merkwürdige Stück und über das treffliche Spiel des Herrn Demmer Bericht erstatten.

Auflösung des Räthsels in Nr. 54.

Rauch und Feuer.

Charade.

Ein kleines singend melancholisch Thier
Bezeichnet meine erste Sylbe dir.
Vom Sylbenpaar, das folgt, den Schnarrlaut an dem Schlusse
Hinweggeschnitten, und auch eine Schneiderin,
Des Schicksals finstre Dienerin.
Folgt nach dem Thierlein auf dem Fuße.

Des Dichters Namen der, mit jener gern verkehrt.
In langen Dramen uns von ihrer Macht belehrt.
Wie's kommt, zuweilen hebt, zuweilen langeweilt.
Beherrscht das Ganze ungetheilt.

— e —

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Nro. 61.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 13. März 1826.

Und wer beſitzt der muß gerüſtet ſeyn.

Konrad und Gertrud,
oder
die Gründung der Burg Wirtenberg.

(Fortſetzung.)

3.

Schon ritt Konrad auf der Höhe, von der hinab der Weg über Endersbach zu ſeiner Heimath führte; da vernahm er hinter ſich den Hufſchlag flüchtiger Roſſe, er hielt ſein Pferd an, und erkannte bald einen Knappen König Rudolphs. „Was gibt's?" rief er dem Näherkommenden zu. „Schlimme Kunde! war die Antwort, Kaiſer Heinrich naht mit ſtarker Heeresmacht, die Gowertſchen, die, zwiſchen Deutſchland und Welſchland Handel treibend, hin und her ziehen, im Gebrauch der Waffen wohlerfahren, haben ſich an ihn angeſchloſſen; der Tſchechen wildes Volk, das im Böhmenlande wohnt, hat ſeine Wälder verlaſſen, und iſt ihm raub- und mordgierig zugezogen; die Bürger in den freyen Städten rüſten ſich für ihn und manche, ſelbſt von den ſchwäbiſchen Herren ſinnen auf Abfall; darum läßt der König Euch ſeinen Gruß entbieten und Euch ermahnen, am nächſten Tage bey ihm in Eßlingen zu erſcheinen, von wo aus er nach Ulm ſeinem Widerſacher entgegen ziehen will." — „Morgen, ſprach Konrad, ich ziehe lieber gleich mit euch, es gibt wohl Manches noch zu beſprechen und zu berathen." Drauf an ſeiner Knappen einen ſich wendend befahl er dieſem, raſch auf die Burg Beutelsbach zu reiten und hier von Mannen aufzubieten, was nur entbehrlich ſey, mit dieſen ſogleich aufzubrechen und ſtracks nach Ulm zu ziehen. Der Knappe ritt ab, Konrad aber nebſt den Uebrigen eilte über das ſteile Waldgebirge in's Hainbachthal und von da nach Eßlingen, wo er ſpät Abends anlangte.

Er fand hier Alles mit den Zurüſtungen zur Abreiſe beſchäftigt, mancherley Meynungen und mancherley Geſinnungen unter den anweſenden Edeln. Die Einen waren dafür, man ſolle dem Feind raſch entgegen ziehen, die Andern glaubten, es wäre beſſer, ſich bis er heran käme, tüchtig zu rüſten, um ihn dann deſto nachdrücklicher empfangen zu können. Die Jüngern, die zum Theil in dem bevorſtehenden Kampfe ihre erſten Siegeslorbeern zu erringen hofften, ſprachen gar geringſchätzig von den Wilden, aus denen, wie ſie ſagten, Heinrichs Heer beſtehe. Die Aeltern aber, an die harten Kämpfe mit jenen ſlaviſchen Horden ſich erinnernd und den neuerwachten Kriegsmuth der Bürger in den freyen Städten bedenkend, waren wegen des Ausgangs des Krieges um ſo beſorgter, da ſie wußten, wie in den treuen deutſchen Gemüthern die Liebe zu dem trefflichen deutſchen Geſchlechte, aus welchem Heinrich entſproſſen war, noch nicht erſtorben ſey, und wie ſo mancher ſtolze Große, des neuen Königs Herkunft betrachtend, und ſich gleich ihm der Krone würdig denkend, nur geringe Neigung zu ihm trage.

Hievon führten ſie ein ganz neues Beyſpiel an, und zwar den Grafen von Eberſtein, der ſich bey jener Nachricht eilig von Rudolph losgeſagt und nach Hauſe begeben hatte. Dem

Digitized by Google

Könige schien sein Abfall sehr nahe zu geben; die aber, welche wußten, daß er schon vor der Zusammenkunft in Kochheim mit Heinrichs Liebling, dem Grafen Leutold von Dillingen, Unterhandlungen gepflogen, und daß dieser schlaue Mann ihm zur schwäbischen Herzogswürde Hoffnung gemacht hatte, fanden des ehrgeizigen Ebersteiners Handlungsweise sehr natürlich und fürchteten nur, es möchten, durch trügerische Verheißungen bewogen, noch manche Andere seinem Beyspiele nachfolgen.

Unter solchen Gesprächen, welche zwar die Hoffnungen der kühnen, kampflustigen Jugend nicht zu erschüttern vermochten, wohl aber die Gemüther der ältern und bedächtlichern von Rudolphs Anhängern mit mancherley Zweifeln erfüllten, verfloß ein ziemlicher Theil der Nacht und früh Morgens brach die ganze Gesellschaft auf.

Die Kunde, welche man unterwegs erfuhr von Heinrichs Fortschritten und von der Tschechen unmenschlichem Wüthen, war nicht geeignet, den Muth der schwäbischen Parthey zu vermehren, und selbst in Rudolphs Herzen erhob sich ein verderblicher Zwiespalt. Die That, die sein Ehrgeiz gut hieß, vermochte sein Gewissen nicht zu billigen, dem Herrscher, welchem er Treue geschworen, hatte er die Krone entrissen, einen so nahen Verwandten im größten Unglück nicht nur verlassen, sondern dieß Unglück sogar zur eigenen Erhebung benutzt. Diese Gedanken raubten ihm die Ruhe des Gemüths und zerrütteten seinen sonst so klugen, festen Sinn, er wurde schwankend in seinen Entschlüssen, und gewährte so seinem Gegner, der in wildem Grimm racheschnaubend einherstürmte, einen leichten Sieg.

Eine unbedeutende Schlacht bey Sigmaringen reichte hin, um Heinrich in den Besitz von Schwaben zu setzen. Rudolph entwich nach Sachsen und überließ es seinen Anhängern, sich in ihren Burgen, so gut sie konnten, zu vertheidigen. Gleich hungrigen Wölfen fielen nun die Tschechen über die schönen, reichen Gefilde Schwabens her, was ihre Raubgier übrig ließ, vernichtete ihre Zerstörungssucht, und ihre barbarische Rohheit begnügte sich nicht mit dem Morde der Unglücklichen, die in ihre Hände fielen, sie weideten sich zuvor an ihren Qualen, ehe sie den beklagenswerthen Schlachtopfern den Todesstoß gaben. Vor ihnen her zog Entsetzen, mit ihnen Zerstörung, hinter ihnen Oede, Alles floh in Burgen und Städte, in die Höhlen und Schluchten des Alpgebirgs und in die dichten Forste des Schwarzwaldes. So zogen sie herab in's Wils- und Remsthal, und bald nahte die wilde Rotte sich auch Konrads Burg.

Der Jüngling hatte alle Anstalten getroffen, um den Feinden tüchtigen Widerstand thun zu können, und erwartete sie daher ruhig. Die Burg Beutelsbach, auf der äußersten Kuppe eines vom Schlichtenwald auslaufenden Gebirgsastes, dem von einem an seinem Abhange erbauten Kirchlein später so genannten Kapellenberge, gelegen, war nicht groß, aber fest. Ein tiefer Graben umgab deren erste Ringmauer, die aus starken Quadern zusammengefügt war, und an allen vier Ecken weit hervorragende thurmähnliche Erker hatte. Eine Zugbrücke führte zu dem Thore, über welchem man drey dreyzinkige Hirschhörner und unter ihnen vier in Kreuzesform vereinte Lilien, das Wappen der Burgbesitzer, in Stein ausgehauen, erblickte. Durch das enge und lange Thorgewölbe trat man in den äußern Burghof, den eine hohe Mauer, an deren Westseite ein Wartthurm empor ragte, von dem innern Raume trennte, in welchem das Herrenhaus mit seinem stattlichen Giebel sich erhob. Die Wohngebäude für das Gesinde und die Vertheidiger der Burg befanden sich in dem äußern Raume, wo man damals auch für die zur Verstärkung der Burgmannschaft herbeygerufenen Dienstmannen in Eile etliche Bretterbüten aufgeschlagen hatte. Auf den Mauern standen reichlich gefüllte Steinkasten, schwere Armbrüste lagen hier, deren mit scharfen eisernen Spitzen versehene Bolzen durch Schild und Panzer drangen. Oben aber auf der höchsten Warte spähte der Wächter nach dem Herannahen der Feinde.

(Die Fortsetzung folgt.)

Das Hotel des Finanz-Ministeriums zu Paris.

(Fortsetzung.)

Es ist gut, daß man erfahre, wie die Gesetze, womit Frankreich in jeder Sitzung der Kammern beglückt wird, entstehen. Der Minister unterhält sich mit jedem Direktor über seine neugeborne Idee. „Entwickeln Sie mir das," sagt er zu ihnen. Das erste, worauf die Direktoren bey dieser Untersuchung sehen, ist, ob sie dadurch an Einfluß gewinnen werden oder nicht. Der eine sieht, daß der Plan des Ministers ihn einst in den Staatsrath bringen kann; sogleich nimmt er ihn an Kindesstatt an. Seine Kollegen werden ihn mehr oder weniger unterstützen, je nachdem aus den Artikeln 2. und 3. Belohnungen oder Beförderungen für sie entspringen können. Die Bureauchefs werden demnächst berufen und ihnen der Plan vorgelegt. Der Eine sieht mit Vergnügen die Möglichkeit einer Gehaltszulage. Der Andere die Möglichkeit einer Beförderung für sich oder für einen Verwandten. Der Unterchef endlich sieht in einer neuen Spezialkontrolle die Möglichkeit, seinen Vetter als Supernumerarius anzustellen.

Sogleich ist die Meynung der Bureaus entschieden. Und jeder ist bemüht von dem Plan des Ministers die Seite zu entwickeln, wovon er einen Vortheil für sich erwarten kann. Der Eine ist beauftragt, mit Hülfe von zwanzig Commis den arithmetischen Theil auszuführen, es entstehen Uebersichten, Tabellen, Kolonnen von Zahlen und

Digitized by Google

durch scharfsinnige Additionen, kühne Multiplikationen erhält man gerade das Resultat, was Sr. Excellenz wünscht. Ein Anderer, der sich zu Redaktionsarbeiten geschickt gezeigt hat, bereitet Memoirs mit den Materialen, welche ihm zwanzig Commis aus den Haufen von Papieren darreichen, worin die ministeriellen Erfahrungen niedergelegt sind. So gelingt es endlich durch die Arbeit von acht Tagen und Nächten die Idee Sr. Excellenz zu einem starken Foliobaud auszudehnen, dessen Kern der sehr kurze Gesetzvorschlag ist, worin aber oft eine einzige geschickt eingeflochtene Phrase den Keim zu neuen Anstellungen, neuen Besoldungen enthält. In diesem Zustande geht zuweilen die Arbeit in die unbekannten Hände irgend eines wohlmeynenden Freundes des Ministers über, der sie mit unzeitzeitigen Noten begleitet, zurückgibt. So kommt sie den Bureaus wieder zu. Man intriguirt und zerbricht sich den Kopf, um zu errathen, woher diese höchst unwillkommenen Bemerkungen rühren. Alle Hände werden wieder in Bewegung gesetzt, um Gegenbemerkungen und Gegenberechnungen zu machen, um dem Gesetzvorschlag seine ursprüngliche Reinheit zu bewahren. — Der Minister wird durch die Vernunftgründe der Akten und die Beredtsamkeit der Cartons überzeugt. Nun ist die Arbeit endlich reif genug, um sie dem Staatsrath vorzulegen. Dieser ist der Meynung, daß Artikel 4. vor Artikel 2. und 8. vor 7. stehen sollte. Diese weisen Veränderungen erfordern neue Arbeiten, neue Schreibereyen in den Bureaus. Der Tag der Eröffnung der Kammern nähert sich, es muß Tag und Nacht gearbeitet werden.

Sind endlich die Sitzungen eröffnet, so müssen die drey Staatsräthe oder maitres de requêtes, deren Aufgabe es seyn wird, den Gesetzvorschlag zu vertheidigen, ihren vorläufigen Unterricht in den Bureaus nehmen. Alle Mittel werden angewandt, um ihrem Gedächtniß und ihrer Beredtsamkeit zu Hülfe zu kommen. Summarische Noten, ausgeführte Noten, Uebersichten, Ansichten, Nachweisungen, werden an allen Tischen für diese Herren ausgearbeitet.

Indessen hat man mit Schrecken die Reihen der Opposition gezählt. „Ist es nicht eine Tollkühnheit, einen Gesetzvorschlag von acht Artikeln der Diskussion auszusetzen. Gerechter Gott! acht Artikel! welches weite Feld für die Angriffe des vielköpfigen Ungeheuers. Der Gesetzvorschlag muß klein seyn, wenn er durchgehen soll. Er darf nur einen Artikel haben, und schon das ist zu viel.“ — Diesen Rath gibt ein alter Minister, der Vorschläge von zwey und drey Artikeln hat unter seinen Händen sterben sehen. Er wird sogleich befolgt. Alle Montesquieus und Tacitus der Ministerien werden aufgeboten, um den Vorschlag so gedrängt wie möglich abzufassen. Nach wiederholten Umsetzungen, Unterdrückungen, Ausmerzungen hat endlich der Vorschlag die gewünschte Kürze. Allein das Alles vermehrt die Arbeiten der Commis, denn was dem Gesetzvorschlag genommen ist, muß durch Ordonnanzen, Cirkuläre u. s. w. ersetzt werden. Die Unglücklichen erliegen der Last, es brechen Krankheiten in den Ministerien aus. Deßungeachtet müssen sie auch noch den Unterricht und die Erziehung der Berichterstatter und Mitglieder der Kommission, welche indessen zur Prüfung des Vorschlages ernannt worden ist, übernehmen. Es gibt keine härtere Aufgabe. Der Berichterstatter ist ein Günstling des Ministers, und so lange er seinen Bericht noch nicht gemacht hat, genießt er eines vermehrten Einflusses; den er dann auch ohne Schonung ausübt. Er hat das Recht, jeden Augenblick die Bureaus auf die Folter zu spannen. Ein kleines Billet des Hrn. Berichterstatters bringt das ganze bureaukratische Heer in Aufruhr; er verlangt Nachweisungen, Auskunft. Und wozu all der Lärm, um zu wiederholen, was der ministerielle Redner schon bey der ersten Verlesung des Vorschlages gesagt hat, oder um einige neue ungeschickte Argumente hinzuzufügen, welche nur als neue Waffen in den Händen des Ungeheuers der Opposition dienen.

Indessen haben sich die Redner für und wider eingeschrieben. Von dem Augenblick an sind alle Thüren des Ministeriums den Rednern „für“ geöffnet. Jedem von ihnen müssen Kopien, oder Auszüge der betreffenden Belege und Rechnungen verschafft werden. Die Bureaus existiren in diesem Augenblick nur für das Centrum der Kammern.

(Die Fortsetzung folgt.)

Gastwirths Bett.

Dein Bett, o Wirth, worin zu liegen
Verdammt ich war, es mahnt' an Jakobs Stein mich,
traun,
Nur konnt' ich nicht die Himmelsleiter schau'n,
Woran die Engel auf und nieder stiegen.

— o —

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris.

(Fortsetzung.)

Es ist doch immerhin eine kindische Rache, kein öffentliches Lob der Richter, welche ihre Schuldigkeit gethan haben, von der Bühne herab zu gestatten, auf welcher die Franzosen gern alles loben, was ihnen des Rühmens werth scheint. Bekanntlich sind diese Richter am Neujahrstage bey Hofe sehr lakonisch abgefertigt worden, weßhalb Pariser Witzler auch schon den Beynamen Charles le bref erfunden haben. Je mehr man aber gegen die Richter höhern Orts schmollt, desto populärer werden sie, desto höher stehen sie in der öffentlichen Achtung.

Digitized by Google

Das Théâtre français hatte ſich lange auf die Vorſtellung eines neuen Luſtſpiels Duvals, nämlich die Princeſſe des Ursins vorbereitet, das aber ſchon in der Sammlung der Duval'ſchen Luſtſpiele gedruckt ſteht. Es iſt die aus der Geſchichte bekannte Hofintrigue, welche bey der zweyten Heirath Philipps, Königs von Spanien, die franzöſiſche Prinzeſſin des Ursins vom Hofe entfernte, nachdem ſie lange mit Ludwigs XIV. Vorwiſſen jenen ſchwachen König beherrſcht hatte. Solche hiſtoriſche Gegenſtände kommen den Franzoſen kalt vor, und es gehört ein außerordentliches Talent dazu, um ſie fürs große Publikum intereſſant darzuſtellen. In Duvals Stücke beſteht die Hauptkunſt in der Schilderung der verſchiedenen Hofintriguanten. Es kömmt unter andern ein Salvador vor, der ein ausgelernter, abgefeimter Schelm iſt. Anfangs ſollte dieſer Salvador ein Inquiſitor ſeyn, wozu er auch alle erforderlichen Tugenden beſitzt. Allein aus Achtung für dieſes ſpaniſche Inſtitut hat man es nicht verſtatten wollen, den Salvador als Padre inquisitore auf die Bühne zu bringen. Jezt hat er das ganze Weſen eines gleißneriſchen Verfolgers, nur das Kleid fehlt ihm. Duval hat ſich ſeit den erſten Vorſtellungen entſchloſſen, das Stück von fünf Aufzügen zu drey zu reduziren; weil das Publikum, wie er in den Zeitungen ſchreibt, jezt einen raſchen Gang der Handlung verlange, und die langen Entwickelungen nicht mehr liebe. Nun freylich, wenn die Handlung ſich kurz zuſammen ziehen läßt, ohne dem Effekt zu ſchaden, ſo ſieht ſie das Publikum lieber in drey Aufzügen als in fünf, ſo wie man dann die mit Fleiß in die Länge gezogenen Stücke in Paris gar nicht ſehen will. Es wird dem Publikum hier ſo Mannichfaltiges dargeboten, daß man ſich nicht darüber wundern darf, daß es etwas ſchwer zu befriedigen iſt. Die Muſik wie die dramatiſche Handlung ſoll raſch gehen, und vor Allem ſoll der Langeweile vorgebeugt werden. Dieß iſt vielmehr eine natürliche Folge des Fortſchreitens der dramatiſchen Kunſt, als eine Aenderung im Geſchmacke des Publikums. Wie ſchwer es jezt auch in der Oper zu befriedigen iſt, darauf habe ich ſchon neulich aufmerkſam gemacht. Glucks vortreffliche Armide wird zwar von den wahren Muſikkennern mit eben ſo viel Vergnügen gehört als ſonſt; aber das große Publikum, das bey der Theaterkaſſe das meiſte Gewicht hat, zieht doch den raſchen und glänzenden Styl Roſſini's vor, und ſelbſt von dieſem großen Meiſter haben nur vier oder fünf Opern wahren Beyfall in Frankreich erhalten; alle ſeine übrigen Kompoſitionen ſind ziemlich gleichgültig aufgenommen worden, und haben wieder bey Seite gelegt werden müſſen, weil man der ewigen Wiederholungen dieſes trägen, oder wenigſtens träge gewordenen Meiſters ſatt iſt, und nicht unter andern Namen alte bekannte Sachen hören will. Es ſteht zu befürchten, daß er Frankreich mit wenig Neuem beſchenken wird; es iſt ſchon ein Glück, daß er ſich im vorigen Jahre dazu verſtanden hat, eine Oper zur Krönungsfeyerlichkeit zu ſchreiben, die aber nach dem Feſte auch wieder von der Bühne verſchwunden iſt. Ein Mahomet II. war von ihm bey der großen Oper angekündigt worden; aber kein neuer Mahomet, ſondern ſein alter, wozu man einen franzöſiſchen Text gedichtet hatte; vielleicht hat dieſer Text auch einige Veränderungen in der Muſik erheiſcht; allein es wird nicht geſagt, wann dieſer Mahomet die Chriſten erfreuen wird. Vermuthlich hat Roſſini ſchon vollauf mit der Direktion der italieniſchen Oper zu thun. Es gibt zwey Prima Donna, Dem. Paſta und Mad. Fodor, unter denen es keine Kleinigkeit iſt, den Frieden aufrecht zu halten, und die zuſammen ungefähr 80,000 Franken des Jahres koſten, wiewohl man ſie, die Fodor wenigſtens, nicht oft auftreten ſieht.

(Der Beſchluß folgt.)

Bern, März.

Die Gebrüder Müller, Glasmaler von hier, vervollkommnen ſich in ihrer Kunſt zuſehends.*) Ein Wappenſchild des Herzogs von Berry, welchen ſie kürzlich auf Beſtellung verfertigt haben, läßt weder an Pracht und Reinheit der Farben, noch an Zartheit der Zeichnung etwas zu wünſchen übrig, und kann mit den ſchönſten Glasmalereyen des Alterthums wetteifern. Derſelbe iſt ungefähr in der Größe eines Geviertſchuhes, im Preis von 250 Schweizerfranken (ungefähr 154 N. Louisd'ors); aber es werden noch vier Mal größere Arbeiten, und in gleichem Preis geliefert, alsdann nach größerem Maaßſtab der Zeichnung. Wappen zu ein Fuß Höhe und neun Zoll Breite werden zu Preiſen von vier bis ſechs Louisd'or verfertigt, je nachdem die Zeichnungen mehr oder minder ſchwierig ſind. Auch große farbige Glasſcheiben, rothe, gelbe, blaue, grüne, violette u. ſ. w., zur Fenſtervierzierung von Zimmern, oder zum Gebrauch der Naturforſcher werden von den Gebrüdern Müller in allen Abſtufungen der Farben verfertigt. Der jüngere von dieſen Brüdern iſt eigentlich derjenige, der das ſchöne Roth der alten Glasmalerey wieder entdeckt hat; er behandelt die Sache noch als Geheimniß. Das Glas, welches die Gebrüder Müller zu ihren Malereyen gebrauchen, wird von ihnen ſelbſt in den Glashütten zugerichtet, und iſt ganz von dem Glaſe, wie es die Pariſer Fabriken liefern, verſchieden. Denn lezteres iſt gefärbtes Glas, das aus dem Tiegel zu Fenſterglas verarbeitet wird und durch und durch gefärbt iſt; und auf ſolches läßt ſich keine andere, noch hellere Dinte auftragen; folglich iſt's für die Glasmalerey unbrauchbar. Hingegen das ſogenannte Ueberfangglas iſt nur auf einer Seite (roth, blau u. ſ. w.) gefärbt, und wird von den Gebrüdern Müller ſelbſt bereitet, und zwar folgendermaßen: Wenn in zwey beſondern Tiegeln, der eine mit farbigem, der andere mit weißem Glas gefüllt, das Glas in ſeinem gehörigen Fluß iſt, taucht der Arbeiter zuerſt ſein Blaſerohr in die gefärbte, hernach in die weiße Maſſe, bläſet eine Kugel, und verfährt übrigens wie mit dem Fenſterglaſe. Der innere Theil der Kugel wird dann ganz vom farbigen, der äußere vom weißen Glaſe gebildet. Bey dieſem Verfahren aber begegnet leicht, daß die entſtehende Glasſcheibe, auf dem Ende, wo das Blaſerohr war, viel ſatter gefärbt wird, als am andern Ende der Kugel, wo die Farbe ſich ſchon mehr ausgedehnt hatte, folglich lichter wird. Große weiße Glasſcheiben in farbige umzuwandeln, iſt zu koſtbar und gefahrvoll. Mit ſogenanntem Ueberfangglas, welches weit beſſere und durchſichtigere Farben gibt, als durch und durch gefärbtes, ſind die Gebrüder Müller in mehreren Arten verſehen. Ihre Glasmalerey geſchieht auf folgende Weiſe: Wenn ein Wappenſchild oder dergleichen beſtellt wird, deſſen Feld oder Verzierung im Grund zum Beyſpiel roth iſt, ſo aber, daß viele andere Zeichnungen von Farben in das rothe Feld eingetragen werden ſollen; muß der rothe Ueberfang ſtellenweiſe abgeſchliffen werden, bis auf das weiße Glas, und erſt dann malt man dieſe Bilder wieder nach ihren Farben. So mag die Schweiz, neben ihren übrigen Natur- und Kunſtmerkwürdigkeiten, künftighin auch in der Verzierung ihrer Kirchen, Kapellen, Landhäuſer u. ſ. w. durch Hülfe der Glasmalerey, mit England wetteifern, wo alterthümliche, oder im neueſten Geſchmack errichtete Gebäude, ſelten des zauberiſchen Dämmerlichts entbehren, das durch gemalte oder gefärbte Fenſterſcheiben in irgend ein Lieblingszimmer fallen muß.

*) S. Kunſtblatt Nr. 20.

Beylage: Kunſtblatt Nr. 21.

Verlegt von der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.

Digitized by Google

Nro. 62.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, 14. März 1826.

Freuden verkündet dein Roth, doch die Dornen
deuten auf Schmerzen;
Darum wirst du mit Recht „Blume der Liebe"
genannt.

Radda.

Dreyerley Rosen.

Wohl bist du der Liebe Blume,
Zart gestaltet, wie du bist,
Und so duftig, schöne Rose!

Drey sind drum auch deiner Farben,
Sind ein Bild jedwedem Loos,
Das die Liebe mischt den Herzen!

Weiß und bleich ist dem die Rose,
Der bey Kummer, Angst und Harm
Ungeliebt in Liebe lodert.

Gelb wird sie, wie Neides Antlitz,
Wo sich Eifersucht entflammt,
Ob dem Liebesglück des Feindes.

Doch in Purpur strahlt die Holde,
Wenn sich Lieb' an Lieb' ergibt,
Und in Paradiese leitet.

Ach, mein Garten trug der weißen
Und der gelben Rosen viel! —
Wann erleb' ich Purpurrosen?

Joh. Rud. Wyß.

Das Hotel des Finanz-Ministeriums zu Paris.

(Fortsetzung.)

Endlich ist die allgemeine Diskussion geschlossen, und sogleich rücken Verräther von Deputirten mit ihren Amendements heraus. Zwanzig Gesetzvorschläge kosten uns armen Commis oft weniger Arbeit als ein einziges Amendement. Ein solches unseliges Amendement trifft oft eine Seite des Gegenstandes, an die kein Mensch gedacht hat; es kommt, man weiß gar nicht woher, es fällt wie aus den Wolken. Es umgeht die Bureaukratie und greift sie im Rücken oder in der Seite an. Neue Berechnungen, neue Argumente, neue Beweise müssen vorgebracht werden, und das Schlimmste dabey ist, daß man keine Zeit hat, sich vorzubereiten. Diese Arbeiten müssen auf der Stelle, auf die Minute gemacht werden. Die Amendements haben mich den lezten Zügen nahe gebracht. Gegen die Redner der Opposition, welche wir fürchten wie das Feuer, haben wir oft ein Manövre versucht, was uns aber leider nichts geholfen hat. Man vertheilt, um auf die verschiedenen Ausfälle des Feindes vorbereitet zu seyn, unter die besten Köpfe des Bureaus die Rollen. Der eine übernahm Herrn M., der andere Herrn C. P., der vierte und fünfte den General F. und Herrn G. u. s. w. Einige Spaßvögel benuzten diese Gelegenheit, um den Herren Direktoren und Ministern Dinge zu sagen, welche sie nicht gewohnt sind, in den Ministerien zu hören. Man fand, daß diese schlecht gespielte Komödie nicht ohne Gefahr sey, und

Digitized by Google

daß nachher die Reden ſter Oppoſition wenig mit den unſrigen gemein hatten. Wenn ein einziger Geſetzvorſchlag uns ſo viel Arbeit koſtet, ſo kann man ſich denken, was aus uns wird, wenn ihrer drey oder vier einander folgen. Sie gehen indeſſen durch. Nun überfallen uns dreyhundert Deputirte, welche, da ſie keine Redner ſind, ſich als Geſchäftsführer ihrer Freunde in den Departements zu thun machen. Sie ſind von Enthuſiasmus für ihren Diſtrikt, von Fanatismus für ihre Gemeinde begeiſtert. Ihre kleine Stadt will von ihnen keine Reden, keine Amendements, keine Oppoſition, ſie will Thaten, keine Worte. Es regnet Bittſchriften. Man wünſcht die Erlaubniß, eine kleine Brücke zu bauen, eine Vicinalſtraße zu machen. Andere wollen Direktoren, Poſtmeiſter, Inſpektoren ernennen. So lang man zu bewilligen hat, bewilligt man. Aber auf jeden Fall haben die Commis ſtrengen Befehl, die Repräſentanten der Nation mit offenen Armen zu empfangen. Für ſie gibt es während der Sitzung weder Schloß noch Riegel. Ihre geringſten Anfragen werden uns mit dem Befehl zugeſandt, innerhalb vier-und-zwanzig Stunden darauf zu antworten. Und da ſie häufig in eigner Perſon anfragen, ſo iſt in jedem Bureau für dieſe Herren ein bequemer Lehnſtuhl bereit. Für ſie müſſen wir alle Höflichkeit, alle zuvorkommende Dienſtfertigkeit, deren wir fähig ſind, aufbieten. Wenn in dieſem Krieg die Wahlen und die Geſetzvorſchläge das Hauptheer unſerer Gegner ſind, ſo nennen wir einige Deputirte mit Recht die Koſaken des Feindes. Ihre plötzlichen Ueberfälle laſſen uns in unſern Bureaus weder Tag noch Nacht Ruhe.

Endlich nahet ſich der langerſehnte Tag der Befreyung. Die Sitzungen werden für das Jahr geſchloſſen. Allein der Sieg iſt nicht ohne Verluſt von unſerer Seite errungen. Leber- und Milzkrankheit haben einige zwanzig Commis niedergeworfen. Einige weichherzige Deputirte vom Centrum ſind die einzigen, die es bemerken. Unſere Blöſſe, unſere Magerkeit, ſticht zu ſehr gegen ihre glänzenden, wohlbeleibten Geſtalten ab.

Indeſſen was auch der Sieg gekoſtet hat, die Ueberlebenden genießen nun deſto vollſtändiger der Ruhe und Früchte des Sieges. Feder und Federmeſſer ruhen, eine weiſſe Kruſte überzieht die Dintenfäſſer. Die Commis ſind ihren Familien zurückgegeben. Der Miniſter, mit dem Budget befriedigt, ſieht ohne Zorn die Bureaus leer, und der Commis, der in dieſer Zeit vor zwölf Uhr ſich einfände, würde ſich verdächtig machen.

(Die Fortſetzung folgt.)

Konrad und Gertrud,
oder
die Gründung der Burg Wirtenberg.

(Fortſetzung.)

Es war eine finſtere, ſtürmiſche Nacht, dunkle Wetterwolken lagerten ſich auf den Bergen und von Zeit zu Zeit ſpukten ſchlängelnde Blitze aus ihrem ſchwarzen Schoos; der Anfangs ferne, dumpfe Donner kam immer näher und brüllte lauter und endlich entlud ſich das Gewölk in dichten Regengüſſen.

Aber ſchrecklicher noch als die Wuth der Elemente tobten die wilden Menſchen. Die Tſchechen plünderten ringsumher die Dörfer, und unter das Rollen des Donners und das Geklätſcher des Regens miſchte ſich ihr thieriſches Gebrüll und das Jammergeſchrey der Unglücklichen, welche ſie hinſchlachteten. Bald ſtiegen nun auch trotz des fortdauernden Regens da und dort Flammenſäulen empor und erleuchteten durch ihre Glut die finſtere Schreckensſcene.

In trübes Sinnen verſunken ſtand auf der Warte Konrad und ſchaute von da hinab in's Thal; da klopfte ihn Jemand auf die Schulter, er drehte ſich um und erblickte ſeinen Bruder Bruno. Auch er, Ulrich's jüngerer Sohn, war von anſehnlicher Geſtalt, aber von ſchwacher Geſundheit; die ſanften Züge ſeines blaſſen Antlitzes verkündeten die Milde ſeines Gemüthes. Von Jugend auf hatte er die Beſchäftigung mit den Wiſſenſchaften den ritterlichen Uebungen vorgezogen und war, da er frühe in den geiſtlichen Stand trat, damals ſchon Domherr zu Speyer, von wo aus er zum Beſuche bey ſeinem kranken Vater vor wenigen Tagen erſt angekommen war.

„Was gibt's?" fragte ihn Konrad. „Der Vater läßt dich rufen," war die Antwort, und Konrad eilte ſogleich hinab in die gewölbte Halle, wo auf weichgepolſtertem Armſeſſel der alte Ulrich ruhte. Dichte ſchneeweiße Locken bedeckten des Greiſes Haupt und noch immer zeigte das runzelvolle Antlitz die Spuren früherer männlicher Schönheit und Würde. Neben ihm ſtand mit einem Becher voll warmen Meths Luitgard ſeine Tochter, eine ſchlanke, liebliche Geſtalt. Die weiße Haut des Geſichtes durchſchimmerte ein zartes Roth; auch die Lippen waren nur ſchwach geröthet, aber ſie umſchloſſen einen zierlichen Mund, die Stirn beſchatteten blonde Locken, die blauen Augen ſchauten ſanft und freundlich unter den langen Wimpern hervor; der Unſchuld milder Schimmer leuchtete aus ihren Blicken und verklärte das ganz länglich-geformte Antlitz. Luitgard hatte nicht Gertrudens Hoheit, aber der Anmuth Zauber war über ſie ergoſſen, und wenn man dieſe dem leuchtenden Tagesgeſtirne vergleichen konnte, ſo glich ſie dem ſanft-ſchimmernden Monde; ihr holder Liebreiz vermochte wohl nicht ſo ſchnell, aber eben ſo feſt zu feſſeln als die prahlende Schönheit der Gräfin von Eberſtein.

Digitized by Google

Als seine Söhne eintraten, erhob sich der Greis: „Die Feinde sind da, sprach er, ich höre ihr wildes Gebrüll, bald werd' ich auch den tobenden Lärmen des Kampfes um unsre Veste vernehmen. O, daß ich nimmer wie sonst des Schwertes eiserne Wucht zu schwingen vermag! Doch du, mein Konrad, bist ja da und wirst ritterlich Burg, Vater und Geschwister beschirmen. Dulde nicht, daß der wilde Feind meine Silberhaare beschimpfe und die letzte noch übrige Lebenskraft deines Vaters durch Henkersqualen ertödte." — „Nein, bey Gott! rief heftig sein Sohn, diese slavischen Barbaren sollen unsre Burg nicht betreten, ich will sie niederschmettern wie der Blitzstrahl die mächtige Eiche! Seyd ruhig, Vater, und du, theure Schwester, weine nicht, dieß Volk vermag wohl offene Dörfer zu verheeren und Wehrlose hinzuschlachten, aber an unsern festen Mauern, an unserer Krieger kühnem Muthe wird sich ihr wildes Ungestüm schon brechen."

Kaum hatte Konrad seine Rede geendigt, als sich draußen ein lautes Getümmel erhob, ein Knappe kam herein geeilt und rief: „Die Feinde rücken zum Sturm heran!" „Dann muß ich fort, sprach Ulrichs ritterlicher Sohn, lebt indeß wohl, bald hoff' ich als Sieger Euch wieder zu sehen." Er reichte dem Vater die Hand und eilte dann fort zum Kampfe. Als er auf der Mauer anlam, sah er bey der düstern Helle des eben grauumwölkt anbrechenden Morgens die Tschechen heranrücken, kleine aber breitschultrige, kräftige Gestalten, die schwarzen, struppigen Haare, die aufgestülpten breiten Nasen, die großen Mäuler und die weit hervorstehenden Backenknochen gaben ihren Gesichtern ein widerliches, häßliches Aussehen und die dicken, schlecht zugeschnittenen Pelzkleider, die ihren Leib umschlossen, machten sie noch ungestalter.

„Das also, sprach Konrad, sie näher betrachtend, sind Kaiser Heinrichs Schaaren, diese mißgestalteten Unholde rief Deutschlands Herrscher herbey, um ihnen sein schönes Vaterland Preis zu geben! Bey Gott, die sollen, so lang ich lebe, meiner Väter Burg nicht betreten!"

Das Gefecht begann, mit wildem Geheul rückten die Tschechen heran, einige sprangen in den Graben und suchten an dem Thore hinaufzuklettern und die Ketten der Zugbrücke zu sprengen, andere schleuderten ihre Wurfspieße gegen die Vertheidiger der Burg, wieder andere schossen Feuerpfeile ab auf das hochhervorragende Dach des Herrenhauses. Aber die Bolzen, welche Konrads Krieger von ihren Armbrüsten entsendeten, drangen besser durch die feindlichen Rüstungen als die leichten Wurfspieße der Tschechen, der noch immer fortdauernde Regen vereitelte die Wirkung der Brandgeschosse und gewichtige Steine zerschmetterten die Häupter derer, welche gegen die Zugbrücke herankletterten. Doch über die Leichname der Gefallenen stiegen neue heran und auf dem Todtenhügel stehend gelang es endlich den Stürmenden, die Ketten der Zugbrücke zu lösen; sie fiel mit Donnergetöse nieder und die Feinde drangen über sie gegen das Thor, das unter den gewaltigen Beilschlägen in Kurzem krachend zusammenstürzte. Jetzt erscholl ein wildes Siegesgeschrey und durch die geöffnete Pforte stürmten die Tschechen in den Burghof, voran ihr Anführer Swentibold, ein Mann, der über seine Leute wie ein Riese hervorragte und mit einem schweren Streitkolben bewaffnet war. Aber sie fanden hier den entschlossensten Widerstand, dichtgedrängt, die Lanzen vor sich streckend, standen Konrads Mannen da, er selbst den Stahlschild vorhaltend, mit blanker Klinge an ihrer Spitze. Da erhob sich unter der langen Wölbung des Thores das hitzigste Gefecht, vergebens stürmten die Tschechen gegen die Speere ihrer Feinde heran, vergebens trieb Swentibold immer von Neuem die Wankenden zum Gefechte, sie vermochten nicht durchzubrechen. Da meynte er, wenn die Führer der Feinde getödtet wären, würde der Kampf eine bessere Wendung für die Seinigen nehmen, und drang mit erhobener Waffe auf Konrad ein, aber der gewandte Jüngling wich geschickt dem Schlage, der ihn zerschmettern sollte, aus, und ehe Swentibold von Neuem den Streitkolben erheben konnte, sank er mit gespaltener Schulter tödtlich verwundet nieder. Jetzt flohen die Seinigen bis über die Zugbrücke, von Konrads Mannen verfolgt, und der Sturm hatte ein Ende.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

London, Ende Februar.

Herr Cäsar Moreau, hiesiger französischer Vicekonsul, und rühmlichst bekannter Verfasser der Handelstabelle von Großbritannien und der Archive der Ostindischen Gesellschaft hat so eben bey den Hrn. Treuttel und Komp. die Geschichte des Seidenhandels in England von den frühesten Zeiten bis zu diesem Jahre, in Steindruck herausgegeben. Statistik ist nun freylich die Sache des Morgenblattes nicht; dennoch kann ich nicht umhin, Ihnen in der Kürze das Geschichtliche und die Hauptresultate dieses interessanten Handels aus diesem verdienstvollen Werke auszuziehen. In China wird der Seide in den frühesten Annalen des Reichs erwähnt; in Griechenland spricht Aristoteles schon vom Seidenwurme und der Seidenweberey; und Hesekiel am Ende des fünften Jahrhunderts vor Christi Geburt nennt rohe und gewebene Seide als Gegenstände des Handels des damals so mächtigen Tyrus. Diese Umstände führt der Verfasser als die ersten Spuren vom Seidenhandel an; und führt dann vom vierzehnten Jahre nach Christo an, in zeitgemäßer Ordnung fort, die Geschichte dieses Handels zu entwickeln. In den Seegesetzen der Adelaiden werden Seidenwaaren dem Golde gleich geschätzt; und noch im dritten Jahrhundert weigert sich Aurelian seiner Gemahlin ein purpurseidenes Kleid zu kaufen, weil der Preis davon dem Golde gleich komme. Der Theurung wegen wurden abgewrungene Stoffe von einer sehr feinen Seide, ebenfalls Seide genannt, wieder aufgelöst, aufs Neue gesponnen, und in so dünne durchsichtige Zeuge gesponnen, daß eine Frau, die solche trug „kaum schwören konnte, ob sie angekleidet sey oder nicht." Die Männer trugen zuweilen im Sommer eine gröbere Art von Seide, aber dieß wurde unter der Regierung des Tiberius

vom Senate verboten. Die Weiber, welche die theure Tracht nicht erschwingen konnten, begnügten sich mit einer Art von halbseidenen Zeugen. — Zwischen den Jahren 527 und 565 brachten zwey persische Mönche, von Serendida dem Lande der Seres, welche bisher allein das Geheimniß der Erziehung und Bereitung der Seide besessen hatten, dieselben nach Konstantinopel, und zu gleicher Zeit eine Anzahl von Seidenwürmern, die sie in einem hohlen Rohre heimlich aus jenem Lande weggebracht, und von welchen alle folgenden Seidenwürmer in Europa und dem westlichen Asien abstammen. Unter der Leitung dieser Mönche wurde nun eine Fabrik auf kaiserliche Rechnung veranstaltet, aber noch zu Probovius Zeit wurden Seidenzeuge von gewöhnlichen Farben zu sechs Goldstücken, und von königlicher Farbe, zu vier-und-zwanzig Goldstücken und darüber die Unze verkauft. Denn der Kaiser hatte sich einen Alleinhandel damit angemaßt, wodurch die alten Städte, Tyrus und Berytus, ungemein litten, und viele Seidenfabrikanten sich genöthigt sahen, mit ihrem Kunstfleiß nach Persien auszuwandern. In 851 trug fast ein Jeder in China im Sommer und Winter Seide. In 947 brachten die Gegenden am kaspischen Meere, besonders in Mieru und Khorassan, viele und vortreffliche Seide hervor, und man verfertigte dort viele Seidenzeuge und Goldstoffe. Bis 1146 war das Verfertigen der Seidenwaaren in Europa immer auf das byzantinische Reich beschränkt geblieben, und die in Griechenland verfertigten Waaren waren äußerst prachtvoll und kunstreich; aber jetzt plünderte König Roger von Sicilien Theben, Athen und Corinth, und führte unter anderer großer Beute, auch eine Anzahl Seidenbauer und Weber davon. Diese machte er zu Palermo ansässig, und ließ seine Unterthanen bey ihnen lernen; und diese zeigten sich so gelehrig, daß zwanzig Jahre später schon die Sicilianischen Seidenzeuge den Griechischen nichts mehr nachgaben. Im dreyzehnten Jahrhunderte scheint Seide in England ziemlich im Gebrauch gewesen zu seyn. Marco Polo erwähnt vieler Seidenfabriken in Georgien, Persien und Bagdad. In Italien wurde der Seidenbau und die Seidenverarbeitung am Ende des dreyzehnten oder Anfange des vierzehnten Jahrhunderts eingeführt, und wie es scheinen möchte, besaß Lucca dieselben am frühesten, und wurden von da nach der Plünderung dieser Stadt im Jahr 1314 durch die Zerstreuung der Arbeiter weiter umher verbreitet. Die Bologneser allein aber wußten Seide zu spinnen, und selbst bis in's sechszehnte Jahrhundert mußten die Modener ihre Seide dort spinnen lassen. Im Jahre 1307 galt es bey einigen Schriftstellern als ein Beweis von dem Reichthume der Stadt Genua, daß 1000 ganz in Seide gekleidete Bürger den Papst auf seinem Wege nach Avignon begrüßten. Im Jahr 1455 wurde in England verordnet, daß Niemand, während der nächsten fünf Jahre, zum Nachtheil der mit der Seidenmanufaktur beschäftigten Weber, Seidenzeuge von irgend einer Art, außer Genoeser Gürtein, einführen sollte. Im Jahr 1482 mußte dieses Verbot für vier Jahre erneuert werden, weil die Einfuhr vom Auslande der einheimischen Arbeiter aller Beschäftigung beraubte. Im Jahr 1504 neue Verbote, aus welchen hervorgeht, daß damals noch keine seidenen Stückgüter, sondern nur Bänder u. dgl. in England gemacht wurden. Zwischen 1521 und 46 wurden in Frankreich mittelst Mayländer Arbeiter, Seidenfabriken angelegt, und das Land fing an, verschiedene Gegenden Europa's mit Seidenwaaren zu versehen. Doch gelang der Seidenbau erst unter Franz I. Im Jahr 1554 wurde in England den unteren Ständen bey harter Strafe verboten, Seide am Hut, Gürtel u. s. w. zu tragen, und den Herrn bey Strafe anbefohlen, ihre so sündigenden Dienstboten binnen vierzehn Tage zu entlassen. Dieses harte Gesetz aber wurde unter Jakob I. widerrufen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Paris.

(Beschluß.)

Am Odeontheater hat der bekannte Arrangeur Castilblaze wieder ein Potpourri zum Besten gegeben, nämlich Couës alte Partie de Chasse oder Henri IV., als Oper eingerichtet, mit untergelegten Arien und Chören, von Beethoven, Generalbaß, Weber und andern Meistern; die Auswahl ist gut getroffen, und das Stück hat Beyfall. Gegen solche zusammengeschmolzene Opern läßt sich zwar manches sagen, indessen wenn sie von einem guten Musikkenner und im Theaterwesen bewanderten Manne gegeben werden, wie es Castilblaze, seiner Eigenheiten ungeachtet, doch ist, so haben sie das Gute, daß sie dem Publikum manches fremde Musikstück vorführen, mit welchem es sonst unbekannt geblieben wäre. Alle fremden Opern hier aufzuführen, ist doch wohl nicht thunlich; ist es also nicht angenehm, wenigstens die besten Stücke daraus zu hören? Freylich sind sie zu anderem Texte geschrieben worden; allein wenn der Arrangeur sucht, sie so gut als möglich ähnlichen dramatischen Situationen anzupassen, so hat sich das Publikum und auch der Tonkünstler eben nicht zu beklagen. Indessen ist doch Castilblaze, der auch Musikhändler ist, und als solcher seinen Privatvortheil nicht vergißt, mit C. M. v. Weber in Streit gerathen. Der deutsche Tonkünstler wirft dem französischen Arrangeur und Musikalienhändler vor, erstens, daß er ihm seine Stücke willkürlich arrangirt, und zweytens, daß er die vollständige Partitur des Freyschützen auf eigene Rechnung, und zu seinem eignen Nutzen habe stechen lassen. Hierauf antwortet Castilblaze; erstens, daß er wirklich recht schlecht arrangirt haben müsse, da sein Robin des Bois im Odeontheater bereits 180 Mal gegeben worden sey; zweytens, daß man in Frankreich eben so wenig einen fremden Tonkünstler für die ihm entborgten Kompositionen zu bezahlen brauche, als man in Deutschland für die, den französischen Bühnen entlehnten, Stücke bezahle. Es ist noch eine dritte Person in diesem Streite aufgetreten, nämlich der hiesige junge Musikalienhändler Schlesinger als „Bevollmächtigt von C. M. v. Weber;" dieser behauptet wider Castilblaze, daß dieser nicht das Recht gehabt habe, die Partitur des Freyschützen stechen zu lassen, indem sie bisher nicht gedruckt worden, sondern als Manuscript ein Eigenthum des Tonkünstlers geblieben sey, der sie niemals seinem (des Schlesingers) Vater habe verkaufen wollen, sondern sie gegen ein Honorar an die Bühnen abtasse. Daran hat der Verfasser des Freyschützen vielleicht nicht sehr klug gehandelt, und so lange als Boyeldieu sich nicht darüber beklagt, daß ihm sein Johann v. Paris in Deutschland keinen Heller einbringt, werden wahrscheinlich auch C. M. v. Webers Klagen in Frankreich wenig Eindruck machen. Die verschiedenen Nationen Europa's sind noch nicht so kosmopolitisch, daß sie daran denken sollten, das Eigenthum der Geistesprodukte sich einander zu sichern; vielleicht ist es auch gut, daß es nicht dahin kömmt, um allem Monopol vorzubeugen. Bey dem jetzigen Bewandtnisse wird es fast wie ein patriotischer Akt angesehen, wenn Jemand ein Geistesprodukt, das in einem fremden Lande Aufsehen erregt und verdient, durch eine neue Ausgabe so zu sagen einheimisch macht. Dieß ist freylich eine Widerwärtigkeit für die Verfasser; allein sie müssen sich mit dem Gedanken trösten, daß diese Widerwärtigkeit nur berühmten Männern begegnet, und Ruhm zum Ersatze des Privatschadens einbringt.

Dg.

Beylage: Literaturblatt Nr. 21.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Nro. 63.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 15. März 1826.

Hieraus ist abzunehmen, daß diejenige Denkungsart und Regierungsform für die Erwerbung und Behauptung die angemessenste seyn dürfte, durch welche die moralischen Kräfte in vorzüglichem Grad und Gehalt erzeugt und unterhalten werden.

Joh. v. Müller.

Konrad und Gertrud, oder die Gründung der Burg Wirtenberg.

(Fortsetzung.)

4.

Aengstlich hatten indeß Bruno und seine Schwester auf den Ausgang des Kampfes geharrt, als sie plötzlich den Siegesjubel ihrer Krieger vernahmen. „Die Unsrigen haben gesiegt, rief Luitgarde freudig aus, die Feinde fliehen in wilder Eile den Berg hinab!“

Da richtete der Greis, der indeß halb schlummernd dagesessen, und nur bisweilen, wenn das Kampfgetöse lauter wurde, die Augen geöffnet hatte, sich auf und sprach: „Sieg, sagst du, Sieg! Nun, dem Allerhöchsten sey gedankt, daß er mit solchen Freuden noch meine lezten Stunden erheitern mochte. Kommt Kinder, stellt euch um mich her, ruft auch Konrad herbey, ich fühle es, mein Ende naht!“ Die drey Geschwister, denn Konrad war so eben eingetreten, traten näher zu dem Vater, dessen Gesicht wie verklärt leuchtete, und der nun also anhub zu sprechen: „Des Todes kalte Hand hat mich erfaßt, der Augen Licht erlischt, dieß Blut beginnt zu stocken, in wenig Augenblicken wird das Leben von mir vollends entwichen seyn. Aber wohl mir, ich scheide von frischer Siegesluft umglänzt! Ja Sieg! Sieg ist der lezte Klang, den dieses Ohr vernahm, und Sieg wird seyn die Losung für mein Geschlecht bis auf die fernsten Zeiten. Knie nieder, Konrad, du mein Erstgeborner, und empfange deines Vaters Segen! Siehe! der Zukunft dunkler Schooß öffnet sich vor meinen Blicken und die Reihe der Jahrhunderte liegt hell und deutlich vor mir da! Konrad, du wirst der Stammvater seyn eines erlauchten Geschlechts; nieder sinken ringsum die alten Burgen und die Geschlechter der Mächtigen vergehen mit ihnen, aber das deinige wird blühen bis in die fernsten Zeiten. Siehe! die Heldengestalten deiner Enkel steigen herauf aus der Zukunft finsterm Schlunde, mächtige Herrscher, weise im Rath und kräftig zur That, rastlos mehrend das Erbe der Ahnen; die Bürger der Städte verschwören sich gegen sie, der Adel erhebt wider sie das Banner des Kriegs, selbst Deutschlands Herrscher ziehen aus, sie zu bekämpfen, die alte Stammburg sinkt in Asche, der Ahnen Gräber verheert der Feinde Wuth, aber aus Asche und Moder steigt herrlicher unser Geschlecht empor. Ich sehe den Herzogshut schimmern in der Ferne, hinter ihm strahlt aus dem Dunkel später Jahrhunderte die Königskrone hervor und von des Bodensee's blauen Fluten bis zu der Tauber traubenreichem Gestade gehorchen alle Gauen dem Einen Herrscher von unserem Stamme!“

Die lange Rede hatte den Greis erschöpft, kaum vermochte er noch, auch seinen beyden jüngern Kindern mit wenig Worten den Segen zu ertheilen; drauf schloß er die Augen, neigte das Haupt und entschlief. Schmerzlich ergriffen stand Konrad neben der theuren Leiche, Bruno weinte still, nur Luitgards Schluchzen wurde im Gemach vernommen.

Digitized by Google

Nach einiger Zeit trat einer der Burgleute herein und meldete, daß die Feinde abgezogen seyen, aber seine frohe Botschaft vermochte nur wenig den Schmerz der ihres Vaters beraubten Geschwister zu mildern, auch der Jubel der Dienstmannen verstummte, als sie ihres geliebten Herrn Tod vernahmen, dagegen erklang dumpftönend nun die Burgglocke und verkündigte der Umgegend, daß der Burgherr verschieden sey. Aber ungehört verhallten hier ihre Töne, denn das Thal war öd und nur mit Trümmern und furchtbaren Denkmalen der feindlichen Verwüstung bedeckt.

Die Ursache des schnellen Abzugs der Tschechen war nicht so sehr ihr mißlungener Angriff auf die Burg Beutelsbach als ein Befehl Heinrichs, der sie nach Franken rief, wo er seinem, durch die Schaaren der Sachsen indeß verstärkten Gegner einen entscheidenden Schlag beybringen wollte. Aber das Jahr 1077 verfloß, ohne daß der Kampf um Deutschlands Krone entschieden worden wäre, und Konrad benuzte, von seinem Bruder Bruno mit Rathschlägen trefflich unterstüzt, die Zeit der Waffenruhe, die nun seine heimischen Gauen beglückte, auf's Eifrigste, um den Schaden des Kriegs, so viel es sich thun ließ, wieder gut zu machen. Die entflohenen Einwohner kehrten aus ihren Schlupfwinkeln zurück, die zerstörten Hütten erhoben sich von Neuem und auch die verheerten Felder wurden frisch bepflanzt.

So verstrich der Sommer für Konrad unter vielfachen Beschäftigungen, jezt aber, da der Drang der Geschäfte aufhörte und eine ruhigere Zeit für den jungen Ritter kam, erwachte ihm auch mit neuer Gewalt die Sehnsucht nach seiner Geliebten, von welcher er seither nichts mehr vernommen hatte. Dem scharfen Blicke des Bruders blieb die Veränderung in Konrads Gemüthszustande nicht lange verborgen, und bald hatte er diesem das Geheimniß seines Herzens abgelockt. Konrad erzählte ihm die ganze Begebenheit und Bruno wußte mit kluger Rede die schon wieder erstorbenen Hoffnungen seines Bruders auf's Neue anzufachen. „Muth gefaßt, mein Konrad, sprach er, denk' an Gertrudens lezte Worte. Mag auch des Ebersteiners Stolz vor einer Verbindung seiner Tochter mit dir zurückbeben, die Zeiten ändern sich und bald vielleicht kommt der Tag, der des Uebermüthigen hochfliegende Entwürfe mit einem Male zernichtet. Die schwäbische Herzogskrone wähnt er noch auf seinem Haupte zu sehen? Thörichte Hoffnung! Glaubst du, Heinrich werde diese Würde dem schwachen Greise geben, dessen Wankelmuth so bekannt ist, und der nichts Ruhmvolles aufzuweisen hat in seinem Leben als seine erlauchte Herkunft! Nein, nimmer werden wir den Ebersteiner als Schwabens Herzog begrüßen, sein Stolz wird sich schwer täuschen und gewaltig sinken werden seine Hoffnungen! Die Zeit wird gewiß noch kommen, wo er dir mit Freuden Gertrudens Hand verwilligt, denn indeß er sinkt, steigst du, entscheide sich das Kriegsglück für wen es immer wolle, Rudolph wird dir die bewährte Treue belohnen, Heinrich sich für künftige Zeiten ihrer zu versichern suchen; Graf Poppo *), der wirklich das Ramsgau verwaltet, ist alt, stirbt er, so erhält kein Anderer als du seine Würde und so ist der Grund zu deiner Größe gelegt. Indeß laß mich, da ich's durch die Waffen nicht kann, durch Rath und Rede für dein Wohl thätig seyn. Ich ziehe in Kurzem nach Speyer und will den Weg über des Ebersteiners Burg nehmen." — „Das wolltest du, unterbrach ihn Konrad, und hoffst dort etwas auszurichten? O hoffe das nicht!" „Aber Bruno fuhr fort, laß mich nur sorgen, ich kann dir gewiß bald gute Kunde geben, bleib du nur indessen ruhig auf deiner Burg, zügle den raschen Kampfesmuth, schütze dein väterliches Erbe und dieß schöne Gau, wenn der Kriegessturm von Neuem über dasselbe hereinbrechen sollte, und harre getrost auf eine glückliche Entwicklung deines Schicksals."

Konrad machte zwar noch mancherley Einwendungen, doch wich er endlich des Bruders beredten Worten, versprach ihm, seinem Rathe getreu nachzuleben und sah mit neuerwachten schönen Hoffnungen den Domherrn von der väterlichen Burg scheiden.

(Die Fortsetzung folgt.)

*) Eles a. a. O. Th. II. p. 14.

Das Hotel des Finanz-Ministeriums zu Paris.

(Fortsetzung.)

Die Ministerien, die Bureaus unter Napoleon.

Wenn heut zu Tage die Sitzungen der Kammern eine Zeit der Arbeit und der Noth für die Bureaus sind, so dürfen sie wenigstens sicher auf die lange und ruhige Zwischenzeit der Vertagung rechnen. Aber unter der Regierung des unermüdlichen Napoleon, während fünfzehn Jahren einer beständigen Bewegung, wie selten fand da ein Commis Zeit die Journale zu lesen und seinem frugalen Frühstück eine Viertelstunde zu widmen? Welcher Unterchef konnte hoffen sein Mittagsessen mit seiner Familie zu verzehren oder in seinem Bette zu schlafen. Eine unausgesezte Folge von Befehlen, aus Malmaison oder St. Cloud, fesselte sie an ihren Tisch, und versezte sie in Permanenz. Das elektrische Feuer des Herren verbreitete sich durch alle Glieder der Kette. Ehe man nicht eben so ausführlich als genau die Resultate zusammengestellt hatte, welche seine Ungeduld erwartete, ehe man nicht seinen gewaltigen Willen in die Form von Dekreten oder Senatsbeschlüsse gebracht und allen Departements kund gethan hatte, sah weder Tag noch Nacht eine Unterbrechung der Arbeit. Ei-

Digitized by Google

nige Veteranen der Bureaukratie erinnern sich noch jener Zeit, wo Hunger und Durst, Arbeit und Ruhe, Freundschaft und Liebe, kurz der ganze Lebenskreis der Angestellten auf ihr Bureau beschränkt war, — es war ihre Heimath, ihr Vaterland. Die Restauration hat sie ihren Familien, ihren Bequemlichkeiten, ihrer Ruhe wiedergegeben. Napoleon aus dessen Kopfe schaarenweise große Ideen und umfassende Plane entsprangen, der überall selbst den Impuls gab, brauchte und suchte keine spitzfindige selbstschaffende Minister. Sein Genie bedurfte nur geschickte Werkzeuge, thätige Arbeiter. Sein Willen, kaum geäußert, war ein Gesetz für Europa. Wozu hätte er listige, schlaue Minister gebraucht, die ihre despotischen Handlungen mit dem Mantel des Gesetzes decken? Er sagte ohne Scheu: ich will; und seine Minister brauchten bloß zu wiederholen: er will. Diese Rolle hatte wenigstens den Vortheil, daß Ehrlichkeit und Offenheit damit verbunden werden konnte. „Bey mir sind die Geschäfte, sagte er, so einfach, daß Jedermann sie begreifen kann, wenn er nur Eifer und Fleiß besitzt.“ — Unter ihm kam der Gedanke, der Wille von oben, ein unerwarteter Befehl, rasch, klar und glänzend wie der Blitz, gab ihn den Ministern kund. Zu jeder Stunde, an jedem Ort diktirte er seine Befehle Sekretairen, deren Ohr schon gewöhnt war, die energische Kürze seiner Ausdrücke zu verstehen. Er sah sie noch einmal durch und dann eilte sogleich ein Ordonnanzoffizier damit zu dem betreffenden Minister. Und um Mitternacht, wenn dieser von der Arbeit des Tages ermüdet, eben der wohlverdienten Ruhe genießen wollte, kam oft ein solcher Befehl mit dem Zusatz: „legen Sie sich nicht nieder bis dieses Geschäft abgethan ist.“ Von allen Feinden Napoleons war gewiß der Schlaf der erbittertste, denn er sah sich überall aus seiner Nähe vertrieben. Seit dem hat dieser Sohn der Nacht freylich das Versäumte nachgeholt. Er hatte am meisten durch die Usurpation gelitten, auch drängt er sich jezt wieder in seine alten Rechte und Besitzungen, breitet seinen schwarzen Schleier wieder ungestört aus.

Zwar gab es viel solche Befehle, welche nur dem Minister und dem Sekretariat den Schlaf raubten. Allein zu andern Zeiten langten Befehle an wie der folgende, die das ganze bureaukratische Personal Tag und Nacht zur rastlosen Arbeit antrieben, z. B. März 1803. „Ich werde andeuten, was die gegenwärtigen Umstände (die Landung in England) mir zu erheischen scheinen. Ich bitte die Minister, mir sogleich über jeden Punkt zu berichten, was gethan ist und was man zu thun denkt.

Schelde. 1. Im Hafen von Vliessingen so viel Schiffe bauen als möglich ist. Den Hafen demgemäß organisiren. Ich wünsche die Ingenieurs, Administrateurs, Militairagenten, Magazinbeamten u. s. w. zu kennen, welche man dahin geschickt hat, oder hinzuschicken denkt.

2. Nach Vliessingen das Bauholz expediren, welches in dem Flußgebiet der Schelde gefällt werden kann.

3. Am Ufer der Schelde, so nah von Antwerpen als möglich, Schiffe erbauen. Mir die Plätze und getroffnen Maßregeln genau angeben.

4. Kanonierschaluppen und andere platte Fahrzeuge für die Flotte von Vliessingen erbauen lassen.

5. Die Maßregeln angeben, welche für das Aufgebot der Arbeiter in Belgien, an der Maas und Rhein, für die Arbeiten von Vliessingen getroffen worden sind, und die Anzahl, welche man sich zu verschaffen hofft.

Hannover. 1. Den Offizier angeben, der von General Mortier geschickt worden ist.

2. Einige Schiffszimmerleute bezeichnen, um das Holzfällen für den Schiffbau im Hannöverschen zu leiten.

3. Flache Fahrzeuge auf der Weser und Elbe bauen. Einige Schiffslieutenante abschicken, um in Curhaven und andern kleinen Häfen zu befehligen.

Holland. Für zwanzig Millionen Hanf, Maste und andere Materialien zum Schiffbau kaufen. Die getroffenen und zu treffenden Maßregeln angeben.

Havre. Ein großer Theil des zu Havre befindlichen Holzes wird faulen, wenn es nicht transportirt werden kann. Angeben wie man es zu benutzen denkt. (Folgen ähnliche Befehle für Brest, Lorient, Saint-Malo, Nantes, Rochefort, Bordeaux, Toulon, Marseille.)

Solche Depeschen schlossen mit den Worten: „ich wünsche diese Arbeit in acht Tagen zu erhalten.“

Da sah man denn in den Bureaus jene Titel und hierarchischen Unterschiede, welche diesem das Befehlen, jenem das Gehorchen zuerkennen, verschwinden.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

London, Ende Februar.

(Fortsetzung.)

Heinrich IV. von Frankreich ermunterte den Seidenbau und die Seidenfabriken, und brachte beyde zu größerer Vollkommenheit. Zur selben Zeit bemühete sich König Jakob in England ein Gleiches zu thun; aber es gelang ihm nur die Fabriken zu heben, denn alle Versuche zum Seidenbau in England schlugen fehl. — Im Jahr 1629 wurden die Seidenweber in und um London zu einer Zunft erhoben. Im Jahr 1630 mußte der König den Färbern verbieten, sich Materialien zu bedienen, welche die Seide schwerer machten und verdarben. Im Jahr 1661 erhellt aus einer Parlamentsakte, daß in London bereits 40.000 Menschen mit der Seidenmanufaktur beschäftigt waren. Im Jahr 1681 führte die Levantegesellschaft Klagen gegen die Ostindische, wegen der Einfuhr von roher Seide, wodurch ihr eigener Handel litte, und von verarbeiteter Seide, wodurch die Landesfabriken litten; und aus der Antwort der letzteren erhellt, daß auch viele Seidenzeuge von Frankreich eingeführt wurden. Im Jahr 1685 war der wichtigste Zeitpunkt für die britische Seidenmanufaktur, indem die Widerrufung des Edikts von Nantes über 70.000 protestantische Flüchtlinge nach England und Irland brachte, worunter sehr viele Seidenarbeiter, die sich in

Digitized by Google

einer der Vorstädte Londons niederließen, und alle die Arten von Seidenzeugen zu verfertigen anfingen, die man sonst bisher von Frankreich beziehen müssen, und zu deren Begünstigung nach und nach die fernere Einfuhr von ausländischen Seidenfabrikaten verboten wurde. Von dieser Zeit an hoben sich die englischen Fabriken immer mehr und mehr, so daß man im Jahr 1730 englische Seidenwaaren, selbst in Italien anderen vorgezogen zu haben schien. Im Jahr 1750 betrug die Einfuhr von roher Seide bereits 232,355 Pfund. So wie sich aber die Fabriken hoben, zeigten sich auch die Verbindungen unter den Arbeitern, welche England so oft beunruhigt haben, und im October 1769 kam es zwischen denselben und den königlichen Truppen zu einem Gefecht, in dem von beyden Seiten Menschen blieben. — Von dem Jahre 1780 bis 1790 war die Einfuhr von roher Seide schon 5,603,373 Pfund, wovon 1,309,215 Pfund St. als Zoll bezahlt wurde, und der Werth der Ausfuhr an seidenen und halbseidenen Waaren belief sich auf beynahe zwey Millionen Pf. St.; und zwischen 1819 bis 1823 war die Einfuhr über zwölf Millionen Pfund, welche über 3,354000 Zoll bezahlten, und die Ausfuhr an Waaren belief sich auf beynahe drittehalb Millionen Pf. St. Seitdem scheint sich die Ein- und Ausfuhr bedeutend vermehrt zu haben, besonders die erstere seit der bedeutenden Verminderung der Zölle im Jahr 1824, wodurch eine solche Menge von Seide, roh sowohl als fabrizirt, in England angehäuft worden ist, daß die Fabrikanten fast allenthalben haben mit den Arbeitern Einhalt thun müssen. Es ist noch zu erinnern, daß obige Angaben blos auf offizielle Berichte gegründet sind, und folglich von der ungeheueren Menge roher und verarbeiteter Seide keine Erwähnung geschieht, die jährlich eingeschwärzt worden, denen aber zum Trotz die englischen Fabriken doch zu so hoher Blüthe gekommen sind. Auf diese wollte ich hier aufmerksam machen, weil in diesem Augenblick so viele Leute zu erwarten scheinen, daß die künftige Zulassung von auswärtigen Seidenwaaren gegen eine Abgabe von 30 Pfd. die inländischen Fabriken zu Grunde richten würde; denn da sie es bis jetzt bey den vielen Einschwärzungen nicht gekonnt, wobey der Reiz, das Verbotene zu besitzen, den ausländischen Waaren eine Hauptempfehlung war, so ist es nicht einzusehen, wie sie es dann werden thun können, wenn jener Reiz aufhört. Diese Ansichten fallen beynahe in's Politische; aber da die Sache besonders in's gesellschaftliche Leben eingreift, den täglichen Gegenstand des Gespräches bildet, und aller Wahrscheinlichkeit nach unter den brodlosen Arbeitern große Bewegungen hervorbringen wird, so hoffe ich sie nicht zur Unzeit angebracht zu haben.

Die Schwierigkeiten in unserer Handelswelt nehmen eher zu als ab. An Geld fehlt es freylich nicht, denn das beweisen die Staatspapiere, die noch immer ansehnliche Preise behaupten, und jetzt wieder eher im Steigen als im Fallen begriffen sind, aber an Zutrauen fehlt es, welches das Geld, wo es irgendwo stecken mag, zu Gunsten des Handels hervorziehen könnte, an demjenigen Zutrauen, welches Wechseln den Werth des Geldes, oder dem Inhaber doch die Gelegenheit gibt, dieselben gegen eine kleine Einbuße zu jeder Zeit für Baarschaft umzusetzen. Diejenigen können also nur kaufen, welche wirklich Geld haben, und diese geben den Geldbedürftigen die niedrigsten Preise, erstens weil die Leute in ihren Händen sind (so gab ein Kaufmann eine Partie Wolle, die ihm für 170,000 Pfund St. von Deutschland konsignirt war, für 40,000 hin) und zweytens weil die Preise, nachdem so viel eingebildetes Kapital, so wie Handelsaktien, Wechsel, Provinzialbanknoten, dem Umlaufe entzogen, und die Spekulationswuth verflogen ist, nothwendig fallen müssen. Unter diesen Umständen fallen täglich mehr oder minder bedeutende Bankerotte vor, und was vielleicht noch schlimmer, viele Leute, die nicht bezahlen können, oder, die Gelegenheit ergreifend, nicht bezahlen wollen, fallieren nicht, sondern sagen denjenigen, welche fällige Wechsel von ihnen haben, sie müssen sie erneuen oder verlängern lassen, oder — sie verklagen — und da nun in diesen Zeiten wenige den Muth haben, ihr bischen Armuth in Prozessen zu wagen, so bleiben viele unsolide Handelsleute stehen, die doch am Ende werden fallen müssen, und die große Krisis wird nur verlängert. Die Kaufleute, welche sich natürlicher Weise aus der Klemme zu helfen wünschen, wollen jetzt, daß die Regierung ihnen gegen Waaren Treforscheine verschießen solle, die sie nachher verkaufen könnten. Aber dieß will die Regierung nicht thun, erstlich, ohne Zweifel, weil sie durch ein so außerordentliches Eingreifen dem Kredit der Nation im Auslande nicht noch mehr schaden will, und zweytens, weil es ihr nöthig scheint, daß die Gährung noch länger daure, und die Handelswelt das zahllose Geschmeiß abwerfe, das sich ohne Kapital an dieselbe angesetzt hat, auf's Gerathewohl spekulirt, flott dahin lebt, und ehrliche Leute um ihr Vermögen bringt. Auch hat sie schon früher die Bank vermocht, für zwey Millionen Treforscheine an sich zu kaufen, und für deren Betrag frische Noten in Umlauf zu bringen, und wünscht jetzt, daß die Bank auch die Vorschüsse mache, damit es nicht scheine, als wolle die Regierung die Wunden heilen, die ein verderblicher Spekulationsgeist der Handelswelt geschlagen. Sie soll und darf nichts anders thun als verdauen, damit es in Zukunft nicht so leicht sey dergleichen Thorheiten zu begehen, oder doch die Folgen minder schrecklich werden. Auch haben die Minister auf die Durchsetzung dieser Ansichten ihr politisches Daseyn gesetzt, und da, merkwürdig genug für die brittische Geschichte, die Opposition sie hierin, so wie in allen ihren Handelsansichten, die auch ihre eigenen sind, gegen die Angriffe der Hab- und Selbstsucht und des ängstlichen Kleinigkeitsgeistes unterstützt, und es überhaupt auch keine anerkannt gesteuertere und bessere Männer gibt, so haben sie für ihre Stellen nichts zu fürchten, und jede darauf gegründete Spekulation kann als zuverlässig betrachtet werden. Die Verbesserung des Zustandes der Negersklaven in Westindien, und die allmählige Abschaffung der Sklaverey selbst wird in Kurzem wieder das Parlament beschäftigen, das deßwegen mit Bittschriften, meistentheils von den Methodisten kommend, überschwemmt werden wird. Da diese Debatten darüber einen großen Raum in den Zeitungen füllen werden, so dürften Ihren Lesern wohl einige Nachrichten über den jetzigen Zustand der westindischen Inseln nicht unangenehm erscheinen. Ich entlehne sie aus einem Reisebericht, dessen Verfasser das Schicksal der Neger auf den westindischen Inseln im Einzelnen wie im Ganzen für weit glücklicher hält als die Lebensweise unserer europäischen Taglöhner; und der der Meynung ist, daß man ihnen durchaus ihre Freyheit nicht geben dürfe, wenn man ihnen nicht vorher Erziehung gegeben, und durch die Beybringung künstlicher Bedürfnisse (denn alle wahren Bedürfnisse gibt der Boden beynahe von selbst) sie zur selbstständigen Thätigkeit angespornt hätte. Auf Barbados gibt es eine große Schule für farbige Kinder (wie man alle Westindier von afrikanischer Abkunft nennt), meistentheils freye. Von diesen sagt der Verfasser: „Sie sind artig, sehr lenksam, und fühlen die Vortheile, welche sie durch eine regelmäßige Belehrung erhalten; und der auffallende Unterschied zwischen denselben und ihren ununterrichteten Brüdern von derselben Farbe, und oft demselben Stande, müßte jeden vorurtheilsfreyen Menschen überzeugen, daß der aufrichtige Menschenfreund seine jetzigen Bemühungen auf die Erziehung und nicht auf die Befreyung der Neger verwenden sollte."

(Die Fortsetzung folgt.)

Beylage: Intelligenzblatt Nr. 11.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Nro. 64.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, 16. März 1826.

Je kräftiger die Meynung wirkt, um so gefährlicher ist es unstreitig, die Leitung der sie bewegenden Triebfedern dem Ungefähr preiszugeben. Sezt man sich aber dieser Gefahr aus, wenn man einem Jeden gestattet, frey über die Grundsätze der Verwaltung zu schreiben?

Grimm.

Das Hotel des Finanz-Ministeriums zu Paris.

(Fortsetzung.)

Die Macht der Umstände erzeugte augenblickliche Beförderungen, wo das Talent den ersten Platz einnahm; bloße Commis wurden für acht Tage zu Sektionschefs, während diese sich begnügten als bloße Abschreiber zu arbeiten. Kurz, das Befehlen fiel aus Noth den besten Köpfen zu. Von dem Augenblick an durfte Keiner daran denken, außerhalb des Ministeriums seine Bedürfnisse zu befriedigen. Die Zeit der Mahlzeiten hing von der Vollendung eines Berichtes oder einer Rechnung ab, und oft hatte man kaum Zeit zu einer einzigen und es ward Nacht, ehe man etwas genossen hatte.

Nach den ersten schlaflosen Nächten war es einigen zu erschöpften Commis vergönnt, auf ein Paar Stühlen, einige alte Register als Kopfkissen, zu ruhen. Sollte man es glauben, kaum näherte sich die Arbeit ihrem Ende, so langte auch schon ein Brief vom Kaiser an, der unsere Faulheit schalt. Endlich ist Alles fertig, geordnet. Man bringt die Arbeit dem Minister, der so eben in den Wagen steigt, um nach St. Cloud zu fahren. Ihm bleibt zur Ansicht und Vorbereitung nur eine kurze halbe Stunde übrig.

Ich habe indessen einen Minister gekannt, dem es glückte, bey einer solchen Gelegenheit doch zwey Stunden zu seiner Vorbereitung zu gewinnen. Wir entwickeln Sr. Excellenz unsere Angaben, unsere Berechnungen, unsere scharfsinnigen Zusammenstellungen. Vergebliche Bemühungen! es gelingt uns nicht, ihm verständlich zu werden oder ihn zu überzeugen. Er reißt im Eifer eine große Charte von Frankreich von der Wand und breitet sie auf dem Fußboden aus, und nun kriechen wir alle fünf von den Mündungen des Arno nach denen der Weser und suchen auf allen Vieren Argumente für und wider, wobey sich die Stimme Sr. Excellenz laut und durchdringend erhebt, wie die eines Hahnes, und desto lauter, je weniger er uns verstand, so daß endlich seine Frau, deren Zimmer in der Nähe war, entsezt hereinstürzte, indem sie glaubte, man wolle ihrem Gemahl etwas Leides zufügen. Diese plözliche Erscheinung brachte Sr. Excellenz zum Schweigen. Allein dennoch blieben wir überzeugt, daß er die Arbeit, die er dem Kaiser vorlegen sollte, nur schlecht begriffen habe.

Anders war es mit Napoleon; nicht allein verstand und übersah er sogleich jede ihm vorgelegte Arbeit, sondern es fand sich sogar selten eine, worin sein erstaunliches Gedächtniß nicht einen Fehler entdeckte. Diese wurden uns sogleich genau angegeben mit beygefügten Ermahnungen, z. B.: „Sie müssen einsehen, wie wichtig es für mich ist, daß die mir vorgelegten Angaben keine ähnliche Fehler enthalten. Sie müssen sich so einrichten, daß mir nur sichere Resultate zukommen. Sie müssen jezt gemerkt haben, daß ich diese Tabellen mit eben so viel Vergnügen durchlese, als wenn es ein literarisches Werk wäre.“

In der That, man kommt nicht vom Erstaunen zurück, wenn man in diesem umfassenden Kopf, vollgepfropft

Digitized by Google

von großen politischen Ansichten, von ungeheuern militärischen Planen, noch einen Winkel findet, der trockene Tabellen durchsieht, Zahlenreihen korrigirt und die Geschäfte eines Commis versieht. Auch ging der Wetteifer dieser leztern bis zur Begeisterung. Diese Korrespondenz sezte sie gewissermaßen in direkte Verbindung mit dem Kaiser. Der mächtigste Monarch Europa's ließ sich herab, ihre Additionen nachzurechnen! Dieser Geist gab der Arbeit und den Arbeitern eine größere Wichtigkeit. So geschah es oft, daß ein bloßer Rechner Eintritt in das Kabinet erhielt, und jeder Arbeiter zitterte, einen Fehler zu begehen, der in den Tuillerien auffallen konnte. Ich erinnere mich bey dieser Gelegenheit, daß einst einem Präfekt, dessen kühner Geist sich über solche Kleinigkeiten hinwegsetzen zu können glaubte, sein Hochmuth beynahe theuer zu stehen kam. Napoleon hatte, indem er das Bedürfniß großer Transporte nach den Pyrenäen voraussah, eine statistische Arbeit über die Lastthiere in mehreren Departements verlangt. Die Präfekten erhielten Befehl, von den Mairs ein Verzeichniß der in ihrer Gemeinde befindlichen Pferde, Ochsen, Maulesel und Esel zu verlangen, und dann die Gesammtzahl in ihren Departements anzugeben. Ein Commis in der obenbesagten Präfektur bemühte sich seit einem Monat, die Resultate, welche der Minister verlangte, zusammenzubringen, und Ochsen, Esel und Pferde zu addiren. Als der Präfekt, ein starker Geist, ihn so arbeiten sah, unterbrach er ihn eines Tages und sagte: „Was machen Sie da? — merken Sie denn nicht, daß diese lächerliche Anfrage blos ein alberner Einfall des Ministers ist? — daß er weder Nutzen noch Zweck hat? — Sie haben sich da erschrecklich viel Mühe gegeben, damit die jungen Herren im Ministerium über uns lachen können. Schreiben Sie nur hin, was ich Ihnen diktire: Ochsen 56,000 — Pferde 82,000 — Maulthiere 25,000 — Esel — so viel Sie immer wollen, Hunderttausende. Siegeln Sie zu und schicken Sie es ein.“

Diese erfundenen Angaben wurden getreulich in die dem Kaiser vorzulegende Arbeit eingetragen. Napoleon sezte sogleich den Finger auf die Stelle und expedirte folgenden kleinen Befehl. „Schreiben Sie dem Präfekten von N., daß seine Angaben absurd sind, und befehlen Sie ihm, sogleich die ihm von den Mairs gelieferten Verzeichnisse einzuschicken.“

Der unglückliche Präfekt, der mit Recht Ungnade und Absetzung fürchtete, ergriff die beste Parthie, indem er dem Minister im Vertrauen die Sache mittheilte. Man lachte und er kam mit der Angst davon.

(Die Fortsetzung folgt.)

Konrad und Gertrud, oder die Gründung der Burg Wirtenberg.

(Fortsetzung.)

Am Abend des zweyten Reisetages kam Bruno auf des Ebersteiners Burg an, wo er Alles in der größten Bestürzung fand. Gertrud war nach ihrer Sitte am Nachmittag in ein nahes Wäldchen gegangen, um daselbst zu lustwandeln; als sie zur gewohnten Zeit nicht zurückkam, schickte der besorgte Vater nach ihr, aber sie war verschwunden, nur ihren Schleyer fand man zerrissen an einer Quelle liegen, deren grünes Gestade der Gräfin oft zum Ruheplatz diente. Der alte Graf war trostlos, er raufte sich die grauen Haare aus und rief in herzzerreißendem Jammerton der verlornen Tochter. Wild ging er auf den eintretenden Domherrn los und schrie: „Bringt Ihr mir Kunde von meinem Kinde, Ihr, Bruder des Mädchendiebes von Beutelsbach! Ha! an Euch will ich meine Rache kühlen, wenn er mir meine Tochter nicht wieder herausgibt! Ergreift ihn, Knappen, bindet ihn und werft ihn in's tiefste Burgverließ!“

Die anwesenden Knappen zauderten, an einen Geistlichen die Hände zu legen, und Bruno benuzte diese Frist, wandte sich in ruhiger, würdevoller Haltung gegen den Grafen und sprach: „Graf von Eberstein, bedenkt, was Ihr thun wollt! Bischof Gerhard wird die Mißhandlung eines der Seinigen gewiß nicht mit gleichgültigen Augen ansehen und eine solche ungerechte That möchte Euch bey König Heinrich wenig Vortheil bringen. Prüft doch zuerst und untersucht, ob wirklich mein Bruder Konrad es ist, der diesen frevelhaften Raub verübte. Wenigstens wär' es das erste Mal, daß einer unsers Geschlechts sich mit so unritterlichen Thaten befleckte! Ich wollt' Euch einen Andern nennen, mit dem Ihr, verblendeter Greis, in den neuesten Zeiten manchen Verkehr hattet, und dem Jungfrauenraub nichts Neues ist. Kennt Ihr ihn wohl? Mit der schwäbischen Herzogskrone hat er Euren Stolz gekirrt und indessen die Krone von Schwabens Jungfrauen listig geraubt. Fragt den Grafen Leutold, wo Eure Tochter sich befinde, in meines Bruders Burg würdet Ihr sie vergebens suchen!“

Diese Rede dämpfte des Ebersteiners wilden Zorn, er begann auf's Neue zu jammern und zu klagen um sein verlornes Kleinod; der mitleidige Bruno suchte ihn, so gut er es vermochte, zu trösten und des Wiedersehens Hoffnung in ihm zu erwecken, aber umsonst, der Greis blieb trostlos. Da beschloß der Domherr, des Ebersteiners Jammer und seines eigenen Bruders Verzweiflung, wenn er den Raub erfahren würde, bedenkend, sogleich den Versuch zu machen, ob der frevelhafte Räuber nicht auszuforschen sey.

Er begann eine genaue und weitläufige Untersuchung,

Digitized by Google

wodurch er aber nur so viel erfuhr, daß am nämlichen Abend, wo Gertrud verschwand, von einem Hirtenknaben etliche vermummte Reiter, die eine dichtverhüllte Jungfrau mit sich führten, auf dem Gebirge oberhalb Reichenthal erblickt worden seyen. Doch auch diese dunkle Spur beschloß Bruno zu verfolgen und brach, nachdem es ihm gelungen war, den alten Grafen noch ein wenig zu trösten, am frühesten Morgen von Eberstein auf. Rasch ging es fort, durch dunkle Wälder und weiche Moorgründe, am wilden See vorbey, hinab in das Felsthal, wo die Enz die kühlen, blauen Fluten über mächtige Granitblöcke hinwälzte, da schwirrte auf einmal aus dem Gebüsche der Bolzen einer Armbrust, Bruno's Begleiter tief in den Rücken dringend, daß er vor sich hin vom Rosse herabstürzte, welches nun scheu das Thal hinabrannte. Erschrocken sah Bruno sich um, ein Mann von hohem, stattlichem Wuchs, aber unkenntlich durch einen ihn umhüllenden Mantel, der noch das Gesicht bis an die Augen bedeckte, trat aus dem Wald und rief ihm gebieterisch zu: „Halt Pfaffe, oder du bist des Todes!" Bruno hielt, bangen Herzens dem Ausgang dieses Abenteuers entgegen sehend, da traten auf des Verhüllten Wink zwey Bewaffnete zu ihm, faßten seines Rosses Zügel und rasch ging's nun durch abgelegene Waldpfade fort, bergauf, bergab, bis tief in der Nacht bey einer öden, halbverfallenen Burg Halt gemacht, und Bruno in ein mit Gittern wohlverwahrtes, enges Gemach geführt wurde, wo er nun, da der Kerkermeister, welcher ihm alltäglich sein Essen brachte, auf all seine Fragen stumm blieb, in peinlicher Ungewißheit über sein Geschick und von aller menschlichen Gesellschaft fern, einsam schmachten mußte.

5.

Vergeblich waren die Nachforschungen des trostlosen Konrads, der bald genug die Trauergeschichte vernahm; weder von seinem Bruder noch von Gertruden vermochte er das Geringste zu erfahren, und beschloß daher dem Könige Rudolph zuzuziehen, um im Getümmel des Kampfes die verlorne Ruhe oder doch die Erlösung von seinem bittern Schmerz durch einen ritterlichen Heldentod zu finden.

Er übergab die väterliche Burg der Obhut eines seiner treuesten Diener, und ritt nun, nur von wenigen Knappen begleitet, nach Tübingen zu seinem Freunde, dem Pfalzgrafen Hugo, dessen Schutze er seine Schwester Luitgarde anzuvertrauen gedachte.

Drauf zog er düstern Sinnes hin nach Sachsen, wo Rudolph ein ansehnliches Heer versammelt hatte. Seine Ankunft erregte bey dem Könige große Freude, und zum Lohn für seine Treue erhielt er sogleich den Oberbefehl über eine starke Reiterschaar, welche bestimmt war, die Vorhut des Heeres zu bilden.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Rom, 29. Jan.

Mad. Catalani hat am vorigen Freitage und am Freitage vor acht Tagen im Theater Valle ihre beyden Konzerte gegeben. Es scheint das Schicksal dieser außerordentlichen Frau zu seyn, die Rosen, welche auf ihrem Pfade wachsen, nicht brechen zu können, ohne sich in die Dornen derselben zu stechen. Somit hat sich die Anekdotensammlung, welche in Europa von Mund zu Mund von ihr gehen, bey ihrem dießmaligen Aufenthalte in Rom wieder um einige vermehrt. Ich will ein Paar davon anführen. Bey ihrer Ankunft hört sie, daß man ihr die Altsängerin Mariani, deren ich in meinem vorigen Briefe erwähnt habe, als Nebenbuhlerin an die Seite setze. Sie hat nichts Eiligeres zu thun, als in die erste Vorstellung der Semiramis zu gehen, und aus der Loge der Herzogin Lante, welche sie mit sich in's Theater genommen hatte, der Mariani aus Leibeskräften Beyfall zuzuklatschen. Als man ihr nach dem Theater zu verstehen gibt, daß dieß sehr edel gehandelt sey, sagt sie: „Das war gern geschehen. Aber sie hätte sich wohl dafür gegen mich verneigen können." Auf dem Balle bey'm Herzoge Torlonia (wo sie, im Vorbeygehn gesagt, einen Schmuck getragen hat, der auf fünf- und zwanzigtausend Scudi geschätzt wurde) bietet ihr ein Herr eine Prise Tabak an. Sie verweigert sie und setzt hinzu: „Ich glaube nicht, daß Sie sich dadurch beleidigt finden werden. Habe ich es doch auch dem Könige von England abschlagen müssen." Uebrigens hat sie (was auch zu den Anekdoten, und zwar zu den interessantesten ihres Charakters gehört) ihre beyden Einnahmen ihrer hier lebenden, an einen pensionirten Infanterielieutenant verheiratheten ärmern Schwester zukommen lassen. Bey dieser Gelegenheit ist auch bekannt geworden, daß sie, nicht, wie von ihr vorgegeben wird, zu Sinigaglia, sondern in einem kleinen unbedeutenden Städtchen daneben, nämlich zu Mondolfo, geboren worden ist. Komme ich jetzt zu ihren Konzerten zurück. Ueber ihr Talent ist so viel gesprochen und geschrieben worden, daß man endlich die Akten darüber als geschlossen betrachten kann. Es erhellt, daß sie, summarisch genommen, eine Singmaschine ist, aber die höchste und vollendetste unter allen, welche bis jetzt existirt haben. Daß diese Maschine in's Stocken gerathen, oder wohl gar hin und wieder zerbrochen sey (wie schon vor acht Jahren zu Paris der Marquis Sevelinges, der Verfasser jenes, gegen die Catalani fulminirenden, Pamphlets, und, nach ihm, manche andere leidenschaftliche Skribler, behauptet haben) ist eine Lüge: ihr Organ ist, seit jener Zeit, wo möglich, noch vollthuender, biegsamer, ja jugendlicher geworden, als es sich in ihrer glänzendsten Zeit zu Paris, wo ich sie während vier Jahren wöchentlich gehört habe, gezeigt hat. Ja selbst ihre persönliche Erscheinung scheint sich verjüngt zu haben. Im Ganzen hat ihre Gesangsweise, in so fern ihr Organ ein Kontrealt ist und diese Gattung von Stimme in der neueren Zeit in Italien vorzugsweise an innerem Gehalte und an gediegenem, breitem, tragendem Vortrage zu gewinnen gesucht hat, was ihm an äußerer Ausdehnung abgeht, die Römer, welche zwischen ihr und der Mariani und Pesaroni u. s. w. Vergleiche angestellt haben, unbefriedigt gelassen, ja sich den Vorwurf von Gurgelei und dergleichen zugezogen; auch ist sie beyde Male nicht vom ganzen Publikum, sondern nur von ihren Getreuen, applaudirt worden; am Ende des ersten Konzerts ward sogar, als man sie abermals hervorrufen wollte, gezischt. Daran war vornehmlich der fünffach erhöhte Preis des Parterre's, nebenbey auch der Umstand Schuld, daß sie, bey'm ersten Konzerte

den Zugang zu den Logen untersagt hatte, das heißt, daß jede, in's Theater tretende Person einen Scudo zahlen mußte. In der Regel ist nämlich hier den Besitzern von Logen erlaubt, jeden, der anklopft, wenn sie wollen, einzulassen, ohne daß diese Personen, da der Eingang in's Theater frey, und nur zum Parterre ein Billet erforderlich ist, zu zahlen brauchen. Bey'm zweyten Konzerte hat sie von dieser Strenge nachgelassen, und die Einnahme desselben nur achthundert Scudi betragen, während die erste sich auf vierzehnhundert belaufen haben soll. Davon hat sie die bedeutenden Kosten für die außerordentliche Erleuchtung mit Wachs (illuminazione a giorno), für das Orchester, für die Theaterdirektion, und endlich den fünften Theil an die Theatereinnehmer bezahlen müssen. Bey'm ersten Konzerte gewährte der Anblick des Theaters einen überraschenden Anblick: sämmtliche Ränge strotzten, so zu sagen, von jugendlichen, blühenden, durch den Glanz einer ausgesuchten Toilette gehobenen Schönheiten. Von den Stücken, welche sie gesungen hat, ist eigentlich kein einziges von Bedeutung gewesen; selbst die Rhodeschen Variationen, welche sie in Paris ohne Worte, und blos den Geigenton nachahmend, vorzutragen pflegte (wodurch diese Charlatanerie einen gewissen Reiz erhielt) verlor an Interesse, da sie ihnen Worte unterlegte. Im zweyten Konzerte hat das: Nel cuor non più mi sento am meisten gefallen. Am selbigen Abend gab Hr. Sgricci ebenfalls seine zweyte Improvisationsakademie, und zwar im Theater Argentina. Wann die Pferde fortgelaufen sind, wird der Stall ausgebessert. Das scheint Hr. Sgricci Verfahrungsweise zu seyn; das erste Mal war sein Duodezsaal mit Menschen überfüllt, und bey'm zweyten Male blieb die ungeheure Argentina, das Parterre ausgenommen, eine Einöde. Torbinone sitzt im Glücke, und hat einen abermaligen Treffer gethan: das Ballet Ezio, mit seinen vier, wahrhaft vortrefflichen, Dekorationen (dem Kapitolium nach dem Forum zu, dem Kapitolium nach der heutigen Piazza di Ara Coeli (ein Anachronismus, weil dieser Ausgang damals noch nicht existirte), dem Inneren des kaiserlichen Pallastes, dem Gefängnisse u. s. w.), nebst seinen gut ersonnenen Tänzen und Pantomimen, hat Furore gemacht. Man ist nun neugierig, zu sehen, ob die zweyte Oper sich desselben Schicksals, wie das zweyte Ballet, zu erfreuen haben werde. Die zweyte Oper in Valle, la sposa fedele, von Pacini, ist ein elendes, roffinirendes Machwerk, welches selbst von den gewöhnlichen Theaterbesuchern für ein solches erklärt wird. Gestern hat der eigentliche, öffentliche Carneval begonnen, vom Wetter, obgleich kühl, aber doch heiter und sonnenhell, begünstigt. Wie immer am ersten Tage: wenige Masken, wenige Equipagen, aber Plebs in Menge. Die Häuser waren diesmal besonders glänzend tapezirt. Die Rennen (Barberi) schienen diesen ersten Tag als Probe zu betrachten, denn Dreyviertheile derselben humpten hinternach, als gebührten sie nicht dazu. — Mehrere große Häuser bereiten Feste und Maskeraden zu; man spricht von einer, welche der Herzog Torlonia geben wird, und welche, heißt es, die Aurora (angeblich nach der Guidoschen, im Pallaste Poffiglioso) vorstellen wird. — An Fremden ist fortwährend Mangel, man weiß nicht, welcher Ursache man diesen Umstand zuschreiben soll. Alle Berechnungen, selbst die der ruhigern Beobachter, welche diesem Carnevale eine besonders große Menge von fremden Besuchern prophezeihet hatten, sind getäuscht worden. —

London, Ende Februar.

(Fortsetzung.)

„Zu Barbados (sagt der Verfasser) haben die Sklaven keine eigentlichen sogenannten Lebensmittelfelder, diese bilden einen Theil des Gutes, und sie arbeiten darinnen wie in den anderen Feldern. Aber sie haben alle ihnen eigenthümliche Gärten, die sie nach Willkür bauen dürfen, und sie erhalten, nebst ihren täglichen Rationen aus dem Vorrathshause ihres Herrn jeden Tag eine zubereitete Mahlzeit Essen. Daß sie Zeit haben müssen, um ihre Fleckchen Land anzubauen, beweist der Umstand, daß alle angebaut sind; und man sieht um jede Hütte her Jams, türkisches Korn, Platanen, und selbst Zuckerrohr wachsen. Die Hütte ist mit Palmblättern gedeckt, und in zwey Gemächer abgetheilt; in dem einen schlafen die Eltern, und das andere ist die Wohnstube mit einem Tische, Stühlen und breiten Bänken zu Schlafstellen für die Kinder versehen. Doch gibt es größere Hütten, und welche reichlicher mit Hausrath versehen sind." Der Verfasser besuchte auf Trinidad die beyden indischen Ansiedlungen Arima und Savana Grande, welche zusammen 893 Seelen beyderley Geschlechts enthalten. Diese beschreibt er folgendermaßen: „Sie sind klein von Wuchs, denn ich sah keinen über fünf Fuß sechs Zoll, von gelber Farbe, dunkeln Augen, langen Haaren, strack und glänzend, wie Rabenflügel; sie haben eine merkwürdige Weite zwischen den Nasenlöchern und der Oberlippe, und eine Breite und Stärke der Schultern, welche einem farnesischen Herkules Ehre machen würde. Ihre Hände und Füße sind kleinknochig und zierlich gebildet. Nichts scheint sie, wie andere Menschen, zu bewegen: sie werden weder von Freuden noch von Schmerz, weder von Zorn noch Neugierde ergriffen. Geist oder Körper sind in der tiefsten Schlafsucht versunken; die Kinder liegen still an der Mutter Brust; in ihren Wohnungen herrscht Stille, und Trägheit in allen ihren Bewegungen. Unsere Gesellschaft allein wäre schon genug gewesen Neugierde zu erregen, selbst wenn der Pater nicht hätte seine zwey klappernden Glocken uns zu Ehren anziehen lassen. Die Indianer waren alle hervorgeholt worden, und vor ihnen standen der Alcade und die Regidores mit ihren amtlichen Stäben in der Hand. Dieß waren beynahe die einzigen Lebenszeichen, welche sie gaben. Sie sprachen nicht, lächelten nicht, bewegten sich nicht, sondern standen wie Menschen in Ohnmacht mit offenen Augen. Der Statthalter gab einem jeden Kinde ein Stück Geld, welches angenommen wurde, ohne daß weder sie noch ihre Eltern ein Zeichen des Vergnügens oder Dankes darüber blicken ließen. Sie waren jedoch weit vollkommener gekleidet als die Neger; besonders war das Züchtige im weiblichen Anzuge auffallend. Und nun eine Vergleichung dieser Menschen mit den Negern: „Ihre Farbe ist nicht mehr von einander verschieden als ihr Geist und ihre Gemüthsart ist. In den ersteren steht das Leben still; in den letzteren zittert es durch übergroße Reizbarkeit. Die Neger können nicht stille schweigen; sie schwatzen, sie mögen wollen oder nicht. Jede Leidenschaft bewegt sie mit unglaublicher Heftigkeit: ihr Zorn ist plötzlich und rasend, ihre Fröhlichkeit rauschend, ausgelassen, ihre Neugierde frech, und ihre Liebe das bloße Verlangen eines thierischen Triebes. Doch sind sie ihrer Natur nach im höchsten Grade gutmüthig, und ich kenne nichts anmuthigeres, als wenn einem ein Haufen Negermädchen mit glänzenden Augen und schneeweißen Zähnen auf dem Wege begegnen, und mit ihrem: How d'ye, massa? How d'ye, massa? begrüßen. Man sagt, daß selbst die Sklaven die Indier verachten, und dieß halte ich für sehr wahrscheinlich; sie stehen als denkende Wesen gewiß unter ihnen."

(Die Fortsetzung folgt.)

Beylage: Kunstblatt Nr. 22.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Nro. 65.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, 17. März 1826.

O könnte die Beredsamkeit von allen
Den Tausenden, die dieser großen Stunde
Theilhaftig sind, auf meinen Lippen schweben!

Schiller.

Stellen aus J. P. G. Viennets Sendbrief an den Kaiser Nikolaus zu Gunsten der Griechen.

Nicht will dem Erben Alexanders schmeicheln
Mein Wort, das wieder schallt an deinem Hof.
Wenn meine Muse mit den Fürsten redet,
Will sie erleuchten, schmeicheln mag sie nicht;
Und wenn ihr Stolz, sie zu besingen sich
Entschließt, so wartet sie, du Sohn der Zaare,
Bis ihre Herrschaft würdig ist des Lobs.
Zwar könnt' ich, — und verletzte nicht die Schaam —
Den Wettstreit preisen, wo, in Größe ringend,
Zween Brüder vor der Welt, der staunenden,
Die Krone sich darboten wechselsweis.
Doch die Geschichte, Beyde lohnend, wird
Entgegensetzen sonder Zweifel bald
Dieß Einz'ge Beyspiel, Enkeln zur Belehrung,
Den gier'gen Fürsten, die auf blut'gem Thron,
Den sie geraubt, nur als Tyrannen saßen.

Nein, andre Sorge drängt mich, andrer Wunsch:
Den edeln Resten eines stolzen Volks,
Komm' ich zum drittenmal, im Auge Thränen,
Hülfreich zu weihen meiner Stimme Laut.

. . . . . .

Wenn andre gegen Hellas sich verschwören,
Dein Geist ist noch von solchem Anschlag frey,
Dich fesselt kein Vertrag (wenns einen gibt!).
Jung, liebend, edel, fern vom Diadem,
Selbst auf die Herrschaft nicht zu zählen wagend,
In Wünschen und Gefühlen frank und frey,
Gabst du des Herzens edler Regung nach;
Dieß Herz, vielleicht der Griechen Hoffnung theilend,
Verdammte fremde Thatenlosigkeit.

Thu' mehr! steh' hochgesinnten Christen bey!
Mißtrau' der Gegner unheilvollem Rath,
Laß nicht der Höflinge beschränkten Sinn
Das Mitleid deiner Heldenseele dämpfen.
Die Grausamkeit verschleyernd mit dem Wohl
Der Kön'ge, wird ihr Heucheleifer sprechen:
Daß der Hellenen herrlich's Auferstehn
Nur neues Streben sey der Anarchie,
Daß der Empörungen unlautrer Geist
Die Völker mit dem gift'gen Hauch verwirre,
Und, ein geheimer Feind der Erdenmacht,
In Dunkelheit sich Rache vorbereitend,
Verschwörung sä'nd vom Ebro bis zum Pruth
Europens und der Fürsten Ruh' gefährde;
Daß dieses Ungeheuer, von Paris
Durch eure Legionen ausgestoßen,
Rastlos in Griechenland erstanden sey,
Um, schrecklicher und stärker, bald zurück
Auf unsre Felder Mord und Raub zu tragen. —

Sie lügen, Zaar! ihr ungetreuer Mund
Ist nur das Mordwerkzeug des Muselmanns;
Die Wuth der alten Zeiten flüstert ihnen,
Den feigen Schmeichlern, solche Reden ein.

. . . . . .

Sie wagen es, Rebellen die zu schelten,
Die für den Himmel waffnen ihren Arm,
Die Märt'rer, die, geführt von ihren Priestern,
Vorfechter sind für Heimath und Altar!
In ihr Geschrey mischt sich der Freyheit Name —
Warum erschreckt er so der Kön'ge Stolz?
Ist schrankenlose Macht gesetzlich nur?
Und heischet solcher Frevel all ihr Blut?

Digitized by Google

Ach! dieses edle Blut ist bald erschöpft;
Sie haben keinen Fels, der es nicht tränke,
Es auszugießen schwur der Ottoman;
Das Land ward unter ihm zum Aschenhaufen,
Und jenes Wort, das eure Fahnen schreckt,
Wird bald nur aus dem Schlund der Gräber hallen.

Die Griechen — hofft' ich — würden ihrem Ruhm
Genügen, und allein den Sieg vollenden;
Verblendet hatte mich ihr erstes Glück,
Und stolzere Versuche rieth ich ihnen,
Ich sah ihr Banner wehen vor Byzanz,
Zu dem Triumphe rief sie meine Muse: —
Auch jetzt — indem ich rufe, Herr, nach dir!
Erschallt die Welt von ihren neuen Thaten.
Doch, ach! was hilft's den Helden von Athen,
Den Siegern von Epirus, daß ihr Schwert
Die Banden Afrika's vernichtet hat,
Daß zehenmal des Sultans stolze Schaaren
Gekommen sind zu düngen Thebe's Flur!
Vom Sand Aegyptens zu Idume's Auen
Gebiert die Türkenerde Heer um Heer;
Und wenn ein Grieche hundert Feinde schlüge,
Zuletzt gebräch' an Griechen es der Schlacht!

Mach Ende, Sohn der Zaare, diesem Kampf
Den Rest der edeln Opfer, woll' ihn retten!
Lösch' aus das Feuer in der Türken Blut,
Dem eitlen Aerger ihrer Freunde trotze,
O sieng, ein Retter, deinen Brüdern zu!
Ich spreche nicht von ihrer Väter Tugend,
Wie ihre Kunst die Welt bereichert hat,
Der Jahre Rost geschweißt hat ihre Fesseln, —
Du weißt's; und meine Muse hat dir schon
Von ihrem Ruhm, von ihrem Weh erzählt.
Im Namen ihres Gottes fleh' ich heute
Zu Dir, bey dem allein noch Hoffnung ist;
Wo blühte Hoffnung sonst dem armen Volk?
Und deine Pflicht ist heil'ger, als die unsre;
Du theilst mit ihnen Glauben und Altar,
Und ihre Priester sind die Deinigen;
Christ hat im Himmel euer Band geknüpft,
Gemeiner Vortheil, der die Erd' entzweit,
Er darf, was Gott verbunden hat, nicht lösen!

Was sag' ich! waffnend, zählten sie auf Euch!
In eurem Haus erfannen sie den Schlag,
Ihr Kriegsgeschrey ging aus von euren Ohren,
Ihr erstes Banner war von eurer Hand
Gewoben, war geweiht von euren Priestern;
Von euren Kriegern Einer war ihr Haupt;
Versammelt schwankten eure Fahnen schon
An euren Gränzen ihren Bannern zu.
Das weiß dein Volk; dein Volk steht am Altar
Mit brüderlichen Bitten für die Griechen;
Es brennt, zu theilen ihren heil'gen Streit,
Sieht staunend seinen Drang zurückgehalten.

Doch murren wird dein Hof, daß ich's gewagt,
Dein Volk zu nennen, Wünsch' ihm anzudichten;
Und sagen wird man: voll Empörungswuth
Ruf' ich zum Aufruhr deines Reiches Völker.
Zaar, höre mich: gehorsam dem Gesetz,
Sah' ich Parteyen nie das Wort geliehen;
Ein Freund der Freyheit, doch der Frechheit Feind,
Nie lob' ich eines Volkes schuld'gen Trotz,
Das, gegen die gerechte Macht bewaffnet,
Den Kön'gen wagt zu geben sein Gesetz;
Ja, wichen diese, schelten würde sie
Die Muse, würde nie zur Feigheit rathen.

Doch nicht verachten soll die Stimme man
Des Unterthanen; sein gerader Sinn,
Er lehret manchmal, wie zu herrschen wäre.
Ist edel und gerecht des Volkes Wunsch,
Drückt sich die Meynung aus mit Ruh' und Scheu:
So stärkt der Fürst, der nachgibt, seine Macht,
Und Pflicht vielleicht wird hier Nachgiebigkeit.

. . . . . .
. . . . . .

Wer seinen Weihrauch niemals feilgeboten,
Wer über Wahrheit ernst gebrütet hat,
Wer, ehrend stets den heiligen Beruf
Der Könige, vor ihrem Richterstuhl
Der Menschlichkeit, des Unglücks Sache führt,
Wer, Tugend lobend, Unrecht scheltend stets,
Nie nach des Glückes Laune sich gerichtet,
Der Dichter übet rühmlich seine Pflicht,
Sein heilig Amt, das ihm der Himmel gab.

Vielleicht verkennet man sein Wort im Rath,
Des Höflings Stirne kehrt sich von ihm ab,
Die Gunst, die Ehre suchet ihn nicht auf;
Mit Schmach, mit Unlust wird er überschüttet,
Oft ist das Elend seiner Kühnheit Lohn;
Doch weist die Nachwelt seinen Platz ihm an,
Sie rächt ihn: sein verklagender Gesang
Von Alter angehört zu Alter lastet
Schwer auf der Großen Gruft, die nicht mehr sind.
Das Urtheil der Geschichte fällt sein Lied,
Und ehret oder schändet, die ihm trotzten.

Ich hoffe nicht so herrliches Geschick,
Zu solchem Wahn verirrt sich nicht mein Stolz;
Doch, wenn, Vertheid'ger eines großen Volks,
Ich der Spartaner Auferstehung feyre,
Die Kön'ge theilen heiße den Triumph:
Fühl' ich mich größer in dem großen Stoff.
Mein Lied hallt wieder aus der Völker Mund;
Und Griechenland vereinigt die Parteyen;
Da ist kein edles Herz — es schlägt für sie.
Da ist kein Sänger, kein berühmter Sprecher, —
Auf diesen Kampfplatz waget sich sein Geist,
Und folgt dem Weg, den meiner ihm gezeigt. *)
Mit Ehren nennt ihr Thun einst die Geschichte;
Und wenn der letzte Grieche sinkt in's Grab,
Der Feuerbrand ihr Ufer macht zur Oede,
Vom großen Schiffbruch nur ein Name bleibt:
Wird die Geschichte reden, und erzählen,
Wer Krone trug, als Hellas unterging.

---

*) Bienné ist der erste Dichter, der in seinem Parga und seiner Épitre aux rois de la chrétienté zu Gunsten der Griechen gesungen hat.

Konrad und Gertrud,
oder
die Gründung der Burg Wirtenberg.

(Fortsetzung.)

Der Feldzug begann, Rudolph zog heraus durch Franken und gedachte sich mit den Herzogen Berthold von Zähringen und Wolf von Baiern zu vereinen. Aber Heinrich, fürchtend die vereinte Macht seiner Feinde möchte ihm allzuüberlegen seyn, zog ihm rasch entgegen. Bey Mellrichstadt am Streu-Bach hatte Rudolph sich gelagert, nicht ahnend, daß der Gegner ihm so nahe sey. Da wimmelten plötzlich die Höhen von feindlichen Kriegern, ein wildes Schlachtgeschrey ertönte und ehe noch des Schwabenherzogs Schaaren sich zu ordnen vermochten, waren die Feinde mitten unter ihnen. Jetzt galts entschlossenen Widerstand; Rudolph war, die Seinigen durch Reden und ritterliche Thaten ermunternd, bald da bald dort, Otto von Nordheim und seine Sachsen, vom Grimm des wildesten Hasses angefeuert, färbten im Blute der Tschechen die breiten Schwerter roth und thürmten um sich her Hügel von Leichen auf. Aber auch Heinrichs Krieger stritten heldenmüthig, der Gowertschen scharfe Klingen und der Städtebürger breite Hellebarden durchbohrten manchen wackern Streiter Rudolphs und schon begannen dessen Schaaren hie und da zu wanken.

Jetzt erhob sich plötzlich im Rücken des Feindes ein wildes Getümmel, seine Rotten stoben auseinander, vergebens suchte Heinrich sie von Neuem zu sammeln; er selbst und seine Begleiter sahen sich mit Wuth von einem Reiterhaufen angefallen, der sich bis in die Mitte des Heeres Bahn gehauen und das, zum Theil aus Bauern bestehende, Südvolk zersprengt hatte. Der Kampf war hart, viele Edeln fielen an des Kaisers Seite, unter ihnen der alte Graf Eberhard von Nellenburg und Poppo, Graf von Henneberg, dem Herrscher selbst zerbieb der Schwertstreich des Anführers jener Reiterschaar die Helmdecke. Da ertönte das Geschrey: Heinrich ist gefallen! und gab die Losung zur Flucht seines Heeres, das in wilder Eile sich den Gebirgen zuwandte.

Auf dem blutgetränkten, leichenvollen Schlachtfelde begrüßte Rudolph den Anführer jenes tapfern Geschwaders, das so viel zum Siege beygetragen hatte. Konrad war's, der, beym Anfang der Schlacht mit den Seinigen entfernt, sobald er die Kunde vom Kampf vernahm, rasch herbey eilte und den Feinden in den Rücken fiel. „Ihr habt Euch neue Ansprüche auf meine Dankbarkeit erworben, sprach der König zu ihm, seyd überzeugt, daß ich nie vergessen werde, was ich Euch schuldig bin. Für jetzt genüge Euch die Versicherung, daß ich, wenn wir den Kampf glücklich beendigt haben, Eurer Dienste so gedenken werde, daß es Euch nie gereuen soll, mir in diesem Kriege so redlich und eifrig gedient zu haben." Aber weder diese schönen Verheißungen des Königs, noch das Lob, das seine Kriegsgefährten ihm spendeten, vermochten Konrads düstern Sinn zu erheitern, denn immer noch war er ohne alle Kunde von Bruno und Gertrud. Weder die Zeit noch das Getümmel des Kampfes konnten seinen Schmerz lindern, nur seines Vaters prophetische Worte ließen die Flammen der Hoffnung nicht ganz in seiner Brust ersterben; auch zog ihn eine geheime Ahnung — denn Sehnsucht nach dem heimischen Boden, wo er ja fast Alles, was ihm theuer war, verloren hatte, glaubte er es nicht nennen zu dürfen — nach Schwaben zurück, und nur ungerne verweilte er noch länger bey Rudolphs Heer in Sachsen.

Da kamen aus Schwaben, von des Königes Anhängern Boten, welche ihn dringend um Hülfe baten, weil sie von den Feinden hart gedrängt würden. Schon waren viele Burgen gefallen, andre belagert, das Land aber weit und breit verwüstet. Doch in Rudolphs Gemüth, obwohl er am Tage der Schlacht den alten Muth bewährte, tobte noch immer ein verderblicher Zwiespalt, der auch jetzt sich unheilbringend offenbarte. Vergebens drangen seine Freunde in ihn, herauszuziehen in sein Herzogthum, und der Feinde Wüthen Einhalt zu thun, als ob er sich scheue, die Gauen wieder zu sehen, die er fünfzehn Jahre lang als Herzog glücklich und hochgeehrt im deutschen Lande beherrscht hatte, verwarf er hartnäckig diesen Rath, und konnte nur dazu vermocht werden, eine Hülfe dahin zu schicken, mit welcher nun auch Konrad wieder der Heimath zuzog.

Der Frühling begann eben die Fluren mit neuem Grün zu schmücken, Blüthen und Blätter drängten sich aus den Knospen hervor, und der März-Sonne erwärmender Strahl schmelzte allmählig auch den Schnee, der in den Schluchten und Klüften der Gebirge bis jetzt der Einwirkung der lauen Frühlingslüfte widerstanden war. Da ritt Konrad am Ufer der Rems, die noch immer die gelblichen, von Schneewasser angeschwollenen Fluten brausend dahin wälzte, der väterlichen Burg zu.

Sie stand noch unversehrt, denn bis jetzt war des Krieges wilder Sturm noch nicht hierher gedrungen, der heldenmüthige Widerstand, den Pfalzgraf Hugo zu Tübingen den Feinden entgegensetzte, hatte ihn aufgehalten. Aber der Pfalzgraf war hart bedrängt, und ohne Zögern gingen daher die von Rudolph gesandten Hülfstruppen weiter, um Tübingen zu entsetzen.

Allein die Kunde von ihrer Ankunft, und der kriegerische Ruf, der ihre Zahl vermehrte, hatte die Feinde schon hinweggescheucht, und jubelnd zog nun das Heer durch die Thore der befreyten Stadt.

Digitized by Google

Konrad eilte unverzüglich der Burg zu, freudig grüßend, flog Luitgard ihm entgegen, zog ihn in rascher Eile in des Pfalzgrafen Gemach, und siehe ihm entgegen trat mit ausgebreiteten Armen sein Bruder Bruno. Schweigend hielten beyde einander eine Zeit lang umarmt, bis Bruno seine Geschichte also anhub.

(Die Fortsetzung folgt.)

Der Stundenschlag.

Jegliche Stunde, die schlägt, schlägt dir von der Blume, des Lebens,
Wo sie verpflanzt auch blüh', ohn' es zu ahnen, ein Blatt.
Nütze die Stunden, dieweil an der Uhr der Pendel noch schwanket,
Und, ist die Blume verblüht, lezt dich die labende Frucht.

Schiller.

Korrespondenz-Nachrichten.

London, Ende Februar.

(Beschluß.)

Im Dorfe Barbadas waren auf des Statthalters Befehl ungefähr 300 freye Neger versammelt, ein Theil von denen, welche die Engländer im vergangenen Kriege gegen die vereinigten Staaten in den südlichen Gegenden zum Aufruhr bewegt, und nach dem fehlgeschlagenen Unternehmen gegen New-Orleans nach den westindischen Inseln geführt hatten. Diesen wollte der Gouverneur den neuangekommenen Bischof der englischen Kirche vorstellen, und dieß geschah in der katholischen Kapelle, welches der Pater für diese Gelegenheit verstattete. Der Statthalter hielt seine Anrede in ächtem Neger-Englisch, und der Bischof folgte ihm mit einer herzlichen Ermahnung, und beschloß die Feyerlichkeit mit dem allgemeinen Segen. Der Pater machte viele Komplimente in gutem Andalusisch, die Neger freuten sich in ihrer Sprache, und die guten Indier standen da, stille, vor sich hinstarrend, und wußten nicht zu begreifen, was da denn vorgehen möchte."

Ich schließe mit einer Beschreibung des Kinderlebens. In dem veränderlichen Klima Großbritanniens, wo Kinder in Röcke, Mäntel, Mützen und Schuhe gehüllt werden müssen, kann man sich nicht leicht einen Begriff von der frühen Lebensentwickelung machen, die gewöhnlich bey den Kindern in Westindien Statt findet. Dort steht der fette kleine indische Bacchus schon zu zwölf Monaten auf den Beinen wie ein Mann, und starrt euch, statt der unachtsamen Leerheit im Gesichte unserer Kinder, mit dem gutmüthigen frechen Muth an, den Raphael seinem Kinde gibt. Sie tanzen im Kreise zwischen ihren arbeitenden Eltern herum, und bewerfen sich mit Koth, wie bey uns die Schulknaben mit Kastanien und Schneeballen. Ihre Naivetät ist außerordentlich, ein kleiner Junge lief gerade hinter mich, steckte den lockigen Kopf zwischen meine Beine, und sah mir mit unvergleichlicher Frechheit in's Gesicht; ein älterer kletterte mir auf den Rücken, um mir die Wangen zu streicheln. . . . . Die Kinderstube ist ein einziger Anblick. Es ist ein großes offenes Zimmer, rings mit Krippen umgeben, in deren jeder ein nacktes Negerlein liegt, vom Neugebornen bis zum acht- oder neunmonatlichen Bengel, von dem kleinen schwarzen Pudding, bis zum größten Spanferkel hinan. Welch ein Geschrey, Gekreische und Gegrunze! die ehrwürdige Amme sitzt mit ruhigem Gesichte in der Mitte, und gibt den Jungen Brey, wenn sie aus Hunger zu schreyen scheinen. Sie stopfen die Kinder wie die Puterhühne, indem sie sie auf den Rücken legen, ihnen einen Klumpen Essen in's Maul stecken, und dann mit den Daumen und Zeigefinger hinunter arbeiten. Die Negerinnen thun dieß im Uebermaß, und sie wollen sich keines anderen überreden lassen, obgleich es allgemein bekannt, daß das Ueberfüllen der Kinder an der häufigen Sterblichkeit unter denselben Schuld ist. Der Verfasser (beyläufig gesagt, ein eifriger Anglikaner, der die Katholiken Keyer und ihren Gottesdienst Götzendienerey nennt) gibt zwar zu, daß die Methodisten, bey dem bisherigen Mangel an Geistlichen von der englischen Kirche, oder an Eifer unter den vorhandenen, manches Gute unter den Negern geleistet; aber er tadelt sehr strenge das unter dieser Sekte herrschende Späherwesen, und warnt die Pflanzer sehr dringend gegen die Gefahr, den Sektengeist unter ihren Sklaven aufkommen zu lassen, welcher ihnen einst sehr verderblich werden müßte, und ermuntert sie daher die Erziehung derselben in der Anglikanischen Religion zu befördern, da jezt mehr Geistliche von derselben da sind, und dieselben unter der Aufsicht eines regelmäßigen Bischofs stehen: In dieser Warnung mag Vieles gegründet seyn, obgleich der Verfasser mir in Religionssachen gerechtes Mißtrauen gegen seine Meynung einflößt.

Die Erscheinung des neuen Romans von Scott ist durch den Bankerott seines Herausgebers, Constable von Edinburg, verzögert. Ich glaube Ihnen schon gemeldet zu haben, daß Sir Walter durch diesen Bankrott sowohl, als den seines Druckers Ballentyne, bedeutend verliert, ja daß man glaubte, er würde dadurch ganz zu Grunde gerichtet werden. Es scheint jedoch, daß er als ein vorsichtiger Schotte vorgebauet, und unter anderen schon vor einigen Jahren seinen schönen Landsitz zu Ashford seinem ältesten Sohne zugesichert hat. Uebrigens ist alles dieses nur noch Gerücht, und es ist noch nichts Zuverlässiges darüber in's Publikum gekommen.

Hr. Heilbronn, welcher, wie ich aus dem Morgenblatte und anderen Zeitschriften ersehen, auf seiner Durchreise in Deutschland mit der Stetter'schen Sammlung von Zeichnungen so großen Beyfall eingeerntet, befindet sich nun hier. Es ist nur Schade, daß Hr. Heilbronn in einem so traurigen Zeitpunkt hierher gekommen ist, und die Zeichnungen nicht trennen zu wollen scheint; denn unser Museum und andere öffentliche Kunstsammlungen scheinen nicht sehr geneigt dergleichen große Käufe zu machen, besonders wenn mit dem Kunstwerk kein großer Name verknüpft ist, und für Privatpersonen dürfte der Preis, den er dafür verlangt, eben jezt zu hoch seyn. Sollte Hr. Heilbronn damit nach Ungarn zurückreisen müssen, so hoffe ich, daß irgend ein deutscher Monarch das Prachtwerk an sich kaufen werde, das die Ungarn hätten nie von sich lassen sollen.

Im Theater von Coventgarden gibt man schon seit einigen Tagen ein nach dem Französischen bearbeitetes Drama, das zwar ziemlich besucht wird, aber dem guten Geschmack sehr zuwider ist, es heißt der französische Wollüstling.

Mortachi's Tebaldo e Isolina ist in der italienischen Oper zum ersten Mal gegeben und sehr gut aufgenommen worden.

Beylage: Literaturblatt Nr. 22.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Nro. 66.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 18. März 1826.

Nur die dem Staat am treusten dienen,
Dieß sind allein die besseren Bienen.

Gellert.

Das Hotel des Finanz-Ministeriums zu Paris.

(Fortsezung.)

Bureaukratische Wichtigkeit — Polizey.

Jede Klasse von Menschen, welche durch gemeinsame Beschäftigung vereint werden, nimmt gewisse charakteristische Sitten an. Das charakteristische Kennzeichen des bureaukratischen Standes ist ein Ansehen von Wichtigkeit, was sich jeder dazu gehörige gibt. Dieser so überaus lächerliche Fehler dient zwar besonders dazu, um die Mittelmäßigkeit oder Nullität zu decken; allein auch Männer von Geist und Verstand werden davon angesteckt, wenn sie eine Zeit lang in den Bureaus gelebt haben. In den Bureaus hat die Wichtigkeit ihren Sitz aufgeschlagen, und dieß ist leicht erklärlich. Vom Direktor bis zum Abschreiber hinunter spricht jeder im Namen des Ministers. Der Commis, welcher einen Brief an einen diplomatischen Agenten, an einen Präfekten, einen Generalprokurator u. s. w. ausfertigt, bedient sich immer der stolzen Spitze: Ich — Ich befehle, Ich verordne u. s. w. So bildet er sich bald ein, daß sein Wille sich mit dem des Ministers vereint. Und der blinde Gehorsam, womit diese Befehle befolgt werden, bringt leicht bey dem Bureauchef, bey dem Commis, bey dem Abschreiber die Illusion hervor, daß von seinem Willen unser Wohl und Weh abhängt. Sie sind es, die im Namen Sr. Excellenz die Gensd'armen, die Douaniers, das Militair in Bewegung sezen. In den Audienzen, welche sie euch zusagen, bey den Nachweisungen, welche sie euch geben, fühlt ihre bureaukratische Eitelkeit beständig jenen Rückhalt, den sie haben, jene Ideenassociation, welche sie mit der Excellenz identifizirt. Daher das gestreckte Wesen, der schwerfällige Inquirententon, der noch durch ungeheure Register, Tabellen und Lehnstühle neues Gewicht erhält. Der Bittsteller wird durch diese Last von Wichtigkeit, welche aus Papierstößen neue Nahrung schöpft, erdrückt. Nehmt einem Bureaukraten seine Register, seine Tabellen, so verliert er sein Gleichgewicht, seine Sicherheit. Es ist Simson, dem man seine Locken geschoren hat. Aber hinter seine Foliobände verschanzt, fragt er wichtig nach eurem Namen und Vornamen, und nachdem er lange hin und her nachgeschlagen hat, sagt er endlich, stolz über seine scharfsinnige Entdeckung: „Da stehen Sie, Sie heißen N....," streckt den Hals und rückt die Halsbinde zurecht.

Es gibt ein schreckliches Wort, womit sich die bureaukratische Wichtigkeit bewaffnet; es ist das wohlbekannte: Ich habe keine Zeit! Dieß einzige Wort ist das Verderben der Bittsteller. Es ist besonders in den Bureaus gebräuchlich, wo man nichts zu thun hat. Ich kannte eines, worin sieben Personen waren. Der Chef übte sich auf der Violine, wobey ihm die entfernte Lage seines Kabinets zu statten kam. Der Unterchef nahm englischen Unterricht, von den beyden Commis zeichnete der eine Karikaturen, der andere machte Vaudevilles. Der Diurnist machte Papparbeiten, der Bote Stickmuster und der Bureaudiener Westen und Hosen. Fand sich ein Bittsteller

ein, oder ſonſt Jemand, der Geſchäfte hatte, ſo tönte ihm wie auf Kommando, ein ſiebenfaches gewaltiges: Ich habe keine Zettl entgegen. Auch galt dieß Bureau für das fleißigſte im ganzen Miniſterium. Die bureaukratiſche Wichtigkeit liebt es ganz beſonders, auf ſich warten zu laſſen. Die Vorzimmer, die Gänge ſind voll von Wartenden, während die Bureaukraten pfeifen, ihre Federn zerdrücken, oder ihrem Nachbar ein Geſchichtchen erzählen. Die Tabaksdoſe aber ſpielt eine Hauptrolle in der bureaukratiſchen Wichtigkeit. Die Zeit, welche der Bureaukrate braucht, um ſein Taſchentuch herauszunehmen, zu entfalten, es zu benutzen, wieder zuſammenzulegen, dann die Doſe herauszunehmen und bedächtig die Priſe der Naſe zu bringen, würde hinreichen, um alle rückſtändigen Geſchäfte zu expediren. Um ihre Wichtigkeit zu vermehren, führen die Häupter der Bureaukratie ein Portefeuille, worauf mit goldnen Lettern zu leſen iſt: „Miniſterium des u. ſ. w.“ Oft iſt dieſes Portefeuille eben ſo leicht und leer als der Kopf Sr. Excellenz, aber die Einbildungskraft des Laien läßt ihn darin die Geheimniſſe, die Schickſale des Staates vermuthen. Oft dient dieß wichtige Portefeuille dazu, um die Familie Sr. Excellenz mit dem goldberänderten Papier zu verſehen, was dem Miniſterium geliefert wird, und worauf die Gemahlin Sr. Excellenz ihre Balleinladungen ſchreibt. Dieſe Illuſionen eigener Wichtigkeit entſchädigt die Glieder der Bureaukratie für manche Entbehrungen, manchen Zwang, den ihnen die Polizeygeſetze der Bureaus auflegt. Jeder, der in's Miniſterium eingelaſſen werden will, muß dem Portier eine Karte vorzeigen, worauf ſein Name, Grad und die Abtheilung, der er zugehört, angegeben iſt. Das Gedächtniß und die Erfahrung wäre ohne Zweifel hinreichend, um den Schweizer die Angeſtellten von den Bittſtellern unterſcheiden zu laſſen. Der Schäfer mag ſeinem Vieh rothe oder ſchwarze Zeichen aufdrücken, denn die Heerden können ſich vermiſchen, aber nichts iſt leichter als unter Menſchen die, welche bezahlt werden, von denen zu unterſcheiden, welche bezahlen. Jene unnütze Strenge zwingt oft den Commis, der in ſeinem Dienſteifer ſeine Eintrittskarte vergeſſen hat, nach Hauſe zurückzulaufen, um ſie zu holen. Und eben ſo oft gibt ſie dem Faulen einen Vorwand für ſein Ausbleiben. Um dieß leztere zu erſchweren, hat man ſogenannte Gegenwartstabellen (feuille de présence) erfunden. Vor neun Uhr muß man im Bureau ſeyn und ſeinen Namen auf jene Tafel ſchreiben, nach neun Uhr wird ſie dem Generalſekretair gebracht, der die Abweſenden notirt. Auf jedes Ausbleiben iſt eine Buße geſezt, die dann dem Commis von ſeinen Gratifikationen abgezogen wird. Solche pedantiſche Liſten haben zur Folge, daß die Angeſtellten keinen andern Eifer haben, als den, zur Stunde da zu ſeyn, denn das Verdienſt, was ſie belohnt ſehen, ſind gute Beine und eine genaue Uhr. Die Pünktlichkeit iſt ohne Zweifel eine gute Eigenſchaft, allein die Hauptſache iſt die Arbeit und die Güte der Arbeit.

(Die Fortſetzung folgt.)

Konrad und Gertrud, oder die Gründung der Burg Wirtenberg.

(Fortſetzung.)

„Du wirſt wohl begierig ſeyn zu vernehmen, wie ich, den du für verloren hielteſt, wieder kam, theurer Bruder! vernimm die wunderbare Geſchichte meiner Rettung, die du ſchon früher erfahren hätteſt, wäre es möglich geweſen, aus der ſo eng eingeſchloſſenen Stadt einen Boten abzuſenden.“

Nun erzählte Bruno, was wir ſchon wiſſen, wie er gefangen worden, und wie ihm der Winter ſo trüb verfloſſen ſey, ohne daß er, trotz ſeines häufigen und angeſtrengten Lauſchens, auch nur einen menſchlichen Laut in der Nähe ſeines Gefängniſſes vernommen habe. „Endlich, da der Frühling in ſeine volle Blüthe getreten war, fuhr er fort, vernahm ich je zuweilen Jagdgethöne in der Ferne, und begann neue Hoffnung zu faſſen. Eine bleyerne Platte, die ich in meinem Gefängniſſe fand, wurde mittelſt eines eiſernen, an den Steinen geſchärften, Nagels von mir überſchrieben, und ſehnſüchtig harrte ich auf das Näherkommen des Jagdgethönes. Mehrere Tage lang war mein Harren vergeblich; endlich vernahm ich dicht am Fuße meines Kerkerthurmes den Laut menſchlicher Stimmen und ſtieß ſo kräftig als möglich die Platte durch die engen Gitter meines Gemachs, ſie fiel mit Geräuſch auf eine Steinplatte und gleich darauf vernahm ich die Worte: „„Schau doch einmal, Luitbold, was da von dem alten Thurme herabfällt!““ — „„Weiß der, antwortete eine andere Stimme, eine Bleyplatte; was mögen wohl die in ſie eingegrabenen Züge bedeuten? Komm, laß ſie uns dem Dorfpfaffen bringen, der kann ſie uns vielleicht erklären!““ Die Sprechenden entfernten ſich, und ich ſah mit geſpannter Erwartung der Entwicklung meines Schickſals entgegen. Doch eine Woche verging und kein Retter nahte; allmählig verlor die Hoffnung ſich wieder und machte von Neuem dem tiefſten Kummer Platz, da öffnete ſich einmal ganz zur ungewöhnlichen Zeit meine Thüre und herein trat der Pfalzgraf hier, von mehreren Bewaffneten begleitet. Doch wie er zu mir kam, ſoll er dir ſelbſt erzählen.“

Hugo begann alſo: „Die Finder der Platte, Landleute von Simmersfeld, unweit deſſen die alte Burg, die Bruno'n zum Kerker diente, im Walde verdichtet lag, brachten ihren Fund dem Prieſter ihres Orts. Dieſer redliche Mann hatte kaum die Worte auf der Platte geleſen, als er ſie durch einen vertrauten Boten nach Beutelsbach ſchickte;

Digitized by Google

hier mochte man seiner Erzählung nicht recht glauben und sandte also den Boten mir zu. Ich machte mich nun mit etlichen Knappen auf, eine Jagd vorwendend, kam hierher und konnte der Burg mich leicht bemeistern, da außer Bruno's Kerkermeister und dessen Gattin kein Mensch dieselbe bewohnte. Das Weib ließen wir laufen, den Mann aber führten wir mit uns, hoffend, von ihm den Namen des Schändlichen zu erfahren, der deinen Bruder eingekerkert hatte. Aber kaum waren wir eine Viertelstunde von der Burg entfernt, als der Kerkermeister, fürchtend, die Folter würde ihm das bisher beharrlich verweigerte Geständniß erpressen, eine günstige Gelegenheit ersah, an einem mit Gebüschen bewachsenen Felsen hinabrutschte und in einer tiefen Waldschlucht verschwand, ohne daß wir ihn wieder erforschen konnten."

„So, fuhr nun Bruno, des Bruders Hand ergreifend, fort, ward ich wieder frey und darf, was ich im Kerkerdunkel oft kaum mehr zu hoffen wagte, euch wieder sehen, und so wirst auch du, mein Konrad, deine Gertrud einst wieder erblicken!" — „Das gebe Gott, entgegnete der Ritter, weiß ich doch nicht einmal, ob sie nur noch unter den Lebenden weilt, ob sie nicht gar — er hielt, erschreckend vor dem, was er eben aussprechen wollte, inne — aber Bruno, der den Sinn der nur halbvollendeten Worte wohl verstand, rief ihm zu: „Frevle nicht an deiner Geliebten, da kennst du ihr treues Gemüth zu wenig, wenn du wähnst, sie werde dich einem Andern, stehe er auch so hoch er wolle, aufopfern! Kein Mißtrauen, keinen Kleinmuth, die Nacht des Unglücks beginnt zu entweichen, des Glückes heiterer Morgen bricht an! Horch wie heilweissagend und meine Worte bestätigend der Glocken heller Klang von der St. Georgenkirche zu uns herauf tönt! Er ruft uns zum Dankfeste für die Befreyung der Stadt von Feindesnoth, drum auf, hinab zum Heiligthum des Herrn.

Sie gingen und wohnten dem Siegesfeste bey, dem ein fröhliches Mahl folgte, das spät in der Nacht erst endete. Einige Wochen verstrichen für Konrad zu Tübingen schnell und ziemlich heiter, da seine Zeit zwischen den für den bevorstehenden Feldzug nöthigen Vorbereitungen und dem tröstenden und erquickenden Umgang mit seinen Geschwistern getheilt war, darauf zog er mit dem schwäbischen Heere aus, um die Gegenden an der Donau dem Feinde wieder abzugewinnen.

6.

Schon war manch blutiges Gefecht geliefert, manche friedliche Burg erobert und zerstört worden, als zu Ende des Mai-Monats das schwäbische Heer in den Besitzungen des Grafen Leutolds von Dillingen anlangte, die nun für ihres Gebieters Anhänglichkeit an Heinrich schwer büßen mußten. Eine der festesten Burgen des Dillingers lag auf einem Felsen, am Gestade der Donau, da wo jetzt die Stadt Donauwörth sich erhebt, wo aber damals nur etliche niedrige Fischerhütten standen; hierher hatten die geschlagenen Krieger des Grafen sich zurückgezogen, und glaubten, auf ihrer Mauern Stärke trotzend, und auf Heinrichs nahe Hülfe hoffend, den herannahenden Sturm furchtlos erwarten zu können. Mit stolzem Hohne sahen sie die feindlichen Schaaren das feste Schloß umringen, mit verachtendem Spotte riefen sie ihre Anträge, sich zu ergeben, zurück, und mit aller Macht begannen nun Rudolphs Mannen die Belagerung.

Vor allen zeigte Konrad, dem Bruno's Aeußerungen den Verdacht beygebracht hatten, als sey Leutold Gertrudens Räuber, und der doch noch auf keiner von des Dillingers eroberten Burgen seine Geliebte gefunden hatte, den größten Eifer; aber auch seinem Muthe stellten die steil abgeschnittenen Felsenwände, die von drey Seiten des Berges emporragend das Schloß trugen, und die zweyfache, durch Gräben und Zugbrücken wohlverwahrte, mit starken Thürmen versehene Mauer, auf der vierten, einzig zugänglichen Seite, unübersteigliche Hindernisse entgegen. Etliche Stürme, welche die Belagerer versuchten, würden abgeschlagen, und beunruhigt von der Kunde, daß Heinrich zum Entsatz herannahe, drangen nun mehrere Anführer auf den Abzug, ein Vorschlag, welcher von der Mehrzahl bereitwillig angenommen ward, und am nächstfolgenden Tage schon in Vollziehung gesetzt werden sollte.

Mißmuthig über diesen Entschluß, der mit seinen Hoffnungen und Entwürfen so wenig übereinstimmte, begab sich Konrad aus der Reichsversammlung in sein Zelt, doch bald trieb's ihn auch von hier weg in das Freye hinaus. Da stand er nun und betrachtete traurig des Dillingers Feste, deren Fenster vom Licht der untergehenden Sonne vergoldet, herrlich glänzten. Ihm war's als strahle aus diesem Glanze Gertrudens leuchtendes Augenpaar ihm entgegen, als brächten die hellen Klänge des Burglöckleins, das eben zum Abendgebete rief, ihm ihre Grüße herab. Ha! rief er, wenn sie da droben gefangen wäre, wenn diese Burg meines Gegners mein theuerstes Kleinod verschlösse! — Und ich soll abziehen, morgen schon abziehen! Jene starren steilen Felsen, jene mächtigen, hochbethürmten Mauern trotzen meiner Gewalt, jene starken Thore wollen sich meiner Sehnsucht so wenig aufthun als meinem Zorn! Gibt's denn kein Mittel, sie zu öffnen!

In trauriges Sinnen versunken wandelte Konrad hin und her, mehr als einmal noch nach der Burg die sehnsüchtigen Blicke erhebend, bis der Glanz, der sie beleuchtete, verschwunden war, und die hohen Massen trüb auf ihn herabschauten; dann kehrte er mit schwerem Herzen heim in sein Gezelt, wo erst spät auf sein kummervolles Haupt sich der Schlummer senkte. Das laute Getümmel des aufbrechenden Heeres erweckte ihn nach kur-

zer Zeit wieder, und bald verließ er mit demſelben die Stätte, welche er mit ſo frohen Hoffnungen betreten hatte.

(Die Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Berlin, 29. Januar.

Maria Stuart.

Es zeigt ſich ſogleich bey der erſten Betrachtung, daß vom Don Carlos an bis zur Jungfrau von Orleans hin die Grundlage für alle Schiller'ſche Geſtalten die katholiſche und proteſtantiſche Welt in ihrem langdauernden Kampfe ſey; und daß der Dichter dieſen Inhalt in den welthiſtoriſchen Perſonen ſelber, die ihn durchkämpften, darſtellt, bezeugt ſchon den großen Genius, den viele jezt herabzuſetzen bemüht ſind, weil ihnen, obſchon ſie über ihn zu ſtehen meynen, ſowohl der Genius Aehnliches in anderen Gebieten in's Leben zu rufen, als auch die Kraft fehlt, das Werk des Genius, wenn er auch nicht mehr ihr Innerſtes und Eigenſtes ausſpricht, zu genießen oder zu würdigen. — Im Don Carlos tritt die neugeborene proteſtantiſche Welt, indem ſie ſich ihre feſte Exiſtenz noch nicht erſtritten hat, noch als Jüngling im erſten wirklichkeitloſen Schwärmereifer auf, als Zweck und Abſicht, die durch ſich ſelber untergeht, doch im Wallenſtein hat ſich der Manneskampf der neuen Weltgeſtaltung mit der alten ſchon ſechszehn Jahre blutig fortgewälzt; Wallenſtein will ihn enden, aber daß er weder der einen noch der andern Welt ganz angehört, daß er, beyden furchtbar, dennoch beyde in ſich vereinigt, während er den Zweck keiner von beyden, ſondern ſeiner eigenen durch erzwungenen Frieden erreichen will, dieſe Schuld richtet ihn zu Grunde. Dadurch iſt aber jezt der Staatsſtreit, der Kampf um die weltliche Exiſtenz beendet, der Proteſtantismus hat auf Erden Raum gewonnen; er iſt anerkannt, und das feindliche Nebeneinander beyder Grundlagen der modernen Welt wird jezt der Boden, auf welchem ſich einzelne Leidenſchaften der Staatsherrſchaft, der Ehe und Liebe, wie ſie ſich unterſchieden in der katholiſchen und proteſtantiſchen Welt geſtalten, einander bekämpfend gegenüberſtehn. Indem auf dieſe Weiſe beyde Weltbildungen aus dem Streit um ihre allgemeine Exiſtenz in die Innerlichkeit des Gemüthes, das ſie zu dem ſtrengen macht, zurückgehn, iſt es ein großer Zug des Dichters, hier die königlichen Frauen auftreten zu laſſen. Beyde haben denſelben Inhalt: den Thron von England, die Liebe, die Ehe, aber unter den entgegengeſezteſten Formen, und dieß iſt der nothwendige Grund ihres unverſöhnlichen Haſſes, den nur die katholiſche Maria, ſich ſelbſt bezwingend, aufgibt. Denn dieſe Selbſtbezwingung, dieſe Unterordnung ihrer ſelbſt unter die Gebote ihres Glaubens iſt der allgemeine Grundzug, der ſie von der proteſtantiſchen Jungfrau unterſcheidet, die auf der Spize des Proteſtantismus ſtehend, ſich und ihre Zwecke als Höchſtes und Lezles weiß und vollführt. In Maria erſcheint uns der Katholicismus noch in aller Reinheit: als feſter Glaube, der aber alles Göttliche dem Menſchen noch in ſinnlicher Geſtaltung offenbart, noch nicht in der Form des eigenſten, innerſten Wiſſens des Menſchen von ſich ſelbſt; dann ſehn wir in Betreff auf weltlichen Inhalt ein Gemüth, das ſich in Rückſicht des Staats, der Ehe, der Liebe, unverholen ſeinen Trieben und Neigungen überließ, aber die Schuld, in welche es dadurch gerieth, lezlich durch ſtrenge Buße, durch innerliche Bekehrung, um ſich mit Gott wieder auszuſöhnen, zu vertilgen ſtrebt. Mit dieſem frommen Streben ſehn wir Maria ſogleich auftreten, und ſo iſt auch ihr lezter weltlicher Wunſch nur, der Ungerechtigkeit des Kerkers zu entfliehen, und einem liebenden Freunde das nun reine Herz, die nun reine Hand zu bieten, wenn die ſchwere Jugendſchuld ziehn ſie in's Grab hernieder, und den Tod mit dem Tode ſühnend, erringt ſie das Himmelreich. — War nun Maria ganz Herz und Gemüth, ſo finden wir in Eliſabeth nur Verſtand, der ſich, wo der göttlichen noch menſchlichen Geboten ſich unterordnend, als ſelbſtherrſchender König weiß, und indem er nur die Larve der Demuth annimmt, die Zwecke ſeiner Herrſchſucht, ohne ſie jemals aufzugeben, raſtlos verfolgt. Gegen die unverhohlene naive Weiſe, mit welcher Maria ſündigt, ſehen wir in Eliſabeth Heucheley und ſpekulirende Jungfräulichkeit. In der Liebe gab ſich Maria rückſichtslos hin — Eliſabeth entreißt ſich ſtaatsklug ihren Armen, um ſtaatskluge Bande zu knüpfen, und zeigt doch wieder gleißneriſch in der Ferne ihren geheimſten ſüßeſten Lohn, den ſie ſelbſt gern ernaſchen möchte; ſie ſpielt eitel und ſelbſtſüchtig mit den Herzen, die ſich ihr weihn. — Dieſe beyden Hauptgeſtalten beſtimmen auch den Charakter der Zwiſchenfiguren, der Verſuch, beyde Seiten in ſich zu vereinen, richtet ſowohl Mortimer als Graf Leſter zu Grunde. Wie Maria und Eliſabeth, ganz ſo ſtehen in ihrer Sphäre ſich Mortimer und Leſter gegenüber; der brauſende Jüngling zerſchellt an der Eisſcholle Leſter. Um Eliſabeth reihn ſich, beydes aber als individuelle Geſtalten, Burleigh in geſinnungsloſer Staatsklugheit, Talbot als der Kämpfer für Recht und Gerechtigkeit, da Eliſabeth zwar einerſeits aus politiſchen Gründen, aber ebenſoſehr aus perſönlichen Gehäſſigkeiten das Todesblatt unterſchreibt, ohne Reue, geſtraft nur dadurch, daß ſie zulezt einſam und verlaſſen mit ihrem kalten eiſernen Herzen allein daſteht — trauriger Sieg des Proteſtantismus überdauert, wenn er ſich auf die Spize deſſen ſtellt, was ihn vom Katholicismus unterſcheidet, weßwegen er ſich mit ihm bekämpft, und ihn beſiegen muß. —

(Die Fortſetzung folgt.)

Auflöſung der Charade in Nr. 60:
Grillparzer.

Charade.

Drey Sylben.

Erſte Sylbe.

Im Sommer braucht man's kaum, etwa um Holz zu führen
Vom Bergwald her; der Winter iſt der Mann.
Der bringt es erſt mit Ehren an.
Wo Kinder, Herrn und Frau'n es luſtig oft regieren.

Das andre Sylbenpaar? — Ein Kleidungsſtück. Entbehren
Kann man's nicht leicht, zumal bey ſtrenger Winterszeit:
Das Ganze — hat damit wohl Aehnlichkeit;
Doch dient es weniger zur Nothdurft als zur Freud',
Und wird im Sommer dir umſonſt den Fuß beſchweren.

— o —

Druckfehler.

Nr. 57. S. 226. Sp. 1. Z. 12. v. u. ſt. Kochheim l. Forchheim. Nr. 57. S. 226. Sp. 1. Z. 2. v. u. ſt. rieſigen l. eiſigen. Nr. 60. S. 239. Sp. 1. Z. 22. v. o. ſt. Freuden l. Frieden. Nr. 62. S. 246. Sp. 2. Z. 3. v. o. ſt. ſpuckten l. zuckten. Nr. 62. S. 246. Sp. 2. Z. 1. v. u. ſt. prablende l. ſtrahlende.

Beylage: Intelligenzblatt Nr. 12.

Verlegt von der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.

Nro. 67.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 20. März 1826.

Brächte mein liebendes, sehnendes Ach
Doch ein gefälliger Zephyr ihm nach!
Wäre nur leicht und geflügelt mein Kuß.
Brächt er wohl stündlich ihm freundlichen Gruß.

Blumauer.

Konrad und Gertrud,
oder
die Gründung der Burg Wirtenberg.

(Fortsezung.)

In öder Stille lag nun die grüne Aue da, wo noch vor Kurzem die Zelte der Belagerer sich erhoben hatten, desto lauterer Jubel ertönte dagegen auf Leutolds Burg, wo die erfreuten Krieger nun ihren Sieg bey vollen Bechern feyerten. Prahlendes Selbstlob und roher Spott über die Entflohenen wurden dabey so wenig als der Wein gespart, und im trunkenen Muthe, die Ueberzahl der Gegner verachtend, beschloß man zur Vollendung des Siegs den Schwäbischen nachzueilen. Keiner wollte bey dieser Siegesfahrt zurückbleiben, und mit Mühe brachte es der Burgvogt dahin, daß wenigstens etliche, aber freylich die ältesten und schwächsten Krieger, ihm zur Bewachung der Veste zurückgelassen wurden. Die Andern ritten rasch und lustig fort, und bald entzog ein Hügel sie den Augen der Zurückbleibenden.

Sie mochten etwa drey Stunden fort seyn, da erschien vor dem äußern Burgthor ein großer Mann, ältlichen Ansehens, mit starkgebräuntem Gesicht und einer Binde vor den Augen, ein hübscher, blondlockiger Jüngling geleitete ihn. „Ich bitt' Euch, laßt mich ein, sprach er wimmernd zum Thorwart, da draußen muß ich verschmachten, die verruchten Schwäbischen haben mich geblendet und in's Elend gejagt; hätt' ich da meinen Sohn nicht zum Begleiter, ich wäre schon umgekommen. Das sind rechte Unholde, aber ich hoff', es wird ihnen vergolten werden; als wir droben auf dem Hügel waren, hörten wir Kampfesgetümmel, und mein Kuno sagte mir, die Curigen seyen hinter Rudolphs Kriegern her und hieben tüchtig unter sie ein." — „Das will ich glauben, rief der Thorwart freudig aus, die werden den feigen Flüchtlingen warm machen! Kommt doch einmal herein zum Burgvogt und erzählt da, was ihr von unsern Leuten und den Schwäbischen wißt."

Der Blinde und sein Sohn traten ein und wurden zum Burgvogt geführt, der halbtrunken hinter einem eichenen mit Krügen und Bechern bedeckten Tische saß. Er hörte ebenfalls mit vielem Vergnügen die Mähr der Fremden und ließ ihnen Wein und Speise vorsetzen.

Zur Würze des Mahls erzählte er ihnen mit geläufiger Zunge von seinen frühern Kriegsthaten und war eben an der Beschreibung der blutigen Schlacht am Unstrutflusse, als ein hereintretender Knappe ihn unterbrach. „Drunten, Herr Vogt, begann dieser, am äußern Rande des Burggrabens im Gebüsche läßt sich ein jämmerliches Aechzen hören! Aber der Thorwart will die Pforte nicht öffnen, es sey Abend, sagt er und nicht mehr geheuer." — „Der alte Hasenfuß! entgegnete der Burgvogt, er soll sogleich aufmachen und dann gehen Zwey von euch hinaus und sehen, was das Aechzen zu bedeuten hat."

Der Knappe trat ab und der Vogt sezte seine Erzählung fort, als auf einmal drunten am Thore sich ein lautes Geschrey nach Hülfe erhob. Jezt sprang er erschrocken

Digitized by Google

auf, aber zu gleicher Zeit erhob ſich raſch auch der Blinde, die Binde abreißend und rief: „Nicht von der Stelle, oder du biſt des Todes!“ Der Burgvogt wollte dem Zurufe nicht gleich gehorchen, aber der Fremde faßte ihn mit kräftiger Fauſt, band ihm, da er ſich noch immer ſträubte, mit ſeinem Gürtel die Hände, befahl ſeinem Begleiter, ihn zu bewachen und eilte dann, ein in dem Gemache hangendes Schwert ergreifend, hinab in den Burghof. Aber ſchon auf der breiten, ſteinernen Treppe des Herrenhauſes kam ihm ein Knappe entgegen und rief ihm zu: „Wir ſind ſchon mit den Burgleuten fertig, edler Herr, den beyden Knechten, welche auf mein verſtelltes Wimmern herauskamen, warfen wir Schlingen um den Hals und riſſen ſie rücklings nieder, indeß ſtürmten etliche von uns das Thor und entwaffneten die Uebrigen!“ — „Bringt ſie herauf,“ entgegnete der Fremde und kehrte in das eben verlaſſene Gemach zurück. Die Gefangenen kamen und wurden nebſt dem Burgvogt nun befragt, ob ſie nichts von einem hier gefangen gehaltenen Fräulein wüßten. Sie ſchwiegen, aber die verlegenen Blicke, welche ſie dem Vogte zuwarfen, beſtärkten den Fremden in ſeinem Verdachte. „Freyheit und reicher Lohn, ſprach er, ſoll euch werden, wenn ihr mir die Wahrheit ſagt!“ Keiner gab einen Laut von ſich; da ſprang der Fremde wild auf und rief: „Wohlan, ſo ſollen Martern von euch das Geſtändniß erpreſſen! Auf, Knappen, ſucht die Folterkammer auf und quält ſie dort ſo lange, bis ſie geſtehen!“

Als die Knappen Anſtalt machten, ihres Herrn ſchrecklichen Befehl zu befolgen, entfiel mehreren Gefangenen der Muth und ſie geſtanden, daß ſie von der Anweſenheit eines Fräuleins auf der Burg wüßten. „Wo iſt ſie, rief der Fremde raſch und freudig aus, führt mich zu ihr,“ und durch etliche dunkle niedere Gänge gelangten ſie in ein mit Gitterfenſtern verſehenes Gemach. Da ſaß, den Kopf auf die Hand geſtützt und das blaſſe Antlitz gegen den Boden wendend, Gertrud; erſchrocken fuhr ſie auf, als ſich die Thüre öffnete. „Gertrud!“ rief der Fremde mit ausgebreiteten Armen auf ſie zueilend und mit den Worten: „Mein Konrad!“ fiel ihm die Jungfrau um den Hals.

So hielten ſie ſich einige Minuten lang ſchweigend umfaßt, bis endlich Konrad das Stillſchweigen brach und Gertruden um ihr bisheriges Geſchick fragte. Sie war wirklich durch Leutolds Leute geraubt und hierher geführt worden. Der Graf empfing ſie voll Zärtlichkeit, ſie aber ſtieß ihn mit Abſcheu zurück, worauf er ſie in dieß Gemach bringen ließ, mit der Drohung, hier müſſe ſie bleiben, bis ſie ſeinen Wünſchen nachgebe. „Doch ſprich, mein theurer Konrad, endete die Gräfin ihre Rede, wie erfuhrſt du, daß ich hier ſchmachte, wie kamſt du hier herein? Ich hörte wohl ſeit etlichen Tagen Kriegslärmen um die Burg, aber erſt heute früh noch ſagte mir der Burgvogt, die Schwäbiſchen ſeyen ſieglos abgezogen.“ — „So iſt's auch, entgegnete Konrad, aber die Burgleute waren ſo unbeſonnen, uns nachzuſetzen, und das gerieth ihnen gar ſchlecht, ſie wurden umringt und ſchwerlich wird auch nur Einer von ihnen entkommen ſeyn. Denn des Gefechtes Ende erwartete ich nicht; mir fiel es plötzlich ein, wie gut ich dieß Ereigniß, um in die Burg zu kommen, würde benützen können, und darum eilte ich mit meinen Leuten raſch hierher, verbarg ſie in dem Gebüſche unten am Berge und ging, nachdem ich das Nöthige mit ihnen verabredet hatte, von einem meiner Knappen begleitet, in dieſer Vermummung, in der du mich hier ſiehſt, in die Burg.“

Ein kriegeriſcher Lärmen unterbrach hier den Ritter. Erſchrocken fuhr Gertrud zuſammen, er aber, ſie beruhigend, ſprach: „Fürchte dich nicht, meine Theure, das ſind unſere Leute! Sie haben die Dillinger geſchlagen und wollen nun die wehrloſe Burg beſtürmen. Hörſt du, ſchon hat das wilde Geſchrey ein Ende, dagegen ſchmettern ſiegjubelnd die Trompeten! Auf, unſern Freunden entgegen.“

Konrad hatte Recht gehabt; die Schwäbiſchen waren's, welche nach ſiegreichem Kampfe mit Leutolds Kriegern vor die Burg gezogen waren, die ihnen natürlich ſogleich geöffnet wurde, und in der nun das Kriegsvolk ſich mit den geraubten Vorräthen gütlich that.

(Der Beſchluß folgt.)

Das Hotel des Finanz-Miniſteriums zu Paris.

(Fortſetzung.)

Die feuilles de présence hatten zwar die Folge, daß um neun Uhr die Bureaus voll und Jeder an ſeinem Platze war; allein bald nachher entwiſchten die Commis, indem ſie irgend ein Zeichen ihrer Gegenwart daließen, ihren Hut, Regenſchirm u. ſ. w. Der Miniſter, welcher die große Erfindung der feuilles de présence gemacht hatte, erfuhr einſt zu ſeiner großen Kränkung von ſeinem Sekretair: daß er um Mittag in den Bureaus dreyhundert Hüte, aber keinen Commis gefunden habe. Sr. Excellenz kam auf die kühne Idee, die Gegenwartstafel um zwölf Uhr, um zwey Uhr und um vier Uhr zirkuliren zu laſſen. Nun fanden ſich die Angeſtellten pünktlich zu dieſen Stunden ein, in der Zwiſchenzeit aber war Niemand zu finden, oder arbeitete wenigſtens Niemand.

Es gibt indeſſen einige Zerſtreuungen für die Langeweile der Arbeitsſtunden. Die angenehmſte iſt das Leſen des Journals und das Frühſtück. . . . Nirgends wird das Journal wohlfeiler gehalten und genauer, vom Titel bis zum letzten Buchſtaben, geleſen und kommentirt als in den Bureaus. Alle Commis vom ſelben Corridor vereinen ſich, um das Journal zu halten. Das Loos beſtimmt den Glücklichen, der es zuerſt lieſt, und den noch Glücklichern, der es zuletzt behält. Sonſt fanden große Debatten über

Digitized by Google

die Wahl des Blattes Statt; jezt bleibt keine andere Wahl als zwischen dem Moniteur und der Etoile. Der Moniteur wird mehr in denjenigen Bureaus gelesen, welche zum Rechnungswesen gehören, weil hier die Versetzungen und Absetzungen seltner sind. Dagegen in den meisten andern die Angestellten in beständiger Furcht, ihren Platz zu verlieren, auch in den kleinsten Dingen, eine fanatische Loyalität zeigen zu müssen glauben, und deßhalb die Etoile vorziehen. Mit Zittern finden sie ihre literarischen Artikel vortrefflich, mit Zähneklappern bewundern sie den gesunden Menschenverstand in ihrer Politik, und der durch Reformen stets erneute Schrecken der Angestellten vermehrt die Zahl der Subscribenten jenes Blattes.

Mit dem Lesen des Journals wird gewöhnlich das Vergnügen des Frühstücks verbunden. Die sparsamern Commis bringen ihr Stück Brod nebst einigen Früchten und eine Strohflasche mit Wein in der Tasche mit. Die Verschwender gehen in's nächste Kaffeehaus und verzehren ihr Beefsteak oder gar eine Tasse Chokolate. Die meisten aber verlassen sich auf den Portier des Ministeriums, der selbst eine kleine Restauration hält und das bureaukratische Heer mit Cotelets und Fricandeaus versieht.

Die Entlassung des Ministers.

Sie wünschen, daß ich Ihnen ein Bild entwerfe von dem, was im Innern des Ministeriums bey der Entlassung des Ministers vorgeht. Man muß vom Ministerium gekostet haben, um zu begreifen, welchen unmäßigen Schmerz man empfindet, wenn man es verlassen soll. Der Minister ist, bis auf die Unsterblichkeit, eine Art von Halbgott. Er befiehlt und Alles beugt sich. Sogar unter der vollen Wirkung der Charte stößt er selten an die Gränzen seiner Macht. Die Atmosphäre, in welcher der Minister lebt, ist nicht die der andern Menschen, sie ist ganz mit Weihrauch gefüllt, und wie die Gegenstände im Wasser erscheinen, so verkürzt diese Atmosphäre die Menschen in den Augen des Ministers. Wie klein von Gestalt auch die Excellenz sey, seine Nebenmenschen reichen ihm doch nur bis an die Schenkel. Kurz der Minister lebt gleichsam in einem Dampfbad, worin er Glück und Freude ausdünstet. In dem Augenblick, wo diese entzückende Illusion verschwindet, wo der Halbgott, gezwungen, wieder zum Menschen wird, fühlt er eine Beängstigung, ein inneres Reißen, was sich unmöglich beschreiben läßt. Wie man kräftige Körper gegen den Tod kämpfen sieht, so klammert sich die Seele Sr. Excellenz an das ministerielle Leben fest. Die Stunde der Ungnade hat schon geschlagen, der Minister allein hat sie nicht gehört. Wenn die Sachen sich diesem Augenblicke nähern, so drückt die Gegenwart des Ministers seine Umgebung, stört die Unterhaltung, und ohne genau zu wissen warum, ist Sr. Excellenz sich selbst zur Last. Sie fühlt eine unbestimmte, aber sehr wesentliche Unruhe, die sie nicht recht zu erklären weiß. Sie fühlt sich unbehaglich, und dieses Gefühl erstreckt bald seine Wirkungen auch auf die Geschäfte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, 29. Januar.

(Fortsetzung.)

In der heutigen Aufführung waren nur Mad. Stich und Herr Beschort Maria und Talbot, alles übrige blieben leidige Versuche, den Schiller'schen Geist in's Leben zu rufen, aber mißlungene Versuche; bey Burleigh (Herrn Bessel) schon verjährte, so daß darüber kein Streit mehr anzufangen, bey Lester (Herrn Krüger) und Mortimer (Herrn Krüsemann) dagegen ganz neue jugendlichste Versuche. Herr Bauer (Paulet) hat das richtige Bewußtseyn, daß in der Tragödie, und besonders in der Schiller'schen, weder wie in Theegesellschaften noch wie in Bierschenken müsse gesprochen werden, er bemüht sich deßhalb um einen ganz idealischen pathetischen Ton, und würde, wenn er nur nicht bisweilen gerade das Unbedeutendere pathetisch hervorhübe, auch im Trauerspiel, wie in der Komödie und Oper, eine Lücke nützlich ausfüllen. — Madame Stich beurkundete sich schon in ihrem ersten Auftreten als Künstlerin, indem sie als ersten Schimmer jezt schon durchblicken läßt, was erst im lezten Akt glanzvoll hervorstrahlt, die katholische Frömmigkeit, das Streben nach Versöhnung mit Gott. Sie scheint vom Gebete zu kommen, still, gefaßt, ohne weltliche Wünsche, ergeben, und da sie sich selbst in sich gereinigt hat, voll königlicher, aber zugleich durch die Demüthigung vor Gott bescheidener Würde, welche sie den neuen Gewaltthätigkeiten ruhig entgegensezt. Aber sie ist noch nicht ganz vom Leben geschieden; doch die Wünsche, die sie daran fesseln, ziehn das Kirchengewand ihrer eben vollbrachten Andacht an, und erscheinen in der ganzen Scene mit Ritter Paulet, alle unter der Form ruhiger, gefaßter Frömmigkeit. So läßt sie sich auch, ohne zu erzürnen, und ohne schmerzlich in sich bewegt zu werden, von Paulet, in Rücksicht Mortimer's sagen: „Lady, an dem gebt Eure Kunst verloren!" Denn alle ihre frühere Schuld hat sie heut schon selber sich vorgeführt und bitter bereut. Es ist der Jahrestag des Todes ihres Gatten. Aber sein Schatten, der aus der Gruft emporsteigt, erschreckt sie nicht (wie es wohl andere Künstlerinnen darstellen), denn es ist eine längst gewohnte Gestalt, welche sie heut schon oft erblickt, so haben hier weder Furcht noch Schrecken Sinn, und auch nicht der Ausdruck einer maßlosen Reue, denn Maria kommt vom Gebet, andächtig in Gott versenkt, nur der stille Zug eines tiefen ruhigen Schmerzes, die Ahnung, diese Schuld werde sie mit dem Leben zahlen müssen, haben hier Raum. Mad. Stich ist meisterhaft in dem allgemeinen Grundton der Ruhe, den sie in allen diesen Scenen beybehält. Maria ist hier ganz leidenschaftlos, und mit sich in Einklang. Erst Mortimer lockt sie wieder in's Leben hinaus. Und dieser plötzliche Uebergang zur freudigen Lebenshoffnung gelang besonders dadurch, daß er auch nicht leidenschaftlich, sondern von jenem Grundton, welcher der ihres ganzen jetzigen Lebens ist, durchklungen war, und er steigerte sich nur zum freudigen, sehnsuchtvollsten Schmerz, als sie durch die Darstellung dessen hingerissen wird, was ihr bey der heutigen Andacht fehlte — Kirche und Priester. Dieß ist der frische Lebensathem, den sie betreten möchte. Als nun aber der heftige Jüngling aus diesem Himmelshintergrund die ersten Strahlen seiner Liebe [illegible]

trachten läßt, wie würdevoll, aber duldend blickte da Maria zur Erde, nur einen strafenden Blick sandte sie zu dem Kecken hinüber, aber es war nur ein Blitz, der ihn nicht treffen durfte, denn von ihm hoffte sie ja jetzt die nächste Erfüllung ihrer liebsten Wünsche. Nur der Ausdruck einer Stelle befriedigte uns nicht ganz. Mortimer will der Königin das Todesurtheil ankündigen, sie kommt ihm zuvor, und zeigt sich gefaßt, fortdauernde Gefangenschaft als den Ausspruch der feindlichen Richter zu erfahren; nun spricht Mortimer das Letzte. Schwerste aus — Maria hörte es nur erstaunt. Dieß scheint uns nicht ganz richtig: im ersten Augenblick muß sie davor erschrecken, denn die Vorstellung, öffentlich durch das Beil des Henkers zu sterben, durchfährt zum ersten Male schaudernd ihre Seele. In den späteren Fragen mag dann das Erstaunen, der Zorn gekränkter Würde folgen, aber der Schreck muß voraus gehn, weil sie sich nachher selbst zu beruhigen sucht: „mein Mortimer; Euch bleudet eitle Furcht.“ Begönne sie mit diesen Worten, so wäre der Schreck nicht möglich, aber sie endet damit, gleichsam um sich selbst zu bestärken. Und so kann sie denn später wohl mit Sicherheit, mit Fassung und Ruhe, ja mit Verständigkeit und Würde die Unterhaltung mit Burleigh aushalten. Denn Maria ist sich gegen Elisabeth keiner Schuld bewußt, und der Eifer ihrer Unschuld darf sie deßhalb bis zu einem edlen Zorne gegen den Feind und Unterdrücker führen.

Wie der erste Akt auf diese Weise der Maria, so ist der zweyte der Elisabeth und der Heuchelen ihrer Herrschsucht, ihrer Liebe, und ihres Hasses gegen Maria gewidmet. Aber Mad. Schröck kann nie eine Darstellerin der protestantischen herzlosen Königin werden. In den ersten Scenen suchte sie die strenge königliche Würde mit vieler Herrschaft über sich selbst zu behaupten, aber sie kann dem Ton ihrer Stimme, diesem gefühlvollen, schwermüthigen, fast sehnsüchtigem Klange nicht gebieten, und so gelingt ihr auch, die Heucheley gegen sich und andere, nur auf sehr beschränkte Weise darzustellen, obgleich dieser Akt noch in der Darstellung der bessere war.

Der dritte Aufzug, wie sehr er auch mag verstümmelt seyn, wird für beyde Königinnen der Hauptakt, denn was sie sind, dieß weite ausgeführte Gemälde des ganzen Stücks, faßt sich hier in einen Punkt zusammen. Ihre Bewegung muß nothwendig ihre Entzweyung werden. Aber die Aufführung konnte wieder nicht ganz befriedigen. In der ersten Scene mit der Amme, wo Maria in neuem, vollsten freyen Lebensjubel hinaustritt, und wie erwachend aus dem Traume ihres Kerkerlebens, die Freuden ihrer Kindheit, ihrer Jugend in ihrem Innern aufleben fühlt, störte es leider durch Mad. Stich's Stimme, daß die Deklamation nur Deklamation, nur gemacht und erkünstelt sey; es ließ sich zugleich hören: so will ich's sprechen, so muß, meinen Ansichten nach, in dieser Stelle die Freude Maria's ausgedrückt werden, wie es Mad. Stich überhaupt öfter geschieht, daß sie statt des lebensvollsten Spiels oft nur ihre Reflexionen über die lebensvollen Gestalten, die sie darstellen soll, zur Erscheinung kommen läßt. In diesem Bruche bleiben Schauspieler und Dichterwerk geschieden, wie die pragmatische Geschichtsschreibung meist von der That; aber der wahre hafte Künstler muß entweder noch vor diesem Bruche stehn, oder er muß ihn durchgemacht haben, er muß Cäsar in Gallien oder im Kriege gegen Pompejus, nicht aber der am Rubicon Zaudernde seyn. Bey den „eilenden Wolken“ schien es uns, als dürfe hin und wieder einer schmerzlicheren Wehmuth Raum gegeben werden können, denn in keinem Augenblicke fühlt wohl Maria das Schmerzliche ihres Looses bitterer, und desto klarer würde dann die folgende Stelle: „dort legt der Schiffer den Nachen an!“ dieß Zaubergild trügerischer Hoffnung hervortreten. Bis sich der Ausdruck wehmüthiger Erinnerung am Schlusse: „Hörst du das Hifthorn,“ mit der gegenwärtigen Lebensfreude des Anfangs vereinigen könnte. Aber eben in dieser Lebensfreude wird ihr der Anblick der Gegnerin, der sie an alle ihre Leiden mahnt, unerträglich, und in den Worten: „es ward mir hart begegnet, Schrewsbury!“ lag das ganze Gemälde aller verflossenen Schmerzenstage. Das prahlerische Auftreten Elisabeths: „so ehrt man einen Gott, nicht einen Menschen!“ so wie die nasenweise Nemesis, welche die stolze Königin dafür im folgenden Akt durch den Hofdiensten straft — dieß nicht meisterhaft aufgetragenen Lichteffekte im Portrait Elisabeths mißfielen uns wie immer, zumal wenn sie statt gemildert zu werden, noch wie heut, recht hervorgehoben wurden. Desto schöner bestimmten die entscheidenden Worte Maria's: „o Gott aus diesen Zügen spricht kein Herz!“ den Ton der ganzen Scene: Elisabeths mitleidslose Strenge, ihren Hohn und ihre kleinliche Rache. Denn der ganze Zweck der Königin ist, die Gegnerin von allen Seiten zu demüthigen, niederzuschmettern, und dadurch zum höchsten letzten Genuß ihrer selbst, als der Mächtigeren, Schöneren, Glücklicheren, Geliebteren zu gelangen. Aber dieß ist eben ihre ungeheure Schuld, und in diesem Kampfe muß die edle Maria Siegerin werden, obgleich die Freude ihrer Rachsucht den Glanz der bisherigen Gestalt trübt, und die frühere nicht die gebesserte Maria wieder auftreten läßt. Mit den Worten: „Die Gottheit beut ich an, die Euch erhöhte!“ kniet diese plötzlich, sich selbst besiegend, nach langem innern Streit, vor Elisabeth nieder; der Schmerz über die Herzlosigkeit der Feindin!

> — „O Gott im Himmel
> Stehe nicht da schroff und unzugänglich wie
> Die Felsenklippe, die der Strandende
> Vergeblich ringend zu erfassen strebt“ —

kam aus tiefster Seele, und muß hervorgehoben werden, denn diese kalte Verständigkeit gegen das tiefe Gemüth Mariens ist der Grundgegensatz, aus welchem die übrigen folgenden hervorgehen. Zunächst der Kampf um den Thron, welcher, wenn auch mit Beeinträchtigung der Gegnerin, der ganze Lebenszweck der protestantischen Jungfrau seyn muß. Maria hat ihm entsagt, einst war er ihr höchster Wunsch, obgleich über der irdischen Hoheit ihr noch immer eine Himmelswelt schwebte, eine Welt des gläubigen Herzens, der Maria jetzt ganz sich hingibt, die Elisabeth nie gekannt, denn Elisabeth will in allen ihren Verhältnissen nur immer sich selbst, im höchsten Egoismus, dem äußersten Extrem des Protestantismus. Und so folgt denn auch jetzt der Hohn der Königin, welche der Gegnerin das genossene Liebesglück, das ihrem Herzen fremd blieb, beneidet, und somit nur zum Genuß ihrer selbst gelangen kann, wenn sie der Gegnerin das, was dieser das Wertheste war, verkümmert. Da erhebt sich Maria zum ersten Mal in voller Seelengröße:

> „Nicht um dieß ganze reiche Eiland, nicht
> Um alle Länder, die das Meer umfaßt,
> Möcht' ich vor Euch so stehn, als wie Ihr vor mir!“ —

Aber je höher sich Maria erhebt, desto tiefer muß Elisabeth sie erniedrigen, und so kommt sie denn bis zur letzten, schmachvollsten Beleidigung. Doch indem sich dadurch gerade nur Elisabeths Niedrigkeit offenbart, verkehrt sich ihr Triumph zum Triumphe Maria's, welche als ihr wahrhafter König vor ihr dasteht.

(Der Beschluß folgt.)

Beylage: Kunstblatt Nr. 23.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Nro. 68.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, 21. März 1826.

Der ächte Adel-Stolz muß den wahren bürgerlichen heben, nicht unterdrücken, und umgekehrt.

Steffens.

Was der Adel sey *).

Ein Junker soll immer schamhaft, demüthig und dienstbar seyn; ferner, wenn er von ehrbarem Geschlecht: wahrhaftig, fromm, keusch, gerecht und gottesfürchtig. Ueberall begleitet durch gute Sitten, wird er einen guten Ruf haben. Wer solche Tugend an sich trägt, der wird mit Recht edel genannt, wenn er auch eines Hirten Sohn wäre und er mag ohne Scheu vor einem Kaiser stehen. Denn Adel ist nichts als Tugend, und wer die zu jeder Zeit hat, den erkennt billiges Wort in allen Landen für einen Edelmann; im Gegentheil aber, wie reich er auch leben mag, wenn ihm nicht Tugend inne wohnt, der wird niemals edel genannt. Darum kein Mensch, so viel er auch hat, soll sich edeler dünken und höher, sondern soll Furcht dafür haben; denn Reichthum bringt oft Böses. Deßhalb fliehet alles Anhängen an böse Gesellschaft jeder Zeit, regieret euch selbst nach Gottes Wort, wenn ihr dereinst mit Christo jubeln wollt; denn wer sich dessen nicht befleißt, es zu thun, dem wird gar böser Lohn bereitet, wenn er aus diesem Elend hinweg scheiden muß; Gottes Angesicht erhält er nie zu sehen; wer aber meinem Rathe folgt, der wird ewig selig bey Gott.

Wolfram.

*) Aus des Johann von Soest eigener Lebensbeschreibung.

Konrad und Gertrud, oder die Gründung der Burg Wirtenberg.

(Beschluß.)

Den andern Morgen zog Alles wieder ab, die Flammen der in Brand gesteckten Burg leuchteten zum Abzug, Konrad selbst mit Gertrud eilte, so schnell er vermochte, dem väterlichen Schlosse zu, wo er Luitgard und Bruno traf. Der leztere rieth dem Bruder, die wiedergefundene Geliebte ihrem Vater für's Erste zurückzusenden, er selbst wolle sie begleiten und bey dem Grafen um sie für ihn werben. Dieser werde jezt gewiß keine Schwierigkeiten mehr machen, denn sein Muth sey mit seinen Hoffnungen gesunken, seit Heinrich zu Regensburg die schwäbische Herzogswürde an Friedrich von Buren verliehen habe.

Konrad willigte ein, die Liebenden trennten sich und unangefochten kam Gertrud mit ihrem Begleiter auf der Burg Eberstein an. Sie fand ihren Vater über die Zernichtung seiner stolzen Entwürfe und über Heinrichs Undank so tief betrübt, daß kaum ihr unverhofftes Wiedersehen die finstern, halberstorbenen Züge etwas aufhellen konnte; bald erkannte sie, daß ein unheilbarer Gram an seinem Herzen nage, sein stolzer Sinn war ganz gebrochen, und ohne irgend ein Zeichen des Unwillens gegen Konrad zu äußern, vernahm er die Erzählung von Gertrudens Rettung; überhaupt zeigte er eine immer mehr zunehmende stumpfe Gleichgültigkeit gegen Alles, was vor-

Digitized by Google

ging; sichtbar schwanden seine Kräfte dahin und in wenig Tagen war Graf von Eberstein eine Leiche.

Mit heißen Thränen beklagte Gertrud seinen Verlust und führte den Winter über auf ihrer Veste ein einfaches Leben, in das nur die Boten, die zwischen ihr und Konrad hin und her gingen, eine erfreuliche Abwechslung brachten.

Endlich kam der Frühling, der auch für die Gräfin von Eberstein schönere Tage herbeyführte, und sie für immer mit ihrem Geliebten vereinte. Konrad war, wie mehrere andere schwäbische Edele, darüber hoch erzürnt, daß Rudolph sich stets bey den Sachsen aufhalte und sein Herzogthum dem Feinde offen da liegen lasse, auch wollte er nicht gegen seinen Jugendfreund, den neuen Herzog von Schwaben, fechten. Friedsam saß er daher auf seiner väterlichen Burg, allein darauf bedacht, wie er sein heimathliches Gau vor des Krieges wildem Sturme beschützen könne.

Da fiel Rudolph von Rheinfelden in der blutigen Schlacht am Elsterflusse und sein Gegner Heinrich erschien nun in Schwaben, wo sich die meisten Herrn und Edeln ihm unterwarfen. Klüglich verzieh er ihnen ihren frühern Widerstand und suchte sie durch Ertheilung von Würden und Ländereyen für die Zukunft an sich zu ketten. So erhielt auch Konrad von ihm die durch Poppo's Tod erledigte Grafschaft im Nansgau und einen schönen, fruchtbaren Landstrich am Gestade des Neckars zwischen Kannstadt und Eßlingen.

Als der Graf zum ersten Mal diese seine neuen Besitzungen bereiste, gefiel die Aussicht auf dem dazu gehörigen Rothenberge seiner Gemahlin so wohl, daß er beschloß, hier eine Burg zu erbauen. Rasch schritt er zur Ausführung seines Plans und nach drittehalbjähriger Arbeit stand auf des Berges Gipfel eine feste, stattliche Burg, deren Kapelle am eilften Februar 1083 vom Bischof Adelbert von Worms feyerlich eingeweiht wurde.

Um seiner Gertrud feste Treue dadurch zu verewigen, nannte Konrad die Burg Wirtinnberg, die Burg der Hauswirthin oder Gattin. Drittehalb Jahrhunderte wohnten seine Nachkommen auf ihr, bis endlich der Städter Wuth sie zerstörte. Zwar erstand sie aufs Neue aus ihrer Asche, aber nimmermehr in der alten Herrlichkeit, denn die Beherrscher des Landes verlegten ihren Sitz in das am Anfang beschriebene Thal, wo im Jahr 1105 Bruno, nachdem er kurz vorher hauptsächlich durch seines Bruders Bemühungen zum Abte von Hirschau erwählt worden war, ein Schloß erbaut hatte, und wo sich nach und nach eine Stadt erhob, die nur durch ihren Namen noch an den alten Ursprung erinnert. Erst unsre Zeiten haben des Berges Herrlichkeit erneut und ihn schmückt nun ein neues Denkmal zärtlicher Liebe, von einem der Nachkommen Konrads erbaut, der Tempel, der Katharinens sterbliche Reste umschließt, und dessen goldenes Kreuz dem Wanderer, der das schöne Thal durchzieht, im Sonnenglanze leuchtend herniederwinkt.

Aber des Himmels Segen ruhte auf Konrad und seinem Geschlechte, seine Schwester Luitgard wurde an den Grafen Bernhard von Scheyern vermählt, aus dessen Geschlechte Otto von Wittelsbach, der Ahndherr des erlauchten baierischen Königshauses, entsproßte, und der Wirtenberger Macht und Erde wuchs, trotz allen Stürmen, ununterbrochen fort; mög' es, vom Glanz der Königswürde umstrahlt, noch blühen bis in die fernste Zukunft!

Das Hotel des Finanz-Miniſteriums zu Paris.

(Fortſetzung.)

Die glühende Thätigkeit, welche ſich durch *drängende* Noten, durch *antreibende* Cirkulare, die Peitſchenhiebe der Autorität, äußerte — der Ehrgeiz, womit Sr. Excellenz, auf den Fußſpitzen ſich erhebend, die Hände nach dem Herzogsmantel ausſtreckte — ſie machen einer gewiſſen Schwermuth Platz, welche die Züge Sr. Excellenz bedeutend verlängert. Sie weiß noch nicht, was ſchon Jedermann vermuthet. In ihrer Verblendung hält ſie ſich für unwohl, ſie ſchreibt der Jahrszeit die Unbehaglichkeit zu, welche ſie empfindet. Alle ihre Gedanken führen ſie hinaus in's Grüne. Sie ſpricht von der Süßigkeit des Landlebens, von dem Murmeln der Bäche, dem Blöken der Lämmlein. Sie bringt Fliegen in den Regierungsbefehlen an und ärgern in den Geſetzvorſchlägen. Allein die Unruhe verbreitet ſich auch unter den Leuten. Der große Portier theilt dem Kammerdiener ſeine Vermuthungen mit, dieſer vertraut ſie dem Hausbofmeiſter an; ſie gelangt bald zu den Zofen bis zu den Stallbuben und Küchenjungen hinunter; Alles verliert den Kopf. Der Dienſt geht drunter und drüber. Sr. Excellenz haben Eskarpins verlangt, der Kammerdiener bringt ihm Stiefel und Sporen. Die gnädige Frau hat ein Hofkleid verlangt, die Kammerjungfer bringt ihr ein Reiſekleid. Der Hausbofmeiſter vergißt, daß er zwanzig Supplementcouverts hat. Der Thürſteher hat vergeſſen, die Journale heraufzubringen. Die Stallknechte merken nicht, daß die Pferde keinen Haber haben, und dieſe, von der allgemeinen Unruhe angegriffen, knirſchen an den Krippen und ſtampfen den Boden. Kurz, dieſe ganze Schaar von Dienſtboten, worin keine Ordnung, kein Geſchick mehr waltet, ſtößt und ſchiebt ſich untereinander. Die Krankheit Sr. Excellenz verbreitet ſich in alle Etagen, in alle Bureaus, das Miniſterium hat das Fieber.

Allein bald bringen die Journale die Gerüchte von dem bevorſtehenden Wechſel in den Departements. Zwanzig Präfekten, fünfzig Unterpräfekten, welche ihre Stelle dem fallenden Miniſter verdanken, ſehen ihre Departemental-Scepter ihren Händen entriß. Einige Hundert abgeſet-

Digitized by Google

tet und quiescirter Beamten der vorhergehenden Ministerien, schreiben schon ihre Bittschriften, um ihre kleinen Throne wieder besteigen zu dürfen. Die Diligence, die Schnellpost führt sie in Schaaren nach Paris. Eine Woche hat zu all diesen Bewegungen hingereicht, man darf dem Minister ihre wahre Ursachen nicht entdecken, und er ist gut genug, sie den Umtrieben der Liberalen oder gar dem Carbonarismus zuzuschreiben. Er sieht den Abgrund nicht. Er hat einige Tassen Wollblumenthee genommen, um zu schwitzen. Er glaubt sich besser zu fühlen und ist entschlossen, bey Tische zu glänzen. Dreyßig Gedecke sind bereit, alle Gäste sind versammelt, nur die Herren M. und M., Deputirte des Centrums, fehlen. Dieses ganz ungewöhnliche Ausbleiben beunruhigt Sr. Excellenz; sie fängt an, ihre Ungnade zu ahnen. Sie verlangt hastig den Wagen und fährt nach Hof. Mit vermehrtem Herzklopfen kömmt sie an, flieht hinauf. Die Gemächer sind schon mit einer goldgestickten Schaar angefüllt. Der diensthuende Thürsteher versperrt den Eingang zu dem Audienzzimmer. Der Barbar weiß, daß das Portefeuille schon in den Händen eines Andern ist, und fragt die Excellenz: unter welchem Titel er ihn anmelden solle? — Diese mörderische Frage zerreißt den Schleyer vor den Augen des unglücklichen Staatsmanns. „Melden Sie den Vicomte de . . ." — Er tritt ein, die Menge fährt erschrocken zurück, um der Anrede des Erministers auszuweichen. Er will sich zurückziehen, als ihn einer der Deputirten vom Centrum, welche er vergebens bey seinem Diner erwartete, anredet und seine Entlassung bestätigt. „Aber sind Sie dessen gewiß?" — fragt der Erminister. „Nichts ist gewisser, ich habe bey Ihrem Nachfolger gespeist," antwortet kalt der Deputirte.

Nichts ist, wie Sie sehen, entsetzlicher und doch zugleich komischer als dieser Todeskampf der Macht.

Ein Minister hat vielleicht noch am Morgen mit dem Fürsten gearbeitet. Der Monarch ist zu sehr Hofmann, hat zu viel Lebensart, um seinem Minister selbst zu sagen, daß er ihn wegschickt. Die Arbeit geht wie gewöhnlich vor sich, außer daß etwa der Fürst aus jener Höflichkeit dem Minister einige Schmeicheleyen über seine Geschicklichkeit in der Verwaltung der Portefeuilles sagt. Der Fürst hat sogar, als er die Feder niederlegte, zu ihm gesagt: „Herr Marquis, ich bin mit Ihnen zufrieden." — Ein Staatsmann von einiger Erfahrung hätte sich dieses Lob zu erklären gesucht, er hätte etwas Beunruhigendes gefunden; allein jene unselige Atmosphäre, von der wir oben sprechen, erlaubt dem Minister nicht, sich zu prüfen. Er kömmt aufgeblasener als je nach Hause, fett, rund, glänzend, wie eine lebenslängliche Excellenz. Man setzt sich zu Tische, Excellenz ist von einer ausgelassenen Fröhlichkeit, man vergißt die Etiquette, man lacht, man erzählt, man ist glücklich. Da läßt sich das rasche Rollen eines Wagens im Thorweg hören. Der Minister horcht, Alles ist still. Der Kammerdiener tritt bestürzt ein, und meldet den Grafen von N., der im Namen des Königs mit dem Minister zu sprechen hat. Se. Excellenz eilt in ihr Kabinett, wo ihr der Graf traurig verlegen entgegen tritt, einem mahnenden Gespenste gleich. Was steht dem König zu Befehl, Herr Graf? — „Se. Majestät haben mir aufgetragen, Ihnen das Portefeuille abzufordern." — Was sagen Sie? es ist unmöglich, Herr Graf, es ist ein Irrthum! — „So schwer es mir wird, muß ich die Befehle Sr. Majestät erfüllen." — Es ist unmöglich, Hr. Graf. — „Es hat mir zu viel gekostet, es einmal zu sagen; ersparen Sie mir den Schmerz, es zu wiederholen." — Aber erlauben Sie mir nur, Ihnen die Ausdrücke der Zufriedenheit mitzutheilen, womit Se. Majestät noch heute mich zu beglücken geruhte. — „Sie wissen wohl, daß die Fürsten . . . ." Ich kann es nicht glauben: Sie haben die Befehle Sr. Majestät mißverstanden, ich verlange von Ihrer Freundschaft, daß Sie sich dieselben wiederholen lassen — ich beschwöre Sie. —

Der Graf thut, als wenn er den Bitten eines Sterbenden nachgäbe, er steigt in den Wagen und ruft laut dem Kutscher zu: nach Hof! — Der Minister befiehlt einem Läufer, dem Wagen zu folgen. Dieser kehrt bald zurück und versichert, der Wagen sey nicht nach Hof gefahren, sondern nur durch ein paar Straßen, und komme schon wieder zurück. —

Ich habe es geahnet, ruft der Minister aus, der Graf ist ein Mann von Verstand. Dieser tritt ein: „Ich habe Se. Majestät gesprochen, sie hat mir leider bestätigt" — „Schon gut, hier ist das Portefeuille."

Der Erminister muß das Hotel verlassen, morgen früh wird der Moniteur seine Absetzung enthalten. Die Nacht muß benuzt werden. Ein rascher Zug an der Klingel weckt den Privatsekretair. Er tritt ein, allein der Staatsmann, in tiefe Betrachtungen versunken, bemerkt ihn nicht, überhört sein zweymaliges: „Ew. Excellenz, hier bin ich." — Endlich erwacht die Excellenz aus ihren Träumereyen, und fühlt das Bedürfniß, irgend eine Hand zu drücken, irgend ein Gesicht zu küssen — nichts macht so empfindsam als das Unglück. Se. Excellenz sieht den Sekretair schweigend an, und reicht ihm endlich die Hand, wonach dieser furchtsam die seinige ausstreckt. Diese erste Bewegung erleichtert den Erminister, seiner Thränendrüse, welche ein achtzehnmonatliches Ministerium unthätig gelassen hat, gelingt es endlich, eine Thräne an den Tag zu fördern. Der gute Sekretair hält es nicht länger aus, er merkt nur zu gut, was geschehen ist. Die Empfindsamkeit steckt an, er bricht in helle Thränen aus, er erstickt — sein Schluzzen wird Skandal erregen. Se. Excellenz sucht ihn zu trösten mit einem gnädigen: „Ich werde Sie nicht vergessen." — Nun gibt er die nöthigen Befehle zum Einpacken. Es

geschieht mit so wenig Geräusch wie möglich. In einem Augenblick bemerkt man Lichter in allen Fenstern, an allen Oeffnungen. Der Intendant, der Haushofmeister, der Kutscher, die Küchenjungen, Alles muß einpacken helfen; im Keller, im ersten Stock, unter dem Dach, unten und oben, hinten und vornen wird gepackt. Es entstehen einige kleine Mißverständnisse und Verwechselungen zwischen dem Eigenthum des Ministers und dem des Ministeriums. — Wehe dem Fremden, der sich in dieß Treiben wagte, er liefe Gefahr lebendig mit eingepackt zu werden.

(Die Fortsetzung folgt.)

Der Poet nach der Mode.

Holpr' und stolpr' und, statt Hexameter, mach' Heramèter;
Statt Pentameter häng' auch Pentamèter daran.
Radbrech' Wört'r und Gedank', und reim' und versch', wie's dir dünkt gut,
O dann bist du, Freund mein! heute ein Modepoet!

Schiller.

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, 29. Januar.

(Beschluß.)

Die folgende Scene mit Mortimer, wo sich in diesem, als übergetretenem und nicht ursprünglichen Katholiken, der Katholicismus auf die Spitze stellt, und die Seite seines Verderbens hervorkehrt, so wie den ganzen vierten Aufzug, wo nur Unerfreuliches zu melden wäre, wollen wir übergehen, um dem — fünften Akte Raum zu gewinnen.

Er ist die Reinigung und Heiligung Maria's in sich selber, ihr triumphirender Tod, durch welchen sie sich wesentlich von Elisabeth unterscheidet, welche zwar mit ihrer Staatsmacht äußerlich den Sieg erlangt, aber gerade dadurch ihren Feinden den wahrhaften Sieg, ihre Schuld zu büßen und mit Gott sich zu versöhnen, verschafft, ein Sieg, zu dem Elisabeth niemals gelangt. Durch diese Reinigung vermag sich Maria wieder als Königin zu fühlen; ernst, mild, andächtig, schmerzlos, würdevoll, aber als Königin sich vor der Himmelskönigin beugend, tritt sie zum letzten Abschiede auf, und wir sehen hier wieder die Stimmung des ersten Aufzuges wiederkehren, nur daß sie in dieser ein Leben voll Hoffnung noch vor sich sah, von dem sie in der jetzigen sich schmerzlos, denn aller Schmerz ist überwunden, ablöst. Beym Abschiede von den Dienern waren besonders die Stellungen einer durch die innerliche Bezwingung ihrer selbst siegenden Königin würdig. Aber die katholische Beichte sollte lieber ganz fortgelassen, als auf protestantische Weise dargestellt werden. Schiller ist zwar an einer Stelle selbst in Widerspruch mit sich, denn er läßt Maria einmal fragen:

„Ach Melvil! Nicht genug ist sich
Das Herz; ein irdisch Pfand bedarf der Glaube.
Das Hohe, Himmlische sich zuzueignen.

Dann wieder den katholischen Melvil:

„Des Herzens Andacht hebt sich frey zu Gott;
Das Wort ist todt, der Glaube macht lebendig!

Zuletzt Maria:

Melvil! Versteh' ich Euch? Ja! Ich versteh' Euch!
Hier ist kein Priester, keine Kirche, kein
Hochwürdiges — doch der Erlöser spricht:
Wo zwey versammelt sind in meinem Namen.
Da bin ich gegenwärtig unter ihnen.
Was weiht den Priester ein zum Mund des Herrn?
Das reine Herz, der unbefleckte Wandel.
So seyd Ihr mir, auch ungeweiht, ein Priester u. s. w.

Das eigentliche Wunder ist hierbey, daß die beyden Katholiken so protestantisch sprechen, was die Intendantur möglichster Weise einsah, aber dafür die Ehrenrettung Schiller's, daß nämlich Melvil doch geweihter Priester ist, und den Leib des Herrn mit dem Segen des Papstes überbringt, zu Schanden werden läßt, denn in der heutigen Darstellung war die Scene ohne Sinn. Dafür entschädigte, wenigstens von Seiten Maria's, der letzte Auftritt mit Burleigh, der Ausdruck des letzten Lebensschmerzes bey der Erwähnung Frankreichs, die Art und Weise, wie sie beym Anblick Lesters in seine Arme sank, und nun, nachdem sie auch diese Letzte durchduldet, frey und fesselos dem Tode entgegentritt. Desto schlimmer war es, daß Lester mit seinem Monolog die Vorstellung recht Mitleid erregend schloß, und Elisabeth nicht mehr zum Vorschein kam. Man muß die Königin noch auffauchzen hören: „Ich bin Königin von England!" man muß sie, die im zweyten Aufzuge in so großer Begleitung, in so königlichem Pompe auftrat, am Ende einsam und verlassen in furchtbarer königlicher Oede dastehn sehn, während Maria mit Gott und Welt versöhnt, das Erdendiadem als Bild der Himmelskrone auf dem Haupt, zu Tode geht; das Eine darf ohne das Andere nicht geschehn. Aber für dergleichen Nothwendigkeiten scheint in Deutschland den Direktionen und dem Publikum der Sinn abgegangen zu seyn.

Edinburg, Februar.

Constable's großer Bankerott ist nun wirklich ausgebrochen, und hat Alles in Staunen und Verwunderung gesetzt, da er einen ungeheuren Kredit hatte. Walter Scott ist bey diesem Bankerott, und in dem zugleich mit ausgebrochenen des Buchdruckers Ballantine noch mehr verwickelt, da er mit diesem letzteren affectirt war. Walter Scott ist 120,000 Pfd. Sterling schuldig, theils auf Wechsel von Constable gezogen und von ihm unterschrieben, theils durch Ballantine's Bankerott. Man hat diesemnach berechnet, daß wenn er auch Alles hergäbe, was er besitzt, er doch noch für 40,000 Pfund insolvent bleibt.

Niemand kann begreifen, was aus den ungeheuren Summen geworden, die er für seine Werke erhalten, von denen allein die Tales of the crusaders allein 4000 Pfd. eingetragen haben. Man kann auch gar nicht verstehen, wie Constable solche Spekulationen machen und solchen Kredit haben konnte, ohne, wie es sich jetzt zeigt, Kapitalien zu besitzen.

Dieser Bankerott wird wohl die Ausgabe von Napoleon's Leben von Walter Scott, so wie die von seinem neuen Roman etwas verzögern; von ersterem versprich man sich nichts besonderes, da mehrere einsichtsvolle Personen behaupten, daß der wichtige Gegenstand höchst einseitig aufgegriffen sey; übrigens darf man noch eine Flut von neuen Werken von Walter Scott erwarten, indem er sich geäußert hat, daß seine rechte Hand den durch die angeführten Bankerotte erlittenen Verlust wieder gut machen müsse.

Beylage: Literaturblatt Nr. 22.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Nro. 69.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 22. März 1826.

Trefflich zeigt dir der Strauch, wie des Himmels gütige Vorsicht
Freuden und Hoffnung und Leid unserem Leben verband.

Radda.

Die erste Rose.

Die Herrschaft des silberhaarigen Greises, die er mit eisigem Blick, rauher Hand und unbeugsamem Sinne geführt hatte, nahte sich ihrem Ende. Sehnend rief Alles, was erschaffen war, den freundlichen Nachfolger, und ahnend empfand der schlummernde Keim, wie die unruhiger sich bebende Menschenbrust, die Zeit freudigen Erwachens und Blühens sey nun da. Und siehe! gerufen von der Sehnsucht, gesendet von der himmlischen Allmacht und Liebe nahte der Frühling! Ein Wonneruf erklang, und mit zärtlich scheuem Verlangen strebte Alles entgegen dem, der aus Todesschlaf die gefesselte Erde erweckte. — Es pries ihn der Mensch mit feuchtem seelenvollen Blicke — es sang ihm der Vogel in fröhlichen Liedern — es duftete ihm die sich hervordrängende Blume. — Und der gefeyerte Herrscher schritt einher, segnend und wohlthuend; seine Hand, stets geöffnet, zu beglücken; sein Blick freundlich, erquickend und erwärmend, nur sanft bewölkt durch die reinen Perlen, welche als leuchtender Thau aus ihnen hinträufelten auf die sie durstig trinkende Flur.

Wohl versuchte noch oft der Winter, den göttlichen Jüngling wieder zu vertreiben von der erwachten Erde; aber nach kurzem Ringen siegte immer wieder das jugendliche Leben, und mehr und mehr schmückte sich Flur und Hain zu Ehren des holdseligen Gebieters.

Ringsum nun Blumen, Blüten und ungehende Frucht! Doch noch säumten die herrlichsten Blumen, ihre reichen Kelche zu öffnen; und wie auch des Frühlings Zauberlicht die Rosenbäumchen umspielte, wie er auch mit Liebesblicken hinschaute auf ihre zarten Knospen, und der Thau seiner Augen auf sie hernieder fiel — verschlossen blieben sie. Dicht umhüllte sie der mütterliche Stock mit grünem Laube und suchte sie zu entziehen dem Werben, dem Bitten und Schmeicheln des himmlischen Jünglings, daß sie nicht jezt schon sich ihm öffneten und in Liebe erglühend ihm die reine, heilige Glut ihrer duftenden Kelche enthüllten. Noch lauerte rückisch der Winter, und wie hätten die jungen Blumen seinen eisigen Athem ertragen sollen!

Aber dennoch drang durch die grünen Blätter das Schmeicheln der Liebe in die verhüllte Tiefe einer der Knospen. Vergebens waren die warnenden Stimmen, welche sich ringsum erhoben; das leise, heimliche Ahnen in ihr war ihr klar geworden, höher und höher erglühte sie, und sich hervordrängend aus der grünen Hülle, strebte sie, den schönen Reichthum ihrer Liebe vor dem züchtig zu entfalten, der sie kosend hervorgerufen hatte. Laßt mich blühen, rief sie aus, was wollt ihr mich hindern! Er ruft mich, er verlangt nach mir — meines Duftes, meiner Schönheit will er sich freuen. Wie? Kennt ihr, die ihr mich warnt, ein schöneres Loos als das, zu erfreuen den Alles Erfreuenden? Laßt mich blühen! Mag dann der rauhe Athem des finstern Greises, der dem Götterjünglinge wich, mich zürnend vernichten; ist mir doch das schöne Loos geworden, und sey es auf wenige Stunden

nur, das Leben des Himmlischen, der mich liebend weckte, zu verschönern und zu schmücken. —

Und da stand die erste Rose! Blühend und duftend, sich erröthend hervorbebend aus der Blätter Fülle; umspielt vom Schmeicheln linder Lüfte, geküßt vom milden Frühlingsstrahl der Sonne, erfrischt und erquickt vom glänzenden Thau, der wie reine Perlen in ihrem Kelche zitterte. — Wie schön war sie! Wie schön war sie, ach nur für wenig, wenig Stunden! —

Es umwölkt sich der Himmel, verschwunden ist die Sonne, rauh tobt der Sturm, und hernieder aus den schweren finstern Wolken strömt der Regen.

Wie erbebt die junge Rose, wie klagt sie schmerzlich, daß so wildes Wetter hereinbricht in das schöne Leben des Frühlings. Nicht ihrer selbst gedenkt sie, und sieht sorglos die reine Tiefe ihres Kelches Preis gegeben dem vernichtenden Sturme.

Stunde an Stunde, Tag an Tag verrinnt. Sieger ist endlich wieder der Lenz; der Himmel strahlt wolkenlos, die Sonne lächelt freundlich; im balsamischen Weben der Lüfte verkündet sich der jugendliche Herrscher, und freudiges, sicheres Gefühl des Daseyns erfüllt nun Alles!

Die erste Rose aber? Ach sie versucht matt noch einmal zu lächeln, vermags nicht — neigt den schönen Kelch, und zerstreut verwehn ihre zarten Blätter. —

Ein banger Seufzer ließ sich vernehmen. Ach! er galt der früh erblühten, früh gestorbenen Rose!

* * *

Ihr klagt um sie, und fragt, wo sie blühte und starb? Ach überall blüht sie, wo ein junges Herz erfüllt ist von der Seligkeit und dem Schmerz der Liebe!

Ueberall stirbt sie, wo verwundet in seiner heiligsten Tiefe dieß junge Herz schonungslos gebrochen wird durch die Härte und Kälte der Welt!

Das Hotel des Finanz-Ministeriums zu Paris.

(Fortsetzung.)

Indessen ist in dem Kabinet Sr. Excellenz ein helles Feuer angezündet worden, er hat sich mit seinem Sekretair eingeschlossen, um die Papiere zu ordnen. Diese Operation ist von großer Wichtigkeit, sie hat ihre Grundsätze und Regeln. Man macht drey Abtheilungen: Unnütze Papiere — Papiere zum Mitnehmen — Papiere zum Verbrennen. Unter die unnützen Papiere kommen alle Vorschläge zu Verbesserungen und Ersparnissen. Diese überläßt man immer dem Nachfolger. Die Papiere, welche man mitnimmt, bestehen aus vertraulichen Berichten über das Personale, geheime Noten. Man hat zwar nur die Wahrheit gesagt, allein damals war man dafür bezahlt und umsonst will man sich keine Feinde machen. Man nimmt ferner sehr sorgfältig gewisse Freundschaftsversicherungen mit, welche die Herzogin von N., der Prinz N. dem Minister gemacht haben. Diese Zeugnisse können unter Umständen nicht ohne Nutzen seyn. Man nimmt ferner gewisse Arbeiten und Berichte mit, von irgend einem talentvollen Commis aufgesetzt, worin die Hülfsmittel des Ministeriums auseinandergesetzt sind, und welche einst dazu dienen können, die Verwaltung des Nachfolgers zu tadeln.

Man verbrennt eine Menge kleiner Tabellen, Notizen und Angaben, welche dem Nachfolger die Arbeit zu sehr erleichtern würden. Man verbrennt einige Vorarbeiten für Reden vor der Deputirtenkammer — Entwürfe über das Reglement des Rufs: „zur Ordnung" — das Manuscript einer kleinen Broschure über die Unbequemlichkeiten der redenden Kammern u. s. w. Alle diese Dinge hat der Exminister zwar für sich sehr unangenehm empfunden, allein seinem Nachfolger gönnt er sie von Herzen. Endlich werden die Bittschriften um Anstellungen und die Angeberey'n in's Feuer geworfen — die Flamme lodert hoch auf.

Dieß ist die Art, wie ein abgesetzter Minister Ordnung in seine Papiere bringt. Endlich ist er fertig, es schlägt fünf Uhr Morgens. Er wirft sich auf das Kanapee in seinem Kabinet — aber zum ersten Mal seit achtzehn Monaten kann er keinen Schlaf finden. Der Moniteur und die verhängnißvolle Ordonanz, welche seine Absetzung und die Ernennung seines Nachfolgers enthält, findet ihn noch wach. Der offizielle Theil des Moniteur hat der Welt schon große Unglücksfälle verkündet, allein nie erinnert sich der Minister eine entsetzlichere Nachricht gelesen zu haben als die seiner Absetzung. Er hat das 29ste Bülletin mit trocknen Augen gelesen — man hört ohne Schauder, daß 150,000 Mann zu Grunde gegangen sind, aber wer kann den Verlust von 150,000 Franken ertragen? — Der Moniteur gibt dem Exminister Stoff zu einem bittern Kommentar. „Wir haben befohlen!" Soll ich etwa glauben, daß der König eine solche Ungerechtigkeit befohlen hat? Man hätte hinsetzen sollen: Die Intrigue hat befohlen. Was meinen Sie, mein Herr?" — „Ah, Monseigneur! wer wird nach Ihnen die Last der Geschäfte tragen können?" — „Ich? ich bin untauglich dazu! Lesen Sie nur: Da seine Gesundheit ihm nicht erlaubt. Welche beleidigende Ironie! Ich frage Sie, ob ich mich je besser befunden habe? Habe ich je etwas gethan oder gesagt, woraus man hätte schließen können, daß ich krank sey? Hab' ich jemals während der Zeit der Sitzungen meine Diners ausgesetzt? Hab' ich nicht sechse wöchentlich gegeben? Wahrhaftig, ich ging mit gutem Beyspiel voran, und that nicht nur dergleichen als wenn ich äße. Aber sehen Sie hier: „„Ist um seine Entlassung eingekommen."" Sie kennen mich, haben Sie mich je von

Digitized by Google

meiner Entlassung sprechen hören?" — „Niemals, Monseigneur." — „Niemals! Meine Aufopferung ist zu bekannt, zu bewährt — ich wäre auf dem Posten gestorben, den mir der König anvertraut. Ehe ich meine Entlassung eingereicht hätte, hätte ich mich aus dem Ministerium herausreißen lassen — ja Herr, in Stücken hätte man mich herausreißen müssen." — „Ihr Muth ist bekannt, Monseigneur." — Bey diesen und ähnlichen Bemerkungen ist der Moniteur zu einer Kugel zusammengedreht worden, und entrollt den Händen Sr. Excellenz, der nun, um sich zu zerstreuen, sich einem neuen Anfall von Zärtlichkeit für seinen Sekretair überläßt. — „Indem ich das Ministerium verlassen muß, zähle ich es zu meinen bittersten Empfindungen, daß ich mich von Ihnen trennen muß. Ich habe eine Zuflucht für Sie gefunden. Hier ist Ihre Ernennung zum Bureauchef: sie ist von Gestern datirt. Damals war ich noch Minister!" —

Bittschriften und Audienzen.

Habt ihr ein Anliegen bey den hohen Staatsbehörden? Seyd versichert vor allen Dingen, daß es nichts Unnützeres gibt als die Bittschriften und die Audienzen. Man muß dieß wissen, besonders in den Provinzen, denn die Regung des kleinen Ehrgeizes des Departements äußert sich in Bittschriften. Dann wirft er sich in die Schnellpost, um sich nach Paris zur Audienz zu drängen, wo er dann mit dem groben Geschütz der unbestimmten Antworten und der hinhaltenden Versprechungen zurückgewiesen wird. Heut zu Tage werden alle Stellen schon im Voraus von den verschiedenen Coterien und Salons besezt. Sie wissen, welcher Platz leer seyn wird, sie kennen die Wahrscheinlichkeiten der Absetzungen, der Versetzungen, der Sterbefälle. Ist von einem Ministerwechsel die Rede? — Schon im Voraus ist das ganze Personal in dem einen und andern System ernannt; der neue Minister hat blos die Ernennungen auszufertigen. Es flößt also wirklich Mitleiden ein, zu sehen, wie bey dem geringsten Gerücht von einem Ministerwechsel die Departements in Aufruhr gerathen, und unzählige, sehr mühsam aufgesezte Bittschriften produziren. In unserm schamlosen Zeitalter ist Alles, was etwas einbringen kann, Stellen, Lieferungen u. s. w. schon lange vorausversagt. Ja, ich möchte nicht dafür stehen, daß diese Präfektur, jene Unterpräfektur nicht schon bis zum Jahr 1840 voraus versprochen ist. Bey so bewandten Umständen sollten die Bittschriften allen Händen entfallen. Aber nein: Bittschriften sind die Krankheit der Zeit. Das Schicksal einer jeden Bittschrift führt sie endlich in die Hände eines eignen Commis in dem betreffenden Ministerium, dem dieß Geschäft zugetheilt ist. Laßt eure Bittschrift von einem Akademiker oder von einem Mitgliede der Gesellschaft der bonnes lettres schreiben, sorgt für die schönste Schrift, das feinste Velinpapier; tragt einem Pair von Frankreich auf, sie den Händen des Ministers zu übergeben, oder werft sie ganz einfach in den ersten besten Briefkasten, von Hand zu Hand wird sie endlich dem Commis zufließen, der sie zu empfangen hat, wie die Gewässer alle endlich ihr Niveau im Ocean finden. Die Prinzen selber sind so mit Bittschriften überschüttet, daß, mit seltenen Ausnahmen, jede einkommende Petition von einem eigens dazu angestellten Sekretair durchgesehen wird, der dann mit Röthel darauf schreibt: Krieg — Justiz — Finanzen — Inneres u. s. w., je nachdem der Gegenstand dieses oder jenes Ministerium angeht. Die zusammengehörenden werden dann in Pakete gebunden, und an die Ministerien geschickt, wo sie endlich wieder in die Hände des unvermeidlichen Commis kommen. Was sagen Sie nun von jenen Thoren, welche die Aus- und Eingänge der Prinzen abwarten, ihnen bey Revuen, im Pallast, auf der Jagd, im Theater, bey Festen auflauern, und mit Bittschriften in den Händen, die Schildwachen über den Haufen rennen, sich einen Weg durch die Bajonette bahnen, und den Pferden der königlichen Wagen entgegenstürzen? — Sollten Sie jemals ein Gesuch haben, so folgen Sie meinem Rath, und statt sich von den Schweizern herumstoßen, von den Kutschen rädern zu lassen, geben Sie ihre Bittschrift auf die kleine Post, so wird Sie für drey Sous eben so sicher, und noch schneller ihre Bestimmung erreichen, als wenn der Herzog von N. sie übergäbe. Die Unsicherheit, der beständige Wechsel in unseren Ministerien und Administrationssystemen sind die Ursache dieser Flut von Bittschriften. Wir sehen die Anstellungen als einen Zweig der Industrie an, und das Budget als eine Beute. Im Gegentheil unter einer festen Regierung sind die Bittschriften selten, und haben eben deßhalb auch mehr Erfolg. Nach den Bittschriften kenne ich nichts Unnützeres als die Audienzen. Und doch könnte gerade bey solchen Gelegenheiten ein Minister, wenn ihm daran läge, die Wahrheit erfahren, und sich selbst von der Stimmung und den Bedürfnissen des Volkes unterrichten. So wie die Sachen jezt stehen, sind die Audienzen nichts als nutzlose Gepräge der Gerechtigkeit und Popularität. Was würde zu diesen eiteln Ceremonien der gute König Ludwig IX. sagen, der, wie ein Chorist erzählt: „in den Garten der Stadt Paris kam in einer Jacke von Camelot ohne Aermel, und einem Mantel von schwarzem Taffet, einen Teppich auf die Erde breiten ließ, um sich mit seinen Räthen drauf zu setzen, und die Klagen seines Volkes eifrig anzuhören. Zweymal wöchentlich gab er Audienz in seinem Zimmer; und nach der Messe ging er in dem Wald von Vincennes spazieren, setzte sich unter einen Baum und hörte Jeden an, der ihn sprechen wollte, ohne daß Wächter und Soldaten Jemand abhielten." Der heilige Ludwig gab zweymal wöchentlich Audienz, unsere Minister nur einmal. Der heilige Ludwig gab sie selbst, unsere Minister überlassen diese Mühe

einem Generaldirekteur, der sie wieder einem Bureauchef überträgt. Aber diesen Bureauchefs ist nicht so leicht beyzukommen wie dem heiligen Ludwig.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Rom, 5. Februar.

Mad. Catalani ist unmittelbar nach ihrem letzten Konzerte nach Neapel gereist, um sich auch dort hören zu lassen. Da dieß noch während des Carnevals geschehen muß; so hat sie ihren Haushofmeister (sic!) dorthin vorausgesandt, um die nöthigen Vorkehrungen zu treffen. Zu den Anekdoten, welche ich in meinem letzten Schreiben von ihr angeführt habe, gehört noch folgende, fürer nicht minder interessant, als alle übrigen: sie setzt sich jeden Morgen, kaum aus dem Bette aufgestanden, an's Forteviano, und singt zum Danke für die Wohlthaten, welche ihr der Schöpfer erzeigt hat, einen Davidischen Psalm ab. Kaum war Mad. Catalani aus dem Theare, als sich das übrige Künstlervolk, bis dahin von dieser furchtbaren Nebenbuhlerin im Zaume gehalten, in corpore erhob, um die Schaale der Citrone, welche sie schon ausgepreßt hatte, ihrerseits noch einmal zu drücken. Da aber mit künftigem Dienstage der Carneval schon beendigt ist, ob er gleich kaum angefangen hat, und in den letzten vier Tagen an kein Heil für eine Akademie zu denken ist; so fanden unglücklicherweise vorgestern am Freytage drey derselben auf einmal Statt: Rosa Tabbi, Tochter des jetzt hier spielenden Schauspieldirektors, improvisirte, Hr. Glovi (erster Violinist der großen Londoner Oper) zeigte, und ein Hr. Emiliani that desgleichen. Ueber erstere zwey habe ich schon früher gesprochen; von Emiliani, einem jungen Römer, läßt sich mit Recht rühmen, daß er zwar kein Genie der ersten Größe ist, aber doch einen schönen Ton und höchst klaren Vortrag besitzt. Das Publikum, von allen drey Akademien gleich sehr angezogen, blieb, nach dem bekannten physikalischen Grundsatze, vollkommen in Ruhe, das heißt, zu Hause. In desto größerer Menge ist es hingegen gestern, als am vierten Maskentage, auf den Corso gestürzt. Das Wetter war vortrefflich, die Equipagen und Masken eben so glänzend als zahlreich, und eine solche Menge Teppiche aus Fenstern und Balkons gehangen, daß der ganze Corso einem ungeheuer langen, roth ausgeschlagenen Saale glich. In der That hat ein hiesiger Maskentag so viele überraschende Annehmlichkeit, daß selbst der kälteste Zuschauer, ein nil admirans, davon ergriffen wird. Auch läßt sich mit der geistreichen Liebenswürdigkeit, welche Groß und Klein dabey entwickelt, gar nichts vergleichen, am wenigsten der dumme, plumpe Spaß, der wohl hin und wieder in Deutschland auf Maskeraden getrieben wird. Heut, als am Sonntage, ist kein Carneval; es bleiben also nur noch zwey Tage, Montag und Dienstag, übrig. Wahrscheinlich werden diese, besonders der fette Dienstag (denn der fette Donnerstag, an welchem dieß Jahr Mariä Reinigung fiel, hat nicht Statt gefunden), noch glänzender werden. Dann treten die gebenedeiten Fasten ein, eine Zeit, in welcher die hiesigen Fremden, selbst solche, welche sie halten, fast verhungern möchten. Denn, da schon das fette Essen in den römischen Speisehäusern nichts taugt; so urtheile man, wie es um das Magere beschaffen ist! Die Fastenverordnung ist bereits erschienen; eben so strenge als voriges Jahr, verbietet sie bey funfzig Thaler, ja bey Leibesstrafe, den Speisewirthen, selbst in den entferntesten Zimmern Fleisch zu reichen; an vier Tagen in der Woche sind sogar Eier und Milch, letztere selbst in den Kaffeehäusern, untersagt. Um Fleisch essen zu dürfen, muß Dispens nachgesucht, und dieser kann nur durch Entreichung einer ärztlichen Bescheinigung der körperlichen Erforderniß des Individuums vom Pfarrer erlangt werden. Kein Kaffeebursche darf Milch über die Gasse tragen, und die Schlächter müssen das Fleisch in ihren Buden verdeckt halten. Unser Pius VII. pflegte keine solche Verordnung mehr erlassen zu werden. Wie es heißt, wird den Römern während der Fasten durch Ochsenfleisch ersetzt werden, was sie an leiblicher Nahrung einbüßen. Es wird nämlich versichert, der Unternehmer der Theater zu Neapel, wo, wegen des dortigen heiligen Jahrs in den Fasten die Bühnen geschlossen bleiben werden, habe der hiesigen Regierung den Antrag gethan, in dieser Zeit von seinen Sängern zu Rom auf dem Theater Argentina geistliche Musiken aufführen zu lassen, und die Hälfte der Einnahmen zum Wiederaufbau der Paulskirche abzugeben. Die Antwort der Regierung ist nicht bekannt. Doch muß sie bereits erfolgt seyn, weil schon übermorgen der Carneval abläuft. An dieser Spekulation erkennt man einen erfinderischen Geist, und wer kann das anders seyn, als der berühmte und berüchtigte Hr. Barbaja? Als diesem Theaterunternehmer vor vier Jahren Hr. Rossini auf der Reise von Neapel nach Wien seine erste Sängerin und Liebhaberin (beyde Fächer bekleidete die berühmte Colbran, nachmals Mad. Rossini) entführt hatte, da hielt ihn Jedermann für einen Direktor in der Klemme; aber Hr. Barbaja bewies damals, und hat noch eben bewiesen, daß kein Loch so groß ist, daß er es nicht auszustopfen verstände; denn auch Mad. Mainvielle-Fodor ist bereits bey ihm ersetzt worden. Rede ich zum letzten Male von den hiesigen Theatern, um ihrer dann unter ein paar Monaten nicht wieder zu erwähnen. Die zweyte ernste Oper in Tordinone, Hannibal in Bithynien, von Nicolini, eine ältere Komposition, ist durchgefallen. Ob sie dieß verdient hat, ist mir nicht möglich zu beurtheilen, da ich, auf Wiederholungen hoffend, der ersten Vorstellung nicht beygewohnt habe. Das Publikum klagt über Leere der Harmonie und Trivialität der Melodie, und läßt sich nun, da jeden Abend, außer dem ersten Ballette Cajo auch noch ein komisches gegeben wird, von Neuem mit dem zweyten Akte der Semiramis abspeisen. Nicht weniger unglücklich ist, wie schon in meinem vorigen Schreiben gemeldet, die zweyte komische Oper in Valle, la sposa fedele, von Pacini gewesen. Die Carnevalslust und das, damit rechtfertigte, Schauspiel sind allein im Stande, dieses Theater zu füllen. Was die beyden Puppentheater, das große Carranica und das kleine Fiano, und die recitirten Schauspiele in den Theatern Pace und Palacerda, anbetrifft; so thun diese die Sache en famille ab, und es verlautet nichts davon im großen Publikum. Im Ganzen genommen haben also sieben Theater gespielt; es hat also auch für sieben Orchester Rath geschafft werden müssen. Rechnet man von den hundert und fünfzigtausend Einwohnern Roms ein Drittel ab, zu welchem gar keine ausübende musikalische Kultur gelangt (denn die Volksbildung steigt hier nicht flussenmäßig von oben bis unten herab, sondern bleibt, auf dem dritten Drittel der Leiter angekommen, stehen) und erwägt man, daß es unter den übrigen Zweydritteln weniger Instrumentaldilettantismus gibt, als im ersten besten deutschen Krähwinkel, und daß die ernste Oper wenigstens vierzig, und die komische wenigstens dreyßig Musiker erfordert; so läßt sich abnehmen, bis zu welchem Grade mitunter diese Orchester schlecht gewesen sind. Sonntags ist sogar jedesmal noch ein achtes Orchester, nämlich das in den Oratorien der neuen Kirche (vom heil. Philipp von Neri um die zweyte Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts eingesetzt, und bekanntlich der erste Ursprung aller der geistlichen Musiken, welche nachher mit dem Namen Oratorien belegt worden sind) erforderlich gewesen. Die heillose Ausführung dieser letztern, als Musiken, deren rettender Charakter schon eine größere Aufmerksamkeit und Achtung erfordert, hat dem sinnigen Musikfreunde sehr Leid gethan.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Nro. 70.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, 23. März 1826.

Der Tugend Keim in's zarte Herz gelegt,
Und durch der Eltern Sorge treu gepflegt,
Gibt einst der schönsten Früchte reiche Fülle.

H.

Die vier Haupttugenden.

Ein Gespräch von Frau Sophie von la Roche*).

Ein Knabe von zwölf Jahren, der auf alles Gute und Nützliche sehr aufmerksam war, sagte seinem Schulfreunde: „Du hast es sonst gerne, wenn ich meine Kuchen und Aepfel mit dir theile. Gestern habe ich aber von dem fremden Jüngling, den du bey mir sahest, etwas zum Andenken erhalten, das mich sehr freut, und welches ich auch mit dir theilen will."

Anton. Sind es auch gute Sachen aus seinem Lande? denn ich habe gehört, daß man überall andere Kuchen backt und anderes Obst zieht.

Christoph. Geh doch mit deiner Nascherey! als ob Freunde nichts besseres mit einander zu theilen hätten. Kuchen, die ich esse, oder Aepfel, die am Ende Schimmel bekommen und faul werden, wären ein schönes Andenken.

Anton. Nun was gab er dir dann, worauf du so stolz bist?

Christoph. Du weißt, daß ich gerne alles wissen möchte, was andere wissen. Ich merkte, daß dieser Jüngling gut gelernt hatte, und daß er auch in unserem Hause sehr fleißig las und schrieb. Da fragte ich, ob denn seine Schreiberey während der Ferien so nöthig wäre? Ja, sagte er, ich schreibe etwas, so meinem jüngern Bruder, der in deinem Alter ist, sehr nützlich seyn wird. Ey, sprach ich, was deinem Bruder in meinem Alter nützlich ist, wird es mir auch seyn. Laß mich es doch auch lesen. Da nahm er mich bey der Hand, sah mich freundlich an und sagte: So, guter Knabe, lernst du gern, was dir nützlich ist, dann will ich es auch für dich abschreiben, und dir zum Andenken geben. Und sieh, so hab ich ein Gespräch bekommen, welches vier Knaben in seiner Stadt über die vier Haupttugenden miteinander gehalten haben. Wie er nun das Papier aus der Tasche zog, kam ein dritter wackerer Schüler dazu und spricht ganz bescheiden: Wenn eure Freude und euer Papier ein Geheimniß ist, so will ich es nicht wissen. Aber neugierig bin ich.

Anton. Lieber Christoph, du weißt, Karl ist allezeit gut mit uns gewesen; laß es ihn doch auch wissen.

Christoph. Recht gern, aber Franz muß auch dazu kommen. Denn es sind vier Knaben, die mit einander reden; da vertheilen wir das Gespräch unter uns und lesen es morgen in dem Garten. Da sieht man das Feld, Anton, wo das Mehl zu den Kuchen wächst und wir setzen uns unter Apfelbäume.

Den andern Tag kamen die drey Knaben nach Christophs Anweisung in dem Garten seiner Eltern zusammen, in welchem aber alle Plätze so eng und verwachsen waren,

*) Das Manuscript dieses Aufsatzes erhielt der Einsender schon vor Jahren aus den Händen der Verfasserin selbst. Indem er sich weder in Form noch Materie die mindeste Veränderung erlaubt hat, hofft er desto mehr durch Mittheilung dieser Blätter bey Freunden und Freundinnen dieser schätzbaren Schriftstellerin angenehme Erinnerungen zu erwecken.

H.

Digitized by Google

daß sie nicht in Ordnung sitzen konnten. Christoph führte sie daher hinaus auf das Feld und sagte: weil wir was von Tugenden lesen wollen, so ist es recht gut dabey, daß wir viel von dem Himmel sehen, aus welchem uns Gott alle Tugenden gibt. Wie sie nun unter dem Apfelbaum saßen, nahm er sein Papier.

Gerechtigkeit wird für die erste Haupttugend gehalten, die gehört dir, Anton, weil du der Aelteste bist.

Anton. Das ist gut, ich will auch gerecht seyn.

Christoph fährt fort: Franz, du bist gesund und lebhaft, für dich, glaube ich, schickt sich die Starkmuth.

Franz. Du hast Recht, ich habe Kräfte.

Christoph. Ja, aber die noch nicht, wovon die Rede ist.

Du, ruhiger Karl, sollst die Vorsicht seyn.

Mir bleibt die Mäßigkeit, und wie es hier im Buche steht, so bin ich sehr froh, daß mir diese Tugend zu Theil geworden.

Anton (als Gerechtigkeit, fängt an). Ich will nicht hoffen, daß sich Eine von euch mir gleich schätzt. Denn nichts ist so schön als die Gerechtigkeit. Die Wahrheit ist immer um sie; sie urtheilt ohne vorgefaßte Meynung; sie stellt Alles an seinen gehörigen Platz; sie weiß ihrem Feinde Recht, ihrem Freunde Unrecht zu geben; ja sie verurtheilt sich wohl selbst, und achtet auf nichts als was schätzbar ist.

Franz (als Starkmuth). Das ist Alles wahr, aber du hast meiner nöthig, denn du würdest ermüden, wenn ich dich nicht unterstützte.

Gerechtigkeit. Warum würde ich ermüden?

Stärke. Weil du ein trauriges Amt hast, und den Menschen oft mißfällst, weil man dich mehr fürchtet als liebt, und vieles Verdienst dazu gehört, wenn man sich mit dir vertragen soll.

Karl (als Vorsicht oder Klugheit). Und ich muß eure Schritte leiten und verhindern, daß ihr euch nicht übereilt, und die rechte Zeit aussucht. Denn ohne mich würdet ihr Beyde Alles zu Grunde richten.

Gerechtigkeit. Man sollte also nicht immer gerecht seyn?

Die Klugheit. Ja, aber nicht immer auf dem Richterstuhl sitzen, sondern auch jede Sache an ihren Platz bringen.

Die Stärke. Es ist wahr, du kannst der Gerechtigkeit Dienste thun, aber die meinige sind ihr nothwendiger. Denn du bist viel geschickter, sie zurückzuhalten als sie handeln zu machen. Ich muß euch Beyden helfen.

Die Gerechtigkeit. Was? ich sollte dich nöthig haben, um zu sehen, daß mein Feind Recht, mein Freund Unrecht hat?

Die Stärke. Du siehst es wohl von dir selbst, aber es gehört Stärke dazu, die Furcht zu überwinden, daß man seinem Freund Kummer macht.

Die Gerechtigkeit. Es ist mir genug, eine Sache recht zu finden, um fest dabey zu beharren.

Die Stärke. Ja wenn ich bey dir bin, aber du willst mich nicht erkennen, und schreibst deinem Recht zu, was der Stärke zukommt.

Die Mäßigkeit. Ich bewundere euch Alle in Ansehung meiner. Denn ihr scheint zu glauben, daß ihr mich nicht braucht, ja daß ich wohl unnütz sey. Ist es vielleicht, weil ich mit meinem Werth nicht prahle, und mich nicht zudringe?

Die Klugheit. Willst denn du etwa auch behaupten nöthig zu seyn?

Die Mäßigkeit. Ja, und ich biete euch Trotz, daß ihr jemals ohne mich glücklich seyn könnt.

Die Stärke. Und was willst du mit deiner Kälte Gutes machen?

Die Mäßigkeit. Ich will euch verhindern, Alles auf das Aeußerste zu treiben.

Die Gerechtigkeit. Was für einen Dienst denkst du mir zu leisten?

Die Mäßigkeit. Ich mildere die Strenge und das Unangenehme deiner Rechte.

Die Klugheit. Aber ich denke, daß du an mich nichts fordern kannst.

Die Mäßigkeit. O ja, sehr viel, denn ich widersetze mich deinen Zweifeln und mindere deine Furchtsamkeit, indem du Beyde zu weit treibst.

Die Stärke. Wenn man dich hört, so sollte man glauben, du übertriebest uns Alle.

Die Mäßigkeit. Gewiß ist es, daß ihr ohne mich zu weit geht, ich bin es, die Alles auf die so schwer zu findende Mittelstraße führt.

Die Klugheit. Ich habe dich immer nur als das Gegentheil der Völlerey angesehen.

Die Mäßigkeit. Dieß geschah, weil du mich nicht kanntest, ich zerstöre freylich jeden Aufenthalt der Pracht und Völlerey — leide nirgends einiges Uebermaß; aber nicht nur allein widersetze ich mich jedem Uebel, sondern ich mache auch Ordnung im Guten. Denn ohne mich würde die Gerechtigkeit den Menschen unerträglich seyn — die Gewalt würde sie zur Verzweiflung bringen und die Klugheit würde zu viel Zeit mit Abwägen und Ueberlegen verwenden, wodurch der Augenblick des guten Erfolgs versäumt würde. Aber mit mir wird die Gerechtigkeit verschonend, die Gewalt der Stärke mildert sich, die Klugheit ertheilt Rath, ohne den Eifer zu schwächen — geht dann nicht zu geschwind und nicht zu langsam in einem fort. Ich bin das einzige Mittel gegen alles Uebertriebene.

Die Gerechtigkeit. Ich erstaune über all dieses — du wirst doch gestehen, daß die Weisheit ohne dich seyn kann.

Die Mäßigkeit. Du mußt dir auf diese Frage selbst

Digitized by Google

antworten, denn es kann dir nicht unbekannt seyn, daß auch die Weisheit eingeschränkt seyn müsse.

Die Klugheit. Wenigstens werden wir doch ohne dich selig?

Die Mäßigkeit. Schwerlich, denn ich muß den zu großen und oft bittern Eifer hemmen; ich muß Alles so leiten, daß es nicht auf das Aeußerste komme. Ich muß die Neigung des Gebens und des Zurückhaltens mäßigen, die Zeit des Gebets, des Kasteyens, und der Betrachtungen ordnen, den Ermahnungen und Predigten, den Untersuchungen, und sogar den heiligsten Begierden ein Ziel setzen.

Die Gerechtigkeit. Da hast du wohl viel zu thun.

Die Mäßigkeit. Die Grundlage meines Charakters verhindert alle Ermüdung, weil ich Alles mit Gleichmuth und Ruhe verrichte.

Die Stärke. Aber aus allem diesem muß man schließen, daß du uns sehr nöthig bist, und du gar niemand brauchst.

Die Mäßigkeit. Es ist wahr, ich bin mir selbst genug.

Die Stärke. Also kann man nicht zu mäßig seyn?

Die Mäßigkeit. Ich wäre sonst nicht, was ich bin, und mein Name bezeichnet schon, daß ich weder zu viel, noch zu wenig gestatte.

Die Klugheit. Du machst mir meinen Stand zuwider und ich beneide den deinigen.

Die Mäßigkeit. Dieß kommt aus der zu großen Meynung, die du von dir hast. Aber ihr seyd Alle sehr schätzbar. Ist der Stand der Gerechtigkeit nicht schön — auf die Wahrheit gegründet, unfähig Vorurtheile zu fassen, uneigennützig, unverderblich, und die sich selbst, auch der Eigenliebe zum Trotz, eben so streng beurtheilt als andere.

Die Gerechtigkeit. Und dennoch sagst du, daß ich verhaßt sey?

Die Mäßigkeit. Die Ursache ist, weil du nicht schmeichelst, und die Menschen wollen geschmeichelt seyn.

Die Stärke. Von mir sagst du, daß ich ohne dich Alles verderbe.

Die Mäßigkeit. Ja, aber mit mir verrichtest du Wunder. Du beseelest alle Tugenden, du führst deine Unternehmungen bis an das Ende und ermüdest niemals.

Die Klugheit. Aber ich weiß nichts als zu zaudern.

Die Mäßigkeit. Nein, du wählest die Zeiten, du bist gefällig, du siehst die Beschwerden und Hindernisse voraus und heißest die Maßregeln dagegen ergreifen, du bist uns unumgänglich nothwendig, wenn du dich nur durch mich von der zu weit getriebenen Sorge abhalten lässest.

Die Stärke. Du willst uns trösten, aber wir sehen doch, daß deine Rolle wichtiger ist als die unsrige.

Die Mäßigkeit. Und ich, was würde ich ohne euch seyn? Allein und oft vergeblich widerstrebe ich den übertretenden Leidenschaften der Menschen. Der schönste Theil meines Looses ist, daß ich zu Leitung der übrigen Tugenden gebraucht werde.

Die Stärke. Sind wir Tugenden, wenn wir deine Leitung auf unserm Wege nöthig haben?

Die Mäßigkeit. Wir haben Alle einander nöthig, wir wollen ohne Neid vereinigt miteinander leben und gegen die allgemeine Verderbniß arbeiten — und bey diesem Vorsatze können wir auf die Unterstützung der Gnade Gottes hoffen, durch welche allein wir alles Gute thun können.

Erotische Tändeleyen

von Wilhelm Müller.

Entknospung.

Was flüstert ihr, Zephyre,
Mit diesen Rosenknospen?
Ihr flüstert, und sie reißen
Entzwey die grünen Schleyer,
Und schauen euch entgegen
Mit rosenrothen Wangen. —
Ob ihr von Liebe flüstert? —
Ich flüstre, singe, spiele
Von Liebe meiner Schönen
Schon viele, viele Tage;
Sie aber will die Hülle
Der harten spröden Knospe,
Die ihres Herzens Rose
Vor meinem Blick umschließet,
Noch immer nicht zerreißen.

Korrespondenz-Nachrichten.

Basel, Februar.

Die neun-und-fünfzigste Jahresgeschichte der Gesellschaft zu Beförderung des Guten und Gemeinnützigen in Basel vom Jahr 1825, steht an rühmlichen und erfreulichen Rechenschaftsberichten über den Fortgang einer Menge nutzbarer Stiftungen, seiner früheren nach. Der Gerichtspräsident Burkhardt, der dießjährige Vorstand des Vereines, dessen Gliederzahl sich nochmals vermehrte, und gegenwärtig auf 483 angestiegen ist, wirft einen Rückblick auf die bisherigen Arbeiten desselben, und drückt sich unter anderm also aus: „Seine mancherley Stiftungen oder Unternehmungen können nicht ein vollständiges, folgerecht zusammenhängendes System einzelner Leistungen heißen. Sie sind nur dadurch unter sich zusammenhängend, daß gewisse Tendenzen und Wünsche den wärmsten Mitarbeitern jederzeit vorzugsweise vorschwebten, und daher immer wieder, unter verschiedenen Gestalten, die Zeit und Umstände ihnen gaben, am klarsten an's Licht hervortraten. Man kann sagen, es liege kein Plan zum Grunde; sondern wo eben einem Mitgliede Etwas gerade am Herzen lag, eine Idee besonders lebhaft wurde, da brachte es sie in Anregung, und wenn sie nur irgend in das weite Feld, das die Gesellschaft sich seit ihrer Stiftung ausgesteckt hatte, eingereiht werden konnte, und den vorhandenen Mitteln angemessen war, kam sie gewöhnlich zur Ausführung. Und dennoch fand sich wieder Plan und allseitige Entwicklung

dadurch, daß, wo irgend ein allgemeines Bedürfniß, eine im Gemeinwesen fühlbare Lücke, ein lautgewordener Wunsch vorhanden war, demnach nothwendig auch Jemand sich finden mußte, dem gerade dieses Bedürfniß oder dieser Wunsch lebhaft ward, und der die Aufmerksamkeit der Gesellschaft darauf leitete. Die Einfachheit des Geschäftsganges, die wahrhaft freysinnige ganze Organisation dieses Vereins, die unbefangene Berathung durch ungefähr gleichgestimmte Männer, gewährte dann jedem solchen Vorschlag eine bedeutende Hoffnung der Entsprechung, und auch Gedanken, die aus Ansichten der neusten Zeit, oder aus Erfahrungen des Auslandes hervorgingen, fanden bereitwillige und vorurtheilsfreye Prüfung. Diese seyen Ursachen bey dem Geist unsers Freystaates sichern der Gesellschaft eine fernere freye Entwicklung zu. Der Baum, dessen Keim ein großherziger Gedanke eines Menschenfreundes, in fruchtbaren Boden gelegt war, dessen Stamm in gesunder Luft erstarkte, wird noch viele treffliche Blüthen tragen."

Im Wirkungskreise der Gesellschaft verdienen ohne Zweifel die Stiftungen für Unterricht und Jugendbildung in erster Reihe zu stehen. Wo von den seit wenig Jahren eröffneten Schulen für Zeichnung und Gesang die Rede ist, sagt der Berichterstatter neben anderm: „Wenn die Gesellschaft im Zeichnungsunterricht wohl nicht einzig die größere Brauchbarkeit, die derselbe zum Gewerbsleben gewährt, beabsichtigte, sondern darin auch ein Mittel zur Bildung des Geschmackes befördern wollte, weil bey der Erziehung neben Schärfung des Verstandes und Uebung mancherley Fertigkeiten auch der Sinn für das Schöne sich entfalten soll; so galt diese Ansicht noch in höherem Grade bey ihren Bemühungen um den Gesangunterricht. Der Tonkunst ist es gegeben, wohlthuend und mildernd auf die Gemüther einzuwirken, sie für alles Edlere empfänglich zu machen, und im Menschen das Bewußtseyn der höhern Welt, die in ihm wohnt, zu wecken. Dem Gesange, der eigentlichsten menschlichen Tonkunst, kommt dieses in vorzüglichem Grade zu. Er ist zugleich diejenige Musik, die bey der nächsten Stufe der Kunstfertigkeit schon rührt und erfreut, und deren Werkzeug die Gabe der Natur an jeden ist, mithin zugänglich für alle und in allen Verhältnissen; und welche Instrumentalmusik ist in ihrer Ausübung so gesellig und befreundend als der Gesang? Im Gesangunterricht ist der Erziehung sogar noch ein Mittel gegeben, die Sprachfertigkeit zu vervollkommnen, das jugendliche Gedächtniß mit einem Schatz edler Gedanken auszustatten, und das Schönste, was die Dichtkunst darbot, dem ganzen Volke näher zu bringen."

Die Anstalten, von denen dießmal eigene Berichte vorgelegt und dem Hauptbericht über die Gesammtverhandlungen der Gesellschaft beygefügt wurden, sind nachfolgende: 1. Die Kasse zur Verdingung junger Handwerker: sie hat auf acht Lehrjungen 641 Schweizerfranken verwandt. 2. Die Verwaltung der zinstragenden Ersparnißkasse. Im letzten Jahr übergaben ihr 216 neue Beytragende die Summe von beyläufig 20,000 Franken, und sie verwaltet gegenwärtig die Kapitalsumme von 129,853 Franken. 3. Die Schullehrerkonkurse für Aufmunterungsprämien. Diese erproben sich immer mehr; sie werden zu zwey Jahren um gehalten, und es sind im vorigen Jahr an sechs Primarschullehrer Prämien erster, und an neun andere Prämien zweyter Klasse ausgetheilt worden. 4. Die Jugend- und Bürgerbibliothek. Der Theilnehmer an jener sind 105, der Abonnenten an dieser 128. Beyde empfehlen sich durch umsichtige Auswahl guter Schriften; die Bürgerbibliothek wählt solche aus den Fächern der Geschichte, Erdkunde, Naturwissenschaft, Gewerbskunde und Technologie. 5. Die Kommission zu Mitwirkung bey der Zucht- und Arbeitsanstalt. Die Mitwirkung besteht zunächst in der Sorge für zweckmäßige Beschäftigung der Sträflinge, und demnach in den Bemühungen achtungswürdiger Frauen, von denen gemeldet wird: „Der wohlthätige Verein von Frauenzimmern, der sich voriges Jahr gebildet hat, fährt fort, die weiblichen Gefangenen (nun auch die in der Correctionsanstalt sich befindenden) wöchentlich zweymal zu besuchen, zu erbauen und zur Sittlichkeit aufzumuntern. Wenn auch diese Frauen bescheidener Weise selbst gestehen, die Absicht ihrer Besuche nicht so wie sie es wünschten, zu erreichen, so gewähren ihre Bemühungen gewiß den wesentlichen Vortheil, daß die weniger verderbenen unter den Sträflingen an den besuchenden Frauen einen Haltpunkt und ein Mittel finden, nicht tiefer in's Laster zu versinken, und daß selbst auch die Rohern zurückgehalten werden, aus Furcht in den Augen des Frauenvereins verächtlich zu erscheinen." 6. Die Handwerksschule, von welcher neben anderm gemeldet wird: „Die im vorigen Jahr zum Erstenmal eröffnete Sonntagsschule für Handwerker und Andere, die nach Erweiterung ihrer Kenntnisse streben, hatte ihren erfreulichen Fortgang. Schon die unerwartet große Anzahl derjenigen, welche den größten Theil des Winterkursus diese Gelegenheit zu ihrer Fortbildung benutzt haben, war ein Beweis von der Nothwendigkeit solcher Anstalten, die auch durch ihr Bestehen nicht nur einem dringenden Bedürfnisse abhelfen, sondern an Etwas erinnern, das so Vielen Noth thut. Wenn sich auch, wie zu erwarten war, im Frühling aus bekannten Ursachen jener Andrang, dem unsere Hülfsmittel auf die Dauer nicht hätten volle Befriedigung gewähren können, vermindert hat, so sind doch eine solche Schülerzahl, die dieser Anstalt eine ziemlich ausgedehnte und wohlthätige Wirksamkeit sichert. Drey Zeichnungsklassen sind ununterbrochen, jede von dreyßig Mitgliedern besucht worden; in vier Abtheilungen während des Winterkursus, und zwey Abtheilungen während des Sommers haben sich diejenigen, welche ihre Kenntnisse mit Lesen, Schreiben, Rechnen und in Verfertigung eigener Aufsätze zu vermehren suchten, mehr und weniger regelmäßig eingefunden. Häufiger Dienstwechsel, vermehrter Erwerb, zum Theil auch Unlust an dem, was geistige Anstrengung erfordert, und oft durch Verspätlerleistung auf sonntägliche Vergnügungen anderer Art erworben werden muß, alle diese Ursachen, zum Theil auch die Ueberzeugung vieler selbst der Elemente des Lesens und Schreibens Unkundiger, daß sie es in so kurzer Zeit nicht weit bringen können, haben eine Art von Flut und Ebbe in den gedachten Klassen hervorgebracht." 7. Die Krankenkommission: Sie hat im vorigen Jahr auf die Verpflegung von armen Kranken die Summe von 9038 Franken verwandt. 8. Die Suppenanstalt: Die Zeit der wohlfeilen Lebensmittel hat ihr Bedürfniß, und demnach auch ihren Wirkungskreis auf 3328 vertheilte Suppenportionen beschränkt. 9. Die landökonomische Armenschule. Diese, durch eine eigene Privatunterzeichnung gegründete und 1824 eröffnete Nachbildung der Armenschule in Hofwyl gedeiht dermaßen gut, und findet so vielen Beyfall, daß man bereits mit ihrer Erweiterung beschäftigt ist, und in einem geräumigeren Lokale die bisherige Zahl von zweyundzwanzig Schülern oder Zöglingen verdoppeln will. Ein Gönner der Anstalt hat ihr sein dafür wohlgelegenes Gut um den billigsten Zins in Pacht gegeben, und vertrauensvoll werden die übrigen Hülfsmittel für die gewünschte Erweiterung von dem Basel'schen Publikum erwartet.

Beylage: Kunstblatt Nr. 24.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Nro. 71.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, 24. März 1826.

Wer hat den Weg durchs wilde Meer gefunden,
Der nie mit Todesstürmen stritt?

Tiedge.

Bericht über den Verlust des, der indischen Kompagnie zugehörigen Schiffes, der Kent.

Es sind jezt einige Monate, daß man aus den Zeitungen Nachricht über den Brand eines auf der offenen See segelnden Schiffes der indischen Kompagnie erhielt, welches eine beträchtliche Zahl Reisender an Bord hatte. Indessen fehlte diesen Nachrichten das umständlichere Detail und man ward also von nichts weiter unterrichtet als von dem Furchtbaren dieses Vorgangs im Allgemeinen und von der, fast an das Wunderbare gränzenden, Rettung des größeren Theils der Unglücklichen, die sich auf diesem Fahrzeug befanden.

Den näheren Bericht, welchen wir hier mittheilen, und das merkwürdige Bild von Muth, Ergebung und Aufopferung, welches uns durch denselben vor das Auge gebracht wird, verdanken wir dem Major Mac-Gregor, einem Augenzeugen jenes Ereignisses. Er ist mit aller Wärme eines frommen Gemüthes niedergeschrieben und kann in dieser Beziehung als eine reiche Quelle religiöser Empfindungen angesehen werden.

Der Kent, ein der englisch-ostindischen Kompagnie zugehörendes, schönes und neues Fahrzeug von 1,350 Tonnen, unter dem Befehl des Kapitän Henrich Cobb nach Bengalen und China bestimmt, ging den 19ten Februar 1825 unter Segel. Es hatte an Bord 20 Offiziere, 344 Soldaten, 43 Frauen und 66 Kinder, alle von der Mannschaft des 31sten Regiments; außerdem aber noch 20 Passagiere und eine Schiffsmannschaft von 148 Mann, Offiziere mit eingegriffen.

Am Abend des 23sten verloren wir die englischen Ufer aus den Augen und segelten nun im atlantischen Meere fort, in der vollen Ueberzeugung, nur erst in den indischen Gewässern des festen Landes wieder ansichtig zu werden.

Einige Stunden ungünstiger Witterung abgerechnet, segelten wir unaufgehalten vorwärts, bis wir in der Nacht vom 28sten plötzlich von einem starken Windstoß aus Südwest aufgehalten wurden, dessen Heftigkeit an dem auf diese Nacht folgenden Morgen fortwährend zunahm. Wir befanden uns in diesem Augenblick in der Bay von Biscaya unter dem 47° 30′ der Breite und 10° der Länge westlich von Greenwich.

Die Thätigkeit der Offiziere und der Schiffsmannschaft des Kent schien mit der wachsenden Gefahr in zunehmender Steigerung Schritt zu halten. Unsre großen Segel wurden eiligst beygelegt, und den 1sten März Morgens zehn Uhr hatten wir schon die Bramstangen aufgezogen und steuerten mit dem Schönfahrsegel allein; die falschen Fenster des Hintertheils waren fest geschlossen und alle wachhabenden Seeleute des Verdeckes mit einem Sicherheits-Tau festgebunden worden.

Zu dieser Zeit geschah es, daß einer der Offiziere, in der lobenswerthen Absicht, sich zu versichern, ob im untersten Schiffsraume Alles in guter Ordnung sey, in Gesellschaft von zwey Matrosen und mit einer Sicherheitslampe

verſehen, in denſelben hinabſtieg. Die Lampe brannte ſchlecht, allein vorſichtiger Weiſe ließ dieſer Offizier ſie nicht im untern Raume auffriſchen, ſondern ſandte ſie zu dieſem Zweck wieder herauf zu den Tauen. Sofort bemerkte er, daß eines der Branntweinfäſſer nicht mehr an ſeiner gehörigen Stelle befindlich wäre, und ſandte die Matroſen nunmehr fort, um Holzkeile herbeyzubringen, damit das Faß wieder feſtgeſtellt werden könnte. Während ihrer Abweſenheit litt das Schiff aber einen ſehr heftigen Windſtoß, in Folge deſſen dem Offizier die Lampe aus der Hand fiel; bey der Eile, mit welcher er ſie vom Boden aufzuheben bemüht war, ließ er aber das Faß rollen, welches er unterdeſſen feſtgehalten hatte. Dieſes aber ward von der Gewalt des Stoßes augenblicklich eingeſtoßen, in einem großen Strome ergoß ſich der Branntwein und unglücklicherweiſe in der Richtung gegen die Lampe hin, an deren Flamme die Flüſſigkeit ſich alsbald entzündete, worauf ſogleich Alles in dieſem Raume in Feuer ſtand.

So lang das Feuer in dieſem unterſten Raume eingeſchloſſen blieb, der von allen Seiten mit Waſſerfäſſern umgeben war, ſo konnten wir uns der Hoffnung hingeben, daß man deſſelben werde Meiſter werden können. Allein als auf die ätheriſche blaue Flamme dicke Wolken eines ſchwarzen Rauches folgten, ſo konnten wir uns nicht mehr verhehlen, daß wohl das Schiff kaum mehr zu retten ſeyn werde. Das Feuer hat die Taue ergriffen, ſchrieen einige Stimmen, und in der That verbreitete ſich auch bald ein Theer-Geruch, der die Wahrheit dieſes Umſtandes beſtätigte.

In dieſem fürchterlichſten Augenblicke ergriff Kapitän Cobb, deſſen Geſchicklichkeit und Entſchloſſenheit mit der Gefahr zu wachſen ſchienen, das einzige ihm übrige Mittel. Er befahl nämlich, dem Seewaſſer in dem erſten und zweyten Schiffsraum Weg zu bahnen, die Schiffslucken und die Stückpforten der untern Batterie zu öffnen, um das Meer von allen Seiten eindringen zu laſſen.

Dieſen Befehlen ward ſogleich Folge geleiſtet. Allein ſchon waren einige Soldaten, eine Frau und mehrere Kinder um's Leben gekommen, nachdem ſie ſich vergeblich angeſtrengt hatten, auf das Verdeck zu gelangen. Von unten drang ein dicker den Athem raubender Rauch in die Höhe, von den Seiten aber drang das Seewaſſer in Strömen herein, drückte Thüren und Riegel ein und warf die ſchwerſten Kiſten von der Stelle.

Zwar hielt die ungeheure Waſſermaſſe, welche auf dieſe Art in den unterſten Schiffsraum gelangte, das Fortſchreiten des Feuers einige Zeit auf, allein in demſelben Maßſtab als die Gefahr, in die Luft geſprengt zu werden, abnahm, nahm die Gefahr zu verſinken zu.

Jetzt ſahen wir den Anfang einer Schreckensſcene, die über alle Beſchreibung geht. Das Verdeck war von ungefähr ſechs- bis ſiebenhundert Menſchen bedeckt, von denen mehrere, durch die Seekrankheit in das Bett geſprochen, daſſelbe bey herannahender Noth eiligſt und meiſt ohne Kleider verlaſſen hatten, alle, aber untereinander herumliefen, und die einen ihren Vater, andere ihre Kinder, wieder andere ihre Männer und Frauen ſuchten. Die Wenigſten erwarteten ihr Schickſal in ruhiger Ergebung oder ſtumpfer Unempfindlichkeit. Mehrere überließen ſich dem Wahnſinn der Verzweiflung. Viele fielen auf die Kniee und beteten jammernd und klagend zu dem Allmächtigen, deſſen Gnade ſie anflehten, und deſſen Arm, wie ſie ſagten, jetzt ſo ſchwer auf ihnen liege; die Meiſten verrichteten die äußern Zeichen religiöſer Devotion, wie ſie ihnen ihre verſchiedenen Glaubensbekenntniſſe vorſchrieben. Einige der bejahrteſten und älteſten Soldaten und Seeleute ſah man mit finſterer Miene gerade den Theil des Schiffes, der ſich über der Pulverkammer befindet, vorzugsweiſe aufſuchen, um, wie ſie ſich ausdrückten, ihre Leiden, denen ſie nicht mehr entgehen könnten, durch die von Augenblick zu Augenblick erwartete Exploſion ſchnell-möglichſt beendigt zu ſehen.

Viele der Frauen und Kinder hatten ſich in die Zimmer des obern Verdecks geflüchtet, wo ſie zuſammen beteten und in der heiligen Schrift laſen. Einige derſelben, deren Mienen eine erhabene Ergebung und Seelenruhe ausſprachen, machten auch ihre nächſte Umgebung jenes geiſtigen Troſtes theilhaftig, mit welchem ein feſtes, aufgeklärtes Vertrauen in unſern Erlöſer ſie erbaut hatte. Beſonders erregten zwey junge Perſonen die Bewunderung Aller durch ihre natürliche Seelenſtärke und die Kraft, welche ihnen der Glaube an Jeſum Chriſtum verlieh. Als man ihnen ſagte, daß alle Hoffnung verloren ſey, daß der unvermeidliche Tod mit großen Schritten herannahe, ſo ſah man die eine derſelben niederknieen und mit der größten Ruhe, die Hände zum Himmel gefaltet, ausrufen: „Komm mein Erlöſer, ich warte dein.“ Sodann bat ſie ſich an, dem umſtehenden Kreis von Frauen Stellen aus der Bibel vorzuleſen, worauf ihre Schweſter mit der gleichen Geiſtesruhe den 46ſten Pfalm

„Gott iſt unſere Zuverſicht und Stärke, eine Hülfe in den großen Nöthen, die uns getroffen haben,“

und andere, dieſer ähnliche Stellen auswählte.

Unter anderen Gegenſtänden, die mir in dieſen Augenblicken des Schreckens auffielen, waren es zwey Kinder, die, mit der ſie umgebenden Gefahr gänzlich unbekannt, in ihren Bettchen zu ſpielen fortfuhren, als ob nichts vorgehe, und die Vorübergehenden auf die naivſte Art anredeten.

(Die Fortſetzung folgt.)

Digitized by Google

Das Hotel des Finanz-Miniſteriums zu Paris.

(Fortſetzung.)

An dem Tage der öffentlichen Audienz ſind die Poſten verdoppelt; zwey Schildwachen kreuzen ihre Bajonette vor dem Thore des Miniſters und halten mit Mühe die Menge der Bittſteller zurück. Vor der Thüre eines jeden Bureaus ſteht an dieſem Tage eine Schildwache. Mit dem Schlag zwey Uhr ſetzt ſich die Schaar in Bewegung und durchzieht in langen Reihen die Höfe und Gänge, um die verſchiedenen Bureaus, bey denen ſie ein Geſuch anzubringen haben, aufzufinden. Die Neulinge klettern Treppauf und ab, irren in den langen Corridors umher, ſtudiren die Ueberſchriften an den Thüren, und es kann vier Uhr ſchlagen, ehe ſie das Bureau finden, was ſie ſuchen. Andere, nicht weniger übel berathen, machen ſich an einen Commis, der eben über den Hof geht und erhalten ſtatt einer Zurechtweiſung ein kurzes und gewaltiges: „Davon weiß ich nichts!“ zur Antwort. An allen Thüren drängt und ſtößt man ſich, bis endlich, um einer gewaltthätigen Invaſion vorzubeugen, der Bureaudiener Nummern vertheilt, welche die Bittſteller an ihre Hüte befeſtigen. Es hat ſogar einen ſolchen Bureaudiener gegeben, der ſeine Rechnung bey dieſem Geſchäfte machte, indem er Nro. 1. für zehn Franken, Nro. 2. für fünf Franken verkaufte u. ſ. w. Er verkaufte ſogar dieſelben Nummern zwey- und dreymal bey derſelben Audienz. Der Skandal ging ſo weit, daß manche Perſonen ihre Nummern drunten im Hof laut verſteigerten, ſo daß man auf Steigen und Fallen ſpekuliren ſah und die Ankommenden fragten: „Wie hoch ſteht dieſe oder jene Nummer?“

Es gibt Leute, welche dazu geboren ſind, zu ſtehen, für die ein Stuhl ein unnützes Meubel iſt. Sie übertragen abwechſelnd dem linken oder rechten Fuß das Geſchäft, den Körper zu tragen. Dieſe Leute ſind gefährliche Nebenbuhler an ſolchen Audienztagen, ſie wiſſen ſich überall einzudrängen. Iſt es dem Bittſteller endlich gelungen, bis zur Gegenwart des Miniſters oder des Bureauchefs durchzudringen, ſo hat er noch gar nichts gewonnen. Ich befinde mich endlich vor Herrn N. Er ſteht mit dem Rücken gegen das Kaminfeuer, ſieht mich kaum an und wühlt gravitätiſch in ſeiner goldenen Tabaksdoſe, während ich mich abmühe, ihm mein Anliegen begreiflich zu machen. Nachdem ich geendigt habe, antwortet er ſehr weiſe: „Das geht mich nichts an.“ Ich frage, wen von ſeinen Herren Kollegen es denn angeht? „Das kann ich nicht ſagen. Seit der lezten Organiſation ſind die Geſchäfte anders vertheilt. Das Bureau Nro. 1. weiß nicht das geringſte von Nro. 2. und Nro. 3. noch weniger von Nro. 1. Dieſe Antwort: „Das geht mich nichts an,“ iſt daher eben ſo häufig als bequem für dieſe Herren. Noch ſchrecklicher wird dem armen Bittſteller die verzögernde Gewalt. Sie iſt der einzige feſtſtehende Miniſter in unſerer jetzigen Adminiſtration. Der Handel, die Künſte, die Wiſſenſchaften treffen ſie überall in ihrer Bahn. Sie präſidirt bey den Audienzen. Kann ein Bureauchef ſich nicht durch ſein: „Das geht mich nichts an,“ des Bittenden entledigen, ſo leiht ihm jene Macht die Phraſen: Ihr Anliegen iſt dem Miniſter vorgelegt — oder: man hat an den Präfekten geſchrieben — oder: es iſt mir noch nichts zugekommen — oder: der Staatsrath iſt davon unterrichtet u. ſ. w. Wendet euch an Niemand anders, fragt keinen andern Beamten, ähnliche Antworten würden euch überall entgegenkommen. Selbſt der Bureaudiener verweiſt euch auf die nächſte Audienz.

Unter Napoleons Regierung war die verzögernde Gewalt aus unſerer Adminiſtration vertrieben, und fand höchſtens noch in einigen Winkeln der Diplomatie eine Zuflucht. Man war in den entgegengeſezten Fehler gefallen. Der Herr verlangte am Morgen eine Aehre, von dem Korn, was er den Abend vorher ausgeſtreut hatte. Wir ſchlugen die Zukunft ſehr gering an; die Geſchäfte mußten in der Minute abgethan werden. Wir kannten nichts poſitives als den gegenwärtigen Augenblick, wir waren in der Adminiſtration wahre Epikuräer. Man muß den Miniſtern jener Zeit zum Ruhme nachſagen, daß ſie die Audienzen ſelbſt gaben, und daß ſie nicht umſonſt waren. Noch ſeh ich ihre Salons von der Menge der Bittſteller angefüllt, wo der Bauer, der Laſtträger neben dem Präfekten und dem General ſeinen Platz fand. Der Miniſter hatte zwey Sekretairs zur Seite. Er empfing die Bittſchrift, welche ihm gereicht, oder hörte das Anliegen, was ihm gemacht ward. In Gegenwart des Bittſtellers diktirte er dann einen Befehl, um ſich ſogleich einen Bericht über den Gegenſtand erſtatten zu laſſen, oder ſchrieb ſelbſt auf die Bittſchrift: „Einen Bericht machen, binnen vierund-zwanzig Stunden antworten.“

Statt ſich um jene väterliche Popularität zu bemühen; ſtatt ihre Thüre für Privataudienzen offen zu laſſen, hat der Hochmuth unſerer Eintagsminiſter die Audienzen in ſogenannte: receptions, verwandelt. So leſen wir in den Journalen: „Der Miniſter von .... nimmt heute an, oder nimmt nicht an.“ Bey dieſen prunkhaften Schauſpielen werden blos die Agenten und Freunde der Macht angenommen. Es iſt ein Wettſtreit von Kriecherey und Sklavenſinn. Auf den verſchiedenen Phyſiognomien, welche ſich hier drängen, lieſt man die Stürme der Republik, den Schrecken des Directoriums, die Gewalt des Kaiſerthums, die Erbärmlichkeit der Verbannung, die Unanſtändigkeit der Reſtauration. Unbekannte Geſichter ſtarren ſich an, als wenn ſie fragen wollten, woher ſie kommen? — Ja es iſt ſogar geſchehen, daß in dieſem Gedränge der Miniſter ſelbſt nicht erkannt wurde. So fragte lezthin der Miniſter einen alten Vertheidiger des Vaterlandes, deſſen Wunden und unbelohnte Dienſte bekannt genug ſind: „Verzeihen Sie, mein Herr, ich weiß ihren Namen nicht.

Digitized by Google

und wünschte doch" . . Worauf der andere antwortete: „hat nichts zu sagen, Monseigneur. Eure Excellenz ist ganz in demselben Fall wie ich; ich habe eben gefragt, wo denn der Minister sey." —

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, 5. Februar.

Neulich hielt die philotechnische Gesellschaft, die aus Gelehrten und Künstlern besteht, eine öffentliche Sitzung. Der Bericht über die Arbeiten der verschiedenen Mitglieder derselben dauerte anderthalb Stunden, was also eine fleißige Gesellschaft voraussezt. Von einem Mitgliede, dem General Miollis, wurde erzählt, was er Alles gethan habe, um seine Güter in der Provence von der Heuschreckenplage zu befreyen. Mit den Heuschrecken scheint es zu gehen wie mit einer Okkupationsarmee; seitdem sie auf die Provence niedergefallen sind, wollen sie nicht wieder heraus. Sonst erschienen sie nur von Zeit zu Zeit; jezt ziehen sie gar nicht wieder fort, und sind aus einem nomadischen ein eingesiedeltes Raubvolk geworden. Ganze Wolken von Heuschrecken fallen in gewissen Bezirken über die Felder her; alle Mittel, die man dagegen kannte, halfen nichts mehr. Ich weiß nicht, wie viele hundert Säcke voll der General Miollis auf Einmal hat verbrennen lassen. Auch dieß hilft nicht; wie der Phönix scheinen sie aus der Asche wieder aufzusteigen. Wenigstens habe ich ernsthaft von Provenzalen behaupten hören, daß die Hitze des Scheiterhaufens die noch in der Erde steckenden Jungen aufweckt und heraustreibt. Ein ganzes Kriegsheer mußte gegen die Insektenschwärme losziehen, und sie Monate lang unaufhörlich verfolgen, um sie zu zerstören; so behaupten die Bewohner des Landes. Allerdings wäre es besser Armeen gegen die Heuschrecken, als gegen andre Armeen losziehen zu lassen. Nach der Heuschreckengeschichte las Bouilly ein Stück aus dem seitdem erschienenen zweyten Theile seiner Contes pour les enfans de france vor. Dieser Schriftsteller ist durch die populäre Aufnahme seiner Theaterstücke und seiner Erzählungen sehr reich geworden, und hatte sich bis vor einigen Jahren von den Großen, das heißt Mächtigen, entfernt gehalten, deren er gar nicht bedurfte. Allein da er als ein guter Erzähler bekannt war, so hat man ihn aufgesucht, um den beyden Kindern der Herzogin von Berry etwas vorzuerzählen. Die anspruchlose zuvorkommende Aufnahme, die er in dem Kreise der jungen Herzogin gefunden, hat den Mann ganz entzückt; und er erzählt gern, wie die Herzogin ihn versichert, daß Schmeichler keinen Zugang zu ihrem Sohne haben sollen, und wie besorgt sie sich um eine grade und wahre Geistesbildung ihrer Kinder ihm gezeigt habe. So hat es dann nichts weiter bedurft, um ihn anzutreiben, wieder eine Reihe von Erzählungen zu beginnen; in einigen kommen die königl. Kinder schon selbst als Helden vor, und halten schöne moralische Reden; für's Publikum hat diese Reihe von übertriebenen, ziemlich mit Hofsprache gewürzten Darstellungen wenig Interesse, und es ist zu bedauern, daß Bouillys Gewandtheit im Erzählen und Ausmalen auf keinen wichtigern Stoff angewandt worden ist. Obschon er sehr gut vorliest, und dem Lesen Alles, was Eindruck machen kann, geschickt hervorzuheben weiß, so wurde das Fragment, das er vorlas, doch ziemlich kalt aufgenommen. Der Sekretär der Gesellschaft las darauf ein Stück aus einer Lobrede auf Lacepède, gewesenem Mitgliede, vor; da diese Lobrede seitdem ganz im Drucke erschienen ist (Eloge historique de M. le comte de Lacepède; par C. F. Villerave, Paris 1816. 8.), so hebe ich hier einige Züge aus. Lacepède liebte leidenschaftlich von Jugend auf zwey Dinge, Naturwissenschaft und Tonkunst. Als er zum ersten Male nach Paris kam, war sein erster Gang zu Buffon, und sein zweyter zu Gluck. Bey seinen elektrischen Versuchen wäre er beynahe vom Blize todtgeschlagen worden, und seine Oper Omphale hätte vielleicht ein Todesschlag anderer Art getroffen, wenn er seine Partitur nicht zurückgezogen hätte, eben als sie aufgeführt werden sollte. An den deutschen Höfen, wo er sich eine Zeit lang aufhielt, sollen mehrere Symphonien von ihm aufgeführt worden seyn. Als Buffon ihn zum Aufseher des anatomischen Kabinets, Pflanzengartens, und zum Fortsetzer seiner Naturgeschichte bezeichnete, war Lacepède vor Freuden außer sich. Die Gouverneurstelle beym Dauphin, welche ihm Ludwig XVI. zudachte, lehnte er ab. Als die Revolutionsstürme ausgebrochen waren, dankte er auch seine Stelle am Naturalienkabinet ab, und lebte mit seiner Frau auf dem einsamen Gute Leuville. Hier ist in der Schreckenszeit sein Briefwechsel mit Friedrich II. und andere wichtige Papiere, die er verbrannte, verloren gegangen. Bald wurde er zu wichtigen Geschäften und Aemtern berufen. Der Tod seiner Gattin machte ihn eine Zeit lang gegen Alles unempfindlich, und er setzte eine Schrift auf, die er seitdem beständig bey sich trug, und worinn er verordnete, man solle seinen Leichnam neben demjenigen seiner Gattin auf dem Dorfkirchhofe zu Leuville beysetzen. Es hielt sehr schwer, ihn von Leuville zu entfernen, und er hat sein ganzes übriges Leben um seine Gefährtin getrauert, die er den Engel seines Lebens nannte. Sie hatte aus einer frühern Ehe einen Sohn, diesen nahm er an Kindesstatt auf, und als sich dieser verheirathete, ward das junge Paar eine neue Familie für ihn. Vor drey Jahren starb seine Schwiegertochter; von diesem Unfall erholte er sich nie. Er verordnete nun in einem Zusatze zu seinem letzten Willen, seine und seiner Frau Gebeine sollten in den Gottesacker zu Epinay, wo seine Schwiegertochter ruht, gebracht werden; dieß ist auch geschehen. Als Kanzler der Ehrenlegion war er so wohlthätig und uneigennützig, daß er tief in Schulden versank, und um seine Entlassung anhalten mußte. Napoleon setzte ihm nun ein Jahrgehalt von 40,000 Franken, nebst andern bedeutenden Emolumenten aus. Lacepède hat einen Theil seiner Güter verkauft, um seine Ausgaben zu decken. Manche Invaliden erhielten von ihm ein Gnadengehalt, das er aus eigenen Mitteln bestritt, aber im Namen des Staates gab. Um seine Entlassung soll er einmal, oder eilf Jahre nach einander angehalten haben. Wie geht es zu, daß ein Mann, dem Aemter und Vermögen so gleichgültig schienen, sich im Senate so unterwürfig gezeigt hat? Dieß läßt sich aus der Lobrede nicht erklären. Lacepède's Leben ist wieder ein Beweis, wie sehr der Schein trügt. Ein Kanzler der Ehrenlegion, ein Präsident des kaiserlichen Senates, ein so ausgezeichneter Naturforscher und Schriftsteller schien der begütertste Mann, und dennoch liest man in einem von ihm nachgelassenen bändereichen, geschichtlichen Werke folgende Worte: „In der Erwartung einer baldigen Wiedervereinigung mit meinem Vater, meiner Frau und meinem Kinde, tröstet sich meine Seele mit dem Gedanken, an das Mitleiden, das mein Unglück einflößen wird."

Dg.

Beylage: Literaturblatt Nr. 24.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Nro. 72.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Sonnabend, 25. März 1826.

Und ein Gott iſt, ein heiliger Wille lebt,
Wie auch der menſchliche wanke.
Hoch über der Zeit und dem Raume ſchwebt
Lebendig der höchſte Gedanke,
Und ob alles in ewigem Wechſel kreiſt,
Es beharret im Wechſel ein ruhiger Geiſt.

Schiller.

Stanzen.

Nach Lamartine. Von Guſtav Schwab.

Ich ſprach zu mir: o Herz! was thun in dieſem Leben?
Stets wandelnd auf dem Pfad, den vor mir einer ſchritt,
So wie das junge Lamm nur folgt der Mutter Tritt,
Der ew'gen Thorheit nur der Menſchen mich ergeben?

Der Ein' im weiten Meer nach Mammons Schätzen fragt,
Sein Schiff und ſeinen Wunſch verſchlingen ihm die Wogen,
Der andre ſtirbt im Schoos des Ruhms berauſcht, betrogen
Von eines Namens Hall, nach dem ſein Geiſt gejagt.

Der baut die Straße ſich mit unſern Leidenſchaften,
Und gründet einen Thron, und fällt, indem er ſteigt. —
Der liebt ein ſüßer Joch, darunter er ſich beugt,
Er ſieht ſein Lebensglück an Weiberaugen haften.

Der Faule ſchläft getroſt im Arm des Hungers ein,
Die Pflugſchar lenkt im Feld der Ackersmann, die reiche,
Der Weiſe lieſt und denkt, der Krieger führet Streiche,
Der Bettler ſetzet ſich an eines Weges Rain.

Doch wohin gehen ſie? wohin die Blätter gehen,
Die vor ſich her der Hauch des Winterſturmes ſchickt:
So werden, von der Zeit geſäet und gepflückt,
Auch die Geſchlechter all in ihrem Thun verwehen.

Ihr Ringen iſt umſonſt: die Zeit ſie doch begräbt!
So wie den Uferſand verſchlingt des Fluſſes Strömen,
Verſchlingen ſah die Zeit ich ſo die flücht'gen Schemen,
Sie wurden, ſtarben dann. — Herr! haben ſie gelebt?

Ich aber will dem Gott, zu dem ich bete, ſingen,
In lauter Städte Lärm, in ſtiller Wüſten Schooß,
Am Ufer hingeſtreckt, und wogend auf dem Floß,
Wann ſich die Sonne ſenkt, und wann ſie regt die Schwingen.

Die Erde ruft: Wer iſt's, den ihr den Herren nennt?
Der, deſſen Seele ſich durch alle Welt verbreitet,
Der, ſo mit einem Schritt den ganzen Raum durchſchreitet,
Von deſſen Wiederſchein die Sonn' am Himmel brennt.

Der iſt es, der den Stoff aus ſeinem Nichts gezogen,
Der auf das Leere hat gegründet ſeine Welt,
Der, ohne Ufer, doch das Meer in Schranken hält,
Der iſt's, aus deſſen Blick des Lichtes Strahl geflogen.

Der iſt's, vor dem kein Heut, vor dem kein Morgen gilt,
Der ewig ſich gebiert aus ſeinem ew'gen Grunde.
Der in die Zukunft ſchaut, wie in die jetz'ge Stunde,
Der wiederkehren heißt die Zeit, die ihm entquillt.

Der iſt's, der iſt der Herr! daß meine Zunge ſpreche
Den Menſchen ſeinen Ruhm in hundert Namen aus!
Ein güldnes Saitenſpiel, häng' ich in ſeinem Haus,
Will ſingen von dem Herrn, bis daß er mich zerbreche!

Das Hotel des Finanz-Miniſteriums zu Paris.

(Beſchluß.)

Reform — Organiſation — Reinigung.

Weil euer Vater, euer Bruder, euer Mann, euer Vetter nacheinander abgedankt worden ſind, ſo bildet ihr euch ein, der Miniſter ſey ein Ungeheuer, das allein an der großen Krippe des Budgets freſſen wolle. Allein glaubt mir, dieſe Dragonaden gegen die armen Commis werden ganz ohne den geringſten perſönlichen Haß oder Zorn unternommen. Es iſt theils die Reinigungswuth, wodurch man in gewiſſen Vorzimmern für einen unbeſtechlichen

Freund monarchiſcher und religiöſer Grundſätze gilt, theils auch werden dieſe Opfer der Beredſamkeit einiger Deputirten gebracht. In einem Budget von einer Milliarde findet ihr Eifer für das Wohl der Unterthanen nichts auszuſetzen als die kleine Million unſrer Beſoldungen und das elende Hunderttauſend unſerer Gratifikationen. Sie machen Metaphern über unſre Heitzung, Antitheſen über unſere Lichter und Ironie über unſere Schreibmaterialien. Haben ſie recht gegen die Bureaukratie gedonnert, ſo liefert der Miniſter dem Moniteur ſechszig Commis und nun wird er als ein wahrer Sülly geprieſen. Es gab eine Zeit, wo dieſe Opfer ein ordentliches Tarif hatten. So viele für Herr la Bourdonnaye, ſo viele für Herr Donnadieu, für Herr Clauſel de Couſſerge, Herr Marcellus. Dieſe Opfer nennt man Organiſation.

Die Deputirten haben auf der Tribüne gedonnert. „Ueberall zehren ungeheure Beſoldungen, Heere von Angeſtellten den öffentlichen Schatz auf, und ſpotten des öffentlichen Elendes und erdrücken die Adminiſtration u. ſ. w.“ Solche und ähnliche Redensarten, in allen Journalen wiederholt, ſind die traurigen Vorboten einer Organiſation. Sie verbreiten Schrecken unter den Federhelden. Jeder beſinnt ſich, ob er nicht Urſache habe, ſeine Abſetzung zu fürchten. Dem einen fällt ein, daß einer ſeiner Vettern zur Zeit des Kaiſerthums Unterpräfekt war, dem andern, daß ſeine Schweſter Modehändlerin einer Exkönigin war. Der dritte klagt ſich heimlich an, er habe über eine Phraſe in dem miniſteriellen Journal geſpottet, der vierte, er habe ſeine halbe Taſſe Kaffee in einem liberalen Kaffeehaus genommen. Alle endlich, indem ſie ihren Hunger mit trocknem Brod und ihren Durſt mit dem Waſſerkrug des Miniſteriums ſtillen, fürchten: „dem allgemeinen Elend Hohn zu ſprechen.“ Der Miniſter hat indeſſen eines ſeiner glänzenden Diners von fünfzig Gedecken gegeben. Dann beruft er ſeine Direktoren und den Generalſekretair in ſein Kabinet: „Meine Herren, ſagt Sr. Excellenz, die Kammer ſchreyt gegen die Bureaukraten; ich muß mit dem Beyſpiel einer Reform vorangehen, ich muß 120,000 Franken erſparen.“ — „Ah! Monſeigneur, Sie wollen alſo ſechszig Commis von 2000 Franken wegjagen.“ — „Wie viel haben wir?“ — „Sechshundert.“ — „Richten Sie es ein, wie Sie wollen, man muß von zehnen einen wegſchicken.“ — „Sechszig Perſonen? das wird viele Unzufriedenheit erregen.“ — „Nun ſo ſchicken Sie vier Bureauchefs, acht Unterchefs und acht-und-zwanzig Commis fort: Erſparen Sie an den großen Beſoldungen, ſo werden Sie nur vierzig Perſonen ſtatt ſechszig wegzuſchicken brauchen, und doch 150,000 Franken erſparen. Das iſt philanthropiſch.“ Nach dieſen Grundſätzen wird dann die Reform begonnen. Keinem von den vier Herren, welche zuſammen 270,000 Franken beziehen, fällt es aber ein, daß, wenn ſie „die großen Gehalte“ vermindern wollten, ſie noch 150,000 Franken theilen könnten, wenn ſie ſich ſelbſt jene 120,000 Franken abzögen.

Wie eine Verſchwörung werden dieſe Opfer in der größten Stille vorbereitet; es werden Proſkriptionsliſten aufgeſezt, geändert und wieder geändert, je nachdem Gunſt oder Mißgunſt, Laune, Empfehlungen u. ſ. w. auf das Urtheil der Direktoren und der Bureauchefs ihren Einfluß üben. Die Commis haben unterdeſſen erfahren, was ihnen bevorſteht. Obgleich die Zahl der Opfer nur vierzig iſt, ſo verbreitet ſich Angſt und Schrecken unter alle ſechshundert. Der Miniſter, die Direktoren, die Chefs erhalten ſechshundert Briefe von Herzogen, Gräfinnen, Marſchällen, Biſchöfen, Deputirten, Generalen u. ſ. w., welche ſie bitten, dieſen oder jenen Vetter oder Schützling zu verſchonen. Hiezu kommen noch unzählige kleine Billete von irgend einer ſchönen Hand, Noten von Kammerzofen, Empfehlungen von Lakayen, welche oft im Stande ſind, eine Gunſt oder eine Beleidigung zu vergelten. Dieß ſind die eigentlichen Elemente der neuen Organiſation.

Indeſſen erwarten ſechshundert Familien mit Schrecken die Entſcheidung. To be or not to be iſt bey ihnen die wichtige Frage. Endlich während der Stille des Sonntags hat der General-Sekretair nach einer lezten Abrede die Entlaſſungen ausgefertigt und ſie auf die Plätze der Opfer gelegt. Am folgenden Morgen um neun Uhr finden dieſe ihr Todesurtheil, und die andern zittern noch den ganzen Tag vor einer neuen Auswahl. Klagen der Verzweiflung erſchallen in allen Gängen des Miniſteriums, aber ſie gelangen nicht bis zu den Ohren Sr. Excellenz, welche durch Vorzimmer und Huiſſiers geſchüzt, ruhig in ihrem Kabinet ſizt und eben die 20,000 Franken ihres monatlichen Gehalts bezogen hat. — Unter den unglücklichen Opfern, welche dem edeln Patriotismus der Kammern und des Miniſters gebracht werden, ſind gewöhnlich auch einige luſtige arme Teufel, welche, der Zukunft vertrauend und voll Verachtung für ihre Henker, mit großem Gleichmuth Stock und Hut nehmen und das Miniſterium verlaſſen. Allein es gibt auch Beyſpiele, daß einige in ihrem Grimm geſchworen haben, nie wieder das Hotel zu betreten und ſogar die Straße zu vermeiden, worin es ſteht. Andere hat man in Folge einer ſolchen Organiſation vor Kummer ſterben oder den Verſtand verlieren ſehen. Zum Schluß müſſen wir als charakteriſtiſchen Zug der Organiſationen und Reformen unſerer neuen Sullys anführen, daß drey Monate nach der Entlaſſung jener vierzig Commis, das Miniſterium wieder fünfzig neue Angeſtellte aufnimmt, wodurch der nächſte Miniſter ſogleich Stoff zu einer Reform erhält, welche mit eben ſo viel Billigkeit und Erfolg vor ſich geht, wie die erſte.

Digitized by Google

Bericht über den Verlust des, der indischen Kompagnie zugehöriges Schiff, der Kent.

(Fortsetzung.)

Während wir uns bey der schmerzhaftesten moralischen Agitation in einem Zustande völliger physischer Unthätigkeit befanden, während die Wellen mit Wuth gegen die Wände unseres unglücklichen Schiffes andrangen, als ob der Ocean das fremde Element beneide, das ihm seine sichere Beute rauben zu wollen schien, fiel, bey einem der allerheftigsten Stöße, welche im Schiffe Alles umwarfen, plötzlich das Compaßhäuschen um; ein Unfall, der den Compaß zerstörte und ganz unbrauchbar machte. Bey diesem Ereigniß, auf welches erst tiefes Schweigen folgte, hörte man nur den verzweiflungsvollen Ruf eines jungen Hochboots-Mann: „es ist also geschehen, der Kent hat keinen Compaß mehr!" ein Ausruf, der allen Zuschauern den sichersten Ueberblick ihrer Lage gewährte.

Jetzt sah man einen jungen Offizier, dem sonst die schönsten Hoffnungen gelächelt haben mochten, mit einem schmerzhaften, trübschweren Blick eine Haarlocke aus seiner Brieftasche hervorsuchen und sie auf sein Herz legen. Einen andern sah man hastig ein Stück Papier ergreifen, an seinen Vater schreiben, diesen Angstbrief einer Bouteille anvertrauen, die er wohl verwahrte und mit der allein noch beglückenden Hoffnung, daß sie an ihre Adresse gelangen würde, in das Meer warf.

Um eben diese Zeit machte Herr Thomson, zweyter Hochbootsmann, den Vorschlag, jemand den kleinen Mast erklettern und herumspähen zu lassen, ob man nicht auf der Oberfläche der See ein Schiff erblicke, das Hülfe bringen könnte. Gesagt, gethan. Ein Matrose klettert auf die Spitze des Mastes. Jetzt blickt er rund um an dem ganzen weiten Kreise des Horizonts. Schreckliche, furchtbare Augenblicke der Todesangst! Doch siehe, er schwenkt den Hut, o Freude! er ruft: „ein Segel unter dem Wind!"

Wiederholtes, langhallendes Freudengeschrey der früher angstvoll gepreßten Menge antwortet dieser Nachricht. Augenblicks werden nun die Nothfahnen aufgezogen, von Minute zu Minute ein Kanonenschuß gelöst und mit aller Anstrengung suchen wir uns dem Schiffe zu nähern, das uns schon in's Gesicht gekommen war. Dieses Fahrzeug hieß, wie wir nachher erfuhren, Cambria, Kapitän Cook, war eine Brick von 200 Tonnen und nach Vera-Cruz bestimmt; an Bord hatte sie zwanzig bis dreyßig Verunglückte aus Cornwallis und andere Angestellte der englisch-amerikanischen Kompagnie.

Während zehn bis fünfzehn Minuten waren wir im Zweifel, ob die Brick unsre Signale bemerke, und ob, selbst für den Fall, daß dem so wäre, sie uns aufnehmen könnte und wollte. Es schien die Heftigkeit des Windes sie zu hindern, unsere Nothschüsse zu vernehmen, allein die Rauchwolken, die von unserm Schiffe aufstiegen, mußten die Gefahr, in der wir schwebten, doch hinlänglich bezeichnen, und nur wenige Augenblicke nachher sahen wir die Brick die englische Fahne aufziehen und mit allen Segeln auf uns losteuern.

Während der Kapitän Cobb, Oberst Fearon, und der Major Mac Gregor sich über die Maßregeln berathschlagten, wie es mit der Schiffsladung zu halten sey, kam ein Lieutenant des 31sten Regiments, um den Major zu fragen, in welcher Ordnung die Offiziere das Schiff verlassen würden, worauf dieser antwortete: „In der Ordnung, wie „sie bey Leichenbegängnissen üblich, wie sich dieß von selbst „versteht." Oberst Fearon bestätigte diese Ordre mit dem Beysatz: „Die Cadets gehen zuerst, wie gewöhnlich, aber „alle Leute soll man niederstoßen, welche sich in die Schaluppe zu retten versuchen, bevor denn alle Weiber und „Kinder gerettet sind."

Um alle Unordnung und das Zudrängen zu vermeiden, welches, bey der Ungeduld, die sich bey den Seesoldaten und Seeleuten zeigte, zu befürchten war, stellte sich bey jeder Einschiffung ein Offizier mit gezogenem Degen als Wache auf. Allein die wackere Haltung des kommandirenden Personals, und die gewissenhafte Subordination der Mannschaft machten, mit nur weniger Ausnahme, diese Maßregel überflüssig.

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Leipzig, Anfang März.

Der letztverflossene Monat war für unsere Stadt ein Zeitpunkt allgemein verbreiteter Niedergeschlagenheit. Die großen Erschütterungen, welche in dieser Zeit der Handel erlitt, theilten sich auch der Handelsthätigkeit in unserer Stadt auf eine Weise mit, welche die allgemeine Theilnahme aller Glieder des städtischen Verbands erregen mußte, und ein vielvermögender Gemeinsinn sprach sich deutlich aus. Jetzt ist die Hoffnung wieder zurückgekehrt, daß mancher Knoten, der den Einzelnen fesselt, sich erfreulich lösen werde. „Ernst ist das Leben, heiter ist die Kunst." Dieß Wort des großen Dichters bewährte auch hier seine Wahrheit. Auch in dieser Zeit blieben die Gemüther, die noch eines Aufschwungs fähig waren, dem heitern Spiel der Kunst und geistnährender Beschäftigung nicht abgewandt.

Vieles Interesse erregte unter andern die deutsche Improvisation des Dr. Wolff, der von Weimar aus, wo er nun als Lehrer neuerer Sprachen am Gymnasium angestellt ist, sehr empfohlen zu uns kam, in mehreren Privatcirkeln sein seltenes Talent übte, und zuletzt auch öffentlich (im Saal des Gewandhauses) auftrat. Will man, nach dem was bisher von poetischer Improvisation überhaupt durch tüchtige Ohrenzeugen bekannt worden ist, urtheilen, so ist man genöthigt zu sagen, daß sie es nicht höher, als bis zu einem, mehr oder minder belebten, poetischen Formalismus zu bringen im Stande ist. Denn obgleich die Zahl und Dauer der Augenblicke sich nicht bestimmen läßt, in welchen Entwurf und Ausführung eines geistigen Werks sich folgen, und ein Geist schneller denkt und dichtet, als der andere; so fordert doch alles seine Zeit, und ein Gedanke, den die Begeisterung zuführt, will mit Liebe und Ruhe im

Geiste genährt seyn, wenn er in vollkommen gesunder und ausgebildeter Gestalt hervortreten, und den verwandten Geist mit Liebe und Begeisterung erfüllen soll. Von diesem Standpunkte betrachtet, kann man sogar die Improvisation, die als öffentliche Leistung für bestimmte Zeit versprochen wird, und wo man den deus in nobis zum freyen Fluge zwingen will, als eine Profanation der Poesie ansehn, und zwar noch mehr, als die sogenannte freye Phantasie des Musikers, da, wenn auch die Themata gegeben würden, die Behandlung derselben der jedesmaligen Stimmung freyer folgen kann, und das Mechanische der Musik auch durch den Reiz der Töne eine große Macht ausübt. — Betrachtet man die Sache dagegen blos aus dem Standpunkte einer geistigen Unterhaltung, oder mit dem psychologischen Interesse an seltener Geistesgegenwart und Fertigkeit, so wird sie vielfach anziehend seyn; befriedigend vornehmlich dann, wenn der Improvisator, der mit poetischem Sinn eine große Fertigkeit in der Improvisation verbindet, in einem Augenblicke höherer Gemüthserregung eine Menge Zuhörer um sich versammelt, wie in Italien häufig geschehen soll; oder wenn er im geselligen Kreise auftritt, wo sein Talent mit minderem Anspruch wirken kann, und ihm die Gelegenheit oft selbst den poetischen Moment herbeyführt. Und so fand ich es auch in Beziehung auf Dr. Wolff, dessen Improvisation mir und mehreren Freunden im gesellschaftlichen Cirkel bey weitem mehr Vergnügen gemacht hat, als bey der öffentlichen Leistung. Was diesen gewandten, talentvollen Mann insbesondere betrifft, so muß zu seinen Gunsten billig angeführt werden, daß das Talent — selbst in Prosa — zu extemporiren, besonders unter den Deutschen selten ist, — daher eine so große Menge Vorlesungen, die man in der That Ablesungen nennen könnte, ja selbst mehr gelesene, als memorirte Reden; ferner daß das Extemporiren in Versen, oder das eigentliche Improvisiren, in deutscher Sprache ungleich schwieriger ist, als in den südlichen Sprachen, besonders in der italienischen, in welcher sich der Reim gleichsam von selbst gibt, und der gewöhnlichste Reim durch seinen Wortlaut das Ohr befriedigt. Für das letztere beweist auch, daß Hr. Wolff der erste ist, der unseres Wissens dieses Talent in solchem Umfange geübt hat. Wenn er nun vom Augenblick und dem Vers gedrängt, sich bald in's Allgemeine verliert, bald aber, um dem Gedanken Raum zu geben, einen Reim fallen läßt, oder sich im Rhythmus einige Freyheiten erlaubt, so sind dieß Unvollkommenheiten, die mir von deutscher Improvisation unter den obigen Bedingungen unzertrennlich scheinen, und die nur der verdammen kann, der mehr von ihr erwartet, als Improvisation überhaupt leisten kann und will. Bey kleinen Stücke fühlten wir uns von einer sich über das Ganze verbreitenden Begeisterung angeweht, aber in jedem traten aus der im Hintergrunde poetischen Reflexion, in welche sich die Improvisation der Deutschen, ihrem Charakter gemäß, zu kleiden scheint, glückliche Gedanken mit der Wirkung des lebendigen Augenblicks hervor, und beurkundeten den Geist des Sprechenden. Letzterer verrieth sich auch in der schnellen Anordnung eines ihm gegeben tauglichen Stoffs zu einem kleinen dramatischen Ganzen, wovon ich mehrere Beyspiele habe. In seiner öffentlichen Leistung wählte er aus drey lyrischen Aufgaben jedesmal eine, und zwar zuerst Franklins Empfindungen nach Erfindung der Blitzableiter, dann Klage eines polnischen Greises über Kosziusko's Fall, und den Untergang des polnischen Reiches. In jenem war der Gedanke von der Verwandtschaft der himmlischen und irdischen Kräfte, in diesem vornehmlich die Einleitung durch den Ton der Volksromanze beyfallswerth. Die dramatische Aufgabe, die er sich aus sechs, zum großen Theil unbrauchbaren wählte, war Mucius Scävola, wo von gleich der Anfang (ein Gespräch jener Krieger aus dem Heere des Porsenna, mit einer sehr anschaulichen Vergleichung), dann die Rede des Mucius vor dem König, dem er seine verbrannte Hand zeigt, sehr lebendig war und wirkte. Bey dem angehängten Chor, welcher diese Leistung schließen sollte, wie bey der Ausführung der vorigen Aufgaben bemerkte man übrigens eine Neigung des Improvisators, den Gegenstand durch die Gedankenform in's Allgemeine hinüberzuspielen. Unter allen drey Leistungen war die letzte, und schwierigste die gelungenste, und ihr wurde auch der meiste Beyfall zu Theil. Uebrigens scheint Hr. Wolff sich seine Aufgabe dadurch zu erschweren, daß er sich nicht mehr Zeit zum Ueberlegen derselben erlaubt, und fast unmittelbar, nachdem er die Aufgabe gewählt hat, auch sogleich zu sprechen beginnt. Vernünftige Zuhörer würden ihm gern einige Augenblicke zum ruhigen Nachdenken erlauben, und seine Leistungen dadurch gewinnen sehen, es müßte denn seyn, daß er sich einer ruhigen Geistesarbeit entwöhnt hätte. Die Freyheit des Vortrags sprach die Zuhörer an, die etwas gedehnte Aussprache aber, die dem Inhalt der Improvisation etwas nachtheilig ist, ist wahrscheinlich eine mit der Uebung darin entstandene Gewohnheit.

Auf der Bühne trat im letzten Monat die beliebte Mad. Devrient, nach ihrer Niederkunft, wieder zum großen Vergnügen des Publikums als Käthe, in dem Lustspiel, welcher ist der Bräutigam, und in einigen andern Lieblingsrollen auf. Zum ersten Male wurde aufgeführt: Die Unzertrennliche, nach dem Französischen von Heil (gewiß eines der interessantesten unter den vielen kleinen Lustspielen, die wir neuerlich von der französischen Bühne entlehnten; aber die Aufführung wurde den Zuschauern nicht klar, wahrscheinlich durch Schuld dessen, der die Rolle des Gerichtsdiener hatte, und diesem, dem Deutschen etwas fremden, Charakter nicht in das gehörige Licht setzte); ferner Curländers kleines Lustspiel: Das ändert die Sache, was sich zur Veränderung wohl einmal ansehen läßt; dann das Vaudeville, Schülerschwänke, oder die kleinen Wilddiebe, welches in Hinsicht der gewählten Liederkompositionen wenigstens seine Vorgängerinnen, die sieben Mädchen in Uniform, weit übertrifft; endlich das Singspiel: Das Konzert am Hofe, Musik von Auber. Die wenigen Fabrikanten Scribe und Melesville haben dem Letzten einen recht unterhaltenden Stoff zu einer kleinen Conversationsoper geliefert; er hat sich mit ein paar lebhaften Stücken abgefunden, welche doch die französische Gefallsucht nicht verläugnen können. Da ist Rossini, den er oft vor Augen hat, doch immer weit natürlicher. Die Prodeurie der jungen Sängerin, die ein Hauptstück ausmacht, wird brillant angekündigt, aber hat doch sehr gemeine Gedanken. Für den Kabalenschmiedenden Signor Astruccio, der eine komische Hauptpartie werden konnte, ist wenig gethan. Die Darstellung hat unterhalten; das Publikum läßt sich auch gern von Künstlerfabale unterhalten. Dem. Canzi paßte zu der Partie der Sängerin Adele sehr gut, und sang ausgezeichnet. Hr. Genast gab dem Signor Astruccio einen Anstrich französischer Gefallsucht, und schilderte den Italiener nicht genug.

(Der Beschluß folgt.)

Auflösung der Charade in Nr. 65: Schlittschuh.

Charade.

Mein Erstes ist ein Schmerzenslaut
Und schüttert durch die tiefste Seele.
Mein Zweytes winkt so hehr und traut
Vom Himmel in die düstre Höhle.
Mein Ganzes nennt des Festes Tag,
An dem der Tod in Fesseln lag.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Nro. 73.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 27. März 1826.

Da aller Farben Pracht zum Kranz verschlungen,
Und aller Blumen Form zum Strauß sich fügt!
Hier, hier ist Leben!

Joh. Rud. Wyß.

Schilderungen aus Neapel.

Dulces ante omnia musae.

Den Vortheil der Lage an einer nicht allzuflachen Küste hat Neapel mit mehreren europäischen Häfen gemein; aber keiner hat vor sich eine so prächtige Bay und dicht hinter sich solche freundliche Höhen, welche dieser Königin der Seestädte ein so stattliches Ansehen geben. Unter ihre großen Annehmlichkeiten gehören unstreitig auch die drey neuen Fahrwege, welche zur Zeit der lezten Franzosenherrschaft aus der Stadt in verschiedenen Richtungen nach jenen Höhen angelegt worden sind.

Bekanntlich lehnt sich Neapel gegen Norden an eine von Ost nach Westen laufende Reihe lachender Hügel, deren südlicher Abhang, gegen die Stadt und See herein, zwar nur an wenigen Stellen etwas steil, jedoch überall mehr oder minder ansehnlich ist, indessen ihre Rückseite fast unmerklich sich in die kampanische Ebene verliert, welche wohl fünf deutsche Meilen weit, beynahe wagerecht, bis an den Fuß der Apenninen sich hinzieht. Am südöstlichsten Ende dieser Ebene thront zwischen der so eben genannten Bergkette und dem Meere der ganz einzeln dastehende Kegel des Vesuvs, mehr ein Gegenstand der Bewunderung als des Schreckens für die nur etwa eine deutsche Meile entfernte Hauptstadt. Auch die schon oben erwähnte, sie in einem großen Halbzirkel traulich umfangende Hügelreihe ist durchaus vulkanischen Ursprungs: auf der Oberfläche meist ausgebrannte leicht bewegliche Erde, stellenweise mit Lagen zerbröckelter Bimssteine und Lavastückchen, und tiefer unten eine einzige zusammenhängende, übrigens ganz aus gleichem Stoff wie die obern losen Schichten, bestehende Masse von Tuffstein, dem hauptsächlichsten Baumaterial der uralten wie der neuern Stadt — Paläopolis wie Neapolis.

Den östlichsten und niedrigsten jener Hügel durchschneidet ein tiefer allein breiter Hohlweg, von jeher einer der Hauptzugänge der ganz nahen Stadt, und zu jeder Stunde mit Fuhrwerken und Menschen zu Pferd und zu Fuß und mit Lastthieren bedeckt. Aber keine eben so bequeme Straße führte vor dem Jahr 1808 gerade aus Neapel bis auf den Rücken jenes Hügels, der sich sanft nach Morgen verflächend, einen äußerst malerischen Standpunkt und eine gute, schon in den ältesten Zeiten von einem Belisar und andern Feldherrn benüzte militärische Stellung darbietet. Von hier aus ward auch im Jahr 1527 die niemals sehr heldenmüthige Stadt durch ein französisches, sechszigtausend Mann starkes Belagerungsheer, unter dem Befehl des Grafen Lautrec geängstigt. Dieser suchte im Namen seines Herrn, Franz I., Neapel dem dasselbe für Kaiser Karl V. besezt haltenden Prinzen von Oranien zu entreißen; allein gerührt durch den reizenden Anblick der Stadt, wollte er sie weder beschießen noch stürmen lassen, sich mit der Hoffnung schmeichelnd, durch enges Einschließen zu Wasser und zu Lande seinen Zweck eben so sicher, wenn auch später zu erreichen. Statt dessen aber wurde er selbst nebst einem großen Theil der Armee das Opfer des ungewohnten Him-

Digitized by Google

melsstriches, ſchlechten Waſſers und Mangels an Vorſicht in der Wahl der Lebensmittel. Der Bezirk jenes ehemaligen Lagers, ja der ganze Hügel, worauf es ſtand, trägt im Munde des Volks den verhängnißvollen Namen „Lotrecca“ bis auf dieſen Tag und oben am Rande ragt zwiſchen zwey kleinen Glockenthürmen, das einſame Kirchlein des Jammers, S. Maria del Pianti, in deſſen Gewölben noch eine Menge Gebeine der im Jahr 1527 dort herum elendiglich geſtorbenen Franzoſen aufeinandergebäuft zu ſchauen iſt. Man möchte ſich wundern, daß die Neufranken nicht dieſes Beinhaus, gleich demjenigen zu Murten zerſtört haben: doch vor Neapel fielen ihre Vorfahren nicht durch die Schärfe des Schwerts, vielmehr unter der Senſe einer peſtartigen Krankheit.

Tiefer unten am Abhang des Hügels, gegen die Stadt zu, liegt, durch dunkle Cypreſſen bezeichnet, das Campo Santo, der größte öffentliche Begräbnißplatz Neapels. In dieſer Gegend iſt jedes Jahr, am Tag aller Seelen, ein außerordentlicher Zuſammenlauf von Volk beyderley Geſchlechts, groß und klein, um das Andenken der Abgeſchiedenen zu feyern, nicht etwa durch Wehklagen, ſondern durch ein allgemeines Todtenmahl, wobey es nur gar zu laut herzugehen pflegt. Auf der entgegengeſetzten Seite, am öſtlichen Fuße des Hügels, ſteht der Weiler Poggio Reale, zu deutſch Königsbühel, weil im Mittelalter mehrere Herrſcher und Herrſcherinnen ſich oft und gerne dort aufhielten. Von ihrem Luſtſchloß iſt aber nichts mehr übrig, als halbverfallenes Gemäuer und einige Waſſerwerke, da wo in der Ebene die alte Hauptſtraße von Neapel nach Apulien vorbeygeht.

(Die Fortſetzung folgt.)

Bericht über den Verluſt des, der indiſchen Kompagnie zugehörigen Schiffes, der Kent.

(Beſchluß.)

Kapitän Cobb hatte die Anordnung getroffen, daß zuerſt alle Offiziers- und Paſſagiersfrauen und eben ſo viele Soldatenweiber, ſo weit dieß das Fahrzeug ertragen möchte, in das große Boot eingeſchifft werden ſollten. Schnell ſah man dieſe nun ſich ankleiden und wie in einer Leichenprozeſſion gegen die untern Stückpforten hinunterziehen, wo das Boot ausgehängt war.

Nicht ein Schrey ward laut, kaum hörte man ein Wort ſprechen; die kleinen Kinder ſelbſt hörten auf zu weinen, als hätten ſie auch das Bewußtſeyn des Schmerzens, der das Herz ihrer Eltern bey dieſem feyerlichen Abſchied ergriff. Nur wenige Male ward dieſes tiefe Stillſchweigen durch die Bitten einiger Frauen unterbrochen, welche um die Gnade baten, bey ihren Männern zurückbleiben zu dürfen. Aber als man ihnen zu verſtehen gab, daß jeder Augenblick Verzögerung ein Menſchenleben koſten könne, riſſen ſie ſich aus der zärtlichſten Umarmung und ſtellten ſich mit der Seelenſtärke, die in den wichtigſten Augenblicken ihr Geſchlecht des Heldenthums fähig macht, in das Boot, mit welchem ſie nun, ohne weiter ein Wort zu verlieren, in die See gelaſſen wurden. Aber die Wellen waren ſo ſtark, daß kaum zu hoffen war, daß das Boot der Gefahr werde glücklich entgehen können.

Die Cambria hatte die Vorſicht gebraucht, in einiger Entfernung vom Kent beyzulegen, um nicht das Opfer der, jeden Augenblick erwarteten, Exploſion zu werden, und nicht von unſern mit Kugeln geladenen Kanonen Beſchädigung zu leiden, welche losgingen, wie ſie eben vom Feuer erreicht wurden. Das Boot hatte demnach eine ziemliche Strecke zu durchfahren, und da der Erfolg dieſes erſten Verſuches uns als Maßſtab für die Realiſirung unſerer Hoffnungen dienen konnte, ſo kann man ſich die Angſt und Sorge denken, mit welcher unſre Augen dem mit ſo theurer Bürde beladenen Fahrzeug folgten, das für die auf dem Schiff zurückgebliebenen Väter und Gatten das Theuerſte enthielt, was ſie auf dieſer Welt noch beſaßen.

Um das Boot bey der ungeheuern Wuth des Meeres beſſer im Gleichgewicht zu erhalten und den Matroſen mehr Raum zum angeſtrengten Rudern zu gewähren, wurden Weiber und Kinder untereinander unter die Ruderbänke placirt, wo ſie von dem Meerwaſſer, das bey jedem Windſtoß hereinſtürzte, und das Boot überſchwemmte, faſt erſtickt wurden. Bis an die Bruſt ſaßen ſie hier im Waſſer und hatten alle Mühe, ihren Kindern nur das Leben zu friſten.

Endlich hatte das Boot nach einer Fahrt von zwanzig Minuten oder einer halben Stunde die Rettungsarche erreicht und das erſte menſchliche Weſen, das am Bord der Cambria eine Zufluchtsſtätte fand, war der Sohn des Majors Mac Gregor, ein Kind von wenigen Wochen.

Bey ſeiner Rückkehr konnte das Boot nicht an den Bord des Kent herankommen, und man mußte das Mittel ergreifen, Frauen und Kinder mittelſt Seilen, an welchen man je zwey und zwey zuſammenband, vom Verdeck herunterzulaſſen. Allein bey der ſtarken Bewegung des Waſſers und der daraus hervorgehenden Schwierigkeit, gerade den rechten Augenblick zu finden, wo ſich das Boot ſenkrecht unter den Seilen befand, konnte nicht vermieden werden, daß zu verſchiedenen Malen einige dieſer armen Geſchöpfe, anſtatt in das Boot gelaſſen zu werden, in das Waſſer getaucht wurden. So tröſtlich es war, daß bey dieſem, durch die Umſtände nothwendig beſchleunigten, Verfahren keine der älteren Frauen um das Leben kam, ſo fürchterlich und Jammer erregend war der Untergang vieler Kinder, der bey dem Herablaſſen an Seilen durchaus nicht zu vermeiden geweſen war, wo ſelbſt ihre Mütter meiſtentheils die Beſinnung verloren.

Digitized by Google

Zwey oder drey Soldaten, welche ihre Weiber in der Sorge für ihre Kinder unterstützen wollten, versuchten es, mit ihren Kindern in's Wasser zu springen und sie schwimmend in Sicherheit zu bringen, allein sie ertranken. Eine junge Frau, die ihren alten, an seinen Posten gefesselten, Vater durchaus nicht verlassen wollte, wäre beynahe das Opfer ihrer kindlichen Liebe geworden, indem sie nur erst, nachdem sie in's Wasser gefallen und mehrere Male untergesunken war, in ein Boot aufgenommen werden konnte. In eine fürchterlichere Lage gerieth ein Vater, der in den Fall kam, zwischen der Rettung seiner Frau und der seiner vier Kinder wählen zu müssen. Er entschied sich für die erstere; sie ward gerettet, aber — seine armen unschuldigen Kinder gingen unter. Ein junger, schöner Soldat, der weder Weib noch Kind hatte, ward von solchem Mitleiden für die armen Kleinen ergriffen, daß er sich deren drey bis vier um den Leib binden ließ, und sodann mit ihnen in das Wasser sprang, um sie zu retten. Unglücklicherweise konnte er das Boot nicht mehr erreichen; man zog ihn wieder an Bord herauf, aber schon waren zwey der unglücklichen Kleinen verschieden. Nicht minder gefährlich als das Einschiffen der zu Rettenden war ihr Ausschiffen am andern Schiffe, wo gleichfalls wieder mehrere Personen, zum Theil indem sie an Bord hinaufzuklettern suchten, das Leben verloren.

Die lange Ueberfahrt der sechshundert am Bord des brennenden Kent befindlichen Menschen dauerte eine ganze Nacht hindurch, und bis zum lezten Augenblick war das Benehmen und die Haltung des Schiffkapitäns und der übrigen Offiziere wahrhaft musterhaft. In solchen Augenblicken sind es ganz andre Empfindungen als die des Mitleidens, welche einen beherrschen, und die erhabene Richtung, die unser Charakter während derselben anzunehmen fähig ist, gränzt an's Ueberirdische. Da herrscht das Pflichtgefühl in seiner ganzen Reinheit und man hört auf, sich das Phänomen der menschlichen Handlungsweise aus bloßen Gründen des Eigennutzes erklären zu wollen.

Die Passagiere des Kent waren nunmehr dem Feuer entronnen, aber nur, um neuen Gefahren ausgesezt zu werden.

In einer Entfernung von mehreren hundert Meilen fanden sie sich nämlich zu mehr als sechshundert Menschen auf einem kleinen Fahrzeug von zweyhundert Tonnen angebläst. Der Sturm hatte noch nicht nachgelassen; in jedem Augenblick schlugen die Wellen über das Verdeck und man war genöthigt, die Lucken zu schließen. Sie wurden nur in dem Zwischenraum von einer Welle zur andern geöffnet, und zwar zu dem Endzweck, um das Ersticken in den Räumen zwischen den Verdecken zu verhindern, wo so viele Menschen zusammengesperrt waren, daß ihre Ausdünstung die Luft auf einen solchen Grad verdorben hatte, daß kein Licht mehr darin brennen konnte. Ein Aufenthalt von einigen Tagen, durch was immer für eine Ursache herbeygeführt, hätte Hungersnoth und Krankheiten nach sich ziehen müssen. Glücklicherweise wurde aber der Wind immer günstiger, und drey Tage nach dem Brand des Kent gingen wir in dem Hafen von Falmouth vor Anker.

Des Handelns Erfolg.

Handelst Du schlecht, so zerknickst Du des Daseyns freundlichste Blüthe;
Handelst Du gut, so erquickt stets Dich ihr labender Duft.
Fröhnst Du dem Müssiggang, tödtest Du, selbst in der Knospe, das Leben,
Und Du erstickst es im Keim, wenn Du nicht thust, was Du sollst.

Schaller.

Korrespondenz-Nachrichten.

Leipzig, Anfang März.

(Beschluß.)

Neu und fleißig einstudirt war zulezt Spohrs Zemire und Azor. Die Aufführung gehörte zu den gelungensten unserer Bühne, und war auch im Aeußern geschmackvoll ausgestattet. Deßhalb schien diese Oper auch weit mehr, als früher zu gefallen, und mehrere Stücke, unter welchen hauptsächlich das erste Terzett mit Chor (nicht das, worin der mißlungene Canon vorkommt), ferner das Terzett der Schwestern, das schöne Lied von der Rose, der Anfang und der Schluß des ersten Finals, im zweyten Akt, das schöne Duett zwischen Zemire und Azor, das Spiegelquintett, die, nur etwas zu lange Arie des Azor, und der in rührende Fröhlichkeit ausgehende Schluß traten auch weit vollkommener, als früher hervor. Dem. Canzi sang die Hauptpartbie der Zemire. Ihr schien die Frische der Töne vollkommen zurückzukehren; ihr Vortrag aber war nicht nur, wie fast immer, mechanisch abgerundet, und selbst in einigen widerhaarigen Passagen, die in dieser Partbie vorkommen, fleißig ausgebildet, sondern in einigen Stellen sogar ergreifend, wie in dem rührenden Abschiede vom Vater am Schlusse des ersten Akts. Auch ihr Spiel wirkt mit. Aber warum wollte sich die einfachste der Schwestern durch flimmernden Schmuck vor den andern auszeichnen? — Mad. Devrient und Dem. Erhart secondirten gut, besonders in dem obengenannten Terzett. Hr. Vetter sang den Azor brav und mit Ausdruck; nur eilte er in der genannten Arie, wie in seinem Sprechen, zu sehr. Hr. Genast gab den Sander, und sang besonders die erste Arie sehr vorzüglich; Hr. Hößler den Alt, an dem sich die treuherzige Ergebenheit des Dieners noch mehr schildern läßt. Jezt, wo wir alle Spohrsche Opern auf unserem Bühnenrepertoir haben, sahen wir übrigens, daß Zemire und Azor minder abwechselnd und mannichfaltig ist, als die übrigen, aber im Ausdruck tiefer, als der Berggeist, der übrigens mehr dramatische Bewegung hat. —

Der ebenfalls neu einstudirte Dorfbarbier ergötzte vornehmlich durch den Humor des Hrn. Koch als Adam Weisse's und Hiller's Jagd, nebst Machlmanns Festspiel, wovon

ich in meinem lezten Berichte gesprochen, wurde noch zweymal mit Beyfall gehört und gesehen. Zu den nicht ausgezeichneten Wiederholungen gehörte die von Raupachs Trauerspiel die Fürsten Chawansky, nur Mad. Miedke als Czarin, ließ es nicht bemerken, daß sie leere Bänke vor sich sah. Mehr Theilnahme fanden Piccolomini und Wallenstein. In der lezten Tragödie sollte die eben genannte Künstlerin, und zwar in der Stelle gegen den Schluß, wo Schiller die Ahnungen gar zu sehr gehäuft hat, sich des starken Nachdrucks wohl enthalten, weil dadurch die Wirkung noch materieller ausfällt. In der Darstellung des Hrn. Genast (als Wallenstein) fand ich diesmal die Scene sehr gelungen geschildert, in welcher der Heerführer, der die Truppen durch seinen Anblick zur Ruhe bringen wollte, unverrichteter Sache zurückkommt. Er zeigte den Eindruck, welchen dieses Ereigniß auf ihn gemacht, aber seine innere Größe schien denselben auch abzuwehren. An andern Stellen bemerkte man auch zu viel Anstrengung, besonders im Sprechen. Hr. Devrient vergißt zu sehr den Krieger, und zerfließt in seinem Liebesschmerz. Hr. Stein machte wieder mit seiner Rede als schwedischer Offizier viel Wirkung, doch schien mir die erste Hälfte für die Situation zu leicht genommen — vielleicht geschah dieses aus Oekonomie. Hrn. Finks Darstellung als Buttler würde mir gefallen, wenn er von seinem Pathos in der Deklamation etwas nachlassen könnte, und die Städte und Eigennamen nicht mit demselben Nachdruck deklamiren wollte, wie das Wichtigere. —

Im Abonnementskonzerte wurden mehrere gediegene Musikwerke ausgeführt (z. B. Beethovens Symphonie B-dur, Credo, von Vogler, Finalis aus Mozarts Così fan tutte, und Idomeo C. M. v. Webers Scene zu Athalia; Misera me, nach meinem Urtheil die schönste und fließendste Gesangsscene, die dieser Meister geschrieben), aber nichts Neues von Bedeutung. Aber eben flutirt man Beethovens leztes großes Symphoniewerk ein, welches zum Besten des Musikvorstands ausgeführt werden wird, und eben bey Schott in Mainz erschienen ist.

Es ist erfreulich, daß sich zu großen ausgezeichneten Werken, die von dem Publikum am wenigsten gekauft werden, noch immer kunstliebende Verleger finden. Dieß ist auch der Fall mit einem ausgezeichneten Requiem des wackern Hofkapellmeisters Joseph Eybler in Wien, dessen Partitur in einer sehr schönen Ausgabe eben bey Steiner in Wien erschienen ist. Dasselbe gilt von der großen Krönungsmesse Cherubini's, die wir jezt von Paris aus kennen lernen. Bey Peters erscheint nächstens Hummels neuestes Pianofortekonzert, welches dieser bey seinem neulichen Aufenthalte in Paris komponirt. Am 16ten vorigen Monats besuchte uns C. M. v. Weber mit dem Flötisten Fürstenau bey seiner Durchreise nach Paris und London. Seine neue Oper Oberon, die er in dem Coventgardentheater zum ersten Male aufführen wird, ist vollendet, und wird bald im Klavierauszuge bey Schlesinger in Berlin erscheinen.

W.

Berlin, 5. Februar.

Die Räuber, Trauerspiel in fünf Aufzügen v. Schiller.

Die Räuber waren bey ihrem Erscheinen die schmetternde Posaunenverkündigung eines neuen Geistes, der seinen Flug beginnen wollte; sie erschreckten die Feigen des vergangenen Geistes, die Muthigeren schüttelten die Köpfe, nur die gleichzeitige Jugend ward unwiderstehlich fortgerissen, und wäre gern dem Grafen in die böhmischen Wälder gefolgt. Die Räuber sind in der deutschen Poesie eine Tragödie, wie sie im Staatgebiete von der französischen Revolution ist aufgeführt worden. Erst jezt, nachdem beyde nur noch in ihren Resultaten fortleben, läßt sich deutlich erkennen, was sie waren. Der große Oberakter, um den sich in den Räubern alles dreht, ist Carl, aber nicht als Räuber, als Mordbrenner, sondern wofür er sich hält, als Wiedervergelter, als Geisel in der Hand des ewig Gerechten, was furchtbar an ihm selber wieder vergolten wird. Und dieß ist es, was Schiller zum großen Dichter auch schon in diesem Stücke stempelt, daß er das Schwert ergreift gegen die Gestalten der früheren Welt, und wenn er auch stets in diesem Kampfe bleibt, und nur im Tell erst zunächst wenigstens der Familie auf Erden eine anerkannte Wohnstätte erstreitet, so ist dieses Streiten schon seine epochemachende Bedeutung. Die Weltanschauung, aus welcher es hervorgeht, und welche er bekämpft, ist die Ansicht, als sey die Welt nicht die wahre Geburtsstätte und der Wohnort für das Gute und die Tugend, für den sittlichen Inhalt des menschlichen Geistes, für Familie, für Gesez und Recht, sondern als liege die Welt im Argen, und das Böse sey in steter, siegreicher, unüberwindlicher Macht gegen dieses Gute gekehrt. Dieser unaufgelöste Dualismus schaut dann mit thränendem Blick nach einer fernen friedlichen Heimath auf, nach einem Himmel, wo allein die Lösung so harter Widersprüche zu hoffen sey. Solcher Zustand, der die Voraussezung eines Helden, wie er in Carl Moor sich darstellt, seyn muß, zeigt sich in der Moor'schen Familie, in dem guten und dadurch schwachen Vater, der schwärmenden Amalie, dem treuen Daniel, und ihnen gegenüber in dem Teufel Franz. Denn Franz ist der leibhaftige Böse, der Gott und menschliches Gute aus seinem Innern hinweg reflectirt, der systematische Böswicht, der zunächst das Böse als das ansieht, was auf Erden herrschen müsse, der den Teufel für Gott hält, bis er zulezt, als im Traume das göttliche Morgenroth in ihm aufdämmert, in Wahnsinn geräth; denn jezt liegt er in dem furchtbarsten Bruch, das Böse für das einzig Wahrhafte zu halten, aber plötzlich vom Blize des Himmels getroffen, in die Nacht seiner Hölle zu blicken, nun an beyde und an keine glaubt, bis er in der Verzweiflung dieses Doppellebens verrückt und wahnwizig an sich selber zu Grunde geht. Carl dagegen hält die Welt, die Menschheit, für das Niederträchtige; und sich selber, wenn er sich gegen sie kehrt, für den Helden der Tugend; er will durch Gesetzlosigkeit die verlezten sittlichen Gesetze wieder herstellen, aber das Resultat seines Lebens wird die Einsicht in seinen fürchterlichen Irrthum. So ist dieß Trauerspiel die gedoppelte Tragik des Böswichts, der die ewigen, in der Welt unumstößlich lebenden und wirklich vorhandenen sittlichen Zustände zernichten will, aber dadurch seine eigene Nichtigkeit offenbart, und des Tugendhelden, der nur sich für das Gute hält, ein träumender Nachtwandler, die lebendigen Gestalten, für die sein Auge verschlossen ist, nicht erkennt, und meynt, er müsse thun, was sich ewig an und für sich in der Wirklichkeit der Welt vollbringt. Indem er die Welt, die ewig lebendige wirkliche Gegenwart der Sittlichkeit nicht anerkennt und sie mit seiner Tugend bekehren will, ist er das Schlechte, Gesetzlose, und die Thaten dieser Bekehrung, mit denen er das Leben der Sittlichkeit statt herzustellen, zerstört, werden seine eigene entsezliche Bekehrung, die ihn seine Verkehrung lehrt; als es zur Umkehr zu spät ist.

(Der Beschluß folgt.)

Beylage: Kunstblatt Nr. 25.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Nro. 74.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienſtag, 28. März 1826.

Wie viele ſchöne, ſanfte, edle Triebe
Entquillen nicht der ehelichen Liebe,
Damit durch ſie, von Volk zu Volk, die Erde
Geſegnet werde.

Hymenäe*).

Hymen, Hort verwandter Herzen!
Treuer Liebe Lohn und Ruhm!
Unſers Dankes ew'ge Kerzen
Lodern dir im Heiligthum' . . .
Und in unſ're Hymenäe
Stimme jubelnd Weib und Mann,
Stimme, wer das Glück der Ehe
Heute noch dir danken kann!

Chor.

Hand in Hand, ihr Bundgetreuen!
Schließt die Menſchen all' mit ein:
Nur durch Hymens Herzverein
Darf, als Menſch, der Menſch ſich freuen.

Hymen ſchuf aus Höhlen Hütten,
Paradieſ' aus Wüſteney'n,
Lehrte durch Geſetz' und Sitten
Menſchen frey und glücklich ſeyn.
Ohn' ihn ſchauerte von Wilden
Noch der Erde weites Rund:
Menſchen erſt zu Menſchen bilden
Lernten wir in Hymens Bund.

Chor.

Preiß und Ruhm des Gottes Namen!
Hymen ſchuf der Menſchheit Staat,
Streute zu der Tugend Saat
Und der Weisheit Frucht den Samen.

Lieblich glüh'n die holden Roſen
Im Gelock, das Amor ſchmückt;
Aber ach!, der Kranz des Koſen,
Welket oft, eh' er ihn pflückt:
Doch — die und im Heiligthume,
Hymen! deine Liebe ſticht,
Ewig blüht die hold're Blume,
Ewig dein Vergiß-mein-nicht.

Chor.

Wenn im jüngern Lockenhaare
Amors Roſen ſchnell verblüh'n,
Blüht uns Hymens Immergrün
Noch im Winter greiſer Jahre.

Amors Huld gleicht Iris Bogen,
Blendend, wie ihr Farbenlicht,
Und ſein Schwur den Meereswogen,
Welche jede Klippe bricht:
Ewig, bey des Lebens Wonne,
Ewig, bey des Lebens Leid',
Feſt und rein, wie Fels und Sonne
Knüpft die Edeln Hymens Eid.

Chor.

Feſt und rein, wie Fels und Sonne,
Sey, was Mund und Hand verſpricht!
Donner ſchüttern Felſen nicht,
Wolken ſchwärzen nicht die Sonne.

Ohne vor des Laurers Tücke
Flor um Herz und Geiſt zu zieh'n,
Und dem Baſiliskenblicke
Gift'ger Neider zu entflieh'n,

*) Mel. Freude, ſchöner Götterfunken.

Schließen wir uns Herz und Seele,
Ohn' Erröthen, traulich auf —
Und gewahrt die Liebe Fehle,
Wirft sie ihren Mantel drauf.

Chor.

Licht in Schatten ist das Leben,
Und der Schatten hebt das Licht.
Gott schuf uns zu Göttern nicht,
Und vergibt, wie wir vergeben.

Gatten, treu und rein verbunden
Durch der Herzen heilig Band,
Haben Eden aufgefunden
In dem Dorn- und Distelland.
Ob auch Schweiß die Stirne thaue —
Segen ist des Schweißes Sold!
Reicher lacht ihm Flur und Aue,
Reicher ihm der Aehren Gold.

Chor.

Säen und der Saaten pflegen
Ist des Weisen süße Pflicht . . .
Und den Schweiß im Angesicht
Trocknet bald der Ernte Segen.

Einem Ziel' entgegenstrebend,
Drückt uns keine Bürde viel.
Muth und Kraft stets neu belebend,
Leitet Hymen uns zum Ziel.
Sich'rer weht, wenn wir ermüden,
Uns, bey Sturm und Sonnenschein,
Seine Palme Ruh' und Frieden,
Als einst Amors Myrthenhain.

Chor.

Laßt auch rauh und steil durch's Leben
Oft den Pfad zum Ziele seyn:
Unsers Bundes Herzverein
Macht ihn immer sanft und eben.

Dankbar, wenn beym Freudenmahle
Hymen uns die Stunden kürzt,
Trinken wir auch gern die Schale,
Die er uns mit Wermuth würzt.
Unser Leben ist versponnen
In den Wechsel der Natur.
Stürme wechseln ab mit Sonnen,
Und ihr Wechsel reift die Flur!

Chor.

Unter steiem Sonnenscheine
Reift die Frucht des Glückes nie.
In der Wechsel Harmonie
Stimmt der Schöpfung großes Eine!

Heiter fleugt die schönste Hore
Uns, an Hymens Hand, voran;
Und vergeudend kränzet Flore
Ihres Fluges gold'ne Bahn.
Kein Gewitter schwarzer Sorgen
Dunkelt unsern Horizont,
Noch am Abend, wie am Morgen,
Von der Freude Licht umsonnt.

Chor.

Stets durch neue Huldgestalten
Schlingt sich uns're Lebensbahn . . .
Und, wenn düst're Wolken nah'n,
Lassen wir den Himmel walten!

Wie des Wiesenthals Najade,
Von Auroren sanft geküßt,
Durch Vergißmeinnichtgestade
In den Bach ihr Silber gießt:
So ergießt sich sanft und helle,
Rein und leicht, wie Kindessinn,
In der Zeiten Strom die Quelle
Uns'rer stillen Tage hin.

Chor.

Wie des Thalquells Silberwelle,
Von Aurorens Gold umglänzt,
Fließe, täglich neu bekränzt,
Eures Lebens reine Quelle!

Wo wir wandeln, in dem Thale,
Durch den Hain und auf der Flur,
Lächeln uns die Ideale
Einer höheren Natur;
Lächeln uns die Lustgefilde
Aus der Mythen Alterthum,
Lächelt uns im Zauberbilde
Ueberall Elysium.

Chor.

Herz an Herz, getreue Gatten!
Singet ewig Hymens Ruhm;
Denn auch im Elysium
Einet Euch sein Palmenschatten.

Schiller.

Schilderungen aus Neapel.

(Fortsetzung.)

Bald nach dem 1802 erfolgten Einmarsch der Franzosen wurden Anstalten getroffen, den alten Wald von Pappeln und Rüstern, der die ganze kampanische Ebene beschattet, und hiedurch allein das Anpflanzen, auch im heißesten Sommer, möglich macht, an seinem Saum oberhalb des erwähnten Gottesackers, eine Geviertmeile weit zu lichten und nach und nach völlig in ein Blachfeld zu verwandeln, auf dem der König Joseph, noch mehr aber sein ungestümer Nachfolger Joachim, ihre zahlreichen gewaffneten Schaaren herumtummelten. Zu diesem Behuf wurde damals auch der neue Weg von Neapel hinausgeschlagen, eine eigentliche Heerstraße, worauf noch jetzt öfters sowohl deutsche als einheimische Truppenabtheilungen dem Uebungsplatze zuziehen. Diesen weihten die fremden Stifter dem Schlachtengott, doch nicht dem neufränkischen, sondern dem altheidnischen, und der Ort hat den Namen „Campo di Marte" beybehalten, allein nur zum Theil, indem der friedliebende milde Ferdinand gleich nach der Wiedereinsetzung auf den Thron seiner Väter die größere

Halbscheid des weiten Gefildes dem Landbau zurückzustellen gebot. Schreiber dieses war manchmal Augenzeuge der glänzenden Kampfspiele, welche auf jenem Marsfeld von den damaligen Besitzern des Landes gegeben wurden, erinnert sich aber doch mit reinerer Freude des feyerlichen Te Deums, das der k. östreichische General Bianchi 1815 Angesichts seines siegreichen Heeres dort halten ließ. Auch die brittischen Seehelden stiegen zu Verherrlichung des Festes unter Anführung des Lord Exmouth von ihren hohen auf der Rheede von Neapel in stolzer Ruhe liegenden Schiffen.

Der Uebergang von dem oft gedachten Hügel zu demjenigen von Capo di Monte bildet eine mäßige Anhöhe, auf deren Scheitel das Heigelinische Landhaus prangt, zu Lebzeiten seines Erbauers ein Tempel der Gastfreundschaft, ein Sammelplatz aller gebildeten Reisenden, besonders aus sämmtlichen deutschen Landen. Selbst Württembergs vielgeliebter König kehrte auf seinen Reisen als Kronprinz unter dem damals noch ländlichern Dache des alten Konsuls ein, der vielleicht in jeder Hinsicht besser gethan hätte, es mit wenigen Veränderungen in der ursprünglichen Einfachheit zu lassen, und die dasselbe umgebenden Ländereyen völlig als Pachtgut zu benützen, statt sie größtentheils und mit schweren Kosten in einen englischen Garten umzugestalten. Wozu auch das viele Künsteln an einem Orte, für den die Natur schon Alles gethan hatte? In der That ist die Lage desselben ausgesucht schön, und entzückend die Aussicht, welche man von oben auf die Fläche der Stadt und des Golfes mit ihren unvergleichlichen Umgebungen genießt. Auch an alten und neuen Kunstsachen ist das Innere der Villa Heigelin reich. Jetzt steht sie unbewohnt und nur noch selten von einzelnen Fremden im Fluge besucht. „So vergehen des Lebens Herrlichkeiten!“ — wird in diesem Augenblick mancher Deutsche, der Neapel besucht hat, wehmüthig mit uns ausrufen.

Unterhalb jenes Gutes streckt sich auf der einen Seite die Landstraße von Capua mit ihrem Getümmel, auf der andern ein enges romantisches Thal, das Lieblingsplätzchen stiller Betrachtung, hin, am Eingang von jener Straße her durch die röthlich-grauen Bogentrümmer einer altrömischen Wasserleitung (Ponti rossi genannt) und oben durch das nahe Klösterlein U. L. F. am Berge S. Maria di Monti, mit seinen weißen Mauern und hochragenden Pinienschirmen pittoresk geschlossen. Wie durch den Schlag eines Zauberstabs glaubt sich der einsame Wanderer auf einmal in's Binnenland, in irgend ein abgelegenes Bergthälchen versetzt, weit, weit vom Getöse der Stadt, und doch ist er diesem so nahe, ist mit wenigen Schritten wieder mitten drin! Solche Ueberraschungen sind aber in der abwechslungsreichen Gegend von Neapel nichts Ungewöhnliches. (Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, 24. Februar.

Mit den öffentlichen Denkmälern in Paris geht es zuweilen wunderlich zu; so ließe sich eine ganze Geschichte über den Triumphbogen an der Barrière de l'Etoile schreiben, obschon dieses Denkmal erst einige Schuh hoch über den Boden hervorragt. Die Stadt Paris, die eigentlich gar keinen Willen hat, indem sie ihren Stadtmagistrat nicht selbst wählt, sondern von Ministerialbeamten verwaltet wird, und daher zu den von diesen beschlossenen Ausgaben das Geld hergeben muß, wollte im Jahr 1806 durch einen Triumphbogen am Ende der Champs Elysées, und im Perspektiv des Tuillerien-Schlosses die Siege Napoleons verewigen. Da nun auch auf den andern Seiten des Schlosses, namentlich auf dem Carouselplatze, ein Triumphbogen errichtet worden ist, so hätte der Beherrscher Frankreichs nicht aus dem Fenster sehen können, ohne an seine Siege erinnert zu werden, falls er sie vergessen hätte. Der Triumphbogen am Ende der Champs Elysées, wo die Barrière de l'Etoile steht, sollte ein kolossales, der Größe der Napoleon'schen Kriegsthaten angemessenes Denkmal werden; 133 Schuh sollte er hoch, 138 Schuh breit seyn; der mittlere Bogen sollte 87 Schuh Höhe haben; zu solch einem ungeheuren Denkmale wurden Zeit und Geld erfordert; man glaubte damals an beyden würde man nie Mangel haben; allein man glaubte damals so manches, was die Zeit in der Folge ganz anders ausgewiesen hat! Der Triumphbogen wurde mit Pomp angelegt, und einige Millionen daran verschwendet. Im Jahr 1810, bey der Hochzeit des Kaisers und Marie Louisens, als das kaiserliche Paar von St. Cloud aus seinen Einzug in Paris hielt, und unter den Triumphbogen hin fahren sollte, war derselbe aber noch so wenig vorgerückt, daß man sich genöthigt sah, die unvollständige Arbeit zu verbergen, und das Denkmal mit Latten und bemalter Leinwand darzustellen, wie es seyn sollte. Wer hätte damals vermuthet, daß Paris vielleicht niemals eine andre Darstellung, als diese Truggestalt von dem Denkmal bekommen würde? Gegen das Ende der kaiserlichen Regierung zu, als das ganze Staatsgebäude schon schwankte, und Niederlagen statt Siege Statt hatten, ging es mit der Fortsetzung des Triumphbogens natürlich sehr langsam, und im Jahr 1814 gerieth das Bauen in Stocken. Die eifrigen Royalisten hätten gern die Steine über den Haufen geworfen, wenn sie nicht so fest zusammengekittet gewesen wären. Der unvollendet gebliebene Triumphbogen war ihnen ein Dorn im Auge, und mehrmals wurden Stimmen laut, man sollte den Bau einreißen. Diesem Eifer wurde zwar nicht willfahren, indessen wurden alle Gerüste abgenommen, und der angefangene Bau blieb wie eine Ruine dastehen. Im Jahr 1823 endlich, als der Herzog v. Angoulême mit dem Heere aus dem unglücklichen Spanien zurückkehrte, und durch die Barrière de l'Etoile zog, hatten die Royalisten den Einfall, aus dem Napoleon'schen Denkmale einen Triumphbogen für die Bourbonen zu machen; es schien ihnen fast possierlich, ein vom sogenannten Usurpator begonnenes Monument für die sogenannte Legitimität zu vollenden. Solch ein Einfall geht in jetziger Zeit nicht leicht verloren; daher wurde die Sache auch bald beschlossen, und in's Werk gesetzt. Aber nun zerfielen sie über das Wie. Der Minister des Innern meynte natürlich, das Denkmal müsse nach dem ursprünglichen Plane des Baumeisters Chalgrin, der darüber hingestorben war, fortgesetzt und vollendet werden; dies wollten aber die Erzroyalisten nicht, der Chalgrin'sche Plan, riefen sie, sey der Plan des Usurpators; ich weiß nicht, ob sie nicht gar hinzusetzten, wie gewöhnlich, es sey ein revolutionairer Plan; kurz und gut, es müsse ein nagelneuer Plan gemacht werden. Dem Architekten Huyot wurde der Bau des Denkmals übertragen, mit dem ausdrücklichen Befehl, sich nach

Digitized by Google

dem Chalgrinschen Plane zu richten; dieß that Huyot aber nicht, sondern, vermuthlich um zu zeigen, daß auch er erfinden könne, fing er an nach seinem eigenen Plan den Triumphbogen fortzusetzen. Der Minister des Innern setzte nun den Baumeister wieder ab, ließ auch die Steine wieder abtragen, die jener bereits nach seinem Kopfe hatte einfügen lassen, und vor der Hand wird der Triumphbogen weder nach Chalgrins noch nach Huyots Plane fortgesetzt, sondern bleibt stehen, wie er vor zehn Jahren war, zum großen Skandal der monarchischen Männer, welche bereits in einigen Tagesblättern ihr Mißvergnügen darüber, daß das Denkmal des spanischen Feldzugs noch nicht vollendet sey, an den Tag gelegt haben; einige haben sich wirklich über das Ding erbost, und es sehr ernsthaft genommen; die freysinnigen Blätter hingegen haben darüber geschwiegen, als über eine Sache von wenigem Belange, welche die Ultraroyalisten mit dem Ministerium ausmachen mögen, wenn sie können und wollen, wobey aber die Nation nichts zu thun hat. Uebrigens ist es in Paris nichts seltenes, daß Gebäude, die mit großen Kosten begonnen wurden, unvollendet stehen bleiben. So ist unter der Napoleon'schen Regierung ein Hotel im großen Style auf den Kay's für's Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten angelegt worden. Ein Viertel davon steht da, und hat wahrscheinlich schon ein Paar Millionen gekostet, denn die auf Staatskosten unternommenen Bauten verschlingen bald große Summen. Anstatt nun dieß Gebäude, wo nicht so großartig, doch wenigstens elegant und bequem auszuführen, haben die Kammern vor wenig Jahren eine bedeutende Summe für den Ankauf des vormaligen Prinz Berthier'schen Hotels zum Behufe des Ministeriums der auswärtigen Angelegenheiten bewilligt, und der angefangene Bau bleibt da stehen, ohne daß sich Jemand darum bekümmert. Beynahe eben so geht es mit dem kolossalen Elephanten, der auf dem Bastilleplatze Wasser aus seinem Rüssel spritzen sollte, und wovon man seit fünfzehn Jahren das Modell zeigte: vielleicht wird der Triumphbogen zu gleicher Zeit fertig als der Elephant. Zum Glücke ist keines von beyden etwas unentbehrliches; und anstatt das Wasser durch einen kolossalen Elephanten hervorspritzen zu lassen, denkt man jetzt weislich daran, es besser in dieser großen Hauptstadt zu vertheilen, in welcher täglich über tausend Reichsthaler an Lohn für Wasserträger ausgegeben wird. Der Präfekt, der vor einiger Zeit London besuchte, und sich dort die Art der Wasservertheilung in den verschiedenen Stadtrevieren gemerkt hat, und der überhaupt ziemlich thätig in seinen Amtsverrichtungen ist, möchte in Paris etwas ähnliches einführen; und da nach dem Systeme der Kontinentalregierungen die Obrigkeiten hier das Meiste besorgen zu müssen glauben, was in England von freyen Stücken, und ohne Einmischung der Regierung geschieht, so will der Präfekt eine ähnliche Vertheilung des Trinkwassers in den Stadtrevieren, wie zu London, veranstalten lassen, und zwar vermittelst des Ourcqkanals, wodurch dann das Wasser leichter und wohlfeiler zu haben seyn würde. Dafür sey denn dem Herrn Präfekt schon im Voraus gedankt; denn da der Wein, das gewöhnliche Getränk der Pariser, bey der Einfuhr eine ungeheure Steuer zahlt, die fast den Werth des gemeinen Weins aufwiegt, so ist es gut, daß die Pariser doch wenigstens das Wasser um einige Pfennige wohlfeiler bekommen, und es ist gewiß recht väterlich vom Herrn Präfekt gedacht, daß er die Zufuhr des Weins erschwert, und diejenige des Wassers erleichtert.

(Der Beschluß folgt.)

Berlin, 5. Februar.

(Beschluß.)

Es ist das erste furchtbarste Trauerspiel der moralischen Weltanschauung, die da meynt, was sie das Gute nennt, lebe nur in der Absicht, nur im Innern des Menschen, es sey nicht das ewige Leben der Welt, es als an und für sich wirklich existirend darzustellen, — und der Sittlichkeit selbst, wie sie jenen Guten und Bösen gegenüber sich ohne sie vollbringt. Diese Schuld, schwärmend nur an ihrem wirklichkeitslosen Ideal zu hangen, treibt auch Amalien dem Dolche ihres mörderischen Geliebten entgegen, sie läßt Schweizern nicht Vollstrecker des Gerichts über Franz seyn, so daß er sich, als sein höchster Lebensstolz hin ist, selbst ermordet, sie vernichtet. Rollern und Spiegelberg, nur der alte Daniel, die einzig feste Gestalt, bleibt übrig am Grabe, der Moralität und ihrer Helden, eine sittliche Thräne zu weinen. —

Schade, daß diese große Tendenz des Stückes, durch die Bearbeitung, in welcher es auf der hiesigen Bühne dargestellt wird, ganz und gar verloren geht. Denn nach dieser Bearbeitung (einer schülerhaften, wer sie auch immer gemacht haben mag) tödtet sich Franz nicht selbst, sondern die Räuber werden seine Richter; Carl vergibt großmüthig, was der Bruder gegen ihn selbst gesündigt, aber für die Sünde gegen den Vater verdammt er ihn zum Hungertode im Thurme, und hält so wirklich sich und die Räuber für Gerechtigkeitsinstrumente in Gottes Hand. Wie sehr das gegen den Sinn der ganzen Tragödie streitet, ist leicht einzusehn. Dann versammelt er die Räuber, ermahnt sie gute Unterthanen und treue Staatsdiener zu werden, schenkt dem Schweizer und Kosinsky seine Güter, und geht dann schließlich hin, dem armen Taglöhner mit den elf hungernden Kindern die tausend Louis'dor zu verschaffen. Die einschlägige Intendantur sollte sich doch lieber an den gedruckten neueren Text halten, da, was noch Poesie in dem Stücke ist, durch diese Bearbeitung hinwegfällt. So sinkt auch der alte Daniel ganz zur Unbedeutenheit herab, und Herrmann dagegen wird erst zum Hetzerbeiser Franzens erhoben, dann benimmt er sich stolz und hoffärtig gegen ihn, und verkehrt sich zuletzt zur immer und immer jammernden Reue. Im Text ist Herrmann aber gar kein Böswicht, und seine Reue über den Betrug, den er dem Alten spielt, drückt sich ganz einfach in drey Worten aus.

Ebensowenig vermochte im Ganzen die heutige Darstellung zu befriedigen. Madame Komitsch, eingeschnürt ohne lebhafte Bewegungen, ohne Gluth, ohne Jugend und Schwärmerey, weinerlich, die einzelnen Wörter lang dehnend — war keine Amalie; Herr Stein vom Stadttheater zu Leipzig (Carl von Moor) blieb ein steter Stein des Anstoßes; nur Herr Mauer (Roller) erfreute durch die Richtigkeit, mit welcher er den rettenden vom Galgen Kommenden gab. Das meisterhafte Spiel Franzens (Herrn Devrients) analysiren wollen, hieß hier die Physionomik des Bösen liefern, in allen Abstufungen und feinsten Schattirungen; die Heucheley, das Lauern, als sie wirkte, die steigendere Angst der Erwartung bey immer weiteren Zwecken, und nach ihrer Erreichung das Zittern und Beben, bis der Traum des jüngsten Gerichts auf den Sünder losbricht und ihn zermalmt. Nur die Stimme fehlte bisweilen, sonst ist dieß mimische Kunstwerk das Höchste fast, was jetzt in Deutschland gesehn werden kann. Und bey dieser so glanzvoll hervortretenden einen Leistung ließe sich die Mittelmäßigkeit der übrigen desto leichter und schwerer verzeihen.

Druckfehler.

In Nr. 22, Sp. 3, an statt „der indischen Kompagnie zugehöriges Schiff" lies: „der indischen Kompagnie zugehörigen Schiffes."

Beylage: Literaturblatt Nr. 25.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Nro. 75.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Mittwoch, 29. März 1826.

Keinen Reimer wird man finden,
Der sich nicht den besten hielte,
Keinen Fiedler der nicht lieber,
Eigne Melodien spielte.

Goethe.

Nur keine Mißdeutung!

Der Uebersetzungs-Dämon verfolgt uns hier mit derselben unablässlichen Wuth, als ... — Das geringe Volk, das nichts eigenes schreiben kann, übersetzt frisch drauf los. Drey Monate Unterricht bey einem Sprachmeister sind vollkommen hinreichend, um unsere Jugend in den Stand zu setzen, fremde Werke zu übertragen, und ohne jemals bey jenem Volke gelebt zu haben, zu dessen Dolmetscher sie sich aufwirft, unterläßt sie es nicht, allmonatlich unsre Literatur mit einigen neuen Uebersetzungen zu bereichern.... Aber man braucht nur das Verdienst unserer Uebersetzer ein wenig näher zu untersuchen, um ein für alle Mal zu wissen, wie wenig man auf eine erleuchtete Wahl hinsichtlich ihrer Originale rechnen kann.

Man hat so eben auf der ...ner Bühne die erste Vorstellung von ... gegeben. Das Stück ist nach dem ....schen bearbeitet; ich weiß nicht, ob man es verbessert hat, oder verdorben, aber gewiß ist es, daß es nicht viel taugt... ... Nichts zeigt so sehr von schlechtem Geschmacke, nichts ist dem ächten Kunstsinn so zuwider, als diese Uebertreibung und Ueberladung, diese Anhäufung von lächerlich-grellen Gegensätzen, mit welchen wir jetzt sorgfältig die Geschichte, die Poesie und vornehmlich unsre Theaterstücke entstellen.... Die Thoren ermüden nicht, diesen knäbischen und unächten Schmuck zu bewundern, der von dem Kunstsinn proskribirt und von dem Geschmack verläugnet wird.... Unsre heutigen Theaterdichter kommen mir wie jene Maler aus rohen Jahrhunderten vor, die mit vollem Rechte ein solches Mißtrauen in ihren Pinsel setzten, daß sie es nie vergaßen, unter ihre Figuren zu schreiben: Dieses ist ein Mensch, und dieses ist ein Roß. Meine Herren, möchte ich gern zu unsern heutigen Stückmachern sagen, Sie haben gut allerhand Inschriften (Held, Humorist, Liebende, schöne Seele, gute Gesellschaft) unter ihre Figuren mit den prächtigsten Buchstaben hinschreiben! Ich sehe nur allein die Figuren an, und finde, daß die Formen verzeichnet, die Charakteristik abwesend und das Ganze Schmiererey ist. Werfen Sie also so rasch als möglich Ihren Pinsel fort .... man mache, wenn es möglich ist, kleine Verse, aber keine Theaterstücke..... Ein Fehler dieses Stücks, der Keinem entgehen kann, ist der, daß die Charaktere der drey Hauptpersonen, weit davon entfernt, der Natur entlehnt zu seyn, nur rohe und plumpe Ueberladungen sind, die zwar immer den Augen der ungebildeten großen Menge gefallen, die aber den Kunstsinnigen anwidern und beleidigen. Diese krasse Uebertreibungen haben einen zwiefachen Nachtheil: sie verderben den Sinn des Publikums, den sie verhindern, das Wahre, das Einfache, das Erhabene, das ächt-Schöne eines Charakters oder eines dramatischen Gemäldes zu empfinden, so daß die Masse der Zuschauer endlich dahin gelangt, nur das zu sehen und sehen zu wollen, was höchst verzerrt, höchst übertrieben und ausschweifend ist. Und durch eine ganz natürliche Rückwirkung wird nun auch der Kunstsinn und der Geschmack

Digitized by Google

der Autoren verdorben; denn zur bizarren Ueberladung bedarf es keines Talents; da man aber durch Ueberladung ſicher iſt, Effekt zu machen und zu gefallen, und die Autoren auf dieſes Gefallen hinarbeiten, ſo geſchieht es, daß man die Natur wie die Kunſt ganz aus den Augen verliert, daß Leute ohne Talent und ohne irgend ein Verdienſt ſich der Scene bemächtigen und ausſchließlich Lob, Ehre und Preis des Publikums davon tragen.

Nur keine Mißdeutung, meine Herren Roman-, Vaudeville- und Melodramüberſetzer! als ob ich gegen Sie hier zu Felde gezogen wäre. Nur keine Mißdeutung, verehrliche Landsleute! Wie könnte ich Ihren Werth ſo verkennen und Ihre Geſchicklichkeit und Ihren Fleiß und Ihre kommerzielle Induſtrie, die uns ſo liebevoll für gleich mit allen literariſchen Modewaaren der Seine und der Themſe verſorgt. Nur keine Mißdeutung, meine zeitvertreibenden Herren Kollegen! Ja, Kollegen, ſag' ich! Auch ich bin ein Ueberſetzer, und habe obige nur ſcheinbar anzügliche Zeilen, blos um mich zu üben, auf Anrathen meines Sprachmeiſters, aus dem Franzöſiſchen überſetzt. Ich proteſtire gegen jede Präjudiz und Präſumtion, als ob mein franzöſiſcher Autor auf Sie, meine Herren, oder auf unſre deutſche Bühne, oder auf unſer höchſt kunſtſinniges Leſebibliothek- und Theater-Publikum geſtichelt hätte. Im Gegentheil, hätte er unſere Zeit gekannt, er würde ihr ſolche Wahrheiten nie geſagt haben; und ich kann dieſes nicht unumſtößlicher beweiſen, als daß ich erkläre, wie obige Ueberſetzung aus Briefen genommen iſt, deren einer am 15ten Auguſt und der andere am 1ſten September 1754 in Paris geſchrieben wurde, beyde aber in der correspondance literaire etc. par le Baron de Grimm zu finden iſt.

Schilderungen aus Neapel.

(Fortſetzung.)

Auf dem ſchon weit anſehnlichern, abgerundeten Hügel Capo di Monte ſtehen zwey bemerkenswerthe Gebäude, nämlich die neue äußerſt zweckmäßig eingerichtete Sternwarte und das vor halbeinem Jahrhundert ſchon nach einem großen Maßſtab angelegte königliche Luſtſchloß, hinter welchem ein ſehr ausgedehnter, zum Theil waldiger und mit Faſanen wohlbevölkerter Park landeinwärts geht bis in das oben beſchriebene Thal. Das Schloß ſieht auf die Stadt herunter, und aus ſeinen Fenſtern ſtellt ſich faſt die ganze Terra di Lavoro mit ihrer großartigen Einfaſſung und der Meerbuſen mit ſeinem Vorgebirge nebſt der Inſel Capri wie ein herrliches Panorama dar. Nur die weſtlichen Geſtade ſind durch die von S. Elmo nach den Camaldoli ſich hinaufziehenden Anhöhen dem Auge verdeckt, das ſich dagegen an dem ſanften Grün, womit ſie das ganze Jahr hindurch bekleidet ſind, ergötzt. Selbſt mitten im Sommer — er iſt hier empfindlich heiß — werden die Bäume, womit die Felder dicht beſetzt ſind, durch den nächtlichen Thau, der in großen runden Tropfen wie ein Regenſchauer von dem Laubgewölbe niederfällt, friſch erhalten. Im Herbſt und Winter hingegen verlieren die meiſten Bäume ihren Blätterſchmuck und erlauben den Strahlen der Sonne, ihre dann doppelt wohlthätige Kraft unmittelbar auf den Boden zu äußern. Dieſer erholt ſich zugleich durch die ſtarken, faſt tropiſchen Regengüſſe von der langen Dürre und prangt den ganzen Winter über mit dem ſchönſten Grün der Saaten und Gartengewächſe. Wie ſehr ſticht dagegen das große weiße Leichentuch, welches in dieſer Jahrszeit unſre nordiſchen Gefilde einhüllt, ab! In der Campania felix um Neapel herum iſt ſogar im Dezember und Januar Schnee eine ſeltene Erſcheinung, und candirt nur die höchſten Joche und Spitzen des benachbarten Gebirges und des Veſuvs. Dort wird der Schnee in Gruben geſammelt, und Sommers in großen zuſammengefrornen Klumpen abgeholt, um das Getränke des Bewohners der Ebene zu kühlen.

Unter dem Hügel, nur eine Viertelſtunde im Weſten des Schloſſes, ſind die beynahe wagerechten finſtern Gänge der Katakomben, gleich denjenigen zu Rom und Syrakus, im Anfang Steinbrüche und ſpäterhin Todtenbehälter, auch wohl zur Zeit der altrömiſchen Kaiſer Zufluchtsorte des chriſtlichen Gottesdienſtes. Dieſe damals ſo verachtete und verfolgte Religion hat ſeitdem triumphirend ſich über den ganzen Erdkreis verbreitet. In einem am Abhang des Capo di Monte ſtehenden Kloſter werden mehrere chineſiſche Jünglinge im chriſtlichen Glauben unterwieſen und zu Miſſionarien in ihrem entlegenen Vaterlande gebildet.

Karl III., ein großer Bauliebhaber, verwendete auch auf ſein Luſtſchloß zu Capo di Monte namhafte Summen; bevor er es aber vollenden konnte, wurde er auf den ſpaniſchen Thron gerufen, und hatte noch weniger Zeit, jenen Landſitz für Kutſchen zugänglich zu machen. Sein Erbe Ferdinand begnügte ſich damit, die zahlreichen königlichen Gebäude in und außerhalb Neapel in dem Zuſtand, wie ſie ihm der Vater gelaſſen hatte, zu erhalten. An den Fahrweg nach jenem Schloß wurde gar nicht mehr gedacht, bis endlich Joſeph Bonaparte, der in Neapel nur auf Genuß ausging, und vorzügliches Wohlgefallen auch an dem Aufenthalt zu Capo di Monte hatte, Hand an's Werk legen ließ, und mit wahrhaft fürſtlichem Aufwand, der freylich ihm leicht ward, es dermahl zu Stand brachte. Höhen mußten abgetragen, Felſenwände durchbrochen, Thäler ausgefüllt oder mit kühnen Bogen überſpannt werden, auf denen nun Wagen rollen. Die breiteſte dieſer Brücken geht hoch über eine volkreiche Straße der Stadt hinweg, und führt dann mitten in einen ehemaligen Meyer-

hof hinein. Aber die starren Mauern, welche ihn einst umschlossen, sind gefallen, und da, wo sonst nur einzelne schweigende Mönche schlichen, strömt und wogt nun die lärmende Menge, denn nicht nur zum Lustwandeln dient der neue Weg; es ist durch ihn einem Theil der benachbarten Landbewohner der Absatz ihres Ueberflusses in der Stadt erleichtert worden.

Vor dem königlichen Schloß theilt sich noch am Abhang der neue Weg in zwey gleich starke Aeste. Der eine führt landeinwärts beynahe eben fort, bis dahin, wo er mit der alten Straße von Capua zusammentrifft: der andere hingegen, ein bloßer Lustweg, folgt den sanften Krümmungen des Hügels gegen Morgen ins Thal herunter zu den schon erwähnten Ponti rossi. Dieser Zweig der neuen Fahrstraße ist besonders anmuthig: scheint es doch ordentlich, als wäre bey dessen Anlegung vor Allem darauf Bedacht genommen worden, eine Reihe der schönsten Standpunkte, welche von dieser Seite in so reichlichem Maße sich darbieten, recht gelten zu machen. Auch vertritt wirklich jener ganze Weg nach Capo di Monte hinauf und hinunter einem großen Theil der lebenslustigen Neapolitaner die Stelle eines öffentlichen Spaziergangs, auf welchem nur im Sommer der durch die vielen Kutschen und Kalesche verursachte Staub zur Last fällt. Vor einem Jahrzehend war der Hügel sehr sparsam mit Landhäusern besezt, jezt ist er damit ganz übersäet, und ihre Zahl nimmt immerfort zu, hauptsächlich längs der neuen Straße und in der Gegend des Schlosses. An diesem selbst ist nicht fortgebaut, sondern blos das schon Vollendete besser eingerichtet worden. Einige Zimmer und Säle sind mit Werken neuerer italienischen und französischen Maler behangen; denn die beträchtliche Gemäldesammlung aus frühern Zeiten, welche sonst dort zu sehen war, ist längst in die Stadt gebracht und dem prächtigen bourbonischen Musäo einverleibt worden.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Genf, März.

Die Gesellschaft der Künste in Genf oder vielmehr ihre landwirthschaftliche Abtheilung, die seit etlichen Jahren ein vortreffliches Notizenblatt für Landwirthe (Bulletin de la classe d'agriculture de la Societe des arts de Genève) ausgibt, hat darin kürzlich auch die Hagelableiter nochmals zur Sprache gebracht, die von der Waadt und von Lausanne her empfohlen und angepriesen, doch schon im vorigen Jahr zu Genf keine geneigte Aufnahme gefunden hatten. Von einem Mitglied der Gesellschaft, welches im vorigen Jahr eine agronomische Wanderung durch Piemont machte, wird erzählt: In Turin wären eben damals einige angesehene Glieder der königlichen Agricultur-Gesellschaft, namentlich ihr Präsident, der Marquis de Lascaris, der Botaniker Colla u. a. m., mit dem Plane beschäftigt gewesen, durch Errichtung einer ausgedehnten Linie von Hagelstangen zwischen Turin und Rivoli einen Versuch über die gepriesene Wirksamkeit derselben zu machen. Jedoch noch vor seiner Abreise habe ihm der Marquis Lascaris erklärt, der Entschluß sey aufgegeben, indem neuere Nachrichten aus Mailand die aus früheren italienischen Versuchen geschöpften günstigen Vermuthungen gänzlich zerstört hätten. Dieser italienische Widerruf findet sich in einer zu Mailand gedruckten Schrift, die den Titel führt: „Der Verbreiter der „Hagelableiter, durch sich selbst von ihrer Unwirksamkeit überzeugt," und dieselbe enthält unter anderm folgende wörtlich übersezte Stellen:

Man wird es sehr begreiflich finden, daß, wer seine Güter mit Hagelstangen besezt hat, wenn hernach dieselben durch Hagel beschädigt werden, lieber stille schweigt, als davon öffentlich sprechen mag, und wenn alsdann auch andere, den Schaden durch die Zeitungen bekannt zu machen, sich nicht leicht berufen fühlen. Vielmehr suchen die, welche Hagelstangen aufrichteten, und die, welche dazu gerathen haben, sich bey erlittenem Schaden durch Ausflüchte von mancherley Art zu trösten und, wenn nicht eine vollkommene, doch eine scheinbare Täuschung zu unterhalten. Entweder wird, bey nur mäßigem Hagelschaden, versichert, derselbe würde größer und vollständig gewesen seyn, ohne die Stangen, welche den Schaden theilweise abgewandt hätten; oder es sollen der Stangen nicht genug, ihr Zusammenhang nicht vollständig, die schüzende Einrichtung nicht umfassend und hinlänglich ausgedehnt gewesen seyn. Damit sucht man sich zu rechtfertigen, wenn man früher mit einer großen Zuversicht gesprochen hatte, und den Irrthum nicht gerne offen eingestehen mag; in der Stille aber werden die Stangen eingezogen, und nicht wieder aufgestellt. Rühmlicher wäre freylich ein offenes Bekenntniß des wahren Sachverhalts, und dieser ist in einem bedeutsamen Falle folgender gewesen:

„In der ausgedehnten Besitzung des Grafen Ottolini, die im Jahr zuvor als ein augenfälliger Beweis der Wirksamkeit der Hagelableiter laut und überall verkündet worden ist, hat am 14. August 1824 ein von Norden kommendes Gewitter, beym Meierhof, Saint-Ambroise, wo die erste Stangenlinie sich befand, mit einem Hagelniederschlag begonnen, der diesmal nicht weich wie Schnee, sondern hart wie Stein war, und im Fortschreiten des Gewitters gegen Cernusco auf dem mit Hagelstangen besezten Lande sich fortgehend verstärkte, so daß auch die zwey großen Besitzungen des Hrn. Tizzoni, welche an diejenigen des Grafen Ottolini stoßen und gleichfalls mit Ableitern versehen waren, vom Hagelschlag völlig verwüstet wurden, und dieser in der That nur ungefähr da aufgehört hat, wo die Bewaffnung durch Hagelstangen ihr Ende erreichte, in der Nähe von Pioltello. Einige nicht mit Hagelableitern versehene anstoßende Grundstücke sind gleichfalls beschädigt worden, und Niemandem wird zu Sinne kommen, die Beschädigung auf Rechnung der Stangen zu bringen — aber ihr Unvermögen und ihre Unzulänglichkeit liegen hingegen auch klar zu Tage: denn nicht weniger als 420 wohl zugespizte und in vorgeschriebener Entfernung von einander errichtete Stangen standen auf den Gütern des Grafen Ottolini; als Avantgarde stund außer denselben und jenseits der Landstraße eine Reihe ähnlicher Stangen, und eine viel größere Zahl noch befand sich auf den zwey weitläufigen Besitzungen des Hrn. Tizzoni. Bey so beschaffenen Umständen erinnert nun die Agricultur-Klasse in Genf auch wieder an den Bericht, welchen im Jahr 1821 die königliche Gesellschaft der Wissenschaften in Paris über die Hagelableiter erstattet hat, und der summarisch dahin ging: Es könne von den vorgeschlagnen Leitern, ihrer Struktur, ihrem Ort und der für sie angewiesenen Distanz [illegible]

Wirksames, hinsichtlich der abzuleitenden Elektricität oder Anwendung der Hagelbildung erwartet werden, da selbst auch die Kraft einer noch so starken und wohlbewaffneten Eisenstange nicht über den Umkreis von etwa fünfzig Fuß hinausreiche.

Man ist mit Entwürfen für ein neues Bibliothekgebäude in Genf beschäftigt, und die Angelegenheit ward bereits auch im souveränen Rath aufmunternd und beyfällig besprochen. In dem alten und zum Theil baufälligen Akademiegebäude sind die Bücherschätze in den beengenden und niedrigen Sälen unstreitig auf eine Weise verwahrt, die mit den heitern, großen und schönen Zimmern, welche den Natur- und Kunstsammlungen neuerlich eingeräumt wurden, gewaltig absticht. Vollends ward dann noch in einer der Regennächte des letzten Winters, durch Nachlässigkeit von Arbeitern am Bibliothekgebäude, eine große, auf mehrere Tausend ansteigende Zahl von Bänden durchnäßt und übel zugerichtet. Nebstdiesem Mißgeschick wird die reiche und Wissenschaft liebende Stadt eine ihrer öffentlichen Zierden nicht länger ausgesezt lassen. Ein Unfall anderer Art, der die Bibliothek traf, man weiß nicht wann und wie, ist jüngsthin, als es zum Theil wieder gut gemacht ward, kund geworden. Von dem Reformator Calvin besizt die Bibliothek viele Handschriften; die wichtigsten sind unstreitig die Sammlungen der von ihm und an ihn geschriebenen Briefe; aber seine Predigten waren noch zahlreicher in vierzig Folianten vorhanden; nicht weniger als 2023 Predigten, die dieser berühmte Kanzelredner in dem kurzen Zeitraum vom 29. September 1549 bis zum 15. Febr. 1560 in Genf gehalten hat; freylich wurden sie nicht von ihm selbst geschrieben, denn Calvin war gewohnt zu extemporisiren, sondern Schnellschreiber jener Zeit hatten dieselben zu Papier gebracht. In Senebier's 1779 gedrucktem raisonnirendem Katalog der Handschriften der Genferbibliothek findet sich eine Inhaltsanzeige der 44 Bände, mit Nachweisung derjenigen Bücher der heiligen Schriften, die ihnen zum Text dienten. Diese voluminöse Sammlung nun ist von der Bibliothek weggekommen, in unbekannter Zeit und durch unbekannte Hand. Ein Raub oder die Erwerbung einer kostbaren Seltenheit konnte dabey kaum beabsichtigt seyn; eher läßt sich vermuthen, es habe in den Zeiten der Staatswirren irgend ein Stürmer und Bandale die Wegschaffung eines Magazines unnützer geachteter Predigten angeordnet, und damit wirklich nur aufzuräumen geglaubt. Zufälliger Weise hatte vor ein Paar Jahren schon Jemand von den 44 Bänden acht in den Behältern einer Trödlerin angetroffen, und das alte Papier dem Gewichte nach an sich gekauft; jüngsthin schenkte der Käufer sie nun wieder an die Bibliothek, ihre verlornen Gefährten aber haben vermuthlich die Metamorphose in Tabaks- und Pfefferdüten bestanden.

Berlin, 25. Februar.

Die zwey Konzerte, welche im Verlauf von vierzehn Tagen von Herrn Konzertmeister Möser und Madame Seidler gegeben wurden, waren ächt berlinisch, d. h. der Streit über den Vorzug der Königlichen und Königstädtischen Bühnen und Sängerinnen, der sich laut an allen öffentlichen Orten, in allen Privatgesellschaften, zur Erholung nach den langen Trauerposten über Fallissements, und in allen Tagesblättern vernehmen läßt, tönte auch hier wieder, aber diesmal aus den Kehlen der Sängerinnen selbst. Im ersten Konzert versuchte Madame Schulz zuerst ihre Bravour-Stimme gegen die bescheidneren seltnen Sonntagsglocken. Dem größeren Beyfall nach zu urtheilen, siegte diesmal die Bravour. Unparthevische aber, obgleich, wenn sie unpartheyisch von Profession sind, gewöhnlich schlechte, erkältete, schwachgesinnte Beurtheiler, wollten behaupten, Madame Schulz habe in dem Soto sich selber so übertreffen, übertönen, überkünsteln wollen, daß sie im folgenden Duo statt im gleichen Tinge fortzufliegen, immer mehr und mehr gesunken, und so durch die frühere Fülle der Gegnerin zu erwünschter Fülle geworden sey. Gewiß interessanter war das Konzert der Madame Seidler, dessen Einnahme, zu wohlthätigem Zwecke bestimmt, so hoch stieg, wie nicht leicht irgend eine frühere. Der Saal war gedrückt voll, die Hitze unerträglich, alle Stände beysammen, getheilt in drey große Parthey'en, die sich aber hier alle zu einem Beyfall vereinigen mußten, denn es wäre schwer zu entscheiden, welche der beyden liebenswürdigen Sängerinnen in ihrem großen rossinischen Duett sich den Sieg errang. Madame Seidler trat etwas befangen auf, und war, wie ein großer Theil des Publikums, mit dem ersten Soto nicht recht zufrieden, aber sie ermunterte sich bald und nun begann ein seltener Kampf der lieblichsten, reinsten, süßesten Stimmen. Dem. Sonntag, eben so kunstgeübt, eben so rein mit jugendlicherer Stimme, möchte vielleicht den Preis in späteren Jahren erringen können, wenn sie die Manier verläßt, jede Coloratur nur mit halber Stimme zu singen, was ohne Sinn ist, wenn es etwas bedeuten soll, und ein Mangel, wenn die unzureichende Kraft des Organs die Ursach wäre. In dieser Rücksicht siegte Madame Seidler, und wird immer siegen. — Zwischen diesen beyden Berliner Konzerten blieb das der jungen Klavierspielerin, Dem. David aus Hamburg und ihres Bruders, Spohr'schen Schülers, keer. obgleich die junge Künstlerin in Fertigkeit und Annehmlichkeit des Spiels alle unsere heimischen Spieler übertrifft, so daß ihr, wie ihrem Bruder, zu größerer Vollendung nur die letzte Kraft der Finger, und der Ausdruck eines tieferen Gemüthes fehlt, was freylich bey dem Moscheles'schen Konzert zu zeigen nicht möglich war. — Für die nächste Woche hat Madame Milder ein Konzert angekündigt, worin diese Priesterin des glücklichen Alterheiligsten, diesmal, wie es heißt, sich der Priesterbinde entkleidend, in gewöhnlicher Alltags- oder vielmehr jetzt Sonntagstracht erscheinen soll. Eine Königin muß aber keine Soubrette seyn wollen, sondern königlich dergleichen ihr im ziemlichen Entfernten verschmähn. — Zu jeder andern Zeit würde die Ankunft des Herzogs von Wellington, der uns nun schon wieder seit mehreren Tagen verlassen hat, ein Ereigniß gewesen seyn, das noch im Gespräche und in der Erinnerung lange nachgedröhnt hätte, denn die Berliner bewundern nicht allein die Größe, sondern sie verwundern sich auch darüber. Diesmal hatten aber die Bankerotte und die Geldverlegenheit sich so aller Laune bemächtigt, daß dem Herzog nur eine verhältnißmäßige geringere Aufmerksamkeit geschenkt wurde. Dennoch bot gleitete ihn die Neugierde auf allen Gassen, und der Subscriptionsball, auf dem er erschien, war der besuchteste in diesem Jahre. Die Aeußerung des Herzogs, daß weder London, noch irgend eine andere Stadt, einen solchen Prachtsaal aufzuweisen habe, wurde noch denselben Abend im Saal zu allgemeiner Freude bekannt. Ueberhaupt soll der Herzog mit Berlin äußerst zufrieden gewesen seyn. Einige Täuschung erfuhren die, welche im Jahre 1814 sich einen Kupferstich, den Herzog vorstellend, angeschafft hatten, und sich nun ärgerten, ihn nicht in effigie zu besitzen.

Bisher hatten die Geldverlegenheiten sich wenigstens nicht blutdürstig gezeigt. In dieser Woche aber war es anders. Ein Banquier, der eine reiche Frau besizt, erschoß sich. Man glaubt aber, daß Krankheit Mitveranlassung war.

Das gelungene Standbild Blüchers von unserem Rauch ist noch einige Tage im Lagerhaus zu sehen.

Beylage: Intelligenzblatt Nr. 13.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Nro. 76.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, 30. März 1826.

Am Rhein, am Rhein,
Da wachsen uns die Reben.
Gesegnet sey der Rhein.

Rheinische Lieder.

Von Adelheid von Stolterfoth.

Burg Rheinstein.

O Rheinstein, stolze Veste,
Wie hängst du kühn und kaub
Gleich einem Adlerneste
Hoch in der Lüfte Blau,
Um deiner Mauern Reste
Um deine Thürme grau
Schwebt leis' im Hauch der Weste
Der Abend mild und lau.

Oft saß ich hier und träumte
Von Schild und Eisenhut,
Vom Schlachtroß, das sich bäumte,
Von Rittern kühn und gut —
Die leichten Wolken säumte
Dann oft die letzte Glut,
Und lauter brauste' und schäumte
Tief unter mir die Flut.

Und wieder an der Stelle
Der lieben sitz' ich da,
Auf dieser Felsenschwelle
Wo ich dernieder sah,
Und wieder braust die Welle,
Wie vormals es geschah —
O kommt, o seyd mir schnelle
Ihr, holden Träume, nah.

Von wunderbaren Sagen
Verschwund'ner Herrlichkeit,
Von heldenkräft'gem Wagen
Von todeskühnem Streit,
Von bangen Liebesklagen
Von treuer Herzen Leid,
Wißt Mauern ihr zu sagen
Aus einer bessern Zeit.

Sey ernst herauf beschworen
Durch meiner Töne Macht,
Du Geist, der einst erkoren
Ob dieser Burg gewacht,
Als noch aus ihren Thoren
Zog in die rauhe Schlacht
Mit gold'nen Rittersporen
Der Held in edler Pracht.

Sag', wie ist sie gefallen,
O Geist, die Burg so kühn,
Mit ihren stolzen Hallen,
Wo Epheukränze blüh'n,
Du schweigst — vergebens wallen
Die Töne zitternd hin —
Du bist mit ihr gefallen,
Verschwunden und dahin.

Burg Jargal *).

Eine Erzählung aus den Zeiten der Neger in Peru und in Hayty.

In einer der Feldzüge des lezten Kriegs, wo die französischen Heere gegen Engländer fochten — genauer ist der Zeitpunkt in der Erzählung nicht angegeben — verkürzten sich die französischen Offiziere die langen Nächte eines Bi-

*) Dieses ist der Titel eines kleinen Romans, der bald von einer geschickten Hand in einer Uebersetzung erscheinen wird. Wir drängten ihn hier in seine Hauptmomente zusammen. D. U.

Digitized by Google

vonacs durch die Erzählung ihrer Lebensgeschichte. Die Reihe der so verschieden denkenden und empfindenden Erzähler traf jezt den Kapitän D'auvernay, einer der tapfersten Krieger, dessen eiserner Körper keine Ermüdung anzugreifen schien, dessen fester Muth keine Gefahr kannte, der aber auch nur in dieser Theilnahme an den ihn umgebenden Gegenständen zu nehmen schien, denn eine tiefe Schwermuth hatte die Farben des Lebens für ihn verblichen, — schmerzvoller, aber an dem Wohl seiner Gefährten, seiner Untergebenen hatte sie ihn nicht theilnahmlos gemacht, ja der innigsten Anhänglichkeit nicht fremd. Deßhalb achteten und liebten ihn jene, und es gab zwey Geschöpfe, die nur für ihn zu leben schienen, und deren Nähe und deren Wohl ihn lebhaft beschäftigten: sein alter Sergent, Thadäus und sein Hund Nack. — Der Lauf seiner Geschichte wird diese Vorliebe erklären. D'auvernay ließ sich nur nach vielen Bitten zu deren Erzählung bewegen, und gab nur deßhalb nach, weil seine Kameraden durch ihre Willfährigkeit, ihre einfachen Begebenheiten zu erzählen, sein Wort gebunden hatten. D'auvernay begann.

Obschon in Frankreich geboren, ward ich doch sehr jung nach St. Domingo zu einem reichen Oheim geschickt, dessen Tochter zu meiner Gattin bestimmt war. Meines Oheims Ländereyen lagen in der Nähe des Forts Galifet, sie bedeckten den größten Theil der Ebne Acul und ihre Lage war eine der ersten Ursachen des Unglücks, dem meine ganze Familie unterlag. Achthundert Neger bauten diese Pflanzungen an, und leider wurde die Härte ihres Looses durch die Fühllosigkeit meines Oheims noch erschwert. Die lange Gewohnheit, über Sklaven zu herrschen, hatte ihn unfähig gemacht, in ihnen noch das Menschengepräge zu erkennen, in seinen Augen hatten sie vor den Thieren noch den Nachtheil einer moralischen Zurechnung, weßhalb bey ihren Vergehen auch noch ihr vorausgesezter böser Wille unbarmherzig bestraft werden mußte.

Nur ein Einziger unter der großen Zahl dieser Unglücklichen hatte vor meinem Oheim Gnade gefunden, ein spanischer Zwerg, der Farbe nach ein Grisse *), den er von Lord Effingham, dem Gouverneur von Jamaika, erhalten hatte. Mein Oheim, der lange in Brasilien lebte, hatte sich an den portugiesischen Prunk gewöhnt, und damit zu seinem Hofstaat nichts fehlte — wie die Feudalfürsten zu thun pflegten — diesen Zwerg zu seinem Hofnarren gemacht. Abibra, so hieß er, paßte sich dazu, sowohl wegen seiner ungeheuern Mißgestalt als seiner affenähnlichen Gesichtsverzerrungen, Beweglichkeit und boshaften Witz. Sein einziges Geschäft bestand darin, seinem Herrn mit einem großen Fächer, aus farbigen Federn verfertigt, Fliegen abzuwehren, ihn durch seine Sprünge und häusische Unterwürfigkeit zu kurzweilen — dafür war ihm gestattet, zu dessen Füßen auf einer Rohrmatte zu sitzen, wo ihm mein Oheim stets die Ueberbleibsel eines seiner Lieblingsgerichte von seinem eigenen Teller abzuessen reichte.

(Die Fortsetzung folgt.)

*) Grisse ist der technische Name, den die Pflanzer den Mulatten geben, welche nur erst in dem zweyten Grad vom Negro abweichen. Dieser Grade gibt es aber achte, bis zu dem, was in St. Domingo gemischtes Blut — den Weißen der nächste — hieß.

Schilderungen aus Neapel.

(Fortsetzung.)

Zwischen Capo di Monte und jenen grünen Höhen im Westen höhlt sich ein geräumiges Becken, nur gegen Mittag offen, wo ein Theil der Stadt sich bereinund amphitheatralisch an den Seiten hinanzieht, bald aber sich verliert in dem weitgedehnten Pappelwald. Ueber eine der lezten Häusergruppen hebt sich am Hügel eine der wenigen Dattelpalmen, die in und um Neapel zu finden sind. Desto ansehnlicher ist er aber auch, der einsame afrikanische Fremdling!

Jenseits der Höhen scheidet sich von diesen ein sehr bedeutender Nebenzweig: zuerst der Jungfernberg, Monte delle Donzelle, auf welchem schon der jungfräuliche Virgil einen Theil seiner Hirten- und Heldengedichte, namentlich die Georgica, sang. Weiter gegen Abend steigt allmählig ein noch höherer Berg, der höchste von allen in der Runde, bis zum Kastanienhain der Camaldulenser hinan. Wer kennt nicht, wäre es auch nur aus Reisebeschreibungen, das große Rundgemälde, in dessen Mittelpunkt man sich da oben befindet? Es umfaßt mehrere hundert Miglien Land und Meer, von Terracina bis Capri, von der Insel Ventotiene bis tief ins Land hinein zu den höchsten Apenninenstöcken. Diese Pracht und Herrlichkeit muß man mit Augen schauen: schildern läßt sie sich weder mit der Feder, noch mit dem Pinsel! Wie oft standen wir, der Stadt entronnen, auf dieser stillen Höhe: der Mund öffnete sich unwillkürlich zu einzelnen Tönen der Bewunderung, oder wiederholte die schöne Stelle aus Schiller's Braut von Messina:

Auf den Bergen ist Freyheit! der Hauch der Grüfte
Steigt nicht hinauf in die reinen Lüfte;
Die Welt ist vollkommen überall,
Wo der Mensch nicht hinkommt mit seiner Qual!

Und doch ist er mit seiner Qual auch hieher gekommen. Auf dem höchsten Punkt des Berges, da wo er auf einmal schroff gegen Südwesten sich abstürzt, steht ein Kloster der Camaldulenser, nach Latrappe der strengste Mönchsorden, zu immerwährendem Schweigen und Kasteien sich selbst verurtheilend, um Gott zu gefallen, — abgestorben der Welt, die er für seine Menschen so schön erschuf! Von dem, eine kleine Meile entlegenen Neapel sieht man nur wenig: der größte Theil der Stadt liegt verborgen hinter ihren Hügeln, in deren Mitte S. Elmo gleich einer Burg auf waldiger Anhöhe er

[illegible]. Mit einem Luftsprung sind wir auf den Zinnen dieser Veste, errichtet von Kaiser Karl V., um dem ledigen Pferd, womit er Neapel verglich, und das es auch noch im Wappen führt, einen Zaum anzulegen. In der That beherrscht das Kastell die ganze unter ihm ausgebreitete Stadt: unmittelbar am Fuß seiner aus massivem Fels gebauenen Basteien liegt das ehmalige Karthäuser-Kloster S. Martino, dessen Kirche vortreffliche Fresko-Malereyen aus den ältern Schulen Italiens zieren. Noch berühmter ist es aber durch die Aussicht, welche man aus seinen Fenstern auf die Hauptstadt und deren Umgebungen nach allen Seiten hin genießt. „Wie bezaubernd ist dieser Anblick," sagte einst ein Reisender zu dem ihn herumführenden Mönch. „Für Euch Fremde wohl, entgegnete dieser, aber nicht für uns, die wir ihn tagtäglich haben." Vor bald dreißig Jahren wurde das Kloster aufgehoben, und die alten Karthäuser haben am Ende gar den Ueberbleibseln einer weltlichen Miliz Platz machen müssen. In ganz Europa muß es kein zweytes Invalidenhaus, so prachtvoll von Innen und Außen, wie dieses S. Martino zu Neapel geben: wie unvergleichlich krönt es nebst der Festung die Stadt und den von bejahrten Oelbäumen beschatteten Hügel. Dieser macht eine vorspringende Ecke gegen das Meer hinunter und ist nach den Camandoli der erhabenste Punkt in der ganzen Hügelreihe. Seine Fortsetzung nach Westen heißt der Vomero, der sich eine halbe Meile weiter bey der Villa Patrizii an den stracks nach Süden abspringenden Pausilipp anschließt. Der Vomero läuft vollkommen parallel mit der See; am flachen Ufer prangt eine schmale, aber lange Häuserreihe, la Riviera di Chiaja, das am regelmäßigsten gebaute, von Fremden am liebsten bewohnte Quartier der Hauptstadt. Auf dem Rücken des Vomero steht eine Menge ländlicher Wohnungen und stattlicher Landhäuser, worunter nächst demjenigen, das nach seiner Besitzerin den schönen Namen Floridiana führt, die Villa Belvedere durch reitzende Lage und Aussicht, wovon mit Recht der Titel herkommen mag, sich auszeichnet. Der Pallast ist von weitläufigen Gartenanlagen umgeben: diese, gleich den königlichen Gärten in Portici und Rosina, stehen zwey Monate des Jahrs, Mai und Oktober, zur Zeit der allgemeinen Villeggiatura (Landlust) für Jedermann offen. Der Neapolitaner weiß diese köstliche Nachbarschaft seiner Vaterstadt zu schätzen und sich zu Nutzen zu machen: sogar jeder nur irgend bemittelte Bürger trachtet einen Theil des Frühlings und Herbstes außerhalb der Stadt zuzubringen; nur ist seine angestammte Sitte mit dem eigentlichen Genuß des Landlebens nicht so völlig vereinbar. Seit vorigem Sommer bewohnt Herzog Ferdinand von Würtemberg jene Villa Belvedere, und wollte, gegen die Gewohnheit des Landes, auch den Winter über, — freylich einen neapolitanischen Winter, oben bleiben, weil er diesen Aufenthalt seiner Gesundheit besonders zuträglich findet. Er verlebt da in der Nähe der Stadt, und doch so ungestört von ihrem Geräusch und dem vielleicht gleich beschwerlichen Ceremoniel, heitere Tage in philosophischer Ruhe. Wer sie ihm am gerusten gönnen mag, ist mancher in Armuth und Elend gerathene Neapolitaner, der sich der verborgenen Wohlthätigkeit unseres erlauchten Reisenden zu erfreuen hat. „Heil sey dem Edeln, der nie sein Herz verschließt, wann ihn des Kummers Klage begrüßt."

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Dresden, 12. März.

Mit heute beginnen die dreywöchentlichen Ferien des hiesigen Hoftheaters, da ist wohl der bequemste Abschnitt gefunden, um über die Leistungen derselben seit meinem letzten Berichte einiges mitzutheilen. Vor Allem muß da zuerst von dem neuen Trauerspiel des Herrn von Uechtritz, Alexander und Darius, die Rede seyn, welches, nachdem die Erwartung darauf vielfach gespannt worden, endlich am 28sten Februar aufgeführt ward.

Jedenfalls muß das Publikum der General-Direktion dankbar dafür seyn, daß sie ihm zuerst Gelegenheit gab, über dieses, besonders von Berlin aus, so dringend empfohlene Werk zu urtheilen, und überdieß war die äußere Ausstattung desselben mit einer Liberalität, ja mit einer Eleganz bewirkt worden, die nichts zu wünschen übrig ließ. Auf der andern Seite hatte man eben dadurch auch wieder Mühe, sich mit den leiblichen Augen von dieser Pracht der Kostüms und Dekorationen abzuziehen, um das Geistige desto unbefangener für den Blick in die eigentlichen Verdienste des Werkes selbst unbestochen zu erhalten.

Wenn ich mit Einem Worte mein Urtheil darüber sagen sollte, so würde ich das Stück mit dem Ausdrucke eines „rhetorischen Trauerspiels" zu bezeichnen suchen, denn Rhetorik ist das vorwaltende Prinzip darin. Es wird sehr viel und mitunter recht schön darin gesprochen, aber gehandelt ungemein wenig, oder eigentlich gar nicht, denn alle Handlung geht in den Zwischenakten vor sich, und die Akte selbst sind nur Vorbereitungen darauf oder Folgen davon. Dadurch entsteht aber eine gewisse Trockenheit, welche der Glanz der Diktion nicht verscheuchen kann und der Zuschauer kann es zu keiner rechten Theilnahme bringen. Diese hat sich auch überhaupt der Dichter dadurch verscherzt, daß er den Blick nicht auf Eine Hauptperson lenkt, sondern ihn zwischen Alexander und Darius sich theilen läßt. Beyde aber selbst wieder erweckte durch die Art, wie sie geschildert sind, kein Mitgefühl. Alexander tritt als ein auf seine Meynung bestehender, durch den Sieg aufgeblasener, die annehmlichsten Friedensvorschläge verschmähender Heerführer auf, um dann wieder sich, mit einem Tanzer-Pas, auf Darius Stuhl zu setzen, beym Festgelage einen Becher Weins zu viel zu trinken und im Rausch der Liebe wie des Trunks, die Fackel in das schöne Persepolis zu schleudern, dessen Untergang von gar keinem Vortheil für ihn seyn konnte. Erst im fünften Akt läßt er einige edlere Gefühle blicken, aber das Breiten des Purpurmantels über die Leiche seines Feindes ist schon von sehr vielen Tragödienhelden ihm vorgemacht worden. Man könnte wahrhaftig geneigt seyn, an Darius noch mehr Interesse zu nehmen, wenn er nicht auch hie und da gar zu großsprecherisch und sultanartig, und dann wieder

allzu schäferhaft und idyllisch wäre, auch doch eine Art von Kartenkönig seyn muß, da seine Feldherren ihn am Ende so ohne alle Umstände abstechen.

Wie schade! Bey so mancher, auch in diesem Stücke sichtbar hervortretenden, dichterischen Anlage hätte uns Herr von Uechtritz einen ganz andern Alexander aufstellen können, der uns angezogen, der uns in seiner Größe zu sich erhoben, der uns durch tapfre und edle Thaten erfreut, nicht blos durch Gastmähler und Städte-Illuminationen geblendet hätte. Wäre er auch der Geschichte weniger treu geblieben, sein Vorbild hat ihn ja gelehrt, daß der Dichter über derselben stehe, und wir würden ein Gemälde von ihm erhalten haben, das uns gefesselt und zum steten Danke verpflichtet hätte. Oder wollte er den Darius zum Haupthelden seines Trauerspiels wählen, so bot auch dieser Stoff dafür dar, aber seine Stellung mußte ganz anders werden, und er mußte uns lehren, für ihn zu fürchten und zu hoffen, nicht ihn aber uns in der Unbedeutenheit hinstellen, in welcher wir jezt mehr seinen geflickten Leibrock als ihn selbst bewundern.

Es würde zu weitläufig seyn, sich über das Mangelhafte oder Karge in der Schilderung der andern Charaktere auszulassen, welche bis auf die Statira, des Darius Gemahlin, nur ganz flüchtig skizzirt sind, da doch besonders Hephästion zu einer, für das Trauerspiel wesentlichen, Bedeutenheit hätte gehoben werden können. Ich wünsche nur, daß der Dichter sich durch das Lob, das von manchen Seiten ihm so reich gespendet worden, nicht verleiten lasse, dieses Stück für etwas mehr als einen gelungeneren Versuch zu halten, und bald durch gediegenere Arbeiten beweise, wie tiefer er nun in das wahre Mark der Tragödie eingedrungen sey.

Auf die Darstellung war großer Fleiß gewendet worden. Becker's Aeußere, besonders sein Kopf, war ganz der Schilderung des Dichters angemessen, auch bestellte ihn Wärme, nur wäre zu wünschen gewesen, daß seine Deklamation eine richtigere Vertheilung von Schatten und Licht gehabt hätte. Auch Julius wendete viele Sorgfalt auf seinen Darius, und einzelne Momente waren vorzüglich. Statira ist eine ungemein schwere Aufgabe, besonders da, wo sie sich zur Seherin potenzirt. Mad. Schirmer löste sie zwar nicht ganz, hätte aber mehr Beyfall verdient, als ihr zu Theil ward. Die Sängerin und Deklamatrice Thais ward von Dem. Wagner dargestellt, und ob ihr gleich mehr Liebreiz als wilde Bacchisterung zu Gebote steht, so erkannte man doch das Verdienstliche ihrer Leistung an. Daß bey einem Personale von mehr als dreyßig Darstellern viele Nieten mitgezogen werden mußten, versteht sich von selbst. Der Beyfall war bey der ersten Aufführung sehr lebhaft, und Becker ward gerufen, dagegen war man bey der zweyten ziemlich kühl, indeß dürfte das Stück sich doch wohl auf dem Repertoir halten.

Jezt zu einigen Kleinigkeiten. Zwey sind fünf, oder die Domestikenstreiche. Nur zwey Personen spielten in dem heitern Scherze, die Wagner und der jüngere Burmeister. Sie belustigten, und besonders zeigte der leztere in den Verkleidungen viele Individualisirungsgabe. In Komm her traten auch nur zwey Personen auf, aber diese dramatische Aufgabe steht bey weitem höher. Mad. Schirmer löste sie größtentheils sehr wacker, auch Herr Julius sprach als Schauspieldirektor vorzüglich. Die lezte Neuigkeit, Pferde und Wagen, Posse in einem Akt, aus dem Französischen von Th. Hell, wollte sich keines Beyfalls erfreuen, ja es wurden am Ende einige Zischer laut. Gelacht ward dessen ungeachtet viel, aber der Witz scheint freylich bis zum Schlusse nicht auszureichen.

Neueinstudirt war Maria von Montalban, Oper von Winter. Sie hatte vor einigen Jahren hier Furore gemacht. Dieses Mal wurde sie kalt aufgenommen, und nur wenige Musikstücke gefielen. Hie und da ist freylich die Musik sehr veraltet, und erinnert fast durchgängig allzusehr und nicht zu ihrem Vortheile, an derselben Meisters unterbrochenes Opferfest.

Gastspieler gab's mancherley. Eine Dame Rochow, die man nur ein Mal sehen mochte, einen Herr Mejo, der eben auch nicht sehr willkommen war, und einen Herrn Detroit, welcher für komische Rollen engagirt werden ist, und den man nur bitten möchte, weniger sklavisch Wurm zu kopieren, ein Fehler, in welchen jezt leider mehrere Komiker verfallen, denen es dann geht wie allen Kopieren. Sein Thomas im Geheimniß war jedoch wahrhaft ergötzlich, und auch in seinem Hoppetanz lag manches Gute. Herr Claudius gab nur Eine Gastrolle, ließ aber bedauern, daß die eintretenden Ferien die Fortsezung derselben hinderten.

(Der Beschluß folgt.)

Paris, 24. Februar.

(Beschluß.)

Beym Wasser bleiben die Leute hübsch nüchtern, und haben keine Gelegenheit in den Schenken zusammenzukommen und zu politisiren; Vortheile, die wohl werth sind, daß ihretwegen einige tausend neue Röhren angelegt werden. Jedoch soll nicht allein für das Wasser, sondern auch für das Brod gesorgt werden. Der Pariser ißt viel Brod, und zwar gutes und feines; der Mehlbedarf dieser Hauptstadt ist daher ungeheuer; allein obschon mehrere Städte in geringer oder weiterer Entfernung sich mit dem Mahlen des Getreides abgeben, so hängt dieß Mahlen doch allzusehr von Wind und Wasser ab, als daß man sich ruhig darauf verlassen könne, nichts ist aber doch wichtiger als dem Volke den Mund zu stopfen; deßhalb ist der Präfekt, oder seine Untergebung, vermuthlich ebenfalls nach seiner Reise nach England, auf den Einfall gekommen, in der Grenelle-Gasse vor Paris, wo eine neue Stadt angelegt wird, wie ich im vorigen Jahre gemeldet habe, einige Dutzend Dampfmühlen anzulegen, um zu jeder Jahreszeit Mehl liefern zu können, so viel dessen die Stadt bedarf. Dieß ist freylich kein Wasser auf der Mühle der alten Müller; allein so mancher alte Privatvortheil geht durch neue Erfindungen und neue Anstalten zu Grunde, daß auch die Müller sich mit ein Bischen Philosophie werden versehen, und was sie nicht ändern können, ruhig zugeben müssen. Am klügsten würden sie thun, wenn sie dem Beyspiele ihrer Herrn Kollegen der Windmüller zufolge, welche ihre Mühlenflügel nach dem Winde drehen, sich auch nach dem Zeitgeiste bequemten, und selbst Dampfmühlen anlegten. Dadurch blieben sie bey Brode, und hätten von den Präfekturprojekten wenig zu befürchten. Nach dem Muster des römischen Volks, das panem et Circenses schrie, verlangt das Pariser Volk nebst dem Brode aber auch Schauspiel. Dafür wird ebenfalls huldreich geiorgt; der, lange Zeit vom Minister des Innern unterstützt, aber endlich mit Hülfe des Hofes doch abgesezte, Direktor des Vaudeville-Theaters, Berard, hat von jenem Minister, gleichfalls als eine Entschädigung, die Erlaubniß erhalten, ein neues Vaudeville-Theater anzulegen, und also gegen das alte anzuarbeiten. Dieses neue Theater soll nun auf dem Wörterplatze angelegt werden, obschon ähnliche Theater in der Nähe liegen; auch ist die Rede davon, in andern Stadtrevieren Schauspielhäuser anzulegen; warum sollte dieß auch nicht seyn? hat doch fast jedes Quartier eine privilegirte Spielbank, wo die Leute ihr Vermögen schnell durchbringen; weßwegen sollte man nicht in jedem Quartier ein Schauspielhaus haben, wo die Leute blos ein wenig Vergnügen und Zerstreuung holen?

D g.

Beylage: Kunstblatt Nr. 26.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Nro. 77.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, 31. März 1826.

Kleinigkeiten, so leicht wie die Luft,
Sind für den Eifersüchtigen so starke
Beweise, wie Sprüche aus der Bibel.

Shakspeare.

Bug Jargal.

(Fortsetzung.)

Ich mochte diesen Sklaven nicht; seine Unterwürfigkeit empörte mich, seine mit Tressen besetzte, buntscheckige Kleidung und Schellenkappe stößten mir Verachtung ein; außerdem war er hart gegen seine gequälten Landsleute, nie suchte er durch seine Bitten einen derselben von seiner Strafe zu befreyen, im Gegentheil hatte man ihn seinen Herrn zu noch größerer Härte gegen sie aufmuntern hören. Diese armen Menschen schienen ihn demunerachtet nicht zu hassen; sie bezeigten eine Art ehrerbietiger Scheu gegen ihn, und wenn er mit seiner spitzen, mit tollen Fratzen bemalten Schellenkappe vor ihren Hütten vorüberging, sagten sie sich leise: „Das ist ein Obi (ein Zauberer)."

Diese Gegenstände beschäftigten mich damals sehr wenig; Marie, die mir bestimmte Braut, war von der Stunde, wo ich in ihres Vaters Haus kam, auch die Geliebte meines Herzens geworden; unser Bündniß war aus den schönsten Empfindungen geschlungen, Geschwisterliebe, Leidenschaft und eheliches Vertrauen vereinte sich, uns zu beglücken; von Reichthum umgeben, unter dem schönsten Himmel, in einer üppigen Natur — war es ein Wunder, wenn ich mit blindem Vertrauen auf das Glück in meine Zukunft hinaussah?

In diesem seligen Wahn erreichte ich mein zwanzigstes Jahr; es war das Jahr 1791, und mein Oheim hatte die Vollziehung unserer Ehe auf den Monat August bestimmt. Man kann sich denken, daß diese Aussicht meine Seele viel zu sehr beschäftigte, um mich um die politischen Zwiste, von denen schon seit zwey Jahren die Kolonie beunruhigt war, zu bekümmern. Ich schweige daher von allen den unseligen Spaltungen und bemerke nur, daß ich, wenn es darum zu thun war, eine Meynung zu äußern, nothwendig zu der Parthey des Kap (François) gehören mußte, denn dort lagen meines Oheims Ländereyen, und er war Mitglied der Provinzialversammlung daselbst.

Nur einmal geschah es, daß ich an diesen Streitigkeiten Theil nahm. Nach dem unseligen Edikt der Nationalversammlung vom 15ten Mai 1791, welches den freyen farbigen Menschen gleiche politische Rechte mit den Weißen verhieß. Auf einem Ball sprachen die jungen Pflanzer mit Heftigkeit gegen dieses Recht, welches die — vielleicht gegründete Eigenliebe der Weißen so grausam verletzte; ich hatte mich noch nicht in das Gespräch gemischt, als ein reicher Pflanzer hinzutrat, dessen zweydeutige Farbe seine Abkunft verrieth; ich sagte laut zu ihm: „Begeben Sie sich fort, es werden hier Dinge gesprochen, die Ihnen, da Sie gemischtes Blut in den Adern haben, mißfallen müssen." Diese Anschuldigung erzürnte ihn solchergestalt, daß er mich forderte; wir schlugen uns und wurden Beyde verwundet. Wahrscheinlich hätte mich das sogenannte Vorurtheil gegen das gemischte Blut nicht allein zu diesem Betragen — das Tadel verdiente — bewogen, aber der Mensch hatte seit einiger Zeit gewagt, seine Augen auf Maria zu erheben, und hatte so eben mit ihr getanzt.

Digitized by Google

Damals hielten selbst die schüchternsten Menschen einen Sklavenaufstand für unmöglich. Man verachtete diese ganze Menschenklasse zu sehr; doch zwischen den Weißen und Farbigen bestand eine Feindseligkeit, die hauptsächlich daran Schuld war, daß der so lange unterdrückte Vulkan bey seinem ersten Ausbruch die ganze Kolonie verheerte.

In den ersten Tagen des so sehnlich von meiner liebenden Ungeduld erwarteten Augusts fand ein kleiner Vorfall Statt, der die erste Störung meiner sorglosen Sicherheit ward. Eines Abends sah ich Marie höchst erschrocken auf mich zueilen; sie hatte sich, wie sie täglich zu thun pflegte, gegen Abend in ein Gebüsch am Ufer eines, die Pflanzung bewässernden, reizenden Flusses begeben, wo mein Oheim eine Laubhütte hatte anlegen lassen. Bey ihrem Eintritt sah sie mit Schrecken, daß alle Blumen, mit denen ich sie an demselben Morgen verziert hatte, ausgerissen und mit Füßen zertreten waren, und auf den Platz, wo sie gewöhnlich zu sitzen pflegte, hatte man einen frischgepflückten Strauß Todtenblumen *) gelegt. Noch unbeweglich vor dem Erstaunen bey diesem Anblick hörte sie plötzlich eine Stimme, die nicht die meine war, die von einer Guitarre begleitet, ein spanisches Lied sang, und in diesem Liede wurde Mariens Name wiederholt! Schrecken und jungfräuliche Scham hatten sie verhindert, die Worte zu verstehen, und ohne ein Hinderniß zu finden, floh sie zu mir.

Bey diesem Bericht flammte Zorn und Eifersucht in mir auf. Mein erster Verdacht fiel auf den Farbigen, mit dem ich schon Streit gehabt hatte, doch gebot ich mir Vorsicht, und versprach Marien bis zu dem nahen Augenblick, von dem an ich berechtigt seyn würde, sie zu beschützen, über sie zu wachen. Da ich mir wohl vorstellen konnte, daß der, welchen ich für meinen Nebenbuhler hielt, es nicht bey diesem ersten Versuche würde bewenden lassen, verbarg ich mich nach eingebrochener Nacht, wie Alles in der Pflanzung zur Ruhe war, mit meinem Dolch bewaffnet, in ein Feld hohen Zuckerrohrs, das vor dem Wohnhaus meines Oheims sich ausbreitete. Mitten in der Nacht vernahm ich die Töne der Guitarre — vor Eifersucht entbrannt brach ich die leichten Rohrstengel vor mir nieder, und eilte auf den Ort, von woher die Töne schallten. Plötzlich fühle ich mich mit ungeheurer Kraft ergriffen, niedergeworfen, mein Dolch wird mir entwunden und im nächsten Augenblick ist er über meinem Haupte gezückt. Zugleich blitzen mir ein Paar glühende Augen aus der Finsterniß nahe an meinem Antlitz entgegen, ich unterschied zwey Reihen blendend weißer Zähne und eine Stimme ruft wuthersticht: „Jetzt halte ich dich!“ — Ich wehrte mich aus allen Kräften, aber schon fühlte ich den Dolch meiner Brust nahen, als Mariens Stimme am Fenster erschallte. Sie war von den Tönen der Guitarre, von dem Getümmel unsers Ringens geweckt worden, erkannte meine Stimme, sah den Dolch blinken und stieß ein Angstgeschrey aus. Dieser Ton schien meinen mächtigen Gegner zu lähmen, wie bezaubert hielt er noch einige Momente den Dolch auf meine Brust gesenkt, dann warf er ihn von sich und rief: „Nein, nein! sie würde zu viel weinen!“ und warf sich in das Rohrfeld, wo es mir, wie ich vom Fall und Widerstand verletzt, mich aufgerichtet hatte, unmöglich war, seine Spur zu verfolgen.

Vergeblich würde ich versuchen, die Gefühle zu schildern, die in diesem Augenblick, wie ich in meiner geliebten Marie Armen von meiner Bestürzung zu mir kam, mein Innres durchwühlten; dem Nebenbuhler, der sie mir streitig machen wollte, verdankte ich mein Leben, die Scham über seine Großmuth entflammte meinen Zorn. Wer war aber mein Gegner? Jener Farbige konnte es nicht seyn, der war weit entfernt, eine solche Körperkraft zu besitzen; er hatte auch nicht seine Stimme; der Mann, mit dem ich rang, war nackt bis zum Gürtel — das waren die Sklaven allein — aber ein Sklave konnte es nicht seyn, die Denkart, die ihn vermochte, den Dolch von sich zu werfen, war nicht die eines Sklaven, und mein ganzes Wesen empörte sich bey dem Gedanken, einen Sklaven zum Nebenbuhler zu haben. Ich mußte es erforschen!

(Die Fortsetzung folgt.)

*) Französisch heißt diese Blume souci — das heißt Sorge — (calendula officinalis.) in Sachsen. Todtenblume, weil sie ihres starken Geruchs und glühenden Farbe wegen zum Schmuck der Leichen vorzugsweise gewählt wird; in der Schweiz ist sie, mehr moralisch wie poetisch, unter dem Namen „stinkender Hochmuth“ bekannt, in andern deutschen Gegenden hörten wir sie Ringelblume nennen.

Schilderungen aus Neapel.

(Fortsetzung.)

Posilipo, der äußerste, aber nicht am mindesten schöne unter den die Stadt begränzenden Hügeln, ist da, wo er mit dem Vomero zusammenhängt, von gleicher Höhe wie dieser, behält sie auch auf der Abendseite bis zu dem steilen Vorgebirge Coroglio, das nur durch einen engen Kanal von dem Inselchen Nisita geschieden ist. Gegen Morgen aber, oder gegen Neapel her, verflächt sich der Pausilipp nach und nach, um am Ende in sehr spitzem Winkel auf dem Meeresspiegel hinaus zu laufen. Großartiges hat diese letzte Form wenig, allein etwas ungemein liebliches, und diesem Charakter entspricht auch diejenige der einzelnen Theile des östlichen Abhanges, bis an die ihn auf dieser Seite seiner ganzen Länge nach bespülende See. Aus dieser erheben sich blühende Mindchen, die hier im heißen Sommer ein wahres Bedürfniß und Labsal sind, hauptsächlich an diesem sonnigen Hügel. Wie passend ist der vom Griechischen abgeleitete Name Pausilippum, — einen Ort bezeich-

Digitized by Google

rund, wo man des Lebens Mühen für eine Weile vergessen mag! Wie einladend ist das Gestade von Mergellina, vorzüglich Abends und in mondhellen Sommernächten, wann fröhliche Sänger und Zitherspieler sich hören lassen, und nach dem muntern Schlag des Tamburins die Tarantella getanzt wird! Auch haben von jeher viele Dichter den Pausilipp besungen: zwey der ausgezeichnetsten, Virgil und Sannazar, liegen auf demselben begraben.

In einem eigenen französischen Werkchen über die Inseln und Westküsten Campaniens haben wir vom Pausilipp, von seinem merkwürdigen Felsenthor und seinen Alterthümern ausführlicher gehandelt, auch schon des neuen Wegs gedacht, welchen die Franzosen gegen das Ende ihrer Herrschaft an diesem Ort anlegen ließen. Derselbe erstreckte sich aber bey ihrem Abzug, vom Ausgang der Stadt und des Corso nicht weiter als auf den Rücken und bis an den obern Rand des von dort nach Westen auf einmal stark abschüssigen Hügels. Ebendaselbst hören auch nothwendig die Weingärten auf, womit der sanfte östliche Abhang überdeckt ist und durch welche in schräger, unmerklich aufsteigender Linie jene breite Fahrstraße sich hinschlängelt. Vorher konnte man von unten blos zu Schiffe oder von oben her auf einem schmalen Fußsteig zu den Pacht- und Landgütern des Pausilipps gelangen: seit der Zugang so bequem geworden, vermehrt sich besonders auch die Zahl der Villen auf allen Punkten, am schnellsten längs des Weges selbst. Wiewohl dieser zum Theil in den Tuffstein gehauen und mehr als eine Brücke über breite und tiefe Schluchten geschlagen werden mußte, so ließ doch mit Geld und Zeit das Alles sich leicht bewerkstelligen. Ganz anders verhielt es sich mit dem Weg hinunter an der Kehrseite des Hügels, wo dieser gerade am jähesten ist, und wie ein mächtig hoher Wall dasteht über der Thales- und Meeresfläche. Man gestattete den Franzosen keine Frist zu Lösung dieser zweyten schweren Aufgabe: sie war friedlicheren Zeiten und durch eine eigene Verkettung von Umständen den im Jahr 1820 zum andern Mal in's Land gerufenen Oestreichern vorbehalten.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

München, März.

Unser dießjähriger Carneval war, wie sehr erklärlich ist, überaus todt. Die Salons der vornehmen Welt blieben öde und leer, und nur in den Tavernen regte sich einiges Leben, aber auch nur in den letzten Tagen, wo wieder, wie alljährlich, bey einem Zulauf von mehreren tausend Menschen, der grobsinnliche Metzgersprung Statt fand. Es springen nämlich einige Fleischerbursche auf offenem Platze in's kalte Wasser, und werden durch diese alte Gewohnheit im Brunnen zu Meistern gradirt. Ländlich, sittlich!

Die Tagesordnung führt mich auf die neuen Erscheinungen, die seit Beginn dieses Jahres an unserm Bühnenhimmel vorübergezogen sind:

Der Ahnenstolz in der Küche, heißt eine jener französischen Vaudevilleiern, die, wenn sie auch in Deutschland nicht treffen, doch durch originelle Erfindung und launige Einfälle anziehen, und ein Paarmal gegeben werden können. Der Inhalt des kleinen Stücks ist bekannt, hier gefiel es durch Vespermanns treffliches Spiel als Mundtoch Vatel, und wir können wohl sagen, daß nur dieser gute deutsche Koch uns die Speise genießbar machte, die durchaus für französische Gaumen bereitet ist.

Eine interessantere neue Erscheinung war uns Raupachs Trauerspiel, Isidor und Olga. Da es schon auf andern großen Bühnen gegeben worden, ist eine Erzählung des Inhalts überflüssig. Die hiesige Flora hat ein strenges Gericht über dieses Drama ergehen lassen. Die Fabel, meynt sie, zeichne sich durch die Originalität — einer dramatischen Unschicklichkeit aus. Hr. Raupach, der lange Zeit in Rußland gelebt hat, kennt die daselbst noch geltende Leibeigenschaft und ihren Coder. Er macht diesen zur herrschenden Bedingung seiner Tragödie, und läßt ihm den Sieg in den Klauen. Wie kann der Adel einer Tragödie, die den Sieg der vernünftigen Freyheit besingt, gerühmt werden? Wer kann den Dichter in Schutz nehmen, der den unveräußerlichen angebornen Adel unsrer Natur unterdrückt? Jede Poesie, welche Knechtschaft lehren oder beschönigen will, vernichtet sich selbst als Kunst; sie gibt den Szepter an die Geißel über. Deutschem Gefühl, meynt die Flora, widerstehe die Grundidee dieses Trauerspiels gänzlich, das eigentlich nur durch den Lakaienrock zusammengehalten wird. Das stärkste Uebermaß kränkender, ekelhafter Herabwürdigung bietet die Scene dar, in der Isidor, früher als Lakaie vor den Augen des Publikums eingekleidet, vom Fürsten in Gegenwart der Geliebten auf die rohheste Weise gemißhandelt wird. Hier erscheint das Schimpfliche im Prunkstaat, und trägt nebenher die sprechendsten Zeichen der Ohnmacht. Daß Gräfin Olga, die den Geliebten als Lakai sehen muß, noch im Stande ist, mit feinem Scherz und französischer Gewandtheit das Mundschenkenamt selbst zu verwalten, ist unbegreiflich. — Wir gestehen allerdings, daß uns diese Scene widerlich, ja wohl verletzend aufgefallen ist, aber die Grundidee des Stückes glauben wir vertheidigen zu können. Hr. Raupach gibt uns in seinem Drama ein treues Bild der Leibeigenschaft, dessen Furchtbares und Schreckliches er tief empfunden hat. Er zeichnet darin seine handelnden Personen, so wie er sie im Leben und in der Wirklichkeit gefunden hat. Die Charaktere Petrow's, Osip's und Fedors können als naturgetreue Bilder, als ächte und lebendige Prototype der Leibeigenschaft gelten. Ihnen gegenüber hat der Dichter die despotische Gewalt in ihrer zügellosen Willkühr in der Person des Fürsten Wolodimir aufgestellt. Wahr ist es allerdings, was über diesen Charakter gesagt worden: er bestehe aus zwey Menschen, wovon der eine das gerade Gegentheil des andern ist. In diesem Augenblicke schmilzt er wie Schnee, girrt wie eine Turteltaube, orgelt sogar andächtige Seufzer ab, und geberdet sich wie ein Sonettendichter, dann stürzt er im andern Augenblicke, gleich einem wollüstigen Tiger auf die Gräfin los, knirscht ihr entgegen, daß er sie um jeden Preis besitzen muß, und begibt sich zugleich jedes Anspruchs auf edle Liebe durch die zügellose Barbarei, mit welcher er sich vor ihr herabwürdigt. Wäre er wirklich der Wüstling, wofür ihn der Dichter ausgeben möchte, er müßte Ossian über seine unverschämt neckende Laune den Kopf spalten. — Aber man bedenke wieder andrerseits: Wolodimir ist der einzige ehliche Sohn eines Vaters, welchem das Schicksal zum Herrn und Gebieter vieler tausend Sklaven gemacht hatte. Er wuchs auf unter der auserwählten Glückskindern der Erde, stets von Macht und Reichthum umgeben. Als Abgott und einziger Herr von zarter Jugend an verehrt, gehuldigt, gehätschelt und geschmeichelt. Konnte wohl aus so einem Wesen jemals ein Mann im eigentlichen Sinne des Wortes werden? — Die Darstellung war ausgezeichnet, und bringt unsrer Bühne alle Ehre. Hr. Urban löste die schwierige Aufgabe des Isidor

mit gewohnter Meisterschaft, und Mad. Melique als Olga war ein schönes Bild voll Anmuth und Milde, ob wir gleich gestehen müssen, daß ihr der Kothurn weniger zusagt, da es ihrer Stimme an Kraft und Umfang gebricht. Auch Hr. Holten gelang es, aus dem Fürsten Wolodimir ein haltbares Ganzes zu machen. Ausgezeichnet aber war Hr. Wespermann in der Rolle des gräßlichen Lustigmachers Osip, er hatte die dankbare Rolle, aber auch die schwierigste im Stücke. Dieser Charakter ist kräftig gezeichnet, er ist neu, und durch seine racheglühende Stellung schottragisch. Das Stück und die Darstellung erhielten Anerkennung und Beyfall.

Ich erwähne jezt einer musikalischen Produktion, nämlich der heroischen Oper: Octavian in Sicilien, mit Musik des Freyherrn von Poissl. Dieses Tonwerk, das vor vierzehn Jahren im alten Hoftheater italienisch gegeben wurde, erregte damals, wo noch Brizzi als Octavian glänzte, einen ungemeinen Enthusiasmus, und der Wunsch, man möge es wieder zur Darstellung bringen, hat sich neuerlich laut und vielseitig ausgesprochen. So erschien es jezt deutsch, und zwar in einer sehr gelungenen Uebertragung des italienischen Poëms. Diese Oper gehört zu den besten, die wir von diesem Tonsetzer besitzen, ja wenn wir erwägen, daß sie von der Ouverture bis zum lezten Finale sich durch Gleichmäßigkeit des dramatischen Charakters, durch Feuer, Kraft und Fülle der Gedanken, durch meisterhafte und glänzende Instrumentirung, durch vortreffliche Zeichnung der verschiedenen Situationen, und durch Lieblichkeit der Melodien auszeichnet, so möchte man sie unbedingt für die beste Komposition dieses Meisters erklären. Auch dießmal verfehlte sie nicht ihre Wirkung auf das Publikum, obgleich die Darstellung nicht gelungen war, und sehr Vieles zu wünschen übrig ließ. — Nun von einem neuen Lustspiel: Stolz der Geburt und Stolz des Glücks, oder: der Kaufmann von Hamburg, in fünf Aufzügen, von J. v. Plötz. Das Stück ist nach des Verfassers Aeußerung nicht Original, sondern einem alten französischen Lustspiel nachgebildet. Wir wollen seinen Werth auf sich beruhen lassen, und hier nur bemerken, daß es sich eines seltenen Beyfalls zu erfreuen hatte. Bey der ersten Darstellung wurde der Verfasser und Hr. Wespermann, der die Rolle des Kaufmanns Bell mit hoher Kunst darstellte, mit großem und anhaltenden Applaus, und ohne daß sich irgend eine Stimme des Mißfallens vernehmen ließ, hervorgerufen. Man sollte allerdings glauben, daß der Ahnenstolz, der so unzählige Mal auf der Bühne abgehandelt worden, nachgerade seine Pointe verloren habe, ob ihm hier auch ein derber, ja wir wollen sagen grober Geldstolz gegenübersteht. Dem ist aber nicht also, das Stück hat getroffen, und die Meynung, die von mehreren Personen nach der ersten Darstellung geäußert worden, daß nämlich der Charakter des hochmüthigen Grafen einer verklungenen Zeit angehöre, in unseren Tagen aber, und in unseren Landen eine sittliche Negation sey, hat sich als irrig erwiesen, wie dieß bey der zweyten Darstellung jedem Ohrenzeugen klar geworden ist. Es ereignete sich nämlich der im hiesigen königlichen Hoftheater bis jezt unerhörte Fall, daß bey mehreren Anlässen, wo das Publikum in Beyfall ausbrach, gellende Pfeifentöne erschollen. Das Signal aber zu dem wirklichen Ausbruch des Kampfes zwischen den Partheyen gab eine Stelle am Schlusse des dritten Aufzuges. Der Kampf war übrigens sehr ungleich. Etwa sechs oder sieben Pfeifen im großen vollen Hause, das für das Stück entschied. Der Beyfall steigerte sich durch die Reaktion zur Begeisterung, der Ruf einer kräftigen Stimme: „Hinaus mit den Pfeifern" verfehlte seine Wirkung nicht. Einige verstummten, ein Paar wurden ergriffen, es waren — verkappte Livréebediente. Mit Ungestüm wurde jezt der Verfasser gerufen, der aber nicht zugegen war; der Schauspieler, Hr. Hölken, der dieß dem Publikum zu melden herausgetreten, begann unmittelbar darauf den vierten Aufzug, wo sein Monolog mit den Worten anhebt: „Das Unglückliche ist geschehen, die Partheyen, die sich eben erst feindlich gegenüber standen, scheinen versöhnt" das ganze Publikum brach hier in ein schallendes Gelächter aus, und dieser komische Zufall hat wohl am meisten zur Sänftigung der Gemüther beygetragen. Das Stück wurde ohne Störung zu Ende gebracht, am Schlusse aber das ganze Personal gerufen, dem der lauteste Beyfall entgegen scholl.

(Die Fortsetzung folgt.)

Dresden, 12. März.

(Beschluß.)

In der italienischen Oper trat ein neuer Tenor, Rubini, vorher in München, auf. Er besitzt eine Gewandtheit und Sicherheit der Stimme, die außerordentlich sind. Dadurch wird besonders sein Rezitativ ausgezeichnet. Sein Ton ist angenehm, ohne eben stark zu seyn, und der Eintritt in's Falset unmerklich. Bey dem Abgange Velandini's, an dessen Stelle er eintrat, hat die Bühne offenbar an ihm gewonnen. Die Vestalin war neu einstudirt worden. Wie so gern horcht man dieser klassischen Musik wieder. Sgra. Palazzesi war Giulia. In der ersten Vorstellung war sie so befangen, daß sie bedeutend fehlte, die Stimme bedeckt, und das Spiel ganz null war. Alles dieses besserte sich bedeutend in der zweyten, und somit stieg auch der Beyfall. Es wird mit jeder neuen Vorstellung wachsen, denn ihre klangvolle Stimme eignet sich sehr gut zu dieser Parthie. Der Sänger Pesadari, den man seit einem halben Jahre nur in den unbedeutendsten Nebenrollen gesehen hatte, trat als Cinna auf, und überraschte durch den Wohllaut seiner Stimme, wie seine Fertigkeit in geschmackvoller Koloratur. Das Publikum hat ihm alle frühere Vernachlässigungen durch den rauschendsten Beyfall ab. Sein Spiel muß sich freylich noch sehr bessern, das wird aber wohl die Uebung thun. Noch immer besitzen wir unsre reizende Sängerin Tibaldi, welche uns wieder als Cherubino und Tancredi entzückte, bald nach Ostern aber wird sie dem Grafen Hohenthal die Hand reichen, und das Gebiet der Kunst verlassen, in welcher ihr so reicher Lorbeer wuchs.

Ein Herr Conuk ist gegenwärtig hier, und unterhält ein stets sehr zahlreiches Publikum durch seine sogenannten physikalischen Experimente, oder vielmehr Taschenspielerkunststücke, wie man sonst sie benannte, die aber in der That so präzis, überraschend und gewandt ausgeführt werden, daß man es sich nicht versagen kann, seine geschmackvoll eingerichtete große Bude mehr als ein Mal zu besuchen, um sich aufs Angenehmste täuschen zu lassen. Die beweglichen Panoramen, welche er dabey zeigt, sind nur Zugaben, und verdienen weniger Lob, ja der so oft gesehene Seesturm ist sogar recht erbärmlich.

Leider haben die natürlichen Menschenpocken in den letztvergangenen sechs Wochen sehr viele Verwüstungen hier angerichtet. Es ist unbegreiflich, daß in einer Stadt wie Dresden noch so viele Vorurtheile gegen die Vaccine herrschen können, und es wäre wohl zu wünschen, daß darüber recht allgemein bessere Belehrungen verbreitet würden.

Der Mörder Böttenberg ist noch nicht hingerichtet. Der Tag dazu war bereits anberaumt, eine abermalige Berufung auf königliche Gnade verfehlte aber die Exekution. Merkwürdig war es mit anzusehn, welche Menge fremder Personen, besonders Landleute, an dem bestimmt gewesenen Tage in die Stadt gezogen kamen, um das Schauspiel mit anzusehn, höchst unzufrieden wegen verfehlter Erwartung nach Hause zurückkehrend. Ob wohl der beabsichtigte Zweck der Abschreckung andrer sonach erfüllt wird?

Guido.

Beylage: Literaturblatt Nr. 26.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Zwanzigster Jahrgang.

1826.

April.

Wenn Geist mit Muth ihr einet, und wenn in euch
Des Schweren Reiz nie schlummernde Funken nährt,
Dann werden selbst der Apollonia
Eifrigste Priester euch nicht verkennen.

Klopstock.

Im Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart und Tübingen.

Digitized by Google

Das Morgenblatt für gebildete Stände enthält folgende Artikel:

I. Schöne Literatur. Uebersicht des Zustandes derselben in Deutschland, Frankreich, Großbritannien, ꝛc. — Kleine Aufsätze über schöne Wissenschaften überhaupt. — Kurze beurtheilende Anzeigen der neuesten belletristischen Schriften: der Romane, Schauspiele, Almanache, Gedichte. — Gedrängte Auszüge aus seltnen interessanten Werken. — Revision einzelner Recensionen aus den besten kritischen Blättern. — Nachricht vom Zustande der ausländischen schönen Literatur, besonders der Französischen, Englischen, Italienischen, Holländischen, ꝛc. — Uebersetzungen als Proben.

II. Kunst. Kurze Abhandlungen über Gegenstände der Kunst. — Beurtheilung neuer Schriften: Malerey, Bildhauerey, Baukunst, Gartenkunst ꝛc., Auszüge. — Kunstnachrichten: Theater. Periodische Uebersicht des Zustandes der vorzüglichsten Schaubühnen in Deutschland, Frankreich u. s. w. Scenen aus ungedruckten Schauspielen. Musik. Nachricht von neuen musikalischen Produkten. — Kurze Kritiken neuer Werke.

III. Beyträge zur Sitten- und Kultur-Geschichte einzelner Städte und Völker. Geselliges Leben; Vergnügungen; Mode; Luxus; Sittengemälde der Universitäten, Messen, Bäder, Carnevals; zuweilen interessante topographische Schilderungen.

IV. Biographische Skizzen. Einzelne Züge aus dem Leben interessanter Menschen. — Beyträge zur Bildungs-Geschichte vorzüglicher Schriftsteller, Künstler. — Ungedruckte Briefe nach der Original-Handschrift. — Anzeigen von den gegenwärtigen Beschäftigungen der Gelehrten, ihren Reisen, ꝛc.

V. Kleine Reise-Beschreibungen. Auszüge aus interessanten größern Werken dieser Art; kleinere Original-Aufsätze.

VI. Gedichte. Oden, Lieder, Idyllen, kleine Balladen, Romanzen, Fabeln, Epigramme. — Proben aus größern ausländischen und deutschen Gedichten.

VII. Miszellen. Anekdoten. Satyrische Aufsätze. Kleine leichte Erzählungen in Prosa und Versen; Räthsel, Charaden und dergl.

VIII. Besondere Beylagen enthalten die Uebersicht der Literatur.

Alle Tage, mit Ausnahme des Sonntags, erscheint ein Blatt. In besondern Intelligenz-Blättern werden gelehrte, so wie andre, Anzeigen bekannt gemacht.

Jeder Monat erhält ein Titelblatt, mit allgemeiner Inhalts-Anzeige.

In wie weit obiger Plan eine Ausdehnung erhalten hat, zeigt folgende Anzeige:

Seit einer Reihe von Jahren sind im Morgenblatt Aufsätze und Nachrichten über Gegenstände der bildenden Künste geliefert worden. Zur besseren Uebersicht für Kunstfreunde wurde später eine eigene Beylage unter dem Namen des Kunstblatts für diesen Zweck bestimmt, die jedoch in ungleichen Fristen erschien, je nachdem Stoff und Auswahl zu Gebote stand.

Die Liebe zur Kunst hat sich in den lezten Decennien, trotz Kriegen und politischen Umwälzungen, mehr und mehr ausgebreitet und gesteigert; jezt, nach eingetretenem Frieden, zeigen sich davon bedeutende Wirkungen, und lassen den erfreulichsten Fortgang hoffen.

Daher wird eine Zeitschrift, welche Nachrichten und Beurtheilungen von allen merkwürdigen Erscheinungen im Gebiete der bildenden Kunst gäbe, zum fühlbaren Bedürfniß, und die unterzeichnete Verlagshandlung wird auf Beyfall rechnen dürfen, wenn sie unternimmt, das Kunstblatt in solcher Ausdehnung und Regelmäßigkeit erscheinen zu lassen, daß es, diesem Bedürfniß entsprechend, den Lesern des Morgenblatts eine bedeutende und interessante Zugabe sey, für Künstler und Kunstfreunde aber auch abgesondert eine selbständige Zeitschrift bilde.

Man wird zu dem Ende sich bestreben, zunächst in zwey, wöchentlich erscheinenden, Blättern so viel möglich vollständige Nachrichten über das Merkwürdigste zu ertheilen, was in Deutschland und den übrigen Ländern in allen Theilen der Kunst, in der Malerey und den ihr verwandten Zweigen, dann in der Bildnerey und Architektur sich ereignet, Beurtheilungen von Kunstwerken und Abhandlungen über allgemeine Kunstgegenstände zu liefern, und Beyträge zur Geschichte der ältern und neuern Kunst zu sammeln. Hiermit sollen Auszüge aus ältern und neuern die Kunst betreffenden Werken, so wie eine Uebersicht der neuesten artistischen Literatur, und Beurtheilungen der bedeutendsten Schriften dieses Fachs verbunden werden. Auch wird man darauf bedacht seyn, das Blatt mit Umrissen in Kupferstich oder Steindruck befriedigend auszustatten.

Die Redaktion hat Hr. Dr. Schorn, Verfasser der Schrift über die Studien der griechischen Künstler, übernommen.

Wir stellen nun an alle Freunde und Kenner der Kunst die Bitte, unser Unternehmen durch Beyträge an Original-Aufsätzen und Nachrichten kräftigst zu unterstützen. Besonders ersuchen wir auch Künstler, uns von ihren eigenen, oder den in ihrer Nähe entstehenden Kunstwerken Notizen einzusenden, damit die Uebersicht möglichst vollständig werde. In allen Beziehungen wird man stets den Grundsatz strenger Unparteylichkeit befolgen, und wir glauben deßhalb die bereits in den bedeutendsten kritischen Zeitschriften angenommene Regel, alle Beurtheilungen mit Namensunterschrift oder anerkannter Chiffre zu versehen, auch für unser Blatt feststellen zu müssen. Dieß wird die Redaktion vor jedem Verdacht ungegründeten oder ungemessenen Lobes oder Tadels schützen, und dazu beytragen, unsrer Zeitschrift den edlen und anständigen Ton zu erhalten, welcher überall vor dem Publikum, und besonders, wo von den höchsten Fähigkeiten und Gütern des menschlichen Geistes die Rede ist, beobachtet werden sollte.

So wie nach obiger Anzeige der bisher für das Kunst-Blatt bestimmte Raum nicht zureicht, wenn für dieses so interessante Fach dasjenige geleistet werden soll, was das gebildete Publikum davon erwarten kann, eben so ist es der Fall mit dem Literatur-Blatt. — Der bisher ihm gewidmete Raum ist zu beengt. — Wir sehen uns

Digitized by Google

daher genöthigt, auch diesem Theil des Morgenblatts eine größere Ausdehnung zu geben, um unsere Leser mit den neuesten Erscheinungen der Literatur, die, ohne zu den strengwissenschaftlichen zu gehören, von allgemeinem Interesse sind, bekannt machen zu können.

Diese gedoppelte Ausdehnung, zu der wir genöthigt sind, wenn wir wirklich den für Gründung des Morgenblatts beabsichtigten Zweck vollkommen erreichen wollen, erheischt natürlich auch größere, bedeutende Auslagen, und wenn wir gleich durch das Opfer, das wir bisher durch die diesem Zweig bestimmten Beylagen brachten, hinlänglich zeigten, daß wir zu jedem neuen möglichst bereit sind, so können wir dieses bey der Vermehrung von 4 — 5 wöchentlichen Beylagen damit nur beweisen, daß wir blos auf die Hälfte dessen, was wir nach dem bisherigen Preis des Morgenblatts dafür fordern könnten, Anspruch machen, und für diese Ausdehnung mit dem kleinen Aufschlag von 2 fl. oder 1 Rthlr. 8 Gr. für's Halbjahr uns begnügen.

Sollten Künstler und Kunstfreunde das Kunst-Blatt einzeln halten wollen, so wird diesen der halbe Jahrgang für 3 fl. erlassen. Das Gleiche gilt für einzelne Bestellungen des Literatur-Blatts.

Für diejenigen Liebhaber aber, welche beyde, das Kunst- und Literatur-Blatt, miteinander zu haben wünschen, kostet der halbe Jahrgang nur 5 fl.

* * *

Der halbe Jahrgang des Morgenblatts, mit Einschluß des Literatur- und Kunst-Blatts, würde nun also kosten . . . . . 10 fl.
Der halbe Jahrgang des Literatur- und Kunst-Blatts ohne das Morgenblatt . . 5 fl.
Der halbe Jahrgang von jedem dieser Blätter einzeln, nämlich das Literatur-Blatt . . . 3 fl.
das Kunst-Blatt . . . . 3 fl.

Für diesen Preis kann, nach Uebereinkunft mit dem Löbl. Haupt-Postamt in Stuttgart, das Morgenblatt in Würtemberg, Baiern, Franken, am Rhein, Sachsen und in der Schweiz durch alle Postämter bezogen werden.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Inhalt.

(Die Zahl zeigt die Nummer des Blattes an.)

Länder- und Völkerkunde.

Schilderungen aus Neapel. 78. 79. 80.
Die Stadt Damascus. 93. 95. 96. 97.
Merkwürdiger See im Innern von Nord-Amerika. 90.
Guatimala, Hauptstadt von Mittel-Amerika. 102.

Erzählungen und Romane.

Burg Jargal. 78. 79. 80. 81. 82. 83. 84. 85. 86. 88. 89. 90. 91. 92. 93. 94. 95.

Memoiren.

Bruchstücke aus den Memoiren des Robert Guillemard. 98. 99. 100. 101. 102.
Talma's Betrachtungen über Lekain und die Schauspielkunst. 81. 82. 83. 84. 85. 86. 87. 88. 89. 90.

Aufsätze gemischten Inhalts.

Die Hängebrücke über die Meerenge Menay. 85.
Der Maler David und Napoleon. 87.
Ein Besuch bey Lord Byron. 91. 92.
Außerordentliche Ueberschwemmung im südlichen Frankreich im Jahr 1679. 97.
Deutung der Zeichen des Zodiak's. 98.
Anekdote. 99.
Schlangen- und Krokodillen-Jagd.

Gedichte.

Erotische Tändeleyen von Wilhelm Müller. 78. 80. 83. 95. 102.
Charade. Papier. 78.
An Marie Tagliони. 80.
In das Stammbuch eines jungen Dichters. 82.
Charade. Morgenblatt. 84.
Räthsel. Geld. 91.
Die Makamen des Hariri. 94. 96.
Der Fürsten Allgewalt. 94.
Charade. Dampfschiff. 96.
Meinem Alessandro. 97.
Die beyden Rosen. 99.
Der Fürsten Majestät. 100.
An den Unerforschlichen. 101.
Räthsel. 102.

Korrespondenz.

Berlin. 81. 90. 91. 98. 99. 100. 101. — Dresden. 85. 94. — Frankfurt a. M. 86. 87. 88. 96. 97. — Leipzig. 101. — London. 82. 83. 86. 87. 88. 89. 91. 92. — München. 78. 79. 80. — Paris. 84. 85. 89. 95. 96. 99. — Rom. 81. 93.

Kunst-Blatt.

Nro. 27.

Ueber das Gemälde der HH. Gebr. Riepenhausen, Friedrich Barbaroßa im Handgemenge mit dem römischen Volke auf dem Petersplatze zu Rom. Von C. L. P. Sievers. — Magdalena nach Baroccio, gest. von Paul Gleditsch.

Nro. 28.

Johann Heinrich Fuesli. — Paris, den 14. Februar 1826. Sacre de S. Majesté Charles X. dans la Metropole de Rheims le 29 May 1825. — Vues pittoresques de l'Italie, dessinées d'après nature par Coignet et lithographiées, par Villeneuve, Allaux, Bichebois, Deroy, Enfantin, Gué, Gudin, Joly, etc. — Venus erscheint dem Aeneas, nach Poussin, gest. von Ignaz Payen.

Digitized by Google

Nro. 29.

Lithographie in München. Von Canonicus V. Speth.

Nro. 30.

Hinterlassene Briefe von Carl Graß. — Die Madonna del Sisto in der königlichen Gallerie zu Dresden. Mort de Napoleon à St. Helene, le 5 May 1821 par ... (David?) dessiné par M. Staplaux Elève de David, gravée par Jazet. — Johanna von Arragonien, Wiederbringin von Neapel, gemalt von Raphael, gezeichnet und gestochen von Leroux. — Carlsruhe. — Frankreich.

Nro. 31.

Hinterlassene Briefe von Carl Graß. (Fortsetzung.) — Mainz. Ehrenbezeugungen.

Nr. 32.

Blicke auf Künstler und Kunstwerke der besten Zeit. — Kunstnachrichten aus Leipzig. — Lithographie. — Archäologische Bemerkung.

Nro. 33.

Hinterlassene Briefe von Carl Graß. (Fortsetzung.) — Blicke auf Künstler und Kunstwerke der besten Zeit. — Nekrolog.

Nro. 34.

Blicke auf Künstler und Kunstwerke der besten Zeit. — Kunstnachrichten aus Leipzig. (Beschluß.) — Hinterlassene Briefe von Carl Graß. (Fortsetzung.)

Literatur-Blatt.

Nro. 27.

Geschichte. Memoires du général Morillo. etc. — Dichtkunst. Virgil's Gedicht vom Landbau. Deutsch von Dr. Joseph Nürnberger.

Nro. 28.

Literatur-Geschichte. De la littérature Allemande. Deux fragmens du cours de littérature Allemande donné à Genève par Mr. Chrétien Muller, docteur de l'université d'Jena etc. — Roman. — Die Aufrührer. Eine Erzählung aus den Zeiten des Bauernkriegs, von F. Rother.

Nro. 29.

Theater-Literatur. Dramaturgische Blätter, nebst einem Anhang noch ungedruckter Aufsätze über das deutsche Theater und Berichten über die englische Bühne, geschrieben auf einer Reise im Jahr 1817, von Ludwig Tieck. — Aus Italien. (Fortsetzung.)

Nro. 30.

Französisches Trauerspiel. 1) Jeanne d'Arc, Tragédie en cinq actes et en vers, par M. Alexandre Soumet, de l'Academie Française. — Medicinische Polizey. Essay sur les cloaques ou égouts de la Ville de Paris par A. J. B. B. Parent Duchatelet M. D. chevalier de la légion d'honneur. — Aus Italien. (Forts.)

Nro. 31.

Französisches Trauerspiel. 1) Jeanne d'Arc, Tragédie en cinq actes et en vers, par M. Alexandre Soumet, de l'Academie Française. — Kirchengeschichte. Bemerkungen über religiöse Gesellschaften im Allgemeinen und mit besonderer Rücksicht auf die Mormons. — Statistik. An account, historical, political and statistical of the United Provinces of la Plata etc. by Don Ygnacio Nunnez. — Aus Italien. (Fortsetzung.)

Nro. 32.

Französisches Trauerspiel. 2) Léonidas. Tragédie en cinq actes, par M. Pichat, de l'Isère. — Volksschriften. — Almanach des bons conseils pour l'an de grace 1826. Publié par l. a. d. t. r. de Paris. — Statistik. The East company's records etc. etc. — Aus Italien. (Beschluß.)

Nro. 33.

Der Meßkatalog von Ostern 1826. — Dramatische Dichtkunst. Ueber Kampaz Juder und Olga. Aus dem Tagebuch reisender Künstler. —

Nro. 34.

Der Meßkatalog von Ostern 1826. (Fortsetzung.) — Empfehlung eines vortrefflichen Buches. Kultur und Barbarey, oder Andeutungen aus und zu der Geschichte der Menschheit mit steter Beziehung auf unsere Zeit, von Johann Kennwald.

Bey C. F. Osiander in Tübingen ist erschienen und durch alle Buchhandlungen Deutschlands und der Schweiz zu erhalten:

A. Thier's Geschichte der französischen Staatsumwälzung. Uebersezt von Prof. Dr. R. Mohl. gr. 8. 1r — 4r Band. 1825 — 1826. 7 fl.

Wir stehen nicht an, dieses in Frankreich und Deutschland mit allgemeinem Beyfall aufgenommene Werk als die einzige Geschichte der französischen Revolution zu nennen, welche den Forderungen der Critik ganz entspricht; indem hier mit der genauesten Kenntniß der verwickelten Verhältnisse jener sturmbewegten Zeit eine klare und deutliche Darstellung, mit einem glühenden Eifer für die schönen Ideen ein gerechter Abscheu gegen die Schandthaten und Verbrechen, verbunden ist. Der Verfasser ist weder zu breit und weitschweifig, noch rhapsodisch und oberflächlich. Die Arbeit des Herrn Thiers ist ein Geschicht-Werk, welches durch seinen Inhalt den Kenner, durch seine Form den gebildeten Leser gleichmäßig befriedigt, und sehr wohl den flüchtigen Compilationen, den geschwätzigen Denkwürdigkeiten, oder den blosen Schlachten-Beschreibungen zu unterscheiden ist. Die Uebersetzung ist getreu und enthält wichtige und ausführliche Zusätze über die Geschichte der September-Morde und des Krieges in der Vendee; der Preis ist bey einem äußerst anständigen Drucke wohl äußerst gering zu nennen, indem er nicht die Hälfte des Preises der Urschrift beträgt.

Neue Werke.

In der Verlagshandlung von G. A. Wundermann in Hamm sind so eben folgende neue Schriften erschienen und allgemein im Buchhandel versandt worden:

Geschichte der Deutschen.

Ein historisches Lesebuch für gebildete Leser und Leserinnen. Herausgegeben vom Professor Dr. Alex. Haindorf. gr. 8. Die ord. Ausgabe 1 Rthlr., die feine 1 Rthlr. 8 gr.

Texier's Reise

durch Spanien und Portugall und von da nach England. Herausgegeben von Ludw. Koch. Erste Abtheilung. gr. 8. Preis der ord. Ausgabe 16 gr., der feinen 21 gr.

Digitized by Google

Nro. 78.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 1. April 1826.

Frey empfinde ich mich auf klassischem Boden begeistert,
Vor- und Mitwelt spricht lauter und reizender mir.

Goethe.

Schilderungen aus Neapel.

(Fortsetzung.)

König Ferdinand, der mit weiser Mäßigung nicht nur von der gesammten Verwaltungsart der Franzosen in diesem Theil seines Reichs dasjenige, was für lezteres taugte, beybehielt, sondern besonders auch Alles, was während seiner Entfernung zur Verbesserung der Landstraßen, so wie zur Verschönerung der Hauptstadt begonnen und gethan worden war, fleißig fortsetzen ließ, wollte den Weg auf dem Pausilipp ebenfalls vollendet sehen. Auf seinen Befehl wurde ein Ueberschlag der noch zu bestreitenden Kosten gemacht, da diese aber zu bedeutend schienen, und das General-Kommando der östreichischen Besetzungsarmee sich anerbot, für diejenige Summe, auf welche die Landesregierung sich beschränken zu müssen glaubte, die Arbeit zu übernehmen, so wurde der Vorschlag gerne genehmigt, und noch vor Ablauf des Jahrs 1823 unter der Leitung einiger tüchtigen Offiziere vom östreichischen Generalstab zur Ausführung geschritten. Nicht ohne Verwunderung sah man in Neapel das nützliche Beyspiel römischer Legionen sich erneuern: östreichische Truppen legten ihre Waffen und Uniform bey Seite, griffen zum Spaten und Steinbohrer und erprobten deutsche Kraft und deutschen Ernst auch im Strohhut und Zwilchkittel. Es war nichts Geringes, was sie hier unternahmen. Das untere Tuffsteinlager, worauf man an einigen Stellen bald stieß, konnte mit Pulver gesprengt, mit der Spizhacke bezwungen werden, allein zuerst mußte man den obern losen Schichten eine viel sanftere Abdachung und größern Halt geben, als sie von Natur hatten, und das war auf einer so weiten Strecke und bey der geringen Anzahl von Leuten, die man dazu bestimmen konnte, eine eben so mühsame als langwierige Arbeit an einem Orte, der im Sommer eben so wenig Schuz vor den glühenden Sonnenstrahlen, als im Winter gegen die heftigen, alles mit fortreißenden, Regengüssen gewährt. Trotz diesen Schwierigkeiten und noch andern Hindernissen, deren Aufzählung hier zu lang wäre, ward der Weg im July 1825 fertig, gerade noch, ehe die damit beschäftigt gewesenen Abtheilungen die Weisung zum Abmarsch erhielten. Man konnte nun aus dieser Stadt auf die behaglichste Art an der Morgenseite des Pausilipps hinauf und an seiner Abendseite wieder hinunter fahren bis an's Meer, dem Eiland Nisita gegenüber, und von da an dem flachen Ufer hin auf die alte Straße, welche von Puzzuoli her das Thal entlang an die Grotte und durch diese in die Stadt führt. Schreiber dieses machte selbst mehrmals diesen interessanten Ausflug mit immer neuem Vergnügen; allein leider war es nicht von langer Dauer! Früher als gewöhnlich stellten die Stürme der Tag- und Nacht-Gleiche sich ein: durch außerordentliche starke Schlagregen wurde das Erdreich noch mehr aufgelockert, und ein großer Theil der weichen Bergwand oberhalb der neuesten Straße rutschte in einer Nacht unaufhaltsam herab, diese an verschiedenen Stellen so gänzlich verschüttend, daß gar kein äußeres Merkmal mehr von ihr vorhanden ist. Dieses Unglück war

Digitized by Google

vorauszusehen, da an dem obern Rand des Hügels viel zu wenig abgetragen, ja durch den neuen Straßenbau hin und wieder noch abschüssiger geworden war und die östreichischen Soldaten, welche dazu beordert waren, vor ihrem Abmarsch nicht Zeit genug gehabt hatten, diesem Uebelstand abzuhelfen, auch war die ausgesezte Summe verhältnißmäßig gar zu unbeträchtlich, so daß sie nicht einmal zur Schadloshaltung für den Aufwand von Schießpulver und Handwerkszeug hinreichte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Bug Jargal.

(Fortsetzung.)

Mariens Stolz war so aufgebracht wie der meine bey dem Gedanken, der Gegenstand von der Leidenschaft eines Negers zu seyn! Ihr Vater, den die häufigen Sitzungen der Provinzialversammlung und die zunehmende Gefahr der Stellung, in welcher die Kolonie sich befand, so wie die Geschäfte seiner Pflanzungen gänzlich hinnahmen, übertrug mir die Sorge für Mariens Sicherheit und berechtigte mich bis zu unserer Hochzeitfeyer, die auf den 22sten August festgesezt war, sie auf allen Spaziergängen zu begleiten. Da mein Nebenbuhler unzweifelhaft außerhalb seiner Plantagen wohnen mußte, gab er Befehl, deren Gränzen Tag und Nacht sorgfältiger wie je zu bewachen.

Durch diese Maßregeln beruhigt, wollte ich einen Versuch machen, schmückte die Landhütte, in welcher Marie die erste Spur von meinem Nebenbuhler gesehen hatte, von Neuem mit den ausgesuchtesten Blumen und führte meine Geliebte, von ihrer Amme begleitet, beym Eintritt der Abendkühle dahin. Wie ergriffen mich Erstaunen und Zorn, als ich beym Eintritt in den Pavillon die Blumen von Neuem herabgerissen und auf Mariens Bank abermals einen Strauß der unglückweissagenden Todtenblume fand. Marie, welche diese Spuren der Gewaltthat noch vom gestrigen Tage herzurühren glaubte, ahnete die Wahrheit nicht, die ich ihr auch verschwieg. Kaum hatten wir Platz genommen, so vernahm ich neben dem Gemurmel des Wassers und dem Rauschen der vom Abendwind bewegten Bäume ferne traurige Töne — eben solche, wie in der vergangenen Nacht mich außer mich gesezt hatten. Bald unterschied ich eine männliche, aber klagende Stimme aus dem Innern des Gebüsches her, die nach einer bekannten Weise in Worten voll Liebe und Schmerz Mariens Anmuth und des Dichters Unglück besang. Er nannte sich darin mit Stolz einen Königssohn, verrieth, daß er ein Neger sey und sprach voll Bitterkeit von noch bevorstehender Rache. Mit Mühe hatte mich Marie bis zum Schluß dieses empörenden Gesanges zurückgehalten — jezt warf ich meine Flinte über die Schulter und stürzte in das Gebüsch. Kein Gebüsch blieb undurchsucht, kein Pfad undurchkreuzt, selbst die hohen Stauden entgingen mir nicht, aber ich fand nichts! Zu meiner Wuth gesellte sich eine gewisse Beschämung, mich also überlistet zu sehen, ich suchte wieder und fand nichts! Plötzlich hörte ich Schellengeklimper und der Zwerg Habibra stand vor mir, mit einem unerklärlichen Ausdruck von Bosheit und Triumph in seinem Gesicht, schien er meine Unruhe zu bemerken; ich fragte ihn mit Heftigkeit, ob er Niemand hier gesehen, keinen Gesang vernommen habe? — seine Antworten voll Arglist und Frazenhaftigkeit erregten meinen Zorn in so einem Grade, daß ich den Arm hob, ihn zu züchtigen, als ich einen Angstruf vernahm — es war Mariens Stimme! ich flog dem Pavillon zu — welch ein Schauspiel fand ich hier! — ein ungeheures Krokodil, dessen halber Leib in dem Schilf und Ufergebüsch verborgen war, hatte seinen Kopf durch eine der Oeffnungen, die gegen den Fluß zu in den Landsäulen angebracht waren, gesteckt, und öffnete seinen furchtbaren Rachen gegen einen jungen Wilden von riesenmäßiger Größe, der in seinem linken Arm das erschrockene Mädchen hielt, indeß seine Rechte das Eisen eines Wurfspießes unerschrocken quer zwischen die Kinnladen des Ungeheuers stieß. Das Krokodil widerstrebte wüthend der kühnen Hand, die es zurückhielt. — Sobald Marie mich erblickte, stieß sie einen Freudenschrey aus, entschlüpfte dem Arm des Negers und warf sich in die meinen. Bey diesem Anblick bleibt der Schwarze wie versteinert, er kreuzt die Arme auf die Brust, blickt auf uns und achtet des Krokodils nicht, das, von dem Eisen befreyt, im Begriff war, ihn zu ergreifen. Schnell lege ich Marie ihrer Amme, die der Schrecken noch immer erstarrt hatte, auf den Schooß und jage dem Unthier, den Lauf in den Rachen gesezt, die ganze Ladung meines Karabiners in Schlund. Noch ein Paar Mal öffnete es seinen blutigen Rachen, noch ein oder zwey Mal seine erlöschenden Augen, dann warf es sich mit großem Geräusch auf den Rücken und war todt. — Der Neger sah bey diesem Geräusch nach ihm um, blickte dann auf Marie, die, an meine Brust geschmiegt, sich von ihrer Rettung überzeugte, sagte mit einer Stimme voll unbeschreiblichen Schmerzes: „Warum hast du es getödtet!“ und verschwand mit eilendem Schritt in dem Gesträuch.

Wir blieben Beyde, Marie und ich, noch eine geraume Zeit in stumme Bestürzung versenkt. Bey ihr hatte der Schrecken die Oberhand, in meiner Seele stritten feindseligere, durch des Sklaven kühnen Muth, durch seine räthselhaften Worte und meinen früheren eifersüchtigen Verdacht erregte Gefühle. Endlich fragte ich Marie, auf welche Weise dieser Neger, der, seines Anzugs nach — seine groben Beinkleider bedeckten kaum seine Blöße — zu der untersten Sklavenklasse gehörte, ihr zu Hülfe gekommen sey? „Der Mann ist, sagte sie, ohne Zweifel einer der Neger meines Vaters, der hier in der Nähe arbeitete und bey dem Geschrey, das mir der Anblick des Ungeheuers aus-

preßte, herbeygeeilt war.“ Was Marie mir weiter sagen konnte, entdeckt mir nichts. Wohl drang sich mir eine Zusammenstellung der spanischen Worte, welche der Sklave so verzweiflungsvoll bey seinem Forteilen aussprach, mit den Tönen der spanischen Romanze auf, eben so zwischen der kolossalen Größe desselben und der Riesengestalt meines nächtlichen Gegners — auch die Nacktheit diente zu einer auffallenden Aehnlichkeit — er sagte in seinem Gesang, daß er schwarz sey, aber auch er sey König und seine erhabne Gestalt, der Stolz, der seine Brust schwellte, der Zorn, der in seinen Augen sprühte, hätten einem König geziemt. Aber er war ein Sklave und hatte sich erfrecht, seine Augen auf Marie zu erheben — dieser empörende Gedanke trieb mich an, ihn strafen zu lassen, doch zögerte ich noch, als einige Worte Mariens mein Ungestüm beschwichtigten. Sie erinnerte mich, daß es unsere Pflicht sey, den tapfern Neger, der ihr das Leben gerettet habe, zu belohnen. Mein besseres Gefühl siegte, ich unterrichtete meinen Oheim selbst, daß er die Erhaltung seiner Tochter einem seiner Sklaven verdanke, und erhielt von diesem das Versprechen, ihm seine Freyheit zu schenken. Obgleich ich immer den Anblick der Unglücklichen bey ihrer täglichen Arbeit, bey ihrer grausamen Behandlung gemieden hatte, bot ich mich meinem Oheim, in der Hoffnung, Mariens Retter unter ihnen zu entdecken, am folgenden Morgen zum Begleiter bey dem Besuch seiner Pflanzungen an. Welch ein trauriger Anblick bot sich mir von allen Seiten dar! Die Neger zitterten bey der Annäherung meines Oheims, sie verdoppelten ihren Fleiß; aber es war noch mehr der Haß wie die Furcht, der sie antrieb. Mein Oheim, dessen natürliche Zornmüthigkeit die Gewohnheit, sie zu äußern, noch gesteigert hatte, zürnte fast, nicht strafen zu können, als ihn der Zwerg Abidra, der ihm stets auf dem Fuße folgte, auf einen Neger aufmerksam machte, der von Ermüdung überwältigt, im Schatten eines Dattelngebüsches in Schlummer gesunken war. Mein Oheim stürzte sogleich auf ihn zu, rüttelte ihn ungestüm und gebot ihm, sich an die Arbeit zu machen. Der Sklave springt erschrocken auf und es zeigt sich, daß er sich aus Versehen auf einen bengalischen Rosenstrauch, den mein Oheim mit Vorliebe pflegte, gelegt und ihn zerknickt hatte. Jezt ward sein Herr wüthend! er reißt die unselige Peitsche aus seinem Gürtel und schwingt seinen Arm über den zu seinen Füßen liegenden Neger, als — nie vergesse ich diesen Moment — eine mächtige Hand seinen Arm festhält; ein Sklave, derselbe, den ich suchte, ruft ihn auf Französisch zu: „Strafe mich, denn ich habe dich jezt beleidigt, aber nicht meinen Bruder, der nur deinen Rosenstock geknickt hat!“ Erstaunen lähmte mich bey diesem unerwarteten Anblick, bey des Negers edelm Ausdruck, gebietenden Stimme, bey der Großmuth seines Betragens. Auf meinen Oheim konnte dieß Alles nur nachtheilig wirken, er entwand sich zornschnaubend seinem Arm, und schwang jezt die Peitsche auf seiner Tochter Erretter, doch ein Augenblick, und die Geisel war ihm entrissen, der Sklave zerbrach den nägelbeschlagenen Stiel, wie einen Strohstengel, und trat ihn mit Füßen. Ich erstarrte vor Erstaunen, mein Oheim vor Wuth — es war für ihn etwas Unerhörtes, sein Ansehen also gehöhnt zu sehen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Erotische Tändeleyen

von Wilhelm Müller.

Ueberall und nirgends.

Um dein Bild mir abzuwehren,
Bin ich auf das Feld gegangen.
Ach, da sah ich gold'ne Aehren
Auf den Pfad herüberhangen!

Ach, da sah ich gold'ne Ranken
Sich um weiße Stämme schlingen!
Ach, da flogen die Gedanken
Heim zu deinen Lockenringen!

München, März.

(Fortsetzung.)

Ich komme nun zur interessantesten Neuigkeit. Donnerstag den 23. d. M. wurde zum ersten Mal Belisar, Trauerspiel in fünf Aufzügen von Eduard Schenk, aufgeführt. Ich habe Sie schon in einem meiner lezten Berichte auf diese Erscheinung vorbereitet. Man darf behaupten, daß seit langen Jahren keine gediegenere, edlere und vollendetere dramatische Arbeit weder im Buchhandel noch auf der Bühne erschienen ist. Die Charaktere in diesem tragischen Gemälde sind groß, wahrhaft, und mit klarem, lebendigen Gemüthe und Geiste aufgefaßt, und in denselben spricht sich die reichste Fülle der Gedanken, und die Macht des Wortes in seinem köstlichsten Schmucke aus. Das Werk ist zu merkwürdig, als daß die Leser des Morgenblattes nicht wünschen sollten, seinen vollen Inhalt zu kennen. Hier ist er: Belisar träumte, es erhübe sich aus seinem Bette mit fremdem Helmbusch ein bewaffnet Haupt, er wollte es mit Gewalt erfassen, und faßt statt des Hauptes eine Kette. Ein Zeichendeuter, den er darüber befragte, antwortete ihm, es werde ihm seine Gattin einen Sohn gebähren, der gegen ihn und sein Vaterland die Waffen tragen, und dann zum Sclavenstand niedersinken würde. Die Rede des Sehers wurde durch die Geburt eines Sohnes bekräftigt, den er, nach langem Kampfe mit Natur und vermeintlicher Pflicht gegen sein Vaterland, dem Sklaven Proclus übergab, um ihn heimlich zu tödten, während Antoninen, der trostlosen Mutter, das Schicksal ihres Kindes auf erdichtete Weise vorerzählt wurde.

Nach vielen Jahren, zur Zeit, wo Belisar in Afrika gerade gegen die Vandalen kämpfte, gestand dieser Proclus, von Gewissensbissen auf seinem Sterbelager gefoltert, Antoninen den wahren Hergang der Sache, und daß er das Kind nur ge-

Digitized by Google

tödtet, sondern von Erbarmen plötzlich ergriffen, am Meeresstrand liegen gelassen, nicht wissend, ob es daselbst von den Wellen verschlungen, oder von wilden Thieren zerrissen worden sey. Antonina, die in ihren innersten und heiligsten Gefühlen beleidigte und verrathene Mutter, erblickt von nun an in Belisar, der vorher der Gegenstand ihrer zärtlichsten Liebe gewesen, nunmehr den ihres glühendsten Hasses, und wenn dieser auch so weit geht, daß sie dem Gemahle bey sich und im Bunde mit seinen unversöhnlichsten Feinden die furchtbarste Rache schwört; so ist dieß allerdings ein Zug, welcher das Bild schöner Weiblichkeit entstellen würde, hätte nicht der Dichter einen Hauptzug in diesem Charakter, den der leidenden Mutter, vor allen herauszuheben verstanden. Dieser Zug gibt dem Bilde seine tragische Würde, und wirkt erschütternd auf unser Herz. — Der Tag, wo Belisar aus Afrika siegprangend heimkehrt, erscheint. Festlich geschmückte Jungfrauen begrüßen mit lieblichem Gesange Irenen, seine Tochter, und wünschen ihr Glück zu der hohen Freude, den langbetrauerten Vater endlich wiederzusehen. Irene bemerkt mit Befremden die geringe Theilnahme der Mutter an dem Feste dieses Tages. Antonina entdeckt ihr die Ursache davon. Die gegen Belisar verschwornen Feldherrn Eutropius und Rufinus haben Antoninen noch mehr aus, versichern sie auf's Neue ihrer Theilnahme gegen ihren Gemahl, und geben nun, nachdem sie, Belisars Handschrift nachahmend, Briefe verrätherischen Inhalts geschmiedet, an ihr empörend Werk. Justinian, von Senatoren, Hofleuten ꝛc. umgeben, betritt den Hippodromus, um seinen ruhmvollen Feldherrn zu empfangen. Der Kaiser erscheint, wie die Geschichte ihn schildert: bey vielen großen Eigenschaften doch eifersüchtig auf jedes hervorragende Verdienst, mißtrauisch gegen Andere, und daher geneigt jeder Anklage ein williges Gehör zu verleihen. Belisar legt dem Kaiser alle seine Ehren zu Füßen, wofür er ihm die Lorbeerkrone aufsetzt, und ihm die Vandalenjünglinge zum Geschenke macht, die als Sklaven seinen Siegeswagen zogen. Der Feldherr ist so großmüthig, ihnen die Freyheit zu schenken, nur Einer, Namens Alamir, dankt für diese Gnade nicht. Von Belisar darüber befragt, antwortet er, er fühle sich durch festre Bande der Liebe und Ehrfurcht an ihn gebunden, und wünsch' ihn stets Herr und Vater zu nennen, er mög' ihn als Sklave im Hause behalten. Belisar nimmt das Anerbieten des Jünglings an, den er schon früher lieb gewonnen, er soll ihm die Stelle des Sohnes vertreten, den ihm der Tod als Kind entrissen, auch findet sich Alamir in Belisars Hause sehr bald einheimisch. Irene erscheint, und meldet dem Vater mit größter Bestürzung, daß ihn der Kaiser zu sich entbiete, und daß zu gleicher Zeit auch der Senat in den Pallast berufen worden. Nun folgt der imponirende Auftritt, wo Belisar vor Justinian und dem Senate erscheint, und die Feldherrn Eutropius und Rufinus seine Tugenden in Verbrechen verwandeln, ihn des Meineids und des Hochverraths anklagen. Belisars Vertheidigung ist einfach, groß und gefaßt. Mit Ruhe und Hoheit sieht er den geforderten Beweisen entgegen. Aber die Brust des geraden und arglosen Mannes entsetzt sich, als sie ihm Briefe von seiner Hand an seine Gattin — durch das Gift des schändlichsten Betruges entstellt — vorhalten. Er findet neben den wohlbekannten vertraulichen Stellen seiner wahren Briefe, neben den unverfälschten Worten, die das Herz des Vaters und Gatten an Mutter und Tochter gerichtet, Mittheilungen über Entthronung des Kaisers, Verführung seines Heeres, von Beystand der Vandalen — woran er nie gedacht, wovon er nie geträumt! Er beruft sich, um die Falschheit dieser Schriften zu bewähren, auf das Zeugniß seiner Gattin, aber statt an ihr die Rechtfertigerin zu finden, tritt sie — als seine Klägerin auf. Ein Moment, wie ihn erschütternder wenige Dramen aufweisen können. Hier verläßt den Helden die Fassung, und selbst die ergrimmte Mutter wagt nicht den Blick zu erheben, ihre Stimme zittert, aber sie beharrt auf ihrer Aussage, und Belisar, wie vom Blitze niedergeschmettert, bricht in den heftigsten Schmerz aus. Antonina tritt auf seine Frage: „Was hat Dir denn Mann gethan, daß dich treibt zu solcher Unthat?“ außer sich zu ihm, und wirft ihm mit durchbohrendem Blicke vor, was ihr Proclus im Sterben vertraute. Sein Schicksal durch ein treffendes Bild mit dem Agamemnon vergleichend, um dessen Haupt die eigne Gattin, als er siegreich wiedergekehrt, das Todesnetz schlang, weil er dem Vaterlande Iphigenien, seine Tochter, geopfert, gesteht er, daß er den Sohn tödten ließ, aber nicht dem Senate ziemte es und nicht Rom, dem er den Sohn zu Opfer gebracht, eine That zu richten, worüber nur die Natur, deren Regung er erstickte, das Urtheil aussprechen dürfe. Nachdem er den Beweggrund seiner That erzählt, erbeut sich Justinian, und befiehlt dem Senate das Urtheil zu fällen, doch ihm selber vor der Verkündigung zu übersenden.

Der dritte Akt zeigt uns den Kaiser, wie man ihm das Todesurtheil des Senats über Belisar hinterbringt, und seiner Weisheit den Vollzug derselben anheimstellt. Er sieht nun in seine Macht ein Leben gelegt, das sein Besitzer für ihn und seinen Thron zu verlieren, in so vielen Schlachten Gefahr lief. Zehn Senatoren fanden die Schuld unerwiesen, dieser Umstand, und die Betrachtung, daß seine Ankläger seine Neider, sein Weib selbst die zur Rache gegen ihn gereizte Mutter sey, und die Briefe leicht verfälscht seyn könnten, machen den Kaiser wanken, er sieht zum Himmel, um in dieser dunkeln Sache den Ausschlag zu geben. In diesem Augenblick hört man Getümmel von außen. Man meldet, daß das Heer, vom Volke geleitet, gegen den Pallast anwoge, um Belisar zu befreyen, dessen Loos alles in Aufruhr setze. Justinian läßt die Rädelsführer vor sich erscheinen, um zu sehen, was seine eigne Person ohne Belisar vermöge. Sie fordern des Feldherrn Befreyung. Der Kaiser hält ihnen sein Urtheil entgegen. Sie sträuben sich gegen den Glauben an seinen Verrath, ihre Lippen werden beredt in seiner Vertheidigung. Der Kaiser zergliedert ihnen seine Schuld, was je früher gefordert, um das bitten sie jetzt, um Belisars Leben. Bey ihrer Rückkehr zur Pflicht zerreißt der Kaiser das Todesurtheil, und befiehlt Eutropius und Rufinus, „sie selbst, die seine Kläger waren, sollen ihm die Kunde seines Todesurtheils, und wie er, der Kaiser, es gemildert, bringen, übrigens dafür sorgen, daß Belisar sein Antlitz nie mehr schaue.“ Diesen Worten legen aber diese beyden den boshaftesten Sinn unter, nämlich daß man Belisar blende, damit er den Kaiser nie mehr schaue.

(Die Fortsetzung folgt.)

Auflösung der Charade in Nr. 321

Ostern.

Zwar bin ich nur fürwahr! ein Lumpending;
Doch, wie der Herr aus Nichts die Welten schafft,
So kann, was unscheinbar und was gering,
Unschätzbar werden noch durch Geisteskraft.
Doch wollt ich's vorn und hinten dir beschneiden,
So würde Deinem Geist nichts übrig bleiben.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Nro. 79.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 3. April 1826.

Vor dem Sklaven, wenn er die Kette bricht,
Vor dem freyen Menschen erzittert nicht.

Schiller.

Bug Jargal.

(Fortsetzung.)

Der Sklave sah meinen Oheim einige Momente lang ruhig an, dann reichte er ihm die Hacke, die er in Händen hielt und sagte: „Weißer, wenn du mich strafen willst, so bediene dich wenigstens dieser Hacke.“ Mein Oheim war so aufgebracht, daß er es wahrscheinlich gethan hätte; allein ich bemächtigte mich und zwar ohne Mühe des Werkzeugs, warf es in einen nahen Schöpfbrunnen, und endlich meiner selbst wieder mächtig, sagte ich meinem Oheim, daß dieser Neger der Retter seiner Tochter, dessen Freyheit er mir versprochen habe, sey. Der Augenblick, ihn an sein Versprechen zu erinnern, war schlecht gewählt, ich steigerte vielleicht damit seinen Zorn; der Neger, welcher den Rosenstock zerknickt hatte, ward hart bestraft, und sein Vertheidiger, der des peinlichen Verbrechens, die Hand gegen seinen Herrn aufgehoben zu haben, schuldig war, in einen Kerker des Forts Galifet gebracht.

Ich bemühte mich, von diesem seltsamen Menschen weitere Nachrichten zu erhalten. Alles, was ich erfuhr, vermehrte meine Theilnahme. Er war vor wenigen Jahren mit einem Sklavenschiff nach St. Domingo gebracht; ein unerklärlicher Einfluß seiner Persönlichkeit hatte ihm das größte Ansehen unter seinen Mitkameraden erworben, selbst die Creolenneger, die, wie es bekannt ist, die Congosklaven, d. h. die aus Afrika eingeführten, auf's Aeußerste verachten, beugten sich vor ihm. Dabey war er, obgleich beständig in die tiefste Schwermuth versenkt, der rüstigste Arbeiter, seine Aufgabe übertraf immer die seiner Gefährten und oft übernahm er die von zehn Andern, um die Strafe der Faulheit oder Ermüdung von ihnen abzuwenden. Auch beteten die Sklaven ihn an — ganz verschieden von der Scheu, welche der Narr Abibra ihnen einflößte, schienen sie ihm eine Art geheimen Kultus gewidmet zu haben. War er aber das Wohl seiner Unglücksgefährten durch jede Aufopferung zu befördern geneigt, so bezeigte er um so mehr Stolz gegen ihre Treiber. — Diese Menschen, die verächtlichsten Zwischenglieder zwischen der Obermacht und Sklaverey, fanden ihre Freude daran, Pierrot — so hieß dieser Neger — mit übertriebener Arbeit und jede Quälerey zu überhäufen, dennoch schien ihnen sein kühner Stolz gegen meinen Oheim eine gewisse Ehrerbietung einzuflößen — sie hatten noch nie gewagt, ihm selbst entehrende Strafen aufzulegen, denn in dem Fall, wo er dazu verurtheilt war, drängten sich zwanzig Neger herbey, sie für ihn zu übernehmen; und er — als erfüllten sie nur ihre Pflicht — blieb ernster, aber unerschütterter Zeuge, während man sie an ihnen vollzog.

Alle diese Umstände steigerten meine und Mariens Theilnahme an diesem Neger bis zum Enthusiasmus und bestimmte mich, Alles zu seiner Rettung zu versuchen. So jung ich war, hatte man mich, als den Sohn eines der reichsten Kolonisten, doch zum Kapitän der Milizen der Gemeinde von Acul gemacht. Das Fort Galifet war der Obhut dieses Truppenkorps in Gemeinschaft mit einer Ab-

Digitized by Google

theilung gelber Dragoner anvertraut. Der Anführer der letzten war gewöhnlich ein Unteroffizier, und in diesem Augenblick Thadäus — noch jetzt mein treuer Gefährte — der Sohn eines armen Pflanzers, dem ich einige Dienste zu leisten das Glück gehabt hatte. Um meines Oheims Verdacht nicht zu erregen, wählte ich die Zeit seiner Mittagsruhe, um nach Galiset zu gehen. Bey den oben erwähnten Umständen fand ich keine Schwierigkeit, den Gefangenen zu sehen, Thadäus führte mich zu ihm. Pierrot saß in gebückter Stellung in dem engen Gewölbe, das zu niedrig war, um ihm bey seiner Größe eine aufrechte Stellung zu erlauben; eine ungeheure Dogge lag neben ihm und wollte sich bey meinem Eintritt knurrend erheben. „Rasl!" rief der Neger, und das mächtige Thier legte sich zu seinen Füßen und fuhr fort, etwas elende Nahrung zu verzehren. Ich trug Uniform; die Lucke des Kerkers ließ so wenig Licht ein, daß er mich nicht erkennen konnte, er hielt mich für seinen Todesboten, und rief aufstehend mit dem ruhigsten Ton: „Ich bin bereit." — Erstaunt, ihn sich frey bewegen zu sehen, sagte ich mit bewegter Stimme — denn mein Gemüth war tief erschüttert: „Ich glaubte, du trügst Fesseln?" — „Fesseln? und er stieß deren am Boden liegende Trümmer mit dem Fuße fort, die habe ich zerbrochen." Sein Ton dabey war unbeschreiblich! es klang, als sage er: ich bin nicht für Fesseln bestimmt. — „Man sagte mir nicht, daß du einen Hund bey dir hättest." — „Ich habe ihn hereingelassen." Da die Oertlichkeit die Möglichkeit dazu abzuschneiden schien, war ich äußerst betroffen. Er mochte es wahrnehmen, richtete sich, so weit es die Höhe des Gewölbes zuließ, auf, und hob ohne viel Anstrengung einen ungeheuern Stein aus der Mauer, dicht unter der Lucke, dann löste er die eingeschwefelten Eisenstäbe derselben ab, und nun erblickte ich eine Oeffnung, groß genug, um zwey Menschen den Durchgang zu gestatten, die unmittelbar in das anstoßende Kokus- und Bananengebüsch führte. Das Erstaunen lähmte meine Sprache — ein heller Lichtstrahl fiel jetzt auf meine Gestalt, Pierrot erkannte mich, er fuhr zurück, als sey er auf eine Natter getreten, erhob sein Haupt, daß seine Stirn an das Gewölbe stieß, und Haß, Wohlwollen und tiefer Schmerz wechselte in seinem Blick. Doch schnell ward er wieder Herr seiner selbst, seine Züge wurden wieder ruhig-kalt, gleichgültig wie einen Fremden blickte er mich an. „Noch zwey Tage kann ich ohne Speise leben," sprach er kaltblütig. Entsetzen ergriff mich, denn jetzt erst nahm ich die Magerkeit des Gefangenen wahr. „Mein Hund, fuhr er fort, der sich nur von meiner Hand füttern läßt, wäre ja sonst gestorben — besser ich hungerte wie er, mit mir ist es ja doch vorbey." — Jetzt begriff ich, was seine Worte: ich bin bereit, sagen wollten, aber es bedurfte noch einer Zeit, ehe ich den stolzen Unglücklichen überzeugte, daß ich nicht zu seinem Verderben gekommen sey, daß ich auch seinen Hund, für den er zu bitten sich herabließ, kein Leids zufügen wollte. „Weißer, sagte er endlich und reichte mir die Hand, verzeih! mein Hund ist mir so lieb — und nach einer Pause fuhr er fort: die Deinen haben mir sehr weh gethan." — Ich umarmte ihn und sprach ihm liebevoll zu; alles, was er sprach, drückte den lebendigsten Lebensüberdruß aus. Wie ich ihn mit vollem Herzen an die Lebensrettung Mariens, die ich meine Braut nannte, erinnerte, fuhr er krampfhaft zusammen, rief ihren Namen mit dumpfer Stimme und bedeckte sein Gesicht mit beyden Händen. Mein Verdacht erwachte von Neuem, aber ohne Eifersucht und Zorn — ich war ja dem Glück so nahe und er so elend! — endlich richtete er sich wieder auf: „Geh, sagte er, danke mir nicht. Und doch bin ich kein Geringerer als du." — Diese Worte regten auf's Neue meine Neugierde auf, ich bat ihn dringend, mir sein Schicksal zu erzählen, er hörte mich finster-schweigend mit sichtbarem Kampf in seinem Innern zu; meine Theilnahme, mein Dienstanerbieten schien ihn endlich zu rühren; ohne mich mit seiner Absicht bekannt zu machen, schlüpfte er mit Leichtigkeit durch die Oeffnung der Mauer, kehrte nach wenigen Minuten mit einigen Pisangs zurück und nahm Nahrung zu sich. Während des Gesprächs nahm ich wahr, daß er Französisch und Spanisch mit Leichtigkeit sprach, er hatte einige Geistesbildung, aber sein ganzes Wesen war so unerklärlich, daß mich die Reinheit seines Ausdrucks gar nicht befremdete; doch seine nähern Verhältnisse verschwieg er beharrlich, und ich verließ ihn unbefriedigt, empfahl ihn aber der treuesten Vorsorge meines Thadäus. Fortan besuchte ich ihn täglich zur gleichen Stunde, ich war sehr für ihn in Sorgen, mein Oheim versagte alle Nachsicht; wie ich mich aber darüber gegen Pierrot äußerte, hörte er es mit der größten Gleichgültigkeit an. Rasl kam mehrmals, oft während ich bey ihm war, durch die erwähnte Oeffnung in's Gefängniß, er trug ein Pisangblatt im Rachen, Pierrot sah es aufmerksam an, es schien mir, als seyen befremdliche Gestalten darauf gekritzelt, dann zerriß er es, und ich wußte, daß meine Fragen mich von nichts belehren würden.

(Die Fortsetzung folgt.)

Schilderungen aus Neapel.

(Fortsetzung.)

Die neapolitanischen Behörden müssen nun mit nahmhaften Kosten den westlichen Rücken des Vorgebirgs mehr verflächen und die natürliche Wand zur Linken der Straße mit Mauern und Strebepfeilern befestigen lassen, denn rechts ist sie offen und die am Abgrund hinlaufende gemauerte Brustwehr hinreichend. Der Weg selbst kann mit leichter Mühe wieder aufgedeckt werden, da er in den Felsen gehauen und nur mit losem Gestein und lichter

Digitized by Google

vulkaniſcher Aſche überfällt iſt. Inzwiſchen wird dieſe neue Straße wohl nur zum Vergnügen dienen, denn ſo bequem ſie auch für Fuhrwerke eingerichtet iſt, ſo geht ſie doch in weitgeſchweiften Linien über einen, wenn gleich nicht hohen, Berg. Um dieſen und den Umweg zu vermeiden, werden die Landleute von Puzzuoli und die Bewohner der weſtlichen Küſte die Fiſche, den Wein und die Gartengewächſe, womit ſie die Hauptſtadt ſo reichlich verſehen, ſtets lieber wie bisher durch das Thal und die Grotte hereinbringen, welche nicht mehr ſo beſchwerlich und eng iſt, wie zu Seneca's Zeit. Uebrigens verdient noch angedeutet zu werden, daß die neueſte Verbeſſerung der Wege am Pauſilipp ſich auch auf denjenigen erſtreckt, der längs des Rückens dieſes und des daran ſtoßenden Hügels nach Belvedere und S. Elmo leitet. Da, wo ihn der neue Prachtweg durchſchneidet, beynahe am Ende des Pauſilipps, hat man von der Höhe eine Ausſicht, die ſich von derjenigen, welche S. Elmo, Capo di Monte und das Marsfeld darbieten, weſentlich unterſcheidet: ſie iſt nämlich nicht wie jene auf das Innere des Golfo beſchränkt, ſondern umfaßt zugleich auch die weite, mit dem blauen Aether zuſammenfließende Meereslinie von Capri an bis Procida, und rechts die niedliche Bay von Puzzuoli mit ihren berühmten Geſtaden, wo Alles poetiſch und klaſſiſch iſt, auch die Namen der Orte bis auf dieſen Tag. Welche Abwechslung von immer maleriſchen Formen in dem Halbzirkel jener kleinen Bucht: ſie ſcheint von unſerm Standpunkt auf dem Pauſilipp beynahe geſchloſſen durch weit vorſpringende Landzungen und Inſeln, unter denen Iſkia in duftiger Ferne ihre prächtige Pyramide emporhebt. Landeinwärts von jener Bucht haben wir das niedre Thal von Fuorigrotta, gegen Nordweſt eingeengt durch eine Reihe erloſchener Vulkane, von denen einer noch jezt Tod und Verderben verbreitet, nicht mehr durch Schwefeldämpfe und Steinregen, ſondern durch den giftigen Anshauch eines den Krater füllenden See's, Lago di Agnano, merkwürdig, auch wegen der Hundsgrotte an ſeinem Rande.

(Die Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

München, März.

(Fortſetzung.)

In der folgenden Scene ſehen wir Antoninen in der peinlichſten Stimmung, ſie beſchäftigt ſich, um ſich gegen die grauſamen Vorwürfe ihres Herzens zu waffnen, und jede Regung des Mitlids gegen Beliſar zu tödten, mit dem blutigen Schatten ihres Sohnes — ſie ruft ihn, und in dieſem Augenblick tritt Alamir wie ein von ſeiner Mutter gerufenes Kind zu ihr ein und nennt ſie bey Namen, als wollte er ſagen: da bin ich! Alamir verbirgt ihr nicht, daß ihr Anblick, als er ſie an Beliſars Seite zum erſten Mal geſehen, ſein Herz tief ergriffen, daß es ihm war, als müſſe er ihr weinend zu Füßen ſinken und ſie liebend Mutter nennen, daß aber ſein Innerſtes ſich von ihr wendet, ſeit er ihren Verrath am eignen Gemahle erfahren. Antonina zieht ſich, unter mildern Gefühlen, als ihr des Jünglings Anblick in dem Momente eingeflößt, wo ihn Beliſar zum Sohne aufgenommen, in ihre Gemächer zurück, Alamir aber geht ab, um den, mit welchem ſie zu dulden geſchworen, an der Spitze der Vandalen zu rächen. Die furchtbare Gluth, welche die Racheflamme Antoninens auf dieſes tragiſche Gemälde warf, wird jezt von einem ſanftern Strahl verdrängt. Die unſchuldvolle kindliche Liebe gießt ihr mildes Licht auf die überaus rührende Scene, wo Beliſars Tochter in männlicher Kleidung vor dem Kerker des Vaters erſcheint und ſich anbietet, des Geblendeten Führer zu ſeyn, und mit ihm das gleiche Schickſal der Verbannung zu theilen. Wir theilen hier eine der köſtlichſten Perlen dieſes Dramas unſern Leſern vollſtändig mit, damit ſie aus dieſem Muſter einer an Empfindung, bildlichem Ausdrucke, ſüßen Wohlklänge und reinſter Form ſo reichen Sprache erkennen mögen, in welchem hohen Grade der Dichter, dem Kunſt und Natur gleich ſehr zu Gebote ſtehen, das menſchliche Gemüth ſchön und wahr zu ſchildern verſteht.

Irene.

Jezt, o lang verhaltner Schmerz,
Darfſt du deine Feſſeln brechen;
Quill hervor in Thränenbächen,
Sonſt zerſprengſt du mir das Herz,
Und der Augen Strom verdorrt,
Wenn nicht Zähren ſie bethauen.

Augen? — darf ich denn noch ſchauen,
Und mein hoher Vater dort,
Deſſen Adlerblick das Heer
Oft im Schlachtgewühl regierte,
Und von Sieg zu Sieg es führte,
Er — hat keine Augen mehr?

Daß auch ich geblendet wär',
Um nicht immer ſehn zu müſſen
Seine Blindheit, gleich bedrängt
In der Nacht, die ihn umfängt,
Mich auf ewig einzuſchließen!
Wär' er nur verbannt, ihm wäre
Hoffnung noch zur Rückkehr offen;
Hätt' ihn Schmach allein getroffen,
Was iſt Schmach für ihn? Wird Ehre
Durch Tyrannenmacht geraubt?
Wär' er arm nur, milde Gaben
Würd' ich ihm erbettelt haben,
Und ein Obdach für ſein Haupt.
Ach nur iſt er blind zugleich,
Und kein Arzt mehr kann ihn heilen,
Und ich kann mit ihm nicht theilen
Meine Augen! — Im Vergleich
Mit ihm iſt der Bettler reich;
Jezt erſt iſt er arm, verſtoßen
Aus der Schöpfung weitem Reich.

Lege nieder, o Natur!
Was an dir das Aug' entzücket,
Was dich uns verklärt und ſchmücket:
Welkt ihr Blumen auf der Flur,
Werdet fahl, ihr grünen Bäume!
Ariher, in ein düſtres Grau
Wandle dein erquickend Blau!
Wirbet Nacht ihr Himmelsräume.

Digitized by Google

Werft den Sternenmantel nieder,
Tilgt des Mondes ſtillen Glanz,
Löſcht der Sonne Strahlenkranz!
Elemente, werdet wieder
Chaos, weil der größte Mann,
Dem die Luft jetzt Odem ſpendet,
Ach! weil Beliſar geblendet,
Niemal mehr euch ſchauen kann!

Nach dieſem Monologe tritt Beliſar in Feſſeln und geblendet aus dem Kerker. Er wird entfeſſelt. Irene ſieht zum Himmel um Stärke, des Vaters jammervollen Anblick zu ertragen. Beliſar fragt, woher das Stöhnen, worauf ihm der Wächter bedeutet, daß es der Knabe ſey, der ihm zum Führer beſtimmt iſt. Jetzt mit dem vermeintlichen Knaben allein, bittet er denſelben, nach ſeinem Hauſe zu gehen, und dort ſeiner Tochter zu ſagen, daß ihr Vater hier weile, um ſie, kann er ſie auch nicht mehr ſehen, doch noch einmal zu umarmen und zu ſegnen. Bey dieſen Worten ſtürzt Irene, vom höchſten Schmerz überwältigt, ihm zu Füßen, und ruft mit einem Tone, der alle Herzen durchſchneidet: Vater! o mein Vater! da hebt ſie der freudevoll überraſchte Vater an ſein Herz empor, ſchließt ſie in ſeine Arme, und es erfolgt nun eine Apoſtrophe an Juſtinian, worin er ſagt, wie dieſes Gut, das ihm in ſeiner Tochter geblieben, ihm mehr ſey als ſeine Augen, ihn reicher mache als der Kaiſer mit allen ſeinen Schätzen nicht ſey u. ſ. f. Dieſe Apoſtrophe, und die kurzen, ſchnellen, aber an Zartheit der Empfindung, an Größe der Geſinnung ſo reichen Gegenreden zwiſchen ihm und Irene ſteigerten die Theilnahme des Publikums auf den höchſten Grad. — Den Inhalt der beyden letzten Akte will ich, um nicht zu weitläufig zu werden, ſo kurz wie möglich zuſammenfaſſen. So groß Juſtinians Zorn über Eutropius und Rufinus, wegen ihrer zu weit gegangenen Auslegung ſeines Befehls war, beruhigt er ſich doch wieder über die angewandte Strenge, und ſieht in Beliſar wieder den ſchwärzeſten Verbrecher, da er von jenen beyden erfährt, daß die Alanen in ſein Reich eingedrungen wären, um ihn zu ſtürzen, daß die Vandalen-Jünglinge, welche Beliſar mit aus Afrika brachte, nun als ſeine Rächer, mit Alanen an ihrer Spitze, ſich ihnen zugeſellt, und dem Kaiſer Verderben geſchworen hätten, ja was noch mehr, daß man in der Gegend, wo ſich die Feinde zuerſt gezeigt, die letzte Spur von Beliſar entdeckte, der, obgleich blind, mit ſeinem Namen alle Herzen zum Aufruhr entzünde. Hierauf ſehen wir in einer waldigen Gebirgsſchlucht Beliſar mit Irene, die den Ermatteten zu einem Felſenſitze hinführt, worauf ſie beyde einige Ruhe genießen. Hier erkennt Beliſar Gottes wunderbare Fügung, und nimmt das Urtheil wegen einer That, die er nicht begangen, als Strafe für das Verbrechen hin, welches ſein Gewiſſen belaſtet. Er bereut, der Mörder ſeines Sohnes geworden zu ſeyn. Während er ſich ſo anklagt, kömmt eine Alaniſche Heerſchaar, zur Seite ihres Führers Odar zieht Alamir, als Beliſars Rächer, ihr Weg geht nach Byzanz. Beliſar hört ihre Berathung, erkennt Alamirs Stimme, und tritt eben, als ſie unter dem Rufe: „Beliſar und Rache,“ vorwärts ziehen wollen, mit aufgehobenem Stabe unter ſie und gebietet ihnen Halt. Man denke ſich die Ueberraſchung Alamirs, und den Eindruck, den der Anblick eines Bettlers auf Barbaren machen mußte, welcher ſich ihnen als der einſt ſo hochgefeyerte Feldherr zu erkennen gibt. Beliſar fordert vor allen Alamir zurück, auf den er Herrſcherrechte habe, er ſieht in dem Werk der Liebe für ihn nur Verrath am Vaterland, und erkennt nun im Verfolge ihrer Unterredung in Alamir ſeinen todtgeglaubten Sohn Aleris. Die Barbaren beſtehen darauf, daß Vater und Sohn ihnen folge, letzterer habe ihnen Treue geſchworen. Kein Flehen will ſie abbringen, bis Beliſar ſeines Sohnes Schwert erfaßt und ausholt, ihn zu tödten, um ihn nicht als Empörer gegen Rom ziehen zu ſehen, da ſchwindet ihre Wuth, und ſie ziehen allein ihres Weges nach Byzanz. — Im fünften Aufzug ſehen wir Antoninen, wie ſie von den Furien des Gewiſſens getrieben, bleich wie ein Schatten, mit ſtarrem Blick und aufgelöſtem Haar zu den Füßen des Kaiſers ihre Schuld bekennt. Dieſer von Beliſars Reinheit nun überzeugt, und von Schmerz über das demſelben zu Theil gewordene unverſchuldete Schickſal durchdrungen, ſendet nun allenthalben aus, um den Helden aufzuſuchen und ihn an ſein Herz zurückzuführen. Die Feldobriſten, Leo und Ricaner, mit Schaaren römiſcher Krieger forſchen nach ihm, und erzählen dem Volke, wie ſeine Unſchuld vor dem Kaiſer und ganz Byzanz offenbar ſey. Beliſar, unter den Landleuten, die ihn nicht kennen, den Kriegern verborgen, tritt plötzlich unter ſie, und wird nun von ihnen erkannt. Die Alanen wagen ſich, in der Ferne zu zeigen. Beliſar empfängt wieder den Feldherrnſtab, und zieht mit ſeinem Sohne gegen den Feind, während er Irene bey den Hirten zurücklaßt. Mittlerweile erſcheint Juſtinian. Irene tritt davor, gibt ſich ihm zu erkennen, und ertheilt ihm die freudenreiche Botſchaft, daß ihr Vater gerade jetzt mit erneutem Muthe an der Spitze des Heeres für ſeinen Kaiſer fechte. Ihrer Mutter tragiſches Ende — denn ihr Körper unterlag den Leiden der Seele — aus ſeinem Munde vernehmend, und ſie kindlich freudig beweinend, wird ihr Schmerz von Siegesruf unterbrochen, in den ſich aber zugleich auch die Klagetöne eines dumpfen Trauermarſches miſchen. Der Kampf iſt gewonnen, aber des Sieges Preis — der aus der Feldſchlacht auf den Schilden ſeiner Krieger ſterbend überbrachte Held. Von ſchimmernden Feldzeichen umgeben, haucht Beliſar, ſeine Kinder des Kaiſers Huld empfehlend, der ihnen Vater zu ſeyn gelobt, und Antoninen im Geiſt vor ſich erblickend, ruhig ſeine edle Seele aus. Der Vorhang fällt unter klagender Muſik.

Wir wiſſen kein Beyſpiel, daß jemals ein dramatiſches Werk in unſerm Muſentempel ſolch einen außerordentlichen Eindruck und ſolche allgemeine Theilnahme erregt habe, als unſers vaterländiſchen Dichters hocherhabner Beliſar. — Die Zuſchauer ſchienen von einem Rauſche des Entzückens befangen zu ſeyn, und unabläſſig gaben ſie die lauteſten Zeichen ihres Beyfalls zu erkennen. Obgleich die Darſtellung bis gegen eilf Uhr währte, hielt doch die Theilnahme alle Anweſenden feſtgebannt. Der unübertreffliche Tragöde Eßlair, welcher den edlen unglücklichen Helden Beliſar mit der höchſten Wahrheit und Liebe darſtellte, wurde ſchon zwey Mal in den Zwiſchenakten hervorgerufen, und am Schluſſe mußte er noch mit dem ganzen darſtellenden Kunſtperſonal erſcheinen. In hoher Meiſterſchaft ſtanden neben dieſem hochgefeyerten Künſtler Mad. Fries als Antonina, Dem. Stubenrauch als Irene, Hr. Racke als Juſtinian, und Hr. Urban als Alamir. Der Dichter wurde am Schluſſe mit Jubel hervorgerufen. Hr. Eßlair erſchien an deſſen Stelle, und ſprach mit beſcheidnem Worte und tiefer Rührung deſſen Dank gegen das Publikum aus. Der königliche Hofmuſik- und Theaterintendant, Freyherr von Poißl, hat Chöre und einige originelle Märſche zu dem Werke komponirt, die den größten Beyfall fanden. So hat das Publikum dem dramatiſchen Verdienſte auf eine glänzende Art gehuldigt, und der Name Eduard Schenk, ſchon früher durch ausgezeichnete lyriſche Dichtungen vortheilhaft bekannt, ragte von nun an, zu Baierns Ehre, unter Deutſchlands vorzüglichen dramatiſchen Dichtern glänzend hervor.

(Der Beſchluß folgt.)

Beylage: Kunſtblatt Nr. 27.

Verlegt von der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.

Digitized by Google

Nro. 80.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, 4. April 1826.

Wie vom Zephyr gewiegt, der leichte Rauch in die Luft fließt,
Wie sich leise der Kahn schaukelt auf silberner Fluth,
Hüpft der geleitrige Fuß auf des Takt's melodischer Woge;
Säuselndes Saitengetön hebt den ätherischen Leib.

Schiller.

An Fräulein Marie Taglioni.

Du lieblich Bild, das in des Winters Tagen
Uns aus des Lebens flachem Kreis
Auf jene Höhen zaubernd hingetragen,
Wo dir Terpsichore den höchsten Preis
Ertheilet — laß dir schüchtern sagen
Was, außer dir, wer dich gesehen, weiß:
Dein Bild wird stets in unsern Herzen leben,
Ob andre Lüfte schmeichelnd dich umgeben.

Wer so, wie Du, die Seelen weiß zu rühren
Mit deiner Unschuld heit'rem Himmelsbild,
Verdient der Grazien Reigen anzuführen,
Die ihr Geheimniß lächelnd dir enthüllt,
Und alle Reize, die sie selber zieren,
Dir schenkten, ihrem reinen Ebenbild;
Auch fern wirst du in unsern Herzen leben,
Wenn rauschend Beyfallstöne dich umgeben.

Du hast der Liebe Glück, der Mutter Bangen
Ergreifend vor das Auge uns gebracht,
Geweckt in uns ein namenlos Verlangen
Durch Deines Bildes zaubervolle Macht,
Den armen Dank, den du dafür empfangen —
Du nahmst ihn herzlich, wie er dargebracht.
Wie auch die Horen deine Tage weben,
Dein Bild wird stets in unsern Herzen leben!

Stuttgart, im März 1826.

Schilderungen aus Neapel.

(Beschluß.)

Bey Anlegung des Wegs am steilsten Abhang des Pausilipps stießen die Oestreicher unten am Vorgebirg auf eine quer herüberlaufende, römische Wasserleitung und auf mehrere alte Gräber von bekannter Form. Eine wichtigere Entdeckung machten aber die, jene Arbeit leitenden, Offiziere vom Generalstab. Auf einem Spaziergange durch die Weingärten auf der Morgenseite des Hügels geriethen sie zufällig an eine Grube, die offenbar von Menschenhand gebildet, deren Eingang aber durch angeschwemmtes Erdreich so verstopft war, daß man kaum hineinkriechen konnte. Inwendig fanden sie eine geräumige Wölbung, den Anfang eines unterirdischen, bald durch einen Erdfall unterbrochenen Ganges. Die Offiziere ließen sogleich durch ihre Schanzgräber in den Nebenstunden den Eingang und das Innere der Höhle ausräumen, auch zwey alte Luftlöcher in der Felsenwand zur Linken wieder öffnen, und da zeigte es sich, daß das Ganze ein stattlicher Weg war, der von Morgen nach Abend quer durch die Spitze des Vorgebirgs aus der Villa des Pollio in die jenseits gelegene des Lucull hinüber oder vielmehr hinunter führte. Letztere war zur Römerzeit unter dem Namen Castrum Lucullanum bekannt, und soll mit Inbegriff Nisitas sich damals bis an die Höhen von Puzzuoli ausgedehnt haben. Der Eingang der Grotte ist hoch über dem Felsgestade, an welchem die merkwürdige Ruine, Scuola di Virgilio

Digitized by Google

liegt: der Ausgang muß, nach ungefährer Berechnung, da, wo unsere neue Prachtstraße in's Thal ausläuft, nur etwa sechs Wiener Klafter über die Meeresfläche erhaben, und die ganze Länge der Aushöhlung über vierhundert Klafter in gerader sich sehr gleichmäßig senkender Linie gewesen seyn, wovon aber blos etwas über die Hälfte von Morgen her durch die Bemühung der Entdecker neuerdings geöffnet werden konnte. Weiter konnten sie nicht vordringen, indem es ihnen an Zeit und an Geld fehlte, von Regierungs wegen aber bis jezt noch gar nichts in der Sache gethan wurde. Der Gang ist volle vier Klafter hoch und mehr als halb so breit, am Anfang in harten Tuffsteln gebauen: gegen die Mitte des ausgeräumten Theils fängt das antike Mauerwerk mit einem massiven, stellenweise unbeschädigt gebliebenen Gewölbe an. Die eingeschlossene mephitische Luft war ein großes Hinderniß, welches einzig durch Wiedereröffnung der Seitenlöcher gehoben werden konnte: auch fanden sich in der Höhlung zwischen dem ersten von den Oestreichern durchbrochenen und dem zweyten Erdfall, wo sie ihre Arbeit einstellen mußten, einige menschliche Gerippe, die wohl ein Paar tausend Jahre da unten liegen mochten. Obschon diese unterirdische Straße keinen Vergleich mit der längst bekannten und stets betretenen, so wie leztere jezt ist (denn nicht immer war sie so hoch und gerade), aushält, konnte sie sich doch wohl eher zur Zeit der römischen Kaiser mit ihr messen. Es sind Gründe genug zur Muthmaßung vorhanden, daß die im verflossenen Jahr wieder aufgefundene Höhle nicht ausschließlich zur größeren Gemächlichkeit einiger wenigen Privatpersonen — freylich waren es Pollione und Luculle — und ihrer Freunde verfertigt worden, sondern dem gesammten Publikum offen und von ihm benuzt gewesen sey. Vielleicht war dieses die wahre Crypta Puteolana, jener unbequeme Durchgang, worüber Seneca in seinen Schriften so sehr klagt. Längs des Rückens des Vomero und Posilipo von S. Elmo bis in die Gegend jener zwey altrömischen Villen hat Schreiber dieses die deutlichsten Spuren und Bruchstücke einer gepflasterten Consularstraße entdeckt: es war ein Nebenzweig der Via Antiniana, welche aus dem alten Neapel über die Anhöhe nördlich von S. Elmo in's Thal von Fuori Grotta, an der Außenseite des den Agnano-See einfassenden Beckens vorbey, und über die hohen Hügel Solfatara nach Puzzoli führte. Wird unsre Vermuthung zur Gewißheit: ist der neu entdeckte Gang die eigentliche Crypta Puteolana, so müssen wir auch dort herum die bescheidene Wohnung Virgil's, in der Nähe der stolzen Landhäuser seiner vornehmen Gönner, ja auch seine Grabstelle suchen, denn daß diese nicht da war, wo man den Fremden ein Columbarium für das Grabmal Virgils zu zeigen pflegt, ist eine ausgemachte Sache.

Was dann die antiken Wasserkanäle, welche die Oestreicher beym Straßenbau der Spitze des Pausilipps aufdeckten anbetrift, so ist zu bemerken, daß ein großer Theil des alten Neapels, und der ganze Posilipo, sogar Puzzuoli aus den großen Behältern getränkt wurde, welche auf einem Absatz des Camaldulenserberges, nur etwa eine halbe deutsche Meile oberhalb Capo di Monte, zur Aufnahme des Quell- und Regenwassers angelegt waren. Auch die Ponti rossi, am nördlichen Eingang der Stadt, weit entfernt einer Wasserleitung anzugehören, die schon zur Zeit der römischen Herrschaft Neapel mit diesem Bedarf aus den Apenninen versorgt haben soll, dingen vielmehr mit Kanälen von oben, das heißt, von den Camandoli her, zusammen. Wenn auch Puzzuoli, Baja, und Misenum zum Theil mit Wasser aus dem zehen deutsche Meilen entlegenen Gebirg damals versehen worden sind, so muß dasselbe mitten durch die kampanische Ebene dahin geleitet worden seyn, um die Anhöhen von Neapel und Puzzuoli herum, nicht aber über diese beträchtlichen Höhen hinüber, denn das hätte einen Grad von Wasserkunst erfordert, welchen das Alterthum nie erreicht hat.

Das Vorgebirg, durch welches die neuerdings aufgefundene Grotte gehauen ist, ründet sich oben zu einem anmuthigen Rebenhügel, ist aber auf der Vorderseite fast senkrecht abgeschnitten. Unter dieser hohen Felsenwand, in der auch die beyden, dem dunkeln Gange, Licht und Luft zuführenden Seitenöffnungen angebracht sind, birgt sich ein schmaler sandiger Strand, zu beyden Seiten durch nackte Klippen begränzt. Dieser nur vom Meere her zugängliche, kaum bemerkbare Uferstreif ist ein Begräbnißplatz für Nichtkatholiken, wie wir bereits an einem andern Orte gesagt haben. Mancher englische und skandinavische Matrose, den seine Mitbrüder krank in Neapel zurücklassen mußten, dachte an jenem heimlichen Strande sein lezres Ruheplätzchen zu finden. Er fand es aber auch da nicht immer: das Meer, für welches er nun einmal geboren war, fordert an jenem Ort im Winter bisweilen mit Ungestüm die Leiche des anderswo als auf seinem Element Gestorbenen zurück.

Bug Jargal.

(Fortsezung.)

Eines Tages trat ich zu ihm ein, er saß, den Rücken gegen die Thür gewendet, und sang mit schwermüthigem Ton das spanische Liedchen: Yo que soy contrabandista. — Wie es zu Ende war, wendete er sich mit den Worten zu mir um: „Bruder, versprich mir, daß, wenn du je an mir zweifelst, du mir vertrauen willst, wenn du dieses

Digitized by Google

Lieb von mir hörst.“ Sein Blick war gebietend. Ich versprach es, ohne ihn zu verstehen; er ergriff darauf eine Kokusnußschaale und füllte sie mit Palmwein, ich mußte sie an meinen Mund heben, dann trank er sie aus, und von diesem Tage an nannte er mich nicht anders wie Bruder.

Fast verzweifelte ich, meinem Oheim des Negers Begnadigung zu entreißen, selbst der Eigennutz mochte ihn nicht erweichen, da ich ihm vorstellte, daß er, wie alle Sklaventreiber das Zeugniß gaben, den besten seiner Sklaven, den, der zehn Andrer Arbeit zu thun im Stande sey, an ihm verlöre. Doch Mariens liebendes Gemüth wußte seine Hartnäckigkeit zu überlisten. Ihr Vater ließ ihr, wenige Tage vor dem zu unserer Verbindung bestimmten, die Wahl eines Hochzeitgeschenks. Ein glücklicher Gedanke blizt in ihr auf, sie fordert von ihm sein Ehrenwort, ihr das erbetene Geschenk nicht zu verweigern, und nun eilte sie freudeglühend zu mir, um mir des Negers Begnadigung zu verkündigen. Ich flog nach Galise. „Bruder, dein Leben ist in Sicherheit, rief ich, in das Gefängniß tretend, ihm zu, Marie hat es von ihrem Vater sich zum Hochzeitgeschenk erbeten.“ — — — „Marie und Hochzeit, fragte Pierrot schaudernd, was haben diese beysammen zu thun?“ — „Hast du es denn vergessen? sagte ich gerührt, sie ist ja meine Braut.“ Er beruhigte sich. „Ja, es ist ja wahr. Wann ist die Hochzeit?“ — „In drey Tagen, den zwey-und-zwanzigsten.“ — „Bist du rasend? den zwey-und-zwanzigsten?“ rief er mit dem Ausdruck des Entsetzens und der Angst. Ich starrte ihn an. „Bruder, sprach er von neuem und drückte meine Hand, ich bin dir so viel schuldig, daß ich dich berathen muß. Glaube mir, begib dich in die Kapstadt und heirathe sogleich.“ — Vergeblich fragte ich ihn, er drang in mich, zu eilen und schwieg.

Mein Oheim schlug noch an demselben Tage seine Klage nieder; ich eilte am folgenden Morgen, Pierrot aus dem Kerker zu holen. Wie ich mit Thadäus eintrat, war er leer, Rask allein war darin, er kam mir schmeichelnd entgegen, ein Palmenblatt hing an seinem Hals; ich ahnete, was es bedeute, nahm es ihm ab und las: „Dank! du hast mein Leben zum dritten Mal gerettet. Bruder, sey deines Versprechens eingedenk!“ — und unter diesen französisch gesprochenen Worten stand Yo que soy contrabandista — — gleichsam als solle es die Unterschrift seyn.

Thadäus war noch erstaunter wie ich, er schien zu glauben, daß der Sklave in einen Hund verwandelt worden sey, ich befaßte mich damit nicht, sondern befahl ihm nur das unverbrüchlichste Stillschweigen, und verließ mit dem Hunde das Fort. Doch sobald wir uns im Freyen befanden, entwischte dieser in das nächste Gebüsch. Mein Oheim erzürnte sich auf das Heftigste über seines Sklaven Flucht, er entdeckte die Sache dem Gouverneur und überließ denselben, im Fall er eingebracht werde, unbedingt der Strafe des Gesetzes.

Meine Hochzeit ward mit Gepränge gefeyert. Wie glücklich war der Tag, dem alle meine Unfälle folgten! Die Gäste zogen sich zurück, Marie begab sich in das uns bestimmte Gemach, ich durfte ihr aber noch nicht sogleich folgen, eine lästige Pflicht nöthigte mich, als Hauptmann der Milizen, die Runde auf dem Posten von Acul zu machen. Die Spannung, welche in der Kolonie herrschte, die theilweisen Empörungen der Neger machte die größte Aufmerksamkeit nöthig, sie wurde durch die üble Stimmung der freyen Mulatten, die durch des Rebellen Ogés Hinrichtung neuerdings erbittert waren, noch dringender. Mein Oheim, als einer der größten Landeigenthümer der Gegend, mußte die Pünktlichkeit im Dienst mehr wie jeder Andere befördern, und forderte selbst von mir, mich dessen, selbst an diesem Abend, nicht zu entziehen. Ich hatte die ersten Posten visitirt, ohne daß irgend etwas meine Aufmerksamkeit hätte erregen können, doch gegen Mitternacht, wie ich längs der Batterien der Bay hinging, erblickte ich eine Röthe am Horizont über Limonado, St. Louis und Morin, in der ich, und bald darauf meine Soldaten, eine Feuersbrunst erkannten. Anfangs hielt ich sie für zufällig und wenig bedeutend, schnell nahmen Rauch und Flamme und zwar so furchtbar überhand, daß ich nach dem Fort eilte, um Lärm zu machen, und Hülfe zu senden. Indem ich neben den Hütten unserer Sklaven vorbeyeilte, befremdete es mich, Alles dort in einer seltsamen Bewegung zu erblicken, die Sklaven sprachen mit Lebhaftigkeit unter einander, und ich vernahm oft den seltsamen Namen: Bug Jargal, den sie, mit Ehrfurcht ausgesprochen, in ihr unverständliches Geschwätz mengten. So viel verstand ich jedoch, daß die Sklaven nach Norden zu sich empört und alle Pflanzungen jenseits des Kaps von ihnen eingeäschert würden. Ueber einen sumpfigen Boden schreitend, stieß ich an einen Haufen im Schilf versteckter Hacken und Beile, und mit Recht auf's äußerste beunruhigt, rief ich alle Milizen von Acul unter die Waffen, befahl die Sklaven scharf zu beobachten — und Alles ward wieder ruhig.

(Die Fortsetzung folgt.)

Erotische Tändeleyen

von Wilhelm Müller.

Dreyerley Rosen.

Warum guckt ihr kleinen Röschen
Dunkelroth aus euren Knospen?
Weil ihr seht der Lüfte Kosen
Mit den blassen ältern Schwestern.

Digitized by Google

Und euch schämt vor solchem Treiben
Unter Gottes freyem Himmel?
Warum seyd ihr gelb geworden,
Ihr, die ältesten im Garten?
Wär' es wohl des Neides Farbe,
Weil die Lüftchen, eure Buhler
Schon an euch vorüberflattern
Und die dummen kleinen suchen?

Korrespondenz-Nachrichten.

München, März.

(Beschluß.)

Von fremden Virtuosen hörten wir seit dem neuen Jahr Dem. Kringk aus Heidelberg, eine wackere Harfenspielerin, Hrn. Treyling aus Paris, einen tüchtigen Violinspieler aus guter Schule, daß er auch ein berühmter sey, hat er selbst uns auf der Affiche kund gethan, und endlich den trefflichen Violoncellisten, Hrn. Joseph Merk aus Wien, der mit Romberg und Bohrer das Dreyblatt bildet.

Am Anfange dieses Monats verstarb hier, im Alter von 73 Jahren, der bekannte Schriftsteller Franz von Spaun. Die frühern Schicksale dieses Mannes sind in mancher Hinsicht merkwürdig, es ist darum zu wünschen, daß sich in seinem literarischen Nachlaß ein Abriß seines Lebens vorfinde. Was ich, einer seiner langjährigen Bekannten, von ihm selbst darüber vernommen, will ich hier mittheilen:

Spaun war bis zum Jahre 1788 vorderösterreichischer Regierungsrath und Landvogt im Breisgau, in diesem Jahre wurde er zum Reichskammergerichtsassessor ernannt, als er aber zu seiner neuen Bestimmung nach Wetzlar abgehen wollte, ward er als überwiesener Verfasser einer für staatsgefährlich gehaltenen Schrift in Verhaft genommen, und Anfangs in Mannheim, später aber in Kufstein als Staatsgefangener festgehalten. Zehn Jahre, gerade die schönsten für den thätigen kräftigen Mann, brachte er im Gefängnisse zu, und dieser Umstand erklärt wohl so manches Harte, Schroffe und Bittere, was sich in seinen Schriften findet. So wie aber aus dem Unglück des Menschen nicht selten ein Vortheil für ihn hervorgeht, so wurde Spaun in seinem einsamen Kerker, wo ihm Bücher und Schreibezeug versagt waren, ein bedeutender Mathematiker, der selbst noch im vorgerückten Alter die schwierigsten Probleme ohne Ansatz im Kopfe zu lösen vermochte. Eine Episode aus den letzten Jahren seiner Gefangenschaft ist zu interessant, um sie hier unerwähnt zu lassen. Spaun bekam nämlich einen Unglücksgefährten zum Nachbar, von dem ihn jedoch eine dicke Mauer schied, die jede mündliche Mittheilung unmöglich machte. Da fiel er auf den glücklichen Gedanken, sich durch Pochen verständlich zu machen, und erfand zu diesem Behufe eine Pochzeichensprache, die überaus sinnreich ist; das Schwierigste blieb aber hier immer dem Nachbar, der vielleicht gar nicht der deutschen Sprache kundig war, den Schlüssel mitzutheilen. Spaun fing damit an, vier-und-zwanzig Mal an die Mauer zu klopfen, und setzte dieses Manöver so lange unverdrossen fort, bis der Unbekannte endlich merkte, daß die vier und-zwanzig Buchstaben damit gemeynt seyen, und zum Zeichen seines Verständnisses das Klopfen erwiderte. Es würde mich zu weit führen, in diese Lehrmethode umständlich einzugehen, genug, in wenigen Wochen konnten sie sich schnell und fertig mittheilen, und sich gegenseitig ihre Schicksale erzählen. Spaun erfuhr hier auch von seinem Nachbar den Ausbruch und Fortgang der französischen Revolution, von der er natürlich noch nichts wußte. Es war aber dieser Nachbar Hr. M°, nachmals französischer Staatssekretär und Herzog von B°, der auch edel genug war, seinen Unglücksgefährten nicht zu vergessen, und früher, wie dieser, in Freyheit gesetzt, ihm eine Pension auswirkte, von der Spaun bis zu seinem Tode lebte. „C'est Spaun ou le diable!" schrie der Minister jehn Jahre später, als bey seiner Anwesenheit in München Spaun ihn zu besuchen kam, und an der Zimmerthür das alte Manöuver begann.

Spaun genoß hier allgemeine Achtung. Den minder Begabten, die selbst keine Meynung haben, und sich gern bequem und wohlfeil eine aneignen, imponirte sein Verstand und seine Gescheidtheit. Andere erblickten in ihm einen Apostel und Märtyrer des Liberalismus, und jede Beschlagnahme einer neuen Flugschrift stellte ihn in ihrer Meynung höher, und wenn auch Manchen das Gottlos Sonderbare seiner Erscheinung, seine Tadelsucht und der Umstand abstieß, daß er immer einer andern Meynung war wie die Uebrigen, so ehrten doch Alle den strengrechtlichen Charakter und den biedern Freymuth des Mannes, der sich in jedem Verhältnisse des Lebens gleich blieb. Spaun besaß unstreitig umfassende und gründliche Kenntnisse, zumal in allen Fächern des praktischen Lebens, oder im Bereiche der schönen Wissenschaften und Künste, überhaupt da, wo der Maaßstab des Verstandes und einer nüchternen Spekulation nicht mehr ausreicht, waren seine Ansichten gewöhnlich verkehrt, und sein Urtheil nicht selten ungereimt und nur mißerregend. Ich erinnere hier an seine Bekenntnisse über Goethe, die an Seltsamkeit alles Überbieten, was der Engländer Glower und der Pastor von Lieme über den Altmeister vorgebracht haben. — Spaun, nie verehelicht, wiewohl dreymal Bräutigam, erfreute sich noch im hohen Alter einer ungeschwächten Geschlechtskraft, obgleich seine körperliche in den letzten Jahren sichtbar abnahm. Noch wenige Tage vor seinem Hinscheide schrieb er an einer Broschüre, die er aber nicht mehr vollendete. Er starb bey vollem Bewußtseyn mit der Ruhe und Fassung des Weisen, dem der Tod kein Uebel ist. Friede seiner Asche!

— s.

Druckfehler.

In Nr. 37. S. 146. Sp. 2, Z. 30. st. Flutbstraße l. Flutbstraß'. Z. 32 und 33. st. Wenn l. Wann. S. 147. Sp. 2. Z. 1. st. Meer l. Meere. Nr. 38. S. 49. Sp. 2. Z. 17. st. trocknet l. trocknet. S. 155. Sp. 1. Z. 19. st. gemischt l. gemischet. Z. 22. st. die Sonnenschmelz l. die mit Sonnenschmelz. Z. 10. v. u. st. Stein l. Steine. Z. 5. v. u. st. derselben. l. denselben. S. 155. Sp. 2. Z. 16. st. zurückgelebrt l. zurückgekehrt.

Beylage: Literaturblatt Nr. 27.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Nro. 81.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 5. April 1826.

Wenn ihr's nicht fühlt, ihr werdets nicht erjagen,
Wenn es nicht aus der Seele dringt,
Und mit urkräftigem Behagen
Die Herzen aller Hörer zwingt.

Goethe.

Talma's Betrachtungen über Lekain und die Schauspielkunst.

Im Auszuge mitgetheilt von Pius Alexander Wolff.

Vorwort.

Die folgenden Betrachtungen Talma's über die Schauspielkunst hat mein hochverehrter Freund, Herr P. A. Wolff, jüngst bey seinem Aufenthalt in Nizza übersezt; doch nur, um Stunden der Muße und Einsamkeit mit einem ihm befreundeten Meister seiner Kunst zu verleben, und trostreiche Beschäftigung in einer Zeit zu finden, während welcher, zum Leidwesen einer großen und gebildeten Stadt, die Wiederherstellung seiner Gesundheit ihn von der Bühne entfernt hält. Daß diese Uebersetzung aber hier im Druck erscheint, geschieht (Herr Wolff will, daß ich es sage) auf meine inständige Bitte darum; und ich setze, selbst auf die Gefahr für anmaßend und eitel gehalten zu werden, eine Ehre darein und ein Verdienst. — Ein Verdienst, weil diese interessanten Betrachtungen des größten französischen Schauspielers über sich selbst, Lekain, und die Kunst, als Vorrede, einem Buche (memoires de Lekain) vorangehen sind, das wohl nicht so rasch als politische Broschüren und Romane einen Uebersetzer finden dürfte; — weil Talma hier über dramatische Darstellung ganz anders spricht, als es die übliche deutsche Ansicht von einem französischen Tragöden vermuthet; — und endlich, weil diese geistreiche Abhandlung nicht nur, wie der Uebersetzer sagt, den Genossen und Freunden seiner Kunst willkommen seyn werde; sondern weil Künstler, Kritiker und Publikum aus derselben etwas lernen können. Ja, in jener Stelle, wo Talma über die Auffassung und Darstellung grundböser Charaktere spricht, werden selbst die frömmelnden Gegner der Bühne über Dinge Belehrung finden, wovon ihre Hellseherey sich nichts träumen läßt. Sie werden, wenn sie diese noch nie entwickelten Thatsachen lesen, die ihnen völlig unbekannt sind, weil sie aus den innersten Tiefen eines schönen Künstlergemüths geschöpft sind — sie werden, sage ich, wenn sie diese Thatsachen lesen, von ihren ängstlichen Sorgen um die Moralität der Schauspieler befreyt werden — vorausgesezt nämlich, daß sie es in der Frömmeley noch nicht bis zu jener Stufe gebracht haben, auf welcher der Mensch eine Todsünde begeht, wann er mit Verstand liest.

Karlsruhe, 8. März 1826.

Ludwig Robert.

* * *

Lekain hatte am Anfange seiner Laufbahn großen Beyfall; seine Debüts währten siebzehn Monate. Eines Tages, als er bey Hof vor Ludwig XV. spielte, sagte der König nach der Vorstellung: „Dieser Mensch hat mir Thränen entlockt, mir, der ich niemals geweint habe.“ Dieses rühmliche Zeugniß bewirkte seine Anstellung bey der königlichen Bühne. Ehe er auf derselben erschien, hatte er sich bereits auf Liebhabertheatern einigen Ruf erworben; dort hatte ihn Voltaire gesehen und seiner Aufmerk-

Digitized by Google

samkeit werth gehalten, und von dort schreibt sich die Verbindung Lekains mit diesem großen Manne her.

Das System der Deklamation war damals eine Art Psalmgesang. Lekain, wider Willen dem Einflusse des Beyspiels unterwürfig, fühlte das Bedürfniß, sich von diesem einförmigen Vortrage loszumachen und die konventionellen Fesseln abzuschütteln, die sein feuriges Genie, das sich zu entwickeln strebte, auf alle Weise beengten; und ungeachtet des Zwanges, den er fühlte, war es doch endlich sein Mund, aus dem zum ersten Male die wahre Sprache der Natur auf der französischen Bühne ertönte. Sein Spiel voll starken, tiefen Gefühls und mittheilenden Feuers, zwar Anfangs wild und regellos, gefiel der Jugend, hingerissen durch die Heftigkeit seiner Bewegungen, durch die Wärme seines Vortrags und vor allem gerührt durch den Ausdruck einer tief tragischen Stimme. Die Verehrer des gewohnten Psalmgesangs, ihren veralteten Ansichten getreu, tadelten ihn bitter; sie nannten ihn den Stier. Sie fanden bey ihm nicht jene breite prächtige Deklamation, jenen singenden, bämmernden Vortrag, wo die tiefe Achtung für Cäsur und Reim die Verse in regelmäßigem Takte hielt. Sein Gang, seine Bewegungen, seine Stellung, seine Gebärden waren nicht edel, sie hatten nicht die Grazie unserer Väter, welche, an die Schönheiten der Menuet erinnernd, zu jener Zeit den vollkommenen Schauspieler beurkundete. Lekain, ein einfacher Mann aus dem Volke, der Werkstätte eines Goldschmidts entsprungen, war freylich nicht auf den Knieen der Königinnen erzogen, wie Baron behauptete, daß die Schauspieler es seyn sollten; aber die Natur, eine noch edlere Erzieherin, hatte sich bestimmt, ihm ihre Geheimnisse zu offenbaren.

Mit der Zeit gelang es Lekain alle die Unordnung aus seinem Spiele zu verbannen, welche Unerfahrenheit Anfangs in seine Darstellungen brachte. Er lernte seine Wildheit dämpfen, seine Bewegungen berechnen; doch wagte er es nicht, jenen taktmäßigen Gesang ganz aufzugeben, welcher damals als das Ideal der Deklamation betrachtet wurde, und welchen der Schauspieler selbst in dem Aufbrausen der Leidenschaft noch beybehielt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Bug Jargal.

(Fortsetzung.)

Die Flammen schienen indeß immer mehr um sich zu greifen, mein Oheim, der als Mitglied der Provinzialversammlung dazu befugt war, gebot mir, einen Theil meiner Truppen unter Befehl des Lieutenants in Acul zu lassen und mich mit den Uebrigen nach dem Kap zu begeben. Welch einen Anblick bot mir diese Stadt! Es war nach zwey Uhr nach Mitternacht — die schon nahen Flammen der brennenden Pflanzungen warfen eine furchtbare Helle in die Straßen der Stadt, der Wind trieb Wolken von brennendem Zuckerrohr und andern leichten Körpern über die Dächer, die bald das einzige Eigenthum der Menschen seyn sollten, die draußen ihre Güter zerstören sahen: die Schiffe im Hafen, gleicher Gefahr wie die Stadt ausgesetzt, lappten die Anker und steuerten seewärts, von dem Winde begünstigt, welcher die Stadt mit Verderben bedrohte. Die Kanonen des Forts, das Geschrey der Fliehenden, das Krachen der einstürzenden Gebäude betäubte mich; ich sann peinlich auf den Weg, den ich einzuschlagen habe, als ich den Kapitän der gelben Dragoner erblickte, unter dessen Anführung ich mich begab. Das Verderben hatte schon weit um sich gegriffen, jezt nahte es Limbé und dessen Nähe von Acul verdoppelte meine Angst. Ich eilte zu dem Gouverneur G. v. Blanchelande, um ihn um Befehle zu bitten, welche so schnell als möglich die Sicherheit von Acul bewerkstelligen könnten. Die vorzüglichsten königlichen Beamten und mehrere Mitglieder der Kolonialversammlung befanden sich bei ihm: man berathschlagte unter Gezank und Geschrey. Die unseelige Verschiedenheit der Farben trennte die Versammlung; durch Hochmuth der Weißen, Anmaßung der Farbigen artete jede Erörterung in Schmähung und Vorwürfe aus; der Sachbestand, den der Gouverneur aufzustellen suchte, überzeugte mich, daß die reichen Einwohner des Kaps zum Theil schon die grausamsten Maßregeln genommen hatten, sich ihrer Sklaven zu versichern: mehrere hatten sie alle ermordet, die mildesten hielten sie in festem Gewahrsam; die Maßregeln, welche jeder Einzelne vorschlug, waren eben so zwecklos als unzeitig, und mancher zeichnete sich durch scheußliche Grausamkeit aus. Ein reicher Pflanzer, C., der sich, weil er einigen blutigen Strafgerichten beygewohnt hatte, Bürgergeneral nennen ließ, rief: „ich habe die Empörung im Juni und Juli wohl zu dämpfen gewußt, indem ich auf die Staketen meiner Auffahrt fünfzig Negerköpfe statt Palmenbäumen aufpflanzen ließ. Laßt uns eine Uebereinkunft treffen und mit den Sklaven, die wir noch in Händen haben, die Stadt auf gleiche Weise vertheidigen.“ Man verstand den Unmenschen nicht gleich. Er sezte seinen Plan ohne Scheu auseinander: er wollte die ganze Ringmauer der Stadt mit den Körpern der noch unterwürfigen Sklaven bepflanzen, und durch diese die Empörer von ihr zurückschrecken. Der Vorschlag ward mit Abscheu verworfen, eben so verächtlich wiesen die Ersten in der Berathung die rachsüchtigen Meinungen des Farbigen zurück, mit dem ich einst einen Zweykampf gehabt hatte. Nach ganz nutzlosem Geschrey gewann des alten Herrn v. Rouvray Stimme die Oberhand; er war Marschall de Camp und einer der reichsten Besitzer der Kolonie, sein Rath ging dahin, die besten Truppen mit schwerem Geschütz ungesäumt gegen den größten Haufen der rebellischen Neger zu schicken, und in andern Kantonen, wo die Empörung noch nicht erklärt sey, sogleich Feldwächter zu errichten. Herr von Blanchelande nahm diesen Rath an und ertheilte

Digitized by Google

unverzüglich die zu dessen Vollziehung nöthigen Befehle, denen auch alle Partheyen, da sie den Andrang der Gefahr ansahen, gehorchten.

Endlich fand ich der Augenblick, vom Gouverneur die so ängstlich gewünschten Befehle für die Sicherheit von Aux zu erhalten, und eilte dann, obgleich die Müdigkeit einen Jeden, mich ausgenommen, niederdrückte, auf meine Heimath zu. Der Tag fing an zu grauen, es war mir kaum gelungen, meine Leute in Bewegung zu setzen, als ein gelber Dragoner den Weg daher sprengte und athemlos mir die furchtbare Nachricht brachte, daß meine Hülfe zu spät komme. Die Empörung war auf der Ebene von Aux schon ausgebrochen, die Milizen und Kolonisten hatten sich in das Fort Galifet geflüchtet und dieses ward jetzt von den Negern umringt. Ohne einen Augenblick zu verlieren, eilte ich mit meinen Leuten dahin. Dieses Fort hatte nur eine elende Verschanzung von Erdwällen, und für die Flüchtlinge war alles zu fürchten. Die Besitzungen meines Oheims standen schon alle in Flammen; das Feuer wogte über die Ebene, der Wind führte brennende Baumzweige über die glühenden Felder, das Knistern der Flamme, das Krachen der einstürzenden Gebäude ward von dem Geheul der wüthenden Sklaven übertönt. Ich hatte nur einen Gedanken, der den Untergang aller dieser Besitzungen ganz aus meiner Vorstellung verbannte — ich dachte nur an Maria — und mit welcher Angst, welchen Qualen, wäre ja unmöglich zu sagen! Zu ihrer Hülfe früh genug zu dem Fort zu gelangen, flehte ich zu Gott. Endlich bogen wir um eine Ecke des Weges, und sahen es vor uns. Die dreyfarbige Fahne wehte noch auf ihm, ein wohlunterhaltenes Feuer ward rund um von seiner Brustwehr unterhalten, ich schrie auf vor Freude, ermuthigte meine Gefährten, und wir sprengten neben dem Wohnhaus meines Oheims, das nahe dabey lag, auf dasselbe zu. Dieses Haus, das über dem Winde lag, war von den Flammen verschont, aber ein Blick dahin belehrte mich, daß es der Gewalt erlegen war, denn Thüren und Fenster waren zerstört, und aus ihnen, so wie von dessen Dach beschossen die Neger das Fort, dessen Wälle zu erstürmen, sich stolz abwechselnde Haufen der empörten Sklaven bemüht waren. Kaum an die erste Vertheidigungslinie angelangt, ordnete ich meinen kleinen Haufen, ermahnte ihn im Namen seiner Geliebten, die so wie die Meinen im Fort eingeschlossen waren, und war im Begriff das Zeichen zum Angriff der schwarzen Heerde zu geben — in diesem Augenblick erschallte ein lautes Geschrey im Fort, eine Rauchwolke hüllte urplötzlich dessen Mauern ein, sie wälzte sich eine Weile rund um sie her, indeß man ein Geräusch wie in einem Hafen vernahm, und wie diese Wolke sich zerstreute, sah man die rothe Fahne auf dem Fort wehen! — Es war Alles dahin! —

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Rom, 12. Februar.

Der Carneval ist aus. Man hat ihn dieses Jahr glänzender, das heißt mit mehr Lichtern, zu Grabe getragen, als vor zwey Jahren. In der That ist das Wachskerzenspiel, mit welchem der letzte Maskentag auf dem Corso geschlossen wird, das reizendste Schauspiel, welches man sehen kann. Angenommen, daß wenigstens die Hälfte der ganzen Bevölkerung Roms — das heißt, etwa achtzigtausend Menschen, auf dem Corso versammelt sind; so brennten hier wenigstens hunderttausend Lichter. Denn sehr viele Personen halten deren zwey, und ohnedem wird aus jeder Wohnung einer wohlhabenden Familie, abgerechnet die Lichter, welche die einzelnen Mitglieder anzünden, noch eine Art von Rad mit sechs, zwölf und mehrern Lichtern, in die Fenster, oder auf die Balkons gestellt. Diese hunderttausend Lichter in der ganzen Länge der Gasse, welche fast eine halbe Stunde beträgt, und in den Fenstern der Häuser in steter Bewegung zu sehen, gewährt einen Anblick, der sich nicht mit Worten beschreiben läßt. Die Wuth, sich einander die Lichter auszublasen, die Kniffe, welche dabey angewandt werden, die allgemeine Freude, welche an diesem Spiele gewonnen wird, besonders, die reizenden weiblichen Gesichter, welche, in der Nähe beleuchtet, doppelt schön erscheinen, alles dieß muß gesehen werden, damit man sich einen Begriff davon machen kann. Sonderbar, daß Niemand den Ursprung und die Bedeutung dieses Kerzenspiels kennt. Einige finden darin eine satyrische Anspielung auf die Gelegenheitsmacherey, worin, wie versichert wird, die Römer den übrigen Großstädtern Europa's nichts nachgeben; wirklich wird dieß Talent in der römischen Sprache durch die Ausdrücke: Saner (morzare) il lume, la candela, il moccolo, bezeichnet. Ich habe diese Erklärung schon früher angeführt. Jetzt scheint mir jedoch, daß die Bedeutung weniger gesucht und natürlicher sey: wie, wenn dadurch nichts anders, als das Begräbniß des Carnevals angedeutet werden sollte? Dieß dünkt mich, um so wahrscheinlicher, als ich dieses Jahr von allen Seiten: E morto, e sepellito il Carnovale, habe ertönen hören. In andern Städten, zum Beyspiele in Neapel, wird er wirklich in Gestalt einer Puppe, von Fackeln umgeben, begraben. Auffallend ist noch der Umstand, daß mit dem Schlage ein Uhr (eine Stunde nach Untergang der Sonne) alle Lichter verlöschen, und daß die Personen, welche deren etwa noch brennend erhalten haben, durch Pfeiffen und Tumult aller Art, gezwungen werden, sie auszublasen, so, daß in weniger denn zwey oder drey Minuten auf die glänzende Beleuchtung eine absolute Finsterniß folgt. Vielleicht ist hiers an keine Polizeyverordnung, sondern die stillschweigende Uebereinkunft des Publikums Schuld: das Spiel ist zu tumultuarisch und zu anstrengend, als daß es über eine Stunde aufgehalten werden könnte. Man sieht mehr denn eine Frau, welche sich den ganzen folgenden Tag über Schmerzen in den Armen beklagt. Während der französischen Okkupation ist das Kerzenspiel verboten, bey der Rückkehr Pius VII. aber sogleich wieder erlaubt worden.

Die Theaterunternehmer sollen, versichert man, gute Geschäfte gemacht haben. Daran ist keineswegs der Werth der Leistungen, sondern der Umstand Schuld, daß im ganzen vorigen Jahre kein Schauspiel Statt gefunden hat. Mit den Festini (den öffentlichen Bällen, wo maskirte und unmaskirte Personen zugelassen werden) hat es in beyden Theatern (Alibertí und Argentina) nicht recht fort wollen: durchaus leere Logen, dagegen ein erstickendes Gedränge, meistens vom Pöbel, im Parterre. Der niedrige Preis (für die ersten Male drey Bajocchi und hernach zwanzig Bajocchi) ist diesen Belustigungen nicht günstig: Die Beleuchtung war vortrefflich, ja verschwenderisch.

Digitized by Google

das Publikum hat sie auf den Kleidern mit nach Hause getragen. Die verdammliche Sitte, den dergleichen Festen das allerschlechteste Wachs zu nehmen, ist in ganz Italien üblich.

Besonders tumultuarisch ist es am letzten Carnevalstage, dem sogenannten fetten Dienstage, die ganze Nacht hindurch, selbst in den öffentlichen Speisehäusern, hergegangen. Freylich sollen diese Punkt zwölf Uhr, wo die Fasten anheben, geschlossen werden. Dieß geschieht auch. Wer aber einmal darin sitzt, geht vor dem folgenden Morgen nicht wieder hinaus. Es scheint, als ob die Polizey dieß Jahr, der Kürze des Carnevals wegen, dem Unwesen durch die Finger gesehen habe. Wie sehr sticht der folgende Mittwoch gegen den Dienstag ab! Das Volk, welches während des Carnevals, seine ganze Habe und Gut verzehrt hat, seufzet mit vollen Wangen, leeren Taschen und nackten Leibern (denn die Kleider sind entweder verkauft oder auf's Leihhaus getragen) wie ein Bild der Verzweiflung einher. Haufenweise stellen sie sich vor die Trattorien, und gaffen mit langen Hälsen hinein, um noch einmal die Plätze zu beschauen, wo sie sich in den vorhergehenden Tagen so gütlich gethan. Ein dicker Seufzer entquillt ihrer Brust, und hastig gehen sie von dannen, um einen Ort aus dem Gesichte zu verlieren, der ihnen noch gestern so viel Entzücken gewährt hat, sie aber heut mit Jammer erfüllt. Der spanische Platz, und die unmittelbar angrenzenden Straßen gewährten am Mittwoch ein nicht minder trauriges Ansehn. Was von Fremden, während des Carnevals in Rom anwesend gewesen war, ließ aufpacken und fuhr von dannen. Die Wirthe und die Vetturinbesitzer standen in den Thüren und sahen traurig nach.

Unter den Häuserbesitzern ist eine wahre Verschwörung gegen den Advokaten Fea, hinsichtlich seiner Brochüre über den übertriebenen Hauszins, welchen sie nehmen, ausgebrochen. Wo man hinhört und hinsieht, erschallen Deklamationen gegen diesen muthigen Inquilinentribunen. Man fragt, ob er vielleicht, nach Art der alten lex agraria, eine logem domesticam in Vorschlag bringen wolle, nach welcher die Hausbesitzer ihre Häuser, wenn auch nicht geradezu mit denen, welche keine haben, theilen, doch sie ihnen gratis vermiethen sollen, welches auf ein's hinaus liefe? Man fragt ferner, was ein Präsident der Altertümer (diese Charge bekleidet nämlich der Advokat Fea nebenbey) mit dem Miethzinse zu schaffen habe? Auf letzteres antwortet Hr. Fea sehr witzig: Eben weil die Prellerey, welche die Hausbesitzer an den Inquilinen verüben, ein altertümlicher Mißbrauch sey, habe er sich für verpflichtet gehalten, zu der Abschaffung, oder wenigstens Aufdeckung desselben, das Seinige beyzutragen. Es steht nun zu erwarten, welche Wirkung die Schrift des Hrn. Fea, welche übrigens von Citaten aller Art strotzt, ob sie gleich den Leuten hin und wieder in's Gewissen redet, hervorbringen wird. Eine Stelle in derselben verdient alle Beherzigung: Hr. Fea sagt, die christlichste aller Städte, diejenige, in welcher die meiste Religion gelehrt werde, solle und müsse sich schämen, so viele Wucherey, Betrug und Habsucht in ihrem Schoße zu nähren. Amen! Uebrigens hat der Verfasser, wie ich schon in meinem lezten Schreiben angeführt habe, den Ertrag seiner Schrift zum Wiederaufbauen der Paulskirche bestimmt.

Berlin, 4. März.

Was bisher nur in Privatgesellschaften dargestellt und in Romanen besprochen ward, ist uns nun auch von unserer Bühne herab gezeigt worden: lebende Bilder. Bild zu seyn, muß von jedem Mimen gefordert werden, und gefällige mannichfache Gruppirung wird nur zu sehr, besonders in Lustspielen, bey uns vernachlässigt. Sieht man nun ferner darauf, daß durch Lichteffekt, durch Hintergrund ꝛc. auch der Dekorateur sein Amt bey jenen lebenden Bildern zu verwalten hat, so möchte man sie nicht ganz von der Bühne verweisen können, und als Einschiebsel gelten lassen. Als solches wurden sie vorgestern auch durch ein Vorspiel angekündigt, in welchem ein Regisseur sich in lokalen Witzen über Krankheit der Schauspieler ꝛc., und der Theaterzettelträger über die Aeußerungen des Publikums geschmacks nur an Dekorationen und dergleichen Freude und Unterhaltung zu finden, des Breiteften ergoß, bis ein Quidam, ein Unbekannter, und wie es sich nachher zeigte, ein Arrangeur von lebendigen Bildern sich herzufand, und seine Dienste anbot. Es ward gelächelt, weil zum Lachen wenig Gelegenheit war. Bey den Bildern selbst ist zunächst die einsichtige Wahl der Gegenstände zu loben: Wandgemälde aus Herkulanum, raphaelische größere, auch von neueren Künstlern, Cornelius und Wegener, alles mehr plastische Gestalten; ferner ein rembrandtischer Lichteffekt, gleichfalls zweckmäßig, wenn er auch nicht vollendet gelang; zuletzt ein van Steen. Darstellung unmittelbarer Natürlichkeit. Aber das lezte Bild, Rekruten nach H. Vernet, verdarb den Eindruck aller früheren, weil hier immer plötzlich die Stellungen sich änderten, und das durch solch ein Automatenwesen herumkam, daß es, wie sehr auch das Publikum darüber lachte, dennoch widerlich blieb. Denn gerade bey diesen Darstellungen ist außer der Treue der Gruppirung, des Kostüms, des Faltenwurfs, die absolute Ruhe nothwendig. Das kleinste Zittern oder Schwanken erregt Angst und Schrecken im Zuschauer hervor, als würde plötzlich sich alles zerstören; die geringste Bewegung macht das Ganze zu gespenstiger Erscheinung. Daher waren die Gruppirungen der Gewänder höchst unzweckmäßig, denn die zitternden hellsten Lichtreflexe bewirkten außer der Bewegung noch falsche Lichteffekte, und störten auf jede Weise. Auch der begleitende Gesang hätte reiner zu dem Zuhörer herüberkommen sollen; bey ruhiger Betrachtung muß nicht das Mindeste störend hervorkommen. Naheliegende wollten sich auch über einige Köstlichere Gesichter unserer Tänzerinnen, die als Musen dastanden, entsetzen; zu Nutzen dieser Scharfsichtigen stellte doch ein Tausch vorgenommen werden. Stellung, Gruppirung, Faltenwurf der Gewänder, alles Plastische gelang vollkommen; nur das Licht war nicht überall richtig, was freylich in einem großen Hause, wo der Lampenschimmer von allen Seiten durchbricht, von höchster Schwierigkeit ist. Außerdem mögten wir noch bemerken, daß bey der Farbenlebendigkeit der Figuren auch die hintere Landschaft mehr hervortreten, und in lebhafterem, glänzenderem Kolorit gemalt seyn muß. In diesem Sinne war der Abschied vom Chrysbilden (v. Cornelius) die gelungenste Darstellung, außer den Wandgemälden aus Herkulanum, wo keine Landschaft seyn konnte. Von dem Pico'schen Raphael mit seiner Geliebten ward die Wiederholung verlangt, und das Bild machte durch seine Einfachheit und angedeutete Stelle auch den meisten Eindruck.

Bey dem folgenden Stück: Der Unschuldige muß viel leiden; Lustspiel in drey Aufzügen, nach dem Französischen von Theodor Hell, war es unmöglich, daß das Publikum der unschuldig Leidende wurde. Herr Blume war, um es passend auszudrücken, ordinär; alle Uebrigen dehnten und zogen und schleppten und zerrten an dem französischen Lustspiel umher, wie es nur deutsche, und besonders unsere gewöhnlichen Schauspieler im Stande sind, die vom französischen Lustspiel gerade so viel verstehen als die Franzosen von der deutschen Tragödie.

Heute Abend gibt der Tänzer Hoguet einen Wiener Maskenball. Daß doch alle andre Sitten in Berlin zum Vorschein kommen!

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Nro. 82.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, 6. April 1826.

Die Lustgebeg und Güter, die ich hatte,
Verlassen mich; von allen Ländereï'n
Bleibt nichts mehr übrig, als des Leibes Länge.
Was ist Pomp, Hoheit, Macht, als Erd und Staub?
Lebt, wie ihr könnt, ihr seyd des Todes Raub.

Bug Jargal.

(Fortsetzung.)

Ich schweige von dem Gefühl, was mich zerfleischte. Hätte ich meines Oheims Befehl, nach dem Kap zu gehen, abgewehrt, so wäre ich bey Marien geblieben, ich hätte sie vertheidigt, ich wäre für sie gestorben — meine Verzweiflung hatte das Peinliche der Reue. — Wir hatten uns bey dem Anblick der feindlichen Fahne mit Rachegeschrey unter die Negerhaufen geworfen, die, obschon Sieger und bey weitem zahlreicher wie wir, auf allen Seiten wichen, doch immer die Weißen, die sie mit sich schleppten, mordend, und ein Haufen von ihnen das Fort in Brand zu stecken bemühte.

An einem von dessen Eingangsthüren fand ich Thadäus von Wunden bedeckt, er sagte mir, daß sie sich bey der Annäherung meines Haufens für gerettet gehalten, als plötzlich Pierrot auf eine unbegreifliche Weise mitten im Fort erschien.... Und Maria? fragte ich mit brennender Ungeduld — und in diesem Augenblick schritt ein Neger hinter den brennenden Pallisaden hervor, er trug ein junges Weib, das in seinen Armen schrie und sich sträubte, ich erkannte Maria; es war Pierrot! — Ich schoß, ihm nacheilend, mein Pistol auf ihn ab, aber ein andrer Schwarzer hatte meine Bewegung wahrgenommen, er stürzte meiner Kugel entgegen, er sank entseelt und Pierrot entkam, mir einige unverständliche Worte zurufend, in das Dickicht des halbverbrannten Gehölzes. Fast zu gleicher Zeit sprang Nask über den Weg, er trug eine Wiege *) mit einem Kinde im Nacken — es war meines Oheims Jüngstgeborner — vor Wuth außer mir schoß ich ein zweytes Pistol auf ihn ab, verfehlte ihn und der Hund verschwand im Gehäge.

Meiner selbst nicht mehr bewußt, eilte ich der Spur des Negers nach, aber meine Kräfte waren erschöpft, Ermüdung, Rache, Angst, Verzweiflung hatte mich aufgerieben, ich stürzte sinnlos zu Boden. Wie ich wieder zu mir selbst kam, befand ich mich in Thadäus Armen, in meines Oheims zerstörtem Wohnhaus. „Sieg!" rief der treue Mensch, wie er mich wieder aufleben sah, „die Sklaven fliehen und der Kapitän lebt!" — „Wo ist Marie?" unterbrach ich, mich auffassend, sein Freudengeschrey, denn mit meinen Kräften kehrte die Erinnerung meines Unglücks zurück. Ich wußte Maria von Pierrot geraubt, aller Edelmuth, den ich in diesem Neger hatte kennen lernen, alle Treueschwüre, die wir gewechselt, waren in meinem Gedächtniß vernichtet, ich sah in ihm nur einen Empörer, einen Nebenbuhler, einen Todfeind. — Thadäus gestand mir, daß er vergeblich versucht habe, dem Hunde, der unzweifelhaft auf der Spur seines Herrn war, zu folgen, daß sich die Neger, so weit überlegen an der Zahl sie meinen Haufen gewesen, sich dennoch zerstreut hätten, daß aber der Brand auf meines Oheims Feldern ohne Rettung

*) Diese Wiege ist so klein, daß die Amme sie wie eine Laute mit einem Band um den Hals hängend trägt.

Digitized by Google

fortwüthete. Ich fragte nach meinem Oheim; schweigend führte er mich in sein Schlafzimmer — dort lag er im Schlaf ermordet auf seinem Lager, das Lager Adibra's, das sich beständig zu den Füßen seines Herrn befand, war ebenfalls mit Blut befleckt, und blutbefudelt lag die Gold besetzte Jacke des armen Narren daneben auf dem Boden.

Ich glaubte, der Zwerg sey als ein Opfer der Treue für seinen Herrn unter den Dolchen seiner, über sein besseres Loos neidischen, Mitsklaven gefallen; seine Leiche war nicht zu finden — sie konnte von den Empörern in die brennenden Felder geschleudert worden seyn, und reuig über den Widerwillen, den ich dem armen Geschöpf hatte in seinen Lebzeiten beweisen, befahl ich bey dem Begräbniß meines Oheims auch für die Seele des treuen Adibras eine Messe zu lesen.

Das Fort Galifet war zerstört, unsre Pflanzungen verschwunden, diese Trümmer nicht länger bewohnbar, wir kehrten demnach nach der Kapstadt zurück. Gleich bey meiner Ankunft überfiel mich ein bitziges Fieber, das die natürliche Folge der gewaltthätigen Anstrengung war, mit der ich meine Gefühle im Zaum gehalten hatte. Meine Fantasien waren fürchterlich! Die blutigen Auftritte, die ich gesehen hatte, Mariens Entführung, das noch Schrecklichere, was ihr gefolgt seyn konnte, zermarterten mein Gehirn. Allein die Kunst der Aerzte, die Pflege des treuen Thadäus, die Kraft der Jugend siegten ob; ich genaß und sobald es meine Kräfte erlaubten, eilte ich, den Gouverneur um Dienste zu bitten. Er wollte mir die Vertheidigung eines Postens übergeben, allein ich flehte um die Erlaubniß, als Freywilliger in eine der Kolonnen zu treten, die zur Reinigung des Landes von Zeit zu Zeit gegen die Neger ausgeschickt wurden.

Das Kap war in der Eile befestigt, die Empörung machte furchtbare Fortschritte, die Neger von Port au Prince begannen sich zu bewegen, Biassou führte die von Limbé, London und Acul an, Jean François und Boukmann, der späterhin durch seinen tragischen Tod so bezeichnet wurde, standen an der Spitze andrer Kantone, und die Banden des Morne rouge hatten einen Anführer, der Bug Jargal genannt wurde — derselbe Name, den ich in der unseeligen Nacht des zweyundzwanzigsten Augusts von den Sklaven meines Oheims gehört hatte. Was man sich von diesem Bug Jargal erzählte, stach auf das Wunderbarste mit den Grausamkeiten der andern Negerhäuptlinge ab; während jene tausend Qualen ersannen, um ihre Gefangnen zu tödten, suchte dieser, sie zu retten und verschaffte ihnen Mittel, die Insel zu verlassen; die Andern verhandelten an spanische Fahrzeuge, die an dem Ufer kreuzten, die Habseligkeiten der geplünderten Flüchtlinge, Bug Jargal bohrte mehrere dieser Corsaren in Grund, mehrere auf Boukmann's Befehl schon auf das Rad geflochtene Kolonisten ließ er befreyen — und das Alles war nur der geringste Theil alle der schönen Züge, die ich von ihm hörte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Talma's Betrachtungen über Lekain und die Schauspielkunst.

(Fortsetzung.)

Mademoiselle Clairon, Granval und andere Künstler jener Zeit folgten, so wie er, dem System dieser schwülstigen und stark accentuirten Deklamation, die sie als anerkannt vorfanden. Sie brachten selbst in die Gesellschaft jenen feierlichen Ton mit, zu dem sie sich auf der Bühne verpflichtet hatten, gleichsam als fürchteten sie die Uebung darin zu verlieren; aber bey Lekain verloren sich dieser Schwulst, diese Vorrichtung, diese Feyerlichkeit in einem Spiel voll Wärme, in einem erhabenen, ergreifenden, die Seele erschütternden Ausdrucke. Mademoiselle Dumenil allein überließ sich ohne Rückhalt den Regungen einer Natur, welche die Kunst sich nicht unterwerfe konnte. Gleich Lekain mit jener herrlichen und seltenen Fähigkeit ausgestattet, sich lebhaft von den Leidenschaften der verschiedenen Charakteren durchdringen zu lassen, mit jenem tiefen Gefühle begabt, welches das wahre Talent bewährt, gab sie sich regellos den Regungen ihrer Seele hin. Unempfindlich für die Schönheiten der Konvention, sich zurückziehend vor der Kälte der Bewegungen, war sie unfähig, sich in das Joch der Gewohnheit und des Beyspiels zu fügen: obgleich fast immer bewundernswerth, wie vielen Tadel hatte sie deßhalb nicht zu ertragen! wie viele Blöße gab sie nicht der Eifersucht ihrer Nebenbuhlerin, deren Spiel, obgleich es immer eine große Künstlerin bewährte, ganz berechnet und bedacht, deren Deklamation, ganz taktgemäß, bey den Anhängern des alten Systems bey weitem größeren Beyfall erhielt! Hat der Neid nicht sogar zu behaupten gewagt, diese kunstlose Hingebung der Dumenil sey eine Wirkung der Trunkenheit! Elende Verläumdung, die es nicht einmal verdient, daß man sich die Mühe gibt, sie zu widerlegen.

Die Schauspieler jener Zeit, und Lekain selbst, welche einem Publikum gefallen wollten, das seit der Entstehung des Theaters an jenen schwülstigen Vortrag gewöhnt war, wie hätten sie durch eine allzukühne Neuerung wagen können, mit einem Male ohne Zwischengrade zu einer großen erhabenen, aber einfachen und wahren Natur zu gelangen? Der Erfolg dieser zu dastigen Versuche wäre sehr zweifelhaft gewesen, und hätte sie allzu großer Gefahr ausgesetzt: sie zogen es daher vor, lieber in der gewohnten Straße zu bleiben, als sich auf ungebahnten Wegen zu versuchen. Die Widersprüche, der Tadel, welche Madame Dumenil zu tragen hatte, erschreckten sie, und, obgleich sie

Digitized by Google

dieſelbe bewunderten, wagten ſie es doch nicht, ihre Kühnheit nachzuahmen.

Dieſe hergebrachten Regeln laſteten damals auf allen Gattungen der Talente; wie hätten ſich die Schauſpieler derſelben eher entziehen können, als die Dichter ſelbſt? Sieht man nicht die größten unter ihnen ſich unter dem Einfluſſe ihrer Zeit beugen, und Racine ſelbſt die Größe ſeines Genies derſelben unterwerfen? Viele ſeiner Helden tragen das Gepräge des Zeitalters Ludwigs des Vierzehnten und nicht jenes ihres Jahrhunderts.*)

Auch iſt zu bemerken, wie wenig Fortſchritte das Koſtüm zu Lekains Zeit gemacht hatte. Ohne Zweifel hielt er die Treue deſſelben für ſehr wichtig; man ſieht dieß aus ſeinen Bemühungen, es weniger lächerlich zu machen: und gewiß, die Wahrheit in den Kleidern und Dekorationen vermehrt die theatraliſche Täuſchung und verſetzt den Zuſchauer in das Zeitalter und das Land, wo die dargeſtellten Perſonen lebten. Dieſe Treue gibt ſelbſt dem Schauſpieler die Mittel in die Hand, jeder ſeiner Rollen ihre beſondern Züge zu leihen. Aber ein noch viel wichtigerer Grund läßt mich diejenigen für wahrhaft ſtrafbar betrachten, die dieſen Theil ihrer Kunſt vernachläſſigen. Die Bühne ſoll der Jugend gewiſſermaßen ein lebendiges Bild der Geſchichte darbieten, und jede Vernachläſſigung des Koſtüms entſtellt ſie nicht dieſelbe vor ihren Augen? Ich erinnere mich ſehr wohl, daß in meiner Jugend, als ich die Geſchichte las, meine Einbildungskraft mir die Fürſten und Helden ſtets ſo darſtellte, wie ich ſie auf der Bühne geſehen hatte. Ich malte mir Bayard in einem fleiſchfarbenen Rocke, ohne Bart, gepudert, friſirt wie ein Stutzer des achtzehnten Jahrhunderts. Ich ſah Cäſar in ein weiß ſeidenes Kleid gepreßt, ſein langes Haar mit Bändern und Schleifen geknüpft. An die Stelle der Einfachheit des antiken Koſtüms trat ein Ueberfluß von lächerlichen Stickereyen, und ich glaubte, daß das Gewebe von Sammet und Seide in Athen und Rom ſo gewöhnlich ſey, als in Paris und London. Es gelang Lekain nur zum Theil, das Lächerliche dieſer Kleidung zu entfernen, ohne das Koſtüm einführen zu können, deſſen man ſich hätte bedienen ſollen. Zu jener Zeit war dieſe Wiſſenſchaft ganz unbekannt, ſelbſt den Malern. Die Statuen, die alten mit Bildern verzierten Handſchriften, die Denkmäler waren wie jetzt vorhanden, aber man zog ſie nicht zu Rathe. Es war die Zeit der Voucherś und Vanloos, die ſich hüteten, in der Anordnung der Gewänder dem Beyſpiele Raphaels und Pouſſins zu folgen. Erſt als unſer berühmter David erſchien, beſchäftigten ſich die Maler und Bildhauer, und vorzüglich die jungen Leute unter ihnen, mit dieſen Nachforſchungen. Da ich mit den meiſten derſelben in Verbindung lebte, und von dem Nutzen überzeugt war, den dieſes Studium der Bühne bringen könnte, legte ich mich mit einem ungewöhnlichen Fleiß darauf. Ich wurde auf meine Weiſe Maler. Ich hatte viele Hinderniſſe und Vorurtheile zu beſiegen, weniger von Seiten des Publikums, als von Seiten der Schauſpieler, aber der Erfolg krönte meine Anſtrengung, und ohne zu fürchten, daß man mich des Eigendünkels beſchuldige, kann ich behaupten, daß mein Beyſpiel einen großen Einfluß auf alle Theater in Europa ausgeübt hat. Lekain hätte ſo viele Schwierigkeiten nicht überwinden können, der Zeitpunkt war noch nicht gekommen. Wie hätte er es wagen dürfen, nackte Arme auf der Bühne zu zeigen, die antike Fußbekleidung, Haare ohne Puder, lange Gewänder, wollene Kleider? Wie hätte er es gewagt, den Begriff von Schicklichkeit zu jener Zeit ſo zu verletzen? Dieſe ernſte Tracht wäre damals als unſauber, und vor allem als unſittlich betrachtet worden. Lekain that alſo alles, was er vermochte, und die Bühne iſt ihm deßhalb Dank ſchuldig. Er hat den erſten Schritt gethan, und das, was er gewagt hat, hat uns den Muth gegeben, mehr zu wagen.

(Die Fortſetzung folgt.)

*) Ein merkwürdiges Geſtändniß aus dem Munde des erſten franzöſiſchen Schauſpielers: Talma führt vier ſchlagende Beyſpiele an, wie Pylades z. B. den Orest mit „Herr und „Ihr“ reſpektvoll anreden muß, während dieſer ſeinen Freund duzen darf — und wie Nero zu Junia im Tone jener ſüßlichen Galanterie ſpricht, die den Hof Ludwigs des XIV. charakteriſirt.

Rk.

Zu das Stammbuch eines jungen Dichters.

Wohl iſt es ſchön, des Liedes Perlen reih'n;
Doch ächte müſſen es, nicht falſche ſeyn.
Soll Welt und Nachwelt deines Sangs ſich freu'n,
Der Wahrheit folg', und nicht der Mode Schein.

Et.

Korreſpondenz-Nachrichten.

London, Anfangs März.

Ich habe Sie ſo oft über den traurigen Zuſtand unſrer Handelswelt unterhalten, daß ich mir jetzt auch das Vergnügen machen muß, Ihnen zu melden, daß derſelbe ſich gottlob zu beſſern ſcheint. Die Bank von England hat es ſeit Kurzem unternommen auf Waaren, aber noch öfter auf perſönliche Sicherheit, Vorſchüſſe zu machen; dieſe Maßregel, welche natürlich mehr Geld unter das Publikum gebracht, hat auch etwas von dem verlorenen Zutrauen zurückgeführt, und man fängt wieder an, zu glauben an das Schlimmſte ſey überſtanden. Die meiſten neulichen Fallimente haben in dem Zeitenhandel Statt gefunden; doch fangen die Seidenfabrikanten wieder an Muth zu faſſen, und zwar vorzüglich deßwegen, weil ſie das Parlament ſo feſt ſehen, und nicht mehr hoffen dürfen, der Nation eine Entſchädigung abzugewinnen, und ſie geſtehen ganz offen, daß es gewiſſe Gegenſtände in der Seidenmanufaktur gäbe, mit welchen ſie, ſelbſt bey einer niedrigeren Abgabe, mit den Franzoſen wetteifern könnten. Freylich ſtehen noch immer viele Fabriken ſtill, und die Arbeiter, welche gewiß ſehr große Noth zu leiden haben, ſind hier und da offenbar zum Aufruhr ge-

zeigt, aber die Regierung hat solche starke Truppenabtheilungen in die bedrohten Gegenden einrücken lassen, daß es wohl zu keinem Ausbruche kommen dürfte.

Vor wenigen Tagen wurde plötzlich die Einförmigkeit von „schlechten Zeiten," „Bankrotten" und „Seidenwebern," die Themata des Tages, durch einen außerordentlichen Vorfall unterbrochen, welcher unsere neuigkeitsüchtigen Cockneys (badaud) in Bewegung brachte. Der große Elephant nämlich, in der sogenannten Exeter-Exchange (ein altes schwerfälliges Gebäude, worin unsere größte und auserlesenste Thier- und Vögelsammlung in Großbritannien, und diese noch dazu Privateigenthum, im ersten und zweyten Stocke eingezwängt ist, der ohne Weibchen schon seit 17 Jahren in einem Behälter eingesperrt gewesen, in dem er sich kaum umdrehen konnte, und wo er wirklich vor Kurzem bey einer raschen Wendung seinen Aufseher, einen Deutschen, gegen die Wand zerdrückte, dieser Elephant nun wurde rasend wild, fing an mit Vorderfüßen und Rüssel gegen die drey Fuß im Umfange haltenden und stark mit Eisen beschlagenen Balken seines Behälters zu schlagen, bis einer derselben wirklich zu weichen anfing, und der Eigenthümer besorgend, daß das Unthier sich endlich befreyen, und dann die übrigen Behälter im Saale zertrümmernd, auch die dort eingesperrten Löwen, Tiger, Panther, Hyänen u. s. w. freylassen möchte, beschloß, es erschießen zu lassen. Vierzehn Personen fingen hierauf zu feuern an, und thaten 152 Schüsse (so wenigstens versichert man), ehe sie das Thier zu Boden bringen, und ihm dann mit einem an einer Flinte gebundenen Säbel den Garaus machen konnten. Sie mögen sich denken, welch ein Aufsehen eine solcher Lärm in einer der besuchtesten Straßen in London, mitten am Tage, machen mußte; es hatte sich wirklich ein solche Menge Menschen zusammengezogen, daß kein Fuhrwerk mehr passiren konnte, und mehrere Polizeydiener die größte Mühe hatten, die Zudringlichen zu verhindern, die Thüre zu der Thiersammlung, die man aus Vorsorge versammelt hatte, einzubrechen und gewaltsam hinaufzudringen. Denn trotz dem daß sich das Gerücht verbreitet hatte, alle die Thiere wären losgekommen, und man hätte eine ganze Kompagnie Soldaten herbeygeholt (zwey Mann hatte man wirklich vom nahen Somersethaus gerufen!) die sie erschießen müßten, und folglich das Hineingehen mit der größten Lebensgefahr verbunden gewesen wäre, siegte doch die Neugierde sehr über die Lust zum Leben, daß viele eine und zwey Guineen boten, wenn man sie nur hinauf ließe. Dieß gestattete man aber erst, nachdem das Thier schon todt war, und, obgleich nur zu dem gewöhnlichen Einlaßpreis von einem Schilling muß der Eigenthümer doch so viel gelöst haben, daß er für seinen Verlust wohl hinlänglich entschädigt ist. Anfangs mußten es sich die Neugierigen gefallen lassen, im Blute zu waten; dieß ward aber bald an den Schuhen weggetragen, und der Zudrang dauerte von Mittwoch bis Samstag Abend fort, wo der Gestank unerträglich ward, und die Polizey die Hinwegschaffung des Aases anbefahl. Dieß geschah am Sonntage, wo man, wie man versichert, an 8000 Pfund Fleisch wegführte, ohne die Haut, welche an 2000 Pfund gewogen haben soll, und für fünfzig Pfund Sterling verkauft worden ist. Die Hinwegschaffung mußte natürlich Stückweise geschehen, und fand erst nach einer wissenschaftlichen Zergliederung Statt, welche in Gegenwart vieler Aerzte und Wundärzte, worunter auch Dr. Spurzheim, gehalten wurde. Er war ungefähr zwey-und-zwanzig Jahre alt, und wurde immer um diese Jahreszeit unruhig, man pflegte ihn dann hungern zu lassen, und zu laxiren, welches letztere, wie man sagt, durch die Eingebung von 100 Pfund Salz in einem Tage bewerkstelligt wurde. Nach der Hinwegschaffung des Fleisches wurden die Knochen dem Publikum gezeigt, und da diese jetzt weggeschafft sind, um gereinigt und gehörig zum Gerippe zusammengesetzt zu werden, begnügen sich die Neugierigen den zerschlagenen und blutigen Behälter des Thieres zu beschauen.

Einen anderen Gegenstand der Anziehung hat während zweyer Abende der berühmte Künstler des Freyschützen im Covent-garden Schauspielhause bey den Oratorien gebildet, wo mehrere Stücke aus dem Freyschützen, und andere seiner Arbeiten unter seiner Leitung aufgeführt wurden. Der große Meister ward mit dem schmeichelhaftesten Beyfall von dem Publikum aufgenommen, und man glaubte unter seiner Leitung, in den so oft gehörten Stücken, neue Schönheiten zu erkennen. Hr. von Weber arbeitet jetzt an einer neuen Oper, die sich auf die Fabel vom Oberon gründet, die zuerst in Coventgarden gegeben werden soll, und wir sehen ihr mit Sehnsucht entgegen.

Ich fürchte immer mehr, daß es Hrn. Heilbronn nicht gelingen werde, die Stettersche Sammlung zu verkaufen, wenigstens nicht zusammen. Für die Linnéische und Agricultur-Gesellschaften ist sie nicht wissenschaftlich genug, und anderen Gesellschaften, oder Privatpersonen fehlt es entweder an dem nöthigen Geschmack oder Gelde, um sie an sich zu bringen. Auch hält es hier so schwer, das Daseyn einer solchen Sache bekannt zu machen, besonders ohne eine öffentliche Ausstellung, wozu Hr. Heilbronn sich nicht gern entschließen mag. Er schickte demnach Rundschreiben an die vornehmsten Personen in der Stadt, und lud sie zu einer freyen Besichtigung der Zeichnungen; er verfehlte es aber dabey in drey Punkten: erstens schickte er die Briefe durch die Zweypfennig (oder kleine Stadtpost für London und die Umgegend), damit sie um so sicherer ankommen möchten, und nicht durch einen Lohnlakai. Aber er hätte wissen sollen — und jeder Ausländer, der hierher kömmt, sollte es wissen und sich darnach richten — daß die meisten der hiesigen Vornehmen keine Briefe von dieser Post annehmen oder ihre Bedienten hatten!! zweytens schöpft der Engländer Verdacht, daß es etwas gegen seine Börse im Hinterhalt liege, wenn ihm ein Fremder etwas umsonst anbietet; und drittens verlangte Hr. Heilbronn, da sein Zimmer nicht sehr groß wäre, daß sich die Herrschaften einen Tag vorher ansagen lassen möchten, ein Zumuthen, das entweder ihren Stolz oder ihre Bequemlichkeitsliebe beleidigt hat — und die Folge von allem war, daß ihm mehrere Briefe zurückgeschickt worden, und sehr wenige Personen von den höheren Klassen gekommen sind. Diejenigen aber, welche kamen, waren von der Schönheit der Zeichnungen entzückt, wie es auch nicht anders zu erwarten war.

Die artige Geschichte des jungen Reitjägers, wozu Goethe eine Einleitung geschrieben, ist bey Kolburn übersetzt erschienen. Die Uebersetzung aber ist schlecht, und der Uebersetzer ist nicht so ehrlich gewesen, daß er Goethe genannt, oder auch nur angegeben, daß das Büchlein Uebersetzung ist, obgleich ein jeder Literaturkenner das an den ersten zwey Zeilen ausfinden muß.

Eine indische Zeitung erwähnt als einen neuen Beweis von der Zuverlässigkeit des Einimpfens, daß während fünf Monate in einer Gegend, wo die Blattern seuchenartig wüthteten und viele Menschen wegrafften, unter 33000 Soldaten, theils Europäer, welche gewöhnlich schon zu Hause geimpft worden, und theils Sepoys, welchen die Pocken eingeimpft werden, sobald sie zum Regimente kommen, nicht mehr als einer auf 400 von der Krankheit ergriffen worden, und nicht mehr als einer auf 2.600 starben. Eine andere dortige Zeitung, daß in einer Woche in und um Calcutta sieben Wittwen sich den Flammen überliefert, und unter diesen drey Frauen eines Mannes!

(Der Beschluß folgt.)

Beylage: Kunstblatt Nr. 28.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Nro. 83.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, 7. April 1826.

Erweitert jezt ist des Theaters Enge.
In seinem Raume drängt sich eine Welt;
Nicht mehr der Worte rednerisch Gepränge,
Nur der Natur getreues Bild gefällt.

Schiller.

Talma's Betrachtungen über Lekain und die Schauspielkunst.

(Fortsezung.)

Die Natur muß stets das Vorbild des Schauspielers seyn, der beständige Gegenstand aller seiner Studien. Lekain fühlte, daß die glänzenden Farben der Poesie nur dazu dienen, den Schönheiten der Natur mehr Größe und Majestät zu verleihen. Es war ihm nicht unbekannt, daß Gemüther von gewaltigen Leidenschaften bewegt, solche, die von großen Schmerzen gedrückt sind, oder welche ein großes politisches Interesse bewegt, eine erhabenere idealere Sprache führen, aber daß diese Sprache immer die Sprache der Natur ist; und diese edle, beseelte, erhöhte und doch zugleich einfache Natur muß das Studium des Schauspielers wie des Dichters seyn. Unter der großen Zahl der Schauspieler aller Länder haben nur wenige dieser Natur, dieser Wahrheit nachgestrebt, und doch hat Molière in seinem Impromptu de Versailles und in den Fourberies de Scapin, und vor ihm schon Shakspeare, durch Hamlets Mund, den Schauspielern ihrer Zeit treffliche Lehren gegeben. Wie kommt es denn, daß ungeachtet der Lehren dieser beyden großen Maler, und gewiß ungeachtet der Meynung vieler ihrer Zeitgenossen, dieses falsche System einer hochtrabenden Deklamation sich auf den meisten Theatern Europas festgesezt hat, und als das einzige Vorbild theatralischer Nachahmung ausgerufen wurde? Weil in allen Künsten die Wahrheit zu finden und zu erreichen das Schwerste ist *). Der Marmorblock enthält die Bildsäule der Minerva, aber nur der Meißel des Phidias konnte sie entdecken. Weil diese Fähigkeit nur wenigen Schauspielern verliehen ist, und die Mittelmäßigkeit die Mehrzahl einnimmt, so hat sie ein Gesez daraus gemacht, und diese falsche Nachahmung ihrer Schwäche mit der Zeit als einziges Vorbild aufgestellt.

Man erlaube mir, hier eine Beobachtung aufzuzeichnen, welche mir die großen Begebenheiten der Revolution geliefert haben, deren gewaltige Krisen mir oft zum Studium dienten.

Der feine Weltmann, wie der Mann aus dem Volke, so verschieden sie in der Wahl ihrer Ausdrücke seyn mögen, haben oft in den großen Aufregungen des Gemüths nur einerley Sprache. Der eine vergißt seine gesellschaftlichen Manieren, der andere verläßt seine gemeinen Formen; der eine steigt zur Natur herab, der andere hinauf; Beyde legen den künstlichen Menschen ab, um nur wahre Menschen zu seyn. In der Stärke gleicher Leidenschaften oder

*) Vielleicht auch, weil diese transitorische Kunst, die allen festen Anhalt entbehrt, nach einem solchen das unabweisbare Bedürfniß fühlt; um nur nicht ganz und gar der Willkür der einzelnen Ausübenden preisgegeben zu seyn. Daher darf auch in Frankreich ein Schauspieler vom zweyten Range seine Rolle nicht freiren. Wir Deutsche seyen in dieser Maxime die Erbötung der Kunst; aber bis zu dem negativ-feststehenden sollten wir es doch auch bringen!

Rt.

Digitized by Google

gleicher Schmerzen werden die Ausdrücke des einen wie des andern häufig die nämlichen seyn.

Stellen wir uns eine Mutter vor, deren Blicke auf die Wiege eines Kindes gerichtet sind, das sie so eben verlor: starre Gedankenlosigkeit in den Zügen, einzelne Thränen, die über ihre Wangen herabrollen, ein herzzerreißender Schrey, ein krampfhafter Seufzer, der ihr von Zeit zu Zeit entfährt, werden den Schmerz des Bürgerweibes wie der Herzogin bezeichnen. Eben so der Bürger wie der Hofmann, Beyde in einem gewaltsamen Ausbruche der Eifersucht oder der Rache; so verschieden sie in ihren Gewohnheiten seyn mögen, sie gleichen sich in ihrer Wuth. Ihre Blicke, ihre Züge, ihre Geberden, ihre Stellungen, ihre Bewegungen erhalten plötzlich einen großartigen feyerlichen Charakter. Beyde des Pinsels des Malers wie des Studiums des Schauspielers gleich würdig; der Wahnsinn ihrer Leidenschaft legt vielleicht einem wie dem andern sogar Worte in den Mund, Ausdrücke von solcher Erhabenheit, die es verdienen, von dem Dichter beachtet und gesammelt zu werden.

Große Bewegungen der Seele erheben den Menschen zu einer idealern Natur, welchen Stand ihm das Schicksal auch angewiesen haben mag. Die Revolution, die so viele Leidenschaften in Bewegung setzte, hatte sie nicht Volksredner geschaffen, die durch erhabne Züge, durch ungesuchte Beredtsamkeit in Erstaunen setzten, durch einen Ausdruck und Vortrag, den Lekain selbst nicht verläugnet haben würde?

Lekain fühlte, daß die Kunst des Schauspielers nicht darin bestehe, die Verse mit mehr oder weniger Wärme und Nachdruck vorzutragen; daß diese Kunst, wenn sie sich in allen ihren Theilen vervollkommnet, die Dichtungen der Scene verwirklichen könne. Um aber zu diesem Ziele zu gelangen, muß der Schauspieler von der Natur ein zartes Gefühl, und einen tiefen Verstand erhalten haben; und Lekain besaß Beydes in hohem Grade.

Das Gefühl ist nicht blos jene Gabe, wodurch sich der Schauspieler selbst leicht bewegt, sein ganzes Wesen auf eine Weise erschüttert, daß der Ausdruck, die Accente des Schmerzes, welche die Theilnahme der Herzen erwecken, und dem Zuhörer Thränen entlocken, sich seinen Zügen, und vor allem seiner Stimme einprägen; ich verstehe unter Gefühl auch die Wirkung, die es erzeugt, die Einbildungskraft, deren Quelle es ist; — nicht jene Einbildungskraft, die darin besteht, Erinnerungen zu bewahren, die den Gegenständen in der Gegenwart gleichen, dieß ist eigentlich nur Gedächtniß; aber jene Einbildungskraft, die schaffend, handelnd, waltend die Eigenschaften verschiedener wirklicher Gegenstände in einen erdichteten Gegenstande zu versammeln vermag; die den Schauspieler zu der Begeisterung des Dichters erhebt, ihn in vergangene Zeiten versetzt, dem Leben geschichtlicher oder erdichteter Personen beygesellt, die wie durch einen Zauberschlag ihm ihre Züge, ihre Gestalt, ihre Sprache, ihre Gewohnheiten, alle Schattirungen ihres Charakters, alle Bewegungen der Seele, bis auf die kleinsten Eigenthümlichkeiten offenbart. Ich verstehe unter Gefühl auch noch jene Gabe der Geisteserhebung, die den Künstler durchlodert, sich seiner Sinne bemächtigt, bis in den Grund der Seele erschüttert, und ihn in die tief-tragischen Auftritte, in die fürchterlichsten Leidenschaften eingehen läßt, als wären sie seine eigenen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Bug Jargal.

(Fortsetzung.)

Bug Jargal war es, den der Gouverneur vor Allen in seine Gewalt zu bringen wünschte. Dreymal waren schon ansehnliche Truppenabtheilungen gegen ihn ausgeschickt worden, und jedesmal hatten sie eine vollständige Niederlage erlitten; bald ward dem Gouverneur die Nachricht gebracht, Bug Jargal habe den Morneruge verlassen und führe seine Haufen durch das Gebirg, um sich mit Biassou zu vereinigen. „Jetzt ist er in unserer Gewalt!“ rief Herr von Blanchelande voll Freude, und den andern Morgen rückte die Kolonialarmee gegen ihn aus. Die Rebellen zogen sich bey unserer Annäherung schleunig von Port Margot und Fort Galifet, welches sie aufs neue befestigt und mit schwerem Geschütz versehen hatten, zurück, alle ihre Banden zogen in das Gebirg. Der Gouverneur glaubte sich seines Siegs gewiß, wir schritten durch die versengten Ebnen, auf denen ehedem unser Wohlstand geblüht hatte, und wo jetzt keiner von uns — nicht einmal mehr eine Spur seines Wohnplatzes antraf.

Durch Urwälder und Felsengewinde gelangten wir den dritten Tag in das Thal der Grande Rivière, und glaubten, der empfangenen Kunde gemäß, die Neger zwanzig Meilen tiefer in den Gebirgen entfernt. Unser Lager ward auf einer Uferhöhe aufgeschlagen, wo es freylich nicht sehr sicher stand, aber wir glaubten, nichts besorgen zu dürfen. Der Platz war von allen Seiten von mauersteilen, mit Wäldern bedeckten Felsen bedeutet, die Grande Rivière strömte, in ein tiefes Bett eingezwängt, hinter unserm Lager, seine steilen Ufer waren mit Gebüschen bedeckt, ja selbst seine Wellen hie und da durch Rankengewächse und Gezweige dem Auge entzogen. Die Nacht sank herab, nichts als das Geschrey der Kraniche und der feste Schritt der Schildwache unterbrach das tiefe Schweigen um uns her; plötzlich drang der furchtbare Schlachtgesang der Wilden überhalb unsrer Häupter in unser Ohr, in eben dem

Augenblick loderten die Bäume der Felsgipfel in Flammen auf und ihr falbes Licht zeigte die benachbarten Höhen von Negern und Mulatten bedeckt. — Biassous Bande hatte uns überfallen. Wir eilten zu den Waffen, unsere Offiziere bemühten sich, die Reihen zu ordnen, und die Neger, ohne die Unordnung, in der sie uns überraschten, zu benutzen, standen unbeweglich und sangen ihren furchtbaren Gesang.

Ein einzelner Wilder von riesenmäßiger Größe erschien allein auf dem höchsten Gipfel der vordern Felsspitzen, eine rothe Feder hing über seinem Haupte, er hielt eine rothe Fahne in der Hand — ich erkannte Pierrot! Hätte ich eine Flinte zur Hand gehabt, würde mich die Wuth vielleicht zu einer Niederträchtigkeit hingerissen haben — der Wilde wiederholte die Schlußworte des Schlachtliedes, pflanzte seine Fahne auf den Felsen, schleuderte sein Beil mitten unter uns und stürzte sich in den Fluß, in dem er verschwand. Ich schrie laut auf, denn ich glaubte, sein Tod habe mich um meine Rache betrogen. Nun begannen die Wilden den Angriff. Felsstücke wurden auf uns herabgerollt, ihre Kugeln, ihre Pfeile trafen uns, unfähig zur Vertheidigung, unfähig zum Angriff, und richteten unter meinen, aus Wuth heulenden Gefährten eine grauenvolle Niederlage an. Und jezt erscholl hinter uns vom Fluß her ein furchtbar Getöse. Die gelben Dragoner, die sich durch ihre Stellung den rollenden Felsblöcken am meisten ausgesezt sahen, waren durch meines getreuen Thadäus Vorschlag auf den Einfall gekommen, sich unter das überhangende Buschwerk des Ufers zu begeben. Kaum hatte sich der Erste unter das Laubdach herabgelassen, so sah er sich angegriffen und ihren Kameraden nacheilend, fanden sich unsere Krieger von einem Schwarm im Flusse unter den belaubten Ranken verborgenen Wilden umringt. Das seltsamste Gefecht fand hier Statt. Bald schwimmend, wo die Tiefe des Flusses es erlaubte, bald festen Fußes auf dem felsigen Strombett, kämpften beyde Theile mit wüthendem Grimme; mein guter Thadäus — denn von ihm weiß ich die Umstände dieses blutigen Auftritts — erblickte mitten im Fluß einen mächtig großen Neger, der sich wie ein Dämon gegen einen ganzen Haufen der Unsrigen vertheidigte, beym Schimmer des Waldbrandes erkennt er Pierrot, er eilt auf ihn zu, meiner Rache gedenkend; der Wilde hebt den Dolch gegen ihn, sieht ihn an und ergibt sich ihm, statt ihn zu durchbohren — zugleich rief er den Seinen einige unverständliche Worte zu, diese tauchten in einem Nu in die Wellen und waren vor den Augen unserer Streiter verschwunden. Während dieser seltsame Auftritt vorging, war es mir mit einigen meiner Gefährten gelungen, von Busch zu Busch so hoch in den Felsen hinanzuklettern, daß wir uns in gleicher Höhe mit den Schwarzen befanden; die Unsrigen folgen unserer Spur, bald war die Höhe von unsern Milizen bedeckt, und wir begannen lebhaft zu feuern.

(Die Fortsetzung folgt.)

Erotische Tändeleyen

von Wilhelm Müller.

Der neue Ikarus.

In dem goldnen Labyrinthe deiner Locken eingefangen,
Hab' ich meine arme Freyheit in den Schlingen aufgehangen.
Denn wie sollt' ich es versuchen, aus den holden Irrgewinden
In dem Dämmerlicht der Träume wieder mich herauszufinden?
Könnt' ich auch aus Wachs mir Flügel, wie ein Dädalus, bereiten,
Wohin anders würd' ich diese, als nach deinen Sonnen breiten?
Bis die Federn mir zerschmölzen an den allzunahen Strahlen,
Und ich stürzt' aus meinem Himmel in das dunkle Meer der Qualen.

Korrespondenz-Nachrichten.

London, Anfang März.

(Beschluß.)

Am 24sten Juli wurde zu Arracan im burmanischen Reiche von den brittischen Offizieren eine Freymaurerversammlung gehalten, wohl der erste Strahl des Lichts in jenen trüben Gegenden des Aberglaubens und der Unwissenheit. Passende Sinnsprüche und Sprüche sollen dabey den Saal geziert haben, und wie es scheint haben die dort liegenden Brüder um die Erlaubniß angesucht, eine Loge dort bilden zu dürfen unter dem Titel: Licht und Sieg! Es gibt in Indien ein Geschlecht, Nats oder Luftspringer, welches in Vielem unseren Zigeunern zu gleichen scheint. Die Mitglieder desselben bekennen sich gewöhnlich zur mahomedanischen Religion, haben aber so wenig von gottesdienstlichen Gebräuchen, daß man sie für nicht viel besser als Gottesleugner. Sie begraben ihre Todten sehr nachlässig, und man findet sie oft betrunken auf den frischen Gräbern ihrer Verwandten liegen. Wenn sie sich verheirathen wollen, so zeichnen der Bräutigam und die Braut einander die Stirne mit Röthel, schlingen ihre kleinen Finger in einander, und das Bündniß ist geschlossen. Wenige von diesen Menschen leben über vierzig Jahren, ja die meisten sterben vor ihrem dreißigsten Jahre, welches theils von ihrer zwanglosen Ausschweifung, theils von der Mühe und Anstrengung, der sie in ihrer Jugend unterworfen, herrührt. Die Weiber sterben gewöhnlich, nachdem sie vier oder fünf Kinder zur Welt gebracht.

Das zweyte Heft von den Verhandlungen der königlichen Asiatischen Gesellschaft von Großbritannien und Irland, enthält unter andern sehr gelehrten und wichtigen Aufsätzen eine Nachricht von dem verstorbenen Dr. Milne über eine chinesische Carbonari-Sekte, die aber ihr Geheimniß so wohl zu bewahren gewußt hat, daß man von ihren Gebräuchen sehr wenig, und selbst ihrem Namen nicht mit Gewißheit weiß. Man glaubt sie nennen sich Sanhohwuy, d. h. die Gesellschaft der vereinigten drey, nämlich Thien, Te und Jin.

Himmel, Erde und Mensch, die drey Kräfte der Natur, nach der chinesischen Weltansicht; und die Zahl drey, und überhaupt ungleiche Zahlen scheinen eine große Rolle bey ihr zu spielen. Die Gesellschaft macht auf ein sehr hohes Alter Anspruch, wie dem aber sey, so ist es doch zum wenigsten gewiß, daß zur Zeit des Kea King eine solche Gesellschaft bestand, die, nach einer Staatsumwälzung strebend, von diesem Monarchen verfolgt und ihrer Häupter beraubt wurde. Dennoch hat sie sich nicht nur in China erhalten, (obgleich jezt noch die Todesstrafe darauf steht, ein Mitglied derselben zu seyn), sondern auch überall hin verbreitet, wo sich Chinesen angesiedelt haben, und so oft ein Landsmann dorthin kommt, muß er entweder ihrer Habsucht zollen, oder sich ihren Verfolgungen aussetzen. Die Leitung der Gesellschaft ist dreyen Personen anvertraut, die sich Ko, d. h. ältere Brüder, nennen, und die Mitglieder heißen Heungte, oder Brüder. Die ursprüngliche Absicht dieses Vereins, gegenseitiger Beystand, scheint in Dieberey und Meuterey ausgeartet zu seyn; er zählt den schlechteren Theil des Volkes zu seinen Mitgliedern, die sich einander in ihren Schurkereyen und von der verdienten Strafe helfen; und was durch Raub und Betrug erhalten worden, wird unter alle in gleichen Theilen vertheilt. Hr. M. will eine gewisse Aehnlichkeit zwischen dieser Gesellschaft und den Freymaurern finden, die mir aber gar nicht so einleuchtend vorkommt, als wie sie ihm schien. Man hat oft der ostindischen Gesellschaft vorgeworfen, daß sie die Erziehung unter ihren eingeborenen Unterthanen nicht nur nicht befördere, sondern auch zu verhindern suche. Freylich ist es wahr, daß ihre Beamten sich oft dem unzeitigen Eifer der Settirer im Wege gestellt, die in ihren Lehranstalten den Hindus ihre Religionsmeynung gewaltsam aufdringen wollten, und dadurch das Volk in Gährung, und die Regierung in Gefahr brachten; daß sie aber dem Unterricht überhaupt, wenn man ihn den sittlichen Hindus nur mit Umsicht beyzubringen sucht, und die religiösen Begriffe derselben unangetastet läßt, nicht entgegen ist, beweisen nicht nur die vielen Lehranstalten im Lande, die sie duldet, sondern noch mehr die sie mit ihrem Gelde und Ansehen unterstützt, oder selbst errichtet hat. Ein, im vorigen Jahre zu Calcutta erschienenes Werkchen, The History, Design etc., d. h. die Geschichte, Absicht und jetziger Zustand der religiösen, wohlthätigen und milden Stiftungen gestiftet von den Briten in und um Calcutta, von C. Lushington, gibt hierüber einen erfreulichen Aufschluß; und ich glaube eine kurze Anzeige von den darin enthaltenen Angaben über bestehende Schulen dürften auch dem deutschen Leser angenehm seyn. — Schon im Jahr 1780 wurde durch Hrn. Hastings das Madrissa, ein mahomedan'sches Seminarium, gestiftet, welches von der Regierung ein jährliches Einkommen von 30,000 Rupien erhält, und worin die Wissenschaften in der arabischen und persischen Sprache gelehrt werden, und das seit Kurzem auch eine englische Klasse besizt. Im Jahr 1794 ward das Hindu'sche Kollegium zu Benares gestiftet, welches die Regierung jährlich 20,000 Rupien kostet. Nach dem Plane dieser Schule stiftete die Regierung im Jahr 1821 zu Calcutta ein Sanskrit-Kollegium, wozu sie 120,000 Rupien hergegeben, und 30,000 Rupien jährlich ausgesezt hat. In dieser Anstalt werden die meisten Wissenschaften, und auch Englisch, aber besonders das Sanskrit und die Brahmin'sche Literatur gelehrt. Ein ähnliches Kollegium, aber in Hinsicht der Volksklassen weniger beschränkt, ist im Jahr 1823 zu Agra gegründet. Zu der Schule zu Benares, welche von zwey Eingeborenen gestiftet, und worin, dem Willen dieser edlen Männer gemäß, das neue Testament sowohl im Englischen als Persischen als Lesebuch dient, trägt die Regierung monatlich 252 Rupien bey. Zu der Freyschule zu Cawepore, in welcher hindusche, mahomedanische und englische Knaben zusammen Unterricht empfangen, bezahlt die Regierung monatlich 400 Rupien. In dem Lande der Rahjputs hat man vier Schulen angelegt, die jezt von 300 Kindern besucht werden. Anfangs kamen fast gar keine, weil der Aufseher die Bibel als Lesebuch eingeführt hatte, sobald man ihn aber diesen Plan aufgeben sah, stellten sich auch Zöglinge ein. Zu Bagulpore hat die Regierung eine Schule anlegen lassen, um die Rekruten des Gebirgskorps, und die Kinder der Gebirgsbewohner zu unterrichten, welche monatlich 400 Rupien kostet. In Chinsurah gibt es über vierzig Schulen, worin mehr als 3000 mahomedanische und hindusche Kinder Unterricht erhalten, und zu deren Erhaltung die Regierung monatlich 800 Rupien beyträgt, und welche ganz allein dem Eifer und der schonenden Verfahrungsweise eines reichen Geistlichen, Namens Mendes, ihr Daseyn zu verdanken haben. Im Jahr 1823 errichtete die Regierung zu Calcutta eine Arzneyschule für Eingeborene, und im Jahr 1823 ein Kollegium für den öffentlichen Unterricht, und Lord Amherst sagte in einer öffentlichen Rede, daß es die Absicht sey, die Belehrung der Eingebornen, mittelst Schulen nach und nach in ganz Indien allgemein zu machen. Seit Kurzem ist von dem Bischof Middleton eine Art von Universität zu Calcutta errichtet worden, von der man sich viel Gutes versprecht. Auch hat man hier und da Mädchenschulen angelegt, und mit gutem Erfolg; so daß man ohne Uebertreibung hoffen darf, daß die Zeit nicht mehr sehr ferne ist, wo auch Hindostan zum Lichte und zur Wahrheit erwachen werde.

Bey Hrn. Arrowsmith ist neulich eine neue Karte von Guatimala herausgekommen, und zwar nach Originalangaben, wodurch wir mit neuen Ortsnamen bekannt werden, von denen bis jezt kein Erdbeschreiber etwas gewußt hat, obgleich die allgemeine geographische Darstellung des Landes auffallend falsch ist, indem der Herausgeber, um gröbere Irrthümer in der gegenseitigen Lage der Orte zu vermeiden, nichts an der Originalzeichnung zu ändern gewagt.

Hrn. Murray's Zeitung: The Representative, ist das nicht, was man davon erwartet hatte. Hr. Murray scheint weder Mühe noch Geld gespart zu haben, um gute Korrespondenten und Mitarbeiter zu erhalten, aber in der Wahl seiner Redakteurs ist er sehr unglücklich gewesen; denn seit dem 25sten November hat er deren drey oder vier gehabt, und einen immer schlechtern als den andern, denn die Ansichten dieser Herren sind nicht nur immer engherzig und dem Zeitgeiste zuwider laufend, sondern auch aufs unziemlichste ausgedrückt. Für eine gutgeschriebene Zeitung auf der Tory-Seite, aber im freysinnigen Geiste des jetzigen Ministeriums, wenigstens eines Theils derselben, wäre durch diese Zeitung ein Mittel da, aber schlechtgeschriebene, antiliberale Toryzeitungen haben wir schon genug, und der Repräsentative geht gewiß zu Grunde, wenn er sich nicht bald bessert.

Die deutsche Literatur kommt hier immer mehr in Aufnahme im Verhältniß, wie ihre Meisterwerke von fähigen Händen in's Englische übertragen werden, von Männern, welche selbst bewunderungsfähig wären dergleichen zu schreiben, und nicht wie sonst, von Deutschen, die des Englischen unkundig, für geringe Buchhändler um's liebe Brod stümperten. Ein Beweis aber, wie viel noch vom Besseren und Besten aus unserer Literatur zurück ist, beweist, daß Engels Meisterwerk, Lorenz Stark, erst jezt übersezt worden ist, und nächstens bey Hrn. Treuttel und Comp. erscheinen wird. — Auch Hrn. von Hammers neue arabische Märchen sind so eben übersezt, und zwar sehr gut übersezt erschienen.

Beylage: Literaturblatt Nr. 28.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Nro. 84.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 8. April 1826.

Und was dem Brand entging, das wird des Würgers Raub.

Bug Jargal.

(Fortsetzung.)

Die Neger, die bey weitem nicht so gut bewaffnet waren wie wir, wurden entmuthigt, wir verstärkten unser Feuer und sie verließen die nächsten Hügel, nachdem sie ihre Leichen die Felsen herab auf den Theil unserer Truppen gerollt hatten, der noch auf dem Uferrand in Schlachtordnung stand. Plötzlich hörten wir Klaggeschrey in dem Heere Biassous, unter welchem der Name Bug Jargal ertönte; mehrere Neger erschienen auf der Felshöhe, auf der die rothe Fahne gepflanzt war, sie warfen sich vor ihr auf den Boden, trugen sie hinweg und stürzten sich mit ihr in die Fluten des Flusses. Daraus schloßen wir, daß ihr Anführer gefallen seyn müsse. Diese Vermuthung verdoppelte meine Kühnheit, ich bahnte mir vermittelst gefällter Baumstämme, einen Uebergang über den nächsten Felsenschlund, um die Neger mit dem Bajonnet zu verfolgen, jenseits warf ich mich mitten unter sie, aber mit Blitzesschnelle stießen die unerschrockenen Empörer die wankende Brücke in Felsschlund, ich war von meinen Gefährten, die mir nicht mehr nachkommen konnten, getrennt, von der Menge umringt, und obgleich ich mich wie ein Verzweifelter wehrte, entwaffnet und mit Stricken gebunden. Von Wuth verzehrt hatte ich noch die Freude, das Siegsgeschrey der Meinigen zu hören, die Neger kletterten aus allen Schluchten herauf, in die Wälder zu entfliehen, mich ergriff ein Starker unter ihnen, lud mich auf seine Schultern und eilte mit mir in das Gebirg. Durch Gebüsch und Felsklüfte, über Schluchten und Waldbäche gelangten wir in eine Gegend, die mir ganz unbekannt war. Ich sah mich in einem großen grünen, von steilen Felsen umgebenen, Thal, die angränzenden Höhen waren nacktes Gestein mit einzelnen Gebüschen geziert; die Kälte, welche diesen Höhen eigen ist, ward noch durch die frühe Stunde erhöht, denn kaum graute der Morgen und bezeichnete schwach die obersten Felshöhen, indeß das Thal noch in Finsterniß lag. Zahlreiche Feuer blitzten aus ihr, wie die Augen der Tieger in der nachtverhüllten Savanne hervor. Ich befand mich auf dem Sammelplatz von Biassous Heer, und von allen Seiten eilten die geschlagenen Haufen, Angst und Wuth heulend, herbey. Der Neger, welcher mich auf seine Schultern getragen hatte, setzte mich bey einem Eichstamme nieder, band mich, an Händen und Füßen gefesselt, wie ich war, an den Baum, setzte mir seine rothe Mütze auf das Haupt, und sicher, daß ich ihm jezt nicht entfliehen könne und daß seine Kappe mich als seine Beute der Raubgier seiner Landsleute bezeichne, war er sich zu entfernen im Begriff. Ich hatte dem ganzen Vorgang gleichgültig zugesehen; doch jezt beschloß ich, ihn anzureden und fragte ihn in kreolischer Mundart: ob er zur Bande von Dondon oder von Mornerouge gehöre? er blieb stehen und antwortete stolz: „zur Mornerouge." Der Tod war mir willkommen, aber der menschlichen Natur ist ein instinktmäßiger Abscheu vor den Qualen des Fleisches zugesellt, und ich schauderte vor denen, mit den

Biasson seine Todesurtheile vollziehen ließ. Die Hoffnung, daß Bug Jargal, den man als großmüthig rühmte, mir einen qualenlosen Tod, den Tod eines Soldaten zugestehen werde, blitzte in meiner Seele auf, und ich forderte von dem Neger, er solle mich zu diesem Anführer geleiten. „Zu Bug Jargal!“ rief er in verzweiflungsvollem Ton und schlug an seine Stirn, dann ging er plötzlich zum wüthenden Zorn über, ballte die Faust gegen mich und schrie drohend: „Biasson, Biasson!“ — Die Heftigkeit des Negers rief mir die Umstände während des Gefechtes zurück, weßhalb wir den Anführer von Mornerouge für gefangen oder todt gehalten hatten; jezt zweifelte ich nicht mehr daran und ergab mich in mein Verhängniß.

Noch immer zögerte der Aufgang der Sonne, und der Hintergrund des Thals blieb in Schatten verhüllt; bald kam eine Anzahl Negerweiber, die, wie ihr Aufzug mir zeigte, zu den Griotten gehörten, und zündete in der Nähe des Baumes, an dem ich gefesselt war, ein Feuer an. Diese Griotten bilden unter den afrikanischen Negerstämmen Banden herumziehender Bänkelsänger, deren Weiber ihre rohen Lieder mit unzüchtigen Tänzen — gleichsam als verzerrte Aehnlichkeit der indischen Bayaderen — begleiten. Sobald die Flamme loderte, schlossen sie den Reihen um sie her, und begannen ihre Zauberformeln und Ceremonien, die in halbem Dämmerlichte des Morgens und bey dem Flackern der Flamme eine so scheußliche Possierlichkeit hatten, daß mich ein konvulsivisches Lachen, vor dem mein Inneres selbst schauderte, ergriff. Die schwarzen Weiber, die mich im Baumdunkel nicht wahrgenommen hatten, fuhren zusammen und stürzten dann heulend auf mich zu. Ihr Geschrey ward von dem Ansehen der ältesten und scheußlichsten von ihnen durch Worte und Geberden beschwichtigt, die wahrscheinlich meinen Mord verabredeten, denn sie begannen einen wilden, unsittlichen Tanz, nach welchem sie das Feuer von Neuem aufschürten und allerley eiserne Werkzeuge, Messer, Nägel, Zangen und Sägen hinein legten, wie es schien, um sie glühend zu machen. Ich erinnerte mich jezt, daß viele wilde Völker um ihre Gefangenen her tanzen, ehe sie sie schlachten, und sah mit Entsetzen dem Martertod entgegen, den diese Furien mir, nach meiner Vermuthung, bereiteten. Der Tanz, den sie während des Erglühens ihrer Mordwerkzeuge von Neuem begonnen hatten, ging zu Ende, und ich erwartete mein Schicksal, als die Stimme des Negers, der mich als seinen Gefangenen ansahe, erscholl, er eilte — und jezt war der Tag gänzlich angebrochen — mit zornigen Worten auf die Weiber zu, die aber weniger über seine Drohungen erschrocken als durch die Gegenwart einer seltsamen Gestalt, die ihn begleitete, betroffen zu seyn schienen. Es war ein sehr kleiner dicker Mann, dessen Angesicht mit einem dichten bis auf seine Brust herabhängenden Schleyer bedeckt war; in diesem befanden sich drey Löcher für die Augen und den Mund; auf seiner Brust trug an einer goldnen Kette hängend er eine silberne Sonne von einer zertrümmerten Monstranz, in seinem scharlachrothen Gürtel, der einen farbig gestreiften Weiberrock, der ihm bis an die ungestalteten Füße herabging, zusammenhielt, stak ein roh gearbeiteter Dolch, dessen Griff die Gestalt eines Kreuzes hatte. Neben ihm hing ein großer Rosenkranz und in seiner Hand hielt er einen weißen Stab — doch am meisten fiel mir sein Kopfputz auf, der Adidra's Schellenkappe glich, ich sah Blutflecken an ihr, und vermuthete von Neuem, daß die Neger meines Oheims Zwerg, nachdem sie ihn neben seinem Herrn erschlagen, ausgeplündert hätten. Sobald die Griotten den Hauptschmuck dieses Menschen erblickten, riefen sie: „der Obi,“ und warfen sich an den Boden. Er sagte gebietend, aber mit dumpfer Stimme: „Laßt Biasson's Gefangenen in Ruh,“ und sogleich sprangen die Weiber auf, rafften ihre Waffen zusammen, legten ihre Schürzen, die sie während ihres Tanzes abgeworfen hatten, wieder an, und zerstreuten sich in den Wald.

Erst jezt richtete der Obi seine Blicke auf mich und schien zu erschrecken; er wendete sich schnell auf die Seite, wohin die Weiber sich entfernt hatten und schien ihnen mit seinem Stabe winken zu wollen, dann sagte er aber dem Neger einige leise Worte und entfernte sich, wie in Nachdenken vertieft. Mein Neger sagte mir, daß Biasson mich in einer Stunde zu sehen verlange; so lange war also mein Leben gefristet, und ich hatte Zeit, die Gegenstände um mich her zu übersehen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Talma's Betrachtungen über Lekain und die Schauspielkunst.

(Fortsetzung.)

Der immer wache Verstand beurtheilt die Eindrücke, welche das Gefühl bey uns hervorbrachte, er wählt sie aus, er ist ihr Befehlshaber, und unterwirft sie seinen Berechnungen. Wenn das Gefühl uns die Gegenstände liefert, setzt sie der Verstand in's Werk. Er steht uns bey, die Anwendung unserer körperlichen und geistigen Kräfte zu leiten, die Verhältnisse und die Verbindung zu beurtheilen, welche zwischen den Worten des Dichters, der Situation und dem darzustellenden Charakter Statt finden; indem er uns nöthigt, hier manchmal Schattirungen und Züge beyzufügen, die fehlen, oder welche die Worte nicht deutlich zu machen vermögen: kurz, er hilft uns ihren Ausdruck durch Gesicht und Geberde ergänzen.

Man begreift, daß ein solches Individuum eine ganz besondere Organisation von der Natur erhalten haben muß;

Digitized by Google

dem Gefühl, dieses Eigenthum unsers Wesens, besitzt jeder Mensch in einem höheren oder geringeren Grade von Stärke; aber bey demjenigen, den die Natur bestimmt hat, die Leidenschaften in ihrem ganzen Uebermaße zu malen, ihre ganze Gewalt zu zeigen, sie bis in ihrem Wahnsinn wieder zu geben, begreift man, daß dieses Gefühl von ungewöhnlicher Stärke seyn muß; und da alle unsere Gemüthsbewegungen mit unsern Nerven in enger Verbindung stehen, so muß das Nervensystem des Schauspielers dermaßen beweglich und eindrucksfähig seyn, daß es durch den Zauber der Dichtung eben so leicht erschüttert wird, als die Aeolsharfe, die bey dem leisesten Lüftchen ertönt, das an ihr vorüberstreift.

Wenn der Schauspieler nicht mit einer Reizbarkeit begabt ist, die zum mindesten dem zartesten Gefühle seiner Zuhörer gleicht, so wird er ihre Herzen nur in geringem Grade bewegen; nur durch ein Uebermaß von Gefühl wird es ihm gelingen, tiefe Eindrücke hervorzubringen, und selbst die kältesten Seelen zu rühren. Die Kraft, die sich auflehnt, muß sie nicht mehr Gewalt besitzen, als diejenige, die erschüttert werden soll? Diese Fähigkeit muß sogar bey dem Schauspieler, ich will nicht sagen stärker und größer als bey dem Dichter seyn, aber doch lebhafter, plötzlicher, in ihren Organen mächtiger. Der Dichter, der Maler kann die Augenblicke der Begeisterung abwarten; dem Schauspieler muß sie jeden Augenblick zu Gebote stehen; und damit sie stets bereit sey, damit sie stets rasch, lebhaft und pünktlich erscheine, muß sie nicht deßhalb übermäßig seyn? Außerdem muß der Verstand stets Wache halten, in Uebereinstimmung mit dem Gefühle handeln, die Bewegungen und Wirkungen ordnen, denn der Schauspieler kann nicht, wie der Maler oder Dichter wieder auslöschen, was er hervorgebracht hat.

Wenn also unter zwey Personen, welche für die Bühne bestimmt sind, die eine jenes reizbare Gefühl besäße, welches ich vorhin beschrieben habe, und die andere jenen durchdringenden Verstand, so würde ich ohne Frage erstere vorziehen. Ein solcher Schauspieler wird vielleicht zuweilen auf Abwege gerathen, aber das Gefühl wird ihm jene erhabenen Bewegungen der Seele einhauchen, die den Zuhörer ergreifen, und sein Herz in Entzückung hinreißen. Der Verstand wird das Spiel des anderen vollkommen regelrecht leiten, aber ihn auch kalt lassen. Der eine wird über eure Erwartung hinausgehen, der andere wird sie erfüllen. Eure Seele wird durch den begeisterten Schauspieler tief gerührt werden, der Verstand allein wird durch den blos denkenden Schauspieler befriedigt seyn. Jener wird euch seine eigenen Gemüthsbewegungen auf eine Weise mittheilen, daß er euch nicht die Freyheit eines Urtheils läßt; dieser wird durch ein weises, tadelloses Spiel euch vollkommen euch selbst überlassen, und ihr werdet ihn mit Bequemlichkeit beurtheilen können. Der erste wird die Person selbst seyn, der andere nur ein Schauspieler, der die Person vorstellt. Die Begeisterung des einen wird oft den Verstand des anderen ersetzen, während die Berechnungen und der Verstand des anderen uns für die Wirkungen der Begeisterung nur spärlich entschädigen wird.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, 1. März.

In Ermanglung einer andern Tagesbegebenheit war die Aufnahme des Vicomte de Montmorency in die Académie française zu einer geworden, an welcher der ganze müßige Theil des Beau monde Theil nahm. Die kleineren Tagesblätter hatten seit seiner Ernennung, das heißt seit zwey Monaten täglich einige Epigramme auf die akademischen Ehren eines Hofherrn aufgetischt, der nichts schriftstellerisches geliefert hat; statt eines Hofherrn hätte man lieber Lamartine zum Akademiker ernennen sollen; allein Lamartine befindet sich bey der französischen Gesandtschaft in Florenz, und hat dort Duelle; nach den dummen Gebräuchen der Akademie muß sich aber der Kandidat selbst als solchen persönlich darstellen, den Herren Akademikern seine Aufwartung machen, um sie um ihre Stimme zu bitten. Das französische Sprichwort: les absens ont tort, gilt vorzüglich bey der Académie françoise; da also Lamartine nicht da war, so wurde auch nicht an ihn gedacht, und um nicht in Gefahr zu gerathen, einen liberalen Schriftsteller zum Akademiker zu ernennen, fiel der aristokratische Theil der Akademie auf den Gedanken, dem Staatsminister Mathieu de Montmorency, von dessen Person und Namen Frau von Stael so eingenommen war, die akademischen Ehren anzutragen; dafür ist dann die Akademie sowohl, als der neue Akademiker zwey Monate lang die Zielscheibe des Witzes der Tagesblätter gewesen; eins derselben behauptete, er habe sich bereits die Rede vorlesen lassen, die er bey seinem Antritte halten solle; ein andres frug an, ob er auch sein Akademikerdiplom verbrennen werde, eine Anspielung auf Montmorency's Betragen beym Anfange der Revolution, da er zu denjenigen gehörte, welche das Beyspiel der Verzichtleistung auf alle Adelstitel und Vorrechte gaben, und ihre Adelsdiplome verbrannten. Damals war er einer der freysinnigsten Männer der alten französischen Aristokratie. Seitdem hat er sich bekehrt, und ist, wie Neubekehrte zu seyn pflegen, sehr eifrig in seinem aristokratischen Glauben. Die Adelstitel hat er wieder hervorgesucht, und weiß sie recht gut geltend zu machen. Es geht ihm hiemit ungefähr wie dem französischen Schriftsteller Laharpe, der ein Trauerspiel, das er seinen Freunden vorgelesen hatte, und welches von diesen sehr getadelt worden war, in's Kaminfeuer warf, mit dem hochmüthigen Ausrufe; so sey es auf ewig vernichtet! Allein er hatte eine Abschrift davon behalten, und das Stück erschien hernach doch im Drucke. Der Herr v. Montmorency mochte es jedoch immer redlich; er war freysinnig zu der Zeit, als der Freysinn die ausgezeichnetesten Köpfe Frankreichs erwärmte; jetzt ist der Mann andächtig und erzmonarchisch gesinnt, wie so viele andre, die mit ihm geadelt haben, es auch geworden sind; freysinnig in der Jugend, auch frömmelnd im Alter, ist

seine stillere Erscheinung, besonders in Frankreich. Seit seiner Anwesenheit auf dem Kongresse zu Verona, von woher er so frömmelnd zurückkam, daß man ihn zu einem Minister nicht mehr tauglich hielt, und ihm die Stelle abnahm, scheint dieser Hang zum Pietismus bey ihm noch zugenommen zu haben. Einen solchen Mann die akademische Antrittsrede vortragen zu hören, war für die müßigen Pariser etwas Anziehendes, zumal, da zu gleicher Zeit zwey andre Staatsminister, Chateaubriand und Dupin, Reden halten sollten; es war daher sehr schwer Eintrittskarten zu bekommen. Waldien de Montmorency sprach, wie man es erwartet hatte, mit Würde und Nachdruck, und erbaulich wie ein Prediger auf der Kanzel. Der gute Mann ist so überzeugt, daß er den rechten Weg eingeschlagen hat, daß er auch gern andre auf diesen Weg hinziehen möchte. Dupin, ein Staatsminister, aus einer andern Zeit, hatte ihm zu antworten; dieß that er mit allgemeinem Beyfalle. Dupin hat zwar nicht eingeschlagen wie Montmorency; die Ostscurantenpartey wird ihn wahrscheinlich nie zu den ihrigen zählen; dazu hat er allzufeste Grundsätze, und einen allzu aufgeklärten Geist. Aber zu Napoleons Zeiten spielte er den kleinen Despoten, und solche weiland Unterdespoten sind jetzt die liberalsten Männer, und bekommen gewaltig viel Popularität. Mit einer besondern Gewandtheit ließ er verlauten, daß die Akademie zwar Männer von großem Ansehen gern aufnehme, daß aber doch die literarischen Ansprüche die ächtesten seyen, und daß sie sich keinen Akademiker aufdringen lasse, und nur den König für ihren Beschützer anerkenne; dieß sollte sich auf einige Umtriebe der Ministerialbeamten beziehen, welche mehr mals versucht haben, die Wahlen zu lenken, und ihre Protegés zu Akademikern zu machen. Dann trat Chateaubriand auf, und las ein Stück aus seiner noch ungedruckten, und vielleicht noch ungeschriebenen Geschichte Frankreichs vor. Es war sonderbar, hier hinter Montmorency denselben Minister vertreten zu sehen, der ihn vor einigen Jahren ersetzt hatte, und der seitdem dasselbe Schicksal erlebt hat wie sein Vorgänger. Chateaubriand hat auch seinen Pietismus, aber bey ihm ist die Frömmeley mit einer sonderbaren Rittergröße, und obendrein mit einem kräftigen Freyheitssinn vermischt. Er hatte eben im Journal des Débats die so großes Aufsehen erregten Aufsätze über die russischen Angelegenheiten geschrieben; die Zuhörer empfingen ihn mit rauschendem Beyfallsklatschen. Er las nun das versprochene Bruchstück aus seinen geschichtlichen Ansichten vor; es war in Bossuets Geschmacke geschrieben. Aber Bossuet war ein Priester; für ihn war das Priesterthum die Hauptsache, daher seine vorgebliche Universalgeschichte, die aber weit von der Universalität entfernt ist, fast nur eine Theokratie darstellt. Chateaubriand macht es zwar nicht eben so; allein den religiösen Ton in der Weltgeschichte scheint er doch angenommen zu haben, was in dem Munde eines solchen Laven sonderbar klingt. Zudem hat er zu viel Phantasie für einen Geschichtschreiber, weßhalb auch sein Beruf dazu sehr zweifelhaft scheint; aber im Darstellen und Schildern ist er ein Meister; hierin thut es ihm keiner der lebenden französischen Schriftsteller zuvor. Obschon manches an seinem Bruchstücke auszusetzen war, so wurde es doch mit vielem Beyfalle aufgenommen, und auch gedruckt wird es mit Vergnügen gelesen. Chateaubriands Schriftstellerarbeiten werden immer bessern Erfolg haben als seine ministeriellen Leistungen, die ziemlich dürftig ausgefallen sind, weil Phantasie bey einem Minister manchmal mehr hinderlich als beförderlich ist. Wie wenig sie auch einer Magistratsperson zu statten komme, hat das Beyspiel des vor vierzehn Tagen verstorbenen Generaladvokaten Marchangy gezeigt. Dieser königliche Anwalt schrieb seine Anklageakten, als ob es Bruchstücke aus Radcliffschen Romanen wären. Vor einigen Jahren, bey dem Kriminalprozesse der vier unglücklichen Unteroffiziere, die des Hochverraths beschuldigt worden waren, stellte er ein so schreckliches Gemälde von dem moralischen und politischen Zustande Frankreichs auf, daß einem beym Lesen die Haare zu Berge standen. Der für die Staatsruhe so besorgte Mann hatte nicht weniger als 30,000 Verschwörer im Reiche aufgezählt. Glücklicherweise waren sie nur in seiner Einbildungskraft vorhanden, und Niemand anders als er hat die Existenz der furchtbaren 30,000 je wahrgenommen. Aber so schwarz die Gegenwart dem phantastischen Manne vorkam, so reizend schien ihm die Vergangenheit zu seyn; seine Romane waren eine Lobpreisung des lieben Faustrechts und seine Requisitorien eine Anklageakte wider die jetzige Zeit. Hätte der Herr Generaladvokat doch immer nur Romane geschrieben! An demselben Kassationshofe, an welchem Marchangy als Generaladvokat angestellt war, befand sich ein Gerichtsrath, Namens Brillet Savarin; dieser starb zwey Tage zuvor. Das war ein ganz anders gesinnter Mann als Marchangy; Br. Savarin lebte nicht in der Vergangenheit, und sah keine 30,000 Carbonari um sich her, sondern er genoß der Gegenwart so gut und so viel er konnte, und war in der Theorie sowohl als der Praxis eines der größten Leckermäuler von Paris, wo bekanntlich die ächten Gourmands zu Hause sind, und von wo aus alle gelehrten Werke über den haut goût sich in die ganze Welt verbreiten.

(Der Beschluß folgt.)

Auflösung der Charade in Nr. 78:

Papier.

Charade.

Mein erstes Paar, wen hat es nicht schon angestraft?
Wer nennt die Reihen all, die ihm schon zugesunken!
Wer zählt die Pfuhl auf, die's schon verwahrt?
Aus weißen Brust ist nicht sein Lob erklungen?
O sonderer Wechsel in dem tausendfachen Streben:
Die Nacht wird Licht, der Tod wird Leben!

Mein Zweytes trifft du in verschiedener Gestalt —
Hier in der Flora Kleid, da bey den Frauen
An Schurz und Rock, und dort, durch Guß und Schlagerwall.
An Ofen, Säg' und Schild. Auch kannst du's schauen
An Kraut und Kohl, im Kartenspiel, im Tuche,
Am Dorngesträuch, im Buch und an der Buche.

Mein Ganzes, ich gestehe's, macht mich verlegen.
Wie ich's, in Räthselhunkel eingehüllt,
Beschreiben soll? — Die Bühne, wo mit Kraft erfüllt
So manche Weise sich in Scherz und Ernst bewegen!
Das Panorama, wo Natur und Leben
In holdem Abglanz' uns des Geistes Streben
Als bunten Kranz zum Hochgenusse geben!

F. A. Schaller.

Beylage: Monatsregister März.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Nro. 85.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 10. April 1826.

Aufgerichtet hat mich auf hohem Gestelle der Meister,
Stehe, sprach er, und ich steh' ihm mit Kraft und mit Lust.
Schiller.

Die Hängebrücke über die Meerenge Menay.

Dieses erstaunenswürdige Werk ward den 30sten Januar Nachts um ein Uhr zum Gebrauch für das Publikum eröfnet. Mit Menschen bedeckt und angefüllt fuhr die Diligence von London nach Bangor über die erleuchtete Brücke unter dem Jubelgeschrey der versammelten Menge, das noch durch das Gebrüll des Meeres übertönt wurde, was sich gleichsam in ohnmächtiger Wuth tief unten schäumend erhob. Die Zahl der Fuhrwerke, Reiter und Fußgänger, welche an demselben Tag über die Brücke gingen, war ungeheuer. Folgendes sind die näheren Angaben über dieses Werk, was seinem Erbauer, Herrn Telford, unsterblichen Ruhm sichern muß. — Die größte Länge der Ketten, von der Stelle an, wo sie in dem Fels befestigt sind, beträgt 1600 Fuß. Die Höhe der Pfeiler (suspending piers) beträgt 52 Fuß von der Straße an. Die Straße selbst und die Brücke hängt 100 Fuß über dem höchsten Wasserstand; sie hat zwey Fahrwege, damit die kommenden und zurückkehrenden Fuhrwerke sich nicht hindern, jeder von zwölf Fuß Breite, mit einem vier Fuß breiten Fußweg in der Mitte. Die Fahrwege führen durch zwey Bogen in den Pfeilern von 9 Fuß Breite und 15 Fuß Höhe. Die Ketten der Brücke sind sechszehn an der Zahl und ihre Stärke ist berechnet, daß sie ein Gewicht von 2016 Tonnen tragen können. Das Gewicht, was das Werk wirklich trägt, beläuft sich auf 342 Tonnen, so daß also noch 1674 Tonnen hinzukommen dürften. Das Gewicht der ganzen Brücke beträgt 489 Tonnen. — Diese Brücke ist nicht blos als Kunstwerk eine der merkwürdigsten großen Schöpfungen unserer Zeit, der man vielleicht nur die Simplonstraße an die Seite setzen kann, sondern auch in politischer Hinsicht ist sie von großer Wichtigkeit, da sie die Kommunikation zwischen England und Irland so sehr erleichtert. Bis dahin mußte man, um von Bangor nach Holyhead zu gelangen, sich auf einer Fähre über die Meerenge von Menay setzen lassen, welches immer mit großen Kosten und Zeitverlust, und häufig mit Gefahr verbunden war, da in dieser engen Felsenschlucht das Meer bey dem geringsten Winde sich mit furchtbarer Wuth erhebt. Von Holyhead beträgt die Ueberfahrt nach Dublin nur noch 65 englische Meilen. *)

*) Das Edinburg Philos. Journal gibt die Abbildung einer Brücke von 123 Fuß Länge, welche über den Fluß Maypo, nicht fern von St. Jago, der Hauptstadt von Chili, führt, und die dem Kettenbrücken bis auf's geringste Detail ähnlich ist, nur daß sie von starken Riemen von Büffelleder getragen wird. — Dergleichen Riemenbrücken bedienten sich die Spanier schon zur Zeit der Eroberung jener amerikanischen Staaten, ihre Veränderung in Kettenbrücken lag so nahe, und doch fand dieses erst seit Kurzem Statt.

Talma's Betrachtungen über Lekain und die Schauspielkunst.

(Fortsetzung.)

Indessen, um einen großen Künstler wie Lekain zu bilden, bedarf es der Vereinigung beyder Eigenschaften, des Gefühls und des Verstandes. Der Schauspie-

Digitized by Google

ler, welcher dieſe zwiefache Gabe von der Natur erhalten hat, geht in ſeiner Arbeit auf ganz beſondere Weiſe zu Werk. — Zuerſt verſucht er ſeine Seele und ſeinen Vortrag den Gemüthsbewegungen und der Situation des darzuſtellenden Charakters anzumeſſen. Hiernach betritt er die Bühne, nicht allein um die erſten Verſuche ſeiner Studien auszuführen, ſondern um ſich noch allen freywilligen Regungen ſeines Gefühls zu überlaſſen. Was macht er denn? Damit die Früchte ſeiner Begeiſterungen nicht verloren gehen, wiederholt er ſich dieſelben in der Ruhe in ſeinem Gedächtniſſe; er ruft ſich die Töne, die Accente ſeiner Stimme zurück; den Ausdruck ſeiner Züge, die Geberden, den Grad der Hingebung, dem er ſich überlaſſen hat, endlich Alles, was in jenen Augenblicken der Begeiſterung zu der Wirkung beygetragen hat, die er hervorbrachte. Sein Verſtand unterwirft ſodann alle dieſe Mittel einer genauern Unterſuchung, reinigt ſie, ſtellt ſie im Gedächtniſſe feſt, und hält ſie dort in Verwahrung, um ſie nach ſeiner Willkür in den folgenden Darſtellungen wiederſchaffen zu können. Dieſe Eindrücke ſind oft ſo flüchtig, daß es für den Schauſpieler, wenn er von der Bühne abtritt, vortheilhafter iſt, ſich die Scene, die er eben geſpielt hat, im Gedächtniſſe zu wiederholen, als die, welche ihm zu ſpielen bevorſteht. Auf dieſe Weiſe ſammelt der Verſtand alle Schöpfungen des Gefühls und bewahrt ſie; und auf dieſe Weiſe nur kommt ein Künſtler, der mit einem ſchönen Talente begabt iſt, nach Verlauf von zwanzig Jahren (dieſer Zeitraum iſt der geringſte) endlich dahin, daß er dem Publikum Darſtellungen bieten kann, die, bis auf ein Weniges, vollkommen gedacht und in allen ihren Theilen ausgeführt ſind. Dieß war die Bahn Lekains, der er beſtändig folgte, und der Alle folgen müſſen, welche den Ehrgeiz beſitzen, in ſeine Fußſtapfen zu treten. Sein ganzes Leben war einer ſolchen Arbeit geweiht, und erſt in ſeinen fünf oder ſechs letzten Jahren hat er vollkommen die Früchte ſeiner Studien geerntet. Dann erſt ließ ihn ſein ſchöpferiſches Gefühl nicht mehr unter den tragiſchen Situationen, die er zu malen hatte, dann erſt entwickelte ſein Verſtand den ganzen Reichthum, den er geſammelt hatte, dann erſt hatte ſein Spiel eine ſolche Sicherheit gewonnen, war ſeinem Willen ſo untergeben, daß er ſtets die nämlichen Kombinationen, ſtets die nämlichen Effekte hervorbrachte: Accente und Biegung der Stimme, Geberde, Stellung und Blick, alles wiederholte ſich bey ihm in jeder Vorſtellung mit derſelben Genauigkeit, demſelben Feuer, derſelben Hingebung, und wenn zwiſchen einer und der andern Darſtellung ein Unterſchied herrſchte, ſo war es ſtets zum Vortheil der letzten.

Gefühl und Verſtand ſind alſo die Haupteigenſchaften des Schauſpielers, aber auſſerdem bedarf er unumgänglich ein gutes Gedächtniß; dieß iſt ſein unentbehrliches Inſtrument, Geſtalt und Züge, die wenigſtens einigermaßen den Rollen angemeſſen ſind, zu denen er berufen iſt; er bedarf einer leicht zu modulirenden Stimme, und ich habe wohl nicht nöthig zu ſagen, daß eine gute Erziehung, Studium der Geſchichte, weniger der Begebenheiten als der Sitten der Völker, und der beſonderen Charaktere geſchichtlicher Perſonen, ſelbſt etwas Malerkunſt, die Gaben der Natur bey dem Schauſpieler vervollkommnen müſſen.

Ich ſpreche hier nur von der Tragödie. Ohne mich in einen Streit einzulaſſen, was ſchwerer darzuſtellen ſey, das Trauer- oder das Luſtſpiel, behaupte ich, daß, um in einem wie in dem andern zur Vollkommenheit zu gelangen, man ſtets die nämlichen phyſiſchen und geiſtigen Anlagen beſitzen müſſe; nur glaube ich, daß ſie bey dem tragiſchen Schauſpieler in höherm Grade vorhanden ſeyn müſſen. Das Gefühl und die Begeiſterung bedürfen bey dem komiſchen Schauſpieler nicht derſelben Stärke; die Einbildungskraft iſt weniger beſchäftigt. Er ſtellt Gegenſtände dar, die er täglich vor Augen hat, Weſen aus einem Leben, an dem er Theil nimmt. Bis auf wenige Ausnahmen beſteht ſeine Verrichtung nur darin, Verkehrtheiten und Lächerlichkeiten nachzubilden, Seelenzuſtände zu zeichnen, die aus des Schauſpielers eigener Sphäre genommen, und folglich auch viel gemäßigter als jene aus dem Reich der Tragödie ſind. Seine eigene Natur ſpricht und handelt gewiſſermaßen in ſeinen Nachahmungen, während der tragiſche Künſtler den Kreis verlaſſen muß, in dem er zu leben gewohnt iſt, um ſich in jene höhere Region zu ſchwingen, in welche der Dichter ſeine idealen Gebilde geſtellt und geliefert hat. Weſen, die aus dem Geiſte entſprungen ſind, oder welche ihm die Geſchichte ſchon durch ſich ſelbſt oder durch den großen Zwiſchenraum der Zeit in vergrößertem Maßſtabe geliefert hat. Er muß dieſen Geſtalten ihre großen Verhältniſſe erhalten, während er ihre, über die natürlichen Accente erhobene, Sprache einem wahren natürlichen Ausdrucke unterwirft; und dieſe Miſchung von Größe ohne Aufgeblaſenheit von Natur, ohne Trivialität, dieſer Verein von Idealität und Wahrheit iſt das ſchwer zu erreichende Ziel in der Tragödie.

(Die Fortſetzung folgt.)

Bug Jargal.

(Fortſetzung.)

Die Morgenſonne erhellte nun das ganze Thal, das Lager der Rebellen lag vor mir — der wunderbarſte Anblick in ſeinen vielfältigen barbariſchen Geſtalten! Menſchen verſchiedener Farben, alle verſchieden bekleidet, oft kaum nothdürftig bedeckt, aber bey der abgeſchmackten Eitelkeit der Neger, immer mit den bunteſten Lumpen, dem glänzendſten Putze aus dem Raube der Erſchlagenen geſchmückt. Oft ſah man den Ringkragen eines Offiziers unter einem Abbe'shäſſchen glänzen, und Epauletts auf ein Meßgewand geheftet. Jetzt lagen ſie in Trägheit vor ih-

Digitized by Google

ren aus Zweigen geflochtenen Hütten ausgestreckt, die rückkehrende Sonnenwärme genießend, oder saugen auf den Fersen hockend ihre eintönigen Lieder. Ihre Weiber und Kinder, in kleinen Haufen um große Kessel versammelt, bereiteten die Nahrung dieses Tages, und an den äußersten Gränzen des Lagers erkannte ich die Griotten, welche mit ihren Weibern in großen Kreisen um das Feuer saßen, und einzelne Luftstöße führten die Töne ihres wilden Gesanges, von der Guitarre und dem Balafo begleitet, an mein Ohr. Einige Wachtposten waren in der Nähe von Biasson's Aufenthalt aufgestellt, und die einzige Befestigung des ganzen Lagers bestand in einer Reihe von Kanonen, mit dem Raube der Ebene beladen. Sonderbar sahen gegen das reine Blau des Himmels die schwarzen Gestalten der einzelnen Wachtposten auf den getrennt stehenden Felszacken aus! Auf einen kleinen Raum beschränkt, drehten sie sich oft wie die Wetterfahnen um sich selbst herum und schrieen ihr Nada! Nada! zur Beruhigung des Lagers herab.

Endlich erschien ein Trupp ziemlich gut bewaffneter farbiger Soldaten, mit ihnen der Neger, für dessen Gefangenen ich mich hielt; dieser band mich vom Baum los und übergab mich den Kriegern, deren einer ihm zu gleicher Zeit einen ziemlich ansehnlichen Sack mit Piastern überreichte. Der Neger begann sogleich, im Grase kniend, sie zu zählen und mich führte man fort. Nach vielerley Umwegen durch das Gehölz gelangten wir an eine natürliche Höhle, deren gewölbähnlicher Eingang mit einem vielfarbigen tibetanischen Teppich behängt war. Er ward von einer doppelten Reihe Soldaten bewacht, und jetzt erkannte ich an der Gleichheit ihrer beyderseitigen Uniformen, daß ich von einer Abtheilung von Biasson's Leibwache abgeholt worden war. Auf die gewechselte Parole hob der Offizier den Teppich und ich trat in die Höhle, die von einer kupfernen Lampe mit fünf Dochten erleuchtet war.

Am Ende von zwey Reihen Mulattensoldaten saß ein Farbiger auf einem großen Klotz Mahagonyholz, über den eine Decke von Papageyenfedern ausgebreitet war. Seine Haut wich nur wenig von der Negerschwärze ab, er war höchst lächerlich gekleidet, man möchte vielmehr sagen vermummt; hatte sich ein Ludwigskreuz am Gürtel gehangen, einen runden Hut mit der rothen (spanischen) Kokarde, eine französische Marechal des Champs-Epaulette, und eine gelbe wollene von einem Serzenten, auf die er aber, um sie glänzender zu machen, einige wohl abgeriebene Sporenräder hatte geheftet hatte. Ein Säbel und reich damascirte Pistolen lagen neben ihm auf dem Teppich. Hinter ihm standen zwey Sklavenkinder mit Federfächern, neben ihm, auf beyden Seiten, bezeichneten zwey rothsammtne, wahrscheinlich in einer Kirche geraubte, Kissen ein Paar Ehrenplätze — denn auf deren einen saß mit untergeschlagenen Beinen, stumm und unbeweglich und noch immer in seinen dichten Schleyer verhüllt, der Obi; welcher mich aus den Händen der Griottenweiber befreyt hatte. Hinter diesen Sitzen war die Felswand mit vielen Standarten, Feldzeichen und Fahnen, der dreyfarbigen, der weißen, der spanischen, geschmückt, und unter ihnen ragte eine sehr hohe, ganz schwarze Fahne hervor.

Ich ward dicht vor den Negerhäuptling geführt, er sah mich eine Weile starr an und sagte dann mit boshaftem Grinsen: „Ich bin Biasson.“ Diesen Namen hatte ich erwartet, in dieser Umgebung hörte ich ihn aber doch mit einem Schauder. Ich schwieg. Nun begann ein Verhör, in dem seine Wuth sichtbar ward, und Rache und Verachtung meine Todesverachtung mit jedem Augenblick steigerte; endlich verkündigte er mir, ich solle — den Grund davon sah ich nicht ein — noch vier-und-zwanzig Stunden leben, und befahl mir, in einem Winkel der Höhle zwischen zwey Wachen sitzen zu bleiben. Darauf gebot er, die Truppen zur Heerschau zu versammeln, und hieß dem Obi, sich mit den heiligen Gewändern zum Meßopfer zu bekleiden.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Dresden, 29. März.

Die Osterfevertage sind mit allen ihren vorausgehenden Geschäfts- und Vergnügensunterbrechungen glücklich vorüber. Die letzte Zeit war so trüb, regnicht und voll Nebel, daß das Ausführen der Thätigkeit im betriebsamen Leben doppelt lastend ward. Denn die jetzige Zeit mit ihren gegenwärtigen Banketrotten und künftigen unklaren Aussichten stimmt auch nicht gerade sehr zu rauschenden Vergnügungen, Gastereyen u. s. w., die überhaupt in Dresden nicht an der Tagesordnung sind. Bey Hofe gab es nichts als ein großes Konzert am zweyten Fevertage, wobey sich der treffliche Hummel aus Weimar hören ließ, und den allgemeinsten Beyfall einerntete. Man hofft, daß er auch noch ein öffentliches Konzert geben wird, das gewiß sehr besucht seyn dürfte. Dieß war auch das der Sängerin Weltheim, welche jedoch darin nicht als solche, sondern mit einem zweyten ausgezeichneten Talente, nämlich als meisterhafte Pianofortespielerin auftrat. Auch als Tonsetzerin hat sie sich in den öffentlichen Blättern angekündigt, und es ist allerdings so vielfache musikalische Ausbildung bey so vieler Besonderheit etwas sehr lobenswerthes. In einem Konzerte, das der kleine Pianofortespieler Ogulski gab, war ich nicht zugegen, höre aber, daß er für sein Alter von acht Jahren das Außerordentlichste geleistet haben soll. Dafür habe ich jedoch den beyden Improvisationen des Doktor und nunmehrigen Professor in Weimar, B. Wolff, beygewohnt, und kann in der That nicht begreifen, wie die Stimmen von verschiedenen Orten her so verschieden über ihn lauten können. Er leistet auf sehr anspruchlose und angenehme Weise, was er verspricht, man muß sich nur aber selbst von einer Improvisation, und noch dazu in deutscher Sprache nicht mehr versprechen, als wozu man berechtigt ist. Es ist stets ein erster und deßhalb immer ein sehr achtbarer Versuch, den er gemacht hat, und ich fürchte sehr, daß er sobald nicht überboten, oder auch nur erreicht werden dürfte. Er hat hier zwey öffentliche Abendunterhaltungen, am 7. und 13. März gegeben, und besonders in der letztern ein sehr zahlreiches und geistvolles Auditorium um sich vereint, auch mit vielem Beyfalle an dem Hofe der königlichen Prinzen und Prinzessinnen und in mehrern Privatkreisen im-

proviſirt. Die Gegenſtände der erſten öffentlichen Improviſationen waren: Belſazar, Marius auf Karthago's Trümmern, Camoens letzte Stunden, und eine Dippoldiswalder Aufgabe mit Anfangsworte und beſtimmten Endreimen. Bey der zweyten trug er die Annäherung des erſchaffnen Weſens zum Unerſchaffnen, den Wettſtreit zwiſchen Tonkunſt, Dichtkunſt und Malerey, und den Sturz eines Bergmanns in einen Kohlenſchacht, und ſeine Rettung daraus, nebſt einer gleichen Scherzaufgabe wie die erſt bezeichnete, und einem ernſten und einem komiſchen Sonette vor. Ein eigentlicher hochpoetiſcher Aufſchwung war ſeltener bey ſeinen Improviſationen zu bemerken, gab ihm aber der Stoff Gelegenheit dazu, wie dieß beſonders in der zweyten Unterhaltung bey den zwey erſten Aufgaben der Fall war, ſo trat er wohl auch ein, und einzelne Stellen darin waren in der That ſehr gelungen lyriſch. In der Regel iſt aber der Vortrag mehr didaktiſch und betrachtend, wozu auch das im Ganzen gewählte Metrum — das freylich nicht ſtets daſſelbe bleibt — ſich am beſten eignet. Aber zu bewundern iſt der Fluß der Rede, in dem ich wie eine Stockung oder Störung bemerkte, das ſchnelle Ordnen des Plans, wie der einzelnen Gedanken und das anmuthige Kolorit, das doch meiſt dem Ganzen gegeben wird. Dabey zeigen ſich bey mehrerem Aufgaben ſehr achtbare Kenntniſſe in Geſchichte und Literatur, und der Vortrag ſelbſt iſt ſo warm und lebhaft, daß man wohl ſieht, der Improviſator ſey ſelbſt von ſeinem Stoffe durchdrungen und entzündet, und es ſey nicht blos leeres Formelwerk und Wortgeklingel, was er uns gebe, wie es ja ſogar manchem ſogenannten Dichter beym Niederſchreiben ſeiner Reimerzeugniſſe zu geſchehen pflegt. Sein perſönlicher Anſtand iſt ein zweckmäßiger und einnehmender, ſein Ton nicht melodiſch, aber auch nicht ſtörend, und der Dialekt ein vollkommen reiner, da ein dann und wann zu bemerkendes längeres Verweilen auf den Endſylben weniger von einem Fehler des Dialekts, als von der nothwendigen Aufmerkſamkeit auf den Reim abzuleiten ſeyn dürfte. Bey beyden Improviſationen ſprach ſich der Beyfall ſehr deutlich aus, doch ſchien es faſt, als ob auch hier, wie ſo oft, der Scherz über den Ernſt den Sieg davon trage.

Durch das Wegfallen des großen italieniſchen Oratoriums, welches bisher am Sonnabende vor Oſtern in der katholiſchen Hofkirche Statt fand, verlieren Kunſtkenner einen ſehr großen Genuß, da ämtliche Aufführungen von einem muſikaliſchen Inſtitute, das in ſeiner Art ſo außerordentlich hoch ſteht, während des ganzen Jahres nicht mehr zu hören ſind. Um ſo größer war das Zuſtrömen zu dem Paſſions-Oratorium in der Kreuzkirche am Charfreytag. Es war eine neue Kompoſition des verdienſtvollen Muſikdirektors an derſelben F. W. Agthe, welche mit dem Schülerchor der Kreuzſchule und den hieſigen Stadtmuſikern ausgeführt ward, doch ſollen mehrere Mitglieder der königlichen muſikaliſchen Kapelle, aus Achtung für den Komponiſteur, dabey mitgewirkt haben. Mir hat beſonders die wahrhaft genialiſche und großartig aufgefaßte Einleitung zum erſten Theile, und mehreres aus dem zweyten gefallen. Hie und da war der Tonſetzer wohl etwas durch den bunt zuſammengewürfelten Text beſchränkt. Die Einwirkungen anderer großen Meiſter, namentlich Webers und Winters, waren wohl nicht zu verkennen, und ein Arioſo hatte ganz das Motiv aus Joſephs bekannter Arie bey Mehul. Das Ganze kann jedoch, und beſonders das achtenswerthe Streben des fleißigen Agthe nur mit Anerkennung und Dank erwähnt werden, es gewährte unter der verſtändigen Leitung des braven Komponiſten einen ſehr eindringenden Genuß, und bezeugte jedenfalls, daß derſelbe ſeinen ruhmvollen Vorgängern, Weinlig und Homilius, würdig nachſtrebe.

Vor vierzehn Tagen hat in der Nachbarſchaft Dresdens ein unglücklicher Brand das kleine Städtchen Dippoldiswalde faſt ganz eingeäſchert. Es brannten über hundert Häuſer und eine große Menge Scheuern ab, auch verunglückte ein Kaufmann dabey, welcher, um einiges von ſeiner Habe zu retten, ſich zu kühn in ſein bereits brennendes Haus wagte. Trotz der Ungunſt der Zeit laufen von allen Seiten bedeutende Unterſtützungen für die Abgebrannten ein, und bey der Trefflichkeit der hieſigen Verwaltung werden ſie gewiß zweckmäßiger vertheilt werden, als es nach franzöſiſchen Blättern mit den Hunderttauſenden geſchah, die für das arme Talma einkamen.

Die hieſige Kunſtakademie und das Theater verlieren auch in dieſem Monate, erſtere einen wackern Lehrer und letzteres einen ausgezeichneten Dekorationsmaler an dem Hofmaler Jenyſch, welcher zu früh für die Kunſt und ſeine dankbaren Zöglinge ſtarb. In Italien ausgebildet, lieferte er beſonders im Fache der Landſchaft ſehr geniale Arbeiten für die königliche Bühne, und ich erinnere mich noch beſonders ſeiner Dekorationen zu Wilhelm Tell, welche eben ſo naturtreu als künſtleriſchfrey waren, und vortreffliche Wirkung hervorbrachten. Dem Vernehmen nach iſt der bekannte Dekorationsmaler Arrigoni beym Theater in Jenyſch Stelle eingetreten, und es ſteht auch von ihm ſehr vieles Gelungene zu erwarten, wie er dieſes ſchon auf andern Bühnen, beſonders des ſüdlichen Deutſchlands, bewerkſtelligt hat.

Guido.

Paris, 2. März.

(Beſchluß.)

Von ſeinen Küchenkenntniſſen hat dieſer Bon Vivant (Brillat Savarin) ein ſonderbares Denkmal hinterlaſſen, nämlich die Physiologie du gout, ein Buch, das er kurz vor ſeinem Tode herausgab, und das halb ſcherzend und halb ernſthaft von der Leckermäulerey handelt. Der Herr Gerichtsrath ſprach aus Erfahrung, denn er ſuchte ſich ſelbſt auf dem großen Markt des innocens die leckerſten Fiſche aus, und bereitete die wohlſchmeckendſten Speiſen ſelbſt zu. Natürlich kömmt man in dieſem Fache mit der bloßen Theorie nicht weit, ſondern man muß ſelbſt praktizirt haben; Brillet Savarin war daher völlig zum Schriftſteller über die Gourmandiſe geeignet; denn er hatte ſelbſt gekocht und gebraten, das Geſottene und Gebratene vielfältig gewürzt, lange darüber nachgedacht, und ſogar Meditationen darüber angeſtellt. Um aber dieſen Bericht mit der Akademie zu beſchließen, womit er anhebt, ſo muß ich noch hinzufügen, daß ſeit Kurzem wieder eine Akademikerſtelle leer geworden iſt, welches dann die Dichter und ſonſtigen Proſaiker wieder in gewaltige Bewegung ſetzt. Der nun erledigte Platz war von dem Hrn. v. Agueſſeau, einem Abkömmlinge des berühmten Kanzlers, beſetzt; er ſelbſt hat ſich eben nicht berühmt gemacht, und vermuthlich war er in die Akademie hineingerathen, blos weil ſein Vorfahr ein guter Redner geweſen war. Als Napoleon im Anfange ſeiner Regierung daran dachte, die alten Familien hervorzuziehen, und ſie durch Würden und Aemter an ſeine Dynaſtie zu feſſeln, hatte er dieſen Herrn v. Agueſſeau zum Gerichtspräſidenten gemacht. Allein man erzählt, der Hr. Präſident ſey oft eingeſchlafen; das iſt ein Unglück, das einem bey einer Gerichtsſitzung ſo gut ereignen kann als bey einer langweiligen akademiſchen Vorleſung oder Predigt; Napoleon aber ſey über den ſchläferigen Präſidenten böſe geworden, und habe ausgerufen: Nun, wenn er ſich des Schlafes nicht erwehren kann, ſo muß er in die Kälte gehen, um wach zu werden! worauf Hr. d'Agueſſeau dann als Geſandter nach Schweden geſchickt wurde, und daſelbſt einige Jahre verblieb. Ob er auch dort geſchlafen habe, weiß ich nicht genau; übrigens war er ein rechtlicher Mann.

Dg.

Beylage: Kunſtblatt Nr. 29.

Verlegt von der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.

Digitized by Google

Nro. 86.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, 11. April 1826.

O Welt! wie schamlos und boshaft bist du!
Du nährst, und verzehrst und tödtest zugleich.

Ferdusi.

Bug Jargal.

(Fortsetzung.)

In wenig Minuten war auf Biassou's Befehl die Höhle zu der Parodie des erhabensten Geheimnisses umgestaltet. Der Altar bestand in einigen Zuckerkisten mit einem weißen Tuche bedeckt, ich erkannte das Kirchengeräth für dasselbige, was in dem Tempel von Acul bey meiner Trauung mit Marie gedient hatte — nur das Kruzifix fehlte, und statt diesem stieß der Obi seinen eisernen Dolch aufgerichtet in die Kiste. Nachdem der Altar fertig war, hing der dämonische Zwerg die Meßgewänder der Kirche von Acul um — dieselben, welche der Priester, da Marie an meiner Seite stand, trug — dann verbeugte er sich tief gegen Biassou, um ihm, daß Alles bereitet sey, zu bedeuten.

Auf ein Zeichen des Anführers wurde der Teppich am Eingang der Höhle emporgehoben, und zeigte das ganze vielfarbige Heer. Biassou sank auf die Knie, rief mit donnernder Stimme: „Auf die Knie!" — „Auf die Knie!" riefen die Hauptleute jedes Haufens, und in einem Augenblicke lag die unübersehliche Menschenmenge am Boden. — Ich allein, empört von der Entweihung, die ich begehen sah, blieb sitzen, doch meine beyden Mulattenwächter rissen mich nieder und ich mußte diesem nachgeäfften Gottesdienst mit nachgeäffter Andacht beywohnen. Der Obi waltete seines Amts mit Ernst, die Neger begingen die Feyer mit Andacht; wie der Spottpriester das Heiligste emporhub, rief er mit starker Stimme, die von dem Gewölbe der Höhle zurück tönte: „Ihr kennt den lieben Gott; ihn zeige ich euch; die Weißen haben ihn getödtet, tödtet die Weißen!" Nach beendigter Ceremonie hielt Biassou eine Anrede an sein Heer, welche es mit wilder Begeisterung zur Rache aufforderte, indem sie die Leiden seiner Landsleute, ihre Rechte als Menschen, und ihre schon über ihren Unterdrücker erhaltenen Vortheile mit flammenden Farben schilderte. Die Menge schien wie von Zauberformeln bewegt, Geheul, Thränen, Geschrey erschallten in fürchterlichem Gewirr, bis auf ein Zeichen, das Biassou mit der Hand gab, ein tiefes Schweigen erfolgte und ein Jeder trat in seine Reihen zurück. So eine ungeheure Gewalt hatte dieser Sklave allein durch die Macht des Verstandes über seine barbarischen Landsleute erlangt.

Ein anderes Schauspiel öffnete sich jezt vor meinem Blicke: das Verbinden der Verwundeten. Der Obi, welcher für dieses Negerheer Priester und Wundarzt zugleich war, hatte sein Meßgewand abgelegt und, einen Kasten mit Heilmitteln und Wundwerkzeugen neben sich, verband er die Wunden, welche seine Landsleute von dem gestrigen Gefecht nach Hause gebracht hatten. Seine Heilmittel waren einfach, seine Operationen geringfügig und ungeschickt; er half sich mit Zaubersprüchen, Amuleten und Fetischen — denn bey diesen Negern ist der alte heidnische Aberglaube noch überall mit dem neuen katholischen Glauben gepaart. Nachdem dieses Geschäft beendigt war, und die armen Verwundeten viel mehr gläubig wie erleichtert Platz gemacht

Digitized by Google

hatten, sprang der Obi mit unglaublicher Leichtigkeit auf den Altar, setzte sich mit untergeschlagenen Beinen nieder, und plötzlich die Rolle des Heilkundigen mit der des Propheten vertauschend, berief er mit prahlerischen Worten alle diejenigen herbey, welche ihr zukünftiges Schicksal zu wissen begehrten. Eine Menge Mulatten und Neger stürzten herbey; der Obi begann sein phantastisches Gewäsch, als ein Farbiger in weißer Jacke und Pantalon, mit einem Madrastuch, wie die reichen Kolonisten sie tragen, um den Kopf, hereintrat, um Biassou eine Botschaft zu bringen. Es war der, später unter dem Namen des General Rigaud bekannte Mulattenanführer der Empörten aux Cayes. „General, sagte er leise, aber ich befand mich so nahe, daß ich ihn verstand, ein Bote Jean Francois meldet, daß Boukmann in einem Gefecht gegen Herrn von Touzard das Leben verlor, und daß die Weißen sein Haupt in ihrer Stadt als Siegeszeichen aufgepflanzt haben." — „Sonst nichts?" erwiederte Biassou, mit kaum unterdrückter Freude, denn der Tod eines Anführers war seiner eifersüchtigen Herrschbegier willkommen. „Aber bedenkt die Wirkung der Nachricht auf das Heer," nahm Rigaud abermals das Wort. „Ihr seyd einfältiger, wie ich es glaubte," sprach Biassou und sagte dem Obi, der indeß ungestört fortgesprochen hatte, einige Worte in's Ohr, dann befahl er Rigaud, einen Boten, den er ihm ebenfalls angemeldet hatte, eine Viertelstunde aufzuhalten, und fuhr, dem Anschein nach, ruhig fort, auf das Geschwätz des Obi zu horchen.

Dieser hatte indeß angefangen, seine Weissagungen auf die Linien der Hand, die Furchen der Stirne zu begründen. Er verhieß Wunder, Reichthum, Tod oder Sieg mit der gemeinen Frechheit der Menschen dieser Art, und die armen Betrogenen schlichen, hoffend oder ergeben, alle gläubig davon. Jetzt erklärte er mit unverschämter Zuversicht: „Wer zwischen beyden Augenbraunen auf der Linie des Mondes die Gestalt zweyer Pfeile hat, fällt in der Schlacht. Wessen Lebenslinie aber am Ende durch ein Kreuz durchschnitten ist, kommt auf das Blutgerüst — und hier muß ich euch nun sagen, meine Freunde, daß Boukmann, eine der mächtigsten Stützen der Freyheit, diese drey drohenden Zeichen an sich trägt." Die Neger verschlangen den Gaukler beynahe mit ihren Blicken, sie waren ganz Ohr; Biassou aber sagte seinem Adjutanten einige Worte in's Ohr, und indeß sich dieser hinweg begab, fuhr der Obi in seinem Geschwätz fort. Bald kam der Adjutant zurück und führte den angekündigten Boten mit sich; es war ein Neger, mit Staub bedeckt, seine blutigen, von Dornen und Kieseln zerrissenen, Füße zeigten, was für beschwerliche Wege er hatte zurücklegen müssen. Er überreichte dem Anführer eine Depesche, die dieser eifrig öffnete und las, dann die Aufmerksamkeit der Versammlung aufforderte und sie ihr mittheilte. Sie enthielt die Nachricht von Boukmanns Tod und wie die Sieger sein Haupt aufgepflanzt hätten — dieses Schreiben war mit den Aeußerungen der größten Erbitterung und dem heftigsten Geschrey um Rache verfaßt. Eine Todtenstille verbreitete sich über die Menge; der Obi richtete sich aber stehend auf dem Altar empor, schüttelte seinen weißen Stab, rief unzusammenhängende, unsinnige Zauberworte und bewies, jauchzend über die Unträglichkeit seiner Wissenschaft, daß er vor kaum einer Viertelstunde Boukmanns Tod und mit den nun eingetroffenen Umständen geweissagt habe: den Tod in der Schlacht und das Erscheinen auf dem Blutgerüst — denn sein Haupt sey, vom Rumpfe getrennt, aufgesteckt worden. Die Entmuthigung der Neger machte nach diesen Worten einer Art wundervollem Schauder Platz; der Zauberer, seine Macht genießend, schritt auf dem Altar hin und her. Biassou forderte ihn auf, jetzt auch sein, des Anführers, Zukunft zu verkünden, und reichte ihm mit wenig verhehltem Spott seine Hand. Der Obi kramte alle Fratzen seiner Meisterschaft aus, prophezeihte seinem Herrscher alle Herrlichkeiten der Erde, Sieg, Reichthum und Macht, mischte aber, und deutlich nahm ich wahr, daß sein Blick sich auf mich heftete, einige Ermahnung zur Wachsamkeit und heilsamen Strenge mit bey. Der widrige Auftritt erreichte sein Ende, die Menge entfernte sich, der Obi, in tiefe Betrachtungen versenkt, saß wieder auf seinem Polster, Rigaud hatte das zweyte derselben eingenommen und Biassou, auf seinem Federteppich sitzend, kaute Tabak.

(Die Fortsetzung folgt.)

Talma's Betrachtungen über Lekain und die Schauspielkunst.

(Fortsetzung.)

Man wird mir vielleicht einwenden, der tragische Schauspieler habe viel mehr Freyheit in der Wahl seiner Mittel, dem Urtheil des Publikums Gegenstände zu bieten, deren Urbilder in der Gesellschaft nicht vorhanden sind, während bey dem komischen Schauspieler dasselbe Publikum leicht beurtheilen kann, ob die Nachahmung dem Originale gleicht, das unter seinen Augen wandelt. Aber ich antworte, daß Leidenschaften zu allen Zeiten Statt finden, die Gesellschaft kann ihre Stärke mindern, aber sie leben deßhalb nicht weniger in dem Grund der Seele, und jeder Zuschauer kann durch sich selbst sie wohl beurtheilen. Was aber die großen geschichtlichen Charaktere betrifft, so kann das gebildete Publikum, welches allein den Ruf des Künstlers gründet, und mit der Geschichte vertraut ist, leicht über die Wahrheit der Nachbildung entscheiden, und so sieht man aus dem Gesagten, daß die physischen Eigenschaften des tragischen Schauspielers mehr Kraft und innere Stärke besitzen müssen, als die des komischen. In Betreff der körperlichen begreift man, daß bey dem tragischen Schauspieler die Gesichtszüge mehr ausgesprochen und be-

Digitized by Google

weglicher, daß seine Stimme voller und klingender, eines tieferen Ausdrucks fähiger seyn müsse, daß er gewisser Kombinationen und einer ungewöhnlichen Kraft bedarf, um mit gleicher Energie eine Rolle von Anfang bis Ende auszuführen, in welcher der Dichter oft in einen engen Rahmen, in den Zeitraum von zwey Stunden alle Gemüthsbewegungen, alle Aufregungen der Seele gedrängt hat, die ein leidenschaftliches Wesen oft nur in einem großen Theile seines Lebens empfinden kann. Uebrigens wiederhole ich, der große komische Schauspieler bedarf nicht weniger Fähigkeiten als der große tragische Künstler, nur von verschiedener Art, und einer wie der andere muß in die Geheimnisse der menschlichen Natur eingeweiht seyn, in ihre Neigungen, in ihre Schwächen, ja selbst in die Sonderbarkeiten des menschlichen Herzens *).

Wenn man bedenkt, wie vieler Eigenschaften, wie vieler Naturgaben es bedarf, um einen wahren tragischen Schauspieler zu bilden, muß man sich verwundern, daß sie so selten sind? Unter den meisten, die sich diesem Stande widmen, hat der eine Geist, und seine Seele ist von Eis; der andere hat Gefühl und keinen Verstand. Dieser besizt Feuer, aber in so geringem Maße, als ob er es nicht besäße, sein Spiel ist ohne Wirkung, sein Ausdruck weichlich, ungewiß, farblos; er spricht bald hoch, bald tief, schnell, langsam, wie es der Zufall gibt. Jener hat von der Natur alle glücklichen Gaben der Seele und des Geistes erhalten, und seine rauhe, trockne, klanglose Stimme versagt ihm, die Gemüthsbewegungen auszudrücken; er weint, und kann keine Thränen entlocken, er ist gerührt und vermag nicht zu rühren. Dieser besizt eine wohlklingende, gefühlvolle Stimme; aber seine Züge sind unangenehm, seine Gestalt, seine Formen unedel. Kurz, die Summe glücklicher Zufälligkeiten, die der Mensch vereinigen soll, ein vollkommner Schauspieler zu seyn, ist so groß, daß man sich nicht verwundern soll, wenn man nur nach langen Zeiträumen einen solchen erscheinen sieht.

Es ist nicht zu läugnen, Lekain hatte einige Mängel; aber in der Literatur und den Künsten ist das Genie nur der Schönheiten wegen geschäzt, die es hervorbringt, seine Unvollkommenheiten haben keinen Theil an seinem Ruf; dieß ist die grobe Materie, die ohne die Vortrefflichkeit seiner edelsten Begeisterungen in Vergessenheit gefallen wäre, und die Erinnerung an seine Fehler verewigt sich nur in der Celebrität, die ihm seine Vollkommenheiten gewährt haben. —

(Die Fortsetzung folgt.)

*) Der Kenner wird bemerkt haben, wie der große Künstler hier weder zu der Erhabenheit des Komischen sich emporgeschwungen, noch in seine Tiefen eingedrungen ist; weder jenes, das an das Phantastische, noch dieses, das an's Tragische gränzt, bemerkt; — und doch ist Talma ein Kenner und Anbeter Shakespears.

Kt.

Korrespondenz-Nachrichten.

Frankfurt, a. M. im März.

Ueber die Reisen unseres kühnen Landsmanns Rüppell in Nordafrika sind nun in der hiesigen Iris Mittheilungen bis vom Juli vorigen Jahres enthalten, woraus ich Ihnen wieder einen gedrängten Auszug, in Verbindung mit einigen mündlichen und andern Nachrichten, geben kann.

Unter fortwährenden kriegerischen Bewegungen faßte Rüppell den Entschluß einen Lieblingsplan auszuführen, die große Oase im westlichen Nubien, das von Negern und angesiedelten Arabern bewohnte Land Kordofan zu bereisen. Zu dieser schwierigen Unternehmung bahnte ihm die Freundschaft des Statthalters von Nubien, Abdim Bey, und des Schwiegersohnes des Pascha von Egypten, Mehmed Bey, der Feldherrn gegen die aufrührerischen Provinzen, den Weg. Von diesem lezteren merkwürdigen Mann erhielt Rüppell zu seinem Erstaunen und nicht geringer Freude eine von ihm selbst entworfene Karte des Kordofan und der umliegenden Gegenden, die er alsbald ausführte, und damit einen wichtigen Beytrag zur Geographie Nordafrika's lieferte. Rüppell schreibt über die Persönlichkeit von Mehmed Bey folgendes: „Er ist einer von den wenigen Türken, von denen die Wissenschaften geschäzt und geehrt werden; er ist ein leidenschaftlicher Liebhaber der Geographie, und weiß den Werth neuer Entdeckungen zu würdigen. Er führt stets einen großen Atlas bey sich, der zu Konstantinopel erschienen ist, und mehrere neue türkische Werke über Geographie, Astronomie und Physik. Er hat einige Kenntnisse in den genannten Wissenschaften, und legt sie gern, mit einer Art von Stolz oder Eitelkeit, vor denen zur Schau, die gleichen Geschmack mit ihm haben. Ich war sehr verwundert, als ich ihn, mit vieler Klarheit und Bestimmtheit, die Phänomene der Refraction und Attraction erklären hörte. Er fragte mich nach der wahren Ursache der Deklination und Abweichung der Magnetnadel; ich gestehe Ihnen, kein Schulknabe mag je mehr in Verlegenheit gewesen seyn als ich bey dieser Frage. — Dieß ist die lobenswerthe Seite dieses seltsamen Mannes, der, auf der andern Seite, über alle Beschreibung grausam ist, und dessen Blutdurst alles übertrifft, was man nur in der Geschichte von der Wildheit der ärgsten Tyrannen des Alterthums erzählt findet. Es gehört eine eigne Art dazu, mit Leuten von solchem Charakter umzugehen, und besonders, wenn man in ihrer Gewalt ist." — Auf seinen Zügen mit der türkischen Armee lernte Rüppell die sehr merkwürdigen Ruinen von Kurgos und von Soliv kennen, die in den Briefen genau beschrieben werden, so weit es die kurze Zeit seiner Untersuchungen zuließ. —

(Die Fortsetzung folgt.)

London, 24. März.

Ich glaube Ihnen schon vor einiger Zeit einige Umstände über den Mord eines Kindes durch einen katholischen Priester in Irland mitgetheilt zu haben; und gebe Ihnen jezt die Geschichte seines Prozesses, wie sie von einem Augenzeugen beschrieben worden, in der Ueberzeugung, daß sie Ihren Lesern eben so merkwürdig erscheinen werde wie mir. „Dieser Unglückliche hatte von seiner Kindheit an einen gewissen Hang zur Gottesverwirrung; und es war mit großer Mühe, daß er die Weihe erhielt. Seine Lieblingstheorie, ehe er ganz wahnsinnig geworden, war das Teufelaustreiben, und alle, die ihn über diesen Gegenstand gehört haben, bewunderten den Scharfsinn, womit er aus falschen Grundsätzen seine Schlüsse zog. Ein Arzt, mit dem er befreundet war, hatte längst die Annäherung des Wahnsinns bey ihm bemerkt, und ihn darnach behandelt;

aber ſeit einiger Zeit hatte Vater Carroll die Vorſchriften ſeines Freundes vernachläſſigt, und die Geiſteskrankheit brach in ihrer ganzen Furchtbarkeit aus. Eines Tages kam ihm mitten in der Feyer der Meſſe der wahnſinnige Gedanke, er ſey vom Himmel beauftragt, böſe Geiſter auszutreiben; unter den wildeſten Geberden endigte er den Gottesdienſt, und rannte dann hinaus auf die Straße, um einen Gegenſtand zu finden, an dem er ſeine Macht beweiſen könnte. Als er erfuhr, daß ein gewiſſer Taglöhner, Namens Neill, bettlägerig ſey, beſtand er darauf, er wäre vom Teufel beſeſſen, und machte ſogleich Anſtalt den Feind auszutreiben. Von einer Menge Menſchen begleitet, begab er ſich in des armen Mannes Hütte, ſprang auf ihn los, und fing an, ihn aus Leibeskräften zu kneipen, ein Mittel, welches er zu ſeinem Zwecke für unwiderſtehlich erklärte, und welches ſich der Kranke mit frommer Ergebung gefallen ließ. Nachdem er ziemlich lange in dieſer Arbeit fortgefahren, erklärte er endlich den erſtaunten Zuſchauern, er habe den Teufel in ſeiner Gewalt, und wolle ihn ohne Gnade in's rothe Meer ſtürzen. Dieß that er, nach der Beſchreibung eines Zeugen, auf folgende Weiſe. Zuerſt ſprach er einige geheimnißvolle Wörter, drehte ſich dann mit ausgeſtreckten Armen ſchnell im Kreiſe herum, blies dann, gab ſich ein wichtiges Anſehen, ſtemmte einen Arm in die Seite und hielt den anderen ausgeſtreckt, als wenn er, nach dem Ausdruck des Zeugen, den Teufel beym Schwanze trüge, er näherte ſich mit feyerlichem Anſtande einer Brücke, die über den Fluß Stancy führt, wo er den Teufel dem Waſſer übergab, das er das rothe Meer nannte. Hiermit aber noch nicht zufrieden, erklärte er, Neill habe noch ſieben andere Teufel in ſich, die er alle austreiben müßte, und ſogleich fing er das Knuffen auf's Neue an, bis der Patient zuletzt aus dem Bette ſprang, und ſich für vollkommen hergeſtellt erklärte. Dieſer Umſtand machte einen tiefen Eindruck auf die Gemüther aller Gegenwärtigen, worunter ſich auch mehrere Proteſtanten befanden; unter andern eine gewiſſe Frau Winter mit ihrer Tochter, welche beyde niederknieten und zum Herrn flehten, er möchte doch dem Pater auch in der Wirkung des nächſten Wunders ſeine Hülfe angedeihen laſſen. Durch dieſen Glauben ermuntert, fiel der Wahnſinnige über eine alte Frau her, die zufällig des Weges kam, ſchlug ſie nieder, und zerarbeitete ſie ſo kräftig, daß endlich einer der Zuſchauer den Uebrigen zurief, ſie ſollten aus dem Wege gehen, denn er ſähe den Teufel herauskommen. Dieſer Erfolg trieb den Unglücklichen bis zur unbändigſten Raſerey; und da er ſich plötzlich erinnerte, daß das Kind eines Mannes, Namens Sinot, Zuckungen habe, und die Mutter ihn erſucht hatte, über demſelben zu beten, ſo war es gleich bey ihm ausgemacht, auch dieſes Kind ſey beſeſſen, und eilte ſogleich zu Sinots Wohnung hin. Dieſe beſtand aus zwey Gemächern zur ebnen Erde, und in dem kleinſten derſelben lag das arme Kind, welches das Opfer ſeiner Raſerey werden ſollte. Das Gemach war ſo klein, daß nicht über zwey oder drey Perſonen hinein konnten, ſo daß der Haufe, welcher draußen blieb, durchaus nicht ſehen konnte, was er vorhatte. Auch der Vater des Kindes, welcher bey der Ankunft des Prieſters nicht in der Hütte war, wurde hernach durch das Gedränge zurückgehalten, und das Kind war ſchon einige Zeit todt, ehe er deſſen Schickſal erfuhr. Indeſſen hatte ihn doch Niemand verhindert, ſein Kind zu beſchützen; aber er ſagte bey dem Verhör, wo er als Zeuge erſchien, daß es ihm nicht in den Sinn gekommen der Prieſter könnte dem Kinde etwas zu Leide thun; er kannte, wie er ſagte, nicht einmal den Prieſter ſehen. Es iſt nicht nöthig zu beſchreiben, auf welche Art das Kind umgekommen, genug, man hörte es ein paar Mal ſchwach ſchreyen und Mutter rufen, und dann war Alles ſtille. Der Wahnſinnige hatte das Kind unter einen Zuber geſteckt, unter welchem man es todt fand. Es läßt ſich denken, daß der Prozeß in einer Grafſchaft, wo die Rebellion am wüthendſten geraſt, und ihre Greuel noch lange nicht im Gedächtniß der Einwohner erloſchen ſind, großes Aufſehen machen mußte. Die proteſtantiſche Partheyvergeſſend, daß einige von ihrer Sekte in gewiſſer Hinſicht an der unglücklichen That Theil genommen, oder zum wenigſten ſich leidend dabey verhalten, zeigten einen ſtolzen und verachtungsvollen Triumph über den tiefen geiſtigen Verfall der Katholiken, den ſie durch dieſe Begebenheit als bewieſen anſahen, während dieſe eine ſchmerzhafte Empfindlichkeit an den Tag legten, welche zeigte, daß ſie es tief empfanden, welch einen Vortheil die Gegner dadurch für den Augenblick erlangt hatten. Der Gerichtshof war bis zum Dache mit Menſchen angefüllt, worunter die Geiſtlichkeit beyder Religionen durch ihre Anzahl ſich auszeichnete. Ungeachtet beyde dieſelbe Art von Kleidung trugen, ſo war es doch nicht ſchwer, bey dem erſten Blick den proteſtantiſchen Pfarrer und den katholiſchen Prieſter zu unterſcheiden. Ein Ausdruck Lächeln der Verachtung, und ein frohlockender Blick bezeichnete die heiteren Geſichter der Pfarrer, während die leidenſchaftliche Zuckung in den Zügen der Prieſter das bittere Gefühl einer unverdienten Demüthigung zu erkennen gab. Eben ſo auffallend unterſchieden ſie ſich in der Art des Anzuges, grob und nachläſſig bey den unterdrückten und verarmten Prieſtern, und fein und zierlich bey den Pfarrern der reichen herrſchenden Kirche. Die Geſichter der Prieſter waren feurig von der ſtärkenden Gebirgsluft, während das ſchwache Roth auf des Pfarrers Wange es zweifelhaft machte, ob es ein Ueberbleibſel der Natur, oder ein Werk der Kunſt wäre. Dabey ſaßen die erſteren in der Nähe des Armenſünderſtuhles, und die letzteren neben dem Richter. Aber eine dritte Parthie zeichnete ſich von beyden aus, dieſe beſtand aus den ſogenannten „Predigern des Wortes," und machte ſich durch ihre trübſeligen calviniſtiſchen Geſichter, ihr langes ſtraches Haar, und dem wilden Blick, mit dem ſie die ſie umgebenden Katholiken anſahen, und worinn Spott und Haß ſich zu paaren ſchienen. Es dauerte einige Zeit, ehe der Prozeß ſeinen Anfang, und dieſe Pauſe ſteigerte die Erwartung noch mehr. Endlich erſchien der Gefangene — ſeine Geſtalt war groß und würdevoll. Ein großer ſchwarzer Mantel mit ſcharlachnem Kragen war mit einem Schloſſe um ſeinen Hals befeſtigt, aber nicht ſo dicht daß man nicht hätte die breite Bruſt ſehen können, über welche er mit ſtiller Ergebung die Arme gefaltet hielt. Sein ſtarkes ſchwarzes Haar war mit einem Sammetband umwunden, welches die Einſchnitte verbarg, die kurz vorher von einem Wundarzte ihm im Kopf gemacht worden waren. Sein Geſicht war wohl gebildet, und es ward von mehreren bemerkt, daß ſeine Züge, obgleich kleiner, den Geſichtszügen Napoleons ähnlich waren. Seine Geſichtsfarbe war todtenbleich, und ſein offener, aſchfarbener Mund blieb unbeweglich offen. Auf die wiederholte Frage, ob er ſich für ſchuldig oder unſchuldig erkenne, gab er nicht das geringſte Zeichen der Anerkennung, und eben wurde die Jury beauftragt zu unterſuchen, ob er abſichtlich verſtumme oder nicht antworten könne, als er zu bemerken ſchien was vorging, und auf die Weiſung ſeines Anwaldes ſich für nicht ſchuldig erklärte. Während des ganzen Prozeſſes beharrte er in ſeiner unbeweglichen Stellung, und obgleich die Hitze ſehr groß war, erlitt doch die Farbe von ſeinem Geſichte und Lippen nicht die geringſte Veränderung. Die Jury fand, daß er vor Mord unter dem Einfluße eines wahnſinnigen Anfalles verübt. Der Richter hielt hierauf eine kräftige Rede an ihn, wobey er aber vergaß, daß es auch in der Kirche von England noch eine Formel zum Geiſteraustreiben gibt.

(Die Fortſetzung folgt.)

Beylage: Literaturblatt Nr. 29.

Verlegt von der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.

Digitized by Google

Nro. 87.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 12. April 1826.

Die Kunst bleibt Kunst! Wer sie nicht durchgedacht,
Der darf sich keinen Künstler nennen.

Goethe.

Der Maler David und Napoleon *).

Kurz vor dem 18ten Fruktidor, zu einer Zeit, wo die Patrioten von einer Reaktion der Royalisten bedroht wurden, suchte Napoleon, damals an der Spitze des Heeres in Italien, den Künstler dieser Gefahr zu entreißen und einer seiner aides de camps, Jülien, soll den Auftrag erhalten haben, David eine sichere Zuflucht und reichen Stoff für seine Kunst unter dem Schutz der Adler des siegreichen Heeres anzubieten. David schlug jedoch den Antrag aus und blieb in Paris. Nach dem Frieden von Campo Formio kehrte Napoleon nach Paris zurück, das er fast unbekannt verlassen hatte und, mit unermeßlichem Ruhm bedeckt, wieder betrat. Als Mitglied des Instituts hatte er Umgang mit einem Kreis von ausgezeichneten Gelehrten und Künstlern. Er wünschte auch David kennen zu lernen, und als ihn einst Lagarde zu Tisch einlud, antwortete er: „Ich werde kommen unter der Bedingung, daß Sie auch David einladen." David nahm die Einladung an, da er eben so begierig war, den Sieger von Italien zu sehen, und ihm für seine freundliche Vorsorge zu danken hatte. Sobald Napoleon David erblickte, ließ er sich mit ihm in ein Gespräch ein. Es war die Rede davon, ihn zu malen. „Ich werde Sie, sagte David, mit dem Degen in der Hand auf dem Schlachtfelde malen." — „Nein, antwortete Napoleon, man gewinnt heut zu Tage die Schlachten nicht mehr mit dem Degen. Malen sie mich ruhig auf einem brausenden Rosse (je veux être peint calme sur un cheval fougueux)." Sowohl David als Napoleon waren damals zu beschäftigt, um sogleich an die Ausführung dieser Idee denken zu können.

Nachdem Napoleon erster Konsul geworden war, hatte er mehrere Unterredungen mit David. Als die Behörden in Gemäßheit der neuen Verfassung organisirt wurden, sagte ihm der erste Konsul, er habe ihn lieber bey seinen Pinseln lassen, als ihm eine Stelle geben wollen. „Sie haben vollkommen Recht, antwortete David. Die Zeit und die Ereignisse haben mich belehrt, daß mein Platz in meinem Atelier ist. Ich habe immer eine große Liebe für meine Kunst empfunden und treibe sie mit Leidenschaft; ich will mich ihr ganz hingeben. Uebrigens die Aemter sind vergänglich und ich hoffe, meine Werke sollen bleiben."

Bey seiner Rückkehr von Marengo dachte Napoleon daran, sich malen zu lassen, er ließ daher David rufen und empfing ihn im Beyseyn Lucian Bonaparte's. „Was arbeiten Sie in diesem Augenblick?" fragte er den Maler. „Ich male die Schlacht bey den Thermopylen." — „Desto schlimmer; Sie haben Unrecht, sich so viele Mühe zu geben, um Besiegte zu malen." — „Aber, Bürgerkonsul, diese Besiegten sind Helden, die für die Freyheit ihres Vaterlandes starben, und die, trotz ihrer Niederlage, die Perser aus Griechenland vertrieben haben." — „Das ist

*) Aus Vie de David, premier peintre de Napoleon par M. A. Th. Bruxelles 1826. p. 155.

Digitized by Google

einerley; nur der Name des Leonides ist bis auf uns gekommen. Alles andere ist für die Geschichte verloren." — „Alles! — — außer dieser edle Widerstand gegen zahllose Heere, Alles . . . außer ihre Hingebung, die ihr Name nicht verherrlichen kann.. Alles! — außer die Sitten die strenge Freyheit der Lacedämonier, die man mit Nutzen unsern Kriegern in's Gedächtniß rufen könnte." — Doch unterbrach David für den Augenblick diese Arbeit, die er indeß später vollendete. Napoleon verlangte nun von ihm, er solle ihn malen. David versprach, sogleich damit anzufangen und bat ihn, ihm zu sitzen. „Wozu das?" rief Napoleon, dem ein solcher Zwang unerträglich gewesen wäre. „Glauben Sie, daß die großen Männer des Alterthums, deren Bildnisse wir besitzen, gesessen sind." — „Aber ich male Sie für Ihr Jahrhundert, damit die Menschen, die Sie gesehen haben, Sie wieder erkennen; sie möchten Sie ähnlich finden." — „Aehnlich! es ist nicht die genaue Nachahmung der Züge, ein kleiner Fleck auf der Nase, der die Aehnlichkeit ausmacht. Es ist der Charakter der Gesichtszüge, den man malen muß, das, was sie belebt." — „Das eine schließt das andere nicht aus." — „Gewiß hat Alexander dem Apelles nie gesessen. Niemand frägt danach, ob die Bildnisse großer Männer ähnlich sind, wenn nur ihr Geist darin lebt." — „Sie lehren mich die Kunst, zu malen." — „Sie scherzen; wie das?" — „Wirklich, ich hatte die Sache noch nie von der Seite angesehen. Sie haben Recht. Wohlan! Sie sollen mir nicht sitzen. Lassen Sie mich machen, ich will Sie ohne dieß malen." Als sie Napoleons Kabinet verließen, kam Lucian auf das Gemälde von den Thermopylen zurück und sagte zu David: „Mein Lieber, er liebt blos nationelle Gegenstände, er erhält seinen Theil davon. Es ist seine Schwäche, er läßt gerne von sich sprechen."

David begann nun das bekannte Gemälde, den Uebergang über den St. Bernhard, zu malen. Als das Werk fertig war, und dem ersten Konsul gezeigt wurde, sah dieser es lange schweigend an; dann wandte er sich zu dem Künstler und überhäufte ihn mit Lobsprüchen. Als er jedoch die Soldaten erblickte, welche man in großer Entfernung den Berg ersteigen sieht, rief er lachend: „Aber Bürger David, was machen die kleinen Leutchen da drunten, so groß wie der Huf meines Pferdes? Es wird sie mit einem Tritt zertreten." — Die Bemerkung war nicht ganz ungegründet.

David machte noch drey Kopien von diesem Gemälde. Eine für den König von Spanien (Joseph), eine für das Nationalmuseum und die dritte für sich selbst.

Das Original ward 1814 von den Preußen aus St. Cloud nach Berlin gebracht (*).

Talma's Betrachtungen über Lekain und die Schauspielkunst.

(Fortsetzung.)

Die Natur hatte Lekain einige körperliche Vorzüge versagt, welche die Bühne erheischt. Seine Züge hatten nichts Edles, seine Gesichtsbildung schien gemein, seine Gestalt war zu klein; aber sein auserlesenes Gefühl, seine glühende Seele, die Fähigkeit sich ganz in die Situation des darzustellenden Charakters zu versetzen, der feine zarte Verstand, der ihm alle Schattirungen eines solchen Charakters errathen und wiedergeben ließ, verschönerten seine unregelmäßigen Züge, und gaben ihnen einen unaussprechlichen Zauber. Seine Stimme war von Natur schwerfällig und unbiegsam, sie war sogar etwas heiser; aber selbst diese Heiserkeit gab seiner Stimme, ich weiß nicht welche melancholische durchdringende Schwingung, die uns bis in den tiefsten Grund der Seele bewegte. Durch unermüdete Uebung gelang es ihm auch ihre Härte zu dämpfen, sie mit allen Accenten der Leidenschaft zu bereichern, und sie den zartesten Bieganngen seiner Empfindung gehorsam zu machen. Er hatte seine Stimme wie ein Instrument studirt; er kannte alle ihre Eigenschaften und Mängel, er glitt leicht über die undankbaren Saiten hinweg, um nur die wohlklingenden ertönen zu lassen; seine Stimme, deren Ausdruck er auf alle Weise versucht hatte, war für ihn wie ein reiches Clavier, dessen Register er nach seiner Willkür ziehen konnte; und so groß ist die Macht einer gefühlvollen Stimme, welche Natur oder Kunst gebildet hat, daß sie selbst den Fremden bewegt, dem die Worte unverständlich sind. Die Stimme Lekains hatte diesen Vorzug. — Die Talente der Damen Gaussin und Desgarcins bestanden hauptsächlich in dieser glücklichen Naturgabe, und ich habe in London Franzosen gesehen, die kein Wort englisch verstanden und durch die rührende Stimme der Miß O'Neil bis zu Thränen bewegt wurden.

Lekain that am Anfang seiner Laufbahn wie alle junge Schauspieler; er überließ sich den gewaltigsten Ausdrücken seiner Stimme, denn in der Jugend zieht man sich stets auf diese Weise aus allen Schwierigkeiten. Aber mit der Zeit fühlte er, daß unter allen Einförmigkeiten die Monotonie der Kraft die unerträglichste sey, daß man die Tragödie sprechen, aber nicht heulen müsse, daß eine beständige Explosion ermüdet, aber nicht ergreift, daß sie nur selten und unerwartet Erstaunen und Rührung hervorbringen kann, daß der Zuschauer endlich durch das unaufhörliche Geschrey des Schauspielers die Person selbst vergißt, und das Unglück des einen mitzufühlen aufhört, um die Ermüdung des andern zu bejammern.

Man warf Lekain auch ein wenig Schwerfälligkeit in seinem Vortrage vor; aber dieser Fehler entsprang erstlich aus seinem Wesen, das von Natur langsam gesetzt und über-

Digitized by Google

legt war; anderntheils hätte Voltaire, dem Lekain besonders zugethan war, nicht leicht zugegeben, daß der Pomp und der Wohllaut seiner Verse einem allzunatürlichen und wahren Vortrage aufgeopfert würden. Er wollte, man soll stark treffen, wenn auch nicht richtig; und da er die Tragödie etwas aufgeblasen hatte, mußte der Schauspieler wohl dem Systeme folgen, das der Dichter angenommen hatte. Uebrigens waren in der Zeit, wo Lekain lebte, eine durch das Genie ihrer Dichter und Philosophen so glänzenden Zeit, alle Künste in das Falsche und Manierirte gefallen; und Lekain fühlte vielleicht, daß er durch seine vielen Vollkommenheiten reich genug sey, ein kleines Opfer dem schlechten Geschmack der Zeit zu bringen; übrigens belebte sich sein Vortrag allmählig, und wenn er erst die höheren Regionen der Leidenschaft erreicht hatte, fezte er durch die Erhabenheit seines Spiels in Erstaunen.

Trotz der Ueberschwemmung des schlechten Geschmacks in den Künsten lebte zu jener Zeit in der guten Gesellschaft und unter den Freunden Voltaire's eine große Anzahl Personen, welche dem wahren Geschmacke huldigten, und deren Lehren Lekain den größten Nutzen brachten; und auch Voltaire, obgleich ein sehr mittelmäßiger Schauspieler, selbst wenn er in seinen eigenen Dichtungen auftrat, hatte sehr weise Intentionen, die er Lekain mittheilte, und welche dieser leicht ausführte. — Auf einer Reise nach Ferney veranlaßte Voltaire den Lekain, die gewohnte Art, den Genghiskan darzustellen, ganz und gar zu ändern, und bey seiner Rückkehr nach Paris trat er in dieser Rolle auf. Das Publikum, über diese Veränderung erstaunt, blieb lange Zeit ungewiß, ob es dieselbe anerkennen oder verwerfen sollte. Man glaubte, Lekain wäre unpäßlich; nichts von dem Lärm, von den Handwerkshülfsmitteln, die ihm früher so viel Beyfall in dieser Rolle gewannen. Erst nachdem der Vorhang gefallen und das Publikum die ganze Vorstellung hindurch unbeweglich geblieben war, fühlte dasselbe in der That, daß Lekain ein leeres Geschrey, eine hohle Aufgeblasenheit, gemeine Effekte mit einem einfachen, edlen und erschütternden Spiele vertauscht habe; es war, wie Voltaire sich ausdrückte, ein Löwe, der, indem er sein Weibchen liebkost, ihm die Klauen in die Seite bohrt. Das Urtheil bildete sich auf der Stelle, und wie durch einen elektrischen Schlag folgte ein anhaltendes zahlreiches Beyfallklatschen. Lekain, der eben in seine Garderobe zurückkehrte, hörte diese Zeichen der Anerkennung, und indem er sich über das Geländer der Treppe bog, frug er einen unten stehenden Theaterdiener, „Rougeot, was bedeutet denn das?" — „Ey Herr Lekain, antwortete Rougeot, das gilt Ihnen; man hat Sie endlich wieder erkannt."

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Frankfurt a. M. im März.

Alle Erkundigungen, welche Rüppell mittlerweile über das merkwürdige und seltsame Land Kordofan einzog, entflammten seinen Eifer und seinen Muth immer mehr. So die Nachricht, daß eine Reihe halb erloschener Vulkane dort angetroffen werde, namentlich bey Gebel Koldagi, wo ein kegelförmiger Gipfel, der sehr hoch ist, beständig raucht und manchmal heiße Asche auswirft. — Die Neger, welche den gebirgigen Theil von Kordofan bewohnen, nennen sich Nuba's; sie sind in verschiedene Stämme oder Völkerschaften getheilt, von denen jede den Gipfel eines hohen Berges inne hat. Die meisten dieser Stämme reden eine ihnen eigenthümliche Mundart. Sie sind größtentheils Heiden oder Gögendiener, sie beten, wie man sagt, den Mond an, wenigstens richten sie an ihn ihre Gebete. Alle Nuba's von Kordofan bestellen den Acker, besonders bauen sie in den Ebenen Durrha; die meisten weben Baumwollenzeuge. In mehreren Stämmen versteht man, Mineralien auszuschmelzen und das Eisen zu schmieden. Im Allgemeinen sind diese Völkerschaften sanft, freundlich und arbeitsam; nur die von Kolfan sollen diebisch seyn. Man behauptet, daß südlich von Kordofan Menschenfresser wohnen. — Ehe Rüppell seine Reise in das Wunderland antreten konnte, erlebte er noch viele Besorgniß. Er war am 19. Sept. 1824 von einer wiederholten langwierigen Reise nach Cairo, die er zur Sicherheit eines neuen reichhaltigen Transportes von Naturalien machte, glücklich zurückgekehrt, und fand zu seinem Entsetzen seinen Begleiter Hey erkrankt. Trotz großer Erschöpfung hatte dieser während der Regenzeit noch immer unermüdlich Thierbälge und Skelete bearbeitet, unter andern ein Nilpferd und zwey Krokodile. Hey hatte auch auf der Insel Argo 144 Stück Vögel gesammelt, aber leider das Unglück, daß seine Barke mit allen Effekten in einer Nacht untersank, welches nicht allein alle Vögel verderbte, sondern auch viele andere Effekten beschädigte und zerstörte.

Erfreulicher lauteten die Nachrichten vom 18. Dec. 1824, wiewohl Rüppell sich entschließen mußte, ohne Hey in den Kordofan zu reisen, da dessen Kräfte zu sehr erschöpft waren. Sie hatten unterdessen, noch immer durch widrige Ereignisse aufgehalten, einen Ausflug nach Sudol gemacht. Dort hatten sie das Glück, mit Beyhülfe der dazu abgerichteten Eingebornen, im Zeitlauf von neun Tagen drey Nilpferde und ein Krokodil mit eigner Faust zu erlegen. Der eine Hippopotamus ist dreyzehn französische Fuß lang. Seine Spitzzähne messen von der Wurzel bis an das Ende achtzehn französische Zoll jeder. Nur nachdem ihm fünf Standrohrkugeln, in der Entfernung von zwey Schritten geschossen, beynahe den Kopf zerschmettert hatten, gab der Koloß seinen Geist auf. Dieser fürchterliche Kampf dauerte fünf Stunden, und geschah in der Nacht. 180 Menschen konnten den Körper kaum aus dem Wasser ziehen (dieses kolossale Thier, ein's der schönsten und seltensten Exemplare, ist bereits seit mehreren Monaten im Skelet und ausgestopft in unserem naturhistorischen Museum aufgestellt), die drey Nilpferde hat Hey mit Rüppell ganz allein vortrefflich zu Balg und noch von zweyen auch das Skelet bearbeitet. (Nur wer mit diesen Arbeiten vertraut ist, oder die Anstrengung der vielen Menschen bey der Aufstellung des einen Thieres in Frankfurt gesehen hat, kann sich einen Begriff von der außerordentlichen Kraftanstrengung der beyden wackern Naturforscher machen.) Da Hey durch diese Arbeiten sich ganz erschöpft hatte, so ließ ihn Rüppell in Begleitung eines neuen Transportes von Naturalien nach Cairo zurückgehen, und brach allein, nur von einem Sklaven und zwey Bedienten begleitet, nach dem Kordofan auf. Sein Hauptaugenmerk war eine Giraffe zu erlangen; dem Statthalter Abdim Bey, der

ihm dieses Thier im Voraus zusagte, nöthigte er das Versprechen ab, eine Flinte und ein Paar Pistolen, die er aus Europa kommen lassen werde, von ihm als Andenken anzunehmen. — Seine Hoffnung ging bald aufs Schönste in Erfüllung. Am 22. Dec. 1824 hatte er Dongola verlassen, fuhr zu Wasser nach Dabbe und ließ seine 10 Kameele dahin zu Lande nachfolgen. Durch ein sonderbares Mißverständniß mußte er von Dabbe, statt mit einer Karawane von 300 Kaufleuten wie Abdin Bey bestellt hatte, beynahe ganz allein reisen, aber die Vorsehung bewahrte unseren Reisenden auch hier wie bey vielen anderen Gelegenheiten vor Unglück. Ohne widrigen Zufall kam er am 13. Januar 1825 in Obeid (Ibeid) an, indem er unterwegs nur zwey Kameele eingebüßt hatte. Gleich nach Ankunft in diesem Hauptort des Kordofan erkrankte er in Folge des salzigen Brunnenwassers; nach zwey Wochen hatte er sich von einer charakterisirten Gelbsucht durch den Gebrauch bitterer Extracte, etwas Kalomel und gehöriger Diät glücklich kurirt. Durch Empfehlungen Mehmed Bey's gelangte er an den vornehmsten Scheik der Araber Hammer, welche sich vorzugsweise auf die Giraffenjagd legen, die mit Pferden betrieben wird. Feindliche Einfälle setzten auch hier seine Hoffnungen hinaus; endlich aber wurden in Zeit von 11 Tagen zwey schöne Giraffen erlegt, außerdem noch viele Thierarten dortiger Gegend. „Sie wissen, schreibt Rüppell, daß ich in Kordofan gar keinen Gehülfen hatte; alles wurde von mir allein eingesammelt und bearbeitet: es muß Sie daher gewiß erfreuen; wenn ich Ihnen berichte, daß ich in Zeit von 35 Tagen zusammengebracht: 65 Stück Säugethiere und 11 Skelete derselben, 160 Vögel und 12 Skelete, 5 Amphibien und 1 Skelet, Mollusken und andere Thierarten nicht zu rechnen. Hätte ich Körperkräfte genug gehabt, um einen afrikanischen Elephanten allein zu bearbeiten, so würde dieses seltene Thier eine ewige Zierde des Frankfurter Museums geworden seyn; die Araber Bakara wollten mir einen solchen für 100 Speciesthaler erkaufen. Hätte ich Zeit gehabt, um 5 Monate im Kordofan zu verweilen, so würde ich die allerseltensten Sachen erhalten haben, von welchen ich jetzt nur mangelhafte Notizen mittheilen kann. Erst nach und nach lernten mich die Araber im Kordofan kennen und wurden zu meinen Gunsten eingenommen — indem ich das Geld in Strömen fließen ließ; und nur so war es mir möglich in so kurzer Zeit die vor mir liegende reichhaltige Sammlung aufzutreiben." —

(Der Beschluß folgt.)

London, 24. März.

Künftige Woche wird man im Schauspielhause von Covent-garden Webers neue Oper, Oberon, aufführen, auf welche die Erwartung aufs Höchste gespannt ist. Inzwischen hat Drurys Lane mit einem nicht sehr lobenswürdigen Nachreifer, für jene Woche auch ein romantisch-musikalisches Schauspiel angekündigt, das gleichfalls Oberon, oder das Zauberhorn heißen soll, freylich nur mit „ausgewählter" und „angepaßter" Musik, aber das ohne Zweifel nur, weil die Direktion keine Originalmusik bekommen oder bezahlen konnte. In diesem Theater gibt man inzwischen ein musikalisches Melodrama, Bewowolv genannt, welches mit Ausnahme von wenigen Abänderungen und Zusätzen Kotzebue's Graf Benjowsky ist. Es erhielt ziemlichen Beifall.

Wir haben seit Kurzem viele Privat- und öffentliche Konzerte gehabt, in welchen unsere hier anwesenden deutschen Künstler glänzten. Hr. Moscheles hat ein Konzert für den 7. April angekündigt, in welchem, nebst mehreren der besten englischen und italiänischen Musiker, Sänger und Sängerinnen, Mad. Cornega, die beiden Hrn. Schunk, die Hrn. Kiesewetter und Fürstenau erscheinen werden.

Es lassen sich eben jetzt nicht weniger als 6 musikalische Wunderkinder hören, ein Mädchen unter dem Namen The Infant Lyra, vier andere unter dem Titel: die vier musikalischen jungen Schwestern, und ein Knabe unter der Benennung des jungen Apollo, welche alle mehr oder weniger Verdienst besitzen, dem Geiste aber doch wenig Genuß gewähren.

Unsere National-Gallerie ist durch drey Meisterwerke von Poussin, A. Carrain und Tizian bereichert worden, welche die Regierung für 9000 Pfund an sich gebracht hat. Auch die Sammlung des Sir Georg Beaumont, welche derselbe früher an das brittische Museum geschenkt hatte, ist mit derselben vereinigt worden, indem die Regierung weislich beschlossen, die Gallerie unter derselben Aufsicht als das Museum zu stellen, aber ein Gebäude dafür in dem großen Platze, welcher jetzt bey Charing-Cross, der berühmten Reiterstatue Karls I. gebaut wird, aufzuführen. Dieser Platz, welcher mehrere andere öffentliche Prachtgebäude enthalten wird, und wovon Northumberland-Haus und das prächtige Portal der St. Martinskirche einen Theil ausmachen, wird in Pracht wohl einer der ersten in der Welt werden; nur ist es noch nicht entschieden, ob der innere Raum offen bleiben, oder ein tempelartiges Gebäude, zum Gebrauch der königlichen Akademie der schönen Künste darauf errichtet werden soll. Auf jeden Fall ist es entschieden, daß die Akademie nicht lange mehr in ihrem für Kunstausstellungen so unbequemen Lokal bleiben wird.

Der Bau des neuen königlichen Pallastes in St. James-Park geht rasch von Statten; und es ist entschieden, den so übel angebrachten Karlton-Pallast niederzureißen, an der Stelle theils eine große schöne Oeffnung in den Park zu bilden, und theils mit prachtvollen Häusern zu bebauen; und da zu gleicher Zeit auf der Ostseite des Parks sehr schöne Gebäude für Kanzeleien und Ministerwohnungen errichtet werden, so wird diese Gegend von London in wenigen Jahren eine der schönsten werden, die man vielleicht in Europa finden könnte.

Hrn. Hellbronns schöne Sammlung ist noch immer unverkauft, obgleich alle, die sie gesehen haben, für das Vollendetste in der Blumen- und Blättermalerey, das noch je hervorgebracht worden, erklären. Aber leider hat sich bis jetzt noch keiner von den Großen eingefunden, die entweder selbst große Kunstsammler sind, oder sie dem Könige, oder einer der Nationalanstalten zum Ankauf empfehlen könnten; und damit hausiren zu gehen, oder die Aufseher der öffentlichen Anstalten zu bestechen, wie wohl manche mögen gethan haben, dazu ist der Besitzer zu stolz auf den Schatz, der sich in seinen Händen befindet, und er hat sich daher entschlossen, wenn er die Sammlung vor dem 8ten April nicht verkauft, sie entweder nach Frankreich oder nach Deutschland zurückzunehmen. Was indessen dem Verkauf entgegensteht, ist, daß Hr. H. entschlossen ist, die Sammlung nicht zu trennen, denn einzeln würde er sie gewiß sehr bald verkaufen, und weit mehr dafür bekommen als er jetzt dafür fordert.

(Die Fortsetzung folgt.)

Druckfehler.

Nr. 74. Seite 301. Spalte 2. Zeile 5. von unten. statt Neger in Peru, lies: Neger-Emancipation. Nr. 81. S. 322. Sp. 2. Z. 2. v. u., statt Feldmäger, lies: Feldmarschall. Eben. S. 323. Sp. 1. Z. 14. v. u., statt ihren, lies: denselben. Eben. S. 323. Sp. 1. Z. 12. v. u., statt stolz, lies: stets. Eben. S. 325. Sp. 1. Z. 3. v. u., lies: in einem siedenden Hafen.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Nro. 88.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, 13. April 1826.

Schrecklich ist der Tod,
Und schmachvoll Leben ist ein Gräu'l.

Shakspeare.

Bug Jargal.

(Fortsetzung.)

Plötzlich zeigten sich drey Negerhaufen, die mit vielem Geschrey: den Tod! den Tod! ein jeder einen Gefangenen herbey schleppten; ihnen lag nicht sowohl daran, sie ihrem Anführer darzustellen, als die Art des Todes von ihm zu vernehmen. Biassou gebot ihnen Stillschweigen und befahl den Unglücklichen, sich zu nahen. Ich erkannte in dem ersten den Bürgergeneral C., der in dem Gouvernementsrath den unmenschlichen Vorschlag gethan, die Mauern der Stadt mit lauter Negerköpfen zu palliſadiren, der andere war mein Gegner im Zweykampf, der Feind der Mulatten, und selbst des gemischten Bluts mehr wie verdächtig; der dritte schien unter die Zahl der kleinen Weißen, wie man sie nannte, zu gehören, er trug eine weiße Schürze und aufgestreifte Hemdärmel. Alle drey waren einzeln in dem Gebirge eingefangen worden. Dieser letzte wurde zuerst von dem Anführer verhört. Zu meinem Erstaunen gab er sich mit Unerschrockenheit als Biassous ehemaligen Herrn zu erkennen, und der furchtbare Haß, der sich seit der Negerempörung in dem Herzen der Weißen gegen ihre Sklaven entwickelt hatte, spannte dieses Mannes Muth — ein Zimmermann aus dem Kap — auf eine solche Höhe, daß er seinen ehemaligen Sklaven mit Hohn und Verspottung bedeckte. Biassou ward im Tiefsten der Seele gekränkt, aber er beherrschte seine Wuth und befahl nach kurzem Verhör mit kalter Verachtung, den Unglücklichen zwischen zwey Baumstämmen zu durchsägen. Ich schauderte, aber der unerschütterliche Weiße begab sich festen Schrittes mit seinen Henkern hinweg.

Die beyden andern Gefangenen hatten schaudernd dieses Vorspiel ihres eigenen Schicksals mit angehört; jetzt starrte sie Biassou mit seinem lauernden Blicke an; gleichsam um ihre Angst noch länger zu genießen, begann er mit Rigaud ein gleichgültiges Gespräch über die Güte der verschiedenen Tabaksarten, äußerte seine Meynung und wendete sich dann unverdosst zu dem Bürgergeneral C. mit der Frage: „Was meynt Ihr davon?" —

Und nun begann ein langer Auftritt, dessen Erinnerung allein eine trübe Wolke auf ein ganzes Leben verbreiten muß. Nie erschien die Erniedrigung des Menschen tiefer als in diesem Haschen nach jeder Möglichkeit, dem Tod zu entgehen; keine Lüge, keine Falschheit, keine Schändlichkeit blieb unversucht, die zermalmendste Demüthigung schien wie Erquickung auf des Elenden angstgedorrten Lippen zu träufeln, wenn sie eine Ahnung der Begnadigung erregte — und der unbarmherzige Mulatte gefiel sich, dem gefangenen Weißen jede Laster seines verworfenen Herzens zu zeigen; er erinnerte ihn an seinen blutdurstigen Vorschlag im Gouvernementsrath des Kaps, führte ihn durch eine Hölle von Demüthigungen durch und rief endlich: „Das freut mich, daß ich nun erfahren habe, wie weit die Niederträchtigkeit eines Weißen zu gehen vermag! — ihre Grausamkeit kannte ich schon lange. Dir, Bürgergeneral C., danke ich das doppelte Beyspiel. Dich kenne ich

Digitized by Google

ſchon lange; haſt du es denn nicht gemerkt?" — Und nun rechnete er ihm ſeine gegen die Neger verübte Grauſamkeiten vor, und endete mit den Worten: „Bereite dich zum Tod." —

Er winkte, und zwey Neger ſchleppten den Unglücklichen, der bey dieſem Ausſpruch wie vom Blitz getroffen vor ihm niedergeſtürzt war, an meine Seite.

„Jezt kommſt du an die Reihe," rief Biaſſou darauf dem Koloniſten zu, mit dem ich einen Zweykampf gehabt und der, obſchon ſelbſt des gemiſchten Blutes verdächtig, die Farbigen mit Gehäſſigkeit verfolgt hatte. Ein allgemeines Geſchrey der Rebellen forderte ſeinen Tod. „Er hat ſeine Neger mißhandelt — er hat die Farbigen verfolgt — er iſt ein Koloniſt, er gehört zu unſern Henkern" — ſo ſchrieen bald die Schwarzen, bald die Mulatten, indeß der Angeklagte mit Todesangſt zu behaupten beſtrebt war, was er bis jezt ſelbſt mit Gefahr ſeines Lebens abgeläugnet hatte; denn nach den heiligſten Betheuerungen, ſtets das Wohl der Mulatten vor Augen gehabt zu haben, reichte er Biaſſou ſeine zitternde Hand hin, um durch den ſchwarzen Kreis, der bis im lezten Grad der Blutsverwandtſchaft noch die Nägel der Farbigen umgibt, ſeine Abſtammung von den Negern zu beweiſen. Biaſſou ſtieß ſie mit Verachtung zurück. „Das reinigt dich vor unſern Augen nicht, rief er ihm zu; um dein Leben zu retten und unſer Vertrauen zu gewinnen, bleibt dir nur ein Weg." — „Welcher?" rief aufathmend der Pflanzer. „Nimm dieſen Dolch und morde eigenhändig jene beyden weißen Gefangenen," ſprach Biaſſou, indem er auf mich und C. deutete, beſonnen und kalt. Der Pflanzer ſchauderte zurück, Todesfurcht und Furcht vor dem Verbrechen, das Erliegen aller Kraft beym Gedanken an die ihn erwartenden Qualen, das Gefühl mangelnder Kraft, um die von ihm geforderte Gewaltthat zu vollſtrecken, kämpften in ihm, während Biaſſou ihn zum Entſchluſſe drängte. Endlich ſagte dieſer ruhig: „Gut, ich ſehe, daß du ein Weißer biſt. Soldaten, führt ihn zum Tode." — Hier ergriff den Unſeligen die Entſchloſſenheit der Verzweiflung, er entriß Biaſſou den Dolch, ſtürzte auf Herrn C., der in halber Betäubung neben mir lag, zu, und erfüllte, troz der hartnäckigſten Gegenwehr des unbewaffneten Schlachtopfers, die Bedingung ſeines elenden Lebens.

Biaſſou hatte dieſen ſcheußlichen Auftritt mit verächtlichem Lächeln zugeſehen, die umſtehenden Rebellen ſchienen aber ſelbſt Entſetzen dabey zu empfinden. Der Koloniſt ſtand athemlos, blutig, mit irrem Blick und ſchaute auf ſein noch zuckendes Opfer. Ich erwartete meinen Tod, und ſann nur auf die Art, der zitternden Hand meines Henkers ihr Amt zu erleichtern. „Es iſt genug, rief der Anführer dieſem zu, ich bin zufrieden mit dir, geh, du ſollſt fortan Nachrichter bey meinem Heere ſeyn."

Die Stunde der Mahlzeit war indeß gekommen, es ward aufgetragen, Rigaud nahm an des Häuptlings Seite Platz, und das Wohlgefallen, mit dem Biaſſou die Speiſen verſchlang, hatte in dieſem Augenblick etwas ſchaudervoll abſcheuliches für mich. Der Obi nahm an dieſem Mahle keinen Theil. Ich begriff, daß er in der Würde ſeines Amtes nicht öffentlich Nahrung zu ſich nehmen dürfe, da der große Haufen im Wahn gehalten wird, daß ihr Prophet einem ſo menſchlichen Bedürfniß nicht unterworfen ſey.

(Die Fortſetzung folgt.)

Talma's Betrachtungen über Lekain und die Schauſpielkunſt.

(Fortſetzung.)

Die Erfahrung hatte Lekain belehrt, daß all das unſinnige Toben der Mittelmäßigkeit, all dieß Ueberbieten der Stimme, all dieſes Geſchrey wohl Beyfallklatſchen und Bravo's hervorbringen, aber keinen Ruf verſchaffen könne. Während in einem Schauſpielſaale die Liebhaber dieſes unmäßigen Lärms ſich überreden, daß ihre Seelen erweicht ſeyen, wenn ihre Ohren zerriſſen ſind, und über die Maße Beyfall klatſchen, gibt es eine gewiſſe Anzahl Künſtler, Kenner, Leute von Geſchmack und Bildung, die nur für das Wahre und der Natur Gemäße empfänglich ſind; *dieſe machen nicht viel Lärm, aber ſie gründen den Ruf des Schauſpielers.* Lekain entſagte alſo dieſem Hang nach Beyfallszeichen, der den größten Theil der Schauſpieler quält, und ſie zu Verirrungen führt; er wollte nur dem *geſunden Theile* des Publikums gefallen. Er verwarf alle Spiegelfechterey des Handwerks, und, um die wahre Wirkung hervorzubringen, haſchte er nicht nach falſchen Effekten; auch war er vielleicht unter den Schauſpielern ſeiner Zeit *der am wenigſten Beklatſchte*, beſonders in den lezten Jahren ſeiner Laufbahn, *aber er war der am meiſten Bewunderte.* Er brachte uns die Tragödie näher, ohne ſie in ihren großartigen Verhältniſſen zu ſtören. Er wußte ſeine Bewegungen und Geberden mit weiſer Oekonomie zu brauchen; er betrachtete dieſen Theil der Kunſt als eine Hauptſache; denn die Geberden ſind auch eine Sprache, aber ihre Menge ſchadet dem edeln Anſtande, und während die andern Schauſpieler nur Theaterkönige waren, ſo ſchien bey ihm die Würde nicht eine Frucht der Anſtrengung, ſondern die einfache Wirkung der Gewohnheit; er ließ ſich nicht auf, er ſteigerte ſeine Stimme nicht, um zu befehlen oder eine Ordre zu geben. Er wußte, daß der Machthaber ſolcher Anſtrengungen nicht bedarf, um Gehorſam zu heiſchen, und daß in einem ſolchen Range alle Worte Gewicht und alle Bewegungen Autorität haben.

Digitized by Google

Lekain entfaltete einen hohen Verſtand und eine wahre und ſeltene Geſchicklichkeit in den verſchiedenen Bewegungen ſeines Vortrags, den er mehr oder weniger beſchleunigte, mehr oder weniger anhielt, nachdem es die Situation des Charakters heiſchte, und den er oft durch ſtudirte Pauſen unterbrach.

Es gibt gewiſſe Momente, wo man ſich erſt ſammeln muß, ehe man dem Worte vertraut, was die Seele empfindet, oder der Verſtand berechnet. In dieſem Falle muß der Schauſpieler zu denken ſcheinen, ehe er ſpricht; durch eine Pauſe ſich die Zeit nehmen, das zu überlegen, was er ſagen will; dann muß aber auch das Geſicht dieſes Schweigen ergänzen, ſeine Stellung, ſeine Züge müſſen es anzeigen, daß während dieſer Momente des Schweigens ſeine Seele beſchäftigt iſt; ohne das wären dieſe Zwiſchenräume nur kalte Lücken, die man weniger für ein Nachdenken, als für einen Gedächtnißfehler halten würde.

Auch gibt es Situationen, wo ein lebhaft bewegtes Gemüth mit zu großer Energie empfindet, als daß es die langſame Kombination der Worte erwarten könnte. Das Gefühl, von dem es erfüllt iſt, entwiſcht ihm durch eine ſchnelle, ſtumme Bewegung, ehe die Stimme es auszudrücken vermag. Die Geberde, die Stellung, der Blick müſſen dann dem Worte voranziehen wie der Blitz dem Donnerſchlag. Dieſes Mittel erhöht die Wirkung auf beſondere Weiſe, indem es eine ſo tief durchdrungene Seele verräth, die, ungeduldig ſich zu erklären, die ſchnellſten Zeichen wählt.

Dieſen weſentlichen Theil der Schauſpielkunſt, der ſchwer zu erreichen, zu beſitzen und gut auszuführen iſt, nennt man das ſtumme Spiel. Dadurch gibt der Schauſpieler ſeinem Vortrage Natur und Wahrheit, indem der Schein auswendig gelernter und nur hergeſagter Phraſen verſchwindet.

Indeſſen gibt es wieder andere Fälle, wo eine durch die Heftigkeit ihres Gefühls aufgeregte Perſon ſchnell die Ausdrücke findet, deren ſie bedarf. Die Worte kommen ſo raſch auf ihre Lippen, als die Gedanken in ihre Seele, ſie entſtehen miteinander und folgen ſich ohne Unterbrechung; der Vortrag des Schauſpielers muß alsdann haſtig, dringend, gleichſam geworfen ſeyn. Dem Publikum muß ſogar die Anſtrengung eines zu ſtarken und langen Athemholens verborgen bleiben; denn Athemholen iſt eine Art Ruhe, ein Stillſtand, der, ſo gering er auch ſey, die Wärme des Vortrags mindert, und die nothwendige Wirkung aufhebt, weil er die Seele an dieſer Erleichterung, an dieſer Ruhe Theil nehmen zu laſſen ſcheint *). Auch iſt der Gang der Leidenſchaft nicht der der Grammatik, jene hält ſich nicht immer auf, wo dieſe es verlangt, und gewöhnlich hat ſie wenig Achtung für ein Komma oder einen Punkt, und überſpringt oder verſetzt ſie nach der Willkür ihrer Heftigkeit und ihres Aufbrauſens.

(Die Fortſetzung folgt.)

*) Talma gibt hier in einer Anmerkung dem Schauſpieler treffliche Regeln, um das hörbare pfeifende Athemholen zu vermeiden. Da er aber dieſe Regeln mit Beyſpielen aus franzöſiſchen Stellen belegt, ſo waren ſie von dem verehrlichen deutſchen Ueberſetzer nicht beyzubringen. Rt.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Frankfurt, a. M. im März.
(Beſchluß.)

Auf meiner Rückreiſe aus Kordofan, die ich gleichfalls ganz allein antreten mußte, hatte ich einige Widerwärtigkeiten; ich verlor unterwegs ſechs Kameele und erkrankte nebſt Sklave und Bedienten in Haraga in Folge des verdorbenen Waſſers an einer eigenthümlichen Diſſenterie. Glücklich kurirte uns nach Verlauf von acht Tagen der Genuß des Gummi Arabicum und das verbeſſerte Waſſer von Simrie. Aber alle dieſe Anfechtungen meiner Geſundheit zerrütten immer mehr meinen ganzen Körper; ich leide ſchon wieder an einer chroniſchen Diarrhoe, bloß in Folge der ganz veränderten Nahrungsmittel; meiner phyſiſchen Maſchine gibt noch die meiſte Anregung der Gedanke, daß ich recht bald auf immer den hieſigen afrikaniſchen Provinzen Lebewohl ſagen werde. Egyptens nördliche Fluren werden hoffentlich körperſtärkend auf mich wirken. So lange noch die Nerven meinen Muskeln zu gebieten im Stande ſind, werde ich thätig wirken zum Aufklären unſerer Geſellſchaft; meine Blicke richten ſich jezt nach dem rothen Meere; und über meine dießfallſigen Reiſepläne hoffe ich Ihnen von Cairo aus ein Mehreres mitzutheilen." (Rüppell iſt den neueſten Nachrichten zufolge gegenwärtig auf der Reiſe am rothen Meere begriffen).

Die Iris theilt nun noch einen Brief aus Cairo vom 24. Juli 1825 mit, bevor ſie ſchließt; und in der nächſten Jahresverſammlung der Senkenbergiſchen Geſellſchaft im Mai wird Hr. Dr. Creyſchmar von da wieder anknüpfen, zu erzählen. — Jener letzte Brief enthält Details über eine Exkurſion in die ſüdlich von Korti gelegene Bergwüſte, wo das Glück unſeren Reiſenden wieder außerordentlich begünſtigte. Um dieſes Mal in ſeinen Plänen durch feindliche arabiſche Streifzüge nicht geſtört zu werden, nahm er zwey-und-zwanzig arabiſche Reiter und gegen vierzig Fußgänger mit. Durch dieſe zahlreiche Jagdgeſellſchaft wurde viel Wild erlegt, das ſeine unermüdlichen Hände ganz allein bearbeiteten; es waren darunter drey Giraffen, mehrere ſchöne Antilopen, drey Strauße, einige Füchſe und Katzen, eine Landſchildkröte ꝛc. Ueber eine der Giraffen verfügte er zu Gunſten des Berliner naturhiſtoriſchen Kabinets, aus Dank gegen ſeinen Beſchützer Addim Bey, der dem ſeligen Dr. Hemprich ein ſolches Thier verſprochen hatte. Ein anderes Exemplar beſtimmte er für das Univerſitätsmuſeum von Pavia, ein drittes für Hrn. Temminck in Brüſſel, und die zwey größten, ein Männchen von koloſſaler Größe, und ein ausgewachſenes Weibchen, dem naturhiſtoriſchen Muſeum ſeiner Vaterſtadt. — Die große Sendung, wobey ſich dieſe Giraffen befinden, iſt unterwegs, und wird in dieſen Tagen eintreffen. Neben vielen außerordentlichen Seltenheiten wird doch das Nilpferd und die Giraffe das hieſige Senkenbergiſche Muſeum auf eine der erſten Stufen unter den naturhiſtoriſchen Sammlungen ſtellen.

Ich nehme von dem mit der letztgenannten Nummer der Iris erſchienenen Chärtchen des Kordofan und der umliegenden Gegend hier nochmals Veranlaſſung, von dem Laufe des weſt-

Digitized by Google

lichen Nilarms, Bahhar Abiad, zu reden, dessen ich in einem früheren Berichte nur kurz erwähnte. Die Entdeckung ist für die Geographie Nordafrika's von großer Wichtigkeit. Hr. Dr. Creyßmar trug in der letzten Jahresversammlung, und darauf vor den im verflossenen Herbst hier anwesenden deutschen Naturforschern folgende Data vor: „Durfte Rüppell auch nicht hoffen, die sich vorgesetzte große Aufgabe genügend zu lösen, so konnte er doch aufklärende Beyträge liefern, um die Fragen zur Beantwortung zu fördern: ob der Niger und der Nil einer und derselbe Fluß sey, ob diese beyden großen Ströme Afrika's einem und demselben großen Wassersystem angehören? Ritter, der scharfsinnige Geograph Afrika's, hat folgende Belege als Gründe für die Identität aufgestellt. 1) Herodots Beschreibungen von dem Laufe des Nils und des Nigers deuten dahin, daß beyde Flüsse ganz identisch sind. 2) Alle Aussagen der arabischen Reisenden, der Sklaven, welche aus dem tiefen Binnenlande gebracht werden, und von vielen alten und neuen Schriftstellern aufgezeichnet sind, stimmen darin überein, daß die Bezeichnungen Niger und Nil ganz gleichbedeutend sind, und einem und demselben Strome angehören. 3) Es ist erwiesen, daß im Jahr 1750 eine Karawane von siebenzehn Kaufleuten aus Jinnie am Joliba oder Niger ausfuhren, im weiteren Verfolgen des Stromes an den vorzüglichsten, sehr bevölkerten Handelsplätzen ihre Waaren oftmals gegen andere umtauschten, und nach vierzehn Monaten wohlbehalten zu Schiff in Cairo ankamen. — Diesen und so vielen andern Aussagen, die für die Identität beyder Flüsse sprechen, werden erhebliche Einwürfe von Bruce, Rennel und Alexander von Humboldt entgegen gesetzt. Bruce, der sich in seinem Eifer einbildete, die Quellen des Nils und seiner Hauptarme im Lande der Agaos aufgefunden zu haben, stellt die Terasse, auf welcher der Senaar liegt, 4000 Fuß über die Meeresfläche, und dieser Angabe zufolge schließen sich Rennels und v. Humboldts Gründen um so mehr der Meynung Bruce's an, da laut Berichten das ganze Land der Nuba (angeblich zwischen dem Nils und Negerlauf gelegen) eine eben so absolute Tiefe als Senaar Höhe darbietet, und stellen demzufolge die Unmöglichkeit der Verbindung beyder Ströme auf. Ritter, der beiseitende in den Wüsten und auf den Terassen, spricht sich nach den ängstlichsten Untersuchungen und Zusammenstellungen aller Quellen und Aussagen für den Zusammenhang des Nils und des Nigers aus, hoffend, daß mit der Zeit kühne Reisende den westlichen Nilarm Bahhar Abiad befahren, und die mangelnde Aufklärung verschaffen werden." — Diesen Bahhar Abiad nun hat Hey, der Gefährte Rüppells, bis zum zwölften Grade befahren, der erste Europäer, der so weit vorgedrungen ist, und Kunde davon gebracht hat. Er ist noch in jener Gegend so breit, daß er von viel weiter herströmen muß. „Es fällt," spricht Dr. Creyßmar, „gleich bey der Betrachtung der von Bruce entworfenen Nilkarte in die Augen, daß ein Strom, der in der Nähe, und gleichsam zur Seite der Gebirge läuft, von denen er entsprungen seyn soll, unmöglich ein so großes Flußbett haben kann, zumal in der heißen Jahreszeit, wo er von Hey befahren worden ist. Ungeachtet nun diese Beobachtungen den Schlüssen Ritters viele Wahrscheinlichkeit verleihen, so läßt sich dennoch nicht der Zusammenhang des Nils und des Nigers unbedingt daraus folgern, zumal da neuerdings Engländer den Gambia als den Ausfluß des Nigers verkünden, welche Angaben ebenfalls der Bestätigung noch bedürfen." — Im Mai von Rüppells Reisen ein Mehreres.

London, 24. März.

(Fortsetzung.)

Es sind seit Kurzem zu Oxford sowohl als zu Cambridge mehrere Scharmützel zwischen den Studenten und Philistern vorgefallen, welches besonders wegen Oxford Erstaunen erregt, indem dergleichen dort seit mehreren Jahren nicht Statt gefunden. Da die Häupter der Kollegien dergleichen Vorfälle nicht gern laut werden lassen, so ist man bis jetzt über die eigentlichen Ursachen der Störung in den beyden Musensitzen noch unentschieden.

Ich habe Ihnen oft von dem Schlendrian unseres Kanzleygerichtshofes geschrieben, und unter anderem, daß im vorigen Jahre eine Kommission niedergesetzt worden, um zu erforschen, ob die Prozeduren in demselben nicht abgekürzt werden könnten. Diese hat endlich ihren Bericht eingegeben; er ist sehr lang, und macht viele Vorschläge, deren Anwendung nützlich genug werden dürfte, aber in Folge der eigenthümlichen Anhänglichkeit englischer Rechtsgelehrte, und besonders des jetzigen Kanzlers, an das Alte und Herkömmliche, nicht durchgreifend genug. Um Ihnen einen Begriff von der aufgedeckten Gerichtsbarkeit dieses Gerichtshofes, und von der Nothwendigkeit der Verbesserung desselben zu geben, ist es genug zu wissen, daß nicht weniger als 30 Millionen Pfund Sterling, oder ungefähr 450 Millionen Gulden, theils Pupillengelder, theils solche, welche zwischen Prozessirende streitig sind, unter dem hierzu bestimmten Beamten des Gerichtshofes auf Zinsen ausgestellt sind.

In ein Paar Tagen wird Hr. Jakob, welcher zur Sammlung von Nachrichten über den Zustand des Ackerbaues in Polen und Deutschland für unsere Regierung gesandt worden war, und im vorigen Sommer jene Länder mit seinen liebenswürdigen Töchtern durchreiste, wird in ein Paar Tagen seinen Bericht für's Parlament im Drucke vollendet haben. Nach Hrn. J's Ansichten würden, wenn man auswärtiges Getreide unter einem beständigen Zolle zuließe, unsere Landeigenthümer nicht nur nichts verlieren, sondern am Ende dabey gewinnen. Er beweist nämlich, daß man nirgends auf dem festen Lande einen so großen Ueberfluß an Getreide hat, daß das Einstrichen desselben in unseren Markt die hiesigen Getreidepreise sehr herabdrücken würde; daß dasselbe dort viel wohlfeiler ist, nicht weil man es leichter erzielt, sondern weil der Geldmangel den Bauer zwingt, es zu irgend einem Preise loszuschlagen, daß zwar durch die Ausfuhr nach England die Getreidepreise dort steigen würden, aber nicht genug, um den Anbau, der bey der jetzigen nachlässigen Methode, und dem unbedeutenden Viehstand, welche beynahe allenthalben dort statt finden, sehr schlecht betrieben werde, bedeutend vermehren könnte. Zugleich aber würde das nach Deutschland und Polen fließende Geld für brittische Manufakturwaaren zurückkommen, ja noch mehr, da der dort steigende Preis des Getreides den Arbeitslohn so vermehren müßte, daß manche der dortigen jetzt bestehenden Fabriken nicht würden gegen die englische Mitbewerbung bestehen können; und da alsdann um so mehr Arbeiter in England Beschäftigung finden würden, so könnten unsere Pächter sich noch mehr der Viehzucht widmen als sie jetzt thun (Hr. J. behauptet, daß es, verhältnißmäßig mit dem Lande, vier Mal mehr Vieh gäbe als in den Ländern, die er durchreist, wenigstens im Durchschnitt) wodurch am Ende bey wohlfeilerem Brode, wohlfeilerem Fleische, Beschäftigung einer größeren Anzahl Menschen, die Grundeigenthümer entweder nicht weniger Grundzins erhalten, oder doch für das, was sie weniger erhielten, alles was sie einzukaufen hätten, um so wohlfeiler würden einkaufen können. Unter diesen Umständen ist es höchst wahrscheinlich, daß in der nächsten Session das Parlament in den freyen Getreidehandel willigen werde, wozu inzwischen Hrn. J's Bericht durch die Hinwegräumung vieler herrschenden Vorurtheile den Weg bahnen muß.

(Der Beschluß folgt.)

Beylage: Kunstblatt Nr. 30.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Nro. 89.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, 14. April 1826.

Im Fleiß kann dich die Biene meistern,
In der Geschicklichkeit ein Wurm dein Lehrer seyn,
Dein Wissen theilest du mit vorgezog'nen Geistern,
Die Kunst, o Mensch, hast du allein.

Schiller.

Talma's Betrachtungen über Lekain und die Schauspielkunst.

(Fortsetzung.)

Einige Jahre vor seinem Tode überstand Lekain eine langwierige Krankheit, und dieser ist er die vollkommne Entwicklung und Reife seines Talentes schuldig. Dieß kann sonderbar klingen, ist aber deßhalb nicht minder wahr. Es gibt gewaltige Krisen in der menschlichen Organisation, die das Nervensystem steigern und der Einbildungskraft eine unbegreifliche Wirksamkeit geben. Der Körper leidet und der Geist wird hell. Man hat Kranke gesehen, die durch die Lebhaftigkeit ihrer Ideen Erstaunen erregten, und andere, bey denen das Gedächtniß eine neue Thätigkeit erlangte, und ihnen Umstände, Begebenheiten zurückrief, die sie längst vergessen hatten; endlich wieder andere, die mit einer Art von Prophetengeist die Zukunft voraussagten. Nach einem solchen Zustande bleibt immer etwas von jener Aufregung dem Nervensysteme eingedrückt. Das Gemüth ist empfänglicher, seine Bewegungen tiefer, und alle unsere Empfindungen erhalten einen höheren Grad von Zartheit. Es scheint, daß solche Erschütterungen unser Wesen reinigen und erneuen, und dieß empfand Lekain nach seiner Krankheit. Die Unthätigkeit selbst, wozu ihn seine langsame Genesung zwang, wurde ihm nützlich. Er war nicht unthätig in seiner Ruhe, denn das Genie will nicht immer beschäftigt seyn, es bildet und vervollkommnet sich wie die Goldmine geräusch- und bewegungslos.

Nach einer langen Abwesenheit erschien er endlich auf der Bühne wieder. Wie groß war das Erstaunen des Publikums, das sich für einen, durch anhaltendes Leiden geschwächten, Mann mit Nachsicht bewaffnet hatte, als es ihn im Gegentheil in Vollkommenheit und neuer Klarheit des Geistes glänzend aus dem Grabe steigen sah. Sein ganzes Wesen hatte sich noch reiner, vollkommner ausgebildet. Jezt war die Zeit gekommen, wo sein Verstand alles verwarf, was die Vernunft nicht billigen konnte. Kein Geschrey, keine Anstrengung der Lunge mehr, nichts von jenen gewöhnlichen Aeußerungen des Schmerzes, von jenen gemeinen Thränen, die die Würde eines edeln Charakters schmälern und ihn herabsehen. Seine Stimme, gebrochen und doch wohlklingend, hatte einen Ausdruck gewonnen, eine Schwingung, die in allen Herzen wieder hallte; die Thränen, mit denen er sie erweichte, waren ergreifend und eines Helden würdig. Sein rundes, tiefes, erhabenes, erschütterndes, von allen lärmenden Effekten gereinigtes Spiel grub sich in das Gedächtniß Aller, die ihn gesehen und gehört hatten, ja es folgte ihnen bis in ihre Träume.

In dieser lezten Epoche seines Lebens war es, nachdem er noch mehr Kenntniß der menschlichen Leidenschaften erlangt hatte, vielleicht selbst Zeuge der größten Schmerzen gewesen war, wo er Beydes am besten malte. Wenn er dann die Leiden der Seele ausdrückte, und seine melancholische, schmerzerfüllte Stimme sich in Seufzern und Thränen überschlug, so hatte auch oft in den lezten Graden

Digitized by Google

eines moralischen Schmerzes seine bewegte, wie mit einem Schleyer bedeckte Stimme nur noch erstickte, dumpfe, schwach artikulirte Töne; aus seinen halberloschenen Augen quollen keine Thränen mehr, sie schienen alle in sein Herz zurückzufallen. Bewundernswerthes Kunstwerk! unmittelbar aus der Natur geschöpft und rührender als alle Thränen. Denn wenn wir im wirklichen Leben das leidende Wesen beklagen, das sich in Thränen auflöst, so fühlen wir wenigstens, daß es weinend Erleichterung findet; aber um wie viel mehr wird unser Mitleid durch den Anblick eines Unglücklichen in Anspruch genommen, der in tiefer, gränzenloser Verzweiflung erstarrt, ohne Stimme, seine Leiden auszudrücken, wie ohne Zähren, sie zu erleichtern!

Lekain war sehr leidenschaftlich. Wenn er liebte, war es stets mit einer Art von Wuth. Noch in der letzten Zeit seines Lebens ergriff ihn die heftigste Neigung zu einer Dame Vervit, mit der er sich vermählen wollte; jedesmal, wenn er die Bühne betrat, wählte er ihr einen Platz zwischen den vordersten Koulissen und richtete alle die Stellen seiner Rolle, wo von Zärtlichkeit und Liebe die Rede war, und die er gegen seine Mitspielerin zu sprechen hatte, an seine Geliebte. Sein Haß, sagt man, soll seiner Liebe ähnlich gewesen seyn; und derjenige wird stets nur ein mittelmäßiger Schauspieler bleiben, dessen Seele nicht für die äußersten Leidenschaften empfänglich ist. Es gibt in ihrem Ausdrucke so viele Schattirungen, die sich nicht errathen lassen, und die der Künstler nicht wiederzugeben vermag, wenn er sie nicht selbst empfunden hat! Reich an Beobachtungen, die er an seiner eigenen Natur gemacht hat, dient er sich selbst alsdann zum Studium und zum Beyspiel. Er befragt sich über die Eindrücke, die seine eigene Seele empfangen, über den Ausdruck, den seine Züge erhalten, über den Ton, den seine Stimme in den verschiedenen Anfällen der Leidenschaften erlangt hat; er stellt über diese Erinnerungen Betrachtungen an, und verwirklicht dadurch alle die erdichteten Leidenschaften, die er darzustellen hat. Kaum wage ich es zu gestehen, wie ich selbst in einem Zeitpunkt meines Lebens, wo ich den tiefsten Kummer empfand, von der Liebe zu meiner Kunst so erfüllt war, daß ich, von dem ungebeuersten Schmerze durchdrungen, mitten unter den Thränen, die ich vergoß, unwillkürlich eine rasche, flüchtige Beobachtung über den gesteigerten Ausdruck meiner Stimme, und eine gewisse krampfhafte Schwingung derselben anstellte, welche durch meine Thränen hervorgebracht wurde; und, ich sag' es nicht ohne Scham, maschinenmäßig faßte ich den Gedanken, mich der Gelegenheit dessen zu bedienen; und diese Erfahrung an mir selbst ist mir in der That sehr nützlich gewesen *). So hat der Schauspieler das Privilegium, sogar aus seinen Schmerzen noch einen reellen Vortheil zu ziehen, und aus ihnen noch Mittel zu seiner Vervollkommnung zu schöpfen.

(Der Beschluß folgt.)

*) Eine bewundernswerthe und beynah liebenswürdige Konfession! Talma macht hier in einer Anmerkung einen beleydenden Unterschied zwischen gemeinen Thränen und tragischen. Die letztern edeln sollen in den Mitteltönen bleiben, die erstern sind spitz, hoch, sauer und scharftönend, durchaus nicht großartig und erschütternd.

Bug Jargal.

(Fortsetzung.)

Nach beendigtem Mahl fuhr das Heer fort, vor der Höhle vorbeyzuziehen; ich erstaunte über die Anzahl der Rebellen, und knirschte vor Wuth, daß es diesem halb nackten, schlecht bewaffneten Haufen gelungen sey, unsern Wohlstand zu zerstören, unsere Krieger zu schlagen, unsere Angehörigen zu morden. Nachdem die letzten Reihen vorübergeschritten waren, schien Biassou eine Zeit lang in Nachdenken vertieft, dann sagte er zu mir: „Junger Mann, du bist nun Zeuge meiner Macht gewesen, und die Stunde, wo auch du sie fühlen sollst, ist gekommen." — „Ich sehne mich schon lange darnach," antwortete ich mit Trotz. „Sie wird nicht weilen, fuhr er kaltblütig fort, allein es gibt ein Mittel, dein Leben zu retten. . . ." Hier fuhr der Obi aus seiner anscheinenden Ekstase auf, trat vor Biassou und rief mit einer Stimme, die unbeschreibliches Entsetzen in mir erregte: „Herr, du bedenkst nicht — ich habe dein Wort, die es Gefangenen Leben gehört mein!" — Diese Stimme hatte ich schon ehemals gehört, ich wollte die Erinnerung verfolgen, aber die Umstände rissen mich fort, sie verschwand in meinem Gehirn. Biassou sagte dem Obi einige Worte in's Ohr, dieser beruhigte sich, nickte beyfällig mit dem Kopf, und der Anführer wendete sich wieder zu mir und machte mich mit großer Ordnung der Gedanken und klarer Rede mit den Bedingungen, die mir das Leben zusichern sollten, bekannt. Er gestand, daß die Empörer mehrere Niederlagen erlitten, daß sie die günstige Gelegenheit, sich des Kaps zu bemächtigen, versäumt hätten, bewies mir aber prahlerisch die noch übrigen Streitkräfte und Hülfsmittel, die sie aber nicht anwenden wollten, bevor sie nicht den Versuch eines Vergleichs mit der Kolonialregierung gemacht hätten. Diesen wollten sie auf die Rechte, die ihnen die Nationalversammlung des Mutterlandes ertheilt hatte, gründen, und hatten eine Denkschrift aufgesetzt, welche ihre Vorschläge enthielt. „Diese Schrift, fuhr Biassou, nachdem er mir dieselbe vorgelesen hatte, fort, drückt unsere Willensmeynung deutlich aus, aber es mag ihr die Zierlichkeit fehlen, sie mag gegen die Regeln sündigen, die ihr eurer Sprache vorgeschrieben habt. Da wir nun nicht wollen, daß diese Weißen, die unsern Arm haben fürchten lernen, unser Sendschreiben

Digitized by Google

verlachen, so fordere ich dich — der du diese schnöden Künste mußt erlernt haben — auf, denselben die Form zu geben, die ihr von einem solchen verlangt. Thust du dieses treulich, so soll dir dein Leben geschenkt seyn."

Diese Rolle, der Nachhelfer von Biassous diplomatischen Schreibfehlern zu seyn, empörte meinen Stolz, das Leben war mir zum Ekel geworden; ich besann mich keinen Augenblick und schlug das Anerbieten ab. Der Anführer schien erstaunt. „Wie, rief er, du willst lieber sterben, wie einen Bogen Papier beschreiben?" — „Lieber." — „Du bist ein Narr, rief Biassou, und schien sich zu bedenken, du dauerst mich fast. Geh, besinne dich, ich gebe dir vier- und zwanzig Stunden Bedenkzeit. Aber vergiß nicht, daß der Tod bey uns nicht allein im Sterben besteht." Diese letzten Worte begleitete er mit einem Gelächter, das mich an die Qualen, die er mir zudachte, erinnerte, und ich folgte meiner Wache, der er befahl, mich einem Kriegerhaufen von Morne-rouge zu übergeben, weil diese allein, so setzte er hinzu, dem Befehl, mein Leben noch vier-und-zwanzig Stunden zu fristen, nachkommen würden. Ich ward, an Händen und Füßen gebunden, den Negern von Morne-rouge übergeben, sie befestigten mich an einen Baumstamm, und reichten mir etwas Nahrung, die ich, dem Trieb der Selbsterhaltung folgend, genoß.

Die Nacht war gekommen, die Neger vertheilten sich in ihre Hütten, der Baum, an dem ich gebunden war, stand ziemlich weit vom Lager entfernt, die sechs Neger, die mich bewachten, lagen schweigend am Boden, tiefe Stille herrschte um mich her. Ich kann den Zustand, in den ich versank, keinen Schlummer nennen; es war die schmerzvolle Erschöpfung der physischen Kräfte, bey denen der Geist die Bilder der Vergangenheit nicht mehr mit Willkür zu ordnen vermag. Alle Schreckniſſe, die mich betroffen hatten, gingen vor meinen innern Augen vorüber, aber sie alle beherrschte Mariens Gestalt, und dieses geliebte Bild schreckte die ermatteten Kräfte wieder auf zu neuen, unnennbaren Qualen. Ihr Tod wie ihr Leben erschien mir in gleich furchtbarer Gestalt; ja ihr Leben, so wie ich sie zuletzt sah, in den Armen dieses treulosen Negers, schien mir das Schrecklichere, und meine gefesselte Brust bob sich gewaltsam, der Athem gebrach mir bey dem Gedanken, ich erwachte aus meinen fieberischen Träumen — und in diesem Moment vernahm ich in weiter Ferne, aber auf das Deutlichste, eine männliche Stimme, die Yo que soy contrabantista sang. Ich öffnete die Augen, Finsterniß umgab mich, das Feuer neben meiner Wache flackerte unstät und sie selbst lag in Schlaf versenkt. Die verhallenden Töne schienen mir nur ein Traum und ich sank in meine Betäubung zurück.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, 7. März.

Des Ostfestes wegen war der dießjährige Carneval in Paris sonderbar. Die Ultrablätter, besonders die der sogenannten Parthey (sie sind aber meistens von dieser) und die Prediger auf der Kanzel bey dem Jubiläum, schrieen aus allen Kräften wider die Preßfreyheit, und ihnen wurde bey diesem Zetergeschrey von einigen auswärtigen Zeitungen weidlich nachgebellen. Die fromme Parthey, die aus Frankreich gern ein Kloster oder ein Seminarium machen möchte, haßt nichts so sehr als eine Freyheit, welche jedwedem erlaubt, alle Morgen Mängel und Schliche aufzudecken; sie möchten gern Frankreich einer Einrichtung berauben, welche den Buchhandel und die Staatskasse bereichert, und dem Ministerium noch dazu dient, die gegen dasselbe aufstehenden Partheyen, und die Jesuiten selbst, in Schranken zu halten, und verhindert jeden, etwas Unheimliches wider Frankreich zu unternehmen. Indeß nun aus jenen Blättern und von der Kanzel herab wider den Zeitgeist gepoltert wurde, waren Bälle und Schauspiele recht lebhaft im Gange. Ein Missionär rief aus, Paris werde wie Ninive mit Untergang bedroht, wenn es nicht Voltaire's und Rousseau's Schriften verbrennte, und die bösen Zeitungen abschaffte; allein die neuen Ninviten machten sich des nahen Untergangs ungeachtet recht lustig, bekritteleten den Missionär in den Tagesblättern, bewiesen Rousseau's und Voltaire's Schriften als ein Gegengift gegen die Priesterherrschaft, und auch die bösen Zeitungen wurden nach wie vor gehalten. Der Constitutionel und das Journal des Débats haben nie mehr Abonnenten und Leser gehabt, als seitdem die Jubiläumsprediger und die besoldeten Schreiber in und außer Frankreich ihren Untergang verlangen. Zwar fahren die Reichen in weich gepolsterten Kutschen von einer Kirche zur andern, um die Jubiläumsgnaden zu verdienen, und die Armen drängen sich um die Missionarien, die mit einer furchtbaren Lungenanstrengung vier bis sechs Stunden jeden Tag im Volks-Tone predigen, und sich wie zu Neapel gern auf den Marktplatz stellten, um auch da das Volk herbeyzuziehen, wenn man es ihnen nur verstattete; aber Alles dieses hat nicht den mindesten Einfluß auf den gewöhnlichen Gang der Lustbarkeiten, besonders am Ende des Winters, wenn Tanz und Schauspiel recht in Thätigkeit sind. Die Bälle hatten dießmal nichts von ihrem gewöhnlichen Glanze verloren, und die industrielle Welt stand hierin der müssigen Welt nicht im geringsten nach. Sehr besucht waren Ternaux Bälle, bey denen sich ausgezeichnete Leute aus allen Ständen einfanden. Ternaux ist der wahre Repräsentant der jetzigen industriellen Klasse in Frankreich; er verdankt sein großes Vermögen seinem Fleiße und seinen wohlüberlegten Unternehmungen; mehrere der größten Fabrikanstalten gehören ihm zu; in Paris findet man ihn stets bereit, gemeinnützige, freysinnige Vorschläge zu unterstützen. Solch ein Mann hat das Barensdiplom sehr wohl ausschlagen können, denn er ist mehr als ein Baron, er ist einer der angesehensten und einflußreichsten Bürger Frankreichs. In einer Gegend des Reichs besitzt er eine Tuchfabrik, anderswo eine Shawlmanufaktur, in andern Gegenden werden auf seine Rechnung Heerden von Merinos-Schaafen oder tibetanischen Ziegen unterhalten. Die Draperien, womit die Säle seines Hotels geschmückt sind, kommen aus seinen Fabrikanstalten her; vielleicht ist ein großer Theil der Versammlung, die sich auf seinen Bällen in jenen Sälen einfindet, mit seinen Fabrikaten bekleidet oder geputzt. Ist ein solcher Mann, der hundert Familien Brod verschafft, und den französischen Gewerbfleiß befördert, nicht zehnmal achtungswerther als gewisse hochbetitelte Herren, welche Frankreich wieder mit dem Vorrechte der Erstgeburt und manchen andern Mißbräuchen der alten Zeit bedrohen! Zwar hat

der vergebliche Herr v. Stembahl, der rüstige Verfechter der deutschen Romantik wider das französische Klassische, neulich einen Ausfall wider die Industriellen gethan, und seinen Unmuth besonders wider diejenigen ausgelassen, welche sich in den liberalen Zeitungen loben lassen, weil sie sich durch den Handel bereichern, und welche, indeß sie in Paris wegen ihrer philanthropischen Gesinnungen hochgepriesen werden, Waffen und Schiffe an die Türken verkaufen, und diesen die Mittel erleichtern, die Griechen zu unterjochen. Solcher Industriemänner gibt es gewiß; aber in Frankreich ist ihre Anzahl doch geringer, und ihrentwegen sollte man doch nicht den ganzen industriellen Stand angreifen, denn er ist bey gegenwärtigen Umständen sicher derjenige Theil der Nation, bey welchem man, wie ich schon früher angemerkt habe, die aufgeklärteste Vaterlandsliebe antrifft. Daß die Industriellen zuweilen aber auch fehlschießen, soll damit keineswegs geläugnet werden. Sie haben zwar keine so tollen Spekulationen gemacht wie die englischen, und empfinden daher auch gegenwärtig keine so bittern Folgen davon wie jene; indessen hat es doch auch hier an dergleichen weitaussehenden Spekulanten nicht gefehlt; in London waren es die Handelskompagnien, worauf Alles hinspielte, in Paris sind es Bauten; man sollte glauben, es wären auf ein Mal hunderttausend Menschen aus den Wolken gefallen, die alle versorgt werden sollten, so emsig wird in allen Stadttheilen noch immer an neuen Häusern und Wohnungen gebaut. Neulich hat ein Baumeister, der zugleich auch ein Unternehmer von Bauten war, Namens Reyyeu, sich in die Seine gestürzt, um sich der ihm bevorstehenden Verlegenheit und Noth zu entreißen. Er war verschwunden, und hatte seiner Familie ein Billet hinterlassen, mit dem Inhalte, sie würden seinen Leichnam in den Filets de St. Cloud wieder finden, was sich dann auch bestätigte. Die Filets de St. Cloud sind Fischernetze, welche unter der Brücke zu St. Cloud beständig ausgebreitet hängen, und wo man die Unglücklichen wieder findet, welche zu Paris in der Seine ertrinken. Auch in dem Buchhandel lassen die mißlungenen Unternehmungen jetzt ihre Folgen spüren. Ich habe neulichmals auf die Wichtigkeit dieses Zweiges des Gewerbfleißes in Frankreich aufmerksam gemacht, seitdem kein Preßzwang mehr dessen Aufschwung hemmt. Nach sichern Berechnungen beträgt der Buchhandel jetzt jährlich 72 Millionen Franken in Frankreich, oder eigentlich in der Hauptstadt, denn was im übrigen Frankreich an Büchern fabrizirt wird, ist unbedeutend. Blos an Kirchenbüchern geht jetzt über 300,000 Franken Waare nach Südamerika; die Engländer würden diesen Zweig nicht fahren lassen, wenn sie den Büchernruck so wohlfeil veranstalten könnten als Frankreich. Eben so geben sich mehrere Buchhändler damit ab, freysinnige Schriften in's Spanische übersetzen zu lassen, und die gesammten Auflagen nach dem neuen Welttheile zu versenden. Welchen beträchtlichen Zweig des Gewerbfleißes machen jetzt nicht die Pariser Tagesblätter aus, da keine streichende Hand mehr über sie schwebt! Alles Schimpfens aus- und inwärtiger bezahlter Zeitungen ungeachtet, werden die Hauptjournale in Paris, das heißt die unabhängigen, zu zwölf bis achtzehn tausend Exemplaren gedruckt, und durchlaufen alle Länder, wo man gern etwas Freymüthiges liest. Verschließt man ihnen die Mauth irgendwo, so werden sie desto emsiger nachgesucht. Die nichtpolitischen Blätter, deren eine große Menge vorhanden ist, sind nicht so glücklich; diese haben bey weitem keinen solchen Lesezirkel, und beschränken sich auf ein kleines Publikum, wenigstens in Vergleich mit demjenigen der politischen Blätter. Da ist ein Opinion, ein Frondeur, ein Spectateur, eine Nouveauté, eine Lorgnette, ein Corsaire u. a., die alle manchen Witz anbringen, aber doch außer Paris kaum bekannt sind, weil sie alle eine und dieselbe Manier haben, und wenig Originalität. Der Globe zeichnet sich vor andern durch seinen ernsten und höhern Gesichtspunkt aus; dieser behandelt Alles, aber mit Mäßigung, und zuweilen etwas schwerfällig, wenigstens für Pariser, wichtige Gegenstände, als Philosophie, Religion, Geschichte, dabey Tagesbegebenheiten, Schauspiele, akademische Sitzungen u. dgl. Um hier Beyfall zu finden, sollte alles dieses auf eine leichtere, gefälligere Art behandelt werden; gehaltreicher ist aber schwerlich irgend ein anderes literarisches Pariser Tageblatt. Die Anzahl der gesammten Tagesblätter und Zeitschriften in Frankreich beläuft sich jetzt gewiß über hundert. Welcher Unterschied zwischen Frankreich und dem armen Spanien, von welchem man kaum weiß, ob dort irgend eine Zeitschrift zu Tage gefördert wird, und aus welchem nicht mehr literarische Neuigkeiten hier ankommen als aus Siam. Dg.

London, 24. März.

(Beschluß.)

Vor Kurzem ließ ein Edelmann in der Nähe von Brighton folgenden Versuch anstellen, um auszumitteln, ob die schwedischen weißen Rüben oder die Runkelrüben für's Vieh am nahrhaftesten seyen. Am vergangenen 26sten Dezember wurden zwey Ochsen angebunden und ihr Futter gewogen, so wie die Ochsen selbst. Im ersten Monat verzehrte Nr. 1, 1624 Pfd. weiße Rüben, und nahm 34 Pfd. im Gewichte zu; Nr. 2 fraß 1845 Pfd. Runkelrüben, und nahm 32 Pfd. im Gewicht zu. Im zweyten Monat gab man dem ersten Runkelrüben und dem zweyten weiße Rüben; Nr. 1 fraß dann 1848 Pfd. Runkelrüben, und nahm 32 Pfd. im Gewichte zu, und Nr. 2 fraß 1880 Pfd. schwedische Rüben, und nahm 14 Pfd. zu. Auf diese Weise sucht man in England immer das Nützliche, und wenn man es gefunden, macht es der schnelle Zeitungsumlauf bekannt.

Man hatte richtig vorhergesehen, daß der Krieg der Engländer mit den Burmanen unsere Länder- und Völkerkenntniß vermehren müßte; eine Frucht davon ist die Auffindung der Quelle des Burramputer-Flusses durch einen deutschen Offizier, nämlich in einem Schneegebirge im 28 Gr. n. Br., und in 96°10′ östlicher Länge von Greenwich, und demnach 1000 englische Meilen von der Stelle, wo man sie zu sehen pflegte.

In Calcutta wüthete gegen Ende Augusts die Cholera Morbus so sehr, daß in einem Tage bey 400 Menschen zu sterben pflegten, bis der häufig fallende Regen der Krankheit Einhalt that. Man will indessen ein unfehlbares Mittel dagegen entdeckt haben, bestehend aus Campheröl, Laudanum und Franzbranntwein.

Die brittischen Truppen im burmanischen Reich haben im vergangenen Sommer schrecklich zu leiden gehabt: das äußerst fruchtbare Land ist fast gar nicht angebaut, überall dichter Wald oder Sumpf, verlassene und sogar verbrannte Dörfer und Städte, und keine Lebensmittel, als was auf dem Flusse oder dem Rücken nachgeschleppt wurde; dabey ein grausamer, hartnäckiger Feind, entweder auf jedem Schritt im stark verschanzten Lager, oder im Dickicht lauernd, um jeden Zurückbleibenden aufs Grausamste zu ermorden. Ueberdieß so häufiger Regen, daß man im August zu Prome in Booten von Haus zu Haus fahren mußte, wodurch denn Krankheiten erzeugt wurden, die viele Menschen und Pferde wegrafften, und diese wurden noch vermehrt, als beym Ablaufen der Wasser ein stickender Dunst sich entwickelte, der die Hospitäler mit Kranken füllte. Im Oktober sollte die Hauptarmee von Prome aus marschiren, und man zweifelte nicht, daß sie im Januar die Hauptstadt erreichen würde; aber man versicherte auch zugleich, daß der König entschlossen sey, sich beym Vorrücken der Engländer immer weiter zurückzuziehen, und sich endlich nach Ava zu flüchten; unter solchen Umständen wäre diesem verderblichen Kriege kein Ende abzusehen.

Beylage: Literaturblatt Nr. 30.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Nro. 90.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 15. April 1826.

Das Endziel von Allem ist, o Sohn,
Bey'm hohen Zevs, der stellt's wohin er will.
Der Mensch ist sinnlos. Immer leben wir
Nur Einen Tag und wissen nicht, wie Gott
Mit einem Sterblichen es enden werde.

Simonides.

Bug Jargal.

(Fortsetzung.)

Nicht lange in meiner Betäubung versunken, ertönte der Gesang von Neuem, traurig und klagend, und immer näher — es war Pierrot's Stimme, ein Hund stürzte aus dem Gebüsch und wälzte sich liebkosend zu meinen Füßen — es war Rask, und Pierrot stand vor mir. — Rache und Erstaunen lähmten meine Zunge. Jezt träumte ich ja nicht, die Todten kamen wieder; ich sah Geister — ich wendete mit Entsetzen das Gesicht ab. . . . Pierrot nahm es wahr und sagte leise: „Bruder, du hattest versprochen, wenn du dieses Lied hörtest, nie an mir zu zweifeln; hast du das vergessen?" — „Ungeheuer, rief ich jezt, indem mir der Zorn die Zunge löste, Henker meines Oheims, Räuber meiner Marie, du wagst es, dich meinen Bruder zu nennen? fort, nah' dich mir nicht!" — „Nein, sagte er bewegt, ich will dir nicht nahen. Du bist unglücklich, du hast viel verloren — aber ich auch!" — Unsere Stimmen und das Freudengeheul Rask's hatte indeß die Neger erweckt, sie stürzten auf den Neuangekommenen zu, wie sie aber ihre Blicke auf ihn hefteten, stießen sie einen Schrey des Erstaunens und der Freude aus, fielen vor ihm nieder und berührten mit ihren Stirnen den Staub. Aber weder dieser Ausdruck anbetender Ehrfurcht, noch des Hundes Liebkosungen, die er an mich und seinen Herrn verschwendete, dämpften den Rachedurst, der immer mächtiger in mir ward und bey dem unerträglichen Gefühl meiner Ohnmacht, meiner gefesselten Kraft mich zur Raserey trieb. Mit Thränen der Wuth warf ich dem Neger vor, durch seine Gegenwart meines Zustandes zu spotten und flehte die Gottheit an, meine Bande zu brechen. „Gefährten, rief Pierrot den noch immer knieenden Negern zu, bindet den Gefangenen los!" Es geschah unverzüglich, ich richtete mich auf. „Das ist nicht genug," begann Pierrot von Neuem, entriß einem der Neger seinen Dolch, reichte ihn mir und sagte: „Du kannst deiner Lust genügen. Es sey fern von mir, dir dein Recht über mein Leben streitig zu machen! du hast es mir dreymal gerettet — es gehört dein — stoße zu!" In seiner Stimme war weder Groll noch Vorwurf, sie war nur traurig und ergeben. Dieses Verhältniß zu meinem Feind hatte ich mir nie gedacht, mein ganzer Haß gegen Pierrot, meine ganze Liebe für Marie konnte mich nicht vermögen, ein Mörder zu werden und im Innern meiner Brust sagte mir eine Stimme, ein Verräther, ein Feind handle nicht also! ja dieser räthselhafte Mensch machte einen so zauberischen Eindruck, daß er mich selbst damit überwältigte. — Ich stieß den Dolch von mir. „Unseliger! rief ich, ich will mit dir kämpfen, nicht dich morden. Vertheidige dich!" — „Mich vertheidigen? gegen wen? fragte er erstaunt. „Gegen mich!" — „Gegen dich? darin allein gehorche ich dir nicht. Sieh hier den Rask! tödten läßt er sich von meiner Hand, aber beföhle ich ihm mit mir zu ringen, so würde er mich nicht verstehen. So verstehe ich dich auch nicht. Ich bin Rask gegen dich." Nach einer Weile fuhr er fort: „Dein Auge brennt von

Digitized by Google

Zorn, ich ſeh' es wohl! du haſt Vieles gelitten! dein Oheim ward ermordet, deine Güter verwüſtet, dein Erbe zerſtört, aber ich that es nicht, die Meinigen thaten es. Gedenkſt du des Tages, wo ich dir ſagte: die Deinigen haben mich ſehr gequält, und du antworteteſt: ich that es nicht. — Was that ich damals?" — Sein Geſicht klärte ſich auf, er hoffte mich erweicht zu haben, ich aber ſah ihn mit wilden Blicken an. „Du beſchuldigſt die Deinigen, und was du mir gethan haſt, willſt du läugnen? rief ich drohend. Wo iſt Marie, ſag' mir, wo iſt Marie?" Eine Wolke zog über ſeine Stirne, aber er rief: „Ja, Marie! aber hier hört man uns . . ." und er blickte mir offen in's Auge und ſagte tief bewegt: „hege keinen Verdacht gegen mich, ich beſchwöre dich! Ich werde dir Alles erklären; liebe mich mit Vertrauen, wie ich dich liebe." Hier hielt er inne, um meine Antwort zu erwarten und fuhr dann gerührt fort: „Darf ich dir nun nahen, Bruder?" Mein Herz war zu zerriſſen, ich konnte dieſen Edelmuth nicht faſſen, ich hielt ihn für Heucheley, und wies ihn mit dem Vorwurf der Undankbarkeit zurück. Große Thränen ſammelten ſich in ſeinen Augen: „Undankbar bin ich nicht! aber hier kann ich mich nicht erklären, man hört uns, ich muß auch eilen, dich von hier zu entfernen. Da du an mir zweifelſt, iſt für mich Alles vorbey, und du könnteſt mich eben ſo gut nun tödten. Warte aber noch eine Weile, bis ich dich befreyt habe. Begleite mich jetzt zu Biaſſou." Ich erſtaunte über dieſes Vertrauen, es tönte in meinem Herzen wieder, aber mein Gefühl war noch zu empört, das Geheimniß, was in Pierrot's Betragen ſichtbar war, zerſtreute mich, ich folgte ihm in das Lager. Wie ſonderbar kam es mir vor, jetzt frey in Mitte dieſer Menſchen zu wandeln, die geſtern alle nach meinem Blut lechzten; meines Begleiters Anblick erregte allenthalben Erſtaunen und Freude, ſelbſt Candi, der Oberſte von Biaſſou's Leibwache, beugte ſich bis zur Erde, und eilte ohne Verzug den Teppich vor Biaſſou's Höhle zu heben. Zu meinem höchſten Befremden ſah ich aber dieſen übermüthigen Häuptling ſelbſt, obgleich ich deutlich wahrnahm, daß eine gehäſſige Empfindung in ihm ſtritt, bey Pierrot's Eintritt die größte Ehrerbietung beweiſen, ſo daß er ihm ſogar ſeinen eigenen Sitz einzunehmen bat. „Jean Biaſſou, ſagte mein Begleiter, ich bin nicht gekommen, um deinen Sitz einzunehmen, ſondern dich um eine Gnade zu bitten." Der Negeranführer erſchöpfte ſich in unterwürfigen Formeln, und wie Pierrot mein Leben und meine Freyheit von ihm forderte, bemühte er ſich, ſeine Weigerung in die ſchonendſten Ausdrücke zu kleiden. Endlich ſchützte er die Furcht, daß ſein Heer ſich empören möchte, wenn man ihnen dieſes Rachopfer für Boukmann's Hinrichtung entzöge, als dringende Nothwendigkeit vor. Pierrot bewies ihm mit Stolz, daß ſeine Soldaten nie ſeine Herrn ſeyn dürften. Während dem trat Rigaud herein, grüßte Pierrot auf das Ehrerbietigſte und ſagte Biaſſou einige Worte in's Ohr, und ich vernahm eine lebhafte Bewegung unter den Kriegsleuten vor der Höhle. Pierrot hatte mit Begeiſterung von der Lage ſeiner Gefährten, aller Neger, der Sache der Freyheit, wie er ihre Empörung nannte, geſprochen. Er bewies ſeinen barbariſchen Spießgeſellen, daß ihre Parthey durch die unmenſchliche Behandlung der Gefangenen nur immer Abſcheulichkeiten durch Abſcheulichkeiten hervorriefen. Biaſſou war ſich Schuld bewußt und ſtand ihm gegenüber mit geſenktem ſchielenden Blick, wie ein gefangener Fuchs, der lauert, einen Vortheil zum Entkommen zu erſpähen. Pierrot ſchwieg jetzt — ſein Auge glänzte, ſeine Stimme hatte eine Kraft, einen Ton, die ſeinen Worten unwiderſtehliche Eindringlichkeit gaben.

(Die Fortſetzung folgt.)

Talma's Betrachtungen über Lekain und die Schauſpielkunſt.

(Beſchluß.)

Was die haſſenswerthen und niedrigen Charaktere betrifft, von denen das Urbild nicht in Lekain's Gemüthe lag, denn es gab keinen ehrenwertheren Mann als ihn, dieſe wußte er durch Analogie zu zeichnen. Unter den ſchlechten Leidenſchaften, welche die menſchliche Natur herabſetzen, gibt es in der That mehrere, welche ſich in einigen Punkten den reinen und erhabenen Empfindungen der Seele nähern. So läßt uns das Gefühl eines edeln Wetteifers errathen, was der Neid empfindet; die gerechte Empfindlichkeit, die unſer Herz bey einer Beleidigung erfüllt, zeigt uns von ferne das Uebermaß des Haſſes und der Rache. Kluge Zurückhaltung und Vorſicht lehrt uns die Hülfsmittel der Verſtellung. Die Begierden, die Qualen, die Unruhen der Eiferſucht in der Liebe, lehren uns ihren ganzen Wahnſinn begreifen, und eröffnen uns die tiefſten Geheimniſſe ihrer Verbrechen. Dieſe Kombinationen, dieſe Zuſammenſtellungen ſind das Reſultat einer raſchen plötzlichen Arbeit des Gefühls in Verbindung mit dem Verſtande, welche insgeheim in dem Innern des Schauſpielers wie des Dichters vorgeht, und die ihnen, ſo weit auch ihre eigene Natur davon entfernt ſeyn mag, die ſchwarzen und verbrecheriſchen Neigungen laſterhafter und verderbener Seelen offenbart. So hat Milton, ein Mann von geprüfter Redlichkeit, deſſen Seele ganz von der göttlichen Allmacht erfüllt war, das Bild des Satans geſchaffen; Corneille, der einfachſte und rechtlichſte aller Menſchen, ſchuf Phocas und Felix; Racine ſchrieb den Nero, Narciß und Nathan; Voltaire hat die Farben des Fanatismus mit einer ſchrecklichen Wahrheit gemalt; und Ducis, deſſen Geſchmack einfach, deſſen Leben ganz religiös war, zeichnete in

Digitized by Google

seinem Ahnfar mit dem glühendsten Pinsel die ganze Heftigkeit einer blutschänderischen Liebe.

Hier schließt Talma seine Betrachtungen mit den Worten: daß er sich das Vergnügen nicht versagen konnte, dem Andenken des größten Künstlers, der die französische Bühne verherrlicht hat, seine Achtung zu bezeigen, und bey dieser Gelegenheit einige Gedanken über die Schauspielkunst auszusprechen, welche ihm eine Erfahrung von sieben-und-dreyßig Jahren geliefert hat. Ich habe diese Betrachtungen Talma's mit Auslassung dessen, was mir der französischen Bühne eigens anzugehören schien, dem Raume dieser Blätter gemäß in einem gedrängten Auszuge mitgetheilt. Ich durfte wohl voraussetzen, daß dieser geistreiche, tiefgedachte, umfassende Aufsatz, obgleich ich nicht allen darin enthaltenen Ansichten beystimmen kann, den Freunden und Genossen meiner Kunst willkommen, nützlich und interessant seyn werde, und erlaube mir schließlich nur noch des merkwürdigen Mannes zu gedenken, aus dessen Händen ich ihn erhielt, und dessen Andenken zu feyern sich hier eine würdige Gelegenheit findet.

Herr von Chateauneuf, ein Schüler Lekain's, und wie er sich selbst nannte, ein Lehrer Talma's und Demarini's, lebte vergangenen Herbst in Nizza. Alle diejenigen, welche das Glück hatten, seine Darstellungen auf der Bühne zu bewundern, kamen darin überein, daß er das ausgezeichnetste und ausgebildetste Schauspielertalent besaß, das seit Lekain's Tode auf dem französischen Theater erschienen ist, und ich konnte, nach dem trefflichen Vortrage mehrerer Scenen und der ächt-künstlerischen Weise zu schließen, wie er mir in einigen Bruchstücken Lekain's Darstellungen zu vergegenwärtigen sich bemühte, dem enthusiastischen Lobe seiner Verehrer nicht entgegen seyn. Unvergeßlich aber wird mir die Stunde bleiben, wo dieser bey einem so sehr vorgerückten Alter für unsere Kunst noch leidenschaftlich glühende Mann mich vor das mit Blumenkränzen behangene Bild Lekain's führte. Hier plötzlich von einem Feuer belebt, das ihn um die Hälfte seiner Jahre verjüngte, stellte er mir, Stimme und Geberden Lekain's nachahmend, die Scene des Orosman dar, in welcher der berühmte Künstler abgebildet war, und übergab mir sodann, mit Thränen der Erinnerung an seinen längst entschlafenen Lehrer und Worten einer höchst eigenthümlichen Rührung, Lekain's Memoiren, denen obige Betrachtungen Talma's als Vorwort beygedruckt worden sind. Das Feverliche dieser Stunde wurde durch den traurigen Zufall noch vermehrt, daß Herr von Chateauneuf, von dem in Nizza herrschenden Fieber bereits ergriffen, an demselben Abend die Besinnung verlor, und wenige Tage nachher bedeckte seinen Leichnam schon die Erde.

Merkwürdiger See im Innern von Nordamerika.

In einer Reise zur Entdeckung der Quellen des Missisippi und des blutigen Stromes (Rivière sanglante) von J. G. Beltrami (Neu-Orleans 1824) findet sich eine Nachricht von einem See, der ungefähr unter 48° 45′ der Breite und 98° Länge vom Pariser Meridian liegen soll. Er liegt auf dem Gipfel eines einzelnen Hügels, der sich ganz isolirt mitten in einer ungeheuern Ebene erhebt, und von welchem aus das Auge nirgends einen höhern Punkt erblickt. Rings am Fuß dieses Hügels entspringen Quellen, die ihren Lauf nach dem mexikanischen Meerbusen, nach dem Eismeer, dem stillen Ozean und dem atlantischen Ozean nehmen. Herr Beltrami glaubt, dieser See sey der Krater eines ausgebrannten Vulkans.

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, 4. März.

Geheime Rache für geheimen Schimpf. Trauerspiel in drey Aufzügen, nach dem Spanischen des Calderon.

Obgleich zum ersten Male wiederholt, wurde das Stück vor leerem Hause aufgeführt. Die Schuld dieser Leere ist dem Stück wie dem Publikum zuzurechnen; dem Stück, weil es spanisch, dem Publikum, weil es deutsch blieb. Nur wer die Kraft in sich fühlt, aus dem Reichthum modernster Interessen, aus diesem lauten bunten Gewühl mannichfachster Verschlingungen von Staat, von Familie, von bürgerlicher Gesellschaft und geselligen Kreisen herauszutreten, und von allen Anforderungen solchen volleren Inhalt vor sich zu sehn befreyt, sich in die Leere eines spanischen Ehrenstreits zu vertiefen, vermag an diesem ernsthaften Spiele Freude zu finden. Der Kreis erfreuter und befriedigter Zuschauer wird daher immer nur klein seyn können. Denn unser Stück entbehrt zwar auch nicht eines reichen Hintergrundes, wir sehen den edlen christlichen König von Portugal, Sebastian, im Begriff nach Afrika zu ziehn, wir hören von Indien, von kastilianischer und portugiesischer Ritterlichkeit, von Liebe, von Hochzeit, von Ehe, von wechselnden Glücksfällen, von Freundschaft, von vielfachen Kriegen, die sich bis in die Niederlande erstrecken, aber dieser Hintergrund, der bey dem englischen oder deutschen Trauerspiel der eigentliche inhaltsvolle Stoff werden würde, bleibt bey dem spanischen Dichter der ferne verschleyerte Hintergrund; denn diesen Dichter interessirt nur die Ehre, wie sie sich aus dem Spiegel jener reichen Welt ihr Bild zurückwerfen läßt. Jene Gegenstände selbst kommen nie zum Vorschein, sie dürfen kein Interesse gewähren, sondern zeigen sich als bloße Mittel darum gestellen, was Ehre sey. Dieß macht das eigentlich Spanische des Stücks aus, was dem Publikum spanisch genug vorkam. Erst der Christ hat Ehre: weil Gott selber Mensch geworden, hat der Mensch als Mensch, als ganz inhaltlose Person, reinen Werth als Einzelner, unendlichste Berechtigung, und wenn sich das neue Weltprinzip noch nicht durch den ganzen Inhalt des menschlichen Geistes, noch nicht durch Familie, durch Verhältnisse des Staats und der bürgerlichen Gesellschaft durchgearbeitet, oder die Kunst diese Durchbildung noch nicht dargestellt hat, so

wird der Inhalt der Darſtellung dieſe unendliche Berechtigung des Einzelnen, ſeine Ehre rein Ehre bleiben. Sie iſt ihm das Höchſte, der Gehalt ſeines Lebens, er hebt Alles nur in ihrem Lichte. Alles dient nur dazu ihren Glanz zu erhöhen, iſt dieſer Glanz befleckt, ſo kann nur das Lebensblut des Gegners den Flecken abwaſchen. Solche Ehrenritter ſind die Helden unſeres Stückes, der eine dient dem Andern nothwendig zur Folie. Don Lope de Almeida, portugieſiſcher Ritter, alts adlichen Geſchlechts, ruhmgekrönt in den Kriegen gegen die Mohren, will nun auch ſeinen Heldennamen fortpflanzen; er vermählt ſich durch Vollmacht mit Donna Leonore de Mendoza, um von aller Welt geehrt und geprieſen, von ſeinem Fürſten gerühmt, im Sonnenſtrahl dieſes allgemeinen Preiſes ein glückliches Leben zu beenden. Denn der Genuß dieſer anerkannten Ehre iſt das ſpaniſche Glück. Eben will er zu ſeinem angetrauten Weibe, das er noch nicht kennt, herüberſchiffen, als er einem Freunde, Don Juan de Silva begegnet, der eben, ein armer Flüchtling, aus Indien kommt. Oeffentlich ein Lügner geſcholten, hatte er dort dieſen höchſten öffentlichen Schimpf durch den Tod des Gegners öffentlich gerächt, und war dadurch in Noth und Bedrängniß und in Gefahr des Lebens gekommen. An dieſer Erzählung macht Don Lope die Erfahrung, welchen Schmerz, welches Unglück öffentliche Rache für öffentlichen Schimpf bereite. Noch weiß er nicht, daß ihm geheimer Schimpf das Glück ſeines Lebens rauben ſollte.

Seine angetraute Gattin Leonore liebte in Toledo in früheren Jahren Don Luis de Benavides; der Geliebte mußte fort nach den Niederlanden, die Nachricht ſeines Todes ließ die Trauernde eine neue liebeleere Ehe eingehen. Aber durch dieſe tritt ſie nicht an den Heerd der Sittlichkeit, ſondern nur an den Altar der Ehre. Denn der Spanier ſtellt noch nicht in ſeinem Drama die Handlungen, die Kämpfe des ſittlichen Geiſtes dar, ſondern Ehe, brüderliches, kindliches Verhältniß ſind nur Vorwürfe der Ehre, Treubruch, nicht Sittenloſigkeit, ſondern nur Entehrung. Gerade dieſe Leerheit iſt das Bezeichnende des ſpaniſchen Dichters, und ſie erfüllt ſich nur durch die Pracht der Form, durch den Gehalt des Reimes, durch die pomphafte Bilderey der glänzendſten Diction, und durch die mannichfachſten Verwicklungen und Intriguen, die ſich hier in's Unendliche hin unterſcheiden, alle Seiten dieſes leeren Inhalts aufdecken, ihn in ſeine feinſten Unterſchiede zerſpittern, und dadurch in dieſe Poeſie die verſtändigſten, ſpitzfindigſten Klügeleyen und Grübeleyen hereinbringen. Dergleichen ſehn wir jetzt in unſerem Stücke. Denn Don Luis iſt nicht todt, ſondern er iſt lebend nach Caſtilien zurückgekehrt. Dort erfährt er die Verlobung der treulos Geglaubten; er eilt ſie zu finden — zu ſpät, ſie iſt ſchon durch Vollmacht vermählt. Da naht er ſich ihr verkleidet als Juwelenhändler, er ſpricht im Bilde funkelnder Demanten ſein Innres aus, er überhäuft ſie mit Vorwürfen, er erfährt ihre dauernde Liebe, und nun kann ihn nichts mehr hindern, da er ohne dieſe Liebe nicht leben kann, wenigſtens in ihrem Genuſſe, wenn er dennoch ſterben muß, zu ſterben. So endigt der erſte Aufzug. Der zweyte iſt die Darſtellung des geheimen Schimpfes und des Entſchluſſes geheimer Rache. Man hat den Ausdruck „geheimer Schimpf“ getadelt, weil Schimpf nicht geheim ſeyn könne. Aber die Entehrung, wenn auch noch ſo geheim, iſt für den Entehrten ſelber, wenn auch noch für keinen Andern, ſchon Beſchimpfung, er kann ſich, beleidigt, ſelber nicht mehr ehren, ehe er ſich nicht gerächt, und in dieſem Sinne möchte der Ausdruck wohl gerechtfertigt genug werden, denn jede Beſchimpfung, ſey ſie öffentlich oder geheim, muß den Beleidigten ſelbſt innerlich entehren, und er muß ſich nicht nur in der Achtung der Welt, ſondern vornehmlich ſeiner ſelbſt herſtellen. Sonſt iſt die Ehre nicht ächter, ritterlicher Art. — Don Lope iſt mit Don Juan und Donna Leonore nach Lisboa gezogen; Don Luis folgt ſeinem Stern, und ſucht ſich, wo er es nur vermag, von deſſen glänzenden Strahlen ſein Leben erleuchten zu laſſen. In Donna Leonore ſtreiten Liebe und Ehre, bis die Liebe den Sieg gewinnt, und ſie den edlen Gatten, der ſeinem König im neu beginnenden Kriege kräftig will zur Seite ſtehn, frohen Muthes entläßt. Aber Don Juan mit dem Falkenblicke der Ehre ihr Verhältniß durchſchauend, räth dem Don Lope zu bleiben. Da ſchöpft dieſer zum erſten Male Verdacht, ſchwankend zwiſchen Zweifel und Glauben, fühlt er ſich als den unglückſeligſten Menſchen, aber durch des Freundes Loos belehrt, beſchließt er, ſollte er entehrt ſeyn, vorſichtige Rache. Nur zu bald erhält er Gelegenheit, ſie zu üben. Denn Don Luis kommt, ſcheinbar um Abſchied zu nehmen, mit ihrer Erlaubniß in Donna Leonorens Gemach. Ihre Liebesklagen unterbricht Geräuſch, Leonore entweicht; der Saal iſt dunkel; Don Luis ſoll ſich fortſchleichen. Da naht Don Juan, er hört Tritte, er zieht das Schwert, die Ritter entfernen ſich kämpfend; Don Juan kehrt allein zurück und ſtößt auf Don Lope; beym Scheine herzukommender Fackeln erkennen ſich die Freunde. Don Juan erzählt, was er geſehn, und der ſchärfſte Verdacht ſtammt in Lope's Seele auf. Aber was thut er? Er ſcheucht die Diener fort, er bittet auch den Freund ſich zu entfernen, und durchſucht nun ſelbſt das Haus. Als er Don Luis findet, und dieſer ihm ein Mährchen zur Entſchuldigung vorlügt, ſo meint er Alles zu glauben, er demüthigt ſich auf ſeine Gattin auch nicht den Schatten des Verdachtes fallen zu laſſen, und verbirgt dem fremden Kavalier ſelbſt zur Flucht. Der Dienerin befiehlt er tiefſtes Stillſchweigen, dem Freunde macht er glaublich, er ſelbſt ſey vorhin der mit ihm Fechtende geweſen — genug er thut Alles, um ſeinem Schimpfe (denn er iſt für ſich ſelbſt beſchimpft) wenigſtens den tiefſten Schleyer des Geheimniſſes umzuhängen. Der Entſchluß eben ſo geheimer Rache beſchließt den Akt.

Der Grund dieſer Heimlichkeit iſt noch nicht auszuſprechen, er liegt aber ſchon in der erſten Erzählung Don Juans. Daß er weiter hervortrete, und dadurch zugleich die geheime Rache hervorführe, iſt der Inhalt des dritten Aufzuges.

(Der Beſchluß folgt.)

Auflöſung der Charade in Nr. 341 Morgenblatt.

Räthſel.

Ich blinde mehr mit meinem matten Scheine,
Als Sonnenlicht am blauen Himmel dort;
Ich lauf, als hätt' ich tauſend Beine,
Kaum hat man mich, ſo bin ich fort.
Es wieget ſchwer auch Weniges von mir,
Und doch wird Vieles ſelbſt der nicht zur Laſt,
Zur ſauren Bürde werd' ich dann erſt dir,
Wenn du dich ganz von mir entledigt haſt.
Selbſt ſtumm, ſprech' ich doch Alle mächtig an,
Und treib im Staat mich ewig her und hin,
Verführe den Bürger oft und Bauersmann,
Allein mein Umtrieb wird mir gern verziehn.

Beylage: Intelligenzblatt Nr. 14.

Verlegt von der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.

Digitized by Google

Nro. 91.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 17. April 1826.

Der Adler so, der Wüsteneyen König,
Verschmäht wie du, die Ebne, nistet nur
Auf schroffen Felsen, die der Schnee gebleicht,
Der Blitz getroffen.

Lamartine, Ode an Byron.

Ein Besuch bey Lord Byron in Genua,

von J. J. Coulmann.

(Moreaux du 19. siècle N. 151.)

Mit dem sehnlichen Wunsche, den größten Dichter Englands kennen zu lernen, unternahm ich im Anfang des Jahrs 1823 eine Reise nach Italien. Da ich wußte, daß Lord Byron öfters sich geweigert hatte, Fremde anzunehmen, auch wenn sie ihm von seinen besten Freunden in England empfohlen waren, so war ich nicht ohne Furcht, daß auch mir dasselbe wiederfahren würde. In Genua angelangt, in dessen Nähe Byron ein Landhaus bewohnte, schrieb ich ein ganz einfaches Billet an den edlen Lord, worin ich ihm sagte: daß ein junger Franzose, der keine andern Ansprüche an diese Ehre habe als seine Bewunderung für sein Genie, sich glücklich schätzen würde, wenn er ihn annehmen wollte. Nicht ohne große Unruhe erwartete ich den Erfolg dieses Schrittes. Bald erhielt ich die Antwort mit einem großen Siegel, dem Wappen der Byrons und ihrem Motto: crede Byron, versiegelt; sie war italienisch und lautete folgendermaßen: „Mein Herr! es wird mir angenehm seyn, Ihre Bekanntschaft zu machen; allein es thut mir sehr leid, Ihnen gestehen zu müssen, daß, da ich keine Uebung in der französischen Sprache besitze, ich viel von dem Vergnügen Ihrer Unterhaltung werde entbehren müssen, und Ihnen auch nicht in Ihrer Sprache werde antworten können. Wenn beßungeachtet diese Erklärung Sie nicht abschrecken sollte, so wird es mir sehr angenehm seyn, Ihren Besuch morgen um zwey Uhr anzunehmen. Ich habe die Ehre u. s. w.

Noel Byron,
Pair von England.

Den folgenden Morgen (den 7ten Januar) ließ ich mich nach Albaro führen, einem Dorfe oberhalb Genua, wo das von Lord Byron bewohnte Landhaus Casa Saluzzo mit der schönsten Aussicht auf die Stadt, das Meer und die Apenninen liegt. Der Hof ist von Cypressen umgeben, die in verschiedenen Gestalten zugeschnitten sind. Ein Bedienter, in einer eben so reichen als schmutzigen Livree, meldete mich an. Lord Byron spielte eben mit dem Grafen Giuliani Billard. Er empfing mich in einem großen Saale neben an, der ihm als Bibliothek diente. Ein junger Mensch, ein Albaneser von ausgezeichneter Schönheit, in der orientalischen Tracht, führte mich ein. Der Dichter trat mir mit einem Ausdruck von Wohlwollen und Liebenswürdigkeit entgegen, welcher mir bald alle Verlegenheit benahm. Er war schwarz gekleidet und trug sehr lange, weite Beinkleider, die es mir unmöglich machten, zu unterscheiden, ob einer seiner Füße wirklich verunstaltet sey. Er war in seinen besten Jahren, doch war der Eindruck der Leidenschaften auf seinem blassen Gesicht nicht zu verkennen; sie haben einen Theil seiner kastanienbraunen Haare gebleicht, die in natürlichen Locken seine hohe Stirn beschatteten. Sein Mund ist etwas groß mit weißen Zähnen besetzt, und hat einen Ausdruck, der an des Dichters Beschreibung von Konrad erinnert: dessen Lippen stolze

Gedanken verriethen, die sie kaum zurückhalten konnten." — Einen wahrhaft göttlichen Ausdruck hatten seine Augen. Sein ganzes Genie glühte in ihnen, wenn er sie wie begeistert gen Himmel erhob, als suche er dort Worte für seine Gedanken, und sie dann mit hinreißendem Wohlwollen wieder senkte. Wenn man Lord Byron sah, so begriff man den Zauber, den er auf die Frauen ausübte, durch den Adel seiner Züge, die träumerisch ideale Schönheit seines Gesichtes, und die Mischung von Begeisterung und Spott, die eben so geschickt war, Gefühle anzuregen als sie zu zerstören.

In seine Unterhaltung mit mir, einem unbedeutenden jungen Fremden, legte er eben so viel Anmuth als Koketterie und Hingebung. Er schien in mir allen meinen Landsleuten die üble Meynung benehmen zu wollen, die man so allgemein über seinen Stolz, seine eigensinnige Ungefälligkeit hegte.

Ich glaubte anfangs mich wegen der Unbescheidenheit des Schrittes entschuldigen zu müssen, den ich gewagt hatte; Lord Byron versicherte mich, wie angenehm es ihm sey, mich zu sehen, und bedauerte nochmals in sehr gutem Französisch, daß er diese Sprache nicht besser rede. Wir sprachen von Venedig, wohin ich glaubte, daß er nach seinem Abenteuer in Pisa zurückgekehrt sey.

„Nein, sagte er, ich bin hierher gekommen, wo ich der vollkommensten Freyheit genieße. Ich habe fünf Jahre in Venedig gewohnt, ohne eben zu wissen warum; wie man bey einer alten Geliebten bleibt, mehr aus Gewohnheit als aus Neigung. Sie kommen aus Paris; haben Sie Thomas Moore gesehen?" Auf meine bejahende Antwort fuhr er fort: „Ein kleiner Mann . . . was für einen Eindruck hat er dort gemacht?" — „Weniger als man erwartete. Er sang recht angenehm seine irländischen Melodien, das war aber auch Alles." — B. Das ist auch seine Sache. Seine Gedichte sind aber bewundernswürdig. Und welches sind denn gegenwärtig Ihre ausgezeichneten Schriftsteller?" — „Als politischer Schriftsteller Benjamin Constant. . . ." — „B. Benjamin Constant ohne Vergleich. Was machen seine Prozesse, seine Beine? Ich habe ihn in Copet bey der Frau von Staël gesehen, die mir viel von ihm sprach bey Gelegenheit des Romans Adolphe. Ihre Freundschaft war etwas stürmisch. In Copet war Frau von Staël sehr liebenswürdig, aber in London hat sie mir einmal zwey Stunden lang Moral gepredigt. Sie hatte überhaupt den Fehler, sich zu sehr des Gespräches zu bemächtigen." — „Sie müssen, Mylord, einen unserer jungen Dichter kennen, der eine Ode an Sie gerichtet hat, Lamartine." — „B. Ich habe sie in einer italienischen Uebersetzung gelesen, er behandelt mich auch wie eine Art von Ungeheuer, doch ganz höflich." — „Man erfindet viele Mährchen über Sie, weil man sich viel mit Ihnen beschäftigt. Sie und Walter Scott."

B. „Und was schätzt man besonders an Walter Scott?" — „Nun seine Romane." — B. „Sie sind vortrefflich. Da ich Schottland kenne, so kann ich die Treue seiner Schilderungen beurtheilen." — „Sein Bildniß, was neben dem Ihrigen unsere Boulevards bedeckt, schien mir nicht, seinen Werken zu gleichen." — B. „Nicht wenn er schweigt; wenn er aber spricht, so hat sein Gesicht Adel und Ausdruck. Dann erräth man ihn. Man hat mir letzthin einen Steindruck geschickt, der mich vorstellen soll, wo ich mit einem allerliebsten Gesichtchen in die Wolken sehe. Ich habe mich nur einmal malen lassen, von dem Amerikaner West." Ich wunderte mich, daß er nicht seine Büste von Canova habe machen lassen. B. „Thorwaldson hat sie gemacht. Halten Sie viel auf Gemälde?" — „Ich weiß nicht warum, aber ich ziehe die Bildhauerkunst vor. Dabey fällt mir Schlegel ein, vor dem man einmal Canova rühmte und der sagte: „„Und meine Büste von Tieck; haben Sie sie gesehen?"" — Haben Sie jemals etwas von Tieck gehört *)?" Ich erzählte ihm, daß die Königin von Sardinien, als ihr Herr von Chateaubriand vorgestellt wurde, ihn fragte: Sind Sie vielleicht mit einem gewissen Chateaubriand verwandt, der etwas geschrieben hat?" — B. „Mir ist etwas Aehnliches begegnet, man hat mir einmal in England etwas, was ich eingekauft hatte, in ein Blatt von einem meiner Werke eingewickelt geschickt."

(Der Beschluß folgt.)

*) So steht es mit unsern meisten deutschen Berühmtheiten; übrigens verlieren beyde Theile dabey.

Bug Jargal.

(Fortsetzung.)

Der Lärm außerhalb der Höhle nahm indessen zu; die Banden des Mornerouge, welche die Ankunft meines Befreyers vernommen hatten, drangen darauf, ihn zu sehen, und aus seinem Verweilen bey Biassou schließend, daß dieser ihm Hindernisse in den Weg legte, forderten sie drohend seine Gegenwart. Diese Nachricht hatte Rigaud dem Anführer gebracht, und die Furcht, Spaltungen im Heere entstehen zu sehen, bewog Beide, schnell bedingungsweise in Pierrot's Bitte zu willigen. Er erklärte meinem Begleiter, daß er ihm meine Befreyung als einen Beweis seiner Ehrerbietung nicht länger streitig machen wolle und nur um die Erlaubniß bäte, mir noch einige Worte im Geheim sagen zu dürfen. Pierrot gestand sie ihm zu und entfernte sich gegen den Ausgang der Höhle. Biassou führte mich aber in deren Hintergrund, und hier trug er mir noch einmal an, das schon einmal gefoderte Schreiben an das Kolonialgouvernement zu verfassen. Ich befand

mich in einer Verſtimmung und Spannung der Seelenkräfte, die mir das Leben verhaßt machten, und jedes Mittel, das mir meine Feinde zu deſſen Rettung anbieten konnten, verächtlich. Nur um über Mariens Schickſal Licht zu erhalten, wünſchte ich es eine kurze Zeit noch zu friſten, denn Pierrot's Schweigen über ſie und einzelne Züge, die ich in ſeinen Reden gegen Biaſſon wahrgenommen haben wollte, erhielten mein Mißtrauen gegen ihn wach. Aber durch meine Einwilligung in Biaſſon's Vorſchlag wollte ich es nicht erkaufen — ich wies ihn von mir. Der elende Barbar fragte mich ſpöttiſch: ob ich denn ſo gar ſicher auf meines Beſchützers Allmacht vertraue, um ſeiner gar nicht zu achten? Der Sklave meines Oheims mein Beſchützer! der Räuber Mariens — ich drückte ihm meine ganze Verachtung aus, ich ſagte ihm, daß ich von jenem und ihm nichts weiter verlange, als noch vier-und-zwanzig Stunden zu leben, dann könne er ſeine Mordluſt an mir ſtillen. Das Ungeheuer nahm mich grinſend beym Wort, und mit ſeltſamer Argliſt ſuchte er durch die Forderung meines Ehrenworts als Franzoſe, ſo wie durch die Drohung, meine Wortbrüchigkeit an meinen gefangenen Landsleuten zu rächen, mich zu binden. Ich gab ihm mein Wort: den folgenden Tag, zwey Stunden, ehe die Sonne ſänke, wiederzukehren. „Der Gefangene iſt bereit, euch zu folgen," rief Biaſſon jezt, auf den Ausgang der Höhle zugehend, meinem Befreyer zu. — Nie ſah ich einen Ausdruck ſeligerer Freude wie jezt in Pierrot's Geſicht! „Habe Dank, ſagte er zu Biaſſon, ich bleibe dir ewig verbunden; meine Brüder vom Mornerouge bleiben bis zu meiner Rückkehr zu deinem Befehl. — Nun du frey biſt, komm mit mir," rief er mir dann freudig zu und zog mich fort.

Kaum waren uns die lezten Wachtpoſten des Lagers, wo Alles meinem Führer freudevoll zujauchzte, im Rücken, als ich ſtill ſtand und mit einer Stimme, die von Leidenſchaft zitterte, ihm ſagte, nun würden wir von Niemand belauſcht und ich fordere Rechenſchaft von Marien. Er blickte mich traurig an und ſagte ſanft: „Du biſt alſo nicht fähig, mir zu trauen? warte noch eine Stunde! komm mit mir! du ſiehſt ja, daß ich in deiner Gewalt bin, da! nimm meinen Dolch — noch eine Stunde in Mariens Namen! ſezte er mit gefalteten Händen und gepreßter Stimme hinzu, im Namen deines Weibes, verſchiebe deine Rache." — Seine Stimme hatte einen unbeſchreiblichen Ausdruck von Ueberredung und Schmerz. Ich fing an, auf eine Möglichkeit, wie er es treu meynen könne, zu ſinnen, wollte ihm den Dolch zurückgeben und verſprach ihm, zu warten. Er nahm ihn nicht und beſchleunigte ſeine Schritte; Rask, der bey unſerm Zögern ungeduldig hin und her gelaufen war, eilte uns nun mit frohen Sprüngen voran, er zeigte uns den Weg durch ein dichtes, noch nie von der Axt berührtes Gehölz, nach einer Stunde kamen wir in ein reizendes, von einem Bach gewäſſertes kleines Thal, an das eine Felſengrotte ſtieß; Rask wollte bellen, Pierrot winkte ihm, zu ſchweigen, faßte mich bey der Hand und zog mich hinein. Ein Weib ſaß dort auf einer Binſenmatte, den Rücken gegen mich gekehrt — es war Marie! — Bey dem Freudengeſchrey, mit welchem wir einander in die Arme flogen, kam eine alte Frau mit einem Kinde auf dem Arm aus einer zweyten anſtoßenden Höhle — ich erkannte Mariens Amme und meines unglücklichen Oheims jüngſtgebornen Sohn. Pierrot, der Marie erbleichen geſehen hatte, war hinausgeeilt, um friſches Quellwaſſer zu holen, er reichte es ihr, wie ſie aber, erholt, mich von Neuem an ihre Bruſt ſchloß, rief er ſchmerzhaft: „O doch nicht vor meinen Augen!" und ſtürzte hinweg.

„O Gott, Leopold, ſagte Marie erſchrocken, unſere Seligkeit thut ihm weh! Leopold, ſollte er mich lieben?" Pierrot's Ausruf hatte es mir deutlich geſagt, Marien's Erſchrecken bewies, daß er ſein trauriges Geheimniß getreulich bewahrt hatte. Marie ſagte mir nun, mit welcher Kühnheit und Liſt dieſer großmüthige Menſch meine Gattin und den lezten Sproſſen von ſeiner Familie, dieſen kleinen Knaben mit der Amme bey der Erſtürmung des Forts Galifet gerettet hatte. Er hatte ſie in dieſe, nur ihm allein bekannte Höhle geführt, für ihre Bequemlichkeit geſorgt, hatte ſie beſucht und getröſtet, hatte verſprochen mir, ſo bald es die Möglichkeit geſtattete, Nachricht von ihr zu geben. Aber es ſchien ihm lange nicht gelungen zu ſeyn. Seit drey Tagen war er nicht bey den armen Geretteten geweſen, Marie hatte vor der Zukunft gezittert — da führte er mich ihr zu.

(Die Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Berlin, 4. März.

(Beſchluß.)

Iſt nun aber auch die Beſchimpfung geheim geweſen, und kann das genaue Wiſſen derſelben nur in Don Lope lebendig ſeyn, ſo bleibt doch immer noch der ſchlangenzüngige, ehrenräuberiſche Verdacht als neuer Schimpf, und dieſen muß Don Lope erfahren. Aber dieſer Verdacht, weil Verdacht überhaupt nur das Heimliche, Unoffenbare iſt, kommt an Don Lope ſelbſt nicht offenbar und öffentlich, ſondern ſelbſt nur geheim; er erhält nur Verdacht, daß man Verdacht ſchöpfe. Und zunächſt zwar durch Don Juan. Wie ſpitzfindig ſinnt dieſer herauszubringen, ob er dem Don Lope den allgemeinen Verdacht entdecken müſſe. Er wagt es nicht, weil dieſe Entdeckung ſelbſt eine neue Beleidigung ſeyn würde, ſo verſteckt er die wahre Erzählung in das Kleid einer fremden. Aber Don Lope ſchöpft Verdacht und erwidert, er würde in ähnlichem Falle dem Freunde jenen Verdacht nicht bekannt machen. Doch auch der Fürſt ſpricht in dunklen Worten gegen Lope ähnlichen Verdacht aus. Da glaubt dieſer denn ſeinen Schimpf öffentlich, und will ihn öffentlich auf's Ungemeſſenſte zum Spiegel aller Zeiten rächen. Wie er nun aber auf ſolche Weiſe mit dem Freunde jezt auf gleichem Standpunkt ſteht, muß nun auch was früher, ehe der geheime Schimpf noch in Don Lope war, nur Erzählung blieb, jezt lebendig werden. Lope muß in friſcher Gegenwart erfahren, wie mit öffentlicher Maske der

Schimpf erſt recht öffentlich werde. Denn die Rache iſt gerade die Bekanntmachung, das Eingeſtändniß, daß man beſchimpft ſey. Bey öffentlicher Beſchimpfung heiſſe auch öffentliche Rache nicht, denn es ſey zufällig, ob denn auch die Rache wie die Beſchimpfung kundig werde; die Erfahrung dieſer Lehren macht Lope an Don Juan, indem dieſer mit einem Haufen ſich beraufchimpfend, verbeyſtürzt, und dann rächterend erzählt, jene hätten von ſeinem Schimpfe erzählt, ohne ſeiner Rache zu erwähnen, dieß ſey neuer Schimpf, und er habe neuer Rache bedurft, aber vergeblich, denn dieſe neue Rache offenbare wieder den neu den vergrößerten Schimpf. Das Richtige iſt darin, daß der Schimpf gewußt, nun der Zufälligkeit mannichfachſter Verbreitung anheimfalle, und bey der Zufälligkeit der übereinſtimmend gleichgewußten Rache, neue Rache fordere, welche aber, ohne dieſer Zufälligkeit zu entgehen, Schimpf und Rache nur mehr und mehr der Gewalt dieſes Zufalls überliefre. Was muß ſich nun Lope aus dieſen Erfahrungen für eine Lehre ziehn? Sein Schimpf iſt nur von ihm und den Beſchimpfenden gewußt, der Schimpf alſo iſt geheim, nicht aber der Verdacht, deſſen hat er von ſich abzuwälzen. Was thut er alſo? Er beſchließt geheimſte Rache, die aber nur als Rache geheim bleibt wie ſeine Beſchimpfung, doch den Verdacht, daß es Rache für Beſchimpfung ſey, hindurchſchimmern läßt. Er ſelbſt muß alſo mit Bewußtſeyn die Beſchimpfenden tödten, jedoch mit dem Scheine, als habe der bewußtloſe Zufall dieſen Todtſchlag begangen, und zwar muß er dieß auf die Weiſe bewerkſtelligen, daß zugleich der Schein bereinkommt, als habe er es nur ſo ſcheinen laſſen, daß nicht er, ſondern der Zufall nur jene Verdächtigen getödtet. Den Buhlen ſeines Weibes ſtürzt er daher beym Ueberſchiffen zum Landhauſe ſeiner Gattin in's Meer, und läßt den Nachen zerſcheitern; ſein Weib begräbt er in den Flammen des Pallaſtes, und läutert ſo ſeine befleckte Ehre vor den Augen des Königs, deſſen Verdacht er einerſeits dadurch niederſchlägt, daß er ſein Weib als Bild der Unſchuld und Treue rühmt, anderſeits aber ihm eben ſo zeigt, daß er jenen Verdacht wohl kenne, und ahnen läßt, wie er ſie gerächt. Und wie Lope dem Zuſchauer in Monologen ſagt, was er gethan, ſo Don Juan dem König, der ausruft: Und er hat wohlgethan! Geheime Rache für geheimen Schimpf.

Dieſe Erzählung des Inhaltes muß zugleich die Kritik des Stückes ſeyn, wenn ſie zeigt wie konſequent, wie richtig, wie verſtändig, wie genau dieſer Ehrenſtreit durchgeführt iſt, und wie wenig daher einem modernen deutſchen Publikum, das von der Bühne herab ein Spiegelbild ſeines eigenen gegenwärtigen Lebens will auf ſich zukommen ſehn, dieß ächt ſpaniſche Gemälde befriedigen kann, zumal da durch die Bearbeitung, zum Zweck der Deutlichkeit und platten Faßlichkeit, der Glanz der Form verwiſcht iſt, und die wechſelnden Versmaße in den einfachen Jambus ſich ausglätten, die Reime verſtummen, die Fülle lieblichſter Bilder verarmt, während auch durch die Darſtellung der romantiſche Rittergeiſt aus dieſen Geſtalten entflieht, und nur Barett und Mantel, und Hoſe und Stiefeln und Sporen, und Sammt und Seide und Goldfranzen übrig läßt. Auch die Schnurrbärte waren nicht vergeſſen. Aber Herr Krüger (Don Lope) hat ſolches pausbäckiges Pathos, und klatt und wiederklatt, und verſchlingt die Worte, indeß er die Augen verdreht und die Augenbraunen zuſammenzieht, als wollte er immer weiter nichts ſagen als: „ſeht einmal, jetzt deklamirt Herr Krüger, aber er thut nur ſo, und iſt froh, wenn das ſaure Stückchen Arbeit erſt herunter gepredigt iſt.“ Herr Krüſemann (Don Juan) hat den entgegengeſetzten Fehler, Alles zu zerſtückeln und dann herauszuſchreyn, zuſtoßen und zupoltern. Nur Mad. Stich (Donna Leonore) und Herr Beſchort (Don Sebaſtian) bewieſen ſich als Künſtler; Herr Rebenſtein war wie immer eine Amphibie von Kunſt und Natur. Glücklich, daß Calderon ſeine dießigt Auferſtehung nicht ſah; er hätte ſie aber dreiſt ſeinen Ihnen, erkannt hätte er ſich gewiß nicht! — Die zweyte Decoration des erſten Aufzugs war von ausgezeichneter Schönheit. —.

London, 3. April.

So eben iſt die Beſchreibung der Entdeckung der engliſchen Miſſion in Afrika bey Hrn. Murray erſchienen. Es iſt ein dicker Quartband, mit einer Menge ſchön ausgeführter Kupfer, und einer vortrefflichen Karte. Preis 4 Pfd. 14. 6. Die Entdeckungen ſind in mannichfaltiger Hinſicht wichtig, indem ſie uns die genaue geographiſche Lage der vornehmſten Städte und Dörfer der Staaten Bornou und Howſa, die wichtigſten im inneren Afrika, des Sees Tſchad und zweyer in denſelben fallenden Flüſſe geben, und uns zum wenigſten zeigen, wo der Niger nicht läuft, und dabey eine große Bereicherung des Naturgebietes und der Menſchen- und Völkerkunde. Sie erinnern ſich wohl der Nachrichten über dieſe Entdeckungen, die ich Ihnen aus dem Quarterly Review mitgetheilt. Nach dem letzten Bericht war Major Denham, nachdem er einen ſeiner Mitreiſenden beerdigt, auf dem Wege, den See Tſchad zu umreiſen. Dieß gelang ihm aber nicht, theils wegen der feindſeligen Stimmung der wilden Stämme, welche auf der Oſtſeite dieſes Sees wohnen, theils wegen des moraſtigen Bodens; und ſo bleibt uns die nordöſtliche Küſte auf einer bedeutenden Strecke noch immer unbekannt, gerade die Gegend, aus welcher, der britiſchen Ausſage nach, ehemals ein Fluß nach Süden hin ergoſſen, der aber jetzt gänzlich ausgetrocknet ſeyn ſoll, welches den See, welcher allen Anzeigen nach ehemals weit ausgedehnter geweſen, ganz ohne Ausfluß läßt. Die zwey Flüſſe, wovon der eine vom Süden und der andere, obgleich, wie es ſcheint, auch vom Süden herkommend, ſind nicht der Niger. Dieſer wendet ſich, nach dem vom Major geſammelten Nachrichten, nachdem er von Timbuktu nach Rieſu, oder Nufie, nach Süden zu gefloſſen, von dieſer Stadt an (ungefähr in 10° nördlicher Breite und 5° der Länge) gegen Süden, krümmt ſich zwiſchen dem 13ten und 14ten Längengrade, dem Tſchad gerade gegenüber nach Norden, und fällt entweder unter dem Namen Schary in dieſen See, oder fließt, wie Andere wollen, ungefähr im 11ten Breitengrade gegen Süden. Nach einer, vom Kapitän Clapperton vom Sultan von Howſa erhaltenen Karte iſt die Wendung des Fluſſes, den man dort Kowara (Kanara) nennt, weiter im Süden; wenn dieſem aber wirklich ſo iſt, ſo kann es nur ein Arm des Fluſſes ſeyn; denn nach allen in Howſa geſammelten Nachrichten, ſelbſt die des Sultans, ergießt ſich der Fluß, von Nufie aus, beynahe in gerader Richtung laufend, zwiſchen dem 4ten und 5ten Längengrade, bey einer Stadt Lagos in die Bucht von Benin. Clapperton kam nicht weiter als nach Sackatu, der Hauptſtadt von Hauſſa; denn obgleich der Sultan dieſes Landes, Bello, ſich ſehr freundſchaftlich gegen ihn erwies, ward er doch durch Vorſtellungen von Gefahr, welche alle ſeine Diener von ihm zu treiben drohten, verhindert, weiter zu reiſen. Da aber der Sultan ſehr geneigt war, mit den Engländern in Handelsverbindungen zu treten, und ſogar den Sklavenhandel von ſeiner Seite unterdrücken zu helfen, ſo iſt dieſer unternehmende Reiſende aufs Neue mit der Expedition nach der Bucht von Benin abgegangen, wohin ihm der Sultan eine Bedeckung entgegenſchicken will, um ihn und den verſprochenen Arzt und die Geſchenke, beſonders Kanonen, nach ſeiner Hauptſtadt geleiten zu laſſen.

(Der Beſchluß folgt.)

Beylage: Kunſtblatt Nr. 31.

Verlegt von der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.

Digitized by Google

Nro. 92.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, 18. April 1826.

Wahrhaft groß seyn, heißt:
Nicht ohne großen Gegenstand sich regen.

Shakspeare.

Bug Jargal.

(Fortsetzung.)

Martens Erzählung entzückte mich und durchdrang mich mit Schmerz. In welchem Lichte sah ich nun meine hochmüthige Härte, meinen Verdacht, meine Rachsucht gegen ihn an. Er kehrte bald in die Grotte zurück, finster, matt, entstellt wie ein Gefolterter, der über die Marter gesiegt hat. „Nun, Bruder, sagte er sanft, aber ernst, die Stunde ist verflossen, willst du meinen Tod?“ — Ich stürzte zu seinen Füßen — ja ich sagte Alles, was Dank, Bewunderung, was tiefe Beschämung eingeben können. Auf seinem Gesicht schilderte sich der Kampf seiner Seele, Selbstgefühl, Schmerz und ein Feuer in seinem Blick, als wenn er auch Rache zu fühlen im Stande seyn würde. — Aber nur einen Moment, dann breitete er seine Arme aus: „Also nun bist du mein Bruder?“ rief er entzückt. Ich schloß ihn in meine Arme. „O du bist gut, sagte er sanft, aber das Unglück hatte dich sehr ungerecht gemacht!“ — „Nun bin ich nicht mehr unglücklich, aber strafbar bin ich sehr!“ — „Ich war es auch, Bruder, und unglücklich werde ich immer bleiben. O Bruder, wen man zum Sklaven machte, wer die Peitsche der Weißen empfand — für den gibt es kein Glück mehr. Wie ich in dem Keller von Galiffa stak, wolltest du immer wissen, welches mein früheres Schicksal gewesen, was mir, wie du es nanntest, meine Bildung gegeben — eines Königs Sohn bin ich, Weißer, mein Vater war ein guter Fürst, sein Volk liebte ihn und war glücklich. Da kamen die Europäer in unsre Hütten, ich gefiel ihnen und sie lehrten mich die elenden Dinge, die dich an mir verwunderten, sie beschwatzten meinen Vater durch Versprechungen großer Reichthümer, mit seiner Familie an die Küste zu ziehen und verkauften ihn, und man führte uns nach St. Domingo. Man trennte den Sohn von dem Vater, man entriß mir mein junges Weib, um, sie einem andern gebend, mehr Vortheil von ihr zu ziehen.“ — Der Schmerz hob seine Brust, seine Stimme erstickte, nur mühselig fuhr er fort: „Bruder, hörst du? man verkaufte mich wieder und wieder, immer theurer, weil ich aus Abscheu, den Königssohn gepeitscht zu sehen, mehr arbeitete, wie zehn meiner gemeinen Gefährten . . . endlich sah ich meinen Vater wieder — hier faßte er krampfhaft meinen Arm. — Am Tage, da ihr Ogé hinrichtetet, sah ich ihn — auf dem Rad! . . .“ Ich schauderte und schwieg. „Mein Weib starb, geschändet von der Weißen zügelloser Lust, sie forderte sterbend mich auf, sie und meinen Vater und meine Brüder zu rächen, die lange Reihe von Geschlechtern zu rächen, die der Weißen Unbarmherzigkeit zerfleischte, die ihr Hochmuth unter die Füße trat. Meine Brüder baten um meinen Beystand. — Sobald ich den Kerker deines Oheims verlassen durfte eilte ich zu ihnen — ich führte ihren Haufen an und benutzte mein Ansehen, um Marie — Marie, die ich anders wie mein Weib geliebt habe, setzte er leise und finster hinzu — um Marie zu retten. Hier ist sie, nimm sie hin und laß unseilig hinweggehen.“ — „Wohin?“ — „In das Lager der Weißen. Morgen

greifen sie Biassou an, dieser Wald wird unbezweifelt in Feuer aufgehen — und ich darf nicht länger weilen. Zehn Köpfe stehen für diese Stunden, die mir vergönnt sind, und sie eilen zu Ende." Ich erstaunte, ich frug. „Du hast ja gehört, daß Bug Jargal gefangen ist?" — „Bug Jargal? was geht das dich an?" Er blickte befremdet, aber gleichgültig mich an: „Nun, dieser Bug Jargal bin ich. Ich erfuhr, daß du deinerseits in Biassou's Gewalt gerathen seyst, daß meine Hinrichtung deinem Tode folgen solle, daß zehn meiner Brüder geopfert werden würden, wenn ich entflöhe — du siehst, daß ich Eile bedarf. . . ." Und er suchte mich aus der Höhle zu ziehen. „Und du bist entflohen?" rief ich fast betäubt. „Wäre ich denn hier, rief er ungeduldig. Siehe, der Schatten der Palmen wird länger, in drey Stunden sinkt die Sonne — laß uns gehen!" In drey Stunden sinkt die Sonne. Diese Worte zuckten wie ein Blitzstrahl durch mein Gehirn. Ich hatte mein Versprechen an Biassou vergessen — Marie, Freude, Dankbarkeit, Erstaunen hatten mein Gedächtniß gelähmt. Ich sollte Marie nur gesehen haben, um sie auf immer zu verlassen. Nur mit Mühe verstand Bug Jargal, was mich zu dem rasenden Entschluß in Biassou's Lager zurückzukehren bewogen hatte. Er tobte vor Wuth, er konnte den Begriff von Ehre, der mich band, nicht fassen, und wendete alle Kraft seiner hinreißenden Beredtsamkeit an, meinen Entschluß zu ändern. Lange blieb unser Streit Marien ein Räthsel, wie sie es begriff, umhüllte Ohnmacht ihre Sinne — und das erleichterte meinen Abschied — ich legte sie in Bug Jargals Arme, rief: „Ich vermache sie dir!" und eilte hinweg. Jargal hielt mich zurück und sagte finster: „Ich kann dein Erbe nicht annehmen, Bruder, im Lager der Weißen ist ein Vetter von dir, ihm will ich sie bringen. Sieh dort jene Felsspitze! wenn das Zeichen deines Todes dort erblickt wird, ende ich auch."

Ich umarmte ihn, ohne den Sinn seiner Worte damals zu bedenken, ich drückte einen Kuß auf Mariens bleiche Stirn und stürzte bald sinnlos in den Wald. Ich weiß nicht, welcher Instinkt meine Schritte leitete, aber unaufhaltsam durch Gesträuch und Schlingpflanzen fortdringend, sah ich mich bald an dem Ausgang des Waldes und das Lager der Empörer lag vor mir.

(Die Fortsetzung folgt.)

Ein Besuch bey Lord Byron in Genua.

(Beschluß.)

B. „Chateaubriand ist einer Ihrer besten Schriftsteller: Macht er noch Martyren? Und Jouy, wo stellen Sie den hin?" — Neben unsere ersten Prosaiker und Tragiker, neben Raynouard, Arnault, Casimir Delavigne, dessen patriotische Elegieen Sie kennen werden."

B. „O ja! denn Lamartine ist kein Carbonaro. Sagt er nicht irgendwo in einem Gedicht gegen die Neapolitaner:

On peut céder au nombre; oui mais on meurt!

Das ist schön." Hierauf lobte er Lebrun's Dithyramben auf den Tod Napoleons. B. „Man hat mir in Paris eine Ode über denselben Gegenstand zugeschrieben, was um so unangenehmer ist, da sie schlecht war. Allein das begegnet mir oft: hat doch letzthin Jemand die Unverschämtheit gehabt, sich hier in Genua zwey Monate lang für mich auszugeben. Da er indessen nicht bey meinem Bankier war, so ließ ich es ihm hingehen." — „Sie kennen den berühmtesten unserer Gelehrten, Cuvier; denn Sie citiren ihn in Ihrem Caïn." — B. „Ganz gewiß. Dieser Caïn hat mir von allen meinen Gedichten am meisten Verfolgungen in England und in meiner Familie zugezogen. Ich war betrunken, als ich ihn dichtete. Da ich ihn nachher las, war ich selbst erstaunt darüber." „Seit der Zeit, bemerkte der Graf Giuliano, indem er auf den Tisch zeigte, worauf zwey Caraffen standen, trinkt Mylord nur Wasser." — B. „Meine besten Freunde werfen mir dieß Werk beständig vor. Auch werde ich vielleicht einmal einen Widerruf bekannt machen, oder Andere werden es für mich thun, damit man mich in Ruhe läßt. Und Herr Cuvier, protestirt er auch gegen alle Religionen?" — „Wie? sind Sie niemals in Paris gewesen, um die merkwürdigen Männer und Dinge, die es enthält, zu sehen?" — B. „Ich bin 1815 nahe daran vorbeygekommen; aber die ganze heilige Allianz war damals dort, und es lag mir eben nicht daran, sie zu sehen." Nun war von Griechenland die Rede, und er sprach mit Begeisterung von den Griechen und ihrer Sache. Dann sprach er mit großer Heftigkeit von dem Vorfall, der in Pisa Statt gefunden hatte, wo er von einigen Soldaten war insultirt worden, und sein Albanese einen von ihnen gefährlich verwundete. „Mylord hat die Familie des Verwundeten großmüthig entschädigt," worauf Byron sehr trocken erwiederte: „Verschonen Sie mich mit Ihren Lobsprüchen." Dann fing er an: „Einer der Menschen, den ich am liebsten sehen möchte, ist Goethe, es ist ein excentrisches Genie." Hierauf bezeigte er seine große Bewunderung für dessen verschiedene Schriften, die er sehr gründlich studirt haben soll. „Wir stehen in Verbindung mit einander, ohne uns je die Hand gedrückt zu haben, aber ich habe mir vorgenommen, ihn in Weimar zu besuchen." Byron sprach das Französische nicht geläufig und bediente sich anfangs gegen mich der italienischen Sprache, deren er wie seiner Muttersprache mächtig war. Der Graf Giuliano übersetzte mir, was ich nicht genau verstand, allein bald erregte diese Art von Unterredung Byron's Ungeduld und er fing an Französisch mit mir zu sprechen, was in seinem Munde einen besonders originellen Ausdruck erhielt. Indem man ihm zuhörte, fühlte man, daß seine Gedichte die Frucht einer augenblicklichen Einge-

Digitized by Google

dung und nicht einer mühsamen Arbeit sind. Byron zeigt sich großartig, dramatisch, theatralisch, künstlich (factice) im Corsar, in Lara, in Childe-Harolde. Der natürliche, nachlässige Byron des gewöhnlichen Lebens zeigt sich im Don Juan (?!)

Folgender Brief Lord Byron's an den Verfasser dieses Aufsatzes ist vielleicht nicht ohne Interesse:

Genua, 12. Juli.

Mein Herr!

Ihr Brief und die Beylage hat mir großes Vergnügen gemacht. Der Ruhm und die Werke der Dichter, welche mir dieß Andenken senden, ist mir nicht unbekannt, allein es ist um so schmeichelhafter, sie von den Verfassern selbst zu erhalten. Ich bitte Sie, jedem insbesondere zu bezeigen, wie dankbar ich ihnen bin und wie sehr ich wünsche, ihre nähere Bekanntschaft zu machen, wenn je sich die Gelegenheit darbieten sollte. Herrn Jouy's Werke kenne ich seit lange genau; wer bitte nicht dem Hermite und Sylla seinen Beyfall geschenkt? Allein ich kann nicht annehmen, was Ihre Freunde ihre Huldigungen nennen, weil in dem Freystaat der Wissenschaften es keinen Herrscher gibt, und weil, wenn es einen gäbe, ich weder die Anmaßung noch die Macht eines Usurpators habe. Ich danke Ihnen ebenfalls für Ihre eigenen Arbeiten; Sie schienen mir zu jung, um ein Schriftsteller zu seyn, und vielleicht zu liebenswürdig. Für den Versuch u. s. w. (?) danke ich Ihnen verbindlichst, obgleich ich ihn schon früher gesehen hatte. Ueber das, was mich persönlich darin betrifft, kann ich mich keineswegs beklagen, obgleich manche Unrichtigkeiten und falsch dargestellte Thatsachen darin sind. Der Verfasser hat jedoch meinen Vater und meinen Großonkel grausam verläumdet, besonders den erßteren. Weit entfernt, „brutal" zu seyn, war er nach dem Zeugniß Aller, die ihn gekannt haben, sehr liebenswürdig, umgänglich, aber leichtsinnig und unordentlich. Er hatte den Ruf eines guten Offiziers und hat sich in Amerika als solcher gezeigt. Die Thatsachen selbst widersprechen jener Behauptungen. Mit Brutalität wird es einem jungen Offizier nicht gelingen, eine Marquise zu entführen und zwey Erbinnen zu heirathen. Freylich war er ein sehr schöner Mann, was schon viel thut. Seine erste Frau (Lady Coupers, Marquise von Carmarthen) starb nicht aus Kummer, sondern an einer Krankheit, die sie sich zuzog, da sie darauf bestand, meinen Vater auf der Jagd zu begleiten, ehe sie noch sich vollständig von ihrer Niederkunft mit meiner Schwester Auguste erholt hatte. Seine zweyte Frau, meine ehrwürdige Mutter, hatte, das können Sie mir glauben, einen zu stolzen Sinn, um von irgend Jemanden eine rohe Behandlung zu dulden, und sie hätte es ihm bald bewiesen. Ich will noch hinzufügen, daß er sich lange in Paris aufhielt und sehr viel mit dem alten Marschall Biron umging, der wegen der Aehnlichkeit des Namens und des Normännischen Ursprungs unserer Familie, eine Verwandtschaft zwischen ihnen finden wollte. Was auch meines Vaters Fehler gewesen seyn mögen, Härte und Rohheit waren nicht darunter. Wenn jener biographische Versuch nach England gelangen sollte, so bin ich überzeugt, daß meine Schwester Auguste (Gemahlin des Obersten Leigh, und Hofdame der verstorbenen Königin, nicht Caroline, sondern Charlotte, Gemahlin Georg's III.) sich noch mehr wie ich selbst, dadurch gekränkt fühlen wird; und sie verdient es nicht, denn es gibt kein engelgleicheres Wesen auf der Erde. Auguste und ich, wir haben das Andenken unseres Vaters eben so sehr geliebt, als wir uns gegenseitig lieben, und schon daraus kann man schließen, daß er nicht hart war. Wenn er sein Vermögen verschwendet hat, so ist das unsere Sache, da wir seine Erben sind, aber so lange wir ihm dieß nicht vorwerfen, hat kein Mensch das Recht es zu thun. Was meinen Großonkel, Lord Byron, betrifft, so erstach er Hrn. Chatsworth im Duell, und weit entfernt, sich damals von der Welt zurückzuziehn, durchreiste er bald darauf das feste Land, und erhielt bey seiner Rückkehr die Stelle eines Oberjägermeisters, und zog sich erst von der Welt zurück, als sein Sohn ihn durch eine ihm mißfällige Heirath beleidigte. Weit entfernt, die geringste Reue wegen Chatsworth's Tod zu empfinden, der ein Haarbeimacher und Klopffechter war, bewahrte er den Degen, mit dem er ihn erstochen hatte, und bey seinem Tode hing er in seinem Schlafzimmer (folgen einige gleichgültige Familiennachrichten). Von mir mag Hr. P. alles Böse sagen was er will, aber ich wünsche, daß er von meinen Verwandten nicht anders spreche, als wie sie es verdienen. Wenn Sie Gelegenheit finden, ihn und Hr. Nodier zu einer Berichtigung der meinen Vater angehenden Unrichtigkeiten zu vermögen, so würden Sie mir einen großen Dienst erzeigen, denn ich kann es nicht leiden, daß man ungerechter Weise Böses von ihm spricht. Ich muß schließen, denn ich habe Sie lange beschäftigt. Glauben Sie, daß Ihre Achtung mich ehrt, und daß ich bin u. s. w.

Noël Byron.

N. S. Den 10ten oder 12ten dieses Monats schiffe ich mich nach Griechenland ein. Wenn ich je zurückkehre, so werde ich Paris besuchen, und hoffe Sie und Ihre Freunde zu sehen. Kehre ich nicht zurück, so behalten Sie mich mit so viel Liebe in ihrem Andenken als Sie können.

Korrespondenz-Nachrichten.

London, 3. April.

(Beschluß.)

Es bleibt mir nur nichts weiter übrig, als Ihnen Auszüge aus dem Werke selbst zu geben, welche allgemein interessiren könnten. zuvor muß ich aber doch ein Gerücht, welches durch die Literary Gazette verbreitet worden, berichtigen. In jenem Blatte nämlich heißt es, Kapitän Clapperton hätte ein Volk gefunden, welches 7000 gepanzerte Reiter in's Feld zu stellen vermöchte, daß es einen sehr hohen Grad der Bildung erreicht, und wahrscheinlich von den alten Mauren abstammte. Dieses scheint sich nun auf die Einwohner von Haussa zu beziehen, die Mahomedaner sind, und gewiß einen bedeutenden Antheil Bildung haben, wenn man sie mit den umwohnenden

Kaffer-Negern vergleicht; was aber die gehar-nischten Reiter betrift, so iſt zu bemerken, daß die Harniſche und Helme aus geſteppten Baumwollenzeug beſtehen, und weſſen Urſprung die Leute ſind, mag nur Gott wiſſen; der herrſchende Stamm gehört zu der Nation, welche man an der Küſte, unter dem Namen Fellatahs kennt, und die mehr von einer dunkeln Kupferfarbe als ſchwarz ſind. Die Truppen werden folgendermaßen beſchrieben: „Ein jeder der beyden Statthalter (von Kano) hatte ungefähr 500 Mann Fußvolk und Reiter. Die erſteren waren mit Bogen und Pfeilen bewaffnet. Der Köcher hängt über der Schulter, und daneben eine hochverzierte lederne Taſche, zu mancherley Gebrauch, und eine Feldflaſche von geflochtenem Graſe, ſo dicht, daß ſich nicht ein Tropfen daraus verliert. Der gebogene Bogen wird manchmal als Wanderſtab gebraucht. Viele tragen auf dem Kopfe einen dreyeckigen Beutel voll zerſtoßenen Mais, andere hatten eine Grasmütze mit einem Federbuſche auf. Ihr übriger Anzug beſteht blos aus einem gegerbten, mit groben Muſchelſchalen oder Franzen eingefaßten Felle, welches um den Leib befeſtigt iſt, und einem Paar Sandalen von einfacher Zubereitung. Die Reiter trugen Schilder, Schwerter und Lanzen, und waren überhaupt prachtvoll ausgerüſtet. Der Speer iſt ungefähr ſechs Fuß lang, von dünner Handbabe und eiſerner Spitze. Die langen, breiten, geraden Säbel bedürfen keiner näheren Beſchreibung, denn es ſind dieſelben, deren ſich einſt die Malteſer Ritter ſelbſt bedient hatten. Sie werden von Malta nach Bengazie, im Tripolitaniſchen, gebracht, und da gegen Sclaven umgetauſcht. Von da gehen ſie nach Bornou und Hauſſa, und werden endlich zu Kano mit Griffen und Scheiden verſehen, und zum Gebrauch des ganzen inneren Afrika bereitet. Die Schilder, die mit den Häuten wilder oder zahmer Thiere bedeckt, ſind gewöhnlich einfach rund. Es gibt deren aber, obgleich nicht viele, von länglicher Geſtalt, unten etwas breiter als oben mit einer Einfaſſung von blauem Tuche, welche ſechs kleine Schürzchen bildet, wovon ſich zwey auf jeder Seite, ein's oben und ein's unten, befinden. Im Mittelpunkte iſt ein Streifen Scharlachtuches, der mit denſelben Nägeln befeſtigt iſt, die den Griff halten, und um welches her ein vollkommenes Maltheſerkreuz ausgeſchnitten iſt. Dieſe Art von Schild wird nur von Reitern getragen, findet ſich aber in gleicher Geſtalt unter den Tibboern, Tuarks, Felatahs und Bornouern. Auch iſt ein Kreuz von derſelben Geſtalt, niedrigerhaben, in Leder ausgedrückt, eine Verzierung ihrer Hüten; und Kreuze von anderen Geſtalten finden ſich zuweilen in den Thüren eingeſchnitten. Mehrere Kameele begleiteten den Zug, welche Harniſche von geſteppten Baumwollenzeug für Menſchen und Pferden trugen. Einer von den Sclaven eines Statthalters trug einen geſteppten Helm von rothem Tuche, welcher ſich ſehr plump ausnahm; er hatte ziemlich die Geſtalt eines Eimers mit einer ausgeſchnittenen Oeffnung für's Geſicht, und endigte oben mit einem blechernen Trichter voller Straußfedern. Auf trug er einen geſteppten Harniſch von demſelben ſchweren Material. Sonſt trägt der Reiter noch davon Pumphoſen, und das Pferd Kopf- und Bruſtſtück und Schabracke. Indeſſen trägt man dieſe Schutzwaffen ſelten anders als im eigentlichen Treffen, und dann müſſen ſie den freyen Bewegungen ſehr hinderlich ſeyn. Die Sättel haben hinten und vorn hohe Bäge. Die Steigbügel gleichen einer Feuerſchaufel mit aufwärts gebogenen Rändern, und ſo ſcharf, daß ſie die Sporen entbehrlich machen. Dieſe ſchwere Reiterey deckt das Vorrücken und den Rückzug des Heeres, und hat die Schützen hinter ſich, welche nach Gelegenheit zwiſchen den Reitern hervorſchießen. Da Alles was von dieſem bisher kaum dem Namen nach gekannten Volk intereſſant ſeyn muß, ſo gebe ich Ihnen, was auf die nähere Kenntniß deſſelben Bezug hat, aufs Gerathewohl. „Die Eingeborenen von Hauſſa tragen ihre Waaren auf dem Kopfe, und ſind mit Bogen und Pfeilen bewaffnet. Die Bornouer laſſen die übrigen meiſtentheils von Eſeln und Kameelen tragen, und führen zu ihrer Vertheidigung Speere. Die Hauſſaer Kaufleute handeln mit Tabak, Guranüſſen, Kocheier oder rohem Antimonium, Baumwollenzeugen im Stück, oder in Kleidungsſtücken, die man Tobes und Turkadies nennt, und gegerbten Ziegenfellen. Guranüſſe kommen von Aſſaouite und anderen weſtlichen Gegenden her, und werden ihres angenehmen bitteren Geſchmackes wegen, von allen vornehmen Leuten gekaut. Sie ſchmecken dem Kaffee ziemlich ähnlich, und ſollen das Unvermögen zu befeſtigen die Kraft haben. Ja ſogar in Fezzan und Tripoli werden ſie geſucht, wo ſie für zwey ſpaniſche Thaler das Zwanzig verkauft werden. Mit dem rohen Antimonium färben ſich beyde Geſchlechter die Augenwimpern dunkel und glänzend. Ihr Zeug, Gudga genannt, iſt ſehr enge, ſelten über vier Zoll breit. Die Tobe iſt ein weites Hemde mit hängenden Aermeln, wie ein Fuhrmannskittel, meiſtentheils dunkelblau von Farbe, und wird von allen Männern im ganzen innern Afrika getragen. Die Turkadies gehören zur Frauenkleidung, ſind gewöhnlich von blauem Baumwollenzeuge, ungefähr zehn Fuß lang und drey Fuß breit. Manchmal ſind ſie auch blau und weiß, oder ganz weiß, und von der Weite alles afrikaniſchen Zeuges. Weiber in beſſeren Umſtänden tragen deren gewöhnlich zwey, eine um den Leib, und eine andere über den Schultern. Sie werden in Bornou gegen Trona oder Natron, Salz und Glaskoralien umgetauſcht; welche Gegenſtände, ſo wie auch grobe Tobes, von Bornouer Spekulanten nach Hauſſa verführt werden.

Die Felatahs ſind, wie geſagt, die Beherrſcher des Landes, welches ſie vor nicht langer Zeit erobert. „In dem Zuſchnitte und der Art den Turban zu tragen, gleichen ſie den Einwohnern von Tetuan in Marokko. Sie werden hier ſehr von dem Volke geſchätzt, das ſie mit unpartheyiſcher Gerechtigkeit beherrſchen, und ſie waren alle höflich und freundlich gegen uns.“ Der Sclavenmarkt zu Kano wird in zwey langen Schuppen gehalten, der eine für Weibs- und der andere für Mannsperſonen, wo die Sclaven für die Gelegenheit aufgeputzt, in Reihen ſitzen, mit dem Eigenthümer, oder einem ſeiner vertrauten Sclaven neben ihm. Jung oder Alt, fleiſchigt oder verwelkt, ſchön oder häßlich, werden alle ohne Unterſcheid verkauft, in jeder anderen Hinſicht aber befleißigt ſie der Käufer mit der größten Aufmerkſamkeit: er beſichtigt die Zunge, Zähne, Augen und Glieder, und ſucht durch einen erzwungenen Huſten Brüche zu entdecken. Wenn ſie nachher fehlerhaft oder ungeſund befunden werden, oder ſelbſt wenn es nichts beſtimmtes auszuſetzen gibt, können ſie innerhalb drey Tage zurückgeſchickt werden. Wann ſie der Käufer nach Hauſe gebracht, zieht man ihnen ihren Putz aus, und ſchickt dieſen an ihren vorigen Herrn zurück. Die Sclaverey iſt hier ſo wenig hart, oder das Gemüth der Sclaven iſt ſo beſchaffen, daß ſie allezeit wohlgemuther zu ſeyn ſcheinen als ihre Herrn, beſonders die Weibsperſonen, welche bey der Arbeit beſtändig aufs munterſte ſingen. Ein Menſch wird durch die Geburt oder Gefangenſchaft im Kriege zum Sclaven. Die Felatahs ſetzen oft Sclaven bey dem Tode ihres Herrn in Freyheit, oder auch zuweilen an religiöſen Feſttagen. Der Befreyungsbrief muß von dem Cadi unterſchrieben und von zwey Zeugen beſcheinigt werden, und diejenigen, welche nicht ſchreiben können, bedienen ſich, wie bey uns, eines Kreuzes. Die männlichen Sclaven ſind in den verſchiedenen, zum Häuſerbau erforderlichen Handwerken, in Eiſenarbeiten, Weben, Schuh- und Kleidermachen, und dem Handel beſchäftigt; die weiblichen, im Spinnen, Backen und dem Waſſerverkaufen auf den Straßen.

Beylage: Literaturblatt Nr. 31.

Verlegt von der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.

Digitized by Google

Nro. 93.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 19. April 1826.

Und da er auf dem Wege war, und nahe bey Damaskon kam, umleuchtete ihn plötzlich ein Licht vom Himmel.

Apostel-Geschichte.

Die Stadt Damaskus.

Damaskus hat sieben englische Meilen im Umfange; die Stadt aber ist im Verhältniß nicht so lang als sie breit ist. Die Mauern dieser uralten Stadt sind niedrig und schließen nicht über zwey Drittheile derselben ein. Die gerade Straße, wo St. Paul gewohnt haben soll, und die noch diesen Namen führt, betritt man von Jerusalem her. Sie ist gerade wie ein Pfeil, eine Meile lang, breit und gut gepflastert. Ein hohes Fenster in einem der Thürme gegen Osten wird als dasjenige gezeigt, wo der Apostel in einem Korbe herabgelassen worden seyn soll. Auf dem Wege nach Jerusalem ist der Fleck, wo ihn das himmlische Feuer niederdonnerte. Kein Christ darf in Damaskus wohnen, außer in türkischer Tracht; doch sind die hiesigen unduldsamen Türken weniger strenge in manchen ihrer Gebräuche, als sie es anderwärts sind. Die Weiber genießen vieler Freyheit, und man sieht sie häufig des Abends auf den Spaziergängen um die Stadt in Gesellschaften umher wandeln, oder an den Ufern des Flusses sitzen. Die vornehmern Weiber halten sich inzwischen etwas ferner, stehen in Gruppen und von einigen Dienern begleitet unter den Bäumen und horchen der Musik. Die meisten von ihnen trugen freyhängende weiße Schleyer, welche sie oft auf die Seite schlagen, entweder der Kühle wegen, oder um den Vorübergehenden einen Blick auf ihre Reize zu gönnen. Manche darunter verriethen eine helle und gesunde Gesichtsfarbe und dunkle Augen und Haare, aber wenig Schönheit. Weiber von einem gewissen Schlage sieht man oft in Gesellschaften, jede auf einem guten Pferde, hübsch gekleidet und ohne Schleyer lustig und lärmend daher traben, von einem Manne begleitet, der sie gegen Mißhandlung beschütze. Die Früchte der Ebene sind sehr mannigfaltig und schmackhaft. Die Lebensmittel sind wohlfeil, das Brod äußerst schön; man verkauft es jeden Morgen in kleinen, leichten, schneeweißen Kuchen und es ist besser als selbst das Pariser Brod. Diese Kuchen mit dicker Sahne, die man frisch auf den Straßen findet, nebst vortrefflichem Honig und arabischem Kaffee bildeten unser tägliches Frühstück.

Die Lage dieser Stadt, mitten unter Obstwäldchen, deren verschlungene Pfade zu täglichen Spaziergängen einladen, ist ungemein reizend. Sommerhäuser findet man in Menge; einige derselben kann man den Tag über miethen, oder sie stehen zur Ruhe und Erfrischung offen, und da sitzt man unter den Bäumen oder auf Ottomanen im offenen Zimmer und ergötzt sich an der erquickenden Kühle, welche besonders einladend ist, wenn man einmal einen Spazierritt in der brennenden Sonnenhitze auf eine der benachbarten kahlen Anhöhen gemacht hat. Man bereitet hier vortreffliche eingemachte Früchte und darunter getrocknete Rosenkuchen. Die berühmte Rosenebene, von welcher die berühmten Wohlgerüche gemacht werden, ist eine gute Stunde Wegs von hier, es ist ein Theil einer großen Ebene, welcher dicht mit Rosenbüschen bewachsen ist, die auf's sorg-

Digitized by Google

fältigste gepflegt werden. Eine der besten Torten, die wir je gekostet, bestand aus nichts als Rosenblättern.

Es gibt verschiedene große Begräbnißplätze um die Stadt her, wo sich des Morgens die Weiber hindegeben, um über ihre Todten zu trauern: ihre verschiedene Arten, ihren Schmerz auszudrücken, waren auffallend, und einige darunter rührend. Eine Wittwe war von ihrer kleinen Tochter begleitet; sie knieten vor dem Grabe, und Beyde weinten bitterlich. Andere waren laut in ihren Klagen, aber der Jammer dieser Mutter war leise und herzbrechend. Einige warfen sich mit gellendem Gekreische zu Boden und andere beugten sich über die Gräber, ohne ein Wort hervorzubringen. In manchen von den Begräbnißörtern bemerkten wir oft Blumen und Stücke Brod auf den Gräbern liegen, neben welchen die Verwandten in tiefem Stillschweigen saßen.

Der große Bazar zur Aufnahme der Karawanen ist ein edles Gebäude; das Dach ist sehr hoch und wird auf Säulen getragen und in der Mitte ist eine Kuppel. Ein ungeheurer Springbrunnen ziert das Pflaster unter derselben und um diesen her befinden sich die Buden für die verschiedenen Arten von Waaren: die kreisförmige Gallerie darüber führt zu den Schlafgemächern der Kaufleute. Die große Moschee ist ein schönes geräumiges Gebäude; aber dem Reisenden ist nicht mehr vergönnt, als im Vorübergehen durch die Thüre hineinzublicken. Ihre schöne hohe Kuppel und Minaret bilden auffallende Gegenstände in dem Anblicke der Stadt. Viele der Privathäuser sind prachtvoll im Innern, aber das Aeußere derselben bietet nichts Sehenswürdiges dar. Die Flüsse bilden einen angenehmen Gegenstand in der Stadt, ihre Ufer sind meistentheils mit Bäumen besetzt, und leichte Brücken führen über dieselben, welche mit Sitzen und Kissen für die darüber hin Gehenden versehen sind. Die Bazars sind die angenehmsten und kühlsten im Orient, und man findet in denselben die reichsten Goldstoffe und Seidenzeuge, Sabel, Mecka-Balsam und alle Erzeugnisse Persiens und Indiens. Das einzige, was hier fehlt, ist guter Wein; dieser findet sich nur im Kloster der Mönche, von deren Güte der Reisende ihn erhalten, oder ihn entbehren muß. Die zahlreichen Scherbet-Laden auf den Straßen sind bey der drückenden Hitze sehr angenehm. Die Verkäufer sind gut gekleidet, reinlich und sehr höflich. Man findet immer zwey oder drey große Gefäße voll von diesem Getränke. Der Verkäufer füllt eine Schale mit Scherbet, welche mit dem Saft von irgend einer Frucht gefärbt ist, schlägt ein Stück Eis oder Schnee hinein, und reicht es dem Trinker schnell hin. Unsere Wohnung war nicht weit von dem Thore, welches zu den besuchtesten und schönsten Spaziergängen vor der Stadt führte. Hier vereinigen sich vier oder fünf Flüsse und bilden einen schäumenden Wasserfall außerhalb der Mauern. Einige Kaffeeschenker haben hier unter den Bäumen ihre Buden aufgeschlagen, und reichen auf kleinen Sitzen das Getränke und die Pfeife.

(Die Fortsetzung folgt.)

Bug Jargal.

(Fortsetzung.)

Ich hatte bisher den bittersten Kelch getrunken zu haben geglaubt. Ich hatte alles, was ich besaß, mir geraubt, ich hatte alles, was ich liebte, mir entrissen gesehen — aber jetzt! Marie war wieder mein, ich konnte Sicherheit, Ruhe, Glück mit ihr suchen, und eine gebieterische, moralische Kraft zwang mich statt dessen dem Tod entgegen zu gehen! — Beym Ausgang aus dem Walde hatte sich dieser Gedanke meiner bemächtigt, so daß ich einige Augenblicke von seiner Schwere niedergedrückt an einen Baum gelehnt geblieben war. Diesem letzten Schmerz des Lebens folgte eine Art von Wuth, ich sehnte mich schnell zu enden, schritt eilig durch das Lager und drängte mich zu Biassou. Er empfing mich mit gleichgültiger Ruhe, und befahl den Obi zu rufen. Ehe er kam, trat aber Pigaud sehr unruhig ein und brachte ihm heimlich eine Botschaft. Der Häuptling befahl alle Obersten des Heeres zu ihm zu berufen, und nachdem diese — die, wie es mir schien, schon versammelt gewesen, herein getreten waren, vernahm ich, daß er mit der größten Ruhe den Aufbruch des Lagers befahl, und jeder einzelnen Bande die Art und den Weg, auf welchem sie sich in das Gebirg zurückziehen sollte, vorschrieb. Nachdem er diese Befehle alle ertheilt und die Häuptlinge abgefertigt hatte, wendete er sich zu dem Obi, der indessen eingetreten war, und fragte ihn: „Caplan, ist deine Wache bereit?" Dieser antwortete durch eine bejahende Verbeugung. „Habt ihr Neger vom Morne-rouge dazu genommen? denn das sind die einzigen, die sich noch nicht zum Aufbruche rüsten." Der Obi wiederholte sein Zeichen. „Sieh, sagte Biassou nun zu mir, auf die schwarze Fahne deutend, die mir bey meinem ersten Eintritt in die Höhle aufgefallen war, dieses Zeichen wird die Deinen von dem Augenblick benachrichtigen, wo sie deine Epaulets deinen Lieutenant geben können" — hier grinste er mich nochmals mit seinem abscheulichen Lachen an, machte eine Bewegung mit der Hand, und die Neger führten mich fort, der Obi begleitete uns, den Rosenkranz in der Hand.

Wir stiegen eine steile Felsenhöhe hinan, auf ihrem Gipfel lagerten sich die Neger eine kleine Weile, um Athem zu schöpfen und ich blickte in die Thäler hinab, in die sinkende Sonne, die ich nicht wieder aufsteigen sehen sollte. Bald gingen wir weiter, nachdem wir durch einen Wald gekommen waren, bergab, in ein blühendes Thal — zu einer andern Zeit hätte es meine Seele erfreut, jetzt war es ein Abschied mehr, den ich der Welt sagte. Ein Strom

wölbte dem Thal entlang und bildete an dessen Ende einen der blauen Seen, die in diesen Gebirgen so häufig sind. Wie oft hatte ich in meinen glücklichen Tagen an den Ufern solcher Seen gesessen, und unbewußt der einzelnen Schönheit, welche die sie umgebende Natur darbot, mich dem gedankenlosen Genuß sorgloser Jugend überlassen! Jetzt war es anders — doch genug! — Man ließ mich hart am Ufer des Stromes aufwärts steigen und unerwartet befanden wir uns an einer Felsenwand, aus welcher sich das Wasser mit gewaltigem Geräusche wie aus einer gewölbten Pforte ergoß; die Neger führten mich links auf einen steinigen Boden, der dem Bett eines ausgetrockneten Baches glich, und wir gelangten endlich an eine mit Dornen und Gesträpp verwachsene Höhlung, aus der uns das dumpfe Brausen des Wassers von Neuem entgegen schallte; die Neger zogen mich hinein und bey den ersten Schritten nahte sich mir der Obi und sagte — mir bedünkte mit sonderbarer Stimme: „Das sage ich dir, nur einer von uns Beyden geht diesen Weg wieder zurück." Das Gebrause ward stärker, je weiter wir in der Finsterniß fortschritten, und nach zehn Minuten gelangten wir auf einen freyen Platz in dem Innern der Felsen, der größte Raum ward von den Quellen bespült, welche auf der einen Seite desselben schäumend von den Höhen herabstürzten, sich in dem Felsbette sammelten und mit donnerndem Geräusch von einem tiefen Schlunde verschlungen wurden. Der Rand dieses Abgrundes war mit dürren Pflanzen bedeckt, die Sonne bestrahlte sie mit röthlichem Licht und erhellte die Tiefe des Schlundes, um sie grauenvoller zu machen.

Ich weiß nicht, warum der Anblick dieses Abgrundes mir noch einmal das Bild meines ehemaligen Glückes vor die Seele rief — die weiche Menschheit siegte, und ich sagte zu den Negern, die gar nichts Rohes in ihrem Betragen gezeigt hatten: „Freunde, es ist doch hart, so jung — wenn man so glücklich hätte seyn können — zu sterben!" — Ein höllisches Gelächter des Obi schallte hinter mir, „so fürchtest du doch zu sterben? das erfreut mir das Herz." — Seine Stimme war verändert, sie regte eine furchtbare Ahnung in mir auf: „Ungeheuer, rief ich, wer bist du!" — „O nun sollst du es wissen," antwortete er, entblößte seine Brust und riß den Schleyer mit seinem Kopfputz vom Haupte — und ich erblickte auf seiner haarigen Haut das Brandzeichen von meines Oheims Sklaven und erkannte die Züge von meines Oheims Zwerg. „Adibra! rief ich schaudernd, kehren die Todten zurück?" — „Die Todten? nein, für die habe ich gesorgt! der Narr deines Oheims hat sich für die Schmach, mit der ihr ihn übersättigt habt, gerächt. Jahre lang war ich das Spielwerk deines Oheims hing von seiner Laune ab wie ein Hund, hätte verlernt, daß ich ein Mensch war, wenn mich der Rachedurst nicht daran erinnert, endlich wusch ich die Schmach eines ganzen Lebens in dem Blut des Barbaren. — Mein Dolch, Leopold von Auvernüß, fand den Weg zu dem Herzen deines Blutsfreundes, und meine Brüder rächten an Tausenden ihrer Tyrannen ihre Schmach". . . . — „Vollende was du begannst, Elender, rief ich verzweifelnd, gib mir den Tod, aber schnell!" — Er ging, sich die Hände reibend, auf und ab, blieb stehen, und sagte mit kindischem Trotz: „nein, ich eile nicht. Ihr habt mich Jahre lang bittrer wie den Tod leiden lassen, nun müßt ihr den Tod von uns erflehen. Nimm noch das mit auf den Weg, den du so ungeduldig bist zu gehen — ich habe den Schlupfwinkel, wo deine Marie steckt, dem Biasson verrathen, in diesem Augenblick zündet er den ihn umgebenden Wald an. . . ." — Ich wußte, daß Marie von Jargals treuen Händen gerettet war, aber diese teufliſche Bosheit brachte mich um alle Besinnung, ich wollte mich, unbewaffnet wie ich war, auf das Ungeheuer werfen, der Zwerg sprang aber einen Schritt zurück, rief den neben mir stehenden Negern zu, mich zu binden, und ich ward überwältigt.

In diesem Augenblick war mir's, als vernähme ich das Bellen eines Hundes, ich blickte auf — das Bellen ward lauter und ich sah Rask, der seinen Kopf hoch oben aus einer Felsenritze hervorstreckte. Adibra erblickte ihn auch, eine befremdliche Wuth schien seine Schadenfreude zu verdrängen. „Stürzt ihn hinab," rief er und trieb die Neger, die mich dem Abgrund zudrängten, aber eine donnernde Stimme von oben scholl herab: „Gefährten, haltet ein!" Alles blickte empor. Bug Jargal stand am Rande der Felswand, wunderbar zeichnete sich meinem Auge, das so eben den Abgrund des Todes ermessen, die hohe, dunkle Gestalt — eine lange rothe Feder wehte von seinem Haupte — gegen den glänzend blauen Himmel. Die Neger sanken alle zu Boden und stießen das Geschrey aus, dessen Bedeutung zu errathen so schwer ist. „Bindet ihn los," rief Bug Jargal von Neuem. Jetzt fand Adibra, den die Bestürzung erstarrt hatte, seine Stimme wieder. „Wer hat Rechte über meinen Gefangenen? rief er erbost, Häuptling des Mornerouge, was hast du hier zu thun?" — „Ich befehle meinen Brüdern," antwortete er, und die Neger beugten sich bis in den Staub. „Bindet den Gefangenen los!" rief er von Neuem, und meine Bande wurden gelöst.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Rom, 5. März.

Nachdem, mit dem Schlusse der Theater, die Instrumentalisten wieder frey geworden sind, haben die Oratorien in der neuen Kirche (Chiesa nuova, oder eigentlicher, (da dieß nur ihr Volksname ist) di s. Maria in Vallicella) einen neuen Schwung genommen. Diese Anstalt, welche im Auslande gar nicht bekannt ist, und selbst in Rom nur von den determinirtesten Musikliebhabern besucht wird, verdient nichts destoweniger die höchste Beachtung, nicht allein, weil, trotz ihres Ver-

falls, die Aufführungen daselbst noch immer eine gewisse Vollendung besitzen, sondern besonders, weil in ihr der Ursprung derjenigen geistlichen Singkompositionen zu suchen ist, welche sich unter dem Namen Oratorien über die ganze musikalische Welt verbreitet haben. Nachdem der heilige Philipp von Neri gegen die Mitte des sechszehnten Jahrhunderts die genannte Kirche erbaut und darin den Predigerorden (la Congregazione dell' Oratorio di Roma) eingesetzt hatte, verband er mit den Predigten, welche in einem eigens dazu erbauten Sprachsaale (Oratorio) gehalten wurden, die Aufführung geistlicher Singmusiken mit Instrumentalbegleitung, zu deren Texte irgend ein religiöser oder biblischer Gegenstand gewählt ward, und die dazu dienen sollte, die Predigten bey dem Volke desto eingänglicher zu machen. Ob, wie man hier behauptet, der heilige Philipp bey Einsetzung dieser, mit Musik abwechselnden, geistlichen Reden, außer dem allgemeinen religiösen Zwecke, noch die besondere, örtliche Absicht gehabt habe, das römische Publikum aus den Theatern und Wirthshäusern weg, und in seine Predigten zu locken, lasse ich dahin gestellt seyn; dazu würde der Predigersaal, obgleich keineswegs klein, für eine Bevölkerung von hundert-fünfzig-tausend Seelen bey weitem die gehörige Größe nicht gehabt haben. Sonderbar aber ist, daß diese Predigten nicht am Tage, sondern eine halbe Stunde nach Untergang der Sonne (a mezz'ora di notte), stattfinden, wodurch das weibliche Geschlecht von diesen Versammlungen ausgeschlossen worden; ein Umstand, welcher beynahe auf jene Absicht schließen ließe. Denn hätten diese Predigten, wie alle sonstigen hier gehaltenen geistlichen Reden (Catechismi genannt, wenn sie sich vorzugsweise mit den Pflichten gegen die Menschen, und Prediche, mit denen gegen Gott beschäftigen) zwey Stunden vor Untergang der Sonne statt; so könnten auch die Frauen daran Theil nehmen. Die Oratorien beginnen am 1. Nov. (am Allerheiligentage), und werden an allen Sonn- und hohen Festtagen (feste di precetto) aufgeführt, und endeten auf dem Palmsonntage, diesen mit eingeschlossen, weil, wie bekannt, weder der grüne Donnerstag, noch der stille Freytag, in der katholischen Kirche als Festtage gefeyert werden. Eine Eigenthümlichkeit derselben besteht darin, daß eine der beyden Predigten, welche hier jeden Abend stattfinden, von einem Knaben, in weltlichen Kleidern, gehalten wird. Dieser Gottesdienst hebt mit der Litaney an, welche abwechselnd vom Priester am Altare gelesen und von den Sängern auf der Orgel, mit dieser begleitet, gesungen wird. Dann folgt die erste Predigt, vom Knaben gehalten, auf diese der erste Theil des Oratoriums unter vollständiger Instrumentalbegleitung vom Orchester herab, dann die zweyte Predigt, von einem der Geistlichen der Congregation gesprochen, und endlich wird mit dem zweyten Theile des Oratoriums geschlossen. Ueber den inneren Werth der Predigten zu urtheilen, steht mir, als Lutheraner, nicht zu. Wenn man den protestantischen Predigern vorgeworfen hat, daß sie gar nicht von Gott sprechen; so läßt sich von den katholischen sagen, daß sie der menschlichen Dinge zu wenig gedenken. Doch ist dieß Grundsatz, als solcher im Wesen des Katholicismus begründet, und folglich konsequent. Aeußerlich aber haben diese Predigten den Vorzug, daß sie, wie überhaupt alle katholische Predigten, auswendig, ohne alles Concept, und zwar mit einer Gegenwart des Geistes, einem Feuer und einem Enthusiasmus gehalten werden, von denen außer Rom, noch weniger im Auslande, am allerwenigsten im protestantischen Deutschland Beyspiele anzutreffen seyn möchten. Ein Anstoßen ist etwas Unerhörtes; man würde überhaupt eine ganze solche Predigt für extemporirt halten, deuteten nicht ihre innere und äußere Disposition, besonders die gefeilte Diction, auf eine Vorbereitung hin. Das Publikum, wie gesagt, aus lauter Männern bestehend, wohnt diesem Abendgottesdienste mit exemplarischer Andacht bey. Die Zahl der Personen, welche während der Hauptpredigt die Kirche verlassen, steht mit der, welche bleibt, in gar keinem Verhältnisse. Vor Anfang der Musik zünden die Zuhörer Wachsstöcke, deren jeder einen eignen mitbringt, an der heiligen Lampe an, um den Text nachzulesen. Die Aufführung zeichnet sich dadurch aus, daß hier in der Regel die drey besten Sopransänger singen, welche Rom noch aufzuweisen hat, Mariani (ehemals ordentlicher, jetzt außerordentlicher päpstlicher Sänger), Ferri (päpstlicher) und Dobili (Sänger der Peterskirche). Auch der beste Tenorist, Astolfi, gleichfalls aus der päpstlichen Kapelle) ist hier engagirt. Um sich selbst läßt die Exekution, besonders des Orchesters, auch zuweilen der Sopransänger, wenn diese, was häufig der Fall ist, Heiserkeit befallen hat, zu wünschen übrig; aber mit den Leistungen ähnlicher Art in Deutschland verglichen, steht sie als Meisterwerk dar. Mariani ist bereits invalid; aber der Mann (oder, wie man ihn sonst nennen soll) versteht zu singen, ein Vorzug, der nicht allen Sängern eigen ist. Als Heros, und wirklich unerreichbar, steht er im allegrischen Miserere da. Ferri, der zweyte Sopransänger, besitzt ein ungemein dickes, klingendes Organ; aber ein Nichts ist im Stande, seine Stimme augenblicklich heiser zu machen. Dobili besitzt, einen gewissen, nicht gemachten, sondern natürlichen Charlatanismus abgerechnet, noch jetzt die beste, kräftigste, metallreichste Altstimme, welche es irgendwo, selbst in einem Weibe, geben dürfte. Ich habe ihn auf dem Kaffeehause, während er eine Tasse Kaffee schlürfte, trillern hören, und vor Erstaunen über die wunderbare Wortfertigkeit dieser Trillerey wäre mir fast die meinige aus den Händen gefallen. Uebrigens haben für die Oratorien der neuen Kirche alle ersten Komponisten der Vorzeit komponirt. Daher besaß das dortige Archiv die vollständigste Sammlung dieser Musikgattung vom ersten Ursprunge an bis auf die neuesten Zeiten; unter den Franzosen soll jedoch ein unwürdiger Geistlicher dieses Ordens einen großen Theil derselben auf die Seite gebracht und verkauft haben. Der älteste der hier zur Zeit noch aufgeführten Komponisten ist Anfossi, ein Tonsetzer, der, seiner geistlichen Werke wegen, noch heut zu Tage ein fast klassisches Ansehn in Rom genießt: seine Betulia liberata, seine Morte di s. Filippo Neri, Nascita del Redentore u. s. w. sind Meisterstücke in der Oratoriengattung, dagegen seine Theaterkompositionen, von denen ehemals il Geloso in cimento, l'Incognito perseguita u. s. w. selbst in Deutschland großen Ruf erhalten haben, in absolute Vergessenheit gerathen. Von Cimarosa wird besonders il Sacrifizio di Abramo und le Virtù di s. Filippo Neri und von Paesiello la Passione del Nostro Signore Giesù Cristo aufgeführt; am beliebtesten sind aber die Kompositionen des Vaters Bonfichi, eines noch lebenden Komponisten. Die Römer halten seine Nuvoletta di Elia und seinen Passaggio del Mar rosso, für klassische Werke dieser Gattung, und hören sie jährlich ein halbes Dutzend Mal mit immer gleichem Vergnügen. Von demselben Komponisten ist jetzt ein neues Oratorium: La Scesa di Giesù Cristo al Limbo (Christi Höllenfahrt), erschienen, das sehr gelobt wird, aber bis jetzt in der Chiesa nuova noch nicht aufgeführt worden ist.

Druckfehler.

In Nr. 89, S. 356, Sp. a, Z. 24 v. u. l. Castow Del st. Camphordi.

Beylage: Intelligenzblatt Nr. 15.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Nro. 94.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Donnerstag, 20. April 1826.

Nord und West und Süd zersplittern,
Throne bersten, Reiche zittern,
Flüchte du, im reinen Osten
Patriarchenluft zu kosten.
Unter Lieben, Trinken, Singen,
Soll dich Ehrers Quell verjüngen.

West-Oestlicher Divan von Goethe.

Die Maka'men des Hari'ri.

In freyer Nachbildung von Friedrich Rückert.

Hareth Ben Hemmam erzählt:

Es trieb mich, seit ich die Kinderamulete abgebunden, — und den männlichen Turban umgewunden, — ein Verlangen nach Bildung und Sitte, — die ich mit scharfem Ritte — ging suchen durch aller Länder Mitte, — daß sie mir würde zu einem Schmuck vor dem Volke, — vor Mittagsbrand zu einer Schattenwolke; — und so begierig war ich auf ihrer Trift zu weiden, — und mich in ihr Gewand zu kleiden, — daß ich fragte bey hohen und niedrigen, — befreundeten und widrigen, — wo ihre Spur mir möchte begegnen, — wo ihre Milde mich möchte segnen — mit Tröpfeln oder mit Regnen. — Und als ich nun kam nach Holwan, — und hatte mich schon unter Menschen umgethan, — hatte gelernt ihren Werth zu wägen, — und sie zu erkennen nach ihren Gepräugen; — fand ich daselbst den Ebu Seid von Serug, der sich allerley Stammbäume machte, — und sich vielerley Gewerbszweige erdachte, — bald sich gab für einen Sprößling von Saßan, — bald für einen Schößling der Königswurzel von Ghassan, — heut im Gewand eines Poeten auftrat, — morgen den Mund eines Propheten aufthat, — hier erschien mit der Würde des Emirs, — und dort mit der Bürde des Fakirs; — nur daß immer — in seinem wechselnden Farbenschimmer, — in seiner Verwandlungen Truggeflimmer, — er sich zeigte sagenmundig, — redekundig, — witzig und bändig, — spitzig und sündig; — den nimmer ein Unfall brachte in Noth, — dem immer ein Einfall stand zu Gebot; — der mit Reden jeden beschämte, — und sich nach Gefallen allen bequemte. — Wegen seiner artigen Sitten — war er mit seinen Unarten wohl gelitten, — mit Eifer und mit Eifersucht — von allen gesucht, — die seine Frucht einmal versucht; — und es schente — jeder Geschente — seines Blitzes Schläge, — und kreuzte ihm nicht die Wege. — Ich hing an seines Mantels Saum, — berauscht von seiner Lippen süßem Schaum; — durch seine zauberhaften Eigenschaften — mußt' ich an ihm wie leibeigen haften. —

Daß er lachte, war mein Licht, mir Aussicht war sein Angesicht;
Weggehaucht mein Unmuth, wo ich taucht' in seiner Anmuth Thau.
Lautenspiel sein Laut, Geselligkeit mit ihm Glückseligkeit,
Seine Stirne mein Gestirn, sein fröhlich's Auge Frühlingsau.

So blieben wir zusammen eine Frist, — und er schuf jeden Tag eine neue Lust und eine neue List; — seine Bekanntschaft — war mir mehr als eine ganze Verwandtschaft, — und durch seinen Umgang ward ich belehrt, — meiner Kenntnisse Umfang vermehrt, — der Zweifel dunkler Umhang aufgeklärt. — Da fing er an, hier des Erwerbs zu mangeln, — er mußte gehn an andern Wassern zu angeln, — es trieb ihn der Ausgang der Nahrung — zu Auszug und Straßenbefahrung, — zu streichen in andern

Digitized by Google

Strichen, — weil hier die Jagdzeit verstrichen — und sein Glücksstern erblichen; — er förderte die Abfahrt und entwich, — ließ mich und nahm mein Herz mit sich. —

Mir gefiel, seit er mir fehlte, nichts worauf mein Auge fiel;
Seit es litt, daß er entglitten, floß von Leid mein Augenlied.
Wer zur Lust mich laden wollte, lud nur eine Last mir auf;
O! von denen, die ich fand, wie unterschied sich Er, der schied!

So war er mir eine Zeit lang verschwunden, — ich hatte von ihm keine Kunden — und keine Bekannten gefunden. — Und als ich nun wanderfatt — heimkehrte zu meiner Vaterstadt, — besuchte ich ihre Bibliothek, den Weisheitschatz, — den Sammel- und Tummelplatz — gebildeter Männer, auserkohrner, — fremder und eingeborner. — Da trat ein Mann ein, dessen Bart gesträubt war, — und dessen Kleid bestäubt war; — der grüßte mit blitzenden — Augen die Sitzenden, — und setzte munterst — sich ganz zu unterst. — Dann fing er an herauszurücken, — und die Versammelten zu entzücken — durch Redeschmuck — und Gewandtheit im Ausdruck. — Er begann seinen Nachbar zu fragen: — Welches Buch hast du da aufgeschlagen? — Dieser sprach: den Diwan *) des Ebn 'Oba'de, — der jetzt berühmt ist im hohen Grade. — Jener sprach: Und stießest du, so weit du lasest, auf etwas Rühmliches, — Neues, Blühmliches, — Eigenthümliches? — Er sprach Ja! — der Vers da:

Gereihte Perlen decket auf dein Lächeln;
Aus Würzeblumen kommt des Odems Fächeln.

Denn das ist neu gedacht, — und schön gemacht. — Da rief jener: O Wunder! — so liegt die Kunst unter! — Siehst du Geschwulst an für Fettigkeit? — oder Abzehrung für Nettigkeit? — Hast du deinen Athem gestohlen, — daß du bläsest in todte Kohlen? — Wo ist deine Beleseenheit, — daß du nicht kennst das berühmte Veit **), — das alle Gleichnisse von Mund und Zahn zusammen reibt? — Worauf er versetzte:

Ich bin das Opfer eines Zahns, der duftig glänzt,
Der Klippe gleich, in Morgenthau getauchet.
Die Perlenreihe lächelt vom Rubin umgränzt,
Der frischen Ruch von Würzeblumen hauchet.

Da lobten sie bis zur Uebertreibung, — baten um Wiederholung und Niederschreibung. — fragten: Lebt oder ist erblaßt, — der das hat verfaßt? — Bescheiden sprach darauf der Gast: — „Die Wahrheit soll man bezeugen, — und vom Rechte nicht beugen; — es ist der Mann, der mit euch spricht." — Doch, als glaubten sie ihm die Vaterschaft nicht, — und als müss' er sich wahren vor Gefärbe, — und abwälzen des Argwohns Beschwerde, — ließ er den Koranspruch los: — „Mancher Verdacht ist ruchlos." — Dann sprach er: O ihr edlen Lichter! — Dichterverdienstes Richter, — des Aechten und Falschen Sichter! — Der Schmelztigel bringt dem Gold nur Gewinnst, — die Hand der Wahrheit zerreißt des Irrthums Gespinnst. — Uns ist von den Alten — der Spruch aufbehalten: — des Mannes Werth — wird durch Prüfung bewährt. — Ich geb' euch mein Reisebündel zur Schätzung, — mein Verborgnes zur Auseinandersetzung. — Da trat hervor — einer aus dem Chor, — und sprach: Ich weiß ein Veit, so feines ward nicht gesponnen, — so reines geschöpft aus keinem Brunnen, — so ungemeines nie ersonnen. — Vermagst du gleiche Fäden zu spinnen, — so magst du hier den Preis gewinnen. — Und er sagte her:

Aus der Narzisse [1]) Perlen regnend, näßet sie
Die Ros' [2]), und Traubenbeer' [3]) am Demant [4]) presset sie.

Da währte es keinen Augenwink, — und vortrug jener flink, — und sein Vortrag war nicht link:

Sie stand verhüllt vom Schleyer feuerfarbnen Flors;
Ich sprach: du sperrst den Zugang meines Lebensthors.
Sie nahm die Abendröth' hinweg vom Mond, und leis
Als Perle kam ihr Wort zur Muschel meines Ohrs.

Da staunten die Versammelten, — und zu seinem Lobe sie stammelten. — Doch als er sah, daß er ihr Herz getroffen, — und von ihnen könnte Ehre hoffen, — blickte er zu Boden, und rief im Nu: — da habt ihr noch zwey Verse dazu:

Der Abschied kam; sie stand im Schleyer schwarzen Flors,
Mit Perlenspitze [5]) nagend Spitze Zuckerrohrs [6]).
Die Nacht [7]) lag glänzend überm Tag [8]) und beyde trug
Ein schlankes Schilf [9]), und nicht das Gleichgewicht verlor's.

Da erkannten sie an ohne Hadern — die Fülle seiner Quelladern; — ihre Zweifel waren entkräftigt, — und nur ihn zu ehren waren sie jetzt beschäftigt. — Sie wußten nicht seinen Ruhm genug zu verbrämen; — er mußte sich schon bequemen, — ein Ehrenkleid von ihnen anzunehmen. —

Der Berichter dieser Geschichte spricht: Wie ich sah seines Feuers Funken, — seiner Glanzlichter Prunken; — sucht' ich seine Mienen zu unterscheiden, — und ließ meinen Blick auf seinem Antlitz weiden. — Und siehe, es war von Serug unser Scheich, — den ich nicht hatte erkannt

*) Diwan, Gedichtsammlung.
**) Veit, Distichon, Vers.

1) Dem Auge.
2) Die Wange.
3) Die Fingerspitze.
4) Der Zahnspitze.
5) Zahn.
6) Fingerspitzen.
7) Des Haares.
8) Des Angesichts.
9) Des Wuchses.

Digitized by Google

sogleich, — weil in der dunkeln Nacht von seinem Haar — inzwischen Mondlicht geworden war. — Da wünscht' ich mir Glück, daß ich ihn fand, — und reicht' ihm die Hand; — sprechend: Beym Herrn der Unendlichkeit! — Was hat dich so verwandelt bis zur Unkenntlichkeit? — Was hat deines Hauptes Wälder gelichtet, — und deine Wangen in Felder geschichtet? — Hätt' ich dich nicht erkannt an der schlauen Art, — nimmer hätt' ich dich erkannt am grauen Bart: — Da hub er an:

Grau macht die Zeit, die greuliche;
Trau' nicht auf die untreuliche!
Sie lacht dir einen Augenblick,
Und grinst dann, die abscheuliche.
Die Jahre führen über's Haupt
Dir manches Unerfreuliche.
Die Stürme rütteln dir am Haus,
Baufällig wird das Bäuliche.
Dein Auge trübt sich, ungetrübt
Blickt droben nur das Bläuliche.

Da bemmt' er sein Wort, — und räumte den Ort, — und nahm die Herzen mit sich fort.

Bug Jargal.

(Fortsetzung.)

Der Zwerg erschöpfte sich in furchtbaren Flüchen, vor denen die Neger selbst schauderten; Bug Jargal aber befahl seinen Gefährten, zu Biassou zu eilen, und ihm zu melden, daß er die schwarze Fahne, das Zeichen meines Todes, im Lager der Weißen nicht aufpflanzen solle, „denn dieser Mann, setzte er hinzu, rettete dreymal mein Leben und ich will, daß er frey sey." Bey diesen Worten nahm er die rothe Feder vom Haupt und ließ sie herabschweben. Der Anführer meiner Wache nahm sie ehrerbietig vom Boden auf, der ganze Haufen verbeugte sich mit gekreuzten Armen und eilte durch den Felsengang fort. Abibra hatte mit wuthflammenden Augen den Vorgang betrachtet und folgte ihnen nach.

Ich stand betäubt, ohne ein klares Gefühl, aber mein Auge haftete auf meinem Erretter. „Gott sey gedankt, rief dieser mit der Stimme des innigsten Gebets, jetzt gehe zurück durch die Felsenhöhle, im Thale komme ich zu dir."

Ich eilte, ihn zu finden, aber beym ersten Schritt in der finstern Höhlung, die hart an dem Abgrund ihren Eingang hatte, stürzte Abibra, der, statt die Neger zu begleiten, sich hier verborgen hatte, mir entgegen, sein Dolch — derselbe, dessen er sich bey der Messe als Kruzifix bedient, glänzte in seiner Hand, ich machte eine Wendung, ihm zu entgehen, er stürzte unvorsichtig mir nach, glitt auf dem wasserbenetzten glatten Boden und wäre in den Abgrund gerollt, hätte nicht die dürre Wurzel des einzigen Baumstammes, der einst hier gegrünt hatte, sein buntscheckiges Gewand ergriffen und ihm Zeit gelassen, sich an diese Wurzel zu klammern, aber sein Dolch fiel in den Abgrund, seine glänzende Kopfbekleidung stürzte ihm nach, und er hing nun über den Schlund des Verderbens. Nun flehte er um sein Leben, um meine Hülfe. — Ich hob den Fuß und wollte, in den Höhlengang eilend, ihn seiner Strafe überlassen. Aber er flehte so furchtbar! — mir schwebten, wie ferne und wie dunkel es seyn mochte, Hoffnungen von Rettung, von Wiedersehen, von Glück vor der Seele, ich hatte einen undeutlichen Trieb, nicht verderben zu lassen auf meinem Wege zum neu geschmückten Leben — ja ich gedachte Bug Jargal's Großmuth, die ich nie im Stande war zu erreichen — oder ich dachte nicht, ich folgte meinem Gefühl, ich umfaßte mit meinem Arm den abgebrochnen Baumstamm, reichte dem Unseeligen meine Linke, und erwartete, daß er sich mit ihrer Hülfe auf den Felsenrand schwingen würde — statt dessen faßte er, die Baumwurzel los lassend, meine Hand mit seinen beyden, brachte seine Füße an die Felswand, und nun, mit aller Kraft seine Schwere vermehrend, suchte er mich mit sich in den Abgrund zu reißen. Der Kampf, welcher nun entstand, war seltsam und scheußlich über alle Beschreibung! Ich konnte nichts als den abgelebten Stamm mit Anstrengung festhalten, das Ungeheuer hatte kein Mittel seine mörderische Absicht zu erreichen, als sein eignes Gewicht — wie lange dieses Ringen dauerte, weiß ich nicht, an den Tod dachte ich nicht, aber also sterben, durch die List dieses Dämons — das wollte ich nicht. Der Arm, mit dem ich den Baumstamm umfaßt hielt, fing an zu erstarren, der linke, welcher die Last des Scheusals trug, war nicht mehr fähig eine Bewegung zu machen, ich hob mein Angesicht auf und rief: Bug Jargal! Bug Jargal! — Die Stimme tönte von den Felshöhen zurück — Abibra schlug ein gräßliches Gelächter aus keuchender Brust auf, und es schallte im Abgrunde wieder. Bug Jargal! rief ich nochmals, denn der dürre Baumstamm gab der dauernden Gewalt nach, und fing an zu krachen — und ich hörte Rasl's Gebell, und wie eben meine Kraft ersterben wollte, sprang das treue Thier von dem Felsen herab, und mich an meinen Kleidern packend, gab es mir das Bewußtseyn eines neuen Haltes. „Strenge dich an!" rief Bug Jargal, der wieder auf der Felsmauer erschien, Abibra, der meinem Retter zuvorkommen wollte, machte noch einen Versuch, mich zu sich zu ziehen. „Komm, komm!" schrie er mit heiserer Stimme; aber seine verkommnen Finger erlähmten, er ließ meine Hand fahren, und der Abgrund verschlang ihn.

Ich lag einen Augenblick betäubt am Boden, Rasl legte schweigend seine Schnauze an meinen Hals, Bug Jargal mochte auch von dem Strafgericht, was hier vorgegangen war, verstummt seyn. Aber bald rief seine

Digitized by Google

Stimme mich auf: „Bruder, eile in das Thal, meine Augenblicke sind gezählt; Rast wird dich führen.“ Ich stand auf und folgte dem vorangehenden Hund.

(Der Beschluß folgt.)

Der Fürsten Allgewalt.

Mildert Gewalt durch Liebe, so werdet ihr mächtiger, Fürsten!
Wink't! und der Liebe gehorcht gern die entfesselte Welt.

Schaller.

Korrespondenz-Nachrichten.

Dresden, 10. April.

Durch den Tod der Prinzessin Kunigunde, Tante des Königs von Sachsen, welche vorgestern Vormittags in ihrem 80sten Jahre verschieden ist, haben plötzlich alle öffentlichen Vergnügungen für vierzehn Tage aufgehört, und ich finde hier einen passenden Ruhepunkt, um Ihnen wieder einige berichtende Zeilen zu schreiben. Eben jener Todesfall hinderte auch die an demselben Tage bereits angesetzt gewesene Abschiedsvorstellung der italienischen Sängerin Tibaldi von dem hiesigen Theater. Vor vier Jahren war sie auf demselben mit dem ausgezeichnetsten Beyfalle zum ersten Male als Tancredi aufgetreten, und wollte nun mit dieser Rolle auch ihre theatralische Laufbahn schließen. Schon waren Blumenkränze und Sonette gewunden und gedruckt, um ihr die dankbaren und freundlichen Gesinnungen des Publikums nochmals auszudrücken, als das Verbot des Schauspiels an diesem Tage die ganze, in dem hiesigen Theater sehr seltne, Festlichkeit unterbrach. Mittwochs vorher hatte die jugendliche, höchst reitzende Künstlerin, noch mit der naivsten Laune und der angenehmsten Komik die Rolle der alten Tante Fidalma in der heimlich geschlossenen Ehe gesungen, und war besonders in der Arie, E' vero che in casa, mit dem enthusiastischsten Beyfalle überhäuft worden, so wie denn diese Oper überhaupt im Ganzen trefflich dargestellt ward. Die italienische Bühne leidet einen schwer zu ersetzenden Verlust durch ihren Abgang. Man sagt, daß Sgra. Schiasetti, welche jetzt mit großem Beyfalle in Paris spielt, an ihre Stelle engagirt sey, wodurch wenigstens die Direction zeigt, daß sie die möglichste Sorge dafür anwendet, da gute italienische Altistimmen jetzt so selten sind.

Das deutsche Theater ward nach den Osterferien wieder mit den falschen Vertraulichkeiten, einem Lustspiele nach Marivaux, geöffnet. Dergleichen lang und langweilig, durch Bedienten- und Kammermädchen-Vertrauten ausgesponnene alte französische Lustspiele geben nicht mehr für die Schnellpost unserer dramatischen Anforderungen, auch gefiel das Ganze nicht im Geringsten, und ward völlig kalt aufgenommen. Ich weiß nicht, von wem die Uebersetzung ist. Es war selbst an ihr nichts zu tadeln, und mehrere feine Züge hätten bey minder gedehnten Scenen Glück machen können, aber die Hälfte wäre jedenfalls besser gewesen als das Ganze. Becker war sehr brav als verkleideter Hausefretär, und spielte mit einer so milden Ruhe und einfachem Anstande, daß das widerlich gespreizte Wesen seines Freundes dagegen gewaltig abstach. Den wackern Devrient hätte man wohl mit der erbärmlichen Rolle des Grafen verschonen können, diese stumme, müßige Figur wäre auch ein untergeordneter Darsteller zu repräsentiren im Stande gewesen. Mad. Schirmer war in mehreren Scenen sehr gut, und eine angenehme Erscheinung, daß sie weniger Eindruck machte, lag nicht in ihr, sondern dem dreiten Stücke. Kürzer, ergreifender und wirkender gestaltete sich die erste Liebe, nach dem Französischen, von Th. Hell. Das kleine Stück wurde mit andrem ordentlichem Beyfall aufgenommen, und man kann dem Bearbeiter dazu Glück wünschen. — Es macht und fordert keine Ansprüche auf, und gefällt dadurch um so mehr. Auch bey der zweyten schnell darauf folgenden Vorstellung erwies sich dieß. Die Intrigue ist nicht gewöhnlich, und alle Charaktere sind ergötzlich. Die Darstellung war im Ganzen sehr gelungen. Stets sieht man Dem. Glev mit Vergnügen. Ihr Aeußeres ist in der That höchst einnehmend, eben so ihre Stimme. Nur hüte sie sich vor falschem Pathos, vor zu vieler Deklamation. Natur! Natur! möchte man ihr zurufen, und höchst freundlich wirkt sie, wo diese unverstellt hervortritt. Das war besonders bey der zweyten Vorstellung und da wieder in der zweyten Hälfte des Stücks der Fall. So muß sie fortfahren, um sich allgemeinen Beyfall zu versichern. Auch auf ihre Handbewegungen muß sie besonders Acht haben, diese sind noch durchaus nicht im Einklang mit dem Wort, nicht selten unbedeutend oder gar störend. Eine ältere Freundin, die Grazie einer Schirmer, würde hier die beste Lehrerin für sie seyn. Hr. Devrient übertrieb wohl hie und da in seiner komischen Rolle ein wenig. Besonders dient die Bewegung mit den Händen nach hinten hin stets unanständig, vorzüglich wenn sie so oft wiederkehrt, aber er spielte mit Leben, und erwarb sich also Beyfall mit Recht. Dieser gebührte auch Herrn Becker, der seinen Pseudokarl sehr geschickt durchführte, und später in den Ton der wahren Empfindung herzlich genug überging. Vor allen trefflich war Herr Burmeister. Er gab in der Rolle des nachgebenden Vaters, so klein sie auch ist, doch eine wahre Charakterzeichnung. Wie es heißt, sehen wir nach Beendigung der Trauerferien noch der Darstellung des Julius Cäsar von Shakespeare entgegen; die dritte, von Alexander und Darius, ließ unser Publikum ganz kalt, und doch war sie von Seiten der Künstler unstreitig die gelungenste.

Zwey musikalische Akademien hatten auch in dieser Zeit statt, beyde sehr besucht und genußgewährend. Die erste gaben die Kammermusiker Gebrüder Haase, wovon der eine ein ausgezeichneter Virtuose auf der Violine, der andre auf dem Horne ist. Sie bewährten sich auch als solche in einzelnen und Doppelkonzerts. Dem. Funk trug eine Arie von Mercadante sehr brav vor, und eine Dem. Seconda zeigte eine kräftige, vollklingende Stimme, der blos noch einige Gewandtheit fehlt. Noch größere Theilnahme fand das große Konzert des Herrn Kapellmeisters Hummel. Der Ruhm dieses Mannes ist so ausgebreitet und begründet, daß man nur sagen darf, er war da, um auch gesagt zu haben, er entzückte. Besonders that er dieses durch seine freye Phantasie. In diesem Genre steht er wohl einzig da, und man staunt an dem schöpfrischen musikalischen Geiste sie an, der solche Aufgaben mit solcher Gediegenheit, Anmuth und Fertigkeit zu lösen im Stande ist. Die zwischen seinen Konzertstücken gesungenen Arien, so kunstvoll sie auch Dem. Weltheim vortrug, und so viele Mühe sich auch Sgr. Bonfigli, trotz seiner sehr belegten Stimme gab, wollten doch bey solchen Meisterwerken nicht so ansprechen, wie es wohl außerdem der Fall gewesen seyn würde. Für die treffliche Ausführung der Ouvertüre aus Cherubini's Anakreon hätte die musikalische Kapelle wohl auch lauten Beyfall verdient.

Guido.

Beylage: Kunstblatt Nr. 32.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Nro. 95.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, 21. April 1826.

Was kann vermieden werden,
Das sich zum Ziel die mächt'gen Götter setzen?

Shakspeare.

Bug Jargal.

(Beschluß.)

Wie ich aus dem feuchten Felsengang heraus trat, fielen Adibras Worte mir bey, die er auf diesem Platz mir zugezischelt hatte: nur einer von uns Beyden geht diesen Weg wieder zurück. — Seine Zusage war anders erfüllt, als wie er meynte! — Bug Jargal kam mir im Thale entgegen. ich warf mich in seine Arme, sprechen konnte ich nicht, aber er errieth meine Frage. „Bruder, dein Weib ist in Sicherheit, sagte er sanft, ich übergab sie deinem Verwandten; er befahl mir, eilend bey Biassou einen Versuch zu deiner Rettung zu machen; zehn meiner Brüder hasten mit dem Leben für das deine, für meine Rückkehr mit dir — *ich beflügelte meine Schritte*, denn noch hoffte ich, *weil die Fahne*, welche deinen Tod verkünden sollte, noch *nicht aufgepflanzt war* — Rask zog mich diesen Weg, ich traute seiner Spur — Bruder, ich konnte dich retten!" und er schloß mich an seine Brust. Er ließ mir nicht Zeit, ihm mehr Fragen zu thun, sondern drang in mich, zu Marie zu eilen; das war dem Zug meines Herzens gemäß und wir machten uns auf den Weg.

Dauverney's Stimme, die immer bewegter geworden war, stockte hier ganz, er senkte seinen Kopf und begegnete Rask's Blicken, der, zu seinen Füßen liegend, ihn, als verstehe er sein Schweigen, traurig angesehen hatte. „Ja, so fahst du mich an, murmelte er dumpf, das Thier streichelnd, aber unfähig, seine Bewegung zu bemeistern, sprang er auf und verließ das Zelt.

Die Zuhörer verweilten eine Zeit lang, ein Jeder nach seiner Weise mit dem Inhalt der Erzählung beschäftigt. Endlich kam Dauverney zurück, nahm seinen Platz wieder ein und nahm mit erzwungener Fassung seine Rede wieder auf: Rask ging hinter uns, keine Felsenhöhe war mehr von der Sonne erleuchtet, plötzlich blizte eine Helle auf und verschwand — Pierrot schauderte zusammen und rief „Horch!" — Ein dumpfer Ton rollte durch die Klüfte. „Das ist ein Kanonenschuß, nicht wahr?" fragte er finster. Ich nickte bejahend. Er riß sich von meinem Arm los, kletterte pfeilschnell auf einen Felsen, deutete nach einer Stelle hin und rief mir zu. Ich folgte seinem Wink, und sah jezt eine Felsenklippe — die höchste — vom lezten Strahl der Sonne erleuchtet, und auf ihr wehte Biassou's schwarze Fahne. — — Dauverney schwieg einen Augenblick, dann sagte er: Ich erfuhr späterhin, daß Biassou, zum Abmarsch aus seinem Lager gedrängt, und, der verstrichenen Zeit zufolge, von der Vollziehung meines Todesurtheils überzeugt, diese Todesfahne hatte aufpflanzen lassen. Sie war das Signal, welches Bug Jargal's Gefährten zum Richtplatz rief und bey ihrem Anblick bemächtigte sich der tiefste Schmerz seiner. Er suchte ihn zu bekämpfen, trat mir näher — „geh' zu deinem Weibe, sagte er, Rask wird dich geleiten," damit pfiff er eine afrikanische Weise, der Hund wedelte freundlich und schien auf die eine Seite des Thals laufen zu wollen; Bug Jargal ergriff

Digitized by Google

meine Hand, drückte sie krampfhaft, rief: „Lebe wohl! lebe wohl!“ und verschwand in dem uns umgebenden Gebüsch. Ich stand vernichtet, denn ich ahnete, was jetzt vorging. Rask heulte klagend, sah mich mit großen, traurigen Augen an, und zog mich auf die Seite, wohin sein Herr geeilt war. Ich folgte seinem Wink, er flog vor mir her durch Gestein und Gestrüpp, kehrte um, wenn ich seiner Eile nicht nachzukommen vermochte, schien durch eine flüchtige Liebkosung mich ermuntern zu wollen, und zeigte mir auf's Neue den Weg. So schritten wir durch kleine Thäler, über Felsen, durch Gebüsch; endlich . . . Dauverney's Stimme erstarb. Thadäus, rief er nach einer Pause dem alten Sergenten zu, der während der ganzen Erzählung, sichtbar von jeder Empfindung seines Kapitäns mitfühlend, bewegt, in einem Winkel des Zeltes gesessen hatte — Thadäus! erzähle weiter, ich vermag es nicht mehr. . . .

Thadäus vermochte es nicht viel besser, aber die Zeltkameraden erfuhren doch so viel: Wie man im Lager der Kolonialarmee Biassou's schwarze Fahne vom Felsgipfel hatte wehen sehen, hielt man Dauverney's Todesurtheil für vollzogen, die Signalkanone wurde gelöst, „und ich, berichtete Thadäus, ward beordert, die zehn Bürgen Bug Jargal's zum Richtplatz zu führen. Es war ein Platz, ziemlich weit vom Lager entfernt. Ich ließ die Neger binden und vertheilte meine Haufen, wie es die Sache erforderte — da eilt unversehens der große Neger, den man Pierrot nannte, vom Walde herbey und ruft ganz athemlos: „Ich komme eben zur rechten Zeit. Guten Abend!“ — — aber nein, ich glaube nicht, daß er das sagte. Er sprang nur auf seine Landsleute zu, band sie los — — ich stand da, starr vor Erstaunen, denn nun stritten sich diese Leute, wer für den andern den Tod leiden sollte. Es hätte vielleicht noch lange gedauert, aber ich mußte es beenden — ja ich mußte, ich bekenne mich des schuldig. Er nahm ihren Platz ein: in diesem Augenblick stürzte sein großer Hund — da, eben dieser Rask, auf mich zu und packte mich bey der Gurgel — ich wollte, er hätte fester gepackt! aber Bug Jargal gab ihm ein Zeichen, er ließ mich los und schmiegte sich an die Kniee seines Herrn, und ich . . . ich glaubte, Sie wären todt, Kapitän, ich war zornig, ich rief . . . Thadäus verstummte und streckte die Hand aus, und hob erst nach einer Weile wieder an. Bug Jargal fiel. Eine der Kugeln hatte seinem Hunde eine Pfote zerschmettert, seitdem meine Herren — und der Sergent schüttelte dabey traurig den Kopf — seitdem ist er hinkend. Ich hörte aber, sobald das Krachen der Musketen verhallt war, ein Gestöhne nahe dabey im Walde, und wie ich hineilte, fand ich . . . da, meinen Kapitän, er kniete — — über ihn. Er war auch verwundet, aber Frau Mariens Sorgfalt half zu seiner Genesung.“

Der Sergent schwieg, Alle schwiegen und Dauverney wiederholte dumpf: „Bug Jargal war todt!“ — Thadäus senkte das Haupt; „er hatte mir das Leben gerettet und starb dann für mich.“

Hier endete die Erzählung. Marie verlor bey dem ersten Brande vom Kap das Leben, ihr unglücklicher Gatte erhielt das seine bey den täglich rückkehrenden Gefahren des Kriegs, denn er war mit Abscheu von dem Schauplatz so vieler Gräuel, von dem Grab seines Friedens, seines Glücks — nach Europa geeilt und focht in den Heeren der damaligen französischen Republik. Nach einer großen Schlacht, welche diese, über die vereinten Armeen der europäischen Fürsten gewannen, meldeten die Todtenlisten seinen Tod. Man fand ihn auf der Brustwehr einer erstürmten Batterie, sein treuer Thadäus lag an seiner Seite; Rask hatte ihn mit seinem Leibe zu decken gesucht, und eine freundliche Kugel hatte den Treuen mit seinen Beschützern im Tode vereint.

Die Stadt Damaskus.

(Fortsetzung.)

Wir besuchten oft ein angenehmes Dorf am Fuße des Berges Salehieh. Es wird von einem der Flüsse durchströmt, und jedes Haus hat seinen Garten; und über und mitten unter den Bäumen erhebt sich die Kuppel und Minaret der Moschee und gleich dahinter der nackte graue Felsen. Die schönste Aussicht auf die Stadt ist rechts von diesem Orte; ein leichtes Sommerhaus steht auf der Mitte des Berges, von dessen obern Zimmern man den Anblick der Stadt und ihrer herrlichen Umgebung in ganzer Fülle genießt. Die Ebene vor derselben erstreckt sich in unabsehbarer Ferne hin. Der Ort, den man den „Sammelplatz der Wasser“ nennt, ist ungefähr zwey Meilen nordwestlich von der Stadt. Der Fluß Barrady, vielleicht der alte Abana, theilt sich am Fuße eines Felsenberges in sechs bis sieben verschiedene Ströme, die durch Kunst in mehreren Richtungen zur Bewässerung der Baumpflanzungen geleitet werden, hier sich aber wieder alle vereinigen und den bekannten schönen Wasserfall bilden.

Die Straßen der Stadt, außer der geraden Straße, sind alle eng, aber gepflastert; auch die Landstraße ist es, welche zu dem Dorfe Salehieh führet, und hat überdieß noch einen guten Fußweg. Auf beyden Seiten derselben stehen Bäume neben kleinen Wasserbächen und unter denselben Sitze für die Spaziergänger, welche oft hier von einem wandernden Kaffeeschenker Erfrischung erhalten können.

Die Häuser der Stadt sind im untern Theil von Steinen, im obern von Backsteinen gebaut. Die Einwohner kleiden sich sehr kostbar und wärmer als in den südlicheren Gegenden, denn im Winter ist es hier ziemlich kalt, und

Digitized by Google

das viele Gewässer macht auch die Luft feucht. Ein europäischer Arzt könnte hier sein Glück machen, denn Herr Chaboiseau, ein achtzigjähriger Franzose, der schon seit vierzig Jahren hier gelebt, hat eine gute Kundschaft und scheint sich dabey sehr wohl zu befinden. Der hohe Schneeberg Scheik bildet einen erfrischenden Anblick von der Stadt her; und man bringt von dorther den Schnee in großer Menge für die Scherbetbuden und den Gebrauch der reichern Einwohner. Jedes ansehnliche Privathaus hat seine Springbrunnen, und in einigen der Kaffeehäuser erhebt sich ein Wasserstrahl zu einer Höhe von fünf bis sechs Fuß in der Mitte von weichen Ottomanen.

Wir lebten hier sehr angenehm. Des Abends schwatzten wir mit den Freunden unsers Wirthes und zuweilen ritten wir in die Ebene hinaus bis zur Gränze des Bereiches der Bäume. Die Anzahl der hier ansässigen Christen wird auf 10,000 geschätzt, worunter die von der griechischen Kirche am zahlreichsten, obgleich es auch viele Katholiken und Armenier gibt. Sie scheinen bequem, und in der Ausübung ihrer Religion und eigenen Gebräuchen ganz ungestört zu leben. Die Unduldsamkeit der hiesigen Türken war uns gar nicht auffallend; wir fanden sie im Umgang durchaus höflich und zuvorkommend, und wir fühlten weder in der Stadt, noch irgendwo auf ihrem Gebiete die geringste Besorgniß. Sie sind offen und ehrlich, und Rachsucht und Betrug sind ihnen gleich fremd. Die Juden hier befanden sich während dieser Zeit sehr wohl; Einer von ihrer Nation war Minister des Paschas, und sie genossen der vollkommensten Freyheit. Jeden Abend konnte man deren eine Menge außerhalb der Mauern sehen, wo sie sich auf mancherley Weise belustigten, während die Türken ihren Spielen mit dem größten Vergnügen zusahen.

Eines Morgens hörten wir eine Artilleriesalve und erfuhren, daß es das Zeichen zur Enthauptung zweyer Offiziere war, die vor ein Paar Tagen, bey einer Schlacht mit den Truppen von Akra und dem Libanon, davon gelaufen waren.

Bey unserer Ankunft in Damaskus wollte ich eine Privatwohnung nehmen, und wir wurden zu einem wohlhabenden Türken gewiesen, der ein oder zwey leerstehende Häuser hatte. Er war ein Barbier und gab uns einen andern Beweis von der Achtung, in welche diese Volksklasse im Orient steht, wie es auch unter den arabischen Erzählungen zu ersehen ist. Der alte Mann saß, sehr anständig gekleidet, mit einem langen Barte immer gemächlich auf seinem Sitze, rauchte seine Pfeife und schwatzte mit den Seinigen von seinen Freunden. Er wollte uns ein angenehmes, auf einem flachen Dache gelegenes und reich vergoldetes Zimmer vermiethen; der Divan in demselben war schneeweiß, und es hatte eine herrliche Aussicht auf den Garten und das Gebirge. Seine Frau aber, die viel religionseifriger als er war, bestand mit lautem Geschrey darauf, daß die Ungläubigen die Reinigkeit ihres Divans nicht entweihen sollten. Er erklärte uns also mit vielem Verdrusse, daß er nach einem langen Streite mit ihr hätte nachgeben müssen. Er erzählte uns, daß, als Bonaparte und seine Armee in Syrien gewesen, er selbst und mehrere andere die Waffen ergriffen und in die Ferne gereist wären, um die Ungläubigen zur Ehre ihres Propheten zu bekämpfen. Wir waren voll Muth und Eifer, und unsre Truppen kamen bald zum Angriff. Ich wurde gefährlich verwundet und rief aus schrecklichen Schmerzen aus (da sie mich bey ihrem Rückzuge mit sich wegtrugen): „Was gingen mich die Giaours an? — der Teufel hole die ganze Welt.“

(Die Fortsetzung folgt.)

Erotische Tändeleyen

von Wilhelm Müller.

Die Eifersucht.

Wenn die Lieb' ist eifersüchtig, so bekömmt sie hundert Augen,
Doch es sind nicht zwey darunter, die grad' aus zu sehen taugen.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, 12. März.

Schiller ist der einzige deutsche Dichter, dessen Trauerspiele auf der französischen Bühne mit Beyfall aufgenommen worden, wenn sie von einsichtsvollen Dichtern bearbeitet worden. Seine Marie Stuart ist durch Lebrun's Bearbeitung ein Lieblingsstück am Théâtre français geworden; von seiner Liebe und Kabale sind bereits zwey Bearbeitungen diesen Winter aufgeführt worden, und eine dritte wird eben für's Haupttheater einstudirt. Eine jener Bearbeitungen war als Melodram behandelt worden, und da diese Schauspielgattung nachsichtiger in Paris aufgenommen und ihr kein strenger Maaßstab angelegt wird, so hatten die Bearbeiter sich ziemlich getreu an's Original halten können. Die zweyte Bearbeitung, am Odeontheater, ist schon viel freyer, und wahrscheinlich wird die dritte am Haupttheater sich noch weniger an's Deutsche gehalten haben. Einen Beweis, wie sehr seit einigen Jahren die deutsche Literatur schon in Frankreich gewonnen hat, liefern die Tagesblätter, welche sehr wohl die Nachahmungen mit dem Originale vergleichen, und zeigen, welche dramatischen Schönheiten die Nachahmer oder Uebersetzer beybehalten haben, und welche übergangen sind. Freylich beschränken sich diese Kenntnisse der Journalisten meistens nicht weiter her, als aus Ladvocats Théâtre étranger, in welchem die deutschen Stücke etwas wörtlich übersetzt sind, und aus einigen besonders veranstalteten Uebersetzungen des Schiller'schen Theaters. Aber das ist dem Genie eigen, daß es unter jedem Gewande, worin man es einkleidet, dennoch durchblickt. Die Theaterkonvenienz hatte manche Abänderung in Kabale und Liebe erheischt, und dieser Umstaltungen ungeachtet hat das Stück auf der Odeonbühne vielen Beyfall erhalten: freylich heißt es hier nicht mehr Trauerspiel, weil die französische Dramatik kein anderes Trauerspiel als das heroische kennt, sondern es wird bloß Drama oder Schauspiel genannt. Auf derselben Bühne hat ein junger Dichter, von welchem man sich viel verspricht, ein neues Trauerspiel, dessen Held der römische Volkstribun Rienzi

aus dem Mittelalter ist, aufführen lassen, indeß auf dem Théâtre français Delaville's König Karl VI. (der wahnsinnige König von Frankreich) gegeben worden ist, und zwar ebenfalls mit ziemlich vem Beyfall; obschon ein französisches Trauerspiel eine äußerst schwierige Arbeit ist, wegen der strengen Regeln der französischen Dramatik und des besondern Geschmacks des Pariser Publikums, so gelingen doch jährlich ein Dutzend solcher schwierigen Unternehmen auf den beyden Haupttheatern; aber freylich wird wenigstens die Hälfte davon auch bald wieder bey Seite gelegt und vergessen; ein Beweis, daß sie zwar den Regeln gemäß, aber nicht unterhaltend und neu genug sind, um sich auf der Bühne erhalten zu können. Indessen hat der Geschmack an Vaudevilles so zugenommen, daß das Publikum kaum sich mit drey oder vier Theatern, worauf Vaudevilles aufgeführt werden, begnügt, und daß jetzt noch ein neues angelegt werden soll. Der so lange vom Ministerium unterstützte, aber doch vertriebene Direktor des eigentlichen Vaudeville-theaters hat von jenem Ministerium, der doch nicht ganz unterliegen wollte, das Privilegium zu einem neuen Theater derselben Gattung erhalten; dieser Mann nun hat ein beträchtliches Grundstück auf dem neuen Börsenplatze angekauft, und hier soll das neue Theater errichtet werden, und zwar vermittelst einiger Millionen auf Actien, die jetzt in den Zeitungen feil geboten werden. Wenn dieß Theater nun fertig seyn wird, so wird weiter nichts fehlen, als eine Auswahl guter Schauspieler, und ein Scribe, um diese Schauspieler in Bewegung zu setzen. Aber wo wird sich ein zweyter Scribe finden? Ein solcher Mann ist ein wahrer Schatz für ein Theater, dieß fühlt die Direction des Théâtre de Madame auch recht gut, indem sie fast ganz von seinen unerschöpflichen Witze und dramatischen Genie zehrt. Seit meinem letzten Berichte hat Scribe wiederum einige Kleinigkeiten in Aufnahme gebracht, als z. B. die Stiefmutter, die ein so gutes Gemisch ist, daß sie den Kindern ihres Mannes, welche sich vernehmen ihr entgegen zu arbeiten, lauter Gutes erzeigt, und ihren vorgefaßten Haß in Liebe umwandelt; dieß ist ein Gegenstück zu einer ältern Stiefmutter des französischen Theaters, dessen Verfasser bey der ersten Vorstellung, als das Publikum die scharf gezeichneten, harten Züge der Stiefmutter unnatürlich fand, und sich laut darüber äußerte, hastig den Kopf aus seiner Loge hervorsteckte und ausrief: Erfahren Sie, meine Herren, daß es meine eigne Stiefmutter ist, die ich nach dem Leben dargestellt habe! Ein andres Scribe'sche Stück: die Mäntel, ist vielleicht dem deutschen nachgeahmt, die Handlung geht wenigstens in Deutschland vor. Ein Schneider, dem welchem zwölf Mäntel bestellt worden sind, die einen so viel Verschwornen zum Kennzeichen dienen sollen, schneidet sich aus dem Tuche einen gleichen dreyzehnten zurecht, wird deßhalb auch für einen Verschwornen gehalten, erhält Besuche und Winke, aus denen er nicht klug werden kann, und wird zuletzt mit in den Kriminalprozeß gezogen, woraus er aber doch endlich gezogen wird, um seine Geliebte, eine Mäderin, zu heirathen. In Ländern, wo man die Leute wegen Carbonarismus in Untersuchung gezogen hat, wird dieses Stück nicht so spaßhaft erscheinen, als es hier der Fall ist, wo glücklicher Weise solche nicht stattgefunden haben. An der großen Oper hat man während Spontini's Anwesenheit in Paris Alles gethan, um diesem großen Meister gefällig zu seyn; seine Vestalin und sein Ferdinand Cortes sind wieder vorgenommen worden, und dann hat man sein Lieblingskind, Olympie, mit großen Kosten ausgestattet, nachdem der Tonkünstler diese Oper wieder überarbeitet hatte, besonders den dritten Aufzug, der jetzt nagelneu ist. Man hat dabey die Bemerkung gemacht, daß Spontini doch wohl selbst mit diesem, seinem Lieblingskinde nicht zufrieden seyn muß, da er beständig daran putzt und ziert, um es in glänzender Gestalt zu zeigen. Als sie Anfangs in Paris vorgebracht wurde, fand Olympie wenig Beyfall; seitdem hat Spontini sie für's Berliner Theater umgeändert, und seine Freunde versichern, daß sie dort überaus wohl aufgenommen worden sey. Als nun Spontini dieses Jahr nach Paris kam, hatte er keinen sehnlichern Wunsch, als seine Olympie auch bey den Parisern beliebt zu machen. Die Dichter änderten den Text zum Theil um, er selbst schrieb neue Musik zum letzten Aufzuge; die Operndirektion setzte ihre Pracht an Dekorationen und Balletten hinzu; und dennoch sind die Meynungen über den Werth der Olympie sehr getheilt; einige finden den Text zu unverständlich und zu wenig interessant; andere klagen über Reminiscenzen aus der Vestalin, über zu viel Lärm u. s. w., indeß ihnen die Chöre und die großen Ensemble-Stücke vortrefflich dünken. Die Folge davon ist, daß bey der zweyten Aufführung schon weit weniger Zuhörer sich einfanden als bey der ersten, und ein Tagesblatt scherzend vorschlug, man solle die Vorübergehenden zwingen, in die Oper hinein zu gehen, damit sich das Publikum mit den Schönheiten dieser Komposition vertraut machen möge, weil es sonst die Vorstellungen eine nach der andern vorübergehen ließe, ohne zu kommen. Indessen werden die Vorstellungen jetzt auch ohne das angerathene Compelle intrare ziemlich besucht. Aber einen weit populärern Beyfall fand der Boyeldieu'sche weiße Frau, an welchem [illegible] Verfasser des Textes, beynahe keinen [illegible] daß er dem Tonkünstler Gelegenheit gab, [illegible] musikalischen Reichthum zu entfalten und [illegible] Zwar hat auch hier Scribe seine ungemeine Fertigkeit im Dramatisiren beurkundet; allein mit größerer Sorgfalt hätte er doch dem Gange der Handlung etwas mehr Wahrscheinlichkeit gegeben; und hätte er weniger flüchtig gearbeitet, so hätte er vielleicht auch sein Werk etwas geistreicher und witziger geschrieben; er ist ja der einzige dramatische Dichter, den Frankreich jetzt hat; in seinen kleinen Vaudevilles pflegt er das Geistreiche mit voller Hand auszustreuen; warum ist er denn bey einer Operette, die Boyeldieu mit seiner Musik ausstatten sollte, so sparsam damit gewesen? wie unwahrscheinlich ist z. B. der zweyte Aufzug, welcher die Dauer einer ganzen Nacht vorstellen soll? schon nachdem zwey Arien gesungen worden sind, hört die Nacht auf, und nun wird sogleich zur Versteigerung des Schlosses geschritten, in welcher die weiße Frau des Nachts vorgeblich erscheint; wo in aller Welt wird denn mit Anbruch der Morgenröthe ein Schloß versteigert? Indessen wäre es Schade, wenn die Auktion nicht statt hätte; denn Boyeldieu hat daraus eine der schönsten Scenen der Operette gemacht. Rameau sagte ehemals, er mache sich anheischig, die Gazette de Hollande in Musik zu setzen. Zu Rameaus Zeit war dieß freylich nicht schwer; denn man schrieb platte Musik, wie [illegible] Zeitungen schrieb, und wie man in Ländern [illegible] freyheit derauf sind, noch platte Zeitungen [illegible] hat etwas Schwierigeres aufgeführt; er hat eine Versteigerung in Musik gesetzt, und zwar auf eine höchst drastische Weise. In der Mitte die beyden Schelme, der Friedensrichter [illegible] stellan, der sich des Gutes bemächtigen will; auf einer Seite die Bauern, welche aus Anhänglichkeit zur Familie ihrer ehemaligen Gutsherrn das Schloß anzukaufen wünschen, um es dem entfernten Abkömmlinge zu erhalten, aber nur furchtsam zuschlagen, und sich darüber berathen, ob sie noch höher steigen dürfen, auf der andern Seite der leichtsinnige Offizier, der keinen Heller in der Tasche hat, aber dem eine geheimnißvolle Schöne zuflüstert, er solle ein Aufgebot thun, und der zum Erstaunen aller frisch darauf losschlägt, dieß Alles hat Boyeldieu vortrefflich benützt.

(Der Beschluß folgt.)

Beylage: Literaturblatt Nr. 31.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Nro. 96.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 22. April 1826.

Wer das Dichten will verſtehen,
Muß in's Land der Dichtung gehen;
Wer den Dichter will verſtehen,
Muß in Dichters Lande gehen.

West-Oeſtlicher Divan von Goethe.

Die Maka'men des Hari'ri.

In freyer Nachbildung von Friedrich Rückert.

Zweyte Makame.

Hareth Ben Hemmam erzählt:

Mich hielt mit frohen Genoſſen — ein trauter Kreis umſchloſſen, — von welchem eingeſchloſſen war Geſelligkeit — und Gefälligkeit, — und ausgeſchloſſen Mißhelligkeit. — Und während wir nun die Fäden der Reden hin und wieder ſpielten, — und im Schwanken der Gedanken uns unterhielten — mit Geſchichten — und Berichten — und Gedichten; — trat herein ein Mann mit gebrechlichem Mantel, — und ſchwächlichem Wandel, — der den einen Fuß ſchleifte — und auf einen Stab ſich ſteifte; — der ſprach: O ihr köſtlichen Steine der Schreine! — o ihr tröſtlichen Seine der Reine! — Froh geben euch auf die Tage, — und unter ohne Klage! — Freundlich weck' euch der Frühſch[illegible], — und lieblich ſchmeck' euch der Frühwein*)! — Sebt einen Mann, der einſt beſeſſen — Haus und Hof, Eſſer und Eſſen, — Weiden und Weidende, — Kleider und zu Kleidende; — Gabe, zu ſchenken, — Labe, zu tränken, — Aecker und Aeſte, — Feſte und Gäſte. — Doch es ſchnob der Sturm des Leides, — und es grub der Wurm des Neides, — und der Einfall der Unfälle — brach über des Glückes Schwelle; — bis mein Hof leer ward, — und dünne mein Heer ward, — mein Brunnen erſchöpft, — mein Wipfel gelöpft, — mein Lager ſtaubig, — mein Barthaar ſtraubig, — mein Geſinde murrend, — meine Hunde knurrend; — im Stalle kein Roſſegeſtampf, — in der Halle kein Feuerdampf; — daß mir der Neider — ward zum Mitleider, — und der Schadenfroh — vor meinem Schaden flob. — In des Unglücks Klammer, — in der Armuth Jammer, — ward unſer Schuh die Schwiel' am Fuß, — und unſre Speiſe der Verdruß. — Wir ſchnürten knapp den Leib zuſammen, — um zu erſticken des Hungers Flammen. — Ausging uns des Stolzes Befiederung, — und wir wohnten in der Niederung. — Statt Roſſe blutig zu ſpornen, — gingen wir uns wund auf Dornen. — Der Tod bleibt unſere Zuflucht vor Bedrängniß; — wir klagen an das ſäumende Verhängniß. — Oder iſt hier ein beprüthiger, — menſchenfreundlicher, gutthätiger, — der einen Kraftloſen, Haftloſen ſtütze, — ein Tröpflein der Milde auf einen ſaftloſen ſprütze? — Bey dem, der mich hat entſproſſen laſſen von Kaile*)! — der den Mangel mir gab zu Theile! — ich habe nicht, wo ich die Nacht verweile. —

Hareth Ben Hemmam ſpricht: Um ſeine Nothdurft zu letzen, — und zugleich ſeinen Witz auf die Probe zu ſetzen, — nahm ich ein Goldſtück und wies es, — und ſagte: Dein iſt dieſes, — wenn du uns in Verſen ſein Lob läſſeſt hören. — Und auf der Stelle ließ er ſprudeln ſeine Brunnenröhren:

*) Der Morgentrunk.

*) Ein arabiſcher Stammname, deſſen ſich hier Ebn Seid gelegentlich bedient.

Digitized by Google

Gesegnet sey der Gelbe mit dem lichten Rand,
Der wie die Sonne wandelt über Meer und Land,
In jeder Stadt daheim, zuhaus an jedem Strand,
Gegrüßt mit Ehrfurcht, wo sein Name wird genannt.
Er geht als wie ein edler Gast von Hand zu Hand,
Empfangen überall mit Lust, mit Leid entsandt.
Er schlichtet jedes menschliche Geschäft gewandt,
In jeder Schwierigkeit ist ihm ein Rath bekannt.
Er pocht umsonst nicht an die taube Felsenwand,
Und etwas fühlt für ihn ein Herz, das nichts empfand.
Er ist der Zaub'rer, dem sich keine Schlang' entwand,
Der Schöne, welchem keine Schönheit widerstand,
Der Held, der ohne Schwertstreich Helden überwand;
Der Schwachen Kräfte gibt, und Thörichten Verstand,
Und Selbstvertrauen einflößet, das mit Stolz ermannt.
Wer ihn zum Freund hat, ist den Fürsten anverwandt,
Wenn gleich sein Stammbaum auf gemeinem Boden stand.
Der trifft des Wunsches Ziel, dem er den Bogen spannt.
Er ist des Königs Kron' und Herrschafts-Unterpfand,
Er ist der Erde Kern, und alles sonst ist Tand.

Und wie er war am Ende, — streckte er seine Hand nach der Spende, — und rief: Wer verspricht, muß segnen; — die Wolke, die donnert, muß regnen. — Da gab ich ihm das Goldstück hin, — und sprach: Sey es dir zum Gewinn! — Er schob es in seinen Mund, — und sprach: Gott erhalte mir's gesund! — Dann macht' er sich auf, von dannen zu wanken, — mit Grüßen und Danken. — Doch der Duft des Geistes, den er verstreute, — berauschte mich so, daß ich nicht Aufwand scheute. — Ein zweytes Goldstück nahm ich aus der Tasche, — und sprach: da hasche! — Dieses ist dein, wenn du nach seinem Adel — uns nun hören lässest seinen Tadel. — Da ließ er auf der Stelle — noch einmal rauschen die Welle:

Verflucht der Heuchler mit dem doppelten Gesicht,
Dem kalten Herzen und dem Lächeln, das besticht.
Er ziert sich wie ein Liebchen, und wer liebt es nicht?
Und wie Verliebte schmachtet er, der Bösewicht,
Er stammt vom Abgrund, aus den Finsternissen dicht,
Doch überstrahlt sein falscher Schein der Sonne Licht;
Die Wahrheit dringt nicht durch das Trugnetz, das er flicht.
Er gibt der Welt in allem Bösen Unterricht,
Lehrt, wie man falsche Eide schwört und Treue bricht.
Er ist's, der aus des Richters Mund dein Urtheil spricht,
Er ist's, um den man streitet, tobt und kämpft und ficht,
Um den der Dieb die Hand verliert am Hochgericht.
Für ihn verkauft man seinen Glauben, seine Pflicht,
Für ihn erkauft der Schlechte sich ein Lobgedicht.
Er ist's, um den das Herz aus Furcht dem Geiz'gen bricht;
Er ist's, um den des Neides Blick den Reichen sticht.
Das Schlimmste ist: Wer ihn bewahrt, dem nutzt er nicht;
Und wer ihn nutzt, der thut dadurch auf ihn Verzicht.
Darum verachtet ihn ein edler Mann, und spricht:
Du Taugenichts, hinweg von meinem Angesicht!

Ich rief: Gott müsse deinen edlen Mund vergulden: — Doch er rief: Versprechen macht Schulden; — und ich gab ihm den zweyten Gulden, — und sprach: Verwend' ihn zum Erwerb von Gottes Hulden! — Er schob ihn mit Dankgeflister — in den Mund zu seinem Geschwister, — und hinkte ab am Stabe, — preisend Geber und Gabe. —

Hareth Ben Hemmam spricht: Mir sagte das Herz, es sey Ebn Seid, — und seine Lahmheit ein geborgtes Kleid. — Ich hielt ihn an und rief: bey Gottes Gnade! — dein Witz verrieth dich; warum gehst du nicht grade? — Er sprach: Und bist du der Hareth? — so bleibe mir ewig schwarz gehaaret, — der Lust gepaaret, — den Frohen und Edlen geschaaret! — Ich sprach: ich bin der Hareth Ben Hemma'm; — wie geht es mit dir und deinem Kram? — Er sprach: Bald frisch, bald lahm; — ich segle mit zweyerley Winden, — gelinden und ungelinden. — Ich sprach: du solltest dich schämen, — Zuflucht zu einem Betrechen zu nehmen. — Da verfinsterten sich seine Mienen, — Und er sprach: Laß dir dienen!

Ich hinke, doch nicht aus Vergnügen am Hinken,
Ich hink' um zu essen, ich hink' um zu trinken.
Ich hinke, wo Sterne der Hoffnung mir winken,
Ich hinke, wo Gulden entgegen mir blinken.
Was man nicht erstiegen kann, muß man erhinken.
Viel besser ist hinken als völlig zu sinken.
Die Schrift sagt: Es ist keine Sünde zu hinken*).

*) Die Schrift, nämlich die mohamedanische, der Koran, sagt, bey Gelegenheit einer Aufmahnung zum heiligen Kampfe: Doch wer hinkt, für den ist's keine Sünde (nämlich vom Kampfe zu Haus zu bleiben).

Die Stadt Damaskus.

(Fortsetzung.)

Zu den größten Annehmlichkeiten dieser Stadt gehören die Kaffeehäuser, von denen es mehrere gibt, die auf dem Busen des Flusses gebaut, von Pfeilern unterstützt werden. Das Erdgeschoß des Kaffeehauses ist nur wenige Zoll über dem Flusse erhoben. Das Dach, welches auf allen Seiten offen ist, wird von einigen Reihen dünner Pfeile (kleiner Säulen) unterstützt. Unzählige kleine, bewegliche Sitze bedecken den Fußboden. Der Fluß, dessen Ufer mit Waldung bedeckt ist, rauscht schnell dahin. Unweit den Kaffeehäusern gibt es einen oder zwey Wasserfälle, die mehrere Fuß hoch sind, nebst einigen Bäumen, die ihnen

zur Seite aus dem Flusse herauswachsen. Das immerwährende Geräusch ihres Sturzes und die Kühle, welche sie überall verbreiten, sind eine unaussprechliche Wollust während der schwülen Tageshitze. Des Nachts, wenn die auf den dünnen Säulen hangende Lampen angezündet werden, und wenn die Türken von jedem Stand und aller Mannigfaltigkeit der reichen Tracht die Ufer bedecken, auf welches, wie auch auf den schäumenden Wasserfall der Mond seine Strahlen wirft, so würde man sich einbilden, daß dieses der Ort dazu seyn müsse, wenn es je möglich wäre, die Zauberscenen der Tausend und eine Nacht in Ausführung zu bringen. Diese kühlen und angenehmen Oerter waren unser täglicher Aufenthalt — man besucht sie jede Stunde des Tages — Einige Kaffeehäuser sind etwas anders in ihrer Einrichtung; eine niedrige Gallerie scheidet die Terasse von dem Gewässer. Springbrunnen spielen auf dem Fußboden, welcher mit Sopha's und Kissen versehen ist, und Musik und Tanz sind hier immer zu Hause. Nebst einer Pfeife Tabak und Kaffee trägt man einem zwey oder drey köstliche Sorbete mit irgend einer Art Obst, welches man in das Gefäß dazu legt, auf. — In der Mitte des Flusses, der bey einem von diesen Kaffeehäusern vorbeyfließt, befand sich eine kleine, mit Gras und Bäumen bewachsene Insel, wo man Stunden lang, ohne seinen Platz zu verändern zu wünschen, sitzen könnte. Hier versammeln sich öfters die arabischen Mährchenerzähler, deren Erzählungen vielmals von der Guitarre begleitet werden, und von welchen die Vornehmsten Araber sind.

Wir besuchten das katholische Kloster an demselben Tage, an welchem der Sohn des Paschas mit einem zahlreichen Gefolge dort ankam. Er besah die Merkwürdigkeiten dieses Orts, und heftete unter andern seine Blicke auf zwey silberne Becher, welches die Väter zittern machte, aus Furcht, daß sie ihm gefallen möchten. Ein Herr, von denen, welche ihn begleiteten, und der sein Hofmeister zu seyn schien, machte aus dem Stegreif einige Verse zum Lobe dieses Stiftes und überreichte sie dem Vorsteher, welcher aber sehr verdrießlich schien. Unter den Vätern befand sich ein sehr fetter und religionseifriger Mann, der einen großen Wunsch hatte, unsern Bedienten zu einem guten Katholiken zu bekehren. Er lud ihn deßwegen auf sein Zimmer ein, wo er anfing, nachdem er eine Flasche köstlichen Liqueur auf den Tisch gestellt, ihm über die Irrthümer der griechischen Kirche sehr ernsthafte Vorstellungen zu machen, in welcher der leztere erzogen worden war; und während daß ihm der leztere mit großem Beyfalle zuhörte, wurde die Flasche Liqueur und die Predigt fast zu gleicher Zeit geendigt, und der Vater war nicht wenig zufrieden mit der scheinbaren Wirkung seiner Beredtsamkeit, in der er es weder an Thränen noch an Bitten hatte ermangeln lassen. —

Der Pascha von Damaskus war ein guter und menschenfreundlicher Mann, und sein Volk schien unter seiner Regierung sehr glücklich zu seyn; — das System der Pforte, diese Beamten alle drey Jahre abzulösen, vernichtet die Dauerhaftigkeit aller guten Anstalten der besten Regierung.

In dieser Stadt hat man keine Schauspiele, oder öffentliche Unterhaltungen; die Wallfahrt nach Mekka muß den Türken selbst in diesem Leben sehr nützlich seyn, wenn sie auch nur ihrem Geiste einen lebhaften Stoß und ihnen Gelegenheit gäbe, ihr ganzes folgendes Leben daran zu denken, und sich davon zu unterhalten. Es ist ein starker Beweis von ihrem Gehorsam und ihrer Hochachtung gegen ihren Propheten, daß sie, ungeachtet ihrer langweiligen Lebensart, von welcher so viele Stunden mit gottesdienstlichen Handlungen zugebracht werden, seit 1200 Jahren existirt haben sollen, ohne den geringsten Hang zur Abgötterey und Sinnesermunterung in ihrer Religion gezeigt zu haben. Welcher Unterschied zwischen der Gemüthsart und dem Lebenslaufe eines Juden und Türken, von denen der eine den wahren Glauben, und der andre nur eine Nachahmung desselben besitzt — beyde trugen das siegreiche Schwert unter die überwundenen Völker, beyde erhielten das feyerliche Gebot, ihnen nicht nachzuahmen — und doch welcher Erfolg! —

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Frankfurt a. M. Ende März.

Es ist bekannt, daß unsere Gegend reich ist an Alterthümern aus der Römerzeit. Das feste Lager am Taunusgebirg wurde von den Römern als einer der wichtigsten Punkte in den Rheingegenden angesehen. Hier lagen unter den Kaisern, von Bonames (bona messis) bis über Vilbel (villa bella) zwey Legionen, unter Hadrian und anderen Kaisern die zwey- und zwanzigste und drey- und zwanzigste Legion, von welchen sich zahlreiche Ueberbleibsel, als Steine, Urnen, eiserne Geräthschaften, besonders aber viele Ziegel- und Backsteine mit der Prägе LEG. XXII. oder XXIII. vorfinden. Ein Dorf in unserer Nähe, ungefähr anderthalb Stunden entfernt, welches an diesen Alterthümern sehr reich ist, bewahrt von genanntem Kaiser noch den Namen. Es heißt Hädernheim. Hier scheint eines der wichtigsten römischen Stand- und Winterlager (colonia castrensis) gewesen zu seyn. Die Ueberbleibsel von Pfahlgräben, Mauern, gepflasterten Wegen ꝛc. deuten darauf hin. Vor einigen Wochen wurde dort auf einem Acker ein Sandstein von ungefähr drey Schuh Höhe und anderthalb Breite gefunden, worauf, etwas unkenntlich durch die Zeit und durch Beschädigung von Werkzeugen, ein Genius ausgehauen ist, der, wie es scheint, einen Schlangenstab hält, und einen Widderkopf zur Seite hat. Monumente, die leichter zu transportiren sind wie dieses, werden von den Eigenthümern jener Aecker, meistens Arbeitsleute, die hier beschäftigt sind, häufig zur Stadt gebracht, und von Liebhabern gekauft. Diesen Stein bot der Finder um einen Dukaten feil, und fuhr ihn auf einem Schubkarren von Haus zu Haus. — Ein noch glücklicherer Fund wurde vor drey Wochen gemacht. Auf dem sogenannten Heidenfelde förderte ein Maurer etwa zehn Schuh aus der Erde seines Ackers einen sechs Schuh hohen und drey Schuh breiten

Sandstein, der ein Stieropfer des Mithras in schöner dalberhabener Arbeit darstellt. Ein mit anderen Steinen das neben gefundener Altar führt die Inschrift: D. I. M. M. TR. SENECIO. P. S. P. Die Alterthumsforscher legen die Chiffern so aus: Deo Invicto Mithrae (dem unbesiegten Gott Mithras) Marcus Trebellius (oder Tertius) Senecio, pro salute patriae (zum Heil des Vaterlandes) oder wie Andere die drey letzten Buchstaben lesen: pecunia sua posuit (aus eignem Vermogen errichtet). Es ist in der That merkwürdig, wenn die Abstammung der Deutschen von den Persern begründet ist, daß sich ihr reinerer Gottesdienst nicht nur in den Deutschen fortpflanzte, sondern daß ein Theil seiner Mysterien sich durch das römische Weltreich hierher verirrte, und hier bey überwundenen, halbcultivirten Völkern vielleicht wissendere, wenigstens reinere Bekenner fand, als bey dem verweichlichten Römervolke, das alle möglichen Gottheiten in sonderbarer Verwirrung bey sich aufnahm. Schwerlich ließ der Weltherrscher Cyrus sich träumen, daß die Ueberlieferung seiner National-Religion auf doppeltem weiten Wege, dereinst in den fernsten, rauhesten Klimaten bey Menschen von Muskeln wie Eisen die milde, allbelebende Sonne der Religion verbreiten werde, die das von ihm beschützte Volk der Juden noch in rauhem Kern umschloß. — Der Arbeitsmann, der jenes merkwürdige Bild des Parsengottes Mithras in seinem Acker fand, legt, als ein Mann, der dergleichen Dingsachen zu verstehen vorgibt, den ganzen Tempel mit Opferstöcken, Altären und Steinen zurecht. Der Schulmeister oder der Pfarrer, oder andere Forscher scheinen ihn schon von der Wichtigkeit des Fundes belehrt zu haben, denn er fordert 800 Gulden für den Mithrasstein. Bey den zahlreichen Besuchen in Hädernheim fiel ein artiges Anekdötchen vor. Als die Frau des Maurers in dessen Abwesenheit mehreren Besuchern den merkwürdigen Stein zeigte, und diese den Wunsch äußerten, daß er abgezeichnet würde, so sagte sie: nein, sie hätte ihrem Mann schon gesagt, sie dürften das nicht leiden, denn wenn der Stein einmal abgezeichnet wäre, dann wäre es auch ein Leichtes ihn nachzumachen.

(Der Beschluß folgt.)

Paris, 12. März.

(Beschluß.)

Von den Blasinstrumenten im Orchester macht Boyeldieu eben so häufig Gebrauch als Rossini, und andre neuere; als ich die weiße Frau aufführen sah, wurde zuvor Mehuls Stratonize gegeben, die noch etwas im alten Opernstyl komponirt ist; welcher Unterschied in der Behandlungsart, obschon die beyden Meister mit fünfzehn oder zwanzig Jahren im Alter von einander abstehen mögen! Boyeldieu ist nun in der Normandie, woraus er verstammt, und setzt dort seine Operette in Scene. So pflegt er es bey seinen neuen Opern stets zu machen. Sind sie einmal zu Paris im Gange, so denkt er an seine liebe Vaterstadt, Rouen, leitet dort die erste Aufführung, und empfängt den jauchzenden Beyfall der Normänner, die mit Recht stolz auf einen solchen Landsmann sind, und ihn mit Ehrenbezeigungen und mit Beyfall überhäufen. Von da begibt er sich nach Hävre, jetzt die zweyte Stadt der Normandie, wo es eben so hergeht. Der Tonkünstler findet ein herzliches Vergnügen darin, unter seinen eigentlichen Landsleuten seines Triumphes zu genießen, nachdem seine Kompositionen einmal in der Hauptstadt allgemeinen Beyfall erhalten haben. Rossini erntet solchen Beyfall auch in Fülle an der italienischen Oper, die sich jetzt in dem glänzendsten Zustande befindet, freylich vermittelst des Geldes der beysteuernden Nation; denn diese Oper verschlingt das Einkommen eines Herzogthums oder gar eines kleinen Königreiches; ein prächtiger Saal, ein vortreffliches Orchester, große Virtuosität der Hauptsänger und Sängerinnen, eine prachtvolle Versammlung begüterter abonnirter Familien. Rossini an der Spitze der Direktion, das Geld in Ueberfluß; was hätte die italienische Oper noch zu wünschen! Man ist dennoch nicht ganz zufrieden. Rossini läßt zu oft seine eignen Stücke aufführen, und da sich diese nun zum Theil wiederholen, so folgt daraus, daß des Wiederholens für die Abonnenten kein Ende ist. Darüber scherzen die Tagesblätter auch oft; so erzählte in diesen Tagen ein's derselben, man habe ein neues Kaffeehaus, unter dem Namen das Rossinische eröffnet, allein die Dilettanti wollten es nicht besuchen, weil sie fürchteten, man möchte ihnen nur wieder aufgewärmtes auftischen. Ganz ist die Einförmigkeit des jetzigen Bühnenrepertoirs doch nicht Rossini's Schuld; mehrere Versuche sind gemacht worden, ältere Operetten wieder vorzunehmen; allein das Publikum hat sich an den Styl so gewöhnt, daß ihm manche jener Operetten jetzt zu flach und unbedeutend vorkommen; indeß behalten noch immer die Mozart'schen, Cimarosa'schen und andere Operetten ihren ganzen Werth, und an diese sollte Rossini mit Hintansetzung seines werthen Ich's etwas mehr denken, zumal da er eine vortreffliche Truppe zur Aufführung derselben besitzt. Jedoch bleibt den Musikliebhabern noch hinlänglicher Genuß übrig. Haben sie nicht drey Opern, die große, die komische und die italienische, ferner eine Menge von Konzerten einheimischer und fremder Künstler, und dann fast alle acht oder vierzehn Tage irgend eine große Benefizvorstellung, die mit aller möglichen Pracht ausgestattet zu werden pflegt, um dem Benefizianten einen reichlichen Gewinn zuzusichern! Außerdem fehlt es auch nicht an Soirées musicales, wiewohl die Missionarien das Volk mit ihren Donnerstimmen aufschrecken, um sie zur Buße und zu Andachtsübungen anzutreiben; womit es dann freylich nicht sehr emsig geht.

Dg.

Auflösung des Räthsels in Nr. 90.

Geld.

Charade.

Erste Sylbe.

Des Feuers Kind, oft mit dem Vater selbst im Streit.
Obschon sie meinen Nutzen preisen.
Schaff' ich den Menschen doch leicht Unlust mehr als Freud':
Am meisten doch verhaßt gibt aus der Afterweisen
Und Afterdichter Kopf und Mund
Mir alles Wesen sich recht kund.

Zweyte Sylbe.

Mit Linnenflügeln angethan,
Ein fliegend Haus schwebt' ich heran;
Durch Wogen machen mir bewehrte Arme Bahn.

Und daß mein Ganzes man errathen kann,
So bleibt beym Zweyten stehn;
Doch darfst ihr nicht das Erste übersehn.
Es ist das Zweyte, und doch nicht; nur allein
In Kraft des Ersten kann's das Zweyte seyn.

— e —

Beylage: Intelligenzblatt Nr. 16.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Nro. 97.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Montag, 24. April 1826.

Heilig, heilig, heilig bist du Gott der Grüfte!
Wir verehren dich mit Graun!
Erde mag zurück in Erde stäuben,
Fliegt der Geist doch aus dem morschen Haus!
Seine Asche mag der Sturmwind treiben,
Seine Liebe dauert ewig aus!

Schiller.

Meinem Alexsandro,

auf dem Kapitol zu lesen, falls ihm noch diese Wonne am Lebensbrunnen aufglüht.

Was thaut' ich dir aus weitem Norden sagen,
Als daß vor Schmerz der Russen Seele brennt,
Die stumm nach Petersburg die Leiche tragen
Des Vaters, der sie nicht mehr Kinder nennt!
Du wandelst auf des Kapitols Kothurnen, —
Ich traure bey des Volkes Todtenurnen. —

Es ist ein schöner Weltenstern gesunken,
Aus seiner mittagshohen Sonnenbahn,
Dem wir, — von seligster Begeistrung trunken,
Voll Lieb' und freyer Ehrfurcht durften nah'n.
Ach, keine Leide lehrt uns je vergessen,
Daß Ihn das Herz, daß Ihn die Welt besessen. —

Und Moskau weiht, die Phönixstadt der Gluten,
Der Seraphhüll' den Silbersarkophag,
Krystallbedeckt, damit den Einzig — Guten
Die fernste Nachwelt schau'n und segnen mag.
„„Denn solch ein Kaiser muß gesehen werden,
„„Für alle Zeit, im Himmel und auf Erden!"" —

Brokmueller.

*) Dieses Gedicht war das letzte des Verfassers, wenige Tage vor seinem Tode. Er starb den 22. Febr. 1826 zu Mitau.

Die Stadt Damaskus.

(Beschluß.)

Es gibt mehrere mildthätige Stiftungen in dieser Stadt, wo man Lebensmittel unter die Armen und Arzneyen unter die Kranken vertheilt, wovon eine ein sehr geräumiges und prächtiges Gebäude ist. — Die vornehmen Türken reiten sehr gern auf ihren schönen Ebenen spazieren; gegen Osten öffnet sich ein schönes Thal, und man geht hier mehr spazieren, als in den Hauptstädten von Egypten und der Türkey, welches ohne Zweifel von der Schönheit der Spaziergänge um den Stadtmauern herrührt. — Gegen Nordosten ist der schöne, einsam-gelegene Berg, Ashallon, bey welchem der Weg nach Palmyra vorbeygeht. Wir wünschten sehr, diese Ruinen zu sehen, wovon uns aber zwey oder drey große Hindernisse abhielten. — Die große Anzahl von Palm- und Cypressenbäumen in der Ebene von Damaskus tragen sehr viel zur Schönheit dieser Stadt bey, vorzüglich in der Nachbarschaft des Dorfes Salehieh, wo wir einige Stunden in einem schönen, einem wohlhabenden Manne gehörigen, Hause, welches er bey Tage an Fremde vermiethete, zubrachten. — Der große Saal war ein herrliches Zimmer, welcher sich in einem angenehmen Garten öffnete, durch welchen ein reißender und kühler Bach floß. Die Fenster gingen auf die Ebene und die Stadt. Einige Häuser, bey ihrem großen Ueberflusse von Wasser, haben kleine, schöne Wasserbehälter in ihren Gärten, deren Sei-

Digitized by Google

ten mit Mauern umgeben und beschattet sind, und in welche Springbrunnen sich ergießen. — Ein Reisender kann ein Haus sehr wohlfeil miethen, und diese Art sich zu logiren, wird man am bequemsten und angenehmsten finden, wo aber der größte Nachtheil, wie es bey den meisten orientalischen Aufenthaltsörtern der Fall ist, in dem Mangel an Gesellschaft besteht. Dieses kann man bey einem Besuche von einigen Wochen nicht gewahr werden, aber bey einem Jahre langen Aufenthalt, wovon es einige wenige Beyspiele gibt, muß die Seele wie der Körper eines Menschen orientalisch werden. Doch wer kann das herrliche Klima und die orientalischen Scenen verlassen, ohne den beredtsamen und gerechten Klagen des Anastasius, da er sie vor seiner Abreise nach Europa zum letzten Mal sah, um sie nie wieder zu sehen, beyzustimmen. Die ersten Eindrücke können auch viel zu der leidenschaftlichen und romanhaften Erinnerung beytragen, welche eine Reise im Morgenlande nie ermangelt, in uns zurückzulassen. Der Uebergang aus einem Garten in die Wildniß — der Schatten und die Stille eines Zeltes in einer traurigen und brennenden Ebene, die einsame Quelle und der einsame Palmbaum — die gütige Aufnahme in der Wüste und die gottesdienstlichen Verrichtungen des Volkes, welche auf diesem stillen Schauplatze ausgeübt werden, — sind die lebhaften und eindrucksvollen Bilder, welche unsere Einbildungskraft zuerst ergötzten, und welche die Natur einzig und allein den Menschen in den ersten Jahrhunderten, und den Patriarchen und Propheten, den Günstlingen des Himmels, verlieh.

Das Aussehen der in die Stadt kommenden Araber ist malerisch. Wir begegneten eines Tages einer Prozession von ihren Anführern, welche aus den Wüsten gekommen waren, um dem Pascha einen feyerlichen Besuch abzustatten. Sie hatten gute Pferde und waren meistentheils schlank gewachsene Männer, mit ausdrucksvollen Gesichtszügen und scharfen, schwarzen Augen. Ihre Mäntel waren von Baumwolle mit bunten Streifen, und sie trugen Turbane von lichtgelber Farbe; sie schienen sehr aus ihrem Geleise zu seyn und sahen aus, als ob sie viel lieber die Stadt überfallen, als dem Pascha einen feyerlichen Besuch abstatten wollten.

Man sieht die Frauenzimmer öfters in den Bazars herumspazieren; sie tragen im Allgemeinen einen weißen Mantel, welcher ihnen zugleich den obern Theil des Kopfes wie eine Kapuze bedeckt, Schuhe und Pantoffeln; die letztern tragen sie, wie es bey den Mannspersonen der Fall ist, innerhalb der erstern, welche immer außerhalb und vor der Thüre ihres Zimmers gelassen werden. Auch gehen sie öfters in kleinen gelbledernen Stiefeln aus, und sehen auf den Gassen nicht ganz so häßlich aus, wie zu Stamboul und Kairo. Ihre Tunika oder Unterkleid ist mehrmal reich mit Gold gestickt — im Winter ist es von Tuch mit weißem Pelzwerk, selbst um den Armgelenken, verbrämt, ihre Beinkleider, welche ohne Ausnahme getragen werden, sind von Seide, wundersam geziert und bestickt, und werden vermittelst einer Binde um den Leib befestigt und über diesen wird das Oberkleid getragen. Blaue Augen sind unter den türkischen Frauenzimmern unbekannt, welche gewöhnlich einige von ihren rabenschwarzen Locken aus ihrem Turban heraushängen lassen. Ihre Hände sind niedlich, klein und weiß, mit Ringen geschmückt und mit Armbändern auf den Armgelenken geziert. Im Ganzen genommen gibt ihnen ihre Tracht, ob sie gleich das Ebenmaß und die Schönheit ihrer Gestalt verhüllt, ein großes und majestätisches Ansehen, vorzüglich der geschmackvolle Cashmier-Turban, dessen Schönheit die europäischen Damen, wenn sie auch einen besitzen, dadurch verderben, daß sie die Weise, denselben aufzusetzen, nicht kennen.

Wir entschlossen uns, jetzt unsern Aufenthalt hier zu enden und reisten, nachdem wir von der Familie, mit der wir so viele Stunden angenehm zugebracht hatten, Abschied genommen, mit einem Wegweiser und Pferden auf die Berge zu, welche der Stadt gegen Norden liegen.

Außerordentliche Ueberschwemmungen im südlichen Frankreich im Jahr 1679.

(Correspondence etc. de Mr. le Baron de Zach. N. 2. 1826.)

Die Ursachen, so wie die eigentliche Beschaffenheit der großen Ueberschwemmungen, welche sich am Ende des Jahrs 1824 zur selben Zeit in vielen Theilen Europa's ereignet haben, ist noch keineswegs hinlänglich erörtert; dieß kann nur durch eine Vergleichung ähnlicher Ereignisse früherer Zeiten geschehen, und in dieser Hinsicht ist folgender Bericht von einer Ueberschwemmung, welche im Jahr 1679 einen großen Theil der Gascogne verwüstete, nicht ohne Interesse. Damals, wie 1824, war es jedem Augenzeugen erwiesen, daß die Gewässer, welche sich so verwüstend über das Land ergossen, ihren Ursprung nicht, oder nur zum Theil, heftigen, anhaltenden Regen oder plötzlichem Schmelzen des Schnee's in den Gebirgen verdankten, daß der größte Theil des Wassers nicht vom Himmel, sondern aus dem Schooß der Erde gekommen sey. Der Bericht, den wir im Auszug mittheilen, findet sich im Journal des savans vom 22sten Mai 1679.

Im Anfang des Monats Juli 1678, nach einem, einige Tage anhaltenden, mäßigen Regen, wovon die Gewässer der Garonne nur wenig stiegen, schwoll dieser Strom in einer Nacht so stark an, daß die Brücken und Mühlen oberhalb Toulouse fortgerissen wurden, und daß in einem Augenblick die Ebene unterhalb Toulouse von der wüthenden Flut überströmt war, die Menschen, Vieh und Häuser, auch von den bis dahin für vollkommen sicher gehaltenen Orten, mit sich fortriß. Doch dauerte diese Wuth nur wenige Stunden. Zur

ſelben Zeit traten auch die Gave und der Adour, welche ihre Quelle ſo wie die Garonne in den Pyrenäen haben, aus ihrem Bette, wogegen die Gewäſſer der Aude, Arriége und Arée, welche in den Gebirgen von Foix entſpringen, nicht über ihre gewöhnliche Höhe ſtiegen. Diejenigen, welche aus der Ferne von dieſen Ueberſchwemmungen ſprechen hörten, haben geglaubt, ſie ſeyen durch große Regenqüſſe oder Schmelzen des Schnee's in den Gebirgen verurſacht worden; allein aus den nähern Umſtänden und den Ausſagen der Bewohner der Gebirge geht hervor, daß ganz andere Urſachen mitgewirkt haben müſſen. Sie ſagen zwar, daß es geregnet habe, aber weder lang noch heftig genug, um ein ſolches Anſchwellen der Flüſſe hervorbringen zu können. Das Waſſer quoll mit großer Gewalt aus den Eingeweiden der Erde, indem es ſich überall Bahn brach und Bäume und Felſen mit fortriß. Aus den Abhängen der Gebirge, wo nie zuvor Waſſer gefloſſen hatte, ſprangen zahlreiche Quellen hervor, welche ſo lange ſtrömten, als die Ueberſchwemmung dauerte. Das Waſſer hatte einen metallartigen oder ſalzigen Geſchmack. An manchen Orten war es ſtinkend, ſo daß das Vieh mehrere Tage lang nicht aus den Flüſſen trinken wollte; dieß war beſonders bey der Save bey Lombez der Fall. Die Arbeiter, welche den Schlamm aus den Gärten des Bischofs herausſchaffen ſollten, fühlten ein heftiges Zucken an den Beinen, wie von einer ſtarken Lauge, und bey vielen erfolgte ein Ausſchlag. Alles dieß beweiſt, daß das Waſſer, was dieſe Ueberſchwemmung verurſachte, kein Regenwaſſer und kein Schneewaſſer war. Um nun zu erklären, wie dieß Waſſer aus dem Innern der Erde hervorgetrieben ward, erwähnt der Bericht mehrerer Thatſachen, woraus er auf das Daſeyn großer unterirdiſcher Waſſeransammlungen ſchließt, z. B. die Teiche und Seen ohne Grund, welche man hie und da findet, und zwar zuweilen an ſolchen Stellen und ſo hoch, daß ſie keinen Zufluß von höheren Gegenden erhalten können, ferner das Verſchwinden mancher Flüſſe und Ströme, z. B. des Guadiana *), die unterirdiſchen Seen, die ſich in mehreren Höhlen finden, das Waſſer in den Bergwerken und überall, wo man bis zu einer gewiſſen Tiefe gräbt, endlich die Unergründlichkeit des Weltmeers. Dieſe unterirdiſchen Gewäſſer, an deren Daſeyn wohl kein Zweifel iſt, können nun in den Schichtungen des Innern der Erde, beſonders der Gebirge, auf verſchiedene Weiſe ſolche Veränderungen und Lücken hervorbringen, wodurch innerliche, unterirdiſche Erdfälle von mehr oder weniger großer Ausdehnung entſtehen, welche die unterirdiſchen Gewäſſer zwingen, ſich einen Ausweg zu ſuchen, und ſie an die Oberfläche der Erde hervortreiben. Daß zur Zeit jener Ueberſchwemmungen Veränderungen im Innern der Erde vorgegangen ſind, beweiſen auch die mehr oder weniger bedeutenden Riſſe und Spalten, welche zu der Zeit in den Gebirgen entſtanden und von den Bewohnern bemerkt wurden. So weit der Bericht. — Eine ähnliche Ueberſchwemmung, jedoch von geringerer Ausdehnung, fand im Jahr 1763 in den Thälern des Rouſſillon ſtatt, und zwar nach einer vorhergehenden großen. Bey dieſer Gelegenheit verurſachte der Bach von Figuere einen Erdſturz, wobey man eine vor mehr als drey Jahrhunderten verſchüttete Mühle entdeckte. Die Correſpondence erwähnt auch einer Ueberſchwemmung des Rio de la Plata im Jahr 1793, worüber ſie in einem folgenden Heft weitere Nachrichten verſpricht.

*) In dem Bericht iſt der Guadalquivir genannt, allein bekanntlich iſt es der Guadiana, der bey Caſanueva bei Rey in der Mancha ſich in den ſogenannten ojos de Guadiana verliert.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Frankfurt a. M. Ende März.

(Beſchluß.)

Unter den zahlreichen Wohlthätigkeitsanſtalten unſerer Stadt erregt ein neuer Verein, welcher zur Beförderung der Handwerke unter den Juden geſtiftet worden, Aufmerkſamkeit. Seine Wirkſamkeit verbreitet ſich auf ſechs Stunden im Umkreiſe der Stadt (die größeren Städte dieſes Bezirks, wie Darmſtadt, Hanau ꝛc. ausgenommen), und ſeit dem ſtädtiſchen Geſetz über die bürgerliche Verbeſſerung der Juden, welches dieſe Staatsgenoſſen auch in die Rechte der Handwerker einſetzt, noch näher über die Stadt Frankfurt. Ein Hauptangenmerk dieſes Vereins iſt die Sorge, daß viele der armen Lehrlinge, welche von ihm Unterſtützung erhalten, ſich zu ſchweren Handwerken, d. h. zu ſolchen beſtimmen, welche Muth und phyſiſche Kraft theils vorausſetzen, theils erzeugen, wobey ſich jedoch als erſte Bedingung ergab, daß nicht aus allzuwarmem Eifer der natürlichen Freyheit unwürdige Feſſeln angelegt und ſo in Hülfebedürftigen das keineswegs tadelnswerthe Gefühl aufgeregt würde, welches den Menſchen mißtrauiſch oder widerſpenſtig, ſelbſt gegen das Gute macht, wenn es ihm aufgedrungen wird. Man beſchloß daher ohne directe Einwirkung nur durch größere Unterſtützung zu dieſem Entſchluß aufzumuntern. „Während der Lehrzeit," heißt es in den Statuten, „darf in der Regel denen, welche ſich zu leichten, d. i. zu ſolchen Handwerken beſtimmen, bey welchen kein bedeutender Kraftaufwand erforderlich iſt, und welche mit keiner Art von Gefahr verbunden ſind, keine weitere Unterſtützung aus der Kaſſe des Vereins verabreicht werden. Denen aber, welche ein ſchweres Handwerk lernen, wobey keine Geldbeyträge vom Meiſter gegeben werden, kann für ihre Lehrzeit ein monatlicher Zuſchuß von 1 fl. 12 kr. zugeſichert, bey ſchlechtem Betragen aber auf kürzere oder längere Zeit wieder entzogen werden. Waiſen kann jedoch, auch wenn ſie kein ſchweres Handwerk lernen, der erwähnte Geldbeytrag bewilligt werden. Wer ſich zu ſolchen ſchweren Handwerken beſtimmt, bey welchen kein Lehrgeld an den Meiſter bezahlt wird, erhält ſowohl nach einem Monat Probe, als in der Mitte der Lehrzeit, jedesmal für etwa 15 fl. Kleidungsſtücke vom Verein ꝛc." — Es iſt zu erwarten, inwiefern dieſer Verein, der von reichen jüdiſchen Kaufleuten großmüthig unterſtützt wird, und viele unbemittelte Kontribuenten zählt, ſeinem ſchönen Zweck mit der Zeit entſprechen, wie weit die Juden ſich von dem alten Vorwurf werden entledigen können, vermöge deſſen wir ſie ſchon beym Tempelbau und in verſchiednen Zeiten faſt allein fremde Arbeiter gebrauchen ſehen.

Die Verwaltungskommiſſion der mit der polytechniſchen Geſellſchaft verbundenen Sparkaſſe hat in dieſem Monat einen Jahresbericht abgelegt, aus welchem ſich das allgemeine Vertrauen in der Zunahme der angelegten Kapitalien auf eine ſehr erfreuliche Weiſe zeigt. Die Geſammtſumme beläuft ſich gegenwärtig auf 268,301 fl. Im verfloſſenen Jahre wurden durch 736 neue Einlagen und 799 Zuſchüſſe zuſammen 130,879 fl. angelegt; nach Abzug von Rückzahlungen und Zuziehung von Zinſen iſt hierdurch das Kapital um 111,240 fl. vermehrt worden. „Neben dieſer Sparkaſſe," heißt es in einer Rede, „gleichſam als Zweig derſelben, iſt im verfloſſenen Jahr ein anderes Inſtitut, die Erſparnißanſtalt errichtet worden. Dieſe hat ebenfalls die Beförderung der Sparſamkeit, und die Vorſorge für das Alter zum Zweck, jedoch auf andere Art wie die erſtere; dort iſt es der Willkür überlaſſen, einem oft nur aufwallenden Gedanken zu folgen, und den Sparpfennig für Alter und Noth in ſichere Gewahr zu bringen; hier, wo man ſich verbindlich macht, einen wöchentlichen Beytrag zu geben, wird der flüchtige Entſchluß feſtgehalten, und nach und nach zur Ge-

gewohnheit umgewandelt, mit der das Besorgtseyn für die Zukunft gleichen Schritt hält, und auf solche Art manche Verschwendung verhütet, und zu einem geordneten, geregelten Leben die Veranlassung gegeben. — Unsere Hunderttausende waren zuvor unter einer Menge von Geldbesitzern zerstreut, bevor unsere Sparkasse sie sammelte und in gemeinnützlichen Umlauf setzte, in gemeinnützlichen, denn wenn dieses Geld in Trinkstuben und Kramläden ausgegeben wird, so läuft es um, nur Schade, daß der Besitzer selbst keinen Nutzen von diesem Umlaufe hat, und daß, wenn er sich gewöhnt, den Geldumlauf auf solche Weise zu befördern, er am Ende selbst ein Umläufer wird, und von der Armenkasse zur Ruhe gebracht werden muß. Wenn indessen auch die Hälfte unseres Sparkapitals in die Kramläden und Trinkstuben gewandert wäre, so wäre doch die andere Hälfte in Sparbüchsen und ähnlichen Behältern vergraben geblieben, die wir jetzt mit Vortheil für so viele, die ein Kapital ehrlich zu nutzen verstehen, verinteressiren. Wo aber hatten jene, die jetzt die Sparkassen füllen, Gelegenheit ihre Ersparnisse sicher aufzubewahren, oder gar zinsbar unterzubringen, ehe die Sparkassen waren, welche nun, wie alles, was einfach ist, und tief gefühlten Bedürfnissen abhilft, überall Eingang finden. Und wie manche tausend Gulden lagen vorher unter so vielen Hunderten von Dienstboten, Handwerksgehülfen und dergleichen vertheilt und vergraben, ehe diese ihr Scherflein der Sparkasse anvertrauen konnten; wie mancher Sparsame wurde bestohlen, oder bestahl sich selbst, indem er vergeudete, was er gesammelt hatte. Kein Lotteriegewinnst ist dem Gewinner, der in der Regel dadurch zum Verschwender gemacht wird, so wohlthätig, wie dem Einleger der Sparkasse sein Kapitälchen, welches derselbe als Bäumchen benuzt, von dem er von Jahr zu Jahr mehr und schönere Früchte erntet. Diese Kapitalien sind aber eigentlich nur die Schalen jener Früchte. Ihr Kern ist die Pflichttreue, die geübt wird, die Pflicht der Vorsorge, der Selbstverläugnung, kurz der Lebensordnung, wodurch sich der bessere Mensch über den in den Tag hinein lebenden Pöbel erhebt." — Möchten doch diese wichtigen Worte, die aus so segensreicher Erfahrung hervorgegangen sind, allerwärts Erwägung und Eingang finden.

Die Sonntagsschule für Handwerker, deren ich im vorigen Briefe erwähnte, hatte in diesem Monat ihre jährliche Prüfung, wobey Reden gehalten, große und kleine silberne Denkmünzen, auch Bücher und Kupferstiche vertheilt wurden, und womit dieses Mal wieder eine Gewerbsausstellung der Schüler verbunden war und mit Preisen gekrönt wurde. Seit der vorigen Jahresprüfung sind 286 Schüler aufgenommen worden, und das Register der Schüler, welche alle bisher Unterricht genossen, ist hierdurch auf 1825 angewachsen. Aus der Rede des proponirenden Sekretärs der polytechnischen Gesellschaft, Herrn Dr. Wöhler, ergeben sich die näheren Verbindungen, worin die hiesige Sonntagsschule mit gleichen Vereinen des Auslandes steht. Der älteste dieser Art ist in der trefflichen und umfassenden Lübecker Gesellschaft, zur Beförderung gemeinnütziger Thätigkeit, mit inbegriffen; außerdem steht die Gesellschaft in Verbindung und Wechselwirkung mit dem Nürnberger Industrie- und Kulturverein, mit der Würzburger Gesellschaft zur Beförderung und Vervollkommnung der Künste und Gewerbe, mit der Göttinger Sonntagsschule ꝛc. Die Vorsteher der Sonntagsschule in Basel erbaten sich vor einiger Zeit die Einrichtungen der hiesigen, um die ihrige danach einzurichten. In Coburg wurde von Menschenfreunden im Jahr 1820 eine Sonntagsschule gestiftet. Durch diese Veranlassung bildete sich später ein Kunst-, Gewerb- und Industrie-Verein, der mit jugendlichem Streben schon viel Rühmliches leistet. Dem Wunsche der dortigen Direktion der Sonntagsschule zufolge übersandte ihr die hiesige Gesellschaft mehrere große und kleine Denkmünzen von ihrer Prägt (ein Bienenkorb, mit der Umschrift der Sonntagsschule), welche bey der nächsten Prüfung der Coburger Sonntagsschüler ausgetheilt werden sollen, auf welche Art der hiesigen Gesellschaft die Ehre zu Theil geworden ist, daß der Fleiß der dortigen Schüler mit ihren Denkmünzen gekrönt wird. — So wetteifert der polytechnischen Gesellschaft neben diesen schönen Zweigen ihrer Thätigkeit nur noch die Veranstaltung einer Gewerbsausstellung, um gegen andere Städte, in Hinsicht solcher Institute, nicht zurückzubleiben. Sie hat eine solche auf den Monat September dieses Jahres unlängst in den Zeitungen angekündigt, und man verspricht sich auch hiervon gute Aufnahme und segensreichen Erfolg.

Aus dem Cäcilienverein ging in diesen Wochen eine zweyte, ganz neu ausgezeichnete Aufführung des Judas Maccabäus hervor. Die Verdienste des Musikdirektors Hrn. Schelble und die treffliche Application, vielmehr die begeisterte Stimmung des jungen Liebhabervereins wurde von einem kompetenten Richter des Auslandes dem auf seiner Reise nach Paris und London begriffenen C. M. v. Weber schmeichelhaft anerkannt.

Mit unserem Theater steht es hinsichtlich des Baues noch beym Alten, und die Aussichten zu einem neuen Bau scheinen allmählig zu verschwinden. — Herr Forti erfreut uns mit fortgesezten Gastdarstellungen. Eine Dem. Schröffer hatte den weiten Weg von Petersburg zu uns genommen, und sang die Partieen der Sophie in Sargin und des Tancredi ihre Stimme, durch Unpäßlichkeit in minder günstigem Lichte, erhielt wenig Beyfall. Dagegen erntete Mad. Waldmüller aus Wien, welche nur ein Mal als Tancred auftrat, rauschenden Applaus. — Neue Lustspiele waren zuerst: Die Zufälle, von Holbein, ein Stück lediglich aus Bühneneffekten zusammengesetzt, welches einen neuen glänzenden Beleg zu dem Bekenntniß des Verfassers gibt, daß er nur für die Kasse arbeite; dieses Mal möchte er sich aber doch geirrt haben, hier wenigstens werden die Zufälle schwerlich wieder gegeben werden. Eine erträglichere Neuigkeit war: Es spukt, von Frau von Weissenthurn. Ein Mädchen bricht, um ihren Geliebten, einen dummen Bauernjungen, zu entführen, aus einem Keller in den andern. Die Sache ist neu, die Operation mit dem Brecheisen erweckt Interesse; das Ganze ist mit Witz und Laune, im niederländischen Styl geschrieben. Das alte Lustspiel: die Reise nach der Stadt, von Iffland, wollte, der dringenden Empfehlung in einer der hiesigen Zeitschriften ungeachtet, kein Glück machen. — Zum Benefiz der Dem. Lindner erschien zum ersten Mal: Van Dyks Landleben, von Kind, worin die Künstlerin als Lenchen durch Grazie und holde Beredsamkeit Auge und Ohr fesselte. — Im Schauspiel droht Krieg, und kein unbedeutender. Eine große Schauspielerin, Mad. Neumann, ist im Anzuge, sie scheint das Wiedervergeltungsrecht an Dem. Lindner üben zu wollen, die sich voriges Jahr in Karlsruhe einen Lorbeerkranz holte. Mad. Neumann hat beym Abgange dieses Briefes schon in Mainz zwey Lorbeerkränze nach einander geerntet; wie wird es ihr nun hier ergehen? Nach der Aufführung der Schule der Alten und der Hagestolzen setzte ihr der Mainzer Schauspieler Cornelius beym Herausrufen den ersten Kranz auf; den zweyten erhielt sie nach ihrer letzten Darstellung, als Jungfrau von Orleans. Man hatte den Schauplatz schnell in den Zaubervallast der Sepdritten verwandelt. Hr. Cornelius führte die Geseverte an einen flammenden Altar, und während hinter der Scene und im Publikum ein Festgedicht in der Melodie des Rheinweinliedes angestimmt wurde, schwebte ein Genius aus den Wolken herab, und bekränzte die Heldin. Die Rührung machte sie stumm, aber als sie dann nochmals gerufen wurde, versprach sie in den freundlichsten Ausdrücken, bald auf länger wieder zu kommen.

Beylage: Kunstblatt Nr. 33.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Nro. 98.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, 25. April 1826.

Ein schwindlicht und unzuverlässig Haus
Hat der, so auf das Herz des Volkes baut.

Shakspeare.

Einige Bruchstücke aus den Memoiren des Robert Guillemard, verabschiedeten Sergenten.

(Fortsetzung von Nr. 57.)

Lyon, im Jahr 1815.

Ich ward den 12ten Juli, an dem Tage, da die Kapitulation abgeschlossen worden war, von meinem Obersten nach Lyon geschickt, um einige, dem Regiment zugehörigen, Gegenstände abzuholen. Die Stadt bot einen merkwürdigen Anblick dar. Ein schöner Brückenkopf, den man am Ende der Brücke Morand aufgeführt hatte, war demantelirt, die Batterien von Pierreencise und der Höhe von Tourvieres waren verlassen; allein es war Jedem, der die Stimmung des Volkes zu beurtheilen weiß, leicht zu bemerken, daß die Lyoneser nur sehr ungern auf die Vertheidigung ihrer Stadt Verzicht geleistet hatten. Die Bewohner der Vorstadt Guillotière verließen größtentheils ihre Häuser und bereiteten sich unter dem Ruf: „Es lebe der Kaiser!" sie bey der Annäherung des Feindes in Brand zu stecken. Eine traurige, aber stolze Begeisterung herrschte unter dem Volke. Hätte ein einziger Mann sich gefunden, der sich in dem entscheidenden Augenblick an die Spitze gestellt und der Unentschlossenheit ein Ende gemacht hätte, so wären die Massen mit fortgerissen und an der Rhone der Kampf erneuert worden, der an der Seine schon entschieden war. Das Volk glaubte, es sey verrathen, weil die Anführer ihm keine Nachrichten aus Paris mittheilten; allein diese waren selbst ganz ohne Nachrichten aus der Hauptstadt. Vom 5ten bis zum 15ten Juli war Lyon ganz sich selbst überlassen. Den 12ten, in dem Augenblick, wo ich im Rathhause ankam, langte daselbst auch ein östreichischer Parlamentär an. Er schien erstaunt, es mit Bürgern und Magistratspersonen zu thun zu haben, da er geglaubt hatte, blos mit militärischen Behörden zu unterhandeln. Indessen hatte sich das Volk vor dem Rathhaus versammelt, und die Bewegung, welche unter ihm herrschte, ließ für die Sicherheit des Parlamentärs Alles fürchten. Der General Putbod setzte sich daher zu ihm in den Wagen und begleitete ihn bis an die Barriere. Rings um den Wagen erschallte mit der größten Wuth der Ruf: Es lebe der Kaiser! es lebe die Freyheit! — Die Armee war in vollem Rückzug. Den 13ten kam ein bedeutender Artilleriepark in Lyon an und ward auf dem Platze Bellecour aufgestellt. Die Stadt füllte sich mit Soldaten, welche, durch gleiche Gesinnungen beseelt, die Bewegung des Volkes noch vermehrten. Von Stunde zu Stunde erhitzten sich die Gemüther mehr. Einige östreichische Offiziere hatten sich in die Stadt gewagt; das Volk umringte ihre Wagen und mit der größten Mühe gelang es ihnen, im Rathhaus eine Zuflucht zu finden. Bewaffnete Haufen füllten alle Straßen bey dem Gesang der Marseillaise und des chant du depart*). Man behauptete, daß einige Damen von ihrem Balkon aus die östreichischen Offiziere mit weißen Tüchern begrüßt

*) Bekanntlich zwey Gesänge aus der Revolution: Ça ira und allons enfants de la patrie! etc.

Digitized by Google

hätten. Das Haus wurde sogleich vom Volke aufgebrochen, einige Transparents, welche zur Feyer des Einzugs der Oestreicher bereitet waren, vermehrten seine Wuth, alle Möbeln wurden in Stücken geschlagen. Das Volk und die Soldaten machten Anstalt, sich der vierzig Kanonen zu bemächtigen, welche auf dem Platz Bellecour standen. Immer wüthender erschallte das Geschrey: Es lebe der Kaiser! wir sind verrathen! wir wollen uns vertheidigen! — Gegen den Feind!

Einige Kompagnien der jungen Garde und eine Schaar von Föderirten stürzten nach den Barrieren, um die Kapitulation zu brechen und die Oestreicher anzugreifen, während einige Männer von Ansehen sich vergebens bemühten, sie zurückzuhalten. Der General Putbod ward gemißhandelt, der Gouverneur, General Mouton Duvernet, entging mit Mühe demselben Schicksal. Endlich gelang es der kräftigen Beredtsamkeit des Lieutenant de police, Herrn Teste, die Wüthenden zu beruhigen. Die Boutiken waren indessen geschlossen worden, und Alles ließ die größten Unruhen für die kommende Nacht fürchten. Die Nationalmiliz war jedoch aus eigenem Antrieb unter die Waffen getreten, und fand sich überall bereit, zu verhindern, daß die Drohungen des Volkes nicht in Thätlichkeiten übergingen. Sie war von Herrn de Corcelles befehligt, einem Manne, der um so größern Einfluß auf das Volk besaß, da er sich im Kriegsrath der Kapitulation widersetzt hatte. Ein Bataillon der Nationalmiliz bivouakirte die Nacht auf dem Platz Bellecour. Gegen eilf Uhr wurden alle Zugänge und der nahe liegende Platz des Terreaux von der Menge bedeckt, welche beym Fackelschein sich heandrängte, um sich des Geschützes zu bemächtigen. Menschen von allen Ständen waren an der Spitze der Haufen zu sehen und leiteten ihre Bewegungen. Plötzlich wirft sich der Polizeylieutenant, Herr Teste, mitten in das Getümmel. Unwillkürlich folgte ich diesem Manne, dessen Betragen schon am Morgen meine Bewunderung erregt hatte, und stieg zugleich mit ihm auf eine steinerne Bank. Mit starker Stimme fragte er nun: was man verlange? weßhalb die Ruhe der Stadt zu dieser Stunde gestört werde? — Ein verworrenes Geschrey ließ sich hören: wir sind verrathen! man will uns wehrlos den Feinden überliefern! — „Verrathen seyd ihr? — erwiederte Teste — und von wem denn? — von uns etwa? — und für wen? — Haben wir nicht unsere Pflicht gethan, und zwar so, daß wir den Haß aller derer auf uns gezogen haben, welche das Vaterland hassen? — Wodurch haben wir euren Verdacht verdient?“ — Bey diesen, mit erhabener, eindringender Stimme ausgesprochenen Worten legt sich nach und nach das Geschrey der Menge. Teste fährt fort: „Welches ist der Vorwand für diesen gesetzwidrigen Zusammenlauf?“ — Eine starke Stimme erwiederte: „Eine schändliche Kapitulation!“ — „Schändlich! — fährt Teste fort — und noch hat kein Fremder unsere Stadt betreten! — unsere Farben sind uns geblieben, keine Kontribution ist uns auferlegt. Konnten wir daran denken, mit einem zehnfach stärkern Feinde zu fechten? — Eine schändliche Kapitulation! Diejenigen unter euch, die euer Vertrauen besitzen, mögen vortreten. Wenn ich ihnen nicht beweise, daß diese Kapitulation nur zum Ruhme des Heers und zum Vortheil der Stadt gereichen kann, so möge euer Unwille auf mich zurückfallen.“ — Ein beyfälliges Murmeln verbreitete sich durch die Menge. — „Bürger und Soldaten! wenn je Frankreich erfahren sollte, daß Lyon der Schauplatz trauriger Unordnungen gewesen ist, wenn man je sagen hörte, daß die Soldaten des Herzogs von Albufera dazu beygetragen haben, die Ordnung zu stören und Schrecken unter ruhigen Bürgern zu verbreiten, wer von euch würde dann sich zu rühmen wagen: Ich habe Frankreich vor Lyon's Thoren vertheidigt? — Freunde! mögen wir einst ohne Scheu sagen können: Als das Volk und die Krieger von Lyon in gerechtem Zorn sich erhoben hatten, um Verräther zu strafen, stellten das Vertrauen zu den Behörden und die Liebe zur Ordnung die Ruhe wieder her. Nein, Lyoneser, ihr seyd nicht verrathen. Durch wen solltet ihr es seyn? — Durch den Marschall Suchet etwa? — Das Heer weiß, daß er, wie Bayard, ohne Furcht und Tadel ist. Durch die Magistrate des Volkes? — Frankreich weiß, daß sie sich mehr Gefahren aussetzen, indem sie sich den Fremden ausliefern, als wenn sie sie bekämpfen würden. Nein, ihr seyd nicht verrathen! Die tapfern Offiziere, die ich unter euch sehe, werden es euch selbst bezeugen. — Aber wenn meine Ermahnungen nicht vermögen sollten, euch zu entwaffnen, so vergeßt nicht, daß meine Brust jedem eurer Opfer zum Schilde dienen wird, daß ihr mich vor der Schwelle eines jeden bedrohten Hauses finden werdet. Ich habe es euch gesagt: eure Feinde sollen nicht anders zu euch gelangen, als über meine Leiche; ich erkläre es euch jezt: ihr werdet nicht bis zu denen gelangen, die ihr bedrohet, als indem ihr meine Leiche mit Füßen tretet. Bürger! Soldaten! macht euch unsterblich durch Mäßigung. Sie ist die Begleiterin der Stärke und der Gerechtigkeit.“ Während dieser außerordentliche Mann so sprach, fesselte er immer mehr die Aufmerksamkeit der Haufen, und bald ertönte seine kräftige Stimme weit über den Platz des Terreaux hin. Nachdem er geendet hatte, herrschte einen Augenblick tiefes Stillschweigen: es schien, als horchte man noch. Plötzlich erhob sich ein Getöse, was aber nichts feindseliges hatte; der Redner wird mit lautem Beyfall begrüßt. Die Wüthendsten nahen sich ihm und reichen ihm die Hand als Zeichen des Beyfalls. Bald darauf hatten sich die Haufen zerstreut, die Fackeln waren ausgelöscht und die tiefste Ruhe herrschte in der Stadt. Ein einziger Mann hatte eine Schaar von 10,000 Menschen entwaffnet, welche Rache und Verzweiflung bewaffnet hatten.

Digitized by Google

Ich hatte niemals etwas Aehnliches gesehen; was mir aber besonders auffiel, war die edle Selbstverläugnung, welche den Redner in diesem feyerlichen Augenblick beseelte; und welche das einzige wahre Mittel zu seyn scheint, um Volksbewegungen zu beruhigen. Ein solcher Sieg hat leider nur den Glanz des Augenblicks, und es ist selten, daß das Andenken die Gefahr überlebt. — Auch hat Herr Teste seitdem durch lange und heftige Verfolgungen das Verdienst gebüßt, die zweyte Stadt Frankreichs vom Untergang gerettet zu haben. —

(Die Fortsetzung folgt.)

Deutung der Zeichen des Zodiaks.

In einem Briefe des egyptischen Reisenden, Rüppel, an den Baron von Zach aus Cairo vom 18ten November 1825 findet sich eine neue Hypothese zur Erklärung der Zeichen des Zodiaks von einem Ungenannten. In Nubien versteht man noch heut zu Tage unter Jahr den Zeitraum von einer Ueberschwemmung des Nils bis zur andern. In der ganzen Gegend südlich vom Wadi Halfa fängt das Jahr bey den Eingebornen in der Mitte des Septembers an. Nimmt man nun an, daß zur Zeit, da die Zeichen des Zodiaks erfunden wurden, die Sonne beym Herbstäquinoktium im Zeichen des Widders gestanden sey, was ungefähr 4500 Jahr vor Christus der Fall war, so erklären sich die Zeichen des Zodiaks sehr leicht aus den Feldarbeiten der Egyptier und ihren übrigen Beschäftigungen:

1. Widder. September und Oktober. In diesen Monaten führt man die Heerden auf die Weide.

2. Stier. Oktober und November. Die Stiere fangen an, die Schöpfräder zur Bewässerung der Felder in Bewegung zu setzen.

3. Zwillinge. November und Dezember. Die meisten Geburten fallen in diesen Monaten.

4. Krebs. Dezember und Januar. Solstitium, die Sonne geht rückwärts wie die Krebse. Der Nil ist voll von Decapodis brachicon (?).

5. Löwe. Januar und Februar. Die Löwinnen werfen und sind besonders grimmig.

6. Jungfrau. Februar und März. Noch jezt bringt bey den Negern von Kordufan eine Jungfrau nach der Ernte in diesem Monat dem großen Fakki eine Aehre Durra als Opfer dar.

7. Waage. März und April. Aequinoctium, Gleichgewicht.

8. Skorpion. April und Mai. Die Skorpionen begatten sich und zeigen sich in großer Menge.

9. Schütz. Mai und Juni. Die Araber gehen auf die Jagd der großen Gazellen in der Wüste.

10. Steinbock. Juni und Juli. Der Jäger kehrt von der Jagd zurück und bietet seine Beute als Opfer für eine reichliche Ueberschwemmung.

11. Wassermann. Juli und August. Der Nil schwellt an, große Regengüsse in der Provinz Dongola.

12. Fische. August und September. Die Flüsse wimmeln von Fischen.

Herr Rüppel sagt von dieser Hypothese: si non è vero, è ben trovato.

Herr Rüppel meldet ferner, daß er im Begriff sey, nach dem rothen Meer abzureisen, wo er, trotz seiner vielen Vorgänger, noch Manches zu berichtigen oder zu entdecken hofft. Namentlich versichert er, die tiefe Bucht, welche auf allen Karten sich bey Gebel Zeit in's Land erstreckt, sey gar nicht vorhanden; dagegen liege bey Resenen (17°) eine große bewohnte Insel im rothen Meer, drey Stunden vom Ufer, die sich auf keiner Karte findet.

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, 29. März.

Das Trauerspiel Alexander und Darius, von Friedrich von Uechtritz, ist auf dem hiesigen Theater schon zum dritten Mal mit Beyfall gegeben worden, den es auch, dem Vernehmen nach, in Dresden erworben hat, wo Tieck sich der Aufführung besonders angenommen. Unter den dramatischen Neuigkeiten ist das Stück wohl eine der bedeutendsten seit längerer Zeit, auch ist selten ein solches Erzeugniß gleich von allen Seiten so lebhaft besprochen, beurtheilt und — denn dieß ist noch etwas ganz anderes, als beurtheilt — recensirt worden. Wir müssen über dieß Verhältniß des Stückes zum Publikum einige Worte sagen. Ehe das Werk auf die Bühne kam, war es vielfach in Gesellschaften gelesen worden, wo der glückliche Vortrag eines gewandten Vorlesers dasselbe gebührend gelten machte, und das Trauerspiel und sein Verfasser volle Lobsprüche ernteten. Dieß ist jedoch, wir uns dünkt, kein Vortheil für ein noch ungedrucktes Werk, das seiner Erscheinung auf der Bühne, oder auch andrer Bekanntmachung entgegengeht. Abgesehn davon, daß der Beyfall, wie ihn die Gesellschaften geben können, immer durch Umstände bedingt wird, welche das reine Urtheil fälschen, und daß er sich selten, wie unwiderstehlich er auch den Augenblick beherrscht, auf die Dauer und im größeren Publikum behaupten kann, so ist er auch noch geradezu schädlich. Das vorläufige Bekanntwerden des Stücks möchte an sich kein Uebel seyn, wohl aber die Art des Bekanntwerdens, welche nicht so harmlos, so unpartheyisch, oder wenn man will, gleichgültig, wie die des Druckenlassens ist. Das frühzeitige Besprechen und Verarbeiten eines Gedichts mit dem Reiz und Eifer, welche die Gesellschaft jedem Gegenstand ihrer Unterhaltung sogleich widmet, hat nothwendig zur Folge, daß für den späteren Zeitpunkt, in welchem nun wirklich das Werk öffentlich hervortritt, die Theilnahme der Günstigen großentheils verbraucht, bey den Gleichgültigen schon aus dem geheimen Triebe des Widerspruchs eine nicht mehr unbefangene Aufmerksamkeit, und bey den Ungünstigen ein schon ganz fertiger Tadel entstanden ist. Schriftsteller, welche ihre Werke vor dem Erscheinen ohne Noth und wiederholt in verschiedenen

Kreisen vorlesen, verstehn demnach ihren Vortheil gar wenig; auch denkt man sie lieber schon wieder mit neuen Erfolgen arbeitend beschäftigt, als daß man sie so lange sich bey den alten unnütz genießend aufwarten sieht. Zwar unser Dichter wird von diesem Vorwurfe nicht unmittelbar getroffen, denn er selbst war nicht der Vorleser seines Werks; aber genug, obiges Trauerspiel hat den bezeichneten Nachtheil mit auf die Bühne gebracht, und gelangt nun von derselben unmittelbar in den andern, welchen die Menge der Recensionen ihm bereiten, die den unbefangenen Eindruck gleich Anfangs verkümmern durch ihre kritische Beflissenheit, einem freyen Gebilde, das man billig eine Zeit lang in seinem neuen Daseyn gewähren lassen sollte, unverweilt die Zwangsjacke irgend einer Schule anzupassen. Ein Werk, das durch die bewegten Tagesfluten der Meynungen und Ansichten sich durcharbeiten soll, muß freylich auch gegen solche Gewaltsamkeit gerüstet seyn, und über sie Herr werden, allein dazu nimmt es, außer seinen eignen Kräften, auch billig die einer freyen Kritik in Anspruch, der den Stimme wenigstens im Publikum gehört werden möge, wenn auch der weitläuftige Aufwand des Gerüstes, von dem sie sich vernehmen läßt, und die nachweisende Darlegung der Bestandtheile, aus welchen sie selbst gebildet worden, diesmal nicht erst beschwerlich fallen soll! — Der Stoff, welchen Hr. von Uechtritz erwählt hat, ist groß und anziehend, aber nicht günstig; er zieht sich durch eine Reihe von Begebenheiten hindurch, die sauer in Einen dramatischen Brennpunkt zu vereinigen sind, und getrennt wieder nicht die volle Wirkung thun, welche der Gegenstand fordert. Eine Einzelnheit aus Alexanders des Großen Begebenheiten, wie sie Racine in seinem Jugendversuche dieses Namens abgesondert behandelt hat, ist nicht hinreichend, uns den Helden in seiner wahren Kraft und ganzen Fülle zu zeigen; dieß hat unser Verfasser gefühlt, und eine größere Folge jener Begebenheiten stark zusammengefaßt, aber das Ganze von Alexanders Leben, sein Sieg und sein Verderben im Zusammenhange, sind uns auch hier nicht gegeben, sondern nach dem ersten Theil „Alexander und Darius" noch ein zweyter „Alexanders Tod" als Stoff zu einem zweyten Trauerspiel zurückgelassen. Dieß sey nur gesagt, um die Ungunst des Stoffes zu zeigen, der eine noch stärkere Zusammenfassung fordert, und doch kaum zuläßt, nicht aber um den Dichter zu tadeln, dem hierin sehr gut freystand, was ältere und neuere Dichter vom ersten Rang in solchem Falle gethan haben. Schlimmer ist der Umstand, daß auch die so vorausgesetzte Hälfte des ganzen Stoffs noch an derselben Widerspenstigkeit leidet, und auch als Theilganzes zu keiner Einheit gelangen will. Unser Antheil schwankt zwischen Darius und Alexander hin und her, und sollte er sich für einen der beyden Helden vorzugsweise bestimmen, so wäre es für Darius, dessen Schicksal mit dem Tode der geliebten Gemahlin Statira und dem Untergange des Perserreichs, in dem Brande von Persepolis und der Rebellion der beyden Satrapen zwiefach ausgedrückt, vollkommen ausgestattet und abgeschlossen ist. Inzwischen können wir uns auch zwey Helden desselben Stückes wohl gefallen lassen; es gibt Fehler, die das Werk, wenn es nur übrigens tüchtig ist, nicht tödten, sondern mit ihm leben, wie wir dieß an Schillers Don Carlos sehn, in welchem Posa nach und nach in unsrem Antheil völlig an die Stelle des Carlos tritt, und noch andre Uebelstände in Menge zu rügen sind, und doch wird dieses herrliche Werk durch seine Gesinnungen und Situationen ergreifen und rühren, so lange deutsche Sprache und Bildung besteht! Dieß vorausgeschickt, so fragt sich nun, wie hat der Dichter seine Personen gefaßt und dargestellt? Ist Alexander, ist Darius der, wie ihn die Geschichte zeigt, entspricht das Bild der Vorstellung, in welche wir bey Nennung dieser Namen unwillkürlich versetzt werden? Diese Frage hat zweyerley Beziehung; wir sagen in der einen kreist: ja, ja, im Allgemeinen ja, und erklären dieß näher. Uns genügt, daß uns den Gesichtspuncten gerade so viel und nicht mehr in die Dichtung herübergezogen, kein gelehrtes Versetzen in jene Räume und Zeiten gesucht worden, als hier gerade geschehen ist; uns genügt, daß das Bild in seinen geistigen Bezügen nur dieses Maß genommen hat, und nicht, aus einer metaphysischen Betrachtung hervorgegangen, die Konstruktion einer sogenannten Idee, die Durchführung eines Gedankens seyn will; wir überlassen jenes dem Geschichtschreiber, dieses dem Philosophen, und verlangen von dem Dichter nicht, daß er das eine oder das andere seyn, daß er sich in die antiquarische Gestaltung oder in die philosophische Bedeutung irgend eines Zeitalters oder Geschlechts versenken soll, sondern nur, daß er uns seine Weltanschauung gebe, und daß diese, der inneren Wahrheit nach, jener nicht widerspreche, sondern sie trage und belebe. Die Beobachtung dessen, was man inneres Kostüm nennen kann, ist wie die des äußern eine verstärkende Zugabe, vielleicht bey manchen Stoffen unerläßlicher als bey andern, im Ganzen aber dem Dichter, je mehr er Dichter ist, und dem Schauspieler, je mehr er Schauspieler ist, um so entbehrlicher; es fehlte noch, daß der lächerliche Unfug, der schon mit Kleidern und Dekorationen getrieben wird, und bey aller Angst nach genauer Richtigkeit doch oft in die seichtesten Verstöße rennt, auch auf das Kostüm der Dichtung selbst überginge! Aber wir kehren zu unsrer Frage zurück, deren zweyte Beziehung schon in Obigem angedeutet ist, und in dieser müssen wir sie allerdings, doch ungern und nicht allzuscharf, mit: nein, beantworten. Diese Personen haben bey weitem nicht das vollständige Gepräge, welches den individuellen Charakter bis im Tiefsten und Kleinsten zu erkennen gibt, sie sind nicht mit der Fülle poetischen Lebens ausgestattet, durch welches sie in einer höheren Wirklichkeit ein selbstständiges Daseyn gewinnen. Sie lassen an vielen Stellen eine größere und reichere Eigenthümlichkeit begehren; aber dieser Mangel ist nicht aus jenen ersten Quellen, wie Manche meynen, sondern nur aus der letztgenannten, der eignen Weltanschauung und Gemüthskraft des Dichters zu erklären. Er ist noch jung, und wir wissen nicht, wie weit und wozu er sich noch entwickeln kann. Wenn seine Darstellung der Charaktere vieles zu wünschen läßt, so ist er dagegen um so glücklicher im Ausdruck der Empfindungen, sowohl der heroischen als der rührenden, und die Anlässe zu diesem Ausdruck weiß er so geschickt als bedeutend herbeyzuführen. Ueberhaupt ist die Gliederung des Ganzen, die Abtheilung der Akte und die Folge der Auftritte mit verständiger Einsicht und gelungener Kunst angeordnet. Der Gang der Handlung ist rasch, und doch voll Maß; wir werden von Theilnahme zu Theilnahme fortgeführt, uns wenigstens wurde dieselbe nach dem dritten Akt keineswegs schwächer, im Gegentheil, wir finden den vierten und fünften Akt den Gipfel des Ganzen. Das Einzige, was wir vermißten, wäre eine nähere Andeutung, eine Vergegenwärtigung des großen Waffenkampfes, nicht daß wir die ungeheure Schlacht auf der Bühne zu sehn begehrten, sondern nur einen Vorgang daraus, eine Stelle des Schlachtfeldes, die uns vor Augen zeigte, was wir uns unter dem Streite der Macedonier und der Perser vorzustellen haben. Aber freylich wüßten wir keinen Platz dafür anzugeben, da der Raum durch einen andern Vorgang genommen ist, den wir auf keine Weise missen wollen, nämlich durch Statira's Visien und Alexanders Eintritt, eine Scene, welche dem Dichter zum höchsten Lobe gereicht, sie ist von kühner Eigenthümlichkeit, glänzender Ausführung und hinreißender Wirkung.

(Der Beschluß folgt.)

Beylage: Literaturblatt Nr. 33.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Nro. 99.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 26. April 1826.

Und der mächtigste der Götter
Schließt in eure stillen Blätter
Seine hohe Gottheit ein.

Schiller.

Die beyden Rosen.

1823.

Die Hagerose.

Wie ich die buhlerische Schwester höhne,
Die hier sich neben meiner Hecke brüstet!
Sie dankt sich selbst dem Witz der Menschensöhne,
Indeß Natur allein mich ausgerüstet:
Nun blüht sie voll und üppig zwar, die schöne,
Doch bald im Herbste steht sie da verwüstet,
Ein leerer Stengel und sie selbst verschwunden,
Wenn süße Frucht noch wird bey mir gefunden.

Die gefüllte Rose.

Ich prang' im Beet mit tausend goldnen Scheiben,
Was schiltst du? Bleib' an deinem dorn'gen Hage!
Mich, die die Erde läßt im Safte treiben,
Mich, die der Wind umneckt mit leiser Klage,
Ja — mich, von welcher alle Dichter schreiben,
Daß ich ein Meer von Duft im Herzen trage,
Mich höhnst du, die so viel vermag zu gelten,
Und unnatürlich wagst du mich zu schelten?

Die Hagerose.

Blick' um dich her im Garten, im Gefilde!
Es blüht der Pfirsichbaum, doch nicht vergebens;
Die Rebe würzt mit Wohlgeruch, die milde,
Doch sie verleiht auch ew'gen Trank des Lebens;
Das Thier der Flur, das zahme wie das wilde,
Genießet keines flüchtigen Bestrebens:
Erneutes Wesen quillt aus ihrem Triebe,
Doch ohne Frucht ist deine böse Liebe!

Die gefüllte Rose.

Dir zwar verdank' ich all mein Seyn auf Erden,
Und mir verdankt kein andres Seyn das seine,
Mir gönnt Natur auch nutzlos froh zu werden,
Den Kreis zu schließen, den sie zog, die Reine:
Ruft nicht ein Bildner menschliche Geberden
Verklärt hervor aus einem bloßen Steine?
Bewundrung muß sich den Gestalten beugen,
Die nichts, weil sie vollendet sind, erzeugen.

Die Hagerose.

Du rühmst mit Recht die Kunst, o schnöde Schwester,
Du rufst sie an, du hast ihr viel zu danken,
Sie knüpfte dich an ihre Stäbe fester,
Du würdest rathlos sonst im Beete schwanken:
Ich trag' im Laube wilde Vogelnester,
Um öde Felsen schling' ich meine Ranken;
Wer dort mich findet, wird an's Herz mich drücken,
Du wirst im Garten Wenige beglücken!

Die gefüllte Rose.

Mich aber wird zu preisen nie vergessen,
Wem Sinn für das Vollkommene gegeben,

Digitized by Google

Man wird aus mir das feinste Wesser pressen,
Man wird aus mir die schönsten Kränze weben:
Die Götter selbst, ich darf mich rühmen dessen,
Die Götter führen ein unsterblich Leben
In dieser Blätter duftigem Gewimmel,
In meiner Knospe schläft der ganze Himmel.

Aug. Graf von Platen.

Einige Bruchstücke aus den Memoiren des Robert Guillemard, verabschiedeten Sergenten.

(Fortsetzung.)

Die Provence 1815. Nimes.

Mein Detachement ward auf einer Barke eingeschifft, um auf der Rhone hinab nach Marseille gebracht zu werden: die Ufer der Rhone boten einen sonderbaren Anblick dar, und ein blutiger Bürgerkrieg schien unvermeidlich. Lyon war noch ganz für den Kaiser. Zu Vienne herrschte die weiße Farbe und piemontesische Bajonnette. Condrieux hatte die dreyfarbige Fahne aufgesteckt. Tain und Tournon waren neutral. Zu Valence wehte eine dreyfarbige Fahne von außerordentlicher Größe. In la Voutr hatte die weiße, Rochemaure wieder die dreyfarbige Fahne, Bourg Saint Andeol die weiße, Pont Saint Esprit die dreyfarbige Fahne auf den Kirchthürmen. Avignon zeigte die weiße Fahne, welche von dieser Stadt abwärts ununterbrochen herrschte. Derselbe Zwiespalt zeigte sich bald unter unserm kleinen Detachement. Die Aussicht auf einen Bürgerkrieg hatte dem Heer seine Entschlossenheit genommen und es demoralisirt. Nur einige von uns konnten sich nicht entschließen, den Umständen nachzugeben. Weinend küßten sie ihre Farben und riefen: „Wir hätten sollen in Rußland, in Preußen, in der Champagne fallen. Wehe uns, die wir das überleben!" — Bis Avignon waren wir mit der dreyfarbigen Kokarde vor den weißen Fahnen vorbeygeschifft; allein als wir uns Avignon näherten, befahl unser Anführer, dieses Partheyzeichen zu entfernen, weil es uns nicht zukomme, Meynungen zu vertheidigen, sondern uns an die Mehrzahl unserer Mitbürger anzuschließen. Die Soldaten murrten zwar, allein sie sahen sich genöthigt zu gehorchen und diese Farben für immer zu verlassen, die sie so ruhmvoll und so unglücklich vertheidigt hatten. Ein heftiger Sturm nöthigte uns, zu Coinps an's Land zu steigen, wo ein royalistischer Posten uns erklärte, er dürfe uns nicht weiter nach Süden vordringen lassen. Unser Anführer entschloß sich endlich, uns nach Nimes zu führen, wo er weitere Verhaltungsbefehle zu erhalten hoffte. Die Vorstadt von Nimes, welches wir den folgenden Tag (17. Juli) eben nicht in der besten Stimmung erreichten, schien ganz verödet; im Innern der Stadt hörte man einzelne Schüsse fallen. Einige Weiber, die uns erblickten, stürzten auf uns zu, indem sie die Hände über den Kopf zusammenschlugen und wie unsinnig riefen: „Es lebe der König!" — Wir antworteten mit demselben Ruf, worauf sie sich mit einiger Verwunderung entfernten. Die Männer, die wir bald darauf antrafen, waren alle bewaffnet und schienen nicht weniger von heftigen Leidenschaften bewegt zu seyn, wie jene Weiber. Doch gelangten wir ohne Hinderniß nach den Kasernen, welche am nordöstlichen Ende der Stadt liegen. Wir fanden daselbst einige Kompagnien des 13ten und 79sten Linienregiments. Die Besatzung von Nimes hatte die Stadt am 15ten Juli verlassen, und nur diese wenigen Kompagnien zurückgelassen. Den 16ten hatte die Nationalgarde und diese Kompagnien sich dem Könige unterworfen, den 17ten, am Tage unserer Ankunft, hatte die Nationalmiliz sich aufgelöst und bald verkündeten Flintenschüsse und Gewaltthätigkeiten in der ganzen Stadt, daß sie der Willkür des Pöbels und der aus der Umgegend herbeyströmenden Landleute Preis gegeben sey. Einzelne Soldaten waren auf den Straßen angegriffen worden, und zogen sich eilig nach den Kasernen zurück. Wir sahen zu spät ein, daß wir in eine Art von Hinterhalt gefallen waren. Wir waren höchstens 250 Mann stark und hofften, es sey noch Zeit, uns nach einer weniger bewegten Stadt zurückzuziehen. Allein schon war es zu spät. In demselben Augenblick, wo wir von der einen Seite die Stadt betreten hatten, war von der andern Seite die sogenannte königliche Armee, von Beaucaire kommend, eingezogen. Sie defilirte vor unsern Kasernen vorbey. Voran zog der Generalstab; ihm folgte die Reiterey. Männer und Pferde boten die sonderbarste Unregelmäßigkeit dar. Die Pferde waren zum Theil eben vom Pflug losgespannt, zum Theil den Gensd'armen abgenommen worden. Die Leute hatten sich bunt durcheinander mit einzelnen Stücken von Uniformen behängt, je nachdem sie einen Husaren, Gensd'armen oder Nationalgardisten geplündert hatten. Endlich folgte das Fußvolk, in ähnlicher Bekleidung mit Jagdflinten bewaffnet und mit weißen Bändern behängt; auch schleppten sie einige Kanonen mit sich, von welchen dreyfarbige Fahnen hingen, die im Koth und Staube fortgeschleppt wurden. Sie schienen uns mit Blut befleckt zu seyn. Denselben Abend erschienen einige Menschen, welche zu diesem Heer gehörten, vor der Kaserne und verlangten die Auslieferung einiger Kanonen, welche sich daselbst befanden. Der Offizier weigerte sich, sie auszuliefern, wenn er dazu keinen Befehl vom Kommandanten erhielte. Es erfolgte nun ein heftiger Wortwechsel, worauf auch einige Schüsse auf uns fielen. Wir schlossen sogleich alle Thüren und die Offiziere und Unteroffiziere wurden versammelt, um zu berathschlagen, was zu thun sey. Der Platz vor der Kaserne hatte sich indessen mit Menschen bedeckt, und drohendes Geschrey ließ sich hören. Wir berathschlagten

Digitized by Google

ohne zu einer Entscheidung zu kommen, und ich wunderte mich, daß unter so vielen Männern, welche auf dem Schlachtfelde zu sterben wußten, sich Keiner finde, der in einem schwierigen Fall einen Entschluß zu fassen wüßte. Der General Maulmont, der uns befehligte, hatte indessen nach dem Gemeindehaus gesandt, um fragen zu lassen, ob die Bande, welche uns das Geschütz abforderte, dazu beauftragt sey. Der Maire hatte sich gezeigt, hatte aber kein Gehör bey dem Haufen gefunden. Das Feuer begann von allen Seiten. Ein Offizier von der Gensd'armerie erschien endlich vor dem Thor der Kaserne, um uns im Namen des Volkes eine Kapitulation anzubieten. Das Feuer hörte für den Augenblick auf. Unglücklicherweise schlug der Unterhändler die Forderungen des Generals ab. Dieser verlangte mit vollem Rechte, sogleich die Kanonen zu übergeben, und sich dann mit Waffen und Munition nach einer zu bestimmenden Stadt zurückzuziehen. Wir erboten uns sogar, unsere Waffen eine Stunde von Nimes abzulegen. Diese Bedingungen wurden nicht angenommen und die Unterhandlungen zogen sich einige Stunden hinaus. Von neun Uhr bis Mitternacht waren die Sturmglocken auf allen Thürmen der Stadt geläutet worden, um das Landvolk herein zu rufen. Wir waren offenbar von den größten Gefahren bedroht. Mein Rath ging dahin, daß wir in größter Stille die Mitternacht abwarten, dann plötzlich hervorbrechen und uns ohne Trommelschlag auf den Weg nach einer benachbarten Stadt machen sollten, zuvor aber sollten wir mitten im Hof der Kaserne ein großes Feuer anmachen, um die Aufmerksamkeit des Volkes von unserm Abmarsch abzulenken. Mein Rath ward kaum angehört, obgleich er uns wahrscheinlich alle gerettet hätte. Mit Tagesanbruch begann das Feuer von Neuem und wir wurden endlich genöthigt, es zu erwiedern. Wir befanden uns in sehr geringer Anzahl in einem weitläuftigen, von allen Seiten offenen Gebäude, von allen Seiten von einem ungeheuern Volkshaufen umringt, ohne Lebensmittel, beynahe ohne Munition. Ich schlug von Neuem vor, uns bis zum Abend zu halten und dann uns wo möglich durchzuschlagen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Anekdote.

Jakob I. fragte einst bey Tische einige Bischöfe, die in seiner Gesellschaft waren: „Mylords, bin ich nicht berechtigt, Geld von meinen Unterthanen zu nehmen, ohne alle diese Weitläuftigkeiten im Parlament?" — Neile, Bischof von Durham, antwortete sogleich: „Gott verhüte, daß jemand daran zweifle, Herr! denn Ihr seyd der Athem unsers Lebens" (the breath of our nostrils, ein biblischer Ausdruck). Hierauf wandte sich der König an Andrecos, Bischof von Wincheſter: „Nun, Mylord, und was meynt Ihr?" — Der Bischof erwiederte: „Herr, ich habe in Parlamentsangelegenheiten kein Urtheil." — „Keine Ausflüchte, Mylord, antwortet ohne Umstände!" — „Nun denn, Herr, so glaube ich, daß Ihr vollkommen berechtigt seyd, das Geld unsers Bruders von Durham zu nehmen, da er es Euch darbietet." —

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, 15. März.

Da jezt auch eine Gerichtszeitung, Gazette de tribunaux, vorhanden ist, worin täglich von den merkwürdigen Vorfällen bey den Pariser Gerichten umständlich Bericht abgestattet wird, so wird das Publikum dadurch mit manchen lustigen oder sonderbaren Händeln bekannt, deren es bey dem Polizeytribunal fast beständig welche gibt. So wurde in diesen Tagen die sogenannte „Gesellschaft zur Verbreitung guter Bücher" von einem Handelshause vor Gericht geladen, weil es die Fracht für einige Hundert Pakete solcher Bücher nicht hatte zahlen wollen. Die sogenannten „guten Bücher," welche jene Gesellschaft unters Volk bringt, bestehen in katholischen Erbauungsbüchern und Streitschriften, die man unentgeldlich vertheilt, und wodurch die schlechten Bücher, das heißt die freysinnigen, verdrängt werden sollen. Natürlich besteht die Gesellschaft meistens aus Geistlichen, dann haben sich einige reiche Frömmlinge hinzugesellt, die das Geld hergeben; der weiland freysinnige, jezt aber andächtige, oder vielmehr frömmelnde Vicomte Montmorency steht an der Spize, und erst neulich hat die Gesellschaft ein feyerliches Gottesamt mit einer tüchtigen Predigt wider die schlechten Bücher halten lassen. Der Globe meynt, es sey recht gut, daß eine solche Gesellschaft im Werke sey, denn dadurch bekämen natürlich Protestanten und andre Glaubensgenossen das Recht, ebenfalls Gesellschaften zur Verbreitung von Schriften ihres Glaubens anzuordnen; eben so könnten es die freysinnigen machen, und darin bestände gerade die Freyheit der Meynungen und des Glaubens. Freylich wohl; aber die Gesellschaft zur Verbreitung katholischer Bücher möchte gern die einzige seyn und bleiben; nur ihre Meynungen will sie in Schriften fortgepflanzt wissen; was dawider ist, gehört, ihrem Urtheile nach, zu den schlechten Büchern, daher ihre Auto da fés, wenn sie welche anstiften könnte, sehr schätzbare Schriftsteller mit einbefassen würde. Diese Gesellschaft nun hatte, wie es scheint, ihre guten Bücher per axe in alle Welt versandt, aber vergessen, für's Fuhrwerk zu zahlen. Der Fuhrwerker hatte also die ehrwürdige Gesellschaft vor Gericht belangt; sein Anwalt sagte, es sey recht löblich, Erbauungsbücher drucken zu lassen und zu versenden, nur müsse man dabey die christliche Pflicht nicht vergessen, die schuldigen Gebühren zu entrichten. Der Meynung war das Gericht ebenfalls, und die achtbare Gesellschaft wurde zur Bezahlung der Rechnung des Fuhrmanns und zu den Kosten verurtheilt. Ein andrer Gerichtshandel betraf die Klage eines bekannten Zahnarztes Dubois de St. Ehomans wider den sinnreichen Francis Egerton Earl v. Bridgewater. Die Zahnärzte haben hier oft vor Gericht zu thun, und machen überhaupt viel Lärm im Publikum, was zu ihrem

Digitized by Google

Gewerbe zu gehören scheint. Der Zahnarzt Dubois machte an den Earl v. Bridgewater eine Forderung von fünfzehntausend Franken für eingesetzte Zähne. Für goldne Zähne wäre dieß schon eine hohe Summe gewesen, und die Duboisschen waren nur weiße Zähne, aber eben weil sie die Natur täuschend nachahmten, meynt Dubois, müsse man ihn auch gebührend bezahlen. Er habe Sr. Gnaden sieben Mal Zähne eingesetzt, und überhaupt mehrere Jahre hindurch die Aufsicht auf den Mund und das Gebiß Sr. Gnaden geführt, und dieselbe wohl in Ordnung gehalten, welches alles fünfzehntausend Franken werth sey, wie es auch andre Mitglieder der reichen Bridgewater'schen Familie bezahlt hätten. Sir Francis Egerton Earl of Bridgewater, der schon seit langen Jahren in Paris wohnt, und hier das ehemalige Lebrün'sche Hotel in der St. Honoréstraße prächtig eingerichtet hat, soll ein jährliches Einkommen von fünf Millionen Franken besitzen. Er hat zuweilen einen edeln Gebrauch von seinem Reichthum gemacht; er hat viel Geld auf eine Sammlung von Urkunden und authentischen Geschichtsdocumenten verwendet, und einen beträchtlichen Theil davon drucken lassen; die Exemplare verschenkt er, so wie von einigen andern Werken, die er hat drucken lassen. Dabey aber hat der Mann einige Sonderbarkeiten; so hat man ihn bis jezt nicht bewegen können, auf seinem Grunde, den ihm die Stadt hat abkaufen wollen, die schöne Rivolistraße fortzusetzen, welche mit der Honoréstraße parallel läuft, und mit einem bedeckten Bogengang versehen ist. Der Bogengang wird an dem Egertonschen Grunde unterbrochen, und so lange er nicht einwilligt, bleibt die Straße unvollständig. Es ist die Rede davon gewesen, ihn zum Abstehen seines Grundstückes zu zwingen; ich weiß nicht, in wiefern die Gesetze dazu berechtigen. Zwar ist ein Gesetz vorhanden, welches der Obrigkeit das Recht ertheilt, Grundstücke der Bürger wegen gemeinnütziger Zwecke sich gegen Vergütung abtreten zu lassen; allein vielleicht kann man wegen der Vergütung nicht eins werden. So reich nun dieser Engländer auch ist, so hat er sich doch nicht dazu verstehen wollen fünfzehntausend Franken für falsche Zähne zu zahlen, und er hat daher vor Gericht erscheinen müssen, um sich gegen die Klage des Zahnarztes zu vertheidigen. Der Zahnarzt gestand schon fünftausend Franken empfangen zu haben, meynte aber, seine Sorgfalt und Mühe wäre außerdem noch fünfzehntausend Franken werth. Der Präsident frug ihn, was dann der gewöhnliche Preis einer Zahnreihe bey ihm sey; dieß hinge von dem Vermögen der zu bezahlenden Kunden ab, antwortete der Kläger; der Beklagte versicherte dagegen, daß der Zahnarzt ihm nur drey Reihen Zähne eingesetzt habe, und nicht sieben, daß diese Zähne aber äußerst schlecht und ganz unbrauchbar gewesen seyen, daß er ihm dennoch für jede Zahnreihe 100 Pfund Sterling zu geben bereit sey, nebst einer Summe von 2500 Franken, die er ihm bereits zuvor angeboten habe, um der Sache ein Ende zu machen. Dieß wollte der Anwalt des Zahnarztes nicht eingehen; er behauptete, derselbe habe England verlassen, blos um den Lord nach Paris zu begleiten, und Sorge für höchstihre Zähne zu tragen; zu dem Ende habe er über 100 Versuche gemacht, wovon jeder einige Stunden gedauert habe; Mylord habe ihm Anfangs 200,000 Franken versprochen u. s. w. Der Anwalt gab noch folgendes Anekdötchen zum Besten, welches, seiner Behauptung nach, die Ursache des Bruches zwischen Mylord und seinem Zahnarzte gewesen sey. Der Zahnarzt habe bey einem seiner Besuche gesagt, er sey außerordentlich betrübt über die Krankheit seines Sohnes, der am rothen Fieber darnieder liege. Bey den Worten rothes Fieber sey Mylord ganz erschrocken aufgefahren, habe aus allen Kräften um Hülfe geschrieen; sogleich seyen vierzig Lakayen in's Zimmer gestürzt, und haben ihren Herrn in's Innerste seines Gemachs geführt; aber Mylord, noch ganz außer sich vor Entsetzen, habe ihnen befohlen, sogleich ihre Kleider am Leibe in Stücke zu reißen, und sie zu verbrennen, damit ja keine Ansteckung von dem Vater des sie verhaften Kindes zu fürchten sey. Diese Anekdote, die ganz mit dem sonderbaren Charakter des Earls v. Bridgewater übereinstimmt, erregte ein lautes Lachen bey den Zuhörern. Das Gericht urtheilte darauf, daß die vom Earl v. Bridgewater angebotene Summe eine hinlängliche Belohnung sey; dieser Meynung war auch das Publikum, und sicher hat der Lord sein Zahnsurrogat theuer bezahlt.

Dg.

Berlin, 29. März.

(Beschluß.)

An schönen, erhabenen und feinen Zügen ist das Stück überhaupt reich; wir rechnen dahin die lyrische Stelle der Thais, Darius Betrachtung über seine Herrschaft und seine Worte am Quell, Alexanders Verweis an Hephästion und vieles andre, was aufzuzählen hier zu weit führte. Der vierte Akt, das Gastmahl Alexanders, die Begeisterung der Thais und die Verbrennung von Persepolis darstellend, hat uns durchaus befriedigt, wir finden denselben in der Aufführung auch nicht zu opernhaft, sondern wünschten nur, daß die Tänze darin besser wären, schöner sowohl als angemessener; der mimische Tanz gehört hier wesentlich zur Sache, und kann daher nur stören, insofern er unzweckmäßig angeordnet ist. Die Diktion des Stücks ist eine sehr vorzügliche Seite desselben, sie ist reich und abwechselnd nach den Personen und Situationen, und doch in einer gewissen Einheit von den Extremen zurückgehalten, sie hat Schwung und Leichtigkeit, und dabey eine bedeutende Fülle, welche dem Stoffe wohl ziemt. Auch die Verse sind mit Sorgfalt behandelt, sie sind reiner und wohlklingender, als man sie jezt in diesem Jambischen, so leicht schwemmenden und daher meist so nachlässig behandelten Sylbenmaße zu finden gewohnt ist. Und wenn wir nun den Gesammteindruck des ganzen Trauerspiels uns noch einmal vergegenwärtigen und in Einen Spruch zusammenfassen wollen, so müssen wir die Ueberzeugung aussprechen: Es ist ein wackres Werk, von lobenswerthem Gehalt und verdienstlicher Ausführung, ein Werk, das nicht alle Ansprüche befriedigt, aber manche Erwartung auch übertrifft, das lebendigen Antheil erweckt, und auf der heutigen Bühne als ausgezeichnete Erscheinung anerkannt zu werden verdient. Der Jugendarbeit Racine's ziehen wir dieses Werk eines gleichfalls noch jungen Dichters weit vor.

Was nun zulezt die Aufführung betrifft, so wollen wir nur kurz unsre Meynung sagen. Hr. Krüger spielte den Alexander durchaus vortrefflich, er war ganz in der Rolle, sprach und handelte von innen heraus, und zeigte ein Feuer und eine Mäßigung zugleich, deren Wirkung uns überraschte. Darius wurde durch Hrn. Rebenstein weniger gut gegeben; ein zerhacktes Deklamiren ersezt nicht den Mangel inneren Ergriffenseyns. An diesem lezteren fehlte es auch Mad. Stich in der Rolle der Statira, ihre Anstrengungen gelangen eigentlich nur in der Vision, die sie meisterhaft darstellte. Hr. Lemm ist schon von Andern in seiner Rolle als Nabarzanes mit Recht gelobt worden. Mad. Unzelmann, eine schöne Frau, mußte als Thais in einem unbegreiflichen Kostüm sehr unvortheilhaft erscheinen; auch in den übrigen Kostümen war vieles häßlich, ob richtig? das dürfte wohl sehr die Frage bleiben. —

A. H.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Nro. 100.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, 27. April 1826.

Du Dulder Aller, gieb den Geist
Der Lieb' uns, die uns lieben heißt.

Einige Bruchstücke aus den Memoiren des Robert Guillemard, verabschiedeten Sergenten.

(Fortsezung.)

Indessen erschien bald der Parlamentär von Neuem, und die Unterhandlungen wurden wieder angeknüpft, während das Feuer von beyden Seiten aufhörte. Nach vielem Hin- und Herreden kam man endlich überein, daß wir das Geschüz und unsere Waffen abliefern und freyen Abzug nach Uzez erhalten sollten. Diese Kapitulation ward blos mündlich abgeschlossen, unsere Offiziere verließen sich auf die Ehre der Belagerer und auf das Ehrenwort des Offiziers, mit dem sie unterhandelt hatten, und die laut geäußerte Beystimmung der Menge. Wir öffnen die Thore und verlassen die Kaserne. Allein wir waren noch nicht alle draußen, als von allen Seiten Flintenschüsse und wüthendes Geschrey uns empfangen. Viele von uns fallen und unsere Glieder gerathen in Unordnung. Ein Soldat ohne Waffen ist nicht mehr Soldat. Wir flohen nach allen Seiten auseinander, die einen in die Stadt, andere über die Mauern hinaus in's Freye; Alle werden heftig verfolgt. Ich lief eine lange Straße hinab, zwey meiner Gefährten stürzten neben mir, von den Kugeln unserer Verfolger getroffen; ich warf mich in einige enge Gäßchen, bis ich endlich bemerkte, daß ich nicht mehr verfolgt wurde. Eine Frau stand am Fenster eines kleinen Hauses, sie hatte Thränen in den Augen. „Wohin kann ich mich retten?" fragte ich sie in der größten Bewegung. — „Tretet herein," erwiederte sie. Sie kam herab und öffnete mir die Thüre. „Ihr könntet nicht nach Uzez entkommen, sprach nun die gute Frau, und Euch eben so wenig im Felde verstecken. Bleibet hier. Ich bin arm, aber ich kann mein Brod mit Euch theilen. Mein Mann ist in Sicherheit. Ich kann Euch zwey bis drey Tage verstecken, dann mögt Ihr vielleicht bey Nacht entkommen." Meine Retterin führte mich nun auf den Heuboden, von wo ich im Nothfall über eine Gartenmauer in's Freye entkommen konnte. Bald darauf ging sie aus, und als sie wiederkam, erzählte sie mir, daß viele meiner Gefährten getödtet worden seyen, und daß man die andern noch immer verfolge. Haufen von Bewaffneten waren auf der Straße nach Uzez aufgestellt und hatten die Unsrigen, welche in dieser Richtung flohen, mit Flintenschüssen empfangen. Ich konnte nicht begreifen, was uns zum Gegenstand einer solchen Wuth, einer so verrätherischen Verletzung des Völkerrechts machte. Als ich meine Befreyerin deßhalb fragte, erwiederte sie: „Weil ihr Grieurs seyd." — „Was ist das, ein Grieur?" — „Ein Protestant." — Ich wollte eben antworten, daß ich keiner sey, allein die Furcht, meiner Wirthin zu mißfallen, gebot mir Stillschweigen. „Also, sagte ich, hat der katholische Pöbel keine andere Absicht in seiner Wuth, als die Protestanten auszurotten?" — „Wir haben in den lezten drey Monaten die Oberhand gehabt, und doch haben wir sie nicht auf diese Art behandelt," erwiederte die gute Frau ganz nachdenklich. Die Nachbarinnen der Suzanne Delon (so hieß

Digitized by Google

Gewerbe zu gehören scheint. Der Zahnarzt Dubois machte an den Earl v. Bridgewater eine Forderung von fünfzehntausend Franken für eingesetzte Zähne. Für goldne Zähne wäre dieß schon eine hohe Summe gewesen, und die Duboisschen waren nur weiße Zähne, aber eben weil sie die Natur täuschend nachahmten, meynt Dubois, müsse man ihm auch gebührend bezahlen. Er habe Sr. Gnaden sieben Mal Zähne eingesetzt, und überhaupt mehrere Jahre hindurch die Aufsicht auf den Mund und das Gebiß Sr. Gnaden geführt, und dieselbe wohl in Ordnung gehalten, welches alles fünfzehntausend Franken werth sey, wie es auch andre Mitglieder der reichen Bridgewater'schen Familie bezahlt hätten. Sir Francis Egerton Earl of Bridgewater, der schon seit langen Jahren in Paris wohnt, und hier das ehemalige Lebrün'sche Hotel in der St. Honoréstraße prächtig eingerichtet hat, soll ein jährliches Einkommen von fünf Millionen Franken besitzen. Er hat zuweilen einen edeln Gebrauch von seinem Reichthum gemacht; er hat viel Geld auf eine Sammlung von Urkunden und authentischen Geschichtsdokumenten verwendet, und einen beträchtlichen Theil davon drucken lassen; die Exemplare verschenkt er, so wie von einigen andern Werken, die er hat drucken lassen. Dabey aber hat der Mann einige Sonderbarkeiten; so hat man ihn bis jezt nicht bewegen können, auf seinem Grunde, den ihm die Stadt hat abkaufen wollen, die schöne Rivolistraße fortzusetzen, welche mit der Honoréstraße parallel läuft, und mit einem bedeckten Bogengang versehen ist. Der Bogengang wird an dem Egertonschen Grunde unterbrochen, und so lange er nicht einwilligt, bleibt die Straße unvollständig. Es ist die Rede davon gewesen, ihn zum Abstehen seines Grundstückes zu zwingen; ich weiß nicht, in wiefern die Gesetze dazu berechtigen. Zwar ist ein Gesetz vorhanden, welches der Obrigkeit das Recht ertheilt, Grundstücke der Bürger wegen gemeinnütziger Zwecke sich gegen Vergütung abtreten zu lassen; allein vielleicht kann man wegen der Vergütung nicht ein's werden. So reich nun dieser Engländer auch ist, so hat er sich doch nicht dazu verstehen wollen fünfzehntausend Franken für falsche Zähne zu zahlen, und er hat daher vor Gericht erscheinen müssen, um sich gegen die Klage des Zahnarztes zu vertheidigen. Der Zahnarzt gestand schon fünftausend Franken einpfangen zu haben, meynte aber, seine Sorgfalt und Mühe wäre außerdem noch fünfzehntausend Franken werth. Der Präsident frug ihn, was dann der gewöhnliche Preis einer Zahnreihe bey ihm sey; dieß hinge von dem Vermögen der zu bezahlenden Kunden ab, antwortete der Kläger; der Beklagte versicherte dagegen, daß der Zahnarzt ihm nur drey Reihen Zähne eingesetzt habe, und nicht sieben, daß diese Zähne aber äußerst schlecht und ganz unbrauchbar gewesen seyen, daß er ihm dennoch für jede Zahnreihe 100 Pfund Sterling zu geben bereit sey, nebst einer Summe von 2507 Franken, die er ihm bereits zuvor angeboten habe, um der Sache ein Ende zu machen. Dieß wollte der Anwalt des Zahnarztes nicht eingeben; er behauptete, derselbe habe England verlassen, blos um den Lord nach Paris zu begleiten, und Sorge für höchstihre Zähne zu tragen; zu dem Ende habe er über 100 Versuche gemacht, wovon jeder einige Stunden gedauert habe; Mylord habe ihm Anfangs 200,000 Franken versprochen u. s. w. Der Anwalt gab noch folgendes Anekdötchen zum Besten, welches, seiner Behauptung nach, die Ursache des Bruchs zwischen Mylord und seinem Zahnarzte gewesen sey. Der Zahnarzt habe bey einem seiner Besuche gesagt, er sey außerordentlich betrübt über die Krankheit seines Sohnes, der am rothen Fieber darnieder liege. Bey den Worten rothes Fieber sey Mylord ganz erschrocken aufgefahren, habe aus allen Kräften um Hülfe geschrieen; sogleich seyen vierzig Lakayen in's Zimmer gestürzt, und haben ihren Herrn in's Innerste seines Gemachs geführt; aber Mylord, noch ganz außer sich vor Entsetzen, habe ihnen befohlen, sogleich ihre Kleider am Leibe in Stücke zu reißen, und sie zu verbrennen, damit ja keine Ansteckung von dem Vater des fieberhaften Kindes zu fürchten sey. Diese Anekdote, die ganz mit dem sonderbaren Charakter des Earls v. Bridgewater übereinstimmt, erregte ein lautes Lachen bey den Zuhörern. Das Gericht urtheilte darauf, daß die vom Earl v. Bridgewater angebotene Summe eine hinlängliche Belohnung sey; dieser Meynung war auch das Publikum, und sicher hat der Lord sein Zahnsurrogat theuer bezahlt.

Dg.

Berlin, 29. März.

(Beschluß.)

An schönen, erhabenen und feinen Zügen ist das Stück überhaupt reich; wir rechnen dahin die lyrische Stelle der Thais, Darius Betrachtung über seine Herrschaft und seine Worte am Quell, Alexanders Verweis an Hephästion und vieles andre, was aufzuzählen hier zu weit führte. Der vierte Akt, das Gastmahl Alexanders, die Begeisterung der Thais und die Verbrennung von Persepolis darstellend, hat uns durchaus befriedigt, wir finden denselben in der Aufführung auch nicht zu opernhaft, sondern wünschten nur, daß die Tänze darin besser wären, schöner sowohl als angemessener; der mimische Tanz gehört hier wesentlich zur Sache, und kann daher nur stören, insofern er unzweckmäßig angeordnet ist. Die Diktion des Stücks ist eine sehr vorzügliche Seite desselben, sie ist reich und abwechselnd nach den Personen und Situationen, und doch in einer gewissen Einheit von den Extremen zurückgehalten, sie hat Schwung und Leichtigkeit, und dabey eine der rechte Fülle, welche dem Stoffe wohl ziemt. Auch die Verse sind mit Sorgfalt behandelt, sie sind reiner und wohlklingender, als man sie jezt in diesem Jambischen, so leicht schemenden und daher meist so nachlässig behandelten Sylbenmaße zu finden gewohnt ist. Und wenn wir nun den Gesammteindruck des ganzen Trauerspiels uns noch einmal vergegenwärtigen und in Einen Spruch zusammenfassen wollen, so müssen wir die Ueberzeugung aussprechen: Es ist ein wackres Werk, von lobenswerthem Gehalt und verdienstlicher Ausführung, ein Werk, das nicht alle Ansprüche befriedigt, aber manche Erwartung auch übertrifft, das lebendigen Antheil erweckt, und auf der heutigen Bühne als ausgezeichnete Erscheinung anerkannt zu werden verdient. Der Jugendarbeit Racine's ziehen wir dieses Werk eines gleichfalls noch jungen Dichters weit vor.

Was nun zulezt die Aufführung betrifft, so wollen wir nur kurz unsre Meynung sagen. Hr. Krüger spielte den Alexander durchaus vortrefflich, er war ganz in der Rolle, sprach und handelte von innen heraus, und zeigte ein Feuer und eine Mäßigung zugleich, deren Wirkung uns überraschte. Darius wurde durch Hrn. Rebenstein weniger gut gegeben: ein zerhacktes Deklamiren ersezt nicht den Mangel innerer Ergriffenseyns. An diesem lezteren fehlte es auch Mad. Stich in der Rolle der Statira, ihre Anstrengungen gelangen eigentlich nur in der Vision, die sie meisterhaft darstellte. Hr. Lemm ist schon von Andern in seiner Rolle als Nabarzanes mit Recht gelobt worden. Mad. Unzelmann, eine schöne Frau, mußte als Thais in einem unbegreiflichen Kostüm sehr unvortheilhaft erscheinen; auch in den übrigen Kostümen war vieles häßlich, ob richtig? das dürfte wohl sehr die Frage bleiben. —

A. H.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Nro. 100.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, 27. April 1826.

Du Dulder Aller, gieb den Geist
Der Lieb' uns, die uns lieben heißt.

Einige Bruchstücke aus den Memoiren des Robert Guillemard, verabschiedeten Sergenten.

(Fortsetzung.)

Indessen erschien bald der Parlamentär von Neuem, und die Unterhandlungen wurden wieder angeknüpft, während das Feuer von beyden Seiten aufhörte. Nach vielem Hin- und Herreden kam man endlich überein, daß wir das Geschütz und unsere Waffen abliefern und freyen Abzug nach Uzez erhalten sollten. Diese Kapitulation ward blos mündlich abgeschlossen, unsere Offiziere verließen sich auf die Ehre der Belagerer und auf das Ehrenwort des Offiziers, mit dem sie unterhandelt hatten, und die laut geäußerte Beystimmung der Menge. Wir öffnen die Thore und verlassen die Kaserne. Allein wir waren noch nicht alle draußen, als von allen Seiten Flintenschüsse und wüthendes Geschrey uns empfangen. Viele von uns fallen und unsere Glieder gerathen in Unordnung. Ein Soldat ohne Waffen ist nicht mehr Soldat. Wir stoben nach allen Seiten auseinander, die einen in die Stadt, andere über die Mauern hinaus in's Freye; Alle werden heftig verfolgt. Ich lief eine lange Straße hinab, zwey meiner Gefährten stürzten neben mir, von den Kugeln unserer Verfolger getroffen; ich warf mich in einige enge Gäßchen, bis ich endlich bemerkte, daß ich nicht mehr verfolgt wurde. Eine Frau stand am Fenster eines kleinen Hauses, sie hatte Thränen in den Augen. „Wohin kann ich mich retten?" fragte ich sie in der größten Bewegung. — „Tretet herein," erwiederte sie. Sie kam herab und öffnete mir die Thüre. „Ihr könntet nicht nach Uzez entkommen, sprach nun die gute Frau, und Euch eben so wenig im Felde verstecken. Bleibet hier. Ich bin arm, aber ich kann mein Brod mit Euch theilen. Mein Mann ist in Sicherheit. Ich kann Euch zwey bis drey Tage verstecken, dann mögt Ihr vielleicht bey Nacht entkommen." Meine Retterin führte mich nun auf den Heuboden, von wo ich im Nothfall über eine Gartenmauer in's Freye entkommen konnte. Bald darauf ging sie aus, und als sie wiederkam, erzählte sie mir, daß viele meiner Gefährten getödtet worden seyen, und daß man die andern noch immer verfolge. Haufen von Bewaffneten waren auf der Straße nach Uzez aufgestellt und hatten die Unsrigen, welche in dieser Richtung flohen, mit Flintenschüssen empfangen. Ich konnte nicht begreifen, was uns zum Gegenstand einer solchen Wuth, einer so verrätherischen Verletzung des Völkerrechts machte. Als ich meine Befreyerin deßhalb fragte, erwiederte sie: „Weil ihr Grieurs seyd." — „Was ist das, ein Grieur?" — „Ein Protestant." — Ich wollte eben antworten, daß ich keiner sey, allein die Furcht, meiner Wirthin zu mißfallen, gebot mir Stillschweigen. „Also, sagte ich, hat der katholische Pöbel keine andere Absicht in seiner Wuth, als die Protestanten auszurotten?" — „Wir haben in den lezten drey Monaten die Oberhand gehabt, und doch haben wir sie nicht auf diese Art behandelt," erwiederte die gute Frau ganz nachdenklich. Die Nachbarinnen der Suzanne Delon (so hieß

meine Wirthin) wurden bald von meinem Aufenthalt unterrichtet, allein ich hatte nichts von ihnen zu fürchten, da sie alle Protestanten waren und auch mich für einen solchen hielten. Sie brachten mir Kleider, damit ich in bürgerlicher Kleidung eher entkommen könne; meine Uniform wurde sorgfältig verbrannt. Abends hörte ich sie denn alle die Abscheulichkeiten erzählen, welche den Tag über vorgefallen waren; man zählte die Namen der auf den Straßen oder im Felde ermordeten, die Zahl der geplünderten oder verbrannten Häuser auf. Alle diese Dinge hätte ich nur für empörende Uebertreibungen gehalten, wenn meine eigene Lage mich nicht von ihrer Glaubwürdigkeit überzeugt hätte. Den Tag, nachdem ich bey der guten Delon eine Zuflucht gefunden hatte, hörte ich sie an der Thüre sich mit einer Nachbarin unterhalten. Eine dritte kam hinzu und sagte zu jener mit trauriger Stimme: „Claudine, man sagt, dein Mann sey auch ermordet worden." — „Gerechter Gott! wo denn?" rief die andere. „In euerm Weinberg bey St. Cesaire, war die Antwort. Seht, da kommt eure Stiefschwester, die Frau des unglücklichen Laplume, der mit ihm getödtet worden ist; sie hat sie Beyde im Weinberg liegen sehen." Hier hinderte mich der laute Jammer der Weiber, etwas Weiteres zu vernehmen. Später erfuhr ich folgendes. Am Morgen des 18ten war ein gewisser Clot in Nimes vor seinem eigenen Hause ermordet worden, von einem bekannten Mörder, den ich nennen und dessen Schandthaten ich erzählen könnte, wenn ich nicht fürchten müßte, Dank sey es dem gerichtlichen Urtheil, das ihn freygesprochen hat, von ihm selbst als Verläumder belangt zu werden. Denselben Tag waren Chivas, Claudinens Mann, und Laplume, Beyde Clot's Schwäger, ermordet worden. Fünf Tage darauf ward auch deren Bruder, David Chivas, ermordet. So sah eine einzige Familie an einem Tage drey rüstige Männer fallen. Da die Leichname gewöhnlich verstümmelt und nackt auf dem Felde liegen blieben, so entschloß sich, nachdem der erste Schmerz überwunden war, Claudine Bernargue, die Leiche ihres Mannes diesen Unwürdigkeiten zu entziehen. Sie miethete einen Taglöhner und erhielt mit Mühe die Erlaubniß, sich aus der Stadt nach ihrem Weinberg zu begeben. Die Barrieren waren streng geschlossen. Sie bestattet ihren Gemahl zur Erde und kehrt Abends wieder nach Hause. Drey Tage darauf kam Jemand, um der unglücklichen Claudine zu sagen, daß die Leiche ihres Mannes nicht beerdigt sey, sondern mitten im Felde liege. Sie wollte es anfangs nicht glauben, aber mehrere Leute bestätigten die Nachricht mit einer Art von ironischem Mitleiden. Sie entschloß sich, ihrem Manne zum zweyten Male die letzte Ehre zu erweisen. Allein sie fand diesmal keinen Taglöhner, der sie hätte begleiten mögen; die einen hielten es für Gottlosigkeit, die andern scheuten die Gefahr, der sie sich aussetzen hätten. Das unglückliche Weib nahm nun selbst einen Spaten und begab sich nach dem Gemeindehaus, um die Erlaubniß zu erhalten, aus der Stadt zu gehen. Die Behörden, denen sie den Zweck ihrer Bitte angab, ertheilten ihr eine schriftliche Erlaubniß, die Barrieren zu passiren, „um einen Baum auszugraben." Ich selbst habe diese sonderbare Umschreibung von Seiten der Behörden gesehen, welche es nicht wagten, einen so abscheulichen Mord einzugestehen. Claudine begibt sich an den Ort, wo die halbverfaulte Leiche liegt, gräbt ein Grab, legt den Leichnam hinein und bedeckt ihn mit Steinen und Erde. Während dessen hatten sich mehrere Weiber hinter der Hecke des Feldes versammelt und sahen ihr während der Arbeit mit lautem Hohngelächter zu. Nachdem die muthige Wittwe ihre fromme Pflicht erfüllt hat, kehrt sie nach Nimes zurück. An der Barriere wird sie von einem Haufen Menschen empfangen, die sie mit bitterm Spott und Vorwürfen begleiten. Sie senkt den Kopf und setzt schweigend ihren Weg nach ihrer Wohnung fort. Als sie vor derselben anlangt, hört sie den Haufen in ein lautes Jubelgeschrey ausbrechen. Sie erhebt die Augen und sieht ihre ganze Habe vor ihrem Hause aufgethürmt und in Flammen aufgehen. Die Unglückliche schreitet ohne Thräne, ohne Worte mit gesenktem Haupte durch die höhnende Menge den Weg zurück, den sie herkam. Der Wahnsinn allein gibt ihr noch Kräfte. Niemand folgte ihr. Von diesen Abscheulichkeiten habe ich nur den letzten Auftritt, das Verbrennen des Hausgeräths und das Verschwinden der unglücklichen Claudine selbst gesehen; das Uebrige wurde mir von ihren Verwandten erzählt *).

*) Die Abscheulichkeiten, welche 1815 in Nimes, Avignon, Marseille u. s. w. begangen worden sind, bleiben in dem großen Schuldbuche der Geschichte aufgezeichnet. Man darf aber nicht vergessen, daß wilder Fanatismus und die Aufregung des Augenblicks solche Ausschweifungen erklärlich machen; daß aber der Abscheu und die tiefe Verachtung aller Zeiten die Richter und Behörden treffen muß, die sie unbestraft ließen, und die Schriftsteller, welche sie bey kaltem Blute vertheidigten.

Schlangen- und Krokodillenjagd.

(Aus Waterton's Reisen in Demerara 1824.)

Ich hatte eine Belohnung versprochen, wenn man mir eine große Schlange lebendig zeigen würde. Nach einigen Tagen kam mein Neger und sagte mir, sie hätten im Wald eine Schlange entdeckt, aber es sey eine junge, ein sogenannter Buschmeister (Bushmaster?). Ich ergriff sogleich eine acht Fuß lange Lanze und machte mich in Begleitung von zwey Negern auf den Weg nach der bezeichneten Stelle. Bald erblickte ich die Schlange, es war eine Coulcanara, nicht giftig, aber groß genug, um jeden von

Digitized by Google

uns zu zerquetschen. Als ich sie nachher maß, fand ich sie 14 Fuß lang, aber unverhältnißmäßig dick. Eine Coulcanara von 14 Fuß Länge ist so dick, als eine Boa von 24 Fuß. Nachdem ich dieser Schlange das Fell abgezogen hatte, konnte ich ohne Mühe meinen Kopf in ihren Rachen stecken. Ich bedachte mich nun, wie ich die Schlange lebendig fangen könnte, um so viel wie möglich ihr Fell zu schonen. Ich beschloß endlich, sie wo möglich dicht hinter dem Kopf mit meiner Lanze an die Erde zu spießen. Die Neger stellten mir vor, welcher Gefahr ich mich aussetze, allein ich ließ mich nicht abhalten und nöthigte sie, mir zu folgen. Ich bahnte mir nun mit meinem Messer so leise wie möglich einen Weg durch das Gebüsch bis zu der Schlange. Sie lag zusammengerollt, mit dem Kopf flach auf der Erde, sie bewegte sich nicht, und es gelang mir ihr die Lanze durch den Nacken zu stoßen und sie so fest an den Boden zu spießen. Sogleich ergriff einer der Neger den Schaft, um sie in der Stellung festzuhalten, während ich und der andere Neger uns auf den Leib der Schlange warfen. Sie schlug mit der größten Heftigkeit um sich, und mit vieler Mühe gelang es uns endlich, sie festzuhalten. Nun band ich ihr den Rachen zu und nahm ihren Kopf fest unter meinen Arm, während der eine Neger sie in der Mitte, der andere am Schwanz faßte; auf diese Art trugen wir sie nach Hause, wobey sie sich mit aller Macht loszumachen suchte, so daß wir sie nur mit der größten Anstrengung festhalten konnten. Zu Hause ließen wir sie in einen großen Sack kriechen, worin sie bis am Morgen sich herumwälzte. Am Morgen machte ich den Sack auf und ließ sie durch zehn Neger festhalten, während ich ihr den Hals abschnitt. Hierauf zog ich ihr die Haut sorgfältig ab und gegen Abend war ich mit der ganzen Dissektion fertig. Ich fand die Zähne dieser Schlange nicht so groß, als ich sie erwartet hatte; allein sie sind vollkommen geeignet für den Gebrauch, den sie davon macht. Sie sind alle nach hinten gebogen und dienen nur dazu, den Raub festzuhalten, während die Schlange ihn allmählig hinunterschluckt, ohne ihn je zu kauen. Auch tödtet sie ihre Beute nicht mit den Zähnen, sondern sie erdrückt sie mit ihrem Leibe. Den Leichnam ließ ich in den Wald zurücktragen, und bald fanden sich die Geyer in großer Anzahl ein. Sie setzten sich aber auf die benachbarten Bäume, ohne das Aas anzurühren. Endlich kam auch ein sogenannter Geyerkönig, und erst nachdem dieser sich gesättigt und auf einen hohen Morabaum in der Nähe gesetzt hatte, fielen die übrigen Geyer über das Aas her, und ließen bald nichts davon übrig. (?!)

*

Gegen Mitternacht hörte ich den Indianer sagen: „Massa, Massa, hörst du den Tiger?“ Ich horchte, und vernahm leise Tritte, die sich uns näherten. So wie das Feuer herunterbrannte, kam er uns näher, und wenn der Indianer es wieder anschürte, entfernte er sich plötzlich. Endlich erhob der Indianer, dem diese Gesellschaft nicht zu behagen schien, ein gräßliches Geschrey, der Jaguar that einen ungeheuren Satz, und verschwand ohne wieder zu kommen. Von Zeit zu Zeit hörten wir große Fische im Strome auftauchen und plumpen. Auch die Caymans wurden laut; der Laut, den sie von sich geben, hat etwas sonderbar Aengstliches, wie ein unterdrückter Seufzer, der plötzlich herausbricht, und so laut, daß man es eine Meile (engl.) weit in der Nacht hört. Zuerst ließ einer diesen schrecklichen Ton hören, und die andern antworteten ihm nach allen Seiten. Der Indianer machte ein sehr einfaches Werkzeug, um einen Cayman zu fangen. Vier Stücke hartes Holz, an beyden Enden zugespizt, wurden kreuzweise fest zusammengebunden, dann mit einem langen Strick an einen Baum gebunden, und mit einer Lockspeise, etwa vier Fuß über das Wasser gehängt. Hierauf schlug der Indianer einige Mal auf eine leere Schildkrötenschaale, um, wie er sagte, die Caymans aufmerksam zu machen, daß es etwas Neues gebe. Wir zogen uns nun zurück. Gegen Morgen fanden wir, daß ein Cayman angebissen hatte, wir zogen ihn aus dem Wasser. Er war gegen zehn Fuß lang. So wie er am Ufer ankam, sprang ich ihm auf den Rücken, indem ich mich an seinen Vorderfüßen fest hielt, während er mit seinem Schwanz gewaltig um sich schlug. Nach vielen vergeblichen Versuchen sich zu befreyen, ward er aus Ermattung ruhig, und nun schnitt ich ihm die Gurgel ab. Vielleicht gibt es kein Thier, das einen solchen Ausdruck von Grausamkeit und Bosheit hat, wie der Cayman.

Der Fürsten Majestät.

Wenn ist am größten der Fürst, und wenn der Gottheit am nächsten?
Wenn er, wie die Kinder, sein Volk liebend an's Vaterherz schließt!

Schaller.

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, 16. März.

König Lear. Trauerspiel in fünf Abtheilungen, nach Shakspeare, von Schröder.

Man kann oft bey uns den Tadel hören: es werde jetzt ger Zeit aller Fleiß und Kostenaufwand nur an Oper und Posse verschwendet, und das eigentliche Drama gehe leer aus. In dieser Woche stehen drey Tragödien auf dem Repertoire; der Intendantur wäre also diesmal keine Schuld beyzumessen, denn überall läßt sie sich's angelegen seyn, durch Decorationen und Kostüm das Unwahrscheinliche zu erreichen, d. h. die Schlafheit, Lauigkeit, Vornehmheit unserer tragischen Schauspieler unter so glänzendem Schleyer zu verbergen. Aber die falschen Moden

verſtecken den Pferdefuß nicht. Wie bedauerten wir Herrn Devrient, daß er auch als Schauſpieler von Allen, außer dem treuen Narren und braven Kent, verlaſſen wurde. In allen übrigen war keine Kraft, keine Regſamkeit, kein Geiſt, kein Intereſſe; der Eine hatte nicht gelernt, der Andere ſprach nur, weil er doch nun einmal ſchon die Mühe des Lernens und Auswendigs überſtanden hatte: unſer Trauerſpiel iſt ein ausgebrannter Vulkan, ein mattgewordener Greis, deſſen Auge nur noch bey ausgezeichneten Gelegenheiten in gewohntem jugendlichen Feuer flammt. Aber das Publikum iſt theils ebenſoſehr Greis, der nach der Lebensarbeit ſich ſpielend ergötzen will an den Kinderfreuden der jüngſten Enkel, theils iſt es der Knabe, der noch in den Ernſt der Lebensſchule nicht hinein will, ſondern lieber in müſſigem Zeitvertreibe hinkändelt. Das Haus war leer, der Beyfall trotz der gelungenſten Darſtellung von Seiten unſeres größten Schauſpielers, der ſich förmlich aufopferte, nur lau. Freylich iſt die Schröder'ſche Bearbeitung für die jetzige Zeit auf jede Weiſe unpaſſend; ſie hat den Gartenduft der Poeſie in Landſtraßenſtaub verkehrt, und das lebendige Leben der Sittlichkeit zu Schattenbildern moraliſcher Reflexionen ertödtet. Wozu gleich im Anfang die Aenderung, daß Kent dem Gloſter nur erzählt, was im Shakſpeare der König wirklich thut, — daß er nämlich die Schuld auf ſich ladet, einmal die Liebe des ſchweigenden Kindes, die treue wahrhafte Sittlichkeit zu *verkennen*, und ſie in den Schwätzerinnen, in denen ſie erſtorben, lebendig zu glauben, und dann die *Thorheit* zu begehn, in väterlicher Liebe den Unkindlichen Selbſtſüchtigen Macht, Anſehn, das ganze königliche Vermögen zu opfern, und es der kindlichen Aufopfrungsvollen zu entziehn. Dieß iſt der Grundſtein des ganzen Gebäudes; was hat denn Gloſter für ein Vorrecht, daß wir dieſen Grundſtein nur bey ihm legen ſehn? Denn dieſe beyden Familien, und die Schuld der Väter und Kinder in ihnen ſind der Inhalt des Stücks. Beym König iſt dieſe Schuld, weil ſie von ihm ſelber ausgeht, *Thorheit*, die ſich, inſofern die innere Meynung dem äußern wirklichen Zuſtande widerſpricht, und zur Erfahrung dieſes Widerſpruchs kommt, beym Bruch eines gedoppelten Bewußtſeyns zum *Wahnſinn* ſteigert; bey Gloſter dagegen, da der äußere Zuſtand ihm ein Blendwerk vorſpiegelt, *geiſtige Blindheit*, die nur erſt durch die *leibliche* Blindheit als Folge und Sühne für die geiſtige im Tode geheilt wird.

In ſeiner erſten Scene trat der König als Schatte ſeiner ſonnenbeglänzten Geſtalt auf, als Rauch des früheren Feuers, in ſich verzehrt durch ſeine Thorheit, aber ihrer noch unbewußt, und eben darum thöricht. Denn er glaubt ſich noch mächtig und angeſehn, geliebt von ſeinen Töchtern, und ſo wird es der eigentliche Sinn dieſes Wahns, ſich zum Wahnſinn fortzutreiben. Deßhalb war zunächſt ein großer Beweis der Genialität unſeres Künſtlers, die tiefe allmächtige Sehnſucht, mit welcher er nach ſeinem Jungen, nach ſeinem Narren verlangte, denn der Narr iſt weiter nichts als die ausgeſprochene Thorheit Lears, die wehmüthig lächelnde Ironie ſeiner That, ihm treu, zu ihm gehörig, von ihm untrennbar, weil ſie ſein bisher noch unausgeſprochenes, ihm unbekanntes, aber geahntes Innres, ſein eigenes ihm noch fremdes, und doch allzuvertrautes Weſen iſt. Dieſe ſeine Narrheit kann ihm erſt entgegen treten, ſein lieber Burſche kann ihm erſt lachend einen Spiegel vorhalten, nachdem er in der Beſorgniß des Ritters zum erſten Mal ſelbſt fühlt, daß ſeine Macht dahin, daß ſein Kind liebelos, — mit wie innigem, aber wortloſem Schmerze fühlte er es — und es dann klar im Trotz des Hausbofmeiſters vor ſich ſieht. Wie begegnet er dem Narren? Bald fühlt er tief und ernſt ſeine Bitterkeiten, bald ſcherzt er mit ihm. Er nimmt ganz, was der Narr iſt, in ſich auf und ſpricht zuletzt wie er, nachdem er den erſten Schmerz in der Scene mit Goneril überwunden, und den erſten Zorn ſeines nur als Wahn erfahrnen Anſehns ausgetobt hat. „Euer Name, ſchönes Frauenzimmer?" fragt er in der allerbitterſten, ſchmerzlich lachenden Ironie die Tochter. Als nun aber die volle Gewißheit der Undankbarkeit auf ihn einſtürmt, bricht er in die volle Wuth ſeines Schmerzes aus, und verflucht das Kind, das wie auf einer Folterbank das Weſen ſeiner Seele verrenkte. Vortrefflich, meiſterhaft war hier der Schmerz, der Zorn in ſeiner Steigerung vom Dichter und Schauſpieler, der Alles aufbot, alles erſchöpfte, alles leiſtete — aber das Publikum blieb lau.

Im zweyten Aufzuge gibt die Verrätherey Edmunds, des Baſtards, welche mit der leichtgläubigen Blindheit Gloſters ihr unkindliches Spiel treibt, gleichen Schritt mit der Schändlichkeit der königlichen Thoren, — Regan läßt den Boten des Vaters in den Block legen, ſie verweigert dem König mit der Schweſter die ausbedungenen Ritter, er macht die volle letzte ſchmerzlichſte Erfahrung ihrer Undankbarkeit. Im erſten Akt war es der Zorn des vernichteten königlichen Anſehns, das ihn bewegte, hier iſt es der furchtbare Schmerz der getäuſchten väterlichen Liebe und der letzte Kampf ſeiner früheren Meynung mit der Erfahrung des wirklichen Zuſtandes, was ihn wechſelnd bewegt. Der Narr kommt nur immer dazwiſchen, wo Lear dieſer Erfahrung entfliehen will. Denn er ſucht ihr ſtets zu entgehen, aber ſie drängt ſich ihm ſtets klarer auf, und dieſer Wechſel iſt es, der ihn zum Wahnſinn treibt.

Doch dieſes Offenbarwerden der verkannten kindlichen Geſinnung, das bisher nur die Kindlichgeglaubten als undankbar anfweiſt, dieß Aufzeigen der Learſchen Thorheit, der Gloſterſchen Blindheit iſt erſt vollkommen, wenn die Unkindlichgewähnten als kindlich erſcheinen. Aber dieſe Erſcheinung, die tödtende Heilung kommt den Kranken erſt nach vollem Ausbruch der Krankheit, jetzt ſchimmert ſie in Edgar und in Cordelia's Landung in Dover als erſter Morgenſchimmer durch die Sturmnacht. Der König, ohne Obdach, haarhaupt, in der Wuth ſeines Schmerzes im Uebergange zum Wahnſinn tobt wie die Elemente, die um ihn wüthen. Dieſe Wuth iſt noch nicht Wahnſinn, aber, wie er ſelbſt ſagt, der Weg dazu. Mit dem Narren iſt er jetzt ein Leib und eine Seele, doch noch nicht mit dem Wahnſinn, der wie früher der Narr, nun als Thoms, dem Lear entgegentritt. Dieſer Wahnſinn iſt das als böſe verſtoßene gute Kind, die wahnſinnige That Lears, die, weil ſie nur als geſchehene That außerhalb des Thäters Wahnſinn iſt, in der Perſon, die dieſe That, ohne ihr Thäter zu ſeyn, vorſtellt, verſtellter Wahnſinn bleibt, bis an dieſer Verſtellung ſich, wie früher ſeine Thorheit als Narrheit offenbarte, Lears wirklicher Wahnſinn entzündet. Daher hört er auf nichts mehr, und will nur immer bey dieſem Philoſophen bleiben. Die Darſtellung dieſes Inhalts des Stücks iſt zugleich die Darſtellung der Leiſtung unſeres Künſtlers. — Wie nun aber dieſer Aufzug der Offenbarung deſſen, was in den Hauptperſonen verborgen liegt, gewidmet iſt, ſo folgt auf den Wahnſinn Lears die Blendung Gloſters, die nicht als zufällige Grauſamkeit, ſondern als ſein nothwendiges, durch eigene That und Schuld verbogeführtes Schickſal, als die Aeußerung ſeines eigenen Innern anzuſehn iſt. Schade, daß der Gloſter, dieß Gegenbild Lears, in Herrn Mattauſch einen ſo geſtalterten ſprach- und gedächtnißloſen Repräſentanten hatte.

(Der Beſchluß folgt.)

Beylage: Kunſtblatt Nr. 34.

Verlegt von der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.

Digitized by Google

Nro. 101.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, 28. April 1826.

Viel Stufen wandeln sie zum Ziel
Nach größerer Verherrlichung.
Du wirkst, durch Schmerz und Freudenspiel,
Die höhere Entwickelung
Der Kräfte Aller!

An den Unerforschlichen.

Mel. Herr, mein Versöhner! der du für mich littest.

Wer wagt sich auf zum unerforschten Wesen,
Um in dem Buch der Ewigkeit zu lesen?
Wer darf, den Hocherhab'nen zu ergründen,
Sich unterwinden?

Unendlich groß ist seiner Weisheit Fülle.
Doch eine mitternächtlich dunkle Hülle
Wollt sie uns ein. Sie zu durchblicken taugen
Nicht Menschenaugen!

Umsonst ist euer eifrigstes Bestreben,
Ihr Weisen! diesen Vorhang aufzuheben.
Selbst Engel würden sich, ihn wegzuziehen,
Umsonst bemühen.

Unfähig hier in euerm kleinen Kunde,
Der Dinge Wirkung mit dem nächsten Grunde
Halb zu durchschau'n, wie könnt ihr euch getrauen,
Ihn zu durchschauen?

Nicht unsern gleich — bedenkt's in euern Schranken! —
Sind des Allweisen Wege und Gedanken:
So weit die Erde von dem fernsten Sterne,
Sind sie sich ferne.

Oft traur' ich tief, wenn, statt sich zu erweitern,
Sich meine Aussicht engt, mir Plane scheitern,
Mich Hoffnung täuscht, und unversehn'e Plagen
Mein Herz zernagen;

Doch du, der aller Sterblichen Geschicke
So weislich lenkt, lenkst Alles mir zum Glücke.
Zum Heil muß mir, was Unheil vor geschienen,
Am Ende dienen.

Hab' ich, beym Glücksgenusse zu vermessen,
Oft deiner Güt' und Vaterhuld vergessen,
So züchtigst du mich liebend durch Beschwerden,
Um klug zu werden.

Oft läss'st du, mich vor größern zu bewahren,
Mir klein're Uebel weislich widerfahren;
Oft führst du mich den düstern Pfad der Leiden
Zu reinen Freuden.

O Unerforschlicher! in diesem Staube
Bet' ich dich ehrfurchtschauernd an, und glaube:
Du handelst gut, wenn ich auch, was ich sehe,
Nicht stets verstehe.

Fleug auf, mein Geist! für tausend lichte Proben
Von Huld, den Unerforschlichen zu loben,
Und soll' ihm gleichen Kindesdank für Leiden,
So wie für Freuden.

Einst wird sich ganz dort seine Huld bewähren,
Wenn, um dir jedes Dunkel aufzuklären,
Er dich aus dieser Todesnacht in's Leben
Des Lichts wird heben.

Schaller.

Digitized by Google

Einige Bruchstücke aus den Memoiren des Robert Guillemard, verabschiedeten Sergenten.

(Fortsetzung.)

Rettung eines Flüchtlings.

Guillemard entkommt nach mancherley Gefahren glücklich von Nimes nach Toulon. Auch dort wird die weiße Fahne aufgepflanzt und der König anerkannt. Des ungeachtet herrscht große Gährung, durch den Uebermuth der siegenden Parthey, besonders aber die Ermordung der Besatzung von Marseille. — Folgendes Abenteuer, das unsern Sergent aus Toulon entfernt, verdient in mancher Hinsicht herausgehoben zu werden.

* * *

Eines Abends (es war, glaube ich, der 21ste August) ging ich einsam und in mich gekehrt auf dem Champ de Bataille (ein öffentlicher Platz in Toulon) umher, als ich von Herrn Don..., einem Marineoffizier, den ich früher gekannt hatte, angeredet wurde. „Guillemard, sprach er, man kennt Sie als einen sichern Mann; wollen Sie Theil an einer That nehmen, die Muth und Edelsinn fordert, so folgen Sie mir." — „Mein Herr, erwiederte ich, ich bin bereit, Ihnen überallhin zu folgen: ich habe Sie bey Wagram und sonst kennen lernen; allein bey der gegenwärtigen Lage der Dinge kann ich Ihnen nur auf Ihren ausdrücklichen Befehl, wenn sie mir ihn als Offizier geben, folgen, in der Ueberzeugung, daß, was auch daraus entstehen mag, Sie diesen niemals ableugnen werden." — „Nun denn, rief er, so befehle ich es Ihnen, folgen Sie mir!" — Wir nahmen nun unsern Weg nach dem italienischen Thore, von dort über die Hügel von La Malgue bis zu einer kleinen Bucht, wo wir ein Boot angebunden fanden. D. sprang hinein, untersuchte es, und ging dann ungeduldig am Strande auf und ab, indem er Jemanden zu erwarten schien. Nach einer halben Stunde hörten wir eilige Schritte sich nahen. „Sind Sie es, Aug...?" sagte D. „Ich bin es, war die Antwort, er wird sogleich kommen. Ist das Ihr Sergent?" — „Ja, und Sie können auf ihn zählen, wie auf mich selbst. Lassen Sie uns alles bereit machen!" — Wir legten nun Alles in dem Boot zurecht, um sogleich in See stechen zu können. Hierauf warteten wir noch eine geraume Zeit, meine Gefährten mit der größten Unruhe, ich selbst ziemlich gleichgültig; da ich voraussetzte, es komme hier nur darauf an, einen Marineoffizier den Verfolgungen der siegenden Parthey zu entziehen. Als ein Kanonenschuß die Oeffnung der Thore von Toulon und den Anbruch des Morgens verkündete, entschlossen sich meine Gefährten, nach der Stadt zurückzukehren, da der, den sie erwarteten, wahrscheinlich durch irgend etwas Außerordentliches abgehalten worden seyn. Wir trennten uns, nachdem ich D. versprochen hatte, mich denselben Abend in einem Weinhause hinter dem Champ de Bataille einzufinden. Während ich nachdenklich meinen Weg fortsetzte, sah ich mich plötzlich von etwa sechzig Menschen umringt, wovon die meisten die Uniform der Nationalgarde trugen, mehrere schienen, ihren Epauletten nach, Offiziere zu seyn. Ihr Führer, M..., der Sohn des Marschalls vom selben Namen, schlug mir auf die Schulter und fragte in einem barschen Ton: „Woher kommst du so früh?" — Aergerlich über diesen Ton, erwiederte ich eben so barsch: „Es ist nicht früher für mich als für euch. Wo kommt ihr selbst her?" — „Ich habe dir keine Rechenschaft zu geben." — „Ich euch eben so wenig, denk' ich." — Nun entstand ein großes Geschrey, die, welche Epaulettes trugen, drängten sich heran und fragten: „Ob ich ihre Autorität verkenne?" — „Wie Teufel, wollt ihr, daß ich euch kennen soll? — Hab' ich euch je bey der Armee gesehen?" — „Wir sind Offiziere." — „Desto besser für euch!" — Hier erhob die Bande von neuem ein großes Geschrey und machte Miene, über mich herzufallen, als einige Militärs vorübergingen, die, als sie einen der Ihrigen in solchen Händen sahen, sogleich zu meinem Beystand herbeyeilten, worauf jene Herren weiter zogen und auch ich meinen Weg fortsetzte. Gegen acht Uhr Abends fand ich mich am bestimmten Ort ein, und begleitete D. nach derselben Stelle am Ufer, wo wir die vorige Nacht gewartet hatten. Wir hatten ziemlich lang gewartet, als sich uns behutsam vier Personen näherten. D. erkannte sie bald für die, welche er erwartete: „Ist Alles fertig?" fragte Herr Aug., den ich an der Stimme wieder erkannte. „Alles," antworteten wir. — „Nun denn, mein Prinz, so schiffen Sie sich ein," sagte hierauf Aug. zu einem großen Mann, der, in einen weiten Mantel gehüllt, neben ihm ging: „Wer sind diese Männer?" fragte er mit unruhiger Stimme. „Freunde." „Aber . . . kennen Sie die Küste genau?" — „Was thut das zur Sache? wagen wir nicht eben so viel wie Sie?" — „Nun denn, so sey es! Leben Sie wohl, großmüthiger Mar— sagte er hierauf, zu einem kleinen magern Manne gewandt, der ihm den Arm reichte — das Schicksal mag mir günstig oder feindlich seyn, nie werde ich vergessen, was Sie für mich gethan haben." Er umarmte ihn, und der Andere erwiederte mit sehr bewegter Stimme: „Mein Prinz, ich habe nur meine Pflicht gethan. Ich wünschte dasselbe für alle Glieder Ihrer Familie, für alle Unglückliche thun zu können." — Der große Mann setzte nun den Fuß auf den Rand der Barke, schien aber noch immer unschlüssig zu seyn; allein Aug. nahm ihn heftig beym Arm und rief: „Fort, Alles ist entschieden!" und trat zugleich mit ihm in das Boot. Im selben Augenblicke stießen wir ab, und indem wir mit der größten Vorsicht steuerten, um den Küstenwächtern auszuweichen, befanden wir uns gegen Tagesanbruch auf der Höhe des Kap. Sepet. Unser unbekannter Reisegefährte saß im Hintertheil des Bootes und hatte kein Wort gesprochen. Alles, was ich gehört,

Digitized by Google

hatte meine Neugierde gespannt, und ich erwartete mit Ungeduld den Tag, um die Züge des Unbekannten zu erblicken; allein er war ganz in seinen Mantel gehüllt, so daß ich nichts von seinem Gesicht sehen konnte. So segelten wir fort bis nach Sonnenaufgang. Plötzlich erhebt sich der Unbekannte, und, um den Horizont zu übersehen, wirft er den Mantel zurück. Das Ruder entfällt meinen Händen, und voll Erstaunen und Ehrfurcht springe ich auf und hebe die Hand zur Stirne, um ihm meinen militärischen Gruß zu bieten — es war der König von Neapel *). Ohne mein Erstaunen zu beachten, sagte er mit zufriedener Miene: „So sind wir denn außer Gefahr. Allein in diesem Boote werden wir doch schwerlich Korsika erreichen können?" — „Nein, Sire, erwiederte D., wir werden laviren, ohne uns von der Rhede zu entfernen. In einigen Stunden wird das Postschiff auslaufen, welches von Toulon nach Ajaccio geht, und uns im Vorbeysegeln aufnehmen können. Der Kapitän wird sich nicht weigern, Ew. Majestät nach dem Hafen zu bringen, den Sie ihm bezeichnen werden. Auf jeden Fall sind wir bereit, Ihren Befehlen zu gehorchen und unser Leben für Sie zu opfern. Allein der Kapitän wird gehorchen." — „Ich werde nichts von ihm verlangen, antwortete der König, als daß er seinen Weg nach Korsika fortsetze; von dort kann ich dann leicht Gelegenheit finden, mich nach Triest oder an einen andern Ort zu begeben." — Vergebens erwarteten wir jedoch das Postschiff mehrere Stunden lang, und um keinen Verdacht zu erregen und nicht unversehens von den Küstenwächtern aufgehoben zu werden, mußten wir uns gegen Abend entschließen, uns mehr von der Küste zu entfernen. Wir hatten am Morgen eine leichte Mahlzeit genossen, woran aber, aus welcher Ursache weiß ich nicht, der König keinen Theil nehmen wollte. Gegen Abend nahm er jedoch einige Nahrungsmittel zu sich, und lud auch uns ein, mit ihm zu theilen. Dieß war das erste und wahrscheinlich auch das lezte Mal, daß ich an der Mahlzeit eines Königs Theil genommen. Wir waren übrigens sehr ermüdet, der Wind war ziemlich heftig geworden, die See ging hoch, wir waren weit vom Land und fürchteten eine schlimme Nacht. Der König hatte den Tag über, um uns zu zerstreuen, uns seine lezten Schicksale und die Gefahren erzählt, denen er während des lezten Monats ausgesezt gewesen war. Nach dem Verlust der Schlacht bey Tolentino hatte Murat sich nach der Provence eingeschifft, und war in Toulon gelandet. Anfangs bezog er ein schönes Landhaus in der Nähe von Toulon, la Plaisance genannt; allein die Vorfälle von Marseille zwangen ihn bald eine andere Zuflucht zu suchen. Er schrieb sogleich an die neuen Behörden, um ihnen zu erklären: daß, da er den innern Streitigkeiten Frankreichs völlig fremd sey, er hoffe, man werde seinen Zufluchtsort und das Gastrecht, das er in Frankreich anrufe, ehren. Zugleich hatte er nach Paris geschrieben, um von den alliirten Mächten einen sicheren Zufluchtsort in England oder Oestreich zu erhalten. Während er die Antwort abwartete, vermehrten sich die ihm drohenden Gefahren um ihn her. Bewaffnete Banden suchten ihn auf, und es war sogar ein Preis auf seinen Kopf gesezt worden. Er mußte sich endlich entschließen, die Provence zu verlassen, wenn er nicht das Schicksal des unglücklichen Marschall Brune theilen wollte. Anfangs hatte er die Absicht sich nach Lyon zu begeben, wo er mehr Sicherheit in der öffentlichen Stimmung zu finden hoffen durfte; allein er erfuhr bald darauf, daß der Herzog von Roca Romana, sein treuer Gefährte, ein Fahrzeug zur Ueberfahrt nach Hâvre gemiethet habe, und beschloß diese Gelegenheit zu benutzen. Die Wachsamkeit der Polizey, und ein Verlieben in den Verabredungen waren jedoch Schuld, daß dieß Schiff ohne ihn absegeln mußte; wobey es ihm kaum gelang, in einem kleinen Boote das Land wieder zu erreichen. Hier mußte er sich sogleich in die Gebirge werfen, wo er zwey Tage fast ohne Nahrung umher irrte. Endlich fand er eine Zuflucht in einem abgelegenen Landhaus. *) Dort wartete er noch einige Tage vergebens auf Antwort von den alliirten Mächten, und entschloß sich endlich einen neuen Versuch zu machen, die Provence zu verlassen, wozu ihm zwey Offiziere, Don... und Aug... ihren Beystand anboten. Wir haben gesehen, daß in der ersten Nacht, welche zur Ausführung dieses Plans festgesezt worden war, der König sich nicht einfand. Folgendes war die Ursache dieses Verzugs. Als er eben im Begriff war sich nach dem verabredeten Platz auf den Weg zu machen, benachrichtigte ihn die alte Magd, welche ihn in seinem Versteck pflegte, daß ein Haufen Bewaffneter mit einer Laterne sich dem Hause, das auf einem Hügel liegt, nähere. Murat hatte kaum noch Zeit seine Pistolen und seinen Dolch zu ergreifen, und durch eine Hinterthür in den Garten zu entkommen, als seine Verfolger schon in das Haus eindrangen. Nachdem sie dieses vergebens durchsucht hatten, suchten sie auch im Garten, allein die Laterne, welche sie (sehr ungeschickt für eine solche Unternehmung) bey sich hatten, vermehrte die Dunkelheit um sie her, und obgleich sie mehrere Male dicht an der Stelle vorbey gingen, wo der König versteckt war, so bemerkten sie ihn doch nicht. Einmal, sagte der König, habe er die größte Lust gehabt seine Pistolen auf sie abzufeuern und auf sie loszustürzen. Da sie sich nicht hätten denken können, daß ein einzelner Mann es

*) Diejenigen unserer Leser, welchen das Ende des unglücklichen Murat bekannt ist, werden das Geheimniß schon längst errathen haben. Als Bestätigung und Berichtigung der schon vorhandenen Nachrichten von den lezten Augenblicken dieses Mannes durch einen Augenzeugen, ist Guillemard's Erzählung nicht ohne Wichtigkeit. Sie stimmt übrigens in den Hauptpunkten vollkommen mit dem überein, was darüber in dem bekannten Werk des Obersten Macirone enthalten ist.

*) Die näheren Umstände dieser Begebenheit sind aus Macirone's Werk bekannt.

Digitized by Google

wagen würde, sie anzugreifen, so hätten sie vielleicht in der ersten Bestürzung die Flucht ergriffen. Bey einem zufälligen Geräusch sah sie der König erschrocken auseinanderfahren. Als sie sich unverrichteter Sache entfernt hatten, war es zu spät, und die Unternehmung ward auf die nächste Nacht verschoben. Die bewaffnete Bande, welche ich am selben Morgen antraf, war dieselbe, die den König aufgesucht hatte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, 16. März.

(Beschluß.)

Waren nun die ersten Akte die Darstellung der zum Wahnsinn und zur Blindheit führenden Erfahrungen Glosters und Lears, und der dritte Aufzug die des beginnenden Wahnsinns und der Blendung, so zeigen der vierte und fünfte die volle Krankheit und Heilung, und dazwischen spielt auch die Schuld der Undankbarkeit und des Verraths ihr Trauerspiel ab. Denn die große Aufgabe des Stückes ist es eben zu zeigen, was das Wesen der Eltern- und der Kindesliebe sey. Beyde sind hier dadurch in Schuld, daß die Eltern die diesem Wesen Entsprechenden verkennend verstoßen, und die Ungemäßen mit dem Gold ihrer Liebe überschütten, das diese gierig aufraffen, und dann die Verschwender darben lassen. Die Eltern büßen ihre Schuld zunächst durch Wahnsinn und Blindheit, die Kinder, indem sie gegeneinander wüthen, und sich wechselseitig tödten. Regan stirbt durch Goneril, Goneril entleibt sich selbst; Edgar tödtet den verrätherischen Edmund; Cornwall geht durch Glosters Blendung zu Grunde. — Der Wahnsinn des Königs kann nichts anders seyn als das gebrochene doppelte Bewußtseyn seines früheren Zustandes, seiner königlichen Macht, deren Wahnsinn jetzt aus seinen Worten wie aus seiner Strohkrone spricht, und des Verraths der undankbaren Töchter, in dessen Nachtfarbe sich ihm jetzt alle Weltgestalten kleiden; an beyden Zuständen hält er fest, und indem einer den andern verrückt, zeigt er sich selbst als Verrückter. Die Darstellung dieses Wahnsinns war unübertrefflich durch die gänzliche Versenkung jetzt in den Wahn königlicher Macht, der nichts Aeußerliches beachtet, sondern nur in der Welt seines Traumes lebt, jetzt in das Verbrechen der Kinder, und in ihre Bestrafung, bis der Blitz der Gegenwart erweckend durch diesen Wahnsinn fährt, und mit dem Licht der Verständigkeit, augenblicklich zuckend und schnell verschwindend, das Wirkliche beleuchtet. Dieser Wechsel lebte in jedem Ton, jeder Geberde, besonders im Blicke der Augen. Aber am schönsten war die Heilung durch Cordelia. In ihr macht er die Erfahrung einer wirklichen, nicht gewähnten treuen Kindesliebe, welche sein ersehnter, langentbehrter Himmel ist. Bey seinem ersten Erwachen glaubt er sich daher von seligen Geistern umgeben, aber wie er sich in diese Wirklichkeit hineinlebt, fliehen die Furien des Wahnsinns: er ist mild und voll unendlicher väterlicher Liebe. Der Wahnsinn aber entweicht, weil das gedoppelte Bewußtseyn seiner Liebe zu den Kindern und des Glaubens ihrer Dankbarkeit, so wie der diesem Wahn widersprechenden Erfahrung des wirklichen Zustandes, sich zu der Klarheit läutert, daß seiner Liebe die Kindesliebe Cordelia's entspricht, und die Erfahrung der Wirklichkeit den Glauben seines Innern bestätigt. Diese Harmonie löst alle Dissonanzen seines Geistes, und wenn wir ihn bisher im Wahn seiner Schattenhoheit, in der schmerzlichsten Erfahrung ihres trügerischen Scheines, wie der giftigen Undankbarkeit der geliebten Töchter, und in der Wuth und im Wahnsinn dieses täuschenden Glaubens, und dieser fürchterlichen Erfahrung bewunderten, so vollendete das Bild innigster rührendster Liebe ein Gemälde, wie es vollkommner nicht leicht konnte dargestellt werden. Aber in dieser Heilung vom Wahnsinn büßt Lear noch seine letzte Schuld, die Verkennung Cordelia's. Erst jetzt, da es sich zeigt, daß er sie verkannt, wird diese Verkennung als Schuld offenbart. Cordelia ist diese stumme duftende Blume der Kindesliebe, die lautlos am Strahl der geliebten Sonne verwelkt. Diese Sonne ihrer Liebe ist der Vater. Cordelia's Schuld kann nur eben diese Lautlosigkeit seyn, die nur innre Liebeskraft, die nicht zur That sich an's Leben drängt. Sie vermag den Vater nicht zu befreyn, sie wird gefangen und getödtet. Und an ihrem Tode muß Lear sterbend seine Schuld büßen, denn durch ihn, durch die Verkennung ihrer stummen Liebe, stirbt sie. Diese Verkennung ist eine schuldvollere als die der anderen Schwester. Diese treibt ihn, als er sie erkennt, zum Wahnsinn; der Anblick aber von Cordelia's brechendem Auge, aus dem ihn der Todtenblick seiner eigenen That anschaut, tödtet ihn, nach der rührendsten, lebendigsten, ergreifendsten, wortlosen Klage. Wie ergreift er ihre Hand, und läßt die erkaltete schmerzlich zurückfallen, er will ihren Tod nicht glauben — vergebens — er muß. Mit dem Blick auf ihre Lippen verscheidet er. Nach solchem Sterben können wir dem Künstler ein unvergängliches Leben verheißen.

Wenn wir in früheren Jahren von fremden Konzert gebenden Künstlern aller Art fast überschwemmt wurden, so scheinen sie in diesem Jahre unsere Stadt fast zu fliehen. Nemsberg ist zwar jetzt in unsern Mauern, aber er soll wenig Lust zeigen uns durch sein Spiel zu erfreuen, und öffentliche Aufforderungen sind noch nicht an ihn ergangen. Hummel, heißt es, wird erwartet. Desto fleißiger sind unterdessen der Reihe nach unsere einheimischen Künstler, aber meist in leerem Saale. Die Konzerte der Mad. Schulz und Mad. Milder folgten schnell aufeinander. Leider aber zeigte Mad. Schulz den funkelnden, brillanten Diamantschmuck, und die reichen Perlen ihrer Töne im Flitterstaate deutscher Renegatenkompositionen, denen auch das letzte Verdienst der Originalität abgeht, und auch Madame Milder hatte die Eitelkeit beweisen zu wollen, wie sie wohl verstehe, das reine, lautre, gediegene Gold ihrer Stimme, den vollen Gehalt ihrer gehaltenen Töne, zur schnell sich bewegenden und immer gewechselten Scheidemünze auszuprägen. Ein Beweis, den man ihr gern erspart, weil er ein Majestätsverbrechen gegen ihre eigene Hoheit ist. Sie wird zwar wie Lear sagen: „Sie können uns des Münzens wegen nichts anhaben; ich bin der König selbst.“ — Aber das Publikum wird ihr mit Edgar antworten: „o herzdurchbohrender Anblick!“ — Und dann ist es noch wieder eine eigene Gewohnheit unserer Konzertgeber, immer zur Folie ihrer Meisterschaft Schüler auftreten zu lassen, so daß der Zuhörer an Hoffnung für die Zukunft reich, durch diese Fälle in der Gegenwart darbt, bis ihn gar der Tod der Langenweile jene Zukunft nicht erleben zu lassen bedroht. — Von Herrn v. Holtei's Deklamationen schweigen wir: er hätte auch lieber schweigen sollen. Desto lauter dagegen möchten wir von Herrn Reißiger sprechen, einem ausgezeichneten musikalischen Talente, frisch, jung und feurig, das alle Elemente modernster Musik, die sich in den entgegengesetzten und verwandten Rossini und Spontini, und ihnen gegenüber in Weber und Spohr vereinzeln, oft scheint zusammenzufassen, seinem folgt, an den Geist aller erinnert, und oft nur zu grell noch die innige Zartheit seiner frischen jugendlichen Kraft gegenüberstellt, und plötzlich erschreckend, von undewölktem Himmel herab, den Donner seiner Dissonanzen vernehmen lässt. — Er zeigte sich in seinem Trio als fertiger, besonders in der linken Hand kräftiger, was aber noch mehr sagen will und selten ist, als geistvoller Klavierspieler.

Beylage: Literaturblatt Nr. 34.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Nro. 102.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 29. April 1826.

Das Uebel tilgen Klagen nicht;
Die Schwermuth macht das Leiden größer;
Verloren ist, wenn es an Muth gebricht.

A. Z.

Einige Bruchstücke aus den Memoiren des Robert Guillemard, verabschiedeten Sergenten.

(Fortsezung.)

Den Erfolg der Unternehmung in der darauf folgenden Nacht haben wir erlebt. Die Erzählung des Königs unterhielt uns sehr durch eine Menge von Umständen, die ich hier nicht wiederholen kann, und durch die sorglose Ironie, womit sie vorgetragen wurde, und welche sonderbar mit den Gefahren abstach, die uns noch umgaben. „Warum, schloß der König, verfolgen sie mich mit solcher Wuth? — Als Flüchtling rief ich das Gastrecht in Frankreich an, den Streitigkeiten des Landes fremd, habe ich mich beständig geweigert, an den lezten Ereignissen Theil zu nehmen. Was hab' ich den Franzosen gethan, um so verabscheut zu werden, ich, der ich mein Leben für Frankreich aufzuopfern bereit bin." Die Nacht war indessen hereingebrochen und unsere Lage ward immer bedenklicher; wir konnten nur mit der größten Mühe es vermeiden, von den Wellen umgeworfen zu werden, und das Boot ward jeden Augenblick mit Wasser gefüllt, so daß es sich kaum flott erhalten konnte. Endlich löschte eine Welle sogar die Laterne aus, welche den Kompaß beleuchtete, und da keiner von uns Feuerzeug hatte, konnten wir sie nicht wieder anzünden und verloren bald ganz unsere Richtung. Obgleich wir mit unsern Hüten mit der größten Anstrengung das Wasser ausschöpften, füllte sich das Boot doch immer mehr. Endlich mit Tagesanbruch legte sich der Wind, zugleich bemerkte der König eine Tartane, welche, von Westen kommend, denselben Strich hielt wie wir. Wir strengten alle Kräfte an, um uns ihr zu nähern, und als wir sie anriefen, erfuhren wir, sie sey die Santa Maria di Pietà, Kapitän Stefano Benvenuto di San Remo. Wir fragten nun den Kapitän, ob er uns aufnehmen und nach Korsika bringen wolle. Die Summe, die wir ihm anboten, erregte wahrscheinlich seinen Verdacht, und der Anblick von fünf bewaffneten Männern in einer kleinen Barke war nicht geeignet, ihn zu beruhigen; er weigerte sich nicht nur, uns aufzunehmen, sondern durch eine plözliche Wendung suchte er unser Boot in Grund zu segeln. Dieser Gefahr entgingen wir nur durch eine eben so schnelle Wendung, wobey jedoch unser schwaches Boot sehr beschädigt wurde. Im ersten Unwillen über diesen hinterlistigen Angriff beschlossen wir, die Tartane zu entern und uns ihrer mit Gewalt zu bemächtigen; der König widersezte sich jedoch nach einigem Besinnen dieser Unternehmung, und wir ließen sie ihren Weg fortsetzen. Glücklicherweise hatten sich Wind und Wellen gelegt, denn sonst wären wir in unserm Boote ohne Rettung verloren gewesen. Wir beschlossen, das Postschiff oder ein anderes Fahrzeug zu erwarten. Der König, immer ruhig und freundlich, schien nur mit uns beschäftigt. Wiederholt und in den herzlichsten Ausdrücken drückte er den Wunsch aus, daß ihn die Umstände einst in den Stand sezen möchten, uns seine Dankbarkeit zu bezeigen. Er fragte meine Gefährten, ob in dem Fall, daß er je wieder zur Herrschaft gelangen sollte, sie geneigt wären,

Digitized by Google

in seine Dienste zu treten. Indem sie dem König für seine Güte dankten, erklärten diese aber sehr bestimmt, daß sie niemals unter einer andern Flagge als der französischen dienen würden. Nun kam die Reihe an mich. Der König fragte mich nach den Schlachten, denen ich beygewohnt, und ob ich ihn bey der Armee gesehen habe. Anfangs waren meine Antworten so kurz wie möglich, allein die Güte des Königs ermunterte mich nach und nach zu größerer Weitläufigkeit und meine Erzählung schien seine Aufmerksamkeit zu erregen. Er schien die Ungerechtigkeit, womit die Anerkennung der mir vom Kaiser auf dem Schlachtfeld von Mosaisk ertheilten Offiziersstelle mir verweigert wurde, einzusehen, und that mir endlich denselben Vorschlag wie meinen Gefährten. Ich gestehe, daß ich es nicht über mich gewinnen konnte, ihrem Beyspiele zu folgen. Ich hatte in meinem Vaterlande zu viele Ungerechtigkeiten und Zurücksetzung erlitten, hatte zu wenig Aussichten für die Zukunft, als daß ich diese Gelegenheit, endlich einmal aus der untergeordneten Rolle, in der ich bis dahin vegetirt hatte, herauszutreten, hätte vorbeygehen lassen können. Ich ergriff sie mit Dankbarkeit. „Zur Belohnung Ihrer Frankreich geleisteten Dienste, sagte drauf der König, und der Aufopferung, womit Sie mir selbst in diesem Augenblicke dienen, ernenne ich Sie, Unterlieutenant Guillemard, zum Hauptmann.“ Meine neue Beförderung verdoppelte die Ungeduld, die mir unsere Lage einflößte, ich brannte vor Begierde, in meinen neuen Wirkungskreis einzutreten. Eine weite Bahn des Ruhmes und des Glückes schien sich mir zu öffnen.

Endlich, den 25sten August, Morgens erblickten wir das Postschiff von Toulon: es hatte uns bald erreicht und rief uns an; allein ohne zu antworten, legten wir an und stiegen an Bord. Zugleich riß ich mit dem Schiffshaken einige Bretter von unserm Boote vollends los, worauf es in wenigen Augenblicken untersank. Der Kapitän des Postschiffes nahm uns bereitwillig auf. Der König ward jedoch von mehreren Passagiers erkannt und vom Kapitän genöthigt, die Kajüte anzunehmen. Die Aufmerksamkeiten, welche ihm der Kapitän erwies, schienen ihn jedoch in Verlegenheit zu setzen; er war in seiner Gegenwart unruhig und schweigend. Als wir wieder allein waren, ward er jedoch bald wieder so offen und vertrauend wie vorher. Er sprach viel und mit tiefer Rührung von seinen treuen Freunden und Anhängern, besonders von dem General Rosetti, dem Marquis Giuliano und dem Herzog von Rocca-Romana. Die Thränen standen ihm dabey in den Augen, bald darauf setzte er jedoch hinzu, als fürchte er, uns gekränkt zu haben: „Ja, meine Herren, das sind wahre Freunde, und Sie allein können sie mir ersetzen.“

Am 26sten landeten wir glücklich in la Bastia, von wo wir uns den folgenden Tag nach Bocognato begaben, einem Dorfe fünfzehn Stunden von Bastia. Dort fanden wir den General Franceschetti, der lange und geheime Unterredungen mit dem König hatte. So verflossen mehrere Tage und meine Gefährten waren schon im Begriff, nach Frankreich zurückzukehren, als einige korsikanische Bauern uns anzeigten, daß die Besatzung von Bastia ausgerückt sey, um sich des Königs zu bemächtigen. Diese Nachricht verbreitete sich schnell im Gebirge, und in kurzer Zeit sahen wir von allen Seiten bewaffnete Haufen herbeyeilen, um den König vor jedem Angriff zu schützen. Uns selbst empörten diese beständigen Verfolgungen gegen einen Flüchtling, der nur ruhig und zurückgezogen zu leben wünschte. Alle Anfragen und Briefe an die Machthaber in Paris blieben unbeantwortet, der König schien von allen seinen ehemaligen Bundsgenossen, die er jetzt um eine Zuflucht ansprach, vergessen zu seyn. Indessen erhitzten sich die Köpfe um ihn her; der Ruf: viva Gioachimo! ertönte immer häufiger, einige Unvorsichtige gingen sogar so weit, davon zu sprechen, ihm die Krone von Korsika anzubieten. Diese Reden wurden Murat hinterbracht, und, ohne weitere Wichtigkeit darauf zu legen, sprach er mit unsern Marineoffizieren davon, indem er sich darin gefiel, diesen wie jeden romantischen, bizarren Plan auszumalen. „Sire, erwiederte ihm sehr trocken einer dieser jungen Leute, es ziemt sich nicht für Napoleons Bruder, dem Abenteurer Theodor nachzuahmen. Was uns betrifft, so würden wir niemals an einer Unternehmung Theil nehmen, welche Frankreich eines Departements berauben könnte; und wenn wir Theil nähmen, so wäre es gegen Ew. Majestät.“ — Der König lächelte über diese freymüthige Antwort und sprach von etwas Anderem.

(Die Fortsetzung folgt.)

Guatemala, Hauptstadt der vereinten Provinzen von Mittelamerika.

Das jetzige Guatemala ist die dritte Stadt, welche diesen Namen getragen hat. Das älteste Guatemala war der Sitz der Könige der Kachigueles; allein sie ist so ganz verschwunden, daß die Spanier nicht einmal über die Stelle einig sind, wo sie gestanden haben soll. Das zweyte Guatemala ward von dem Adelantado Alvarado 1527 gegründet. Es lag zwischen zwey Vulkanen, doch näher am Fuße des Vulkans de Agua. Der Boden ist fruchtbar, das Klima gesund und wegen der hohen Lage sehr gemäßigt. Die Stadt nahm bald an Umfang und Bevölkerung zu. Allein am 11ten September 1541 ward sie durch einen Strom von siedendem Wasser, der sich aus der Seite des Vulkans ergoß, größtentheils zerstört, und aus Furcht

Digitized by Google

ähnlichen Unglücksfällen wurde Guatemala an der nämlichen Stelle des ältesten Guatemala wieder aufgebaut. Dieß dritte Guatemala lag in einem schönen Thal von Wäldern und grünen Hügeln umgeben, in einem Lande, wo ein beständiger Frühling. In der Kathedrale dieser Stadt wurde dem Adelantado Alvarado ein Grabmal errichtet. Klöster der verschiedensten Orden erheben sich in großer Zahl. Unglücklicherweise aber war die Stadt häufigen Erdbeben ausgesetzt. Im Jahr 1773 ward sie fast ganz zerstört, so daß endlich die Einwohner beschlossen, sich einen weniger gefährlichen Wohnort zu suchen. So ward 1776 das jetzige Guatemala gegründet. Es liegt in einer fruchtbaren Ebene von etwa fünf Leguas im Durchmesser, von vielen Flüssen und Bächen und einem See bewässert, in einem herrlichen, milden Klima unter einem beständig blauen Himmel. Die Straßen der Stadt sind gerade, ziemlich lang und gut gepflastert. Die Häuser sind niedrig, aber bequem und reinlich und haben gewöhnlich einen Garten. Der Hauptplatz bildet ein großes Viereck, wovon jede Seite etwa 156 Klafter lang ist. Er ist gut gepflastert und hat Säulengänge ringsum. An einer Seite steht die Kathedrale, ein prächtiges Gebäude im besten Styl, ferner der erzbischöfliche Pallast und das Seminar. Der Kathedrale gegenüber steht der Regierungspallast. In der Mitte des Platzes befindet sich ein großer Brunnen mit Bildsäulen u. s. w. Die Kirchen von Guatemala sind ausgezeichnet schön und prachtvoll. Besondere Aufmerksamkeit verdient das Amphitheater, was zu Stiergefechten bestimmt ist. Die Stadt besitzt ferner ein schönes Universitätsgebäude, worin Theologie, Jurisprudenz, Medizin und Naturgeschichte gelehrt wird; mit der Universität ist eine Bibliothek und ein anatomisches Museum verbunden, worin einige merkwürdige Wachspräparate sind. Ferner hat die Stadt eine Akademie der schönen Künste und ein sehr schönes Münzgebäude. Die Maschinerien in dieser letztern sind indessen sehr unzulänglich in Vergleich mit denjenigen, die in Europa gebraucht werden; doch hat die Regierung schon den Auftrag gegeben, in London eine Boltonsche Maschine zu kaufen. Die Münze ist in beständiger Arbeit. Im Jahr 1824 wurden hier die schönen neuen Gold- und Silbermünzen der Republik geprägt; sie haben auf einer Seite einen Baum mit dem Motto: Libre crezca y se-cundo. (Er wachse frey und fruchtbar), auf der andern eine aufgehende Sonne, die fünf Berge beleuchtet, als Symbol der fünf Provinzen. Nach dem auf Befehl des vorigen Präsidenten del Valle angestellten Census beträgt die Bevölkerung von Guatemala 40,000 Seelen. Die Stadt liegt neun Leguas von dem alten Guatemala, neunzig Leguas von dem mexikanischen Meerbusen, sechs und zwanzig vom stillen Meer und vierhundert von Mexiko entfernt.

Erotische Tändeleyen

von Wilhelm Müller.

Liebesrausch.

O Wunderbecher deiner rothen Lippen!
Denk' ich daran nur, je daraus zu nippen,
Bin ich berauscht, als hätt' ich Wein getrunken
Und wär' auf Rosenblätter hingesunken.

Korrespondenz-Nachrichten.

Leipzig, Anfang April.

Das Letzte, wovon ich neulich geschrieben, ist auch das Erste, wovon ich heute anfangen muß, nämlich die neueste große Symphonie von Beethoven, welche hier zum ersten Mal in dem Konzerte zum Besten des Institutfonds, für alte und kranke Musiker und deren Wittwen den 6. März nicht ohne große Vorbereitungen und mit Feuer und Fleiß gegeben ward. Der riesenmäßige Geist des Komponisten geht auch durch dieses Werk hindurch, bald kolossale Lustgebäude aufthürmend, bald sie wieder zerstörend, bald erquickend wie Frühlingsweben, bald mit dem Sturm der Elemente ergreifend; aber dieser Geist erscheint auch häufiger als in seinen frühern Werken, wie ein launischer Dämon, der auf schwindelnde Höhen hinaufführt, um desto gewaltiger in die Tiefen zu stürzen, der die Contraste steigert, Melodie künstlich über Melodie baut, das Ohr des Zuhörers oft neckt, ja zuweilen auch peinigt und abstößt, und den Faden hier künstlich in die Länge spinnt, dort abschneidet, wo es Niemand geahnet hatte. Die Bizarrerie steigt auf's Höchste in dem Schlußsatze, in welchem der Chor Schillers Lied an die Freude anstimmt, die Stimmen über ihre natürlichen Gränzen hinausschreiten, und, wenige Stellen ausgenommen, Schillers Poesie auf eine Weise auf die Folter gespannt wird, welche fast Unwillen erregt. So bringt das ungeheure Werk, statt mit reiner Erhebung zu enden, zuletzt ein Gefühl der Ueberladung hervor; eine Wirkung, die sich selbst bey denen gezeigt hat, welche die Verehrung des großen Meisters bis zur Lächerlichkeit treiben, und die sich bey einer Wiederholung des Werks im zweyundzwanzigsten Abonnementskonzert bestätigte. Am meisten sprachen die beyden Mittelsätze, das kunstreich spielende Scherzo, und das Adagio, mit seinem innigen Thema an. Doch von dem Einzelnen werde ich wohl an einem andern Orte sprechen. — In dem obengenannten Konzerte hörten wir auch desselben Meisters Ouvertüre, geschrieben zur Einweihung des Josephstädter Theaters in Wien (welche, wie die große Symphonie bey Schott in Mainz im Stich erschienen ist), zum ersten Male; eine glänzende Cantate, aus wenigen, an sich unbedeutenden Sätzen, kunstvoll gewebt; und eine empfindungsvolle Scene von Victor Nisard, einem uns bisher unbekannt gebliebenen Komponisten, welcher bey der italienischen Oper in Paris angestellt seyn soll, gesungen von Dem. Queck. Darauf trug der Virtuos auf der Posaune, Hr. Queisser, ein Concertino auf diesem Instrumente mit seiner ungeheuren Bravour vor.

In den folgenden Abonnementskonzerten wurde eine originelle und doch einfache Symphonie vom Abt Vogler, und

Beethovens idyllische Symphonie, die aus dem innigsten Genusse der Natur entsprungen ist, gegeben. Im einundzwanzigsten Abonnementskonzerte trat Dem. Graban aus Bremen als Sängerin in einer Scene aus Rossinis Zelmira mit so allgemeinem Beyfall auf, daß wir hoffen dürfen, sie im nächsten Winter als angestellte Solosängerin des Abonnementskonzerts zu hören. Die Stimme ist klangvoll; die Intonation rein, der Vortrag gefühlvoll, einige Passagen bedürfen noch der Abrundung. Auch ein junger Flötist aus Bremen, Hr. Mackemann, trat in diesem Konzerte auf, dessen Leistungen ermunternd aufgenommen wurden. Von größern Vokalmusiken hörten wir Mozarts Misericordias und ein Terzett und Chor aus dessen Davide penitente, dessen große Schwierigkeit die Mängel der Aufführung bey denen, welche jene kennen, entschuldigt.

Man ist sonst häufig nach Dresden gereist, um die in die Charwoche fallenden Kirchenmusiken zu hören. Ich zweifle, daß man seit mehreren Jahren daselbst so bedeutende kirchliche Musikwerke, wie seit einigen Jahren hier hat aufführen hören. Mag unser Instrumentalorchester in Hinsicht auf den begleitenden Vortrag bey Gesangsstücken der Dresdner Kapelle nachstehen, so haben wir dagegen für solche Werke einen vollständig besetzten Sängerchor und größere Aufführungen der Art werden mit vieler Sorgfalt geleitet. Am Palmsonntag ward in der Kirche das Oratorium: das Ende des Gerechten, wodurch Schicht sich unvergeßlich gemacht hat, mit großem Antheil von dem Hrn. Cantor Weinlig aufgeführt. Am Abend ward im Gewandhause zum Besten der Armen ein neues Oratorium oder religiöses Drama: Bonifacius, der Apostel der Deutschen, komponirt von einem hiesigen Tonkünstler, Namens Drobisch, aufgeführt. Die Ausführung zeigt große harmonische Gewandtheit und mechanische Tüchtigkeit, auch Anlage für Kirchenmusik; besonders finden sich ein Paar recht gute Fugen in diesem Werke. Die Behandlung des Textes aber, die von einem talentvollen Studirenden, Namens Kirsch, gedichtet ist, und viel Erhebendes für den Komponisten darbietet, ist etwas einförmig; vornehmlich sind die beyden Hauptpartheien der Heiden und Christen nicht genug durch Verschiedenheit der Melodie gesondert, wie denn der Komponist überhaupt der Melodie künftig mehr Gerechtigkeit wiederfahren lassen muß. — Die dritte große Aufführung in dieser Zeit war die Aufführung, welche der hiesige Musikverein am Charfreytage Nachmittags (am Vormittage wurde Schichts genanntes Oratorium in der Thomaskirche wiederholt) von Mozarts Requiem, und zwar in der Universitätskirche, veranstaltete. Der Musikdirektor und Organist Pohlenz, welcher die musikalische Leitung der Uebungen und Aufführungen jener Gesellschaft seit mehreren Jahren mit der uneigennützigsten Kunstliebe betreibt, und noch in diesem Winter durch das Einstudiren der schwierigen Vokalmisse von Spohr, und von Mozarts Così fan tutte Beweise seiner eifrigen Thätigkeit und Sorgfalt abgelegt hat, brachte auch diese, besonders in Hinsicht des Gesanges ausgezeichnete Aufführung zu Stande. Die Solos wurden von unsern vorzüglichsten Dilettanten vorgetragen. An den beyden ersten Osterfeyertagen wurde in den Hauptkirchen abwechselnd Voglers herrliche Misse aus D moll gegeben.

Nach dem Osterfeste besuchte uns der Meister auf dem Piano, Kapellmeister Hummel wieder, der uns sein neuestes, neulich angezeigtes Pianofortekonzert, mit der Ueberschrift: Les Adieux, und eine mit mehreren gegebenen Themen kunstreich verflochtene Phantasie hören ließ. Das genannte Konzert ist minder ernst, als das meisterhafte A-moll-Konzert, und mehr für den glänzenden Effekt gearbeitet. Das Rondo, in welchem die Leichtigkeit und Sauberkeit des Meisters mit der Fertigkeit wetteifert, hat mich am meisten angesprochen. Die Phantasie beweise aber die Meisterschaft Hummels am entschiedensten. Am ersten folgt er dabey, wie natürlich, ganz seinen eignen Gedanken, und ich habe ihn auch während seines diesmaligen Aufenthalts in einem Privatcirkel auf diese Art phantasiren, und sich ganz in die Töne vertiefen hören, ohne daß er die Beherrschung derselben einen Augenblick verloren hätte; dagegen interessirt es wieder von künstlerischer Seite, wie er bey gegebnen Themen (er empfing hier die Posthornmelodie aus dem Konzert am Hofe) den Gedanken mannichfaltig wendet und dreht, so daß er überraschend in den verschiedensten Gestalten wiederkehrt. — Der Meister hat auch seine große Pianofortschule beendigt und dem Druck übergeben.

Am 3. April gab Hr. Dr. Wolff, von seinem Aufenthalt in Dresden zurückgekehrt, seine zweyte improvisatorische Abendunterhaltung, mit welcher er seiner Ankündigung nach zum letzten Mal als Improvisator öffentlich auftritt. Er wählte zuerst Regulus Abschied von den Römern, nach meiner Ansicht die in jeder Beziehung gelungenste Leistung dieses Abends, kräftig, frey und in sich geschlossen; dann Noahs Entzücken bey Erblickung des Regenbogens. Abgesehen daß die Ausführung dieses Themas etwas gedehnt war, und Verse vorkamen, wie:

Als ich Herr die Arche offen machte,

so schadete sich Hr. Wolff noch dadurch, daß er in den ersten Zeilen gleich die Erscheinung mit nackten Worten ankündigte. Kurz vor dem Schlusse waren einige wirksame Stellen, wo Noah die Seinigen auffordert, die Arche zu verlassen, mit den Worten:

Nun heraus! blickt nach dem hellen Licht,
Droben hat der Herr geschrieben,
Wer mir folget, den verlaß ich nicht.

(Die Fortsetzung folgt.)

Auflösung der Charade in Nr. 96:
Dampfschiff.

Räthsel.

Dem Staate dien' ich oft, doch öfter noch zum Staat;
Gar grausam bin ich stets zu Mord und Tod parat.
Und Blut und Menschenfleisch dient mir als Trank und Speiß.
Ich steck' in einer Haut, bald braun, bald schwarz, bald weiß. —
Stürz ich auf meinen Raub, so fahre ich — o Graus! —
Im blinden Eifer aus der eignen Haut heraus,
Doch wenn's auch Jahre lang an Nahrung mir gebricht,
Vor Hunger oder Durst sterb ich doch sicher nicht.
Mein Leib ist dünn und schlank, der leicht sich dreht und biegt.
Und dennoch sagt man, daß auf mir die Welt sich wiegt;
Um mich zu fassen brauchst du nicht Geist und Witz,
Nur fasse ja mich recht, sonst bin ich dir zu spitz.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Zwanzigster Jahrgang.

1826.

Mai.

Wenn Geist mit Muth ihr einet, und wenn in euch
Des Schweren Reiz nie schlummernde Funken nährt,
Dann werden selbst der Apollonia
Eifrigste Priester euch nicht verkennen.

Klopstock.

Im Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart und Tübingen.

Digitized by Google

Das Morgenblatt für gebildete Stände enthält folgende Artikel:

I. Schöne Literatur. Uebersicht des Zustandes derselben in Deutschland, Frankreich, Großbritannien, ꝛc. — Kleine Aufsätze über schöne Wissenschaften überhaupt. — Kurze beurtheilende Anzeigen der neuesten belletristischen Schriften: der Romane, Schauspiele, Almanache, Gedichte. — Gedrängte Auszüge aus seltnen interessanten Werken. — Revision einzelner Recensionen aus den besten kritischen Blättern. — Nachricht vom Zustande der ausländischen schönen Literatur, besonders der Französischen, Englischen, Italienischen, Holländischen, ꝛc. — Uebersetzungen als Proben.

II. Kunst. Kurze Abhandlungen über Gegenstände der Kunst. — Beurtheilung neuer Schriften: Malerey, Bildhauerey, Baukunst, Gartenkunst ꝛc., Auszüge. — Kunstnachrichten: Theater. Periodische Uebersicht des Zustandes der vorzüglichsten Schaubühnen in Deutschland, Frankreich u. s. w. Scenen aus ungedruckten Schauspielen. Musik. Nachricht von neuen musikalischen Produkten. — Kurze Kritiken neuer Werke.

III. Beyträge zur Sitten- und Kultur-Geschichte einzelner Städte und Völker. Geselliges Leben; Vergnügungen; Mode; Luxus; Sittengemälde der Universitäten, Messen, Bäder, Carnevals; zuweilen interessante topographische Schilderungen.

IV. Biographische Skizzen. Einzelne Züge aus dem Leben interessanter Menschen. — Beyträge zur Bildungs-Geschichte vorzüglicher Schriftsteller, Künstler. — Ungedruckte Briefe nach der Original-Handschrift. — Anzeigen von den gegenwärtigen Beschäftigungen der Gelehrten, ihren Reisen, ꝛc.

V. Kleine Reise-Beschreibungen. Auszüge aus interessanten größern Werken dieser Art; kleinere Original-Aufsätze.

VI. Gedichte. Oden, Lieder, Idyllen, kleine Balladen, Romanzen, Fabeln, Epigramme. — Proben aus größern ausländischen und deutschen Gedichten.

VII. Miszellen. Anekdoten. Satyrische Aufsätze. Kleine leichte Erzählungen in Prosa und Versen; Räthsel, Charaden und dergl.

VIII. Besondere Beylagen enthalten die Uebersicht der Literatur.

Alle Tage, mit Ausnahme des Sonntags, erscheint ein Blatt. In besondern Intelligenz-Blättern werden gelehrte, so wie andre, Anzeigen bekannt gemacht.

Jeder Monat erhält ein Titelblatt, mit allgemeiner Inhalts-Anzeige.

In wie weit obiger Plan eine Ausdehnung erhalten hat, zeigt folgende Anzeige:

Seit einer Reihe von Jahren sind im Morgenblatt Aufsätze und Nachrichten über Gegenstände der bildenden Künste geliefert worden. Zur besseren Uebersicht für Kunstfreunde wurde später eine eigene Beylage unter dem Namen des Kunstblatts für diesen Zweck bestimmt, die jedoch in ungleichen Fristen erschien, je nachdem Stoff und Auswahl zu Gebote stand.

Die Liebe zur Kunst hat sich in den lezten Decennien, trotz Kriegen und politischen Umwälzungen, mehr und mehr ausgebreitet und gesteigert; jezt, nach eingetretenem Frieden, zeigen sich davon bedeutende Wirkungen, und lassen den erfreulichsten Fortgang hoffen.

Daher wird eine Zeitschrift, welche Nachrichten und Beurtheilungen von allen merkwürdigen Erscheinungen im Gebiete der bildenden Kunst gäbe, zum fühlbaren Bedürfniß, und die unterzeichnete Verlagshandlung wird auf Beyfall rechnen dürfen, wenn sie unternimmt, das Kunstblatt in solcher Ausdehnung und Regelmäßigkeit erscheinen zu lassen, daß es, diesem Bedürfniß entsprechend, den Lesern des Morgenblatts eine bedeutende und interessante Zugabe sey, für Künstler und Kunstfreunde aber auch abgesondert eine selbständige Zeitschrift bilde.

Man wird zu dem Ende sich bestreben, zunächst in zwey, wöchentlich erscheinenden, Blättern so viel möglich vollständige Nachrichten über das Merkwürdigste zu ertheilen, was in Deutschland und den übrigen Ländern in allen Theilen der Kunst, in der Malerey und den ihr verwandten Zweigen, dann in der Bildnerey und Architektur sich ereignet, Beurtheilungen von Kunstwerken und Abhandlungen über allgemeine Kunstgegenstände zu liefern, und Beyträge zur Geschichte der ältern und neuern Kunst zu sammeln. Hiermit sollen Auszüge aus ältern und neuern die Kunst betreffenden Werken, so wie eine Uebersicht der neuesten artistischen Literatur, und Beurtheilungen der bedeutendsten Schriften dieses Fachs verbunden werden. Auch wird man darauf bedacht seyn, das Blatt mit Umrissen in Kupferstich oder Steindruck befriedigend auszustatten.

Die Redaktion hat Hr. Dr. Schorn, Verfasser der Schrift über die Studien der griechischen Künstler, übernommen.

Wir stellen nun an alle Freunde und Kenner der Kunst die Bitte, unser Unternehmen durch Beyträge an Original-Aufsätzen und Nachrichten kräftigst zu unterstützen. Besonders ersuchen wir auch Künstler, uns von ihren eigenen, oder den in ihrer Nähe entstehenden Kunstwerken Notizen einzusenden, damit die Uebersicht möglichst vollständig werde. In allen Beziehungen wird man stets den Grundsatz strenger Unpartheylichkeit befolgen, und wir glauben deßhalb die bereits in den bedeutendsten kritischen Zeitschriften angenommene Regel, alle Beurtheilungen mit Namensunterschrift oder anerkannter Chiffre zu versehen, auch für unser Blatt feststellen zu müssen. Dieß wird die Redaktion vor jedem Verdacht ungegründeten oder ungemessenen Lobes oder Tadels schützen, und dazu beytragen, unsrer Zeitschrift den edlen und anständigen Ton zu erhalten, welcher überall vor dem Publikum, und besonders, wo von den höchsten Fähigkeiten und Gütern des menschlichen Geistes die Rede ist, beobachtet werden sollte.

So wie nach obiger Anzeige der bisher für das Kunst-Blatt bestimmte Raum nicht zureicht, wenn für dieses so interessante Fach dasjenige geleistet werden soll, was das gebildete Publikum davon erwarten kann, eben so ist es der Fall mit dem Literatur-Blatt. — Der bisher ihm gewidmete Raum ist zu beengt. — Wir sehen uns

Digitized by Google

daher genöthigt, auch diesem Theil des Morgenblatts eine größere Ausdehnung zu geben, um unsere Leser mit den neuesten Erscheinungen der Literatur, die, ohne zu den strengwissenschaftlichen zu gehören, von allgemeinem Interesse sind, bekannt machen zu können.

Diese gedoppelte Ausdehnung, zu der wir genöthigt sind, wenn wir wirklich den für Gründung des Morgenblatts beabsichtigten Zweck vollkommen erreichen wollen, erheischt natürlich auch größere, bedeutende Auslagen, und wenn wir gleich durch das Opfer, das wir bisher durch die diesem Zweig bestimmten Beylagen brachten, hinlänglich zeigten, daß wir zu jedem neuen möglichst bereit sind, so können wir dieses bey der Vermehrung von 4 — 5 wöchentlichen Beylagen damit nur beweisen, daß wir blos auf die Hälfte dessen, was wir nach dem bisherigen Preis des Morgenblatts dafür fordern könnten, Anspruch machen, und für diese Ausdehnung mit dem kleinen Aufschlag von 2 fl. oder 1 Rthlr. 8 Gr. für's Halbjahr uns begnügen.

Sollten Künstler und Kunstfreunde das Kunst-Blatt einzeln halten wollen, so wird diesen der halbe Jahrgang für 3 fl. erlassen. Das Gleiche gilt für einzelne Bestellungen des Literatur-Blatts.

Für diejenigen Liebhaber aber, welche beyde, das Kunst- und Literatur-Blatt, miteinander zu haben wünschen, kostet der halbe Jahrgang nur 5 fl.

* * *

Der halbe Jahrgang des Morgenblatts, mit Einschluß des Literatur- und Kunst-Blatts, würde nun also kosten . . . . . 10 fl.
Der halbe Jahrgang des Literatur- und Kunst-Blatts ohne das Morgenblatt . . 5 fl.
Der halbe Jahrgang von jedem dieser Blätter einzeln, nämlich das Literatur-Blatt . . . 3 fl.
das Kunst-Blatt . . . . 3 fl.

Für diesen Preis kann, nach Uebereinkunft mit dem Löbl. Haupt-Postamt in Stuttgart, das Morgenblatt in Würtemberg, Baiern, Franken, am Rhein, Sachsen und in der Schweiz durch alle Postämter bezogen werden.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Inhalt.

(Die Zahl zeigt die Nummer des Blattes an.)

Länder- und Völkerkunde.

England und Amerika. 113.
Noch etwas über die Verbindung des atlantischen Meeres mit dem stillen Ocean. 114. 115.
Spanische Sitten. 116.
Menschenfresser an der Küste von Sumatra. 117.
Englische Seeleute. 118.

Erzählungen und Romane.

Die Geschichte von Amicus und Amelius. 106. 107. 108.
Die Abndung. 115. 116. 117. 118.
Die goldenen Eier. 119. 120. 121. 124. 125. 127. 128. 129.

Memoiren.

Bruchstücke aus den Memoiren des Robert Guillemard. 103. 104.

Aufsätze gemischten Inhalts.

Die farbigen Schatten. 103. 104. 105.
Des Aeneas Sylvius Aufruf zum Türkenkrieg. 105. 106. 107. 108. 109.
Nichts Neues unter der Sonne. 108.
Ueber die Revolutionen der Oberfläche des Erdballs von Cuvier. 109. 110. 111.
Schlangenbiß und Heilmittel dagegen. 112. 113.
Pariser Zeitungslese. 119. 128.
Das Hotel Rambouillet. 120.
Ueber Cook's Tod. 121.
Schiller's Denkfest zu Stuttgart am 11. Mai 1826. 122. 123.
Gentleman. 126.
Erfindung der Dampfschiffe. 127.

Gedichte.

Die Lerche und die Spinne. 104.
Locken und Gedanken. 105.
Die Seele des Lebens. 106.
Verstandes Erdenreise. 107.
Freyheit und Nothwendigkeit. 108.
Räthsel. 108.
Die Bergpredigt Jesu. 110. 111. 112.
Gesang in der Schlinge. 113.
Neugriechisches Lied. 114.
Morgenländische Früchte. 116.
Am Flusse, der einen Kirchhof von einem botanischen Garten scheidet. 117.
Erotische Tändeleyen. 118.
Der Tod vor dem Tode. 120.
Charade oder auch Räthsel. 120.
Der Anfang des Aufruhres wider die Dahlen. 124. 125. 126. 127.
Prosaische Intoleranz. 124.
Räthsel. 126.
Missolonghi. 129.

Korrespondenz.

Berlin. 103. 104. 105. 106. 108. 112. 120. 121. 129. — Bern. 111. — Frankfurt a. M. 115. 116. 117. 118. 119. — Heilbronn. 125. — Leipzig. 103. 104. 126. 127. — London. 114. 119. — München. 121. 124. 125. — Paris. 107. 113. 117. 118. 123. — Petersburg. 115. — Prag. 106. — Rom. 109. 110. 111. 112. 128. — Zürich. 128. 129.

Kunst-Blatt.

Nro. 35.

Gründung der Pinakothek in München. — Amerikanische Zeitschriften über Kunst. — Aus England.

Digitized by Google

Nro. 36.

Gründung der Pinakothek in München. (Beschluß.) — Blicke auf Künstler und Kunstwerke der besten Zeit. (Beschluß.) — Hinterlassene Briefe von C. Graß. (Fortsetzung.) —

Nro. 37.

Feyer des fünf und zwanzigsten Regierungs-Jubiläums Sr. Maj. Maximilian Joseph I. Königs von Baiern. — Pyrrhus erschlägt den Priamus am Fuße des Altars, gem. von P. Benvenuti, gest. von A. Ricciani. — Madonna della Sedia, gem. von Raphael, gez. v. Morghen, gest. von Della Bella. — Vues de l'île d'Elbe d'après les dessins du Comte de Forbin.

Nro. 38.

Feyer des fünf und zwanzigsten Regierungs-Jubiläums Sr. Majestät Maximilian Joseph I. Königs von Baiern. (Beschluß.) — Paris im März. — Schreiben an Hrn. Joseph Meuteler, berühmten Kunstmaler in Zug, gegenwärtig in Bern. — Holzschneidekunst.

Nro. 39.

Paris, den 2. Februar 1826. Anacreon und die Liebesgeschichten der Götter, von Girodet. — Hinterlassene Briefe von C. Graß. (Fortsetzung.) — Rom.

Nro. 40.

Wittenbergs Denkmäler der Bildnerey, Baukunst und Malerey, mit histor. und artist. Erläuterungen, herausg. v. Schadow. 1825. Mit 29 Kupfertafeln und Steindrucken. — Paris. — Eine Madonna mit dem Kinde, nach Raphael, gest. von Morghen.

Nro. 41.

Wittenbergs Denkmäler der Bildnerey, Baukunst und Malerey, mit histor. und artist. Erläuterungen, herausg. v. Schadow. Mit 29 Kupferplatten und Steindrucken. (Fortsetzung). — Neapel. Real Museo Borbonico. Fasc. 5.

Nro. 42.

Rom, am 30. April. — Berlin. — Hinterlassene Briefe von C. Graß. (Fortsetzung.) — Neue Steindrücke.

Nro. 43.

Wittenbergs Denkmäler der Bildnerey, Baukunst und Malerey, mit histor. und artist. Erläuterungen, herausg. v. Schadow. Mit 29 Kupferplatten und Steindrucken. (Forts.) — Hinterlassene Briefe von C. Graß. (Fortsetzung.) — Archäologische Werke.

Literatur-Blatt.

Nro. 35.

Der Meßkatalog von Ostern 1826. (Fortsetzung.) — Biographie und Charakteristik. Ueber das Leben und die Werke der berühmtesten, englischen Romandichter von Walter Scott. Uebersetzt und mit einem Anhange von Reinstad. 1r Band. — Theaterliteratur.

Nro. 36.

Damenliteratur. Freymüthige Ansichten über Frau von Woltmanns Werk, über die Natur, Bestimmung, Tugend und Bildung der Frauen.

Nro. 37.

Kultur-Geschichte. Leukothea. Eine Sammlung von Briefen eines geborenen Griechen über Staatswesen, Literatur und Dichtkunst des neuern Griechenlands. Herausgegeben von Dr. Iken. 2 Bde.

Nro. 38.

Berichte über die englische Literatur. — Musik. Zwölf Volkslieder, gesammelt und für vier Männerstimmen gesetzt von Silcher. 1. Heft.

Nro. 39.

Berichte über die englische Literatur. (Fortsetzung.) — Dichtkunst. Romanzen, Lieder und Sonetten von Manfred.

Nro. 40.

Berichte über die englische Literatur. (Fortsetzung.) — Aus Italien. Annali d'Italia dal 1750, compilati dal Abbate A. Coppi. Vol. I. — III.

Nro. 41.

Dichtkunst. Auserlesene Gedichte von Alphonse de Lamartine, metrisch übersetzt von G. Schwab, mit beygefügtem franz. Text. — Berichte über die englische Literatur.

Nro. 42.

Berichte über die englische Literatur. (Beschluß.) — Alterthumskunde. Ferienschriften von K. Zell. 1ste Sammlung.

Nro. 43.

Kulturgeschichte. Ueber den Obscurantismus, der das deutsche Vaterland bedroht. Von Pahl. — Aus Italien. —

Novantiken.

Bilder der Vergangenheit und Gegenwart,

von K. Graebner, 16 Bändchen. Mit 6 Kupfern von Schwerdgeburth, Ermer und Heß. Taschenform in elegantem Umschlag broschirt. Preis 1 Rthlr. 12 gr. oder 2 fl. 42 kr. Rhein.

ist so eben bey J. F. Hartknoch in Leipzig in Commission erschienen.

Literarische Anzeige.

Die Nord-Albingische Biene.

Dritter Jahrgang.

Herausgegeben von Otto Koch.

(Preis 6 Rthlr.)

Die Nord-Albingische Biene, von der schon zwey Jahrgänge in Quart erschienen, aber für einen engern Kreis bestimmt, nicht in den Buchhandel gekommen sind, erscheint mit diesem dritten Jahrgange für das größere Publikum, in veränderter Tendenz, Gestalt und Form, in Octav, und zwar in monatlichen Lieferungen von vier Bogen, mit farbigem Umschlage, geheftet. Wir haben von dieser, jetzt nur humoristische, frohe und gemüthliche Unterhaltung bezweckenden Schrift, auf die wir die Lesewelt aufmerksam machen, das erste Heft bereits versandt. Es enthält, außer einigen kleinen poetischen Sachen, einen Gesang aus dem größern Gedichte des Herausgebers: „Offried," von welchem vor längerer Zeit schon einige Proben im Freimüthigen abgedruckt worden sind, und den Umfang einer prosaischen Erzählung: Frauengröße, die insonderheit dem schönen Geschlechte zusagen wird.

Wir fügen keine weitere Empfehlung hinzu, weil wir glauben, die Nord-Albingische Biene werde sich schon durch sich selbst empfehlen, und weisen nur darauf hin, daß der Herausgeber derselben der Dichter der St. Gotthardsblume ist, welche von einem unserer ersten Kunstrichter im Literaturbl. N. 73 — 1822, höchst ehrenvoll beurtheilt wurde.

Hamburg. Hoffmann und Campe.

Digitized by Google

Nro. 103.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Montag, 1. Mai 1826.

So wie die Gletscher nur bey Sonnenauf- und bey Untergange durchsichtig und rosenroth lodern, im Taglicht aber dunkel und grau dastehen.

Jean Paul.

Die farbigen Schatten.

Eine von dem, durch vielseitiges literarisches Verdienst berühmten, aargauischen Oberforstinspektor, Heinrich Zschokke, in der naturforschenden Gesellschaft zu Aarau am 10ten Jenner 1826 gehaltene Vorlesung hat diesen bisher vernachlässigten oder doch auf keine befriedigende Weise behandelten Vorwurf der Naturforschung wesentlich erhellet, und wie durch neue Versuche, so durch scharfsinnige Ansichten einen werthvollen Beytrag für die Lösung seiner Räthsel geliefert.

Die Erscheinung, um die es sich handelt, ist einfach aufgefaßt, diese: Wenn bey einbrechendem oder sinkendem Tag man das gedämpfte Tageslicht auf die Schatten fallen läßt, welche ein Kerzenlicht verursacht, so erscheinen dieselben schön blau; umgekehrt sind die Schatten des Tageslichts, wenn sie vom Kerzenlicht bestrahlt werden, röthlich gefärbt. Dieser ersten reihen sich die analogen Erscheinungen der farbigen Schatten an.

Was nun bis dahin Leonardo da Vinci, Bouguer, Buffon, Begelin, Monge, Opoix, Schrank, Rumford und Grotthus von diesem Phänomen gehalten und wie sie es zu erklären versucht haben, sendet Herr Zschokke seinen eigenen Forschungen voraus, als deren Ergebnisse er hinwieder darzuthun verheißt: „1. Daß die farbigen Schatten weder Augentäuschung (nach Rumfords Ansicht), noch blos etwas subjektiv vorhandenes (wie Grotthus glaubte), sondern so wahre Schatten sind, als irgend die schwarzen oder grauen seyn können; 2. daß es in der Natur so viel der farbigen Schatten gebe, als Lichtabstufungen in dem prismatischen Bilde vorhanden, und, täglich von der Sonne erzeugt, täglich wahrnehmbar sind; 3. daß ihre Tönung in diametralem Gegensatze mit dem im prismatischen Farbenkreise gegenüberstehenden Farbenlicht, bestimmt auf diejenige Gattung gebrochenen Lichtes hindeutet, dem sie entstammt; und 4. daß das dadurch bewirkte Erkennen der zu verschiedenen Tages- und Jahreszeiten, oder in verschiedenen Erdgürteln herrschenden Lichtgattungen der Atmosphäre, zu großen Aufklärungen über den Haushalt der Natur führen werde."

Nach vorangehenden Erklärungen der Begriffe von Licht, Schatten, farbigem Licht und farbigem Schatten wird gemäß der alten, einfachen, auf Versuche gestützten Newton'schen Lehre gezeigt, daß Helligkeit und Finsterniß, Weiß und Schwarz einander diametral entgegengesetzt sind, daß Weiß die Summe aller Farben und Schwarz die Abwesenheit von allen sey, mithin das Letztere auf das Auge keinen Eindruck mache. „Jede Farbe (sagt der Verfasser) ist nur ein Theil des weißen Lichtes; wenn nun die Abwehrung des vollständigen weißen Lichtes einen schwarzen Schatten hervorbringt, so kann Abwehrung eines einzelnen partiellen Farbenstrahls nicht ebenfalls schwarze Schatten zur Folge haben. Das Schwarze, indem es Gegen-

Digitized by Google

satz von Weiß ist, kann nicht auch zugleich Gegensatz von Roth, Blau, Gelb u. s. w. seyn.

Die Anleitung zu den Versuchen mit farbigen Schatten, diese Versuche selbst und die daraus gezogenen wissenschaftlichen, zuweilen auch über das wissenschaftliche, in das Gebiet der Phantasie hinüber streifenden Folgerungen sind eines Auszuges nicht fähig. Eine anziehende Darstellung des mannigfachen Schauspiels, welches durch atmosphärischen Lichtwechsel die aufgehende Sonne darbietet, ist folgende:

„Sobald Sonnenlicht in der Atmosphäre farbig gebrochen wird, erscheinen in der Natur die farbigen Schatten. Man erblickt diese daher täglich und am meisten des Morgens und Abends. Eine der anmuthigsten Erscheinungen genoß ich an einem Sommermorgen, als ich mit Emil, meinem Sohne, bey Sonnenaufgang auf dem Napf, der höchsten Alp des bernischen Emmenthales, stand. Die Schatten unserer Gestalten, in scharfen Umrissen, bewegten sich an der Außenwand der hölzernen Sennhütte, aber sie leuchteten mit lebhaftem Grün; dieß Grün verwandelte sich bald in ein bläuliches Apfelgrün, das nach einigen Minuten in wirkliches Hellblau, dann in tiefes Dunkelblau überging, welches sich zuletzt ganz in Schwarz verlor, das endlich bey höherem Sonnenstand grau ward."

„Nicht Jedermann hat Gelegenheit und nicht immer findet sich das glückliche Zusammentreffen der Umstände, diese schöne Schattenspielerey der Natur zu bewundern. Aber Jeder kann es fast täglich, und selbst bey bedecktem Himmel, im Kleinen sehen. Daß wir von den Arten der Schattungen auf die Arten des vorhandenen Farbenlichts zurückschließen dürfen, leidet wohl keinen Zweifel. Und Jeder kann Zeuge seyn, wenn er an einem heitern Sommermorgen das Aufstehen des großen Tagesgestirns beobachtet."

(Die Fortsetzung folgt.)

Einige Bruchstücke aus den Memoiren des Robert Guillemard, verabschiedeten Sergenten.

(Fortsetzung.)

Die Lage des Königs war indessen immer kritischer. Die Truppen, welche gegen Bescovato beordert waren, hatten sich zurückgezogen; allein die freywilligen Vertheidiger, die sich um Murat gesammelt hatten, glaubten, die Vorsicht erlaube ihnen nicht, auseinander zu gehen und sich einzeln den Verfolgungen der Behörden auszusetzen. Auf diese Art befand sich Murat, ohne es selbst zu wollen, an der Spitze einer bewaffneten Macht, da er doch blos eine Zuflucht gesucht hatte. In dieser Lage, durch die Ungeduld über die Ungewißheit seiner Lage aufgerieben, bey dem Ausbleiben aller Nachrichten aus Paris, der Unmöglichkeit, sich lange in dieser Stellung zu behaupten, besonders aber bey der Sorge um das Schicksal derer, die ihm gefolgt waren, entschloß sich Murat einen verzweifelten Streich zu wagen. Er verkaufte seine Diamanten, um seine Anhänger unterhalten zu können, und machte sich mit etwa 400 Mann, die ihm durchaus folgen wollten, auf den Weg nach Ajaccio. Dort kaufte er fünf kleine Fahrzeuge, die er eilig mit Waffen und Munition versah. Niemand zweifelte mehr, daß er eine verzweifelte Unternehmung beabsichtige, um so mehr, da man ihn sagen hörte: „Einem Könige, der seine Krone verloren hat, bleibt keine andere Wahl als der Tod eines Kriegers." Ich war entschlossen, ihn zu begleiten. Indessen kam ein Adjutant des Königs, dessen Namen ich vergessen habe, aus Paris bey uns an *). Er hatte mit Murat mehrere geheime Unterredungen, und es hieß, er habe ihm endlich von Seiten Oestreichs die Zuflucht angeboten, um die er so lange vergebens nachgesucht hatte. Allein die Umstände hatten sich seitdem sehr verändert: Murat sah sich nicht mehr als den Herrn seiner Handlungen an: „Die Würfel sind gefallen, sagte er, die, welche vor Kurzem meine Freundschaft suchten, haben mich der Wuth unbekannter Feinde (des ennemis obscurs) überlassen. Sie haben mich als König anerkannt, ich habe der Krone nicht entsagt, ich werde sie wieder nehmen. Der Ausgang meines Unternehmens kann zweifelhaft seyn, das gilt mir gleich. Als König habe ich oft dem Tode getrotzt, als Krieger verachte ich ihn."

Den 28sten ging die Flottille unter Segel, unter der Führung des Kapitäns Barbara, eines Murat ergebenen Mannes, der sich in Korsika bey ihm eingefunden hatte. Der Kommandant von Ajaccio hatte sich in das Fort zurückgezogen, als Murat daselbst angekommen war; er schickte uns nun einige Kugeln nach, die wir jedoch nicht erwiederten. Den Abend vorher hatte ich mich von den beyden wackern Männern, mit denen ich Toulon verlassen hatte, getrennt. Der König umarmte sie beym Abschied mit Thränen in den Augen und Versprechungen für eine bessere Zukunft.

Der Wind war anfangs günstig und wir befanden uns bald in hoher See. Allein den zweyten Oktober zwang uns ein heftiger Sturm, bey der kleinen Insel Caprera vor Anker zu gehen. Wir benutzten diesen Zufall, um am Lande unsere Kompagnien zu bilden. Ich selbst wurde keiner zugetheilt, weil der König mich in seiner Nähe behalten wollte. Den 3ten gingen wir wieder unter Segel, nachdem der Kapitän Barbara die übrigen Kapitäne zusammenberufen und ihnen Instruktionen gegeben hatte. Schon in der folgenden Nacht zerstreute ein Sturm die ganze Flottille, und gegen Morgen konnten wir am Horizont kaum noch zwey der dazu gehörigen Schiffe bemerken. Eine einzige kleine Feluke war beständig der des Königs, worauf auch ich

*) Wahrscheinlich der Oberst Macirone, der für Murat in Paris unterhandelt hatte.

Digitized by Google

mich befand, gefolgt. Der König befahl nun, längs der Küste von Kalabrien, die wir indessen zu Gesicht bekommen hatten, hinzusegeln, um dem Convoi Zeit zu geben, sich wieder zu sammeln; aber es fand sich nur eine Feluke und eine kleine Barke mit vierzig Mann wieder bey uns ein. Zwey Offiziere, welche sich auf dieser befanden, stiegen auf unsere Feluke, um dem König näher zu seyn. Gegen Mitternacht, als wir uns auf der Höhe von Pizzo befanden, verließ jene Barke uns wieder und stach in die offne See. Diese Nachricht erfüllte den König mit gerechtem Unwillen. Am Morgen des 8ten verließ uns auch die Feluke, die uns bisher begleitet hatte, und es blieb dem König nun nur noch die Feluke des Kapitäns Barbara, worauf er selbst nebst etwa dreyßig Soldaten sich befand, und die andere Feluke, die immer bey uns geblieben war, mit etwa zwanzig Seesoldaten bemannt. Der König hatte eine Unterredung mit Barbara, deren Inhalt wir nicht erfuhren, die aber sehr unangenehm für ihn gewesen zu seyn schien. Wir glaubten, er werde nach Salerno steuern, was dem Convoi als Vereinigungspunkt bezeichnet worden war; allein seine Ungeduld riß ihn fort und er beschloß bey Pizzo zu landen, was wir vor uns hatten. Es ward ein Offizier an's Land geschickt, um dem Douaneposten zu bedeuten, daß er nicht auf uns schieße, allein der Offizier ward zurückgehalten und uns durch das Boot geantwortet, wir sollten uns sogleich vom Ufer entfernen, sonst würde die Douane Feuer geben. Der König hatte indessen alles zur Landung vorbereitet und dem Kapitän Barbara befohlen, so lange vor der Bay zu kreuzen, bis er ihm den Ausgang seiner Unternehmung zu wissen gethan habe. Hierauf wandte er sich an mich und sagte: „Kapitän, ich wünschte Sie mit mir nehmen zu können; aber Ihre Erfahrung und das Vertrauen, was ich in Sie setze, veranlassen mich, Ihnen einen Auftrag zu geben, der von der größten Wichtigkeit für mich ist. Sobald ich dem Kapitän Barbara werde haben wissen lassen, daß ich auf Neapel marschire, werden Sie sich in größter Eile auf den Weg machen, und der Königin diese Depeschen hier überbringen. Der Kapitän Barbara wird Ihnen die nöthigen Gelder zukommen lassen. Sollte ich unterliegen, so verlange ich Ihr Ehrenwort, daß Sie diese Papiere zerstören werden." Ich gab ihm dieß Versprechen, obgleich mit großem Widerwillen, da sein Befehl mich des Antheils an einer ruhm- und gefahrvollen Unternehmung beraubte. Ich wollte mich entfernen, als er mir ein zweytes Paket übergab, indem er sagte: „Diese Papiere lassen Sie, im Fall eines Unglücks, meiner Familie zukommen." — Nun stieg er auf's Verdeck und stellte sich an die Spitze seiner Leute, er war in voller, glänzender Uniform. Es war Mittag, als er, ohne Widerstand zu finden, landete, und sogleich auf Pizzo losging, wo wir ihn bald aus dem Gesichte verloren. Eine Stunde darauf kam das Boot zurück, was ihn an's Land gesetzt hatte. Die Matrosen waren ihm nach Pizzo gefolgt. Es war Sonntag und die ganze Bevölkerung auf dem Marktplatz versammelt. Der König näherte sich mit seiner Begleitung unter dem Rufe: viva Gioachimo! Die versammelte Menge antwortete mit demselben Ruf. Die Gesundheitsbehörden kamen selbst, um den König zu empfangen; ein Posten von Kanonieren von der Marine trat unter die Waffen und salutirte ihn, als er vorüberkam. Auf den Befehl des Königs folgten sie ihm, und ohne sich in Pizzo aufzuhalten, setzte er sogleich seinen Weg nach Monteleone fort. Dahin aber hatten die Matrosen ihm nicht zu folgen gewagt; ihre Erzählung gab uns jedoch große Hoffnungen für den glücklichen Ausgang der Unternehmung. Gleich darauf hörten wir mehrere Schüsse nach der Seite von Monteleone hin. Wir zweifelten nicht, daß sie zu Ehren des Königs bey seinem Einzug in Monteleone gefeuert worden seyen; jedoch entschloß sich Barbara den Steuermann an's Ufer zu schicken, um Erkundigung einzuziehen. Das Boot ruderte um ein kleines Vorgebirge, um in eine Bucht einzulaufen, und erschien nicht wieder.

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin.

Passionsmusik.

Seit langen Jahren schon ist es bey uns Sitte und gleichsam zu geselligem Kultus geworden, in der Osterwoche den Rammlerisch-Graunschen „Tod Jesu" zu hören. Sonderbar müßte sich diese Musik in einer alten ehrwürdigen gothischen Kirche ausnehmen, die ihr andächtiges Schiff noch in die Lüfte erhebt; es würde eben so klingen wie eine rationalistische neuere Dogmatik sich beym Lesen anhört, denn es ist gerade das Bezeichnende der Graunschen Passion, daß aus ihr sowohl die Passion als auch das Graun vor gegenwärtigem Göttlichen entschwunden ist. Sie ist das Entgegengesetzte alter italischer Messen und des Händelschen Messias. In jenen lebt die ewige Geschichte Gottes, zu der auch seine Gegenwärtigkeit in der Gemeine gehört, als ein nicht nur Vergangenes, sondern Gegenwärtiges; sie wird nicht in Recitativen erzählt, und die Empfindung, die der Inhalt erregt, trennt sich von ihm noch nicht als Arie ab, denn dieser Inhalt tönt der Gemeine, ohne daß sie ihre Empfindung selber mit äußern könnte, vom Chore, dem gegenwärtigen Himmelreich, hernieder. Händel dagegen hat Chöre Recitativ und Arie, aber das Recitativ stellt noch rein nur diesen Inhalt selbst als Inhalt dar, und die Arie ist der Wiederklang nur der Empfindung, wie sie dieser Inhalt erregt. Anders ist es in dem Graun'schen „Tod Jesu." Da ist aller wahrhaft christliche Inhalt entschwunden, er ist abhanden gekommen; die göttliche Geschichte ist nur gewesen, ihr Geist ist zu Grabe gegangen, und die Recitative, die sie erzählen, berichten nur ihren äußerlichen Hergang, sie sind die Leichenrede bey der Bestattung des erstorbenen Christenthums. Christus ist darin nicht mehr als der wahrhaftige Sohn Gottes angesehn, sondern als der höchst moralische Mensch, uns zum Muster verliehen, der seine Moralität bis zum Tode beweist. Dieser Tod ist nicht das ewige freye Schicksal des Gottes selbst. Darum fehlt alle Passion, ja Christus statt zu leiden, stehet „wie ein Berg Gottes, wie ein Weiser, dem mag der Tag auch auf Blitzen eilen, ihn heiter anstehn." Aus dem göttlichen Leiden wird menschliches Leiden. Und nicht ein gemein dieses Leiden, sondern das Mitleiden des Erhabenen machen den Inhalt der Recitative aus. Der Inhalt hat keine Gegenständlichkeit mehr, sondern die Empfindung

über den Gegenstand, was sonst nur Arie ist, wird hier Inhalt des Recitativs. Und deßhalb sind die Recitative so schwer zu singen. Denn dieses Mitleiden (bey göttlicher Passion ist kein Mitleiden möglich), diese Rührung, dieses um Erbarmung Flehen, was alles nur eintreten kann, wenn der Leidende ein Mensch und nicht Gott selber ist, will tief empfunden seyn, und so fehlt dann entweder diese Empfindung, oder, wo sie nicht recht innig ist, wird ihr Ausdruck affektirt. Das Erstere war bey den Sängerinnen in der Hausmannschen Aufführung (Mittwoch den 22sten März in der Garnisonkirche), Dem. Carl und Dem. Hoffmann der Fall, so wie bey Herrn Bader, der diese Recitative mehr in der Weise vortrug, wie es wohl möchte bey Händelschen verlangt werden können. In den entgegengesetzten Fehler verfiel bisweilen bey der Zelter'schen Aufführung im Saale des königlichen Opernhauses am Charfreytage Mad. Schulz. Nur der weichen Stimme und Kunstfertigkeit Herrn Stümers gelang der vollendete Vortrag der schweren Tenorpartie. Die Baßarien wollen wir dagegen ganz übergehen, denn Herrn Blume sollte bey solchen Gelegenheiten zu singen, wie dem Publikum ihn zu hören, billiger Weise nicht zugemuthet werden; Herr Metziger aber (bey der Zelter'schen Aufführung) war heiser, so daß es ihm unmöglich ward, bey der Höhe der Parthie immer rein einzusetzen, obgleich er als geistreicher Komponist wohl weiß, wie man singen müsse, ohne jedoch immer selbst, da er nicht Sänger von Fach ist, die gehörige Ausbildung der Stimme dazu zu besitzen. — Auf welche meisterhafte Weise die Zelter'sche Singakademie die Chöre dieser Cantate ausführt, ist der Kunst genug, so daß sich das, obschon auch verdienstliche Hausmannsche Singinstitut weder in einen Wettstreit einlassen wollte, noch konnte. Vollkommen gelang die Arie: „Singt dem göttlichen Propheten!" welche Mad. Schulz mit unendlicher Kunstfertigkeit und unermüdlicher Kraft der Stimme herauszuheben wußte. Wie die Freude der Lerche, wenn der Frühling naht, wirbelten und trillerten die Töne durch die Lüfte. Denn diese Arie ist auch eine Lerchenfreude des Menschengeschlechts, daß ihm der Frühling des Paradieses blüht. Schon daß sie dieser höchste Gipfel der ganzen Cantate ist, zu welchem alles hinaufstrebt, bezeichnet den Charakter aller Arien, daß sie nämlich, wie jene Recitative, entblößt von dem eigentlichen Inhalt christlicher Lehre, die Religion der Tugend zum Inhalte erhalten. Wenn daher auf früheren Stufen Gott und seine Geschichte immer die Hauptsache sind, so wird hier der Mensch zu dieser Hauptsache, all dieß Leiden ist nur seinetwegen da, und er bricht in lautesten, heilsten Jubel darüber aus. Schon die erste Arie hat diesen selbstsüchtig menschlichen Inhalt; Christus ist nur da, dem Sterbenden Trost zu gewähren; die zweyte: „Ein Gebet um neue Stärke," drückt, wie die dritte: „Ihr weichgeschaffnen Seelen," am deutlichsten den rein nur moralisch religiösen Standpunkt aus. Zu zeigen, worin sich die Komposition solchen Inhalts von der des eigentlich, inhaltvoll christlichen unterscheidet, ist hier der Ort nicht. Auch das Duett, dieses reine sich Verschlingen und in einander Verschmelzen der verschiedenen Stimmen, diese Versöhnung ihres Zwiespalts ist ein solcher moralischer Anspruch. Beym Vortrage wetteiferte eine junge Schülerin des Herrn Prof. Zelter an Kraft und Reinheit der Stimme mit Mad. Schulz, welche ihr großmuthsvoll den Kampf erleichterte. Die Baßarie aber: „So stehet ein Berg Gottes!" ist in der Passion vollkommen unchristlich. Nur ein ausgelärtetster Protestant kann Christus zu einem Stoiker machen wollen. Und dieser mustalische Stoicismus paßt zu dem vorhergehenden Recitative wie die eherne Faust auf das seelenvolle thränenschwere Auge. Aber die Aufklärung ist auch diese Faust, die das sehende Auge des Christenthums blind schlägt, weil sie, wie die Katzen, nur im Dunkeln, im Nachtgrau zu sehn vermag. Und dieß tritt noch dadurch greller hervor, daß jener Arie gerade die gediegenste Fuge: „Christus hat uns ein Vorbild gelassen!" folgt. Eben so bezeichnend wird die letzte Baßarie: „es fliegen Seraphine," denn einmal vereinigt sie alle Rührung, alles Mitleiden, alle Wehmuth der früheren Recitative in sich, und verlegt die Schauer des Todes aus Christus heraus in die Reflexion der Arie. Nach der Art und Weise aber, wie Christus in den Recitativen gelitten, ist nicht zu verstehen, warum darüber solch Aufhebens gemacht wird. Wegen solcher Passion, wie wir sie eben gehört haben, braucht Golgatha nicht zu erzittern, die Sonne nicht zu fliehn, das Land nicht zu zerreißen. Viel besser paßt die nachfolgende Klage, und nur dieß große Mitleiden entschuldigt und bedingt jene brausenden Vorwürfe, weil der auf solche Weise Bemitleidete wohl muß unschuldig gewesen seyn. Aber bey dem Tode Christi die Frage von „Schuldig" oder „Unschuldig" hereinzubringen, dieses moralische Assisen-Gericht, paßt wohl zu der früheren Stoicismus-Arie, doch das Urtheil beyder muß kassirt werden. Ganz konsequent aber schließt sich nun der Choral: „Ihr Augen weint," als letzte Klage über „den Menschenfreund," an das Frühere an: „Weinet nicht! Es hat überwunden der Löwe vom Stamm Juda!" ist der Trost, der sich für solches Bemitleiden ziemt, und: „hier liegen wir gerührte Sünder!" ein Schluß, der noch einmal den ganzen Standpunkt alles Früheren lebhaft in's Gedächtniß zurückruft.

(Der Beschluß folgt.)

Leipzig, Anfang April.

(Fortsetzung.)

Die dramatische Aufgabe, welche Hr. Dr. Wolff wählte, war Ruth und Boas. Die schnelle Anordnung und Ausführung bewährte wieder die Gewandtheit des Hrn. Wolff. Nur unzweckmäßig finde ich, daß er auch bey diesem Stoffe den Chor anbrachte, den er überhaupt bey seinen dramatischen Versuchen anzuwenden liebt. — Diesmal hatte er auch einige komische Aufgaben zu lösen versprochen. Er wählte das Lob auf Xantippens Reize, mit dem Anfangswort greulich, und dem Refrain: wenn mich deine Liebe nun beglückt; entledigte sich glücklich dieser Fesseln, und schloß mit dem angenehmen Kompliment gegen die anwesenden Damen:

Mißlungen wohl ist dieß Gedicht;
Denn die mich begeistern sollte,
Die Xantippe ist hier nicht!

Es folgten noch einige komische Sonette, deren Themen ihm gegeben wurden, ja Hr. Wolff lieferte deren noch mehr als er öffentlich versprochen. Hier hat man am meisten Gelegenheit, die Fertigkeit des Verfassers in der gereimten Versifikation zu bewundern; denn er sprach so schnell, daß es nicht möglich war, ein solches Sonett vollständig aufzufassen. Das erste Sonett sollte ausdrücken: die Empfindungen eines Handschuhmachers, der seiner Liebsten ein Paar Handschuh seiner Arbeit verehrt; das zweyte „Gedanken eines Liebhabers, der sich den Mund wischt, während ein andrer seine Schöne küßt, war das Gelungenste, indem es ohne eine Verletzung der Form die Erinnerung an Don Quixote vom Anfang bis zu Ende durchführte. Der Mondscheinphantasie eines lungrigen Schneiders als komische Parodie auf Thetlas Klage fehlte es, wie solchen Parodien gewöhnlich, an frevem Humor; desto gelungener und individueller war „der Liebesseufzer einer alten Jungenmagd" — denn man nahm dabey wahr, wie schnell sich Hr. Wolff mit hiesigen Sitten bekannt gemacht hatte. Im Uebrigen beziehe ich mich auf das, was ich schon in meinem letzten Berichte über Hrn. Wolffs Leistungen gesagt habe.

(Der Beschluß folgt.)

Beylage: Kunstblatt Nr. 35.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Nro. 104.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, 2. Mai 1826.

Das Glück ist eine lachende Minute, das Bewußtseyn, recht gehandelt zu haben, eine zufriedene Ewigkeit.

Einige Bruchstücke aus den Memoiren des Robert Guillemard, verabschiedeten Sergenten.

(Beschluß.)

Plötzlich sahen wir einen Haufen Menschen von Pizzo her nach dem Ufer eilen, mitten unter ihnen glaubten wir die Uniform des Königs zu erblicken. Ich verlangte nun vom Kapitän Barbara, er solle sogleich ein Boot ans Land abschicken. Da wir keines mehr hatten, signalisirte er der andern Feluke es zu thun; diese aber gehorchte nicht, und antwortete nicht. Indessen war der König, wenn er es wirklich war, in ein am Ufer befindliches Boot getreten, um welches her sich der Haufen drängte, so daß ich nicht genau unterscheiden konnte, was vorging. Barbara sah durch sein Fernrohr nach dem Ufer, ohne ein Wort zu sagen, ohne einen Befehl zu geben. Ich stellte ihm vor, daß der König in Gefahr zu seyn scheine, und daß es seine Pflicht sey, sogleich sich dem Ufer zu nähern, um ihn aufzunehmen, auch wenn die Feluke dabey Gefahr liefe zu stranden. Barbara antwortete: das was am Ufer geschehe, sey nichts; er habe Befehl, die See zu halten, und könne sein Schiff nicht durch eine unbedachte Maßregel auf's Spiel setzen. Als ich dennoch in ihn drang, sagte er barsch: er sey Herr auf seinem Schiff, und wandte mir den Rücken. Indessen hatte sich die Menschenmenge, die wir am Ufer gesehen hatten, zerstreut und Alles war ruhig. Wir laviren in der größten Unruhe den Abend und die ganze Nacht, ohne etwas vom Lande zu erfahren. Am Morgen waren wir genöthigt, uns vom Ufer zu entfernen, um keinen Verdacht zu erregen. So kreuzten wir fünf tödtlich lange Tage. Am fünften Tag hörten wir einige Gewehrsalven vom Ufer her. Wir fingen wieder an zu hoffen, der König habe vielleicht seine Anhänger wieder gesammelt und siege; eine unbestimmte Freude folgte unserer schrecklichen Unruhe. Wir näherten uns dem Ufer wieder, um gewissere Nachrichten zu erhalten. Mit Einbruch der Nacht näherte sich uns ein Fischerboot; wir fragten den Fischer: was es Neues gebe? — „Nichts, antwortete er mit wahrer neapolitanischer Gleichgültigkeit . . . Ihr wißt doch, daß man diesen Nachmittag den Murat erschossen hat?" — Das Entsetzen über diese Nachricht raubte uns die Sprache. Wir konnten uns jedoch nicht entschließen, ihr unbedingt Glauben zu schenken, und bald fingen unsere Hoffnungen wieder an zu erwachen.

Den folgenden Morgen näherte uns sich ein Boot von der Douane, ein Unteroffizier stieg an Bord und sagte mit trauriger Miene: „Ihr gehört zu Joachim's Expedition; ich muß euch warnen, daß ihr große Gefahr lauft, wenn ihr länger hier verweilt. Außerdem habt ihr nichts mehr hier zu thun, da der König todt ist. Segelt deßhalb ab, sobald wie möglich." Nun blieb uns kein Zweifel mehr an der traurigen Wahrheit. Von diesem Manne erfuhren wir folgende nähere Umstände. Der König war auf dem Wege nach Monteleone plötzlich von dem Gensd'armeriehauptmann Trentacapelli angegriffen worden. Er hatte die von diesem besetzte, vortheilhafte Stellung wegnehmen

Digitized by Google

wollen; war aber, nachdem sieben bis achte von seinen wenigen Gefährten verwundet und einer getödtet worden war, gezwungen worden, sich nach dem Ufer zurückzuziehen. Eine Menge Menschen vereinigte sich nun gegen ihn, sobald sie ihn fliehen sahen. Als er am Ufer bey Pizzo wieder angekommen war, hatte er sich, da er unser Boot nicht vorhanden fand, in einen kleinen Nachen geworfen, allein während er sich bemühte, ihn loszubinden, erreichten ihn seine Verfolger und bemächtigten sich seiner, trotz seines heftigen Widerstandes: der größte Theil seiner Begleiter war ebenfalls gefangen worden. Der Hauptmann Treutacapelli überhäufte seinen Gefangenen mit rohen Vorwürfen wegen seines Vorhabens und befahl, ihn zu durchsuchen. Dieser unwürdigen Behandlung ward jedoch ein Ende gemacht, als in der Nacht vom 8ten auf den 9ten General Nunziante ankam, der die Leitung der Untersuchung übernahm; er behandelte den König mit der größten Achtung und gestattete ihm, von dem Anerbieten eines Spaniers, Geschäftsmann des Herzogs von Infantado, Gebrauch zu machen, der ihm Alles zukommen ließ, dessen er bedurfte. Während mehreren Tagen blieb man ohne Nachrichten von Neapel; endlich, den 12ten, Abends zeigte eine telegraphische Nachricht an: „Murat doit être traduit..." Hier hatte eine Veränderung in der Atmosphäre die Arbeit des Telegraphen unterbrochen. Man glaubte, es sey von einer Festung die Rede, wohin er gebracht werden sollte; allein in der Nacht brachte ein Kourier den Befehl, Murat solle vor ein Kriegsgericht gestellt werden, welches auch sogleich zusammenberufen ward.

Der Gefangene ward nun verhört, nachdem man die Generale Franceschetti und Natali und seinen Kammerdiener Armand von ihm getrennt hatte. Er erwiederte, als er nach seinem Namen gefragt wurde: „Ich bin Joachim Murat, König beyder Sizilien; weiter, mein Herr." Er sprach damit sein eigenes Todesurtheil. Während der Gerichtshof es abfaßte, schrieb der König an seine Gemahlin und seine Kinder, er legte eine Haarlocke in den Brief und bereitete sich hierauf zum Tode. Er erlitt ihn allein an der Schwelle seines Zimmers mit der größten Ruhe und Heiterkeit. Auf seinem Herzen trug er das Portrait der Königin. „Schont das Gesicht und zielt nach dem Herzen!" rief er den Soldaten zu, welche das Urtheil vollzogen.

Folgendes ist der Brief, den Murat vor seinem Tode an die Königin schrieb.

73. Oktober 1815.

Meine liebe Karoline! Meine letzte Stunde ist gekommen: in wenigen Augenblicken werde ich aufgehört haben zu leben; du wirst keinen Gatten, deine Kinder keinen Vater mehr haben. Denke an mich und fluche nicht meinem Andenken; mein Leben ist durch keine Ungerechtigkeit befleckt. Leb' wohl, mein Achilles; leb' wohl, meine Laetitia; leb' wohl, mein Lucian; leb' wohl, meine Louise; zeigt euch immer meiner würdig. Ich lasse euch ohne Güter, ohne Reich, mitten unter mächtigen Feinden. Bleibt immer einig, zeigt euch über das Unglück erhaben, und denkt mehr an das, was ihr seyd, als an das, was ihr waret. Gott segne euch! Vergeßt nicht, daß der bitterste Schmerz, den ich in meinen letzten Augenblicken fühle, der ist, fern von meinen Kindern zu sterben. Empfanget meinen väterlichen Segen, meine Thränen, meine zärtlichen Umarmungen. Vergeßt nie euren unglücklichen Vater." —

* * *

Denjenigen unserer Leser, die sich vielleicht auch für die Person und nicht blos für die Erzählungen des wackern Guillemard interessiren, können wir leider keine tröstlichen Nachrichten über seine weitern Schicksale geben. Nachdem die Unternehmung, welche ihm von Neuem die Bahn der Ehre geöffnet hatte, gänzlich verunglückt war, entkam er nach Korsika, wo er sich eine Zeit lang in den Gebirgen unter dem Schutz korsischer Gastfreyheit aufhielt. Nach einiger Zeit stellte er sich indessen freywillig vor einem Kriegsgericht in Ajaccio, was ihn freysprach. Nun trat er wieder als Sergent in sein Regiment ein, machte 1823 den Krieg in Catalonien mit, hatte wieder das Unglück verwundet und gefangen zu werden, entkam nach einigen Tagen wieder, ward aber bald darauf entlassen. Nun kehrte er nach seiner Heimath, dem Dorfe Sixfour bey Toulon, zurück, wo er jezt lebt. Doch scheint seine Lage nichts weniger als erfreulich zu seyn. Seine Eltern sind gestorben, seine Geschwister und Freunde größtentheils ihm entfremdet, sein Vermögen verloren, alle seine, einst so glänzenden Hoffnungen zerstört. Er trägt aus seinem Leben das bittere Gefühl davon: beständig gestrebt zu haben, sich über die Masse zu erheben, mehr wie einmal, theils durch Zufall, noch mehr durch keckes Ergreifen und Bekerrschen des Zufalls im Begriff gewesen zu seyn, in die Bahn freyeren, ehrenvolleren Wirkens einzutreten, um immer wieder in die Masse zurückzufallen und von ihr fortgerissen zu werden. Daß er das Schicksal so tief fühlt, stellt ihn schon auf eine höhere Stufe geistiger Würde, und erklärt Manches in seinem Werke (wodurch er jezt sein nahendes Alter vor Mangel zu schützen sucht), was sonst von einem Manne seines Standes kaum zu erwarten wäre, und wodurch er sich sehr über einige seiner Standesgenossen erhebt, die in England und Deutschland ihre Schicksale der lesenden Welt mitgetheilt haben. —

Die farbigen Schatten.

(Fortsetzung.)

„Sobald die Nacht scheiden will, erheben sich die majestätischen Gletscher in ihrem Schneemantel, kaum erkennbar, winterlich-blau, kalt und einförmig. Die blauen und violetten Strahlen, die brechbarsten des Sonnenlichts, sind also die ersten, welche sich an die entnachtende Seite

des Erdballs anlegen, und in dessen Dunsthülle umbeugen und brechen, wenn er, um seine Achse drehend, sich dem prachtvollen Sterne zuneigt, dessen Planet er ist. — Ich nannte den Anblick nicht vergebens winterlich-kalt. In unsern Wintern ist das blaue, noch mehr das gelbe Licht der schrägfallenden Sonnenstrahlen, wie im tiefern Norden, das vorherrschende, und erzeugt die größte Eintönigkeit aller Farben. Das Gelbe darum, weil es, vermittelst der dicken Wolken und Nebel, über Alles unmerkbare bläuliche Schatten verbreitet. Man möchte fast glauben, die Sehorgane der im Norden Wohnenden, unter ihrem meistens lichtarmen, grauen Himmel, fühlen sich von Mannigfaltigkeit lebhafterer Farben so verwundet, daß sie diese scheuen (?) und sich auch darum am liebsten in Weiß und Schwarz, Blau und Grau kleiden. Hinwieder die Südländer, unter ihren lichtreichen Zonen, hassen das Dämmernde der Farben, und kleiden sich bunt und blendend, wie ihre landschaftliche Natur. Wer durch blaues Glas eine Sommergegend anschaut, sieht sie, wie von einem plötzlichen Dezember überfallen, mitten in ihrer Pracht vernichtet; Wiesen und Laub der Bäume braun und dürr, den lachenden Himmel frostig trübe; den Erdboden wie steinhart gefroren; den Reif auf Dächern, Zweigen und Geländern, wo vorher fröhliches Sonnenlicht zurückstrahlte. Eine blaue Beleuchtung oder Ueberdämmerung tödtet die Frische des Grüns und das Freudige des Rothen, und macht die Königin der Blumen, die Rose, zur leichenhaft widerlichen Gestalt. Wenn aber der Morgen vorrückt, erglühen die Kulmen und Firsten der Eisberge vom dunkeln Purpurlicht, das immer brennender, immer röther wird. Erst leuchten über der noch dunkeln Tiefe der Erdenwelt einzelne der höchsten Gipfel, wie Glutra eines fernen Brandes, wie glimmende Funken. Bald jedoch senkt sich der feurige Schimmer tiefer an den Bergen abwärts, je höher die Sonne steigt, und wird milder. Dann erscheinen die hohen Einöden des ewigen Schnee's, wie von blassem Rosenlicht überflossen, welches bald, gelblich durchschimmert, orangefarben glänzt und zuletzt, als blendender Goldglanz, auf die Unterwelt niederstrahlt. In dieser Abstufung der Morgenbeleuchtung ist's, wo jede Gegend mit ihrem schönsten Reiz erscheint. Weil dann noch die einzelnen Schatten dunkler sind, springen auch die einzelnen Lichtpunkte heller dazwischen hervor, und der orangefarbene oder gelbe Lichtschein mildert selbst das Schwärzliche des Grünen. Wer in hohem Sommer die Anmuth des Lenzes zurückrufen will, betrachte die Gegend durch gelbes Glas. Sie wird eine frühlingshaftere Färbung empfangen und das blasse, zärtliche Grün der Flur und des Baumschlages noch einmal zeigen, mit dessen Anblick uns die ersten Maiwochen nur flüchtig erquickt haben."

(Der Beschluß folgt.)

Die Lerche und die Spinne.

Eine Spinne spann ihr Netz;
Hat es grau und dicht gewoben,
Hing es nun mit vielen Fäden,
Hoch an Baumes Zweigen auf;
Meynt', sie hätt' vor Sonnenschein,
Einen Vorhang vorgeschoben.
Manche arme kleine Fliegen,
Strebend nach dem Himmelslicht,
Hingen zappelnd in dem Netz.
Doch — ihr Morgenlied zu singen —
Stieg nun aufwärts eine Lerche,
Und riß Netz und Spinne weg.

*

Webet immer, fort und fort,
Vor die Wahrheit euren Schleyer,
Genius mit raschem Fluge,
Nimmt Gewed und Weber mit.

Korrespondenz-Nachrichten.

Leipzig, Anfang April.

(Beschluß.)

Auf der hiesigen Bühne war neu einstudirt worden, Kotzebues Lustspiel: Armuth und Edelsinn und Körners Toni. Die Darstellung des erstern habe ich nicht gesehen; in dem zweyten Stücke machte ein junger Anfänger, Hr. Wilhelm genannt, seinen ersten, und als ersten, auch gelungenen Versuch; er gab die Rolle des jungen weißen Offiziers, den Toni vom Verderben rettet, mit einer Unbefangenheit und theatralischen Sicherheit, als ob er schon längst auf den Bretern sich bewegt hätte. Auch traf er häufig den Ton der Empfindung. Nur muß er sich von dem auf den Bretern verkünstlichen Deklamationsunwesen frey zu machen suchen, an welches man sich leicht durch vieles Hören gewöhnen kann, und das vornehmlich in empfindsamen Hebungen der Stimme, an bestimmten rhythmischen Stellen, wo kein Nachdruck in den Worten selbst liegt, und in dem willkürlichen Durchschneiden der Sätze besteht, was nur in äußerst wenigen Fällen, und zwar da, wo das Gefühl so stark wird, daß es den Gedanken unterbricht, und den Satz kaum zu Ende bringen läßt, mit Grund statthaben kann. Einschnitte wie folgende zu machen:

Und trägt die Liebe | siegend | in das Leben.
Durch ihre Züge | schrieb die Hand der Liebe

gehört zur Manier.

Mad. Schmidt, welche mit dem jungen Anfänger nach dem Stücke gerufen wurde, gab Toni ganz, wie sie der Dichter gemeynt hat. Doch muß ich bemerken, daß bey zu großer Anstrengung ihres Sprachorgans, kein Ton des Gefühls durchdringen kann.

Die Gastrollen des Hrn. Haake fielen in eine Zeit, wo ich das Theater nur wenig besuchen konnte. So viel ich diesen Künstler habe beobachten können, so ist in ihm ein eifriges Kunststreben rege, das noch mit Hindernissen und bösen Angewohnheiten Kunstfr. und der Gefahr eines manierirten Uebertreibens noch nicht überall entgeht. Dieß bemerkte ich z. B. in seiner Darstellung des Hugo Derindur. Seinen Kraftausbrüchen mangelt die natürliche Grazie, die das Harte vorschmilze. Nur wenigsten gelungen fand ich die Scene, in welcher Hugo zum ersten Mal vor Don Carlos steht. Die Worte Ihr — ihr braucht der Zeugen nicht; denn ihr seyd Don Carlos Vater — müssen den Ausdruck einer sonderbaren Gewißheit enthalten, die aus starker Erschütterung des Gewissens kommt. Das gewöhnliche Deklamiren in einer angezeigten Weise hilft hier nicht aus-

Außerdem trat Hr. Haake auch in einer Darstellung von Iffland's Stize von Walberg, als Fürst auf. Die Rolle ist sparrt; denn Leidenschaft und fürstliche Haltung gerathen hier in Conflikt. Hr. Haake hielt sich mehr auf Seiten der erstern. Uebrigens gab er noch den Maler Clens in dem Lustspiele: Herodes vor Bethlehem, und den Marquis von Posa, welche beyde Darstellungen in ihrer Art viel Verdienstliches enthalten haben sollen.

Ein neues Verdienst um die Gebildeten im Publikum erwarb sich die Direktion dadurch, daß sie nach Wallenstein auch Goethe's Götz von Berlichingen zur Aufführung brachte, und mit vieler Sorgfalt angeordnet hatte. Es war dabey die vom Dichter selbst ausgehende theatralische Bearbeitung zum Grunde gelegt, nach welcher das Stück immer noch vierthalb Stunden spielt, und also eine große Aufmerksamkeit des Publikums fordert, die heutzutage selten ist. Die Darsteller streeten fast sämmtlich, sich diese Aufmerksamkeit zu erhalten, und doch schienen die Zuschauer am Schlusse ermüdet, was auch wohl, außer der Länge der Darstellung, in dem großen Wechsel der Scene in den beyden längern letzten Akten seinen Grund hat, in welchen Auftritte vorkommen, deren Zusammenhang mit der Handlung sich in jedem Zuschauer sogleich darlegt. Das meiste Verdienst um die Darstellung hatte Hr. Genast, als Götz; seiner äußern Erscheinung vermag er die würdige Gestalt des deutschen Rittersmanns zu geben, und eben so tritt in seiner Darstellung der Held hervor, der für die persönliche Freyheit kämpft, und einer neuen Ordnung der Dinge zum Opfer fällt. Götz steht in seiner Biederkeit erhaben, der Falschheit und höfischen Arglist gegenüber; dagegen er eigenmächtig und ungerecht in leidenschaftlicher Selbsthülfe an den Niedern handelt. Dieß ist die Schuld, die er trägt. Aber auch hier regt sich oft das Herz in großmüthiger Wallung; so in der Scene der neuen Bearbeitung, wo er dem jungen Nürnberger Kaufmann den Schmuck zurückgeben läßt, den dieser für seine Braut in Frankfurt bestimmt hatte. Wie wahr Hr. Genast auch das Frühere gefaßt, und namentlich die Scene, wo er gegen Weislingen so herrlich dasteht, so wenig wußte er diesen schönen Zug liegender Herzensgüte, und die Rührung kräftig zur Anschauung zu bringen, welche hier den wackern Ritter, besonders durch die Erinnerung an den Treubruch Weislingens und an seine Schwester Marie ergreift. Dann schien mir auch der Eindruck, welchen die Achtserklärung auf den, die kaiserliche Majestät immer ehrenden Ritter macht, zu leicht genommen. Dagegen fand ich die Ruhe des Ritters während der Belagerung, und das Athmen des Helden unter freyem Himmel außerordentlich wahr, groß und ergreifend. Der geschwächte Klang der Stimme, das allmählige Strecken des Körpers, das Hinaufstreben des Blicks in die himmlische Freyheit, waren schöne Züge dieser gelungenen Schilderung. — Weislingen, der mit seiner Partie den Gegensatz des Götz bildet, tritt in dieser Bearbeitung mehr zurück; um so schwieriger wird die Darstellung, da hier die Motive minder deutlich hervortreten. Der durch den Glanz des Hofes verblendete, und in das Netz der Intrigue gezogene, wankelmüthige Mann stellt sich hier in wenig Scenen dar. Hr. Stein vermag es, diesem Charakter in der Folge noch mehr Zusammenhang und innere Wahrheit zu geben. Seine Scene mit Götz sollte nicht nur Verschiedenheit der Gesinnung, sondern auch den Grund dieser Verschiedenheit zeigen. Die minder schwierige, wo er sich Marien verbindet, wurde gut geschildert; dagegen die letzte Scene, in welcher er verlassen von Adelheid, unter Mariens Händen stirbt, mehr einen krampfvollen Zustand des Körpers, als die Erschütterung des gängsteten Herzens zeigte. Unter den Männern, die auf Götzens Seite stehen, muß ich die Herren Fischer und Burkhardt rühmen. Hr. Fischer stellte den wackern, aber lockern und lustigen Degen Selbitz mit Laune dar, ohne ihn zu tief herabzuziehen, und Hr. Burkhardt zeigte als Lerse einen bedeutenden Fortschritt in seiner theatralischen Bildung, denn er schilderte die jugendlich aufopfernde Treue und Unerschrockenheit durch unbefangnen Ton, Haltung und Bewegung des Körpers kräftig, doch ohne Härte. Mad. Devrient leistete in der Rolle des Georg, was Damen gewöhnlich in solcher Verkleidung zu leisten im Stande sind; selten aber findet diese Rolle ihren Mann — oder richtiger den Jüngling, der die Herzlichkeit und den innern Adel dieses Knappen schildert, der schon im leichten Aufstreben sein Ziel erreicht. Die Frauen, welche Götz zur Seite stehen, stellten dar Mad. Genast (Elisabeth) und Mad. Schmidt (Marie) — an ersterer wünschte ich in jener Rolle mehr einfache Treuherzigkeit, weniger Eleganz; die leztere ließ ihre Empfindung natürlich sprechen, und füllte ihren Platz gut aus. Mad. Miehle stellte die herrschsüchtige Buhlerin Adelheid dar mit Kraft und aller Wirkung äußerer Würde; Hr. Devrient die Rolle des glühenden Franz. Seine Darstellung in der Scene im ersten Akte, wo er seinem Herrn die angebetete Adelheid schildert, dann die der spätern, in welche ihn diese den Auftrag gibt, seinen Herrn immer an ihren Willen zu erinnern, und (besonders den Vortrag der Reime, in denen die gnädige Frau immer wiederkehrt, halte ich für sehr gelungen; nur in der Vermummung erschien er mir nicht launisch genug. — Was noch weiter in dieser Zeit dargestellt worden, kann ich wohl übergehen.

Wendt.

Berlin.

(Beschluß.)

Seit einigen Tagen ist eine Broschüre: „Henriette oder die schöne Sängerin, eine Geschichte unserer Tage von Freymund Zuschauer," der Gegenstand allgemeiner, theils lobender theils mißbilligender Aufmerksamkeit. Zum ersten Mal erscheint dergleichen bey uns, und es ist auch nur unserer Armuth an Interesse zuzuschreiben, daß solche Schriftchen so allgemeines Aufsehen erregen, ja daß es überhaupt nur entstehen konnte. Die Helden sind die allbeliebte Sängerin des Königstädtischen Theaters, und ihr gegenüber ihre lächerlichen Anbeter, welche allen Partikularitäten nach genau porträtirt, und fast mit Namensunterschrift und sac simile versehn, unverkennbar und allgemein erkannt sind. Besonders ein israelitischer Verehrer und eine hohe auswärtige Standesperson werden scharf durchgenommen, so daß man begierig ist, wie sie sich gegen den bisher noch unbekannten Verfasser benehmen werden. Die Schrift selbst ist nicht ohne Laune, aber im Ganzen durch den Gegenstand selbst platt. Der Neid einiger Schauspielerinnen der königlichen Bühne ist nicht individuel genug, und für die Individualitäten, die durch ihn bezeichnet werden sollen, unpassend. Doch muß der Verfasser auch in das geringfügigste Detail eingeweiht gewesen seyn: er weiß von Allem, was in der kleinstädtischen großen Stadt leicht der Fall seyn kann. Doch nur die arme Sängerin selbst ist zu bedauern, die zwar als das liebenswürdigste Wesen, etwas sentimental und in forcirter Bescheidenheit dargestellt, dennoch in einem Roman verwickelt auftritt, dessen Darstellung richtig oder unrichtig, ihr auf jede Weise muß unangenehm gewesen seyn. Man soll sie in Thränen darüber haben ausbrechen sehn. Auch die Kritiker beyder Theater werden durchgehechelt: der Verfasser aber führt sich selbst als Hanswurst ein, und als solcher wird er abgeführt werden. Denn es ist eben so lächerlich von dergleichen solch Aufhebens zu machen, als der Grund zu solcher Lächerlichkeit zu seyn. —

Beylage: Literaturblatt Nr. 35.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Nro. 105.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 3. Mai 1826.

Dafür speyen sie Euch „Aufklärung" jetzt in das Antlitz.

Herder.

Des Aeneas Sylvius Aufruf zum Türkenkrieg.

Da jetzt der Blick der Welt auf den Kampf der Griechen gerichtet ist, wird es zur Vergleichung der Ideen, die unter uns herrschend sind, interessant seyn, über diesen Gegenstand auch die Ansichten eines der bedeutendsten Staatsmänner des fünfzehnten Jahrhunderts, des Aeneas Sylvius, zu vernehmen, welcher schon als Geheimschreiber des Basler Concils, dann als kaiserlicher Staatssecretär unter Friedrich III. den größten Einfluß auf die kirchlichen und weltlichen Angelegenheiten Europa's ausübte, und später als Oberhaupt der Kirche, unter dem Namen Pius II. sich selbst an die Spitze eines Kreuzzugs wider die Türken stellte. Wir wählen hierzu einen Auszug seiner auf dem Reichstag zu Frankfurt a. M. im Jahr 1454, nicht lange nach Konstantinopels Fall, in lateinischer Sprache gehaltenen Rede, welche uns zugleich ein anschauliches Bild vom Geist seiner Zeit und dem Zustand der deutschen Nation und des Türkenvolks geben wird.

„Ehrwürdige Väter, ruhmvolle Fürsten, erlauchte und gelehrte Männer! Seit Konstantins prachtvolle Stadt in der Türken Hände gefallen, Christenblut durch sie in Strömen geflossen, Schaaren schuldloser Seelen Ketten tragen, sind alle Verehrer Christi verhöhnt und verwundet, unsere Kirche schmachvoll befleckt. Solchen Schimpf hat noch nie die Christenheit erlitten. Denn wenn auch vordem in Asien und Afrika, nie doch hat man uns im Vaterland, in der Heimath, im eigenen Wohnsitz getroffen und verletzt. Sind auch vor Jahren schon Asiaten nach Griechenland gedrungen, haben sich auch Tartaren in Europa niedergelassen und Saracenen Spanien besetzt, nie doch haben wir in Europa eine Stadt verloren, die sich mit Konstantinopel vergleichen ließe. Mittelpunkt fast der ganzen bewohnten Erde, dehnt sich ihr Hafen, geräumig und sicher nicht allein für Schiffe, sondern für zahlreiche Flotten, links über den Bosporus, rechts nach dem Hellespont, um alle Küsten des Mittelmeers zu schützen oder zu beschirmen. Und während dies Kleinod unserm Heiland entrissen, ein Raub Mahomets wurde, sahen wir müßig zu, um nicht zu sagen, wir schliefen indeß. Ja, o vernehmt es, ihr Fürsten, von zwey christlichen Kaisern liegt Einer im Blute dahingestreckt; heißt das nicht, von zwey Augen der Christenheit ist Eines ausgerissen, von ihren zwey Armen Einer zerstückt? Trauret ihr nun, ihr Fürsten, seyd ihr nun betroffen und wie vom Donner gerührt über den Schlag, der die Christenheit traf, die Griechen niederschmetterte und die Römer verwirrte? Auch Friedrich, unser ruhmvoller Kaiser, ist nicht minder betroffen. Weinen hättet ihr ihn sehen können bey der Trauerpost, in seinem Gemach, trauern am Hof, bekümmert im Rath, flehend in der Kirche, überall betroffen und geängstet. Aber weil der Christen Bedrängniß nicht so Jammer und Thränen, als Feuer und Waffen erheischt, hat der Kaiser diesen Fürsten- und Staatenrath berufen, zum Schirm des Christenreichs einen Beschluß zu fassen. Selbst beyzuwohnen verhindert, läßt er sich durch Gesandte ver-

treten, und da dieſe mich aus ihrer Mitte zum Organ ſeines Willens erwählt, will ich denn reden über die gewichtige Frage: ob wir Krieg beſchließen ſollen mit jenen Türken, welche rechtlos Konſtantinopel erobert, den griechiſchen Adel und Fürſten niedergemetzelt, alle unſere Heiligthümer beſudelt haben und nun alle Rechtgläubige mit Streichen, Ketten und Mord bedrohen. Wer aber Krieg unternehmen will, prüfe vorher Dreyfaches: ob der Krieg auch gerecht ſey, ob nützlich und leicht auszuführen. Auch ich will dieſer Ordnung folgen und zuerſt von der Gerechtigkeit des Krieges reden.

Einen Krieg, den man zum Schutz der Religion, zum Heil des Vaterlandes, zur Rettung ſeiner Brüder auf Begehr des Fürſten führt, hat Keiner aus der Vorzeit je für ungerecht gehalten. Darum preist man eines Moſes und Joſua's, Saul's und David's, darum der Makkabäer Kämpfe. Darum hat Demoſthenes die bey Marathon und Salamis für's Vaterland Gefallenen zum Jubel für ganz Athen, zu unſterblichem Ruhme verherrlicht; darum werden die Horatier, Decier, Fabier ſtets gefeyert und andere, welche für ihrer Bürger Rettung ſich dem Tode weihten, darum unter den Deutſchen Karl, Roland, Rinald, die Konrade, Ottonen und Friedrich mit ewigem Lobpreis erhoben, weil ſie zum Schutze der Chriſten großen Gefahren ſich preisgaben. Nie jedoch hatten eure Voreltern einen ſo gerechten Anlaß zum Kampfe, als welcher euch jetzt ſpornen muß; nie haben ſie ein ſo gräßliches Unrecht, eine ſo auffallende Schmach von den Ungläubigen erlitten, wie die Chriſtenheit unſerer Tage. Kurz nur will ich das Unglücksloos von Konſtantinopel ſchildern, denn dadurch wird des Unrechts Größe deutlicher, die Heiligkeit des Krieges klarer werden. — Durch keine Beleidigung gereizt, kündigt Sultan Mahomet den Griechen die Fehde an, belagert die Kaiſerſtadt, der es an Schutzwehr gebricht und erobert ſie. Der Griechen Kaiſer, Konſtantin, wird, ein tapferer Streiter in ſeines Landes äußerſter Gefahr, an den Pforten der Stadt niedergehauen, ſein Haupt, auf einen Pfahl geſteckt, zur Schau umhergetragen; es beginnt ein jammervolles Schlachten der Griechen, der Bluthund durchbohrt nicht nur, die ſich zu vertheidigen ſuchen, nein, auch wer die Waffen ablegt und ſich ergibt, iſt des Todes Beute.

(Die Fortſetzung folgt.)

Die farbigen Schatten.

(Beſchluß.)

Die Abhandlung geht zur Betrachtung der Wirkungen dieſer Lichtwechſel auf die Pflanzenwelt und den Haushalt der Thiere in den verſchiedenen Klimaten über: gleichwie die Tageszeiten, ſo empfangen auch die Jahrszeiten und die klimatiſchen Zonen durch den Wechſelgang der Licht- und Schattenarten ihren eigenthümlichen Charakter für das Auge. Das meiſte ungebrochene Licht ſtrömt den gemäßigten Zonen im Sommer zu; reichlicher wird es den Tropenländern zu Theil. Es iſt erwieſen, daß das Pflanzenleben der ſüdlichen Gegenden ſeine Fülle mehr dem Genuß des vielen reinen Lichts, als der größern Wärme dankt. Unſere Treibhäuſer können den Pflanzen der Aequatorialfluren wohl dieſelben Wärmegrade, aber nicht den reinen Himmel ihrer Heimath wiedergeben. Dort auch ſind die Farben ihrer Blumen, dort die Farben der Thiere, zumal der Vögel und Amphibien, wie bey uns im Sommer, brennender. In den gemäßigten Zonen ſind die Strahlenbrechungen der Sonne anhaltender; im Durchſchnitt das gelbe und orange Licht herrſchender. Die Färbungen der Geſchöpfe werden milder; ſelbſt das Schwarze, Kupferroth und Dunkelgelb der Menſchenhaut verliert ſich abſtufend ins Braune und Weißröthliche. Je näher den Polargegenden, je anhaltender dauert das gebrochene Tageslicht. Nur ſelten ſtrömt den im tiefſten Norden Wohnenden vom Mittagshimmel weißes Licht herab. Denn der höchſte Sonnenſtand über dem Horizont beträgt an den Polen nur 23½ Grad; alſo fünf Grad mehr als bey uns am kürzeſten Wintertag; während in der Sommerſonnenwende unſerer Gegenden die Sonne 66° 5 Minuten über den Horizont aufſteigt. Wie im prismatiſchen Farbenkreiſe, vom gelben Licht hinweg, zum Grün und Hellblau, oder zum Orange und Roth, die Intenſität des Lichts nach Maßgabe der wachſenden Strahlenbrechbarkeit abnimmt, ſo auf dem Erdkreis von den gemäßigten Zonen hinweg zu den Polen. Je weiter gegen Norden, je herrſchender wird das grüne, blaue und violette Licht. Wie wir bey uns, nächſt den ſchwarzen und grauen Schatten am gemeinſten die blauen ſehen: ſo erblickt der Norden am meiſten die gelben, rothen und grünen Schatten. Aber auch in den Licht- und Schattenordnungen der verſchiedenen Erdgürtel offenbart ſich die erhabene Weisheit und Huld Gottes. Zwiſchen den Wendekreiſen und in deren Nachbarſchaft wird die Fülle des ungebrochenen weißen Lichtes und deſſen blendender Glanz, durch die Schwärze des Schattens, durch die dunkeln Farben der Menſchen, Thiere und Pflanzen gemäßigt; hinwieder inner den Polarkreiſen und in deren Nachbarſchaften muß der Mangel des vollen Lichts durch die hellere Färbung der Menſchen und Thiere, durch die weiße Oberfläche des verſchneiten Bodens und die lichtern Schatten erſetzt werden. Hier wird überall das meiſte Licht von den Gegenſtänden reflectirt.

In noch weiteren Schlußbemerkungen drückt ſich Herr Zſchokke u. a. alſo aus: „Nicht die farbigen Schatten an und für ſich ſind das Wichtige, ſondern ihre Bedeutſamkeit liegt in dem Gegenſatz, welchen ſie zu ihrer Lichtgattung bilden. Sie verrathen uns diejenige Gattung gebrochener

Digitized by Google

Strahlen in der Atmosphäre, welche neben den weißen, zu verschiedenen Zeiten und unter verschiedenen Himmelsstrichen, mehr oder weniger die herrschenden sind. Der Einfluß des Lichts auf die organische und unorganische Welt ist uns zwar überhaupt bekannt: nicht aber die Modifikation dieses Einflusses, wenn das Licht auf eine oder andere Weise, im Dunstkreise anhaltend gebrochen, zu uns gelangt. Es dürfte vielleicht das Beobachten der vorwaltenden Lichtart vermittelst der farbigen Schatten, bey meteorologischen Anstalten einst nicht unwesentliche Dienste leisten, und die Photometrie sich auf gleiche Weise neue Felder der Erkenntniß eröffnen. Licht, Wärme, Electricität und Magnetismus, deren Sippschaft noch so unklar ist, geben vielleicht durch die farbigen Strahlen in der Atmosphäre nähere Auskunft über ihr gegenseitiges Verwandtseyn. Denn bisher kannte man diese Strahlen fast nur aus dem von Prismen und Regenwolken zerlegten Lichte. Nun aber ist man, vermöge der Schattenfarben, fähig zu erkennen, welche Art gebrochenen Lichtes in der Atmosphäre neben den ungebrochenen Strahlen besteht. Auch auf den hohen Gebirgen findet die farbige Brechung statt. Ich sah meinen Schatten im Frühlicht blau über das Eis des Griesgletschers schweben, der, in dem Alpenkamm zwischen Oberwallis und Italien, noch in einer Höhe von 7340 Fuß einen Weg offen läßt. Aber unstreitig genießen die Gipfel unserer Alpen eine größere Menge ungebrochenen Lichtes, oder minder starkgebrochenen, als die tiefern Oberflächen der Erde. Mag nicht auch daher zum Theil die reinere und lebhaftere Farbe der Alpenpflanzen, zumal in ihrer Blüthe, stammen? Es ist durch Erfahrung genug dargethan, daß die Gebirgsblumen, in tiefere Gegenden mit aller Sorgfalt, selbst mit dem Boden verpflanzt, dem sie entsprossen, den Glanz und die Klarheit ihrer Tünchung verlieren. Oder warum sollten wir den Zusammenhang des verschiedenartig gebrochenen und farbigen Lichts mit dem Pflanzenleben bezweifeln? Deutet uns nicht gleichsam spielend darauf schon der Farbenschmuck hin, worin sich manche Früchte der Gesträuche und Bäume ablaufend bis zu ihrer Reife kleiden? Durchlaufen z. B. nicht die blauen Zwetschgen, Pflaumen, Brombeeren, schwarzen Kirschen u. s. w. genau den prismatischen Farbenkreis vom Dunkelgrün zum Hellgrün, Gelborange, Roth bis in's Violett? Nicht ohne Ursache, so wie auch nicht ohne Wirkung, mag im weisen Haushalt der Natur jenes ungleiche Verhältniß seyn, welches im prismatischen Kreise zwischen den drey sogenannten Grundfarben: Gelb, Roth und Blau stattfindet. Wenn wir zur Domaine des gelben Lichts auch das Grüne und Orange, zum Gebiet des rothen auch das Violette und Orange, zur Herrschaft des blauen auch das Grüne und Violette zählen: so ist das blaue Licht weit aus das vorwaltende; nächst ihm erst das Rothe, am wenigsten das Gelbe. Die Lehre vom Licht gleicht darin der Sonne selbst, daß uns immer mehr Dunkelheit umgibt, je länger wir uns mit ihr beschäftigen. Der größte Entdecker neuerer Zeit in diesen Gebieten menschlicher Erkenntniß, Fraunhofer, hinterläßt seinen Nachfolgern noch unermeßliche Strecken zu erobern; und des vielverherrlichten Sängers Ahnungen vom Ursprung der Farben (Goethe's Farbenlehre), als Kindern aus der Vermählung des Lichts und der Finsterniß entsprungen, zeigen in der Ferne auf eine Welt voll unentschleyerter Wunder hin."

Erotische Tändeleyen

von Wilhelm Müller.

Locken und Gedanken.

Wie meines Herzens selige Gedanken
Sich um dein Bild in banger Wonne ranken,
So seh' ich, wie mit ihren goldnen Ringen
Die Locken Stirn und Nacken dir umschlingen,
Du schüttelst mit dem Kopf und schüchtern fliegen
Zurück die Locken, die am schönsten liegen.

Korrespondenz-Nachrichten.

Briefe aus Berlin über Berlin.

„Briefe leben, athmen warm und sagen
Was man Schlechtes uns hier bringt,
Was zu stammeln wir kaum wagen,
Gesteh'n sie ohne Schüchternheit!"

Sie müssen gewiß glauben, ich habe das große Loos getroffen, oder ich sey zum wenigsten eine schöne Sängerin geworden, daß ich so ohne Honorargeiz lange schwieg, und mein Korrespondenzlamm nicht auf die fette Weide Ihres Blattes trieb; nichts von allem dem! ich war mit einer statistischen Arbeit beschäftigt, nämlich auszumitteln, wie viel Rezensenten auf eine Quadratmeile Deutschlands kommen, und nach mehrmaligem Müden ergab sich die Summe von 6½ auf die Q. M., exclusive des Schreibers dieser Briefe. Nun begriff ich die Angabe des Mainzer Staatsprokurators, daß in Deutschland 10,000 Räuber sich befinden, ich hielt das erst für eine feine Schmeicheley für Deutschland, daß es so viele Räuber ernähren könne, allein wahrscheinlich sind unter diesen Räubern auch Namen- und Ehrenräuber, vulgo Rezensenten gemeynt, dann ist es auch viel wahrscheinlicher, daß 12,000 Juden darunter sind, welches ich auch blos für eine versteckte Artigkeit hielt, die der Herr Staatsprokurator dem Mauthe dieser Nation sagte. Also 65 Rezensenten auf die Quadratmeile! Das scheint etwas viel, allein es ist in der That blutwenig, wenn ich Ihnen einen kleinen Auszug aus den deutschen Blättern machen werde, und Ihnen die Masse von Künstlern und Künstlerinnen, die wir nach ihren Berichten besitzen, mittheile.

Nach den Rezensionen in unsern deutschen Blättern zählen die deutschen Theater ungefähr:

Digitized by Google

Große, außerordentliche Künstler . . .	483	Stück
Vortreffliche ditto	619	
beachtsame —	712	
fleißige —	823	
bloße Künstler	908	
unübertreffliche Künstlerinnen	512	
Thaliens Lieblinginnen	819	
Melpomenens Priesterinnen	636	
Amborohne beyder Musen	912	
Künstlerinnen platterdings	1200	
strebende Künstler und Genius inde- wohnte Künstlerinnen etwa in Bausch und Bogen	4000	
Summe	11611	Stück

Eine nicht unbedeutende Summe von Künstlern und Künstlerinnen werden auch in andern deutschen Blättern jährlich ausgebrütet, nun nehmen Sie, daß jeder Künstler wenigstens einen Rezensenten für und einen gegen sich hat, und daß in jede Künstlerin wenigstens drey Rezensenten verliebt seyn müssen, und Sie werden finden, daß Deutschland viel eher Ueberfluß an Referendären und geheimer Polizey als an Rezensenten und Kritikern hat! Sie sehen, daß ich es Ihnen begreiflich machen will, daß Sie, trotz dem, daß Sie schon eine Menge Referenten in Berlin haben, Sie noch immer mich auch haben müssen: ich spiele unter der Grandezza Ihrer Korrespondenten blos den Gracioso! (blos! bin ich nicht bescheiden?) Also zur Sache, und wenn ich sage zur Sache, verstehe ich darunter weder Ihre Sache noch meine Sache, sondern unsre Berliner Sache: Das Königsstädter Theater! „Und es war nach Verlauf zweyer Jahre und Pharao (das bin ich) träumte einen Traum, als wenn er an der Spree stände (allwo das Theater ist) und aus der Spree kamen sieben Direktoren herauf, schön von Ansehen, und stark am Fleische, und sie weideten auf der Bühne. Und als wenn nach ihnen sieben andere Direktoren heraufstämen aus der Spree, kurios von Ansehen, und mager am Fleische, und stellten sich neben jene sieben Direktoren am Ufer der Spree, und die magern und abgezehrten Direktoren verschlangen die ersten sieben fetten. Sie kamen in ihren Leib, es wurde aber nicht gemerkt, daß sie in ihren Leib kamen, denn es blieb alles schlecht und abgezehrt wie vorhin, und ich erwachte!" „Ich sah ferner in meinem Traum sieben volle und gute Häuser durch eine Oper entstehen. Nach ihnen aber kamen sieben leere, öde und von Leuten ausgefegte Häuser hervor. Diese leeren Häuser verschlangen die vollen, und ich erwachte!" und ich fragte die Traumdeuter und Bilderschriftkundigen, und sie sagten mir „die sieben leeren Häuser bedeuten große Hungersnoth in dem Königsstädter Theater, denn es werden vielleicht eben so viele Jahre kommen, wo man in diesem Reviere vergessen wird, daß jemals Leute da gewesen, oder daß jemals der Weigen geblüht. Darum ersehe sich Pharao einen verständigen und weisen Mann aus, und sene ihn über das Haus, damit er Vorrath sammle für die künftigen Jahre des Hungers, und Getreide aufschütte auf den Boden der Kunst." Sie verstehen dieses allegorische Bibelblid gewiß. Ja, ja, das Königsstädter Theater agonisirt nun, wie ich es Ihnen in meinen ersten Briefen auch prophezeyte: ich gleiche der Cassandra, man glaubt meinen unglücklichen Prophezeyungen nicht eher, bis sie eingetroffen sind. Es ist ein ewiger Jammer da draußen, lächerlich, was ernst seyn soll, und ernst, was lächerlich seyn soll. Haben Sie schon ein Buch erhalten: „Sachgemäße Erörterungen des Königsstädter Theaters" von dem als Schriftsteller und Vorsteher der Drasche- lehranstalt bekannten und berühmten Herrn Henoch? Er sagt in dem Buche, er wolle es der „Redaktion des Morgenblattes" übersenden, damit sie sich überzeuge, daß wir Referenten ihr das Geld aus der Tasche stehlen!" O Herr Henoch! Herr Henoch! — Aber die Berechnungen im Buche und die aufgedeckten Rechnungen der vorigen Verwaltung übersteigen allen Glauben. Eine Hauptrolle spielt ein ächter Shawl, den die vorigen Direktoren der Dem. Sonntag schenkten, und dafür ihren Dank einstrichen; nun aber ergibt sich, daß dieser Shawl für 550 Rthlr., sage fünfhundert und fünfzig neun Theater der Theaterkasse zur Last gelegt wurde! Dieser Shawl, je leichter er hinsichtlich seiner Aechtheit seyn muß, desto schwerer fiel er auf die Brust der Aktionäre. Dem. Sonntag hat den Shawl auch sogleich mit aller Resignation an die Comité zurückgeschickt, und das ist nun das erste Mal, daß sie wirklich Bewunderung verdient! o heroische Entsagung, erstaunliche Selbstverläugnung! gehört zu einem solchen Entschlusse nicht mehr Brust als zu einem halben Stimmchen? à propos, lieber Herr Redakteur des Morgenblattes. Sie haben keinen wahren Enthusiasmus für die Kunst, für die Göttlichkeit der Kunst, das heißt für eine Koloratur in mezza voce, sonst hätten Sie den kleinen Katzensprung von Stuttgart nach Berlin nicht gescheut, und wären zum „Türken in Italien" hierher gekommen. Da hätte ich meine Rache an Sie, Ungläubiger! ausgeübt! Da hätten Sie gehorcht, sehr gehorcht, am sehrsten gehorcht, denn sonst hätten Sie sie, die Dem. Sonntag als Florillo, doch nicht gehört, und Sie wären doch, wie wir alle, entzückt gewesen, und Sie hätten bedeutend gestöhnt, und hätten die Hände wie zwey große Gerichtsprotokolle an einander geschlagen, und hätten mit Thränen und Schluchzen eingestanden: „ich habe das zwar schon besser singen gehört, viel besser, aber es ist doch dieses nicht, und was dieses dieses eigentlich ist, das weiß ich zwar nicht, aber eben dieses unbewußte dieses ist es, was dieses so reizend machen kann!" Sie würden eingestehen, daß Dem. Sonntag eigentlich gar keine Stimme hat, das heißt eine Gesangsstimme, und daß, wenn man dagegen unsre Milder, Schulz und Lerdier hört, es wie Glockenton gegen Haberrohrgeflüster ist. Daß diese Kehlengeläufigkeit nicht Kunst ist, da keine Seele in ihrem Gesang ist, eben weil gar kein Metall in ihr ist, und der Gesang eigentlich in reinen Brusttönen von der Brust herausquellen muß, wenn er den Anforderungen, die wir an die Gewalt der Vokalmusik machen, entsprechen soll, und nicht wie bey Dem. Sonntag im Kehlkopf klappenartig abconnirte und herausgeigelt werden, das ist eine sehr zufällige Spielerey, eine süße Honigeinspritzung in's Ohr, eine erstaunliche Fertigkeit, aber es ist kein Gesang, es ist nicht Stimme, es ist nicht Metall, es hat keine Kraft, keine Gewalt, keine Dauer des Eindrucks. Es ist Künsteley, nicht Kunst; Geschicklichkeit, nicht Beruf, eingelernte, eingeübte, maschinenartige Volubilität, weiter nichts. Es ist schön, es hört sich gut an, es kann sogar, wenn man kochens der Gemüthsart ist, bezaubern, aber es kann den Kenner unmöglich bewegen zu sagen: das ist vortrefflich als Gesang, sondern blos: es ist in seiner Art allerliebst. Aber da habe ich mir ihr Spiel recht genau angesehen und ich muß gestehen, auch das ist höchst mittelmäßig, so beschränkt auf ein paar Blicken und ein paar Fingerchen und ein paar Lächelchen, daß es für eine gewisse Art Schelmerey, die nicht weiter geht als auf ein Intriguchen oder ein Possetchen, kömmt es aber darauf an eine edle, große Wuth, gewaltige Leidenschaft auszudrücken, kommt es auf berechnet effektvolle Mimik oder Aktion an, da kann die Stichel nicht zu Felde ziehen.

(Der Beschluß folgt.)

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Nro. 106.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Donnerstag, 4. Mai 1826.

„Verzage nicht, so lang du noch auf Erden
Nicht freundlos bist. Im Arm des Freundes sind Beschwerden
Des Lebens — nur ein trüber Tag im May.“

Fr. A. Müller.

Die Geschichte von Amicus und Amelius.

Zu Pipins, des Königs der Franken, Zeiten wurden zwey Knaben geboren, die einander wunderbar ähnlich waren, der eine dem Grafen von Alvern, der andere einem Edeln von Bericum. Beyde wurden von ihren Eltern zur Taufe nach Rom gebracht. Unterwegs, in der Stadt Lucca, begegneten sie einander, und von diesem Augenblick waren sie durch solche Anhänglichkeit und Einigkeit aneinander geketter, daß keiner ohne den andern Speise noch Trank nehmen, noch schlafen wollte in einem andern Gemach. So kamen sie denn nach Rom und wurden dem Papst Deus dedit dargebracht und von ihm getauft. Dem Sohne des Grafen gab er den Namen Amelius, den Sohn des Ritters nannte er Amicus. Und viele edele Römer hoben sie mit Freuden aus dem heiligen Taufwasser. Der Papst aber schenkte ihnen zwey hölzerne Becher von gleicher Größe mit Gold und Edelgesteinen ausgelegt, und sprach: Empfanget diese Gabe und lasset sie euch ein beständiges Zeugniß seyn, daß ich euch in des heiligen Erlösers Kirche getauft habe. Dankbar nahmen sie die Geschenke an und kehrten in ihre Heimath zurück.

Der Sohn des Edeln von Bericum, Amicus, als er in reiferes Alter kam, wurde von Gott mit großer Weisheit begabt. — Dreyßig Jahr war er alt, da fiel sein Vater, der fromme Ritter, in eine tödtliche Krankheit. Er ermahnte seinen Sohn, dem Kriegsdienst Christi sich nicht zu entziehen, Treue zu bewahren seinem Lehnsherrn, Freunden und guten Gesellen zu helfen, die Werke der Barmherzigkeit zu üben, und über dieses den Bund und die Freundschaft mit dem Sohn des Grafen von Alvern nimmermehr zu vergessen. Und nachdem er diese Worte gesprochen, ging er ein zu dem Herrn. — Sein Sohn erwies ihm gebührend alle Ehren des Begräbnisses, und übernahm nach ihm seine Lehen.

Bald aber begannen böse Menschen den jungen Herren zu neiden und ihm allerley Listen und Gefährden heimlich zu bereiten. Aber er liebte alle Menschen, und trug das ihm widerfahrne Unrecht in Geduld. Dennoch wuchs endlich die Bosheit seiner Feinde so sehr, daß sie ihn mit allen den Seinen aus seiner väterlichen Erbburg verdrängten. Da nahm er zehn Knechte zu sich und sprach gegen sie: Wir wollen zu dem Hofe des Grafen Amicus fliehen, meines Freundes und Gesellen; vielleicht theilt er uns von seinen Gütern mit. Ist aber dieß nicht, so wollen wir zu Frau Hildegarden gehen, unsers Herrn, König Karlen Gemahlin, die Bedrängten und Vertriebenen immer zu rathen pflegt. Sie gingen also und kamen an den Hof des Grafen; ihn selbst aber fanden sie nicht daheim. Denn er war verreiset gen Bericum, um seinen Freund zu besuchen, weil er gehört hatte, daß dessen Vater gestorben wäre. Und da er ihn dort nicht fand, so zog er traurig weiter und nahm sich vor, nicht eher in seine Heimath zurückzukehren, bis er ihn gefunden.

Aber auch Amicus ließ nicht ab, den Grafen zu su-

Digitized by Google

chen, bis er einst von einem edeln Herrn gastlich aufgenommen wurde, welcher ihm, als er sein Unglück von ihm vernommen, zugleich aus Mitleid und aus Bewunderung seine Tochter zur Ehe gab.

2. Wie sie sich Beyde suchten und einander fanden, und wie sie miteinander an König Karls Hof kamen.

Nachdem aber ein Jahr und ein halbes vergangen war, eilte Amicus mit seinen Knechten nach Paris, um an des Königs Hofe den Grafen Amelius zu suchen. Und dieser selbst hatte nun schon durch zwey Jahre den Amicus gesucht, und zog jezt gleichfalls an des Königs Hof. Als er sich nun Paris nahte, so begegnete er einem Pilger, den fragte er: ob er den Ritter Amicus von Bericum gesehen, der aus seiner Heimath vertrieben worden sey? und da der Pilger antwortete: er habe ihn nirgend gesehen, so zog der Graf sein Kleid aus, gab es ihm und bat, daß er für ihn beten möge zu Gott: er wolle seiner Mühsal, die er nun zwey Jahre geduldet, ein Ende machen.

Der Waller ging seine Straße, und gegen Abend fand er den Amicus. Dieser forschte von ihm, ob er etwas gehört habe von Amelius, dem Sohne des Grafen von Alvern? Er aber antwortete: Was verspottest du mich armen Waller? Bist du nicht Amelius, der heute mich fragte, ob ich den Amicus von Bericum gesehen? und hast du mir nicht dieses Kleid gegeben? Jezt aber weiß ich nicht, warum du deine Kleidung, Gefolge, Rosse und Waffen gewechselt hast.

Darauf entgegnete Amicus: Nicht bin ich Amelius, sondern Amicus, und höre nicht auf, jenen zu suchen. Darauf bat auch er den Pilgrim, für ihn zu beten, und gab ihm reiches Almosen. Dieser aber sagte zu ihm: eilt nach Paris, Ritter! dort werdet ihr finden, hoffe ich, den ihr suchet. Amicus eilte darauf weiter, und vor Paris, auf einer lustigen Aue an der Seine fand er den Amelius mit seinem Gefolge beym Mahl. Als diese die Bewaffneten des von Bericum kommen sahen, erhoben sie sich schnell, griffen zu den Waffen und rannten ihnen entgegen. — Auch Amicus, der sie für Pariser hielt, die ihn angreifen wollten, ermuthigte die Seinen zum Kampf. Sie ließen also die Zügel schießen und rannten von beyden Seiten wider einander. Sie richten die Lanzen auf und ziehen die Schwerter: ein blutiges Gefecht scheint unvermeidlich.

Da geschah es durch göttliche Fügung, daß Amicus sprach: Ihr seyd tapfere Ritter, daß ihr den vertriebenen Amicus mit den Seinen erschlagen wollt! — Bey dieser Stimme erblaßte Amelius und erkannte den Amicus. Bald waren sie von den Rossen gestiegen, umarmten und küßten einander liebreich und dankten Gott für diese unerwartete Freude. Sie gelobten sich ewige Freundschaft und Treue, und so kamen sie miteinander an den Hof des großen Karl. Beyde kamen durch ihre Tugend bald zu hohen Ehren. Amicus wurde Schatzmeister, Amelius Truchseß des Königs. Und es war eine Freude, sie so zu sehen, Beyde gleich bescheiden, weise und schön, von gleicher Gestalt und gleich gekleidet, von Allen geliebt und geehrt.

3. Wie Amicus den Amelius aus einer großen Gefahr errettet und ihm des Königs Tochter wirbt.

Als drey Jahre also vergangen waren, sprach Amicus zu Amelio: mich verlanget mein Weib zu sehen; doch werde ich, sobald ich kann, zurückkehren. Du aber bleibe an dem Hofe des Königs; nur hüte dich vor seiner Tochter, am meisten aber vor des boshaften Grafen Harderik falscher Freundschaft. Und nachdem er sich dieß versprechen lassen, schied er. Amelius aber warf seine Augen auf die Tochter des Königs, die schöne Belirenda, und bald gewann er ihre Gegenliebe und genoß ihrer vertraulichen Gunst.

Indessen drängte sich der Verläumder Harderik, der an jeder Bosheit sich erfreute und jede Tugend neidete, sich immer mehr an ihn, und eines Tages redete er ihn also an: Weißt du nicht, theurer Graf, daß Amicus des Königs Schatz bestohlen hat und darum entflohen ist? Gehe du nun also mit mir den Bund der Freundschaft ein und empfange meine Treue über den Reliquien der Heiligen.

Amelius aus Scham, weil er sein Wort dem Freunde nicht gehalten hatte, verwirrt, glaubte dem Verräther, und als dieser ihm Treue und Freundschaft geschworen, stand er nicht an, alle seine Heimlichkeiten ihm anzuvertrauen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Des Aeneas Sylvius Aufruf zum Türkenkrieg.

(Fortsetzung.)

„Ich will es selbst nicht hoch anschlagen, daß in der Hitze beym ersten Eindringen Viele hingemordet wurden, aber davor schaudre ich zurück, das verabscheue und verfluche ich, daß nach der Einnahme der Stadt, als die Bürger entwaffnet und in Kerker geworfen waren, daß dann die Osmanen am gräßlichsten wütheten, wehrlose Söhne vor den Augen zärtlicher Eltern erschlugen, edle Männer gleich Thieren schlachteten, Priester zerfleischten, Mütter und Frauen mißhandelten, Gott geweihte Jungfrauen schändeten. O jammervoller Anblick der Stadt und du unglückbeladenes Volk! O frevelhafter Mohamet! Wer kann dieß aussprechen ohne Thränen? Alles ist angefüllt von Trauer, Mord, Blut und Leichen; Mohamet selbst mit gräßlichem Antlitz, blutgierigen Augen, donnernder Stimme, mit grausenhaften Worten, verruchten Winken gebietet den Menschenmord, jezt reißt er diesen, jezt je-

Digitized by Google

nen zur Schlachtbank, seine Hände badet er in Christenblut, Alles befleckt er, Alles schändet er; unseres Gottes Tempel werden dem falschen Propheten geöffnet, die heiligen Altäre niedergerissen, die Gebeine der Märtyrer Schweinen vorgeworfen, die Statuen zerbrochen, Gemälde vernichtet. Selbst der Jungfrau Maria Bildniß scheut man nicht und unsers gekreuzigten Heilands Bild wird unter lautem Jubelgeschrey und grellerem Hohngelächter unter dem Ausruf: Seht doch den Christengott! mit Paukengetös und Trompetengeschmetter im Triumph ins Lager getragen, hierhin und dorthin gezerrt, angespien und in Koth getreten. O nie zu entsühnender Gräuel! O Schmach für das Christenvolk und ewige Schande unsers Namens! Wer ist so beredt, den Fall jener Stadt und seine Leichen genügend zu schildern, wer so reich an Thränen, allen den Jammer zu beweinen? Meine Seele schaudert zurück, solches zu mahlen, und wendet sich ab von dem Bild der Trauer. O Glanz von Hellas, hier ist dein Ende, nun bist du erstorben! Ach wie viele Städte, sonst herrlich durch Thaten und Ruhm, liegen vernichtet! wo seyd ihr hin, Theben und Athen, du Sparta und Korinth und ihr andern, von denen kaum Mauern noch stehen? Griechenland suchen die Unsern oft vergeblich in Griechenland. Konstantinopel allein ragt wie aus Leichen der Staaten hervor, einst gegründet von Byzantiern, von Konstantin zur Nebenbuhlerin Roms erhoben, im Besitz vieler staunenswerther Werke, im Besitz eines so großen wissenschaftlichen Ruhms, daß sie allein den Verlust vieler andern zu ersetzen schien, so prächtig, daß einst der Gothenkönig Athanarich, als er ihren Umfang und Glanz betrachtet, staunend ausrief: „„Wahrlich, ein Gott auf Erden wohnt hier der Kaiser, wer gegen ihn seine Hand regt, trägt sich selbst zum Tode.““ Und wiewohl die Stadt oft schon erobert und geplündert worden ist, nie doch fiel sie in die Hände der Feinde Christi, nie sind die Basiliken der Heiligen zertrümmert, nie die Bibliotheken verbrannt, die Klöster verwüstet, unsere Heiligthümer zerstört worden. Stets blieb sie noch Wohnsitz der Wissenschaft, der Weisheit Burg. Kein Abendländer schien gelehrt, wenn nicht dort gebildet, und was ehedem Athen, war in unsern Tagen Konstantins Stadt. Nun aber werden die Rollen der alten Weisen in ewige Nacht begraben, denn jeder Wissenschaft gram, jeder Bildung verschlossen sind die Türken, ein scythisches Volk, mitten aus der Barbarey hervorgebrochen, ein unsauberer Stamm und schmählich sich wälzend in jeder Unzucht. Und obgleich unter dem milden Himmel, auf der lachenden Flur des vordern Asiens, durch die Länge der Zeit ein wenig gesittigt, trägt es doch überall Spuren der alten Häßlichkeit. Vom Fleisch der Pferde, Katzen und Gever genährt, fröhnt es der Wollust und Grausamkeit, haßt die Wissenschaften und verfolgt jede menschliche Regung. Das beredte Griechenland lassen sie verstummen; des Dichters Lied, das den Helden feyert und seine Größe spätern Geschlechtern verkündet, hat ausgeklungen; ruhmlos erstirbt die Großthat mit der Gegenwart. Bedarfs nach solchem Verlust, bey solchem Unrecht noch langer Berathung, ihr Fürsten? Wir werden doch nicht an der Gerechtigkeit eines Kriegs zweifeln wollen, den wir gegen Abarten von Menschen zu führen gedenken, welche ohne Sinn für Wissenschaft, keinem Schwure treu, nach unserm Blute unersättlich dürsten, alle Heiligthümer unsers Gottes beflecken und vernichten? Tapferkeit, sagt Ambrosius, welche das Vaterland vor Barbaren schützt, ist volle Gerechtigkeit. Und wenn der Kriegsbeschluß nur Fürsten zusteht, so seht ihr, wie gerecht der unsere ist, zu welchem nicht nur Papst und Kaiser, der Erde Häupter, sondern der Welten Lenker selbst uns antreiben. —

Doch welchen Vortheil beut der Krieg? Ey so beherzigt nur die Gefahr, welche der ganzen Christenheit droht, wenn nicht der Türken Wogenandrang gebrochen wird. Konstantinopels Schicksal habt ihr vernommen. Gleiches steht andern Staaten bevor, wenn wir nicht helfen, so lange es noch Zeit ist; immer weiter frißt das Gift, jezt wird uns eine, jezt eine andere Provinz entrissen. Nascien wurde ganz kürzlich besezt, die Ungarn, bisher unsers Glaubens Schild, haben in zwey Schlachten über 100,000 Mann verloren. In voller Zahl und ungeschwächt bestanden sie nicht der Türken Macht, wie vermögen sie es jezt nach diesem Schlag? Mit der Polen Hülfe unterlagen sie, wie sollen sie einzeln siegen?

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Seele des Lebens.

Wende die Zeit wohl an .... O sie ist die Seele des Lebens!
Wie die unsterbliche, schließt sie sich der Ewigkeit an.

Schaller.

Korrespondenz-Nachrichten.

Prag, 22. März.

Am roten d. M. feyerte Prag sein jährliches großes wissenschaftliches Fest. Die öffentliche Sitzung des Böhmischen Nationalmuseums, die vierte seit dessen Stiftung, wurde im Saale des ständischen Hauses gehalten.

Die Aufstellung der Sammlung böhmischer Mineralien dieses Institutes, nach dem, durch Professor Hallinger von Edlmburg erweiterten Mineralsystem des Herrn Professor Mohs in Freyberg, ist jezt vollendet. Dieß gab dem Herrn Präsidenten des Museums, Sr. Excellenz Herrn Grafen

Kaspar Sternberg, Anlaß, in seiner Rede die vorzüglichsten Mineralien aufzuzählen, welche Böhmen in jeder Ordnung besitzt, und damit denselben Reichthum anderer Länder zu vergleichen. Er folgerte aus dieser Vergleichung das Resultat, daß Böhmen, nach Maßgabe des Flächeninhaltes, viel reicher an Mineralien als jene Länder sey. Derselbe Maßstab, in erweiterter Anwendung, als Grundlage zur Bestimmung des Verhältnisses zwischen dem Mineralreichthum Europa's und Südamerika's genommen, ergibt, zufolge einer Ansicht, welche Graf Sternberg demnächst ausführte, ein gleiches Resultat zu Gunsten des europäischen Reichthums an Mineralien; und auch der Pflanzenreichthum Südamerika's erscheint, jener Maßgabe zufolge, nicht so viel größer als der europäische Pflanzenreichthum, wie er insgemein gehalten wird.

Die allgemeine oryctognostische Sammlung des Museums hat im verwichenen Jahr einen interessanten Zuwachs durch eine Sammlung vulkanischer Produkte erhalten, welche der Herr Feldmarschall-Lieutenant, Baron Koller, aus Neapel in seine Heimath geschenkt. Es befinden sich darunter die meisten der neuen, vom Aetna und Vesuv ausgeworfene Mineralien.

Auf der Herrschaft Wotschitz, im Bidschower Kreise, sind, eine obere Kinnlade und mehrere Mahlzähne des fossilen Rhinozeros (Rhinocoros tichorpinus Cuvier) mit Zähnen des fossilen Pferdes gefunden worden, und zwar im Quadersandstein, in einem Steinbruch, in welchem eine Felsspalte erwündet. Auch dieser Fund hat die Sammlungen unsres Museums bereichert. Eine Abbildung davon wird den Verhandlungen des lezteren beygegeben werden.

Auf der Herrschaft Geiß, im Berauner Kreise, am Fuße des Berges Pleschiwetz, auf dessen Hochebene die Reste eines verschanzten Lagers bemerkt werden, entdeckte man, bey Wegräumung eines Schutthügels, zweyundzwanzig Geräthe von Bronze, theils ganz, theils zerbrochen, von der Art, wie Montfaucon darstellt, und wie sie in Frankreich unter dem Volke haches gauloises genannt werden. Bienenberg und Büsching geben ähnliche, unterm Namen Abhäutemesser, weil sie an heidnische Opfer dachten; Lanzenspitzen, Sicheln, Messer, wie dergleichen öfter gefunden sind; Ringe von verschiedener Größe und Dicke, glatt, gewunden, oder auf das Zierlichste gravirt; zwey Buckeln von verschiedener Form, ebenfalls sehr schön gravirt; gewundener elastischer Kupferdraht, in Form eines querliegenden lateinischen S. Die Windungen sind auf der Seite nach innen gravirt, wahrscheinlich Verzierungen; ein großer Reif von Fingerdicke, oben und unten halbrund, zu beyden Seiten einwärts gebogen, und hier durchlöchert, so daß ein schmales Querstück durchgezogen werden konnte. Auf keiner mir bekannten Abbildung kommt Aehnliches vor. Der Gebrauch ist schwer zu errathen. Unter den Bruchstücken ist eines, von einem legirten Metall, in der Härte unsres Stahls, ohne Spuren von Rost. Das Ende gleicht einem Meißel. Es könnte zum Gravuren der Verzierungen gedient haben.

Führich in Ihrem Kunstblatte Gerechtigkeit erwiesen zu sehn, hat die hiesigen, unparteyischen Kunstfreunde sehr gefreut. Er hat von der Natur, was nicht erlernt werden kann, den beneidenswerthen, beneideten und vom Neide stets verfolgten Vorzug eines genialen Talentes. Sein Kolorit, obgleich er in den lezten Jahren das Bunte und Harte desselben schon sehr gemildert, ist noch zu grell; an sich aber sind seine Farben rein, lebendig und natürlich. Seine Zeichnung ist korrekt. Stellungen und Köpfe seiner Figuren sind oft von unvergleichlichem Ausdruck, und jedes seiner Gemälde ist ein Gedicht.

Im Fache der Landschaft hat ein hiesiger, wenig bekannter Künstler, ein ausgezeichnetes, doch mehr einzelnes Talent; er heißt Piepenhagen. Den weichen, wogenden, wallenden Glanz der Gewässer; den Duft des Wassers, der um Ufergegenstände schwebt; das Licht- und Nebelspiel in der Luft und auf dem Wasser zu gewissen Tageszeiten und Jahreszeiten, gibt er mit der lebendigsten Wahrheit; auch stellen seine Landschaften, oft Landschaftkupfer, die er, frey behandelt, als Sujet kopirt, nur ähnliche Erscheinungen dar.

Der vorzüglichste Portraitmaler Prags ist Horzitz. Inspektor der Gallerie des Fürsten Colloredo-Mansfeld. Allein er wird von seinem Talente despotisirt, und scheint sich unter diesem Despotismus zu gefallen. Ist er bey Laune, findet er Gefallen am Gegenstande seiner Darstellung, können seine Gemälde, an Leichtigkeit und Vollendung der Carnazion den Werken Tizians verglichen werden, und haben eigenthümlich viel Geist, Kraft, Charakter, bey einer Aehnlichkeit, welche den Gedanken der Natur in dem dargestellten Gesicht widergibt. Ist er aber nicht aufgelegt, oder mißfällt ihm der Gegenstand, den er malen soll, verläugnen sie einen mittelmäßigen Künstler. Er malt auch historische Stücke, und hat manches Altarblatt den Kirchen seines Vaterlandes geliefert. Ich sah keines seiner historischen Gemälde, nur Skizzen und Zeichnungen zu solchen, von ungemeiner Korrektheit der Zeichnung, Großartigkeit und Einfachheit in Stellungen und Gruppen. Das Kräftige, Charakteristische gelingt ihm besser als das Weiche und Anmuthige, zumal bey Männerköpfen.

In meinem nächsten Briefe von hier Einiges über die hiesige Kunstausstellung, die hiesigen Savirsteller. Dann ein Mehreres von meiner weiteren Wandrung durch die Staaten Oesterreichs.

Peregrinus.

Briefe aus Berlin über Berlin.

(Beschluß.)

Das Vermögen der Dem. Sonntag reicht nicht dahin, und es ist Sonntag und Sabbath allda. An edle Haltung, an entschiedene Contouren, und an dramatische Kunstrichtigkeit des Gesanges ist gar nicht zu denken, und ich bin überzeugt, wenn Dem. Sonntag auf unserm großen Opernhaus einmal die Armide oder Amazili, oder auch nur den Blaubart singen und spielen sollte, wir gewaltige Augen und recht lange Ohren machen müßten, um sie zu hören und zu sehen. Sie müssen mir ja nicht einwenden, daß wir täglich Gedichte auf sie verabfürzen sehen von der Gallerie, wenn Gott, alberne Enthusiasten gibt es in der ganzen Welt; denn gibt es gottlob in unserm großen, herrlichen und kunstsinnigen Berlin noch klinge Männer in Hülle und Fülle, die Dem. Sonntag zwar gern als niedliche Sängerin des Königsstädter Theaters hören, und der Lieblichkeit ihrer Kehlenfröhlichkeit volle Gerechtigkeit widerfahren lassen, aber doch wohl wissen, welche mittelmäßige Stufe sie in dem Tempel der großen und heiligen Kunst einnimmt. Doch schon zu viel Stimme über so wenig Stimme, und überhaupt schon zu viel von den Königsstädter Minoritäten. Dieses Theater ist so lange inkurabel, bis es mit der königlichen Bühne vereinigt ist, nur unter einer solchen Aegide kann es Würde, Kredit und eine gehörige Regulatur erhalten. Mein nächster Brief soll Ihnen ganz kuriose Neuigkeiten bringen.

„Von Zank und Haß und Streit, von unerhörten Dingen.“ („Zacharia“)

S—r.

Beylage: Kunstblatt Nr. 36.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Nro. 107.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, 5. Mai 1826.

Verstand hat stets bey Wenigen nur gewohnt!

Verstandes Erdenreise.

Vor Jahren einst zog der Verstand
Nach Fürstenart inkognito durch's Land,
Vielleicht das Musterung er halte,
Wie Menschenvolk mit seinen Gaben schalte.

Doch bald war das Inkognito schon kund,
Und im Galoppe flog's von Mund zu Mund,
Bis laut es hieß in jeglichem Revière:
„Verstand nahm hier, nahm dort Quartiere;"
Derweil Verstand den Heimweg leise nahm,
Weiß nicht wohin, — doch hin, woher er kam.

Allein was half's? die guten Menschenkinder
Bethenern Alle drum nicht minder:
Verstand ist hier, Verstand ist dort,
Verstand ist längst, auf Ehrenwort!
Bey mir daheim auch angekommen.
Wer Augen und wer Ohren hat,
Der merkt's an meinen Reden satt,
Wenn er's nicht gleich aus meinem Blick vernommen.

Joh. Rud. Wyß.

Des Aeneas Sylvius Aufruf zum Türkenkrieg.

(Fortsetzung.)

Groß ist der Türken Macht in Asien und in Griechenland, der Tartaren wilde Horde steht mit ihnen im Bund, 2 auch 300,000 Krieger können sie leicht aufbringen. Sind gleich die Ungarn tapfere Männer und ehrenwerth und mächtig, sind sie doch solchen Massen nicht gewachsen; mögen sie besiegt werden, mögen sie gezwungen mit den Türken sich verbinden, Italien und Deutschland wird nicht sicher, der Rhein für Frankreich keine Schutzwehr seyn. — Es wähnen wohl Manche, weil sie in ihren Tagen nicht dergleichen sahen, solches könne nicht geschehen, aber haben wir denn vergessen, wie Tartaren einst Ungern niedertraten, in Deutschland einbrachen und bis zum Rhein forthausten? Haben nicht die Ungarn selbst, bevor sie Christum bekannten, ganz Deutschland überschwemmt? Erinnert sich keiner mehr an Attila, den Hunnenkönig, an die Gothenzüge und Vandalenschwärme, die Horden der Gepiden, Heruler, und Longobarden und was die Burgundionen brachten? Alle sind sie durch Ungern aus dem fernsten Scythien gebrochen und haben unnennbares Weh über unsere Christenländer gebracht. Wollen wir abwarten bis die Türken kommen und sammt ihren herbeygerufenen Tartaren sich des Ungernlandes bemächtigen und von da gleich Heuschrecken die übrige Christenheit überziehen? Die Waffen ergreift, wollt ihr als Freye, wollt ihr als Christen leben! Kampf kostet's und zwar so lange eure Genossen noch nicht einzeln geworfen sind, denn auswärts kämpft's sich sicherer als beym eignen Heerd. So hielten's die klugen Römer, so eure tapfern Ahnen. Schickt ihr den Ungern jetzt nicht Hülfe, so könnt ihr später von Frankreich keine hoffen, und dieses nicht von Spanien. Und so kann's kommen, daß die Feinde, immer mit den einzelnen Völkern

Digitized by Google

kämpfend, leicht der ganzen Erde Herrschaft sich erobern. — Und selbst wenn ihr deß gewiß wäret, daß ihre raubsüchtige Horde nie bis zu euch dringen werde, dennoch wäret ihr als Christen verpflichtet, für die großen Segnungen der göttlichen Gnade gegen jene Widersacher des Evangeliums, jene Spötter Christi zu Felde zu ziehen. Ihr, preiswürdige Fürsten, mit jeglicher Tugend geziert, werdet doch wohl nichts eifriger wollen als dankbar seyn. Dankbarkeit ist ja der Inbegriff der Tugenden, nicht nur die größte, sondern aller andern Mutter. Sind wir schon dankbar gegen Eltern, Lehrer und Freunde, um wie viel mehr müssen wir's gegen unsern Schöpfer und Erlöser seyn, der unsäglichen Spott und selbst den Tod am Kreuz für uns erlitt. Doch womit sucht ihr zu vergelten, was thun wir Christen für solche Wohlthaten, wo gedenkt man noch der verliehenen Güter, Fürsten! wo ist eure Dankbarkeit? Das heilige Land, worauf unser Heiland erschienen und unter den Menschen wandelte, ist von Agarenern besetzt, die Quelle unsers Heils hat Mahomet inne, die Grabstätte des Herrn verunehren der Sarazenen unreine Hände; jene gesegneten Orte, gefärbt mit des schuldlosen Lammes Blut, treten die Feinde unsers Glaubens mit Füßen und wir sehen zu! Was antwortet ihr hierauf, Fürsten? Wodurch hat sich dieß begeben? Glaubt ihr, Gottes Arm sey verkürzt? oder der ohnmächtig worden, welcher ist allmächtig? Könnte er nicht mehr denn zwölf Legionen Engel herabsenden, die Gotteslästerer zu verjagen? Nur Ein Wort und sein Wille geschähe! Oder sollte der, welcher Sanheribs Streitkraft zerstäubte, den wüthenden Holofernes in eines Weibes Gewalt gab, der mächtige Könige stürzte, den Egyptiern das Meer entgegenschwellte, auf Sodom Schwefel und Feuer regnete, der den Winden gebietet und des Meeres Wogen, der Himmel schuf durch einen Gedanken, sollte der Mahomets Uebermuth nicht bändigen können? Nein! es lebt noch der starke Gott und er versucht euch, will euch erproben, ob ihr ihn liebt, ob ihr an Mannessinn die ersten seyd, ob gottesfürchtig und dankbar. Also was zaudert ihr? was steht ihr? Wo ist des Kriegs ein höherer Gewinn? Den Himmel erwerbt ihr, verbunden mit den Engeln im Triumphlied, sitzend zur Seite Christi! Ich schweige von dem Gewinn an Gold und Silber, an Statuen und Gemälden, Rossen, Kleidern, Sklaven, Weibern. Denn wie viel auch dessen dieser Kriegszug verspricht, Christi Kämpfer sollen nicht nach Raub und Beute trachten. Ein kleinlicher Mensch jagt nach irdischem Gewinn, eine große erhabene Seele strebt himmlischen Schätzen nach. Kurz ist des Menschen irdisches Seyn, schnell rollt der Lebensfaden ab, sein Daseyn gleicht der Spinne Gewebe, das schnell zerreißt; es entflieht des Körpers Blüthe, unbemerkt beschleicht uns das Alter, Niemand weiß, was der Abend ihm bringet. Fremdlinge nur sind wir auf Erden, unsere Hoffnung ist zum Himmel gerichtet, wo weder Diebe graben, noch Motten nagen. Viele Wege führen dahin, aber wahrlich in unserer Zeit keiner sicherer, keiner kürzer und ruhmvoller, als das Schwert zu ergreifen, mit festem Muthe zu kämpfen gegen die Feinde unserer himmlischen Heimath und unseres irdischen Reichs. Wer will noch zweifeln an des Kriegs herrlichem Ruhm und Gewinn?

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Geschichte von Amicus und Amelius.

(Fortsetzung.)

Als Amelius nun eines Tages vor dem Könige stand und ihm Wasser für die Hände reichte, so sprach Harderik: Mein König, wollet nicht Wasser empfangen aus der Hand dieses Nichtswürdigen, der eher des Todes als dieser Ehre werth ist, weil er eurer Tochter die Blüthe der Jungfräulichkeit geraubt hat. — Bey dieser Anklage fiel Amelius zitternd nieder und sprach kein Wort.

Der König aber erhob ihn gnädig und sagte: Fürchte dich nicht, Amelius, stehe auf und vertheidige dich gegen diese Klage. Da stand er auf und sprach: Gerechtester König und Herr! wollet nicht den verläumderischen Worten des Lügners Harderik Glauben beymessen, sondern erlaubet mir, mich zu verantworten, daß ich in eurer Gegenwart einen Zweykampf mit ihm halte und vor den Augen des Hofes ihn der Lüge überführe. —

Als der König ihn seiner Bitte gewährt hatte, übernahm die Königin Hildegardis, des Amelius Sache zu schirmen. Wie er nun, Rath suchend für sich, umherging, fand er den Amicus, der an des Königs Hof zurückkehrte. Diesem warf er sich zu Füßen und sprach: o du einzige Hoffnung meiner Errettung, wie übel habe ich die dir gelobte Treue bewahrt! Ich bin angeklagt wegen meines Umganges mit der Königstochter und soll im Angesicht des Hofes mit dem falschen Harderik einen Zweykampf halten.

Amicus, als er ihn hart gescholten, sagte: Vertausche mit mir Kleider und Roß und gehe zu mir nach Hause. Ich werde mit Gottes Hülfe den Zweykampf mit dem Verräther übernehmen. Aber hüte dich, daß du meine Frau nicht berührest.

Weinend schieden sie darauf von einander, und Amicus ging an den Hof des Königs unter der Gestalt des Amelius, Amelius aber in das Haus seines Freundes unter der Gestalt des Amicus. Und die Gemahlin des Amicus, als sie den Amelius sah, hielt ihn für ihren Gemahl und wollte sich von ihm umarmen und küssen lassen; er aber entgegnete ihr: Weiche von mir! nützer ist mir zu weinen, als mich zu freuen. In der Nacht aber, da sie Beyde sich in dasselbe Bett gelegt hatten, legte er sein

Digitized by Google

Schwert zwischen sich und sie, und sprach: Siehe, daß du mir nicht nahest; denn sogleich würdest du von diesem Schwerte den Tod haben. Und so brachten sie auch die übrigen Nächte zu, bis Amicus zurückkehrte.

Inzwischen hatte Amicus, der mit den Kleidern seines Gesellen angethan, vor den König getreten war, von demselben die Stunde des Kampfes mit Harderik zu wissen begehrt; und der König hatte ihm gesagt, fürchtet nichts, Graf; wenn ihr Sieger bleibt, so will ich euch meine Tochter Belirenda zur Gemahlin geben. Des andern Morgens in der ersten Stunde gingen also Harderik und Amicus gewaffnet wider einander ins Feld, im Beysein des Königs und unter dem Zulauf des gesammten Parisischen Volkes. Amicus aber, um sein Gewissen rein zu erhalten, redete den Harderik also an: O Graf, einen thörichten Rath habt ihr gefaßt, daß ihr so begierig meinen Tod verlangt, und euch selbst so unklug der Todesgefahr aussezt! Wenn ihr aber die Unwahrheit des Verbrechens, das ihr mir aufbürdet, entdecken und den Zweykampf aufheben wollt, so verspreche ich euch meine beständige Freundschaft und Dienstpflicht.

Hierauf antwortete jener wüthend: Nichts sorge er um seine Freundschaft und Dienste; vielmehr wolle er ihm auch das Leben nehmen. Er schwört also, daß jener des Königs Tochter entehrt habe; und auch Amicus schwört: Harderik habe gelogen. Als sie darauf miteinander kämpften, wurde Harderik besiegt und Amicus hieb ihm das Haupt ab. Der König gab ihm darauf seine Tochter, deren Ehre er gerettet, zur Gemahlin und wies ihm, wie es Sitte ist, eine Stadt zu seiner Wohnung an.

Amicus aber eilte hierauf voller Freuden in sein Haus, wo Amelius war, und sagte: Siehe ich habe dich gerächt an dem Verräther Harderik und dir die Tochter des Königs zur Gemahlin geworben. Jener kehrte darauf zurück, empfing seine Gemahlin und wohnte mit derselben in der erwähnten Stadt.

4. Wie Amicus vom Aussatz befallen und ausgetrieben von den Seinen von Amicus aufgenommen wird.

Amicus aber, der mit seiner Gemahlin lebte, wurde von einem Aussatz befallen, also, daß er nicht vom Bett aufstehen konnte. Da wurde er seiner Gemahlin, Odias mit Namen, so verhaßt, daß sie oft ihn erstickt haben wollte; endlich rief er zweyen Knechten und sprach: Hebet mich weg aus den Händen meines Weibes und nehmet heimlich meinen Becher und traget mich gen Bericum in die Burg. Als sie dieß gethan, fragte das Volk, daß ihnen begegnete: wer der Kranke wäre, den sie dahin trügen? — Es ist Amicus, antworteten jene, unser Herr, vom Aussatz geschlagen, der zu euch kommt und bittet, daß ihr euch seiner erbarmt. Die Frechen aber schlugen die Knechte und warfen ihn selbst aus der Senfte, und drohten ihnen den Tod, wenn sie noch einmal jenes Wort wiederholten: es ist unser Herr. — Darauf brach Amicus in Thränen aus und betete: Du reicher Gott, entweder verleihe mir den Tod, oder gewähre mir Armen Hülfe in meinem Elend.

Nachdem ließ er sich gen Rom führen, wo er den Papst Konstantinus fand und viele römische Ritter, die ihn aus der Taufe gehoben. Diese gaben mit großer Milde ihm und seinen Dienern hinreichenden Unterhalt. Nach drey Jahren aber entstand in der Stadt eine große Hungersnoth, also, daß auch der Vater den Sohn von sich austrieb. Da ist er auf Anhalten seiner Knechte von dannen gewichen und hat sich zu dem Hause des Grafen Amelius führen lassen. Als er vor dem Hofe desselben an die Tafeln schlug, nach der Weise solcher Kranken, und der Graf dieß hörte, so sprach er zu einem seiner Diener: Nimm Brod und Fleisch und fülle den römischen Becher mit dem besten Wein und bring' es dem Kranken. Der Diener that, wie ihm befohlen war, und als er zurückkehrte, sprach er: Bey meiner Treu, wenn ich nicht euern Becher hier hielte, Herr, so glaubte ich, der wäre es, welchen der Kranke hat, so sind beyde von einer Größe und Schönheit.

Darauf ließ der Graf den Kranken vor sich bringen und fragte: woher er wäre und wie er jenen Becher erhalten habe? — Dieser antwortete: er wäre von Burg Bericum gebürtig und zu Rom habe er von Papst Deusdedit die Taufe und den Becher empfangen.

Da erkannte alsbald der Graf, daß dieß sein Geselle wäre, der ihn vom Tode errettet und die Tochter des Königs ihm zur Gemahlin übergeben. Er warf sich daher über ihn mit Weinen und Klagen, und küßte und umarmte ihn; und auch sein Weib lief zu ihm hin, mit aufgelöstem Haar, und gedachte, wie tapfer er gegen den Verräther Harderik gefochten. Endlich führten sie ihn in das Haus, und gaben ihm einen ehrenvollen Platz, und theilten mit ihm alles Gut das sie besaßen.

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, 2. Avril.

Marschall Soult hatte den dem Marschall Lauriston anfragen lassen: Ob auch die Reichsmarschälle bey der Prozession der Notre-Dame-Kirche erscheinen müßten, worauf Graf Lauriston mit Ja soll geantwortet haben. Soult hatte sich also mit seinem besten Marschallsrock eingefunden, ging feyerlich einher, und trug eine dicke Wachskerze in der Hand, befand sich aber ganz allein; das feyerliche Einhergehen eines Napoleon'schen Marschalls mit einer Wachskerze statt eines Degens in der Hand, muß selbst für seine Freunde etwas so Komisches gehabt haben, daß sie sich über ihn lustig machten, wodurch er äußerst aufgebracht gegen Graf Lauriston, diesem, wie eine Zeitung versichert, eine Herausforderung soll zugeschickt haben. Nun hätte man sich aber noch weit mehr

künftigt, wenn sich zwey Marschälle der weiland kaiserlichen Armee wegen einer Prozession geschlagen hätten. Die beyden Herren oder ihre Freunde haben dieß auch wohl eingesehen, und den Streit daher gütlich beygelegt. In der Deputirtenkammer ermahnte Benjamin Constant seine Gegenpartie, sie sollten weniger Prozessionen halten, und mehr Mitleiden und Menschlichkeit gegen die schwarzen und weißen Sklaven zeigen. Ungemein hat es die Pariser beunruhigt, daß eine vornehme Dame aus lauter Andacht mit zwey Lakayen hintendrein, sich baarfuß von ihrem Hotel nach der Notre-Dame-Kirche begeben hat. Diese unbekannte Frömmlerin ist vierzehn Tage lang der Gegenstand der Unterhaltungen, und eine Zielscheibe der Witzeleyen in den Zeitungen gewesen. Erst sollte es die Herzogin v. Aumont gewesen seyn; allein diese erklärte in den Zeitungen, sie gehe nicht aus Andacht baarfuß auf den Gassen. Dann sprach man von der Frau eines königlichen Stallmeisters, die sich vor einigen Monaten in einem Bade hatte das Leben nehmen wollen. Der Courier français meynte, der Auftritt der Baarfüßerin sey nichts weiter als ein Possenspiel, man habe ein Fischweib vom großen Pariser Markte genommen, ihr zwey Lakayen mitgegeben, und sie baarfuß durch die Stadt marschiren lassen. Dagegen rückte ein's der Fischweiber eine Antwort ein, worin sie behauptete, der Pariser Markt sende keine Baarfüßerin nach der Kirche, und kein Fischweib wolle sich zu einem solchen Possenspiel brauchen lassen. Auch hat man bis jetzt nicht erfahren, was für eine Dame jene Andächtige gewesen ist. Wenn es ein Bußwerk war, so haben die kleineren Tagesblätter das Verdienst desselben noch erhöht; denn sie haben seitdem die Frömmlerin unaufhörlich mit Sticheleyen verfolgt. Ein's meldete, man werde die Straßen mit wohlgeglätteten Dielen belegen, zu Gunsten der frommen Damen, denen die Lust anwandelte, baarfuß zu gehen. ein zweytes wollte wissen, die Schuster seyen gesonnen, eine Bittschrift an die Polizey zu richten, damit man den Andächtigen das Baarfußgehen verbieten möge. Ein drittes gab eine Unterredung zwischen einer dustenden Baarfüßerin zum Besten, diese Unterredung hört damit auf, daß der Arzt beym Weggehen den Kopf schüttelt, und meynt, mit dem Verstande der jungen Dame müsse es nicht recht bestellt seyn. Lamennais, der kürzlich vor's Gericht gefordert worden ist, gilt in Rom für einen großen Theologe; in Paris sieht man ihn für einen gewandten Schriftsteller, aber für einen erbärmlichen Geistlichen an, der besser in die Zeiten des übermüthigen Gregorius VII. als in's 19te Jahrhundert paßte, der aber deßhalb die Aufmerksamkeit verdient, weil er mit Heftigkeit und auf ein Mal ausruft, was seine Bundesgenossen nur noch ganz leise und in verhüllten Ausdrücken hören lassen. Die freysinnigen Blätter tadeln jedoch den Kriminalprozeß, welchen die Regierung dem päpstlich gesinnten Abbé anhängen will; sie meynen gegen theologische Meynungen taugen Verfolgungen gar nicht, man solle ihnen freyen Lauf lassen; seyen sie abgeschmackt und widersinnig, so werde ihnen der gesunde Menschenverstand, durch die Preßfreyheit aufgeklärt, schon die gebührende Verachtung widerfahren lassen, ohne daß die Polizey nöthig habe, sich darein zu mischen. Eben so haben sich dieselben Blätter bey dem Kriminalprozesse geäußert, den die Lachatolais'sche Familie wider die Etoile veranlaßt hatte. Bekanntlich hatte Lachatolais bey dem Bretagner Parlament die Aufhebung des Jesuitenordens bewirkt, und mußte daher von den Anhängern des Ordens am Hofe manche Verfolgung erdulden. Die Etoile hatte sich nun abscheuliche Schmähungen gegen jenen längst verstorbenen Generalprokurator erlaubt, was dann die Lachatolais'sche Familie nicht hat auf sich sitzen lassen wollen, und deßhalb den verantwortlichen Herausgeber der halbministeriellen Etoile als Verläumder angeklagt hat. Auch hier blieben die freysinnigen Blätter ihren Grundsätzen treu, und zeigten, ein längst verstorbener Mann gehöre nicht mehr der Familie, sondern der Geschichte an; und es müsse jedem Schriftsteller frey stehen, sein Betragen zu loben oder zu tadeln; dieses Lob oder dieser Tadel könne manchmal sehr widersinnig und ungerecht ausfallen; allein dabey habe kein Polizeygericht etwas zu schaffen; kein Gerichtsurtheil vermöge einen geschichtlichen Charakter zu rechtfertigen oder zu verdammen. Die Entscheidung des Polizeygerichts, in Hinsicht der Lachatolais'schen Sache, wird überhaupt hier als eine unbedeutende Sache angesehen; allein nicht so unbedeutend ist es, daß die Jesuitersachen so lebhaft zur Sprache kommen, und daß der Streit über Strafbarkeit des Jesuitenordens und Rechtmäßigkeit seiner Aufhebung, wie eine Begebenheit von gestern vor die Gerichte gebracht wird. Nebenumstände haben auf diesen Kriminalprozeß noch mehr die Aufmerksamkeit des Publikums gezogen. Die klagende Familie hatte zwey Advokaten genommen, einen aus Paris und einen aus dem aus Rennes in Bretagne, da ein Theil der Familie zu Paris, und der andre in dem Hauptorte der Provinz Bretagne wohnt. Der Pariser Advokat, Namens Berryer, der, obgleich dem Jesuitenorden sehr ergeben, doch das heftige Betragen Lachatolais gegen diesen Orden rechtfertigen sollte, war verlegen, wie er seine Privatmeynungen mit den Pflichten seines Amtes vereinigen sollte, er zog sich mit Feinheit aus dieser Verlegenheit, er ließ nämlich verlauten, man habe Unrecht gehabt, den Jesuiten so viel Unglück anzuthun, und nachdem er also seinen Privatgefühlen freyen Lauf gelassen hatte, ließ er andererseits auch hören, es sey recht schlecht von Seiten der Etoile gehandelt gewesen, daß sie den armen Generalprokurator Lachatolais so übel zugerichtet habe, und daß sie deßwegen bestraft werden müsse. Diese argliftige Rede erregte lautes Murren. Ganz anders benahm sich der Advokat aus Rennes, Namens Bernard; dieser brüstete sich in seiner Rede mit der den Bretagnern eignen Energie und Derbheit über das Betragen der Jesuiten in Frankreich aus, und forderte dann mit dem größten Nachdruck Genugthuung von dem Herausgeber der Etoile, eines Tagesblattes, das sich des ministeriellen Schutzes rühme, unter diesem Vorwande alle schätzbaren Männer im Staate mit giftiger Zunge verläumde, und nur dem Aberglauben, und dem türkischen Despotismus huldige! Obschon es dem Publikum nicht verstattet wird, bey Gerichtsverhandlungen seine Gesinnungen zu äußern, so riß die Beredsamkeit des Bretagner Advokaten doch die Gemüther mit sich fort. Zuhörer und Advokaten zollten ihm lauten Beyfall, und der Präsident hatte genug zu thun, um Ruhe und Stille im Saale wieder herzustellen. Seitdem wird dieser Redner, der durch eine einzige Rede seinen Ruf begründet hat, häufig in den Zeitungen gerühmt, und die Pariser Advokaten haben ihm ihre Glückwünschungen dargebracht. Gewiß wird die schöne Einrichtung der öffentlichen Gerichtspflege noch manches Rednertalent erwecken, wie es deren schon mehrere angeregt hat. Nichts trägt mehr zur allgemeinen Nationalbildung bey, als diese Oeffentlichkeit der Debatten, sowohl in den gesetzgebenden Versammlungen als vor den Gerichten; ja, jeder Bürger nimmt daran, vermittelst der Zeitungen, Antheil; er hört hier die wichtigsten Fragen und Angelegenheiten erörtern, und von allen Seiten darstellen; er müßte einen beschränkten Verstand haben, wenn er nicht zuletzt im Stande wäre, selbst auch über die vaterländischen Angelegenheiten ein Urtheil zu fällen, und nützliche Bemerkungen zu machen.

Dg.

Beylagen: Literaturbl. Nr. 36. u. Mongtsbeg. April.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Nro. 108.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 6. Mai 1826.

Der allein ist der glücklichste, der die Pflichten erfüllt, die das Herz lohnt — seyen sie auch noch so schwer und unserer Einbildung nach, noch so mühsam.

Die Geschichte von Amicus und Amelius.

(Beschluß.)

5. Wie ihn Amelius mit dem Blute seiner Söhne besprengt und heilet; und von dem Tode der beyden Freunde.

In einer Nacht erschien dem Amicus ein Engel des Herrn, der ihm rief und befahl: er solle dem Grafen Amelius sagen, wenn er seine beyden Söhne tödtete und mit ihrem Blut ihn abwüsche, so würde er seine Gesundheit wieder erhalten. Als er dieß nun in großer Angst dem Grafen erzählte, so wurde dieser anfangs zwar unwillig, bald aber gedachte er seiner Wohlthat, wie er für ihn sich der Gefahr des Todes Preis gegeben; und da nahm er den Dolch und trat an das Bett seiner schlafenden Söhnlein. Und er beugte sich über sie und weinte bitterlich und sprach: Wer hat je gehöret, daß ein Vater seine Kinder mit freyem Willen getödtet! Wehe, meine Söhnlein! von jezt an werde ich euch nicht mehr Vater, sondern blutiger Mörder seyn.

Und von den Thränen, die auf sie herabfielen, erwachten die Kleinen; und wie sie das Gesicht des Vaters sahen, fingen sie an zu lächeln. Sie waren aber Zwillinge und bey drey Jahr alt. Der Vater aber, wie er sie lächeln sah, sprach: Dieß Lachen wird für mich in beständige Trauer verkehrt werden, da euer unschuldiges Blut jezt von dem bösen Vater vergossen werden soll. Und hiermit enthauptete er sie; ihre Leiber aber mit den Häuptern deckte er zu in dem Bettlein, als wenn sie schliefen. Und das Blut sammelte er und besprengte damit seinen Gesellen, und sprach: Jesu Christi, der du den Menschen Treue zu halten befohlen und den Aussätzigen mit deinem Worte geheilet hast, reinige diesen meinen Gesellen, um dessen Liebe ich nicht angestanden habe, das Blut meiner Kinder zu vergießen. Und alsbald wurde er von dem Aussatz gereinigt und von dem Grafen mit seinen besten Kleidern angethan.

Wie sie aber zur Kirche gingen, um Gott Dank zu sagen, begannen durch Gottes Willen die Glocken zu läuten; und wie das Volk dieß vernahm, lief es von allen Seiten verwundert herbey. — Die Gräfin aber, als sie die beyden Freunde gehen sah, fragte: wer von ihnen ihr Gemahl sey? Ich kenne Beyder Kleidung, aber wer von ihnen der Graf ist, weiß ich nicht. — Da sprach der Graf wider sie: ich bin Amelius und dieser ist mein Gesell Amicus der gesund geworden. Doch mußte der Graf häufig ersenfzen und gedachte bey sich an den Mord seiner Söhnlein. Und als die Gräfin die Knaben herbey bringen hieß, daß sie sich mit freuten; so sagte er: ach, laß sie lieber ruhig in ihrem Schlaf.

Darauf ging er allein in das Gemach, daß er über sie weine; und, wie er hineintrat, fand er sie beyde aufgerichtet im Bettlein miteinander spielend. Um ihren Hals aber blieb eine Narbe, gleich einem rothen Faden, die gesehen wurde bis an ihren Tod. Und er nahm sie auf seine Arme und trug sie auf den Schooß seines Weibes und

Digitized by Google

sprach: Freue dich, daß deine Söhne leben; denn ich hatte sie auf Befehl eines Engels getödtet und von ihrem Blute ist Amicus gereinigt worden.

Und von dieser Zeit an bewahrten der Graf und die Gräfin bis an ihr Lebensende strenge Keuschheit und lebten fromm und demüthig dem Dienste Gottes. Die ungerechte Gemahlin des Amicus aber wurde von einem bösen Geist besessen und fiel in einen Abgrund, daß sie starb. Amicus zog darauf mit einem Kriegsheer vor Bericum und belagerte seine ungetreuen Unterthanen so lange, bis sie sich ergaben. Er nahm sie aber insgesammt zu Gnaden auf, verzieh ihnen ihre Schuld und lebte bey ihnen hinfort in Gottesfurcht fromm und friedsam.

Als er aber starb, so wollte Gott, wie er ihn im Leben mit Amelius zusammengeführt, sie auch im Tode nicht scheiden. Denn zur selben Stunde starb auch Graf Amelius. Und wiewohl sie an verschiedenen Orten begraben worden, Amelius zu Paris und Amicus zu Bericum auf seiner Burg; so ward doch eines Tages in der Frühe der Sarg und Leichnam des Amicus bey dem Sarge des Amelius in der Kirche Unsrer Lieben Frauen zu Paris gefunden.

* * *

Diese anmuthige Geschichte erzählt zuerst Vincentius von Beauvais in seinem Speculum historiale. Eine altenglische Bearbeitung führt Walter Scott an in seiner Ausgabe des Thomas von Ercildoune; eine abweichende altdeutsche ist das Gedicht von Engelhard und Engeltrut durch Konrad von Würzburg.

Wie allgemein verbreitet und geglaubt sie noch gegen Ausgang des Mittelalters gewesen, zeigt unter andern ihre Erwähnung in dem „Buoch der Croniken vnd gedechtnuswirdigern geschichten von anbegin d' werlt bis auf disz vnsere zeit" durch Georg Alten; mit Holzschnitten von Michael Wolgemuot und Wilhelm Pleydenwurff. Nürmberg gedr. durch Antbonien Koberger. 1493 fol. Bl. 164, B:

„Amelius vnnd Amicus die kinder sind zu den zeiten Pipini des königs zu frankreich, nemlich ir eins von eim grafen, das ander von eim ritter geporn vnd gein rom zu der tauff gebracht worden. vnd als die vnderwegen in der statt luca einander funden, do gemunnen sie ein sölche geselschaft zusamen, das ir eins on das ander weder eßen noch schlaffen wolt. sie warden von dem babst getawft vnd von vil römischen rittern mit frewden auß der tawff gehebt. die haben darnach in irem leben wunderliche beundel geübt. vnd als got sie in irem leben zusamen füeget, also wolt er sie auch in irem todt nit scheiden. dann wiewol sie an zwayen enden zu der zeit caroli begraben warden, so wardt doch früe der leichnam Amelij mit seym serchlein bey dem sarchlein Amici in der königlichen kirchen gefunden." Daneben sind „die Kinder" abgebildet.

Dr. K. Hermes.

Des Aeneas Sylvius Aufruf zum Türkenkrieg.

(Fortsetzung.)

Doch auch leicht, um nicht zu sagen möglich, ist was wir beginnen. Weder an Kriegskenntniß oder Uebung, noch durch reicheren Schatz und größere Streitkräfte sind uns die Feinde überlegen und Gottes Beystand muß ihnen fehlen. Bey gleichen Streitkräften wollte ich selbst nicht zum Kriege rathen. Aber mag ich nun der neuen, mag ich der alten Zeiten gedenken, so erscheint ja unter allen Völkern keins rascher und keins tapferer, keins erfahrner und keins kühner, als das deutsche. Ihr habt Männer und Rosse, Waffen und Geld. Kein Volk lebt unter dem Himmel so groß, wie unser Volk, von unserm Gott beschirmt. Wo doch sind so viel ruhmbedeckte Fürsten? so viele edle Große, so viele tapfere Ritter, so viele mächtige Staaten, solcher Reichthum, so viel Gold und Silber und Eisen; wo eine solche Volksmenge, eine so frische Jugend, so viel Muth und Stärke? Germaniens Gränzen waren gen Ost, die Weichsel und Ungern, gen West der Rhein, im Süden die Donau, im Norden der Ocean und der Belt. Wie viel besitzt ihr nun aber jenseits dieser Gränzen? England habt ihr besetzt, Belgien und Helvetien gewonnen, Tyrol und Bündten eingenommen und bis nach Italien euren Fuß gesetzt. Ihr seyd also groß und mächtig und von Gott geliebt, der euch verlieh, so weit die Gränzen auszudehnen und allein der Römermacht zu widerstehen. Denn Cäsar, der große Völkerbezwinger, war gegen Schwabens streitbar Volk zu schwach und Augustus Macht, der sich Parther und Inder Könige unterworfen, brach an der deutschen Tapferkeit. Wie könnt' ich alle Siege deutscher Völker über Römer nennen, die ihre Weltherrschaft nur mit Hülfe der Deutschen errungen haben, deren Tapferkeit und Treue so hochbewährt war, daß nur aus ihnen die Kaiser ihre Leibschaar sich wählen wollten? — Vergleichen wir nun die Türken mit euch und prüfen wir, welche Hoffnung sich für euch aus dem Kampfe mit ihnen ergebe. Ihr seyd zur Waffenübung geboren, sie mit Gewalt gezogen; ihr gerüstet, sie wehrlos; ihr schwingt Schwerter, sie brauchen Messer; ihr richtet Ballisten, sie spannen Bogen; euch schirmen Helm und Panzer, sie deckt ein Teppich; ihr lenkt die Rosse, sie werden von ihnen gelenkt; ihr zieht voll adligen Muths in den Kampf, sie pressen Sklaven und Handwerker dazu; eure Krieger sind unter Waffen geboren und erzogen, sie ziehen ihre Truppen, außer 15,000 eingeübten, vom Pflug weg und aus der Werkstatt. Euch gilts ein Spiel, Rosse zu schwenken und Speere zu zielen, ihr lebt jede Zeit in Werken des Kriegs, eure Jugend glüht, im schweren Schleudern sich zu üben und erschüttert der Städte Mauern im Krieg, kein träges Alter schwächt eure Kräfte, das greise Haupt birgt der Helm, stets neuer Anlaß zum Krieg ist euer

Streben, in Waffen zu leben eure Luſt. Jener Begehr ſind Safran gefärbte Kleider und behagliche Ruhe, Chöre ihre höchſte Wonne. Nur Mahomet und die genannten 15,000 ſind ſchlagfertig, nur ſie erfreut der Klang der Waffen und macht kühn der kriegsgewohnte Sinn; die Andern ſind unerfahren, feig und zügellos und keiner Achtung werth. Sobald ihr handgemein mit ihnen werdet, iſt auch der Sieg errungen. Wollt ihr nicht ſchlechter ſeyn als eure Ahnen, die vor nahen und fernen Völkern hervorragten an Waffenruhm, ſelbſt Keinen fürchtend, Allen furchtbar, ſo könnt ihr, reich an Allem, was der Krieg bedarf, dem Feinde überlegen, von Gottes Engeln unterſtützt, den ehrenvollen und gewinnreichen Krieg zur Ehre eures Gottes nicht verweigern. — Doch ſpricht nur Einer: nicht iſt's ein Kampf mit Türken nur, auch mit Tartaren, Sarazenen und allen jenen untergebenen Völkern gilts. Doch auch ihr Teutonen ſollt nicht einzeln kämpfen; aus Frankreich, Italien und Spanien werden große Schaaren herbeyſtrömen, die Ungern nicht fehlen, noch Böhmens tapfere Stämme. Raſtianer, Bulgaren, alle Illyrier und Griechen, die Gelegenheit nutzend, werden ſich erheben, auch die chriſtlichen Nachbaren in Aſien werden die Hände reichen, ſobald ſie uns etwas wagen ſehen, Venetianer und Genueſer uns durch Flotten unterſtützen. Und wiewohl ich ſicher weiß, daß euch, ſobald ihr das Schwert gegen die Türken ergreift, Männer und Geld aus der ganzen Chriſtenheit zuſtrömt, ſo würde doch Deutſchland, ſelbſt wenn jene zu Hauſe blieben, allein dem Kampfe gewachſen ſeyn. Hat nicht Gottfried, nur ein Herzog von Lothringen, mit den Deutſchen vom Rhein, wenigen Franzoſen und Italienern, Ungarn erſchüttert, Griechenland durchdrungen, den Helleſpont überſchritten, Aſien durchzogen, Jeruſalem aus der Gewalt der Ungläubigen befreyt, alle widerſtehenden Völker niedergeworfen und beſiegt, obgleich Türken und Sarazenen in großer Zahl ihm entgegentraten? Sein Heer ſoll 200,000 Bewaffnete gezählt haben, und weit ſtärkere Macht kann Deutſchland allein aufbringen. — Aber wendet ihr ein, wie ſollen wir auswärts kriegen, die wir daheim im Streite ſind? kein Theil Deutſchlands iſt beruhigt, geht uns Frieden im Innern, und wir weigern uns nicht hinaus in's Feld zu ziehen. O, ihr Fürſten, ehe wird der Türk' am Rhein ſtehen, als eure Streitigkeiten entſchieden ſeyn; ſtellt eure Fehden fünf Jahre lang ein, wie man zu Regensburg weiſe gebot!

(Der Beſchluß folgt.)

Nichts Neues unter der Sonne.

Man thut ſich in unſerer Zeit viel auf die hängenden Brücken zu gute, und namentlich die Engländer auf die beyden Kettenbrücken über die Meerengen von Mull und die von Menai. (Straits of Menai, zwiſchen der Inſel Angelſey und Wales). In einer alten Heldenſage: „der Heilige Grial," findet ſich aber folgende Nachricht. „Nachdem König Artus die Sachſen beſiegt hatte, nahm er ſeinen Sitz in Wales u. ſ. w., und er führte eine Brücke über die Meerenge von Menai, welche beſtändig von einer Schaar von Reißigen bewacht wurde. Und auf der Inſel Gurloes (Angelſey) herrſchte ein König, der mit dem König Artus viele Schlachten focht.

Freyheit und Nothwendigkeit.

Seht ihr jenen Knaben hier,
Der an Fäden, fein geſchlungen,
Schmetterlinge läſſet ſteigen?
Kecklich will der Eine fort,
Denn er merkt den Faden nicht,
Aber mit verrenktem Beinchen
Sinket er zur Erde nieder.
Doch der Andre, der ihn kennt,
Weiß, in wohl gemeßnem Kreis,
Seinen Führer zu umſchweifen,
Der vergebens, ihn zu haſchen,
Mit den Händen nach ihm greift.

*

Alſo mit des Menſchen Geiſt!
Dieſer ſiehet nur gen Himmel,
Strebet thöricht in das Blaue,
Sinkt, ermattet, dann zurück.
Jener aber, weiſ' und klug, —
Obgleich von des Schickſals Händen,
An Nothwendigkeit gebunden, —
Wird ſich doch der Freyheit freun.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Berlin, 27. März.

Im Königlichen Opernhauſe: Belmonte und Conſtanze. Oper in drey Aufzügen, von Mozart.

Es war zur Oſterfreude aller Muſikliebenden für heute der Don Juan angekündigt, doch Hinderniſſe wegen geſwab die Umwandlung in Belmonte und Conſtanze, die man ſich gern hätte gefallen laſſen können, wäre die Darſtellung nur nicht oft durch Demins Heiterkeit und umgewandeltes Spiel, ſo wie durch Pedrillos Stimmloſigkeit und Blondchens falſche Töne verdorben worden. Dagegen war Belmonte (Herr Stümer)

Digitized by Google

desto vortrefflicher. Denn seine Stimme und Fertigkeit passen ganz für die Mozartische Innigkeit. Wenn wir nämlich den Inhalt der Gluck'schen Kompositionen von der Art finden, daß die sittlichen Mächte, die er darstellt, sich von dem Subjekte, in welchem sie sich verlebendigen, noch nicht abtrennen, sondern ein Leib und eine Seele damit werden, so daß dieser engen noch ungetrennten Vereinigung der einzelnen Empfindung mit einem allgemeinen Inhalt wegen nun auch die musikalische Darstellung auch nur erst die allgemeinen, noch nicht bis zu einzelnster Ausführung und Entwicklung fortgegangenen Grundlagen des Taktes, Rhythmus, der Harmonie und Melodie gebrauchen wird, so ist es die tiefste, innerste, eigenste Innigkeit des Gefühls, welche durch Mozart herzukommt. Dadurch verwandeln sich plötzlich die Recitative und Chöre in Arien, in Duette, Terzette, Quintette und Sextette, überall wird die Melodie das Vorherrschende; sie entwickelt sich aus sich heraus, und schließt sich in sich ab, ohne bloße Wiederholung und Wechsel ihrer Theile zu seyn; nicht nur die allgemeinen Accordtöne, sondern auch die Mittelstufen bilden die Melodie; nicht nur der allgemeine Gegensatz von Dur und Moll, sondern bestimmtere, besondere Tonarten werden das Bezeichnende; die tieferen Gegensätze des Taktes und der Harmonie, kanonische Bearbeitungen treten hervor; aber diese Vereinzelung ist noch immer von jenen Grundlagen getragen, und setzt sich noch nicht, wie später, selbstständig für sich fest; die ausgebildete Orchestrik trennt sich vom Gesang noch nicht ab, sondern bleibt noch der durchsichtige, säulengetragene Tempel dieses Gottes. Und diese tiefe, innerste Innigkeit ist es, die uns zunächst, besonders in Belmonte und Constanze hinreißt. Denn diese Oper hat eben gerade nur diese Innigkeit selber zum Inhalte. Diese tiefste Innigkeit aber ist die Liebe. Daß Mozart nur sie hat erklingen lassen wollen, zeigte sich schon dadurch, daß er den vielfach anderweitigen Inhalt, den Edelmuth, den Zorn, die verschmähte Liebe des Bassa verschenkt, und zur Hauptsache die Arien Belmontes und Constanzen's gemacht hat. Diese Innigkeit treuer Liebe findet ihren Gegensatz, durch welchen sie zu klarer Darstellung kommt, an der bequemen trägen Liebe Osmins, welcher im Ganzen die Person gleichgültig bleibt, indem sie in der Person nur das Geschlecht, nicht das Geschlecht nur in der einen und alle andere ausschließenden Person liebt. Diesen Grundgegensatz bezeichnet schon die Ouvertüre in seiner allgemeinen Gestalt, und das Stück beginnt sogleich damit. Denn nach der ersten Sehnsucht Belmontes, die sich immer von dem hohen G zum Gis hinüber zieht, erklingt uns gleich das: „Ihr Engländer seid ihr nicht Thoren," mit dem bequemer ruhigen, selbstzufriedenen Tralerala, in welchem die Weise wie Osmin liebt, am hellsten hervortritt. Eine andere Seite ist seine Wuth, sein nichtiger Zorn, seine verschmitzte Rache, wodurch er sich den Besitz jener vegetirenden Liebe verschaffen will. Denn eben weil er unselbstständig, nichtig und innigkeitslos ist, wird er sogleich von dem geringsten Anlaß aufs Aeußerste gebracht. Diese Charakteristik entfaltet sich schon im ersten Duett mit Belmonte und in der Arie gegen Pedrillo, denn Pedrillo und Blondchen sind die beyden Mittelstimmen, welche jene Gegensätze des Basses und Diskantes vermitteln, auch dem Inhalte nach. Die schöne Steigerung ist die vom Terzette als Finale des ersten Aktes, wo die standhafte Innigkeit über das laute, inhaltlose Osminische Gepolter und den kindischen Trotz dieses Alten siegt, zum Quartett als Finale des zweyten Aktes, wo dieser Gegensatz schon in die Innigkeit selbst verlegt, jetzt als der Gegensatz der beyden Liebespaare auftritt. Dieses Quartett ist das Tiefste, Ausgearbeitetste der ganzen Oper. Die noch unbefriedigte Sehnsucht Belmontes in der ersten Arie, die liebende feurige Erwartung, welche der Geliebten Nähe ahnet, in der zweyten, das Entzücken bey ihrer Gegenwart in der dritten, ist schon als vergangen, verklungen; die Seligkeit der Erinnerung verwebt mit der Klage unwiederbringlichen Verlustes im ersten Gesange Constanzen's, ihre Standhaftigkeit beym Drohen des Bassa, die feste Entschlossenheit ihres Schmerzes sind verhallt, wovey es besonders bemerkenswerth ist, daß diese Innigkeit eben dadurch, daß sie auch die weitere musikalische Entwicklung herbeyführt, dieses auch für sich im Gegensatz Gluckischer Einfachheit, in Passagen und Koloraturen ertönen läßt, welche aber nie zur Bedeutungslosigkeit und reinen inhaltlosen Künstlichkeit ausarten. Auch Blondchens fliegende Keckheit beym feigen Trotze Osmins gegenüber, haben wir vor jenem Quartett schon gehört, auch Pedrillos zagenden Muth, und den kräftigen Aufruf zur Ermuthigung kennen wir, und wie er den Osmin besiegt, indem er sich im Duett: „Bacchus lebe!" zu seinem Standpunkte hinüber neigt. Nachdem sich nun nach allen diesen Entwickelungen die Innigkeit in ihrem tiefsten Zusammenklange gezeigt hat, ist nichts übrig als ihre Befreyung aus der Gewalt der Osminischen Melodien. Doch diese sind eigentlich schon besiegt, deßhalb erklingt die erste Arie Belmontes im lezten Akt voll festen Vertrauens auf die Gewalt der Innigkeit seiner Liebe, und nur Pedrillos Romanze hat ein Gemisch dieses Vertrauens und seiner eigenen Angst, bis Osmin mit seiner lezten triumphirenden Arie bey der Gefangenschaft der Liebespaare hervortritt. Denn der Prüfstein und die rechte Erklärung dieser Innigkeit ist die Todesgefahr, daher kommt es zu dem lezten Duett Constanzen's und Belmontes, zu dem tiefsten wechselseitigen Schmerz jeder durch des Andern Schuld zu sterben, und durch diesen Schmerz zu der lezten innersten Seligkeit der Liebe, durch den Tod nicht getrennt zu werden, sondern ihn gemeinschaftlich zu durchdulden. Und dieser Beweis der Liebe befreyet sie, wie sich das auch im Stücke selbst anders gestalten mag, was, da es nicht musikalischer Inhalt ist, für das Musikganze, gleichgültig bleibt, von den Banden der Melodien Osmins, die sich jezt an ihrer eigenen, inhaltlosen Wuth vernichten, und den reinen fröhlichen Schlußchor zu verstimmen nicht im Stande sind.

Auflösung der Charade in Nr. 101:

Degen.

Räthsel.

Kennt ihr die Pflanze? Stammlos schmiegt sie sich,
Wo sie nur kann,
Recht parasitisch an,
Und möchte gern recht meisterlich
Sich da gebärden, klettert in die Höhe
An alter Mauer, am verfallnen Haus,
Und naht sie frischen Bäumen, wehe
Den Grünenden! Die Schlange saugt sie aus.
Einst schmückte sie als Lohn die Häupter weiser Dichter.
Warum, das weiß ich nicht, nur daß jezt mancher Richter
Der Poesie, und selbst auch mancher Dichter
Der Pflanze gleich sich stellt.
Ist — was mir nicht gefällt.

— 0 —

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Nro. 109.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Montag, 8. Mai 1826.

Oben wölbt er seinen Himmel,
Wundervoll schwebt unter'm Himmel
Jede Wolk' ein bängend Meer.
Und auf sein allmächtig Weben
Deckt das Wasser alle Höhen;
Und er winkt —
Die Fluth versinkt.

Ueber die Revolutionen der Oberfläche des Erdballs von Cuvier.

Wenn der Wanderer die fruchtbaren Ebenen bereiset, wo friedliche Gewässer in ihrem regelmäßigen Laufe eine reiche Vegetation hervorrufen, wo zahlreiche Bewohner die Erde bauen und wohlhabende Dörfer, reiche Städte sich erheben, wo man keine anderen Verwüstungen kennt als die vorübergehenden des Krieges und des Mißbrauchs der Macht; so vergißt er, daß auch die Natur ihre Kriege, ihre Empörungen gehabt hat, daß die Oberfläche der Erde nur nach furchtbaren Revolutionen ihre jetzige Gestalt angenommen hat. Allein seine Gedanken nehmen bald eine andere Wendung, wenn er in die Tiefe der Erde hinabsteigt, oder die Gipfel der Gebirge besteigt und dem Bette der Flüsse nach bis zu ihren Quellen folgt. Die niedrigen Gegenden zeigen uns, auch wenn wir bis zu einer bedeutenden Tiefe nachgraben, nur horizontale Schichten mehr oder weniger verschiedener Erd- und Gebirgsarten, die alle unzählige Produkte des Meeres enthalten. Aehnlich ist die Zusammensetzung der Hügel bis zu einer ziemlich bedeutenden Höhe. Zuweilen sind die Muscheln so zahlreich, daß sie allein den größten Theil des Erdreichs bilden. Sie finden sich in Höhen, wohin die Gewässer keines Meeres durch jetzt noch wirksame Ursachen gelangen könnten; sie finden sich nicht nur im leichten Sande, sondern die härtesten Felsen sind oft von ihnen zusammengesetzt. Alle Theile der Erde, alle Festlande, alle Inseln zeigen dieselbe Erscheinung. Die Zeit ist vorbey, wo Unwissenheit diese Ueberbleibsel organischer Körper für bloß zufällige Spiele der Natur halten konnte, und vergebens bemühen sich einzelne Metaphysiker, solchen Meynungen wieder Anhang zu verschaffen. Die genaueste Untersuchung des Baues und der chemischen Bestandtheile dieser Muscheln zeigt nicht die geringste Verschiedenheit von denen, welche das Meer ernährt; sie sind meistens ganz vollkommen erhalten; nichts an ihnen verkündet eine gewaltsame Ortsveränderung; die kleinsten Spitzen, die feinsten Rinnen und Mündungen sind ganz unversehrt; sie sind also nicht nur im Meer erzeugt, sondern auch vom Meer abgesetzt worden; das Meer hat sie an den Stellen zurückgelassen, wo wir sie finden; das Meer hat also diese Stellen lang und ruhig bedeckt; lange genug, um die regelmäßigen, unermeßlichen und zum Theil so festen Ablagerungen bilden zu können, worin jene organischen Ueberreste enthalten sind. Das Becken des Meers hat also auf jeden Fall eine große Veränderung erlitten, dieß geht schon aus der oberflächlichsten Untersuchung hervor.

Die Spuren der Revolutionen werden imposanter, wenn wir uns dem Fuß der höheren Gebirge nähern. Dort finden sich die Muschellager sogar mächtiger und fester als in den niedrigern Hügeln, sie sind eben so wohl erhalten, eben so zahlreich; allein es sind nicht mehr dieselben Gattungen, die Lager sind meistens nicht mehr so regelmäßig wagrecht; sie sind oft schief, beynahe senkrecht gestürzt.

Digitized by Google

Statt daß man in der Ebene tief graben mußte, um die Lagerung der Schichten zu entdecken, sieht man hier ihre Durchschnitte offen zu Tage geben, wenn man den Thälern folgt, die ihre zerrissenen Massen bilden. Ungeheure Anhäufungen von Schutt bilden am Fuß der steilen Felsen sanftere Abdachungen, deren Höhe jedes Thauwetter, jedes Gewitter vermehrt. Die senkrechten Schichten, welche die Kämme der höhern Gebirge bilden, ruhen jedoch keineswegs auf den wagrechten Lagern der Ebene oder der niedern Hügel, über denen sie sich erheben, sondern sie erstrecken sich im Gegentheil in der Tiefe unter ihnen fort. Die Hügel ruhen auf dem Abhang dieser Schichten. Wenn man tief gräbt, stößt man bald auf diese Schichten der Gebirge, ja manche der niedrigen Gipfel der von diesen Schichten gebildeten Kämme sind wieder mit den wagrechten Lagern der Ebene bedeckt. Die schiefen Schichten sind demnach älter als die horizontalen Schichten; und da es für die meisten von ihnen unmöglich war, daß sie sich nicht horizontal bildeten, so folgt daraus, daß sie gewaltsam zerrissen und aufgerichtet worden sind; daß sie horizontal lagen, ehe jene zweyten sich auf ihnen gelagert hatten. Das Meer hatte also vor den horizontalen Schichten, die wir jezt finden, andere abgelagert, welche durch irgend eine Ursache zerrissen und auf vielfache Art gestürzt und aufgerichtet worden sind; und da viele dieser schiefen Schichten sich weit über die spätern horizontalen Schichten erheben, die ihnen folgten und sie jezt theils bedecken, theils umgeben, so kann man mit Recht annehmen, daß die Ursachen, welche ihnen ihre schiefe Richtung gegeben, sie auch über die Oberfläche des Meeres erhoben, und Inseln oder Felsenriffe gebildet haben, entweder indem sie dieselben an einem Ende über die Oberfläche des Wassers emporgehoben, oder indem das Wasser auf der dadurch entstehenden schiefen Fläche abfloß.

Allein die Revolutionen der Erdoberfläche beschränken sich nicht auf diesen Umsturz der alten horizontalen Schichten, auf dieses Zurücktreten der Gewässer.

Unter den organischen Ueberresten, welche die verschiedenen Schichten enthalten, bemerkt man bedeutende Verschiedenheiten, welche beweisen, daß viele dieser Ablagerungen nicht auf der ganzen vom Meer bedeckten Fläche statt fanden. Es finden sich hierin Gattungen, wovon die einen ziemlich allgemein verbreitet gewesen zu seyn scheinen, während andere nur auf kleinere Strecken beschränkt waren. Je älter die Schichten sind, desto gleichartiger zeigen sie sich in bedeutender Ausdehnung; je neuer sie sind, desto mehr und häufigere Abwechslungen bieten sie dar. Hieraus geht hervor, daß die Veränderungen in den verschiedenen Ablagerungen auch mit Veränderungen in der Natur des Fluidum und der in demselben aufgelösten Bestandtheile verbunden waren. Nachdem einzelne Schichten sich über das Wasser erhoben und es durch Inseln oder Felsenriffe in mehrere Becken getheilt hatten, konnten in diesen einzelnen Becken verschiedene eigenthümliche Veränderungen vor sich gehen. Mit diesen Veränderungen in der Beschaffenheit der Gewässer mußten auch Veränderungen in dem in denselben erzeugten organischen Wasser vor sich gehen. Hieraus läßt es sich erklären, daß wir in den ältesten Schichten organische Ueberreste, Muscheln u. s. w. finden, welche ganz verschieden von denen sind, die die neueren Schichten oder das Meer selbst darbieten, wo sogar ganze Geschlechter völlig verschwinden; daß dagegen die Muscheln der neuern Schichten zu denselben Geschlechtern gehören, die wir im Meere finden, und daß es in einigen ganz neuen Anschwemmungen manche Gattungen gibt, die das geübteste Auge nicht von denen des benachbarten Meeres zu unterscheiden vermag.

(Die Fortsetzung folgt.)

Des Aeneas Sylvius Aufruf zum Türkenkrieg.

(Beschluß.)

O du Adel von Deutschland, du kriegerisch Volk, Volk von kühner Brust, wollt ihr nun, in eurer und aller Christen großen Bedrängniß, plötzlich euch unaleich werden, wollt ihr so unbedacht und blind seyn, der Maus und des Frosches Fabel in euch in Erfüllung gehen zu lassen, die, während sie sich selbst bestritten, des Geyers Beute wurden? Erst vertreibt den gemeinsamen Feind, dann streitet euch darüber, was ihr nicht den Türken, sondern euren Söhnen hinterlassen wollt. Und weil denn Einige wähnen, es sey nicht Eile nöthig, Mohomet werde jezt ruhen, so will ich euch ein treues Bild von seiner Natur entwerfen, damit ihr wisset, was zu fürchten, was zu hoffen sey. Ein Mann von 24 Jahren, wilden und ruhmbegierigen Herzens, von festem Körper, abgehärtet gegen Wetter und Mühsal, bedarf er weder Weins noch leckerer Speise und, obgleich wollüstig nach seines Volkes Art, nicht erschlafft, flieht er Chortänze, haßt er Salben, kleidet er sich selten in weiche Gewänder, wird nicht durch Gesang, nicht durch Musik erweicht, hält nicht Hunde, nährt nicht Vögel; Waffen sind seine einzige Wonne. Er ehrt seine Soldaten, liebt Pferde, zieht Schiffe, Wagen, Kriegsmaschinen schönen Weibern vor. Wiewohl er, ein Barbar von Natur, abhold ist den Wissenschaften, hört er doch begierig auf die Thaten der Alten. Cäsar und Alexander der Große sind seine Vorbilder, ihre Großthaten hofft er und strebt er zu übertreffen und nennt sich noch weit fähiger den Erdkreis zu unterjochen, da ihm größere Macht zu Gebote stehe. Vertrauend auf seinen falschen Propheten hofft er

Digitized by Google

selbst Rom sich zu unterwerfen. Solch einer ist euer Feind! kann eine solche Natur wohl lange feyern? Doch was sollen Vermuthungen und Schlüsse, wo Thatsachen sprechen? Hat er nicht nach seinem Sieg über Konstantinopel Pera zerstört, die Nachbarstaaten unterdrückt, die Cykladen geplündert, den Gebieter über Rascien vertrieben und Ungarns Gränze, trotz des Waffenstillstands, überschritten? Seht doch den Frieden mit den Türken, ihr guten Fürsten, seht doch, welche Ruhe ihr zu erwarten habt! Dünkt euch nicht sicher, verschiebet nichts! Schützet eure Freyheit, so lange es Zeit ist! — Der Anlaß zum Krieg ist somit gerecht und dringend und von allen Seiten bieten sich euch zum Kampfe größere Vortheile, als den Feinden. Darum entbietet euch der Kaiser und die Christenheit euch selbst nicht zu verlassen, sondern euch wacker zu rüsten. Was ihm zu Gebote steht, ist er bereit aufzubieten, nur sollt ihr einmüthigen Sinnes seyn. Wenn je, so ist jetzt die Zeit zum Kampf erschienen, da eure Ehre und Wohlfahrt, Freyheit, Glaube und Leben auf dem Spiel steht. Gedenket eurer edlen Altvordern, Pipin und Karl, Arnulf und Otto! Eure Väter kündigten denen die Fehde an, die nicht etwa Mitbürger, nein, nur arme Landbauern mißhandelt, schlugen zu, wenn man ihre Diener nicht gegrüßt, sollten ihr zaudern, das Schwert zu ziehen, da man einen christlichen Kaiser und Adel geschlachtet, euren Gott schmählich verachtet hat; jene haben, um Christenland zu gewinnen, blutige Schlachten gefochten, wollt ihr nicht zum Schutze der Religion und des Glaubens euch waffnen? Nichts Kleines gilts! Für nichts Geringeres als für Vaterland, für Weib und Kind, für Freyheit und Glauben, für die heiligen Märtyrer und großen Apostel, für Maria, für den Erlöser, zur Ehre Gottes selbst besteht ihr den Kampf. Bedenkt wie tief unsere Kirche gesunken, faßt hohen Sinn auf, waffnet euer Herz, gürtet euch das Schwert um, eilt den Feinden Christi entgegen! Auch Karl von Frankreich rüstet sich zum Streit, des Ladislaus, Königs über Ungarn und Böhmen, Willen verkünden seine Redner, der Dacier, Schweden und Norweger Briefe verheißen Hülfe, Alfons von Arragonien und Sizilien, ein glänzendes Gestirn in unserer Zeit, will, wenn es gilt, euch ohne Beystand kämpfen, Philipp, der mächtige Herzog von Burgund, ist selbst bereit und will Andere entflammen. Werft euren Blick auf Alfons und Philipp, betagte Greise stellen beyde sich noch selbst dem Kampfe dar für ihren Gott, für ihren Glauben. Was werdet ihr beginnen, auserwählte Fürsten, in der Blüthe des Mannesalters, denen Kriegsarbeit nur Freude ist und Kinderspiel? Soldaten, Führer, kraftvolle Jünglinge, laßt euch von Greisen nicht an Muth übertreffen, schlummert nicht in der Heimath, da jene im Auslande fechten, erschlafft nicht in Ruhe, da jene im Getümmel erstarken! Nicht fürchte ich solches von euch. Nein, feurig blickt ihr vor Wuth, meine Hoffnung ist stark; ich höre eure Brust schlagen, vor Kampfbegierde glühet ihr. Kein Wunder, Jünglinge! ich selbst, von Alter gedrückt, der Kirche geweiht, werde entflammt und walle vor Sehnsucht solchen Kampf zu schauen. Euren Vätern dünkte noch als Heiden kein Krieg zu schwer für's Vaterland, kein Tod für's Reich beklagenswerth. Welch Reich ist aber größer oder besser als das des Herrn, welche Heimath seliger als die des Himmels? Jene frohlockten im Tod für's Vaterland, wir verlassen sterbend diesen Ort der Verweisung, und ziehen ein in die himmlische Heimath. O du Glück bringender, Sehnsucht erregender Krieg, der den Siegern Triumph auf Erden, den Ueberwundenen im Himmel sichert! Ziehet, wie der Kaiser mahnt, der Papst verlangt, Christus gebeut, für die göttliche Ehre und Liebe in's Feld und Keiner zweifle an der Herrlichkeit, die ihn erwartet. Siehe es öffnet sich für euch der Himmel, gebahnt ist der Weg in die göttliche Heimath und Paulus spricht: Was kein Auge gesehen, kein Ohr gehört und in keines Menschen Herz gekommen, das bereitet Gott denen, die ihn lieben."

Dr. Karl Wagner.

Korrespondenz-Nachrichten.

Rom, 26. März — 2. April.

Die Feyer der Charwoche zu Rom ist so oft und so ausführlich beschrieben, daß ich hier kein Wort weiter sagen würde, wäre mir nicht aus Erfahrung bekannt, daß man im Auslande vom Faktischen der verschiedenen Ceremonien, und besonders von ihrer Lokalität und Folgenreihe immer noch keinen genügenden Begriff hat. Die Funktionen beginnen am Palmsonntage, wo der Papst in der Sixtinischen (der Privat-Schloß-) Kapelle, nach der von ihm angehörten Messe, nicht allein seinem höheren geistlichen Hofstaate (la famiglia del Papa, wozu der ganze, im unmittelbaren päpstlichen Dienste stehende, kapellfähige Clerus gehört), sondern auch allen schwarzgekleideten Männern, welche sich dem, von den Kardinälen oder geistlichen Söhnen, oder vielmehr Kronprinzen des päpstlichen Throns) eröffneten Zuge anschließen, vom Throne herab die geweihten Palmen ertheilt. Außer an diesem Tage ist es nur noch am Lichtmeßtage und am Aschermittwoch, wo der Papst gleichergestalt die Lichter und die Asche vertheilt, gestattet das Innere der Kapelle zu betreten, während der Papst darin Messe hört. Der Besuch dieses Kapelldienstes, welcher letzterem gleich dem Ort, wo er gehalten wird, Capella heißt, ist gleichsam die geistliche Cour, welche man dem Papste macht. Eine weltliche empfängt er nicht. Am Mittwoch findet hier der sogenannte finstere Frühdienst (Mattutino colle tenebre) statt, und wird an den beyden folgenden Tagen mit einigen kleinen Abänderungen, wie sie von der Verschiedenheit der religiösen Ereignisse der drey Leidenstage bedingt werden, wiederholt. Der Frühdienst, ohne die Tenebre, ist die bekannte Frühmette,

wie sie, mit Anfang jedes bürgerlichen Tages (um Mitternacht) zwar jetzt in allen Klöstern gefeyert wird. An den drey genannten Tagen werden die Tenebre (das heißt die Absingung des Miserere unter Auslöschung sämmtlicher Lichter) hinzugefügt, und der Frühdienst in dieser Gestalt nicht allein in der Sixtinischen Kapelle, sondern auch in der Peters- und den andern Hauptkirchen, wo man Sänger hat, gehalten. Auch in den Klöstern findet er statt. Die übrigen kleinern Kirchen feyen an die Stelle desselben das Fest der sogenannten Agonie. Der finstere Frühdienst sollte eigentlich mit Anfang des Donnerstags (um Mitternacht in der vorhergehenden Nacht) gehalten werden, das heißt, er sollte den ersten Leidenstag mit den üblichen Gebeten, besonders mit dem Psalme Miserere einleiten, und die beyden folgenden Nächte wiederholt werden. Die Unbequemlichkeiten, welche sich aus dieser ungewohnten späten Anstrengung für den Papst und das Kardinalskollegium, in der Regel meistens aus hochbejahrten Greisen bestehend, ergeben würden, selbst der Nachtheil, den ihre Gesundheit davon erleiden könnte, sind wahrscheinlich Ursache geworden, daß man diese religiöse Ceremonie bereits am Nachmittage vorher um die Vesperzeit, das heißt, etwa drittehalb Stunden vor Untergang der Sonne, zu feyern beginnt. Der finstere Frühdienst ist durch den Umstand auf der ganzen kultivirten Erde bekannt geworden, daß man während desselben bis zum Ende des sechzehnten Jahrhunderts an allen drey Tagen, von da an am Mittwoch und Freytag, und seit dem Anfange des siebzehnten Jahrhunderts nur noch am Donnerstage, das berühmte Allegrische Miserere gesungen hat. Seit dem vorigen Jahre hat sich sogar der Chordirektor der päpstlichen Kapelle, Hr. Baini, erlaubt, das genannte Miserere mit dem Baischen (etwa seit dem ersten Viertel des vorigen Jahrhunderts gesungen) zusammenzuschmelzen und am Donnerstage, dagegen das Seinige, welches seit 1816 in die Kapelle aufgenommen worden ist, am Mittwoch und Freytage aufzuführen. Ueber die Wirkung des Miserere von Allegri, oder vielmehr aller drey (denn keiner der Berichterstatter, selbst der musikalischen, hat sich die Mühe genommen, zu bemerken, daß im Verlaufe des vorigen Jahrhunderts das genannte Miserere nur ein, höchstens zwey Mal aufgeführt worden ist), sind so viele poetische, ja weibliche Beschreibungen im Publikum verbreitet worden, daß ich es für meine Pflicht halte, die Sache in ihrem wahren Lichte, so wie sie dem vernünftigen und gefühlvollen, aber nicht überspannten Beobachter ohne Phantasterey erscheint, darzustellen. Dem finstern Frühdienste wohnen der Papst, die Kardinäle und die übrige kapellfähige Prälatur bey. Wer von den Kardinälen nicht erscheint, hat darüber Niemandem Rechenschaft zu geben. Der Papst sitzt, dem Altare rechts, auf dem Throne, die Kardinäle im Halbzirkel herum, hinter in der linken Ecke die höhere Prälatur der Kapelle, und die niedrigere auf den Stufen des Altars und des Throns; zu den Füßen der Kardinäle ihre Schleppträger (Caudatarj), welche ihnen zugleich die nöthige hülfreiche Hand leisten. Die Ceremonie besteht aus der Absingung in canto fermo (Unisonogesang mit lauter gleichgeltenden Noten, also ohne Takteintheilung) von fünfzehn Psalmen, zwischen welchen drey Klagelieder (Lamentationen) gesungen und eben so viele Lektionen (biblische Stellen) im Unisono abgelesen werden. Nach Endigung eines jeden Psalmes löscht ein Kapellchorist von den fünfzehn, auf einem, links neben dem Altare stehenden Armleuchter brennenden Kerzen eine, und am Ende auch die sämmtlichen übrigen, in der Kapelle befindlichen Lichter aus. Dieß die Dunkelheit, über welche so viel gefaselt worden ist, die aber nur dem Scheine nach existirt, da die Fenster der Kapelle unverhüllt bleiben, und um diese Zeit überhaupt noch eine gute halbe Stunde bis zum Untergang der Sonne ist. Nachdem der Papst, nebst den Kardinälen und allen übrigen der Kapelle beywohnenden Personen niedergekniet sind, so daß sie, den Rücken nach dem Innern der Kapelle und das Gesicht nach der Mauer gewandt, das Haupt auf ihre Sitze stützen, und in dieser Stellung leise das Vaterunser gebetet haben, heben die Kapellsänger das Miserere (welches schon vorher in der Mitte des Psalmen in canto fermo vorgetragen worden ist) in canto figurato (dem mehrstimmigen Gesange, mit Noten von verschiedener Gattung, also mit Takteintheilung, so wie es heut zu Tage üblich ist) an. Dieß ist, in den letzten Jahren, am Mittwoch das Bainische, am Donnerstage das Allegrische, und am Freytage das Baische gewesen, bis es sich Hr. Baini vor'm Jahre erlaubt hat, die besagte Aenderung zu treffen. Die Wirkung dieser Miserere's (im Materiellen ungefähr dieselbe, da alle drey nach derselben Form gearbeitet sind, und ihre wesentlichen Verschiedenheiten nur von eigentlichen Musikverständigen aufgefaßt werden können) ist eine eingebildete und eine wirkliche: jener liegt, wie gesagt, die Phantasterey zum Grunde, welche die Fremden mit nach Rom und in die Sixtinische bringen; letztere wird gleichfalls von dem großen Haufen (von welchem ich Musikfreunde und Musikkenner auszunehme) bloß im Wege der Vergleichung hervorgebracht. Dieß geht so zu. „die fast drittehalb Stunden dauernde, höchst einförmige Absingung der fünfzehn Psalme, verbunden mit der tödtlichen Abspannung, in welche das männliche Publikum, welches sich nicht setzen darf, fällt, ermüdet am Ende bis zur Ohnmacht. Hebt dann das Miserere an; so wirkt dieses mit seiner Melodie und Harmonie wie ein lindernder Balsam auf eine brennende Wunde. Denselben Effekt würde aber auch ein anderes gutes Musikstück hervorbringen, ohne daß es dazu dreyer der größten Meisterstücke *) im Kirchenstyle und des vollendeten Vortrags desselben bedürfte. Letztere können nur von eigentlichen Musikverständigen in ihrem ganzen Umfange begriffen und gewürdigt werden, diese geben alle drey Tage in die Kapelle, während die Neugierigen vom ersten Male vollkommen satt geworden sind. Im Augenblicke, wo das Miserere endigt (es dauert ungefähr zwanzig Minuten), läßt sich ein heftiger Lärm (von Knitteln, mit welchen auf die Bänke geschlagen wird) vernehmen. Unvorbereitet möchte man vor Schrecken darüber in die Kniee sinken. Ueber die Bedeutung dieses sonderbaren Gebrauchs (der allenthalben statt findet, wo der finstere Frühdienst gefeyert wird) hat mir Niemand Auskunft geben können, einigen scheint es eine symbolistische Anspielung auf das wilde Frohlocken der Juden, auf ihr „kreuzige, kreuzige ihn" zu seyn; andere halten es für ein bloßes materielles Zeichen, daß Jedermann aufstehen und von dannen gehen soll, welches, sagen sie, besonders in den Klöstern, wo eine wirkliche Finsterniß herrsche, nothwendig werde. Erste Erklärung dünkt mich die am wenigsten unwahrscheinliche; wirklich sieht man am Mittwoch und Donnerstag gegen Abend in allen Pfarren Chorknaben herumlaufen, welche mit einer Art von großer hölzernen Schnarre einen ähnlichen Lärmen machen.

(Die Fortsetzung folgt.)

---

*) Freylich steht dem Allegrischen das Baische und diesem wieder das Bainische nach. Aber selbst letzteres muß, insofern es ein ganz neues Produkt ist, und sich dessen ungeachtet die alten Formen mit so vieler Genialität angeeignet hat, ein Meisterstück genannt werden.

Beylage: Kunstblatt Nr. 37.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Nro. 110.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienſtag, 9. Mai 1826.

Alle Weisheit iſt von Gott, dem Herrn, und iſt bey ihm ewiglich.

Jeſus Sirach I. 1.

Die Bergpredigt Jeſu.

Von Karl Buchner.

Dir möcht' ich bringen dieſe Gabe,
Die, Mutter, mehr als Mutter war;
Doch unten ſchläfſt du in dem Grabe
Und nimmſt der Gabe nicht mehr wahr.
Doch oben zu des Meiſters Füßen
Hat ſich des Meiſters Wort erfüllt;
Als offne Blume darfſt du grüßen,
Was hier als Knoſpe ſich verhüllt.

1 *).

Als er das Volk ſah, ging er auf die Höhe
Und ſetzte ſich und in des Lehrers Nähe
Verweilte ſeine Jüngerſchaar.
Das Volk horcht auf und gleich der Hirtenflöte
Im Abendſtrahle tönet ſeine Rede
Und wiegt ſich auf und nieder gleich dem Aar:

„Beglückt die Armen! drängenden Gewimmels
Erfreu'n ſie ſich des weiten, reichen Himmels,
Der über dieſer Erde blaut.
Beglückt die Leidenden! In lichtern Sphären,
Umtönt von Sternen und von Geiſterchören,
Iſt ihnen Troſt und Freude aufgebaut."

„Beglückt, die ſanften Muthes! Ohne Strenge
Gebieten ſie dem Einzelnen, der Menge,
Das Erdreich huldigt ihrer ſtillen Macht.
Beglückt, die eifrig werben um's Gerechte!
Schon winkt die Frucht. In köſtlichem Geflechte
Wird den Verlangenden ſie dargebracht."

„Beglückt, die ihrer Brüder ſich erbarmen!
Der Allerbarmende mit ſanften Armen
Nimmt ſie an ſeine Vaterbruſt.
Beglückt, die reines Herzens ihm vertrauen!
Sie werden Gott, den Allerreinſten ſchauen
In ewig ungeſtörter Luſt."

„Beglückt die Friedlichen, die Kinder Gottes!
Die nicht Verfolgung achten, nicht des Spottes
Um Wahrheit und Gerechtigkeit!
Dort in dem Himmel, über Sklavenketten
Und über blutbeſprengten Todesbetten,
Sind ſchon des Vaters Wohnungen bereit."

„Beglückt, wenn ſie euch ſchmähn um meinetwillen,
Und Böſes reden, ihren Haß zu ſtillen,
Und wenn das böſe Wort nicht wahr.
Getroſt! im Himmel winkt des Himmels Krone,
Der Siegeskranz zum wohlverdienten Lohne.
So ward verfolget der Propheten Schaar."

„Ihr ſeyd das Salz der Erde. Ohne Kräfte
Taugt es zu keinem nützlichen Geſchäfte,
Hinausgeworfen tilgt's der Leute Tritt.
Ihr ſeyd das Licht der Welt. Aus duft'ger Höhe
Glänzt unverborgen in die Fern' und Nähe,
Lichtvoll die Stadt und hemmt des Wandrers Schritt."

„Es wird am Feu'r die Kerze nicht entzündet,
Daß unterm Scheffel ſie ein Räumlein findet,
Nein, auf dem Leuchter, ſpiegelklar und hell,
Nicht in der ſchmalen, enggefügten Klauſe,
So ſtrahlt die Kerze Allen in dem Hauſe,
Auf Alle ſprühe des Lichtes reiner Quell."

„So laßt das eure leuchten vor den Leuten,
Daß euer gutes Werk ſie ſeh'n und deuten,
Und Den erheben, draus das Gute quillt.

*) Matth. 5.

Glaubt nicht, daß ich gekommen zu zertreten
Mosis Gesetz, die Worte der Propheten,
Ich kam zu euch, auf daß es sey erfüllt."

„Wahrlich, bis Erd' und Himmel untersanken,
Wird nicht ein Titel, nicht ein Zeichen wanken
In dem Gesetz, bis Alles ist geschehn;
Mild labender, als Wasser der Cisterne,
Hell leuchtender als Flammenschrift der Sterne,
Wird beydes eh'r am lezten Tag zergehn."

„Wer eins von diesen kleinesten Geboten
Zerstörend löst, in's Wort der Todten
Der Lehre blüh'ndes Wort verkehrt:
Der heißt der Kleinste in den Himmelreichen,
Doch wer es lehrt und liebt und thut desgleichen,
Heißt groß im Himmel und er ist es werth."

„Ich sage euch: Ihr seyet denn Gerechte,
Mehr als der Pharisäer Sündgeschlechte,
So kommt ihr niemals in das Reich des Lichts.
Ihr habt gehört Jehova's Donnerreden,
Das Fünfte, Heilige: Du sollst nicht tödten,
Der Tödtende ist schuldig des Gerichts."

„Ich aber sag' euch: Wer mit zorn'gem Worte
Den Bruder angeht, schließet selbst die Pforte
Des Allerbarmens, der Geduld.
Wer Racha sagt, verfällt dem hohen Rathe,
Wer sagt: Du Narr, entäußert sich der Gnade,
Büßt in der Hölle seine Schuld."

Drum, wenn du opferst eine milde Gabe
Auf dem Altar, ein Theilchen deiner Habe
Und wirst des Hassers eingedenk,
So laß allda vorm Altar deine Spende,
Reich' ihm versöhnungsvoll die Hände
Und komm' und opfre dein Geschenk."

„Mit Dem, der feindlich dir entgegen,
Versöhne dich noch auf den Wegen
Zum Tribunal ein milder Geist,
Daß er dich nicht dem Richter übergebe,
Deß Diener unter Angstgestrebe
Hinab dich in den Kerker weist."

„Dir sag' ich wahrlich: Von dem Tag geschieden,
Der Freunde Schaar, dem innern Frieden,
Wirst du nicht eh'r die Freyheit wiederschaun,
Bis du den lezten Heller auch bezahlest,
Mit Freundlichkeit des Feindes Wange malest
Bis in die dunkeln Augenbraun."

„Ihr hörtet vom Gebot der Alten:
Du sollst die Ehe heilig halten.
Ich aber sage: Wer mit Lust
Ein Weib betrachtet, wessen Augen
In ihre sich wildglühend tauchen,
Brach schon die Ehe in der tiefsten Brust."

„Verleitet dich dein rechtes Aug' zum Fehle,
So faß' es an und reiß' es aus der Höhle
Und wirf es von dir. Es sey nicht mehr dein.
Weit besser ist's, daß eins der Glieder sterbe
Und in der Hölle nicht der Leib verderbe:
Gewonnen nur kann solch Verloren seyn."

„Verleitet dich die rechte Hand zum Bösen,
Soll sie dein Schwert vom Arme lösen,
Du wirfst sie von dir. Sie sey nicht mehr dein.
Weit besser ist's, daß eins der Glieder sterbe
Und in der Hölle nicht der Leib verderbe:
Gewonnen nur kann solch Verloren seyn."

„Auch ist gesagt: Wer sich vom Weibe scheidet,
Die Auserlesene vor Allen meidet,
Der soll ihr geben einen Scheidebrief.
Ich aber sage: durch Wen dieß geschehe,
(Um Ehbruch sey's) läßt brechen sie die Ehe,
Zu deren Heiligung der Herr ihn rief."

„Und wer zur Abgeschied'nen Pforte
Als Freyer kommt, mit süßem Worte
Den Kranz ihr um die Locken flicht,
Bey Flötenspiel, hochzeitlich angekleidet,
Sie zu des Altars Stufen leitet,
Ein solcher Mann die Ehe bricht."

„Ihr hörtet vom Gebot der Alten:
Was du geschworen, sollst du halten,
Dem Ew'gen leisten keinen falschen Eid.
Ich aber sage, daß ihr nicht sollt schwören,
Nicht bey dem Himmel, denn in höhern Sphären
Hat er sich seinen Thron bereit."

„Nicht bey der Erde, seiner Füße
Gewalt'gem Schemel, mild und süße
Von Blüthe, Frucht und Blumenblatt;
Nicht bey Jerusalem, der hochgethürmten,
Dran Weltenzug und Jahre stürmten,
Denn sie ist eines großen Königs Stadt."

„Auch sollst du schwören nicht bey deinem Haupte.
Wenn es ein goldner Kranz umlaubte,
Du wandelst nicht ein einz'ges Haar
In Weiß, in Schwarz. Ja, ja sey deine Rede;
Nein, nein; und wenn's ein Mächtiger geböte.
Was drüber, ist vom Uebel, bringt Gefahr."

„Ihr habt gehört von Israels Gesetzen:
Wirft du des Bruders Leib verletzen,
Dann Aug' um Auge, Zahn um Zahn;
Ich aber lehr' euch, Böses zu ertragen,
Wird Jemand dir die rechte Wange schlagen,
So biet' ihm auch die andre an."

„Begehret Jemand dein zum Streite,
Zerrt schon sein Aug' an deinem Kleide,
Dann reich' ihm auch den Mantel dar.
Zwingt Jemand dich zu wandern eine Meile,
Geleit' ihn zwey. Dem Flieh'nden eil in Eile,
Und nimm des armen Borgers wahr."

„Ihr habt gehört, was Mosen ward verkündet:
Dem Nächsten seyst du inniglich verbündet,
Des Feindes Hassen lohn' dein Haß.
Ich aber sag' euch: Gebt den Feinden Liebe;
Den Fluchenden gebt segensvolle Triebe;
Die euer Aug' gefüllt mit bitterm Naß."

„Thut ihnen wohl; o richtet euer Flehen
Für die zum Herrn, die euch verfolgen, schmähen,
Auf daß ihr Kinder euers Vaters seyd:
Auf Bös und Gut strahlt seine Sonne Segen,
Gerecht und Ungerecht thut wohl sein Regen,
Den er in dunkler Wolke Schooß bereit."

„Denn so ihr liebt, die liebend an euch hangen,
Welch einen Lohn könnt ihr empfangen,
Thun solches nicht die Zöllner auch?

Und so ihr freundlich euern Brüdern winket,
An ihre Brust mild tröstend sinket,
Ist Solches nicht auch Zöllners Brauch?"

„Drum seyd vollkommen, wie der Allgerechte,
Um dessen Haus ein wunderbar Geflechte
Von tausend, tausend Sonnen zieht,
Dess Lächeln schuf die milde Abendröthe,
Auf dessen Wink der Nachtigallen Flöte
Und der Orkan verschmelzen in ein Lied!"

(Die Fortsetzung folgt.)

Ueber die Revolutionen der Oberfläche des Erdballs von Cuvier.

(Fortsetzung.)

Es haben also in der organisirten Natur Veränderungen statt gefunden, welche von denen des Fluidum, in welchem diese Thiere lebten, abhängig waren und herbeygeführt wurden, und diese Veränderungen haben nach und nach die Seethiere zu ihrem jetzigen Zustande geführt. Als das Meer zum lezten Mal das feste Land verließ, waren seine Bewohner wenig verschieden von denen, die es jezt ernährt. Wir sagen zum lezten Male, denn wenn man mit größerer Sorgfalt die organischen Reste der Erdschichten untersucht, so findet man mitten zwischen Lagern von Seethieren einzelne Lager von solchen Thieren oder Pflanzen, die das feste Land oder süße Wasser hervorbringen; und unter den neuesten, das heißt unter den oberflächlichsten, Schichten gibt es einige, wo die Ueberreste von Landthieren von den Ueberresten von Seeprodukten bedeckt sind. So haben also nicht nur unbekannte Revolutionen die Schichten der Erde nach verschiedenen Richtungen zerrissen und bewegt, sondern auch die daraus entstandenen Wasserdecken haben nach verschiedenen Richtungen ihre Lage verändert. Trockenes Land ist mehr wie einmal mit Wasser bedeckt worden, entweder indem es untersank, oder indem das Wasser darüber hinströmte. Was insbesondere den Theil der Erde betrifft, den das Wasser zuletzt verlassen hat, den Theil, den die jetzigen Landthiere bewohnen, so war er schon früher einmal trocken und von verschiedenen Gattungen von Thieren und Pflanzen bewohnt gewesen.

Das Meer ist also nicht nur nach und nach in seine jetzigen Gränzen zurückgetreten, sondern es hat zu verschiedenen Malen das schon verlorne feste Land wieder überströmt. Es läßt sich ferner nicht verkennen, daß diese Katastrophen nicht allmählig statt gefunden haben, sondern daß sie durch plötzliche Ursachen herbeygeführt, plötzlich über die Erde und ihre Bewohner hereinbrechen. Dieß fällt besonders bey den, von der lezten Ueberschwemmung herrührenden Veränderungen in die Augen. Sie hat im Eise des Nordpols Säugethiere zurückgelassen, deren Haut und Fleisch sich bis auf unsere Zeiten erhalten hat. Wären sie nicht gleich nach ihrem Tode eingefroren, so hätte die Fäulniß sie verzehren müssen; andererseits aber waren die Gegenden, die sie bewohnten, damals nicht von ewigem Eise bedeckt, denn sonst hätten sie dieselben nicht bewohnen können. Es ist also augenscheinlich, daß dieselbe Katastrophe, welche diese Thiere tödtete, auch das Klima der von ihnen bewohnten Gegenden veränderte und den Nordpol mit ewigem Eise bedeckt hat. Diese Veränderung ging plötzlich, ohne Uebergänge vor sich. Diese Thatsache ist von dieser Katastrophe so erwiesen, daß man auch von den frühern dasselbe annehmen kann. Die Zerreißung, das Aufthürmen und Umstürzen der Schichten lassen keinen Zweifel, daß plötzlich und gewaltsam wirkende Ursachen sie in die Lage versezten, in der wir sie jezt sehen. Auch die Gewalt, mit welcher die Wassermasse bewegt wurde, wird noch durch die großen Massen von Gerölle bezeugt, die sich an vielen Orten zwischen den festen Lagern finden. Gräßliche Ereignisse haben demnach häufig das Leben auf unserer Erde gestört. Zahllose lebende Wesen sind in dieser Katastrophe untergegangen; die Bewohner des festen Landes sind von den Fluten verschlungen, die der Meerestiefe sind mit dem Grunde des Meeres selbst emporgeschleudert worden. Ihre Geschlechter sind untergegangen, und nur einzelne, kaum kenntliche Trümmer bezeugen ihr früheres Daseyn. Diese ungeheuren Ereignisse sind jedem Auge, das die Geschichte aus ihren Monumenten zu lesen weiß, deutlich zu erkennen.

Aber noch erstaunenswerther und nicht weniger gewiß ist es, daß es eine Zeit gab, wo kein Leben auf unserer Erde war. Es ist nicht schwer die Punkte anzugeben, wo sie anfing organisirte Schöpfungen hervorzubringen.

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Rom. 26. März — 2. April.

(Fortsetzung.)

Nun erheben sich Papst und Kardinäle und gehen, ersterer durch eine Seitenthür neben dem Altare, welche in's Innere des Vatikans führt, und lezterer durch den Hauptmittelgang, mit eben so wenig Förmlichkeit und Ostentation fort, wie sie dey'm Kommen und während der Ceremonie selbst gezeigt haben. Am Donnerstage begibt sich der Papst von hier unmittelbar in die Peterskirche, wo, vom Balkon der heiligen Veronika (unter der Kuppel) herab, die bekannten Reliquien (ein Stück vom Kreuze, der Speer und das, in das Schweißtuch der heiligen Veronika abgedrückte Gesicht des Heilandes) vorgezeigt werden. Diese Ceremonie hat auf mich unter allen Feyerlichkeiten der Charwoche immer den rein geistigsten Eindruck gemacht, eben ihrer Einfachheit und Entbehrung aller Ausschmückung wegen. Die Kirche ist leer (denn die hundert oder zwey hundert Fremden, welche von dieser Zeremonie

überzeugen werden, verlieren sich darin zu einem Nichts); eine tiefe Stille herrscht, und die Dunkelheit (denn eine eigentliche Finsterniß herrscht selbst hier nicht, wo es gleich um diese Zeit völlig Nacht ist) wird nur sehr schwach durch diese Fackeln erhellt, welche die, dem Papste vortretenden, Schweizer tragen. Letzterer erscheint in seinen gewöhnlichen Hauskleidern, blos von seiner unmittelbaren geistlichen Dienerschaft begleitet, als Privatmann, ohne weitere Formalität des obersten Hierarchen der christlichen Kirche. Nachdem er vor einer, in der Mitte der Kirche stehenden, mit einem einfachen rothen Tuche bedeckten, Bank niedergekniet ist, und sich alle übrigen (ausgenommen die Guardie Nobili und die Schweizer, als mit der eigentlichen Bewachung des Papstes beauftragt, welche nicht einmal den Hut abnehmen, aber nicht das übrige, in der Kirche anwesende Militär) gleichfalls auf die Kniee niedergelassen haben, eröffnet sich die Thür des besagten Balkons; ein Priester tritt mit der, in ein kostbares Häuschen eingefaßten Reliquie hervor, macht mit dieser, an den beyden Ecken und in der Mitte desselben das Zeichen des Kreuzes, und spricht dabey ein kurzes analoges Gebet. Dann zieht er sich in das Innere des Balkons zurück, und holt die zweyte Reliquie, mit welcher er dieselbe Ceremonie macht, und sofort bis zur lezten. Der Papst hat während der Zeit mit gefalteten Händen und niedergebeugtem Haupte gebetet, und fährt damit noch eine gute Weile nach Vorzeigung der Reliquien fort. Die beträchtliche Höhe des Balkons macht, daß man den Priester, so wie sein Gebet, von welchem nur ein leises, unverständliches Gemurmel in der Kirche herab ertönt, gleichsam aus den Wolken zu vernehmen glaubt. Bis zum Regierungsantritte des jetzigen Papstes ward an diesem und dem folgenden Abende (stillen Freytage) das berühmte, etwa vierundzwanzig Fuß hohe und halb so breite, mit mehr singenten Blaken besetzte Kreuz in der Mitte der Kirche aufgehangen, und auf diesem dreyhundertvierzehn Lampen, jede mit zwey Dochten, angezündet. Leo XII. hat diese Sitte, welche während der Dauer des Abends zu großen Unziemlichkeiten in den entfernteren Theilen der Kirche Veranlassung zu geben pflegte, abgeschafft, und die Kirche wird jezt, wie an allen übrigen Tagen im Jahre, mit Einbruch der Nacht geschlossen. Nach dem dunkeln Frühdienste, am Freytage, begibt sich der Papst aus der Sixtinischen Kapelle, über den königlichen Saal, in die Paolinische Kapelle, wo das Grab (das Allerheiligste, umgeben von einer außergewöhnlichen Anzahl, symmetrisch geordneter Kerzen) aufgestellt ist. Dieß die Abendceremonien der Charwoche. Die Morgenfestlichkeiten beginnen am grünen Donnerstage mit der Messe, welche der Papst in der Sixtinischen Kapelle hört. Nach dieser findet die feyerliche Prozession in die Paolinische Kapelle statt, wohin er das Allerheiligste (zum Behufe des heiligen Grabes) trägt, und später[en] in den herzoglichen Saal, um an den zwölf armen Pilgrimmen (oder Geistlichen) das Fußwaschen zu verrichten und ihnen nachher im großen Saale des eigentlichen Vatikanischen Pallastes bey Tische aufzuwarten. Nach der Messe, am stillen Freytage, erfolgt die Anbetung des Kreuzes in der Sixtinischen Kapelle. Diese imponirende Ceremonie besteht darin, daß zuerst der Papst, und dann paarweise die Kardinäle, nebst den übrigen kapellfähigen Personen, das, auf eine Estrade vor[n] auf die Stufen des Altars gelegte Krucifix zur Erde geworfen, küssend anbeten. Der Augenblick, wo der Papst baarfuß (das heißt, nur mit Sandalen bekleidet) sich vom Throne erhebend, in andachtsvoller Stellung, und mit gen Himmel gerichteten Blicken, die Stufen hinabzuschreiten beginnt, um sich dem Krucifixe zu nähern, hat etwas ungemein Erhebendes: man erinnert sich noch heut zu Tage der Wirkung, welche Pius VI., der schönste und majestätischste Mann seiner Zeit, in diesem Augenblicke hervorgebracht haben soll. Nachdem der Papst, am folgenden Sonnabende, die gewöhnliche Messe in der Sixtinischen Kapelle gehört hat, findet am ersten Ostertage, in der Peterskirche eine jener drey Mal im Jahre wiederkehrenden großen Kirchenceremonien statt, welche unstreitig die imposantesten unter allen Feyerlichkeiten des römischen Gottesdienstes sind, ich meyne, die vom Papste in eigner Person gelesene Messe. Hat ja selbst Lessing diese Ceremonie für das erhabenste Schauspiel erklärt, welches dem fühlenden Menschen zu Theil werden könne. Eine ausführliche Beschreibung derselben würde zu viel Raum einnehmen, vielleicht sogar überflüssig seyn, da mehr oder weniger durch die ganze Christenheit ein ungefährer Begriff davon vorhanden ist. Erwähne ich daher nur einiger besonderer Umstände, welche am wenigsten bekannt seyn dürften. Der Papst liest die Messe am Hauptaltare, oder der sogenannten Confessione di s. Pietro, unter der Kuppel. Hier darf, außer ihm, kein anderer Priester celebriren. Wird er durch Krankheit verhindert, ein's der drey Hochämter, welche hier am ersten Oster-, Peters- und Pauls-, und am ersten Weihnachtstage statt finden, in Person zu halten; so ermächtigt er, statt seiner, einen Kardinal dazu. Die Bulle, worin dieß geschieht, wird jedesmal über dem Altare, am Baldachine, angeschlagen. Diesem links, und gegenüber sind zwey Throne errichtet; auf jenen sezt sich der Papst, so oft als er als celebrirender Priester handelt, diesen besteigt er in den Augenblicken, wo er als solcher nicht thätig ist. Ihm assistiren der erste Priester- und der erste Diaconus-Kardinal. Die Messe, am Ostertage bietet eine Eigenthümlichkeit dar, welche sie von den beyden andern unterscheidet: wann der Papst, vor dem Vaterunser, die Worte gesungen hat: Per omnia saecula saeculorum, dürfen die Sänger das gewöhnliche: Amen, nicht hinzusetzen. Dieser Gebrauch gründet sich auf das Wunder, welches unter Gregor VII. (in der katholischen Kirche der Große oder auch der Heilige genannt) statt gefunden haben soll. Man behauptet nämlich, es hätten, als einst der genannte Papst in der Laterankirche Messe gelesen, die Engel aus dem Himmel das Amen angestimmt. Während der Elevation ertönt von einem der, über dem Haupteingange befindlichen Balkons, also aus weiter Ferne, eine Harmoniemusik herab, welche durch die feyerliche Stille, welche in diesem Augenblicke, wo alle Anwesenden auf den Knieen liegen, herrscht, eine ungemeine Wirkung macht. Daß diese Musik eine gewöhnliche weltliche Melodie ist, nach der man tanzen könnte, muß billig in Erstaunen setzen. Nach der Messe begibt sich der Papst auf den großen Balkon der Peterskirche, um hier den Segen zu ertheilen. Am zweyten und dritten Ostertage (welche keine Festtage mehr sind) hört der Papst abermals Messe in der Sixtinischen Kapelle. Hier enden die geistlichen Funktionen der Osterwoche, welchen der Papst, nebst den Kardinälen und seinem übrigen geistlichen Hofstaate, beywohnen. Sie sind besonders für das Kardinalskollegium, dessen Mitglieder, mit geringen Ausnahmen, sämmtlich best bey Jahren sind, mit sehr ermüdenden Anstrengungen verbunden. Die drey finsteren Frühdienste sind die einzigen Ceremonien, welche kanonisch in der Sixtinischen Kapelle gefeyert werden müssen; dagegen können die päpstliche Messe am ersten Ostertage (gleich den beyden übrigen am Petrus- und Weihnachtstage), so wie alle päpstliche Kapellen (die Messen, welche der Papst öffentlich hält) an jedem Orte, wo er residirt, statt finden, auf dem Vatikane in der Sixtinischen Kapelle und auf Monte Cavallo in der dortigen Schloßkapelle, lezterer hat man gleichfalls den Namen der Sixtinischen gegeben.

(Der Beschluß folgt.)

Beylage: Literaturblatt Nr. 37.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Nro. III.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 10. Mai 1826.

Erleuchtet euern Geist, daß er
Stets stärker werd' und herrlicher;
Was irdisch ist, bleibt in der Zeit;
Der Geist reift für die Ewigkeit.

Die Bergpredigt Jesu.

(Fortsetzung.)

2 *).

„Habt Acht auf das, was ihr den Armen sendet,
Nicht vor dem Volke, vor der Menge spendet,
Auf daß ihr Blick betrachtend auf euch ruht!
Ihr habet anders keinen Lohn dort oben
Beym ew'gen Vater, den die Geister loben,
Der — ungesehen Gutes thut."

„Willst du dem Armen milde Gaben bringen,
Dann lasse nicht vor dir Posaunen klingen
In Schulen, Gassen, wie die Heuchler thun;
Auf daß die Menschen solche Großmuth preisen, —
Ihr Lohn ist hin, sie dürfen nach dem heißen
Drangvollen Tage nicht im Schatten ruh'n."

„Willst du den Sinn der Gütigkeit bewahren,
So laß die linke Hand niemals erfahren,
Was deine Rechte bringet dar,
Auf daß die milde Gabe sey verborgen,
Der Alles schaut am Abend und am Morgen
Wird dir's vergelten offenbar."

„Willst du zum ew'gen Vater beten,
Dann sollst du nicht an Gassenecken treten
Und in die Schulen, wie die Heuchler thun;
Auf daß die Menschen solche Andacht schauen, —
Ihr Lohn ist hin. Sie dürfen nach dem blauen,
Glanzvollen Tage nicht im Schatten ruh'n."

„Wenn du nun betest, geh' in deine Kammer,
Verschließ' die Thüre mit der sichern Klammer,
Dein frommes Herz sey dein Altar,
Und bete zu dem Vater still verborgen,
Der Alles schaut am Abend und am Morgen
Wird dir's vergelten offenbar."

„Und wenn ihr betet, machet nicht viel Worte.
Sie öffnen der Gewährung Pforte
Nur in der Heiden irrem Wahn.
Seyd nicht Nachahmer solcher Sitte,
Der Vater weiß Bedarf und Bitte,
Eh' sie sich seinem Throne nahn."

„Drum betet also: Vater über Sternen,
Dein Nam' sey heilig. Aus geheimen Fernen
Der Zeit, des Raumes komm' dein Reich.
Was wir bedürfen, gib für's Leben,
Vergib, wie wir den Schuldigern vergeben,
Dein Weltenherz schlägt warm und weich."

„Versuch' uns nicht. Du mögst vom Bösen,
Barmherziger, barmherzig uns erlösen.
Dein ist in alle Ewigkeit
Das Reich der Körper und der Geister,
Die Kraft, zu schalten drin als Meister
In wonnevoller Herrlichkeit."

„Vergebt ihr andern Menschen ihre Fehle,
Entlastet auch der Vater eure Seele
Von dem, was Böses ihr gethan;
Doch, wenn ihr andern Menschen nicht vergebet,
Was sie Verderbliches gestrebet,
Sieht euch der Vater nicht vergebend an."

*) Matth. 6.

„Wenn ihr nun fastet, soll der Blick nicht quellen
Von tiefem Leide, sollt ihr nicht verstellen
Das Angesichte, wie die Heuchler thun,
Auf daß die Menschen Solches sehn und preisen, —
Ihr Lohn ist hin. Sie dürfen nach dem heißen
Drangvollen Tage nicht im Schatten ruhn."

„Mit duft'gem Oel sollst du dein Haupt belasten,
Dein Antlitz waschen bey dem Fasten,
Daß Niemand Solches nehme wahr,
Dein ew'ger Vater, der verborgen,
Der Alles schaut am Abend und am Morgen
Wird dir's vergelten offenbar."

„Sammelt nicht Schätze auf der Erden,
Wo Rost und Motte sie verzehren werden
Und wo der Dieb nachgräbt und stiehlt;
Doch für den Himmel strebt nach Schätzen,
Die Rost und Motte nicht verletzen,
Wonach der Dieb den Boden nicht durchwühlt."

„Wo euer Schatz ist, ist auch euer Herze.
Das Aug' ist deines Leibes Kerze.
Wenn nun dein Auge hell und klar,
Wird auch im Licht dein Körper funkeln,
Doch ist es krank, weilt er im Dunkeln
Und nimmt der Sonne Glanz nicht wahr."

„Wenn nun das Licht in deiner Seele,
Dem stete Klarheit sich vermähle,
Wenn dieses in die Nacht versinkt,
Wie nächtlicher als tausend Mitternächte
Wird seyn der Finsterniß Geflechte,
Das sich alsdann um deine Seele schlingt."

„Niemand kann Zwey'n sich dienstbar zeigen:
Er wird sich liebend zu dem Einen neigen,
Der Andre wird von ihm gehaßt;
Er wird dem Einen treu zur Seite stehen,
Verachtend auf den Andern sehen, —
Nicht Gott und Mammon sey zugleich umfaßt."

„Drum sag' ich euch: Ihr sollt nicht ängstlich beben
Für Essen, Trinken um zu leben,
Und für den Leib um sein Gewand.
Ist nicht das Leben mehr als Speise,
Und nicht der Leib mehr auf der Pilgerreise,
Als jenes Kleid, das ihn umspannt?"

„Seht an die Vögel unterm Himmel!
Dort in der Luft ein fröhliches Gewimmel!
Sie streuen nicht den Saamen auf das Land,
Sie ernten nicht, wenn sich die Aehren bräunen,
Sie sammeln nicht in hochgebaute Scheunen,
Und dennoch nährt sie Gottes Vaterhand."

„Seyd ihr nicht mehr als sie? — Und wer vermöchte,
Wenn er's auch sorgend überdächte,
Des Leibes Maaß, von Gott gefügt,
Um eine Elle zu verlängen?
Und warum darf euch Angst die Brust beengen
Um's Kleid, das an die Brust sich schmiegt?"

„Schaut an die Lilien auf dem Felde!
Frey wachsend unter Gottes Zelte,
Arbeiten sie und sinnen nicht.
Ich sag' euch, daß auf seinem Throne
Nicht solche Pracht gestrahlt von Davids Sohne,
Als einer Lilie umflicht."

„Wenn nun der Ew'ge so die Blume kleidet,
Die heute blüht und süßen Duft verbreitet
Und morgen in dem Ofen glimmt,
Sollt' er nicht mehr noch euch bekleiden,
Kleingläubige, die Nahrung euch bereiten,
Eh' er die Klagen eurer Angst vernimmt?"

„Darum sollt ihr nicht ängstlich fragen:
Was essen wir an künft'gen Tagen?
Was ist, das unsre Lippe schlürft?
Wie werden wir den Körper kleiden?
Nach Solchem trachten nur die Heiden,
Der Vater weiß, daß ihr deß All bedürft."

„Am Ersten trachte fest und stille
Nach jenem Reiche euer Wille,
Das keine Leidenschaft versehrt;
Nach des Gerechten Wesen trachtet,
Von keiner Erdennacht umnachtet,
So wird euch alles dieß bescheert."

„Drum sorgt nicht für den andern Morgen,
Er hat für sich schon seine Sorgen,
Von dem Geschick ihm ausgewählt.
Es ist genug, daß einem jeden Tage
Im Frühroth sich die eigne Plage
Und in dem Abendroth vermählt."

(Der Beschluß folgt.)

Ueber die Revolutionen der Oberfläche des Erdballs von Cuvier.

(Beschluß.)

Erheben wir uns bis zu den Gipfeln der höchsten Gebirgsketten: bald werden jene Ablagerungen von Seethieren, jene unzähligen Muscheln seltener und hören endlich ganz auf; wir finden nun Schichten von ganz anderer Art, die keine Spur organisirter Wesen enthalten. Doch zeigt ihre Krystallisation, ihre Lagerung selbst, daß auch sie sich im flüssigen Zustande gebildet haben — ihre schiefe, zerworfene Lage, daß sie gewaltsam zerrissen wurden — die Art, wie sie schief unter den Muschellagen fortgehen, daß sie älter sind als diese — endlich die Höhe, zu der sie sich über die Muschellagen erheben, daß ihre Gipfel schon vom Wasser frey waren, als diese sich bildeten. Dieß sind jene großen Urgebirge, welche unsere Festlande nach verschiedenen Richtungen durchziehen, sich über die Wolken erheben und die Flußgebiete scheiden und mit ewigem Schnee bedeckt, die großen Frucht und Leben bringenden Wasserbehälter der Erde sind. Schon in der Entfernung erkennt das Auge an ihren scharfen Spitzen und kühnen Formen die Gewalt, die ihnen ihre jetzige Gestalt gab. Diese Zeichen treten deutlicher hervor, je mehr wir uns ihnen nähern. Die Thäler haben nicht mehr jene sanften Abhänge, jene gleichmäßigen Biegungen, die den Lauf eines Stromes andeuten, wie wir sie in den niedrigen Thälern finden. Sie erweitern und verengern sich ohne Regel; ihre Gewässer dehnen sich bald zu Seen aus, bald werden sie

Digitized by Google

zu reißenden Bergſtrömen, oder ſtürzen in Waſſerfällen von Felsdämmen herab, die ſich ihrem Laufe entgegenſtellen. Während ihre zerriſſenen Schichten auf der einen Seite ſcharfe Queerdurchſchnitte zeigen, bieten ſie auf der andern oft ihre ganze Fläche dar, ohne daß irgend eine Uebereinſtimmung in ihrem Streichen oder in ihrer Höhe zu finden wäre.

Allein mitten unter dieſer anſcheinenden Unordnung findet der aufmerkſame Forſcher dennoch eine gewiſſe Ordnung. Jene zerriſſenen Schichten zeigen eine gewiſſe Reihenfolge, welche in allen Urgebirgen beynahe dieſelbe iſt. Der Granit, der ſich über alle andern Gebirgsarten erhebt, dient auch allen andern zur Grundlage. Er iſt der älteſte Beſtandtheil dieſer Erde, er mag nun zuerſt von einer allumfaſſenden, auflöſenden Flüſſigkeit abgelagert worden, oder nach der Verdunſtung dieſer Flüſſigkeit zurückgeblieben ſeyn. Schieferartige Gebirgsarten lehnen ſich an den Granit und bilden die Seitenabdachung der großen Gebirge. Nach ihnen folgen die ältern Kalkgebirge, die keine Muſcheln enthalten und bilden die untern Stufen dieſer hohen Tempel der Natur. Auf ihnen endlich erzeugte die Flüſſigkeit zuerſt organiſche Weſen, Mollusken und Zoophyten, Korallen und Muſcheltiere. Man findet die erſten organiſchen Ueberreſte anfangs nur in geringer Zahl und weit zerſtreut zwiſchen den letzten Schichten der Urgebirge oder in dem ſogenannten Uebergangsgebirge. Das beginnende Leben ſcheint anfangs mühſam gegen die todte Natur gekämpft und nur allmählig den Sieg davon getragen zu haben.

Es läßt ſich demnach nicht läugnen, daß auch die höchſten Gebirge unſerer Erde einſt ſich in einem flüſſigen Zuſtande befanden — daß ſie, nachdem ſie ſich gebildet, noch lang mit einer Flüſſigkeit bedeckt waren, welche keine lebenden Weſen enthielt — daß auch dieſe Schichten der Erde, noch ehe ſie von lebenden Weſen bewohnt waren, durch gewaltſame Kataſtrophen ihre jetzige Geſtalt erhalten haben. Allein dieſe älteſten Schichten der Erde haben auch ſpäter, nachdem das Waſſer ſchon Thiere erzeugt, nachdem es ſchon die neueren Schichten abgeſetzt hatte, gewaltſame Veränderungen erlitten. Wir finden bedeutende Strecken von Urgebirgen mitten unter ſpäteren Ablagerungen und tiefer als viele von ihnen zu Tage gehen; wie wäre es erklärlich, daß ſie nicht von ihnen bedeckt ſind, als indem man annimmt, daß ſie zum Vorſchein gekommen ſind, nachdem jene ſchon gebildet waren. Man findet ungeheure Blöcke von Urgebirge auf der Oberfläche der neueren Ablagerungen in großer Entfernung von den Gebirgen, von welchen ſie losgeriſſen zu ſeyn ſcheinen; ſie müſſen entweder durch vulkaniſche Ausbrüche dahin geſchleudert oder von Waſſerfluten fortgeriſſen worden ſeyn, oder endlich die Tiefen und Höhen, welche ſich jetzt zwiſchen ihnen und den Urgebirgen finden, müſſen ehemals nicht vorhanden geweſen ſeyn. Alles dieß aber beweiſt, daß auch nach der Bildung der neueren Schichten die älteren gewaltſame Kataſtrophen erlitten haben.

Dieß ſind in wenigen Zügen die Erſcheinungen, welche die früheren Epochen der Geſchichte unſers Erdballes bezeichnen. Ihre Reihenfolge läßt ſich mit Sicherheit beſtimmen; ihre Dauer dagegen und ihre Zeit zu beſtimmen iſt unmöglich.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Bern, 30. April.

Mit den erſten Frühlingstagen beginnen bereits auch wieder jene freundlichen und fröhlichen Vereine von Schweizern aus den verſchiedenen Kantonen und Landſchaften des Bundesſtaates der Eidgenoſſenſchaft, die in ihren freyen Formen zuverläſſig für Eintracht und Gemeinſinn im Vaterland ungleich wichtiger und bedeutſamer wirken, als die in gezwungenen Formen und mit den oft genug engherzigen Aufträgen der Abgeordneten der Kantone alljährlich ſich verſammelnden Tagſatzungen. Die erſte von allen jenen Geſellſchaften, die zwiſchen Oſtern und Pfingſten jedes Jahr zuſammentretende helvetiſche Geſellſchaft, iſt auch unter allen noch wirklich beſtehenden die älteſte. Schinznach war ihre Wiege, in Olten verlebte ſie ihre Jugend, nach beſtandenen Stürmen im männlichen Alter war ſie nach Schinznach zurückgekehrt. Daſelbſt beſchloß ſie im vorigen Jahr: künftighin wechſelnd, das eine Jahr zwar weiterhin ihre Vereine in Schinznach zu begehen, das andere hingegen, ſey es der weſtlichen, ſey es der öſtlichen Kreuze ſich zu nähern, und in Folge dieſes Beſchluſſes ward der ſchöne Bernniſche Marktflecken Langenthal für den Ort und der 26. April für den Tag der dießjährigen Verſammlung feſtgeſetzt. Ungeachtet der rauhen Witterung, die auf eine Reihe milder Frühlingstage ſich wieder eingeſtellt hatte, waren auf jenen Tag bey hundertzwanzig Mitglieder und Gäſte eingetroffen. Heinrich Peſtalozzi, der ehrwürdige Greis, war Vorſtand des Jahres. Zu Schinznach hatte er vor einem Jahr, ſeine Wahl annehmend und verdankend, geſagt: „Ich bin alt; mein Blut zwar noch warm, aber die Nerven ſind ſchwach. Schenkt mir Gott noch ein Jahr, nun ſo will ich dann zu Euch reden, wie's mir um's Herz iſt, von Vaterland und Erziehung, denen ich mein ganzes Leben gewidmet habe. Nun ſprach er dann, ſeinem Herzen in drittthalbſtändiger Rede freyen Lauf laſſend, von Vaterland und Erziehung; er ſprach von den in ſeinem langen Leben geſammelten Erfahrungen und nach den daraus gewonnenen Ueberzeugungen, vom Vaterland in der alten und in der neuen Zeit, von deſſen Gebrechen und ihrer Heilung, von Herſtellung altſchweizeriſcher Kraft, Ehrenfeſtigkeit, Biederkeit, Mäßigkeit, Einfalt, und vor Allem von ſeiner auf jene Tugenden und die daraus hervorgehende Selbſtſtändigkeit der großen Volksmehrheit zu begründenden Freyheit und Wohlfahrt, die nicht prahlt und glänzt, aber beglückt und veredelt; er bot das hehre Vorbild des alten ſchweizeriſchen Volkslebens zur Anſchauung dar, und er ſchloß mit dem Worte: „Ich bin mit Gefühl in eure Mitte getreten, und es iſt wahrſcheinlich das letzte Mal, daß ich dieſe Verſammlung beſuche. Ich wollte deßwegen von Allem, was ich nach meinen Anſichten für das Vaterland zu wünſchen nothwendig und würdig fand, in dieſer Stunde ein Wort verſchweigen." Wenn aber, ſetzte er bald nachher hinzu, Gott mir das Leben noch länger ſchenkt, ſo gebe ich Euch mit jedem Jahre noch einen Beytrag von meinen Arbeiten für Volkserzie-

Digitized by Google

sung und Vaterlandswohl, das nur auf jene gegründet seyn kann. — Ein Auszug seiner Ideen über die früheste Menschenbildung von der Wiege an bis in's sechste und siebente Lebensjahr — dessen Vorlesung die drängte Zeit nicht gestatten konnte, soll den diesjährigen Gesellschaftsverhandlungen beygedruckt werden. Ebenfalls soll die mit vielfacher Theilnahme angehörte Denkschrift des Luzernschen Staatsraths und vorjährigen Vorstands der Gesellschaft des Hrn. Eduard Pfyffer, auf den jüngst verstorbenen vortrefflichen Eidgenossen, den Stadtpfarrer Thaddäus Müller von Luzern, in denselben erscheinen. Auch dieser nun verewigte Mann war vor wenigen Jahren Vorstand der helvetischen Gesellschaft gewesen, und seine im Jahr 1821 gehaltene Rede hatte den Geist ächter Duldsamkeit oder derjenigen Religionsfreyheit gepriesen, der den abweichenden Konfessionsbekennern im gemeinsamen Vaterlande heilbringend und ziemend ist, indem er vor Allem dem, was die neueste Zeit, jenen Widerstrebend oder sie Gefährdendes herbeyführte, ernst und nachdrucksam warnte . . . Dem Frohsinn bey der Tafel mischte sich tiefe Rührung bey, als Vater Pestalozzi's Lebehoch ausgebracht, und die dem ehrwürdigen Greis durch den gemüthvollen Fabeldichter Frölich in Brugg dazu geweihten Strophen gesungen wurden. Es sind dieselben folgende:

Sieh, Deine Söhne stehn um Dich
Nimm an den Ehrensang
Für alles, was Du uns gelehrt,
Durch bittre Leiden unbekehrt,
Ein Erdeleben lang.

Allein aus jener Frommen Bund
Bleibst Du uns noch zurück,
Zu sehen, wie sich Eure Saat
In Frost und Sturm erhalten hat,
Und grünt zum Landesglück.

So wirst Du immer um uns seyn,
Ein tröstliches Gesicht;
Du sagst: „So kurz auch unsre Frist,
Wenn sie nur Gott geweihet ist,
Fehlt auch der Segen nicht."

Und wenn auch uns die Jugendkraft
Und manches Glück verblüht;
Für Vaterlandes Wohl und Schmerz
Bleib uns doch stets Dein liebend Herz,
Dein ewig jung Gemüth!

Mit Thränen im Auge und von Rührung gebrochner Stimme dankte der silberhaarige Greis, und er empfahl den eidgenössischen Freunden unverwelkliches Andenken an den edeln Müller von Luzern. Ein an die Versammlung ausgetheilter herzergreifender Aufruf von Heinrich Zschokke zu neuen menschenfreundlichen und christlichen Anstrengungen für des bedrängten Griechenlands Rettung, veranlaßte den Staatsrath Pfyffer in ergreifender Rede die eidgenössischen Freunde einzuladen, ihre Herzenswünsche für den Sieg der Griechen in dem heiligen Kriege gegen Barbarey und Despotism mit wohlthätiger Unterstützung wirksam zu erweisen. Obwohl so mancher der anwesenden Eidgenossen seine Gaben für die hehre Bestimmung zu Hause wiederholt schon dargebracht hatte, fiel doch auch dießmal ein nicht unbedeutsamer Ertrag der gesammelten Kollekte, die dem Central-Griechenverein in Zürich zur Verwendung übersandt ward. Nochmals wählte sich die Gesellschaft, nachdem sie eine sehr ansehnliche Zahl junger Schweizer in ihre Mitte aufgenommen hatte, eines ihrer älteren Glieder, den hochherzigen Eidgenossen und erleuchteten Priester, den Chorherrn und Pfarrer an der katholischen Gemeinde in Aarau, Hr. Alois Vock von Sarmenstorf, zum Vorstand für das nächstkommende Jahr.

Rom, 26. März — 2. April.

(Fortsetzung.)

In der Peterskirche werden die drey finsteren Frühdienste in der Cooperkapelle gehalten, und zwar an denselben Tagen und zu derselben Stunde, wie in der Sixtinischen. Die Ceremonie ist hier ganz dieselbe, ausgenommen, daß das Kapitel die Psalmen und Lectionen absingt, und den Sängern nur der Vortrag des eigentlichen Miserere und der in canto figurato gesungenen Lamentation übrig bleibt, während in der Sixtinischen Kapelle den päpstlichen Sängern der ganze Dienst anheim fällt, und Papst und Kardinäle hier ganz unthätig bleiben. Die drey Misereres in der Peterskirche sind von Guglielmi (dem Vater, 1804 verstorben), von Zingarelli (früher Kapellmeister an der Peterskirche, jetzt königlichem Kapellmeister in Neapel) und von Fioravanti (dem berühmten Komponisten der Cantatrici Villane u. s. w., und jetzigem Kapellmeister an der Peterskirche). Das moderne Urtheil erhebt das Guglielmische Miserere nicht allein über die beyden andern, sondern selbst über viele andere gleichartige Produkte der neueren Zeit; ich habe darin nie etwas Anderes, als eine schätzungswerthe Arbeit im modernen Style, aber ohne allen Anspruch auf Vergleichung mit den klassischen Arbeiten des sechszehnten Jahrhunderts, finden können. Am Donnerstage Abend findet die Einweihung der Altäre statt. Die hölzernen Spottdrüschel, welche zu dieser Ceremonie gedient haben, werden unmittelbar darauf am Eingange der Sakristey von den dazu bestellten Weibern, nicht ohne einigen Lärmen, zu den Meistbietenden verkauft. Am folgenden Freytag Morgen begibt sich, nach der Messe in der Sixtinischen Kapelle, das Kardinalskollegium, und am Abend, wie oben gesagt, der Papst hierher, um die Reliquien anzubeten. Am Sonnabend Morgen wird die Einsegnung des Wassers und des Feuers im Portikus der Kirche vorgenommen.

Während in den übrigen größeren Kirchen mehr oder weniger dieselben Ceremonien gefeyert werden, bietet die griechisch-armenische Kirche (an der Tiber unter dem Palatinischen und Aventinischen Berge, jetzt di s. Madonna Egiziaca benannt, vermeintlich der antike Tempel des männlichen Glücks, von Servius Tullius erbaut) eine der größten religiösen Sonderbarkeiten dar, welche irgend auf der Welt gefunden werden können. Dieß ist die große Messe, welche dort am Sonnabend Nachmittage gefeyert wird. Die heutige Mode will, daß nicht allein die Fremden, sondern auch alle hiesigen Einwohner vom guten Tone, eine Wallfahrt nach dieser entfernten Gegend anstellen müssen, um derselben beyzuwohnen. Da das dortige Stadtviertel zu den verfallensten, und die Kirche zu den kleinsten von ganz Rom gehören; so entsteht aus dem Zuströmen der Equipagen auf dem Platze und aus dem Gedränge der Menge in der Kirche ein Scandal, welcher mit nichts zu vergleichen ist, als mit der Inderenz des Jubels, in welchen die Anwesenden von der Sonderbarkeit der Messe versetzt werden. Es gibt den lobenswürdigsten Beweis von der Duldsamkeit der hiesigen Regierung, daß sie diesen Gottesdienst, trotz der seltsamen Scenen, welche dabey vorfallen, und welche das halbe Dutzend dort wachhabender Gensdarmen vergebens zu unterdrücken strebt, nicht schon längst untersagt hat. Dies die Ceremonien der Charwoche, welche in der Kirche statt finden.

(Der Beschluß folgt.)

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Nro. 112.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Donnerstag, 11. Mai 1826.

Geheimnißvoll am lichten Tag
Läßt sich Natur des Schleyers nicht berauben,
Und was sie deinem Geist nicht offenbaren mag,
Das zwingst du ihr nicht ab mit Hebeln und mit Schrauben.

Goethe.

Schlangenbiß und Heilmittel dagegen.

Unzählige Schlangen machen die ganze Provinz Guayaquil sehr unsicher, und es werden dort oft Menschen und Thiere von ihnen gebissen. Die Einwohner besitzen aber Heilmittel und selbst spezifische Gegenmittel für den Biß von einigen derselben. Der Patient muß häufig Olivenöl trinken, man schröpft seine Wunde und legt verkalktes Hirschhorn darauf. Aber das sicherste, den Eingebornen bekannte Heilungsmittel sind die Blätter einer Kriech-Pflanze, Huaco genannt, welche in den Wäldern wächst, und deren Blätter zu einem Teig geknetet werden, welche man in kleine Tafeln von der Größe eines halben Kronenthalers schneidet und dann im Schatten trocknet. Derjenige, der von einer Schlange gebissen worden, nimmt eine von diesen kleinen Tafeln in den Mund, kauet sie so lange, bis sie ihren bittern Geschmack verloren hat, indem er zugleich seinen Speichel verschluckt. Der Patient wird dann in's Bad geführt und seine Wunde mit dem gekauten Kraute verbunden, welches seine Wiedergenesung bewirkt, die sich anfänglich durch einen häufigen Schweiß äußert. Ich selbst wurde bey meinem Aufenthalte in Esmeraldas von einer Korallschlange in die Hand gebissen, deren Biß, wenn er nicht gleich geheilt werden kann, für tödtlich gehalten wird; ich fühlte ein schmerzhaftes Brennen in der Nähe meiner Wunde, welches sich nach und nach über das ganze Glied verbreitete und von einem sonderbaren Gefühle, als ob ein schweres Gewicht mir an der Hand hinge und mich sie in die Höhe zu heben hindere, begleitet wurde. Einer von den Eingebornen, der gerade bey mir war, gab mir auf der Stelle eine Tafel Huacokraut, rieth mir, sie zu kauen, und fing an, meine Hand zu drücken und die Wunde auszupressen; nach fünf Minuten nahm mein Schmerz ab, und der bittere Geschmack des Krautes war vergangen. Ich badete mich in dem Flusse und legte mich in einem Kahne nieder, in welchem man mich mit einem Poncho bedeckte und nach meiner Wohnung brachte, welche ungefähr vier Meilen von dem Orte lag, wo mir das Unglück begegnet war. So lange ich in dem Kahne blieb, schwitzte ich sehr häufig, und noch viel mehr, nachdem ich mich zu Bette begeben, der Schmerz in meiner Hand wurde viel milder, aber ich fühlte eine allgemeine Steifheit und Schwäche in meinen Gliedern und einen Ekel vor Nahrung. Ich trank ein großes Glas voll Mandelmilch und schlief eine Stunde lang; beym Erwachen war ich in fieberhaftem Zustand, meine Zunge dürr und hart und ich war einige Tage lang sehr krank. Ich behielt immer einen Kürbisumschlag auf meiner Hand, und die Wunde fing den vierten Tag zu eitern an, nach welchem ich allmählig besser wurde. Diese ganze Zeit über war ich in großer Angst wegen meiner gefährlichen Lage, ob ich gleich von den Eingebornen versichert wurde, daß vier-und-zwanzig Stunden nach dem Bisse nichts weiter zu befürchten wäre. Ich fühlte über vierzehn Tage die Folgen des giftigen Bisses des Ungeziefers, welches von den Eingebor-

Digitized by Google

nen auf der Stelle erlegt und nach meiner Wohnung gebracht worden war. — Das Huacokraut habe ich selbst nie wachsen, aber wohl aus dem Walde bringen sehen; die Blätter sind ungefähr dritthalb Zoll lang, und einen halben Zoll breit; die obere Seite ist dunkel-grün mit purpurnen in die Länge laufenden Adern, glatt und dicht gewebt. Die untere ist von dunkel-purpurner Farbe; die Blätter wachsen einzeln und auf entgegengesetzten Seiten des Stengels paarweise einander gegenüber. Ich habe nie dessen Blüthe gesehen, und ich erfuhr von den Eingebornen, die ich darüber befragte, daß es keine Blüthen habe, und daß sie nie dergleichen daran bemerkt hätten.

(Der Beschluß folgt.)

Die Bergpredigt Jesu.

(Beschluß.)

3 *).

„O richtet nicht, auf daß man euch nicht richte,
Denn wie, mit welcherley Gerichte,
Ihr richtet, wird auch euch gethan;
Dasselbe Maaß, womit ihr messet,
Euch in des Stolzes Trunkenheit vergesset,
Dasselbe Maaß legt man euch an."

„Darfst du in Bruders Aug' den Splitter finden,
Und willst den Balken nicht ergründen,
Der deines Auges Stern umgibt?
Und darfst du um den Bruder dich bemühen:
Den Splitter will ich aus dem Aug' dir ziehen!
Indeß ein Balken deine Blicke trübt?"

„Du Heuchler sollst vor Allem dich bestreben,
Dem eignen Auge Glanz zu geben,
Es von dem Balken zu befreyn;
Dann magst du an den Splitter denken,
In Bruders Aug' dein Auge darauf lenken
Und Freundesrath und Dienst ihm weihn."

„Gebt nicht das Heilige den Hunden!
Was ihr zur Perlenschnur gewunden,
O werft es nicht den Schweinen hin!
Daß sie es nicht mit ihrem Fuß zertreten,
Auf euch sich wenden, euern Angstgebeten
Zum Trotz euch blutend niederziehn."

„Bittet ihr Menschen, so wird euch gegeben,
Suchet, in Finden wandelt sich Bestreben,
Klopft an, so wird euch aufgethan;
Denn wer da bittet, wird empfangen,
Und wer da suchet, wird erlangen,
Wer anklopft, dem wird aufgethan."

„Wo ist der Mensch, der seinem Sohne,
Wenn er um Brod ihn fleht, mit Hohne,
Kalt wie der Stein, den Stein ihm reicht?
Und wenn er fleht: Vater, von jenem Fische!
Ihm eine Schlange gibt, die mit Gezische
Und giftig langsam durch die Wälder schleicht?"

„Da ihr mit sündenvollem Leben
Den Kindern gute Gaben wißt zu geben,
Um wie viel mehr wird Gottes Hand
Aus seinen Himmeln Gaben niederstreuen,
Wenn Menschen sich in ächten, stillen Treuen
Und im Gebet zu ihm gewandt?"

„Was ihr nun wollet, daß man euch erweise,
Thut es auch Andern auf der Reise
Durch dieses arme Pilgerland.
So ließ der Ew'ge Mosis Lippe reden,
So klang die heil'ge Stimme der Propheten
Von manchem Hügel, manchem Uferrand."

„Geht durch die enge Pforte! Denn es weitet
Die Pforte sich, die Straße breitet
Sich mächtiglich, die zum Verderben führt.
Drauf wandern Viele. Und wie eng die Pforte,
Wie schmal der Weg, leitend zum sel'gen Orte;
Von Wenigen nur ausgespürt!"

„Nehmt euch in Acht vor trüglichen Propheten,
Die in des Schafes Kleide zu euch treten,
Doch innen gier'ge Wölfe sind.
An ihren Früchten lernt ihr Wesen.
Kann man auch Trauben von den Dornen lesen,
Vom Distelbusch die Feige, süß und lind?"

„Also ein guter Baum bringt gute Früchte;
Der schlechte macht die Hoffnungen zu nichte.
Aus seiner Blüthe keimt die schlechte Frucht.
Ein guter Baum kann nicht das Schlechte bringen,
Vom Schlechten kannst du Gutes nicht erringen,
Vergebens ziert er Berg und Felsenschlucht."

„Ein jeder Baum, von dessen Zweigen
Sich keine guten Früchte neigen,
Traulich umrauscht vom Abendwind,
Wird abgebauen mit gewalt'gem Schwunge,
Es leckt um ihn des Feuers gier'ge Zunge.
An ihrer Frucht erkennet, was sie sind."

„Es wird nicht Allen mit dem Worte:
Herr, Herr! sich aufthun jene Pforte,
Draus aller Sonnen Sonne strahlt.
Die meines Vaters Willen gern vollbringen,
Ihr Ringen ist des Ziels Erringen,
Deß Morgenroth der Erde Saum bemalt."

„An jenem letzten aller Tage
Wird Mancher nahen mit der Frage:
Hab' ich nicht, Herr, auf meiner Lebensbahn
In deinem Namen Künftiges beschrieben,
In deinem Namen Teufel ausgetrieben,
In deinem Namen manche That gethan?"

„Dann werd' ich ihnen frey bekennen:
Ihr dürft euch nicht die Meinen nennen.
Weicht von mir, die ihr Böses thut.
Darum, wer folgt den aufgesteckten Zeichen,
Er ist dem weisen Manne zu vergleichen,
Deß Haus auf Felsengrund geruht."

---

*) Matth. 7.

Digitized by Google

„Der Regen fiel, es rollten rings die Flüsse,
Die Winde stürmten in die Regengüsse
Und stießen mächtig auf das Haus.
Erloschen war der Sterne Schimmer.
Doch sank es nicht in Schutt und Trümmer,
Es hielt gerührig auf dem Felsen aus."

„Wer diese meine Rede höret,
Und seine Seele von ihr kehret,
Und was sie anbefiehlt, nicht thut,
Nicht folgt den aufgesteckten Zeichen,
Er ist dem Thoren zu vergleichen,
Deß Haus auf leichtem Sand geruht."

„Der Regen fiel, es rollten rings die Flüsse,
Die Winde stürmten in die Regengüsse
Und stießen mächtig an das Haus.
Erloschen war der Sterne Schimmer,
Da sank das Haus in Schutt und Trümmer,
Und donnernd scholl es in die Nacht hinaus."

Und es begab sich, als der Herr vollendet,
Der Lehre Brod den Hungrigen gespendet,
Erstaunte sich das Volk ob solchem Wort.
Denn allgewaltig tönten seine Reden,
Nicht gleich der Pharisäer Prunkgebeten
Und tönen allgewaltig fort und fort.

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, 15. April.

Ein glücklicher Umstand kommt uns zu Hülfe, da wir eben von den Gastrollen der Mad. Brede sprechen wollen, und überhebt uns mancher beschwerlichen Weitläuftigkeit, in die wir verfallen müßten, wenn wir aus eignen Mitteln alles sagen sollten, was bey diesem Anlaß nothwendig zu sagen wäre. Eben erscheint das zweyte Bändchen der dramaturgischen Blätter von Ludwig Tieck, und dieses köstliche, durch Sachinhalt und geistvolle, lebendige Darstellung so überaus reiche Buch gibt so treffende Erörterungen über den Gegenstand, der hier auch der unsre seyn muß, daß wir uns jener, indem wir uns auf sie berufen, jezt anstatt eigner bedienen können. Tieck nämlich stellt, im Gegensatz unsres jetzigen fast allgemeinen, und hier besonders merkbaren, Theaterverfalls, ein klares Bild dessen auf, was das deutsche Theater, den Forderungen wahrer Kunst und des wahren Nationalcharakters gemäß, in seiner schönen Zeit von 1773 bis 1790 werden wollte, bevor noch der leere Prunk einer schlechten, verkünstelten Deklamation und die eitle Pracht der Dekorationen und Kostüme uns auf den trostlosesten Irrweg geführt, von welchem unsre besten Talente nicht frey geblieben, aber alle guten in ihren besten Momenten mit Macht zurückstreben. Das Ausführlichere hierüber muß bey dem Verfasser selbst nachgelesen werden; uns genügt hier, seine Auseinandersetzung zu benutzen, um durch wenige Worte unser Urtheil über Mad. Brede verständlich auszudrücken. Diese treffliche Künstlerin gehört durchaus jener neuen Theater an, welches Tieck schildert und fordert, und zwar leider nirgends mehr als ein Ganzes findet, aber doch in vielen zerstreuten Talenten und einzelnen Richtungen noch fortdauern und wiederaufleben sieht. Von jener Schule, wie Tieck das Ganze jener Bildungszeit, die einen Schröder als Schauspieler, und einen Lessing als Kritiker aufwies, mitunter nennt, hat unsre Künstlerin zwar kaum die lezten verschwindenden Spuren noch erblicken können, aber ein glückliches Naturell und verständige Einsicht haben für sie reichlich gethan, was der Ueberlieferung nicht mehr möglich war. Sie ist dem Gezwungenen, Verdrehtbestigen, Falsdeklamatorischen unsrer heutigen Art völlig fremd; sie hat dafür das Natürliche und Charakteristische jener bessern Gattung, und dieß in solch gemäßigter, edler Kunst, daß hohe Würde, vornehmer Anstand und künstlerische Feinheit, die man der lezteren Gattung im Allgemeinen vielleicht weniger zuschreiben möchte, nicht schöner auf der Bühne erscheinen können! Wer unser Urtheil befangen und zu sehr von der Künstlerin eingenommen glauben möchte, dem wünschten wir nur, die vorgestrige Rolle derselben als Königin Elisabeth in dem Schauspiel Kenilworth gesehn zu haben, aber noch zu sehn! Haltung, Blick, Ton, Sprache und Geberde bildeten ein harmonisches Ganze von herrscherlicher Natürlichkeit, und dieser Charakter war gleichsam das Metrum, in dem sich die menschlichen Leidenschaften nur um so reicher bewegten und ausdrückten, wie ja auch dem ächten Dichter das Sylbenmaß nicht Fessel, sondern Schwinge wird. So haben wir diese Elisabeth noch nicht darstellen sehn, was wir bisher als solche gesehn, tritt fern in den Schatten zurück. Wie ließe sich auch ein gedehntes, schwerfälliges, und doch schwaches Deklamiren mit diesem raschen, kräftigen und doch gemessenen Spiel vergleichen! Die Königin und die Frau, die ehrgeizige Herrschaft und die eifersüchtige Liebe, waren hier nie getrennt, und besammen heben sie einander nur, statt sich wechselsweise zu unterdrücken, wie wir bey Andern sehn müssen. Die andre Rolle, in welcher Mad. Brede auftrat, war die der Zarewna in den Fürsten Chawansky, eine Rolle von ungefähr gleichem Inhalt, wie jene der Elisabeth, aber von sehr verschiedenem Charakter, und ungleich größerer Kraft. Hier stellen wir Mad. Brede nicht so entschieden über, aber desto sicherer neben die große Künstlerin, die wir vor ihr in dieser Rolle gesehn haben; sie gab, wie es der Eigenthümlichkeit des Talents und der Persönlichkeit gebührt, eine andre Seite jener Heldin, und diese verlor nichts dabey, in ihrer Wildheit mit mehr Grazie dargestellt zu werden. Mad. Brede, deren Organ, seitdem wir sie zuletzt in Wien gehört haben, beträchtlich an Stärke gewonnen hat, ist im Tragischen unstreitig jezt eine so vollendete Schauspielerin, als sie es bisher schon längst im Lustspiele war. Wir hören zwar, daß Manche, vielleicht verwöhnt durch die Eindrücke, welche der Machtstimme einer Schröder — aber wem auch außer ihr? — zu Gebote steht, ein noch kräftigeres Organ wünschen, doch, wie uns dünkt, ohne Noth. Ihre Stimme ist kraftvoller, als die der meisten Schauspielerinnen, die wir hören, sie hat den Vorzug der Klarheit und Sicherheit in höherem Grade, als wir es hier gewohnt sind; die Forderung der Kraft ist übrigens sehr relativ; die berühmte Unzelmann-Bethmann liese Gefahr in unseren Tagen: wenn sie nicht mit gepreßter, überkünstelter Deklamation einige Schwächlichkeit verbände, für schwachstimmig zu gelten! Wir hoffen Mad. Brede noch in mehreren tragischen Rollen, und auch noch im Lustspiele zu sehn. Dann möge sie doch aber auch bessere Stücke wählen, als die obigen beyden, die zwar Gelegenheit geben ein reiches Spiel zu entfalten, aber an und für sich tief unter dem Mittelmäßigen stehn; sie sind in unserer dramatischen Literatur doch nur Karikaturen. Mad. Brede spielte beyde Mal unter ungünstigen äußerlichen Umständen; ihr erstes Auftreten war an Einem Tage mit einem großen Konzert angesetzt; dieß wurde zufällig verschoben, aber jenes auch, beyde wieder auf denselben Tag. Die zweyte Vorstellung traf abermals mit einem Konzert und mit einem Hoffeste zusammen. Das Publikum zeigte aber beyde Mal, daß neben der großen, verwilderten und verbildeten Menge, die unsere

Theater füllt, auch noch in vielen Theaterfreunden ein besserer Sinn und höhere Kunsteinsicht fortbesteht, die von den Direktionen und den ihnen folgenden Schauspielern und Rezensenten noch nicht zu dem Irrwege fortgerissen werden, auf welchem Tieck den Untergang unserer nationalen Bühne für unvermeidlich hält. Mad. Brede erhielt in beyden Rollen den verdienten lauten Beyfall, und was bey uns Norddeutschen fast noch mehr sagen will, während ihres ganzen Spiels die gespannte aufmerksame Stille und leisen Bravo's, die unserm Theater immer seltner werden. Wir hören am Schlusse, daß Mad. Brede nächstens als Sappho auftreten wird. Nächstens wird Eßlair hier erwartet, und nach Einigen auch Anschütz. Wir wollen sehen, wie Beyde sich dießmal zu unserm Publikum verhalten, dem man leider das große tragische Heldenspiel seit vielen Jahren so sehr vorenthalten hat, daß es dessen fast entwöhnt worden, und, indem es sich mit geringerem begnügt, stets das Beste zu haben meynt. — Rr.

Rom, 26. März — 2. April.

(Beschluß.)

Die Stadt bietet während der Charwoche einige Sonderbarkeiten dar, welche nicht minder interessant sind. Die merkwürdigste davon ist, daß von Donnerstag früh eilf Uhr bis Sonnabend um dieselbe Zeit keine Uhr und keine Glocke schlägt. Hieraus entsteht eine Stille und aus dieser wieder, ihrer Ungewöhnlichkeit wegen, eine Unbehaglichkeit, welche sich eben sowohl der Einheimischen, als der Fremden bemächtigt; an das stete Glockengeläute gewöhnt, welches einem, selbst Nachts, das ganze Jahr hindurch in die Ohren tönt, glaubt man plötzlich für achtundvierzig Stunden taub geworden zu seyn. Es ist keine Uebertreibung, wenn ich sage, daß während dieser Zeit die Menschen wie auf den Kopf geschlagen herumgehen, ohne sich selbst Rechenschaft davon zu geben. Das dunkle Gefühl dieser Unbehaglichkeit abgerechnet, mischt sich bey der arbeitenden Klasse, welche keine Uhren hat, noch das Interesse mit in's Spiel; die Ungewißheit über die Zeit setzt sie, gegen Mittag und Sonnenuntergang, in eine so peinliche Lage, daß sie wie in der Irre sind, mit den Köpfen an einander stoßen, und daß man aus den Häusern, aus den Arbeitsboutiken und von den Straßenecken her nichts als die Frage erschallen hört: „Quanto manca ancora a mezzogiorno, alla notte (a Avromaria)?“ Wo sich Jemand mit einer Uhr blicken läßt, da stürzen sie über ihn her, um nach der Mittagszeit zu fragen; selbst die Dachdecker spüren von den Häusern auf die Gasse herab, um eine Uhrkette ansichtig zu werden. Sagt man ihnen, Mittag sey bereits vorüber, so geht die Uhr gut. Im entgegengesetzten Falle heißt es: „Bello mio, lei ritarda di molto.“ So wird es begreiflich, wie am Sonnabend Morgen, eine Stunde vor Mittag, wo die Glocken wieder losgelassen werden, ein Jubel entsteht, als wäre die Stadt von einer wirklichen Calamität befreyt. Das Signal wird von der Engelsburg herab mit drey Kanonenschüssen gegeben, und im Nu hebt von allen Thürmen, Kirchen, Bethäusern und Kapellen das Geläute an, wobey sich die Glöckner, welche während achtundvierzig Stunden geruht haben, zur Entschädigung dergestalt angreifen, daß man mit gebücktem Haupte durch die Straßen geht, glaubend, die Glocken werden einem über dem Leibe herfallen. Zu gleicher Zeit stürzt Alt und Jung aus Häusern und Boutiken mit Flinten, kleinen Mörsern und Pistolen hervor, und thun Freudenschüsse; ja die Bettler kaufen sogar für einen halben Bajocco Pulver und lassen es auf den Straßen in Sandrinnen auffliegen.

Des Herumlaufens der Kirchenknaben in den Gassen mit der hölzernen Schnarre am Donnerstage, um das Rachegeschrey der Juden nachzumachen, habe ich schon erwähnt. In allen Ländern ist dieses junge Volk als ein Haufen loser Vögel bekannt, welche keine Gelegenheit vorbey lassen, wo sie einen Schabernack ausüben können. In besonderm Rufe stehen hier die aus der Peterskirche, wo ihre Anzahl am größten, ihr Unterhalt am vorzüglichsten, und ihr Charakter folglich am ausgelassensten ist. Um nur einen Zug anzuführen: ich habe ein halbes Dutzend von ihnen nach dem Tode Pius VII., im Augenblicke, wo die Kardinäle sich aus der Heiligengeistmesse in die Kongregation begaben, und für einige Minuten in der Sakristey verweilten, zwischen ihnen und ihren Gewändern Versteckens spielen sehen. Was Wunder, daß sie sich der Gelegenheit des Schnarrens zu Nutzen machen, um ihren Frohsinn auch einmal im Freyen auszulassen. Ein's ihrer gewöhnlichen Späßchen besteht darin, daß sie sich leise hinter einen Haufen Leute, welche im Gespräch mit einander begriffen sind, schleichen und dann plötzlich die Schnarre ertönen lassen, worauf jene nicht selten vor Schrecken über einander herstürzen, als wäre der böse Feind unter sie gefahren.

Daß sich am Sonnabend um Mitternacht die Fasten enden, ist eine bekannte Sache. Unbeschadet der Religiosität, welche sich mit Recht in den Römern voraussetzen läßt, da sie das Glück haben, die Aufmunterung dazu aus der ersten Hand zu empfangen, kann ich so viel versichern, daß sie die Sonnabendnacht mit nicht geringer Freude herannahen sahen. Die Duldsamkeit der katholischen Kirche, welche, wenn sie von der einen Seite schwere Pflichten auferlegt, von der andern Seite der Freudenbezeigung über die Entbehrung derselben keine Fesseln anlegt, läßt dem Jubel, welche das Volk über das Ende der Fasten zeigt, freyen Lauf. So kömmt es, daß schon mit Anbruch des Freytag Abends den Fettboten erlaubt ist, nicht allein alle Arten von Schinken und Schlackwürsten öffentlich auszuhängen, sondern auch ihre Buden auf das Glänzendste auszuschmücken und zu erleuchten, obgleich der gesetzliche Verkauf derselben bis auf die Sonnabendmitternacht verschoben bleibt. Denn ist es eine Freude, zu sehen, wie das Volk in Haufen herbeystürzt, um in die Buden zu gaffen, und mit lechzenden Zungen und zitternden Lippen mit den Augen die Leckerbissen zu verschlingen, auf welche ihr Gaumen schon neun- und dreyßig Tage Verzicht geleistet hat, und welche er sich noch für abermalige vier- und zwanzig Stunden versagen muß.

Schließe ich mit einer Eigenthümlichkeit der Charwoche, welche die Protestanten in das größte Erstaunen versetzt. Es ist dieß der sonderbare Umstand, daß weder der grüne Donnerstag, der freylich auch in den lutherischen Kirchen nur ein halber Festtag ist, noch der stille Freytag als Feyertage gelten, sondern daß an beyden alle bürgerliche Geschäfte betrieben werden, wie an den übrigen Arbeitstagen in der Woche. Freylich findet dieser Gebrauch auch in den übrigen katholischen Ländern statt, fällt dort aber weniger auf als in Rom, weil hier gleichsam die Typen für alle Religionsgebräuche aufgestellt sind. Sonderbar dabey ist, daß die Kardinäle trotz dem in der ganzen Woche nicht in ihrem Purpurgewande, welches als religiöses Prunkkleid zu betrachten ist, erscheinen dürfen, sondern sich des gewöhnlichen violettenen Kleides bedienen müssen. Doch sind ihnen die rothen Strümpfe, der rothe Hut und das rothe Schweißbäubchen (succhetto) erlaubt.

Beylage: Kunstblatt Nr. 38.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Nro. 113.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, 12. Mai 1826.

Ueberall und in allen menschlichen Angelegenheiten sind Mißbräuche.

George Johnstone.

England und Amerika.

Die Sparsamkeit der Amerikaner ist ein großer, wichtiger Gegenstand für unsere Nachahmung. Der Gehalt des Herrn Bagot, des vorigen englischen Gesandten, war größer als der des Präsidenten der Vereinigten Staaten. Der Vice-Präsident erhält weniger, als in England der zweyte Sekretär des Unterhauses. Im selben Verhältniß stehen alle Gehalte, sowohl im Civil- als Militärstande; und doch ist kein Staat so gut bedient als Amerika.

Lehren über religiöse Duldung ist England, wie es scheint, entschlossen, nicht anzunehmen, weder von den Amerikanern, noch von sonst Jemanden. Der High Sheriff von New-York war vergangenes Jahr ein Jude. Dieses Jahr hat es bey uns die größte Mühe gekostet, eine Bill durchzusetzen, welche dem ersten Herzog des Landes erlaubt, einen goldnen Stab vor dem König herzutragen — warum? er ist ein Katholik! Und doch wagen wir es, uns unverschämte Spötteleyen gegen die Amerikaner zu erlauben, als wenn die wahre Civilisation nicht weit mehr darin bestünde, weise Gesetze zum Wohl der Menschen zu geben, als gute Wirthshäuser und Postpferde und höfliche Aufwärter zu haben. Die Verhandlungen wegen der Heirathen der Dissenters sind von der Art, daß sie die Verachtung eines Chikkaw oder Irokesen erregen würden, wenn er sie begreifen könnte.

Obgleich Amerika eine Verbindung von Republiken ist, so sind diese in mancher Hinsicht doch mehr amalgamirt als die verschiedenen Theile von Großbritannien. Wenn ein Bürger der Vereinten Staaten einen Schuh verfertigen kann, so steht es ihm ganz frey, überall Schuhe zu machen, vom See Ontario bis nach Neuorleans — er darf am Missisippi sohlen — am Missuri vorschuhen — dem Herren Birkbek am Wabasch anmessen, oder, wenn er will, dem Herren Munro am Ufer des Potomak. Aber wehe dem Schuster, der für den Alderman von Newkastle ein Paar Stiefel verfertigt hat, und es nun wagen wollte, die Beine von Sr. Majestät treuen Unterthanen zu York mit ledernen Bedeckungen zu versehen. Eine gelbe Ameise in einem Neste von rothen Ameisen, ein Metzgerhund in einem Jagdhundestall, eine Maus in einem Bienenkorb, alle fühlen die Folgen eines unberufenen Eindrängens — aber weit glücklicher ist ihr Loos als dasjenige des übelberathenen Künstlers, der, verleitet von den Berichten der Sechskreuzergeschichten in England, sich einbildet, daß sein Vaterland seit den Zeiten der Heptarchie vereinigt sey, und auszieht aus seiner Vaterstadt, um so weit Albion vom Meer umschlossen wird, zu sohlen und zu flicken. Ueber ihn fallen her der Mayor, der Alderman, die Schreiber, die Gerichte. Ihn würden die Richter noch vor der Untersuchung in die Tretmühle stecken wollen, und würden es bitterlich beklagen, daß sie es nach der neuesten Parlamentsakte nicht mehr dürfen. Aber sobald er verurtheilt ist, werden sie ihn mit verdoppeltem Eifer hineinstoßen,

Digitized by Google

bis er sich eine gehörige Kenntniß und Ueberzeugung der barbarischen Einrichtungen seines theuren, in Korporationen zersplitterten Vaterlandes ertreten und ermahlen hätte. . . .

Was die Amerikaner für den Unterricht der untern Volksklassen thun, verdunkelt Alles, was in dieser Hinsicht in der alten Welt gethan wird. — Die Ländereyen, welche in den Vereinigten Staaten zum Unterhalt der Unterrichtsanstalten angewiesen sind, betragen 14,500,000 Acres, oder 29,000,000 Dollars an Werth — hiervon sind Vierfünftel für Volksschulen bestimmt. Diese Einrichtungen geben den Amerikanern gerechten Anspruch auf den Namen eines vernünftigen, weisen und tugendhaften Volkes. . . .

Dagegen wissen wir freylich nichts Gutes von ihren Kutschen zu sagen — eben so wenig von ihren Straßen, noch weniger von ihren Wirthshäusern. Doch müssen die Unbequemlichkeiten amerikanischer Wirthshäuser in den Augen eines Engländers größer erscheinen, als in denen eines geselligern Reisenden — besonders die Unmöglichkeit allein zu seyn, und ein Zimmer für sich zu bekommen. Nichts geht dem Engländer über das Vergnügen der Ungeselligkeit — über die Gewißheit, von Niemanden ein Wort hören zu müssen, was allenfalls zu einer Antwort verpflichten könnte. Es kommt dieß nicht sowohl daher, daß John Bull nicht sprechen mag, als daher, daß John Bull eigentlich nichts zu sagen weiß. Seine Vorfahren waren verdrießlich seit sieben- bis achthundert Jahren, und da er nichts als Rauch und Nebel sieht, ist er auch verdrießlich; und wenn es nichts zu kaufen und zu verkaufen und kein Geschäft abzumachen gibt, so zieht er es vor, allein zu bleiben und in's Kaminfeuer zu gucken. Sollte ein Gentleman in Noth gerathen, so ist er gern erbötig, ihm zu helfen, aber er hält es durchaus nicht für einen Theil der christlichen Pflichten, mit Jemand zu sprechen, weil er gerade zufällig neben ihm sitzt. Kurz man muß gestehen, daß bey allen guten Eigenschaften, die Engländer das unangenehmste Volk in Europa sind. Sie sind zufrieden mit ihrer Magna Charta und Geschwornengerichten und halten sich nicht für verbunden, die übrigen Völker auch noch in kleinen Höflichkeiten zu übertreffen, da sie dieselben in großen Institutionen übertreffen. —

Uebrigens scheint es sich leider zu bestätigen, daß die Amerikaner zuweilen auf den Fußboden spucken, sogar wenn er mit guten Teppichen bedeckt ist — offenbar aber müssen alle ihre Ansprüche auf Civilisation suspendirt werden, bis diese üble Gewohnheit bey ihnen verpönt seyn wird. Seit der Heptarchie hat kein englischer Gentleman auf den Fußboden gespuckt.

Was die Neugierde der Amerikaner betrifft (sagt Hodgesen in seiner Reise in Amerika), so ist sie wirklich nicht übertrieben dargestellt worden. Es gesellt sich z. B. in der Wildniß ein Mann zu mir, und wir reisen zwey Meilen neben einander her, ohne daß ein anderer Verkehr zwischen uns statt findet, als ein leichtes Nicken mit dem Kopf. Hierauf fängt er etwa mit einigen sehr ernsthaften Bemerkungen über das Wetter an, und wenn ich ihm eine einsylbige Antwort gegeben habe, reitet er wieder eine Meile neben mir her, ohne ein Wort zu sprechen, dann aber beginnt er seinen Angriff. — „Ich sollte denken, Fremdling, Ihr seyd nicht aus dieser Gegend?" — „Nein Herr, ich bin nicht aus Alabama." — „Ich sollte denken, Ihr kommt aus Norden?" — „Nein, Herr, ich komme nicht von Norden." — „Ich sollte denken, ihr habt die Wege sehr kothig und die Bäche angelaufen gefunden." — „Ihr kommt weit her, sollt' ich denken?" — „Nicht so gar weit, wir sind ein Paar Hundert Meilen gereist, seit wir unsere Richtung nach Westen genommen haben." — „Ich sollte denken, Ihr habt den General N. oder Herrn X. gesehen?" (Er nannte einige bekannte Personen in den südlichen und mittleren Staaten, die ihm als Wegweiser dienen sollten, um die Richtung unserer Reise zu entdecken) — „Ich habe das Vergnügen, diese Herren alle zu kennen." — „Ich vermuthe, Ihr habt eine gute Baumwollenernte gehabt, Fremdling?" — „Wie ich gehört habe, war die Ernte sehr reich in Carolina und Georgien." — „Ich sollte denken, Ihr baut Tabak?" (Um zu erfahren, ob ich aus Virginien komme) — „Nein, ich baue keinen Tabak." — Hier würde ein bescheidener Inquirent in Verzweiflung gerathen und seine Sache aufgeben, allein der Muth eines ächten Yankers wird durch solche Schwierigkeiten nur erhöht. Nach einer Weile fängt er wieder an: „Ich hoffe, Herr, Ihr nehmt's nicht übel; aber Ihr wißt, wir Amerikaner versäumen nicht gern, etwas zu erfahren, wenn es nur das Fragen kostet. Ich sollte denken, Fremdling, Ihr seyd aus dem alten Land (England)?" Dieß ist, wenn auch nicht wörtlich, doch dem Sinne nach eine Unterredung, wie ich sie hundertmal hatte. Doch muß man gestehen, daß in jenen Einöden manche Frage weniger zudringlich erscheinen muß. Die Fragen: „Wo kommt ihr her? — wo reist ihr hin?" hält zur See niemand für zudringlich: und ich habe in den Wäldern Amerika's selber oft Fragen gethan, welche ich zu Hause als sehr unverschämt ansehen würde. . . .

Amerika scheint im Ganzen ein Land zu seyn, was große Vorzüge und nur geringe Nachtheile hat. Sie haben eine wohlfeile Regierung und schlechte Wege; sie zahlen keinen Zehnten und haben Postwagen ohne Federn. — Sie haben keine Armentaxen und keine Monopole, aber ihre Wirthshäuser sind unbequem und Reisende werden mit Fragen geplagt. Sie haben keine Kunstsammlungen, aber auch keinen Lord Kanzler, und können prozessiren, ohne sich unvermeidlich zu ruiniren. Sie können keine lateinischen Verse machen, aber sie verwenden unge

Digitized by Google

heure Summen zum Unterricht der Armen. In allen diesen Dingen sind sie ziemlich im Vortheil. Aber dann kommt die Schande und die Gefahr Amerika's — die Sklaverey u. s. w.

Auch von einer andern Seite droht dem wackern Jonathan Gefahr. Möge er sich nie durch die kleinen Vortheile, welche seine Fregatten im letzten Kriege erfochten, verleiten lassen, an Kriegen und kriegerischem Ruhm Gefallen zu finden. Die David Porter und Dekatur sind und waren wackere Männer, aber sie würden unsägliches Unglück auf ihr Land bringen, wenn sie Jonathan zur Ruhmsucht verleiteten, und ihm Lust zu andern Kriegen gäben, als solche, die aus dem Entschluß entstehen, keine ernstliche Beleidigung oder Unrecht zu dulden. Wir können leider Jonathan genau sagen, was die Folgen kriegerischen Ruhmes sind. Auflagen auf Alles, was in den Mund kommt oder den Leib deckt, oder worauf der Fuß tritt — Auflagen auf Alles, was angenehm zu sehen, hören, riechen, fühlen, schmecken ist — Auflagen auf Wärme, Licht, Bewegung — Auflagen auf alle Dinge auf der Erde, im Wasser und unter der Erde — auf Alles, was zu Hause wächst oder von Außen hereinkommt — Auflagen auf das rohe Material — Auflagen auf jede neue Veränderung, die es durch Menschenhand erleidet — Auflagen auf die Brühe, welche des Menschen Appetit schärft und auf die Mixtur, die ihn kurirt — auf den Hermelin, der den Richter schmückt und auf den Strick, woran der Verbrecher hängt — auf des Armen Salz und auf des Reichen Gewürz — auf die Nägel des Sarges und den Kranz der Braut — im Bette, am Tische, liegend oder stehend müssen wir bezahlen: der Schulbube peitscht seinen tarirten Kräusel — der Jüngling lenkt ein tarirtes Pferd mit tarirtem Zügel auf tarirtem Wege — der sterbende Engländer verschluckt die Arzney, welche sieben Prozent zahlt, aus einem Löffel, der fünfzehn Prozent zahlt — er legt sich zurück in sein Bett, das zwey-und-zwanzig Prozente gezahlt hat, macht sein Testament auf ein acht Pfund Stempelpapier und stirbt in den Armen des Apothekers, der für hundert Pfund die Erlaubniß erhalten hat, ihn umzubringen. — Sogleich wird sein ganzes Vermögen um zwey bis zehn Prozent tarirt. — Gegen eine bedeutende Abgabe erlaubt man ihm, sich in der Kirche begraben zu lassen, seine Tugenden werden in einen tarirten Marmor eingegraben und nun wird er zu seinen Vätern versammelt — und endlich nicht mehr tarirt.

Schlangenbiß und Heilmittel dagegen.

(Beschluß.)

Zum Glücke gibt es einen Vogel in Guayaquil, in Esmeraldas Ruiriquinque, auf der Küste von Choco Huaco, und in Quito Peteado de Oro genannt, welcher ein großer Feind von den Schlangen und anderem giftigen Ungeziefer und Insekten ist. Es ist eine Art von Geyer, von der Größe einer Henne und welcher leicht gezähmt wird; seine Farbe ist hellbraun mit schwefelgelben Flecken. Er hält sich in den Wäldern oder den Savanas (Halden) auf, wo er seine Nahrung sucht und die Schlangen anfällt, indem er sich seiner Fittiche anstatt eines Schildes bedient. Nachdem die Schlange sich im Kampfe mit ihm ermüdet und ihre Kräfte erschöpft hat, ergreift er sie beym Genicke, beißt sie, und erhebt sich in die Luft, läßt sich aber gleich wieder nieder, um zu sehen, ob sie todt ist; wenn dieß nicht der Fall, so beißt er sie wieder und nimmt sie zuweilen mit sich in die Luft, läßt sie fallen, und stürzt ihr gleich nach und verzehrt sie. Die Einwohner versichern, daß sie diesem Vogel die Entdeckung des Huacokrautes zu verdanken haben, denn sie hätten beobachtet, daß er nach dem Kampfe mit einer Schlange dieses Kraut aufsuche und es fresse, woraus sie schlossen, daß es ein Gegenmittel für das Gift seyn müsse, wie es die Erfahrung in der Folge bewährt hat.

Die hier befindlichen giftigen Schlangen sind der Bejuco, beyläufig zwey Fuß in Länge, sehr dünn und von brauner Farbe, von der Gestalt eines dünnen Rohres; — der Cascabel, eine von den verschiedenen Arten von Klapperschlangen, sie ist bisweilen fünf Fuß lang, mit weißen und gelben Flecken; — die Korallschlange, welcher die glänzenden Farben, der blutrothen, schwefelgelben und schwarzen Gürtel, die sich in Abwechslung um ihren Leib winden, ein sehr schönes Ansehen geben, der Kopf ist sehr platt, und obschon das Thier klein, und kaum mehr als zwey Fuß lang ist, so wird sein Biß doch am gefährlichsten gehalten, und tödtet in wenigen Stunden, wenn man nicht gleich zu Gegenmitteln seine Zuflucht nimmt; — er verursacht augenblicklich eine Geschwulst, und darauf einen blutigen Schweiß aus allen Theilen des Körpers von den unaussprechlichsten Schmerzen begleitet, bis der Tod endlich den Unglücklichen von seiner Marter befreyet. — Don Pedro Figueroa, dem ich meine Genesung zu danken habe, sagte mir, daß er einst den Leichnam eines an dem Bisse der Korallschlange gestorbenen Negers gesehen hätte, welcher dadurch ganz weiß geworden war. Die Cris wird so genannt wegen ihren Flecken auf dem Rücken, die sich vom Kopfe bis zum Schwanze erstrecken; sie ist von drey bis vier Fuß lang, hat einen platten Kopf, dunkelbraune Farbe mit weißen Zeichen, in der Gestalt von X X längs ihres Rückens. — Diese Schlangenart ist sehr schnell und giftig, und wird äußerst gefürchtet. — Die Sierpe Volante ist auch sehr gefährlich, sie ist achtzehn Zoll lang, sehr dünn und von brauner Farbe; sie kann sehr weit springen, um ihr Opfer mit ihrem Gifte zu verwunden; weßwegen sie von den Einwohnern die Flie-

Digitized by Google

gende Schlange genannt wird. Es gibt hier auch mehrere Arten von unschädlichen Schlangen, welche die Einwohner niemals erlegen, weil sie große Feinde von den schädlichen sind; ich sah einmal eine von den ersteren, die Sobrecama heißt, eine Eris, die größer als sie selbst war, verzehren.

Erotische Tändeleyen

von Wilhelm Müller.

Gesang in der Schlinge.

Die Nachtigall selbst schreyet in der Schlinge,
Und ich in deiner Locken Schlinge singe.
So laß mich frommen Vogel ruhig hängen!
Ich werde ja kein Härchen dir zersprengen.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, 10. April.

Eine wichtige Frage in Betreff der Kriminaljustiz ist kürzlich hier zur Sprache gekommen, und verdient nicht allein in Frankreich, sondern auch in allen Ländern, wo man die Menschheit ehrt, in Erwägung gezogen zu werden. Dem Publikum wird noch die Gräuelthat des Papavoine im Angedenken seyn, der vor zwey Jahren in einem Gebüsche bey Paris die beyden kleinen Kinder einer dort spazierenden Dame ohne die geringste Veranlassung ermordete; ein ähnliches Verbrechen wurde im vorigen Winter von einer Dienstmagd in Paris begangen, welche das Kind einer Nachbarin in ihre Kammer trug, und ihm dort den Kopf abschnitt, und der Mutter, welche wegen ihres Kindes besorgt geworden war, kaltblütig zurief: es lebe nicht mehr. Auch hier war nicht die geringste Veranlassung zu einer solchen Gräuelthat vorhanden gewesen, weder Rache, noch Neid, noch sonst eine heftige Leidenschaft. Die Magd hatte mit der Nachbarin in freundschaftlichem Verhältnisse gestanden, und als sie dieselbe gebeten hatte, ihr das Kind auf einige Augenblicke mitzugeben, war sie ganz ruhigen Gemüthes gewesen. Es muß also hier, wie bey Papavoine eine, von aller Nebenabsicht entfernte Mordlust vorgeherrscht haben. Auf diese psychologische Erscheinung sind einige Aerzte aufmerksam geworden, und haben zur Erörterung die Frage aufgeworfen, ob eine solche zwecklose Mordlust nicht vielmehr eine Verrücktheit des Gehirns, als eine Verkehrtheit des Herzens andeute, und ob mithin Verbrecher dieser Gattung auch wie andre Mörder bestraft werden könnten. Dr. Georget hat diese Frage in Hinsicht Papavoines und andrer Mörder erörtert, und Dr. Marc hat sich besonders mit der Untersuchung der von jener Dienstmagd begangenen Mordthat befaßt. Beyde Aerzte zeigen, daß ein krankhafter Zustand des Gehirns vorhanden seyn kann, in welchem der Mensch ein Verbrechen begehet, ohne sich desselben bewußt zu seyn, oder ohne von dem Schrecklichen desselben den geringsten Begriff zu haben; in der That läßt sich auch kaum anders erklären, wie ein Mensch, der sonst ruhig und stille gelebt hat (wie dieß mit Papavoine und der Magd Cornier der Fall war), auf einmal ein Verbrecher werden kann, ohne im geringsten dazu durch einen äußern Umstand gereizt worden zu seyn. Vor fünfzig Jahren würde vermuthlich kein Gerichtshof in Europa Anstand genommen haben, einen solchen Verbrecher hinrichten zu lassen, ohne zu untersuchen, ob seine Mordthat die Folge eines verrückten Gehirns oder eines verkehrten Gemüthes sey; allein so weit hat es die Humanität doch schon gebracht, daß aufgeklärte Richter jetzt zweifeln, und ehe sie den Urtheilsspruch von sich geben, erst den Ausspruch der Aerzte erwarten. Es macht dem Pariser Assisenhofe Ehre, daß er, als neulich der Kriminalprozeß der Cornier vorkam, entschied, die Beklagte sollte erst in einem Hospiz unter Aufsicht der Aerzte gestellt werden, damit diese sich von ihrer Geistesverwirrung überzeugen könnten, falls eine solche wirklich vorherrschte. In Hinsicht Papavoines hatte man diese Vorsicht nicht gebraucht, obschon der Anwalt desselben ebenfalls Geistesverwirrung vorgeschützt hatte; man hatte sich vorzüglich auf den Umstand berufen, daß Papavoine nicht, wie die Cornier, nach begangenem Verbrechen, sich ruhig ergreifen ließ, sondern daß er hatte zu entfliehen gesucht, woraus man schloß, daß er sich seines Verbrechens völlig bewußt war, und es mit voller Geistesklarheit eingesehen hatte. Ich möchte aber nicht behaupten, daß dieser Schluß völlig richtig ist. Wäre es nicht möglich, daß ein solcher, der momentanen Geistesverwirrung unterworfener Mensch, nach geschehener Missethat plötzlich wie aus einem Traume erwachte, völlig zu sich käme, und die Folgen seiner That so gut einsähe wie ein andrer Verbrecher? Freylich würde andernseits auch darauf zu sehen seyn, daß man die Meynung über die Geistesverrücktheit nicht allzuweit ausdehnte, weil sonst leicht jede Mordthat unter einem ähnlichen Vorwande entschuldigt werden könnte und ungestraft bleiben müßte. Gewöhnlich ist dieß auch die einzige Zuflucht der Anwälte der Beklagten, wenn die That allzu offenbar ist, als daß über den Urheber noch Zweifel vorwalten könnten. Daß sogar die Regierung Lust haben könne, diesen Vorwand zu mißbrauchen, erhellt aus einem Vorfalle, der einiges Aufsehen in Paris erregt. Ein gewisser Chevalier d'Arzac soll sich in die Herzogin von Berry auf eine närrische Weise verliebt und ihr eine poetische Liebesepistel auf einem ihrer Spaziergänge überreicht haben, worauf er verhaftet worden, und in das Laforce-Gefängniß gebracht worden ist. Aber nach den französischen Gesetzen muß jeder Verhaftete öffentlich vor einen Gerichtshof gestellt und von demselben gerichtet werden. Dieß will aber, wie es scheint, die Regierung bey dieser Angelegenheit nicht gern; sie hat daher eine Ausflucht aufgefunden; der Herr Chevalier soll nämlich verrückt seyn, und als solcher soll er in ein Narrenhaus gebracht werden, ohne vor irgend ein Gericht gestellt zu werden. Gegen diesen Anschlag hat sich nun der Chevalier zu sichern gesucht, indem er eine Vertheidigungsschrift aufgesetzt hat, die bereits in einigen Blättern mit dem Gutachten seiner Advokaten erschienen ist. Die Rechtfertigung des Chevalier verräth den gesundesten Verstand; er läugnet die Beschuldigung, als ob er der Prinzessin Verse überreicht habe. Die Advokaten äußern in ihrem Gutachten, daß, wenn er auch wirklich die Verse gedichtet und überreicht habe, dieß Betragen allerdings als unanständig getadelt werden könne, daß es aber kein den Gesetzen unterworfenes Vergehen sey, und daß auf jeden Fall der Beklagte nicht im Gefängnisse bleiben könne, ohne von den gehörigen Richtern verhört und gerichtet zu werden. Wäre keine Preßfreyheit vorhanden, so würden natürlich die Klagen des Gefangenen erstickt worden seyn; so aber ist es nicht leicht möglich, daß irgend ein Mißbrauch der Gewalt verborgen bleibt, denn sogleich appellirt der Bedrückte an die Nation, das Unrecht kömmt an's Tageslicht; Frankreich besitzt keine kräftigere Schutzmauer wider jeden Unfug als diese, so wie sie die Regierung selbst wider den Eingriff fremder Mächte in ihre Staatssachen schützt.

Dg.

Beylage: Literaturblatt Nr. 38.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Nro. 114.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 13. Mai 1826.

Liebt, nach dem letzten Lebewohl und Seufzer
Von Allem, was dich liebte, nichts mehr dich?
Frag über solches Räthsel dich allein! —
Sieh sterben, was du liebst: — antworte dann!

Lamartine, übers. von Schwab.

Neugriechisches Lied.

Ragen sieben blut'ge Türkenköpfe
Aufgepflanzet auf des Berges Kuppe,
In des Pascha's Lager niederblickend;
Sie mit seinen wackern Palikanen
Hatt' als Beuteschmuck und Rachvergeltung
Armadole Dionys zum Denkmal
Aufgepflanzet für die Feinde drunten;
Nah' sein Limeri, die Felsenhöhle,
Wo er Schutz oft sucht mit den Genossen,
Mit den unterird'schen Kammern nahe!
War ein neuer Streif den braven Klephten
Wiederum gelungen in dem Thale.
Viel der Türken waren von der Flinten
Rascher Kugel, von des Säbels Hiebe
Bey dem jähen Ueberfall gesunken.
Beute, köstliche an Gold und Silber
War gewonnen; doch die schönste Beute
Waren zwey gefangne Türkenmädchen,
Köstlich eingehüllt in weiche Seide
Ihre schlanken Leiber, und die Sterne
Ihrer Augen mit den feinsten Schleyern,
Draus wie Mondlicht in der Dämmerhülle
Ihre Blicke strahlten überdecket.

An dem Wollenstricke, der die Weste,
Mit vier Reihen blanker Silberknöpfe
Schön geschmücket, dreyfach ihn umwindet,
Führt nach seiner Höhle die Gefangnen,
Stolz der Armadole, ehrerbietig,
Nicht mit frechen Worten, frecher Miene
Die Jungfrau'n kränkend, in die Kammern,
Reichet Milch der Heerde, Butter, Honig
Ihnen dar und tröstet ihren Kummer:
„Keine Sorge, keine Fahr' euch nahe!
Nicht mit zarten Weibern kämpft der Klephte,
Mit dem Muselmann nur, seinem Feinde,
Nur mit Männern! Seyd getrostes Muthes
Hab' ich Lösung, die ich will erbitten,
Sicher mögt ihr wieder heimwärts wandern.

Lösung kommt, verlangte reiche Lösung
Von den Türken, und der Armadole
Selbst geleitet jetzt die beyden Mädchen
Nach dem Lager, doch ihn führt vorüber
Jetzt der näh're Bergweg an der Kuppe,
Wo die blut'gen Türkenköpfe stehen.
Eine war's, die jüngste, schönste dieser
Mädchen, die, den Schleyer lüpfend, aufschaut
Nach den Schädeln; Grauen tritt sie an und
Plötzlich sinkt sie todt zur Erde nieder;
Ihres Bräut'gams Haupt hat sie gesehen.
Und der Armadole, tief im Innern
Angeregt ob dem Trau'rgeschicke,
Trauernd übergibt er so den Türken,
Die gekommen zur Gefangnen Löse,
So die Leiche, als die Freundin, welche
Fast als Leiche jetzo folgt der Leiche.
Auch die Lösung, und noch Prunkgewande
Zu dem Schmuck der Todten, schickt voll Mitleid
Jetzt der Klephte in das Türkenlager.

Conz.

Digitized by Google

Noch etwas über die Verbindung des atlantischen Meers mit dem stillen Ozean.

In der Correspondance astronomique etc. des Baron von Zach (1825. N. 6.) findet sich ein Aufsatz über die jezt viel besprochene Verbindung des atlantischen mit dem stillen Ozean von einem (ungenannten) spanischen Seemann, mitgetheilt von Don Martin Fernando de Navarrete in Madrid. Der Gegenstand wird in diesem Aufsatz nicht sowohl in hydrotechnischer als in hydrodynamischer Hinsicht behandelt; das heißt es wird nicht die Möglichkeit und die Art der Durchgrabung der Landenge untersucht, sondern das Verhältniß der beyden zu verbindenden Meere zu einander, besonders was das Niveau und die Ebbe und Flut betrifft. Es ist eine merkwürdige und schwer zu erklärende Erscheinung, daß die Ebbe und Flut in den beyden Meeren von ganz entgegengesezten Ursachen abzuhängen scheinen. Wenn das Wasser des einen Meeres steigt, so fällt das des andern und umgekehrt. Die Flut ist an der Küste von Panama (im stillen Ozean) regelmäßig und doch, was an der Küste von Portobello und der Nord- und Ostküste von Mexiko und Columbia nicht der Fall ist, wo sie ganz unregelmäßig ist und selten über zwey und einen halben Fuß steigt; die Flut des stillen Ozeans dagegen steigt häufig auf fünfzehn und während der Syzygien auf siebzehn und zwanzig Fuß. Was nun die eigentliche Höhe des Niveaus der beyden Meere betrifft, so scheint es, sonderbar genug, noch keineswegs hinlänglich untersucht zu seyn, ob und wieviel höher das Meer bey Portobello als das bey Panama sey. Der spanische Seemann meynt (worin ihm auch Herr von Zach beystimmt), daß dieser Punkt am besten ausgemittelt werden könnte, indem man von einer Stelle aus, wo man beyde Meere sieht, den Depressionswinkel des Horizonts derselben vergleiche. Eine solche Stelle ist eine Höhe zwey Leguas von dem Dorfe Penonome, auf dem Wege von Panama nach Veraguas. Eine andere bey diesem Gegenstand zu berücksichtigende Thatsache ist, daß der stille Ozean an der Küste von Panama viel tiefer ist als der mexikanische Meerbusen. Die Unregelmäßigkeit der Ebbe und Flut im mexikanischen Meerbusen scheint von denselben Ursachen herzurühren, welche es sehr wahrscheinlich machen, daß das Niveau des atlantischen Meeres und des mexikanischen Meerbusens insbesondere wirklich höher ist als das Niveau des stillen Ozeans und der Südsee. Doch ist es auffallend, daß der Verfasser, obgleich er beyde Meere und die Küsten von Mexiko genau kennt, doch dieß nirgends als erwiesene Thatsache angibt, sondern nachdem er jene Ursachen auseinandergesezt hat, nur sagt: „Diese Betrachtungen veranlassen mich zu glauben, daß die Gewässer des Nordens höher stehen als die des Südens, die des atlantischen Meeres höher als die des stillen Meers."

Das atlantische Meer erscheint als ein ungeheurer Strom, dessen Lauf sich von Süden nach Norden richtet. Dieser Vergleich wird um so einleuchtender, wenn man die sonderbare Uebereinstimmung der Ein- und Ausbiegungen der Ost- und Westküste des atlantischen Meers betrachtet. Die Strömung des atlantischen Meers von Süden nach Norden scheint besonders durch die Südwestwinde hervorgebracht zu werden, welche am Kap Horn sowohl als am Vorgebirge der guten Hoffnung sehr beständig und heftig wehen *). Diese Winde treiben das Wasser in entgegengesezten Strömungen, welche sich dann in eine mittlere Richtung nach Norden vereinigen, bis sie durch die Aequinoktialströmungen eine westliche Richtung erhalten; allein die Antillen und weiterhin das feste Land von Amerika stellen sich dieser westlichen Richtung entgegen und die Strömung erhält bald wieder eine nördliche Richtung. Im Norden aber stellt sich dem atlantischen Strom wieder ein Damm entgegen in dem Eis des Nordpols, und wenn man auch annehmen will, daß unter diesem Eis die von Süden herandringende Wassermasse einen Abfluß und eine Verbindung mit dem nördlichen stillen Ozean findet, so ist doch die auf diese Art abfließende Wassermasse unmöglich so bedeutend, als die von Süden heanströmende. Es ist endlich kaum denkbar, daß das von Süden nach Norden strömende Wasser durch eine umgekehrte Strömung der untern Wasserschichten von Norden nach Süden wieder abfließe, da das Wasser des atlantischen Meers wegen der verhältnißmäßig weit größern Vermischung von süßem Wasser leichter ist, als das Wasser des stillen Ozeans und der Südsee; wenn also das Wasser des atlantischen Meers nach der Südsee und dem stillen Meer abflösse, so müßte dieß in den obern Wasserschichten geschehen **); diese aber haben, wie gesagt, eine Strömung von Süden nach Norden. Das Niveau des atlantischen Meers ist also wahrscheinlich höher als das der Südsee und des stillen Meers, weil aus diesen beyden leztern eine größere Wassermasse nach Norden in's atlantische Meer strömt, als unter dem Eise des Nordpols (oder auf andere Art) wieder abfließen kann. Dieselben Ursachen nun, welche diese Stauung im atlantischen Meer im Allgemeinen hervorbringen, finden in noch höherem Grade in der caraibischen See und dem mexikanischen Meerbusen statt. Die Aequinoktialströmungen, von den nördlichen Strömungen verstärkt, ergießen

*) Wir vermuthen, daß hier ein Irrthum in der französischen Uebersezung ist, und daß es eigentlich heißt: die Südwestwinde sind am Kap Horn eben so heftig und beständig als die Südostwinde am Vorgebirg der guten Hoffnung; wenigstens scheint das aus dem zunächst Folgenden hervorzugehen.

**) Die Meynung des Verfassers wird noch wahrscheinlicher durch die doppelte Strömung in der Meerenge von Gibraltar, wo das Wasser des atlantischen Meers unten von Westen nach Osten herein, und das (mehr Flußwasser enthaltende) Wasser des mittelländischen Meers von Osten nach Westen über dem erstern heraus strömt.

Digitized by Google

in einer mittlern, d. h. nordwestlichen Richtung eine große Wassermasse in jenes große Becken, es ist natürlich, daß das Wasser sich in demselben staut, indem es an die mexikanische Küste anprallt. Hierzu kommt noch die ungeheure Masse von süßem Wasser, welches diesem Becken durch die großen Ströme zugeführt wird, und dessen Abfluß in das atlantische Meer durch den Damm, welchen die caraibischen und Bahamas-Inseln und Cuba und Puertorico vom Ausfluß des Orinoko bis nach Florida bilden, nur durch einige Oeffnungen möglich ist, und außerdem noch durch das hereinströmende Wasser des atlantischen Meers erschwert wird. Aus den bisher genannten Ursachen erklärt sich zugleich die Schwäche und Unregelmäßigkeit der Ebbe und Flut in dem ganzen Becken, welches durch die Insel Cuba und die Landzunge Yucatan in den mexikanischen Meerbusen und das caraibische Meer getheilt wird.

Aus den von dem spanischen Seemann angeführten Thatsachen geht hervor, daß es nicht nur sehr wahrscheinlich ist, daß das atlantische Meer wirklich bedeutend höher steht als das stille Meer, sondern daß das Gegentheil kaum denkbar wäre, und daß bey der Verbindung der beyden Meere die größten Schwierigkeiten nicht in der Beschaffenheit der Landenge, sondern in dem Verhältnisse der beyden Meere liegt. Die Frage ist nicht sowohl: ist es möglich, einen Kanal durch die Landenge zu ziehen, sondern: wenn dieß geschehen ist, was werden die Folgen des Abflusses des atlantischen Meers in das stille Meer seyn? Mit einer etwas lebhaften Phantasie dürfte es freylich nicht schwer seyn, aus einem solchen Ereigniß die schrecklichsten Folgen vorauszusehen; man sollte aber dabey nicht vergessen, daß durch einen engen Kanal der Abfluß nur sehr allmählig geschehen kann, und daß deßhalb an eine plötzliche Ueberschwemmung oder dergleichen nicht wohl zu denken ist. Mehr Rücksicht verdiente vielleicht das allmählige Zurücktreten des Meers an den Küsten von Afrika und Europa. Schließlich wollen wir noch bemerken, daß zwar die Existenz der Aequinoktialströmungen von Osten nach Westen hinlänglich erwiesen ist, um in Verbindung mit den andern genannten Ursachen eine Anhäufung von Wasser in dem großen amerikanischen Becken wahrscheinlich zu machen, daß aber der Spanier die Strömung des atlantischen Meers von Süden nach Norden wahrscheinlich zu hoch und den Abfluß im Norden von Amerika und Asien zu gering anschlägt; wahrscheinlich ist es nur jenes Becken, dessen Wasserniveau wirklich bedeutend höher ist, als das des stillen Meers, und es wäre demnach bey jenem Unternehmen höchstens ein Abfluß des mexikanischen und caraibischen Meers ins stille Meer, nicht aber des atlantischen Meers selbst zu berücksichtigen.

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

London, Ende April.

Der Widerspruch, hinsichtlich des Laufes des sogenannten Nigers, welcher sich in Denham und Clappertons Entdeckungsreise in Afrika findet, scheint das Publikum hinsichtlich des Laufes dieses Flusses noch mehr zu verwirren, als es alle frühere widersprechende Nachrichten von demselben gethan. Daß er sich nicht in die Bucht von Benin ergießt, scheint mir außer allen Zweifel gesetzt zu seyn; denn was der Sultan der Fellahs, Bello deßwegen sagt, das widerspricht die Karte, die er Hrn. Clapperton mitgetheilt; und da dieselbe in Hinsicht der gegenseitigen Lage der von den Reisenden selbst gesehenen Gegenden richtig ist, so glaube ich annehmen zu dürfen, daß der in derselben angezeigte Lauf des großen Flußes ziemlich mit der Wahrheit übereinstimmend ist, und daß Clapperton entweder seine mündliche Angabe mißverstanden, oder daß der Sultan ihn täuschen wollte, um den König von England desto leichter zu bewegen, ihm von der Seeseite her einen Konsul und Arzt, nebst Kanonen und Flinten zu senden, und überhaupt um eine höhere Meynung von der Ausdehnung seiner Macht zu geben. Die Stadt, die er als an der Mündung des Flusses gelegen nannte, findet sich in der Bucht von Benin nicht; und auf der andern Seite erwähnen die letzten Berichte von der Mission, die von jener Bucht aus nach Sakatu vorzudringen gedenkt, eines zwischen derselben und Nyffee gelegenen Königreiches Hueh, wovon der Sultan kein Wort gesagt zu haben scheint. Was den auf Bello's Karte angegebenen Lauf des Nigers, oder, wie er dort genannt wird, Guarramas, noch wahrscheinlicher macht, ist, daß allen Angaben nach, sich in der Gegend, wo er sich gegen Osten wendet, eine über 20,000 Fuß hohe, von Westen nach Osten laufende Gebirgskette befindet, an deren Fuß er sich wahrscheinlich hinzieht. Die Frage scheint nur noch zu seyn, ob der vom Süden her in den Tschad strömende Fluß der Guarrama ist, oder ob derselbe, wie man dem Major Denham berichtet, seinen Lauf weiter gegen Osten fortsetzt, und sich endlich mit dem Bahr el Abiad, oder dem egyptischen Nil vereinigt? Mir scheint beydes möglich: es ist nämlich wahrscheinlich, daß in der trockenen Jahreszeit der Guarrama durch erhöhetes Land gezwungen wird, sich gegen Norden zu wenden, in der Regenzeit aber das Hinderniß überschreitet, und Egypten zuströmt. Die erste Frage, nämlich ob er sich unterhalb Nyffee gegen Osten wendet, wird denke ich, in Kurzem durch Hrn. Clapperton und seinen Gefährten entschieden werden; ob aber auch die letztere, ist für jetzt kaum zu erwarten, es wäre denn die unternehmenden Reisenden wollten es wagen ganz Afrika vom Westen gen Osten zu durchstreifen.

Das letzte Stück der Westminster-Review enthält einige interessante Nachrichten über eine Reise im Persischen Meerbusen; ich hebe einiges davon aus. Die Wechabiten sahen wir blos als Besuchende und ein überwundenes Volk, und konnten daher nur, als wie von einem eingekerkerten Löwen, über ihre wahre Gemüthsart Vermuthungen anstellen. Wenn man die guten Eigenschaften dieses Volkes betrachtet, so darf man nicht fürchten in Begeisterung zu gerathen; man darf nicht vergessen, daß sie roh, wild und unduldsam sind. Zu ihren kleineren Fehlern gehört der Mangel an Reinlichkeit. Niebuhr, welcher die Araber als sehr reinlich beschreibt, muß durch die Meynung verleitet worden seyn, daß Reinlichkeit nothwendig mit häufigem Waschen verbunden seyn müsse. Hätte er sie etwas näher betrachtet, so würde er gefunden haben, wie gewickt sie den Buchstaben des Gesetzes zu erfüllen, und dem Geist desselben zu umgehen wissen. Der Vorwurf aber in seinem vollen Umfange trifft die Wechabiten allein. In Mokha sind die höheren Klassen ziemlich rein. Was das persönliche

Ansehen der Wechabiten betrifft, so sind sie klein von Statur, hager, gelb von Farbe, dürr und von harten Gesichtszügen; in ihrer Kleidung und ihrem Ansehen wie alle Beduinen mit Dolchen in den Schürzgründern. Es ist nöthig die Namen genau zu bezeichnen. Die Bewohner der sogenannten Seeräuberstädte sind meistentheils von dem Joachim-Geschlecht und einigen anderen Geschlechtern. In Religion sind sie Wechabiten, oder Anhänger des Abdul Wahab, der vor ungefähr achtzig Jahren zu Dereya gegen die Verderbtheit der herrschenden Religion zu predigen anfing. Sie machen nur einen kleinen Theil von den Wechabiten aus, und haben sich aus keiner andern Ursache der Seeräuberey ergeben, als aus der die Christen zu Liverpool einst den Sklavenhandel trieben, wegen ihrer Gewohnheit an's Seeleben. Die Wechabiten, welche Ali Bey zu Mekka traf, müssen von einem anderen Geschlechte gewesen seyn. Das Aussehen der Beduinen ist von eigener wilder Art, und ihr Gesichtsausdruck von dem der übrigen Araber ganz verschieden. Einige darunter sind sehr schön, und das Eigenthümliche ihrer Züge scheint eine besondere Zartheit zu seyn. In Gestalt sind sie kurz. Sie tragen nichts auf dem Kopf als ein engstädeniges Lederney, und ihr Haar hängt in langen gedrehten Locken auf die Schultern herab. Weiße, regelmäßige Zähne geben ihren Gesichtern noch mehr ein weiberähnliches Ansehen. Diese Gesichtsart ist besonders darum merkwürdig, weil sie von der der übrigen Araber, deren Züge groß und bart sind, so verschieden ist. Nach Ali Beys Beschreibung waren die Araber, die er zu Mekka gesehen, von diesem Geschlecht. Ihr Wesen ist freundlich und milde, und von der kräftigen Kühnheit der andern Araber sehr verschieden. Statt eines Rockes tragen sie ein um die Lenden geschlagenes Tuch, welches bis zu der Mitte der Waden hinabreicht, und einen Gürtel, in welchen sie ihre Patronen stecken. Ihre Augen sind geschwärzt, und ihr ganzer Körper mit Oel und einem dunkeln Pulver eingerieben, welches ihnen ein nußbraunes Ansehen gibt. Dies sind die tabra fus, oder die Unter-wolle Araber, sogenannt von ihren Gezelten, und die übrigen Arab ul beit, oder die Häuser-Männer.

Vor wenigen Tagen wurde unter dem Schutze mehrerer Prinzen vom Geblüt ein sogenannter Fancyball zum Besten der hier lebenden vertriebenen Spanier und Italiener gegeben. Jede Eintrittskarte kostete eine Guinee, und es sollen an 3000 Personen da gewesen seyn, aber die Anstalten für dergleichen Unternehmungen kosten so viel Geld, und die Anzahl jener Unglücklichen ist so groß, daß, wie man berechnet hat, nicht viel mehr als ein Gulden auf den Mann kömmt. Dennoch ist der Ueberschuß ein bedeutender Beytrag zu dem Fond, den man schon früher für diese armen Leute erhoben hat. Man beabsichtigt noch zwey andere Bälle der Art zum Besten der hiesigen brodlosen Weber zu geben. Aber ich fürchte, wenn nicht bald weit beträchtlichere Summen als durch dergleichen Unternehmungen eingehen, zusammengeschossen werden, nicht nur um die hiesigen Weber, sondern noch mehr, um die vielen tausend in anderen Gegenden, besonders in der volkreichen Grafschaft Lancastre brodlosen und täglich brodlos werdenden Fabrikarbeiter vorm Verhungern zu schützen, oder, was wohl vorher geschehen würde, um allgemeinen Aufstand zu verhindern, daß es zu schrecklichen Auftritten kommen dürfte. Die Folgen der Uebertreibungen im Handel und Gewerbe treten nun auch bey den anderen Fabriken hervor, wie sie sich früher, durch Nebenumstände schneller herbeygeführt, bey den Seidenfabriken gezeigt. Man hat in den letzten Jahren mit unbedachtsamer Thätigkeit im In- und Auslande alle Häfen, Märkte und Lagerhäuser so sehr mit Waaren von jeder Gattung angefüllt, daß vielleicht eben so viele Jahre hingehen müssen, ehe sie alle verbraucht werden können; und da es mit dem Kredit zu Ende ist, so kauft Niemand mehr auf Spekulation, und die Fabrikanten müssen ihre Arbeiten einstellen, und ihre Arbeiter verabschieden. Eine Zeit lang geduldeten sich diese Unglücklichen, in der Hoffnung, daß es sich mit dem Handel bessern, oder die Regierung vielleicht sie unterstützen, zum wenigsten doch durch die Zulassung auswärtigen Getreides, ihnen wohlfeileres Brod verschaffen würde. Da sie sich aber in allen diesen Erwartungen getäuscht fanden, und besonders das Parlament vor ein paar Tagen entschied, daß für dieses Jahr keine Veränderung in den Getreidegesetzen zu machen sey, so scheint das ohnedieß wilde Volk in der Gegend von Blackburn die Verzweiflung ergriffen und zu dem Gedanken verleitet zu haben, daß die Dampfwebemaschinen, welche doch allein die englischen Fabrikanten in Stand setzen, in Baumwollen- und Wollenwaaren die ausländischen Fabrikanten, zum Theil auf dem Kontinent, aber besonders in Amerika, auszustechen, und welche diese Leute bisher ernährt haben, ihnen ihr Brod nähmen. Demnächst haben sie sich bewaffnet und zu Tausenden zusammengerottet, und in jener Gegend alle Webmaschinen zerstört, denen sie nahe kommen konnten, und zugleich auch in einigen Wirthshäusern die Lebensmittel geplündert. Unglücklicher Weise befanden sich wenige Truppen in der Gegend, und das Volk war so verzweifelt, daß es sich bey einer Fabrik mit einer Abtheilung Reiterey in Kampf einließ, und obgleich es mehrere an Getödteten (das Gerücht nennt von drey bis sieben) und Verwundeten einbüßte, das Zerstörungswerk doch vor ihren Augen vollwachte. Seitdem ist aus allen Gegenden Reiterey und Gesindel dahin geschickt worden; aber wenn man nicht auch Lebensmittel hinschickt, so wird es in einer Gegend voller volkreichen Städte, wo in wenigen Stunden 50 bis 100.000 brodlose Arbeiter beysammen seyn können, eines bedeutenden Heeres bedürfen, um die Unglücklichen im Zaume zu halten; besonders wenn sich die Aufstandswuth auch nach Manchester verbreitet. Bis jetzt hat sich kein politischer Grund in diese Volksbewegungen gemischt; aber man fürchtet, daß sich nur zu bald böswillige Menschen finden werden, die den armen Leuten einen solchen an die Hand geben; besonders da diesen Sommer auch eine allgemeine Parlamentswahl eintritt. Damit Sie sich einen Begriff machen können, wie ungemein groß die Anzahl der Menschen seyn müsse, die in diesen Staaten durch die Handelsstockung ihren Unterhalt verlieren, darf ich nur melden, daß die Menge der unbeschäftigten Arbeiter zu Dublin, einer nicht bedeutenden Manufakturstadt, allein, nach einer bey einer neulich zu deren Unterstützung dort statt gefundenen Versammlung eingereichten Angabe über 21,000 beträgt! Der König hat bereits 3000 Pfund für die Unterstützung solcher Leute hergegeben, und durch Privatbeyträge sind schon viele Arbeiter mit ihren Familien vor dem Verschmachten geschützt worden; aber die Regierung allein vermag es, durch die Versendung einer bedeutenden Anzahl nach Canada oder einer anderen Kolonie, diese Leute vom Verderben zu retten und das Land vor einer unglückschwangeren Erschütterung zu beschützen.

Auflösung des Räthsels in Nr. 108.

Epheu.

Palindromisches Räthsel.

Lies mich von vorn und ich bin der Bewegung heiliger Urquell.
Lies mich von hinten, ich bin schwindender Schmerzen und Duft.

— e —

Beylage: Intelligenzblatt Nr. 17.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 115.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Montag, 15. Mai 1826.

Was ist Leben? Trug der Sinne.
Was ist Leben? Hohler Schaum;
Ein Verblüh'n schon beym Beginne,
Ein Phantom, ein Schatten kaum.

Calderon.

Die Ahndung.

Eine englische Erzählung.

Von meiner Kindheit an war ich freundenlos, und ein Geheimniß beschattet alle meine frühen Erinnerungen. Ich sehe mich oft noch als Kind in einem prächtigen Schlosse, auf einem reichen Fußteppich mit einer Pomeranze spielen — plötzlich erschreckt mich ein wilder Schrey und ein fürchterlicher Schall; man trägt mich weg, und ich sehe einen Herrn blutend auf den Stufen einer großen Treppe liegen, und eine schöne Frau verzweifelnd die Hände ringen. Noch in diesem fürchterlichen Kampf begriffen, sehe ich eine Menge Bäume, Felder und Häuser vor dem Fenster einer Kutsche vorbeyziehen, in welcher ich neben einem unbekannten Weibe sitze, welches weint und mich liebkoset. Wir halten vor dem Thore eines gothischen Gebäudes, man hebt mich heraus und eine ehrwürdige Matrone drückt mich an ihr Herz. . . . . Hier tritt eine Lücke in meinen Erinnerungen ein — ich sah die alte Dame (es war meine Großmutter) sterben; noch fließen meine Thränen, wenn ich an den sanften, traurigen Blick, an die weiße, brennende Hand denke, womit sie mich vor ihrem Hinscheiden segnete! Bald darauf brachte mich ein gutes, liebes Mädchen zu einer alten, freundlichen Frau, die in einem einsamen Hause an einer schönen Meeres-Bucht wohnte.

Nachdem ich zwey oder drey Jahre mit dieser Dame gelebt, sie mich einmal an den Strand hinunter spazieren führte, trafen wir auf einen Herrn, welcher allein auf einem Felsen saß. Er sprang auf und entfernte sich schnell, während ich ihm mit kindischer Neugierde so lange nachsah, bis er unsern Augen entschwand. Er hieß Oakdale, und wohnte seit einiger Zeit einsam in der Hütte einer alten Fischerin, und niemand wußte, wer er war, oder woher er gekommen.

Mehrere Jahre vergingen, ich war zum Knaben herangewachsen, und durfte frey umher wandern. Einst bey einem meiner Spaziergänge stieß ich wieder auf Herrn Oakdale. Ich erkannte ihn beym ersten Blick und es kam mir vor, als hätte ich ihn in einem früheren Daseyn vor langer, langer Zeit schon gekannt. Er winkte mich zu sich, und sprach anfangs mit mir mit der freundlichen Vertraulichkeit, womit gutmüthige Menschen Kinder anzureden pflegen; plötzlich aber sah er mich mit starrem, wildem Blicke an, schob mir die Haare von der Stirne, musterte meine Züge mit beunruhigendem Ernste und brach dann in Thränen aus. Bald erholte er sich wieder und wußte auch mich zu beruhigen; er that mehrere Fragen an mich über meinen Namen u. s. w.; aber meine Antworten schienen ihm fremd zu bleiben. Das ganze Wesen des Mannes verrieth viele Menschlichkeit und Herzensgüte; aber mitunter ward sein Auge wieder so wild und verdachtvoll, daß ich gern davon gelaufen wäre, hätte er mich nicht beständig bey der Hand festgehalten.

Es war Abend, als er mich zu Mistriß Ormond zurückführte. Die alte Dame hatte mit großer Sorge meiner gewartet. Sie küßte mich und verwies mir mein

Digitized by Google

langes Ausbleiben. Ich hielt meinen Führer beym Finger, aber bey dem erſten Worte der Dame riß er ſich los und ſprang zurück. Kaum hatte ſie Zeit, eine Frage an mich zu thun, als er wieder vorwärts kam, die erſchrockene Dame auf die Seite führte, und ihr mit haſtigem Ernſte etwas zuflüſterte, welches ſie für einen Augenblick zu betäuben ſchien. Sie antwortete aber nicht, ſondern führte mich ſchnell in's Haus, während der Fremde wie eingewurzelt ſtehen blieb. Sie ſchien tief bewegt, und ihr ſchmerzhaftes Weſen und ihre ängſtliche Fragen an mich über den Fremden ließen mich vermuthen, daß mein Geſchick mit dem Schickſale dieſes unglücklichen Einſiedlers in genauer Verbindung ſtehen müßte.

Am folgenden Morgen erfuhren wir, Herr Oakdale habe die Wohnung der Wittwe verlaſſen, und Niemand wüßte, wo er hingegangen. Aber dieß ſchien Miſtriß Ormond nicht zu beruhigen; ſie ſchrieb unter Seufzen und Thränen einen Brief, den ſie durch einen Bedienten in die nächſte Stadt ſchickte. Zu gleicher Zeit wurden Anſtalten zu einer Reiſe getroffen, man kleidete mich um, und nicht lange, ſo ſaßen wir in einer Poſtchaiſe, die der Bediente mitgebracht hatte. Auf dieſer Reiſe drängten ſich alle meine früheren Erinnerungen wieder gewaltſam in mein Gedächtniß; ich theilte ſie meiner Erzieherin mit, und ſie ſuchte mich zu bereden, es wären Träume geweſen; aber da ſie fand, daß ſie mir dieſe ſchmerzhaften Erſcheinungen nicht aus dem Sinne bringen konnte, ſchien es ſie zu ſchmerzen, und ich ſchwieg ſtill; aber von dem Augenblicke an bemächtigte ſich eine traurige Ahndung meiner Seele, die mich ein Leben voll Bitterkeit und Jammer vorempfinden ließ, lange vorher, ehe es wirklich kam.

Wir trafen gegen Abend in einem großen, ſchönen Schloſſe ein, worin aber jeder Schritt verkündigte, daß es lange unbewohnt und vernachläſſigt geweſen. Wir wurden von einer alten Haushälterin in Zimmer geführt, wo ein Feuer brannte, und ich hörte aus dem Geſpräche zwiſchen beyden Frauen, daß wir hier bleiben würden, bis ſie auf einen Brief, den Miſtriß Ormond nach London geſchrieben, Antwort erhalten. Ich verließ das Gemach und verirrte mich in einen prächtigen Saal, zu einer großen Marmortreppe — ach! ich befand mich an dem Orte, wo ſich jener ſchreckliche Auftritt ereignet, der mir ſeitdem beſtändig vorgeſchwebt — ja die Stufen waren noch von dem Blute befleckt, das ich damals hatte fließen ſehen.

Wir mußten ungefähr einen Monat in Beechendale Hall geweſen ſeyn, denn ich erinnere mich, daß, als man mich zu Bette brachte, der Neumond ſchwach durch's Fenſter ſchien. Ich machte Miſtriß Ormond aufmerkſam darauf und ſagte: er ſähe aus wie ein zerbrochener Trauring. Gott weiß, wie mir das Gleichniß in den Kopf kam, aber es ſchien die gute Frau zu erſchüttern, ſie ſagte mit einem Seufzer; „Gott ſey dieſem ſonderbaren Knaben gnädig!“ dann küßte ſie mich und ich fühlte eine Thräne auf meinen Wangen.

Ich hatte den Mond ab- und zunehmen ſehen, er hatte ſich wieder erneuert, als Dr. Boswille kam, um mich nach ſeiner Schule abzuholen. Es ſchmerzte mich tief, meine Pflegemutter zu verlaſſen, und das Verſprechen meines ernſthaften Lehrers, daß ich viele Spielgefährten haben würde, wovon ich aber kaum den Sinn verſtand, vermochte mich nicht zu tröſten. Ich ſaß an ſeiner Seite im Wagen, und grübelte über das, was das Gemüth des Kindes, wie den Geiſt des Philoſophen beſchäftigt. — Was bin ich? wozu alles dieſes? wohin gehe ich und wer wird mich dort lieben oder haſſen?

Dr. Boswille hatte ſeine Lehranſtalt auf zehn Zöglinge beſchränkt; doch für mich, der ich an ein ſtilles Leben, unter der ſanft lenkenden weiblichen Hand gewöhnt geweſen, war dieß eine wilde, ſtürmiſche Welt. Ich konnte mich nicht in das muntere Weſen meiner Gefährten finden, und während ſie auf dem nahen Kirchhof ſpielten, ſaß ich auf einem Grabſtein und wunderte mich über ihren Frohſinn, an dem ich keinen Antheil nehmen konnte. Anfangs ſuchten ſie mich bald durch Bitten, bald durch laſe Streiche in ihren Kreis zu ziehen; als aber dieſes alles nichts half, fiengen ſie allmählig an, mich mit mitleidsvoller Güte zu behandeln, und ſuchten mich fortwährend durch kleine Geſchenke und Gefälligkeiten zu erheitern.

(Die Fortſetzung folgt.)

Noch etwas über die Verbindung des atlantiſchen Meers mit dem ſtillen Ozean.

(Beſchluß.)

Es ſey uns erlaubt, bey dieſer Gelegenheit noch einige Bemerkungen über die Gegend, wo ein Verbindungskanal am leichteſten auszuführen wäre, mitzutheilen. In einem Aufſatz über dieſen Gegenſtand von Herrn von Zach (Morgenblatt 4. Januar 1826) werden als ſchicklich zu einem ſolchen Unternehmen genannt der Fluß Chagre, der Fluß San Juan nebſt dem See von Nicaragua, und endlich „ſolle man die Flüſſe San Miguel und Chamaluzon in der Hudſonsbay vereinigen.“ Dieß letztere iſt durchaus unverſtändlich, es müßte denn etwa eine Verwechslung oder ein Druckfehler von Hudſonsbay und Hondurasbay ſtattgefunden haben. Folgende Stelle aus einem ältern ſpaniſchen Schriftſteller iſt für dieſen Gegenſtand nicht ohne Intereſſe; Alcedo in ſeinem diccionario de geografia ſagt nämlich beym Artikel Mandinga: „Der genannte Fluß (Mandinga) entſpringt in dem Gebirge von Chepo und fließt nach Oſten, bis er ſich in die Bucht ergießt, der er den Namen gibt; ſein Lauf beträgt vier Legnas und es iſt bey Todesſtrafe verboten, ihn zu befiſchen, wegen der Leich-

Digitized by Google

tigkeit, womit man durch ihn in's stille Meer kommen kann, wie es im Jahr 1679 die Seeräuber Juan Guarlem, Edward Blowen und Bartolomé Charps wirklich gethan haben. Die genannte Bucht an der Küste und in der Provinz Darien ist schön, groß und sicher u. s. w." — Was den Transport zu Lande, z. B. auf Eisenbahnen betrifft, so dürfte er doch eine weitere Betrachtung verdienen und der Vergleich mit der Landenge von Suez ist nicht ganz passend, denn als man diesen Landweg verließ, war noch von keinen Eisenbahnen die Rede, und auch jezt wäre ihre Anlegung in dem Sand dieser Landenge besonders schwierig. Die Entfernung von der Stelle, wo der Fluß Chagre schiffbar ist, bis zum stillen Meer beträgt nach Oviedo nur vier Leguas, größtentheils eben und nur mit einigen geringen Anhöhen. „Ew. Majestät ersehen (sagt Oviedo ferner in seinem Bericht an Karl V.) aus dem, was ich gesagt, welch eine wunderbare Sache dieß ist, und wie trefflich geeignet zu der Ausführung meines Vorschlages. Der Fluß Chagre entspringt nur zwey Leguas von der Südsee und ergießt sich in das nördliche Meer, ein breiter, tiefer und schnell fließender Strom, und so vortheilhaft zu dem besagten Zweck gelegen, daß ich es mir nicht besser erdenken könnte." Herrera, der bekannte Geschichtschreiber, sagt, daß unter Kaiser Karl V. der Hauptmann Laserna und die Regidoren von Panama, Alvaro de Guiso und Franzisco Gonzalez beauftragt worden seyen, den Isthmus von Panama zu untersuchen, um die zweckmäßigste Stelle zum Transport der Waaren von einem Meer zum andern auszumitteln. Diese Männer fanden, daß Schiffe auf dem Rio Grande, der sich bey Panama in die Südsee ergießt, mit der Flut drey Leguas aufwärts schiffen könnten, und daß die Entfernung von dieser Stelle bis zu der, wo der Fluß schiffbar ist, nur neun Leguas betrage, und zwar ganz ebenes und freyes Land. Nach dieser gewichtigen Autorität scheint es also zur Verbindung der beyden Meere nur darauf anzukommen, einen Kanal von neun Leguas Länge durch flaches Land zu ziehen.

An der Wichtigkeit einer solchen Unternehmung ist zwar keineswegs zu zweifeln; indessen muß man, um die davon zu erwartenden Resultate und Veränderungen in dem Welthandel nicht zu hoch anzuschlagen, bedenken, daß wir nicht mehr in den Zeiten sind, wo die Umschiffung des Kap Horn ein nur selten unternommenes oder gelungenes Wagstück war, sondern daß heut zu Tage dieß Vorgebirge eben so oft und eben so leicht umschifft wird, als das Vorgebirge der guten Hoffnung. In einem kleinen Aufsatz über diesen Gegenstand in der Minerva sind auch die politischen Schwierigkeiten berührt worden, welche sich der Ausführung entgegenstellen könnten. Allein es ist wirklich schwer zu begreifen, auf welchen Grundsatz des Völkerrechts oder der Politik der Verfasser jenes Aufsatzes diese Schwierigkeiten begründen will. Er scheint nämlich anzunehmen, daß die amerikanischen Staaten, und zunächst Mexiko und Guatimala, in ihrem Lande keinen Kanal bauen dürfen, ohne dazu die Einwilligung der übrigen Handelsmächte und besonders der großen europäischen Mächte zu erhalten. Er spricht von einer aus Abgeordneten der verschiedenen Mächte zusammengesezten Kanalverwaltung u. s. w. Aus einem solchen Hirngespinnst ist es leicht, Schwierigkeiten entstehen zu lassen *). Die einzige wirkliche Schwierigkeit bey der Unternehmung scheint nur das gegenseitige Verhältniß der beyden Meere und der Mangel an Geld zu seyn. Dieß leztere und wichtigste Hinderniß dürfte in der nächsten Zeit um so schwerer zu heben seyn, da seit der lezten Geldverlegenheit die Engländer mit Recht etwas vorsichtiger mit Anleihen und namentlich sehr mißtrauisch in Hinsicht der neuen amerikanischen Staaten geworden sind.

*) Es wird den Mexikanern schwerlich einfallen, die andern Staaten zwingen zu wollen, ihren Kanal zu benuzen; wer dazu keine Lust hat unter den Bedingungen, welche die Mexikaner machen werden, dem wird es immer frey stehen, um das Kap Horn zu segeln.

Korrespondenz-Nachrichten.

Frankfurt a. M. Ende April.

Madame Neumann also, die Gepriesene, von den heitern blauen Vogesen bis zu den Rebenhügeln der stolzen Magyaren, von den schneeigen Tyroleralpen bis zu den entgegengesetzten fernen Meeren, hat auch unsere Stadt auf die kurze Zeit ihres Aufenthaltes in einen Rausch des Entzückens versezt. Zum Zeitpunkt ihres Triumphes war die Messe ausersehen. Hier, von einer mächtigen Prätorianergarde alter und neuer Verehrer von nah und fern umgeben, thronte Mad. Neumann wie eine Königin über dem lauten Weltmarkte. Sie, kam von Mainz mit zwey Lorbeerkränzen geschmückt. Nachdem man mehrere Tage zuvor die Künstlerin, als ob sie das Terrain recognosciren wolle, im Theater gesehen hatte, war ihr erstes Erscheinen ein Tag des größten Glanzes. Am Morgen las man in einem mit wunderberichtenden Dramaturgieen von allen kleinen Bühnen am Rhein und Main überschwemmten belletristischen Blatt, welches den Namen Didaskalia führt, ein großes Bülletin über die Siege der Künstlerin in Mainz. Von Bewunderung überfließend, wurde die Geschichte der beyden Lorbeerkränze berichtet, die mein lezter Brief kurz erzählte. Man kann sich denken, wie dieser Bericht, wahrscheinlich aus Ranküne gegen die Nebenbuhlerin des lieblichen Gastes zum Druck beeilt, auf unser, für alles Neue äußerst empfängliches Publikum wirkte. Konnte es aber auch anders, da wir von Mad. Neumann seit Jahren immer Wunder hörten und sie nie zu Gesicht bekamen, bis Dem. Lindner durch eine Kunstreise nach Karlsruhe die Künstlerin gleichsam herauszufordern schien. — Es war Sonntag. Man drang sich auf dem Weg zur Donna Diana fast die Hälfte; das Orchester mußte ausgeräumt werden, und das Theater hätte füglich noch ein Mal so groß seyn dürfen. Madame Neumann, sogleich rauschend bewillkommt, erschien in der reizendsten Kostüme, wurde bey jeder Glanzstelle mit Applaus überschüttet, und am Ende mit Enthusiasmus gerufen. Die

Herren sahen sich fast blind und auch die Damen ließen die Gläser nicht von den Augen. Mad. Neumann zeigte sich in dem Besitz einer trefflichen Taktik. „Habe ich," sprach sie, in seiner Anwendung einer sonst verbrauchten Phrase mit reizender Bescheidenheit, als sie von Beyfall umrauscht, gerufen wurde, „habe ich auch nur einigermaßen Ihre Zufriedenheit erreicht, so war dieser Abend einer der schönsten meines Lebens!" und Bravo Neumann! erscholl das Haus, und ihre Nebenbuhlerin, Dem. Lindner, schien total aus dem Felde geschlagen zu seyn. Doch noch hatte die schöne Bellona-Diana keinen directen Angriff auf diese unternommen, und Dem. Lindner, welche ihr in der demüthigen Stellung der Fiorette dienstbar war, verlor keinen Zug ihrer reitenden Schalkheit. — Die Didaskalinen entwickelte zwar schon am folgenden Morgen ein Gedicht von mehreren Versen auf die Reize, welche Mad. Neumann als Donna Diana entwickelte, aber es war nur der Vorläufer der belustigendsten anatomisch-ästhetischen Zergliederungen ihrer Schönheit in Prosa und Versen; auch die Dellamatorin, Elise Bürger, die mit Katinka Halein (von ihren Verehrern als die Mainzer Sappho besungen) zu den fleißigsten Mitarbeiterinnen jenes Blattes gehört, ließ sich in dankgerührten Zeilen, die immerhin die besten gewesen seyn mögen, vernehmen. — Aber die Stadt war erfüllt von Entzücken und freudigem Erstaunen. „Haben Sie Mad. Neumann gesehen? Wo wohnt sie? wo speist sie heute? wann spielt sie wieder? hat sie sich auf der Promenade oder im Braunsels gezeigt?" so ging's von Mund zu Munde.

(Die Fortsetzung folgt.)

Petersburg, im April.

Die Liebe zur Lektüre ist bey dem russischen Publikum noch immer gering. Vorzüglich darf sich wohl die vaterländische Literatur darüber beklagen. Die höhern Stände ziehn ihr fortdauernd die französische vor. Die Lieblingsschriftsteller der Nation, wie Karamsin in seiner Reichsgeschichte, die klassischen Dichter Derschawin, Krylow, Schukowsky, Puschkin, Kostow (dessen Mönch in Jahresfrist in zwey Auflagen völlig vergriffen ward), der herrliche Tragiker Oserow, der Schauspieldichter Gribondow und einige andre werden indessen von den höhern und mittlern Klassen verschlungen, vorzüglich von den Damen, welche die auserlesensten Stellen ihrer Dichtungen häufig memoriren, um dadurch bey den jetzt so beliebten gesellschaftlichen Declamationsübungen zu glänzen. Am glücklichsten ist in dieser Hinsicht ohne Zweifel der von seinen Landsleuten leidenschaftlich geliebte junge Dichter Puschkin, den man in Rücksicht seines außerordentlichen und zum Erstaunen fruchtbaren Genies mit Recht den russischen Byron nennen darf. Ihm zahlte noch jüngst ein moskauischer Verleger für sein Manuscript, der Springbrunnen von Bakschisaray, (ein nicht voluminenses Gedicht) 3000 Rubel baar.

Im Laufe des gegenwärtigen Jahrs hat sich die russische Journalistik (wenn man die von den Herren von Bulgarin und Gretsch versprochene, aber noch nicht erschienene neue Jugendzeitung ausnimmt) um keine Zeitschrift vermehrt, wohl aber um zwey ihrer bessern vermindert. Die im vorigen Jahre erschienenen bibliographischen Blätter des bekannten Archäologen Hofrathes Keppen, haben in diesem aufgehört. Hr. von Keppen lieferte uns in diesen fortlaufende rezensirende Notizen über die frühern und neuesten Erscheinungen der russischen Literatur, eine Aufgabe, die diese vor ihm nicht kannte, und die er mit meisterhafter Sachkenntniß zu lösen wußte, wegen zu weniger Aufmunterung des Publikums aber zum Aufhören genöthigt ward. Sie sind gewiß ein sehr empfindlicher Verlust für die vaterländische Literär-Geschichte, vorzüglich in Hinsicht ihrer vielen interessanten Notizen und Auszüge, die sie uns über slavonische, aus alten Bibliotheken entlehnte Alterthümer gaben. *) Gleichfalls hat der Beförderer der Aufklärung und Wohlthätigkeit aufgehört, eine sehr nützliche, nicht gehaltlose Zeitschrift, redigirt von einer Gesellschaft Literaten, die eine sehr wohlthätige Tendenz hatte. Der Ertrag wurde für menschenliebende Zwecke verwandt.

Der unermüdet thätige Herausgeber unsrer deutschen St. Petersburger Zeitschrift, Hr. August Oldekopp, hat dieselbe in diesem Jahre noch mit wöchentlich erscheinenden Beylagen bereichert. In diesen werden die neuesten Tagsbegebenheiten des Innern, Skizzen zu einer Sittenschilderung unsrer Zeit, die neuesten Entdeckungen in den Wissenschaften, bibliographische Notizen über die neuesten in- und ausländischen Werke ꝛc. Aufnahme finden. Man muß wahrlich den so zu sagen eisernen Fleiß des Herrn Herausgebers bey so gehäuften Anforderungen, und so wenig lohnender Anerkennung seiner Landsleute bewundern. Daß letztre sehr gering seyn muß, scheinen seine stets bestätigten, in jenem Monatshefte seiner Zeitschrift erneuerten Klagen zu beweisen. — Doch die Gunst des Publikums läßt sich nie ertrotzen, wohl aber durch Talent und anmuthige Gaben erringen. Vor geraumer Zeit schon wollte Hr. Oldekopp die auserwähltesten Aufsätze der neuern russischen Schriftsteller in einem besondern Werke, unter dem Titel Rodomuißlo- (der Gutgesinnte) verdeutschen. Er wählte dazu den Weg der Subscription, sie begann bereits im Frühling 1825, und währt noch fort. Es läßt sich vermuthen, daß sie immer noch sehr unbedeutend seyn muß, da Rodomuißlo bis jetzt nicht erscheint.

Großes Verdienst hat sich Hr. Oldekopp unstreitig jüngst um uns Deutsche, durch die Herausgabe seines russisch-deutschen und deutsch-russischen Wörterbuchs in fünf Bänden erworben, wovon bereits die drey ersten, die das Russische umfassen, erschienen sind. Es ist bestimmt das Gründlichste, das Umfassendste, das bis jetzt bey uns in dieser Gattung erschien — und wir wünschen ihm in dieser Rücksicht, wie auch wegen seines sehr wohlfeilen Preises einen guten Abgang, denn es verdient ihn gewiß.

Mit Ausnahme der in Moskau und andern bedeutenden Städten des Innern herauskommenden, erscheinen im gegenwärtigen Jahr in hiesiger Residenz sechs verschiedene Zeitungen und fünfzehn Zeitschriften. Unter den erstern sind zwey unter officielle Inspektion der Regierung gestellt, dem Reinpolitischen, eine dritte dem Politisch-literärischen, eine vierte Handelsgegenständen des In- und Auslandes, die beyden letzten speciellen Angelegenheiten der Regierung gewidmet. Unter ihnen erhält sich die unter Nr. 3. rubricirte, die nordische Biene, redigirt von den Herren von Bulgarin und Gretsch, seit ihrem ersten Auftreten bis jetzt in immer gleich wichtigem Interesse. Sie zeichnet sich durch schnelle Mittheilung wichtiger Begebenheiten des Inlandes, durch gehaltvolle Aufsätze über vaterländische Literatur und Kunst, durch fortlaufende Skizzen über Kultur- und Sittengeschichte unsrer Zeit, rühmlich vor allen übrigen aus. — Unter den Zeitschriften nehmen wohl bey unparteyischer Prüfung: die vaterländischen Memoiren des Hrn. von Swigin, das nordische Archiv der Herren Bulgarin und Gretsch, das Journal für Berg- und Salzwesen; das Journal für die schönen Künste des Hrn. Gregorowitsch den ersten Platz ein.

B. . . g.

*) Ihrer erschienen im vorigen Jahre 33 Nummern, in diesem noch drey besondere Supplementblätter, und doch ist mit diesen das von ihnen behandelte Material bey weitem noch nicht erschöpft.

Beylage: Kunstblatt Nr. 39.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Nro. 116.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, 16. Mai 1826.

Wie herrlich ist die Poesie,
Daß Dinge klein und nichtig,
Die sie ergreift und schmücket sie,
Erscheinen groß und wichtig.

Rückert.

Morgenländische Früchte.

1.

Auf einen roth- und weißen Apfel.

Arabisch *).

– – ∪ – | – ∪ – | – – ∪ – | ∪ ∪ –

Ein Apfel, deß Lieblichkeit auf beyden Wangen vereint
Die Farben von Liebchen und Geliebtem, die sich umfaßt.
Auf einem Pfühl sich umarmt, dann hat sie einer geschreckt,
Erröthet ist eins vor Scham, und eins vor Furcht ist erblaßt.

*) Dieses Gedichtchen steht auf Seite 297 von Habicht's erstem Theil der Ausgabe des arabischen Textes von Tausend und Eine Nacht. Es ist dort sehr verdorben, und die Emendationen, nach welchen obige Uebersetzung gemacht ist, können an diesem Orte nicht angezeigt werden. In der neuen deutschen Bearbeitung ist es, wenn ich mich recht erinnere, übergangen. Uebrigens ist derselbe Gedanke etwas anders, doch eben so lieblich, gewendet, im Rosengarten des Saadi zu finden.

2.

Räthsel von der zehnstreifigen Melone auf der Tafel des Schah's.

Persisch *).

– ∪ – – | ∪ – ∪ – | ∪ ∪ –

Himmelgleich ist der Tisch des Schahes, darauf
Eine Sonne, um sie zehn Monde im Lauf.
Diese Sonne, die untergehet im Mund,
In dem Garten des Schahes gieng sie auf.

*) Von Chátáni, aus einem persischen Kommentar zu diesem Dichter, einem Manuscript im Besitz des Herrn Hofraths von Hammer, der es mir zur Bearbeitung mitgetheilt hat. Das Gedichtchen lautet persisch wie folgt:

Châni chosrew felez mîthâl' derô
âfitâbist' deh hilâl' berô
âfitâbi ki châweresch dehen est
dâred ez bâghi schâh' bâch'ter ô.

Um diese Verse nach dem oben vorgezeichneten Metrum zu skandiren, muß man an jeder Stelle, wo das Zeichen des Apostrophs steht, eine kurze Sylbe supplirem.

Fr. Rückert.

Digitized by Google

Die Ahndung.

(Fortsetzung.)

So vergingen zwey Jahre. Da verließ uns einer der Zöglinge, und ein anderer kam an seine Stelle. Er hieß Alfred Sydenham, und war ungefähr von gleichem Alter mit mir. Den Augenblick, wo wir einander sahen, fühlten wir, daß wir dazu bestimmt seyen, Freunde zu werden — und doch war unsere Erziehung so verschiedenartig gewesen. Er hatte eben seine Mutter verloren, die prächtige und schöne Geliebte eines Herzogs, und ob er gleich nicht seines Vaters Namen führen durfte, so hatte er doch dessen ganze Liebe, die er auch im höchsten Grade verdiente. Eine schönere Gestalt als Sydenham in seinem Knabenalter gehabt, läßt sich nicht leicht denken; und selbst die schrecklichen Wunden, die er bey der Belagerung von V— empfangen und der Verlust beyder Arme vermochten nicht ganz die Schönheit seines reiferen Alters zu zerstören. Aber selbst diese körperliche Schönheit war nichts im Vergleich mit seinem glücklichen Gemüthe, und dem milden und heitern Geiste, der zu edel, zu groß und zu gefühlvoll war, um die Reibungen des Unglücks ertragen zu können. Sein Vater starb plötzlich, ohne ihm die Vermächtnisse, die er ihm zugedacht, genugsam gesichert zu haben. Ein Prozeß mit den Erben raubte ihm alle übrigen Mittel; — er konnte nichts verdienen, denn er hatte keine Hände mehr, und so legte er sich nieder — und starb.

Sydenhams Ankunft bildete einen Wendepunkt in meinem Leben; er erweckte in mir das Gefühl der brüderlichen Liebe, welches bis dahin in meinem Busen geschlafen hatte; alle meine frühzeitigen Sorgen wurden durch seine Theilnahme gemindert, und in dem Bestreben, mit ihm in der Schule gleichen Schritt zu halten, lernte ich zum ersten Male meine Studien liebgewinnen. Er brachte die Ferien immer bey seinem Vater zu, und die dritten Weihnachten nach unserm Beysammenseyn mußte ich ihn zum Herzoge begleiten. In dem Gewühl der vielen Gäste und der zahlreichen Dienerschaft, welche das Schloß anfüllten, würde ich mein trübes Wesen wahrscheinlich bald abgelegt haben, hätte nicht die Erscheinung des Unbekannten vom Felsen, ich meyne den Herrn Oakdale, den ich unter den ersteren erblickte, mich wieder alle meine früheren Erinnerungen aufgeregt. Ich war jetzt zwölf Jahr alt, und war so verändert, daß er mich nicht wieder erkannte. Ich theilte Sydenham meine Entdeckung mit, und wir beschlossen, alles Mögliche zu versuchen, um hinter das Geheimniß dieses räthselhaften Mannes zu kommen. Wir horchten und beobachteten, aber es zeigte sich nichts, das uns irgend einen Wink hätte verschaffen können.

Eines Tages aber, als Sydenham ihn zufällig sagen hörte, das müsse geschehen seyn, während er im Auslande gewesen, fragte er ihn schnell: „Wie lange mag das wohl her seyn?“ — „Ungefähr sieben Jahre.“ Die Antwort schien allgemeine Aufmerksamkeit zu erregen. „Und in welchem Lande waren Sie?“ Diese Frage schien Oakdale zu verwirren, und Sydenham, ohne ihm Zeit zur Antwort zu geben, fuhr dringend fort: „Und was mochte Sie bewegen, in's Ausland zu gehen?“ In diesem Augenblick rief der Herzog den jungen Inquirenten weg, aber ich sah deutlich, daß er bey dem Befragten eine wunde Stelle berührt hatte.

Am andern Morgen ließ der Herzog seinen Sohn zu sich in's Kabinet rufen und hatte eine lange Unterredung mit ihm. Von dem Augenblicke an war Sydenhams Benehmen gegen mich verändert: zwar liebte er mich noch immer, ja seine Freundschaft hatte eine Zärtlichkeit angenommen, die an's Mitleiden grenzte; aber seine freye Offenheit war dahin, und es war offenbar, daß ihm das schreckliche Geheimniß meiner Geschichte, welches mich bisher in dunkler, ahnungsvoller Erinnerung umschwebt hatte, aufgedeckt war, daß ihn mein unglückliches Schicksal mit Furcht erfüllte, und er das Gespenst gesehen, welches immer meinen Schritten folgte.

Den folgenden Morgen brachte mir ein Herr einen Brief von Dr. Boswille, meinem Schulmeister, worin er mir meldete, daß derselbe den Auftrag hätte, mich nach dem Colleg zu Eton zu bringen. Aus dem Briefe schloß ich, daß diese plötzliche Veränderung mit meinem Besuche beym Herzog zusammenhing, und Sydenhams Ausweichen bestärkte mich darin. Ich mußte noch denselben Tag abreisen. Als wir zu Windsor ankamen, traf mein Führer, ein alter Major, dem das Geschäft gar nicht zu behagen schien, einen andern Offizier, dem er sagte, er hätte es auf Befehl des Generals thun müssen. O! hätte ich mich doch damals nach dem Namen dieses Generals erkundigt, welchen Jammer würde ich mir erspart haben! .... Der Major brachte mich zu Dr. — nach Eton, und führte mich dann nach Windsor zurück, wo er in einem Gasthofe unser Mittagessen bestellte, und mich dann zu einem Spaziergange mitnahm. Was mir besonders dabey auffiel, war die Schüchternheit, womit er jeder Kutsche oder vornehmen Person auswich. Bey unserer Rückkehr erblickte ich zwey Frauenzimmer auf der Altane des Gasthofes. Die eine war viel jünger als die andere, und sehr geschmackvoll gekleidet; aber in der anderen erkannte ich meine alte Pflegemutter, Mißtriß Ormond. Ich wollte stehen bleiben und ihre Blicke auf mich ziehen; allein mein Führer zog mich barsch in's Haus. Ich mußte mit ihm essen, und nach Tisch schickte er mich mit einem Kellner nach Eton zurück, und als ich am folgenden Morgen wieder nach Windsor ging und mich nach den beyden Damen erkundigte, erfuhr ich, daß sie bereits in Gesellschaft des Majors nach London abgefahren wären.

Man kann sich denken, wie alle diese geheimnißvollen

Digitized by Google

Begebenheiten auf ein Gemüth, wie das meinige, wirken mußten; doch gaben sie mir eine Ueberzeugung, welche meinem Charakter eine neue Springkraft gab. Ich war nämlich jezt gewiß, daß ich zu einer vornehmen Klasse gehörte, und dieser Gedanke, nebst den dunkeln Erinnerungen aus meiner Kindheit, gaben der Ahndung, die sich bey mir festzusetzen anfing, die Wahrscheinlichkeit, daß alle Schuld und alles Elend, welche das Schicksal meiner Familie trübten, von meiner Mutter herrührten.

In der Schule, in der ich mich jezt befand, ging eine große Veränderung mit mir vor. Ohne etwas von meiner vorigen Zurückhaltung zu verlieren, suchte ich die Gesellschaft meiner Gefährten, und ohne heiterer zu seyn, ließ ich mich in die kühnsten und wildesten Abenteuer mit ihnen ein. Das Meiste davon that ich in der Hoffnung, unter meinen vielen Mitschülern eine Spur zu entdecken, die zu einem Aufschluß über meine Herkunft führen könnte; aber Tage, Wochen, Monate und Jahre verstrichen, und ich blieb unbefriedigt. Inzwischen ward, so wie ich älter wurde, mein Taschengeld vermehrt; man behandelte mich durchaus als wie den Erben eines großen Vermögens, und als ich das Jünglingsalter erreicht, fehlte es mir nicht an Mitteln, an allen den Verschwendungen meiner Kameraden Theil zu nehmen.

In meinem siebzehnten Jahre wurde ich von einem geistlichen Hofmeister, der aber nichts weiter von mir wußte als meinen Namen, und daß man ihm seine Dienste gut bezahlte, nach Oxford abgeholt. Auf der Universität traf ich Sydenham wieder, und unser alter Freundschaftsbund ward erneuert, obgleich ich offenbar sehen konnte, daß die Nachricht, die ihm sein Vater wegen meiner gegeben hatte, noch immer auf seine Seele wirkte — mein unglückliches Schicksal aber wollte es, daß ich ihn nie darum befragte.

Ich reiste oft mit ihm nach London, und einmal besuchten wir das Schauspielhaus, wo man eben Hamlet gab. Ich hatte wie die meisten Studenten von Shakespeare gehört, aber nie etwas von ihm gesehen oder gelesen; ich war also gänzlich auf das, was da kommen sollte, unvorbereitet. Aber gleich bey Eröffnung des Stücks fühlte ich mich in einer mir bekannten Welt; und so, wie sich die Geschichte entwickelte, entfaltete sich auch der Begriff, den ich mir immer in tiefer Seele von meinem eigenen Schicksal gebildet hatte. Ich vertiefte mich mit aller Aufmerksamkeit in die Vorstellung Hamlet's und lauerte auf den Erfolg mit einer Aengstlichkeit, wie sie der Prinz von Dänemark hätte selbst empfinden müssen. In dem Augenblick, wo Hamlet sich von seines Oheims Schuld überzeugt, sprang ich von meinem Sitze auf, und der erste Gegenstand, der mir in die Augen fiel, war Herr Oakdale in der nächsten Loge, den meine Bewegung aufschreckte. Er schien mich anfangs nicht zu erkennen, aber als er noch einmal nach der Bühne hingeblickt, sah er mich noch einmal an, und dießmal mit Augen, welche Furcht und Angst verriethen. Jezt war ich meiner nicht länger mächtig; ich eilte hinaus, und ging, von Sydenham geführt, in ein nahes Wirthshaus. Als wir allein waren, warf ich mich in einen Stuhl. „Sydenham! rief ich, mein Schicksal ist mir enthüllt: — mein Vater wurde ermordet!" — Sydenham wurde blaß. „Ja, fuhr ich fort, ermordet wegen meiner Mutter — und dieser Oakdale war der ehebrecherische Mörder!" —

(Die Fortsetzung folgt.)

Spanische Sitten.

In Spanien begräbt man die Frauen in Nonnengewand. Diese Gleichheit des Todtengewandes entspricht der Gleichheit des Todes, und die Würmer unterscheiden den Reichthum von der Armuth nicht an der Feinheit des Leichentuchs.

Bey der Beerdigung der kleinen Kinder wird in Spanien nicht geweint. Die Verwandten sagen, wir haben einen Engel mehr im Himmel, der für uns betet. Doch schluchzt die Mutter an der leeren Krippe, und man kann ihre Seufzer dennoch hören, trotz des Lärmens den die Castagnetten machen; denn die Kinder draußen treiben ihr Spiel damit, und tanzen herum um den Kameraden, der künftig nicht mehr bey ihrem Spiele seyn wird.... da liegt der jugendliche König ihres Festes, geschmückt mit weißen Kleidern, gekrönt mit Blumen; er liegt vor der Thüre auf dem Bette, das seine Mutter nicht wieder für ihn zurechtlegen wird; er liegt vor der Thüre des väterlichen Hauses.... die Vorübergehenden besprengen ihn lächelnd mit dem geweihten Wasser, die Tropfen zittern an ihm wie der Thau zitterte auf den Blumen seiner Krone. Sie gehen weiter und empfehlen sich diesem Pilger, der nach kurzer Wanderung Eile hatte, zu demjenigen heimzukehren, der einst die Kindlein zu sich kommen ließ.

Korrespondenz-Nachrichten.

Frankfurt a. M. Ende April.

(Fortsetzung.)

Auch beym zweyten Male ging Mad. Neumann nicht gerade auf die Gegnerin los; die Baronin Waldhüll im letzten Mittel war der zweyte Schritt ihrer Taktik; der dritte dann an demselben Abend Frau von Schlinach in Holtei's Wienern in Berlin. Der vierte, gleich folgenden Tages, da man sie in der Frühe schon abgereist glaubte, war Margarethe in den Hagestolzen, und noch einmal Frau von Schlingen (nicht Baronin Waldhüll, als welche sie viel besser gefallen hatte). Den Beschluß machte am nächsten Sonntage

Preciosa bey gedrängt vollem Hause, doch mit mindererem Beyfall. Mad. Neumann wurde indessen stets applaudirt, und keine Zuhörer erhoben sich. Unsere Blätter stritten etwas verbissen darüber, ob Dem. Lindner besiegt sey, ob nicht. Das eine gab der holden Wienerin, der Mad. Neumann, vollständigen Sieg, das andere stritt dem Gast eine Verwandlung in die Wienerin völlig ab. Nach Allem, was man, als der erste Beyfall verflogen war, erfahren konnte, ohne viel fragen zu müssen (denn alle Zungen waren in dieser Zeit gelöst, und die strengsten Catone ließen sich in Diskussionen ein), so hat Mad. Neumann als schöne Frau, als Frau von feinem Ton, im Besitz aller reizenden geselligen Künste gesiegt, in der Kunst aber, in angeborenem Talente, des Naiven insbesondere, unsere Künstlerin. Auch der Frankfurter, nicht der gerechteste gegen einheimisches Verdienst, gestand es ein, daß unsere Künstlerin in engeren Kreisen ein freyeres Wirken zeige, in einfacheren Aufgaben schöpferischer auftrete als Mad. Neumann. Indem ich mich diesem Ausspruche anschließe, möchte ich ein, in unseren kritischen Kreisen über die Macht der ersten Erscheinung fast vergessenes Etwas verführen, welches beyde Künstlerinnen, deren Talente ich übrigens hoch verehre, beherzigen mögen. Es gilt im Allgemeinen allen großen Talenten, die viel Weihrauch einathmen. Ich möchte die Darstellungskunst mit den Schicksalen der Kupferstiche vergleichen. Die Abdrücke avant la lettre haben noch viele Härte, aber der Kenner liebt sie um ihrer Reinheit willen; die Abdrücke nach der Schrift sind weicher, zärter, aber der berühmten Platte werden so viele Abzüge zugemuthet, daß sie bald zu weich, zu hart werden, dann stumpf und matt und Stellen ausbleiben, die Conturen endlich völlig zu Grunde gehen. Jezt ergreift die zweyte Hand — wie oft eine Unglückshand — den Grabstichel, die Conturen werden nachgerizt, das Bild unterliegt einer allgemeinen Schärfung der Theile — und Reinheit der Zeichnung und Harmonie sind auf immer verloren. Das ist, in einem ziemlich mechanischen Bilde ausgedrückt, das eigentlich beklagenswerthe Loos des Schönen auf der Erde, ein Loos, das es sich selber wirkt. — Man könnte die Wahrheit des Satzes ohne Bild auch so ausdrücken: So wie ein Talent sich in vollkommner Schönheit erblickt, muß es sterben. — Aber ferne sey es, indem ich so schreibe, daß ich an Mad. Neumann und Dem. Lindner zum Käuzlein werde.

Bald nach der Abreise der Mad. Neumann nach Cassel, Dresden, Berlin, verließ uns auch Dem. Lindner, um in Hannover Gastrollen zu geben. Später, im Juli, hat sie in Leipzig zu spielen versprochen. — Unser Musikdirektor, Hr. Kapellmeister Guhr, hat eine Reise nach Paris und London unternommen, zu welchem Ende, wissen wir nicht. Ein Blatt hat ihm hier das Kompliment gemacht, er werde Webern in London helfen; diese Ehre möchte sich jedoch Weber bey aller Achtung vor den ausgezeichneten Gaben des Hrn. Guhr verbitten.

In der Messe werden immer zwey neue Opern und zwey neue Lust- oder Schauspiele gegeben. Dieses Mal mußten wir uns in der Oper mit dem Maurer von Scribe und Auber begnügen. Mad. Ellmenreich, ein verdientes Mitglied unserer Bühne, hat den Text von Scribe unter dem Titel: der Maurer und der Schlosser, für das hiesige Theater bearbeitet, zu gleicher Zeit mit dem Baron von Lichtenstein, der die Oper für die Berliner Bühne arrangirte. Die Bearbeiterin, schon aus anderen gut aufgenommenen Uebersetzungen bekannt, und durch einen mehrjährigen Aufenthalt in Paris hierzu noch näher berufen, hat ihre Aufgabe mit Gewandtheit gelöst, die Uebersetzung ist genau, leicht und nicht so schlüpfrig wie das Original. Es ist belustigend, was sich die Pariser, pour tuer le tems, alles weis machen lassen. Ein türkischer Ambassadeur am französischen Hofe, der in der Vorstadt St. Antoine sein Hotel hat, läßt einen verwegenen Obristen, der sich an eine schöne Griechin seines Harems wagt, von einem Maurer und einem Schlosser in dem Gemach, wo sie ein rendez-vous haben, sammt der Griechin einschmieden und einmauern. Die beyden Handwerksleute sind unvermuthet durch vermummte Leute von einem Hochzeitsfest weggeholt worden, wobey der Maurer unglücklicher Weise die wichtigste Person, der Bräutigam ist. Sie kommen erst am andern Morgen früh nach Hause; das arme junge Weibchen schwebt in Todesängsten, und muß sich dazu den Spott der Gäste und Gratulanten gefallen lassen, welche die Untreue eines solchen Ausbleibens unerhört finden. Die Polizey entdeckt Alles glücklich; die Liebenden werden befreyt und der Türke ist schon früher abgereist, um Hrn. Scribe aller diplomatischen Kommunikation zu entheben. Die Oper theilt sich ganz passend in die drey Akte: Hochzeit und Entführen der Handwerker; Ueberraschung und Bestrafung des liebenden Paares; Morgengratulation bey der jungen Frau. Ankunft der Männer und Befreyung der Eingemauerten. Die Ouvertüre und die Introduktionen sind nichtssagend; nähere und entferntere Aehnlichkeiten finden sich in den verschiedenen Musikstücken, doch weniger als sonst. Das Originellste von eigener Erfindung ist ein zänkisches Duett am Morgen (dritter Akt), zwischen der jungen Frau und einer Nachbarin, über das Nichtnachhausekommen, und über den fatalen Wittwenstand. Dieses Duett ist durchaus charakteristisch: Zungengeläufigkeit und Pikanterie in jeder Passage. Ein Lied der frohen Handwerksleute, bey der Hochzeit gesungen, und mit einem Refrain, der einigemal wiederkehrt, um die Entwicklungsscenen zu binden, ist von sehr glücklicher Anwendung, doch die Melodie nicht ganz neu. Der Maurer hatte dem Obristen vor einiger Zeit das Leben gerettet, wobey das Lied eine Rolle spielt. Wie der Maurer in der verhängnißvollen Grotte (zweyter Akt) den lezten Stein in die Thüre fügt, erkennt er seinen Freund, den man hineingeschleppt hat; sogleich fällt ihm der Refrain jenes Liedes ein, der im Original so lautet:

Du courage,
A l'ouvrage,
Les amis sont toujours là!

So erfährt der Obrist, daß sein Freund nahe und Hülfe möglich ist, und der Akt schließt auf diese Art beruhigend. Der Refrain kehrt dann zum Schluß noch einmal wieder. Von guter Wirkung und originell ist ferner ein Duett, das die beyden Handwerksleute bey ihrer nächtlichen Arbeit singen, worin Verwunderung, Angst und Entschlossenheit des einen und des andern, Vorsicht und täuschende Arbeitsamkeit sehr glücklich ausgedrückt sind. Unvortheilhaft wird man an zwey, in den Situationen verwandte Mozartische Musikstücke erinnert, bey einem unbedeutenden Duett der Brautleute (erster Akt) an Mozart's Gib mir die Hand mein Leben, und gleich darauf bey einer erwartungsvollen Arie des Obristen an Belmonts: So soll ich dich denn sehen. Bey schaler Musik wie diese auf solche Erinnerungen zu stoßen, ist fast um aus der Haut zu fahren. — Die Oper wurde gut aufgenommen; die Besetzung war nicht ganz günstig, doch war Dem. Bamberger als junge Frau allerliebst, und setzte das ganze Haus in Bewegung.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beylage: Literaturblatt Nr. 39.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Nro. 117.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 17. Mai 1826.

Das Leben ist einem Jeden theuer; aber der edeldenkende Mann hält die Ehre weit theurer als sein Leben.

Shakspeare.

Die Ahndung.

(Fortsetzung.)

Am folgenden Morgen fand mich Sydenham so weit beruhigt, daß er mich leicht bereden konnte, ihn nach Oxford zu begleiten. Als ich dort in mein Zimmer trat, lag ein Billet auf meinem Tische, und als ich es in die Höhe hob, und weder Handschrift noch Petschaft erkannte, sagte ich ahndend zu Sydenham: „Dieß enthält den Aufschluß über die gestrige Begebenheit.“ Das Billet war vom General Ogelthorp, und meldete, daß er mir zwar nicht bekannt wäre, aber mir so wichtige Dinge mitzutheilen hätte, daß er meine Zurückkunft abwarten wolle. Bald darauf wurde mir der General gemeldet, und ein ältlicher Mann von edelm Anstande trat herein. Sydenham wollte sich entfernen, als der General mich fragte: „Ist dieß der junge Herr, der, wie ich höre, Ihr Busenfreund ist?“ Als ich es bejahte, fuhr er fort: „Dann darf er wohl hören, was ich hier zu sagen habe.“ Hierauf wandte er sich wieder zu mir, streckte mir die Hand entgegen, und rief mit zitternder Stimme: „Neffe!“ Ich trat erstaunt zurück, doch mich schnell besinnend faßte ich seine Hand zwischen die meinigen und drückte sie mit einem Gefühl, das sich nicht beschreiben ließe. „Die Entdeckung, sagte der General, kömmt zwar etwas schnell; aber es war Zeit, dich mit deiner Lage bekannt zu machen. Begleite mich nach Beechendale-Hall, deinem Erbe, und du sollst mehr erfahren.“ Alle Anstalten waren getroffen, und in wenigen Stunden waren wir auf dem Wege nach dem Schlosse, dessen Namen und Bild mir von dem Monat her, den ich mit Mißtriß Ormond dort gewesen war, und vielleicht noch aus früherer Zeit im Gedächtniß schwebte.

Von dem General erfuhr ich die Geschichte, die mich bisher mit so traurigen Erinnerungen und noch traurigern Ahndungen erfüllt, und die mich fortan als ein trüber Schatten durch's ganze Leben hinbegleiten muß. Meiner Mutter Vater war sein Bruder gewesen, und sie die Erbin ihrer mütterlichen Vorfahren, von welchen sie das prächtige Gut Beechendale erhalten, und deren Zunamen auf mich übertragen worden war. Mein Vater hatte mehr Ahnen als Vermögen, aber meine Mutter war so verliebt in ihn, daß sie ihm mit ihrer Hand ihr ganzes Erbe schenkte und sich nur eine Kleinigkeit vorbehielt. Ich war die einzige Frucht dieser raschen Liebe, denn kaum war ich geboren, als sie sich mit ähnlicher Wärme an andere Männer hing. Ich weiß nicht genau, ob Oakdale der erste Gegenstand ihrer ungetreuen Liebe war; genug es war, als mein Vater ihren Umgang mit ihm entdeckte, daß jener schreckliche Auftritt sich ereignete, der mir von Kindheit an vorgeschwebt hat. Oakdale entfloh und man wußte lange nicht, was aus ihm geworden — es war damals, als er bey der Fischerswittwe wohnte — und auch meine Mutter floh auf's feste Land. Mein Vater genas zwar von seiner Wunde und vergab der treulosen Gattin, aber er vermochte nicht, den Schmerz des gekränkten Ehrgefühls zu

Digitized by Google

überleben. Ich war gleich nach der Entdeckung zu meiner Großmutter geschickt worden, der die Begebenheit so sehr am Herzen nagte, daß auch sie bald darauf starb. Man brachte mich hierauf zu Mißtriß Ormond, welche einst meiner Mutter Hofmeisterin gewesen war, und General Ogelthorp ward von meinem sterbenden Vater zu meinem Vormund ernannt. Nur einmal hatte meine Mutter sich in meine Erziehung gemischt, und das war, als sie erfuhr, daß ich mich zu gleicher Zeit mit Oakdale im Schlosse des Herzogs befand. Von Scham und Reue ergriffen, sandte sie den Major und ließ mich nach Eton bringen. Der General aber nahm ihr schnell wieder die Lenkung meines Schicksals, die sie sich bey dieser Gelegenheit angemaßt, wieder aus der Hand, und ich hatte seitdem immer einzig unter seiner Aufsicht gestanden. Ich war natürlich begierig zu wissen, was aus meiner unglücklichen Mutter geworden, aber der alte Krieger sprach mit gerunzelter Stirne: „Sie hat sich selbst und uns alle beschimpft, und die christliche Liebe fordert es von uns, daß wir sie als todt betrachten." Ja, er forderte sogar das Versprechen von mir, daß ich mich nie nach ihr erkundigen wolle; und ich Unglücklicher gab es!

Der Anblick von Beechendale-Hall riß alle meine alten Wunden wieder auf, und ich bat meinen Oheim, dieses Denkmal des Verbrechens und der Schande zerstören zu lassen, und beschloß, wenn ich mich je häuslich niederließe, den Geburtsort meines Vaters, das einfache, aber edle gothische Gebäude, worin ich meine Großmutter verscheiden gesehen, zu meiner Wohnung zu wählen.

Inzwischen unternahm ich auf den Rath meines Oheims eine Reise auf das feste Land. . . . Ich landete zu Hamburg, und stand eben am Ufer der Elbe, als ein Engländer von edelm, kriegerischen Ansehen, mit einem jungen Frauenzimmer am Arme, auf mich zukam. Es war General Purcel und seine liebenswürdige Tochter Marie. Der General redete mich freundlich an. Er wartete mit seiner Familie auf einen günstigen Wind, um nach England hinüber zu fahren. „Wir sind, sprach er, mehrere Jahre auf dem festen Lande gewesen, aber meiner Frau fängt es an vor den Fortschritten der Franzosen und der Auflösung der gesellschaftlichen Bande bange zu werden." Während dieser Erzählung näherten wir uns einem Reisewagen, in welchem eine Dame saß, die mir der General als seine Gemahlin vorstellte. Ein unbegreifliches Gefühl ergriff mich beym Anblick dieser Frau; ich hätte ihr in die Arme fliegen und sie an's Herz drücken mögen. Doch diese Wallung war schnell vorüber, denn Marie stand mir zur Seite, und die Anmuth der Mutter erregte nicht mehr als die augenblickliche Empfindung einer kindischen Freude, im Vergleich mit dem glühenden Gefühl, welches das Lächeln und die Schönheit der Tochter in meinem Busen erzeugt hatte. . . .

Inzwischen hatte sich der Wind erhoben, aber so stürmisch, daß der General sich entschließen mußte, mit den Frauenzimmern in den Gasthof zurückzukehren, welchen er auch mir als den besten in der Stadt empfahl. Die Frauen saßen in dem Wagen und ich ging mit dem General nebenher. Während des Gehens, und besonders nachdem wir im Gasthof angelangt, verwirrten mich die ernsten Blicke, womit die Generalin mich zuweilen betrachtete. Sie war augenscheinlich eine Frau, die das Vergnügen liebte, und ihr Wesen war äußerst einnehmend und munter; dann und wann aber zog sich ein Schatten über ihre Heiterkeit und sie schien unruhig, heftig und besonders eigen in ihrem Benehmen gegen mich. Dieß bemerkte ich aber zur Zeit nicht sonderlich, denn Marie war zugegen, und meine ganze Seele war mit ihr beschäftigt. . . .

Den folgenden Tag reiste die Familie Purcel nach England ab, und ich durchstreifte während vier Jahren die Thäler der Schweiz und von Italien, und immer lebte Mariens Bild so frisch und glänzend in meiner Seele, als wäre ich nie von ihr geschieden — alles Gute und Schöne war Marie, alles Liebliche in der Natur erinnerte mich an Sie. . . .

In London sah ich sie wieder. Sobald die Generalin meine Aufmerksamkeit für ihre Tochter bemerkte, wurde ihr Betragen gegen mich so sonderbar, daß es mich ganz verwirrte. Besonders wenn ich mit ihr allein war, ruhte ihr Blick so ernst, so bittend auf mir, als wollte sie mich um Mitleid anflehen. Sie suchte mich in freundschaftliche Gespräche zu ziehen, und es schien mir oft, als suche sie mein Vertrauen zu gewinnen. Waren aber ihr Gemahl und ihre Tochter zugegen, so wußte sie die unbefangenste Heiterkeit zu erkünsteln.

(Der Beschluß folgt.)

Menschenfresser an der Küste von Sumatra.

Eine ausführliche Nachricht über die Kanibalen an der Küste von Sumatra findet sich in folgendem Werke: „Mission nach der Ostküste von Sumatra im Jahr 1823 von John Anderson, Agent des Gouvernements in der Prinz Wales Insel — London, 1826." „Ich erhielt, sagt derselbe, ausführliche Nachrichten über die abscheuliche Sitte des Menschenfressens, die im Innern von Batubara existirt, durch Shabunder. Die Battos sind ein besonders wilder Völkerstamm und führen beständig Krieg untereinander. Shabunder selbst war mit dem Anführer eines solchen Stammes verwandt. Während ich mit ihm über diesen Gegenstand sprach, trat ein großer Mann von wildem Aussehen in die Hütte, und man nannte

mir ihn sogleich als einen der berühmtesten Schützen und Menschenfresser. Ich richtete mehrere Fragen deßhalb an ihn, die er scheinbar mit vielem Wohlgefallen und ausführlich beantwortete. Er versicherte, das Fleisch junger Männer sey süß und saftig; am wohlschmeckendsten aber sey das Fleisch eines Mannes, dessen Haare eben anfingen, grau zu werden u. s. w. — — — — — — Ich befand mich nun wieder in dem Lande dieser Menschenfresser, und überzeugte mich bald, daß an der Wahrheit dessen, was ich von ihnen gehört hatte, gar kein Zweifel sey. Einer der Anführer gab mir den Schädel eines Mannes, der einige Tage vorher verzehrt worden war, und zeigte mir sechs Weiber und zwey Kinder, welchen ebenfalls dasselbe Loos bestimmt war. Die Batto's schienen ganz verwundert, daß ich je daran gezweifelt hatte; doch gestanden sie, daß diese Sitte immer seltener werde. Sie verzehren ihre Gefangenen übrigens nicht um der Nahrung willen, sondern aus bloßem Haß, den sie gegen sie als gegen ihre Feinde hegen. Der Rajah von Tanah Jawa ist jedoch so an diese Speise gewöhnt, daß, wenn er nicht alle Tage Menschenfleisch ißt, er an heftigen Magenschmerzen leidet. Wenn er keine Gefangene hat, so sendet er seine Sklaven aus, um hier und da in entfernteren Gegenden einen Mann zu tödten; das Fleisch wird in Stücken geschnitten und zwischen Bambusstäben in der Erde aufbewahrt, wo es nach einigen Tagen weicher und wohlschmeckender wird. Wenn der Batto in den Krieg zieht, so führt er immer in einem Beutel Salz und Limonen bey sich. Wer zuerst Hand an den Feind gelegt, hat das beneidete Vorrecht, einen Bissen Fleisch mit den Zähnen herunter zu reißen. Der Kopf wird sogleich herabgeschnitten und die Barbaren trinken gierig das Blut, indem sie ihn bey den Haaren über ihren Mund halten." —

Am Flusse, der einen Kirchhof von einem botanischen Garten scheidet.

Zwey der Genien schweben um dich, des Lebens und Todes,
Der du Leben und Tod scheidest, bedenklicher Fluß!
Oft in der Mitternacht, oft in den Stunden des Frührothes
Leis besprechen sie sich; nahe ja sind sie verwandt.
Wie an das Sonnenlicht der Bildungen pflegend heraufwebt,
Senkt die gelöseten der nieder in's Dunkle des Staubs.
Doch in der heiligen Still' auch dort keimt wieder das Leben
Wie um's Leben auch hier schwebt der Vergänglichkeit Hauch.

C.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, 16. April.

Der Cirque olympique der Franconischen Bereitergesellschaft ist, wie so viele andre Schauspielsäle in Brand aufgegangen, ohne daß etwas davon zu retten gewesen wäre, und ohne daß man weiß, wie der Brand begonnen hat. Bey solchen Vorfällen entsteht immer einiger Verdacht über vorsetzliches in Brand stecken; allein so wie alle Schauspielhäuser bis jezt noch erbaut werden, bedarf es keiner Vorsätzlichkeit; die geringste Nachlässigkeit reicht zu, um ein Haus in Zeit von wenig Stunden einzuäschern. So gehen jährlich zehn bis zwölf Schauspielhäuser in Flammen auf; man bauet neue, die aber eben so entzündbar sind wie die alten; warum wird dann nicht mehr darauf gedacht, solche Häuser feuerfest zu bauen? gewöhnlich ist man zu eilig; in Paris bauet man einen Schauspielsaal in Zeit von vier oder fünf Monaten; da ist alles aus Holz und Fachwerk; die Mauern werden aus weichen Steinen dünn errichtet; das Ganze wird überkleistert und bemalt, und dann wird darauf losgespielt; blos einige Pompiers stehen da zur Hülfe bereit, halten auch wohl gar Wache am Hause; allein bisher haben die Pompiers noch keinen in Brand gerathenen Schauspielsaal verhindert, bis auf den Grund abzubrennen. Der am zweckmäßigsten erbaute Schauspielsaal in Paris ist noch das Odeon; denn es steht ganz frey, hat einen gewölbten feuerfesten Gang rund umher, und ist von außen mit dicken, aus Quadersteinen erbauten Mauern umgeben, die den Saal ganz von der Straße trennen. Als vor mehrern Jahren der innere Saal abbrannte, blieb das Aeußere fast unbeschädigt, und hielt den Brand von den umgebenden Häusern ab. So sollten alle Schauspielhäuser stehen. Seit der Wiederaufbauung des Saals hat man dadurch künftiger Gefahr vorzubeugen gesucht, daß man von oben bis unten eine dicke Mauer zwischen der Bühne und dem Auditorium errichtet, und einen eisernen Vorhang angebracht hat, den man im Augenblicke eines Unglücks herabzulassen gedenkt, um dadurch einen Theil des Gebäudes ganz vom andern zu trennen, und wenigstens die Hälfte zu retten. Aber gesezt man wäre im Stande, den eisernen Vorhang zur rechten Zeit herabzulassen, so würde es doch zweifelhaft seyn, ob man dadurch die Glut in dem abgeschlossenen Theil des Gebäudes beschränken könnte. Warum denkt man nicht lieber daran, das unentbehrliche Holz am Theater mit einem Kitte zu überziehen, der es vor dem Brande schützen könnte? Warum setzt die Gesellschaft zur Beförderung des Gewerbfleißes, die so beträchtliche Geldsummen zu ihrer Verfügung hat, nicht einen bedeutenden Preis auf die Erfindung solch eines Kittes oder sonstigen Ueberzuges? Am Cirque olympique griff der Brand mitten in der Nacht mit solch einer Schnelligkeit um sich, daß sich die im äußern Theile des Gebäudes wohnenden Personen, unter andern die Franconische Familie nur durch die Fenster, mit Hülfe von Leitern und Betttüchern retten konnten; denn die Wohnungen waren eben so leichtfertig gebaut als der Saal. Die Franconische Familie war wohlhabend; nichts von ihren Effekten konnte gerettet werden. Mad. Franconi bejammerte den Verlust eines Juwelenschmuckes. Ein Bereiter erkundigte sich, wo er wäre, schwang sich von außen wieder in das Zimmer hinein, schlug mit der Zange einen Pult ein, und rettete das kostbare Kästchen zur großen Freude der Besitzerin, die nun auch gern ihre Shawls dem Feuer entrissen hätte, allein es war zu spät. Die Theaterkasse gedachte man ebenfalls zu retten; sie war aber fest genagelt und fest verschlossen; sie ging nebst allem andern verloren. Sonderbar genug hatte man am Abende vor dem Brande das Stück: der Brand der Stadt Salins, täuschend vorgestellt, und vielleicht hat dieses Bild eines Brandes einen neuen wirklichen verursacht. Eine der Restaurantgesellschaften in Paris versichert

zwar auch Theater gegen Brandschaden; allein dafür verlangt sie außer einer jährlichen Abgabe, die Erlegung einer bedeutenden Summe sogleich beym Einschreiben der zu versichernden Anstalt. Diese Bedingung hatte die Franconische Bereitergesellschaft nicht eingehen wollen, weil sie nicht wisse, ob sie die Erlaubniß, auch Pantomimen aufzuführen, behalten würde, und also auch über die künftige Bestimmung des Saals keine Gewißheit hatte. Jetzt freylich muß sie es bereuen, daß sie sich nicht gegen Brandschaden gesichert hat. Lebhafte und allgemeine Theilnahme an ihrem Unglücke hat ihnen dasselbe allerdings sehr erleichtert; alle Theater haben sich beeifert, Vorstellungen zu ihrem Besten zu geben, und dieselben so anziehend zu machen als nur möglich war; in den Provinzen ist dieß Beyspiel nachgeahmt worden; man hat ihnen gerathen, auf dem Marsfelde eine große Vorstellung zu geben; hier könnten sie ganz Paris zu Zuschauern haben, und in einem Tage den größten Theil ihres Verlustes wieder erlegen. Die Franconische Familie ist in Paris sehr beliebt, weil sie aus sehr geschickten Bereitern besteht, ihr Theater sehr gut dirigirt, den Volksgesinnungen zu huldigen versteht, und wenn es darauf ankommt, bey einem großen Unglücke zu helfen, immer bereit ist, Vorstellungen zur Unterstützung der Hülfsbedürftigen zu geben. Dieß wird ihr jetzt vergolten, denn sie findet an den Theaterdirektionen und dem ganzen Publikum dieselbe Bereitwilligkeit ihr zu helfen, die sie gegen andre gezeigt hatte. Von allgemeiner Wohlthätigkeit und von Esprit public legt die französische Nation jetzt Proben genug ab, und schwerlich hat sie sich jemals in einem schönern Lichte gezeigt. Die Subscriptionen zu Gunsten der Familie des populären Deputirten und Generals Foy beliefen sich nun beynahe schon auf eine Million Franken. Die Pläne zu einem Nationaldenkmale desselben, worüber ein Konkurs eröffnet worden ist, sind nun öffentlich ausgestellt; eine Jury wird darüber entscheiden, und demjenigen Künstler, dem der Preis wird zuerkannt werden, wird die Ausführung des Plans übertragen werden. Eben so war auf Kosten reicher Freyßinniger ein Preis von 1500 Franken auf das beste Gedicht über die triumphirende Reise Lafayette's in den nordamerikanischen Freystaaten, die mit seiner ehemaligen Gefangennehmung und Einsperrung zu Olmütz so grell absticht, ausgesetzt worden. Ueber fünfzig Konkurrenten hatten sich um diesen Preis beworben; auch hier war eine Jury ernannt worden, um die eingesandten Gedichte zu beurtheilen, worauf dann in einer feyerlichen Versammlung beym Bankier Lafitte der Preis dem gekrönten Dichter, Namens Lavat, zuerkannt wurde. Das belohnte Stück nebst dem Berichte über die ganze Preisbewerbung ist seitdem gedruckt worden, und sehr interessant zu lesen. Auf die mannichfaltigste Art hatten die Dichter das ihnen aufgegebene Thema behandelt, und selbst in den nicht gekrönten Stücken kamen mehrere recht schöne Stellen vor; einige Dichter hatten die wundersame Reise Lafayette's sehr poetisch aufgefaßt; es hatte ihnen aber an Kraft gefehlt, das von ihnen entworfene Gemälde auszuführen. Einige schilderten mit derben Zügen die alte Welt, welche Lafayette verließ, wo er fast nichts als Verfolgungen und Verläumdungen erduldet hätte, und wo die alten Mißbräuche der Gewalt noch so manches Unglück hervorbrächten und die Völker unglücklich machten, und diesem Gemälde stellten sie die neue Welt entgegen, wo eine dankbare freye und aufgeklärte Nation mit Ungeduld auf ihn wartete, und ihn mit offnen Armen zu empfangen bereit wäre, um ihn in dem Lande zu bewirthen, das er vom Joche der fremden Herrschaft befreyet hatte, und das seitdem mit Riesenschritten in der Vervollkommnung seines gesellschaftlichen und bürgerlichen Zustandes vorgerückt wäre. Die Beschreibung der Nationalfeste, wozu Lafayette's Anwesenheit Anlaß gegeben hatte, lieferte natürlich den Dichtern Stoff zu neuen und interessanten Gemälden. Ueberhaupt war dieser Vorwurf ganz für die Poesie geeignet; nur hätten die Dichter Zeugen der Auftritte seyn sollen, die sie zu beschreiben hatten; manche hatten den Mangel an Lokalkenntnissen durch politische Aeußerungen über Freyheit und Unabhängigkeit der Völker zu ersetzen gesucht.

(Der Beschluß folgt.)

Frankfurt a. M. Ende April.

(Fortsetzung.)

Ein neues Trauerspiel, wenn man es so nennen darf, der Erbvertrag, nach Hoffmanns Nachstück, das Majorat, von Vogel in Versen bearbeitet, wollte nicht ansprechen, obwohl es durch die grassen Scenen mit dem alten Mann einen haarsträubenden Eindruck machte. Die Alten hatten ein feines Gefühl für das, was sich im Drama spielt und was unnatürlich ist, indem sie Mord, Martern und Exekutionen hinter die Scene verlegten. Bey uns ist das Gegentheil Sitte geworden; alles wird auf's Tagslicht der Bühne gezerrt, und hier ist es sogar das Einzige, was im Stück fesseln kann. Sollen wir nun unser Mitleid an einen armseligen Greis verschwenden, der vor zwanzig Jahren einen Mord begangen hat (wird in einem Vorspiel dargestellt) und zu feig ist, ihn zu bekennen, aber von dem Gewissen gejagt, am Tage heimlich und im Schlafe als Nachtwandler, einem Gespenste gleich durch Schloß und Garten gallopirt. Sollen wir, von allen Psychologen an die haarsträubende Erscheinung der Lady Macbeth als verrätherischer Gewissensfolter in den äußersten Schranken der Natur gewiesen, Behagen finden an einer Nachtwandlerey dieses Entsetzens durch einen armseligen alten Sünder, dessen kräftigste Erscheinung vielleicht die gewesen ist, da er seinen Herrn, der ihn im Zorn getreten, rachsüchtig in die klagende Tiefe stieß. Das ganze Stück dreht sich eigentlich um die Nachtwandlerscenen. Da wir Malefikantenverhöre in Versen und selbst in Musik gesetzt besitzen, so dürften wir wohl solche Nachtwandlerey in Versen nicht entbehren; überdem erhalten wir darin ein tragisches Gegenstück zu dem französischen Lustspiel die Nachtwandlerin, worin die Heldin im reizenden Negligé eine Gavotte tanzt, und dann erschöpft in einen Sessel sinkt, wo sie später ein verrätherisches Halstuch zurücklässt. Hier haben wir einen abgezehrten alten Mann, der gerade noch genug Blut in seinen Adern hat, um die taube Wand der zugemauerten Thür, die in den Abgrund führt, durch sein gräßliches Krayen zu fürchten. Diese und ähnliche Marterscenen, die Hoffmann mit der ihm eignen gräßlichen Phantasie erzählt, wollten in diesem Drama gar kein Ende nehmen; man dankte dem Himmel, als es dem armen Schelm erlaubt wurde, sich durch die von einem Blitzstrahl (dem wahren Deus ex machina) geöffnete Thüre, mit dem letzten der ewigen Glockenschläge dieses Trauerspiels, in den Abgrund zu stürzen. — Warum hat der dramatische Bearbeiter diese Gräuelscenen sogar metrisch behandelt? Es war ihm wahrscheinlich um den melancholischen Klang der Trochäen zu thun; diesen hörten wir nun wohl, aber den Gold- und Silberklang der Poesie nicht. Der Verfasser zeigte sich übrigens im Besitz eines guten Gedächtnisses, bey Stellen wie:

Scheint mir diese Wand zu sagen:
Hinter mir ward er erschlagen.

Im Scherz gebraucht, hätten diese Verse allenfalls eine Maske zum Schicksalstrumpf abgeben können. Man trifft mehrere solche Erinnerungen aus den melancholischen Beinhäusern unserer modernen oder, wie ich neulich gelesen, modernden Poesie; das Uebrige ist fast alles baare Prosa.

(Die Fortsetzung folgt.)

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Nro. 118.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Donnerstag, 18. Mai 1826.

In Sterne goß, in glühende Freudenthränen
Der große Gott sein weltgebärend Sehnen;
„Ich bin die Liebe,“ ruft im Flug
Der große Hieroglyfenzug.

J. A. Henne.

Erotische Tändeleyen

von Wilhelm Müller.

Entpanzerung.

Wie der Sonne Strahl im Lenz, gleich der goldnen Heldenlanze,
Eines Flusses Panzer sprengt und die Wogen wärmt mit Glanze:
Also sprengt dein Augenstrahl meines Herzens starre Rinde,
Daß es wogt in Flut und Glut, leichtes Spiel der Liebeswinde.

Der Liebe Nasch- und Spielwerk.

Als ein stummes Kindlein ward meine Liebe jüngst geboren,
Schreien hat es bald gelernt und betäubt dir nun die Ohren.
Stopfe doch dem Kind den Mund mit dem Zucker deiner Küsse,
Und zum Spielen gib ihm hin deines Köpfchens harte Nüsse.

Des Herzens Element.

Rosen, ihrem Haar entrissen, wollen nicht mehr blühen;
Funkenwürmchen, ihm entflogen, können nicht mehr glühen.
Und, mein armes Herz, du solltest dich zu lösen wagen?
Nur noch ihrer Locken Wallen kannst du hier noch schlagen.

Liebeskrone.

Laß in deine heil'gen Tiefen, Meer der Liebe, mich versinken!
Perlen seh' ich aus dem Grunde und Korallenzweige blinken;
Und an einer weißen Klippe hängt ein alter goldner Becher,
Jener, den zum Tode leerte Thule's königlicher Zecher.
Darin will ich Perlen lesen und Korallenknospen pflücken,
Um, als treuer Liebe Krone, auf das Haupt sie dir zu drücken.

Engelschau.

Mond, du kannst durch's offne Fenster in die kleine Kammer sehen,
Wo sie flicht die goldnen Locken, und du bleibst in Wolken stehen? —
„Engel sind zu mir gekommen, und daß Keiner mög' entdecken,
„Wo sie hin die Blicke richten, müssen Wolken sie verstecken.“

Perlen.

Wenn in seinen tiefen Gründen aufgewühlt sich trübt das Meer,
Wirft es helle weiße Perlen über seinen Strand umher.
Wenn die Liebe wühlt im Herzen und die Augen trübe macht,
Fallen diese kleinen Lieder aus dem Mund mir unbedacht.

Viele Seelen in einem Körper.

Sage nicht, daß in des Menschen Brust nur eine Seele lebe!
Fühl' ich doch, daß ich mit jedem Kuß dir eine Seele gebe.
Und wie oft ich dich auch küsse, jeder Kuß hat seine Seele,
Und noch hab' ich so viel Seelen, daß sie steigen bis zur Kehle.

Digitized by Google

Liebe ohne Leid, Rosen ohne Dornen.

Willst du Rosen ohne Dornen? Willst du Liebe ohne Leid?
Laß sie auf die Wand dir malen in der holden Maienzeit,
Und verschließe deine Fenster vor des Gartens süßem Duft,
Und verriegle deine Pforte, wenn die Gärtnerin dich ruft.

Die Ahndung.

(Beschluß.)

Eines Abends, als ich allein in meinem Zimmer saß, trat die Frau des Generals plötzlich mit wildem, verworrenen Blick zu mir herein. „Wenn der General Ihnen nicht das Haus verbieten will, so muß ich es thun. Ich kann's nicht länger aushalten — Unglückliche!" — Sie vermochte nicht weiter zu reden, und sank, von ihren Gefühlen überwältigt, auf's Sopha. Ich bat sie, sie möchte doch ihren Unwillen mäßigen. „Unwillen!" rief sie feyerlich mit einem Blick, den ich nie vergessen kann, und dann ergriff sie meine Hand und überströmte sie mit Thränen. „Aber ich bitte Sie, gnädige Frau, was haben Sie denn einzuwenden? Bin ich nicht durch Geburt sowohl als Vermögen Ihrer Tochter gleich?" — „Ach nur zu sehr ihr gleich! und Sie lieben sie nur zu sehr — o ich Armselige!" — „Sie erstaunen mich — Sie eine Mutter, eine Gattin?!" — „Mutter! Gattin! — o wenn Sie wüßten, welche Schlangen diese Worte hier anfregen!" Bey diesen Worten schlug sie sich wild auf's Herz und rannte wie verzweifelnd im Zimmer umher. Endlich schien sie sich ein wenig zu fassen, und mit gezwungener Entschlossenheit zu mir tretend, sprach sie: „Es muß geschehen, der schreckliche Augenblick ist da — ich muß mich entdecken." . . . In diesem Augenblick klopfte es an der Hausthüre, und sie schoß wie ein Pfeil zur Thüre hin aus und die Treppe zum zweyten Stocke hinauf. Nicht lange darauf trat der General herein und fragte mit strengem Tone: „Ist Mißtriß Purcel hier?" Seine Art zu fragen war so beleidigend, daß ich nichts antwortete als: „Ist sie hier?" Er schien etwas verwirrt, und ich fuhr fort: „Herr General, ich sehe wohl, meine Liebe zu Ihrer Tochter steht weder Ihnen noch Ihrer Gemahlin an; darf ich um die Ursache fragen?" — „Ich, erwiederte er, habe nichts dagegen, aber meine Frau, welche immer sehr launenhaft gewesen, ist so heftig gegen eine Heirath zwischen Ihnen und Marien, daß sie keine Gründe dafür anhören will. Diesen Abend besonders bestand sie so heftig darauf, daß ich Ihnen das Haus verbieten sollte, daß ich beynahe fürchte" — „Herr General, ich glaube Sie zu verstehen; aber ein Wort genüge Ihnen; ich bin ein Mann von Ehre, und werde mich glücklich schätzen, wenn Sie mir Marien geben wollen." — „Ich habe nichts dagegen; aber meine Frau darf nichts davon wissen. Wenn einmal ihre Gefühle oder Leidenschaften aufgeregt sind, so hält sie weder Vernunft noch Gefahr von den verzweifeltsten Unternehmungen ab. Sie mag Sie nun lieben oder hassen, ihre Widersetzlichkeit bleibt unüberwindlich." — „Diese kann aber doch nur so lange dauern, als dieses Gefühl anhält." — „Bis es befriedigt ist", erwiederte er mit Nachdruck. — Während dieses Gesprächs hatte sich die Generalin aus dem Hause geschlichen; und wir kamen zuletzt überein, daß ich, ohne den General weiter dareinzumengen oder nach jemand zu fragen, Marien heirathen sollte.

Den nächsten Morgen ließ ich Sydenham rufen, erzählte ihm was vorgefallen, und er übernahm es, in aller Stille die Anstalten zur Hochzeit zu machen. Meinem Oheim, der inzwischen alt und schwächlich geworden war, und sich fast immer zu Bath aufhielt, schrieb ich am Abend, um ihn von meiner herannahenden Verbindung zu benachrichtigen. Ein Paar Tage vergingen, um die nöthigen Instrumente aufsetzen zu lassen; aber statt einer Antwort von meinem Oheim trat er selbst ins Zimmer. Freudig streckte ich ihm die Hand entgegen, um ihn, den ich bey seinem Zustand so wenig zu sehen erwartete, zu bewillkommnen; aber in demselben Augenblick entfuhr ihm ein schwacher Schmerzensruf und er sank, vom Schlage gerührt, sprachlos zu meinen Füßen nieder.

Denselben Tag noch starb der gute Mann; aber ich, in einer Art wilden Taumel, war entschlossen, daß nichts in der Welt meinem Glücke, wie ich es träumend nannte, in den Weg treten sollte. Ja ich drängte Freud und Leid so unnatürlich zusammen, daß der Begräbnißtag meines Oheims mein Hochzeittag ward; und da weder Sydenhams noch General Purcels Vorstellungen etwas bey mir fruchteten, so ward Alles für die doppelte Feyerlichkeit vorbereitet, und Marie ward bewogen einzuwilligen, weil man nicht glauben konnte, daß ihre Mutter einen solchen Schritt bey einer solchen Gelegenheit je muthmaßen würde.

Das Begräbniß fand in der Westminsterabtey statt; General Purcel war bey dem Leichenzuge, und nach erfolgter Beysetzung sollte in derselben Kirche unsere Ehe eingesegnet werden.

Die Freunde des Begrabenen hatten die Kirche verlassen, als unter der Leitung Sydenhams Marie mit einer Freundin zu einer andern Thüre hereinkamen. Der General und ich begegneten ihr beym Altare; Niemand war zugegen als der Geistliche und die Kirchendiener; die Feyerlichkeit ging ungehindert vor sich, und ich wollte Ma-

Digitized by Google

rien eben den Ring an den Finger stecken, als sie einen lauten Schrey ausstieß. Ich sah mich um, und erblickte ihre Mutter, welche todtenblaß und mit wahnsinnigen Geberden hereinstürzte und rief: „Halt! ich verbiete die Ehe Bruder und Schwester — Bruder und Schwester!“ — Mehr hörte ich nicht — das große Gebäude schien sich um mich herumzudrehen und die hohen Pfeiler und Gewölbe auf mich niederzufallen; dann folgt eine Lücke in meinem Gedächtniß, eine Leere in meinem Leben, wovon ich nichts weiter weiß. Als ich wieder zu mir selber kam, fand ich mich auf meinem Bette in meinem Zimmer, und Sydenham stand mir trauernd zur Seite. — Ich fragte nichts, sondern drückte ihm die Hand. „Der Wagen ist vor der Thür, sprach er, und, ich will dich begleiten.“ Ich antwortete nichts, stand auf und folgte ihm in den Wagen.

Zehn Jahre sind seit jenem schrecklichen Morgen vorübergegangen, und ich habe die Lippen nicht geöffnet, um nach dem Ausgang jener Begebenheit zu fragen; aber vor ungefähr zwey Jahren sah ich auf dem englischen Begräbnißplatze zu Lissabon auf einer Marmorplatte Mariens Grabschrift. Der übrige Theil meines eigenen Lebens ist ein zweck- und zielloses Wandern und Brüten über den Jammer des angeerbten Fluches. — Aber bald ist's vorüber — eine langsame Auszehrung hat seit Kurzem so kräftig gewirkt, daß ich es tief in meinem Innern fühle, daß ich nicht lange mehr leben werde. Zweymal schon hat ein Schall, wie die Stimme meiner Schwester, mich aus meinem nimmer erquickenden Schlummer aufgeschreckt, und wenn sie zum dritten Mal ruft, werde ich zum letzten Mal erwachen.

Englische Seeleute.

Ich suche nie schlechte Gesellschaft auf, wenn ich sie aber finde, so mache ich so viel draus als ich kann. So traf ich kürzlich mit einem Garkoch zusammen, der eine Schenke und Speisehaus für Matrosen hält. Auf meine Frage: wie das Geschäft gehe? antwortete er: sehr schlecht. Wenig Schiffe im Hafen, und die Matrosen, die jetzt da liegen, sind schlechte Kunden.“ — „Das heißt, sie sind gute Seeleute und keine Säufer, gesteht es nur.“ — „Grade im Gegentheil. Faule, liederliche Leute sind die schlechtesten Kunden. Sie haben nie Geld oder bezahlen doch nicht und sind nirgends zu treffen.“ — „Welche sind die besten und ordentlichsten Leute von den Matrosen, die man hier zu sehen pflegt?“ — „Die unter der Flagge von Bethlehem. Sie trinken so viel wie die andern, aber sie zahlen immer ehe sie aufstehen und wenn sie Händel haben, steht der Kapitän immer gut für sie.“ — „Welche Flagge ist das? ich habe sie nie nennen hören.“ — „Die Methodistenflagge, die Sonntags während des Gottesdienstes auf einigen Schiffen aufgezogen wird. Ich selbst bin nicht sehr fromm, aber ich wollte, wir hätten lauter solche. Nach diesen sind die Leute von Guernsey und Jersey ohne Vergleich die besten. Besser erzogen, besser bezahlt und gehalten. Oft von guten Familien und Verbindungen, alle von der Insel und bilden gleichsam eine Familie. Sie können alle lesen und schreiben und französisch und englisch sprechen. Auch ihre Schiffe sind besser als die übrigen englischen Schiffe, länger, schmaler, segeln besser und sind besser bemannt, so daß die Leute nicht zu stark zu arbeiten brauchen. Dagegen haben die übrigen englischen Kauffahrer viel zu wenig Leute an Bord. Nach denen von Jersey sind die Matrosen vom Clyde, Whitehaven und Maryport uns die liebsten so wie die Walliser. Es sind gute Kerls und ehrlich. Die Schotten sind besser erzogen; sie haben immer Bibeln an Bord. Die schlechtesten sind die von Yarmouth, Liverpool und London. Die lezten besonders sind das ärgste Lumpengesindel und die schlechtesten Seeleute.“

Korrespondenz-Nachrichten.

Frankfurt a. M. Ende April.

(Fortsetzung.)

So sehr mich eine solche Darstellung quälenden Jammers schmerzte — denn an ihren Früchten sollt ihr sie erkennen, — so sehr versöhnte mich wieder die tiefgebende Kunst unseres Weidner in der Rolle des Castellan, daß ich den Abend als keinen verlorenen betrachten konnte. Ich bewunderte den Künstler um so mehr, als es ihm hier gelungen zu seyn schien, über seine vermeintliche Besonnenheit zu täuschen. Hr. Weidner ist nämlich ein dramatischer Stotter, ein kalter Künstler, nach der Verordnung Schröders und Iffands. Er schämt sich, das Herz mit auf die Bühne zu bringen; er belauscht es, er ahmt seine Töne täuschend nach; er berechnet unser Mitleid wie ein großes Facit aus vielen kleinen Faktoren. Daß es ihm an diesem Abend einige Mal glückte, mich und andere, die diesen künstlerischen Eigensinn wohl kennen, zu täuschen, als fühle er wirklich, wo er (vielleicht) nichts empfand, möge er sich immer zum Triumph rechnen; dem ungeachtet bleiben die Worte Tiecks stehen: „Auch in der Schauspielkunst, wie in allen Künsten, stehen sich Kunst und Natur, Besonnenheit und Feuer, Gefühl und Beobachtung so wenig entgegen, daß vielmehr Ein's ohne das Andere, genau betrachtet, in ein Nichts zerfällt.“ Doch leben in jener Selbsttäuschung und Herabsetzung der Rührung noch viele Künstler.

Kritik und Antikritik. Lustspiel von Raupach, die zweyte Neuigkeit der Messe, ist schon zur Genüge öffentlich besprochen worden. Ich beschränke mich auf die Anzeige, daß es hier keine große Fortüne machte, da Frankfurt längst aufgehört hat, mit Leipzig als Stapelplatz des Buchhandels zu rivalisiren und literarische Streitigkeiten und Satyren dem sogenannten handelnden Publikum wenig Interesse gewähren. Der Shakspearische Freund, dessen Beziehungen leicht zu erkennen sind, machte Glück durch die chargirten Witze, die er aus seiner Weltweisheit vorbringt.

Digitized by Google

Die bedeutendsten Sehenswürdigkeiten dieser Ostermesse bestanden in einem männlichen Löwen und zwey jungen Riesenschlangen. Die Schlangen hielten sich bey dem kalten Wetter immer in den bärenden Tüchern und warmen Betten. Die eine derselben frißt nach der Aussage des Eigenthümers schon Monate lang gar nichts, ohne daß man ihr etwas ansieht; die andere hat guten Appetit, und frißt fast alle drey bis vier Tage, auch wohl früher, eine Ente.

Es spielten diese Messe zwey Marionettentheater, das eine das altberühmte des Geisselbrecht, von dessen Sohne fortgeführt. Der alte Geisselbrecht, ein Sechsziger, der noch die vorige Messe besuchte, hat im verflossenen Winter sein an Scherzen und Schmerzen reiches Leben zu Weinheim an der Bergstraße beschlossen. Seinen Ruhm werden zwar keine Zeitschriften in Oden und Sonetten feyern, aber im Munde des Volkes wird sein Andenken fortleben. Wäre der edle Satyriker und noch edlere, wahrhaft ehrwürdige Volkserzieher Johannes Falk nicht gerade in demselben Winter gestorben, gewiß er hätte seinem alten Theaterdirektor, den er durch die berühmt gewordene Prinzessin mit dem Schweinerüssel, den Schmid von Ayolda ꝛc. so reich beschenkte, irgend ein rührendes Denkmal gesetzt. Der junge Geisselbrecht, der jetzt seine Mutter und Geschwister zu ernähren hat, soll komisches Talent besitzen und als Hanswurst mit Beyfall debütirt haben. — Doch größeren Zulauf hatte Herr Thieme von Leipzig mit seinem großen Marionetten- und Welttheater. Sein Hanswurst ist ein kompletter Sachse, die Scherze sind anständig, aber den Geisselbrecht erreichen sie an trockener Laune bey weitem nicht. Dagegen hat Hr. Thieme besser für das Auge gesorgt und darin den Zeitgeschmack getroffen. Sein kleines Theater wird durch eine ordentliche Maschinerie geleitet. Die Verwandlungen von Ballettfiguren sind die gewöhnlichen, darunter einige von eigener Erfindung, mit brennenden Altären und Inschriften, um dem Publikum zu schmeicheln. Dieses wurde indessen mehr durch die Aufführung des Berggeistes Rübezahl angezogen. Der Zettel versicherte, das Stück sey nach dem Sujet der neuen Oper von Eyodr und G. Döring bearbeitet; es enthält nichts als die fable, durch den Hanswurst nicht sonderlich gewürzte, Geschichte eines Bauernmädchens, das den Kaspar heirathen soll, aber einen Jäger liebt. Es entläuft in den nahen Wald, geräth in die Hände des Berggeistes, der sie in sein unterirdisches Reich entführt und ihr Herz und Hand anträgt. Sie bleibt jedoch ihrem Jägersmann treu, Rübezahl entläßt die Sprödе, die alle Herrlichkeiten nicht rühren können, sie eilt zu den Eltern zurück und diese willigen endlich freudig in die Verbindung ein. Hier erscheint aus dem Hintergrunde des entfernten Riesengebirgs der Berggeist Rübezahl, in der Ferne schon ganz groß, taucht unter und schwebt dann, mit einer Glorie von chinesischem Feuer ums Haupt, segnend empor. Diese Maschinerie ist kindisch, hat aber doch mehr Phantasie, als unsere ausgekünstelten Luftmaschinerien und Feengeschichten im Großen. Die Hauptdekoration ist im vorhergehenden Akt Rübezahls unterirdischer Zauberpallast. In weiter Ferne (so beschreibt ihn Hr. Thieme selbst) sieht man das prachtvolle Gebäude, Rübezahls Wohnung, wie es sich die Phantasie an Schönheit nur denken kann; seltsam tragende Gewächse, goldene Bäume, welche es umgeben, ziehen sich perspektivisch nach dem Vordergrund; ein schöner Teich glänzt in der Mitte des Gartens, mit einer hohen Brücke, welche sich an zwey Thürme anschließt, überzogen. Einige Gnomen, auf prachtvollen Schiffen, fahren auf dem Wasser, so wie ein Paar silberne Schwäne, durch künstlichen Mechanismus belebt. Diese Herrlichkeiten sind freylich sehr klein und mit schwacher Kunst dargestellt. Die Metallblumen glitzern aber von fertigem Gaze, goldne Palmen und grüngoldne Sträucher glänzen feenartig, und durch die Hallen des Pallastes sieht man auf die See hinaus. Diese Vorstellung soll in Berlin sechs Mal und in Leipzig eilf Mal auf Verlangen wiederholt worden seyn. Hier wurde sie nur drey Mal gegeben.

(Der Beschluß folgt.)

Paris, 16. April.

(Beschluß.)

Welche Theilnahme erregt nicht jetzt in Frankreich das Schicksal der Griechen? wie beeifern sich nicht alle Stände, etwas zur Erleichterung ihres Elendes zu thun! hier wird von den schönsten Damen eine Kollekte von Haus zu Haus angestellt, dort werden zu ihrem Besten Schauspiele und Konzerte gegeben. Die Nachrichten aus Griechenland werden mit Sehnsucht erwartet und mit Begierde gelesen; es ist als ob jeder einen Bruder zu Missolonghi habe. Das Griechenkomité zu Paris ist in unaufhörlicher Thätigkeit und schickt den armen Griechen häufig Mittel zu, um ihre dringenden Bedürfnisse zu befriedigen. Man kann sicher darauf rechnen, daß diejenigen, die sich dieser allgemein gewordenen Theilnahme nicht mit anschließen, sondern das Elend eines tiefgesunkenen Volkes gleichgültig mit ansehen, nicht zu den Edeln der französischen Nation gehören; in der That sind es meistens Leute, welche nicht eher ein Gefühl laut werden lassen, als bis sie sich erkundigt haben, ob es mit Erlaubniß ihrer Obern und Patrone und ohne Gefahr des Verlustes ihrer Stellen und Pensionen geschehen könne, oder solche, die noch zu dem immer kleiner werdenden Haufen derjenigen Europäer gehören, welche behaupten, dieses unterdrückte Volk müsse eher untergehen, als versuchen, sich aus seinem Elende herauszuwinden. Man wirft den Franzosen oft ihren Leichtsinn vor; allein was sie jetzt zu Gunsten der Griechen thun, zeugt gewiß von einem ernsten Sinne; alle Schriften, welche mit Talent der Verfinsterung entgegenarbeiten, erregen die größte Aufmerksamkeit; sieben Mal in Zeit von wenig Wochen ist Montlosier's Schrift aufgelegt werden. Eben so Dervigny's Schrift. Beyde Verfasser waren früher von der sogenannten Ultra-Partie. Allein diese scharfsinnigen Männer haben bald wie manche andere eingesehen, daß es ihre Partey zu toll machte, sie daher verlassen und sich ihr entgegengestellt. Niemand war mehr im Stande als sie, dies zu thun. Man kann sich die Wuth der Ultras denken, besonders wider den Grafen Montlosier, der alle ihre Geheimnisse, sogar was sie bey Hofe unternommen haben, freymüthig erzählt; sie haben es noch mit keinem so gefährlichen Feinde zu thun gehabt, als mit diesem aus ihrer Mitte getretenen Manne. — Interessant war es noch die Regsamkeit der Pariser zu bemerken, als man sie mit der Wiedereinführung des Vorrechtes der Erstgeburt bedrohte, und ihre Freude, als der Gesetzesentwurf von der Pairskammer verworfen wurde; wie alsdann ganze Straßen, besonders in den vom Handelsstande bewohnten Stadtrevieren, beleuchtet und Freudenfeuer angezündet wurden, wie sogleich Jubellieder zum Vorschein kamen, und in den Schauspielen alle Anspielungen auf Gleichheit der Rechte vom Publikum stark beklatscht wurden. Solch ein lebhafter Gemeingeist, der durch freye Blätter beständig unterhalten wird, läßt das Beste hoffen, und daß Frankreich in vollem Besitze der von ihm so theuer erworbenen Rechte bleiben werde.

Dg.

Beylage: Kunstblatt Nr. 40.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Nro. 119.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, 19. Mai 1826.

Wohl, o Lenz, wenn du nicht Herzen löstest,
Wohl erstarrten sie zu bald in ew'gem Frost!

J. K. Wyß.

Die goldenen Eier.

I.

Es war einmal ein Wald, der viele hunderttausend hellgrüne Bäume und Sträucher hatte. Tief unter ihnen gingen stille Bäche flüsternd herum und warfen muntere Blicke durch die sonnenhellen Zweige zum blauen Himmel hinauf. Vögelchen sangen und sprangen fröhlich auf ihnen und bauten sich Nester. Unten aber auf dem schwellenden Moose, im erquicklichen kühlen Schatten, saßen hier und da zwey Personen, wovon die eine gewöhnlich in Männertracht ging, die andere aber weibliche Kleidung trug, und die vor lauter leisen Seufzern über die Zukunft, die ihnen Eltern oder sonstige Verwandte zu verbittern drohten, ganz vergessen zu haben schienen, daß sie sich eben außerordentlich wohl befanden, oder doch wenigstens so hätten befinden können. Mit Einem Worte, es war ein ganz gewöhnlicher Wald, so hübsch, wie die Wälder zur Pfingstzeit immer zu seyn pflegen.

Aber die Botenfrau von einem benachbarten Rittergute, welche dem Bürgermeister Flaus am Morgen des zweyten Pfingstfeyertages Spargel zum Verkauf brachte, konnte nicht genug beschreiben, welch ein Wunder ihr in diesem Walde aufgestoßen war. Durch Irrwische verführt, hatte sie sich dasmal in der Nacht vom rechten Wege verloren und in einem Dickicht am Morgen den freundlichsten grünen Platz gefunden, wo der seit vielen Wochen schon verschwundene Winter eine ganz verschneiete Hütte stehen gelassen. In der Hütte aber war ein Mädchen gewesen, schlank, wie eine Tanne und weiß, wie der Schnee auf dem Dache. Dabey jedoch hatte das allerliebste Mädchen ganz frische rothe Bäckchen und ein Paar Aeuglein, schwarz wie Lindenkohle gehabt, nur viel glänzender, und so reinlich war es angezogen gewesen, wie der Botenfrau gar nicht eingefallen, daß es einem sterblichen Menschen möglich wäre. Nach ihrer Aussage hatte die junge, schöne Person keinen einzigen Fehler gehabt, als daß auf die Frage, ob sie nicht Spargel kaufen wolle, ein Kopfschütteln ihre Antwort gewesen sey.

Da der grüne Platz um jene Hütte, der Beschreibung nach, in das Stadtgebiet gehörte, so suchte der Bürgermeister nach ihr in den neuesten topographischen Listen, aber vergebens. Sogleich war sein erster Gedanke, dergleichen Unordnungen in Zeiten, wenigstens für die Rathsstraflasse, nützlich zu machen, und nebenher auch sich das hübsche Mädchen zu beschauen, von welcher Sorte Geschöpfe er oft mehr hielt, als seiner Bürgermeisterwürde gut war, was er aber mit dem Ehrennamen: Vater der Stadt, vermuthlich zu entschuldigen wußte.

Der zweyte Pfingstvormittag könne, meynte er, vielleicht nicht besser angewendet werden, als zu einer nähern Untersuchung, und so eilte er nun, um noch bey ziemlicher Morgenkühle den Weg nach dem Walde zurückzulegen. Der Botenfrau hatte er übrigens, bey Verlust des künftigen Spargelabsatzes in seinem Hause, aufgegeben, keiner Seele etwas von der außerordentlichen Merkwürdigkeit zu

Digitized by Google

entdecken. Denn weil das Mädchen so gar hübsch seyn solle und der allzeit fertigen Liebhaber solcher Personen, leider, viel zu viele in der Stadt für deren geringen Umfang wären, so könnten vielleicht am heutigen Pfingsttage ordentliche Wallfahrten zu Stand kommen und hierdurch den benachbarten Schenkwirthen solch ein Abbruch an Gästen geschehen, daß sie, in ihrer Verzweiflung darüber, vielleicht auf den höchstbetrübten Gedanken geriethen, die angeschafften Vorräthe an Speisen und Getränk selber in sich hineinzuschütten, und was bey solchen Gelegenheiten das Beklagenswertheste sey, darüber inkontribuabel zu werden. Den Schaden, den die Moralität darunter litt, rechnete er nicht einmal, weil, bey den starken Besuchen der Dorfschenken, sie in der Regel auch wenig zu gewinnen pflegte, wie denn, seiner Meynung nach, die Moralität überhaupt das Unglück hatte, zum Leiden geboren zu seyn, wie die Rathsakten am klarsten darthäten.

2.

Der Bürgermeister war schon ein ziemliches Stück in den Wald hinein, als er sich sein jetziges Vorhaben näher zu überlegen anfing und da sagte er zu sich selber: Bin ich nicht, Gott sey's geklagt, ein rechter Thor gewesen, daß ich der einfältigen Frau so aufs Wort glauben und mich zu einer Promenade verleiten lassen konnte, von der ich zuletzt keinen Nutzen ziehen werde als müde Beine? Denn erstens weiß ja so eine gemeine Frau viel, wie ein Mädchen aussehen muß, das wir Honoratioren schön zu nennen pflegen, zweytens sind die Irrwische, die sie nach jener Hütte führten, vermuthlich nur die Geister aus der verwünschten Branntweinflasche gewesen, welche ihr Athem gar nicht verläugnen konnte, drittens sieht man unter der Tyranney solcher Geister nicht nur Alles doppelt, sondern gemeiniglich auch falsch, was viertens hier unstreitig der Fall gewesen ist, da es ja einzig mit dem Teufel zugehen müßte, wenn sich mitten in diesem herrlichen Grün und der brennenden Sonne noch eine verschneite Hütte sollte erhalten haben, und wenn fünftens sonach die Hütte im Raume der Unmöglichkeit liegen wird, so gehört das schöne Kind ebenfalls nur dorthin, und einem Bürgermeister, der bekanntlich ohnehin alle Hände voll zu thun hat, ist's doch wahrhaftig nicht zuzumuthen, sie dort aufzusuchen, oder mit andern Worten, das Unmögliche möglich zu machen!

Ganz muthlos geworden über dieses unwillkürlich ihm gekommene Nachdenken (ein Zustand, der ihn in dergleichen Fällen gemeiniglich befiel, weßhalb er auch solches thunlichst vermeiden mochte) schritt er noch, ohne sich dessen bewußt zu seyn, ein Weilchen vorwärts.

Was Henker! rief er dann mit einem Male aus, als in ziemlicher Entfernung gerade da, wo die Wiese seyn mußte, welche die Botenfrau beschrieben hatte, etwas Weißes, wie eitel Silber und Diamanten, vom Strahl der Sonne getroffen, zwischen den in grünem Feuer gleichsam flammenden Zweigen hindurch blitzte. Allein die hiermit von Neuem in ihm aufstehende Hoffnung mußte nur allzubald wieder der Furcht weichen, die sich bey ihm gar leicht in's Gränzenlose verlor, und er dachte: Wie, wenn jenes unbekannte Schneeweiß nichts weiter wäre, als etwa gar eine Heerde von Eisbären? Ihren fast unerklärlichen Aufenthalt aber im dortigen Walde deutete er sich auf folgende Weise: Vor wenig Jahren erst hatte man ein Paar solcher Thiere in seiner Stadt gezeigt. Konnten die Bestien nicht entsprungen seyn und dann mit den ihnen inzwischen entstandenen Jungen das Wasser der Flüsse zur Pfingstzeit zu warm gefunden und deßhalb ihre Zuflucht in die Kühle des Waldes genommen haben? Der Glanz, worin sie erschienen, rührte vermuthlich von dem benachbarten Teiche her, worin sie sich vielleicht gebadet hatten. Wenigstens glaubte er, daß diese Konjektur an Wahrscheinlichkeit immer noch die andere übertröfe, nach welcher bey den jetzigen täglichen sechszehn bis siebzehn Graden Wärme eine verschneite Hütte dort existiren sollte.

Schon im Begriff, auf's eiligste den Weg nach der Stadt zurück wieder einzuschlagen, wo, wie er sich eben das Wort gab, so lange er regierender Bürgermeister war, nimmermehr ein Eisbär eine Aufenthaltskarte erhalten sollte, trat er für's Erste hinter einen dicken Eichstamm zurück, um wo möglich mit dem Fernglas, das er gerade bey sich hatte, etwas Näheres über die Zahl der vorhandenen Eisbären zu erspähen, und wer möchte ausmitteln, was größer war, sein Erstaunen oder seine Freude, als sich nicht eine einzige Bestie dieser Art, sondern in der That die mit so vielem Rechte bezweifelte Schneehütte sich richtig vorfand. Sein zuvor tief unter Null gesunkener Muth schoß auch mit dieser Entdeckung sogleich zu solch einer Riesengröße empor, daß er schon in einem Viertelstündchen vor der wirklich im dichsten Schnee wie vergraben liegenden Hütte ankam. Denn wenn solch eine Hütte bey jetziger Wärme möglich war, so war wohl viel leichter die Anwesenheit eines überaus schönen Mädchens darin möglich.

Statt dessen aber knurrte vor einem Ofen von ganz wunderlicher Form ein Weibsbild, das von hinten wenigstens, welches bis jetzt die einzige, ihm auf dasselbe vergönnte Aussicht war, verzweifelt alt erschien, auch so laut athmete und krächzte, wie er solches während seiner fünfzig bis sechszig Lebensjahre an keiner einzigen jungen Person gefunden hatte. Als aber die Frau sich jetzt nach ihm umkehrte, so hätte er aus Furcht vor ihrem erdfahlen Gesichte beynahe Reißaus genommen. Denn so viel Falten als in diesem, hätten vielleicht alle Gesichter zusammengenommen, die er in seinem Leben gesehen, kaum aufzuweisen gehabt. Dabey waren die Ränder um ihre kleinen hellgrünen Augen von solch einer blendenden Scharlachröthe und ihre Lip-

Digitized by Google

pen von einem Veilchenblau, wie ihm Beydes noch nie vorgekommen war.

Seyd mir willkommen, Herr Bürgermeister — so kreischte die Alte selbst ihn an, da ihm die Stimme in der verschneiten Hütte ganz eingefroren schien — und sezt euch hübsch, damit ihr mir die Ruhe nicht mitnehmt, denn man bedarf ihrer schon in meinen Jahren.

(Die Fortsetzung folgt.)

Pariser-Zeitungs-Lese.

Ein Schauspieler von dem Theater la Gaité, Namens Parent, hat sich eben auf die Küche geworfen, ohne deßhalb dem Dienste der Boulevards-Thalia zu entsagen; er hält jezt eine Restauration und dirigirt sie mit vieler Kenntniß der Bedürfnisse des Lebens. Parent hat den Geist seines Zeitalters begriffen; er hält den Pfannenstiel beynahe eben so fest, als Herr von Villele das Staatsruder.

* * *

Bey der großen Vorstellung zum Benefiz in der Oper kam unter andern eine ganz neue Idee auf eine äußerst glänzende Art zur Ausführung. Man hatte zur Eröffnung die herrliche Ouverture, le jeune Henri genannt, gewählt, welche das größte Meisterstück Mehuls seyn soll; die Operette, wozu er sie komponirt hatte, ist seiner Zeit durchgefallen, allein die Ouvertüre blieb und wird ewig bleiben. Der Inhalt ist bekanntlich ein Jagdstück, und Herr Gardel, der Oberballetmeister der großen Oper, hatte den genialen Gedanken, die ganze Sinfonie in Handlung zu setzen und das vortreffliche Orchester durch Nymphen und Tänzer vom Anfang derselben bis zu Ende begleiten zu lassen. Die Jäger und deren Hörner, die mancherley Bewegungen der Jagd, die in der Musik ausgedrückt sind, die jagenden und gejagten Thiere, die Treiber und Zuschauerinnen der ländlichen Lustparthey, alles war in einem leibhaften Gemälde mit allen den unzähligen Reizen und im bekannten guten Geschmacke dargestellt, der die Academie de Musique so sehr auszeichnet. Die Einnahme des Benefiz soll sich an 23,000 Franken belaufen haben. Diese neue Art von melodramatischer Darstellung scheint uns der Pendant zu den Vorstellungen der Gemälde durch lebendige Personen zu seyn.

* * *

Bey dem vor einigen Tagen vorgekommenen Prozeß gegen eine hübsche, durch eine geistvolle, schwärmerische Physiognomie ausgezeichnete, ganz junge Frau, Namens Fructus, die sich mit Magnetisiren abgibt, kamen einzelne, sonderbare Züge vor. Das Gesetz verbietet ärztliche Hülfe, ohne als Arzt anerkannt zu seyn und Madam Fructus hatte noch besonders das Unglück gehabt, daß ein junges Mädchen von sechszehn Jahren während des Magnetisirens, indem die unbefugte Aerztin gerade im magnetischen Schlafe lag, und die Hand der Kranken in ihrer Hand hielt, gestorben war; als sie erwachte, entdeckte sie das Unglück und stieß einen heftigen Schrey aus. Sie kam mit einer Geldstrafe von 200 Franken weg, weil sie bewiesen hatte, daß unerachtet ihres eigenen Begehrens kein Arzt herbeygerufen worden war. Die Hauptzeugen waren Aerzte, besonders der große Anhänger des thierischen Magnetismus, Herr Delauze, zeichnete sich dabey durch seinen Eifer für die Sache aus. Ein Anderer, als er bemerkte, der Herr Präsident des Zuchtpolizeygerichts sey ein Ungläubiger, sagte: „Herr Präsident, es kömmt auf Sie selber an, ob Sie im Augenblick einen Beweis sehen wollen, der Sie in Erstaunen sezt." Allein der Herr Präsident rief mit Lächeln andere Zeugen vor. Der Advokat hielt eine lange Vertheidigungsrede, sowohl über das Faktum als über den Magnetismus und den magnetischen Schlaf, und bald wären die Richter und Zuhörer über den Advokaten eingeschlafen; er weckte sie jedoch am Ende mit den Worten: „Meine Herren, wenn Sie nach den vielen Dingen, die ich die Ehre gehabt habe Ihnen vorzutragen, noch einen Zweifel haben, machen Sie es wie der Areopagus, vertagen Sie die Sache auf hundert Jahre. Man erfuhr bey dieser Gelegenheit, daß die meisten Personen, welche sich der magnetischen Kenntnisse der Dame Fructus bedienen, Leute von den höhern Ständen sind; sie selber, um in den magnetischen Schlaf zu kommen, läßt sich von ihrem Gatten, welcher ein sehr artiger junger Mann ist, magnetisiren.

* * *

In einer der Arien, welche in dem bekannten Griechenkonzert vor acht Tagen gesungen wurden, ist folgender Text:

A l'univers donnez un grand exemple;
La vieille Europe vous contemple!
Elle applaudit à vos efforts.
Souvenez vous des Thermopyles!
Et sur les débris de vos villes,
Mourans, allez venger vos morts.

Der Finalchor nach dieser Arie war ein ganz ausgezeichnetes Meisterstück; der Komponist ist ein junger Mann, Namens Chelard.

* * *

Ein sonderbarer Irrthum, der nicht als Druckfehler angesehen werden kann, kam vor ein paar Tagen in dem Hofartikel einiger Zeitungen vor; es war darin gesagt, der Fürst Castelcicala, neapolitanischer Gesandter, habe der Frau Herzogin von Berry eine neue Komposition für die Guitarre übergeben; der Uebergeber war aber der berühmte Guitarrist Castellani.

Korrespondenz-Nachrichten.

London, 1. Mai.

Vorgestern Abend ist Bischops neue Opera Aladdin im Drury-Lane Theater gegeben worden. Daß Bischop vor der Kennerwelt einen unmittelbaren Vergleich mit Webern wagen konnte, wäre zum Erstaunen, wenn man nicht wüßte, daß wir alle unsere eigenen Gaben überschätzen; aber mit dem großen Publikum hat er nichts gewagt. Bischops Stärke liegt freylich nicht in der Harmonie und der Komposition für's Orchester, welches immer sehr wenig von ihm zu thun erhält, auch haben seine Melodien selten Eigenheit, oder, wenn sie

fähl; aber sie sind meistentheils angenehm und leicht faßlich, ein Umstand, welcher alle seine Opern beliebt macht, und so geht es auch mit dieser Oper; sie enthält vieles recht Hübsches, aber wenig von Bedeutung, indessen in ein paar Tagen wird man schon die Hälfte der Lieder auf den Straßen herum hören. Es ist bey der Gelegenheit eine neue Sängerin, Namens Johnson erschienen, ein hübsches wohlgebautes Mädchen, mit einer schönen Stimme. Sir Walter Scotts längst versprochener Roman, Woodstock ist endlich auch erschienen, bringt aber nichts Neues, das den berühmten Verfasser in der öffentlichen Meynung höher stellen könnte. Es ist dasselbe Feld, das er schon im Peveril of the Peak bearbeitet; die Kämpfe zwischen den Aufrührern und Königlichgesinnten zur Zeit Cromwells, eine Zeit, welche freylich an Charaktereigenthümlichkeiten sowohl als Begebenheiten eine der reichhaltigsten in der englischen Geschichte ist. Auch ist diese neue Erzählung voll von vortrefflichen Landschaftsgemälden (denn so muß man des Verfassers Beschreibungen nennen), Charakterschilderungen und Gesprächen, die den alten Meister beurkunden; aber merkwürdig ist es, daß Personen und Begebenheiten in derselben den Charakteren und Handlungen im obengenannten Roman gleichkommen, und daß dieses Werk sogar einige von den Mängeln hat, welche jenem anhängen. Doch ich erschöpfe mich in Bemerkungen über ein Werk, das man in Deutschland vielleicht jezt schon in der Uebersetzung liest; also zu etwas Anderem.

Die seit meinem lezten hier angekommenen Nachrichten aus den unruhigen Gegenden sind in nichts tröstlicher als die früheren: es sollen bereits an 1000 Webmaschinen zerstört worden seyn, deren Werth man auf 30,000 Pfund schätzt; dieß wäre kein bedeutender Verlust, wenn er keine weiteren Folgen hätte. Dagegen sollen an fünfzig bis sechszig Menschen in verschiedenen Gefechten das Leben verloren haben. Inzwischen glaubte man, daß die bereits angekommenen Truppen hinreichen würden, das Volk von bedeutenderen Verheerungen abzuhalten, und vielleicht durch ihren imponirenden Anblick, ohne mehr Blutvergießen, zur Friedlichkeit zurückzuschrecken. Doch sind noch mehr Truppen und Artillerie auf dem Wege dahin, und heute ist sogar ein Bataillon Garde von hier auf dem Kanal nach Manchester abgegangen. Man hat hier vor Kurzem ein Patent genommen für eine neue Methode Kaffee zu rösten, welche vor der alten sehr große Vortheile haben soll, indem sie die aromatischen Eigenschaften der Bohne aufs Vollkommenste erhält, und so das Getränk gesünder und angenehmer macht. Ein anderes Patent ist für eine neue Methode Backsteine zu bereiten genommen worden, welche darin besteht, einen der Winkel so abzuflachen, daß dadurch Luftkanäle in den Wänden angebracht werden können, die das Gebälk gegen den Wurm schützen sollen.

Die folgende Beobachtung über die Art und Weise, wie der Schlangenfresser (Falco Serpentarius) sich seiner Beute bemeistert, ist in einem Briefe von der Capstadt enthalten. Der Vogel läßt sich in einer kleinen Entfernung von der Schlange nieder und bewegt den rechten Flügel; sobald die Schlange den Kopf bewegt, versezt er ihr mit dem Ende des Flügels einen Schlag darauf, der sie betäubt zu Boden streckt. Noch aber wagt er sich nicht an seine Beute, sondern beobachtet sie so lange, bis sie sich wieder regt; und wann er Gelegenheit gefunden, den Schlag zu wiederholen, springt er auf sie zu, stößt sie mit den Füßen, faßt sie an, fliegt mit ihr in die Luft, läßt sie aus bedeutender Höhe fallen, und fängt dann erst an von dem Thiere zu fressen.

Graf Alexino Palma hat so eben ein Werkchen herausgegeben, welches er Greece Vindicated nennt, und worin er die seit Kurzem über die lezten Begebenheiten in jenem unglücklichen Lande erschienenen Berichte von den Herren Bulwer, Emerson, Pecchio, Humphreys, Stanhope, Parry und Blaquiere die Musterung durchgehen läßt. Man muß gestehen, daß die Nachrichten jener Herren über Begebenheiten und Personen so widersprechend sind, daß sie statt Licht über den interessanten Gegenstand des hellenischen Freyheitskampfs zu verbreiten, die Leser nur verwirren. Der Verfasser dieses Buches sucht ihre Widersprüche zu widerlegen oder auszugleichen. Wie weit seine Ansichten gegründet seyn mögen, weiß ich nicht; gewiß aber ist es, daß, was auch die Personen, welche die griechische Revolution geleitet, Ungerechtes und Thörichtes begangen haben mögen, die Sache selbst edel und heilig bleibt, und nicht nur die frommen Wünsche, sondern auch den thätigen Beystand aller Menschenfreunde verdient.

Frankfurt, a. M. Ende April.
(Beschluß.)

Um doch einiges neben der Messe auch von unsren betriebsamen Buchhandlungen zu schreiben, erwähne ich, daß der erste Theil von Hofrath Schlossers Universalgeschichte nächstens bey Varrentrapp erscheinen wird. Brönners Lord Byron ist schon in alle Welt, sogar nach Amerika versandt; er ist mit aller typographischen Schönheit ausgestattet, und der Preis neben dem Fleischer'schen Th. Moore, der keine getheilten Kolumnen hat, noch sehr billig. Eine dankenswerthe Zugabe ist der im Morgenblatt erschienene Brief, datirt aus London, welcher das freundschaftliche Verhältniß des Dichters mit unserem Goethe bezeichnet, nach dem kurzen Lebensabriß und dem Urtheile W. Scotts vorn mit abgedruckt, und Lord Byrons last lines beschließen rührend diese Einleitung. Die übrige Folge ist passend gewählt, und die kleinsten Fragmente nicht vergessen. Eine von Haldenwang gestochene Vignette, welche ein an der Küste Griechenlands im Sturm umhergetriebenes Schiff vorstellt, ist ein glücklich gewähltes Emblème. — Napoleons Leben von Arnault, bey Wesché erschienen, hat an einem hiesigen Privatgelehrten einen sprachgewandten Uebersezer gefunden. Dr. Schwenck, welcher als Professor der Geschichte am hiesigen Gymnasium an die Stelle des verewigten Professor Hufnagel gekommen ist, kündigt nach Herausgabe seiner gediegnen Uebertragung der homerischen Hymnen eine neue deutsche Bearbeitung der ganzen Ilias und Odyssee an. An ihm und den Professoren Dr. Weber und Schäfer, und kürzlich auch an Hrn. Cooperator Feil und Hrn. Professor Steingaß, beyde für den Unterricht der Katholiken, hat unser Gymnasium in wenigen Jahren ausgezeichnete Lehrer gewonnen.

Eine große Verbreitung scheint ein anderes literarisches Unternehmen, des Hrn. J. D. Sauerländer, zu erhalten, eine Gesammtausgabe der Erzählungen und Romane der beliebten Amerikaner Irving und Cooper, wie die Frankfurter Ausgabe von Walter Scott, das Bändchen zu 9 kr., jedoch auch mit einer Ausgabe auf feinem Velin zu 18 kr. Die typographische Ausstattung ist netter und gefälliger. Als Herausgeber nennt sich der durch verschiedene Werke bekannte Chr. Aug. Fischer, die Uebersezungen sind aber von mehreren Mitarbeitern, unter welchen man zwey verdiente Männer nennt. Vor acht Tagen erschien das erste Bändchen von Irvings Skizzenbuch, und jezt ist auch von Coopers Spion ein Bändchen da. Nach diesem soll unmittelbar der neue Roman: die Mohicans, erscheinen. Der Zuschnitt beyder Gesammtausgaben ist auf vierzig Bändchen gemacht, wovon monatlich zwey erscheinen sollen. Auch was Irving Neues unter der Feder haben wird, soll sogleich mit übersezt werden. Jeder Gebildete wird diesem Unternehmen, wenn es sich wie das erste Bändchen Irvings forthin bewährt, den besten Fortgang wünschen.

Beylage: Literaturblatt Nr. 40.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Nro. 120.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 20. Mai 1826.

Unaufhaltsam, wenn auch langsam, arbeitet der Zeitgeist die Wörter in ihren eigenen Widerspruch um oder in ihre Selbstfeinde.

Jean Paul.

Das Hotel Rambouillet.

Es bestand in der Mitte des siebzehnten Jahrhunderts in Paris eine Vereinigung von Männern und Weibern, die sich durch Rang und Geist auszeichneten und deren Manieren und Ton die andern vornehmern Klassen der Gesellschaft nachzuahmen bemüht waren, ja die man selbst in den Provinzen nachzuäffen suchte. Diese Gesellschaft vereinigte sich im Hotel Rambouillet, ein Gebäude in der Straße Thomas du Louvre, welches auch ein historisches Interesse hat, da das in der Fronde (vor allen durch des Kardinal von Retz Memoiren) so bekannt gewordene Hotel de Longueville mit ihm zusammenhing. Hier stellten sich täglich die La Rochefoucauld, Chaplain Pelisson, Balzac und alle berühmte Schöngeister jener Zeit ein, des großen Condé Mutter, ihre Tochter, das Muster einer politischen Intriguenmacherin, die nachmalige Frau von Longueville, Fräulein Scuderi, die später Marquise von Maintenon und Ludwigs XIV. Frau ward, nebst vielen andern ausgezeichneten Frauen, unter denen sich auch, als solle sie den Gegensatz bilden, Frau von Sevigné befand, denn wenn unsere Nationaleigenheit uns gleich unfähig macht, in dem allerliebsten Geschwätz dieser Frau wahres Gefühl zu erkennen, so müssen wir, wenn uns die Sprache geläufig ist, doch dessen Grazie und Scharfsinn bewundern. Der schlechte Geschmack, der in dieser Gesellschaft zu Hause war, und ihre verschiedenen Epochen von Berühmtheit, machen sie der Aufmerksamkeit werth. Nach Ludwigs XIII. Thronbesteigung, während der Ränke und Verworrenheit der Regentschaft Anna's von Oesterreich, wo Bürgerzwist, Fanatismus und Ehrsucht den Wissenschaften wenig Raum ließ, wollte eine liebenswürdige, geistig gebildete Frau, Katharine von Vivonne, Marquise von Rambouillet, den schönen Wissenschaften in ihrem Hause eine Zuflucht stiften, sie versammelte alle berühmte Schöngeister um sich, aber vermochte nicht zu hindern, oder sah nicht ein, daß ein höchst gezierter, verschrobener Ton unter ihnen überhand nahm.

Labrupère sagt von diesem Zirkel: „Er überließ es dem Haufen, deutlich zu sprechen, eine dunkle Redensart zog eine zweyte noch dunklere nach sich, und Jeder, der nach dem Ersten sprach, bemühte sich, noch dunklere Ausdrücke zu finden, so daß man endlich in lauter Räthseln sprach, die aber den lebhaftesten Beyfall erhielten. Alles, was sie Zartgefühl, Feinheit und Empfindsamkeit im Ausdruck nannten, hatte sie endlich dahin gebracht, weder sich selbst noch einen den andern mehr zu verstehen. Um in diesen Gesprächen fortzukommen, bedurfte es weder gesunder Vernunft, noch Gedächtniß, noch Fähigkeit, nur eines bischen Verstandes und von der schlechtesten Art, denn er ward verkehrt und von der Einbildungskraft gemißbraucht."

Die Gebräuche in dieser Gesellschaft waren nicht weniger seltsam wie ihre Redensarten. Die Weiber trugen gegen einander die übertriebenste Zärtlichkeit zur Schau; sie nannten sich nur Theuere (chère), wodurch dieser Aus-

Digitized by Google

druck ſie zu bezeichnen gebraucht wurde, und der, wie uns Frau von Genlis bey einem andern, gleichgültigen Anlaß ſagt, noch jezt de mauvais ton iſt.

Eine Theure (chère) und Precieuſe mußte ſich zur Geſellſchaftsſtunde zu Bett legen, die Beſuche nahmen in ihrem Alkoven Platz, deſſen Bett auf das ausgeſuchteſte geſchmückt war. Um zu dieſer Geſellſchaft Zutritt zu erhalten, mußte man beweiſen, daß man, wie damals Jemand ſagte: die Zartheit eines Gegenſtandes zu faſſen im Stande ſeye, aber auch die große Zartheit, und auch die Zartheit der Zartheit, und mußte von einem der tonangebenden Männer eingeführt werden. Zwey damals bekannte Abbé's (von Bellebat und Dubuiſſon) trugen den Titel: groß Alkoveneinführer. Bey dieſen unterrichteten ſich die jungen Leute von den Eigenſchaften, die man haben mußte, um in den Zirkel der Theuren aufgenommen zu werden.

Außer dieſen Anordnungen hatte aber noch jede Dame, die zu dieſem Zirkel gehörte, einen Alcoviſte, eine Art dienenden Ritter, der ihr die Gäſte zu empfangen und das Geſpräch aufrecht zu erhalten half. Heut zu Tage würde man ein ſolches Verhältniß, das doch immer eine große Vertraulichkeit zwiſchen der Theuren und dem Alkoviſten vorausſezte, für ſehr unziemlich halten; damals dachte Niemand an Aergerniß dabey, es erregte nicht den mindeſten nachtheiligen Verdacht. St. Evremont erklärt uns die Unſchuld deſſelben, wenn er ſagt: „der Alkoviſte war ein bloßer Titel, denn eine Preciöſe ſezte ihr vorzüglichſtes Verdienſt darein, ihren Liebhaber auf das Zärtlichſte, aber platoniſch zu lieben, indeß ſie ihren Ehehern haßte, aber ſehr unplatoniſch mit ihm lebte.“

Dieſen Zirkel, welchem Männer wie Boſſuet ſogar, durch ihre Gegenwart Anſehen verliehen, hatte Molière den Muth in ſeinen Précieuses ridicules dem Geſpött auszuſetzen. Menage erzählt: „Ich war ſelbſt bey der erſten Vorſtellung der Precieuſes gegenwärtig; Fräulein von Rambouillet, Frau von Grignon (die Tochter der Frau von Sevigné), die ganze Geſellſchaft des Hotel von Rambouillet war in ihren Logen; das Stück ward mit allgemeinem Beyfall geſpielt und ich war ſo zufrieden mit ihm, daß ich ſchon damals die Wirkung vorausſah, die es hervorbringen mußte. Beym Herausgehen aus dem Schauſpiel nahm ich Herrn Chapelain bey der Hand und ſagte: mein Herr, wir haben Beyde allen den Albernheiten, die wir ſo eben ſo fein und mit ſo vieler geſunden Vernunft haben verſpotten ſehen, unſern Beyfall gegeben; allein um wie der heilige Remigius zu Clovis zu ſprechen: wir müſſen verbrennen, was wir angebetet haben, und anbeten, was wir verbrannten. Es kam, wie ich vorausgeſehen hatte, und von dieſer erſten Vorſtellung an nahm der Galimathias ab.“

Da wir in jedem Stück unſern Nachbarn überlegen ſind, an was fehlt es uns denn, daß unſer Luſtſpiel keine ſolche Beſſerungsſchule für die Thorheiten des Tages wird. An Lächerlichkeiten doch nicht?

Die goldenen Eier.

(Fortſezung.)

Der Bürgermeiſter, deſſen innere Angſt bey der freundlichen Zuſprache immer mehr abnahm, ſezte ſich nun auf den einen Stuhl, der, ſeltſam genug, die Form einer ungeheuren Schildkröte mit Krokodilbeinen hatte, fuhr aber nicht wenig erſchrocken wieder empor, als er wahrnahm, daß die Lehne und Arme dieſes Stuhls aus ein Paar Brillenſchlangen beſtanden, die noch ganz wie lebendig ausſahen.

Hi bi bi bi! lachte die Alte und ſprach: Nehmt nur getroſt wieder Platz zwiſchen den Beſtien, ſie ſind nicht nur gezähmt, ſondern ſogar getrocknet wie der Schnee, den ich mir zum Bedarf für den Sommer auf dieſem Ofen abzubacken pflege. Schüttelt mir den Kopf nicht, Herr Bürgermeiſter. Wolltet Ihr über die vielen Seltſamkeiten, die Euch nach und nach bey mir vorkommen werden, immer den Kopf ſchütteln, ſo könntet Ihr Euch das angewöhnen, was ſich mit Eurem Heirathsplänchen nicht wohl vertragen würde, denn den jungen Mädchen ſind die alten Kopfſchüttler in jeder Hinſicht zuwider. Ich muß nur aber ſehen, wo Zukunde bleibt, da Ihr meiner grünen Augen halber doch wohl ſchwerlich die weite Tour bis hier heraus gemacht haben möget.“

3.

Kaum aber war die Alte hinaus, ſo betrachtete ſich Herr Klaus die wirklich im wunderlichſten Geſchmacke möblirte Hütte, deren Tiſch, um den drey Seſſel, wie der ſeinige ſtanden, aus einem großen Stück Marmor beſtand, rings um mit verſteinerten Kröten, Drachen, Eidechſen, Molchen, Skorpionen und dergleichen eingefaßt. Die Wände waren aus lauter Glas, wie es ſchien, auch gab es allenthalben kryſtallne Fußgeſtelle, worauf die ſeltenſten Thiere entfernter Welttheilen zu ſchauen waren, ihrer Natur nach ganz getreu erhalten, ohne doch, wie es ſchien, ausgeſtopft zu ſeyn. Des Bürgermeiſters Gang ſo weit heraus belohnte ſich ſchon dann reichlich, wenn ihm die Alte ihr Geheimniß zur Aufbewahrung ſolcher Dinge mittheilte. Beym Naturalienkabinet, deſſen Erhaltung der Stadt theuer genug zu ſtehen kam, ungeachtet man allgemein behauptete, es geſchehe von Seiten des Raths auch gar nichts dafür, konnte dann der Ausſtopfer entbehrt und manche Kanne Branntwein zum Aufbewahren der Präparate erſpart werden, was obendrein als eine weſentliche,

Digitized by Google

aber freylich äußerst kostspielige Verbesserung zu weit größern Forderungen an die Stadt, wenn nicht berechtigte, doch recht gut Anlaß gab. Und gelang es ihm vielleicht gar, der Alten das eine ihrer beyden prachtvollen Basiliskenexemplare abzuschwatzen, so machte er damit ohne Zweifel einen noch weit bedeutendern Schlag.

Ein Paar Schränke, woran die Schlüssel steckten, reizten seine Neugier zu stark, als daß er nicht hätte hineinblicken sollen. Zu seinem größten Erstaunen fand er den einen mit lauter gediegenem Golde, und den andern mit Silber dermaßen angefüllt, daß es keine Seele bemerken konnte, wenn auch ein Paar Hände voll davon eingesteckt wurden. Allerdings erinnerte er sich der köstlichen Ermahnung, die er erst zwey Tage zuvor einem Spitzbuben in's Zuchthaus auf den Weg gegeben hatte. Allein genau erwogen, litt jene Ermahnung durchaus keine Anwendung auf ihn, da er kein Spitzbube von Profession, sondern ein Bürgermeister war. Die Gesetze machten freylich, leider, keinen Unterschied zwischen dem zünftigen Professionisten dieser Art und dem Dilettanten oder Pfuscher, allein sie wurden doch beyderseits nur dann zur Strafe gezogen, wenn man sie ertappte, was hier, den bereits bemerkten Umständen nach, nicht wohl geschehen konnte. Uebrigens füllte er, wie jezt wirklich geschah, seine beyden Rocktaschen weder als Spitzbube, noch als Bürgermeister, sondern einzig als Sammler von Seltenheiten. Und wer weiß denn nicht, daß recht vielen von diesen im Laufe ihrer lobenswerthen Liebhaberey die Begriffe von Mein und Dein oft völlig verloren gehen.

Hiermit und mit dem Gedanken, wie sehr das Reich der Wissenschaft durch seinen jetzigen Eingriff in diese Schränke gefördert werden könne, wußte der Bürgermeister sein ohnehin sehr friedfertiges Gewissen ganz zu beschwichtigen. Denn wirklich hatte die Eierform der Stufen so viel Eigenthümliches, vom Gewöhnlichen ganz Abweichendes, daß es wohl Schade gewesen, wenn alle diese glänzenden goldnen Eier Opfer des Schmelztiegels geworden wären. Nur in dem einzigen Stücke erlaubte er sich unbegreiflicher Weise ein Abgehen von dem in solchen Fällen üblichen Verfahren vieler Sammler, daß er, obschon das Silber noch weit wunderlichere Formen hatte als das Gold, dennoch von lezterm nur allein einraffte und auch nicht Eine Silberstufe des Mitnehmens würdigte.

Das Husten draußen vor der Hütte kündigte die Rückkehr der Alten an. Er eilte daher auf seinen Stuhl zurück und saß darauf bey ihrem Eintreten so fest, als ob er sich nicht hinweggerührt hätte.

„Nehmt nicht übel, Herr Bürgermeister — sprach die Frau — daß Ihr dießmal Eure Beine umsonst anstrengtet, denn nirgend kann ich den Leichtfuß von einem Mädchen erwischen. Ein ander Mal, wenn es Euch nämlich so weit gefallen hat bey mir, daß Ihr den Weg wieder zu versuchen denkt."

„Liebe Frau — antwortete der Bürgermeister — schon unter den alten Heiden, von denen man allerdings kaum weiß, ob sie jemals wirklich gelebt haben, florirte das lehrreiche Sprichwort: Erkenne dich selbst! Und das rufe ich Euch hiermit zu. Denn erkenntet Ihr, wie so ungemein anmuthig und geistreich Euer trefflicher Umgang ist, so würdet Ihr wissen, daß ich, völlig befriedigt durch diesen Besuch, Euch nur verlasse, um solchen, falls Ihr's erlaubt, diesen Nachmittag schon zu wiederholen."

Bey dieser Rede aber machte er ein Gesicht, so zuckersüß, daß kein Mensch sich solches erklären konnte, dem die Quellen zu dem Inhalte seiner Taschen nicht bekannt waren. Unstreitig würde er auch sogleich da geblieben seyn, wenn die Furcht ihm weniger zugesezt hätte, diese Taschen möchten zu Verräthern an ihm werden. Denn sie waren mit den bewußten gelben Eiern dergestalt überfüllt, daß er auf nichts eifriger zu denken hatte, als seine Beute in Sicherheit zu bringen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Der Tod vor dem Tode.

Kostbar, o Sohn! ist die Zeit. Wer weise sie nützet, der lebet:
Läss't du sie flieh'n ungenützt, stirbst du, noch ehe du stirbst.

Schaller.

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, 12. April.

Königliches Opernhaus. Othello, von Rossini.

Der vielgeliebte und vielgehaßte, bis in den Himmel als der Tongott erhobene und als der Musikteufel verachtete Meister ist nun seit Jahren schon von Land zu Land gewandert, überall hat er sich jener Vergötterung erfreut, und mußte diese Verachtung erdulden; ein neuer Orpheus hat er die Britten, dieß wilde musikalische Thierreich bezähmt, und den halsstarrigen Nacken des französischen Geschmackes gebeugt, ja selbst deutsche Künstler und Musiker vermochten seinetwegen die deutsche Cäcilia zu verlassen, und klingeln jezt mit der Glocke seines Tambourins, und schlagen seine Handpaute — so bleibt dem vielbesprochenen Musikhelden doch wenigstens das Epoche machen, wie sehr dagegen auch gepocht werden mag, und von dieser Seite her ist er anzuerkennen. Seine Größe nämlich besteht darin, daß in ihm die dramatische Musik sich selbst, als Musik, sowohl von Seiten des Tones als reinen Klanges, als auch von Seiten der Harmonie und Melodie, für sich selbst als das Höchste, Lezte und einzig Gültige erfaßt, und dieß nur dadurch zu beweisen im Stande wird, daß sie allen Inhalt, der nicht sie selbst ist, verschmäht, ihn bey Seite wirft, und selbstständig für sich in froher Selbstgenügsamkeit sich hinstellt. Aber die vergötterte Tiefe dieses Sichselbstersinnens und Aufsichberuhens ist nur der deßhalb verachtete unendlichste dramatische

Leichtsinn der Musik, weil eben die Oper wesentlich an einen Inhalt gebunden ist, und nur durch ihn, indem sie ihn in ihrer Form darstellt, Gehalt und Tiefe erhält. Daher wird solche Musik des Leichtsinns von Seiten des Künstlers dieses bewirken, daß er nicht, wie frühere, sich selbst mit seinem ganzen Wissen und Wollen in seinen Gegenstand vertieft und seine Brust zum Tempel dieses Gottes weiht, sondern umgekehrt seinen Gegenstand in sein, von diesem Gegenstand ganz leeres Ich verkehrt, und ihn willkürlich behandelt. Die Musik wird die Musik der Einfälle, welche, je bestimmter sich im Künstler ein Melodien- und Harmoniegang, festgesetzt hat, ihn immer wieder von Neuem rettungslos überfallen, da er keinen Grund hat sie von sich zu weisen, wie er denn auch Fremdes, wenn es ihm eben einfällt, nicht verschmäht. Bey dieser Willkür sollte man freylich glauben, daß die größte Mannichfaltigkeit, das bunteste Gemisch, immer veränderte lauschende Verschiedenheit, die unverrechenbarste Fülle stets unterschiedener Melodien hervortreten müßte, aber solche Verschiedenheit kommt nur durch den mannichfachen Inhalt herein, und weil dieser Inhalt fehlt, ist es nur ein ganz bestimmter Cyclus von Melodien, die nach verschiedenen Stimmungen den Komponisten überraschen, und welche ihn nun bey ähnlicher Stimmung immer ähnlich wieder überraschen, da er nicht aus sich zu seinem Inhalte herausgeht. Denn es zeigt sich im Gange der Kunstgeschichte, daß die Entwicklung und Fortbildung des Inhalts ebensosehr die Fortbildung und Entwicklung der Harmonie und Melodie bedingt, wie ebensosehr diese Fortbildung die des Inhalts hervorbringt — wird nun dieser Inhalt bey Seite geschoben, so geht mit der harmonischen Tiefe ebensosehr die Breite ihrer unterschiedenen Abstufungen verloren. Wir finden daher bey Rossini meist dieselben Harmoniegänge an welchen die Melodien fortgehn, und ihre Farbe nur durch Vorhalte, Nonen, Wechseltöne erhalten, während sie ihre Entwicklung in der breitesten Ausführung aller Mitteltöne der einfachen Tonverhältnisse suchend, alle Musikleitern auf und absteigen, die Perlenreihe der Töne hin- und herrollen, oder vom Höchsten in's Tiefste hinab und hinaufspringend, alles Lieblichste und Bizarrste willkürlich in sich vereinigen. Das Kunstwerk, das auf diese Weise zu Stande kommt, wird also zuerst ganz darauf verzichten müssen, ein in sich gegliedertes Musikganze zu seyn, da es, ein solches zu schaffen, unter allen Einfällen des Künstlers, der einzig unmögliche Einfall ist, der ihm kommen könnte. Der Inhalt bleibt daher das ganz Gleichgültige, denn es kömmt überhaupt nur darauf an, daß etwas geschehe, bey welcher Gelegenheit dramatische Musik gemacht werden könne, und eine wohllöbliche musikalische Polizey sollte deßhalb in Deutschland für Rossinische Opern die Textbücher verbieten. Das würde dieser Musik sehr vortheilhaft seyn. Denn bey ihr ist das einzig erfreuliche, losgelöst von allen Verhältnissen der Welt, ausgeleert von allem Inhalte, auf den Fittichen dieser Töne, gleichgültig wohin, zu entschweben, und im Mährchen des wunderbaren, verstandlosen Wechsels inhaltloser Gefühle, wie auf den steigenden, sinkenden Wellen des unabsehbaren Meeres hinzuschwimmen. Es wird uns ein Konzert in türkischen, indischen, egyptischen, in griechischen und römischen, in Staats- und Ritter- und Bauerkleidern gegeben. Die Tiefe der Ausführung und harmonischen Durchführung der Melodie verflocht sich bey solcher Behandlung in die Breite der Wiederholung und matten Veränderung, die charakteristische Unterscheidung verwechselt sich mit bloßer Abwechslung, und die Oekonomie der Kunst, welche ihre höchsten Gegensätze und unterschiedenen Abstufungen weise vertheilt, geht bey dem Leichtsinn der Willkür unter, welche alle Kraft und Mittel bey jedem einzelnen Stücke verschwenderisch vergeudet und sich vom künstlerischen Maler zum Feuerwerker augenblicklich verknallenden Effekts herabsetzt. So wird dann auch der Unterschied der Konsonanz und Dissonanz ein zufälliger Wechsel, unvorbereitet, nutzlos, nur weil dem Komponisten nichts anderes einfällt, rollt das Dissonanzengewitter heran, schlägt bedeutungslos ein, lärmt, tobt, man weiß nicht woher es kommt, wohin es geht; es ist der plötzliche Wahnsinn des Besessenen, der polternd alles um sich her zertrümmert, der Krampf der neumodischen Damen, die kaum noch lächelnd, plötzlich in Zuckungen schreyend erliegen, ohne Ursach und ohne Folge. Es wandelt sie eben so an, wie den Komponisten die Dissonanzenwuth. Aber eben weil diese Musik ganz der Willkür anheimfällt, kann sie zufällig oder gewollt, im Allgemeinen hin und wieder ihrem Inhalte entsprechen. Ist dieß Entsprechen willkührlicher Vorsatz, so kommt derselbe hier dadurch zur Erscheinung, daß er desto merklicher wird, je seltener er kommt und muß, weil die Geschicklichkeit des Komponisten nur in der Entfernung vom Inhalte liegt, nur in der Ungeschicklichkeit der Ausführung des ungewohnten Entsprechens sein Daseyn beweist. Die wahre Verachtung des Inhaltes zeigt sich nicht in seiner gänzlichen Verschmähung, denn da bleibt er als nur bey Seite geschoben Macht draußen liegen, sondern in der willkürlichen Behandlung, welche, wie ihr gerade zu Muthe ist, ihn aufnimmt oder wegwirft. Und selbst, wenn er aufgenommen wird, bleibt dieselbe Willkür der Melodien und Harmonien bestehen, die ehe man sich's versieht, weit von ihm wieder entfernt, sich in ihrem eigenen Gebiete ergötzen. Merkwürdig, aber dem allgemeinen Standpunkte des Komponisten ganz angemessen, sind deßhalb auch die Ouvertüren, die entweder in dem einfachen Wechsel einer Andante- und Allegro-Melodie bestehn, oder aus der beliebigen Abwechslung selbstständig konzertirender einzelner Instrumente zusammengesetzt sind, während die Instrumentirung überhaupt eine nur willkürlich bequeme bedeutungslose Gesangbegleitung bleibt. Dieses Charakters wegen wissen auch Italiener nur diese Musik vorzutragen, denn nur sie in ihrer Liebe schon für den ganz inhaltlosen Ton lassen denselben für sich selbst, um seine Bedeutung unbekümmert gelten; sie singen diese Musik, weil es Musik ist, nicht weil sie etwas ausdrücken soll; Musik zu seyn ist ihr genug; eine Arie wird gesungen, weil es eben eine Arie ist. Bey dieser Inhaltlosigkeit fordert daher die Darstellung die schönsten sowohl als auch die geübtesten Stimmen, denn die Stimme als Stimme und ihre Fertigkeit und Geschicklichkeit wird das Konzertvergnügen solcher Aufführungen. Und weil der Sänger sich dadurch zur Hauptsache erhebt, gesteht ihm der Komponist auch einige Phantasie zu, und der Sänger überkomponirt sich die Komposition, die nicht ihrer selbst, sondern des Sängers wegen so und nicht anders gemacht ist.

(Der Beschluß folgt.)

Auflösung des Palindromischen Räthsels in Nr. 114.

Leben. Nebel.

Charade oder auch Räthsel.

Nimm in der Mehrzahl mich — ein Eigennamen, als Aster-
Nam' oft gebraucht (du verstehst ja die Grammatik) bin ich:
Doch in der einfachen Zahl, den ehrsamen Bund dann bedeut' ich,
Den viel Städte vereinst schlossen zu Trutz und zu Schutz.

— o —

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Nro. 121.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Montag, 22. Mai 1826.

Je sicherer der stolze Mensch sich meynt,
Um so gewisser wird der Satan ihn gewinnen;
Er steht im Bund mit unsern Sinnen.

Fr. A. Müller.

Die goldenen Eier.

(Fortsetzung.)

4.

Kaum aber hatte der Bürgermeister sich mit großer Mühe über die Wiese bis nach den Bäumen geschleppt, als er durchaus nicht weiter konnte vor der ungeheuren Schwere seiner Taschen.

„Ach — seufzte er, sich auf den Rasen niederlassend — wie schmerzlich prägt sich mir doch jetzt die herrliche Wahrheit ein, daß nur Mäßigkeit glücklich macht. Hätte mein Sammlertrieb dieses große Wort vorhin besser erwogen, so säße ich jetzt nicht hier fest, gleich der an dürrer Felsenklippe gestrandeten Silberflotte.“

Drauf kam ein Landmann daher mit einem vollgeladenen Karren, den ein vorangespannter Pudel ihm fortbewegen half. Der junge Mensch pfiff ein lustiges Stückchen und blieb eben stehen, um den Hut abzunehmen und nachzuschauen, ob auch das Röslein nicht verloren sey, welches seine Anne Rose ihm daran gesteckt hatte. Das Bürschchen mochte im damaligen Augenblicke vermuthlich glauben, diese und er wären die einzigen Personen auf der Welt. Denn als der Bürgermeister ihm zurief, sah er ganz erstaunt nach der Seite.

„Junger Geselle — sagte der Bürgermeister — geht doch sogleich zurück nach dem Dorfe und holt mir eine Frohnfuhre, die mich nach der Stadt bringen kann.“

Aber der Landmann entschuldigte sich zuerst damit, daß er hierzu keine Zeit habe, und dann mit dem Umstande, daß Frohnen dieser Art nicht gebräuchlich wären.

„Ey — versetzte der Bürgermeister — einen guten Gebrauch kann man alle Tage einführen, und was die Zeit betrifft, so erlaube ich's, daß ihr euch welche dazu nehmt.“

Aber der junge Mensch schüttelte den Kopf und fuhr vorüber, im Fortpfeifen seines Stückchens die Bemerkung überhörend, daß seine jetzige Fahrt gegen die Sabbathfeyer verstoße und er daher in Strafe genommen werden solle.

Als nun der tiefbetrübte Bürgermeister nach einiger Zeit mit größter Anstrengung sich wieder emporgearbeitet hatte und einige Schritte weiter gegangen war, so riß die Schwere des Goldes die eine seiner Rocktaschen entzwey. Wie aber die größte Noth nicht selten zur Hebamme der besten Gedanken wird, so auch dieses Mal. Denn der nächste hohle Baum bot ihm ja die trefflichste Niederlage für seine Schätze. Und nachdem er solche hineingethan und sich alle Eigenheiten des Baumes gemerkt hatte, um ihn, wenn der Schatz gehoben werden sollte, gewiß nicht zu verfehlen, schritt er recht wohlgemuth nach Hause.

Zwey Pröbchen von den goldenen Eiern, die er mitgenommen, labten dort auch sein Auge dergestalt, daß er Gaumen und Magen den Mittag über wider alle Gewohnheit dießmal ganz vergaß und seine alte Wirthschafterin gar nicht begriff, was dem, ihrer Ansicht nach, sehr wohlgerathenen Braten fehlen solle, und sein fünf-und-zwanzigjähriger Sohn die dicken Spargelstengel, welche sich

Digitized by Google

sonst der Vater vorbehielt, für heute sammt den dünnen ganz allein verzehren durfte.

Aber wie gewöhnlich aller irdischen Freude Sorgen und Kummer auf dem Fuße folgen, also auch hier. Kaum war der Bürgermeister darüber mit sich eins, auf welchem Wege er die Tochter der reichen Alten zur Frau erhalten könne, so machte ihn mit einem Male sein Sohn durch eine einzige Frage ganz verdutzt.

„Apropos Vater — begann nämlich der Sohn — habt Ihr schon von der kuriosen Hütte gehört, welche noch völlig verschneit mitten im grünen Walde stehen soll?"

„Was? rief der Vater aus, und die Brodkugel, bey der er sinnend das ganze Gebäude seiner glücklichen Zukunft schon in Ordnung gebracht zu haben glaubte, kollerte ihm vor Schrecken unter den Tisch. Doch, nach einem augenblicklichen Verstummen ermannte er sich wieder und sprach: „Unsinn, weiter nichts! Schickt sich das, daß ein junger Mann, der nach dreyjährigen Studien die erste Censur nach Hause bringt, in der Residenz auch bereits die Specimina hinter sich und alle Hoffnung hat, einmal künftig meine Stelle im hiesigen Rathe einzunehmen, schickt sich's für einen solchen, der berühmten Aufklärung mit dem Glauben an solchen Unsinn eine Ohrfeige zu geben? Und ich befehle dir hiermit als Vater und auch als Bürgermeister, kein Anhänger dieses Glaubens zu seyn und noch vielweniger dergleichen abgeschmackte Lügen weiter zu verbreiten, vielmehr allenthalben, wo so was verlauten dürfte, zu verkündigen, und zwar in meinem Namen, daß das Strafgesetz gegen Alle, so daran glauben, bereits unter der Feder sey. Zu mehrerem Beweise der Unwahrheit jenes Glaubens holte er auch noch die topographischen Listen herzu und meynte, wie er sagte, nun wohl genug gezeigt zu haben, daß solch eine Hütte durchaus nicht existiren könne." Drauf aber eilte er, was er vermochte, aus der Stadt und eben jener Hütte zu.

5.

Nur neuer Aerger aber wandelte den Bürgermeister an über den wunderschönen Tag, der Groß und Klein, das die Woche über sich abmühte, in den engen, dumpfen und dunkeln Arbeitslöchern, hinausrief unter den blauen Pfingsthimmel, um auch einmal sich der lieblichen Schöpfung zu erfreuen und eines freyern Athemzuges und fröhlicherer Pulsschläge. Denn, meynte er, sieht das Volk seinen Bürgermeister den Weg nach dem Walde nehmen, so denkt es gleich, da mußt du auch hin, und wenn er dann gar den einsamen verwachsenen Pfad zu der Wiese aufsucht, wo die Schneehütte steht, so treibt schon Neugier die Leute an, zu wissen, was es dort gibt, und am Ende kommt das Geheimniß heraus, und ehe sich unser eins umsieht, so schnappt ein junger Geldschnabel ihm das Töchterchen der steinreichen Person hinweg.

Er nahm sich daher auch vor, vom äußern Thore an dergestalt im Zickzack zu gehen, daß der bunte Menschenstrom auf ganz falsche Fährte gelockt würde. Leider jedoch sah er draußen zu seinem größten Leidwesen schon von weitem eine ganze Kolonne dem Walde zuschreiten und alles weitere trostlose Nachdenken über die Sache verdrießlich bey Seite legend, entschloß er sich nun, den geraden Weg einzuschlagen und wo möglich das Volk noch zu überlaufen.

Das allgemeine Befremden stieg auf's Höchste, als man den wohlbeleibten Bürgermeister mit gänzlicher Hintansetzung der sonst ihm eigenen Gravität, einer behenden Schwerle gleich, nur etwas keuchend, die Wellen des lebendigen Flusses rasch durchschneiden sah.

Aber als sey er eben in den Rachen eines argen Hechts gerathen, so stockte plötzlich seine flinke Bewegung, denn der naseweise Gleitsmann rief ihm zu: „Eilet mir doch nicht so gewaltig, Herr Gevatter. Unfehlbar wollt Ihr so gut wie ich zu der mitten im schönen grünen Walde verschneiten alten Frau, die eine Tochter haben soll, der zum Engel nichts weiter fehlt als die Flügel. Ein Paar Wittwer, wie Ihr und ich, in den besten Jahren, die müssen von dergleichen Gelegenheiten zu profitiren suchen. Die Einheimischen sind theils durch die schlechten Zeiten zu sehr heruntergekommen, theils geben ihre Töchter immer nur auf unbärtige Männer aus, was wir freylich nun schon lange nicht mehr sind. So ein fremdes, junges Blut aber ist zuweilen froh, wenn es ein Unterkommen findet, und der Titel, Frau Bürgermeisterin, oder Gleitsmannin, ist einem noch unverwöhnten Geschmacke solcher, man weiß gar nicht einmal woher gesichteter Menschen vielleicht eine Art von Labsal für ihre Zukunft. Dazu kommt, daß Ihr so gut wie ich nach Befinden etwas thun könnt zu Verminderung ihrer Steuern und Gaben. Denn so viel Vernunft wird den Leuten gewiß zu Gebote stehen, daß man hier im Walde sein Nestlein nicht so frey aufschlagen kann, wie ein lustiger Vogel, der aber auch dafür keinen Schutz genießt."

Doch aus dem kreideweiß gewordenen Gesichte des aller Fassung beraubten Bürgermeisters errieth der Gleitsmann, der bis jetzt nicht darauf achtete, mit einem Male Alles. Daher bat er ihn, sich zu fassen bey der unerwarteten Entdeckung, wie viele Menschen schon von der großen Neuigkeit unterrichtet wären. Sie Beyde, der Gleitsmann und der Bürgermeister, wären (wenn sonst das Mädchen ihrem Aeußern und den Vermögensumständen nach auf die Ehre ihrer Bewerbung Ansprüche hätte) doch jedenfalls diejenigen, welche hauptsächlich zur Wahl kommen müßten. Wer das Glück hat — schloß er — führt die Braut heim, so sagt das Sprichwort. Und da übrigens wir Beyde vom Ansehen so ganz verschieden sind, wie etwa der Bohnenstengel vom Fleischklesse, so müssen wir's, falls der Dirne die erforderlichen Qualitäten beywohnen,

Digitized by Google

geduldig abwarten, wohin gerade ihr Geschmack sich neigen möchte. Der leer Ausgehende wird sich als Christ zu fassen wissen.

So wenig auch diese Art von Fassung im Plane des Bürgermeisters liegen mochte, so gab er doch durch einen Druck der Hand dem Gleitsmann seine Zustimmung zu erkennen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Ueber Cook's Tod.

Es gibt in Kaavaroa noch viele Personen, die entweder selbst bey dem unglücklichen Streit, der dem Weltumsegler Cook das Leben kostete, zugegen waren, oder doch von allen Umständen genau unterrichtet sind. Ueber den unseligen Streit und den Tod des Entdeckers stimmen ihre Berichte ganz mit dem überein, was Kapitän King, sein Nachfolger, darüber sagt. Die Eingebornen hatten, um der Nägel willen, ein Boot, was zu Cook's Schiffe gehörte, gestohlen, und Cook wollte als Geißel bis zur Zurückgabe des Boots den König Taraiopu an Bord führen. Dieß suchten die Eingebornen zu verhindern, und im Gedränge wurde bekanntlich Cook von hinten niedergestoßen. „Nachdem Kapitän Cook todt war, sagten die Eingebornen, trauerten wir alle um ihn, seine Glieder wurden zerschnitten, das Fleisch losgeschabt und verbrannt, wie wir es mit unsern Häuptlingen nach ihrem Tode machen. Wir glaubten er sey der Gott Rono und verehrten ihn als diesen, und nach seinem Tode verehrten wir seine Gebeine. Hieraus geht hervor, daß die Art, wie die Eingebornen Cook's Leichnam behandelten, keineswegs eine Aeußerung der Wuth und der Rache war, wie man damals glaubte, sondern daß sie im Gegentheil dadurch sein Andenken ehren wollten. Sie erwiesen allen Gegenständen, die Cook gehört hatten, gleiche Verehrung, z. B. einem Schlitten, den er von der Nordwestküste von Amerika mitgebracht und auf der Insel gelassen hatte. Die Häuptlinge drückten auf's lebhafteste ihren Schmerz über diesen traurigen Vorfall aus, so oft von Cook die Rede war, und sogar das gemeine Volk scheint dieß Gefühl zu theilen. Ich war einst mit Cook's Reisen beschäftigt, als einige Anführer hereintraten; das Kupfer, welches Cook's Tod darstellt, schien sie sehr zu ergreifen, und Karaimoku wischte sich wiederholt die Thränen aus dem Gesicht. Mit dem Gott Rono, für den die Insulaner Cook hielten, hat es folgende Bewandtniß. Unter den Königen, welche zur Fabelzeit Owhyhee (oder Hawaii) regierten, war Rono, der aus irgend einer Ursache sein Weib ermordete, allein ihren Tod nachher so bereute, daß er wahnsinnig die Insel durchlief, und alle, die er antraf, zwang, mit ihm zu kämpfen. Später segelte er auf einem sonderbar gestalteten Boote nach Tahiti, oder einem fernen Lande. Nach seiner Abreise ward er von seinen Unterthanen göttlich verehrt und ein jährliches Kampfspiel zu seinem Andenken eingeführt. Sobald Cook auf der Insel landete, hieß es, der Gott Rono sey zurückgekommen, und dieß war die Ursache, weßhalb die Eingebornen sich niederwarfen, wenn er vorüberging. Als sie aber bey dem Angriff, den sie auf ihn machten, sein Blut fließen sahen, riefen sie alle: „nein dieß ist nicht Rono!" Einige aber glaubten auch nach seinem Tode noch, daß er es doch sey, und daß er wiederkehren werde. Seine Rippen und seine Brustbeine wurden göttlich verehrt, und in einem, dem Gott Rono geheiligten Tempel niedergelegt. Von dort wurden sie oft in Prozession nach andern Tempeln getragen, um die Opfergaben der Einwohner für die Dienste des Gottes Rono zu sammeln. Diese Knochen werden in einem kleinen Korb aufbewahrt, der ganz mit rothen Federn bedeckt ist."

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, 12. April.

(Beschluß.)

Je meisterhafter ein deutscher Sänger als Deutscher ist, desto untauglicher wird er für Rossinische Opern. Denn uns Deutschen ist es unglaublich, wie eine Komposition ihrem Inhalte nicht könne entsprechen sollen, und da sich nun auch dieß Entsprechen bey dem musikalischen Widersprechen hier und dort vorfindet, so heben unsere Sänger besonders diese Stellen, welche gerade die mittelmäßigsten sind, heraus, und verlieren auch in die übrigen, so gut es gehn will den Ausdruck ihres Inhalts hineinzuzwingen und zu spielen, wodurch eben die ganze Sphäre dieser Musik verkehrt, und ihr noch das einzig Annehmliche, was sie zu bieten vermag, genommen wird. Denn der entsprechende Ausdruck ist hier immer matt, gewöhnlich, ausdruckslos, und bey dem nichtentsprechenden kommt durch den Versuch, ihn entsprechend zu machen, gerade ein Widerspruch grell zur Sprache. Die deutschen Sänger sinken dadurch nicht so sehr die Rossinischen Opern selber, als vielmehr die deutsche Kritik derselben, welche hiermit nur beweist, daß sie den Standpunkt dieser Musik nicht einsieht. In diesen Fehler verfielen bey der heutigen Darstellung alle unsere Sänger, sowohl Herr Bader (Othello), als auch Madame Seidler (Desdemona), Herren Devrient d. J. nicht zu erwähnen. Sie würden sich, wenn sie ihn vermieden hätten, freylich noch geringeren Dank verdient haben, denn die Rigoristen hätten dann erst recht das große Wort geführt, und die Entzückten und Gerührten würden gerührt und entzückt, in welcher Weise ihnen Rossini auch entgegentöne. Der Gast, Herr Haitzinger, vom Karlsruher Theater, riß das Publikum zu stürmischem Beyfall fort, und sowohl zeigte er als Rodrigo in der gleich bey seinem Auftreten (wie es uns schien aus der „Jungfrau vom See") eingelegten Arie Alles, was er in dieser Sphäre zu leisten vermag, hinein, der mit dieser Arie in Paris viel Furore machte, sang sie mit größerer Zartheit und Lieblichkeit. Denn Herrn Haitzinger's Stärke liegt in der Stärke seiner gewaltigen Bruststimme, die bey aber Ausbildsamkeit dennoch so sehr in seiner Gewalt war, daß er es zu keinem Schwellen des Tones zu bringen im Stande ist. Denn er singt ihn mit voller Gewalt an, und hält ihn mit gleichmäßiger Kraft aus. So ist aus ihrer Gewalt alle

Anmuth und Lieblichkeit geschieden, die nun für sich allein in ganzer Freundlichkeit auftritt, und besonders bey den hohen und höchsten Falsettönen ihre größte Annehmlichkeit entfaltet. Aber diese Lieblichkeit und jene Gewalt vereinigen sich nie, und dieß scheint uns außer der harten Aussprache der einzige Fehler des ausgezeichneten Sängers. Denn daß er in den Ensemblestücken, und besonders im Terzett des zweyten Aktes überall, sowohl den Sopran als den zweyten Tenor, so wie sich selbst überschrie, schieben wir beym ersten Auftreten auf die Unkenntniß des Künstlers, der in dem großen Hause nicht gehörig gehört zu werden fürchtete, und das klatschende Publikum am besten dadurch zu belohnen glaubte, daß kein Ton ungehört verklänge. Aus gleichem Dankbarkeitsgefühl hätte er dann aber auch vermeiden sollen, statt auf dem Vokal zu singen, auf den Consonanten, und besonders auf dem Schluß-N den Ton nicht zu halten, sondern verstummen oder verschnurren zu lassen, in welcher Manier auch des Herrn Jäger. Der Gast wurde übrigens, wie er es verdiente, am Schlusse der Vorstellung gerufen, und führte bescheiden Mad. Seidler und Herrn Bader mit hervor.

Um nun auch schließlich den Standpunkt des Publikums anzudeuten, der für die Rossinischen Opern paßt, so verhält es sich damit wie mit der Höflichkeit der Geselligkeit. Es ist unhöflich, Jemandem in der Gesellschaft etwas Tiefes, in Form der Sache selbst zu geben, denn das Tiefe ist schon Inhalt, schon Sache der Persönlichkeit, und es verstößt daher gegen das Decorum und die selbstsüchtige Anforderung, der reinen Persönlichkeit ihre Oberfläche die Gründlichkeit der Sache selbst aufdringen zu wollen. Das Leerste ist immer das Höflichste. Diese Höflichkeit hat Rossini in der Kunst, und sein Publikum ist daher das der Amüsementsjägerey. Das Tiefe ist ebensowenig amüsant als höflich. So ist es in Paris in der italienischen Oper auch schon dahin gekommen, daß selbst nicht das auch in Rossini noch Ausgezeichnete beklatscht wird, sondern nur die leerste Geschicklichkeit eines geübten Falsetts, so daß eine Tenorarie z. B. nur dann gefällt, wenn sie weder Arie noch Tenor-Arie mehr ist. Solche Extreme zeigen am besten, was die Natur eines bestimmten Standpunkts ausmacht. Es ist dieß der Hetzgeschmack des Lustspiels, die Konzertrage in der Musik, und im Trauerspiel die Vorliebe für Herrn v. Hoven's Bildereyen.

Damit wir nun aber nicht über Rossini den Othello ganz und gar vergessen zu haben scheinen, brauchen wir nur zu sagen, daß von einer Rossinischen Oper dasselbe gilt, was für die andere das Getränke ist. Der Hauptunterschied ist immer nur quantitativ, ob nämlich der Komponist mehr oder weniger des hiesigen Lust gehabt hat, sich am Inhalte zu halten oder nicht. Tancred als eine der ersten Opern des Beliebtheits-Meisters wird am wenigsten den Stempel seiner neuen Manier an sich tragen, und ist daher in Deutschland die beliebteste, und von Ungebildeten sogar für gediegen gehalten. Zur Gruppe dieser gleichsam gediegenen gehört auch Othello, wie genugsam der Paukendonner bey dem Fluche des Vaters und der obligate Spektakel des weiß, und das nachfolgende Erstaunen oder gar Entsetzen. Denn warum dem Komponisten nicht eben so gut für diese Stelle gerade die freundlichsten, lieblichsten Melodien hätten einfallen können, ist gar nicht zu sagen.

Aber der Inhalt gehört der Musik wesentlich an, er war bisher von seinem musikalischen Ausdruck ungetrennt, jetzt ist doch die Scheidewand gefallen, die innige Ehe ist zerstört, denn das Weib hat Ehebruch mit dem Leichtsinn getrieben. Doch die Ehe der Musik und des Worts ist eine katholische, und der Kunstgeist wird der Papst nicht, der Dispensation ausspricht. So folgt auf diese Periode des Leichtsinns in Deutschland die Periode des Bedeutungspedantismus, der gewissenhaft über jede Achtelnote und Pause hin- und herreflectirt, und im voraus sein eigener Kritiker ist. Mozart kann nur eine Reflexion nachgewiesen werden, nämlich die Hörneranspielung auf die Krone betrogener Ehegatten, die Figaro verschweigt und doch merken läßt. Da schreibt der Inhalt eine Allegorie vor. Jene allgemeine Bedeutungs-Reflexion aber wird jetziger Zeit nach jener Rossinischen Willkür gleichfalls nothwendig, und es wäre unbillig vom Virgil zu verlangen, er solle Homer seyn. —

München, Mai.

Auf Befehl des Königs wird nunmehr in unsern beyden Hoftheatern die Woche hindurch sechs Mal gespielt, nämlich fünf Mal im großen und ein Mal, des Mittwochs, im ehemaligen italienischen Hoftheater, das nunmehr ausschließend dem Comus gewidmet ist. Hier wurde bis jetzt: Die Benefize-Vorstellung, Posse, a. d. Französischen, mit vielem Beyfall, desgleichen die bekannten „Sieben Mädchen in Uniform gegeben, die auch hier, vorzüglich durch die Virtuosität ihres Korporals, Dem. Schechner, ein ausgezeichnetes Glück gemacht haben. Schade daß sie jetzt, da sie ihren Führer verloren, vor der Hand nicht mehr zu Felde ziehen. Dem. Schechner ist nämlich bereits nach Wien abgegangen, um bey Barbaja ihr Engagement anzutreten. Wir wünschen dieser hochbegabten, ausgezeichneten Sängerin auf dieser ihrer neuen Laufbahn alles Glück, uns selbst aber einen genügenden Ersatz für die schmerzliche Entbehrung eines so großen Talents, welcher Ersatz uns jedoch wohl sobald nicht werden dürfte. — Eine weitere Neuigkeit, die jedoch wenig Gefallen erregte, war Auber's neue Oper: Das Konzert bey Hof. Da ich diesen sämmtlichen Stücken beyzuwohnen durch Krankheit verhindert war, so kann ich nichts weiter darüber sagen, werde aber vielleicht in einem künftigen Berichte darauf zurückkommen. — Im italienischen Hoftheater gibt zur Zeit ein Hr. Lebesnier, der sich einen Kämpfer (?) der königlichen Akademie zu Paris nennt, Vorstellungen. Die Leistungen des Athleten erreichen das Erstaunenswürdige, vorzüglich geht die Stärke seiner simsonischen Kinnlade über allen Begriff. Der Athlete faßt einen schweren plumpen Tisch, der vier Fuß in Quadrat hält, worauf zuerst ein starker Handlanger sitzt, dann vier Kinder Platz nehmen, mit den Zähnen, trägt ihn vor sich her, ohne ihn mit den Armen oder Händen zu stützen, und bewegt sich tanzend mit ihm im Kreise. Die Centnerlast der Steine von 2000 Pfund hebt er zwar nicht, wie die Anzeige verkündet, mit der größten Leichtigkeit, denn er stemmt sich mit der äußersten Anstrengung unter dem Tische, worauf die Last liegt, gegen die Pfosten der Maschine, und drückt die 2000 Pfund ein wenige Zoll gegen die Höhe, die man kaum merklich wahrnimmt; doch ist seine Kraft hier, wie seine Anstrengung von nicht geringem Umfange, und verkündet schon den herkulischen Sieger für die folgenden Leistungen, die Lebesnier mit den 50 Pfund schweren Steinen im Springen, und mit der äußerst schweren dicken Eisenstange im Balanciren, Schwingen, Werfen und Fangen zum Erstaunen aller Zuschauer, fast ohne sich Ruhe zu gönnen, entwickelt. — Die plastisch mimischen Darstellungen befriedigten unsre Erwartung nur in einzelnen Attituden, es fehlte ihnen die Deceration, die Füllung und Ergänzung der Umgebung, ohne welche Alles kahl, sogar nackt erscheint. Uebrigens dürfte die auffordernde Eigenschaft eines „Kämpfers," in welcher sich Hr. Lebesnier ankündigt, künftig der bessern Anerkennung: „Mitglied einer Akademie der bildenden Künste" Platz machen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beylage: Kunstblatt Nr. 41.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Nro. 122.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, 23. Mai 1826.

Nur durch das Morgenthor des Schönen
Dringst du in der Erkenntniß Land;
An höhern Glanz sich zu gewöhnen,
Uebt sich am Reize der Verstand.

Schiller.

Schiller's Denkfest zu Stuttgart, am 11ten Mai 1826.

Wenn in den Tagen großer politischer Partheyen und gewaltsamer äußerer Aufregung die Stimme der Poesie verstummt, so finden wir Ersatz in den Leidenschaften selbst, die durch jene Aufregung in Bewegung gesetzt werden: denn jede Leidenschaft ist ihrer Natur nach wahre Poesie und die Weltansicht, die aus ihr hervorgeht, eine wesentlich poetische. In einer Zeit dagegen, wie die unsrige, wo selbst die letzten Donner der Kriege und Revolutionen verhallt sind, und nun jene naßkalte Stimmung eingetreten ist, die auch in der Natur gewöhnlich auf Gewitter folgt; in einer Zeit, die keine andere Aufregung zu kennen scheint, als etwa die des Magens und der damit zusammenhängenden niedern Geisteskräfte; da ist der Dichter allein der Prometheus, der die erloschene Lebenswärme in den Gemüthern der Menschen auf's Neue zu erwecken — der Orpheus, der die rohen Bestien zu entwildern und Steine und Felsen zu beseelen vermag. Wenn dann die Sänger schweigen, oder wenn das Volk theilnahmlos und kalt, oder höhnend an ihnen vorübergeht; so ist dieß das Zeichen einer Erstarrung, aus der Rettung nur um einen Preis zu erkaufen ist, der vielleicht theurer ist, als das Gerettete selbst.

Die Sänger schweigen; daß aber das deutsche Volk die Theilnahme am Gesang noch nicht verloren hat, beweist die allgemeine Verehrung gegen die großen Heroen der Poesie, die sich auch in unsern Tagen auf so vielfache, unzweydeutige und oft rührende Weise ausgesprochen hat; vor allem die Begeisterung für Schiller, der ja eigentlich in den letzten Jahren erst wahrhafter Nationaldichter geworden ist, seitdem die Werke jenes unsterblichen Geistes nicht bloß in den Bibliotheken der Vornehmen und Reichen stehen, sondern auch auf dem Arbeitstisch des Unbemittelten und selbst in der Hütte des Armen nicht länger fehlen.

Wenn unser Herz bey den Lebenden keine Befriedigung findet, so wendet es sich mit seiner Liebe zu den Todten: still und fest ist das Grab, treu und verschwiegen die todte Brust. Wer aber unter allen den großen Todten, die den deutschen Namen ehren, wäre dieser Liebe würdiger, als Er? als Er, dessen Werth, zu hoch für jedes preisende Wort, nur in dem freudigen Entgegenschlagen jedes biedern Herzens seine volle Anerkennung findet? als Er, dessen edler Geist nie dem vergänglichen Tand sinnlicher Lust und eitler Ehre gefröhnt, stets nur das Hehre, Würdige, Ewige gefeyert hat? als Er, der durch die reine läuternde Glut seiner Poesie in tausend Seelen das Feuer der Begeisterung für alles Gute und Schöne entzündet hat, das unauslöschlich, wie die Opferflammen auf dem Albordi, zum Himmel aufloht?

Digitized by Google

Eine ernste, aber gewiß die würdigste Feyer des Frühlings war es daher, die am 11ten Mai dieses Jahres durch den Stuttgarter Liederkranz begangen wurde: die erste Wiederkehr des am 9ten Mai des vorigen Jahres (Schiller's Todestag) zum ersten Male gefeyerten Schillerfestes, dießmal durch Ungunst des Wetters auf einen der nächstfolgenden Tage verschoben.

Vor Schiller's Büste, die, zweckmäßig geschmückt, in der Silberburg, einem öffentlichen Garten außerhalb der Stadt, aufgestellt worden war, standen die Mitglieder des Liederkranzes; außerhalb der Schranken eine zahlreiche Versammlung von Einheimischen und Fremden, die gekommen waren, um Theil zu nehmen an dem Feste. — Ein feyerlicher Marsch aus der Zauberflöte, ausgeführt von Mitgliedern der königlichen Hofkapelle, eröffnete um fünf Uhr die Feyer. Darauf wurde von dem Chor des Liederkranzes das schöne, von Professor Gustav Schwab für denselben gedichtete, Lied: „Wir kommen uns in dir zu baden" gesungen; und nachdem dasselbe beendigt war, betrat eines der Mitglieder des Liederkranzes, Dr. Schott, die Stufen der Erhöhung, auf welcher die Büste des Dichters stand, und sprach folgende Rede:

* * *

Rede.

Zum ersten Male kehrt uns die Feyer des Tages zurück, die wir voriges Jahr dem Andenken unsers größten Dichters, und wie wir hoffen nicht ohne Theilnahme mancher unserer Zuhörer, geweiht haben. Wenn ich mir erlaube, vor einer so ansehnlichen Versammlung redend aufzutreten, so geschieht es wohl nicht in der Meynung, als dürfe ich Anspruch auf Beredtsamkeit machen, oder als sey ich einem Gegenstande gewachsen, welcher nur die Aufgabe des ausgezeichneten und bewährten Talentes seyn kann; und ich müßte um doppelte Nachsicht bitten, wenn es nicht Pflicht eines jeden Mitgliedes wäre, dem Gesellschaftszwecke sich hingebend, auch mit schwachen Kräften einer edeln Sache zu dienen.

„Wir lieben den unsterblichen Dichter, dessen Na„men uns hier versammelt hat, aber lieben ist er„kennen."

so sprach der Redner des vorigen Jahres, und zeigte uns damit den einzigen Weg, den wir bey der alljährigen Feyer unsers Festes zu gehen haben. Wir werden also unser Ziel am sichersten erreichen, wenn wir die eigenen Werke des Dichters in dem lebendigen Worte der Rede und in den harmonischen Tönen des Gesanges dem Geist und dem Herzen unserer Zuhörer zurückrufen. Ich kann es demnach nicht für unpassend halten, wenn ich Schillers Gedicht

„An die Sänger der Vorwelt"

zum Gegenstande meines Vortrags wähle, und es versuche, die Klage des Dichters zu beantworten.

Sagt, wo sind die Vortrefflichen hin, wo sind' ich die Sänger,
Die mit dem lebenden Wort horchende Völker entzückt,
Die vom Himmel den Gott, zum Himmel den Menschen gesungen,
Und getragen den Geist, hoch auf den Flügeln des Lieds?
Ach, noch leben die Sänger, nur fehlen die Thaten, die Lyra
Freudig zu wecken, es fehlt ach! ein empfangendes Ohr,
Glückliche Dichter der glücklichen Welt! Von Munde zu Munde
Flog, von Geschlecht zu Geschlecht, euer empfundenes Wort,
Wie man die Götter empfängt, so begrüßte jeder mit Andacht,
Was der Genius ihm redend und bildend ersann.
An der Glut des Gesangs entflammten des Hörers Gefühle,
An des Hörers Gefühl nährte der Sänger die Glut.
Nährt' und reinigte sie! der Glückliche, dem in des Volkes
Stimme noch hell zurück tönte die Seele des Lieds,
Dem noch von Außen erschien, im Leben, die himmlische Gottheit,
Die der Neuere kaum, kaum noch im Herzen vernimmt.

Diese Laute, welche einen Vorwurf gegen sein Zeitalter zu enthalten scheinen, führen uns zu einiger Betrachtung der Stellung des Dichters zum Volke, und des Verhältnisses Schiller's zu dem unsrigen. Wenn wir annehmen, daß das Wesen aller Dichtkunst darin bestehe,

die menschliche Seele durch Erhebung für Wahrheit, Schönheit und Sittlichkeit zu erfreuen, so ist es jedem ächten Dichter vergönnt, seine Bestimmung zu erfüllen, die Zeit, der er angehört, mag seyn, welche sie will; und der Genius bricht sich die Bahn an der sonnerhellten Küste Klein-Asiens, wie in Kaledoniens nebelumgürtetem Hochlande, in dem goldenen Garten Hesperiens, wie unter Indiens gewürzduftendem Himmel, auf der ernsten Schule der Gelehrten, wie an den glänzenden Höfen der Fürsten. Homer und Ossian, Tasso und Camöens, Shakspeare und Schiller waren die Freude und die Bewunderung ihrer Zeit, und auch die kommenden Geschlechter wird die Sonne der Dichtkunst erleuchten. Verschieden aber ist der Pfad, auf welchem der Dichter zum Tempel seines Ruhmes emporsteigt, so verschieden als der Laut, mit welchem der Genius sich in die Brust des Hörers senkt. Hier tritt uns in Charakter, Sprache und Oertlichkeit eine Mannigfaltigkeit von Verhältnissen entgegen, welche so unendlich ist, als die Natur selbst. Hier in der Außenwelt aber auch sind in jedem Zeitalter die Gränzen gesteckt, welche selbst der Dichter nicht zu überschreiten vermag. Zwar steht jeder Dichter auf der Höhe seiner Zeit; aber keine Zeit ist vollkommen, und selbst wenn der Genius, wie es sich begibt, mit dem Zeitgeiste ringt, muß er den Stempel des Jahrhunderts tragen, das ihn geboren.

So lange in der Jugendzeit eines Volkes Religion und Geschichte, die Wissenschaft überhaupt nur im Gesange lebt, so erringt der Dichter als wahrhafter Volksdichter die höchste Palme; dann ist er der Führer im Leben, der Lehrer des Volks, der Verkündiger seiner Heldenthaten und der Bewahrer seiner Heiligthümer. An seinem Liede entzündet sich jene Begeisterung, die Mutter hoher Gesinnung und That, jene Flamme heisser Liebe für das Vaterland, das hinwiederum in ihm seinen edelsten Sohn dankbar und huldigend ehrt. Wenn in den schönen Tagen des Alterthums der einfache Lorbeer- oder Fichtenzweig des Siegers Haupt umkränzte, wenn bey den festlichen Spielen und Kämpfen vor allen Völkern Griechenlands der Name des gekrönten Siegers in tausendstimmigem Rufe zum Himmel stieg, wenn selbst die Vaterstadt des Dichters, nur weil sie ihn erzeugte, unsterblichen Ruhm gewann, und ihres Dankes keine Gränzen fand, wenn endlich der Dichter in des ganzen versammelten Volkes Stimme erkannte, daß sein Wort ein empfangendes Ohr entzückt hatte, das es im tiefsten Herzen empfunden war, dann hatte er wohl das Höchste erreicht, was das äussere Leben dem Menschen zu bieten vermag. Glücklich aber vor allen Ländern ist Hellas zu preisen, welchem die Vorsehung in den schönsten Momenten seines Volkslebens auch immer den Genius sandte, der in unvergänglichen Werken den Ruhm seines Volkes zu den Sternen trug. Glücklich auch jetzt noch ist Hellas, das zum zweyten Male jugendlich blüht; seine Sonne ist mit neuem Glanze aufgegangen und der aus der Asche erstandene Phönix wird auch die schlafenden Sänger wieder erwecken.

Nicht allen Völkern, nicht aller Zeit wurde so seltenes Glück beschieden, und wenn unsere eigene Vorzeit auch reich ist an großartiger Gesinnung und heldenmüthiger That, so hat doch der kältere Himmelsstrich uns keinen Homer begeistert; nicht ersehen, nicht erziehen läßt sich der Genius; frey als ein Geschenk des Himmels tritt er in das irdische Leben ein. Wohl dürfen wir beklagen, daß mit den Helden des schwäbischen Kaiserhauses auch jene sangreiche Zeit vergangen ist, ohne eine nationelle Dichterschule fortzubilden; darum wird uns aber jene altdeutsche Poesie mehr als historisches Erinnerungsmal, denn als Vorbild ehrwürdig seyn, und das neunzehnte Jahrhundert darf nicht bey den Minnesängern und Troubadours des Mittelalters in die Schule gehen. Die jetzige Zeit aber, nachdem Religion und Geschichte der Prosa überliefert sind, nachdem alles Oeffentliche aufgehört hat, nachdem Kunst und Wissenschaft sich in das Privatleben zurückgezogen haben, die jetzige Zeit freylich kann keinen Volksdichter im antiken Sinne des Worts mehr erzeugen. Allein wenn es auch ein Unglück ist, einer streng begränzten Nationalität, einer eigenthümlichen Volksbildung zu entbehren; finden wir nicht Entschädigung in dem höhern Standpunkte, den wir einnehmen, in dieser allgemeinern Kultur, und vor allem in jener edleren Humanität, welche sich nicht auf die Gränzen eines Landes, auf einen kurzen Abschnitt der Weltgeschichte beschränkt, sondern alle Völker und alle Zeiten umfaßt?

In diesem Sinne sind die Dichter-Heroen der neuern Zeit nicht mehr die Dichter ihres besondern Landes, sondern der ganzen Welt; ihrem Gesange huldigen alle Völker, welche die Fessel der Barbarey zu sprengen vermochten. Freyer als die Dichter des Alterthums erheben sie sich zu allgemeinen und erhabenen Ideen, welche ihren Werken einen unermeßlichen Umfang geben. Alle Gebiete des Lebens, welches durch das Christenthum und die Erhebung des Menschen über die sinnliche Welt eine höhere Bedeutung gewonnen hat, treten ihnen unter dem Gesichtspunkte großer leitender Gedanken entgegen,

Digitized by Google

die als eine Frucht der Philosophie ihre Werke läuternd durchdringen. Diese Philosophie, diese höhere Weltansicht ist es insbesondere, welche Schiller's Werken überall den Stempel der edelsten Humanität aufgedrückt, welche ihn allem Gemeinen und Beschränkten so feindselig gegenüber gestellt, welche ihn zu einem sittlichen Veredler seines Volks gemacht, und welche ihn vor der Schande jener aristokratischen Hof-Poesie, die so manches schöne Verdienst befleckt, bewahrt hat.

Mag er auch, empört von der Gemeinheit und Nichtigkeit des alltäglichen Lebens, sich gesehnt haben, in der Geschichte als Volksdichter in jenem Sinne der Alten zu leben! mochte er auch, den Gott im Busen fühlend, die Thaten vermissen, welche die Lyra freudig wecken! konnte er auch nicht seines Volkes lebendige Stimme vernehmen! — Größeres ist's, was er errungen hat.

Nicht äußerer Ehrenzeichen bedurfte Schiller, auch nicht öffentlich ausgesprochener Beyfall hätte ausgereicht für seinen Lohn; ein höherer Preis mußte diesen Ringer stärken; in jenen Nächten, in denen er, mit Sehnsucht zum Sternenhimmel aufblickend, der Gottheit näher war, da sagte ihm sein Genius, daß er der Menschheit angehöre. Wer könnte daran zweifeln? da sein ganzes Leben dem Kampfe für Wahrheit, Schönheit, Recht und Sittlichkeit geweiht war; und da er, was das Geheimniß des Genies ist, alle Kräfte seines Geistes nur auf Einen und nur auf diesen Einen Punkt gerichtet hat. Darum aber auch ist er einer der Wenigen, durch welche die Humanität sich fortpflanzt, einer der Wenigen, welche eine lebendige Saat ewiger Bildungen ausgestreut haben.

So groß aber Schiller ist in dem, was er war, so groß ist er auch durch das, wie er es war. Keiner Schule angehörend, keiner Autorität unbedingt folgend, hat er als Dichter und Denker sich frey und selbstständig ausgebildet.

Romantisch darf seine Poesie genannt werden wegen der zarten Huldigung, welche sie allem Schönen darbringt, wegen der tiefen Empfindung, mit der sie das Höchste im Menschenleben umfaßt, wegen des kühnen Fluges, mit welchem sie sich zu den ewigen Idealen aufschwingt; allein sie verschmäht jenes kindische Allerley, jener sinnlosen, aller festen Gestaltung ermangelnden Phantasiespiele der romantischen Schule, sie scheut jenes mystische Halbdunkel religiös sinnlicher Gefühle, durch welche religiös sittliche Wahrheiten künstlich verfinstert werden. Vor solcher Verirrung bewahrte sich Schiller durch seinen Geschmack, durch sein richtiges Gefühl und durch das fortgesezte Studium der Schriftsteller des klassischen Alterthums; dieser Schriftsteller, welche nur ein Mal in der Weltgeschichte durch einen Zusammenfluß glücklicher Umstände erschienen, und als Musterbilder für alle Zeiten und für alle wahre Bildung gegeben sind. Aber frey, und ohne sich selbst aufzugeben, hat er sich die Kunst und die Kraft dieser klassischen Zeit angeeignet; wie hätte er sonst die Zeit, in der er lebte, als Dichter vertreten und sich zugleich über sie stellen können? Seine Zeit aber hat er in ihrer tiefsten Eigenthümlichkeit aufgefaßt, und doch hat die klassische Bildung, die wir an ihm bewundern, bey aller Großartigkeit antiker Art, jedes Element des jetzigen Lebens durchdrungen. Ebensowenig endlich finden wir bey ihm jene todte und geschmacklose, die Sprache zerhämmernde, jede selbstständige Fortbildung derselben vernichtende Nachahmung der Alten; seine Dichtungen schwellen von frischer Blüthe und Frucht, wenn er gleich in deutscher Sprache griechische Schönheit mit römischer Kraft vermählt hat. Mit antikem Verstand, Maaß und Klarheit, mit deutscher Seele, Tiefe und Phantasie hat seine Muse das Schwierigste, das Höchste erreicht, und des Denkers tiefe Weisheit mit der Dichtkunst schönstem Reize geschmückt.

So darf sich also Schiller in seines Ruhmes unsterblichem Glanze zu jenen beneideten Sängern der Vorwelt gesellen, denn was diese ihrem Volke je gewesen, das ist er uns und der Menschheit: er hat zum Himmel den Menschen gesungen, er hat den Geist doch auf den Flügeln des Liedes getragen, von Mund zu Mund, von Geschlecht zu Geschlecht fliegt sein empfundenes Wort, und mit Andacht und Liebe begrüßen wir heute:

Was sein Genius uns redend und bildend erschuf.

Hierauf wurde das bekannte Lied: „Wolken verschweben" aus Zumsteegs Geisterinsel gesungen.

(Der Beschluß folgt.)

Beylage: Literaturblatt Nr. 41.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Nro. 123.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 24. Mai 1826.

Darf so der ird'sche Lenz sich neu erschließen,
So mög' auch unser Dichterfrühling sprießen!

Uhland.

Schiller's Denkfest zu Stuttgart, am 11ten Mai 1826.

(Beschluß.)

Herr Professor Gustav Schwab betrat nun die Rednerbühne und recitirte, indeß in der Ferne bereits der Donner rollte und ein herannahendes Gewitter ankündigte, ein von ihm verfaßtes Gedicht, in reimfreyen Versen:

Der späte Frühling stellt sich endlich ein,
Der Wolkenschleyer reißt, die Lüfte wehen
Nicht unaufhörlich mehr aus trübem Nord.
Die Blüthe sieht sich wieder fröhlich an,
Und, langsam zwar, doch zieht er sich zurück
Der starre Frost, der tückisch lauernde.
Es schmückt sich die Natur zu unsrer Feyer,
Fruchtbarer Donner rollt im Westen fern,
Nicht Winter soll es seyn an diesem Tag.

Ein Dichterfest ist auch ein Frühlingsfest,
Denn ew'ger Lenz durchblüht den Geist des Dichters,
Und Blum' um Blume schließt sich auf in ihm,
Und keine welkt, weil eine neue kommt.
Von solchen sprech' ich, wie wir Einen preisen,
Von solchen, die kein Hauch der Zeit berührt,
Die reifer stets, doch immer jung, am Thor
Des Grabes erst ihr Schwanenlied uns singen,
Wie unser Schiller es gesungen hat.
Die Phantasie, des Geistes Frühlingsgabe,
Sie kehrt wohl flüchtig bey uns allen ein;
In frischer Jugend singt man wohl ein Lied,
Wohl seinen Spätlenz hat ein Mann, erzählt
Sinnvolle Sagen aus der Väter Zeit;
Doch jene Jugendgöttin flieht uns bald,
Der heiße Sommer kommt, der kühle Herbst;
Sie stellen anders uns die Dinge dar,
Die Menschen anders und den Lauf der Welt;
Da ist nichts mehr vom Nebelduft umzogen,
Da ist nichts mehr vom Frühlingshauch gewürzt,
Wir suchen jene Seelenkraft umsonst,
Die sich die Welt nach ihrem Willen schuf,
Den Strahl umsonst, der Alles rings verklärte.
Ach, bald entlaubt sich Alles um uns her,
Und eh der Schnee auf unsrem Scheitel glänzt,
Ist kalt das Herz und unsre Welt verschneit.
Den heiß' ich Dichter, der nichts davon weiß,
Vor dessen Auge, wo es hin mag schauen,
Der Dinge Wesen unverwelklich steht,
Von seines Geistes Sonnenlicht beschienen,
Getränkt vom Thau des ewigen Gefühls,
Im Farbenglanz der Phantasie sich spiegelnd;
Den nicht des Scheins gespenst'ge Gegenwart
Durch seines Lebens längre Hälfte quält,
Und der nur kund thut, was er wirklich schaut,
Wenn er den Traum der ew'gen Jugend singt.

Digitized by Google

Und aber sind geschenket solche Geister,
Daß sie mit ihrem langen Frühlingslied
Den kurzen Lenz in unsrer Seele wecken,
Wenn er noch schlummert, und, wenn schon er schwand,
Uns die Erinn'rung zaubern in das Herz,
Und uns verjüngen, während wir ihm lauschen.

Wer steht in diesem Kreise, der nicht schon
Bey Schiller's Lied in jener Jugend schwelgte?
Wo ist des Jünglings, wo der Jungfrau Herz,
In dem nicht reiner Jugend Knospe sprang,
Und, wie in lauer Mainacht, schnell zur Blüthe
Sich aufthat, wenn des Dichters Phantasie
Der ersten, frühen Sehnsucht heil'ge Glut
Verkörpert in den seligen Gestalten,
Die seinen dunkeln Wallenstein durchziehn?
Wo ist der Mann, dem's in der Brust nicht klopft,
Dem nicht erwachter Traum die Seele füllt,
Wenn herrlich, in der Jugend Prangen, ihm,
Wie ein Gebild aus Himmelshöhn, der Dichter,
Der Jünglingsliebe flücht'ge Schöpfung malt?
Und wer, der längst der Hoffnung abgesagt
Auf schnellen Sieg der Wahrheit und des Rechts
In dieser Welt voll Trug und Eigensucht,
Auf diesem Tummelplatz der Leidenschaft:
Wer glaubt nicht an der Freyheit Morgenroth,
Wer blickt nicht hoffend jezt nach Osten hin,
Sieht nicht getroster dort das Feuer flackern
Des schwachen Dochtes, der noch immer glimmt,
Wenn für den Glauben kämpfend ihm Provinzen
Der Dichter zeigt, und einen Posa fleh'nd,
Und einen Philipp schwankend und gerührt.

Das ist des Dichters Frühling, dessen Glanz
Die dürre Gegenwart mit Blüthen schmückt.
Im Urbild zeigt er Menschen uns und Welt,
Damit wir Welt und Menschen nicht verachten;
Er drängt uns die Jahrhunderte zusammen,
Das Edle zeigt er, und des Guten Lohn,
Das Böse stellt er auf den rechten Platz,
Wo es begreiflich, wo es nöthig wird,
Bis wir den Plan der höchsten Weisheit ahnen,
Und das Gewimmel, das uns irrt und quält,
In Gruppen sich vertheilt, zur Ordnung wird,
Und bis die Leitung der allmächt'gen Hand,
Der unsichtbaren, Nur und sichtbar ist.
In seinem Spiegel zeigt's der Dichter uns,
Wir hören es, zwar halb in Räthselwort;
Doch wenn wir dann hinaus in's Leben treten,
So fühlen wir: es war kein eitles Bild,
Kein leerer Schall, und Spuren treffen wir
Auch in der Welt von jenem Dichterlenz:
Es hebt sich jede bessre That heraus
Vor unserm Blick; geschärft ist unser Auge
Für jede Liebenswürdigkeit; ja selbst
Den Schlechten finden wir erträglicher,
Den Falschen, wenn die Dichtung uns gelehrt,
In's Herz ihm schauend über ihn zu denken.

Und endlich, endlich wird der Glaube wach,
Daß jener Frühling, wie er vorgebildet
Im Dichtergeiste blüht, im Leben auch
Sich hinter blätterloser Knospe birgt,
Die winterlich uns däucht, und daß er einst
Aufbrechen wird in einem bessern Seyn; —
In jenem Seyn, in dem der Dichter lebt,
Des Angedenken heute wir begehen.
Was er so herrlich vorempfunden, weiß
Und schaut er jezt; wir aber laben uns
Am süßen Vorgeschmack in seinem Lied.

Und wie der Vögel Sang jezt neu erwacht,
Auf blühndem Baum den Frühling jubelnd grüßt,
So hört ihr uns mit dankerfüllter Kehle
Den Dichterlenz begrüßen, der sich uns,
So oft das Auge schauen will, erschließt.
Und wenn wir nach der Feyer uns zerstreuen,
So nimmt ihn Jedes in dem Herzen mit;
Dort pflegt es ihn, dort tödtet ihn kein Frost:
Er blüht, des ew'gen Frühlings Unterpfand.

Das Gewitter war indeß immer mehr heraufgezogen, und kaum konnte noch das bekannte herrliche Gedicht: „Die Macht des Gesanges" von Schiller, das von einem Mitgliede des Liederkranzes, Hrn. Kocher, (für vierstimmigen Chor) trefflich in Musik gesezt war, vorgetragen werden, als ein Regenschauer die versammelte Gesellschaft auseinandersprengte und zwang, in dem nahen Gartenhause eine Zuflucht zu suchen.

Die Ouverture aus der Oper Titus leitete, nachdem dieser kleine Schreck für die Damen vorübergegangen war, die zweyte Abtheilung der Feyer ein. Zunächst wurde ein für dieselbe gedichtetes Lied von Hrn. Stadtrath Ritter, in Musik gesezt von Hrn. Silcher gesungen, das wir hier folgen lassen.

Was schwellt uns heut so hoch die Brust?
Das Fest des Edeln, den wir kennen,
Für welchen alle Herzen brennen,
Den wir mit Stolz den Unsern nennen,
Der uns erfüllt mit Himmelslust, —
Das schwellt heut unser Brust?

Was gibt sein hehrer Geist uns kund?
Des Lebens Strom in Zaubertönen;
Den Werth des Göttlichen und Schönen;
Den Ruf: das Reine nur zu krönen;

Digitized by Google

Die Glut aus heller Seele Grund, —
Das gibt sein Geist uns kund!

Wo lenkt uns hin sein Feuerflug?
Zu seligen Begeisterungen;
Zur Kraft, die erst sich selbst bezwungen;
Zu hoher Tugend Huldigungen;
Zur Freyheit, zu des Rechtes Fug, —
Da lenkt uns hin sein Flug!

Was ist des deutschen Sängers Pflicht?
Des Danks Gefühle zu beleben,
Den Ruhm des Meisters zu erheben,
Gleich Ihm, nach Würdigem zu streben
Und nach der Wahrheit Sonnenlicht, —
Das ist des Sängers Pflicht!

Darauf trat Herr Opernregisseur Krebs auf, und deklamirte mit vielem Ausdruck Schiller's „Lied von der Glocke." Nächstdem wurde das Lied: „Freude, schöner Götterfunken!" (nach der von Herrn Hofsänger Häser für den Liederkranz komponirten Weise) vorgetragen; worauf ein für das Fest gedichtetes Lied von Dr. Hermes folgte:

Es sprengt der Mai des Winters starre Bande;
Er ruft die Sänger heim aus fernem Lande,
Er ladet sie auf lauen Frühlingslüften,
Er grüßet sie mit Blüthen, Kränzen, Düften;
Schon schwillt die Brust und überall
Hallt, tönt und klingt's von Liederschall.

Doch Einer fehlt im heitern Sängerkreise,
Der nie gefehlt, wenn es, mit ernster Weise,
Das Edle galt zu feyern und das Schöne;
Er fehlt, und es verstummen alle Töne;
Er fehlt, und traurig schweigt das Feld,
Wald, Flur und Au, von Schmerz entstellt.

Da braust und wogt ein so gewaltig Klingen,
Wie Stromessturz vom Felsen, Sturmesschwingen
Von Ost und West, von Süden und von Norden:
Der todte Sänger lebt in den Accorden!
Und aufwärts, wie sein Geist sich schwang,
Wallt tausendstimmig der Gesang.

Mit dem Vortrag des Rochlitz'schen Liedes: „Hoch lebe deutscher Gesang!" (unter Instrumental-Begleitung) wurde endlich das Fest, als bereits die Nacht eingebrochen war, beschlossen, und ließ gewiß in den Meisten, die dabey zugegen waren, das Andenken an eine Stimmung zurück, die leider in unsern gegenwärtigen Lebens- und Gesellschaftsverhältnissen nur all zu selten sich zeigen kann.

Der Liederkranz hat sich durch dieses Fest Ansprüche auf die Dankbarkeit aller Anwesenden erworben; und außer den Mitgliedern desselben, die für die Anordnung der Feyer thätig gewesen waren, fühlen wir uns verpflichtet, besonders auch der Herren Mitglieder der königlichen Hofkapelle rühmlichste Erwähnung zu thun, welche die Solopartien in den Gesängen, so wie die begleitende Instrumentalmusik mit vieler Liebe ausführten.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, 19. April.

Spontini's Olympia hat auch in ihrer verbesserten Gestalt nicht lange die Opernbühne behaupten können, der Text zieht das Publikum zu wenig an, und die Musik ist dem Orchester zu schwer, und den Zuhörern etwas zu verworren und zu lärmend. Dagegen erhält Boyeldieus weiße Frau auf allen Bühnen Frankreichs und der Niederländer rauschenden Beyfall; solch eine faßliche, gefällige, lebhafte Musik ist es, was dem großen Haufen behagt. In seiner Vaterstadt Rouen hatten die Tonkünstler aus lauter Enthusiasmus dem Verfasser der weißen Frau eine hübsche Serenade gebracht; allein dieß ist ihnen nicht wohl bekommen; denn die Polizey hat darin eine Störung der öffentlichen Ruhe erkennen wollen, die Serenadisten vor Gericht gezogen, und sie zur Erlegung einer Geldbuße von einigen Thalern verurtheilt; es läßt sich nichts ungereimteres denken, als solch ein Urtheil, und ich zweifle, ob in einem andern Lande Richter eine ähnliche Entscheidung von sich geben würden. Im Grunde mögen die Richter zu Rouen wohl selbst die Abgeschmacktheit ihres Urtheils erkannt haben; allein ihr Beweggrund war vermuthlich dieser: Wenn die Volksdeputirten nach geendigter Session in ihre Departements zurückkehren, so werden den Freysinnigen unter ihnen zuweilen Serenaden gebracht; dieß mißfällt natürlich den Präfekten und andern Ministerialbeamten; und um nun dergleichen Ehrenbezeugungen verhindern zu können, werden die eines popularen Rufes erwiesenen Ehrenbezeugungen alle insgesamt verhindert oder geahndet; denn wenn man eine zu Ehren Boyeldieus gebrachte Serenade nicht als ein Vergehen behandelte, wie sollte man hernach das Recht haben, diejenigen zu verfolgen, die einem liberalgesinnten Deputirten ein Ständchen bringen? Der Konsequenz halber wird also alles, was die Schlafmützen in Unordnung bringen könnte, als ruhestörend vom Polizeygerichte betrachtet, und so viel als möglich mit Geldstrafe belegt. Dergleichen Albernheiten werden unmöglich lange Dauer haben können; eine große und aufgeklärte Nation läßt sich nicht lange so kindisch behandeln; die Schuld liegt aber an den Gesetzen, wovon die meisten noch aus einer Zeit herstammen, da man es für nöthig hielt, die Bürger immer auseinander zu halten, und jeden Verein auf öffentlichen Plätzen als eine Zusammenrottung ansah. Man hatte Scribe in den Tagesblättern vorgeworfen, er sey mit seinem gewöhnlichen Witze zu sparsam gewesen am Tage der Operette, die weiße Frau; vielleicht hatte er sich dieß zu Gemüth geführt; denn seitdem hat er eine andre Operette, das junge Mütterchen, gegeben, worin man seinen Witz ganz wieder findet, und dießmal hat er den Tonkünstler Namens Felis überwältigt, während er bey der Operette, die weiße Frau, von Boyeldieu überwältigt worden war. Der Inhalt ist kürzlich dieser: während des Feldzugs der großen Armee gegen Rußland (ein Feldzug, dessen grausame Folgen bereits vergessen werden, und der schon Stoff zu mehrern Theaterstücken lustigen Inhalts geliefert hat) verkleidet sich eine junge und schöne russische Gräfin, aus Furcht vor den Franzosen, die man in den russischen Bulletins dem nahe als Menschenfresser schilderte, in ein altes Mütterchen;

ein junger gefangen genommener franzöſiſcher Offizier, kommt auf ihr Schloſſe in's Quartier; das Mütterchen bezeigt ſich recht liebreich gegen ihn, und als ein Befehl der Regierung kömmt, der die gefangenen Offiziere nach Sibirien verweiſt, weiß ſie kein anderes Mittel, ihn von der Verweiſung zu befreyen, als daß ſie ſich entſchließt, ihn zu heirathen, indem ſie ihn dadurch zu einem ruſſiſchen Gutsherrn macht. Ein ſolches Mütterchen zu heirathen, hat freylich für einen jungen Offizier nichts ſehr Einladendes; allein ein reicher Gutsbeſitzer zu werden, und nicht nach Sibirien wandern zu müſſen, hat doch ſein Gutes; er ſieht, daß er in den ſauren Apfel beißen muß, und ergibt ſich. Die Heirath ſoll noch denſelben Abend vor ſich gehen; das Mütterchen ſchickt ſich zum Brautſchmucke an; aber allmählig verjüngt ſie ſich, und zuletzt tritt ſie als reitzende junge Braut hervor; der Charakter des Offiziers iſt ganz in dem heitern Tone der Scribeſchen Liebenden; die Liebe weiß er auf eine ſcherzende Art zu behandeln, wodurch ſie den faden Anſtrich verliert, den ſie in ſo manchen Theaterſtücken hat; indeſſen wenn man ein halb Dutzend Stücke von ihm geſehen hat, ſo merkt man doch auch wieder das Einerley. Ich ſah neulich an einem Abende auf dem Théâtre de Madame mehrere Stücke, an denen Scribe Mitarbeiter geweſen iſt, nämlich: der ſchönſte Tag meines Lebens, Mädchen zu verheirathen, die erſte Liebe, und das Dachſtübchen der Künſtler, lauter Gemälde voller Heiterkeit und Scherz; der ſchönſte Tag meines Lebens hat den Dichter freylich wenig Mühe gekoſtet, denn er hatte den ganzen Umriß des Stückes in Theod. Leclercs Sammlung dramatiſcher Sprichwörter vorgefunden, einem vor einiger Zeit erſchienenen merkwürdigen Werke, das reich an Skizzen aus der wirklichen Welt iſt, und von einem ſcharfſinnigen und witzigen Beobachter herrührt, welcher die komiſche Seite der heutigen Sitten ſehr gut auffaßt und darſtellt; alles freylich in leichten und flüchtigen Zügen. Unter dieſen Skizzen befindet ſich dann auch eine, worin die Verwirrung eines Hochzeittages in der großen Welt, das heißt unter den Reichen, ſehr luſtig geſchildert wird: aus dieſer Skizze nun hat Scribe mit ſeinen Gehülfen ein Vaudeville gemacht, worin die Gefallſucht der jungen Frau, die Plagen des reichen Ehemanns, der Wettlon der Schwiegermutter, welche von lauter mütterlicher Zärtlichkeit überfließt, und doch darüber ihr eigenes Ich nicht vergißt, dann der ſchwache Schwiegervater, der bey jedem Vorfalle nichts weiter unterſucht, als ob dieſelbe dem Gebrauche gemäß ſeye, ein ſehr gefälliges Gemälde ausmacht. In dem zu verheirathenden Mädchen geht die Handlung in einer nicht ſo hohen Sphäre vor. Hier iſt es eine gute, ſchlichte Familie auf dem Lande, die, weil ſie einen jungen, reichen Nachbar zum Beſuche erwartet, ſich zwängt und ängſtiget, um ſeinen Beyfall zu erhalten, dadurch in eine lächerliche Steifheit verfällt, die dem jungen Gutsbeſitzer widerlich wird, und ihn von dem Vorſatze abbringt, die Tochter des Hauſes zur Ehe zu begehren. Das arme Mädchen ſoll ſingen, damit der junge Herr ihre ſchöne Stimme bewundern könne; allein man hat ſie ſo zugeſchnürt, daß ſie kaum athmen kann. Die Hausfrau iſt den ganzen Morgen in der Küche beſchäftigt geweſen, um ihr Kochtalent zu zeigen; allein der junge Herr hat ſchon gefrühſtückt und koſtet nichts von allen den leckern Sachen, die mit ſo vieler Mühe zubereitet worden ſind; ſo geht alles den Erwartungen und Wünſchen zuwider. Als man aber vernimmt, daß die Familie dem jungen Herrn nicht gefällt, und als ein Freund des Hauſes einen andern Freyer vorſchlägt, wird die Familie auf einmal von aller ihrer Aengſtlichkeit befreyet; die Alltagskleider werden wieder angelegt und der gutmüthige Charakter blizt wieder hervor, das Mädchen gefällt und die Heirath wird beſchloſſen; dieſer plötzliche Uebergang iſt zwar nicht ſehr natürlich; aber ſolche Unwahrſcheinlichkeit muß man Scribe in manchem ſeiner Stücke zu gute halten. Gerade aus den Unwahrſcheinlichkeiten zieht er den Stoff zum Komiſchen. So kömmt in ſeiner Erſten Liebe ein Mädchen vor, das von dem ihr vorgeſchlagenen Freyer nichts hören will, weil es einem Vetter, dem es in früher Jugend Liebe geſchworen hat, der aber ſeitdem in die Fremde verreist iſt, treu zu bleiben beſchloſſen hat. Der Freyer gibt ſich nun keck für dieſen Vetter aus, läßt ſich alle die kleinen Vorgänge aus der Jugend wieder ins Gedächtniß bringen und erhält die Hand des Mädchens; aber als die Heirath vor ſich gehen ſoll, erſcheint plötzlich der Vetter wieder, aber als ein liederlicher Kerl, voll Schulden und bereits mit einer Näherinn verheirathet. Die Erſte Liebe geht zu Grunde und der Freyer gelangt zum Ziele. Die Vorausſetzung, die dieſem Stücke zum Grunde liegt, iſt ungereimt; aber wenn man dieſelbe dem Verfaſſer nachgibt, ſo findet man es ſehr luſtig, wie das Mädchen ihn an alle die Vorgänge erinnert, an das Zuſammenſpazieren im Mondſcheine, an den Kuß, den er ihr einmal geraubt hat, an ihre zärtlichen Unterhaltungen u. ſ. w., worauf er antwortet, wie ein aus dem Traume Erwachender, aber doch fürchtet, aus dieſen Erinnerungen zu erfahren, daß er in ſeiner Jugend ſich zu viel Freyheit mit ſeinem Bäschen herausgenommen habe. In dem Dachſtübchen der Künſtler iſt die Handlung romanhafter; ein junger Maler, ein Tonkünſtler und ein eben promovirter Arzt wohnen unter dem Dache zuſammen; hier iſt nichts übertrieben; manche jetzt berühmten Männer in Paris, die arm aus der Provinz gekommen waren, haben ſo begonnen; Marmontel, Diderot und manche andere haben Anfangs ſo gelebt; was aber unwahrſcheinlicher vorkömmt, iſt, daß dieſes Kleeblatt, das ſich mit Mühe durchhilft und den Miethzins ſchuldig iſt, eine Waiſe aufnimmt und ernährt, die dafür ihre Junggeſellenwirthſchaft beſorgt. Die Noth treibt die Künſtler aus dem Dachſtübchen! der junge Arzt, welcher behauptet, man müſſe ein wenig Charlatanerie treiben, um ſich in der Welt durchzuſchlagen, fängt an, die Armen zu kuriren, die Kunden vermehren ſich, er wird zu einem Kranken geladen, läßt ein Portrait aus der Taſche fallen; es iſt dasjenige der Waiſe, der Kranke, der dies Portrait erblickt, ſtaunt, erkennt ſeine Nichte, ſezt ſie zur Erbin ein, ruft das Künſtler-Kleeblatt in ſein Haus; alles dieſes wird ſehr luſtig vorgeſtellt. Es kömmt noch ein alter Profeſſor der Medizin vor, der ſich darüber beklagt, daß man heutzutage die ganze Arzneykunde in Blutigeln ſeze, eine Anſpielung auf die Broussais'ſche Lehre, die freylich eine furchtbare Konſumation von Blutigeln verurſacht, weßhalb auch ein Teich mit Blutſaugern für die franzöſiſchen Gutsbeſitzer den Werth eines Bergwerkes erhalten hat, man wird wahrſcheinlich darauf fallen, künſtliche Blutigel leyen anzulegen, denn bereits iſt dieſer Artikel auch ſchon zur Ausfuhr nach Amerika ſehr erſprießlich geworden. Der alte Profeſſor, welcher der neuen Lehre fremd iſt, und der junge Doktor, welcher etwas Marktſchreyerey treibt, um in Ruf zu kommen, ſcheinen ächte Abbildungen nach dem Leben zu ſeyn; ſolche Leute trifft man in den Pariſer Geſellſchaften ziemlich häufig an. Indeſſen iſt die Marktſchreyerey der Aerzte eben keine neue Erfindung; einige ältere haben auch zu dieſem Mittel ihre Zuflucht genommen. Ganz Paris kennt die Anekdote des jetzigen Barons Port**, der, als er noch wenig angeſehen war und nur eine geringe ärztliche Praxis hatte, Leute beſoldete, die des Nachts aus allen Kräften an die großen Hotels der Vorſtadt St. Germain klopften und ſchrieen, ob hier nicht der Doctor Port** wohne, da die Frau Gräfin N. N. oder die Fürſtin N. N. ſchleunig ſeiner Hülfe bedürfte. Die Einwohner der großen Hotels, welche ſo oft nach dem Doctor fragen hörten, wurden aufmerkſamer, meynten, er müſſe wohl der Arzt aller gräflichen und fürſtlichen Familien ſeyn, und ließen ihn ſelbſt kommen; ſo bekam nach und nach der Herr Doktor eine ausgebreitete und angeſehene Praxis, wurde königl. Leibarzt und Baron. Dg.

Verlegt von der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.

Digitized by Google

Nro. 124.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Donnerstag, 25. Mai 1826.

Der wahre Unterschied der Regierungsformen dürfte in der Verschiedenheit der Wege bestehen, die man einschlagen muß, um in jeder mächtig zu werden.

Joh. v. Müller.

Der Anfang des Aufruhres wider die Dahien. *).

Von dem blinden serbischen Naturdichter Philipp „Slepac" genannt, im Anbeginne der serbischen Revolution **).

Uebersezt von C. Herloßsohn.

Lieber Gott! welch großes Wunder!
Da es war verhängt von oben,
Daß es anders werden sollte
In dem Land der Serbier,
Und ein andres Reich beginne;
Dachten d'ran noch nicht die Knesen.
Auch die Türken nicht, die Plündrer ***),
Doch die armen Rajah wollten's,
Die das Weh nicht dulden konnten,
Nicht der Türken harten Zwang;
Jene, die sich Gott erwählt;
Weil das Blut der Erd entquellte,
Weil die Zeit war angekommen,
Wo man blut'gen Streit muß führen,
Blut für's heil'ge Kreuz vergießen,
Und die Ahnen Jeder rächen. —
Selbst des Himmels Heil'ge stritten,
Wunderzeichen oben bildend
An dem Himmel, ob dem Serbier Lande,
Bildeten zuerst dieß Zeichen:
Von St. Triphon bis zu Georg ****)
War der Mond in jeder Nacht verfinstert,
Daß die Serbier zu den Waffen sollten;
Doch die Serbier konnten sich nicht heben.
Drauf die Heiligen ein andres Zeichen:
Von St. Georg bis zu St. Demeter *)
Zogen stets am Himmel blut'ge Wolken,
Daß die Serbier zu den Waffen sollten;
Aber sie vermochten's nicht zu wagen.
Drauf die Heiligen das dritte Zeichen:
Als der Festtag war des heil'gen Sawa,
Donnerte es mitt' im Winter,
Wo es Zeit nicht ist dem Donner,
Blizt der Blitz am Tag des Heil'gen,
Und die Erd' erbebt von Osten —:
Daß die Serbier zu den Waffen sollten;
Doch sie scheuten die Empörung.
Dann das vierte Zeichen ward gesehen:
Ueber Serbien an dem hellen Himmel
Ward die Sonn' im Lenz verfinstert,
S'war am Tag des heil'gen Teifan,
Eines Tages dreymal ward sie finster,
Dreymal tanzte sie im Osten. —
Das gewahrten in Belgrad die Türken
Aus der Festung all' die sieben Dahien,
Aganlia und Kutschu Kalia,
Und zwey junge Brüder Fotscheh waren's,
(Mehmed-Aga und Muß-Aga)
Mulay Jusuf, er der große Pascha
Derwisch-Aga, Festungsproviantner,
Fotscho dann, der Greis von hundert Jahren.
Alle sieben hatten sich versammelt,
An dem Stambul-Thor von Belgrad **)

*) Despoten, Unterdrücker, Zwingherrn.
**) Sammlung serb. Volkslieder, herausgegeben von Wug (Wolfgang) Stefanowitsch. Leipzig 1823.
***) Wörtlich Ausfresser.
****) Zeitabschnitt für die Dauer des Winterhalbjahrs.
A. d. U.

*) d. h. Während des Sommers.
**) Das Thor gegen Konstantinopel. A. d. U.

Digitized by Google

Eingehüllt in purpurne Binischen *),
Ihre Thränen rollen und sie schau'n die Zeichen.
„Allah! Bruder, welche Wunderzeichen!
Freund, das deutet uns nichts Gutes.“ —
Und voll Angst die sieben Zwingherrn
Machten sich vom Glase Schüsseln,
Schöpften Wasser aus der Donau,
Trugen's auf den Thurm Nekoischa **),
Stellten auf des Thurmes Gipfel all die Schüsseln,
Und die Schüsseln spiegelten die Sterne,
Wollten da die Himmelszeichen schauen,
Was die Zukunft ihnen würde bringen.
Rings herum die Dahien standen,
Sahen sich gespiegelt in den Schüsseln,
Aber als sie wechselweis sich schauten,
Sah'n sie, daß auf keinem Rumpf der Kopf war,
Und sie nahmen ihre Nadschar-Eisen ***),
Und zerschlugen all die Glasgeschirre,
Warfen sie vom weißen Thurme in die Donau,
Daß nicht 'mal ein Stückchen bliebe.
Dann voll Sorgen alle sieben stiegen
Von dem Thurm des Jagschilch [1]) nieder,
Gingen nach dem großen Kaffeehause,
Sezten da sich nieder alle,
Rings im Kreise, einer an den andern,
Und den alten Fotscho in die Mitte.
Weißer Bart reicht ihm zum Gürtel,
Und sie riefen alle sieben Zwingherrn;
„Holt uns schnell die Weisen und Gelehrten,
Bringet her die Jndschil-Bücher [2]).“ —
Und sie sah'n die Bücher, weinten viele Thränen,
Zu den Dahien sprachen sie, wie folget:
„Türken-Brüder, alle sieben Herrscher!
Also sagen uns die Jndschil-Bücher:
Da am Himmel über Serbien
Solche Wunderzeichen sind erschienen,
Sind fünfhundert Jahre schon verflossen.
Damals ward das Serbenland gestürzet,
Damals hatten wir das Reich erobert,
Und zwey Gaursche [3]) Fürsten da erschlagen,
Den Konstantin mitt' in Stambul
An dem Scharaz-Fluß, dem kalten Wasser [4])
Und den Lazar auf dem Feld Kossowa [5])
Miloſch tödtete dafür den Murad —
Doch er hatte ihn nicht ganz getödtet,
Murad war am Leben noch geblieben,
Bis er Serbien sich hatt' erobert.

(Die Fortsetzung folgt.)

*) Oberkleid der Türken, Mantel.

**) Nekoischa, deutsch: der Unfurchtsame. Ein Thurm aus der serbischen Herrscherzeit. Unter den Türken ward er als Gefängniß benuzt.

***) Eine Waffe, wie ein Messer gestaltet, und von dem Handschar zu unterscheiden.

1) Jagschiuh, der Erbauer des Thurmes.

2) Jndschil, das Evangelium der Türken, eine Art Apokalypse.

3) d. h. christliche.

4) Ein Flüßchen in Konstantinopel.

5) Lazar, der lezte serbische König. Feld Kossowen: das Amselfeld, eine fünfstehn Stunden lange Ebene, rings von Bergen eingeschlossen. Hier stand Lazar mit der serbischen Armee gegen den Eroberer Murad I. im Juni 1389. Er hatte zwey Pflegesöhne, Wug (Wolf) Brankowitsch und Miloſch Brankowitsch. Am Tage vor der Schlacht beschuldigte der Erstere seinen Bruder laut bey der Tafel eines ausgesponnenen Verrathes. „Der Verräther sizt an deiner Seite,“ sagte Miloſch zu dem Könige, und wies auf Wug — „was ich aber bin, sollt ihr Morgen sehen. Er stand auf — bestieg in der Nacht noch sein Pferd und ritt in das Lager der Türken. Er drang in das Zelt Murads und erdolchte ihn. Murad aber starb nicht sogleich. Er ließ seinen Mörder in Ketten legen, am folgenden Tage die Schlacht schlagen. Sie wurde gewonnen, und Lazar selbst gefangen. Der sterbende Murad ließ diesen und seinen Mörder vor sich bringen, befahl vor seinen Augen enthaupten, und befahl sie auf dem Schlachtfelde zu seinen Füßen zu begraben. Er gab seinem Nachfolger Bajazeth noch einige Befehle, rücksichtlich des eroberten Landes, und verschied. Man begrub ihn, wie er befohlen. Wug Brankowitsch aber, der Ankläger, war noch während der Schlacht mit der Reiterey übergegangen. Zur Belohnung dafür erhielt er von Bajazeth die Verwaltung Serbiens.

A. d. U.

Die goldenen Eier.

(Fortsetzung.)

6.

Schon aus der Ferne entdeckten sie ein ungeheures Getümmel um die Schneehütte her.

„Schuz, Herr Bürgermeister, Schuz!“ rief es dann auf einmal aus einem Sprachrohre ihm zu und bald erblickte er auch durch sein Fernglas im Dachfenster der Hütte eine Weibsperson, die er für die darin wohnende Alte hielt. „Darf ich wohl — erklang es nunmehr ferner durch das Sprachrohr — da die Leute mein Haus niederzureißen drohen, sie mit Kraft von mir hinwegtreiben?“

„Ja wohl!“ — antwortete der Bürgermeister. Aber freylich zweifelte er, daß die durch das fette Gehäuse seines Geistes an sich schon sehr gedämpfte Stimme den Weg bis zum Ohre der entfernten Alten gefunden haben möchte, als auch schon ein wahres Zettergeschrey unter der Volksmasse sich erhob und in Kurzem die Schneehütte von den nach allen Seiten erschrocken Hinwegflüchtenden so verlassen und einsam dastand, wie ein todaushauchender Giftbaum.

Der Bürgermeister konnte sich übrigens gratuliren, daß der Hause, der ihnen entgegenächzte, kein so feines Gehör hatte, als die Alte. Wäre den Flüchtenden bekannt gewesen, von wem die Erlaubniß, sie zu zerstreuen, ausdrücklich gegeben worden, so würde der Menge gewiß aller Respekt vor seiner Würde verschwunden und er schwerlich mit heiler Haut davon gekommen seyn. Denn von den Schlangen, Leoparden, Tigerkatzen und andern Bestien, welche aus den eingeschlagenen Fenstern der Hütte und aus dem Schornsteine herausgekommen waren und sie

Digitized by Google

weggebissen hatten, mit Entsetzen erfüllt, vergaßen sie ohnehin schon jetzt vor der lebendigen Rundung, die sie sonst, als ihren Bürgermeister, besonders wegen der Geldstrafen, die er so gern diktirte, gewaltig fürchteten, dergestalt den Respekt, daß sie ihn starr ansahen, ohne auch nur den Hut abzuziehen. Dabey blickten sie immer noch von Zeit zu Zeit ängstlich zurück, ob vielleicht ein oder das andere Mitglied jenes wilden Freykorps, das ihre Belagerung der Hütte so kräftig abgeschlagen, ihnen noch auf den Fersen sey. Und das Schreyen und Wehklagen der Flüchtigen, die, einem einmal aufgezogenen Uhrwerke gleich, ununterbrochen davon eilten und ihre Beschreibungen von den Ungeheuern, die auf sie losgelassen worden und wogegen die bösen Hunde, welche die hohe Sittlichkeit der gebildeten Europäer noch heut zu Tage auf die wilden Eingebornen Indiens losbetzen soll, um sie zu humanisiren, nichts als ein etwas weit getriebener Scherz genannt werden könnten, wirkte so gewaltig auf den erst im Anzuge begriffenen Menschenstrom, daß er plötzlich im Laufe umkehrte, und in Kurzem der ganze Wald von zweybeinigem, ungefügelten Leben so verödet war, wie der freye Platz um die Schneehütte.

Nur der Bürgermeister und der Geleitsmann standen noch auf derselben Stelle, wo das große Ereigniß sie getroffen und in der Brust des erstern hatte ein so gewaltiger Kampf stattgefunden, zwischen seiner Furcht vor den gräßlichen Dingen, welche so eben seine Mitbürger davonscheuchten, und der Hoffnung auf die köstlichen goldenen Eier, von denen sich vielleicht wieder eine Parthie heimlich einsammeln ließe, und durch diesen Kampf war der Mann so abgemattet worden, daß er sich zuletzt am nächsten Baume anhalten mußte, um nur nicht zusammenzusinken. Der Geleitsmann aber hatte während der Kriegsjahre bey Durchmärschen, Einquartierungen und Plünderungen, wenn auch leider nichts an Gold und Gut, doch an militärischem Blicke so viel wenigstens gewonnen, um mit ziemlicher Sicherheit das Urtheil fällen zu können, daß ein Schlachtfeld wie dieses, auf dem offenbar gar Niemand geblieben, als eine einzige alte Frau, die obendrein in diesem Augenblicke ebenfalls wieder von selbst aufgestanden war, unmöglich ein sehr blutiges zu nennen sey. Daher hielt er's für das Beste, sich einen Bericht von ihr über die eben stattgefundene Affaire auszubitten.

Die Frau Steuereinnehmerswittwe erzählte nun, daß sie nicht anders geglaubt habe, als sey sie von einem Krokodille, ziemlich untersetzter Statur und keineswegs so klein, wie solches in der letzten Thierbude zu sehen gewesen, erst im Nacken gebissen und dann hintergeschlungen worden. Sie bat den Geleitsmann nun um die Gefälligkeit, ihre Wunde zu verbinden, damit sie sich nicht etwa gar verbluten möchte.

Zu ihrem größten Erstaunen aber sagte er ihr, daß auch nicht die mindeste Verletzung zu bemerken sey. Jetzt erst athmete die Frau wieder recht frey auf, gestand auch geradezu, daß die lange Quasiohnmacht, in der sie auf der Erde gelegen, vermuthlich von nichts hergekommen, als von ihrer Furcht die Augen aufzuschlagen, weil ihre schwachen Nerven den Anblick des Krokodillbauches, in dem sie zu seyn geglaubt habe, schwerlich ausgehalten hätten.

Diese Aussage trug sehr viel auch zur Wiederbelebung und Kräftigung des Bürgermeisters bey. Man schloß, anscheinend nicht ohne Grund, auf die Unverletztheit aller Davongescheuchten und darauf, daß jene Bestien eine sehr gute Erziehung müßten genossen haben, und freylich einer alten Frau, die sich mit einer schönen Tochter allein mitten im Walde niederlasse, die Anwendung eines solchen Hülfsmittels kaum zu verargen sey.

„Freylich — sagte die Frau Steuereinnehmerin — freylich kam ich auf die unschuldigste Weise zu dem großen Schrecken. Ich knickte nämlich so leise als möglich, eine Scheibe ein, um nur den köstlichen Brillanten, der im Innern auf dem Fenster lag, näher zu betrachten. Kaum aber streckte ich die Hand danach aus, als auch schon das Unthier sich meiner bemächtigte.

„Ja — sprach da der Geleitsmann achselzuckend — nur Unschuld in Ehren, Frau Steuereinnehmerin, aber dergleichen Betrachtungen führen doch allerdings zuweilen zu Nebenbetrachtungen, zum Exempel, nur zu der, wie hübsch solch ein Brillant am Finger einer Tochter, gleich der eurigen, lassen müsse. Daher dünken sie mich immer gefährlich, zumal wenn der Eifer schon zuvor bis zum Eindrücken einer Fensterscheibe gegangen ist.

Ihr werdet mir aber doch nicht etwa gar zutrauen, Herr Geleitsmann — —

Gott behüte! — antwortete er. — Aber die gute Frau kennt euch ja nicht, wie wir beyden. Die Einnehmerin gab das zu und stimmte zuletzt um so mehr mit ihm und dem Bürgermeister darin überein, daß die Alte von sehr gemäßigten Maximen ausgehe. Daher sey es auch wohl zu wagen, ihre nähere Bekanntschaft zu machen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Prosaische Intoleranz.

Fragst du, warum nun vom Gatten so manche Poetin sich scheide?
Weil der prosaische Wirth mehr, als Poetik verlangt.

Schalter.

Digitized by Google

Korrespondenz-Nachrichten.

München, Mai.

(Fortsetzung.)

Ehe wir unsern Bericht über das Theater schließen, können wir nicht umhin ein Wort über einen harten Angriff zu erwiedern, den unlängst unsre Bühnenanstalt von Seite eines namhaften Dramaturgen erduldet hat. Hr. Hofrath Tieck, der sich voriges Jahr einige Tage in München aufgehalten, sagt im zweyten Band seiner „dramaturgischen Blätter" „den 23. Mai besuchte ich das neuaufgebaute prächtige Theater. Der Eingang ist imposant, die Vorhallen groß, die Treppen würdig, Säulen, große Verhältnisse, Alles macht einen edeln Eindruck. Inwendig Pracht auf Pracht, Goldverzierung wohin man sieht, das Auge ist fast geblendet. Das Theater ist rund und faßt in Logen und Parterre sehr viele Menschen. Dabey ist es hoch und gewölbt, was auf jeden Fall für eine Schaubühne ganz unzweckmäßig ist, weil der Ton verhallt. Behaglich fühlt man sich in dieser prächtigen Umschließung nicht. — Ich nehme endlich den Komödienzettel zur Hand, um zu sehen, welche große, erhabne Begebenheit sich nun in diesem mächtigen Raum vor meinen Augen entwickeln soll, die nur irgend diesem Gebäude entsprechen könnte, und lese: „die beyden Grenadiere, oder die verwechselten Torasster." Es ist eines der vielen Lustspielchen nach dem Französischen. Die Figuren erscheinen in dem ungeheuren Raume wie Pygmäen; um zu verstehen, war große Anstrengung nöthig, denn die Töne verhallen oben in der Wölbung, wie ich vorausgesehen hatte ꝛc. Ein Ballet folgte mit Flugwerken, Amor, Nymphen, Lufterscheinungen und vielerley Sprüngen und Umkräuselungen. An diesen Kunstprodukten kann ich einmal kein Interesse nehmen, und ich verstehe sie nicht zu würdigen u. s. f."

Aus dieser und andern Aeußerungen geht hervor, daß der Beurtheiler zu kurze Zeit hier verweilte, um die Verhältnisse unsrer Bühne und ihre artistischen Kräfte gehörig kennen zu lernen, und ihren Standpunkt anzugeben. So viel Wahres — was übrigens schon früher von Andern anerkannt und ausgesprochen wurde — in seinem Urtheile über den Bau des Theaters selbst, dessen Vorzüge und Mängel, Vortheil und Nachtheil für die Kunst, liegen mag, so ungenügend dünkt uns sein übriges Raisonnement. Hr. Hofrath Tieck sah weder eine große deutsche Oper, noch ein anderes klassisches Stück hier vorstellen, und lernte somit das Kunstvermögen zweyer Hauptgattungen gar nicht kennen. Das Ballet hat für ihn gar kein Interesse, — das bedauern wir. Die Münchner haben einen andern Geschmack. Sie lieben die tanzende Muse, und ein kleines Stück mit einem guten Ballet sind Darstellungen, die hier oft einen vergnügten und heitern Abend gewähren. Der Mensch lebt ja nicht von Shakspear und Calderon allein. — Das Münchner Theater ist nicht wie das Wiener Burgtheater einer Gattung dramatischer Produktion geweiht, sondern es muß alle Gattungen in sich aufnehmen: Trauerspiel, Schauspiel, Lustspiel, Posse, große Oper, Vaudeville, Ballet und Pantomime. Diese nothwendige Abwechselung bestimmt die Ordnung des Repertoirs, das überdieß noch, wie in der Natur eines jeden Hoftheaters liegt, höheren Bestimmungen zu genügen hat. Daß Hr. Tieck in den wenigen Tagen seines Aufenthalts nur kleinere Vorstellungen sah, lag in eben diesen Repertoirverhältnissen. Bey längerem Verweilen würde er sich überzeugt haben, daß unser großes Theater auch Großes und seiner Würdiges zu leisten im Stande ist. Viele hundert andere Fremde von Nord und Süd sind wenigstens mit dieser Ueberzeugung schon von hier abgereist.

Eine interessante Feyerlichkeit war am 7. April die Grundsteinlegung zur neuen Gemäldegallerie, Pinakothek, durch den Minister des Innern, Hrn. Grafen von Armansberg, von der ihr geschätztes Kunstblatt bereits eine ausführliche Beschreibung, so wie die gehaltvolle Rede gegeben hat, welche der nunmehr für die hiesige Akademie der Künste als Professor gewonnene Hr. Dr. Schorn, früher Ihrem Stuttgart angehörig, mit Würde und Anstand gehalten hat. — Da wir eben von bildender Kunst handeln, so begleiten Sie mich wohl für einige Momente in unseres Stieler's Werkstätte, die in diesem Augenblicke eine Zahl und Mannichfaltigkeit gelungener Arbeiten darbietet, die sie gewissermaßen zu einer Kunstausstellung erhebt. Wir sehen hier das eben vollendete Bildniß J. M. der Königin Friederike von Schweden, über das ein Zauber verbreitet ist, den nebst dem höchsten Grade der Aehnlichkeit, selten die Kunst eines Malers in diesem Grade erreicht. Die Fürstin ist in Lebensgröße sitzend dargestellt. Ihr einfaches Gewand zeigt nicht die Königin, aber in kleinen Andeutungen wußte der Künstler ihren hohen Stand anzuzeigen, ihre goldnen Armbänder zeigen die Form der Krone, und ihr herabhängendes Tuch läßt in dem Ecke den Namenszug mit der Krone sehen. — In dem Reize und Glanze der Jugend blühend, wie die eben aufgegangene Rosenknospe, zeigt sich dann Eugenie, Prinzessin von Leuchtenberg, des edlen zu früh verewigten Herzogs Eugen Tochter, aus deren reizenden Zügen der Frohsinn der Jugend und der glücklichen Zukunft goldne Hoffnung strahlt. Auch die Bildnisse der Grafen von Woronzow, russischen kaiserlichen Gesandten allhier, und Tascher de la Pagerie, überraschen durch glückliche Auffassung und sprechende Aehnlichkeit — wenn Stieler das blühende Leben in allen seinen Nuancen aufzufassen versteht, und die Knospe wie die aufgeblühte Blume in aller ihrer Herrlichkeit sich aus seinem Pinsel entfaltet, so weiß er auch des Todes bleiche Gestalt ohne dessen Schrecken zu malen. Sein Bild Maximilian Josephs, nach dessen Tod gezeichnet, ist das rührendste Andenken an den, den Gott noch im Tode belohnen wollte, indem er ihn so sanft entschlafen ließ, daß er ohne Kampf und Schmerz aus der Welt schied. — Ein anderes, wahrhaft rührendes Bild für die Familie der Entschlafenen, ist jenes einer früh verewigten edlen Frau, der Gemahlin des Staatsministers Grafen Reichberg, die ebenfalls nach dem Tode gezeichnet, in das wohlgetroffenstene Bild einer Lebenden übergetragen wurde, das kaum den Gedanken zuläßt, es sey es erst nach ihrem Tode gemalt. — Aber für ganz Bayern interessant ist das von Stieler begonnene Bildniß Sr. M. des jetztregierenden Königs, weil es das erste seyn wird, welches man im vollendetsten Grade ähnlich nennen kann. Zwar ist nur erst der Kopf dieses lebensgroßen Bildes vollendet, aber dieser schon zeigt in sprechenden Zügen die ganze volle Wahrheit, welche dieses Gemälde einst erhalten wird, durch das, wir hoffen und wünschen es, in getreuen Kopien vervielfältigt, dereinst jeder Bewohner des Königreichs sich in den Stand gesetzt seyen wird, das Bild seines geliebten Monarchen in einer gelungenen und treuen Abbildung zu besitzen; denn man konnte es bisher nicht ohne Unwillen sehen, wie von unberufenen Sudlern die Bildnisse JJ. MM. in ganz unähnlichen und verzerrten Zügen verfertigt, in den kleinen Bilderläden dem Publikum zum Kauf angeboten wurden.

Man sieht hier mit gespannter Aufmerksamkeit dem neuen Schulplane entgegen, zu dessen Ausarbeitung, wie bekannt, Sr. M. der König aus sehr einsichtsvollen Männern unter dem Vorsitze des geistreichen Ministerialraths Eduard v. Schenk einen neuen Schulrath zusammenzusetzen geruhte. —

(Der Beschluß folgt.)

Beylage: Kunstblatt Nr. 42.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Nro. 125.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, 26. Mai 1826.

Oftmals pflegst du mich um meine Gesinnung zu fragen.
Wenn ich plötzlich zu Geld kämʼ und zu schaltender Macht.
Glaubst du, Jemand vermöge die künftigen Sitten zu sagen?

Martial.

Die goldenen Eier.

(Fortsetzung.)

7.

Wirklich fanden alle drey die beste Aufnahme bey der Alten. Vermuthlich aus bloßer Artigkeit erkannte sie die Frau nicht wieder, deren bedenkliche Eingriffe und Betrachtungen sie erst vor Kurzem durch ein Krokodill unterbrochen hatte. Zum Bürgermeister aber sagte sie: „Meinen schönen Dank für Eure Erlaubniß, mich selber schützen zu dürfen gegen das Gesindel aus Eurer Stadt. Die Bitte darum war freylich nichts weiter, als eine gesellschaftliche Redensart, wie so viele andere. Denn hättet ihr mir die Erlaubniß verweigert, so würde ich mir solche ohne Zweifel genommen haben. Uebrigens sind alle die Thiere und zum Theil auch Unthiere, mit denen ich mich von der Zudringlichkeit der Menschen befreyt habe, eitel Geschöpfe ihrer eigenen Phantasie gewesen. Auf diese zu wirken, darin besteht hauptsächlich meine geheime Kunst. Ihr staunt mich an, daß ich dergleichen Kunststückchen vor Euch voraushabe. Ich habe mir sie aber auch theuer genug erkaufen müssen. Gestern sind es gerade zweyhundert Jahr gewesen, daß ich in Eurer scharmanten Stadt als Hexe verbrannt wurde. Und meine ganze Hexerey bestand in nichts weiter, als daß ich rothe Augen hatte und daß ich alle die Verbrechen bekannte, die man mir auf der Folter abfragte, auch lieber sogleich mich verbrennen ließ, als mir durch nachheriges Widerrufen die Folterqual von Neuem zuziehen wollte. Seitdem bin ich freylich, wie der Phönix aus der Asche, wieder hervorgegangen, ob ich schon an äußerer Schönheit vielleicht eben nicht gewonnen habe. Denn wie in Rübezahls Schneegruben auf dem Riesengebirge der Schnee eines jeden Jahres eine besondere Schicht bildet, so auch die Runzeln meines Gesichts. Uebrigens ist Alles, was Ihr hier schon sehet und was ich Euch noch zeigen werde, im Grunde auch weiter nichts als die Frucht Eurer durch meine Kunst bearbeiteten Phantasie. Manches darunter wird Euch vielleicht einen recht angenehmen Anblick gewähren.“

Hiermit öffnete sie ihnen nicht nur die beyden Schränke mit den goldenen und silbernen Eiern, sondern auch noch viel andere, worin die köstlichsten Perlen und Edelsteine zu schauen waren.

„Das Einzige jedoch, bitte ich — sagte sie, als die Begierde danach Allen ordentlich furchtbar aus den Augen blitzte — entfremdet mir nichts davon, sondern sprecht mich lieber geradezu darum an.“

Das geschah denn, und wenn auch der Bürgermeister, als ein offenbarer Günstling von ihr, dabey besser Maaß und Ziel hielt als am Vormittage, weil der muthmaßliche Schwiegersohn sich in solchen Dingen, seines Erachtens, vor der Hand noch genügsam zeigen mußte, so bepackten sich dagegen der Gleitsmann und die Steuereinnehmerin außerordentlich.

Nachdem dieß geschehen war, wurden sie von der Alten ohne Umstände entlassen, der Bürgermeister aber zu-

Digitized by Google

rückgehalten, weil ſie ihm ihr Töchterchen noch vorzuſtellen gedachte.

Sobald ſie allein waren, rief ſie auch Jukunden aus der Kammer herein. Dem Bürgermeiſter blieb der Mund offen ſtehen vor Bewunderung und Liebe. So viel hübſche Mädchen er in ſeinem Leben geſehen und, beſonders ſeit dem Tode der ſeligen Frau, ſich in's Haus gewünſcht hatte, ſolch ein üppiger Wuchs war ihm doch nie vorgekommen, ſolch ein weiß und roth blühendes Geſicht, ſolch ein Kohlenſchwarz von Haar hatte er noch nie erblickt und noch nie ein Paar Augen geſchaut, mit deren blauem Himmelsglanze ſogleich ein vollkommener Verjüngungsprozeß in ihm eintrat und ſein Herz mit Allem, was drum und dran hing, von Regungen ergriffen wurde, die ihn zu dem ſeltſamen Wahne brachten, ſein Geſicht habe auch wieder die Glätte und Röthe erhalten, welche es im achtzehnten Jahre etwa gehabt, und bey der herrlichen Frühlingsſonne, ſo in Jukunden vor ihm aufgegangen war, wäre ſogleich der ſtarke Winterreif, der ſein vormals kaſtanienbraunes Haar entſtellte, wieder hinweggeſchmolzen.

(Die Fortſetzung folgt.)

Der Anfang des Aufruhres wider die Dahien.

(Fortſetzung.)

Darauf rief er zu ſich die Weſſire,
Sprach zu ihnen: hört ihr Türkenbrüder!
Ihr Weſſire und ihr meine Räthe! —
Seht, ich ſterbe — aber Serbien iſt erobert.
Drum das eine hört, was ich befehle —
Damit euer Reich langwierig daure;
Seyd den Rajahs nicht zu bitter,
Sondern bleibt den Rajahs immer gütig.
Mag der Haradſch *) ſeyn fünfzehn Dümarien,
Mag er ſelbſt meintwegen ſeyn auch dreyßig.
Aber fordert nicht unmäß'ge Steuern,
Auch nicht Schulden, die erlogen, fordert.
Taſtet an nicht ihre Kirchen,
Ihren Glauben nicht, und ihre Ehre.
Spielet nicht die Rächer an den Rajahs,
Weil mich hier der Miloſch hat entleibet,
Denn dieß iſt ja nur des Kriegsglücks Zufall.
Denn dieß Reich, man kann es nicht erringen,
Auf dem Bette ſitzend, Tabak rauchend.
Treibt die Rajahs drum nicht in die Wälder,
Daß ſie fürchten euch, vor euch ſich ſcheuen —
Aber achtet ſie, wie eure Söhne;
Lange dauern wird da eure Herrſchaft. —
Wenn ihr aber dieſes nicht befolgt,
Wenn ihr wollt die Unterdrücker ſpielen,
Dann müßt ihr die Herrſchaft auch verlieren. —
Und ſo ſtarb der Kaiſer, und wir blieben.
Aber wir vergaßen ſeine Lehren,
Wir beſchwerten ſie mit großen Laſten,
Traten ihre Ehrlichkeit mit Füßen,
Viel Erpreſſungen wir uns erlaubten,
Und belegten ſie mit harten Strafen,
Und begingen vor Allah viel Sünden.
Jezt ſind ſolche Zeichen angekommen,
Jemand muß das Reich anjezt verlieren.
Fürchtet euch vor keinem Könige,
Der wird unſern Kaiſer nicht befehden *),
Weil das Königthum zu widerſtehen,
Nicht dem Kaiſerthum vermag zu ſchaden,
Da es hergeſtammt von Gott, dem Herrn, iſt.
Aber fürchtet dieſe armen Rajahs —
Denn wenn aufſteht mit dem Stiel die Hacke,
Da wird große Angſt die Türken faſſen,
Selbſt in Medina ſie Furcht ereilen.
Selbſt in Schama **) werden Weiber weinen,
Denn die Rajahs werden ſie zu Thränen zwingen.
Türken-Brüder alle ſieben Herrſcher;
Alſo ſagen unſre Indſchil-Bücher:
Daß verbrennen werden eure Häuſer,
Und die Köpfe werdet ihr verlieren,
Gras wird auf den Feuerheerden wachſen,
Spinnen auf den Minareten wohnen,
Niemand wird ſeyn, der den Eſam rufe ***),
Auf den Straßen, auf dem Pflaſter Belgrads,
Ueberall, wo Türken ſind gewandelt,
Wo der Pferdehuf die Erde ſtampfte,
Aus der Hufe Stapfen Gras wird wachſen,
Sehr begierig werden ſeyn die Straßen,
Einen Türken doch zu ſehen,
Aber nirgends wird man Türken finden.
Alſo ſagen unſre Indſchil-Bücher.“ —

Als dieß hörten alle ſieben Zwingherrn,
Ließen ſie den Muth gleich alle ſinken,
Sahen trübe nieder auf die Erde.
Mit dem Buch weiß keiner doch zu ſprechen,
Weiß dem Buche Antwort nicht zu geben,
An den Bart faßt ſich der alte Fotſcho,
Und er nagt den Bart mit ſeinen Zähnen,
Er auch weiß nicht mit dem Buch zu reden —
Aber ſtaunend ſinnt er dem Gehörten.
Doch der Fotſchitſch Mehmed-Aga ließ ſich
Niederſchlagen nicht, und rief als Held dieß:
„Fort hinaus die Kerle, die Prophet' und Weiſen ****),
Betet Gott an, ſinget euren Eſam,
Täglich fünfmal ſingt ihn, ihr Verſtockten.
Habet keine Sorge für uns Herren,
Denn ſo lang wir noch geſund und klug ſind,
Und ſo lang wir Belgrad noch beſitzen,
Stehen wir als Herrn noch in der Feſtung,
Wie auch rings um den verlaßnen Rajahs.
Wenn die Könige uns Krieg nicht bieten,
Können uns die Rajahs nicht verdrießen,
Jeder haben wir ein Magazin voll Schätze,

---

*) Haradſch, Kopfſteuer. A. d. U.

*) König; der Kaiſer von Oeſtreich. Denn die Türken nennen blos ihren Sultan „Kaiſer.“ jeder andere Monarch iſt blos König und ſein Diener.

**) Schama, der türkiſche Name für Syrien.

***) Eſam, das Gebet, welches der Muazzin fünfmal des Tages vom Minarete herabruft.

****) Kerl im Original More, wird ſowohl einen Schimpf zu bezeichnen gebraucht, als in dem Sinne eines wackern, heldenmüthigen Burſchen; im Deutſchen ein ſehr unpoetiſcher Ausdruck.

Welch ein Reichthum, all' weiche*) Dukaten,
Und viel Reichthum in den feſten Gründen.
Darum meine Brüder, wir vier Herren,
Agaalia du, Kutſchuk-Alia
Ich nicht minder, und du Mulay Jeſuf!
Haben jeglicher zwey Magazine Geldes.
Wenn wir aufſtehn auf die leichten Füße,
Wenn wir unſre reichen Schätze öffnen,
Da zerſtreuen wir die Rupien auf das Pflaſter,
Sammeln Krieger mit dem vielen Gelde —
Und wir vier, wir großen Herſcher wollen
Dann das Heer zertheilen in vier Theile,
In vier gleiche Theile wie vier Brüder.
Und dann ziehen wir aus unſrer Feſtung,
Ziehn durch unſre ſiebenzehn Bezirke,
Und enthaupten alle Serbier-Kneſen **).
All' die Kneſen, die ſerbiſchen Häupter,
Und die Kmeten, alle, die was taugen,
Und die Prieſter auch die ſerbiſchen Lehrer.
Blos die kleinen Kinder woll'n wir laſſen,
Nur die Kinder bis zu ſieben Jahren;
Und die werden ächte Rajahs werden,
Dieſe werden gut den Türken dienen.
Sobald ich erſchlag' den Knes Palalia ***)
Aus dem ſchönen Dorfe Begaltia:
Er iſt Paſcha, ich bin Su-Paſcha ****)!
Bis ich auch erſchlage den Knes Jowan
Aus dem kleinen Dorf Landowa:
Er iſt Paſcha, ich bin Su-Paſcha!
Und den Nanoe, Knes aus Zeoba:
Er iſt Paſcha, ich bin Su-Paſcha!
Bis ich tödte den Stewa Jakobljew,
Aus dem Lewetſchdorf, dem Räuberneſte:
Er iſt Paſcha — ich bin Su-Paſcha!
Und den Johann, Knes aus Krſniie.
Bis ich erſt erſchlag' die beyden Tſcharapiſchen
Von dem weißen Bache bey Avala [1]),
Die vermögen nach Swadſchar zu dringen [2]),
Und in Belgrad hier uns einzuſchließen:
Sie ſind Paſcha's; ich bin Su-Paſcha!
Bis den Czerni Georg ich erſchlage,
Aus dem ſtolzen Dorfe Topola [3]),
Aus dem Topola, dem ſtolzen Dorfe,
Ihn, der handelt mit dem Wiener Cäſar,
Der im Stand iſt, Waffen viel zu kaufen,
Von der weißen Feſtung Waradin
Und Gewehre, wie viel man nur nöthig;
Der im Stand iſt, Krieg mit uns zu führen:
Er iſt Paſcha, ich bin Su-Paſcha!
Bis ich tödte den Protopop Niklas [4]),
Aus dem ſchönen Dorfe Ritopek:
Er macht ſich zum Paſcha, ich Su-Paſcha!
Bis den Georg Guzonja ich tödte
Seinen Bruder auch, den Arſenia
Aus dem ſchönen Dorfe Zelesnike,
Die im Stand ſind Topſchid zu verſperren. *)

(Die Fortſetzung folgt.)

---

*) Silbermünze heißt hartes Geld — Gold wird weiche Münze genannt.

**) Kneſen, Diſtriktsvorſteher der Serbier aus ihrer Nation.

***) Dieſer und die meiſten folgenden ſind auch wirklich unter den türkiſchen Dolchen gefallen.

****) Su-Paſcha, eine Art Schaffner, den die türkiſchen Zwingherrn in jedem Dorfe zum Eintreiben der Steuern und anderweitigen Erpreſſungen früher hatten.

[1]) Dorf im Gebirge nächſt Belgrad.

[2]) Swadſchar, Feld vor Belgrad.

[3]) Topel im Slaviſchen urſprünglich Pappel; daher das Dorf den Namen.

[4]) Protopop bekanntlich ein oberer Geiſtlicher der griechiſchen Kirche. A. d. U.

*) Ein Engpaß vor einer Brücke über den gleichnamigen Fluß. A. d. U.

Korreſpondenz-Nachrichten.

München, Mai.

(Beſchluß.)

Die von unſerm Thierſch in vier Abtheilungen erſchienene Schrift „über gelehrte Schulen mit beſonderer Rückſicht auf Bayern" hat hier, wie es bey der Wichtigkeit des Gegenſtandes und dem großen Rufe des Verfaſſers nicht fehlen konnte, große Theilnahme gefunden. Wenn auch Einige nicht ganz mit dem übereinſtimmen, was der Verfaſſer über die Beſtimmung der gelehrten Schulen (mancher ſtößt ſich ſchon an dem Beyworte gelehrt) und über den Unterricht im Deutſchen ſagt (er weiſet nämlich der Mutterſprache eine etwas untergeordnete Stelle im Unterricht an), ſo iſt doch nur eine Stimme der Billigung über alles, was er über das Studium der alten Klaſſiker, über den Lehrſtand (honos et proemium) mit gründlicher Sachkenntniß vorträgt. Sehr intereſſant iſt die von ihm in der vierten Abtheilung mitgetheilte „Geſchichte der bayriſchen Schule von 1804—1825." Solche Aufſchlüſſe müſſen zu dem größten Dank verpflichten. — Ueber denſelben hochwichtigen Gegenſtand iſt auch hier ſo eben ein Schriftchen von Profeſſor Sendtner erſchienen: „Ueber Lehr und Zucht in den Schulen, als zeitgemäſſes Wort in Beziehung auf Bayern." Der Verfaſſer ſieht chriſtliche Geſinnung und deutſche Geſittung als die Herzwurzel aller — nicht blos der gewöhnlichen Volksbildung, ſondern auch der höhern Geiſteskultur an, und empfiehlt daher, daß bey dem geſammten Schulweſen unausgeſezte Rückſicht auf den religiöſen Unterricht, auf die deutſche Sprache und die vaterländiſche Geſchichte genommen werden. Die kleine Schrift enthält gute Ideen und treffende Bemerkungen, zumal wo der Verfaſſer als Hausvater, Lehrer und Patriot ſpricht. — Auch die unterrichtete Gattin des Hrn. Sendtners (man ſehe Schindels Leben deutſcher Schriftſtellerinnen) hat vor einigen Monaten in die hieſige Zeitſchrift Eos ein paar Aufſäze pädagogiſchen Inhalts einrücken laſſen, die allgemeine Zuſtimmung erhielten, und den Wunſch erzeugten, daß dieſe vaterländiſche Schriftſtellerin Muße finden möge, uns mit ihrem poetiſchen Talent, das uns früher manch Gelungenes und Zartes geliefert, und mit ihren Kenntniſſen und Erfahrungen im Erziehungsfache zu erfreuen. — Noch muß ich eines hier unlängſt herausgekommenen geſchichtlichen Romans erwähnen: „Die Löwenritter, von Baron Max Freyberg. Das Gelungenſte an dem Werklein (es enthält kaum zehn Bogen) iſt, will uns bedünken, daß hier die Poeſie neben und zwiſchen der Geſchichte beleuchtend und belebend auftritt, und daß jener wie dieſer gegeben wird, was ihr gebührt. Die Zeit, die uns vor Augen geſtellt wird, iſt einer der glänzendſten Lichtpunkte der bayriſchen Geſchichte — die Zeit Albrechts IV., der, auf der Wetterſcheide der alten und der neuen politiſchen Aera ſtehend, einerſeits gegen die anmaßenden Widerſtrebungen eines verjährten und erſtarrten Feudalismus, andrerſeits gegen die gebieteriſchen Forderungen einer immer weiter um ſich grei-

senden, zur Universalmonarchie sich gestaltenden Herrschaft mit Weisheit und Macht die Selbstständigkeit der bayrischen Krone zu retten mußte. — Um nun das Liebliche mit dem Ernsten zu verbinden, erlaubte sich der Verfasser eine Dichtung einzuschalten, nämlich das Verhältniß zweyer Liebenden, Wilhelm von Fraunberg und Agnes von Stauff, zweyer rein menschlichen Gestalten, die übrigens an Max und Thekla erinnern. Ihre zarten Mittheilungen und frommen Handlungen sind eben so viele lichte Partieen, die uns überall in der, von hohem und düsterm Geist beschatteten Natur begegnen, und die sich uns als eben so viele freundliche Ruheplätze anbieten, wo die Brust wieder freyer athmen und das Herz wärmer schlagen kann.

Im Laufe des vorigen Monats starb hier — im 75sten Jahr — ein eben so sehr durch Rang, Geburt und Reichthum, als durch seltne Tugenden und Verdienste ausgezeichneter Mann, August Graf von Törring-Guttenzell, Minister, Präsident des Staatsraths, Reichsrath, Großkreuz verschiedner Orden ꝛc. Der Adel dieser dynastenmäßigen Familie ist einer der ältesten in Europa. Ihr Stammbaum führt als Stammvater Allwig Torringer an, der um das Jahr 735 Stallmeister des Herzogs Tassilo gewesen seyn soll. Auch der Theaterwelt bleibt der leztverstorbne Graf denkwürdig, denn er ist der ungenannte Verfasser der beyden Volksschauspiele: „Caspar der Torringer" und „Agnes Bernauer." Am 22. April hatte hier die feyerliche Einweihung des neuen Tempels statt, welchen die hiesigen Einwohner vom israelitischen Kultus seit zwey Jahren erbauen ließen. Nachdem Mittags 1 Uhr der lezte Gottesdienst in dem vormaligen Lokal statt gehabt, geschah der feyerliche Einzug in den neuen Tempel. Unter einem Baldachin wurden die Toroth (Gesetzrollen) getragen, mit Gesang und Gebet im neuen Tempel empfangen, und später nach gehaltenem Hakapha (Umgang) in die heilige Lade gelegt. Diese Ceremonie hatte etwas Feyerliches und Würdiges, und war mit Einsicht angeordnet, um allen Anwesenden einen bessern Begriff von dem Gottesdienste dieses alten Volkes beyzubringen, der sich seit Tausenden von Jahren fast ganz in seiner ursprünglichen Form erhalten hat. Das Chor während des Hakapha, von Hrn. Kapellmeister Stunz komponirt, drückte sehr gut das Feyerliche der Handlung aus. Hierauf folgte eine Rede in deutscher Sprache von dem Rabbinalskandidaten gehalten, und nach dieser eine Hymne von Hrn. Bruckbräu gedichtet, und von Hrn. Freyherrn v. Poissl, dem Gegenstand angemessen, in Musik gesezt, welche von dem königl. Hoforchester mit großer Präzision vorgetragen wurde. Nachher wurden die Gebete für J. k. M. und das ganze königliche Haus gesprochen. J. M. der König und die Königin geruhten mit einem zahlreichen Gefolge dieser Feyerlichkeit beyzuwohnen. Der Souverain gab durch diese Anwesenheit einen erfreulichen Beweis des erhabenen Schutzes, dessen alle Religionspartheyen sich unter seiner Regierung eben so erfreuen dürfen, wie unter seinem glorreichen königlichen Vater.

Heilbronn.

Fünf Landschaftsgemälde, die der Maler Herr Carl Dörr, ein Tübinger, gegenwärtig zu Heilbronn, zur Ansicht des Publikums in einem öffentlichen Saale ausstellt, sind für alle Freunde der Kunst und Natur eine gewiß sehr werthe Erscheinung. Herr Dörr gibt in ihnen eine Probe eines größern Cyclus von Landschaftsgemälden, die er auf eine ganz eigene, bis jezt nur ihm eigenthümliche Weise, der Natur abborgte, und vor das menschliche Auge zur höchsten Täuschung und zum besten Genusse hinstellte. Die Probe beschränkt sich auf fünf Ansichten aus der Schweiz. Herr Dörr gedenkt zu diesen noch eine größere Reihe hinzuzufügen, und sie alsdann in den bedeutendsten Städten Deutschlands auszustellen. Von diesen fünf Darstellungen heben wir besonders drey: die Ansicht am Zugersee, die Gegend im Lintthal und die von Pfeffers, aus. Diese Ansicht am Zugersee ist eine Mondscheinidylle, bey deren Betrachtung man ganz vergißt, daß man ein Gemälde, und nicht die Natur selbst, betrachtet. Man sieht sich in Versuchung gesezt, vorzuschreiten und an diesem Mondscheinleben selbst Theil zu nehmen, näher zu treten diesen idyllischen, mit Reben umrankten Hütten, um durch ihre, vom innern Lichte erleuchteten Fenster auch in ihr inneres Leben zu schauen. Ueber den Spiegel des See's zieht der volle Mond ein schimmerndes Silberband, und bey längerer Betrachtung meynt man ein leises Bewegen und Wellen des Wasserspiegels zu sehen. Im Hintergrunde erhebt sich über dieses stille freundliche Leben der ernste Pilatus, und noch aus weiterer Ferne schimmern die Gebirge Unterwaldens, Grindelwaldes und Lauterbrunns herüber.

Dieses Gemälde verdient im vollsten Maße die Aufmerksamkeit sinniger Betrachter. Auf dasselbe besonders aufmerksam zu machen, ist überflüssig, sein Zauber ist zu groß, es läßt den Betrachter lange nicht mehr von sich, er kann aus dem Zauberkreise seiner Rahme fast nicht mehr heraustreten, und es hüte sich jeder Schweizer, dieses Gemälde im fremden Lande anzuschauen, gewiß würde es in ihm, noch heftiger als jedes Alphorns Ton, die schmerzlichste Sehnsucht nach dem Heimathlande wecken.

Nur durch die Klarheit, nur durch die unbeschreibliche Wärme in Licht und Schatten der Gegend im Lintthal, in der Abendbeleuchtung, kann der Beschauer sich auf kurze Zeit wieder aus der Mondscheinidylle am Zugersee herausträumen. Wer noch nie das herrlich Grün einer Schweizermatte, die zum Himmel steigenden Schneegebirge in ihrer Farbenpracht sah; wer noch nie sah, wie die Kunst im Stande ist, der Natur unübertreffbar scheinendes Farbenspiel auf dem Papier mit aller Treue wiederzugeben, der verweile bey der Betrachtung dieser Darstellung. Auch in dieses Gemälde wußte des Meisters Kunst Bewegung zu bringen. Wie in der Natur treten auch hier einem bey längerer Betrachtung Licht und Schatten, wie beym Zuge der Wolken, bald heller, bald dunkler hervor, und wechseln die im Abendlichte verklärten Häupter der Schneegebirge ihre Helldeit.

Kommen wir auch nicht gerade aus der Hellheit dieses in Licht und Wärme getauchten Gemäldes, dieses Lintthals, unmittelbar zur Betrachtung des nächtlichen Schlundes von Pfeffers, sondern machen wir mit Betrachtung des leztern den Anfang, so muß dennoch unser Auge zuerst längere Zeit in diesem Dunkel ruhen, eh' ihm diese Felsen und Schlünde mit all' ihrer Kraft und Schauer in stillem Mondlichte hervortreten. Dann aber genießt der Betrachter auch den vollen Zauber der Ansicht einer durchgekämpften, riesenhaften, gleichsam unterirdischen Natur, und diese — in stiller Mondnacht!

In der Ansicht des Kurplatzes von Gais in der Morgenbeleuchtung, bildete der Künstler im Vorgrunde sich und eine Reihe seiner Freunde und Bekannten (wie es oft die alten Meister zu thun pflegten) mit sprechender Aehnlichkeit ab. Aber in all diesen Darstellungen erblickt man dieses Künstlers eigenes Bild: Die Kraft, die Wärme und Wahrheit einer nur der Natur geweihten Künstlerseele, die Herr Dörr auch besizt, und ohne die er diese Darstellungen nicht hervorgebracht hätte.

Heilbronn, das Herr Dörr schon seit mehreren Jahren bewohnt, genießt die Freude der ersten Ausstellung dieser gelungenen Kunstwerke. Möchte sie bald auch andern Städten werden!! —

J. K.

Beylage: Literaturblatt Nr. 42.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Nro. 126.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 27. Mai 1826.

Die Freyheit winkt; sie stärkt der Schwachen Muth.
Wir wollen brechen jetzt die Sklavenbande;
Uns treibt der Rache Flammengluth.

A. Z.

Der Anfang des Aufruhres wider die Dahien.

(Fortsetzung.)

„Bis ich tödte den Protopop Marko,
Aus dem schönen Dorfe Ostruschnize:
Er ist Pascha, ich bin Su-Pascha!
Bis ich tödte die zwey Igumenen *)
Hadschi **) Djera und den Hadschi Ruwim,
Die das Geld gut wissen zu zerschmelzen,
Die damit viel kleine Briefchen schreiben,
Uns damit beym Kaiser zu verläumden,
Rings umher den Raiah's zu verrathen:
Sie sind Pascha's — ich Su-Pascha!
Bis ich tödte den Bidschanin Ilia,
Dann den Oberknes von Untermedednike;
An drey Jahr' sind schon seither verflossen,
Daß er allzu übermüthig worden;
Wo er geht, da reitet er 'nen Schaecken,
Und 'nen andern führt er in Bereitschaft.
Eine Keule trägt er auf dem Sattelknopfe,
Und den Schnurrbart hat er unterm Kalpak ***)
Um den Kopf zusammenbunden,
In seine Bezirke läßt er keine Türken,
Schlägt sie in die Rippen mit der Keule,
Wenn der Türk' dann aushaucht seine Seele,
Ruft zu sich er seine Haiducken:
Bursche ihr! Werft diesen Hund hin,
Wo der Rabe seine Knochen selbst nicht findet.
Und wenn er uns die Abgaben bringet,
Mit den Waffen kömmt er in den Divan,
Seine Linke hält er an den Handschar,
Mit der rechten Hand reicht er die Steuern.
Da, spricht er, hast du die Gaben,
Und das arme Volk, es läßt dich grüßen,
Mehr vermag es jetzt nicht abzugeben.
Und wenn ich die Gelder nun will zählen,
Blizt er da mich an mit seinen Augen:
Warum willst du sie noch einmal zählen,
Ruft er, ich hab' sie ja schon gezählet —
Und ich darf sie da nicht überrechnen,
Sondern werfe still die Gelder seitwärts,
Gerne bin ich, ist er fort der Streiter,
Weil ich ohne Grimm ihn nicht kann sehen.
Er ist Pascha: ich bin nur Su-Pascha!
Bis den Knes Grbowitsch ich erschlage
In dem schönen Dorfe Mrotischtich —
Er ist Pascha, ich bin nur Su-Pascha!
Bis den Knes Aleri ich erschlage,
Und den Jakob, Bruder des Aleri;
Denn als unser Sultan mit dem König kriegte,
Waren sie beym Cäsar wohl Obristen,
Trugen goldne Helme auf dem Kopfe,
Plünderten uns alle Türken-Städtchen,
Sengten dort und nahmen all' gefangen.
Als der Sultan Frieden drauf geschlossen,
Da ergaben sie sich dort dem König,
Bey dem König wurden sie zu Kneten,
Viel' von uns verläumdeten sie dorten,
Sieben Pascha's schalten sie beym König,
Schalten sie verläumdend und verschlagen.
Ey die sind wohl Pascha's — ich Su-Pascha!

*) Igumenen: Guardiane des Klosters.

**) Hadschi bey den griechischen Glaubensgenossen einer, der in Jerusalem war — wie bey den Türken die Wallfahrten nach Medina.

***) Kalpak, hohe Kopfbedeckung der Griechen und Serbier, wie auch der ungarische Kalpak: eine Art Tschako.

A. d. U.

Bis ich auch den Knes von Tamnaw tödte,
Aus Ljutic den Obern Stanko,
Bis den Knes von Matschwa ich erschlage,
Von Vogatsch den Martinowitsch Lazar —
Er ist Pascha — ich bin nur Su-Pascha!
Bis den Knes von Poerje ich tödte,
Und den Ruzitch Mialo von Wedkowitsch:
Er ist Pascha, ich bin nur Su-Pascha!
Bis das Kloster Radscha ich verbrenne *),
Bis den Hadschi Melentja ich tödte,
Ihn, der über's braune Meer gewandert **)
Und die gyaurschen Wallfahrtsörter sahe;
Wie im Rückweg Stambul er besuchte,
Sich 'nen Firman hat allda erlogen
Einen um hundert Dukaten, gelbe,
Daß er darf den Gyauern bau'n 'nen Bethaus,
Daß er dürf' es bau'n in sieben Jahren.
Doch er baute es in einem Jahre,
Denn es sind wohl sechse schon verflossen,
Wo er um die Kirche Thürme baute,
Waffen und viel Pulver hinein schaffte,
Und zur Nacht hineinführte Kanonen.
Seht ja, Freunde! daß er 'was erwartet!
Und so woll'n wir durch die Kreise gehen,
Woll'n enthaupten alle serbischen Kneten.
Sprecht! wie könnten uns die Rajahs schaden?"

Alle Dahien sprangen auf die Füße,
Bückten all' sich vor dem Mehmed-Aga:
„Dank dir Freund, du Forschitch Mehmed-Aga,
Dein Verstand kann einen Pascha geben,
O! wir wollen dich zum Pascha machen,
Und wir woll'n in Allem dir gehorchen. —

Doch jezt nahm das Wort der alte Fotscho:
„Seht mir doch den Jungen, die Vernunft da!
Wie sein Wort ihn hod zum Paschalike;
Nehme Söhnchen Stroh in's weiße Händchen,
Schwing das Stroh mein Söhnchen über'm Feuer —
Ob das Feuer du damit verlöschest,
Ob du es wirst ärger brennen machen?
Ja ihr könnt, und Gott hat's Euch gegeben,
Solch ein mächtig Heer zusammenbringen,
Ja ihr werdet geb'n durch die Bezirke,
Einen Kneſen könnt ihr wohl betrügen,
Auf die Treue könnt ihr her ihn locken,
Doch den Glauben werdet ihr verlieren.
Einen tödtet ihr — zwey werden fliehen,
Zwey enthauptet ihr — vier werden fliehen,
Jene werden eure Häuser zünden,
Jene werden Dahien, Euch erschlagen. —
Darum dürft ihr also nicht beginnen;
Sondern hört und merkt den Rath des Alten!
Ich hab' nachgeforscht in unserm Indschil.
Diese Herrschaft wird nicht lange dauern,
Denn das Reich wird baldigst sich verändern —
Darum du, mein Söhnchen, und ihr Andern,
Macht euch besser, gütiger den Rajahs,
Lasset nach vom übermäß'gen Haradsch,
Mag der Haradsch seyn, wie Murad wollte,
Höret auf mit Gelder-Strafen und Erpressen,
Macht die Kneſen euch zu guten Brüdern,
Denen Kneſen schenket eure Hengste,
Dann den Kneten mittelmäß'ge Pferde,
Mit den Pfaffen, sag' ich, lebt in Freundschaft.
Daß wir neben ihnen ruhig leben,
Weil das Unsre nicht wird lange dauern. —
Und wozu braucht ihr die schmutz'gen Schätze,
Daß ihr sie zermalmet; könnt ihr's essen?"

Aber drauf sprach Fotschitch Mehmed-Aga:
„Sieh ich hör' dich nicht, mein alter Vater!"
Dieses sprechend sprang er auf die Füße
Und mit ihm die übrigen Dahien,
Von der Festung ließen sie Kanonen donnern,
Sammelten mit den Dukaten sich Armeen,
Sammelten sie, die vier Zwingherrn,
In vier Theile theilten sie das Heer ein.
Unter sich, so wie vier Brüder,
Oeffneten die Thore dann der Festung,
Gingen mit den Heeren aus, zu dämpfen
Durch die siebenzehn Bezirk den Aufruhr. —

So betrogen sie den ersten Kneſen
Lockten ihn heran den Knes Pallalja,
Ließen ihn enthaupten dort in Gracska *).
Und den Knes Stanor aus Zeoka,
Haben sie betrogen und getödtet,
Hingerichtet in dem weißen Hofe.
Sie betrogen auch den Mark Tscharapitsch,
Und den Gagitsch Janko, ihn den Häuptling,
Dort aus Poletsch, aus dem kleinen Dorfe,
Auch erschlugen sie den Knes Theophan,
Aus Owaschd dem Sewderemischen Kreise,
Und den Knes aus Reſſowa, den Peter,
Sie betrogen auch den Mata, Hauptmann
Aus Ripowatz unweit Grakowatze,
So erschlugen sie auch all die Jungen.
Ueberfielen auch die Kirche Morawedzi,
Und erschlugen da den Hadschi Djera.
Und den Kunim schickten sie nach Belgrad,
In der Festung ließen sie ihn richten.
Dann kam Mehmed-Aga nach Waljemo —
Doch der Grbowitsch hat es geahnet,
Hat sich auf die Seite da gezogen,
Doch da kam zu ihm der Knes Alexa,
Auch der Birdschanin Ilia **):
Und da fängt sie Beyde Mehmed-Aga.
Führt sie auf die Brücke Kolubara.
Als hier sah der Oberknes Alexa,
Daß sie Beyde sollten allhier sterben;
Sprach er zu dem Fotschitch Mehmed-Aga:
Herr du! schenk das Leben mir am Wahlplatz,
Nimm von mir da sechszig Beutel Geldes ***)!"
Doch der Mehmed spricht zu dem Alexa:
„Ich kann dich, Alexa, nimmer lassen,
Wolltest du auch hundert Beutel geben." —
Darauf spricht der Birdschanin Ilia:
„Da hast du auch hundert Beutel Goldes,
Schenke mir das Leben auf dem Wahlplatz!"
Spricht zu ihm der Fotschitch Mehmed-Aga:
„Mache keinen Narren, Birdschanin du!
Wer wird den Gebirgswolf denn auslassen;"
Und so rief der Mehmed nach dem Henker.

*) An der Drina.
**) Statt schwarze Meer.

*) Städtchen an der Donau.
**) Ilia. Elias.
***) Ein Beutel gilt 500 Piaster — ein Piaster hat 40 Para.
A. d. U.

Digitized by Google

Dieser nahm das Schwert aus dem Gewande,
Schlug damit dem Ilia den Kopf ab.
Und da sezt sich Aler auf die Brücke,
Und begann zu sprechen diese Worte:
„Möge Gott erschlagen jeden Christen,
„Der noch Glauben baut auf einen Türken —
„Jakob du! mein angeborner Bruder!
„Halte Glauben nimmer auf die Türken,
„Wo du sie begegnest, schlag' sie nieder!" —
Doch der Henker ließ ihn nicht mehr reden,
Schwang das Schwert, und schwang es unterm Haupt weg. —

Als man so gemordet die zwey Knesen,
Den Alexa und den Birdschin Ilja,
Auf der Brücke von Kolubva hatte,
Und den Hadschi Ruwim auch in Belgrad,
Eines Tages und in einer Stunde:
Da verfinstert plözlich sich die Sonne!
Mehmed Aga eilte schnell nach Hause,
Um noch einen Serbier zu treffen,
Um noch andre für den Mord zu wählen. —
Doch die Serbier sahen die Gefahren,
Blieben weit entfernt vom Orte,
Keiner kam vor Mehmed Aga.
Als dieß sah der Fohdschi Mehmed-Aga,
Sah er ein, daß er es schlecht begonnen,
Und bereute gleich, was er gehandelt —
Aber spät war jezt die Zeit zur Reue.
Und er rief zu sich zwölf seiner Muth'gen,
Drunter seinen Kaffehschenker Usum. *)
Hört ihr, sprach er, meines Kleides Falten **)
„Sezt euch schnell auf leichte Pferde
„Reitet nach dem Dorf Topola,
„Dorten mögt ihr tödten auch den Czerny,
„Denn wenn der uns jezt entwischet,
„O dann wißt, daß es nicht gut sey." —
Da es hörten die zwölf Kühnen,
Gleich bestiegen sie die schnellen Rosse,
Und vor ihnen ritt der Usum, Kaffehschenke
Und sie eilten nach dem Dorf Topola.
Und am Samstag nach Sonn'untergang,
Noch bevor der Sonntag hat gedämmert,
Von dem Morgenroth und hellen Tage,
Sind sie angelangt die zwölf Gesandten.
Da umringten sie den Hof des Georg,
Sie umstellten ihn von beyden Seiten,
Und von beyden Seiten riefen sie noch:
„Komm heraus Petrowitsch Georg!" —
Wer wird da den Wilden trügen,
Wer ihn schlafend finden da?
Denn der Georg war gewöhnet,
Vor der Sonne aufzustehen,
Sich zu waschen, zu dem Herrn zu beten,
Dann zu trinken ein Glas Branntwein.
So war er schon aufgestanden,
In den untern Keller schon gegangen —
Als von unten er die Türken schaute,
Wollt' er ihnen sich nicht melden —
Meldet sich die junge Georgs-gattin
„Gott, zur Nacht, mit euch ihr Türken,
„Sprecht! was sucht zu solcher Zeit ihr —?

*) Usum, türk. der Lange.

**) Ihr meines Gewandes Falten, orientalische Spruchformel für: Ihr meine Diener! — A. d. U.

„Eben war der Georg vor dem Hause,
„Eben jezt, und ist jezt fortgegangen,
„Und ich weiß nicht, wo er hingegangen."
Dieses schaut und hört der Georg —
Als er überzählte all' die Türken,
Trank er ruhig aus sein Gläschen,
Hatte in der Hand die Flinte,
Schüttet auf die Pfanne frisches Pulver,
Nahm zu sich noch Blei und Pulver
Schlich von unten aus dem Keller,
Ging zu seiner Hürd' im Wald,
Denn dort hatt' er zwölf von seinen Hirten.
Und sogleich erweckt er diese Hirten:
„Stehet auf und bindet los die Pferchen,
Treibt hinaus die Heerde aus dem Zaune,
Mag sie immerhingehen, wo sie wolle.
Und ihr Brüder höret meine Worte.
Nehmet eure bunten Flinten, deckt die Pfannen,
Denn, wenn Gott, der Herr, gibt, daß geschehe,
Was ich heut beschlossen zu beginnen,
Glücklich sollt ihr alle durch mich werden,
Will mit Gold und Silber euch umwickeln
Und in Seide und Damast euch winden."
Alle kaum es konnten nur erwarten,
Trieben da die Heerde aus den Zäunen,
Schütteten das Pulver auf die Pfannen,
Folgten nach sogleich dem Georg. —

Und der Georg ging gerad zum Hofe,
Als er sah mit seinen Hirten, da die Türken,
Sprach er also zu den Seinen:
„Jeder von euch wähle einen Türken,
Aber drückt nicht früher los die Büchsen,
Als bis ihr die meine krachen höret.
Ich will mir den Usum Mehmed nehmen,
Sehet zu, was aus ihm bald wird werden."
Und dieß sprach er aus Petrowitsch Georg,
Kniete nieder, drückte los die Flinte.

Wo der Georg hinzielt, da auch trifft er
Todt fiel Usum nieder von dem Pferde,
Als dieß sahen die zwölf Hirten,
Schossen ab sie die zwölf Flinten,
Und sechs Türken fielen, die getroffen,
Und die andern sechs zu Roß enteilten.
Gleich rief Georg in Topola viele Brüder,
Auf der Spur den Türken nachzusetzen.
Und sie jagten sie bis nach Sibniza.
Da verfügten sich die Türken in ein Gasthaus.
Wehe ihren Müttern! daß sie da geblieben,
Da umringt sie Czerni mit den Seinen,
Rief noch viele aus dem Dorf Sibniza,
All' zusammenkamen die Sibnizer,
Sammelten sich da bis hundert Helden,
Warfen Feuerbrände in das Wirthshaus,
So verbrannten drinn drey Türken,
Drey doch kamen angstvoll aus der Thüre,
Die die Serbier gleich niederschlugen.
Drauf schickt Georg Brief nach allen Seiten,
Nach den Belarad'schen siebzehn Bezirken,
An die Knesen, Dorfesoberhäupter:
„Jeder seines Dorfs Su-Vascha tödtet,
„Weib und Kinder derat in Zufluchtsörter."
Als dieß hörten alle Serbier-Häupter,
Also gleich gehorchten sie dem Auftrag,
Sprangen alle auf die leichten Füße,

Gürteten sich mit den blanken Waffen,
Jeglicher erschlug seinen Su-Pascha,
Und verbargen ihre Kinder, Weiber. —
Als die Serbier Georg so gerufen,
Mit den Türken so sie überworfen,
Also gingen sie durch die Bezirke,
Sengten all' die türkischen Wachthäuser,
Rissen nieder all' die Lusthäuser.
Fielen in die Marktplätze der Türken,
Alle türk'schen Märkte sie verbrannten,
Weiber, Männer schlug ihr Schwert darnieder —
So hat er die Türken angefeindet;
Dachten wohl die Türken, daß die Rajahs
Ihnen nur ein Scherz, allein die Rajahs
Sind den Festungen ja doch das Leben.
Und so standen auf die Rajahs,
Häufig, wie das Gras wächst aus der Erde,
Trieben in die Festungen die Türken.
Georg eilt von einer Festung zu der andern,
Ruft zusammen überall die Bewohner:
„Hört mich an ihr Türkenbürger,
„Oeffnet mir die Thore eurer Schanzen,
„Gebt heraus mir all' die Unterdrücker,
„Wenn ihr wollt in Ruh' und Frieden bleiben.
„Daß die Festung wir dem Kaiser nicht zerstören,
„Aber wollt ihr nicht die Zwingherrn liefern,
„Sie, die Dahien, diese Türkenschelme;
„Dann so wißt ihr! wie von Rajahs diese Schanzen
„Sind gebauet worden in neun Jahren,
„Können sie in einem Tag sie brechen —
„Mit dem Kaiser können wir selbst kriegen,
„Aber mit dem Kaiser, wenn wir kriegen,
„Mögen alle sieben Könige sich mühen,
„Uns zu sühnen, werden's nicht vermögen;
„Denn wir werden kämpfen mit Verzweiflung."
(Der Beschluß folgt.)

Gentleman.

Folgende Definition des Wortes Gentleman finden wir in einem englischen Blatte. „Ein Gentleman durch Geburt (Gentleman by birth) ist der Sohn eines Gentleman; ein Gentleman durch Blut (Gentleman by blood) ist der Enkel eines Gentleman. Jeder, der eine Stelle im Namen Sr. Majestät bekleidet hat, hat insofern die Gunst Sr. Majestät genossen und kann Ansprüche auf alle Vorrechte eines Gentleman machen, er mag Handlung treiben oder nicht. Es ist sehr zu bedauern, daß das Recht der Siegelfähigkeit (jus sculi) in der neuern Zeit so wenig beachtet worden ist; es war früher, gleich dem jus imaginum bey den Römern, ein ausschließliches, bezeichnendes Vorrecht eines gentilis homo. Die Gränzen der persönlichen gentilitas (gentility) sind jedoch sehr ausgedehnt, wie man aus folgender Definition in Smith de republica anglica sieht. Wer die Gesetze des Reiches studirt, wer auf den Universitäten studirt, wer eine freye Kunst treibt, und mit einem Wort, wer müßig und ohne Handarbeit leben kann, und die Art und Weise eines Gentleman an sich hat, der sollte Herr (master) genannt und als ein Gentleman angesehen werden. —

Korrespondenz-Nachrichten.

Leipzig, Anfang Mai.

Die nun geschlossene Jubilatemesse hat keinen bösen Nachruhm hinterlassen; vielleicht blos darum, weil man auf einen glänzende Vortheile bringenden Verkehr nicht hoffen durfte, und deßhalb das sich Darbietende mit Zufriedenheit hinnahm. Allmählich gewinnt der Handelsverkehr wieder seinen ruhigen Gang. — Doch ich überlasse jedem, von diesen Angelegenheiten zu sprechen, dem eine größere Uebersicht derselben verstattet ist. Ich beschränke mich hier auf Anführung des Interessanten und Schönen, welches uns die verflossene Messe darbot. Zuerst standen wiederum zur Freude der hiesigen und fremden Kunstfreunde die Kunstsammlungen der HH. von Speck und Campe zur Beschauung offen; auch die Gemäldesammlung des Hrn. Hofraths Reib (die sonstige Löbr'sche Sammlung), in welcher treffliche Originalwerke und Kopien bedeutender Bilder zu sehen sind, war mit dankenswerther Liberalität den Freunden geöffnet. Die Ausstellung der hiesigen Kunst- und Zeichenakademie fand zum ersten Male in dieser Messe in einem vortrefflich dazu eingerichteten Saale des Schlosses Pleißenburg statt, und gab mehrere Beweise von dem rühmlichen Fortschreiten unserer Künstler. Etwas ausführlicher werde ich von derselben im Kunstblatte sprechen. Vor dem Grimmaischen Thore stand — leider in der allerschlechtesten Beleuchtung, welche der anhaltend stürmische Himmel lieferte, Altona und Hamburg, ja auch London in Panorama aufgestellt. Die Malerey des erstern Panorama, und besonders die Wasserseite desselben ist sehr lobenswerth; aber die ungünstige Aufstellung wirkte der Illusion sehr entgegen. Das Panorama von London ist gut gemalt, aber jezt schon ein wenig abgenuzt. Außerdem waren eine Menge interessanter Städteansichten von dem geschickten Hrn. Jerwitz, ferner Paris und Leipzig in fleißig gearbeiteten Modells, Reliefs genannt, aufgestellt. Eine Sammlung Modells von Maschinen und Instrumenten von hiesigen Künstlern gefertigt, zeugt auch von den Fortschritten in der mechanischen Kunst. Die Natur hatte zu den sehenswürdigen Gegenständen, welche in den Buden ausgestellt waren, vornehmlich einige Schlangen (Anaconda, boa constrictor, zwey Klapperschlangen, eine größere und eine kleinere) und das hier noch nie lebendig gesehene Chamäleon geliefert, welche Thiere unsere zahlreichen Naturforscher sehr interessirten. Jene hielt nur die rauhe Witterung zu sehr in ihren Friedbecken versteckt. Auch war ein schöner Löwe mit der Löwin zu sehen. Die ganze Menagerie, welche ein Herr von Dinter zeigte, war, wie Alles, was diesmal gezeigt wurde, mehr ausgezeichnet als zahlreich.

(Der Beschluß folgt.)

Auflösung der Charade oder auch Räthsel in Nr. 120.

Hanse (die große Hanse — in der einfachen Zahl Hanse oder Hansa) im Mittelalter die Verbindung der 85 niederdeutschen Städte unter dem Vorsitze der Stadt Lübeck.

Räthsel.

Es ward von Rednern und Auteren
An mich nur zu viel Zeit verloren,
Sie sagten mich, und merkten's nicht.
Glaubt darum nicht mit eitlem Sinn,
Daß Ihr mich auch so leicht erfaßt. —
Am ersten räthst du, was ich bin,
Wenn du mich nicht im Kopfe hast.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Nro. 127.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Montag, 29. Mai 1826.

Deines Lebens Sonnenlicht
Ist Vernunft; die fliehe nicht.
Wird sie dir im Rücken steh'n
Wird dein Schatte vor dir geh'n.

Herder.

Die goldenen Eier.

(Fortsetzung.)

„Könntest du mir gut seyn, schönes Kind!" fragte der Bürgermeister, und das Mädchen legte das niedliche Händchen auf ihr Herz, dessen starkes Klopfen noch einmal so einnehmend und anziehend war, weil die Wölbung, welche ihm zur Wohnung diente, im schönsten Style gebaut war.

„Leider — sprach die Alte an ihrer Stelle — ist das Mädchen freylich stumm, und ich weiß nicht, ob Ihr hieran vielleicht Anstoß nehmen möchtet."

„Ach Gott, nicht den mindesten, antwortete der Bürgermeister in höchster Exaltation. Vielmehr danke ich meinem Schöpfer verbindlichst, daß es so ist, und daß er mir vermuthlich hierdurch die vielen abgeschmackten Worte und Redensarten gewissermaßen vergüten will, mit denen meine Seelige mich ohne Zweifel längst unter die Erde gebracht hätte, wenn sie nicht so zeitig selber aus derselben gegangen wäre." Zugleich wollte er seinen Arm um das Mädchen schlagen.

Die Alte sagte jedoch: „Oho! so weit sind wir noch gar nicht." Dabey zog sie ihn so mächtig hinweg vom Ziele seiner Wünsche, daß sein Respekt vor ihr beynahe so groß wurde, als seine Sehnsucht nach dem Mädchen.

„Für's erste — fuhr sie fort — müßt Ihr wissen, Herr Bürgermeister, daß das Mädel durchaus nichts hat, als was Ihr hier an ihr seht. Denn wollte ich ihr auch von meinen Siebensächelchen einen ganzen Frachtwagen voll mitgeben, so würde es ihr doch nichts helfen in einem Leben, wo die Phantasie, in deren Reich ich mich, seit die Wirklichkeit so heillos an mir verfuhr, einzig zurückgezogen habe, höchstens Sklavin, nie Gebieterin seyn darf und daher auch ihre Produkte kein Anerkenntniß finden. Denn unter uns, jene blinkenden Goldeier, die Euch offenbar erstaunlich in's Auge stechen, sind nichts weiter als hartgesottene Phantasiebilder. In der Wirklichkeit halten sie sich nicht und lassen sich auch am allerwenigsten versilbern."

Glaubte nun der Bürgermeister — was die Folge als das Wahrscheinlichste erweist — dieß sey nur ein gnädiger Spaß der alten Hexe, oder war er wirklich der Meynung, daß solch eine Schönheit auch ohne alle sonstigen irdischen Güter annehmlich sey, genug, als die Alte ihn fragte, ob er das schöne Kind an sich für werth achte, die Frau eines rechtlichen Mannes zu werden, so gab er ganz unbedenklich ein Ja zur Antwort.

„Und — sprach sie mit einer so freundlichen Grimasse, daß er aus Abscheu davor die Augen fest zudrücken mußte — wollt Ihr sehen, wer der Mann ist, so schaut einmal in den Spiegel dort."

Kaum aber hatte der Bürgermeister das gethan, so gerieth er auch ganz außer sich vor Freude, erstens darüber, daß seine Hoffnung gegründet und er selber der Mann war, und dann, daß es mit seiner Verjüngung in der That seine Richtigkeit hatte, und er, wenn er sich recht erinnerte, im Spiegel völlig so aussah, wie vor ungefähr dreyßig Jahren. Und es ging ihm just wie vormals einem

Digitized by Google

gewissen Narciß, und wie noch alle Tage einer Menge Leute. Denn er konnte sich gar nicht satt sehen an dem erfreulichen Bilde und vergaß darüber anfangs sogar das Mädchen und die Alte.

„Nun — fragte diese, zu ihm tretend — findet Ihr das Mädchen passend für den, so Ihr da seht?“

„Vollkommen! antwortete er, und war so trunken in Freude, daß er, des erschrecklichen Schmunzelns der Alten ungeachtet, ihre Runzeln und blauen Lippen doch dankbarlichst an seinen Mund drückte. Auch sie schien die seltene Gelegenheit mit Feuer zu ergreifen und küßte ihn so inbrünstig und laut, daß man es vielleicht draußen im Walde hören konnte.

Aber die ganze Jugendfülle, welche ihn durchflammt hatte, erfror auf einmal wieder, als er sich umwendete, und sein inzwischen aus der Kammer hereingetretener Sohn dastand, und um den väterlichen Segen zu dieser Verbindung bat.

Je klarer ihm die, bis dahin ganz schief betrachtete, Sache nun plötzlich in's Licht trat, da sein Sohn wirklich die größte Aehnlichkeit mit ihm hatte, um so aufgebrachter ward er auch. „Böser Junge — rief er aus — nun merke ich leider nur allzugut, daß du heute Mittag genau wußtest, welche Gottlosigkeiten in dieser vermaledeyten Hütte getrieben werden. Rechne jedoch ja nicht auf meine Einwilligung und überhaupt auf nichts weiter von mir, als daß ich dich aus meinem Hause stoße für immer.“

Und während sich sein gemißhandeltes Herz durch eine Menge von Bösewichtern, Galgenstricken u. s. w., die er von sich warf, große Erleichterung verschaffte und das Pärchen die Augen tief niederschlug, um nur die furchtbaren Gesichter nicht zu sehen, welche den Hagel begleiteten, der aus seinem Munde auf die schönsten Hoffnungen niederfiel, so lachte die Alte dergestalt, daß sie sich den Bauch halten mußte und sagte dann zu ihm: „Ereifert Euch doch nicht so gewaltig, umsonst und um nichts. Erlaubt mir aber, den Leutchen draußen Trost zuzusprechen. Indeß könnt Ihr Euch hier die Sache überlegen.“

Vielleicht mochte ihm das noch das Liebste seyn. Denn da die Schränke offen standen, so sprach er in ihrer Abwesenheit diesmal lieber den Diamanten zu, mit denen er übrigens, ohngeachtet des festen Vorsatzes einer des Rückweges halber nothwendigen Beschränkung seines Begehrungsvermögens, zuletzt doch die Taschen ebenfalls überfüllt hatte. Und über die große Schwierigkeit in der Wahl bey so vielen ganz ausgesuchten Kostbarkeiten hatte er nicht nur die Hauptsache, das Ueberlegen, ganz vergessen, sondern auch sogar aus der Acht gelassen, daß inzwischen die Dämmerung immer undurchsichtiger geworden war.

Ein leises Geräusch, wie von Schlangen, theils mit, theils ohne Klappern, welche über den Fußboden schlüpften, erschreckte ihn jetzt dergestalt, daß er, ohne die Rückkehr der Andern abwarten zu wollen, die Thür schon zu gewinnen dachte, um vor Einbruch der völligen Nacht wenigstens den Wald hinter sich zu haben. Allein umsonst alle Versuche, die Thüre zu öffnen. Die Fenster waren gleichfalls so verquollen, daß sie nicht aufgingen, ja sogar der Versuch, nach dem Beyspiel der Frau Steuereinnehmerin, eine Scheibe einzudrücken, um so hinaus in's Freye zu gelangen, mußte versagen, da die Alte dem Glase seitdem eine ganz fabelhafte Härte gegeben hatte. Verzweiflungsvoll sank er endlich in den Armstuhl, wo schon am Vormittage sein Sitz gewesen war. Aber zum Unglück wurde das Innere der Hütte immer lebendiger und unheimlicher. Der Lindwurmsrachen, welcher den Ofen vorstellte, gab, trotz der fortdauernden Glut in ihm, alle Kennzeichen des Lebens von sich. Der dem Bürgermeister gradüber sitzende Basilisk fing an, wie sein Vater, der Hahn, zu krähen, und nebenher, wie seine Mutter, die Schlange, zu zischen. Als nun der gepeinigte Bürgermeister, um nur von seinem mit zugenommenem Dunkel immer heller aufsprühendem Blicke nicht vergiftet zu werden, die Augen vor sich hin zur Erde senken wollte, äugelten die beyden Brillenschlangen, welche seinem Sessel zugleich als Lehne und Arme dienten, von seinen Armen herauf den Mann so gierig an und streckten ihm die sehr beweglichen Züngelchen nebst den Giftzähnen mit so vielem Behagen entgegen, daß er unstreitig einen herzhaften Sprung aus dem Sessel gethan hätte, wäre nicht der ganze Fußboden mit dem vollständigsten Assortiment von giftigem Gewürm dergestalt überdeckt gewesen, daß an kein Aufspringen zu denken war, ohne auf mehreres davon zu treten und so die Rache des Ungeziefers erst noch zu reizen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Der Anfang des Aufruhres wider die Dahien.

(Beschluß.)

Da die Bürger fingen an zu weinen,
Sprachen dann zum Georg diese Worte:
„Georg Bey! du Serbier Hauptmann,
Alles woll'n wir geben, was ihr fordert,
Doch zerbrechet nicht des Kaisers Vesten,
Streitet nur nicht mit dem Herrn und Kaiser,
Und wir liefern euch die Türken, die Bedrücker.“

So erhuben sich die Türkenbürger,
Oeffneten die Thore von der Festung,
Lieferten die schändlichen Gesellen,
Die Aufreisser, die Türkenschelme,
Uebergaben sie den Serbierhänden!
Lieber Gott, und liebe Gottesmutter!
Ach wie sie die Serbier da empfingen,
Die Bedrücker in die weißen Hände!
Da begannen sie sie auszukleiden,
Führten nackt herum sie, ohne Kleider,

Digitized by Google

Ohne Saruk *) in den kleinen Mützen,
Barfuß, ohne Stiefel, ohne Schuhe,
Also nackt und barfuß, schlugen sie mit Keulen,
„Kerle, Paschen, wo sind unsre Gelder?“ —
Mitt' im Felde zieht Georg den Säbel,
Und enthauptete die Bösewichter.
Als so Georg niederschlug die Türken,
Sie erschlug, die türk'schen Bösewichter —
Ging der Georg ringsum in die Festen,
So viel Türken in den Festen waren,
Welche Türken zum Enthaupten waren,
Hat er ausgerottet; aber auch verschonet
Alle, welche waren zum Verschonen,
Was zum Christenthume taugte, ließ er taufen. —

Als der Georg also Serbiens Herrscher wurde,
Als er Serbien mit dem Kreuz gesegnet,
Und mit seinen Flügeln es bedecket,
Von Widin bis zur Drina,
Vom Kossomer Felde bis zu Belgrad.
Da sprach Georg zu dem Drinafluſſe:
„Drinawasser! edle Landesgränze,
„Zwischen Bosnien und Serbien Gränze,
„Heil dir, deine Zeit, bald wird sie kommen,
„Wo ich dich auch übersetzen werde,
„Und das schöne Bosnien heimsuchen!“ —

* * *

Anmerkung des Originals.

Als die Serbier Schabatz (Festung an der Sau) zum ersten Male umringten, im Anfange des Jahres 1804, da, spricht man, sollen die türkischen Weiber in der Festung gesungen haben:

„Es empörten sich Paar Schlechte,
„Haben Bischen Pulver in dem Kürbiß,
„Wollen Schabatz unsern Moslem nehmen;
„Meinen, Schabatz wär' ein Scherz, die Dummen;
„Aber Schabatz ist das Haupt von Belgrad.“

Aber die Serbier eroberten es dennoch.

* * *

Der Verfasser dieses Liedes, der serbische Rhapsode **Philipp** ist geboren in Mediasch in Bosnien. Näheres über ihn bitte ich in meinen frühern Notizen über Serbien in der Leipziger Modenzeitung dieses Jahres nachzulesen. Zugleich kann ich mir hier die Bemerkung nicht versagen, daß, selbst abgesehen von dem unbestrittenen hohen poetischen Werthe dieser Dichtung — das außerordentliche Gedächtniß eines Mannes, der ein improvisirtes Gedicht von mehr als 630 Versen (und deren hat er über hundert gesungen) sogleich nach dem ersten Auffassen für immer im Gedächtniß behält und zu jeder Zeit unverändert absingt — daß ein solch ungewöhnliches Talent, meines Wissens, bey keinem der neuern berühmten und unberühmten italienischen Improvisatoren angetroffen wird. Dieser blinde Philipp ist in mehr als einer Rücksicht der Homer der Serbier, und die Uebersetzung seiner gesammten episch-lyrischen Gesänge wäre sicherlich keine unbedeutende Bereicherung für die deutsche Literatur.

*) Kopfbedeckung der Türken; eine große Schande für sie, sich mit entblößtem Haupte zu zeigen.

A. d. U.

Erfindung der Dampfschiffe. *)

Bey der zunehmenden Wichtigkeit der Dampfmaschinen, und namentlich der Dampfschiffe, ist es nicht mehr als billig dem eigentlichen Erfinder dieser leztern die gebührende Ehre zu geben. Dieser ist aber weder ein Engländer noch ein Franzose, noch ein Amerikaner, sondern ein Spanier. Blasco de Lopola machte schon im Jahr 1543 dem Kaiser Karl V und seinem Sohne Philipp Anträge zur Erbauung eines durch Dampf getriebenen Schiffes. Er machte bey Barcelona glückliche Versuche mit einem von ihm erbauten Dampfschiff. Die Beweise dieser Thatsache, die Protokolle u. s. w. sind noch in dem Archiv von Simancas vorhanden. Blasco de Lopola fand Feinde und Neider. der Kaiser scheint die Wichtigkeit seiner Erfindung nicht begriffen zu haben, und sie ward wieder vergessen. Die Verbreitung und die Unterstützung der großen Erfindungen, die als Stufen in der Civilisation des Menschengeschlechts dastehen, müßen von den Völkern selbst ausgehen. Daß zu einer Zeit, wo Carl V. den lezten Funken bürgerlicher Freyheit in Spanien erstickte, eine Erfindung, welche nur von einem betriebsamen, wohlhabenden, freyen Bürgerstand gewürdigt werden kann, in Vergessenheit gerieth, ist nicht zu verwundern.

*) Aus einem Brief des E. F. M. de Navarrete an den Baron von Zach.

Korrespondenz-Nachrichten.

Leipzig, Anfang Mai.

(Beschluß.)

Am Fremden fehlte es dießmal nicht; aber wohl an einem schönen Himmelslicht für die herrlichen Anlagen um unsere Stadt, aus welchen sich jezt das vollendete Gebäude der Bürgerschule imposant hervorhebt, und für das sonst belebte Rosenthal, in welchem das sogenannte Schweizerhäuschen des Hrn. Klitsch noch größtentheils verlassen stand. Ungeachtet der anhaltend schlechten Witterung war doch auch das Theater nicht sehr besucht, in welchem unsere Direktion durch Mannichs

fältigkeit zu unterhalten suchte. Hier sah man Göz von Berlichingen (eine vortreffliche Vorstellung) und das Alpenröslein, Makbeth, und den Hofmeister in tausend Aengsten, Don Carlos und Armuth und Edelsinn, Zauberflöte, Tankred und Fräulein vom See, Berggeist und Jagd, Zemire und die sieben Mädchen in Uniform ꝛc. Am Schlusse der Messe verließ Hr. und Mad. Schmidt, nebst Dem. Hauf unsere Bühne. Vorzüglich die lezere war unserer Bühne sehr brauchbar, und bey dem Publikum, das sie von Kinderrollen an sich hatte entwickeln sehen, beliebt. Indessen habe ich bey mehrern Gelegenheiten angedeutet, daß mir die Schäzung derselben, welche sich in öffentlichen Wünschen an die Direktion und bey einigen Darstellungen aussprach, etwas übertrieben vorkam, was sich auch zulezt zum Mißfallen der Gebildeten durch eine ärgerliche Partheyenfehde erwiesen hat. In gemüthlichheitern Rollen leistete sie unstreitig das Meiste; ihre Schwester, Mad. Schmidt im eigentlich Sentimentalen. Später verließ Dem. Canzi unsere Bühne, nachdem sie als Helene im Fräulein vom See, Zemire, und als Sängerin im Konzert am Hofe, ihren vorzüglichsten Parthien, sich verdienten und einstimmigen Beyfall erworben hatte. Sie gab noch am 1sten Mai ein Abschiedskonzert mit Deklamation, und wird wahrscheinlich im nächsten Winter zu unserer Oper zurückkommen. Nachdem Hr. Haaken seine Gastrollen geschlossen, wobey ich bemerken will, daß er im Conversationsstück sich hier größern Beyfall als im Tragischen erworben hat, trat Hr. Fähringer vom Frankfurter Theater als Gast auf. Ich habe nur seinen Posa gesehen, fand diesen aber zu zahm und zierlich; am meisten von der Idee entfernt in der berühmten Unterredung mit dem König, wo er in dem Tone eines jungen Mannes sprach, der den Monarchen wegen einiger liberalen Ideen, die er sich vorzutragen genöthigt sieht, gleichsam um Verzeihung bittet. Auch habe ich viel falsches Betonen gehört. In dieser Darstellung war Mad. Miedke als Eboli ganz ausgezeichnet; Hr. Devrient stellte den Carlos mit mehr Fleiß und Auseinandersezung als sonst dar. Mad. Genast gab eine würdige Darstellung der Königin. Hr. Fähringer hat noch den Carl Moor, Rudolph in Körners Hedwig, den Hrn. von Uhlen in der eifersüchtigen Frau repräsentirt; allein ich konnte diesen Darstellungen nicht beywohnen, auch habe ich über die Erstre nichts Günstiges erfahren. In der Conversation soll Hr. Fähringer ein gewandter und angenehmer Schauspieler seyn. — Mad. Neumann aus Karlsruhe wird nun erwartet.

Noch fielen in die Ostermesse einige interessante Konzerte, nämlich die zwey lezten Abonnementskonzerte, in welchen vorzüglich Symphonien von Beethoven (A und F) aufgeführt wurden. Im lezten trat auch Dem. Blahetka aus Wien auf, deren ungemeine Fertigkeit im Pianofortespiel in dem Vortrag des ersten Satzes des Kalkbrennerschen Klavierkonzerts (D-moll) und der von ihr selbst komponirten gefälligen Bravourvariationen hervorleuchtete. Die Gediegenheit, welche das Spiel dieser liebenswürdigen und auch durch ihre äußere Erscheinung ausgezeichnete Virtuosin noch erwartet, muß von Innen herkommen. In dem von ihr im Gewandhaussaale veranstalteten Konzert trug sie das schwierige Konzert aus Cis-moll von Ries vor, eine Musik, in welcher große Schattenmassen gegen einander geworfen und sanfte Lichter dazwischen gestreut sind, aber die Einheit und Haltung des Gefühls ganz fehlt. Von ihren in demselben Konzert vorgetragenen Variationen über ein Ländlerthema waren die meisten recht hübsch. Ein eigentliches Adagio, aus welchem man den Umfang dieses Talents hätte kennen lernen, spielte Dem. Blahetka leider nicht. Die Theilnahme an diesem Konzert war gewiß dadurch vermindert worden, daß man kurz vorher mehrere Klaviervirtuosen, und vornehmlich Hummel gehört hatte. — Ein darum auch wenig besuchtes Konzert gab der kleine achtjährige Pole Krogulski im Saale des Musikvereins. Was wir von ihm vortragen hörten (Konzert von Hummel, Konzertsaz von Kalbrenner D-moll, und interessante Variationen von Kurpinski über ein sehr nationelles Thema) hat uns gezeigt, daß bey ihm mehr, als ein großes mechanisches Talent vorhanden ist; es ist ein ausgezeichnetes Musiktalent, dessen Entwickelung aber erst dann vollkommen werden wird, wenn es durch die übrige geistige Ausbildung fortdauernde Nahrung empfängt — was freylich auf Reisen nicht leicht zu erwerben ist. Von neuen Musikstücken hörten wir in den lezgenannten Konzerten Schillers Sehnsucht, von A. Romberg komponirt, und vortrefflich gesungen von Hrn. Hering; die Komposition gehört zu den glücklichsten und empfundensten Rombergs. Ferner Ouvertüren von Max Eberwein (im pathetischen Styl mit einigen gewaltsamen Ausweichungen) und L. Maurer (zu der Oper: der neue Paris; lebhaft und gut gearbeitet, aber ein wenig zu lang.) — Eine große musikalische Aufführung wurde zum Besten der Abgebrannten des sächsischen Städtchens Dippoldiswalde von dem Musikverein in Verbindung mit der hiesigen Singakademie am ersten Meßsonntage veranstaltet. Hier dirigirte Hr. Musikdirektor Schulz Haydns Frühling, und Hr. Musikdirektor Pohlenz Naumanns Vater unser. Beyde Aufführungen waren im Ganzen vortrefflich; der vollstimmig besezte Chor, so wie die Sopran- und Tenorsoloparthien zeigten, was unter sorgfältiger Leitung unsere Dilettanten zu leisten im Stande sind.

Von neuem Musikverlag, welchen wir in dieser Messe empfingen, empfiehlt sich Preindl's (Kapellmeisters zu St. Stephan in Wien) Gesangslehre; ein schönes Gesangsterzett (für Sopran, Tenor und Baß) von Beethoven, wahrscheinlich aus dessen blühender Zeit: Tremate, empi, tremate etc., welches in Stimmen und im Klavierauszug erschienen und für Konzertgesang sehr brauchbar ist; — gefällige Sonaten für Pianoforte und Violine von Meyseder; und ein Rondo brillant (oeuvre 109) für Pianoforte, von Hummel, (sämmtlich bey Steiner in Wien erschienen). In Simrocks Verlage sind zwey Hefte, die Hand trefflich übender und nicht allzuschwerer Etuden für das Pianoforte, welche auch durch Modulation interessiren, erschienen. Unter den Stimmen des Frühlings von Lorche und H. Stieglitz (bey Probst erschienen) sind einige sehr gelungene Liedermelodien. Aus Schotts Verlage (in Mainz) erwarten wir noch Beethovens neueste große Werke. Vor Kurzem hat diese Verlagshandlung schon das sechszehnte Heft der sehr gelesenen Cäcilia versendet.

Was die Literatur anlangt, so wird noch mehreres Bedeutende, was angekündigt war, erwartet. Erschienen ist nun der fünfzehnte Theil der großen Encyklopädie, der bis Cay geht, und von dem encyklopädischen Wörterbuch, welches durch Pierer in Altenburg erscheint, des sechsten Bandes erste Abtheilung, der vom Credo bis zur Diebslaterne fortgeht. Freunde der bildenden Kunst werden in Quandts geistreichem Entwurf zu einer Geschichte der Kupferstecherkunst (Leipzig bey Brockhaus) eine angenehm belehrende Lektüre finden. In der poetischen Literatur theilen sich die lyrischen Dichter noch am meisten mit. Die Vesperklänge von Heilmann (Essen bey Bädeker) gehören nebst dem ebendaselbst erschienenen Psalterion oder Erhebung und Trost in heiligen Gesinnungen von Hengstenberg zu dem Vorzüglicheren. —

Beylage: Kunstblatt Nr. 43.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Nro. 128.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, 30. Mai 1826.

O schwere Last der Eitelkeit!
Um schlecht zu leben, schwer zu sterben.
Sucht man sich Güter zu erwerben.

Gellert.

Die goldenen Eier.

(Fortsetzung.)

8.

Zum Glück verschwanden alle diese Schreckniſſe mit der Rückkehr der Alten, und des jungen Pärchens. Als aber der geängſtete Bürgermeiſter durch die noch offen gebliebene Thüre hinaus wollte, ſo ſagte ſie: „Ey warum nicht gar!“ und ergriff ihn beym Arme.

Drauf beſchwerte er ſich ſehr über die gräßliche Lebendigkeit der Hütte in ihrer Abweſenheit und beſchrieb ſolche auf das Furchtbarſte.

„Bürgermeiſterchen, Bürgermeiſterchen! — ſprach hierauf die Alte, den Finger drohend aufgehoben — weißt du wohl, daß das dumme Zeug, das du da geſehen, dir durchaus nicht zur Ehre gereicht. All das giftige Leben um dich her iſt nichts weiter geweſen als eine Art von Gewiſſensbiſſe. Gehe daher hübſch in dich, du gottloſes Männchen, und gib eine ordentliche Erklärung darüber ab, daß dieſes Mädchen und dieſer junge Menſch nächſtens ein Ehepaar werden ſollen.

Das that er auch wirklich, jedoch allein unter der Bedingung, daß ſein Sohn ihn ſogleich heimbegleiten ſolle, was die Alte ihm auch willig zugeſtand.

Kaum aber hatten Vater und Sohn den freyen Platz um die Hütte im Rücken, ſo nahm auch der Bürgermeiſter (denn es ging ihm mit den Edelſteinen gerade wie am Vormittage mit den Goldeiern, er war außer Stande ſie weiter fortzubringen) einen Vorwand, ſich von ſeinem Sohne zu entfernen und einen Weg in's Dickicht einzuſchlagen und warf ſie dort unter Strauchwerk, um die Kleinodien gelegentlich nach und nach heimzuholen, dann kehrte er zu dem, auf ihn harrenden Sohne, zurück.

„Und nun, mein Sohn — begann er jezt, grade ſo, als wenn er mit Allem recht zufrieden geweſen wäre — nun ſage mir doch auch hübſch, wie du zu der Bekanntſchaft jener Alten und des Mädchens gekommen biſt.“

Recht froh über ſolch eine unerwartet freundliche Anſprache, glaubte ihm der junge Mann ſein Herz ausſchütten zu müſſen, und erzählte ihm, er ſey dieſen Morgen ganz früh in den Wald ſpazieren gegangen und habe aus Kurioſität zur Lektüre ein uraltes Stück Akten mitgenommen. Nach dieſen Akten wären in wenigen Jahren eine große Menge Hexen in ihrer kleinen Stadt verbrannt worden. Die Akten aber, ſtatt Auskunft über ihre Verbrechen zu geben, hätten gemeiniglich nichts als die Anklage, und nachher in größter Kürze ihr Bekenntniß auf der Folter enthalten und mit der Hinrichtung geſchloſſen, da habe er denn ſein Entſetzen über ſolch ein himmelſchreiendes Verfahren laut ausgeſprochen. Plötzlich ſey nun eine alte Holzleſerin zum Vorſchein gekommen, die ſich auf das Freundlichſte erkundigt, ob er nicht einem Mädchen aus der Nachbarſchaft recht herzlich gut ſey. Auf ſein Erſtaunen, daß ſie davon wiſſe, habe ſie ſich ſogleich als von Allem unterrichtet gezeigt, die Wahl gebilligt, ihn auch mit dem Mädchen zuſammenzubringen verſprochen. Das ſey nun

Digitized by Google

in der Hütte geschehen, welche sie, ihrem Berichte nach, sich alle hundert Jahre zur Jubelfeyer ihres Todes in hiesiger Stadt aus Eis hier im Walde erbaue. Einmal schon hatte sie, wie sie gesagt, diese hundertjährige Feyer vollbracht, ohne daß eine Menschenseele etwas davon gewahr worden, dießmal aber hätten die Irrwische eine Botenfrau ihr zugeführt, welche vermuthlich das Ding ausplaudern würde. Sie habe sich übrigens, wegen der guten Gedanken, die er für sie geäußert, als Mitlerin in seiner Liebesangelegenheit erboten. Leider sey nur seine Braut unglücklicher Weise auf einmal der Sprache beraubt gewesen. Anfangs habe ihm das zwar großes Herzeleid verursacht, er wisse sich aber schon jezt recht erträglich darein zu finden.

„Böser Junge!" summte es jezt an das Ohr des Berichterstatters. Aber er wußte nicht, rührte der Ton wirklich von den Lippen seines Vaters her, oder war er nichts als ein Auswuchs seiner eigenen, am damaligen Tage allerdings außerordentlich in Bewegung gesezten Phantasie, denn das Wort klang nur so unbestimmt, wie der zornige Laut der Aeolsharfe, wenn ein recht heftiger Windstoß sie erfaßt.

Der junge Mann fügte noch ganz kurz hinzu, daß, sobald man ihn auf die Hütte habe zuschreiten sehen, das Pärchen sogleich durch die Hinterthüre von der Alten entlassen worden sey.

„So, so!" sagte der Bürgermeister und rieb jezt die Hände, dann nahm er Tabak, dann hustete er, als ob sein Hals im Innern voller Fischgräten stecke. Doch fügte er bald darauf hinzu: „Charmant, charmant!" denn er bedachte, wie verdrießlich es seyn würde, wenn sein Sohn in der Verzweiflung zurückkehrte zu der Hexe und ihn allein ließe in der Stockfinsterniß des Waldes, zumal da in keiner großen Entfernung erst vor Kurzem Schüsse gefallen waren, ein Wilddieb aber, den er vor einiger Zeit in's Zuchthaus geschickt, nach seiner Entlassung aus diesem ihm die schriftliche Zusicherung gegeben hatte, daß er nächstens bey der, Gott gebe glücklichen, Fortsetzung seiner frühern Lebensbahn, in Gemeinschaft mit mehrern Gleichgesinnten seinen Regreß an ihm gewiß zu nehmen hoffe.

„Vermögen hat sie wohl nicht?" fragte dann der Bürgermeister weiter. „Leider, gar keins! Wie wollte auch die Tochter eines armen Schulmeisters zu Vermögen kommen? Eben darum fehlte mir das Herz, Euch um Eure Einwilligung zu bitten." — „Ah so!" sprach der Alte und lachte so stark, daß der arme Verliebte immer mehr zu zweifeln anfing an der Aechtheit der väterlichen Freude über sein Glück, besonders da jezt, weit vernehmlicher als vorhin der böse Junge, erst ein verdammter Schlingel und dann gar ein vermaledeyter Taugenichts aus dem Munde des Vaters herausbrummten.

Späterhin raffte der Alte aber doch wieder so viele Freundlichkeit zusammen, als er nur habhaft werden konnte und sprach: „Gleichwohl, du Schelm, gingst du heute Mittag so wenig mit der Sprache heraus, als ich dir sagte, daß dergleichen Dinge nicht möglich wären?" — „Weil Ihr ja, lieber Vater, von dem Daseyn der Eishütte eben so gut unterrichtet waret als ich."

Innerhalb der Stadtmauern hatten sie aber kaum zwey Schritte gethan, als der Vater seine Maske ganz fallen ließ und sagte: „Von nun an, Bursche, befehle ich dir, keinen Gedanken mehr zu haben an die junge Bettlerin und die alte Hexe, die durch ihr heutiges Benehmen schon allein das Urtheil rechtfertigt, das vor zweyhundert Jahren über sie gesprochen wurde, und das ein gelbschnäbliger Galgenschwengel, wie du, wahrlich nicht um seinen damaligen Kredit bringen wird."

(Die Fortsetzung folgt.)

Pariser Zeitungslese.

Alle niedlichen Fingerchen in der Chaussee d'Antin sind gegenwärtig voll Stiche, wie die Finger der Nätherinnen. Aber sie verwenden die Nadel für eine sehr edle Sache; wenn sie nicht einsammeln für die Griechen, so arbeiten sie für die Griechen.

* * *

Die Lieblingsgesänge der Franzosen sind bekanntlich von Beranger, und verboten. Man hat nun eine sehr gute Spekulation gemacht, indem man den Inhalt in lithographischen Bildern darstellte; die erste Lieferung in sechs Blättern ist bereits erschienen.

* * *

Unter dem jetzigen Minister des Innern war versprochen worden, daß die beyden Bauten, die am längsten unvollendet dasteben, endlich fertig werden sollten. Vor einigen Tagen befahl nun der Herr Minister, die Arbeiter, die den Triumphbogen von der Sterndarriere vollenden sollen, müssen auch einen halben Tag an dem Elephantenbrunnen beym Arsenal arbeiten, aber sie müssen jedesmal, wenn sie vom Triumphbogen nach dem Elephanten gehen, ihre Weste und Hut dort lassen zum Beweis, daß sie da gewesen.

* * *

Neulich sagte jemand zu einem der vierzig Akademiker, es sey doch etwas schwer, den Gang über die Kunstbrücke (die eiserne Brücke vom Louvre hinüber nach Quatre Nations, wo die Akademie ihre Sitzungen hält) zu machen, um endlich in die Akademie zu kommen. Ey, erwiederte der Unsterbliche, die Brücke ist nicht schwer zu gehen, es ist die Eselsbrücke (Pont aux ânes).

* * *

Aus der Recension des Buches: Literarische, politische und biographische Erinnerungen Herrn von Rochefort's: „die Leser, welchen es um Skandkroniken zu thun ist, finden in dieser Sammlung eine Menge galanter Anekdoten, wovon die Personen zur allervornehmsten Gesellschaft der vorma-

Digitized by Google

ligen Regierung gehören; das ist derselbe D..., dieselbe Frau Genlis, die einst — jetzt sucht sie das Paradies — Aus diesen Annalen des Lasters kann man jene reine, patriarchalische Sitte jener schönen Jugend von 1765 beurtheilen, die, weil sie sonst nichts mehr treiben kann, jetzt über die Verderbniß des neunzehnten Jahrhunderts schreit.

* * *

Herr Brillat de Savarin hat neulich eine ganz vortreffliche Satyre auf die Gastronomie herausgegeben unter dem Namen, Physiologie des Gaumengeschmacks, oder Betrachtungen über die transcendentale Leckerey, 2 Bde. in 8.; dieser Gelehrte, ein höherer Justizbeamter, ist kürzlich gestorben. In seinem geistvollen Werke, steht die Geschichte eines ausgewanderten Franzosen, der in London viel Geld durch seine Festigkeit im Salat-Anmachen verdiente. Die Thatsache ist äußerst sonderbar. Der Ausgewanderte heißt d'Albignac. Ob er gleich wegen seiner beschränkten Finanzen keinen kostbaren Tisch haben konnte, so war er dennoch einst in einer der berühmtesten Tavernen von London; er dachte wie mancher Andere, man könne sich mit einer einzigen Schüssel begnügen, wenn sie nur ausgezeichnet sey. Während er sich an einem saftigen Roostbeef labte, ergötzten sich fünf bis sechs junge Leute an einem Tisch neben ihm, und Einer von ihnen stund auf und redete ihn höflich folgendermaßen an: „Herr Franzose, man sagt, ihre Nation habe den Vorzug in der Kunst, Salat anzumachen; wollten Sie uns wohl die Gunst erweisen, und uns einen anmachen?" d'Albignac besann sich zwar, aber er willigte endlich ein, verlangte Alles, was er glaubte, das zu dem Meisterstück gehörte, gab sich dabey Mühe, und es glückte ihm. Während er sein Rezept durchdachte, antwortete er freymüthig auf die Frage, die man ihm wegen seiner Lage machte; er sagte, er sey ausgewandert, und gestand ein, doch mit einigem Erröthen, er habe Antheil an den Unterstützungen der englischen Regierung. Einer der jungen Leute glaubte nun, ihm eine Note von fünfhundert Pfund Sterling in die Hand drücken zu dürfen, was er unter einer honetten Weigerung annahm. Er hatte seine Adresse gegeben, und einige Zeit nachher wunderte es ihn nicht, da er einen Brief erhielt, in welchem man ihn äußerst höflich bat, er möchte sich in einem der schönsten Hotels von Grosvenor-Square einfinden, um einen Salat anzumachen. d'Albignac sah im Geiste voraus, es könnte daraus etwas Ständiges für ihn sich ergeben, nahm nicht den geringsten Anstand und stellte sich genau ein; auch hatte er sich mit einigen neuen Zubehörden versehen, um sein Werk noch zu veredeln. Er hatte sein Geschäft zuvor gut ausstudirt, hatte das Glück, abermal zu gefallen und bekam für dieses Mal eine Belohnung, die er, um sich nicht für die Zukunft Schaden zu thun, nicht ablehnen konnte. Man kann sich wohl vorstellen, daß die ersten jungen Herrn, für welche er angemacht hatte, ihn übertrieben lobten. Die zweyte Gesellschaft machte noch mehr Lermen, so daß d'Albignacs Ruhm bald sich verbreitete; man nannte ihn den fashionable Salat-Maker; und in dem Lande der Novitäten seufzte bald Alles, was zu der eleganten Welt der Hauptstadt der drey Königreiche gehörte, nach einem Salat des französischen Edelmanns. d'Albignac benuzte die Liebhaberey als ein gescheiter Mann; bald schaffte er sich seinen Einspänner, genannt Carrik an, um desto geschwinder dahin zu kommen, wo man ihn gerufen hatte, und ein Bedienter trug ihm in einem Kästchen von Mahagony Alles nach, womit er seine Rezepte bereichert hatte, z. B. Essige mit verschiedenen feinen Gerüchen, Oele mit oder ohne Olivengeschmack, Caviar, Trüffeln, Sardellen, Fleischbrühe und sogar Eyergelbe, wodurch sich der berühmte Salat Mayennaise auszeichnet. In der Folge ließ er ähnliche Kästchen machen, um sie hinlänglich mit den Zubehörden zu füllen, und verkaufte sie zu Hunderten. Er kam nach Paris zurück, suchte aber kein Vergnügen darin, sich auf dem Pariserpflaster zu zeigen; er sorgte für seine Zukunft, legte 60,000 Franken in den Renten an, und kaufte im Limousinerlande ein kleines Edelgut, wo er wahrscheinlich noch jezt zufrieden und glücklich lebt, indem er sich in seinen Wünschen zu beschränken weiß.

Korrespondenz-Nachrichten.

Rom, 16. April.

Heut vor acht Tagen bot die Promenade außerhalb dem Volksthore eine Scene dar, welche hier nichts Neues ist, aber auf mich, einen nicht minder schmerzhaften, als interessanten Eindruck gemacht hat. Etwa eine Stunde nach Mittag sah man einen in Lumpen gehüllten Menschen zwischen dreyßig und vierzig Jahren Zeichnungen mit Kohle, die Chaussee hinunter, an die Mauer der Häuser machen, welche, obgleich aus freyer Faust und mit sichtbarer Eile entworfen, sich dergestalt durch höchst richtige, obgleich etwas steif gehaltene Umrisse auszeichneten, daß alle Vorübergehenden davon frappirt wurden. Die größte derselben stellte den Triumph eines römischen Konsuls dar, aus zehn Figuren bestehend. Das Detail war bis in die kleinsten Nebenumstände wahr und nichts vergessen, was, wie wir aus den Schriftstellern wissen, einen solchen Aufzug auszumachen pflegte. Die vier neben einander gespannten Pferde sahen aus, als lebten sie, blos die acht Hinterfüße, deren Gelenke einen absoluten Winkel bildeten, waren verzeichnet. Als ich vorüberging, war der Mensch mit der dritten Zeichnung (einer sterbenden Römerin, vielleicht Virginia, denn es stand eine männliche Figur mit einem Messer als Schwert davor) beschäftigt; hier sahe ich, mit welcher Eile und Sorglosigkeit er dabey zu Werke ging. Ueber beyden Zeichnungen stand (der Mensch war ein vortrefflicher Zeichner, aber ein sehr schlechter Schreiber) in keineswegs schönen Buchstaben: Pilippo Sebastiani, privo di sostenimento, (Philipp Sebastiani, welchem der Lebensunterhalt mangelt), geschrieben. Vergebens suchte ich nach der Adresse. Ein Franzose, besonders ein Pariser, würde diese hinzugefügt haben. Wenn es bey mir noch eines Beweises bedurft hätte, wie sehr der Charakter beyder Nationen von einander verschieden wäre, hier hätte ich ihn gefunden: der Römer, vom Augenblicke abhängend, ohne alle Spekulation und natürlich, wie

Digitized by Google

die Natur, in und mit welcher er lebt; der Pariser, vom Momente nichts wissend, sondern allein in der Zukunft lebend, und Alles für diese berechnend! Der arme Mensch war von einer großen Menge Volks umgeben, welche ihm Lob aus allen Backen, aber kein einziger einen Bajocco aus dem Säckel spendete. Indessen war es noch mehrere Stunden bis zur Zeit des Corso (der allgemeinen Spazierfahrt Stunde), und also noch Hoffnung für ihn vorhanden. Ich setzte meinen Spaziergang fort, aß dann später in der Trattoria di Papa Giulo (so genannt, weil sie gegen dem, vom Papst Julius III. erbauten, Casino über liegt) und kehrte gegen Abend durch das Angelicathor in die Stadt zurück, so daß mir für den Abend vom Schicksale des Zeichners nichts weiter zu Ohren kam. Aber am folgenden Tage konnte ich der Begierde nicht widerstehen, Erkundigungen einzuziehen. Zuerst fragte ich die Leute am Thore. Diese sagten mir, der Mensch sey eigentlich Soldat, aber vom Regimente gejagt, weil er mehrere Male desertirt wäre. Weiter konnte ich von ihnen nichts erfahren. Vor der ersten Zeichnung stand abermals ein großer Haufen Neugieriger; den Zeichner selbst suchte ich vergebens. Ein neuer Charakterzug, der den Römer vom Pariser unterschied: letzterer würde wenigstens für acht Tage sein Standquartier neben derselben aufgeschlagen und sich durch alle Ressourcen der Spekulation den Vorübergehenden bemerkbar und interessant zu machen gesucht haben! Einer der Umstehenden wollte wissen, der Zeichner habe sich am vorigen Tage gegen Abend in eine nahgelegene Schnudelküche begeben, und daselbst gegessen und getrunken. Ich ging hin: hier hieß es unter andern: jener habe, beym Eintreten, vor aller Augen seine Taschen geleert, und drey-und-dreyßig Bajocchi (sage drey-und-dreyßig Bajocchi) gezählt! Man bemerke, daß sich an Sonn- und Festtag-Nachmittagen wenigstens zehn Tausend Menschen, die Elite Roms, zu Wagen, zu Pferde und zu Fuß vor dieses Thor zu begeben pflegen, daß man Bettler kennt, welche hier an solchen Tagen zwey Scudi und mehr erbeuten, und daß endlich (und warum sollte mich eine jämmerliche Delikatesse veranlassen, diesen Umstand zu verschweigen) ein bedeutender Theil von jenen drey-und-dreyßig Bajocchi von mir selbst herrührte! Es sollte mich nicht wundern, wenn ich erführe, daß dieser Mensch, trotz des routinirten Mahlens, welches in den erwähnten Zeichnungen wahrzunehmen war, nie in seinem Leben einen eigentlichen handwerksmäßigen Gebrauch von dieser Kunst gemacht, oder sonst irgend einen Unterricht darin erhalten hätte. Wer hier nicht mit verbundenen Augen durch die Straßen geht, kann an allen Ecken dergleichen Proben von dem glücklichen Kunstsinne des hiesigen Volkes erblicken. Und wie könnte das auch anders seyn? Wenn das Sehen bildet, wo in der Welt möchten die Veranlassungen dazu häufiger seyn als in Rom? Daß dieser Kunstsinn sich besonders unter den Handwerkern und materiellen Künstlern zeigen müsse, läßt sich schon von vorn herein schließen, und bedarf keines Beweises. Es müßte interessant seyn, einen Vergleich zwischen den hiesigen und den Pariser mechanischen Kunstprodukten anzustellen, und durch Abbildungen zu versinnlichen zu suchen. Was der Pariser mechanische Kunstfleiß erzeugt, verbreitet sich durch Zeichnungen über ganz Europa; die römischen Arbeiten lernt Niemand kennen. Alles was, von der eigentlichen Form abgesehen, graziöse Ausschmückung und witzige Erfindung der einzelnen Theile anbetrifft, darin behauptet der Pariser Künstler vor dem Römischen den Vorzug. Aber wie unendlich übertrifft letzterer ersteren, wenn es auf Erhabenheit, Einfachheit und Grandiosität der Form ankömmt! In allen hiesigen Werkstätten, wo nach Zeichnungen gearbeitet wird, erblickt man Arbeiten, welche durch ihre wahrhaft edle und schöne Form das Auge in Erstaunen setzen. Ich habe, um von tausend Beyspielen nur eins anzuführen, neulich bey einem Messingschmiede eine Tischwage, etwa eine Elle hoch, gesehen, welche, ohne alle und jede Verzierung, aus bloßem gemeinen Messing, kaum einmal notdürftig polirt, mir ein solches Wohlgefallen verursachte, daß ich mehrere Male dahin zurückgekehrt bin, um sie immer wieder zu sehen. Ich bat am Ende den Meister, mir eine Zeichnung davon zu geben, ihm zugleich versprechend, daß sie zum Ruhme des römischen Kunstsinnes in Deutschland öffentlich bekannt gemacht werden sollte. Was ich aber vorausgesehen hatte, trat ein: der Mann sah mich zweydeutig an, und schlug mir am Ende, unter dem wirklichen Vorwande, daß er keine Zeit dazu habe, meine Bitte ab. Man glaube nicht, daß dieß aus Grobheit oder gar aus Mißgunst geschah: es war Mangel an Eigenliebe und Mangel an Spekulation. Derselbe Fall trifft bey den Tischlerarbeiten ein; es werden hier Meubeln gemacht, welche, durch ihre Form, nicht durch ihre Details oder Ausschmückungen in Erstaunen setzen. Vielleicht komme ich nächstens auf diesen Gegenstand wieder zurück.

Zürich, Mai.

Zu Meilen am Zürichsee ward am 17ten April ein musikalisches Fest von eigenthümlicher Art begangen. Es war ein Sängerverein für den Männerchor, der sich zum ersten Mal versammelte. Der Pfarrer Pestalozy in Richterschwyl hatte dafür in letzter Spätjahr die Einleitung getroffen, indem er eine Zusammenkunft in Wädenschweil veranstaltete, um die Frage zu beantworten, ob sich wohl so viele Gesangfreunde am Zürichsee finden möchten, um vereint einen Chor zu bilden? Damals wurde die Hoffnung geäußert, daß sich leicht sechszig bis siebenzig Theilnehmer für den Anfang zeigen möchten, also genug, um eine bedeutende Tonmasse zu bekommen. Diese Erwartung fand sich nun aber weit übertroffen. Die einzelnen Vereine, die zu den Vorübungen zusammentraten, mehrten sich, und bey der Versammlung in Meilen waren 175 Sänger gegenwärtig. Der erste Versuch gelang. Ein voll und stark ertönender, richtig zutreffender, dem hehren Orgelton vergleichbarer Gesang hallte durch das Kirchengewölbe, zur Freude des gedrängten Volkes, und nicht ohne Beyfall selbst der Kenner. Wie war dieß mit Stimmen zu erzielen, deren Mehrzahl der Singkunst wenig kundig ist? Durch zwey einfache Mittel. Erstlich, daß man leicht singbare Stücke aus Nägeli's Männerchören wählte, in der Ueberzeugung, daß ein richtiger Vortrag einfacher Melodien bessern Eindruck mache, als ein künstlicher Gesang, der die Kräfte eines Theils der Mitsänger übersteigt. Das andere Mittel war oft wiederholte Einübung im kleinern Kreise der einzelnen Gemeinden, so daß auch die Minderkundigen ihrer Stimme Meister wurden. Es war gerügt, nämlich die kurze Dauer des Gesanges, der nicht eine volle Stunde anhielt; ein Tadel, der sich noch wohl hören läßt. Bey der nächsten Versammlung zu Wädenschweil im September wird man diesem Mangel abhelfen. „Man hat viel darüber gesprochen, sagt ein Zürcherblatt bey Erwähnung dieses Sängerfestes, wie dem evangelischen Gottesdienst, den man allzu einfach finden will, mehr Würde und Weihe könne gegeben werden. Hier ist ein leichtes Mittel durch die Erfahrung dargeboten. Wir bedürfen der kostbaren Aushülfe der Malerey und Bildhauerey nicht, ja nicht einmal der Instrumentalmusik. Die Singkunst bietet uns, was wir bedürfen. Ein leicht zu erwerbendes Gemeingut des Volkes, vermittelst gehöriger Anleitung, kann sie Großes leisten. Unserm vaterländischen Komponisten Nägeli gebührt dankbare Anerkennung, daß er, von der schwierigen Art seiner früheren Tonsetzungen herabsteigend, sich in mannichfaltigen Singweisen, für die Jugend wie für die Alten, faßlich, angenehm und ergreifend mit dem Volke befreundet hat."

(Der Beschluß folgt.)

Beylage: Literaturblatt Nr. 43.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Nro. 129.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 31. Mai 1826.

Ach! es sey die lezte meiner Thränen,
Die dem heil'gen Griechenlande rann,
Laßt, o Parzen, laßt die Scheere tönen,
Denn mein Herz gehört den Todten an!

Hölderlin.

Missolonghi.

Ach, ich kann nicht klagen, trauern —
Mich durchrieselt eisig Schauern,
Denn auf Missolonghi's Mauern
Ist der Halbmond bleich gepflanzt!

Und es zieh'n herbey die Raben —
Und ein Blutbach füllt den Graben,
Denn es liegt hier ganz begraben
Hellas, deine heil'ge Schaar!

Und die heil'ge Schaar, die Frohne,
In der blut'gen Martirkrone
Klagt vor Gottes Richterthrone
An die ganze Christenheit! —

Sagt, was wollt ihr weichen Zähren?
Könnt ihr Helden neu gebären?
Darum schweigt, ihr schwachen Zähren:
Trocknet still in's Herz zurück!

„Dürfen wir nicht Helden fließen?" —
Nun so mögt zum Strom ihr schießen,
Brennend euch ein Blutbach gießen
In das kalte Christenblut!

In die eisigkalten Herzen,
Die beym Taumelkelche scherzen,
Während dort zu Todesschmerzen
Alles in die Blumen sinkt!

Schlaget lichterlob zusammen,
Brennt wie des Gewissens Flammen
Allen, die von Kain stammen
Und den Brudermord gelenkt!

Und die Kühler kalt und karge
Und die Schmuggler, alt' und arge —
Brandet sie zum großen Sarge,
Drein die Heldenstadt versank!

Daß sie sehn, wenn sie nicht hören;
Vor sich selber sich empören,
Dorten Ubrsehd' endlich schwören
Zu der armen Christenheit! —

Bis die Schlange wird zertreten,
Laßt im Geist uns geh'n und beten,
Zu den rothen Todesbeeten,
Dort auf Missolonghi's Grab!

H. F. M.

Die goldenen Eier.

(Fortsetzung.)

9.

Selbst die herzbrechendsten Bitten und Einwendungen des armen Jungen konnten auch zu Hause nicht das Geringste bewirken, als daß der Vater, immer erboster, ihn zuletzt zur Thüre hinauswarf.

Daß die gute liebende Seele vor Gram über die Rückgängigkeit aller seiner Hoffnungen kein Auge zuthun konnte, ist leicht zu glauben.

Digitized by Google

Desto besser schlief sein Vater, träumte äußerst angenehm von seinen goldenen Eiern und Edelsteinen und machte tausend Pläne, wie er Beydes am besten in's Geld setzen und dann seine irdischr Wohlfahrt auf das dauerndste damit befestigen wolle.

Kaum aber hatte die Rathsthurmglocke die schauerliche Mitternachtsstunde ausgeschlagen, so krähte ihn plötzlich Jemand aus dem Schlafe, so daß er, an allen Gliedern bebend, sich noch mit geschlossenen Augen im Bette aufsezte, und ein seltsames Zischen ihm gleich dem häßlichsten Januarwinde durch die, vom Glücke seiner Träume noch ganz glühende, Seele fuhr. Und wie nun seine Augen sich aufthaten, so sah er mitten in der Schwärze der so eben große Tropfen und Schloßen an die Fenster werfenden Gewitterstürmnacht so klar, als sey es am hellen Mittage, einen Basilisken auf seinem Deckbette sitzen und wandte nur schnell die Blicke hinweg, damit er nicht vergiftet würde von den stechenden Strahlen des Ungeheuers und eilte davon zu dem armen schlafenden Sohne, diesen um Gottes und aller Heiligen willen zu beschwören, daß er doch ja kommen und das Thier todtschlagen möchte, er wolle ihm Alles gewähren, um was er ihn bitte, ja sogar das dumme Mädel zur Frau geben, in das er sich nun, leider, vergafft habe.

So jammervoll nun auch seine Angst dieß vorbrachte, so tönte es dem Sohne doch wie himmlischer Harfenklang und sogleich eilte er mit seinem Ziegenhainer, vielleicht der einzigen Sache von Werth, die er aus dem akademischen Leben heimgebracht hatte, in des Vaters Schlafgemach. Weil aber sein scharfes Auge das Unthier gar nicht sah, so hielt es der darüber erzürnte Vater für bösen Willen und riß ihm den Ziegenhainer aus der Hand, um die Heldenthat selbst auszuführen. Damit er jedoch nicht ein Opfer der giftigen Blicke der Bestie werden möchte, so wagte er den Versuch, nur mit festgeschlossenen Augen, wobey es ihm daher ging, wie den Bauern beym Hahnenschlage, immer traf er daneben. Denn sobald er ein Augenblickchen wieder hinschaute, siehe, da saß der Basilisk noch dort, wie zuvor, nur daß seine Blicke allezeit grimmiger geworden waren.

Sein Lärm über das Alles erweckte das ganze Haus aus dem Schlafe. Aber jedermann ging es gerade wie seinem Sohne, kein Mensch erblickte das Thier, und je ungebärdiger sich der alte Herr darüber stellte, desto mehr kam man mit einander überein, daß der Bürgermeister an einem höchstgefährlichen bitzigen Fieber laborire und schickte bereits zum Nachbar Seiler nach festen Handstricken, um ihm die Arme auf den Rücken zu binden, und so vor Schaden zu bewahren. Da er nun, seiner Ansicht nach, im vollen Gebrauchs seiner Sinne sich befand, so lag ihm dergleichen außer dem Scherz, und er suchte hinter dem Rücken der eben über ihn sich Berathenden zu entfliehen. Es gelang ihm auch wirklich.

10.

Als aber der Bürgermeister schon die Hausthüre, die wegen der Mission an den Seiler so eben offen stand, glücklich passirt und draußen in dem ungeheuern Wetter angelangt war, entdeckte er erst, daß der heillose Basilisk ihm auf dem Fuße folgte, wohin er auch gehen mochte. Weil nun jezt in seinen Augen durchaus nichts weiter zu fürchten stand, als der entsetzliche Page, der wie sein Schatten ihm auf den Fersen war, so faßte er den herzhaften Entschluß sogleich wieder in den Wald nach der Schneehütte zu eilen, und die Alte unter dem Versprechen, alle ihre Wünsche zu erfüllen, um Dispensation von dem Basilisken zu ersuchen.

Mit unglaublicher Schnelle erreichte er auch wirklich die Hütte. Aber, wie das zu gehen pflegt, so hatten, in der Zeit, daß er nicht dort gewesen war, die Wünsche der Alten sich außerordentlich erweitert. Denn nachdem sie den, sein ganzes eingestandenes Unrecht an seinem Sohne bereuenden, Sünder tüchtig ausgescholten hatte, sagte sie, daß sie ihn nun unmöglich so billig, wie zuvor, durchlassen könne, sondern keine Befreyung von dem Basilisken ihm vergönnt werden solle, als wenn er, außer der Genehmigung der Heirath seines Sohnes mit Jukunden, ihr selbst, der Hexe, seine Hand gebe und sie so zur Frau Bürgermeisterin derselben Stadt mache, wo sie einst so jämmerlich umgekommen sey.

Das schien dem Bürgermeister doch eine allzuharte Nuß für seine wankenden Zähne zu seyn und er stand lange Zeit unentschlossen, ob er sich nicht lieber den Blicken des Basilisken so recht con amore und rücksichtlos hingeben solle, weil er auf diesem Wege ein Leben mit Einemmale einbüße, das an solcher Hand ihm ja nur die Hölle auf Erden werden müsse.

Dabey sagte die Alte: Uebrigens bestätigt mir der Basilisk, über den du klagst, daß du dich hier in meinen vier Pfählen sehr schlecht aufführtest und von jenen goldenen Eiern zu dir nahmest. Aus einem davon ist unstreitig das Unthier ausgekrochen. Das mag auch der Grund seyn, daß ihn Niemand sieht, als du, durch die scharfe Brille deines Bewußtseyns. Erfüllst du aber meine Wünsche nicht auf der Stelle, so wird das künftig anders werden und ich will den Leuten ein Licht aufstecken, das dich sogar um das ehrliche Begräbniß bringen soll.

Auf diese furchtbare Drohung willigte der arme Gepeinigte in Alles.

Wie durch Zauberspuck befand er sich bald darauf in einer ihm wohlbekannten, benachbarten Dorfkirche, und wohnte der Trauung seines Sohnes mit dem Mädchen bey, und neben ihm stand die Alte, welche in dem Gold und

Digitized by Google

Silber, mit dem sie belastet war, und in den unschätzbaren Edelsteinen, die in ihrem weissen Haare funkelten, noch um ein Bedeutendes häßlicher aussah, als gewöhnlich.

Aber die Vaterfreude über das Glück, das aus den Augen des neueingesegneten jungen Pärchens leuchtete, konnte nicht Raum fassen im Herzen des Bürgermeisters vor der Furcht, nun ebenfalls eine neue Lebensgefährtin in der Hexe zu erhalten. Um so größer war daher auch sein Entzücken, als diese jezt zu ihm sagte: dasmal will ich euch noch lossprechen von der Ehe mit mir. Sündigt aber künftig nicht mehr. Ihr möchtet sonst schwerlich wieder so mit blauem Auge davon kommen.

II.

Und als am Morgen sehr spät der Bürgermeister erwachte, sah er zu seiner größten Verwunderung, daß er zu Hause im eigenen Bette geschlafen hatte. Vermuthlich würde er Alles in der Nacht Vorgefallene für bloße Hirngespinnte gehalten haben, hätte sich nicht nachher gefunden, daß wirklich sein Hauswesen um das allerliebste Persönchen vermehrt worden war, bey deren Anblick ihn selbst der gewaltigste Appetit zur Wiedervermählung anwandelte.

Die seltsamen Vorfälle der Nacht mußten allerdings eine ungeheure Menge von Muthmaßungen in der Stadt veranlassen, die zum Theil noch viel seltsamer waren. Besonders wurde auf dem Rathhause, das früher bisweilen ziemlich zweifelhafte Gemüth des Bürgermeisters vom ersten seiner Kollegen an, bis hinunter zu den Subalternen und dem Frohne, gelegentlich explorirt. Nach einstimmigem Urtheile aber war er um keinen Grad unverständiger, als zuvor, daher auch seine hitzigen Fieberträume der Nacht nach und nach wieder in Vergessenheit geriethen.

Ueber die Schneehütte des Waldes entstanden einige gelehrte Zänkereyen im Wochenblatte. Da schon am Tage nach Pfingsten auch keine Spur mehr von ihr wahrzunehmen war, so läugneten die meisten von denen, die sie nicht mit Augen gesehen hatten, ihre Existenz gänzlich. Sie beriefen sich dabey auf Vernunft und Wahrscheinlichkeit, welche beyderseits freylich das Unmögliche der Sache darthaten. Allein hiergegen behauptete man, daß man mit diesen beyden Zeuginnen heutzutage gar nicht mehr fortkomme, wenn man auf den Namen eines aufgeklärten Mannes Anspruch machen wollte. Besonders brachen die vielen Menschen, welche draußen im Walde die unglaubliche Erscheinung, mit eigenen Augen, gesehen hatten, in die heftigsten Invektiven gegen die naseweisen Läugner aus. Es gab auch Personen, welche, das vermittelnde Prinzip eintreten lassend, behaupteten, die so vielen Leuten sichtbar gewesene Schneehütte möge wohl für eine bloße Lufterscheinung zu halten seyn. Als eine besondere Unterstützung dieses Aufruhrs betrachteten sie die Schlangen und andern Bestien, von denen man schwerlich so leichten Kaufes weggekommen wäre, wenn sie wirklich existirt hätten. Diese Ungeheuer konnten durchaus für nichts weiter passiren, als für eine Variation jener Lufterscheinung, vielleicht in Verbindung mit der Einwirkung des heißen Pfingsttages und der Doppelbiere, welche an diesem Feste stark probirt zu werden pflegten, auf die Einbildungskraft der Leute hervorgebracht.

Der Gleitsmann und die Steuereinnehmerin hätten vielleicht durch Vorzeigung der herrlichen Pretiosen, welche sie mitgenommen hatten, diese Meynung am besten entkräften können. Allein all ihre Pretiosen hatten offenbar in nichts als einer sehr festen Eismasse bestanden, und waren ihnen zu Hause ganz zu Wasser geworden. Mit den goldenen Eiern des Bürgermeisters lief es ungefähr auf dasselbe hinaus. Denn als er am Morgen nach seines Sohnes Hochzeit darnach sah, hatten sie sich in ganz ordinäre Zwiebelschalen verwandelt, die, als er vom Rathhause heimkehrte, ganz durch die Luft verzehrt zu seyn schienen, weil auch keine Spur mehr davon vorhanden war.

Am meisten dankte er dem Himmel, daß der vertrackte Basilisk sich ebenfalls wieder ganz aus seinen Augen verloren hatte.

Seine ansehnlichen Schätze im Walde, nach denen er allerdings auch gesucht, hatte die nämliche Vernichtung getroffen. Das Einzige ihm zum Andenken an jene Wunder Gebliebene war die Schwiegertochter. Uebrigens hatte diese mit dem Ja, das sie in der Kirche zu Nixdorf am Altare ausgesprochen, auch die verlorene Sprache wieder erhalten. Und um nur zu wissen, ob die Trauung nicht etwa ebenfalls ein Traum gewesen, wie so Manches, fragte er selbst bey dortigem Schulmeister deßhalb nach, und richtig das Paar stand im Kirchenbuche zu Nixdorf eingeschrieben.

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin.

Königliches Opernhaus; Freitag den 14ten April 1826, die Zauberflöte, Musik von Mozart.

Die Zauberflöte ist, wenn auch nicht die vollendetste, dennoch sicher die interessanteste aller Mozartischen Opern. Denn man kann sie als die eigentliche Geburtsstätte des Don Juan, des Figaro und der Weibertreue ansehn, als das egyptische Räthsel, als die Aufgabe, zu entziffern was der Mozartische Musikgeist eigentlich sey, indem er hier alle seine Elemente auseinander breitet und sich bekämpfen läßt, während er klar und als gelöste Aufgabe in jenen klassischen genannten Opern hervortritt, und im Titus von sich selber Abschied nimmt. Obgleich sowohl Figaro als auch Don Juan und die Weibertreue der Zeit nach die früheren sind, so ist doch dem Geiste nach die Zauberflöte die erstere Oper, und tritt nur darum

später aus dem Innern des Komponisten heraus, weil sich erst nach seiner Vollendung, was denn alles in ihm lebe, wodurch er denn eigentlich, was er geworden sey, auseinander breiten kann. So ist diese Oper die naive Selbstkenntniß des neuen musikalischen Genies; aber eben weil in Mozart noch keine Reflexion über das, was er ist und was er will, hereingebrochen, weil sein Komponiren noch das Weben des musikalischen Genius in ihm ist, dem er vertrauungsvoll jugendlich folgt, ohne den männlichen Verstand, der sich Rechenschaft von seinem Thun und Lassen geben will, und zu welchen wir erst die jetzige Musik heranreifen sehn, zeigt sich ihm selber unbewußt die Zauberflöte als die bisher unsichtbare Mutter aller früheren, als die Mozartische Cäcilie, welche bisher in Wolken verhüllt, nun hervortritt und sagt: aus mir sind jene lieblichen Kinder entsprossen. Die ganze Welt der gluckischen Mächte und der italienischen nur rein persönlichen Empfindungen sind die verstorbenen dramatischen Musikgeister, die in Mozart das Auferstehungsfest ihrer Vereinigung feyern. Denn Glucks Geistern, eben weil es noch ganz nur Mächte sind, welche die sie darstellenden Person durch und durch erfüllen, fehlt die tiefere Innigkeit, wie den italienischen, rein nur persönlichen Empfindungen die Tiefe, die Macht des Inhalts; Gluck hat alle Tiefen der Musik, aber nur erst in Einzelheitsloser, unausgeführter elementarischer Gründlichkeit, die Ausbildung für sich, ohne die Tiefe dieser Grundlage haben jene andere Geister übernommen; Mozart führt beyde zu einander, und darum hat seine Tiefe diese Innigkeit, die noch keiner erreichte, so wie die Heiterkeit und der Glanz des frischsten jugendlichsten Frohsinns nicht der Tiefe entbehrt. Und diese Innigkeit, worin der ganze Mozartische Zauber besteht, tritt in der Zauberflöte für sich gegen die Seite der reinen Tiefe und jener flacheren Persönlichkeit, die jenem Lichte als die Nacht sich gegenüberstellt, heraus, und wird das Verbindende beyder Reiche. Tamino mit seiner Flöte, Papageno mit seinem Glockenspiel sind der Mozartische Musikzauber selber, der hier als das hervortritt was er ist. Er ist nur dieser Zauber durch die Vereinigung jener beyden Seiten, diese Vereinigung haben wird seine Arbeit, seine Aufgabe, an der er sich als Oedip zeigt. Und gerade das Naive dieser seelenvollsten Innigkeit, die ihre Unschuld noch nicht durch den Baum reflectirender Selbsterkenntniß vergiftet hat, und noch im Paradiese lebt, macht den Zauber dieser Oper aus, der, als sie mit ihrem tiefen geheimnißvollen und doch lächelnden Jugendgesicht hervortrat, jeden bestrickte. Keine hat so klare Massen, einen so folgerechten Gang. Das Reich der Nacht, eben weil es das Reich jener reinen Persönlichkeit ist, geschieden von der Tiefe jener geistigen Mächten die es sich zum Inhalte seiner Töne nehmen sollte, entbehrt des Chors, und aller größten Tiefe der harmonischen und melodischen Bewegungen, deren einfache, innigkeitslose Lieblichkeit als die drey Damen, der einzelnen Königin gegenüberstehn, welche wieder mit aller bedeutungsloseren Pracht musikalischer Geschicklichkeitsbravour geschmückt ist, getrennt von ihrem innigen Kinde, dessen Verlust sie allein zu tieferer Klage zu bewegen im Stande ist, so wie zur Wuth, die zu größerem Toben steigt, je unmächtiger sie wird, und je mehr dieß Kind, Tamina, mit der Tiefe des anderen Reichs sich verschwört. Dieß Reich hat alle Kraft, alle Tiefe in seinen Posaunenchören, aber eine Tiefe, welcher noch der letzte Punkt der Innigkeit fehlt, und welche jener Nacht gegenüber ein zwar ungetrübtes, aber dadurch auch farbloses Licht bleibt, welches nur durch die Berührung mit der bezaubernden Innigkeit, die in diesem Licht sich verklärt, und hellerem Farbenglanze sich verlebendigt. Zwischen diesen beyden Reichen stehn Tamino, die ernstere lichtere, tiefere Innigkeit jenes Reiches der Tiefe; und ihm gegenüber die liebliche Flachheit und unschuldvollste Fröhlichkeit Papagenos; zwischen beyden Pamina, welche aus den Duetten mit Papageno heraus, durch ihre Arien, durch das Terzett mit Tamino und Sarastro sich unendlich vertieft, bis sie im letzten musikalischen Kampfe mit Tamino siegt, und beyde nun die Vereinigung beyder Reiche jubelnd in dem allgemeinen Schlußchor feyern. Die drey Damen, und drey Genien stehn wieder als Mittelglieder jedes der beyden Reiche und jener Personen der zauberhaften Innigkeit da, und es ist nicht ohne Bedeutung, daß ihnen überall die vierte Stimme fehlt. Die äußersten Extreme des Discantes und Basses gehören den entgegengesetzten Reichen an, die Mittelstimmen der vermittelnden Innigkeit. Weil aber beyde Musikreiche zu einander gehören, und doch von einander getrennt sind, so zeigen sie dieß ursprüngliche Füreinandersein dadurch, daß der Mohr als die persönlichste Gier und Wuth und Rachsucht, mit allen Leidenschaften ungebändigter vor keinem allgemein geistigen Inhalt erfüllter Selbstsucht, auf der Seite des Lichtreiches erscheint, welches, weil er eben solcher mit ihm schon vermittelter Persönlichkeit entbehrt, und sie noch außer sich als sein Entgegengesetztes hat, aus der einfachen Allgemeinheit seiner zwar tiefen Musikverhältnisse nicht heraustritt. Diese klarste Einfachheit ist auf der Seite der Königin der Nacht Papageno, ohne alle Persönlichkeit und Tiefe, und Leidenschaft, die reinste, flachste, lieblichste Tonunschuld vergnüglicher Zufriedenheit. Und diese Unschuld ist sein Zauber, der ihn der Nacht entrissen zu werden würdig macht, aber ebensowenig zu irgend einer Tiefe gelangen läßt. In keiner andern Oper treten dergleichen große Musikunterschiede so klar als in der Zauberflöte hervor, und keine wäre daher geschickter das Geheimniß der Bedeutung der Töne und ihrer Verbindung mit dem geistigen Inhalt des Wortes zu offenbaren.

(Der Beschluß folgt.)

Zürich, Mai.

(Beschluß.)

Die Zürcher Bibelgesellschaft hat ihre dreyzehnte Nachricht und Rechnung vom Jahr 1825 kürzlich ausgegeben. Ihre Einnahme, fast ausschließlich aus freywilligen Gaben bestehend, betrug 2070 Gulden. Nach dem jüngst vollendeten Abdruck einer zierlichen großen Hausbibel, in Bogenform, ist man jetzt mit Veranstaltung der Stereotypenausgabe einer Handbibel beschäftigt. Der Bericht erzählt die seit einiger Zeit viel vermehrte Nachfrage der Katholiken nach dem neuen Testamente, von dessen von Ess'scher Ausgabe die Gesellschaft einen Vorrath hat. „Drey Pilgerinnen, die von Einsiedeln zurückkehrten (so meldet der Jahresbericht), kamen und baten, man möchte ihnen doch das Buch geben, worin von dem Herrn Jesus erzählt werde. Auf die Frage: Woher sie denn wissen, daß man hier dieß Buch haben könne? antwortete die eine: Wissen sie noch, sie haben in letztem Spätjahr einem Handwerksburschen, der aus unserm Dorf ist, eines gegeben; der brachte es mit großer Freude heim, las oft des Sonntags auch andern daraus vor; und wir freuten uns einmal das Buch zu haben, woraus der Pfarrer die Texte seiner Predigten verliest. — Sie wurde gefragt, was ihr Hr. Pfarrer das zu sage? und erwiederte: O, der sieht es recht gerne. Es brachte ihm Jemand das Buch, da sagte er: das ist recht brav, daß ihr damit eine solche Freude habt. Leset nur fleißig darin. Eine andere Pilgerin kam bald hernach mit gleicher Bitte, sagend: Sie wolle doch viel lieber dieß schöne nützliche Buch mit sich heimbringen; als daß sie in Einsiedeln etwas von dort feilgebotenen Pilgerträumen gekauft hätte."

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Zwanzigster Jahrgang.

1826.

Juni.

Wenn Geist mit Muth ihr einet, und wenn in euch
Des Schweren Reiz nie schlummernde Funken nährt,
Dann werden selbst der Apollonia
Eifrigste Priester euch nicht verkennen.

Klopstock.

Im Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart und Tübingen.

Digitized by Google

Das Morgenblatt für gebildete Stände enthält folgende Artikel:

I. Schöne Literatur. Uebersicht des Zustandes derselben in Deutschland, Frankreich, Großbritannien, ꝛc. — Kleine Aufsätze über schöne Wissenschaften überhaupt. — Kurze beurtheilende Anzeigen der neuesten belletristischen Schriften: der Romane, Schauspiele, Almanache, Gedichte. — Gedrängte Auszüge aus seltnen interessanten Werken. — Revision einzelner Recensionen aus den besten kritischen Blättern. — Nachricht vom Zustande der ausländischen schönen Literatur, besonders der Französischen, Englischen, Italienischen, Holländischen, ꝛc. — Uebersetzungen als Proben.

II. Kunst. Kurze Abhandlungen über Gegenstände der Kunst. — Beurtheilung neuer Schriften: Malerey, Bildhauerey, Baukunst, Gartenkunst ꝛc., Auszüge. — Kunstnachrichten: Theater. Periodische Uebersicht des Zustandes der vorzüglichsten Schaubühnen in Deutschland, Frankreich u. s. w. Scenen aus ungedruckten Schauspielen. Musik. Nachricht von neuen musikalischen Produkten. — Kurze Kritiken neuer Werke.

III. Beyträge zur Sitten- und Kultur-Geschichte einzelner Städte und Völker. Geselliges Leben; Vergnügungen; Mode; Luxus; Sittengemälde der Universitäten, Messen, Bäder, Carnevals; zuweilen interessante topographische Schilderungen.

IV. Biographische Skizzen. Einzelne Züge aus dem Leben interessanter Menschen. — Beyträge zur Bildungs-Geschichte vorzüglicher Schriftsteller, Künstler. — Ungedruckte Briefe nach der Original-Handschrift. — Anzeigen von den gegenwärtigen Beschäftigungen der Gelehrten, ihren Reisen, ꝛc.

V. Kleine Reise-Beschreibungen. Auszüge aus interessanten größern Werken dieser Art; kleinere Original-Aufsätze.

VI. Gedichte. Oden, Lieder, Idyllen, kleine Balladen, Romanzen, Fabeln, Epigramme. — Proben aus größern ausländischen und deutschen Gedichten.

VII. Miszellen. Anekdoten. Satyrische Aufsätze. Kleine leichte Erzählungen in Prosa und Versen; Räthsel, Charaden und dergl.

VIII. Besondere Beylagen enthalten die Uebersicht der Literatur.

Alle Tage, mit Ausnahme des Sonntags, erscheint ein Blatt. In besondern Intelligenz-Blättern werden gelehrte, so wie andre, Anzeigen bekannt gemacht.

Jeder Monat erhält ein Titelblatt, mit allgemeiner Inhalts-Anzeige.

In wie weit obiger Plan eine Ausdehnung erhalten hat, zeigt folgende Anzeige:

Seit einer Reihe von Jahren sind im Morgenblatt Aufsätze und Nachrichten über Gegenstände der bildenden Künste geliefert worden. Zur besseren Uebersicht für Kunstfreunde wurde später eine eigene Beylage unter dem Namen des Kunstblatts für diesen Zweck bestimmt, die jedoch in ungleichen Fristen erschien, je nachdem Stoff und Auswahl zu Gebote stand.

Die Liebe zur Kunst hat sich in den lezten Decennien, trotz Kriegen und politischen Umwälzungen, mehr und mehr ausgebreitet und gesteigert; jezt, nach eingetretenem Frieden, zeigen sich davon bedeutende Wirkungen, und lassen den erfreulichsten Fortgang hoffen.

Daher wird eine Zeitschrift, welche Nachrichten und Beurtheilungen von allen merkwürdigen Erscheinungen im Gebiete der bildenden Kunst gäbe, zum fühlbaren Bedürfniß, und die unterzeichnete Verlagshandlung wird auf Beyfall rechnen dürfen, wenn sie unternimmt, das Kunstblatt in solcher Ausdehnung und Regelmäßigkeit erscheinen zu lassen, daß es, diesem Bedürfniß entsprechend, den Lesern des Morgenblatts eine bedeutende und interessante Zugabe sey, für Künstler und Kunstfreunde aber auch abgesondert eine selbständige Zeitschrift bilde.

Man wird zu dem Ende sich bestreben, zunächst in zwey, wöchentlich erscheinenden, Blättern so viel möglich vollständige Nachrichten über das Merkwürdigste zu ertheilen, was in Deutschland und den übrigen Ländern in allen Theilen der Kunst, in der Malerey und den ihr verwandten Zweigen, dann in der Bildnerey und Architektur sich ereignet, Beurtheilungen von Kunstwerken und Abhandlungen über allgemeine Kunstgegenstände zu liefern, und Beyträge zur Geschichte der ältern und neuern Kunst zu sammeln. Hiermit sollen Auszüge aus ältern und neuern die Kunst betreffenden Werken, so wie eine Uebersicht der neuesten artistischen Literatur, und Beurtheilungen der bedeutendsten Schriften dieses Fachs verbunden werden. Auch wird man darauf bedacht seyn, das Blatt mit Umrissen in Kupferstich oder Steindruck befriedigend auszustatten.

Die Redaktion hat Hr. Dr. Schorn, Verfasser der Schrift über die Studien der griechischen Künstler, übernommen.

Wir stellen nun an alle Freunde und Kenner der Kunst die Bitte, unser Unternehmen durch Beyträge an Original-Aufsätzen und Nachrichten kräftigst zu unterstützen. Besonders ersuchen wir auch Künstler, uns von ihren eigenen, oder den in ihrer Nähe entstehenden Kunstwerken Notizen einzusenden, damit die Uebersicht möglichst vollständig werde. In allen Beziehungen wird man stets den Grundsatz strenger Unpartheylichkeit befolgen, und wir glauben deßhalb die bereits in den bedeutendsten kritischen Zeitschriften angenommene Regel, alle Beurtheilungen mit Namensunterschrift oder anerkannter Chiffre zu versehen, auch für unser Blatt feststellen zu müssen. Dieß wird die Redaktion vor jedem Verdacht ungegründeten oder ungemessenen Lobes oder Tadels schützen, und dazu beytragen, unsrer Zeitschrift den edlen und anständigen Ton zu erhalten, welcher überall vor dem Publikum, und besonders, wo von den höchsten Fähigkeiten und Gütern des menschlichen Geistes die Rede ist, beobachtet werden sollte.

So wie nach obiger Anzeige der bisher für das Kunst-Blatt bestimmte Raum nicht zureicht, wenn für dieses so interessante Fach dasjenige geleistet werden soll, was das gebildete Publikum davon erwarten kann, eben so ist es der Fall mit dem Literatur-Blatt. — Der bisher ihm gewidmete Raum ist zu beengt. — Wir sehen uns

Digitized by Google

daher genöthigt, auch diesem Theil des Morgenblatts eine größere Ausdehnung zu geben, um unsere Leser mit den neuesten Erscheinungen der Literatur, die, ohne zu den strengwissenschaftlichen zu gehören, von allgemeinem Interesse sind, bekannt machen zu können.

Diese gedoppelte Ausdehnung, zu der wir genöthigt sind, wenn wir wirklich den für Gründung des Morgenblatts beabsichtigten Zweck vollkommen erreichen wollen, erheischt natürlich auch größere, bedeutende Auslagen, und wenn wir gleich durch das Opfer, das wir bisher durch die diesem Zweig bestimmten Beylagen brachten, hinlänglich zeigten, daß wir zu jedem neuen möglichst bereit sind, so können wir dieses bey der Vermehrung von 4 — 5 wöchentlichen Beylagen damit nur beweisen, daß wir bloß auf die Hälfte dessen, was wir nach dem bisherigen Preis des Morgenblatts dafür fordern könnten, Anspruch machen, und für diese Ausdehnung mit dem kleinen Aufschlag von 2 fl. oder 1 Rthlr. 8 Gr. für's Halbjahr uns begnügen.

Sollten Künstler und Kunstfreunde das Kunst-Blatt einzeln halten wollen, so wird diesen der halbe Jahrgang für 3 fl. erlassen. Das Gleiche gilt für einzelne Bestellungen des Literatur-Blatts.

Für diejenigen Liebhaber aber, welche beyde, das Kunst- und Literatur-Blatt, miteinander zu haben wünschen, kostet der halbe Jahrgang nur 5 fl.

* * *

Der halbe Jahrgang des Morgenblatts, mit Einschluß des Literatur- und Kunst-Blatts, würde nun also kosten . . . . . 10 fl.
Der halbe Jahrgang des Literatur- und Kunst-Blatts ohne das Morgenblatt . . . 5 fl.
Der halbe Jahrgang von jedem dieser Blätter einzeln, nämlich das Literatur-Blatt . . . 3 fl.
das Kunst-Blatt . . . . 3 fl.

Für diesen Preis kann, nach Uebereinkunft mit dem Löbl. Haupt-Postamt in Stuttgart, das Morgenblatt in Würtemberg, Baiern, Franken, am Rhein, Sachsen und in der Schweiz durch alle Postämter bezogen werden.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Inhalt.

(Die Zahl zeigt die Nummer des Blattes an.)

Länder- und Völkerkunde.

Ein Ball in Lima. 134.
Auszug aus dem Tagebuch eines Würtembergers geschrieben auf einer Reise durch das Innere von Nord-Amerika. 144. 145. 146. 147. 148.

Erzählungen und Romane.

Die goldenen Eier. 130.
Olivier. 133. 134. 135. 138. 139. 140. 141. 142. 143.
Herrad von Landsperg. 147. 148. 149. 150. 152. 153.

Naturhistorisches.

Ratinet. 151.

Aufsätze gemischten Inhalts.

Die Hinrichtungen während der Revolution in Paris. 130. 131. 132. 136. 137. 138. 139. 140. 141. 142. 144. 145.
Die Makamen des Hariri. 131. 132.
Ein muthiger Hase. 143.
Neue Erfindungen die alt sind. 146.
Einige Bruchstücke aus den mémoires de Duc de Gaëte. 149. 150. 151. 152. 153.
Demoiselle Sonntag in Paris. 149.

Gedichte.

Erotische Tändeleyen. 130. 140. 147. 151.
Charade. Bergmann. 132.
Der Abschied. 135. 136. 137.
Goethe. 137.
Zu Haus und daheim. 138.
Charade. Freyschütz. 138.
Des Schöpfers Größe. 142.
Ingeborgs Klage. 143.
Der unwerthe Reichthum. 144.
Sonnett. Sprachrohr. 144.
Die Verwandlung. 148.
Räthsel. Steckenpferd. 150.

Korrespondenz.

Berlin. 130. 133. 136. 137. 138. 139. 141. 145. 146. 147. 148. — Chur. 139. — Edinburg. 150. — Genf. 152. 153. Hechingen. 148. — London. 143. 144. 149. 151. 152. 153. — Neapel. 130. 131. — Paris. 134. 135. 147. — Petersburg. 132. 133. — Rom. 135. 140. 142.

Kunst-Blatt.

Nro. 44.

Paris. — Kunstgeschichte. Wittenbergs Denkmäler der Bildnerey, Baukunst und Malerey, mit historischen und artistischen Erläuterungen, herausgegeben von Johann Gottfried Schadow. — Kunstnachrichten aus dem Badenschen.

Nro. 45.

Myrons Läufer Ladas. — Wittenbergs Denkmäler der Bildnerey, Baukunst und Malerey. ꝛc. — (Beschluß.) Rom.

Nro. 46.

Ueber großgriechische Gräber. Vom Can. A. de Jorio. (Forts.) — Myrons Läufer Ladas. (Beschluß.) —

Nro. 47.

Ueber großgriechische Gräber. (Forts.) — Hinterlassene Briefe von Carl Graß. (Beschluß.) —

Nro. 48.

Ueber großgriechische Gräber. (Forts.) — Neue Kunstwerke. —

Digitized by Google

1. Sammlung der vorzüglichsten Merkwürdigkeiten des Großherzogthums Baden in Bezug auf Kunst und Geschichte, nach der Natur und auf Stein gezeichnet von J. Bergmann.
2. Denkmale deutscher Baukunst des Mittelalters am Oberrhein in lithographirten Abbildungen mit erläuterndem Texte. Erste Lieferung, die Kirchen in Constanz.
3. Das Münster in Freyburg, mit erläuterndem Text, von Dr. Heinrich Schreiber, in dreyzehn lithographirten Blättern nach den Zeichnungen A. v. Baler.

Nro. 49.

Ueber großgriechische Gräber. (Forts.) — Aus Berlin, im Mai 1826. — Kunstnachrichten aus dem Badenschen.

Nro. 50.

Paris. — Kunstnachrichten aus Leipzig. (Forts.)

Nro. 51.

Ueber großgriechische Gräber. (Forts.) — Paris. (Beschluß.)

Nro. 52.

Bruchstücke aus einer Reihe von Briefen über Landschaftmalereyen. (Forts.) — Ueber großgriechische Gräber. (Forts.)

Literatur-Blatt.

Nro. 44.

Roman-Literatur. André le Savoyard, par Mr. Ch. Paul de Kock. — Rechtswissenschaft. Aphorismen über bürgerliche Gesetzgebung und Rechtspflege. Aus den Papieren des Verfassers von Welt und Zeit.

Nro. 45.

Kleine Lustspiele. 1) Vaudevilles für deutsche Bühnen und gesellige Zirkel, nach dem Französischen bearbeitet von Carl Blumenter Band. — 2) Dramatische Kleinigkeiten von Herzenskron. — 3) Weihnachtsspende für Privatbühnen von Georg Döring. — 4) Dilettantenbühne für 1826, von Franz von Holbein, erster Jahrgang. — 5) Dramaturgische Miniaturgemälde für öffentliche, stehende und Privatbühnen von S. W. Schlieffer. — Amerikanische Journale. The american Journal of Sciences and Arts etc. by B. Silliman, etc. To North america review. Jannar 1826. Mittel-Amerika.

Nro. 46.

Biographie. Meine Lebensschicksale als Vorsteher meiner Erziehungsinstitute in Burgdorf und Iferten, von Pestalozzi.

Nro. 47.

Französisches Trauerspiel. 3) Guillaume de Nassau. Tragédie en cinq actes, par A. V. Arnault, de l'ancien institut de France. — Zeitgeschichte. Memoire sur les événements, qui ont précédé la mort de Joachim I. roi de Naples, par le General Franceschetti. (Forts.)

Nro. 48.

Anthropologie. Ueber den Menschen und seine Hoffnung einer Fortdauer vom Standpunkte des Naturforschers aus. — Französisches Trauerspiel. 4) Mucius Scaevola, Tragédie en cinq actes, par J. G. J. Roentgen. — Mode-Literatur. Unentbehrliches Galanteriebüchlein für angehende Elegants.

Nro. 49.

Dichtkunst. Diviko und das Wunderhorn oder die Lemanschlacht, ein deutsches National-Heldengedicht von Dr. Joseph Anton Henne aus Sargans in der Schweiz. Erster Theil. — Aus Italien. (Forts.) —

Nro. 50.

Lyrische Dichtkunst. 1) Vesperklänge von Heilmann. 2) Weihnachtsklänge geistlicher Lieder von A. und W. 3) Morgenlieder. 4) Das Gebet des Herrn (Vater unser) in fünfzig poetischen Bearbeitungen der vorzüglichsten Dichter Deutschlands. 5) Jesus Christus oder das Evangelium in frommen Gaben ausgezeichneter deutscher Dichter, von Dr. Schmitt. 6) Palmgenesien von F. v. Schober. 7) Dichtungen, meist über Religions- und Naturgegenstände, ein Versuch von J. G. E. Müller. (Forts.) Biographie. Jean Paul Fr. Richters Leben und Charakteristik seiner Werke von Heinr. Döring. Mit Jean Pauls Portrait.

Nro. 51.

Lebens-Philosophie. Ueber und gegen die Langeweile. Zur Kunst und Kenntniß des Lebens. Von H. B. v. Weber. — Länderkunde. Gais, Weißbad und die Molkenkuren im Kanton Appenzell, von Fr. K. von Kronfels. — Zeit-Geschichte. Griechenland in den Jahren 1823 und 1824; in einer Reihe von Briefen und Documenten über die griechische Revolution, geschrieben während eines Besuchs in diesem Lande vom Obristen Leicester Stanhope. Aus dem Englischen übersezt. — Aus Italien. (Forts.)

Nro. 52.

Lyrische Dichtkunst. (Forts.) 8) Phantasien und Tändeleyen von Eathinka Halein. 9) Gesänge für Griechenlands Heldenvolk. Von Joh. Rud. Wyß. 10) Gedichte von G. J. Schlachter. 11) Nachklänge des Herzens, erste poetische Versuche von Heinrich Grahl. 12) Heimathliche Bilder und Lieder von Karl Rudolf Tanner. 13) Lilli, in zehn Liedern von Minna, mit zehn Kupfern, gezeichnet von Ramberg. 14) Erinnerungen an Italien in Briefen und vermischte Gedichte von Anton Pannasch. — Pädagogik. Karl Ludwig Roth's, Rectors am k. B. Gymnasium zu Nürnberg, Versuch über Bildung durch Schulen christlicher Staaten, im Sinne der protestantischen Kirche. — Aus Italien. (Forts.)

London wie es ist

oder Gemälde der Sitten, Gebräuche und Charakterzüge der Engländer; Anekdoten und Bemerkungen, diese Nation und ihre Regierung betreffend.
Eine Fortsetzung der Sittengemälde

„Rom, Paris und wie es ist."

Von Santo Domingo.
Frey übersezt von M—r. broch. 1 Thlr.

Madrid wie es ist

oder Bemerkungen über die Sitten und Gebräuche der Spanier im Anfange des neunzehnten Jahrhunderts.
Aus dem Französischen frey übersezt von G. Sellenbroch. 1 Thlr. 8 Gr.

In der J. M. Seemüller'schen Buch- und Musikalienhandlung ist erschienen, und durch alle Buchhandlung zu beziehen:

„Hugen von Langenstein's schoen und anmuetig Gedicht, wie ein heidescher Kung, genannt der Littower wunderbarlich bekart und in Prôssenland getoufft ward. Alt- und Neu-Teutsch. 16. br. 30 kr.

„Zimmermann, S., huit Valses pour le Pianoforte. 30 kr.

Digitized by Google

Nro. 130.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Donnerstag, 1. Juni 1826.

Noch sprechen sie viel Unverständiges
Und achten kein Gesez
Und keine Noth und keine Sitte;
Ein Irrgestirn ist unser Volk.

Die Hinrichtungen während der Revolution in Paris.

I.

Die Hinrichtungen, welche öffentlich geschehen, geben alltäglich den Stoff zu Verhandlung der Frage, ob die Menschen das Recht haben, einander hinzurichten; wir haben hier darüber nichts zu sagen, als daß sie bis auf diesen Tag in Europa bestehen als ein Recht, ausgeübt von der Justiz, und daß sie als Selbsterhaltungsmittel der heutigen menschlichen Gesellschaft aufgenommen sind in das Gesezbuch jedes europäischen Volkes. Aber diese Frage wurde ganz beseitigt in jenem Zeitpunkte der französischen Revolution, wo die Hinrichtungen nicht mehr in den Zweck der Gesellschaft, sondern in das System einzelner Häuptlinge von Partheyen gehörten.

Die Menschen wurden in den Jahren 1793 und 1794 in Frankreich nur darum hingerichtet, weil die Hinwegschaffung ihrer Personen entweder wegen ihrer Individualität oder wegen ihres Kontakts mit ganzen Menschenklassen diesem oder jenem Häuptlinge nöthig schien. Die Meisten fielen auf Anstiften des Marat, Robespierre und Carter; jene Beyden wütheten von den Rednerbühnen der Jakobiner und der Nationalversammlungen aus in ganz Frankreich, dieser in der Stadt Nantes und in den westlichen Departementen. Ihre Reden und Befehle galten für Rechtssprüche; die Richter waren nur ihre Schergen und die Urtheile blos zur Form.

Diese Thatsache ist bekannt, aber die Schande von Paris fällt auf den Pöbel der Stadt Paris zurück. Man darf jene entehrende Erscheinung nicht dem französischen Volke anrechnen, das jezt im Jahre 1825, wo die damalige Generation noch nicht ganz aus dem Leben getreten ist, es selber unglaublich findet, daß das Faktum in Frankreich statt gehabt habe. Wir werden an einem andern Orte erklären, wie die Revolution die ganze Nation in Schrecken gesezt, betäubt und vernichtet hatte. Wenige gute, starke Köpfe erhielten sich in ihrer Kraft; es waren entweder die Mörder selbst, oder die Edelsten im Volke; diese gingen fast alle zu Grunde, und auch von den Mördern haben sich nur Wenige gerettet, die, die gerettet wurden, sind nunmehr entweder verborgen und vergessen, oder schmachten in Reue auf einer fremden Erde.

Die Justizmorde der Revolution haben beynahe zwey Jahre lang gedauert. Nur ein Häuptling ging zu Grunde durch Privatmord und Einer durch Selbstmord. Die große Corday schaffte den Marat für ihre eigene Rechnung aus der Welt; es war eine der größten Handlungen des Jahrhunderts — ein edler Meuchelmord; und der schamlose Pöbel von Paris beklatschte die Hinrichtung der Jungfrau, eben so, wie das bessere Volk nachher den Fall des Robespierre. Ueber den Tod dieses leztern fiel Rühl, ein deutscher Abgeordneter des Oberelsasses beym Nationalkonvent in Verzweiflung und entleibte sich; er war auch die geheime Ursache des Unglücks manches armen elsässischen Deutschen gewesen. Man hat in diesen lezten Tagen viel Abergläubisches,

Digitized by Google

aber auch viel romantisch Schönes über das heilige Glas gesagt, welches einst die Taube vom Himmel zur Taufe des Franken Clovis herunterbrachte, allein man muß sich darüber wundern, daß man bey dieser Gelegenheit die Selbstentleibung Rühls nicht als eine Strafe des Himmels anführte, denn er war es, der einst das Wunderglas zerbrochen hat; der Nationalkonvent hatte ihn als Volksrepräsentanten nach Rheims geschickt, um dem Wunderglauben an das Oel ein Ende zu machen.

Eine befremdende Erscheinung war übrigens die Ordnung, welche viele Monate lang und in verschiedenen Zeitpunkten bey den Hinrichtungen herrschte; sie war offenbar die Folge der abscheulichen Ueberzeugung, daß auch diese revolutionären Mordthaten ihren Zweck verfehlt haben würden, wenn man sie nicht in gewisse Formen menschlicher Art eingezwängt hätte. Nur einmal in Paris, während weniger Tage im September 1793, erwürgte man die Verhafteten in den Gefängnissen, hingegen ein ganzes Jahr lang nachher führte man sie regelmäßig auf den Richtplatz.

Das Unglück Frankreichs war die Ueberspannung, welche die Revolution hervorgebracht hatte. Gerade dieser Seelenzustand paßte ganz in den Plan der Häuptlinge; und als sie sahen, daß die Majorität der Nation bald erschöpft war durch diese Verschwendung der moralischen Kraft, und nun die Mäßigung wieder eintreten wollte, da erklärten sie die Gemäßigten für Verbrecher; Viele wurden nur ihrer gemäßigten Ansichten halber auf's Schaffot geschickt. So mußte nachher die unermeßliche Mehrzahl lange unter einem Joche harren, das ihr ein roher, verächtlicher Haufe auferlegt hatte.

Die Gränze ist nicht schwer zu bestimmen, auf welcher schon mit der Erscheinung Napoleons die bürgerliche Ordnung nebst allen Zeichen der gesellschaftlichen Vervollkommnung wieder allmächtig eintrat; die geistige Ausbildung hatte während des Gräuels der Verwüstung dennoch ihren stillen Gang fortgesezt, unerachtet die alte französische Kultur verschwunden zu seyn schien, und an ihrer Stelle der wilde Pöbel mit der Barbarey des Naturzustandes aufgetreten war; die Menschlichkeit und die unsichtbare Aufklärung waren es, welche auch durch den mit Blut bezeichneten Pfad hindurch die Franzosen so leitete, daß sie keineswegs hinter der übrigen Menschheit in ewige Barbarey zurückfielen.

Hier möchte übrigens auch der Ort seyn, zu erörtern, warum die Franzosen seit dem Ende 1813 ihre Schlachten verloren, warum sie 1814 am Vaterlande verzweifelten und 1815 dem übrigen Europa zinsbar wurden. Die französischen Armeen hatten ihre ehrenvollsten Siege nur im Auslande erfochten, die Nation hatte die Siege nicht mit ihren eigenen Augen gesehen; sie hatte sie nur aus Zeitungen und durch die blindgeladenen Kanonen erfahren, welche man nach jeder Schlacht in Paris abfeuerte; die Nation war nur im Auslande groß und stolz und selbstständig geworden, hingegen die innere Kraft des Volks war durch die übertriebene Anstrengung der Revolution erschöpft. Das stolze Bewußtseyn des eigenen Nationalwerthes, was die Deutschen nachher befreyte, hatten die Franzosen im Innern durch den beständigen Wechsel von Tyrannen und mächtigen Intriganten, durch die Schande der blutigen Greuel und durch die Demüthigungen verloren, welche sie von ihrem Pöbel und von den Häuptlingen desselben erlitten. Daher hatte im Jahre 1814 das Volk kein Zutrauen zu sich, und was die Armeen betrifft, so waren sie die lezten Trümmer des alten Ruhms und die lezten Reste der waffenfähigen Bevölkerung.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die goldenen Eier.

(Beschluß.)

12.

Ueber viele andere Nebenumstände, die wohl gar sehr einer Erläuterung bedürfen, ging der Bürgermeister nur so oberflächlich hin, wie der leichtsinnige Schreiber dieser Geschichte. Der Gedanke an den verwünschten Sammlergeist, der beym Anblicke der glänzenden Basiliskeneier auf Einmal ihn gleich einem Fieber anwandelte, demüthigte ihn freylich dergestalt, daß er die ganze Sache am liebsten für eine Fabel erklären sah, welche jedoch die Farben der Wirklichkeit auf das Täuschendste an sich getragen hätte.

Die meisten Historiker und Geographen würden vielleicht schon aus Bequemlichkeitsliebe dieser Meynung beyzutreten geneigt seyn, wäre nicht das Wunderbare in unsern Tagen auf's Neue so augenscheinlich ins Leben getreten, daß die sonst so beharrliche Zweiflerin Aufklärung jezt selber daran zu glauben genöthigt ist, will sie nicht in's alte Register geworfen seyn. Sie wünschen daher nichts so sehnlich als das Jahr zu wissen, in dem sich die Geschichte begeben und den Ort, an dem sie sich zugetragen hat, und erstaunen ordentlich darüber, daß den vielen politischen, halbpolitischen und ganz unpolitischen Blättern, welche dermalen als Netze ausgespannt sind, um Alles einzufangen, was nicht nur in den Gegenden, Städten, Gassen und Gäßchen Deutschlands, sondern auch in seinen dunkelsten Privatwohnungen sich ereignet, solch eine merkwürdige Begebenheit entgangen seyn kann.

Nebenher geht freylich die Sage, die alte, schon vor zweyhundert Jahren verbrannte, oder wie man solches damals nannte, gerechtfertigte Hexe habe in einer unserer zahllosen Zeitungen die oben angeführte Historie schon darum für ein Unding erklärt, weil sie ja selber ein Unding sey und seyn müsse. Denn von der Unzahl in jener Zeit verbrannten Hexen wäre sie unstreitig die erste wieder auf-

Digitized by Google

erfundene, und man könne es ihr, sogar wenn ihr dergleichen möglich gewesen, wie sie allerdings dafür halte, als die größte Sonderbarkeit und Arroganz auslegen, hätte sie davon wirklich Gebrauch machen wollen.

Einige Kritiker behaupten hiergegen, scharfsinniger als man es ihnen zutrauen sollte, es sey nicht sowohl Bescheidenheit als Schlauheit gewesen, was die Hexe zu dieser Erklärung vermochte. Es habe ihr nämlich allem Vermuthen nach geahnet, daß bey den vielen Wundern der heutigen Tage an Kranken und Gesunden, welche doch hoffentlich zum wahren Glauben an die Hexerey wieder führen würden, auch die Hexenprozesse bald von Neuem einen ehrenvollen Rang in den Annalen der Justizpflege einnehmen müßten, und sie, um ihrer eigenen Sicherheit willen, der Welt Staub in die Augen streuen wollen. Wie dem aber auch seyn mag, so ist das Zeitungsblatt mit ihrer Protestation nirgend mehr aufzufinden gewesen.

Um den Erdbeschreibern einen guten Dienst zu erzeigen, würde Schreiber dieses aus einer Menge der triftigsten Gründe, die Stadt und Gegend von Schilda als den unfehlbaren Schauplatz der Historie bezeichnen, wenn Peter Leberecht, ihr neuester und bey Weitem vorzüglichster Geschichtschreiber, solcher auch nur mit einer Sylbe gedächte. Dieses Stillschweigen und die außerordentliche Unwahrscheinlichkeit und Abgeschmacktheit der Erzählung von jener Schneehütte bringen vielmehr den Nichtunterzeichneten auf die unschuldige Vermuthung, daß sie zu den offenbaren Lügen gehöre und also weit besser ganz ungedruckt geblieben seyn dürfte, besonders da nicht einmal mit erwähnt worden, ob der Bürgermeisterssohn eine gute Ehe mit Jukunden geführt habe, und in der Welt sonst fortgekommen sey. Von ersterer sind übrigens allerdings neuerlich recht angenehme Nachrichten eingegangen und sein Fortkommen ist wegen seiner rühmlichen Gewohnheit, immer nur beym guten Alten stehen zu bleiben, ebenfalls so gut als gewiß, da er späterhin selbst Bürgermeister geworden und nach übereinstimmenden Nachrichten bis jezt kein Bürgermeister irgendwo, wenn er nicht gewaltig über die Schnur hieb, an seinem guten Fortkommen zu verzweifeln hatte.

Erotische Tändeleyen

von Wilhelm Müller.

Der Stoff ihres Haares.

Sag', woraus ist doch ihr Haar gesponnen?
Aus dem reinsten Morgengold der Sonnen.
Und damit der Himmelsglanz hier tauge
Für der Erdenkinder blödes Auge,
Hat beym Spinnen ihn getaucht die Liebe
In die Thränen ihrer süßen Triebe.

Amors Goldprobe.

Wie das stolze Gold auf Erden nun in seinem Preise fällt,
Seit mit ihm die neue Probe Amors Richterauge hält!
Wirft es weg als falsche Münze, sey es wichtig oder leicht,
Wenn es nicht an Farb' und Glanze deinen Lockenringen gleicht.

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin.

(Beschluß.)

Schon die Ouvertüre spricht den ganzen Charakter der Oper in schönster Klarheit aus. In den Posaunenaccorden bricht gleich das Lichtreich herein, und in dem folgenden Allegro die Seite der persönlichen Empfindungen, die vielfach verschlungen, hin und herlaufend, einander durchkreuzend, leidenschaftlich bewegt, streitend, ja in äußersten Dissonanzengegensatz gerathend, die Fidelmelodien jener tiefen Innigkeit gebähren, bis das Lichtreich seine Tonsonne in den majestätischen Posaunenaccorden über diese Welt des Streites wieder aufgehn läßt, der sich jezt dadurch nur zu größerer Hartnäckigkeit entzündet, aber von den Tönen jener Innigkeit, die immer siegender hervordringen, überwunden in dem allgemeinen Freudenjubel des Sieges untergeht. — Tamino, die tiefere Innigkeit auf der Seite des Lichtreichs, hat seinen eigentlichen Gegensatz dadurch an den Tönen der Königin der Nacht, daher sehn wir ihn in Berührung mit diesem Reiche, das er überwinden muß, um zu der eigentlichen musikalischen Tiefe, die in Sarastro's und seiner Priesterchöre Tönen lebt, zu gelangen. Dieß Naturreich der Nacht ist aber deßhalb sein eigentlicher Feind, ihm unbewußt, von ihm unempfunden, daher tritt dieß als Recitativ, als ein Geschehen in seiner Flucht vor dem Ungeheuer hervor, welches die drey Damen tödten. In dem ersten Terzett derselben ertönt nun sogleich eine ganze Welt der persönlichsten Empfindungen, immer wechselnd, melodievoll, klar, lieblich, aber ohne musikalische Tiefe, und ohne die Tonverhältnisse, welche Mozart für den nur ihm eigenthümlichen Ausdruck der Innigkeit benuzt. Dann läßt Papageno die liebliche, anmuthige, aber leidenschaftlose und inhaltlose Unschuld seiner dadurch flachen Fröhlichkeit erklingen, bis sich jenes Terzett und dieses Lied zur Bravour-Arie der Königin der Nacht zusammenspitzen, diesem leidenschaftlichen Brennpunkt der Persönlichkeit ihres Schmerzes und ihrer Rache. In Belmonts und Constanze klingen diese Coloraturen, diese Läufer, dieses Staccato noch in den Arien der Innigkeit selber, jezt aber hat die Innigkeit diesen Schmuck schon abgestreift und der Nacht übergeben, die auf diesen buntgestalteten, bedeutungslosen Wolkenwellen einherschwebt. In dieser Arie ist nur der Schmerz von tieferem musikalischem Werthe, weil eben durch diesen Schmerz schon die Macht des Lichtreichs hindurchtönt und die Ahnung erregt, daß die Gewalt, welche solchen Schmerz erregen könne, siegen werde. Nun folgt Taminos Arie, in der er für seine Innigkeit den eigentlichen Inhalt der musikalischen Innigkeit, die Liebe erhält. Er schrecket vor der Schönheit ihres Bildes zurück, denn er sieht doch verwandt weiß, er fühlt es sein ganzes Herz erfüllen, und weiß nun was Liebe sey, da alle ihre heiße Sehnsucht, und die Vorempfindung vereinter Seligkeit über ihn kommt. Von jezt an beginnt der Zauber der Innigkeit zu wir-

ten, aber noch erübrt er nicht für sich selbst, sondern in dem nächsten Quintett der drey Damen. Tamino's und Papageno's, ist er noch ein fremdes Wunder, vor dem alle erstaunen, worüber sie Betrachtungen anstellen, deren musikalische reflexionslose Naivität aber den allgemeinen Charakter der Mozartischen Musik nicht zu stören vermag. Nun sehn wir Pamina hervortreten, welche, weil das Lichtreich ihr Entgegengesetztes ist, mit dem sie sich vereinigen soll, und dem sie eigentlich zugehört, den Kampf zu bestehn hat, die Fremdheit ihrer Töne gegen dasselbe schwinden zu lassen, und sich seiner Tiefe anzuvertrauen. Weil Tamino's Innigkeit auf der Seite jenes ernsten Geisterreiches steht, und Pamina's auf der Seite des anderen, sind sie in der Innigkeit die Entgegengesetzten, und doch ursprünglich Einen, — die Liebenden. Aber ihre Liebe hat einen harten Kampf zu bestehen, denn Tamino hat sich mit dem strengen Ernst des Lichtreichs zu vereinen, dem er durch die drey Genien zugeführt wird; er staunt, zum ersten Mal verkehrt sich sein Dur in Mol, aber weil er noch nicht weiß, wie ihm geschieht, tritt ihm dieß neue Reich als Recitativ mit dem Sprecher entgegen, dessen musikalische Tiefe ihn besiegt, bis der kurze vierstimmige Satz ihm Glück und Heil und Sieg verspricht. Und nun in der Ahnung seines höchsten Glückes tönt zum ersten Mal der volle Zauber der Innigkeit. —

Aber wir fürchten, wenn wir weiter nur immer Grundzüge und Grundzüge angeben, zu ermüden, denn obgleich eigentlich das Aufhäufen von Einzelnheiten könnte als das Langweilige angesehn werden, so ist es doch die Weise der jetzigen Kritik, entweder nebelhaft und unbestimmt an der Sache umher zu schwatzen, ohne nur je darauf zu kommen, was denn nun eigentlich ihr innerstes Wesen sey, oder diese Armuth unter dem Reichthum der Einzelnheiten zu verbergen, die aber, von der Seele jenes ungekannten Innern nicht zusammengehalten, todt und farblos auseinanderfallen. Und so mag es uns auch künftig erlaubt seyn, die Grundzüge der Kunstwerke anzugeben, denn auf diese Grundzüge kommt es zunächst an. Sie werden oft zwar unbestimmt erscheinen, insofern ihre Konsequenz nicht durch die Folge aller Einzelnheiten verfolgt ist, aber Tagesblätter sind der Ort für weite Ausführungen nicht. Die Sonne erleuchtet Wald und Wiese und Berg und Thal, und jedes Kraut und jede Blume; will man wissen, was das Licht sey, gebührt sich's zunächst auf die Sonne und nicht auf Kraut und Blume und Berg und Thal zu zeigen, und nicht über die Fülle des Erleuchteten die Erleuchtung zu vergessen.

Der Gast, Herr Haitzinger, bestätigte das Urtheil, das über ihn schon als Othello gefällt wurde; Mad. Schulz brillirte als Königin der Nacht; Herr Sieber war ein würdiger Sarastro; Herr Blume als Papageno — Herr Blume.

Neapel, Mai.

Das für die ganze katholische Christenheit auf 1826 von Rom ausgeschriebne heilige Jahr fing hier mit dem Eintritt der Fasten an, und ward während derselben streng beobachtet. Alle Theater und andre öffentliche Unterhaltung jeder Art eingestellt; Fast- und Bußtage waren an der Tagesordnung. Prozessionen von Frommen und Nichtfrommen folgten täglich und stündlich auf einander, und eine gedruckte Vorschrift, wie die vorgeschriebenen vier Kirchen mit Würde und Andacht zu besuchen seyen, ward und ward noch wie warmes Brod verkauft. Man schmeichelte sich, daß diese christlichen Uebungen nebst dem heiligen Jahre nach Beendigung des Osterfestes geschlossen werden würden, allein sie sollen volle sechs Monate dauern, und täglich, besonders an Sonn- und Feyertagen, sieht man Züge von vielen hunderten, vier und vier im Arm gefaßt, singend und betend von einer Kirche zur andern ziehen. Die auffallendsten Kontraste finden dabey in dieser volkreichen, lärmenden Hauptstadt statt. Auf einer Seite die frommen Züge, auf der andern die wogenden Menschenmassen, welche ihren Geschäften und Vergnügen nachgehen; die Hunderte von Fuhrwerke aller Art, welche dann halten müssen, wenn ihnen ein Zug Betender begegnet; das daraus entstehende doppelte Gedränge, das dem Neapolitaner immer so natürliche Geschrey, und die Rufe der Verkäufer, welche ihre Waaren feil bieten, mit den Litaneyen und Ora nobis, Exaudi nos u. s. w. vermischt, geben eine eigene Mischung.

Die allgemeine Furcht, die Theater würden während des ganzen Zeitraums geschlossen bleiben, löste sich um Ostern zwar zur allgemeinen Freude der Theaterfreunde, jedoch nicht zu deren Zufriedenheit mit dem Dargestellten. Alle wurden geöffnet, allein was man seitdem gibt, ist wahrlich nicht von der Art, daß es einer Residenz und dem so berühmten Theater von St. Carlo würdig wäre. Lauter alte gehörte und wiedergehörte Opern, gesehene und wiedergesehene Ballette, wenig bedeutende Sänger, und noch unbedeutendere Tänzer erregen wahrlich nur wenig Lust es oft zu besuchen. Eigentlich ist nur der einzige la Blache vorzüglich, doch in der ernsthaften Oper bey weitem nicht so sehr an seiner Stelle, wie in der komischen, und wenn er im Fondo in einer alten, aber wie es heißt, hier nie, oder doch seit vielen Jahren nicht gegebnen Oper — der eingebildete Sokrates — vom Paesiello auftritt, welche im Styl der ganz alten Opern manche tolle Scene allein ein zweckmäßiges witziges, wohlgeschriebenes Buch hat, ist er eben so vortrefflich, wie weniger bedeutend im Solitario von Paesi, der seit einiger Zeit als neu gegeben worden, aber so wenig Beyfall findet, daß fast nur er, und auch nur an einigen wenigen einzelnen Stellen beklatscht wird; welches denn keineswegs ihm zur Last fällt, da er, wann und was er singt, immer meisterhaft vorträgt. Die Mad. Meire Lalande, welche der Tosi Stelle eingenommen hat, ist zwar eine gute Sängerin zu nennen, allein nicht für unser großes Haus, wo etwas Bedeutenderes verlangt wird. Ihre Stimme hat wenig Umfang und keine Stärke, und in der Aussprache hört man ihr sehr die Französin an. Sehr widrig für die, welche gewohnt sind, das schöne Italienische voll und deutlich reden zu hören.

Durch des geschickten Balletmeisters Gioja Tod hat dieser Zweig ungemein verloren, und was jetzo geliefert wird, ist eben so unverständlich als wenig unterhaltend; besonders da die besten Tänzer verreist und die jetzigen mit ihnen gar nicht zu vergleichen sind. Nur einer der vielen Vestris verdient genannt zu werden. Ob Barbaja die Direktion noch länger wie ein Jahr behalten wird, bleibt die große Frage. Man behauptet, er bestehe auf die Wiedereinführung der öffentlichen Spiele, welche man ihm durchaus nicht zugestehen will, weil man von der Verderblichkeit derselben zu sehr überzeugt ist, und weswegen es auch sehr zu wünschen ist, daß man bey diesem Entschluß bleibe; besser ohne St. Carlo Theater, als diesen Weg zum allgemeinen Ruin unter Autorisirung immer offen zu sehen.

Wir haben den Genuß gehabt, die Catalani drey Mal in Konzerten in Fiorentini zu hören, weil Barbaja ihr St. Carlo nicht anders als gegen 700 D. für einen Abend abtreten wollte. So vorgerückt in Jahren diese berühmte Sängerin auch ist, so sehr sie auch verloren haben mag, so ist und bleibt sie doch immer die erste jetzt lebende Sängerin, und ihre Geschicklichkeit und Ausführung ist die nämliche, wenn auch ihre Stimme verloren hat.

(Der Beschluß folgt.)

Beylage: Kunstblatt Nr. 44.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Nro. 131.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, 2. Juni 1826.

Wie mein Glück iſt, iſt mein Lied.

Hölderlin.

Die Maka'men des Hari'ri.

Dritte Makame.

Hareth Ben Hemmam erzählt:

Ich brachte in Kufa ohne Nachtruh — eine ſchöne Nacht zu, — deren Farbe ein Dunkelklar, — und deren Mond wie eine Silberſpange war; — in Geſellſchaft anmuthig rührender, — Geiſtesflammenſchürender, — mit Redezauber umſchnürender, — Nachtgeſpräche-führender — Männer, aus deren Mund — kam, was in keinem Buche ſtund, — deren Wort man bewahrte wie das Herz inwendig, — und es lernte wie den Koran auswendig. — Sprech- und Hörluſt hielt uns munter, — bis der Mond ging unter, — ohne daß der Mund verſiegte, — oder Schlaf das Aug' beſiegte. — Als nun die große Lampe war ausgegangen, — im Zelt der Nacht, und nur die kleineren blieben hangen, — die auch zu verlöſchen zitterten, — weil ſie das Nahen des Frühhauchs witterten; — als die eilende Nacht zuwinkte den Blicken, — ſich nun zu ſchicken, — wenn ſie wollten vor Tags noch ein Stündlein nicken; — hörten wir draußen im Finſtern einen andern, der wachte, — der erſt von weitem ein Hundegebell nachmachte, — dann, genaht, an unſern Pforten krachte. — Wir riefen: Wer iſt der Lärmer, — in der dunkeln Nacht, der Schwärmer? — Da rief es:

Volk dieſes Hauſes! ſey vor'm Leid verſtecket,
Vor'm Schaden ſtets beſchattet und bedecket!
Es trieb die Finſterniß, die ſchauernd ſchrecket
Zu euerm Hof, das Haar vom Thau belecket,
'nen Mann der Reiſe, die ſich weit erſtrecket,
Davon er war gekrümmt und fahl geflecket,
Dem Halbmond gleich, wenn er im Oſten blecket.
Er hat ſich nun zu eurer Hall' erkecket,
Inſonderheit nach euch die Hand gerecket,
Ruh' ſuchend vor der Unruh', die ihn necket.
Da habt ihr einen Gaſt, dem alles klecket,
Der nimmt, was ſüß und auch was bitter ſchmecket,
Und, ſcheidend, ſeinem Wirthe Wohlduft wecket,
Weil er den Dank nicht in die Taſche ſtecket.

Hareth Ben Hemmam erzählt: Als ſeine tönenden Glocken — uns ſo begannen zu locken, — und wir merkten, welch erquicklicher Regen — ſey hinter ſeinen Donnerſchlägen; — eilten wir, die Pforten aufzureißen, — und ihn bey uns willkommen zu heißen, — dem Sklaven zurufend: Schnelle! Schnelle! — Beſtelle! — und ſchaffe, was im Haus iſt, zur Stelle! — Doch der Gaſt ſprach: Bey dem, der mich geführt zu eurem Hauſe! — ich rühre nichts an von euerem Schmauſe, — ihr verſprechet mir denn, euch für mich nicht in Ungemach zu ſetzen, — noch um meinetwillen eure Ruh zu verletzen. — Eßgier ſchadet dem Eſſer; — zu ſcharf wird ſchartig das Meſſer. — Der Gaſt iſt lieb, — der nimmt vorlieb, — und nicht Ungelegenheit — im Hauſe macht zur ungelegenen Zeit. — Ein ſchlimmer Gaſt wird — genannt, wer

Digitized by Google

zur Last wird seinem Gastwirth; — zumal zu solcher Stund' und Nachtzeit, — wo kaum noch Wachzeit, — geschweige denn Essenszeit ist — für einen Mann, der gescheit ist. — Wenn Schlaf will bethauen — die Augenbrauen, — bleibt für die Zähne keine Zeit zum kauen. — Das Sprichwort sagt: Das beste Abendmahl — ist das vor dem lezten Abendstrahl; — und Nachtessen schadet den Augen, — wenn es auch dem Magen mag taugen. — Ach Gott! nur daß das Feuer des Hungers brennt, — das nicht den Thau des Schlummers kennt! — Sprachs, und mit seinen Entschuldigungen — war ihm der Sieg über uns gelungen; — wir bezeugten seinem holden Mund unsere Huldigungen, — und wünschten alles Süßes und Feistes — dem trocknen Gaumen eines so schönen Geistes. — Als nun der Diener herbeygeschafft, — was in der Eile war zusammengerafft, — und vor uns angezündet das Licht, — schaute ich, und schaute Ebu Seids Gesicht. — Da sprach ich zu den guten Freunden: Glück zur guten Stunde — und zum guten Funde, — zum seltenen Gast in eurer Runde! — Der Wind des Glücks hat zum Platz — euch hergewebt einen mühlosen Schatz, — der für alles andere heut Ersatz. — Wenn der Mond des Gesichtskreises ist untergegangen, — so ist der Mond des Gedichtkreises nun aufgegangen; — und wenn der himmlische Leitstern in Dunst ist geschwunden, — so ist dieser Zeitstern der Kunst uns gefunden. — Da durchdrang sie der Most der Freude, — und Schläfrigkeit verließ das gewölbte Augengebäude; — sie verabschiedeten wieder die Stille, — zu der sich hatte geneigt ihr Wille, — und entfalteten neu den Scherz und die Lust, — die sie hatten zusammengefaltet in der Brust. — Doch Ebu Seid war mit Seel' und Leib — bey dem Werk, das er nicht trieb zum Zeitvertreib; — der Wetteifer seiner Händ und Zähne — war thätig auf der dampfenden Scene, — bis der Inhalt der Schüsseln war geschwunden, — und seinen Platz hatte in ihm gefunden. — Da sprach ich: Nun tisch' uns zum Nachtisch und Nachttisch auf — einen Abschnitt und Aufschnitt aus deinem Lebenslauf, — eine Neuigkeit aus deinem alten Sack, — eine Wahrheit und Dichtung nach deinem Geschmack. — Er sprach: Von Seltsamkeiten hab' ich erlebt und gethan — Mehr als Augen sahn, — oder als Lippen kundgethan. Doch das Seltsamste begegnete mir diese Nacht, — kurz vor dem, als das Glück mich hier zu euch gebracht. — Da forderten wir von ihm die Wunderkunde — von dem Begeanis seiner nächtlichen Runde. — Er sprach: Ein Pfeil, geschleudert von des Wanderlebens Bogen, — kam ich verirrt hier in die Stadt geflogen, — Herr eines hungrigen Magens und eines leeren Schooßes — und eines Futtersacks, der ledig war, wie das Herz der Mutter Moses. — So ging ich, Vater des Seides *), — oder Vater des Leides, als die Dunkelheit einbrach, — ob mir gleich vor Ermattung das Bein brach, — eine gastfreye Küche zu suchen, — einen Koch oder einen Kuchen. — Und der Hunger, als ein guter Treiber bekannt, — und das Geschick, sin Vater der Wunder genannt, — führten mich vor eines Hauses Thor, — da trug ich mein Anliegen aus dem Stegreif vor:

Gegrüßt, Bewohner des Gehöfts, groß oder klein!
Und lebet lang! in Wohlstand und in Wohlgedeihn!
Was gibt's bey euch? für einen Mann der Wüsteney'n,
Für einen Sohn des Weges mit erlahmtem Bein,
Deß Eingeweide brennend nach Erquickung schrein,
Der nichts gegessen seit zwey Tagen oder drey'n,
Und keinen Freund hier hat, ihm Gastrecht zu verleihn;
Indeß die finstre Nacht schon bricht mit Schauer ein.
Vom Leben blieb Verdruß am Leben ihm allein.
Wohnt etwa nun in diesem Haus ein Freudenschein,
Ein Herz, das spreche: wirf den Stab hin, tritt herein,
Und was im Haus sich findet, soll gegönnt dir seyn!

Sprachs; da sprang hervor ein junges Füllen, — ein Knab' in flatternden Hüllen — und sang:

Beym Preis des Alten *), der das Gastrecht eingesezt,
Und Mekka's Sand mit Opferthierblut hat genezt!
Nichts gibts bey uns für einen Gast, der Zähne wezt,
Als „Gott zum Gruß!" und eine Streu, die nicht verlezt.
Wie soll gastiren, wer, wie ich, noch wacht und schwäzt,
Nur weil der Hunger seinem Schlaf sich widersezt?
Du hörst; bedenk' nun, was du thust, bedenk' es jezt.

Ich sprach: was soll ich mit einer leeren Herberge thun — und mit einem Wirthe, den der Hunger selber nicht läßt ruhn? — Aber wenn mir auch mißfällt dein Quartier, — Knabe, so gefällst du mir. — Sage mir deinen Namen, — da deine Worte das Herz mir nahmen. — Er sprach: mein Name ist Seid — und mein Geburtsort ist Feid **); — ich kam in diese Stadt erst gestern, — zu meinen Mutterbrüdern und Schwestern. — Ich sprach: Sage mir alles ohne Heucheley, — so erhalte dich Gott von Strauchen frey! — Er sprach: Mir hat erzählt meine Mutter Liebhold, — die, wie ihr Name, ist lieb und hold, — daß im Jahr der großen Plünderung — sie gedeirathet zu ihres Jammers Minderung, — einen Edlen, der ihrer schien würdig, — von Ghassan stammend und von Serug gebürtig. — Doch wie sie war gesegneten Leibes, — hat er von der Seite seines Weibes — im Stillen seinen Weg genommen, —

*) Das heißt Ebu Seid.

*) Abraham.
**) Ein Einkehrort auf dem Wege nach Mekka.

und soll noch wieder kommen. — Er war, nach allem was ich gehört, ein Durchtriebener, — und ich bin sein Nachgebliebener. — Wir wissen nicht, ob er noch lebt, und wir auf ihn sollen warten, — oder ob er bestattet ist auf dem Pfühl, dem harten. — Da erkannte ich, sprach Ebu Seid, an jedem Zug — und jedem Zeichen ohne Trug, — daß dieses mein Sohn sey, mein Saamen, — von dem ich nichts an mich genommen als den Namen. *) — Und ich konnte der Natur kaum widerstreben, — die mich drang, ihm seinen Vater zurück zu geben. — Doch die Scham der leeren Hand — und des schlechten Kleides, in dem ich vor ihm stand, — hielt den väterlichen Trieb in Band; — und ich riß mich von ihm mit einem Herzen, das gepreßt war, — und einem Auge, das genäßt war. — Habt ihr nun, o ihr Männer von Herz und Geist, — ein Wunder wie dieses gehört, von allem was Wunder heißt? — Wir sprachen: Nein bey dem, den Mond und Sonne preißt! — Er sprach: Ja verzeichnet es nur unter des Zufalls Wundergeschichten, — und verewigt es auf Blättern mit wahrhaften Berichten; — denn dergleichen läßt sich nicht erdichten. — Und wir brachten die weiße Fläche und die schwarze Flut, — und schrieben aus seinem Mund die Geschichte wohlgemuth. — Dann erforschten wir ihn, was er nun habe beschlossen, — um an sich zu nehmen seinen Sprossen. — Er sprach: wenn mein Beutel schwerer wöge, — wär' es mir leicht, daß ich meines Jungen pflöge. — Wir sprachen: Wenn mit einigen Pfunden dir ist zu dienen, — so stehen wir dir zu Diensten mit ihnen. — Er sprach mit verklärten Mienen: — Wie dienten mir Pfunde in der Noth nicht? — Ein Weiser verschmäht ein Loth nicht. — Der Berichter dieser Geschichte spricht: Da trugen wir auf der Stelle unsre kleinen Spine zusammen, — um zu schüren seiner Vaterliebe Flammen; — dann bestimmten wir noch eine Summ', eine runde, — und theilten sie auf uns in die Runde, — und jeder schrieb auf seinen Antheil eine Verschreibung, **) — die er jenem übergab zur Betreibung. — Er zeigte sich über die Wohlthat gerührt und erkenntlich, — ergoß sich in Dank und erschöpfte sich in Preis unendlich; — bis das Lob uns zu hoch zu steigen schien, — und wir uns mühten unser Verdienst herabzuziehn. — Dann entfaltete er Nachtgespräche, mitverbrämt, — von denen Damast und Brokat ward beschämt, — und durchwürzte die letzten Hauche der Nachtluft — mit der Poesie Nachtblumenduft; — bis das Licht im Osten emporbrach, — das Goldgeweih des Sonnenhirsches hervorstach, — da sprang er wie ein Hirsch auf, und sprach: — Komm, laß uns an Ort und Stelle passiren; — die Verschreibungen einzukassiren, — die Körnlein zusammen zu lesen, — und die Tröpflein zu schlürfen zum Genesen. — Denn mir schlägt das Herz in hörbarem Tone, — vor Verlangen nach meinem Sohne. — Da ging ich mit ihm Hand in Hand, — bis das Geldgeschäft war zu Rand; — und als er eingethan im Sack das blanke, — blinkte er und blühte wie eine Ranke, — dann sprach er: Vergüte dir Gott die Bemühung der Sohlen! — du bleibst von mir dem Schutze des Höchsten befohlen. — Ich sprach: Ich wünsche dich zu begleiten, — um deinen edlen Sohn zu sehn an deiner Seiten. — Da blickte er mich an, wie ein Preller den Geprellten, — und lachte, bis seinen Aug' apfel Thränen schwellten, — indem er sang:

— ∪ — ∪ | — ∪ —
— — ∪ — | — — ∪ — —

O der du ansiehst den Dunst*) für Wasser
Und Worte glaubest, die von mir kamen:
Ich hoffe nicht, daß so wahre Früchte
Mir tragen sollte der Lügensaamen.
Vielleicht, ich habe wohl einen Sohn, und
Vielleicht, ich hab' auch von ihm den Namen;
Doch heut die Nacht sah ich keinen, außer
Nur in Erinnerungen, die mir kamen.
Kein Weib auch hab' ich das Liebhold heißt; der Kunst
Und List nur hab' ich zu meinen Damen;
Die soviel Streiche mich täglich lehren,
Als Raum nicht haben in Buches Namen,
Als Us m a'l' selbst, der Sagenkrämer,
Vermöcht' in Worten nicht auszukramen.
Sie sind die Bürgschaft des Unterhalts mir,
Der ohne sie bald mir würd' erlahmen.
Wie sollt' ich leben? und leben soll ich;
Wenn ich nicht täglich zün' einen Hamen?
So nimms nicht übel, daß ich dich heut fing;
Es ist mein Handwerk; Gott segn' es, Amen!

*) Der Dunst der Wüste.

*) Nämlich den Zunamen Ebu Seid, Vater des Seides. Eine solche Ehrenbenennung eines Mannes nach seinem Sohn heißt Kunjet.

**) Eine Anweisung auf einen Wechsler.

Die Hinrichtungen während der Revolution in Paris.

(Fortsetzung.)

Volk und Armee waren der Revolution müde, denn auch Napoleon war nur eine neue Revolution gewesen; man hatte im Jahr 1814 noch einmal die Revolution gesehen, und vergaß darüber das Vaterland. Man verwechselte sogar Vaterland und Revolution, und ließ das Vaterland muthlos erobern, weil man auch die Eroberung selber für eine Revolution, für die lezte, hielt.

Aber es ist doch wenigstens jezt im Jahr 1825 ganz klar, daß das innere Feuer der Revolution nicht alles Gute verzehrt hatte; daß aus dem Schutte des Brandes viele kostbare Trümmer gerettet worden waren, und aus den verschmolzenen kostbaren Materien noch manche schwere

Schlacken hervorgezogen werden konnten, voll gediegenen Inhalts. Daß Frankreich den verborgenen Schatz schon im Jahr 1814 kannte, das sah man daraus, daß man es nicht wagen durfte, ihm eine Charte zu verweigern. Jezt im Jahre 1825, das doch kein Siegesjahr war für die Opposition, sieht man überall, daß die revolutionäre Krankheit die französische Nation nur einen Augenblick aufgehalten hatte im Fortschritte, und daß sie sogar durch den kritischen Stillstand nur noch mehr Kraft gewonnen hat. Der sprechendste Beweis davon ist, daß sie ihre so oft verlorne Preßfreyheit immer wieder erringt; sie, die sie während ihrer ganzen Revolution nie besaß, trotz aller Freyheit und Gleichheit.

Der Zeitpunkt der zahlreichsten und wichtigsten Hinrichtungen war unmittelbar nach dem grausamen Tode des besten aller Menschen, Ludwigs XVI., besonders aber nach der Ermordung der Königin und einiger andern Mitglieder der königlichen Familie. Zwischen diese Königsmorde, welche durch die dabey beobachteten Formen als revolutionäre Justizmorde erscheinen, fällt das Morden im September, was man in der Geschichte nicht durch den Namen: Septembrisiren kennt, sondern die Geschichte wollte gleichsam nur die Ungeheuer verewigen; sie brandmarkte sie alle mit ihrem Zeichen unter dem allgemeinen Namen und in Masse; sie heißen Septembriseurs. Noch jezt, und vielleicht auf ewig, wenn ein Pariser in einer heftigen Aufwallung und mit außerordentlicher Energie seinen Abscheu oder seinen Haß gegen einen Bösewicht ausdrücken will, nennt er ihn einen Septembriseur, oder wenigstens sagt er von ihm, er glaube, er wäre einer gewesen oder geworden, wenn er im September 1793 gelebt hätte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Neapel, Mai.

(Beschluß.)

Der immer fruchtbare Dichter Camerano von St. Carlino, welcher im Auffassen des neapolitanischen Volkslebens so glücklich wie die Gesellschaft geschickt im Darstellen ist, hat wieder ein recht gutes neues Stück zum Besten gegeben, worin er die Wuth, die hier so allgemein und ohne Ueberlegung noch Zuratbeziehung eines Arztes im Gange gebrachte Medizin des französischen Arztes le Roy vernünftig beleuchtet, und die Sache geschickt auf die neapolitanische Volkslebensweise anzuwenden weiß. Es ist schon einige zwanzig Mal nach einander gegeben, indeß mit vielen seiner andern Kompositionen nicht ganz zu vergleichen, indem er diese aus dem Leben aufgegriffen, und daher das Verhältniß gerade umgekehrt ward. Neapolitanische Volksscenen veranlaßten jene Darstellungen; in diese wird durch etwas außer neapolitanisch auf das hiesige Volk gewirkt.

Wir haben auch die Freude, daß das Dampfschiff, dessen Fahrten nach Sicilien eingestellt waren, weil die Grobheit der englischen Führer und Matrosen, so wie der Verlust der Eigner die Fortsetzung unmöglich zu machen schienen, nun von einem französischen unternehmenden Mann gekauft worden, und seine Reisen am zweyten nach Palermo wieder angefangen hat, wöchentlich hin und her, mitunter auch nach Messina gehen wird. Und da die Preise auf 18 P. für den ersten, 8 P. für den zweyten und 4 P. für den lezten Platz herabgesezt sind, so dürfte man sich doch endlich überzeugen, wie in jeder Rücksicht diese Reisegelegenheit den königlichen langsamen Paketbooten vorzuziehen sey.

Der farnesische Stier, welcher bekanntlich von dem öffentlichen schönen Spaziergang der Villa Reale nach dem königlichen Museo gebracht worden, hat seine kurze Reise dahin in neun Tagen ohne Unfall beendigt, und ist jezt dort unter Dach und Fach gebracht, welches denn wohl gewiß zweckmäßiger ist, als ihn so nahe dem Meere, allem Winde und Wetter und der zehrenden Seeluft ausgesezt zu sehen, die am Ende doch auf dieses Meisterwerk der alten Kunst sehr nachtheilig gewirkt haben würde. An der neuen Fontaine zur Verzierung seiner vorigen Stelle wird, langsam genug, gearbeitet, und es dürften noch mehrere Monate darüber hingehen, ehe sie beendigt wird, denn schnell scheint's könne nichts gemacht werden, und wenn's nur überhaupt geschieht, muß man sich schon zufrieden geben.

Es ist auffallend, daß von einer Merkwürdigkeit dieser an dergleichen so reichen Hauptstadt so wenig geredet, sie von Fremden wenig gesehen, und in keiner Reisebeschreibung erwähnt wird. Der Pallast und Garten des Prinzen Leopold vereinigt nämlich in einem kleinen Raume mitten in der Stadt, dem königlichen Pallaste gegenüber, so viel, und Alles was sich von Lebensgenüssen und Lebensbequemlichkeiten auf einen Fleck vereinigen ließ, daß man vieles davon auf Land- und Lustschlössern vergebens suchen würde. Die innere Einrichtung ist geschmackvoll, wohnlich, allein ohne große Pracht, viele schöne Bilder alter berühmter und neuer Meister zieren die Zimmer, von denen vielleicht manches der erstern ziemlich willkürlich benennt wird, und wohl auf jeden Fall nicht unter die Meisterwerke des Meisters zu rechnen seyn würden, sie verschaffen jedoch dem Künstler und Liebhaber manchen Genuß. Vorzüglicher ist aber doch wohl die einzige Lage des Pallastes. Nahe dem Meere hat man über dasselbe und den ganzen herrlichen Golf aus allen Fenstern und von allen Punkten den erhabensten Blick in die schöne Natur. Aus dem zweyten Stock tritt man zu ebner Erde in einen Garten, der ungemein überrascht. Man glaubt hier die hängenden Gärten der Semiramis verwirklicht oder erneuert, wähnt sich in den schönsten Anlagen, weit von der Stadt entfernt, fast außer Europa versezt zu seyn, denn eine Menge ausländischer Pflanzen von größter Schönheit wachsen, blühen und gedeihen in diesem glücklichen Klima im Freyen, und erreichen eine Vollkommenheit, welche man in Deutschland mit der größten Sorgfalt kaum in Treibhäusern zu erzwingen vermag. Eine vieljährige hohe Dattelpalme erhebt ihre Krone weit über alle übrigen Gewächse, und gereicht zur größten Zierde des ganzen Gartens. Schade daß heftige Winde im lezten Winter sie beschädigten, und sie sich vielleicht kaum wieder erholen dürfte. Mehrere junge sind indessen wieder angepflanzt, und bilden mit Agaven, Cactus, Magnolien und hundert andern ein fremdes Land. Außerdem ist noch ein reich versehenes Gewächshaus, Ananaspflanzung, und selbst eine Baccaria oder Holländerey, um Milch und Butter immer frisch zu haben, und wenn man den kleinen Raum bedenkt, scheint es fast unmöglich, so vielerley auf demselben zu haben. Den höchsten Punkt nimmt eine Gloriette oder Terrasse ein, und von hier hat man eine Aussicht, wie sie nur von hier gesehen werden kann, und deren Beschreibung die Wirklichkeit auf das Entfernteste nicht erreichen kann, indem man hoch über den am Meere liegenden Theil der Stadt, St. Lucia genannt, erhaben ist, und nichts die freye Umsicht hindert.

Beylage: Literaturblatt Nr. 44.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Nro. 132.

Morgenblatt

für gebildete Stände.

Sonnabend, 3. Juni 1826.

Die Schwachheit ist die Mutter der Macht, und wenn der wackere Sohn der Mutter nicht bey der Geburt den Leib zerreißt, so geschieht es nicht aus Schonung: wer sollte ihn sonst säugen und nähren?

Klinger.

Die Hinrichtungen während der Revolution in Paris.

(Fortsetzung.)

Der Ursprung der revolutionären Hinrichtungen von 1793 ist folgender: die Gewaltigen unter den Revolutionsmenschen hatten befürchtet, die Wuth der französischen Revolution möchte zu früh ersterben, die Ueberspannung und Erbitterung der ersten Revolutionsjahre möchte sich nicht mehr länger erhalten können, um so weniger, als bey den Franzosen, die mit dem Blute vorher nicht bekannt waren, ein allgemeiner Grundzug des Nationalcharakters ist, weder Rache noch Erbitterung, ja auch nicht einmal ein bloßes Böseseyn lange im Gemüthe nähren zu können; schon in der Sprache sind die Worte rancune und rancunaut gehässige Worte, und man bestraft wegen einer rancune schon die Kinder strenge, gleichsam als wegen eines Vergehens. Die Häuptlinge erfanden daher zwey gräßliche Mittel; das eine war, den Pöbel als das Werkzeug in blutiger Wuth zu erhalten, das andere, die Abgeordneten der Nationalversammlung und die Staatsbeamten in den Departementen zu einem Schritte zu verleiten, der ihnen jeden Weg zur Reue, jeden Rücktritt zur bessern Ordnung versperrte. Wenige Deputirte hatten Kraft genug, die Zumuthung von sich abzuweisen; diese mußten für ihren Muth, für ihren Edelmuth sterben. Die Verurtheilung des Königs und seiner unglücklichen Familie durch den Nationalkonvent und die Ermordung der Verhafteten durch den Pöbel hatten keinen andern Grund, als jene Absicht der Häuptlinge, den Pöbel immer tiefer in den Abgrund der Verbrechen zu stürzen. Die Stifter dieser tief berechneten revolutionären Politik erreichten ihren Zweck; denn auch die Staatsbeamten und Gemeindevorsteher in den Provinzen nahmen daran beynahe alle in förmlichen Belobungsbriefen des Königsmords, welche sie an den Konvent richteten, Antheil. Somit war dann auch die Pöbelwuth gerechtfertigt und auf's Neue angefacht; der Pöbel von Paris wußte nicht, daß auch die Departementsräthe und Munizipalitäten in den Provinzen nichts anders waren als Pöbel.

Wie konnte man die wilde Gährung anders nähren als mit Blut! Es gehörte in die geheime Berechnung der Revolutionsmänner, alle Tage Blut hinzugeben, so wie man auf dem Meer alle Tage Wasser austheilt. Der Vorwand zu dem Morden war immer die Gefahr vor der Kontrerevolution. Die wirkliche Veranlassung, die Anzahl der Blutopfer zu vermehren, oder zu vermindern, waren entweder Siege der Alliirten gegen die französischen Armeen, oder Unfälle in den westlichen Departementen, wo der Sitz des Vendeekriegs war, oder endlich die Furcht eines Häuptlings, von einem andern Häuptlinge oder gar durch das Volk selber gestürzt zu werden. Auch mordete die Revolutionsjustiz bisweilen aus Verdacht wegen geheimen Einverständnisses mit den Feinden Frankreichs oder wenigstens der Revolution, aber er war nur selten gegründet, denn die meisten reichen Leute wa-

Digitized by Google

ren gerade wegen ihres Reichthums um so vorsichtiger, und Andere zähmte der Schrecken.

So allein muß und kann man sich erklären, warum die Hinrichtungen sich nicht immer gleich in der Zahl waren. Die Akte selber waren anfänglich nicht alltäglich. Bald war die Anzahl der Opfer auf einmal unverhältnißmäßig stark; bald wurde sie wieder ganz gering. Eine Nachricht von einer verlornen Schlacht wurde gerächt auf dem Richtplatze. Für fünfzig Stück Kanonen, die die Republik verloren hatte im Bürgerkriege, bluteten fünfzig Staatsgefangene. So ist die schreckliche Blutprogression zu verstehen, wie nach und nach die einzelnen täglichen Exekutionen von den Einheiten in die Zehn, und von den Zwanzig bis zu den Vierzigen, und wie sie endlich bis auf den höchsten Punkt von acht-und-siebzig unglückseligen Unschuldigen stiegen. Als Robespierre, der Schuldige, hingerichtet wurde, war die Zahl seiner Todesgefährten ebenfalls in den Siebzigen; die Nemesis ist doch überall da mit ihren geheimen Winken und ihren warnenden Zeichen! Eine solche Masse, die man zum Tode führte, benannte der unbarmherzige Pöbel mit dem Ausdruck, mit welchem der Bäcker seine Anzahl Brode in dem Ofen bezeichnet; er sagte: „Der Einschuß war heute beträchtlich, es waren ihrer beynahe achtzig."

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Maka'men des Hari'ri.

Vierte Makame.

Hareth Ben Hemmam erzählt:

Ich machte nach Dimjat eine Reise, — wohl versehen mit Trank und Speise, — wohl aufgeräumt — und aufgezäumt, — mit Genossen geschaart — von gleicher Art, — von denen die Eintracht nicht beeinträchtigt ward; — die das Band der Freundschaft nicht abbrachen, — und aller Feindschaft den Stab brachen; — gleich als ob sie getrunken die Milch von Einer Amme, — oder wären die Funken von Einer Flamme, — oder die Zinken an Einem Kamme. — Wir ritten nur den scharfen Ritt, — und litten nur Thiere vom starken Tritt; — und wenn wir zur Herberge lenkten, — oder zur Tränk' uns senkten, — ruhten wir nur im Flug, — ohne langen Verzug. — Einst hielten wir unsere Thier' im Trabe, — in einer Nacht, die von Alter ein Knabe *) — und von Locken war ein Rabe; — wir sporuten bis die Dämmerung graute, — und die dunkle Schminke der Luft zerhaute; — da ward uns der Nachtritt beschwerlich — und der Schlummer unentbehrlich. — Wir hielten den Zügel — an einem Hügel, — wo weich und grasreich war der Rasst, — und die Luft gelind und sanft. — Da stiegen ab die Reiter — von dem Rücken der Schreiter; — und als diese waren gestellt, — und jene rubten ihren Waaren gesellt, — als das Gebrülle verstummt war, — das Geschrille versummt war, — und Alles stille von des Schlummers Hülle vermummt war; — hörte ich einen Sprechenden, — die Frühruh' unterbrechenden, — der an einen, der mit ihm wachte, — mit heller Stimme die Frage machte: — Wie ist dein Verfahren — gegen die, die mit dir fahren? — Jener sprach: Den Ungütigen — such' ich durch Güte zu begütigen; — ich bin gefällig dem Ungefälligen, — gesellig dem Ungeselligen; — ich vertrage mich mit dem, der mich betrügt, — und sage Wahrheit dem, der lügt. — Mein Herz bleibt zugewandt den Verwandten, — wenn sie mir gleich den Rücken wandten; — und ich bin erkenntlich meinen Bekannten, — wenn sie mich schon verkannten. — Ich fliehe nicht vor dem Flehenden, — ich entziehe mich nicht dem Zehenten; — feil ist mir meine Fülle — zu des Kranken Heil und zu des Nackten Hülle. — Ich schenke meinen Trank, und denke nicht an Dank; — ich berathe den, der mich verrieth, — ich schade nicht dem, der mich übel beschied. — Ich füge mich bescheiden — auch ungefügen Bescheiden; — ich habe nicht Wohlgefallen, — daß meine Feinde fallen; — ich reiche heilendes Wundkraut — dem, dessen Nagel mich wund kraut — und entziehe nicht meine Haut — dem, der sie haut. — Mich tröstet ein Koran-Abschnitt, — wenn man mir die Ehre abschnitt; — und ich lasse den guten Namen — denen, die mir ihn nahmen. — Ich heuchle mit keinem Hauch, — ich täusche in keinem Tausch; — übervortheilen mag ich nicht, — und über Nachtheile klag' ich nicht; — ich suche nicht Händel im Handel, — und bin in meinem Wandel ohne Wandel. — Lieber ungerächt, — als ungerecht; — lieber dem Feind erlegen, — als den Feind erlegen! — Ich klage nicht, wenn man mich verklagt; — ich entsage, wo man mir versagt. — Was versucht, — lass' ich unversucht; — wo man flucht, — nehm' ich die Flucht. — Wo man spricht, will ich nicht widersprechen, — wo man sticht, will ich nicht wieder stechen; — und sollte mich die Hyder stechen, — so wollt' ich mich an ihr nicht rächen. — — Darauf sprach der andere: O weh mein Sohn! — wer wird Frohn thun ohne Lohn? — Man muß kargen gegen den Kargen, — arg thun gegen den Argen, — gegen den Schnarcher muß man schnarchen. — Den will ich nicht letzen, — der mich will verletzen; — ich will nur netzen den, der mir nützt, — und nur schätzen den, der mich schützt. — Dem sey meines nicht gewährt, — der seines mir wehrt; — wer mir sich nicht paart, — den lass' ich apart; — der mich verschmäht, nach dem schmacht' ich nicht; — der mich ächtet, den acht' ich nicht. — Ich wünsche die Plage meinem Placker, — und pflanze nicht Friedensbäume auf Feindesacker. — Ich

*) Eigentlich von Jugend ein Mädchen.

Digitized by Google

gebe nicht mein Korn für deine Spreue, — und nehme nicht deinen Zorn für meine Treue. — Lieber ungerecht, — als ungerächt; — lieber schinden als geschunden, — und lieber den Schmerz verwinden, als klagen über Wunden. — Ich will nicht streicheln, wo man mit Ruthen streicht; — ich will nicht weich seyn, wo man mir nicht weicht, — nicht liebreich seyn, wo man mir nicht reicht. — Dem ist mein Herz zugethan, — dessen Hand mir ist aufgethan. — Wer mich schiert, ist nicht mein Hirt; — wer mich nicht werth hält, ist nicht mein Wirth. — Den will ich nicht leiten und nicht geleiten, — der mich selber gern sähe gleiten; — dem will ich im Himmel keinen Stuhl bereiten, — der ein Pfühl in der Hölle Pfuhl mir möchte breiten. — Oder wer hat geboten, daß ich soll dienen und du dich dehnen, — ich mit Demuthsmienen und du mit Löwenmähnen? — daß ich sie und du speicherst, — daß ich siehe und du weigerst? — daß ich schmelze und du gefrierst? — daß ich in Staub mich wälze und du dich vornehm zierst? — Nein, sondern bey Gott, Gericht für Gericht — und Gewicht für Gewicht, — ein Schuh nach dem Maaß des Fußes, — ein Dank nach der Art des Grußes; — daß Niemand uns einen Vorwurf mache, — noch Jemand über uns lache. — Und o wie herrlich hat dein Vater gesagt:

Ich schätze jeden, wie er mich wird schätzen,
Und schütze mich vor dem, der mich will schatzen.
Zumess' ich jedem, was ihm angemessen,
Und zeige Krallen dem, der mich will kratzen.
Ich kränke nicht, und mag auch nicht erkranken;
Ich bete nicht, und diene nicht zu Hatzen,
Ich bin nicht dessen Narr, der aus den Kohlen
Den Braten holen will mit meinen Tatzen.
Mein Freund ist, wer mir zeigt ein freundlich Antlitz;
Wer stolz sich bläht, dem sag ich: Magst du platzen!
Den lieb' ich, der sich läßt von meinen Scherzen
Verücken, und nicht zürnet meinen Fratzen.
Der Jugend steht es an, gefoppt zu werden,
Doch traurig ist ein Tölpel mit der Glatzen.
Mein Sohn! geh' hungrig auf die Jagd mit Füchsen,
Wenn du nicht satt vom Schlafen wirst wie Ratzen.
Und wenn du deine Beute hast, so gehe
Geschwind als wie vom Taubenschlag die Katzen.
Und glaube nicht, daß der sein Herz dir schenke,
Der dich verlangen sieht nach seinen Batzen.

Hareth Ben Hemmam spricht: Als ich so ihr Gespräch belauscht, — hätt' ich gern Worte mit ihnen getauscht. — Als nun der Morgen anglomm, — das Frührotd im Glanz heranschwomm, — ging ich aus in des Frühlichts Glimmen — auf die Spur meiner Nachtstimmen; — da sah ich Ebu Seid mit seinem Sohn im Gespräche, — und ihre Mäntel trugen der Armuth Gepräge. — Ich erkannte, daß meine Nachtkunde — gekommen war aus ihrem Munde, — und wandte mich zu ihnen, voll Lust über ihre Geistesfülle, — und voll Mitleid über ihre zerrissene Hülle. — Ich lud sie ein, zu theilen mein Zelt, — und zu gebieten über mein Gut und Geld. — Dann streute ich ihren Ruhm aus unter der reisenden Gilde, — und schüttelte für sie die Bäume der Milde, — bis sie waren zu Gut und Ehren gekommen, — von allen zu Brüdern aufgenommen. — Unser Lager aber war an einer Stätte, — von wo sich zeigte die Hügelkette, — an der sich ließen die Dörfer erkennen, — und ihrer wirthlichen Feuer Brennen. — Als Ebu Seid nun seinen Sack gefüllt, — und seine Blöße gehüllt; — sprach er zu mir: Ich bin mit Schmuß beladen; — laß mich gehn, im nächsten Dorf ihn abzubaden. — Ich sprach: wenn du gehn willst, so eile, — und kehre zurück ohne Weile. — Er sprach: du siehest mich wieder, — eh du einmal senkest die Augenlieder. — Dann schlug er aus, wie ein Hengst auf der Weide, — rief seinem Sohne: Scheide! scheide! — und weg waren sie Beyde. — Wir dachten nicht, daß er Reißaus genommen, — und harrten auf sein Wiederkommen, — wie auf das neue Licht, — das die Fasten bricht. — Wir sandten aus nach ihm Führer, — Späher und Spürer, — bis der junge Tag ward alt, — und unser Eifer kalt. — Da, als wir waren des Wartens satt, — und die Sonne schon strahlte matt, — sprach ich zur Gesellschaft: Wir sind betrogen, — und der Mann hat gelogen; — ein Sumpf war diese Grüne; — laßt uns räumen die Bühne! — Ich ging und zog mein Kameel beym Nacken, — und fing an zu satteln und aufzupacken; — da fand ich von Ebu Seid's Stift — auf meinem Sattelknopfe die Schrift:

Der du heute dich mir hold erwiesest,
Mein dich nahmest an vor allen Mannen;
Glaube nicht, daß Laun' und Uebereilung,
Oder Ueberdruß von dir mich bannen;
Sondern weil im Koran steht geschrieben:
Wann ihr habt gegessen, gehet von dannen.

Da las ich ihnen die Sattelschrift, — um niederzuschlagen ihres Zornes Gift; — sie bewunderten seine Schwänke, — und baten Gott um Schutz gegen seine Ränke; — worauf wir abfuhren, und von ihm nichts weiter erfuhren.

Korrespondenz-Nachrichten.

Petersburg, April.

Unser junger herrlicher Monarch bezeichnete den ersten Tag seines Regierungsantritts mit der feyerlichen Verheißung: „Meine Regierung soll in jedem Betracht nur eine Fortsetzung der meines verewigten Bruders, des von seinen Völkern so unendlich geliebten, und wegen seiner glorreichen Thaten mit dem Namen des Gebenedeibten belegten Kaisers Alexander seyn.“ — und so wahrhaft löst er gleich im Anfange dieses sein kaiserliches Wort. Wir dürfen hier in kein umständliches Detail seiner zwar erst viermonatlichen, dennoch an Thatergebnissen von seiner Seite schon überaus reichen Regierungsgeschichte eingehen, dürfen hier von seinen schon erlassenen weisen Ver-

treten über strenge Justiz- und Kriminalpflege im weiten Umfange seiner Staaten nicht sprechen; wollen aber doch hier in einer flüchtigen Skizze das referiren, was Kaiser Nikolaus schon in dieser kurzen Frist zum Wohle und zur Beförderung des Flors wissenschaftlicher Institute that, und zu welchen schönen und großen Erwartungen diese Aufmunterungen vom Throne aus alle Freunde der Wissenschaften und Künste in Rußland berechtigen. Am 14ten Februar erfreute sich die hier seit einigen Jahren schon mit so glücklichen Erfolgen für ihre Zwecke bestehende Gesellschaft zur Aufmunterung der Künste eines sehr huldreichen Reskripts Sr. Majestät. Allerhöchstdieselben bezeugten ihr darin seine stete Willfährigkeit, sie fortdauernd zu beschützen, empfahlen ihr angelegentlichst, mit gleichem Eifer wie früher die von ihr beabsichtigten, so nutzvollen Zwecke zu verfolgen, zur Verbreitung und Beförderung der schönen Künste in Rußland mitwirkend beyzutragen. Den vom verewigten Kaiser Alexander ihr zugesicherten Jahresbeytrag von 5000 Rubeln erhöhten Sie auf das Doppelte, so daß diese Gesellschaft sich also jetzt eines jährlichen Gratuits von zehntausend Rubeln aus dem kaiserlichen Kabinet erfreuen darf. Die hier und zu Moskau bestehenden ökonomischen Societäten erhielten im Verlauf des Februars gleich huldvolle Handschreiben aus höchster Hand; erstrer sicherte der Kaiser auch einen jährlichen Beytrag von 10,000 Rubeln aus dem Kabinet zu, statt der früher erhaltenen 5000. Der unter der Regierung des Kaisers Alexander im Jahr 1803 hier organisirten Kommission zur Redaktion eines allgemeinen Gesetzbuchs für den ganzen russischen Kaiserstaat und spezieller für mehrere seiner Provinzen, die besondre Privilegien und Verfassungen besitzen, gab der Kaiser gleichfalls in diesen Tagen eine bessere, sie zu einem schnellern und bestimmtern Ziele führende Reform. Während einer 23jährigen Existenz hatte diese Kommission die ihr aufgegebene Aufgabe, dem Reiche einen ihm so überaus noththuenden, bestimmten, dem Geiste der Zeit und der Völker anpassenden Codex zu gewähren, immer nicht ihren ebnen. Mehrere ihrer ersten Glieder, im Besitze vorzüglich guter Jahrgehalte und Leibrenten, deren Beziehung von der längern oder kürzern Dauer ihrer Posten abhing, betrachteten diese fetten Pfründen als Sineturen für ihr Leben, und schritten so mit aller Gemächlichkeit, höchst langsam, fast unmerklich dem ihnen vorgesteckten Ziele zu. Bey einer solchen Bewandniß der Umstände hätte das Reich gewiß noch lange eines seiner fühlbarsten Bedürfnisse, das eines guten Gesetzbuchs, entbehren müssen, hätte nicht der junge, unermüdet thätige, auf alle Wehen und Wünsche seiner Völker aufmerksame Monarch auch auf diesen Gegenstand gleich eine erste Aufmerksamkeit gerichtet, und ihm die erwünschtere Richtung gegeben. In einem, an den bisherigen Präsidenten dieser Kommission, Fürsten Peter Lopuchin, unter dem 12ten Februar dieses Jahrs gerichteten Reskript, — sagt der Kaiser unter andern: „Gleich bey meinem Regierungsantritt war einer der ersten, meine ganze Aufmerksamkeit auf sich ziehenden Gegenstände eine genaue Uebersicht der verschiedenen Theile der Reichsverfassung. Ich richtete meinen forschenden Ueberblick auf unsre vaterländischen Gesetze und ersah, daß die während vielen Jahren in dieser Hinsicht unternommenen Bemühungen oft unterbrochen wurden, und darum bis jetzt ihr Ziel nicht erreicht haben. Wünschend so viel als möglich die schnelle Vollendung der Redaktion eines Gesetzbuches zu beschleunigen, habe ich es für nöthig erachtet, den bisherigen Bestand der Gesetzkommission aufhebend, sie unter meine unmittelbare Jurisdiktion zu nehmen. Deßwegen habe ich befohlen, in meiner eigenen Kanzelen eine besondre Sektion für sie zu formiren." Bey dieser neuen Reform ist ihr früherer Etat nun bedeutend reduzirt worden. Die talentvollsten und fleißigsten ihrer ältern Glieder sind in die neue Sektion übergeführt, nächstdem aber auch andre berühmte Juristen im Reiche für sie angestellt werden. Unter den Letztern befindet sich auch der ordentliche Professor des russischen Rechts an der Universität zu Dorpat, Staatsrath und Ritter Neumann, der auf Allerhöchsten namentlichen Befehl an den Minister des öffentlichen Unterrichts, vom 17ten Februar temporär zur eignen Kanzley Sr. Majestät abcommandirt wurde, jedoch Mitglied der Universität und im Genusse aller mit seiner Professur verknüpften Gehalte bleibt. Damit aber diese Professur während seiner Abwesenheit von Dorpat interimistisch von andern besetzt werden könne, ist Allerhöchst befohlen, eine dem Gehalte des Hrn. Professors Neumann gleiche Summe aus dem Etat der eignen Kanzley des Kaisers jährlich an die Dorpat'sche Universität zu verabfolgen. — So sind also die Glieder dieser neuen Gesetzsektion unter die eignen Augen des Monarchen gestellt, dem sie durch ihren Präsidenten monatliche und vierteljährige Berichte über ihre geleisteten Arbeiten zu unterlegen haben, geräuschlos, rasch und ohne Zaudern ihrem Ziele entgegen zu schreiten, und wir dürfen nun recht bald die Erscheinung unsers neuen Gesetzbuchs hoffen. Es heißt, der Kaiser habe derselben nur eine zweyjährige Frist zur gänzlichen Vollendung ihrer Arbeiten anberaumt. Zwey Professoren der Universität zu Dorpat machen in diesem Augenblick mit Allerhöchster Genehmigung, und ganz auf kaiserliche Kosten, wissenschaftliche Reisen und Forschungen in den entferntesten Südostgouvernements des Reichs. Der Professor der Mineralogie daselbst, Hofrath von Engelhardt, macht mit Beybehaltung seines Gehalts, und zum Behuf seiner mineralogischen, geognostischen und geographischen Beschreibung des Uralgebirgs, eine Reise nach den Gouvernements Saratow, Orenburg und Perm. Zur Bestreitung der Kosten sind ihm 6000 Rubel aus den Ersparnissen der Universitätssumme ausgezahlt. Er hat diese Reise bereits am 25sten Februar von Dorpat angetreten, und ist bis zum November dieses Jahrs beurlaubt. Ihn begleiten zwey frühere Zöglinge der Universität, von welchen der eine, Hr. Doktor Heß aus Genf gebürtig, schon früher vom Ministerium des öffentlichen Unterrichts nach Stockholm beurlaubt ward, um unter der Leitung des daselbst lebenden berühmten Chemikers Berzelius sich in der Chemie und Mineralogie noch weiter zu vervollkommnen, vor zwey Monaten auf seinen Wunsch vom Ministerium des Innern als Arzt bey den Turkinskischen Mineralwassern am Baikalsee angestellt, interimistisch aber dem Hrn. von Engelhardt bis zum nächsten November beygegeben ward.

(Der Beschluß folgt.)

Auflösung des Räthsels in Nr. 126.

Nichts.

Charade.

Freyheit webet auf der Höhe,
Die dir meine Erste nennt;
Daß die Zweyt' in dir ich sehe,
Sey für Muth und Ruhm entbrennt!

In der Erde grause Tiefen
Wühlt das Ganze kühn hinab;
Weckt es Geister, die hier schliefen,
Fand es dort schon oft sein Grab,
Wenn sie seine Weise ahmen,
Tragen Hunde selbst den Namen.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Nro. 133.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Montag, 5. Juni 1826.

Es fürchte die Götter
Das Menschengeschlecht! —
Der fürchte sie doppelt,
Den je sie erheben!

Goethe.

Olivier*).

Einleitung.

Jedermann in Paris hat die Gräfin R. gekannt, die vor einigen Jahren in einem sehr hohen Alter starb. Mit einem alten Manne, der ihr Vater hätte seyn können, vermählt, war sie schon in ihrem siebenzehnten Jahre Wittwe geworden. Zwey Jahre später verband sie sich, in der vollen Blüthe der Jugend und Schönheit, in zweyter Ehe mit dem Grafen Olivier von R., der mit einer glänzenden Geburt und einem großen Vermögen alle persönlichen Annehmlichkeiten vereinigte. Die Vermählung wurde, nachdem die Gesellschaft unter den herkömmlichen Gebräuchen feyerlich davon in Kenntniß gesetzt worden, in einem Schlosse der Familie R. gefeyert. Aber nur die nächsten Verwandten wohnten der Einsegnung bey, und man hörte seitdem nichts weiter von den beyden Eheleuten, als daß der Graf von R. kurze Zeit darauf verschwunden sey. Es waren damals verschiedene Gerüchte darüber im Umlauf: nach dem einen sollte er todt, nach dem andern sollte er schon am Tage seiner Hochzeit entflohen seyn; aber Niemand wußte es sich eigentlich zu erklären, was aus ihm geworden sey.

Die Gräfin R. blieb, ungeachtet ihr sehr bedeutendes Vermögen durch ihre Heirath noch zugenommen hatte, mit ihrer alten kränklichen Mutter in der tiefsten Zurückgezogenheit auf dem Lande. Ihr Leben auf dem Schlosse, das sie bewohnte, war äußerst einförmig, und sie stand in keinem weitern Verkehr mit der Außenwelt, als durch die reichlichen Wohlthaten, die sie durch den Pfarrer des Ortes, dem allein der Zutritt bey ihr vergönnt war, vertheilen ließ.

Die Mutter der Gräfin R. starb, wie es schien, von geheimem Gram verzehrt. Kaum zwey-und-zwanzig Jahre alt, konnte die Gräfin nicht allein in dieser Einsamkeit bleiben, wo überdem Alles dazu beytrug, ihre trüben Erinnerungen zu erhöhen. Sie entschloß sich daher nach Paris zurückzukehren und sich unter den Schutz einer Tante, der einzigen ihr verbliebenen Verwandten, zu begeben. Aber leider gehörte diese Frau, obwohl schon ziemlich bejahrt, zu den Leuten, die es nicht begreifen wollen, daß sie älter geworden sind. Sie theilte noch ganz den Geschmack der Jugend, ihr Salon, der äußerst besucht war, wurde selbst den Sommer über, wo doch Paris beynahe verödet ist, nicht geschlossen.

Dieser Lebensweise war Frau von R. ganz entwöhnt. Ihre Erscheinung in dieser Gesellschaft machte viel Aufsehen. Wittwe, oder doch dafür geltend, reich und noch

*) Dieser kleinen, zum Vortheil einer wohlthätigen Stiftung gedruckten Erzählung ist ein so seltsames Gepräge von Wahrheit gegeben, daß sie schon deßwegen Interesse einflößt. Sie zog den Uebersetzer dieser Wahrscheinlichkeit wegen an, da sie ihm aufs Neue einen Beweis zu geben scheint, wie Mancher in der Gesellschaft, welchen wir erscheinen und verschwinden, bewundern und zerreißen, bemerken und vergessen sahen, vielleicht mit blutendem Herzen seine Rolle spielte, und mit gebrochnem Herzen sie abgab. D. Uebers.

sehr anziehend, obwohl man ihr die Spuren eines tiefen Kummers ansah, war sie bald und zu ihrer eigenen Pein, der Gegenstand der allgemeinen Huldigungen. Aber sie hatte in ihrem Betragen soviel Anstand und Zurückhaltung, daß sie, ohne irgend Jemand zu beleidigen, einen Jeden in der geziemenden Entfernung zu erhalten wußte. Obgleich ihr zahlreiche und glänzende Heirathsanträge gemacht worden waren, hatte sie solche doch immer mit einer Bestimmtheit abgelehnt, die um so mehr Erstaunen erregte, als man sich keinen Grund dazu denken konnte. Man wußte, daß keine geheime Neigung dabey im Spiele seyn konnte; der einzige Mann, den sie einigermaßen auszuzeichnen schien, war der Verfasser dieser Zeilen, aber Niemand fiel es ein, daraus nachtheilige Folgerungen für sie zu ziehen. Ich mache diese Bemerkung auch nur für diejenigen, die mich nicht kennen, denn ihren und meinen Freunden sind die heiligen Bande bekannt, die mich an sie knüpften.

Zehn Jahre waren verflossen, ohne daß sich in dem Leben der Gräfin R. etwas Besonderes zugetragen hätte. Ihre Lage hatte anfangs die Neugierde sehr gereizt, und man hatte Alles versucht, um ihr Geheimniß zu erspähen, aber seitdem die Jahre ihr einen Theil ihrer Reize geraubt hatten, ergab man sich darein, daß sie sich immer mehr ihrem Geschmack für Einsamkeit und Beschäftigung überließ.

Die Revolution brach aus und zerstreute die Gesellschaft, in welcher Frau von R. lebte, so daß sie endlich ganz vereinzelt zurückblieb, denn auch ich war genöthigt, mein Vaterland zu verlassen. Nach meiner Rückkehr war meine erste Sorge sie aufzusuchen. Ich fand bey ihr einen Mann, den man ohne weitere Bezeichnung „den Herrn" nannte. Seine Kleidung war äußerst einfach, aber er hatte in seinem Wesen etwas Edles und Ehrfurcht Gebietendes. Obwohl seine Haare grau waren, schienen seine Züge eher von Kummer und Anstrengung als vom Alter gefurcht zu seyn. Ich hatte mich immer des Vertrauens der Gräfin R. zu erfreuen gehabt, ohne mich ihr jemals aufzudringen; ich wartete also auch jetzt, bis sie mir selbst Auskunft über ihren neuen Gast geben würde; aber sie erwähnte seiner mit keiner Silbe.

Einige Jahre waren verflossen, ohne daß Frau von R. Jemand bey sich gesehen hätte, als mich und den Fremden. Man hatte die größten Aufmerksamkeiten für ihn. Er war einsylbig und in sich gekehrt; er verließ das Hotel der Gräfin, so lange er es bewohnte, niemalen, hatte seine Zimmer in einem entlegenen Flügel des Gebäudes, und ein einziger Diener, ein vertrauter alter Kammerdiener der Frau von R., hatte das Recht sie zu betreten.

Die Revolution hatte nach und nach einer ruhigeren Ordnung der Dinge Platz gemacht, als der Fremde eines Tages verschwunden war, ohne daß ich über seine Abreise mehr erfahren hätte, als über seine Ankunft. So wenig wie das erste Mal fragte ich auch jetzt nach der Ursache dieser plötzlichen Abreise, und sah, daß die Gräfin es mir Dank wußte. Sie sagte mir sogar einige Worte, wodurch sie mich mit ihrem Vertrauen auf die Zukunft verwies. Seit dieser Zeit trug sich in ihrem äußern Leben nichts Bemerkenswerthes zu, ausgenommen daß sie oft Briefe erhielt, die der alte Kammerdiener selbst auf der Post abholte. Die lezten, die ihr auf diese Weise zukamen, schienen ihr vielen Kummer zu verursachen, und bald darauf sah ich sie, so wie das ganze Haus, in Trauer gekleidet.

Aber sie trug sie nicht lange; bald darauf wurde sie von einer entzündlichen Krankheit befallen, und die Aerzte erklärten, daß sie nicht zu retten sey. Wenige Tage vor ihrem Tode sagte sie zu mir: „Ich hatte ein Geheimniß vor Ihnen, mein theurer Freund! ich habe versprochen es Ihnen mitzutheilen; nun fühle ich mich zu schwach dazu. Doch will ich mein Versprechen halten — und indem sie auf ein Kästchen wies, das am Fuß ihres Bettes stand, fuhr sie fort — Sie finden in diesem Kästchen Papiere, die Ihnen Alles aufklären werden, was ich Ihnen schon seit langer Zeit mittheilen wollte, ohne mich dazu entschließen zu können. Es bleibt mir nur noch dieses Mittel, Sie von einem Geheimniß zu unterrichten, das ich gerne mit mir in's Grab genommen hätte, das mir aber die heiligste Pflicht gebietet, nicht mit mir untergehen zu lassen. Ich vertraue dieses Vermächtniß Ihrer Freundschaft und Verschwiegenheit, denn es betrifft außer mir noch eine andere Person. . . ." Ich sah, der Gedanke überwältigte sie. Sie schwieg — und denselben Abend war sie nicht mehr.

Der Schmerz über den Verlust meiner besten Freundin erlaubte mir lange nicht, das geheimnißvolle Kästchen zu öffnen, bis ich endlich wegen der Vollstreckung und sogar zur Verständlichkeit ihres lezten Willens dazu gezwungen war. Ich fand Briefe und Aktenstücke darin, die mich in das größte Erstaunen versezten. Ich begriff nun die Ursache ihres Schweigens, und war entschlossen, das Geheimniß ewig in meiner Brust zu bewahren, aber die Sorge für ihr Andenken und eine unglücklicher Weise zu öffentlich gewordene Begebenheit zwangen mich, einigen Personen, so wie den Behörden einer Provinz, mehrere dieser Papiere mitzutheilen. Ich war sogar genöthigt, sie einige Zeit aus meinen Händen zu lassen, und erfuhr, daß man Mehreres daraus heimlich bekannt gemacht hatte. Da durch diese Treulosigkeit die Wahrheit mancher Begebenheiten entstellt worden ist, glaube ich meine Pflicht zu erfüllen, wenn ich die Irrthümer berichtige, die durch die Bosheit oder mindestens durch den Eigennutz, mit der man die Leichtgläubigkeit des Publikums mißbrauchte, verbreitet worden sind.

C. von B . . . ß.

Anmerkung. Der Inhalt dieses Berichts ist mit strengster Wahrheitsliebe den Briefen der darin genannten

Digitized by Google

Personen wörtlich entlehnt, und öfters habe ich da, wo es mir zur Verständlichkeit der Erzählung nöthig schien, die Briefe selbst darin aufgenommen.

* * *

Olivier, Graf von R., hatte vom König das Regiment N. N. erhalten, um das sich alle Obersten mit dem größten Eifer beworben hatten; jeder suchte die Verbindungen, die er bey Hofe hatte, geltend zu machen und den zeitlichen Machthabern zu schmeicheln, um zu dieser Stelle zu gelangen. Man war daher nicht wenig erstaunt, als man erfuhr, daß sie zwar einem der Würdigsten, aber auch einem, der die wenigsten Verbindungen am Hofe hatte, zugefallen war. Die Menschen, die doch einen Grund zu diesem Vorzug wissen wollten, schrieben es dem Einfluß zu, den die Baronin von B. bey dem Herrn von Maurepas hatte.

Unter den Mitbewerbern des Obersten von R. war der Marquis von St. H., der, ob er größere Rechte oder mehr Hoffnungen hatte, lauter als die Andern sein Mißvergnügen darüber äußerte, und sich dabey Ausdrücke erlaubte, die beleidigend für seinen Nebenbuhler waren. Graf von R. wurde davon unterrichtet und schrieb sogleich an Herrn von St. H., daß er, sobald er es wünsche, zu seinen Diensten stehe.

Nach wenigen Tagen hatte der Zweykampf statt. Herr von St. H. war sehr oft im Falle gewesen, von seiner vorzüglichen Geschicklichkeit als Fechter Beweise zu geben. Olivier hatte die Waffen nicht anders als im Kriege geführt. Die beyden Kämpfer waren zwar einer des andern würdig, aber es war augenscheinlich, daß Herr von St. H. den Vortheil einer geübtern Hand für sich hatte. Auch hielt sich Olivier auf der Defensive, indem er die Stöße seines Gegners mit vieler Geschicklichkeit und unerschütterlicher Kaltblütigkeit abwehrte. St. H. erhitzte sich hingegen über den unerwarteten Widerstand, er beging Fehler, die Olivier benutzte und ihn am Arm verwundete, so daß er ihn nur noch mit vieler Mühe gebrauchen konnte; er war daher ganz der Willkür seines Gegners Preis gegeben, der nun sogleich den Kampf endete.

Dieser Zweykampf erregte viel Aufsehen. Alle, deren Hoffnungen auf Oliviers Stelle gescheitert waren, wurden durch seinen Ausgang nur um so mehr gegen ihn erbittert. Bey der großen Welt dagegen fand der Sieger um so mehr Anerkennung. Er wurde der Gegenstand der allgemeinen Theilnahme, und da er mit dem Muth und der Gewandtheit, die er bewiesen, den Ausdruck der äußersten Bescheidenheit verband, und seinen Gegner mit rührender Sorgfalt pflegte, stieg die Bewunderung für ihn bald bis zur tollsten Uebertreibung. Die Gemüther waren zu jener Zeit in Frankreich schon so aufgeregt, daß sie keiner ruhigen Gefühle mehr fähig waren, die Achtung steigerte sich zur Bewunderung, wie der Tadel sogleich in Haß ausartete.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Petersburg, Mai.

(Beschluß.)

Der Professor der Botanik an der Universität Dorpat, Staatsrath Ledebour, bereiset die Gouvernements Tomsk und Jeniseisk, wohin er schon am 28sten des vergangenen Januars abgegangen ist, um die altaischen Hochgebirge in botanischer und zoologischer Hinsicht kennen zu lernen. Er ist für diese Reise, zu deren Bestreitung ihm 10,000 Rubel, gleichfalls aus den ökonomischen Summen der Universität, angewiesen sind, bis zum Januar 1827 beurlaubt. Ihn begleiten der Apotheker Meyer und der Doktor von Bunge, beyde frühere Eleven der Universität. Die Naturgeschichte darf gewiß für ihre Zweige, von den Forschungen dieser beyden Gelehrten, wichtige Beyträge und eine reiche Ausbeute für ihre Kabinette aus diesen Provinzen unsers fernsten Ostens erwarten, die uns, den eignen Landsleuten, in jeder wissenschaftlichen Rücksicht noch immer so äußerst mangelhaft bekannt sind. Die Universität Abo im Großfürstenthume Finnland, deren Angelegenheiten der gegenwärtige Kaiser Nikolaus, noch Großfürst, neun und ein halbes Jahr als Kanzler *) geleitet hatte, erfreute sich in diesen Tagen (den 11ten Januar) nachstehenden Allerhöchsten Reskripts von ihm, das speziell an ihren gegenwärtigen Vicekanzler, den Grafen Aminow, gerichtet ist: „Hr. Graf Aminow! Nachdem auf das erfolgte Ableben Sr. Majestät des Kaisers Alexander, glorwürdigsten Andenkens, wir nach der Fügung der göttlichen Vorsehung, Rußlands Kaiserthron bestiegen haben, ist es bey dem Gedanken an das Großfürstenthum Finnland eine unsrer ersten Sorgen gewesen, uns mit der Universität Abo zu beschäftigen, deren Gedeihen während neun Jahre, wo wir das Kanzleramt bey derselben bekleideten, jederzeit ein Gegenstand unsrer guten Wünsche gewesen ist. In der Absicht, auch auf unsern Nachfolger die Gesinnungen und Gefühle für Finnland und Finnlands Universität zu verpflanzen, welche wir von unserm hohen Bruder Kaiser Alexander, dem zweyten Stifter dieser Universität, zum Erbtheil empfingen, und um noch zugleich dieser Einrichtung ein Merkmal unsrer besondern gnädigen Huld zu verleihen, haben wir zum Kanzler der Universität Abo unsern vielgeliebten Sohn, den Großfürsten Alexander, ernannt. In Erwägung dessen, daß das jugendliche Alter Ihr. kaiserlichen Hoheit ihm selbst noch nicht verstattet, sich mit den Geschäften, die das Kanzleramt angehen, zu befassen, haben wir unserm Staatssekretär der Finnländischen Angelegenheiten, Baron Rehbinder, in Gnaden befohlen, einstweilen, und bis auf fernerweitige Verfügung, den Obliegenheiten dieses Amtes vorzustehen. Indem wir Sie von diesem unserm gnädigen Willen in Kenntniß setzen, tragen wir Ihnen zugleich auf, denselben dem akademischen Konsistorium zu eröffnen, damit dasselbe von nun an alle seine Anmeldungen und Vorstellungen auf den Namen

---

*) Bekanntlich berief der hochselige Kaiser Alexander am 6ten April 1816 den Großfürsten Nikolaus zu dieser Würde.

Digitized by Google

Sr. kaiserlichen Hoheit des Großfürsten und Thronerben richte. Unserm Finnländischen Staatssekretär kömmt es zu, Alles, was an den Kanzler ergeht, zu empfangen im Namen Sr. kaiserl. Hoheit, aber mit eigner Verantwortung alle Angelegenheiten, die das Kanzleramt betreffen, abzumachen und alle dahin gehörigen und von da emanirten Geschäftssachen nach folgender Formel zu unterzeichnen: „In Sr. kaiserl. Hoheit des Großfürsten und Thronfolgers Namen, zufolge Allergnädigster Verordnung. Wir befehlen Sie Gott dem Allmächtigen gnädigst. — St. Petersburg den 11ten Januar 1826. Nikolaus.“

Die hinterbliebenen Familien einiger jüngst verstorbenen berühmten Gelehrten wurden mit wahrhaft seltner kaiserlicher Großmuth bedacht und versorgt, andre für eifrige und vieljährige Dienste auf's ehrenvollste pensionirt, entlassen. Die Familie des verstorbenen Astronomen Schubert bezieht (wobey unbezweifelt von der unterlegenden oder verfügenden Seite ein Irrthum obgewaltet haben muß) eine jährliche Leibrente von 11,300 Rubeln. Wie man vernimmt, haben zwey Minister unmittelbar nach einander sich Allerhöchsten Ortes für dieselbe verwandt, der Chef des kaiserlichen Generalstabes und der Minister des öffentlichen Unterrichtes. Fürwahr ein außerordentlicher Wetteifer unsrer Großen im Wohlthun, den wir in sonstigen bedrängten Familienumständen von ihnen hier zu sehen nicht immer gewohnt sind. Dem sey nun wie ihm wolle, so erhält jezt die Familie unsers berühmten Astronomen Schubert an Leibrenten 4000 Rubel jährlich mehr, als der Verstorbene je an Gehalten bezog. Beyde Minister-Doklade über diesen Gegenstand sollen noch im Dezember vergangenen Jahrs dem Kaiser unterlegt worden seyn, wo die damaligen so hartbedrängten ersten Regententage unsers jungen Monarchen wohl leicht bey Unterzeichnung des zweyten Doklads ein Vergessen des ersten bewirken konnten. — Den Kindern des verstorbenen Fuß ist gleichfalls der Gehalt des Vaters, bey unsern Akademikern auf 7300 Rubel jährlich festgesezt, zur Leibrente verliehen. Der verdienstvolle Professor der Physik zu Dorpat, Staatsrath Parrot, hat seine Dienstentlassung, mit Beziehung seines ganzen Jahrgehalts von 3000 Rubeln, als Pension genommen. Es ist ihm allerhöchst die Erlaubniß ertheilt, das physikalische Kabinet nach seinen Wünschen benuzen und über die Hälfte der zur Unterhaltung desselben bestimmten Summen disponiren zu können. Er ist mit dem Titel eines Professors emeritus entlassen.

B***g.

Berlin.

Mittwoch den 19ten, am Bußtage, führte Herr Ritter Spontini, unter Mitwirkung der königlichen Kapelle und des Theatersängerpersonals, im Opernhause die Haydn'schen Jahreszeiten auf, indem er die kontraktmäßig ihm zukommende, dießmal bey gepreßt vollem Hause sehr bedeutende Einnahme für die Mitglieder der königlichen Kapelle und des Theaterpersonals bestimmt hatte. Der berühmte brittische Held war am vorigen Abend von Petersburg zurückgekommen, und saß inmitten unserer Prinzen und Prinzessinnen. Er müßte sich über den Geschmack der Musikfreunde, welche für den Bußtag die Jahreszeiten begehrten, sehr gewundert haben, wenn es nicht auch Engländer gäbe, welchen Thomson's Jahreszeiten über jedes andere Dichterwerk geht. Die Aufführung gelang nicht zum Besten, die Chöre verunreinigten sich hin und wieder unter einander, und stimmten auch nicht immer mit dem Orchester zusammen; Herr Bader sang besonders die Recitative mit einer Art von Unlust, auch Herr Haizinger war nicht mit Leib und Seele bey der Musik, über Herrn Blume sagen wir nichts, weil es Pflicht wird ihn als Sänger, der er der Stimme nach nicht mehr ist, zu ignoriren, und Mad. Schulz sang eigentlich nur immer ihre Monotonie über die tändelnde Naivetät des Landmädchens, dessen Lieder sie als Theaterprinzessin vortrug, die, gewohnt im Reiche ächter Poesie zu schweben, sich in diese platte Naturprosa nicht hineinfinden will und kann. Und das war uns eine Art von Satisfaction, denn wir gehören nicht zu den gelehrten Herren, welche nur immer darauf sehen, ob ein Musikstück nur tüchtig und fleißig gemacht, und mit seinem Inhalt übereinstimmend sey. Wir sehn auch auf den Inhalt, und bringen die Forderung mit, daß er poetisch und der musikalischen Behandlung fähig sey. Jammervollere Prosa aber als die jahreszeitliche ist wohl in der ganzen Musikwelt nicht aufzufinden. Sie stammt aus der Zeit der Aufklärung her, wo aller geistige Inhalt ist leer und hohl und unbefriedigend geworden, wo der reine Verstand alles hat zu nichte gemacht, und nun in seiner Leerheit in dem Schwanken und Niederstürzen der ganzen geistigen Welt, in der er überall Widersprüche findet und sie deßhalb für falsch erklärt; eine unendliche Sehnsucht nach Festem und Aufrichtigem in sich findet, und sich nun an den Busen der Mutter Natur wirft. Denn gegen die Lebendigkeit des Geistes ist sie das Ruhende, Todte, Feste. Der Verstand wird wieder naiv, aber es ist die sentimentale Naivetät geßnerischer Schäferey, die idyllische Musikprosa, die ihre Herkunft nicht verläugnen kann, daher finden wir außer jenen naiven Melodien die höchste Verstandesreflexion in der Musik, wie es die Fleißfuge beweist. Der Inhalt ist entweder die Natur oder der Preis Gottes, als des Erhabenen, Gütigen, daß er die Natur gemacht. In der Schöpfung läßt man sich dieß gefallen, denn der Schöpfungsakt, obgleich ein eigentlich jüdischer Gegenstand, (der christliche Schöpfungsakt ist die Geburt Christi) bleibt ein erhabener hoher Akt, aber die läppische musikalische Freude über jede Birne und jeden Apfel, über Schaafe und Wiesen, diese Spinnstubenprosa, die nur aus Verachtung des Geistigen die Natur liebt, hat wohl ein historisches Interesse, doch wenn ihre Zeit vorüber ist, sieht man in ihr nur den Irrthum. Denn die Natur ist kein Gegenstand der Musik, die jeden Inhalt an unser Gefühl bringt. Aeußere Gegenstände, Baum, Berg, Blume, können wohl gemalt werden, denn durch die Malerey kommen sie in ihrer ganzen Bestimmtheit vor unser Auge, und gerade die ausgeführteste Bestimmtheit und Treue macht, bey solchen Gegenständen das einzige Interesse aus, eben so wie bey dem Kreise des Geistes, der sich in dieser Sphäre bewegt, den Ostadeschen Rauchern, den van Steenschen Schenken u. s. w. Aber diese Treue kann die Musik nicht liefern; sie quält sich ab, uns eine Jagd abzumalen, aber mit Tönen kann man nur Empfindungen malen, und die Musik entehrt sich selbst, wenn sie sich an solchen Inhalt wegwirft. Das Höchste, wozu sie es in dieser Sphäre bringt, ist, das allgemeine Gefühl des Frühlings, des Sommers, des Winters in uns zu erwecken — aber welch leere Gefühle sind dieß! Was hat es z. B. für ein Interesse, in einer langen Arie das Gefühl eines Wanderers, der verirrt in tiefem Schnee umhertappt, an uns zu bringen, bis er ein Licht sieht, und nun ein Spinnrockenlied hört. Und denn nun gar noch das vornehme Naturgejammer Hannchens und Lucas über die Stadtherrn, d. h. über geistigen Inhalt, und der lezten Bagatelle über die Zeitlichkeit, —, dergleichen historische Verirrungen, wenn sie gut bearbeitet sind, sollten sich die musikalischen Historiker in ihrer Wohnstube vorspielen lassen, aber für öffentliche Musiktage sollten die Werke aufbehalten seyn, welche, über alles historische Interesse hinaus, zu allen Zeiten zu entzücken im Stande sind. —

Beylage: Kunstblatt Nr. 45.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Nro. 134.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, 6. Juni 1826.

— Wem wenig dran gelegen
Scheinet, ob er reizt und rührt:
Der beleidigt, — der verführt.
Goethe.

Olivier.

(Fortsetzung.)

Unter den Freunden, die sich Olivier bey dieser Gelegenheit erwarb, war der Marquis, sein Gegner, selbst; sobald dieser von seiner Wunde geheilt war, unterließ er nichts, um ihm Beweise seiner Anerkennung zu geben. Die innigste Freundschaft verband sie seit dieser Zeit, und sie besaßen auch in der That Alles, was zu einem engeren Verhältnisse nöthig ist, nämlich die größte Unähnlichkeit sowohl in ihren Bestrebungen, als auch in ihren Charakteren. Olivier war blond und hatte ein angenehmes Aeußere, manche Frau würde froh gewesen seyn, wenn sie seine Gesichtsfarbe gehabt hätte. In seinem Wesen lag etwas Kaltes und Abgemessenes, er belebte sich nur in wenigen Fällen und dann nur so spät wie möglich. Sein Verstand hatte dieselben Eigenheiten: voller Kenntnisse und Bildung schien er zu schlummern, um nur zu Zeiten wieder zu erwachen. Uebrigens hatte er etwas Angenehmes und Edles, und er besaß alle Eigenschaften, die zu einem vollkommenen Weltmann gehören, man hätte von ihm das sagen können, was man von Herrn von Longueville sagte: daß ihm nichts fehle als Fehler.

Herr Cesar von St. H. verdiente diesen Vorwurf nicht, seine Fehler entsprangen jedoch nur aus einem gewissen Leichtsinn und waren nicht unverträglich mit einem guten Herzen und einem rechtlichen Gemüth. Cesar war eben so unbändig und aufbrausend, als Olivier ruhig und überlegt war. Der Eine sprach und handelte oft, ehe er dachte, der Andere schien von beständigen Ungewißheiten befangen. In den meisten Begegnissen ihres Lebens lieh der Eine den Kopf, der Andere den Arm, um zu handeln, und bey dieser Vereinigung befanden sie sich meistens sehr gut. Das Vertrauen zwischen den beyden Freunden war gegenseitig und unumschränkt bis auf einen Punkt — die Liebe. Cesar verhehlte seinem Freunde nichts, was darauf Bezug hatte, er setzte lieber etwas dazu, als daß er etwas verschwiegen hätte. Olivier war hingegen sehr zurückhaltend und geheimnißvoll über diese Angelegenheiten, oft wurde er von seinem Freunde darüber geneckt; da es Cesar aber für ein Uebermaß von Zartgefühl hielt, fand er seine Freundschaft durch dieses Schweigen nicht gefährdet.

Cesars Liebesglück hätte den größten Reiz für ihn verloren gehabt, wenn er es nicht der ganzen Welt hätte verkündigen können, es durfte ihr daher auch keine seiner Trophäen entgehen. Er hielt ein genaues Verzeichniß über alle Briefe, die er erhielt, sie wurden sorgfältig abgeschrieben, mit Datum, Anmerkungen, Tabellen und Kommentaren versehen und ein besonderes Register darüber gehalten. Ueber diesen Punkt, und, wie man sagt, über diesen Punkt allein, hatte er eine beyspiellose Ordnungsliebe, indem er sagte, daß ihm das von großem Nutzen wäre, wenn er ein Verhältniß abbrechen müßte. Es geschah ihm sogar, sich mancher Anekdoten zu bemächtigen und sie zu erzählen, als wäre er dabey gewesen; und nachdem er die Sache Einigen weiß gemacht hatte, hörte er damit auf, sie selbst zu glau-

Digitized by Google

den. Unter diese kann man wohl eine rechnen, die er mit dem größten Vergnügen erzählte und auf die er nicht wenig stolz war.

Er unterhielt, wie er versicherte, während zwey Monaten einen Briefwechsel mit einem Frauenzimmer, deren Eroberung er aus Rache unternommen und vollbracht hatte; mehr wie fünfzig Briefe, die er von ihr erhielt, beantwortete er, ohne sie erbrochen zu haben, und als der Bruch geschehen konnte, hatte er die süße Genugthuung, ihr diese Briefe alle uneröffnet zurückschicken zu können. Jedermann wird ein solches Betragen nach seinen eigenthümlichen Ansichten beurtheilen, aber gewiß würde es in unsern Tagen strenger gerichtet worden seyn als zu jener Zeit; damals wurde es, wo nicht gut geheißen, doch durch das allgemeine Beyspiel entschuldigt. Oeffentlich wurde es vielleicht getadelt, aber im vertrauten Kreise lachte man darüber, und einige der Frauen, die sich am lautesten darüber aufhielten, sagten, daß man ein ausgezeichnetes Verdienst besitzen müßte, um das Recht zu einem solchen Betragen zu haben. Man versichert sogar, daß einige, die ihr Entsetzen über ein solches „Registerhalten" am meisten zu erkennen gaben, sich selbst nachher nicht geschent haben, dieses Liebesarchiv zu vergrößern. Diese kleinen Schwächen abgerechnet, war Herr von St. H. ein Mann von Ehre und nicht ohne feines Gefühl, er war sogar fähig, sich ernsten Geschäften hinzugeben; davon gab er den Beweis, als er bey seinem Oheim, dem französischen Gesandten am ....schen Hofe, als Gesandtschaftskavalier war, und so viel Herrschaft über sich ausübte, daß er unter diesem ernsten Volke überall Beyfall zu finden und die Würde seiner Nation auf die auszezeichnetste Weise zu behaupten wußte.

Wir haben bereits gesagt, wie sich die innigste Freundschaft zwischen diesen beyden jungen Männern entspann. Olivier tadelte Cesar oft über sein Betragen, und dieser neckte seinen Freund über seine übertriebene Sittsamkeit, die, seiner Ansicht nach, wohl für die alten guten Zeiten gepaßt hätte, aber zu ihrer Zeit fast als Thorheit galt. „Glaubst du denn, dein Glück in allen diesen Zerstreuungen zu finden?" fragte ihn Olivier. „Mein Glück? ich weiß es nicht, aber mein Vergnügen gewiß, und nichts kommt dem Glück so nahe als das Vergnügen." — „Nichts ist weiter davon entfernt, mein Freund, denn das wahre Glück besteht nur in der Erfüllung aller unserer Pflichten, und das Vergnügen finden wir meist in ihrer Uebertretung." — „Es glaubst du denn, daß das abschreckt?" — „Leichtsinnige Menschen, wie du bist, gewiß nicht, aber du wirst auch einmal zur Vernunft kommen, und dann wirst du meiner Meynung seyn." — „Das wird mich Wunder nehmen! Auf alle Fälle will ich suchen, daß es so spät wie möglich geschehe."

Eben so verschieden waren ihre Ansichten über die Ehe. Olivier machte der Theorie nach ihren Fürsprecher, da Cesar ihr entschiedener Feind war. Nach diesen Ansichten handelten auch die beyden Freunde. Cesar that Alles, um täglich mehr den Ruf, nach dem er strebte, zu verdienen, und er hatte es darin auch schon so weit als möglich gebracht. Die Beständigkeit hielt er für ein bloßes Vorurtheil, und er fand nur noch in immerwährendem Wechsel Vergnügen. Die Sitten der damaligen Zeit waren übrigens so verdorben, daß sich ein Mann nicht den geringsten Tadel zuzog, so lange er nur — Weiber betrog.

Was Olivier betrifft, so war seine Lebensweise sehr verschieden davon; obwohl er in der großen Welt lebte, so hatte er doch noch keine ernstliche Neigung verrathen. Man hatte zwar von seiner Verbindung mit der Baronin von B. gesprochen und behauptet, diese Frau sey nicht ohne Einfluß bey seiner Beförderung gewesen; da sie aber seitdem eben so sehr gegen ihn eingenommen zu seyn schien, als sie es zuvor für ihn war, und sich sogar ziemlich bittere Aeußerungen gegen ihn erlaubte, waren die früheren Vermuthungen wieder vergessen worden, und Niemand wußte ein Frauenzimmer zu nennen, der seine Huldigungen vorzugsweise gegolten hätten. Die Strenge seiner Grundsätze war bekannt, und man fand sogar, daß sie manchmal in Rauhheit ausartete, denn obwohl er die Gesellschaft der Frauen liebte, so äußerte er doch bey jeder Gelegenheit seine Verachtung gegen diejenigen, deren Ruf nicht ganz tadellos war; nie hätte er mit einer von ihnen gesprochen, da er hingegen einer Jeden, deren Tugend anerkannt war, die größten Aufmerksamkeiten bewies. In seinem Umgang mit jungen Mädchen wurde sein Gespräch, das gewöhnlich kalt und ernst war, wie durch einen Zauber belebt, er entwickelte dann alle Annehmlichkeiten seines Geistes, so daß, wenn von einer Seite die koketten Weiber über seine Unart klagten, so waren dagegen die jungen Mädchen und ältern Frauen unerschöpflich in seinem Lobe. Aber da ein leichtfertiger Tadel gewöhnlich mehr Eindruck macht als das Gute, was von einem Menschen gesagt wird, und die Welt eine wunderbare Neigung hat, Lächerlichkeiten aufzufassen, so galt Olivier nun einmal für einen Wilden, oder mindestens für einen Sonderling, dessen Sitten nicht in die Zeit paßten. Während ihn aber die Menschen für kalt und unempfindlich hielten, wechselten in ihm alle Gefühle der Liebe, die um so heftiger waren, als er sie ganz in sich verschloß.

(Die Fortsetzung folgt.)

Ein Ball in Lima.

(Aus dem Brief einer jungen Dame an ihre Verwandten in Nordamerika.)

Wenige Tage nach unserer Ankunft gab Bolivar einen Ball im Pallast, wozu auch wir eingeladen waren. Das Gebäude hat nicht das Ansehen eines Pallastes, und ist,

Digitized by Google

wie ihr denken könnt, sehr baufällig, da es zu Pizarro's Zeit erbaut worden ist. Seit dem Ausbruch der Insurrection haben alle Partheyen gewetteifert, es allen Schmuckes, aller Gegenstände von Werth zu berauben; der einzige bemerkenswerthe Gegenstand, den wir fanden, ist ein schönes Portrait von Columbus. Gegen neun Uhr begaben wir uns in den Ballsaal, auf derselben Treppe, wo Pizarro ermordet wurde, jezt war sie mit kolumbischen Offizieren angefüllt. Eine große Bande von Musikanten in rothen Uniformen saß zunächst an der Thüre, und längs dem Saale zu beyden Seiten saßen die Damen auf niedrigen Sopha's, wie Automaten, während die Tanzenden das untere Ende und die Mitte des Saals einnahmen. Wir wurden an das untere Ende des Saals geführt, wo uns der Libertador mit großer Höflichkeit und Freundlichkeit empfing; er sagte zu mir: „Ich wünschte, Sennore, ich könnte Ihnen in Ihrer eigenen Sprache das Vergnügen ausdrücken, was ich empfinde, indem ich eine Landsmännin Washington's sehe.“ . . . Ich sagte ihm dagegen etwas Verbindliches, was er sehr gütig aufnahm. Oberst Santana war mein Dollmetscher, allein es gibt nichts Lächerlicheres, als sich durch einen Dritten Höflichkeiten zu sagen. Die Damen fragten sogleich nach unsern Taufnamen, bey welchen sie uns auch fortan nannten, mit so viel Leichtigkeit und Anmuth, daß wir uns gleich als alte Bekannte fühlten. Die Marquisin von N. hatte ihre beyden Töchter bey sich, wovon die älteste nur sieben Jahr alt ist; Beyde waren in Seide gekleidet und mit Juwelen, Gold und Blumen bedeckt. Ein anderes junges Mädchen war ebenfalls, wie eine alte Dame, im höchsten Staate gekleidet; sie trug an ihrem Turban einen Diamanten, der auf 40,000 Piaster geschäzt wurde. Sie ist eine Waise und mit einem jährlichen Einkommen von 400,000 Piastern die reichste Partie in Peru. Sie soll mit einem spanischen (?) Obersten versprochen seyn. Ich wurde in meiner Erwartung von den spanischen Nationaltänzen getäuscht; sie schienen mir sehr monoton, doch mögen sie für dieß Klima passender seyn als unsere Quadrillen. Den Walzer tanzten die Damen mit erstaunlicher Anmuth, und ihre tapfern Ritter nahmen sich sehr zu ihrem Vortheil aus. Bolivar tanzte nicht, er behandelte uns mit der größten Aufmerksamkeit und Achtung; um Mitternacht führte er mich in den Speisesaal, wo eine Tafel für 300 Personen bereitet war; sie war mit Backwerk, Eis, Früchten und Weinen im Ueberfluß bedeckt; bey jedem Gedecke stand ein Leuchter, was nebst der Menge von herrlichen, wohlriechenden Früchten einen prachtvollen Anblick gab. Dieß nennt man ein Refreeco, und erst um drey Uhr des Morgens wird das Abendessen aufgetragen. Den 22sten Februar, an Washington's Geburtstag, frühstückte Bolivar an Bord der amerikanischen Fregatte. Er ward mit neun-und-zwanzig Kanonenschüssen empfangen, und die kolumbische Flagge neben der amerikanischen aufgezogen. Blumen und Früchte waren überall gestreut, es war ein herrlicher Tag und alle Herzen zur Freude und den Gefühlen, welche diese Feyer erregen mußte, offen. Viele Gesundheiten wurden unter allgemeinem Jubel ausgebracht.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, 24. April.

Von den Theaterneuigkeiten habe ich nicht Alles in meinem lezten Brief zusammenfassen können; hier wäre noch Stoff für mehrere Briefe; glücklicherweise werden die neuen Theaterstücke so schnell von Paris aus nach Deutschland überbracht, daß eine Uebersezung zuweilen schon eher erscheint als ein Bericht. Die dritte Nachahmung von Schiller's Kabale und Liebe ist nun bereits mehrmals auf der Bühne des Théâtre français, und zwar mit ziemlich gutem Erfolge aufgeführt worden, wiewohl der Nachahmer, Hr. Delaville, Verfasser des Polliculaire und Charles VI., sich zu viel Freyheit mit dem Originale herausgenommen hat, besonders mit der Hauptperson des Stückes, der Geliebten des Fürsten, aus welcher er eine recht honette Person gemacht hat, die zwar auf dem Sprunge stand, ihre Ehre zu verlieren, aber versichert, es sey noch nicht zu spät, und behende den Fuß vom Abgrunde zurückzieht; natürlich muß diese Veränderung das ganze Stück verderben. Da bey Gelegenheit der fünf Nachbildungen des deutschen Trauerspiels dieser Gegenstand vielfach in den Tagesblättern besprochen worden ist, so hat man auch unter andern über den ästhetischen und moralischen Werth des Schiller'schen Stückes debattirt. Die aristokratischen Blätter behaupteten, dieß sey ein's der mittelmäßigen Produkte aus dem Schiller'schen Theater; der Verfasser habe dadurch, daß er in dem Stücke den untern Ständen Tugend und Ehrgefühl, den höhern hingegen nichts als Niederträchtigkeit, Schaamlosigkeit und Hartherzigkeit beygelegt habe, ein unmoralisches Stück hervorgebracht, wogegen unabhängigere Blätter den deutschen Dichter rühmten, daß er mit so vieler Kühnheit und Energie den Mißbrauch der Gewalt gebrandmarkt, und einen so kräftigen Gegensatz zwischen Laster und Tugend, Ehrbegierde und Ehrgefühl aufgestellt, wie kein andrer Dichter es vermocht noch gewagt habe. Eben diese Blätter meynten, statt eines Präsidenten hätte man in der Nachahmung einen Minister seyen sollen, da in Frankreich kein Präsident so viele Gewalt habe, als in dem Stücke, es wäre denn, sezten sie stichelnd hinzu, der Président des Ministres. Die meisten Tagesblätter sind der Meynung, daß der Nachahmer, der das deutsche Trauerspiel für's Theater der Porte St. Martin als Melodram bearbeitet hat, dem deutschen Texte am nächsten geblieben ist, und folglich den Franzosen, die kein Deutsch verstehen, am besten einen Begriff vom Originale geben kann. Und dieß ist auch ganz natürlich; auf den Boulevardsbühnen, wozu diejenige der Porte St. Martin gehört, wird auf die dramatischen Regeln nicht scharf gesehen; hier besteht das Publikum aus den untern Volksklassen, die von einem dramatischen Dichter nichts weiter fordern, als daß er sie so gut als möglich unterhalte, gleichviel durch welche Mittel; für ein solches leicht zu befriedigendes Publikum können die deutschen Stücke mit einigen Abkürzungen ziemlich getreu wiedergegeben werden; aber bey den höhern Bühnen macht das aufgeklärtere Publikum schärfere Forderungen an die Dichter; hier ist es mit einer bloßen Uebersezung nicht abgethan; das Stück muß ein französisches Gewand haben, und zwar ein gefälliges, und nach den Regeln zugeschnittenes. Auf

dem Théâtre français hat sich in diesen Tagen auch der bekannte Vicomte d'Arlincourt als dramatischer Dichter versucht, nämlich in einem Trauerspiel: die Belagerung von Paris, worin blos die oberflächlich erwähnte Begebenheit der Belagerung von Paris unter den Normännern im neunten Jahrhundert historisch, alles Uebrige aber erdichtet ist. Der Vicomte d'Arlincourt ist einer von den wenigen Männern, welche zwar einen großen Ruf haben, über welche man sich aber allgemein lustig macht. Seine Romane zeugen von einer lebhaften Phantasie, aber nicht damit zufrieden, durch außerordentliche Abenteuer die Einbildungskraft der Leser in Anspruch zu nehmen, hat der Hr. Vicomte auch noch durch einen ganz besondern Styl Aufsehen erregen wollen; dieß Besondere besteht in wunderlichen Umschreibungen gewöhnlicher Ausdrücke, in furchtbar großen Bildern und Vergleichungen, und dann in Versetzungen der Wörter, wozu sich die französische Sprache aber gar nicht bequemen will. In seinem lezten Roman hatte er sich solche Verdrehungen der Konstruktion abzugewöhnen gesucht; aber in dem neuen Trauerspiele blickte die alte Gewohnheit wieder durch, und so oft ein wunderlich verdrehter Satz sich hören ließ, lachten die Zuschauer, so daß die erste Vorstellung seines Trauerspiels mehr belustigte, als ob er ein Lustspiel geschrieben hätte. Seitdem hat er die allzulächerlichen Ausdrücke und Verse weggeschnitten, und dadurch die Kurzweil des Publikums sehr vermindert. Den Bombast und die Wortverdrehungen würde man dem phantasiereichen Vicomte aber noch zu gute halten können, wenn er nicht die Schwachheit hätte, an der Verbreitung seines Rufes als Schriftsteller eigenhändig zu arbeiten, und im Nothfalle das träge Publikum selbst anzuspornen, um seine Geistesprodukte zu kaufen und zu lesen. Da er reich ist, so wird ein Theil seines Einkommens zu diesem Zwecke verwendet. Von einem seiner Romane erschienen zehn Auflagen kurz nach einander; allein man bemerkte bald, daß das Ding nicht mit Rechtem zugehe, und die kleinern Tagesblätter machten sich über die zehn Auflagen lange lustig, wovon mehrere nichts als eine und dieselbe Auflage mit verschiednen Titeln waren, und deren einige vermuthlich auf seine Kosten gedruckt worden. Da den Vicomte aber das Spaßen der Tagesblätter verdroß, so ließ er seinen lezten Roman mit einer Vorrede seines Verlegers begleiten, welcher darin den Hrn. Verfasser aufs eifrigste herausstrich, und den Spöttern mit der Anzeige von, ich weiß nicht wie vielen, Uebersezungen der d'Arlincourt'schen Romane entgegnete. In Deutschland waren einige dieser Romane sogar zwey Mal, wo nicht noch mehr Mal übersezt; allein was übersezt man nicht in Deutschland? Die Uebersezungen waren auch für's französische Publikum noch kein Beweis des Werthes der Originale, und wahrscheinlich hat die eifrige Vertheidigungsschrift des Verlegers die Meynung des Publikums über das literarische Verdienst d'Arlincourts auf dem Punkte gelassen, wo sie zuvor stand. Als dramatischer Dichter war der Hr. Vicomte bisher noch nicht aufgetreten; auf der Bühne war also sein Sieg noch sehr ungewiß, zumal da das Parterre des Théâtre français sehr scharf richtet. Um nun hier nicht durchzufallen, und seinen mühsam und kostspielig erworbenen Ruhm einzubüßen, hatte der Dichter den Saal mit seinen Freunden, Bekannten und Freundes Freunden angefüllt, die dann auch weidlich darauf losklatschten. Indessen der andre Theil der Zuhörer, nämlich der zahlende, lachte oder pfiff; allein der bezahlte Theil machte die Mehrzahl aus, und das Stück wurde zu Ende gespielt; es ist bereits mehrmals gegeben worden; bey den fünf oder sechs ersten Vorstellungen aber zog immer eine klatschende Rotte in's Parterre ein, und ein Theil der Logen war mit des Dichters Freunden besezt, weßhalb auch die Tagesblätter über die Kosten dieses neuen Triumphes des Dichters spotteten; eins derselben äußerte, der Hr. Vicomte werde wie Pyrrhus sagen müssen: noch ein solcher Sieg, so bin ich zu Grunde gerichtet! Es ist nun freylich nichts Neues in Paris, daß man Klatscher besoldet, um den guten Erfolg eines Theaterstückes zu sichern; weltbekannt ist es im Gegentheile, daß bey allen Theatern solch ein Haufen handfester junger Kerls vorhanden ist, den bald ein Schauspieler oder eine Schauspielerin, bald ein Dichter, bald die Theaterdirektion selbst in Sold nimmt, und die ihre Rolle wirklich einstudiren, damit sie immer zur rechten Zeit klatschen, und nicht durch unzeitigen Beyfall sich verrathen, und den Unwillen des Publikums erregen; aber selten hat man diese Söldlinge in solcher Menge beysammen gesehen; der Herr Vicomte soll ein ganzes Regiment derselben in Sold genommen und haben aufmarschiren lassen. Man will sogar ein hundert Arbeiter aus einer Fabrik, je zwey und zwey, in's Theater haben einrücken sehen, um des Hrn. Vicomte Belagerung von Paris glücklich zu Ende zu bringen; vielleicht wird aber mehr erzählt, als an der ganzen Sache ist. Man ist nun einmal gewohnt, über diesen Verfasser zu scherzen, und in dergleichen Fällen wird nicht immer darauf gesehen, ob der Scherz auch gegründet ist. An der komischen Oper geht es jezt sehr ernsthaft her, hinter der Bühne nämlich. Da hatten im vorigen Jahre die Schauspieler, welche auf eigne Hand das Schauspiel dirigirten, und tief in Schulden versunken waren, sich der Verwaltung in die Hände des Ministeriums des königlichen Hofhalts entledigt, und dieses sezte den bekannten Melodrambichter Pixérecourt als Theaterdirektor ein; das Ministerium bezahlte eine Menge Schulden; andre wurden mit dem Ertrage getilgt, und die Schauspieler, welche sonst die dirigirende Gesellschaft ausgemacht hatten, bekamen schon im lezten Jahre jedweder 14,000 Franken. Allein man stattete ihnen keine genaue Rechenschaft von der Theaterverwaltung ab, und sie meynten, sie hätten jedweder über 20,000 Franken einnehmen können, wie ehemals. Sie wollen also die Rechnungen einsehen; hierüber hat sich Pixérecourt, der oft am Podagra leidet, höchlich erbost, sich beym Ministerium beklagt, und darauf sind zwey Schauspieler, als ob sie Beamte wären, abgesezt worden, was dann in den unabhängigen Tagesblättern bittere Klagen über den despotischen Direktor verursacht hat. Paris nimmt an dieser Sache ziemlich lebhaften Antheil: es fragt sich, in wie weit ein vom Ministerium eingesezter Direktor befugt ist, mit dem Eigenthum der Schauspieler zu schalten; Pixérecourt beschuldigt die Schauspieler der Undankbarkeit, sie ihm des Mangels an Zartgefühl; denn da er über ihre Gelder verfüge, so müßte er, falls er ein zartfühlender Mann wäre, ihnen so klare Rechnungen vorlegen, daß ihnen auch nicht der geringste Zweifel über die uneigennüzige Verwaltung übrig bleiben könne. Zu solchen verwickelten Streitigkeiten gibt die sonderbare Einrichtung in Paris Anlaß, daß manchmal der Direktor von der Regierung angesezt wird, indeß das Eigenthum des Theaters den Aktienbesitzern oder den Schauspielern bleibt. Leztere sind meistens Schuld an dieser Einrichtung, denn wenn sie durch ungeheure Ausgaben in Schulden gerathen sind, so wenden sie sich an die Regierung, damit diese ihnen aus der Noth helfe; das Ministerium kömmt denn zwar zu ihrer Hülfe herbey, weil es in Paris ein Grundsaz ist, daß man Schauspieler, besonders größere, nicht untergehen lasse: allein diese Wohlthat pflegt nur gegen Aufopferung der Freyheit und Unabhängigkeit der Schauspieler verliehen zu werden; diese bereuen dann zu spät, daß sie sich goldne Fesseln angelegt haben.

(Der Beschluß folgt.)

Beylagen: Literaturbl. Nr. 45. u. Monatsreg. Mai.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Nro. 135.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Mittwoch, 7. Juni 1826.

Ich erkenn' euch, ernste Mächte!
Strenge treibt ihr eure Rechte,
Furchtbar, unerbittlich ein.
Früh schon ist mein Lauf beschlossen,
Doch das Glück hab' ich genossen,
Und das schönste Loos war mein.

Schiller.

Der Abschied.

Ingeborg.

Schon graut der Tag und Frithiof kommt noch nicht!
Gleichwohl berufen gestern ward der Ting
Auf Bele's Hügel; passend war der Ort,
Dort zu entscheiden seiner Tochter Schicksal.

Wie viele Bitten hat es mich gekostet,
Wie viel der Thränen (Freia zählte sie)
Des Hasses Eis um Frithiofs Brust zu schmelzen,
Dem Stolzen das Versprechen abzuschmeicheln,
Noch eins die Hand zu bieten der Versöhnung!
Ach, hart ist doch der Mann, und für die Ehre
(So nennt er seinen Stolz) nimmt so genau
Er's eben nicht, ein treues Herz zu brechen.
Gleicht doch das arme Weib an seiner Brust
Dem Moose, das auf schroffer Klippe Stirn
Mit bleichen Farben blüht; nur mühsam hält es,
Ein unbemerkt Gewächs, sich am Gestein,
Und seine Nahrung sind des Nachtthau's Thränen.

So ward denn gestern mein Geschick entschieden,
Und drüber nieder sank die Sonne schon,
Doch Frithiof kommt noch nicht — die bleichen Sterne
Erlöschen droben, einer nach dem andern,
Und ach! mit jedlichem, der dort verschwindet,
Stirbt eine Hoffnung auch mir in der Brust.
Doch warum hoffen auch? — Walhalla's Götter
Sind mir nicht hold, erzürnet hab' ich sie;
Der hohe Baldur, in dess' Schutz ich wohne,
Verunglimpft ist er, denn ein menschlich Lieben,
Nicht heilig g'nug ist's für der Götter Blick,
Und ungestraft darf ird'sche Freude nicht
Der Halle nahn, worin die ernsten Mächte,
Die himmlischen, den Thron sich hier befestigt.
Und doch, was ist mein Fehler? — Warum zürnet
Der fromme Gott der jungfräulichen Liebe?
Ist sie nicht rein wie Urda's klare Flut,
Nicht unschuldsvoll, wie Gefions Morgenträume? —
Die hohe Sonne wendet abwärts nicht
Von glücklich Liebenden ihr reines Auge;
Des Tages Wittwe, die gestirnte Nacht,
Hört, trauernd selbst, der Liebe Schwur mit Freuden.
Was schuldlos unter dem Gewölb' des Himmels,
Wird's unter Tempelwölbung strafbar denn?
Ich liebe Frithiof. Ach, soweit zurück mir
Erinn'rung reichen kann, liebt' ich nur ihn.
Mit mir geboren ja ward dieß Gefühl,
Nicht kenn' ich seinen Anfang, noch vermag ich
Zu denken, daß es jemals anders war.
Gleichwie die Frucht sich ansetzt um den Kern,
Und sich um ihn in reifem Wachsthum rundet,
Beym Sommer-Sonnenschein, ein goldner Ball:
So wuchs auch ich empor, und reifte so
Um diesen Kern bisher, es ist mein Wesen
Die äuss're Schaale meiner Liebe nur.
Vergib mir, Baldur! mit getreuem Herzen
Betrat ich Deinen Saal, mit treuem Herzen
Will ich von dannen gehn: ich nehm' es mit
Einst über Bifrost's Bogen, stelle kühn
Mit meiner Liebe mich vor Walhall's Götter.
Dort wird, ein Asakind, sie stehn, wie jene,
In Schildern blank sich spiegeln und befreyt
Mit Taubenschwingen fliegen durch die Räume,
Die ungemess'nen in Allvaters Schooß,
Woher sie kam. — Warum denn runzelst Du
Im Morgendämmrungsschein die helle Stirne? —
In meinen Adern strömt, wie in den Deinen,

Digitized by Google

Des alten Odins Blut. — Was willst Du, Ohm? —
Kann ich doch nicht Dir meine Liebe opfern,
Noch will ich's — wie sie Deines Himmels würdig.
Mein Lebensglück hinopfern kann ich wohl,
Kann's von mir werfen, wie die Königin
Den Fürstenmantel von sich wirft und doch,
Was sie gewesen, bleibt. — Es ist beschlossen!
Nicht soll Wallhall der Enkelin sich schämen,
Entgegen gehen will ich meinem Schicksal,
Wie ihm der Held begegnet. — Dort kömmt Frithiof,
Wie wild, wie bleich! Ich seh's, es ist geschehn! —
Mir nahet zugleich mit ihm die grimme Norne.
Sey stark, mein Herz! — Willkommen, wenn auch spät!
Bestimmt ist unser Schicksal, lesbar steht es
Auf Deiner Stirne.

Frithiof.

Stehen dort nicht auch
Blutrothe Runen, sagend Dir von Schimpf
Und Hohn und Landflucht?

Ingeborg.

Frithiof, fasse Dich!
Erzähle, was geschah; das Schlimmste ahnet
Mir lange schon, bereit bin ich auf alles.

Frithiof.

Ich kam zum Ting dort auf den Grabeshügel,
Um dessen grüne Seiten, Schild an Schild,
Die Faust am Schwert, des Nordens Männer standen,
In immer engern Kreisen, dicht gedrängt
Bis hoch zum Gipfel, auf dem Tingstein aber
Gewitterdunkel saß Dein Bruder Helge,
Der bleiche Blutmann mit dem düstern Blick;
Und neben ihm dort, ein erwachsnes Kind,
Saß Halfdan, mit dem Schwert gedankenlos spielend.
Da trat ich vor und sprach: „Es steht der Krieg
Und schlägt den Heerschild an des Landes Gränzen;
Dein Reich ist, König Helge, in Gefahr,
Drum gib mir Deine Schwester, und ich leihe
Dir meinen Arm im Streit, er kann Dir nützen.
Vergessen zwischen uns sey denn der Groll,
Ich nähr' ihn ungern gegen Ing'borgs Bruder.
Sey billig, König, rette so zugleich
Die goldne Kron' und Deiner Schwester Herz.
Hier meine Hand, bey Asa Thor, ich biete
Zum lez'enmal sie heut Dir zur Versöhnung." —
Da laut erbraust's im Ting — mit tausend Schwertern
Hört Beyfall man auf tausend Schilde schlagen,
Der Stahlklang stieg zum Himmel auf, der froh
Der freyen Männer Rechtgefühl empfing.
„Gib:" rief's — „ihm Ingeborg, die schlanke Lilie,
Die schönste, die in unsern Thälern aufwuchs:
Ist er die beste Klinge doch im Land! —
Drum gib ihm Ingeborg!" — Mein Pflegevater,
Der alte Hilding mit dem Silberbart,
Trat vor und hielt die weisheitsvolle Rede
Mit kurzem Kernspruch, treffend scharf wie Schwertschlag,
Und Halfdan selbst erhob vom Königssitz
Zum Bruder flehend sich mit Wort und Blick.
Vergebens war's, verloren jede Bitte;
Gleich wie auf nacktem Fels der Sonne Strahl:
Aus starrer Brust entlockt er keinen Keim,
Und König Helge's Antlitz blieb sich gleich,
Ein kaltes Nein auf menschlich warme Bitte.
„Dem Bauernsohn vielleicht — (sprach er mit Nachdruck)
Gäb' ich die Schwester — doch der Tempelschänder,
Nicht paßt er, wie mich dünkt, für Wallhall's Tochter,
Und brachst Du, Frithiof, Baldur's Frieden nicht?
Sahst Du nicht Ingeborg in seinem Tempel,
Als sich der Tag vor Eurem Frevel barg? —
Ja, oder Nein?" — Laut aus der Männer Kreise
Da schallt der Ruf: „Sag' nein nur, sage nein!
Wir trauen Deinem Wort, wir frey'n für Dich,
Du Thorstens Sohn — wie er, der Königssohn,
Sprich nein, sprich nein, und Dein ist Ingeborg."

(Die Fortsetzung folgt.)

Olivier.

(Fortsetzung.)

Cesar, den bisher keine Verbindung fesseln konnte, hatte jezt plötzlich seine Beweglichkeit und Heiterkeit verloren. Er verkaufte sein Haus in der Straße Popincourt, nahm keinen Theil mehr an den Soupées; kaum sah man ihn noch im Schauspiel, und wenn er hinging, war es nicht mehr wie ehemals, um Aufmerksamkeit zu erregen, sondern man sah im Gegentheil, daß er gesehen zu werden vermied. Hinter eine Säule verborgen, schien er in unruhige Betrachtungen verloren, die aber weniger der Bühne als dem Schauspielsaal galten. Man glaubte nun, er sey einmal ernstlich verliebt, und um den Neckereyen darüber zu entgehen, zöge er sich ganz von der Gesellschaft zurück. Olivier selbst sah ihn nur selten, er hatte ihn ein Paar Mal mit aller Schonung über seine veränderte Stimmung auszuforschen gesucht, aber Cesar war jedesmal ausgewichen, so daß Olivier nun nicht weiter in ihn drang.

Als er eines Tages seinen Freund besuchte, traf er bey ihm einen Menschen, der im Dienste der Baronin B. stand, und ihr ganzes Vertrauen besaß. Diese Erscheinung fiel ihm auf, und er fragte Cesar, was diesen Mann zu ihm geführt hätte. Bey dieser Frage überzog eine tiefe Röthe Cesars Gesicht, er stotterte eine Erklärung hervor, war aber so verlegen, daß Olivier mehr als genug wußte, und zu etwas anderm überging. Gleich darauf verließ er seinen Freund mit einem schmerzlichen Gefühl über die menschliche Schwäche, die einen Mann, der so lange sein Spiel mit mancher rechtlichen Frau getrieben, nun in die Schlinge einer der koketten und unliebenswürdigsten Weiber fallen ließ.

Die Baronin von B. war in der besten Gesellschaft aufgenommen; schon längst nicht mehr jung, wußte sie durch jedes Mittel, das die Kunst darbietet, ihr Aeußeres zu heben und dadurch ihre ehemalige Schönheit einigermaßen zu ersetzen. In ihrer Jugend liehen ihr ihr Verstand, ihre Falschheit und ihre Hinterlistigkeit oft einen so eigenthümlichen Reiz, und die Ueberlegenheit, die ihr ihre Schönheit vor den meisten andern Frauen gab, machte nachsichtig gegen sie und mehr zum Wohlwollen geneigt. Aber

Digitized by Google

seitdem ihre Reize weniger anziehend waren, suchte sie durch ihren Verstand zu ersetzen, was sie an äußern Annehmlichkeiten verlor. Ihre Kenntnisse arteten in Pedantismus, ihre Schalkhaftigkeit in Bosheit und ihre Anmuth in Verzerrung aus. Da sie sehr streng gegen andere Frauen geworden, glaubte man, sie sey es auch gegen sich selbst gewesen, und sie unterstützte diese Meynung durch eine so übertriebene Strenge, daß sie sich zu einer Sittenrichterin erhob, deren Urtheile unumschränkte Geltung hatten.

Dieser Frau war es gelungen, einen der flatterhaftesten und liebenswürdigsten jungen Männer zu fesseln. Es ist, als wenn in diesem Schicksal, dem doch zulezt die meisten Männer dieser Art unterliegen, die ewige Gerechtigkeit waltete, die sie endlich an der Klippe scheitern läßt, zu der sie so viele Schlachtopfer verlockten. Durch eine sonderbare Verwandlung schien Frau von B. seit einiger Zeit Olivier eben so angelegentlich aufzusuchen, als ihn Cesar zu fliehen schien. Sie war in allen Gesellschaften, wo sie hoffen konnte, ihn zu finden, und erwies ihm jede Art von Aufmerksamkeit, wodurch sie um so mehr Aufsehen erregte, als sie kurz zuvor gerade das entgegengesezte Betragen beobachtet hatte. In seiner Gegenwart milderte sie ihr satyrisches Urtheil, und es war offenbar, daß sie ihn sich zum Freunde oder vielmehr zum Bundesgenossen gewinnen wollte. Ihre Bemühungen hatten aber nicht die gehoffte Wirkung. Olivier suchte den Grund zu allen diesen Künsten, und war überzeugt, daß er nicht gut seyn könnte. Aber er wäre nie dazu gekommen, wenn er nicht in der Gesellschaft gehört hätte, daß man sich von der Vermählung Cesars und der Frau von B. unterhielt.

Diese Nachricht erregte in ihm die lebhaftesten Besorgnisse. Er sah das Unglück seines Freundes voraus und hielt es für seine Pflicht, ihn zu warnen. Die Mittel, es zu thun, fehlten ihm nicht, aber ihr Gebrauch stritt gegen sein Zartgefühl, und konnte ihm selbst, da er den Charakter der Baronin kannte, gefährlich werden. Er hatte selbst mehrere Briefe aufbewahrt, die sie ihm in der äußersten Vertraulichkeit geschrieben hatte, und die den Beweis gaben, daß sie wenigstens einmal von ihren strengen Grundsätzen abgewichen sey. Aber soll er sich dieser Briefe bedienen? Außer dem Widerwillen gegen ein solches Verfahren weiß er, daß ihre Mittheilung den Haß der Baronin erregen wird, denn er weiß, daß sie diesen nur darum in Schranken hält, weil sie diese Briefe in seinem Besiz wußte; und hätte er sich einmal dieses Mittels bedient, so mußte ihre Wuth gegen ihn ausbrechen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Der Zeitungsgelehrte.

Wie der Posturier gleich an dem Schilde die Schenken, so kennest,
Zeitungenreiter! auch du schon aus dem Titel das Buch.

Schaller.

Korrespondenz-Nachrichten.

Rom, 20. April.

Schon in einem meiner vorigen Schreiben habe ich berichtet, daß der Advokat Fea gegen den übertriebenen Miethzins, welchen die Hauswirthe nehmen, in einer eignen, etwas pedantisch geschriebenen, und mit allen möglichen Citaten versehenen, Broschüre zu Felde gezogen ist. Der gute Mann hat in ein Wespennest gestochen. Die Absicht des Hrn. Fea, welcher hier allgemein für einen rechtlichen, uninteressirten Mann passirt, mag wohlgemeynt seyn; aber seinen Vorschlag, die Hauseigenthümer zu einem, nach einer gewissen Norm zu bestimmenden, Miethzinse zu zwingen, kann Niemand billigen. Die Häuser sind, wie jedes andere Besitzthum, verkäufliche, oder verheuerbare Gegenstände, und es muß daher den Verkäufern oder Vermiethern freystehen, den Preis einer immerwährenden oder zeitlichen Veräußerung derselben nach eigner Willkür zu bestimmen. Die allgemeine Konkurrenz wird hier ausgleichen, was die Habsucht eines Einzelnen verschulden möchte. Vielleicht liegt der Grund des Uebels, welches Hr. Fea zu bekämpfen sucht, nicht im zu weit getriebenen Egoismus der Hauseigenthümer, sondern in dem hier herrschenden Mangel an Gemeingeist. Wenn Gesellschaften von Kapitalisten zusammenträten, und öffentliche Bauten unternähmen; so würden die Hauseigenthümer schon von selbst zur Milderung ihrer Forderungen gezwungen werden. Es scheint nicht, daß die Regierung Partey in der Sache nehmen wolle, woran sie sehr wohl thut. Unterdessen hat Hr. Fea die Ehre, zuerst in die Schranken gegen die Hauseigenthümer getreten zu seyn, und gleichsam den Märtyrertod für die Inquilinen zu leiden. Vor allen andern Libellen, welche, sämmtlich im rohesten, gemeinsten Tone und ohne Gründe geschrieben, gegen ihn erschienen sind, zeichnet sich eine, in diesen Tagen herausgekommene, insbesondere durch wahrhafte Pöbelhaftigkeit aus; Jedermann ist auf's Höchste erstaunt, daß dieser Schmutz die Censur passirt ist. Man vermuthet, es liege hierbey einige Animosität zum Grunde, weil Hr. Fea durch seine, vor etwa einem Jahre herausgegebenen beyden Schriften: Ultima Conclusione sul Dominio temporale e spirituale de' Sommi Pontefici, und: Riflessioni storico-politiche sopra le quattro Proposizioni della Chiesa gallicana, sich unzeitiger Indiscretionen schuldig gemacht, und dadurch von mehr als einer Seite Verlegenheiten herbeygeführt hat. Ist der Sieg der Preßfreyheit diesmal auf eine unedle Weise gemißbraucht worden, so wird sie in den nächsten Tagen einen desto edlern Triumph feyern. Der Pater Ventura, dessen bizarre, im hiesigen Giornale Ecclesiastico ausgesprochene, Meynung, „unter allen Regierungsverfassungen sey ein Wahlreich gerade die schlechteste," (wofür man ihn, als habe er eine Anweisung auf den Kirchen-Staat machen wollen, allerhöchsten Orts verklagt, aber kein Gehör gefunden hatte), in diesen Blättern, so wie in der allgemeinen Zeitung besprochen worden ist, hat jezt vom heil. Vater die Erlaubniß erhalten, seine Rechtfertigung, zu deren Drucke die Censur keine Erlaubniß hatte geben wollen, ohne Censur (sage, ohne Censur) erscheinen zu lassen. Man versichert, als dieß der Oberzensor erfahren, habe er sich von freyen Stücken erboten, der Schrift das Imprimatur zu-

zuſetzen, aber der Vater von dem guten Willen deſſelben keinen Gebrauch gemacht.

Vor einigen Tagen hat die Ausſtellung der Arbeiten der franzöſiſchen Penſionäre auf der hieſigen franzöſiſchen Maler-, Bildhauer- und Bauakademie ihren Anfang genommen. Es ſind fünf Gemälde, ſechs Bildhauerwerke und acht Pflanzeichnungen ausgeſtellt. Ich habe ſtets geglaubt, daß ſich die franzöſiſche Nation, bey ihrer Tendenz zu dem Formellen, und des Gemüths entbehrend, ſtets vorzüglicher in der Sculptur, als in der Malerey gezeigt habe. Durchlaufen wir ihre glorreichſte Kunſtperiode, ſo möchte ſich, trotz dem Scheine vom Gegentheile, dieſe Wahrheit ſehr leicht beſtätigen laſſen. Ob die viel beſprochenen Malereyprodukte der neueſten Zeit ſchon Erzeugniſſe des ſich nach und nach ergebenden veränderten Nationalcharakters, oder gewiſſermaßen nur künſtleriſche Abnormitäten ſind, wird die Zukunft lehren. In den Arbeiten der hieſigen franzöſiſchen Penſionäre, ſo viel ich ſie ſeit drey Jahren beobachtet habe, ragt dagegen jene beſondere Hinneigung zur Sculptur noch immer hervor. Die Arbeiten der leztern ſind dießmal alle verdienſtlich, einige ſogar ſchon mehr als das; unter leztern beſonders das Mädchen mit dem Schmetterlinge und Cupido auf einem Schwane reitend. Von den Gemälden verdient allein die halbe Figur eines Bauermädchens, welches Waſſer am Brunnen ſchöpft (wenn ich nicht irre, ein Portrait), Auszeichnung. Ich gedenke in einem beſondern Artikel auf dieſe Ausſtellung zurückzukommen.

Geſtern hat hier die Auction einer großen juriſtiſchen Bücherſammlung ihren Anfang genommen. Sie zeichnet ſich durch den, freylich nicht neuen, Umſtand aus, daß darin auch eigentliche verbotene Bücher verſteigert werden. Leztere ſind im Katalog mit einem Kreuze bezeichnet. Zugleich werden diejenigen Perſonen, welche dergleichen zu erſtehen wünſchen, eingeladen, ſich zuvor mit der Erlaubniß, verbotene Bücher leſen und beſitzen zu dürfen, zu verſehen und dieſe dem Auctionator vor der Licitation vorzuzeigen. Eine andere Bedingung des Katalogs, von der Cenſur ausgegangen, ſchreibt vor, daß ſich ſowohl der Verkauf (bey jedem Werke iſt ein Einſazpreis feſtgeſezt), als der Ankauf in den Schranken der Mäßigung zu halten und den natürlichen oder üblichen Preis (naturale, o sia volgare) nicht zu überſchreiten haben. Wie lezteres zu verſtehen, oder zu bewerkſtelligen ſeyn möchte, weiß ich nicht; aber welch ein Sinn auch in dieſer Verordnung liegt, immer dürfte ſie gut ſeyn, um dem unſinnigen Ueberbieten Schranken zu ſetzen. Eine ſehr löbliche Sitte der hieſigen Bücher-, wie aller andern Auctionen iſt, daß täglich nur eine, im Kataloge beſtimmte, Anzahl Artikel verſteigert werden darf, daß alſo die Kaufluſtigen vorher wiſſen können, an welchem Tage derjenige Gegenſtand, auf welchen ſie etwa reflektiren, an die Reihe kommen muß. Der geringſte Einſazpreis pflegt in den Bücherauctionen 10 Bajocchi (3 Gr. 4½ Pf.) zu ſeyn. Der Curioſität wegen will ich, zu Nutz und Frommen der deutſchen Juriſten, auch anderer Bücherliebhaber, die Titel der verbotenen Bücher, welche in der erwähnten Auction verkauft werden, nebſt ihren Einſazpreiſen, anführen: Grotii, de Jure belli ac pacis, cum Coccejo, 4. Laus. 1758. Tom. 5. 2½ Scudi (1 Scudi oder 100 Baj. gilt 1 Rthlr. 9 Gr. 9 Pf.); Reinf. Jus canonic. univ. Pol. Ant. 1755. Tom. 6. Vol. 5. 2 Scudi; Vinnii, in Institutiones imper. co[illegible]nt. 4. Lugd. 1747. Tom. 2. — Idem Tractatus varii, 4. [illegible]di. 1748, 80 Baj.; Chassanei Paroiit. in Decretale[illegible]8. Mamburgi (Hamburgi, Marburg?) 1735. 15 Baj.; ein Convolut von 5 Bänden, ohne ihre Titel und blos mit: Risguardanti i Gesuiti bezeichnet, 60 Baj.; ein anderes aus 7 Bänden, gleichfalls ohne die Titel und: Risguardanti i Giansenisti, 70 Baj.; De Amono, Opera omn. crim. fol. Romae, 1747. Tom. 3. 1½ Scudi; Reinhardii, Sicilimonte Philosoph. Juris. 4. Gissae, 1699. 15 Baj.; Genovesi Logica, 8. Ven. 1800. 12 Baj. Man ſieht, die Verkäufer haben, wenigſtens bey'm Einſazpreiſe, von dem Umſtande, daß dieſe Bücher verboten ſind, keinen Nutzen gezogen.

Paris, 24. April.

(Beſchluß.)

Die kleinen Theater, die auf Privatſpekulationen unterhalten werden, ſind in dieſer Hinſicht weit beſſer dran; die Regierung bekümmert ſich nicht um ſie, und ſie bekümmern ſich wenig um die Miniſter; der Unternehmer betreibt ſeine Sachen ſo gut, als er kann, und das Publikum erfährt wenig von demjenigen, was in den Kuliſſen vorgeht, wogegen bey den ſogenannten königl. Theatern beſtändig etwas ſtockt und das Publikum immer von den Zwiſtigkeiten hinter der Bühne durch die Bevortheilten unterrichtet wird. In unabhängigen Blättern iſt ſchon mehrmals darauf gedrungen worden, das Schauſpielweſen ganz frey zu ſtellen und kein Monopolium mehr daraus zu machen; wenn, ſagen ſie, jedermann malen, bauen, Fabriken anlegen kann, warum ſollt nicht auch jedermann einen Schauſpielſaal eröffnen können? allein das Monopolweſen iſt noch zu ſehr in Anſehen, und die Luſt der Machthaber, ſich in Alles zu miſchen, noch zu ſtark, als daß man hierin ſobald eine Aenderung hoffen dürfte. Wenn auch den Miniſtern ſelbſt die Sache gleichgültig iſt, ſo haben doch ihre Untergebenen allzuviel Urſache, den alten Einfluß beyzubehalten, als daß ſie denſelben ſo bald fahren laſſen ſollten. Die königl. Theater erfordern ungeheure Zulagen von Seiten des Staates, beſonders die große Oper und die italieniſche; aber wohl eben weil viel Geld dabey umgekehrt wird, halten es gewiſſe Beamte für ihre Pflicht, dieſe in ihren Augen vortreffliche Einrichtung mit Händen und Füßen zu vertheidigen. Mit der italieniſchen Oper wird Roſſini jezt Mühe haben, zurechtzukommen. Mad. Paſta iſt auf Urlaub nach London gegangen, wo ſie, den Londoner Blättern zufolge, für jeden Abend, wenn ſie auftreten wird, beynahe 200 Guineen wird einzunehmen haben. Unterdeſſen wird es hier an einer ausgezeichneten Prima Donna fehlen; die Abonnenten, welche ihre Logen theuer bezahlen, klagen nun aber, zumal da ihnen Roſſini nichts Neues gibt, und manche ſeiner Opern ſo zu ſagen ganz abgenuzt hat. Der prächtige, aber kleine Schauſpielſaal und die theuern Preiſe ſind einzig für die Reichern berechnet, und das große Publikum iſt entfernt worden: aber die Reichern wollen dafür auch eine vollendete Virtuoſität und ganz etwas Vollkommenes haben; dieß fängt nun an zu fehlen. Die Mainvielle Fodor iſt nur ein Mal aufgetreten, obſchon ſie mit einem ſehr hohen Preiſe engagirt war, und ſtatt zwei Prime Donne, welche das Theater im Anfange des Winters hatte, beſizt es gegenwärtig keine von beyden. Roſſini komponirt nichts Neues, und ſcheint überhaupt, ſeitdem er aus Italien entfernt iſt, keine muſikaliſchen Eingebungen oder Inſpirationen mehr zu haben; die ältern Opern ſind dem Publikum durch den neuen Roſſiniſchen Styl ziemlich verleidet; mithin wird der Herr Direktor viele Mühe haben, ſein Publikum zufrieden zu ſtellen. Das Odeontheater hat den klugen Einfall gehabt, Meyerbeer's Morgenröthe von Anjou franzöſiſch aufzuführen; die Kompoſition, wiewohl ſie etwas zu ſehr auf Effekt berechnet iſt, und dadurch in einem hieſigen Blatte mit einem franzöſiſchen Melodram oder Spektakel- und Mordſtück verglichen wird, gefällt ſehr; überhaupt muß man dem Odeon Dank wiſſen, daß es ſo manche fremde Opern auf die franzöſiſche Bühne verpflanzt, was eine wahre Neuerung in der franzöſiſchen Dramatik iſt, die ſich ſonſt faſt immer mit eigenen Mitteln behalf. Es iſt eine heilſame Folge der Konkurrenz unter den vielen Theatern, daß jedes ſuchen muß, auf eine eigne Art das Publikum herbeyzulocken und es den andern zuvorzuthun.

Dg.

Verlegt von der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.

Digitized by Google

Nro. 136.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Donnerstag, 8. Juni 1826.

Bey der Erinnerung schaudert mein Geist, ab kehrt er sich trauernd:
Dennoch beginn' ich das Wort. —

Virgils Aeneis.

Die Hinrichtungen während der Revolution in Paris.

(Fortsetzung.)

II.

Die Augen, dieselbigen Augen, mit welchen diese Zeilen niedergeschrieben sind, haben einen beträchtlichen Theil jenes unschuldigen Blutes selber fließen sehen. Vor allen Dingen bemerke ich, daß sie es nicht gesehen haben würden, wenn es schuldig gewesen wäre; ich habe keiner Hinrichtung eines Mörders oder Diebes beygewohnt. Aber noch außerdem bin ich dem unschuldigen Blute selber gegenwärtige Genugthuung schuldig; ich muß die Erklärung geben, warum ich es fließen sah. Ich muß beweisen, daß ich, indem ich mich damals in den Stand sezte, die Rechenschaft abzulegen, die ich hier vor der Nachwelt ablege, und die wahrscheinlich kein anderer Deutscher abzulegen im Stande ist, eine Pflicht erfüllte. Die Zufälle, wo ich eine Hinrichtung sah, will ich mir nicht zum Verdienst anrechnen. Ich war in die Nationalgarde gesteckt worden, weil ein menschenfreundlicher Nachbar, mein Unteroffizier, es zu meiner Sicherheit so gewollt hatte; ich war also bisweilen als Nationalgarde zur Bedeckung eines Mordakts kommandirt, und mußte den Zirkel um das Schaffot bilden helfen. Bald führte mich das Ungefähr an dem Zuge vorbey, der immer durch die Hauptstraßen ging, und ein allzumerkwürdiger Umstand, ein unwiderstehlicher Gegenstand riß mich mit der Menge fort. Oft glaubte ich unter den vorüberfahrenden Verurtheilten Einen meiner deutschen Freunde zu erkennen, die im Gefängniß waren, in täglicher Todesgefahr schwebten, und von denen ich lange keine Nachricht erhalten hatte.

Außer diesen Zufällen war ich bisweilen auch willkürlich Zeuge der allermerkwürdigsten revolutionären Mordthaten; aber dabey war ich ja selber der alleruglückseligste Mensch. Mehr als einmal wurde ich da selber hingerichtet, denn im jugendlichen Leichtsinn hatte ich das Verbrechen begangen, daß ich damals, Unterthan einer deutschen feindlichen Monarchie, in Paris lebte; jedem Fremden war es unter Todesstrafe verboten, nach Frankreich zu kommen. An Naturalisiren war nicht zu denken, und wer hätte sich auch bey einer solchen Regierung naturalisiren lassen wollen!

Meine tägliche, meine vielmonatliche Todesangst war mehr als Tod; es war ein langes, abscheuliches Spiel, das meine, durch die täglichen Blutprozesse und Blutscenen immer mehr rege gewordene Einbildungskraft mit meinem Leben spielte.

Dieß mein Verhältniß, eines Zeugen der merkwürdigsten revolutionären Mordthaten, war etwas ganz Anderes als die Neugierde dessen, der in den Tagen der bürgerlichen Ruhe und im Gange der gesetzlichen Ordnung die Hinrichtung eines wirklichen Verbrechers begafft. Ich hatte die Ueberzeugung, daß ich auf der wichtigsten Stelle des Erdballs stund. Ich meynte, die Geschichte habe mir hier die Pflicht angewiesen, einst das zu berichten, was nur

Digitized by Google

Wenige sehen konnten, sollte es auch die Klugheit und die Schicklichkeit erst lange nachher, erst nach zwey-und-dreyßig Jahren erlauben. Ich lebte im Mittelpunkte des Vulkans, ich konnte ihm nicht entgehen, ich mußte hineinsehen in seinen Krater, und da die Gefahr für mich dieselbe war, ich mochte die Lava kochen sehen, in meinem Zimmer zitternd oder sie auf ihrem fließenden Pfade kühn anstaunend, so stund ich da, wenigstens im Bewußtseyn eines hohen Berufs. Ich sollte die Kultur des heutigen Europa unterbrechen, in der Hauptstadt des großen Frankreichs den brutalsten, den grundsatzlosesten Pöbel eine große Rolle spielend, und das verruchte heimliche Treiben der Revolutionsmenschen sehen, damit ich einst sagen könnte, wie furchtbar der ungebildete Mensch, wie allmächtig die Kraft des unbändigen menschlichen Geistes ist, wenn er seine Uebermacht fühlt, die Fesseln des Gesetzes zerbricht, den Kampf gegen die geistige Natur beginnt. In seinen Handlungen gleicht der Revolutionsmensch der Donnerwolke des Himmels und seine Worte dem unterirdischen Getöse der eingeschlossenen Gaze und seine Haufen dem brausenden Zuge der Wogen des Meeres.

(Die Fortsetzung folgt.)

Der Abschied.

(Fortsetzung.)

„An einem Wort hängt meines Lebens Glück,“
(So sprach ich) doch nichts fürchte drum, Fürst Helge,
Nicht lügen will ich mich zu Wallhall's Wonnen,
Noch zu den irdschen; — Deine Schwester sah ich,
Hab' in des Tempels Nacht mit ihr gesprochen,
Doch darum brach ich Baldur's Frieden nicht.“ —
Nicht weiter sprach ich. Des Entsetzens Murmeln
Durchflog den Kreis: die mir zunächst gestanden,
Scheu wichen, wie vor'm Pestbauch sie zurück —
Und als ich um mich sah, vom dummen Wahn
Gelähmt war jede Zung' und weiß getüncht
Die Wangen, jüngst von Hoffnung froh erglüht.
Da sprach König Helge. Düstern Lautes,
So dumpf und hohl, gleich dem der todten Wala
In Wegtams Quide, als sie sang für Odin
Der Asen Untergang und Hela's Sieg,
So redet' er: „Verbannung oder Tod,
Aussprechen könnt' ich's nach der Väter Satzung
Für Dein Vergehn, doch zeig' ich gern mich mild,
Dem Gotte gleich, deß Heiligthum Du schmähtest. —
Im Meer des Westen liegt es wie ein Kranz
Von Inseln, die Jarl Aganthyr beherrschet:
So lang' Fürst Bele lebte, gab der Jarl
Alljährlich Schatzung ihm, Uns blieb sie aus:
Zieh' denn zu Schiffe hin, sie einzutreiben;
Die Buße fordr' ich nur für deine Keckheit.
Es heißt, (so fügt er höhnisch noch hinzu),
Hartköpfig sey der Aganthyr und liege
Dem Fafnir gleich auf seinem Gold, doch wer
Mag unserm neuen Sigurd widerstehen?
Ein männlich kühn'res Abenteu'r ist dieß,
Als eine Maid in Baldur's Hain bethören.
Zum nächsten Sommer warten Dein wir hier
Mit Deinem Ruhm, vor allen mit der Schatzung,
Wo nicht, bist Frithiof Du der Ehre baar,
Dazu in unserm Land zeitlebens friedlos.“ —
Daß war sein Spruch und so der Ting gelöst.

Ingeborg.

Und Dein Beschluß? —

Frithiof.

Bleibt sonst mir eine Wahl? —
Hängt nicht an seiner Ford'rung meine Ehre? —
Ich will sie lösen, ob auch Aganthyr
Sein nicht'ges Gold in Nastrands Flut verborgen!
Noch heute segl' ich —

Ingeborg.

Und verlässest mich?

Frithiof.

Nein, nicht verlass' ich Dich, Du kommst mit mir.

Ingeborg.

Unmöglich!

Frithiof.

Hör' mich, hör', eh' Du erwiderst!
Dein weiser Bruder, scheint es fast, vergaß,
Daß Aganthyr auch Thorstens Freund gewesen,
Gleichwie Fürst Bele's; so gibt er vielleicht
Mit Gutem, was ich fordre: thut er's nicht,
Führ' ich zur Ueberredung scharf und blutig
An meiner Linken den Gefährten hier.
Dann send' ich Helge sein geliebtes Gold,
Und lös' auf immerdar somit uns Beide
Von des gekrönten Heuchlers Opferstahl.
Wir aber, süße Ingeborg, bissen froh
Auf unbekanntem Meer Ellida's Segel.
Sie trägt uns an ein gastliches Gestade,
Das eine Freystatt heut verbannter Liebe.
Was ist der Norden mir, was ist ein Volk,
Das bang vor seiner Priester Wort erbleichet?
Und fühllos mir des Herzens Heiligthum
Antasten darf, den Blüthenkelch des Daseyns?
Bey Freia! nein, dieß soll Euch nicht gelingen!
Gebunden an die Scholl ist nur ein Knecht,
Drauf er geboren ward — doch ich bin frey,
Frey wie der Berge Luft — die Hand voll Staub
Von meines Vaters und von Bele's Hügel
Hat auf dem Schiff noch Raum, und dieß ist alles,
Was wir bedürfen von der Heimath Erde.
Geliebte! eine andre Sonne gibt es,
Als die auf Schneegebirgen bleich hier scheint.
Ein andrer Himmel glänzt in tieferm Blau,
Und milde Stern', in göttlich warmem Glanz,
Schau'n bey den lauen Sommernächten nieder
In Lorbeerhainen auf ein zärtlich Paar.
Weit fuhr mein Vater, Thorstens Wikingssohn,
Zur See umher, und oft erzählt' er uns
Beym Heerdesschein in langen Winternächten,
Vom Meer der Griechen und den Inseln drinn,
Den Hainen, grünend in der stillen Flut,
Dort wohnte sonst ein mächtiges Geschlecht
Und hohe Götter stolz in Marmortempeln.
Verlassen stehn sie nun, — es wuchert Gras
Auf öden Pfaden, blühend Moos bedeckt
Die Runen, die den Vermelt Weisheit künden,

Und schlanke Säulenschäfte grünen dort,
Von Südens üpp'gen Pflanzen rings umstrickt.
Doch weit umher freygebig trägt die Erde
Frucht ohne Saat, was nur der Mensch bedarf;
Die goldnen Aepfel glüh'n im saft'gen Laube,
Und Trauben hängen schwer von jedem Zweig,
Wie Deine Lippen, purpurroth gerundet.
Dort, Ingeborg, dort bau'n wir in die Wogen
Ein kleines Nordland, schöner noch als hier;
Mit unsrer treuen Liebe füllen wir
Die heitern Tempelhallen und erfreu'n
Mit unsrer Liebe die vergess'nen Götter.
Treibt dann mit schlaffem Segel wohl ein Schiffer
(Denn dort verstummt der Sturm) vorbey dem Eiland
In Abendsonnenglut und blicket freudig
Von rosenrother Flut empor zum Strand,
Da auf des Tempels Schwelle schaut er staunend
Die neue Freia (Afroditä meyn' ich,
Nennt jene Sprache sie), verwundert sieht er
Die gelben Locken reich im Winde flattern,
Und Augen, lichter als des Himmels Blau.
Und allgemach wächst, wie der Alfen Schaar,
Um sie ein klein Geschlecht von Tempeldienern
Mit Wangen, wie wenn in des Nordens Schnee
All seine Rosenpracht der Süd gestreuet. —
Ach! Ingeborg, wie schön, wie nahe steht
Der Erde bestes Glück zwey treuen Herzen;
Nur daß sie muthig es zu fassen wagen.
Denn willig folgt es Liebenden und baut
Ein Wingolf hier schon unter Wolken auf.
Komm, eile, jedes Wort, das mehr wir sprechen,
Raubt einen Augenblick von unserm Glück.
Bereit ist alles, schau, Ellida spannet
Die dunklen Adlerschwingen schon zum Flug,
Und frische Winde weisen uns den Weg
Auf ewig von dem wahnerfüllten Strande.
Was zögerst Du? —

Ingeborg.

Weh mir, ich kann nicht folgen!

Frithiof.

Nicht folgen, mir? —

Ingeborg.

Ach, Frithiof, Du bist glücklich,
Du folgest niemand, selbst gebst Du voran,
Gleichwie Dein schnelles Drachschiff, doch am Steuer
Steht nur Dein eig'ner Will' und lenkt die Fahrt
Mit fester Hand durch die erzürnten Wogen.
O wie ganz anders ist es doch mit mir!
In andern Händen ruhet mein Geschick,
Die lassen nicht den Raub, ob er auch blutet. —
Ein Opfer, sich leis' klagend zu verzehren,
Dieß ist der Königstochter, ist mein Loos.

Frithiof.

Bist Du nicht frey, so bald Du willst? — Dein Vater
Sitzt in dem Hügel —

Ingeborg.

Helge ist mein Vater,
Ist mir's an seiner Statt; nicht ahn' ihn kann ich
Vergeben meine Hand. Und Bele's Tochter
Stiehlt nicht ihr Glück sich, lieg' es noch so nahe.
Was wär' das Weib, riß eigenmächtig sie
Sich von den Banden los, womit Allvater
Ihr schwaches Wesen an den Starken knüpfte? —
Der bleichen Wasserlilie gleichet sie,
Die mit der Woge steigt und mit ihr sinket;
Des Schiffers Kiel geht über sie dahin,
Merkt nicht, daß er den Stengel ihr durchschnitt.
Das ist nun ihr Geschick; jedoch so lange
Die Wurzel fest im tiefen Sande hängt,
Behält sie Werth und Daseyn, leiht die Farben
Von ihren bleichen Brüdern sich, den Sternen,
Auf blauer Tiefe schwimmend, selbst ein Stern;
Reißt sie jedoch sich los — dann treibet sie,
Ein welkend Blatt, umher auf öder Flut.
Verwichne Nacht — o diese Nacht war schrecklich! —
Dein wartet' ich voll Angst und Du bliebst aus —
Und nächtliche Gedanken, ernst und streng,
Sie zogen schwarzgelockt und bleich vorüber
Dem wachen Aug', dem brennend thränenlosen;
Selbst Baldur dort, der bleiche Gott, er sah
Auf mich herab mit drohend finsterm Blick. —
Verwichne Nacht erwog ich mein Geschick,
Gefaßt ist mein Entschluß, ich bleibe hier,
Ein folgsam Opfer, beym Altar des Bruders.
Doch war es gut, daß ich nicht da Dich hörte
Mit Deinen Inseln, in die Luft gebaut,
Umflutet rings von ew'gem Abendroth,
Ein stilles Blüthenland voll Lieb' und Frieden.
Wer weiß, wie schwach man ist? — Der Kindheit Träume,
Die lang entschlafnen, neu erstehen sie,
Und flüstern mir in's Ohr mit einer Stimme,
So wohlbekannt, als wär's ein Schwesterlaut,
So zärtlich wie des Liebsten Schmeicheltöne.
Ich hör' euch nicht, nein, ich will euch nicht hören.
Ihr lockenden, ihr einst so theuren Stimmen!
Was sollt' im Süden ich, des Nordens Kind?
Ich bin zu bleich für jene Rosen dort,
Zu farblos ist mein Sinn für seine Glut,
Versengt nur würd' er von der heißen Sonne,
Und aufwärts blickte sehnsuchtsvoll mein Auge
Zum Stern des Nordens, der unwandelbar
Am Himmel Wacht hält über'm Grab der Väter.
Mein edler Frithiof soll das Land nicht meiden,
Drin er geboren ward, es zu beschirmen.
Wegwerfen soll er nimmer seinen Ruhm
Um so Geringes, als ein liebend Mägdlein.

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, 4. Mai.

Königliches Opernhaus. Der Kaufmann von Venedig, Schauspiel in fünf Abtheilungen von Shakspeare, übersetzt von W. A. Schlegel.

Es ist bekannt, daß Shakspeare die meisten seiner Stücke nach Novellen und Chroniken bearbeitete, und das ist es sogleich schon, was ihn von dem spanischen Dichter unterscheidet, der freylich auch häufig seinen Stoff aus der Geschichte seines Landes nimmt, oder auch die geschichtlichen Personen längstversunkener Jahrhunderte auftreten läßt, ohne jedoch, daß diese bestimmten geschichtlichen Personen sich von den ungeschichtlichen auch nur im mindesten unterschieden. Dann aus allen geschichtlichen Zuständen ergreift der spanische Dichter nichts als entweder die Hingebung des christlichen Ritters, der sich mit allem seinen Wissen, Wollen und Thun dem göttlichen

Geiste und seiner Kirche weiht, oder die Leidenschaften und Intriguen der spitzfündigsten Ehre oder der Liebe mit dem oft herzlosen Glanz ihrer Verehrung und inniglichkeitslosen Anständigkeit, die den Mangel der Tiefe des Gefühls mit der Pracht des Bilderaufwands ersetzt, und dem Liebenden erlaubt, mit seinem Feuer in poetischer Verständigkeit zu prunken. Die einzig individuellen Gestalten sind daher Don Fernando im standhaften Prinzen, dem König und Muley gegenüber, und Fierabras der Riese, als Folie der Ritter Carl des Großen, weil hier eben das eigentlich Spanische sich von dem, was ihm vorausgeht, und durch dessen Unterschied es zum Spanischen wird, abscheidet. Shakspeare aber stellt den vollen ganzen vielseitigen Inhalt alles menschlichen Thuns dar, und seine Gestalten sind alle individuell: deßhalb folgt er seinen Novellen und Chroniken so treu. Daher scheinen seine Stücke häufig einen ganz zufälligen Gang zu nehmen, und des innern Zusammenhanges gänzlich zu entbehren, keines aber, flüchtig betrachtet, entgeht weniger diesem Vorwurf als der Kaufmann von Venedig, zumal wenn eine lahme Aufführung die einzelnen Glieder zerstückelt auseinander fallen läßt. Und doch hat kein Stück einen tieferen innneren Zusammenhalt und bezweckt weniger nur die spannende Darstellung einer unterhaltenden, ängstigenden und zuletzt durch den glücklichen Ausgang erfreuenden Begebenheit. Doch um dieß einzusehn, ist es nöthig, dieß Stück in seinem Zusammenhange mit früheren und in seinem Unterschiede gegen dieselben näher zu betrachten. Wenn nämlich andere Trauerspiele, wie Julie und Romeo, Lear, Othello, immer die Familie zu ihrem Gegenstande haben, und die Tragik des Kampfs der verschiedenen Seiten des Familiengeistes vor uns vorüberführen, den Streit der Familien gegen einander, und der wider den Willen der Eltern liebenden Kinder, die nur aus sich und nicht auch aus dem Elternwillen sich schuldvoll den Gatten oder die Gattin erwählen, wie in Julie und Romeo, oder die Schuld der Eifersucht, oder der unkindlichen Liebe und der verkennenden Vaterliebe, und dieß alles in ganz individuellen Gestalten, unter ganz bestimmten Umständen, in fest abgeschlossener, wirklicher Localität, so sehn wir im Kaufmann von Venedig die bürgerliche Gesellschaft mit ihrem Handelsverkehr, mit ihrem strengen kalten, formellen Recht hervortreten und sich dem Rechte der Familie und ihrer Liebe gegenüberstellen. Die frühere Schuld des Familiengeistes wird zu einer juristischen Schuld, und diese macht den Gegenstand der Collision aus. Wie prosaisch, wenn nicht eben dieser Kreis der bürgerlichen Gesellschaft der Poesie des Familiengeistes gegenüberstände, und mit in sie hineingerissen würde. Die tragische Schuld in der Familie war, daß die verschiedenen Seiten, deren Zusammenklang erst den Freudenton dieses Geistes erklingen läßt, sich bekämpften, und dadurch in ihrem Untergange eben diesen Zusammenklang als ihr Schwanenlied sangen, oder daß sich die Einzelnen aus eigenem Wissen und Wollen, statt aus dem Wollen jenes Geistes, der auf Erden das stete Fest seiner Wiedergeburt feyert, und somit gegen diesen Geist zu handeln entschlossen; — das eigentliche Heraustreten aus der Familie aber ist das Hineinschreiten in die bürgerliche Gesellschaft, und die Sprache dieses Heraustretens das Gerede und Gezänk, der Prozeß über das „Mein und Dein," über das juristische Eigenthum. Das Wahrhafte, das eigentlich Sittliche ist, beyde Sphären, die der bürgerlichen Gesellschaft und die der Familie harmonirend, in sich zu vereinen. Nur aus dem Grunde dieser Harmonie singt der sittliche Geist seine melodischen Lieder. Die Schuld aber gegen den heiligen Geist dieser Melodie der sittlichen Welt ist die zwiefache: entweder gegen den Geist der Familie das Recht des Eigenthums und der bürgerlichen Verhältnisse hintenan zu setzen, oder dieses Recht seinem Geiste gegenüber für nichts zu achten und mit Füßen zu treten. In die erste Schuld verfällt Shylok, in die andere Antonio. Konsequentere, individuellere Gestalten hat Shakspeare wohl nicht wieder hervorgebracht. Schon daß Shylok Jude und zwar durch und durch ein wahrhaft plastischer Jude und nichts als Jude ist, muß als ein Meisterwurf gerühmt werden. Denn bey dem Juden ist die Familie selbst göttlicher Zweck; die Familie Abrahams, das heilige Volk stehn unter Jehovahs unmittelbarem Schutz, er will nicht in der ganzen Welt wie Allah, sondern er will in *seinem* Volke angebetet seyn. Alle übrigen Sphären sind dadurch zum Mittel für die Wohlfahrt der Familie herabgesetzt; ist es für seine *Familie*, so weiß der Jude von keinem Wucher. Aber eben darum, weil ihm diese Kreise des Eigenthums, des Vertrages, noch nicht für sich selbst Zwecke, sondern nur Mittel der Familienwohlfahrt sind, wird es zu desto größerer hervorstechenderer Schuld, wenn diese Mittel als der eigentliche Zweck angesehen werden, und dadurch jener Zweck, dem sie zum Mittel dienen sollten, seine ganze Heiligkeit und Würdigkeit verliert. Und dieß ist bey Shylok der Fall, denn in ihm soll gerade dargestellt werden, wie jener Kreis des Rechts die Familie verletzt. Dieser Gestalt gegenüber, als ihr eigentlichster Feind, steht der ehrliche Kaufmann, dessen Schuld es ist Eigenthum, Verwaltung, Handelsverkehr, Betriebsamkeit, obgleich er als Kaufmann in diesen Zuständen und Verhältnissen sein eigentliches Wesen, den Zweck seines Lebens suchen und finden sollte, wenn auch nicht immer zu verachten, aber doch gering zu achten, und an dieser *königlichen* Gesinnung als *Kaufmann* zu Grunde zu gehn. Und weil er in dem, was der Inhalt all seines Thuns seyn sollte, nichts Wesentliches sieht, und dadurch kein anderes Wesen in sich findet, brütet er bey dem Adel seiner Gesinnungen in gegenstandloser Schwermuth, trübsinnig hin, wortkarg, weltarm, doch edel und gefühlvoll, nicht adlich von Geburt, aber desto adlicher in seinem Sinn, und deßhalb dem wahrhaften gewinnsüchtigen Kaufmann, der in den Verhältnissen der bürgerlichen Welt lebt und webt, bis in den Tod hin verhaßt. Beyde Schuldigen werden durch ihre eigene Schuld gestraft, der Jude, der an der Familie frevelt, erduldet die Schmach der Flucht seiner Tochter und ihres Uebergangs zum Christenthum; dem Antonio versinken seine Galeeren, und die Formalität des Rechts, die er verachtete, bedroht sein verpfändetes Leben, das er im Adel seiner Gesinnung, und damit der geliebte Freund nicht die Seligkeit des Familienglückes entbehre, dahinzugeben entschlossen ist. Eben so zerstören sich die formellen Rechtsansprüche des Juden durch ihre nackte Formalität selbst, und durch diese Schulden, so wie durch diese Strafen zeigt es sich, das wahre eigentliche Verhältniß sey, daß die Familiengesinnung mit dem Recht der bürgerlichen Gesellschaft, mit dem Eigenthum und seinen Verhältnissen in vollendetem Einklange sey, und sie eben so wenig zurücksetze, als von denselben zurückgesetzt werde. Und weil jene gegenseitigen Verletzungen nicht unendlich sind, weil sie allein nicht die ganze Welt der Individuen, die sie vollführen, ausmachen, zeigt sich der Zusammenklang, der sonst nur durch den Untergang der Schuldigen, und nicht in wirklichen handelnden Personen auf tragische Weise zu Stande kommt, hier von Anfang herein, und das Trauerspiel gewinnt den heitern Charakter durch Porzia, welche als die Gestalt dieses Zusammenklangs der streitenden Seiten die eigentliche Hauptperson wird. In ihr vereinigen sich die Ansprüche der Familiengesinnung und des Rechts und seiner Verhältnisse, in friedlicher Versöhnung, und ihr ganzes Geschäft ist diese Versöhnung als das wahrhaft wirkliche Verhältniß aufzuzeigen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beylage: Kunstblatt Nr. 46.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Nro. 137.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, 9. Juni 1826.

Die Liebe selbst oft trennt die Liebenden.

Der Abschied.

(Beschluß.)

Ein Leben, dran die Sonne Jahr für Jahr
Den einen Tag stets ähnlich spinnt dem andern,
Ist zwar ein schön, doch ewig Einerley,
Nur für das Weib — doch für des Mannes Geist,
Zumal den Deinen, wär' der Stillstand lästig.
Du liebst es, wenn der Sturm herum sich tummelt,
Ein schäumend Roß, hoch über Abgrunds Tiefen;
Auf Tod und Leben dort auf schwankem Brett
Kämpfst um die Ehre Du mit der Gefahr. —
Die schöne Wüste, die Du maltest, würde
Für ungeborne Thaten Dir ein Grab,
Und mit dem Schild verrostete zugleich
Der freye Sinn Dir — so soll's nimmer werden!
Nicht stehlen will ich meines Frithiof's Namen
Aus künft'gen Heldenliedern, nicht verlöschen
Des Tapfern Ruhm im ersten Morgenroth.
Sey weise, Frithiof, laß den hohen Nornen
Uns weichen, laß aus des Geschickes Schiffbruch
Die Ehre doch uns retten und den Ruhm,
Da rettungslos des Lebens Glück zerschellte.
Wir müssen scheiden.

Frithiof.

Warum müssen wir's? —
Weil schlaflos eine Nacht den Sinn Dir trübte? —

Ingeborg.

Weil meinen Werth ich retten will und Deinen. —

Frithiof.

Der Frauen Werth bestimmt des Mannes Liebe.

Ingeborg.

Nicht lange liebt er, die er nicht mehr achtet.

Frithiof.

Mit Eigensinn gewinnt man Achtung nicht.

Ingeborg.

Ein edler Eigensinn ist Pflichtgefühl.

Frithiof.

Mit unsrer Liebe stritt es gestern nicht —

Ingeborg.

Auch heut' nicht, desto mehr mit unsrer Flucht —

Frithiof.

Nothwendigkeit gebietet diese, komm!

Ingeborg.

Nothwendig ist allein, was recht und edel!

Frithiof.

Hoch zieht die Sonne, schnell verstreicht die Zeit.

Ingeborg.

Weh mir, vorüber ist sie schon für immer!

Frithiof.

Bedenk' es wohl, ist dieß Dein letztes Wort?

Ingeborg.

Bedacht ist alles schon, es ist mein letztes.

Frithiof.

Wohl — König Helge's Schwester, lebe wohl! —

Ingeborg.

O Frithiof, Frithiof! müssen so wir scheiden? —
Hast Du nicht einen Blick für die Gespielin
Der Kindheit übrig, keine Hand zu bieten
Der Unglückseligen, die Du sonst geliebt? —
Glaubst Du, ich steh' auf Rosen hier und weise
Mit Lächeln kalt von mir mein bestes Glück,

Digitized by Google

Und reiße schmerzlos aus der Brust die Hoffnung,
Die mit den Wurzeln meines Seyns verwuchs? —
Warst Du nicht meines Herzens Morgentraum? —
Was ich von Freude je gekannt, hieß Frithiof;
Und was das Leben Edles hat und Großes,
Lieb Deine Züge stets vor meinem Blick.
Verdunkle dieses Bild mir nicht, begegne
Mit Härte nicht der Schwachen, wenn sie opfert,
Was ihr das Liebste auf dem Erdenrund,
Was dort in Walhall ihr das Liebste bleibt. —
Dieß Opfer, Frithiof, schwer ist es genug;
Ein Wort des Trostes dürft' es wohl verdienen.
Ich weiß, Du liebest mich, ich wußt' es schon,
Seitdem in meinem Wesen es getaget,
Und Ingborg's Angedenken folget Dir
Noch manches Jahr, wohin Du immer ziehest.
Doch übertäubt den Gram der Waffenklang,
Die Winde wehn ihn fort auf wilden Wogen;
Nicht darf er sitzen auf der Kämpen Bank,
Wo sie beym Trinkhorn feyern ihren Sieg.
Nur dann und wann, wenn in der Nächte Frieden
Vergangne Tage dir vorüber ziehn,
Da dämmert wohl ein bleiches Bild dazwischen;
Du kennst es wohl, es grüßet Dich zugleich
Vom theuren Jugendland', es ist das Bild
Der bleichen Jungfrau, fern in Baldurs Haine.
Nicht von Dir weisen wirst Du es, obschon
Es sorglich blicket, magst ein freundlich Wort
In's Ohr ihm flüstern — und die nächt'gen Winde
Auf treuen Schwingen führen mir es zu.
Mir bleibt ein Trost, ich habe keinen andern!
Nicht lebt um mich, was meinen Gram zerstreut,
Denn Alles mahnt an ihn, was mich umgibt.
Von Dir nur sprechen diese Tempelhallen,
Und statt zu drohen nimmt des Gottes Bild
Die Züge Deines Angesichts im Mondschein.
Blick' ich auf's Meer — dort schwamm Dein Kiel und schnitt
Im Schaum den Weg zur Harrenden am Strande;
Seh' ich zum Hain — dort steht so mancher Stamm
Mit Ingborgs Runen in der frischen Rinde;
Doch wie die Rinde wächst, verzehrt mein Name,
Und das bedeutet Tod, so geht die Sage.
Ich frag' den Tag, wo er zuletzt Dich sah,
Die Nacht auch frag' ich, doch sie schweigen still,
Und selbst das Meer, wie es Dich träut, erwiedert
Auf meine Fragen Seufzer nur am Strand.
Dir send' ich Grüße mit der Abendröthe,
Wenn sie in deinen Fluten fern erlischt,
Und des Gewölkes schnelle Segler nehmen
Am Bord die Klage der Verlassnen mit.
So sitz' ich in der Jungfrau'n Kammer — schwarz
Umhüllte Wittwe nach des Lebens Lust,
Und näh' gebrochne Lilien in das Tuch,
Bis Lenz einmal den frisch gewohnten Teppich
Mit schönern Lilien stickt auf meinem Grab.
Doch nehm' die Harf' ich, mein unendlich Weh
In tiefen Schmerzenstönen auszuhauchen,
Brech' ich in Thränen aus, wie jetzt — — —

Frithiof.

Du sieorst, Wele's Kind, nicht weine mehr!
Verzeih mein Zürnen, nur mein Kummer war's,
Der kurz vom Unmuth das Gewand entlehnte;
Die Hülle kann er lange nicht ertragen.
Du, Ingeborg, bist meine gute Norne:
Was edel ist, lehrt uns ein edler Sinn;
Die Weisheit spricht, Nothwendigkeit aus Dir,
Du schöne Wala mit den Rosenlippen!
— Ja, weichen will ich der Nothwendigkeit,
Will von Dir scheiden, nicht doch von der Hoffnung;
Die nehm' ich mit mir über Westmeers Fluten,
Bis zu des Grabes Pforten folgt sie mir.
Beym nächsten Lenztag bin ich hier zurück,
Fürst Helge, hoff' ich, soll mich wiedersehn.
Gelöst ist mein Gelübd', erfüllt die Forderung,
Zugleich die Schuld versöhnt dann, die mich anklagt!
Alsdann erbitt' ich — nein, ich fordre Dich
Auf offnem Ting, in Mitten blanker Waffen,
Von König Helge nicht, von Nordens Volk;
Dein rechter Vormund ist's, Du Königstochter!
Ein Wort hab' ich für ihn, der es verweigert.

Leb' wohl indeß, bleib treu, vergiß nicht mein,
Und nimm als unsrer Kindheitsliebe Pfand
Den Armring hier, ein schön Wanlander-Werk,
Mit Himmelswundern in dem Gold gezeichnet:
Das beste Wunder ist ein treues Herz.
Wie schön umschließt er Deinen weißen Arm,
Ein Leuchtwurm, der am Lilienstengel glänzet!
Leb' wohl, Geliebte, meine Braut, leb' wohl! —
In wenig Monden muß es anders werden.

Ingeborg.

Er geht, wie trotzig, wie so voll von Hoffnung! —
Er setzt die Spitze seines guten Schwertes
Der Norn' auf's Herz und saget: Du sollst weichen!
Du armer Freund, die Norne weichet nicht,
Sie wandelt ihren Gang, und lacht der Drohung.
Wie wenig kennst Du meinen finstern Bruder!
Faßt nimmer doch Dein offner Heldensinn
Des Seinen düstre Tiefe, noch den Haß,
Der heiß in neiderkrankter Brust ihm glüht.
Er gibt Dir niemals seiner Schwester Hand,
Eh' gibt die Krou' er, gibt sein Leben hin,
Und opfert mich dem alten Odin, oder
Dem alten Ring, mit dem er jetzo kämpfet.

Wohin ich seh', ist Hoffnung nicht für mich,
Doch bin ich froh, sie lebt in Deinem Herzen;
Für mich behalten will ich meine Schmerzen,
Der guten Götter Schutz geleite Dich! —
Dein Armring hier soll mich sie zählen lehren,
Die langen Monden, trüb' und kummerschwer:
Eins, zwey, vier, sechs — da kannst Du wiederkehren,
Doch findest Deine Ingeborg nicht mehr.

Die Hinrichtungen während der Revolution in Paris.

(Fortsetzung.)

III.

Es gingen wenige Tage vorüber ohne Hinrichtungen. Die Sonntage waren abgeschafft. Die Décadis als Ruhetage für den Richter und den Scharfrichter kamen nur alle zehn Tage. In Paris war der Centralpunkt der revolutionären Justiz; das Pariser Revolutionstribunal cassirte entweder manche Prozesse, oder die Nationalver-

Digitized by Google

sammlung verwies gewisse Thatsachen vor seine Gerichtsbarkeit; außerdem gehörten manche Fälle, vermöge des Wohnorts, oder des Orts des Verbrechens, von Rechtswegen dahin; hauptsächlich aber herrschte in vielen Departementen noch ein gewisses Schamgefühl, und die Revolutionsausschüsse schickten lieber ihre Beschuldigten und Verdächtigen nach der Hauptstadt, als daß sie es gewagt hätten, sich selber mit ihrem Blute zu beflecken. Eine natürliche Frucht der Revolution war die Heucheley; die Leute glaubten, sie seyen unschuldig an dem Morde, wenn sie ihn nicht selber begingen; wenn sie die physische Handlung von sich abwiesen, so glaubten sie, moralisch daran keinen Theil zu haben.

In diesem lezten Falle befand sich jedoch keineswegs Eulogius Schneider, ein deutscher Geistlicher; er wurde öffentlicher Ankläger des Revolutionstribunals des niederrheinischen Departements. Er nahm die Justizmorde auf seine eigene Rechnung; er zog mit dem wandernden Schaffot selber im Lande herum; er kam unangemeldet bald in diese, bald in jene Gemeinde, gleichsam als hätte er befürchtet, die Opfer möchten vor ihm fliehen, ehe er sie mit eigener Faust packte. Schneider, einst katholischer Hofprediger in Stuttgart, im Privatleben ein jovialischer Wollüstling, auf der Kanzel ein gefühlvoller Redner, verschlagen in den revolutionären Strudel nach Straßburg, scheiterte an der Klippe des Ehrgeizes. Er verirrte sich da so sehr, daß er glaubte, eine ähnliche Rolle im Elsaß spielen zu können, wie Robespierre in Paris. Aber dieser bemerkte ihn bald, und der Lärmen, den der ehemalige Kapuziner am Rhein machte, wurde dem Meister in der revolutionären Mordkunst an der Seine verdächtig; auch hatten geheime Winke von andern klügern Revolutionisten auf ihn aufmerksam gemacht; sie warnten den Ausschuß der öffentlichen Wohlfahrt des Nationalkonvents vor dem übertriebenen Bluthelden. Damals galt eine Anklage im öffentlichen Saale der Versammlung zum Voraus für ein Todesurtheil; auch mußte der Richter den übertriebenen Revolutionär als eben so gefährlich ansehen wie den Gegenrevolutionär, er wurde zum Tode verurtheilt. Schneider stieg auf das Schaffot wie ein Mensch, der das Leben genossen und an den Tod nie ohne Schrecken gedacht hatte; denn auch in den Tagen der furchtbarsten Macht und mitten unter den ernsthaften Scenen seines revolutionären Hochamts war der Priester ein Wüstling gewesen. Sein Leben war eine Unverschämtheit, sein Tod eine Feigheit.

IV.

Der allerniedrigste Beweggrund, warum Menschen auf's Todesgerüste gebracht wurden, war, wenn man sie ausplündern wollte. Dadurch gingen eine ungeheure Anzahl reicher Leute jeden Standes und beyderley Geschlechts zu Grunde. Ein gefühlloser Finanzminister der Revolution nannte den Hinrichtungsplatz seine Münzstätte, weil mit jeder revolutionären Verurtheilung auch die Konfiskation verbunden war. Gegen einige wenige Beyspiele von Edelmuth getreuer Diener, die ihre reichen Herrschaften heimlich retteten oder nährten, erfuhr man unzählige Fälle, wo Bediente, oder Nachbarn, oder untreue Sachwalter, verrätherische Vertraute, gierige Verwalter und angebliche Freunde die armen Reichen bey den Revolutionskomités irgend einer zweydeutigen Handlung beschuldigten. So kamen Heirathen zu Stande zwischen einem Böswicht und der unmündigen Tochter, die das Schaffot zur Waise gemacht hatte. So behielten Vertraute einen hinterlegten Schatz für sich; denn sie enthielten sich wohl, ihn damals mit anzugeben, da sie den Hinterleger als einen Staatsverräther angaben. So wurde Verbrechern, die den schimpflichsten Tod verdient hätten, ein reicher Lohn für das wirkliche Verbrechen, und der Unschuldige wurde durch ihn zum Tode geschickt für ein erdichtetes. Die französische Nation muß heutzutage diese Diebstähle Einzelner an die Bestohlenen oder ihre Erben ersetzen, und zwar von Rechtswegen, weil damals der Staat einen Theil davon an sich zog; das ungerechte Gut, das damals in die Hände Anderer kam, ist unsichtbar, aber der Staat war damals mitschuldig, er war solidarisch verbunden, und er ist bis auf diesen Tag sichtbar im Besitze geblieben. Am Ende liegt der erste und lezte Grund des Uebels in dem abscheulichsten aller Gesetze, in der Konfiskation. Wie viele große und kleine Staaten konfisciren noch jezt die Habe der Familien, und bereichern dabey nicht sowohl ihren Schatz, als den Niederträchtigen, der bey der Konfiskation einheimliches oder gar ein öffentliches Interesse hat.

Es würde schwer seyn, eine genaue Rechnung zu stellen über die Zahl derer, die durch die Konfiskationsgierde, und derer, die durch die Bosheit der Häuptlinge, und derer, die durch die eigentliche Revolutionspolitik gemordet wurden. Und doch macht ihre Anzahl weniger Eindruck als die Hinrichtungen der wenigen Häuptlinge. Zwar drückte man sich über den Tod dieser Obern mit Zittern, aber darum nur desto heftiger aus, wenn man es wagen konnte. Im Blute eines Häuptlings wurde die Rache von Tausenden gelöscht, welche während seiner Regierung Gatten oder Väter, oder Freunde verloren hatten.

(Die Fortsetzung folgt.)

Goethe.

(Nach Katull.)

Ja dem selbigen Gott Vertumnus *) vergleicht ihn, im tausend
Formen wandelt, und schön stets in die tausend er sich.

E.

*) In nitido qualis felix Vertumnus Olympo
Mille alias formas, mille decenter habet.
Catull.

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, 4. Mai.

(Fortsetzung.)

Die Art und Weise, wie das Recht persönlichen Eigenthums in der Familie sich geltend macht, ist das Testament, welches hier von umfassenderer Wirksamkeit ist, da der letzte väterliche Wille nicht nur über das Vermögen Porzia's, sondern auch über die Zukunft ihres Eheglücks gewaltet hat. Das Bezeichnende ist hier nun sogleich, daß Porzia hierin nicht einen Eingriff in ihre Rechte sieht, daß sie sich nicht über Härte beklagt, sondern in vollem Einklang mit dem Testament des Vaters bleibt, und in der Zuversicht, daß solch rechtlicher Wille mit der Familiengesinnung und ihren Forderungen müsse zusammenstimmen, ruhig erwartet, das nur werde dem Geliebten ihres Herzens das rechte Kästchen treffen. Daher ist sie in ungetrübter Heiterkeit der Scherz und Spott über die lächerlichen Bewerber, welche hervortreten müssen, damit eben jene Zuversicht zum Vorschein komme. Denn um die Erfüllung dieser Zuversicht handelt es sich, sie ist die Axe des Stücks, und was geschieht, geschieht nur dieser Erfüllung wegen, welche daher im engsten Zusammenhange mit dem Vertrage und dem Unglück Antonios stehn muß. Was diese beyden streitenden Seiten der Verachtung der bürgerlichen und rechtlichen Verhältnisse, die in Antonio hervortritt, und der Zurücksetzung des Familiengefühls und adlicher Gesinnungen, die wir als Shylok hassen und uns doch dafür interessiren müssen, mit jenem Zusammenklange und aufgelöstem Kampfe, der uns in Porzia erfreut, verbindet, muß beyden zu vereinigenden Seiten gleich eng angehören: es ist Bassanio, der Freund Antonios wie der Geliebte Porzia's. Der Adel seiner Geburt steht dem Adel seiner Gesinnung nicht nach; er verachtet, wie Antonio, die bürgerlichen Verhältnisse, er hat sein väterliches Gut verschwendet, und wird nun gerade durch diese schuldvolle Verachtung, durch den Adel seiner Gesinnung in die Gemeinheit der Schulden hineingezogen, und leidet dadurch alle Qualen seines treuen edlen Freundes, den nur Porzia, dieser heitre Frieden aller Kämpfe, zu retten im Stande ist.

Wenn nun der Zusammenklang der juristischen und bürgerlichen Verhältnisse mit der Familiengesinnung und dem Familienglück der Inhalt des Stückes ist, so geschieht alles nur, um diesen Inhalt zu entwickeln. Dieß kann er nur, insofern er seine Seiten, deren Harmonie die wahrhafte Wirklichkeit ist, sich bekämpfend aus einander treten läßt, und darum stehn die Verhältnisse Shylots und Antonios in so naher Verbindung mit Porzia. Wir sehen Antonio in seiner Schwermuth auftreten, durch welche er sogleich seinen ganzen Standpunkt darstellt. Die vielfachen Freunde, diese Ironieen über das Unrecht der Hauptpersonen, oder Mittel sie hervortreten zu lassen, meynen, sein Unmuth käme von seinem kaufmännischen Fürchten her. Und hier ist es wieder der Meister Shakspeare, der selbst seine bloßen Mittel als individuelle Personen, als freye Gestalten hinstellt, die das Joch, nur den Zwecken des Dichters zu dienen, abschütteln, und auch für sich selbst heraustreten. Wie individuell beschreiben sie sogleich die Angst, die sie dulden müßten, wenn ihre Schiffe auf der See umhertrieben. Aber nicht seine Schiffe beunruhigen den königlichen Kaufmann, sondern er weiß es selbst nicht, was ihm so den heitern Sinn verdüstert. Er darf nicht wissen, daß es eben das Hinaustreten aus den Verhältnissen seines Standes, daß es diese Leere seines Innern ist, die ihn so wortkarg, so stumm, so unzufrieden trübe, so mißgelaunt ohne Verdrießlichkeit, so leer, so langweilig macht. Es ist der leere Gesinnungsadel, mit dem er das Interesse für seinen Stand über den Haufen geworfen hat, und nun interesselos dasteht, da er auf Interessen kein Geld leihen will und ihn sein Handel wenig kümmert. Die hieraus folgende Schwermuth ist das nächste, was wir erfahren; dann folgt der Adel seiner Freundesliebe, die, um den Freund zu beglücken, Gut und Blut zu opfern bereit ist. Und Bassanio hat dieselbe Zuversicht, die wir später in Porzia sehen, daß das Familienglück durch den Kreis der Rechtsverhältnisse und der Zustände bürgerlicher Gesellschaft nicht könne gestört werden. In diesem Vertrauen leiht er sorglos von seinem Freunde, in fester Zuversicht, ihm alles glücklich wieder erstatten zu können. Diese Zuversicht führt uns zu Porzia's Gestalt herüber, zu einer der lieblichsten Shakspearschen Weiber. Ihre feste Zuversicht des Zusammenklangs, der in ihr sich darstellen soll, gibt ihr bey dem Glück äußerer Unabhängigkeit den Uebermuth der scherzenden Laune, und den liebenswürdigen Herrscherzug, mit welchem sie überall siegt. Das erste, worin diese Zuversicht sich aussprechen kann, ist der Scherz über das Testament des Vaters in Betreff der unwürdigen Bewerber, vor denen sie sich sicher weiß. Aber diese Zuversicht hat sich als begründet zu beweisen, damit der Uebermuth dieses Scherzes nicht als Thorheit erscheine. Die Begründung kann nur dadurch geschehn, daß jene Seite des Rechts, insofern sie sich für sich selbst, und so mit der Familie und dem Adel der Gesinnung feindlich gegenüberstellt, sich durch sich selbst zerstört, und auch den Adel der Gesinnung, der wieder jene Rechtskreise nicht anerkennen will, und mit ihnen ein verachtendes Spiel treibt, mit in's Verderben reißt. Daher borgt Bassanio gerade bey Shylok. Dieser zeigt sich zunächst ganz als Jude, aber in jüdischer Berechtigung; sein ganzer Sinn steht nach Sicherheit des Erwerbs; er stellt seinen Wucher als rechtlichen Gewinn dar, und haßt den christlichen Kaufmann, der sein Gewerb und sein heiliges Volk beschimpft, während er doch die Beschimpfung jüdisch duldet. Der Vorschlag der Schuldverschreibung ist bey Shylok ein Gemisch von Tücke, die sich selbst ihres festen Zweckes noch nicht bewußt ist, während sie die Lust in sich fühlt, den Feind, wenn die Gelegenheit es erlaubte, auf's Tiefste zu verletzen, und anscheinender Gutmüthigkeit, welche vereinkommen muß, weil eben die Tücke noch keinen bestimmten Zweck, sondern nur erst die allgemeine Hoffnung der Rache hat. Der Vertrag muß aber deßhalb hier eingegangen werden, weil nur gerade, wenn sie sich zur Gemeinsamkeit vereinigen wollen, die trennende Verschiedenheit der beyden Charaktere in's hellste Licht treten kann. Die schuldvolle Einseitigkeit, nur auf der Formalität des Rechts zu bestehn, wird sich jedoch nur dann zu zeigen vermögen, wenn eben diese Formalität das Hervorstechende und Außerordentliche ist, und mit dem Inhalte nicht zusammenhängt. Erst wenn sie zur Grille wird, beweist sie ihre Leerheit, welche die Lehre ihrer Berechtigungslosigkeit gibt. Und deßhalb wird der Vertrag auf so ungewöhnliche Weise geschlossen, wodurch sich zu gleicher Zeit deutlicher Antonios Geringachtung des formellen juristischen Rechtes offenbart. In diesem Schein, den er unterzeichnet, sieht er nur eine Gutmüthigkeit Shylocks, indeß Bassanio die Seite der Tücke erkennt; noch haben Beyde Recht, denn der vielfach verzweigte Baum unseres Stückes ist fast noch im Keime verborgen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beylage: Literaturblatt Nr. 46.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Nro. 138.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 10. Juni 1826.

Das Weib setzt überhaupt leicht das Größte an das Kleinste, und ihre Ehre nicht öfter an die Liebe, als an die Rache, und gibt einen ganzen Honigstock her um einen einzigen kleinen Stachel.

Jean Paul.

Olivier.

(Fortsetzung.)

Olivier besinnt sich indeß nicht länger und geht zu seinem Freunde. Cesar war abwesend, und man sagt ihm, daß er erst in der Nacht zurückkehren werde. — „Ich werde ihn hier erwarten," sagte Olivier und setzt sich mit anscheinender Gleichgültigkeit auf einen Stuhl. Diese Worte schienen den Kammerdiener in Verlegenheit zu setzen, er verließ Olivier und bald nachher trat Cesar selbst ein und sagte etwas verwirrt, sein Diener hätte seine Befehle falsch verstanden. Olivier, um seine Verlegenheit nicht zu vermehren, zog ihn in sein Zimmer, und rief, indem er mit Herzlichkeit seine Hände faßte: „Du entfernst dich von mir! Du fliehst mich, wenn du meiner vielleicht am meisten bedarfst! So lange ich glaubte, daß deine Leidenschaft für Frau von B. vorübergehend, wie so manche andere seyn würde, ließ ich dich allein; aber die Dauer dieser Neigung, die eigenthümliche Wirkung, die sie auf dich hat, und gewisse Heirathsgerüchte erlauben mir nicht länger zu schweigen, und ich komme nun, dich selbst zu fragen, was daran sey?" — und nun entspann sich eine Unterredung, in welcher Oliviers Fassung und Edelmuth allein verhinderte, daß sein Verhältniß mit Cesar nicht aufhörte, wie es einst begonnen. Am Ende derselben zog Olivier ein Heft Briefe hervor, und sagte mit schonender Milde: „Ich wollte, du hättest es mir erspart, sie dir zu geben, da du aber an meiner Wahrhaftigkeit zweifelst, lies selbst, dieß ist die Handschrift der Baronin und die Briefe sind an mich gerichtet." Mit Heftigkeit griff Cesar darnach und las, obwohl seine innere Bewegung ihm kaum die Schriftzüge unterscheiden ließ. Leichenblässe und der Ausdruck der Verzweiflung lagen auf seinem Gesicht — als er geendet hatte, warf er sich laut weinend an Oliviers Brust und rief: „O mein Freund, mit welchem Weibe wollte ich mich verbinden!" — „Wie, es ist also wahr, was ich gehört habe?" — „Sie wußte mich so geschickt an sich zu ziehen, sie wußte durch die hohe Meynung, die sie mir von ihrer Tugend einflößte, eine solche Gewalt über mich zu gewinnen, sie hat mich so zu unterjochen gewußt, daß außer meiner Freundschaft zu dir, die sie vergeblich zu erschüttern suchte, sie mich gewöhnt hat, nur in ihrem Sinne zu denken und nur durch ihre Augen zu sehen." — „Ich rechtfertige mich über meine Handlungsweise nur durch die Nothwendigkeit, in die du mich versetzt hast. Laß uns dieß Geheimniß bewahren, suche dich nach und nach von ihr loszumachen, und besonders hüte dich, in ihrer Gegenwart meinen Namen zu nennen." — „Darauf kannst du rechnen! Aber sage mir, worauf gründen sich die Vorwürfe, womit sie dich in ihrem letzten Briefe überschüttet?" — „Lieber Freund, antwortete Olivier verlegen, das kann ich dir jetzt nicht erklären, vergiß diesen letzten Brief und urtheile nur nach den übrigen, was du für eine Ehe mit einem Weibe geführt hättest, das, nachdem es sich mit so wenig Zurückhaltung und Schamhaftigkeit hingab, den, den sie gestern noch anbetete, heute

Digitized by Google

mit ſolcher Gehäſſigkeit anfallen kann." — Ceſar ſtarrte lange beſinnungslos vor ſich hin, bis er endlich ausrief: „Mein Entſchluß iſt gefaßt! laß uns nicht weiter davon ſprechen! ich will ein Mann ſeyn!" —

Es vergingen mehrere Wochen, ohne daß Olivier etwas von ſeinem Freunde hörte; mit Ungeduld erwartete er die Nachricht von der Auflöſung des unglücklichen Verhältniſſes, als er ein gedrucktes Billet erhielt, das ihm die Vermählung des Herrn Ceſar St. H. mit der Baronin von B. als vollzogen ankündigte. Außerdem keine Sylbe von Ceſar; aber folgende Zeilen von der Baronin waren in dieſes Blatt eingeſchloſſen: „Ich weiß zu gut, welche Freude Ihnen meine Vermählung mit Herrn von St. H. verurſacht, um nicht zu eilen, Sie davon in Kenntniß zu ſetzen. Ich weiß, welchen Theil Sie daran gehabt haben, und ich wäre ſehr undankbar, wenn ich Ihnen nicht zeitlebens dafür verbunden bleiben würde. Sie können dieſes Billet zu den übrigen, die Sie beſitzen, legen, es wird eine Sammlung vermehren, von welcher Sie einen ſo würdigen und beſonders ſo nützlichen Gebrauch gemacht haben."

Die Drohungen, die dieſe Zeilen enthielten, fingen bald an in Erfüllung zu gehen, Olivier hatte ſeinen Freund verloren. Er hörte ſeinen Namen nicht wieder erwähnen und erhielt kein Lebenszeichen von ihm, bis ihm endlich nach drey Monaten folgender Brief von ihm zukam. „Du hatteſt Recht, Olivier! ich bin der unglücklichſte der Menſchen, und wer iſt ſchuld daran als ich! Ich fliehe mein Vaterland und laſſe nichts übrig, was mir lieb wäre, als dich — ſey glücklich! aber du haſt eine unverſöhnliche Feindin, und was das Aergſte iſt, ſie trägt meinen Namen! Sie ſcheint Waffen gegen dich zu beſitzen, die ſie nicht unbenutzt laſſen wird. Ihr bösartiges Gemüth iſt reich an Hülfsmitteln, um Andern zu ſchaden, und ich fürchte, ſie wird ſich an dir für das Uebel, was ſie mir nicht mehr zufügen kann, ſchadlos halten. Hüte dich vor ihrer Rache! dieß iſt der lezte und einzige Rath, den dein Freund dir geben kann, der ſehr ſtrafbar ſeyn würde, wenn er nicht ſo beklagenswürdig wäre."

Olivier hörte außerdem von Ceſars Leuten, daß ihr Herr abgereiſt ſey, um als Freywilliger in die Armee des Generals Rochambeau zu treten. Von der Zeit an hörte man niemals wieder ſeiner erwähnen. Die Drohungen der Frau von B. waren nicht umſonſt ausgeſtoßen. Zum allgemeinen Aergerniß erſchien ſie ſchon wenige Tage nach Ceſars Abreiſe wieder in der Welt. Doch mehr noch, als das, erregte der Leichtſinn, womit ſie ihres Mannes Entfernung erwähnte, anſtatt ihr einen ſcheinbaren Grund unterzulegen, allgemeinen Unwillen. Der tödtliche Haß, den ſie Olivier geſchworen hatte, mochte wohl die Urſache ſeyn, warum ſie der Klugheit, die ſonſt immer ihr Betragen in der Welt bezeichnete, vergaß. Sie brannte vor Begierde, ihm ihr Gift fühlbar zu machen, und umging daher lieber die erſten Geſetze des Anſtandes, um nur früher wieder in der Geſellſchaft zu erſcheinen, wo ſie keinen Schritt thun konnte, ohne Olivier zu begegnen. Auch ergriff ſie jede Gelegenheit, ihn zu beleidigen, mit ſolcher Begierde, daß ſie einem Jeden dadurch zur Laſt fiel. Die Bosheit findet nur ſo lange Unterſtützung, als ſie mit Klugheit verfährt. Es iſt ſchwer, zu entſcheiden, ob Frau von B. viele Frauen auf ihrer Seite hatte, aber ſo viel iſt gewiß, daß wenige Männer zu ihrer Fahne ſchworen. Einigen, die aus Höflichkeit für ſie, oder aus böſem Willen gegen den Gegenſtand ihrer Wuth ihr beygeſtimmt hatten, begegnete Olivier mit ſolchem Nachdruck, daß ſie auf lange Zeit die Luſt verloren, ſich an ihm zu reiben: er hatte ſogar die Genugthuung, daß Frau von B. aus mehreren Häuſern, wo man fortfuhr, ihn mit Auszeichnung zu behandeln, ausgeſchloſſen wurde.

(Die Fortſetzung folgt.)

Die Hinrichtungen während der Revolution in Paris.

(Fortſetzung.)

Man muß die Revolution, wie ſie damals ſich ausſprach, aus ihrem eigenen Munde haben ſagen hören, um es zu glauben, daß Blut nur immer als Blut galt, wie eine Schuld im Buche gilt als Schuld gegen die Gegenſchuld, als Soll gegen das Haben; man hielt denſelben Tod in Einem Theile der Nation für einen Triumph, einen Gewinn, wenigſtens für eine Hoffnung, und für den andern Theil war er eine Trauer. Die Girondiſten waren menſchliche, talentvolle, kräftige Republikaner. Als ſie, etliche zwanzig an der Zahl, beynahe alle an demſelben Tage durch die wilden, durch ihre Wuth noch mächtiger gewordenen Revolutioniſten hingeopfert wurden, erſchraken alle gefühlvolle Menſchen, dagegen alle Böſewichte und alle überſpannten Tollköpfe frohlockten. Als Robespierre fiel, jauchzten die Menſchen und erſchraken die Ungeheuer.

Als Herault de Sechelles, Präſident des Nationalkonvents bey der Bekanntmachung der jakobiniſchen, ebenfalls ſogenannten republikaniſchen Konſtitution, den Revolutionstod ſterben mußte, riefen beynahe alle Feinde der wilden Republik und alle Freunde einer beſſern Ordnung der Dinge ihren Beyfall aus, weil er zur Gegenparthey der Girondiſten, dieſer menſchlichen Republikaner, gehört hatte. Aber ich ſelber, der ihn ſterben ſehen mußte, mußte ihn bedauern. Einſt kam ich auf einer Reiſe durch eine franzöſiſche Feſtung, wo er als revolutionärer Gouverneur, unter dem Namen Volksreprä-

sentant, Herr über Leben und Tod war; ich mußte vor ihm erscheinen, weil ich ein reisender Ausländer war; ich zitterte. Aber schon seine hohe, majestätische Gestalt, sein schöner, antiker Kopf, seine blühende Jugend und seine freundliche Miene flößten mir wieder Muth ein; da redete er mich an in sanften Worten und im Tone der feinern Welt, denn er war von hohem Adel und nur durch die Macht übelverstandener Aufklärung in die gefährliche Gesellschaft der Jakobiner hineingerathen. Seine strengere Pflicht wäre gewesen, mich anzuhalten, und aus einem solchen Verhaft, ausgesprochen durch einen Volksrepräsentanten, kam man nicht wieder los, als um in den Tod zu gehen. Aber er ließ mich gutmüthig vor sich, er sprach mir Muth ein und ließ mich im Besitz meines Reisepasses, der die einzige Sicherheit meines Lebens war. Einst, es war lange nachher, sah ich in Paris auftreten auf der Höhe des Blutgerüstes einen stattlichen, kräftigen Mann; ich glaubte die imposante Miene zu kennen; ich fragte nach seinem Namen; es war Herault de Sechelles. Ich schauderte über den Namen, aber ich mußte die Schmerzen des Danks ersticken. Er hatte mir das Leben gelassen, und nun war seine eigene Laufbahn vorüber. Er konnte sich nicht retten, dachte ich, wie wirst du dich retten, da, wo der Bedeutende fällt durch den Bedeutenden, und die Laune eines Bedeutenden eben so oft den Unbedeutenden stürzt? Und warum war hier Herault vertilgt? Robespierre kannte sein menschliches Gefühl; er wußte, daß Herault nur mit seinem Verstande, aber nicht mit seinem Herzen der Revolution gehörte; Danton, der Riese der Blutrevolution, hatte angefangen, das Blut zu verabscheuen, Herault war durch Danton eingeweiht worden in den Plan, den großen Sturm endlich einmal zu stillen; Herault war sehr geliebt, die Männer ehrten ihn, und über die Weiber, sowohl über die Furien der Revolution, als über die Gebildeten und Gefühlvollen herrschte er durch die Meynung, die seine edle Gestalt einflößte. Er hätte in einem kritischen Augenblick mächtig wirken können; davor erschrak Robespierre, Herault und Danton mußten sterben.

Einst, es war einige Zeit vor dieser Hinrichtung, stund ich mit meiner Pike im Kreise, ich war gerade auf der Wache. Das Schaffot war kaum hundert Schritte von mir entfernt. Schon hatte der Scharfrichter einige Mal seine erschreckliche Pflicht an Andern erfüllt; das wieder aufgezogene Messer hing vor mir; ich mußte, vermöge meiner Stellung, dem abermaligen Todgeweihten in's Gesicht schauen. Da erschien, bleich und ernst, aber festen Tritts, auf der rauchenden Bühne ein Mann mit einem ausgezeichneten Gesicht; noch richtete er einen sprechenden Blick gen Himmel, die Angst des Todes war heftiger in meinem Innern als seine eigene, ich mußte die Augen abwenden. Kaum hatte der Schlag des tödtlichen Instruments mich wieder zur Besonnenheit gebracht, da gab ein Gemurmel der Menge das Zeichen, daß das gefallene Haupt ein Mann von hohem Werthe gewesen war. Man wurde davon dadurch überzeugt, daß der hohe Meister der Urtheilsvollziehung in eigner Person sich das Haupt durch den Knecht hatte geben lassen; denn es war damals geboten, die Häupter derjenigen, auf deren Ausrottung die heimliche Politik einen besondern Werth legte, dem Volke hoch emporgehoben vorzuzeigen. Abermal wollten sich meine Blicke dem Gegenstande entziehen, aber sie wurden zurückgehalten durch das schauervollste, durch ein ganz unerhörtes Schauspiel. Der Kopf war noch nicht gestorben. Doch wisse man zuvor, wessen Haupt es war; wer hätte auch ein so kostbares Haupt nicht erkannt! es war Barnave, der große Redner in der ersten Epoche der Revolution, der würdige Gegner Mirabeaus in den wichtigsten Angelegenheiten der gesellschaftlichen Ordnung, der Sprecher für viele heilige Menschenrechte, und der Vertheidiger der ersten Grundsätze der menschlichen Regierungswissenschaft. Schon dieser Eindruck wirkte mächtig auf mich; aber eine andere, ganz neue Erscheinung erschütterte mich und alle Anwesende; ich zürne hier meiner Feder, die mir die Eindrücke nicht eben so rasch zeichnet, als sie damals auf meinen innern Sinn fielen. Gewiß war das, was ich sah, kein Spiel des Galvanism. Samson, der den Kopf an den Scheitelhaaren hielt, hatte die Aermel des Hemdes zurückgestülpt, sein Arm war nackt. Die schönen Augen Barnaves waren noch offen, und siehe da, die Augen bewegten sich, als hätte sich die lezte Geburt seiner Denkkraft erst nach dem tödtlichen Schlage dem Gehirn entwunden, und als hätte Barnaves starker Geist noch Kraft genug gehabt, die laute Darstellung durch die stumme Bezeichnung mit den Augen zu ersetzen. Es gingen Sekunden dahin, bis Barnave, denn dieser Kopf mit den lebendigen Augen war noch Barnave in seinem höhern Wesen, sie völlig schloß; er schloß sie rasch, sie fielen ihm nicht allmählig zu, wie einem andern Sterbenden, der schon zum Voraus beym Anblick des scharfen Beils ermattet, und dessen Augen noch vor seinem Schlag erloschen gewesen wären.

(Die Fortsetzung folgt.)

Zu Hauf' und daheim.

Wie in den Kneipen der Schuldner zu Hauf', und in keiner daheim ist,
Bist du in Büchern zu Hauf', aber in keinem daheim.

Schaller.

Digitized by Google

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, 4. Mai.

(Fortsetzung.)

Wir sollen überhaupt Familie und bürgerliche, juristische Verhältnisse im Streite sehen, doch die Auflösung dieses Kampfes wird ebensosehr von vorn herein dargestellt. Dadurch zeigt sich, daß beyde Seiten können überschritten werden, und diese Ueberschreitung ist keine tragische Schuld, deßhalb kommt sogleich die Komik dieser Ueberschreitungen mit hervor, und zwar als Lanzelot Gobbo, als die komische Person des Stückes. Er ist des Juden Diener, er steht mit ihm in Vertragsverhältniß, das er lösen und davonlaufen will. Dieß Unrecht stellt sich auf komische Weise durch den Streit des Gewissens und bösen Feindes dar, die beyde gleichguten Rath geben. Das Davonlaufen siegt. Gobbo steht schon auf dem Sprunge, da tritt ihm die Familie entgegen, sein Vater, mit dem er sich nun gleichfalls will einen Spaß machen; und zwar werden jezt alle sonst heiligen Züge des Familiengeistes zur Lächerlichkeit herumgedreht: die Treue der Gattin, das väterliche Ansehn, der Segen, die kindliche Liebe, bis Lanzelot schließlich auch die Komik seiner Dienertreue, wo Familiengesinnung und juristisches Verhältniß sich vereinigen, darstellt, und durch diese Vollzähligkeit und Abgeschlossenheit eine der ergötzlichsten komischen Figuren wird. Diese Komik, welche eben nur beweist, daß der Einklang der Seiten das wahrhaft Wirkliche, Vorhandene sey, und ihr Streit sich nicht bis zur äußersten tragischen Entgegensezung steigere, führt zu der Sicherheit Porzia's hinüber, mit welcher sie den neuen Bewerber, den Prinzen von Marocco, empfängt. Diese Sicherheit ist verschieden von der des ersten Aktes, denn die neuen Bewerber sind nicht mehr von der gleichen Unwürdigkeit wie die früheren. Aber sie sind auch noch nicht die Würdigen, denn sie sind noch nicht von der Shakspearschen Liebe beseelt. Marocco, diese individuelle Glut des heißen Südens, Arragon, diese spanische kalte reflectirende Eleganz, die es mit dem Verdienst hält, sie beyde haben nicht, was den Shakspearischen Liebenden auszeichnet, nämlich die tiefe sinnliche Innigkeit, welche überall den sittlichen Zweck der Ehe hat. Bey den Calderonischen Liebenden kommt dieser Zweck nie zum Vorschein, und ist nur ein zufällig dazukommendes Begebniß; die Ehre der Liebe ist die Hauptsache, und dieses Festhalten an der eigenen Persönlichkeit läßt die Liebenden nicht mit Leib und Seele ein's werden. Die Shakspearsche Liebe dagegen hat überall immer den süßen lieblichen Anflug einer Sinnlichkeit, die sich zugleich sittlich gestaltet, da immer die Ehe und nicht nur die Liebe der Hauptzweck ist. Und deßhalb ziehn die Shakspearschen Liebenden uns so unwiderstehlich an, während die Calderonischen bey aller Bilderglut, welche jedoch immer der verständige Reflexionshauch des Dichters, der sie in regelmäßiger, symmetrischer Folge hintereinander, oder einander entgegenstellt, selbst wieder erkältet, uns in weitere historische Ferne fortgerückt werden. Und weil weder Marocco noch Arragon bis zu dieser Shakspearschen Liebe gediehen sind, vermögen sie nicht Porzia zu gewinnen, welche ihren Spott hier bey größerer Würdigkeit der Bewerber bis zu einer scherzlosen gleichgültigeren Ruhe gemäßigt hat. Aber dadurch, daß diese Bewerber vom Zufall, wie es scheint, fortgeschickt werden, sind wir auf Bassanio's Erscheinung bey Porzia vorbereitet, und sehn nun, wie er dahin strebt, auf Kosten des Freundes würdig vor ihr sich zeigen zu können. Je weiter er aber vorschreitet, desto mehr vertieft sich der Gegensatz zwischen Antonio und Shylok; und wie es in dem noch unenthüllten Hintergrunde von Shyloks Seele liegt, der Familie den Gewinn vorzuziehn, verräth ihn die Tochter unschuldvoll und reuelos. Jessica ist ganz eine jener lieblichen Gestalten, die in sinnlicher Sittlichkeit dem Geliebten, dem künftigen Gatten, innigst vertraut, mit leiser Scheu nicht verrathen wollen, was sie doch, da es ihr ganzes volles Herz erfüllt, auszusprechen gezwungen sind. Bey Porzia tritt diese tiefe Innigkeit zunächst weniger hervor, weil sie die Gestalt ist, die den Kreis der Familie schon überschreitet, und ihn mit einem weiteren Kreise vereinigt. Indem sie auf diese Weise gleichsam die Beherrscherin beyder Sphären ist, scheint sie durch diese Breite an Tiefe der Innigkeit zu verlieren, die sich aber in einer späteren Scene desto tiefer, glanzvoller, mächtiger als sonst irgendwo, gegen Bassanio ausspricht.

Durch die Flucht der Tochter, durch den Verlust Antonio's zeigt sich näher Shyloks Natur; die heimliche Tücke, indem sie jezt einen festen Zweck gewinnen kann, *entschlägt sich* des Beyschmacks der Gutmüthigkeit, und beginnt nackt hervorzutreten; daß ihm die Familie nichts gegen den Gewinn, gegen Geld und Gut gelte, spricht er darin aus, daß er wünscht: „seine Tochter todt vor sich zu sehn, wenn sie nur die Edelsteine in den Ohren trüge.“ So geht sein ganzes Trachten auf Geld, und der Geldverlust ist ihm das einzig im Leben Schmerzhafte. Durch diesen Verlust ist er unendlich verletzt, und diese Verletzung fordert daher auch eine unendliche Rache, und führt den Entschluß herbey, den Schein als Mittel dieser Rache zu gebrauchen. Je weiter nun aber diese Entzweyung der beyden streitenden Seiten des Stückes geht, desto weiter gedeiht auch ihre Vereinigung, denn eben diese Vereinigung ist das Wirkliche und Wahre; je weiter sie sich davon entfernen, desto mehr geben sie nur einen Beweis ihrer Nichtigkeit, so wie ebensosehr der Beweis ihrer Nichtigkeit nur der Beweis wird, daß eben jener Zusammenklang das einzig Berechtigte sey. Wie anders sehn wir jezt Porzia auftreten? Liebend, hoffend, fürchtend, und dann doch wieder voll Zuversicht, bis die glückliche Wahl des Geliebten sie ihm ewig eignet, ihr Jubel, ihm unterthan zu seyn, sich ihm ganz dahinzugeben, in den schönsten, lieblichsten Tönen erklingt. Doch diese Vereinigung wird erst wirklich, wenn eben jene kämpfenden Seiten sich in ihrem härtesten Streit als sich beyde zerstörend bewiesen haben; darum verliert Antonio sein ganzes Vermögen, und das verachtete Recht rächt die Schuld, die er demselben angethan, durch seine eigene Schuldverschreibung. Aber vor der Lösung dieses Kampfes ist auch Porzia's Ehe keine wirkliche, deßhalb werden die kaum Vereinten schnell getrennt. Porzia ist Wittwe, noch ehe sie Gattin ist, denn Bassanio kann, ehe sein Freund nicht gerettet wird, nicht an der Seite seiner Porzia ausruhen. Doch wer anders als sie allein vermag ihn zu retten? Das Recht und seine Verweser vermögen es nicht, denn eben die Seite des Rechts und bürgerlichen Verkehrs ist es, die er durch Verachtung und Mißkennung verletzte. Nur die höhere Macht, Porzia, welche die Familien- und Rechtsansprüche in sich vereinigt, ist die Macht über Shylok, den Wächter der Familie!

(Der Beschluß folgt.)

Auflösung der Charade in Nr. 132.

Bergmann.

Charade.

Um die Erstere zu werden,
Setzt der Mensch sein höchstes Gut.
Nach des Waldes wilden Heerden
Stellt der Zweyten lust'ger Muth.
Auf das Bräutchen abzudrücken,
Ließ das Ganze sich berücken;
Mit Entzücken und mit Graun
Wirst du's auf der Bühne schaun.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Nro. 139.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Montag, 12. Juni 1826.

Man wird Robespierres Haus niederreißen; man wird Salz auf die Stelle streuen; man wird einen Schandpfahl darauf richten, zur Rache an dem Verbrechen! Von mir aber werden meine Freunde sagen, daß ich ein guter Vater, ein guter Freund, ein guter Bürger war. Sie werden mich nicht vergessen. Ich will lieber guillotinirt werden, als selbst guillotiniren.

Worte Dantons vor seinem Tode (nach Mignet).

Die Hinrichtungen während der Revolution in Paris.

(Fortsetzung.)

V.

In dem Zeitpunkte, als die Mordregierung sich noch nicht einzig und allein in einer Hand konzentrirt hatte, waren die Zuschauer bey den Hinrichtungen gewöhnlich sehr beträchtlich; sie waren damals noch mehr gemischt; es waren nicht lauter Ungeheuer; ein großer Theil stand in stummer Verzweiflung umher. Die Verurtheilten wurden gewöhnlich an dem Tage der Verurtheilung schon, von welcher kein Appellations-, kein Kassationsmittel statthatte, hingerichtet, so daß man auf den Richtplatz ging, um die Namen der Opfer zu erfahren, weil sie erst den andern Tag in den Zeitungen stunden. Man war damals allgemein begierig, ob Danton, Camille des Moulins, Philippeau und Andere, auf die man eine lezte Hoffnung der Rettung gebaut hatte, obgleich sie bereits verhaftet waren, sich etwa mit Robespierre wieder einverstehen würden. An ihren Personen hing die Frage, ob das System der Verhaftungen endlich ein Ende nehmen sollte; denn Danton hatte laut in der Jakobinerversammlung vorgeschlagen, man möchte doch wenigstens eine Anstalt treffen, um die Schuldigen von den Unschuldigen zu scheiden, um die Gefängnisse auf diese Art von der unermeßlichen Anzahl der Verhafteten zu befreyen; zur Vollziehung einer solchen Maßregel sollte man überall Gnadenkommitte's ernennen. Diesen Muth hatte Danton gehabt, nur ein Danton konnte ihn haben; er wußte, daß zwischen dem Gelingen und Mißlingen das Blutgerüste stand. Dieser Zug ist bisher kaum bemerkt worden in dem Charakter Dantons; er hatte dem Tode getrozt, als er sich in die so gefährliche Sache der unmenschlichen Revolution warf; ein gemeiner Revolutionär wäre ihr treu geblieben, aber Danton fürchtete nun auch den Tod nicht, als er zur Sache der Menschlichkeit zurücktrat. Danton allein konnte die Kühnheit so weit treiben; denn nur er und einst Mirabeau waren die hohen genialischen Meister gewesen, welche die Revolution aus ihrem höchsten Gesichtspunkte anzusehen vermocht hatten. Mirabeau hatte die höchste Bildung mit dem allerumfassendsten Talent verbunden, dagegen war die natürliche, geistige Kraft Dantons stärker, elastischer, ungebundener. Der herrschende Grundsatz Dantons in seiner ganzen öffentlichen Laufbahn war, man müsse Alles wagen können in einer Revolution, weil Revolutioniren selber das höchste aller Wagestücke sey. Nie war ein Mensch mit dem Tode vertraut gewesen wie Danton; von ihm rührt das Wort her, worin er sich selber und alle seine Gehülfen warnte: „Die Revolution ist, sagte er, wie Saturn, sie frißt ihre eigenen Kinder."

Alles, was Danton von der Natur erhalten hatte, war riesenmäßig; seine Statur, sein Kopf, seine Brust, seine Schultern, seine Lungen, seine Hände und Beine waren größer und kräftiger als an andern Menschen. Ich bedarf hier nicht sein Portrait, von Andern gemalt, nachzusuchen;

Digitized by Google

ich habe ihn leben und sterben gesehen, ich habe ihn auf der Rednerbühne gehört. Danton mußte nicht nur darum sterben, weil Robespierre die Ueberzeugung gehabt hatte, die Revolution könnte durch ein System der Schonung und der Gnade gefährdet werden, sondern auch darum, weil Robespierre auf Dantons physische und geistige Ueberlegenheiten neidisch war. Dieser historische Satz kann hier mit voller Gewißheit aufgestellt werden, auch ist er ganz dem Begriffe gemäß, den man sich von dem erbärmlichen Robespierre machen muß. Wenn die Geschichte sich auch nur in der Sprache der beyden Gegner ausdrücken will, so muß sie ihnen Beyden Verdienste zugestehen; aber auch die Verdienste Dantons um die Revolution waren ausgezeichneter gewesen, als jene seines Mörders und Neiders. Die erste Grundlage zu dem nachherigen französischen Militärsystem hat Danton gelegt, freylich nicht wie späterhin Carnot durch die Organisation der militärischen Kräfte, sondern durch eine Rede, durch die er die Kräfte in's Leben rief. Danton hielt diese Rede in dem Nationalkonvent in dem Zeitpunkt, als die französischen Gränzen von unzähligen feindlichen Armeen umringt, als die wenigen französischen Militärkräfte bereits erschöpft und ein weit ausgebreiteter Plan zu Frankreichs Ausrottung von Englands Ministerium bekannt geworden war. Vielleicht war damals die Revolution selber bereits in Verzweiflung. Die Kerntruppen waren durch Verrätherey en und durch Unwissenheit mancher Anführer beynahe ganz aufgerieben worden. Danton hatte den furchtbaren, aber richtigen Gedanken lustgeheim geäußert, daß man künftige Siege nur durch die Menge von Kriegern erzwingen könnte, weil es ihnen an Erfahrung, und weil es der Armee an geschickten Führern fehlte. Danton wollte auch die Frage lösen, woher man zu dieser ungeheuren Anstrengung an Menschen die nöthigen Waffen nehmen sollte. Noch sehe ich ihn, noch schaudere ich über dem Bilde des begeisterten Riesen, noch höre ich seine donnernde Rede über die erstaunte Versammlung herabstürmen, als wäre die Rednerbühne seine Batterie, von welcher er aus hundert Feerschlünden Verderben über die schlachtenkundige, sieggewohnte Koalition schleuderte. Seine fürchterlichen Geberden drückten den einzigen Wunsch aus, der ihn beseelte, jedes seiner Worte möchte, verwandelt in ein Bajonnet oder in ein Schwert, je einem französischen Jünglinge in die Hände gegeben, und so das Vaterland gerettet werden. Er sagte es zwar nicht ganz ausdrücklich, aber in kecken, ungewöhnlichen Bildern, und der Gedanke lag auf seiner drohenden, breiten Stirne, und sprühte aus seinen funkelnden Augen und sprach sich aus in lebendigen, rollend erschallenden, von den Mauern des großen Saals furchtbar zurückprallenden Tönen, daß, wenn nur erst die große Menge versammelt und bewaffnet wäre, so möchte auch wohl die Hälfte davon sich in den Tod für's Vaterland stürzen, die andere Hälfte würde alsdann schon wieder in dieser blutigen Schule die alte französische Kriegswuth und eine neue mörderische Siegsmethode erlernen, nämlich die, den Feind mit kühner Verachtung durch die Massen von Bajonneten zu ersticken. Bey dieser Rede, so wie bey allen Reden Danton's, hatte immer schon der Kontrast zwischen ihm und der Versammlung etwas Grauses an sich; während er donnerte, herrschte rings umher eine todte Stille. Nicht einmal die Pausen der einzelnen Sätze unterbrachen den allgewaltigen Eindruck. Und als er endlich abtrat von der hohen Stelle, da brachen die Salven des allgemeinen Enthusiasm aus; von den Sitzen der Abgeordneten und aus den Zuhörerlogen zugleich lärmten wiederholte Akklamationen, gleichsam als das Siegesgeschrey zum voraus; es war der höchste Triumph der populären Redekunst. Als er wieder dahin ging nach seinem Sitze, da wollte Jeder ihn betrachten; er glich einem drohenden Genius, der mit einer Posaune die Würgengel aus Himmel und Hölle zu Hülfe gerufen hatte. Sein Anblick war furchtbar und doch nicht widerlich; die Zufriedenheit seiner eigenen Ueberzeugung lag stolz und ernst auf seinem Gesichte. Seine Rede wiederschallte im ganzen Lande, in jedem Dorfe Frankreichs. In wenigen Monaten waren 1,200,000 rüstige Jünglinge und Männer von achtzehn bis fünf und zwanzig Jahren unter den Waffen; Danton hatte Frankreich die Theorie der Konskription gelehrt, sie dieß damals die erste große Requisition. Und aus der natürlichen, jedoch geordneten Rhetorik dieses unbändigen Athleten der Volksbühne ergab sich nachher die Anwendung kühner, stürmender Massen im Angriffe und die mächtigere, raschere Ausführung von Kriegsplanen, berechnet auf größere Distanzen, welche man nur mit zahlreichen Kolonnen hinter sich legen konnte; die Schlachten wurden immer entscheidender und seltener, und so gewann die Menschheit den Vortheil der Schonung der Menschen, denn die Bülletins, worin gewöhnlich 25,000 oder 10,000 Todte an Einem Tage aus der Welt geschafft werden, sind blutige Mährchen; wer eine Schlacht gesehen hat, weiß nur gar zu wohl, daß das Einhauen in die Massen selten gelingt, und daß die Zahl der Todten sich nicht zur Zahl der Kanonen, nicht zur Zahl der Abfeuerungen, sondern zu der Zahl der Stellungen, in welche das Geschütz zum Angriff oder zur Vertheidigung gebracht werden muß, zu der Zeit, die dazu gehört, und zu den Richtungen, in welchen die Schüsse tödten können, verhält. Darum sind jetzt auch die Länder stärker bevölkert als vormals nach den alten, mörderischen Kriegen, und die Schlachten wurden wieder Meisterstücke des menschlichen Geistes, würdig, kommentirt zu werden in den Kriegsschulen aller Hauptstädte Europens.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Olivier.

(Fortsetzung.)

Oliviers Feindin verfolgte ihn demungeachtet noch mit einer Wachsamkeit, daß keiner seiner Schritte ihr unbekannt blieb, sogar seine Briefe erhielt er meistens schon erbrochen, und Herr Lenoir hat schwerlich seine geheime Polizey pünktlicher besorgt als sie die ihrige. Da Olivier eine solche Aufsicht weiter nicht zu fürchten brauchte, ertrug er sie, ohne sich darüber zu beklagen, da er der rachsüchtigen Frau den Triumph nicht verschaffen wollte, ihn verdrießlich gemacht zu haben. Er hatte eifrig nachgesucht, zur Armee gehen zu dürfen, wo er seinen Freund zu finden hoffte, und ihn trösten zu können wünschte; aber der kriegerische Muth des jungen Adels war damals, wie auch noch in unsern Tagen, so groß, daß er Andern nachstehen und mit seinem Regiment in Paris zurückbleiben mußte. Da er mit keinem seiner Freunde in der herzlichen Vertraulichkeit lebte, wie mit Cesar, fühlte er seinen Verlust täglich schmerzlicher und ging, um die peinliche Leere auszufüllen, mehr wie bisher in Gesellschaft, wo ihn der Umgang mit Frauen um so mehr anzog, als er immer mit Wohlwollen von ihnen behandelt wurde. Doch er vermied mit großer Vorsicht, mit keiner von ihnen in eine Berührung zu kommen, die ihn oder sie hätte in Verlegenheit bringen können, da er wohl wußte, daß die Welt nie an ein bloß freundschaftliches Band zwischen einem Mann und einem jungen Frauenzimmer glaubt, und man überdem unter diesem Vorwand oft Verhältnisse eingeht, die in der Folge, wo sie nicht mehr zu lösen sind, sehr drückend werden. Dennoch blieb er unglücklich und die furchtbare Leere in seinem Innern vergiftete sein Leben.

Dieser Zustand konnte nicht lange dauern. Die junge Marquise von Nanteuil erschien zwey Jahre nach dem Tode ihres alten Gemahls, den sie mit kindlicher Zärtlichkeit bis zu seinem Ende gepflegt hatte, zum ersten Mal wieder in der großen Welt. Mit allen Vorzügen des Geistes und der Schönheit begabt, war sie vor dem zwanzigsten Jahre Wittwe geworden, und ihre Tugend hatte sich, bey einer so schweren Probe, so fleckenlos erhalten, daß auch die schärfsten Zungen sich nie an sie gewagt hatten. Die Pflege einer alten Mutter und die schönen Künste, die sie mit vielem Talent übte, waren ihre einzigen Beschäftigungen. Sie machte den edelsten Gebrauch von dem Vermögen, das sie von ihrem Manne geerbt hatte, und durch die bestimmte Gleichgültigkeit, die sie allen ihr dargebrachten Huldigungen entgegensetzte, war es ihr gelungen, gleich in der ersten Zeit nach ihres Mannes Tod den Schwarm von Verwerbern, der sich immer um eine schöne junge Frau versammelt, von sich zu entfernen.

Während ein Schwarm von Männern, gleich bunten Schmetterlingen, in der Hoffnung, von ihr bemerkt zu werden, Frau von Nanteuil umflatterten, schien Olivier sich um sie weniger als um jede Andere zu bewerben. Unwiderstehlich von ihr angezogen, sprach er doch nie mit ihr, sondern nur immer mit den Menschen, die ihr am nächsten standen, und obwohl sein Gespräch einzig und allein ihr galt, richtete er es doch nie an sie. Eben so vermied er sie anzusehen und folgte demungeachtet jeder ihrer Bewegungen, und alle seine Seelenkräfte waren angestrengt, um jedem ihrer Worte eine besondere Bedeutung zu geben. Es gibt viele unbesonnene junge Leute, die, um sich für die Eroberungen schadlos zu halten, die sie nicht machen, sich, indem sie mit geheimnißvollem Lächeln einem Frauenzimmer das Geringfügigste sagen, den Schein der Vertraulichkeit geben wollen, wenn sie auch gar kein Recht dazu besitzen. Wenn Olivier sich einen dieser Männer auf diese Weise der Frau von Nanteuil nähern sah, hatte er alle Mühe sich zurückzuhalten, ihn nicht auf Tod und Leben herauszufordern.

Da er begierig jede Gelegenheit benuzte, um die Marquise zu sehen, hatte er sich unter einem angenommenen Namen, ihrem Hotel gegenüber, eine Wohnung gemiethet, von wo aus er sie täglich in ihrem Garten beobachten konnte. Eben so wußte er auch von seinem Fenster aus jede ihrer Bewegungen zu berechnen, indem er nach dem Ankommen oder Abfahren der Wagen auf die Dauer der Besuche schloß, und durch das Hin- und Wiedergehen ihrer Leute sich ihre jedesmalige Beschäftigung erklärte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Chur, Mai.

Es hat der von der allgemeinen schweizerischen Gesellschaft der Naturforscher gefaßte Beschluß, ihre dießjährige Versammlung in Bünden zu halten und nach Chur zu verlegen, seither und bevor er noch zur Ausführung gelangt ist, schon die erfreulichsten Folgen gehabt. Um die schweizerischen Naturforscher nicht ungerüstet zu empfangen, haben alle durch den Kanton zerstreuten Freunde der Naturwissenschaft sich in eine Kantonalgesellschaft vereinbart, und mehrere der ersten Magistratspersonen des Landes haben sich ihrem Centralkommité angeschlossen; der treffliche, durch die ganze Schweiz hochgeschäzte Landamman Sprecher von Berneag ist erster Vorstand des Vereins. Der gelehrte Arzt Hr. Doktor Kaiser, und der Apotheker Hr. Capeller, haben so eben eine wesentliche Bereicherung der bündnischen Naturkunde in der Schrift: „die Mineralquellen zu St. Moriz, „Schuls, Tarasp, Fideris, St. Bernhardin, Peiden, Vals „und Belvedere" geliefert, die, nebst den neuen und eigenen chemischen Analysen dieser Wasser, auch historisch-topographische Darstellungen und heilkundige Nachweisungen enthält. Die hohen Gebirge und Alpenthäler Graubündtens (sagen die Verfasser u. a. in der Einleitung) sind sehr reich an Mineralien; seine Gebirgsketten im schweizerischen Hochlande sind so reich an Erzgruben von Gold, Silber, Zink, Bley und Eisen, wie die rhätischen. Auch Mineralquellen, besonders kohlensaure, worunter die berühmteste der Schweiz in St. Moriz, hat kein Kanton so viele aufzuzählen, als Graubündten. Eben die Lage dieser Mineralquellen mit den südlich und nördlich zunächst angränzenden, gibt dem Geognosten und Naturforscher ein großes und nicht weniger interessantes Problem, als die ähnliche

Beobachtung am Taunusgebirg: wie hier z. B. in der höchsten Alpenregion die starken Säuerlinge zu St. Moritz und Bernhardin, etwas tiefer die geringern zu Schuls und Fideris, in der südlichen Abdachung der Gebirgskette die warmen Quellen zu Masino und Bormio im Veltlin, und diesseits des absteigenden Gebirges die kalte Quelle zu Vals im Lugnez und die Therme zu Pfäfers zu Tage kommen. Nicht weniger bemerkenswerth ist das häufige Beysammenseyn fast überall zweyer qualitativ verschiedener Quellen: der Sauerquelle zu St. Moritz gegenüber die schwefelhaltige Quelle zu Cellerina, der zu Fideris die Schwefelquelle in Schadernau, noch näher beysammen die verschiedenhaltigen in Schuls, der Therme zu Bormio gegenüber die eisenhaltige Sauerquelle zu St. Catharina in Valvursa, und der zu Pfäfers ein schon lang verschüttetes Sauerwasser, so vieler Gegensätze der kalten Schwefel- und anderer kleinen Mineralquellen nicht zu gedenken. — Der gegenwärtige Stand der chemischen Analyse der Mineralquellen wird zugleich sehr verständig und gemeinverständlich also gewürdigt: Zwar gewährt uns diese Analyse keine klare Ansicht von der lebendigen Mischung und Verbindung der Salze und Säuren vor ihrer Trennung durch Reagentien; es können nämlich beym analytischen Prozesse Zersetzungen und Verbindungen stattfinden, die beym Mineralwasser als Totalität nicht präexistiren; auch ist der Befund nicht immer konstant: nicht nur verschiedene Chemiker, sondern derselbe, welcher die nämliche Quelle wiederholt und zu verschiedener Zeit untersucht, findet nicht etwa nur kleine, etwa aus Mangel und Genauigkeit und dergl. entstandene, sondern oft auffallende quantitative Verschiedenheit der Bestandtheile; ferner gibt es höchst wirksame Mineralquellen bey äußerst wenigem fixen mineralischen Gehalt, deren Heilkräfte mehr in der eigenen innigen Mischung und den der Chemie noch unerreichbaren Imponderabilien zu suchen sind. Dagegen liefert die chemische Analyse der Mineralwasser belehrende Beyträge zur naturhistorischen und geognostischen Erkenntniß des Bodens und der Felsgebilde, aus denen diese geheimnißvollen Wasser hervorquellen. Zum Behuf der Heilkunde lehrt sie uns die Stoffe, die in einem Mineralwasser enthalten sind, und gibt dadurch immerhin einen annähernden Maßstab zur Bestimmung ihres therapeutischen Werthes. So lange uns also keine höhern Mittel zu Gebote stehen, ein Mineralwasser in seiner noch ungeschiedenen Einheit zu würdigen, bleibt uns nichts andres übrig, als seine physischen Eigenschaften durch äußerliche Wahrnehmungen, durch sinnliche Merkmale aufzuzählen, mit den palpabeln Stoffen der Scheidekunst zu prüfen, und nach deren Ergebniß es in die ihm geeignete Reihe der Mineralwasser aufzustellen, und, nach der Analogie anderer durch erprobte Erfahrung erwiesener Wirksamkeit derselben Klasse, ihren medizinischen Werth zu deuten — bis eine längere Beobachtung der Wirkungen auf den kranken menschlichen Organismus ihren wahren Werth als Heilquelle erst vollends würdigt und sichert.

Berlin, 4. Mai.

(Beschluß.)

Der Staat, die höhere Sphäre des Rechts sowohl als der Familie ist hier noch nicht hervorgetreten, daher herrscht in dem Staate dieses Stückes nur das formelle Recht, dessen starren Nacken der Rechtsverweser zu Antonios Gunsten nicht zu beugen im Stande ist, und Porzia ist der juristische Familiengeist, der als der junge Doktor in's Gericht tritt, den harten Streit zu lösen. Denn Shylok hat sich ganz zum formellsten Recht ausgeleert, nichts anderes gilt ihm, nur die Erfüllung seines Rechtsanspruchs, indem er dadurch seiner Rache genugthut, vermag ihn zu befriedigen. Aber deßhalb darf jener Einklang, durch welchen Porzia die waltende Macht ist, seinen Anspruch nicht verkennen, sondern muß ihn anerkennen, aber durch seine eigene Formalität, durch seine Nichtigkeit, die ihn in sich selbst schon zerstört, auflösen, denn dieß Recht soll ja nicht nur bey Seite geschoben, sondern mit den Familienansprüchen und den Forderungen edler Gesinnungen in Harmonie gebracht werden. Daher wird Shylok durch das Recht zu Grunde gerichtet, und dasselbe Recht, das sein Recht anerkannt hatte, verdammt ihn ebensosehr, so daß nur die Gnade des Rechts und der edlen Gesinnung Antonios ihm Leben und Vermögen schenkt, insofern er es zum Behuf der Familie verwenden will.

Auf diese Weise, welche sich durch ihre innere Vernunft als einen der größten Meisterwürfe des Dichters erweist, und ihn für immer verewigt, ist der tragische Streit friedlich gelöst; dem königlichen Kaufmann hat der Sturm und die Todesangst die Lehre zugerufen, jener Kreis, aus dem ihn der Adel seiner Gesinnung verbannte, sey nicht verächtlich, und dieß erkennt er jetzt an, indem er einen Theil des Vermögens, welches das Recht ihm zuspricht, von seinem Feinde behält, und ihm nur die andere Hälfte großmüthig schenkt; den jüdischen geldgierigen Wucherer, der nicht des heiligen Familienzwecks wegen sich bereicherte, hat dieselbe Todesfurcht durchzittert, und er verdankt sein Leben nur der Gnade und Großmuth, die ihn zwingt, sein Vermögen jetzt jenem heiligen Zwecke zu weihen. Und dieß Alles hat Porzia vollbracht. Nun hat sich also nur zu beweisen, daß sie diese Vollbringung, daß sie dieser Einklang sey. Nach getödtetem tragischem Streit wird dieser Beweis eine heitere Komik, Gegenstand des Lustspiels, und wie wenig auch, oberflächlich betrachtet, der letzte Akt möchte zu den früheren zu passen scheinen, so tief und eng schließt er sich doch an das Ganze, und in so folgerechter Vernunft der Sache beschließt er das Stück. Dieser Beweis kann nur der seyn, daß eben die Gestalt ächter Familiengesinnung auch als die der Rechtssphäre erscheint, und daß der Streit beyder Kreise nur scheinbar sey. Porzia weiß um diese Scheinbarkeit, die sich nur dadurch offenbart, daß es so scheint als stritten beyde wirklich gegeneinander, und daß deßhalb diese Wirklichkeit des Streites nur zu einem bloßen in sich selbst wirklichkeitslosen Schein herabgebracht werde. Dieß ist der komische Streit mit den Ringen. Bassanio, insofern er mit dem ersten Geschenk der Gattin den Doktor belohnt, scheint das Recht der Liebe dem juristischen Recht und seinem Verdienst hintenanzusetzen. Aber der Doktor ist die Gattin selbst, die ihn nur scheinbar quält, um sich dem Geliebten desto inniger verbunden zu zeigen. Und die Erklärung jenes nur anscheinenden Streites macht auch das Unglück Antonios, da er das Recht des Rechts und der bürgerlichen Gesellschaft anerkannt hat, nur scheinbar: er ist auch als Kaufmann glücklich, und da er sich dieses Glückes freut, ist er wahrhaft der königliche Kaufmann, wie Porzia die liebende Gattin und der juristische Doktor.

Wenn wir in dieser Darstellung das Richtige ausgesprochen haben, so können wir Herrn Devrient unsern Dank nicht verhehlen, insofern wir glauben nur Schritt vor Schritt seinem Spiele und seiner Auffassung des Shylok, die uns dieß Spiel zeigte, gefolgt zu seyn. Bey Mad. Stich vermißten wir als Porzia in der Scene mit Bassanio die tiefere Innigkeit, und in den früheren den naiven, unüberlegten Spott und Scherz, der aus unbewußter Sicherheit verfließt; vollendeter stellte die Künstlerin den Scherz in seinem Uebermuthe vor, und nach der Verkleidung dar; die Gerichtsscene glauben wir gleichfalls loben zu dürfen; Herr Krüger war ein guter Bassanio, was wir heute um so lieber anerkennen, als wir früher ihn zu tadeln genöthigt waren.

Beylage: Kunstblatt Nr. 47.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Nro. 140.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, 13. Juni 1826.

Der Vorhang ſchwebet hin und her
Bey meiner Nachbarin.

Goethe.

Olivier.

(Fortſetzung.)

Wer es ſelbſt erfahren hat, wie erfindungsreich die Liebe macht, wird ſich denken können, welche wichtige Entdeckungen Olivier auf die erwähnte Weiſe machte. Aber wer geliebt hat, wird auch fühlen, welchen Reiz er in dieſer Beſchäftigung fand. Er beſchränkte ſich aber nicht allein darauf: er hatte erfahren, daß Frau Nanteuil ihren Kutſcher verlieren ſollte, und ſogleich faßte er den Entſchluß, ihn durch den ſeinigen, der ihm ſeiner Treue und Geſchicklichkeit wegen bekannt war, und den man noch nicht als ihm gehörig kannte, zu erſetzen. Auf ſein Anſtiften meldete ſich Gervais bey der Marquiſe, er ward angenommen, und ſeit der Zeit erfuhr Olivier faſt Alles, was er wiſſen wollte.

Wenn die Nacht anbrach und Olivier von ſeinem Obſervatorium vertrieb, eilte er in die Geſellſchaft, und zwar immer an ſolche Orte, wo er die meiſten Menſchen fand, damit es einem Jeden bekannt wurde, daß er ſich gezeigt hatte und man ihn nicht über ſeine Abweſenheit befragen konnte. Da er allzeit ſchon im Voraus wußte, wo Frau von Nanteuil ihren Abend zubringen wollte, begab er ſich immer etwas früher dahin, damit ſeine Befliſſenheit von niemand als vielleicht von ihr ſelbſt bemerkt würde. Ging ſie den Abend nicht aus, oder ſobald ſie wieder nach Hauſe gekommen war, folgte er von ſeinem Fenſter aus den Bewegungen der Lichter und durch die Verbindung deſſen, was er ſchon wußte, oder jezt bemerken konnte, fand er, oder glaubte, die Erklärung alles deſſen zu finden, was ſich im Innern ihrer Gemächer begab. Eben ſo ſorgfältig war er darauf bedacht, ihr jede Freude zu machen. Es verging kein Tag, wo er nicht irgend eine Ueberraſchung bereitet hätte, die um ſo zarter war, als ſie von einer unſichtbaren Hand herzurührrn ſchien, denn der Geber blieb immer ſo verborgen, als hätte er ſich einer böſen That ſchuldig gemacht. Da Emilie mit vieler Geſchicklichkeit beynahe alle ſchönen Künſte übte, waren ſie ihr auch alle eigen; doch hatte ſie eine beſondere Vorliebe für Greuze, der ſo eben ſein Gemälde, die ländliche Braut, vollendet hatte. Greuze war damals der Lieblingsmaler in Paris; ſeine Arbeiten wurden von Jedermann geſucht und konnten oft um keinen Preis erhalten werden. Emilie hatte ſein leztes Gemälde geſehen, und äußerte ihren Wunſch, etwas von ihm zu beſizen; — wenige Tage nachher erblickt ſie auf ihrer Staffeley ſein allerliebſtes Milchmädchen, ein Meiſterſtück von Anmuth und Natürlichkeit. Alle Welt bemühte ſich leidenſchaftlich, einen der allerliebſten kleinen ſchottiſchen Hunde zu beſizen, die damals ſehr ſelten waren und jezt ſo gewöhnlich geworden ſind — eines Tages ſchmiegt ſich das kleinſte und zierlichſte dieſer Thierchen an ihre Füße, es trug ein goldenes Halsband, worauf vier engliſche Verſe gegraben waren, deren Bedeutung eine zarte Anſpielung auf die Gefühle des Ueberſenders enthielt:

Digitized by Google

Such forward airs, so pert, so smart
Are sure to win his Lady's heart:
How pretty was fawning way thine!
How different is thy case and mine.

Jeden Morgen waren ihre Zimmer mit frischen herrlich duftenden Blumen geschmückt. Die erste Rose war für sie bestimmt, und wenn eine neue ausländische Pflanze bekannt wurde, war ihre Terrasse sogleich damit geschmückt.

Umsonst suchte Frau von Nanteuil diesen Artigkeiten zu entgehen, sie konnte niemand darüber anklagen und sie auch nicht vermeiden, da sie deren Urheber nicht kannte; sie hatte einige ihrer Leute verabschiedet, weil sie ihren Verdacht erregt hatten, alle schwiegen und ergaben sich in ihr Schicksal. Obwohl sich Emilie durch diese Aufmerksamkeiten vielleicht innerlich geschmeichelt fand, wurde sie doch, da sie durchaus nicht errathen konnte, von wem sie herrühren möchten, nachdenklich und verlegen darüber. Sie war wohl auf Olivier gefallen, den sie immer mit Auszeichnung behandelt hatte, und dessen stumme Bewunderung ihr unmöglich entgangen seyn konnte; aber wie konnte sie glauben, daß er so sehr für sie eingenommen wäre? Diese Ungewißheit war süß und zugleich grausam genug.

Was für Emilie ein so unauflösbares Räthsel blieb, war es jedoch nicht für einen Jeden, und die rachgierige Baronin von B., die unaufhörlich darauf bedacht war, dem zu schaden, den sie für ihren Feind hielt, hatte Olivier's Geheimniß entdeckt, indem sie ihn bis in seinen geheimen Nachtaufenthalt verfolgen ließ. Sie hatte nun nichts Angelegentlicheres zu thun, als es der Frau von Nanteuil zu verrathen, und der arme Olivier erfuhr es durch ein Billet, worin ihm Frau von B. selbst meldete, welchen neuen Dienst er ihr verdanke. Er war außer sich darüber und vermied lange, an die Orte zu gehen, wo er ehemals so froh war, dem Gegenstand seiner Liebe zu begegnen, als er eines Tages folgende Zeilen von der Marquise erhielt: „Ich habe Frau von B. gesprochen, die mir sagte, daß Sie der Urheber alles dessen sind, was sich um mich herum zuträgt. Ich kann meine Ansicht über ein solches Verfahren nicht aussprechen, ehe ich Ihre Antwort erhalten habe, und gewiß weiß, daß man mir die Wahrheit gesagt hat. Emilie von Nanteuil."

Als Olivier diesen Brief öffnete, wurde er von tausend Befürchtungen bestürmt, die alle zur Gewißheit werden, als er den Namen der Baronin von B. darin fand. Es fiel ihm nicht einmal ein, zu erwägen, wie günstig sich für ihn die Worte der Frau von Nanteuil deuten ließen. Der Verzweiflung hingegeben, antwortete er ihr folgendermaßen:

„Ja, meine gnädige Frau, man hat Ihnen die Wahrheit gesagt, und ich werde mein Unrecht nicht, indem ich es läugne, vergrößern. Frau von B., die mir schon so viele Beweise ihres Hasses gegeben hat, konnte mir keinen empfindlichern aufgespart haben, als indem sie in einem Tage das Glück meines Lebens zerstört — das Glück, Sie anzubeten, ohne es Ihnen zu sagen, und über Empfindungen für mich das bescheidene Glück der Ungewißheit zu genießen. Seitdem ich weiß, daß sie mit Ihnen von mir gesprochen hat, sie, von der ich am wenigsten gewünscht, daß sie Ihnen meine Gefühle entdeckt hätte, darf ich keiner Hoffnung mehr Raum geben. Sollte ich so unglücklich seyn, Ihnen mißfallen zu haben, so ist meine Strafe auch hart genug, indem ich mich auf zeitlebens von Ihnen entferne."

Folgendes war die Antwort von Frau von Nanteuil auf Oliviers Brief:

„Die Aufrichtigkeit Ihres Bekenntnisses würde mir einen neuen Beweis Ihres Edelmuths geben, wenn ich je daran hätte zweifeln können. Da ich das, was vorgegangen ist, unmöglich vermeiden konnte, ist es mir lieber, daß Sie die Veranlassung dazu gaben als jeder Andere. Auf alle Fälle wäre Ihre Entfernung eine zu harte Strafe für Sie. Ich glaube in der That, daß Frau von B. eine sehr übelwollende Frau ist, aber ich fühle mich für dieses Mal nicht berufen, sie zu hassen. In Allem, was sie mir gesagt hat, ist nur eine Sache, die ich verstanden habe, und diese hat mir keinen Verdruß gemacht; nur gestehe ich aufrichtig, daß ich sie lieber aus Ihrem Munde, als aus dem dieser Dame gehört hätte."

Leider kam dieser Brief zu spät, Olivier war schon, von Verzweiflung getrieben, entflohen, und hatte niemand als seinem treuen Gervais seinen Aufenthaltsort anvertraut, wobey er ihm befahl, ihn gegen niemand zu verrathen und ihm durchaus keine Briefe zukommen zu lassen. Man hat nicht mit Gewißheit erfahren, wo er sich aufgehalten hat; es sind aber Ursachen, die auf die Vermuthung führen, daß er bey einem Bruder seines Vaters, der in einem Kloster der Hauptstadt lebte, verborgen war.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Hinrichtungen während der Revolution in Paris.

(Fortsetzung.)

Wie sehr verschieden von jenem Helden der Rednerbühne, und doch wie erhaben noch über seinen niederträchtigen Neider, Robespierre, sah ich nachher Danton am Ende seiner Laufbahn auf dem Blutgerüste! Jener hatte die höllische Intrike ersonnen, an Einem und demselben Tage alle ihm gefährlich scheinenden Feinde der Hinrichtungen und Verhaftungen, unter dem Vorwande einer weit ausgebreiteten Verschwörung gegen die Sicherheit des Staats, verurtheilen und hinrichten zu lassen. Die Handlung war eine tief ausgedachte Scheußthat. Ein liebenswürdiger, menschenfreundlicher, geistvoller Schriftsteller,

Digitized by Google

Camille des Moulins, in der Blüthe der Jahre, gab damals periodische Hefte heraus, worin er fühlen ließ, wie sich die Revolution entehrt hatte, und wie alle gute Menschen in Frankreich nach Erlösung seufzten; Camille hatte in seiner früheren Laufbahn, vier Jahre vorher, ein ganz anderes Pfand gegeben, daß er der Revolution nicht untreu werden konnte; er war es, der während der großen Gährung am Tage vor der Stürmung der Bastille im Garten des Palais Royal auf einen Stuhl gestiegen war und der versammelten Menge zugerufen hatte: „Meine Herren, in unserer Lage weiß ich nur Einen Rath, wir greifen zu den Waffen." Danton und Camille kannten sich; Camille war nun der Schriftsteller und Danton der Redner der Hoffenden. Robespierre sezte den Namen Camilles auf die Liste der sogenannten Verschwornen, die jedoch beynahe Alle miteinander in keinem Contakte gestanden waren. Er begriff darin auch den ehrlichen Philippeau, den doch die Nationalversammlung selber nach der Vendee geschickt, und der dort die Beweise der westlichen Mordoperationen, der grausamen Ausrottung der Geistlichen, und der Ersäufung der Verhafteten durch eigens dazu eingerichtete Falltreppen in Böten gesammelt hatte. Robespierre vermehrte die Anzahl noch mit andern Opfern, und offenbar hatte er dabey die Absicht, den Muth des Helden Danton auch noch im Tode auf eine furchtbare Probe zu stellen. So sah ich Danton in der Stunde des Todes. Ich sah ihn da, lange aufrecht unten am Gerüste stehend, wie man ihn warten ließ, bis alle seine Todesgefährten gemordet, bis Alle ihre Köpfe gezeigt, bis jeder Einzelne vor seinen Augen verschwunden war. Doch auch da war Danton noch Danton. Er stieg endlich, der Lezte, hinauf. Sein Tritt war fest. Sein Fuß rückte sicher vor bis an's Richtbrett, von wo aus er hinabsehen mußte auf die blutige Ueberschwemmung des Platzes. Aber bald hob sich sein Blick an den Himmel, und nachher auf beyde Seiten mit Verachtung gegen das elende Volk, dessen Abgott er so lange gewesen war, und das nun alle Tage ein anderes Opfer wollte. Danton, der eherne Koloß, wurde eingestürzt. Aber sein Tod öffnete Allen die Augen. Bald nachher empörte man sich mitten in der Nationalversammlung gegen den Tyrannen ihm in's Gesicht hinein, denn alle Hoffnungen waren damals verloren gewesen. An Danton's Todestage vergab ganz Frankreich dem Danton sein früheres Unrecht, aber er rettete auch durch seinen Tod zum zweyten Male Frankreich.

Unmittelbar nach Camille des Moulins Tode ging seine schöne Gattin in's versammelte Revolutionstribunal. Sie war seit wenigen Jahren verheirathet mit Camille, sie hatten sich geliebt mit einer durch die Gefahr sich täglich mehr exaltirenden Leidenschaft. In ihrem Innern war sie aufrichtige Republikanerin, aber nun wollte sie durchaus sterben. Da rief sie in Gegenwart des öffentlichen Anklägers und vor allen Blutrichtern: „Es lebe der König!" Im Augenblicke war ihr Prozeß gemacht. Als sie das Schaffot bestieg, fragte sie den Scharfrichter, ob es dasselbe sey, auf welchem man ihres Geliebten Blut verspritzt habe?

VI.

Man mag die Revolutionen stellen unter welchen Gesichtspunkt man will, so kann man nicht anders als sie verfluchen, wenn man sie in gewissen einzelnen Momenten gesehen hat; diese Momente sind diejenigen, wo dem Revolutionisten nicht einmal die Vertheidigung zu Hülfe kömmt, er habe in seinem Werke nicht das Einzelne anschauen können, sondern das Ganze. Wie kann man in einem Ganzen auch das Ganze selber ohne Abscheu schauen, wenn es durch eine That entstellt ist, bey welcher man nothwendig voraussetzen muß, es sey ein Grundsatz der Revolution selbst gewesen, sie müsse durchaus unmenschlich seyn, und auch den moralischen Menschen zerfleischen? Die That, von der wir hier sprechen wollen, läßt sich nur dann denken, wenn man voraussezt, die bis dahin verübten Grausamkeiten haben den Meistern des Blutsystems nicht mehr hinlänglich geschienen, und sie haben daher einen neuen Plan gemacht, die zarteren, die heiligeren Gefühle, welche die Natur in das Menschenherz gepflanzt hat, dazu anzuwenden, daß sie dem Leidenden einen solchen Schmerz, eine solche Verbitterung des Lebens verursachen sollten, wie sie bisher kein anderes menschliches Wesen erfahren hatte. Der Pöbel von Paris, der zwar bereits seine Grausamkeit und seine Talente zum Revolutioniren erprobt, aber auch dafür gleichgültig zu werden geschienen hatte, sollte durch neue öffentliche Schauspiele, durch das Anschauen unaussprechlicher, ganz neu erfundener Leiden wieder herbeygezogen, und auf einen noch höhern Grad von Wildheit gespannt werden, auf einen Grad, der ihn endlich zu künftigen unbekannten neuen Greueln fähig gemacht hätte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Erotische Tändeleyen

von Wilhelm Müller.

Berenice.

Einer Berenice Locken seh' ich dort am Himmel prangen,
Als ein Sternbild aufgehoben über irdisches Verlangen.
Aber du, laß deine Locken mir ein Sternbild seyn auf Erden,
Bis sie sich in meinen Liedern einst mit mir verklären werden.

Stärke eines Haares.

Wie die Fädchen deiner Locken sind so weich, so dünn, so fein!
Und sie ziehen in den Himmel doch mein schweres Herz hinein.

Digitized by Google

Korrespondenz-Nachrichten.

Rom, 7. Mai.

Wer etwa noch in Deutschland, oder auch anderswo, dem alten Vorurtheile, daß die Römer (oder überhaupt die Italiener) keine Schauspielkunst besitzen, und das recitirte Schauspiel nicht lieben, zugethan seyn sollte, kann sich hier in diesem Augenblicke vom Gegentheile überzeugen. Das Theater Valle gibt, seinem alten Gebrauche zu Folge, und wie ich es bereits oft gemeldet habe, jeden Abend eine komische Oper in zwey Akten, nebst einem recitirten Schauspiel in fünf oder drey Akten, zuweilen auch, wenn die Oper ganz dargestellt wird, und das Theater an großen Vigilien oder überhaupt in der Donnerstagsnacht vor Mitternacht geschlossen werden muß, ein Stück in einem Akte. Die dießmalige Oper, die Rossinische Gazza Ladra, hat aber so wenig gefallen, daß sich die Direktion, da auch die erste der versprochenen zwey Farse (das heißt, Opern in einem Akte), il Simoncino, eine alte von zwanzig Jahren, von Morlacchi für Rom geschriebene Komposition, ausgepfiffen und nur einmal gegeben worden ist, einzig und allein auf das Schauspiel beschränkt sieht, wobey der erste Akt der Gazza als Lückenbüßer vorauf gegeben wird, um den säumigen Logen, welche nun einmal in keiner Jahreszeit, am wenigsten im Winter, vor zwey bis drey Uhr (nach Untergang der Sonne) in's Theater kommen können, Zeit zu lassen. Die Truppe ist die von Rastopolo, welche besonders in Oberitalien eines gewissen Rufs genießt, so daß ihr, wie ich höre, im verflossenen Winter Hoffnung gemacht worden war, nach Wien zu kommen. Ein, im italienischen Sinne ausgezeichneter, Namen habender Künstler befindet sich nicht darunter; dagegen besteht die ganze, zahlreiche Gesellschaft aus lauter höchst brauchbaren, routinirten Mitgliedern, im Ensemble, was Italien betrifft, unübertrefflich. Die Goldonischen Stücke gefallen wiederum sehr, und werden, obgleich nicht immer charakterisirt, wie sie es wohl sollten, dennoch mit einem Feuer, einem Enthusiasmus gegeben, an denen sich viele deutsche, schläfrige Hoftheater ein Exempel nehmen könnten. Dagegen lassen die witzigen französischen parfümirten Intriguen- und Galanteriestücke kalt, und erlebten nie eine zweyte Vorstellung. Ein neues Beyspiel haben wir davon an einer Uebersetzung der französischen Mehülschen Oper: Une nuit à Madrid, ou la fenêtre secrète; zu einem Lustspiel umgeschaffen, gesehen, welches, obgleich mit lobenswürdiger Anstrengung gespielt, ganz und gar keinen Effekt gemacht hat: man sah es dem Publikum, ich möchte sagen, an der Nase an, daß es, in seiner positiven natürlichen Bildung für dergleichen, auf der Retorte des witzigen Gesellschaftslebens destillirte, Narrentheidungen keinen Sinn hatte. In Mailand soll dieß Lustspiel, welches übrigens der Uebersetzer (ein dort lebender Schauspieler) unverschämt genug für ein Original ausgegeben hat, gefallen haben; ein Umstand, welcher sich aus der schon mehr französirten Bildung der Mailänder sehr leicht erklären läßt. Uebrigens, heißt es, denkt man hier schon an das kommende Carnaval. Morlacchi soll eingeladen worden seyn, die große Oper zu schreiben, aber unter tausend Scudi (ein Scudi beynahe 1 Rthlr. 9 Gr. 9 Pf. sächsisch) nicht kommen wollen, ein so bedeutendes Honorar hat allein Rossini in den lezten Jahren erhalten. Die Direktion scheint Anstoß zu nehmen. Zu solchen Prätensionen hat Hr. Morlacchi sein Tebaldo und Isolina vermocht! So viel für dießmal vom Theater. — Das hiesige bürgerliche Leben anbelangend, kann ich eine Nachricht mittheilen, welche alle Fremden, denen die Lust, nach Rom zu kommen, anwandeln sollte, interessiren muß. Es ist nämlich von nichts Geringerem die Rede, als alle die Neugierigaffenden (vielleicht verstehen meine Leser diesen neugeschaffenen Ausdruck besser, wenn ich das französische Flaneurs oder Bayeurs dafür setze), welche vom Morgen bis zum Abend die Corsogasse auf- und abschlendern, außer Gefahr zu setzen, den Hals zu brechen. Wem wäre, wenn er auch meine vielfältigen deßfallsigen Klagen nicht gelesen hätte, das unbegreifliche Scandal unbekannt, welches die Fußwege auf der genannten Gasse eben so wohl durch ihre Schmäle als durch ihre unzähligen hoch und tief liegenden Einschnitte darbieten, und wodurch die Fußgänger, besonders in den Abendstunden, wo der Fahrweg von den Equipagen eingenommen ist, einer augenscheinlichsten Lebensgefahr ausgesetzt sind? Mehr als einmal ist schon in den früheren Zeiten die Rede davon gewesen, diese Fußsteige abzureißen und die Straßen zu ebnen, ohne daß der Plan zu Ausführung gekommen wäre. Freylich wird der Boden in der Mitte der Gasse vier bis fünf Fuß erhöht werden, und die hier befindliche Abzugscloake unter die Erde verlegt werden müssen. Aber beydes wird keine Schwierigkeit leiden. Zu verwundern ist übrigens, daß man noch heut zu Tage die Ursache nicht einsehen kann, welche bey Ebenung der Gasse unter Alexander VII. zu dem halsbrechenden Baue der Seitenwege Veranlassung gegeben haben kann. Kömmt, wie nicht zu bezweifeln steht, der Plan der Ebenung dießmal zur Ausführung, so hat das römische Publikum auch diese öffentliche Verbesserung, so wie viele andere, der Fürsorge Leo XII. zu verdanken. Eine der liebsten davon ist die durchgängig vorgenommne dunkelfarbige Anstreichung des Borgo nuovo, welcher jezt durch die Verlegung der päpstlichen Residenz nach dem Vaticane die Hauptstraße Roms geworden ist. Diese alte, verfallene Räumeley, wo jedoch einige sehr berühmte Paläste (zum Beyspiele der Pallast Giraud und der gegenüber liegende sogenannte Pallast der Königin Charlotte von Cypern, beyde von Bramante, und, weiter nach dem Petersplatze zu, der kleine niedliche Pallast, von Raphael erbaut, und dessen Namen führend) stehen, hat nicht allein durch diese Uebertünchung, sondern besonders durch die Fortschaffung aller daselbst öffentlich ausstehenden, die freye Passage hemmenden Fruchthändler, Schuhflicker, Scheerenschleifer, Häringsbuden u. s. w., ein sehr gefälliges Aeußere bekommen. Wie es heißt, soll eine ähnliche Ausputzung und Ausführung mit der ganzen Stadt vorgenommen werden. Gebe der Himmel seinen Segen dazu! Ausgemacht ist, daß Leo XII. (hierin, wie schon oft bemerkt worden ist, dem großen Sixtus V. ähnlich) über der Liebe zu seinen Unterthanen die Zucht nicht vergißt, in welcher sie gehalten werden müssen, wenn sie nicht ausarten sollen. Zum Schlusse kann ich meinen Lesern eine Nachricht mittheilen, welche in ganz Deutschland die angenehmste Sensation erregen muß. Es ist dieß der ungemeine Beyfall, welchen die in diesen Tagen begonnene Ausstellung der Malerarbeiten der hiesigen deutschen Künstler erhalten hat, und der um so schmeichelhafter ist, als die sämmtlichen Gemälde der eben zu Ende gegangenen französischen Ausstellung ohne alle Theilnahme gelassen haben. Indem ich dieß berichte, werde ich hoffentlich von Niemanden einer zu weit getriebenen vaterländischen Parteylichkeit beschuldigt werden; denn wenn es auf ein Urtheil bey mir ankömmt, so tritt der Patriotismus in den Hintergrund zurück. Sobald ich der Ausstellung, zu welcher jedoch, wie mich dünkt, bey weitem nicht alle hier studierenden deutschen Künstler beygetragen haben, die ihr gebührende Aufmerksamkeit gewidmet haben werde, sollen diese Blätter eine ausführliche Beschreibung davon liefern. Für jezt melde ich nur so viel, daß kein einziges Stück darunter ist, welches nicht Auszeichnung verdiente, ja, daß einige sogar von mehr oder minderer Meisterschaft zeigen. Unter lezterm befindet sich besonders eine Landschaft von Hrn. Fries aus Baden, (wenn ich nicht irre, aus Heidelberg).

G. L. H. Sievers.

Beylage: Literaturblatt Nr. 47.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 141.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 14. Juni 1826.

Gefährlich ist's, den Leun zu wecken,
Verderblich ist des Tigers Zahn,
Jedoch der schrecklichste der Schrecken
Das ist der Mensch in seinem Wahn.

Schiller.

Die Hinrichtungen während der Revolution in Paris.

(Fortsezung.)

Ich komme unten herauf in der Straße St. Honoré. Ich sehe von weitem ein ungewöhnliches Gedränge der herabströmenden Menge. Bereits bin ich umringt durch die heftigen Wogen des Volks, das aus andern Straßen und aus allen Häusern herbeystürzt. Ein halblautes Gemurmel läuft durch den Haufen; es drückte die Verwunderung Aller aus über die Schönheit und die Jugend zweyer Damen in der ersten Blüthe der Jahre; sie saßen mit einer ältlichen, kleineren Frau auf dem fürchterlichen Karren, der sie auf den Blutplatz der Revolution führte. Eine ungewöhnliche Angst, nicht jener Art, wie sie jedesmal auch schon beym Gespräche von den Hinrichtungen mich befiel, bemächtigte sich meiner. Ich blieb stehen und zog dadurch die Aufmerksamkeit des gefährlichen Pöbels auf mich; schon erlaubten sich Einige ein zweydeutiges Schimpfwort über mich, weil ich den Weg versperrte. Mit pochendem Herzen folgte ich also dem Zuge; mich beeilend wollte ich nach und nach entkommen, weil meine Angst immer mehr und mehr zunahm. Aber umsonst. Ich kam weiter voran als ich wollte; ich wurde wieder vorangedrängt bis in die Nähe des Karren, bis an die Räder. Ich werde mir hier nicht erlauben, die volle Schönheit des ältern und die frischaufblühenden Reize des jungen Mädchens zu benennen, sie stunden im Angesichte Gottes, geführt durch die Hand des Todes, und in Gegenwart des Todes und Gottes konnte ich nicht irdischen Reizen huldigen. Ich hatte bereits durch die mich drängende Menge die Umstände des Prozesses lebhaft erzählen hören; die drey Damen waren die Mutter, die ältere Tochter von etwa zwanzig Jahren und die jüngere nahe an sechszehn. Ein sonderbarer Umstand zog bald meine Aufmerksamkeit besonders an. Beynahe an der Ecke der Straße, die zum Todesgerüste führte, schaute die ältere Tochter nach dem höhern Stocke eines Hauses; sie hatte dort jemand an einem Fenster bemerkt, den sie wahrscheinlich kannte; ich konnte nicht wissen, wen, denn ich sah nur sie und ihren Blick hinauf; mit dem bittern Lächeln einer starken Seele, die sich ihrem Schicksal ergibt, aber auch mit einem sprechenden Ausdrucke in den Augen, zuckte sie die Achseln. Die Deutung dieses Blicks, als möchte er an einen Geliebten gerichtet gewesen seyn, würde die Reinheit ihres Blicks beflecken; auch ist es nicht denkbar, daß jemand dieses Mädchen geliebt und noch die Kraft gehabt hätte, ihren Gang in die Ewigkeit aus der Ferne zu schauen, ohne daß er vorher in der Verzweiflung des Kummers gestorben wäre, oder ohne herunterzustürzen auf die Straße. Mag sie den Blick erhoben haben gegen wen es auch sey, es war der Blick eines bereits verklärten Engels. Man hatte die Mutter und die beyden Töchter seit dem Abmarsche der Preußen und Emigranten aus der Champagne und Lothringen verhaften lassen, weil dem damaligen preußischen Monarchen von dem Stadtrathe einer kleinen französischen Stadt ein Ball gegeben, weil diese

Mutter mit ihren beyden Töchtern als eine gute Familie dazu eingeladen worden war, und weil die armen Kinder dabey getanzt hatten. Das Urtheil lautete, sie seyen beschuldigt und überführt worden eines geheimen Umtriebs, dessen Absicht gewesen, den republikanischen Boden an die auswärtigen Feinde zu verrathen.

Die hohen, schlanken Gestalten der beyden Töchter prangten hier auf dem verächtlichen Sitze der Verdammung wie auf dem Triumphwagen der Seliggesprochenen oder der Helden. Ihre schönen schwarzen Haare hatte bereits vor der Abfahrt die Scheere des Gefängnißwärters von dem weißen Halse getrennt. In den Augen der ältern Tochter perlte selten eine Thräne, und der Grund davon lag in ihrem ganzen Gesichte ausgedrückt; sie allein hatte mehr Kraft in der geweihten Seele gehabt als ihre Schwester und ihre Mutter; sie hatte allein ihren Todeskampf schon ausgekämpft, und noch kämpften die Mutter und die Schwester. Zwar sollte die jüngere Schwester nicht ihr Blut verspritzen, weil sie noch nicht volle sechszehn Jahre alt war, und die revolutionäre Heucheley wollte wenigstens den Schein haben, als ließe sie sich durch das Gesetz der Menschlichkeit abhalten, an der unmündigen Jugend ihr abscheuliches Gesetz der Unmenschlichkeit zu vollziehen. — Von der Mutter kehrten meine schmerzhaften Empfindungen immer wieder zurück zu den Kindern, von den Kindern zu der Mutter. Ein höherer Zauber, eine übernatürliche Schwärmerey bemächtigte sich vollends ganz meiner ganzen Seele; ich hatte gesehen, wie die älteste Tochter betend statt eines Priesters gegen Mutter und Schwester die Pflicht des Beystands im Tode übte. Da stellte ich sie mir vor, erhaben über alle Priester der Kirche; ich fühlte, daß ihre Sendung noch höher war als die apostolische Macht; die Heiligen wurden einst heilig, weil sie ihren Kampf gekämpft hatten ohne den Trost eines andern Christen, und hier stützte eine selbst sterbende Tochter ihre sterbende Mutter und Schwester.

Die ältere Tochter trotzte dem Tode offenbar, damit die Mutter nicht noch einmal sterbe bey ihrem Anblick, und die jüngere Tochter, die nicht sterben, sondern noch etwas Schrecklicheres erleiden, die ihre Mutter und Schwester sterben sehen sollte, starb hier in mehreren Ohnmachten, ein Mal nach dem Andern, aus banger Zärtlichkeit, noch vor der Schwester und der Mutter. Der Mutter war das Herz gebrochen und die ältere Tochter belebte es wieder durch ihre himmlischen Blicke. Nichts als Blicke hatten ihr die Mörder übrig gelassen, nichts als Zeichen. Die Hände konnte das arme Opfer nicht einmal ringen; sie waren ihr gebunden, sie konnte nicht einmal das Zeichen des Kreuzes machen, nur hinauf zum Himmel konnte sie die Blicke richten. Ihre Worte konnte die Mutter und Schwester nicht vernehmen, denn der Pöbel lärmte. Aber jeder Blick sagte: „So öffne doch noch einmal dein Auge, du arme theure Mutter, und laß mich sehen, ob du verstehst das kindliche Herz, das noch nicht gebrochen ist, weil es dir noch einmal zu sagen hat, daß wir in wenigen Augenblicken wieder dort im Himmel leben werden, und alsdann ohne diese Angst, ohne diese Schmerzen, ohne diese Schrecken.“ Und nun erwachte wieder das jüngere Mädchen; die schon halb geknickte Blume suchte sich wieder aufzurichten und fiel abermal zusammen; nun schlug sie wieder die Augen auf, und sah wieder die Mutter und die Schwester; ihr Staunen, ihre Verzweiflung auf dem blassen Gesichtchen sagten da, auch ohne Worte, sie habe in der Ohnmacht geträumt, die Andern seyen bereits dahin, sie sey nur noch allein, sie arme Kleine sey schon verlassen mitten in diesem unsäglichen Jammer, und nun sey sie noch da, und sehe sie Beyde noch einmal; hier sey ja noch die Mutter und solle jetzt erst bluten, da sey ja noch ihre Schwester, und solle jetzt erst sterben; was nun werden solle aus ihr im Leben, im hülflosen Leben, aus ihr, dem Kinde, ohne die Hülfe und Liebe der Beyden und unter dem erdrückenden Bilde ihres Todes?

(Die Fortsetzung folgt.)

Olivier.

(Fortsetzung.)

Nach einem Monat erhielt Olivier ein Paket Briefe, worin er jedoch nur diejenigen von Emiliens Hand bemerkte und zuerst auf den fiel, den wir hier mitgetheilt haben, darauf folgten noch einige, der letzte trug das Datum des vorhergehenden Tages und enthielt folgende, mit einer zitternden Hand geschriebene Worte: „Olivier, werde ich Sie nicht noch einmal sehen, ehe . . .“ — Sie hatte nicht geendigt. Aber hier ist der Brief von Gervais, der diese furchtbaren Worte erklärte. „Ungeachtet des Verbots des Herrn Grafen würde ich befürchten, mir Ihren Tadel zuzuziehen, wenn ich Sie nicht von dem unterrichtete, was hier vorgeht. Sobald die gnädige Frau den Brief des Herrn Grafen erhalten hatte, worin Sie ihr Ihre Abreise anzeigten, fiel sie in heftige Nervenzuckungen, weinte die ganze Nacht und ging in großer Bewegung in ihrem Zimmer auf und nieder, wie mir Mamsel Seraphine sagte. Den folgenden Tag ließ mich die gnädige Frau rufen, und da ich nicht zweifelte, daß sie Alles entdeckt hätte, fürchtete ich mich vor ihren Vorwürfen, aber statt dessen war sie sehr gut, sie sagte, sie wisse Alles. — Aber weit entfernt mir darüber zu zürnen, daß ich einem so guten Herrn so treu gedient hätte, wolle sie mich vielmehr damit belohnen, daß sie mich in ihren Zimmerdienst nehme, wobey ich nichts weiter zu thun haben sollte, als dem alten Handmeister an die Hand zu gehen, um dereinst in seine Stelle zu treten. Seitdem ist kein Tag hingegangen, wo sie mich

Digitized by Google

nicht unter verschiedenen Vorwänden zu sich hätte rufen lassen, um mir allerley Fragen über den Herrn Grafen und besonders über dessen jetzigen Aufenthalt zu thun. Sie überschüttet mich mit Geschenken und verspricht mir, für meine Zukunft zu sorgen, wenn ich ihr anvertraute, was sie zu wissen wünscht, worauf ich, da Sie es mir so anbefohlen haben, immer nur antworte: „„Ich weiß es nicht.““ — Aber seit einiger Zeit hat sich Vieles verändert, ich werde ihr zwar nicht sagen, was mir der Herr Graf verboten haben, aber ich kann Ihnen die Lage, in der die gnädige Frau sich befindet, nicht verschweigen. Kummer und beständige Schlaflosigkeit haben sie in einen beunruhigenden Zustand versetzt, sie kann schon das Bett nicht mehr verlassen, und alle ärztliche Hülfe ist vergeblich. Sie hat alle Geschenke des Herrn Grafen an ihr Bett bringen lassen und bringt Tage und Nächte damit hin, Ihren Brief immer wieder zu lesen und von Ihnen zu sprechen. Diese Umstände hat mir Mamsel Seraphine mitgetheilt, eben so, daß der Arzt gestern erklärt hat, daß er wenig Hoffnung für die Kranke habe. Da der Herr Graf bey dem Verbot, das Sie mir gaben, dieses Unglück nicht voraussehen konnten, werden Sie mir verzeihen, daß ich es durch diese Sendung übertrete.“

Diese Briefe lesen und zu Frau von Nanteuil eilen, war für Olivier die Sache eines Augenblicks. Und Dank sey es der Vorsicht Gervais und Seraphinens, die jeden andern Besuch von der Kranken abzuweisen und sie auf den seinigen vorzubereiten wußten, war er auch bald so glücklich, an ihr Lager zu treten. Sie heftete einen Augenblick fragend und unbeweglich ihre schönen Augen auf ihn, als wenn sie von einem Traum erwachte; dann wurde sie von heftigem Zittern befallen, athmete kaum und rief endlich mit einer krampfhaften Bewegung: „Er ist es!“ — und fiel dann besinnungslos in ihre Kissen zurück. Außer sich vor Schrecken rief Olivier Hülfe herbey. Mit tödtlicher Angst beobachtete er ihre bleichen Züge, und glaubte schon, ihr Leben wäre dieser Gemüthsbewegung unterlegen, als sie die Augen aufschlug — ihre bedrängte Brust hob sich unter einem tiefen Seufzer und erleichterte sich unter einem Strom von Thränen, dann ergriff sie Oliviers Hand und rief von Neuem: „Er ist es!“

Von diesem Augenblick an erholte sich Emilie wie durch einen Zauberschlag; es blieb ihr nur noch eine zarte Blässe, die ein schönes Weib nur noch schöner macht, besonders in den Augen dessen, der sie verankauft. Olivier, der endlich seine Schüchternheit überwunden hatte, genoß anfangs sein Glück mit großer Vorsicht, nur es vor der eifersüchtigen Neugier der Menschen zu verbergen. Er zeigte sich nur selten bey Frau von Nanteuil, aber bald wurde er von einem unwiderstehlichen Zuge hingerissen, seine Besuche wurden häufiger und länger, und endlich wurden sie ihm sehr zur Gewohnheit, daß kein Tag hinging, an dem er sie nicht wiederholte.

Ungeachtet aller seiner Sorgfalt, diese Verbindung vor den Augen der Welt geheim zu halten, wurde sie doch sehr bald bis auf die kleinsten Umstände der Krankheit und ihres Wiedersehens bekannt; denn unter Menschen, denen das Gespräch die vorzüglichste, wo nicht einzige Beschäftigung ist, kann nichts lange verborgen bleiben. Niemand war eifriger bemüht, diese Gerüchte zu verbreiten, als die Baronin von B., die unter dem Vorwand der zärtlichsten Theilnahme alles aufbot, um den Ruf der Frau von Nanteuil zu zerstören. In dieser Absicht begab sie sich eines Tages zu Emilien, und vertraute ihr in einem arglistig gewendeten Gespräch, daß die ganze Stadt von ihrem Verhältniß mit Olivier unterrichtet sey, und eben so wenig begreifen könne, warum er sich ihren Besitz nicht durch eine Heirath zuzusichern suche, noch wie es möglich sey, daß sie alle weibliche Würde so hintansetze, ohne die Gewißheit seine Gemahlin zu werden, seine Bestissenheit zu dulden.

„Doch mich wundert das nicht, fuhr die Baronin fort, ich kenne Olivier und seine Unentschlossenheit, nie wird er zu einem Entschluß kommen, wenn Sie ihn nicht dazu zwingen, indem Sie seine Ehre aufrufen und ihm beweisen, daß er die Ihrige verletzt hat. Sie müssen ihm daher sagen, was die Welt von Ihrem Verhältniß denkt, er muß den Beweis davon haben . . . .“ — Hier wurde ein Besuch gemeldet, die Baronin brach das Gespräch ab, und verließ Emilien, die ihr in unaussprechlicher Unruhe nachblickte. — — —

Hier bin ich gezwungen die Erzählung zu unterbrechen, um von mir zu sprechen. Die Ursache, die mich dazu nöthigt, war dem Anschein nach so geringfügig, und hatte doch leider den entschiedensten Einfluß auf das Schicksal zweyer Menschen, von denen besonders die Eine mir so theuer gewesen ist. Dieser unselige Besuch war mir fremd geblieben, bis ich den Nachlaß meiner Freundin kennen lernte. Ach und ich wollte ich hätte ihn nie erfahren!

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, 6. Mai.

Die Schillerschen Trauerspiele werden in diesem Jahre häufiger als im vorigen aufgeführt, aber sonderbarer Weise nur Sonntags und haben ihr eigenes Publikum. Ein junger Schauspieler von der Petersburger Bühne, Herr Barlow, trat vor einiger Zeit als Wallenstein auf; eine erfreuliche Erscheinung: Fülle der Gestalt, Kraft des Organs und andere dem Schauspieler nothwendige Naturgaben hat er auf schöne Weise ausgebildet, er versteht, was den meisten deutschen Schauspielern, wenigen ausgenommen, nicht eigen ist, zu gehen, zu stehen, und sich zu setzen. Aber das hat einen Theil der Berliner Kritiker gegen ihn aufgebracht, denen alle Naturanlagen bey einem Künstler zuwider zu seyn scheinen, weil sie sich einbilden, die Kunst bestehe in dem nur Gemachten. Der Eifer für die Reflexionskunst geht bey uns so weit, daß es eine Sünde wird, Gestalt und Stimme von der Natur erhalten zu

haben; der Künstler darf nichts haben, alles muß erst erworben seyn; ein schlechtes Organ, das sich endlich durch jahrelangen Fleiß bis zur anhörbaren Mittelmäßigkeit über alle physischen Hindernisse hinweggekünstelt hat, ist jenen lieber als der volle reine Klang einer Heldenstimme, und eben so wollen sie immer nur die geschreuten Restexionen des Künstlers über die Rolle statt der Rolle selber sehn, weil dann allein ihre Gescheutheit, jene Gescheutheiten zu erkennen, hervorzutreten vermag. Sie erfüllen ihre Flachheit mit der Breite der Einzelheiten, sprechen darüber hin und her, und behalten für den allgemeinen innern Geist ihres Gegenstandes nichts als leere allgemeine Phrasen übrig, die nie zur Sache selber kommen. Ein dreister Verfechter dieser Sands-Aesthetik ist der Verfasser des Prinzen von Pisa, eines fünfaktigen Schauspiels, das wir neulich sahen, und dessen Gestalten sämmtlich die individuelle Schiefheit des pisanischen Thurmes plastisch nachahmen. Der Verfasser hat sich von der vorjährigen Tieckschen Zopfnovelle einen Zopf machen lassen, und meynt, die Tiefe aller Kunst bestehe in der Ironie, die Helden als etwas Großes und Herrliches sich ankündigen und dann in leeres Nichts ausgehn zu lassen, überhaupt in dem Ueberschlagen des gezeichneten Charakters in sein Gegentheil. Dieß gibt aber nur das Schauspiel der unbewußten Ironie der Plattheit selber, die gerade, wenn sie meynt das Tiefste geleistet zu haben, als das, was sie ist, als Plattheit und Leerheit hervortritt. Im ersten Akt glaubt man Wunder, was sich alles aus diesen Vorbereitungen entwickeln werde. Wir sehn einen jungen Prinzen, Jeronimo, auftreten, der plötzlich aus einem Studenten in einen Fürsten verwandelt, kaum in Pisa angekommen, sich wieder in die weite Welt hinaussehnt, obgleich er bey seinem Einzuge in ein Paar Augen geblickt hat, die ihn zu fesseln scheinen. Er läßt den Podesta kommen, einen, wie es scheint rechtlichen, staatsklugen alten Herrn, überträgt ihm die Herrschaft, und entleiht, um in der Fremde Weisheit zum Wohl des Staates sich anzueignen. Vor dem Thore aber fällt es ihm ein plötzlich umzukehren, und unerkannt in die Stadt auf Liebes- und anderweitige Aventeuer zurückzuschleichen. Gesagt gethan. Ebensosehr ist aber auch sein Erzfeind, der ihm, dem Guelfen, als Ghibelline den Thron streitig macht, in die Stadt geschlichen, liebt dort dieselbe Gräfin, die auch der Podesta zur Gemahlin erwählt hat, so daß sich jezt die Ernsthaftigkeit der Staatsangelegenheiten in ein Liebesintriguen-Stück verwandelt, das sich durch die nächsten drey Akte durchzieht. Wenn die Spanier mit dergleichen Intriguen ein ganzes Schauspiel ausfüllen, so liegt dieß darin, daß sie noch keinen weitern Inhalt haben, und auch Shakspeare gebraucht denselben, aber ohne die Ernsthaftigkeit jenes Staatshintergrundes. Bey unserem Stücke aber ist das Lächerliche dieses, daß jener pisanische Staatszustand auf's Ernsthafteste und Breiteste vorgeführt wird, um am Ende nur zu Scenen Anlaß zu geben, die, wenn im Orchester schlechte Musik dazu gemacht würde, ein so erbärmliches Melodram aufführen würden, wie nur je eines zusammengesezt ist. Beym Melodram ist das einzige Interesse das Spannende zufälliger Begebenheiten, die keinen anderen Grund als den eben jener Spannung haben. Diese darf nicht durch Breite des Inhalts, Tiefe der Charakterzeichnung, Schmuck der Poesie verkümmert werden. Bey unserem Stück fällt nun aber auch dieß Spannende fort, die Personen, für welche man ihrer ersten Zwecke wegen Interesse gewinnen konnte, verlieren dasselbe, weil es bey ihnen auf leere Zufälligkeiten hinausgeht, für welche man sich nicht interessiren kann, weil sie sich auf dem Grunde jener tieferen Zwecke auferbauen, die nun unerfüllt liegen bleiben und nur die Lehre geben, daß es bey solcher Poesie auf das Läppische hinausgehe. Der Prinz, der für das Wohl des Staates ausreißt, kehrt verliebter Abenteuer wegen zurück, die unnütz sind, weil er weder innig liebt, noch irgend geliebt wird; der Ghibelline verkehrt seinen Staatszweck auf gleiche Weise in Liebeszweck, und der redliche Podesta wird am Ende zum Verräther. Alle Personen verdrehen sich zu Lumpen, deren Anblick um desto widerlicher ist, weil ihre geistige Lumpigkeit mit jenen tieferen Interessen, mit Pracht der äußeren Presse, mit Reimen, Bildern und Versen, mit Shakspearischen verplatteten Witzen und Ernsthaftigkeiten umhängt, dadurch statt verhüllt zu werden, nur desto greller hervortritt. Wäre der erste Akt nicht vorangegangen, träte der Pisanische Staatszustand ganz zurück, und spielten sich die zufälligen Begebenheiten für sich selbst ab, so könnte man, will man diese leere Unterhaltungspoesie zufälliger Zwecke und Begebenheiten gelten lassen, ohne Aergerniß, ruhig und anstrengungslos unterhalten werden, aber das Tollste ist, daß sich das Läppische der drey Mittelakte, die zulezt bis zur Gemeinheit der Plattheit herabsinken, zulezt wieder zur Ernsthaftigkeit heraufstutzt, daß es sich am Ende doch um den Thron von Pisa handelt, der Podesta vor dem siegenden Jeronimo beschämt dasteht, der besiegte Ghibelline von dem Großmüthigen die Geliebte zur Frau bekömmt, und Alles sich auf's schauspielmäßigste beschließt. Und das Alles mit voller Absicht und Einsicht des Aesthetikers, der, ein Nachahmer Tiecks und Walter Scotts, dennoch meynt aus dem Herzen und Gemüth müsse allein die Poesie strömen, und bedürfe tiefster wissenschaftlicher ästhetischer Einsicht nicht. Wäre der Verfasser ein tieferer Kritiker, so würde er kein so flacher Poet seyn.

Madame Brede hat zwar den Kreis ihrer Gastrollen noch nicht geschlossen, indessen kann man schon jezt sagen, daß sie sich eines großen Beyfalls von Seiten des unverdorbenen Theils des Publikums, und derer, die wirklich etwas von der Sache verstehen, zu erfreuen hatte. Die Intendantur hatte Alles gethan, um ihr Auftreten zu verzögern, und war ihr in jeder Weise hinderlich gewesen, wir können nicht eigentlich sagen warum. Der Hauptgrund mochte wohl in der Furcht liegen, daß der Legitimität einer abwesenden, aber einheimischen Künstlerin Abbruch geschehen könnte. Madam Brede trat als Zaarewna in den Fürsten Chawansky, als Elisabeth in Kenilworth, als Baronin im Geständniß, und als Frau von Silber im lezten Mittel auf. Im ersten Stücke durfte sie große Erinnerungen nicht scheuen, und im zweyten ließ sie Madame Wolff weit hinter sich zurück, was auch sonst in Tagesblättern dagegen gesagt seyn mag. Wer nun nicht vollends zugibt, daß Madame Brede im Lustspiel den feinsten Ton ohne Uebertreibung und Abfall zu halten versteht, eine Aufgabe, die wir von keiner deutschen Künstlerin je so gelöst fanden, beweist, daß er selbst der bessern Gesellschaft eben nicht viel Zeit zugewandt hat. Die Acquisition dieser vielseitigen Künstlerin wird für jede Bühne sicherlich ein großer Gewinn seyn. Auch Herr Lebrün hat von Neuem das Publikum in einigen Gastrollen erfreut, und seinen Ruf befestigt. Er versuchte sich unter anderem als Burcwiello in den Betehrten von Raupach, einem Stücke, das an Fenheit und geistreicher Behandlung alles übertrifft, was wohl, seitdem Goethe sich vom Lustspiel zurückgezogen, in diesem Genre erschienen ist. Das Lustspiel scheint Raupach weit mehr als das Trauerspiel zuzusagen. Das Königsstädter Theater hat sich restaurirt, und einen Theil der vor drey Monaten abgesezten Direktoren wieder gewählt. Aber diese sind spröde geworden, und drey Mal soll die am Lupercusfeste angebotene Krone ausgeschlagen worden seyn. Das Königsstädter Theater ist also zur Zeit ohne Regierung, aber dieß ist vielleicht nicht das Schlimmste, was ihm begegnen kann.

Hummel hat hier unter großem Zulauf einige Konzerte gegeben.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Nro. 142.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Donnerstag, 15. Juni 1826.

Heiß mich nicht reden, heiß mich schweigen.
Denn mein Geheimniß ist mir Pflicht.
Ich möchte dir mein ganzes Innre zeigen,
Allein das Schicksal will es nicht.

Goethe.

Olivier.

(Fortsetzung.)

Ich war der Besuch, den man meldete! — Eine Schwester von mir, die in der Abtey von Chaillot lebte, war, so lange beyde junge Mädchen in dem Kloster waren, Emiliens innigste Freundin. Meine Schwester starb in ihrem sechszehnten Jahre in der Abtey, und Emilie trug einen Theil der Freundschaft, die sie mit Eugenien verbunden hatte, auf mich über. Auch ich liebte sie wie eine Schwester, und Alles, was sie betraf, war mir eben so wichtig, als wäre sie meine Blutsverwandte gewesen. Von einigen Gesprächen, die ich über sie gehört hatte, beunruhigt, kam ich, um ihr meine freundschaftlichen Dienste anzubieten, um sie aus einer Lage zu befreyen, die ihr so nachtheilig werden konnte. Ich fand sie durch das Gespräch mit der Baronin hinlänglich auf das vorbereitet, was ich ihr sagen wollte; obwohl es mir lieb war, daß mir der schwerste Theil meines Vorhabens dadurch erspart wurde, bedauerte ich es doch, daß eine Person, deren Charakter immer mein Mißfallen erregt hatte, mir zuvorgekommen war. Dießmal mußte ich jedoch ihrer Meynung beystimmen, daß Emiliens Vermählung nicht länger verschoben werden dürfe, daß diese Herrn von R. selbst von dem, was in der Welt über sie gesagt wurde, unterrichten müßte, um ihn zu einer Erklärung zu bewegen.

Es war ein Juniabend zwischen Licht und Dunkel, zu der Zeit, wo die allgemeine Ruhe in der Natur nur durch ein sanftes Lüftchen und das freudige Zwitschern der Vögel in den Büschen unterbrochen wird. Diese Ruhe, dieses allgemeine Wohlbehagen theilt sich jedem lebenden Wesen mit; süßen Träumereyen hingegeben, ist das Herz für jeden Eindruck offen, und von zärtlichen Empfindungen über die Erde hinweggehoben, liegt es nicht mehr in seiner Gewalt, zu ihr zurückzukehren. Emilie war in ihrem Kabinet, das sie jeden Tag selbst mit den schönsten Blumen, freundlichen Bildern und allen den kleinen Annehmlichkeiten des Lebens schmückte, die wir so gern um uns haben, obwohl wir einsehen, wie überflüssig sie sind. Von tausend verworrenen schmerzlichen Vorstellungen überwältigt, überdachte sie noch einmal, was sie gehört hatte; sie war in einem eben so süßen als peinlichen Zustande, in welchem ihr endlich nur noch Oliviers Bild deutlich blieb, wiewohl auch dieses oft von Furcht und Zweifeln getrübt wurde — Zweifel, die ihr bis diesen Tag fremd geblieben waren, nun aber, seitdem man sie in ihr erweckt hatte, ihr Innerstes erschütterten.

Da erschien Olivier. Er bemerkte bald ihre Zerstreuung, obwohl sie sich bemühte, sie vor ihm zu verbergen. Mit zärtlicher Unruhe drang er in sie, ihm die Ursache dieser Veränderung zu erklären. Diese lastete ohnehin so schwer auf ihr, daß er keine Mühe hatte, sie zum Geständniß ihrer Sorgen zu bewegen. — „Beruhigen Sie sich, theurer Olivier! sagte sie, wir haben nichts zu besorgen; aber ein Gedanke quält mich, und ich vermag es nicht länger, ihn zu verschweigen. Unsere gegenseitige Liebe ist

Digitized by Google

für jeden von uns ein kostbares Besitzthum, warum bewahren Sie diesen Schatz nicht mit mehr Vorsicht? warum setzen Sie meinen Ruf dem schändlichsten Zweifeln aus?" — „Und wer dürfte . . ." — „Beruhigen Sie sich! ich darf die Absicht nicht verkennen, in der ich gewarnt worden bin, übrigens sage ich mir hierüber jetzt selbst mehr, als mir irgend ein Anderer sagen könnte. Wie haben wir Beyde so blind seyn können? wie haben wir denken können, daß die müßige, neidische Welt vor uns allein die Augen schließen würde? Glauben Sie, daß, nachdem sie so lange günstig für mich gesinnt war, sie nicht auch eben so strenge gegen mich seyn könnte, und der gute Ruf, der bis jetzt ein Bollwerk für mich gewesen ist, es immer so bleiben würde? Ich liebe Sie, Olivier, wie Sie mich lieben, aber meine Ehre ist mir heiliger als Alles, und sie gebietet mir, daß wir uns entweder trennen . . . ." — „Wir uns trennen?" — „Oder . . . ." — „Vollenden Sie!" — „daß wir uns verbinden." — „Was fordern Sie, Emilie! welcher Feind unserer Ruhe hat Sie zu diesem Schritt verleitet?" — „Wie! unsere Verbindung . . ." — „Ist unmöglich!" — „Großer Gott! warum?" — „Fragen Sie mich nicht weiter." — „Ich begreife Sie nicht!" —

In diesem Augenblick hörte man im anstoßenden Zimmer ein Geräusch. Emilie und Olivier wurden Beyde davon aufgeschreckt; da sie aber nichts weiter hörten, fuhr Olivier fort: „Theure Emilie, dieses Geheimniß ist nur für mich furchtbar, aber es würde es auch für Sie werden, wenn Sie mich zwingen wollten, es Ihnen zu offenbaren; und da Sie mir selbst freygestellt haben, uns zu trennen, aber Ihre Hand anzunehmen, muß ich das wählen, wozu mich die Ehre und die Pflicht zwingen — ich darf nicht ansiehen — der Himmel möge mir die Kraft geben, Ihnen zu entsagen!" — „Olivier! Olivier! sollte es Ihnen denn leichter seyn, sich von mir zu trennen, als sich mit mir durch das einzige Band zu vereinigen?" — „Wir vereinigt, auf ewig vereinigt! Ach Emilie, wenn ich mir von jeher von der Ehe ein herrliches Bild gemacht habe, so müßte sie mit Ihnen die höchste Seligkeit seyn! Wenn ich nur meinem Herzen folgte, wenn ich Sie nicht tausend Mal mehr liebte als mich . . ." — „Olivier!" — „Nein, nein, fort mit diesem Bilde! wäre es eine Andere als Emilie — aber Sie — Sie —" — „Und Sie lieben mich?" — „Wenn ich Sie nicht anbetete — aber besteht denn die Liebe nur unter den Fesseln der Ehe? und wird denn Niemand ein Gefühl begreifen, das um so reiner ist, weil es frey ist? Verbietet uns denn die Ehre, die Tugend des andern Geschlechts anzubeten, weil sie mit Schönheit und Anmuth gepaart ist? Verbietet sie mir denn, das in Ihnen zu lieben, was ich in Ihnen vergöttern dürfte, wenn diese blonden Haare schon grau geworden wären und die Furchen des Alters dieß schöne Gesicht entstellten? Aber Sie haben es ausgesprochen, die Ehre gebietet mir, Sie zu verlassen!" — „Wie, wird Ihnen dieser Entschluß so leicht?" — „Haben Sie ihn mir nicht vorgeschrieben?" — „Und Sie können sich so leicht darein fügen?" — „Weil ich Ihnen den Kampf meines Innern verberge, glauben Sie, daß ich gleichgültig bin — hüten Sie sich vor dem Ausbruch meiner Verzweiflung!" — „Olivier! Ihre Blicke machen mich zittern!" — „Ich könnte Ihnen Schrecken einflößen! Ach Emilie, ich bin zu unglücklich, um gefürchtet werden zu können!" — „O so verzeihen Sie, wenn ich Ihnen weh gethan habe! Alles in der Welt lieber, als Sie so unglücklich sehen! Ihnen vertraue ich die Sorge für unsere Zukunft, denn ich kann mir nicht denken, daß sie getrennt werden kann. Lassen Sie die bösen Zungen ein Glück tadeln, das sie nicht kennen, und an Tugenden zweifeln, die sie nicht haben, und lassen Sie uns mit dem Zeugniß zufrieden seyn, was wir uns selbst geben können, und das allein Geltung haben wird vor dem großen Richter dort oben!" — „Und beruhigen wir uns über uns selbst. Emilie, wer dürfte Sie tadeln, wo Ihr eigenes Gewissen ruhig bleibt?" — „Meine Grübeleyen hatten mich aufgeregt, Ihre Worte beruhigen mich wieder." — „Wenn meine achtungsvolle Liebe Sie nie in Schrecken gesetzt hat, was fürchten Sie denn von der Zukunft?" — „Die Zukunft! wer kann die durchschauen? wer dürfte sich jeder Gefahr gewachsen glauben?" — „Welche Gefahr kann uns drohen, so lange wir uns lieben?" — „Ich weiß es nicht, mein Freund! ich kann Ihnen ein Gefühl, das mir neu ist, nicht erklären, aber eine unaussprechliche Unruhe quält mich selbst in Ihrer Gegenwart. Sind sie entfernt, so fehlt mir etwas, und das sind Sie; sind Sie bey mir, so bin ich glücklich, entzückt, aber dennoch ist mir, als fehlte mir etwas, und doch sind Sie bey mir?" — „Theure Emilie! ich liebe Sie inniger — oder anders — denn meine Wünsche und mein Verlangen finden sich in diesen Mauern gestillt. Bey Ihnen seyn, Sie anschauen, Sie anbeten ist mein Glück, meine Zukunft, mein Leben! Ich will und kenne kein anderes Glück auf Erden. Wenn strafbare Gedanken sich meiner bemächtigten, war es fern von Ihnen. Ein einziger Ihrer Blicke stillt den Sturm in meiner Seele, Sie sind für mich ein himmlisches Wesen, zu dem die menschlichen Leidenschaften nicht hinanreichen dürfen. Meine Liebe kann mir den Tod bringen, aber nie wird sie die, die sie mir einflößte, erröthen machen, nie soll sie ihr Thränen der Reue auspressen." — „Ihre Worte beruhigen mich, mein Freund, und ich danke Ihnen für die Richtung, die Sie meinem schwachen Herzen geben, denn die Ruhe, die von einem festen Vertrauen in die eigenen Kräfte entspringt, bewundere ich, kann sie mir aber nicht geben. Ich fühle die Kraft in mir, das Uebel zu fliehen, aber nicht ihm die Spitze zu bieten, wenn es sich mir zeigt. Fern von Ihnen gewinnt mein

Digitized by Google

Willen wieder die Oberhand. Bin ich aber allein mit Ihnen in diesen stillen Umgebungen, so verschwinden meine strengen Vorsätze in einem Augenblick. Alles, bis auf die Gegenstände außer uns, erhöht die süße Wehmuth, die sich dann meiner bemächtigt, und die ich liebe, obwohl ich sie fürchte. — „Emilie, der, den dieser zauberische Blick, diese süßen Worte . . ." — „Olivier! ich ertrage Ihre Blicke nicht länger!" — Bey diesen Worten erhob sich im Nebenzimmer ein schallendes Gelächter.

(Der Beschluß folgt.)

Die Hinrichtungen während der Revolution in Paris.

(Fortsetzung.)

In immer tieferm Ernste, unfähig jeder Ueberlegung, meiner selbst unbewußt, und nur bewußt der Gegenwart der drey unglücklichsten Wesen, hatte ich mich bisher durch den beständigen Andrang des Volks so lange gleichsam tragen lassen, bis nun die Bewegung stockte, und es unmöglich war, nicht zu bemerken, daß ich auf einmal eingeschlossen war in einem erstickenden Gewühle. Ich stand halbtodt vor dem Schaffot.

Meine Erzählung kann auch hier noch nicht abgekürzt werden, denn noch immer höher steigen die Leiden der Unschuld, noch immer höher strahlt die Tugend der schönen Heiligen; der Himmel selber will am Ende auf ihrem Gesichte das Zeichen ihrer göttlichen Natur geben. Hätte ich auch gekönnt, so wäre ich doch von dieser Stelle nicht gewichen; in der Stimmung, in der ich das Folgende sah, werde ich nur im eignen Tode wieder seyn; da, wo ich jezt stund, wäre ich genöthigt gewesen, bis in den Tod stehen zu bleiben. Die alte schwache Frau wurde heruntergehoben von dem Karren. Die ältere Tochter beeilte sich selber, geschwinde herunterzukommen, und da die rasche mörderische Handlung auch hier keine mündliche lezte Unterhaltung erlaubte, so suchten Mutter und Tochter noch einmal zu reden durch das stumme, und doch so beredte Organ der Blicke. Diese Sprache sprach jedoch weit fertiger, durchdringender, die ältere Tochter. Sie sollte nun zuerst die Treppe hinaufsteigen. Der schmerzlichste Augenblick, der Augenblick der Trennung war also gekommen. Die fünfzehnjährige Jungfrau wurde auf die Seite geführt, wo sie die andern Beyden sterben sehen sollte, aber aufs Neue ohnmächtig, sah sie nun weiter nichts, man trug sie hinweg, und so wurde sie nachher mehr todt als lebendig in ein Strafgefängniß abgeführt. Aber immer wiederermannte sich die ältere Jungfrau. Sie kämpfte gegen alle Hindernisse, um nicht die Mutter aus dem Gesichte zu verlieren. Ihre Wangen erbleichten nun, da sie sich oben sah und die Mutter unten. Noch ein unermeßlich schmerzlicher Blick rückwärts von oben nach der Mutter sagte: „du gute, arme Mutter, sie wollen mich nicht einmal nach die sterben lassen." Der allerlezte Blick erhob sich von da nach dem Himmel. Aber nun erschien auf ihrem Angesichte jenes göttliche Zeichen der edelsten Kraft der weiblichen Seele, der hohe Richter band sie an das Brett, wie das weiße Opferlamm gebunden wird auf dem Altar; er mußte ihr das Busentuch wegnehmen; und siehe da, ihre jungfräuliche Scham zürnte; sie trozte auf ihrer Wange, auf ihrer geröthe-ten Wange, noch in dem allerlezten Augenblick, wo sonst Alle, Alle erbleichen. Nie hat man die jungfräuliche Röthe thronen gesehen auf dem Gesichte einer Sterbenden.

Auch bis jezt, da die Kinder ihr geraubt und tausendfach gemordet werden, hatte die Mutter nur darum noch leben müssen, damit sie ein Schauspiel sähe, was vor ihr noch keine Mutter gesehen hatte. Wird sie jezt todt dahinstürzen, noch ehe sie das Beil getroffen hat? Wird sie wenigstens der Schrecken betäuben, als sie den Schlag hört, der ihre Geliebte, ihre Trösterin, die Frucht ihres Leibes traf, der sie sich hier zum lezten Mal erbarmte, und der sie sich im vielmonatlichen Gefängnisse so lange hatte umsonst erbarmen müssen? Ach nein! Sie muß lebendig sterben, denn der lezte Blick der Tochter hat sie noch getroffen, er hat sie noch hinlänglich belebt, um ihr die Kraft zu geben, daß sie zwar mit zitternden, aber doch mit sichtbaren Schritten vortritt bis an die schauervolle Pforte des fürchterlichsten Todes.

(Die Fortsetzung folgt.)

Des Schöpfers Größe.

Findest du noch den Schöpfer nicht groß in den Sonnen und Sternen,
Zeigt dir unendlich Ihn groß, prüf' ihn nur näher, der Wurm.

Schaller.

Korrespondenz-Nachrichten.

Rom, 14. Mai.

Unter der kleinen Anzahl Leute, welche hier die literarische Welt bilden, ist von nichts als dem Commentar zum Dante die Rede, welchen der Custos der hiesigen Barberinischen Bibliothek in einer der ältesten Editionen desselben, vom Tasso's eigner Hand geschrieben, gefunden zu haben versichert.

Es ist heut zu Tage einmal Sitte geworden, auf dem nächsten Wege nicht zum Zwecke zu gehen. Somit hat es dem besagten Hrn. Cumes beliebt, statt den Commentar sogleich selbst drucken zu lassen, eine Broschüre über denselben, in der beliebten Form eines Briefes, in die Welt zu senden. Ich behalte mir vor, über letztere, sobald sie mir wird zu Gesichte gekommen seyn, ausführlicher zu sprechen. Es wird interessant seyn zu vernehmen, was der Dichter des befreyten Jerusalems, der keines Commentars bedarf, um verstanden zu werden, von seinem großen Vorgänger gemeint, und ob er vielleicht die Meynung gehegt habe, daß der Text zu demselben, so wie er im Augenblicke der Erfindung der Buchdruckerkunst in den öffentlichen Abschriften enthalten gewesen seyn mag, ein nem großen Theile nach, nichts weiter, als in einer argen Mystifikation bestanden hat, mit welcher die unwissenden Abschreiber die späteren literarischen Badauds haben bey der Nase herumführen wollen. Wie kömmt es, daß bis jetzt kein einziger der unzähligen Ausleger des Dante auf die Vermuthung gerathen ist, daß vielleicht alle diejenigen Stellen, in welchen sie, mit den spanischen Stiefeln an den Füßen, jenen Sinn hineingelegt haben, den ich den halsbrechenden nennen möchte, und der Niemanden befriedigt als sie selbst, corrupt sind, und daß sie dabey die Rolle jenes Philologen gespielt haben, welcher in eine phönizische, oder sonstige Inschrift, von Spaßvögeln absichtlich erdichtet, um den allezeit fertigen Orientalen lächerlich zu machen, im Schweiße seines sprachgelehrten Antlitzes eine Erklärung hineingeschwitzt hatte? Wie, der positivste, klarste Geist der neueren europäischen Bildung, ein Geist, der, im Sinne der modernen Nebel- und Schwefelpoesie, so wenig Dichter ist, daß man sein Werk eigentlich die Prosa der Prosa nennen sollte, ein Geist, der eigentlich mehr als jeder andere die Wirklichkeit auf der That ertappt, und in die Hülle der Ironie oder Satyre gekleidet hat, ein solcher Geist sollte so viele alberne, nichts sagende, bey den Haaren herbeygezogene, ja meistens ganz unverständliche Dinge geschrieben haben? Ich erkläre die Sache auf folgende Weise. Das Mittelalter glich nicht unserer Zeit. Damals gab es noch keine politische Krähwinkel-Zungießer, welche sich um die Angelegenheiten der ganzen Welt bekümmerten, besonders nicht in Italien, wo sich in jedem einzelnen kleinen Ländchen so viele innere Ereignisse ergaben, daß die Einwohner keine Zeit hatten, weiter zu sehen, als ihre Nasenspitze reichte. Somit blieben die Schicksale der Stadt Florenz, und ihre Verhältnisse mit den benachbarten Staaten, dem übrigen Italien so gut wie unbekannt. Nichts desto weniger mußte Dante's göttliche Komödie abgeschrieben werden, und zwar oft nach Abschriften aus der zweyten, zehnten, ja zwanzigsten Hand. Eben weil die Abschreiber einen Dichter, der in ihrer Sprache gedichtet hatte, aus Ehrgeiz zu verstehen glaubten, oder ihn zu verstehen sich das Ansehn gaben, korrigirte jeder die ihm schon an sich, mehr noch aber durch Verderbung der früheren Abschreiber verfälschten, unverständlichen Stellen, wie es ihm gut dünkte. Somit entstand das Salmagundi, welches wir heut zu Tage die göttliche Komödie nennen, und von welcher Dante, dem Sinne nach, wahrscheinlich nicht die Hälfte geschrieben hat. Ich behaupte, es ist kein einziger Schriftsteller, selbst kein alter, so sehr durch das Abschreiben verderbt worden, als eben Dante, eben weil ihn die Abschreiber zu verstehen glaubten, und sich deßhalb Mühe gaben, ihn sich selbst und andern verständlich zu machen, ein Umstand, welcher mit den alten griechischen und lateinischen Autoren, welche sie, aus Mangel an genugsamer Kenntniß der Sprache, auf sich selbst beruhen lassend, treu nach den vor ihnen liegenden Abschriften kopirten, nicht eintreten konnte.

Vom Advokaten Fea, dem muthigen Vertheidiger der bedrängten Inquilinen gegen die bauchtigen Hausbesitzer, dessen ich schon öfterer erwähnt habe, kann es mit Recht heißen: Wer zuletzt lacht, lacht am besten. Wie die Gassenbuben oft einen reuttlichen Mann mit Koth, so hat der Pleps der hiesigen Scribifaxe Libelle über Libelle auf Fea herabgeworfen, und ihn wegen der ersten Anregung einer Sache, welche schon längst für die Inquilinen ein hohes Interesse gewonnen hatte, zu verhöhnen gesucht. Was geschieht jetzt? Nicht allein hat die hiesige ökonomische Kammer dem Papste einen Vorschlag zur Prüfung vorgelegt, welcher zum Zwecke hat, durch Befreyung von der Grundsteuer das Bauen zu befördern, sondern es soll auch, heißt es, in diesen Tagen von der Regierung ein Edikt bekannt gemacht werden, welches den Hausbesitzern verbietet, in den nächsten drey Jahren ihren Inquilinen weder die Miethe aufzusagen, noch den Miethzins zu erhöhen.

Wie ihöricht die Regierung handelt, indem sie eine eigene Kommission zur Aufsicht über die Staatsbeamten niedergesetzt hat, beweisen die vielfältigen Mißbräuche, ja wirklichen Vergehungen, welche sich in vielen der hiesigen Administrationen bemerkbar machen, und unstreitig eine Folge der zu väterlichen Nachsicht sind, mit welcher die vorigen Päpste ähnliche Verirrungen ganz verziehen, oder zu leicht bestraft haben. Von unzähligen Beyspielen nur ein's. Eine verheirathete Frau entflieht ihrem Manne und begibt sich hierher nach Rom, wo sie mit einem Postbeamten Bekanntschaft macht. Da sie voraussetzt, daß ihr Mann an die hiesigen Behörden schreiben und sie auskundschaften zu lassen suchen werde, muß der besagte Postbeamte alle von seiner Hand einlaufende Briefe, deren Adresse sie ihm in Voraus kenntlich gemacht hat, unterschlagen. Der Mensch ist arretirt; er soll der Neffe eines angesehenen Accisebeamten seyn. Einer seiner Mitschuldigen, ein Lotterieschreiber, hat sich auf flüchtigen Fuß gesetzt.

In dieser Woche hat das Theater Valle die zweyte, für diese Stagione versprochene Oper, und zwar den überall, und auch in Deutschland bekannten Gianni di Parigi von Morlacchi gegeben. Obgleich (vielleicht nicht sowohl aus Furcht eines Mißlingens, als um die Vorstellung kürzer zu machen) die zwey Akte in einen zusammengeschmolzen, und folglich nur das Beste beybehalten worden war, ist das Publikum kalt geblieben. Wie mich dünkt, hätte die Oper ein besseres Schicksal verdient, besonders da sie auch recht brav gesungen wurde. Morlacchi will unstreitig das Bessere, oder etwas Besseres, als den gewöhnlichen Ohrenkitzel; aber für die Römer ist dieß Bessere das Schlechtere, oder vielmehr das Schlechteste: ihnen ist es blos um Melodie, und abermals um Melodie, und wiederum um Melodie zu thun, und zwar um solche, welcher keine Harmonie und kein Accompagnement in die Quere kömmt. Da sie einmal so sind und so, wie sie sind, etwas rechts sind; so läßt sich darüber mit ihnen nicht streiten. Ihr Princip des Gesanges ist: Sit, ut est, aut non sit. Zweyerley schadet, wie mich dünkt, Morlacchi'n, wenigstens in dieser Oper: das zu sichtbare Haschen nach dem Besseren, und eine gewisse, wo nicht zweckwidrige, doch zwecklose, Breite. Ob, nach diesem zweymaligen Mißlingen (s. meinen vorigen Brief, in welchem ich den Fiasco seines Simoncino anzeige), die Direktion der großen Oper (Argentina) geneigt seyn dürfte, ihm für die, auf das folgende Karnaval zu komponirende Oper tausend Scudi zu zahlen, steht dahin.

G. L. P. Sievers.

Beylage: Kunstblatt Nr. 48.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Nro. 143.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, 16. Juni 1826.

Sie beugt ſich hinunter mit ſehendem Blick,
Es rauſchen die Waſſer und kehren nicht wieder,
Den Jüngling bringt keines wieder.

Schiller.

Jugendorg's Klage.

Aus iſt des Sommers Luſt,
Stürmend erbebt ſich des Meeres Bruſt;
Ach, doch wie gerne da draußen
Hört' ich es brauſen!

Lang noch ich ſtand,
Eh dort im Weſten ſein Segel verſchwand;
Glücklich iſt's, darf in die Weiten
Frithiof begleiten.

Steige, du Welle,
Alſo empor nicht, ſchon geht es ja ſchnell.
Leuchtet, Ihr führenden Sterne,
Ihm in die Ferne.

Wenn Lenzluſt webt,
Kommt er zurück, doch die Liebende geht
Nicht ihm entgegen im Saale,
Dort nicht im Thale.

Liegt wohl in Staub
Bleich dann und kalt ſchon der Liebe zum Raub;
Oder klagt heimlich und bange,
Opfer dem Zwange.

Falk', der mir blieb,
Von ihm vergeſſen, wie biſt Du mir lieb! —
Füttre Dich, wie einſt Dein Pfleger,
Fliegender Jäger.

Ihm auf die Hand
Web' ich Dich ein in des Teppiches Rand,
Silberbefiedert zu ſchauen,
Golden von Klauen.

Falkſchwinge trug
Freia vor dieſem auf irrendem Zug;
Oedur, die Luſt ihres Lebens,
Sucht ſie vergebens.

Liebſt Du mir auch
Flügel, was frommte mir doch ihr Gebrauch? —
Kann ja der Tod mir nur bringen
Himmliſche Schwingen.

Jäger, ſo ſchön,
Mir von der Schulter zum Meer ſollſt Du ſehn.
Ach, ob wir ſehnend auch ſpähen,
Nichts iſt zu ſehen.

Wenn ich nun todt,
Kommt er zurück, dann vollbring' mein Gebot:
Tauſendmal grüß' von der Seinen,
Siehſt Du ihn weinen.

Digitized by Google

Olivier.

(Beſchluß.)

Wie vom Donner gerührt und als wenn ſie aus einem ſchweren Traume erwachten, ſahen ſich Emilie und Olivier an, bis endlich Olivier ausrief: „Das iſt wie das Lachen der böſen Geiſter! Aber wer kann zu dieſer Stunde hier neben uns ſeyn?“ —

„Barmherziger Gott! rief Emilie mit Entſetzen, ich fürchte es zu errathen! geſtern hat jemand ....“ — „Wer, um des Himmelswillen?“ — „Die Baronin von B....“ — „Sie in Ihrem Hauſe?“ — „Ja, in dieſem Zimmer!“ — „Sie hätte uns behorcht?“ — „Ach, ich fürchte es!“ — „Verdammt!“ rief Olivier außer ſich und ſtürzte auf die Thüre zu, die aber in eben dem Augenblick von Innen geriegelt wurde. Wie verſteinert blieb er davor ſtehen. Umſonſt bemühte ſich Emilie, ihn aus dieſer furchtbaren Erſtarrung zu reißen. — Endlich brach er ſein Schweigen und ſagte mit unterdrücktem Zorn: „Emilie, Sie ſprachen von heirathen; da ich für Ihr Wohl bedacht war, ſuchte ich Sie davon abzubringen, jezt muß ich um eben dieſer Urſache willen darauf dringen. Ich weiß nicht, ob, was ſich hier zutrug, Zufall oder ein hölliſcher Plan iſt....“ — „Olivier!“ — „Woran Sie unſchuldig ſind, aber in welchem ich die Bosheit des Dämons erkenne, der mich verfolgt. Sey ihm, wie ihm wolle, wir werden vereint! Jezt muß es ſeyn! Ihre Ehre ſowohl als die meinige fordern es. Und da es nicht fehlen kann, daß tauſend bösartige Gerüchte über uns verbreitet werden, ſo ſoll unſere Heirath morgen ſchon verkündigt werden.“ Bey dieſen Worten verließ er Emilie, und als er in der heftigſten Bewegung durch die dunkeln Gänge nach der Hausthüre ging, hörte er dicht neben ſich das Rauſchen eines weiblichen Gewandes und die Worte: „Ich bin an Ihnen und an ihr gerächt!“

Den folgenden Tag wurde die Heirath verkündigt, und ſobald die nöthigen Zubereitungen getroffen waren, wurde ſie den 15ten Auguſt 1780 in Serpigny, einem Landgut des Grafen von R., vollzogen. Aber an dem Abend deſſelben Tages verſchwand der Bräutigam und hinterließ der neuen Gräfin R. folgenden Brief: „Ich bin der unglücklichſte der Menſchen, denn ich muß Sie verlaſſen, und dieſe Zeilen ſagen Ihnen ein ewiges Lebewohl — ewig! wenigſtens für dieſes Leben. Wenn, wie ich fürchten muß, Sie einmal die Urſache meiner Flucht erfahren, werden Sie ſie begreifen; ſollte ſie Ihnen aber unbekannt bleiben, ſo werden Sie mir glauben, daß ſie ſehr wichtig iſt, da ſie mich zwingt, dem höchſten Erdenglück zu entſagen. Nichts könnte mich über das Opfer, das ich bringe, tröſten, wenn es nicht der Gedanke wäre, daß es für Sie geſchieht! — Sie hätten es nicht angenommen, wenn ich es Ihnen freygeſtellt hätte, denn Sie ſind großmüthig, aber ich will kein Mitleid, ſelbſt das Ihrige nicht — ich wollte nur Ihre Liebe, und verlaſſe Sie, um ſie mir zu bewahren.“

„Sie tragen jezt meinen Namen, aber ehe ein Monat verlaufen ſeyn wird, ſoll unſere Ehe getrennt und Sie wieder frey ſeyn, frey um wieder ein anderes Band zu knüpfen. Sie allein ſollen mein Loos kennen, und Sie können davon ſo viel, als Sie für gut finden werden, bekannt machen. Eben ſo können Sie meinen Namen führen, oder den wieder annehmen, den Sie bisher getragen haben. Aber ich glaube, daß es Ihnen mit dem Namen meiner Gemahlin leichter werden wird, die neugierige Theilnahme der Geſellſchaft auf eine angemeſſene Weiſe über meine Abreiſe zu beantworten. Glauben Sie mir aber, daß nur der Wunſch für Ihr Wohl mir dieſe Bemerkung einflößt und nicht die eitle Sorge für einen Namen, der vielleicht nicht ohne Ruhm iſt, der, von Ihnen getragen, noch an Ruhm gewonnen haben würde, der aber jezt mit mir erlöſchen wird.“

„Ich weiß nicht, wie ich Kraft genug haben konnte, bis hierher zu ſchreiben. Aber jezt trübt ſich mein Auge — meine Hand zittert — mein Herz iſt gebrochen! Dieſe Prüfung überſteigt meinen Muth! Emilie, meine Thränen bedecken dieſes Blatt, ſie mögen Ihnen alles ſagen, was mein Herz für Sie fühlt! Leben Sie wohl, geliebte Emilie, leben Sie wohl!“ —

Dieſem Brief war ein Paket an den Parlamentsadvokaten G. Pluvinet beygefügt, welches unter andern folgendes Schreiben enthielt: „Ihrem Rathe gemäß, mein würdiger Freund, erhalten Sie hier meine Anordnung über mein Vermögen. Ich ertheile Ihnen die ausgedehnteſte Vollmacht, noch während meines Lebens, folgendermaßen darüber zu verfügen und nach meinem Tode ſey dieß mein Teſtament.

Da Ihr Vermögen hinreichend für Ihre einfachen Bedürfniſſe iſt, biete ich Ihnen nur ein beſcheidenes Andenken meiner langgeprüften Freundſchaft an, nämlich meine Bibliothek, die ich von meinem Vater erbte, und die Uhr von Berthoud, die meine Mutter mir hinterließ.

Den Armen der Pfarrey von St. Louis des Invalides beſtimme ich eine bleibende Rente von viertauſend Livres, und ihrem würdigen Pfarrer tauſend Livres, mit der Bitte, meines Vaters, meiner Mutter und meiner in ſeinem Gebet zu gedenken.

Hundert Louisd'or lebenslänglicher Rente gebe ich meinem alten Lehrer, dem Abbé Geraud. Mein ganzes Mobiliar erhält Gervais, und ich füge noch hundert Piſtolen lebenslänglicher Rente bey.

Meinem Regiment gebe ich eine Anweiſung von dreyhundert Piſtolen Einkommen auf die Generalpacht für die Familien der auf dem Schlachtfeld Gebliebenen oder Verwundeten und für den Unterricht der Kinder des Regiments.

Digitized by Google

Meinem Freunde Cesar von St. H. gebe ich, wenn er zurückkehrt, den Ertrag meines Landguts Bellevue in Picardie; bis er wiederkommt, soll der Ertrag an die Armen der Gegend vertheilt werden.

Für mich behalte ich eine Rente von zweyhundert Pistolen, deren Kapital, so wie die der übrigen, deren Schenkung nicht auf ewige Zeiten ist, nach meinem Tod der Abtey (der Name war ausgelassen) zufallen sollen. Mein ganzes übriges Vermögen gehört der Frau Emilie von Nanteuil, geborne von Surville, jezt Gräfin von R. Paris 15ten August 1780.

Den 7ten August wurde der Gräfin R. folgendes Dokument von Herrn Pluvinet gebracht.

„Wir Rousselot, Bruder Hilarion, Prokurator des königlichen militärischen und regulirten Ordens von notre dame de la merci, im Namen des R. R. Don Torrez von Navarra, Generals und Großmeisters des besagten Ordens, erklären, daß der Herr Graf Olivier von R. heute sein feyerliches Gelübde in demjenigen Kloster besagten Ordens, das in der Straße du Chaume belegen ist, ausgesprochen hat. Er hat den Namen Emilian angenommen."

„Eine nicht vollzogene Ehe, wenn sie auch eingesegnet ist, wird als aufgelöst betrachtet, wenn der Eine der beyden Theilnehmer sein Gelübde in einem Kloster ablegt, und der andere Theil ist befugt, eine neue Ehe zu schließen. Potier, Jousse, Denissart."

Ein muthiger Hase.

Folgender sonderbarer Vorfall ist uns von einem Gentleman mitgetheilt worden, der selbst Augenzeuge davon war. Im lezten Frühjahre sah er bey einem Spaziergang einen kleinen Habicht, der mit einer Beute in den Krallen sich in die Luft zu erheben versuchte, allein das Gewicht des Gegenstandes vereitelte seine Bemühungen und zog ihn immer wieder zur Erde. Hier ward er mit großer Heftigkeit von einem Hasen angegriffen, der mit den Läufen nach ihm schlug und ihn endlich wirklich niederwarf und zwang, seine Beute fahren zu lassen. In diesem Augenblick lief der Gentleman hinzu, und der Habicht sowohl als sein Gegner nahmen die Flucht, und es fand sich, daß die Beute, warum sie gekämpft hatten, ein junger Hase war, den die Häsin dem Räuber entreißen wollte. Das Thierchen war an der Seite und am Kopf verwundet und blutete stark. Der Gentleman ließ es in einer Furche liegen, in der Ueberzeugung, daß die muthige Mutter es nicht verlassen werde. (York. Herald.)

Korrespondenz-Nachrichten.

London, Ende Mai.

Zu den neuesten Büchern, welche gelesen zu werden verdienen, ist ein Büchlein unter dem Titel: Sketches of Portuguese life, manners, costume et character, offenbar von der Feder eines Mannes, welcher Portugal und dessen Bewohner viele Jahre lang beobachtet hat; es ist voll scharfsinniger Beschreibungen und artiger Anekdoten, und gerade um so interessanter, weil es Dinge beschreibt, die den meisten Reisenden als unbedeutend vorgekommen seyn würden. Die zwanzig gefärbten Kupferstiche aber, die das Buch begleiten, entstellen es mehr, als daß sie seinen Werth erhöhen. Ich gebe Ihnen einen Auszug aufs Gerathewohl. „Die Dienerschaft in der Familie eines portugiesischen Fidalgos ist sehr zahlreich, und beläuft sich zuweilen auf fünfzig bis sechzig Personen. Viele hängen um die Ställe her, deren Aufenthalt in denselben der Familie ganz unbekannt, die aber darum für Bediente oder Stalljungen derselben gelten wollen, weil sie dadurch den Schutz genießen, welcher allen Dienstboten eines Fidalgos gebührt, indem dem Rechte nach irgend ein Theil des Hauses oder Gebäudes eines Edelmannes einem solchen Elenden, selbst nach einem Morde, unverletzliche Sicherheit gewährt. Vor nicht fünfzig Jahren war es ein gewöhnliches Ereigniß, daß ein junger Edelmann des Nachts, an der Spitze seines Dieners Gesindels, von ihm Valentões genannt, aus dem Hinterhalt seines Hauses hervorbrach, um diejenigen, welche sein Mißfallen erregt haben mochten, zu überfallen, zu verstümmeln, zu berauben, ja aufs felgste zu ermorden. Damals, und selbst noch in unsern Tagen, sah und sieht man viele junge Edelleute mit diesen Elenden in den Ställen herumschwärmen, Kupfermünzen in die Höhe werfen, auf den Stufen Karten spielen, und nach ihrer Weise Zigarren rauchen lernen, und zwar mit einer Peitsche in der Hand, und den Hut auf Bravoart auf einem Ohr tragend. Dieß ist der Anfang, und in vielen Fällen, die Krone der Erziehung eines Fidalgosohnes. Doch vergißt man nie, sie in die Reitschule zu schicken, wo man sie, statt sie auf einen Sattel zu setzen, in eine Art von Kiste packt, welche vorn und hinten, bis zur Höhe des Magens heraufgehet, und aus welcher es unmöglich ist zu fallen; dennoch wagen sie nie einen Sprung damit. Dabey tragen die Herrchen Postillonstiefeln, welche ihnen bis zur Mitte der Schenkel reichen, hohe dreyeckige Hüte, und eine kerzengrade Peitsche, in welcher Ausrüstung sie die Fülle der Vollkommenheit finden. Es ist demnach kein Wunder, daß bey so vernachlässigter Erziehung der portugiesische Edelmann so selten zu Staatsgeschäften taugt, und die Masse derselben in der gröbsten Unwissenheit versunken ist. Zu den großen Vorrechten des Adels gehört das Aposentadoria-Recht thätig und leidend. Das erstere besteht darin, daß, wenn der Besitzer desselben einen Gesellen an dem Hause eines Mannes findet, der nicht das leidende Aposentadoria-Recht besitzet, er ihn ohne Umstände austreiben, und es einem seiner Diener, Freunde, oder seiner Beyschläferin geben darf; ein Vorrecht, welches auch gewissermaßen dem Militär angehört, das einen Bürger aus seinem Hause treiben kann, wenn solches nahe bey einer Kaserne liegt, und den Offizieren zum eigenen Gebrauch bequem scheint. Der leidende Aposentadoria kann nicht aus seinem Hause vertrieben werden. Wenn ein Portugiese seine Frau in den Armen eines anderen findet, so darf er beyde ermorden, wenn nur der Mann kein Geistlicher, Fidalgo oder Dezembargador ist; denn das Tödten eines solchen würde als ein Mord bestraft werden. Dieß war ganz anders zur Zeit Peters des Grausamen, den man richtiger den Gerechten hätte nennen sollen; denn dieser Monarch

machte keinen Unterschied in den Personen; und da er alle Verbrechen strenge bestrafte, so wurde die Todesstrafe bald überflüssig; so sehr ist es gewiß, daß allzugroße Nachsicht am Ende Grausamkeit wird, und Strenge Milde. Die folgende Anekdote von diesem Fürsten ist merkwürdig. Ein gewisser Geistlicher tödtete im Zorn einen Maurer. Der König ließ sich nichts merken, und wartete gelassen ab, was die Geistlichkeit thun würde. Als er aber fand, daß sie sich damit begnügte, den Mörder für ein Jahr seiner heiligen Verrichtungen zu entsetzen, so befahl er dem Sohne des Getödteten heimlich ihn zu erschlagen. Dieser that es, ward ergriffen, gerichtet und zum Tode verurtheilt. Als der König das Urtheil unterzeichnen sollte, fragte er, wessen Handwerks der Mann wäre; und als man ihm sagte, er sey ein Maurer, fuhr er fort: „nun so verurtheile ich ihn dazu, daß er ein Jahr lang nicht maurern soll.“ Von der Zeit an bestrafte er alle Geistlichen, die sich eines Hauptverbrechens schuldig machten, mit dem Tode; und als sie ihn baten, ihre Sache ihrem höchsten Richter (nämlich dem Papst) vorzutragen, erwiederte er ganz gelassen, er wolle sich damit begnügen, sie vor den obersten Richter zu schicken, der auch einst seiner seyn würde, nämlich Gott.“ Die folgende Anekdote soll meine Auszüge beschließen. „Ein gewisser Dekembargabor (ein Beamter von den hohen Gerichtshöfen, welche die Vorrechte des Adels mit genießen), Namens Seabra, ein Mann, der sich durch seine Tugenden auszeichnete, hatte das Unglück dem Marquis von Pombal zu mißfallen. Dieser berühmte Minister, dessen einziger Fehler Rachsucht war, die ihn aber zuweilen zu großen Verbrechen verleitete, ließ den Greis heimlich aufheben, nach der Küste von Afrika schiffen, und von da in eine Gegend im Innern abführen, wohin man nur die schlimmsten Verbrecher zu senden pflegte, und welche von den Portugiesen Pedras Negras genannt wurde. Die Einwohner waren so wild, daß ein Unglücklicher, der ihnen überlassen wurde, selten mit dem Leben davon kam, welches man auch wirklich nicht zu wünschen schien, wenn man einen begnadigten Verbrecher unter sie schickte. Von seinen Führern verlassen, wanderte der unglückliche Seabra zwey Tage lang ohne Nahrung umher, bis er verschmachtend vor der Thüre einer Negerhütte niedersank. Der Herr derselben war abwesend, aber seine Frau, durch den bedauernswürdigen Anblick des armen Greisen gerührt, schleppte ihn in die Hütte, und war eben beschäftigt ihn zu sich selbst zu bringen, als ihr Mann wieder zurückkam. Sobald dieser den Weißen erblickte, wollte er ihn durchbohren, aber seine Frau wußte nicht nur seine Wuth zu besänftigen, sondern bewog ihn auch, ihr in ihrem frommen Werke beyzustehen. Als Seabra wieder seiner Sinne mächtig wurde, befand er sich in einem heftigen Fieber, und gab sich für verloren, da er nicht glauben konnte, daß man unter einem solchen brennenden Himmel von einer solchen Krankheit genesen könne. Sein Wirth aber schaffte bald Rath. Er machte nämlich ein Loch in die Erde, begrub ihn bis an den Hals, und ließ ihn drey Tage lang in dieser unbequemen Lage, während welcher er ihm keine andere Speise gab, als solche Kräutertränke, welche bey diesen Fällen von den Einwohnern gebraucht werden. Auch verfehlte die Kur ihre Wirkung nicht, und der Verbannte ging gesund aus seinem Schwitzbade hervor. Ungefähr um derselben Zeit fing Pombals Macht an zu sinken, und die Kabalen seiner Feinde trieben ihn zuletzt ganz vom Hofe. Jetzt verwendete sich Seabras Familie, welche es für möglich hielt, daß der Greis nicht umgekommen, für dessen Zurückberufung, und dieselben Personen, welche ihn in die Wildniß geführt, wurden abgeschickt, um ihn den Seinigen wieder zu geben. Sie fanden ihn, und brachten ihn im Triumphe nach Portugal zurück. Der edle Mann aber hatte sich nicht entschließen können, seine Retter für immer zu verlassen, und die Frau ließ sich wirklich bereden ihn nach Europa zu begleiten. Auch hatte sie keine Ursache, ihre Willfährigkeit zu bereuen; denn obgleich der edle Greis der Gunst des Monarchen bis an sein Ende genoß, so behandelte er seine Retterin dennoch fortwährend mit der größten Zärtlichkeit, ließ sie, selbst wenn er die vornehmsten Gäste bey sich hatte, an seinem Tische oben an sitzen, und bedachte sie reichlich in seinem Testamente.“

Man hat in dem Flusse bey Singapore ein schwammartiges Gewächs gefunden, welches wie ein Becher mit einem Fuße gebildet ist, welcher letztere nach unten zu etwas anschwillt, und mit unregelmäßigen Wurzeln an dem Boden ausgewachsen ist. Sie besteht aus Zellen oder Röhrchen von verschiedener Größe, welche mit einer baumwollenartigen Masse verschlossen sind. Der obere Umfang der Schaale ist 4½ englische Fuß, der mittlere 3 Fuß 1 Zoll, und der untere nicht mehr als 22½ Zoll. Der Fuß hat 17 Zoll im Umfange, und der Becher würde 162 Flaschen halten können. Man hält es für das Erzeugniß von Seewürmern, und beschreibt es als der Schwammgattung Scypha ähnlich; da es aber hart ist, so schlägt man vor, es Spongia patera zu nennen.

Der Londoner Handel bedarf im Durchschnitt ungefähr 3500 Schiffe. Die Anzahl der Schiffe in der Themse wird gewöhnlich auf 1100 geschätzt, ohne die 3429 Barken und kleineren Fahrzeuge zu rechnen, die man zum Ein- und Ausladen der größeren Schiffe gebraucht; ferner 2288 Barken und kleinere Schiffe für den Binnenhandel; und 3000 Böte für den Transport von Personen. Nicht weniger als 8000 Bootsleute sind mit dem Lenken der kleineren Fahrzeuge beschäftigt. 4000 Arbeiter mit dem Laden und Ausladen der Schiffe, und 1200 Zollbeamten sind beständig auf dem Flusse im Dienste. Dieses thätige Leben ist übrigens auf den engen Raum von etwas mehr als einer deutschen Meile beschränkt, welcher eine gute Viertelmeile oberhalb der Londoner Brücke anfängt; und ist für den Ausländer, besonders denjenigen, welcher nicht an Seestädten gewöhnt ist, vielleicht das Anziehendste, welches London darbietet. Nur muß er sich, wenn er die Gegenden besucht, wo sich die Docks befinden, auf manchen empörenden Auftritt gefaßt machen, welche die Armuth und Verworfenheit des dort wohnenden Matrosenpöbels ihm darbieten werden, und welche leider von einem großen Seehafen unzertrennlich sind. Im Frühjahr bieten die vielen Asiaten, Hindostaner, Malayen, Chinesen und Araber, welche auf der ostindischen Flotte als Matrosen dienen, mit ihren eigenen Gesichtszügen und Trachten, ihren eigenthümlichen Unterhaltungen, und häufig blutigen Streitigkeiten einen noch interessanteren Anblick. In jenen Gegenden ist man eben jetzt, trotz den schlechten Zeiten, mit vielen neuen Bauten beschäftigt, z. B. der Londoner Brücke, des St. Catharinen-Dock, wofür eine Menge elender Häuser und Gassen zerstört werden, der Wiederherstellung des eingefallenen Theils des Zollhauses, und endlich des großen Ganges unter der Themse. Dieses letzte Werk, das seiner Kühnheit wegen schon Gedeihen verdient, geht schnell vor sich: schon ist die Einfahrt von oben hinab oder der Schacht vollendet, und man hat eben angefangen unter dem Fluß in wagerechter Richtung einzubrechen. Die Art, wie der Schacht verfertigt wurde, ist merkwürdig. Man baute nämlich von Backsteinen einen dicken und festen Thurm von der Höhe, als der Schacht tief werden sollte; und als derselbe vollendet war, untergrub man ihn allmählig, und ließ ihn in die Tiefe sinken, wo er auch angelangt ist, ohne daß sich der geringste unangenehme Zufall bey dem Riesenwerk ereignet, oder auch nur ein einziger Backstein aus seiner Stelle gerückt wäre.

(Der Beschluß folgt.)

Beylage: Literaturblatt Nr. 48.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Nro. 144.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 17. Juni 1826.

Es gibt der wunderreichen Länder viel,
Die mit dem ewgen Strom das wüste Meer umflicht,
Und wer nur glaubt, er finde wo sein Ziel,
Den täuscht die schöne Wallfahrt nicht.

M.

Auszug aus dem Tagebuch eines Würtembergers, geschrieben auf einer Reise von Neu-Orleans nach Neu-York zur See, und sodann durch das Innere von Nordamerika.

Auf dem Missisipi, am Borde der Virginia, am 20. Juni 1824.

Acht Jahre sind es, als ich zum ersten Male auf diesem Flusse heraufsegelte, ohne Freunde und ohne Mittel den Boden der Provinz Louisiana betrat, und in einem bedrängten Zustande den kühnen Versuch wagte, mich unter einem fremden Himmelsstriche, in einer höchst ungesunden Gegend und unter mir unbekannten Menschen von verschiedenen Farben zum unabhängigen Manne emporzuarbeiten. Während ich mich in dieser langen Zeit unter den Pflanzern dieses heißen Klima's umtrieb, wurde ich der Welt beynahe fremd, ich sehnte mich öfters darnach, einen Ausflug zu machen; erst jezt aber konnte ich dieses Vorhaben zur Ausführung bringen, erst jezt bin ich im Stande, mit der heute unternommenen Geschäftsreise auch zugleich eine etwas ausgedehnte Lustreise zu verbinden, und auf derselben wieder andere Menschen und andere Gegenden anzuschauen.

Am 21. Juni.

Auf dem schönen amerikanischen Schiffe Virginia habe ich die Fahrt nach Neu-York und Neu-Orleans gestern früh fünf Uhr in Gesellschaft von neunzehn andern Passagieren, worunter drey Frauen, angetreten.

Am 23. Juni.

Die voranstehenden wenigen Zeilen hatte ich vorgestern niedergeschrieben, nachdem uns der Pilote über die, etwas gefährliche Bar des Flusses (am Ausflusse des Missisipi) gebracht hatte und die ersten Wogen der See unser Schiff bereits zu schaukeln begannen, als mich, in der Kajüte am Tische sitzend, etwas Schwindel befiel, der mich nöthigte, auf das Verdeck zu eilen. Hier überraschte mich eine auffallende Scene, die zugleich etwas Komisches darbot, denn unter allen Passagieren des Schiffes war nur Einer, der nicht von der Seekrankheit befallen war, die Frauen lagen stöhnend auf den Bänken, und an allen Enden des Verdeckes begann ein komischer Jammer. Bald mußte auch ich einstimmen, und ich wurde von den Andern mit dem gleichen Lachen zurückbezahlt, mit dem ich sie zuerst begrüßt hatte. — Der Wind blies indessen günstig, bald durchschnitten wir das noch schmuzige Missisipiwasser, und nach ein Paar Stunden begrüßten uns die dunkelblauen Wogen des mexikanischen Meerbusens. Ich blieb die Nacht über auf dem Verdeck, und gestern Morgen gab mir ein gutes Frühstück meine Gesundheit wieder. Auf zwey vorher unternommenen großen Seereisen hat mich dieses Uebel nie ergriffen.

Die Virginia ist, was man ein Paketschiff nennt, welches regelmäßig nur zwischen zwey Häfen hin und her segelt; diese Schiffe sind gewöhnlich für Passagiere sehr bequem eingerichtet, und man lebt darauf wie in einem der besten Gasthöfe in Neu-Orleans. Wir haben eine Kuh am

Digitized by Google

Bord, die uns hinlänglich mit Milch versieht; ferner sind Schweine, Schafe, Truthähne, Enten, Gänse, Hühner u. s. w. zur Genüge am Bord, und versehen unsern Tisch mit Leckerbissen. Gerne bezahlt man etwas mehr Passage für diesen Genuß sowohl, als auch vorzüglich deßwegen, weil diese Paketschiffe gewöhnlich vortreffliche Schnellsegler sind.

Samstag am 26. Juni.

Bis heute haben wir den mexikanischen Meerbusen in südöstlicher Richtung durchsegelt, wir haben den Breitegrad 24, 15. erreicht, um Florida umfahren zu können, und so steuern wir mit fortdauernd günstigem Winde und mit Hülfe der starken Strömungen nach Osten. Wie wohlthätig wirkt die herrliche frische Seeluft auf meine Gesundheit, ich athme sie begierig ein, und vergesse recht gerne auf ein Paar Monate den Aufenthalt in Louisiana, das man nicht mit Unrecht, wenigstens dem größern Theile nach, das Land der Sümpfe, der Frösche, der Musquito's und der Klapperschlangen nennen könnte; es befällt mich aber auch manchmal in den melancholischen Stunden, durch welche man sich auf einer jeden Seereise hindurchkämpfen muß, eine Sehnsucht nach der Heimath, nach den herrlichen Ufern der Donau, wo ich, wenn es die Vorsehung lenkt, zur Belohnung für so manche Entbehrungen meine Tage zu beschließen wünsche. — Wohlan! kehre ich glücklich von dieser Reise zurück an den Missisipi, gelingen mir meine Unternehmungen wie bisher, so durchschneide ich nach Verfluß eines Jahres den Ocean, um meine Verwandten und Freunde in Europa zu besuchen*).

Philadelphia, am 10. Juli.

Der Wind blies günstig; am 6ten erblickten wir zuerst Land, und als ich am 7ten des Morgens auf das Verdeck kam, befanden wir uns nur noch eine Stunde von der Küste von Neu-Jersey. Welch ein herrlicher Anblick! Zum ersten Mal nach acht Jahren sah ich wieder Berge, und in romantischen Formen reihten die Hügel sich längs der Küste hin, die mit den Häusern und den Landsitzen der Reichen prangt; eine Stunde weiter, und der weißbemalte hohe Leuchtthurm auf Sandy Hook zeigte uns den Eingang in die Bay von Neu-York.

Zwischen den zwey großen Inseln, Long Island und Staaten Island, hat die Natur durch einen Arm des Oceans eine Bay gebildet, die unter die sichersten, und, wegen der merkwürdigen Umgebungen, unter die schönsten auf der Erde gezählt werden darf. Abwechselnde Thäler und Hügel, mit schönen Gebäuden und mit Feldern übersäet, und noch überdieß mit den verschiedenen, zur Vertheidigung erbauten Festungswerken gekrönt, bilden die Ufer dieser Bay.

Der Wind war uns beynahe entgegen, und die meisten Schiffe, die mit uns ankamen, ließen die Anker fallen, um bessern Wind abzuwarten; unser Pilote aber, ein unternehmender und geschickter Mann, wußte durch Laviren den Wind zu gewinnen, und brachte uns Nachmittags drey Uhr bey Staaten Island vor Anker, wo der Quarantainearzt an Bord kam, und uns, weil wir aus dem gelben Fieberland kamen, obgleich wir alle gesund waren, eine zweytägige Quarantaine anbefahl. Da ich, meiner Geschäfte wegen, nicht zwey Tage verlieren wollte, so wirkte ich mir die Erlaubniß aus, nach Philadelphia zu gehen. Auf einem Dampfboot langte ich auch am 8ten des Abends dort an.

Mein Freund L. M., der im Jahre 1816 mit warmem Herzen für mein Unterkommen besorgt war, empfing mich mit offenen Armen. Er bemühte sich, mich mit den vorzüglichsten Merkwürdigkeiten in Philadelphia bekannt zu machen; er besuchte mit mir viele der öffentlichen Gebäude, worunter besonders die U. S. Bank meine Aufmerksamkeit erregte. Die Fasade dieses in einem erhabenen Style aufgeführten Gebäudes ist aus inländischem Marmor gebauen und mit acht kunstreich gearbeiteten Säulen geziert. Der Nutzen dieses Instituts ist anerkannt, und durch das ganze große Gebiet der vereinigten Staaten werden die Noten desselben nicht nur der klingenden Münze vorgezogen, sondern erhalten an manchen Orten ein Prämium von einem halben bis zu drey Prozenten. — Die Stadt Philadelphia liegt bekanntlich zwischen dem Delaware und dem kleinen Flusse Schuylkill; an dem leztern sind etwa drey Viertelstunden von der Stadt die berühmten Wasserwerke angelegt, die ich mit Bewunderung betrachtete.

(Die Fortsetzung folgt.)

*) Es ist dem Reisenden gelungen, nach einer im Sommer des Jahres 1825. abermals durch das Innere von Nordamerika zurückgelegten Geschäftsreise, von Neu York nach Havre in Frankreich überzusegeln, und im Herbste desselben Jahres bey seinen Verwandten und Freunden einen dreymonatlichen Besuch zu machen. Am 4ten Jänner ist er von Liverpool wieder nach Louisiana abgesegelt.

Die Hinrichtungen während der Revolution in Paris.

(Fortsetzung.)

VII.

Nur erst nach Monaten kam das Ende der Zeit, welche diese Politik erfunden hatte. Zwar reiten die Verbrechen schnell wie die Todten, um der Rache zu entgehen, aber die Rache reitet noch schneller, sie holt sie immer ein. Robespierre und sein Henkersknecht, Fouquier-Tainville, wurden durch die Verzweiflung des ganzen Nationalkonvents, der seine eigene baldige Vertilgung vor sich sah, gestürzt.

Ich war durch ein Gesetz seit kurzer Zeit aus der Hauptstadt verbannt; die revolutionäre Politik wollte keine ge-

Digitized by Google

bornen Ausländer und keine Leute von Adel mehr in Paris dulden. In der Ferne wäre ich nothwendig mit meiner Familie zu Grunde gegangen; ich wagte es also, in einem Dorfe an den Mauern der Stadt zu wohnen.

Der Tag der Erlösung der Menschheit war gekommen. Trotz dem scharfen Verbote, mich in der Stadt sehen zu lassen, erkühnte ich mich am Tage, wo so manche andere Verbote aufhören mußten, auch ohne Sicherheitskarte hineinzudringen; auch wurde es mir nicht schwer, weder an der Barriere, wo ich mich hineinschlich, noch an einer andern, wo ich wieder nach meinem Dörfchen herauskam. Zwar mußte ich vorher an mehreren andern Barrieren die Gesichter der wachhabenden Posten prüfen; aber endlich traf ich einen Franzosen, der mich gekannt hatte, so lang ich in der Stadt wohnte; er sprach mir Muth ein, mit der ganz richtigen Bemerkung, daß, wenn ich nicht Weib und Kind hätte, ich am besten thun würde, sogleich zurückzukommen in die Stadt, ohne wiederzukehren in das Dorf. Doch, da er wußte, daß ich gerne Bemerkungen sammelte über die Geschichte der Tage, meinte er, ich dürfte und müßte Alles wagen, um das zu sehen, was die Welt nicht wieder sehen werde. Ich wagte, und es gelang mir.

Paris war im Aufstand. Es war Morgens sieben Uhr. Ich hatte eine fürchterliche Nacht durchwacht mit meiner Gattin. Sie hatte der Frost der Angst geschüttelt neben der Wiege des Kleinen. Auch ich war nicht zu Bette gegangen, weil in einer solchen Nacht ein Vater und Gatte nicht schlafen durfte. Um mich her war die stille Nacht des Dörfchens, über mir flogen meine Gebete herum in den Sternen, aber in der Stadt bewegte sich der dumpfe Lärm der ganzen Bevölkerung, gleich den entfernten Wogen einer Springflut. Ich wußte, warum die Stadt wachte.

Der Konvent hatte sich am vorigen Morgen gegen das Ungeheuer revoltirt. Im Innern von Paris war bürgerlicher Zwist über die Frage, ob man fortwaten sollte im Blute, oder wieder einlenken in den reineren Pfad der Menschlichkeit. Mehrere revolutionäre Komite's hatten ihre Bataillons bewaffnet ausrücken lassen; die Unternehmung der edeln Empörung war sehr gefährlich. Der Wütherich hatte sich in die Arme des bisher allmächtigen, ihm ergebenen, zahlreichen Stadtraths geflüchtet. Aber im Nationalkonvent hatte ihn das Gesetz ausgestoßen aus seinem Schutze; trotz aller Gefahr hatte man nach und nach einen kühnen Schritt nach dem andern gewagt, und ihn nach seinen eigenen Formen durch ein revolutionäres Dekret gestürzt. Der feige Bösewicht, ergriffen auf dem Stadthause von einem Gensd'armen, und schon verlassen von dem unsichtbaren bösen Geiste, unter dessen gewaltigem Schutze er bisher die Gefühle und die Leben der Menschen durchwühlt hatte, verzweifelte. Er wollte mit einer Pistole seine Laufbahn endigen; er schoß mit unsicherer Hand; der Elende zerschmetterte sich blos die Kinnlade. Nun war er in den Händen der Rächer.

Kurz nach Mitternacht war dieser Wurf der wieder hoffenden Menschheit gelungen. Schon mit den ersten Morgenstunden war die Gährung nicht mehr gefährlich, und der Grundsatz einer künftigen bessern Ordnung der Dinge war für ganz Paris, das schon damals ganz Frankreich in sich einschloß, er war nun für Europa, für die Welt wieder gefunden, obgleich erst lange nachher gesichert.

Da stund ich mitten in der Stadt, an der Ecke einer Straße. Es war gegen die zweyte Nachmittagsstunde. Man schätzte sich glücklich, sich irgendwo fest stellen zu können; die Bewegung der ganzen Bevölkerung der Hauptstadt, aus allen Ständen jedes Alters, jedes Geschlechts, sogar aus den umliegenden Dörfern, erlaubte keine Wahl. Lange dauerte dieser Vortrab, und zog in die Nähe der Richtstätte. Endlich erschien eine zahlreiche, zum Theil für die damaligen Zeiten glänzende Bedeckung zu Pferd und zu Fuße, gezogen aus der Gensd'armerie, aus den nächsten Garnisonen und aus dem unverdächtigen Theile der Nationalgarde. Der Zug glich einer Rückkehr aus der gewonnenen Schlacht. Zwar drückte der Pöbel aus, was ihm in diesem höchsten Grade von Anarchie beliebte; aber nun war die bessere Menschheit von dem Zwange des Schreckens befreyt und fürchtete den Pöbel nicht mehr. So viele Tausende, die nun wieder athmeten, hat man nie auf einem Flecken des Erdballs beysammen gesehen; in den Zeiten der alten römischen Bürgerkriege sah man immer nur das Gegentheil, die Tyrannen siegten, und die Verzweiflung der Bürger hatte kein Ende.

Nun kam die nähere Umgebung der zahlreichen Wagen, worauf etliche siebzig Mitverurtheilte vertheilt waren; mehrere von ihnen hatten wenigstens den unverschämten Muth, das bekannte Feldgeschrey der sterbenden Revolutionisten und Republikaner hören zu lassen: „es lebe die Republik!" Aber so nicht der Held des Blutsystems. Ich hatte den Plan gehabt, dem Zuge zu folgen; aber da sah ich plötzlich, daß mir hier auf der Straße der Zufall den merkwürdigsten Posten an dem großen Tage angewiesen hatte. Das Merkwürdige war nicht der Revolutionsplatz, sondern hier die öffentlichen Orte, auf welchen die Menge vorüberwogte, wo die Hoffnung tobte, die Rache sich erquickte, der Pöbel zweifelnd stutzte, und die ganze Menschheit die Hauptrolle der großen Handlung spielte. Auf dem Revolutionsplatze hätte ich mit Ekel und übel angewandter Mühe einen erbärmlichen Schauspieler, aber nicht das Schauspiel selber gesehen.

(Der Beschluß folgt.)

Der unwerthe Reichthum.

Glücklich das Volk, das von Meynungen lebt! Wie groß ist sein Reichthum!
Aber kein Rothschild leiht auch nur ein Thälerchen drauf.

Schaller.

Korrespondenz-Nachrichten.

London, Ende Mai.

(Beschluß.)

Während dieses im Osten der Hauptstadt vorgeht, und im Süden Lord Holland eine neue Stadt gebaut hat, und im Norden der vor ein paar Jahren vollendete Regency-Kanal auf allen Seiten mit Häusern und Straßen umgeben wird, und so die entfernteren Dörfer und Städchen immer enger mit dieser Riesenstadt verbunden werden, hat Lord Grosvenor im Westen, in der Gegend von Pimlico den Plan zu 5000 neuen Häusern legen lassen, wovon ein großer Theil, im größeren Styl gebaut, einige sehr schöne Plätze und Straßen bilden soll, um sein Vermögen, das, wie man versichert, ihm jeden Tag 1000 Pfund Sterling einbringen soll (ungefähr 4,400,000 Gulden des Jahrs), zu vermehren. Ihre Leser dürfen sich nicht wundern, daß ich ihnen so oft von den Verschönerungen und den Vergrößerungen Londons erzähle; denn wer es so mit ansieht, wie nach und nach elende Hütten und schmutzige enge Gassen verschwinden, und in ein paar Jahren prächtige Straßen an ihre Stelle treten, deren Häuser durch das Stucco, womit sie bedeckt sind, wenigstens das Ansehen von Stein haben, und, obgleich mitunter geschmacklos, mit ihren vielen Pfeilern und Portalen eher Palästen als Privatwohnungen und Waarenlagern ähnlich sehen; wer so wie ich, wenn er nach ein paar Monaten eine Gegend um die Vorstädte her ein Mal wieder besucht, die er das lezte Mal als eine grüne Wiese mit munteren Bäumen gesehen, und nun die Gegend wie durch einen Zauber mit 500 bis 1000 bewohnten Häusern bedeckt sieht, und in dem Gewirr von neuen Straßen und Namen nicht weiß, wohin er sich wenden soll; wer so sieht, wie sich das Alles durch der Menschen Fleiß und Thätigkeit so schön geordnet hat, wie die Häuser mit niedlichen Gärtchen versehen, die gutgepflasterten Straßen mit Röhren unterzogen sind, die den Einwohnern eine Fülle von Wasser und Licht zuführen, und mit geräumigen Kanälen, welche allen Unrath hinwegführen, und vereint Reinlichkeit und Gesundheit erhalten — wer dieß Alles so sieht, und an's Nachdenken gewöhnt ist, der fühlt sich mit Bewunderung durchdrungen, die er gern Andern mittheilen möchte. Wenigstens ist dieses mein Fall, ob ich gleich noch nicht mit selber einig bin, ob diese Anhäufung einer so großen Menschenmasse auf einem engen Raume in sittlicher Rücksicht zum Guten oder Bösen führen müsse; denn was das Physische betrifft, so ist es erwiesen, daß der Gesundheitszustand Londons bey seinem Zuwachs bedeutend gewonnen hat. Auf jeden Fall ist es tröstlich zu sehen, daß sich unter den vielen neuen Privatwohnungen, neben den Wirthshäusern, auch viele Gotteshäuser, Schulen, Hospitäler und andere wohlthätige Anstalten erheben, und zu wissen, daß, trotz der Menge der Einwohner, worunter sehr viele Arme, besonders halbwilde Irländer, trotz einer schlechten Polizey, welche durchaus nicht auf Verbindung der Verbrechen berechnet ist, und trotz dem, daß die Zeitungen uns mit allen schlimmen Vorfällen bekannt machen, und man also vieles erfährt, was in anderen Städten verschwiegen bleibt, es weniger Uebel hier gibt, als man zu erwarten berechtigt wäre; ja es ist in diesem Reiche sogar dahin gekommen, daß die Verbrechen auf dem Lande verhältnißmäßig häufiger sind als in London, und sogar in den Manufakturstädten; ein Umstand, welcher von der schlechten Anwendung der Armengesetze auf dem Lande, welche alle Taglöhner zu Bettlern herabwürdigt, und der Bestrafung des Wilddiebstahls durch Einsperrung unter Mördern und Dieben herrührt.

Auch für den einst so beliebten Hrn. Irving wird jezt eine neue Kirche gebaut, und ist beynahe vollendet. Ich habe Ihnen schon vor zwey Jahren die Ursachen auseinander gesezt, warum man damals dem Manne so sehr nachlief, und warum man ihn wieder verlassen würde. Seine Zuhörer sind schon längst auf seine unmittelbaren Pfarrkinder herabgesunken; aber Hr. Irving sucht sich noch immer durch seine excentrischen Schriften, und noch mehr durch seine Reden bey den Versammlungen wohlthätiger Vereine dem Publikum im Andenken zu erhalten. Ein Marktschreieraustritt aber, den er vor ungefähr vierzehn Tagen veranstaltete, hat ihm gewiß bey den Vernünftigeren mehr geschadet, als alle seine bisherigen Reden und Schriften haben nützen können. Es war bey der Versammlung der sogenannten Hibernischen Gesellschaft, deren erklärter Zweck es ist, die katholischen Irländer zu Protestanten zu machen. Am Schlusse seiner Rede sagte Irving: „Leider hat sich die Liebe zum Gelde in alle unsere Anstalten geschlichen, und das Beste kann nicht ausgeführt werden ohne Geld. Ich habe zwey Quellen des Einkommens: die erste ist meine Kirche, und dieses verzehre ich; die zweyte ist die Herausgabe meiner Werke, und diese verwende ich auf Wohlthaten. Ich habe jezt kein Geld, und sage mit den Aposteln: Gold und Silber habe ich nicht, aber ich gebe, was ich habe. Hier ist eine Uhr (er zog eine schöne goldene Uhr aus der Tasche und legte sie auf den Tisch), die mir mein Bruder vermachte, diese bitte ich der Gesellschaft geben zu dürfen, damit man sie so lange behalte, bis ich von meinem so eben erschienenen Werke so viele Exemplare verkauft habe, daß ich sie wieder einlösen kann!!"

Auflösung der Charade in Nr. 138.

Freyschütz.

Sonnett.

Mein Erstes ist des Menschen höchste Gabe,
Ein sanfter Strom, — sie liebet oder flehet,
Ein wilder Sturm, sie hasset oder schmähet,
Mehr gilt sie dir als alle deine Habe.

Durch's Zweyte strömt ambrosiaduftge Labe,
Doch Wunden auch und Tod wird draus gesäet,
Unbeugsam hier, und dort vom Wind gewehet,
Zur Stütze wählts der Mann, zum Spiel der Knabe.

Das Ganze trägt die Erste in die Ferne,
Und kündet dumpf sich an, Orakelsprüchen
Ward öfter schon sein Geisterlaut verglichen.

Doch dient es nur den frohen Scherzen gerne,
Die sanfte Jungfrau wandelt es zum Bären,
Den Jüngling will zum Gotte es verklären.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Nro. 145.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Montag, 19. Juni 1826.

Das Leben iſt der Güter höchſtes nicht,
Der Uebel größtes aber iſt die Schuld.

Schiller.

Die Hinrichtungen während der Revolution in Paris.

(Beſchluß.)

Wäre der Held des Blutſyſtems auf ſeinem Karren geſeſſen in der Stellung eines Beſiegten, ſo hätte ſein Hinzug einem friedlichen Einzuge in die Hölle geglichen. Aber der große Meuchelmörder war niederträchtig genug, ſeinen Schmerz zu kühlen, den ihm der zerſchmetterte Unterheil des Geſichts verurſachte. Er hatte in dieſer verächtlichen Form eines verwundeten Thieres ſchon etwa zwölf Stunden ausgeharrt. Als ſein ſchon halbtodter Leichnam, ſchmutzig ſtrotzend von halbnaſſem Blute, an mir vorüber kam, da erkannte ich ihn ſehr genau. Aber Er allein war nun ohne Werth für die Geſchichte; das, was ihm folgte, war die Hauptſache; es war der Leichenzug, bey welchem die Erben jauchzten, lärmten, fluchten und verfluchten.

Ich erkannte ihn freylich. Ich mußte erkennen die hämiſche Stirne, aus deren Mitte ich einſt ſeine Blicke wie giftige Nadeln hatte ſchießen ſehen; ich erkannte die längliche, hagere Geſtalt, die ich einſt, gekleidet im feinen Rocke und geſchmückt mit eleganten Haaren, eine Rede vortragen gehört und geſehen hatte, zwar ziemlich zierlich phraſirt, mit ausſtudirten Geſtikulationen, aber erbärmlichen, boshaften Inhalts: er ſprach über die Kategorien, in welche man die Feinde ſeiner damaligen Republik eintheilen könne. Der Eindruck ſeiner ganzen Beredtſamkeit ging immer ab von dem Schrecken, den jedesmal ſchon ſeine Erſcheinung auf der Rednerbühne erregte, und Schrecken war auch die Tendenz aller ſeiner Reden.

Einige Minuten lang, nachdem dieſes wandernde Scheuſal vorüber war, hörte man noch immer aus der Nähe und nach und nach ſich entfernend die Mitglieder der Munizipalität, die man mit ihm zum Tode führte, in wüthender Verzweiflung rufen: „Weg mit den Royaliſten!“ Eine halbe Stunde nachher hörte man noch entfernter den allgemeinen Ausruf des Jubels; es war der Augenblick der Erlöſung. Ohne gegenwärtig zu ſeyn, wußte man es, daß in dieſem Augenblick das zerſchmetterte, unedle Haupt Robespierre's emporgehoben wurde. Das Laufeuer des Jubelgeſchreyes verbreitete ſich von dem Platze, der dießmal zum erſten Mal der Platz der Gerechtigkeit hieß, bis in die entfernteſten Haufen des Volkes, bis in die Vorſtädte, in die Gruppen auf den öffentlichen Plätzen, bis in die Umgebungen der Hauptſtadt.

Nach und nach verſchwanden von der neuen Erde die Ungeheuer, welche in den Revolutionstribunalen der Departemente die geheimen Befehle der revolutionären Macht in die Form der Juſtiz eingekleidet hatten. Endlich verſchwand auch das Revolutionstribunal von Paris.

VIII.

Wir haben hier noch die lezten Striche des Hintergrundes unſerer mit ſo furchtbaren Zügen gezeichneten Lithographie nachzutragen. Die Girondiſten ſangen vom Gefängniß bis an den Fuß des Schaffots den Marſeillermarſch

und den bekannten militärischen Gesang des Abmarsches. Viele einzelne Verurtheilte haben ganze Reden gehalten vom Hinaufsteigen auf den Karren an, bis ihr Haupt unter dem Beile lag. Die Ueberspannung gab Manchem die Kraft, hinaufzusteigen auf das Gerüste, wie man auftritt in einer Versammlung. Manchen war es ihr Ehrenplatz. Der Nationalehrgeiz, eine tiefe Verachtung des Todes, und eine noch tiefere Verachtung der Stifter dieses schändlichen Systems drückten meistens auf dem Gesichte eine Art von edelm Stolz aus, der vielleicht allein verhinderte, daß in dem Pöbel nicht auch die lezte Ehrfurcht für künftige Gesetze ausgelöscht wurde.

Der damalige Scharfrichter von Paris scheint ein Mann von nicht unedelm Charakter gewesen zu seyn; man behielt ihn auch nach den revolutionären Hinrichtungen bey; er hieß Samson und soll noch leben. Nie verließ ihn die ernste, gleiche Stimmung, die sich jedesmal auf seinem gar nicht häßlichen Kopf ausdrückte, so oft ihn seine Pflicht rief. Er hatte nur zwey Geschäfte: die Hand an die Feder des Messers zu legen, und die berühmten Köpfe empor zu halten, die ihm vorgeschrieben waren; er ließ sie sich von einem seiner Knechte geben. Er that seine Pflicht immer ohne theatralische Geberden, still und feperlich. Auch auf seine Knechte hatte er ein scharfes Auge; nie hat man von Mißhandlungen der Opfer oder von Grobheit gehört.

Die damaligen Guillotinen, die noch jezt dauern, wurden auf einmal für ganz Frankreich in Entreprise gegeben; der Unternehmer war ein geschickter Mechaniker, der dafür Gewährleistung gab, daß das Messer unmöglich anders als durch Nachlässigkeit fehlen könnte, und auch diese war beynahe unmöglich. Ein sonderbarer Umstand ist, daß der Mann um sein Geld kam; er hatte den Preis in Assignaten bestimmen müssen, die damals in gutem Werth gehalten wurden; als er die Guillotinen lieferte, wurde er nicht sogleich bezahlt, man schuldete ihm lange, und als man die Zahlungen leistete, waren die Assignaten beynahe nichts mehr werth.

Das Andenken an die Hingerichteten hat in keiner einzigen Familie eine andere Spur als jene des Mitleidens und der Rache hinterlassen; nur der Pöbel sah sie an als Justizakte, aber sonst waren sie allgemein in den Augen der Sterbenden und der Lebendigen wahre Justizmorde. Man verehrte diese Abscheidungen aus dem Leben; man hielt sie für nur noch feperlicher als die Tode auf dem Schlachtfelde.

Die Inquisition hat in den Gemüthern der Spanier Eindrücke hinterlassen, die im Nationalcharakter zurückblieben und seit drey Jahrhunderten noch nicht erloschen sind; diese Eindrücke machen es noch jezt möglich, daß die Inquisition vielleicht wieder in Spanien eingeführt wird. Die Franzosen waren glücklicher. Die Hinrichtungen haben nicht lange gedauert. Der Eindruck war noch im Momente des Falls des Tyrannen ganz neu; der Abscheu konnte sich bald und stark äußern. Plözlich erstarb die Wuth des Pöbels, der schamvoll sich zurückzog. Und so ist der Kern der Nation, dem ein geringer Haufen von Ungeheuern das Joch auferlegt hatte, im Stande, sich mit reinem Bewußtseyn an die Erlösung zu erinnern.

K.

Auszug aus dem Tagebuch eines Würtembergers ꝛc.

(Fortsetzung.)

Neu-York, am 16. Juli.

Ich verließ Philadelphia am 13ten dieses Morgens um sechs Uhr und fuhr auf dem Dampfboote Franklin den Delaware hinauf nach Trenton; hier erwarten Kutschen die Passagiere, mit welchen man sechs und zwanzig englische Meilen in etwa drittehalb Stunden nach Neu-Brunswick fährt; dort bestieg ich ein Dampfboot, langte Abends um sechs Uhr in Neu-York an, und hatte an diesem Tage sechs und neunzig englische Meilen zurückgelegt. Unter den schönen Landsitzen, die mir auf dem Delaware zu betrachten Gelegenheit hatten, wurde uns auch derjenige von Joseph Bonaparte gezeigt, der eine angenehme Lage hat.

Nun etwas Weniges von Neu-York. An der Spitze der Halbinsel, auf welcher diese Stadt erbaut ist, befindet sich eine schöne, zwey Stockwerke hohe, zirkelrunde Batterie, welche jezt, zur Zeit des Friedens, in einen Vergnügungsplaz umgewandelt wurde. Die Aussicht, welche man von hier aus genießt, ist bezaubernd, man trifft deßwegen auch daselbst an jedem Abende eine treffliche Gesellschaft, gute Musik und alle Arten von Erfrischungen.

Ich kenne keine Stadt, die sich mit Neu-York, in Hinsicht auf ihre vortheilhafte kommerzielle Lage, vergleichen ließ, und es gibt uns die Geschichte kein Beyspiel von Zunahme an Bevölkerung, das diesem Handelsplaz an die Seite gesezt werden möchte. Zum Beweis:

Im Jahr	1771	belief sich die Population auf		21,863	Seelen.
—	1800	—	—	60,489	—
—	1820	—	—	123,706	—

Es werden wirklich 2000 neue Gebäude aufgeführt, so daß man erwarten kann, es werde der nächste Census in 1830 eine Vermehrung von vierzig vom Hundert, oder mehr, in der Anzahl der Einwohner zeigen; auch bedarf es keiner überspannten Ideen, um in diesem Orte die einstige Metropolis der handelnden Welt zu sehen. Es ist schwer, sich einen Begriff von dem Leben und Treiben in dieser Stadt zu machen, so wie von der Leichtigkeit, mit welcher alle Arten von Geschäften ausgeführt werden können. Meine Einkäufe waren daher bald beendigt, und ich schickte mich an, in Gesellschaft eines Kaufmanns aus Natchez am 27sten Juli die Reise durch das Innere des Landes an den Mississipi anzutreten. Auf dem Hudson oder

Northriver fuhren wir auf einem Dampfboot flußaufwärts in ein-und-zwanzig Stunden nach Albany, 162 engliſche Meilen; wir nahmen hier eine Kutſche und fuhren nach den berühmten Mineralquellen in Saratoga und Ballſton; ungefähr tauſend Perſonen aus der eleganten Welt befanden ſich in dieſen beyden, nur zehn engliſche Meilen von einander entfernten Plätzen, theils um das Waſſer zu trinken, theils um in guter Geſellſchaft einige Sommermonate hinzubringen. Wir hielten uns nur wenige Stunden daſelbſt auf und kamen noch an demſelben Abend nach Schenectada, einem freundlichen, aufblühenden Städtchen, das durch den großen Eriekanal durchſchnitten iſt.

Dieſer Kanal wurde durch den Unternehmungsgeiſt, die Mittel und die Ausdauer des Staates von Neu-York in dem kurzen Zeitraum von ſieben Jahren vollendet; am 4ten Juli 1817 wurde das Werk begonnen, und es zweifelten Viele an der Möglichkeit der Ausführung, aber unter der Leitung von de Witt Clinton, der ſich durch ſeinen Geiſt und ſeinen Eifer für das Beſte ſeines Vaterlandes unſterblich in der Zeitgeſchichte, ſo wie in den Herzen ſeiner Mitbürger machte, ſchritt das mächtige Unternehmen vorwärts; Felſen wurden durchhauen, Klüfte ausgefüllt, Flüſſe mit Bögen überbaut, über die der erſtaunte Reiſende im ſichern Boote in ſchwindelnder Höhe hinfährt, während unter dem Kanal der Mohawkfluß ſich ſchäumend durch Felſenſtücke treibt; aber mehr als dieß Alles, vermittelſt künſtlicher Schleußen, deren man ſieben-und-ſiebenzig zählt, ſegelt man Hügel hinauf und Hügel hinunter, während die ſchönſte, fruchtbarſte, Gegend das Auge erquickt. Der Anfang des Kanals iſt bey Albany und das Ende bey Buffalo am See Erie, eine Länge von 360 engliſchen Meilen. Der See Erie liegt 662 Fuß höher als der Hudſonfluß; die Breite des Waſſers im Kanal mag etwa vierzig Fuß rheiniſch betragen, die Tiefe aber vier Fuß. Es können Boote von hundert Tonnen dieſen Kanal paſſiren. Der Reichthum, der dem Staate und beſonders der Stadt Neu-York durch dieſe Waſſerſtraße zugeführt wird, läßt ſich nicht berechnen; Städte erheben ſich, wo noch vor wenigen Jahren nur Wölfe und Bären hauſten, und bey weitem der größere Theil des an den Kanal gränzenden Landes iſt bebaut; goldgelbe Waizenfelder begrüßten uns von allen Seiten, und die frohen Geſichter der Einwohner und die roſigen Wangen der Kinder ſprachen mehr zum Vortheil des Landes, als es das künſtlichſte Gebilde von einem Rednerſtuhle zu ſchildern vermag.

Ein ſchöner Tag begann am 30ſten Juli, als, nachdem wir in Schenectada übernachtet hatten, die Trompeten von dem Boote ſchmetterten, auf welchem wir unſere Reiſe auf dem Kanal nach Utica, fünf-und-ſiebenzig engliſche Meilen, fortſetzen wollten; wir ergriffen unſer Gepäcke und eilten dahin. Drey Pferde ziehen das Boot, das in einer Stunde vier bis fünf engliſche Meilen zurücklegt; da nun dieſelben nach drey oder vier Stunden abgewechſelt werden, ſo geht es Tag und Nacht eiligſt fort. Wir erreichten Utica in ein-und-zwanzig Stunden, wo wir den Kanal verließen und auf der Diligence unſern Weg über Canandaqua und Geneva nach Buffalo fortſetzten; wir fuhren an mehreren Landſeen hin, den See Cayuga paſſirten wir an ſeinem nördlichen Ende auf einer eine halbe Stunde langen Brücke. Der größere Theil dieſer Gegenden iſt bebaut, und Menſchen, Vieh und Häuſer verkünden die Wohlhabenheit des Landes, das durch Freyheit, durch den Genuß des Friedens und durch den Unternehmungsgeiſt ſeiner Einwohner zum Paradieſe gemacht wird. Wir erreichten Buffalo, ein ſchön ausgelegter Ort, an der Gränze zwiſchen den vereinigten Staaten und Canada; er hat eine vortheilhafte Lage an einer Landſpitze, wo ſich der See Erie in den Fluß Niagara einen Ausfluß gebahnt hat. Durch die Eröffnung des Kanals wird ſich Buffalo bald zu einer bedeutenden Stadt erheben.

(Die Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Berlin, 12. Mai.

Königliches Opernhaus. Julie und Romeo. von Shakſpear, überſetzt von A. W. Schlegel.

Das Erſte, was ſich dem Anblick faſt jeden Shakſpearſchen Trauerſpiels und auch Luſtſpiels aufdrängt, iſt, daß uns immer ein Ganzes von menſchlichen Zuſtänden und Handlungen dargeſtellt werde; Staats-, bürgerliche und Familienverhältniſſe vermiſſen wir faſt in keinem dieſer Meiſterſtücke, die ſich einerſeits nur dadurch von einander unterſcheiden, daß in dieſem die Familienleidenſchaften ſich auf dem Boden der Staatsverhältniſſe entwickeln und ſich daran anlehnen, in jenem umgekehrt die Staatsintereſſen aus dem Hintergrunde der Familie hervortreten, während anderſeits auch die Art und Weiſe der Stellung des einzelnen Handelnden zu dieſen allgemeinen Verhältniſſen, die den Inhalt der Shakſpearſchen Welt ausmachen, einen weiteren Unterſchied hereinbringt. Hamlet z. B., obgleich Familie und Staat gleichfalls der Inhalt des Stückes ſind, unterſcheidet ſich weſentlich von allen früheren Helden durch ſeine thatloſen Reflexionen, deren Schuld nicht zum Handeln zu kommen, ihm untergeben läßt. Ebenſo ſind die Hexen, das anreizende Böſe des Königmords, in Macbeth zunächſt noch als Mächte außerhalb der Menſchenbruſt; in Richard dem Dritten dagegen iſt der Teufel Fleiſch und Blut geworden. Man könnte daher behaupten wollen, nach den innern Gründen ſolcher durchgehenden Unterſchiede, und nicht nur chronologiſch äußerlichen, ſey eine wahrhafte Eintheilung der Shakſpearſchen Stücke zu unternehmen. Dann wird aber wohl dieſem tragiſchen und komiſchen Weltreigen dasjenige Trauerſpiel anführen müſſen, das ſich theilweiſe noch nach dem vorhergehenden poetiſchen Geiſte und ſeinen romantiſchen Geſtalten hinwendet, und als dieſen Reigenführer möchten wir Romeo und Julie angeſehen wiſſen. Denn hier iſt es die Ehre und die Liebe, die plötzlich, während ſie früher nur für ſich ſelber auftreten, in den Familiengeiſt einbrechen, und das Trauerſpiel dieſes Bruches aufführen. Daß nämlich der ſpaniſche Dichter noch nicht weder die Verhältniſſe der Familie noch die Verhältniſſe des Staates darſtelle, ſondern an ihnen nur Ehre und Liebe in ihren mannichfachen immer wechſelnden Verwicklungen ſich geltend machen laſſe, haben wir ſchon öfter zu ſagen Gelegenheit gehabt. Die Liebe aber, indem ſie in die Familie einbricht, und ſelbſt zur Familie werden will, kann die Einheit derſelben nur zerſtören. Drum gerade die romantiſche Liebe iſt keine verſtändige Wahl, kein Ueberlegen, wobey der Rath anderer benutzt, oder ihr Wille befolgt werden könnte, ſondern der Eine

zeine findet sie in *seinem* Herzen, das nur gerade dadurch, daß es aller Andern Rath und Beystand, und Wahl und Uebersegung als nicht das seinige von sich ausschließt, zu *seinem* nur ihm gebührenden Herzen wird, auf dessen Stimme er allein zu hören und ihr zu gehorchen befugt ist. Will nun diese Liebe zur Ehe, zum sittlichen Geiste werden, so ist eben ihre ewige Kollision, daß sie, weil sie nur *ihrem* Herzen folgen will, mit der Gesinnung der Eltern, so wie mit den Umständen in den härtesten Widerspruch gerathen kann. Die Tragik dieses Widerspruchs stellt sich in Julie und Romeo dar. Dieser Widerspruch ist die Voraussetzung des Stückes, das daher die beyden Familien der Montagues und Capulets als in unversöhnter Feindschaft darstellt. Denn ohne diese Voraussetzung würden weder Julie noch Romeo irgend in sittliches Unrecht verfallen. Aber es soll gerade gezeigt werden, der sittliche Geist gehe aus diesem unzerreißbaren Einklang des elterlichen und kindlichen Willens hervor, die Familienliebe sey seine Wiege, was nur dadurch geschehen kann, daß eben die Trennung jenes Willens beym sittlichen Zweck der Ehe das Widersprechende, Nichtige, Unsittliche und zu Grunde Richtende zu seyn sich darstellt. Ohne den Willen der Eltern, ja sogar *gegen* ihn, nur dem Ruf der eigenen Brust zu folgen, und im Zeugniß nur der romantischen Liebe das Haus des sittlichen Geistes zu betreten, zu sittlichem Zweck die Sittlichkeit zu verletzen, dieß ist ein Widerspruch, der sich hier nur mit dem Tode löst. Es ist viel gegen den Tod Romeos und Juliens gesprochen; Jeder wünscht die Familien versöhnt, die Hindernisse hinweggeräumt, die Liebenden, die treuen Ehegatten aller Noth, allem Drangsal entrissen, und für den Muth ihrer Standhaftigkeit belohnt zu sehen. Schröder hat das Stück auch diesen Wünschen gemäß umgearbeitet. Und allerdings erscheint uns vom modernsten Standpunkte aus eine solche Kollision nicht unendlich genug, um nothwendig den Tod nach sich zu ziehen, und ihren Widerspruch im Grabe zu lösen. Aber indem die verschiedenen Seiten des Familiengeistes hier zum ersten Mal wieder hervortreten, und noch keine höhere weltliche Sphäre dargestellt ist, ja die Streitigkeiten der Familie deßhalb so mächtig sind, daß sie diese höheren Kreise: bürgerliche Gesellschaft und Staat verletzen, und unter sich subsumiren, wird das Unrecht solches Zwiespalts zu einem unendlichen, und der Tod kann als nothwendige Folge betrachtet werden. Denn weil überhaupt im Christenthum der Stachel des Todes überwunden ist, und der Himmel der Ort des Trostes, das Grab die beseligende Ruhestätte auch des bittersten Kampfes wird, statt wie in der klassischen Welt ein farbloses unlebendiges Schattenreich zu seyn, so ist dem Tode selber nicht mehr die höchste Wichtigkeit zuzuschreiben, die er in der griechischen Tragödie hat, und das moderne Drama kann seine Gestalten auch um geringere Schulden in's Grab sinken lassen. In der Shakspearschen Welt aber suchen sie diesen Ort des Friedens um so nothwendiger, weil Shakspear überall *Charaktere* aufstellt, die konsequent ihren *einen* Zweck verfolgen, reflexionslos (außer Hamlet, dessen Pathos die Reflexion selber ist) ihn vollführen, und somit nicht zur Einsicht ihrer Beschränkung, ihrer charaktervollen Einseitigkeit zu gelangen im Stande sind, aber sie deßhalb auch nicht in sich aufheben können, und an dieser beugungslosen Starrheit, an dieser Konsequenz und Treue, an dieser Festigkeit und Tiefe der Leidenschaft untergehen. Die Welt ist ihnen nur da als Theater, worauf sie die Vollführung ihres Zweckes spielen wollen. Mit der Kollision, mit dem Widerspruche, in welchen dieser Zweck mit andern geräth, werden sie haltungslos und ohne Rettung aufgelöst. Sie können sich weder in ein hohles leeres Ich, in eine kalte Resignation, noch in andere Sphären, welche außerhalb jenes Zweckes liegen, zurückziehen. Solche Charaktere sind Julie und Romeo, den beyderseitigen Eltern und dem Grafen Paris gegenüber. Die Kinder fliehen gegen den Willen der Eltern, die Eltern wollen Julien gegen ihren Willen zur Ehe mit dem Grafen zwingen, der, ohne bey Julien zu werben, sich schon mit dem Worte des Vaters begnügt, dessen Rath, auch bey der Tochter sein Heil zu versuchen, er nicht befolgt, indem er meynt, der strenge Gehorsam sey die einzige Pflicht der Tochter, welche nur Pflichten und keine Rechte habe. — Da nun ferner in die einander entgegentretenden Charaktere, die hier die unterschiedenen, und, wenn sie einzeln für sich festgehalten werden, sich widersprechenden Seiten des Familiengeistes, zum Inhalt ihres Lebens ergreifen, die Einsicht ihrer Einseitigkeit, durch welche sie in's Grab gestürzt werden, nicht zu fallen vermag, und hier überhaupt der Handelnde noch die Reflexion über sich und sein Thun nicht gewonnen hat, so steht diese Einsicht, diese Reflexion außerhalb der Energie jener Helden, als *leere* Reflexion da, welche jene kämpfenden Seiten zu verbinden sich bemüht, aber eben dadurch nur ihren Zwiespalt hervorzurufen vermag. Dieser reflectirende Greis ist der Pater Lorenzo, der überall Vermittelnde, auf allen Seiten Rathende, Helfende, dessen Schicksal das der Reflexion überhaupt ist, nämlich entweder nicht zum Handeln zu kommen, oder das schlechthin Ungeschickte zu begehen. Denn die Reflexion will hier nur die schlechthin disparaten Seiten zu einander zwingen, deren Natur sie aber auseinandertreibt; das müssige Hin- und Herreden dieser Reflexion befördert nur, ohne es zu wissen, den durch sich selbst nothwendigen Gang, der hier nur den Schein der Zufälligkeit erhält, weil das Bewußtseyn über die Nothwendigkeit noch selber nicht als Blitz des Gedankens durch die Seele des Dichters gefahren ist, und so auch nur der innere, ungesehene und nur leise fühlbare Pulsschlag seiner lebendigen Gestalten wird. — Dem Ernst der sentenziösen Reflexion des Vaters steht die komische schwätzende Amme gegenüber, welche die Komik aller tragischen Kollisionen des Stücks ist. Diese Komik tritt im Shakspear überall hervor, weil eben seine Charaktere ihrer strengen Konsequenz wegen sich einsichtslos nur zu zerstören vermögen, und dadurch als zugleich nichtig beweisen. Ebenso unmittelbar wie diese Charaktere handeln, tritt auch das thatlose Geschwätz ihrer Nichtigkeit in diesen komischen Figuren auf, die, stete Renegaten von einem Pathos zum andern, eben durch diesen wetterwendischen Wechsel jenen tragischen Charakteren gegenüber, durch ihre komische Charakterlosigkeit der lebendige Ausspruch jeder ebensosehr berechtigten als nichtigen einzelnen Seite sind. Die Amme hat für Julien nur den Zweck der Ehe überhaupt; als Paris von den Eltern erwählt ist, erscheint ihr kein Mann so würdig wie dieser; als Julie sich selbst den Gatten erwählt, und der Stimme ihrer Liebe gehorcht, findet sie in der Amme eine getreue willfährige Helferin; als die Eltern das liebende Kind zur Ehe mit Paris zwingen wollen, erscheint Romeo der Amme wieder als unwerth, und sie schickt sich ebenso bereitwillig in den Willen der Eltern, als sie im Augenblick vorher noch hartnäckig ihrer Härte widerstanden hatte. — Eine andere, ebenso komische als tragische Gestalt werden wir später in Mercutio zu bewundern Gelegenheit finden. Die dritten komischen Figuren sind die Bedienten. Denn sie haben die einseitigen Zwecke ihrer Herren, ohne jedoch, wie diese, ganz in diesen Zweck versteckt, sondern im Gegentheil ebensosehr darüber wieder hinaus zu seyn, und so bleiben sie also bey der tödtenden Einseitigkeit dieser Zwecke ebenso in sich sicher, ruhig, kollisionslos, thatlos und schuldlos. Und eben dieß, daß sie nur so thun, als wären es ihre Zwecke, macht an ihnen das Komische, und entreißt sie jeder Gefahr.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beylage: Kunstblatt Nr. 49.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Nro. 146.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, 20. Juni 1826.

Groß ist Natur
In der brausenden Katarakte Sturz
Und in dem zarten Tröpfchen Thau,
Das von der Rose niederfällt.

Auszug aus dem Tagebuch eines Würtembergers, ꝛc.

(Fortsetzung.)

Meine Erwartungen wurden stets gespannter, je näher wir dem interessantesten Gegenstand unserer Reise kamen; nur noch zwanzig englische Meilen waren wir von dem großen Falle des Niagara entfernt. Am 2ten August Morgens eilten wir dem Flusse zu, und setzten in einem Boote auf das jenseitige Ufer hinüber; wir befanden uns da auf englischem Boden, bestiegen sogleich eine Kutsche und fuhren längs dem Ufer des Niagara hinunter; unser Weg führte uns durch das Dorf Chippawa, wo in dem letzten Kriege eine bedeutende Aktion zwischen den Amerikanern und Engländern stattfand, in welcher die letztern aus dem Felde geschlagen wurden. Noch ein Paar Stunden waren wir von dem Ziel unserer Erwartungen entfernt, als wir schon die beständig über dem Wasserfalle schwebende Wolke erblickten; immer schneller wurde der Lauf des Flusses, der sich schon eine Stunde oberhalb des Falles schäumend und brausend durch Felsenstücke hinwühlt; immer hörbarer wurde das Toben, immer gespannter meine Begierde. Der Weg zum Wirthshause, das nur hundert Schritte von dem Falle auf einer Anhöhe steht, leitete uns ein wenig von dem Schauplatze ab, wir langten am Hause an, ich sprang aus dem Wagen und eilte durch das Haus und den Garten dem erhabensten Schauspiele zu, das je ein menschliches Auge erblickt hat.

Starr und von kaltem Schauder ergriffen stand ich da und staunte. O Gott! wie groß bist du, wie groß sind deine Werke! dieß war der einzige Gedanke, der sich meiner Seele bemächtigte. Dann lehnte ich mich an einen Baum am Abhange des Felsenufers, blickte hinab in das wüthende Gebrause, in die schäumenden Strudel, das Toben und Brausen, in den nie endenden Kampf, den das furchtbarste der Elemente mit den hartnäckig widerstehenden Felsenmassen kämpft.

Der Fluß Niagara durchfließt eine ziemlich kurze Strecke Landes von etwa sieben-und-dreyßig englischen Meilen, er verbindet den See Erie mit dem See Ontario; drey-und-zwanzig Meilen unterhalb des See's Erie ist die Stelle, wo sich dieser breite Fluß über einen senkrechten Felsen von 164 Fuß Höhe herabstürzt, dem See Ontario zufließt und endlich unter dem Namen des St. Lawrenceflusses seinen Ausfluß in den atlantischen Ocean findet. Oberhalb dem Falle ist der Niagara drey englische Meilen (etwas über anderthalb Stunden) breit, bey dem Falle selbst aber drängt er sich auf drey Viertelmeilen (eine kleine halbe Stunde) zusammen, und gleich unterhalb desselben ist die Breite des Ausflusses auf eine halbe englische Meile beschränkt, und es übersteigt hier seine Tiefe 300 Fuß.

Die Glocke rief mich zum Mittagessen, nach welchem ich mit meinem Reisegefährten sogleich wieder zu dem erhabenen Schauplatz zurückkehrte. Es ist an der Felsenwand eine hölzerne Wendeltreppe von 120 Stufen angebracht, durch welche man zum Fuße des Falles gelangt; wir stiegen hinunter, und da ich gehört hatte, daß man sogar un-

Digitized by Google

ter das herabstürzende Wasser hineingehen könne, so suchte ich meinen Gefährten zu bereden, mir dahin zu folgen, aber bald erhubte uns das Tosen des Wassers nicht mehr, unsere Worte zu verstehen und ein wüthender Sturmwind blies uns einen starken Regen aus der Kluft entgegen. Bald kehrte mein Begleiter zurück, ich konnte es nicht wagen, ganz allein weiter vorzudringen, und verschob diesen gefahrvollen Gang auf den folgenden Tag. Wir stiegen also die Treppe wieder hinauf, legten uns auf ein bequemes Plätzchen auf dem über den schauerlichen Abgrund hervorragenden Felsen, wo wir die gänzlich durchnäßten Kleider trockneten. Ein wunderschöner Regenbogen bildete sich jezt in der von dem Schaume aufsteigenden Wolke, und als die Sonne sich immer mehr und mehr dem Horizont näherte, veränderten sich die Schattirungen der bewundernswerthen Ansicht und verschönerten den Anblick in's Unbeschreibliche.

Am folgenden Morgen machten wir uns sogleich auf, um über den Fluß zu setzen und von der andern Seite eine von der gestrigen sehr verschiedene Ansicht des Falles zu genießen; wir stiegen wieder eine lange Treppe hinunter und fuhren in einem kleinen, aber sichern Nachen durch Wirbel und Wellen über den Fluß. Unmittelbar oberhalb dem Falle liegen mehrere Inseln, zu welchen man vermittelst zweyer kühn angelegter Brücken gelangt. Felsenstücke und Bäume tragen hier die Inschriften von Tausenden, welche diesen Platz besucht hatten; auf der größern Insel (Goat Island genannt) suchte ich mir nahe an einem Sitze an der westlichen Seite der Insel eine Buche aus, wohin meine, nach mir hierherkommenden Freunde eingeladen sind, ihre Namen an den meinigen anzureihen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Neue Erfindungen, die alt sind.

„Siehe es geschieht nichts Neues unter der Sonne!" sagt der weise König; das neunzehnte Jahrhundert ist so stolz auf seine Dampfschiffe, und doch wurden sie schon im Anfange des sechszehnten Jahrhunderts von dem Spanier Garay erfunden. Die Erfindung, das Seewasser trinkbar zu machen, ist älter als die Kreuzzüge. Als Galvani seine berühmten Versuche an Fröschen machte, wußte er nicht, daß sie schon hundert Jahre früher gemacht worden waren, und doch findet sich der Beweis hiervon in einem Buche, was weder unbekannt noch selten ist. In der histoire de l'academie royale des sciences de Paris vom Jahr 1701 p. 40. findet man das galvanische Experiment ausführlich angegeben. Herr Duverney hat an einem frischgetödteten Frosche gefunden, daß, wenn man in dem Bauch des Thiers die Nerven aufnimmt, welche zu den Schenkeln laufen, und sie mit dem Skalpel etwas reizt, diese Theile sich bewegen und eine Art von Zuckungen erleiden. Hieraus hat er diese Nerven im Bauche durchgeschnitten, und indem er sie mit den Fingern fassend anzog, brachte eine ähnliche Berührung mit dem Skalpel dieselbe Wirkung hervor. Wenn der Frosch länger todt war, so geschah dieß nicht. Wahrscheinlich blieben noch im Nerv Flüssigkeiten zurück, deren Bewegung (ondulation) das Zucken der Theile, zu welchen sie führten, hervorbrachte, und die Nerven wären demnach nichts als Röhren, deren ganze Wirksamkeit von dem in ihnen enthaltenen Fluidum abhinge, u. s. w. Der Mesmerismus, Magnetismus, Hellsehen u. s. w. war lange vor Mesmer in Portugal bekannt. Der Beweis findet sich in einem seltenen Werke: Description de la ville de Lisbonne, où l'on traite de la cour de Portugal, de la langue portugaise et des moeurs des habitans, du gouvernement etc. à Paris chez Pierre Prault, Quay de Gévres, au Paradis 1730. 1 vol. 12mo. Der unbekannte Verfasser dieser Beschreibung spricht unter andern von den wunderbaren Gaben einer jungen, hübschen portugiesischen Dame, in Lissabon wohnhaft und an einen französischen Kaufmann verheirathet. „Diese junge Dame hat sehr schöne, wohlgespaltene (bien fendus) Augen; was sie aber von allen andern unterscheidet, ist, daß sie in dem menschlichen Körper die Absetze und Verhärtungen sieht, welche sich darin bilden. Ihr Gesicht ist sogar oft unangenehm aufgeregt worden, indem sie in den Leib von Personen sah, welche an einer unsaubern Krankheit litten. Sie sieht die Bildung des Cholus, seine Vertheilung, den Umlauf des Blutes, und irrt sich niemals bey Weibern in dem sechsten oder siebenten Monat der Schwangerschaft über das Geschlecht des Kindes. Ihr Gesicht dringt durch die Erde, wo sich Quellen finden, welche sie in einer Tiefe von dreyßig bis vierzig Klafter entdeckt. Sie gibt den Lauf des Wassers genau an, und wie tief man graben müsse, um bis zur Quelle zu gelangen, so wie die Farben und Eigenschaften der verschiedenen Erdschichten *). Sie besitzt diese wunderbare Fähigkeit jedoch nur, so lange sie nüchtern ist, doch ist es ihr zuweilen begegnet, nach der Siesta das Gesicht noch durchdringender zu haben als am Morgen, und in den Leib durch die Kleider zu sehen, was sie sonst nur durch die Haut zu entdecken im Stande ist. Diese glücklichen Augenblicke sind jedoch sehr selten und von kurzer Dauer. Der König, die Minister und alle Gelehrten von Lissabon sind überzeugt, daß sie diese Eigenschaften wirklich besizt. Und dieß ist so wahr, daß Se. Majestät

*) Der Uebersezer hat eine dunkle Erinnerung, in Lissabon eine ähnliche Geschichte gehört zu haben, sogar mit dem Zusatz, daß einige der Quellen, welche die dortigen Brunnen (chafarizes und bicas) mit Wasser versehen, auf diese Art entdeckt worden seyen.

by Google

ihr vor ihrer Hochzeit den Titel Donna, der in Portugal nicht gewöhnlich iſt, und den Chriſtorden verlieh, um damit die Perſon zu bekleiden, die ihr gut dünken würde."

Das Beſchlagen der Schiffe mit Kupfer, obgleich es erſt in unſern Zeiten allgemein geworden iſt, wurde ſchon im Anfang des ſechszehnten Jahrhunderts von den Spaniern angewandt. Im ſiebzehnten Jahrhundert machten die Holländer Verſuche, die Schiffe mit Eiſenblech oder mit Bleyplatten zu beſchlagen, oder den Schiffskiel mit dicht nebeneinander eingeſchlagenen breitköpfigen Nägeln zu bedecken. Noch andere ſchlugen vor, den Kiel mit Tannen zu beſchlagen und den Zwiſchenraum mit Kuhhaaren, Aſche, Kalk, Moos und Kohlen auszuſtopfen. Allein alle dieſe Mittel reichten nicht hin, um die Würmer von dem Kiel des Schiffes abzuhalten, und erſchwerten überdieß noch den Lauf deſſelben. Die Portugieſen bedienten ſich zur ſelben Zeit eines andern Mittels, was zwar den Lauf des Schiffes nicht erſchwerte, aber auch die Würmer nicht vollkommen abhielt. Sie brannten den Kiel ihrer Schiffe ſo lange, bis ſich eine zwey Zoll dicke Kruſte von Kohlen gebildet hatte. Doch war dieß Verfahren nicht ohne Gefahr, da es zuweilen geſchah, daß das ganze Schiff verbrannte. Und man glaubte, daß, wenn die Würmer den portugieſiſchen Schiffen weniger ſchadeten als den der übrigen Nationen, dieß nicht ſowohl von jenem Kohlenüberzug herrühre, als davon, daß ſie überhaupt beſſeres Holz zu ihren Schiffen nehmen. Die Thatſache, daß die Würmer das Holz eines gewiſſen wilden indiſchen Birnbaums nicht angriffen, weil es ſehr bitter iſt, brachte Einige auf den Gedanken, daß man zur Bedeckung des Schiffskiels Holzarten ſuchen müſſe, welche jene Eigenſchaft beſäßen. Andere meynten, man könnte vielleicht unſern Holzarten durch irgend eine Lauge jene Bitterkeit geben und ſo Würmer davon abhalten. Dieſe Nachrichten finden ſich in einem Brief aus Amſterdam vom 15ten Februar 1666 in dem Journal des savans T. I. N. VII. Herr von Zach bemerkt hiebey, daß die in England neuerdings gemachte Erfindung, das Holz durch Kompreſſion zu verdichten, mit beſonders großem Nutzen beym Schiffbau angewandt werden könne, indem dadurch auch den Würmern das Eindringen erſchwert werden würde.

In demſelben Artikel der Correspondence wird auf die merkwürdige Stelle im Seneka aufmerkſam gemacht, wonach man glauben könnte, daß ſchon den Alten das Daſeyn Amerika's bekannt geweſen ſey. Im erſten Buch ſeiner „natürlichen Fragen" ſagt Seneka: „Wie groß iſt die Entfernung von der äußerſten Küſte Spaniens bis nach Indien? man wird ſie in wenigen Tagen zurücklegen, wenn das Schiff günſtigen Wind hat." (Quantum est quod ab ultimis littoribus Hispaniae usque ad Indos jacet? Paucissimorum dierum spatium, si navem suus ventus implevit.)

Zu den Erfindungen, welche die Alten gemacht hatten und die ſich verloren haben, gehört diejenige, deren der griechiſche Geſchichtſchreiber, Georg Pachymerus vom dreyzehnten Jahrhundert, erwähnt, nämlich vermöge des Queckſilbers Seehäven auszugraben, wenn ſie nicht die gehörige Tiefe haben. Von der Art der Anwendung ſagt er durchaus nichts Näheres, indem er davon als von einer bekannten Sache ſpricht. Leider führt Herr von Zach nur den Titel des Werkes, aber nicht die Stelle an: Γεωργίου του Παχυμερου Μιχαὴλ Παλαιόλογος. Historia rerum a Michaele Palaeologo gestarum cum interpretatione latina et observationibus Petri Rossini e S. J. Romae 1666—1669. 2 Vol. in fol. typis Barberinis.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Berlin, 12. Mai.

(Fortſetzung.)

Wie nun die Feindſchaft der Familien das vorausgeſetzte Verhältniß, und der Boden alles Kampfes und Untergangs iſt, beginnt mit der Darſtellung derſelben das Stück, und zwar mit der komiſchen des Bedientenſtreits, der ſich in den Gaſſen Verona's entzündet. Faſt alle Shakſpearſche Stücke, welche ſich die Familie zum eigentlichen Inhalt nehmen, der den Staat noch nicht läßt zur Darſtellung kommen, haben nicht umſonſt Italien zur Lokalität, weil gerade Italien nie bis zum eigentlichen Staat gekommen iſt, und gegen die verſtändige Anſtändigkeit der ſpaniſchen Ehre alle ſinnliche Junigkeit hereinbringt, welcher die Shakſpearſche Liebe bey ihren ſittlichen Zwecken nicht entbehren kann. Nur im Lear, wo der König und Familienvater ein und dieſelbe Perſon wird, iſt England das Vaterland. Doch in Romeo und Julie bleiben wir in den Straßen Verona's; die Diener befehden ſich, der komiſche Streit gebiert den ernſten, die feindlichen Familienhäupter ſtürzen aus ihren Häuſern, die Bürger gerathen in Aufruhr, die ganze Stadt gährt auf — und nur die Erſcheinung des Prinzen ſtiftet Frieden, und ſein Fürſtenwort, das den weiter Kämpfenden Tod droht, zeigt, wie im Beginn die Komik, jetzt mit tieferem Ernſt von vorn herein das Unrecht jener Feindſchaft auf. Nun ſehen wir die einzelnen Seiten, die ſich bekämpfen ſollen, nach einander auftreten. Romeo erſcheint, ein ächter, in ſich ſelbſt verſunkener romantiſcher Liebesheld, der in der weiten Welt keinen andern Zweck hat als den der Liebe als Liebe, ohne den ſittlichen Zweck der Ehe. Aber dieſe frühere Stufe iſt bey Shakſpear das Berechtigungsloſe, ſie wird daher dem Ungeliebten zur Pein und Folter, ſie quält ihn ruhelos bey Tag und Nacht, ſie iſt das Unnatürliche, das ihm die Natur aller Dinge verkehrt, ſo daß ihm die Freunde, die Eltern von dieſer Verkehrtheit zu bekehren aufs eifrigſte bemüht ſind. Aber ſie vermögen nichts als den Ausdruck der Verehrung, die er für ſeine Schöne empfindet. (Denn Verehrung iſt das recht eigentliche Liebesgefühl des ſpaniſchen Ritters) mehr und mehr zu ſteigern. Nach ihrem erſten vergeblichen Verſuch ſehn wir Paris mit dem alten Kapulet

auftreten. Paris ist unbewußt Romeo's ärgster Gegner, er sorgt nicht seiner Liebe, sondern wirbt bey dem Vater, und achtet nicht des Rathes: sich erst der Liebe der Tochter zu versgewissern. Dann sehen wir Julien mit der Mutter und der Amme, die uns sogleich in ihrer Weise das Unterscheidende des Shakspear'schen von jenem verehrenden spanischen Lieben komisch vorführt. Denn jene sinnliche sittliche Innigkeit ist es, die allen früheren Liebeshelden fehlt, und jetzt die liebende Verehrung in den Wunsch unauflöslicher ehelicher Vereinigung verwandelt. Dieß ist die Bedeutung der lustigen Erzählung der Amme. Aber leider sind durch die Bühnenbearbeitung alle diese charakteristischen Züge ausgelöscht, und wir sehen nur die Mutter Julien auf den Grafen, als den ihr bestimmten Bräutigam, aufmerksam machen. Denn Julie muß den Willen ihrer Eltern wissen, damit sie gegen denselben aus ihrem Herzen sich den Gatten erwähle. Und da sie bestimmt ist, der Liebe als Liebe zu folgen, wer kann dieser Gatte anders seyn als Romeo, den wir der Liebe als Liebe haben huldigen sehn. Am Anblick dieser Liebe, die aber bey Julien nur den Wunsch der Ehe hat, erstirbt seine frühere Gluth, nachdem seine Freunde sie in ihrer Komik schon haben als nichtig ausgesprochen, und eine neue Liebe ersteht ein geläuterter Phönix aus diesem Flammengrabe. Doch es ist die Liebe überhaupt, die sich verderbendbringend in den Geist der Familie eindrängt, ihr Feuer wird die Furienfackel der Zwietracht. Romeo's Liebe ist ein Familienunrecht, und so stellt sich ihm die Familienehre, der wüthende Tybalt sogleich feindlich gegenüber, obgleich seine Wuth noch nicht gegen Romeo ausbrechen darf. Denn noch hat Romeo die Familie nicht verletzt. Aber schon naht er sich Julien; unbefangen, kindlich, voll warmer, treuer, inniger Liebe duldet sie den Händedruck, den Kuß, mit welchem Romeo sie sich, sich ihr eignet. Aber sie erfahren, wer sie seyen, und der erste Jubel schon verklingt in eine ahnende Klage. So endet das Fest. Seit Herrn Wolffs Darstellung des Romeo scheint die Pilgerkleidung des liebenden Jünglings typisch geworden zu seyn. Uns scheint dadurch das schöne Bild der Lippen, die sich der Hand nahen, um den Druck im Kusse zu versüßen, aller seiner Poesie beraubt, wenn die Pilgerkutte und der Muschelhut es versinnlichen und verdeutlichen sollen. Steht Romeo schon als Pilger gekleidet vor Julien, so spricht dieß Bild nichts als seine Maske aus. Aber dieses Bild ist gerade der Ausspruch seines wahrhaften Innern und seiner bloßen Faschingslarve, seine Larve muß daher nicht dieß wahrhafte Bild seines Lebens zu einer Wachsmaske herunterseyen. Denn Romeo ist dieser verehrende, anbetende Pilger der Liebe gewesen, der bisher nur vor seiner Göttin kniete, doch jetzt ihre Hand ergreift, sie zu beleidigen fürchtet, aber zugleich den Muth gewinnt durch den Kuß der Lippen sich ihr auf ewig zu verbinden. Der Uebergang seines früheren Empfindens in das jetzige, das ihm eine neue Welt erschließt, war nicht poetischer auszudrücken. Durch dieses Bild kommen die Liebenden zur süßesten, innigsten Vereinigung, aber ach! es wird nur auf diese feste Vereinigung gewarnt, um diesen unauflöslichen Bund aufs schmerzlichste zu zerreißen.

Denn diese Vereinigung ist gerade der kollisionsvolle Widerspruch in sich selbst, und deßhalb ist die außerhalb des Kampfes stehende Verbindung aller streitenden Seiten hier wohl, wie schon oben gesagt ist, der Pater Lorenzo, die heilige, unantastbare, friedliche, ernsteste Gestalt, aber weil eben der Widerstreit dieser Verbindung soll zum Vorschein kommen, ist diese Heiligkeit nur die gescheute und ebenso blinde Verständigkeit, deren Rathschläge und Handlungen nur immer das Entgegengesetzte, was sie bezwecken, hervorbringen. Deßwegen erscheint diese nothwendige Verkehrung, da alles Bewußtseyn, alle Reflexion nur in der Gestalt des Lorenzo auftritt, als zufälliges geschehen, als unvorhergesehenes und unvorhersehbares Unglück. Die äußerliche Vermittlerin aber, die Amme, welche wechselnd jeder der beyden Seiten dient, ist dadurch die Komik zu ihrem eigentlichen Zwecke das verkehrte Mittel zu gebrauchen. Schade nur, daß die Bearbeitung, deren die hiesige Bühne sich bedient, alle Charakteristik der Amme verwischt, und dagegen Scenen eingestreut hat, deren Zweckwidrigkeit wir noch später zu betrachten werden Gelegenheit finden.

Kaum hat sich Romeo mit Julien am Altare verbunden, und nun in dem Jugendübermuthe seines neuen Glückes den Liebeswürger Tod herbeygerufen, sein Aeußerstes zu thun, als sich alles Unglück als nothwendige Folge seiner That auf ihn einstürzt. Denn er hat wider alle Familiengesinnung, nach dem Rath seiner Liebe und nicht nach dem Willen des sittlichen Geistes seiner bestimmten Familie, der er angehört, sich mit Julien vermählt, die als Weib jetzt die Kollision ihrer Liebe mit dem Willen der Eltern in ihrer Familie zu durchkämpfen hat, während Romeo, der Mann, der aus der Familie herauszutreten und in die Welt bürgerlicher Verhältnisse hinüberzuschreiten beginnt, einen anderen Streit durchdulden muß. Dieser Kampf ist der der Ehre. Wie nämlich Romeo mit der Liebe als Liebe aus einer früheren Dramenwelt in den sittlichen Geist der Familie hineinstürmt, so wird es auch die Ehre, welche ihn in Verderben bringt, und zeigt, von welcher Art seine Liebe sey. Aber die Ehre ist als reine inhaltlose Ehre in der Shakspearschen Welt schon das Nichtige, Komische; nur der Spanier behandelt sie mit aller verständigen, spitzfindigen Ernsthaftigkeit, und Leidenschaft dieser Verständigkeit. Schon durch den sittlichen Zweck, zu welchem die Liebe sich verkehrt, ist die Ehre als Ehre herabgesetzt, denn der Mensch steht nicht mehr für sich selbst da, er hat den Inhalt der Sittlichkeit und nicht mehr seine eigene Leerheit zum Zweck seines Handelns. Daher ist eine der tiefsten Gestalten des Stücks Mercutio, Romeo's Freund, der sowohl die Liebe als auch die Ehre immer wechselnd lächerlich macht, ihre Nichtigkeit in den ergötzlichsten Weisen ausspricht, doch indem er nur diesen von ihm selbst zum Nichts herabgebrachten Inhalt zum Inhalte seines Thuns macht, in die tiefste unendlichste tragische Schuld geräth. Poetisch gerechter wie Mercutio ist noch kein Ehrenheld gestorben, und deßhalb bringt sein Tod so große Wirkung hervor. Derselbe Widerspruch nun, der Romeo als Held der Liebe ist, nämlich den sittlichen Geist der Ehe zum Zwecke der Liebe zu haben, und diesen Zweck wider den Geist der Familie zu vollführen, derselbe Widerspruch ist er in Betreff auf die Ehre. Durch seine Liebe hat er sich von den Banden der Ehre, von allen Fesseln der Selbstischkeit und ihren Gesetzen losgelöst, die Schönheit Juliens hat den Stahl der Tapferkeit in seiner Brust erweicht, aber anderseits liegt er noch ebensosehr in den Banden dieser Ehre, sie ist noch sein Freund. Mercutio, und selbst als ihr nothwendiger Feind, der wüthende Tybalt, der Ehrenretter nicht der Ehre, sondern des Familiengeistes, diesen Freund getödtet, selbst als Romeo diese Ehre als das sich selbstvernichtende vor seinen Augen zu Grunde gerichtet sieht, erstirbt sie wohl an seiner Brust, aber nicht in seiner Brust, denn es soll sich gerade zeigen, welches die Kollisionen der Ehre und Liebe mit dem sittlichen Geiste der Familie seyen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beylage: Literaturblatt Nr. 49.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Nro. 147.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 21. Juni 1826.

Jede Tugend blüht an ihrem Ort,
Und webet ihr Gewand vom Aether ihres Tages.

Herrad von Landsperg, Aebtissin auf Hohenburg.

Romantische Skizze aus dem zwölften Jahrhundert, von E. Spindler.

I.

Hell und wirthlich leuchteten die Mauer des Stifts von Hohenburg *) herab in das Thal, aber heller leuchtete Herrad, die fromme Aebtissin des Klosters, aus der engen Zelle heraus in ihre geräuschvolle Zeitgenossenschaft als ein seltnes Meteor der Tugend und Gelehrsamkeit. Dem hochachtbaren Geschlechte der Edeln von Landsperg entsprossen, eine würdige Nachfolgerin der weisen Ralindis **), mit hoher Bildung des Geistes und des Gemüths ausgerüstet, ragte sie hehr über ihre Mitwelt, deren verworrenem Treiben sie so gerne fremd geworden war. Denn rohe, regellos wirkende Kräfte regierten das Jahrhundert. Die Macht der Idee war untergegangen im Strome der Zeit, und hatte der Willkür, dem Aberglauben und der Barbarey den Herrschersitz überlassen. An stillen Klostermauern aber gingen damals die wildesten Stürme spurlos vorüber. Der Gewaltigen Trotz brach sich an der Pforte des Heiligthums: von ängstlicher Scheu befangen floh der Frevel dessen Schwelle. Darum konnte Herrad in ihrer traulichen Einsamkeit ungestört den Pflichten ihres Amts genügen, ohne der Menschen Uebermuth zu fürchten. Mit mütterlicher Sorgfalt pflegte und hütete sie ihre Gemeinde, und vollendete auf's Schönste, was die Sittenverbesserin Ralindis so ruhmvoll begonnen hatte. Denn so wie im Feuerglanze der Sonne Alles neu sich schmückt zum Leben, Alles seinen Antheil nimmt von der Freudegeberin, und Blumen, Blätter und Blüthen sich hoffärtig prahlend in den goldenen Schimmer tauchen, so strahlt auch ein schönes Menschenleben in entzückendem Wiederscheine auf das umgebende Geschlecht.

Nicht allein die Uebungen der Andacht gebot Herrad ihren Untergebenen; auch die bildenden Künste des Lebens in ihren Gemüthern einheimisch zu machen, war die Oberin bedacht. Wissenschaften und die verwandten Schwestern: Poesie, Musik und Malerey wurden eifrig von ihr empfohlen, und erhellten als nieverlöschende Gestirne anmuthig den Himmel der Klosterjungfrauen. Zur Belehrung und Kurzweil derselben hatte die freundliche Aebtissin selbst in einer langen Reihe von Jahren eigenhändig ein bedeutendes Werk zusammengetragen, das, bey nächtlicher Lampe begonnen und vollendet, sich bis auf unsere Tage als ein

*) Einige Stunden von Straßburg, ohnweit des Städtchens Barr gelegen. Herzog Etbico oder Attich stiftete es gegen das Ende des siebenten Jahrhundert. Seine Tochter, die heilige Odilia, war die erste Aebtissin desselben.

**) In der ersten Hälfte des zwölften Jahrhunderts wurde die Aebtissin Hetladis mit mehreren Klosterfrauen aus dem Kloster zu Neuburg gen Hohenburg berufen, um eine strengere Regel und Sittenordnung in diesem Stifte einzuführen. Sie entsprach diesem Zwecke vollkommen, und bildete selbst ihre Nachfolgerin Herrad.

Digitized by Google

Denkmal weiblicher Gelehrsamkeit jener Epoche erhalten hat*). Die darin aufgenommenen, zum Theil eigens dazu verfaßten Abhandlungen, Lieder, Gedichte und Schriftstellen erfreuten das Herz der Leserinnen, wie die als Zierde beygefügten, im byzantinischen Geschmack geordneten Bilder durch ihren lebendigen Farbenschmelz ihr Auge ergötzten und ihren Geist wieder wacker machten zu Erfüllung der schweren Pflichten, denen sie Herrad unterwarf. Denn die erhabene Frau, so menschlich sie fühlte, so milde sie sprach, blieb unerbittlich strenge auf der Bahn, die sie sich entweder selbst vorgeschrieben, oder die von den Verhältnissen ihr vorgezeichnet worden war. Unerschütterlich stand ihr einmal gefaßter Entschluß, felsenfest ihre Würde und ihr Gehorsam gegen die Gebote höherer, rechtmäßiger Gewalt. Nur einmal in dem Laufe ihres langen Lebens wich sie ab von dieser Richtschnur, und nur das Ungewöhnliche konnte sie hiezu bewegen.

2.

Siciliens Beherrscher, Tankred, war hinübergegangen zu seinen Vätern. Kaiser Heinrich VI. riß das verwaiste Reich an sich. Seine Uebermacht erdrückte den Widerstand der Anhänger Tankreds, seine glatte Zunge beschwazte seine Kinder, die, lügenhaften Versprechungen trauend, auf ihr Erbe verzichteten. Der Listige hatte seinen Zweck völlig erreicht, und ließ die Hintergangenen grausam ihre Leichtgläubigkeit büßen. Wilhelm, Tankreds einziger unmündiger Sohn, ward geblendet und nach dem schwäbischen Schlosse Hohen-Emds in enge Haft abgeführt. Des Fürsten Wittwe, die Königin Sybilla wurde mit ihren Töchtern Constantia und Jukunda nach Hohenburg verwiesen. Allein hier hatte sich der Tyrann verrechnet. Er ahnte Herrads hohe Tugend nicht; er baute nur auf ihre Strenge. Königlichen Sinn, Frauenwürde, Anmuth, Jugend und Schönheit dachte er unter dem eisernen Scepter einer harten Kerkermeisterin verkümmern zu lassen; nicht wähnend, daß unter dem strengen Gewande ein fühlendes Herz schlage; daß sein tückischer Machtspruch seine Opfer nicht in der Verzweiflung, wohl aber in des Friedens Arme führen werde . . . denn zum traulichen Asyl, zum Paradiese schuf ihnen Herrads mütterliche Sorge das gefürchtete Stift. Vor den Mißhandlungen des Despoten gesichert, genossen sie beneidenswerther Ruhe im Schooße des Heiligthums, und der Oberin verständige Trostrede, die fromme Theilnahme der Jungfrauen, verbunden mit der hehren Weihe der Stätte, auf der einst Attichs edle Tochter weilte, goßen Balsam in ihre verletzte Brust. Bald aber zerriß der böse Geist ihr kaum gewonnenes Glück.

Des Kaisers Kanzler brachte ihnen den gemessenen Befehl, binnen Jahresfrist im Stifte den Schleyer zu nehmen. Die Königin durchschaute Heinrichs Absicht, ihren Kindern jeden Anspruch für die Zukunft rauben zu wollen, allein, dem Schicksal weichend, fügte sie sich, und verlangte selbst von Herrad die Eröffnung des Probejahrs, welches diese, statt es zu verkürzen, gern zum Jahrzehend ausgedehnt hätte; denn sie hoffte von der Vorsehung und von dem Wechsel menschlicher Dinge viel für ihre lieben Gefangenen.

(Die Fortsetzung folgt.)

*) Dieses merkwürdige Manuscript befindet sich auf der Stadtbibliothek zu Straßburg. Es führt den Titel: hortus deliciarum. Siehe: Herrad von Landsperg, Aebtissin auf Hohenburg und ihr Werk: Hortus deliciarum. Ein Beytrag zur Geschichte der Kunst, Wissenschaft ꝛc. des zwölften Jahrhunderts von Engelhardt. Stuttgart. Cotta.

Auszug aus dem Tagebuch eines Würtembergers ꝛc.

(Fortsetzung.)

Gegen Mittag kehrten wir wieder auf dem nämlichen Wege nach der Canadaseite zurück, und da mein Reisegefährte noch immer keine Lust zeigte, mir unter das Wasser zu folgen, so bestellte ich mir einen Führer, entkleidete mich bis auf die Beinkleider, setzte einen alten Strohhut auf und folgte, nicht ohne Herzklopfen, zum Eintritt in die Unterwelt. Von Stein zu Stein hüpften wir längs der schroffen Felsenwand hin, immer mehr drangen wir in den dichten Wasserstaub vor, alle Leibesstärke mußte angewendet werden, um dem uns entgegenheulenden Sturmwinde zu widerstehen; das Wasser fiel in Massen auf uns herunter, ich gerieth in einen innern Kampf mit mir selbst, ich kam sogar auf den Punkt, meinen Vorsatz aufzugeben und schrie aus vollem Halse meinem Führer zu: stille zu halten, aber mein Rufen war vergebens. Das Toben und Brüllen hatte sich auf einen solchen Grad vermehrt, daß er mich unmöglich hören konnte. Ich faßte also neuen Muth und folgte; der Wind ließ etwas nach, eine magische Helle verbreitete sich um mich her, der Eingang war überwunden und ich befand mich in einer wunderbaren Stellung, denn es stürzte sich über meinem Haupte ein mächtiger Strom von erstaunender Höhe herab, brauste, gegen die Felsen anprellend, mit ungestümer Wuth in den Abgrund und verflog zu meinen Füßen in wogenden Schaum. Sobald ich wieder regelmäßig athmen konnte, gewann ich guten Muth, und forderte meinen Führer auf, weiter in das Innere fortzuschreiten. Auf schmalen, von den Felsen hervorragenden, Schichten folgten ihm meine unsichern Tritte; Tausende von Aalen, die sich hieher aus ihrem eigenen, ihnen den Tod drohenden, Elemente geflüchtet hatten, schlüpften mir unter und zwischen den Füßen hin; in Fasern zerschlagene Baumstämme schwankten an den Felsmassen hin und her, und Fische verschiedener Art lagen zerschmettert umher. Als wir etwa 80 Fuß weit hineingedrungen waren, setzte ich mich auf ein Felsenstück und

Digitized by Google

betrachtete, scheinbar ruhend das grausenvolle Schauspiel, dann trat ich entschlossen den Rückweg an. Noch einmal fühlte ich das Entsetzen des Todes, das Athemziehen wurde wieder schwer, und nach mühsam durchkämpftem Rückzug begrüßte ich wieder mit innigem Entzücken die Alles belebende Sonne, den belebenden Tag.

Um vier Uhr Abends traten wir unsern Rückweg an und erreichten noch vor Einbruch der Nacht unser Wirthshaus in Buffala.

Nachdem ich nun den merkwürdigsten Gegenstand auf meiner weiten Reise in Augenschein genommen hatte, so ergriff mich die Sehnsucht nach meinem Heimwesen in Louisiana. Weil wir kein Dampfboot abwarten konnten, um auf dem See weiter zu reisen, bestiegen wir am nächsten Morgen den Postwagen, um nach Erie zu fahren. Der Weg führte meistens auf dem Ufer des See's hin, manchmal aber auch durch das Wasser desselben, so daß wir uns eine Strecke vom Lande abgeschnitten und die Pferde muthig durch das Wasser traben sahen. Einmal hatten wir ein Vorgebirge zu umfahren, das uns nöthigte, einen weiten Weg über die Schieferlagen durch das gegen drey Fuß hohe Wasser zu machen; unsere Lage war mir in demselben Augenblicke eben nicht beruhigend — und ich bemerkte es gerne, daß der Weg uns bald zu einer bedeutenden Höhe über das nasse Element hinaufführen werde. Wir passirten hier eine Stelle, von welcher wenige Tage vorher ein Mann mit Pferd und Wagen 130 Fuß tief über den senkrechten Felsen hinabgestürzt war; das Pferd sahen wir todt und den Wagen zerschmettert unten liegen, der Mann aber blieb auf eine wunderbare Weise gerettet und konnte seinen Weg zu Fuß fortsetzen.

Am zweyten Tage langten wir Abends in Erie an, wo wir ein schlechtes Nachtquartier trafen, das wir Morgens um zwey Uhr gerne wieder verließen, um unsere Reise durch den westlichen Theil des Staates Pensilvania nach Pittsburg fortzusetzen, wo wir mannigfaltige Fabriken antrafen. Der von den Eisenschmelzwerken aufsteigende Kohlendampf verfinstert die Luft und macht den Aufenthalt daselbst etwas unangenehm. Pittsburg genießt einer romantischen Lage, rings umgeben von ansehnlichen Hügeln auf einer Landspitze, die von den beyden Flüssen Monongahela und Alleghany gebildet ist, welche unter dem Namen Ohio die schönsten und fruchtbarsten Gegenden der vereinigten Staaten in einer Länge von 1085 englischen Meilen durchfließen. Der Ohio nimmt noch mehrere nicht minder beträchtliche Flüsse auf und vereinigt sich endlich mit dem Mississippi.

(Der Beschluß folgt.)

Erotische Tändeleyen

von Wilhelm Müller.

Rosenschrift.

Alle Morgen weht der Wind Rosenblätter von den Zweigen,
Und sie schwimmen auf dem See, sich als Lettern dir zu zeigen.
Sag', verstehst du ihre Schrift? Laß uns unsre Rosen pflücken,
Und daraus das Balsamöl reiner Liebeswonne drücken.
In der Macht der strengen Dornen, sieh, wie lange blühen wir?
Tauch' in Rosenöl die Locke, und sie duftet ewig dir.

Unruhige Lüfte.

Ist's ein Wunder, daß die Luft nie bey uns kann ruhig werden?
Daß die Winde nimmermehr auf sich schwingen von der Erden?
Wißt, so lange diese Locke ihnen sind vergönnt zum Spiel,
Finden sie bey Nacht und Tage ihres Wehens wohl kein Ziel.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, 6. Juni.

Vor wenigen Tagen wurde vor das Zuchtpolizeygericht in Paris ein Mann geführt, von welchem man wegen seiner bedeutenden Gesichtszüge hätte glauben sollen, er gehöre zu der hohen Klasse; auch hatte er einen langen, äußerst ehrwürdigen Bart, ein schönes eisgraues Haar, und sein Alter war 72 Jahre. Dieser Mensch, sagt ein witziges Anzeigeblatt, war ein Herr des Donners, König der Könige Griechenlands, gewaltige Stütze des byzantinischen Reichs; und ob er gleich bisweilen sich etwas tief herabließ, und unter den Zügen des Silenus erschienen war, ob er gleich nunmehr vor dem Gericht in Lumpen stund, so erkannte man doch bald an ihm den Jupiter, den Agamemnon, den Belisar und andere merkwürdige Männer der Vorzeit; nur die Richter sahen an ihm den Angeschuldigten. Dieser Mann, ein armer Teufel, den die physische Kraft verlassen, und der nun keine Nahrungsweise mehr vor sich hatte, kam vor zehn Jahre auf den Gedanken, auf seinen schönen Bart zu spekuliren; er ließ ihn wachsen, und saß nachher bey den Malern als Modell; sie zeichneten gerne diesen Kopf, an welchem jeder den Charakter seines Helden fand. Jarry, dieß ist sein Name, fast bald als Jupiter, als Belisar oder als einer jener Herren der Mythologie oder der Geschichte, die gegenwärtig im Museum, in allen Liebhabergallerien, sogar in der Kunstausstellung der Straße Gros-Chenet, prangen; überall sieht man seinen Kopf, und wer ihn auf der Straße begegnete, sagte gemeiniglich in seinem Innern: Dieß Gesicht habe ich sonstwo gesehen. Das Gewerbe war gut: so oft Jarry saß, bekam er drey Franken, bisweilen gar noch angefeuchtet mit einigen Gläsern Wein, sogar ließ ihn manchmal ein Künstler von einiger Bedeutung mit sich zu Tische gehen. Er hatte dabey nichts zu thun, als seines Bartes zu pflegen. So lebte Jarry lange glücklich, aber auf ein Mal verlangten ihn die Maler nicht mehr zum Sitzen als Modell; er wurde gänzlich vergessen, entweder weil seine Blicke nicht mehr lebhaft waren, oder weil ein anderer Sterblicher mit einem längern und dichtern Barte als der seinige sich gefunden hatte. Jarry hatte versäumt, an einen solchen Unfall zu denken; er hatte nichts erspart, und sah sich in der Nothwendigkeit auf eine Art zu betteln, die dem Gesetze zuwider ist. (Das Gesetz verbietet in jeden Ort, wo eine Armenanstalt ist, zu betteln, besonders als Bettler in die Häuser zu gehen.) Jarry kannte wahrscheinlich das Gesetz nicht, und wurde von der Polizey auf der That ertappt; man ließ ihn zwey Mal durchschlüpfen; aber beym dritten Mal kam er in die Hände des Staatsprokurators, und dieser trug gegen den dürftigen Greisen auf Vollziehung des Bettelgesetzes an. Der Herr Präsident des Gerichts verhörte ihn sehr gutmüthig, aber Jarry erklärte, er habe nie gebettelt;

Digitized by Google

das erste Mal, als man ihn verhaftet habe, habe er sich als Belisar auf einen Stein an der Ecke einer Straße gesetzt; ein andermal habe er sich vor der Thür eines Weinschenken in der Stellung Sylens versucht; und da man ihn einst vor einer Kirchenthüre erwischt, habe er gerade die Stellung des Apostels Paulus studirt. Er lehnte die Anschuldigung von sich ab, und bat die Richter um seine Freyheit. Allein die Polizeydiener straften den Belisar, den Sylen und sogar St. Paul Lügen; sie versicherten, Jarry habe gebettelt. Er wollte nun sein Schicksal mit dem Schicksale des großen Belisar vergleichen; allein der Staatsprokurator bemerkte ihm, es sey hier keine Aehnlichkeit zwischen dem großen Bettler von Byzanz und seiner bösen Pariserkopie, denn Belisar sey blind gewesen, als er den Obolus von den Vorübergehenden erflehte, aber Jarry habe seine beyden guten Augen. Der Staatsprokurator trug nun nothgedrungen auf die gesetzliche Strafe an, und die Richter, die anfänglich günstig gestimmt gewesen waren, verurtheilten ihn auf einen Monat in's Gefängniß. Der arme Mensch ergab sich in sein Schicksal, er begrüßte die Herrn Richter höflich, und fragte die Gensd'armen, die ihn wegführten: ob es auch Maler im Gefängnisse gebe?

Man bemerkte bey der lezten Frohnleichnamsprozession, daß die Nationalgarde, welche dabey immer in großer Parade erscheint, in jedem Flintenrohre einen Blumenstrauß stecken hatte; die Franzosen, die jezt nicht nur romantisch, sondern sogar empfindsam geworden sind, fanden an diesem Zeichen von ehrfürchtiger Verzierung etwas reine Frommheit, und zugleich die Vollziehung einer geschmackvollen Idee.

Eine einfache, aber artige Anekdote wird von einem Frauenzimmer erzählt, das kürzlich in einem Postwagen fuhr, und da durch ihr gefälliges Ausseyen und doch zugleich durch ihre Bescheidenheit die Aufmerksamkeit der Mitreisenden auf sich zog. Unter ihnen war ein Geistlicher, der nach einer vorläufigen Einleitung sie endlich fragte, ob sie in Paris, wo sie gewöhnlich wohne, und von wo sie gegenwärtig eine Reise in die Provinz machen, einen Direktor (so heißt man in Paris den geistlichen Freund der Dame) habe? Die Dame war darüber aufmerksam, und fragte ihn, ob er sie dann kenne? Er antwortete: nein, wünschte aber doch, sie möchte das Zutrauen zu ihm haben, und ihm ihren Direktor nennen. „Je nun, wenn sie das wissen wollen, mein Direktor ist Herr Pixerecourt." Sie war eine Sängerin vom Theater Feydeau, und glaubte, der geistliche Herr wolle wissen, in welchem Theater sie angestellt sey?

In unsern Tagen, wo man auf der Rednerbühne so manche politische Besorgnisse gegen den Fanatism äußert, sind folgende tröstliche Worte, die in einem guten Tagblatt stehen, gewiß Worte zu seiner Zeit: „Unsere jungen Geistlichen, auferzogen in der Ferne von der Aufklärung, diese blinden Werkzeuge der Habsucht und des Ehrgeizes sind, wie Herr Frayssinaus, unser Minister der geistlichen Angelegenheiten selber sagte, nicht so gefährlich; sie werden den Fanatism nicht wieder einführen." Wir setzen hinzu: die Buchdruckerkunst ist da. In Frankreich ist der Fanatism nur eine eitle Art von Anspruch, eine rasch vorübergehende Erscheinung, oder eine kalte Heucheley. Etwas anders ist der Aberglaube; ihn benuzt der Heuchler, und zieht davon bey den Völkern und den Königen Vortheil! Richelieu der Kardinal bediente sich desselben, und Ludwig XI., so oft er einen politischen Mord beging, wandte sich jedes Mal an sein bleiernes Marienbild, das er immer am Hute trug, und sagte dabey: „nur noch dieser Todesfall, gute Jungfrau!" (Walter Scott.) Aber der Aberglaube ist selten, und beynahe gar nicht mehr gefährlich. Die Heucheley wisse sich dessen nicht zu bedienen. Die Heucheley ist eine veraltete Schauspielerin; sie verkleidet sich zu rasch; sie kleidet sich ganz ungeschickt an; ihr Rock ist abgetragen, zu kurz, bedeckt die Fehler nicht, und macht nur Falten. Seine Schminke ist nicht fein, sie hält nicht.

Berlin, 12. Mai.

(Fortsetzung.)

Der Ehre wegen tödtet Romeo seinen eigenen Vetter; der Geist Mercutios schwebt über seinem Haupte, und lenkt die Streiche seines Schwerdtes. Aber die Streiche des Ehrenschwerdtes vermögen nur den Familiengeist zu tödten, und so hat Romeo jezt auch sich und die Gattin in dasselbe Grab gestürzt, in welchem Tybalt schlafen wird. Dieß Blut, das er vergossen, befleckt für immer die Kinderunschuld seiner Gattenliebe. Dieß ist es, was Julie in den nächsten Scenen aufs lieblichste ausspricht. Sie harrt des Gatten in reinster, sittlichster, süßester Sinnlichkeit; jezt erfährt sie seine That, deren Widerspruch ihr den Geliebten in widersprechenden Gestalten vorführt, sie nennt ihn „engelgleichen Wüthrich, ergrimmte Taube, Lamm mit Wolfesgier," sie schilt ihn aufs Aeußerste; aber er ist der Gatte, den sie schilt muß sie lieben, und da sie ihn entbehren soll, da sie sich auf ewig von ihm getrennt glaubt, ergreift sie das ganze tiefe innige Gefühl ihrer unendlichen Liebe, welche Vater und Mutter todt wünscht, um nur mit ihm, dem Geliebten, dem Gatten, vereinigt zu bleiben. Denselben äußersten Schmerz, den Schmerz seines eigenen Widerspruchs, der dadurch noch tiefer wird, daß es sein Widerspruch ist, hat auch Romeo zu durchleiden, und beyde Liebende werden durch Lorenzo und die Wärterin getröstet, welche sie wenigstens für die Brautnacht vereinigen wollen.

Doch gerade diese lezte Vereinigung bringt nur ihre ewige Trennung zu Stande, deren Ahnung sie beym Abschiede am Morgen nach der seligsten Nacht ihres Lebens mit aller Bangigkeit durchzittert. Denn jezt, nachdem sich Julie wider den Willen der Eltern, nur dem geheimen Zuge ihres liebenden Herzens folgend, geheim vermählt, und so auf diese Weise den Eltern entfremdet hat, zeigt sich diese Entfremdung von Seiten der Eltern durch den Zwang, den sie ihr bey dem Befehl, dem Grafen sich zu verbinden, anthun. Julie kann und muß widerstreben, die Eltern müssen sie verstoßen. In dieser lezten Angst nicht des süßen Gatten treues Weib bleiben zu können, ist Julie zu sterben bereit. Hier hat uns nun der Bühnenbearbeiter ein eigenes Schauspiel bereitet. Graf Paris tritt zu ihr, um bey ihr zu werben, er erzählt wie er seit lange schon bey ihrem Fenster sey vorübergeritten, wie sie ihn zur Amme zurücklächelnd, wohl müßte bemerkt haben — genug, er spricht einerseits wie ein verehrender spanischer Kavalier, anderseits wie einer der für's Leben liebt, nie aber wie der Shakspear'sche Paris, dessen Eigenthümlichkeit durch diese Scene durchaus nicht nur gestört sondern zerstört ist. Wäre diese Scene, die in einem Goetheschen Drama würde von größter Wirksamkeit seyn, in den Anfang des Stückes verlegt, so hätte sie wenigstens die Zweckmäßigkeit noch greller zu zeigen, daß Julie nur ihrem Herzen folgt, hier aber hat sie nur die Zweckmäßigkeit des Shakspearschen Paris durch und durch zu verbrehen, denn der Zweck Julieus Angst und Bedrängniß noch zu steigern, ist ein ganz unnütz gemachter Zweck, der sich durch sein eigenes Mittel zerstört: Die Bewerbung kann Julien in keine größere Noth versetzen als der Befehl der Eltern. Dieser starre, strenge unumstößliche Befehl hat schon die junge Blume ihres Glückes geknickt, die Ehe kann nicht fortblühen, wenn der Boden, dem sie entkeimte, sie ausstößt. Dieser sichere Boden zeigt sich als Vulkan, der das ganze Gebäude aller Lebenshoffnungen Juliens zertrümmert.

(Der Beschluß folgt.)

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Nro. 148.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, 22. Juni 1826.

Was die Schickung schickt, ertrage.

Herder.

Herrad von Landsperg.

(Fortsetzung.)

Mit der frömmsten Ergebung trug die Königin die Proberegel; Jukundens andächtiges Gemüth fand sich leicht und schnell darein, aber Constantia's Auge wurde immer düsterer, beklommner ihr Athem, wankender ihr Gang, bleicher ihr Angesicht. Mit tiefer Bekümmerniß gewahrte Herrad die auffallende Veränderung der holden Jungfrau, aber vergebens drang sie mit liebevollen Worten in sie. Das Herz der Prinzessin wie ihr Mund blieb verschlossen; ihr bewegter Busen schien ein tiefes Geheimniß zu beherbergen.

Auf diese Weise, im einförmigen Kreislauf der Tage erblühte den Gefangenen auf Hohenburg der zweyte deutsche Lenz. Diese Jahrszeit des Sehnens und Verlangens mehrte Constantia's Schwermuth in bedeutendem Grade, Stunden lang konnte sie sinnend am hohen Bogenfenster des Klostergangs stehen, das eine bezaubernde Aussicht gewährte, . . . wie bewußtlos hinausstarren über die uralte Heidenmauer *) in die herrlichen Gauen, die zu ihren Füßen ausgebreitet lagen, in das gewaltige Rheinthal, durch welches der stolzeste der Ströme seine ferner kommenden Fluten wälze, in die blühenden Herrschaften der Zähringer, über die sich des Schwarzwalds Massen wie eine dunkle Hochwacht lagern, . . . in Helvetiens blaue Gebirge endlich, jene ungeheuern Scheidemauern, hinter welchen sich die Heimath der Verlassnen verbarg . . . in deren Nähe der geblendete Bruder seine Tage vertrauerte . . . unzugänglich thätiger Freundeshülfe, laut gegen den fernen Jammerruf seiner Mutter, seiner Schwestern! Wenn dann die sorgliche Herrad die Sinnende überraschte, aus ihren Träumen weckte und sie ermahnte, ihr vertrauend ihr Herz zu öffnen, so verschleierten Thränen Constantia's Auge, und schnellen Fußes flog sie in ihre Zelle, um daselbst den Eid ihres Schweigens zu erneuern.

Da geschah es, daß eines Morgens die würdige Aebtissin einen stattlichen Rittersmann bey den königlichen Frauen, die sie zu diesem Endzweck zu sich beschieden lassen, einführte. Der junge Mann im stählernen Panzer, dessen regelmäßige Züge ein besonderer Ausdruck von Schwermuth noch anziehender machte, näherte sich ihnen mit ehrfurchtsvoller Geberde. Betroffen erhoben sie sich bey seinem Anblick von ihren Sitzen. „Walter! Walter von Brienne?“ schallte es aus ihrem Munde dem längst Vermißten entgegen. Die Königin sank bald wieder, von bittern Erinnerungen bedrängt, in ihren Sessel, und Constantia, schon im Begriff, dem Freunde mit offenen Armen entgegenzueilen, verhüllte sich erröthend das Antlitz,

*) Kaiser Maximinianus ließ sie gegen das Ende des dritten Jahrhunderts erbauen, um dem festen Schlosse Altitona, (Hohenburg) größere Stärke gegen die Einfälle der Deutschen zu verleihen. Diese Mauer, von dem Volke Heidenmauer genannt, bestand aus großen Quadersteinen, die ohne Kitt, allein durch eichene sogenannte Schwalbenschwänze verbunden waren, hatte in der Höhe 9 – 11, in der Dicke 6 – 8 Schuhe. Noch sieht man mehrere Trümmer dieses Mauerwerks, wie auch ansehnliche Ueberreste der Römerstraße (Heidenweg) vom Weg in's Thal.

Digitized by Google

während die unbefangene Jukunda mit froher Heftigkeit Walters Hand ergriff, und den Zögernden der Gruppe näher führte. Fragen auf Fragen bestürmten ihn über den Zweck seines Besuches, über seine Abenteuer seit der letzten schmerzlichen Trennung in Neapel. Mit niedergeschlagenem Auge stand, ohne zu antworten, der Befragte, bis sein ahnungsvolles Schweigen sich endlich Allen mittheilte, und er es wagen durfte, seiner Sendung zu genügen.

Er hatte, nachdem er als fahrender Ritter Tankreds und der Seinigen Sache muthvoll vertheidigt, nachdem er Zeuge von der Gefangennehmung der Unglücklichen gewesen, die ihm in so mancher Beziehung theuer geworden waren, Europa in Unmuth verlassen und seinen ohnmächtigen Grimm im Kampfe gegen die Ungläubigen auszutoben. Es war ihm gelungen. Feindesblut und das seine war geflossen, die Wuth war gewichen, Sehnsucht hatte den Verlassenen an ihre Stelle getreten. Schnell hatte er Asiens Küste gemieden, das zerrüttete Welschland durchstreift, und in den rhätischen Hochgebirgen vernommen, daß Wilhelm, Tankreds Sohn, im Schlosse zu Hohenembs geblendet dem Tod entgegen schmachte. Seine Treue hatte ihn zu der Veste geführt, sein erbeutetes Gold und seine freundliche Rede ihm des Prinzen Kerker geöffnet, den er in verzehrender Krankheit getroffen. Des redlichen Walters Stimme war dem Sterbenden nicht fremd geworden. Als ein Himmelsbote war ihm der Treue in der letzten Stunde erschienen, hatte ihm gelobt, seine Hinterbliebenen aufzusuchen, ihnen seinen letzten Gruß zu bringen, und hatte ihm mit Freundeshand die Augen, die verdunkelten, zugedrückt. Der Graf von Brienne übergab den in höchsten Schmerz versunkenen Frauen als Vermächtniß des geliebten Todten eine Locke von dessen Haupthaar, den hölzernen Becher, aus dem der Erbe der sizilianischen Krone in seinem Kerker getrunken, und einige Glieder der Kette, die seine Hände belastet hatte. — Beym Anblick dieser Pfänder des Scheidens brachen die Thränen der Verlassenen unaufhaltsam hervor, aber . . . war des Kummers Ausbruch heftig, war er eben darum auch nicht so dauernd ungestümm. Bald fühlte die Königin sogar Stärke genug, den Herrn zu preisen, daß er den bejammernswürdigen Prinzen hinweggenommen aus seiner Schmach in das Reich der ewigen Freude. Sie zollte dem wackern Walter den innigsten Dank für seine treue Anhänglichkeit, aber der biedere Jüngling lehnte ihn bescheiden ab.

„Nicht mir, königliche Frau, sprach er mit ritterlicher Demuth, nicht mir diesen Dank. Nicht meine Redlichkeit allein, . . . ein anderes Gefühl noch ist es, das mich an Euer Haus, an Eure Sache bindet. Von dem Tage an, der mich, den Abenteurer, nach Neapolis geführt, meinen Arm Euerm königlichen Herrn zu weihen, von diesem Tage an beseelte mich jenes Gefühl. Nächst Gott und seinem Fürsten verehrt ein ächter Ritter noch ein Drittes als das Heiligste: die Dame seines Herzens. So wie ihn das Andenken an Gott und Vaterland für die Ehre und das Recht begeistert, so begeistert ihn der Gedanke an seine Dame zu allem Guten, zu allem Schönen. Dem Beyspiel meiner Ahnen folgend, habe auch ich mir eine Herzenskönigin gewählt. Als fürstliche Pracht und Glück sie noch umgab, verrieth ihr weder Mund noch Blick die kecke Wahl. Als aber durch fremde Willkür eingebrochen, die Scheidewand der Größe niederfiel und das finstere Unglück einschritt in ihr Haus, da bot ich ihr in verhängnißvoller Stunde meinen Schutz, meine Dienste und mein Herz. Sie nahm mich auf zu ihrem Ritter, schmückte mich mit ihrer Farbe, aber sie fesselte auch durch ihren Befehl meinen Arm, als ich in der höchsten Gefahr tollkühn das Aeußerste zu wagen beschlossen hatte. Sie gebot mir, zu dulden, zu harren, und, wenn gleich ferne von ihr, in treuer Freundschaft für ihr Geschlecht auszudauern. Sie sehe ihren Ritter hier zu ihren Füßen, und spreche aus, ob er bis jezt sein Wort gehalten."

Constantia hatte, Purpurröthe auf den Wangen, die sittige Rede des Herrn von Brienne vernommen. Als er aber nun zu ihren Füßen lag, und durch diese Huldigung ihr Geheimniß offenkundig ward, trat Bläße auf ihre Stirn. Sie entzog dem anmuthigen Knieenden sanft ihre Hand, blickte mit dem Ausdruck der vollsten Liebe auf ihn herab und sprach mit milder Stimme, obschon ihr Herz zu brechen drohte: „Steht auf, mein auserwählter Ritter! Jene Zeit, von der Ihr sprachet, ist nicht mehr. Mein Herz blieb unverändert gegen Euch, aber dieser Ort, dieses Kleid, das uns des Kaisers Haß aufdringt — sie geben mir andere Pflichten. In wenig Monden spreche ich das Gelübde, und führt in Jahresfrist das Geschick Euch wieder diesem Stift vorüber, so mögt Ihr Constantia's, der Nonne, Grab besuchen."

Schauer durchbebte den Ritter bey diesen Worten. Sein starrer Blick fiel auf die Geliebte . . . ihr Schleyer verbarg ihm ihr leidendes Antlitz. Die Thränen der Anwesenden bestätigten ihm aber nur zu schrecklich die grausame Kunde. Schmerzvoll faltete Walter seine Hände, senkte das Haupt und schritt, ohne eine Silbe zu reden, von der tiefsten Bekümmerniß zu Boden gedrückt, aus dem Gemach.

(Die Fortsetzung folgt.)

Auszug aus dem Tagebuch eines Würtembergers, ꝛc.

(Beschluß.)

Am darauf folgenden Tage langten wir Abends um vier Uhr in Wheeling an, es war der 7te August. Wir hatten uns geschmeichelt, hier ein Dampfboot zu finden, und uns schon eine schnelle und angenehme Fahrt nach Louisiana versprochen, aber das Wasser war zu niedrig. Whee-

Digitized by Google

ling ist ein lebhaftes Städtchen von etwa 3000 Einwohnern, im Staate Virginia und am Ufer des Ohio gelegen, über welchen Fluß wir hier setzten und den Staat Ohio durchreisten.

Das Reisen in der Diligence ist hier sehr theuer: man bezahlt für zehn englische Meilen einen Dollar (2 fl. 24 kr.) und da man siebenzig bis achtzig Meilen des Tages zurücklegt, so beläuft sich die Ausgabe bald auf eine beträchtliche Summe, wir entschlossen uns daher, Pferde zu kaufen und zu reiten; dieses geschah am zweyten Tage, als wir in Zanesville anlangten. Ein hübsch gebauter Fuchs kostete mich achtzig Dollars. Es wurden Sättel und Zäume angeschafft und am folgenden Morgen trabten wir mit frischem Muthe weiter. Wir ritten an diesem Tage sechs-und-dreyßig Meilen bis Lancaster, am folgenden vier-und-dreyßig nach Chillicothe und vier Meilen weiter; den nächsten sieben-und-dreyßig Meilen und Samstags am 14ten August erreichten wir wieder den Ohiofluß, setzten über denselben und gelangten bey dem Städtchen Maysville in den Staat von Kentucky, in welchem wir vier-und-vierzig Meilen zurücklegten. Am 15ten passirten wir den Gesunddrunnen von Blueliek und erreichten nach einem Ritt von drey-und-dreyßig Meilen die Stadt Paris.

Das Reiten fanden wir jedoch sehr beschwerlich; den ganzen Tag der großen Hitze und dem Staube ausgesetzt, litten Mann und Pferd gleichviel. Wir hatten nun 188 Meilen zu Pferde zurückgelegt, aber es waren deren noch 900 vor uns, wovon uns der größere Theil durch die indianischen Nationen geleitet hätte, wo wir allen Arten von Entbehrungen ausgesetzt gewesen wären; es war uns daher angenehm, zu erfahren, daß die Schifffahrt auf dem Ohio von Louisville aus stets offen sey. So ritten wir dann am folgenden Tage noch zwanzig Meilen nach Lexington, verkauften unsere Pferde und setzten in einer Kutsche unsern Weg nach Frankfort fort. Von hier aus wurden noch sechszig Meilen nach Louisville in der Diligence zurückgelegt.

Ein wohl eingerichtetes Dampfboot war nur einige Stunden vor unserer Ankunft abgefahren, und wir mußten uns auf ein anderes Dampfboot verdingen, das in wenigen Tagen abfahren sollte. Nur die eiserne Nothwendigkeit konnte mich dahin bringen, auf einem so schlecht aussehenden Boote zu reisen, das noch überdieß sehr klein war und nur etwa fünfzig Tonnen hielt, wobey durch die Hitze der Aufenthalt sehr beschwerlich wurde. Am 19ten August bestiegen wir dasselbe, wir hatten aber Louisville noch nicht ganz aus dem Gesichte, als wir schon auf eine Sandbank liefen, wo wir zwey Tage liegen bleiben und nur durch die größte Anstrengung wieder flott werden konnten. Am 25sten begegnete uns dasselbe, und wir hatten die ganze Ladung herauszunehmen, bevor wir wieder flott wurden. Am 26sten rannten wir ein flaches Boot, welches an der Seite des Dampfbootes mitgeführt wurde, gegen einen unter dem Wasser liegenden Baumstamm, und in wenigen Minuten sank es auch mit 130 Fäßchen Aepfeln. Nach achtstündiger Arbeit retteten wir die Ladung. Am 28sten fuhren wir auf die Bar der drey Schwestern, und erst am 30sten des Abends, nachdem wir abermals die ganze Ladung an's Land gebracht hatten, wurden wir flott und konnten unsere Fahrt auf dem nun wasserreichen Ohiofluß ungehindert und schnell fortsetzen.

Am ersten September erreichten wir den Mississippi, und am 8ten desselben Monats hatte ich das Vergnügen, in Bayou Sarah bey St. Francisville an das Land zu steigen, nachdem ich zu Wasser und zu Land über 5000 englische Meilen auf dieser Reise zurückgelegt hatte.

D. H.

Die Verwandlung.

Laß't mich fliegen den Flug! Die Raupenschal' ist erbrochen.
Was dem Wurme das Blatt, war mir die Erde bisher.
Auf von dem Blatt' in die Luft schwingt sich die erwachte Sylphide,
Und von der Erd' in die Welt flieget ihr Psyche voran.

Schaller.

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, 12. Mai.

(Beschluß.)

So versucht denn Lorenzo die Liebende vergebens aus dieser höchsten Bedrängniß zu erretten. Das letzte einzige Mittel ist der Tod. Denn die Noth ist bis zur Todesnoth gestiegen, der Gefahr kommt jetzt das Mittel der Rettung gleich. Aber diese Rettung ist nur Schein, und so wird der Scheintod Juliens gerade die Ursache ihres wirklichen Todes. Der Jammer, der durch diesen Schein des Todes, der für Julien und Lorenzo noch ein Schein des Lebens bleibt, über die Eltern und den Bräutigam kommt, ist der erste Beweis des elterlichen Unrechts, denn der Hochzeitjubel verkehrt sich zur Todesanklage, deren Verbrechtheit sich komisch genug in der Musikantenscene ausspricht. Doch in dieser Komik liegt das Gedoppelte, einmal, daß, statt des Bräutigams der Tod mit der süßen Julie gebuhlt hat, und dann, daß der Scheintod für wirklichen Tod gehalten wird. Aber diese zweyte Komik hat sich in die ernsthafte Wirklichkeit dieses Todes zu verwandeln, es hat zu erscheinen, daß Julie durch Romeo untergeht, und Romeo durch den Tod, mit dem er durch seine Liebe das gesunde Leben des Familiengeistes vergiftet hat. In seiner Verbannung hört er den Tod der geliebten Gattin. Shakspear läßt ihn kurz berichten, und wir müssen es wieder zweckwidrig finden, daß das dramatische Gold dieser Kürze in den epischen Silberwerth einer breiten Erzählung durch den Bearbeiter ausgeprägt ist. Denn der Zuschauer weiß Juliens Tod zunächst nur als Schein, die empfindsam rührende Beschreibung ihrer Bestattung kann daher nicht an die Stelle der ausgelassen

nen Muſikanten- und Jammerſcene der Eltern treten, ohne die kräftige Gegenwärtigkeit zur Mattigkeit des Berichtes herabſinken zu laſſen. Der Widerſpruch des Scheintodes, deſſen Weſen es iſt, als wirklicher Tod zur Erſcheinung zu kommen, tritt nur lebendig hervor, wenn wir von dieſem Tode als Scheintode wiſſen, und doch die Eltern in wahrhaftem Jammer den wirklichen Tod beklagen hören; die Erzählung eines Fremden, Dritten kann dieſe Lebendigkeit nicht erſetzen. — Romeo, als er den Tod ſeiner Julie hört, iſt ſchnell entſchloſſen; keine Klage kommt über ſeinen Mund, ſein ganzes Leben drängt ihn zum Tode, erſt als er das Schickſal ſeiner That erreicht hat, iſt er ruhig und heldenmüthig, er bietet den Sternen Troz, ihm bleibt ſeine Liebe auch im Grabe, und ſeine ganze Verſtändigkeit, die bisher nie hervortrat, wendet ſich jezt nur darauf, Mittel zum Sterben zu erſinnen. Und wie ſein ganzes Leben nur die Verhältniſſe der Familie und der bürgerlichen Welt zu zerſtören vermochte, verlezt er auch im Tode noch die geſezliche Ordnung durch den Giftkauf; ihm erſcheint nur ſein Tod als das einzige Gut, und die ganze Welt eckel und ſchaal. Da nun auch Romeo zum Tode entſchloſſen iſt, kommt es zum Vorſchein, wie jene rettende Geſcheutheit Lorenzo's gerade das Verderbenbringende war, und wie ſie nur das Nothwendige gegen ihren Willen und unbewußt beförderte. Daher treten wir jezt an Juliens und Tybalts Grab. Beyde ſind durch Romeo auf die Todtenbahre hingeſtreckt. Aber, daß auch die Liebe ihr Recht habe, muß ſich bewähren, und zwar an Paris, der ihrer nicht achtete. Er ſtirbt durch Romeo — ſchade nur, daß die Bearbeitung den tiefen Sinn dieſes Todes zu der Zufälligkeit eines bloßen Unglücks verflacht hat. — So ſteht Romeo denn nun an den Pforten des Grabes, das ſeine That mit Leichen füllte, denen er ſich zugeſellen muß, denn nur durch ihn iſt all das Jammervolle geſchehen. Seine Schuld hatte den Keim des Todes in ſich, und hat ſich nun als Todtenblume entfaltet. Romeo ſtirbt am Anblick der todten Gattin. Er hielt ihren Scheintod für Wirklichkeit, was er in der That auch iſt, und ſich jezt dadurch dazu macht, daß die erwachende Julie, ſtatt des lebenden Gatten den durch ſich ſelbſt Getödteten erblickt, und nun gleichfalls ihm nach in's Grab ſinkt, denn ſie ſieht nun, daß der Geliebte dadurch, daß er ſie liebte, ſtarb, daß allein dieſe Liebe das Verderbenbringende ſey, und wie ſie nur in dieſer Liebe lebte, ſtirbt ſie beym Anblick ihres Todes. Sie konnte ſich nicht ſelbſt ermorden, ehe ſie ihre Liebe nicht hatte durch ſich ſelber zu Grunde gehn ſehen, und Romeo durfte nicht ſterben, ehe er nicht die Geliebte hatte todt zu ſeinen Füßen erblickt. So hat denn auch von dieſer Seite der Juliens Scheintod einen ſchönen Sinn. — Nun eilen die Eltern herbey, der Fürſt tritt hinzu, alle ſehen die Folge des Haſſes, der, weil er ſie mit ſeinem Todtenblicke anſtarrt, nun ſelber ſcheint in ihrem Herzen ertödtet werden zu müſſen. Die feindlichen Familienhäupter reichen ſich die Hände — zu ſpät, — denn ſie reichen ſie ſich nur beym Anblick des Grabes ihrer Kinder und über dieſem Grabe.

In der Aufführung konnten wir mit Romeo (Herrn Rebenſtein) auf keine Weiſe zufrieden ſeyn, denn in den erſten Scenen iſt er weder von ſeiner verehrenden Liebe verzehrt, und man ſieht nicht ein, wodurch Mercutio zu all den Späßen über ihn kommt; in den folgenden kann er den Ton jener tiefen Innigkeit und berauſchten Seligkeit nicht treffen, und in der Scene mit Tybalt läßt er ſich, wie es uns ſcheint, von falſchen Theatereffekten hinreißen. Als ihn nämlich Tybalt einen Schurken ſchilt, gährt er auf, greift an's Schwert, tritt hervor, und ſchreit in höchſter Wuth mit aller Kraft der Stimme den Namen Tybalt heraus, — plötzliche Reflexionspauſe, die Hand ſinkt vom Schwerte, ſanft tritt er zu dem Gegner und ſagt: die Urſach, die ich habe, dich zu lieben u. ſ. w. Dieſer Effekt ſcheint uns dem Sinn der Situation zuwider. Romeo kommt von der Trennung, die eheliche Liebe hat die Ehre in ihm überwältigt, er liebt auch Tybalt, der Schimpf, den er erleidet, kann ihm kein Schimpf ſeyn, das Leben der Ehre liegt als vergangenes hinter ihm, ein bloßes Wort vermag es nicht wieder zu friſcher Gegenwärtigkeit zu beleben. Selbſt als Mercutio verwundet iſt, folgt Romeo nicht dem Rufe der Ehre, ſondern ſagt: O ſüße Julie, deine Schönheit hat ſo weibiſch mich gemacht. Erſt als der Freund getödtet, als die Ehre auf ſo unendliche Weiſe in ihm verlezt iſt, gibt er der Wuth und Rache Raum, und achtet nicht der neugeſchloſſenen Ehe. Der Tod des Freundes reißt ihn hin zu fechten, wie die Liebe ihn hinriß, des Schimpfes nicht zu achten. Romeo iſt an keiner Stelle reflectirend, wie ſoll in ſein Thun plötzlich ein ſolcher Bruch hereinkommen, wie ihn Herr Rebenſtein darſtellt. — Mad. Stich befriedigt in allen Scenen der Leidenſchaft vollkommen, aber den Ton jener ſüßen, unſchuldvollen, naiven, ſittlichen Sinnlichkeit, der bey Julien bis zur Brautnacht das Vorherrſchende iſt, weiß die Künſtlerin gleichfalls nicht bis zur Naivität wieder herumzuwenden, ſondern bleibt im Sollen ſtehen. Ueber Herrn Devrient (Mercutio) hörten wir den Tadel, daß er als Verwandter des Prinzen nicht genug den Kavalier hervortreten laſſe, daß er nur den Spaßvogel der Ehre und Liebe darſtelle. Und dieſer Tadel ſcheint uns nicht ungegründet. Denn Mercutio iſt eben der Widerſpruch die Komik von Ehre und Liebe zu ſeyn, und dennoch die Ehre zum einzigen Inhalt ſeines Lebens zu machen. Dieß muß überall dadurch zum Vorſchein kommen, daß er ſich vollendet als Kavalier beträgt, indem er zugleich dieß Betragen in jedem Augenblick lächerlich macht. Die Darſtellung dieſes Widerſpruchs mag freylich eine der ſchwierigſten Aufgaben ſeyn, aber ſie würde gewiß Herrn Devrient zu löſen möglich ſeyn, wenn er ſich nur dieſe Aufgabe ſtellte. —

Hechingen, Junius.

Auf meiner Reiſe in die Schweiz kam ich gerade nach Hechingen, als daſelbſt die Ankunft des neuvermählten fürſtlichen Ehepaars, des Erbprinzen und der Erbprinzeſſin, eine geborne Prinzeſſin von Leuchtenberg, erfolgte. Rührend waren die Beweiſe der größten Anhänglichkeit, welche bey dieſer Veranlaſſung die dortigen Unterthanen ihrem wahrhaft edlen und guten Regenten und ſeiner Familie brachten. Die Freude war allgemein, und ſo ein herzliches und einſtimmiges Lebehoch, wie hier ertönte, als bey der wirklich geſchmackvoll errichteten Ehrenpforte der verehrte Fürſt, mit ſeinem geliebten Sohn und deſſen ſchönen jungen Gemahlin ankam, erinnere ich mich kaum gehört zu haben. Der Fürſt bewohnt gegenwärtig ein Schloß eine Stunde von Hechingen, der Lindich genannt, und da wurde er den andern Tag mit den Neuvermählten von den Bürgern abgeholt, um einem Feſte beyzuwohnen, das ſie in der Stadt zubereitet hatten. Am Stadtthor angelangt, ſpannten die Bürger die Pferde des fürſtlichen Wagens aus, und zogen denſelben bis zu ihrem Rathhaus, welches ſchön beleuchtet, und mit den Worten: Liebe und Treue, geziert war. Dieſe Worte konnte man übrigens unverkennbar in allen Geſichtern leſen. Die junge Fürſtin ſchien tief gerührt, und als ſie dem Volke mit der höchſten Anmuth dankte, fand der allgemeine Jubel keine Gränzen mehr.

Ein Ball beſchloß dieſes ſchöne Feſt, welches nicht nur bey den Einwohnern, ſondern gewiß auch bey allen Fremden, die zugegen waren, unvergeßlich bleiben wird.

Beylage: Kunſtblatt Nr. 50.

Verlegt von der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.

Digitized by Google

Nro. 149.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, 23. Juni 1826.

Nur wenige machen eine große Zeit, aber wir preisen auch die vielen, die sie nur gesehn.

Einige Bruchstücke aus den Mémoires, souvenirs, opinions et écrits de M. M. C. Gaudin, Duc de Gaëte *).

M. M. C. Gaudin, der Sohn eines pariser Advokaten, ward 1756 geboren und widmete sich, von Glücksgütern entblößt, dem Stand seines Vaters, er machte seine ersten Schritte in der Advokatur unter der Anleitung des, unter dem Konsulat als Senator gestorbenen, H. von Ailly, damals erster Buchhalter (commis) des Finanzintendanten d'Ormesson, der bey Neckers Antritt des Ministeriums Generaldirektor des dep. des impositions wurde und H. Gaudin, ob er gleich noch nicht zwey und zwanzig Jahr alt war, zu einem seiner Bureauchefs ernannte. Wie H. Joly de Fleury Hrn. Necker ersetzte, erhielt Herr d'Ailly seinen Abschied und H. Gaudin zollt ihm ein sehr ehrendes Andenken. Bey diesem Anlaß machte er zum ersten Mal die Erfahrung, wie mit dem Lächeln des Glücks die Freunde verschwinden, denn kaum war H. d'Ailly seines Amtes beraubt, als auch seine Gesellschafter verschwanden — kühl, aber sehr wahr sagt unser Verfasser: „die Menschen sind einmal nicht anders! man muß ihnen darum nicht zürnen noch sie verschreyen, sondern ihnen nur nicht zu viel zutrauen, damit man sich nicht zu viel Fehlschlagung bereite."

Bis zum Jahre 1789 blieb er ungestört im Besitz seines Amtes. Nun brach die Revolution aus, die Finanzverwaltung (administration des Finances) ward in eine nationale Schatzkammer (Tresorerie nationale) umgewandelt, allein das alte Personal ward bey der neuen Einrichtung beybehalten, und H. Gaudin zu einem der fünf Kommissarien, denen ihre Leitung aufgetragen war, ernannt. Der Geschäftsgang dieses Departements war sehr fehlerhaft; jeder Zahlungsbefehl, welchen einer der Minister ausstellte, mußte von drey der Kommissarien unterschrieben werden, dieses zog stete Verzögerungen in der Vollziehung der Befehle der vollziehenden Macht nach sich und erregte Widersprüche, von deren Folgen Dumouriez ein auffallendes Beyspiel veranlaßte. Nach seiner Eroberung von Holland mochte er den Plan entworfen haben, alles baare Geld an sich zu ziehen, um die Regie-

*) Die Memoiren des Herzogs von Gaëte werden Leser, welche neue Begebenheiten oder neue Ansichten der schon bekannten darin zu finden hoffen, täuschen, dagegen bieten sie Männern, welche Finanzen und Staatsverwaltung zum Gegenstand ihrer Forschungen machen, den vollständigsten Bericht über die französischen Finanzen vom Jahr 1800 bis 1820 an, während deren der Verf. sowohl als Finanz-Minister wie als Bankdirektor die genaueste Uebersicht derselben hatte. Dieser Schatz von Nachrichten benimmt diesem Werk gänzlich den Charakter einer unterhaltenden Lektüre, und es ist zu wünschen, daß es unsre willfährige Uebersetzer Leuten vom Fache übergeben mögen, dasselbe in der Ursprache zu benutzen und am geziemenden Orte von den Resultaten, zu denen es führt, Nachricht zu geben. Um so willkommener wird es aber unsern Lesern seyn, aus den nur sechs und vierzig Seiten enthaltenden Notizen von des Herzogs Lebensumständen das Anziehendste zu erfahren.

Digitized by Google

rung von sich abhängig zu machen; zu diesem Zweck ließ er es sich beygehen, gegen alle Regel, Wechsel von sehr ansehnlichen Summen, die er vorgab, in den eroberten Ländern nöthig zu haben, auf die National-Schatzkammer zu ziehen. „Den Kommissarien, sagt H. Gaudin, gebot ihre Pflicht, diese Wechsel nicht zu zahlen, man protestirte sie, und der General beschuldigte uns deßhalb einer Beleidigung der französischen National-Redlichkeit und forderte Strafe und Abbitte. Das Finanzkommité gab dem Betragen der Kommissäre seinen Beyfall; allein das der allgemeinen Vertheidigung (défense générale), welches glaubte, auf Dumouriez beruhe die Rettung des Vaterlandes, klagte uns contrerevolutionairer Gesinnungen an; ich wurde mehr wie ein Mal mitten in der Nacht vorgeladen, Rechenschaft abzulegen, und ohne den Muth und die Redlichkeit des Volksrepräsentanten Cambon, der dem Finanzkommité präsidirte und dem ich zehn Mal das Leben zu danken hatte, wären wir den Jakobinern aufgeopfert worden."

Durch Cambons Vermittlung, fährt H. Gaudin fort, gelang es mir auch, die acht und vierzig alten Finanzeinnehmer zu retten, welche der Konvent in das Dekret mit indegriffen hatte, dem zu Folge die sechzig Generalpächter als Opfer des Revolutionsgerichts fielen. Wie ich mich eines Abends in die Schatzkammer begab, hörte ich dieses Dekret ausrufen. Ich kannte alle diese Einnehmer, da die Einnahme vor der Revolution zu meinem Departement gehörte; erschrocken eilte ich zu dem Präsidenten und fragte, wie man den General-Einnehmer mit den Generalpächtern zusammenfassen könnte, da ihr Beruf nicht die geringste Gemeinschaft habe. „Keine Gemeinschaft? was willst du damit sagen?" fragte er befremdet. „Die Generalpächter, erklärte ich ihm, pachten gewisse Auflagen, wofür sie der Regierung eine bestimmte Summe bezahlen; was sie darüber eintreiben, fällt in ihre Beutel; die Generaleinnehmer waren aber nur beauftragt, die direkten Abgaben nach gesetzlichen Bestimmungen einzunehmen, wie heut zu Tage nur Distrikt-Einnehmer thun. Was die Generalpächter verbrochen haben, geht mich nichts an, allein ihr Urtheil kann nie auf die Generaleinnehmer angewendet werden." Es war ein ungeheurer Lärm um uns her, der Präsident läutete gewaltig, um sich Gehör zu verschaffen; er theilte der Versammlung meinen Einwurf mit, man beschuldigte mich des Irrthums, ich wiederholte meine Beweise, ich überzeugte sie und der Präsident befahl endlich, die acht und vierzig aus dem Dekret auszustreichen. —

(Die Fortsetzung folgt.)

Herrad von Landsperg.

(Fortsetzung.)

3.

Der weisen Herrad war aber nun klar geworden, was Constantia's Benehmen bey Walters Eintritt sie schon dunkel ahnen ließ. Sie überließ die betrübten Frauen für's Erste der wohlthätigen Einsamkeit, denn heftiger Schmerz verwirft in dem ersten Augenblicke jede fremde Einmischung als überlästig und störend. In ihrem stillen Gemach suchte die Aebtissin ihre Gedanken zu ordnen und den Weg zu bestimmen, den sie einschlagen müsse, um Constantien, deren Geheimniß entdeckt war, und deren Lage sie herzlich bemitleidete, die herbe Entsagung alles Irdischen leichter zu machen, als Walter von Brienne sie um Gehör bat.

Verstört erschien der Bedauernswürdige, der sich jede Hoffnung entrissen sah, vor ihr. Mit der herablassendsten Milde nahm sie ihn, der ihr so viele Theilnahme einflößte, auf, und dieser Empfang verwandelte bald des Ritters wortarme Scheu in hinreißende Beredsamkeit. Mit den glühendsten Farben malte er der Oberin die reine Leidenschaft, die seinen Busen entzündet, die sittige Zärtlichkeit, mit der Constantia sie erwiedert, seinen Kummer ob dem Mißgeschick, das ihn von ihrer Seite gerissen, sein Sehnen und sein Hoffen, sie einst wieder frey und glücklich zu sehen, ihr einst näher anzugehören. Eben so lebhaft schilderte er seine Verzweiflung bey dem Einsturze aller seiner freudigen Hoffnungen und begann nun mit jener Ueberredungskunst, die der Liebe zu Gebote steht, das Mitleid, die Großmuth und die Milde der staunenden Zuhörerin anzurufen.

„In dieser Nacht des Grausens und der Verzweiflung," sprach er mit leidenschaftlicher Geberde, „strahlt „mir nur ein . . ein einziger Hoffnungsstern, und dieser „Stern seyd Ihr, hochwürdige Frau! Die Welt verehrt „in Euch ein Muster der Heiligkeit, der frömmsten Tugend, der bescheidensten Weisheit. Eure Untergebnen „preisen Euch als ihre Mutter, Eure Gefangenen lieben „Euch als ihre wärmste Freundin! Ich selbst, der Fremdling, fühle mich geblendet von Euerm Seelenadel. Diese „frommen, würdigen Züge müßten täuschen, schlüge nicht „unter Euerm strengen Gewand ein mit menschlichem „Sehnen und Leiden vertrautes Herz. Ueb Barmherzigkeit. Constantia's Schicksal ruht in Eurer Hand. „Rettet ihre Seele von Verzweiflung, mich vom Verderben. . . . oder zwingt sie zu dem Schritt, den sie verabscheut, und bereitet ihr dadurch ein frühes Grab!"

— Wie versteh' ich, was Ihr keck geäußert, junger heftiger Mann? Deutet mir den Sinn Eurer Rede, — sprach Herrad ernst; diesen Sinn bereits ahnend.

„Der Kaiser," fuhr Walter eifrig fort, „hat Euch

Digitized by Google

„Sybillen und ihre Töchter, als seine Gefangenen „übergeben. Er hat Euch zur Kerkermeisterin erniedrigt. „Diese Wahl beleidigt Eure Würde. Behauptet sie. „Laßt Constantien entfliehen. In meinem Arme finde „sie ihre Sicherheit. Euch verdanke sie ihr Leben!"

— Was sprecht Ihr, Herr von Brienne — fragte die Aebtissin streng. — Der Kaiser hat sie mir vertraut. Soll ich sein Vertrauen verrathen? —

„Ist das Verrath, wenn Menschlichkeit die Tücke zu „Boden drückt?"

— Mir ziemt Demuth und Gehorsam, nicht strafbares Ankämpfen gegen des Herrschers Macht. —

„So duldet wenigstens, daß ich sie entführe . . . „Scheinbar mit Gewalt. Ein Ueberfall . . . . bey „Nachtzeit . . . nur ich betrete diese heilige Stätte „ . . . . mein Gefolge bleibe fern . . . . der „Wahn genügt, daß Ihr durch Zwang . . . .

— Haltet ein! Hofft Ihr meine Einwilligung zu diesem Possenspiele? Denkt Ihr, Herrad von Landsperg könne sich so weit vergessen? Nimmermehr. Und solltet Ihr im Ernst den Frevel unternehmen wollen, so wißt, daß mir Macht zu Gebote steht, des Abenteurers Tollkühnheit zu strafen. —

„Ihr habt Recht, hochwürdige Frau," entgegnete „Walter beschämt. „Vergebt; — Wahnwitz sprach aus „mir. Ich bin so elend!"

— Ach! wer verzeiht nicht gerne dem Uebermaaß menschlicher Empfindungen! — sprach Herrad, von Walters rührendem Tone lebhaft ergriffen. — Bin ich nicht auch aus Staub geboren? Trage ich nicht auch Gefühl und Mitleid im Busen? Glaubt mir, armer junger Mann, ich beklage Constantia's Schicksal und das Eure aufrichtig. —

„Ihr beklagt es?" entgegnete Walter mit bitterm „Vorwurf. „In Eurer Macht steht's, es zu ändern. „Aendert das beklagenswerthe Geschick."

— Durch Verletzung meiner Pflicht? Niemals. Nur ein unmittelbarer Befehl vom hohen Himmel könnte mir es gebieten, nicht menschliche Ueberredung. Ich vergebe Euch Eure Bitterkeit, und meine Fürsprache, wenn sie etwas gilt, soll Euch nicht fehlen. Werft Euch zu des Kaisers Füßen. —

„Vor Frankreichs Könige allein, dessen Lehensmann „ich bin, beugt sich mein Knie."

— Der deutsche Kaiser hat indessen hier allein zu entscheiden. Versuchts. Vielleicht gewährt Euch seine Huld und Menschlichkeit . . . . —

„Seine Menschlichkeit. Diese Tugend hat des Roth „barts Sohn von seinem Vater nicht geerbt."

— So setzt Eure Hoffnung auf Gott und die Zeit. —

„Und während dem Hoffen" — fiel Walter brausend ein — „gebt alles zu Hoffende verloren! In einigen Monden soll die Unglückliche das harte Gelübde „ablegen, und ihr verweist mich an die Zeit? Jetzt, jetzt „thut die Hülfe Noth, und ich schwöre es Euch, ich raste „nicht eher, bis ich Himmel und Erde . . . . ."

— Entweiht mein Ohr nicht mit zornmüthiger Rede. Sie ist dieser Stätte fremd. Geht, nehmt mein inniges Bedauern mit Euch. Eure Leidenschaft zu unterstützen, verbietet mir mein Stand, meine Würde, wenn auch mein Herz bey der Pflichtübung blutet. —

„Nun, so sey's!" rief der heftig gereizte Ritter. „Die Folgen dieses Augenblicks fallen auf Euch. Ich „gehe an das Hoflager, fordre Gerechtigkeit vom Kaiser. „Verweigert er sie mir, so ist sein Leben aus; . . so „verblutet er's an meinem Schwerte. Mich opfert dann „die Rache, Constantia's Herz bricht im Uebermaß ihrer „Leiden, und an Eurem Sterbebette seht Ihr unsre „Schatten wieder! Lebt wohl!"

Brienne verließ außer sich das Gemach, und die Aebtissin blieb den widrigsten Empfindungen zu Raube. Der Gedanke, zweyer Menschen Verderben zu verschulden, folterte ihre zartfühlende Brust. Ihrer Pflicht untreu zu werden, verletzte ihr Gewissen. In diesem grausamen Zweifel nahm sie ihre Zuflucht zum Altar, wo sie so oft im Gebete Trost und Stärkung wiedergefunden.

(Die Fortsetzung folgt.)

Demoiselle Sonntag in Paris.

Sieg ist nur da davonzutragen, wo ein Gegner steht; und die herrlichsten Siege, welche die Nationen gegen einander erkämpfen können, sind die Siege der Künste.

Im Gesang wetteifern besonders die Italiener, die Deutschen und die Franzosen. Besondere Gründe, deren Prüfung nicht hierher gehört, haben in neueren Zeiten die französische Hauptstadt veranlaßt, das italienische Talent dem deutschen vorzuziehen; und ein sonderbarer Zufall hat es gefügt, daß große Talente für den Gesang, welche Frankreich hervorbrachte, nur ganz selten im Publikum bekannt wurden. Man hat erst in dem vor einigen Tagen gegebenen Konzert für die Griechen erfahren, daß einige Damen vom reichen Pariser Bürgerstande (vom hohen Range) Sängerinnen vom ersten Range sind.

Aber die Entdeckung, daß auch unter dem deutschen Himmel die Brustbilde des schönen Geschlechtes sich eben so für den Silberklang der Singstimmen wölben, wie in den wollüstigen Hainen am Frascati, und an den Gestaden von Neapel, oder in den Gebirgen von Genua; die Entdeckung, daß die Nachtigallen nicht nur am Tiber hecken, sondern auch an der Donau und an der Spree, das wissen die Pariser erst seit gestern; denn gestern und den 15ten Juni 1826 bezeichnen wir hier gefliſſentlich für die Kunstgeschichte, sang zum ersten Mal in Paris Demoiselle Sonntag in dem italienischen Schauspielhause. Sie sang ihre erste Gastrolle, wozu sie Rossini als Direktor engagirt hatte, und leider ist zu vermuthen, daß diese Gastrollen nicht sehr zahlreich seyn werden, denn die Frist, die sie in Paris zuzubringen hat, mag ihr wohl sehr sparsam zugemessen seyn; sie war kaum vor einigen wenigen Tagen angekommen, und schon gestern erschallte das volle Haus der italienischen Oper von ihrer herrlichen Kunst, und von der enthusiastischen Verherrlichung ihres Triumphs.

Digitized by Google

Dem. Sonntag trat in dem Barbière mit einem Muthe auf, an welchen die Pariser wegen ihrer so schwer zu befriedigenden Ansprüche nicht gewöhnt sind; alle Debutanten zittern in den ersten Akten, aber das deutsche Wunderkind stellte sich dar in deutscher Kraft und im Bewußtseyn seines Werths, und in froher Erinnerung an die Kenner und Bewunderer im deutschen Vaterlande. Da ergab sich ein neues Phänomen, diejenigen, die mit dem hämischen Vorurtheile gegen die deutsche Art gekommen waren, wußten schon beym ersten Recitativ nicht mehr, ob sie in Paris waren oder in Neapel; und die, welche gekommen waren zu hören, fühlten eine gewisse Verwirrung ihrer Sinne; denn über dem Sehen verging ihnen das Hören. Diese liebliche Gestalt kämpfte in ihrem Geiste mit der Macht der bezaubernden Töne. Die Dilettanten riefen aus: divina bellezza! einige ganz jugendlich feurige Bewunderer ließen ein come dolce ella sospira, oder gli occhi giammai non vide und nur erinnerte sich ein dritter an das 122ste Sonnet von Petrarch, und wiederholte das come dolce ella sospira, o come dolce parla, dolce ride, um den andern zu verstehen zu geben, daß er wisse, daß sie ihre Ausrufungen aus derselben Quelle geschöpft hatten, als er.

Herrn Rossini haben die Freunde, die ihm den deutschen Schatz entdeckt haben, einen sehr wichtigen Dienst geleistet; seine Theaterdirektion fing an dem Publikum gehässig zu werden; der Mangel an neuen Stücken und an großen Talenten wurde täglich mehr sichtbar, und bereits hatte ihm die furchtbare Satyre der unerbittlichen Pariserkritik einige tödtliche Dolchstiche beygebracht; er war unrettbar, und die einzige Wunderkur, die noch möglich war, brachte ihm Demoiselle Sonntag.

Einen besondern Beweis, mit welcher Allmacht diese Künstlerin ihr neues Publikum sogleich beherrschte, sieht man darin, daß man sie auch in dem Barbière, dem ewigen, unerträglich gewordenen Barbière, als eine langersehnte Unbekannte bewillkommte; ihre schöne Jugend verfängte das verwöhnte. Der Genuß war äußerst mannigfaltig. Man hatte das Vergnügen sich über die Abwesenheit der Madame Pasta zu trösten. Man sah nun ein, daß die stolze, vorlängst erkrankte Fodor nun plötzlich gesunden, oder daß sie wenigstens sich endlich ein Mal erklären werde, ob sie sich über die Alpen abermals verbergen wolle. Die Kasse erfreute sich eines Segens, dessen sie schon lange ungewohnt war.

Auch ist bereits die Hoffnung geweckt worden, daß Rossini endlich einmal seinen wahren Vortheil verstehen werde, und diese Hoffnung, begründet auf eine Sonntag, ist eine der süßesten, welche die ächten Kenner sowohl unter den Franzosen als unter den Deutschen haben können. Demoiselle Sonntag wird den reinen Werth der Musik des verewigten Mozart ganz vorzüglich darthun; die italienische Oper wird endlich durch sie erfahren, welch ein Schatz in den bisher vergessenen, im Staube modernden Mozartischen Partituren vergraben liegt; und das Pariser Publikum, die mancherley Künstler in den Orchestern in Paris, und die zahllosen Liebhaber, die zwar Mozart zu schätzen wußten, aber ihn nie unter sich leben hörten, werden endlich einmal, wenigstens während der Gegenwart der würdigsten Priesterin des Mozartischen Kunsttempels von dem lastenden Zwange befreyt werden, welchen ihnen die Mode auferlegt hatte.

Es waren bey der Vorstellung nur wenige Deutsche gegenwärtig; denn der Zulauf war ungewöhnlich gewesen, und das bevorstehende Fest der Kunst war auch nicht hinlänglich angekündigt worden. Jedoch erfuhren die Franzosen und Italiener bald, daß Demoiselle Sonntag ein Zögling der guten Wienerschule gewesen war. Aber sie trauerten alle zum Voraus, als sie vernahmen, daß Berlin ihnen die kostbare Blume, die es mit vielem Eifer und mit einer sorgsamen Wartung auf seinen Boden verpflanzt hatte, nicht leicht abtreten würde. Man sah es manchem an, daß er sich bereits entschloß, der Zauberin im Nothfall bis in die Hauptstadt Preußens nachzureisen.

Die Kunstkenner erstaunten über die Reinheit eines solchen vollen Silbertons, man verglich ihre Fertigkeit in den chromatischen Gängen mit den schönen Tagen der Madame Catalani; man sah Niemanden, der nicht voll des süßen Gefühls der Bewunderung und des Vergnügens zugleich war, als man die Leichtigkeit des Pizzicato im Gesange hörte, das in Paris bisher eine Seltenheit war. Und nun erinnerten sich die Alten an eine ähnliche Erscheinung, als einst die deutsche noch immer nicht ganz vergessene, noch immer verehrte Ballette in Paris erschien. Nun reihten die Damen die Demoiselle Sonntag zwischen die große Pasta und die vielgeliebte Canti. Auch die italienischen Kritiker erkannten, daß der schöne deutsche Mund die süßen italienischen Töne eben so rein sprach, als man sie oft kaum in Della Scala in Mailand hörte.

Korrespondenz-Nachrichten.

London, Mai.

Eines der interessantesten Werke, das hier noch über den griechischen Freyheitskampf erschienen, ist des Oberstlt Leake Historical Outline of the Greek Revolution. Ein kurzer Auszug über den Charakter der griechischen Landleute in den weniger besuchten Gegenden, und der Albaneser, ist besonders lesenswerth, indem sie die Ansichten eines denkenden und, allem Anscheine nach, unpartheyischen Beobachters enthalten. — „In allen Gegenden Griechenlands ziehet die Bauernfamilie einen Theil ihres Unterhalts mit dem Spinnen von Baum- und Schaafwolle, und dem Weben der groben Stoffe, welche meistentheils zu ihrer Kleidung und ihrem Hausrath benutzt werden; und obgleich ihre Lage, im Ganzen genommen, sehr elend ist, so ist der Landmann doch im Allgemeinen fleißig, seiner Familie sehr zugethan, für den Unterricht seiner Kinder besorgt, und an Verstandeskraft dem in den gebildetsten Ländern Europens gleich, wo nicht überlegen. Der auffallendste Abstich gegen die Einwohner der Ebenen Griechenlands findet sich auf den Inseln des Aegeischen Meers, wo es keine türkischen Einwohner gibt, und in den Gebirgsgegenden von Kreta, Lakonien, Arkadien, Aetolien, Locris, Epirus, Thessalien und Makedonien. Hier gleichen die Griechen aufs vollkommenste ihren Vorfahren, in ihren Tugenden sowohl als ihren Fehlern, ihren glorreichen Vorfahren, wie sie uns die Geschichte schildert — betriebsam, rüstig, unternehmend, heldenmüthig, ihrer Heimath und ihrem Vaterlande fest anhängend, von wenig lebend, oder je nachdem die Umstände es mit sich bringen, Liebhaber vom Wein und Vergnügen; heftig, rasch, sinnreich, nachahmend, aber auch eitel, unbeständig, treulos und unruhig. In einigen der Gebirgsgegenden gab es Dörfer, ja ganze Gegenden, die man ihrer eigenen Verwaltung, oder vielmehr der Verwaltung anerkannter Primase überlassen, welche für die Steuer verantwortlich waren, und sie gewöhnlich von den Türken pachteten. In einigen Gegenden wurde nicht einmal die Kopfsteuer (Kharadsch) regelmäßig entrichtet. In allen diesen Bezirken hatten die Häupter der vornehmsten Familien einigen Antheil an der Regierung, und die ausübende Gewalt befand sich in den Händen der Reichsten und Angesehensten. Wie es unter einer solchen Art von Regierung nothwendig geschehen mußte, waren die nahe an einander liegenden Dörfer oft im Streite verwickelt, welches die wichtige Folge hatte, daß es das Volk in den Waffen übte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beylage: Literaturblatt Nr. 50.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Nro. 150.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Sonnabend, 24. Juni 1826.

Unerklärlich bleibt dir immer dein Loos;
Magst aus vielverstrickten Irrgewinden
Deiner Laufbahn nie den Ausgang finden.
Nur den Glauben, den seligen Glauben
Laß in Angst und Drangsal nimmer dir rauben!
Bleibst du auch der irdischen Mächte Spott:
Unerforschlich führt dich hindurch dein Gott.

Nägeli.

Herrad von Landsperg.

(Fortsetzung.)

In die heißeste Andacht versunken lag Herrad auf ihren Knieen und flehte zum Höchsten und zu der heiligen Stifterin Hohenburgs um Licht, Stärke und Gewissensruhe, bis der späte Abend sein Dämmerlicht in die Kapelle goß. Da ertönten plötzlich wunderliebliche Klänge um sie her. Staunend blickte die Beterin empor. Ahnendes Beben schlich durch ihre Glieder. Rosiger Schein umstrahlte Altar und Gewölbe, balsamischer Duft erfüllte das Haus. Odilias Bildsäule war verschwunden und an ihrer Statt sah die Heilige selbst, umgeben von tausendfarbigem Strahlenglanze, freundlich auf die Beterin hernieder.

„Herrad! Herrad! sprach mit süßer Stimme die himmlische Erscheinung. Du treue Magd! Du Auserwählte zur glorreichen Seligkeit! Dein heißes Flehen drang durch des Himmels Räume. Du hast gerufen! Ich komme. Vernimm den Willen des Herrn!"

„Odilia! heilige Stifterin! Gebiete!" — stammelte Herrad in seliger Verzückung. Immer strahlender ward die Erscheinung, während die Worte aus ihrem Munde tönten: „Gottes Furcht und Menschenpflicht demüthige sich nicht vor dem Uebermuthe der Gewaltigen! Constantia's Ehebund ist im Himmel geschlossen. Gib sie der Freyheit, ihrem künftigen Gatten zurück. Die Unschuldige bedroht Gefahr. Die zweyte Morgensonne finde sie schon auf ihrer Flucht. Fürchte die Rache des Bösen nicht. Die Haare auf deinem Scheitel sind gezählt; die Tage des Unterdrückers sind es auch! Gedenke mein, geliebte Herrad! Du siehst mich wieder!"

Die überirdischen Töne erklangen auf's Neue. Matter wurde der Strahlenschimmer, blässer der Rosenschein auf den Wänden. Mild lächelnd zerfloß die Erscheinung in einen leuchtenden Schatten. Vergebens streckte die begeisterte Herrad ihre Arme sehnsuchtsvoll nach der Verschwebenden aus. Sie entschwand. Glanz und Töne sanken in tiefe Dämmerung zurück, aber die Weihe des feyerlichen Augenblicks war in Herrads fromm-zuversichtlichem Gemüthe zurückgeblieben.

4.

Wer beschreibt Walters Erstaunen, als er am frühen Morgen sich zur Aebtissin entboten sah? Wer schildert seinen freudigen Schreck, als er aus ihrem Munde sein Glück, die Bewilligung seines heißesten Wunsches vernahm? „Hochwürdige Frau! rief er vor Freude hingerissen, welch ein Wunder konnte Euer Herz lenken, das noch gestern mir hartnäckig meine Seligkeit verweigerte?"

„Herr Walter! — entgegnete die fromme Oberin — betet dankbar zu des Himmels Höhen, denn er hat Euch unter seinen Schutz genommen. Doch genug des Zwiesprachs. Zur That. Heute Nacht, wenn alle Jungfrauen dieses Stifts im Chor versammelt sind, den Herrn zu preisen, beobachtet Ihr das kleine Klosterpförtchen. Ich selbst führe Euch Constantien entgegen. Das Morgenroth

Digitized by Google

beleuchte Eure Flucht. Bereitet Euch zur Reise, deren nächstes Ziel ich Euch stecken werde.“

Walter flog entzückt davon und rüstete in dem Dorfe am Fuße des Berges Alles zu weiter Fahrt. Bald war es geschehen, aber noch lange mußte der Ungeduldige auf das Stündlein seiner Wonne harren. Seine Unruhe ließ ihm keine Rast, und in Gebürg und Wald irrte er hoffend und fürchtend umher, bis der letzte Schein des Tages verloschen und blaue duftige Nacht berniederstieg auf Halde und Flur. Der Mond zog auf am wolkenlosen Himmel, und tausend Sternlein blizten hell herab auf den Pfad, der sich zum Kloster emporwand, und den der gerüstete Paladin mit klopfendem Herzen ging. Unter den dunkeln Baummassen vor dem Gotteshause warf sich Walter nieder und blickte starr auf die Fenster der Kirche, die noch immer in Finsterniß verhüllt lagen. Qualvolle Augenblicke der Erwartung verseufzte der Harrende, bis endlich ein schwacher Lichtschimmer an den Scheiben hinfuhr, bald zur milden Helle wurde, und der sanfte Choral der versammelten Jungfrauen begann. Walter eilte zu dem Pförtchen. Noch war es fest verschlossen; aber bald . . . horch! . . . rasseln Schlüssel . . . leise wird der klirrende Riegel zurückgeschoben, und auf der Aebtissin Schulter gestüzt, erscheint des Wonnetrunknen holde Braut, Constantia, unter dem Bogen. Mit einem halberstickten Ruf der Freude nähert sich der treue Ritter, und sanft legt Herrad die Erschütterte in seine Arme. Constantia's Herz klopft an dem seinen, ihre Thränen benetzen seine Wangen. Von dem unaussprechlichen Entzücken des Augenblicks gefesselt, findet Walter keine Worte des Dankes. Da spricht die hochherzige Herrad mit gerührter, aber ernster Stimme: „Hier übergebe ich dir, junger Mann, die, nach der dein Herz verlangt. Nicht irdischer Rücksicht, nicht sträflicher Schwäche verdankst du dieß Geschenk. Dem Himmel selbst. Da ich aber nicht in deiner Seele lesen kann, wie der, der dich schuf, so gelobe mir bey allen deinen Hoffnungen auf jenes Leben, pünktlich das zu thun, was ich von dir verlangen werde.“ — Der Graf von Brienne schwur. — „Nimm dieß Pergament — fuhr Herrad fort — und ziehe stracks gen Etival zum Kloster. Uebergib dem würdigen Abt das Schreiben. Er wird dein Bündniß mit Constantien vor dem Altare weihen. Dann führe sie mit dir auf dein einsamstes Schoß, und lebe dort im Verborgenen, bis die Gefahren vorüber sind, und mein Wort, oder der Wink des Abts von Etival dich wieder in die Welt zurückberuft. Nun aber eilt und der Herr behüte eure Wege.“

Mit des reinsten Dankes Thränen sanken die Verlobten zu Herrads Füßen, die, der Rührung nachgebend, sich zu den Knieenden beugte. Sie drückte einen mütterlichen Kuß auf die blasse Stirne der unglücklichen Fürstentochter, legte die Hände segnend auf das Haupt ihrer Schüzlinge, und flüsterte bewegt: „Vergesset mich nicht! Gedenkt Eurer Freundin!“ — „Ewig! ewig!“ riefen Beyde.

„Ach! jammerte die schüchterne Jungfrau, meine Mutter! meine Schwester! werde ich sie, werde ich Euch je wiedersehen?“ — „Du wirst's!“ — rief Herrad, und schlug ihre leuchtenden Blicke auf zum prächtigen Nachthimmel, der wie ein aufmerksamer Zeuge des Abschieds lauschte. „Du wirst sie, du wirst mich wiedersehen! Ich verspreche dir's! Doch genug! Schon zieht die Morgenluft über die Berge. Eilt! flieht! Der Herr sey bey euch mit seinen himmlischen Schaaren.“

Sie entzog sich stark und willensfest den Liebkosungen der Dankbaren und das Pförtlein fiel zu. Walter und Constantia, durch Herrads Muth aufgerichtet, reichten sich feyerlich unter dem Sternendom die Hände, kehrten nach heißem Segenswunsche der geweihten Stätte den Rücken, und eilten getrost über den, für die Ewigkeit gebauten Römerweg in's Thal, wo ihrer starke Rosse und sicheres Geleit harrten.

Hinter ihnen aber öffnete sich leise das Pförtchen wieder. Herrads liebevoll besorgter Mutterblick folgte spähend den fliehenden Gestalten der Schutzbefohlenen durch den zitternden Mondesglanz, und ihr aufmerksames Ohr lauschte ihren fernhin verhallenden Schritten, bis Schatten und Wiederhall untergegangen war in schweigender Waldesnacht.

(Die Fortsetzung folgt.)

Einige Bruchstücke aus den Mémoires de Gaëte etc.

(Fortsetzung.)

„In dieser Zeit fiel ein denkwürdiger Auftritt in der Schatzkammer vor. Der berühmte d'Epremesnil, ehemaliger Parlamentsrath, einer von denen, die 1788 die Versammlung der Generalstaaten am eifrigsten betrieben, war auf der Terrasse der Feuillants bey dem Saal des Konvents, auf welcher täglich ein großer Volkshaufen versammelt war, um durch sein Geschrey die Beschlüsse der Versammlung zu lenken, spazieren gegangen. d'Epremesnil ward erkannt, und von da bis zum Palais Royal, wohin er seine Flucht richtete, und endlich in die Schatzkammer, die er für eine Zuflucht ansah, mit Steinwürfen und Schlägen verfolgt.

Der Verordnung nach sollte immer einer der Kommissarien gegenwärtig seyn; ich hatte mich um sechs Uhr entfernt, mein Kollege, Herr Dutramblay, nahm meinen Platz ein, und befand sich in seinem Privatkabinet, als er aus dem Fenster einen Haufen herandrängenden Volks erblickte, welcher ein blutiges, nur noch mit den Fezen seiner herabgerissenen Kleidung bedecktes, Gespenst verfolgte, das sich in die Thore des Schatzkammergebäudes zu retten versuchte. Das ihm auf den Fersen folgende wüthende

Digitized by Google

Volk forderte laut schreyend sein Leben — und ich weiß noch bis jezt nicht, was es so ungeheuer gegen den Unglücklichen erbittert hatte — die Wache des Schatzgebäudes, welche diesen Tag aus alten Grenadieren der Garde Francoise bestand, warf sich augenblicklich zwischen beyde Partheyen, und umgab das arme Schlachtopfer mit einer doppelten Reihe. Herr Dutramblay eilte sogleich auf der großen Treppe herbey, und ließ Herr d'Epremesnil in das Kabinet des Bureaudieners bringen, suchte das Volk durch Zureden zu beruhigen und ermuthigte die Wache, in ihrem Widerstande zu beharren.

Trotz dieses Lärmens und seiner persönlichen Gefahr hatte Herr Dutramblay dafür gesorgt, daß ein Bett in jenes Kabinet gebracht und Jemand aus dem Bureau herbeygerufen war, der ihn nothdürftig zu verbinden verstand und ihn auf sein Lager schaffte. Zur Ehre des Geschlechts muß ich den Umstand nicht vergessen, daß die Gattin des Mißhandelten, damals eine sehr hübsche junge Frau, bey der ersten Nachricht von der Gefahr ihres Mannes herbeyeilte, mit Lebensgefahr durch den Volkshaufen drang und sich mit ihrem Gatten in diesen sehr unsichern Schutzwinkel einschloß.

So standen die Sachen, als ich, meine Wohnung verlassend, sie von dem Kommandanten eines Infanterie- und Kavalerie-Detachements erfuhr, welches Befehl hatte, den Durchgang der Straße, die ich betreten wollte, zu sperren. Nachdem ich mich zu erkennen gegeben hatte, ließ man mich meinen Weg fortsetzen, und ich gelangte mit vieler Mühe zu meinen, mich ungeduldig erwartenden Kollegen. Ich drang endlich bis zur Treppe, auf deren untersten Stufe der erste Grenadier stand, und mich an ihn lehnend, begann ich das Volk von hier aus zu bereden, indeß Dutramblay eben dieses von der obersten Stufe, sein Vertheidigungskorps vor sich, zu thun bemüht war. In diesem Augenblicke nahte sich mir ein Unbekannter, den mir seine Aussprache für einen Südfranzosen verrieth, und fragte mich leise: ob er mir nützlich seyn könnte? — Ich bat ihn, augenblicklich zu dem Maire von Paris zu gehen, und ihn zu bewegen, daß er sich sogleich in die Schatzkammer begeben möge.

Petion, der damals Alles vermochte, war Maire und erschien kurz nach unserer an ihn ergangenen Aufforderung; er war jung, ziemlich groß, blond, hatte ein schönes Gesicht, das in diesem Augenblick von der Hitze des Tages sehr gefärbt war. Man führte ihn in das Kabinet, wo der unglückliche d'Epremesnil lag, und dieser sagte ihm mit sterbender Stimme: „Auch ich war der Abgott des Volks . . . . .“ Dieser Anblick, diese Worte machten auf Petion einen solchen Eindruck, daß er todtenbleich und wankenden Schrittes sogleich das Kabinet verließ, wir befahlen zwey Grenadiers, ihn zu unterstützen; sie führten ihn in einen benachbarten Hof, wohin wir ein Feldbett tragen ließen, auf das er sich ausstreckte, allein nachdem wir mehrere Male von seinem Befinden Nachricht erhalten, sagte man uns, er sey verschwunden, und somit waren wir des einzigen Mittels beraubt, das uns zur Verhütung eines Verbrechens behülflich seyn konnte.

Während dem hatten sich zwey junge Leute bey uns eingestellt, deren Namen an schändliche Handlungen erinnerten, sie kamen, die rothe Mütze auf dem Kopf, in kurzer Jacke, mit offnen Hemdkragen, und an ihrer Scherpe waren sie für Mitglieder der Gemeinde von Paris zu erkennen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Edinburg, im Junius.

Alles ist hier mit warmem Eifer beschäftigt, den leidenden Arbeitern in den Fabrikstädten Hülfe zu schaffen. Die dringende Noth, welche in Manchester und andern englischen Städten in Empörung übergegangen, liegt auch schwer auf Glasgow, Paisley und mehrern schottischen Städten; aus einem so eben erschienenen Berichte der zur Erleichterung der unglücklichen Arbeiter niedergesetzten Kommission ergibt sich, daß mehr als 30,000 Personen ohne die geringste Beschäftigung sind. Das Verhältniß der Webestühle ohne Gewebe beträgt im Durchschnitt drey Viertel der ganzen Zahl in manchen Städten, in denen der bey weitem größte Theil der Bevölkerung aus Webern oder andern Fabrikarbeitern besteht! Ganze Familien sind folglich von allen Nothwendigkeiten des Lebens entblößt, und im wörtlichen Sinne vor Hunger sterbend; — doch ist Alles ruhig geblieben — man sagt die Schotten tragen länger und geduldiger wie die Engländer, sind aber auch, wenn es einmal ausbricht, fürchterlicher und weit schwerer zu besänftigen. In diesem Augenblicke hat, wie es scheint, die Gelassenheit, mit welcher die armen Arbeiter in Schottland den schweren Druck der Zeiten erleiden, das Interesse für sie noch erhöht. Die lebendigste Thätigkeit herrscht auf allen Seiten, und es ist unglaublich, wie große Summen hier in kurzer Zeit zusammen gebracht werden, wenn das Mitgefühl der Reichen einmal aufgeregt ist. *)

Eine Subscription hat in wenigen Tagen eine Summe von 2470 Pf. St. zusammengebracht — einzelne Personen haben 100, — 50 — sehr viele 20, und eine große Anzahl 10 Pf. St. unterschrieben.

Mehrere der ersten Damen aus der Gesellschaft haben sich vereint, um den Plan zu einem Subscriptionsball zu entwerfen, den sie mit reger und liebenswürdiger Thätigkeit ausgeführt — auch ist er ganz nach Wunsch gelungen. — Eintrittsbillette wurden für eine Guinee gegeben, und man hat nach Abzug aller Kosten, dem zum Empfange der Beyträge bestimmten Ausschusse 412 Pfd. St. übergeben, eine für diese Jahreszeit, wo die Stadt schon sehr leer ist, äußerst bedeutende Summe, die Kosten waren möglichst verringert, da Jedermann sich aufs lobenswürdigste bestrebt hatte, nach Kräften zu

*) Bey der großen Feuersbrunst vor zwey Jahren blieb dem zur Vertheilung der Subscription ernannten Ausschusse eine beträchtliche Summe übrig, nachdem alle, die Entschädigung annehmen wollten, selbige erhalten hatten.

Digitized by Google

diesem wohlthätigen Zwecke beyzutragen. Die Verzierungen des Ballsaals, der Saal selbst und die Tanzmusik waren umsonst, die Erfrischungen für verminderte Preise. Mehrere Sänger und Sängerinnen vom Theater, und einige hiesige Tonkünstler, die sich ebenfalls freywillig dazu erboten hatten, unterhielten die Gesellschaft während einer Pause in der Mitte des Balls, mit Gesängen und Musik. Die Damen hatten es sich zum Gesetz gemacht, in schottischen Stoffen gekleidet zu erscheinen, um auch auf diese Weise die menschenfreundliche Absicht des Ganzen zu befördern.

Vielleicht mag die Idee, ein Fest zu geben, um Unglücklichen beyzusteuern, für die, welche noch nicht daran gewöhnt sind, im ersten Augenblicke etwas Auffallendes haben — eine meiner jungen Freundinnen hier sagte mir, wie zuerst von diesem Balle die Rede war, sehr naiv — „aber, muß man denn tanzen, um die Menschen vom Hungertode zu retten?“ — allein ich denke, mag doch Jedermann das Gute auf seine Weise thun, die Hauptsache ist, daß es geschieht, und warum soll man am Ende nicht, wenn man den Armen erleichtert, zugleich dem Reichen eine Gelegenheit zur Fröhlichkeit geben? — Die Rigoristen mögen freylich diesen Grundsatz ein wenig leicht finden. — Der Pittclub, ein Verein von Tory's, der jährlich hier das Andenken Pitts durch ein öffentliches Mittagessen feyert, hat, wie es scheint, etwas von dem Gefühle meiner jungen Freundin empfunden, und sich deßhalb entschlossen, 100 Guineen, die Kosten des Mittagessens, dem Ausschusse zu übersenden. — Wenn man bedenkt, wie sehr die Britten solche öffentliche Mittagessen, mit den dazu gehörigen Reden, Toasts ꝛc. lieben, so muß man den Herren dieses Opfer in der That hoch anrechnen, um so mehr, da die meisten schon außerdem freygebig zu der Subscription beygetragen. — Ein öffentliches Konzert ist von dem Verein der hiesigen Tonkünstler und von der Schauspieldirektion eine Benefizvorstellung ebenfalls zum Besten der Fabriken gegeben worden.

Die Damen haben auch eine Menge artiger Arbeiten, als Körbchen, Börsen ꝛc. verfertigt, die an einem bestimmten Tage von einigen unter ihnen dazu auserwählten verkauft werden sind, welches 200 Pfd. St. gebracht hat. So beträchtlich auch alle diese Summen sind, so reichen sie doch leider noch bey weitem nicht hin, um die große Noth abzuwenden. In einem solchen Augenblicke aufgeregter Wohlthätigkeit erscheinen die Britten in ihrem schönsten Lichte — Wohlthätigkeit, ist überhaupt gewiß eine ihrer hervorstechendsten Tugenden, und das tiefe Elend, welches man hier so oft neben dem glänzendsten Reichthume findet, läßt es nicht an Gelegenheit zu deren Ausübung fehlen.

Wenn ich diese in dem brittischen Charakter wirklich ausgezeichnete Neigung, die Leiden ihrer Mitbrüder zu mildern, betrachte, so kann ich mich nicht der Verwunderung enthalten, daß das furchtbare Schicksal Griechenlands hier, mit wenigen Ausnahmen, mit so großer Kälte betrachtet wird; — ich rede in diesem Augenblicke nur von dem, was ich hier vor Augen habe, und nicht von England, doch fürchte ich, ist auch dort der Eifer sehr lau — hier habe ich in der That nur selten Spuren davon gesehen — im vorigen Jahre hielt ein Damenverein eine öffentliche Versammlung, um sich über die passendsten Mittel zur Verbesserung der weiblichen Erziehung in Griechenland zu berathschlagen — mehrere Reden wurden gehalten, ein Ausschuß von Damen niedergesetzt, eine Subscription eröffnet, und der Entschluß gefaßt, Schulen anzulegen, und Lehrerinnen nach Griechenland zu senden — ich glaube die ganze Sache ist in Nichts zerfallen — mir schien der Plan im ersten Augenblicke wenigstens ganz unzeitig, wenn gleich unstreitig sehr wohlgemeynt. Nicht Erzieherinnen sind es, welche jenes im Blute schwimmende, und den Todeskampf kämpfende Volk bedarf — und die Beyträge wären ohne Zweifel weit besser angewandt gewesen, wenn man ihnen Pulver und Kanonen dafür gesandt hätte.

Der heldenmüthige Widerstand und der schreckliche, herzzerreißende Fall von Missolongbi hat nur bey wenigen ein leichtes Mitgefühl aufgeregt. — Williams, ein ausgezeichneter hiesiger Künstler, hat seine meisterhaften Darstellungen griechischer Gegenden hier öffentlich ausgestellt, und Jedermann betrachtete sie mit Bewunderung, und suchte die Aehnlichkeiten zwischen der Lage Athens und Edinburgs aufzufinden, wodurch die Edinburger ihr Recht zu dem Namen des neuen Athens zu bekräftigen meynen, ohne daran zu denken, daß bald selbst kein Trümmer mehr die Stätte jenes Heiligthums der Künste bezeichnen wird — wehmüthig ruhen die Blicke auf dem vortrefflichen Gemälde des Schlachtfeldes von Marathon, aber nur wenige Thränen fließen den Enkeln jener Helden, die ihrer Väter würdig, ihr Blut in dem heiligen Kampfe für Freyheit und Vaterland vergießen.

Wie sich dieser Kaltsinn bey der Ausrottung eines ganzen christlichen Volkes durch das Schwert der Ungläubigen mit dem hier so hoch gestiegenen Eifer für die Verbreitung des Christenthums durch Bibelvereine, Missionen ꝛc. verträgt, ist schwer zu erklären. —

Wodstock, der neu erschienene Roman Walter Scotts, scheint im Allgemeinen keinen großen Beyfall zu finden — auch steht er gewiß tief unter seinen frühern Werken, und selbst unter den zuletzt herausgekommenen Tales of the Crusaders. — Ich enthalte mich hier eines weitern Urtheils, da die Uebersetzung nun schon längst in Deutschland erschienen seyn muß.

Mehrere Professoren haben dieses Jahr öffentliche Vorlesungen gegeben — die des Dr. Hope, des Professors der Ecomie, dessen große Geschicklichkeit in Experimenten viel Unterhaltung gewährt, ward von mehreren Herrn und Damen besucht. In diesem Augenblicke gibt Dr. Graham, der Professor der Botanik, eine botanische Vorlesung, und Dr. Greville, ein sehr geschickter Botaniker, von dem mehrere interessante Werke, wie ich denke, auch in Deutschland bekannt sind, eine andere und in beyden findet man zahlreiche Freunde und Freundinnen der Kräuterkunde versammelt.

Auflösung der Charade in Nr. 144.

Sprachrohr.

Räthsel.

Ein Thier, das öfters sanft und gut
Und Niemand was zu Leide thut;
Das ganze Länder oft verheert,
Und ganze Städte schon zerstört,
Und Bauern fraß mit Hof und Heerd;
Den Großen über Alles werth,
Und das die kleinen Kinder lieben;
Das Sterne aus so schön beschrieben;
Oft ohne Kopf, und Fuß und St—ß;
Das mancher hat und es nicht weiß;
In tausend Formen, groß und klein; —
Was mag das für ein Thier wohl seyn?

Beylage: Intelligenzblatt Nr. 18.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Nro. 151.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 26. Juni 1826.

Ein Aufruhr, angeflammt in wenig Augenblicken,
Iſt eben auch ſo bald durch Klugheit zu erſticken.

Goethe.

Einige Bruchſtücke aus den Mémoires de Gaëte etc.

(Fortſetzung.)

Der Ertrinkende greift auch nach einem Strohhalm; das franzöſiſche Sprichwort ſagt: „nach einem glühenden Eiſen," und gibt ein genügenderes Bild. Wir gingen dieſen Machthabern des Tages demnach entgegen und ſuchten ſie durch Vertrauen zu gewinnen. Es gelang uns vollkommen; ſie verſprachen uns, Alles anzuwenden, um den Volkshaufen aus der Schatzkammer zu entfernen, und ſie hielten Wort: ihre an die Vorderſten des Haufens gerichtete eindringliche Reden wurden von dieſen den weiter entfernt Stehenden mitgetheilt, und ehe eine Stunde verfloſſen war, hatte ſich die Menge gänzlich verlaufen. Die Wahrheit zu ſagen, kam den Rednern einer der heftigſten Regengüſſe, die ich jemals geſehen habe, zu Hülfe. Sobald das Gebäude leer war, ließen wir die äußern Thore ſchließen und beriethen uns mit unſern beyden Beſchützern über die Mittel, unſere beyden Gefangenen, ohne ſie neuen Gefahren auszuſetzen, zu befreyen. Es war Nacht geworden, ſie riethen uns, einen beſpannten Wagen und zwey Reitpferde kommen zu laſſen, der erſte ſollte Herr d'Eprémesnil und ſeine Frau fortbringen, ſie wollten ſie zu beyden Seiten des Schlags zu Pferde begleiten, die eine der, immer zur Vertheidigung der Schatzkammer geladen auf ihrem vordern Hof ſtehende Kanonen ſollte vor dem Wagen, die andere hinter ihm hergezogen und ſo die beyden Gäſte in ein Gefängniß gebracht werden, wobey man dem auf ihrem Weg befindlichen Volke ſagen würde: die Gefangenen würden morgen vor Gericht geſtellt werden; ſtatt deſſen ſollten ſie aber Mittel finden, in der nächtlichen Stille in ihre Wohnung zu entkommen.

Der Anſchlag gelang und die Unglücklichen wurden gerettet.

Bey dieſem Vorgang fielen mir einige Worte, die mir einer der Grenadiere ſagte, ſehr auf: er drückte ſeinen Abſcheu gegen die Barbarey des Volks aus und ſezte hinzu: „Der Menſch da in dem Kabinet flößt mir weiter gar keine Theilnahme ein. Ich habe es ihm nicht vergeſſen, daß er einer von denen war, die 1788 den Aufſtand gegen den König beförderten. Das franzöſiſche Garderegiment ſollte Ordnung herſtellen, aber ihm ward verboten, auf das Volk zu ſchießen, ſo daß uns die Pedarten und Raketen rechts und links ungeſtraft den Schnauzbart verbrannten. — Das haben wir dem Parlament von Paris nie verziehen!"

Es iſt tröſtlich, in einem Augenblick gänzlich dem Geſetz entbundner Leidenſchaft Beyſpiele zu finden, wo das menſchliche Gefühl über perſönliche Rache ſo mächtig wird, ſogar über Selbſterhaltung ſiegen zu können — denn dieſe wackern Grenadiere wagten zu d'Eprémesnil's Vertheidigung ihr Leben.

Herr Gaudin erzählt ein anderes Beyſpiel aus jenem traurigen Zeitpunkt, welches als Beweis dient, wie mächtig die Achtung für das Geſetz auf den irre geleiteten Volkshaufen wirkte. Der Konvent hatte ein Geſetz proklamirt,

demzufolge die Weiber der requirirten Vaterlandsvertheidiger, wenn sie ein, von der administrirenden Behörde ihres Korps ausgestelltes, Zeugniß beybrächten, daß ihre Männer wirklich bey ihrer Fahne wären, sie vom Nationalschatz eine monatliche Unterstützung erhalten sollten. Kaum war dieses Gesetz bekannt gemacht, so benuzten es Uebelwollende, mit einem Haufen Weiber aus den Vorstädten, von denen wahrscheinlich nur die wenigsten ihre Männer bey dem Heere hatten, mit großem Lärm vor das Gebäude der Schatzkammer zu rücken, um die versprochene Unterstützung zu verlangen. Wie sich Herr Gaudin an diesem Tag wie gewöhnlich in sein ihm in der Schatzkammer angewiesenes Privatkabinet begab, sah er aus dessen Fenstern einige Tausend Weiber, die, von der Straße des petits Champs herbeyströmend, sich um die Schatzkammer drängten. Glücklicherweise hatte man bey der Annäherung des Tumults alle Thore derselben geschlossen, so daß Herr Gaudin, welcher sich der frühen Morgenstunde wegen allein auf seinem Posten befand, Zeit hatte, einen regelmäßigen Weg zu geben. Ich schickte, erzählt er, einen Bureaudiener ab, welcher aus einem Fenster des Erdgeschosses die Weiber um ihr Begehren fragen mußte; sobald er mir dasselbe berichtet, beauftragte ich einen der Schreiber, diesen Leuten begreiflich zu machen, daß man sie unmöglich alle insgesammt zulassen könnte; wenn sie aber ein halbes Dutzend aus ihrer Mitte absenden wollten, würde man sich sehr bereitwillig mit ihnen erklären. Jene waren es zufrieden und Sechse von ihnen wurden in unsern Sitzungssaal geführt, wohin ich mich unverzüglich begab. Man kann leicht denken, daß die ganze Masse dieser Weiber aus der Hefe des Volks, ja wohl größtentheils aus schlechten Weibspersonen bestand, ich behandelte sie aber deßhalb nicht weniger achtungsvoll, denn es wäre sehr gefährlich gewesen, ihnen zu mißfallen. Sie mußten um den grün behangenen Tisch Platz nehmen, und nachdem ich sie der Reihe nach betrachtet hatte, wendete ich mich an diejenige von ihnen, welche mir die wenigst abschreckenden Züge zu haben schien, und fragte, was sie hergeführt habe? Sobald sie ihre Absicht ausgesprochen, bat ich sie, mir das vom Gesetz verlangte Zeugniß: daß ihr Mann wirklich bey seiner Fahne sey, vorzuzeigen. — Sie hatte kein solches, wie ich es mir gleich vorgestellt hatte, und ich machte ihr nun begreiflich, daß der Schatz nur unter dieser Bedingung Geld auszahlen könne; sobald sie aber mit diesem Zeugniß versehen sich beym Bureau einfänden, würde er sie unverzüglich befriedigen. Darauf bat ich die sechs Abgeordneten, diese Antwort dem Haufen zu überbringen, und sie erfüllten den Auftrag so redlich, daß die Belagerung des Schatzes in kurzer Zeit gänzlich aufgehoben war.

(Die Fortsetzung folgt.)

Ratinet.

Ein Beytrag zur Thierseelenkunde.

Voriges Jahr ward wegen Diebstahls ein junger Mensch, Namens H., für mehrere Monate in das alte, nun verlassene Strafarbeitshaus zu Genf gebracht. Seine Strafe wurde dadurch noch verschärft, daß er, abgeschieden von den andern Sträflingen, allein in seiner Kammer arbeiten mußte. Diese ungewohnte Einsamkeit und Abgeschiedenheit war dem lebhaften jungen Menschen unerträglich. Lange, aber vergeblich, suchte er sich einen Gesellschafter. Endlich war er so glücklich, eine junge Ratte, männlichen Geschlechts zu fangen. Schon nach einigen Tagen war sie durch freundliche Behandlung ganz heimlich und vertraut geworden, und verlangte nicht mehr fort. Nur aus des Freundes Hand nahm sie Nahrung, und wenn er arbeitete, kroch sie ihm zwischen Weste und Hemd, wo sie sich Stunden lang ruhig verhielt. Immer aber suchte sie nur die linke Seite, nie die rechte: sey es nun, daß sie sich in der Nähe des Herzens wärmer fühlte, sey es, daß sie die rechte Seite vermied, weil H. bey der Arbeit mit der rechten Hand mehr Bewegung machte. Bald war Ratinet — so wurde der Zögling geheißen — vom Direktor der Anstalt und von andern Sträflingen wegen seiner guten und bey einer Ratte nicht geahnten Eigenschaften bekannt und beliebt. Nur an Reinlichkeit wollte sich das Thier nicht recht gewöhnen, und wurde deßhalb bisweilen von H. mit einem kleinen Rüthchen gezüchtigt. Ungefähr einen Monat nach diesem stillschweigenden Societätskontrakt war H. in seiner Züchtigung zu hart gewesen, und hatte auch vergessen, dem Thier zu saufen zu geben, kurz Ratinet sein — wie H. sich ausdrückte — son bonnet au-delà du moulin, und entwischte. Wer beschreibt nun H.'s Traurigkeit? Er wartete ein, zwey, drey Tage, eine Woche — vergebens, Ratinet kehrte nicht wieder. Nun dachte H. darauf, sich eine andere Ratte zu fangen und abzurichten. Er war auch bald so glücklich, eine zu erwischen. Aber sie war älter als die vorige, und obwohl von demselben Geschlecht, fehlten ihr doch alle die guten Eigenschaften Ratinets. Sie ward wohl auch zahm, fraß und soff aus H.'s Hand, aber des kleinen Ratinets Zutraulichkeit, Schmiegsamkeit und Fädigkeit bekam sie nicht. Einen Monat mochte sie wohl mit H. gehaust haben, als er eines Abends im Dunkeln auf seinem Bett saß. Neben ihm lag seine Ratte II. Da hört er zu seinen Füßen ein Geräusch, streckt die Hand darnach aus und — siehe! Ratinet läuft ihm lustig am Arm hinauf und schlüpft gleich an das traukiche Herzfleck, zitternd und bebend vor Freude. H. behauptete, daß einst das Wiedersehen einer Geliebten ihn nicht mehr ergriffen habe. Das will ich dahingestellt seyn lassen, die Geliebte war auch wohl darnach. Ratinet kroch nun, nach alter Gewohnheit, mit H. unter die Decke,

Digitized by Google

als dieser sich schlafen legte. Die Ratte II., welche diese Gewohnheit nicht hatte, schien es nicht zu bemerken. Am andern Morgen sahen sich zuerst die beyden Thiere. Sie blickten sich wohl lange an, aber keine Eifersucht, kein Streit, kein Krieg entstand zwischen ihnen: sie fraßen und soffen traulich zusammen. Aber nach einigen Tagen fühlte doch Ratte II., daß sie nun überflüssig sey, und daß H. mehr Anhänglichkeit an Ratinet habe, daß Ratinet solche auch verdiene. Sie verschwand daher und ward von dieser Stunde an nicht mehr gesehen. H. lebte nun fortan mit seinem alten wiedergekehrten Freunde auf dem herzlichsten Fuß, bis nach mehreren Monaten seine Strafzeit vorüber war. Er sprach mit Unruhe von dem Zeitpunkt, wo er Ratinet verlassen müsse, da er ihn doch nicht mit sich dans le monde nehmen könne, wie er sich ausdrückte. Er glaubte Alles gethan zu haben, indem er das liebe Thier dem Direktor der Anstalt und allen Andern empfahl, die er kannte. Endlich kam der Tag heran. H. schied mit Thränen von Ratinet, den er tausendmal küßte, und den man mit Gewalt zurückhalten mußte, als H. durch die Thüre ging. Als das Thier seinen Freund nicht mehr sah, war seines Bleibens nimmer. Es fraß und soff nicht von diesem Augenblicke an, so gute Bissen man ihm auch vorsetzte, suchte auch nicht zu entkommen, sondern wollte nicht von H.'s Bett weichen. Nach drey Tagen fand man Ratinet todt in ein altes Tuch gekrochen, das H. zurückgelassen hatte.

Alle diese Umstände habe ich aus dem Munde des Herrn C. Aubanel, Direktors der Maison pénitentière zu Genf, welcher deren Wahrheit mit seinem Wort verbürgt.

Dr. Chr. M.

Erotische Tändeleyen

von Wilhelm Müller.

Nachgefühl.

Wie das Meer noch wogt am Morgen, wenn des Nachts ein Sturm gewebt,
Wie ihr lange nach dem Regen noch die Blume zittern sieht,
Also fühl' ich's in mir fluten lange Tage tief und hoch,
Wenn im Traum mir deine Locke streifend um den Busen flog.

Die Lockenschützen.

Kleine Liebesgötter sitzen
Dir in jedem Lockenringe,
Und aus diesem Hinterhalte
Schießen sie auf mich mit Pfeilen.
Pfeile sind die goldnen Strahlen,
Die aus deinen Haaren glänzen,
Und sie legen sie zum Zielen
Auf die Bogen deiner Augen.

Korrespondenz-Nachrichten.

London, Mai.

(Fortsetzung.)

Die Albaneser, auf der andern Seite, Ueberbleibsel der alten Illyrier, ein Geschlecht, welches allezeit den Griechen an Bildung nachgestanden, und unter denen das Christenthum wahrscheinlich nie tiefe Wurzel geschlagen haben, seit dem Eindringen der Türken, weit weniger Achtung für ihren Glauben bezeigt, obgleich sie für ihren Abfall nicht die Entschuldigung hatten, daß sie, wie die meisten Griechen, völlig unterjocht worden wären. Die Hälfte der albanesischen Nation hat Christum für Mahomed verlassen. Da die Armuth ihres Bodens einen großen Theil derselben bewegt, ihren Unterhalt außerhalb zu suchen, und ihre inneren Kriege bey den meisten eine Lust zum Soldatenleben erzeugt, so hat sich ihr kriegerischer Ruhm in dem Verhältniß vermehrt, als die Osmanen ausgeartet sind, bis sie zuletzt die einzige gute Infanterie in der Türkey geworden, und sich im Dienste aller Häuptlinge in den drey Welttheilen befinden. Dieses unternehmende, arme und feile Volk bemerkte bald die Vortheile, welche ihm durch die Annahme der herrschenden Religion erwachsen müßte; daß sie ihm den Weg zu all den Ehrenstellen öffnen würde, welche die Ottoman'sche Regierung zu geben vermag, oder doch zum wenigsten zur Erwerbung eines Vermögens führen würde, womit sie sich in's heimathliche Gebirge zurückziehen könnten. Einige von den Häuptlingen, von ihren Untergebenen unterstützt, erwarben sich Besitzungen im nördlichen Griechenland, und selbst in der Morea, während andere sich in Albanien auszubreiten suchten, und zwar auf Unkosten ihrer christlichen Nachbarn, von denen viele Familien sich nach Griechenland und anderen Gegenden der Türkey flüchteten, und ihren Unterhalt im Handel oder Ackerbau suchten; während andere, und dies zuweilen in ganzen Bezirken auf einmal, ihre Kirchen in Moscheen umwandelten, mit ihren moslemischen Nachbarn Frieden schlossen, und sich eben der Vortheile theilhaftig machten, welche dieselben genossen. Der Abfall der Albaneser hat besonders während der lezten fünfzig Jahre, stark zugenommen, und zwar gerade während die oben beschriebenen sittlichen und politischen Veränderungen, die sich unter den Griechen ereigneten, am auffallendsten waren. Wenn man also bedenkt, daß in dieser Zeit die durch eine der Pforte feindselige Macht ermunterten Aufruhre vorzüglich von den Muselman'schen Albanesern gedämpft worden sind, daß die militärische Stärke der türkischen Regierung in Griechenland ihre Stärke gezogen, so ist es offenbar, daß sie es dem Abfall eines so großen Theils der Albaneser von ihrem Glauben zu verdanken hatte, daß sie noch irgend eine Herrschaft in Griechenland behauptet .... Der größte Theil der Albaneser in türkischen Diensten sind daher auch Mahomedaner, nur einige wenige Stämme, besonders der Römisch-Katholischen im nördlichen Albanien, finden sich zuweilen in dieser Lage. Im Allgemeinen aber sind die christlichen albanischen Krieger entweder zur Vertheidigung des eigenen Heerdes zu Hause geblieben, oder in den Dienst der griechischen Befehlshaber in den jenseits der Donau gelegenen Provinzen getreten, oder haben sich mit den Räuberbanden vereinigt, welche verschiedene Gegenden der europäischen Türkey unsicher machen, oder sind zu den Armatoli oder Klephten Griechenlands gestoßen.

Vor Kurzem wurde ein Spielhaus auf eine besondere Art beraubt. Im Laufe des Tages, wo die Diebe wußten, daß Niemand im Hause seyn würde als die Wirthin selbst, erschienen zwey Personen mit Schreibzeug und Mehrunden versehen, an der Thüre desselben, und begehrten als Baudeichtiger für die Gemeinde Einlaß. Die Runden u. s. w., und das amtliche Ansehen, das sie sich zu geben wußten, entfernte allen Verdacht; sie wurden eingelassen, untersuchten und maßen, und während der eine die Frau in einem Zimmer zu versichtigen wußte, machte sich sein Gefährte in einem anderen mit dem Schlüssel der eisernen Kiste vertraut, welche die Kasse des Banquiers enthielt; und als dieses verrichtet war, nahmen beyde Abschied. Am folgenden Tag, um dieselbe Stunde erschienen beyde wieder und sagten, sie hätten vergessen nach dem Gebälke im ersten Stock zu

stehn. Die Frau begleitete sie hinauf, und sah ihren Bewegungen zu; indem aber klopfte Jemand an der Hausthüre, die Frau mußte hinuntergehen und öffnen; ein Herr, welcher nach dem Zustande der Kanäle fragte, hielt sie etwas lange auf, und inzwischen kamen die beyden anderen herunter, sprachen von Niederreißen, Ausbessern u. s. w., und alle empfahlen sich zusammen. Als man sich des Abends an's Spiel setzen wollte, war die Kasse, welche aus 400 Pfund bestanden hatte — geleert, und man vermuthet, nicht ohne Grund, daß einige von der honetten Gesellschaft selbst die Plünderung derselben unternommen. Es versteht sich übrigens von selbst, daß es keine von den vornehmen „Höllen" (wie man die Spielhäuser hier nennt) war. — Ungefähr um dieselbe Zeit belustigte Sir Mark Wood, ein Baronet, Lordlieutenants-Deputirter (d. h. Vicegouverneur einer Grafschaft) und Friedensrichter, das Publikum durch einen ganz eigenen Auftritt. Der ehrbare Herr hatte sich nämlich an einer alten Frau vergriffen, welche ihm einen Brief von ihrem Sohne gebracht, und es wurde deßwegen ein Verhaftsbefehl gegen ihn erlassen. Nun würde ein Handwerker, Handelsmann oder sonst ein unbedeutender Mensch im Staate, d. h. irgend einer, der nicht von alter Familie stammte, oder doch zum wenigsten Kutsche und Pferde hielte, ohne weiteres verhaftet und vor die Polizey gebracht worden seyn; aber Sir Mark ist ein Gentleman, und es wurde dem Polizeydiener also anbefohlen, dem Herrn blos anzudeuten, daß ein Verhaftsbefehl gegen ihn da sey, und ihn zu ersuchen, selbst einen Tag zum Verhör zu bestimmen. Der Gentleman bestimmte den nächsten Mittwoch: die arme Klägerin erschien, aber nicht der Beklagte, und sie mußte es sich gefallen lassen, den folgenden Sonnabend wieder zu kommen. Jezt erschien auch der Beklagte; aber statt sich den Gesetzen und der eingeführten Ordnung zu fügen, kam dieser vornehme Mann, mit dem Hute auf dem Kopf, hereingerannt, und seine erste Frage an den Polizeykommissär war: „Was zum Teufel, wollt ihr von mir?" Man bat ihn die Aussage der Klägerin anzuhören; welches er mit verbissener Wuth that; aber als sie geendet, rief er: „es ist all eine verdammte Lüge!" und als der Beamte sagte, er müsse für sein Erscheinen vor Gerichte Bürgschaft leisten, da fing er an wie ein wildes Thier zu toben, und wie ein Dragoner zu fluchen. Der Beamte büßte ihn fünf Schillinge für einen Fluch, und drohete, da er sich zu bezahlen weigerte, ihn auf die Tretmühle zu schicken; aber es half nichts, er wüthete und fluchte nur noch mehr; und als inzwischen noch zwey andere Friedensrichter kamen, und einer derselben ihn zehn Schillinge mehr büßte, und ihm den Hut vom Kopfe nehmen ließ, den er nicht selbst abnehmen wollte, da hob er ein schweres Buch auf, und würde es ihm auf den Kopf geschlagen haben, wenn man ihn nicht zurückgehalten hätte. Die Beamten benahmen sich die ganze Zeit über mit einer Gelassenheit, die ihnen Ehre machen würde, wenn sie sie auch gegen geringere bewiesen, aber sie würden sich vielleicht dennoch genöthigt gesehen haben, den Friedensrichter in's Zuchthaus zu schicken, wenn ein ehrlicher Seiler, der ihn als Freund begleitete, nicht die Buße für ihn bezahlt, und nebst einem Käsekrämer Bürge für ihn geworden wäre. Nach diesem entfernte sich der edle Herr, indem er zu einem der Polizeydiener ausrief: „Der Beamte dort ist ein großer Spitzbube!" Die Begebenheit hat Gelegenheit zu einer Karikatur gegeben.

Da ich von Karikaturen rede, so kann ich nicht umhin, einer vortrefflichen zu erwähnen, welche unter dem Titel: the Progress of Cant (die Fortschritte oder der Marsch der Heucheley), die Bibelweib, Bronghams, Mrs Freys, Butterworths und andere Weltverbesserer im lächerlichen Aufzuge darstellt. Ein fetter Pfarrer mit einer Fahne, mit der Inschrift: the church in Anger statt Danger, indem das D durch eine andere Fahne mit der Aufschrift: „Bekehrung der Juden" verdeckt ist, Irving, welcher ausruft: „kein Theater!" die Reinheit der Parlamentswahlen, fürsterlich besessen, ein Judenknabe, welcher ein Taschentuch stiehlt, ein Armenhausknabe und ein Bettelvogt, der große Unbekannte, mit der Mütze über den Augen, und einem Constablerstab in der Tasche, sind vortreffliche Figuren. Auch die Häuser sind dem Ganzen entsprechend, und geben mit ihren verstümmelten Inschriften zu allerley witzigen Wortspielen Anlaß. Das verfallene Komptoir des „peruvischen Bergwerkvereins," erinnert nur zu deutlich an den schlechten Zustand dieser ephemeren Handelsvereine, aber nicht an die Betrügereyen der Stifter und Direktoren der meisten derselben, welche zur Zeit, als jene Karikatur erschien, noch nicht bekannt waren. Leider sind sie es jezt, und man sieht mit Bedauern über die Unredlichkeit der Menschen, Kaufleute, Advokaten, Parlamentsmitglieder, ja sogar einen General und einen Lord, Leute, welche bisher größtentheils einen guten Ruf genossen, die sich in dem dem thörichten und geldsüchtigen Publikum abgelockten Raube getheilt haben, und jezt den Betrogenen entweder in's Gesicht lachen, oder doch nur mit Widerwillen ihre Beute zurück geben. Es finden seit einiger Zeit fast täglich Versammlungen von den Aktieninhabern solcher Ex-Vereine statt, welche fast jedes Mal irgend eine Betrügerey an's Licht bringen. Ein Mann, welcher eine Theegesellschaft gestiftet, ist gerichtlich verfolgt, und als ein Betrüger zur siebenjährigen Verbannung verurtheilt worden; und man sieht noch mehrern Civil- und Kriminalprozessen entgegen, die aus diesen schändlichen Verhandlungen herfließen. Wir haben auch eine sehr gute Karikatur von der Horticultural Society, worin ein fetter Mann, der sich die Taschen voll Obst stopft, ganz vortrefflich ist. Bekanntlich kann man in England Niemand zwingen, sein Grundeigenthum oder Haus zu veräußern, wenn man nicht eine Parlamentsakte dazu erhält. Ist dieß aber zu irgend einem öffentlichen Zwecke erlangt worden, und beyde Theile können sich nicht über den Preis vereinigen, so muß der Streit vor eine Jury gebracht werden, die nach Anhörung der Zeugenaussagen und der Bemerkungen beyderseitigen Advokaten, den Preis für beyde festsezt. Auf diese Weise erhielt neulich ein Mann für den wahrscheinlichen Verlust, den er, da sein Haus niedergerissen werden soll, durch die Verlegung seines Geschäftes in einem Jahre leiden könnte, 700 Pfund Sterling, und dieses Geschäft besteht — in dem Kochen und Verkaufen von Schaaf- und Schweinsköpfen! Ich glaube neulich erwähnt zu haben, daß die Menagerie im Strand nach dem Regentspark verlegt werden sollte; ich glaube aber nicht bemerkt zu haben, daß dieß weder die Anstalt eines Einzelnen, noch der Regierung seyn wird, sondern eines zoologischen Vereins, an dessen Spize Sir Stamford Raffles, der gewesene Statthalter von Bencolen, und Stifter von Singapore, nebst vielen der Vornehmsten vom Adel stehen. Die Mittel dazu sollen durch Aktien erhoben, und die Aktieninhaber sollen, nebst freyem Zutritt, und einer Erleichterung der Mittel zur Anschaffung von Naturgegenständen, auch der Geldvortheile genießen, welche das Publikum für seine Zulassung wird bezahlen müssen. Es ist übrigens die Absicht, ein oder mehrere Exemplare von allem Lebendigen in dieser Anstalt zu haben, deren man nur möglicher Weise habhaft werden kann, lebend oder todt. Wird dieses ausgeführt, so steht zu erwarten, daß nach einiger Zeit die Nation die Anstalt übernehmen, und sie, wie das brittische Museum, dem Publikum frey öffnen werde; in dergleichen Dingen bedarf es hier nur eines Anfangs. Wie lange dauerte es nicht, ehe eine Nationalgallerie errichtet wurde; und da sie einmal da ist, so wird sie bald eine der ersten in der Welt seyn.

(Die Fortsezung folgt.)

Beylage: Kunstblatt Nr. 51.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Nro. 152.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Dienstag, 27. Juni 1826.

Die große Seele ist . . . . . .
Nicht zu erschüttern durch Gefahr.
Denn wie ein Fels, der unbewegt,
Wann Wogen sich auf Wogen thürmen,
Im Oceane steht, und, ruhig in den Stürmen,
Den ganzen Zorn des Himmels trägt;
So stehest du mit festem Muth,
Und trotzest, dem Grimm der Mächtigen
Und ihrer ungerechten Wuth.

Uz.

Herrad von Landsperg.

(Fortsetzung.)

5.

Wehmüthig kehrte die Aebtissin zur Kirche zurück, und unterrichtete noch in derselben Nacht Sybillen und Jukunden von dem Verluste, den sie erlitten, und der ihnen geheim gehalten worden war, damit nicht die Klostergemeinde durch der Mutter gerechte Betrübniß aufmerksam und argwöhnisch werden möge. Kräftig ertrug die Königin die Kunde, und der Gedanke, ihre Tochter einer drohenden Gefahr entgangen zu wissen, gab ihr neues Vertrauen, neuen Muth. Das gefürchtete Unglück zauderte auch nicht. Schon am folgenden Morgen bemerkte man Rosse und Reiter dem Berge sich nähern. Bald erhielt das Stift den ihm zugedachten Besuch. Des Kaisers Kanzler ließ sich bey Herrad melden. Ahnungsvoll bereitete sie sich zu seinem Empfang, warf einen Blick nach Oben, und nahm den lästigen Besucher, der mit förmlicher Kälte vor sie trat, freundlich auf. Sein vornehmes Wesen, der hochmüthige Zug um die Unterlippe, und seine gesuchte Kleidung zeugten von der Wichtigkeit seines Auftrags. Er begann damit, seines Gebieters hohe Milde zu preisen, ließ aber bald und deutlich merken, daß sie auch Gränzen habe, und daß außerordentliche Fälle außerordentliche Maßregeln rechtfertigen müßten.

„Ein solcher Fall ist, fuhr er fort, das schnelle und betrübte Dahinscheiden des jungen Wilhelm von Sicilien, den des Reiches Oberhaupt zu Hohen-Embs in sicherm, aber anständigem Gewahrsam halten ließ. Das eitle und blinde Gerücht nannte zwar diese väterliche Sorge Gewaltthat, Gefangenschaft. Dem ist aber nicht also. Der unehelich gezeugte Sohn Rogers, Tankred, war nur ein Eindringling in das glorreiche Haus unserer erhabenen Kaiserin *). Darum mußte er fallen wie nach Recht und Brauch. Er fiel, aber mit ihm fielen nicht alle seine Anhänger in Neapel und Sicilien. Mit hoffender Seele sahen sie hin auf Tankreds unmündigen Sohn. Ein Bürgerkrieg sollte entbrennen. Kostbares deutsches Blut sollte fließen . . . da gebot des Kaisers Weisheit — durch die höchst gelind bewerkstelligte Maßregel, den Prinzen Wilhelm unter seine Obhut zu nehmen — dem Sturm, der verderblich gewüthet hätte, und die lodernde Fackel . . ."

„Edler Herr!" — unterbrach hier Herrad, die bey dieser weitschweifigen schlauen Einleitung ihren ganzen Stolz und ihr gutes Gewissen wiedergefunden hatte — den Redner — „Ihr seht mich befremdet. Wie deute ich die Umständlichkeit, mit welcher Ihr vor einer geringen Kloster-

*) Constanze, Heinrichs Gemahlin, Rogers II., Königs von Neapel und Sicilien Tochter, war die Erbin dieses Reichs nach dem Tode Wilhelm II., ihres Neffen (1189). Die Neapolitaner gaben ihre Krone aber Tankred, natürlichem Sohne des Prinzen Rogers, eines Sohnes Rogers II. — Heinrich, die Rechte seiner Gattin verfechtend, oft wechselndem Glücke weichend, siegte endlich über Tankreds Familie, als sie ihr tapfres Haupt verloren hatte.

Digitized by Google

frau, die allen Welthändeln fern iſt, eine That zu rechtfertigen ſucht, die blos vor des Kaiſers Gewiſſen und einen höhern Richterſtuhl gehört?" —

Der Kanzler biß ſich auf die Lippen, lächelte und gewann nach einem Augenblicke die nöthige Faſſung wieder. „Ihr irrt, begann er dann mit ſtolzerm Tone: „der Kaiſer will nicht durch meinen Mund vor der Demuth einer Kloſterfrau wegen einer Handlung gerechtfertigt ſeyn, die, indem ſeine Weisheit ſie beſchloß, von dem höhern Richterſtuhle ſchon gut geheißen worden war. Der Eingang iſt nur der Faden, der mich zum Schluſſe meines Auftrags leiten ſoll."

„Ich höre," — ſprach die Aebtiſſin ruhig.

„Tankreds Sohn iſt todt. Noch iſt aber der Zunder der Gährung nicht erſtickt in den verblendeten Bewohnern von Neapolis und Sicilien, noch des Kaiſers Erbrecht von dem Pöbel nicht anerkannt. Denn . . . ſo unwiſſend der verſtockte Wälſche iſt, ſo weiß er dennoch, daß irgendwo im kalten deutſchen Lande zwey Töchter ſeines ehemaligen Abgottes in ſicherer Haft leben. Darum kann nicht Ruhe werden, wenn nicht der lezte Hoffnungsſchein: eine derſelben dürfe einſt vielleicht wiederkehren an der Hand eines mächtigen, kriegeriſchen Gatten, ihr ſogenanntes Vatererbe in Anſpruch zu nehmen — wenn nicht, ſage ich, dieſer lezte Hoffnungsſchein erſtirbt auf ewige Zeiten. Der Kaiſer will daher die ſchwarze Sorge von ſeinem Kiſſen jagen, und mit einem heilſamen Machtſpruche Alles ausgleichen. Schon gebot er für Sybillen, Conſtantien und Jukunden des Probejahrs Eröffnung. Ein beträchtlicher Theil deſſelben iſt verfloſſen. In etlichen Monden wäre es freylich ganz verſtrichen, und der Sitte ihr Recht angethan. Da aber Wilhelm todt und Conſtantia zum jungfräulichen Alter gelangt iſt, das ſie für des Kaiſers Abſichten gefährlich macht . . . da ferner die ſtürmiſche Zeit und die Macht der Feinde Heinrichs ſelbſt die ſtrengſte Wachſamkeit zu Schanden machen dürften . . . da endlich der Augenblick drängt, ſo ergeht unſers allergnädigſten Herrn Befehl dahin, daß Brauch und Regel der Nothwendigkeit unterliegen, und alſobald die Einkleidung der drey benannten Frauen vor ſich gehen möge, heute noch, oder morgen doch auf's ſpäteſte, denn ich ſoll Zeuge ſeyn bey der erhabnen Handlung. Hier des Kaiſers Brief und Siegel."

Herrad wies das Pergament zurück. — „Und die Dispenſationsbulle von Rom? fragte ſie, wo habt Ihr die?"

„Der Kaiſer glaubte ſie hier nicht vonnöthen;" äuſſerte der Kanzler etwas verlegen. „Und dennoch — ſprach die Aebtiſſin weiter — iſt ſie unerläßlich. Eurem Begehren kann nicht willfahrt werden. Doch wenn Ihr auch das Verlangte beygebracht hättet, wärt Ihr demungeachtet vergebens gekommen. Denn gerade der Gegenſtand Eurer Sorge, Conſtantia, iſt nicht mehr in dieſen Mauern." — „Wie?" fuhr der Kanzler auf. „Vielleicht, daß ſie geahnt — ſezte die Aebtiſſin gleichmüthig hinzu — was ſie bedroht, und da es des Himmels Wille nicht ſeyn muß, ſie von der Welt zu ſcheiden, iſt es ihr gelungen, zu entfliehen." — „Zu entfliehen? rief der Kanzler erſchrocken. Sie wäre entflohen, und Ihr ſo ruhig? Wie verſtehe ich?" — „Verſteht die Sache, wie ich ſie Euch gebe — verſetzte Herrad mit unerſchütterlicher Faſſung. — Conſtantia fand ihre Feſſeln unerträglich, und entfloh unter dem Schutze der Heiligen." — „Wohin?" ſchrie rachegLühend der kaiſerliche Bote. „Fragt mich nicht — erwiederte die edle Frau. Verliert kein Wort mehr und meldet Euerm Herrn, was Ihr gehört, und was ich ſelbſt ihm berichten wollte." — „Abſcheulicher Betrug! — donnerte der Abgeſandte. Ihr wollt mich äffen. Dieſe Mummerey iſt Eures Gewandes unwürdig." — „Wer ſteht wohl hier der Unwürdigſte? — fragte Herrad mit unbeſchreiblicher Hoheit. — Doch wohl der, der das Gebot niedriger Rache und unmännlicher Furcht mit böſer Luſt zu vollſtrecken kam? Der, der das Haus des Friedens durch Läſterungen und wüthende Schmähungen entheiligt; während er am Hoflager ſeines Gebieters demſelben zum ſtummen Fußſchemel dient? Geht, Herr Kanzler, und dankt es meiner Milde, wenn ich vergeſſe, wie weit ſich Euer Mund vergaß." — „Vergebens ſucht Ihr mich durch prahlende Rede einzuſchüchtern, entgegnete der Kanzler heftig. Sie beweiſt mir nur, daß Ihr mit der Verbrecherin einverſtanden ſeyd, die es gewagt, ſich gegen den Gebieter zu empören. Doch Ihr täuſcht mich nicht. Noch hat ſie dieſes Kloſter nicht verlaſſen. Ihr bewahrt ſie bis zum günſtigen Augenblick, ſie ihrem Schickſal zu entziehen. Ich werde ſie aber zu finden wiſſen . . . ſelbſt das Stift durchſuchen." — „Wagt es!" — ſprach Herrad, und ihr Blick fiel vernichtend auf ihn. „Ich weiß, fuhr der Erzürnte fort, daß ſich die Pforten mir nicht öffnen werden, aber dem Befehl des Kaiſers ſicherlich, den ich zu dieſem Zweck einholen werde. Auf ſolchen Fall war ich wahrlich nicht gefaßt. Eine treue Dienerin des Kaiſers hoffte ich in Euch zu finden, keine abtrünnige. Doch ich fordere, daß Ihr mir ſogleich Sybillen und Jukunden ausliefert. Sie werden bald geſtehen, wo Conſtantia verborgen, denn ihre Flucht iſt Trug. Meine Sendung konnte ſie nicht dazu beſtimmen. Sie war Geheimniß vor aller Welt, blos dem Herrſcher und mir bekannt. Darum ſollen Sybillens, Jukundens Ausſagen . . ." — „Vergeßt Ihr, daß Beyde Novizen ſind, daß keine Macht ſie zwingen kann, das Stift zu verlaſſen, als die des Statthalters zu Rom?" — „Verdammt! ſchnaubte der Kanzler, und ſtampfte ergrimmt mit dem Fuße. Jubelt indeſſen nicht zu früh. Ich gehe, aber blos um an des Kaiſers Thron ſeine Rache gegen den unerhörten Frevel aufzurufen, den man an ſeinem Herrſcherwillen übt. Ihr werdet Euch gefallen laſſen müſſen, daß Waffenleute des Reichs Euer Stift im Auge behalten. Conſtantia ſoll nicht wirklich entfliehen, und

Euer Vorgeben bestätigen. In kurzer Frist aber denke ich zurückzukehren mit einem Schlüssel, der mir Eure Klause wohl öffnen soll. Dann aber zittert. Meine eiserne Hand soll Euch die Larve der Tugend und Weisheit vom Antlitz reißen, die zu lange schon die abergläubische Menge bethörte." (Die Fortsetzung folgt.)

Einige Bruchstücke aus den Mémoires de Gaëte etc.

(Fortsetzung.)

Die Schilderung, die der Verfasser von seiner persönlichen Lage am rettenden achten Thermidor macht, gibt ein lebendiges Bild der Verwirrung jenes entscheidenden Augenblicks, während dem, doch über den Kampf der Kräfte und Leidenschaften, das Schicksal daher schritt und den Ausgang des Streites durch Umstände, die wir kleine Ungefähre zu nennen pflegen, entschied. Die Schatzkommissarien fanden, ohne zu wissen auf wessen Befehl, frühmorgens den achten Thermidor einige Hundert Nationalgarden in den Höfen der Schatzkammer versammelt; da Robespierre, von dem Gefängnißwärter nicht aufgenommen, sich in voller Freyheit auf dem Rathhaus befand, wußten sie nicht, ob sie sich von diesen Leuten für gefangen oder vertheidigt ansehen sollten. Ungeduldig, dieser ängstlichen Ungewißheit ein Ende zu machen, ließ Herr Gaudin in Uebereinstimmung mit Herrn Dutremblay, der sich allein mit ihm zugegen fand, die Nationalgarde durch Trommelschlag versammeln und las ihr das Aechtungsdekret gegen Robespierre vor. Kaum hatte sie dasselbe angehört, so tönte ihr Ruf: es lebe die Nation! Tod dem Tyrannen! — selbst die Kanoniere, deren Stimmung man am meisten fürchtete, bedeckten den, der noch gestern ihr Götze war, mit Flüchen. Obgleich die Nachrichten, welche man fortwährend von der Versammlung im Rathhaus erhielt, höchst beunruhigend waren, brachte man doch den ersten Theil der Nacht ohne Störung zu. Um eilf Uhr ward Herr Gaudin durch seine Ungeduld, genauere Nachrichten einzuziehen, bewogen, einen vertrauten Mann abzusenden, mit dem Auftrag, sich dem Rathhaus so viel möglich zu nahen, um den Stand der Dinge zu erfahren. Nach einer Stunde kam er zurück und berichtete, daß es ihm gelungen sey, in das Rathhaus selbst zu gelangen, wo er Robespierre gesehen, der ganz triumphirend die Glückwünsche von zwey Sektionen, die schon Abgeordnete an ihn gesendet, empfangen habe. Zwanzig Kanonen standen auf dem Greveplatz, Henriot an der Spitze der Artilleristen erwartete seine Befehle. Wäre Robespierre ein Mann von Kopf gewesen, und hätte, statt die Zeit mit eitelu Reden zu verlieren, unverzüglich den Konvent angegriffen, so würde er ihn gänzlich zernichtet und sich zum Herrn gemacht haben.

Herr Gaudin überzeugte sich, daß der Heilsausschuß von den Vorgängen schlecht unterrichtet, seine Lage vernachlässige, und wagte sich, zu ihm zu schleichen, um ihm seine Gefahr bekannt zu machen.

Wie ich, erzählt er, bis zum Carousselplatz gekommen war, sah ich einige Tausend Nationalgarden, meist schlafend, auf dem Pflaster liegen, ihre Gewehre in Haufen aufgestellt, in einer Finsterniß, wo nur die in dem Gatterthor der Thuillerien aufgesteckten Laternen mir die Richtung meines Weges zeigten. Ich wanderte so behutsam wie möglich auf sie zu, allein schon die erste Wache verrat mir den Weg, nun beschloß ich, um das Gebäude herum bis zu dem Eingang bey der Gasse Dauphine zu gehen; zu meinem Erstaunen war hier das Gatter offen, ohne alle Wache, und ich gelangte ohne alles Hinderniß bis an eine kleine Thüre gegen die Terrasse zu, wo eine Schildwache mir auf das Vorzeigen meiner Sicherheitskarte, die damals Jedermann bey sich haben mußte, den Eingang gestattete. Während demnach zur Vertheidigung des Konvents mehrere Tausend Nationalgarden auf dem Carousselplatz versammelt waren, wo Niemand sie anführte, hätten hundert entschlossene Männer auf den von mir genommenen Weg den ganzen Konvent ohne Rettung vernichten können.

Nun eilte ich zu dem Heilsausschuß; wie ich durch einen schwacherleuchteten Vorplatz schritt, begegnete mir Jemand, der mich zum Glück erkannte und mich von dem, was seit den zuletzt mir zugekommenen Nachrichten im Rathhaus vorgefallen war (Robespierres Verhaftung), unterrichtete, und mir so die Ruhe, deren ich sehr bedurfte, wiedergab.

Ich eilte in den Konventssaal und fand ihn auf das Glänzendste erleuchtet und von einer Menge anständiger Weiber, die mit den Repräsentanten, deren Sitzung permanent erklärt war, versammelt schienen, angefüllt. Sogleich theilte ich dem ersten Konventsmitglied, das ich erblickte, die so eben erhaltene Nachricht mit; er machte sie sogleich bekannt, und sie erregte einen Freudentaumel, der von allen Wänden widerschallte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Genf, im. Mai.

Wer da glaubte, daß die Regierung unseres kleinen Freystaats — wie das wohl oft größern so geht — sich in kleinlichen Dingen gefiele, der würde irren. Der Staatsrath hat in diesem Monat Sitzungen gehalten, die England und Nordamerika Ehre machen würden. — Denen, die mit Enthusiasmus und Feuereifer auf Abschaffung der Todes- und Halseisenstrafe drangen, wurde erwiedert: der Staatsrath theile ihren Wunsch, es könne aber nicht wohl vor der Diskussion des neuen Kriminalcodex von Abschaffung dieser Strafen die Rede seyn, da sie einen Theil des criminellen Strafsystems ausmachten. Selbst unsere Frauen interessiren sich lebhaft für die Abschaffung dieser Strafen. Der wackere Seton sezte einen bedeutenden Preis auf die beste Abhandlung über diesen Gegenstand in populärem Ton zur Belehrung des Volks, das in dieser Hinsicht noch manche Vorurtheile hegt. Wohl ist es nirgends leichter, die Todesstrafe abzuschaffen, als in einem kleinen Land, wo so wenig Verbrechen verübt werden, und wo überdieß eine Sicherungs- und Besserungsanstalt besteht, wie sie dermalen kaum ein Land auf dem Kontinent aufzuweisen hat. — Es waren zahlreiche Anträge beym Staatsrath wegen eines Denkmals eingegangen, das J. J. Rousseau vom Staat errichtet werden sollte, und man wünschte, daß dazu eine kleine Insel verwendet würde, die an der Nordseite unseres Hafens liegt, und mit ihren schönen Baumgruppen Genf einen reizenden Punkt mehr gegeben haben würde. Alles war dafür eingenommen.

Digitized by Google

es erschienen selbst Gedichte, die jedoch des schönen Gegenstands nicht würdig waren. Da antwortete der Staatsrath: „Wir haben den Männern, die sich um die Gründung und Erhaltung unseres kleinen Staats verdient machten, keine andern Monumente errichtet als in unsern Herzen; denn so soll es in Republiken seyn, wo Einfachheit und Bescheidenheit walten müssen, die unsere Altvordern stark und tüchtig gemacht haben. Wir werden uns in gegenwärtigem Fall nicht von diesen Grundsätzen entfernen.“ Man murrte zuerst über diese Entscheidung des Staatsraths, und billigte sie einige Tage nachher, wie sie es verdient. Nun wird man Rousseau wahrscheinlich das zugedachte Denkmal auf dem Wege der Subscription errichten, wogegen der Staatsrath natürlich nichts einzuwenden hat.

Mit dem 1ten Junius werden die Verbesserungen bey der hiesigen Akademie beginnen, die allerdings die Zahl der Mängel und Lücken etwas vermindern, aber der gesunkenen Anstalt nicht wesentlich aufhelfen. Man liest nun wohl über einige wissenschaftliche Zweige mehr, aber Kultur- und Literärgeschichte, neuere, nichtfranzösische Literatur, neuere Geschichte, Staatengeschichte, Staatsrecht (selbst schweizerisches) u. s. w. sind Wissenschaften, an die man hier gar nicht denkt, von denen viele Studenten kaum einen Begriff haben. Dagegen werden die sogenannten positiven Wissenschaften: römisches Recht, Theologie, Naturgeschichte, besonders Botanik, Chemie und Mathematik, mit Erfolg gelehrt, durch die wackern Professoren Rossi, Geneviere, de Candolle, de la Rive, Maurice ꝛc. Sismondi, der jezt in England ist, liest leider nichts; der Mann könnte große Lücken ausfüllen. Alte Literatur, Sprache und Geschichte sind mittelmäßig, und selbst auf den höhern Schulanstalten in Zürich und Bern besser und gründlicher. Es ist allerdings auffallend, daß eine Akademie, wie die hiesige, mit so vielen und so fühlbaren Lücken die Keckheit hat, Baccalaureen, Doktoren und Professoren zu creiren, ohne ihnen vorher das Studium auf einer ausländischen Universität zur Pflicht zu machen. Kämen diese Doktoren ꝛc. nur auf unsere höhere Schulanstalten, z. B. Grimma, Halle, Schulpforte, Gotha, Weimar, München u. s. w., so würde es ihnen kläglich ergehen, nun vollends auf unsern Universitäten! Was kann aber aus einer höhern Schulanstalt werden, die den Grundsatz hat, nur Eingeborne anzustellen? Würden sich mit demselben unsere deutschen Schulen und Universitäten auf die Höhe erhoben haben, die sie jezt zu den ersten in Europa macht? — Außer den akademischen Vorlesungen des Prof. de Candolle über Zoologie, und des Prof. de la Rive über Chemie war keine im lezten Semester bemerkenswerth. — Auch zwey Fremde hatten ein zahlreiches Auditorium. Zuerst begann der Dr. Christian Müller aus Sachsen seine Vorlesungen über deutsche und ausländische Literatur überhaupt, von denen einige auf Verlangen seiner Zuhörer gedruckt worden sind. Im Anfang war Alles gegen ihn, weil man überhaupt die deutsche Literatur nicht mochte. Seine Vorlesungen aber vereinigten so viel Geist und Geschmack, wußten sich so geschickt der französischen Denkart anzuschmiegen, ohne Eigenes aufzuopfern, und er hielt sie in einer so schönen französischen Sprache, daß er bald Alt und Jung gewann, besonders aber die jüngern Damen, welche dann die Herren nach sich zogen, wie das hier so geht. Seine Vorträge behandelten auch das Mittelalter, und gewannen den Genfern Interesse dafür ab. Am Ende jeder der vier Epochen gab Müller eine Parallele der deutschen Literatur mit der italienischen, spanischen, französischen, englischen und skandinavischen aus derselben Zeit, und Jedermann ward dadurch sehr angezogen. Müller hat von den ausgezeichnetsten Literatoren in Paris über seine gedruckten Fragmente so viel günstige und schmeichelhafte Aeußerungen bekommen, daß er künftigen Herbst dahin gehen wird, um auch dort seine Vorlesungen zu halten. — Nach ihm begann Durand aus Nismes seine Vorträge über Beredtsamkeit und Literatur. Schon voriges Jahr war er hier gewesen und hatte in seinen Vorlesungen über Literatur die englische und deutsche, ohne sie zu kennen, lächerlich zu machen gesucht. Dieß war ihm auch ziemlich gelungen. Jezt fand er Müller hier, und — schwieg über alle fremden Literaturen. Seine Vorträge über Beredtsamkeit hatten jedoch einen besondern Reiz, eben nicht durch Gründlichkeit, aber durch sein ausgezeichnetes Sprachtalent — ungeachtet seines südfranzösischen Accents — und durch sein prodigiöses Gedächtniß. Er war ehemals Advokat in Paris, und da hatte er Gelegenheit, beydes zu üben. Er hielt seine Vorträge ganz frey, ohne Heft, ohne ein Wort Geschriebenes. Das konnte ihm kein anderer Professor nachmachen. Dafür wiederholte er sich aber sehr oft, und ward seicht. — Zulezt begann ein junger Genfer, Gallois, seine Vorlesungen über die französische Literatur seit 1786. Auch er hatte im Anfang Jedermann gegen sich, aber auch er gewann sich bald seine Zuhörer, und selbst die Widersacher durch geistreiche Behandlung seines Gegenstandes, und durch einen Grad von Gründlichkeit, der selten bey Französisch-Gebildeten zu finden ist. Schade, daß er so linkisch ist, und daß er einen so schlechten Vortrag hat.

(Der Beschluß folgt.)

London, Mai.

(Fortsezung.)

Wir haben in diesem Augenblicke, nebst dieser, drey große Gemäldeausstellungen offen: die der königlichen Akademie, des Malervereins, und der brittischen Gallerie; die beyden ersten enthalten die neuesten Werke unserer lebenden Künstler, im bekannten Geschmack der englischen Schule, aber im Ganzen von weniger Verdiensten wie gewöhnlich, und besonders in Somerset-Haus, mit einer größeren Menge von Porträts. Die lezte besteht aus den Gemälden alter Meister, welche Privatpersonen gehörig, zu Mustern für unsere eigenen Maler, und zur Bildung des allgemeinen Geschmacks von den Eigenthümern hierher geschickt worden sind. Da sie meistentheils bekannt und beschrieben sind, so würde es überflüssig seyn, etwas weiter darüber sagen zu wollen, außer daß ein großer Theil derselben dem Könige gehört.

Auf der Bühne haben wir nichts Neues, das der Erwähnung verdiente, außer einem, aus Scott's leztem Roman zusammengeflickten Drama in Coventgarden, und da dieser Roman auch nicht viel Dramatisches enthält, und der Held Karl eine ziemlich unbedeutende Person ist, so ist das Stück ebenfalls von geringem Werth. Paul Pry ist noch eben so beliebt, als im vorigen Jahre, nicht als ob das Stück selbst einen ungemeinen Werth besäße, sondern einzig und allein um die Rolle des Paul Pry's selbst, eines impertinenten Kerls, der sich unberufen in Alles mischt, mit Allem befaßt, sich überall eindrängt, Unheil stiftet, und in lächerliche Verlegenheiten kömmt, einem Charakter, welchem Liston mit seiner Stumpfnase und seiner eigenen Frage einen unnachahmlichen Reiz zu geben weiß. Auch ist das kleine Heumarkts-Theater, wo das Stück gegeben wird, alle Abend gedrängt voll, hört man Pauls Lieblingsausdrücke I hope I do not intrude — jus dropts in — (Ich hoffe ich komme nicht zur Unzeit — hab' nur eben anrufen wollen) in aller Wizlinge Mund; man schickt Paul auf Reisen, und wo es etwas auszuspähern gibt, da wird auch Pry's Stumpfnase hinein gesteckt, es sey nun auf Karikatur-Kupferstichen oder in witzigen oder witzigseynsollenden Schriften.

(Die Fortsezung folgt.)

Beylage: Literaturblatt Nr. 51.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Nro. 153.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Mittwoch, 28. Juni 1826.

Sey nur in allem Handel
Ohn' Wandel;
Steh feste!
Was Gott beschleußt,
Das ist und heißt
Das Beste!

Paul Flemming.

Einige Bruchstücke aus den Mémoires de Gaëte etc.

(Fortsetzung.)

Vom Jahr ein-und-neunzig bis zum Juni fünf-und-neunzig hatte Herr Gaudin und seine Kollegen, obwohl vergebens, mehrere Male ihre Entlassung gefordert, und ein besonderer Glücksfall hatte ihnen mehr wie einmal das Leben gerettet. Das war auch der Fall unmittelbar nach dem zehnten August. Damals wurde sogleich eine Spezialkommission ernannt, um eine genaue Verifikation der verschiedenen Kasten der Schatzkammer vorzunehmen. Nun war aber ursprünglich die Einrichtung getroffen, daß die der Civilliste zugestandene Summe den ersten jedes Monats für den ganzen Monat ausgezahlt wurde. Dieser, nie vom Gesetz ausgesprochene Vorschuß war in der Folge von zehn zu zehn Tagen gemacht worden, so daß den eilften August die zweyte Zahlung für diesen Monat stattgefunden haben würde. Auf diese Weise kam es, daß die Kasse am zehnten August mit keinem Heller im Vorschuß stand. Hätte der Sturz des Thrones zwey Tage später stattgehabt, so würde man einen Vorschuß von 700,000 Franken gefunden haben, und Gott weiß, wohin dieses in diesem ersten Augenblick von Gährung, in dem man allenthalben Verrath ahnete, geführt haben würde.

Einen, den unglücklichen König angehenden, Zug wollen wir nicht übergehen. Die Schatzkommissäre waren durch das Gesetz angewiesen, dem Könige wöchentlich einmal Nachricht über den Bestand der Kassen zu geben. Die Reihe war am 7ten August an Herrn Gaudin, und er nahm schon an diesem Tage, wie er sich Abends sieben Uhr in die Tuillerien begab, Zeichen der herannahenden Katastrophe wahr. Die Höfe waren von Volkshaufen, deren drohendes Geschrey Schrecken erregte, angefüllt; in der vorhergehenden Nacht hatte man mehr wie einmal einen Angriff erwartet und der König hatte sie schlaflos in der Mitte seiner Familie zugebracht. „Da die Volkshaufen keinen Wagen in die Höfe zuließen, ging ich, sagt Herr Gaudin, mit dem Mann, der mein Portefeuille trug, zu Fuß auf das Schloß zu, und erlitt weiter keine Störung, als einige Drohungen und Schimpfworte, die ich mich wohl zu rügen hütete. Als ich in das Kabinet des Königs trat, sah ich diesen ruhig aus seinem Zimmer kommen, er schritt langsam an das Fenster und blickte einige Augenblicke in die Höfe; dann nahm er an dem Tische Platz, und ergriff einen, dort ihn erwartenden versiegelten, Brief. Wahrscheinlich aus Zerstreuung suchte er an dem Stempel den Ort, woher er kam, zu erkennen. Da es ihm nicht gelang, reichte er ihn mir und forderte mich dazu auf. Ich sagte, daß die Buchstaben unleserlich seyen, und daß ich den Brief mit seiner Erlaubniß öffnen wolle. Er gebot es mir, las ihn, sobald ich ihm denselben dargereicht hatte, sehr ruhig, da ich doch an einigen Worten, die ihm entschlüpften, vermuthen mußte, daß er Schmähreden und Drohungen enthielt, und konnte nicht mehr daran zweifeln, da er endlich leise und als sey er ohne Zeugen, ausrief: „Ich bin auf das Schlimmste gefaßt!“

Digitized by Google

Es würde mir schwer seyn, meine Empfindungen in diesem Augenblick auszudrücken. Nur mit Mühe legte ich meinen Bericht ab. Der König hörte so aufmerksam zu, daß er mich um die Ursache der geringen Einnahme befragte. „Sire, antwortete ich, es ist Erntezeit, da ist die Einnahme immer spärlich, weil man sie nicht so streng eintreibt.“ — „Das ist begreiflich,“ antwortete der König, und begab sich in sein Zimmer zurück. Ich verließ ihn, von den schwärzesten Ahnungen gedrückt — und drey Tage später gingen sie in Erfüllung!

Während der ersten Tage des Nationalkonvents baten wir, meine Kollegen und ich, noch einmal um unsre Entlassung; sie ward uns abgeschlagen, ja man gab uns nicht einmal neue Vollmachten, so daß wir deren nie andere, als die vom König unterzeichneten, hatten.

Endlich im Jahr drey, nachdem die Konstitution proklamirt war, und Herr Gaudin nicht mehr sorgen konnte, daß man ihm Furcht vor den Gefahren der Revolution Schuld geben könne, erhielt er seinen Abschied und zog sich auf ein kleines Besitzthum in der Gemeinde Vic sur Aine zurück, wo er viertehalb Jahr in der vollkommensten Zurückgezogenheit lebte. Er war erst neun und dreißig Jahr und durch die vielen Erfahrungen, die er gemacht, des öffentlichen Dienstes ziemlich satt; allein seine staatswirthschaftlichen Studien setzte er ohne Unterlaß und mit dem größten Eifer fort, bereitete und übersann die Operationen, die er damals nicht die geringste Aussicht hatte, selbst ausführen zu können. Wie aufrichtig seine Absicht, sich dem Staatsdienste zu entziehen, damals gewesen ist, beweist seine Weigerung auf die ihm gleich nach seiner Entlassung, bey Errichtung des Direktoriums im vierten Jahre, gemachte Aufforderung, Finanzminister zu werden, so wie auf den bald nachher erhaltnen Antrag der Stelle eines Schatzkommissärs. So schmeichelhaft ihm dieses Andenken von Seiten des gesetzgebenden Körpers war, beharrte er doch auf seinem Entschluß. Allein in der Mitte des Jahres sechs brachte ihm ein Eilbote ein Schreiben des Präsidenten vom Direktorium mit dem Rufe nach Paris zu kommen, um sich mit ihm über Gegenstände, die nur mündlich abgehandelt werden könnten, zu besprechen. H. Gaudin folgte unverzüglich dieser Aufforderung und das Direktorium unterrichtete ihn von allen Hindernissen, welche die schlechte Organisation der Geschäfte dem Staatsdienst in den Weg legte. Man theilte ihm verschiedene Pläne mit, dem Uebel abzuhelfen; seine Beweise von deren Unzulänglichkeit wurden mit Achtung beherzigt, man kam überein, daß in diesem Augenblick keine Veränderung gewagt werden könnte, um aber H. Gaudin für einen günstigen Augenblick stets bey der Hand zu haben, stellte man zu seinen Gunsten die Stelle eines Generalpostintendanten wieder her, vermöge der er in Paris blieb, allein über achtzehn Monate lang nie von dem Direktorium zu irgend einem Geschäft gebraucht wurde.

In der Mitte des Jahrs sieben trat Sieyes als einer der fünf Direktoren ein, er ward zu diesem Zweck von Berlin, wo er Gesandter war, abgerufen; H. Gaudin hatte ihn nie persönlich gesehen, als er ihn wenige Tage nach seiner Ankunft zu sich bitten ließ. „Ich glaubte,“ sagt er, „daß er mich über die Posten sprechen wollte, anfangs that er das auch, bald aber ging er auf den, damals wirklich verzweifelnden, Zustand Frankreichs über.“ Was kann, sagte er, eine, wie die unsre konstituirte, Regierung thun, da das Land der Anarchie preisgegeben und die Finanzen in dem aller beklagenswerthesten Zustande sind! Doch man muß den Muth nicht verlieren; ein Bürger hat die Pflicht auf sich, seinem Vaterlande sich zu widmen, seine Hingabe kann mit irgend einem günstigen Umstand zusammentreffend, für unheilbar geachtete Uebel Rettung finden. Jezt begebe ich mich ins Direktorium, kommen Sie aber zu mir zum Mittagessen.“

(Die Fortsetzung folgt.)

Herrad von Landsperg.

(Fortsetzung.)

Herrad trat dem Kanzler mit kühner Festigkeit entgegen, und sprach mit dem Tone der unwandelbarsten Ruhe: — Wohl ziemt es Euch, einem schwachen Weibe gegenüber allen Trotz und Uebermuth aufzubieten, der Euer Ansehen geltend machen soll. Mein Ohr ist geduldig. Um aber die Rechte und die Sitte des Hauses zu bewahren, dessen Oberin ich bin, bis man Euch seine Schlüssel verleiht, muß ich Euch noch einmal ernstlich ermahnen, zu schweigen und zu gehen, wenn Ihr nicht erfahren wollt, daß unserm Hausrecht auch Gewalt zu Gebote stehet. —

Von Scham, Zorn und ohnmächtigem Grimm bedrängt, verließ der Kanzler mit drohender Geberde die Aebtissin. Des Reichs Lehensleute wurden zum Wachdienst aufgestellt. Jeder Ausgang wurde sorgfältig gehütet, und also glich das Kloster einer belagerten Veste. In seinem Innern aber herrschte statt Waffenlärm und Verwüstung Einigkeit, Friede und Stille, und die Aebtissin harrte mit heiliger Ruhe des gedrohten zweyten Besuchs des Kanzlers, der sich rachedürstend an des Kaisers Hof begeben hatte, den grausamen Gebieter zu neuer Wuth aufzureizen.

Indessen gelangte aber doch, trotz der ängstlichen Wachsamkeit der Kaiserlichen, Kunde von der beiden Fürstentochter in das Stift. Der Graf von Brienne und seine Braut hatten Eintritt sonder Gefährde erreicht; der ehrwürdige Abt Werner hatte sie priesterlich verbunden, und das glückliche Paar dauerte nun in stiller Verborgenheit

Digitized by Google

auf dem festen Schlosse Bloc, umringt von treuen Vasallen, die gelobt hatten, ihr Leben daran zu setzen, die schöne Gebieterin zu schirmen.

Dankend umarmte die Königin die edle Aebtissin, als sie mit dieser Kunde vor sie trat, und Beyde schworen sich gegenseitig Liebe, Freundschaft und Ausdauer in allen Gefahren, die sie um der geliebten Constantia willen bedrohen könnten.

Selig in dem Gelingen der, von der Tugend und dem Himmel bedingten, Handlung, und nur leise fürchtend für die Zukunft, war Herrad entschlummert. Sanft war ihr Schlaf, .. der des Gerechten. Da trat auf einmal eine hohe Gestalt an ihr Lager, und sie erkannte mit den Augen ihrer Seele in der hehren Erscheinung die Stifterin Odilia. Eine Sternenkrone umfunkelte ihren Scheitel — ein Palmzweig ruhte in ihrer Linken, und ihre Rechte legte sie freundlich auf das Haupt der Träumenden.

„Herrad! Herrad!" fragten wunderbare Töne. Kennst Du mich?"

— Odilia! stammelte die Schlafende.

„Gedenkst Du meines Wortes?" klang es weiter, wie ferner Glocken ernstes Lied. „Du siehst mich wieder. Muthig vollstrecktest Du des Herrn Gebot, ohne Menschenfurcht. Noch ein Kampf steht Dir bevor. Du wirst ihn beherzt bestehen, siegreich daraus hervorgehen. Es nahen die Trabanten der Gewalt. Fürchte Nichts. Leihe im Augenblick des Widerstandes himmlischer Eingebung Dein Ohr. Donnre die Knechte der Willkür mit der Botschaft nieder, die dein Engel Dir zuflüstern wird. Denn Dein Blick soll scharf werden, und in weiter Ferne schauen, was Deine Feinde zu Boden stürzt. — Damit sey Dein Tagewerk beschlossen, und bald mögest Du eingehen in das Himmelreich, an meiner Seite ewige Wonne zu schmecken. Bald siehst Du mich, vom Irdischen entfesselt, wieder!"

Die liebliche Gestalt beugte sich herab auf die Schläferin, und der Palmzweig fächelte kühlend ihre Stirne.

— Nimm mich mit Dir! — flehte Herrads Mund, aber verneinend schüttelte Odilia das Haupt; und entschwebte, von durchsichtigem Mondesschimmer umglänzt, in ihre Heimath.

Der Traum war zu ernst, zu feyerlich gewesen, als daß die gläubige Herrad an seiner Deutung hätte zweifeln können. Himmlischer Friede erfüllte aber ihre Brust. Von der Welt sollte sie scheiden, um einzugehen zu Odilien! Welch ein Glück für sie, der der Tod beneidenswerth erschien. In harmlosem Schweigen ordnete sie Alles, was sie auf Erden zurücklassen sollte, und erwartete mit Sehnsucht die Erfüllung der Verheißung.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

London, Mai.

(Fortsetzung.)

Seit 1795 hat sich die Armensteuer in England verdreyfacht, und der Sittenverfall des Bauernstandes hat mit der Vermehrung der Anzahl derer, welche aus der Armenkasse unterhalten werden, gleichen Schritt gehalten. Das Uebel aber entstand nicht aus den Gesetzen selbst, sondern aus dem Mißbrauch derselben. Das Gesetz wollte blos den Alten, Kranken und Krüppelhaften ihren Unterhalt sichern, und sie nicht der freywilligen Milde ihrer Mitbürger überlassen: es gab also Leute, die sich keinen Unterhalt verschaffen konnten, das Recht, in dem Kirchspiel, worin sie geboren oder ein Jahr gelebt, Unterstützung zu fordern, zu welchem Ende die Gemeindevorsteher beauftragt sind, alle Inhaber von Häusern in ihrer Gemeinde nach Maßgabe des jährlichen Werthes derselben zu besteuern. So lange man sich also am Geiste des Gesetzes hielt, war hierin kein Uebel. Aber die Pächter in vielen Gegenden haben es für gut befunden, statt ihre Taglöhner nach ihrer Arbeit und ihrem Fleiße zu bezahlen, ihnen allen einen gleichen Lohn zu geben, der aber, da er zum Unterhalt nicht hinreicht, durch die Armensteuer ergänzt wird, so daß Leute, welche wirklich das ganze Jahr durch arbeiten, Bettlerunterstützung annehmen müssen, und also ihre Selbstachtung verlieren; und da es keinen Unterschied in ihrem Einkommen macht, ob sie thätig oder faul, höflich oder grob, trunken oder nüchtern sind, und wenn sie verheirathet und Kinder haben, auch für diese Unterstützung erhalten, so kann man sich denken, daß, da aller Grund zum Fleiß, zur Ordnung, zur Sparsamkeit hinweggenommen sind, die Sittlichkeit dieser Menschenklasse sehr leiden müsse. Auch gibt es viele, die sich vorsätzlich sehr schlecht benehmen, damit ihnen Niemand Arbeit gibt, und die also in gänzlicher Unthätigkeit eben so viel erhalten als die Fleißigsten im Dorfe; und wenn dieß nicht hinreicht, so stehlen sie Wild, auch wohl was anderes, und finden im Gefängnisse oft bessere Nahrung und Wohnung, und munterere Gesellschaft, als sie als ehrliche Leute mit der größten Betriebsamkeit gefunden haben würden. Dieß ist die Ursache, warum in England allein das gemeine Volk auf dem Lande schlechter ist als der Pöbel in der Stadt — auch werden uns ohne Zweifel die bevorstehenden Parlamentswahlen einen unläugbaren Beweis davon geben.

Die Radikalreform-Wuth ist zwar vorüber, aber es scheint eine andere an ihre Stelle treten zu wollen, der man den Namen, Herrschaft des Protestantismus (Protestant Ascendancy) gegeben hat, und welche allen denen Verderben droht, oder doch wenigstens sie aus dem Parlamente zu entfernen droht, die da meynen, die Herrschaft des Protestantismus würde um desto sicherer gesichert werden, wenn man den Katholiken jeden Beweggrund nähme, der sie als Landesbewohner, welche ihres Glaubens wegen von einem Theil der bürgerlichen Rechte und Genüsse ausgeschlossen sind, geneigt machen könnte, diese Herrschaft zu zerstören. Es ist merkwürdig, daß die protestantischen Sektirer, welche doch selbst von einigen Vorrechten ausgeschlossen sind, und sich deßwegen beschweren, die eifrigsten Gegner der katholischen Ansprüche sind. Die anglikanische Kirche bedient sich zwar jetzt des Eifers dieser Sektirer, um die Gegner noch etwas länger darnieder zu halten, aber sie kann auch nicht umhin zu bemerken, welches Schicksal ihr selbst bevorstehen müßte, wenn diese frommen Leute „mit so vieler Gast" je das Uebergewicht erlangen sollten; welches nun so wahrscheinlich ist, wenn die Geistlichkeit der herrschenden Kirche fortfährt, mehr auf ihrem eigenen zeitlichen Vortheil, als auf das Seelenheil

ihrer Untergebenen zu achten, sich selbst ausschließlich als die Kirche zu betrachten, und ihre Herden einzig als Schafe, die da sind, um von ihnen geschoren zu werden.

Hr. Irving verkündigt in einer seiner neuesten Predigten, daß das tausendjährige Reich im Jahre 1847 beginnen werde!

Man scheint in Amerika auch den im hiesigen Parlamente herrschenden Unsinn nachahmen zu wollen, wornach man einen Mann im parlamentarischen Sinn nennen kann, ohne daß derselbe genöthigt wäre, Genugthuung zu verlangen. Denn die dortigen Blätter erzählen uns, daß, da Hr. Randolph den Hrn. Clay im öffentlichen Senate einen falschen Spieler genannt, dieser gefragt habe, ob er einen politischen Spieler meyne, oder diese schändliche Beschuldigung seinem Privatcharakter anzuhängen gedächte; und dann erst, als Hr. R. sich nicht näher erklären wollte, ihn herausforderte. Der Zweykampf lief harmlos ab, und die beyden Hrn. versöhnten sich. Dieser Randolph scheint überhaupt ein närrischer Kauz zu seyn, oder man genirt sich im amerikanischen Senat noch weniger als im hiesigen Unterhause. Neulich soll er, z. B. mit einem rothen flanellen Jagdhemde auf dem Arme, im Senate erschienen seyn, und einen Vorschlag gemacht haben. Während man sich über denselben berieth, sagte er: „Ich denke, ich werde mein Hemd anziehen.“ Dieß that er auch wirklich, und blieb bis zur Entscheidung der Frage in demselben sitzen. —

Folgendes Beyspiel von dem rohen Zustande der Negersklaven wird von einem Augenzeugen erzählt. „Es hatte seit einiger Zeit eine böse Krankheit in Jamaika geherrscht; und hatte unter andern mehrere von den Enkeln einer alten Afrikanerin hinweggerafft, welche viel zur Vermehrung der Unterthanen ihres Herrn beygetragen. Eines Abends sah ich sie, von ihrer noch gesunden Nachkommenschaft umgeben, am Grabe der Todten. Zwey waren bettlägerig, und um diesen ihre Gesundheit wieder zu verschaffen, betete die alte Beneba zu den Duppies oder Geistern ihrer verstorbenen Kinder, ihres Bruders und Mannes. Sie hatte eine reichliche Mahlzeit bereitet, wovon sie den größten Theil auf die Gräber hinstreute, während sie in ihrem Neger-Englisch die Geister folgendermaßen anrief: Kuba, Quameina! Kubenba! Djuba! Mimba! mich ruf' euch bey eurn leblag Namen, um euch zu gefallen! Seht! mich geb' euch Hühner — mich geb' euch Jams, und Cocos und Plantanen, noch mehr, mich geb' euch Brod, Zucker und Wasser; und was meynt ihr? hier mich geb' euch Rum! (mit lauterer Stimme, indem sie die genannten Dinge hinstreute und goß'), aber mich geb' euch kein Salz, denn die Duppies haben Salz nicht gern: nun seht, mich geb' dieß all, daß ihr macht meine arme Pickeninnies (pequenno, ninnos, Kinderchen) Quascheba und Cudjoe, leben. Mich bitt' euch auf die Knice. Ja Kubenba, du war mein Mann, wenn du war leben; ja, Quameina, du war mein Bruder; ja, Kuba, du war mein eigen Pickeninnie — und ja, Djuba und Mimba war ihre mein Pickinnie Pickeninnies (Enkel). Wenn ihr mach gesund Quascheba und Cudjoe, mich geb' euch all Jahr, Hühner und Jams, Cocos und Plantan und Zucker, und Wasser und Brod, und mehr noch (mit Nachdruck), und mehr noch, mich geb' euch Grog. (Rum und Wasser) gefällt will euch das? Aber mich geb' euch kein Salz, denn Duppies lieben nicht Salz. Wenn ihr aber nehm mein arm Pickeninnies zu und leben mit euch in diesem kaltes, kalt Koth — so sag euch was! du, Kubenba, du, Quameina! du, Kuba, du, Djuba! du, Mimba, — aber mich will nicht mit euch zanken, mich hab euch zu gern — mich bitte euch bring mich nit um mein Pickininnies. Wenn ihr hungrig, hier Essen, wenn ihr durstig, hier Trink, hier Zucker, hier Wasser, und mehr, hier Grog! gut, start Grog! wie gefällt euch das? Ach, nehm doch mein Pickininnies mit! Cubenba, du war mein Mann vor Zeit, du hatt viel Weiber ohne mich, mich hat nimmer Mann als du seit mich kam von Guinea, bis du todt, außer Ereol Kuffy und Coromantie Cudjoe — all mein Pickininnies war für dich — macht mich frey — mich [illegible] was dir gestohlen? Cudjoe! du war gut Mann, ach mach mein Pickininnies leben! Und mein gut Bruder, und ihr, mein ander Pickininnies, mach die arme, krank Pickininnies gesund — mach sie nit todt! Hier fing sie auf's Neue an ihr Opfer auszustreuen.“ —

(Der Beschluß folgt.)

Genf, im Mai.

(Beschluß.)

Die Genfer Literatur hat in Bonstettens neuester Schrift: La Scandinavie et les Alpes, einen neuen Beweis erhalten, daß der würdige Greis nicht alt wird. Es ist in dem Büchlein, dem Sie im Literaturblatt gewiß einen eigenen Artikel widmen werden, so viel Geist als Gemüth ausgesprochen. Die Vorrede muß jedes deutsche Herz freudig rühren. Der Nachtrag, welcher die skandinavischen Artikel enthält, ist für Frankreich von großem Interesse, weil dort nur sehr wenige von Island, seiner Geschichte, Literatur ꝛc. etwas wissen. Diese Abschnitte sind aber auch für Deutsche interessant. Bonstetten war vorigen Winter einige Mal recht unpäßlich, und man vermißte ihn ungern in den Soirées, die er durch seine jugendliche Munterkeit, und seinen liebenswürdigen Humor belebt. Es ist wirklich rührend zu sehen, wie unsere jüngsten und schönsten Frauen ihm den Hof machen, den er mit der ihm eigenen, nie alternden Grazie empfängt. —

Ueber unser Journalwesen waltet ein eigener Kakodämon. Lange hatte Genf gar kein Zeitblatt, während in dem unbedeutenden Lausanne zwey politische Blätter herauskamen, wovon das eine, die Gazette de Lausanne, selbst im Auslande gelesen wird. Nun erschien seit dem neuen Jahr, unter Dürands Redaktion ein Journal de Geneve, das gleich im Anfang gewaltige Töne schrie. Dürand trat nach einigen Monaten von der Redaktion ab, und in der neuern Zeit hatte sich die Zeitschrift sichtlich gehoben, als der Prospektus eines neuen Courier du Leman, ebenfalls unter Dürands Redaktion, mit einer Emphase auftrat, die den das Einfache liebenden Genfern sehr unangenehm auffiel. Männern wie Dumont, Rossi, Bonstetten, de Candolle, Geneviere ꝛc. war es peinlich sich in diesem Prospektus fast namentlich als große Lichter aufgeführt zu sehen, und Jedermann lachte über die Behauptung, daß Genf — die großen Hauptstädte Europa's ausgenommen — allen andern Städten dieses Welttheils, hinsichtlich der Zahl berühmter Namen, zur Seite gesetzt zu werden verdiene. Der Franzmann hat wahrscheinlich alle Universitäten, außerhalb Frankreich, vergessen! Ich kann Sie versichern, daß jeder Gebildete in Genf solch' lächerliche Weise sich hinaufzuschrauben höchlich mißbilligt. Jene wahren Literatoren haben sich auch laut gegen die Dürand'sche Anmaßung erklärt. Von diesem Courier wird nächsten Monat das erste Blatt erscheinen. Wahrscheinlich wird nun zwischen beyden Journalen offene Fehde entstehen, die das Journal de Geneve eigentlich schon mit einer beißenden Kritik jenes schwülstigen Courier-Prospektus begonnen hat.

(Der Beschluß folgt.)

Beylage: Intelligenzblatt Nr. 19.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Nro. 154.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, 29. Juni 1826.

Lerne Ruhe mit Kraft; mit Vernunft den Glauben vereinen.
Muth verlasse dich nie, und nie beym Muthe die Demuth.

Lavater.

Herrad von Landsperg.

(Fortsetzung.)

6.

Da verbreitete sich das Gerücht: der Kanzler des Kaisers sey zu Straßburg eingetroffen mit vielem Kriegsvolke: Heinrich habe dem Stift Hohenburg unerbittliche Rache wegen der Aebtissin Widersetzlichkeit geschworen und seinem Abgesandten geboten, es mit stürmender Hand zu nehmen, sollte man nicht gehorsam die Pforten öffnen. Die edeln Geschlechter, Klöster und Landleute des Gaus boten der Oberin ihren kräftigsten Schutz gegen die Unterdrücker an, und viele bewaffnete Haufen sammelten sich im Angesicht der beobachtenden Waffenleute des Kaisers. — Herrad aber besänftigte durch friedliebende Rede ihren empörten Sinn, bat sie, ruhig zu ihrem Heerde zurückzukehren, und erlaubte ihnen endlich, da sie das Leztere standhaft verweigerten, den Begebenheiten, die sich auf Hohenburg ereignen würden, als ruhige Zeugen beyzuwohnen.

Dem Kanzler ließ sein Durst nach vollwichtiger Genugthuung keine Rast noch Ruhe zu Straßburg. Er spottete der Ermahnungen des Bischofs Konrad von Hüneburg, der in schwerer Krankheit darniederlag, und den Ungeduldigen beschwor, Aufschub zu geben, nicht zum Aeußersten zu schreiten. Taub für die Stimme der Milde zog der Kanzler mit seinem Heerhaufen, aus rohen wendischen Kriegern bestehend, gegen den Berg an. Wie staunte er aber, als die ausgestellten Wachen ihm berichteten, die Höhe wimmele von freywillig herbeygeeilten Vertheidigern, . . . als er nun selbst an den Schaaren vorüberzog, die die Kaiserlichen ruhig, aber in mißbilligendem Schweigen vorüberließen, und sich wie eine drohende Wetterwolke ihrem Zuge anschlossen? . . . Eine unzählige Menschenmenge erfüllte den Raum, der, von der Heidenmauer eingeschlossen, das Hofgebiet des Stifts bildete, und erwartete in kühner Stellung, was sich begeben würde. Vergebens ermahnte der Kanzler das Volk, sich zu zerstreuen . . . vergebens drohte er mit kaiserlichem Unwillen. Unbeweglich stand die Masse, Schmeichelrede und zwingherrische Drohung verachtend. Der Kanzler ließ endlich ab von seinem fruchtlosen Bemühen. Seine Knechte machten ihm Bahn durch die Menge, und er näherte sich dem Gebäude.

Was aber erblickt er? Kirchenthüre und Klosterpforte fest verschlossen, nicht ein neugieriges Auge lauscht an den Fenstern. In Todesstille ruht das gewaltige Haus wie ein Felsen, unerschüttert in dem wilden Wechselsturme der empörten Wogen.

„Verdammtes Gaukelspiel!" murrt der Kanzler zwischen den Zähnen, zieht aber mit hoher Fassung des Kaisers Brief hervor, der ihm unbegränzte Gewalt verleiht, liest ihn vernehmlich ab und fordert dann mit lauter Stimme die Oeffnung der Pforte. Keine Antwort. — Die zweyte Aufforderung bleibt eben so fruchtlos. — Auf die dritte und lezte Mahnung antwortet Hohn und Spott des harrenden Volkes.

Digitized by Google

Nun kennt des Kanzlers Wuth keine Gränzen. Mit fürchterlichen Schmähungen befiehlt er seinen Trabanten, mit ihren Lanzenbeilen die Pforten gewaltsam einzuschlagen. Mit Jubelruf bereiten sich die Wenden zu dem willkommnen Geschäft. Ein Hieb geschieht gegen die Thüre;... da kann das Volk sich nicht länger halten. Brausend durchbricht es seine Schranken, und obwohl größtentheils unbewaffnet oder schlecht gerüstet, decken hundert Leiber gleich einem Bollwerk den Eingang in das Gotteshaus. Von allen Seiten bedrängt und bedroht, gibt der Kanzler das Zeichen zum Gemetzel.

„Schlagt sie nieder, die Hunde!" ruft er mit donnernder Stimme, und schon droben blanke Klingen, schon blitzen geschwungene Hellebarten in der Luft, schon starren mörderische Spieße gegen das erbitterte Volk ... das Entsetzliche soll geschehen ... unerbittliches Würgen an geweihter Stätte beginnen, als plötzlich gleichsam mit Donnergekrach die Pfortenflügel aufspringen, und blendende Helle aus der Oeffnung strahlt!

Ueberraschend wirkt der Anblick auf die gereizten Kämpfer. Die Vertheidiger weichen betroffen, geblendet fahren die Angreifer zurück, und vor den Eingangsstufen wird eine weite Fläche leer. Der Kanzler, von der allgemeinen Bewegung mit fortgerissen, blickt nach der Pforte hin, und kaum traut er seinen Augen: denn umgeben von der ganzen Jungfrauengemeinde, umstrahlt von zahlloser Kerzen und Fackeln Schein, umflattert von geweihten Panieren, steht Herrad, die heldenmüthige Landspergerin, im Festgewande ihrer Würde, den goldnen Hirtenstab in der Hand, auf des Klosters unentweihter Schwelle. Sie kömmt, den Wüthenden ihre eigene Brust darzubieten, um das Vergießen unschuldigen Blutes zu verhüten. Verklärt leuchten ihre Züge, und ihr edler Blick scheucht die rohen wendischen Banden in die Schranken der tiefsten Ehrfurcht zurück. Die erhabne Größe dieses Schauspiels macht ihre nimmer verjährende Herrschaft auf die Gemüther der Krieger geltend. Scheu fliegen ihre Blicke zu Boden; die mordgewohnte Waffe entsinkt der gelähmten Faust; Haupt und Knie folgen unwillkürlich, und in wenigen Augenblicken liegen vor Herrad, gleich wie vor einem Heiligenbilde, die im Staube, die noch vor Kurzem trotzig aufgerichtet Wuth und Rache schnaubten. Versteinert sitzt der Kanzler zu Pferde, als er gewahrt, wie mißlich seine Sache steht. Herrad aber beginnt mit fester Stimme die Knieenden anzureden: „Was wollt ihr von mir? Hier bin ich! — spricht sie — mich befremdet jedoch die Stellung, in der ich euch vor mir sehe. Höherm, nicht mir geschehe diese Ehre. Steht auf!"

Es geschieht. Herrad fährt nach kurzer Weile fort: „Ihr seyd gekommen, um Rache auszuüben an dieser Freystätte der Unschuld. Thut es; vollstreckt euer Geschäft, aber fordert nicht, daß ich meinen Muth verläugne. Nimmer dürft ihr hoffen, die Auslieferung der bedauernswerthen Frauen in Güte zu erhalten, denn der Himmel will nicht, daß sie, in schweres Joch gebeugt, der Laune eures übermüthigen Gebieters zum Spiele dienen sollen. Nachgiebigkeit . . , Schwäche . . . ist meiner Seele fremd. Es bleibt euch also noch der Weg der Gewalt, und ein leichter Sieg wird euch werden. Hier sind nur schwache Weiber zu bekämpfen, aber nur über meine Leiche dringt des ersten Frevlers lecker Fuß in des Heiligthumes Innere, und unsere Schmach wird euch angerechnet werden an *jenem* Tage!" —

(Die Fortsetzung folgt.)

Einige Bruchstücke aus den Mémoires de Gaëte etc.

(Fortsetzung.)

Diese Eröffnungen von Seiten eines Mannes, den ich gar nicht kannte, und die Worte, die er über den Finanzzustand hatte einfließen lassen, erregte die Furcht in mir, er möchte, meiner, der Schatzkammer geleisteten, Dienste eingedenk, mir das Finanzministerium antragen wollen. Bald blieb mir kein Zweifel darüber, als ich, mich bey dem Direktor zur Tafel einstellend, in dem Speisesaal seinen vertrauten Freund, Herrn Regnier — nach dem achtzehnten Brumaire zum Senator ernannt — *ganz* allein antraf. Ich war diesem Mann ehedem mehrmals in der Gesellschaft begegnet; er hatte einen gewandten Verstand, und ohne ihn genauer gekannt zu haben, machte mir sein Wiedersehen Vergnügen. Er lud mich zu einem Spaziergang in den Garten ein, lenkte das Gespräch auf eben den Gegenstand, über welchen Sieyes am Morgen gesprochen, und sagte zuletzt: der jetzige Minister könne den Verfall der Finanzen nicht abwenden, das Direktorium bedürfe eines Mannes von anerkanntem Ruf und einer so bekannten Redlichkeit, daß sie das gänzlich verlorne öffentliche Zutrauen wiederherstellen könnte. Ich verstand sehr gut, wohin er wolle, that aber nicht desgleichen, und beharrte bey der Aeußerung, daß sich kein vernünftiger Mensch unter den gegenwärtigen Umständen mit einer solchen Verantwortlichkeit beladen könne.

Die Glocke, welche das Diner ankündigte, unterbrach zu meiner Zufriedenheit dieses Gespräch und ich glaubte genug gesagt zu haben, um jeder nähern Erörterung zu entgehen. Darin irrte ich mich aber; nach wenigen Tagen erhielt ich eine neue Einladung; im Luxemburg angekommen, ward ich auf eine geheimnißvolle Art über einen besondern Gang in ein, an den Sitzungssaal des Direktoriums stoßendes, Kabinet geführt. Bald darauf trat Sieyes mit sehr belebtem Gesichte herein; er mochte sich mit seinen Kollegen gestritten haben, denn er rief: „Was das

für Leute sind! — Guten Morgen, fuhr er auf mich zutretend fort, ich habe Sie gebeten, mich zu besuchen, um Ihnen zu sagen, daß Sie das Finanzministerium annehmen müssen." — „Das ist unmöglich," antwortete ich. „Und warum?" — „Weil da, wo es weder Finanzen noch Mittel, welche herbeyzuschaffen, gibt, ein Finanzminister nichts nützen kann." Ich fand den Direktorialpräsidenten viel leichter zu behandeln, als ich mir's vorgestellt hatte; er gestand ein, daß ein solcher Posten bey der Lage, in der sich die Regierung befand, und bey der Art, wie sie ihre Minister behandelte, nicht leicht angenommen werden könnte. „Wenn Sie aber den Auftrag ausschlagen, werden Sie den Kummer haben, die Wahl des Direktoriums auf einen zu diesem Amt durchaus untüchtigen Mann fallen zu sehen." Er bezeichnete Karl Lindet. „Gut, sagte ich, auch diesen noch; vielleicht trägt sich bis dahin irgend etwas zu, was es möglich macht, sich der Sache mit einiger Hoffnung glücklichen Erfolgs zu widmen — denn so, wie sie jezt steht, kann sie nicht dauern." — „Nun wohl! wir wollen warten und geduldig seyn," antwortete Sieyes, und ich verließ ihn, sehr froh über diesen Ausgang unserer Unterredung, den ich nicht so günstig für mich erwartet hatte.

Auf diese Weise gingen noch sieben Monate bis zu dem merkwürdigen achtzehnten Brumaire hin. Nach den Vorgängen, die damals stattfanden, lezte ich mir selbst die Frage vor: was ich thun würde, wenn man mir das Finanzministerium nun abermals antrüge? Frankreich, sagte ich mir, liegt in den lezten Zügen; die Anarchie droht uns zu verschlingen, wenn der außerordentliche Mensch, den der Himmel mit unserer Rettung beauftragte, in seinem Unternehmen scheitert, wird sich die Zeit von Robespierre's blutiger Herrschaft erneuen. — Und scheitern muß er, wenn nicht alle Menschen, die ihm beyzustehen fähig sind, sich um ihn versammeln. Er hat sich schon als Krieger, als Gesetzgeber erwiesen; man kann von seinem Muth, von seinem Genie für die allgemeine Verwaltung alles erwarten, allein er muß Mitarbeiter haben, die, ein jeder in seinem Fach, ihm bey den Details behülflich sind, die er nicht kennen kann, und die mit den Mitteln der Ausführung vertraut sind. Ohne Zweifel ist er von Gefahren umgeben und der Erfolg ist ungewiß; allein Alles berechnet, ist es doch besser, ehrenvoll im Kampfe für sein Land zu sterben, als vertheidigungs- und ehrlos unter den Dolchen der Mörder — und diesem Schicksal würden wir, im Fall jene Horde die Oberhand behalten hätte, nicht entgangen seyn."

Mit diesen Gedanken beschäftigt, brachte ich die Nacht zu, und am nächsten Morgen erhielt ich von Sieyes, welcher den vorigen Tag vom gesetzgebenden Rath zu einem der provisorischen Konsuln ernannt worden war, die Einladung, mich zu ihm zu begeben. Ich zweifelte nicht, daß er mir seinen früheren Vorschlag wiederholen würde, und trat mit dem Entschluß, ihn anzunehmen, bey ihm ein.

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

London. Mai.

(Beschluß.)

Wahrscheinlich wissen die meisten Ihrer Leser, daß alle Parlamentsmitglieder, Lords sowohl als Gemeine, das Recht haben, täglich zwanzig Briefe portofrey zu empfangen, und ebenso zehn wegzuschicken, und die Peers allezeit, die Deputirten aber während der Sitzungen des Parlaments, und vierzig Tage nachher von Schuldenhaft frey sind. Sobald aber das Parlament, wie eben jezt, aufgelöst ist, hören die Rechte auf einmal auf, selbst für die Peers, bis die Wahl des ersten Deputirten dem Ministerium angekündigt ist, welches gewöhnlich schon zehn bis vierzehn Tage nach der Auflösung stattfindet. Sie können sich denken, daß während dieses Zwischenraums mancher Gläubiger besonders thätig, und mancher Schuldner in großer Verlegenheit ist. Ja man will behaupten, daß manche nur darum sich zu Parlamentsgliedern erwählen lassen, um sechs bis acht Monat lang im Jahre vor ihren Gläubigern sicher zu seyn. Vor ungefähr dreyßig Jahren noch durfte jedes Parlamentsglied so viele Briefe in einem Tage wegsenden und empfangen als ihm gefiel, er brauchte dann nichts weiter zu beobachten als seinen Namen auf ein Couvert zu schreiben; und es gab Leute, die den ganzen Tag nichts anders thaten als Namen schreiben, und wo ein Parlamentsmitglied sich sehen ließ, war das Erste, daß man ihm einen Haufen Briefe zum Aufschreiben seines Namens gab. Auch konnte man damals in jedem Kaffeehause um jede Kleinigkeit frankirte Couverts kaufen, und manche Kaufleute und Banquiers wurden blos um dieses Vorrechtes willen Mitglieder, und schickten jeden Abend Schubkarren voll frankirter Briefe auf die Post. Da unter diesem System nun nothwendig das Postamt leiden mußte, so wurde die Anzahl der Briefe, wie oben gemeldet, beschränkt, und das Mitglied muß nicht nur auf einen abzusendenden Brief seinen Namen, sondern auch die ganze Adresse, und das Datum der Absendung eigenhändig schreiben, und wenn es in einem Tage nicht seine volle Anzahl sendet oder empfängt, so darf es sich nicht an einem folgenden dafür entschädigen. Indessen ist auch dieses Vorrecht für ein Handelshaus noch jährlich seine 5 bis 6000 Pfund werth, und verdient allein schon, daß ein Kaufmann oder Banquier ein paar Tausend daran wage, um ins Parlament zu kommen, da er hoffen darf, seinen Sitz sechs Jahre lang zu behalten; auch versichert man, daß dieser Umstand bey manchen mit in Anschlag kommt.

Es ist eine allgemeine Klage in der alten und neuen Welt, daß die Rechtsgelehrten zu großen Einfluß haben. Der folgende Umstand möge zum Belege dienen, wie schwer diesen Herren beyzukommen ist. Es ereignete sich oft, daß, um Zeit zu gewinnen, oder blos aus Chicane, wenn ein Prozeß entschieden war, der Advokat der verlierenden Parthey, um ein sogenanntes Writ of error bat, das heißt, um einen Befehl eines Irrthums im Prozesse wegen, die Entscheidung nicht stattfinden zu lassen, bis es bewiesen würde, daß ein neuer Prozeß stattfinden sollte. Nach dem damals bestehenden Gesetze konnte ein solcher Befehl nicht leicht verweigert werden, und der Gegner war genöthigt, oft mit schweren Unkosten, sich zu einem neuen Prozeß

vorzubereiten, obgleich dadurch unter fünfundzwanzig Fällen selten einmal die Sache eine andere Wendung erhielt, und der, welcher den Prozeß gewonnen hatte, blos seine Zeit und neue Unkosten verlor. Diesem Uebel abzuhelfen, ward verordnet, daß, wer um einen Writ of error anhielt, gehörige Bürgschaft leisten sollte, daß er die Sache weiter verfolgen wolle, weil er dann, im Fall einer Entscheidung gegen ihn, zum Kostenersatz der andern Parthey verurtheilt werden könnte. Nun aber hatten die Advokaten nicht mehr darum an, aber sie erlangen ihren Zweck, indem ein halbes Dutzend von ihnen mehrere Tage hinter einander vor dem Richter spricht, und somit nicht nur den Gegner in Verlust von Zeit und Unkosten bringt, sondern noch dazu den Richter seiner noch kostbarern Zeit beraubt.

Es ist so eben eine Uebersetzung von deutschen Erzählungen in drey Bänden, mit Holzschnitten, von Cruikshank erschienen, worunter auch die Patrizier und Meister Floh; in welcher leztern der Telestorkampf zu einem vortrefflichen Holzschnitt Veranlassung gegeben. Eine Erzählung, der blinde Passagier genannt, hat, sonderbar genug, im Englischen denselben Titel; da aber in dieser Sprache diese beyden Wörter nur in ihrer eigenen Bedeutung gebraucht werden, so muß sich der mit dem Deutschen unbekannte Leser freylich wundern, wenn er nirgends etwas von einem wirklich Blinden findet. Ob sie sonst richtig übersezt sind, habe ich keine Zeit gehabt zu untersuchen; ebensowenig als im Lorenz Stark, wovon die Uebersetzung so eben herausgekommen ist.

Ein vortreffliches Werk: Memoirs of the Court of Henry VIII., von Mrs Thomson, zwey dicke Oktavbände, verdient Erwähnung. Es gibt uns eine klare unpartheyische Ansicht von der Geschichte und den Zeiten dieses Frauenmörders, mit kritischem Hinblick auf alle ältere und neuere Werke, welche sich auf dieselbe beziehen; und der Fleiß, womit die Verfasserin den gegenseitigen Werth und die Glaubwürdigkeit derselben erwogen zu haben scheint, verdient das höchste Lob.

Auch muß ich Ihre geehrten Leser auf ein zweytes Werk des Hrn. Frazer aufmerksam machen, von dessen Reise in Khorasan ich Ihnen Auszüge gab. Es heißt Travels and Adventures etc., d. h. Reisen und Abenteuer in den persischen Provinzen auf dem südlichen Ufer des caspischen Meeres, ein Quartband, welches eigentlich eine Fortsezung der obigen Reise ist.

Ein neues Wörterbuch der englischen Sprache, von Thomson, verdient wegen der großen Menge der etymologischen Quellen, welches es bey der geflissentlichsten Kürze und Gedrängtheit darbietet, die Beachtung des Sprachforschers; besonders beweist die Vorrede, daß die Belesenheit des Verfassers, ehemals Sekretär des Lord Hastings in Indien, nicht von gemeiner Art war.

Reynold's Memoiren kennen Sie vielleicht schon; sie sind voll herrlicher Anekdoten. Die folgende, die er von einem Amerikaner haben will, ist sehr artig: Eine indische Königin, von bedeutender Korpulenz, fand einen großen Gefallen am öffentlichen Baden, und zwar im Angesicht ihrer getreuen Unterthanen, die vom Ufer her ihre schwarzen Reize bewunderten. Einmal, als sie sich, wie gewöhnlich, hatte in's Meer hinausrudern lassen, sprang sie in Gegenwart ihres ganzen Hofes in's Wasser, tummelte sich eine Zeit lang darin herum, und wollte eben zum Boote zurück schwimmen, als sich ein Hay blicken ließ, und sie auf dem Fuße verfolgte. Vergebens strengte sie ihre lezten Kräfte an, um das Boot zu erreichen, der Hay war ihr auf den Fersen, und wollte eben nach ihr schnappen — da faßte der Hofmarschall einen Pagen und warf ihn, wie er stand und ging, zwischen die Königin und den Hay. In einem Augenblick hatte ihn das Unthier im Rachen, aber dieser Augenblick reichte hin, um die Königin an Bord zu heben. Es läßt sich denken, daß der Hofmarschall zu den höchsten Ehrenstellen erhoben ward; und um die Familie des armen Pagen auch einigermaßen zu entschädigen, erhielt sein Bruder seine Stelle, mit der Erlaubniß, die Königin nicht zum Bade begleiten zu dürfen.

Ich habe nur noch eben Raum, Ihnen zu melden, daß gestern (den 5ten) Hr. von Weber mit Tode abgegangen ist. Noch am 26sten vorigen Monats war er bey einem Konzerte zugegen, und begleitete Miß Stephens auf dem Flügel zu einem Lied aus Moores Lallah Rook, wozu er nur erst die Melodie komponirt hatte. Er hatte diese Woche sein Benefiz in Coventgarden haben sollen, wozu er seinen Freyschüz bestimmt hat. Der Tod dieses großen Komponisten wird allgemein bedauert.

Genf, im Mai.

(Beschluß.)

Einen Aufsatz, der neulich in Ihrem Literaturblatt über Professor Geneviéres Schrift gegen die Momier-Sekte stand, habe ich in's Französische übersezt, und er hat hier allen denen gefallen, die nicht von dem häßlichen Sektengeist ergriffen sind. Leider ist er hier so arg, daß man sich kaum in irgend einem Haus davor bergen kann. Sie begreifen, wie viel der gesellige Verkehr und alles Zutrauen dabey leiden! — Aber nicht nur die Momiers treiben ihr Unwesen, auch die Katholiken fangen es an, so gering an Zahl sie auch sind.

Seit Genfs Restauration und seiner Anschließung an die Schweiz hat sich hier kein so großer und inniger Enthusiasmus gezeigt, als der für die armen verlassenen Griechen. Der Genfer Eynard in Florenz ging darin mit trefflichem Beyspiel voran. Alle Stände folgten, Reiche, Bemittelte und Arme. Die Kinder sogar brachten ihr Spielzeug dar, um es zu verkaufen, so z. B. trug der Knabe des Banquiers Hentsch, nachdem er schon mehrere Louisd'or in der Schule gegeben, eine metallene Kanone, die ihm sehr am Herzen lag, in's Sammelbüreau, und bat mit kaum unterdrückten Thränen, sie nach Griechenland zu schicken. Viele andere Kinder brachten heimlich ihre Sparbüchsen dar. Ein großes Konzert ward gegeben, wo mehrere 50—100 Billets bezahlten, aber nur Eines benuzten, eine Lotterie von Gemälden, Zeichnungen, Kupferstichen hiesiger Künstler brachte viel ein, ebenso ein Verein hiesiger Literatoren, Vorstellungen im Theater ꝛc. Im Ganzen muß man auch dießmal auf Genf 100,000 Franken rechnen, nachdem schon zweymal früher mehr als diese Summe nach Griechenland geschickt worden. In allen Kirchen, Straßen, und in den größern Magazinen sind Sammelbüchsen aufgestellt, wo man auch wenige Sols mit Dank empfängt. — Gleiche Mildthätigkeit zeigt sich zu Lausanne und im Kanton Waadtland überhaupt, wo jede kleine Gemeinde, jede Kirche, jede Pension, jede Gesellschaft beygesteuert hat. Selbst in den rauhen Thälern des Jura, um die Furka, und am Fuß der Gletscher regte die Mildthätigkeit ihre balsamduftenden Hände. Die Schweizer, eingedenk ihrer Geschichte, fühlen den doppelten Beruf, den Griechen zu helfen: und wenn die hohe Pforte und Ibrahim-Pascha dies rächen wollen: so laden wir sie mit all' ihrer Macht in unsere Berge und Thäler ein. Dies wäre das sicherste und kürzeste Mittel ihrer loszuwerden. — Der Plan, seiner Zeit eine Schweizerkolonie in Griechenland zu gründen, ging von Genf aus, und wird wahrscheinlich zu Stande kommen.

Beylage: Kunstblatt Nr. 52.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Nro. 155.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Freitag, 30. Juni 1826.

Wohl reizend iſt es, hoch im Licht einher zu wandeln;
Vergöttert da zu ſtehen vor ſeiner Welt;
Doch leichter iſt es, groß, als recht zu handeln.

Tiedge.

Einige Bruchſtücke aus den Mémoires de Gaëte etc.

(Beſchluß.)

Man führte mich wieder auf den geheimen Weg in daſſelbe Kabinet, wo ich Siepes vor ſieben Monaten geſprochen hatte. Gleich nach meinem Eintritt eilte er, aus dem Sitzungsſaal kommend, auf mich zu und rief: „Nun, vor einem halben Jahr haben Sie meinen Antrag abgeſchlagen.“ — „Und heute nehme ich ihn an,“ erwiederte ich ſchnell. „Das ſieht Ihnen ähnlich, ſagte er, mir die Hand reichend; treten Sie dort ein, Sie finden den General.“

Wirklich fand ich dort den Mann, der mir bis dahin nur durch ſeinen großen Ruf bekannt geweſen war. Er war klein, in einen grauen Ueberrock gekleidet, ſehr mager, von gelber Geſichtsfarbe, mit Adlersblicken und ſehr lebhaft und ſchnell in ſeinen Bewegungen. Er gab bey meinem Eintritt dem Gardekapitän einige Befehle; ſobald ſich dieſer entfernt hatte, kam er äußerſt gütig auf mich zu. „Sie haben, ſagte er, lange im Finanzfach gearbeitet?“ — „Seit zwanzig Jahren, General.“ — „Wir bedürfen Ihrer Hülfe, ich rechne darauf. Geben Sie, Ihren Amtseid zu leiſten, wir haben Eile.“

Sobald dieſes geſchehen war, ſagte er: „Der bisherige Direktorialminiſter ſoll ſogleich mit Ihrer Ernennung bekannt gemacht werden, begeben Sie ſich nach Verlauf von zwey Stunden in das Miniſterium, um Beſitz davon zu nehmen, und machen Sie uns ſobald möglich einen Bericht von unſerer Lage und den Mitteln, den überall ſtockenden Dienſt wieder in Thätigkeit zu bringen. Heute Abend kommen Sie zu mir, in der Straße Delavictoire, ſo wollen wir über unſere Geſchäfte ſprechen.“

Ich begab mich hinweg, um die empfangenen Befehle zu vollziehen.

Herr Gaudin, der von Napoleon zum Herzog von Gaëta ernannt ward, behielt das Finanzminiſterium bis zur Reſtauration, in den Jahren 1815, 1816, 1817, 1818 ſaß er in der Deputirtenkammer, 1820 ward er Gouverneur der franzöſiſchen Bank, bey welcher er nach dem Schluß des kurzen Abriſſes ſeiner Lebensumſtände im Februar 1826 noch thätig zu ſeyn ſcheint.

Der Herzog von Gaëte fügt noch am Schluß des erſten Theils ſeiner Berichte und finanzieller Aktenſtücke unter dem Titel: Note anecdotique, die Darſtellung eines Zeitpunktes ſeiner Verwaltung hinzu, welche als charakteriſtiſcher Zug Napoleons und ſeines Verhältniſſes zu ſeinen Miniſtern einiges Intereſſe hat. Er ſagt zum Eingange, daß dieſes Verhältniß, ſo weit es ihn betroffen, unerachtet einiger Beweiſe von Beyfall, deren er im Laufe ſeiner Berichtserſtattung erwähnt, nicht immer das genügendſte geweſen ſey. Dennoch, ſetzt er hinzu, war der Grund ſeines Charakters von Natur gerecht und gut. Es war, ſagt er, bey dem Andrang ſeiner Geſchäfte ſo ſchwer, daß er ununterbrochen gegen die Ränke der Hoffreunde auf ſeiner Hut ſeyn konnte. Der Werth, den er meiner Finanzverwaltung die erſten beyden Jahre beyzulegen ſchien,

Digitized by Google

seine mir verschiedene Male öffentlich bezeigte Zufriedenheit hatte einige Eifersucht erweckt; allein sobald ich die ersten Schwierigkeiten überwunden hatte und die Geschäfte einen geregelten Gang nahmen, griff man Operationen, welche durchaus nur durch die sie übermächtig fordernden Umstände gerechtfertigt werden konnten, anfangs bescheiden, bald aber ganz bestimmt an. Ich erfuhr auch von sicherer Hand, daß man, immer mit dem Anschein mich zu schonen, bemüht war, mich bey dem ersten Konsul — der bey Männern vor allem Festigkeit liebte, — als einen, von der Natur dieser Eigenschaft beraubten Menschen darzustellen; sie behaupteten, ich gestatte den Einnehmern zu große Vortheile, ihre Verantwortlichkeit sey nicht hinlänglich strenge beleuchtet, ja sogar mein Aeußeres ward beschuldigt, die Schwäche meines Charakters zu verrathen.

Ich nahm bald wahr, daß es gelungen war, den ersten Konsul, wenn auch mir nicht ganz abwendig zu machen, doch sehr gegen mich zu erkälten. Er behandelte mich bey weitem nicht mehr mit seinem ehemaligen Wohlwollen. Dieß betrübte mich, denn ich hatte es nicht verdient, und ich beschloß, ihm schriftlich zu sagen, daß ich, wenn sein Zutrauen in mich, auf welchem allein meine Kraft in der öffentlichen Meynung beruhe, im geringsten abgenommen habe, es meine Pflicht sey, ihm zu melden, daß ich nicht mehr zu meinem Posten geschickt sey.

Dieser Schritt führte eine Erklärung zwischen uns herbey, die mir die Ueberzeugung gewährte, daß es meinen Feinden noch nicht gelungen sey, mich so vollständig, wie sie es hoffen mochten, bey ihm zu verkleinern; dennoch nahm sein Betragen gegen mich nicht wieder seinen ehemaligen Charakter an. Ich ergab mich nun darein aus einer Eigenliebe, die ich gar nicht verhehlen will, auf eine Zeit lang diesen Kaltsinn, der mir sehr weh that, stillschweigend zu ertragen.

Wir befanden uns im Jahr zehn, wo alle Spuren der revolutionären Zerrüttung verschwunden waren, und ich hoffen konnte, daß mein Bericht im Jahr eilf einen sehr günstigen Eindruck machen müsse. Ich hoffte auch, daß dieser Beyfall eine sehr vortheilhafte Wirkung auf den ersten Konsul hervorbringen würde, und schlüge dieses fehl, so blieb mir doch die Sicherheit, eine günstige Spur meiner Thätigkeit zu hinterlassen, da hingegen die Rechnungen, die ich bisher hatte ablegen müssen, die insgemein das Bild der größten Verwirrung darstellten, nur dazu hatten dienen können, meine Zurücksetzung zu rechtfertigen.

Während der Arbeit des Jahres eilf überzeugte ich mich immer mehr von der Ansicht, die ich mir über sie gemacht hatte, und überreichte sie nach ihrer Beendigung, dem Gebrauch nach vor dem Druck, dem ersten Konsul zum Durchsehen. Nach ein Paar Tagen gab er mir das Manuscript sehr kaltsinnig mit den Worten zurück: „Ich habe Ihren Rechnungsbericht gelesen; er scheint mir nicht übel; lassen Sie die für dessen Vorlesen im Staatsrath nöthigen Exemplare davon drucken."

Am Tage, wo dieses Vorlesen stattfand, hörte der erste Konsul die drey Stunden, welche es dauerte, ohne die geringste Zerstreuung zu, wobey er Zeile für Zeile in seinem ihm vorgelegten Exemplare folgte. Keine Bemerkung unterbrach es, aber sobald es beendigt war, hörte ich ein allgemeines Beyfallsmurmeln und empfing die Glückwünsche meiner Freunde. Der erste Konsul sagte nichts, und hob die Sitzung auf. Es war Gebrauch, daß die zwey andern Konsuln nach beendigtem Staatsrath Bonaparte in seine Zimmer begleiteten, und ich schloß mich ihnen an. Er ging immer sehr schnell, und im Winter hatte er die seltsame Gewohnheit, am Kamin stehend die glühenden Brände mit dem Absatz seiner Stiefel zu zerstoßen. Sobald er in das Zimmer getreten war, that er das auch jezt, sich seinen Gedanken überlassend; nach einer Weile sagte er, ohne daran zu denken, daß ich im Zimmer seyn könnte: „Man muß gestehen, des Finanzministers Rechnungsbericht ist eine schöne Arbeit; sie erträgt die genaueste Aufmerksamkeit der Details." Bey diesen Worten wendete er sich um und ich sagte nicht ohne einige Bewegung: „General, das ist mein süßester Lohn und der Ersatz für vielen Kummer." — „Ah! Sie sind hier? — nun es freut mich, daß Sie mich gehört haben. Uebergeben Sie morgen dem Minister des Auswärtigen (Talleyrand) vierzig Exemplare, daß er sie sogleich nach England sende; — die Leute, die unsere Angelegenheiten für so verzweifelt halten, müssen doch erfahren, wie sie stehen, und wie weit wir in drey Jahren, trotz des Kriegs und des Zustandes, in dem wir Frankreich fanden, gekommen sind."

Von diesem Tage an behandelte mich Napoleon wieder, wie er es in den ersten beyden Jahren gethan hatte, und bis zum lezten Augenblick zu thun beharrte.

Herrad von Landsperg.

(Fortsetzung.)

Beschämt murren die rauhen Waffenmänner; da benutzt der Kanzler die Stille, um auf's Neue ihren Eifer zu entflammen. „Wie! ruft er ihnen zu, Weibergeschwätz kann Euch zu Boden schmettern? Ihr duldet es, daß euch die Gleisnerin verhöhnt? Ihr, des Herrschers Diener, schwankt in eurer Pflicht, von dieser Mummenschanz erschüttert? Ist eine Wahl zwischen dem ohnmächtigen Bannspruch eines frömmelnden Weibes und der Ungnade unsers Herrn und Kaisers? Sie lohnt euch mit glatten Worten, und ihr Zorn krümmt Euch kein Haar. Heinrich VI. zahlt mit blankem Golde, und straft mit heißem Blute! Wählt!"

Digitized by Google

Die kurze Rede, alle Triebräder des Eigennutzes in Bewegung setzend, ändert plötzlich Alles. Die kaum beschwornen Geister des Hasses und der Rachgier steigen wieder auf in den wilden Augen der Söldner. Eine Bewegung, und die gesenkten Waffen drohen wieder, und die Luft erzittert von dem Rufe: Es lebe der Kaiser! Es lebe Heinrich! Nieder mit Hohenburg. Die rasende Schaar dringt mit zerstörender Wuth gegen die Pforte. Ein Schrey des Entsetzens wird gehört, aber Herrad, in dem entscheidenden Augenblicke von Begeisterung entflammt, streckt majestätisch den Angreifern den Hirtenstab entgegen. — „Zurück!" ruft sie mit überkräftiger Stimme. Ihre Augen blitzen, und ihre Gestalt erhebt sich in der Haltung einer Seherin. — „Zurück! wiederholt sie . . . zurück verblendeter Pöbel!"

Noch einmal gehorchen die Stürmenden, magischer Kraft nachgebend. „Rasendes Volk!" fährt Herrad fort, und heiliger Zorn flügelt ihre Worte — „welchen Götzen rufst du an? . . . Zittre! . . . Dagon stürzt in den Staub vor der Bundeslade . . . auch des Tyrannen Tage sind gezählt . . . auch s e i n e ! . . . Er wälzt sich im letzten Kampfe. Purpur und Krone vergehen vor seinem brechenden Auge . . . jezt tritt der Todesengel zu seinem Lager . . . fürchterlich und unerbittlich . . . Umsonst des Frevlers Widerstreben . . . der strenge Bote weicht nicht . . . jezt berührt er mit dem eisigen Finger sein Herz . . . Heinrich VI. ist nicht mehr!" —

Mit einem dumpfen Schrey weichen des Kaisers Knechte zurück, denn der Weissagenden Rede und ein Donnerschlag, der gleich himmlischer Bekräftigung durch die heitern Lüfte brüllt, feverlich im Waldgebirg verhallend, geben der Prophezeihung eine so schauerliche Kraft, daß jede Brust von unsäglicher Angst sich bewegt fühlt.

„Darum eilt! . . . fährt in großer Bewegung Herrad fort — häuft nicht ein großes Verbrechen auf euch! Fliehet! . . . zu den Füßen Philipps von Schwaben ist eure Stelle, denn er ist euer Kaiser! Hinweg! sonst trifft des Himmels Strafgericht auch euch. Jezt regiert hier noch das Leben; in Kurzem droht euch der Tod an dieser Stätte!" —

Der Donner brüllt auf's Neue und grimmige Blitze spalten die Luft. Panischer Schrecken bemeistert sich der Gewaffneten. Vor ihnen die warnende Gestalt Herrads in überirdischer Hoheit, hinter ihnen das wuthentflammte Volk, über ihnen des erzürnten Himmels gewitterschwangere Wolken! . . . Unaufhaltsam reißt sie's dahin zur Flucht.

Lästernd läßt sich der Kanzler, als er sein Spiel verloren sieht, von dem Strome dahin reißen. Hohn und Verwünschung folgt ihnen aus dem Munde der Menge und der Himmel öffnet seine Schleußen und schüttet das furchtbarste Unwetter über sie aus. Athemlos erreichen die Flüchtlinge den Fuß des Berges; da aber auch hier der Donner der Höhen sie verfolgt, so rasten sie nicht eher, bis sie das unheilbringende Hohenburg ganz aus den Blicken verlieren, schiffen mit Lebensgefahr über den angeschwollenen Rheinstrom, und erst am jenseitigen Ufer begrüßt sie die Sonne wieder.

(Der Beschluß folgt.)

Erotische Tändeleyen

von Wilhelm Müller.

Goldperlen.

Trübe Regentropfen fielen draußen in dein Lockenhaar.
Schüttle sie mir in die Hände, Perlen sind es, goldenklar.

Amor's Scheere.

Amor schleicht mit einer Scheere
Um dein Lockenhaupt verstohlen.
Nimm in Acht dich vor dem Gotte,
Denn er will das Haar dir scheeren,
Weil er sieht, daß alle Herzen
Nur in deinen Locken hängen.
Will er für ein andres Plätzchen
Auch einmal ein Herzchen haben,
Muß er es aus deinen Locken
Erst mit schwerer Mühe lösen.

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, Juni.

Demoiselle Sonntag, die gefeverte, ist vor einigen Tagen nach Paris, um Gastrollen zu geben, abgereist, so daß jezt das Königstädter Theater, wenigstens der Kassier, wird feyern müssen. Denn jezt wird nicht mehr die wienerische Fee a u s Frankreich, „sondern „die Fee in Frankreich" aufgeführt werden; eine Tragödie für Liebhaber. Diese hatten ihrer Angeheteten einen glänzenden Abzug bereitet. Die Jüngeren kauften beym Galanteriehändler gemachte Verse, die Aelteren und Alten gemachte Blumen, mit beyden, nämlich den Versen und Blumen, ward die beliebte und geliebte Sängerin überschüttet und überworfen, so daß ihr Dank beynahe erstickt wäre. Dann fuhr die neue Armide im Triumph, von der Schaar der Getreuen begleitet, als neupatentirte Kammersängerin nach Potsdam, wo sie dem Publikum ein Konzertfest gab, und ihr ein Abschiedsfest mit Rosenkronen und anderweitigen obligaten Lieblichkeiten gegeben ward. In Treuenbrietzen schieden die Treuen, oder vielmehr Ungetreuen, denn kaum war Dem. Sonntag gen Westen fortgeflogen, als Madame Neumann von Westen her vorfuhr, und sich nun plötzlich die Abschiedsklage in Wiedersehnsjubel verwandelte. Im Triumph ward sie nach Berlin geführt. Herr Haizinger hatte dahnen ein volles Konzert, die Berliner Vergnügen, Mad. Neumann Ruhm und Freude, und in den „Wienern in Berlin, und Strudeldöpfchen," den rauschendsten Beyfall, so daß es des „letzten Mittels" kaum bedurft hätte. Auch Herr W i l d feyert Triumphe; als Othello hat sein Spiel wie sein Gesang zur Bewunderung hingerissen, die sich bey der Darstellung des T e l a s k o im Cortez wiederholte. Denn zum ersten Male trat die Gestalt wieder deutlich hervor; Herrn Blume's erstorbene Stimme hatte sie nicht zu verlebendigen vermocht. Telasko ist ein schönes

Mittelglied zwischen der niedergedrückten klagenden Verzagtheit Montezuma's, der still und ohne Widerstand der Gewalt eines mächtigeren Geschickes weicht, und der klaren, entschlossenen Tapferkeit Cortez, der für Montezuma dieß Geschick ist. Im ersten Akt ist Telasko der Held, der alle zum Kampfe anreizt, dessen Recitative den Klang einer widerstandleistenden muthigen Entschlossenheit ertönen lassen, und der nur schmerzlich bewegt wird, als er die leidende Schwester auf der Seite des Feindes stehn sieht. Im zweyten Akt aber hat sich Cortez zum siegenden Helden heraufgearbeitet, die mächtigen, klaren Töne seines Muthes haben die Zaghaftigkeit seiner Krieger besiegt, er steht da als das siegende Geschick, das Amerika's Loos bestimmt, und Mexiko sich unterwirft. So zieht sich denn jezt im dritten Akt durch Telasko's Recitativ und Arie der Klang einer tiefen Heldentrauer über die Vergeblichkeit seines Muthes. Montezuma's Weichheit erdrückt auch hier, aber ebensosehr erhebt sich der muthige Held des ersten Aktes, und der Zusammenklang jener stillen Klage mit diesem jezt dadurch unterdrückten, aber hiedurch glänzenden Heldenmuth weist dem Telasko seine Stelle zwischen Cortez und Montezuma an. In diesem Sinne gab Herr Wild die Rolle, so daß wir nichts zu erinnern wüßten, als daß der Künstler sich nicht verleiten lassen möchte, auch während der Arien, der Lebhaftigkeit des Spiels wegen, stets die Stellung zu ändern, und Hände, Arme und Füße zu bewegen. Denn oft geschehen die Bewegungen gegen den Rhythmus des Gesanges, und indem auf diese Weise Ohr und Auge in Widerspruch gerathen, stört der Genuß des Einen den Genuß des Andern. Ueberhaupt tritt es noch zu häufig hervor, daß Herr Wild auch Schauspieler seyn will, wie lobenswürdig sonst auch dieß seltene Bestreben seyn mag. Die Darstellung dieser Oper aber gehörte zu den vorzüglichsten des ganzen Jahres. Herr Haizinger (Alvarez) ließ zum ersten Male die Töne des frischsten, lebendigsten Muthes ertönen, welche der Stimme Herrn Stümers, des früheren Darstellers, versagt sind, und gewährte hiedurch einen neuen Genuß. Herr Vader sang seit lange nicht mit solcher Reinheit und Kraft. Sein Gesang war vollendet. Und Amazily stand ihm nicht nach, zumal in ihren stillen Klagen und ihrer innigsten leidenschaftlichsten Hingebung, deren reine Gluth durch die Töne eines unterdrückten Schmerzes gemildert sind. Im Spiel wetteten unsere einheimischen Künstler mit dem Gaste wetteifern. — Die neuen Scenen des dritten Aktes gefallen vielen Freunden des Komponisten nicht, wir müssen aber gestehn, daß sie uns eine wesentliche Verbesserung scheinen, indem erst durch sie sich die Oper zu einem Ganzen rundet. Denn wenn im ersten Akt sich das mexikanische Reich mit seiner strengen, mitleidlosen Priestergewalt als die herrschende Macht bewiesen hat, deren betäubende Töne Cortez Heer entmuthigen, so daß der Held nun die ganze Kraft seiner Tapferkeit aufzubieten hat, um diese Feigheit zu überwinden, und dadurch als das siegende Geschick der Gewalt jenes Priesters gegenüberzutreten vermag, so vollendet sich das Tongemälde erst dadurch, wenn sich nun auch die Macht des Priesters unmittelbar der Tapferkeit und dem Muthe des Helden entgegenstellt. Dieß geschieht in dem Terzett (Scene vier), als Morales den Bericht bringt, daß Alvarez doch solle geopfert werden. Amazily bietet in den innigsten, und zugleich schmerzlichsten, hingebendsten Tönen dem Geliebten an durch ihren Tod seinen Bruder zu retten. Morales ruft ihm in's Ohr; die Stunde des Opfers nahe, alles stürmt auf Cortez ein, sein Muth ist geschwächt, und vermag sich nicht wieder zu der glänzenden Klarheit des zweyten Aktes zu erheben. Die ganze Scene ist vortrefflich gearbeitet, und gehört zu den gelungensten der Oper, denn die Ineinanderarbeitung des fröhlichen Kriegerchor's mit dem Unglücklichen des Morales und dem schmerzlichen Hingeben Amazily's und Cortez betäubtem Muthe ist von höchst dramatischer Wirkung. Dergleichen Effekte gelingen unserem Komponisten ganz besonders, schade nur, daß er immer Effekt auf Effekt häuft und dadurch den Effekt verfehlt. Rembrandt läßt nur einen Lichtblick über seine Gestalten hinblitzen, Terburg hat nur immer ein Atlasgewand, beyde machen immer Effekt; in so weit der Effekt Effekt machen kann.

Von älteren Lustspielen sind die Shakspear'schen „lustigen Weiber von Windsor" zum ersten Mal dem Gelächter des Publikums preisgegeben, aber so durchgehends ist die Prellerey der Charakter dieses Nachmittagsflamenstücks des großen Britten, daß dießmal Bearbeiter, Schauspieler und Publikum gepreßt sind. Das Unternehmen ist im Ganzen mißrathen, und mit Recht. Denn für die Celebrien, die Freunde und nahen Bekannten des Dichters bleibt eine Darstellung, wie wir sie hier sahen, nothwendig leer, kalt, todt und frostig, die vertrautesten Gestalten werden fremd, und das Publikum, dem sie fremd sind, kann damit nicht vertraut werden. Wie ergötzlich auch für sich diese allgemeine Prellerey seyn mag, der keine dieser Gestalten entgeht, so ist doch gerade diese Prellerey so sehr die Hauptsache, daß dadurch die einzelnen Gestalten jede für sich nur schwach bedacht sind, und für uns alle Bestimmtheit und Lebendigkeit verlieren, da eben ihre Bestimmtheit und Lebendigkeit nur in der lokalen Farbe, den Wortspielen, den Zeitanklängen und anderen Partikularitäten besteht, die uns auf keine Weise zu interessiren vermögen. Wir sind in Windsor nicht zu Hause; wir kennen weder das Feld bey Frogmore, noch die Bleiche bey der Themse, wo der Waschkorb mit seinem ritterlichen Inhalt soll in's Wasser geworfen werden; die Sage des Jägers Herne und seine Eiche sind uns unbekannt; wo sich der Engländer heimisch fühlte, fühlen wir uns fremd und unbehaglich, da eben die Lokalität eine Hauptstütze des Stückes ausmacht. Ohne diese Bestimmtheit sind die Gestalten für uns kahl. Der Walisische Priester mit seinen gelehrten Anmerkungen und seiner Käseliebe und all den Lieblingsspeisen und Provinzialismen geht uns ganz verloren, und der französische Doktor interessirt den Engländer auf ganz andere Weise als den Deutschen. Auch der eifersüchtige Ehemann Ford ist leer, und vermag kein Interesse einzuflößen. Wenn solche Gestalten, solche Interessen neu sind, wie zu Zeiten des Dichters, interessiren und ergötzen sie schon für sich auch ohne breitere und tiefere Ausführung, für uns aber ist der Witz mit den Hörnern schon so verbraucht, leer und frostig, daß uns die stete Wiederholung dieser Anspielung statt zum Lachen nur zum Gähnen reizen kann. Am schlimmsten aber ist es mit den schon aus den beyden Theilen des 4ten der bekannten Gestalten Falstaffs, Bardolphs, Pistols, Nyms, Shallows. Denn einerseits setzt unser Stück die genaue Bekanntschaft mit ihnen voraus, und anderseits ist aber gerade diese genaue Bekanntschaft das Störende, denn in Gesellschaft dieser lustigen Weiber sind jene Herren der Komik nur noch Schatten ihrer früheren Heldengröße. Dieß ist aber auch der Sinn des ganzen Stücks. Denn mit der Thronbesteigung jenes liebenswürdigsten Prinzen, der in die Heldengestalt seines Vaters und in die leichtsinnige Ueppigkeit Richard des zweyten auseinanderfällt, und beyde doch so vortrefflich in sich vereinigt, indem er um seinen Leichtsinn weiß, und diese Thorheit zum Scherz und zum Spiel eines müßigen Heldenherzens herabsetzt. — mit der Thronbesteigung dieses Prinzen ist Falstaff von seinem Thron gefallen.

(Der Beschluß folgt.)

Beylage: Literaturblatt Nr. 52.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Nr. 1.

Literatur-Blatt.

Dienstag, den 3. Januar 1826.

Dramatische Dichtkunst.

Cardenio und Celinde, Trauerspiel in fünf Aufzügen von Carl Immermann. Berlin bey Fr. Laun, 1826. 166 S. 8.

Die Begebenheit, welche dieses Trauerspiel darstellt, ist wahrhaft tragisch, und wir glauben sie im kurzen Umriß hier wiedererzählen zu müssen. Cardenio, ein feuriger junger Spanier, studirt in Bologna und gewinnt die Liebe der schönen Olympie, deren Bruder, Viren, Rektor der Universität ist. Sie wird ihm aber durch Verrath entrissen, denn ein anderer Edelmann, Lysander, der Olympien heimlich liebt, weiß sich bey Nacht in ihre Kammer zu schleichen und ihren Ruf zu beflecken, ohne daß er erkannt wird. Der Verdacht fällt auf den stürmischen Cardenio, als den erklärten Liebhaber; doch dieser unschuldige und ehrliebende Jüngling weist ihn stolz und zornig von sich ab, und die Liebenden werden auf immer getrennt. Da erscheint Lysander wieder und tritt offen als Bewerber auf, und Olympie nimmt ihn zum Gatten, um durch eine Heirath ihren Ruf zu retten. Mitlerweile fällt der unglückliche Cardenio in die Schlingen der reitzenden Celinde, die leidenschaftlich für ihn glüht und durch Zauberey endlich in seinen Besitz gelangt, indem sie auf den Rath einer Hexe den Ritter Marcellus, der sie liebt, ermordet und aus dem Blut seines Herzens einen Liebestrank für Cardenio bereitet. In diesem aber muß die Liebe zu Olympien schrecklich erwachen, als er von ihr selbst erfährt, was Lysander eingestanden, daß der Verräther an ihrer Ehre ihr Gemahl gewesen. Er sieht durch ein Bubenstück sich um den Himmel betrogen, und ermordet Lysander. Als er zu Celinden entflieht, erscheint des Marcellus Geist und das schwache Weib stirbt an seinem Anblick. Die Hexe gesteht die gräßliche That, die sie begangen, und Cardenio schließt mit dem Selbstmord.

Man sieht, das Ganze ist abgerundet, die Begebenheit verwickelt genug, um alle Scenen, statt mit leeren Deklamationen, mit dramatischem Leben anzufüllen, das Unglück rührend, die Rache natürlich, endlich die Moral ächt poetisch, denn was ist der Sinn der schönen Dichtung anders, als die Verklärung der freyen ächten Liebe, die auf der doppelten dunklen Folie des Verraths und des Sinnenzaubers am glänzendsten hervorleuchtet. Jene nüchterne Ehe, jene frevelhafte Buhlerey sind gleich liebeleer, die höllischen Affen der wahren Liebe, und, zwischen sie gestellt, ist die heilige keusche Liebe des unglücklichen Paares in jedem Reitze lieblicher beleuchtet.

Der Gegenstand des Trauerspiels ist also der Behandlung vollkommen würdig und die Wahl des Herrn Immermann durchaus zu loben. Warum hat er uns aber nicht auf dem Titel oder in einer Vorrede eingestanden, wie er zu diesem Gegenstand gekommen ist? Dieß muß nun die Kritik um so gestissentlicher darthun, als die Quelle, woraus Herr Immermann geschöpft, zugleich der Spiegel ist, in welchem wir die Tugenden und Mängel seiner Darstellung am deutlichsten gewahren können. Immermann hat seinen Stoff aus dem Andreas Gryphius geschöpft. Dieser sinnige Geist, das erste Glanzgestirn unter den Dichtern seines Jahrhunderts, schrieb im Anfang des siebzehnten ein Trauerspiel, das unter demselben Titel: Cardenio und Celinde, und bey derselben poetischen Tendenz genau dieselbe Geschichte behandelt, und, wie er in seiner Vorrede meldet, soll diese rührende Begebenheit sich wirklich in Italien zugetragen haben, wo er als Reisender sie erfahren hat. Herr Immermann ist ihm beynahe buchstäblich treu bis auf den Schluß des Dramas gefolgt, den er wesentlich verändert hat. Denn bey Gryphius erfolgt keine blutige Katastrophe, das Ungewitter endet mit dem Regenbogen des Friedens; Cardenio und Olympie entsagen würdevoll der irdischen Leidenschaft und widmen sich dem Himmel, Lysander und Celinde folgen, und —

> es freut sich die Gottheit der reuigen Sünder,
> Unsterbliche heben verlorene Kinder
> mit feurigen Armen zum Himmel empor.

Wir dürfen nicht zweifeln, daß nicht schon die ursprünglich italienische Erzählung, aus welcher Gryphius geschöpft, auf diese romantische und fromme Weise ausge-

gangen sey, und daß der alte Dichter den Stoff behandelt habe, wie er ihn vorgefunden. Wäre dieß aber auch nicht der Fall gewesen, so müßten wir es nur um so poetischer finden, daß Andreas diesen erhabenen Schluß gewählt. Liegt nicht etwas in Cardenios und Olympiens zarter und starker Liebe, das gerade diesem Schluß eine poetische Natürlichkeit und Nothwendigkeit verleiht? Ist ihre Liebe nicht schon ursprünglich ein lichter Himmelsblick, und steigen diese reinen Lilien nicht hoch empor über die bunte Blumenwelt zu ihren Füßen? Kann der Adel dieser Naturen, jene heilige Unschuld und Ehre, die kein Verrath, kein Zauber, kein Gewaltstreich des Geschicks, kein schleichendes Gift der Gewohnheit, keine Macht der Hölle je befleckt, wohl würdiger sich krönen, als mit heiliger Entsagung? Erfordert nicht die Poesie, daß die Kraft dieser Charaktere, wie die der edlern Götter des Alterthums oder die der Heiligen in der christlichen Legende, in der Ruhe sich erweise, da die rasenden Explosionen der Leidenschaft, Mord und Selbstvernichtung sich nur für niedere Wesen eignen? Es muß also bezweifelt werden, ob Immermann in der Wahl seines Schlusses die Poesie und Würde seines Originals erreicht hat. Das allgemeine Schlachten, womit er sein Trauerspiel beschließt, diese große Würgerey von Opfer ist zwar keineswegs willkürlich herbeygezogen, sondern scheint mit Nothwendigkeit zu folgen, wenn man sich etwa vorstellt, die Geschichte in prosaischer Wirklichkeit zu erleben; sie ist sogar ganz im Geschmack der neuesten Tragödie, die so gern Frevel auf Frevel häuft, und mit dem ärgsten Ausbruch und Rasen der Leidenschaft, mit Rache, Blut und allgemeiner Vernichtung die Nerven erschüttert; gibt es aber eine Vergleichung, so wird der Schluß des alten Dichters als edler, geistiger, idealer, romantischer dem niedriger gehaltenen, materiellen von Immermann unbedenklich vorzuziehen seyn.

Wenn dagegen Herr Immermann im Detail der Ausführung an dramatischer Kunst, Charakteristik und Sprachtalent den alten Gryphius weit übertroffen und statt langweiliger Dialoge lebendige Handlung gibt, so wird ihm doch auch dieser Ruhm wieder durch einen zweyten Nebenbuhler geschmälert, und er muß es sich gefallen lassen, daß sein Kunstwerk dem alten Gesetz unterliegt, nach welchem Nebenbuhler verglichen werden müssen, jeder Genuß eines Kunstwerkes aber durch Vergleichung geschwächt zu werden pflegt. Der gute Paris hätte nicht nöthig gehabt, der Pallas und Juno unartige Dinge zu sagen, wären sie nicht mit der Venus in eine Reihe getreten.

Ludwig Achim von Arnim hat dieselbe Geschichte des Cardenio in seinem zu früh vergessenen Trauerspiel: Halle und Jerusalem oder Studentenspiel und Pilgerabenteuer, ebenfalls behandelt, und in der Vorrede dazu voll Ehrfurcht gegen den alten Dichter seine Quelle genannt, wiewohl sein Gedicht eben so hoch über jenem alten steht, als Tiecks Phantasus über den alten Volksbüchern. Er hat, wie die ganze Anlage, so auch den Schluß des Andreas Gryphius beybehalten, jedoch die wenigen Zeilen, in welchen jener die Weihe zum Himmel ausspricht, in ein neues großartiges Gedicht ausgesponnen. Es ist gerade der Kampf, Sieg und Triumph der reinen menschlichen Natur über jede Verführung des Glücks und des Leidens, des äußeren Geschicks und der innern Leidenschaft, die Arnim an dem Gedicht des alten Andreas hervorzuheben für das würdigste geachtet, und wir müssen bekennen, daß Immermanns blutbefleckte Gräber dunkel zurücktreten hinter dem langen goldnen Strom von Poesie, auf welchem Arnim die Liebenden ihrem Ziel entgegenführt. Ueberhaupt war es Arnims Zweck, mehr einen Helden darzustellen, als eine Begebenheit. Immermann hat das Gegentheil vorgezogen. Arnim gibt uns einen Charakter, Immermann eine Mordgeschichte. Arnim enthüllt im Zauberlicht der Poesie das tiefste, zarteste Geheimniß der menschlichen Seele, den höchsten Adel der Natur, den Sieg reiner Geister über die Erde und ihr dunkles Verhängniß; Immermann deckt uns nur die fahle Spur des weltalten Gerippes auf, das die ohnmächtige Unschuld niedertritt, und am Schluß seines Trauerspiels thront, wie er selbst poetisch genug sich ausdrückt:

„des Todes graufe Majestät."

Arnim schließt in den süßesten Accorden mit dem höchsten romantischen Triumph, den die Liebe über den Tod gewinnt, und der Himmel öffnet sich den Reinen, die sich ihn erstritten; Immermanns Trauerspiel endet unsäglich prosaisch, wie etwa eine Hinrichtung, nach welcher das Volk wieder auseinanderläuft, denn der gute Rektor von Bologna sagt den Studenten, sie sollen nach Hause gehen, er könne heute kein Collegium lesen.

Es wird der Mühe lohnen, auch die einzelnen Charaktere zu prüfen. Die poetische Literatur hat keinen Helden aufzuweisen, der mit Arnims Cardenio irgend verglichen werden könnte, außer Shakspeares Hamlet. Wiewohl beyde Charaktere unendlich verschieden sind, so ist doch die Natur in beyden, etwas Mildes und Zartes, man kann es zum Unterschied von steifen sentenzensprudelnden Idealen das Menschliche nennen, und ein gewisser Adel der angebornen Schönheit und Seelenreinheit, der in jedem kleinen Zug sich unbewußt und physiognomisch äußert, mit der gleichen poetischen Wahrheit und Wärme dargestellt. Daher schwebt über beyden ein nie

Digitized by Google

zu bestürzender Reiz des Liebenswürdigen und Natürlichen. Hundert Helden des Trauerspiels erscheinen uns erhaben, schrecklich, bewundernswürdig, doch in keinem herrscht jener Zauber einer liebenswürdigen Wahrheit, wie in Hamlets rührender Gestalt. Derselbe Zauber ergreift uns aber in dem unübertrefflichen Bilde, das uns Arnim in Cardenio entworfen. Man hat von Hamlet behauptet, er sey unergründlich und reich wie Homer und wie die Natur selbst, und dieser Charakter allein vermöge die ganze Unzahl von psychologischen Compendien aufzuwiegen; so wird uns auch in Cardenio die ganze innere Welt des Menschen zauberisch aufgeschlossen, und kleine Züge bieten spielend dar, was den Forscher der menschlichen Seele so tief ergreifen muß, als den Freund der heitern Musen.

Von allen diesen Reitzen hat Immermanns Cardenio wenig übrig behalten. So kräftig und zart ihn der Dichter nach der nothwendigen Anlage seines Charakters darzustellen sucht, bricht doch eben so unbewußt oft eine niedere Gesinnung hindurch, als bey Arnim unbewußt überall die edle sich verkündet.

(Der Beschluß folgt.)

Alterthumswissenschaft.

Symbolik und Mythologie oder die Naturreligion des Alterthums von Ferdinand Christian Baur, Prof. am Königl. Würt. Philol. Theol. Seminar zu Blaubeuren. 2 Thle in 3 Bden. Stuttgart, J. B. Metzler'sche Buchhandlung. 1824 — 1825.

Es handelt sich in dem seit einiger Zeit immer heftiger geführten Streit der Symboliker und Antisymboliker sowohl um philosophische als um, von diesen immer bedingte, historische Ansichten. Die Symboliker behaupten, daß die Völker der alten Welt alle ein ursprüngliches, gemeinsames Vaterland im mittleren Hochasien gehabt haben. Diese Behauptung zu begründen, werden Philosophie, die Resultate neuester Entdeckungen und Forschungen in Natur-, Erd- und Völkerkunde, ja selbst die heiligen Urkunden aller alten Völker zu Hülfe gerufen. Und in der That, wenn alles dieses in ein Resultat zusammenstimmt, so ist wohl kein Grund vorhanden, an dem gemeinsamen Ursprung des Menschengeschlechts zu zweifeln. Mit dieser gemeinsamen Abstammung aller Völker verbinden aber die Symboliker auch die Idee eines Zusammenhangs der religiösen Vorstellungen der alten Völker; wie ein Urvolk, so soll es auch eine Urreligion gegeben haben. Auch dafür werden so wohl Ansichten der Philosophie, Thatsachen der Natur-, Erd- und Völkerkunde, und die in den heil. Urkunden niedergelegten, religiösen Vorstellungen der verschiedenen Völker angeführt. Die Antisymboliker, wenigstens wenn sie consequent sind, behaupten gerade das Gegentheil. Doch dieß betrifft mehr die historische Seite des Streits. In philosophischer Rücksicht handelt es sich darum, ob die Menschen ursprünglich eine geistige Gottesverehrung gehabt haben oder nicht, ob, wenn sie eine solche gehabt hätten, sie reingeistiger Art gewesen sey, oder geistigsinnlich, oder endlich ob sie von einem thierischsinnlichen Zustand sich nach und nach erst zu menschlicher, geistiger Ansicht der Dinge erhoben haben. Daß der lezteren Annahme diejenigen zugethan seyn werden, welche gegen den gemeinsamen Ursprung streiten, versteht sich wohl von selbst, da sie von Einheit und von allem dem, was sich nicht mit Händen greifen läßt, nichts wissen wollen. Ganz entgegengesezter Meynung sind die reinen Idealisten, die, sich einen rein geistigen Zustand zu denken, im Stande sind. In der Mitte stehen solche, die sich kein Geistiges ohne sinnlichen Ausdruck, und keine sinnliche Erscheinung ohne geistiges Centrum und Leben denken mögen. So fern wir aber in der Welt der Erscheinungen leben und uns dennoch eines geistigen Seyn's bewußt sind, mögen die anderen wohl im Allgemeinen Recht haben. — Zu ihnen gehört Herr Prof. Baur. Denn obgleich er sich auf den wissenschaftlich-speculativen Standpunkt stellt und immer von der höchsten Idee aus construirt, so gibt er der sinnlichen Erscheinung doch ihr Recht und Bedeutung dadurch, daß er sie überall als Bild der Idee derselben unterordnet. Schon hieraus ist abzunehmen, daß Herr Baur auf der Seite der Symboliker steht, die in den Mythen und Attributen der Götter des Griechischen, so wie des ganzen Alterthums, kein leeres, sinnloses Spiel der Phantasie erblickt, sondern jede Mythe, jedes Attribut, jedes Bild der Götter für den freylich oft willkürlich scheinenden Ausdruck irgend einer religiösen Vorstellung oder Idee nimmt. Ueberhaupt besteht, um es kurz zu sagen, der Vorzug des Baurischen Werkes in seiner philosophischen Haltung, in seiner psychisch anthropologischen Grundlegung. Hiedurch bringt Herr Baur die durch das meist unphilosophische Verfahren Creuzers äußerst verwirrte Wissenschaft der Mythologie und Symbolik wieder zur Besonnenheit. Daher ist es ihm zum Beyspiel auf eine aller Anerkennung würdige Weise gelungen, die Consequenz jedes einzelnen Religionssystems in sich nachzuweisen, nämlich zu zeigen, wie in der Schöpfungslehre

eines jeden Volkes, in dessen Ansicht vom Wesen der Götter und Menschen, in den verschiedenen Theilen des Cultus bis hinab zur Vorstellung von Unsterblichkeit der Seele und dem Leben nach dem Tode sich immer dieselben, auf bestimmte Art ausgeprägten Grundvorstellungen und Ideen wiederfinden. Indem aber Herr Baur bemüht gewesen ist, ein jedes Religionssystem in sich selbst zu begreifen, so konnte es auch nicht fehlen, daß er, trotz aller Anerkennung der Identität mancher Vorstellungen und Ideen bey verschiedenen Völkern, doch auch das bloß Analoge und eben darum Verschiedene schärfer hervorgehoben hat, als seine Vorgänger. Wenn sich ihm nun ferner aus der philosophischen Durchdringung des mythologischen Stoffes ergeben hat, daß mit dem Fortschritt von einem Volk zum andern, in der Richtung von Osten nach Westen, ein immer deutlicher hervortretender Uebergang von idealistischer zu realistischer Religionsansicht verbunden ist, und daß dieser Uebergang im Nordwesten einen ganz anderen Charakter annimmt, als im Südwesten, obschon an beyden Punkten Realismus die Basis der religiösen Ansicht ist, so ist eben damit zugleich die Forderung ausgesprochen, bey der Nachweisung der historischen Verwandtschaft dieses oder jenes Religionssystems mit dem andern die äußerste Vorsicht zu gebrauchen. In Folge dieser Resultate der Baurischen Forschung fällt unter anderen Creuzers egyptische Hypothese schon a priori weg, um so mehr, da auch manche historische Combinationen, die Herr Baur versucht hat, gegen Creuzer sprechen. Inzwischen ist Herr Baur in dem eigentlich historischen Theil seines Werkes weniger selbständig, als in dem philosophischen. Er schließt sich in dieser Rücksicht meist an Görres und Ritter an, die alle Völker und Religionen aus Nordindien ableiten und von denen der lezztere die Griechische Religion über Kolchis und die Pontischen Gestade, auch durch Vorderasien, einwandern läßt. Da hiemit schon Herr Baur eine Verwandtschaft hellenischer Religion mit der nordischen, hyperboreischen, (germanischen und keltischen) statuirt, so ist um so mehr zu verwundern, daß er diesen Systemen keine besondere Stelle in seinem Werke angewiesen hat. Freylich hat er sich darüber in der Einleitung so wie über die Ausschließung des Hebraismus zu rechtfertigen versucht. Allein wie oft sieht sich Herr Baur nicht veranlaßt, sowohl aus den nordischen Religionen, als aus dem Hebraismus Analoges zur Erklärung, des Hellenismus zum Beyspiel, anzuziehen? Aber nicht dieses einzelne, oft wiederkehrende Bedürfniß, die ganze Grundansicht Herrn Baurs über die Naturreligion des heidnischen Alterthums spricht gegen diese Ausschließung. Herr Baur kommt nämlich an mehreren Stellen seines Werkes auf die an dessen Spitze gestellte Behauptung zurück: Die Naturreligion des heidnischen Alterthums bilde ein in sich vollständig gegliedertes Ganzes dem Christenthum gegenüber. Im Hellenismus und Hebraismus seyen wegen des darin vorwaltenden ethischen Elements die Uebergänge zum Christenthum gegeben und der Germanismus komme demselben mit altem, reinbewahrten, vorwaltendem Idealismus entgegen. Aus demselben Grunde, scheint es, hat schon Görres in seiner asiatischen Mythengeschichte es nicht unterlassen, obwohl er die Asiatische Welt nur für sich betrachten wollte, sowohl den Hebraismus in seine Darstellung aufzunehmen, als auch nach dem germanischen Norden wenigstens hinüberzudeuten. Außer diesem mehr dem historischen, als dem reinphilosophischen Interesse angehörigen Fehler haben wir noch zu bemerken, daß im ganzen Werke zu wenig Rücksicht auf die verschiedenen Perioden genommen ist, die eine jede Religion in ihrer Selbstentwickelung erlebt hat. Diesen Mangel theilt aber Herrn Baurs Mythologie und Symbolik mit den früheren. Hieran sind freylich die spärlichen Nachrichten zum Theil Schuld. Gleichwohl ist die Frage von äußerster Wichtigkeit, so daß ihre Beantwortung der Vorwurf eines besonderen Werkes zu werden verdient, was Herrn Baur bey seinem vorzugsweise philosophischen, ja theologischen Interesse nicht besonders angelegen seyn konnte. Schon die ganze Einrichtung seines Werkes war der historischen Rücksicht nicht günstig. Er hat uns mehr eine systematische Uebersicht der religiösen Lehren und Kulten des Alterthums gegeben, als eine historische Entwickelung derselben. Alles zu der lezteren Gehörige nimmt nur eine untergeordnete Stelle ein. Auch konnte es nicht fehlen, daß bey dem vorherrschenden Bemühen, überall die Ideen aufzufinden und nachzuweisen, Manches in die Mythen hineingedeutet worden ist, woran Dichter, Sänger, Erzähler und Hörer schwerlich gedacht haben. Wir könnten davon eine Menge von Stellen als Beleg unseres Urtheils anführen. Wir begnügen uns auf die Deutung der Odyssee aufmerksam zu machen. Sie wäre nach dieser Deutung nichts weiter, als eine mythisch-allegorisch-poetische Darstellung der Lehre von der Seelenwanderung. Wir läugnen nicht, daß die Odyssee dafür genommen werden könne, so wenig wir läugnen, daß eine jede Handlung eine allegorische und symbolische Deutung zuläßt, schon deßhalb, weil sie, wenn auch unabsichtlich, der äußere Ausdruck irgend einer Idee, Vorstellung, Empfindung ist. Aus demselben Grunde hatten die Alten wirklich Recht, in jeder Aeußerung des Natur- und Menschenlebens die Wirkung göttlicher Kräfte zu erkennen und umgekehrt Ideen durch jene zu bezeichnen. Aber ob dieß irgendwo Absicht gewesen, ob es mit Bewußtseyn geschehen sey oder nicht, das eben ist eine Aufgabe, welche die Mythologie und Symbolik noch zu lösen, und die Herr Baur rücksichtlich der Odyssee nicht gelöset hat.

Digitized by Google

Nr. 3.

Literatur-Blatt.

Dienstag, den 10. Januar 1826.

Kritische Literatur.

Kleine Bücherschau. Gesammelte Vorreden und Recensionen nebst einer kleinen Nachschule zur ästhetischen Vorschule von Jean Paul. Zwey Bändchen. Breslau bey Joseph Max und Comp. 1825. 8.

Der liebenswürdige Dichter ist nicht mehr. Die gütige Natur hat den ersten Wintersturm ihrem Liebling in einen linden Frühlingshauch verwandelt und ihn in das himmlische Maienthal seiner Sehnsucht hinübergeführt, und der Schnee, der auf sein Grab gefallen, ist nur der Blüthenschnee in den ewigen Gärten seines geliebten Adure. Die Nachricht seines Todes ward von seinem lezten Geschenk begleitet und gemildert. Schön stirbt der Held im Siege, schön der Dichter, dessen Todtenkranz ein frischer Lorbeer ist.

Jean Paul wird in seinen Werken ewig unter uns leben. Sein irdisch Theil hat der Vergänglichkeit die Schuld abgetragen, doch in seinem Geist war kein Alter und kein Tod. Viele seiner großen Zeitgenossen sind in ihrem Geist und Wirken allmählich alt und matt und krank geworden, und ihre spätern Werke trüben das Vertrauen und die Lust zu den Schöpfungen ihrer Jugend, und wir mißtrauen einem Geist, der wie ein Körper altert, und er scheint uns mehr, als des Geistes unsterblicher Natur gebührt, an das Sinnliche gefesselt. Unter den wenigen aber, die des Geistes ewige Jugend bewähren, nennen wir den feurigen Jean Paul zuerst, und finden an ihm die alte Wahrheit so schön bestätigt, daß nur ein liebendes Gemüth nicht altern kann. Diese höchste Himmelsgabe, die Quelle der Tugend wie der Poesie, war für den verehrten Dichter, dessen Tod wir jezt betrauern, ein siegreicher Talisman wie gegen die Verlockungen des äußern Glücks, so gegen das fressende Gift trauriger Erfahrungen. Er ließ sich um sein ehrliches Vertrauen zu den Menschen nie betrügen, und seine Theilnahme an allem, was seine verbildete, vielfach gesunkene Nation erheben konnte, und seine eigene nie ermattende Stimme blieb immer gleich rein und unbestochen.

Gerade das vorliegende, sein lezes Werk, ist davon ein sprechender Beweis. Es ist ein Anhang zu seiner bekannten Vorschule der Aesthetik und enthält theils in Vorreden und in Recensionen, die er in spätern Jahren in den Heidelberger Jahrbüchern hat abdrucken lassen und hier wieder sammelt, theils in neuen Paragraphen zu seiner Aesthetik einen reichen Schaz von reifen tiefbegründeten Urtheilen über die Literatur, und somit auch über deren Gegenstände, die Interessen und Richtungen der Zeit.

Jean Paul bedauert in seiner Vorschule, daß so viele treffliche Geisteswerke zerstreut und vergessen werden, weil sie nichts sind, als — Recensionen, und er rechtfertigt die Sorgfalt, womit er die seinigen sammelt, indem er sie uns sammelt. Sie verläugnen ihren geistvollen Verfasser nirgend, und reihen sich organisch an seine übrigen Werke an, denn wir müssen sie als einen zweyten, praktischen oder angewandten Theil seiner Aesthetik betrachten. Wenn er von jeder Recension verlangt, daß sie eine versteckte Aesthetik enthalten müsse, so hat er uns die seinige schon offen vorausgegeben. Dieß ist ein Vorzug, darin ihn die wenigsten Recensenten erreichen. Wie mancher namhafte Kritiker hat das Glück, daß niemand seine bodenlosen Raisonnements und sich selbst vernichtenden Widersprüche aufdeckt, nur dem Umstand zu danken, daß sich niemand dazu die Mühe nehmen mag. Wie viele Recensenten gebrauchen Dolch und Strang einer dunkeln Fehm, die kein Gesetzbuch hat und von keinem Staat geheiligt ist. Jean Paul aber verbindet nicht nur die ästhetische Theorie und Gesetzgebung mit der praktischen Kritik der Kunst, sondern mit beyden auch wieder die Kunst selbst, und er beweist, daß, wenn auch nicht jeder Dichter ein guter Aesthetiker ist, doch ein guter Aesthetiker zugleich selbst Künstler seyn muß. Ueberhaupt haben Jean Pauls Kritiken mehr Vorzüge, als davon zum Muster dienen können, weil gerade der glänzendste schlechthin unnachahmlich ist. Dieser Vor-

Digitized by Google

zug, den wir ewig nur den seinigen nennen können, besteht in seiner Eigenthümlichkeit, seinem Geist, seinem individuellen Genius. Man kann keine Seite von Jean Paul lesen, ohne von dieser bezaubernden Eigenthümlichkeit ergriffen zu werden, und es ist eben so unmöglich, ihn nachzuahmen, als ihn zu verkennen. Jeder Gegenstand, den er behandelt, erhält ein eigenes poetisches Licht und Leben. Der dürrste Weg, auf dem sein Fuß gewandelt, läßt eine blumige Spur in goldnem Schein zurück. Das geringfügigste Werk gewinnt durch seine Recension das Interesse und den Schmuck, der seine selbstständigsten Schöpfungen adelt. Soll indeß eine strenge Kritik seiner Kritik dieses poetischen Schmuck als unwesentlich beseitigen, so wird jeder leicht in der Blüthe den fruchtbaren Keim und unter der Rose den scharfen Dorn entdecken. Er spricht so schön, daß man ihm vergeben würde, wenn es auch nicht wahr wäre, was er spricht. Es ist aber wieder so wahr, daß man es bewundern würde, wenn es gleich minder schön gesagt wäre. Wenn aber neben der Wahrheit und Gerechtigkeit eines Urtheils noch irgend etwas gerühmt werden darf, so ist es die Wärme des Gefühls, die den Richter um so verehrungswürdiger macht, je weniger sie ihn besticht und mißleitet. Von jener, oft affectirten, Eiseskälte neuerer kritischer Höllenrichter, deren Lob von keiner Freude, deren Tadel von keinem Leid begleitet ist, während viele sogar mit wahrer Lust tadeln, ja vernichten und nur mürrisch loben, unterscheidet sich Jean Pauls herzliche Theilnahme wie der Richterspruch eines Patriarchen von dem eines Räuberhauptmanns. Doch ist er zu wahr und die Wahrheit zu streng, als daß er in jene matte Manier einiger Weltväter unserer Literatur verfallen könnte, die gern alles loben, vorzüglich was sie selber lobt.

Es mag an diesem allgemeinen Urtheil von Urtheilen genügen, da es uns zu weit führen müßte, wollten wir in die einzelnen Kritiken eingehen. Doch muß unter dem Guten als das Beste Jean Pauls Recension von dem Werk der Madame Stael-Holstein über Deutschland genannt werden. Nie ist eine Dame so fein, ein Ausländer so unpartheyisch, ein Werk über das Vaterland so warm beurtheilt worden.

Den zweyten Theil des zweyten Bändchens erfüllen Zusätze zu den Programmen und Paragraphen der Vorschule; doch sind auch sie mehr kritisch, als theoretisch, eine Blumen-, Frucht- und Dornenlese von Aphorismen über den gegenwärtigen Zustand der deutschen Literatur. Wenn Jean Paul hier manche Myrthe mit Wein tränkt, und manches verborgene Vergißmeinnicht mit Sonnenschein, so darf er wohl als Recensent der Recensenten die wilden Disteln mit gallenbittrer Dinte begießen, und sie recht schwarz malen. Was ist bey der Verwilderung unserer kritischen Literatur heilsamer, als ein Mann, der sie kennt, und sein Werk, das sie darstellt? Das alte Chaos begann sich zu sichten, als Eros Fackel es beleuchtete, und nächtliche Prügelscenen endigen sich leichter, wenn erst der Nachtwächter mit der Laterne herbeykommt. Jean Paul schreibt folgendes:

Wer sich beklagt, daß es zu viele Literatur-Zeitungen gebe, der bedenkt vieles nicht, ob er gleich mit Recht anführt, daß auf diese Weise ein Autor, wenn er auch durch eine Gasse von Kritikern und Prügeln hindurch wieder in eine neue, frische einlaufe, wo das Stäuben von vornen anhebe. Ich versetze hierauf: am Ende kommen doch nur so viele Literatur-Zeitungen auf einen Autor, als nach Linnäus jede Pflanze Landinsecten trägt, nämlich fünf. — Ich will gar nichts davon sagen, zumal wenn ich es irgendwo schon gesagt hätte — daß die Menge der Zeitungen einander die Universal-Monarchie und die Kabinetsordres beschneiden, und sie aus der Unfehlbarkeit zu Beweisführungen treiben und das Publikum aus dem blinden Glauben zur Vergleichung der Beweise heraus, und endlich auf die eigenen Füße hinauf nöthigen. Ja, fünfzig allgemeine deutsche Bibliotheken auf einmal könnten wohl machen, daß man sich nach der 51sten umsähe, und so lang seine Augen aufmachte, während die Zeit den hundert Augen des Argus den Staar stäche.

Da kein Kritiker durch eine Antikritik umzuändern steht — unter allen Instrumenten ist eine Pauke am schwersten zu stimmen, und ein Recensent — so ists für einen Schriftsteller, dessen Sache bey mehreren Zeitungen verloren ging, eine halbe Rettung, wenn noch eine Instanz übrig bleibt, bey der er gewinnen kann. Ja wiederum einem berühmten Schriftsteller, der eilf Recensenten zu Aposteln hat, ist ein kleiner Judas, der ihn verräth, ein gesunder Blutigel, oder eine spanische Fliege, und beyde ziehen etwas weg.

Schon an sich bleibt der Untergang einer Kritik, und noch mehr eines Kritikers, reiner Verlust, z. B. der von Müllners Hekate. Ich wollte, sie bellte und bisse noch. Man sieht, ich verwechsele die Göttin gern mit ihrem Hunde, weil sie, wie Cerberus, einen dreyfachen Kopf hatte, den mathematischen, den juristisch politischen und den ästhetischen; wovon ich den beyden ersten mehr die Kränze gönne, als die Tonsur, denn da die Köpfe die drey Gelübde unter sich zum Halten ausgetheilt, so hat der ästhetische das der Armuth übernommen und zu beobachten gesucht. Doch lieber red' ich, wie der Kopf selber, ohne Figur. Es ist nämlich im schönwissenschaf-

Digitized by

lichen Deutschland eine Gesetzlosigkeit eingedrungen, wie noch in keinem andern Lande und Zeitalter, Sprachregeln und Sprachsitten — Wohlklang — Perioden- und Wörterbau — Reime — Bilder — Wahrscheinlichkeit, ja Möglichkeit der Charaktere wie der Fabel — ja Sinn und Verstand, alles wird mit stolzer Willkür behandelt; und für eine solche literarische Zeit des Schreibfaustrechts ist es eine Wohlthat, wenn der dritte Kopf des Cerberus losgelassen oder losgehetzt wird zum Bellen und Fangen. Das treue Thier thut unter seiner Tonsur für die Technik der Dichtkunst Gutes. Ja, die literarische Hekate that wohl, der mythologischen, welche unter den vor dem bösen Gott Typhon sich verlarvenden Göttern die Gestalt einer Katze zu zeigen mit Krallen und Funken — eine geringe, aber schöne Veränderung, da, nach dem Naturphilosophen Ritter, der Mensch die edelste Katze ist. Nur für den Geist der Dichter war die Katze oder der Hund kein Mann, so wie die allgemeine deutsche Bibliothek es nicht gewesen.

Es gibt eine höhere kritische Physiognomik, welche hinter dem Sokratischen Gesicht den Weisen, und hinter dem Aesopischen Buckel den Dichter findet und anerkennt.

Bekanntlich war in allen Zeitaltern Blüthe der Kritik Anzeichen des erstiegenen Gipfels der Kunst, von welchem sie ihr Herabsinken anfing, so wie das Blühen der Distelköpfe, da es bloß in den längsten Tag eintritt, die Abnahme der Tage ankündigt. Aber noch stehen wenige Distelköpfe in Blüthe und hangen voll Tagfalter, und versprechen die Fallhöhe der Kunst. Möchte doch irgend ein wohlhabender Buchhändler ein kritisches Konklave oder eine kritische Jury ins Haus nehmen, und, wie wohl öfter geschehen, durch Festsetzen und Sparküche aus dem einen das Heiligsprechen, und aus der andern das Schuldigsprechen heraus nöthigen!

Eine Literaturzeitung der Restanten ist wohl die allernöthigste. Der Zufall wählte, der Zufall vergaß bisher. Die Werkchen werden gewisser beurtheilt, als Werke, und weitläufiger dazu. Die kritischen Gewebe hangen voll Taschenbücher oder bunter Mückchen, und lassen kein einziges ohne Zergliederung aller seiner mikroskopischen Eingeweide durch, aber die Bienen, die (geistig und leiblich) schwersten Werke, fangen sie selten auf. Bloß über Predigtbücher predigen Recensenten aus ihren Kanzeln, und über philologische Schriften docieren sie aus ihren Katheder hinreichend, folglich beides strompeise. Ueber manche — zumal allgemein gelesene — Werke, sobald sie einmal von ein paar Zeitungen Urtheile erbeutet, fällen dann alle übrigen die übrigen dazu, weil sie unter einander dadurch ihrer Urtheilkraft nur das Fortziehen, nicht den ersten Zug der Last aufbürden, ja sie geben zwey Urtheile über das nämliche Buch, indem sie ein anderes mit gar keinem bezeichnen. Wird aber nicht durch diese Unvollständigkeit dem Publikum die Kenntniß und die Autoren, der Doppellohn der Zurechtweisung und der Förderung geraubt? Und soll der verdienstreiche, wie der fehlerreiche Schriftsteller in demselben limbus patrum der Vergessenheit aufbehalten bleiben?

Recensionen greifen mehr ein und an, als selber die wissen, welche sich über sie erheben. Mancher stolze Autor vollendete sein Werk, oder gar (wie Leisewitz) seine Bahn nicht, weil er getadelt wurde. Manche andere Dichter lassen ihre Elephantenkraft von einem kleinen kritischen Kornak freywillig lenken, wenn sie ihn nicht eben vom Halse schütteln und treten. Der gehoffte, oder der empfangene Lorbeerkranz ist der leichte Strohkranz, mit welchem Wasserträgerinnen am vollen Eimer das Ueberschweppen hindern. So kann wieder ein unbedeutender oder anonymer Recensent, der in seinem Leben kein Buch herausbrächte, ein fremdes ausbrüten und aus der Schale lösen, so wie der Hühnerkoth Eyer so gut ausbrütet, als die legende Henne.

Was gibt es nun für so viele übergangene, aller Recensionen beraubte Werke für ein Hülf- und Heilmittel? — Ein ganz nahes, nämlich ein Redakteur oder Buchhändler, der eine Literatur-Zeitung der Restanten herausgäbe, welche etwa alle fünf Jahre den vergessenen oder übersehenen Werken aus allen Journalen ein kleines postjustinianisches Recht widerfahren ließe. — Und wäre das Journal dann etwas anderes, als ein kleines jüngstes Gericht, das, gleich dem theologischen, die Bücherseelen für den Himmel oder die Hölle bestimmte, mehrere Jahre nach ihrem Ableben, und sogar nach ihrem vorläufigen Aufenthalte in dem nun dekretirten Himmelsaal oder Höllenpfuhl? Wäre nicht eine solche Restantenzeitung das Ergänzblatt aller Ergänzblätter, und schwöbe nicht zu lange auf? Und könnt' es ihr je an Bogen und an Lesern fehlen?

Erbauungs-Literatur.

Das Buch der Tugenden. In Beyspielen aus der neueren und neuesten Geschichte. Von Christian Niemeyer, Prediger zu Dedeleben, Verfasser des deutschen Plutarchs, des Heldenbuchs, des John Knox u. s. w. Mit 32 Bildnissen. Leipzig bey Kayser 1825. 377 S. gr. 8.

Wie viele Tugenden auch die neuere und neueste Zeit aufzuweisen haben mag; so kann sie doch, so viel das

Gebiet der Literatur betrifft, eine große Untugend nicht abläugnen. Sie heißt Buchmacherey. Jeder Meßkatalog liefert davon eine Unzahl von Beyspielen, und darunter gehört auch das vorliegende Buch der Tugenden, welches durch eine große römische Eins auf dem Titel andeutet, daß es fortgesezt werden soll. Es ist eine Sammlung von Anecdoten und biographischen Skizzen, zwar ziemlich fließend geschrieben; aber sonst aller Anziehungskraft beraubt, etwa diejenige ausgenommen, welche ihm die Enkomiastik für betheiligte Zeitgenossen geben könnte. Dagegen hat sie eine abstoßende Kraft erhalten, theils durch die Befangenheit überhaupt, womit der Verf. die Geschichte seiner Zeit betrachtet, theils durch die Leichtgläubigkeit, womit er unverbürgte Tugenden den Zeitungen, Conversations-Lexicis, und Biographien lebender Personen nacherzählt, theils durch die, jezt schon ziemlich altmodisch gewordene Unart, auf Napoleon und seine Thaten zu schimpfen, z. B. S. 211: „Des raubgierigen Korsen blutgierige Krallen." Unter andern erzählt er S. 179 Hofer's Tod, der dadurch qualvoll geworden seyn soll, daß die Soldaten, die ihn erschießen sollten, schlecht trafen, und sezt hinzu: „So ist der edele Hofer von dem schlechten Buonaparte zu Tode gemezgert worden." Wenn ein Feldherr einen gefangenen Feind erschießen läßt, ist er für das Ungeschick der Schützen verantwortlich? Wer sich so schlecht auf die Imputationslehre versteht, wo von Uebelthaten die Rede ist, und wer einen Todten mit geifernedem Hasse verfolgt; der zeigt wenig Beruf, Bilder zu einer Gallerie der Tugenden zu malen.

Dichtkunst.

Liederbuch für Schweizer. Eine Auswahl der beliebtesten Arien und Gesänge zur Erhöhung gesellschaftlichen Vergnügens. Aarau, 1825. Druck und Verlag von J. J. Christen. 256 S. 8.

Dieser poetischen Blumenlese, deren Bestimmung auf die deutsche Schweiz beschränkt seyn mag und die mit viel Sorglosigkeit zusammengetragen ist, indem man sogar unterlassen hat, die Verfasser der gewählten Lieder und Dichtungen zu nennen, gedenken wir hier nur deßhalb, weil sie durch ihren reichen Vorrath von Schweizergedichten und in Schweizerdialect geschriebenen Liedern dem Ausländer einiges Interesse gewähren kann, zumal manche dieser nationellen Erzeugüsse sonst noch wenig oder gar nicht bekannt geworden sind; auch der sogenannten Kühreihen und Tellslieder, so wie hinwieder der Kriegs- und Schützenlieder findet sich hier eine große Zahl. Wir wollen zur Probe ein Scherzgedicht ausheben, das die Aufschrift führt:

Beytrag zur Statistik vom Aargau.

Mel. Es haben viel Dichter u. s. w.

Will Jemand das freundliche Aargau bereisen,
Er findet wohl Vieles zu seyn und zu preisen;
Die Straßen sind offen, doch länger als breit;
Von Wirthshaus zu Wirthshaus die Wege nie weit.

In Städten und Dörfern sind rüstige Leute;
Sie wären gern reicher, die Töchtern gern Bräute;
Sie schäzen das Alte, besonders am Wein,
Doch soll es nicht also an Jungfrauen seyn.

Umkränzet von Hügeln sind fruchtbare Auen,
Voll fröhlicher Hirten und Heerden zu schauen;
Die Welt hat zwar Rindvieh, wohl über Gebühr,
Doch Aarganer Matten, die sieht man nur hier.

Und Wälder wehn lustig in Thälern und Höhen.
Nie fehlt es an Jägern, wohl öfters an Rehen;
Sonst liebt man die Wölfe und Füchse nicht sehr;
Auch, heißt es, derselben sind wenige mehr.

Die Berge zwar tragen nicht silberne Hauben
Vom ewigen Eise, doch bringen sie Trauben.
Und Kenner versichern, der Aarganer Wein,
Begeisternder soll er als Gletscherschnee seyn.

Viel pflegen gen Windisch und Habsburg zu wallen,
Man hat an den reisenden Gästen Gefallen;
Doch kommen bey Tausend mit klingendem Spiel,
Ihr Herren, das scheint uns der Ehre zu viel.

Von Königin Agnes und Königsfelden,
Sonst war es ein Kloster, wär' Vieles zu melden.
Jezt sperrt man, statt Nonnen, die Narren hinein;
Doch wahrlich nicht alle: Es wäre zu klein.

Im heilenden Wasser zu Schinznach und Baden
Genesen die Kranken von allerley Schaden;
Nur macht es die alten Gesichter nicht neu,
Und Lassen vom Sparren im Kopfe nicht frey.

Wir könnten hier wahrlich noch Großes erzählen,
Doch trocknen vom Loben und Preisen die Kehlen.
Es lebe das Aargau und wer es bewohnt!
Kein freundlicheres Ländchen ist unter dem Mond. *)

---

*) Anmerk. der Redakt. Dieß Lied hat das Merkwürdige, daß es vom Verfasser der Stunden der Andacht herrührt.

Nr. 4.

Literatur-Blatt.

Freitag, den 13. Januar 1826.

Philosophische Staatslehre.

Application de la morale à la politique par Joseph Droz. Paris 1825.

Dieß Buch enthält ernste, beachtenswerthe Worte über die wichtigsten Gegenstände und Interessen der menschlichen Gesellschaft, und spricht zum Theil die Gesinnungen aus, welche, mehr oder weniger ausgebildet und selbstbewußt, bey einem großen Theil des französischen Volkes als Resultat einer Reihe von bittern Erfahrungen, unzähligen Opfern und unzähligen Täuschungen sich gebildet haben. Wir wünschen herzlich, daß unsere Landsleute dadurch vermocht werden mögen, die selbstgefälligen, mit plumpem Spott oder affektirter Gemüthstiefe nur zu oft wiederholten Urtheile über französischen Leichtsinn, Oberflächlichkeit u. s. w. mit etwas mehr Sachkenntniß und christlicher Bescheidenheit zu würdigen. Ein großer Theil der französischen Nation, der Theil, welcher am meisten Recht hat als Repräsentant der Nation zu gelten, ist durch die Erfahrungen der lezten vierzig Jahre jener Reife der Civilisation, die man das Mannsalter der Völker nennen könnte, näher gebracht worden als wir Deutsche, die als Volk in mancher Hinsicht noch im Knabenalter stehen.

Des Verf. Absicht ist zu untersuchen, welche Grundfehler in den moralischen Beweggründen der Menschen und der Völker Schuld sind an den Leiden und den politischen Umwälzungen der Völker — woher es komme, daß die eigentliche Civilisation und deren Resultat, bürgerliche und politische Freyheit, so langsam und auf so vielen Umwegen fortschreitet. Diese moralische Ursache findet er in den beyden entgegengesezten Grundsätzen, welche in den bürgerlichen Verhältnissen der verschiedenen Völker des Alterthums und der neuern Zeit vorgeherrscht und sich gegenseitig bekämpft haben. Er nennt diese la doctrine de l'oppression und la doctrine des droits. Jene erste Ansicht der bürgerlichen Gesellschaft, wonach die Mehrzahl gewissermaßen als Eigenthum, als Beute eines oder mehrerer Individuen behandelt wird und der Zweck der Gesellschaft der möglichst hohe Grad von Wohlseyn und Genuß dieser Wenigen ist, brachte endlich durch Uebermaß die zweyte Ansicht hervor, welche die Mehrzahl durch gewisse Rechte vor der Unterdrückung schüzen und jedem Einzelnen die Möglichkeit sichern will, durch eigene Anstrengung diejenigen geistigen und materiellen Genüsse und Vortheile zu erlangen, von welchen jene erste Doktrine ihn ausschloß. Allein, bemerkt der Verf. weiter, die Erfahrung hat gelehrt, daß die doctrine des droits kein hinreichendes moralisches Motiv darbietet, um den Völkern und den Einzelnen die Beharrlichkeit zu geben, den Kampf gegen die Unterdrückung auszufechten, und den Zweck, den sie sich vorsezt, Civilisation und bürgerliche Freyheit, zu erreichen und zu sichern. Die Revolutionen, welche Folgen des Streites zwischen der Theorie der Unterdrückung und der Theorie der Rechte waren, hatten immer Anarchie zur Folge, welche nicht nur von neuem den Sieg der Unterdrückung herbeyführte, sondern selbst, nur unter einer andern Form, mit Veränderung der Personen die Verwirklichung dieser Theorie ist — denn zwischen Anarchie und Tyranney ist durchaus kein wesentlicher Unterschied. — Um nun das Resultat, welches die doctrine des droits sich vorsezt, schneller zu erreichen und sicherer zu begründen, will der Verf., daß an ihre Stelle eine doctrine des devoirs trete. —

Diese Unterscheidung möchte freylich auf den ersten Anblick pedantisch und unnüz erscheinen; denn Pflichten setzen Rechte voraus, und Rechte führen Pflichten herbey. — Das Verhältniß zwischen den Rechten oder den Pflichten der verschiedenen Elemente des Gemeinwesens so zu bestimmen, daß daraus der möglichst hohe Grad von geistigem und materiellem Wohlseyn für die möglichst große Zahl der Individuen entstehe und gesichert werde — hoc opus, hic labor! — Dennoch hat aber der Vorschlag des Hrn. Droz eine andere, sehr praktische Seite, und könnte, wenn es möglich wäre, die Menschen dahin zu bringen, ihre Lage von dieser Seite anzusehen, wichtige Resultate haben, indem sie ihre Handlungen aus einem anderen moralischen Motiv entspringen ließe. Wenn nämlich auch die doctrine des droits in der Wirklichkeit denselben Zweck hat, wie die doctrine des devoirs, so gibt diese

Digitized by Google

eine viel sicherere Garantie als jene, durch das moralische Motiv, was sie voraussezt und herbeyführt. Nehmen wir an, daß in einem Staate der Einzelne gewisse Vortheile erlangt hat, worin auch wieder das Wohlseyn der Gesammtheit beruht. Wenn er diese Vortheile als ein Recht ansieht, so hält er sich vielleicht für berechtigt, sie zu vertheidigen und darüber zu wachen, daß sie nicht gekränkt werden; allein er hat keine bleibende, moralische Verpflichtung, dieß zu thun. Er kann auf seinem Rechte bestehen, wenn er will; aber er kann es auch aufgeben, wenn er will. Die eigentliche Ursache, weßhalb so viele im Namen der Rechte der Menschheit und des Bürgers entstandene Revolutionen endlich in dem Sieg der Unterdrückung geendet haben, ist die: daß die Vertheidiger der Rechte (wirkliche oder vermeintliche) endlich aus Ermüdung oder Furcht oder Eigennutz ihren Rechten entsagt haben. Hätten sie dagegen diese Rechte als Pflichten angesehen, hätten sie es für eine Pflicht gehalten die Vortheile, welche für den Einzelnen und für das Ganze erlangt werden sollten oder erlangt worden waren, zu behaupten, und nicht bloß für ein Recht, so würde dieß ein moralisches Motiv gewesen seyn, das ihnen nie gestattet hätte, die Vortheile aufzugeben. — Sollte man nun dagegen sagen, dieß sey bloß eine andere Art, dieselbe Sache anzusehen, so antworten wir, daß gerade aus den verschiedenen Arten, die Sachen anzusehen, die verschiedenen moralischen Motive entstehen, welche die Handlungen der Menschen und die Schicksale der Völker bestimmen, — daß es keinesweges eine Sache der Unmöglichkeit, noch ein philosophisches Hirngespinst sey, bey Menschen und Völkern statt der einen Art die Sachen anzusehen eine andere, statt des eines moralischen Motivs ein anderes herbeyzuführen, und dadurch endlich statt des einen, ungenügenden Resultats ein anderes genügenderes. Die Geschichte lehrt wahrlich zur Genüge, daß bey den Menschen und Völkern Ansichten der Dinge auf einander gefolgt und in die Wirklichkeit getreten sind, welche weiter von einander entfernt waren, als die doctrine des droits von der doctrine des devoirs, wie sie der wackere Hr. Droz auseinandersezt.

Die Möglichkeit einer solchen Veränderung in der Ansicht der Menschen und in dem, was man die öffentliche Meynung nennt, die Mittel, wodurch sie hervorgebracht werden könnte, die Fehler, welche entgegengesezte Ansichten hervorgebracht, und die Hindernisse, welche, daraus entstehend, die wahre Civilisation der Nationen verzögert haben — dieß sind die Gegenstände, welche der Verf. in vierzehn Kapiteln behandelt. Wir geben zur Verständniß des Ganges, den er nimmt, die Ueberschrift der Kapitel: — von den politischen Doktrinen — von der Wirksamkeit, die man der Form der Regierungen zuschreibt — von den zu Gunsten der Freyheit unternommenen Revolutionen — von den Mitteln, Revolutionen vorzubeugen — von der Religion — vom Unterricht — von der Freyheit, wie sie unter jeder Regierungsform stattfinden muß — von unserer (der Franzosen) Zukunft — vom falschen Ruhm — von der neuen Richtung, welche den Geistern gegeben werden muß. — Wie sehr wir aber auch die Tendenz des Werkes und die Ansichten des Verf. im Allgemeinen billigen müssen, so können wir doch nicht umhin zu bemerken, daß er über manche Gegenstände eine gewisse Einseitigkeit und Beschränktheit zeigt, welche ihn verhindert die Begebenheiten aus einem höheren Standpunkt zu beurtheilen. Dieß gilt z. B. von seiner Ansicht der jüngstvergangenen Zeit und des Mannes, der sie geschaffen. Es kann hier nicht der Ort seyn, diesen Gegenstand auseinander zu setzen, und das, was der Verf. in dem Kapitel de la fausse gloire darüber sagt, zu widerlegen; aber zu verwundern ist es, daß ein so ausgezeichneter Verstand, wie der seinige zu seyn scheint, die hergebrachten Deklamationen von unbegränztem Ehrgeiz und seinen entsetzlichen Folgen, Verwüstungen von Europa u. s. w. wiederholen mag.

Auch was der Verf. von den Republiken der Alten sagt, ist nicht genügend, und er läßt sich durch die dunkle Seite der Sache, die Sklaverey, wie sie bey den alten Völkern stattfand, zu sehr einseitigen Urtheilen verleiten; so sehr, daß er wenig Unterschied zwischen Sparta, Athen oder Rom und den Leibeigenen und Herren des finstersten Mittelalters oder den Sklaven und Pflanzern Westindiens zu finden scheint. Sonderbar ist sein verdammendes Urtheil über Sparta, da doch vielleicht in keinem Staate die Lehre von den Pflichten so streng ausgeübt wurde wie hier, wo kaum von Rechten oder Vortheilen des Einzelnen die Rede war, sondern bloß von Pflichten gegen ein gewissermaßen idealisches Wesen, den Staat, das Gesetz.

Nach diesem Tadel bedauern wir um so mehr, nur wenige von den vielen vortrefflichen Stellen des Werkes herausheben zu können, wie sie uns gerade in die Hand fallen.

(Der Beschluß folgt.)

Sprachwissenschaft.

Alte und neue Anmerkungen zu Shakspeare's dramatischen Werken. Für alle, welche den Dichter in der Ursprache lesen wollen. Erster Theil. Greifswald. 1825. VI und 196 S. 8.

Da der, leider durch viele Druckfehler entstellten, Fleischer'schen Ausgabe des Shakspeare erläuternde No-

Digitized by Google

ten beygegeben werden, so bezieht sich der Herausgeber dieser Anmerkungen mit Unrecht auf jene Ausgabe, die er auf diese Weise gewissermaßen vervollständigen zu wollen scheint. Davon abgesehen, will der Herausgeber durch seine Anmerkungen zum Verstehen des Dichters auf einem bequemern Wege führen, als durch die vielen Erläuterungen in den großen Englischen Ausgaben geschieht, denen er Ueberfülle und Schwerfälligkeit und das „Widerliche vorwirft, daß sie oft mit schnöden Worten auf die vermeinten Fehler und Ungereimtheiten des großen Dichters aufmerksam machen." Uebrigens hat er sein Büchlein nur für Dilettanten bestimmt (IV), sich nicht auf eine Kritik des Textes eingelassen, sondern diesen nur vollkommen klar machen wollen, und dabey fremde und eigene Erklärungen gegeben. Die Namen der Englischen Kommentatoren sind bekannt; unter den Deutschen ist Schlegel, besonders aber Voß sehr, wir möchten sagen, etwas unbescheiden benuzt, denn wir finden aus den Voß'schen Anmerkungen zu Sh. ganze Seiten abgeschrieben. Welcher Art die Erläuterungen des Herausgebers seyen, werden wir sogleich sehen. Dieser erste Theil behandelt drey Stücke, nämlich Romeo und Julie, den Kaufmann von Venedig und den Sturm.

Wir sind nicht im Stande gewesen, uns recht deutlich zu machen, was der H. mit seinem Büchlein will und für welche Art Leser er dasselbe eigentlich bestimmt hat, denn die Andeutung „für Dilettanten" ist etwas vag. Bald stoßen wir auf Erläuterungen über Ausdrücke, die das gewöhnlichste Wörterbuch erläutert; bald finden wir leichte Stellen mit Bergen von Schwierigkeiten umstellt, welche der H. dann wegräumt und uns das Bekannte erläutert; bald finden wir schwierige Stellen oberflächlich behandelt und bald dergleichen ganz übergangen. Wem ist nun mit dergleichen gedient?

Nicht nur, weil wir es dem Verf. schuldig zu seyn glauben, unser Urtheil zu begründen, sondern weil das Studium der Englischen Dichter das allgemeine Interesse unserer Zeit anspricht, ein mehr als oberflächliches Besprechen der Sache also, von der es sich hier handelt, von dem größern Leserkreise gefordert wird, wollen wir die Erläuterungen des ersten Aktes von Romeo und Julie näher beleuchten.

Die Einleitung zu diesem Drama, Literar-Notizen über die Behandlung des Gegenstandes bey den italienischen Novellisten und deren Uebersetzungen, über die Quellen, welche Sh. bey Abfassung seines Stückes benuzt hat, enthaltend, zeugt von Belesenheit und Fleiß, etwas Neues fanden wir nicht.

S. 5 beginnen die Erläuterungen. Das Sprichwort: „to carry coals" (Kohlen tragen) wird durch zwey große Seiten besprochen. Die einfachste Erklärung ist überall die beste. Kohlentragen wurde für eine niedrige Beschäftigung angesehen, und Sampson, der Händel sucht, sagt: „Auf mein Wort, wir wollen nicht niedrig, feig handeln, uns nichts gefallen lassen.' also, wie Schlegel und nach ihm Voß richtig übersetzen, „nichts einstecken." Des H's „den Zorn nicht dämpfen" ist zu weit hergeholt, obgleich es zulezt nicht mehr und nicht weniger heißt als das Gesagte und Bekannte: die Gründe, welche der H. für seine Erklärung anführt, liegen der Sache noch ferner als diese. Daß das Ganze von: „Ich habe auch gegen diese Erklärung im Allgemeinen nichts einzuwenden, da" u. s. w. bis — „hervorleuchtete" nebst dem Citate aus Henry V. wörtlich aus Nares' Glossary p. 144 genommen, der Verf. aber nicht genannt ist, hat uns befremdet, da der H. sonst seine Quellen redlich anzugeben pflegt.

„To take the wall" heißt allerdings „obenangehen," wie A. Wagner's Engl. Wörterbuch bereits buchstäblich besagt.

Gar seltsam kömmt uns die Erklärung von: „They must take it in sense that feel it" vor. Der H. sagt: „Gregorio nimmt das Wort sense nicht in der Bedeutung von Sinn, sondern Gefühl, Empfindung und erwiedert dem gemäß: ich nicht, die andern, die das von dir erfahren oder fühlen werden, müssen es empfinden." Unser Ausdruck Sinn hat dieselbe zweyfache Bedeutung, wie das Englische sense, und kann daher in beyden Stellen gebraucht werden.

Daß „poor John" Cabliau sey, sagen alle Wörterbücher: eben so bekannt ist es, daß sadness eben so wohl Ernst als Traurigkeit bedeutet; im erstern Sinne kömmt es bey Sh. häufig vor.

Niemand wird des H's Meynung seyn, daß (Sc. 2.) in der Stelle: „She is the hopeful lady of my earth" earth" die irdische Lebenszeit bedeuten soll. Warum soll man nicht bey der einfachen Uebersetzung: „sie ist die hoffnungsvolle Erbin (Gebieterin) meines Besitzthums, meiner Güter" stehen bleiben? Warum soll Capulet kein Besitzthum haben, das er seiner einzigen Tochter hinterläßt?

S. 13 stimmen wir dem H. vollkommen bey, wenn er der Shakespeareschen Hyperbel den Vorzug vor der Voß'schen gibt; Voßens Kenntnisse vom Englischen stehen der Anmaßung nach, mit welcher in seiner Einleitung und in den Bemerkungen zu Sh. mancherley besprochen und geändert wird.

Wir können Voß und somit dem, ihm beystimmen-

Digitized by Google

den H. nicht beystimmen, wenn in der bekannten Stelle „This precious book of love, this unbound lover, to beautify him, only lacks a cover: the fish lives in the sea etc.“ gesagt werden soll: die Braut gebe dem Mann die rechte Zier, das rechte Leben, wie die See dem Fisch. Wir finden diese Erklärung eben so gezwungen, wie die der Englischen Kommentatoren, nach denen man an einen Einband von Fischhaut denken muß. Wir glauben auch hier dem einfachsten Sinne des Wortes folgen zu dürfen, nach welchem die Lady Capulet, die ihre Julie an den Grafen Paris gern verheirathet sähe, sagt: Betrachte nur den holden Mann; dieses köstliche Buch muß einen Einband haben; der Fisch ist noch nicht gefangen. Weil die Lady in den folgenden Stellen wieder auf das Buch zurückkömmt, glaubten die Kommentatoren jene Worte auf den Einband aus Fischhaut beziehen zu müssen; aus demselben Grunde finden wir ihre Erklärung wenigstens eher gerechtfertigt als die von Voß, die weder durch den Sinn des Ganzen, noch sprachlich sich rechtfertigen läßt.

Ueber die Stelle (A. 1. Sc. 4.):

„And, to sink in it, should you burden love,
Too great oppression for a tender thing,“

ist der Herausgeber offenbar im Irrthum, und sucht abermals eine gezwungene gekünstelte Erklärung, wo der einfache Sinn der Worte ausreicht. Nach ihm soll love der Nominativ, you der Accusativ seyn, und die Stelle also heißen: „Sollte die Liebe eine solche Last auf euch legen, daß ihr darunter sinken müßt?! Ein so schwerer Druck läßt sich von dem zarten Ding nicht erwarten.“ Romeo sagt: „Ich sinke unter der Last der Liebe.“ Darauf erwiedert Mercutio: „Und, hinein sinkend, würdet ihr die Liebe belästigen (ihr schwer fallen), für ein so zartes Ding (wie die Liebe ist, wäre das oder wäret ihr) ein zu großer Druck, eine zu große Last.“ Auch hier, wie gewöhnlich, hat Schlegel das Rechte getroffen, wenn er übersetzt:

Und wolltet ihr denn in die Liebe sinken?
Ihr seyd zu schwer für ein so zartes Herz.

Voßens Uebertragung ist freylich unverständlich und monströs:

Zu sinken drin, gäbt ihr der Liebe Druck
Zu schwere Drangsal für ein zartes Ding.

Was ist der dunkeln Worte klarer Sinn?

Die Bemerkung zu „We burn day-light“ (S. 23) ist scharfsinnig, aber nicht richtig; der H. versetzt das davorstehende „Come!“ was der Sache eine andere Gestalt gibt. Mercutio sagt: „Komm, wir leuchten dem Tage“ (plaudern umsonst).

Unbedeutendere Anstöße übergehend, rathen wir schließlich dem H. bey der Fortsetzung seiner Arbeit eine sorgfältigere Sichtung seiner Materialien, weniger Berücksichtigung der Voß'schen Bemerkungen, die in Jedermann's Händen sind, also wenigstens nicht so ausgedehnt gegeben zu werden brauchen, und etwas mehr Mißtrauen in seine und alle Erklärungen, welche dem einfachsten und natürlichsten Sinne Künsteleyen unterschieben wollen, an welche der Dichter nicht gedacht hat.

D. A.

Antwort auf eine Anfrage.

In dem Literaturblatte Nr. 92. dieser Zeitschrift ist eine kurze Anzeige meines Taschenbuches: Huldigung den Frauen enthalten, worin es heißt:

„Wie mag der Herausgeber zu dem Schauspiel Eigensinn und Liebe von Louise Brachmann gekommen seyn? Das hätt' er billig sagen sollen, da jetzt eben der verstorbenen Dichterinn Werke gesammelt erscheinen, und dieser ungedruckte Nachlaß dem Rechte nach wohl dem Erben gehört hätte.“

Ich will diese Bemerkung für nichts Schlimmeres, als für eine Anfrage nehmen und sie beantworten, obschon der Frager billig hätte vermuthen sollen, daß ich im rechtmäßigen Besitze des Beytrages sey.

Als Louise sich in Wien befand, bot sie mir die beyden Manuscripte: Seltener Ausweg, eine Erzählung, und dieses Schauspiel: Eigensinn und Liebe, für mein Taschenbuch an. Ich bezahlte ihr dafür ein angemessenes Honorar gleich beym Empfange. Als die Erzählung in dem ersten Jahrgange meines Taschenbuches erschien, wandte sich der Bruder der Verewigten, Hr. Ludwig Brachmann (vermuthlich ihr Erbe), brieflich an mich, Aufklärung über dieses Erscheinen von mir fordernd. Ich habe sie ihm gegeben und ihm zugleich angekündigt, daß ich auch noch das Manuscript des obbenannten Schauspieles besitze und es seiner Zeit benützen werde, bey welcher Gelegenheit ich ihn zugleich bat, wenn sich allenfalls noch eine Abschrift desselben in Louisens Nachlaß vorfände, sie nicht zum Drucke zu befördern, da ich dadurch in meinem wohlerworbenen Eigenthume verkürzt würde.

Auf diese Art bin ich zu dem Beytrage in optima via juris gekommen, und habe nicht geahnet, darüber öffentlich Rechenschaft geben zu müssen, quia quisquis praesumitur bonus, donec probetur malus.

Wien im November 1825.

J. H. Castelli.

Digitized by Google

Nr. 5.

Literatur-Blatt.

Dienstag, den 17. Januar 1826.

Almanachs-Literatur.

Philomele, herausgegeben von Franz Gräffer. Zweyter Jahrgang. 1826. Brünn, bey Traßler.

Nach diesem Taschenbuch zu urtheilen, ist man im lezten Jahre in Mähren etwas weiter im Geschmack gekommen, denn diese Philomele unterscheidet sich nicht ungünstig von der Frau Nachtigall, die 1825 zum Erstenmal ihren Gesang anhub. Sie intonirt reiner, ihre Stimme gewann etwas an Rundung, ihre Schnörkel und Läufe sind nicht mehr so ohrzerreißend wie damals. Aber wie arm an neuen Wendungen, an lieblichen Melodien, die, einmal gehört, dem Ohr unvergeßlich bleiben, ist noch immer dieser Gesang; ja, Ref. gesteht, er konnte den Argwohn nicht unterdrücken, die Fabel von der stolzen Krähe, „ne gloriari liboat alienis bonis etc.“ sey in's Leben getreten, und jener unglückliche Vogel habe sich unter der Maske der Philomele in die Gesellschaft einer Urania, Minerva, Penelope, und wie die Göttinnen des Tages alle heißen, eingeschlichen.

Wir bekommen zehn Erzählungen in Prosa; diese lange Reihe hebt an Herr Guido, von M. Enk. Das Beste, was darüber zu sagen, ist, daß er nur 17 Seiten füllt. Die Erzählung ist überaus mager und scheint nur zwey oder drey breiter angelegte Scenen in der Eile verbinden zu müssen. 2. Das Wiederfinden vom Herausgeber, F. Gräffer. Sonst pflegt der Herausgeber eines Almanachs, als der Direktor der kleinen Truppe, als Kapellmeister der Neujahrs-Musikanten, sollte er auch nicht die erste Violine spielen, doch nicht die schlechteste Rolle zu übernehmen; aber dieß scheint hier der Fall zu seyn, denn Fr. Gräffer macht den Passaglio des Stückes und gibt — einen Schwank. Ein Schwank ist nun etwas sehr Ergötzliches für ein gebildetes Publikum, wenn er eine feine Schneide hat und artig erzählt ist; doch dieser ist stumpf und verbraucht und auf eine Art erzählt, die etwas ins Gemeine spielt. Z. B. S. 36 heißt es von Hrn. Sterling: endlich fing er an flüssig zu werden und erzählte. Sollte wohl der Herausgeber diese Flüssigkeit nebenbey auch von sich selbst gemeint haben? Der Schluß der Erzählung schien uns das Angenehmste an der Sache: „Die Gesellschaft war ungemein gerührt von dieser Schicksalsscene und hörte auf zu erzählen, wie wir es auch machen können.“ Bey weitem besser ist ihm der heitere joviale Erzählungston gelungen in dem (5) Fatum des Capitain Misgrave: doch leider folgt auch diesem der hinkende Bote, das Fatum des Studenten Schöpflein, dessen Hauptscene schon längst abgenüzt ist und in dieser Form Laurens Kilian entlehnt scheint. Herr Gräffer sollte doch bedacht haben, daß das Vergißmeinnicht so tiefe Wurzeln in den Herzen seiner Verehrer schlägt, daß sie es auf der Stelle merken, wenn man einen Ableger davon machen will.

3. Die Wahrheit des Traumes, ist eine erschreckliche Geschichte. Es kommt Einer aus Russischer Gefangenschaft nach Haus zurück, legt sich unweit seiner Heimath unter einen Baum, träumt fürchterliche Dinge, unter anderem auch, daß er sterbe. Seine Geliebte findet den Schläfer, sie erweckt ihn, sie küssen sich, und er fällt mausetodt nieder. Das Sonderbarste ist, daß er vor seinem Tod den Traum Niemand erzählt und M. Kornfeld denselben doch bis auf ein Haar erfahren hat. 4. Das Kind von Foix, von Caroline von Woltmann, eine rein historische Begebenheit, die weder rein noch historisch, aber sehr langweilig ist. Als 6. gibt M. Enk wiederum mit lobenswerther Bescheidenheit eine Erzählung, oder einen Chronik-Auszug, der Graf von Anguersa, der nur 14 Seiten einnimmt. 7. die drey Freunde von L. v. Hennet, ist eine laue Geschichte, die an einem lauen Sommerabend sich unter drey lauen Freunden in Prag anhebt, sehr lau sich fortspinnt und in Hamburg lau endet. 8. Der Rosenbühel bey Unzmarkt aus Emils Reiseblättern soll beweisen, „daß die Treue nur in der Kraft des Mannes, die Liebe nur in der Schwäche der Frauen liege.“ Ref. hat bis heute geglaubt, auch zum Lieben gehöre Kraft, weil sonst, wenn die Frauen einmal zu Kraft kämen, die Liebe ein Ende haben müßte; aber in Mähren scheint es anders zu seyn; oder sollte diese Nachricht selbst nur eine Mähre seyn? mögen die Schönen von Brünn diese Streitfrage mit dem „reisenden Eduard“ ausmachen.

Digitized by Google

7. Das hölzerne Bein, von Fr. Gräffer, fängt an: „Als Malchen in den Teich fiel, verging ihr Hören und Sehen.“ Auch uns verging Hören und Sehen, als wir in diesen Teich fielen, und bey uns machte nicht einmal „das warme Bett die Wirkung des kalten Teiches wieder gut.“ Und wir riefen wie der reiche Vater Bäckermeister: „Fast mocht' ich lieber, du wärest ertrunken, als daß der leidige Zufall wieder (und zwar zum Drittenmal) — den Herausgeber — zu der Geschichte geführt hätte.“ 10. Die Grundidee von vielen hundert Romanen ist hier in nuce aufgetischt. Ein Graf fällt in Feindes Hand, entdeckt seinen Stand Niemand, gibt einer Fürstentochter Unterricht, liebt und wird geliebt, die Liebe wird vom Vater entdeckt, der Graf wirft sein Incognito ab, und eine lustige Hochzeit schließt — die glückliche Gefangenschaft von A. Fürnstein und mit ihr — den ermüdenden Weg durch diese einförmige Papelallee magerer Erzählungen.

Vor dem sinnverwirrenden Gezwitscher, das unter dem Namen „Metrisches“ ertönt, wird dem Leser schon zuvor grauen, wenn wir ihm sagen, daß nicht weniger als — dreyßig Hähne und Hennen in Philomelens Bauer umherhüpfen und jedes seine zwey, drey Liedchen singt. Ist ein so großer Chorus nöthig, um den lieblichen Ton Philomelens nachzuahmen? Hat der Herausgeber das richtige arithmetische Verhältniß darin zu finden geglaubt, daß dreyßig solcher — Vögel auf eine Nachtigall gehen? Sehr richtig scheint uns übrigens der Titel dieser Hecke gewählt zu seyn; ein Anderer hätte, ohne viel zu fragen, „Gedichte“ gesagt, Hr. Gräffer sagt aber „Metrisches“ weil er weiß, daß das Meiste, was hier vorkommt, gute, ehrliche Prosa ist, die man genugsam gerührt und geknetet, in angenehme metrische Form gegossen, als Zwischen-Speisen und Desert zu den zehen Gängen der Erzählungen auf die Tafel setzt. Da gibt es Mailieder von Helmina von Chezy, da gibt es einen Freundes Rath, eine arge Zumuthung, eine Ueberzigung, eine Mahnung, wir möchten aber dem Herausgeber als Ueberzigung und Freundes Rath sagen, er möchte uns mit der argen Zumuthung, solche Poesien zu lesen, ein andermal verschonen. Als auf grünen Oasen in diesem dürren Haideland weilt das Auge auf: des Soldaten Heirathsgedanken, und Vertrauen“ von Th. Heil, und auch einige artige Gedanken von Maverhofer. Auch einige Magyarische Liedeslieder tragen den Stempel der Originalität an sich. Ein Bruchstück aus einem Schauspiele „Fortunat“ von Collin findet sich auch hier; doch de mortuis nil nisi bene, wir wollen von Verstorbenen nichts Uebles reden. Philomele ist mit einigen Kupfern ausgestattet, schlecht und recht; offenbar verfehlt ist übrigens das Titelkupfer aus der Erzählung: Herr Guido. Hier ist ein sehr junger Kaufmann Antonio mit dem Kopf und den tiefen Zügen eines guten Vierzigers dargestellt.

Dieses Taschenbuch ist zur Auszeichnung von Andern mit einem silbernen Schnitt versehen. Gebt etwa bey ihm schon das silberne Zeitalter an? oder ist dieß ein Symbol und äußeres Kennzeichen von den silbernen Tönen Philomeles?

Philosophische Staatslehre.

Application de la morale à la politique par Joseph Droz. Paris 1825.

(Beschluß.)

S. 64. Nachdem er die fast unvermeidlichen Gefahren berührt, welche durch jede Revolution, wie nöthig sie auch gewesen, mit wie großer Mäßigung sie auch begonnen sey, fährt er fort: „Es erzeugen aber auf der andern Seite diese Revolutionen selbst ein Mittel, um die Wunden, die sie geschlagen, zu heilen. Diese großen Begebenheiten geben den Geistern eine außerordentliche Thätigkeit. Versteht man es, sie auf nützliche Beschäftigungen und die Künste des Friedens zu leiten, so kann sie Resultate von der höchsten Wichtigkeit hervorbringen. Sie ist es, welche in die zerstörte bürgerliche Gesellschaft die Elemente der Civilisation zurückführen muß. Einerseits verbreitet diese Geistesthätigkeit Wohlstand durch Industrie, anderseits macht sie der Muthlosigkeit der rechtlichen Leute ein Ende, indem sie ihnen durch die glücklichen Erfolge der Künste und Wissenschaften beweist, daß man nicht an den Menschen verzweifeln muß. Wenn man aber in dieser lebenskräftigen Thätigkeit, welche aus den Stürmen der Revolutionen hervorgeht, nicht eine Wohlthat, ein Heilmittel sehen will, wenn aus Ungeschicklichkeit, Unwissenheit (oder bösem Willen) man die Mittel verkennt, durch welche man sie leiten kann, und sich bestrebt, sie zu unterdrücken, so verhindert man sie nur, sich auf edle Gegenstände zu werfen, und zwingt sie, auf geheimen ehrlosen Wegen zu schleichen. Die Menschen gewöhnen sich an Intriguen, die niedrigen Leidenschaften gerathen in Gährung, und die Verderbniß ergreift alle Theile des Staates. Das einzige Mittel für die Regierenden, gewaltthätigen Revolutionen vorzubeugen, ist: sich de bonne foi an die Spitze der langsamen Revolution zu setzen, welche die Zeit durch die immer weitere Verbreitung von Kenntnissen und Kunstfleiß hervorbringt *).

*) Anmerk. Es gibt wirklich Leute, welche glauben, daß der Völker Revolutionen nur als eine Art von Krankheit und de gaité de coeur anfangen. Was auch einzelne Ehrgeizige verleiten mag, Theil an Revolutionen zu nehmen, die Mehrzahl des Volkes oder ganze Volksklassen werden sich den Gefahren einer gewaltsamen Bewegung nur aussetzen, um einem dringenden Bedürf-

Digitized by Google

Es gibt keinen unseligern Irrthum als, daß, um Revolutionen zu verhindern, um das Volk lenksam zu erhalten, man es unwissend lassen müsse. Das Gefühl der Pflicht, die Grundbedingung jeder bürgerlichen Ordnung, wird desto lebhafter bey dem Menschen, je mehr seine geistigen Kräfte sich ausbilden. Das Thier, das unmündige Kind, der kindische Greis hat keine Pflichten. Unsere Pflichten (S. 76) entstehen und verschwinden mit unserer Intelligenz, sie hören auf für den Blödsinnigen, sie entstehen wieder, so wie der Verstand wieder die Herrschaft erhält. Das edelste Vorrecht des Menschen ist, auf der Erde Pflichten zu erfüllen; es ist das Zeichen seines göttlichen Ursprungs, der Beweis seiner Ueberlegenheit über alle Geschöpfe, das Pfand seiner Unsterblichkeit. Die Entwickelung seiner geistigen Kräfte ist nothwendig, damit er seine Pflichten kenne und sie erfülle. Es ist also ein grosses Vergehen, diese Entwickelung zu hemmen: — Während aber Kenntnisse aller Art die Mittel erzeugen, wodurch der Mensch seine Pflichten gegen sich selbst und gegen andere erfüllen kann, ist es die Religion, welche ihn diese Pflichten selbst lehrt.

Dem Menschen sagt zwar schon an sich das Gewissen, daß er Pflichten habe, „doch, fährt der Verfasser fort, sucht man vergebens anderswo, als im Evangelium so wirksame Mittel, um die Lehre von den Pflichten auf der Erde zu verbreiten. Und die Sorge dieser Verbreitung ist nicht nur jedem Familienvater, jedem rechtlichen Manne anvertraut, sondern noch besonders den Dienern des Altars, welche durch die Reinheit ihres Wandels die Heiligkeit ihrer Sendung beurkunden sollen. Dieß sind die unermeßlichen Vortheile des Christenthums, welche keine Philosophie darbietet. Welche Macht wir auch der bloßen Vernunft über Einzelne einräumen, so bleibt es doch immer wahr, daß man auf eine große Masse Menschen nur durch eine positive Religion einen bleibenden sanften Einfluß üben kann, und welche Religion ist hier zuträglicher, als die christliche, u. s. w.

Was der Verf. über den jetzigen Zustand und die wahrscheinliche Zukunft Frankreichs sagt, enthält viel Vortreffliches, obgleich seine Ansicht der nächsten Vergangenheit, insofern sie auf die Epoche des Kaiserthums sich bezieht, befangen ist. Er sagt: die Revolution, obgleich von den Mittelklassen ausgehend, gab bald den untersten Klassen das Uebergewicht, und dieß war die Ursache aller Gräuel jener Epoche. Nach und nach nahm indeß die Mittelklasse (welche durch geistige und materielle Hülfsmittel die mächtigste ist und es immer mehr ward, durch den Impuls, den alle Arten von Geistesthätigkeit erhalten hatten wieder den Platz in der Gesellschaft ein, der ihr gebührte. Die Restauration von 1814 gab dieser Stellung durch die Charte die Sanktion der Legitimität. Allein durch die Begebenheiten von 1815 verlor die Mittelklasse und die daraus entsprungene neue Aristokratie des Besitzes ihre vortheilhafte Stellung dadurch, daß sie die Legitimität verließ, und seitdem ist es die Tendenz Frankreichs, die alte Aristokratie wieder an die Spitze der bürgerlichen Gesellschaft zu stellen. — Wir wollen darüber nur bemerken, daß das Betragen der Mittelklassen bey der Landung des Usurpators hinlänglich bewies, wem sie ihre Stellung und ihre Wichtigkeit im Staat verdankte. —

S. 113. „Die wahre Aristokratie ist diejenige, welche sich an die Spitze alles dessen stellt, was wahr und gut ist. Mit einer falschen, läppischen Aristokratie wird man nichts ausrichten. Ich habe Gelegenheit gehabt, vor einiger Zeit in einer Provinzialstadt zu bemerken, daß die Kinder der Mittelklassen sorgfältig erzogen wurden, während die Kinder der Adlichen fast ohne Ausnahme die schlechteste oder nichtigste Erziehung erhielten, welche man sich denken kann. Indem ich diesen Contrast beobachtete, fragte ich mich: wie — ist es möglich, daß in der neuen Generation die Unwissenden den Unterrichteten befehlen, und was werden die Folgen einer solchen Verkehrtheit der moralischen Ordnung seyn, u. s. w. Jemehr die wahre Aristokratie sich befestigen will, desto mehr muß sie von jedem ihrer Mitglieder verlangen, daß er Kenntnisse, Talente und Tugenden besitze. Die unwissende, die niedrige Aristokratie der Krautjunker und der Vorzimmer ist verhaßt, wenn sie befiehlt, lächerlich, wenn die Streiche der Satyre sie erreichen, kläglich im ernsten Streit der Partheyen.“ —

Der Verf. widmet ein eignes Capitel der Wichtigkeit, welche man irriger Weise auf die Form der Regierungen legt — und sagt viel Gutes darüber. Uns seyen einige Worte als Schluß vergönnt. Diejenige Regierungsform wird die beste seyn, welche die wahre Aristokratie an die Spitze stellt, wo der Kluge und Gute befiehlt und der Dumme gehorcht. Es ist eigentlich ganz falsch, daß Gleichheit der Rechte ein Gesetz der Natur sey, die

---

niß abzuhelfen, nur um sich geistige oder materielle Vortheile und Genüsse zu verschaffen, die ihm zum Bedürfniß geworden sind. Zeigt sich ein Weg ohne jene Gefahren, dieselben Vortheile zu erlangen, so wird kein Volk und keine Klasse des Volks aus bloßem Uebermuth den gefahrvollen Weg dem sichern, bequemen vorziehen. Diesen sicheren Weg aber dem Volk zu öffnen, ist die Pflicht und der Vortheil jeder Regierung. Es ist Industrie und Geistesthätigkeit, Civilisation im weitesten Sinne. Revolutionen wollen, auf die einfachste Idee reduzirt, diejenigen, welche nichts oder zu wenig haben, befriedigen, indem sie denen nehmen, die etwas haben. Die Industrie befriedigt diejenigen, welche nichts haben, indem sie neue Hülfsmittel, neues Besitzthum schafft, und durch Besitzthum Genuß und Rechte.

Natur will, daß Genie und Talent herrsche. Deßhalb soll die Regierungsform dem Genie und Talent so viel wie möglich die Bahn zur Herrschaft erleichtern, sie soll die Chancen für das Talent vervielfältigen. — Es ist eine sehr einseitige Ansicht, welche repräsentative oder sogenannte freye Verfassungen an und für sich als Zweck des bürgerlichen Lebens preißt. Ihr Vorzug besteht nur darin, daß sie zu einem beständigen Geistesdespotismus führen können. Der Geist verlangt nichts als offene Bahn, um den Preis zu erringen.

Das einzige Mittel, wodurch die, welchen irgend eine Regierungsform (sey es welche es wolle) die materielle Gewalt in die Hände gegeben hat, sich diese erhalten, ihre Regierungsform zur besten machen und Revolutionen verhüten können, ist, daß sie sich zugleich die geistige Herrschaft sichern, daß sie sich an die Spitze der Civilisation stellen. — Sollten die Beherrschten je eine geistige Ueberlegenheit über die Herrschenden erlangen, so wird die Civilisation über sie weg ihren Gang fortschreiten; es wird eine Revolution entstehen, und nicht eher wird die bürgerliche Gesellschaft ihr Gleichgewicht wieder erhalten, bis der Geist die Herrschaft, die ihm nach ewigen Naturgesetzen gebührt, wieder eingenommen hat: animus enim incorruptus aeternus rector humani generis agit atque habet cuncta neque ipse habetur. —

Reiseliteratur.

Beobachtungen auf einer Deportationsreise nach Frankreich i. J. 1807. Von D. A. Hermann Niemeyer. Erste Hälfte. Halle in der Buchhandlung des Waisenhauses. 1824. 436 S. gr. 8. Auch unter dem Titel: Beobachtungen auf Reisen in und außer Deutschland. Vierten Bandes erste Hälfte. S. Lit. Bl.

Ref. hätte von diesem Bande gern die zweyte Hälfte abgewartet; aber er bleibt ihm zu lang aus, als daß er sich nicht zu einer vorläufigen Anzeige der ersten entschließen sollte, deren Inhalt alle früheren Bände dieses autobiographischen Reisewerkes weit übertrifft. Sieben Monat nach der unglücklichen Schlacht von Jena wurde der Verfasser (Canzler der Universität Halle bekanntlich) Morgens um 3 Uhr aus dem Schlafe geweckt durch den Eintritt eines französischen Officiers, der ihm ankündigte, daß er auf Befehl des Kaisers ihm unverzüglich als Geißel folgen müsse. In der That unverzüglich, „tout de suite," wurde er nebst 4 anderen Beamten, unter militärischer Escorte auf der französischen Etappenstraße nach Mainz abgeführt, und von da nach Pont-à-Mousson gebracht, wo „Messieurs les Cinq" auf ihr Ehrenwort in weiter Polizey-Haft gehalten wurden. Obschon nach damaliger Sitte der Grund ihrer Wegführung (die der Verf. nicht ganz richtig eine Deportation nennt) im Dunkel gehalten, und dadurch den französischen Behörden die Wahl gelassen worden war, die Weggeführten als Geißeln oder als des Hochverraths Verdächtige zu betrachten und zu behandeln; so fanden sie doch fast bey Allen eine schonende, humane, oft freundliche Behandlung, und alle die Achtung, welche — nur der unwürdigste Nationalhaß kann es läugnen — die Mehrzahl der Napoleonischen Militär- und Civilbeamten Männern von Bildung, von Talent, von literarischem Ruf, aus eignem Antriebe zu erweisen pflegten. Der Verfasser, der mit seinen Unglücksgefährten später die Erlaubniß erhielt, sich zwey Monate in Paris aufzuhalten, mehrere merkwürdige Orte Frankreichs bereiste, und vermöge seiner vielfachen Verbindungen in der Gelehrten-Republik auf dem fremden Boden sich niemals ganz in der Fremde befand, hatte Gelegenheit genug, Merkwürdiges zu sehen und zu hören; und die Art, wie er es mittheilt, nimmt so für ihn ein, spricht so gleichmäßig den Geist und das Gemüth an, läßt den Leser so vertraulich mit dem Erzähler denken und empfinden, mit ihm leiden und sich mit ihm freuen, daß man auch da, wo die Begebenheiten an sich gleichgültig und uninteressant genannt werden könnten, festgehalten wird. Seine Blicke auf jenen effectreichen Akt im Drama der Geschichte; seine Schilderungen der Acteurs und namentlich des Helden (S. 177); seine Mahnungen an literär-geschichtliche Thatsachen und Personen; die Mäßigung und Unbefangenheit seiner Ansichten, die Gerechtigkeit seiner Urtheile, und die Abwesenheit jeder Spur von Anmaßung und Leidenschaftlichkeit, erheben die Schrift weit über die Linie der sogenannten Memoiren, wovon Frankreich (und folglich auch das übersetz-seelige Deutschland) wimmelt. Dabey mangelt es für den Geschichtsforscher nicht an mancherley interessanten Aufschlüssen, und für den Staatsmann nicht an mancherley, dem Anschein nach absichtslosen und unwillkürlichen, aber darum nicht minder deutlichen Winken. Die zweyte Hälfte läßt deren noch mehrere hoffen: denn den Schluß der ersten macht eine Unterredung des Vs. mit dem Staatsrath Bengnot über die Organisation des Unterrichts-Wesens in dem kurzen Königreiche (Westphalen), wohin der Deportirte zurückreiste, um seinen vorigen einflußreichen Posten wieder einzunehmen. Mehrere Kupfer zieren die Schrift, und erhöhen ihren Werth.

Digitized by Google

Nr. 6.

Literatur-Blatt.

Freitag, den 20. Januar 1826.

Seelen-Lehre.

Skizzen zur Naturlehre der Gefühle, herausgegeben von Dr. Friedrich Eduard Beneke. Göttingen b. Vandenhoek und Ruprecht. 1825. XVII und 492 S. gr. 8.

Es gibt in der menschlichen Seele zweyerley Vorgänge, deren einen wir Gedanken, und den andern Gefühl nennen. Die Verschiedenheit von beyden fühlen wir deutlich. Wir empfinden den Gedanken als einen Vorgang im Kopfe, das Gefühl als einen Vorgang in der Brust. Wir haben die Erfahrung, daß beyde in einer mannigfaltigen Wechselwirkung mit einander stehen; daß die Gedanken Gefühle und die Gefühle Gedanken erzeugen und tödten, aufregen und beschwichtigen, befördern und hindern können. Wir meynen etwas Entferntes zu sehen oder zu hören, wenn wir denken; und etwas durch unmittelbare passive Berührung wahrzunehmen, wenn wir fühlen. Wir empfinden, daß das Denken, wenn nicht unbedingt, doch wenigstens weit mehr in unserer Willkür steht, als das Fühlen. Aber alle diese Verschiedenheiten — wir fühlen sie eigentlich nur, und haben von ihrem Grund und Wesen keine Vorstellung, keine Erkenntniß. Um dieselbe zu erlangen, haben die Psychologen es versucht, zuvörderst von der menschlichen Seele überhaupt sich eine Vorstellung zu machen, sind aber begreiflich darüber niemals recht einig geworden. Bald stellten sie sich vor, die Seele bestehe aus zwey verschiedenen Elementen, davon eines sie Geist, das andere Gemüth nannten; und jenem schrieben sie ein Denkvermögen, diesem ein Gefühlsvermögen zu. Bald statuirten sie in der einfachen Seele nur diese beyden Vermögen, deren Thätigkeit jene beyden verschiedenartigen Vorgänge hervorbrächte. Bald wollten sie auch, um den Begriff der Einfachheit recht rein und absolut zu erhalten, von zwey Vermögen nichts wissen, und nahmen an, daß die beyden Phänomene, des Denkens und Fühlens, nur verschiedene Modificationen einer und derselben Seelenthätigkeit, oder vielmehr ihrer Wirkung im menschlichen Organismus wären. Auf diese Weise nun entstand die Streitfrage, ob es in der menschlichen Seele ein besonderes Gefühlsvermögen gäbe, oder nicht.

Neuerlich haben darüber der Prof. Krug in seiner neuen Theorie der Gefühle und des sogenannten Gefühlsvermögens, und der Magister Heinrich Richter in seiner Prüfung der Krug'schen Schrift, miteinander verhandelt, und zu gleicher Zeit hat auch unser Verfasser darüber geschrieben, seiner glaubwürdigen und größtentheils durch das Buch selbst verbürgten Versicherung nach, unabhängig von beyden, das heißt, ohne ihre Ansichten genau gekannt und polemisch berücksichtiget zu haben. Er scheint deren Schriften erst gelesen zu haben, nachdem die seinige aus dem Gröbsten fertig war, und erwähnt derselben nur in einigen Noten. Inzwischen steht er doch nun, gleichviel ob vorbedächtlich oder zufällig, als Vermittler zwischen seinen genannten Vorgängern, und verdient daher die Aufmerksamkeit des sogenannten größeren Publikums, insofern dasselbe die Fähigkeit besizt, ihn zu verstehen, was freylich schon ein gewisses Vertrautseyn mit der neueren Psychologie erfordern möchte. Wer aber von der großen Lesewelt im Besitz dieses Erfordernisses sich befindet, der les' ihn; denn bey der Streitfrage, wovon er handelt, ist niemand mehr, als gerade die heutige Lesewelt interessirt. Warum? Nun, weil ohne das Gefühlsvermögen, welches Krug auf dem Titel seiner Schrift ein sogenanntes nennt, es auch kein Gemüth mehr geben würde, und folglich die Gemüthlichkeit, der Abgott der heutigen Lese- und Schreibe-Welt, genau eben soviel wäre, als Verständigkeit ohne Verstand, i. e. Unsinn, absoluter Widerspruch der Begriffe.

Leider kann es hier nur kurz, und daher nur ungründlich angedeutet werden, auf welche Weise Herr Beneke diesen wichtigen Streit um die Gemüthlichkeit zu vermitteln sucht. Die Lesewelt weiß — oder erfährt es jezt, — daß die Naturforscher unter andern auch darüber streitig sind, ob die sogenannten Meteorsteine in der Erdathmosphäre sich bilden, oder von den Vulkanen

Digitized by Google

der Erde in ungeheuren Bogenschüssen ausgeworfen werden, oder aus dem Monde kommen, oder endlich kleine Weltkörperchen sind, die, von der Attractionskraft der Erde überwältiget, mit derselben zusammenfallen. Da alle vier Hypothesen etwas für sich haben; so hat man versucht, den Streit durch eine fünfte zu vermitteln, welche darin besteht: daß alle viere zugleich richtig sind; daß es unter den sogenannten Meteorstein-Phänomenen wahre Meteorsteine, Erdvulkan-Würfe, Mond-Würfe, und kosmische Planeten-Vereinigungen gebe; und daß man daher die sogenannten Meteorsteine nach ihrem verschiedenen Ursprunge eintheilen müsse, anstatt über ihren einzig wahren Ursprung zu streiten. So ungefähr macht es Herr B. auch mit den Gefühlen. Welche unermeßliche Menge von verschiedenartigen Gefühlen gibt es nicht, vom Gefühle des Schönen an bis zu dem der Langenweile! Könnten da nicht, sagt Herr B. S. 7, beyde Partheyen zugleich Recht haben? könnten nicht gewisse Gruppen von Gefühlen aus einem besonderen Grundvermögen hervorgehen, andere aber bloße Wirkungs-Modificationen seyn? Er sucht daher die Gefühle zu gruppiren, und ich muß gestehen, daß er es geschickter macht, als mancher deutsche Balletmeister. Aber beschreiben kann ich es hier nicht, ohne meine Leser, gesezt auch, daß ihnen die Neuheit der Sache Anfangs das Benek'sche Gefühl der „Urfrische" erregen sollte, gar bald in das Mißgefühl der Langenweile zu stürzen, welches — beyläufig gesagt — weder von einem besonderen Gefühlsvermögen hervorgebracht zu werden, noch die modificirte Wirkung irgend einer Seelenthätigkeit zu seyn scheint, sondern vielmehr eine Unthätigkeit der Seele, veranlaßt durch den unmittelbaren Druck der Zeitatmosphäre auf ein Wesen, welches aus der Ewigkeit entsprungen ist, und in der Zeit sich nur so lange wohlbefinden kann, als es sein Darinseyn gar nicht fühlt, i. e. nach der gewöhnlichen Art zu reden, als ihm die Zeit vertrieben wird.

Soll ich schließlich meine eigne Meinung sagen über die Natur der Gedanken, der Gefühle, des Bewußtseyns und dergleichen psychologische Dinge; so läuft dieselbe ungefähr auf folgendes hinaus.

Die Seele ist ein übersinnliches, einfaches Wesen von unendlicher Thätigkeit und Beweglichkeit, das, wenn es in voller Freyheit, außerhalb aller Materie sich befände, gar nicht fühlen, sondern nur denken, sehen, anschauen würde, was es im Reiche der Geister zu sehen und anzuschauen geben mag. Allein es ist gebannt in einen Leib, und mit diesem Leibe in eine materielle, sinnliche Natur. So lange diese Schranken es in seiner Thätigkeit und Bewegung nicht hemmen, so lange es nicht an dieselben anstößt oder sich daran reibt, fühlt es sich frey, d. h. es fühlt nicht, es denkt. Im entgegengesezten Falle aber fühlt es sich, i. e. seine Freyheit nicht mehr, wenigstens nicht mehr rein, d. h. es fühlt nun, und zwar angenehm oder unangenehm, je nachdem der Anstoß oder die Reibung an den sinnlichen Schranken beschaffen ist. Diese Ansicht ist freylich nicht eben von allzugroßer logischer Klarheit; aber das hat sie mit der modernen Philosophie überhaupt gemein, selbst die absolute nicht ausgeschlossen; und ich gebrauche sie auch in der Regel zu weiter nichts, als zur Erklärung der Phänomene im Gebiet der sogenannten ästhetischen Gefühle, wozu man sonst einen besonderen, inneren Sinn, einen Schönheitssinn statuirte. Diese leite ich gern sämmtlich aus einer allgemeinen Statik und Mechanik der Geister- und Körperwelt, aus der Theorie der Anstöße und Reibungen zwischen Geist und Materie ab, wodurch diese beyden Weltelemente einander wechselseitig bald verletzen, bald anregen und erwärmen.

Daß Herrn B's Schrift mich sonderlich angeregt oder erwärmt hätte, kann ich mit gutem Gewissen nicht behaupten; aber verlezt hat sie mich auch nicht, außer ein klein Bißchen durch zwey Nebendinge. Das erste ist das sprachwidrig und unnöthiger Weise geschmiedete Neuwort: unzweifelbar (statt unzweifelhaft), welches der Verf. sehr oft gebraucht. Das zweyte ist seine abendzeitungsmäßige, anti-essistische Schreib-Unart: Volksbildung, Forschungtrieb (klingt's nicht fast wie Forschmittel?) Strebungraum u. s. w. Da ich inzwischen S. 9. auf einen Wissenstrieb gestoßen bin, auch sonst noch einigemal bemerkt habe, daß das Bind-s beybehalten worden ist; so bin ich geneigt zu glauben, der Anti-Essismus sey hier weniger eine Untugend des Autors, als ein Laster seines Setzers, oder des Preßherrn. Denn leider gibt es dieser Herren jezt mehrere (nicht mehre, welches hier ein Sprachschnitzer wäre), die sans rime et sans raison des Bind-s par ordre de Mousti aus allen Sammwörtern verbannen, weil sie einmal gelesen haben, daß dasselbe in einigen nicht am Platz ist.

Müllner.

Roman.

Jugendgeschichte des Herrn de Morbière; ein Gemälde aus den lezten Jahren der Regierung Ludwigs des Fünfzehnten. Herausgegeben von L. Kruse. 3 Theile. Leipzig bey Kollmann. 1825.

L. Kruse hat in einer Reihe gelungener Dichtungen gezeigt, daß er es verstehe, das Interesse des Publikums

auf bewunderungswürdige Art auf sich zu ziehen und zu fesseln. Die „Sieben Jahre," „Deodats Geburt," „das geheimnißvolle Haus" u. s. w. sind Gemälde, die ihm die Achtung und das Wohlwollen auch solcher Leser gewonnen haben, die schon längst ihr Angesicht von unseren heutigen Romanen abgewandt hatten. Das Gebiet, worauf er sich vorzüglich mit großer Sicherheit bewegt, ist auf den ersten Anblick ein enges und sehr niedriges; es ist nämlich das Schaurige und zwar weniger jenes, das mit Gespenstern, Zauber und dergl. zu schaffen hat, sondern das geheimnißvolle Walten des Bösen und — der Mord.

So trivial nun dieses Gebiet scheinen möchte, so sonderbar diese Vorliebe für Criminalfälle und Bluthaten erscheint, um so mehr ist die Kunst zu bewundern, womit Kr. seinen Gegenstand auffaßt, behandelt und ihm ein allgemeines Interesse zu geben weiß. Es gelingt ihm dieß vorzüglich durch Zweyerley. Der Gang seiner Erzählung ist rasch und lebendig, er verweilt sich nie oder sehr selten bey sentimentalen Raisonnements, man sucht vergebens bey ihm nach Floskeln, die, von seichten Köpfen erfunden, noch seichteren zum Putz und Flitterstaat für ihre hölzernen Marionetten-Geschichten dienen.

Auf der andern Seite ziehet er an durch die Tiefe seiner Psychologie, durch die ergreifende Wahrheit, womit er alle Farbentöne der Gedanken, alle Schattirungen der Seele wiedergibt.

Da weiß er auf doppelte Weise die Aufmerksamkeit zu spannen, und die Phantasie auf eine Höhe mit sich fortzureißen, wo das Auge nicht mehr Zeile für Zeile der Begebenheit folgen, sondern mit einem Blick den Schleier durchdringen möchte, der allzulangsam sich zu lüften und aufzurollen scheint.

Von so interessanter Natur ist nun auch die neueste Erzählung Kruse's, die Jugendgeschichte des Herrn de Morbière. Der Held der Geschichte lebt als ein alter Herr in einer adeligen Familie Süddeutschlands. Er ist in früheren Jahren aus Frankreich ausgewandert, und nach verschiedenem Ungemach in diesem Hause aufgenommen worden; die Familie war zu discret, nach seinen früheren Verhältnissen genauer zu fragen, er selbst schwieg lange Jahre darüber, bis ein Zufall ein Buch in seine Hände führt, worin einige Begebenheiten aus seinem eigenen Leben sehr entstellt erzählt sind. Im Unmuth darüber bricht er das Schweigen und erzählt diese äußerst interessanten Begegnisse einer längst verschwundenen Zeit. Die Erzählung führt uns in die Nähe des intriguanten Hofes Ludwigs des Fünfzehnten, wir werden mit tiefen, furchtbaren Familiengeheimnissen bekannt, wir sehen, wie schwache Männer und entartete Weiber mit Kabalen gegen einander wüthen, wie die Opfer solcher Ränke Glück, Freyheit, ja das Leben verlieren, nicht weil sie etwa gegen den Staat gesündigt, sondern weil sie gegen eine schöne Frau sich verfehlt haben, oder nicht ganz nach dem Sinn ihrer Familie sind. Und solche Privat-Vergehen werden dennoch wie öffentliche bestraft, ein lettre de cachet ist schnell ausgewirkt und ein Kloster oder die Bastille wird vielleicht auf ewig die Strafe eines einzigen, durch Natur und Umstände so leicht zu entschuldigenden Vergehens.

In diesen Wirbel von Kabalen siehet sich Herr de Morbière als Mensch von kaum zwanzig Jahren unwillkürlich verwickelt. Ohne daß er es will, drängen sich ihm die sonderbarsten Geheimnisse, die furchtbarsten Scenen von selbst auf, und meist ist er so unglücklich von jugendlichem Eifer sich hinreißen zu lassen, zu sprechen, zu handeln und — die grausamsten Strafen sind die Folgen davon. Den Schlüssel zu dieser unwillkürlichen Theilnahme an Dingen, die sonst so weit entfernt von ihm lagen, gibt er II. S. 80: „Vergebens entzieht sich der Mensch dem Lauf der Begebenheiten, ist er einmal dazu bestimmt, in sie hineingerissen zu werden." Wir können nicht bestimmt sagen, ob diese Philosophie wirklich die des Herausgebers ist. Er lehnt am Schlusse der Geschichte die Meinung, als wäre er selbst der Verfasser, ziemlich bestimmt von sich ab. Wenn man aber z. B. vergleicht, wie sich die Schicksals-Idee in den „sieben Jahren" und selbst in dem „geheimnißvollen Haus" ausspricht, so möchten wir wenigstens eine große Uebereinstimmung zwischen de Morbière und dem Herausgeber seiner Papiere annehmen; und wenn wir ihn auch nicht zum Prädestinatianer machen wollen, so möchte er doch das homerische unabwendbare Schicksal, dem der Mensch durch kein Krümmen und Dreben entgehen kann, sehr stark in sein Glaubens-Bekenntniß verwebt haben. Diese Aehnlichkeit geht sogar noch weiter. Wie bey dem göttlichen Sänger die Götter herabsteigen und ihre Lieblinge, von denen sie nun einmal das Schicksal nicht gänzlich abwenden können, warnen oder ihnen behülflich sind, auf die beste Manier da oder dort in die Begebenheit einzuschreiten, so erscheint in der Jugend-Geschichte des Herrn von Morbière ein Revenant, der bald durch sein Erscheinen selbst, bald durch Zeichen die Schritte des jungen Mannes, „der sich dem Lauf der Begebenheiten umsonst entzieht," zu lenken sucht. Doch auch bey dieser schwierigen Aufgabe ist die Kunst Krs. zu bewundern, der, wenn einmal ein solcher Revenant unumgänglich nöthig seyn sollte, um das Interesse zu steigern, seine Erscheinung wenigstens nicht auf lächerliche Weise in die Scene setzt.

Digitized by Google

Drey Mängel scheint uns bey so vielem Trefflichem diese Erzählung zu haben. Einmal wird der Leser vom Drang der Begebenheiten, als wie Herr de Morbiére selbst, allzusehr fortgerissen, das Interesse wird unausgesezt so sehr gesteigert, daß man keine Zeit findet, Athem zu holen. Sodann ist die Katastrophe durch den Aufenthalt im Hause des Russen II. 173. bis Ende etwas unnatürlich, wenigstens zu gewaltsam herbeygeführet. Vevm dritten, was wir als Mangel aufführen möchten, müssen wir an das Gefühl des Lesers appelliren. Adele ist uns unvergeßlich geworden, und wir denken auch Herrn de Morbiére sollte es so gegangen seyn. Die Liebe, die er für sie fühlte, ist eine wahre, sein früheres Verhältniß zu Felicen war ein kindisches, das Adelens siegende Gewalt nach den ersten Augenblicken verdrängte. Sie stirbt, und wir möchten sagen, unser ganzes Interesse an der Geschichte erstirbt mit ihr; doch Herr de Morbiére heirathet — Felicen. Und wäre diese indeß zu einer Göttin herangewachsen, wie sie nur immer ein irdisches Weib ist, sie könnte uns Adelens Verlust nicht ersetzen und wir beklagen den sonst so wackern Herrn de Morbiére, daß er wirklichen Trost für ein so namenloses Unglück, für einen so unersezlichen Verlust in den Armen einer Andern finden konnte.

Der Henker von Drontheim.

Nach der Revue encyclopédique ist in Paris 1825, ein Roman unter dem Titel erschienen: Le bourreau de Drontheim, ou la nuit du treize Décembre, traduit de l'allemand de M. Müllner par M. Collin de Plancy. Eine fatalistische Laune des Zufalls hat gerade heute, in der Nacht des 13ten Decbr. 1825, mich von dieser Erscheinung in Kenntniß gesezt, und ich eile, das Publikum zu benachrichtigen, daß sie ein Gespenst ist, das unter meinem Namen umgeht. Welches Original auch immer Herr Collin de Plancy übersezt haben mag; ich bin nicht Verfasser davon, denn noch zur Zeit habe ich keinen Roman herausgegeben, und überhaupt nichts geschrieben, was in irgend einer Beziehung auf Drontheim stünde, oder worin auch nur der Name Drontheim vorkäme.

Weissenfels am 13ten Dec. 1825.

Müllner.

Aus Italien.

— Noch im Jahre 1824 hatte die Akademie der Wissenschaften, Künste und Literatur zu Livorno einen Preis von dreißig Zechinen auf die beste Beantwortung folgender Fragen ausgesezt: 1) Was können die verschiedenen Zustände des Gedächtnisses auf den menschlichen Verstand und den Gebrauch der übrigen Gemüthskräfte für einen nüzlichen oder schädlichen Einfluß haben? 2) Durch welche Mittel läßt sich das Gedächtniß in der Jugend vermittelst der Erziehung entwickeln und stärken? 3) Durch was für Mittel läßt sich ein, in Folge eines organischen Fehlers oder auch durch Zufall oder Krankheit geschädigtes und schwachgewordenes Gedächtniß wieder herstellen? 4) Was für besondere Vortheile hat man in dieser Hinsicht von der Lehre von der Ideen-Association, sowohl nach ihrem gegenwärtigen Zustande, als nach dem progressiven, dessen dieselbe empfänglich scheint, zu gewärtigen?

— Großes Lob erschallet an den Ufern der Tiber von der liebenswürdigen Siegreifdichterinn Rosa Taddei. Während daß sich, sagt das Giornale Arcadico, Italien mit einer ungeheuern und eigentlich verwünschenswerthen Menge von Gedichten belästigt sieht, die täglich ans Licht treten und von Poesie nichts weiter an sich tragen, als Reim und Sylbenzahl, muß es dem ächten Freunde und Beförderer der Wissenschaft erwünscht seyn, zu sehen, daß dieses Uebel bloß in der Schlechtigkeit des Unterrichts und in thörichtem Eigendünkel seinen Grund hat, und daß hier und da noch ein schöner Geistessaame aufgeht, aus dessen Gedeihen es erhellet, wie innig und enge befreundet die Musen den Italienern seyen und was die Italienische, gleichsam einzig für die Poesie und den Reim geschaffene Sprache zu leisten vermöge. Hiervon liefert die reizende Signora Rosa Taddei, diese Zierde Italiens und ihres Geschlechtes, ein sprechendes Beyspiel. Die Verse, die sie improvisirt, zeugen nicht bloß von einer reichen Phantasie, sondern sie sind durchgehends voll Anmuth, Einfachheit und im reinsten Style abgefaßt. Daß der wackern Taddei alle diese Vorzüge in hohem Grade zukommen, wissen alle gebildeten Römer und Römerinnen, die schon mehr als einmal die Thue ihrer begeisterten Muse vernommen haben. Den ungetheiltesten Beyfall erntete die Sängerin namentlich am 7ten Juli ein, an welchem Tage sich eine große Anzahl Arkadier, zu gegenseitiger Mittheilung ihrer poetischen Erzeugnisse, in eine Akademie versammelt und die dann Taddei, unter dem Namen der Parthenopäischen Licoris unter ihnen Plaz genommen hatte, und mit ihren unstudirten, bloß von der Natur eingegebenen Versen eine Corilla und Bandettini vergessen machte. Der Berichterstatter im G.-A. schließt mit dem Wunsche, daß die Landsleute der vortrefflichen, mit so schönen Gaben ausgestatteten Jungfrau ihr fernerhin ihr Wohlwollen schenken und jener Worte des gelehrten Perticari eingedenk bleiben mögen, wenn er an Bavielli von Fano schreibt. „Es ist gerade, wie wenn die neun Musen in eigener Person dich zu begrüßen kämen, indem sie Rosinen Taddei, ihre Gefährtin und Freundin, zu dir hinsenden. . . Ich enthalte mich alles Weitern, weil ich weiß, was für einem gemüthlichen Manne ich schreibe, und weil ein hübsches Mädchen, welches die Kunst versteht, in überaus lieblichen Versen zu sprechen, keiner Empfehlung vonnöthen hat."

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Nr. 7.

Literatur-Blatt.

Dienstag, den 24. Januar 1826.

Biographie.

Memoirs of the life of the R. H. Richard Brinsley Sheridan. By Thomas Moore. Vol I. II. Paris 1825.

Es möchte paradox klingen und ist doch wahr, daß diese Schrift, obgleich das Werk eines der geistreichsten, jezt lebenden englischen Schriftsteller und die Lebensgeschichte eines der interessantesten Männer, die England hervorgebracht hat, enthaltend, dennoch für die Mehrzahl des deutschen Publikums von keinem bedeutenden Interesse seyn kann. Die Ursache liegt theils in dem Gegenstand, theils in der Art der Behandlung. Als dramatischer Schriftsteller ist Sheridan in Deutschland nur wenig bekannt und noch weniger gelesen; und auch diejenigen, welche ihn kennen, werden ihn trotz aller Verdienste seiner School for Scandal, des Rivals u. s. w. doch schwerlich so hoch stellen, als er in der Meynung seiner Landsleute steht. Auch die politische Laufbahn Sheridans ist nicht von der Art, daß sie in dieser Zeit und in Deutschland auf ein sehr allgemeines Interesse rechnen könnte; theils weil die Ereignisse, an welchen er unmittelbar Theil genommen, durch gleichzeitige oder spätere Begebenheiten von höherer allgemeinerer Wichtigkeit im Andenken der Menschen verdrängt wurden, theils weil es die Lage der Dinge und die Verhältnisse der Partheyen in England unmöglich machte, daß Sheridan als zur Opposition gehörig in den meisten Fällen einen andern, als bloß negativen Einfluß auf die Begebenheiten haben konnte. Und besonders in diesem Augenblick, da die Politik seines Gegners Pitt England mit Sieg und kriegerischem Ruhm gekrönt hat, dürften dem oberflächlichen Beobachter die Mitglieder der damaligen Opposition als falsche Unglücksprophеten, als engherzige Neider eines großen Mannes erscheinen. Wer aber Menschen und Grundsätze nicht bloß nach dem Ausgang, und den Ausgang nicht nach dem Gepränge des Sieges und dem Beyfall der Menge beurtheilt, der wird Sheridan und Fox, obgleich ihre politische Laufbahn größtentheils aus einer Reihe von Niederlagen besteht, höher stellen als ihren siegreichen Gegner, obschon diesen die Gnade des Hofes und der Beyfall des Volkes gleich sehr zu rechtfertigen scheinen.

Es würde uns zu weit führen, wenn wir hier die äußere Politik Pitt's beurtheilen wollten. Ihre nothwendige Folge für die innern Verhältnisse Englands mußte die Vergrößerung der Macht der Krone, und der Untergang der bürgerlichen, verfassungsmäßigen Freyheit in England seyn. Denn wie man auch in statistischer Hinsicht die ungeheure Vermehrung der Staatsschuld, der Auflagen, des Heeres, der Besoldungen und Anstellungen aller Art beurtheilen mag: in politischer Hinsicht ist kein Zweifel, daß diese Früchte des Pitt'schen Systems die Macht und den Einfluß der Krone bis zu einem Punkte vermehrt hat, den sie nie früher erreicht hatte. Und nicht genug, daß der Hof, seiner einwohnenden Tendenz folgend, unter dem Schutz von Pitt's Genie von Stufe zu Stufe sich der absoluten Gewalt mehr näherte, hatte auch ein panischer Schrecken von den Ausschweifungen und den Grundsätzen der französischen Revolution die, wesentlich aristokratische, Majorität des englischen Volkes so aller Besinnung beraubt, daß es bereit war, seine kostbarsten Rechte und Freyheiten aufzuopfern um einer eingebildeten Gefahr zu entgehen, daß es sich blind dem Hof und dem Minister in die Arme warf *). Unter solchen Umständen und bey einer solchen Richtung der öffentlichen Meynung konnte fast nur ein Wunder die englische Freyheit, die Verfassung, retten. Auch war es kaum weniger als ein Wunder,

*) Anmerk. Als Beyspiel der Grundsätze, welche damals der Hof nicht nur hegte, sondern auch verkündete, mögen folgende Worte aus einer Rede des Bischofs Horreley dienen: „Der Mißbrauch, den die Menschen von der ihnen übertragenen Gewalt machen, muß geduldig ertragen werden, wie jede andere Verfügung Gottes, und der Widerstand des Einzelnen gegen die höchste Gewalt ist ein Widerstand gegen die Vorsehung Gottes." Eindringlicher ist gewiß die passive obedience und divine right nicht unter den Stewarts gelehrt worden, auch blieben die verdienten Belohnungen und Beförderungen von Seiten des Hofs für diesen loyalen Hirten nicht aus.

Digitized by Google

daß einige Männer, Fox und Sheridan an der Spitze, welche allein unerschütterlich mitten im wüthenden Sturm des Unsinns und der Herrschsucht, ohne andere Macht als die des Genies und der Rede, dem Andrang der Gewalt und der irregeleiteten öffentlichen Meynung zugleich die Stirn boten, und ihrem Volke, ihm selbst zum Trotz, das heilige Pfand der Freyheit bewahrten. So werden sie einst in der Geschichte dastehen als unerschütterliche Säulen der Freyheit und des Gesetzes. Ihr Toben und Wirken ist zugleich ein siegreicher Beweis des Ausspruchs eines großen Redners: Ut hominis decus ingenium, sic ingenii ipsius lumen est eloquentia. —

Von diesem Standpunkte hat auch Moore das Leben seines Landsmanns aufgefaßt. Daß in seinem Buche edle Gefühle und Grundsätze, scharfsinnige Bemerkungen und Ansichten in einer hinreißenden Sprache ausgedrückt werden, braucht wohl für diejenigen, welche den Dichter kennen, kaum einer Erwähnung. Daß sein Styl zuweilen etwas zu blühend, zu poetisch für den Geschichtschreiber ist, wird ihm leicht verziehen. Ein anderer Fehler des Werkes ist um so mehr zu bedauern, da man ihn kaum vermeiden konnte, ohne in einen entgegengesetzten zu fallen. Was nämlich Sheridan's Leben Interesse gibt, sind nicht sowohl seine eigenen Schicksale, als sein Antheil an den politischen Ereignissen der Zeit, allein in diesen erscheint er immer nur als Mitglied einer Parthey mit andern Männern eng verbunden, und steht nicht hoch genug über den Ereignissen, so daß seine Geschichte zugleich die Geschichte seiner Zeit seyn könnte. — So bleibt dem Biographen bloß die Wahl zwischen zwey Fehlern. Entweder sein Werk wird bloß für diejenigen verständlich seyn, welche eine sehr genaue Kenntniß der Personen, der Partheyen und der innern Politik von England zu jener Zeit besitzen, oder er wird statt einer Geschichte Sheridan's eine Geschichte von England zu jener Zeit schreiben müssen. Der Verf. hat jenen ersten Weg vorgezogen, und seine Gefahren nicht ganz vermieden; doch wollen wir ihn deßhalb nicht tadeln, da er für England schreibt und bey seinen Landsleuten eher die nöthige Bekanntschaft mit der Geschichte ihres Landes vorauszusetzen das Recht hat.

Richard Brinsley Sheridan ward 1751 in Dublin geboren, um die Zahl der Söhne des unglücklichen Irlands zu vergrößern, deren Geist und Tugenden den Ruhm seiner Unterdrücker vermehrt hat. Sein Vater scheint ein beschränkter und deßhalb eigensinniger Mann gewesen zu seyn, seine Mutter, eine sehr ausgezeichnete Frau, ist auch durch schriftstellerische Arbeiten bekannt. Von seinem Vater — der in sehr dürftigen Umständen, auf allerley Art mit einigen Theatern, z. B. dem zu Dublin, beschäftigt war, — scheint Sheridan seine Neigung zur Bühne geerbt zu haben. Auf Schulen gewann er zwar die Achtung und Liebe, sowohl seiner Lehrer als Mitschüler, aber mehr durch sein angenehmes Wesen und den Geist, den er im Umgang zeigte, als durch Fleiß und Aufmerksamkeit. Unverbesserlicher Leichtsinn und Vertrauen auf seine Kräfte hinderten ihn, jemals bedeutende Fortschritte zu machen; so daß er auch später noch oft zu seinen Freunden im Parlament sagte: „Ihr wißt, daß ich ein ignoramus bin, aber belehrt mich ein wenig, worauf es ankommt, so will ich mein Mögliches thun." In einem 19ten Jahre machte er die Bekanntschaft der Miß Linley, einer wegen Schönheit, Geist und Tugend damals allgemein bewunderten Sängerin, und trotz einer großen Zahl vornehmer und reicher Nebenbuhler gelang es ihm, durch Liebenswürdigkeit und Geist ihre Gunst zu gewinnen. Er entführte sie nach Frankreich, wo sie getraut wurden. Dieses Abenteuer, was noch mit zwey Duellen verbunden war, gab ihm eine, wenigstens in der großen Welt nicht unvortheilhafte Berühmtheit, und zugleich den Stoff zu seinem ersten Lustspiel: „die Nebenbuhler" (The rivals), dem bald, mit ungeheurem Beyfall aufgenommen, die „Lästerschule" (the School for Scandal) und die Oper „die Dumme" folgten *). Diese Werke begründeten seinen literarischen Ruf und seine Popularität, und setzten ihn bald in den Stand, das Theater Drurylane zu kaufen. Dieses Besitzthum ward zwar für ihn die Quelle reichlicher Einnahme, aber auch unabsehbarer Unannehmlichkeiten, besonders dadurch, daß in der ganzen Natur des Geschäftes und der Einnahme zu viel lag, was seinem angeborenen Leichtsinn und Verschwendung Nahrung gab, und in Verbindung mit unglücklichen Zufällen ihn endlich in die verzweifelte Lage versetzte, welche in seinen letzten Lebensjahren die Flügel seines hohen Geistes lähmte. Um dieselbe Zeit ward Sheridan mit Fox bekannt, und an seiner Hand betrat er die politische Laufbahn während des Ministeriums des Lord North. Er kam 1780 als Repräsentant für Stafford in's Parlament. Seine erste Rede fand nur wenig Beyfall, und als er nach dem Schluß der Sitzung Woodfall (den Herausgeber des public advertiser) fragte, was er von seiner Rede halte, gestand dieser ihm offen: er glaube nicht, daß er für diese Laufbahn passe. Sheridan legte einen Augenblick nachdenklich den Kopf in die Hand, und rief endlich heftig aus: „und doch ist es in mir, und, bey Gott, es muß heraus!" — Bald hatte er auch die Schwierigkeiten, welche Mangel an Takt und Gewohnheit seinem Genie entgegensetzten, überwunden, und machte Burke, Fox und Pitt den Preis der Beredtsamkeit streitig. Im Jahr 1782 brachte ihn die unselige Vereinigung der Whigs und Tories auf kurze Zeit in das Ministerium,

*) Anmerk. Diese Oper wurde 75 Mal hintereinander gegeben.

auf dessen Trümmern Pitt seine Herrschaft gründete. Nach seinem Austritt nahm er seinen Platz neben Fox und Burke an der Spitze der Opposition wieder ein. Die (wenigstens äußerlich) glänzendste Epoche seines Lebens ist unstreitig die, da er an der Spitze der Ankläger des General-Gouverneurs von Indien, Warren Hastings, auftrat, der durch Habsucht, Grausamkeit und niedrigen Verrath den brittischen Namen in Asien geschändet hatte. Mit kräftigen Worten sagt Sheridan bey einer Gelegenheit von der Herrschaft der Ostindischen Gesellschaft: „Sie verbindet in ihrer Politik, und sogar in ihren kühnsten Erfolgen die Niederträchtigkeit des Krämers mit der Gewaltthätigkeit des Seeräubers. In der Politik wie im Kriege bringt sie auctionirende Gesandte und schachernde Feldherren hervor. — Sie erregt Revolutionen durch ein affidavit, und braucht Heere, um ihre Schuldner zu verhaften. Städte werden um eines Wechsels willen belagert. Prinzen werden entthront, um die Balance einer Rechnung herauszubringen. So finden wir bey dieser Regierung die nachgeäffte Majestät eines blutigen Scepters mit den kleinlichen Kniffen eines Kramladens verbunden: mit der einen Hand einen Feldherrnstab schwingend, mit der anderen eine Tasche leerend." Pitt war anfangs sehr geneigt, den Angeklagten zu unterstützen, allein da dieser zugleich in der Gunst des Hofes und des Monarchen reißende Fortschritte machte, fürchtete er in ihm einen Nebenbuhler, und ließ ihn fallen. Aber auch so blieben ihm zahlreiche und mächtige Freunde. Am 7ten Februar 1785 hielt Sheridan jene berühmte Rede über das Verfahren Hastings gegen die Begums (Prinzessinnen) von Oude. „Der Eindruck dieser Rede (sagt Moore) auf die Zuhörer hat wenig oder keinen seines Gleichen in der alten oder neuen Geschichte. Wenn wir bedenken, was für Männer damals im Parlament saßen, und in welchem Kampf von heftigen Leidenschaften und Interessen sie begriffen waren; wenn wir sie alle ohne Ausnahme (wie Pitt sich ausdrückte) „von dem Stab des Zauberers berührt," und nur in der Beschreibung des Zaubers, der sie bezwang, wetteifern sehen, — so ist es unmöglich, einen Augenblick von vollständigerem, entzückenderem Triumph zu erdenken." Burke sagte in derselben Sitzung von dieser Rede: „sie sey das bewundernswertheste Erzeugniß der Beredtsamkeit, des Scharfsinns und des Witzes, was die Geschichte aufzuweisen habe." Fox versicherte, „Alles, was er je gehört oder gelesen, werde in Vergleich mit diesem zu Nichts und verschwinde wie Nebel vor der Sonne." Pitt selbst gestand: „daß diese Rede alle Beredtsamkeit alter und neuer Zeit übertreffe und alles besitze, was Kunst und Genie geben können, um den Sinn der Menschen aufzuregen und zu beherrschen." — Die meisten Mitglieder des Hauses stimmten dafür, die Sitzung zu vertagen, „weil sie in dem Zustand, worein sie diese Rede versetzt habe, nicht fähig wären, einen Beschluß zu fassen." — Von dieser Rede (so waren die meisten andern des Mannes) besitzen wir nichts, als einige elend verstümmelte Bruchstücke in den Parlamentsberichten der Zeit, und auch in Sheridan's Papieren findet sich durchaus nichts, um diesen Verlust zu ersetzen. Sie lebt nur in dem Zeugniß der Zuhörer und in der Phantasie der Nachwelt. Den 10ten Mai 1787 ward die Bill, wodurch Hastings in Anklagestand gesetzt ward, (empeach'd) im Unterhause angenommen, und den 3ten Juni des folgenden Jahrs wurde Sheridan mit zu der Commission ernannt, welche die Anklagepunkte vor dem Hause der Lords in Westminsterhall durchführen sollte. Hier ward ihm also die schwierige Aufgabe, über denselben Gegenstand, den er in seiner ersten Rede erschöpft hatte, noch Einmal zu sprechen. Fox rieth ihm mit wenig Abänderungen seine frühere Rede wieder vorzutragen, da sie alles enthalte, was man über den Gegenstand sagen könne. Allein Sheridan im Vertrauen auf seine Kräfte verwarf diesen Rath, und hielt eine Rede, worin er, nach dem allgemeinen Zeugniß der Zuhörer, jene erste wo möglich noch übertraf. „Von allen verschiedenen Arten der Redekunst (sagt Burke), von jeder Gattung der Beredtsamkeit, die je in alten oder neuen Zeiten gehört worden sind; was auch der Scharfsinn der Gerichtshöfe, die Würde des Senats oder die Heiligkeit der Kanzel hervorgebracht haben mögen, so ist es nicht mit dem zu vergleichen, was an diesem Tage das Oberhaus in Westminsterhall gehört hat."

In dieser Zeit des höchsten Triumphes seiner Beredtsamkeit scheint auch seine Lage in anderer Hinsicht die glücklichste gewesen zu seyn. Er, der Sohn eines Schauspielers, war nicht nur bey den Großen des Landes aufgenommen, geduldet, sondern ohne Namen, ohne Titel, ohne Stelle, ohne andere Macht als die des Genies, war er ihr Bundsgenosse, ihr Beschützer und Rathgeber in der Politik, und ihr Freund in der Gesellschaft, allgemein geliebt, geschmeichelt und bewundert. Der damalige Prinz v. Wales selbst, der zu jener Zeit sich in die Arme der Opposition geworfen hatte, beehrte ihn mit seiner vertraulichsten Freundschaft. Seine häusliche Lage war (trotz seiner häufigen Anfälle von Eifersucht) sehr glücklich, und er erholte sich im Kreis der Seinen, in der kindischen Ausgelassenheit der frohesten Laune, von den Sorgen der Politik. Allein bald nahm sein Schicksal eine andere Wendung. Sein geliebtes Weib starb, und bald darauf seine jüngste Tochter. Seine Vermögensumstände wurden durch Verschwendung und sorglose Unordnung immer verwickelter. Auch seiner politischen Laufbahn drohten gefährliche Stürme. Der Ausbruch der französischen Revolution brachte bald in der inneren Politik Englands große Veränderungen hervor. Der Hof und das Mi-

Digitized by Google

sterium, welches sich offen für die Sache der Könige gegen die Völker erklärte, fanden einen rüstigen Kämpfer an Burke. Dieser Mann, dem es bey umfassenden Talenten ganz an jener Festigkeit und moralischen Würde fehlte, die den wahren großen Staatsmann bezeichnen, hatte niemals nach bestimmten politischen Grundsätzen gehandelt. Phantasie, welche sich von jedem augenblicklichen Eindrucke fortreißen ließ, und Eitelkeit, welche in jedem Vorfall nur eine Gelegenheit zum Ruhm und Vortheil sah, waren die Triebfedern seiner Handlungen. „Seine Reden und Werke, sagt Moore, sind eine Rüstkammer, worin jede politische Meinung glänzende und siegreiche Waffen finden kann." Der Zufall, die Geburt, mehr als Neigung oder Grundsatz, hatte ihn in die Opposition geworfen. Er blieb ihr treu, so lange keine glänzende Gelegenheit zum Abfall sich darbot, und so lange er sie zu beherrschen hoffen konnte. Allein bald sah er sich von Fox und Sheridan verdunkelt, was er besonders lezterem nicht verzeihen konnte. Die französische Revolution gab ihm Gelegenheit, in einer neuen Sphäre zu glänzen, und auf der Seite des Hofes die Vortheile zu finden, wozu er bey der Opposition keine Aussichten hatte. Sein Eifer für die Sache der Könige, des Adels und des Altars war nun so glühend und rücksichtlos, daß Fox bey einer Gelegenheit sagte: „Es ist ein Glück, daß Burke zur andern Parthey übergegangen ist, denn wenn er es bey uns so triebe, würde er gehängt werden." Unter solchen Umständen, da Fox und Sheridan, ohne die Ausschweifungen der Revolution auch nur entschuldigen zu wollen, doch unerschütterlich gegen jede Einmischung in die innern Angelegenheiten Frankreichs protestirten, während Burke mit fanatischem Eifer den Kreuzzug gegen die Franzosen predigte, konnte die Freundschaft zwischen diesen Männern nicht bestehen. Sheridan, der das Unvermeidliche einsah, ergriff die erste Gelegenheit im Parlamente, wo Burke ihn und seine Freunde als Aufrührer und Feinde des Vaterlands nicht undeutlich bezeichnete, um mit ihm zu brechen. Man hat ihn deßhalb getadelt und geglaubt, es hätte sich eine Versöhnung vermitteln lassen. Sheridan bewies aber, daß er die Zeit und die Menschen besser kannte, indem er eine offene Feindschaft einer falschen Freundschaft vorzog. Zwischen Fox und Burke hielt sich das Verhältniß noch eine Zeitlang trotz wiederholter Angriffe von Burke, durch die arglose Herzlichkeit des Gegners, bis endlich Burke im Parlament ihm in heftigen Worten die Freundschaft aufkündete. „Ein Augenzeuge dieses sonderbaren Auftritts sagt: Fox weinte so, daß er kaum sprechen konnte und man ihn laut schluchzen hörte, und auf der Gallerie, wo ich saß, blieb kein Auge trocken."

(Der Beschluß folgt.)

Aus Italien.

(Fortsetzung.)

— Bemerkenswerthe Andeutungen und Notizen, betreffend das Acridium Italicum Linn., die außerordentliche Vermehrung dieses Insektes und die Verwüstungen, welche dasselbe im Sommer 1825 besonders in einer Gegend von Oberitalien angerichtet hat, also, daß wörtlich mit dem Psalmisten gesagt werden konnte: „Heuschrecken kamen. Und der Cikaden zahlloser Schwarm. Fressen mußten sie alle Kräuter in ihrem Lande, Fressen die Frucht ihrer Felder!" hat der Professor der Naturgeschichte am Lyceum zu Mantua, Jos. Bendiscioli, im neuesten Hefte der Biblioteca Italiana niedergelegt. Es ist aber gedachtes Acridium, welches der Gattung der Halbgeflügelten, dem Geschlechte der Grillen und der Art nach den Lokusten angehört, ein kleines, kaum 32 Millimeter messendes, leichtfüßiges, und äußerst lebhaftes Thierchen, an dessen Leibe die graue, braune und gelbe Farbe mit Scharlach und Rosenfarb in den glänzendsten Schattirungen durcheinanderspielen. Unermüdlich flattert es von einem Orte zum andern. Es erwacht in lauer Frühlingsluft winzig klein und ohne Fittiche zum Leben, wird nach und nach größer und entwickelt, nachdem es sich mehrmals gehäutet, hinten am Rücken Ansätze zu Flügeln, die täglich länger werden und nach der lezten Verwandlung zu völligen Flügeldecken erwachsen. Dieses Insekt nun hat im abgewichenen Sommer in den fruchtbaren Gefilden von Poggio, an den Gränzen des Gebietes von Este, gräßliche Verheerungen angerichtet. Es kam in unermeßlicher Anzahl aus den Thälern von Marzuolo und Piemosca (Mirandolesischen Gebietes) herangezogen, setzte bald hüpfend und bald fliegend über den Tramusato (einen breiten, die Abflüsse der Felder aufnehmenden Graben, der die Gränzlinie zwischen den Provinzen von Mantua und Mirandola bildet), und ließ sich unter andern am 12ten und 13ten Juli auf der über denselben führenden Brücke in solcher Menge nieder, daß diese von Fußgängern nicht mehr passirt werden konnte und die aus der Mühle heimkehrenden Maulthiere umkehren mußten. Das ganze Thal von Pagliaro, ein weiter, vier- bis fünftausend Morgen haltender Wiesengrund, wurde, so wie jenes verderbliche Insekt denselben in Besitz genommen hatte, gänzlich verwüstet und in eine öde, gras- und halmlose Fläche, auf welcher das Feuer oder der strengste, das Pflanzenleben bis auf den lezten Keim ertödtende Winterfrost geherrscht zu haben schien, umgewandelt. So wie jene Insekten in dem Thale eingetroffen waren, machten sie sich alsobald über die zartesten und schmackhaftesten Pflanzen her, den Klee, das Lotuskraut, den Luzern-Klee, die Cichorie u. s. w. Bald zwang sie der Hunger auch, die Quecken, die Eibische, Disteln und anderes zu benagen; selbst Rinden und Stengel blieben zulezt nicht mehr verschont. Nachdem sie im Thale von Pagliaro alles Grüne bis auf die lezte Spur vertilgt hatten, wandten sie sich nach Sernus und dem Thale von Santa Croce, wo sie ebenfalls einen Theil der Frucht- und Hanffelder verheerten, die Stengel entblätterten und Alles bis auf die Frucht aufzehrten. Was aber den Landleuten dieser Gegend am meisten bange machte, war die ungeheure Menge von Eyern, welche jene Lokusten überall niederlegten, und in Betreff derer zu besorgen steht, sie werden, wenn anders nicht ein harter Winter sie zu Grunde richtet, im künftigen Jahre ihre Verheerungen, hundert Mal stärker, als sie jezt waren, von Neuem beginnen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Nr. 8

Literatur-Blatt.

Freitag, den 27. Januar 1826.

Handels-Geschichte.

Städtewesen des Mittelalters. Von Karl Dietrich Hüllmann. Erster Theil. Kunstfleiß und Handel. Bonn, bey Adolph Marcus. 1826.

Wenn andere Historiker bey Behandlung der Geschichte entweder bloß die politischen, durch Kriege herbeygeführten Begebenheiten vor Augen haben, oder etwa noch auf die Entwickelung der Wissenschaften, der Poesie vorzüglich und Philosophie Rücksicht nehmen, die einen unter ihnen Alles unter den poetischen, die andern unter den verständigen Gesichtspunkt stellen oder sich gar mit einer dürren Aneinanderreihung der Ereignisse begnügen, so hat Hüllmann fast in allen seinen historischen Schriften sein Hauptaugenmerk immer auf die Culturverhältnisse gerichtet. Hierin ist er, wie in der Leichtigkeit seiner Darstellungsweise, Heeren an die Seite zu stellen. Ueberall weiß er uns auf Standpunkte zu führen, die eine klare, bestimmte, wenn auch nicht sehr tiefe und weite Uebersicht gewähren. Was im Allgemeinen von Hüllmann's Schriften gilt, findet auch wieder bey gegenwärtiger statt. Wir müßten sehr einseitig seyn, wenn wir seine Art, die Geschichte zu betrachten, verwerfen wollten, da sie immer einen Hauptpunkt der Berücksichtigung, die von dem materiellen Daseyn ausgehende, immer mit demselben verbundene, zu ihm zurückkehrende Cultur- und Verstandes-Entwickelung hervorhebt. — Aber, werden unsere Leser fragen, was kann das dunkle, so unkultivirte, rohe Mittelalter für einen Stoff zu solcher Aufgabe darbieten? — Wir brauchen sie aber bloß an Heerens Abhandlung über die Folgen der Kreuzzüge zu erinnern, um sie sogleich zu überzeugen, daß jene Zeiten für Herrn Hüllmann's Werk nicht so ungünstig waren, als man auf den ersten Blick glauben sollte. Schon darum gewährt eben sein gegenwärtiges Buch ein großes Interesse, daß es zeigt, wie wir den jetzigen Standpunkt unserer Cultur, unsers Handels, unserer Industrie, so viel oder wenig wir davon besitzen mögen, nicht von heute und gestern oder gar rein von uns selbst her haben, sondern daß auch sie, wie alle andern Bedingungen, ja oft entgegengesetzten Bestrebungen der Gegenwart, ihre Wurzel in jenen verachteten Zeiten geschlagen haben und in ihr die alleinige Erklärung finden. Diese Reflexion, welche sich uns nach Lesung des Hüllmann'schen Werks von selbst ergab, ist keineswegs an die Spitze desselben gestellt, vielmehr hat es einen sehr realen Grund. Nicht einmal von dem verfassungsmäßigen Verhältniß, was so sehr im Ton der Zeit wäre, welche Thürme bey der Spitze zu bauen anfangen möchte, geht Herr Hüllmann aus, sondern von den Anregungen des städtischen Gewerbes. In diesem ersten Kapitel des Werkes wird nun in den Umkreis des zu erhellenden Mittelpunktes alles gestellt, was von Erheblichkeit ist. Zuerst tritt das Ackerbauwesen auf, und es wird gezeigt, wie es immer mehr belebt und gesteigert worden dadurch, daß die großen, meist von unfreyen und darum schlecht bearbeiteten Lehen in kleinere Theile an Erbliehnsleute, an Erbzinsbauern ꝛc. vertheilt worden. Hierauf wird der Zustand der Landwirthschaft geschildert, und aus der noch vorherrschenden Viehzucht, dem Jagdwesen ꝛc. der häufige Genuß von Fleischspeisen und von diesen der eben so häufige Gebrauch von Gewürzen abgeleitet, und daß er stattgefunden, dargethan. Diese, so wie andere Genüsse, welche in nördlicheren Gegenden Europa's durch die Kriege mit dem südlichen bekannt geworden waren, konnten nur durch Handelsleute besorgt werden, und diese konnten die an ihre Lehngüter gefesselten Landleute so wenig, als die Kriegsleute selbst seyn, sondern eben nur die Bewohner der Städte. Auf gleiche Weise wird nachgewiesen, wie selbst das Kirchen-, Kriegs- und Ritterwesen auf Handel, Handwerk und Industrie bedeutenden Einfluß geübt; denn, wenn durch die Kriege nicht allerley Bedürfnisse entstanden, wenn durch die einseitige Beschäftigung der Ritter mit dem Krieg, der Geistlichen mit der Religion nicht andere Leute nöthig geworden wären, die jene befriedigt und für Geräthe, Zeuge, Waffen ꝛc. gesorgt hätten, wie hätte sich ein Bürgerstand bilden können? Wären die alten Deutschen freye Bauern geblieben, hätte sich aus ihnen nicht ein welterobernder Kriegerstand hervorgebildet, so würde kein

Digitized by Google

dritter oder Bürgerstand entstanden seyn. Dieß ist der einfache, dem ersten Kapitel zu Grunde liegende Gedankengang. Auf ähnliche Weise werden die Gegenstände der folgenden Kapitel abgehandelt. Zunächst ist von den Beförderungen des Kunstfleißes, des Großhandels, der Schifffahrt die Rede, und es wird gezeigt, wie dieselben durch die Araber und die Kreuzzüge im südlichen Europa, durch die Deutschen und Geistlichen im nördlichen Europa, durch den Wohlstand der Bürgerschaften im ganzen germanischen Europa Leben und Nahrung gewonnen hätten. Hierauf werden die örtlichen Anfänge des Städtegewerbes betrachtet, nach welchen die Entwickelung des Binnengroßhandels und zum Schluß dieses ersten Bandes die Zahlungsverfassung des Mittelalters dargestellt wird.

Wir gewinnen durch dieses Werk eine äußerst lebhafte Vorstellung von Handel und Verkehr jener Zeit, und obwohl es nur Uebersichten geben will, so wird es doch die Grundlage zu einer dereinstigen, ausführlichen Darstellung bleiben, welche für die Geschichte des Mittelalters mindestens dieselbe Bedeutung gewinnen muß, die Heeren's Ideen ꝛc. für das Alterthum in Anspruch nehmen. Auch für den, welcher nicht die Geschichte studirt, sondern sich nur aus der Vergangenheit für die Gegenwart belehren will, ist es von hohem Interesse. Es muß z. B. freuen, zu sehen, mit welcher Energie im Norden wie im Süden Europa's, zu Venedig und Genua, an der Nord- und Ostsee, die Kaufleute wirklich gehandelt haben. Denn auch der Handel erforderte damals Heldengeist, und Krämerseelen der Jetztwelt würden im Staube haben liegen müssen. Darum verschmähten es aber auch die „Deutschen Herren" in Preußen nicht, selbst Handel zu treiben und mit der Hansa in Verbindung zu treten. Es zeigt sich ferner aus der ganzen Darstellung, wie schon in jenen Zeiten die Politik nicht im Stande gewesen ist, einem wahrhaft kräftigen Handelsgeist Schranken zu setzen. Neben so erhebenden und wohl zu berücksichtigenden Resultaten erfahren wir außerdem, wo und wie und zu welchen Zeiten immer mehr die Cultur in Anbau von Baumwolle, in Zuckerpflanzungen, in Seidenbau, Schaafzucht ꝛc. Wurzel gefaßt, wie sich daran diese oder jene Manufaktur, Fabrikation angeschlossen und der Handel diese oder jene Richtung empfangen. Ueber die Handelswege zur See und zu Lande, im Mittelmeer und der Nord- und Ostsee, nach Asien bis nach Indien, von Konstantinopel über Wien, Prag, Breslau nach Danzig ꝛc., von Venedig über Augsburg, Nürnberg nach Lübeck und über die Alpen, den Rhein hinunter nach England ꝛc. — über alles dieses werden wir belehrt. Aus den Gewerben läßt Herr Hüllmann ganz natürlich die ersten Genossenschaften und Zunftverhältnisse hervorgehen, und weiset andere Hypothesen zurück, so wie die politische Bedeutung der Zünfte als spätere Entwickelung erscheint. Ueber die Zünfte in letzterer Bedeutung kann nach der ganzen Anlage des Werkes erst im folgenden Bande die Rede seyn.

Wir begnügen uns mit diesem Wenigen Inhalt und Art des Hüllmann'schen Werks angedeutet zu haben. Eigentliche Kritik würde uns zu weit führen; wir bemerken nur folgendes, was gegen die Absicht und den Plan des Verfassers selbst zu streiten scheint. Während derselbe nämlich nur in Uebersichten alles zusammenfassen will, verweilt er manchmal zu lange bey Einzelnheiten. Dahin rechnen wir z. B. die Auseinandersetzung über den Osemund, ein auf besondere Art gefrischtes Eisen, ob dasselbe nämlich früher in Schweden als im Westphälischen vorkomme. Eben dahin gehört dasjenige, was über die Bedeutung des Wortes „Mala" hin- und hergeredet worden. Das erste kommt S. 264, das andere S. 13 ꝛc. vor. Wir wissen wohl die Wichtigkeit solcher Einzelnheiten zu schätzen; nur in diesem Zusammenhang vermißten wir sie gern. Eben so ist uns bey aller Gründlichkeit des Verfassers und dem Bemühen, alles Ausgesagte mit angeführten Stellen zu belegen, dennoch manche Flüchtigkeit aufgefallen. Es ist zum Beyspiel von der Verpachtung der Grundstücke die Rede, die gewöhnlich nur freyen Leuten, manchmal auch unfreyen zu Theil wurde. Hier meint nun Herr Hüllmann, ohne weiteren Grund, daß Unfreye nur Weideland und Aecker ohne Wirthschaftsgebäude in Pacht bekommen hätten. Die für diese Hypothese angeführte Stelle spricht aber nur von Sokmannen, wie ja eben jene freyen Pacht- und Zinsbauern hießen. — Dergleichen Einzelnheiten können inzwischen das Ganze in seinem Werthe wenig schmälern, da die aus den, im ganzen mittelalterlichen Europa herrschenden, analogen Verhältnisse zu den Kombinationen benuzt worden sind, welche die Grundzüge des Werkes bilden.

Biographie.

Memoirs of the life of the R. H. Richard Brinsley Sheridan. By Thomas Moore. Vol. I. II. Paris 1825.

(Beschluß.)

Indessen aber hatte der Schrecken, den besonders Burke durch Reden und Schriften vor der französischen Revolution verbreitet — dieses Allarmsystem, welches später so oft mit demselben Erfolg bey der in mancher Hinsicht unendlich beschränkten Majorität des englischen Volkes angewandt worden ist — die öffentliche Meinung

ganz für den Hof gestimmt, und die Reihen der Opposition so sehr geschwächt, daß Fox und Sheridan nebst einigen wenigen mehr bald allein den Riesenkampf gegen Macht und Vorurtheil kämpfen mußten. Das Ministerium von Fox war nur eine augenblickliche Erholung, und der Tod dieses großen Mannes warf Sheridan wieder in den wachsenden Sturm zurück, während er ihn zugleich seiner festesten Stütze beraubte, eines Freundes, an den ihn unauflöslich das edelste Band knüpfte, was Männer vereinigen kann: idem sentire de republica. Dennoch setzte er mit unermüdeter Thätigkeit den ungleichen Kampf fort, Schritt vor Schritt das Gebiet verfassungsmäßiger Freyheit gegen die wachsende Macht der Krone, und das Wohl und die Ehre Englands gegen Pitts verderbliche Politik vertheidigend. Allein seine Vermögensumstände waren indessen, besonders durch den Brand des Theaters im Jahr 1808, so heruntergekommen, daß es ihm im Jahr 1812 an Geld fehlte, um seine Wiederernennung in's Parlament durchzusetzen. Hierdurch verlor er seinen politischen Einfluß; die wenigen politischen Freunde, die ihm geblieben, zogen sich größtentheils zurück. Er gewöhnte sich immer mehr, seinen Unmuth und Kummer durch Trunk zu betäuben. Nicht mehr durch das Vorrecht der Parlamentsglieder geschützt, ward er wegen Schulden verhaftet. Als er, durch die Bemühungen eines Freundes befreyt, wieder nach Hause gekehrt war, brach er in einen Strom von Thränen aus über die Schande, die ihn getroffen, über die Last gemeines Verhältnisse, welche seinen Geist so rettungslos zu Boden drückten *). Sheridan sah sich bald genöthigt sein Hausgeräth, seine Bücher (größtentheils Geschenke von theuren Freunden) zu verkaufen, und, um dringende Ausgaben zu bestreiten, seine Freunde anzusprechen. „Ich bin ohne Rettung verloren und mein Herz gebrochen (I am absolutely undone and broken-hearted). Sie wollen in Mrs. Sheridan's Zimmer eindringen, um mich zu holen (to take me) — um Gotteswillen verlassen Sie mich nicht! schrieb er bey einer solchen Gelegenheit an einen Freund. Endlich warf ihn eine tödtliche Krankheit auf's Sterbelager; von allen denen, die sich sonst durch seine Gesellschaft beglückt und geehrt, durch die Macht seiner Beredtsamkeit geschützt und sicher fühlten, bekümmerte sich keiner um ihn, ausgenommen seiner Freund, sein Arzt und der edle Lord Holland. Kurz vor seinem Tode gelang es den auf ihn lauernden Gerichtsdienern, in sein Zimmer einzudringen. Sie waren eben im Begriff, den Sterbenden in seinen Leintüchern nach dem Schuld-Gefängniß zu tragen, als der Arzt sie durch die Vorstellung ihrer Verantwortlichkeit, wenn er unterwegs stürbe, davon abhielt. Endlich erweckte ein Artikel in den öffentlichen Blättern die Schaam bey den treulosen Freunden des großen Mannes; und sie stürmten nach seiner Wohnung, um sich nach seinem Zustande zu erkundigen. Allein es war zu spät, schon war er besinnungslos und starb den 7ten Juli 1816 in dem fünf und sechszigsten Jahr seines Alters. Er ward in der Westminster-Abtey in der einzigen freyen Stelle des Dichterwinkels (poet corner) begraben. Schaam und Eitelkeit machte sein Leichenbegängniß beyspiellos, feyerlich durch Zahl und Rang der Leidtragenden, nachdem Egoismus, Undank und Leichtsinn ihm ein einsames Todtenbett bereitet hatten.

Als Staatsmann und Redner stand diesem außerordentlichen Manne oft sein Mangel an gründlichen, umfassenden Kenntnissen im Wege; „allein wie Cäsars Lorbeerkranz bedeckte sein unerschöpflicher Witz und sein Scharfsinn, der das, was er wußte, immer zur rechten Zeit anzuwenden verstand, diese Blöße." Der Strom der Beredtsamkeit entsprang bey ihm nicht, wie bey Burke, aus einer warmen Phantasie, sondern aus einem warmen Herzen; weßhalb sie die Herzen unaufhaltsam fortriß, während sein Witz immer streitfertig das Urtheil bestach oder den Gegner schlug. Es ist charakteristisch für jene beyden großen Redner, daß Burke in seinen Vorarbeiten immer den Witz und Scharfsinn sorgfältig vorbereitete, während er sich für die Ausschmückung, den Prunk auf seine Phantasie verließ, da im Gegentheil Sheridan die Phantasie sorgfältig vorbereitete und sich für alles Andere auf sein frisches Gefühl und seinen allezeit fertigen Witz verließ. Indessen würde diese Art von Beredtsamkeit ebensowenig, wie die von Fox, Pitt und Burke, in der gegenwärtigen Zeit viel Glück machen. Man verlangt jetzt unendlich mehr positive, gründ-

*) Anmerk. Folgender Zug, der sich in einem noch ungedruckten Tagebuche Lord Byron's von den Jahren 1812 und 1813 findet, ist für das Andenken zweyer großer Männer nicht ohne Interesse. „Samstag, den 18ten December 1813. Lord Holland erzählte mir einen merkwürdigen Zug von Sentimentalität von Sheridan. Lezthin Abends, als in einer Gesellschaft von ihm und andern hommes marquants die Rede war, sagte ich von ihm: Was auch Sheridan unternommen hat, so hat er immer das Beste in der Art hervorgebracht. Die beste Comödie (die Lästerschule), die beste Oper (die Duenna), und um das Werk zu krönen, die beste Rede, die je in diesem Lande ersonnen oder gehört worden ist." — Dieß sagte den andern Tag Jemand Sheridan wieder, worauf er bitterlich zu weinen begann. — Armer Brinsley! wenn das Thränen der Freude waren, so ist es mir lieber, daß ich diese aufrichtigen Worte gesprochen habe, als wenn ich die Iliade geschrieben oder deine eigene philippica gemacht hätte. — Ja, seine eigenen Comödien haben mir nie eine solche Freude gemacht, als zu hören, daß ihn mein Lob so erfreut habe — so unbedeutend es denen erscheinen muß, die älter und besser sind als ich.

liche Kenntniſſe, beſonders in der Staatswirthſchaft, von einem Parlamentsredner, als zu jener Zeit, da die Staatswirthſchaft als Wiſſenſchaft noch kaum bekannt war *). Man verlangt Zahlen und Thatſachen, und nicht Gefühle und Witz. Außerdem haben ſich die Geſchäfte ſo ſehr gehäuft, daß man gar nicht mehr Zeit haben würde, dem Strom der Beredtſamkeit jenes Mannes ſeinen Lauf zu laſſen. Als Staatsmann war Sheridan ein ächter Whig von der alten Schule, der, ohne ſich viel auf Neuerungen oder praktiſche Verbeſſerungen einzulaſſen, die Verfaſſung, wie ſie beſtand, gegen die wachſende Macht der Krone vertheidigte. Daß auch in ſeiner politiſchen Laufbahn einige Stellen nicht ganz tadellos ſind, darf die Geſchichte nicht verſchweigen, allein „er war (ſagte einer ſeiner Freunde von ihm) wie reines Gold, das zwar im Feuer die Farbe wechſelt, aber immer als reines Gold herauskommt.“ Was die große Hauptfrage der innern Politik Englands, die Reform betrifft, ſo war er nie ein ſehr eifriger Vertheidiger derſelben, oder wenigſtens war es ihm nie ſehr Ernſt mit ſeinem Eifer; weil er nicht an die praktiſche Möglichkeit einer Reform glaubte. Wenn indeſſen die Rede davon war, ſo ſtimmte er für einjährige Parlamente und allgemeines Wahlrecht. Aber wie er ſelbſt ſagte: bloß weil niemand daran denken könne, Ernſt daraus zu machen. Die zweyte große Frage wegen der Emanzipation der Katholiken glaubte er zwar unterſtützen zu müſſen, ſo oft ſie vorgebracht wurde, allein er hielt ſie nicht für wichtig genug, um ſie zu einer unerläßlichen Bedingung ſeiner Theilnahme an der Adminiſtration zu machen. Als Privatmann war ſein warmes Gefühl, dieß Uebermaß brauſender Lebensgeiſter in ihm, und ſein unverbeſſerlicher Leichtſinn zwar eine unerſchöpfliche Quelle geſellſchaftlichen Genuſſes für ihn und Andere, aber ſie ward endlich zu dem trüben Strom, der ihn unaufhaltſam in's Verderben riß.

*) Anmerk. So wenig Ahnung hatten damals ſogar die ausgezeichnetſten Männer von den Grundſätzen des freyen Handels, welche jezt anfangen, die Staatsmänner zu leiten, daß Fox ſelbſt ausdrücklich und wiederholt behauptete: „der Irländiſche Handel könne unmöglich gewinnen, ohne daß der Engliſche verliere, und umgekehrt.“

Aus Italien.

(Fortſezung.)

— Aus den, in den Notizie del giorno enthaltenen, die Stadt Rom betreffenden ſtatiſtiſchen Ueberſichten der zehn lezterverfloſſenen Jahre, mit Inbegriff von 1825, erhellt, daß die Zahl der Römiſchen Familien ſich von 1824 bis 25 um nicht weniger als 503 vermindert habe. Die Zahl der Prieſter hatte während der gedachten zehn Jahre ſich ungefähr in dem nämlichen Beſtande erhalten; der Mönche und Nonnen hingegen waren mit jedem Jahre mehr geworden. Die Zahl der Studenten und Seminariſten hatte ſeit drey Jahren keine bedeutende Veränderung erfahren. Die Zahl der Armen in den Hoſpitälern, deren ſeit 1820 weniger geworden waren, iſt 1825 wieder um mehr denn 500 Individuen ſtärker geworden. Die Zahl der Gefangenen hatte ſich, mit Ausnahme der Jahre 1818 und 1819, wo ſie viel größer war, im Durchſchnitte fortwährend auf etwa eilfhundert belaufen. Zu bemerken iſt, daß in dieſen Ueberſichten unter der Rubrik der Nicht-Katholiken die Iſraeliten nicht mitbegriffen ſind, und daß dieſe überhaupt in keinem der von den Römiſchen Behörden publicirten Verzeichniſſe zum Vorſchein kommen. Auch ſtüzt ſich die Angabe der Geburten bloß auf die Taufbücher, und folglich iſt dabey auf die Kinder der Nicht-Katholiken keine Rückſicht genommen. Die Bevölkerung von Rom, welche für 1825 auf 138.730 Seelen angegeben wird, hat ſich ſeit zehn Jahren um 9.733 Individuen vermehrt und im laufenden Jahre 220 Köpfe mehr betragen, als im lezt abgewichenen.

Mit Macht erhebt ſich in der Italieniſchen Bibliothek eine Stimme, um einmal nach Gebühr die Menge der gröbſten Fehlgriffe, der erklärteſten Unwahrheiten und Irrthümer aller Art zu rügen, welche ſich ältere und neuere, beſonders Franzöſiſche und Engliſche Reiſende in ihren Berichterſtattungen über Italien in artiſtiſcher und wiſſenſchaftlicher ſowohl, als ſtatiſtiſcher und topographiſcher Hinſicht haben zu Schulden kommen laſſen. Als der älteſte unter den hier vorgeführten Sündern erſcheint der berühmte Lalande, welcher auf ſeinem etwas eilfertigen Durchfluge durch Italien das Phantaſieſtück eines Künſtlers, einen aus Kupfer verarbeiteten, grün angeſtrichenen, im Hofraume der Ambroſianiſchen Bibliothek ſtehenden Palmbaum für einen wirklichen anſah und ſich hierdurch in der erſten Ausgabe ſeiner Reiſe durch Italien zu der Bemerkung verleiten ließ, daß das Klima von Mailand überaus mild ſeyn müſſe, weil daſelbſt die Palmbäume in freyer Luft gedeihen. Einem andern hochgefeyerten Franzöſiſchen Gelehrten, dem Ritter Millin, haben zwey Italieniſche Gelehrte in beſondern Abhandlungen und Schriften einen Theil der, in ſeiner Reiſe durch das Mailändiſche, nach Piacenza, Parma u. ſ. w. enthaltenen groben Verſtöße (grossi granchi) nachgewieſen: der eine, Dr. Giulio Ferrario, ſo weit als dieſelben die Kirche von S. Ambrogio betreffen, in ſeinen, 1824 zu Mailand erſchienenen Monumenti sacri e profani dell' I. e. R. Basilica di S. Ambrogio etc.; der andere, der Bibliothekar Pezzani zu Parma, in einem ausführlichen, in dem fünften Hefte der Opuscoli letterari di Bologna enthaltenen Schreiben, aus welchem erhellet, daß Hr. Millin ſeinen Bemerkungen mehr veraltete Bücher und aller Genauigkeit ermangelnde Angaben zum Grunde gelegt, als das niedergeſchrieben habe, was er mit eigenen Augen geſehen. Auch der Verfaſſer des Itinéraire complet de l'empire Français, von welchem ſchon im Jahre 1811 zu Paris eine zweyte Ausgabe erſchienen iſt, hat ſeiner Zeit in dem Giornale Italiano die verdiente Zurechtweiſung darüber erhalten, daß er ſich neben andern beykommen läßt, keck zu behaupten, die Kirche von San Aleſſandro zu Mailand ſey von einer ſchönen Bauart, das Inwendige der Kirche von San Celſo ſey von Gothiſcher Natur, die Kirche von San Fedele liege außerhalb der Stadt, die Bildſäule des Gaſto von Foix befinde ſich zu Santa Martha, zu Mailand gebe es eine Univerſität und hinter der Ambroſiana einen botaniſchen Garten, und was dergleichen Spropoſiti mehr ſind.

(Die Fortſezung folgt.)

Digitized by Google

Nr. 9.

Literatur-Blatt.

Dienstag, den 31. Januar 1826.

Literatur-Geschichte.

Notice sur la vie et les écrits de Robert Wace, poéte normand du 12me siècle etc. par Fried. Pluquet. Rouen 1824.

Von diesem Werk ist schon früher in öffentlichen Blättern die Rede gewesen, und mit Recht bemerkt worden, daß es für Sprachkunde sowohl als für Geschichte und Sitten des 13ten Jahrhunderts von großem Interesse ist. Wir gehen daher ohne weitere Entschuldigung zu einer gedrängten Uebersicht seines Inhaltes über.

Robert Wace (auch Vace, Vaice, Gace, Ustace genannt, was alles Diminutive von Eustace zu seyn scheinen) ward um das Jahr 1112 auf der Insel Jersey geboren und starb 1184 in England. Er erhielt seinen ersten Unterricht zu Caen, damals eine berühmte Schule; und nachdem er sich lange in den Ländern des Königs von Frankreich aufgehalten hatte, ließ er sich endlich in jener Stadt nieder, wo Heinrich I. gewöhnlich seinen Hof hielt und prachtvolle Feste gab. Im Jahr 1160 beendete er seinen Roman de Rou und eignete ihn dem König Heinrich zu, der ihm zur Belohnung eine Präbende an der Kathedrale von Bayeux verlieh. In seinen Schriften nennt er sich maistre Wace, seines Amtes clerc lisant oder clerc de Caen; welches erste wahrscheinlich ungefähr so viel heißt, als was man jezt lecteur du roi nennt. — Bekanntlich hatte schon Karl der Große beständig solche Vorleser in seinem Gefolge. — Er hat unter den drey Heinrichen gelebt, alle drey Könige von England und Herzoge der Normandie. Er gedenkt zwar mit Dankbarkeit der von seinen Gönnern empfangenen Wohlthaten, allein zugleich beklagt er sich oft bitter, daß ihm noch weit mehr versprochen worden sey — auch Klagen über den Verfall der Zeiten und die Vernachlässigung, welche Dichtkunst und Dichter erleiden, findet man in diesem Schriftsteller, wodurch er an die Minnesänger des 12ten und 13ten Jahrhunderts in Deutschland erinnert. Wace hat viel geschrieben, seine Werke sind größtentheils dem Ruhme der Normannen, seiner Landsleute, gewidmet, er ist zugleich der erste Dichter und der erste Geschichtschreiber in seiner Sprache. — Seine Romans sind eigentliche Reimchroniken *). In der Erzählung der Begebenheiten, die vor seiner Zeit stattgefunden, folgt er den Chroniken des Dedo von St. Quintin und Wilhelm von Jumièges. Was seine eigene Zeit und die nächste Vergangenheit betrifft, so erzählt er theils als Augenzeuge, theils nach den Erzählungen von Augenzeugen, — z. B. sagt er bey Gelegenheit der Schlacht von Hastings:

Das hab' ich meinen Vater erzählen hören,
Ich weiß es noch wohl, war ich gleich ein Kind.

Ueberhaupt versichert er: daß er

Keine Mährchen schreiben noch erzählen will.

Das größte Verdienst seiner Schreibart ist viel umständliche naïveté in den Beschreibungen, zuweilen treffende Bilder und hier und da sogar philosophische Betrachtungen. Z. B. nachdem er von den Monumenten gesprochen hat, welche von den Eroberern errichtet werden, sezt er hinzu:

Jedes Ding am End' zu Grunde geht;
Alles fällt, alles stirbt, alles hat ein Ende;
Der Mensch stirbt. Eisen rostet, Holz verfault.
Thürme fallen, Mauern stürzen, Rosen welken.
Rosse stolpern, Tuch wird alt:
Alles Werk von Händen gemacht, geht unter.

Als Beyspiel für die Sprache des Dichters geben wir diese, etwas sonderbare Zusammenstellung im Original, — wenn das alte Tuch auch nicht sehr poetisch ist, so ist doch wahrlich ein alter Rock einer der praktischsten und häufigsten, und für manchen armen Dichter drückendsten Beweise der Vergänglichkeit menschlicher Dinge.

Toute rien se torne au declin,
Tout chiet, tout muert, tout vait à fin;
Homs muert, fer use, fust porrist,
Tur font, mur chiet, rose flaitrist.
Cheval tresbusche, drap viesist:
Tout ovre fet od mains perist.

*) Anmerk. Romans, weil sie nicht lateinisch, sondern in der romanischen, oder französischen Sprache geschrieben sind.

Man sieht, daß hier nur sehr wenig germanische oder skandinavische Elemente sind. — Eine Bemerkung über das Wort rien wollen wir uns erlauben, um so mehr, da auch Herr Pluquet nichts sagt, um zu erklären, wie rien, was jezt nur in der Bedeutung von nichts gebraucht wird, eigentlich: etwas, d. h. ein Ding, res bedeutet. — Dieß geht besonders aus der Art hervor, wie das Wort noch heut zu Tage im valenzianischen und katalonischen Dialekt gebraucht wird, wo res Besitzthum, besonders Vieh bedeutet, und wo zugleich non val res heißt: es taugt nichts, (nicht etwas) — sezt man res in den Accusativ rem, so hat man das französische cela ne vaut rien. — So heißt also toute rien: tota res oder omnis res.

Hr. Pluquet macht an einer andern Stelle mit Recht auf eine merkwürdige historische Erscheinung aufmerksam, nämlich die unbegreiflich kurze Zeit, in welcher die Normannen die Sprache, die Sitten, den Glauben, die Schrift ihrer nordischen Vorfahren ablegten, und dieselben von den besiegten Völkern annahmen, — vielleicht hat die Geschichte kein zweytes Beyspiel von einem so schnellen Sieg der höheren Stufe der Civilisation über die niedere aufzuweisen. Trotz der noch Jahrhunderte lang fortgesezten Verbindung mit dem nordischen Mutterland, trotz dem so eigenthümlichen, streng ausgesprochenen Charakter der Skandinavier scheint es nicht, als wenn in der Normandie irgend ein Monument, irgend eine Inschrift, Schrift oder Ueberlieferung aus dem Norden sich erhalten habe. Die Muttersprache hatte sich so verloren, daß der Dichter es der Mühe werth findet, es jedesmal besonders anzuführen, wenn einer seiner Helden dänisch oder deutsch sprechen kann, was er dem normännischen, d. h. der romanischen oder französischen Sprache, worin er schreibt, entgegensezt. Z. B. sagt er von Richard I. (Sohn Wilhelm Langschwerdts)

Richart sont en danois et en normant parler.

und an einer andern Stelle:

Cosne sont en thiois et en normant parler.

Aus einer Stelle in Dedo de St. Quintin geht hervor, daß jener Richard I., der Enkel Rollo's des Eroberers der Normandie von seinem Vater nach Bayeux geschickt wurde, um dänisch zu lernen — was in jener Stadt gleichsam wie eine gelehrte, todte Sprache getrieben wurde. Sonderbar ist es, daß während die Normannen sich die französische Sprache aneignen, und sie als le normant ihrer eigentlichen Muttersprache entgegensezten, sie sich zugleich in dem ältesten Monument, das wir von ihnen besitzen, der uralten Tapetenstickerey in der Kathedrale von Bayeux, worin die Schlacht von Hastings dargestellt ist, beständig Franzosen nennen. —

Von Wace kennt man folgende Werke: 1) Le Brut d'Angleterre handelt von einem Brutus, Urenkel von Aeneas und König von England — das Gedicht ward zuerst in niederbretagnischem Dialekt gedichtet, dann von Wilhelm von Monmouth in's Lateinische übersezt, und nach dieser Uebersetzung verfaßte Wace sein Gedicht von 10,000 achtsylbigen Versen im Jahr 1155. Die königliche Bibliothek in Paris besizt fünf Manuscripte von diesem Gedichte, drey aus dem 13ten und zwey aus dem 15ten Jahrhundert. Das erste Buch enthält eine Beschreibung der Tafelrunde, ihrer Ritter, Feste u. s. w.

2) Le Roman de Rou (Rollo) et des ducs de Normandie. Dieß ist das wichtigste Werk unseres Dichters. Viele Schriftsteller haben Stellen aus demselben citirt. Es besteht aus mehreren Abtheilungen — die erste, in achtsylbigen Versen, enthält gleichsam als Einleitung die Geschichte der ersten Einfälle der Normannen in Frankreich; die zweyte und dritte in Alexandrinern, die Geschichte Rollo's, Wilhelm Langschwerdt's und seines Sohns Richard I. Die vierte, wieder in achtsylbigen Versen, das Ende der Geschichte Richards I. und die seiner Nachfolger bis zum Jahr 1106, dem 6ten Jahre der Regierung Heinrichs I. Dieß Gedicht hat 16,542 Verse. Die Croniques de Normandie, Rouen 1487 bey Guillaume le Talleur gedruckt, sind nichts als der Roman de Rou in Prosa mit einigen Zusätzen und Verbesserungen des Styls.

3) Die Cronique ascendente des Ducs de Normandie in 314 Alexandrinern.

4) L'Etablissement de la feste de la Conception dicte feste as Normands. — Auf der Pariser Bibliothek sind drey Manuscripte dieses Gedichtes.

5) La vie de St. Nicolas. Wovon ein Manuscript in London.

Außerdem erfahren wir durch Wace selbst, daß er auch lais und servantois geschrieben hat, wovon aber nichts weiter bekannt ist.

Hr. Pluquet gibt nun einen ausführlichen Bericht von den verschiedenen Handschriften des Roman de Rou, so wie von den schon anderwärts zerstreut abgedruckten Bruchstücken *), endlich von seiner Absicht, das ganze Gedicht auf Subscription herauszugeben. Dieses Unternehmen scheint ihm bis jezt aus Mangel an Subscribenten nicht gelungen zu seyn, daher begnügt er sich gegenwärtig einzelne Bruchstücke abdrucken zu lassen, als Probe, damit

*) Z. B. Recueil des Historiens de France par Dom Bouquet Capefigue. Essay sur les invasions des Normands dans les Gaules. — Collections des poëtes français depuis le douzième siècle etc. par Augius 1824. Der Däne Brondstädt hat diejenigen Stellen, welche auf die ersten Einfälle der Normannen Bezug haben, ins Dänische übersezt und mit dem Original en regard heraus gegeben 1817 und 18 in zwey Heften. — Der Dichter sollte demnach Gelehrten vom Fach nicht unbekannt seyn.

Digitized by Google

die Art und der Geist des Dichters bekannter werde. Dieß ist nun zwar recht löblich und zwar besser als gar nichts, allein die gegebenen Bruchstücke sind vielleicht grade, weil er keinen Raum für längere, wichtigere Stellen hatte, größtentheils ohne bedeutendes oder wenigstens ohne sehr allgemeines Interesse, indem sich die meisten auf einzelne Punkte der Geschichte einzelner Städte der Normandie beziehen, als Caen, Bayeux u. s. w.

Wir wollen versuchen einige Stellen, welche am ehsten als Sittengemälde der Zeit interessiren können, so wörtlich wie möglich, doch ohne Reim zu übersetzen.

Beschreibung Herzogs Richard I. (v. 2505 u. f.)

„Herr Richart tapfer war und an Gefolge mächtig,
Normänn'sch konnte Richart reden und auch Dänisch.
Sein Haar war blond, sein Antlitz offen, klar,
Sein eigen Gut und fremdes wußt er zu nehmen, wie zu geben,
Konnt' Briefe lesen und auch schreiben ohne Fehl;
Sein Vater ließ ihn wohl erziehen und auch lehren.
Im Brett- und Schachspiel konnt' er den Gegner schlagen,
Die Falten wußte er zu ziehen und zu tragen.
Loszulassen auch — im Pürschen in der Jagd erfahren;
Mit dem Schild sich decken und ihn ringsum wenden,
Vorgesetzt den rechten Fuß und beyde Knie gebogen,
Dann vor- und rückwärts springend einzuhauen,
Links springen und plötzlich rechts dann stoßen. *)
Ein schlimmer Hieb ist's, wer sich nicht weiß zu wehren.
Richart der konnte mit Stab und Stange fechten.
Hirsche, Rehe konnt' er fangen und manches andere Wild
Und den Eber ganz allein ohn' andere Hülfe." —

Wichtiger ist der Bericht von dem Aufstande der Bauern unter Richart II. im Jahr 997.

Lang hatte Richart nicht regieret,
War nicht lange Herzog worden,
Da hat ein Streit sich angehoben.
Der that dem Lande schweren Schaden.
Die Eignen und die Bauern alle,
Die im Wald, die in der Ebne —
Weiß nicht durch welchen tollen Wahn,
Noch wer zuerst sie angestiftet —
Zu zwanzig, dreißigen und hundert
Haben öfters Rath gepflogen.
Heimlich sind zusammen kommen.
Ihrer viele dann beschworen,
Daß mit ihrem Willen länger
Keine Herren wollten dulden,
Daß die Herren nur ihr Schaden,
Daß kein Recht bey ihnen gelte,
Für ihre Arbeit, ihren Lohn.
Jeder Tag bringt neue Lasten,
Neue Sorgen, große Noth,
Fern **) ging es schlecht und heuer schlechter.
Unser Vieh war weggetrieben,
Bald für Frohnen, bald für Dienste —
So viele Klagen so viel Jammer,
Alt und neue Plackereyen
Keinen Tag uns Ruhe lassen. —

Hier folgt eine Stelle, welche wir nicht genau zu übersetzen wissen, aber doch zur Erbauung hersetzen, da sie einen tröstlichen Beweis gibt, wie sehr man es schon damals verstand, dem Landmann die nöthige Zerstreuung und Erholung von seiner sauren Arbeit zu verschaffen — wir bemerken nur noch, daß plaix nach Hr. Pluquet audience im juristischen Sinn bedeutet, also so viel wie pleito im spanischen — Prozeß. Doch wäre die Frage, ob in der Ableitung von placitum nicht noch ein anderer Sinn läge. — Folgendes ist nun das Verzeichniß der plaix, worüber die Bauern sich beklagen.

Plaix de foroz, plaix de moncies,
Plaix de purprises, plaix de veies,
Plaix de bieſh plaix de montes,
Plaix de léaltes, plaix de routes,
Plaix d'agnaiz, plaix de graveries,
Plaix de medlée, plaix de aïes: —
So viele Schergen, so viele Wächter,
So viele Vögte alt und neu,
Keine Stunde sind wir ruhig,
Alle Tag uns überlaufen,
Können sie uns nicht erwehren,
Jeder fordert seinen Theil.
Mit Gewalt das Vieh wegnehmen,
Und der Bauer kann's nicht wehren,
Keinen Schutz er nirgends findet,
Nicht bey'm Herren, nicht bey'm Vogte,
Kein Vertrag wird ihm gehalten,
„Hurensohn" so schilt ihn jeder. —
Warum lassen wir uns schinden? —
Wir sind Männer so gut wie sie,
Haben Glieder grad wie sie.
Unser Leib ist wie der ihre,
Unsre Kraft der ihren gleich.
Nur das Herz allein uns fehlt.
Auf denn, laßt uns alle schwören,
Unser Gut und uns zu schirmen.
Wenn sie mit Krieg uns überziehen,
Sind wir wohl gegen jeden Ritter
Dreißig und auch vierzig Bauern;
Rüstig und zum Streit geschickt.
Wär ja schlimm, wenn zwanzig, dreißig
Starke, rüst'ge junge Burschen,
Einen einzigen nicht zwängen.
Wenn sie nur zusammenhalten.
Mit Keulen und mit großen Stangen,
Mit Spießen und mit Pfählen
Mit Bogen, Aexten und mit Steinen,
Wer nicht andre Waffen findet —
So mögen unsre starken Männer
Sich der Ritter wohl erwehren,
In die Wälder wir dann ziehen,
Bäume schlagen wie wirs brauchen,
Trank und Speise finden wir.

*) Anmerk. Saillir devers senestre è troget tost geter — Hr. Pluquet übersezt in einer Note troget mit Pronde — allein das gibt wenig Sinn, und es dürfte eher mit dem spanischen derecho oder italienischen dritto (rechts) in Verbindung stehen.

**) Antau — wahrscheinlich hat der Herausgeber in der Handschrift ein u statt n gelesen — antau wie im spanischen antaño. — Dieß scheint ihm öfter begegnet zu seyn — den Provinzialism Fern statt vergangnes Jahr bitten wir zu entschuldigen.

In dem Walde alles Wild,
Holz und Wasser und die Aecker.
Alles wird denn uns gehören." —
Durch solche Worte, solche Reden,
Und noch andere viel toller,
Sind sie alle einig worden,
Und durch Eide sich verbunden,
Alle zusammen sich zu halten,
Und vereinigt sich zu wehren.
Haben drauf, weiß nicht wie viele
Von den klügsten, wohl beredsten
Ausgeschickt durch's ganze Land,
Um das Landvolk zu vereinen.
Was so vielen war vertraut,
Konnt nicht lang verborgen seyn.
War's ein Kind, oder ein Mann,
War's ein Diener, eine Frau,
War's im Zorne, war's im Rausch —
Richard dem ward angesagt,
Daß die Bauern sich verbinden,
Seine Rechte ihm zu nehmen,
Ihm und allen andern Herren,
Wer nur Bauern hat und Eigne.
Zu seinem Oheim sandt er bald
Der zu Evreux saß, Herr Rollo,
Seine Sach ihm er erzählte;
„Herr, sprach Rollo, seyd nur ruhig,
Ueberlaßt die Bauern mir,
Keinen Fuß braucht drum zu rühren,
Euer Kriegsvolk gebt mit mir,
Eure Ritter allzusammen." —
Herzog Richart sprach: „mit Freuden."
Rollo schickte drauf im Lande,
Seine Boten rings umher,
So viel spähte er aller Orten,
Und durch Späher ward berichtet,
So durch Kranke als Gesunde *),
Bis die Bauern er gefangen,
Die verhandelt den Vertrag,
Und den Eid im Lande nahmen,
Rollo der war sehr ergrimmt,
Hat ein streng Gericht gehalten,
Sie mit Pein und Qual gestraft,
Vielen ließ die Zähn' ausbrechen,
Spießen ließ er viele andre,
Aug ausreißen, Hand abhauen,
Andere verbrennen lebend,
In geschmolznem Bleye sieden.
Alle hat er so gestraft,
Daß sie den Vertrag vergessen,
That kein Bauer mehr dergleichen.
Alle sind sie heimgegangen,
Ihren Vorsatz ließen bleiben.

Die triftigen Argumente, womit man damals die Bauern widerlegte, als es ihnen einfiel, Bürger- oder vielmehr Menschenrechte zu verlangen, bedürfen keiner weitern Empfehlung. Merkenswerth ist der Ausdruck faire comune, wie Wace das Vorhaben der Bauern nennt, und der mehr zu bedeuten scheint, als bloß „gemeinsame Sache machen — etwa Gemeinde, — und an die mehr oder weniger glücklichen Versuche mancher Städte und Landschaften in diesem und dem folgenden Jahrhundert erinnert. Als Reminiszenz aus dem Norden verdient der Kriegsruf eines Normannischen Ritters angeführt zu werden.

Rollo sprach, so soll's geschehen,
Aus der Schaar darin er hielt,
Spornt er sein Roß und ruft: Tor hilf!
Wilhelm rief: Gott hilf!
Das ist der Ruf der Normandie.
Rainald rief mit großer Macht:
Saint Sever! Herr Saint Sever!
Haimon Asdents der rief laut:
Saint Amant! Herr Saint Amant!

Auch der spiritus familiaris, eines wegen Zauberey berüchtigten Erzbischofs von Rouen wird Toret genannt. — Die Franzosen schimpfen die Normannen Bigoz und Draschiers — das erste erklärt Hr. Pl. durch das englische by god, so wie die Engländer jezt in Italien goddomi heißen, das zweyte soll buveur de biére bedeuten. (?)

Zum Schluß geben wir den Bericht des Dichters von der Art, wie die Engländer und Normannen die Nacht vor der Schlacht von Hastings zubrachten. — Diesen Bericht hat er von seinem Vater, der, wie es scheint, selbst dabey war:

Eh' die Schlacht beginnen sollte,
Die Nacht vorher, wie ich erfahren,
Waren die Engländer sehr vergnügt,
Lachten viel und waren lustig
Bey Speis und Trank die ganze Nacht,
Nicht zur Ruh sich wollten legen.
Hin und her hört man sie ziehn,
Stampfen, tanzen und auch singen.
„Wassail" sie riefen und „Weissel."
„Latitoma" und „Drinche Heil."
„Drinche Hindre ward" und „Drintome."
„Drinche Half" und „Drinche Tome."
So die Engländer es trieben.
Die Franzosen und Normannen
Beteten die ganze Nacht,
Tief betrübt und voller Demuth,
Beichteten auch ihre Sünden,
Und den Priestern sie bekannten,
Und wer keinen Priester fand,
Seinem Nachbarn beichtet da u. s. w.

Die verstümmelten sächsischen Worte zu enträthseln, überlassen wir dem Scharfsinn des Lesers — es fällt einem dabey die auch von Scot in Ivanhoe angebrachte Formel beym Zutrinken: „Was Heil" und „Drink Heil" ein, wovon das englische wassail, wassailing, schlemmen.

Hier schließt das Buch von Meister Wace,
Wer's weiter will, soll's selber machen.

So schließt Wace sein Buch, und wir unsere Anzeige mit dem Wunsch, daß der Herausgeber, und wer sonst ähnliche lobenswerthe Absicht hat, mehr Unterstützung finde, und nicht genöthigt werde zu solchen Zerstückelungen seine Zuflucht zu nehmen.

*) Ke par malades, que par sains — was dieser Vers bedeutet, wissen wir nicht zu sagen, auch Hr. Pluquet gibt keine Erklärung, wie er überhaupt sehr karg damit ist.

Digitized by Google

Nr. 10.

Literatur-Blatt.

Freitag, den 3. Februar 1826.

Dramatische Dichtkunst.

Vergeltung. Trauerspiel in vier Aufzügen von Heinrich Smidt. Kiel 1825. Universitätsbuchhandlung. (J. C. F. Maack.)

Unter allen Schicksalstragödien, die uns bis jezt zu Gesicht gekommen, haben wir noch keine mit so großer Befriedigung aus der Hand gelegt, als gegenwärtige, nachdem wir uns durch die vier Akte oder Schicksalsgalgenfristen hindurchgearbeitet. Oder wäre etwa die sichere Hoffnung, die es gewährt, daß das Gefilde der Schicksalsdramen-Literatur bald völlig ausgesogen und unfruchtbar seyn werde, nicht belohnend genug und erfreulich? — Aber damit unsere Leser nicht fürchten mögen, unsere Hoffnung sey, wie so manche andere, eine täuschende, bemerken wir Folgendes über obstehende, vierrädrige „Vergeltung."

Wenn Hr. Müllner, bey Gelegenheit des Wernerschen vier und zwanzigsten Februars, den durch seine tragischen Dichtungen bestätigten Grundsatz aussprach, man müsse den Höllenabgrund, an welchem die Menschheit hintaumele, zu Zeiten aufthun, um die schwachen Nerven daran zu gewöhnen und die Seelen gegen das Furchtbare und Grausige seines Anblicks zu stählen, so hat diese Intention wenigstens ein etwas titanenhaftes Ansehen. Allein in gegenwärtiger „Vergeltung," die freylich nur das Consequens der Schuld ist, lecken aus dem Abgrund keine Flammen mehr empor, grinsen uns keine Drachen mehr an, die uns zu verschlingen drohen. Aus den Flammen ist, wie bey zusammengestürzten Kratern, ein Sumpf geworden, und aus den Drachenleichen hat sich ein Geschlecht durch einander wühlender Kröten und Gewürm entwickelt. So erweckt es keinen Schrecken, erregt keinen Abscheu, nicht einmal Lachen, nur Eckel. Mord und Ehebruch liegen als die giftgeschwollensten Unthiere auf dem Grund der Krötengrube, über ihnen fahren mit Eidechsengewandtheit feige Rachsucht und wahnwitzige Wuth gegen einander, und zwischendurch taucht träger Edelmuth neben fader, idealthuender Liebe auf der einen, und stierwuthiger Bestialität auf der andern Seite, abwechselnd auf und unter. Die Figuren, denn Personen dürfen wir sie nicht nennen, in welchen die genannten, nobelen Eigenschaften dargestellt werden, liegen hergebrachter Maßen schon im ersten Akt von Ahnungen und bösen Träumen, im zweyten von Schuldbewußtseyn und Gewissensbissen erschlagen da, und man begreift darum gar nicht, wozu noch zwey Akte nebst Gift und Dolch gegen die gänzlich ermatteten Septemberfliegen aufgeboten werden. Eben, vermuthen wir, weil sonst die wenigen Dolchstöße wegen zu großer Kraftanstrengung nicht erfolgt, das Gift ungetrunken geblieben wäre. Und wo bekämen wir überhaupt ohne sie das Trauerspiel her? Denn die Flüche, Verwünschungen, Schwüre, auch Gebete wollen an und für sich wenig sagen. Das großartige Süjet zu den genannten, tragischen Kräften ist kürzlich folgendes:

Gotthard, Graf von Winzenburg überzieht den Waffenbruder seines verstorbenen Vaters, den Otto von Lövenburg, ohne gerechte Ursache mit Krieg, schleift dessen Burg und läßt ihn hinrichten. Das lauernde Schicksal rettet den Sohn des Gemordeten im Augenblick des Sieges und Triumphs Gotthard's, läßt den Geretteten Rache schwören, zu dem Behuf sich beym Grafen von Winzenburg unerkannt einschleichen und zum Kastellan emporschwingen. Als solcher wartet der Sohn des Lövenburgers viele Jahre auf Gelegenheit zur Rache, thut aber dafür wenig. Das Schicksal übernimmt die Arbeit und macht ihm die Freude, seinen Feind von Angst und Gewissensbissen vielfach gefoltert zu sehen. Die schöne Gemahlin nämlich des Winzenburgers verliebt sich in einen Edelknappen ihres gräflichen Gemahls und verlockt denselben, in verbotenem Umgange mit ihr zu leben. Wie sie früher dem Grafen eine Tochter geboren, so geneset sie jezt eines Knäbleins vom Edelknappen. Der in Fehden und auf Jagden beschäftigte Gemahl hält den Knaben getrost für den seinigen, bis er einst, bey unverhoffter Heimkehr, sein Weib in ihres Buhlen Armen findet. Er durchbohrt (nach bekannter Reminiscenz) Beyde auf der Stelle mit einem Stoß, faßt Verdacht ge-

Digitized by Google

gen die ächte Söhnlichkeit des Knaben, worin ihn sein racheglühender Freund und Kastellan bestärkt, bis er demselben befiehlt, den Knaben zu tödten. Der Kastellan wird an der Ausführung der That von einem Knappen des Grafen gehindert und das Kind verschwindet. Man hält es bekanntlich für todt, aber eben so bekannt ist, daß es auf irgend eine Weise gefunden und erhalten werden muß. Darum muß sich ein italienischer Meistersänger (ein umgekehrter Harfner aus Meisters Lehrjahren) grade auf seiner Wanderung im Harzgebirge befinden. Er rettet das Kind, nimmt's einstweilen mit nach Italien, erzieht es zum Maler, und endlich fällt es ihm ein, die unbekannten Eltern des wohlgerathenen, zarten Jünglings aufzusuchen. So marschirt er denn direkt auf die Winzenburg los und findet dort gastliche Aufnahme. — Alles Bisherige wird theils in Monologen geahnet, theils in Zwiegesprächen angedeutet, sogar in Romanzen gesungen, endlich aber, da es natürlich nur dazu dienen kann, den Jammer noch jämmerlicher zu machen, des Breiteren erzählt und wieder berichtet. Im Stück selbst geht nur dieses vor:

1) Verliebung zwischen Schwester und Bruder, versteht sich ganz moralisch, ehe sie sich als Geschwister erkannt haben. Freylich wird die Sache pikant dadurch, daß der Graf die Tochter und diese sich selbst zur Himmelsbraut bestimmt hat, um des Vaters Sünden zu sühnen, und die holde Unschuld die interimistische Liebschaft mit dem Erdenjüngling nicht ungern mitnimmt, um über den Aufgegebenen in den Armen ihres himmlischen Bräutigams seufzen zu können.

2) Schnaubt der Kastellan Wuth und Verderben so ziemlich gegen alle übrigen Figuren, denn er liebt mit siedendem Geblüt die Tochter seines Feindes und wird eifersüchtig auf sie und ihren Liebsten, den er aber nicht etwa selbst mordet, sondern dieß geschieht

3) durch den Grafen selbst, dem der Kastellan die Liebschaft entdeckt hat mit dem Bedeuten, daß, wenn auf diese Weise dem Himmel seine Braut entzogen werde, er nimmermehr seiner Sünden Vergebung hoffen dürfe. Was ist natürlicher, als daß er eine neue begeht? Gleich drauf erfährt er, daß der Gemordete der früher dem Tode bestimmte, unächte Sohn gewesen. Es tritt nun

4) die gehörige Wuth ein, in welcher er den Kastellan — warum, bleibt unbekannt — erdolcht, sich selbst aber vergiftet, just zu rechter Zeit, denn so wie er endet, thut die Uhr ihre Pflicht mit zwölf dumpfen Schlägen.

Es ergibt sich schon aus dem Angeführten die Bemerkung, wie viele Situationen und Effekte andern Tragöden entlehnt sind.

So erbärmlich auch die Fabel, die Figuren, die Handlung des Stückes sind, so muß man doch gestehen, daß der Verfasser Alles geleistet hat, in Diktion und Versification seine allgemeine Erfindungs- und Compositionsgabe noch zu übertreffen, so daß es ihm darin wohl nicht alle Tertianer und Secundaner gleich thun dürften. Wer dieß bezweifeln sollte, wird uns sogleich beystimmen, wenn er S. 11 zum Lobe Italiens lieset:

Und wo Gottes Ruhm und Preis
Jeder Staub zum Himmel wirbelt! —

oder S. 102 erfährt, daß der Donner Blüthen zermalmet, und die Geliebte sich ihre Liebe vorstellt als „ein Grab,

Das uns beyde wird verschlingen."

Endlich wird, um auch der Grammatik genug zu thun, von einem, der sich in Alles leicht zu schicken gewußt, S. 87 behauptet: „(Er) fügt' sich bald in allen Dingen."

Was hätte Klopstock in seiner Gelehrtenrepublik mit solchen Tragöden angefangen? Er hätte es schwerlich gleich gewußt, denn auf Schulknaben glaubte Er noch nicht rechnen zu dürfen.

Länder- und Völkerkunde.

George Timkowski's Reise nach China durch die Mongoley i. d. J. 1820 und 1821. Aus dem Russischen übersezt vom M. Schmidt. Erster Theil. Reise nach Pekin. Mit einem Kupfer, einer Charte und einem Grundrisse. Leipzig bey Gerhard Fleischer 1825. 360 S. gr. 8.

Wenn unsere Leser auch Leser der Allgemeinen Zeitung sind; so werden sie sich vielleicht entsinnen, in Nr. 136. die Nachricht aus St. Petersburg vom 3ten Aug. 1825. gelesen zu haben: „Die christlichen Religionssekten werden in China geduldet, doch sehnt man sich nach keinen neuen Missionären daselbst. Unsere zu Pekin befindliche geistliche Mission, an deren Spitze der Archimandrit Peter Kamensky steht, genießt überall öffentlich und im Privatleben die größte Achtung." Dabey könnte wohl mancher Zeitungsleser gedacht haben, daß Rußland neuerlich für gut befunden hätte, eine Bekehrungs-Mission nach Pekin zu schicken; aber das vorliegende Reisewerk lehrt zufällig, daß es damit eine ganz andere Bewandtniß hat. Die fragliche russische Mission ist so wenig neu, daß sie vielmehr schon seit — wenigstens — einem Jahrhundert besteht, und durch einen Staatsvertrag vom Juni 1728 gesichert ist. Sie

Digitized by Google

hat auch nicht den Zweck, die Chinesen zu (griechischen) Christen zu machen. Aber es befindet sich, ungefähr seit den Achtziger Jahren des 17ten Jahrhunderts, in Pekin eine Art russischer Colonie, entfernter Weise ähnlich der französischen in Berlin, und um derentwillen, scheint es, ist daselbst ein russisches Kloster sammt Kirche gestiftet. Die geistlichen Stellen dieses Instituts werden von St. Petersburg aus, versteht sich mit Russen, besezt. Zugleich werden darin 6 Lehrlinge oder Studenten „auf zaarische Kosten," wie es in dem angezogenen Vertrage von 1728 heißt, unterhalten, um die chinesische und mandschurische Sprache zu erlernen. Begreiflich bleiben diese nicht Zeitlebens in Pekin; aber auch die Stellen des Archimandriten und der übrigen (wenigen) Kirchendiener werden nicht ad dies vitae vergeben, sondern nach Ablauf eines Zeitraums von ungefähr 10 Jahren wird die ganze geistliche Mission gleichsam abgelöst wie ein Wachtposten; nur daß die Ablösung nicht ganz so bequem ist, wie eine in St. Petersburg, indem sowohl das ablösende als das abgelöste Personal jedesmal einen Marsch von circa 8000 Werften oder 1143 deutschen Meilen zu machen haben: von Petersburg nämlich (insofern die ernannten Individuen nicht etwa wo anders wohnten) nach Kiachta, 928, und von da über Urga und Chalgan (dessen eines Thor schon in der chinesischen Mauer liegt) nach Pekin, 214 Meilen. Diese lange Etappen-Straße führt durch die Mongoley, kann nicht füglich anders, als karavanenmäßig (mit Kameelen, Vorräthen, Zelthäusern (Jurten) u. s. w. passirt werden; und da jedesmal die chinesische Regierung der neuen Mission eine Beamten-Karavane bis an die Kiachtaische (russische) Grenze als Geleite entgegenschickt, so gleicht der Zug durch die Mongoley so ziemlich einem kleinen reisenden Heereslager, zumal da die russische Mission noch ihren eigenen Aufseher oder Generalquartiermeister und eine Kosaken-Bedeckung bey sich zu haben pflegt.

Bey der Ablösung nun, die in den Jahren 1820 und 1821 erfolgte, nachdem die vorige geistliche Wache von 1808 an (ein Paar Jahre auf und ab machen bey einer solchen Ablösung keinen großen Dienstfehler) auf ihrem Posten gestanden hatte, war der Verfasser des vorliegenden Werkes, der Collegien-Assessor, auch Annen- und Wladimir-Ordensritter Timkowski, der General-Quartiermeister oder Aufseher (Pristaw), und das Werk selbst ist nichts anderes, als sein Reise- und respective Aufenthalts-Tagebuch. Für Geographen und Ethnographen enthält es sehr viel Interessantes, besonders (so viel nämlich den vorliegenden ersten Theil betrifft) über die Sitten der, jezt unter chinesischer Regierung stehenden, Mongolen und der unter ihnen herrschenden schigemunischen oder lamaischen Religion; aber von Gefahren, Abenteuern, und was sonst die Liebhaber der Reisebeschreibungen lieben, leider so viel als nichts. Das Weltwunderwerk der chinesischen Mauer allenfalls könnte die Dilettanten anziehen.

Er ist nicht der Meinung Maltebruns (im Précis de la Geogr. univ. III. 548), daß diese Mauer, die 213 Jahr vor Christus gebaut seyn soll, schon vor Alters gänzlich verfallen und mehrere Male erneuert worden, und daß folglich die jetzige nicht als ein Werk des grauen Alterthums anzusehen sey; aber er führt zur Unterstützung seiner gegentheiligen Meinung nichts an, als eine Stelle des Ammianus Marcellinus, wo die Rede von den hohen Wällen (celsorum aggerum summitates) ist, welche im entfernten Osten das Land der Serer umgeben.

Da der Verf. erst im Jahr 1821 mit der abgelösten Mission wiederum zurückgereist ist, folglich in Pekin einen nicht unbeträchtlichen séjour gemacht, auch laut der Vorrede der Beschreibung dieses Aufenthalts den ganzen 2ten Theil gewidmet hat; so hoffen wir, nach der Erscheinung desselben in deutscher Sprache, unsere Reise-Lese-Liebhaber angenehmer unterhalten zu können, als in der halbcivilisirten Mongoley und in den kleineren Provinzialorten und Krähwinkeln von China. Doch empfehlen wir auch den ersten Theil schon den deutschen Theaterdichtern: denn S. 335 steht eine (freylich auch schon aus Bel's Reisen bekannte) Anekdote von der Erbauung des Tempels und der Brücke bey Dsimini, woraus sich eine höchst romantische Oper machen ließe.

Müllner.

Dichtkunst.

Poetische Versuche von Conrad Näf. Zweyte, durchgesehene und vermehrte Ausgabe. Zürich bey Orell, Füßli und Comp. 1825. 140 S. kl. 8.

Vor neun Jahren (1814) erschien die erste Ausgabe von diesem Liederkranz. Der Verfasser dankt seine klassische Bildung dem verdienstvollen Rector Evers, damals Vorstand der Kantonsschule in Aarau, und der 1823 als Rector der Ritterakademie in Lüneburg verstorben ist; ihm war die erste Ausgabe dieser Versuche gewidmet, die Vorrede der zweyten bringt ihm das Todtenopfer eines dankbaren Schülers. Die verjüngte Sammlung von einem halben Hundert gewählter Stücke ungefähr verdient wohl in vollem Maße die günstige Aufnahme, welche der ersten bereits schon geworden ist. Es sind Früchte eines wahrhaft dichterischen Gemüthes, denen die Kunst

Digitized by Google

eines gebildeten Geistes Schönheit und Anmuth verliehen hat. Unter seinen Landsleuten möchte der Dichter Joh. Gaudenz Salis derjenige seyn, dem er in verdienstlicher Auszeichnung nahe steht.

Wir heben als Probe eines der älteren Stücke aus.

Der Aufruf zum Eistanz.

Auf denn, ihr Brüder, zum schwebenden Tanze,
Fügt an die Sohlen den blinkenden Stahl!
Lasset die Lieder bey'm Sternenglanze,
Laßt sie ertönen durch's eisige Thal!

Nur in dem Schwunge gedeihet das Leben,
Ruhe erblühet aus kräftigem Schweiß;
Mädchen auch fühlen ein würdiges Streben,
Aber sie üben den häuslichen Fleiß.

Uns ja gebühret das rastlose Drängen
Höher hinan zum heroischen Ziel,
Uns ja die Lust in den Siegesgesängen
Und zur Beseelung das bildende Spiel.

Ziehn wir gemessenen Schwunges die Kreise
Unter uns, ob uns die Sternenkron';
Prüfend, dann rasch in gesetzlosem Gleise,
Wie wenn sich's kämpft um unsterblichen Lohn.

Wenn auch die starrenden Fluthen erdröhnen,
Muthig entspringt der geflügelte Fuß.
Kämpfend besiegt man; die Kräfte versöhnen
Sich nur im warmen lebendigen Guß.

So strömt das Leben aus todtem Gebäute,
Hebt sich zum Himmelsgewölbe der Blick;
So kehrt der Frohsinn zum ernsten Gemüthe,
Jünglingen männliche Tugend zurück!

Drum ihr Gefährten, zum kühneren Tanze
Waffnet die Sohlen mit blinkendem Stahl;
Lasset die Lieder bey'm Sternenglanze,
Laßt sie ertönen durch's eisige Thal!

Aus Italien.

(Fortsetzung.)

Wenn ferner Lady Morgan unter andern über Como gar wunderliche Dinge geschwazt, wenn sie die gedachte Stadt mit einer zwiefachen Mauer umgeben gesehen, im Dom gewisse, zu keinen Zeiten vorhanden gewesene, Freskogemälde bewundert, eine Büste des ältern Plinius, welche als Pendant einer ähnlichen des jüngern aufgestellt ist, für ein Heiligenbild, die Blätter einer Zierath an der Façade des Domes für eben so viele scheußliche Greiffen genommen und zweymal mit Entzücken der herrlichen Eilande des Comer-Sees Erwähnung gethan hat, so hat hinwieder der Prof. Luigi Catenazzi die Schiefheit und Unwahrheit solcher Erzählungen, so weit als sie seine Vaterstadt betreffen, in einer 1822 zu Como erschienenen Briefsammlung (Lettere sopra le falsità di fatto al capitolo Como nell' Italia di Lady Morgan) zur Genüge in's Licht gesetzt. Aehnliche Verstoße und Unrichtigkeiten in Menge, sey es nun aus Unwissenheit und Einfalt, oder auch aus Leichtsinn und Trägheit, wenn nicht vollends aus eigentlich übelwollenden Absichten gegen Land und Leute haben sich, — wie jene Klageschrift weiter zu vernehmen gibt — auch andere Schriftsteller, z. B. Jouy in seinem Hermite en Italie, vor allen aber einige ausländische, zumal englische Zeitschriften zu Schulden kommen lassen. Unter diesen leztern sind das Monthly Review und das Edimburgh Review obenan zu stellen. Wenn in der erstern Zeitschrift, um von vielem nur einiges zu erwähnen, wo von der Lombardie die Rede ist, behauptet wird, es seyen daselbst alle öffentlichen Aemter alten (nicht — Italienischen) Unterthanen als Belohnungen zugetheilt, während die Italiener sich keiner Rechtsvorzität in den alten Provinzen der Monarchie zu erfreuen haben, und es gebe kaum eine Stelle, die nicht mit einem Oesterreicher besezt sey, so beweist der Almanacco Imperiale gerade das Gegentheil. Aus dem in demselben enthaltenen Verzeichnisse aller Beamten ergibt sich, daß die Zahl der angestellten Oesterreicher, die keine Italiener sind, kaum fünf auf Tausend beträgt. In derselben Zeitschrift wird die Censur mit dem Tribunale der Inquisition verglichen und gesagt, kein Autor dürfe sich in seinen Schriften der Ausdrücke: Constitution, Vaterland, Freyheit, Unabhängigkeit, Liberalismus u. s. w. bedienen, ohne sich den Ingrimm der Inquisitoren auf den Hals zu laden. Den besten Beweis für die Unstattbaftigkeit dieser Behauptung liefert die Biblioteca Italiana selbst, in welcher die erwähnten und ähnliche Ausdrücke unzählige Male vorkommen, ohne daß jemals ein Inquisitor über diese Zeitschrift in Schrecken oder Zorn gerathen wäre. Das Edimburgh Review erzählt in einem seiner neuesten Hefte als bestimmte Thatsache, zum Theil auch auf Mailand bezüglich, in Oesterreich seyen alle ausländischen Journale verboten; die verschiedenen, die Monarchie ausmachenden Staaten haben nicht mehr als ein einziges Blatt, welches aus zweyter Hand die Oraketsprüche des in der Hauptstadt erscheinenden Oesterreichischen Beobachters kund thue, und es erscheine bisweilen die Zeitung einer Provinz in einer andern, wie denn z. B. im Jahr 1821 die Mailänder-Zeitung zu Wien sey ausgegeben worden. Lezteres ist, wie Jedermann weiß, eine offenbare Unwahrheit. Das Uebrige widerlegt sich durch die gedruckte Specifica delle Gazzette nazionali, estere politiche o letterarie etc., ein für 1825 geltendes Verzeichniß von nicht weniger als vier und neunzig Journalen, welche die Central-Postverwaltung der Lombardie frey durch die ganze Oesterreichische Monarchie und an die Gränze des Auslands liefern kann. Die Società d'incoraggimento zu Mailand erhält ganz ungehindert über vierzig politische und literarische Zeitschriften, worunter auch die Edimburgh Review befindlich ist. Wenn unter Journalen auch politische Nachrichten zu verstehen sind, so ist, neben den Zeitungen von Venedig und Mailand, jede Provinzial-Stadt berechtigt, ihr eigenes Zeitungsblatt zu haben, wie denn solches mit Brescia, Lodi, Verona u. a. m. der Fall ist. Von literarisch-wissenschaftlichen Zeitschriften aber erscheint eine zu Padua, eine andere zu Treviso, eine dritte zu Pavia und acht zu Mailand, d. h. im Lombardisch-Venezianischen Königreiche allein, mehr als im ganzen übrigen Italien zusammengenommen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Nr. 11.

Literatur-Blatt.

Dienstag, den 7. Februar 1826.

Geschichte.

Arnold von Brescia und seine Zeit, nebst einem Anhang über die Stiftung des Paraclet bey Nogent an der Seine. Von Dr. Heinrich Francke. Zürich, in der Geßner'schen Buchhandlung. 1825.

Die Vermehrung solcher Biographien, die ihren Helden nicht einsam und für seine Person darstellen, zeugt von dem Durchdringen der richtigen Ansicht, daß kein einzelner Mann ohne Berücksichtigung seiner und der dieser vorausgehenden Zeit erkannt und gewürdigt werden könne. Das Wirken der Zeit und der Verhältnisse auf ihn hebt das seinige auf sie erst recht klar hervor. Vorstehende Lebensbeschreibung zählen wir unbedenklich zu den gelungensten der bezeichneten Gattung. Auch trieb freylich schon die Spärlichkeit der Nachrichten über Arnold seinen Biographen darauf hin, selbst das scheinbar entlegenste nicht zu verschmähen, wenn auch nur ein Funken Lichts daraus zu gewinnen war. Durch dieses Verfahren ist es denn auch Herrn Dr. Francke geglückt (um uns seines eignen Gleichnisses zu bedienen), den historischen Torso Arnolds so zu ergänzen, daß wir ein vollständiges Bild von demselben empfangen zu haben glauben. — Bey jedem historischen Charakter, vor allem bey einem so bedeutenden Vorläufer der späteren Reformatoren, wie Arnold, kommt es vor Allem darauf an, zu erfahren: welches waren die Motive seines Handelns, welches seine Ansichten vom Leben überhaupt, besonders von Staat und Kirche, für oder wider die er wirkte, und wie gewann er sie? Alle diese Fragen hat Herr Francke zu beantworten gesucht. Da es höchst wahrscheinlich ist, daß Arnold seine erste Bildung in seiner Vaterstadt erhalten hat, so wird der Zustand der dortigen Schulen, so wie die Gegenstände des damaligen Unterrichts überhaupt, geschildert. Da Arnolds Schriften, als die eines Ketzers verbrannt worden, er aber mit Peter Abälard und mit den dissentirenden Waldensern und Albigensern in Freundschaft und innigem Verhältniß gestanden hat, so werden Abälards Lehren und die Glaubenspunkte der Waldenser vorgetragen. Ein Hauptgegenstand der Untersuchung über Arnold von Brescia war ohne Zweifel die Entscheidung der Frage: wie kam der Mann dazu, in der ersten Hälfte des zwölften Jahrhunderts, da Hierarchie und Monarchie auf dem Gipfel standen, — da gegen jene diese, gegen diese das republicanische Streben der Lombardischen Städte nichts ausrichten konnte, dennoch, ein Einzelner, gegen jene beyden Gewalten zugleich anzukämpfen? Von dem großen Inhalt dieser Frage überwältigt, haben unsere neuesten Historiker, die auf Arnold zu sprechen kamen, Schlosser in seiner Geschichte des Mittelalters, Friedrich von Raumer in seinen Hohenstaufen, mit gelehrtweiser Miene ein Verdammungsurtheil auszusprechen gewagt, so daß man Arnolden entweder als wahnsinnigen Thoren bemitleiden, oder als eitlen und ruhmsüchtigen Empörer gegen Gesetz und Ordnung verachten muß. Anders als die beyden genannten Historiker, haben wohl zwey andere, Sismondi in seiner Geschichte der Italienischen Freystaaten, und Kortüm in seinem Friedrich dem Rothbart, von Arnold gedacht. Aber den vollständigen Beweis, daß der damalige Zustand von Kirche und Staat, wie die ganze Denk- und Handlungsweise jener Zeit, einen Mann wie Arnold hervorrufen mußten, — diesen Beweis, der eben so vor Ueberschätzung als vor Herabwürdigung des Mannes bewahrt, hat zuerst Herr Dr. Francke geführt. — Es ist ja bekannt, daß Luther keineswegs das Ziel kannte, worauf er am Ende hingetrieben wurde, als er mit dem Anschlagen seiner 95 Theses die Bahn der Reformation betrat. Dennoch wird er gepriesen und mit Recht. Aber es fragt sich, ob bey unglücklichem Ausgang seiner Bestrebungen ihm dasselbe Recht widerfahren wäre. Schon Zwingli und Calvin, die in edeler Gesinnung und selbstständiger Kraft Luthern gleich zu setzen sind, an Bewußtseyn dessen, was sie durchsetzen wollten, wohl noch über ihm standen, haben weniger Anerkennung gefunden, weil ihr Wirken geräuschloser, weniger glänzend war. — Gegen solche alltägliche Ungerechtigkeit, welche den Werth eines Mannes nach dem Erfolg seiner Thaten ermißt, die Hohenstaufen etwa verdammt, weil sie in ihrem Kampfe

Digitized by Google

gegen die Hierarchie untergegangen, muß der ächte Historiker anstreben. Herr Francke hat dieß bey seinem Arnold unternommen. Um es aber zu können, mußte er uns ein vollkommenes Bild der damaligen Zeit geben. Der Kampf der Nominalisten und Realisten wird daher kürzlich geschildert; die freyere Ansicht in der Theologie und Religion eines Peter Abälard und Arnold, die so ausgebreitet war, daß sogar ein Papst (Coelestin II.) zu den Schülern Abälard's gehörte, wird entwickelt. Neben diesen durch Bildung Aufgeklärten standen die ihnen in Gesinnung verwandten Waldenser, Albigenser, Katharer. Wie eine Darstellung der Lehren Abälard's, so empfangen wir eben deßhalb auch eine kurze Geschichte dieser Sekten. Beyden gegenüber tritt mit gleichem Eifer für, den Papst wie die Waldenser gegen ihn; Bernhard von Clairveaux und seine Parthey, mit gleicher Bildung und Einsicht in Kirchen- und Staatssachen, wie Abälard und Arnold, der Abt Wibald von Stablo und Malmedy auf. Und auf dieser Seite steht nun auch die ganze gläubige und durch Interesse an das Papstthum gefesselte Christenheit. So war also Parthey gegen Parthey gestellt, wie denn auch grade zur Zeit der höchsten Wirksamkeit Arnolds ein Kirchenschisma eintrat, nicht anders als später wieder zur Zeit des Auftretens von Johann Huß. Daß Arnold aber sich nicht allein auf kirchliche Reformation, wie später Luther, beschränkte, sondern auch auf eine politische bedacht war, das gründete sich auf die politische Lage Italiens, wo grade die Lombardischen Städte im lebendigsten, republicanischen Aufstreben begriffen waren. Vortrefflich hat Herr Francke motivirt, warum Arnold keine der Lombardischen Städte zum Mittelpunkt seiner Wirksamkeit gewählt hat, sondern Rom. Statt alles müßigen Raisonnements darüber gibt er uns eine kurze Geschichte Rom's seit dem Untergang des abendländischen Kaiserthums, — ein Gegenstand, der in der Geschichte des Mittelalters fast nie berücksichtigt worden und doch einer eigenen historischen Untersuchung durchaus würdig ist.

Herr Francke hat sich vor der Hand und in dieser Verbindung begnügen müssen, die Hauptmomente hervorzuheben, aus welchen einleuchtet, daß die Römer es bis auf Arnold von Brescia nie aufgegeben hatten, sich dem Papst und dem Kaiser gegenüber selbständig zu erhalten, ja die alte Republik wieder herzustellen. — Wenn uns ferner noch Arnold's Aufenthalt in Zürich und die Wirkung seiner Predigten dort geschildert wird, so ist dieß mit gutem Vorbedacht geschehen, da hieran die späteren, kirchlichen und staatlichen Veränderungen in der Schweiz sich nicht minder anreihen, als damit der Ulmer Reichstagsbeschluß der schwäbischen, schweizerischen und bairischen Ritterschaft von 1153 zusammenhing, nach welchem der päpstliche Bann fortan keine unmittelbare, politische Wirkung haben sollte. Aus solchen Andeutungen erhellt aber auch, wie Arnold ein Vorläufer und Vorkämpfer eines Huß, Zwingli, Calvin, Luther zu nennen ist, und daß seine, wie jedes tüchtigen Mannes, wenn auch von ihm selbst verfehlten, Bestrebungen dennoch nie erfolg- und spurlos vorübergehen. —

Mit der eben versuchten Exposition der Francke'schen Biographie Arnolds hoffen wir das Verdienstlichste einer jeden wissenschaftlichen Arbeit, die planvolle Anordnung derselben, bezeichnet zu haben. Dieß schien uns nothwendig, denn, erst wenn sie erkannt ist, gewinnt jedes einzelne Lob Werth, verliert jeder einzelne Tadel den Stachel. — Auf dergleichen Einzelnheiten einzugehen, ist hier der Ort nicht. Doch würde sich manches Einzelne noch zu loben, manches aber auch zu tadeln finden. Wir machen beyspielsweise nur auf Folgendes aufmerksam. Wenn man bisher entweder unverständig Friedrichs I. Verfahren gegen Arnold gerechtfertigt hat, indem man es aus dem kaiserlichen Recht und aus seiner Herrscherseele erklärte, — oder aus politischer und ethischer Rücksicht getadelt, wie Kortüm noch gethan hat, nach dem Vorgange Johann von Müllers (Schweizergesch. I. S. 409 nota 277 b), so weiset Herr Francke den politischen Tadel wenigstens einfach durch die Schilderung des äußerst gebildeten und staatsweisen, obwohl päpstisch *gesinnten* Abts Wibald zurück, welcher ein vertrauter Rathgeber Friedrich des Ersten war. — Dagegen scheint uns zu gewagt, wenn der Verf. Arnolden deutschen Ursprung verleiht und dieß allein auf seinen deutschen Namen gründet. Zudem wird diese Annahme durch die bald folgende Note widerlegt, wo von den verschiedenen Arnolden die Rede ist, deren einer in Rom, der andere ein Franzos, keiner aber ein Deutscher war. Lobwürdig erscheinen uns hinwiederum die scharfsinnigen Zusammenstellungen (S. 31 Note), um das Jahr der Geburt und verschiedener Begebenheiten Arnolds herauszubringen. — Sonderbar aber und überflüssig müssen wir eine Note finden, darin sich der Verfasser gegen Verkennung des günstigen Einflusses verwahrt, den der katholische Cultus auf Künste und allgemeine Bildung im Mittelalter geübt habe, da ja die Strafpredigt gegen die zu große, sinnbethörende Pracht des Cultus, auf welche sich jene Verwahrung bezieht, aus dem Munde des mystisch-katholischen, papistischen Bernhard von Clairveaux gekommen ist. — Dankenswerth sind dagegen wieder, besonders rücksichtlich der Schweizergeschichte, manche klarer zusammengestellte Data über die ursprüngliche Freyheit der Waldcantone. (S. 134.) So könnten wir noch fortfahren, Einzelnes lobend oder tadelnd anzuführen. Es würde dadurch die Lobenswürdigkeit des ganzen Buchs eher gewinnen, als verlieren, zumal sie noch dadurch erhöht wird, daß der Verfasser

Digitized by Google

bemüht gewesen ist, seinen Vortrag allgemeinfaßlich, ja anziehend einzurichten, eine Tugend, deren sich keiner unserer Historiker zu schämen braucht, wenige aber zu rühmen haben. Der größte Werth des Buchs für die Nichtgelehrten muß aber eben darein gesezt werden, daß es uns ganz lebendig in jene frühe Zeit reformatorischer Männer und Bestrebungen versezt, und zeigt, wie keiner von jenen vergeblich gelebt hat, keine von diesen erfolglos geblieben ist. — Wir erinnern uns, vor einiger Zeit in den „Europäischen Blättern," welche in Zürich herauskamen, einen kürzeren Aufsatz Herrn Francke's über Arnold von Brescia und eben daselbst gelesen zu haben, daß derselbe gesonnen sey, eine Geschichte der vornehmsten Reformatoren des Mittelalters zu schreiben. Wir können nach Lesung seines gegenwärtigen Arnold nur wünschen, daß er diesen schönen Plan nicht aufgeben möge.

Englische Literatur.

George Peele.

Unter die Zeitgenossen Shakspeare's, deren einige neulich von Tieck so glänzend wieder in das Leben gerufen worden sind, gehört auch George Peele. Obgleich er dem großen Dichter nicht so nahe steht, wie der überreich begabte Marlow, und obgleich sein Leben weder das poetische noch das psychologische Interesse hat, das Robert Green als Dichter, Sünder und Büßer in seinen Schriften entfaltet; so spiegelt sich doch in den Nachrichten von seinem Leben wie in seinen Schriften der seltsam mächtige Geist ab, welcher Shakspeare's Zeit charakterisirt; der volle reiche Lebensstrom, der die Schranken des Gewöhnlichen, Alltäglichen niederriß; die sorglose, bald an wüste Frechheit, bald an das Großartige streifende Ungebundenheit in Wort und That.

Georg Peele wurde im Jahre 1557 oder 1558 geboren, er war also sechs oder sieben Jahre älter als Shakspeare. Sein Geburtsort ist bis jezt noch unbekannt; die, welche Devonshire für seine Heimath ausgeben, führen bloß zufällige Gründe für ihre Behauptung an. Darin ist man übereinstimmend, daß er von niederer Abkunft gewesen und seine frühesten Jahre in sehr untergeordneten Verhältnissen hingebracht habe: mit eben so viel Wahrscheinlichkeit ist anzunehmen, daß er als armer Schüler oder „Servitor" (in Oxford dasselbe bezeichnend, was bey uns Famulus) auf die Universität von Oxford kam und sich durch Talente und lebhaften Geist seiner Mitgenossen und Vorsteher Gunst erwarb. Es gelang ihm, einen Platz in dem College von Christ Church zu erhalten, wo er den gewöhnlichen akademischen Cursus zurücklegte und am 12ten Juni 1577 den Grad eines Baccalaureus der Künste und den 6ten Juli 1579 den eines Magisters erhielt. Den Titel: „Maister of artes in Oxenforde" pflegte er stets seinem Namen beyzufügen. Seine Fähigkeiten können nicht in Zweifel gezogen werden; auch seine Schulkenntnisse müssen bedeutend gewesen seyn, da er ohne diese weder die Freystelle im College noch die akademische Würde eines artium Magister erhalten hätte. Wenn er daher keinem der gelehrten Stände sich weihte, so muß der Grund davon in seinem natürlichen Leichtsinn und in dem Vertrauen gesucht werden, das er auf seine poetischen Anlagen sezte: seine Vorliebe für dramatische Compositionen scheint besonders ernstere Studien verdrängt zu haben.

Er kam nach London: seine glänzenden Erwartungen, die Hoffnungen, zu denen er sich durch sein dramatisches Talent vorzüglich berechtigt glaubte, gingen nicht in Erfüllung; er sah sich genöthigt, um das Brod zu schreiben.

Im Jahre 1585 erhielt er die Stelle eines City-Poeten, und mußte als solcher die Dialoge und Anreden machen, welche die gewöhnlichen Feyerlichkeiten bey der Einführung des neuen Lordmayors begleiteten. Sein Witz, seine gute Laune machten ihn, wie aus mehrern Stellen in seinen „Merrie conceited Jests" hervorgeht, zum willkommnen Gast an den Tafeln in der City.

Schon vor seiner Anstellung als City-Dichter hatte er geheirathet; eine Tochter war die Frucht seiner Ehe, die, nach Peele's Charakter und Lebensweise, nicht anders als unglücklich gewesen seyn kann.

Robert Green und Peele waren Genossen und Freunde; gleich arm, gleich ausschweifend, gleich unglücklich, sprang doch Green mehr von Extrem zu Extrem, wie seine von ihm herrührenden Lebens-, Sünden- und Buß-Nachrichten hinlänglich besagen, während Peele den Weg der Sünde bis an sein Ende fortsezte, ohne Green's Anfälle bußfertiger Laune zu theilen, oder etwas auf die Warnungen zu geben, die sein Freund in seinem Groatsworth of Wit (1592 gedruckt) an ihn verschwendete. Er fordert darin den, gleich ihm, auf das Aeußerste gekommenen Peele auf, sich durch sein Elend und Beyspiel warnen zu lassen. „Freue dich nicht sündhafter Schwüre, verachte die Trunkenheit, fliehe die Wollust, verabscheue die Sinnenmenschen, deren lockeres Leben die Religion deinen Ohren verhaßt macht und wenn sie dir Weihrauch streuen, so denk' an Robert Green, dem sie oft geschmeichelt haben und der nun hülflos zu Grunde geht."

Digitized by Google

Um das Jahr 1593 nahm der Earl von Northumberland sich seiner an. Peele's Gedicht „The Honour of the Garter," das in diesem Jahre erschien, ist zu Ehren des Earls, der Ritter des Hosenbandordens (Garter) ward, gefertigt. Er sagt in diesem Gedichte seinem Beschützer: „Sorgen seyen fast zwanzig Jahre hindurch seine Bettgenossen gewesen." Der Schutz des edeln Lord's scheint aber nicht dauernd gewesen zu seyn; die unregelmäßige Lebensweise, die steten Ausschweifungen, das Unmoralische seines Betragens beraubten wahrscheinlich Peele sehr bald seines Gönners, und stürzten ihn wieder in seine hülflose Lage.

Aus seinen „Jests" erfahren wir, daß er, um sein und seines Weibes Leben zu fristen, Griechische Schriftsteller für solche Leute in das Englische übersezte, welche die gelehrten Sprachen nicht verstanden; aber, wie sein Biograph sagt, er war von der poetischen Disposition, daß er, solang er Geld hatte, keine Feder berührte. Einer dieser Leute hatte alles versucht, Peele zu bewegen, eine angefangene Uebersetzung zu Ende zu bringen. George forderte von seinem Freunde einen Vorschuß: der Herr hieß ihn zu Tisch bleiben und erfuhr, daß die Arbeit nicht weiter vorgerückt war, als sie es vor zwey Monaten gewesen; er ließ daher seine Diener kommen, Peele Hände und Füße binden, und nach dem Barbier schicken, der ihm Kopf und Bart rein abschor; drauf gab er Peele einige Geldstücke: „trinke dafür, sagte er, und während du mein Buch zu Ende bringst, wird auch dein Bart wieder wachsen: ich weiß, du wirst dich schämen, mittlerweile auszugehen." Die List gelang; denn obgleich Georg Mittel suchte, fünf Pfund mehr von ihm zu erhalten, wie wir aus einem andern „Jest" erfahren, so war die Uebersetzung doch in wenigen Tagen fertig.

Als dramatischer Schriftsteller verdient Peele in der Literargeschichte neben Lillo, Marlow u. a. stets genannt zu werden; wir haben zwar nur wenige Stücke von ihm (ein historisches Stück, die Geschichte Eduards I. behandelnd, die Old Wives Tale und David's und der schönen Bethsabe Liebe sind nur auf uns gekommen; der Türkische Mahomet und Hyren, die schöne Griechin, ist ein Schauspiel, dessen in den „Jests" als Peele's Werk gedacht wird; Shakspeare spielt spottend im zweyten Theil seines Heinrich IV. darauf an; (gedruckt wurde es nie) und sie sind so regellos, ausschweifend und anstößig, wie das Leben des Dichters; aber das dramatische Leben, die Wahrheit und Kraft der Darstellung, das Colorit der Sprache bezeichnen auch wieder die Epoche, die einen Shakspeare erzeugen konnte.

George Peele starb 1598 ein Opfer seines ausschweifenden Lebens und hinterließ eine Wittwe und eine Tochter. *)

*) Meres sagt in seinen 1598 zu London erschienenen Wits Treasury p. 286: as Anacreon died by a pot, so George Peele by a p—. S. Facetiae bibliogr. im Lond. Mag. July 1824. p. 61. sqq.

Adrian.

Aus Italien.

(Fortsetzung.)

Wenn die gedachte Edinburgher-Revüe, indem sie von den Kaiserlichen Hofpoeten spricht, sagt, die beyden ersten vom Wiener-Hofe als solche constituirten seyen Metastasio und Apostolo Tezio gewesen; und sezt hinzu, gegenwärtig habe auch diese kärgliche Sprende aufgehört, die Regierung habe dem Dichter Parini seine Pension suspendirt, so daß dieser so viel als im Elende gestorben sey, und dem noch lebenden Dichter Monti die ihm von Buonaparte zugetheilten glänzenden Belohnungen wieder weggenommen. Unter dem A. Tezio ist der Apostolo Zeno zu verstehen; der 1799 in seinem siebzigsten Lebensjahre verstorbene Parini war zwar nicht reich, lebte aber auch keineswegs im Elende, und starb als wirklicher Professor der Beredtsamkeit und bezahlt als solcher. Der noch lebende Dichter Monti hat nichts weiter verloren als die Besoldung eines Historiographen von Italien, weil mit dem Königreich Italien auch sein Auftrag zu Ende ging; alle seine übrigen Pensionen hingegen, als Ritter der eisernen Krone, als Mitglied des Instituts, und als Professor emeritus, die sich zusammen auf etwa 7000 Mailändische Lire belaufen, hat er beybehalten, und erhält dieselben immerfort regelmäßig ausbezahlt.

Der vor Kurzem mit Tode abgegangene Johann Benetti von Ferrara, wird bedauert als ein liebenswürdiger Mensch, den die Natur auch mit einem nicht gemeinen Dichtertalente ausgestattet hatte. Er hatte zwar als Beruf den Advokatenstand gewählt, ward aber darum dem Dienste der Musen keineswegs ungetreu. Er nährte eine entschiedene Vorliebe für die heiligen Bücher und schöpfte aus ihnen jenen Propheten-Enthusiasmus, den man bey den meisten Dichtern der heutigen Zeit umsonst sucht. Ihn empörte der niedrige Sinn derjenigen, welche die Dichtkunst zu etwas Verkäuflichem herabwürdigen oder sie zu schändlichen Leidenschaften mißbrauchen; er hielt dieselbe vielmehr für bestimmt, die Wohlthäter der Menschheit zu feyern, und nützliche Wahrheiten und das Beyspiel der edelsten Tugenden zu verbreiten. Was er andere lehrte, das übte er selbst aus. Seine Studien, sein Nachdenken und seine Arbeiten zielten auf nichts anderes ab, und hatten keine andre Triebfeder, als die Wohlfahrt seiner Mitbürger und des ganzen Italiens. Derselbe Geist athmet in allen seinen Werken. Von den Psalmen, den Propheten und andern Büchern der heiligen Schrift hat er diejenigen Abschnitte übersezt, die sich durch besondere Stärke der Gedanken und des Ausdrucks auszeichnen. Auch die Dichter neuerer Zeit studirte Benetti und las mit dem nämlichen Vergnügen einen Dante, Monti und Foscolo, einen Schiller, Byron und Delavigne.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Nr. 12.

Literatur-Blatt.

Freitag, den 10. Februar 1826.

Kirchengeschichte.

Des Herrn Pfarrers Mudry in Versoix sechs lezte Wochen. Eine neue Entsetzungsgeschichte aus der Schweiz, als Beytrag zur Kirchen- und Staatsgeschichte. Aus dem Französischen übersezt von einem christlich-katholischen Geistlichen. Aarau, bey J. J. Christen. 1825. 34 S. 8.

Es mußte erwünscht seyn, über einen Vorfall, der die politischen Zeitungsblätter vielfach beschäftigt hatte, genauere Auskunft zu erhalten, wie sie hier durch Abdruck von Urkunden auf eine sattsame Weise ertheilt wird. Hr. Pfarrer Mudry hat diese Urkunden selbst drucken lassen, unmittelbar bevor er die Schweiz verließ und nach England reiste. „Es schien mir dieselbe wichtig (sagt der Uebersetzer), da sie uns einen weisen und edlen Priester im Kampfe zeigt mit den herrschenden Geistern der Zeit; da sie uns lehrt, wie ältere und neuere Vorfälle, besonders Entsetzungen in der katholischen Schweiz beurtheilt werden müssen; da sie zeigt, in welchem Geiste jezt ein großer Theil unserer Geistlichkeit im Weinberg des Herrn arbeitet; da sie endlich darauf hinweisen mag, woher solch Verderben in unserem Vaterlande komme, und — von wem und wie ihm abzuhelfen wäre! . . Man täusche sich nicht über die Milde der Zeit. An die Stelle der Verketzerungen und Verdammungen sind die Verdächtigungen und Verschreyungen, an die der Glaubensgerichte die Verurtheilungen ohne Verhör und Richter, an die Stelle der Einkerkerungen und Verbrennungen die Entsetzungen und Vertreibungen getreten; und in einer Zeit, da das Buhlen um Gunst, und das Haschen nach Vortheilen mit Aufopferung von Glauben, Ueberzeugung und Sittlichkeit, Ton und Mode geworden ist, sind die Mittel zum Zwecke, für Religion, Wahrheit, Recht und bürgerliches Wohl, für Kirche und Staat gleich gefährlich.

Die summarische den hier mitgetheilten Urkunden enthobene Erzählung des Vorganges ist diese: Versoix gehörte noch zur Diözese von Chambery, als Hr. Mudry, zuvor Vicar in Savoyen, im Jahr 1816 die Pfarrstelle daselbst annahm; bald nachher ging diese Pfarrey, mit den übrigen dem Kanton Genf neu einverleibten, an die Diözese von Freyburg über, und gleichzeitig ward nun ein Gewebe von Verläumdungen gegen den Pfarrer in Versoix angehoben. Als der Bischof das neue Gebiet seines Sprengels zum Erstenmal besuchte, ward dem Hrn. Mudry in Gegenwart von jenem vorgeworfen, daß er aus Anhänglichkeit gegen die Regierung von Genf den Protestantismus predige. Im Jahr 1820 ließ der Bischof ihm unversehens alle seine auf Unterricht Bezug habenden Schriften und Predigtaufsätze wegnehmen und nach Freyburg bringen. Man nahm sich eine lange Zeit zur Prüfung und fand dennoch keinen Anklagestoff: die erwelche Verlegenheit darüber wird in dem Billet sichtbar, womit der Bischof am 23sten Juli 1821 die Rücksendung der Schriften begleitete: „Ich ergreife in der Eile eine „Gelegenheit, die sich mir darbietet, um Ihnen Ihre „Predigten zurückzusenden; sie wurden geprüft, darin „aber der Lehre der katholischen Kirche nichts Zuwi„derlaufendes gefunden. Einige davon sind besonders „vortrefflich, und würden sie selbe noch mehr ausarbei„ten, müßten sie von größtem Nutzen seyn. Uebrigens „machen sie ihrem Verfasser Ehre. Ich habe nicht Zeit, „Ihnen noch Mehreres zu sagen."

Hierauf trat eine Stille ein, bis wieder ganz unversehens, ohne vorausgegangene Mahnung, Einfrage, Verhör oder eingeholte Verantwortung, am 25sten Mai 1824 dem Hrn. Mudry ein bischöfliches Schreiben zukam, worin es heißt: „Man hat mir Berichte gegen Sie ein„gegeben, die mich betrübt haben. Sie richten sich nicht „ganz nach den Statuten der Diözes in Rücksicht der „priesterlichen Kleidung, die Ihrige hat wenig Unter„schied von der eines Weltlichen; man hat sogar Ver„dacht auf Ihre Sitten und Ihren Glauben. Ich weiß „auch, daß Ihre Collegen (beynahe alle) Sie nicht mit „guten Augen ansehen; ich glaube daher Ihnen gut zu

Digitized by Google

„rathen, wenn ich Sie einlade, Ihre Stelle zu verlaſſen; „inzwiſchen bleiben Ihre Vollmachten noch auf ſechs Mo„nate beſtätigt.“ Der Pfarrer antwortete, wie es einem Mann ziemte, der dieſe unwürdige Mißhandlung fühlte, und er erinnerte beyläufig den Biſchof, daß dieſer ihm ſelbſt, am 18ten Auguſt 1821, die Erlaubniß zum Tragen der nun gerügten Kleidung ſchriftlich gegeben hatte; bald darauf aber, am 15ten Auguſt 1824, nahm er von ſeiner Gemeinde in der Kirche Abſchied, indem er ihr Grund und Veranlaſſung dazu offen darlegte. Der Schmerz darüber war allgemein und groß; alsbald trat die Gemeinde zuſammen und innerhalb 24 Stunden lag eine von den angeſehenſten Einwohnern der Pfarrey Verſoir verfaßte, mit 550 Unterſchriften verſehene Bittſchrift bereit, die durch eigene Abgeordnete nach Freyburg geſandt, und in welcher der Biſchof erſucht ward, ſeine Befehle zurückzunehmen. „Herr Mudry (ſo drückt ſich das Vor„ſtellungsſchreiben u. a. aus) genießt unſer Zutrauen „und unſere Liebe: unſere Kirche, die bey ſeiner Au„kunft beynahe ganz verlaſſen war, vermag nun kaum „die Anzahl ſeiner Zuhörer zu faſſen. Er war der Kran„ken Troſt, der Armen Hülfe, der Unglücklichen Rath„geber, der Lehrer der Sittlichkeit und Religion für un„ſere Jugend. Dieſe Thatſachen ſind ächt und bekannt, „kein einziger Menſch in der geſammten Pfarrey wird „dieſelben in Widerſpruch ſetzen, und wir bedauern es „tief, daß dieſe nicht zu Ihrer Kenntniß gelangt ſind, „überzeugt, daß die Verläumdung, deren Gegenſtand un„ſer Pfarrer wurde, als durch ſein Betragen und ſeine „Amtsführung widerlegt, würde zurückgewieſen worden „ſeyn; oder daß man ihm wenigſtens ſeine Ankläger ge„nannt hätte, um ihnen zu antworten und ſie zu be„ſchämen. Wäre zu dieſem keine Zeit mehr, gnädiger „Herr? Iſt es wohl jemals zu ſpät, Gerechtigkeit zu „üben?“ — Dieſen Schritt hatten die Gegner nicht berechnet: der Biſchof hörte die Abgeordneten, verſicherte ſie, daß er mit Vergnügen die Unſchuld ihres Pfarrers und die Falſchheit der gegen ihn gerichteten Anklage offenbar werden ſehe, daß er den Inhalt ſeines Schreibens vom 25ſten Mai zurücknehme, und ſie beauftrage, dem Hrn. Mudry in ſeinem Namen zu melden, daß derſelbe ruhig ſeine Stelle beybehalten und jenen Brief als nicht empfangen anſehen möge.

Ueber ſolche Antwort entſtand, wie man denken kann, Jubel und Freude in der Gemeinde; der Munizipalrath erließ am 4ten Sept. ein verbindliches Dankſchreiben an den Biſchof, und am 5ten ward ein Feſt gefeyert, an dem die ganze Gemeinde Theil nahm. Es dauerte ein paar Monate, ſo erſchien über dieſes Feſt und des Pfarrers Benehmen dabey, in dem ultra-montaniſchen Pariſer-Blatte l'ami de la religion et du roi ein gehäſſiger, entſtellter und verläumderiſcher Artikel, über welchen Hr. Mudry eben im Begriff ſtund, an den Biſchof zu ſchreiben, ihm ſeinen Unwillen und Bedauern auszudrücken und ihn zu fragen, was in ſolchen Umſtänden von ihm gethan werden ſolle? Da erfolgte die, dießmal zum verlangten Ausſchlag ſattſam und unfehlbar berechnete Schlußſcene, welche Hr. Mudry ſelbſt alſo erzählt: Mein Brief ward geſchrieben und ſollte den 15ten Jenner (1825) abgehen, als den 14ten Abends die Herren Chaney, Chorherr von Stäffis, und Maire, Pfarrer von Conſignon, unter dem Titel von außerordentlichen Abgeordneten des Biſchofs von Lauſanne und Genf, bey mir eintraten. Da ich ſo ächte Bürgen der Ausſöhnung des Biſchofs empfangen, ſelbſt auch in Allem genau ſeinen Willen erfüllt hatte und auf weiter nichts aufmerkſam geworden war, ſo ſah ich in dieſem Beſuche anfangs nur eine verbindliche Beyleidsbezeugung wegen des böswilligen Artikels in jener Zeitſchrift, und glaubte, deſſen Verfaſſer, der dem Hrn. Biſchof ſehr gut bekannt ſeyn mußte, würde eine ernſthafte Mahnung zu gewärtigen haben. Doch eine gewiſſe Art von Zurückhaltung und Entfernung, hinter die ſich die Herren Abgeſandten verſchanzten, erregte Verdacht, und dieſem folgte bald die Entſcheidung meines Schickſals. Hr. Chaney zog eine Schrift aus der Taſche, wies mir darin umſtändlich Siegel und Unterſchrift des Biſchofs nach, und las hierauf ungefähr Folgendes: Daß in Rückſicht der Oeffentlichkeit des Aergerniſſes, ſo durch die Einrückung eines Artikels in der Zeitſchrift l'ami de la Religion et du roi entſtanden, ich nun auf der Stelle alle geiſtlichen Verrichtungen einſtellen ſolle; daß ich, in Gegenwart des Maire, die Tauf-, Ehe- und Sterberegiſter abzugeben habe, wie auch die Kirchenſchlüſſel und das Inventar des geſammten Kirchenſchmuckes, und daß ich alſo gleich durch meine Unterſchrift zu bekräftigen habe, daß ich die Kirche von Verſoir nicht wieder betreten werde. — Dieſem Befehl war annoch beygefügt, daß man dem erſten Syndik der Republik Genf über dieſen Vorgang vertrauliche Mittheilung gebe. Was konnte ich thun? Ich unterſchrieb die verlangte Zuſage, erſuchte die Abgeordneten, dem Biſchof die Abſchiedsgrüße zu bringen von einem ſeiner Prieſter und ihm zu ſagen: ich hätte geglaubt in ihm einen Beſchützer und Vater zu finden, mein Irrthum ſey aber nicht von langer Dauer geweſen, und die Folgen davon ſeyen für mich traurig genug. Ich verlangte einzig nur meine Entſetzungs-Urkunde oder eine Abſchrift derſelben, was mir aber beharrlich abgeſchlagen wurde. Die Herren zogen nun davon, und zwey Tage ſpäter habe ich Verſoir verlaſſen.“

——

Digitized by Google

Geschichte.

Biographische Denkmale von K. A. Varnhagen v. Ense. Berlin, bey Reimer. 1824. 8.

Ehe wir es unternehmen, die eigenthümlichen Verdienste des Verfassers der eben genannten Biographien darzulegen, wollen wir es versuchen, die Frage zu beantworten: Wie ist biographische Kunst von historischer Kunst unterschieden? Anfangs scheint die Beantwortung bloß auf eine quantitative Unterabtheilung hinauszugehen, und das ganze Wesen des Unterschiedes darin zu liegen, daß es die Biographie bloß mit der Geschichte eines Menschen, die Historie im weitern Sinne mit der Geschichte von Gesammtheiten, Völkern u. s. w. zu thun habe. Aber dieser äußere und anscheinend leere Unterschied hat die tiefere Bedeutung, daß nunmehr der Gehalt beyder Künste, der biographischen und historischen im weiteren Sinne, in eben der Unterschiedenheit von einander gesezt ist, in der der Mensch als solcher zum Weltgeiste überhaupt sich befindet. Die Behandlungsweise darf daher niemals aus den Augen verlieren, daß das Auseinanderfallen des Standpunktes auf sie selbst einen durchweg bedingenden Einfluß übt, wie dieß hier nun weiter auseinanderzusetzen ist.

Die Geschichte hat es mit der Bewegung des Weltgeistes, durch seine Organe, welches die Volksgeister sind, zu thun. Diese Organe sind seine Stufen und Gliedmaßen, in deren jedem er stets ganz lebendig ist, so aber, daß ihm dieß inwohnt, sich aus seiner zeitlichen Behausung loszumachen, und in eine andere überzugehen. Die Volksgeister haben ihre Vollbringer und Werkzeuge an den menschlichen Individuen, die immer mit der Plötzlichkeit, welche man auch wohl Genie heißt, auftauchen, und dann, so lange sie, oder solche, die sie nachgezogen, bleiben, ein bis dahin dunkles Volk zur Höhe des Tages, und zum einstweiligen Repräsentanten der Weltgeschichte erheben. Die Geschichtschreibung hat das, was die Geschichte als That ist, in das Wort zu übersetzen, und darin erweist sie sich eben als wahrhafte und unmittelbare historische Kunst, daß zwischen der Uebersetzung, oder dem Wort und dem Originale, oder der That nicht jene breite Spalte falle, in der die hin- und herschiebenden Reflexionen sich bewegen, und das Geschehene von seiner Darstellung durch die pragmatische Brücke trennen, auf welcher jeder, der sie einnimmt, sich zur Ehre rechnet, auf keinem einzigen der festen Ufer sich zu befinden. Indem somit die Geschichte die Darstellung des Weltgeistes ist, wie er sich stets von neuem gebiert, um in vollendeterer Gestalt hervorzutreten, müssen die historischen Individuen sich in dieser Darstellung damit begnügen, das bloß Dialektische dieses Ganges zu seyn, das heißt die Freude an ihre Selbstständigkeit und letzte Wichtigkeit aufzugeben, um in der Vermittelung des Dienstes, ihren Stolz darein zu setzen, zu Werkzeugen Gottes erkoren zu seyn. Dieses Aufgehen der geschichtlichen Individuen in den Weltgeist und seine Bewegung hat auch der Geschichtschreiber stets festzuhalten, und es ist seine eigenthümliche Kunst, die Individuen vom Gange der Begebenheiten getragen darzustellen, und die Urheber der Thaten, als in ihnen selbst wiederum verschwindend aufzuweisen. Man erkennt daran sofort einen schlechten Geschichtschreiber, z. B. daß jemand Sch****** und nicht Thucydides heißt, wenn er an den Individuen noch immer außerhalb des geschichtlichen Fortschreitens zu kauen, zu verdauen und herumzumiauen hat. Indem die Individuen hier die absolute Macht werden, entweder so, daß man sie cajolirt und auf den Thron des Weltgeistes sezt, oder auch so, daß man sich mit ihnen herumbeißt und behauptet, daß sie es durchaus hätten besser machen können, hat das Getümmel und die Bewegung in solchen Geschichten sehr viel von der Natur der Stiergefechte an sich, oder man glaubt sich auf dem Boden der flachsten Alltäglichkeit zu befinden.

Anders verhält es sich mit dem Biographen. Ihm ist das Individuum die lezte ausschließende Wichtigkeit, auf die sich alles Andere nur bezieht, oder als Untergeordnetes zu verschwinden hat. Es ist die Welt dieses Individuums, in die er sich zu Gaste geladen, die er in ihren Winkeln und Gemächern kennen zu lernen sich die Mühe genommen hat. Nicht daß das Individuum hier die That des Weltgeistes verrichtet und zu seinem Diener und Werkzeuge erkoren ist, macht hier die Bedeutung und Substanz desselben aus, sondern dieses, wenn es wäre, hat hier vielmehr den Sinn und die Stellung, ein dem Individuum vollständig zukommendes Verdienst zu seyn, nicht ein Dank, den es dafür abzustatten, sondern einen Anspruch, den es geltend zu machen hat. Das Pathos und die Einsicht des Individuums sind es, die hier als das Absolute gefeyert werden: es ragt über die Begebenheiten, in die es verwickelt wird, stets siegreich hervor, und darf nur untertauchen, um als ein eben so schnell wieder zum Vorschein kommendes seine Schwimmkraft zu bewähren. Als biographisches Individuum tritt es allerdings in eine nahe Berührung mit der es umgebenden Welt; aber diese Welt ist nur dazu da, damit dasselbe sich an ihr versuche, sie modele und umgestalte; oder dafern die umgebende Welt sich an dem Individuum versuchen möchte, und ihren Einfluß ausübt, so bleibt dem Individuum der unendliche Rückzug in sich übrig, der, wie abstract er auch von dem Standpunkt des Weltganzen herab sich ansehen lassen mag, hier die Bedeutung einer Größe, die Form und Gestalt besonderer Hoheit und Würde hat. Eben so wird dadurch die Welt, in der sich

Digitized by Google

das Individuum bewegt, zu einer Welt dieses Individuums herabgesezt: indem sie ihn einerseits bereichert und erhebt, läßt sie sich von ihm verändern und nimmt den Stempel seiner Einseitigkeit und das Gepräge des sie anschauenden subjectiven Geistes an. Der Widerspruch, der somit entsteht, wird um so auffallender, je mehr die Zeit, in der dieser oder jener sich befindet, eine besondere That des Weltgeistes auszuführen ersehen war. Die umgebende Welt in die Bannmeile des Individuums hineingezwängt, oder als Ehre und Schmuck für dasselbige herbeygerufen, sperrt sich gegen diesen ihr unangemessenen Dienst, und die Veränderung, die sie durch den Standpunkt des Individuums erleidet, wird um so merkbarer und schmerzvoller, je mehr die Individualität des Weltgeistes selbst in ihr lebt und pulsirt. Wie früher der schlechte Geschichtschreiber damit bezeichnet ward, daß die Individuen immer wie Gespenster vor ihm stehen, die nicht einmal ihm erscheinen, sondern denen er beständig nachläuft, um ihrer habhaft zu werden, so kann man allerdings im strengsten Gegensatz den schlechten Biographen daran erkennen, daß sein Held immer in weiteren Kreisen in dem Ocean der Unbestimmtheit und Charakterlosigkeit verschwimmt, damit am Ende nicht er, sondern die Welt, in der er gelebt hat, Gegenstand der Darstellung werde, aber damit nicht eben so der oben aufgewiesene Widerspruch einer großen Zeit und der absorbirenden und bannenden Individualität auftrete, hat der Biograph zunächst dafür zu sorgen, daß er sich an solche Individuen mache, die überhaupt Gegenstand der Biographien seyn können. Solche Menschen, die Gott unmittelbar zu Vollbringern seiner That auserkoren, die Stifter der Weltreiche, die zu tausendjährigem Nachrücken berufenen und somit zur Allgemeinheit erstarkten Individuen, sind schlechte Vorwürfe der biographischen Kunst. Weil sie selbst die Welt sind, die sie erschaffen haben, so haben sie es aufgegeben, gegen diese Welt als Berechtigte aufzutreten. Diese Berechtigung, aber auch die Verdammung dazu ist den Helden zweyten Ranges zu überlassen, die sich im Lichte jener Geister sonnen, und von ihrer Allgemeinheit ihre besondere Stärke erlangen, deswegen aber auch als weiterhin vermittelte, den größeren Genuß ihrer Particularität haben, und dafür, daß sie keine Welt schaffen, sich in einer sie umgebenden, ihrer selbst freuen dürfen. Während beyde Catonen und der gute Aristides auf vortreffliche Biographen Anspruch machen dürfen, zersprengen Alexander und Cäsar den Rahmen, in den man sie fesseln möchte, und weisen auf Persien oder das Kaiserreich, als auf die entsprechendere Einschließung hin. Höchstens können solche Geister sich selbst schreiben, so wie sie sich zu thun allein fähig waren.

(Der Beschluß folgt.)

Aus Italien.

(Fortsetzung.)

Die patriotischen Versuche Delavigne's wurden für Benetti in seiner lezten Krankheit eine Quelle des Trostes. Wenige Tage vor seinem Tode übersezte er noch vier Psalmen und unter andern auch das berühmte Super flumina Babylonis. Diese seine lezten Arbeiten beweisen, daß er sich in seinen Gefühlen sowohl als an Kraft des Geistes bis an sein Ende gleichgeblieben ist. Den erwähnten Vorzügen verschaffte seine außerordentliche Jugend und die Liebenswürdigkeit seines Wesens und seiner Manieren noch einen höhern Werth. Er war kaum 23 Jahre alt, als ihm eine Brustkrankheit das hin rafte. Alle Wissenschaft liebenden Jünglinge von Ferrara waren ihm von Herzen zugethan, und mehr als einer derselben hat seinen Schmerz über des Freundes frühzeitigen Verlust in beredten Worten zu Tage gelegt. Man pflegt es in Italien als etwas Auffallendes, ja sogar als eine profane Sitte zu betrachten, wenn am Grabhügel eines verstorbenen Freundes oder Verwandten gesprochen wird. Bey Benettis Leichenbegängniß waren die Gemüther seiner jungen Mitbürger so tief und schmerzlich aufgeregt, daß weder Vorurtheile noch böswillige Auslegungen sie von öffentlichen Beyleidsbezeugungen abzuhalten vermochten. Sie begleiteten den Sarg, welchem außerdem noch eine Menge Menschen folgte, bis zu seiner Ruhestätte, wo des Verstorbenen vertrautester Freund, Jos. Petrucci, zu seinem Andenken eine von den zärtlichsten Gefühlen eingegebene Rede hielt, die einen lebhaften Eindruck machte. Eine Auswahl von Benettis Gedichten soll nächstens im Drucke erscheinen.

Als eines gelehrten und vielseitig gebildeten, mit mancherley schönen Tugenden geschmückten Mannes und nebenbey rüstigen und angenehmen Schriftstellers erwähnen die Italienischen Blätter des 1752 geborenen und Ende Jenners 1822 gestorbenen Hrn. Joseph Carpani von Villa Lese im Bezirke Brianza. Von seinem Vater zum Civilstande bestimmt, wurde er, nachdem er seine ersten Studien zu Mailand gemacht hatte, auf die Universität zu Pavia geschickt und dann ebenfalls zu Mailand zu dem damals berühmten Advokaten Villata in die Lehre gethan. Allein da dem Jünglinge dieser Beruf und die auf denselben vorbereitenden Studien keineswegs zusagten, da er ungleich mehr Neigung für Musik und Poesie, für schöne Künste und Wissenschaften bey sich verspürte und diese Neigung nach und nach in einem eminenten Grade die Oberhand gewann, so gab sein Vater zulezt seinen Plan auf, und nun ward der junge Carpani, ausgestattet mit allen Reizen der Jugend, schön von Person, beredt und gewandt in allen ritterlichen Uebungen, dabey witzigen und lebhaften Geistes mitten in die schöne Welt der Hauptstadt hineingeschleudert und zugleich in den Fall gesezt, seine ganze Zeit zwischen Literatur und Literatoren, zwischen Künstler und Künste zu theilen. In dieser Epoche, der glückseligsten seines Lebens, verfertigte er einen ganzen Schwall von Sonetten, Liedern und Gedichten aller Art, theils im Italienischen, theils in Mailändischer Mundart, die er in der Folge selbst für nichtsbedeutende Frivolitäten erklärt hat. Die Blüthe der Italienischen Erziehung bestand damals in jenem Arkadischen Firlefanz, vermöge dessen auch zu Mailand, wo übrigens auch ein Parini lebte, eine Menge Versemacher, aber desto weniger Dichter zu finden waren.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Nr. 13.

Literatur-Blatt.

Dienstag, den 14. Februar 1826.

Naturgeschichte.

Naturgeschichte und Abbildungen der Säugethiere. Nach den neuesten Systemen zum gemeinnützigen Gebrauche entworfen und mit Berücksichtigung für den Unterricht der Jugend bearbeitet, von H. R. Schinz, M. D. Lehrer der Naturgeschichte und Mitgl. m. gel. Ges. Nach der Natur und den vorzüglichsten Originalien gezeichnet und lithographirt von K. J. Brodtmann. Zürich in Brodtmanns lithograph. Kunstanstalt. 1825. (Heft 1 bis 12, die 72 Steindrucktafeln und 130 S. Text befassen) kl. Fol.

Das Literatur-Blatt hat im vorigen Jahr (1825, Nr. 47 und 48) das schöne und kostbare Werk der von den Herren Geoffroy-Saint-Hilaire und Friedrich Cuvier ausgegebenen Histoire naturelle des Mammifères angezeigt. Das vorliegende Werk der Herren Schinz und Brodtmann darf nun zwar dem der französischen Naturforscher nicht zur Seite gestellt, aber mit allen Ehren darf es nach jenem genannt werden. Wenn die Herren Geoffroy und Cuvier durch ihre Lage und Verhältnisse die Wissenschaft, Mittel, Kundmachung neuer Entdeckungen zu bereichern und zu erweitern vorzugsweise geeignet sind, so ist die gemeinnützige Verbreitung der wissenschaftlichen Fortschritte das bescheidene Verdienst, worin die Herren Schinz und Brodtmann viele Umsicht, Fleiß und Geschicklichkeit bewährt haben.

Ihrem Zwecke gemäß liefern sie die Naturgeschichte der Säugethiere, die auch als erste Abtheilung des Thierreichs bezeichnet wird, weil dessen übrige Klassen auf ähnliche Art künftig bearbeitet werden sollen, in systematischer Ordnung, so daß ihr Werk füglich als ein mit Abbildungen begleiteter Commentar zu der auch von Hrn. Schinz gelieferten Uebersetzung von Cuviers Thierreich (Stuttgart und Tübingen in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung) angesehen werden kann. Die, in sehr regelmäßigen monatlichen Lieferungen bisher ausgegebenen zwölf Hefte befassen ungefähr die Hälfte der Säugethiere. Mit der Naturgeschichte der Menschenracen eröffnet sich das Werk; dann folgen die Vierhänder, oder Affen und Halbaffen, und von den fleischfressenden Thieren die Familien der Handflügler, der Insektenfresser, und von den eigentlichen Carnivoren die Sohlengänger und Zehengänger, von diesen leztern nur noch die ersten Gattungen. Auf den 72 Tafeln sind wenigstens eine doppelte Zahl von Arten abgebildet, und aus jeder Gattung wurden je die bedeutsamsten, merkwürdigsten und auch die noch mindest bekannten Arten gewählt, wofür theils die reichen Sammlungen des Hrn. Schinz und des unter seiner Leitung stehenden zoologischen Kabinettes der naturforschenden Gesellschaft in Zürich, theils die besten und kostbarsten naturhistorischen Werke, welche die Zürcher Bibliotheken darboten, gebraucht wurden. Die Zeichnungen sind vortrefflich und die Steindrücke eben so kräftig als zart und rein; die colorirten Exemplare werden mit Fleiß und Genauigkeit behandelt, und im Ganzen sind die Abbildungen denen des Schreber'schen Werkes weit vorzuziehen.

In der Bearbeitung des Textes hat Hr. Schinz sich nicht auf Beschreibungen der Thiere, welche jedoch dem Stand der Wissenschaft angemessen ertheilt werden, beschränkt; er nahm vielmehr auf gebildete Leser aller Klassen und auf die Jugend vorzügliche Rücksicht und war bestrebt, das Studium der Natur und die Liebe für dasselbe, durch Nachweisung ihrer Nutzbarkeit und aller daraus herfließenden Vortheile und Genüsse, zu befördern und zu verbreiten. „Lange wurde (sagt er u. a. im Eingange) das höhere Studium der Natur auf eine schwer zu entschuldigende Weise vernachlässigt, und wird es auch jezt noch auf den meisten Unterrichtsanstalten. Man kann diesen Mangel wohl bloß dadurch erklären, daß der höhere Unterricht auf Schulen und Lyzeen von Männern geleitet wird, welche selbst den Gegenstand nicht kennen, und ihn nach seiner höhern philosophischen Tendenz gar nicht zu schätzen wissen. Wo ist aber wohl ein Studium, welches, neben der Mathematik und Astronomie, so sehr den Kopf zu erhellen vermöchte, als das Studium der Naturkunde. Die materielle Geschichte der Vorwelt und

Digitized by Google

Jetztwelt öffnet sich vor den Augen des Forschers, und so wie ihm die Astronomie die Körper jenseits unsers Planeten in einem Lichte darstellt, welches die Größe und Unendlichkeit Gottes, des Schöpfers und Lenkers dieser unzählbaren Welten, unwidersprechlich vor Augen legt, so zeigt ihm die Naturkunde den Bau, das Leben und die Vertheilung aller Geschöpfe auf dieser Erde. Sie belehrt ihn, wie alle Theile derselben, vom ewigen Eise der Pole bis zum Aequator, den verschiedenen organischen Wesen, nach weisen und unveränderlichen Gesetzen, zum Wohnorte angewiesen worden sind, wie das Leben überall und allenthalben verbreitet, wirksam und thätig sich zeigt; wie die Lebenskraft, zwar unerkannt in ihrem Wesen, unerforschlich in ihren Ursachen, doch jede Form des Lebens bewohnt, jedem Körper Bewegung und inneres Leben verleiht. Mit Staunen wird der Forscher gewahr, wie sehr dieses Leben sich in tausend und tausend Gestalten vervielfältigt. Jeder Tropfen des unermeßlichen Ozeans, welcher die Erde umspühlt, jeder kahle Fels, welcher sich aus seinen Fluthen erhebt, ist bewohnbar und bewohnt. Mit unwidersprechlichen Thatsachen beweißt uns das Studium der Natur, daß unsere Erde schon einmal, ja wohl schon mehrere Male bewohnt war, daß unbekannte Revolutionen alle früheren Bewohner der Erdrinde auf einmal vertilgten. Diese Bewohner waren theils den jetzigen Bewohnern der Erde ähnlich, theils wichen sie von ihnen ab, und einige erreichten eine Größe, wie sie ihre nächsten Verwandten der jetzigen Schöpfung nicht mehr erreichen mögen. Eben diese Thatsachen zeigen uns unwidersprechlich, daß das Alter der Erde wohl höher hinauf reicht als zu den 6000 Jahren, die man gewöhnlich dafür annimmt. Sie lassen uns ahnen, daß der Mensch ein Gebilde der jetzigen Schöpfung sey und in der Vorwelt neben jenen Säugethieren gar nicht lebte." — Es folgen nun über die vermuthliche Folgereihe der Erdrevolutionen Entwickelungen, die hier keinen Platz finden können.

Wenn auch die Schreibart nicht immer mit der erwünschten Sorgfalt behandelt ist, und Spuren flüchtiger Eile hin und wieder angetroffen werden, so sind diese bey einem vielbeschäftigten Manne verzeihlich, und mannigfache Vorzüge bieten dafür Ersatz. Auch an eigenthümlichen Beobachtungen und Wahrnehmungen, an Berichtigungen und Bereicherung unserer Kenntnisse der Thierwelt fehlt es nicht, und das schon Gekannte ist auf anziehende Weise dargestellt. Der Naturgeschichte vom Europäischen Bär wollen wir hier einige ganz neue Angaben entheben. „Zwey Umstände vom Haushalt des Bären sind noch im Dunkeln: sein Winterschlaf und seine Fortpflanzung. Den Nachrichten älterer und zum Theil auch neuerer Naturforscher zufolge, soll der Bär die größte Winterzeit schlafend zubringen und dafür sich in dichte Wälder zurückziehen, wo er unter dem schützenden Vorhang eines Felsen, oder in einer Felsenhöhle, auch wohl in einem Loch, das er sich unter den Wurzeln sehr großer Bäume scharrt, ein Lager von Moos oder Laub bereitet, und während des Schlafes, ohne in eine wahre Erstarrung zu fallen, von seinem Fette zehrt und im Frühling dann abgemagert aus dem Lager hervorkommt. Allein es sind viele Gründe vorhanden, welche uns zu der Annahme bestimmen, dieser sogenannte Winterschlaf bestehe bloß darin, daß der Bär zu jener Zeit viel weniger fresse und weit mehr schlafe, auch dieser Schlaf in strenger Kälte wohl einige Tage andauernd seyn könne. Wochen oder gar Monate durch dauert aber derselbe gewiß nicht, wenn wir wenigstens die Bären in Bern (die im Stadtgraben, als Embleme oder Schildhalter der Republik, unterhalten werden), welche dem Einfluß der Kälte doch unbedingt ausgesezt sind, in ihrem Stalle aber einen warmen Rückzug haben, als Beweis aufführen dürfen. Diese fressen im Januar und Februar allerdings sehr wenig, kaum ein Brod des Tags; sie kommen alsdann zwar selten, aber doch zuweilen im freyen Graben zum Vorschein. Besonders kommen sie täglich hervor um zu saufen, (ein merkwürdiger Umstand); sie schlafen viel, aber fallen in keinen eigentlichen Winterschlaf. Das Weibchen wirft im Januar Junge, ein Verhältniß, das, wofern es auch im freyen Zustand eintrifft, doch wohl einen wahren Winterschlaf völlig widerlegt, welcher also dahin zu deuten ist, daß der Bär, gleich vielen andern Thieren, im Winter mehr schläft als im Sommer. Auch der nahe verwandte Eisbär des hohen Nordens schläft ja nicht den ganzen Winter durch, und man bekömmt ihn oft genug in der heftigsten Kälte zu sehen; von ihm darf aber wohl einigermaßen auch auf den unsrigen geschlossen werden. Die Zeit der Fortpflanzung soll, nach Linnees Behauptung, der einige unserer Schweizerjäger beypflichten, auf den October fallen und die Jungen sollen im Merz geworfen werden. Diesem widerspricht aber ganz die mehr als hundertjährige Erfahrung in Bern, welche wir hier anführen wollen. Die Begattungszeit fällt in den Monat May und dauert vier bis sechs Wochen. Während dieser Zeit fressen die Bären wenig, nachher aber stellt sich ihr Appetit so ein, daß man ihnen kaum genug reichen kann. Das Weibchen trägt fast acht Monate und wirft meistens in der zweyten Woche im Januar zwey Junge, in der Regel ein Paar. Diese Junge sind bey ihrer Geburt nicht viel größer als eine große Ratte, blind und unbeholfen, sie haben indeß eine verhältnißmäßig sehr starke Stimme. Das Weibchen deckt sie zu und hütet sie sorgfältig; es verläßt alsdann das Nest oft mehrere Tage nicht, und nur um zu saufen; es frißt auch sehr wenig; man gibt ihm Brod mit Butter und

Digitized by Google

Honig, wo es oft nur die lezteren ableckt, das Brod aber nicht berührt. Es ist in der That merkwürdig, daß das Weibchen gerade in der kältesten Jahreszeit Junge wirft, und diese so klein und unbehülflich sind, daß sich die alte Fabel erklären läßt, die Bärin werfe nur ein ungestaltetes Stück Fleisch, was erst durch Lecken in ein Bärchen verwandelt werde. Der Bär würde die Jungen auffressen, wenn man ihn nicht von der Mutter trennte, obgleich diese sie mit Muth vertheidigt und mit schrecklichem Brüllen, auf den Hinterbeinen aufgerichtet stehend, durch Austheilung tüchtiger Ohrfeigen und Maulschellen den Bären abzuhalten sucht. Wochenlang verläßt die Mutter ihre Jungen selten und frißt immer nur wenig. Nach drey bis vier Monaten haben diese die Größe eines Pudels; sie werden etwa sechs Monate gesäugt, sind ungemein possirlich, klettern geschickt auf Bäume, spielen unaufhörlich mit einander, sind aber sehr furchtsam. Sie bleiben bey der Mutter bis zum folgenden Jahr. Erst im vierten Jahr tritt die Fortpflanzungszeit bey dem Bären ein, und im fünften Jahr nur wirft die Bärin zum erstenmal."

Geschichte.

Biographische Denkmale von K. A. Varnhagen v. Ense. Berlin, bey Reimer. 1824. 8.

(Beschluß.)

Der Verfasser der vorliegenden Biographien hat zunächst ein Hauptverdienst, in der Wahl derjenigen Personen, die er zu den Vorwürfen seiner Denkmale bestimmt, nicht geirrt, sondern mit richtigem Sinne, und Einsicht in das Wesen der Biographie verfahren zu haben. Keiner der drey Helden, die er vorführt, ist eine jener gigantischen Gestalten, auf deren Schultern seine der Tafeln der Weltgeschichte ruht, aber jeder ist sicher, die Buchstaben seines Namens in irgend einer Verschlingung auf der Tafel vorzufinden. Keiner ist so dunkel, daß ihn nicht seine Zeit auf's Höchste gefeyert, und Künstler ihn zu verherrlichen sich berufen gefühlt hätten; aber jeder hat sich damit begnügen müssen, der dienende Geist einer Richtung zu seyn, die er nicht geschaffen, sondern die ihm vorgezeichnet worden.

Indem somit der Verfasser durch die Wahl seiner Gestalten, die nothwendig und gegeben war, in die Einzelheit und Particularität seiner Helden herabzusteigen sich gezwungen sah, durfte er die Allgemeinheit und das Weltinteresse, an dem zwar alle gearbeitet, die aber keiner personificirte, außerhalb seiner Gestalten verlegen. Während sie, jeder in seine particulare Welt, in sein Interesse, und in seine Leidenschaft vertieft, von dem Meere der Begebenheiten getragen werden, dann aber wohl auch wieder, wenn der Schiffbruch am gefährlichsten scheint, rüstig die Ruder ergreifen, um eine Welt zu retten, die auch ohne sie nicht untergegangen seyn würde, sind diese drey isolirt scheinenden Gestalten nur die Glieder einer Totalität, der sie sich unterzuordnen haben, und die den gemeinsamen Standpunkt für alle drey abgibt. Diese Allgemeinheit ist ein anderes Verdienst des Verfassers, weil es überhaupt das Würdigste ist, selbst das Isolirte und Einzelne in dem Lichte der Allgemeinheit zu betrachten. Diese Allgemeinheit ist aber zunächst hier, daß die Helden der vorliegenden Denkmale Deutsche sind, und daß sämmtlichen Gestalten der Charakter der Abenteuerlichkeit zukommt. Der Verfasser erklärt sich darüber im Eingang ganz kurz, was wir hier ein wenig weitläufiger und in anderer Form zu unternehmen haben. Dem Deutschen als weltgeschichtlichem Volk geht jene Unmittelbarkeit des Lebens ab, die wir namentlich bey den romanischen, aber auch bey anderen, mehr in reinerer Ursprünglichkeit verharrenden Germanischen Nationen erblicken. Was es stets als Reich war, diese gegliederte, oft nur nach Außen zu kraftlose Einheit so vieler Staaten, Richtungen und Unterschiede, kann man sagen, sey auch dem einzelnen Deutschen eigenthümlich, indem er eben so nicht von der Einseitigkeit und Naivität einer unmittelbaren Lebenskraft, sondern von der vielseitigen Fähigkeit, Fremdes sich anzueignen, und Eignes zu verfremden, ergriffen, und somit der Mittelpunkt und die Einheit der verschiedensten Bestrebungen, Aeußerungen und Meinungen ist. Die einfache Unmittelbarkeit anderer Völker läßt zu, daß ein großes Individuum mit leichterer Mühe zu seiner Ausbildung gelangt, diese Ausbildung schnell zu großen Resultaten benuzt, und den Ruhm und die Ehre des Errungenen für sich hat und genießt. In Deutschland muß ein solches Individuum meistens erst den Schmerz, durch das Ausland die große Reise zur Anerkennung angetreten zu haben, ertragen; es hat sich in dieser Vermittelung und Rückkehr erst zu bewähren, und häufig der Armuth der heimischen Verhältnisse den Stempel und Glanz des europäischen Lebens mitzutheilen. Während die deutschen großen, wissenschaftlichen Individuen das umgekehrte Schicksal haben, bloß in der Anerkennung ihres Volkes, bloß von ihm verstanden und gepflegt zu leben, haben andere, Soldaten und Staatsmänner häufig keine andere Rettung gefunden, als aus ihren engen Umgebungen in größere Verhältnisse überzugehen, und während sie im Vaterlande durch dieselben Dienste und Leistungen in die gewöhnliche Ordnung der Dinge nützlich eingewirkt hätten, hat sie das, in ein

Digitized by Google

ihnen fremdes übergegangen zu seyn, sofort als Abenteurer bezeichnet. In der Geschichte dreyer Personen giebt der Verfasser die Geschichte deutscher Abenteuerlichkeit überhaupt. Aber diese Abenteuerlichkeit hat selbst ihre Stufen und Verschiedenheiten. Da sie nur das Außersichgehen enthält, so ist sie eben so gut die außergewöhnliche Herabsetzung, als auch ein übermäßiges Heraufschrauben. Wir folgen dem Verfasser, indem wir von den beyden Extremen in diesen Biographien zuerst sprechen.

Ein deutscher Fürst, der mit Auszeichnung in deutschen Kriegen gedient hat, kann in seinen kleinen Verhältnissen nicht ausharren. Er will lieber Feldherr einer größern Macht seyn, als ruhmloser Souverain seines unbedeutenden Gebietes. Dieses Schauspiel, das sich so oft in der Geschichte der deutschen kleinen Fürsten wiederholt, ist nirgends anziehender, als in der Geschichte des Grafen von der Lippe. Er erwirbt Ruhm und Ehre als Portugiesischer General. Vom deutschen Fürsten würde man nicht viel gesprochen haben, er muß sich zum Dienenden und Abenteurer herabsetzen.

Ein Privatmann dagegen, Theodor von Neuhoff, westphälischer Edelmann, der sich schon nach Schweden gewandt hatte, findet eine Aeußerung für seine Kraft in Corsica, das sich von Genua befreyen will. Er wird der befreyende König. Aber das Königswesen dauert kaum so lang als die Befreyung. König Theodor, Schuldenhalber verhaftet, bleibt in London, wo er stirbt, noch durch die Würde interessant, mit der er sich gegen Gläubiger und Wohlthäter benimmt.

Zwischen dem Fürsten als Dienenden und dem Privatmann als König steht der Feldherr, den ausgezeichnete Dienste in seinem Vaterlande nicht so zu Ehren bringen können, wie er es verdiente. Der Graf von Schulenburg bekämpft die Türken als Venetianischer Generalissimus. Von dort aus strahlt der Ruhm seines Namens nach Deutschland zurück, und die Deutschen freuen sich, einen so ausgezeichneten Landsmann im Auslande zu haben.

Wir hätten somit ausgewiesen, was wir uns darzuthun vorgenommen hatten, daß der geistreiche Verfasser der vorliegenden Biographien in der Wahl der Personen durchweg das Rechte getroffen, daß er in dem anscheinend Einzelnen das Allgemeine mit Bewußtseyn und diesen Gedanken in seinen Stufen und Gliederungen festgehalten hat. Sonst kann Referent nur auf das Buch selbst verweisen. Wenige historische Werke ziehen so durch Reitz der Darstellung, durch Würde und Einfachheit des Styles an. Aber dieses ist etwas Unsagbares. Der zweyte Theil soll, mehr mit Bezug auf das Einzelne, nächstens angezeigt werden.

E. G.

Aus Italien.

(Fortsetzung.)

Dem jungen Carpani fehlte es nicht an Phantasie und Gefühl, und seine poetische Laufbahn wäre wohl ungleich glänzender geworden, hätte nicht sein unruhiger Geist auf seinen Fleiß und seine Beharrlichkeit einen höchst nachtheiligen Einfluß gehabt. Inzwischen erweckten sechs in Mailändischer Mundart von ihm herausgegebene Sonette auf das Absterben Marien Theresiens, die, in's Italienische übersezt, nachher im ganzen Lande circulirten, dem berühmten Parini große Hoffnungen von ihm, und bewogen ihn sogar, in Bezug auf dieselben ein ebenfalls in Meneghinischer Mundart gedichtetes Sonett an ihn zu richten, das mit den Worten anfängt: Bravo Carpani Hoo vist quii sces Sonett. Ch'avii fea per la mort de la Regina u. s. w. Aber auch im Lustspiele versuchte Carpani sich mit ziemlichem Glücke und unter andern hat das beliebte, eine geraume Zeit dem Pater Molina zugeschriebene Stück: i conti d'Aglinte, ihn zum Verfasser. Ganz vorzüglich jedoch übte er sich in dem seiner doppelten Neigung für Musik und Poesie zusagenden Melodrama. Hierzu verschafften ihm der Erzherzog Ferdinand und seine Gemahlin, Maria Beatrice von Este, welche im Theater ihrer Villa zu Monza solche Operetten aufführen ließen, vielfältige Gelegenheit. Aus diesem angenehmen Leben ward der von jedermann geliebte und gefeyerte, und fortwährend mit genialen, seinem Geschmacke im höchsten Grade zusagenden Gegenständen und Studien beschäftigte Carpani durch die Französische Revolution gewaltsam heraus-, und in die Politik hineingeworfen. Der Musensohn wurde Redakteur der Mailänder-Zeitung und blieb es von 1792 bis 1796. Zur Zeit der Französischen Invasion verließ er Mailand, und folgte dem widrigen Geschicke der Fürsten, die ihn fortwährend geliebt und geehrt hatten. Bis zum Frieden von Campoformio blieb er in Wien und ward dann vom Kaiser Franz zum Obercensor und Direktor der K. K. Schaubühnen zu Venedig ernannt. Indessen nöthigte ihn eine das Licht seiner Augen bedrohende Krankheit nach Wien zurückzukehren, wo er vom Kaiser eine Pension erhielt und sich fürdauernd seines Wohlwollens zu erfreuen hatte. Um diese Zeit stand der berühmte Joseph Haydn in seinem höchsten Flor. Carpani kannte und verehrte ihn, und verlierte sich enthusiastisch in seine Musik. Unter dem Vorwande seine Biographie zu schreiben, arbeitete er in Form von Briefen, die den Namen Haydine erhielten und mit Beyfall gelesen wurden, eine Apologie von Haydns Compositionen und zugleich eine Art von musikalischer Aesthetik. Im Jahre 1809 lud ihn der Erzherzog Johann ein, ihn im Gefolge seines Generalstabes auf seiner Expedition nach Italien zu begleiten. Ueber diese Epoche führte er ein ganz genaues und umständliches Tagebuch, welches er aber, sey es nun im Gefühle der Mangelhaftigkeit seiner Arbeit, oder aus Besorgniß, daß dieß oder jenes Geheimniß durch dasselbe offenbar werden möchte, durchaus nicht hat wollen bekannt werden lassen. Sein letzter Wille, welcher diese seine Arbeit ohne Gnade zum Feuer verdammt, hat nur darum nicht vollzogen werden können, weil die Handschrift bey seinem Tode sich nirgends mehr vorfand. Nach der Rückkehr des Friedens wurde er ein eifriger Mitarbeiter der gerade damals beginnenden Biblioteca Italiana.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Nr. 14.

Literatur-Blatt.

Freitag, den 17. Februar 1826.

Romanen-Literatur.

Rienzi et les Colonna, ou Rome au quatorzieme Siècle. Roman historique. Paris und London. 1825.

Ich weiß nicht, ob Vicomte d'Arlincourt mit seinem anti-historischen Roman für seine Landsleute ein Walter Scott werden wollte; daß es ihm nicht gelingen konnte, mußten wir von dem gesunden Menschenverstande hoffen, und daß er diesen, der Walter Scott ganz besonders eigen ist, bey seinen Dichtungen nicht zu Rathe ziehen würde, ließ sich von der Parthey, für die er schrieb, erwarten. Die ganze Gattung der historischen Romane paßt aber zu sehr für unsere Zeit, um nicht auch andere zu gleichen Versuchen, wenn auch nicht Meisterstücken, zu ermuntern. Die Geschichte, die wir bis vor einigen dreißig Jahren nur in Haupt- und Staatsaktionen abhandelten, ist uns so nahe getreten, hat sich so gemein mit uns gemacht, daß wir auch mit ihr näher bekannt zu werden, jeder nach seiner Art, angetrieben wurden. Der historische Roman rückt den von ihm gewählten Zeitabschnitt dem an Romane gewöhnten Leser freylich näher, als es eine kräftige Historie thun würde, und gewöhnt ihn doch an historische Namen und Begebenheiten, die ihn, wenn er einigermaßen fähig ist, aus dem engen Kreise seiner Persönlichkeit herauszutreten, für die Lektüre der Geschichte empfänglicher macht. Vor kurzem fiel uns der oben erwähnte historische Roman, der von Arlincourts Absichten keine theilt, in die Hände; da Walter Scott lange vor ihm schrieb, kann man dessen ungenanntem Verf. leicht Schuld geben, ihn nachgeahmt zu haben, welches uns ziemlich gleichgültig scheint, viel mehr als die Frage: ob er Walter Scotts Fehler vermieden und seine Vorzüge erreicht hat? Das Erste hat er nicht immer gethan. Er hat Walter Scotts lange Dialogen beybehalten, und gemißbraucht, wie dieser, doch hat er dabey sichtlich den Zweck, die Denkart der Zeit darzustellen, und diese spricht sich auch in ihnen aus; doch die Leichtigkeit von des Schotten Gesprächsweise hat er nicht — selbst das französische Original liest sich oft wie eine Uebersetzung, während die Dialoge in Walter Scott in der schlechtesten Uebersetzung noch den Redenden abgehorcht zu seyn scheinen. Doch wir wollen beyde Erzähler nicht vergleichen, wir könnten beyden Unrecht thun; dem Verf. des Rienzi's um so leichter, weil er die Bewunderer Scotts schon als Franzose gegen sich hat, und einen National-Charakter schildert, der uns so viel fremder wie der eines scandinavischen Volkes ist, und ein Zeitalter in seinen wahren Farben darstellt, das man uns seit einer Reihe von Jahren komischer Weise als das goldene anpreißt.

Anfangs besorgten wir, der Verf. habe die Absicht, Volksbewegung, Volksvertretung und Volksvertreter unbedingt verhaßt zu machen. Er stellt Rienzi von Anfang an als einen aufgeblasenen, durch sein Gelingen ganz aus dem Gleichgewicht gebrachten Gecken dar, der die Benefizien seiner Tribunen-Würde, Schwelgerey und Luxus, als Hauptsache behandelt, und ohne persönliche Würde und Muth, ohne praktische Regierungs-Kenntnisse und Umsicht, sich begnügt mit seiner Herrlichkeit zu prahlen. Bald gewahrten wir aber, daß er alle seine Charaktere treu der Zeit und den Umständen darzustellen gedachte, ohne irgend einen durch glänzende Farben zu verherrlichen, noch einen andern zum Abscheu zu machen. Diesen Vorsatz führte er mit Kunde des Zeitalters und dessen Schauplatzes aus. Selbst Giovanni Colonna, der grausam und unerbittlich wie ein wildes Thier dargestellt ist, schildert mehr sein ausgeartetes Jahrhundert als ein scheußliches Menschenexemplar. Eben diese Eigenheit haben die in Rienzi's Schicksal eingreifenden Priester, die römischen Bürger, die Bewohner der Campagna von Rom. Ein jeder zeigt sich individuell, doch in seiner Stellung zu der damaligen Welt und der den damaligen Umständen angemessenen Denkart. Petrarka an dem Hof von Avignon ist mit leisem Spott, mit höchst darstellenden, angenehmen Zügen geschildert. Dieser Hof, Klemens VI., seine schöne Freundin, die Gräfin von Turenne, die ihn umgebenden Cardinäle, bilden ein sehr er-

Digitized by Google

götzliches, vollkommen anständig gehaltenes, aber den gens de bonnes lettres gewiß sehr anstößiges Gemälde. Mit den Bewunderern des Mittelalters wird es der Verf. verderben, diese wackern Leutchen mit der Feder und dem deutschen Röckchen würden sich unter den riesigen Ungethümen, den Condottieri, den gewaltthätigen Lehensherrn, den aus Verzweiflung und Elend verwilderten Landleuten sehr unbehaglich finden. Ein solcher Condottiere, auch in der Geschichte jener Zeit unter dem Namen Gualterio Montereale bekannt, nimmt großen Antheil an dieser Geschichte, deren äußere Umrisse wir nun zu zeichnen versuchen.

Ohne uns mit Roms früherer Lage noch Rienzis früheren Schicksalen bekannt zu machen, versezt uns der Verf. in ein römisches Bürgerhaus, wo wir in einem Gespräch des Obermezgers, seiner Frau und ihrem Beichtvater, dem Karthäuser Polykarp, die Erhebung Rienzis zum Tribunat erfahren. Gleich darauf sehen wir Lorenzo, des Tribun einzigen Sohn, mit seinem Freund Raymond von Castelnau aus Padua zurückkehren. In ihrer Schilderung würde unsere liebe, der Studien beflissene Jugend eine sehr angenehme, lebendige Beschreibung der Kleidung und Bewaffnung eines Studenten aus dem vierzehnten Jahrhundert finden, die unsers Bedünkens sogar etwas Männlicheres und Tucherparenderes hat, wie der weite Weiberrock, der sie bisher zu deutschen Männern gemacht hat. Die beyden Freunde treffen in dem Augenblick in Rom ein, wo das zu einem Volksfest auf dem Campo Vaccino versammelte Volk die Sänfte Anotonia's, der Tochter des alten Stephan Colonna, anzufallen, und sie zu mißhandeln im Begriff ist; sie retten Antonie, begleiten sie sicher in ihres Vaters Pallast, und Lorenzo faßt eine heftige Liebe für die Tochter von seines Vaters mächtigstem Gegner und furchtbarstem Feind. Rienzi empfängt seinen Sohn mit lebhafter Zärtlichkeit; Vaterliebe ist das einzige Gefühl in ihm, das Eitelkeit noch nicht abgestumpft, und Hochmuth nicht ertödtet hat. Er schließt so eben mit Gualterio, dem Hauptmann eines Freykorps, ihn auf drey Monate vorausbezahlend, den Handel, um sich seiner gegen die Angriffe der Colonna und Orsini, die sich mit dem größten Theile des römischen Adels seiner Herrschaft widersetzen, zu bedienen. Der Tribun, ungeachtet ihm Gualterios Schutz nun gewiß war, zog seinem Charakter gemäß tückische und halbe Maßregeln jedem kühnen Angriffe vor; er hat die Keckheit, die erbitterten Großen zu einem Feste auf das Kapitol, welches er als Volks-Tribun bezogen hat, zu laden. Die versammelten Colonnas sind wüthend über Rienzis anmaßende Zumuthung, der tückische Giovanni dringt darauf, sie mit dem Schwert zu beantworten, doch des Karthäuser-Prior's Anastasio Zureden und Orsinis Meinung, welcher, obgleich Colonnas abgesagter Feind, sich dennoch bey dieser Gelegenheit bey ihnen einfand, um sich mit ihnen zu gleicher Rache zu verbinden, gewinnen, weil sie ihre Streitkräfte noch nicht gesammelt haben, Giovanni und dessen Vetter Agapith, der Antonien zum Gatten bestimmt war, des Tribuns Einladung zum Feste anzunehmen. Rienzi empfängt seine angesehenen Gäste mit heimlicher Freude, sie in seiner Gewalt zu sehen, und mit der Furcht, welche den Hinterlistigen nicht verläßt. Unerwartet legt er in seiner Machtvollkommenheit als Tribun den versammelten Großen eine Art Lehnseid vor, den sie, in die Hände ihres Feindes gegeben, und wohlentschlossen, ihn nicht zu halten, dennoch nicht zu verweigern wagen. Agapith allein, dessen rauhe Tapferkeit keine List gestattet, wirft seinen Handschuh hin, den Lorenzo mit einem so muthigen Anstand, daß er des stolzen Colonnas Aufmerksamkeit erregt, aufhebt, und schreitet, unaufgehalten von Rienzis Knechten und Söldlingen, aus der Versammlung.

Der Tribun ist eben so bestürzt als ärgerlich, daß ihm eine so wichtige Beute entgeht, und eilt sich an den übrigen schadlos zu halten. Wie bey dem schwelgerischen Mahl der Wein den Zorn und das Mißtrauen der Großen einzuschläfern beginnt, brechen plözlich Gewaffnete hinter den Wandtapeten hervor, ergreifen die Colonnas und Orsinis und schleppen sie in einen unterirdischen Kerker. Der Tribun, vor seiner eignen Unthat erschreckend, streitet lange mit sich selbst über die Vollziehung seines blutigen Vorhabens; doch auf halbem Wege stehen zu bleiben ist nicht möglich, er schickt den Pater Polykarp, um die Gefangnen zum Tode zu bereiten, und versammelt das Spottgericht, das seinem Befehl eine Form zu geben ernannt ist. Der Mönch findet die stolzen Gefangenen wenig zur Buße geschickt, aber durch Trotz und Haß gegen alle Todesangst gewappnet. Ehe der, seine Ermahnungen spendende Mönch es sich versieht, wird er von Orsini niedergeworfen und unter den heftigsten Drohungen gezwungen, seine Kutte gegen dessen Harnisch und Helm zu vertauschen; also vermummt schreitet der Römer, von den Wachen nicht verhindert, aus dem Gefängniß und dem Pallast, und eilt das Volk zur Rettung seiner Mitgefangenen zu bereden. Das blutige Tribunal hat sich indessen versammelt, und die Gefangenen werden vor dasselbe geführt. Der Tribun ist nicht wenig erschrocken, als Gualterios rohe Söldlinge, den schleichenden Gang des vermeinten Orsinis verspottend, ihm sein Helmgatter, das alle Andere geöffnet trugen, aufrißen, und des Mönchs Züge daraus hervorblickten. Die Entdeckung von Orsinis Entweichung macht den Tribun die Folgen von der Hinrichtung seiner mächtigen Feinde schnell übersehen. Indem er noch mit seinem Entschlusse zögerte, vernahm man von fernher Volksgetümmel, und bald unterschied man den Ruf: „es lebe der Tribun!“

Digitized by Google

aber zugleich auch: „Sicherheit für die Colonnas!“ Rienzi macht schnell aus der Noth ein Verdienst, er gibt die Gefangenen frey, und rühmt sich dessen vom Balkon herab gegen das Volk, als eines freywilligen Entschlusses, allein die Colonnas eilen, Rache-erfüllter wie je, sich in ihrer Feste Palästrina zu verschließen.

Lorenzo, der, seines Vaters schwelgerische und prahlhafte Feste verabscheuend, das Capitol gleich nach der erzwungenen Huldigungsfeyerlichkeit verlassen hatte, war mit des Tribuns tückischem Verrath der Gastfreundschaft völlig unbekannt geblieben. Seine Liebe für Antonie hatte an Heftigkeit zugenommen, und in demselben Klostergarten, wo er sie zum erstenmal gesehen, war der Schauplatz ihres Wiedersehens gewesen. Obschon ihm Antonie ihr Herz geschenkt, wußte sie noch nicht, wer er war, und der Jüngling zitterte, sich als Rienzis Sohn, als der Sohn von ihres Vaters verhaßtem Feinde zu erkennen zu geben. Agapithe Colonnas von ihm aufgehobener Fehde-Handschuh machte das Schicksal seiner Liebe noch hoffnungsloser, und in der Unruhe seines Herzens sucht er den Karthäuser-Prior Anastasius, Antoniens Beichtvater, auf, um seinen Rath zu erfragen. Antonie hatte auch ihrerseits das Bedürfniß, ihr volles Herz zu erleichtern, empfunden, und in den Abendstunden Trost bey ihrem geistlichen Freunde gesucht. Lorenzo findet dort die Geliebte, welcher der Zufall sogleich seinen Namen, und mit ihm die Aussicht auf unausweichbares Unglück ihrer Liebe entdeckt. Väterlich geht der Mönch in das Interesse der Liebenden ein. Bey den Hoffnungen, die er für das Wohl Roms auf den Tribun gründet, hofft er von Lorenzo's Verbindung mit Antonie die besten Folgen, und in ihrer Berathung entwickelt sich der einfache Plan, einen Versuch zu machen, ob die Colonnas bey dem gegenwärtigen Stande der Sachen nicht gewonnen werden könnten, durch eine Heyrath Antoniens mit Lorenzo ihren Zwist mit dem Tribun beyzulegen und dadurch ihren Einfluß auf diesen, und somit Rom auf einem friedlichen Wege zu gewinnen. Ohne seinen Vater wiederzusehen, und unwissend, wie unverzeiblich er den Haß der Colonnas so eben gereizt hat, macht sich Lorenzo den folgenden Morgen mit seinem Freund Raymond auf den Weg, um, in ritterlichem Vertrauen auf die Redlichkeit der Colonnas, sein Gesuch um Antoniens Hand in Palästrina selbst anzubringen. Hohnlachend sieht Giovanni den Sohn seines Feindes in seine Feste einziehen. Mit roher Redlichkeit, aber nicht mit weniger Haß will Agapith den vertrauenden Feind gesichert wissen. Lorenzo findet das Haupt der Familie, den alten Stephano Colonna von Alter und Unglück und der rauhen Behandlung seines wilden Sohnes Giovanni zur Geistesschwäche erschöpft; nur die Liebe für seine Tochter lebt noch ungeschwächt in seinem Herzen, und ihr Name theilt auf Momente den Nebel, der seine Sinne umhüllt. Er hört mit Anstand Lorenzos Vorschlag, drückt den Wunsch nach Frieden für Rom und das verwüstete Land aus, erklärt aber, daß Antonie Agapiths Braut sey, und er sein Versprechen an diesen seinen Vetter heilig halten würde. Lorenzos Hoffnungen waren von dieser Seite vernichtet, und er mußte Agapiths Handschuh durch das Schwerdt wieder ausliefern. Mit ritterlicher Treue gestebt ihm dieser den Kampf zu, und weißt Giovannis grimmvolle Absicht, Lorenzo zu behandeln, wie dessen Vater es ihnen gethan, beharrlich zurück. Der Zweykamf hat vor den Pforten des Schlosses statt. Agapith fällt von Lorenzos Hand, und ist edel genug seinen Sieger zur schnellen Flucht zu drängen, da ihm Giovannis Absichten bekannt sind. Lorenzo eilt mit Raymond das Gebiet seiner Feinde zu verlassen, aber Giovanni hatte ihnen einen Hinterhalt gelegt. Lorenzo wird gefesselt in's Schloß zurückgebracht, aber Raimond gelingt es durch ein tollkühnes Wagstück an den Fuß der Felsenhöhe zu gelangen, und seinen Verfolgern zu entgehen. Giovanni hatte aber einen größern Plan als nur Lorenzos Leben zu schlachten. Er befiehlt seinem alten Vater, den ganzen Vorfall, vor allem Agapiths Tod zu verschweigen, und eilt, von wenigen Reitern begleitet, nach Rom. Hier begibt er sich zu dem Tribun, berichtet ihn von Lorenzos Ankunft in Palästrina, und seiner Werbung um Antoniens Hand, welche Rienzi durch einen Brief, den ihm sein Sohn vor seiner Abreise dahin geschrieben, schon erfahren hatte. Giovanni meldet dem Tribun im Namen Stephan Colonnas, daß er wohl zufrieden sey, ihren Zwist durch dieses Bündniß zu enden, und lädt ihn ein, Antonie selbst zu dessen Feyer nach Palästrina zu begleiten. Rienzi findet sich durch diese Verbindung mit den Mächtigsten Roms sehr geschmeichelt, seine Eitelkeit sieht darin mehr den Beweis, wie die Vergrößerung seines Ansehens; dennoch kann er sein Mißtrauen und seine Furchtsamkeit nicht genug bemeistern, um sich in die Mauern von Palästrina zu wagen, sondern verheißt Giovanni, den Condottiere mit einer Abtheilung seines Freykorps seiner künftigen Schwiegertochter zur ehrenvollen Begleitung zu geben. Auch dieses war für Giovannis Rache genügend.

(Der Beschluß folgt.)

Dichtkunst.

Amaryllis, ein ländliches Gedicht, geschrieben 1812 von Friedrich Rückert. Frankfurt a. M. bey Wesche. 1825. 34 S. 8.

Dieß liebliche Gedicht ist eine lange in Sonnetten fortklingende Liebesklage, die aber zugleich in dem Bilde

Digitized by Google

der Geliebten und ihrer Umgebungen ein vollkommen idyllisches Gemälde darbietet. Die Willkür, die wir bey dem Verfasser öfter antreffen, läßt ihn hier mit einer Art von komischem Lobe des Gedichtes beginnen, und weiset sogar auf Gesellschaften hin, denen er es vorgelesen und die es gelobt, was ich lieber nicht gewußt hätte; dieß kann mich jedoch nicht abhalten, das Gedicht selbst sehr lobenswerth zu finden, ja es für eine der schönsten Idyllen zu halten, die wir bis jezt besitzen. Einige störende Capricen abgerechnet, ist das ganze Werk meisterlich, von Liebe beseelt, von Anmuth geformt, eine junge Rose, von leisem, aber warmem Frühlingshauch aufgeblättert und nicht ohne Dorn, aber an natürlichen Reizen unendlich schöner, als jene von Seide gemachte „verzauberte Rose," die man so sehr gepriesen hat. Der Dichter liebt ein munteres, geschäftiges und wunderschönes Landmädchen, deren Trotz und spröde Kürze nicht liebenswürdiger gedacht werden kann. Wie fühlt man an diesem Bilde sich erfrischt, welch gesundes Leben, welche Zierlichkeit! Man trinkt den würzigen Duft einer Blume und sieht in den zartesten Sammet ihres Kelchs.

Es pflegt dem Verfasser vorgeworfen zu werden, daß er die Natur, die Liebe und ihre zarten Situationen zu künstlich und gelehrt behandle. Auch diese Amaryllis ist in einem sehr künstlichen Versmaß gedichtet und voll Bilder und Reflexionen, die über die Sphäre der Dörflichkeit, wie sie etwa Voß, der Feldprediger Schmidt, Rosegarten und andere Pedanten geschildert, sich allerdings erheben; ich muß aber diese Form durchaus vertheidigen. Nicht jene alberne, naive Dummheit erkünstelnde Dörflichkeit, sondern die ländliche Natur, wie sie in ihrem bräutlichen Reiz vom liebenden Dichter überrascht wird, ist der würdigste Gegenstand der Idylle. Je reicher der Geist, um so mehr Reize werden ihm aufgeschlossen. Die ländliche Natur wird im Contrast gegen die städtische Bildung des Dichters auf sein Gefühl desto romantischer wirken; zugleich müssen die Gegensätze, die seinem Verstande sich darbieten, den Humor erwecken, und selbst ein wenig Ironie ist die beste Würze der Idylle. In diesem Sinne sind gerade die trefflichsten Idyllen von Cervantes und Jean Paul ausgeführt. Viele alte Dichter in Perücken glaubten, man dürfe sich nur dumm stellen und einen rothbebänderten Schäferstab in die Hand nehmen, oder den damastnen Schlafrock anziehen, um sofort eine Idylle zu spielen. Nur den aber möcht' ich einen ächten Idyllen-Dichter nennen, der im Schooße der ländlichen Natur noch feiner und geistreicher wird, als er ohnehin ist, weil die Natur, wie die Menschen, in ihrer Naivetät gerade das zarteste ist, was es geben kann. Mag alle Welt behaupten, das Land sey roher als die Stadt, so wird doch keiner eine gute Idylle dichten, der den Satz nicht umkehrt.

Der Dichter führt uns in die Hütte seiner Geliebten. Er ist von der ganzen Familie wohl aufgenommen; nur die schöne bittere Amaryllis will nichts von ihm wissen. Er verfolgt sie in allen Situationen, sie bleibt gleichgültig; er beschenkt sie, sie hängt die Gaben in den Schrank; er wird dringend, sie verspottet ihn; er flieht, sie schickt ihm noch den kalten Nordwind nach, weil ihr Haus gegen Norden liegt; endlich kann er sich nicht halten, geht wieder in ihr Haus und schließt mit einer schönen Hoffnung. Alle diese Kleinigkeiten sind höchst reich und reitzend ausgemahlt. Die Sonnette gleichen einer langen Gallerie von Arabesken, darin immer derselbe kleine Liebesgott in neuen Situationen erscheint. Sie gehören so sehr zu einander, daß ich es lieber unterlasse, einige der schönsten zur Probe herauszuheben. Den wahren Reiz gewinnen sie nur im Zusammenhange des Ganzen. Daß Fr. Rückert einer der ersten Meister in den poetischen Arabesken ist, werden ihm auch diejenigen zugestehen müssen, die seine häufigen Auswüchse zu tadeln pflegen. Nur üppige Kraft kann überwuchern. Auch in der Kunst, Verse zu machen, könnte mancher bey ihm in die Schule gehen, wiewohl er nicht minder im Versificiren und Reimen wie in Bildern oft verwegen ausschlägt. So erscheint es auch in dem vorliegenden Gedicht als ein reiner Uebermuth, wenn dem Dichter die zart hinfließende Stimme plötzlich überschnappt, und einen grellen Fistelton vernehmen läßt, z. B. S. 10:

Dein Trotz ist es, dein starrer Sinn und steifer,
Rauh, dornig, wild, verödnend die Bezwinger,
Wie Wälder von — du kennst's nicht — von Hyrkanien.
Das hält mich fest an dir mit Thoreneifer,
Dem Knaben gleich, der klaubt mit wundem Finger
Die Stachelfrucht des Baumes der Kastanien.

und S. 26:

O hier sind wunderbar verschlungene Chiffern,
Und Amor, der die Räthsel zu entsiegeln
Bestellt ist, ist ein trügerischer Dolmetscher.
Was herb daran ist, will er nicht entziffern,
Das süße aber weiß er abzuspiegeln
So süß, daß wohl in Lust zerschmölzen Gletscher.

Hier stört uns neben dem stechenden Reim noch das carrikirte Bild eines Spiegels, der statt Licht und Form eine Süßigkeit enthalten, und eines Gletschers, der statt von der Sonne vor einem Spiegel schmelzen soll. Eben so finden wir S. 32:

sehnsuchtmüde Flügelspitzen

statt der einfachen müden Flügel eines Sehnsüchtigen. Dergleichen darf in einem sonst vortrefflichen Gedicht zwar verziehen, muß aber doch gerügt werden. Freyheiten dieser Art werden gar leicht Mode, wenn ein ausgezeichneter Dichter einmal Gefallen daran findet, und es liegt sehr nahe, daß, wer den Gedanken und Reimen keinen süßen Wohllaut einzuhauchen weiß, doch Aufsehn zu erregen hofft, wenn er sie recht pfeffert.

Digitized by Google

Nr. 15.

Literatur-Blatt.

Dienstag, den 21. Februar 1826.

Romanen-Literatur.

Rienzi et les Colonna, ou Rome au quatorzieme Siècle. Roman historique. Paris und London 1825.

(Beschluß.)

Der folgende Morgen fand Antonie an Giovannis Seite, von Gualterio und seinen Reitern begleitet, auf dem Weg von Palästrina. Allein Giovannis Maßregeln waren genommen. Antonie war ihrem grausamen Bruder über die Fallbrücke des tiefen Schloßgrabens gefolgt, Gualterio spornte, mißtrauisch umherblickend, sein Roß, in den dunkeln Thorweg zu treten; der hinter ihm reitende Gewarnischte hatte noch nicht die Zugketten hinter sich, da rasselten die Eisen, die Brücke hob sich, der Reiter drängte sein Roß zurück, doch nur um durch den Fall in die tiefe Felsschlucht, welche der Graben bildete, zerschmettert zu werden, und Gualterio befand sich in den Fesseln der Colonna's.

Dieser folgende Abschnitt ist spannend, lebendig dargestellt, aber in Rittergeschichten nicht neu. Der rachedürstende Giovanni hat seiner Schwester den Jammer bereitet, ihren Geliebten vor ihren Augen enthaupten zu sehen. Neben Agapithe Leichnam ist seine und des Condottieris Todesstelle bereitet, Antonie, von ihrem Vater begleitet, tritt in den Saal, erblickt Agapithe Todtenbahre und erräth Lorenzo's Schicksal. Die Schilderung ist lebendig und bleibt in den Grenzen des tragischen Anstands. Stephan hat auch in seiner Geistesschwäche das ritterliche Ehrgefühl nicht verloren, er sieht Giovannis Verrath an den fremden Männern ein, und scheut seines Sohnes Wildheit nicht, um ihn an einer Unthat zu verhindern, doch dessen Wuth wird dadurch so grenzenlos gereizt, daß er, seine Hand gegen den Greis aufhebend, selbst seinen Knechten Abscheu einflößt, aber darüber bestürzt Antoniens Flehen nachgibt, den Gefangenen noch einmal das Licht der Sonne erblicken zu lassen. Antonie benuzt die Stunden dieser Nacht. Marco, der alte Diener des Hauses und jetzige Schloßvogt, seines jungen Herrn Betragen verabscheuend, kommt ihr in einem Plan zur Flucht entgegen, und sie führen mit den beyden Gefangenen den Greis Stephano aus dem Schloß. Diese ganze Erzählung ist schön. Marco hatte einen Bruder in den Gebirgen, der eine Herrschaft der Savellis bewohnte. Ihm vertraute er die Rettung der Flüchtlinge. Mühselig war die zarte Antonie, der schwache Greis bis in einen tiefen Hohlweg unter dem Hügel, auf dem ihr Zufluchtsort lag, gelangt, der anbrechende Tag erhellte den vor ihnen liegenden, in das ebene kahle Land herabsteigenden Weg, als Marco Roßhufe vernimmt und Giovanni herbeyeilen sieht. Wirklich hatte ihn sein Gewissen nicht so ruhig schlafen lassen, wie Marco gehofft, und kurze Zeit nach ihrer Flucht hatte er sich, sie zu verfolgen, auf den Weg gemacht. Marco zeigt dem Gefangenen einen schmalen steilen Pfad, der hinter den Felsen den Hügel hinaufführt, deutet ihnen seines Bruders, des Sanbirten, Hütte am obern, waldangrenzenden Ende des Dorfes an, und denkt, die Gefühle der Natur berechnend, auf Mittel die Nachsetzenden aufzuhalten. Zu dem Ende legt er den ermatteten Stephano, der, ehe noch die Reiter herannahen, in Schlummer fällt, quer über den Hohlweg. Er selbst setzt sich, dem Tode sich weihend, neben den Greis und fällt das erste Opfer von Giovannis Wuth. Der erwachende Vater gebietet dem Sohn, von seiner Verfolgung abzulassen, aber der Anblick der Flüchtlinge auf der kahlen Höhe des Hügels, am Eingang des Dorfes, löscht alles Menschen-Gefühl in ihm aus. Er droht mit seinem Roß über seinen Vater hinwegzusetzen, dieser spricht den Fluch gegen ihn aus, und stirbt. Giovanni trotzt dem väterlichen Fluch, allein seine Reiter weigern sich, ihre Rosse über die Leichen zu führen und halten sich damit auf, sie auf die Seite zu schaffen. Die Flüchtigen gelangen indeß in Gaddos Hütte am Eingang des Waldes; bey dem Namen seines Bruders erwacht in dieses, von Krieg und dem Elende der Zeiten verwilderten Mannes Brust das tiefste Gefühl. Er begreift nach dem Bericht der Verfolgten, daß Marco schon jezt unter Giovannis Dolchen gefallen sey, und, jenz als sein Vermächtniß betrachtend, eilt er mit ihnen in den Wald und bringt sie in einer, in der Tiefe eines Abgrunds be-

Digitized by Google

findlichen Höhle in Sicherheit. Giovanni ſpürt ihnen bis in die Hütte nach, wo der vierzehnjährige Gaddino, des Sauhirten Sohn, von ſeinem Vater in dieſer Abſicht zurückgelaſſen, ihn auf eine ganz falſche Spur bringt. Giovanni ſieht ſich nach langem Irren in dem Walde genöthigt, ſeinen Rückweg zu ſuchen. Er führt ihn wieder zu den Leichen ſeiner Schlachtopfer, die ſchon von hungrigen Raben umſchwärmt ſind. Seine Reiter bereiten eine Bahre, die Leiche ſeines Vaters fortzutragen, und er kehrt mit Ingrimm nach Paläſtrina zurück.

Der Schlupfwinkel der Flüchtlinge und ihr Aufenthalt daſelbſt iſt gut geſchildert. Antonie erklärt in der hellen Mondnacht dem innig liebenden Lorenzo, daß ſie nach den unſeligen Vorfällen in ihrer Familie auf das Leben von ihm getrennt ſey, und in der Kloſterſtille für ſein Wohl, dem einzig ihr Herz gehöre, beten werde. Lorenzo fleht und hofft, aber er klagt nicht über einen Entſchluß, den das Zeitalter ihn ſelbſt als angemeſſen anſehen ließ. Nach einer Erholung, die der Sauhirt ihnen ſo bequem wie möglich macht, ſuchen die Verfolgten nach Rom zu entkommen; ihr Retter gibt ihnen Gaddino zum Wegweiſer mit, einen Knaben, der mit ſeiner Verſchlagenheit, kindiſchen Schadenfreude, unverwüſtlichen Heiterkeit, tollkühnem Muth und unverſtändigen Freude am Golde ſehr ergötzlich geſchildert iſt. Will man bey Gaddino an den Schmiedebuben in einem von Walter Scotts Romanen denken, ſo erſcheint dieſer zu ſeinem Nachtheil, indem die italieniſche Sonne des Schmiedebuben boshafte Gnomennatur in Gaddino zu einem ſorglos muthwilligen Naturkind verflüchtigt hat. Der Hirtenknabe leitet die Flüchtigen durch manche Gefahr mit ſo viel Muth als Liſt bis in die Nähe von Frascati, wo Gualterio die Freude hat, in den Ringmauern eines zertrümmerten Schloſſes den Haufen ſeiner Reiter, dem es bey Paläſtrina ſich zu retten gelang, gelagert zu finden. Gelegenheit abwartend, um von Orſinis Haufen, welcher zwiſchen ihnen und der Stadt ſchwärmten, ungefährdet nach Rom zu kommen, hatten ſie hier das Handwerk der Weglagerer getrieben. Der Treue ſeiner Lanzenritter gewiß, überließ ſich Gualterio der ſtolzeſten Freude, indeß Lorenzo die weit tröſtendere genoß, ſeinen Freund Raymond bey den Reitern zu finden. Dieſer war wie durch ein Wunder bey dem Sturz in die Felſentiefe von Paläſtrina unbeſchädigt geblieben, und von Giovannis Knechten, die ihn für zerſchmettert hielten, unverfolgt, gegen Rom geflohen, wo er dem Freycorps begegnete. Die Geretteten beſchloſſen, Gaddino nach Rom zu ſchicken, um von dem Tribun die Abſendung eines Corps zu verlangen, das mit ihnen vereinigt hoffen durfte, den Orſini zu vertreiben. Mit ſeinem Ziegenfell als einziger Kleidung bedeckt, macht ſich der Knabe, nach Lohn, Thätigkeit und Wagſtücken lüſtern, auf den Weg. Er geräth in Orſinis Lager, wo er, in ſorgloſer Neugier verweilend, ergriffen wird, durch ſeine Liſt und Fröhlichkeit dem Strick, der ihm als Späher droht, zu entgehen weiß, und glücklich in Rom anlangt. Die Epiſode ſchildert die Rohheit der Zeit mit Zügen, die, weil ſich der Verf. an Herzens-Bosheit nicht ſtößt, durch ihre Naivetät beluſtigen. Gaddo findet den Tribun im lächerlichen Feſt ſeines Ritterſchlags begriffen. Die Nachricht von ſeines Sohnes und Gualterios Rettung iſt ihm ſehr angenehm, allein die genaue Kunde, die ihm Gaddino von Orſinis Lager und Streitkräften gibt, ſtößt ihm den ſelbſtſüchtigen Entſchluß ein, des Condottieris Kriegern ihres Hauptmanns Gefahr zu verſchweigen, um ſie zu ſeiner eignen Sicherheit bey ſich zu behalten. Um des Geheimniſſes Herr zu bleiben, und durch die erhaltnen Nachrichten ſein Feſt nicht ſtören zu laſſen, befiehlt er Gaddino in ein ſichres Gemach zu ſperren und mit Speiſe zu verſorgen. Dieſe iſt dem Knaben ſehr willkommen, allein des Tribuns prahlhafter Stolz, ſein ſichtbares Schrecken und die Unredlichkeit ſeines Verbotes, Gualterios Reiter ihrem Herrn zu Hülfe zu ſchicken, empört ihn; er entdeckt einige dieſer lezten in dem Hofe vor dem Fenſter ſeiner Haft, und macht ſie mit ſeiner Sendung bekannt; die wilden Krieger ſammeln ſich unverzüglich, beſteigen ihre Pferde, und eilen, von Gaddino, der aus dem Fenſter zu entkommen weiß, geleitet, aus der Stadt. Ihr liſtiger Wegweiſer hatte ſich Mittel erſonnen, ſie in dem Dunkel der Nacht mit Vorſicht neben Orſinis Lager vorbeyzuführen. Zu ſeinem Erſtaunen findet er daſſelbe verlaſſen. Die Reiter fürchten, daß die Beſatzung Gualterios Schlupfwinkel erkundet und gegen ihn ausgerückt iſt; ſie eilen alſo noch ſchneller zu der zerſtörten Burg, wo ſie ihre Gefährten in der ungeduldigſten Erwartung ihrer Ankunft finden. Rienzis treuloſes Betragen erbittert den Condottieri und betrübt Lorenzos kindliches Herz. Der Entſchluß für den nächſten Tag war ſchon gefaßt. Gualterio hatte von einem ausgeſendeten Späher die Kunde erhalten, daß Orſini das Lager abgebrochen und ſich in die Wälder verſteckt habe, um den morgenden Tag Frascati, eine dem Tribun ergebene Stadt, zu überfallen. Die Bürger, durch die augenblickliche Kriegsſtille keck geworden, konnten der Verſuchung nicht widerſtehen, ein morgen einfallendes Kirchenfeſt zu feyern. Die Feſtkapelle lag vor dem Thor, und die umliegenden Dorfbewohner verſprachen ſich, den Drangſalen der Zeit zum Trotz, einen frohen Tag. Dieſes Getümmel wollte Orſini benutzen, um ſich in die Stadt zu ſchleichen und ſie, wenn die meiſten Einwohner abweſend ſeyn würden, der Raubgier ſeiner Milizen zu übergeben. Gualterio war mit Lorenzo und Raymond übereingekommen, ſich ihr auf Nebenwegen zu nähern, ſeinen Haufen zu

verſtecken, ſich mit geringen Begleitern unter das Gedränge zu miſchen, und bey Orſinis Ankunft den Feind im Rücken zu faſſen, indeß Lorenzo die Bürger der Stadt zum Widerſtand anführen würde. Antonie ſollte unter ſicherem Geleite in ein nahes Kloſter gebracht werden, und von da, wenn die That ausgeführt ſeyn würde, die Krieger nach Rom begleiten. Der Anſchlag gelingt auf's Vollkommenſte. Orſini, wüthend bey den Bürgern Widerſtand zu finden, wird es noch mehr beym Ueberfall von Gualterios Gebarniſchten, muß aber mit Verluſt vieler der Seinigen fliehen. Die Bürger von Frascati, von Dank für ihre Rettung durchdrungen, bieten Lorenzo die Oberherrſchaft ihrer Stadt an; doch er glaubt durch deren Annahme ſeinen Vater zu kränken, und von der Unmöglichkeit ſich mit Antonie zu verbinden, überzeugt, iſt ihm an keiner Herrſchaft etwas gelegen. Er eilt Antonie in ihren Schutzort abzuholen, und geleitet ſie in das Kloſter innerhalb der Ringmauern von Rom, das ſie ſchon mehrere Male aufnahm.

Lorenzo überzeugt ſich immer mehr, daß die Uſurpation ſeines Vaters nie zum Heile Roms gedeihen könne. Die beeinträchtigten und mißhandelten Großen vereinigen ſich, um Rom zu belagern, und der Tribun, ſeine Streitkräfte um ſich verſammelnd, prahlt, wenn gleich von innerer Furcht gemartert, die Feinde zu vernichten. An der Spitze ſeiner Haufen, von kriegeriſchem Pomp umgeben, zieht er aus dem Thor, doch beym Erblicken des feindlichen Lagers überfällt ihn ein Grauen, Lorenzo beweiſt ihm die Nothwendigkeit, die Haufen ſeiner Gegner, ehe ſie noch zuſammengeſtoßen ſind, einen nach dem andern anzugreifen, und verſpricht ihm den ſicherſten Erfolg, aber, aus Angſt und Eitelkeit fremde Hülfe erträumend und hoffend, verweigert er den Angriff, und kehrt ſchimpflich mit ſeinen Kriegern hinter die Stadtmauern zurück.

Die feindlichen Großen hatten aber nicht auf ihre Streitkräfte allein gerechnet. Der damaligen Belagerungsweiſe und Kriegszucht gemäß konnte die Treuloſigkeit eines Thorwächters die Eroberung einer Stadt bewerkſtelligen. Orſini übernahm es, Rom durch Beſtechung zu gewinnen. Der Mönch Polycarp, bey den reichen Bürgern und bey dem Tribun wohl gelitten, erhielt den Auftrag, die Wächter des Lorenzothors und den Condottiere zu gewinnen. Das erſte war leicht; Gualterio aber, der ſich als Räuber und Mörder ein eigenes Gewiſſen, eine eigne Ehre gemacht hatte, war nicht zu bereden, vor der abgelaufenen Stunde ſeiner Contraktszeit gegen den Tribun zu fechten, und ſelbſt alsdann, bis ſein Contrakt mit deſſen Feinden förmlich geſchloſſen ſey, anders als neutral gegen ihn zu handeln. Orſini war dadurch wenigſtens ſicher, Rienzi des Beyſtandes des gebarniſchten Haufens beraubt zu ſehen. Der Tag des Ueberfalls wurde verabredet, und Rienzis Verderben nahte heran.

Lorenzo war, nach dem ſchimpflichen Rückzug ſeines Vaters hinter die Mauern der Stadt, nicht mehr zu ihm in's Capitol zurückgekehrt, und jetzt irrte er unter den Trümmern, welche an die Stadtmauern grenzten, umher, bis ihn ſeine Sehnſucht zu dem Kloſter führte, in dem Antonie in wenigen Tagen eingekleidet werden ſollte. Er trat in die Kirche und erblickte bey dem ſinkenden Abend ſeine Geliebte zu den Füßen eines Mutter-Gottesbildes, wo ſie händeringend betete. Er hört ihre Seufzer, und bald ſeinen Namen und den Ausdruck des verzweifelnden Schmerzes, mit dem ſie ihm entſagt. Dieſer neue Beweis ihrer Liebe erhöht ſeine Verzweiflung; er wartet ungeduldig die Nacht ab, und dringt unter ihrem Schutz durch die ihm wohlbekannte eingeſtürzte Stelle in den Garten, wo Antonie in dieſer Stunde zu luſtwandeln pflegt. Ein heftiges Gewitter bricht herein, doch er achtet nicht den Sturm der Elemente und entführt Antonie gewaltſam aus ihrer Zelle. Sie liegt ohnmächtig in ſeinen Armen. Er trägt ſie angſtvoll fort und ſucht einen Ruhort. Er findet endlich eine kleine Kapelle und legt die Geliebte auf eine Bank von Stein. Da vernimmt er ein Getöſe und ſieht Flammen aufſteigen; das Lorenzothor iſt vom Feind angegriffen. Die zunehmende Helle des Brandes zeigt ihm die Gefahr, und Antoniens hülfloſer Zuſtand macht es ihm unmöglich, ſeinen Mitbürgern zu Hülfe zu eilen. In dieſem ſchrecklichen Streit ſeiner Gefühle naht ſich eine Reiterſchaar, und er erkennt Raymond an ihrer Spitze, der ſie der Beſatzung des Thors zum Beyſtand zuführt. Er beſchwört ihn, Antonie in das Haus ihrer Amme in Sicherheit zu bringen, und eilt mit den Reitern zur Vertheidigung des Thors.

Es war dieſes die Nacht, in welcher der beſtochene Wächter das Thor Giovannis Milizen öffnen ſollte, allein ſein Unterhändler, Vater Polycarp, hatte ſich ſeinem geliebten Beichtkind, Antoniens Amme, verrathen, und dieſe vertraute es ihrem Manne, dem Metzger-Obermeiſter. Marino, ſo heißt dieſer, ein Demokrat des vierzehnten Jahrhunderts und blinder Diener von Rienzis uſurpirter Macht, treu dem Tribun ergeben, meldet den Verrath, und ehe die Stunde des Ueberfalls ſchlägt, ſind die Wachen der Thore verändert, ihr Anführer am Lorenzothor an das nächſte Haus aufgeknüpft, und als bey der erſten Nachricht eines Ueberfalls Gualterio neugierig ſich zum Tribun begibt, läßt ihn dieſer feſtſetzen, und verſpricht, ihn mit dem Mönch, noch ehe Giovanno einziehe, vor den Augen des Volks hängen zu laſſen. Als Giovanni in der Stille der Nacht behutſam dem Thore naht, vernimmt er an dem Geſpött und Steinwerfen der Bürger, daß ſein Plan entdeckt iſt; aber aus Wuth darüber und weil er die Ohnmacht Rienzis und die geringe Kriegsluſt der Römer kannte, beſchleußt er, das Thor zu erſtürmen.

Digitized by Google

Art und Feuer brachen ihm die Bahn. In dem Augenblick, wo Giovanni die Inseite des Thores erreicht hatte, stieß er auf den eben herbeyeilenden Lorenzo. Mit Grimm stürzten die beyden Feinde einander entgegen, und ihren beyderseitigen Anhängern jede Theilnahme an ihrem Streite verbietend, begannen sie den entscheidenden Zweykampf. Giovanni erliegt, nachdem er Lorenzo tödtlich verwundet; Antonie, welche aus Angst um ihren Geliebten auf dem Weg zu ihrem Schutzort entlief, kommt noch früh genug auf den Kampfplatz, um beyde fallen zu sehen. Lorenzo, auf Raymond gestützt, sieht Antonie bey ihrem sterbenden Bruder niederknien, er hört, wie sie mit Liebesworten ihn zu versöhnen sucht, als das Ungeheuer seine lezten Kräfte zusammenrafft, um seinen Dolch in Antoniens Busen zu senken. Lorenzo erhält von dem wüthenden Volk die Lebensrettung der wenigen Krieger, welche Colonna in die Stadt gefolgt waren, allein dessen Leichnam wird von ihnen unter Flüchen in das fortlodernde Feuer geworfen, und sein Heerhaufen jenseits der Flammen entflieht, sobald er von dem Tode seines Anführers unterrichtet ist. Raymond befiehlt, die beyden geliebten Leichen auf zwey, von gekreuzten Lanzen verfertigte Bahren zu legen, um sie Rienzi zu überbringen. Wehklage ertönt, so wie der Zug fortrückt, unter dem herzudringenden Volk. Priester eilen herbey, nehmen Antoniens Bahre von den Schultern der Krieger und mischen die bangen Töne ihrer Sterbegesänge unter das Geschrey der Menge. Am Fuße des Capitols angelangt, sieht sich Raymond von Gualterios Kriegern umgeben, die mit wildem Geschrey sich zusammendrängen, indeß die nächsten an dem Pallast dessen Thore einzubrechen bemüht sind. Bald erblickt er auf dem platten Dache des Pallastes zwey hohe, von Fackeln erleuchtete Galgen errichtet, und erkennt Gualterio und den Mönch Polycarp, welche von der Hand des Henkers, mit dem Strick um den Hals, die Leitern hinangeführt werden. Die Reiter schreien unter den heftigsten Drohungen um das Leben ihres Hauptmanns, indeß Rienzi, der sein Verderben unentweichbar vor sich sieht, noch den Genuß haben will, die beyden Werkzeuge des Verraths auf seinen Befehl sterben zu sehen. Raymond, dem der Tumult die Annäherung zum Schlosse versperrt, verspricht den aufgebrachten Kriegern das Leben ihres Häuptlings, wenn sie ihm mit seinem Trauergefolg ohne Störung, und ohne sich nachzudrängen, den Eingang in den Pallast gestatten wollen. Der rauhe Haufen kennt und achtet den muthigen Raymond, und läßt ihn seinen Weg fortsetzen. Rienzi, der plötzlich die Streiche zum Einbrechen des Thores innehalten hört, befiehlt die Hinrichtung der beyden Verurtheilten zu verschieben, und erfährt mit innerem Entsetzen, daß ihm Todte gebracht werden. — Er erkennt den Sohn und steht bewegungslos, von Schreck erstarrt und Reue gefoltert. Er hört das Angstgeschrey der herbeystürzenden Mutter Lorenzos, die ohnmächtig weggetragen werden muß. Man versucht Lorenzo in's Leben zurückzurufen; es gelingt noch für wenige Augenblicke. Der Tribun stürzt auf die Kniee, klagt sich als die Ursache seines Todes an und fleht um Vergebung. Lorenzo verzeiht ihm und fordert Gnade für den Mönch und Gualterio. „Schwach drückt er die Hand seines Vaters, blickt noch einmal auf Antoniens Leiche und macht eine Bewegung, als suche er ihr näher zu kommen, aber diese Sehnsucht wird zum Sterben. Rienzi wirft sich neben den Todten hin, schlägt dreymal an seine Brust und ruft: meine Schuld, meine Schuld, meine Schuld! und von diesem Augenblick an bleibt er unthätig bey allem, was um ihn vorgeht." Ein neuer Lerm entsteht, und eine hohe Römerin, Marcia, die Pflegerin Antoniens, stürzt in den Saal, erkennt die geliebte Todte, und will den Tribun, den sie laut als Antoniens Mörder anklagt, mit einem Dolche durchbohren; doch wird sie aufgehalten. Der Tribun will entfliehen; da tritt ihm Anastasio entgegen, als Legat des Papstes beauftragt, den Usurpator der Stadt Rom in den Bann zu thun. Er spricht in feyerlichen Worten den Fluch der Kirche über des Geächteten Haupt, und niemand wagt, dem frommen Priester zu widerstehen. Alle sinken auf die Kniee, seinen Segen zu empfangen, und alle weichen von dem Unglücklichen, den Gott selbst verlassen zu haben scheint. Da tritt Gualterio auf ihn zu, der schon lange den schimpflichen Strick von sich geworfen hatte, und zeigt dem Tiefgefallenen den Galgen, den er mit ihm hätte vertauschen müssen, wenn es nicht edler wäre, des besiegten Feindes sich zu erbarmen. Alle verlassen den Tribun und fliehen ihn, den die Kirche verstoßen, gleich einem Verpesteten. Einsam bleibt er bey der Leiche seines Sohnes zurück und ruft in dumpfem Schmerz: das ist Gottes Gericht!

Ich habe diesen Schluß schon tadeln hören, weil er uns über Rienzis und Roms ferneres Schicksal in Ungewißheit läßt. Dieses mag ein Fehler in dem geregelten Gebäude eines Romans seyn, allein das Interesse der Erzählung hat dabey gewonnen. Der Verfasser wählte nur den ersten Theil von Rienzis abenteuerlichem Leben zu seinem Vorwurf, nach welchem ihn die Geschichte wirklich gleichsam aus den Augen verliert. Der Roman wäre von einer schleppenden Länge geworden, oder der Erzähler hätte Fiktionen auf Fiktionen häufen müssen, um uns die Widrigkeit von Rienzis Charakter, während seiner dunkeln Zurückgezogenheit, seines Possenspiels am Prager Hofe und seiner zweyten Herrschaft über Rom, die ihm ein blutiges Ende zuzog, erträglich zu machen.

Th. H.

Digitized by Google

Nr. 16.

Literatur-Blatt.

Freitag, den 24. Februar 1826.

Dramatische Literatur.

Die Feinde. Ein Trauerspiel in drey Aufzügen von Ernst von Houwald. Leipzig bey Göschen. 1825.

Die Könige Malcolm und Grimus führten um Schottlands Krone blutigen Krieg. Grimus unterlag der List und Tücke seines Feindes; sein Haupt fiel unter Henkersbeil, und seinem Schwiegervater Malthos, Than von Leith, wurden die Augen geblendet. Grimus hinterließ eine Wittwe, Brassolis, die Tochter Malthos, und zwey Kinder in zartem Alter, Edgar und Alona. Malcolm raubte der Königlichen Wittwe alle Ländereyen und Besitzungen ihres Gatten, und ließ ihr nichts als eine versteckte verfallene Burg, die nämliche, in welcher die Missethat gegen Grimus und Malthos verübt worden. Dort lebte Brassolis mit ihren Kindern und ihrem blinden Vater, unbekannt, einsam, vergessen, aber nicht vergessend. Sie streute den Saamen des Hasses und der Kampflust in das Herz ihres Sohnes, daß er einst den gemordeten Vater rächen, und die verlorne Krone sich wieder gewinnen möge. Die Zeit der blutigen Ernte kam heran. Der Jüngling Edgar verließ die Burg, gab sich zu erkennen, versammelte die alten Getreuen um sich her, und zog gegen Malcolm in das Feld. Die feindlichen Heere sind sich nahe, aber Malcolm verzögert die Schlacht. Er fürchtet die Entscheidung, weil er der Treue der Seinigen mißtraut, welchen er durch grausame Herrschaft verhaßt geworden. Er will die Schlacht nicht eher wagen, als bis sein Sohn Donald, den er aus England, wo er erzogen worden, zurückerwartet, beym Heere angekommen sey. Der Jüngling erfreute sich der Liebe des Volkes und der Krieger, und unter der Fahne dieser Liebe glaubte Malcolm sicherer zu streiten. Aber Edgar hatte erkundschaftet, warum Malcolm mit der Schlacht zaudere, und er suchte Donalds Rückkehr zu verhindern, indem er alle Küstenwege besetzen ließ. Eines Abends entdecken Edgars Soldaten zwey Pilger, einen Mann und einen Jüngling, die ihnen verdächtig schienen. Die Pilger suchen zu entfliehen, sie werden verfolgt, aber nicht erreicht. Doch erreicht den jungen Pilger ein Pfeil, der ihn leicht verwundet. Die Verfolgten schützt der Mantel der Nacht, und sie flüchten sich in eine alte Burg, wo sie freundliche Aufnahme, Pflege und Nachtlager fanden. Es war dieses die Burg, wo Brassolis mit den Ihrigen wohnte.

Mit dem Tage, der auf dieses Ereigniß folgte, beginnt das Trauerspiel, welchem Brassolis Burg zum Schauplatze gegeben. Der Morgen dämmert. Brassolis tritt auf und spricht:

> O, wär' ich deine Mutter, junger Tag,
> Längst hätt' ich dich geweckt, dich ausgesendet
> Nach der Entscheidung unsers Schicksals: Auf,
> Erwache! —

Stünden nicht draußen im Felde die beyden feindlichen Heere, Malcolm und Edgar an ihrer Spitze, kampfgerüstet einander gegenüber; wäre nicht der Tag so ernster Entscheidung — würden wir Brassolis fragen: warum, da sie, wie sie freywillig gesteht, nicht die Mutter ist des jungen Tages und sich darum nicht für berechtigt hält ihn zu wecken, warum sie es dennoch gethan, und wenn sie ihn geweckt, warum sie es nicht früher gethan? Doch es ist nicht Zeit zu solchem kleinem Wortstreite! Brassolis, nachdem sie den jungen Tag aus dem Schlafe geweckt, löscht mit den Worten:

> Stirb, du kleines Licht der Nacht!

die Nachtlampe aus. Tom, ein alter treuer Diener erscheint. Brassolis theilt ihm ihre Furcht und ihre Hoffnung mit. Tom spricht von den Maßregeln zur Beschirmung der Burg, die theils angeordnet, theils noch anzuordnen wären. Er macht seiner Gebieterin Vorwürfe, daß sie den vorigen Abend die beyden Pilger so sorglos aufgenommen; in dieser Zeit und in diesem Lande des Krieges müsse man bedächtig seyn. Brassolis erwiedert: von frommen Pilgern sey nichts zu fürchten, und beyde hätten so gutes Aussehen. Tom warnt dringend zur Vorsicht — und der Alte hatte Recht. Die beyden Pilger, für Vater und Sohn gehalten, waren niemand anders, als Donald, Malcolms Sohn, und Katmin, sein Mentor, der ihn aus England geholt,

Digitized by Google

ihn dem Vater zuzuführen. Auf dieſe Weiſe bewahrt die Burg zwey Geheimniſſe. Braſſolis ahnet nicht, welchen wichtigen Gaſt ſie beherberge, und Donald weiß nicht unter welch' ein Verderben drohendes Dach er ſich geflüchtet. Aber dieſe Geheimniſſe bleiben nicht lange verborgen, wenigſtens nicht allen Burgbewohnern. Amor, in ſeinem unerforſchlichen Rathſchluſſe, hatte den Pfeil, der Donald getroffen, mit dem ſüßen Gifte der Liebe benezt, und ihn, nachdem er den Jüngling geſtreift, in das Herz Alona's geführt. Der Königsſohn ſah kaum die blühende Schönheit, Alona ſah kaum den blutenden blaſſen Jüngling — und Beyde liebten ſich. Liebende können ſich nichts verſchweigen. Bald erfuhren ſie — Donald, daß Alona Edgars Schweſter, und Alona, daß der junge Pilger Donald Malcolm's Sohn ſey. Dieſes Geſtändniß erweckt in den Liebenden gleiche Gedanken. Donald beſchließt in ſeinem Sinne die Geliebte und ihr Haus gegen ſeinen eignen Vater zu ſchützen, wenn dieſer ſiegen ſollte, und Alona beſchäftigt die Sorge, den Geliebten zu bewachen, gegen vorhandene und gegen drohende Gefahr. Unterdeſſen trifft ein Feldhauptmann Edgars ein, und verlangt die Auslieferung der beyden Pilger, die ſich den vorigen Tag, von ihm verfolgt, in die Burg geflüchtet. Braſſolis weist die Forderungen zurück. Der Hauptmann, dem es unbekannt, daß Braſſolis die Mutter ſeines Gebieters iſt, dringt und droht; da gibt ſich ihm die Herrin der Burg zu erkennen, der blinde Malthos läßt ſeine alte Herrſcherſtimme hören und der Hauptmann, nachgebend, zieht fort ohne die Pilger und eilt an der bevorſtehenden Schlacht Theil zu nehmen.

Die Schlacht wird geſchlagen, die Kunde davon bringt Edgar ſelbſt in die Burg, der beſiegte Edgar. Er berichtet der verzweiflungsvollen Mutter: Schon ſey ihm die Schlacht gewonnen geweſen, als plötzlich die Nachricht von Donald's Ankunft ſich im feindlichen Heere verbreitet. Der Königsſohn, ein hoher ſtattlicher Jüngling, habe ſich an die Spitze des Heeres geſezt, und den flüchtigen Sieg zurückgeführt. Die beyden Pilger, bey Edgars Erzählung gegenwärtig, hören mit gleichem Erſtaunen, aber mit verſchiedenen Empfindungen die wunderbare Mähr. Der ſchlaue Katmin erkennt in dieſer Liſt Malcolms, durch einen falſchen Donald das muthloſe Heer begeiſtern zu laſſen, den klugen Sinn ſeines Gebieters. Der argloſe und romantiſche Donald aber zürnt und trauert in ſeinem Herzen, daß ein Betrüger ihm das Glück, den Vater gerettet zu haben und den Lorbeer des Siegs geraubt. Katmin, ob zwar ſein Zögling es ihm verſchwiegen, hatte es von ſelbſt, bald nach ſeinem Eintritte in die Burg erhorcht, zwiſchen welchen gefährlichen Mauern er und Donald ſich befänden, und hatte dieſem zur Flucht gerathen. Aber der Königsſohn, Alona's und ihrer Mutter gedenkend, die ihn ſo freundlich aufgenommen, beharrte auf ſeinem Sinne, zu deren Schutze zurückzubleiben. Durch Edgars Ankunft ſteigt die Gefahr für Donald und Katmins Sorge. Noch einmal, aber wieder vergebens, ſucht Katmin den jungen Fürſten zu bereden, daß er ſich heimlich aus der Burg entferne. Da heuchelt ihm der Mentor vor, er für ſich allein wolle zu Malcolm gehen, um ihn zur Schonung für Braſſolis und die Ihrigen zu ſtimmen. Donald gibt dieß zu, auch Braſſolis und Edgar finden es zweckmäßig, und Malthos geſellt dem Katmin noch den alten Tom bey, den er auch ſeinerſeits mit vermittelnden Vorſchlägen an Malcolm ſendet. Noch nicht lange war Katmin aus der Burg entfernt, als ein Hauptmann Edgars, der mit einer kleinen Schaar noch im Felde gegen Malcolm Stand gehalten, den alten Tom blutend zurückführt. Tom erzählt, Katmin habe auf dem Wege ihm plötzlich einen Dolch in den Nacken geſtoßen. Katmins Verrätherey ward jezt klar. Braſſolis mit Vorwürfen, Edgar Rache entbrant, ſtürzen auf Donald, den vermeintlichen Sohn des Mörders und Verräthers. Alona iſt angſtvoll, Donald bleibt ruhig. Jener Hauptmann Edgars erzählt ferner, Malcolm von einem ſpäten Pfeile tödtlich getroffen, ſey geblieben. Edgars Hoffnungen beleben ſich wieder, Donald muß den Schmerz über des Vaters Tod in ſeine Bruſt zurückbändigen. In dieſem Streite und Widerſtreite der Empfindungen ſtürzt plötzlich eine Schaar Malcolms, von Katmin angeführt, in den Saal. Die Burg iſt überfallen, Widerſtand fruchtlos und die Flucht benommen. Katmin hatte ſeinen Aufenthalt in der Burg benuzt, deren ſchwache zugängliche Seiten zu erſpähen. Katmin war kaum hereingeſtürzt, ſo ergriff Donald ein Schwert und ſtieß es ihm in die Bruſt, ihn für ſeine Verrätherey zu beſtrafen. Ein Schrey des Entſetzens rings umher, daß der Sohn den Vater gemordet! Da gibt ſich Donald als Malcolms Sohn zu erkennen. Edgar fordert die Krone, Donald bemerkt ihm freundlich: die Luſt der Krone wolle er mit ihm theilen, aber die Laſt und Noth der Herrſchaft er allein tragen. Doch ſey er es zufrieden, daß ein Zweykampf Recht ſpreche zwiſchen ihnen. Nach mannigfaltigen Wortgefechten muß ſich Edgar in ſein Schickſal finden und ſich dem Sieger unterwerfen. Den Schmerz der Niederlage verſüßte Donald, indem er die geliebte Alona zur Gattin begehrte, und ſie zu Schottlands Königin erhob.

In der „Widmung," die dem Trauerſpiel vorausgeht, erzählt der Dichter:

Aus Schottlands nebelgrauer Vorzeit ſtiegen
Zu mir herauf Geſtalten rieſenhaft.
Sie zeigten mir in faſt verloſchnen Zügen
Den Sieg des Edlen über rohe Kraft;
Und mahnten mich, ein Bild daraus zu fügen.

Digitized by Google

Es war wohlgethan solcher Mahnung zu folgen, da es gefährlich ist, riesenhaften Gestalten etwas abzuschlagen. Wir wollen nun sehen, wie das Gebot vollzogen, auf welche Weise das Bild zusammengefügt worden, und wir wollen in unserer Beurtheilung keinen andern Weg verfolgen, als den uns der Dichter selbst vorzeichnet. Wir wollen betrachten: ob die auftretenden Gestalten riesenhaft erscheinen; ob deren verloschene Züge wiederhergestellt, klar, scharf und kenntlich geworden; und ob es das Edle gewesen, das gesiegt über rohe Kraft.

König Malcolm erscheint nicht auf der Bühne, und ist also dem Lobe wie dem Tadel entrückt, und da er auf dem Schlachtfelde stirbt, und an keiner dramatischen Krankheit, hat die Kritik keine Legalsection mit ihm vorzunehmen. — Dem jungen Edgar fehlt zum Riesen mehr als die halbe Größe. Er spielt den Helden wie ein wandernder Komödiant. Er ist nicht schlimm und nicht gut, nicht hart und nicht weich, er ist ein halbgesottner Ungestüm und er weiß nicht, was er will. Nach der verlornen Schlacht steht er voller Angst vor seiner Mutter, wie ein Schulknabe den die Kameraden blutig geschlagen, oder der sich ein Loch in den Kopf gefallen und der die mütterliche Züchtigung fürchtet. Nur ausgescholten wird er von ihr und er greint beynahe. Es ist komisch, aber ungerecht, daß er der Mutter vorwirft, sie habe ihn wild erzogen; es ist nichts Wildes an ihm als die Ungenießbarkeit seiner Reden. Nachdem er den Ansprüchen auf die Schottische Krone entsagt, beschließt er, sich in eine Einöde zurückzuziehen — er, ein etwa achtzehnjähriger Junge, der ja unmuthig, weil er Lebens — hungerig, nicht weil er Lebenssatt! — Brassolis ist eine ganz gewöhnliche Dutzend-Frau. — Von dem blinden Malthos läßt sich nichts Gutes und nichts Böses sagen. — Alona ist ein Mädchen, wie alle Mädchen sind, bis auf einen Punkt: sie verliebt sich und gesteht ihre Liebe zu schnell. Zwar ist die Liebe eine Wechselschuld, welche die Gläubigerin Natur zur Verfallzeit streng einfordert; aber sie pflegt doch nicht auf Sicht bezahlt zu werden, und auch nach altschottischem Rechte werden vor der Liebeserklärung einige Respekttage üblich gewesen seyn. Der junge Vilger kömmt Abends in die Burg — die Nacht ist schicklicher Weise gar nicht mitzurechnen — und schon am andern Tage ist Alona in ihn verliebt und sagt es ihm! — Donald erscheint zu gut und zu weich. Die Handlung fällt um das Jahr 1000; aber bey den rauhen Menschen jener nordpolarischen Zeit, auch wenn sie edel sind, ist der Tag der Güte doch nur kurz, und was in ihnen schmilzt, ist immer nur Schnee. — Katmin ist ein feiner Herr. Gleich bey seinem Auftreten sieht er Mutter und Tochter als Schwestern an, und er zeigt sich als Diplomat, indem er gelegentlich bemerkt:

Glück und Recht
Gehn selten Hand in Hand, das letztere steht
Zu fest, das erstere ist zu flüchtig.

Auch Katmin ist keine riesenhafte Gestalt. Zwar gab es wohl schon Spitzbüberey zu Schottlands nebelgrauer Vorzeit; doch eine so glatte Kunst war sie noch nicht geworden, wie sie Katmin übt.

Die genannten Personen alle, bis auf Katmin, tragen den gefährlichen Keim des dramatischen Todes in der Brust. Sie athmen kurz und schwer und leiden an fliegender Hitze. Katmin allein ist gesund; er hat die größte Hoffnung ein hohes Alter zu erreichen, weil er, als Diplomat, besitzt, was die besten Makrobiotiken, als Unterpfand eines langen Lebens ansehen — wenig Herz. Und der gesunde Katmin stirbt und jene kränklichen Menschen alle überleben ihn! Jezt traue einer den Aerzten mit ihrer Semiotik! Zwar spielt der Tod immer blinde Kuh und fängt, wer ihm zuerst nahe kömmt; aber der Dichter sollte doch offene Augen haben. Und wie stirbt Katmin? Durch eine Schandthat ohne Gleichen. Ich möchte diesen Mord, nicht einmal als Dichter, auf meine Seele laden. Was hat Katmin gethan? Nichts, als was die Dienstpflicht gegen seinen Fürsten ihn geheißen. Der Königssohn war seiner Verwahrung anvertraut, er mußte ihn schützen durch Rath und That; die Noth führt sie unter das Dach des Erbfeindes; Katmin sucht Donald mit List aus seiner gefährlichen Lage zu befreyen, und er führt Malcolms Schaaren in die Burg. Es ist wahr, er suchte Tom zu tödten; aber das war Kriegsrecht. Wo wäre da ein todeswürdiges Verbrechen? Und hätte Katmin gefehlt, kam es Donald zu, den Fehler zu bestrafen? Durfte er seinen Freund, seinen Führer, seinen zweyten Vater morden, der für ihn gewacht und gesorgt? Nicht einmal die Noth, die Verblendung der Liebe nicht einmal, kann Donalds blutige Uebereilung entschuldigen. Er war von den Seinigen umringt, die ihm gehorchten, sobald er sich ihnen als Malcolms Sohn zu erkennen gab; er war Herr der Burg; Alona und die Ihrigen hatten von Katmins Arglist nichts mehr zu fürchten — und Donald stößt seinem Befreyer das Schwert in die Brust, um nur eine empfindsame Floskel anzubringen und damit das Trauerspiel endlich zum Trauerspiel werde! Wo wäre hier der „Sieg des Edlen über rohe Kraft"? Donald's rohe Kräfte haben gesiegt über Edgars rohe Kräfte, und wäre Donald gewesen, was er nicht war, ein edler Mensch, selbst dann hätte nur der Edle, nicht das Edle gesiegt, was wohl zu unterscheiden; das eine ist Zufall, das andere ist Sittlichkeit, und nur das andere kann erfreulich seyn.

Weil die Handlung sich in Schottlands nebelgrauer Vorzeit begeben, hätte man gerne wahrge-

Digitized by Google

nommen die düstere Farbe eines rauhen Himmels; hätte man gern gespürt den strengen Duft einer Nebellandschaft. Doch über dem Trauerspiel hängt ein blauer Bühnenhimmel, mit Gewitterwolken symmetrisch befranzt, und überall athmet man den Duft des süßen Lavendelwassers, womit die zierliche Melpomene unserer Zeit sich Hände und Gesicht benezt.

Börne.

Meng-Literatur.

Histoire d'un Cheval de Napoléon écrite sous sa dictée par un cultivateur français, qui l'a recueilli dans sa vieillesse. Avec gravure par Léon de Chaulair. A Paris, chez les principaux libraires, et a Boulogne, chez les frères Griset, libraires. 1826.

Nachdem Generale, Adjutanten, Freunde, Verehrer Napoleons Memoiren geschrieben, welche zur Geschichte, Charakteristik, Beurtheilung des größten Mannes seiner Zeit dienen sollen, kommt endlich auch eines seiner arabischen Leibrosse, le Vesir, an die Reihe, welches schon darum nicht sein ächtes Leibroß seyn kann, weil es sonst gleich hinter seines Herren Leiche hergezogen wäre. Schon hieraus wird der geneigte Leser abnehmen, daß es sich hier nicht um eine veritable Roßgeschichte für Liebhaber handelt, sondern daß diese nur als Faden diene, auf welchem sich Erinnerungen an Napoleon auf eine willkürliche, witzige Weise und auf das leichteste, wie Perlen reihen lassen. Man sollte in der That fast Zutrauen zu diesen Roßmemoiren gewinnen, da alle anderen Memoiren über Napoleon, welche von Menschen herrühren, mehr oder weniger Parthey für oder wider ihn genommen haben. Die Idee, ein Roß sprechen zu lassen, ist also gar nicht übel. Auch tröstet der Herausgeber die Schwergläubigen mit der Bemerkung, daß, da Bileams Esel schon habe sprechen können, es einem Rosse in so kultivirten Zeiten, wie die unseren seyen, an der Fähigkeit, seine Gedanken zu diktiren, unmöglich fehlen könne. Wir haben es zwar nicht über uns vermocht, das überall und über alles sich verbreitende Räsonnement mehrgenannten Rosses bis zu seinem Ende und das Roß selbst in allen Situationen zu verfolgen, aber so viel wagen wir dennoch mit Gewißheit zu behaupten, daß es ein napoleonistisch-liberalgesinntes Thier sey, trotz dem wackersten Grenadier von der alten Garde. Mit diesem, das ganze Werk charakterisirenden Urtheil wollen wir zu gleicher Zeit darauf aufmerksam gemacht haben, wie verfehlt das Bestreben sey, Ansichten, und wären es auch die richtigsten, edelsten, erhabensten, geltend zu machen, sobald sie nur in witziger Form, als Ironie oder Persiflage eingeführt werden, weil jedem Witz, jeder Persiflage nur ein Gegenwitz, eine Gegenpersiflage, die immer zulässig sind, gegenüber gestellt zu werden brauchen, um jene völlig zu annihiliren. Das einzige Gute dabey ist nur, daß ächter Witz nicht auf allen Gassen zu finden ist, obwohl französischer, der aber ein gesellschaftlicher ist, leichter. So dürfte und wird z. B. gegen alle liberalen Aeußerungen des „Veziers", die zur Verherrlichung der napoleonistischen Zeit, zur Geißelung der jetzigen Ministerien und deren Mißbräuche gethan werden, ein Ultra blos sagen, daß er sich gar nicht darüber wundere, wie ein Roß, welches aus dem kaiserlichen Marstall seit dem Untergange seines Herren, nach manchem Mißgeschick, die wohlgemeinte, aber doch nicht kaiserliche Behandlung eines Landmanns erfahre, sich nach den für dasselbe so ersprießlichen Kaiserzeiten und Krippen zurücksehne, sie über Alles stelle. — Außerdem ist der, als einfacher, nicht übel zu nennende Witz des Buchs zu breit getreten, um deutschen Lesern behagen zu können. Beyläufig bemerkt, besagtes alterschwache Roß ist ein heftiger Antiromantiker.

Entdeckung einer Handschrift der Königin Elisabeth.

Vor ungefähr einem halben Jahre hat der Sohn des Archivars Lemon bey der Untersuchung einiger Papiere von der Regierung Elisabeth's, ein Papier von der Hand der Königin, mit der Aufschrift The Third Booke entdeckt. Da er dachte, es gehöre zu etwas Wichtigem, so legte er es sorgfältig bey Seite, und hat endlich durch fleißiges Nachsuchen die vier andern Bücher gefunden, woraus sich ergibt, daß es eine vollständige Uebersetzung von Boethius de consolatione philosophiae ist. In Walpole's Werk Royal and noble authors ist erwähnt, daß Königin Elisabeth jene Schrift übersezt hat, aber es war keine Spur bekannt, daß es vorhanden wäre. Fast das ganze Werk ist von der Hand ihrer Majestät, einzelne Theile sind aber offenbar von ihrem Privatsekretär und dem damaligen Staatssekretär geschrieben. Alle schweren Stellen und dichterischen Parthien sind von der Königin eigener Hand, und es ist nicht wenig merkwürdig, daß sie in der Uebertragung der lezteren die ganze Mannichfaltigkeit des Original-Versmaßes nachgeahmt hat. Es sind auch Briefe entdeckt worden, welche ausweisen, daß diese Uebersetzung von der Königin verfaßt worden, und es ist zu hoffen, daß diese literarische Merkwürdigkeit bald im Druck erscheinen wird. Aus einer Urkunde bey dieser Uebersetzung geht hervor, daß ihre Majestät die Schrift zu Windsor in fünf Wochen im Winter abfaßte, und durch eine, etwas galante Berechnung des königlichen Sekretärs erhalten wir die Nachricht, auf diese, viele Seiten enthaltende Handschrift seyen weniger als vier und zwanzig Stunden verwendet worden.

New Mounthly Magazine.

Digitized by Google

Nr. 17.

Literatur-Blatt.

Dienstag, den 28. Februar 1826.

Unterhaltungs-Literatur.

Launen meiner Muse in ernsten und heiteren Aufsätzen von Panse. Leipzig 1826. Im Verlag der Weygand'schen Buchhandlung.

An äußerer Mannigfaltigkeit fehlt es dieser Sammlung, in welcher Herr Panse seiner Muse, oder vielmehr *seine* Launen niedergelegt hat, nicht. In vierzehn verschiedenen Pieces, deren Gegenstände aus der Gegenwart und Vergangenheit, aus dem Norden und Süden, aus der Geschichte und Psychologie entlehnt sind, tritt die Muse auf, der wir aber durchaus keinen Platz unter den neun bekannten ausfindig zu machen wissen; denn so wenig die Mannigfaltigkeit der Gegenstände diesem Bemühen günstig ist, so wenig ist es die Form und der Geist der Darstellung, die keinen bestimmten Musencharakter haben. Dennoch ist nicht zu verkennen, daß Herr Panse mit vielem Bewußtseyn, mit einer gewissen Besonnenheit bey allen seinen Compositionen zu Werke gegangen ist. Aber es ist nicht jene göttliche Besonnenheit, welche Jean Paul als centrale Kraft jedes Genie's, besonders jedes dichterischen, in Anspruch nimmt. Diese Besonnenheit ist frey von aller äußeren Zweckbestimmung, von aller Berücksichtigung dieses oder jenes Verhältnisses, weil sie gebunden ist von den ewigen Ideen des Geistes, von den urkräftig aus dem Innern hervorquellenden Gefühlen des Herzens. Herrn Panse's Besonnenheit ist gerade die umgekehrte. Sie setzt sich willkürlich die Erreichung irgend eines bestimmten Zweckes, den ihr die abstrahirende Reflexion als ethisch- oder psychologisch-, selten als ästhetisch-interessant empfohlen hat, und arbeitet nun mit Aengstlichkeit darauf los, einen Effekt hervorzubringen, aus welchem der Zweck, wenn er nicht etwa der bloße Effekt selbst ist, hervorspringt. So nur können wir uns den Eindruck erklären, den alle vierzehn Gaben der Panse'schen Muse auf uns gemacht haben. Sie sind uns alle wie Kunststücke der Experimentalphysik des Geistes vorgekommen, die zwar im Stande sind, gewisse Phänomene zu erklären und die Geschicklichkeit des Experimentators selbst an den Tag zu legen, uns aber keineswegs mit jenem erhebenden oder rührenden, erschütternden oder beseligenden Genuß erfüllen können, den die Erscheinungen der Natur selbst gewähren. Dieses Urtheil entscheidet zugleich darüber, was wir in den Launen zu tadeln oder zu loben finden. Sie enthalten unter andern zwey historische Stücke: „die Ungarnschlacht bey Merseburg" und „den Untergang des thüringischen Königreichs." Man würde sich aber irren, wenn man diese historischen Stoffe in ästhetischer Verklärung dargestellt zu finden hoffte. Statt in dem ersten von beyden Heinrich den Vogelsteller als Helden zu verherrlichen, wird die historische Thatsache, wie derselbe Festungen gebaut, Ritter- und Kriegsübungen eingeführt und so den Sieg bey Merseburg vorbereitet habe, mit störenden Reflexionen durchwebt und diese Störung noch durch einen auf Stelzen einherschreitenden Styl erhöht. Wir fragen z. B. bloß, ob ein Heinrich der erste folgende Worte geredet haben könne, ob sie im Stande gewesen seyen, seinen Kriegern, nicht etwa Begeisterung einzuhauchen, sondern nur eine lebendige Vorstellung zu erwecken: „Krieger! jezt steht es bey Euch, ob Eure Weiber und Kinder freye Männer umarmen sollen, wenn Ihr zurückkehrt, oder ob Ihr ihre Schande und Verstümmelung sehen wollt, wenn Ihr feig ein Leben voll Qual und Knechtschaft einigen Augenblicken vorzieht, *die in den Willen des Todes gegeben sind.* Was sag' ich? *Hier* ist's ein Moment, und ein Moment führt Euch vom Felde der Ehre in die Versammlung Eurer heldenmüthigen Väter, *dort* werden es Monate, Jahre, Lebensalter seyn, wenn Ihr flieht, wo *jede Bewegung des Lebens vom Tode bewacht wird.*" ꝛc. ꝛc.?! — Nicht besser ist der zweyte historische Versuch gelungen, und obgleich das demselben vorgesezte Motto: „Wenn es nicht so ist, so könnte es so seyn," die Erwartung, es werde eine poetisirende Darstellung folgen, erregt, so besteht doch alle poetische Zuthat zum größern Theil wieder in Reflexionen, zum minderen in Naturschilderungen und etwas pikanterer Stellung der Situationen. Der Verfasser läßt den König *Hermannfried* durch die schmale Kost, welche ihm seine herrschsüchtige Gemahlin *Amalberg* auftischt, zu

Digitized by Google

dem Entschluß kommen, seine beyden Brüder, mit denen er die Herrschaft über Thüringen theilen muß, zu ermorden. Der eine Mord wird ausgeführt, der andere gelingt nicht gleich; aber mit Hülfe des Frankenkönigs Theoderich stürzt Hermannfried seinen zweyten Bruder Balderich vom Thron. Hermannfried verweigert dem Franken den versprochenen Antheil an der Beute und dem eroberten Stück Landes und erliegt in dem darüber entstandenen Kampfe gegen denselben. Tragische Momente genug, um die Gewalt der beleidigten Nemesis häufig drohen und endlich siegen zu lassen. Aber welche poetische Rechtfertigung des Charakters Hermannfrieds, der von seinem Weibe sich zu dem Mord und Sturz der Brüder hatte hinreißen lassen, liegt wohl in folgender Bemerkung: „Sein Weib sprach nur die Gedanken aus, die sich, vielleicht unverstanden, in seinem Gehirn regten.“? — Und wie konnte der Verfasser überhaupt den Stoff zu einer historischen Darstellung, die nicht die gemeine Wirklichkeit abzuconterfeien vorhat, aus einer Zeit wählen, von welcher er keine andere Ansicht zu gewinnen im Stande war, als diese: „Aber was fragt das Volk nach Motiven, wenn der Herrscher befiehlt? Damals war die Aussicht auf Beute hinlänglich, den Arm nach dem Schwerte zu führen, da er ohnehin nicht viel mehr zu thun hatte, weil der Kopf ohne Beschäftigung war.“? —

Noch unglücklicher und störender treten diese unnützen Reflexionen uns entgegen, wo ein romantisches Ereigniß in die Zeiten des Mittelalters verlegt ist. Statt der Begebenheiten, statt der Handlungen der agirenden Personen, die unsere Phantasie und allenfalls auch unser Reflexionsvermögen in Anspruch nehmen, eigentlich sich selbst erklären sollen, bemerkt Herr Panse, was für Ideen und Gefühle es wahrscheinlich gewesen wären, welche die Handlungsweise der Helden des Stückes hervorgerufen haben möchten. Daß die Denk- und Empfindungsweise dieser Personen ziemlich modern, das heißt, reflexiv und brütend erscheine, folgt schon aus dem Gesagten. Wir haben hiebey besonders zwey Erzählungen im Auge: „Das Findelkind“ und den „Sieg der Pflicht.“ Die erste ist eine blutschänderische Geschichte, wo zur Abwechslung das beiße Blut, nicht der Geschwister, aber doch des Vaters und der Tochter sich vermischt, — eine umgekehrte Oedipusgeschichte in jeder Beziehung. In der lezteren führt Heldenthat den Sohn in die ehelichen Arme der Mutter, in der Panse'schen erregtes Blut und gereizte Phantasie den Vater in die bublerisch-träumenden der Tochter. Pfui über unsere Zeit, die in Produktion und Genuß immer wiederkehrender Gemeinheit sich nicht sättigen kann, und das mit schönem Namen, „Wiedereinsetzen der Natur in ihre Rechte“ nennt! Aber Herr Panse hat sich von diesem Vorwurf frey zu machen gesucht, theils dadurch, daß er sich überall nur als Experimentator verräth, theils aber auch durch die zweyte Geschichte, die wir füglich als Gegengift gegen die erste betrachten können. Wir meynen den „Sieg der Pflicht,“ der freylich auch, schon als Gegengift, ein Gift ist. Hier erdolcht eine Geliebte ihren Geliebten, um ihrem Vater, den sie haßt, ja verachtet, das Leben zu retten, folglich aus „reinem Pflichtgefühl.“ Wir erwähnen nicht mehr, weil dieser erhabene Schluß der Geschichte den auf die Pikanz der Situationen, der Charaktere in sich schließt. — Es scheint seit Werner eine Rückkehr zum einfachen Bauerngeschmack, der unter Gewürz Pfeffer, unter Geist Gebranntes versteht, eingetreten zu seyn. — Weniger störend ist dieses moderne Element in den Geschichten, deren Schauplatz die heutige Welt ist, der es ja angehört. Dennoch haben wir auch diesen keinen besonderen Geschmack abgewinnen können, selbst denen nicht, die humoristisch seyn sollen. Der Humor ist von vortrefflicher Wirkung, wo er als Gegensatz und Folie des Idealen, wie bey Shakspeare, Jean Paul, Tieck auftritt, oder wo seine Alles vernichtende Wildheit bis zur Selbstvernichtung fortschreitet, darin er die Auferstehung und Verklärung des über alle Vernichtung Erhabenen, des Ewigen, feyert, wo die Zornfluth seines Blickes gemildert wird durch den feuchten Glanz einer Thräne, die zwischen dunkeln Wimpern hervorquillt. Aber wo der Humor einsam steht, Alles, auch das Ewige wegwirft und nicht einmal die Sehnsucht nach diesem durchblicken läßt, da versezt er uns in eine Narren- und Tollhäuslerwelt, in welcher der Narrendoktor selbst ein Narr ist, und seine Herrschaft zur Weltmonarchie erweitert hat. Dieß ist der Fall in zwey Geschichten des Herren Panse: „das Stelldichein“ und „die Residenz auf dem Lande.“ In der ersten wird ein alberner, geckenhafter Poet nebst einer launenhaften Jungfrau von einem grillenhaften Papa zusammengethan, nachdem sie sich nach Anleitung der 9ten Horazischen Ode des dritten Buchs gerührt in die Arme gesunken sind. In der zweyten werden zwey Liebesleute, die selbst die charakterlosesten Exemplare sind, durch väterliche Launen getrennt, die Geliebte aber durch die Plumpheit eines bäurischen Narren getödtet! So wenig man hier mit dem Geliebten, der ein gutmüthiger Mensch, aber ein Faselhans ist, Mitleiden haben kann, so wenig würde man jenem geckenhaften Poeten seine glückliche Liebe gönnen, wenn seine Braut etwas mehr als ein behuliches Gänschen wäre. — In der „Residenz auf dem Lande“ hat der Verfasser wirklich unternommen, Jean Paul nachzuahmen. Ihm ist manche Wendung gelungen und mancher Vergleich, der eine ächtkomische Wirkung thut und zugleich Gedanken auf eine originelle Weise ausspricht; nur hat der Verf. es darin versehen, daß er diese Gedanken Leuten in den Mund legt, die sich

Digitized by Google

selbst als zu dumm und zu gimpelhaft ankündigen, als daß ihnen überhaupt Gedanken zugemuthet werden könnten. Einige Kleinigkeiten sind inzwischen Herren Panse gelungen. „Die Entscheidung" z. B., eine Fabel, an deren Schluß die Moral unausgesprochen bleiben konnte, weil die Fabel sie glücklich genug selbst ausspricht. Ferner „der Julitraum," eine liebliche, sentimentale Phantasie. Eben so „der arme Wagner," eine Scene, die uns wirklich rührt. Endlich „die Entstehung des Morgenstern's" und „das Ende der Welt," in deren ersterer der Verfasser sich eben so treu in morgenländischer, als in lezter in nordischer Vorstellungsweise zu halten gewußt hat.

Wir sprechen dem Verfasser weder Belesenheit, noch Verstand ab, hier und da zeigt sich auch Sinn für's Schöne; aber er scheint bey alledem weder selbständig noch durchgebildet genug zu seyn, um nicht von den Extremen des Zeitgeschmacks wechselsweise, vorzüglich aber von dem neuesten angezogen und fortgerissen zu werden.

Roman.

Eduard, von der Verfasserin der Urika.

In den Salons jener großen Hauptstadt längst besprochen, von Frankreichs, wir können sagen von Europa's Lesewelt mit Neugierde erwartet, von der Typographie auf's glänzendste ausgestattet, erschien endlich dieser zweyte Roman der erlauchten Dame, welcher Urika zugeschrieben wird. Auch er trägt keinen blendenden Titel an der Stirne, sie nennt ihn Eduard. Sie sagt nicht die Leiden des jungen Eduard, oder etwa die Herzogin und der Bürger, ein Roman aus der eleganten Welt, oder Schicksal und Liebe, eine rührende Geschichte, nein sie nennt ihn Eduard und schickt ihn in die Welt. Doch was fragen wir nach Titeln, wenn eine Dame wie die Verfasserin der Urika ihren Sprößling in die gute Gesellschaft führt?

Die Verfasserin nimmt dießmal die Maske eines Officiers an, der nach Amerika übersezt. Er trifft auf seinem Schiffe mit einem jungen Mann zusammen, der sein Interesse in hohem Grade auf sich zieht; Melancholie, geheimnißvolle Leiden, ein Ueberdruß des Lebens, der seine Quelle in einem tief verlezten Herzen zu haben scheint, machen sein schönes Gesicht so interessant, gießen einen so eigenthümlichen Zauber über sein ganzes Wesen, daß der Officier, nämlich die Verfasserin der Urika, sich unwiderstehlich zu ihm gezogen fühlt. Lange umsonst sucht er seine Melancholie zu zerstreuen, sucht in sein Geheimniß einzudringen, erst in Amerika gelingt es ihm; besiegt durch die aufopfernde Freundschaft des Officiers bekennt ihm Eduard seine Leiden, erzählt ihm die Geschichte seines kurzen und doch so inhaltschweren Lebens.

Wir können es in wenigen Worten sagen; er hatte das Unglück, in dem Mittelstand geboren zu seyn, und liebt die Tochter des Marschalls d'Olonne, die Herzogin von Nevers. Man sieht, sein Schicksal ist zum wenigsten nicht neu, doch schmerzlich genug, um ihn durch stille Liebe, durch Kummer noch interessanter zu machen, denn Eduard wird wieder geliebt. Dieses Glück hätte manchen Andern berauscht, hingerissen, doch Eduard ist ein Mann von Ehre, sein Verhältniß zum Hause des Marschalls d'Olonne ist von so zarter Natur, daß schon der Gedanke, etwas Unanständiges zu begehen, ihn in die Schranken zurückweist, welche die Gesellschaft zwischen ihm und der Herzogin von Nevers gezogen haben. Auch die Herzogin weiß ihre Leidenschaft vor dem Auge der Welt, nicht vor dem seinigen zu verbergen. Der Strom der Gesellschaft, in welchen sie sich stürzt, um ihre Sinne zu übertäuben, reißt sie immer wieder von ihm, wenn sie beynahe schwach genug ist, ihre Liebe zu verrathen. Der Marschall wird seiner Dienste entlassen. Er verbannt sich und seine Familie auf ein entferntes Landgut, und fordert Eduard auf, sein Exil mit ihm zu theilen. Er muß folgen, will er nicht undankbar scheinen. Hier in der ländlichen Ruhe, hier so weit von der großen Welt und ihren künstlichen Verhältnissen, löst die Natur das Siegel, das der Zwang der Sitte auf ihre Lippen gedruckt hatte. Aber das Geständniß der Liebe scheint die Herzogin glücklicher zu machen als ihren Geliebten. Sie kennt nichts Höheres mehr als die Liebe, sie würde alle jene glänzenden Verhältnisse aufgeben, sie würde mit ihm fliehen, auf „einer stillen Insel im Ocean" würde sie mit ihm leben.

Es ist nur ein Motiv, das Eduard zurückhält — die Ehre. Allen Lockungen der Liebe sezt er nur die Ehre entgegen. Er weiß, daß er die Herzogin nie sein nennen wird, so lange sie Frankreichs Boden, Frankreichs Sitten nicht den Rücken kehren, und doch fühlt er, daß er als ein Ehrloser handeln würde, wollte er dem alten Vater seine Tochter, wollte er, der Plebejer, dem alten Stammschlosse Faverange seine Dame entführen.

Der Marschall wird zurückgerufen; die Formen der Gesellschaft lagern sich wieder zwischen die Liebenden; das schreckliche Gefühl, die Herzogin aus so weiter Ferne, wenn auch körperlich nahe betrachten zu müssen, siegt bey Eduard, er willigt ein zu fliehen. Doch, die scharfen Blicke eines hintangesezten Liebhabers verrathen dem Vater das Verhältniß der Herzogin zu diesem bürgerlichen Menschen. Ihre Trennung ist die Folge davon.

Dieß erzählt Eduard, der sich selbst aus Frankreich verbannt hat, jenem Officier; er verhehlt ihm nicht, daß er in allen Schlachten den Tod suche; die Zeitungen bringen eines Tages über das Meer herüber die Nachricht von dem Tode der Herzogin, und Eduard findet wenige Stunden nachher bey einem Angriff auf das englische Lager — Ruhe.

Diese Geschichte ist so alt als die gesellschaftlichen

Digitized by Google

Verhältnisse der Stände, sie hat sich vor Jahrhunderten zugetragen, sie wird nach Jahrhunderten wiederkehren. Wir können die eigenen Worte der Verfasserin darauf anwenden: „Alles ist schon gesagt worden, aber die Art es zu sagen ist unerschöpflich.“ Denn in dem Zauber der Sprache, in der Anmuth der Bilder, in der Kunst, womit uns das Leben der Salons wie das Stillleben der Liebe vor das Auge geführt wird, liegt das Geheimniß, daß uns die alte Fabel neu erscheint, uns hinreißt, als lebten wir erst in den alten Kastanienwäldern von Faverange, als fühlten wir erst mit Eduard und Natalie. Dieß die Lichtseite; aber die Schatten — ?

Die Ehrfurcht vor der erhabenen Dame verbietet uns zu gestehen, daß wir gewünscht hätten, ihre Sentiments wären dünner gesäet, und ihr Taschen-Lexikon der Liebe hätte ihr keine so überschwinglichen Floskeln gespendet. Doch vielleicht sind eben diese schönen Sachen für uns zu gut, aber desto pikanter für einen französischen Gaumen, es sind vielleicht die Trüffel, die einer Gänseleberpastete nie fehlen dürfen.

Es sind zwey Uebersetzungen von diesem Werkchen erschienen. Die eine Straßburg bey Levrault, die andere Stuttgart bey Friedrich Franckh. Wir gestehen, es war gewiß eine schwere Arbeit, jene unzähligen Sentiments, jene Sprache der Liebe wiederzugeben, die im Französischen so wohltönt, aber, geradehin in's Deutsche übersezt, rauh, beynahe lächerlich klingen würde. Darum unterscheidet sich auch die leztere Uebersetzung von der ersteren so vortheilhaft, weil sie, in einem reinen, fließenden Styl geschrieben, auf eine erfreuliche Weise alle jene Wendungen und Eigenthümlichkeiten der Verf. der Urika wieder gibt. Interessante Auszüge aus Eduard enthielt im Verlauf des Monats December 1825 das Morgenblatt.

Zeitgeschichte.

Irrthümer und Wahrheiten aus den ersten Jahren nach dem lezten Kriege gegen Napoleon und die Franzosen von Wilhelm Schulz. Darmstadt, in Commission bey Heyer. 1825. 8o S. 8.

Diese kleine bemerkenswerthe Schrift enthält zeitgemäße Worte über die jugendlichen Verirrungen, die unter dem Namen der demagogischen Umtriebe den deutschen Universitäten eine traurige Berühmtheit verschafft haben. Der Verfasser glaubt sich berechtigt, gleichsam als Repräsentant jener ganzen Gattung von verirrten Jünglingen aufzutreten und bündig zu beweisen, daß sie jezt gescheidt genug geworden seyen, ihre Thorheit einzusehen, daß ihre Rückkehr in die gewohnten Gleise des bürgerlichen Lebens aufrichtig gemeint, daß jener Traum ein für allemal vorüber gegangen, und daß es menschlich sey, die Reconvalescenten zu schonen. Ref. stimmt dem Verfasser vollkommen bey, und findet es sehr natürlich, daß diese Stimmung bey der Jugend eingetreten ist, und sehr billig, daß einer aus ihrer Mitte auftritt, ohne Rückhalt die begangenen Irrthümer eingesteht, aber auch Anspruch darauf macht, daß man ihn nun für nüchtern und verständig genug halte, und an seine Genesung aufrichtig glaube. Mit Recht unterscheidet der Verfasser die Frevel Einzelner, die sich durch nichts entschuldigen lassen, und die neuesten Umtriebe, deren Untersuchung noch nicht geschlossen ist, von jener allgemeinen geistigen Bewegung, die unmittelbar von den Freyheitskriegen erzeugt und auf den Universitäten von den Lehrern selbst genährt worden, bis Kotzebue's Mord der Jugend einen Abgrund eröffnete, vor welchem ihre Bewegung stille stand. Er zeigt, auf welche natürliche Weise die unerfahrene Jugend von jenem Traume der Befreyungszeit ergriffen werden mußte, wie natürlich es aber auch sey, daß sie bey vorgerücktem Alter, gewarnt durch jene Frevel und nüchtern geworden durch Erfahrung, alle jene Träume abgelegt habe, und er wünscht, daß man an ihre aufrichtige Reue endlich glaube, und die Aeltern nicht mehr verwechsle mit den Jüngern, die im Jahre 1822 in einen traurigen und unnatürlichen Rückfall hineingekünstelt worden.

Man wird die kleine Schrift am besten zu würdigen wissen, wenn man sie mit ähnlichen frühern literarischen Erscheinungen vergleicht. Sie bildet gleichsam den Schluß jener Literatur, in welcher die Jugend von Zeit zu Zeit ihr Benehmen zu rechtfertigen gesucht hat. Man kann sich nicht enthalten, die Ironie des Zeitgeistes zu bewundern, wenn man den Stufengang beobachtet, in welchem die jugendlichen Auswüchse einander gefolgt sind. Anfangs unsinnige Tiraden und kannibalische Lieder der Turner, die alles bunt über Eck wälzen wollten; dann einige Schriften, welche zu beweisen suchten, daß dieß eben vernünftig und nothwendig sey; sofort bereits nachgiebige, rechtfertigende Worte, z. B. von Haupt; bald darauf Entschuldigungen, z. B. von Herbst; endlich die vorliegende Schrift, die den Banquerott der jugendlichen Politik offen eingesteht.

Der Verfasser breitet sich über den Einfluß der Zeitverhältnisse überhaupt und namentlich auch der Literatur auf die Jugend in sehr vernünftigen Betrachtungen aus, und beweist zur Genüge, wie richtig er die Lage der Dinge beurtheilt, wie solid der Boden ist, auf welchen er sich aus den schwindelnden Höhen der Phantasterey herabgelassen, und wie begründet sein Beruf ist, in der Angelegenheit seiner Collegen ein versöhnendes Wort zu sprechen. Wir wollen uns hier indeß auf das Einzelne seiner Ansichten um so weniger einlassen, als sie nur diejenigen sind, die überall unter den Vernünftigen vorherrschen, und wir die Tendenz des Werkes in der Hauptsache hinlänglich bezeichnet haben. Wir wünschen nur, daß der Verfasser vollkommen die Erfüllung des Wunsches erreichen möge, den er am Schluß ausspricht.

„Wenn es auch nur bey Wenigen gelingen könnte, den Blick über das Geschehene zu schärfen, damit sie das wahre Verhältniß der Handlungen des Einzelnen und der Unvermeidlichkeit drängender Ereignisse erkennen, — damit sie gerecht und milde urtheilen lernen, indem sie Thorheiten und Verkehrtheiten nicht mehr voraussetzen, deren Verschwinden ein nothwendiges Resultat späterer Erfahrungen seyn mußte — und damit sie so die Wunden, welche endlich vernarben sollten, nicht noch länger offen halten, — dann ist in jedem Sinne und in vollem Maße der Zweck dieser Zeilen erreicht.“

Digitized by Google

Nr. 18.

Literatur-Blatt.

Freitag, den 3. März 1826.

Staatsphilosophie.

L'industrie et la morale considérées dans leur rapports avec la liberté, par Ch. B. Dunoyer. Paris 1825. 436 S.

Wir glauben keiner Entschuldigung zu bedürfen, wenn wir unsere Landsleute, die nur zu sehr gewohnt sind, die Stimmen der Leidenschaft und des Leichtsinns allein vernehmen zu wollen, welche aus dem Nachbarstaate herübertönen, auch auf die ernsten Worte von Männern aufmerksam machen, welche nicht bloß Lehrer des Volks sind, sondern auch Stimmen des Volks. In dieser Hinsicht verdient vorliegendes Werk besonders beachtet zu werden. Seine Tendenz ist im Allgemeinen dieselbe, welche wir kürzlich in einer Schrift des Hrn. Droz nachwiesen, (Application de la morale à la politique.), nämlich die zu zeigen: daß nicht diese oder jene Form der Regierung die Grundbedingung bürgerlicher Freyheit ist, sondern die Civilisation, d. h. die möglichst freye Ausbildung und Ausübung der Kräfte des menschlichen Geistes zum eigenen Wohlseyn und zu dem des Nebenmenschen, daß unter jeder Regierungsform die Möglichkeit der Freyheit und die Möglichkeit der Tyranney vorhanden sey, daß Unterdrückung, Mißbräuche nicht sowohl den Regierenden, als den Regierten zur Last zu legen sind. It is in ourselves that we are underlings. „Die Hindernisse, welche von den Regierungen herzurühren scheinen, sind durchaus nicht ihre Schuld allein, sie liegen vorzüglich im Volke. Man beobachte z. B. irgend einen unserer öffentlichen Mißbräuche, die Aufhebung oder Abhängigkeit der Juri, die Abwesenheit freyer Wahlen, die Hindernisse des freyen Handels, die Unterdrückung der Gemeindeverwaltungen, oder irgend ein anderes politisches Uebel, welches noch mehr das Werk der Regierung zu seyn scheint, und das man gewöhnlich ihr allein zur Last legt: so will ich beweisen, daß dieser Mißbrauch weit weniger von dem Gesetz herrührt, das ihn erlaubt, von der Gewalt, die ihn begeht, als von dem Publikum, das ihn erträgt und duldet. Was man die Tyranney der Gewalt nennt, ist wirklich nur die Tyranney einiger Vorurtheile oder Laster, welche weit genug verbreitet, tief genug eingewurzelt sind, um bey uns zu herrschen und als Gesetze zu erscheinen." Mit Recht sagt Franklin: „Wenn wir nur die Abgaben zu bezahlen hätten, welche die Regierung verlangt, so könnten wir sie recht wohl erschwingen; allein wir haben andere viel drückendere. Unsere Faulheit z. B. kostet uns noch einmal so viel als die Regierung; unser Hochmuth, unsere Narrheit dreymal so viel, u. s. w." —

„Wir werden nie ein Hinderniß unserer Freyheit finden, wenigstens so weit die Freyheit menschlicher Handlungen reichen kann, als durch irgend einen Fehler in unsern Sitten oder in unsern Begriffen. Wollt ihr die Hindernisse wegräumen, welche der Freyheit im Wege stehen? werdet betriebsam, geschickt, unterrichtet; entsagt euren eigenen Lastern, euren eigenen Ungerechtigkeiten, und suchet die der anderen zu bessern. — Dieß alles ist nicht leicht — es ist nicht leicht, die Ideen einer großen Masse von Menschen zu ändern und an die Stelle eines schädlichen Irrthums eine nützliche Wahrheit zu setzen; aber es liegt nicht außerhalb der Möglichkeit, und die Erfahrung aller Jahrhunderte lehrt es; denn die größten Reformen sind von einzelnen Individuen ausgegangen, die Ideen eines ganzen Volks waren oft ursprünglich die Ideen eines Einzigen." — Es sind aber die Ideen, welche herrschen, nicht die Menschen. „Uebrigens (sagt der Verf.) leicht oder nicht leicht, dieß ist und bleibt am Ende der einzige wahre Weg zur Freyheit. — Wir können diesen oder jenen Mißbrauch der Gewalt nur dadurch abschaffen, daß wir aus den Ideen und Sitten des Volkes das Laster oder den Irrthum verbannen, worauf dieser Mißbrauch sich gründet. Ehe die Preßfreyheit bey uns fest begründet wurde, mußten alle Partheyen die Vorurtheile aufgeben, welche dem Censurzwange günstig sind. Damit die Freyheit des Handels möglich werde, ist es vor allen Dingen nöthig, daß die Theorie von einer freyen Conkurrenz in den Köpfen die Stelle einnehme, welche jezt die Prohibitivtheorie hat." — Zum Beweise, wie richtig diese Bemerkungen sind, erinnern wir z. B. nur an die Preßfreyheit in England.

Digitized by Google

Man würde sehr irren, wenn man die Freyheit, womit in England alle Verhältnisse des öffentlichen und Privatlebens diskutirt werden, für eine Folge der Gesetze hielte. Das Gesetz erklärt (wie Bentham mit geringer Uebertreibung sagt) als Libell: any thing which any body for any reason dislikes. (Das was Jedermann mit Recht mißbilligt.) — Die Ursache liegt im Gegentheil in den Sitten, in der allgemein verbreiteten Ueberzeugung von der Wohlthätigkeit und Nothwendigkeit freyer Diskussion, welche macht, daß so selten sich kemand findet, der sich der Mittel, welche ihm das Gesetz an die Hand gibt, bedienen mag. Wo aber kein Kläger ist, ist auch kein Beklagter und vor dem Gesetz kein Vergehen. Und wiederum, was den freyen Handel betrifft, so liegt die Ursache, weshalb England selbst erst so spät und so langsam anfängt, diese Grundsätze auszuüben, nicht sowohl in irgend einem bestehenden Gesetz, sondern darin, daß die alte Theorie noch nicht ganz aus den Köpfen verdrängt ist. In dem Augenblick, wo in der Mehrzahl der Köpfe diese Veränderung der Ideen stattgefunden haben wird, wird auch das Gesetz für die Handelsfreyheit eigentlich schon da seyn, und das Parlament oder die Minister werden es bloß bekannt machen. Sehr richtig sagt der Verf.: Es ist nicht wahr, daß Canning England bildet, sondern England bildet Canning. Wir müssen uns hier noch eine Bemerkung erlauben, nicht sowohl um die Ansicht des Verfassers zu widerlegen, als um sie näher zu bestimmen. Wenn es wahr ist, daß die eigentliche Freyheit durchaus nicht wesentlich auf dieser oder jener Form der Regierung beruht, sondern auf dem Grade der Civilisation und der Sittlichkeit des Volkes; so ist es nicht weniger wahr, daß diese oder jene Form der Regierung den Gang der Civilisation bedeutend zurückhalten oder fördern kann. — Es folgt also aus jener Wahrheit keineswegs, daß es einerley sey, welche Regierungsform bestehe, und daß der Einzelne gleichgültig dagegen seyn dürfe, sondern es folgt bloß daraus: daß man nicht auf eine Veränderung in der Form warten solle, um an jener wesentlichen Veränderung zu arbeiten, sondern daß dieß unter jeder Form möglich und nothwendig sey, weil ohne diese wesentliche Freyheit eine sogenannte freye Verfassung keineswegs vor Tyranney schützt, dagegen die wesentliche Freyheit, die Civilisation, eine freye Form als nothwendiges Resultat herbeyführen muß. Der Verf. sucht seine Ansicht, daß bürgerliche Freyheit die nothwendige Folge der Civilisation und diese das einzige Mittel sey, um jene zu erlangen, aus der Geschichte der Völker zu rechtfertigen. Er geht die verschiedenen Menschenracen durch, und findet, daß die Race, welche die meisten Anlagen zur Civilisation hat, auch die meiste Anlage zur Freyheit besitze, und die größten Fortschritte darin gemacht habe — nämlich die caukasische oder weiße Race. Er untersucht dann die vorgebliche Freyheit der wilden Völker, die Freyheit der Nomadenvölker, die Freyheit der Sklavenvölker (peuples à esclaves, d. h. solche, welche Sklaven haben), die Freyheit der Privilegienvölker (peuple à privilége, solche, wo eine oder mehrere Classen sich durch Privilegien Rechte sichern), endlich die Freyheit der Industrievölker, und findet als Resultat, daß der höhere Grad der Civilisation immer den höhern Grad der Freyheit herbeyführte, daß hierin die wilden Völker am niedrigsten, die wesentlich industriösen Völker am höchsten stehen. Der Raum erlaubt uns nicht, ihm in dieser Untersuchung zu folgen; sie muß nothwendig, wie jeder ähnliche Versuch, eine Ansicht in einem so unermeßlichen Feld durchzuführen, vielen Einwürfen Raum geben, denn wie richtig eine Ansicht auch seyn mag, so gibt sie doch nur eine oder einige Seiten der Sache — um so mehr, wo man sich nicht einmal über den Sinn der Worte verständigt hat, und z. B. der eine meint, die Griechen und Römer seyen durch Uebermaß der Civilisation Sklaven geworden, während der andere die Ursache des Verlusts ihrer Freyheit und des Untergangs der Reiche in einem Rückschritt der Civilisation sieht. Uebrigens meint der Verf., weit entfernt, daß ein freywilliges bewußtes Streben nach Civilisation und Freyheit in der Geschichte der Völker nachzuweisen sey, es sey die Nothwendigkeit, der Zwang der Umstände oder irgend einer Gewalt, welche den Menschen dazu brachte, seine Kräfte zu üben, zu entwickeln und dadurch frey zu werden. Bis zu einem gewissen Punkte ist dieß gewiß wahr, aber ein selbstbewußtes Streben wird endlich doch sich erzeugen, was auch die ersten Antriebe seyn möchten. „Die Civilisation ist aus einer doppelten Gewalt entstanden, der, welche der Sieger über den Besiegten ausübte, um ihn zur Arbeit zu zwingen, und der, welche der Besiegte auf den Sieger ausübte, um sich seiner Macht zu entziehen, und ihn wo möglich selbst zu unterjochen. In ihren Zwecken mag diese Tendenz selten moralisch gewesen seyn, in ihren Wirkungen war sie von wesentlichem Nutzen. Alles, was dazu beygetragen hat, den Menschen zur Arbeit zu zwingen, hat die Civilisation gefördert, und alles, was dazu beytrug, der Gewaltthätigkeit Gränzen zu setzen, war nicht weniger vortheilhaft für den Gang der Civilisation. Und wir können froh seyn, daß die Revolution gezwungen wird, ihre Kräfte auf die Industrie zu wenden. Aus dem doppelten Streben, wodurch seit dem Beginn der menschlichen Gesellschaft ein Theil der Menschen den andern zur Arbeit gezwungen und dieser die Gewalt des ersten zu beschränken gesucht hat, ist eine doppelte Bewegung entstanden, das Steigen der Industrie und das Abnehmen der Herrschsucht, das Zunehmen der arbeitenden Klasse, und das Abnehmen der herrschenden Klasse.“ —

Digitized by Google

Als Beyspiel führt er dann Nordamerika an, und fährt fort: „Der Mensch aber übt seine Kräfte desto freyer, je mehr er sich diesem Zustande nähert; jeder Schritt nach diesem Ziel ist durch Entwickelung des Geistes, durch Fortschritte in den Wissenschaften, den Künsten, dem Reichthum, der Moralität und der Gerechtigkeit bezeichnet." — Freyheit mit einem Worte ist die Entwicklung und Ausübung der Kräfte des menschlichen Geistes in ihrem weitesten Umfang, zum Wohlseyn des Einzelnen und des Ganzen, und Industrie ist die Bahn, auf welcher sich diese Kräfte entwickeln.

(Der Beschluß folgt.)

Unterhaltungs-Literatur.

Kränze und Garben. Eine Sammlung von Erzählungen, Sagen und lyrischen Gedichten. Herausgegeben von Georg Wilhelm Zimmermann, Lieutenant im K. B. 9ten Linien-Infanterie-Regiment. (Herzog Max.) Kulmbach in Commission bey G. A. W. Spindler. 1825.

Die recht angenehme Unterhaltung, welche uns die Lesung dieses Büchleins gewährt hat, erzeugte in uns den Wunsch, daß sie möglichst vielen, die es noch nicht kennen, zu Theil werden möchte. In dieser Absicht wollen wir es versuchen, mit folgenden wenigen Worten die Aufmerksamkeit unserer Leser darauf zu lenken. — Das Charakteristische, wodurch alle Erzählungen und Poesieen der „Kränze und Garben" sich unter den meisten, ähnlichen Erscheinungen auf dem Gebiete der Unterhaltungsliteratur auszeichnen, ist ihre ethische Reinheit, die gleichwohl sehr verschieden ist von jener leeren, hohlen und weichen Moral, welche nicht allein langweilig, sondern sogar in ihrer Wirkung unmoralisch ist. Es wird kräftig, ja leidenschaftlich in gegenwärtigen Geschichten gehandelt, Gutes und Böses in tüchtigem Kampf gegen einander dargestellt, freylich bis zum endlichen Siege des Ersteren über das Leztere. Jeder wird eingestehen, daß dieses Ziel ein bey weitem würdigeres ist, als dasjenige, welches das höchste Lafontaine'scher und ähnlicher Romane ist, in denen am Ende alles auf reiche Heirathen und Lebensgemächlichkeit hinausläuft. Zwar hat das idyllische Gemüth der beyden Verfasser gegenwärtiger Erzählungen auch nicht umhin gekonnt, an den Liebespaaren, welche in manche Angst und Noth, in Sorge und Mißverhältnisse versezt werden, so fern sie brav sich erwiesen, poetische Gerechtigkeit widerfahren zu lassen; aber, was sie dennoch von ähnlichen Liebespaaren unterscheidet, ist, daß kein reicher Onkel zu sterben, kein Stammbaum aus der Polterkammer hervorgezogen zu werden braucht, um das Unglück in Glück, die Noth in Ueberfluß, die Angst in Freude zu verwandeln; vielmehr ist es das lebendige Auftreten und kräftige Handeln der Liebenden selbst, was durch Benutzung und Wendung vorhandener oder eintretender günstiger Umstände die ungünstigen überwindet. Wo diese Thätigkeit sich nicht in äußeren Handlungen darzustellen Gelegenheit hat, da sehen wir die Gemüther in desto heftigerer Bewegung. Rücksichtlich dieser gesunden Kraft, welche überall als eigentlicher, erleuchtender Mittelpunkt hervortritt, haben uns die „Kränze und Garben" auf eine erfreuliche Weise an die nur zu wenig anerkannten Idyllen des verstorbenen Maler Müller erinnert, welchen namentlich auch die beyden lezten Erzählungen, auf die wir noch weiter unten zu sprechen kommen werden, in der treuen Auffassung und sicheren Zeichnung der Sitten des Bauer- und Bürgerstandes zu vergleichen sind.

Hiemit glauben wir, so gut es in der Kürze gehen mag, im Allgemeinen Tendenz und Wesen sämmtlicher Erzählungen bezeichnet zu haben. Um noch im Einzelnen über die Form der Darstellung und den poetischen Effekt, den sie machen, Einiges hinzusetzen zu können, müssen wir vor allen Dingen die beyden verschiedenen Verfasser, denen sie angehören, unterscheiden. Es sind zwey Brüder, davon der eine der auf dem Titel genannte K. B. Lieutenant, der andere Professor und Verfasser der Vorrede ist. Dieser hat nur zu der Erzählung „der Venetianer im Fichtelgebirg und zu den lyrischen Gedichten" seinen Namen genannt. Doch müßten wir uns sehr irren, wenn nicht in einer anderen Erzählung „Liebe, Thorheit und List," ja zum Theil auch in einer dritten „die Versöhnung am Grabe" mehr als brüderliche Aehnlichkeit hervorträte. Die erstgenannte Geschichte nämlich, zu der sich der Professor als Verfasser bekannt hat, zeichnet sich vor denen, die seinem Bruder, so fern des Professors Name nicht davorsteht, zugeschrieben werden müssen, sowohl durch lebendigere Phantasie, daraus folgender, reicherer Erfindung, als durch größere Ausbildung aus, die in Charakteristik, in eingewebten Urtheilen und Anspielungen eben so wenig als in der blos stylistischen Darstellung zu verkennen ist. In lyrischen Stellen begegnen wir häufig dem Gemüth, in humoristischen der Laune Jean Pauls, wenn auch nicht seiner Fülle an Bildern und sprudelndem Witz, obwohl manchmal gar feiner und heiterer Ironie. Lesen wir dagegen die beyden ersten Erzählungen des Buchs, die dem Lieutenant angehören, so können wir ihm freylich weder tüchtige Gesinnung, noch Bildung, noch auch Gemüth und Witz absprechen, vielmehr finden wir oft treffende Vergleichungen, richtige Urtheile, aber in Allem herrscht ein jugendliches Feuer, eine gewisse Unmittelbarkeit der Ansicht

Digitized by Google

und des Gefühls vor, die der Phantasie und dem Witz noch nicht ein hinlänglich freyes Spiel gönnen. — Haben wir hiemit die beyden Brüder richtig unterschieden, so dürfte auch wahr seyn, was wir oben behaupteten. In der Geschichte „die Versöhnung am Grabe" glauben wir namentlich in den Scenen im Trauerhause und auf dem Kirchhof einige mit dem Pinsel des Professors aufgetragene Farben gefunden zu haben, und wenn wir von der anderen streitigen Geschichte, „Liebe, List und Thorheit," auch Anlage und Erfindung dem Lieutenant überlassen können, so möchten wir doch viele Ausführungen im Einzelnen, namentlich die Schilderungen der Gemeindsregierung und des Schulwesens der Stadt ... opel dem Professor vindiziren.

Diese Erzählung und die schon oben genannte, „der Venetianer im Fichtelgebirge," sind ohne Widerrede die bedeutendsten in der Sammlung. In der letzteren ist es auf eine glückliche und künstlerische Weise versucht worden, die mährchenhafte Einwirkung freundlicher, wohlthätiger Geister auf Handlungen und Verhältnisse der Menschen darzustellen. Die ganze Geschichte ist eben ein Mährchen, und die Heiterkeit, welche darin herrscht, erinnert an Musäus, nur daß, dem oben bezeichneten Charakter der „Kränze und Garben" zu Folge, die oft muthwillige Laune dennoch eine durchaus unschuldige ist. Beyläufig gesagt, so erinnern die verschiedenen Erinnerungen an Müller, Musäus, Jean Paul daran, daß hier von keiner ungereimten Nachahmerey die Rede seyn kann. Besonders gelungen scheint uns in unseren Mährchen, daß darin eigentlich zwey Geschichten neben einander fort- und in einander überspielen. Zwey Geister nämlich, ein Guter, Frommer, „Gottfriedchen" und ein jovialer „Martin" treffen auf dem Ochsenkopf im Fichtelgebirge zusammen, erzählen sich von ihrem bisherigen Leben, vereinigen sich zu einer Reise zu einer Geisterversammlung, lernen auf dieser die Bewohner eines Dorfes und ihre Schicksale kennen, interessiren sich für sie, müssen aber zunächst, ehe sie sich ihrer annehmen können, ihre Reise vollbringen, bis sie endlich mit denselben, zu deren äußerem und innerem Glück, vereinigt handeln. Auf der andern Seite lernen wir aber durch die lauschenden Geister die Verhältnisse der Leute im Dorfe kennen, (wie wüßte man sonst überhaupt etwas davon?) wir interessiren uns mit ihnen für sie, und wundern uns zuletzt gar nicht mehr, daß die Geisterwelt in die wirkliche hinüberspielt. Ohne daß dadurch die Illusion gestört würde, hat überdieß der Verfasser verstanden, uns immer im Bewußtseyn über Sinn, Bedeutung und Absicht seines Mährchens zu erhalten. Wie weit poetischer und weniger die Phantasie störend es ist, Luft und Wasser, die Erde und alle Elemente mit Geistern zu beleben und diese menschlich handeln zu lassen, beweiset gerade die folgende Erzählung, in welcher Menschen statt der Geister allerley wunderliche Experimente unternehmen, um eine freundliche Lösung verwickelter Situationen und Verhältnisse herbeyzuführen. Freylich hätte diese Geschichte, es ist die genannte „Liebe, List und Thorheit," in der Intrigue besser und feiner ausgeführt seyn können, weshalb wir aber diesen Theil auch dem Lieutenant überlassen haben. Gleichwohl unterhält auch sie auf das Angenehmste, und erregt, wie die übrigen, die Hoffnung, beyde Brüder werden nicht zu denen der jetzigen Schriftsteller sich gesellen, von welchen Jean Paul in seiner Nachschule zur Vorschule der Aesthetik sagt, „daß sie, gleich den Oliven, durch den ersten Druck das feine Jungfernöl hergeben, und bey der zweyten stärkern Presse nur Baumöl, bis sie endlich bey der dritten nur gemeines Brennöl liefern." Vielmehr erwarten wir von ihnen, da sie Selbstbewußtseyn, nicht Dünkel, verrathen, daß ihr schriftstellerischer Lebenslauf einer in aufsteigender Linie seyn werde.

Aus Italien.

(Fortsetzung.)

Von Haydn sind verschiedene Briefe zum Lobe der Rossinischen Musik gegen die Kritiken einiger ausländischen Journalisten, und zur Vertheidigung des idealen Schönen in der Malerey, gegen des Ritter Majers Schrift: Dell' imitazione pittorica o dell' eccellenza delle opere di Tiziano etc, auch die Kritiken der Orlofs'schen Geschichte der Musik haben ihn zum Verfasser. Von Hrn. Mayer wurden Carpanis Briefe durch eine Apologie erwiedert, worin er die Redlichkeit nicht allein des Kritikers, sondern auch der B. J. verdächtigt: Daß aber Carpani sich in seinem Urtheile weder durch irgend eine persönliche Rücksicht noch durch Feindschaft oder Galle habe leiten lassen, erhellet aus folgenden Worten seines Codicills vom ersten Januar 1825: „Ferner legire ich dem Ritter Mayer von Venedig mein Brustbild Canovas (welches dieser ihm persönlich geschenkt hatte) zum Zeugniß wahrer Hochachtung und Freundschaft." Sein Erstaunen und seine Beschämung über diesen Charakterzug hat der Ritter Mayer selbst in einem äußerst rührenden Schreiben an den Erben des Verstorbenen kund gethan. Carpani hatte mit der gehörigen Ruhe und als ein Mann, der die Künste und Sitten seines Vaterlandes studirte, ganz Italien, dann auch einen großen Theil von Frankreich und Deutschland durchreist. Zu Wien stand er mit den ersten Mitgliedern des diplomatischen Corps in freundschaftlichen Verhältnissen, und aus seinen vielen hinterlassenen Briefen geht hervor, daß er sich der Achtung und Liebe der ausgezeichnetsten Gelehrten Europa's zu erfreuen hatte. Die Anmuth seines Geistes, die Originalität seiner Unterhaltung, seine natürliche Beredtsamkeit und Lebhaftigkeit machten, daß er in allen Gesellschaften überaus willkommen war.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Nr. 19.

Literatur-Blatt.

Dienstag, den 7. März 1826.

Roman-Literatur.

Mosely-Hall, oder die Wahl des Gatten. Roman von Cooper dem Amerikaner. Bearbeitet von Richter. 3 Theile. Leipzig 1826 bey Laufer.

Die „Wahl des Gatten," die doch sonst nur junge Mädchen und ihre Mütter in Gedanken versetzt, hat dießesmal sogar einen Recensenten stutzig gemacht. Wie! dachte er — nämlich ich — wie konnte Cooper einen solchen Fehler begehen? Wie mochte er so muthwillig alle Perspective zerstören, so unbesonnen alle Erwartung abspannen, wie mochte er den Roman in seiner Wiege tödten, indem er sein Leben schon auf dem Titelblatte beschreibt? Zwar werden Fürstenkinder, deren Bestimmung ist, Liebe oder eine Krone zu erwerben, manchmal Dieudonné oder Constantin getauft; aber solche biographische Namen ziemen Bürgerkindern nicht und Büchern noch weniger. Ich dachte ferner: Wie! Cooper, in dem Lande unermeßlicher Wälder, ungeheuerer Seen und Ströme geboren, wie mochte er sich dazu verstehen, Sandgärten mit geraden Baumgängen, Treibhäusern und künstlichen Hecken zu malen? Der Roman soll uns zeigen der Menschheit Anhöhen, des Lebens große, oder steile, oder verworrene oder verborgene Wege — und Cooper führt uns nur den bekannten schmalen Weg, der zur Vermählung führt!

Nachdem ich mich über den Titel satt gewundert, las ich die Vorrede des Uebersetzers und schüttelte den Kopf von Neuem. Der Uebersetzer sagt in Beziehung auf Cooper: „Die Kritiker finden an ihm die Breite der Erzählung auszusetzen, in so fern er sich durch allgemeines Reflectiren unterbricht, dem er sich nur allzugern ergibt. Dem Ausspruche der Kritik zufolge, glaubte ich dieses üppige Sprudeln des Geistes mäßigen zu dürfen. Versteht sich von selbst, daß ich nur allgemeine Reflectionen auszulassen mich unterfing, und mich sorgfältig hütete, einen Charakter zu verletzen, wo ein solcher sich reflectirend darstellen soll. So wird der Leser keine Schönheit des Dichters vermissen, wie ich hoffe, indem ich den Forderungen der Kritik ebenfalls nachkam. Auch dem Käufer gereicht es zum Vortheil, einen guten Roman, trotz der mindern Bogenzahl, dennoch vollständig für einen geringen Preis zu empfangen." Coopers Darstellung ist nun allerdings etwas umständlich. Cooper hat einen breiten holländischen Mund — vielleicht daß holländisches Blut in den Adern des Amerikaners fließt; aber er ist tüchtig und solid, und steht fest auf den Füßen, und dieses ist auch eine Art zu seyn, die man achten sollte. Der Schriftsteller ist ja selbst ein Theil seines Werkes, und zwar ein sehr wichtiger, und mit diesem wichtigen Theile sollte man nicht so ganz nach Belieben verfahren. Mag man immerhin aus einem wissenschaftlichen oder geschichtlichen Werke in der Uebersetzung alles weglassen, das, weil es falsch, oder unbedeutend, oder überflüssig ist, oder weil es als bekannt vorausgesetzt werden darf, nicht zur Belehrung dient. Aber bey dem eines Dichters darf dieses nicht geschehen. An einem Kunstwerke ist die Form nicht von dem Wesen zu trennen, und es kann die eine nicht ohne das andere verletzt werden. Zumal mit Romanen muß man schonend umgehen. In einem Roman ist nicht, wie im Drama, die Handlung Zweck, sondern das Handeln; darum soll die Gesinnung hervortreten, sich zeigen, sich ausbreiten, und der langsame Gang allmähliger Entwicklung ist hier oft dem Witze vorzuziehen, welcher springt. Es ist nicht jedem mit der Distillation der Gesinnung, mit Sentenzen — es ist uns nicht immer mit Rosenöhl gedient; wir wollen die Rosen selbst haben, mit ihren Stengeln, ihren grünen Blättern, ihrer Frische, wenn auch mit ihren Dornen. Zwar sagt der Uebersetzer: er habe sich sorgfältig gehütet, einen Charakter zu verletzen, wo sich ein solcher reflectirend darstellt, er habe nur allgemeine Reflectionen ausgelassen. Er versteht darunter: Reflectionen des Verfassers. Wenn aber ein Romandichter es für gut findet, sich selbst, unbekannt, unter die Personen seines Romans zu mischen, wenn er sich als Zuschauer mitten hineinstellt, und über Personen und Verhältnisse seine eigene Meinung sagt — darf man ihn schweigen heißen? darf man dem Herrn des Hauses die Thüre zeigen? Auch entschuldigt es den Uebersetzer gar nicht,

Digitized by Google

daß durch seine Abkürzungen das Buch wohlfeiler geworden. Es ist nur eine täuschende Wohlfeilheit, wenn mit dem Preise zugleich Maß und Gewicht der Waare verringert wird. Uebrigens hat der Uebersetzer nicht immer mit Geschicklichkeit verkürzt; er hat einigemal vergessen, die Spuren der Entwendung zu verbergen, und hat die Gabel zum gestohlnen Messer zurückgelassen. So kömmt gleich im Anfange des Romans ein Gastmahl vor, und es wird bemerkt. „Diese Stimmung, solche Gespräche würzten das Mahl. Man ging endlich auseinander." Die Gesellschaft aber saß keine sechs Zeilen lang bey Tische, und der Uebersetzer hatte wahrscheinlich nicht mehr daran gedacht, daß er die Stimmung und alle Gewürze bey Seite geschafft hatte. Ueberhaupt nehmen sich die Herren Uebersetzer oft Freyheiten, die gar nicht zu verzeihen sind; so erinnern wir uns, das Leben der englischen Romandichter von Walter Scott in der Uebersetzung des Herrn Döring gelesen zu haben, in welcher alles ausgelassen ist, was sich auf die Charakterisirung und Beurtheilung der Werke jener Dichter bezog, und was doch aus Walter Scott's Munde gar nicht zu verschmähen gewesen wäre. Auch gesteht Hr. Döring mit der kindlichsten Unbefangenheit ein, daß er es gethan, und daß es ihn sein Verleger so geheißen. Aber, guter Gott, wenn man aus der Lebensbeschreibung eines Schriftstellers dessen Werke ausläßt, was bleibt dann noch übrig? Essen, trinken, schlafen, heirathen, Geld oder nicht Geld, nichts als Dinge, die tausend andern Menschen auch begegnen, und hätten sie nie lesen und schreiben gelernt.

Nachdem ich mit der Vorrede endlich fertig geworden, fing ich das Buch zu lesen an. Ich war sehr begierig auf die „Schönheit" des Dichters und auf das „üppige Sprudeln des Geistes," welches so stark gewesen, daß es der Uebersetzer glaubte mäßigen zu müssen. Aber, wie erstaunte ich! An dem Roman fand ich nichts schön als sein Ende, und nichts sah ich sprudeln, als die kühlste Langweiligkeit. Eine solche schlechte Schreiberey hätte man gar nicht nöthig gehabt, erst von England herüberzuführen, unser eigenes Land bringt Erzeugnisse solcher Art genug hervor. Der Roman hat keine Haltung und keine Farbe, keinen Vorgrund, keinen Hintergrund und keinen Mittelpunkt, er hat keinen andern Helden als seinen Leser. Die Personen sind an einander gereiht wie geröstete Kastanien, die nichts gemeinschaftliches haben, als den Faden und den Käufer. Sie liegen in den wunderlichsten Stellungen übereinander geworfen, als wären sie vom Dache gefallen. Die Genealogie der Verhältnisse ist gar nicht zu entwirren. Meistentheils sind es Mütter und ihre Töchter, und die Mütter suchen die Töchter an den Mann zu bringen, welches ihnen, früher oder später, mehr oder weniger gelingt. Man glaubt einen Hof voll Kälber zu sehen, die alle, eines nach dem andern, weggeführt und abgethan werden. Sehr komisch ist es, daß die Personen selten zu Hause, daß sie immer auf Reisen sind, an einander vorbeyfahren und sich im dicken Staube der Landstraße mit Mühe erkennen. Es ist wahr, sie reisen prächtig, in den schönsten Wagen, und von vier, oft von sechs herrlichen Pferden gezogen! Man möchte sie lieber begleiten als lesen. Das also ist der Cooper, den wir und andere so sehr gepriesen! Oder sollten wir uns getäuscht haben? Sollten Coopers frühere Romane den Beyfall, den sie uns abgewonnen, ihrem Schauplatze allein zu verdanken haben? Sollten die Werke des Amerikaners nur die Vorzüge angenehmer Reisebeschreibungen besitzen?.. Ich wußte mir nicht zu helfen. — Da hatte ich einen kühnen Gedanken, der mich und Cooper aus unserer schlimmen Lage zog: Der Roman Moselp-Hall ist nicht von Cooper! Börne.

Staatsphilosophie.

L'industrie et la morale considérées dans leur rapports avec la liberté, par Ch. B. Dunoyer. Paris 1825. 436 S.

(Beschluß.)

Der Raum erlaubt uns nicht, längere Auszüge aus dieser interessanten Schrift zu geben, noch weniger uns auf Widerlegung einzelner Punkte einzulassen. Zum Schluß mag die Ansicht des Verfassers über die jetzige Lage Frankreichs hier einen Platz finden. Als eines der größten Uebel der Zeit sieht er das Streben nach Anstellungen in der Regierung an, worauf eine bedeutende Masse von geistigen Kräften verwendet und der Industrie entzogen wird, als Folge des Kriegs-Zustandes, worin die Umstände Frankreich in den lezten dreißig Jahren hielten. Wir stimmen zwar in Hinsicht der Ursachen, welche diesen Zustand herbeyführten, nicht ganz mit dem Verf. überein, dieß würde uns aber zu weit führen. S. 315 fährt er fort: „Es gibt zwey Mittel, um uns aus der Lage, in die uns diese Sucht nach Anstellungen gesezt hat, herauszubringen. Das erste ist, zu der Herrschaft der Privilegien zurückzukehren, das heißt zu einem Zustand, wo das Recht sich durch Antheil an der Regierung zu bereichern, wie früher, auf eine einzelne Klasse beschränkt ist. Das andere Mittel wäre, bis zu dem regime de l'industrie (wie es der Verf. nennt) vorwärts zu schreiten, das heißt bis zu einem Zustande, wo jenes Recht Niemanden zukommt, wo weder viele noch wenige Menschen sich durch die Plünderung der übrigen zu bereichern suchen; wo Arbeit und Industrie die allgemeine Hülfsquelle, und Regieren eine öffentliche Arbeit ist. *)

*) Wir erinnern hier an die doctrine des devoirs des Herrn Droz. — wonach es freylich besser stehen würde.

Digitized by Google

Von diesen beyden Mitteln hat man das erste gewählt. Seit 1815 und besonders seit 1820 ist nicht die Rede davon, das Budget zu vermindern, nicht die Fiskalregien aufzulösen, nicht die Zahl der Angestellten zu verringern, sondern zu machen, daß diese Administration, das Resultat der Ehrgeitze (les ambitions) aller Zeiten und der Habsucht aller regimes, zum ausschließenden unveräußerlichen Eigenthum derjenigen Klassen werde, welche früher die Gewalt in Händen hatten. Dieser Versuch, wovon viele Leute Gefahr für die Freyheit fürchten, scheint uns im Gegentheil den wesentlichsten Vortheil für die Freyheit zu versprechen. Es ist zwar nicht sehr wahrscheinlich, daß er im Interesse der Freyheit gemacht werde, und genau genommen, dürften wir der Dankbarkeit überhoben seyn. Schon hat er seine wohlthätige Wirkung auf unsere Sitten geäußert. Indem man eine große Zahl von talentvollen, thätigen, kräftigen Menschen, welche die Revolution zum Ehrgeitze der Herrschsucht verleitete, in's Privatleben zurückgestoßen, hat man die Menschen gelehrt, daß es etwas Edleres, Höheres, Moralischeres und sogar Vortheilhafteres gibt, als die Herrschaft: die Arbeit. Es ist unmöglich, nicht zu bemerken, daß seit einigen Jahren in dieser Hinsicht eine bedeutende Veränderung in unseren Ansichten vorgegangen ist, daß der Ehrgeitz uns weniger plagt; daß Titel, Bänder, die Stellen selbst im Preise gefallen sind; daß dagegen nützliche Beschäftigungen in unsern Augen an Werth zunehmen; daß wir mit einem Wort unser Heil immer mehr in der Industrie suchen. Je mehr wir uns in dieser Art zu leben befestigen, desto mehr wird sie uns zur Gewohnheit werden, desto mehr werden wir uns die dazu nöthigen Kenntnisse zu eigen machen. Die Gegenrevolution wird die Revolution nicht besiegen: die Revolution liegt wesentlich in der menschlichen Natur begründet: sie ist nichts weiter als das Streben seine Lage zu verbessern, und dieses Streben ist unbesiegbar. Aber die Gegenrevolution wird die Richtung der Revolution verändern; sie wird sie arbeiten machen, statt daß sie bis jezt ehrgeitzig und erobernd war. Sie richtete sich mit aller Macht nach der Herrschaft, und muß jezt ihre unermeßlichen Kräfte auf die Industrie wenden. Man hat zwar auch früher Künste und Wissenschaften betrieben, allein wenn man arbeitete, so geschah es, um zu herrschen. Dieß Streben war zwar nicht der Zweck, weßhalb die Revolution gemacht wurde, es war aber eines der Mittel, womit sie gemacht wurde. Niemand wird das läugnen, und die Resultate zeigen zur Genüge, daß die Sucht nach Stellen ihren Antheil an der Revolution hatte; denn was sie am reichlichsten hervorgebracht hat, sind Stellen und Angestellte. Sie hat Europa mit Soldaten, Commis, Douaniers, Direkteurs, Präfekten, Intendanten, Gouverneurs u. s. w. angefüllt.

Die vorzüglichste Wirkung der gegenwärtigen Reaktion ist, diese Tendenz zu verändern. Die Revolution ist durch ihre Niederlagen zur Arbeit zurückgeführt worden. Noch mehr, die Arbeit wird nicht mehr bloß als ein Mittel angesehen, sie wird der Zweck der gesellschaftlichen Verbindung, man fängt an, nichts Höheres als die nützliche Ausübung der Kräfte und die freye Ausbildung der Fähigkeiten zu sehen. Ich weiß recht wohl, daß diese Tendenz noch lange nicht allgemein ist. Alle Leidenschaften, welche sonst die Gesellschaft beherrschten, beherrschen sie mehr oder weniger noch. Die Leibeigenschaft hat ihre Verfechter, die Privilegien haben noch mehrere, die Anstellungen am allermeisten. Dessen ungeachtet aber ist es unmöglich, die zunehmende Tendenz zur Industrie zu verkennen. Die Capitale, die Talente, die Wissenschaften, welche auf die Industrie verwandt werden, nehmen reißend zu und eben so die Resultate der Industrie. Mit ihr verbreitet sich die Kenntniß von der Regierungsform, welche der Industrie am zuträglichsten ist, und endlich gehen diese Theorien in die Praxis über."

---

wenn das Regieren nicht als ein Recht oder als ein Vortheil, sondern als eine Pflicht, als eine Last angesehen würde.

Mengliteratur.

Pensées d'un esprit droit, et sentimens d'un coeur vertueux, par J. J. Rousseau, ouvrage inédit etc. Paris 1826. 95 S.

Ein noch unbekanntes und ungedrucktes Werk von einem Manne, der einen so großen Einfluß auf seine Zeit und durch sie auf die Nachwelt gehabt hat, wie Rousseau, kann in mancher Hinsicht nicht ohne Interesse seyn. Besonders aber ist es leicht erklärlich, daß bey der jetzigen Stimmung der politischen Partheyen in Frankreich die Bekanntmachung eines solchen Werkes Aufsehen machen muß; da dasselbe nicht sowohl nach seinem wahren Werthe, als nach dem Namen des Verfassers und den Ideenverbindungen, wozu derselbe bey den verschiedenen Partheyen führen muß, beurtheilt werden wird. Abgesehen aber von diesen Rücksichten, die hier nicht in Betracht kommen können, ist das Werk ein ziemlich unbedeutendes. Es ist eine Sammlung von 77 abgerissenen Sentenzen, Gedanken, Gefühlen über verschiedene Angelegenheiten und Verhältnisse des Menschenlebens. Diese Aphorismen sind zum Theil interessant, aber selten neu und nähern sich meistentheils Gemeinplätzen. Wir können nicht läugnen, daß auch der Titel uns mißfiel. Daß Rousseau's Schriften das Menschengeschlecht um einen Schritt dem Ziel seines Daseyns näher gebracht haben, daß sie eine Stufe in der Bahn der Civilisation gewonnen sind, beweisen vorzüglich die verdammenden Stimmen, die sich

Digitized by Google

jezt von Neuem gegen ihn und viele seiner Zeitgenossen erheben. Von Rousseau als Mensch, als Individuum kann man aber wohl schwerlich sagen, er habe einen esprit droit und ein coeur vertueux gehabt. Ihm fehlte das, was ein deutscher Dichter so schön in den Worten ausdrückt: „Fühle den Gott, den du denkst!“ — So finden sich denn auch unter diesen Aphorismen manche, die nur zu sehr dem persönlichen Charakter Rousseau's angehören, und im Allgemeinen können wir nicht umhin zu glauben, daß man eben so gut gethan hätte, diese Schrift nicht bekannt zu machen, weil sie wenig oder nichts enthält, was der Mühe werth wäre, aufbewahrt zu werden. Einige Aphorismen, wie sie sich gerade darbieten, mögen als Beyspiel dienen:

(S. 17.) „Der Hochmuth ist das Laster, das am wenigsten Verzeihung findet; es beleidigt zu wesentlich die Eigenliebe Anderer. Der Hochmüthige kann weder zuvorkommend noch dankbar seyn. Er kann seine Eitelkeit nur dadurch befriedigen, daß er Andere erniedrigt.“

(S. 32.) „Die sicherste Grundlage unserer Ruhe und unseres Glückes ist, daß wir dieß nicht von solchen Dingen abhängig machen, die nicht von uns abhängen.“

(S. 36.) „Ich habe immer einen Freund zu besitzen gewünscht, dem ich mein Herz öffnen könnte, einen Rathgeber bey meinen Entschlüssen, einen Tröster in meinen Leiden, ein zweytes Ich durch die Bande der Freundschaft und der Treue. Ich hatte gehofft, endlich diesen Schatz gefunden zu haben, allein ich habe mich geirrt. Die Verrätherey, deren Opfer ich geworden bin, hat mich gelehrt, mich nicht weiter in dem vergeblichen Streben nach einem unerreichbaren Gut abzumühen.“

Wir setzen absichtlich diese drey Aphorismen nebeneinander, da sie beweisen, wie gut Rousseau's Kopf erdenken konnte, was zum wahren Glück und zur wahren Tugend gehört, und wie wenig diese Wahrheit, die er nach Außen verkündete, nach Innen in sein eigenes Gemüth und seinen eigenen Willen überging. So setzte er das Glück seines Lebens beständig in äußerliche, von ihm unabhängige Dinge, und sah in jeder Verletzung seiner krankhaft gesteigerten Eitelkeit einen Verrath der Freundschaft. Er suchte und liebte in dem Freund „ein anderes Ich,“ das heißt sich selbst und schauderte zurück, wenn er endlich auch ein fremdes Ich im Freunde fand. *) Diese Klagen über Verrath und Undank sind auch in diesem Werk häufig wiederholt.

(S. 40.) „Kein Gemüth ist schwerer zu bessern, als das eines Menschen, dessen Einbildungskraft ungeregelt und ausschweifend, dessen Herz herrschsüchtig und hochmüthig, dessen Wille unbeugsam und eigensinnig ist, dessen Gefühle selbstsüchtig und kleinlich sind. Ein solcher Mensch wird immer sich selbst und alle, die mit ihm zu thun haben, unglücklich machen!“

(S. 50.) „Je mehr man selbst tiefer Gefühle fähig ist, desto mehr bemerkt man den Mangel derselben bey andern. Die Vergleichung zwischen sich und andern entsteht aus einer vernünftigen und nothwendigen Eigenliebe, welche uns für die geringe Erwiederung entschädigt, welche wir in der Freundschaft Anderer finden.“ — Welche sonderbare Mischung von Selbsttäuschung und Belehrung für Andere! — Zum Schluß noch den Satz, womit dieß Werk beginnt. „Man glaubt gewöhnlich, daß es moralisch unmöglich ist, glücklich zu seyn; und nach meiner Erfahrung zu urtheilen, sollte ich dieser Ansicht beystimmen. Jedoch fange ich an, mich zu überzeugen, daß das Glück kein Hirngespinnst ist, sobald man es in sich selbst und nicht in der Außenwelt sucht. Man muß, um es zu finden, sich selbst keinen Vorwurf zu machen haben, und die Fehler der Andern erkennen, ohne ihnen übel zu wollen. Man muß Niemanden hassen, weil der Haß eine Qual für den ist, der ihn hegt. Es ist genug, die Schlechtigkeiten und Thorheiten zu verachten und zu dulden.“ (?)

*) Die interessantesten Aufschlüsse über Rousseau's Charakter finden sich vielleicht in den Memoires et correspondance de Mad. d'Epinay.

Aus Italien.

(Fortsetzung.)

Trotz einer geringen Anzahl von Subskribenten wird der Graf Pompeo Litta zu Mailand nicht müde, seine sehr interessante Sammlung der Famiglie celebri Italiane in eigenem Verlage fortzusetzen. Mit 1825 hat er sein Werk bis zur XIV. Abtheilung durchgeführt. In den fünf neuesten Heften findet man zusammengestellt die denkwürdigsten historischen Momente, betreffend die Familien der Pico von Mirandola, unter denen Giovanni Pico, zugenannt la Fenice degli ingegni hervorragt, der Arcimboldi von Mailand, derer von Camino, aus der Mark von Treviso, der Pio, der Bonacolsi zu Mantua, der Cavalcabo von Verona, der Valori zu Florenz und der Scaliger von Verona. Betreffend die Familie Arcimboldi, kommen die höchst sonderbaren Thatsachen zum Vorschein, daß die beyden Brüder, Guido Antonio und Giovanni, Erzbischöfe von Mailand, letzterer, bevor er zu dieser Würde gelangte, Kardinal gewesen ist, und daß beyde vorher Weib und Kinder gehabt hatten. Dem Sohne des Kardinal-Erzbischofs Giovanni, mit Namen Luigi, waren aus verschiedenen Nebenverbindungen mehrere Söhne zugewachsen, die er alle vor seinem Tode legitimiren ließ, auch in seinem Testamente den Herzog und den Kaiser bat, die Akte jener Rechtmäßigkeits-Erklärung zu bestätigen. Zwey dieser Söhne, Ottaviano und Gianangelo, gelangten ebenfalls zum Archiepiscopate von Mailand. Die vom XI. Jahrhundert an figurirenden Hrn. v. Camino hinwieder waren Kriegsburgen und Faktionsmänner und lieferten durch ihre Thaten sattsame Materialien zu der Geschichte der Marchen Treviso und Friaul, in welchen sie vier Jahrhunderte hindurch alle erlaubten und unerlaubten Mittel aufboten, um sich eine Souveränetät zu verschaffen, die ihnen, so nahe daran sie auch einigemale zu seyn schienen, gleichwohl jedesmal wieder aus den Händen schlüpfte. Die Bonacolsi und Cavalcabò figuriren hauptsächlich in den Fehden zwischen Ghibellinen und Guelfen, die solchen Kraftmännern mehr als genug Gelegenheit darboten, ihre kriegerischen Tugenden und ihre Rathschläge, mit denen sie sonst dem Vaterlande genützt hatten, in verderbliche Werkzeuge der Unterdrückung des Gemeinwesens umzuwandeln. Unter den Scaligern führte einer den Namen Consignorio, ein anderer Cangrande I., noch ein anderer Cangrande II., welche Beynamen dem Hrn. Litta lediglich, und ohne eine besondere Bedeutung zu haben, unter jene abenteuerliche Namen, deren das Mittelalter eine große Menge aufzuweisen hat, zu gehören scheinen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Nr. 20.

Literatur-Blatt.

Freitag, den 10. März 1826.

Dichtkunst.

Τραγοῦδια Ῥωμαϊκά. Συλλεχθέντα καὶ ἐκδοθέντα ὑπὸ τοῦ K. Φαριέλου, μεταφρασθέντα εἰς τὰ γερμανικὰ u. s. w. ὑπὸ τοῦ Βιλέλμου Μυλλέρου. τόμ. πρῶτος. ἱστορικὰ τραγῶδια. τόμ. δεύτερος. τραγοῦδια πλαστὰ καὶ οἰκιακὰ με προσθήκην.

Neugriechische Volkslieder. Gesammelt und herausgegeben von C. Fauriel. Uebersezt und mit des französischen Herausgebers und eigenen Erläuterungen versehen von Wilhelm Müller. Lpzg. Voß. 1825. Erster Theil geschichtliche Lieder. Zweyter Theil romantische und häusliche Lieder nebst Anhang.

„Volkslieder sind Stimmen der Völker. Und so möge auch die kraftvolle, aus tiefster Brust emporklingende, Stimme des griechischen Volkes in die Ohren derer tönen, die Ohren haben können." Wir stimmen von Herzen in diesen Wunsch des trefflichen Uebersetzers ein, der durch die mit Sprachkunde, Treue und poetischem Sinne durchgeführte Uebertragung der bekannten Fauriel'schen Sammlung die Ansprüche auf unsere Dankbarkeit, die er sich durch seine eigenen Griechenlieder erworben, jezt verdoppelt hat. Uebrigens fürchten wir nicht bloß die „durch türkisches Opium umnebelten Sinnen," welchen nach S. XII. dieses Büchlein vergebens angeboten werden wird; wir fürchten auch noch andere Harthörige. Es ist freylich wahr, daß schon im politischen Sinne gar viele Leute lieber türkische Musik hören, als den einsamen Hall des neugriechischen Barbitos von den Bergen herab; dieses Bild hat aber auch einen ästhetischen Sinn: wir Zeitgenossen alle haben einen verwöhnten, viele von uns einen ganz verderbten Geschmack in Beziehung auf Poesie. Das klingende Spiel gedankenreicher Perioden und der Schall hochtönender Worte ist fast allen zum Bedürfnisse geworden. Aechte Naturlaute hört man so selten, und mag sie am Ende nicht mehr hören. Und doch sind es lauter solche, die uns hier geboten werden. Möchte sie der Deutsche, in dem so viel Gefühl für das Wesentliche aller Art schlummert, nicht überhören! Denn wenn der Sinn für diese ursprünglichen Töne der Empfindung, für diese Bilder der unmittelbaren Natur- und Lebensanschauung wieder unter uns erwachen, wenn er sich recht vielen, besonders der jüngern Generation mittheilen sollte: dann würde vielleicht unserer eigenen Poesie eine heilsame Umwandlung bevorstehen; in jedem Fall würde — was kein Schaden wäre — die rhetorische Poesie der neuesten Zeit bald außer Curs gesezt seyn. Denn wahrlich, hier ist eine andere Poesie, als die, deren Phrasen sich uns von der frühesten Jugend an unausweichlich aufdringen, und die ein neues Reimlexikon bald aus tausend neuen Federn löcken wird: hier ist eine, „die nicht auf Papier geboren wird und stirbt, sondern in lebendigem Gesange entsprungen, auf seinen Flügeln von Munde zu Munde fortschwebt." (S. XVII.)

Wilh. Müller charakterisirt die Lieder, die seine Uebersetzung unter uns einführt, sehr treffend von S. LXI — LXIII. Hier das Wesentliche davon: „Der Volksgesang als Stimme des Volks ist, was er seyn will und soll, wenn er den Geist seines Volks rein, klar und vollständig ausspricht, und je kräftiger, inniger und lauterer das Volk ist, aus dem er klingt, desto voller, tiefer und heller sein Klang. Der neugriechische Volksgesang verdient in jedem Sinne als die Stimme des griechischen Volkes anerkannt zu werden, und zwar des größten, edelsten und ächtesten Theiles desselben. Denn wer mag es in Zweifel stellen, daß die Berge von Thessalien, Akarnanien und Aetolien ein Geschlecht aufgenährt haben, welches seinen glorreichen Ahnen verwandter ist, als die türkisirten Griechlinge von Constantinopel und Bukarest, mögen sie auch ihre Stammbäume auf den Trümmern von Athen oder von Byzanz aufgerichtet haben;" und als der italisirte Peloponnes mit seinem Zwittergeschlechte, sezt Ref. hinzu; was so mancher zu vergessen scheint, der nur dorthin seine Blicke richtet, um

Digitized by Google

über das feige und entartete Griechenland zu schimpfen oder zu jammern. — „Ein charakteristischer Zug aller neugriechischen Volkslieder — sagt der Uebersetzer weiter — ist ihre abgebrochene Kürze. Der Dichter hat seinen Gegenstand nicht erschöpfen wollen, er läßt dem Gefühl und der Einbildungskraft seiner Hörer freyes Spiel, das auszuführen, was er andeutet, und das fortzusetzen, was er anhebt. Wir erhalten in diesen Liedern nur Skizzen, aber scharfumzogene Skizzen mit kräftigen Farbenstrichen, in denen die Lichter und Schatten der griechischen Erde und Sonne sich abspiegeln." — „Selbst was uns gesucht und übertrieben erscheint, ist nur der freye, naive, kecke Ausdruck der Natur eines Volkes, dessen Gefühl und Phantasie wir nicht nach unserem Maße messen dürfen. Auch ist der orientalische Einfluß unverkennbar, so wie der des Modern-romantischen: beydes macht sie unantik." — „Die Sprache dieser Lieder ist im Allgemeinen kräftig, unumwunden und unverwickelt, und selbst in der Darstellung des kühnsten Bildes bedient sie sich der einfachsten und schlagendsten Ausdrücke; Inversionen finden sich fast nirgends; der Gang der Rede ist gleichmäßig und in kurzen Schritten. Selten greift ein Vers mit seinem Satze in den andern über, und sehr oft bilden schon die Halbverse selbständige Sätze. Diese Eigenschaften sind allem Volksgesange mehr oder minder eigen, weil sie überall gleich nothwendig sind. Denn welcher Hörer möchte bey einem musikalischen Vortrage den Windungen der oratorischen Perioden der Kunstpoesie folgen können?"

Wir haben absichtlich *diese* Sätze der Einleitung ausgehoben, weil sie des Uebersetzers Eigenthum sind, während die historischen Erläuterungen — wie Titel und Vorrede besagen — aus der Fauriel'schen Ausgabe und aus Pouqueville entlehnt sind. Belege für die Richtigkeit der oben ausgezogenen Sätze finden sich fast auf jedem Blatte der Sammlung.

Wenden wir uns zuerst an die historischen Lieder, die der erste Theil enthält, so machen wir hier eine sonderbare, aber erfreuliche Entdeckung. Hier entscheidet nämlich nicht — wie bey uns im Norden — das höhere Alter über die größere Gediegenheit, die Volksmäßigkeit, die innere Poesie eines Volksliedes. Nein! die neuesten sind meist eben so schön, als die ältern; ja es finden sich die allerschönsten darunter; kein Einfluß fremdartiger Bildung, keine selbstbewußte Künstlichkeit, nichts Modernes ist zu verspüren. Das schlechteste, bloße prosaische Geschichtserzählung — (was auch *Müller* anerkennt) ist offenbar das *älteste* in diesem Theile, das noch aus dem 16ten Jahrhunderte stammt. (S. 94. 95.) Dagegen höre man folgendes kleine Lied, das eine neugriechische Heldin vom Jahre 1792 feyert (S. 98. 99.):

Tsavellina.

Es hat ein kleines Vöglein sich gesetzt auf diese Brücke,
Es klagt mit lauter Stimm' und spricht, es spricht zu Ali Pascha:
Das ist hier nicht dein Janina, die Wasser springen zu lassen,
Das ist hier nicht dein Prévesa, um Westen zu erbauen!
Nein, das berühmte Suli ist's, Suli das hochberühmte,
Wo kleine Kinder stehn im Kampf und Weiber und Jungfrauen,
Wo Tsavellina steht im Kampf, den Stahl in ihrer Rechten,
Den Säugling in dem einen Arm, im andern ihre Flinte,
Die Schürze von Patronen voll, so geht sie vor vor Allen.

Beweist dieses umgekehrte Verhältniß zur Volkspoesie unserer verblühten Länder nicht, daß die Volkskraft in jenen Gegenden Griechenlands im Steigen ist, und sollte dieses kein glückliches Prognostikon für ihren Kampf seyn, den so viele jezt für hoffnungslos halten? Wer noch ein Herz hat zu hoffen, der stärke sich an den herrlichen Sulioten-liedern S. 104 ff., an der poetischen Schilderung des Kampfes, den dieses kleine Heldenvolk gegen die ungezählten Horden des Tyrannen kämpfte; der betrachte hier den großartigen Untergang seines spartanischen Freystaates, der auch die Fähigkeit, zu *siegen*, verbürgt. Es sind dieses „Erscheinungen, welche der neuern Geschichte gar nicht anzugehören das Ansehen haben: so einfach erhaben, so natürlich stark, so menschlich klar ist ihr Charakter; nur wer die Größe der Kriege nach der Masse und der Zahl der Streitkräfte mißt, kann in dem 15ten und 19ten Jahrhundert einen größern Kampf *auffinden*, als den 12jährigen der Sulioten." —

Voran in den geschichtlichen Liedern stehen die κλεφτικὰ τραγοῦδια, d. i. die Lieder, welche die Heldenthaten der Räuber, der griechischen Guerillas, gegen die Soldaten der Pascha's oder der Bey's feyern. Diese Räuber bildeten sich aus den frühern griechischen Milizen, die privilegirt waren, und in deren Reihen keine Türken treten durften; in Thessalien aber waren jene Räuber die unbesiegt gebliebenen Berghirten des Olymp, Pelion und Pindus. Was die Einleitung über Entwicklung des Krieges gegen sie (S. XXVI ff.), über ihre Ausdauer, Standhaftigkeit in Qualen, Grausamkeit gegen Feinde, Edelmuth gegen Freunde, Heiligbaltung der Frauen, selbst der feindlichen, Verehrung des Heiligen, und im Allgemeinen über ihre Lebensweise aus Fauriel und Pouqueville entlehnt (S. XXXVII — XLIII.), ist von höchstem Interesse und zum Verständnisse der Lieder unentbehrlich. Diese Lieder tragen ganz den Charakter der Helden, welche sie besingen. Man lese gleich das *erste*. Der Türke *Soliman* ist ausgeschickt, den Klephten *Christos* (Chrestus) *Milionis* zu tödten. Er nähert sich ihm unter der Maske herzlicher Begrüßung:

— als Freunde grüßten sich beyde,
Sie tranken die ganze Nacht hindurch, bis es begann zu tagen;
Und als das Morgenlicht erschien, so zogen sie nach dem Lager.

Digitized by Google

Da rief entgegen Soliman dem Hauptmann Milionis:
Christos, es will der Sultan dich, es wollen dich haben die Aga's! —
„So lange Christos Leben hat, beugt er sich nicht den Türken! —
Mit ihrer Flinte liefen sie der Eine gegen den Andern;
Feuer auf Feuer gaben sie, und fielen auf der Stelle.

Unter die schönsten gehören das 2te und das 6te. In dem letztern streitet der Berg Olympus mit dem Kissabus (Ossa) um den Ruhm: er preist seine 42 Gipfel, 62 Quellen, seine Fähnlein, seine Räuber, und auf dem höchsten Gipfel einen Aar, der das abgeschlagene Haupt eines griechischen Helden in den Klauen hält. Das 9te, des Räubers Abschied, taucht den Pinsel ganz in orientalische Farben:

„Auf! stürz' aus Ufer dort hinab, hinab dort nach dem Flusse!
Zu Rudern nimm die Arme dein, und deine Brust zum Steuer!
Und deinen hurtig starken Leib laß dir zum Nachen werden! ....
Wenn dort die Kameradschaft frägt, was aus mir sey geworden,
Sag' nicht, daß ich gestorben bin, daß todt ich bin, ich Armer!
Sag' nur, daß ich gefreyet hab' in fremden, wüsten Landen,
Ein platter Stein die Schwieger mein, mein Weib die schwarze Erde,
Und meine Schwäger allzumal die kleinen Kieselsteine!"

Wie milde bey aller Kraft behandelt dagegen das 10te (Grab des Dimos) denselben Gegenstand:

„O macht mein Grab, und machet mir ein breites und ein hohes,
Damit ich stehend kämpfen kann, und laden in die Quere.
Und auf der rechten Seite laßt ein Fensterlein mir offen,
Damit die Schwalken fliegen her und mir den Frühling melden,
Und mir im schönen Maienmond die Nachtigallen singen."

Fast durchweg wohnt in diesen Liedern eine Anschauung in den hellsten Farben; es ist, als fiele ein ewiges Mittagslicht auf Alles, was diese Menschen sehen. So erzählen die Räuber des Olymps:

„Diesen ganzen Frühling durch, diesen Sommer auch
Weiße Blätter schreibt man uns, schwarze Lettern drauf u. s. w."

Und in allen Schilderungen herrscht eine seltene Intension des Gefühls, die mit ein paar Worten mehr sagt, als ganze Seiten zur Bezeichnung eines Charakterbildes aufhäufen könnten. Wer kennt diese Klephten nicht durch und durch, wenn er die Zeilen gelesen hat:

„Sie essen Pulver als wie Brod und Kugeln wie Gemüße,
Und schlachten Türken, Ziegen gleich, und Aga's wie die Widder!"

Welch Bild gibt die folgende Linie vom Tod eines Albanesen:

„der Mund lief über ihm von Blut, von Galle seine Lippen."

Das Schönste in dieser Art ist die Schilderung der Ausdauer des Niko-Tzaras und seiner Gesellen, in einem Liede der neuesten Zeit, denn der Held lebte noch zu Anfang unseres jungen Jahrhunderts († 1806 oder 1807). Dort heißt es (S. 90):

Drey Tage kämpft' er seinen Kampf mit dreyen ganzen Marken.
Sie aßen Schnee, sie tranken Schnee, und standen in dem Feuer.
(Χιόν' ἔτρωγαν, χιόν' ἔπιναν, καὶ τὴν φωτιὰν βαστοῦσαν.)

Entbehrung und Bedürfnißlosigkeit konnte nicht mit mehr ironischer Größe ausgedrückt werden, als durch dieses Scheinessen und Scheintrinken. Der Vers verdiente ein stehendes Paradigma in der Aesthetik zu werden.

Von den Lebensläufen der Klephten ist der des Andrikos, welcher des Odysseus Vater war, der interessanteste S. 79 — 82; höchst rührend ist die Erzählung von den Freunden Katzantonis und Diplas. S. 84. Aus dem 2ten Abschnitte, den geschichtlichen Liedern vermischten Inhalts haben wir schon oben „Tsavellina" ausgehoben.

(Der Beschluß folgt.)

Satyre.

Gelasius der graue Wanderer im neunzehnten Jahrhundert. Ein Spiegelbild unserer Zeit von G. A. von Maltitz. Erstes Bändchen. Leipzig, im Industrie-Comptoir 1826. 196 S.

Dieses Werkchen ist nicht für Leute eingerichtet, die nur eine ehrliche, gerade, nach der Richtschnur heutiger Novellen zugeschnittene Erzählung lesen wollen, auch nicht für solche, die durch englische Prachtausgaben dieser Art verwöhnte Charakter-Schilderungen in höherem Style wollen; es ist auch nicht für Juden, noch weniger für gute Christen, eher noch für Recensenten, weil es selbst eine Art von Recension, nämlich eine über das neunzehnte Jahrhundert, ist. Wer den Titel nur flüchtig gelesen hat, wird freylich nicht recht daraus klug werden, doch bedächtigere Leser, d. h. solche, wie sie sich Herr v. Maltitz am Schlusse dieses Bändchens wünscht, werden aus dem Wort Spiegelbild so ziemlich schließen können, was sie zu hoffen und zu finden haben.

Der Spiegel, in welchen der Leser und das neunzehnte Jahrhundert sammt dem Teufel schauen, diese um abgespiegelt zu werden, jener um diese Bilder zu betrachten, ist Gelasius der graue Wanderer. Dieser Gelasius ist zuerst aktiv auf der Scene, nachher aber meistens passiv, als Repräsentant des Lesers, an welcher Stelle er die Bilder inspicirt und einige „Kraftmonologe" darüber hält.

Der Leser wird mit Herrn Gelasius Grabe durch den Nachtwächter des Städtchens Kreuzburg (wohl zu unterscheiden von dem Wächter der Nacht, welcher der Teufel selbst ist) bekannt. Er ist ein Mann von überaus altem, vermodertem Aussehen, ganz geringem oder vielmehr gar keinem Appetit, mißfällt dem Städtchen durch seinen einsamen Lebenswandel, durch geheimnißvolles Wesen, wie er z. B. in mancher Neujahrsnacht fünfzig Meilen entfernt gesehen wurde, und doch zugleich in seinem Zimmer in Kreuzburg war, u. s. w.; er ist gelehrt, in der Geschichte bis auf die kleinsten Details bewandert; schon aus diesem ahnet der Leser, daß er ein geheimnißvolles Wesen, vielleicht eine Art von ewigem Juden vor sich

Digitized by Google

habe. Dieser Argwohn wird bestätigt durch eine Sage vom tausendjährigen Gelasius, der vor tausend Jahren als Staatenverbesserer in Untersuchung kam, geköpft werden sollte und mit dem Teufel einen Bund machte, auf längere Dauer des Lebens.

So weit die Einleitung in Prosa. Gewißheit bekommen wir im ersten „Kraft-Monologen" Gelasii, wo er in gereimten Jamben sein elendes langes Jammerleben beschreibt; z. B.

„Wie heißt das Maß der Jahre, die ich trage?
Umsonst; und ob ich weit und weiter frage,
Die Antwort heißt, du warst nicht, du bist da."

In diesen Monologen unterbricht ihn der Teufel selbst, der als Wächter der Nacht auftritt und sich mit ihm über Welt, Zeit, Menschen und über ihn selbst bespricht. Er macht den Großmüthigen und schenkt dem Tausendjährigen seine arme Seele wieder, indem er behauptet, deren genug und bessere zu haben. Herr Gelasius Grabe läßt den Entschluß durchblicken, die Welt zu bereisen und sein Ideal eines verbesserten Staates zu suchen, die Vergangenheit mit der Gegenwart zu vergleichen.

Er führt dieß aus in dem größern Theile des Buches: „Leben und Schicksale des Herrn Sekretärs Gelasius Grabe." Er macht in dem zweyten Kraftmonologen bekannt: er werde seinen Wunsch erfüllen, den er gehabt vor vielen hundert Jahren, er werde sehen, werde selbst erfahren, ob seiner Schlüsse Kraft gewankt? ob wirklich die Freyheit und reine Vernunft sich der deutschen Lande bemächtiget haben; ob das erwachsen sey, was er zu Karls des Großen Zeit ausså'te.

„Ich bin's gewiß, das jetzige Jahrhundert
Es steht im Morgenstrahle stolz gereift,
Des Wahnes Nebelhecke abgestreift,
In voller Kraft beneidet und bewundert."

Doch so gut soll es dem armen Gelasius nicht werden; sein Ideal wird er in Deutschland nicht verwirklicht sehen, denn — der Teufel unternimmt es, ihm unter mancherley Gestalten das Spiegelbild des neunzehnten Jahrhunderts zu zeigen, ihn um den Glauben an ein stetes Aufwärtsführen seines Lichts in dieser Welt (187) zu betrügen, will ihn nöthigen, endlich doch nach Hülfe bey der Hölle zu suchen und um Vernichtung zu betteln. Zu diesem Zweck nimmt er aus seiner reichen Garderobe die Masken: — — — der Polizey

„Das Röckchen vom Sattler und Lohnlakai,
„Vom Tollhauswärter und Puppenspieler,
„Professorchen und Gassenschüler."

In diesen Verkleidungen zeigt der Verführer dem wandernden Gelasius die jetzige elende Welt. Als privilegirter Bettler zeigt er ihm die lieblichsten Finanzanstalten, die auch das Kleinste zu einer privilegirten Geldquelle machen, als Gassenbube weiß er über Erziehung zu raisonniren, als Schulmeister Finsterhieb erzieht er ja selbst vor des armen Gelasius Augen die Knaben nach neuer Methode. Als Lohnlakai läßt er ihn einen Blick auf die hoffnungsvolle Blüthe Deutschlands, die Pflastertreter (vom Mühlendamm?) werfen, als Tollhauswärter macht er ihn mit den verschiedensten Tollhauskandidaten bekannt; als Puppenspieler zeigt er ihm mit Hülfe des Zeithanswurst, wie weit man in der Zeit durch alle Mühe und Bestrebungen gekommen sey, u. s. w. Die Scenen schließen mit dem vierten Kraftmonologen des Herrn Gelasius Grabe. Er klagt, daß er durchaus nicht gefunden, was er gesucht, indem alles nicht besser, sondern schlechter geworden sey. Er ist nahe daran zu zweifeln über diese Entdeckung, doch ein Gedanke tröstet ihn. Wenn auch im Staat und in der Gesellschaft alles schlecht geblieben, oder schlechter geworden sey, in Kunst und Wissenschaften müsse Großes errungen worden seyn.

Ob er hier sein Ideal gefunden, ob ihm auch hier der Teufel einen Spuck gespielt und das Spiegelbild ohne Barmherzigkeit aufgedeckt habe, ist eine Frage, die das zweyte Bändchen lösen wird. Dieses zweyte wird aber nur auf ausdrückliches Verlangen an's Licht kommen, wenn nämlich das erste dem Publikum zugesagt habe, wenn viele Stimmen dem zweyten rufen werden: „herein!"

Wir fürchten, eine große Anzahl Stimmgebender wird dem zweyten Bändchen zurufen: „Nicht herein!" Man wird sagen, es findet sich im ersten oder Lock-Bändchen nichts Neues, denn die Klage über schlechte Zeit und Sitten, sey sie nun ernst oder satyrisch, haben wir schon zu oft gehört; überdieß geniren uns die Dialoge in Versen und die Monologen in Reimen, wir lesen dergleichen lieber in Prosa. Die Einkleidung ist nicht neu und pikant, denn am Ende geht es doch nur aufs Teufelholen aus; der Titel: „Grauer Wanderer" ist sehr anziehend für uns, denn er erweckt schon etwas gräuliches, gespenstiges, aber wir fanden an dem Wanderer nichts Graues als sein Haar und den grauen Einband, er hätte also eben so gut der braune Mann heißen können, hätte er braunes Haar und einen braunen Einband gehabt oder der grüne Herr, wenn er etwa einen grünen Frack getragen hätte. Ein solches „Nicht herein," wird der gewöhnlich lesende und kaufende Theil des Publikums dem zweyten grauen Bändchen zurufen.

Wir bedauern darum Herrn v. M., denn er hat in diese graue Schale einen guten Kern gehüllt: und wir werden, wenn er mit dem zweyten anklopft, gern herein rufen. Doch möchten wir ihm jene obigen Bemerkungen zu bedenken geben, und fragen: warum er durchaus seine Prosa reimen will? warum er, da er nun einmal keine ächte gerechte Poesie geben will, seinen hin und wieder treffenden Witz nicht in prosaischer Prosa, statt in prosodischer gibt, und sie dadurch allgemeiner und zugänglicher macht? warum er endlich seine Satyre allzusehr ins Groteske zieht, da der Effekt durch unnatürliche Verrenkungen nothwendig zu Grunde gehen und der Zweck seines Buches (um nach Gelasius Grabes Manier zu reimen) statt am minus, an dem plus nothwendig scheitern muß!

Digitized by Google

Nr. 21.

Literatur-Blatt.

Dienstag, den 14. März 1826.

Sittengeschichte.

Paris wie es ist, von Santo Domingo, Verfasser Roms wie es ist. Für deutsche Leser bearbeitet von Dr. Ferdinand Philippi, Großherzoglich Sächs. Hofrath. Dresden 1826. P. G. Hilscher'sche Buchhandlung.

Städte, wie Paris, London, Neapel, Wien, Berlin, ...sburg, Rom ꝛc. werden jederzeit Gegenstände der ...gierde und Wißbegierde bleiben, und ihre Schilderung ...ch eben deßwegen immer neuer Aufmerksamkeit zu erfreuen. Schon dürre Beschreibungen trifft diese Gunst des Publikums, weil der Wechsel und die Mannigfaltigkeit der Gegenstände schon an und für sich Unterhaltung zu gewähren verspricht, aber des ausgezeichnetsten Beyfalls kann der gewiß seyn, der es unternimmt, seiner Schilderung Geist einzuhauchen und, indem er uns an oft beschriebenen Herrlichkeiten vorüberführt, deren Genuß durch Hinzufügung treffender Bemerkungen, witziger Anspielungen noch zu erhöhen weiß.

Wenn wir auch nicht gerade mit dem deutschen Uebersetzer und Vorredner geneigt seyn können, den Verfasser des gegenwärtigen „Paris wie es ist" an philosophischem und gebildetem Geist einem Jouy gleichzustellen, so geben wir doch gern zu, daß er seiner Sitten-Schilderung des heutigen Paris so viel Geist, Witz, Laune, verständiges und wohlgemeintes Urtheil einverleibt hat, als der Conversationston gebildeter Pariser Cirkel nur immer verstatten mag, denn für solche Cirkel scheint der Verfasser seine Tablettes parisiennes (dieß ist der französische Titel des Buchs) bestimmt zu haben, indem er laut seines Vorworts es verschmäht, „den Dank der Denker und Freunde langweiliger Gründlichkeit" zu verdienen, vielmehr sich mit dem Spruche tröstet:

„Nur der Erde Oberfläche,
kluger Schnitter, leicht verührt
und der Flachheit seichtes Bette
meisten Goldsand bey sich führt!" —

Wir führen diese Verse zugleich an, um zu zeigen, wie der deutsche Uebersetzer sich dieselben nicht zweymal hat sagen lassen. Wie diese Verse, so stehen fast auf jeder Seite Zeugnisse der nachlässigsten Flüchtigkeit im Uebersetzen, die der Herr Hofrath Dr. Philippi naiv genug eingesteht, indem er sie in der Vorrede damit entschuldigt, daß er mit „Hast" die Arbeit zu vollenden genöthigt war. Wir sehen ordentlich, was Santo Domingo bey Gelegenheit schlechter Journalisten vortrefflich schildert, wie der Setzer dem Uebersetzer Blatt um Blatt abdringt. Aber wenn auch ein Mozart beym Kegelschieben Ouvertüren für den nächsten Opernabend komponiren kann, so sind doch nicht alle Componisten Mozarte und unter den Uebersetzern ist es Herr Philippi nicht.

Wir kehren vom Uebersetzer zum Werk des Autors zurück. Wir erhalten darin keineswegs direkte Nachricht von merkwürdigen Straßen, Plätzen, Gebäuden, Instituten und ähnlichen Dingen, welche Paris auszeichnen; vielmehr geschieht derselben nur in so fern Erwähnung, als sich an dieselben die Charakteristik der Sitten, des Lebens und Treibens der Pariser anschließt, als sie zur Einfassung des Gemäldes dienen. Wir werden auf die Pariser Börse geführt, um die Schändlichkeiten zu vernehmen, welche bey dem Handel mit Staatspapieren getrieben werden, in den Justizpallast, um von der Bestechlichkeit der Richter zu hören, in die Abendunterhaltung und den Salon von Pariser Damen, um zu erfahren, wie hinter frömmelnden und moralischen Redensarten völlige Sittenentartung, hinter ästhetischem Geschwätz wahre Geschmacklosigkeit sich zu verbergen sucht. Auf den Gassen sehen wir den Pariser Pöbel sich herumtummeln. Neugierig und schaulustig, wie er gleich jedem Pöbel ist, hat er an allem Spektakel, auch dem traurigsten, Wohlgefallen. Sein Unwille wird rege, wenn auf dem Greveplatz die zum Tode Verurtheilten nicht hingerichtet, sondern begnadigt werden. Eben so gern hört er aber auch den nicht übeln Gesängen des blinden Jaquelin zu, ꝛc. Was der Verfasser über das Unwesen, welches in der Hauptstadt Frankreichs von Quacksalbern, Aerzten, Apothekern getrieben wird, mittheilt, hat uns entsetzt, weil wir nicht vermuthet, daß die Polizey in ihrem Geburtslande diese wichtigen Gegenstände

Digitized by Google

der öffentlichen Beaufsichtigung so wenig beachtet. Die ultraliberalen, wie die ultraroyalistischen Klubbs in Paris werden ebenfalls durchgehechelt. Auf zwey Gegenstände hat aber der Verfasser, so scheint es, sein Hauptaugenmerk gerichtet. Es sind die Weiber und die Romantiker. Ihre Tanz-, Spiel- und Putzwuth und die daran geknüpfte sittliche Entartung wird geschildert. Nicht unwitzig ist die Vergleichung der Lebensweise der Pariserinnen und Mahomedanerinnen, worin derjenigen der lezteren unbedingt der Vorzug eingeräumt wird. Eben so werden die Pariserinnen nach dem Linneischen System klassificirt. Auf die Romantiker ist Santo Domingo ziemlich erbost. Sie lächerlich zu machen und als erbärmliche Stümper, als Verderber des guten, Boileau'schen Geschmacks darzustellen, hat er theils besondere Abschnitte bestimmt, theils nimmt er dazu überall Gelegenheit. Die Hauptvorwürfe, die ihnen aber gemacht werden, beziehen sich auf die wohl kaum gegründete Befürchtung, daß die Romantiker dem Ultraroyalismus und dem Jesuitismus Vorschub leisteten Als Haupt der Romantiker wird vor allen andern Chateaubriand, der Verfasser des Geistes des Christianismus, angegriffen, und zu dem Behuf werden einige, allerdings schwülstige Stellen aus seinen Schriften angeführt. Sehr richtig weiset aber der Uebersetzer in einer Note auf eine Aeußerung Napoleons über den Verketzerten hin, die bedeutend genug ist. Sie heißt: Il a reçu de la nature le feu sacré. Son style n'est pas celui de Racine, c'est celui du Prophète. Dieser Spruch ist allerdings bezeichnend für die ächte Romantik, wenn auch nicht für schlechte Romantiker.

Wenn der Uebersetzer wünscht, daß Deutsche sich durch Santo Domingo's Werk aufgefordert sehen möchten, ähnliche Sitten-Schilderungen deutscher Residenzstädte zu verfassen, so können wir ihm darin wieder nicht beystimmen. Die Art der Persiflage, wie sie sich in einem französischen Munde gar wohl ausnimmt, kann und soll nie die unsere werden. Unsere Urtheile sollen tiefer gehen, wenn sie auch mit mehr Leichtigkeit ausgesprochen werden könnten, unser Witz soll nicht bloß ritzen, er soll schlagen, nicht spitz, scharf soll er seyn. Unsere Feinheit sey Ironie, unsere poetische Verurtheilung eine humoristische. Dafür haben wir eigene Muster, Jean Paul, Tieck, Hoffmann. Namentlich wurden wir an den lezteren durch unsers Verfassers Abschnitt „die Straßen in Paris" erinnert, und zwar an dessen „der Vetter im Eckfenster." Diese Betrachtung, welche Hoffmann von seinem Sterbebett aus über das Treiben auf dem Gensd'armenmarkt in Berlin angestellt hat, schließt mehr Beobachtung, Urtheil, Phantasie, Witz und Humor in sich, als der ganze Santo Domingo aufzuweisen hat.

Dichtkunst.

Τραγοῦδια Ῥωμαϊκά. Συλλεχθέντα καὶ ἐκδοθέντα ὑπὸ τοῦ K. Φωριέλου, μεταφρασθέντα εἰς τα γερμανικὰ u. s. w. ὑπὸ τοῦ Βιλιέλμου Μυλλέρου. τόμ. πρῶτος. ἱστορικὰ τραγοῦδια. τόμ. δεύτερος. τραγοῦδια πλασὰ καὶ οἰκιακὰ με προσθήκην.

Neugriechische Volkslieder. Gesammelt und herausgegeben von C. Fauriel. Uebersezt und mit des französischen Herausgebers und eigenen Erläuterungen versehen von Wilhelm Müller. Lpzg. Voß. 1825. Erster Theil, geschichtliche Lieder. Zweyter Theil, romantische und häusliche Lieder nebst Anhang.

(Beschluß.)

Wir haben nun noch vom zweyten Theile der Sammlung zu sprechen, der in drey Abschnitten (dem 2ten bis 4ten) die romantischen Lieder, die häuslichen, und die Sprüche und Lieder in gereimten Distichen umfaßt, und mit einem Anhang historischer Lieder schließt.

W. Müller hat Recht, wenn er schon in der Einleitung des ersten Theils die idealen Volkslieder, dieselben, die er hier die romantischen nennt, und deren griechischer Name, πλασὰ, erdichtete, ersonnene (zum Gegensatz gegen die geschichtlichen) bezeichnet, unbedingt obenanstellt. In ihnen, sagt er, spricht sich die Einbildungskraft des Volks am reichsten, freyesten und kräftigsten aus. Einige erzählen Abenteuer, andere sind rein lyrisch, bald tief, bald gefällig und leicht. Manche tragen Spuren von Oertlichkeiten, Spuren des Glaubens und Aberglaubens; sie sind oft heidnisch und mahnen an die Vorzeit ohne es zu wissen. In Thessalien sind die Hellenen pappelhohe Riesen geworden; thessalische Zauberinnen (sagae thessalae) kommen noch immer vor. Noch immer werden die Naturerscheinungen und Elemente personificirt. Die Alten hatten Nymphen, die neuen haben Lokalgeister (στοιχεῖα, eigentlich Elementargeister) in Flüssen, Quellen, Bächen, Höhlen; meist in Gestalt von Schlangen und Drachen. Auch die Parcen und Eumeniden erscheinen in seltsamen Verkleidungen wieder. Charon ist zum Tode geworden. Drey Lieder, in welchen der leztere auftritt, eröffnen den Reigen. Goethe's allbekannte Mittheilung des schönsten derselben überhebt uns alles weitern Rühmens dieser herrlichen Dichtungen. Gewiß freut sich unser Uebersetzer mit uns auf's Innigste über die Nachdichtung dieses Gegenstandes durch einen geistvollen Künstler, deren Umriß erst kürzlich im Kunstblatt erschienen ist. —

Digitized by Google

In sämmtlichen Liedern dieses Abschnitts herrscht dasselbe rege Naturleben, wie in den Klephtenliedern; eine innige Befreundung mit der unbeseelten Schöpfung und mit der Thierwelt. Ein todahnender Jüngling spricht zu seinem Rosse (Nro. X. S. 21):

„Komm, scharr' auf mit deinen Hufen,
Mit den silberschweren Hufen,
Fasse dann mich mit den Zähnen,
Wirf hinein mich in die Grube." —

Von der Natur entlehnt die Liebe ihre glühendsten Farben:

„Sie sieht ihn, wie er kömmt daher quer über's Feld geritten,
Mit Golde von Venedig ist sein schwarzes Wams geschmücket,
Und wie um einen starken Thurm schlingt sich sein Purpurmantel,
Es leuchtet also sein Gewand, als ob's von Blitzen wäre,
Und gleich dem hellen Sonnenschein sind seine blonden Locken."

Dieses Lied (Nro. XXXIV.) erinnert in seiner orientalischen Farbenpracht an das hohe Lied. Ein Liebender läugnet seine Untreue in folgenden Worten:

„Mein Täubchen, wer hat das gesagt? wer, meine kühle Quelle?
Mein Liebchen, wer es hat gesagt, er sterb' in dieser Woche!
Sagt' es die Sonn'? erlösche sie! Ein Stern? er fall' herunter!
Und sagt ein junges Mädchen es, die finde keinen Freier!"
(XXXI.) —

Noch geheimnißvoller walten die Naturgeister in dem folgenden kleinen Liedchen:

„O Mädchen, als wir uns geküßt, da war es Nacht — wer sah uns?
Uns sah die Nacht, das Morgenroth, der Mond und auch die Sterne.
Und von dem Himmel fiel ein Stern, der sagte das dem Meere;
Das Meer sagt' es dem Ruder dann, das Ruder an dem Schiffer:
Und dieser Schiffer singt es denn vor seiner Schönen Thüre."

So warm aber die Liebe in diesen Liedern geschildert wird, so bildet sie doch keineswegs, wie in unserer modernen Lyrik, den einzigen Mittelpunkt derselben. Die uneigennützigeren Naturneigungen der Aeltern-, der Kindes-, der Geschwisterliebe sind eben so oft Gegenstand dieser Volkspoesie. In unserem egoistischen Herzen wird freylich fast keine andere Empfindung mehr zur Leidenschaft, als die Geschlechtsliebe, und die Darstellung anderer Gefühle, aus unserer Subjectivität verbannt, wird nur der epischen und dramatischen Poesie zugewiesen, oder sie prangt in kalten, künstlichen Gelegenheitsgedichten mit Uebertreibung und Lüge. Jene Naturmenschen hingegen werden von den edelsten Gefühlen der Menschenbrust noch zum wahren Gesange begeistert. Man lese das VIIte Lied, wo ein Räuber, ohne es zu wissen, seinen Bruder mordet (das noch dazu ein Meisterstück von Charakteristik ist); das XIte, wo der Jüngling, der auf einem alten, treuen Rosse, das aus seinem großen Marstall sich allein freywillig zu diesem Dienst erboten hat, der entführten Geliebten im Fluge nacheilt, und doch unterwegs beym Vater und bey der Mutter zweymal begrüßend stillesteht. Man lese das XVte, wo die blühende Jannula ihrem Ehegatten, einem kränkelnden Greise, sich mit dem Wonnegefühle liebender Treue hingibt; das XXIIste, der Fremdling, das XXIIIste, die böse Mutter überschrieben; das XXXste, die nächtliche Reise; man höre das Rebhuhn zur Kindsmörderin sprechen (S. 61):

„Ich habe achtzehn Jung' im Nest, und weide sie zu nähren,
Und du hast dieses goldne Kind, und gehst es umzubringen!"

Gewiß, diese Lieder lassen uns in die heiligsten Tiefen der Menschenbrust blicken, und entfalten einen kaum geahneten Schatz von Poesie in ihrer Einfalt vor unsern Augen. Sie sind hierin besonders mit manchen Darstellungen der antiken griechischen Poesie noch innig verwandt. Namentlich ist die Geschwisterliebe hier noch ganz dieselbe, wie sie in der Antigone des Sophokles uns erscheint, wenn diese, ihre kühne Liebe zu dem todten Polynikes rechtfertigend, sagt:

„Mir würd' ein andrer Ehemann, wenn dieser fiel',
Und auch vom andern Mann ein Kind, verlor ich dies;
Doch, weil mir Vater und Mutter birgt des Hades Nacht,
Entsprießt ja niemals wiederum ein Bruder mir!"

(V. 910 ff. nach Solger's Uebers.)

Seltener, als sonst in Volksliedern, ist der Humor in diesen Gedichten. Doch fehlt auch er nicht ganz. Ein Mädchen entschließt sich endlich, ihren ungetreuen Geliebten zu verwünschen (Nro. XXI). So singt sie:

„— Gott mache, was er wolle
Mit meinen Seufzern, meinem Schmerz, mit Flammen und mit Flüchen!
Ersteigt er den Zypressenbaum zu pflücken seine Blüthe,
Von oben stürz' er dann herab, zu Boden fall' er nieder!
Er breche wie ein Glas entzwey, er schmelze gleich dem Wachse,
Er fall' in Türkenstiebel erst, und dann in Frankendolche —
Fünf Aerzte, daß sie halten ihn, zehn Aerzte, die ihn heilen!"

Die Lieder des dritten Abschnittes, häusliche Lieder, stehen tief unter allem Bisherigen, sie sind matt, dunkel, gelehrt, und verhalten sich zu den obigen, wie die Meistergesänge zu den Minneliedern. Nur die Wiegenlieder machen eine Ausnahme, sie sind feenhaft-lieblich, wie die Lieder in Shakspeare's Sommernachtstraum. In einem derselben gibt Boreas seiner Mutter Rechenschaft von seinem langen Ausbleiben:

„War mit den Sternen nicht im Streit, noch mit dem Mondenscheine,
Auch mit dem Morgensterne nicht, mit deinem lieben Freunde —
Ich hab' bewacht ein goldnes Kind in einer Silberwiege."

Die Distichen (der 4te Abschn.) haben in der Uebersetzung (was M. selbst gesteht) mit dem Reim ihren Hauptreiz verloren. Aber auch im Original stehen sie dem Uebrigen nach; sie haben weder die Schärfe moderner Epigramme, noch das Ebenmaß griechischer Ueberschriften. Der Nachtrag gibt aus Fauriel's zweytem Bande noch einige geschichtliche Lieder; eins darunter, aus der ältesten

Digitized by Google

Zeit, besingt die Eroberung von Constantinopel, der die heil. Jungfrau zuschaut (VI.):

„Als die Jungfrau das gehöret, weinten ihre Bilder all'.
Still, o Jungfrau, Himmelsfürstin, wolle jammern nicht und klagen!
Mit den Jahren, mit den Zeiten wird es dir zurückgegeben."

Mit eben so tröstlicher Weissagung schließt eines der neuesten, das den Märtyrertod des edlen Diakos, eines der ersten Heldenopfer des Freyheitskrieges, besingt. Dieser, von Omer Vrione gefangen, singt, den Spieß des Henkers im Leibe:

„Wenn ihr mich auch gespieset habt, das kostet Einen Griechen!
Geb es nur dem Odysseus wohl, dem Kapitan Nikitas,
Die richten wohl zu Grunde noch die ganze Macht der Türken!" (X.)

So zieht sich dieselbe Hoffnung, in den prophetischen Tönen der Volksgesänge durch vier Jahrhunderte durch. Gott wird sie nicht zu Schanden werden lassen. —

Die Uebersetzung des Ganzen verdient das größte Lob; sie ist mit vollkommener Sprachkenntniß, mit Treue und doch mit der nöthigen poetischen Freyheit verfaßt, und beurkundet ebensowohl den Dichter, als den Philologen. Wir sind überzeugt, daß die Fauriel'sche Sammlung in keine bessern Hände hätte kommen können. Die typographische Ausstattung ist, bey großer Oekonomie des Druckes, musterhaft.

Dichtkunst.

Saggio di emendazioni al testo dell' amoroso convivio di Dante Alighieri. Carlo Witte le raccolse. Roma. 1825. 21 S. 8.

Theils auf gerechtem Selbstbewußtseyn, theils auf allzu täuschenden Gründen beruht eine nicht ungewöhnliche Meinung, daß der Deutsche die Originalwerke der bedeutendsten neueren Nationen besser verstehe, als sie selbst, und die Italiener kommen dabey nicht am Besten weg. Man vergißt es wohl nicht ungern, daß unsere Bemühungen um die Schriftwerke ihrer großen Geister erst von einem Punkte an verdienstlich werden, von dessen Besitz ihr Studium bey ihren Landsleuten ausgeht. In dem Lande, das der Apennin umgürtet, halfen Natur und Denkmäler den Dante erklären; in jener süßen Sprache, die sich angenehm zur Begleitung des Gesanges fügt, ist der weise Petrarka ohne viel Redens gerechtfertigt, daß er sich zärtlicher Liebesklage und weichem Spielenspiel ergeben. Wo es mehr bedarf, um jenen großen Geistern näher zu treten, da geben wohl alte Papiere Auskunft, wie sie die Bibliotheken ihres Vaterlandes noch manchen Orten verschließen; noch manche reiche Belehrung ist in einem Zeitpunkt aus ihnen zu hoffen und durch wechselseitige Anerkennung zu beziehen, in welchem der Italiener, wie der Deutsche, für die Kenntniß seiner Vergangenheit thätig ist, in dem Künstler und Kunstfreunde für Erhaltung und Bekanntmachung der Kunstdenkmäler des Mittelalters manches Bedeutende geleistet haben, die Schriftkundigen aber selbst mit einseitiger Vorliebe um das Studium der Trecentisten bemüht sind.

Mehrere italienische Gelehrte sind in diesem Augenblick mit den kleineren Schriften des Dante emsig beschäftigt. Zwey Männer von anerkanntem Verdienst, Monti in Mailand und der Marchese Trivulzio in Pesaro, bereiten eine kritische Ausgabe des Gastmals, und haben bereits im Jahr 1823 eine Probe ihrer zahlreichen Verbesserungen des sehr verdorbenen Textes bekannt gemacht. Der Eifer anderer Gelehrten ist durch sie auf dasselbe Werk hingelenkt; es ist erfreulich, auch einen unserer gelehrten Landsleute unter ihnen zu finden, und seine Bemühungen dankbar anerkannt zu sehen. Im Augustheft des Römischen Giornale Arcadico ist der kleine, von Herrn Professor Witte in Breslau herrührende, Aufsatz ursprünglich abgedruckt, dessen Titel wir diesen Bemerkungen vorangestellt haben. Die römischen Herausgeber lassen dieser Probe eines „bey solchen und so gründlichen Arbeiten wahrhaft italienischen Gelehrten" (con tanti coquizioni e fatiche di oggetto e di spirito veramente italiano) die Anerkennung widerfahren, daß sie jede Erwartung auch derer übertreffen müsse, denen das Daseyn deutscher Lehrstühle für Erklärung italienischer Classiker bekannt geworden ist.

Mit Vergnügen vernehmen wir, daß die Witte'schen Bemerkungen der mailändischen Ausgabe des Concito einverleibt werden sollen, an welcher der Marchese Trivulzio bereits drucken läßt; die wechselseitige und thätige Anerkennung italienischer und deutscher Gelehrten ist wichtig genug, um eine Erwähnung zu verdienen, wo immer sie öffentlich wird. Herr Professor Witte hat in seiner neulichen, mit verdientem Beyfall aufgenommenen, Abhandlung über das Mißverständniß Dante's den entschiedenen Gegensatz ausgesprochen, in dem er sich gegen eine Unzahl schiefer Ansichten neuerer italienischer Erklärer befinden mußte, zugleich aber auch mit umfassender Kenntniß der neuesten italienischen Literatur die lebhafte Theilnahme anerkannt, mit der sich die Regsamkeit lebender Italiener um das Studium des großen Dichters bewegt. Wie fruchtbringend könnte sich diese, schon jezt in mehr als einer Erscheinung sehr wohlthätige, Regsamkeit gestalten, könnten ihre Ergebnisse und ihre Hülfsmittel deutschem Bereiche näher treten, und würden die einsichtigen Stimmen unserer Landsleute auch jenseits der Alpen vernommen! Schriften, wie die vorliegende, lassen die Gewährung solcher Wünsche hoffen.

Digitized by Google

Nr. 22.

Literatur-Blatt.

Freitag, den 17. März 1826.

Epische Dichtkunst.

Tunisias, ein Heldengedicht in zwölf Gesängen, von Johann Ladislav Pyrker, dritte verbesserte Auflage. Wien 1826. Bey C. F. Beck. 350 S. 8.

Im Alterthum, da noch keine Romane geschrieben wurden, entstanden die trefflichsten Heldengedichte. Jetzt, da wir Romane dichten, bringen wir kein neues Epos mehr zu Stande. Alle neueren Heldengedichte sind Nachahmungen der alten. Wie erhaben auch der Gegenstand der Muse Klopstocks, wie originell der Geist seiner Messiade seyn mag, in der Form folgt auch sie den antiken Mustern. Noch strenger aber hielt man sich an diese Muster, seit Voß die deutsche Sprache, ja den deutschen Genius nicht ohne große Kraft und Gewaltthätigkeit in die fremde Form gezwungen und der Nachahmung fügsam gemacht. Man entdeckte, daß Wieland und vor ihm selbst Tasso, und noch früher Virgil eigentlich nur die Quelle Homers getrübt, und man kehrte zu dieser zurück. Der wogende Herameter, jener „klassische Hochvers" sollte wieder rein erklingen und auf seinem stolzen Strome die Bilder homerischer Kraft und Einfalt tragen. In diesem Sinne dichtete vor einigen und zehn Jahren der geistreiche Kannegießer sein Heldengedicht „Tartaris, oder das befreyte Schlesien," das zwar keine große Berühmtheit erlangt hat, doch nichts desto weniger mehr als jede andere Nachahmung vom homerischen Ton und Geist an sich trägt. Mit diesem Gedichte nun hat die vorliegende Tunisias außerordentlich viel Aehnlichkeit. Beyde Dichter haben ein Ereigniß der neuern Geschichte, jener den schlesischen Tartarenkrieg im 13ten Jahrhundert, dieser die Eroberung von Tunis durch Karl V. im 16ten Jahrhundert, in den epischen Formen Homers dargestellt. Beyde sind von ihrem Gegenstand begeistert, beyde mit reicher Phantasie, warmem Gefühl und rücksichtlich der Nachahmung mit philologischem Takt begabt.

Doch muß ich gestehen, eine Nachahmung bleibt immer eine Nachahmung. Als das französische Direktorium den geschickten Rückzug Moreaus unter großen Lobeserhebungen dem General Buonaparte berichtete, rief dieser spottend aus: „ein Rückzug bleibt immer ein Rückzug!" Die Nachahmungen sind auch nur Rückzüge, die bey aller Künstlichkeit doch eine Schwäche verrathen. Die ächte Kraft gibt sich selbst die Form und ist sich in allem selbst Muster. Wenn auch zuweilen einige große Dichter nachgeahmt haben, so sind sie doch wahrlich durch etwas anders groß geworden, als durch die Nachahmung, z. B. Goethe nicht durch seinen Mahomed, Schiller nicht durch seine Turandot. Ich kann niemals ein gewisses mißbehagliches Gefühl unterdrücken, wenn ich den Geist und Gegenstand eines Gedichtes mit der Form desselben im Widerspruch finde, wenn ich sehe, wie der Dichter im Schweiße des Angesichtes sich abgemüdet hat, um Sprache und Situationen ängstlich zu erkünsteln, die dem ehrwürdigen Homer natürlich waren. Man sieht, Werke dieser Art sind gemacht, nicht entstanden. Die Natur hat sich nicht von selbst die schöne Form gewählt, der Dichter hat sie gewaltsam zugeschnitten. Ich höre nur ungern bey Voß, bey Kosegarten, selbst bey Hebel die deutschen Bauern Herameter radbrechen. Je schöner sie gebaut sind, desto unnatürlicher kommen sie mir vor, und ich sähe sie lieber in eine natürliche treuherzige Prosa aufgelöst. Auch die neuen europäischen Soldatenscenen nehmen sich in den homerischn Herametern nicht viel besser aus, als Statuen von Fürsten und Generalen des vorigen Jahrhunderts, die, ganz im antiken Costüm dargestellt, doch hinten noch den Zopf herabhängen lassen, damit man auch weiß, wen sie eigentlich vorstellen. Man hört nur ungern die Feldherrn ihr neumodisches Commando in Herametern herauspoltern, und der Dichter fühlt bey jeder Gelegenheit, wie schwer die deutsche Geschäftssprache mit der ionischen Anmuth sich verschmilzt, wie ungefügig die breiten Quadersteine technischer oder populärer Ausdrücke dem Meißel widerstehen, der sie in das geschmeidige Basrelief des antiken Epos leicht einfügen möchte. Es klingt daher sonderbar, wenn Pyrker erst in zierlich gewählten Umschreibungen die neuern Kriegsinstrumente malerisch darstellt und sich dann genöthigt sieht, hinzuzusetzen: „die, Feldschlangen genannt ꝛc., die,

Digitized by Google

Kartätschen genannt ꝛc., die Laufgräben genannt ꝛc.," damit der Leser endlich doch mit einem Worte weiß, wovon die Rede ist. Und wie viele Mühe macht es ihm nicht, überall die prosaischen Ausdrücke: Officier, Unterofficier, Adjutant, Compägnie, Artillerie u. s. w. im klassischen Verse zu vermeiden und dafür euphemistische Redensarten zu setzen, wobey das Gemälde immer an Deutlichkeit und Natürlichkeit verliert.

Der Gegenstand der Tunisias, die Eroberung von Tunis durch Karl V., wird in der Vorrede ein das Schicksal der Menschheit entscheidendes Ereigniß genannt. Der Herausgeber fühlt und sagt es, daß ein Heldenepos nur dann Werth haben könne, wenn der Gegenstand desselben von allgemeiner historischer Wichtigkeit sey, und er rühmt desfalls die glückliche Wahl, die der Dichter in seiner Tunisias getroffen. Indessen scheint mir jener Gegenstand für die Weltgeschichte ungleich unwichtiger zu seyn, als für die Poesie. Der Dichter gewinnt durch denselben ein schönes Terrain; an den Zug nordischer Völker nach Afrika knüpft die Phantasie die Bilder einer reizend wechselnden Natur, des Meers, des schönen Südens, der fremdartigen Naturerscheinungen, und die lebendigen Contraste der verschiedenen Völker, Religionen und Sitten. Das Blatt der Geschichte jedoch, auf welchem der tunisische Zug Karls V. aufbewahrt ist, gehört nicht zu den wichtigsten. Man weiß, daß er, zum Erstenmal siegreich, bald einen zweyten Zug unternehmen mußte, der ihm gänzlich fehlschlug und die Früchte des ersten vereitelte. Man weiß, daß erst seit diesem Zeitpunkt die Deys von Tunis, Tripolis und Algier die Plünderung der Meere zum System erhoben. Was aber der Herausgeber, welcher nicht der Dichter selbst ist, immer behaupten mag, der Dichter hat seinen Stoff ächt poetisch aufgefaßt und die Wichtigkeit desselben nicht in der Ausführung, dem Ereigniß jenes Zuges, sondern nur in der Idee desselben gesucht, und sein Gedicht nur als eine Mahnung gelten lassen, gleichsam als einen Aufruf an Europa, das noch bestehende Joch der Barbaresken endlich abzuwerfen. Daher die schönen Verse S. 159:

Frey ist das Meer! ein Bild der ewigen Vorsicht, umher rings
Hält es die Erd' umfaßt! Auf seinen unendlichen Bahnen
Fliege des emsigen Kaufmanns Schiff mit schimmerndem Fittich
Schnell von Port zu Port, im Völkerverbindenden Tausche,
Freudig den Segen der einen Welt der andern zu spenden.
Willig trag' es, wenn Noth es erheischt, ein muthiges Kriegsvolk,
Das sich erhob, des Wüthrichs Macht zu begegnen, zu wehren
Unterdrückung und Schmach, im blitzebewaffneten Bollwerk.
Hin zum sicheren Sieg; doch mög' es empört in den Abgrund
Schleudern das Schiff und den Räuber zugleich, der, schnöd' den Gewinnes froh,
Seine heiligen Fluthen entweiht zu schmähliger Knechtschaft:
Unsere Losung sey: des Meers allsegnende Freyheit!

Das Epos ist in zwölf Gesängen abgefaßt, darin die kriegerischen Begebenheiten von der Abfahrt Karls V. aus Barcellona bis zur Eroberung von Tunis erzählt werden. Der Dichter findet es nöthig, von der poetischen Erlaubniß des Wunders Gebrauch zu machen. Eine unsichtbare Welt mischt sich wie Homers Olymp in die Angelegenheiten des Kriegs. Doch wagt der vorsichtige Dichter nicht, wie Dante oder Klopstock, Himmel und Hölle zu beschwören, sondern hält es aus Glaubensgrundsätzen, wie die Vorrede weitläufig auseinandersetzt, für angemessener, nur die Seelen aus dem purgatorio (Fegefeuer) noch an den irdischen Angelegenheiten Antheil nehmen zu lassen. In diesem Reinigungsort befinden sich alle die großen Männer, deren Seelen er heraufbeschwört, und die durch Traumgeberey und sonstige gespenstische Einmischung das Schicksal des Krieges entscheiden helfen. Auf der Seite der Christen erscheint der Römer Regulus, der bekanntlich einst in Karthago gefangen lag, daher an dem Schicksal der in Tunis gefangenen Christensclaven einen nicht unmotivirten Antheil nehmen darf, ferner Herrmann, der Cherusker, weil im christlichen Heere viele Deutsche sind. Auch die Römerin Cornelia tritt einen Augenblick auf, um einer Mutter in der Geburt beyzustehen. Auf der Seite der Türken und Araber steht Muhamed, als ihr Prophet, Attila, als Kriegsteufel, und Hannibal, als Beschützer der afrikanischen Küste, in der That eine glückliche Wahl. Von jenseits des Fegefeuers kommt indeß auch Klopstocks bekannter Engel Eloa herab und vertreibt den heißen Samum, den Gluthwind der Wüste. Die Geisterwelt ist also ziemlich bunt gemischt, und jenes purgatorium ist unsern jungen Dichtern nicht genug zu empfehlen. Die Phantasie gewinnt darin den weitesten Spielraum. Man kann wie der weise Albertus Magnus oder Doktor Faust an einem Abend alle Helden der Weltgeschichte zu Gaste bitten.

Im Allgemeinen wird in dem Gedichte zu viel gefochten und zu wenig geliebt. Man will doch auch Abwechslung haben, und sehnt sich nach der Schlacht nach einer Helena, Andromache, Penelope, Chlorinde, Armide u. s. w. Porker flicht aber in sein Gedicht nur den Roman eines sehr untergeordneten Ehepaars, das durch die Corsaren getrennt und erst durch den Tod wieder vereinigt wird.

In den Schilderungen der Natur und des Kriegs hat der Dichter alles geleistet, was die Phantasie verlangt. Hierin liegt der Kern seiner poetischen Kraft.

Digitized by Google

Er ſchildert gleich einem Augenzeugen mit allem Aufwand lebendiger Farben heftige Gewitter, den feurigen Ausbruch des Aetna, einen Sturm auf der See, den glühenden Wind der Sandſteppe, ein Erdbeben und was jener Süden ſonſt an prachtvollen Naturſcenen darzubieten pflegt. Nur ſchweift ſeine Phantaſie zuweilen etwas aus. S. 36 iſt von tauſend Meilen hohen Wolken die Rede. S. 153 beſchreibt er eine Schlange, welche die ſtärkſten Bäume niederbeugt und ein ganzes Schiff zertrümmert, und dann doch im einzelnen Zweykampf vom Kaiſer Karl mit einem Hiebe geköpft wird.

Neben den Naturgemälden ſind auch die hiſtoriſchen ſehr mannigfaltig und glücklich gewählt. Wir ſehen den Kaiſer in der Mitte der ſpaniſchen Cortes in voller Pracht und Würde. Dann malt uns der Dichter See- und Landſchaften, nächtliche Ueberfälle, Zweykämpfe, Belagerung, Sturm und Eroberung. Er gibt ſich beſonders viele Mühe, in den klangvollſten Worten das Krachen des Donners oder den Kanonen nachzuahmen, was ihm auch gelingt und worin er die bekannten Naturleute Homers zu erreichen ſtrebt. Man höre:

Wie der furchtbare Donner, der das ehrne Gewölbe
Des unnachteten Himmels durchbrüllt, und mit krachenden Schlägen
Dumpf fortrollt, und murrt, daß die Veſten erzittern des Erdballs. S. 12.

Siehe, da zuckte der Blitz, und zerriß den finſtern Himmel,
Schnell von Weſten bis Oſten hinauf; dann rollenden Donner
Dröhnte die Welt umher, und Ströme des ſauſenden Regens
Peitſchten mit ehrnem Gepraſſel die Fluth. Fort krachte der Donner,
Krachte durch Sturmgeheul und Gebrüll empörter Gewäſſer
Endlos fort, wie links und rechts die Schiffe ſich beugten. S. 77.

Nun verſtummte zugleich vom Himmel das grauſe Gewitter,
Nur an des Erdballs dröhnendem Rand noch murrte der Donner
Dumpfer hinab, wenn dort der Blitz die feurigen Schwingen
Lächelnd erhob; aus zerrißnem Gewölk ſah liebliche Bläue. S. 259.

— Dort erſcholl ihm jetzt urplötzlicher Aufruhr
Von dem Schooße des Aetna heran. Mit Entſetzlichem ſchwanger
Lag er, kreiſend in Wehen. — Er wühlete: ſtürzende Felſen
Schleuderend mit lautem Gekrach, Orkanengetümmel und Gluthſturm.
In den Tiefen umher, daß rings das Meer und die Erde
Schwankte vor Angſt, bis er jetzt aus des Grauens Geburt warf.
Erſt aus dem finſtern Schlund, in weitenumkreiſender Weite,
Quoll Rauch auf, weit hin am Himmel die Sterne verſchlingend.
Und in dem wirbelnden Flug durchzuckten ihn bläuliche Blitze;
Dann aufbrauste, wie Staub vom Winde gerafft an dem Kreuzweg,
Odem erſtickender Schwefelqualm und ſtöbernder Aſche
Dichtes Gewölk; und jetzt in wüthender Eile geſchleudert,
Raſſelten glühende Stein' ihm nach; jetzt hob ſich die Flamme
Himmelempor, und leuchtete weit in die finſtere Nacht hin.
Rings erglühte das Meer; ſo hoch die Flamm' in die Wolken
Loderte, ſank ihr Bild ſo tief in's dunkle Gewäſſer
Nieder, und warf in die Unterwelt hell leuchtende Funken.
Aber den kreiſenden Berg durchwühlten noch ſtärkere Wehen:
Unterirdiſcher Donner rollt'; aufrauſchten die Wogen,
Schlugen das ſchäumende Haupt im Kampfe zuſammen; des Aetna
Scheitel erbebte: denn o grauſenerweckender Anblick!
Jetzt ausſpie ſein Schlund die glühende Lava; ſie wälzte
Breiter und flammender ſtets die feurigen Wogen herunter,
Laut aufheulten die Lüft', und die Schöpfung ſchauderte ringsum. S. 74.

Alle zugleich, gehorchend dem zürnenden Herrſcher, erhoben
Brennende Lunten, und ſenkten ſie ſchnell an des furchtbaren Mörſers
Zündrohr. Rauch quoll auf, und durch Rauch und Flammen ſich bebend
Flogen mit Donnergetöſ' empor die entſetzlichen Bomben;
Steinerne, welche nicht zwey der ſtärkeren Männer erhüben,
Fünfzig Mörſern entſandt; und Geheul der reißenden Lüfte
Scholl weithin; die ſinkenden wühlten vom Grunde das Meer auf,
Das aufbrauſend ſchäumt', und wirbelnde Wogen umherwarf. S. 104.

Auch an homeriſchen Bildern iſt Pyrker gar nicht arm. Manche zwar ſind trivial, z. B. die Vergleichung des Herannahens von Heeren mit Krähen- und Heuſchreckenzügen. Einige ſind aber außerordentlich ſchön, z. B.

— der Groll —
Schmolz in ſeiner beſänftigten Bruſt, wie ſchimmernder Frühreif
Schmilzt im ſonnigen Strahl. S. 149.

Aber im Nebenſchiff, umhagelt von Todesgeſchoſſen,
Floh Ulloa zurück, der Spanier, ähnlich dem Schwane,
Der, als ſchmetternd ein Ball ihm das Weibchen entriſſen am Schilfteich,
Einſam flieht, ſich fern in dunkeln Gröhre zu bergen. S. 105.

Und es ſauſten mit Donnergetöſ' gewaltige Kugeln
Her von dem Strand; doch ſo, wie im garbenbeladenen Wagen
Sitzend, die Schnitter fern im Gebirg den ſtrömenden Regen
Schaun mit lächelndem Blick, da im heiteren Glanze der Sonne
Sie von dem Aehrenfeld heimführen den Segen des Sommers:
So nur lächelnd erſahn die Schiffenden, wie die Geſchoſſe
Harmlos ſanken umher, von den ſchäumenden Wogen verſchlungen. S. 99.

Während der Dichter mit richtigem Takt faſt immer die einfachſten Bilder aus der Natur entlehnt, ſtört er die Illuſion doch auch zuweilen mit neumodiſchen Bildern aus irgend einer Kunſt entlehnt, von denen wir nicht wiſſen, wie ſie in dieſe Geſellſchaft kommen. So finden wir S. 20 von der Luftpumpe, S. 82 von der

Elektrisirmaschine, S. 153 vom Blitzableiter entlehnte Bilder.

Die Verse sind im Ganzen gut, oft vortrefflich, wie aus den gegebenen Proben erhellt. Typographisch ist das Werk mit der größten Eleganz ausgeführt und ehrt den Verleger.

Roman.

Ueber und aus Picards neustem Roman: Les Gens comme il faut et les petites Gens.

Herr Picard hat vor Kurzem in seinem Ninin die Sitten und Denkart des Bürgerstandes im Verhältniß zu der jetzigen Lage des öffentlichen Wesens mit sehr scharfen Zügen gezeichnet. Jezt stellt er zwey Klassen einander gegenüber, wie sie die Zeitbegebenheiten geformt haben. — Denn wenn wir gebildet sagten, so könnte man etwas von Vervollkommnung erwarten, und weder diese behauptet er, noch erblicken wir Verschlimmerung. — Dieß in Picards Romanen — praktische, könnte man sie nennen — geschilderte Unkraut muß emporkeimen, wo der Boden gelockert wurde. Wird dieser Boden nach einem richtigen Plane angebaut, so müssen die Unkräuter, Nesseln und Schlingpflanzen durch den kräftigen Wuchs der guten Pflanzen erstickt werden. Taugt der Plan des Anbaues nichts, der Gärtner, der ihn betreibt, nichts — nun! so wird's ein Teufelslustgärtchen, wie der alte deutsche Humor es nannte, und geht uns nichts mehr an. Sind die Leute, die Picard schildert, zur Selbsterkenntniß zu bringen, so hat sein Roman das Verdienst, dazu beytragen zu können, und über seine Ansicht spricht er sich selbst im Eingange desselben also aus:

„Was bedeutet der Unterschied zwischen Leuten von Stand und gemeinen Leuten? (denn so wäre wohl gens comme il faut et petites gens unsern Begriffen am gemäßesten übersezt.) Was bedeutet der anmaßende Ausdruck von „guter Gesellschaft" und der garstige, nur zu oft gebräuchliche von „Pöbel?" (canaille) *) Versteht ihr unter Leuten von Stand rechtliche, wackre, unterrichtete, gescheidte Leute? versteht ihr unter gemeinen Leuten Schelme, Taugenichtse, Pinsel, Dummköpfe? Das ist nicht die Bedeutung, welche diese Worte unter uns haben. Unter Leuten von Stand versteht man Adel, Reiche, Mächtige; unter gemeinen Leuten: Leute ohne Geburt, ohne Vermögen, ohne Credit. Und da wir nun wahrscheinlich die zufälligen Eigenschaften des Vermögens, der Geburt, des Credits höher schätzen, als die viel wichtigern des Gemüths und des Charakters, so wird ein Jeder zu den Leuten von Stand gehören wollen — Niemand zu den gemeinen Leuten."

„Der Hofadel verachtet die Landjunker, der reiche Bankier glaubt in einen höhern Cirkel zu gehören, als der Ladenkaufmann, dieser hält sich im Vergleich des Handwerkers für einen Mann von Stande, der Handwerker blickt mitleidig auf den Taglöhner, dieser wirft einen verachtenden Blick auf den Bettler, und der Bettler selbst sagt: daß er nicht für diese Lage geboren, ehedem bessre Tage gekannt habe."

„Ist denn der Unterschied zwischen den Sitten und Gewohnheiten aller dieser Menschen so groß? Vergleicht man die der obersten Klasse mit denen der allerunterſten — wie viele Aehnlichkeit finden wir da zwischen einem Höfling und einem Bettler? — Der Höfling puzt sich mit reichen Kleidern, Sternen, Orden, Schlüsseln und Bändern und bestet — wenn er Kammerherr ist — noch obendrein einen Schlüssel an den Rockschoß. Der Bettler bedeckt sich mit Lumpen, legt sich willkürlich eine Krankheit bey, macht sich künstliche Wunden — und beyde Toiletten, wie verschieden sie seyn mögen, haben einerley Zweck. Der Höfling geht darauf aus, die Gunst der Fürsten zu erbetteln, der Bettler, das Almosen der Vorübergehenden zu erflehen. Der Erste macht Verbeugungen und verschwendet zierliche Redensarten, der Andere spricht bald in klagender Stimme, um euch zu rühren, bald spielt er die Drehorgel — ist das im Grunde nicht einerley? thun es nicht beyde, um Etwas zu erlangen?"

„Wahrlich! weder bey den Höflingen noch bey den Bettlern muß man zahlreiche Tugendbeyspiele fordern — mehr in allen andern Klassen. Ist nicht Tugend und Laster gleich vertheilt? befindet man sich unter Leuten von Stand nicht manchmal in sehr schlechter Gesellschaft? trifft man unter den gemeinen Leuten nicht oft sehr gute versammelt? — Ich habe H. August Minard, den Helden meiner Geschichte, vielfältig gesehen, und bin der Meinung, die er, von seinen Thorheiten geheilt, sich gewonnen hatte: „die wackern Leute aller Klassen bilden „die eigentlich gute Gesellschaft, und alle Schurken — „und wenn sie Wappen und Titel führten — gehören „zum Pöbel (Canaille)."

(Der Beschluß folgt.)

---

*) Dieses garstige Wort: Canaille, ist im Französischen nicht weniger garstig, hat aber durch die frühe Anwendung selbst, welche die Leute von Stand davon machten, einen Theil seiner Schmählichkeit verloren — fast wie es Partheynamen in religiösen und politischen Fehden geht — und dürfte wohl mit dem von uns gebrauchten Ausdruck Pöbel am billigsten wiedergegeben seyn.

Digitized by Google

Nr. 23.

Literatur-Blatt.

Dienstag, den 21. März 1826.

Roman.

Ueber und aus Picards neuſtem Roman: Les Gens comme il faut et les petites Gens.

(Beſchluß.)

Dieſe Behauptungen enthalten freylich nichts Neues, aber eine gute Wahrheit kann nicht oft genug wiederholt werden. Das Veraltete iſt nur dann zu verwerfen, wenn es unnütz, unzeitig, unnöthig iſt; und zu oft geſagt, nur wenn der Zweck ſchon erreicht iſt. Kein vernünftiger Kirchengänger wird das ſonntägliche Verleſen der zehn Gebote für trivial und zu oft wiederholt halten; einmal weil die Maſſe der Gemeinde immer wieder an deren Inhalt gemahnt werden muß, zweytens weil ſie jeder Einzelne an jedem Sonntag in einer andern Stimmung, einer andern Beziehung anhört — Wenden Sie das auf die Einleitung des Herrn Picard an! — denn er ſpricht auch zu der Maſſe der Leſer — bey uns dürfte der Niais, dürften die Gens comme il faut Volksromane heißen, denn nach Inhalt und Styl ſind ſie für das Volk beabſichtigt. Die Gens comme il faut in Picards Sinne werden ſich nur daran ärgern, doch die wahrhaft gebildeten Vornehmen werden zu der Erreichung ihres Zweckes behülflich ſeyn.

Um dem Leſer eine Probe von deren Inhalt, und zugleich ein Gemälde der Pariſer gemeinen Leute zu geben, rücken wir die Beſchreibung eines Hochzeitfeſtes ein, dem der Held der Geſchichte beywohnt. Herr Auguſt Minard war der Sohn eines pariſer Krämers, der in der Revolution Adjunkt des Maire, unter Napoleon Baron und reicher Mann wurde, und ſeinem einzigen Sohn ſeine Baronſchaft, ſein Geld, aber weder Mäßigkeit noch gründliche Bildung hinterließ. Herr Baron Auguſt Minard drängt ſich unter den, von Napoleon zurückberufenen, vor Napoleon kriechenden alten Adel, wird verlacht, von einem Fräulein alten Geblütes, der die Mutter unverzüglich einen Mann ſchaffen mußte, ſchmählich betrogen, und läßt ſich, von Scham, Schmerz und Langerweile getrieben, herab, die Geſellſchaft der petites Gens, gemeinen Leute, zu beſuchen. Ein Zufall führt ihn zu der Hochzeit Jungfer Javette Potels, der Taufpathe ſeines verſtorbenen Vaters, und dahin laden wir unſere Leſer ebenfalls ein.

„Auguſt fand die Familien beyder Brautleute auf der Munizipalität verſammelt, wo ſie den Herrn Maire oder einen ſeiner Adjunkten erwarteten. Baron Minards Erſcheinung brachte unter dieſen wackern Leuten eine große Wirkung hervor. Sie wetteiferten in Höflichkeiten, in Verbeugungen, und bildeten ſich nicht wenig darauf ein, einen Baron, einen Mann von Stand unter ſich zu ſehen. Ihre Ehrerbietigkeit, ihre Neugier, ihn anſichtig zu werden, der zu Liebe ſie auf den Zehen Einer den Andern über die Schultern guckten, glichen ſo ziemlich dem Betragen, das Minard angewandt hatte, wenn er ſich unter Leuten von Stande befand. Herr Schneidermeiſter Potel ſtellte ihm die Brautleute vor — das Mädchen verneigte ſich ſchüchtern und anmuthig, der Freyer bis an den Boden. Wie er das artige Geſicht, die Schüchternheit, den anſtändigen und doch ſo fröhlichen Ausdruck Javettens betrachtete, dachte er bey ſich ſelbſt: „Ach dieſe bedurfte es nicht, ihre Hochzeit durch eine Abweſenheit von zwey Monaten zu verſchieben!“ und der Bräutigam kam ihm beneidenswerth vor.“

„Der Maire kam noch immer nicht. „Ich erinnere mich wohl, ſagte der Brautvater zu dem Baron in einem grämlichen, aber doch hofierenden Ton, ich erinnere mich wohl, daß der Herr Baron, Ihr Herr Vater, wie er Adjunkt des Maires war, die Bürger nicht alſo auf ſich warten ließ.“ — „Wie? der Vater des Herrn Barons war Adjunkt des Maires“? — „Das war er, und führte ſein Amt mit eben ſo viel Pünktlichkeit als Würde.“ — Bey dieſen Worten verdoppelten ſich die Achtungsbezeigungen gegen Auguſt, und dieſer, deſſen Unwillen gegen die Leute von Stand, vor denen er ſich gedemüthigt hatte, um nichts erkaltet war, öffnete ſein Herz einer andern Eitelkeit: er genoß mit Entzücken, ſich von dieſen gemeinen Leuten geſchmeichelt, gefeyert zu ſehen.“

„Endlich nach zweyſtündigem Warten erſchien der Herr Adjunkt und ging, ohne nur die kleinſte Verbeu-

Digitized by Google

gung zu machen, vor den beyden Familien vorbey, die ihn so lange schon erwarteten und, nun er gegenwärtig war, sich keine Klage erlaubten. Der Aktuar liest den Trauschein vor; bey dem Namen des Baron Minard, den der Adjunkt manchmal in der Gesellschaft angetroffen hatte, sucht er ihn mit den Augen und winkt ihm freundschaftlich, welches August auf gleiche Weise erwiedert. Nach der Heiraths-Förmlichkeit steht der Adjunkt auf, und vor August vorbeygehend, entschuldigt er sich bey ihm allein über seinen langen Verzug. „Ich wußte nicht, daß Herr v. Minard einer der Zeugen war," sezte er hinzu. — „Ach Gott sey Dank, rief Meister Potel, er macht uns Entschuldigungen!" — „Nicht doch! bemerkte ein Vetter, er entschuldigt sich bey dem Herrn Baron." — „Nun? und gehört denn der Herr Baron nicht zu uns?" — „Nun ja! es ist immer gut." — „Ich bin sicher, sagte August mit selbstgefälligem Lächeln, mein Vater hätte sich in so einem Fall bey der ganzen Gesellschaft entschuldigt."

„August hatte gestern dem Brautvater gesagt, daß er zu Fuß auf die Munizipalität und in die Kirche gehen würde. Wie er aber vom Rathhaus kam, konnte er den Bitten nicht widerstehen, zu sieben mit dem Brautpaar und den Großeltern in die einzige Miethkutsche zu steigen, deren man sich zu der Hochzeit versichert hatte; die andern Gäste gingen zu Fuß oder nahmen Fiacres." *)

„Auf diesem kurzen Wege drückte Herr Schneidermeister Potel seine Bekümmerniß aus, daß der Herr Baron nicht Theil am Hochzeitmahl nehmen wolle. Sogleich drangen die Hochzeit Mutter und die Braut in ihn, nicht unerbittlich zu seyn, sondern das Fest mit seiner Gegenwart zu beehren. August, der sich je länger je mehr dem Genuß, der Gegenstand der Höflichkeit aller dieser braven Leute zu seyn, hingab, ließ sich nicht lange bitten. Man ist darüber außer sich vor Freude! Die Nachricht, daß der Baron bey dem Fest bleiben werde, verbreitet sich auf dem Weg von der Kirchthür zur Sakristey unter alle Gäste; keiner wußte ihm Dankbarkeit genug für diese Ehre zu bezeigen; besonders schienen die Damen hoch erfreut, mit einem Baron zu Tische sitzen zu sollen, und August's Herz klopfte vor Vergnügen und Stolz."

„Weil der Adjunkt die Hochzeitleute auf dem Rathhaus hatte warten lassen, hatte man hingegen in der Kirche auf jene gewartet und der Küster empfing sie ziemlich verdrießlich. Man gab dem Adjunkt die Schuld. „Was Adjunkt, was Adjunkt! rief der Küster mürrisch, der sollte uns nachstehen. Es ist ja noch die Frage, ob er bey einer Heirath nothwendig ist .... doch Geduld nur, Geduld ..." Die Hochzeitleute getrauten sich nicht, den Herrn Baron um seine Vermittlung zu bitten, er nahm sich der Sache an, und wie der Küster hörte, daß ein Baron mit ihm spreche, ließ er sich besänftigen, und bewies ihm fast so viel Achtung wie der Munizipaladjunkt. Dessen ungeachtet mußte man in der Sakristey eine Todtenmesse abwarten, die eben der Priester las, der die Trauung verrichten sollte; indessen hatten Thürsteher, Küster und Pedell sich beeilt, den Damen, rücksichtlich des Herrn Barons, Stühle zu verschaffen, und sobald die Ceremonie vorüber war, begab man sich zu einem Gastwirth auf den Boulevards, wo man das Fest angeordnet hatte."

„So glücklich war August vielleicht noch niemals gewesen! Alle Gäste, Männer und Weiber, machten ihm um die Wette den Hof, und er, nach und nach mit diesen ehrlichen Leuten vertraulicher werdend, schien sich ihnen wie ein Fürst seinen treuen Unterthanen herablassend zu nahen. Die kleine Braut lächelte und knirte alle Augenblicke, und ihr Bräutigam bezeigte nicht den Schatten von Eifersucht. Ein Vetter, dem es weder an Gelehrsamkeit noch Muthwillen fehlte, sagte seinem Nachbar in's Ohr: „ich wette, gälte noch das Feudalwesen, so gestünde man dem Herrn Baron das Herrenrecht zu."

„Die Tafel war gut, besonders aber reichlich besezt. Während des ersten Ganges aß man viel, lachte hie und da tüchtig, doch verhinderte es der Appetit und das Bemühen, besonders in Gegenwart des Herrn Barons, sich wie Leute von gutem Ton zu betragen. Minard saß am Ehrenplatze, zur rechten Seite der Braut, spielte den zierlichen Ritter und den Philosophen zugleich, sagte der neuen Frau Loriconel süße Dinge und erklärte sich für einen Freund der Gleichheit, der den Stolz verabscheue, der nie einen Begriff davon gehabt habe, seinen Rang, seine Ueberlegenheit zu mißbrauchen. Jeder, der ihn hörte, mußte ihn bewundern! man überschüttete ihn mit Huldigungen — sie ermüdeten ihn, machten ihn trunken, aber sättigten ihn nicht. Nur zu leicht gewöhnt man sich an Ehrenbezeigung und Schmeicheley! Der Sitte gemäß saß der Bräutigam am andern Ende des Tisches, von allen Junggesellen und Jungfrauen umgeben; alles ging höchst ehrbar zu, nur einige junge Leute bedauerten, nicht lärmen zu dürfen: „so hols der ... sagten

*) Nur wenigen Lesern wird es unbekannt seyn, daß man eine Voiture de remise auf den ganzen Tag miethet, und dadurch ein viel vornehmeres Fuhrwerk hat, wie einen Fiacre, welcher zu einzelnen Fahrten von fünfzig Leuten in einem Tage gemiethet werden kann. Fremde von Stand, die nicht eigene Equipage haben, miethen Monate lang eine Remise.

Digitized by Google

sie leise, der Baron ist uns im Wege. Wär' er nicht da, so machten wir derben Spaß."

„Gegen Anfang des zweyten Ganges schlüpften einige kleine Knaben unter den Tisch, um der Braut das Strumpfband zu rauben. Sie balgten sich ein bischen, doch warfen sie glücklicher Weise die Tafel nicht um. Die Braut, welche von den Hochzeit-Gebräuchen gut unterrichtet war, ließ ein großes Paket roth und blaue Bänder fallen, schnell waren sie in kleine Stücke geschnitten und jeder Junggeselle, August nicht ausgenommen, knüpfte das seine in's Knopfloch. Diese Ceremonie schien das Signal zu einer lärmenden Lustigkeit zu geben. Schon haben zwey oder drey einen Hieb, sie schwatzen alle zugleich, der Eine fängt sogar an zu pfeifen, der Andere läßt es sich gar einfallen, seine Cigarre anzuzünden und den Damen dicke Rauchwolken in's Gesicht zu blasen. „Fi! wie gemein," riefen die zierlichen Jungfern. „Glauben Sie denn in einem Stalle zu seyn?" sagte man zu den Pfeifenden. „Sind wir denn in der Wachtstube?" fragte man die Raucher. „Wenn Sie nicht die Gesellschaft in Ehren halten, so thun Sie es wenigstens dem Herrn Baron zu Lieb!" meinte ein Dritter. „Das ist die Sache" — „Da haben Sie Recht," riefen Alle. Der Pfeifer schwieg, der Raucher verließ den Saal. Gegen das Ende der Mahlzeit warfen sich einige Spaßvögel mit Brodkügelchen, doch hütete man sich wohl, den Baron zu treffen, dennoch flog ihm ein Kügelchen auf die Nase — man überbot sich in Entschuldigungen, er zürnte nicht, nahm die Sache von der lustigen Seite, und seine Nachsicht ermuthigte die Fröhlichkeit und den Lärm. Es waren viele Knaben und Mädchen, selbst ein Haufen Kinder zugegen, diese fingen endlich an mit allen Andern zu schreyen und zu singen — es entstand ein Getöse und Getümmel, daß kein Mensch mehr den andern verstand. Endlich gelang es den Großmama's und Großvätern, ein bischen Ordnung zu stiften, und nun traten die Jungfern und Junggesellen, welche in dieser Klasse von Handwerkern, Nätherinnen u. dergl. sich sehr auf das Romanzen- und Vaudevillen-Singen legen, mit Liedern zu Ehren des Brautpaars auf, die sie ohne Takt und Maß, meist auch ohne Sinn und Verstand absangen. Eines dieser Lieder war schmeichelhafter Weise auf den Herrn Baron aus dem Stegreif gedichtet. — Nun war es um diesen geschehen! jezt konnte er die Thränen der Dankbarkeit und des Entzückens nicht mehr zurückhalten."

„Nachdem einige dreißig Strophen Lob- und Trinklieder abgesungen waren, ertönten endlich die Geigen zum Tanz. August hatte bey Tisch neben der Braut gesessen und einem frischen, runden, appetitlichen Weibchen, der Frau Vagoureau, Orangeverkäuferin, deren Mann Postilondukteur nach Straßburg, und jezt unter Wegs war. Frau Vagoureau hatte eine etwas heisere Stimme, aber einen sanften Blick und eine Haut wie Rosen und Lilien. Anfangs des Gastmahls bewunderte August die Grundsätze dieser wackeren Leute, ihr Gespräch voll Tugend und Ehrsamkeit, und den weisen, zärtlichen Rath, mit dem Frau Potel ihre Tochter versah. Das hatte ihn jedoch nicht verhindert, seine Nachbarin zu bemerken, und bald entstand zwischen ihnen beyden ein zierlicher Austausch von Blicken und Aufmerksamkeit. Frau Vagoureau beantwortete des Barons Schmeicheleyen bald mit schallendem Gelächter, bald mit Verschämtheit und anscheinender Rührung. Der Vorzug, welchen ihr der vornehme Gast zu geben schien, machte sie ganz stolz! August tanzte mehrere Male mit ihr, die schöne Frau hatte etwas Champagner und Muskatwein genippt, sie tanzte mit einer Lebhaftigkeit, einer Verzückung, die lustig mit anzusehen war. Da gab es lauter Attitüden, Luftsprünge und Opernpas, die bald auch den Baron ansteckten, so daß er eben so wirblich umher tanzte, wie sie. Dabey sezte man das süße Gespräch fleißig fort, so daß Fr. Vagoureau, wenn sie weder tanzte noch sprang, ganz glühend und verwirrt sich auf's heftigste mit ihrem Fächer zu kühlen bemüht war. Sobald, nach des boshaften Vetters Bemerkung, das Brautpaar verschwunden war, bot der galante Baron der schönen Orangehökerin einen Platz in seiner Equipage an, und führte sie bis zur Straße Boulois in ihr ehrbares Logis. Die jungen Männer aus der Hochzeitgesellschaft, von des Barons Herablassung ganz entzückt, wagten es, bevor derselbe sich hinwegbegab, ihn zur Theilnahme an dem Piquenique einzuladen, welches dem Gebrauch gemäß die Brautführer den folgenden Tag den Hochzeitgästen geben mußten. August versprach dabey zu seyn — er war ja so glücklich gewesen, hatte so viel Anerkennung gefunden, und sollte in dieser Gesellschaft die schöne Frau Vagoureau wieder sehen!" —

Unsere Leser können nicht in Abrede seyn, daß die Beschreibung der Frau Condukteurin und des galanten Barons, wie der Ball und Champagner auf sie wirkt, eine aus unsern standesmäßigsten Taschenbücher-Erzählungen gestohlene Episode dieser Schneiderhochzeit zu seyn scheint. Malen denn die Erzähler beyder Nationen nach der Natur? — das wäre fatal! —

Digitized by Google

Notizen.

1) Schwedische Literatur.

Folgende Werke sind im vergangenen Jahr in Schweden erschienen:

Inledning till Islandske Lit. u. s. w. (Einleitung zur isländischen Literatur, Geschichte der isländischen Literatur des Mittelalters, v. Otto Lindfors.)

Tycho Brahes Stierneborg och Uranieborg, på den Hwen u. s. w. (Entdeckungen des Tycho Brahe u. s. w. auf der Insel Hwen, von Dr. Faxe.)

Tessin och Tessiniana eller framlidne Riksradet Grafwe Tessin Dagbok. (Tagebuch des Reichsraths Grafen Tessin, herausgegeben v. Major Montgommery.)

Schwedische Plutarch v. Lundblad, Heft 2 und 3 enthält fentlich Banner und Torstenson.

Nagra Ord om Publicitetens Oprindelse u. s. w. (Einige Worte über den Ursprung und die Fortschritte der Oeffentlichkeit in Schweden.)

Sweriges Lankare Historia. (Geschichte der Schwedischen Litteratur von Sacklen.) 4ter und lezter Theil.

Bref om de forenta Staterna u. s. w. Briefe über die vereinten Staaten von Nordamerika 1818 — 20 — von Frhr. de Klinkowstroem.

Anteckningar under en Resa till Sicilien. (Bemerkungen auf einer Reise nach Sizilien. 1823.)

Schwedisch-lateinisches Wörterbuch von Lindfors.

Uebersetzung des ersten Gesanges der Pharsalia von Graf Stiolbebrand.

Lukentus dramatiserad Folksaga. (Dramatisirte Volkssagen.)

Cylinde romantisches Gedicht von Assar Lindblad.

Dikter af Vitalis. (Gedichte von Vitalis.)

Vakelstorn en rymdskrift nörred. (Sammlung von Gedichten von Dalgreen.)

Spader = Dame. (Pique = Dame bekanntlich v. Fouqué bearbeitet.)

Woldemar. (Trauerspiel von Baron Ankerhjelm, ist auf dem Stockholmer Theater durchgefallen.)

Verzeichniß chinesischer Manuscripte,

welche der Archimandrite Hyacinth von Peking gebracht hat, wo er sich vierzehn Jahre aufgehalten hat. Jezt befindet er sich in dem Kloster Watlaam, bey Lerdopol in Rußland.

1. Thai-T'un-Thiaew-Gang-Weu. Annalen des Chinesischen Kaiserreichs in acht Bänden, zum Theil durch die Uebersetzungen der Jesuiten bekannt.
2. Geschichte der Dynastie Ming. Ein Band.
3. Geographie des Chinesischen Reiches mit einer Charte.
4. Geschichte der vier ersten Chan's aus dem Hause Tsching.
5. Su-chau, oder die vier Bücher (moralischen Inhalts).
6. Geschichte von Tibet und Tangout.
7. Beschreibung des jetzigen Zustandes von Tibet.
8. Beschreibung der Mongolen 200 Jahre vor Christi Geb. (Ein Ausz. davon ist in Deguignes Geschichte der Hunnen).
9. Beschreibung der Songarie und kleinen Bucharey, 150 Jahre vor Chr. Geb.
10. Beschreibung des jetzigen Zustandes dieser Länder.
11. Beschreibung von Peking mit einem Plan.
12. Abhandlung über die Inokulation.
13. Gerichtliche Medizin der Chinesen.
14. Weltsystem.
15. Ueber die Dämme des gelben Flusses.
16. Gesetzbuch der Mongolen.
17. Russisch-Chinesisches Wörterbuch.

Die klassischen Bücher der Chinesen.

Was die Chinesen King nennen, ist eine Sammlung sogenannter vollkommener Bücher. Ihrer sind fünf:

1. Der Y-King enthält die acht Kuas und die 64 Ruas des Fo-hi mit späteren Commentaren.
2. Schu-King. Die älteste Geschichte China's, es ist davon nur noch ein Fragment vorhanden, da 120 Jahre vor Christus der Kaiser Tsin-tschi-hoang-ti den Einfall hatte alle Bücher zu verbrennen, ausgenommen die, welche von Medizin, Chemie, Astrologie und Astronomie handeln.
3. Schi-King enthält größtentheils Fragmente von Gedichten von verschiedenen Verfassern, moralische Aphorismen und geschichtliche Fragmente.
4. Li-Ki enthält Abhandlungen über religiöse und bürgerliche Ceremonien.
5. Tschu-tsieu enthält die Geschichte des Reiches Lu. Dieß Buch existirte nicht mehr zur Zeit des Confucius, der es wieder herstellte und ihm den Namen Frühling-Herbst gab. Die folgenden Werke gehören ebenfalls zu den klassischen Schriften der Chinesen, stehen jedoch nicht in so hohem Ansehen, wie die fünf erstgenannten; sie enthalten besonders die Lehren des Confucius. Ta-hio, oder die hohe Wissenschaft. Tschu-jung oder die wahre Mittelstraße. Yo-king, Abhandlung über die Musik. Meng-the. Moralischen und politischen Inhalts; ist vom Peter Noël in's Lateinische übersezt.

Zu Prag ist eine lateinische Uebersetzung der fünf ersten Bücher erschienen. Der Ta-hio und Tschu-jong ist in den memoires concernant les Chinois übersezt.

Persische Literatur. Nekrolog.

Der Persische Dichter Biab-Phelair ist kürzlich zu Ispahan, 96 Jahr alt, gestorben. Er war der Voltaire Persiens und hat eine große Anzahl mathematischer, astronomischer, moralischer, politischer und literarischer Schriften hinterlassen. Der Sophi hatte ihm vor Kurzem ein bedeutendes Jahrgeld bewilligt. Er lebte sehr verschwenderisch und war besonders ein starker Esser. Sein Lieblingsgericht waren Wachteln, die er aus Europa kommen ließ. Selten ging er zu Fuß.

Digitized by Google

Nr. 24.

Literatur-Blatt.

Freitag, den 24. März 1826.

Dichtkunst.

Magyarische Sagen und Mährchen von Johann Grafen Mailáth. Brünn, 1825. J. G. Traßler. IV und 281 S. 8.

„Was man in der Jugend wünscht, hat man im Alter die Fülle.“ Diesen Denkspruch des alten Meisters glauben wir auch hier an die Spitze unserer Anzeige stellen zu können. Als vor etwa 20 Jahren die Sammlung und Erforschung der Sagen recht eifrig begann, als man die alten Urlaute und die Verbindung der einzelnen Völker in der Sage, durch gleichen Gedankengang oder durch das Ueberfließen aus einer Gegend in die andere, aus einem Zeitraum in den andern, zu erforschen anfing, da lag noch wenig Stoff vor uns, man mußte mehr vermuthen, als was man schon deutlich sehen konnte, und mancher Fehlschluß war nicht anders als möglich und — sehr verzeihlich.

Seit jener Zeit hat sich vieles anders gestaltet. Außer Deutschland selbst wurden uns aus den verschiedensten Gegenden Sammlungen oder einzelne Sagen geboten; man hielt es nicht mehr für lächerlich und verwerflich, auf Erzählung und Wort von alten Mütterchen und Greisen zu horchen; und wie einst, es ward damals als ganz etwas Besonderes gerühmt, der geistreiche Musäus auf die Worte eines alten Invaliden horchte, der ihn tüchtig mit seinem kurzen Pfeifchen, aus dem er schlechten Tabacksdampf blies, einräucherte, um diese Erzählungen zu seinen Sagen und Mährchen (in denen er nur leider so oft den rechten Ton nicht traf) anzuwenden, so haben gewiß seitdem manche treulich den gleichen Weg betreten. Es ist uns dadurch vieles über die Verbindung der verschiedenen Völker, die Uebereinstimmung des Glaubens und über einen Urzusammenhang oder eine Schöpfung aus gemeinsamer Urquelle klarer und deutlicher geworden.

Sehen wir nun, in wie weit das vorliegende Buch uns eine Ausbeute gewährt, die wir je nach der treuen Auffassung dessen, was und wie es im Munde des Volkes lebt, für vergrößert oder vermindert halten. Der Herausgeber selbst gibt uns darüber die beste Auskunft, indem er S. 279 von einer dem magyarischen Volke eigenthümlichen Menschenklasse: den Erzählern, spricht, durch deren Mund alle Sagen, die aus uralter Zeit blieben, die aus neuerer Zeit sich gestalteten, ihre Form und Haltung empfangen. Er sagt von einigen Mährchen, er habe sie von berühmten Erzählern gelernt, und fügt hinzu: „Die magyarischen Erzähler sind eine der vielfachen Spuren der orientalischen Abkunft des Volkes. Gleich den Nachtfablern Arabiens erzählen sie Stunden, ja Nächte lang, ohne daß sie oder die Zuhörer ermüden. Am häufigsten sind sie unter Kriegern und Hirten anzutreffen. Die Mährchen, die in andern Ländern bloß in den Spinn- und Kinderstuben bis auf unsere Zeit erhalten worden, sind in Ungarn vorzüglich auf der Vorhut, bey Wacht- und Hirtenfeuern, in den nächtlichen Feldarbeiten, dem Untergang entzogen worden. Der Charakter der magyarischen Mährchen ist auch ein ganz anderer, als jener der abendländischen Völker. Der Held ist gewöhnlich ein Student, Soldat oder Königssohn. Sein Freund, ein Zauberroß, Táltos genannt, räth ihm und errettet ihn aus Gefahren. Sein Feind ist sehr oft ein Drache mit 6, mit 9, mit 12 Köpfen; gewöhnlich muß der Held drey Proben bestehen, wie denn überhaupt die Zahl drey eine Hauptrolle spielt. Die Phantasie ist bizarr und kühn, die Wendungen originell. Die Handlungen und Ansichten, die den Herrschern zugemuthet werden, zeigen, daß die Mährchen sich im Volke gestalten, welches seine Art zu leben auf die Höheren überträgt. Oft verbindet der Erzähler zwey, drey Mährchen zu einem, manchmal trennt er eines in mehrere, schmückt es aus, oder ändert es, wie es ihm gut dünkt, oder die Gesinnung seiner Hörer es mit sich bringt. Ich glaube hier erklären zu müssen, daß die hier mitgetheilten Mährchen ebenfalls aus mehreren zusammengetragen sind, aber erfunden habe ich außer einigen wenigen Nebenstrichen nichts. Sie sind hier so mitgetheilt, wie ich sie zu erzählen pflege, und es dürften wenig Magyaren seyn, denen sie nicht schon in verschiedener Gestalt begegnet sind. Dem Mährchenforscher fällt es auf, daß sich ganz fremde

Mährchen im Volke ausgebreitet haben, die aber von den Erzählern immer nationalisirt werden. So habe ich von einer berühmten Erzählerin eines der schönsten Mährchen Gozzi's gehört, und das Mährchen fremden Ursprungs „von dem Schneemädchen“ *) ist in ganz Ungarn bekannt. Wer jedoch mit dem Charakter der Nation, ihrer Art aufzufassen, und dem Charakter ihrer Mährchen überhaupt vertraut ist, wird das ganz fremde Mährchen sowohl, als die fremden Anklänge in heimischen Mährchen leicht erkennen und ausscheiden.

Hier liegt eben, gewiß für viele, wenigstens für die Mährchenforscher, der Stein des Anstoßes. Zum ersten Male erhalten wir als ächt uns verkündete magyarische Mährchen, wir sollen erst die Volksansicht, die Volksmeinung, den Charakter magyarischer Mährchen kennen lernen. Wie können wir also genau ausscheiden, was wirklich Landes-Eigenthümlichkeit, Sage im Lande ist, oder was hinzugesezt ward? Erzählt ein alter grauer Hirt oder Krieger sein Mährchen, dann weiß man, was man davon zu halten hat, und hier kann fremder Anflug leicht unterschieden werden; denn wir möchten ja eben gern wissen, was dieses und jenes Volk mit dem andern, namentlich mit dem deutschen, wirklich gemeinsam hat, und wie sich auf diese Weise eine geistige Verwandtschaft zeigt. Bey vorliegendem Buche ist es ganz anders.

Ein Mann aus den höheren Ständen des magyarischen Volkes, bekannt als Dichter in seiner Muttersprache und im Deutschen, geschäzt als Herausgeber eines altdeutschen Werkes (der Koloczaer Handschrift erstem Theile) und Uebersezer daraus in neueres Deutsch, berühmt als Erzähler in seinem Vaterlande durch die Neuheit der Wendungen, Fülle und Anmuth der Einbildungskraft, tritt hier vor den Deutschen als Erzähler auf. Nach dem Bildungsgange, nach den Kenntnissen des Verfassers ist es keinem Zweifel unterworfen, daß ihm alles bekannt, was die neuere Zeit von Volkswiz, Volksgeist, Volkslust und Laune sammelte und aufspeicherte; die Mährchenwelt der Deutschen und anderer Völker liegt völlig ausgebreitet vor ihm da, sie schmiegt sich, in der Erinnerung, an seine vaterländischen an; ist es da zu verwundern, wenn wir zweifelhaft werden, ob dieser oder jener Zug, dieser und jener Glaube wirklich einheimisch in Ungarn ist, oder ob ihn der Erzähler aus dem reichen Schaz seines Wissens zutrug?

Dieß kann uns indessen nicht abhalten, die vorliegende Sammlung vergleichend und kurz durchzugehen. Manches Fragezeichen wird zwar für einen aufmerksamen Leser zwischen den Zeilen unserer Anzeige stehen, aber wenn wir uns in einzelnen Stellen irren, so möge uns Obiges entschuldigen; fühlten wir aber das fremde Magyarische, sowohl wie das aus früher Urzeit vielleicht in dieselbe Uebertragene, oder das allgemeine Mährchengut der Völker glücklich heraus, so wollen wir uns desto mehr darüber freuen.

I. Willi-Tanz. Der Grundgedanke und Grundstoff des Mährchens hat für uns besondere Wichtigkeit. „Willi heißt, mein liebes Kind — erzählt S. 8. die alte Amme ihrem Fräulein — ein Mädchen, welches als Braut stirbt. Die Willi's irren ruhelos umher, halten auf Kreuzwegen ihre Tänze, finden sie dort einen Mann, so tanzen sie ihn todt; er ist dann der Bräutigam der jüngsten Willi, die durch ihn zur Ruhe kommt.“ Diese Willi's sind nun gewiß nichts anderes, als die Wile der serbischen Lieder, welche in der Wole der skandinavischen Dichtung, der Walküre, ihr Seitenstück findet, die der Velleda der Deutschen zum Grunde liegt und bey dem Litthauer sich ebenfalls findet, nur unter anderem Namen: Laima; wo also freylich nur die Ansicht, nicht der Wortklang übereinstimmen. Mit den Elfen der irischen und überhaupt britannischen Dichtungen hangen die Willi's, wenn man nur ihre nächtlichen Tänze allein nimmt, gewiß zusammen, und wir sind begierig, welche Aufhellung die Gebrüder Grimm vielleicht in ihren irischen Sagen darüber geben werden.

II. Die Herrin von Ardó. Die Sitte und das Erscheinen der Erzähler beweiset besonders hierin eine Stelle (S. 14): „Auf dem Hügel, wo jezt das Herrenhaus steht, loderte ein hohes Wachfeuer, die Krieger haufenweis umher, für das Mahl sorgend die Einen, der Rosse wartend die Andern, manche ihre Waffen und Rüstung noch einmal durchschauend für die nächsten Tage der Entscheidung, die Meisten aber in Kreisen gelagert, den Erzählern horchend; denn sie hatten, ihrem asiatischen Ursprung treu, viele sagenkundige, mährchenreiche Männer, die eine ganze Nacht hindurch zu erzählen vermogten, wie es noch jezt häufig unter den magyarischen Reitern und Hirten anzutreffen.“ Geschichtliches ist hier mit einer alten Sage vereint, in der ein schönes gespenstisches Weib, erscheinend wie etwa die weiße Frau, Unheil und Unglück dem bereitet, der von ihr eine Gabe annimmt und so in die teuflischen Schlingen fällt. Gaben, besonders Eßwaaren, von Geistern und Zauberern anzunehmen, beschreibt die ganze Mährchenwelt als ein höchst bedenkliches Unternehmen und immer für den Annehmenden unheilbringend. Eine Linde wird auch hier als Zauberbaum (S. 29) erwähnt, wie denn der Gebrauch, sich unter dem Schatten einer oder mehrerer Linden bey allen heiligen Gebräuchen, bey allen Volkszusam-

*) Nicht Schwanenmädchen, wie im Buche, als einer der mizähligen Druckfehler, steht.

Digitized by Google

menkünften zu versammeln, vielen Völkern mit den alten Deutschen gemein war, und an manchen Orten bis auf den heutigen Tag noch nicht erloschen ist, wo die Dorflinde auf dem Gemeindeplatz der allgemeine Versammlungsort. Nicht Glück, sondern nur Trauer verkündend, ist auch hier die Erscheinung des Geistes, doch geht wohl nur ein dünner Faden der Sage durch dieß zumeist vom Erzähler ausgestattete Mährchen, welches sich angenehm lies't.

III. Die Königstöchter. Der Verf. hat sie aus zwey ächten ungarschen Mährchen zusammengesezt, wie er selbst (S. 278) sagt, doch über dieselben die ganze Fülle seiner reichen Einbildungskraft ergossen, und wenn sie daher auch für das jetzige Lesen recht anmuthig geworden, so erscheinen doch dem Mährchenforscher manche Hoffmann'sche Spukgestalten und heitere Scherze (z. B. S. 44) zu fremdartig: „die Stimmen aber kamen von drey Johanniskäfern, die sich auf die Häupter ihrer Pferde gesezt und ihnen die Pferde erleuchteten." Ob die Anspielungen auf neuere Späße, neueres Leben hier an ihrer Stelle sind, muß das Gefühl eines jeden entscheiden. Z. B. (S. 47) „Geld, antwortete der Kopf, Geld! Auch auf Geister wirkt der galvanische Reiz des Metalles, darum darf es aber nicht von einer Sorte seyn, was ihr gebt, sondern zweyerley Metalle. Die Taxe für das Herumleuchten ist gewöhnlich vier Groschen sächsisch, aber Standespersonen schenken nach Belieben." Erzählt, mag so das Mährchen eine doppelte Wirkung haben, ob gedruckt? stellen wir dahin; Musäus wollte man wenigstens Aehnliches zum Vorwurf machen. — In dieser Erzählung wird auch zuerst der Wunderrosse, von den Magyaren Tátos genannt, gedacht; in den folgenden Mährchen kommen sie öfter vor und in den hauenden, beißenden, flüchtigen und verständigen Pferden der Mährchen nördlicher und östlicher Völker hat sich wohl noch immer ein Anklang an gleiche Zauberkraft erhalten. Der gläserne Berg (S. 51) ist hoffentlich ein Eigenthum der magyarischen Mährchenwelt, und dann ein merkwürdiger Wiederklang aus den entferntesten Gegenden.

IV. Die Salzgewerke. Wir müssen, unserer Ansicht nach, diesem Mährchen und seiner Darstellung den Preis zuerkennen, wobey der etwas zu geschraubte Styl des vorigen auf unser Urtheil wohl eingewirkt haben kann. Wie weit es Volkseigenthum sey, ist nicht recht zu erkennen, aber die treu hingebende Liebe und so die Rettung, so wie die Thaten des Gnomen haben viel Volksanklänge.

V. Das Schwerdt Zunlga. Schwerdter, besonders recht starke, tüchtige Klingen, die mehreren Geschlechtern schon gedient, oder solche, die als gefeit geachtet wurden, mit eigenen Namen zu belegen, und so gleichsam in selbständige Wesen zu verwandeln, ist vieler Völker Lieblingssitte gewesen, und nicht bloß französischen, brittischen, skandinavischen Dichtungen eigen. Daß solche bedeutsame Schwerdter auch der Osten schon früh kannte, geht daraus hervor, daß ja auch Attila glaubte, das Schwerdt des Mars erhalten zu haben.

VI. Der Schatz hat viel Liebliches und Anmuthiges; der Sieg treuer Liebe und Gottesfurcht ist erfreulich dargestellt und das Ganze endet mildversöhnend und freundlich, wenn man gleichwohl fürchtet, der bezauberte Tempelherr könne wohl noch zu einem anmuthigen Mährchen Stoff geben, da er wohl schwerlich bis jezt erlöset ward.

VII. Erzsi (das zs wird wie das g im Französischen, z. B. in giroucte, ausgesprochen) die Spinnerin. Spinnen ist die Lieblings-Beschäftigung der Mährchenwelt. Kein Volk wohl, welches nicht an diese uralte, geliebte Arbeit ein sinniges Mährchen, gewöhnlich eine Erlösung durch die fleißige Spinnerin, geknüpft hat. Dem Serben ist Spinnen in seinen Mährchen eine oft gerühmte Handlung; wie sollte sie dem Ungar fremd seyn? Gewöhnlich tritt damit eine Wasserjungfrau in Verbindung, wie hier, und ein gerettetes Wasserthierchen knüpft das Band zwischen einem Menschen und den Erscheinungen der Geisterwelt. Volksglaube, und ein sehr bedeutsamer, spricht sich wohl in folgenden Worten (S. 152) aus: „Als ich meine Burg verließ, gab mir eine alte Muhme Flachs und sagte: ich sollte ihn durch die erste Gefangene, deren Haupt glutumleuchtet wäre, und die ich selbst erbeutet, und auf meinem Roß in's Lager brächte, spinnen und dann zur Leinwand weben lassen; wenn sie ihn unter Thränen spinnt, mit Thränen bleicht, ein Hemde daraus unter Thränen näht, schützt dieß besser als alles Eisen, es sey undurchdringlich."

VIII. Die Brüder. Auch dieses gehöret nicht zu den erfundenen, sondern zu den nacherzählten Mährchen. So ungleiche Brüder, der eine ruchlos-böse gegen seinen Bruder, der andere lindgut, kommen in der ganzen Sagenwelt vor. Bedeutsam ist auch hier die Hülfe der Vögel, und zwar dreyer Raben, die vom Norden bis Süden, von Osten bis Westen in Europa die weisheitskundigen wahrsagenden Vögel sind. Auch hier bildet ihr Gespräch die Grundlage des Mährchens, und zulezt rächen sie sich wieder, als wahre Galgenvögel, an dem bösen Bruder, der auch durch sie zu Ehren und Würden zu kommen denkt, um dann wieder ruchlos gegen den Bruder zu handeln. Die (S. 160) am Fuß des Baumes verborgen ruhende Kröte, welche allen Nahrungssaft des Blüthen- und Fruchtbaumes in sich zieht, erinnert an ähnliches im Grunde verborgenes Unheil, welches dasjenige, was oben errichtet werden soll, vernichtet (in

Digitized by Google

brittischen und serbischen Dichtungen). Sind (S. 168) im magyarischen Mährchen die Flügelschläge des Greifen ihn wirklich in jedem Schlage 7 Meilen tragend, so sind das offenbar die sieben Meilenstiefeln deutscher Sage, denn dieser Drache erinnert offenbar an den Riesen im Däumling, auch wenn er sein: „aber ich rieche Menschenfleisch," nicht auch noch zum Ueberfluß (etwa als Einschub des Erzählers?) riefe. Indessen ist dieser Greif weit gebildeter geschildert, als der Riese im Däumling, wenn auch andererseits ihm ein orientalisches Großmaul und eine morgenländische Ueberkraft nicht abzusprechen ist. Denn, als der Student die Erlaubniß erhält, ihm eine Feder aus dem Schweif zu ziehen, faßt „der weise Vogel Greif zwey Berge in seine Klauen und steckt den Kopf in einen Fluß. Die Alte zählt eins, zwey, drey. Der Student reißt die Feder aus, der weise Vogel Greif brüllt auf wie Donnerwetter, die beyden Berge hatte er zu Staub gedrückt, und den Fluß ausgetrunken, so heftig war sein Schmerz gewesen." — Die hier mit eingewobene Geschichte vom Schneemädchen fängt mit den Blutstropfen an, den eine Königin in den Schnee fallen läßt und nun ein Kind, so weiß wie Schnee, so roth wie Blut, wünscht. Es ist, Schneewitchen der deutschen Sagenwelt (Grimm's Hausmährchen I. 262) und nur abgekürzt, auch, wie vom Verf. bereits bemerkt, bloß übernommen. Im Ganzen ist das Mährchen Reinold, dem Wunderkinde mit seinen drey Schwestern von Musäus verwandt.

IX. Die Eingemauerte ist eine schauerliche, traurig endende Sage, der Angabe nach geschichtlich, wie auch das Ganze auszusprechen scheint, aber die Form ganz unpassend und unangenehm.

X. Elsen Laczi (Ladislaus); auch ein alt ursprüngliches Mährchen, dem Reinold, den ich eben vorher angeführt, wieder in etwas verwandt, wie überhaupt manche Anklänge mit deutschen Mährchen vorkommen.

XI. Salomon, König der Magyaren, ist wieder historisch und in der wechselndsten Form, welche hier nicht auffällt, sondern das Ganze recht lebendig macht, erzählt. Prosa, gewissermaßen mit Romanzen untermischt, worunter die eine im Nibelungen Versmaß. Nur das Gespräch in fünffüßigen Schauspielversen ist etwas auffallend und scheint weniger zulässig.

XII. Zauberhelm, gleichfalls ein altes Mährchen. Wir finden hier das Wasser des Lebens, dessen morgenländische Sagen vielfältigst gedenken, aber in ganz anderer, eigenthümlicher, ja komischer, Verbindung, und ihm steht, um es noch lächerlicher zu machen, ein Wasser des Todes entgegen. Das Verbot seiner Gemahlin, nur ein Zimmer nicht zu betreten, das er endlich doch zu seinem Schaden besucht, ist eine Wiederholung des Verbots des Blaubart, nur ganz anders gewendet. Hier spielt die Sieben in sieben Tagen und darauf in siebenmal sieben Tagen, eine besonders wichtige Rolle, die bey allen Völkern, den ungeraden Zahlen von der 3 bis zur 13 anhängt. Daß Zauberhelm durch ihre Vermählung ihre gewaltige, ja übergewaltige Stärke verliert, ist gleichsam ein Naturlaut, der in vieler Völker Mährchen wiedertönt und am riesigsten in der Germanischen Brunhild erscheint. Ueberhaupt hat dieß Mährchen die meisten nordischen Anklänge. Das Zauberroß Taigaród mit seinen 9 Füßen erinnert an Odin's Sleipner mit 8 Füßen, auch wegen seiner ungeheuren Geschwindigkeit, worin es doch sein Bruderroß, nur mit vier Füßen, übertrifft. Die Hexe Eisennase hat auch etwas nordisches Eisernes, und die Proben, welche sie dem Argilus aufgibt, ähneln denen in vielen deutschen Mährchen.

Zum Epilog haben wir nur hinzuzusetzen, daß der Erzähler keineswegs recht geträumt hat.

Der Druckverbesserer hat seine Schuldigkeit schlecht gethan; eine gewaltige Masse von Druckfehlern, unter denen auch die Sprachfehler des Setzers stehen blieben, entstellen das Buch, das eine freundliche und anständige Erheiterung gewährt, so wie nicht ohne Belehrung läßt.

Bz.

Aus Italien.

(Fortsetzung.)

— In einem, erst der Academie der Lynceer vorgelesenen und dann zu Rom im Drucke erschienenen Saggio sulla topografia etc., d. h. Abhandlung über die Topographie und physische Beschaffenheit des Bodens von Tivoli sucht der Verfasser, Dr. Augustin Capello, als Resultat seines fünfzehnjährigen Aufenthaltes in dem vielbesprochenen und vielbeschriebenen Tivoli, die Behauptung in's Licht zu setzen, und mit Gründen zu unterstützen, daß das dortige Klima in der ganzen Umgegend von Rom das gesundeste sey. Er gründet diese seine Meinung auf die Lage der Stadt auf einem Kalkboden und an einem steilen Abhange, an welchem das Wasser sich nirgends versumpfen kann, so wie auch auf die Verkettung jenes Hügels und der nähern Berge mit den viel höhern Apenninen, auf die Entfernung von den pontinischen Sümpfen, auf den Schutz, welchen die umliegenden Berge vor den Nordwinden gewähren, und endlich auf den Einfluß der Abendwinde und der Tramontana, welche die Luft von Tivoli fortwährend erfrischen. Auch die um die Stadt her wachsenden Gewächse und Pflanzen, der immergrünende Oelbaum und die vortreffliche Beschaffenheit der Landeserzeugnisse tragen zu der Gesundheit jenes Aufenthalts mit bey. Es gibt daher auch wenig endemische Krankheiten zu Tivoli, man hört meist nur von leichten rheumatischen Anfällen, und Neunziger sind gar nichts Seltenes.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Nr. 25.

Literatur-Blatt.

Dienstag, den 28. März 1826.

Unterhaltungs-Literatur.

Vermischte Schriften von Ernst von Houwald. Leipzig bey Georg Joachim Göschen 1825.

Die poetischen Gaben des Dichters des Bildes, des Leuchtthurmes ꝛc. verdienten eine gründlichere Kritik, als die gewöhnlichen Erscheinungen auf dem Gebiete der heutigen schönen Literatur, theils der Theilnahme des Publikums, theils ihres eigenthümlichen Werthes wegen. Allein man liebt die Gründlichkeit der Kritik so wenig, als die Tiefe der Poesie und der von ihr geschilderten Empfindungen. Fast machen nur noch Novellen, einaktige Lust- und Trauerspiele, Aphorismen und Romanzen Glück, und in so fern mit Recht, als die meisten größeren Romane, Dramen, Epopeen ꝛc. nur breitere Ausführungen weniger Ideen und Situationen sind, die in der kürzeren Aufeinanderfolge besser gewirkt haben würden. Was die entsprechende Kritik anlangt, so sehen wir uns aus obigem Grunde veranlaßt, uns dießmal darauf zu beschränken, was Goethe als kritische Norm für alle Recensionen aufgestellt hat — daß man nämlich nur den Eindruck bezeichnen könne und solle, den die Lesung eines Buches auf uns gemacht habe. Dieser Eindruck ist in vorliegendem Fall ein durchaus angenehmer und wohlthuender gewesen. Die Eigenthümlichkeit des Dichters ist, in wie verschiedenen Formen er sich uns auch darstelle, dennoch immer dieselbe, nie zu verkennen, und das Band, welches die mannigfaltigsten Blumen und Blätter zu einem anmuthigen Kranze vereint; was aber noch mehr bedeutet, diese Eigenthümlichkeit ist eine schöne, liebenswürdige. Wir glauben sie vorzugsweise in ein edles, gebildetes, zartes und, wenn auch manchmal weiches, doch immer gesundes Gefühl setzen zu müssen, welches heute so selten angetroffen wird und sanft sich schwingende Flüge, leichtes, liebliches Schweben und Gleiten der Phantasie den beliebten Ballet- und Seiltänzersprüngen derselben vorzieht. Daß Houwald's Gefühl auch in dem meisten, was er uns dießmal dargeboten hat, ein tragisches ist, brauchen wir wohl nicht erst zu erwähnen. Eben so wenig wird es uns befremden, dieses Gefühl, so fern es unserer obigen Bezeichnung nach ein gebildetes ist, oft als edele Gesinnung auftreten zu sehen. Nicht Bösewichter, die unsere Theilnahme durch erheuchelte Selbstquälereyen entweder erbetteln oder taschenspielerisch entwenden, werden uns als Helden vorgeführt, sondern Menschen, deren Natur edel genug ist, um uns zu interessiren und, wenn sie im Kampfe mit dem Schicksale, mit Verhältnissen, mit eigenen Leidenschaften und Schwächen untergehen, doch unseres Mitgefühles würdig bleiben, unseren Blick aber zugleich in die eigene Brust und gen Himmel wenden.

In verschiedenen Stücken gegenwärtiger, vermischter Schriften, z. B. „in der Freystatt," einem tragischen Bilde von einem Akt, in „Jakob Thau, der Hofnarr," einer Erzählung, in den „Scenen aus einem Bade," in der Erzählung „das Begräbniß," — gehen die Helden entweder ohne eigene Schuld durch die Macht der Verhältnisse oder der Natur unter, aber sie treten verkannt in den Hintergrund. Mit Energie prahlende Tragöden könnten dagegen auftreten und sagen, es spreche sich in diesen Darstellungen eine weichliche Sentimentalität aus, die nichts desto weniger eine Lästerung gegen die Gerechtigkeit Gottes sey, da selbst das blinde Schicksal nur solche dahinraffe, deren Sündenmaß voll gewesen. Die Widerlegung dieser sophistischen Einwendung findet sich in einem Satz ausgesprochen, welcher der Schlußstein der Oken'schen Naturphilosophie ist, — in diesem: der Sieger ist nicht immer der Held, aber der Held ist allemal Sieger. So nimmt Jakob Thau, der Hofnarr, den Mord eines Fürstenkindes auf sich, den der Vater seiner Geliebten in der Meinung begangen, sich an dem Hofnarren wegen eines demselben, obgleich fälschlich, aufgebürdeten Mordes zu rächen. Jakob Thau hat die Wahl zu sterben, oder seiner Geliebten einen ungeheuren Schmerz zu ersparen. Er stirbt, obwohl auf dem Richtplatz, wie ein Held auf dem Schlachtfeld, während andere, moderne Helden (zwischen ihren vier Pfählen und in nobeler Gesellschaft) Henker und arme Sün-

Digitized by Google

der in einer Person sind. Der Tod aber bleibt dem geistigen Menschen immer eine Erlösung, und es kommt daher nur auf die Art und Weise an, wie einer stirbt, wenn in dem Tod eine Strafe des Himmels, des Schicksals liegen soll. Das hat Herr von Houwald sehr wohl gewußt und daher neben dem Helden noch zwey andere Personen aufgestellt, welche die Nemesis so trifft, wie es deren Charakter und Handlungsweise erheischt. Ein Giftmischer, der aus Habsucht jede Niederträchtigkeit, jeden Mord zu begehen nicht scheut, kann seines schlecht erworbenen Reichthums nicht froh werden, weil er sein Leben lang, wo er geht und steht, von Todesfurcht geplagt ist. Endlich muß er an selbstbereitetem Gift und in höchster Qual sterben, so daß der Tod erst nach der Büßung seiner Sünden eintritt. Die andere Person ist ein Mann von heftigem, stürmischem, aber edelem Wesen. Unverdiente Leiden und Verfolgungen erbittern und entflammen ihn zur heißesten Rachsucht. Er wird durch sie zu zwey Mordthaten hingerissen, die er nicht mit dem Tode, sondern mit einem langen Leben in Demuth und Erniedrigung büßt. In dem Geschick dieser drey Personen sind drey ächttragische Motive, innerliche dargestellt: Freywilliger verklärender Opfertod für das höchste, edelste Gefühl des Lebens, für die Liebe — Vernichtung der ausgemachten Niederträchtigkeit in und durch sich selbst — Büßung leidenschaftlichen Handelns aus zu rechtfertigendem Zorn durch Selbstüberwindung. — Doch wir fürchten schon zu viele Tiefen der Betrachtung geöffnet zu haben, und wollen uns daher mit einem kühnen Sprunge auf die Oberfläche zurückschwingen.

Wir glauben in den vorliegenden, vermischten Schriften Houwald's bemerkt zu haben, daß der Geist des Verfassers sich auf eine, seiner Eigenthümlichkeit bey weitem angemessenere Weise in der Erzählungs- und Novellenform als in dramatischen Darstellungen zu bewegen verstehe. Dort weiß er uns die handelnden Personen auf recht malerischem Hintergrunde zu zeigen und ihre Gesinnung an den Tag zu geben, hier hindert gerade diese Tugend für jede Erzählung den raschen Fortschritt des Drama's, in welchem wir nicht aus Gesinnungen Handlungen begreifen, sondern in den Handlungen selbst die Gesinnung sehen wollen. Auch scheint die scharfbestimmte Architektonik des Drama's Herrn von Houwald weniger zu gelingen, als die durch leichte Uebergänge und Verschlingungen schön zu einem Ganzen sich vereinigenden Gruppen einer Erzählung. Wir können zum Beleg jenes Tadels das tragische Bild, die Freystätte, anführen. In diesem kleinen, einaktigen Drama ist edele Gesinnung, reines, schönes Gefühl, eine tiefe, wenn auch etwas melancholische, Lebensansicht ausgesprochen. Es ist aber gar keine dramatische Lebendigkeit darin, und wie die Hauptfiguren, von der Schwere harter Schicksale und herzangreifender Ereignisse erdrückt, zu Grunde gehen, so werden wir selbst von einem matten, lebensmüden Gefühl ergriffen. Es liegt dieser unangenehme Eindruck zum Theil darin, daß das ganze Drama nur der letzte Akt eines größeren ist, und wir müssen Herrn von Houwald danken, daß er ihn nicht zu den beliebten vier Akten neuerer Tragödien ausgesponnen, vielmehr versucht hat, jenem Uebelstande in Etwas abzuhelfen. Allein die Verflechtung eines häuslichen Zwistes in die tragische Begebenheit, welche noch dazu benutzt wird, die Lösung des Zwistes herbeyzuführen, kann einer solchen Absicht nicht förderlich seyn. Das Gegengewicht ist an und für sich zu klein und unangemessen, als daß es Wirkung thun könnte, ja es wird sogar lächerlich, wenn, wie es hier geschieht, ein Ehepaar, das ohne Schuld den häuslichen Zwist veranlaßt, sterben muß, damit das andere sich versöhne. Wir glauben, daß diese Wirkung des Stückes von seinem Verfasser keineswegs beabsichtigt, vielleicht kaum geahnet worden, da er das sterbende Ehepaar durchaus leidend dargestellt hat; dennoch liegt sie in der Zusammenstellung der Scenen, und wir müssen das Ganze, so fern es ein Drama seyn soll, mißglückt nennen. Es leidet mit einem Wort an jenem Vor- und Nachspielton, der höchstens für leichte Scherze und Intriguen, die der Augenblick schafft und vernichtet, geeignet ist.

Rühmende Erwähnung verdienen, außer den genannten Erzählungen, noch die Materialien zu einem Volkskalender, in welchen Herr von Houwald auf eine überraschende Weise den populären Ton zu treffen gewußt hat, welcher uns in Hebel's Schatzkästlein des Rheinischen Hausfreundes so lieb geworden ist.

Besonders wohl gefallen haben uns noch einige lyrische Gedichte, welche am Ende des zweyten Bändchens gegeben sind. Wir zeichnen darunter aus: „Wach auf!“ einen Kranz von sieben Sonnetten; ferner: „die weiße Rose;“ dann wieder vier Sonnette: „Wohin?“ — endlich „die Seelenwanderung.“ Es ist in ihnen, wie in den meisten Stücken dieser Sammlung, eine zu innerem Frieden eingekehrte Gesinnung und Ansicht der Welt ausgesprochen, welche man hie und da einen poetischen Pietismus nennen möchte, wäre mit dem Wort nicht eine zu böse Nebenbedeutung verknüpft. —

Digitized by Google

Roman.

Gran Tacanno oder Leben und Thaten eines Erzschelms. Komischer Roman frey nach dem Spanischen des Quevedo von Amalia Schoppe, geb. Weise. Verfasserin der Armide, Glück aus Leid, Schicksalswege der Verwaisten u. s. w. Leipzig, bey Taubert. 1826. 2 Thle.

Ref. gesteht, daß, als er vor einiger Zeit aus einer Buchhändleranzeige ersah, daß eine Dame sich an eine Uebersetzung des gran Tacanno von Quevedo gewagt habe, er sich eines Gefühls von Mißfallen nicht erwehren konnte. Seine Zweifel, ob eine solche Arbeit für eine Dame passend seyn könne, sind keineswegs auf die vermeintliche Unsittlichkeit des Romans begründet, sondern nur darauf, daß diesen gran Tacanno gut zu übersetzen, eine der schwierigsten Aufgaben für den erfahrensten Uebersetzer ist, da derselbe an unübersetzbaren Ausdrücken und Redensarten reicher ist, als vielleicht irgend ein anderes Produkt der spanischen Literatur. *) Ref. ist überzeugt, daß eine weit genauere Kenntniß der spanischen Sprache dazu gehört, um den gran Tacanno, als um den Calderon zu verstehen, und zwar eine Kenntniß, die sich kaum ohne einen längeren Aufenthalt in dem Lande selbst erlangen läßt. Daß eine Dame (sey es auch die geistreiche Schriftstellerin, die hier auftritt) diese genaue Kenntniß besitzen werde, war kaum zu erwarten. Ref. fürchtete daher mit Recht, daß dieß Unternehmen weder dem Original, noch der Uebersetzerin Ehre bringen würde. Ausserdem ist der gran Tacanno zwar nichts weniger als unsittlich; allein er ist roh, und es war weder zu erwarten noch zu wünschen, daß eine Frau alle Ausdrücke und Situationen, welche eine solche rücksichtslose Derbheit herbeoführen muß, verstehen oder wiedergeben könnte und möchte.

Nachdem nun Ref. vorliegende Uebersetzung durchgegangen, muß er aufrichtig gestehen, daß sie seine Erwartungen weit übertroffen, aber auch, daß sie seine Ansprüche keineswegs befriedigt hat. Indessen muß man gestehen, daß die Fehler ihrer Uebersetzung eben so sehr für das weibliche Zartgefühl der Uebersetzerin sprechen, als die großen Verdienste ihrer Leistung ihrem Geiste und Talent zur Ehre gereichen. Im Ganzen haben wir an der Uebersetzung zu tadeln, daß sie mehr die Erzählung des Originals, als dessen Geist wiedergibt. — Sie ist zu bearbeitet, zu glatt, und wenn wir auch zugeben, daß manche Stellen des Originals unübersetzbar und andere für deutsche Leser ungenießbar sind, so hätte doch in dieser Hinsicht mehr geschehen können, als geschehen ist. Anderseits finden wir häufig Redensarten wörtlich übersezt, welche zwar im Spanischen eine Anspielung, eine pointe enthalten, die aber im Deutschen wegfällt. Solche Stellen sollten entweder ausgelassen, oder ganz umgeschrieben werden — z. B. gleich S. 1. heißt es: „er sey von gutem Geschlecht gewesen, und nach seinem Trinken zu urtheilen, war die Sache glaublich." Im Spanischen heißt es: dicen que era de muy buena cepa y segun el bebia, era cosa para creer. Hier liegt die pointe in der Beziehung des Wortes cepa mit beber, dagegen zwischen dem Deutschen: Geschlecht und Trinken keine Beziehung ist. Sehr viele Stellen und Redensarten des Originals sind weggelassen, noch mehrere sind falsch übersezt und beweisen, daß die Uebersetzerin nicht sehr vertraut mit der spanischen Sprache ist. Indeß bemerken wir, daß der Titel eine freye Bearbeitung ankündigt, und diese Kriegslist jede ausführliche Kritik entwaffnen muß, insofern von einer Vergleichung mit dem Original die Rede ist. Quevedo führt seinen Helden nur bis Sevilla, wo er ihn im Begriff sich nach Amerika einzuschiffen verläßt. Die Uebersetzerin hat noch sieben Capitel hinzugefügt, welche die Abenteuer des gran Tacanno in Amerika enthalten. Die Sitten und gesellschaftlichen Verhältnisse in den spanischen Colonien im sechszehnten Jahrhundert einigermaßen treu zu beschreiben, kann, wie sich leicht denken läßt, einem deutschen Schriftsteller des 19ten Jahrhunderts unmöglich gelingen. Begebenheiten und Abenteuer lassen sich wohl erfinden, aber Sitten, Gebräuche und Lokal- oder Nationalcharaktere nicht; sie müssen entweder aus eigener Anschauung oder aus sichern Quellen geschöpft werden; beyde fehlen aber in diesem Falle ganz. Diese Fortsetzung des gran Tacanno war also eine sehr gewagte Unternehmung, doch will Ref. deßhalb nicht sagen, daß die Uebersetzerin besser gethan hätte, es nicht zu beginnen, denn obgleich sehr viel fehlt, daß die Fortsetzung als solche befriedigen könnte, so gereicht sie doch der geistreichen Verfasserin sehr zur Ehre. Sie hat wirklich eine solche Haltung, einen so glücklich durchgeführten Ton von derber Originalität, daß Ref. zwey-, dreymal das Vorwort durchlas, um sich zu überzeugen, daß diese Fortsetzung wirklich von der Uebersetzerin, und nicht aus irgend einem älteren Werke übersezt sey. Ref. gesteht, daß er in dieser Fortsetzung mehr originellen Geist gefunden hat, als in irgend einem andern Werke der geschätzten Verfasserin. Am wenigsten ist Ref. von den, dem vorliegenden Werk angehängten Noten erbaut worden. Sie sind größtentheils entweder unnütz oder unrichtig, während sehr viele Gegenstände, die wohl eine Erläuterung verdient hätten, übergangen worden sind. Einige Bey-

*) Wir nehmen jedoch den Cuento de cuentos von Quevedo aus, der eine eigentliche Sammlung von unübersetzbaren Redensarten ist.

Digitized by Google

ſpiele, wie ſie ſich gerade finden, mögen als Beweis dienen:

Anmerkung 4. (z. Cap. I.) Cavallero heißt nicht ſo viel als Glücksritter, und auch nicht eigentlich Ritter. — Es wäre ſchwer, im Deutſchen einen ganz analogen Ausdruck zu finden. Cavallero entſpricht genau dem engliſchen Gentleman, und in dieſer Bedeutung iſt es auch hier, ſo wie, wo es ſonſt vorkommt, zu nehmen. Wie das engliſche Gentleman, ſo wird freylich cavallero auch in einer ſchlimmern Bedeutung genommen, z. B. wenn (wie hier) der Sohn armer Eltern, gleichviel durch welche Mittel, höher hinaus will, wenn er den großen Herrn ſpielen will, u. ſ. w.

(Cap. 9.) Anmerkung 3. „Die Spanier halten es für ein Laſter und abſcheuliche Völlerey den Wein ohne Waſſer zu trinken.“ Die Spanier trinken im Gegentheil ſelten oder nie den Wein mit Waſſer.

(Cap. 15.) Anmerkung 4. „In Spanien war und iſt das Volk voll Aberglauben, u. ſ. w.“ In keinem Lande findet man weniger Aberglauben, als in Spanien, man müßte denn die Lehren der katholiſchen Kirche, den Glauben an Heilige u. ſ. w. Aberglauben nennen. Alles, was Geſpenſter und Hexenglauben u. ſ. w. betrifft, iſt in Spanien faſt ganz unbekannt; dieſen Aberglauben muß man bey den aufgeklärten Engländern, Deutſchen und Franzoſen ſuchen.

Doch es würde uns zu weit führen, wenn wir die Citate vermehren wollten; ſo viel iſt gewiß, daß dieſe Anmerkungen eine wahre Verunſtaltung des Werkes ſind. Noch möchten wir fragen, warum ſo oft in der Ueberſetzung der Ausdruck freſſen vorkommt, da er doch im Spaniſchen gar nicht exiſtirt? — warum unnöthigerweiſe einen roheren Ausdruck brauchen, als das Original hat? —

Ref. hofft, daß ſein motivirter Tadel einer ſo ausgezeichneten Frau, wie die Ueberſetzerin, nicht mißfallen werde, und daß ſie ihn auch neben den Lobhudeleyen, an denen es nicht fehlen wird, berückſichtigen werde. Im Allgemeinen iſt gewiß an dem vorliegenden Werke mehr zu loben, als zu tadeln, und die Ueberſetzerin verdient den herzlichſten Dank des Publikums für dieſe Gabe. Schlimm genug, daß es einer ſolchen Entſchuldigung oder Verwahrung bedarf, wie die Vorrede enthält. Es gibt ſchwerlich einen traurigern Beweis von dem unſeligen Zuſtand unſerer Literatur und unſerer öffentlichen Moralität, als daß Werke, wie der gran Tacanno, die in derbem Humor Thorheiten und Laſter ſchildern, ohne aber je in lüſterne Schilderungen oder unanſtändige Details zu gehen, einer Entſchuldigung bedürfen; während die Romane eines Clauren in allen Leihbibliotheken und auf allen Toiletten zu finden ſind. Schwerlich hat je die Literatur irgend einer Zeit oder irgend eines Volkes etwas Schlechteres und Schlechtmachenderes hervorgebracht, als dieſe ganze Schule von Romanen und Novellen. In ihnen wird jede Schwäche, jedes Laſter, jede Schlechtigkeit unter einer verführeriſchen Geſtalt gezeigt und mit ein paar Tugenden behängt; in ihnen zeigt ſich ein ſo gänzlicher Mangel an irgend einem moraliſchen Halt, eine ſolche Verwirrung der Begriffe, eine ſolche gemeine, feige, markloſe Schlechtigkeit, daß der Beyfall, den ſie gefunden haben, als eines der traurigſten „Zeichen der Zeit“ jedem denkenden Menſchen erſcheinen muß — als ein Zeichen der Zeit, was Vieles in der Geſchichte der letzten zwanzig Jahre und in dem Zuſtand unſeres Vaterlandes erklären kann. Die Unſittlichkeit eines Romans beſteht nicht darin, daß er das Laſter ſchildert, ſondern darin, daß er es als liebenswürdig, als angenehm darſtellt, daß er den Verſtand und das Gefühl für Recht und Unrecht verwirrt, und durch lüſterne Schilderungen die Sinne beſticht. Das Protokoll eines Criminalprozeſſes oder eine anatomiſche Abhandlung iſt kein unſittliches Werk, eben ſo wenig wird ein geſunder Verſtand in dem gran Tacanno etwas Unſittliches finden.

Aus Italien.

(Fortſetzung.)

— In dem noch im Laufe des vorigen Jahres zu Palermo bey Lorenz Dato erſchienenen erſten Bande eines Prospetto della Storia letteraria di Sicilia nel Secolo XVIII, dell' abate Domen. Scinà, regio Storiografo gibt Hr. Scinà Kenntniß von den ausgezeichneten Männern, welche ſich im XVIII. Jahrhundert darauf verlegt haben, die Köpfe der Sizilianer zu geſunden Studien hinzuleiten, und von denen noch rühmliche Denkmäler ihrer Verdienſte um Wiſſenſchaften und Literatur übrig ſind; auch liefert er, was namentlich den Inhalt des erſten Abſchnittes ausmacht, intereſſante Notizen, betreffend die Mittel des öffentlichen Unterrichts und der öffentlichen Kultur in Sizilien während des angegebenen Zeitpunkts. In den erſten dreyßig Jahren des achtzehnten Jahrhunderts und auch ſpäter noch wütheten in Sizilien innerliche Kriege und Faktionen. Dazu kam ein beſtändiger Wechſel der Landesherrſchaft, Erdbeben, Epidemien, Theurung, Zwietracht zwiſchen den geiſtlichen und weltlichen Behörden zur Zeit des Interdiktes, öffentlicher und Privathaß, Verbannungs-Urtheile und Güter-Confiscationen. Unter ſolchen Calamitäten konnten die Studien nicht gedeihen. Inzwiſchen eröffneten doch die Theatiner-Mönche zu Palermo ein recht gutes Seminarium für die Erziehung junger Adelicher und beriefen tüchtige Profeſſoren von verſchiedenen italieniſchen Univerſitäten nach Sizilien.

(Die Fortſetzung folgt.)

Nr. 26.

Literatur-Blatt.

Freitag, den 31. März 1826.

Kirchengeschichte.

Précis des débats théologiques qui, depuis quelques années, ont agité la ville de Genève; par J. J. Chenevière, pasteur et professeur en théologie, à Genève, chez J. J. Paschond. 1824. 121 S. 8.

Défense de la venerable Compagnie des Pasteurs de Genève; à l'occasion d'un ecrit intitulé: veritable histoire des Momiers. Ohne Druck-Ort. 10 S. 8.

Die jüngsthin in diesem Lit. Bl. angezeigte sogenannte „wahrhafte Geschichte der Momiersekte" hat die vorstehenden zwey Gegenschriften veranlaßt, welche sich beyde als Vertheidigungen der Genferischen Geistlichkeit ankünden, die eine redlich und wahrhaft, die andere in Lug und Trug. Es ist nämlich die letztere anonyme Flugschrift aus einer Falschmünzer-Werkstätte der Jesuiten zu Freyburg (im Uechtland) hervorgegangen und sie verdient in allen Hinsichten ein Werk der Finsterniß genannt zu werden. Mit arger Tücke wird, in der angeblich von dem Prediger-Verein in Genf ausgehenden und in seinem Namen verfaßten Schrift, demselben die unverhüllte Verläugnung alles positiven Christenthums und das Geständniß, es verwerfe der Protestantismus alle Dogmen desselben unbedingt und ungetheilt — in den Mund gelegt. „Die Zeit zu schweigen ist vorüber (läßt man ihn unter anderm sagen). Gibt es wohl eine bestimmbare Gränze für die Entdeckungen des Genie's im Gebiete der Religion, die doch nichts anders ist, als die Wissenschaft des Unendlichen? Der Ruhm der Reformatoren der Kirche besteht nicht darin, dieses oder jenes geglaubt, sondern jeden besonderen, als eine Pflicht auferlegten Glauben verworfen zu haben. In der That kann Niemand anders, als vermittelst der Vernunft, untersuchen; die Vernunft urtheilt nur über das, was sie fassen kann; folglich wird kein Protestant, der seine Pflicht nach den Grundgesetzen seiner Religion ausübt, eine unverständliche Glaubenslehre für wahr annehmen. Unsere Prediger, wenn sie die Göttlichkeit Christi nicht anerkennen und ihn nur als ein reines Geschöpf betrachten, nehmen also keine andere Macht in Anspruch, als die, welche jedem Menschen natürlich eigen ist, ohne irgend eine, außerordentliche oder göttliche, Sendung, und darin sind sie consequent. Man kann ihnen glauben oder nicht — wie man will; dieß ist das Recht eines jeden und ein durch die Reformation geheiligtes Recht, die somit unerschütterlich auf ihren Grundfesten ruhen bleibt." — Wer sollte in dieser Sprache nicht alsbald die Gemeinplätze der gewöhnlichen Polemik gegen den Protestantismus erkennen, an dessen Entstellungen und Fälschungen sich die Verherrlichung der alleinseligmachenden Kirche bequem anreihen läßt. Auch diese wird hier den Genfer Geistlichen versteckter Weise, nämlich als Vorwurf gegen die Separatisten ihrer Kirche, angedichtet. „Jeder Protestant, der über seine Religion unterrichtet ist, wird die Momiers als inconsequente Papisten betrachten, die nur noch einen Schritt zu thun haben, um sich mit den Katholiken zu vereinigen. Ihre Grundsätze nöthigen sie dazu, denn sobald man aus irgend einem Grunde die Macht in das Gebiet der Religion einschreiten läßt, hört man von der einen Seite auf, Protestant zu seyn, und fällt von der andern in Ungereimtheiten, es sey denn, daß man sich der größten Macht unterwerfe. Zudem ist diese größte Macht nach dem allgemeinen Zugeständniß unstreitig keine andere, als die der römischen Kirche." — und zum Trumpf wird auch vollends noch J. J. Rousseau's Autorität angerufen. Das Pamphlet von Jesuiter Art und Kunst, durch seine Werkzeuge in Menge unter das Volk vertheilt, ist am spätesten in Genf selbst bekannt geworden; eine in Schweizerblättern stehende Kundmachung des Staatsraths von Genf beschränkt sich auf die einfache Erklärung: es sey die anonyme Flugschrift der genferischen Geistlichkeit völlig fremd, ohne ihr Zuthun und Vorwissen verfaßt und erschienen.

Anders verhält es sich mit dem Abrisse der neuerlichen theologischen Fehden in Genf, die der vollkommen

sachkundige, gelehrte und in (die kirchlichen Dissidenten ausgenommen) ungetheilter Achtung stehende Professor und Pfarrer Hr. Chenevière, aus den Akten geschöpft, mittheilt; durch die man einen richtigen Begriff über den Zusammenhang der in dem seltsamen Streit einander folgenden Erscheinungen erhält, und hinwieder auch die darin als handelnde Personen bedeutsam auftretenden Menschen zu beurtheilen in den Stand gesezt wird.

Von dem ersten Zeichen gleichsam neuer kirchlicher Bewegungen, in dem unter Napoleons Scepter für Genf eingetretenen Zeitpunkt politischer Stille, gibt der Verfasser von einer im März 1810 eingereichten anonymen Denkschrift aus, die sich über allzugroße Einfachheit des protestantischen Kultus beklagte, und mit der gleichzeitig die erste Bildung religiöser Conventikel bemerkt ward. Diese erhielten drey Jahre später durch die Gegenwart der Frau von Krudener ein vermehrtes Gewicht und Ansehen, und diese Dame war es, die dem eben so unwissenden als eingebildeten Studenten Empeytaz den Kopf verrückte. Wohlmeinend gewarnt, gestand derselbe wiederholt sein Unrecht ein, verhieß Besserung, und trieb Morgen wieder was Gestern, reiste auch bald darauf ab, um der Frau von Krudener zu folgen, und warf aus der Ferne seine Verketzerungsschrift gegen Genf aus. Beym hergestellten Continental-Frieden trafen alsdann englische Methodisten in Genf ein, die damit umgingen, den vorlängst schon dieser Stadt ertheilten Namen des protestantischen Roms neu zu begründen, und in ihr einen Mittelpunkt für alle Anstrebungen des anglicanischen Methodismus anzulegen. Der Theologe Haldane und der Kaufmann oder Wechsler Drummond waren die Häuptlinge dieser Missionare, der leztere verwandte Geldsummen auf die Unterstützung seiner Lehre. Als sie die erwartete Aufnahme und die Unterstützung ihrer Plane von Seite der Lehrer und Prediger in Genf nicht erhielten, und als ihren anmaßenden, auch sogar drohenden Zumuthungen Entschlossenheit und Festigkeit gegenüber gestellt wurden, da wandten sie sich von den Lehrern und Männern an die Schüler und Frauen, wodurch die früher schon vorbereitete Trennung allmählig größer und anschaulicher ward, und mittelst derselben auch etliche Prediger gewonnen wurden. Diese brachten die polemische Dogmatik auf die Kanzel, und um dem um sich greifenden Uebel Schranken zu setzen, ward am 3ten Mai 1817 von dem Predigervereine die Verordnung erlassen, welche Erörterungen auf der Kanzel über die göttliche Natur Christi, über die Erbsünde, über die Gnadenwahl und die Prädestination untersagte. Der nächste Zweck dieser Verordnung blieb nun zwar nicht unerfüllt; die Gegner aber führten den Federkrieg weiter fort, und die Angriffe von außen her mehrten sich. Ein durch böse Ränke und während der Revolutionsstürme verschuldete Excesse übel berüchtigter Anwalt, Jacques Grenus, ließ sich zu verläumderischen persönlichen Angriffen gegen die Vorsteher der Geistlichkeit gebrauchen, und es ist derselbe der gegen ihn schon ausgesprochenen Strafe nur durch den Tod entgangen; die seit länger als einem Jahrhundert beseitigten Streitfragen über das helvetische Glaubensbekenntniß (von 1566) wurden wieder aufgewärmt, und noch im Jahr 1817 trat Hr. Malan auf, der bis auf diese Stunde das Haupt, wenigstens das sichtbare Haupt, der genferischen Kirchentrennung geblieben ist. „Hr. Malan (sagt der Verf.) ist ein Mann voll hübscher Talente: er ist Maler, Tonkünstler, macht artige Verse und singt gut; mit der Gabe eines guten und leichten Vortrags verbindet er ein unbegränztes Vertrauen in sich selbst, und vielen Stolz. Außer Stand, sich durch gründliche Kenntnisse und Scharfsinn auszuzeichnen, aber von Eitelkeit getrieben, sich um jeden Preis Auszeichnung zu verschaffen, warf er sich den Fremdlingen in die Arme, und ward ihr lenksames Werkzeug. Von S. 45 bis 92 wird das Betragen dieses jungen Mannes, so wie das Verfahren der kirchlichen und bürgerlichen Behörden gegen ihn, urkundlich erzählt, und es steht dabey die langmüthige Nachsicht und Milde der einen gegen die heuchlerische Falschheit und die störrische Anmaßung des andern in merkwürdigem Contraste. Eines Auszuges ist diese Darstellung nicht fähig, sie muß im Zusammenhange gelesen werden. Zum Schlusse trägt Hr. Cheneviére eine Würdigung des Methodismus vor, die wir insofern für richtig halten, als sie die Erscheinungen desselben in Genf, und den Charakter seiner hier auftretenden Anhänger zeichnet; für eine umfassende und unpartheyische Zeichnung des Methodismus in England kann sie hingegen nicht gelten, dafür ist sie aber auch nicht gegeben worden. Ueber den Hauptvorwurf aller Methodisten-Angriffe auf die genferische Geistlichkeit (die Verläugnung der Gottheit Christi) erklärt sich Hr. Cheneviére also: Was ich im Namen unser aller bezeugen kann, ist dieses: unter den Predigern der Kirche von Genf findet sich keiner, der nicht liebevoll Jesum Christum als seinen Erlöser und Vermittler anerkennt; keiner, der nicht mit dem Apostel spricht: Es ist kein Heil außer ihm, und kein anderer Name ward den Menschen gegeben, durch welchen sie selig werden mögen.“ Was will man darüber hinaus noch weiter verlangen? Wer das glaubt, sollte der kein Christ seyn? Will man auch über schwierige Fragen und tiefe Geheimnisse eine Uebereinstimmung verlangen, die in ungleich viel klareren und faßlicheren Dingen so selten angetroffen wird? Die Foderung wäre nur lächerlich, wofern sie nicht zugleich traurig seyn würde, indem sie für Zwist und Fehden den unseligen Stoff liefert.

Digitized by Google

Moral.

Parabeln von Dr. C. S. Günsburg. Drittes Bändchen. Breslau, bey Josef Max und Komp. 1826. 178 S. 8.

Denkt man an die langweiligen moralischen Betrachtungen, Andachten, Erbauungen und Ermahnungen, womit Deutschland seit einigen Jahrhunderten überschwemmt wird, so glaubt man in einer Sandwüste zu baden und wendet gern den Blick zu Werken hin, in welchen die Tugend zugleich liebenswürdig erscheint, die aber nur selten wie Oasen in der allgemeinen theologisch-moralischen Dürre zum Vorschein kommen. Unsere Sinnlichkeit, ja unser Laster pflegen wir prächtig und geschmackvoll aufzuputzen; die Tugend aber, heißt es, soll für sich selbst um ihrer selbst willen gelten, sie braucht keines Schmucks, keiner Empfehlung, ja sie bewährt ihre innere Vortrefflichkeit und Liebenswürdigkeit am sichersten, wenn sie im schlechtesten Gewand, in einer wohl gar abschreckenden Gesellschaft erscheint und wir dennoch auf sie achten; darum stellen wir sie auch beständig auf die Probe, vorzüglich auf die Wasserprobe der Compendien und Postillen. Leider heißt sich Moral predigen lassen, oder sich langweilen in Deutschland ziemlich ein und dasselbe; und doch ist eben nichts unerträglicher, als eine langweilige Tugend, und nichts in der Welt sollte weniger langweilig gemacht werden, als eben die Tugend. Viele Moralprediger gefallen sich darin, die Tugend in ein System zu bringen, nach Capiteln und Paragraphen, und doch richten sich die Frommen so wenig darnach, als die Dichter nach dem System eines Aesthetikers. Aechte Tugend und ächtes Genie brauchen niemals Regeln nachzuschlagen, sondern sie treffen sie immer, weil sie sie erst machen. Andere Moralprediger wählen sich einen guten Spruch aus, und untersuchen und kommentiren ihn bis zum Unerträglichen. Statt dessen hätten sie aus der Bibel selber lernen können, daß die Moral immer am schönsten und eindringlichsten in Beyspielen und Gleichnissen gepredigt wird. Die dürren prosaischen Ermahnungen sprechen nur den Verstand an und geben uns todte Begriffe; das Gleichniß aber, oder die Parabel, gewährt uns eine lebendige Anschauung und beschäftigt eben so unsere Einbildungskraft, als sie Empfindungen im Herzen weckt. Immer aber muß das Herz thätig seyn, wenn wir tugendhaft handeln. In sanften Gefühlen keimen die Triebe zur Tugend, durch sie werden gute Entschließungen herbeygeführt, so wie edle Handlungen von ihnen begleitet werden. Ein kaltes Lehrbuch, das die Moral mathematisch abhandelt und Rechte und Pflichten auf zwey Schaalen wägt, ist so widerlich, als ein Mensch seyn würde, der mit kaltem Verstande nur einem Gebote der Pflicht gemäß, nicht aus einem natürlichen Gefühl uns liebte und wohl thäte.

Bekanntlich hat Krummacher in seinen großentheils trefflichen Parabeln die Weise der Biblischen nachgeahmt, Hr. Günsburg ist ihm gefolgt. Sein Werk enthält Lehren der Moral, die durch Gleichnisse anschaulich gemacht werden. Oft sind es Sprüche der Weisheit und der reinsten Menschenliebe, die er in der poetischen Einkleidung uns freundlicher und eindringlicher an die Seele legt; oft weckt er nur leise in uns die Stimmung zur Tugend, indem er sanfte und zärtliche Gefühle erregt. Zuweilen erzählt er geschichtliche Charakterzüge und fügt die moralische Nutzanwendung hinzu; noch öfter aber bringt er uns eine Naturanschauung und findet in derselben eine symbolische Bedeutung für die Handlungen des Menschen. Dieß sind die zartesten und zugleich originellsten Parabeln des H. Günsburg. Er wandelt durch die Flur, er steigt auf einen Berg, und überall bieten ihm die einfachsten Gegenstände ein schönes Bild für die sinnige Betrachtung dar. Die Bilder sind nie gelehrt oder gesucht, immer kommen sie wie von selbst, jeder kennt sie und wird nur durch die neue Deutung überrascht. Eben so einfach und würdig ist die Moral selbst. Eine edle Sitteneinfalt, wie sie unter den Schriftstellern selten geworden ist, zeichnet die vorliegenden Parabeln durchgängig aus. Ein Herz voll Reinheit und Güte, mit der Natur und ihrer Sprache vertraut, muß wieder zum Herzen sprechen. Der reine milde Ton des Ganzen, die glückliche Wahl und eindringliche Darstellung der sittlichen Beyspiele, die Erweckung durchaus edler, ja oft der zartesten Empfindungen, machen Hrn. Günsburgs Werk sehr empfehlenswerth, besonders für Eltern und Erzieher. Wir heben hier aus dem dritten Bändchen die 28ste, 29ste und 48ste Parabel zur Probe heraus:

Das Trankopfer.

Aron, der hohe Priester Israels, sah einstens einen Mann mit zweyen Kannen Weines in die Stiftshütte eilen.

Wo willst du hin, Freund? fragte er den Eilenden.

Zum Altar des Herrn, erwiederte jener, ich will diesen Wein hier Gott zum Trankopfer darbringen.

Geh' dort in jene Hütte, versetzte der Hohepriester, gib deinen Wein dem armen, kranken Aminadab, und du hast dem Herrn das beste Trankopfer dargebracht.

Herr, sprach der Opferbringer, du hast uns ja selbst gelehrt, nur in der Stiftshütte, dort im Tempel Jehovah's zu opfern.

Digitized by Google

So gebe ich dir denn jezt die andere Lehre, daß der schönste Tempel des Herrn die Wohnung der Armen und Kranken ist, in welcher wir Noth und Schmerzen lindern.

Dieß sagend, ging er mit dem Manne hin in die Wohnung Aminadab's, und sie labten dort den armen, alten, kranken Mann. Sie brachten daselbst ein Trankopfer, das dem Herrn angenehm war.

Der Zehrpfennig
oder
die Lehre beym Abschiede.

Als Chananjah seinen jüngern Freund Mischael in die Fremde schickte, erbat dieser sich beym Abschiede eine Lehre, die ihm zur Richtschnur dienen sollte durch's ganze Leben.

Du forderst viel, mein Sohn, sprach jener, und das gerade in dem Augenblicke, wo du mich verlassen willst. Doch habe ich, mein Lieber, wohl früher daran gedacht, dir einen Zehrpfennig, wie du ihn verlangst, zu geben, und jezt sollst du ihn erhalten. Merke dir demnach, mein lieber Sohn, daß alle künftige Tage deines Lebens, und die Zeit überhaupt, zunächst aus dreyen Theilen besteht, aus gestern, heute und morgen.

Der gestrige, der vergangene Tag, gleicht einem Zucht- und Lehrmeister; sey verständig und aufmerksam auf das, was er dich gelehrt; und du wirst gewiß, durch die Erfahrung unterwiesen, wissen, was du zu thun oder zu lassen hast.

Der gegenwärtige, der heutige Tag, gleicht einem angenehmen Freunde, den man, weil er so jung ist, seiner lieblichen, anmuthigen Gesellschaft wegen liebt. Sey du indeß verständig, und denke an die Jugend und Erfahrungslosigkeit dieses Freundes, traue ihm wenig, und hüte dich vor seinen jugendlichen Thorheiten.

Den dritten, den kommenden Tag, betrachte als einen ganz unbekannten Fremden, auf den du wenig oder gar nicht bauen kannst; er kann gut und freundlich, er kann auch bös und tückisch seyn, er kann auch wohl gar ganz wegbleiben.

Dieß merke dir, mein Sohn, und du wirst nie straucheln, und Thorheit oder Bosheit nie zu bereuen haben.

Und dankend, mit einer Thräne im Auge, küßte Mischael seinen väterlichen Freund, ergriff den Wanderstab, und zog von dannen.

Chananjah aber stand da, und schaute nach dem Lieblinge seines Herzens, so lange das Auge ihm folgen konnte, und als er auf einen Seitenweg umbog, und seinen Augen entrückt war, erflehte er über ihn nach alter, frommer Sitte, des Herrn heiligen Seegen.

Der Born.

Auf einem Spaziergange, den Männer von verschiedenen Religionsparthegen mit einander machten, stritten alle mit einander, welche von ihren Religionen die seligmachende sey.

Es geriethen alle in Eifer, und der Gegenstand wurde mit vieler Heftigkeit behandelt.

Ein einziger unter ihnen, der Friedfertigste und Besonnenste, blieb ruhig, und hörte gelassen ihrem Streite zu; die Geschichte hat uns nicht überliefert, welcher Religionspartheg er angehörte: gleich viel, er war verständig und tugendhaft, fromm und bescheiden, und dieß mag uns genügen.

Wie nun die Streitenden sich sehr ereifert hatten, kamen sie an einen Brunnen, und fühlten alle das Bedürfniß ihren Durst zu löschen, was auch mit großer Emsigkeit von jedem geschah, bis Jedermann sich gestärkt und erquickt fühlte.

Der fromme und bescheidene Mann, dessen wir oben gedachten, der ruhig den früheren Streit anhörte, trat jezt als Redner auf, und ließ sich also vernehmen: „Ich habe, meine Freunde, euren Streit, welche von allen Religionen die seligmachende sey, ganz ruhig vernommen, und mancherley Betrachtungen darüber angestellt. Jezt aber, da ihr alle aus diesem Brunnen mit Lust und Freude getrunken habt, jezt ist mir die nähere Erkenntniß geworden, und vergönnt ihr es mir, so will ich sie euch mittheilen."

„Sehr gerne," erwiederten jene, „sprich, wir wollen hören."

„Nun wohl," erwiederte der Mann." „Ihr Männer verschiedener Glaubenspartheyen, ihr habet alle Durst empfunden, und habet diesen Durst gelöscht aus einem Brunnen, der Brunnen aber ist von schwachen Menschenhänden gegraben, und doch hat er euch alle erquicket und belebet, und ihr hegt noch den thörichten Glauben, daß der göttliche Brunnen, der Born des Heils und der Glückseeligkeit, zu klein wäre, um den Durst verschiedener Menschen, die nach ihm lechzen, zu löschen? ihr traut dem, was Menschenhände geschaffen, mehr Vielumfassendes und Reichhaltiges zu, als dem Göttlichen? O ihr Thoren, geht doch in euch, und überzeugt euch, daß der Born des Heils, die Seligkeit des Herrn, groß und vielumfassend, und jedermann zugänglich ist. Unter allerley Volk, wer aus ihm schöpfen will, der kann es, und der gütige Gott fragt nicht, ob er zu diesem oder jenem Glauben sich bekennt; die Tugend ist an kein Land, an kein Volk, an keine Religionspartheg ausschließlich gebunden, und wer eigenmächtig und neidisch die Seligkeit eines andern ausnehmen will, der hat selbst nie Seligkeit gekannt, der wird sie nie kosten." So sprach der gottesfürchtige Mann. Die Streitenden aber sahen einander friedlich an, und riefen einstimmig: „fürwahr, er hat recht geredet, laßt uns alle schöpfen aus dem Born des Heils, und es beweisen durch Wort und That."

Digitized by Google

Nr. 27.

Literatur-Blatt.

Dienstag, den 4. April 1826.

Geschichte

Memoires du genéral Morillo etc. Paris 1826. 452 S.

Der General Morillo hat zwar bekanntlich gegen diese, unter seinem Namen erschienenen, Memoiren protestirt; allein wir können dennoch nicht umhin, dem würdigen Grafen von Cartagena die Vaterschaft in gewisser Hinsicht zuzusprechen und diese Gelegenheit zu benutzen, einige Worte über den Gegenstand zu sagen. Diese Memoiren sind nicht geradezu als ein literarischer Betrug anzusehen, da die Herausgeber in der Vorrede selbst sagen, wie sie entstanden sind; 1820 nämlich ließ Morillo eine Broschüre drucken, welche eine Rechtfertigung seines Betragens in Amerika, gegen die Beschuldigungen eines gewissen Marino in der Gazeta de la Isla de Leon enthält. *) — Aus dieser (unläugbar von Morillo herrührenden) Schrift, und aus zwey handschriftlichen Berichten von den militärischen Operationen in Amerika, in den Jahren 1818 und 19, von den Stabsofficieren Correa und Ciri, sind nun diese Mémoires du Général Morillo zusammengebacken worden. Sie enthalten demnach zwar wirklich Nachrichten von Morillo über sich selbst und sein Betragen in Amerika, sind aber nichts weniger als mémoires du Général Morillo in dem gewöhnlichen Sinn des Wortes. Ob Morillo wirklich Willens ist, memoires zu schreiben und bekannt zu machen, wissen wir freylich nicht, doch glauben wir, daß seine persönlichen Freunde wünschen müssen, daß dieß nicht geschehen möge. Welche Verdienste auch Morillo um sein Vaterland in dem Befreyungskrieg gegen Napoleon mag erworben haben, so sind das Ende seiner politischen und militärischen Laufbahn, sein Betragen während der zwey letzten Jahre der konstitutionellen Regierung, die Weise, wie er diese 1823 verrieth, und die aus der mit den französischen Feldherrn geschlossenen, Capitulation nur zu sichtbaren Rücksichten, die bey dieser Gelegenheit sein Betragen leiteten, von der Art, daß er selbst am meisten Ursache haben muß, zu wünschen, daß er und alles, was ihn angeht, in Vergessenheit gerathen möge, und des bekannten spanischen Sprichworts eingedenk zu seyn: „Wenn man's umrührt, wird es noch ärger." Doch wir kommen zu dem vorliegenden Werk zurück und zu dem Zeitraum in Morillo's Leben, auf den es sich bezieht, und gestehen, daß es uns in mancher Hinsicht nicht ohne Interesse schien, besonders wegen der vielen offiziellen Aktenstücke, die es theils im Text, theils im Anhang enthält: hauptsächlich Proklamationen, Capitulationen und Briefe von den Anführern der verschiedenen Partheyen. Was Morillo's persönliches Betragen betrifft, und die Wahrheit oder Unwahrheit der gegen ihn erhobenen Beschuldigungen, so fehlen uns die nöthigen Angaben und Belege seiner Gegner, um darüber entscheiden zu können, ob seine Vertheidigung wirklich hinreicht, ihn zu rechtfertigen. Der Hauptvorwurf der Grausamkeit und der Wortbrüchigkeit, den die Columbier Morillo machen, und den dieser ihnen zurückgibt, ist wahrscheinlich von beyden Seiten begründet und von beyden Seiten übertrieben worden. Den Vorwurf, daß er sich auf Kosten des Staates bereichert habe, hat Morillo am triftigsten widerlegt; auch hat ihm darin die öffentliche Meinung aller Partheyen in Spanien Gerechtigkeit widerfahren lassen.

Wir kommen nun von dieser, Morillo persönlich angehenden Seite der vorliegenden Schrift auf die Geschichte der Epoche selbst, die sie enthält, nämlich die des columbischen Unabhängigkeitskrieges von 1815 bis 1820. Die Erzählung der militärischen Operationen gewährt kein großes Interesse, sie ist äußerst unklar und einseitig. Das Erste mag zum Theil von der Art der Kriegsführung selbst herrühren, theils von dem Mangel einer guten Charte der Provinzen, worin der Krieg geführt wurde; das Zweyte rührt von der Partheylichkeit der Erzähler und von dem gänzlichen Mangel an vergleichenden Nachrichten über die Plane und Bewegungen des Feindes her. Der Tapfer-

*) Manifiesto que hace a la nacion espannola el teniente general Don Pablo Morillo etc. etc. con motivo de las calumnias etc. publicadas contra su persona etc. en Cadiz, libreria de Juan Gutierres 1820.

Digitized by Google

keit und der Ausdauer und Mannszucht seiner Truppen gibt Morillo ein eben so wohlverdientes als rühmliches Zeugniß. Die Mühseligkeiten und Entbehrungen aller Art, welche die spanischen Soldaten in diesem unglücklichen Kriege ertragen haben, übertreffen vielleicht alles, was die Geschichte von der Art aufzuweisen hat. Bey beständigen Hin- und Herzügen, bey ungeheuren Tagemärschen, bald durch glühende Wüsten, bald durch unermeßliche Sümpfe und über reißende Flüsse, fast ohne Nahrungsmittel, beständig von der Reiterey des Feindes umschwärmt, zeigten diese Truppen eine Standhaftigkeit und bey jeder Gelegenheit einen Muth und eine Tapferkeit, die eines glücklicheren Erfolges werth war. „Zuweilen (heißt es S. 227) mußten sie ungeheure Wüsten durchziehen, wo nur selten einige Pfützen schlammigen Wassers zur Stillung des wüthenden Durstes zu finden waren und zur Kühlung bey der glühenden Hitze. Zu andern Zeiten mußten sie oft vier bis fünf Leguas bis an den Gürtel im Sumpf marschiren, oder durch Flüsse, von 60 varas Breite, bis an den Mund im Wasser waten, ohne durch hinreichende Lebensmittel oder irgend eine Erquickung ihre Kräfte aufrecht halten zu können. Die geringsten Gefahren, die dem Soldaten bey einem Krieg in jenen Gegenden drohen, sind die der Schlachten und Gefechte; da er gewohnt ist, diesen zu begegnen, haben sie nichts Schreckliches für ihn. Aber die Wälder, die Ströme, die Wüsten und Sümpfe Amerika's stellen ihm fast mit jedem Schritt neue Gefahren, neue Feinde entgegen, die er zu bekämpfen nicht gewohnt ist *). In diesem Lande hatte das spanische Heer oft während sieben Monaten kein anderes Nahrungsmittel, als gebratenes Fleisch, immer ohne Brod, meistens ohne Salz." — Nach der Schlacht bey Calabozo machte das spanische Heer in 24 Stunden zwanzig Leguas, und zwar in so guter Ordnung, daß es noch am selben Abend den Angriff der feindlichen Reiterey abschlug. Es gibt wirklich vielleicht keinen größeren Beweis, wie wenig die amerikanischen Republiken, und namentlich Columbia, von einer europäischen Expedition zu fürchten haben, als die, in diesem Werke von den spanischen Feldherren und spanischen Officieren angeführten, Thatsachen. „Die glänzendsten militärischen Talente, die längste Erfahrung scheitern oft gegen die Unternehmungen eines Feindes, dem seine eigene Wildheit (barbarie) Hülfsmittel an die Hand gibt, der bey seinen Rückzügen Schutz in Gegenden findet, die ihm allein zugänglich sind, und in Sitten, die der wilden Thiere würdig sind, denen er gleicht. Jeder unserer Siege schien den Ausgang des Krieges entscheiden zu müssen, und immer fing das Blutvergießen von Neuem an. Die unermeßlichen Ebenen liefern den Rebellen eine wahrhaft unerschöpfliche Menge von Pferden und anderen wilden Thieren, die allen ihren Bedürfnissen genügen. Durch einen reißenden Strom setzen oder mit einem wüthenden Stier kämpfen, ist nur ein Spiel für die Eingebornen dieses Landes, u. s. w." (S. 167) Für die Tapferkeit dieser Reiterey bedarf es wohl keines weitern Beweises, als daß sie häufig (z. B. bey Ortiz S. 155) stelle, von Fußvolk und Geschütz vertheidigte Anhöhen wegzunehmen versuchte.

Wir wenden uns zu dem Theil des Werkes, den man den diplomatischen nennen könnte. Während die Vorfälle des Krieges Morillo's bekannten militärischen Ruf bewährten, beweist dagegen sein eigenes Zeugniß und die in diesem Werk enthaltenen Aktenstücke, daß man kaum ungeschickteren Händen den politischen Theil der Beruhigung jener Provinzen hätte anvertrauen können. Diese Seite des Gegenstandes hat wirklich etwas Komisches. Während man sonst Morillo Härte und Grausamkeit gegen die Rebellen vorwarf, erscheint er hier so weichherzig, daß man zuweilen an seinem gesunden Menschenverstande zweifeln möchte. S. 12 erzählt er von Arismendi, dem Anführer der Rebellen auf Margarita, er habe einst 500 Spanier auf einem Scheiterhaufen verbrannt, zu dem sie selbst das Holz herbeyschleppen mußten, und versichert dann: diesen selben Arismendi habe er nicht nur ungekränkt in seiner Heimath gelassen, sondern ihn sogar mit Auszeichnung behandelt und an seine Tafel gezogen! Das heißt denn doch „die Milch der menschlichen Natur" weit treiben! — Späterhin beklagt er sich aber bitterlich, daß dieser Arismendi dennoch die Fahne der Empörung wieder erhoben habe, sobald Morillo die Insel verlassen hatte. Morillo muß kein großer Menschenkenner seyn, wenn er glaubte, daß Arismendi eine Amnestie annehmen konnte, nachdem er 500 Spanier verbrannt hatte.

Morillo's Lieblingsfach scheint das Proklamationenschreiben zu seyn. Man findet ihrer in diesem Werk eine Unzahl, von jeder Länge und Gattung; es ist eine wahre Musterkarte von Proklamationen. Zum Theil sind sie so rührend, daß die Columbier wahre Marmorherzen haben mußten, um ihnen zu widerstehen. Un-

*) Anmerkung. Bey dem Uebergang über die Ströme sind besonders zwey Fische sehr beschwerlich. Der erste, eine Art von raya, hält sich in ungeheurer Menge im Grund des Wassers auf, er trägt scharfe Stacheln auf dem Kopfe, die in die Fußsohlen dringen, der Wiederhaken wegen schwer herauszuziehen sind und oft heftige Convulsionen verursachen. Der andere, caribe genannt, ist sehr klein, rothfarb und hat scharfe Zähne. Wenn Verwundete in's Wasser gehen, so werfen sich diese kleinen Fische schaarenweise auf die Wunde, und zerfleischen in einem Augenblick das ganze Glied, ohne daß man sich ihrer erwehren könnte.

glücklicherweise aber scheint ein gegenseitiges Mißverständniß stattgefunden zu haben; Morillo wird gar nicht müde, den Columbiern Amnestien anzubieten, eine immer lockender und rührender als die andere; er beklagt in den beweglichsten Redensarten die Undankbarkeit dieser verirrten Kinder, die seine väterliche Milde zurückstoßen. Die Rebellen dagegen fragen auch nicht im Geringsten nach seinen Amnestien, sondern verlangen Unabhängigkeit. Nun ist es aber sehr natürlich, daß, wenn jemand ein Ding verlangt und der andere bietet ihm etwas ganz Verschiedenes an, worauf der erste gar keinen Werth legt, es schwerlich zu einem Verständniß zwischen beyden kommen kann.

Das Resultat dieser Expedition ist ein schlagender Beweis, wie wenig alle materiellen Hülfsmittel zum Ziele führen können, wenn eine Unternehmung und die Art der Ausführung nicht auf die wahre Lage der Dinge, sondern auf ein eingebildetes, diese oder jene Vorurtheile oder Eitelkeiten schmeichelndes Trugbild berechnet sind. Morillo geht in seinen Unternehmungen, wie in seinen Proklamationen immer von dem Gesichtspunkt aus, daß die große Mehrzahl der Bewohner jener Provinzen in ihrem Herzen die treusten und loyalsten Unterthanen des Königs von Spanien seyen, daß sie sich nach der Rückkehr unter seinen väterlichen Scepter sehnen, daß sie die „Handvoll Elender, Verführer u. s. w., die sie unterdrücken und irregeleitet haben" verabscheuen; er gibt sich alle erdenkliche Mühe, den Leuten zu beweisen und sie glauben zu machen, daß sie keine Empörer, sondern loyale Unterthanen seyen, während die beständige Fortdauer und Zunahme des Widerstandes, die Nutzlosigkeit aller Siege, aller Aufforderungen, aller Amnestien dem guten Manne beweisen sollten, daß er auf der falschen Spur ist. Zuweilen hat er sogar die Güte, den Starrköpfen statistische Vorlesungen zu halten, worin er ihnen die Vortheile der spanischen Oberherrschaft und die schrecklichen Folgen der Unabhängigkeit recht beweglich darstellt — Alles umsonst! —

Der Anhang des vorliegenden Werkes enthält den Briefwechsel zwischen Bolivar und Morillo, welcher der Abschließung des Waffenstillstandes von Trurillo vorherging. — Er wird für eine künftige Geschichte dieser merkwürdigen Ereignisse nicht ohne Interesse seyn. Zuweilen kann man sich dabey des Gedankens nicht ganz erwehren, daß Bolivar den spanischen Feldherrn bey der ganzen Sache nicht wenig hinter's Licht geführt habe. Sogar der Ton seiner Briefe hat zuweilen etwas, das man beynahe für Persiflage halten könnte.

Unsere Absicht bey dieser Anzeige war, anzudeuten, daß diese Mémoires trotz Morillo's Protestation, doch für die Kenntniß jener Ereignisse und Morillo's selbst nicht ohne Wichtigkeit sind, und somit schließen wir mit dem Wunsche, nicht eher wieder etwas von Morillo zu hören, als bis er die galizischen Klostergüter, die ihm 1823 so sehr am Herzen lagen, wieder erhalten hat, was wahrscheinlich etwas lange dauern wird.

Dichtkunst.

Virgil's Gedicht vom Landbau. Deutsch von Dr. Joseph Nürnberger. Dantzig bey Louis Bozon. 1825.

Allen deutschen Uebersetzern der Alten wäre ein so richtiger Blick und Takt zu gönnen, als ihn der sehr weltkluge, und doch eben so gelehrte, eben so talentvolle Wieland besaß. Ehe er noch vielleicht daran gedacht hatte, die vaterländische Welt mit dem Satyriker Horaz zu beschenken, wie sie, ehrlich gestanden, noch heute keinen zweyten hat, da verdeutschte oder zerdeutschte vielmehr Rammler bereits Horazische Oden in den Sylbenmaßen des Originals.

Die HH. Gelehrten staunten sie als etwas unerhört Neues an, rühmten und empfahlen sie; allein außer ihnen mochte sie kein Mensch lesen. Heute sind sie völlig vergessen; und Mangelsdorf, bekanntlich ein besserer Lateiner, als Geschichtschreiber, hat sich in seinem Hausbedarf der Geschichte vor der lieben Jugend förmlich lustig über sie gemacht.

Nach Rammler erschien Voß mit seinen Uebersetzungen der Griechen, und blieb, weil Bürger mit seinem Homer in Jamben wenig Glück gemacht hatte, abermals bey dem steifen Orakelspruche der Schule: „Man halte sich nach Sylbenmaße und Ausdrücke unerbittlich streng an das Original." Die gelehrten Schuldirektoren riefen ihre Bravos und Da Capo's, wie bey Rammlern; und diese zwar sehr getreuen, allein auch eben so kalten und starrenden Uebersetzungen wurden höchstens von ihnen zur eigenen Nachhülfe — in der Stille und mit dem Motto „geschwind, ehe es jemand erfährt!" — richtig nur wieder allein gelesen. Das bestärkte den gelehrten Voß in seinem engbrüstigen Glauben, bis er zuletzt das Verdeutschen der Alten nach seiner Weise fast wie fabrikmäßig betrieb. Der Großfürst der neuern Philologen, Wolf, obschon er seine eigenen Uebersetzungen von einem kleinen pedantischen Anfluge des deutschen Schulstaubes nicht frey zu erhalten wußte, spöttelte doch selbst darüber, und meinte, Voß müsse nun schon alle Winter seinen Griechen einschlachten, anders thue er es nicht.

Digitized by Google

Zulezt kam der allgemein gefeyerte Schiller an den Einfall, das, was Blumauer — dieser längst nicht nach Verdienst gewürdigte, eminente Kopf — bey seiner travestirten Aeneide im Scherz gethan hatte, auch im völligen Ernste zu versuchen, und mehrere der herrlichsten Stellen aus dem erwähnten Epos in Reimen zu übersetzen. Und gewiß, wäre er nicht zu stolz gewesen, um den Grundsatz der Engländer und Franzosen anzunehmen: „Man muß, um die Alten den Neuern wirklich lesbar zu machen, ihnen, so viel als möglich, von dem Genius der Nation zu geben suchen, für welche man übersezt;" so würden wir von seiner Hand vielleicht eine Aeneide erlebt haben, wie sie uns nach ihm nicht leicht ein Zweyter geben wird.

Der Schillerische Versuch hatte auf unsere Literatur mindestens den guten Einfluß, daß sich seit seiner Erscheinung mehrere an das Wagstück machten, die ewig jungen Meisterwerke der Alten in gereimten Dolmetschungen zu liefern. Man halte von unserer reimlosen Poesie, was man will oder kann; so wird man doch gestehen müssen, daß, wenn man auch nicht so darüber urtheilen mag, wie eine deutsche Dame, welche sie mit einer eigenen Naivetät gegen uns einst Verse in Prosa nannte, solche Werke, wie Goethens Iphigenia und Hermann und Dorothea, oder Voßens Luise höchstens zu den glücklichen Ausnahmen gehören, und daß unsere Nation im Ganzen noch weniger Geschmack daran gefunden hat, als die englische an den ihrigen der Art. Wer sich in den Fesseln des Reims nicht leicht und keck zu bewegen weiß, mag er sonst Geist, Herz und Phantasie besitzen, er wird unter uns Deutschen schwerlich je den Namen eines vorzüglichen, geschweige denn eines großen Dichters auf die Länge der Zeit behaupten können. Darüber hat, dünkt uns, die Erfahrung zu lange und zu laut entschieden, als daß sich das Geringste dagegen einwenden ließe.

Der vorliegende Versuch des Herrn Dr. Nürnberger, das unnachahmlich schöne Gedicht Virgils in deutsche Jamben zu übertragen, läßt sich rücksichtlich seiner Ausführung zwar keineswegs durchgängig vertheidigen. Die geschmackvollen Philologen, die Meister in der Kunst der Auslegung, werden manches daran tadeln müssen, und wer an deutsche Poesie gewöhnt ist, wird die Jamben des Herrn Dr. Nürnberger oft zu steif und hart finden, als daß sie den sanftbeweglichen Strom der Virgilischen Hexameter nur von fern erreichen könnten. Doch bleibt die Idee des Versuches immer lobenswerth. Die Versart an sich, wenn sie mit poetischem Genie behandelt wird, die Jamben scheinen uns zu einer glücklichen Verdeutschung dieses stets mit Recht bewunderten Virgilischen Meisterwerkes, die entschiedensten Vorzüge vor dem vaterländischen Hexameter zu haben, welcher für die meisten deutschen Ohren beständig eine widrige Steifheit behält, und stets fade klingt, wenn er nicht durch überwiegende Schönheit der Gedanken unaufhörlich so zu sagen gedeckt wird. Und sollte der Hr. Dr. Nürnberger durch diese seine mühevolle Arbeit auch nichts weiter bewirkt haben, als dieß: daß ein vorzüglich dichterischer Geist auf dem Wege, den er eingeschlagen hat, künftig fortfahre, die gelungensten Stellen seiner Uebersetzung dankbar benuße, das Ganze mehr mit der bezaubernden Grazie, die dem Originale in der Ursprache eigen ist, ausstatte, und demselben im Tone eine größere Einheit und Gleichförmigkeit zu geben strebe; so würde das Verdienst, welches er sich dadurch um unsere schöne Literatur erworben hat, fürwahr nichts weniger, als gering seyn.

Sollte aber der Hr. Dr. N., die kritische Feile in der Hand, sich noch ein zweytes, oder lieber, drittes, viertes bis sechstes Mal an dieses sein Geisteswerk selbst machen wollen; so würden wir ihm freundschaftlich den dreyfachen Rath ertheilen:

1) Sich eine noch unumschränktere Herrschaft über den widerspenstigen Reim zu erwerben; denn wer in dem Originale seit Jahren zu Hause ist, merkt es wohl, wie nicht selten das Aeffchen mit der poetischen Schelle bey seiner Uebertragung, statt der gehorchende zu seyn, der leider befehlende Theil geworden ist.

2) Den Anfang des Gedichts, der in der Urschrift bey aller Versteckheit gleichwohl so deutlich den Meister verräth, doch ja mit ganz vorzüglicher Strenge auszufeilen und abzurunden; denn er ist, wie die Ouvertüre von Glucks Iphigenia, einfach und ungesucht, aber bis zum Sprechen wahr und treffend.

3) Eine bloß willkürliche Auslassung des Artikels (wie Ges. I. V. 186): „die größten Haufen Korn's macht Kornwurm's Raubgier schwinden," künftig sorgfältig zu vermeiden. Der Herr Vers. braucht, wenn auch nicht mit den Adelungen, nur mit seinem eigenen besseren Genius zu Rathe zu gehn, um sogleich zu finden, daß ein solcher Mangel weder für poetische Licenz gelten, noch mit dem rhythmischen Numerus vereinigt werden kann, und das aus dem einfachen Grunde, weil er dem Geiste unserer Sprache durchaus entgegen ist. An allen solchen Stellen, wo dieses Ueberhüpfen des Artikels sichtbar wurde — und sie kommen leider sehr häufig vor — schien uns der Sylbenklang nicht auf Füßen, sondern auf Stelzen vorwärts zu schreiten; und wo bleibt dann die Grazie, zumal in einem so ernsthaften und so vollendeten Gedichte?

Ernst Woldemar.

Digitized by Google

Nr. 28.

Literatur-Blatt.

Freitag, den 7. April 1826.

Literatur-Geschichte.

De la littérature Allemande. Deux fragmens du cours de littérature Allemande donné à Genève par Mr. Chrétien Muller, docteur de l'université d'Jena etc. Genève, J. J. Pachoud. Paris, rue de Seine Nro. 48. 1826. 83 S. 8.

Es erscheint so viel Neues in der Literatur, was eigentlich alt ist; hier finden wir einmal etwas Altes, was doch sehr neu ist. Hr. Dr. Müller sagt uns zwar über die deutsche Literatur nicht viel, was wir nicht schon gehört hätten, aber daß, und wie er es den Franzosen sagt, ist neu und unerhört. Wie sehr haben die Zeiten sich verändert. Ehemals holte man Frankreich nach Deutschland, jezt bringt man Deutschland nach Frankreich. Ein Deutscher wagt es, in Genf, an der Wiege des französischen Geistes, in der Musterschule des französischen Geschmacks, in der zweyten Hauptstadt der französischen Literatur, in der Vaterstadt Rousseau's und zwey Stunden von Voltaire's Musensitz die Franzosen Geschmack zu lehren, und zwar den deutschen Geschmack. Er wagt es, mit der Fackel der Wahrheit ihre Vorurtheile zu beleuchten, und treibt diejenigen, durch welche sie sich geschmeichelt fühlen, wie leere Schatten von dannen, indem er ihnen zugleich andere aufdeckt, die sie beschämen. Er zeigt ihnen nicht nur, daß sie geirrt haben in der grenzenlosen Ueberschäzung einer falschen Richtung ihrer eigenen Literatur, sondern auch, daß ihre Geringschäzung der deutschen Literatur grundlos und thöricht gewesen, und daß sie vielmehr von den Deutschen lernen sollten. Dennoch findet er geneigtes Gehör, und der Ton seiner Schrift verkündet, daß er vor einem Publikum spricht, welches eine günstige Stimmung für die deutsche Literatur schon mitgebracht hat. Er verhält sich, wie ein Gast, welcher gern gesehen und willkommen ist, und den man neugierig auffordert, von seiner schönen Heimath zu erzählen.

Wir dürfen es bey unsern Lesern bereits als mehr oder weniger bekannt annehmen, daß die ausschließliche Herrschaft des antiken Geschmacks, die Nachahmung der griechischen und römischen Muster nach den engherzigen Regeln des sogenannten goldnen Zeitalters unter Ludwig XIV. in Frankreich allmählich zu Ende geht, daß eine neue mächtige Parthey den romantischen Geschmack, worunter sie jedoch mehr eine nationelle, dem Glauben und den Sitten der Gegenwart und der heimischen Natur angemessene Poesie, als einen mittelalterlichen Ultramontanismus verstehen, in seine alte Würde wiedereingesezt hat, und daß beyde Partheyen unter dem Namen der Classischen und Romantischen sich gewaltig anfeinden. Die Franzosen wiederholen nur das Schauspiel eines Kampfes, der in Deutschland schon um fünfzig Jahre früher sich erhoben. Wie der romantische Geschmack auf kritischem Wege in Deutschland durch Lessing und Herder vorbereitet worden, so in Frankreich später vorzüglich durch Madame de Staël-Holstein; wie in Deutschland für die christliche Romantik des Mittelalters eine Schule sich gebildet, so glänzt in Frankreich Chateaubriand; wie vorzüglich Goethe und Schiller die einheimische Sprache vom alten Zwange befreyt, und die Poesie zur Natur und zum Vaterlande zurückgeführt, so versuchen Delavigne und la Martine in Frankreich jezt dasselbe. Die romantische Parthey ist daselbst im Steigen, weil sie neu ist, weil ihr Geist an und für sich ergreifender ist, als derjenige der kopirten Classicität, und weil er dem Geist der Nation huldigt. Es ist aber sehr natürlich, daß diese Parthey sich mit der deutschen Literatur befreundet, weil sie hier denselben Geist wiederfindet. Man hat angefangen, auf jeder höhern Lehranstalt in Frankreich in der deutschen Sprache zu unterweisen; täglich erscheinen in Paris Uebersetzungen von deutschen Büchern, und die Urbanität der Genfer verschmäht den nordischen Apostel nicht.

Es verdient aber öffentliche Anerkennung, und wir müssen es als Deutsche dem Herrn Dr. Müller Dank wissen, daß er sich bey dem delikaten Geschäft mit eben so viel Anstand als Geschick zu benehmen weiß. Er hatte zwey Fehler zu vermeiden, und der rechte Weg zwischen beyden war nur durch eine feine Linie bezeichnet, die er

Digitized by Google

glücklich zu halten verstanden hat. Wenn er nur um ein Kleines zu viel auf sein Publikum Rücksicht genommen und den Franzosen zu viel geschmeichelt, in der Behandlung seines Gegenstandes den eigenthümlichen Neigungen der Franzosen oder den geringen Fassungskräften derselben zu viel nachgegeben und den erhabenen Gegenstand desfalls herabgewürdigt hätte, sey es auch nur in der guten Absicht, desto besser verstanden zu werden, so würden wir, seine Landsleute, ihn wie billig gering geschäzt, und in seinem Unternehmen vielleicht nur eine Charlatanerie erblickt haben, ja wahrhaft wißbegierige Franzosen selbst würden der zu großen Gefälligkeit ihres Lehrers mißtraut haben. Wenn er aber nur um ein Kleines zu wenig auf sein Publikum Rücksicht genommen und sich im Nationalstolz überhoben hätte, so würden die Franzosen sich beleidigt oder gekränkt gefühlt haben, und sein Wort hätte keine gute Statt gefunden. Er vergibt indeß der Ehre des deutschen Namens und der Würde seines Gegenstandes so wenig, als der Delikatesse seiner Stellung. Er behauptet sich mit Leichtigkeit auf der zarten Linie, die wir bezeichnet haben. Geistige Gewandtheit, vielseitige Bildung, Unpartheylichkeit, und ein gewisser weltbürgerlicher Sinn, den die Franzosen von jeher zu schätzen gewußt, machen ihn fähig, sein Unternehmen würdig auszuführen.

Die vorliegende kleine französische Schrift, die übrigens den deutschen Ton weder verleugnet, noch verleugnen will, enthält die Einleitung zu den Vorlesungen über die deutsche Literatur, welche Herr Müller in Genf gehalten hat und noch hält, und ein Fragment aus denselben über den Unterschied der klassischen und romantischen Poesie. In der Einleitung werden die Gründe erwogen, nach welchen die Kenntniß der deutschen Literatur den Franzosen interessant seyn muß. Der Verfasser verfolgt den historischen Gang, welchen die literarische Bildung genommen, und erklärt die Umstände, welche veranlaßt haben, daß die Franzosen früher gar kein Interesse für unsere Literatur gewinnen konnten, und daß dieses Interesse jezt bey ihnen so lebhaft erwacht ist. Er führt die frühern wegwerfenden Urtheile der Franzosen und die neuern günstigen an, indem er sie zugleich berichtigt. Dagegen erwähnt er auch die günstigen und ungünstigen Urtheile der Deutschen über die französische Literatur, und beweist, daß wir die großen Vorzüge der Franzosen auf keine Weise mißkennen, wenn wir uns auch gegen die Geschmacklosigkeit und Tyranney des siècle de Louis quatorze auflehnen müssen. Er findet es mithin eben so billig, als schön, daß die Franzosen endlich auch unsre Vorzüge kennen und schätzen lernen, ein Wechselverhältniß, wie es unter gebildeten Nationen immer stattfinden soll und der humanen Bildung Europa's und des neunzehnten Jahrhunderts angemessen ist. Mit Recht behauptet er sodann, daß eben jene eigenthümlichen Vorzüge verschiedener Nationen so innig und unveräußerlich an die Sprache, die Sitten, den Geist derselben und an die Natur ihres Landes gebunden sind, wie das Leben des Menschen an seinen Körper, daß es daher nur ein vergebliches Streben sey, wenn ein Volk diese Eigenthümlichkeiten des andern kopiren wolle, daß also auch die Franzosen uns so wenig nachahmen sollen, als wir sie länger nachzuahmen Lust haben werden. Sogar Uebersetzungen seyen nicht im Stande, den eigenthümlichen Charakter deutscher Nationalwerke wiederzugeben, und zumal die französische Sprache reiche dafür nicht aus, da sie die ärmste und zugleich gesetzmäßigste, die deutsche hingegen die reichste und zugleich freyeste unter den europäischen Sprachen sey. Alle, auch die besten Proben beweisen, daß die Franzosen, um den Sinn der deutschen Poesie wiederzugeben, mit Umschreibungen sich behelfen müssen, wobey der Hauch und das Colorit des Originals sich immer verwische, eine Wahrheit, die schon Madame de Staël-Holstein nicht oft genug wiederholen konnte. Er verlangt also, daß die Franzosen selbst deutsch lernen sollen, wenn sie uns kennen lernen wollen.

Der Verfasser geht hierauf in den Plan seiner Vorlesungen ein, und entwickelt die Grundsätze, nach welchen er verfahren will. Er theilt die deutsche Literatur nach bekannten historischen Perioden ab, und beginnt mit den ältesten Denkmahlen der Sprache. Jeder Periode will er eine allgemeine Charakteristik vorangehen lassen, dann als Belege einzelne Fragmente aus den vorzüglichsten deutschen Werken dieser Periode in einer Art von Chrestomathie mittheilen, und endlich diese Erzeugnisse des deutschen Geistes mit den gleichzeitigen oder ähnlichen anderer Nationen vergleichen. Dieser Plan ist allerdings dem Gegenstand wie dem Publikum vollkommen angemessen und übersichtlich. Wir müssen in mancher Hinsicht bedauern, daß der Verfasser uns nicht auch Proben von der Ausführung seines Planes gegeben, daß er nicht den ganzen Cursus seiner Vorlesungen hat drucken lassen. Aus dem wenigen, was er uns bietet, erkennen wir, daß er seinen Gegenstand geistvoll und besonders in einer klaren Uebersicht behandelt haben muß, und an diesen Eigenschaften gebricht es sehr oft unsern vaterländischen Lehrern der Literatur, welche gewöhnlich zu umständlich und philologisch verfahren, und zu einer gewissen deutschen Pedanterey sich sogar verpflichtet glauben. Auch ist der Standpunkt des Verfassers seiner Ansicht sehr günstig. Wenn wir unser Vaterland verlassen, so erscheint es uns weit merkwürdiger und interessanter als früher, da wir noch darin lebten. Wenn wir den Fremden von unserer Heimath erzählen, so wird uns das Alltägliche daran neu, das Gewöhnliche auffallend,

Digitized by

das Unscheinbare wichtig, das früher kaum Bemerkte bedeutungsvoll werden. Wir gehen in die Illusion der Fremden ein, und wir selbst gewinnen ein neues Verständniß über das längst Bekannte. Die Vergleichung mit dem Fremden dient dem Einheimischen zur Folie. Selbst die Uebersicht über das Bekannte wird uns klarer, weil wir, um die Fremden nicht zu verwirren, uns immer an das Wichtigste halten müssen, oder weil das, was die Fremden am meisten interessirt, sich von selbst als das Wichtigste herausstellt. Auf diese Weise hätte Herr Müller uns vielleicht ein größeres Werk liefern können, das sich vor manchen ähnlichen ausgezeichnet hätte; wir sehen indeß die Schwierigkeiten vollkommen ein, welche der Verfasser hätte bekämpfen müssen, wenn er die Proben deutscher Poesie in der französischen Uebersetzung, die sich mündlich leicht wenigstens versuchen und kommentiren läßt, drucken lassen wollte. Möge er in Genf, und wo möglich später in Paris selbst, sein humanes Unternehmen fortsetzen, und nur mündlich wirken, so weit sein Geist ihm Mittel dazu darbietet.

Nachdem Herr Dr. Müller, was über die äußern Verhältnisse zu sagen war, mit aller nöthigen Feinheit und Besonnenheit auseinandergesezt hat, fügt er seiner Einleitung noch die Charakteristik der deutschen Sprache und Literatur im Allgemeinen bey. Alles, was er darüber sagt, ist, wenn nicht immer neu, doch wohlbegründet, zweckdienlich und geistreich dargestellt. Insbesondere hebt er das republikanische Element der deutschen Literatur hervor, wozu er hauptsächlich durch den strengen Gegensatz der französischen Hofsprache und Hofliteratur aufgefordert werden mußte. Sehr schön entwickelt er den Charakter jener wunderbaren Demokratie von Geistern, welche der deutschen Literatur sich bemeistert, und jede Dictatur, jede steife Etikette zurückweisend, zwar in mannigfachen Partheyen sich zerspalten, doch alle Kraft und Größe stets aus dem Demos geschöpft, deren Helden, von keiner Hofgunst gehoben oder verdorben, aus der Mitte des Volks aufgestanden, deren Werke das freyeste Erzeugniß der angebornen genialen Natur, keiner künstlichen Erziehung sind. Darum seyen wir auch nicht der Meinung, daß ein goldnes Zeitalter von Dichtern aussterben könne, wie ein altes Königshaus, sondern jedes neue Geschlecht traue sich zu, aus eigener Kraft sich neuen Glanz zu geben; man richte die großen Schriftsteller mit tribunicischer Strenge, weil man nicht zweifle, daß sie ersezt werden können. „Wir sehen, daß einige Nationen sich mit dem begnügen, was ein paar Jahrhunderte hindurch ihre Dichter und großen Literatoren an Ideen, Gesinnungen oder wenigstens an eleganten und regelrechten Phrasen hervorgebracht. Indem sie diese Werke als eine klassische Schatzkammer betrachten, hüten sie dieselbe beständig und wagen nicht mehr, sich davon zu entfernen. Ohne Zweifel gibt es nur wenige Italiener und Franzosen, welche den Gedanken ertragen können, daß es möglich sey, ihren Tasso, ihren Racine oder ihren Voltaire zu übertreffen. Ganz anders ist es in Deutschland. Es gibt keinen Schriftsteller, keinen Dichter in diesem Lande, dessen Ruhm ohne Rückhalt und allgemein anerkannt wäre. Welchen Tadel, welche Kritik hat man über Schiller, Goethe, Herder und die übrigen Heroen unserer Literatur ergehen lassen! Bey den Deutschen hat kein Ruhm, kein literarisches Ansehen fünfzig Jahre lang gedauert, ohne gewaltig angefochten oder in Zweifel gezogen worden zu seyn. Die Deutschen sind eben keine Liebhaber einer unabänderlichen Autorität.“

In der zweyten Abhandlung verbreitet sich der Verfasser über den Unterschied des klassischen und romantischen Geschmackes. Er entwickelt zunächst die historischen Veranlassungen, welche die klassische oder antike Bildung in Europa so allgemein gemacht, gesteht derselben alle ihre Vorzüge zu, läßt sie aber doch nur als etwas Fremdes, Angenommenes gelten, und bezeichnet eben darum die ihr entgegengesezte romantische Richtung als eine Rückkehr zur angebornen Natur, zum vaterländischen Sinn, zur nationellen Eigenthümlichkeit. Er läßt den Vortrefflichkeiten der Griechen und Römer, die vollste Gerechtigkeit widerfahren, verwirft aber die Nachahmung derselben und beweist, daß eine vollkommene Nachahmung unmöglich sey. Jede Nation solle bey sich einkehren, und den Reichthum der eignen Natur sich aufschließen. Sehr schön sezt der Verfasser auseinander, daß auch die Griechen nur dadurch groß geworden seyen, daß sie ihre eigne Nationalität rein und vollkommen ausgebildet.

„Man predigt uns immer und immer von der Schönheit der griechischen Poesie und bringt sie uns als Regel auf. Wahrlich, diese Poesie ist sehr schön, und man weiß dieß wenigstens bey uns so gut als in Frankreich. Aber warum ist sie so schön? Weil sie die Religion, die Geschichte, den Thatengeist und die Sitten *ihres* Landes besingt. Sie war also bey den Griechen auch nur Romantik. Selbst Aristoteles, dieser ausgezeichnete Geist, war romantisch, weil er die Gesetze der nationellen Originalität, des nationellen Genies und der nationellen Religion ehrte, und weil er weit entfernt war, ein Gesetz für die Nachahmung zu geben. Der erhabenste unter ihren romantischen Dichtern aber war Plato. Man gebe uns dieselbe Religion und Geschichte, dieselben Erinnerungen und denselben Nationalgeist wieder, man gebe uns die Feste, die Sprache, die Sitten, die Gebräuche, die Künste, die Vorurtheile und die Luft Griechenlands wieder, man gebe uns Griechenland ganz, und wir werden keinen Augenblick säumen, die Poesie dieses Landes wieder anzunehmen; bis dahin aber gestatte man uns, bey uns selber zu bleiben, Deutsche zu

Digitized by Google

seyn in Deutschland, und es verkehrt zu finden, eine andere Nation nachzuäffen, alle ihre Regeln zu befolgen, und uns mit Gewalt zu zwingen, sie zu seyn, wenn alle Verhältnisse anders geworden sind, und wenn nicht die mindeste Verwandtschaft mehr zwischen uns stattfindet. Warum sollen wir denn mit aller Gewalt uns dem Vaterland entfremden? Die Franzosen selbst kommen allmählich auch auf diese Grundsätze zurück. Sie haben die Chöre der griechischen Tragödie abgeschaffet, weil das Theater, das Volk, ihre Sitten und Gewohnheiten nicht mehr die nämlichen sind. Es ist doch auffallend, daß die französische Literatur die griechische, wenn nicht zum Muster, doch wenigstens zum Spiegel nimmt, während die deutsche, ohne den großen Geistern Griechenlands ihre Bewunderung zu versagen, die erste Regel der Hellenen befolgt, nämlich die, bey ihrem Gott, bey ihrem Vaterlande und bey ihrem Volke zu bleiben." — Sodann führt der Verfasser den schlagenden Beweis, daß die deutsche Literatur nie schlechter gewesen, als zu der Zeit, da sie den Geschmack von den Fremden, namentlich von den Franzosen, borgte, und daß sie von dem Augenblick an, in welchem sie das fremde Joch von sich warf, seit Lessing die größten Männer und eine unsterbliche Literatur hervorgebracht hat. Indeß verkennt er nicht, daß man in der altgriechischen Literatur, ohne in die Manier und Affektation derselben zu fallen, doch einen Schatz von goldenen Regeln entdecken kann, welche gleich die Strahlen der Sonne allen Zeiten und allen Ländern angehören. Er vergleicht sonach, was in Frankreich, was in Deutschland für und wider die Romantik gethan worden ist, und begründet darauf seine Erörterungen der romantisch-deutschen Literatur, des Hauptgegenstandes seiner Vorlesungen.

Es könnte leicht der Fall seyn, daß die alte französische Literatur, gleich andern abgelegten Pariser Moden, in Deutschland noch eifrigere Anhänger hätte, als in Frankreich selbst, und daß diesen Herrn Müllers Unternehmen als eine wahre Vermessenheit erschiene. Wir übrigen Deutschen wollen uns aber über seinen Versuch von Herzen freuen und ihm Glück dazu wünschen. Sollte wider Vermuthen eine nationelle Halsstarrigkeit den deutschen Propheten dennoch aus Frankreich zurückstoßen, so dürfen wir uns wenigstens damit trösten, daß wir nicht leicht einen geschicktern literarischen Diplomaten über den Rhein hätten schicken können, und daß wir uns seines Unternehmens, es mag nun gelingen oder nicht, auf keine Weise zu schämen haben. W. M.

R o m a n.

Die Aufrührer. Eine Erzählung aus den Zeiten des Bauernkriegs, von Fr. Rother. Berl. 1826. 201 S. 8.

Wenn Deutsche es versuchen wollen, dem Geschmacke der Zeit zu opfern und in der Manier des großen Unbekannten Historienmaler zu werden; so bietet der deutsche Bauernkrieg durch das Ungewöhnliche der Verhältnisse, durch die Mannigfaltigkeit der Situationen, und durch den günstigen Umstand, daß wir unseren Tagen weder zu nahe gerückt, noch denselben zu weit entrückt sind, der malenden Phantasie ein weites, fruchtbares Feld. Bey den äußeren und inneren Schwierigkeiten eines solchen Unternehmens thut es dem Leser und Beurtheiler wohl, wenn er wenigstens den guten Willen des Schriftstellers, sein sichtbares, wenn auch mißlingendes, Ringen nach Wahrheit und Charakteristik loben kann; desto unangenehmer ist das Gefühl, wenn man eine Schrift mit dem Ausbängeschilde eines historischen Romans, nicht nur als solchen, sondern auch als einfache Erzählung nach jeder Rücksicht mißlungen nennen muß.

Der Bauernkrieg dient in vorliegender Geschichte eigentlich zu nichts, als die Periode anzugeben, weil jeder Geschichte doch ein Zeitpunkt angewiesen werden muß; es ließe sich aber den Figuren dieses Gemäldes, wie sie reden und handeln, mit gleicher Wahrscheinlichkeit jeder Zeitpunkt der deutschen Geschichte, zwischen Varus Niederlage und dem Pariser Frieden, unterlegen. Ohne die Spur eines Bemühens, den Charakter der Zeit, der verschiedenen Stände und einzelnen Menschen zu individualisiren, spinnt sich der Faden der Erzählung ab, deren Fabel eine der trivialsten ist, und die beständig an Heinrich von Eichenfels und Rose von Tannenburg erinnert, (unbeschadet der Achtung, die diesen Kinderschriften gebührt). Von den höheren Betrachtungen und Gleichnissen, welche, ein integrirender Theil unserer Romane, auch hier, doch ziemlich sparsam, zu finden sind, ist auch nicht Eines neu, passend, wahr, oder wenigstens gut und richtig ausgedrückt; wir würden aber diese Bemerkung nicht gemacht haben, wenn nicht dieser Fehler, an dem so viele Produkte unserer geistigen Malerey leiden, hier so durchgreifend wäre, daß, wenn wir die Seiten 27, 67, 69, 91, 118, 126, 129, auszeichnen, wir den sämmtlichen Blumenvorrath erschöpfen, und unsere Behauptung gewiß vollständig rechtfertigen.

Kurz, das unangenehme Gefühl, dem man nur zu häufig ausgesetzt ist, wenn man sich auf dem fruchtbaren Acker, auf dem die deutschen Romane wachsen, umsieht, ist hier unabweislich; man glaubt sich in eine Bettlerbude, oder in den Saal eines Wirthshauses versetzt, wo Thalia ihren wandernden Tempel gezimmert hat; ein unbedeutendes Schauspiel wird von wunderlichen Personen schlecht aufgeführt, und man bedauert den unbekannten Dichter, der sich also muß quälen lassen; die indiskrete Stimme des Soufflenrs reicht überdieß hin, um uns dieses peinliche Vergnügen doppelt genießen zu lassen.

Es mag seyn, daß der Verfasser keine großen Ansprüche gemacht hat; er hat aber vielleicht vergessen, daß Wahrheit, oder wenigstens das Ringen nach Wahrheit, die allererste und unerläßliche Foderung ist, die man an jedes Werk macht, an das Erhabenste wie an das Niedrigste.

Rien n'est beau que le vrai, le vrai seul est aimable,
Il doit regner partout et même dans la fable.

Digitized by Google

Nr. 29.

Literatur-Blatt.

Dienstag, den 11. April 1826.

Theater-Literatur.

Dramaturgische Blätter, nebst einem Anhange noch ungedruckter Aufsätze über das deutsche Theater und Berichten über die englische Bühne, geschrieben auf einer Reise im Jahr 1817, von Ludwig Tieck. Erstes Bändchen. Breslau, bey Josef Max und Comp. 1826.

Es erheben sich in der neuesten Zeit mehrere Stimmen gegen die Verderbniß des deutschen Theaters. Wessenbergs Schrift „über den sittlichen Einfluß der Schaubühne" (worüber im Lit. Blatt von 1824 in Nro. 95. berichtet worden) greift die Wendung, welche das Theater genommen, von Seiten der Sittlichkeit an, ohne jedoch die poetische Freyheit desselben anzutasten. Im lezten Meßkatalog ist „eine Stimme wider die Theaterlust, nebst den Zeugnissen der Männer Gottes, Philipp Speners und A. H. Franke's dagegen, Berlin bey Logier" angezeigt, die mir aber noch nicht zu Gesicht gekommen ist. Daß diese Schrift die gleiche Tendenz habe, wie die vortreffliche von Wessenberg, läßt sich erwarten, wiewohl der etwas salbungsvolle Titel zu der Vermuthung berechtigt, daß sie vielleicht minder tolerant und weniger schonend gegen die Kunst sich aussprechen mag, als der geistreiche Prälat es gethan hat. Ich stelle diese Notizen hier voran, weil die „Dramaturgischen Blätter" von Tieck, so sehr sie sich auch von jenen Werken durch eine rein ästhetische Kritik, wie durch den Geist und Ton ihres in der Literatur einzigen Verfassers unterscheiden, doch in der Bekämpfung der im Theaterwesen einreißenden Verderbniß mit denselben übereinstimmen und sie bekräftigen. Diese so zeitgemäße Polemik gibt den zerstreuten Aufsätzen, welche die Blätter enthalten, einen innern Zusammenhang, und drückt ihnen einen Stempel auf, der sie von andern Geisteswerken des edlen Dichters auszeichnet; und damit der Leser sich durch das Interesse der einzelnen Partheien des Werks, worin jene Tendenz mehr versteckt liegt, nicht verleiten lassen möge, den Zweck des Ganzen zu verkennen, hat der Verfasser ihn auf's deutlichste in seiner Vorrede bezeichnet, welche ganz polemisch ist, und in einer gedrängten Uebersicht die Verderbniß schildert, die er im Werke selbst mehr im Einzelnen charakterisirt und bekämpft.

Der Verfasser rühmt es, daß es noch viele Liebhaber und Kenner gebe, welche mit der Richtung, die unsere Bühne seit Jahren genommen hat, nicht zufrieden, daß alle, denen man eine Stimme zugestehen darf, hierüber einverstanden sind und mit Recht sogar einen völligen Untergang unsers Theaters befürchten, wenn auf diesem Wege fortgefahren wird. Er bezeichnet den unermeßlichen Einfluß, welchen das Theater auf das Volk übe, und hält den Gegenstand für wichtig genug, daß man ihn bespreche. Allein er verkennt auch keineswegs, wie schwierig es ist, die mannigfaltigen Ursachen zu entdecken, welche jene Verderbniß allmählich herbeygeführt haben, und er findet darin den Grund, warum die Meisten sich scheuen, in einen so verwickelten Proceß dem unterdrückten Geschmack als Anwalt zu dienen. Indem er den Versuch wagt, das Uebel in seine Wurzeln zu verfolgen, rühmt er zuerst das ältere deutsche Theater, auf welchem Ekhof und Fleck geglänzt, und welches, vom Publikum weniger begünstigt und verdorben, das Aeußerste geleistet und für die Folge zu den schönsten Hoffnungen berechtigt habe. Leider aber sey diese Hoffnung schon im Keim erstickt worden, als statt des ächten deutschen Lust- und Trauerspiels eine Zwitterschöpfung, das bürgerliche Schauspiel, die rührenden Familienstücke, schmarotzerartig emporgewuchert und zur Alleinherrschaft gelangt seyen. „Die frühere Schule hatte eben nicht viel Vortreffliches aufzuweisen, aber ihr Streben war ein anderes, und es ist eben nicht nöthig, daß eine Schule, so wie sie nur erst gegründet ist, lauter Meisterstücke hervorbringe; es ist schon Gewinn, wenn die Schüler sich nur des Weges, den sie gehen sollen, bewußt sind. Jene Lust aber an der Rührung, die den Deutschen so auffallend charakterisirt, und eine Anzahl von Kleingemälden mit falscher Sentimentalität und schwächlichen Schilderungen menschlichen Elends und verächtlicher Erbärmlichkeit verdrängten die Anlage zu einer deutschen Schule so völlig, daß man diese Schilderungen

Digitized by Google

jezt ſelber ſo nennen müßte, weil ſie eine Zeit lang faſt ausſchließend herrſchten. Dieſe Bilder, roh aus dem Leben gegriffen, hatten noch den Nachtheil, daß ſie die Schauſpielkunſt faſt überflüſſig machten, und den Zuſchauer gewöhnten, nur das Natürliche, Unbedeutende, ohne weitern Zuſammenhang mit der Kunſt, gern zu ergreifen, und die grobe Täuſchung für die wahre und ächte zu nehmen. Nun war es der Menge leicht, nach augenblicklichen Gefühlen ein Urtheil zu fällen. — Dieſe Meinungen des Haufens, ſeine Lobpreiſungen, ſein irrer Tadel und poetiſches Faſeln, alle dieſe Ergießungen der Unwiſſenheit finden heut zu Tage ihren Platz in den Magazinen unſerer zahlloſen Tageblätter, deren Mehrzahl kein Unrecht geſchieht, wenn man ſie zum Abfall und Kehricht unſerer Literatur rechnet. Hier haben Stimmen Gelegenheit, ſich hörbar zu machen, die ſich ehemals nirgend durften vernehmen laſſen. Die ungeſalzenſten Erzählungen, die ärmſten Späße, die verwirrteſten Meinungen, die ſich die Miene der Kritik geben, finden hier ihre Stelle. Das Seichteſte in dieſer Maſſe iſt ohne Zweifel, was man in dieſen Blättern über die verſchiedenen deutſchen Theater findet. Und was ſoll man zu den ſogenannten Kritiken über die Schauſpieler ſagen? Den meiſten ſieht man Unkunde und Parthеylichkeit beym Aufſchlagen an. Wehe den armen Schauſpielern über dieſes Lob und dieſen Tadel! Am meiſten aber ſind die Schauſpielerinnen zu bedauern! Was ſollen ſie doch mit dieſen gedruckten Liebeserklärungen anfangen, die ſo oft im Ton eines Fannen oder ſchmachtenden Weichlings ſich vernehmen laſſen? — Dieſen Sinnenreiz ſuchen die meiſten männlichen Zuſchauer im Theater, und ſprechen unverholen dieſen Wunſch aus. Iſt es zu verwundern, daß die Schauſpielerinnen, uns nur zu gefallen, dieſem Wunſche entgegenkommen? Viele wenigſtens, und unter dieſen nicht unberühmte, ſtellen die Natur und ſogenannte Naivetät ſo dar, daß es das wird, was man ehemals übertriebene Koketterie nannte. Die Zuſchauer ſelbſt wiſſen dieß eigentlich auch, aber ſie ſind zufrieden, wenn ſie nur gereizt ſind. Wie kann bey ſolcher Stimmung noch von einem Kunſtgenuß die Rede ſeyn? Wahrlich, die Theater und ihre Beſitzer bieten von dieſer Seite allein den Zeloten, deren Stimme jezt wieder erwacht, eine ſkiſſume Blöße."

Nachdem der Verfaſſer noch viele Mißbräuche berührt, die ſich auf die mimiſche Darſtellung beziehen, und die wir hier übergehen können, kommt er auf die unmäßige ſinnliche Pracht zu ſprechen, mit welcher man je mehr und mehr die feinern, geiſtigen Genüſſe und Erhebungen auf dem Theater übertäubt und zurückdrängt, wo nicht gar austilgt. Er tadelt die Größe der Säle, die es dem größten Theile der Zuſchauer unmöglich mache, das feine Mienenſpiel der Schauſpieler zu beobachten, und mit deren Pracht und Umfang das Schauſpiel ſelbſt in keinem Verhältniß ſtehe. Dazu male man Dekorationen, die keine ſolche mehr, ſondern ſelbſtändige Kunſtwerke ſeyn wollen. „Um Zuſchauer zu locken, um durch etwas Sinnenreizendes das verlorene Theater zu erſetzen, ordnet man große, koſtſpielige Aufzüge an; Pferde, je mehr je lieber, übertäuben die Redenden; Feuerwerke ſprühen und ängſtigen; ſeltſame Beleuchtungen blenden; Seiltänzer und Ballet füllen die Lücken, und ein Koſtüm aller Jahrhunderte prahlt mit kindiſcher Gelehrſamkeit, um auf alle Weiſe den Haufen zu beſtechen, und ihn ſo weit als möglich von einem edlen geiſtigen Genuſſe entfernt zu halten. — Trefflich in dieſe Verwirrung hinein haben die neuern Dichter gearbeitet. Durch die Jungfrau von Orleans und die Braut von Meſſina ermuthigt, haben uns Werner, Müllner, Grillparzer, Houwald, Raupach und Andere Gedichte in ſo ſeltſamen Formen gegeben, daß die meiſten formlos zu nennen ſind. Durch die gräßlichſten Situationen, dadurch, daß ſie den Menſchen unter das Thier erniedrigen, wollen Manche das ermattete Gefühl reizen und erſchüttern, in derſelben Zeit, in welchem man noch immer einem Ideale nachjagt, das ſich in ein Nichts von Zartheit auflöst." Dieſer Gattung von Tragikern, welche gegenwärtig den Ton angeben und, wie billig, den Ruhm vorausnehmen, der ihnen nach ihrem Tode eben ſo wenig nützen würde, als ſie ihn wahrſcheinlich erhalten werden, gedenkt Tieck in ſeinen Blättern noch ſehr oft, und geißelt ſie mit unerbittlicher Strenge. Am allerwenigſten aber iſt er von dem neueſten deutſchen Luſtſpiel erbaut, und er findet es ſo erbärmlich, daß er ſich ſogar nach Kotzebue und Iffland zurückſehnt. „Kurz, Tragödienſchreiber, wie Spieler, Luſtſpiel und Ballet und Dekoration, Koſtüm und gräßliche Mordgeſchichten, Alles mit Dichtern und Tänzerinnen und Schauſpielerinnen im Bunde, arbeitet nur dahin, den groben Sinnenreiz zu erwecken, ſey es auf welche Art es wolle, und Kunſt, Kritik, Satyre, Scherz und Witz ſchweigt nicht nur dazu, ſondern ſtrengt ſich, zwar in Schwäche ſich abmühend, im Gegentheil an, das Beginnen mit Bitterkeit oder Lob, in Gedichten oder Abhandlungen zu rechtfertigen. Ich wollte in nachfolgenden Blättern auf das Verfehlte, wie auf das Beſſere aufmerkſam machen. Schilt man dagegen, und beruft ſich auf die vollen Schauſpielhäuſer, ſo wird immer zu fragen erlaubt bleiben: ob dieſelben Säle nicht, wenn die Sache wieder eine beſſere Wendung nehmen ſollte, von andern Zuſchauern ebenfalls gefüllt ſeyn würden? ob nicht viele der jetzigen Bewunderer auch das Beſſere bewundern lernten? und ob nicht alle dabey gewönnen?" — Der einzige Troſt, der uns übrig bleibt, ſcheint mir ſehr treffend in einer der vorliegenden genau verwandten Schrift, welche gegen die gleiche Verderbniß der Kunſt

ritterlich ankämpft, in der vortrefflichen, jetzt zum zweytenmal aufgelegten Schrift „über die Reinheit der Tonkunst“ in folgenden Worten ausgesprochen: „Unsere öffentlichen musikalischen (man darf hier nur ergänzen: theatralischen) Aufführungen stehen unter so vielen unbesieglichen Mächten, daß der Einzelne zur Besserung ihrer mehrfachen Gebrechen nichts beytragen kann. Blos das volle Ausrasen wird es dereinst vielleicht herbeyführen, daß man, überdrüssig dessen, was man sogleich hätte zurückstoßen sollen, der Abwechslung wegen das vergessene Gute wieder hervorsucht.“

Die in der Vorrede ausgesprochenen Ansichten werden im Werke selbst näher auseinandergesetzt und an den betreffenden Beyspielen erprobt. Es umfaßt etwa vier und zwanzig größere oder kleinere Kritiken, die größtentheils schon anderwärts gedruckt erschienen sind. Sie beziehen sich theils vorzugsweise auf die Kunst des Schauspielers, theils auf die dramatische Dichtkunst, wobey jedoch die erstere immer zugleich berücksichtigt wird. In der Form liebt der Verfasser bekanntlich eine geistreiche Mannigfaltigkeit, und wir finden außer den Aufsätzen in gewöhnlicher Form auch Briefe und sogar ein kritisches Gespräch.

In Allem hören wir Tieck sprechen, den reichen dichterischen Genius, und was dieser uns für Gaben bieten mag, sie werden durch die Art und Weise des Gebers uns immer so interessant, als durch den Inhalt und Zweck. Die wohllautenden Töne seiner Rede, die Anschaulichkeit seines Vortrags, die Schönheit und das Schlagende seiner Bilder verrathen uns überall den Dichter. Die Consequenz und Sicherheit seines Blicks, die Feinheit selbst seiner nur hingeworfenen Bemerkungen, bewähren uns überall den erfahrenen Kenner im Fache der Dramaturgie. Wir haben einen Dichter vor uns, der zwar nie für die Bühne geschrieben hat, dieselbe jedoch so genau kannte, daß er sie uns bey der bloßen Lektüre seiner Schauspiele vollkommen vergegenwärtigte. Jedermann kennt sein Verdienst um Shakespeare, und wer es sonst nicht wüßte, würde doch aus diesen Blättern ersehen, daß er die Bühne stets zu seiner Lieblings-Angelegenheit gemacht. Er gehört nicht mehr zu den Jüngern, er hat viele Wechsel der Zeit und viele Länder gesehen; er kennt das ältere und neuere, das in- und ausländische Theater, und es ist vielleicht keiner unter den Lebenden, welcher die gleiche Erfahrung mit der gleichen Einsicht und Neigung für die Bühne verbindet.

Daß der Künstler hier zum Kunstrichter geworden, kann uns nur erfreulich seyn, wie bey Lessing, Herder, Goethe, Schiller und Jean Paul. Wir sehen gerade die ausgezeichnetsten unserer Dichter darin übereinstimmen, daß sie wenigstens in ihren spätern Jahren dem unwürdigen Volk zu ihren vollendeten Kunstwerken noch einige prosaische Kunstregeln hinzugeben, um dem Mißverstande vorzubeugen. Bey Tieck bemerken wir indeß in fast allen seinen Werken eine nicht zu verkennende kritische Tendenz, die sich in diesem letzten nur selbständiger äußert. Der Witz seiner Lustspiele und Novellen war ganz so kritisch, als die Kritik seiner dramaturgischen Blätter witzig ist. Es zeichnet diesen edlen Dichter aus, daß er sein ganzes Leben hindurch gegen den Ungeschmack, die Unnatur und gegen das ästhetische Laster eben so tapfer gekämpft, als Schiller gegen das moralische Laster. Man wird niemanden, also auch mir nicht, die Sonderbarkeit zutrauen, zwischen Schiller und Tieck irgend eine andere Vergleichung ziehen zu wollen, als diese sehr natürliche ihrer polemischen Richtungen. Schon die große Verschiedenheit der Gegenstände, gegen welche jeder von ihnen zu kämpfen unternahm, zeigt ihre eigene Verschiedenheit. Tieck's reine ästhetische Polemik durfte sich auf eine heitere Weise äußern, und der lachende Spott stand ihm eben so liebenswürdig, als Schiller durch den zürnenden Ernst erhaben war. Wenn wir an Schiller beständig jenes prophetische Zornesfeuer bewundern müssen, so zeichnet sich Tieck nicht minder durch seine heitere Ironie aus, die auf dem Gebiet der ästhetischen Kritik recht eigentlich zu Hause ist, auf dem Felde der Moral aber eben so dem bittern Ernst Platz machen muß, als ein polternder Zorn der Heiterkeit ästhetischer Betrachtung wenig angemessen wäre. Sittliche Verderbenheit muß immer etwas mehr in uns wecken, als heitern Spott, ästhetische Verkehrtheit aber wird am besten durch Witz und Ironie besiegt, und es ist nur dann ein Grund vorhanden, darüber zu zürnen, wenn sie zugleich den sittlichen Menschenwerth beleidigt. Es gibt genug kritische Polterer, aber sie haben die Lacher gegen sich, wie Voß; nur der Ironie eines Tieck kann der Ungeschmack nicht widerstehen, und ihre Pfeile dringen tief in's Herz der beschämten Thoren und Prahler. Diese Ironie ist durch einen wunderbaren Zauber ausgezeichnet, den vielleicht nur diejenigen recht begreifen, welche den trefflichen Dichter persönlich kennen oder Vorlesungen von ihm in vertrautem Kreise gehört haben. Diese werden dann auch in den dramaturgischen Blättern den Ton wiederfinden, der ihnen jede Miene des Redenden vergegenwärtigt.

Unter den einzelnen Kritiken zeichnen sich vorzüglich diejenigen über Schillers Wallenstein, Eßlair in Dresden und Houwalds Leuchtthurm aus, jedoch gestehe ich, daß ich die übrigen nur darum nicht ausführlicher betrachten will, weil der Raum und die Rücksicht auf die Hauptsache der Betrachtung ihre Grenzen setzen. Wie sich erwarten läßt, ist Tieck einer der strengsten Beurtheiler Schillers, doch vermißt man die Gerechtigkeit nirgend in dem, was er über ihn sagt. Nur jene subalternen See-

Digitized by Google

len, die seit einiger Zeit, um einzig einem Abgott zu fröhnen und die Legitimität ihres Dichterkönigs durch eine Proscriptionsliste anderer Dichter zu beurkunden, auch gegen Schiller's Größe verblendet und im Namen ihres Meisters gleichsam eifersüchtig sind, werden sich lieber an Tieck's reichem Tadel ergötzen, der das Einzelne bey Schiller trifft, und gern vergessen, wie er das Ganze würdigt. „Unter die Tugendgespenster der damaligen Bühne trat Wallensteins mächtiger Geist, groß und furchtbar. Der Deutsche vernahm wieder, was seine herrliche Sprache vermöge, welchen mächtigen Klang, welche Gesinnungen, welche Gestalten ein ächter Dichter wieder heraufgerufen habe. Als ein Denkmal ist dieses tiefsinnige, reiche Werk für alle Zeiten hergestellt, auf welches Deutschland stolz seyn darf, und ein Nationalgefühl, einheimische Gesinnung und großer Sinn strahlt uns aus diesem reinen Spiegel entgegen, um zu wissen, was wir sind und vermögen. — Seitdem ist Schiller immer mehr und mehr der Dichter der Nation geworden. Das sicherste Zeichen, daß sie sich an ihm hinaufgebildet hat, daß er ihr gerade genug entgegen gekommen ist, um ihr verständlich zu seyn, daß eben unser Volk in der Poesie einen gewissen Ernst, eine Erhebung und Belehrung sucht, eine Wiederkehr großer Gedanken und feyerlicher Situationen, und daß, wenn nur diese Forderungen, die sie für die unerläßlichsten hält, erfüllt werden, sie dann gern über kleine Flecken, Widersprüche und Unwahrscheinlichkeiten hinweg sieht, oder sie in der Erhebung selbst nicht bemerkt." — In dem Aufsatz über Eßlairs mimische Darstellung in Dresden spricht der Verfasser vortreffliche Bemerkungen über die Schauspielerkunst aus, und vergleicht die verschiedenen Darstellungen derselben Rollen durch Eßlair und durch frühere ausgezeichnete deutsche Schauspieler, vorzüglich Iffl. „Er bewundert den jüngern Künstler, findet aber auch an ihm manchen Makel, welchen die Mode der neuern Zeit verschuldet. Faßt man diese Betrachtungen mit den vielen zerstreuten Andeutungen in den übrigen Aufsätzen zusammen, da er fast durchgängig die Kritik der theatralischen Darstellung mit derjenigen der dramatischen Kunstwerke verbindet, so eröffnet sich dem mimischen Künstler ein Schatz von köstlichen Regeln und Fingerzeigen, die eben so sehr beherzigt zu werden verdienen, als sie wahrscheinlich vor der Hand unbeachtet bleiben werden, denn der laute Beyfallruf der Menge übertäubt den bescheidenen Tadel des einsamen Kenners nur allzuleicht. — Die Kritik des Leuchtthurms von Houwald ist ein Meisterstück von Ironie, und wer je die Wonne eines Lustspiels von Tieck ganz zu genießen verstanden, wird sich hier wieder in jenes behagliche Schaukeln versetzt finden, darin der Geist sich wie ein kleiner Satyr auf der Guirlande wiegt. Die Kritik ist ein fortlaufendes Gespräch, von Humor gesättigt, durch und durch Laune, ein Lauffeuer des Witzes, wobey der arme Houwald freylich mehr gekränkt wird, als er wohl verdient, denn er meint es mit seinen poetischen Gaben gewiß besser, als sie sind. — Eine mehr theatralische Kritik einer Darstellung von Shakespeare's Romeo und Julie, Betrachtungen über Heinrich von Kleist, Beurtheilungen einzelner Stücke von Goethe, Th. Körner, Iffland, Schröder, Holberg ꝛc., sollen hier bloß genannt werden. In allen strahlt der Geist des Verfassers wieder, sie alle enthalten einen Schatz von tiefen und hellen Ansichten.

Noch hat Tieck kein großes Publikum, sein Geist ist auch wohl zu seiner Art, als daß die an das Grobe und den Knalleffekt gewöhnte Masse sich leicht mit ihm vertraut machen könnte; indeß ist einem solchen Geiste der unsterbliche Ruhm und Einfluß auf die Nachwelt gesichert; und in dem vorliegenden Werke ist er sogar der Mitwelt so nahe getreten, und hat sich über allgemeine Interessen so populär ausgesprochen, daß man ihn dießmal wohl kaum wird überhören können.

W. M.

Aus Italien.

(Fortsetzung.)

Im Jahre 1737 wurde unter Leitung der Piaristen zu Palermo ein Collegium eingerichtet. Mehrere Bischöfe errichteten Seminarien für Geistliche, und ließen sie durch geschickte vom Auslande herberufene Professoren unterrichten. Die Anstalt von Monreale erwuchs zu einer Schule der Wissenschaften und des guten Geschmacks für ganz Sizilien. Dabey wurden die Lehrsäcker des Civil-Rechts und der Arzneywissenschaft in verjüngter Gestalt wiederhergestellt. Auf Kosten der Gemeinden schickte man Jünglinge von guten Anlagen auf die vorzüglichsten Universitäten Italiens und Frankreichs. Endlich verschaffte 1763 die Regierung den Wissenschaften zu Palermo einen festern Aufenthalt, und 1779 ward zu Palermo selbst eine Universität errichtet, und mit derselben ein botanischer Garten, ein physikalisches Cabinet, ein anatomisches Theater, ein chemisches Laboratorium, ein Museum für Alterthümer und ein Observatorium verbunden, indeß in andern Städten vier Lyceen und achtzehn Collegien gestiftet wurden. Im Jahr 1786 wurde die Universität zu Catania wiederhergestellt. 1788 in der Hauptstadt und andern Städten Normalschulen, zwar nicht in hinlänglicher Anzahl und also eingerichtet, daß durch Einschiebung von grammatischem und humanistischem Unterricht von der ursprünglichen Anlage solcher Anstalten einigermaßen abgewichen wurde. In der ersten Hälfte des XVIII. Jahrhunderts fehlte es in Sizilien gänzlich an öffentlichen Bibliotheken: zu Palermo allein war bey den Priestern des Oratoriums eine solche zu finden; alle übrigen waren Privatbibliotheken. Eine zweyte, 1760 durch den Eifer und die Freygebigkeit von Privaten angelegte Bücherversammlung hat seither, in Folge mehrerer Vermächtnisse, einen bedeutendern Umfang gewonnen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Nr. 30.

Literatur-Blatt.

Freitag, den 14. April 1826.

Französisches Trauerspiel.

1) Jeanne d'Arc, Tragédie en cinq actes et en vers, par M. Alexandre Soumet, de l'Academie Française. A Paris, 1825.

Mit der Anzeige obigen Trauerspiels eröffnen wir den Bericht über mehrere tragisch-dramatische Erscheinungen der neuesten französischen Literatur, und wir erlauben uns daher, jener wie diesem einige allgemeine Bemerkungen vorauszuschicken.

Wir haben es lange einem, vor, in und seit den Freyheitskriegen genährten Nationalhaß zugeschrieben, wenn wir kaum eine Scene der gerühmtesten französischen Trauerspiele lesen konnten, ohne ein anfangs unterdrücktes, dann aber oft bis zum lauten Lachen sich steigerndes Lächeln in uns zu verspüren. Wir ließen daher das französische Trauerspiel, aus Furcht, ungerecht darüber zu urtheilen, eine Zeit lang auf sich beruhen. Nachdem jezt aber mehr als ein Decennium seit dem zweyten Einzuge der Alliirten in Paris vorüber ist, und wir auch nicht die geringsten Spuren von Franzosenhaß in uns entdecken können, befremdet uns um so mehr, daß sich obgemeldetes Lächeln und Lachen sogleich wieder nach Lesung weniger Scenen des genannten und der folgenden Trauerspiele eingestellt hat. Was ist es wohl, was uns dazu nöthigt? Diese Frage kann nur durch die Beantwortung der allgemeineren: wodurch wird denn der Effekt des Lachens hervorgebracht? gelöset werden. Die bekannte Antwort darauf lautet: durch die bloße Wahrnehmung des Verfehlens eines Zweckes, eines Zieles, einer Absicht, abgesehen von dem Unglück, Ungemach, Nachtheil, welche für den Verfehlenden die Folge davon seyn können. — Ohne diese Erklärung des Lächerlichen hier begründen und weiter ausführen zu wollen, fragen wir bloß, ob nicht jeder lachen muß, wenn er jemanden stolpern und endlich, nach vielem Sträuben, dennoch fallen sieht. Es ist hiebey alle Reflexion über das Schadennehmen ausgeschlossen; denn so wie diese eintritt, hört freylich das Lachen, wenn es nicht ein böses, schadenfrohes werden soll, von selbst auf. Rein lächerlich, weil dabey unser Herz gar nicht berührt werden kann, sind die Dummheiten, d. h. die Fälle, wo der Verstand seine Zwecke verfehlt. Der Verstand der Franzosen ist zu bekannt, ja zu sehr als fast unfehlbar berühmt, als daß es ihm erlaubt scheinen dürfte, ihm die komische Wirkung französischer Tragödien beyzumessen. Und dennoch müssen wir gerade ihm die Schuld dieser Wirkung geben, auf die Gefahr hin, unsern Lesern selbst lächerlich zu erscheinen. Die Wahl der Mittel nämlich zu Erreichung irgend eines Zweckes ist durchaus Sache der Einsicht, hängt von einer Operation des Verstandes ab, und wir werden daher lächerlich, so wie wir nicht die dem Zweck angemessenen Mittel wählen. Der Zweck der Tragödie ist aber bekanntlich kein anderer als: uns zu rühren und zugleich zu erheben. Weder jenes noch dieses ist durch das Alltägliche, Gewöhnliche möglich. Das Mittel, wodurch die Tragödie wie alle Poesie auf uns wirkt, ist die sprachliche Darstellung. Aber wo hat die französische Sprache eine wahrhaft poetische, wo gar eine erhabene Ausdrucksweise aufzuweisen? Jeder Ausdruck, den sie gebrauchen kann, und darf, ist ein konventioneller, in der gewöhnlichen, nicht einmal immer und allein in der gebildeten Gesellschaft gebräuchlicher. Die Leichtigkeit, die rhetorische Gewandtheit, die grammatische Bestimmtheit, alle diese Vorzüge der französischen Sprache sind die höchsten, einzigen Kunstblüthen für die Prosa, eben so viel Nachtheile für die Poesie überhaupt, noch mehr für die höchste Gattung derselben, für die tragische. — Wenn man das Gebiet einer Sprache mit einem Lande vergleichen darf, so ist das Land der französischen aus Ebenen zusammengesezt, auf denen sich höchstens einige anmuthige Hügel erheben, welche aber wieder unter einander gleich sind. Die hohen Waldgebirge und Alpen mit den Sturzbächen, klaren und wildrauschenden Bergwassern fehlen ihm. Die Franzosen sollten dieß selbst einsehen und sich der Tragödie enthalten; denn daß sie überhaupt welche schreiben, ist eben der Grundirrthum, den sie begehen und aus welchem alles Lächerliche jener

Digitized by Google

stieſst. Sie ſollen und müſſen erhaben ſeyn und können es nicht; ſie verfehlen trotz aller Anſtrengung ihren Zweck, und der erſte Eindruck, den dieß auf uns macht, muß lächerlich ſeyn. Bey weiterem Nachdenken, welches uns lehrt, daß die gröſste Schuld nicht den Dichtern beyzumeſſen ſey, können wir ſie nur bedauern, ja wir müſſen es um ſo mehr thun, wenn wir bemerken, wie die Sprache den Geiſt der Franzoſen ſo ſehr in Feſſeln ſchlägt, daß derſelbe ſelbſt bey den Ausgezeichnetſten der Nation gar zu leicht ſich ſelbſt ironiſirt, ſobald er auf tragiſche Höhen ſich ſchwingen, auf ihnen verweilen will. Dieſe wenigen Bemerkungen, die wir hier nicht begründen können, ohne einerſeits eine Poetik in nuce zu geben und andrerſeits derſelben eine Charakteriſtik des franzöſiſchen Geiſtes folgen zu laſſen, ſind es gleichwohl, welche allen nachfolgenden Tadel, alles nachfolgende Lob, durch welche ſie ſelbſt hinwiederum Beſtätigung empfangen, im Voraus beſtimmen. Man wird uns vorwerfen, daß wir die Franzoſen und ihre Trauerſpiele zu ſehr mit deutſchen Augen betrachten; wir aber müſſen dagegen bemerken, daß wir mit keinen andern ſehen wollen, als welche uns die Natur geſchenkt hat. —

Ehe wir jedoch nun zur Beurtheilung des oben ſtehenden Trauerſpiels fortſchreiten, müſſen wir noch daran erinnern, daß wir auch in der dramatiſchen Literatur dem ſeit einiger Zeit in Frankreich ausgebrochenen Streit der Romantiker und Claſſiſchen begegnen. Angeregt durch das Studium der engliſchen, beſonders auch der deutſchen Literatur, und eben ſo ſehr durch den nach den letzten Zuckungen der franzöſiſchen Revolution mit groſser Energie wieder erwachten religiöſen Sinn empor gehoben, huldigt vorzugsweiſe der jüngere Theil der franzöſiſchen Nation der Romantik. Die Leute der alten Schule eifern dagegen, und, wie es ſcheint, nirgends mit mehr Recht als in Frankreich. Wenn man nämlich die Romantik die Poeſie der Poeſie nennen darf, ſo fern ſie nichts Geringeres darzuſtellen hat, als das Ewige, Unermeſsliche, Unbegränzte, ſelbſt in dem Begränzteſten, ſo verlangt ſie eben darum eine freye Bewegung des Geiſtes und der Sprache, wie ſie ja den Franzoſen bis jezt, vielleicht auf immer, verſagt iſt. Denn es iſt wohl noch unentſchieden, ob die in Frankreich, wie bey uns, erwachten Beſtrebungen, die Sprache aus den älteſten Denkmalen derſelben zu bereichern, zu erfriſchen, irgendwo befriedigende Reſultate zur Folge haben werden. Es fragt ſich, ob die Franzoſen überhaupt im Stande ſind, ſich über das Conventionelle, wie im Leben, ſo in Kunſt und Poeſie zu erheben. Dieſe Erhebung über conventionelle Bildung, Sitte ꝛc. im Leben müſste aber nothwendig vorausgehen, wenn die Franzoſen in der Poeſie das, was man Manier nennt, überwinden ſollen. Uns ſcheint es, als wäre Beydes ihnen unmöglich. Wir bleiben hier bey der Sprache ſtehen. Können die Franzoſen denn mit Glück andere Verſe, als jene im Kreuz gebrochenen, lahmen Alexandriner zu Wege bringen? Wir wollen ihrer verunglückten Verſuche, Hexameter zu bilden, nur in ſo fern erwähnen, als damit zugleich ausgeſprochen iſt, wie wenig die fremde Sprache zu freyer, ſicherer, allbeweglicher Rhythmik und Verskunſt geeignet iſt. Ihre Sylben können nur gezählt, nicht gewogen werden. Was von der Verskunſt, gilt wieder von der ganzen Sprache, ja von der Conſtruction des franzöſiſchen Geiſtes. Die Geſetze derſelben ſind arithmetiſche, mathematiſche, mechaniſche, nicht dynamiſche, organiſche. Ohne leztere iſt keine ächte Poeſie, am wenigſten die romantiſche möglich. Ehe wir durch Erfolge eines Anderen belehrt werden, müſſen wir, rückſichtlich der Franzoſen, es mit den Männern der alten Schule, mit den Verfechtern des Claſſiſchen, das heiſst hier: des Abgemeſſenen, Verſtändigen, Begränzten, Erlaubten, Conventionellen halten: denn ſo behalten doch die Franzoſen das in ihrer Literatur, was ſie auszeichnet und immer auszeichnen wird: Leichtigkeit, Freyheit, Witz — welcher eben die Poeſie des Verſtandes iſt —; und es iſt klug, das Gute nicht eher aufzugeben, als bis man wirklich etwas Beſſeres hat. —

Bekanntlich trennt aber in Frankreich, oder bezeichnet die ſtreitenden Partheyen weniger dieſes eben berührte Intereſſe für die Poeſie und Literatur ſelbſt, als dasjenige, was jezt das Leben faſt überall zerſpaltet, die politiſche Geſinnung. Sonderbar genug ſtehen hier die Männer der alten Schule, alſo die Legitimen der Literatur, auf der liberalen Seite, und die der neuen auf der legitimen, royaliſtiſchen. Wo man religiöſen Anflug, wo man Anhänglichkeit an das Königthum ausgeſprochen findet, da iſt man faſt berechtigt, den Verfaſſer einen Romantiker zu nennen. Wo man dagegen Republikanismus und Rationalismus wahrnimmt, darf man einen Freund des Claſſiſchen vermuthen.

Wie oft inzwiſchen dieſes Kriterium der politiſchen oder religiöſen Anſicht (obwohl leztere weniger) trügen möchte, ſo glauben wir es doch bey dem Verfaſſer vorliegender Jeanne d'Arc anwenden und dieſelbe der franzöſiſchen Romantik beyzählen zu dürfen. Wir tragen kein Bedenken, ſie trotz des Aufſehens, welches ſie bey ihrer erſten Aufführung im théatre royal de l'Odéon, am 14ten März 1825, erregt hat, für ein faſt gänzlich mißglücktes Produkt, ſowohl der romantiſchen als der tragiſchen Poeſie zu erklären, zumal wenn wir uns der nur zu wenig gewürdigten Schiller'ſchen Dramatiſirung deſſelben Gegenſtandes erinnern. Und dazu zwingt uns das franzöſiſche Stück. Es iſt daſſelbe nämlich, abgeſehen von den einzelnen, ſpäter anzuführenden Plagiaten, im Grunde nur die erweiterte und zwar äuſserſt verunſtaltete Kerkerſcene aus Schiller's Jungfrau von

Digitized by Google

Orleans. Uns gilt hierbey natürlich nur das poetische Interesse, denn, daß Johanna im französischen Stück den historisch-richtigen Flammentod stirbt, ist durchaus nebensächlich. Wichtiger für uns ist, daß der Dichter uns nur auf kurze Zeiten aus der Kerkerluft entläßt, um uns einigemal in den Gerichtssaal, endlich an den Scheiterhaufen zu führen. Der Mittelpunkt des Stückes ist ein kriminalistischer Hexenproceß. Ihm zu Liebe wird alles nach Rouen geschleppt. Nicht allein Vater und Verwandte Johanna's, nicht allein ein alter Einsiedler aus Johanna's Heimath versammeln sich hier, auch die Herzoge von Bedfort und Burgund sammt ihren Heeren werden daselbst festgehalten. Wenn sich der Dichter nicht weiter, als er gethan, von den aristotelischen Einheiten entfernen zu dürfen meinte, wenn man ihn eben damit rechtfertigen zu müssen glaubt, so sagen wir dagegen: er hätte bey diesem beengenden Gesetz für die französische Tragödie es überhaupt unterlassen sollen, einen historisch-romantischen Gegenstand, wie dieser nun einmal ist und bleiben wird, zu dramatisiren. Konnte oder wollte er es nicht, so mußte er jenes Gesetz auch zu brechen wagen. —

Mögen es nun Gesinnungen, Leidenschaften, Begebenheiten, Situationen, Charaktere seyn, die uns in einem Drama vorgestellt werden, wir wollen alle diese darin nur in so fern kennen lernen, als die Personen des Stückes vor unsern Augen thätig sind. In ihren Handlungen wollen wir ihre Gesinnung, ihren Charakter, ihre Leidenschaften erkennen, als in Offenbarungen oder wenigstens Folgen dieser. Eben so wollen wir, daß die Begebenheiten, die Situationen entweder Folgen oder Anlässe der Handlungen seyen, in denen wir die Personen thätig erblicken. Wenn uns nun ein historischer Charakter, der, wie Johanna's, sich nur in einer Reihe von Handlungen entwickeln kann, dargestellt werden soll, und dieß nicht auf die angemessene Weise geschieht, so werden wir statt Thaten Räsonnement, statt einzelner Handlungen deren Erzählung bekommen. So ist es denn auch in der französischen Jeanne d'Arc geschehen. Es bleibt ihr nur zweyerley zu thun übrig. Erstens: den Herzog von Burgund in einem langen Dialog für Frankreichs Sache zu gewinnen und dann, nachdem sie sich einigemal stolz gegen ihre Richter, tröstend gegen Vater und Geschwister bewiesen, den Flammentod zu sterben.

(Die Fortsetzung folgt.)

Medicinische Polizey.

Essay sur les cloaques ou égouts de la ville de Paris par A. J. B. B. Parent Duchatelet M. D. chevalier de la légion d'honneur. Paris 1825.

Die Wichtigkeit von wohleingerichteten und hinreichenden Abzugsgräben und Cloaken in jeder großen Stadt ist zu einleuchtend, als daß darüber ein Wort zu verlieren wäre. Mit Recht errichteten die Römer dem Sterquilinus, der Cloacina und Mephitina Altäre, und übergaben ihrem besondern Schutz die ungeheuren Werke, welche sie anlegten, um der Hauptstadt der Welt Reinlichkeit und deren Bewohnern Wohlseyn und Gesundheit zu sichern, und was vielleicht von noch wesentlicherem Nutzen war, sie übergaben diesen wichtigen Theil des Staatshaushaltes der Aufsicht der verdientesten Männer; so sah man einen Cicero, einen M. Agrippa ein solches Amt bekleiden. Auch die Griechen vernachlässigten diesen Gegenstand nicht, und Epaminondas wachte über die Reinlichkeit der Straßen von Theben, nachdem er es zur mächtigsten Stadt Griechenlands gemacht hatte. In neuerer Zeit hat man in allen großen Städten diesem Gegenstand die gebührende Aufmerksamkeit gewidmet, und im Ganzen läßt dieser Theil der medicinischen Polizey weniger zu wünschen übrig, als mancher andere. Es scheint aber, als wenn das Publikum diese unterirdische Welt weniger beachte, wahrscheinlich grade weil es die Unannehmlichkeiten nicht fühlt, die es empfinden würde, wenn nicht ohne sein Wissen dafür gesorgt würde, sie ihm zu ersparen. Hr. Parent du Chatelet gibt hier eine historisch-medicinisch-polizeyliche Abhandlung über die Cloaken von Paris, und obgleich vieles, was sein Werk enthält, von keinem allgemeinen Interesse für Nichtpariser, Nichtärzte und Nichtmagistrate seyn kann, so findet sich doch manches darin, was verdient herausgehoben zu werden, und auf jeden Fall glauben wir auf das Buch aufmerksam machen zu können zur Benutzung und Nachahmung in ähnlichen Werken über andere große Städte.

Schon in den frühesten Zeiten des Mittelalters waren die Cloaken der Stadt Paris ein Gegenstand der Fürsorge und der Klagen. Die ersten bedeckten Abzugsgräben ließ unter Karl VI. der prevôt des marchands Hugo Aubriot anlegen, um das Wasser von dem Quartier Monmartre nach dem Bach von Menilmontant abzuleiten. Doch blieben die unbedeckten Cloaken und Gräben lange Zeit eine große Unannehmlichkeit in vielen Theilen der Stadt. So befand sich eine solche Cloake gerade in der Nähe des Pallastes des Tournelles, des damaligen Wohnsitzes der Könige auf der jetzigen place royale — die große Cloake von St. Catherine. Die Könige und der Hof empfanden diese Nähe auf's unangenehmste, allein trotz wiederholter Aufforderungen und Befehle von Seiten Ludwigs XII., Franz I. und Heinrichs II. an die Stadtmagistrate, blieb diese Cloake an ihrem alten Ort und in ihrem alten Zustande. Nach Heinrichs II. unglücklichem Tode verließ Catharine von Medizis den Pallast des Tournelles, und er wurde bald darauf niedergerissen. Unter Heinrich IV. endlich ließ der prevôt des marchands, Franz Miron, die Cloaken und Ab-

Digitized by Google

zugsgräben der Straße St. Denis, Ponceau und St. Martin auf seine eignen Kosten ausmauern und bedecken. Doch scheint man nach seiner Zeit lange diesen Gegenstand sehr vernachlässigt zu haben, und im Jahr 1610 erst befahl Marie von Medizis aus Furcht vor einer ansteckenden Krankheit, welche aus der Anhäufung des Unraths in den Cloaken zu entstehen drohte, die Reinigung derselben an den Wenigstnehmenden zu überlassen. Am meisten scheint für diesen Gegenstand unter der Regierung Ludwigs XIV. geschehen zu seyn, welcher dem von ihm organisirten Polizeykonsul die Reinlichkeit und Gesundheit der Stadt ganz besonders anempfahl; Napoleon ließ die damals angelegten Werke noch vermehren und weitläufige neue anlegen, denen er eine besondere Aufmerksamkeit widmete, und die er selbst öfters in Augenschein nahm.

Der Verf. handelt nach dieser geschichtlichen Uebersicht, von den Bestandtheilen des in den Cloaken enthaltenen Schlammes und Wassers, dessen Geruch und Temperatur, den Polizeyregeln in Hinsicht auf dieselben und der Art, wie sie gereinigt werden. Besonders beachtenswerth ist, was er über den Einfluß sagt, den die Cloaken und deren Inhalt auf das Wasser der Seine haben, in welche sie sich ergießen. Auffallend ist es, daß die sorgfältigste chemische Untersuchung keinen Unterschied zwischen dem Wasser der Seine, ehe sie die Stadt berührt, oberhalb des pont d'Austerlitz und ihrem Wasser, wenn sie die Stadt verläßt, unterhalb des pont de Jena hat entdecken können. Hieraus haben die Chemiker geschlossen, daß das Wasser der Abzugsgräben und Cloaken von dem Flußwasser ganz neutralisirt wird; allein es ist doch noch die Frage, ob unsere chemischen Kenntnisse hinreichend seyen, um alle Bestandtheile und Miasmen, welche dem Flusse mitgetheilt werden können, zu entdecken. Ein großer Unterschied findet offenbar zwischen dem Flußwasser im Sommer und im Winter statt; da im Winter der Fluß viel reißender ist und leicht alle ihm zugeführten Unreinlichkeiten fortführt; dagegen er im Sommer oft so niedrig steht und so langsam fließt, daß er dem Cloakenwasser Zeit läßt, sich innig mit ihm zu verbinden. Der Geruch und Geschmack, das Auge selbst reicht dann hin, um fremde Bestandtheile in ihm zu entdecken. Auch nach starken Gewitterregen im Sommer, welche alle Unreinlichkeiten von den Dächern und Straßen in den Fluß spülen, ist dieser oft ganz schwarz.

Sonderbar genug ist es, daß diejenigen Arbeiter, welche die Reinigung der Cloaken besorgen, im Ganzen eine sehr gute Gesundheit genießen und sehr alt werden, obgleich sie oft Tage lang hinter einander in denselben zubringen. Im Ganzen sind sie sehr trocken und mager, die Muskeln sehr stark bezeichnet. Sie halten den Schlamm, in dem sie arbeiten, für ein gutes Mittel gegen alle Faulkrankheiten; doch erzeugt derselbe im Anfang, besonders wenn er sehr alt ist, einen krätzartigen Ausschlag. Obgleich die Reinigung mancher Cloaken und Gräben mehrere Monate gedauert hat, so hat man niemals Wechselfieber unter den Arbeitern bemerkt. Die einzige Gefahr, welche ihnen droht, entsteht aus den Anhäufungen von Stickluft in alten Cloaken, und die daraus entstehenden Unglücksfälle sind häufig. Auffallend ist es, daß diese Arbeiter eine Art von Anhänglichkeit an ihren Stand haben und troß des niedern Lohns und aller seiner Unannehmlichkeiten ihn selten verlassen. Der Verf. sucht mit einer sehr übel angebrachten Sentimentalität die Ursache hievon in der zarten Anhänglichkeit, welche gemeinsame Gefahren und gegenseitige Dienste bey diesen Leuten erzeugen. Er sagt ganz ernsthaft: „sie sind vielleicht die einzigen, welche les charmes de la véritable amitié kennen, und man sollte vielleicht in den Cloaken von Paris den Typus der wahren Glückseligkeit suchen, wenn diese darin besteht, einen treuen Freund zu besitzen, wie einige Philosophen des Alterthums behaupten.“ — Das ist nicht übel. — Etwas mag wohl daran seyn, die Hauptursache indessen, weßhalb diese Leute ihren Stand nicht verlassen, ist wahrscheinlich dieselbe, die sie vermag ihn zu ergreifen, nämlich, daß ihnen kein anderes Erwerbsmittel offen steht. Viele von ihnen sind alte Soldaten. Obgleich die Länge der Abzugsgräben und Cloaken von Paris 36,000 mètres beträgt, so ist doch die Zahl der Arbeiter sehr gering, und ihrer nie mehr als achtzig, die in zwey Hauptquartiere vertheilt sind, eins im nördlichen, das andere im südlichen Theil der Stadt.

Aus Italien.

(Fortsetzung.)

Im Jahre 1738 wurde auch zu Messina eine Bibliothek errichtet, eine größere 1755 zu Catania, noch andere in andern Städten des Reiches. Diesen Mangel an öffentlichen Bibliotheken in der ersten Hälfte des XVIII. Jahrhunderts suchte man durch wissenschaftliche und literarische Vereine einigermaßen zu ersetzen. Dergleichen Vereine wurden theils von verschiedenen Prälaten, zum Behufe der geistlichen Angelegenheiten, theils von mehreren Großen des Reichs, eifrigen Gönnern und Beschützern der Literatur und der Wissenschaften, gestiftet. Unter diesen Gesellschaften war die 1718 von Pietro Filingeri, Fürsten von Santa Flavia, gegründete Academia del buon gusto die berühmteste. Um die Mitte dieses Jahrhunderts fingen diese Akademien an, sich auf nützlichere Gegenstände zu legen, als früherhin. „Doch ohne Beobachtungen und Erfahrungen“ — sagt Hr. Scinà — „ohne fortgesetzte Reisen durch die Insel, und ohne Instrumente blieben unsere Arbeiten bloß theoretisch und metaphysisch, und daher unnütz und der gewünschten Wirksamkeit ermangelnd.“ Eine Akademie gibt es inzwischen zu Catania, die mit ihren Arbeiten alle Zweige der Naturgeschichte Siziliens umfaßt hält.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Nr. 31.

Literatur-Blatt.

Dienstag, den 18. April 1826.

Französisches Trauerspiel.

1) Jeanne d'Arc, Tragédie en cinq actes et en vers, par M. Alexandre Soumet, de l'Academie Française. A Paris, 1825.

(Fortsetzung.)

Man wird erwarten, daß sie, von drängenden Begebenheiten nicht verwirrt, leicht einen durchaus edlen, heldenmäßigen Charakter in wohlgewählter Rede zeigen könne. Aber nein. Freylich rein von der Gemeinheit, welche Voltaire's Spott und Shakespeare's brittischer Haß ihr angedichtet, ist sie dennoch weder so zart, noch so männlich groß, wie unseres Schiller's Johanna. Gleich in der ersten Scene, wo sie uns berichtet, daß sie (gleich dem wahnsinnigen Harfner in W. Meister) ihr Brod mit Thränen (je baigne de mes pleurs ma triste nourriture) ißt, muß ihr ein alter Einsiedler das verlorene Gottvertrauen durch geistliche Trostgründe wieder einflößen, so wie durch das Versprechen, daß er sich für sie beym Herzog von Bedfort verwenden wolle. So benimmt sie sich denn gegen den, sie gleich nachher auf Zauberey inquirirenden haut-justicier Hermangart, muthig, selbst trotzig, aber dennoch, wie es die gute Gesellschaft verlangt, auch wieder bescheiden, indem sie so sich ausdrückt:

Mais Jeanne d'Arc, le front ceint de quelques lauriers,
Guerrière, doit avoir pour juges des guerriers,

und dadurch nebenbey beweiset, daß sie wohl wisse, vor welchen Richter sie gehöre. Und wer bewunderte nicht gern ihre Ergebenheit in Gottes Fügung, wenn sie am Schluß des Aktes zum Richter sagt:

Tout mon sang peut couler sous votre main cruelle!
Ma vie est d'un instant, la France est immortelle!

Aber wir haben noch nicht vergessen, daß sie über einen Traum, der ihren Tod, ihr angekündigt, ganz zu Boden geschlagen worden war, ihre elende Nahrung mit Thränen genetzt hatte. Sie benimmt sich inzwischen in dem bald erfolgenden, öffentlichen Verhör standhaft, und während sie in dem ersten Hermangart in Ungewißheit gelassen, rühmt sie sich jezt des Beystandes höherer Wesen, der heiligen Jungfrau. Da die Aussagen gegen sie als Zauberin durch des Vaters Zeugniß zweifelhaft gemacht werden, so erscheint der Ausspruch, womit Johanna den dritten Akt schließt:

La mort peut me frapper, j'ai retrouvé mon père.

überflüssig, höchstens als etwas übertriebener und darum lächerlicher Ausdruck töchterlicher Zärtlichkeit. In dem vierten Akt, den sie mit einer, wie wir unten sehen werden, verunglückten Reminiscenz an den Monolog ihrer deutschen Schwester eröffnet, bekehrt sie dann auf erwähnte langweilige Art den Herzog von Burgund, bey welcher Gelegenheit freylich die nothwendigsten Lehren über wahre Liebe zu König und Vaterland ꝛc. vorgetragen werden mußten. Sie bekehrt ihn keineswegs durch den Zauber ihrer überirdischen Natur, von der doch später erzählt wird, sondern durch eine Reihe moralischer Betrachtungen über den betreffenden Fall und Gegenstand. Aber desto staatsweiser und eingeweihter erscheint sie in die Interessen des Continents gegen England, wie folgende Verse ausweisen:

La revolte toujours finit par l'esclavage S. 55 und
La Tamise en son cours entraînent les couronnes
A roulé trop long-temps sur les débris des trônes.

Aber wie gotteslästerlich erscheint ihre Demuth wieder in dem Vers:

Et, lorsque mon pays perd mon faible soutien S. 56,

da sie sich doch höheren Beystandes bewußt ist. Inzwischen sagt sie's nur, um die Eitelkeit Burgund's, dem sie zu vollbringen aufträgt, was sie begonnen, zu gewinnen. Nachdem sie alle seine Ueberredungskünste gebraucht, sucht sie endlich auch, als prophetische, gottbegeisterte Gesandte des Himmels, Burgund's Herz zu erstürmen. Und sie verfehlt ihres Zwecks nicht, nachdem sie Cicero's und Quinctilians rhetorische Vorschriften in richtiger Reihenfolge in Anwendung zu setzen sichtlich bemüht gewesen. Wir hingegen können nur über dieß berechnete, aller wahren Gottbegeisterung entgegengesetzte Verfahren

Digitized by Google

lachen, um so heftiger, da sie dennoch wieder allerley rhetorische Fehler begeht, sich z. B. vergreift und statt wirklich als Gottbegeisterte zu reden es nur sagt S. 57, daß sie als solche rede. Aber sie erreicht ihren Zweck, wie gesagt, dennoch, weil die Katastrophe, eines fünften Aktes wegen, im gegenwärtigen vierten aufgeschoben werden mußte. Da aber Burgunds Bemühen für Jeanne d'Arc so wenig, als des unberufenen Einsiedlers fruchtet und sie dennoch im fünften Akt zum Scheiterhaufen geführt wird, begegnet sie ihrem Vater, ihren Schwestern, und bekommt Gelegenheit, sich uns noch als zärtliche Tochter und Schwester, aber auch als starkmüthige Heldin und Streiterin Gottes, dem verzweifelnden Vater, den in Thränen zerfließenden Schwestern gegenüber, zu zeigen. Aber obgleich sie denselben wie im Kommandoton zugerufen:

J'ai sauvé mon pays, point de deuil, point de larmes!

und hinzugesezt:

Dieu de mes jours mortels vient briser les liens,
Mes soeurs, et de vos bras je passe dans les siens etc.

so verzagt sie doch hernach selbst noch einmal ein wenig, ehe sie den Scheiterhaufen besteigt, und hat es nöthig, den geistlichen Trost des Einsiedlers Adhemar anzurufen, indem sie zu ihm sagt:

De ce coeur affaibli ranimes la ferveur.
De la vie au tombeau, ce terrible passage....

Hier scheint es ihr wirklich einige Augenblicke schwarz vor den Augen zu werden, wie selbst die gleich darauf folgende Reflexion:

L'éternel avenir que la foi nous présage,
Au coeur même du juste inspire un saint effroi.

Hierauf kniet sie nieder und Adhemar leistet den geistlichen Trost, der mit dem schmeichelhaften Aufruf schließt:

Ton front brille déjà des rayons du martyre,
Le bûcher disparait et se change en autel;
Ange libérateur, prends ton vol vers le ciel!

Jezt ihrer Aufnahme im Himmel, ihrer Vergötterung unter den Menschen gewiß, läßt sie sich ihre Fahne reichen, und steigt mit den an dieselbe gerichteten Worten:

Dieu te mit dans mes mains; je te rapporte à lui.
Marchons, (sic!) accomplissons toute ma destinée!

auf den Scheiterhaufen, verkündet den Sieg der Franzosen und schließt die Tragödie mit den Worten:

Elle (la France) a brisé ses fers, a relevé sa gloire,
Et mon âme s'envole au bruit (!) de sa victoire.

Wir brauchen nach diesen Anführungen wohl kaum zu bemerken, daß gegenwärtige französische Jeanne d'Arc gegen die Schiller'sche, der man eine zu große Feinheit und Idealität, aber mit Grund keine innere Inconsequenz vorwerfen kann, eine durchaus charakterlose, aus lauter Redensarten zusammengesezte Theaterprinzessin ist.

Wie in dem Hauptcharakter und der ganzen Anlage des Stückes bedeutende Fehler nachgewiesen worden, so treffen wir eben so große in der Ausführung der hier behandelten Katastrophe, den lezten oder Kerker- und Todesmomenten Johanna's an. Wir ersparen uns die Auseinandersetzung, die wir auf erhobene Zweifel gegen unser kurzes Urtheil befriedigend genug geben könnten, und wollen statt dessen den Vorwurf, den wir Herrn Soumet als einem Plagiarius gemacht, rechtfertigen. Das erste auffallende Plagiat fanden wir S. 6 in den Versen:

Humble toit des pasteurs, pourquoi t'ai-je quitté!!
Dieu puissant! devais-tu me choisir pour combattre!

Wer erinnert sich hier nicht der vortrefflichen Worte Schillers:

Frommer Stab, o hätt' ich nimmer
Mit dem Schwerte dich vertauscht ꝛc.? —

Eben so wird Niemand die darauf folgende Stelle:

Doch auf Erden ist mein Hoffen
Und im Himmel ist es nicht.

in diesen Worten S. 10:

La force du Seigneur de moi s'est éloignée,
Et parmi les humains ma tâche est terminée;

verkennen. Wir haben ferner schon oben von der Reminiscenz gesprochen, mit welcher der vierte Akt beginnt. Es ist geradezu die Carrikatur des hochbegeisterten Gebets Johanna's: Höre mich Gott in meiner höchsten Noth ꝛc. schon deswegen, weil die französische Johanna keineswegs ihre Ketten zerreißt, sondern sie schon zerrissen zu haben sich phantastisch vorspiegelt und dann, als sie ihre Fesseln besieht, muthlos zusammensinkt. Ueberhaupt hat Herr Soumet darin Eigenthümlichkeit zu behaupten gewußt, daß er zuweilen nach denselben Worten Schiller's das Umgekehrte, d. i. das Verkehrte folgen läßt, oder die durch Akte und lange Zeit getrennten Aussprüche der Schiller'schen Johanna auf einen Punkt versammelt. Eins der mißglücktesten Plagiate bleibt indessen doch die Unterredung zwischen Johanna und Burgund. Bey Schiller fällt sie auf dem Schlachtfelde vor, wo die Gemüthsstimmungen, auf den Gipfel erhoben, leicht in die entgegengesezten übergehen, wo die kriegerische Jungfrau in voller Glorie, am Imposantesten erscheinen muß. Mit welchem geistigen Uebergewicht tritt sie gleich den Herzog von Burgund an! Der erste Augenblick des Zusammentreffens hat entschieden, und die nachfolgenden Worte sind eben nur nöthig, um zum Bewußtseyn zu erheben,

Digitized by Google

was im Herzen schon zu regieren angefangen. Bey Herren Soumet ist alles umgekehrt, nur hat er wieder allerley in seinem Zusammenhang ungehörige Reden der Schiller'schen Johanna beybehalten.

Schon nach dem Gesagten begreift sich, daß ein so unverständig zusammengestoppeltes Machwerk von gar keinem poetischen Werth seyn könne. Unsere Leser werden uns erlauben, sie nicht mit dem strahlendsten Unsinn, der sich auf jeder Seite, so wie in den wenigen, schon angeführten Stellen vorfindet, zu behelligen. — Was die Romantik des Stücks betrifft, so ist auch sie eine völlig mißglückte und besteht höchstens in einigen frommen und royalistischen Redensarten. Auch für diese Behauptung finden sich in den zu anderem Zweck angeführten Stellen die nöthigen Beyspiele, die wir noch stark vermehren könnten. Ein sichtbares Streben nach Kraft und Begeisterung im Ausdruck ist nur selten einmal gelückt, meistens aus mehr als einem Grunde gänzlich verfehlt worden. In einer Scene zwischen dem Herzog von Bedfort und Burgund geht es so sehr, wie zwischen Reiterknechten, her, daß kein Franzose sich die Mühe geben darf, dieselbe durch eine Travestie zu persiflliren, wie sie das bekannte Zwiegespräch zwischen Maria und Elisabeth aus Schiller's Maria Stuart in Deutschland erfahren hat. Von Beachtung des Kostüms der Zeit, in welcher das Stück spielt, ist vollends gar nicht die Rede. Wozu auch? Der Verfasser wollte mit seinem Stück éclat machen. Er mußte daher so viel wie möglich solche Redensarten anzubringen suchen, die gerade Mode waren. Er mischte daher die nöthige Frömmigkeit, Königs- und Vaterlandsliebe, Britten- und Fremdenhaß, Lob der französischen Waffen, Heroismus in Thränen, Grausamkeit und Mitleid zusammen, unbekümmert, ob es am Platze sey, und er mußte seinen Zweck erreichen, er hat ihn, wenigstens bey der Masse, erreicht.

(Die Fortsetzung folgt.)

Kirchengeschichte.

Bemerkungen über religiöse Gesellschaften im Allgemeinen und mit besonderer Rücksicht auf die Momiers. Aarau bey J. J. Christen 1826. 76 S. 8.

Diese, allem Anschein nach, aus dem Französischen übersezte Schrift beschäftigt sich nochmals mit den unruhigen Bewegungen, welche seit einer Reihe von Jahren durch religiöse Sektirerey, vorzüglich durch die sogenannten Momiers, in der französischen Schweiz, in Genf und Lausanne veranlaßt wurden. Der ungenannte Verfasser erzählt die Vorfälle ziemlich unbefangen, und in seinen, zwar nicht tief eindringenden, Urtheilen herrscht viele Mäßigung. Vertrauen kann er freylich in seine Einsichten nur wenig einflößen, wenn er gleich Anfangs sagt: „In theologische oder philosophische Erörterung der obwaltenden Streitigkeiten lasse ich mich nicht ein; für die ersteren fühle ich mich als Laye zu schwach und die letzteren lasse ich unberührt, aus dem einfachen Grunde, weil die Philosophie nur dasjenige als wahr annimmt, was augenscheinlich und faßlich ist, weil sie somit den Dogmen der christlichen Religion, die hauptsächlich auf Glauben beruhen, entgegen ist." Neben dem gesetzlich angeordneten Gottesdienst und Religions-Unterricht hält er Privatanstalten, religiöse Versammlungen und alles, was über die häuslichen Andachten hinausgeht, für unthunlich. „Sind um die Irrenden und Schwachen zu leiten (sagt er u. a.) nicht öffentliche und gebotene Mittel genug vorhanden? Kann nicht Jeder seine geheimen Leiden seinem Beichtvater vertrauen, und bey ihm Trost und Rath suchen, ohne dessen Indiscretion befürchten zu müssen? Und wo sind die guten Beyspiele, mit denen die Sektirer vorangehen? Sind es etwa die abscheulichen Mordthaten, die vor ungefähr zwey Jahren in einem Orte der Schweiz statthatten? Sind es etwa die mehrfälligen Unglücklichen, denen die überspannten Mysterien der religiösen Gesellschaften und ihrer Missionarien den Kopf verrückt haben? Sind es endlich die zahlreichen Beyspiele von Ungehorsam gegen die Obrigkeit, von Störungen des kirchlichen, bürgerlichen und häuslichen Friedens?" — Der Momiersekte in der französischen Schweiz insbesondere wird hierauf mit, aus bisherigen Erfahrungen geschöpften, Belegen Schuld gegeben und zum Vorwurfe gemacht: Herabwürdigung des Kultus, Ungehorsam gegen die Obrigkeit, Störung der bürgerlichen Ordnung, Störung des häuslichen Friedens, nachtheiliger Einfluß auf die Kinderzucht und Intoleranz. Von einer Abtheilung der Momier, welche die Ultraciſten der Sekte heißen können, wird erzählt: „Ihre Lehren, wie ich sie aus dem Munde eines Mitgliedes erhalten habe, sind kurz zusammengefaßt folgende: Der Mensch ist von Natur aus ein Kind der Hölle und kann nur selig werden, wenn er unsern Glauben annimmt. Der Mensch hat nicht nöthig durch Arbeit sein Brod zu verdienen, Gott speiset die jungen Raben und kleidet die Lilien auf dem Felde, daher gibt er auch seinen Kindern ohne ihr Zuthun Brod. Keine Obrigkeit hat das Recht, einen Menschen über irgend ein Vergehen zu strafen, denn die Bibel sagt: ‚die Rache ist mein, ich will vergelten, spricht der Herr.'" Die Ehe ist ein Laster, jeder Umgang mit dem weiblichen Geschlecht außer der Ehe ist erlaubt, u. s. w. Man

wird glauben, einen Wahnsinnigen zu hören, wenn man dieses liest, und von Jedermann, die Religionsschwärmer ausgenommen, wird jener Mensch auch für wahnsinnig gehalten; diese aber halten ihn für begeistert, sie sorgen für ihn und er hat überall Zutritt. Er ist auch ein eifriger Vertheidiger der Kreuzigungsscene in Wildenspuch, und er kann nicht begreifen, daß Gott die Obrigkeiten, welche die Urheber dieser Greuelthaten bestraft haben, noch auf keine auffallende Weise heimgesucht hat."

Hülfsmittel gegen das vom Verfasser geschilderte Uebel würde man vergebens in seiner Schrift suchen. Ihre Erörterungen lehnt er am Schlusse der Abhandlung eben so von sich ab, wie er im Eingang die philosophischen und theologischen Erörterungen abgelehnt hatte. Jener lautet also: „Die Frage: welches sind die Mittel den entstandenen Unordnungen abzuhelfen und den noch drohenden vorzubeugen? — ist schwierig zu beantworten. Mittel der Strenge gegen fanatische Menschen anzuwenden, um sie von ihrem Fanatismus zu heilen, heißt, nach der Erfahrung aller Zeiten, das Uebel vergrößern; Mittel der Güte anzuwenden, wäre zwecklos, denn die Fanatiker würden sie als eine Schwäche ansehen und verachten. Ein Mittelweg zwischen Güte und Strenge, oder vielmehr eine gehörige Mischung dieser beyden ist allerdings das Beste. Aber diesen Mittelweg zu finden, halte ich für eine so schwierige Sache, daß ich, ich gestehe meine Schwachheit offenherzig, es nicht wage, mich an dessen Aufsuchung zu machen. Ich bin zu unerfahren und ungelehrt, als daß ich nur schmeicheln dürfte, ein wirksames Mittel vorschlagen zu können. Ich glaube daher, genug gethan zu haben, die Lage der Sache in einem klaren Lichte darzustellen, und dadurch einsichtsvollern, weisern Männern die Bahn geöffnet zu haben, ihre Ansichten über abhülfliche Mittel zur Kenntniß des Publikums zu bringen. Die Gefahr ist dringend, möge sie bald gehoben werden!"

Statistik.

An account, historical, political and statistical of the United Provinces of la Plata etc. by Don Ygnacio Nunnez. London 1825. bey Ackermann (1r Band 8. 345 S. mit einer Charte und dem Plan von Buenos-Ayres. 12 Sh.

Dieß, aus dem Spanischen übersezte Werk verdient ohne Zweifel auch in's Deutsche übersezt oder doch in Deutschland benuzt zu werden. Es schildert (vielleicht in etwas zu günstigem Lichte) die Geschichte, die jetzige Beschaffenheit der vereinigten Staaten des La-Plata, ihre Produkte, ihre Hülfsmittel, die Sitten ihrer Einwohner, u. s. w. Es sucht zu beweisen, daß die bürgerlichen Unruhen, welche so lange jene Provinzen zerrissen, durch europäische Mächte angeregt und unterhalten wurden, welche dadurch den Untergang der Unabhängigkeit oder doch der republikanischen Verfassung herbeyzuführen, und ihnen die Freyheit durch Anarchie verhaßt zu machen suchten. Der Verfasser hat selbst alle Provinzen der Union bereist und bedeutende Stellen bey der Regierung bekleidet; wodurch freylich seine Glaubwürdigkeit auf der einen Seite gewinnt, was sie auf der andern verliert. Dem fruchtbaren Boden, dem schönen Klima der jungen Republiken fehlt es an Bewohnern; um die Einwanderung europäischer Colonisten zu befördern, machte sich der Congreß durch ein Dekret vom 13ten April verbindlich, zur Ueberfahrt eines jeden Ansiedlers bis zu 100 Piastern beyzutragen, und ihm sogleich bey seiner Ankunft die Mittel zu verschaffen, seine Kunst oder sein Handwerk auszuüben. Den Schluß des Werkes macht ein Anhang, worin die Verhältnisse zwischen Buenos-Ayres, Montevideo und Brasilien auseinandergesezt werden.

Aus Italien.

(Fortsetzung.)

Im Jahre 1730 wurde zu Palermo, 1744 zu Catania ein Museum für Alterthümer angelegt und in kurzer Zeit verbreitete sich der Geschmack an Antiquitäten in ganz Sizilien. Aber nicht bloß die Münzsammlungen, Museen und Akademien dienten dazu, die Köpfe der Insulaner aufzuregen; auch die Buchdrucker und Buchhändler trugen mit dazu bey. Ihrer mehrere kamen, sich auf der Insel niederzulassen, und nun fing man an, Journale herauszugeben. Eine Sizilianische Zeitschrift folgte auf die andere; keine aber erhielt sich lange. Die Opuscoli di autori Siciliani, welche 1758 begonnen, bis 1778 dauerte und nach einer zehnjährigen Unterbrechung 1795 ihre Endschaft erreicht haben, sind die einzige Sammlung dieser Art, die sich einen gewissen Namen erworben hat. In den übrigen Abschnitten seiner Schrift handelt Hr. Scinà von den vorzüglichsten Gelehrten Sizilens bis 1730, vom Studium der Philosophie und der übrigen strengen und Naturwissenschaften, der Theologie und der humanistischen Studien bis zur Mitte des XVIII. Jahrhunderts, und endlich von dem Leben und den Schriften von vier Männern, die auf verschiedenen Wegen dazu beygetragen haben, die sizilianische Geschichte und Diplomatik zu beleuchten, nämlich: Mongitore, Di Giovanni, Amico und Tessa. Nicht ohne Aerger liest man hier, wie Mongitore, wenige Augenblicke vor seinem Tode, gegen den Di Giovanni, einen gründlichen Gelehrten und warmen Vaterlandsfreund, eine grimmige Fehde erregte, welche zur Folge hatte, daß von fünf zum Drucke in Bereitschaft liegenden Bänden von Di Giovanni's Codice diplomatico nur der erste vorhanden ist.

(Der Beschluß folgt.)

Digitized by Google

Nr. 32.

Literatur-Blatt.

Freitag, den 21. April 1826.

Französisches Trauerspiel.

2) Léonidas. Tragédie en cinq actes, par M. Pichat, de l'Isère. Paris. Ponthieu, Libraire-éditeur, Palais-Royal, Galerie de Bois. 1825.

(Fortsetzung.)

Man würde uns mißverstanden haben, wenn man in der, am Schluß der Recension über Jeanne d'Arc gegebenen Aufzählung der Ingredienzen, woraus Herr Soumet seine Tragödie präparirt hatte, einen Tadel aller dort genannten Gegenstände gefunden hätte. Nur daß sie von einem, höchstens mit Sinn für Poesie begabten Verstande zusammengerafft, nicht von wahrhaft poetischem Geiste ergriffen, durchdrungen und zu einem in sich und allen seinen Theilen harmonischen Ganzen verschmolzen waren, konnten wir tadeln. Wir fühlen uns im Gegentheil sogar geneigt, wenn aus einem, namentlich aus dem Grunde auf die Seite der französischen Romantiker zu treten, daß sie vaterländische Gegenstände für ihre poetischen Darstellungen wählen. Denn wir gehören keineswegs zu denen, welche die Gegenstände der Poesie für nebensächlich erachten, wenn auch ein jeder Gegenstand, in seiner gehörigen Stellung und Bedeutung erfaßt, poetischer Behandlung fähig ist. Aber ein natürlicher Gegenstand für Poesie ist nur ein solcher, der entweder unmittelbar aus unserem Gemüth hervorgeht, oder mit der Kraft der Unmittelbarkeit dasselbe ergreift und drängt, sich auf den Flügeln der Phantasie an's Licht zu heben. Alle anderen Gegenstände, die nicht mit jener Unmittelbarkeit, wir möchten sagen, Naturnothwendigkeit in uns herrschen oder uns beherrschen, sind unnatürliche Gegenstände der Poesie, da wir uns ihrer immer erst durch Reflexion bemächtigen können. Zu diesen unnatürlichen, durch künstliche Reflexion angeeigneten Gegenständen rechnen wir alle nicht vaterländischen.

Wir wissen es wohl, daß wir Europäer insgesammt jene Unmittelbarkeit und Naturnothwendigkeit des Lebens, des Gefühls und der Poesie verloren haben, seitdem wir aus dem Mittelalter in die neuere Zeit, in das Zeitalter der Reformation übergegangen sind. Unser Geist hat seitdem ein immer weniger besonderes, eigenthümliches Leben, vielmehr ein immer fremderes, allgemeineres geführt, daß eben dieses leztere unser natürliches geworden zu seyn schien, und uns dadurch mit den Menschen und Völkern aller Zonen in ein gleichsam unmittelbares Verhältniß gesezt hat. Auf diese Weise sind wir uns fast selbst verloren gegangen, und zwar wir Deutsche mehr als alle andere Nationen. Aber es ist die Zeit gekommen, da wir uns wieder gewinnen, und, ohne uns selbst zu verkennen oder zu vergessen, andere anerkennen und berücksichtigen sollen. Mit der rechten Würdigung unserer selbst wird uns auch die rechte anderer erst möglich werden. Zu diesem Ziele führt in der Poesie die überall neu erwachte, dem Sinn für's Nationale huldigende Romantik. Sie ist selbst keine unmittelbare mehr, keine Blüthe mehr des unmittelbar aus dem Schoos des eignen Landes hervorgewachsenen Baumes, vielmehr ein neuer Sprößling aus des alten Baumes Samen, der in ein vieldurchpflügtes, durch- und umgearbeitetes, mit eignem und fremden Blut und Tod gedüngtes Erdreich gesäet worden. Es wird so erklärlich, wie diese Rückkehr zu uns selbst oft unnatürlich seyn, oft so erscheinen muß. Die nur von der Sehnsucht nach sich selbst ergriffene Natur, so lange sie sich noch nicht wirklich selbst ergriffen hat, ist eben so Unnatur, Affektation, als jene Sehnsucht nach dem Fremden es gewesen und noch ist. Die französischen Romantiker sind noch meist in der Sehnsucht begriffen und erscheinen daher selbst affektirter, als die Classischen, welche noch in der zur anderen Natur gewordenen Affektation verharren, denen es aber gleichwohl unmöglich ist und bleiben wird, rein classisch zu werden, bis es ihnen, im Verein mit den Romantikern, gelungen seyn wird, zu sich selbst zurückzukehren. Ob es den Franzosen gelingen wird, lassen wir dahingestellt seyn. — Ein Beyspiel verfehlter Classicität gibt uns die in der Ueberschrift genannte Tragödie des Herren Pichat.

Sie ist den 26sten November 1825 das erste Mal auf dem Théâtre-Français aufgeführt und, wie wir aus

Digitized by Google

der Vorrede erfahren, mit allgemeinem und rauschendem Beyfall aufgenommen worden. Der Dichter bekennt in derselben Vorrede bescheidentlich, daß er den größten Theil des eingeernteten Lobes mehr dem Gegenstande und dem für die jetzigen Griechen herrschenden Enthusiasmus, besonders aber der ausgezeichneten theatralischen Darstellung, als seiner eignen poetisch dramatischen Gestaltung des bekannten Stoffes verdanke. Uns könnte diese Bescheidenheit zur milderen Beurtheilung verleiten, wenn wir nicht wüßten, daß der Franzos dieselbe gewöhnlich nur dem guten Ton zu Liebe übt. Abgesehen also von dieser schmeichelnden Rede an den geneigten Leser, müssen wir, bey genauer Betrachtung des Stückes, Herren Pichat's Bekenntniß selbst dann unterschreiben, wenn er mit noch größerer Bescheidenheit allen Beyfall anderem als dem eigenen Verdienste zugeschrieben hätte.

Er zeichnet sich zwar vor Herrn Soumet in gebildetem, der Correktheit treuerem Ausdruck, selbst in verständiger Anordnung des Ganzen aus. In allem diesem liegt aber nicht das Verdienst des Dichters, weil derselbe dadurch nur eine Pflicht erfüllt, deren Nichterfüllung höchstens einem bahnbrechenden Genie nachgesehen werden darf.

Wie wir oben den Urgrund des komischen Eindrucks aller französischen Tragödien in dem inneren Widerspruch fanden, in den ein Franzos nothwendig gerathen muß, wenn er überhaupt tragisch zu werden unternimmt, so müssen wir als Grundfehler gegenwärtiger Tragödie die Wahl des Gegenstandes bezeichnen. Nicht, daß er ein antiker ist, finden wir dießmal tadelnswerth, weil er ja gerade mit einem großen Interesse, welches die Franzosen, wie fast alle Nationen, ergriffen hat, auf's innigste zusammenhängt; dadurch hat er, so fern der Dichter mit ergriffen ist von jenem Interesse, diejenige Unmittelbarkeit erhalten, welche wir oben als nothwendige Eigenschaft eines poetischen Stoffes nannten. Allein hier mußte noch mehr berücksichtigt werden; hier handelte es sich darum, ob er auch für Dramatisirung geeignet sey. Daß er es nicht sey, wird uns jeder zugeben, der ihn kennt. — Und wer kennt ihn nicht? — Wir brauchen schon deßwegen unser Urtheil, aber auch darum nicht zu beweisen, weil der Dichter es selbst in der selbstkritisirenden Vorrede bestätigt hat. Er meint zwar nur, der Gegenstand sey für dramatische Bearbeitung schwierig; unserer Meinung nach widerstrebt er aber derselben durchaus, wenn man ihn nicht zu einem ganz anderen machen will, als er ist. Letzteres durfte sich der Dichter, wenn sonst auch, dießmal nicht herausnehmen, weil das poetische Interesse an der Schlacht in den Thermopylen gerade durch den Umstand, daß es zugleich ein historisches ist, zum höchsten wird. Denn die höchste Poesie ist zuletzt doch immer in dem schönsten, edelsten Leben selbst ausgesprochen. Zu dem letzteren etwas hinzusetzen wollen, bleibt verunstaltende Flickarbeit. Doch haben wir hiemit keineswegs jede poetische Darstellung einer solchen schönen Begebenheit, einer solchen ausgezeichneten That für unmöglich erklärt; vielmehr geht unsere Ansicht dahin, daß der Tod des Leonidas und der Dreyhundert nur für lyrische Verherrlichung geeignet sey, selbst wenn man ihm eine Stelle in einem großen Epos, das die Perserkriege umfaßte, geben wollte. Man führe gegen uns nicht die Perser des Aeschylos an, als Dramatisirung historischer und den Griechen damals noch ganz nahe liegenden Begebenheiten; denn sie sind anderer Natur. Was überdieß ein Aeschylos in der Mitte des reichsten Lebens unternimmt, darf ein neuerer, ein Franzos, nicht wagen; endlich aber bedenke man wohl die lyrische Natur des äschyleischen Drama's.

Dennoch hat sich Herr Pichat an die Dramatisirung gewagt. Er erzählt uns in der Vorrede viel davon, was er für die dramatische Belebung gethan. Wir haben im Drama selbst wenig davon gefunden. Alle Handlung besteht im Grunde nur in einem Kommen und Gehen aus dem griechischen Lager in's persische, und umgekehrt. Gethan wird wenig, gesprochen, räsonnirt desto mehr. Wenn noch lyrischer Aufschwung darin wäre, wollten wir uns alles gefallen lassen; statt dessen finden wir breite Reflexionen, wie sie eben ein neuerer, ein Franzos, mit bewundernder Geberde anstellen würde, nachdem er die griechische Geschichte nicht eines Herodot, Thukydides, Xenophon, sondern des Gillies etwa, gelesen. Noch mehr. Die ganze Tragödie ist uns wie eine Vorlesung über die republikanischen Tugenden und damit verknüpften häuslichen Sitten der Griechen, besonders der Spartaner vorgekommen. Denn Herr Pichat dozirt in seinem Drama eben so sehr republikanisch rationalistische Grundsätze, als Herr Soumet katholisch-royalistische in dem seinigen. Er geht in seinem Interesse für's Doziren so weit, daß sogar Leonidas in einer begeisternden Rede an die Spartaner sich und sie in folgenden Worten nicht ohne Wohlgefallen als Schulmeister bezeichnet, S. 44:

De notre sang versé, va sortir, en ces lieux,
Une leçon sublime.

Ueberhaupt ist die Rede, aus welcher diese Worte genommen sind, ein Muster von lächerlicher Pedanterie, wie sie sich kaum so geäußert hat, als unsere Professoren ihre akademischen Katheder in Tribünen zu verwandeln versuchten. Nachdem Leonidas nämlich die nächsten Folgen der Lektion, die Flucht des Xerxes, den Sieg der

Digitized by Google

Griechen, mit glänzenden Farben ausgemalt hat, fährt er so fort:

Si de tels interêts j'ose un moment descendre,
Amis, je vous dirai, quel culte à notre cendre
Va consacrer l'histoire (sic!) et la postérité.
Oui, nous nous emparons d'une immortalité
Où nulle gloire humaine encor n'est parvenue;
Et, quand de Sparte enfin l'heure sera venue,
De ses débris sacrés, qui ne se tairont pas,
Les tyrans effrayés détourneront leurs pas, etc.

Wir gestehen, nie eine verständiger überlegte und mit historischer Genauigkeit geziertere Prophezeihung gehört oder gelesen zu haben, aber auch keine lächerlichere. Wir müßten inzwischen Zeile für Zeile des ganzen Trauerspieles abschreiben, um das Unangemessene, Lächerliche fast jedes Wortes, jeder Situation, jedes Charakters anzugeben. Von Charakteristik ist überhaupt nicht die Rede. Kleomenes, Leonidas, Agis, Demaratos, und was für griechische Männer sonst noch im Drama zu Worte kommen, sehen einander so ähnlich, wie ein Baschkir, oder wie ein Pariser Herr im Modejournal dem andern. Sie sind nur durch ihre Namen, wie durch verschiedene Fräcke unterscheidbar. Von Einleitung, Steigerung, Entwickelung der dramatischen Handlung können wir eben so wenig rühmen, wie viel sich auch Herr Pichat auf die Ueberraschung einbildet, die er im dritten Akt herbeygeführt haben will. In diesem erfährt Leonidas nämlich, nachdem der erste Angriff der Perser zurückgeschlagen worden, daß der unbekannte Fußweg über das Gebirg den Barbaren verrathen, daß er umgangen sey. Es wäre ungeschickt gewesen, diesen Moment, den die Geschichte selbst darbietet, unbenützt zu lassen. Auch die Beobachtung des Kostüms können wir nicht eben sehr loben. Denn darin, daß alle Augenblicke an die Gesetze Sparta's erinnert wird, können wir sie nicht finden, noch weniger darin, daß eine Spartanerin, die Königin Archidamia mitten im Lager umhervagirt, ohne auch nur das Mindeste zur Entwickelung des Ganzen beyzutragen. Wir würden dieß nicht erwähnen, wenn Herr Pichat sich nicht gerade auf Beobachtung des historischen Interesse's etwas zu Gute gethan hätte. Hat er die Geschichte von den Partheniern vergessen, welche beweiset, daß es schon zur Zeit der messenischen Kriege bey den Spartanerinnen nicht mehr in Mode war, den Männern in's Lager nachzulaufen? Aber wir sollten das Bild einer spartanischen Mutter bekommen, und wir müssen gestehen, daß gegenwärtige Archidamia alles an Barbarey übertrifft, was je noch den Spartanerinnen davon aufgebürdet worden ist. Freylich ist sie dann zur Abwechslung wieder einmal bis zu Thränen gerührt, wie ja auch selbst Leonidas seine Spartaner, ehe sie sich zum Todeskampf schmücken, zu einiger Rührung auffordert, indem er sagt:

Après avoir donné vos pleurs à la nature,
Couronnez vous de fleurs pour votre mort future. —

(Die Fortsetzung folgt.)

Volksschriften.

Almanach des bons conseils pour l'an de grace 1826. Publié par l. s. d. t. r. de Paris. Première Année. Paris Librairie de Henri Servier, rue de l'oratoire, N. 6. 54 p. 12.

Dieser, von der religiösen Traktaten-Gesellschaft in Paris veranstaltete kleine Volkskalender ist mit der Sorgfalt und Umsicht abgefaßt, die in allen von diesem ehrenwerthen Verein ausgehenden Schriften angetroffen wird. Für Frankreich und Paris kann er so ziemlich als ein erster Versuch zweckmäßiger Reform der Volkskalender gelten; und da er fortgesetzt werden soll, so mag er sich selbst auch leicht weiterhin vervollkommnen. Sein Gewand ist nett und gefällig; mehrere passende Holzschnitt-Vignetten schmücken den Almanach, der 25 Centimen kostet, und schon der Umschlag macht den Leser mit vier nutzbaren und ruhmwerthen Anstalten bekannt: der Ersparnißkasse, dem Hülfsverein der Arbeitsleute, den unentgeldlichen Schutzpockenimpfungen und dem Dupin'schen für Handwerker bestimmten Lehrkurs der Anfangsgründe von Geometrie und Mechanik. Die voranstehende Zeitrechnung zählt je die denkwürdigsten Ereignisse auf. Seit der Restauration und der von Ludwig XVIII. dem Königreich gegebenen Verfassungscharte sind erwähnt: 1815, die Einführung des wechselseitigen Unterrichts in Frankreich und der Beschluß des Congresses von Verona für Abschaffung des Sklavenhandels; 1821, die Aufhebung der Inquisition in Spanien; 1825, die Krönung Karl's X., die Anerkennung der Republik Haiti und der Tod des Kaisers Alexander. Im Kalender selbst ist jedem Monatstag die Hinweisung auf eine Schriftstelle zur Seite gesetzt (1sten Jenner, Gal. V. 6.; 2ten Jenner, Jerem. 26., 13. u. f. w.) mit der Anweisung, täglich in einem müßigen Augenblick die Bibelstelle nachzuschlagen und mit der Belehrung, wie Jedermann sich durch die Anstalten der Bibelgesellschaft in Besitz des heilbringenden Buches setzen möge. Naturereignisse, land- und hauswirthschaftliche Arbeiten, wie ein jeder Monat sie mit sich bringt, werden kurz erörtert; was von Witterungsregeln oder Vorhersehung zu halten ist, wird verständig erklärt. Dann folgen kleine Aufsätze; zuerst landwirthschaftliche, unter denen durch einen leidigen Mißgriff die empfehlende Beschreibung der Hagelableiter zum Vorschein kommt, neben den Anweisungen für Kultur des Kastanien- und des Maul-

Digitized by Google

beerbaums. Klar und gemeinverständlich sind die drey Industrie-Notizen über Dampfmaschinen, Gasbeleuchtung und Hängebrücken. Fünf Anekdoten oder kleine Erzählungen bekämpfen den Unfug der Wahrsagereyen, des Lotteriespiels und andere die Sittlichkeit gefährdende Gesellschafts-Verhältnisse. Den Schluß machen Denksprüche und Erinnerungsworte, z. B.: Wenn der Mensch sich einen Fehler hingehen läßt, wird er dafür dreyßig begehen. — Für unsere Freunde sollen wir drey Dinge offen haben, das Herz, den Beutel und das Gesicht. — Wir können nur auf eine Weise auf unser Schicksal Einfluß üben, wenn wir über uns selbst wachen.

Statistik.

The East-India company's records etc. etc. das ist: Darstellungen des vergangenen und gegenwärtigen Zustandes der brittischen Besitzungen in Ostindien, in Hinsicht auf Ausgaben, Einnahmen, Schulden, Kredit, Handel und Schifffahrt; nebst historischen, finanziellen, politischen, kritischen Bemerkungen von der Entstehung der Compagnie (1600) an bis zur gegenwärtigen Epoche. Alles sorgfältig zusammengetragen und geordnet; was die älteren Zeiten betrifft, nach authentischen, gedruckten und ungedruckten Dokumenten; was die neuern Zeiten angeht, nach offiziellen Dokumenten, den Parlaments-Verhandlungs-Protokollen, denen der Ostindischen Compagnie und der Zollämter, so wie auch nach den besten Schriftstellern, als Munn Purchas, Child, Petty, u. s. w., u. s. w., und nach den Verhandlungen der Asiatischen Gelehrten Gesellschaften: von Cesar Moreau. London 1825. (Lithographirte Broschüre von 50 Seiten in Quer-Folio. Preis 1 Guinee.)

Dieser ungebührlich lange Titel überhebt uns der weiteren Anzeige eines Werkes, dessen Wichtigkeit für jeden, der die Geschichte der brittischen Herrschaft in Ostindien kennen lernen will, von selbst einleuchtet. — Doch sey uns eine Bemerkung erlaubt. Das Werk ist ein wahrer Ozean von Zahlen, weßhalb an eine kurze oder lange Analyse desselben nicht zu denken ist. So viel Respekt nun aber auch Zahlen und sogenannte offizielle Dokumente verdienen, so darf ihnen der Geschichtsforscher dennoch keinen unbedingten Glauben schenken und nicht zu viele Folgerungen darauf bauen. Angaben von Ein- und Ausfuhr sind immer unrichtig und müssen es in diesem Falle aus mehreren Ursachen besonders seyn. Dasselbe gilt in noch höherem Grade von den Einnahmen und Ausgaben. Die Ostindische Compagnie hatte von jeher Ursachen, die wahre Lage ihrer Verhältnisse in Ostindien zu verbergen, und zu viele Mittel, um dieß zu können, als daß man nicht berechtigt wäre, alle Angaben von der Seite her nur mit Vorsicht und Mistrauen zu benutzen. Auf jeden Fall aber wird man künftig nicht über Indien schreiben dürfen, ohne dieß Werk benutzt und zu Rathe gezogen zu haben. Eine Bearbeitung oder Auszug der wichtigsten Resultate desselben würde auch für Deutschland eine schätzbare Arbeit seyn.

Aus Italien.

(Beschluß.)

In einem der neuesten Hefte der Biblioteca Italiana, welche sich, der nicht sehr günstigen Zeitumstände ungeachtet, noch immer forterhält, findet sich, unter dem Titel: Rassegna delle opere che trattano della letteratura Italiana etc., eine aus der Feder des Ritters von Hammer geflossene Notiz, betreffend vierzig, der orientalischen Literatur angehörige, in den Jahren 1816 — 1820 in Europa erschienene Schriften und Werke. Aus einem, von Mailand am 3ten Juni dieses Jahrs an Dr. Acerbi, als Redakteur der B. I., geschriebenen Briefe vernimmt man, daß Hr. V. H. seinen Aufsatz anfänglich für die Wiener Jahrbücher der Literatur bestimmt gehabt, allein, nach dem Abgange seines Freundes Collin von der Redaktion letzterer Zeitschrift, in dieser keinen Platz mehr für denselben habe finden können, und ihn daher der Biblioteca Italiana „als der ersten literarischen Zeitschrift, nicht allein Italiens, sondern der ganzen Oesterreichischen Monarchie" einverleibt wünschte. Was aber den Leser ungleich mehr als diese Anzeige interessiren muß, ist, aus dem gedachten Briefe des Hrn. V. H. zu vernehmen, daß der Hauptzweck seiner gegenwärtigen italienischen Reise dahinziele, orientalische Codices aufzusuchen, und daß er entschlossen sey, die Resultate seiner Forschungen in den Bibliotheken von Florenz, Rom, Neapel, Parma und Venedig zugleich mit den Erlaubnissen seiner, in der Ambrosiana zu Mailand und in der königlichen Bibliothek zu Turin bereits abgestatteten Besuche öffentlich bekannt zu machen.

Berichtigung.

In Bezug auf einen anonymen Artikel aus Stuttgart in N. 10. des Bemerkers zum Gesellschafter wird hiermit erklärt, daß der Verfasser der „Mittheilungen aus den Memoiren des Satan" und der Referent über „die Moosrosen" in unserem Blatte zwey durchaus verschiedene Personen sind.

Digitized by Google

Nr. 33.

Literatur-Blatt.

Dienstag, den 25. April 1826.

Der Meßkatalog von Ostern 1826.

Zu Ostern wird auf dem litecarischen Markte zur Schau gestellt, was der fleißige Winter producirt hat; es ist also nichts natürlicher, als daß die Ostermesse jedesmal reicher ist, als die Michaelismesse, die dem vergnügten Sommer folgt. Im Sommer ist die Natur, im Winter die Wissenschaft ergiebiger. Dasselbe Verhältniß besteht zwischen Süden und Norden, daher die südlichen Völker müßig und sinnlich, die nordischen ernst und fleißig sind. Im Sommer werden wir einige Monate lang jenen glücklichen Südländern ähnlich, wenigstens fallen uns die Schalen von den Südfrüchten zu, von denen jene den Kern genießen. Im Sommer werden wir ein wenig fröhlicher, aber, wie der jedesmalige kleine Meßkatalog nachweist, auch träger, und vielleicht weniger weise. Der Schnee treibt uns zur Arbeit, in die Stube, an den Bücher- und Schreibtisch, aber der Blüthenschnee lockt uns hinaus zu schönem Müßiggange, ja der verseßenste Schreiber bläst seine Tabackswolken zum Fenster hinaus in die blühenden Gärten, wenigstens um die neueste Ausgabe von den Werken Gottes zu recensiren. Man ist im Winter mehr gezwungen und geneigt zu sitzen, die gelehrte Nachdenklichkeit wird weniger gestört, und die Einbildungskraft wird thätiger in der öden Winterlandschaft, da wir am besten von Schönheiten träumen, wenn wir sie entbehren. Vielleicht ist es aber auch das lange Dunkel des Winters, was jene schwarze Kunst begünstigt. Ist nicht das viele Dunkel in unsern Büchern dem deutschen Genius so günstig, wie die schwarze Folie dem Diamant? Dunkler Nebel dient nicht nur der deutschen Gelehrsamkeit, auch der deutschen Gemüthlichkeit, der deutschen Ultrapoesie als eine heilige Dämmerung, wie der Pythia, wenn sie Orakel ertheilt und eine dumpfe Stimme aus dicker mystischer Nacht ertönen läßt. Denken wir an die Ofenhitze, die uns die schöne Sommersonne ersetzen muß, so fällt uns sogleich die Theater- und Romanenliebe ein, womit wir die erfrornen Herzen künstlich erwärmen. Wo aber das alte kalte Leben und die junge hitzige Theorie beständig wechseln, in der Politik, ziehn die Bücher sich wie die Köpfe den Schnupfen zu. Genug, eine gewisse Wahlverwandtschaft zwischen der deutschen Literatur und dem Winter erklärt theils die Vorzüge derselben, theils entschuldigt sie deren Mängel.

Nicht nur der Zahl, sondern auch dem Inhalt der Werke nach, so weit man aus der Physiognomie der Titel schließen kann, ist der vorliegende Meßkatalog ungleich reicher, als der lezte war. Wir finden 312 Seiten mit den Titeln neuer Werke angefüllt, also etwa vierthalbtausend solcher Titel. Darin sind inbegriffen auf 279 Seiten Werke, die im lezten Winter wirklich gedruckt worden sind, und auf 34 Seiten diejenigen, die nächstens erscheinen werden. Unter den als fertig angegebenen sind indeß noch nicht alle wirklich fertig, und einige Buchhändler sind deßfalls mit Anzeigen etwas leichtsinnig; als eine offenbare Charlatanerie aber verdient gerügt zu werden, daß die Gebrüder Schumann in Zwickau bereits eine deutsche Uebersetzung von Walter Scott's neuestem Werk, dem Leben Napoleon's, als fertig angezeigt haben, während bekanntlich das Original selbst noch nicht erschienen ist. Unter den fertigen Büchern unterscheiden wir auf 246 Seiten Werke in der deutschen und in den alten Sprachen und auf 33 Seiten Werke in den neuern fremden Sprachen. Im Ganzen haben 391 Verleger ihre Artikel angezeigt, wobey wir einige vermissen, die wahrscheinlich mit ihren Anzeigen sich verspätet haben. Eine solche Verspätung scheint veranlaßt zu haben, daß die Arnold'sche Buchhandlung in Dresden im vorigen Katalog nur ein Werk angezeigt hat, daher sie jezt deren 63 nachbringt. Die Cotta'sche Buchhandlung zählt, wie gewöhnlich, die meisten, dießmal 50 Artikel, Hinrichs, so wie Treuttel und Würz 49, Basse 44, alle übrigen weniger.

In der Masse zeigt sich ein entschiedenes Uebergewicht der Naturwissenschaften. Alle in dieses Fach einschlagende Werke belaufen sich wenigstens auf 1000. Die Theologie, die Staatswissenschaften, das Schulfach, endlich die schönen Wissenschaften umfassen jedes etwa 600 Werke. In den fremden Sprachen finden wir verhältnißmäßig mehr

Digitized by Google

Werke über Politik, Geschichte, Natur und Poesie, in der deutschen mehr über Theologie und für die Schule.

Bey den theologischen Schriften ist es uns aufgefallen, daß die katholischen verhältnißmäßig zugenommen haben. Im lezten Meßkatalog war das Verhältniß derselben zu den protestantischen, wie 1 zu 2, dießmal ist es wenigstens wie 2 zu 3. Die meisten dieser Schriften sind in Bayern gedruckt und größtentheils Unterrichts- und Erbauungs-Bücher für Volk und Jugend. Mehrere Kirchenväter, darunter der arabische Eutychius, werden herausgegeben, und Thomas a Kempis, der schon über 1000 Auflagen erlebt hat, wird hier wieder 4 Mal aufgelegt. Acht Werke beschäftigen sich mit den katholischen Kirchengebräuchen, vier mit den Jesuiten, darunter „Deppens Demagogie der Jesuiten," eine neue Auflage von den „Verhaltungs-Befehlen der Jesuiten," und „die Jesuiten als Vermittler einer preußischen Kirchenagende, von Röhr." Wir finden ferner eine Geschichte der Kapuziner in Bayern, ein Werk über Wiederherstellung der Klöster in Bayern, eine Vertheidigung der katholischen Religion, von Huber, und einen Versuch, die römische und alle andere Kirchen zu vereinigen, von Prätorius.

(Die Fortsetzung folgt.)

Dramatische Dichtkunst.

Ueber Raupachs Isidor und Olga. Aus dem Tagebuche reisender Künstler.

..... Wir verlassen nun dieses Lustspiel, und wenden uns zu der tragischen Kehrseite der Schaumünze, zu dem Trauerspiele: Isidor und Olga, in welchem uns der geistreiche und edelgesinnte Raupach eine Hölle zeigt, zwar weniger phantastisch als die des Dante, aber um so wirklicher, um so ergreifender: jene mit Greuelthaten, Blut und Thränen erfüllte Kluft nämlich, die der Mensch zwischen sich und seinem Nächsten, zwischen Hoch- und Niedergeborenen, zwischen Herrn und Leibeigenen selbst gegraben hat; dieses Selbst aber läugnet, und es dem unbesiegbaren Schicksale, oder gar der göttlichen Weltleitung zuschreibt, daß es also ist und nicht anders werden kann und soll. Diese Behauptung, welche das eitele Thun sündhafter Menschen dem Gotte der Gerechtigkeit und Liebe aufbürdet, und sich so für eine fromme und religiöse Geschichtsansicht ausgibt — diese bequeme und äußerst willkommene Behauptung mußte der trefflichen Tragödie zahlreiche Gegner erwecken: aus andern Behauptungen gingen andere Gegner hervor; und so geschahe es, daß dieses wirksame Kunstwerk, obschon man sich der Achtung vor der tüchtigen Arbeit nicht erwehren konnte, dennoch den wunderlichsten Tadel erfuhr. Wir wollen es versuchen, die Quellen dieses Tadels aufzufinden, und vielleicht gelingt es uns, daß wir hiedurch die Mißmuthigen über Empfindungen aufklären, von denen sie sich selbst keine klare Rechenschaft zu geben wissen.

Wer obenwähnte Kluft ansieht: als von dem allweisen göttlichen Willen ausgehend, und von demselben für alle Zeiten, bis an das Ende der Welt, hier eingesezt, der muß — man erlaube uns dieses Bild! — der muß bey jeder Schaufel voll Vernunft, die man, um diese Kluft zu füllen, hineinschüttet, Frevel rufen, Entweihung, Gotteslästerung! Ruft er so (ein seltener Fall) ganz ohne Selbstsucht, vertheidigt er die ihm göttlich scheinende Einrichtung nicht deßhalb, weil sie ihm Vortheil und Genuß bringt, gehört er gar zu Jenen, die durch dieselbe leiden — so ist seine Empfindung erhaben und sein Irrthum ehrwürdig. Der geistreiche Dichter hat einen Repräsentanten dieser Denkungsart in seine Tragödie eingeführt: es ist der alte eiserne Leibeigne Petrow. Ihm ist seine Leibeigenschaft Religion geworden, und so macht sein nicht erheuchelter, sein kräftiger Autoritäts-Glaube, in einer erschütternden Scene mit Olga, selbst diese höhere Natur wanken. Ist es die Schuld des Autors, daß hier die entgegengesezte Denkungsart ihn gröblich mißverstand, und als einen Vertheidiger der Leibeigenschaft ausschrie? — Wir entdecken hier eine zweyte Gattung von Gegnern, die sich dieses Werk, gerade weil es ein Werk der Kunst ist, weil es die Wirklichkeit mit plastischer Wahrheit darstellt, nothwendig erzeugen mußte, indem es die idealischen Träumer unsanft aus ihrem Schlafe weckt. Eine andere Sorte von Gegnern möchten wir „die Gemischten" nennen. Diese haben das Prinzip jenes Leibeigenen; aber sie haben nebenan auch Vernunft, die sich bey ihnen in der Form gutmüthiger Empfindung ausspricht. Nun fallen also diejenigen Theile ihres Urtheils und ihres Lebens, die durch jenes harte Prinzip bestimmt sind, anders aus, als die, wo sie sich durch den Vernunft-Instinkt der Gutmüthigkeit leiten lassen; und daher sprechen sie die Wohlthat der Inconsequenz an, und behaupten, daß weder sie noch die Ihrigen ganz und immer so bös wären, als jene Tragödie sie schildert. Dieses nun kann man ihnen allenfalls zugeben; nicht aber, was sie weiter verlangen: daß weder von ihrer Inconsequenz die Rede seyn soll, noch von dem, wohin die strikte Befolgung ihres Prinzips führt; daß man sie also ruhig genießen lasse, ohne ihr Gewissen aufzurütteln, und Dinge nicht berühre, die nun einmal nicht zu ändern wären und bey denen sich die Welt so viele Tausend Jahre wohl befunden habe. Diese bald weich-, bald hartherzigen Leute, die, hinsichtlich ihrer Denkweise, zu der weitverbreiteten Schule des gemüthlichen Unphilosophen Konfusius gehören, haben einen natürlichen Widerwillen gegen alles Streng-

Folgerechte, und also auch gegen die Consequenz dieser Tragödie. An diese gemächlichen Konfusianer reiht sich nun eine Klasse süßlicher Aesthetiker, die der Kunst allen festen Boden rauben möchte, und die, wenn sie ihrem Geschmacke treu bliebe, eigentlich die Aeolsharfe für den größten Dichter halten müßte. Diesen Personen kommt ihre Zeit so langweilig, ihre Umgebung so prosaisch vor, daß ihnen jedes Gedicht, welches die Gegenwart und das Nächste berührt, als eine Sünde gegen die poetische Poesie erscheint. Besonders aber ist ihnen das Trauerspiel zuwider, wann es ihnen nahe auf den Leib rückt. Schon das historische Trauerspiel ist ihnen nicht ganz recht, denn es läßt ja Beziehungen zu auf heutige Einrichtungen, auf heutige Sündhaftigkeit. Ideale Personagen sind schon weit mehr nach ihrem Sinne; und das Unheil und das Blut der Tragödie muß dann — damit es ja keine nähere Beziehung zulasse — der mystischen Willkür des unpersönlichen Fatums in die Schuhe geschoben werden. Noch besser, noch beziehungsloser wäre es, wenn man die tragische Handlung in den Mond versetzen, und Geschöpfe könnte auftreten lassen, von denen wir auch nicht den geringsten Begriff hätten. Da dieses aber nicht wohl angeht, so würde ihnen gewiß die willkommenste Tragödie die seyn, in welcher die unglückselige Heldin eine Frühlingsblume wäre, die bey einem fatalen Nachtfroste umkäme. Da könnten sie dann das tief-bedeutsame Wort des großen Dichters ganz beziehungs-, ja gedankenlos nachlallen: „Das ist das Loos des Schönen auf der Erde!" — Um den Chor der Gegner zu verstärken, den sich diese, so wie jede aus der Umgebung gegriffene Tragödie heut zu Tage nothwendig erzeugen muß, treten nun auch Jene hinzu, die just das als sündhaft und verderblich Erwiesene wie ein rechtmäßiges Erbkapital ansprechen, das ihnen Genuß und Bequemlichkeit und Auszeichnung als Zins tragen muß. Mit diesen hat weder die Kunst noch die Sitte zu diskutiren; man hat nicht einmal nöthig, ihnen den Quell ihres Unmuths zu zeigen, da sie ihn selbst recht wohl kennen, und es auch nicht der Mühe werth halten, ihn zu verhehlen. Einer andern Klasse von Gegnern muß aber noch Erwähnung geschehen: wir können sie die ehrenwerthen Läugner nennen, und sie zerfallen in zwey Abtheilungen. Beyde Theile stimmen darin überein, daß sie Thatsachen läugnen, daß sie behaupten, es wäre ja Alles so zart und sanft in der Welt eingerichtet, und wir schon so weit in Humanität vorgeschritten, daß nicht nur die Offenbarung des Gesetzes, sondern auch schon das Evangelium der Liebe all und überall erfüllt sey. Die Einen aber, die Unerwählten, wie sie Raupach nennt, sagen so, auf daß man ihnen nicht Liebloßigkeit vorwerfe; und die Andern, die Nicht-Erwählten, sagen eben so, auf daß sie nicht in den Verdacht des Knechtssinnes kommen. Und, wahrlich! dieses Bestreben wäre gut und weise zu nennen, wenn nur nicht Thatsachen die hartnäckige Eigenheit hätten, daß sie sich durch Läugnen nicht vernichten lassen. Wo sind noch jetzt Leibeigne? rufen sie, daß uns der Dichter diese längst aufgehobene Einrichtung in allen ihren schrecklichen Folgen vorführen darf? Darüber sind wir Hochgebildeten weit hinaus, und statt uns zu erheben und zu rühren, empört uns diese Tragödie nur, indem sie uns Lehren geben will, die unsere weit vorgeschrittene Zeit nicht mehr bedarf, und die wir als eine Beleidigung unseres kultivirten Jahrhunderts ansehen müssen! — Wir könnten, statt aller Antwort, nur das Wort „Sklavenhandel" aussprechen, oder auf das gebildete Frankreich zeigen, wo jüngst noch, in öffentlicher Sitzung, das ganze anerkannte Volk von Haiti eine gegen ihre Dienstherrn aufrührische Sklavenbande genannt ward; wir könnten deutsche Zeitungen von diesem Monat, vom 8ten März 1826 vorlegen, allwo ein lebender europäischer Edelmann genannt wird, der mehrere Tausend Leibeigener besitzt, deren Einer ihm drey Mal Hundert Tausend Silberstücke für seine Freyheit geboten, solche aber nicht erhalten hat, weil — so steht es ganz naiv gedruckt — weil es eine Ehre sey, so reiche Leibeigene zu besitzen. Wir wollen aber von diesen Dingen abstrahiren, wir wollen sogar annehmen, daß sie nicht mehr existiren — und dann fragen wir: Seit wann existiren sie nicht mehr? Ist es schon so geraume Zeit her, daß der Dichter unverständlich wird, wann er sie darstellt? — Wir möchten im Gegentheil glauben, daß er nur zu verständlich wird. Und wäre es auch nur dadurch, daß die gesellschaftlichen Kreise sich täglich schärfer und anmaßender von einander trennen, und so Verhältnisse oder vielmehr Mißverhältnisse aufweisen, die ihre Wurzel in dem Prinzip der geborenen Freyen und der geborenen Knechte haben. Die Mißverhältnisse dieser gesellschaftlichen Kreise darzustellen: den Hochmuth, den Dünkel, die leere Anmaßung, die Scheu der Besseren selbst sich zu kompromittiren und mit einem Niedern in Gegenwart eines Hohen in Berührung zu kommen, die beleidigende Herablassung von der einen, der niedere Knechtssinn von der anderen Seite — alles dieses ist Sache der Komödie, in welcher die Frauen die eigentliche Hauptrolle spielen. Bey aller Achtung vor dem weiblichen Geschlechte, erlaube man uns, hier unser Thema einen Augenblick zu verlassen, und zu zeigen, weßhalb im Allgemeinen die sonst so milden Frauen viel strenger, ja viel grausamer auf ihre Vornehmheit halten, als die Männer. — Wir schreiben eine frühere Stelle aus unserem Tagebuche ab. — „Der vornehme Mann kommt doch hie und da in gesellschaftliche Berührung mit dem gebildeten Gemeinen; vornehme Frauen sieht man die Berührung mit nicht hochgebornen Frauen viel ängstlicher, und öffentlich oft grausam vermeiden; sie sehen auf dem Spaziergang über die

bürgerliche Bekannte hinüber, sie rücken sich im Konzert eng zusammen, um ja keiner Anrede ausgesezt zu seyn, sie halten es für unkeusch, auf öffentlichem Balle mit einem Notärier zu tanzen, läugnen überall, wo sie in Masse auftreten, irgend Jemand außer der Societät zu kennen, u. s. w., u. s. w. Warum? Weil die Frauen mehr Sinn für Dekorum haben? Ja, aber das ist nur $\frac{1}{8}$ der Ursache! Weil sie ängstlicher als die Männer an Formen hangen? Ebenfalls $\frac{1}{8}$! Weil sie abhängiger sind, also weniger frey und selbstständig seyn können? Ebenfalls $\frac{1}{8}$! Die übrigen $\frac{5}{8}$ der Ursache bestehen darin: Die Frauen sind faktisch einander gleich, denn sie sind standeslos. Sitte ist ihr Adel, Schönheit ihre Dekoration. Ihr sonstiger Rang oder Stand oder Titel (Künstlerinnen, Klosterfrauen und Hofdamen ausgenommen) ist, weil sie weder im Staate, noch im Heere, noch in der Kirche Stellen bekleiden, etwas Faktices (Gemachtes). Je mehr aber ein Vorzug ein nur künstlich-gemachter ist, je strenger wird man auf ihn halten, aus Furcht, daß er in sein Nichts zerfalle. *)" — Die Ausnahme von dieser allgemein befolgten Regel machen nun freylich jene innerlich adeligen Frauen, jene vornehme Seelen, die eine wahrhaft-gute, eine wesentlich-ausgezeichnete Gesellschaft um sich zu versammeln wissen, zu welcher man sich durch irgend eine reelle Eigenschaft befähigen muß, sey es durch Talent oder Schönheit, durch Anmuth oder Kenntniß, durch Geist oder heitere Laune, durch einen ehrenwerthen Charakter, oder einen wirklich ehrenwerthen hohen Stand. Diese ächt wirthlichen Frauen sind — dem Himmel sey Dank! — in den höheren Kreisen größerer Städte noch nicht selten geworden; und ihnen allein ist man es schuldig, daß sich beyde Gesellschaften, die erste wie die zweyte, noch nicht gänzlich deteriorirt haben. Denn, wie den Familien, so geht es den gesellschaftlichen Cirkeln: sie arten aus, wenn sie nicht vermischt werden. — Doch alles dieses thatsächlich und von seiner spaßigen Seite zu zeigen, ist, wie gesagt, Sache der Komödie. Die Tragödie hat es mit dem Ursprung dieser mächtigen Nichtigkeit zu thun, und mit dem schrecklichst-Aeußersten, wohin es folgerecht führt; sie muß auf diesem Felde zeigen (nicht sagen), daß das Unheil, wie unabwendbar es auch scheinen möge, ein *selbstbereitetes* ist; denn gerade dieses ist das Tieftragische der Sache! Wir sollen erschüttert werden, und es in unserm innersten Gewissen fühlen, daß das eitele Vornehm-Thun, das Sich-Besser-Dünken, als unser Nächster, unsere grausam-verachtende Behandlung der unter uns Stehenden, ja unsere hochmüthige Herablassung eine so weit verbreitete und tief gewurzelte Unsittlichkeit ist, daß es wohl keinen Menschen geben dürfte, der sich niemals eine solche aristokratische Sünde, in Handlung oder Gesinnung, hätte lassen zu Schulden kommen. Wenn der Trauerspiel-Dichter, über die leere Abstraktion des rein-menschlichen hinausgekommen, nicht mehr eine allegorische Phantasmagorie, oder gar eine tragische Zauberoper schreiben will, wenn sein Werk seine Zeit ergreifen soll, so muß es auch eine (irgend eine) lebendige Wurzel in ihr haben. Diese Wurzel pflegt man die Grundidee des Stückes zu nennen. Aber sie bleibe, wie bey der Pflanze, im Grunde, sie komme nicht zum Vorschein, sie sey nur durch Nachdenken zu finden, wie sie bey allen wirklichen Ereignissen nur dadurch zu finden ist. Hat aber der Dichtende gedacht: ich muß in meinem Werke eine Idee darstellen, so wird der Nachdenkende nichts finden, als dieses: „ich muß," diesen todten unfruchtbaren Gedanken, der sogar ein sonst begabtes Talent so völlig austrocknen kann, daß es nur kalte Schattengebilde hervorbringt. Eine Idee (eine innerlich oder äußerlich erlebte) muß den Dichter so ganz einnehmen, so aufregend, ja peinlich in ihm wirken, bis er sie in einem Bilde außer sich dargestellt hat. — Was heißt hier Bild? — Ein *Lebensbild*, welches immer eine Idee in sich enthält, indem es deren äußere Kampfmomente darstellt. Dieses Bild gefällt oder empört den Dichter, und so will er demselben Gerechtigkeit verschaffen, durch Abscheu, Bewunderung, Entzücken, oder Lachen.

Wir glauben hier im Allgemeinen den bedeutsamen Unterschied gezeigt zu haben, der zwischen *Raupachs* dramatischen Werken aus seiner früheren Periode und der noch zu erwartenden stattfindet, mit welcher das lebendigergreifende Trauerspiel: *Isidor und Olga*, so hoffnungsvoll und würdig beginnt. Dieser Unterschied zwischen einer lebendigen und todten Grundidee in einem dramatischen Werke dürfte auch die kalte Aufnahme erklären, die mehrere ernstere und wahrlich nicht von talentlosen Autoren herrührende Dramen in lezter Zeit von einem gebildeten Publikum erfuhren. Denn gewiß tragen die Opern und die lebenden Bilder nicht allein die Schuld. Man überlasse nur die Lyrik, sammt allem Zubehör an Schmelz und Farben, der Oper, man gönne es den lebenden Bildern, das Leben des wahren Bildes automatisch zu ertödten; und bald wird auch das verführteste Publikum sich nach wahrhaftem Leben im Bilde, nach ächt dramatischer Kunst sehnen. Und so lasse sich *Raupach* von keinem der hier beschriebenen Mißmuthigen irre machen und stören! Ihr Mißmuth ist Beweis von der Wirksamkeit seines Werks. Er höre nicht auf jene ebenfalls beschriebenen Aesthetiker, die eine hyperpoetische Geisterfurcht vor aller Wirklichkeit haben; noch auf jene Schreckhaften, die unsere Zeit für so unheilbar nervenkrank halten, daß sie schon bey der leisesten Berührung in Konvulsionen fällt. Er ahne, bey der tiefen Wirkung seiner trefflichen Tragödie, was uns in dieser Gattung und *auf unserem eigenen realen Grund und Boden* noch werden kann!!!

Dieses wollten wir im Allgemeinen von dieser beachtungswerthen Erscheinung im Gebiete der dramatischen Kunst sagen. Andere mögen Anderes entwickeln: die Bearbeitung des Stoffes, die Zeichnung der Charaktere, die innere und äußere Form, die Farbengebung, u. s. w.

*) In Frankreich, wo die Gesellschaft durchgebildeter ist, als bey uns, führen die Frauen keine Titel. Madame la Générale, Madame la conseillère intime wäre dort höchst ridikül.

Digitized by Google

Nr. 34.

Literatur-Blatt.

Freitag, den 28. April 1826.

Der Meßkatalog von Ostern 1826.

(Fortsetzung.)

Die protestantische Theologie hat allein gegen 30 Journale aufzuweisen, sodann vorzüglich Predigten und Erbauungsbücher, doch auch nicht wenige dogmatische, exegetische, geschichtliche und polemische. Unter den Predigern finden wir Schleiermacher, unter den Exegeten De Wette. Steffens Schrift über die falsche Theologie ist in's Dänische übersezt worden, Münch gibt die berühmten epistolae obscurorum virorum neu heraus, Kloß vertheidigt seinen Uebertritt zur protestantischen Kirche, der Verfasser der Stunden der Andacht vertheidigt dieselben gegen ihre vielen Ankläger. Außerdem zeichnen sich aus einzelne Werke über den Mysticismus, über den Obscurantismus, über die Separatisten, über Schwedenborg, über die Herrnhuter, über die Waldenser, und sechs Schriften über das Missionswesen. Zwey Werke handeln von der griechischen Kirche, und zehn von den Juden, theils zur Kenntniß ihrer Lehren und Gebräuche, theils zur Beförderung der Humanität unter diesen verwahrlosten Nebenmenschen.

Die Philosophie, die im lezten Sommer ganz ausgetrocknet schien, ist im Winter wieder flüssig geworden. Wir finden wirklich gegen dreißig philosophische Werke verzeichnet, darunter nicht weniger als 5 Systeme der Logik, die uns auf eine heillos eingerissene Denkverwirrung schließen lassen, wie ein starker Polizeyposten auf ein verwahrlostes Dorf; ferner 3 Werke über Unsterblichkeit, 2 über die Kunst glücklich zu seyn, 1 Naturrecht, Jäsches Geschichte des Pantheismus, Windischmann über die Schicksale der neuern Philosophie, Fortsetzung und Beschluß von Hamanns Werken, und neue Auflagen von Kant, Hegel, Descartes. Wir wollen auch hier 6 Schriften über die Freymaurer erwähnen, sofern diese Corporation eine philosophische ist.

Das Gebiet der Geschichte, das über 200 Werke umfaßt, hat eine Menge trefflicher Erscheinungen aufzuweisen. Wir rechnen darunter nicht die mehrfachen Versuche, nach dem Beyspiel der Franzosen historische Taschenbibliotheken zu fabriciren, bey denen nur der Buchhändler alles, das Volk wenig, die Wissenschaft nichts gewinnt, wohl aber die vielen ausgezeichneten Werke genialer Geister, die uns dießmal geschenkt sind, ferner die vielen dankbaren Bemühungen um Specialgeschichte, und endlich eine Menge interessanter Biographien. Zu den vorzüglichsten Werken rechnen wir Uebersetzungen von Karamsins Geschichte von Rußland und Thiers Geschichte der französischen Revolution, Darus Geschichte von Venedig in Uebersetzung und Auszug, ferner Thierry Geschichte der Eroberung Englands durch die Normannen, den Schluß von Lacretelles Geschichte Frankreichs, den dritten Theil von Niebuhrs römischer Geschichte, Ludens deutsche Geschichte, Otfried Müllers Geschichte der Macedonier, Heerens, Hormayrs, Spittlers und Segurs Werke, Grellit vergleichende Sammlung der in der französischen Revolution erlassenen Edikte, Raffenels Geschichte der griechischen Revolution, Placide-Justins Geschichte von Haiti, Raßmussen über den russischen Handel im Mittelalter, Klaproth über Mittelasien, eine neue Sammlung alter schwedischer Geschichtschreiber, die Zauberbibliothek mit reichlichen Acten über das Zauber- und Hexenwesen ꝛc., und wer ein Freund von artigen Paradoxien ist, wird mit Vergnügen bemerken, daß auch die historischen Werke Müllers in Düsseldorf neu aufgelegt werden.

Insbesondere haben wir mit Freude wahrgenommen, daß so viel für Specialgeschichte geschehen ist. Nur örtliche Untersuchungen über die Geschichte, Topographie, Verfassung, Sitten und Alterthümer einzelner Gegenden und Ortschaften können die Vorzeit unseres Vaterlandes vollends aufklären, so weit es möglich ist. Durch solche Bemühungen, denen Justus Möser für alle Zeiten als Muster voranleuchtet, kann allein das Fehlende ergänzt, das Dunkle gelichtet, und das bleiche Bild der allgemeinen Geschichte mit lebendigen Lokalfarben aufgefrischt werden. Der Katalog hat uns deßfalls mehrere Untersuchungen über römische, deutsche und nordische Alterthümer, und eine Menge von Ortsgeschichten verzeichnet, z. B. die Geschichte des Bodensee's von Gustav Schwab, eine Geschichte der Insel Helgoland, der Wartburg, der

Digitized by Google

alten Harzburg, des Doms in Speyer, der alten westphälischen Städte, und insbesondre einzelne Werke über die Städte Cölln, Soest, Salzburg, Celle, Bischweiler, Hameln, Camenz, Eschwege, Vierzehnheiligen. — Unter etwa 50 Biographien zeichnen wir besonders aus die Lebensbeschreibungen Napoleons von Arnoult, Tissot und Bergk, die Memoiren von Berthier, du Plessis-Mornay, Prince de Montbarrey, Waldegrave, der Markgräfin von Anspach, der Frau von Genlis, geheime Memoiren über die königliche Familie von Frankreich (englisch), Falkenskiolds Memoiren aus den Zeiten Struensees, sodann die Lebensbeschreibungen der französischen Akademisten, der französischen Minister, der lebenden berühmten Spanier, wieder insbesondere des Trappisten, Morillo's, des Vicekönigs von Italien, des nordamerikanischen Admirals Paul Jones, der frommen Madame Guion, des Kaisers Alexander, des Königs Max Joseph, Schillers, Goethe's, Jean Pauls und Linné's, sodann die Zeitgenossen und die Fortsetzung von Meusels gelehrtem Deutschland.

In der Politik ist aus bekannten Ursachen in Deutschland Mißwachs. Wir haben denselben zwar so wenig verschuldet, wie das Volk Gottes dereinst die sieben mageren Jahre der Aegypter; aber wir müssen mit darunter leiden, und uns begnügen, bey den vorsichtigen Nachbarn zu borgen. Custance behandelt die englische Staatsverfassung, d'Aubouisson die königliche Autorität, Janitsch die Vorzüge der monarchischen Regierungsart, Aretin das Staatsrecht der konstitutionellen Monarchie, Zacharia die Staatsregierungslehre, Gagern in seinem Einsiedler seine politischen Erinnerungen, Rudhart die Censur, und Montesquieus Geist der Gesetze wird neu übersezt. Im Allgemeinen finden wir nur wenige Uebersetzungen der vielen politischen Werke, die jährlich in England und Frankreich herauskommen; dieß rührt aber wohl zum Theil daher, weil diejenigen unter uns, die überhaupt mit Politik sich abgeben, jene Werke im Original lesen. — Juridische und administrative Schriften sind wieder in verhältnißmäßiger Anzahl vorhanden. Wir sehen darin zuförderst das römische Recht seine alte Herrschaft behaupten. Von der öffentlichen Gerichtspflege ist nirgend die Rede, wenigstens in keinem Titel. Insbesondere kommen die preußischen und bayrischen Staatseinrichtungen häufig zur Sprache. Das Beste möchte eine Sammlung aller von König Ludwig erlassenen neuen organischen Gesetze seyn, deren Titel man hätte mit goldnen Lettern drucken können. Was juridische Alterthümer anlangt, so verdient der vierte Band von Savignys trefflicher Geschichte des römischen Rechts im Mittelalter ehrenvolle Auszeichnung. — Unter etwa 50 statistischen und topographischen Werken bemerken wir Malchus Statistik, Hormayrs Archiv, einzelne Werke über Spanien, Brasilien, Ostindien, Schottland ꝛc. und viele Städtebeschreibungen, zwey von Wien, zwey von Berlin, andere von Dresden, Nürnberg, Hamburg, London.

Außer den Landkarten, die wir wohl von der literarischen Betrachtung ausschließen dürfen, gibt es dießmal über 30 geographische Werke, größtentheils für den Schulunterricht, und besonders viel in die Masse greifende Fabrikarbeit des Weimarischen geographischen Institutes, sodann gegen 40 Reisebeschreibungen, darunter die Fortsetzung von Timkowskys Reise nach China, Carne Leben und Sitten im Morgenlande, Keatings Forschungsreise in Nordamerika, Mellings Reise in den Pyrenäen, abermals eine philhellenische Reisebeschreibung von G. Müller, mehrere Schriften von Ausgewanderten über Brasilien und gegen den bekannten Major Schäfer. Als eine Seltsamkeit mag noch erwähnt werden Bingemanns, eines Schneidergesellen, Reisen in Europa und Asien. — Das gesammte Gebiet der Naturwissenschaften ist mit ausnehmendem Fleiße kultivirt worden, und wir können hier nur wiederholen, was wir in unserer Betrachtung des lezten Meßkatalogs über diesen Gegenstand geäußert haben. Wir erkennen es als eine gewisse Genesung der deutschen Bildung, daß wir allmählig immer mehr von der grauen Theorie zum grünen Leben, von den spekulativen zu den Naturwissenschaften übergehen. Was sollen wir doch mit jenen Philosophien anfangen, die eine einzige neue Entdeckung eines tüchtigen Experimentalphysikers, wie Oerstede, wieder umwirft? Was sollen wir uns so hoch in das unsichtbare Reich versteigen, bevor wir des sichtbaren habhaft geworden? Und was nützen uns die Romane, wenn wir die bessere Wirklichkeit dagegen entbehren müssen? Ein Buch über das Forstwesen ist in der That besser, als jene Ritter- und Räubergeschichten, die im Walde spielen. Man darf auch wohl behaupten, daß ein Buch über die Landwirthschaft der Humanität würdiger und dem menschlichen Geschlechte rühmlicher ist, als manches Geschichtwerk, worin uns nur die Verheerungen des Bodens geschildert werden, den wir bebauen sollen. Es mag seyn, daß unsere neueste ökonomisch-technische Richtung auch nur, wie so manche frühere, eine Nachahmung anderer Nationen ist, daß uns der Wohlstand Englands einen lobenswerthen Neid erweckt; wir sind vielleicht erst durch das Gefühl unserer Verarmung zu dieser Nacheiferung der Britten getrieben worden, so wie wir ehemals, als wir zum Gefühl unserer Rohheit gelangten, die eleganten Franzosen nachzuahmen strebten; immerhin aber ist jene englische Waare solid, und wohl uns, wenn wir sie eben so gut bey uns produciren. Nur aus der materiellen Kultur geht die Civilisation hervor. Was die Mutter nährt und stärkt, kommt dem Kinde zu gute, und wer dem Lande und den Gewerben aufhilft, sorgt für das Volk und seinen Geist am zuverlässigsten. Wir finden gegen 50 naturwissen-

Digitized by Google

ſchaftliche Werke von allgemeinem Inhalt, vorzüglich für den Schulunterricht, außerdem aſtronomiſche, chemiſche, mineralogiſche je an 20, 40 botaniſche und eben ſo viel zoologiſche, darunter die Namen Cuvier, St. Hilaire, Lacépède. Mediciniſche Werke zählen wir von allgemeinem Inhalt, größtentheils Journale, 30, ſpecielle Gegenſtände betreffend gegen 80, chirurgiſche 30, außerdem über Geburtshülfe 14, über Brunnen und Bäder 11, pharmaceutiſche 30, und über mediciniſche Selbſthülfe und Hausapothekerkunſt 12. Wenigſtens 100 Werke handeln von der Mathematik, worunter jedoch Schulbücher für die Jugend die Mehrzahl bilden. Ueber verſchiedene Zweige der Mechanik und Technik finden wir an 70 Werke, außerdem über die Baukunſt gegen 30, eben ſo viel über militäriſche Wiſſenſchaften, deßgleichen über den Handel; 50 Schriften über die Landwirthſchaft, 20 über Forſtweſen, 20 über Gartenbau, 20 über Viehzucht und 30 über den Haushalt.

Unter mehr als 50 Werken über Pädagogik wollen wir nur eine Selbſtbiographie Peſtalozzi's erwähnen, die in ſteter Beziehung auf ſein pädagogiſches Wirken geſchrieben iſt. An Unterrichts- und Unterhaltungsbüchern für die Jugend iſt ein außerordentlicher Ueberfluß. Sie greifen in jedes Fach ein. Alles wird zu einem Gegenſtande der jugendlichen Andacht, Belehrung, oder ſpielenden Unterhaltung gemacht. Die große Freyheit im Gebrauche von Lehrbüchern führt zwar manche Nachtheile mit ſich; eitle Lehrer bringen oft ihre eignen unvollkommenen Produkte in Umlauf; bald ſtimmt man den Ton zu niedrig, bald zu hoch an; wiſſenſchaftliche Streitfragen und polemiſche Anſichten werden nicht ſelten vor das Forum der unmündigen Jugend gebracht, und mancher glaubt, die unreifen Früchte ſeiner Erkenntniß ſeyen für das unreife Alter gut genug; indeß heben dieſe Nachtheile, die nur als Ausnahmen zu betrachten ſind, den großen Vortheil nicht auf, den die Lehrfreyheit gewährt. Sie iſt das letzte, köſtliche Unterpfand der Nationalfreyheit, und die ſchönſte Bürgſchaft für eine ungehemmte Entwickelung der Nationalbildung.

Grammatikaliſche und lexikaliſche Werke finden ſich gegen 100, unter welchen der zweyte Theil von Grimm's berühmter deutſcher Grammatik die erfreulichſte Erſcheinung iſt. Von neuen Ausgaben der alten Klaſſiker und Commentationen dazu bringt der Katalog wieder mehr als 100, wobey ſich auch mehrere ſeltene Sachen befinden, die indeß nur das ſtreng gelehrte Publikum intereſſiren können. Gegen 40 Werke behandeln Mythologie und Alterthümer, darunter Frank über die Hindus, Dubois über die Braminen, Schott's Ueberſetzung des Confucius aus dem Chineſiſchen, Seyffarth über ägyptiſche Alterthümer, Koſegarten's Unterſuchungen über ägyptiſche Papyrusrollen, Horner's Bilder des griechiſchen Alterthums, Stuart und Revette's Alterthümer von Athen, attiſche und ioniſche Alterthümer von der Geſellſchaft der Dilettanten in London, das Muſeum Worsleyanum, Gerlachs unedirte Antiken, der zweyte Theil der Antiſymbolik von Voß, und eine franzöſiſche Ueberſetzung von Creuzers Symbolik. In 6 Werken werden verſchiedene Coſtüme behandelt, z. B. das Coſtüm des deutſchen Ritterthums nach der Zeitfolge von Heideloff, Nationaltrachten der Böhmen, Berliner Theatercoſtüme vom Grafen Brühl, u. ſ. w.

(Der Beſchluß folgt.)

Empfehlung eines vortrefflichen Buches.

Kultur und Barbarey, oder Andeutungen aus und zu der Geſchichte der Menſchheit mit ſteter Beziehung auf unſere Zeit, von Johann Georg Reinwald. Mainz 1825, bey Florian.

Beſäße Referent die Sagacität eines Genz, welche dieſem die Natur früh und zu dem Zwecke verlieh, ſich zu dem größten deutſchen Publiciſten hinaufzubilden; beſäße er zugleich, wenn auch nur ein Weniges von dem theologiſchen Scharfſinn eines Schleiermacher, dem hiſtoriſchen Genie des früheren Johannes von Müller, von weiland Kantiſch-Fichteſcher Tiefe und Goethe's Kunſtweisheit — dann würde er ſich getrauen eine Kritik dieſes Buchs zu ſchreiben, d. h. er würde deſſen ausgezeichneten Werth auseinanderſetzen, und — da es kein makelloſes Menſchenwerk gibt — deſſen Mängel nachweiſen. So aber vermag er es nur zu empfehlen, erſtlich allen wahrer Bildung Befliſſenen, und dann den Beſten und Würdigſten, auf daß dieſes Werk beſprochen werde, und die ausgezeichnete Stelle in unſerer Literatur erhalte, die es in ſo vielfacher Hinſicht verdient. Wird es nur erſt geleſen, ſo iſt Ref. des Erfolgs gewiß; und deßhalb hält er es für ſeine Pflicht, zu deſſen Verbreitung, wenn auch nur mit geringen Kräften, beyzutragen. Das Leichteſte, was er zur Empfehlung dieſes wiſſenſchaftlichen Kunſtwerkes thun könnte, wäre: Auszüge aus demſelben zu geben; aber theils würde er bey ſo vielem Guten und Schönen zu keiner Wahl kommen, theils aber würden die Einzelnheiten keine Anſicht des Ganzen geben. Denn obgleich die tieferen metaphyſiſchen Stufen, die zu den Grundgewölben dieſes Werkes führen, wenn gleich nicht überſprungen, doch ſchon bey'm Beginn überſtiegen ſind, ſo bildet es doch, Trotz dieſem anſcheinenden Mangel an feſter Baſis und trotz ſeinen leichten Formen, ein feſtgefugtes und einheitliches Bauwerk. Daher auch hat dieſes Buch ſeine populäre, wie ſeine ſtreng-wiſſenſchaftliche Seite; kann ſich, hinſichtlich der erſteren, mit den beſten publiciſti-

Digitized by Google

schen Schriften des neuerfahrenen Frankreichs, hinsichtlich der leztern mit allem dem messen, was ehrlich-deutscher Tiefsinn geleistet hat — und ist so zugleich für ein großes und für ein gelehrtes Publikum geschrieben. Für ein großes; denn dieses wird hier wichtige Resultate ächt-philosophischer Geschicht-Forschung, in einer bey gründlicher Tiefe ungewöhnlich klaren Form finden, und dadurch in den Stand gesezt werden, eine ganze Bibliothek publicistischer Schriften von allen Farben der Zeit unbesorgt zu ignoriren. Für ein gelehrtes Publikum, weil es diesem, in einer höchst charakteristischen Uebersicht unserer Zeit, mannigfachen Stoff zu weiterer Verarbeitung darbietet. Die stets waltenden Ideen, die diesen sehr mannigfaltigen Stoff zusammenhaltend verbinden, sind, theils die Darlegung, auf welche Weise Kultur und Barbarey (Folgen der Freyheit und der Unfreyheit nennt dieß die real-ideale Philosophie) Hand in Hand gingen und noch gehen; theils ist es die Nachweisung, wie die vorgebliche Unvereinbarkeit der Theorie und der Praxis nur eine Willkürlich-Gesezte sey; wie Theorie in ihrer Excentricität, d. h. wann sie das Allgemeine ohne Inhalt verlangt, sich in lüftige Phantasterey verliert; wie Praxis in ihrer Einseitigkeit, d. h. wenn sie das Gegebene ohne Nothwendigkeit als Ewiges heiligt (die modische Geschichtsansicht!), zu gemeiner schneckenartiger Fühlhorn-Empirie herabsinkt; wie diese beyden Extreme durchaus disparat, wahre Theorie und wahre Praxis aber in stets lebendiger Wechselwirkung begriffen sind. Diese beyden Ideen, die — nebst der einer göttlichen Weltleitung, bey unbedingt innerer menschlicher Freyheit — die Grundlage aller höheren Geschichtschreibung seyn sollen, finden nun hier ihre Anwendung auf die Normal-Ergebnisse unserer Zeit, d. h. diese Ergebnisse werden aus jenen Ideen, mit Hinweisung auf die Vergangenheit, von dem gelehrten und scharfsichtigen, von dem ehrlichen und muthigen Verfasser in genetischer Klarheit dargethan. Und das in der Ordnung folgender Rubriken: Religion; Reformation; Volksbildung; der Staat und die Staatslehre; die Wissenschaft und die Wissenschaften; die Kunst und die Künste. — Ist das Ganze einem sinnigen und schönen Bauwerke zu vergleichen, so sind die genannten einzelnen Kapitel die zweckmäßigen und anmuthigen Räume desselben: Säulengänge, Hallen und Säle, wo die Ausbeute geistiger Thätigkeit, von dem ersten herb bearbeiteten Material früherer Zeit, bis zu den winzigen Fabrikaten der allerneuesten, zwar nicht in ihrer ganzen Summe und in unübersehbaren Haufen, aber in schön geordneten Exemplaren zu bequemer Uebersicht daliegen, beleuchtet von der zugleich erwärmenden Sonne der Vernunft. Dieses Bild, welches dieses Buch erzeugt, möge den Referenten rechtfertigen, daß er es nicht zu kritisiren, nur zu empfehlen vermag. Bey dem Verfasser aber hat er sich deßfalls noch besonders zu entschuldigen. — Wo — so schreibt dieser S. 366 — „Wo hört man nicht „bloß unter der Menge, sondern selbst unter den vorgeb„lichen Kennern, noch ein unbefangenes, gediegenes, aus „wahrer objectiver Kunstschätzung hervorgegangenes Urtheil? „Fast überall stellt man sich auf die Zehen der eignen „winzigen Individualität, und orakelt, schimpfend oder „lobhudelnd, in Conversations- oder andern Blättern, in „Thee- oder andern Zirkeln und ästhetischen Konventikeln, „dieses und jenes, Halbwahres und ganz Falsches, durch„einander, daß es ein Jammer ist. Schon jener ange„deutete Charakter der Kritik beweist ihre Popularität, „ihre plebeische Subjectivität und individuelle Befangen„heit. Denn je unbefangener eine Ansicht und ein Ur„theil ist, deste ernster, ruhiger, unpartheyischer, deste „weniger extrem in Lob und Tadel wird es auch seyn „müssen." — Dieser sehr gerechte Angriff trifft auch den Referenten, erstlich: weil er in einem Tagesblatte von diesem wissenschaftlichen Kunstwerke redet; dann aber, weil er kein objectives Urtheil über dasselbe darlegte, sondern nur sein subjectives Erfreutseyn in Form lobender Empfehlung eines ihm höchst merkwürdigen Buches aussprach. Ob des ersteren Vorwurfs wird Ref. von dem Verfasser selbst gerechtfertigt, der ja in seiner Nacherinnerung sagt, „daß er für ein größeres Publikum seine Arbeit aufge„faßt und entwickelt habe;" dieses größere Publikum kann aber nur in einem allgemein gelesenen Blatte auf eine literarische Erscheinung aufmerksam gemacht werden. Ob des andern Vorwurfs glaubt Ref. sich bereits mit seinem Unvermögen entschuldigt zu haben; dann aber wünscht er auch durch diese ihm aus dem Tiefsten kommenden, subjectiven Lobpreisungen einigermaßen das Gleichgewicht herzustellen; denn wahrlich! die subjective Geringschätzung dieses Buchs wird auch nicht ausbleiben. Von allen Seiten dürfte sich Tadel kund geben und in allen Formen; in Form hochmüthiger Wegwerfung und fanatischer Anklage, in Form schweigender Nichtbeachtung und breiten verwirrten Raisonnirens. Und nicht nur von beyden Ultra Partheyen der Kunst, der Wissenschaft, der Staatslehre, des Glaubens und des Unglaubens wird dieß geschehen, sondern auch von einer dritten, neuen, höchst selbstzufriedenen und durchaus leeren Parthey, der das Nichts Seyn und das Werden Nichts ist, und die es für das non plus ultra aller Theorie wie aller Praxis hält, aus Weiß und Schwarz ein neblichtes Grau zu bereiten, oder aus Stillstand und Fortschreitung ein zweckloses und blendendes Vibriren. Denn allen diesen Leuten ist in diesem Buche, bey heller Beleuchtung, ihr Recht angethan; und das können sie nimmermehr dulden.

Das Schlimmste aber, was dem Autor begegnen könnte, wäre die Unannehmlichkeit, daß jene lezte Parthey der Grauen, jene Schule der Vibration ihn frohjubelnd als den ihrigen begrüßte und ihn der Welt als einen ihrer weisen und der Mischkunst kundigen Jünger vorstellte. Zu diesem möglichen Mißverständnisse hat sogar der Verfasser hie und da selbst Anlaß gegeben, so daß es ihm Pflicht wird, sich von solchem Vorwurf in einer Fortsetzung seines Werkes zu reinigen.

.....k.

Digitized by Google

Nr. 35.

Literatur-Blatt.

Dienstag, den 2. Mai 1826.

Der Meßkatalog von Ostern 1826.

(Beschluß.)

Im Gebiet der Kunst finden wir nur sehr wenige theoretische, historische, oder kritische Werke, über bildende Künste, z. B. Goethe's Kunst und Alterthum, Caroline von Woltmann fünf Hauptstyle der Kunst, Erhard's Moiron oder philosophisch-ästhetische Phantasien, Quandt's Geschichte der Kupferstecherkunst. In den Werken über Musik ist besonders der kirchliche Chorgesang zur Sprache gekommen; und interessante Erscheinungen sind die Vorlesungen über Musik von Hans Georg Nägeli, und eine neue Auflage der bekannten Schrift über die Reinheit der Tonkunst. In Bezug auf die redenden Künste finden wir mehrere Werke historischen Inhalts, als den zweyten Theil von Ugoni's Geschichte der italienischen Literatur, Scheller's Bücherkunde der sassisch-niederdeutschen Sprache, Diez Geschichte der Troubadours ꝛc., theoretischen Inhalts, Kastor's Sappho oder über die Regeln der deutschen Dichtkunst, auch eine englische Poetik, und 6 Werke über Metrik und Prosodie; kritischen Inhalts, Abeken über Dante, Börne über Jean Paul, Welker über die Trilogie des Aeschylos.

An poetischen Werken ist ein großer Ueberfluß. Besonders finden wir viel neue Ausgaben oder Uebersetzungen der berühmtesten klassischen Belletristen des Auslands, z. B. außer vielen griechischen und römischen Dichtern, Uebersetzungen von Ossian, Ariost, Milton, Young, Byron, Voltaire, Boileau, Delavigne, eine Auswahl aus Lamartines Gedichten von Gustav Schwab, eine Sammlung schwedischer Gedichte von Schlag, die Frithiofssaga von Amalie von Helwig, Grimms irische Elfenmährchen, der zweyte Theil von Talvi's serbischen Liedern, Schmidt-Phiseldeks neugriechische Lieder und das arabische Gedicht Amali. Von ältern deutschen Werken finden wir Lachmanns neue Ausgaben der Nibelungen und des Iwein, der Minnesänger von von der Hagen, Wilhelm Müllers Bibliothek deutscher Dichter des 17ten Jahrhunderts, und Abraham a. S. Clara; von neuern Dichtern ist eine Ausgabe von Goethe's sämmtlichen Werken von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung angezeigt, desgleichen die Werke von Herder, Lessing, Wieland, Lenz, Jean Paul, Tieck, Novalis, Solger, Zschokke, Clamer Schmidt, Contessa, van der Velde; der letztere hat beynahe so viel Ehre, wie Walter Scott, erfahren. Drey Städte zanken sich um das Verdienst, seine sämmtlichen Werke zu drucken, und diese Erscheinung erklärt vielleicht, warum einst sieben Städte um die Geburt Homers gestritten. Sechs davon haben ihn wahrscheinlich nachgedruckt. Leider sind es, beyläufig bemerkt, Württembergische Nachdrucker, welche mit van der Veldes Werken solchen Unfug treiben. — Wiewohl im Epischen jezt nicht viel geleistet wird, haben doch mehrere Dichter in diesem Fach sich wieder versucht; der merkwürdigste davon dürfte der seit vielen Jahren angekündigte Divito von Henne seyn. An lyrischen Gedichten ist eine wahre Ueberschwemmung. Rechnen wir die Sammlungen für den Schul- und Kirchengebrauch dazu, so liefert die lezte Messe über 100 lyrische Werke. Wir bemerken dabey besonders viele neue Namen, da die lyrische Poesie bekanntlich den Jünglingen hold ist, und eine Sammlung lyrischer Herzensergießungen, und zwar immer die alte Leyer von Frühling, Sehnsucht, Wehmuth und Liebe, bey vielen das erste Geistesprodukt, und oft zugleich das lezte ist. Unter den Bekanntern zeichnen wir aus Wilhelm Müller, dessen Lieder der Griechen und Lieder eines reisenden Waldhornisten, so wie Blumenhagen, dessen Gedichte zweyte Auflagen erlebt haben, ferner Haugs Spiele der Laune, Platens Ode an den König Ludwig und Sonnette aus Venedig, Manfred's Romanzen, Harro Harrings Gedichte, u. s. w. Sonderbar genug ist angekündigt: Bärmanns Kunst, ernsthafte und scherzhafte Gedichte durch den Würfel zu verfertigen. — Die dramatische Literatur umfaßt dießmal über 60 Titel, wobey das Lustspiel dem Trauerspiel die Wage hält. Unter den tragischen und romantischen Dichtern finden wir Sophokles, Euripides, Shakspeare, Calderon in Uebersetzungen, eine neue Auflage von Lessings Nathan, Tasso's Befreyung von Ingemann, Ahasver von Klingemann, Isidor und Olla von Raupach, und die Schauspiele Heinrichs von Kliſt. Unter den Lustspielen zeichnen sich aus Ueber-

setzungen von Aristophanes, Lope de Vega, Molliere, Holberg, Picards und Blums Vaudevilles, ferner Pauses Bibliothek guter alter Lustspiele, was gewiß ein verdienstliches Werk ist, sodann ein altes Lustspiel von Schröder, und neue von Clauren, Julius von Voß und der Frau von Weissenthurn. Außerdem bemerken wir noch Valentini über die Comödie aus dem Stegreif und die italienischen Masken, und eine zweyte Auflage von Solbrigs Almanach der Travestien und Parodien. — Die große Zahl der Romane und Erzählungen umfaßt Uebersetzungen des Cervantes, Boccaccio, Novellen von Lope de Vega, des Fielding, Goldsmith, Yorik, Cooper, Washington Irwing, eine übermäßige Menge von Ausgaben des Walter Scott, ferner von Fenelon, Florian, le Sage, Frau von Genlis, Frau von Staël, und eine Uebersetzung des Eduard von der Frau Herzogin von Daru. Bemerkenswerth sind eine Uebersetzung von Hoffmanns Nachtstücken in's Holländische, neue Auflagen von der Gabriele der Frau Schopenhauer, von Wilhelmis Wahl und Führung, sodann Arnims Landhausleben, Fouqués Saga von den Gunlaugar, und Romane und Novellen von Blumenhagen, Louise Brachmann, Clauren, Fanny Tarnow, Julius von Voß, Schilling, Laun, und viele tolle Rittergeschichten von Hildebrandt.

Unter den Werken vermischten Inhalts sind uns noch besonders aufgefallen Buckeliana, Trostbuch für Erwachsene, Weber über und gegen die Langeweile, Ständlin Geschichte der Freundschaft und mehrere Werke über und für das schöne Geschlecht, z. B. Wilhelmine Willing über die Kunst, Männer bey guter Laune zu erhalten, und Caroline von Woltmann über Natur, Bestimmung, Tugend und Bildung der Frauen. — Von den Taschenbüchern sind erst wieder einige für den Herbst voraus verkündet. Die Zeitschriften aller Art haben sich seit Anfang dieses Jahrs abermals vermehrt, und die Vorliebe für periodische Literatur ist noch sichtlich im Steigen. Der Titelvorrath ist deßfalls sehr erschöpft. Die griechischen Götternamen reichen nicht mehr aus, nachdem wir nordische Barbaren sie bereits an die Schmetterlinge, Hunde und Taschenbücher verschwendet haben. Auch die Chronologie bietet nur noch Augenblicke, Minuten und Stunden dar, da wir durch unser Morgenblatt, ein neues Hannöversches Mittagsblatt, die Dresdner Abendzeitung und Müllners Mitternachtsblatt bereits für Tag und Nacht versehen sind, und so viele andere Blätter für Wochentage und Wochen, Monate, Jahre, Jahrhunderte, und alle wo möglich für die Ewigkeit geschrieben werden. Die Mechanik hat neuerlich sehr dankbare Titel geliefert. Die Schnellpost in Berlin fährt fort; ein Dampfschiff in Stuttgart ist zwar gestrandet, doch ist dieser Titel allein so viel werth, als ein guter Inhalt. Künftigen Redakteurs wäre zu Titeln vorzuschlagen, für gelehrte Frachten die Eisenbahn, für Antikritiken der Hagelableiter und die Retourkutsche, für Lobfabriken der Kanal, für stark zerarbeitende Kritiken die rumfordische Suppe, u. s. w. Die besten und zahlreichsten Titel aber könnte man aus dem Thierreich nehmen, den Affen, das Chamäleon, den Papagey, den Staarmatz (der so gut klingt, als der Staatsmann), die diebische Elster, den Rohrsperling, den Kukuk; vor allem aber sollten die Verleger und Redakteure deßfalls die Wirthshausschilder studiren, da Wirthshäuser und Journale immer das erste und letzte Erforderniß gemein haben, nämlich die Gäste.

W. M.

Biographie und Charakteristik.

Ueber das Leben und die Werke der berühmtesten, englischen Romandichter von Walter Scott. Uebersezt und mit einem Anhange versehen von Ludwig Rellstab. Erster Band. Fielding. Smollett. Lesage. Johnstone. Berlin bey Fr. Laue. 1826.

Wir können, indem wir unseren Lesern dieses literarhistorische Werkchen des so beliebten Romandichters anzeigen, im Allgemeinen Alles unterschreiben, was der deutsche Uebersetzer in der Vorrede Empfehlenswerthes für dasselbe ausgesprochen hat. Er behauptet nämlich, daß es den Freunden Walter Scott's schon an und für sich interessant seyn müsse, den Genius, der sich ihnen bisher nur als schaffender dargestellt habe, hier auch als urtheilenden kennen zu lernen, und eben dadurch zu erfahren, daß seine poetischen Charakteristiken ihr großes Leben nicht allein dem launigen Spiel der Phantasie, sondern eben so der schärfsten Beobachtung und besonnener Beurtheilung und Auffassung des Lebens selbst verdanken. Die Darstellung und Beurtheilung des Lebens und der Werke von Romandichtern, fährt der Vorredner fort, durch den ausgezeichnetsten Novellisten unserer Zeit müsse um so anziehender seyn, als sich erwarten lasse, daß der verwandte Geist den verwandten am leichtesten verstehen, am richtigsten würdigen werde.

Hierauf rühmt der Vorredner die Grundsätze der Kritik, welche Walter Scott, so viel sich aus den gegebenen Charaktertistiken schließen lasse, befolgt habe. Er rühmt in dieser Rücksicht die völlige Partheylosigkeit und Unbefangenheit Walter Scott's, daß er, keiner einseitigen Theorie ergeben, von Liebe zur Dichtkunst erfüllt, mit dem gesunden Auge eines Hochländers, das Schöne und Wahre, wie und wo er es finde, zu erkennen sich

Digitized by Google

freue. Eben so rühmt er, daß Walter Scott die Sittlichkeit zur Basis aller Kunst mache, oder vielmehr, daß er jede Beleidigung der Sittlichkeit als eine ästhetische Sünde verwerfe, und daß er drittens endlich nie unterlasse, die Wechselbeziehung anzudeuten, die zwischen dem Werke eines Schriftstellers und der Zeit, in welcher es geschrieben, stattfinde.

Wir müssen gestehen, daß die Thatsachen, aus welchen diese Grundsätze der Scottischen Kritik abstrahirt worden, in den Charakteristiken des gegenwärtigen ersten Bandes allerdings anzutreffen sind, und daß wir nicht anstehen, dem Lobe dieser Grundsätze, sobald sie wohl verstanden und richtig angewendet werden, beyzutreten. Herr Rellstab hat sie richtig verstanden und Scott richt'g angewendet. Dennoch möchten wir nicht behaupten, daß Scott ein höchstes Muster ästhetischer Kritik sey und, wenigstens nach den gegebenen Proben, es verdiene, deutschen Kritikern, die wirklich welche sind, als Vorbild empfohlen zu werden. Wir können bey unserem Lessing, Schiller, Herder, den Schlegeln, Jean Paul, Tieck, selbst Bouterwek hinreichende, ja mehr Belehrung finden, wenn wir nämlich nicht geeignet sind, bey uns selbst in die Schule zu gehen. Wir haben bey aller Vielseitigkeit und Gerechtigkeit der Scottischen Erwägungen, bey aller Gesundheit und Lebendigkeit in Auffassung und Beurtheilung, bey aller Richtigkeit der Ansicht eine gewisse Tiefe vermißt, welche allen genannten Vorzügen der Kritik erst den rechten Nachdruck zu geben im Stande ist. Vielleicht schloß er diese höchste Eigenschaft des ästhetischen, wie jedes Urtheils, absichtlich aus, weil er populär seyn wollte. Daß dieselbe aber mit ächter Popularität nicht nur verbunden seyn könne, sondern auch müsse, obgleich, diese Verbindung zu Stande zu bringen, freylich die schwerste Aufgabe sey, hat Schiller schon vor dreyßig Jahren, in seinem so äußerst umsichtigen Aufsatze, über die nothwendigen Gränzen beym Gebrauch schöner Formen, dargethan. — Aus allem Gesagten geht hervor, daß wir in dem Mangel der Tiefe Scottischer Kritiken den Grund zu einem Tadel finden, der dieselben freylich keineswegs über Bord wirft, aber doch bedeutend genug ist, um uns zu einer Rechtfertigung desselben, sowohl gegen Scott selbst als gegen dessen weitverbreitete Verehrer, zu verpflichten. Wir wählen zu diesem Endzweck ein Beyspiel, statt aller, um nicht zu weitläufig zu werden, jedoch kein zufälliges, sondern ein bedeutendes, tiefer eingreifendes.

Scott hat nämlich die Bemerkung gemacht, daß Romanschriftsteller und Novellisten selten gute Dramatiker sind, und er hat Gelegenheit, an dem Beyspiel Fielding's, Smollet's und Lesage's die Richtigkeit dieser Bemerkung zu zeigen. Wir bestreiten diese Richtigkeit so wenig, daß wir sie nöthigenfalls sogar durch Anführung vieler anderen Beyspiele bekräftigen könnten. Scott versucht diese nicht unmerkwürdige Erscheinung zu erklären. Wie aber thut er es? Auf eine durchaus äußerliche Art. Er verspricht uns zwar den Grund in der Natur der beyden verschiedenen Dichtungsarten nachzuweisen, und deutet an, daß sie eben ganz verschiedene Talente des Dichters in Anspruch nehmen; aber er bezeichnet die Natur jener nach äußeren Merkmalen und Zwecken, und kommt daher zuletzt auf die Hauptsache, auf die Talente, welche jene verschiedene Dichtarten vorzüglich beschäftigen, gar nicht mehr zurück. Die Summe nämlich des Scottischen Räsonnements findet sich in diesen Worten, S. 13:

„Kurz, der Verfasser eines Romans hat weder eine Bühne, noch Dekorationen, noch Schauspieler und prächtige Costüme's. Worte, mit allem Geschick, dessen er fähig, verwandt, — Worte allein sollen alle jene Hülfsquellen ersetzen, die der dramatische Dichter aus fremder Beysteuer empfängt. Haltung, Aeußerung, Bewegungen, Lächeln des Liebenden, den düstern Blick des Tyrannen, die tollen Sprünge des Narren — alles muß er durch Worte darstellen, denn er kann nichts zeigen. Auf diese Art wird Gespräch und Erzählung bey ihm vermischt; es handelt sich nicht allein darum, daß er aussprechе, was seine Personen wirklich gesagt haben würden, denn alsdann wäre seine Arbeit dieselbe mit der des Dramatikers; nein, er muß auch die Bewegung, den Blick, der ihre Rede begleitet, wiedergeben, und so alles schreibend darstellen, was auf der Bühne dem Vorsteller zur Ausfüllung gelassen wird. Folglich wird es oft geschehen, daß ein Dichter, der in einer Laufbahn glücklich ist, wo alles darauf ankommt, daß er dem Leser seine Gedanken und Empfindungen ohne Vermittler mitzutheilen wisse, der unerlaßlichen Kunst entbehrt, seine Schöpfungen dem Theater anzupassen." ꝛc. ꝛc.

Niemand wird läugnen, daß alles hierin Gesagte wahr sey; aber auch jeder wird eingestehen, daß es derjenigen Schärfe und Bestimmtheit entbehre, welche nöthig sind, den wesentlichen Unterschied zwischen Roman- und Dramendichtung und daraus die Verschiedenheit des Roman- und Dramendichters zu erklären. Was jenen wesentlichen Unterschied des Drama's und des Romans betrifft, so können wir auf mehrfache Aeußerungen hinweisen, welche wir bey verschiedenen Gelegenheiten im Literatur-Blatt gethan haben, z. B. in der Anzeige von „Hounwald's vermischten Schriften" und in den Recensionen der französischen Tragödien. Nicht bloß in der Beschreibung oder Nichtbeschreibung der Umgebungen, der Mienen und Geberden der handelnden Personen besteht der Unterschied des Drama's und des Romans, sondern in der Art ihres

Handelns, ihres Redens selbst. Des dramatischen Helden Rede muß selbst eine That seyn, während des Romanhelden, noch mehr wie des epischen, That sich sogar auf eine Rede beschränken darf. Der Romandichter hat daher meistentheils zu schildern, der Dramatiker darzustellen. Ruhe herrscht in jedem, selbst in dem lebhaftesten Ablauf der Romanbegebenheiten, Bewegung in dem ruhigsten der dramatischen. Sich ausbreitende Beschaulichkeit ist daher wesentlicher Charakter des Romandichters, rasches, resolutes Zusammenfassen, wie in einen, stets zu neuem eilenden Blick der des Dramatikers. — Der Romandichter vergegenwärtiget gern den ganzen Umkreis einer Begebenheit, der Dramatiker eilt von Mittelpunkt zu Mittelpunkt und knüpft alle an einen glanzvollsten. —

Dieß wird hinreichen, das Ungenügende in Scott's Räsonnement zu bezeichnen, das eben dem Charakter des Beschaulichkeit liebenden Romandichters ganz angemessen ist, und freylich auch eben so oft angenehm und leicht unterhält, als es seine Arabesken an einen Mittelpunkt zu fesseln, zu einem Kranze zu vereinigen unterläßt, oder es wenigstens doch liebt, jenen Mittelpunkt eher errathen zu lassen als hinzustellen. — Wir versprechen daher unseren Lesern aus voller Ueberzeugung, daß sie an gegenwärtigen biographischen Charakteristiken Walter Scott's jedenfalls eine anmuthig und leicht belehrende Lektüre finden werden. Außerdem werden sie sich gern auf diese unterhaltende Weise an Schriftsteller, wie Lesage, Fielding, Smollet, erinnern lassen.

Theater-Literatur.

Von Tiecks dramaturgischen Blättern, über deren ersten Band in einer der vorigen Nummern berichtet worden, ist so eben auch der zweyte Band erschienen, was uns veranlaßt, jenem Bericht einen kleinen Nachtrag hinzuzufügen. Die Fortsetzung ist der Tendenz, die wir bezeichnet haben, vollkommen treu geblieben, und spricht sich über die Gebrechen der Bühne fast noch umständlicher aus. Besonders enthalten die „Bemerkungen, Einfälle und Grillen über das deutsche Theater auf einer Reise in den Monaten Mai und Junius des Jahres 1825" eine Menge schlagender Rügen und feiner Belehrungen. Das Interessanteste jedoch, was uns Tieck von dieser Reise berichtet, möchte der Artikel aus Straßburg seyn, darin er uns die berühmte französische Schauspielerin Mlle Georges in der Rolle der Lady Macbeth und der Mutter der Maccabäer schildert. Wenn er das ungeheure Spiel, die übernatürliche Kraft dieser Zauberin nicht genug zu preisen weiß, so ist doch seine Darstellung des Eindrucks, den sie auf ihn gemacht, seine Schilderung dieses Spiels nicht minder ein Muster von lebendiger Auffassung und ergreifender Mahlerey. Wir lesen nur seine Worte, und meynen die tragische Künstlerin zu sehen und diese „Grazie des Gräßlichen" zu erleben.

In den Aufsätzen über das englische Theater tadelt der Verfasser nicht nur die bewundertsten englischen Schauspieler, z. B. John Kemble, sondern er weiß auch sogar von den Darstellungen des Shakspeare auf der neuern Bühne der Landsleute desselben wenig Rühmliches zu berichten. Wenn er seinen Tadel nicht immer sehr gründlich motivirte, wenn er ächte Kunst und Genialität nicht überall mit Feuer auffaßte und anpriese, wenn wir ihm nicht eher ein Vorurtheil für als gegen die Engländer zuzutrauen berechtigt wären, so könnte man leicht in Versuchung kommen, ihn für ein wenig tadelsüchtig zu halten. Außer einigen trefflichen Kritiken unbedeutender deutscher Schauspiele gibt uns der Verfasser noch Bemerkungen und neue Erklärungen zum Shakspeare. Es ist uns darunter eine Abhandlung über den berühmten Monolog Hamlets am meisten aufgefallen. Bekanntlich hält man dieses bewunderte Meisterstück allgemein für eine Betrachtung über den Selbstmord, und es gibt wohl keinen unserer Leser, der nicht von jeher alle Schönheiten jener Rede auf diesen Gegenstand bezogen hätte. Wie sehr muß es uns daher überraschen, daß Tieck darin einen ganz andern Sinn findet. Er behauptet mit Recht, Hamlet habe nicht so feig seyn können, sich den schwierigen Pflichten, die ihn drängten, durch einen Selbstmord zu entziehen, wohl aber sey es menschlich, daß er in Ueberlegung gezogen habe, ob es der Mühe sich verlohne, sein eigenes Leben dran zu setzen, um den Usurpator, seinen Stiefvater, zu ermorden. Dieses sey die Unternehmung voll Mark und Nachdruck, von welcher Hamlet rede, nicht der feige Selbstmord, der ihm gar nicht in den Sinn komme. Er überlege sich den Mordanschlag, über dem seine Seele längst gebrütet, und wäge Werth und Mühe dieser gehässigen Unternehmung ab. Allerdings ist diese Erklärung würdiger, als die gewöhnliche, und entspricht dem Zusammenhange des Ganzen und dem Charakter Hamlets; auch hat Tieck einen großen und glücklichen Scharfsinn angewandt, um die einzelnen Aeußerungen und Worte jenes Monologs seiner Deutung anzupassen, indeß will sich derselben doch nicht alles vollkommen fügen, und wir bleiben im Zweifel, ob Shakspeare darin gefehlt hat, daß er seinem Hamlet einen feigen Gedanken in die Seele gelegt, oder darin, daß er in jenem Monolog eine Zweydeutigkeit gelassen.

Digitized by Google

Nr. 36.

Literatur-Blatt.

Freitag, den 5. Mai 1826.

Damen-Literatur.

Freymüthige Ansichten über Frau von Woltmanns Werk, über die Natur, Bestimmung, Tugend und Bildung der Frauen.

Eine Anzeige dieses Werkes in einem unserer Journale soll gesagt haben, daß es von einem Weibe recensirt werden müsse. Diese Aeußerung ermuthigt mich — nicht dasselbe zu recensiren, das schließt einen Begriff ein, den die Beurtheilung eines Weibes ausschließt; aber über dasselbe an diesem Orte zu sprechen, es anzuempfehlen, und es zu tadeln. Zugleich wünsche ich aber sehr, daß es von einem Manne aufmerksam möge beurtheilt werden! Der in diesem Werk so sichtbare Ernst, die Bestrebungen der Verfasserin, die schon für manche frühere Arbeit den Dank und die Achtung des Publikums gewonnen, verdienen und erheischen um so mehr eine wissenschaftliche Beurtheilung, da sie diesem Werk eine gelehrtere Form gegeben hat, als es zu dessen Gemeinnützigkeit vielleicht zuträglich war.

Was ich über dieses Frauenbuch sage, muß der sehr ehrenwerthen Verfasserin willkommen seyn, da ich das, was sie für die Zukunft geschrieben, an meiner langen Vergangenheit zu prüfen vermag. Ihr Buch muß die Leserinnen zur Erziehung der Töchter und zur Selbsterziehung anführen, denn es lehrt Selbstkenntniß und aus dieser muß alle Erziehungskunst hervorgehen. Ich sehe schon das dritte Geschlecht um mich sprossen, ich kann also aus der Erfahrung sagen, ob die Ansichten, Bemerkungen und Folgerungen der Verfasserin mir richtig scheinen. Scheinen; denn wenn ich glaube, daß Caroline Woltmann hie und da irrte, kann ich nie so thöricht seyn, meine anonyme, unbekannte Stimme für untrüglich zu halten. Sie soll nur die Theilnahme und Aufmerksamkeit der Leser dieses Blattes auf dieses Buch ziehen, und die Verfasserin mit dessen Eindruck auf eine ihrer aufmerksamsten Leserinnen bekannt machen.

Meine Absicht ist es nicht, der Frau v. W. durch jeden Abschnitt ihres Werks zu folgen, sondern nur über diejenigen mich zu äußern, bey denen mich besonderer Beyfall oder besondere Zweifel beschäftigten. Die Verfasserin hat ein Ziel in's Auge gefaßt, welches wirklich nur ein Weib erreichen kann, weil es dazu eine Kenntniß des Herzens bedarf, die nie auf Bekenntnisse anderer, sondern nur auf Selbstbeobachtung begründet seyn kann. Das Weib, welches sie als Bekenntnisse über sich selbst, auszusprechen vermöchte, würde eine Unseinheit verrathen, — die an ihrer Fähigkeit zu beobachten Zweifel erregen müßte; in wissenschaftliche Anwendung gebracht, verlieren sie alle Persönlichkeit und erheben sich zur reinen Idee. Nach meinem Bedünken untersucht die Verfasserin in ihrem Werke die Anlagen des Weibes und deren Entwickelung durch die Wechselwirkung der ihm als Geschlecht zugetheilten Eigenthümlichkeiten der Seele und des Körpers. Alles, was bey dieser Darstellung auf die Eigenthümlichkeit des Geschlechtes gegründet ist, sowohl als Ursache, wie Folgerung, scheint mir sehr vortrefflich, und die Würde, die sie dem Weibe beylegt und von ihm fordert, gibt ihrem Werke eine Nützlichkeit, die durch einige irrige historische Ansichten und zu bestreitende Vordersätze für den Zweck der Erziehung und Selbstbildung gar nichts verlieren kann.

Die Verfasserin geht bey der Verschiedenheit der Anlagen in den beyden Geschlechtern von dem Satz aus: daß im Manne die Denkkraft, im Weibe das Gefühl überwiegend sey; von diesem leitet sie alle weibliche Tugenden her und baut auf dieses Gefühl alle Mittel ihrer Entwickelung. Der Unterschied zwischen beyden Geschlechtern scheint mir aber vielmehr physisch, als intellektuell, und dieser für das Weib nachtheilige Unterschied in dem Maße durch geistige Gegengewichte ausgeglichen, wie er physisch drückender ist. Diese geistigen Gegengewichte entwickeln sich aber aus dem Gefühl, und somit gebe ich der Verfasserin in der Sache Recht, halte sie aber für eine Folge, nicht für eine Ursache. Das Weib ist durch seine Aufgabe, Mutter zu werden, der Thierheit viel näher gehalten, wie der Mann; eben diese Aufgabe erforderte aber auch eine Beweglichkeit und Biegsamkeit der Organe, welche ihre sinnlichen Bedürfnisse lenksamer

macht und sie anweist, auf diesem Wege jene Bande an die Thierheit zu veredeln. Je roher der menschliche Zustand ist, je leichter sind die Bedingungen der Mutterschaft, je geistloser und nur an die Sinne gebunden die Mutterliebe; je höher der Zustand der Kultur (im edelsten Sinne) steigt, je schwerer sind diese physischen Bedingungen, aber auch je erhebender, vergeistigender die Mutterliebe. Auf der untersten Stufe liebt die Mutter nur das Kind, das sie geboren, das sie fütterte und pflegte, so lange sie es füttert und pflegt. Des geistig vollendeten Weibes Liebe ist lauter Mutterliebe, das heißt: lauter sich vergessen zu des Geliebten Wohl, ohne Dank, ohne Anerkennung; den Fündling, den sie aufzieht, den Sohn, der aus fernem Welttheil wiederkehrt, den Gatten, den Gast, alle liebt sie, sich selbst vergessend, wie die Mutter das Kind. Der Mann ist durch seinen Geschlechts-Unterschied weniger mit dem Thier verwandt, aber die Macht der Sinne ist in ihm überwiegend; weil deren Befriedigung weder durch körperliche Lasten, noch körperliche Obliegenheiten — wie die erste Nahrung und Pflege des Kindes, erschwert wird; welches wahrscheinlich zu seiner größern Knochen- und Muskelkraft nothwendig ist, daher stellt sich bey ihm aber auch die Harmonie zwischen Begehren und Besitzen viel schwerer her, wie beym Weibe. Der Genuß entspricht nie der Erwartung, und im Sinnlichen die Begier, im Geistigen die Entwürfe und Plane weisen ihn in die Ferne, also abwärts vom Heerd, zu dem ihn bey höherer Kultur ein geistiges Interesse wieder zurückführen muß. Ich halte dennoch das Weib nicht an Denkkraft dem Manne untergeordnet, wie die Verfasserin meint, sondern durch seinen Beruf weniger auf's Denken verwiesen. In unserem gesellschaftlichen Zustand können wir die Beweise für das eine und das andere schwerlich sammeln, weil ein künstlicher Versuch mir davon keinen liefern zu können scheint, und künstliche Versuche sind doch alle die einzelnen Erziehungen, wo man ein Mädchen mitten unter den hergebrachten Verhältnissen — und das auch nur in wissenschaftlicher Hinsicht — zu einem Manne zu erziehen versuchte. Bey den Ständen, wo beyde Geschlechter einer fast gleichen Geistesanwendung befliſſen sind, bey Bauern und Handwerkern finden wir die Weiber für Gewerbe und Landbau so geschickt wie den Mann; wo wir in höhern Ständen hie und da eine wahrhaft ausgebildete Frau finden, ist sie Hausmutter, durch Denkkraft Theilnehmerin an dem Bestreben des Gatten und Mitverwalterin des Vermögens. Was die Weiber in jenen untergeordneten Ständen sind und diese wenigen Einzelnen, trotz den oft verkehrten Verhältnissen, in den höhern werden konnten, kann bey zweckmäßigerer Bildung und natürlicheren Verhältnissen das ganze Geschlecht in allen Ständen werden.

Diese Ansicht ließe sich wohl durch alle Geschichtsepochen beweisen: Die Vertheilung geistiger Kräfte scheint aber demnach den Unterschied der beyden Geschlechter nicht zu begründen, er würde auch eine Trennung feststellen, wo wir als Ziel des Glücks und der Vervollkommnung Zusammenschmelzung sehen. Die physische Beschaffenheit beyder Geschlechter begründete die Verschiedenheit, die, nach den äußern Verhältnissen gemodelt, auf das Mannigfaltigste hervortritt; indeß die Erkenntniß die Wagschalen zwischen beyden schwebend zu erhalten sucht, und in jeder Zeit unter jedem Volk bewiesen einzelne Beyspiele, daß es dem Weibe gelinge, die vollendete Bestimmung zu erreichen, und diese stellt das Weib dem Manne gleich.

Die Verfasserin geht nun, um zu der Kenntniß der Verhältnisse beyder Geschlechter zu gelangen, die Kette der Jahrhunderte, unter den verschiedenen Völkern durch. Dieses ist eine sehr geistvolle, ergötzliche Darstellung, die sehr zweckmäßig zu dem Plane des Buches gehört, und zu der Entwicklung der darin aufgestellten Idee unentbehrlich war. Um so befremdender ist es mir, darin einige Lücken zu finden, die unmöglich aus Mangel an Umfassung in der Verfasserin herrühren können. Eine davon finde ich in dem Abschnitt „die Frauen bey den Römern:" — auch „der Frauen in Deutschland im Beginn des Mittelalters," wo ich etwas mehr über den Einfluß der Religion auf das Verhältniß der Geschlechter und auf die Bildung des Weibes erwartet hätte. In der französischen Geschichte sagt sie über die Weiber im lezten Zeitraum vor der Revolution gar nichts, und das bringt mich auf den Gedanken, daß diese Lücken durch die Vorsicht der ehrwürdigen Anstalt der Censur entstanden seyn können, welche die Bemerkungen, die sie dem Schriftsteller von Seite der Kritik zuzieht, nie berücksichtigen kann. Vielleicht konnten die Schriftsteller aber die Vergünstigung von ihr erhalten, daß die Lücken, welche sie veranlaßt, in ganzen Büchern durch weiße Räume bezeichnet würden, wie es in mehreren Tagblättern Sitte ist. Dem Autor würde auf diese Weise ein Sachwalter bey der Kritik gelassen, und die Literatoren hätten eine beständige Warnung zur Vorsicht vor Augen.

Von dem Abschnitt an, wo die Verfasserin von der neuern Zeit in Beziehung auf das weibliche Geschlecht spricht, finde ich Unsicherheit in dem Standpunkte, aus dem sie es ansieht, weil sie meistentheils nur von den höhern Ständen spricht, nicht mehr von dem sämmtlichen Geschlecht dieser oder jener Nation, so wie auch bey den Erfordernissen zur Bildung, die sie andeutet, die verschiedenen Stände nicht scharf genug bezeichnet werden. Keine dieser Rücksichten ist der Verfasserin entgangen, sie berührt sie sogar hie und da, aber sie sind in den zahlrei-

Digitized by Google

den Abtheilungen untergegangen, und daher halte ich diese für das Buch schädlich. Thätige Weiberköpfe, die wohlmeinend das Erlernte in Ausübung bringen, behandeln diese Andeutungen wie Recepte, und das thut nie gut, es veranlaßt nur Buntscheckigkeit im Leben. Selbstsüchtige Weiber erschrecken vor dem Verzeichniß der Eigenschaften, die erweckt werden sollen, und halten es für unmöglich die Sache zu unternehmen. Eingebildete, superfeine Frauen — und dazu werden die halb bessern so leicht — finden, daß sie, die Rubriken betrachtend, diese Dinge schon längst erzweckten und nichts Neues in dem Buch lernen können. Verdeutlichung des Grundsatzes, und Beredtsamkeit in den Mitteln, die kleinlichen Ursachen, welche dessen Befolgung im Wege stehen, wegzuräumen, hielt ich daher für eindringlicher als diese zu genauen Abtheilungen, welche von Seite 284 das Buch füllen. Sie sind, einzeln genommen, von der größten Wahrheit und Anwendbarkeit und können Leserinnen von klarem, unbefangenen Sinn eben sowohl nützen, als sie den beobachtenden Geist der Verfasserin beurkunden.

Wenn ich oben sagte, daß der Standpunkt, aus dem die Verfasserin das Geschlecht in der neuen Geschichte ansieht, nicht bestimmt genug ist, so ist dieses rücksichtlich der französischen Nation vor allen gemeint. Hier scheint sie nur die Klasse, welche 1792 die Zeitumstände nach Deutschland trieben, gekannt zu haben, nur von den Einwohnern der Hauptstadt zu sprechen. Je größer und complizirter der Staat ist, je größer wird wahrscheinlich die Hauptstadt werden, also auch um so verdorbener, um so mehr Abgrund, wo das Beßre untergeht, der aber auch das Laster verschlingt. Die Bessern kommen aus den Provinzen herein, allein die Verdorbensten gehen nicht in die Provinzen zurück, das liegt in der Natur der Sache, also bleiben die Provinzen im Vergleich der Hauptstadt immer sittlich. Wir Deutsche haben dafür gar keinen Maßstab, denn auf die Staaten und Residenzen Deutschlands läßt sich das nicht anwenden, selbst nicht auf die beyden größten, die wohl ihre Fürsten-Sitze haben, aber durch ihre Brescia-Natur mehr oder weniger neuerlich zusammengekneteter Theile, keine eigentliche Hauptstadt. Denn Prag, Pesth, Breslau, Königsberg, sieht Wien oder Berlin nicht so an, wie in dem alten französischen Reiche Orleans, Lyon, Marseille, u. s. w. die Hauptstadt Paris. Die Verfasserin traut den Französinnen keine der Tugenden zu, die sie an denen, die sie außer Lands kennen lernte — vielleicht auch bey einem Besuch in Paris — vermißt hat. Die Erfahrung allein widerlegt sie, weil die Betriebsamkeit im Kleinen, welche Frankreich bey dem größten Drucke eigen blieb, und, seit die Revolution diesen Druck von ihm nahm, mit so erfreulicher Kraft tausendfältig verzweigt emporblühte, die jezt noch, da alle Blüthen jener neuen Jugend gewaltsam geknickt, alle Keime so viel möglich zertreten werden, Geist und Leben das Volk noch erhält. — Diese Betriebsamkeit kann nur bey häuslichen Tugenden, bey angemessenen Verhältnissen des Weibes zu dem Manne bestehen. Damit das Bürgerhaus gedeihe, bedarf es gleiche Liebe beyder Gatten zum Familienvolk, gleiche Bemühung dieses Wohl zu fördern, Liebe zu den Kindern, Unterthansepn der Kinder, dienstbeflissenen nachbarlichen Verkehr. Unsere Landsleute haben dieses Volk nicht in der günstigsten Stimmung besucht, die wenigsten sind auch im Alter des Beobachtens bey ihm gewesen; allein bey einem oder dem Andern ist nun Zeit genug verstrichen, um nach dem Abdampfen des vaterländischen Zorns klaren Geist behalten zu haben; diese mögen sich besinnen, ob Französinnen der kleinen Provinzstädte, ob die Landbewohnerinnen dem Bilde gleichen, welches die Verfasserin sich von ihnen macht, oder ob sie der Aufenthalt in den Familien, in denen sie sich Achtung zu erwerben wußten, nicht Familienleben finden ließ.

Die Engländerinnen schrint die Verfasserin sehr hoch zu stellen, weil die Gesetze ihres Landes sie sehr begünstigen, und ich glaube, daß dieser Vortheil dem Geschlecht eine gewisse Lebendigkeit des Willens erhalten hat, die, indem sie bey den Verschraubtheiten der höhern Stände zu scandalösen und verkehrten Handlungen von viel roherer Art und größerer Oeffentlichkeit, als wir sie gewohnt sind, verführt, auch den häuslichen Tugenden der übrigen Klassen mehr Energie gibt. Unsere zahllosen Reisebeschreiber sagen uns über das Familienleben eines der Länder, die sie besuchen, selten Etwas. Nach England gehen sie, ausschließend um in Bewunderung zu erstarren, und nicht durch sie, aber durch den Segen der freyen englischen Presse, und aus dem Munde der öffentlichen Reden im Parlament, erfahren wir, wie die Menschheit da ächzt, wo unsere Landsleute den Reichthum bewundern. Wo englische Romane (und Romane sind — leider! wenn wir den größten Theil der unsern von der Seite betrachten — die beste Sittenschilderung) sehr sparsam Familienleben unter dem Mittelstande schildern, fehlt keine der Tugenden, die unserem Geschlechte zukommen. Aber bey andern Völkern werden sie in einer von der unsern verschiedenen Gestalt geübt. Wir Deutsche tragen alles schwer, der Müllerpursche den Sack, der Staatsdiener das Amt, die Hausfrau die Wirthschaft. — Sehen wir einen solchen Beruf mit rascher Leichtigkeit erfüllen, so befürchten oder wähnen wir: das sey kein gründliches Wesen. Da scheint uns denn auch die Häuslichkeit anderer Nationen so zweydeutig, weil die Weiber bey ihnen nicht so von ihr geplagt scheinen. In jedem Hausstand kommt es doch nur darauf an, daß alles Erforderliche

Digitized by Google

geſchehe, nicht daß die Hausfrau durch das Erforderliche von dem Genuſſe des Augenblicks abgehalten ſey.

Der Abſchnitt über weibliche Bildung (S. 358) enthält vortreffliche Gedanken, und ich ſtimme der Verfaſſerin in dem Grundſatz, daß die häusliche Erziehung die einzige dem Weibe angemeſſene ſey, vollkommen bey, ſo wie auch, daß, wenn man eine Tochter aus dem Haus entfernen muß, die Kloſterpenſionen die beſten ſind — für katholiſche Töchter, denn da der religiöſe Einfluß ihnen ihre Vorzüge gibt, können ſie für Proteſtanten nicht die gleiche Wohlthätigkeit haben. Wir müßten bey dieſer Anſicht von häuslicher und Penſions-Erziehung aber nur immer Zeitalter und Stände beſtimmen. Alle Mütter, die der großen Welt, wohin eigentlich nur der Hof und ſein müßiger Anhang gehört, ausgenommen, können ihre Töchter zu Hauſe erziehen, weil ſie ihre Häuslichkeit dem Erziehungs-Bedürfniß angemeſſener machen dürfen. Entweder ſollen ſie ſich ganz ihren Töchtern widmen, das heißt: den geſellſchaftlichen Genüſſen, denen das Alter derſelben nicht gewachſen iſt, entſagen, oder im Stande ſeyn, eine anſtändige Gehülfin, die ſie einige Stunden des Tags hinlänglich zu erſetzen vermag, zu bezahlen. Die *große Welt* thue, was ſie kann und verantworten mag, ſie iſt die nothwendige Ausnahme im geſellſchaftlichen Verein. Nicht die *geborne*, denn wenn ein Handwerker Miniſter würde, befände ſich ſein Haus, wenn er ſtandesmäßig lebt, und das ſoll er um ſeiner Wirkſamkeit willen, eben ſo wenig in dem Zuſtand, wo es ſeinen Töchtern einen angemeſſenen Erziehungsort darbieten könnte, als wenn ſeine Vorfahren ſtiftsfähig geweſen ſind. In unſerer Zeit und bey dem jetzigen ſittlich-geiſtigen Bildungsſtand iſt aber eine Mehrzahl der Mutter abwärts der großen Welt nicht im Stande, ihre Töchter für einen beſſern Zuſtand der Dinge zu erziehen. Fichte hat in ſeinen Friedenspredigten — die nie genug geleſen wurden und nun vergeſſen ſind — rückſichtlich der Söhne die Urſachen auseinandergeſetzt: dieſe gelten noch und gelten von beyden Geſchlechtern. Das Bedürfniß von Erziehungs-Anſtalten iſt alſo für unſern Zeitabſchnitt, auch wo keine Klöſter ſeyn können, ſehr allgemein. Damit aber Erziehungs-Anſtalten nicht das Verderben des Geſchlechts und den Untergang der Familien noch mehr befördern, müßten wir unſere Anſicht von weiblicher Bildung ganz ändern — und über deren Erforderniſſe ſagt die Verfaſſerin in den dahin gehörigen Abſchnitten ganz unvergleichliche einzelne Dinge. Ich muß mir des Raumes wegen verbieten, Stellen anzuführen, aber ich bezeichne, zur Anreitzung das Buch ſelbſt zu leſen, zur Anregung, auf dieſe Stellen beſondere Aufmerkſamkeit zu wenden, unter vielen, ſehr vielen! Seite 352, 379, 400, 411, 413. Aus dieſem und der ganzen Anſicht geht hervor, daß bey der weiblichen Erziehung die wiſſenſchaftlichen Lehrſtunden nicht die Hauptſache ſeyn ſollen, eben ſo wenig die Uebung der Talente; alſo muß auch eine Erziehungs-Anſtalt ſie nicht zum Hauptziel ihres Beſtrebens machen, ſondern die Töchter ſo viel möglich an die Intereſſen knüpfen, mit den Dingen beſchäftigen, welche das Familienleben fordert und mit ſich bringt. Dieſe Aufgabe ſuche alſo jede Erziehungsanſtalt zu löſen. Es iſt unendlich ſchwer, es kann ohne Geldzuſchuß von der Regierung oder Körperſchaften nicht geſchehen, denn es wird lange Zeit hingehen, ehe die Mütter ihre Töchter für ein ernſtes, frohes Leben erzogen haben mögen; alſo nur durch Unterſtützung könnten ſolche würdige Erziehungsanſtalten die Zeit abwarten, wo ſie den Schulen verkehrter Bildung, die jetzt beſtehen, vorgezogen würden. Haben ſolche Anſtalten auf ein paar Generationen gewirkt, dann erziehen die Mütter ihre Töchter ſelbſt, und das einfachſte, durch das weibliche Daſeyn ſelbſt ſich ordnende Geſchäft wird nicht mehr wie das kopfbrechendſte Kunſtſtück behandelt.

Noch eine Bemerkung bleibt mir übrig, die ich ſelbſt als Problem aufzuſtellen geneigt bin. Wie kommt eine Schriftſtellerin bey ſo klarem Selbſtbewußtſeyn, richtigem Gefühl, folgerechtem Ideengang dazu, oft ſo undeutlich zu ſchreiben? Die Beweiſe davon finden ſich ſo häufig, daß ich keine Stelle anführen will, was ohnehin immer verletzend iſt, und nur bey dem Schriftſteller geübt werden ſollte, der ſeiner Seichtigkeit, — welcher Art *ſie ſey* — durch Phraſen aufhelfen, oder ſie verbergen will. Bey unſerer würdigen Verfaſſerin ſcheint es eine feindliche Macht, die mit ihrer geiſtigen Klarheit kämpft, keineswegs eine Abſicht, das Einfache zu verwickeln. Ich wünſchte, unſere Leſewelt befände ſich in einem hinreichend gedeihlichen Stand, um eine zweyte Auflage dieſes Buchs nöthig zu machen; dann würde ich die Verfaſſerin innig bitten, durch eine Umarbeitung, beſonders des erſten Drittheils deſſelben, es zu einem dauernden Leſebuch jedes wackern Weibes zu machen. Die Gedanken ſind überall ſo einleuchtend, daß ſie, mit einfachen Worten, den Verſtand des Leſers ſogleich erleuchten würden, da er ſie jetzt aus ihnen abſcheiden muß; ſo würde auch bey Vermeidung der zu zahlreichen Diſtinktionen und Abtheilungen das Gedächtniß weniger Zwang leiden und die Idee auf weibliche Weiſe dem Gemüth ohne ſyſtematiſche Anſtrengung zugeführt werden.

Ein Franzoſe hat neuerdings geſagt: ein Buch ſey ein Brief, den der Verfaſſer allen ſeinen unbekannten Freunden in der ganzen Welt ſchreibe; ſo ſind auch dieſe Zeilen, und ſie fordern alle meine unbekannten Freundinnen auf, Fr. von Woltmanns Frauenbuch zu leſen, und noch mehr, darinn fleißig nachzuleſen, ſo wie ſie für deſſen Verfaſſerin ein Zoll der Achtung ſeyn ſollen.

Digitized by Google

Nr. 37.

Literatur-Blatt.

Dienstag, den 9. Mai 1826.

Kultur-Geschichte.

Leukothea. Eine Sammlung von Briefen eines geborenen Griechen über Staatswesen, Literatur und Dichtkunst des neuern Griechenlands. Herausgegeben von D. Carl Iken (in Bremen). Aus der griechischen Handschrift verdeutscht, nebst Beylagen des Herausgebers, Auszügen aus dem Logios Hermes, Gedichten, Sprachbemerkungen und beygefügten Verzeichnissen neugriechischer Werke als Anhang. Zwey Bände. Leipzig, bey Hartmann. 1825. gr. 8. XVIII 304 und 254.

Referent hat den etwas langen Titel des vorliegenden Buches wörtlich hergesetzt, um dadurch im Voraus nicht nur den Gegenstand, den es behandelt, überhaupt, sondern auch die Reichhaltigkeit und die umfassende Behandlung desselben zu bezeichnen. Was den eigentlichen Titel: „Leukothea" anlangt, so hat der Herausgeber, laut der Vorrede, den Namen dieser altgriechischen Gottheit des Meeres deßhalb gewählt, weil die Schiffahrt, der Handel und die dadurch erworbenen Vortheile die Grundlage des großen geistigen und sittlichen Aufschwungs der Neugriechen geworden sind, jene Meergöttin also, wie einst dem Odysseus, so den neuen Griechen bey dem allgemeinen Schiffbruche, den sie durch das Eindringen des wilden asiatischen Völkerstroms erlitten, rettend und tröstend erschienen ist. Der Handel, der sich in dem letzten Viertheil des vorigen Jahrhunderts, besonders auf einigen griechischen Inseln sehr zu beleben anfing, ist für die Griechen unläugbar eine ergiebige Quelle der Reichthümer und Einsichten, und dadurch auch eine Hauptursache der Wiederherstellung der Wissenschaften geworden; wie dieß auch der mit der innern Geschichte seines Vaterlandes vertraute Grieche, der gelehrte A. Korais in Paris, in seinem gehaltreichen Mémoire sur l'état actuel de la civilisation en Grèce vom Jahr 1803 ausspricht. (S. dessen Uebersetzung im Hellenion von Iken. Leipzig bey Brockhaus 1822. S. 145.) Deßhalb mußte in der Leukothea zunächst vom Seewesen, Schiffahrt und Handel, und sodann vorzüglich vom wissenschaftlichen Zustande Griechenlands die Rede seyn. Das Letztere verdient um so mehr Beachtung, weil dadurch ein allgemein herrschendes Vorurtheil, als wäre seit der Eroberung Konstantinopels in Griechenland für die Wissenschaften gar nichts geschehen, widerlegt wird, und weil hier die Literatur der Neugriechen, oder Alles, was von 1453 bis in die neueste Zeit in Griechenland für wissenschaftliche Kultur geschehen ist, zum Erstenmale umfassend, mit Genauigkeit und Gründlichkeit behandelt wird. Der Verfasser wollte etwas „Bleibendes geben, was wirklich historisch und von dauerndem Werthe für die Geschichte sey," und gewiß kann die Leukothea, wenn von neugriechischer Kultur die Rede ist, nicht unbeachtet bleiben, und muß als ein Hauptbeytrag für eine künftige Bearbeitung der Geschichte derselben angesehen werden. Für eine Geschichte der Kultur der Neugriechen selbst kann sie freylich noch nicht gelten, denn sie vermag nur erst die Materialien zu sammeln; dieses ist aber auch das erste und nöthigste, was geleistet werden muß.

Die Grundlagen des Werkes sind, wie der Titel angibt, Briefe eines Griechen (aus Konstantinopel, nach Band I. S. 1), die derselbe von Heidelberg und Paris aus, wohin er sich nach dem unglücklichen Feldzuge in der Moldau und Wallachey im Jahr 1821, an welchem er als Mitglied der heiligen Schaar Theil genommen, begeben hatte, in der Zeit vom Febr. bis Juni 1822, an den Herausgeber in neugriechischer Sprache schrieb, aus der jener sie verdeutschte, indem er, wie billig, jedem, der es wünschen sollte, die Einsicht in das Original zugesteht. Aufgefordert durch den Herausgeber beabsichtigt jener Grieche nach seinen eignen Worten im zehnten Briefe (Band II. S. 98) „die bedeutendste Epoche der Kultur der Neugriechen zu schildern, diejenige Epoche, da das reine Gefühl ihres Zustandes und das Bewußtseyn in ihnen erwachte, daß sie nur allein durch die Aufklärung und durch die Kultur ihren Zustand zu verbessern im Stande seyn würden. Ich hatte, sagt er, die Absicht, Ihnen die vorzüglichsten Ursachen und Umstände

darzulegen, die jene Epoche herbeyführten, die jenes Bewußtseyn weckten, die es nährten und verstärkten, und wie wir in diesem Bewußtseyn weiter fortwirkten, wie wir gegen so unendlich viele und so mächtige Widerwärtigkeiten ankämpften, wie wir unserer Armuth kräftig entgegenarbeiteten, und wie es uns endlich gelang, nach Verhältniß unseres elenden Zustandes in Zeit von wenig Jahren Wunder zu wirken." Was die Fähigkeit des Briefschreibers zu der Mittheilung der erbetenen Aufschlüsse anlangt, und um diese im Allgemeinen beurtheilen zu können, so erfahren wir aus der Vorrede (S. VII.), daß der Briefschreiber vor zehn bis zwölf Jahren auf den Hochschulen Süddeutschlands studirt habe, und nach seiner Rückkunft nach Griechenland (versteht sich vor dem Ausbruch der Revolution im Jahr 1821) Professor an einer der ersten hohen Schulen geworden sey: er war, nach Seite VI., Arzt und Naturforscher, außerdem geschmackvoller Kenner der Literatur und in glücklichen Stunden gefühlvoller Dichter, und kannte auch, nach der Versicherung des Herausgebers (Band 1. S. 16) die deutsche, französische, italienische und altgriechische Sprache gründlich. Mit der Geschichte der neugriechischen Kultur ist er, nach den Briefen selbst zu urtheilen, genau bekannt, und so wie er mit Unparteylichkeit *) über seine Landsleute spricht, so verdiente diese auch die Grundlage des vorliegenden Werkes zu bilden, wenn gleich ihr bescheidener und anspruchsloser (1. 16.; 2. 102.) Verfasser Bd. 2. S. 93 selbst der Meinung ist, daß er, der Bücher und der nothwendigen Materialien beraubt, auch — bey der Lage seines Vaterlandes — nicht in der rechten Stimmung gewesen sey, und nicht immer die gehörige Zeit gehabt habe (2. 7.), um alle Unvollkommenheit, Unordnung und Mängel in dem, was er geschrieben, zu vermeiden. Er ging, um das hier zu berühren, von Paris im August 1822 nach Griechenland (S. VII.), starb aber bald daselbst — zu früh für sein Vaterland (2. 91). Seinen Namen hat der Herausgeber, weil der Briefschreiber es nicht gewünscht, nicht genannt, aber ihn selbst hat er für die aufmerksamen Leser kenntlich gemacht, daß sie ihn leicht errathen werden. (2. 91. 92.)

Diese Briefe also sind die Grundlage und Veranlassung des vorliegenden Werks. Der Herausgeber hielt es nach langer Ueberlegung (2. 92.) der Wahrheitsliebe und Unparteylichkeit für angemessen, — wenn gleich allerdings auf Kosten der innern Einheit und des äußern Zusammenhanges; denn die oft unverhältnißmäßig langen Beylagen folgen den einzelnen Briefen nach, und auch diesen sind wieder Bemerkungen, oft zwischen die Worte der Briefe, beygefügt, so daß die Beylagen und Anmerkungen die einzelnen Briefe zu sehr trennen — dieselben unverändert und ganz für sich in ihrer ursprünglichen Gestalt zu geben, anstatt sie mit seinem eigenen Werke ganz zu verschmelzen; aber Zusätze und erweiternde Beylagen hinzuzufügen, hielt er darum für nicht minder nothwendig. Diese Beylagen bilden den zweyten Theil der Schrift: in ihnen hat der Herausgeber, so viel als möglich, ebenfalls geborene Griechen reden lassen, besonders sollten in ihnen Originaldokumente, Belege und bisher noch unbekannte historische Aktenstücke, in ihrer ursprünglichen Gestalt und aus den Quellen bearbeitet, vorgelegt werden. (IX.) Daher sind vorzüglich viele Bruchstücke aus dem Logios Hermes, den der Briefschreiber selbst (1. 12.) als das Archiv der neuesten Kultur der Neugriechen betrachtet, vollständig mitgetheilt, und gewiß eben darum um so zweckmäßiger: im Ganzen aber scheint der Herausgeber doch etwas zu sehr nach Mannigfaltigkeit gestrebt oder vielmehr dem Andrang der Reichhaltigkeit der Gegenstände, die hier an und für sich wohl erklärbar erscheint, zu sehr sich hingegeben, und dabey die Einheit des Zweckes, den er erreichen wollte, aus den Augen verloren zu haben. — Indeß verkennt Rec. selbst das Lob nicht, das er in diesem Tadel ausspricht: doch ist es ihm um so weniger möglich, in das Einzelne hier näher einzugehen. Es genügt, den Hauptinhalt, die Art, wie, und die Quellen, nach denen der Herausgeber ihn behandelt, sodann die Urtheilsfähigkeit des Verfassers der Briefe, als die Grundlage des Ganzen, kurz angedeutet zu haben. Was Dr. Iken anlangt, so ist derselbe als ein gründlicher Kenner der neugriechischen Kultur und Sprache zu bekannt, als daß nicht schon im Voraus, in sofern die Kenntnisse desselben im Betreff dieser Gegenstücke in Anschlag kommen, ein günstiges Vorurtheil für diese Schrift erweckt werden sollte — aber wie schon gesagt, er hat diese Kenntnisse nicht genug verarbeitet und ihre Masse der Einfachheit des Zweckes nicht genug untergeordnet. Mit diesem Mangel an strenger Sonderung des Fremdartigen korrespondirt auch das durch das schon erwähnte Einschieben der Beylagen und Anmerkungen herbeygeführte, vom Herausgeber auch Bd. 2. S. 92. gefühlte unangenehme Unterbrechen des äußern Zusammenhangs — immer ein Uebelstand, dem der Herausgeber dadurch, daß er über jeder Seite, theils ob es ein Brief, oder eine Beylage, oder ob es Anmerkungen seyen, theils was der Hauptinhalt ist, kurz bemerkt hat, abzu-

*) Doch scheint es z. B. mit dem, was er Band 2. Seite 7 (noch dazu mit dem Bd. 1. S. 101 ff. Gesagten im Widerspruch) über den verdienten Geistlichen Eugenios und besonders seine Logik urtheilend sagt, nicht also zu seyn, wenn man vergleicht, wie der dem immer urtheilsfähigere Korais in seiner Denkweise über die Civilisation in Griechenland (Jenes Hellenion S. 139 ff.) darüber spricht — ein Umstand, auf den der Herausgeber zur Milderung jenes hätte hinweisen sollen.

helfen suchte. Für das Ganze und vorzüglich bey der Reichhaltigkeit der behandelten Gegenstände war es von großem Nutzen, Verzeichnisse beyzufügen, und der Herausgeber verdient Dank, daß er drey, freylich nicht vollständige Register der Personen, Sachen und der vorkommenden, zum Theil erläuterten, griechischen Ausdrücke hat folgen lassen. Daß es nun aber ungeachtet jener außerordentlichen Reichhaltigkeit an Berichtigungen und Nachträgen, deren der Herausgeber selbst Bd. 2. S. 207 mehrere, die während des Druckes ihm aufgestoßen, hinzugefügt hat, nicht fehlen kann, liegt in der Natur der Sache, und kann durchaus nicht einen Tadel gegen den Herausgeber hier, wo so viele Gegenstände der Besprechung und Behandlung sich darboten, und bey dem ersten Werke der Art, begründen. Es ist zu wünschen, daß bey der, in Folge des politischen Aufschwungs der Griechen, zu hoffenden größern Berücksichtigung der neugriechischen Sprache und Literatur, Jeder nach Kräften dazu beytrage, ein Werk zu fördern, das hier mit deutschem Fleiße und deutscher Gründlichkeit begonnen worden, indem er das Fehlende ergänze und das zu Berichtigende bemerke.

Um nur Einiges zu diesem Zwecke anzuführen und zugleich dem Herausgeber zu beweisen, wie aufmerksam Rec. sein Buch gelesen, und wie lebhaften Theil er an seinen Bemühungen für die neugriechische Kultur nimmt, mögen in der Ordnung, wie sie mir vorkommen, folgende wenige Berichtigungen und Ergänzungen zu den Bemerkungen des Herausgebers hier ihren Platz finden. Bd. 1. S. 91 heißt κατάστιχον wohl das Handelsbuch, nicht Handelswaare. — Bd. 1. S. 240. βωβός oder βουβός heißt stumm, nach Davids neugriechischer Grammatik S. 140. — Bd. 2. 94, 95, κλέφτικα τραγούδια sind nach den eignen Worten Fauriel's „Chants populaires de la Grèce" Tom. 1. XLIII. les chansons, qui ont pour argument les exploits des Klephtes contre les milices des pachas. — Die häufig erwähnte Schule Kuruschesme in Konstantinopel ist die einzige, die die Phanarioten, dieser sogenannte griechische Adel, (der überhaupt z. B. mit Rücksicht auf Raybaud Mémoires sur la Grèce Tom. 2. Pag. 99 sqq. genauere Würdigung verdient hätte) gegründet hat, wie mir ein Grieche, welcher sie selbst besucht hat, berichtet. — Zu den Werken und Ausgaben des gelehrten Korais 2. 126, folg., 221, kommt nun die ganz kürzlich erschienene der Memorabilia des Xenophon und des Gorgias von Plato; so wie Πλουτάρχου τὰ πολιτικα, als der sechste Band der Παράργα ἑλληνικῆς βιβλιοθήκης. Paris 1824. — Der, Bd. 1. S. 75, Bd. 2. 209 erwähnte Brunnen in Athen ist am Fuße der Akropolis, der aber wegen der, den freyen Platz, auf dem er sich befindet, während der Blokade im Jahr 1821 und 1822 umschließenden Außenwerke mit als damals zur Festung gehörig betrachtet werden mußte: auf der Akropolis war er nicht. Das geht hervor aus Poutier's „Mémoires sur la guerre actuelle des Grecs" Pag. 232 und Waddington's „Besuch in Griechenland" S. 113. 121. Dodwell in seiner „Reise durch Griechenland," nach der Uebersetzung von Sickler 1825, Bd. 1. Abth. 2. S. 183, sagt ausdrücklich, daß auf der Akropolis kein Brunnen mit trinkbarem Wasser sey. — Die unter andern Bd. 1. S. 298 erwähnte gelehrte Griechin, Evanthia, ist nicht die Tochter des Theophilos aus Andros, sondern dessen Schwester, vergl. S. 149, 155; derselbe lehrte übrigens in Kydonian in Kleinasien Mathematik, was dem Briefschreiber nach 1. 299 nicht bekannt gewesen, so wie eben jene Evanthia die „Conseils à ma fille" von Bouilly, doch mit Auswahl, in das Neugriechische übersetzt hat, welche Uebersetzung in der Buchdruckerey der Schule von Kydonian (diese Stadt, auch Juwali genannt, ward 1821 von den Türken zerstört) 1820 mit Didot'schen Lettern gedruckt worden ist. — Benjamin aus Lesbos, der sehr oft genannt ist, ist im September 1824 in Napoli di Romania an einer Epidemie gestorben. Bey Kodrika aus Athen (2. 100. und öfter) fehlt: Observations sur l'opinion de quelques Hellénistes touchant le grec moderne par P. Codrika. A Leipsig 1813. — Der oft genannte Eugenios (Bulgari) lehrte im Ganzen fünfundzwanzig Jahre — nicht zehn, wie es hier nach Kumas heißt — an verschiedenen Orten in Griechenland, sechs aber auf dem Athos, wie er selbst nach der Mittheilung eines Griechen, in einem von Kodrika in Italien gefundenen Briefe an den Patriarchen Kyrillos, d. d. 29sten Jan. 1759, sagt. — Pikkolos ist als Prof. der Philosophie an der neuen Universität in Korfu angestellt, Georg Genvadios aber an einer der in Athen errichteten Schulen. — Zwey neuere griechische Lyriker, und zwar beyde aus Zante, fehlen: Dionysios Salomos, von ihm: ὕμνος εἰς τὴν ἐλευθερίαν, steht in Fauriel Chants populaires Tom. 2., und Kalvos, der in der Leukothea 2. 204 erwähnt ist und von dem patriotische Oden erschienen sind.

So viel dieser wenigen Bemerkungen, die ihren Zweck erreichen, wenn sie Andere zu mehreren und bedeutenderen veranlassen. Erwähnen will ich hier noch, daß der Herausgeber bey dieser Schrift auch den Zweck gehabt hat, „die Lichtseite der neugriechischen Nation hervorzuheben und diese Seite klarer vor Augen zu stellen, doch ohne das zu verschweigen, was wirklich zu rügen ist." (S. X.) also eine Art Apologie der Neugriechen gegen die Verläumdungen, die sie sich in ungelehrter und wissenschaftlicher Hinsicht von Uebelwollenden oder Unwissenden haben gefallen lassen müssen, durch sie selbst zu schreiben. Natürlich mußte dabey auf die Stlaveren

Rücksicht genommen werden und auf die traurigen Folgen derselben, denen sie unterworfen waren; aber eben wenn das gehörig beachtet wird, erscheint es als wahr, was der Briefschreiber Bd. 2. S. 99 sagt, daß die Griechen in wissenschaftlicher Hinsicht in kurzer Zeit Wunder gewirkt haben. Insofern die Umstände sie nicht begünstigten, im Gegentheil ihnen hinderlich waren, ist das durchaus wahr; und wenn es auch eben so wahr ist, daß sie, recht die Sache betrachtet, Nichts geleistet haben, so läßt sich doch gleichwohl daraus abnehmen, was sie bey dem ihnen inwohnenden Sinn für Wissenschaften, der sie nie gegen dieselben ganz unempfindlich hat werden (1. 4.), der sie die größten Opfer hat bringen lassen, unter günstigen Umständen leisten können und werden. Es ist dieß eine Wahrheit, welche die Zukunft in der Vergangenheit erblicken läßt, so wie jener apologetische Charakter vorliegender Schrift ihr dadurch auch für die Gegenwart ein noch größeres allgemeineres Interesse gewährt, indem er dieselbe aus einem reinmenschlichen Gesichtspunkte betrachten läßt — ein Umstand, um dessen willen sie verdient, auch von nicht wissenschaftlich gebildeten Lesern gelesen zu werden. Wer allgemeine Vorurtheile bekämpft, verdient allgemein gehört zu werden! Darum sind der Leukothea recht viele Leser, die mit Verstand zu lesen wissen, zu wünschen, und möge sich keiner durch das gelehrte Ansehen des Buches abschrecken lassen, bis auf den Kern zu dringen! Daß aber der Herausgeber nicht selten, — sey es an und für sich, sey es in Folge des apologetischen Zweckes bey der Schrift, da besonders die Früchte des wissenschaftlichen Strebens der Neugriechen, nur relativ betrachtet, solche Aufmerksamkeit, und in so fern ihre Literatur immer der allgemeinen Literargeschichte angehört, verdienen, — auf diese und jene literärische Erscheinung einen zu großen Werth legt, ist eben bey dem Standpunkte, aus dem er sein Werk betrachtet und betrachtet wissen will, ganz in der Ordnung: aber aus einem höhern Gesichtspunkte dasselbe angesehen, wird jene Wahrheit, wenn nicht ein Tadel doch auf jeden Fall beachtungswerth, um darnach das Einzelne gehörig und nach seinem innern Werthe würdigen zu können. Denn was auch die Neugriechen im Gebiete wissenschaftlicher Kultur gethan haben, ist im Ganzen nur ein außerordentlicher Anfang zu weiterer Ausbildung, zum fernern Fortschreiten in demselben.

— Von S. 103 des zweyten Theils an, bis S. 135 folgt das (freylich nicht vollständige) Verzeichniß neugriechischer Schriftsteller (und ihrer Werke) in der lezten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts, bis 1814, wie der Engländer Leake in seinen 1814 in London erschienenen „Researches in Greece" es mittheilt, mit Zusätzen und Berichtigungen vom Herausgeber verdeutscht; sodann von S. 137 bis 162 das „Verzeichniß der neugriechischen Bücher der in Venedig befindlichen Buchdruckereyen von Nikolaos Glyky aus Joannina. Venedig 1821," welches vom Herausgeber hier, zum ersten Male vollständig, aus dem Original übersezt worden ist. (S. 140.) Die neuesten Büchertitel in einem zweyten Kataloge des N. Glyky gehen bis zum Jahre 1821; auch aus diesem sind S. 163 — 166 die darin angeführten neugriechischen Bücher ihren Titeln nach angegeben worden, und zwar jedesmal mit beygesetzten Preisen nach italienischen Lire. S. 166 bis 170 hat der Herausgeber literarische Bemerkungen, besonders Titel von griechischen, seit 1760 in Leipzig gedruckten Büchern, auch Angaben der seit etwa dreyßig Jahren erschienenen periodischen Blätter hinzugefügt. Die fünf S. 168 — 169 angegebenen, in Griechenland seit 1821 erschienenen und erscheinenden Ephemeriden anlangend, so ist die zuerst in Kalamata 1821 erschienene: „die griechische Posaune," bald wieder eingegangen, „der Gesetzesfreund" aber hat im October 1825 den Titel: „Zeitung der Regierung," abgelegt und nennt sich bloß: „Zeitung der Insel Hydra," dagegen erscheint seitdem in Nauplion (Napoli di Romania) eine „allgemeine Zeitung Griechenlands" (γενικὴ ἐφημερὶς τῆς Ἑλλάδος) als das eigentliche Regierungsblatt unter der Redaktion des Theokletos Pharmakides, desselben wahrscheinlich, der zulezt den in Wien erscheinenden Ἑρμῆς ὁ λόγιος und dann in Kalamata jene „Posaune" redigirte. — Von S. 170 bis 206 folgen noch einige bemerkenswerthe Schriften, vom Herausgeber als Nachlese nach ihren Titeln beygefügt und nach den Jahren — bis 1821 — geordnet. Alle diese Zugaben, in literargeschichtlicher Hinsicht nicht unwichtig, lassen die Reichhaltigkeit der neugriechischen Literatur am besten beurtheilen, obgleich die Angaben noch nicht vollständig sind. Aus den Nachträgen und Zusätzen, im zweyten Theil S. 207 — 226, erwähnt Rec., als an jene literarischen Bemerkungen und Angaben sich anschließend, des, so weit es die neugriechische Literatur betrifft, S. 221 ff. mitgetheilten Bücher-Verzeichnisses des Wiener Buchhändlers Schalbacher. — Eine Zugabe der Leukothea ist noch ein Steindruck, die kolorirte Abbildung der griechischen Flaggen, Landfahne und Kokarde enthaltend, welche mit den in Korinth unter dem 12ten Mai 1822, von der griechischen Regierung erlassenen Bestimmungen (Pouqueville Histoire de la régénération de la Grèce Tom. 3. Pag. 343) übereinstimmt. Der drey Register ist schon oben gedacht worden: das Aeußere des Buches ist empfehlend, der Druck aber leider! durch viele Druckfehler entstellt worden.

Digitized by Google

Nr. 38.

Literatur-Blatt.

Freitag, den 12. Mai 1826.

Berichte über die englische Literatur.

1. Dichtkunst.

Die ausgezeichnetsten Geister, die seit einigen Jahrzehnten den verfallenen Ruhm der englischen Poesie wieder erhoben und die neue poetische Zeit herbeyführten, deren Morgenröthe mit dem unglücklichen Cowper aufgegangen war, der zuerst die Fesseln des fremden Geschmackes abschüttelte und den freyen Geist der vaterländischen Poesie zu lösen begann, sind theils schon von ihrer glänzenden Laufbahn abgetreten, theils verstummt; theils aber haben ihre neuesten Leistungen nur einen matten Wiederschein des früheren Glanzes gezeigt, und unter den späteren Jüngern, in welchen sie den Dichterfunken entzündet hatten, sind nur wenige, die dem brittischen Parnaß neuen Ruhm bringen könnten. Keiner dieser Spätergeborenen möchte des Lorbeerkranzes würdig werden, der auf Byron's frühem Grabe liegt.

Wir wollen unsere Berichte mit einem Blicke auf die neuern brittischen Dichter und ihre Leistungen eröffnen, ohne jetzt der dramatischen Poesie zu erwähnen, über deren Zustand etwas zu sagen sich später Gelegenheit finden wird. Unter den jüngst verstorbenen muß nächst dem, unter uns viel besprochenen und gerecht gewürdigten Byron, sein Freund Percy Bisshe Shelley, der 1822 bey Livorno ertrank, genannt werden; ein reicher Geist, dessen ausgezeichnete Dichtergaben auch in dem, von seiner Wittwe herausgegebenen Nachlasse: Posthumous poems of the late Percy Bisshe Shelley (London 1824. 8.) hervorleuchten. Er wurde während seines Lebens von partheysüchtigen Kritikern, die mit seinen religiösen und politischen Ansichten nicht übereinstimmten, mit großer Heftigkeit angegriffen. Im geselligen Verkehre scheint er ein liebenswürdiger Mann gewesen zu seyn, und seine Frau entwirft in dem, mit zartem Gefühl geschriebenen Vorworte des erwähnten Nachlasses eine Schilderung von ihm, die uns auch den Menschen werth macht. In früher Jugend sah er die schönsten Theile Englands und Irlands, später das Alpenland. Der entfesselte Prometheus (Prometheus unbound) ward unter Roms blumenumkränzten Trümmern geschrieben. Als er in dem Thale von Pisa wohnte, schrieb er die Zauberinn auf dem Atlas (The witch of Atlas) Adonais und Hellas. In der Bai von Spezzia waren Wind und Wellen seine liebsten Gespielen, und er war meist auf dem Meere. In der Nacht, wenn der unbewölkte Mond auf die stille See schien, fuhr er oft allein in seinem Boote zu den Felsenhöhlen an der Bai, und unter ihrem Obdache sitzend, schrieb er sein letztes Gedicht: „der Triumph des Lebens.“ Dieses Gedicht ist eine kräftige Nachbildung der Trionfi Petrarca's, und, wie einige andere der, in der angeführten Stelle genannten Gedichte, in diesem Nachlasse aufbewahrt worden, der überdieß noch einen Wiederabdruck der Dichtung: Alastor, oder der Geist der Einsamkeit, und mehrerer kleinen, in Zeitschriften zerstreuten Gedichte: Julian und Maddalo, eine kühne Darstellung, die zarte Dichtung Ginevra, den Cyclopen des Euripides, Homers Hymnus an Merkur, Bruchstücke aus Calderon's Magico prodigioso, und einige Scenen aus Goethe's Faust enthält; glückliche Nachbildungen, die den Geist des Originals weit besser wiedergeben, als die kalte Uebersetzung des Lords Leveson Gower. Sichtbar hat auch das Studium deutscher Dichter auf ihn eingewirkt. Große Erfindungskraft zeigt sich in allen seinen Dichtungen. Die Schönheit und hohe Vollendung der poetischen Sprache ist einer der Hauptvorzüge Shelley's, der in dieser Hinsicht über allen neuern brittischen Dichtern steht; aber vielleicht ist das Streben, seine Gedanken in eine hohe Sprache zu kleiden, auch an der Dunkelheit Schuld, in die er sich zuweilen verliert. Seine Hinneigung zur Allegorie ist auch einer seiner Mängel. Im Allgemeinen sind seine größeren Dichtungen weniger anziehend als die kleineren; aber wenn er sich den sanftern Regungen seines Gemüthes überläßt und freundliche Naturscenen schildert, gibt es keinen englischen Dichter, der die Liebe, die Freyheit und die Natur mit innigerem Gefühle aufgefaßt, und mit glühendern Farben, mit größerer Kraft und Klarheit geschildert hätte.

Digitized by Google

Unter den älteren Dichtern ist Thomas Moore, der treffliche Lyriker, fast der einzige, dessen neueste Leistungen dem Ruhme seiner früheren gleichkommen; ja er hat in seinen, auch für den Tonkünstler schätzbaren Irish Melodies, wovon 1824 das neunte Heft erschien, seine schönsten Lieder gesungen, welche von dem Schimmerwitze und der überladenen Färbung frey sind, die in seinen frühern Dichtungen oft störten. Alten irländischen Volksmelodien hat Moore neue charakterische Worte untergelegt. Er ist besonders glücklich, die Empfindungen aufzufassen, welche die Melodie in dem Zuhörer erweckt; ja selbst wo eine schöne alte Sangweise durch gemeine Worte entweiht worden ist, weiß er den tieferen Sinn zu erhorchen, und mehrere Melodien hat er auf diese Weise wieder geadelt. Die ersten acht Lieferungen dieser Lieder sind auch in der eben so geschmackvoll als correct gedruckten Ausgabe der Werke Moore's (The works of Thomas Moore 1. Bd. in gr. 8.) enthalten, die Ernst Fleischer in Leipzig so eben geliefert hat, und die gewiß dazu beytragen wird, den trefflichen Sänger unter uns bekannter zu machen.

Walter Scott scheint, seitdem er die seltene Fruchtbarkeit seines Geistes in das Gebiet des Romans übertrug, das früher gepflegte Gebiet der Dichtung ganz verlassen zu haben, und zwey kleine dramatische Arbeiten, die er seitdem herausgab, haben bekanntlich kein neues Blatt in seinen Kranz gefügt. — Wordsworth, mit innigem Gefühle und kräftiger Phantasie begabt, der auf die neue poetische Richtung in England großen Einfluß gehabt hat, schweigt seit mehreren Jahren, und noch ist das versprochene größere Gedicht: der Einsiedler (The Recluse), wovon er seit 1814 ein Paar Bruchstücke (The Excursion und The white Doe of Rylstone) herausgab, nicht erschienen. — Robert Southey, der Hofdichter, hat sich durch historische Forschungen und polemische Bestrebungen von dem Felde der Poesie entführen lassen, wo er früher manche, wenn auch nicht immer reine und duftige, doch durch Farbenglanz blendende Blumen fand; und als er neulich dahin zurückkehrte, blieb seine Gabe: A Tale of Paraguay (London 1821. 8.) weit unter allem, was er früher gegeben hatte. Es ist die Geschichte der Bekehrung gutmüthiger Indianer durch den Jesuiten Dobrizhoffer; schwach in der Erfindung, schwerfällig in der Ausführung. — Samuel Rogers, Verfasser des Gedichtes Pleasures of Memory, der gleichsam vermittelnd zwischen den Tagen, wo Goldsmith und Shenstone sangen, und der neuern Zeit steht, hat nichts mehr geliefert, das sein didactisches Gedicht: Menschenleben (Human life), worin er sich mehr als in seinen frühern Arbeiten der Weise der neuern Dichter näherte, und seine einfache und zarte Dichtung Jacqueline, übertrafe, die den Vorzug wohllautender Verse mit seinen andern Werken theilt, aber nicht, wie diese, durch ängstliche Abglättung matt geworden ist. — Thomas Campbell, einer der verdienstvollsten und geistreichsten brittischen Gelehrten, ist gleichfalls als einer der wohllautreichsten Dichter zu erwähnen. Wie Roger's machte er sich zuerst durch ein didactisches Gedicht, die Freuden der Hoffnung (The pleasures of Hope), bekannt, worin die Wärme jugendlicher Begeisterung glüht, wiewohl neben den glücklichsten Stellen falscher Schimmer, melodische Einförmigkeit und viele jener Mängel uns stören, die dieser Dichtart in der englischen Literatur eigen sind. Gertrud von Wyoming, ein erzählendes Gedicht, ist besser geschrieben, doch minder kräftig, „marmorglatt, aber marmorkalt." Campbell's neueste Leistung, die Erzählung Theodric (Theodric, a domestic Tale, and other poems — London 1824. 8.) kann durch alle Vorzüge dieses Dichters, poetische Klarheit der Sprache und Wohllaut der Verse, die matte Erfindung und die Mängel des Plans nicht verhüllen. Sein Ruf wird in mehreren seiner kleineren Dichtungen fortleben, wie in dem schönen Seemannsliede: „Ye mariners of England," in dem Griechengesange, den die angeführte Sammlung enthält, in Lochiel's Warnung und Reullura, zwey Dichtungen, wozu ihn seine Heimath Schottland begeisterte, und in mehreren Gesängen, welche die von ihm besorgte Zeitschrift: The new monthly Magazine enthält. In diesen kleineren Dichtungen regen sich Phantasie und Gefühl freyer, die in den größeren durch die ängstliche Sorge für den Ausdruck oft gebunden werden. — Unter den übrigen Dichtern ist Montgomery in Sheffield (der Verfasser des Wanderer of Switzerland) nicht zu vergessen, der durch eine warme Innigkeit und eine Zartheit des Gefühles, die nie in weiche Empfindsamkeit ausartet, sich auszeichnet. Die religiöse Stimmung des Dichters, die nicht bloß in seinen Nachbildungen einiger Psalmen, den Zionsgesängen (Songs of Zion) weht, scheint eine Folge der Eindrücke seiner frühern Erziehung unter der Brüdergemeine zu seyn, und auffallend ist der Einfluß, den die von ihm angestimmten Töne auf mehrere Sänger in seiner Heimath gehabt haben, unter welchen Everett, die junge Dichterin Robert's (bekannt durch das Gedicht: „die königliche Verbannte," das Maria Stuart's Andenken feyert, die eine Zeit lang in Sheffield gefangen saß), und Robert Barnard, ein Quäker, Erwähnung verdienen. Außer dem letztgenannten Dichter sind Bernard Barton, der eine glückliche Anlage zum Liederdichter bewiesen hat, und J. C. Wiffen, durch ein episches Gedicht, Julie Alpinula (1820) und eine mißlungene Uebersetzung des befreyten Jerusalem in der Spenser-Stanze bekannt, wohl die einzigen poetischen Jünger, die aus einer achtbaren Gemeinde hervorgegangen sind, welche sich aber den Mu-

Digitized by Google

senkünften immer abhold bewiesen hat. Barton hat, ungeachtet einer etwas beschränkten Lebensansicht, in seinen frühern Erzeugnissen so viel Erfreuliches geleistet, daß man in seinen neuesten Gesängen (Devotional Verses — London 1826. 8.), die nichts als matte Erläuterungen verschiedener Bibeltexte sind, mit Bedauern das gänzlich verfehlte Bestreben sieht. Bey dieser Gelegenheit mag im Allgemeinen bemerkt werden, daß man bey mehreren neuern englischen Dichtern eine auffallende Gedankenarmuth findet. Dieß ist besonders auch der Fall bey einer jungen Dichterin, Lätitia Elisabeth Landon, bekannt durch das, unter den Anfangsbuchstaben ihres Namens herausgegebene Gedicht: The Improvisatrice (1824), wozu die Corinna die Idee gegeben hat. Sie ist in einigen Tageblättern über die Gebühr gepriesen worden, und wenn es ihr auch nicht an Regsamkeit des Gefühls und einem feinen Ohre für metrischen Wohllaut fehlt, so bewegt sie sich doch nur in einem beschränkten Ideenkreise, und läßt meist nur Anklänge aus Moore und Byron hören. Auch ihr neuestes größeres Gedicht: The Troubadour (1825) verläugnet diesen Charakter nicht. Weit höher steht unter den englischen Dichterinnen die geistreiche Felicia Hemans, deren neueste Leistungen, die im New monthly Magazine und andern periodischen Schriften stehen, wie die frühern (z. B. ihre Tales and historic scenes in verse, ihr Modern Greece, und the last Constantine) durch Phantasie, kräftiges Gefühl und vollendete Ausführung sich auszeichnen; es sind darunter einige gelungene historische Balladen. Ihr Colorit ist zuweilen zu einförmig. — Der Landmann in der Grafschaft Northampton, J. Clare, durch seinen Dorfsänger (The village Minstrel) und seine neueste Sammlung: The new Shepherd's Calendar (1825) bekannt, hat so manches zarte Lied gesungen, daß er hier genannt zu werden verdient. — Bryan W. Proctor, dessen frühere, unter dem angenommenen Namen Barry Cornwall herausgegebene Gedichte überschäzt wurden, hat neulich nichts geleistet, das die, durch seine spätern Dichtungen erweckten Zweifel an dem Umfange seines poetischen Vermögens hätte widerlegen können.

Aus Schottlands Bergen weht uns noch immer der kräftige Dichtergeist entgegen, der im sechszehnten Jahrhunderte Lindsay und Montgomery und in neuern Zeiten Robert Burns zu ächt volksthümlichen Liedern erweckte, und dem Volke eine regere Empfänglichkeit gibt, als seine südlichen Nachbarn haben. Johanna Baillie, die geistreichste brittische Dichterin, läßt zwar nur selten ein Lied hören, und der zarte Wilson zu Edinburgh, der Verfasser der Palmeninsel (The isle of Palms) und der verpesteten Stadt (The City of the plague) ist Scott's Beyspiele gefolgt, wenn er der Verfasser der Erzählungen: Lights and Shadows of scottish life, und einiger später erschienenen Romane ist, woraus ein verwandter Geist uns noch erfreulicher ansprechen würde, wenn der Kreis seiner Erfindungskraft weiter wäre. Einen ausgezeichneten Rang aber behauptet unter den neuern schottischen Dichtern Allan Cunningham, dem ein französischer Uebersetzer neulich, gegen alle Wahrscheinlichkeit, die eben erwähnten Romane zugeschrieben hat. Seine 1822 herausgegebenen trefflichen Erzählungen (Traditional Tales of the english and scottish peasantry) sind auch durch eine deutsche Uebersetzung bekannt, und später hat er ähnliche, mit schönen Balladen untermischte Erzählungen im London Magazine mitgetheilt, zum Theil Bruchstücke, die er in seinem Mark Macrabin, the Cameronian (1823) neu bearbeitete. Nach Burns und Scott hat niemand die Denkart und die Sitten des Volkes mit so wahrhaft poetischem Geiste aufgefaßt, als er. In einer unlängst erschienenen Sammlung schottischer Gesänge (The songs of Scotland, ancient and modern, with an introduction and notes, historical and critical, and characters of the lyric poets. By Allan Cunningham. London 1825. 4 Bde. 12.) hat der Dichter, der während des größten Theils seines Lebens Gelegenheit hatte, den schottischen Volksgesang aus der frischen Quelle zu schöpfen, mehrere köstliche Ueberreste aufbewahrt, die er theils in ihrer alten Einfachheit gab, theils aus verstümmelten Bruchstücken im Geiste und Tone der alten Zeit glücklich ergänzte, theils aber auch mit Beybehaltung des Ganges der Geschichte überarbeitete, um sie dem Zartgefühle oder, wenn man will, dem kränkelnden Gefühle unserer Zeit anzupassen, worin er aber nicht immer glücklich ist. Die Einleitung und die Anmerkungen geben sehr anziehende Erläuterungen über die Sitten und das gesellschaftliche Leben des gesangreichen Volkes. — Neben ihm steht als origineller Dichter der sogenannte Schäfer von Ettrick, Jakob Hogg, der unter uns nur durch die Uebersetzung einiger seiner schottischen Erzählungen (die Winterabende) bekannt ist, die unter seinen ältern ähnlichen Arbeiten stehen. Verweilen wir einen Augenblick bey der merkwürdigen Geschichte seiner Bildung. Man findet in der Geschichte des schottischen Gesanges mehrere Beyspiele ausgezeichneter Geister, die sich durch eigene Kraft aus der Beschränkung unnünftiger Umstände erhoben. Wie Burns hinter dem Pfluge die Dichterweihe empfing, so las Hogg in Ettrick's waldiger Einsamkeit im Buche der Natur; lange das einzige Buch, das er las. Er sagt selbst von der Natur, und glücklich, wer es sagen kann:

Sweet dame! she met me single handed,
Yet studying her my mind expanded —

Ja, sein Gemüth erweiterte sich, als er auf den Bergen

seiner Heimath, und in ihren grünen Thälern seine Schafe hütete; die Natur war seine Gesellschafterin und selbst mit dem Nebel auf den Bergen konnte er sich befreunden.

(Die Fortsetzung folgt.)

Musik.

Zwölf Volkslieder, gesammelt und für vier Männerstimmen gesezt von Friedrich Silcher. I. Heft. Tübingen bey Heinrich Laupp.

Die eigenthümliche Vorstellungs- und Empfindungsweise eines jeden Volkes ruft unter demselben eigenthümliche Volkslieder und Nationalgesänge hervor. Diese Gesänge erscheinen als der natürlichste Ausfluß unserer Empfindungen, sie sind die zu einer mehr oder minder melodischen Harmonie verbundenen Naturlaute unserer Gefühle. Auch das deutsche Volk hat seine besonderen Volkslieder und Nationalgesänge, und ein frommer Ernst, eine naive Derbheit, gemüthliche Einfalt und ein arglos fröhlicher Sinn sind der Grundton und die Grundfarbe, welche unsere Volkslieder bezeichnet. Dieß gilt besonders von den vortrefflichen schwäbischen, fränkischen und rheinischen Volksliedern. Es war gewiß ein schönes Verdienst um die Geschichte der deutschen Poesie, ein lobenswerther Beytrag zur Erkenntniß der ungeschminkten und natürlichen Denk- und Empfindungsweise des gemeinen Volkes unseres Vaterlandes, daß sich Männer, wie der unsterbliche Herder, wie Brentano und von Arnim u. a. entschlossen haben, diese charakteristischen Volkslieder, die so manchen zarten Keim und Funken lyrischen Genie's, so manche freundliche poetische Perle in sich enthalten, zu sammeln. Allein Ref. muß es für nicht minder verdienstliches Werk erkennen, wenn Künstler und Freunde der Musik gedruckte Liedersammlungen für die deutschen Volksgesänge anlegen. So erhalten wir nach und nach ein stehendes Archiv für Melodien unserer Volkslieder, und, was noch wichtiger ist, eine Bildungsschule für den Volksgesang, der daraus einen frischen und unverdorbenen Stoff, so wie auch den gesunden Geschmack schöpfen kann und wird, der ihn gegen fehlerhafte Auswüchse und disharmonische Abnormitäten, die ein rohes und ungebildetes Organ in geselligen Kreisen oft sehr laut vernehmen läßt, verwahrt und immer mehr und mehr veredelt. Unsere musikalische Literatur hat mehrere Versuche dieser Art aufzuweisen; allein die bis jezt vorhandenen Sammlungen leiden bey allem Guten und Vortrefflichen im Einzelnen doch mitunter an mangelhafter Einseitigkeit und schlechter Auswahl. Sie sind durchgängig nur ein- oder zweystimmig gesezt, und selbst in diesem Fall verräth der Satz manche Nachlässigkeiten, Künsteleyen und technische Unrichtigkeiten. Herr Silcher, bewogen und ermuthigt durch die erfreuliche Erscheinung unserer Zeit, „wo," wie er selbst in seiner Ankündigung wahr sich äußert, „der deutsche Volksgesang „immer mehr und mehr erwacht, wo die alten herrlichen „Volkslieder und ihre einfachen, gemüthlichen Melodien „unter allen Ständen wieder ertönen," beginnt das musikalische Publikum mit einer neuen Sammlung von deutschen Volksliedern in Musik gesezt, zu beschenken, von welcher wir das erste Heft vor uns haben. Schon rühmlich bekannt durch mehrere dem Publikum vorgelegte Proben musikalischer Komposition, die sich durch einen nach den edelsten Mustern gebildeten Geschmack, durch reine Theorie und streng richtigen Tonsaz vortheilhaft auszeichnen, so wie auch nach öffentlichem Anerkenntniß sehr verdient um die Organisation des vierstimmigen Kirchengesanges in Würtemberg, hat Herr Silcher durch seine besondere Vorliebe für die Liederkomposition sich zu dieser Arbeit berufen gefühlt, die nach dem subjectiven Urtheil des Ref. in gute Hände gefallen ist. Es ist nicht zu verkennen, daß diese begonnene Sammlung vor den früheren dieser Art in jeder Beziehung sich auszeichnet.

Was die gewählten Lieder anbelangt, so sind dieselben theils aus Herder's Volksliedern und aus dem Wunderhorn, theils aus dem Munde des Volkes genommen, und die Auswahl verräth bis jezt poetischen und musikalischen Geschmack. Besonders wohl gefallen dem Ref. die durch ihre naive Herzlichkeit ansprechenden Lieder Nro. II. Untreue, Nro. IV. die drey Röslein, Nro. VI. und X. treue Liebe, Nro. VII. Flug der Liebe, Nro. VIII. Jagdglück. Diese Lieder waren bis jezt nur einstimmig gesezt vorhanden; allein „als ein deutli„cher Beweis, wie sehr das Volk nur durch die Mehr„stimmigkeit befriedigt wird, gilt die Beobachtung, daß „sich die Singenden stets bemühen, die Hauptmelodie mit „Mittel- und Grundstimmen nach dem Gehör zu begleiten, wohl fühlend, daß hiedurch nicht nur die Wirkung „des Ganzen ungemein erhöht, sondern auch den hinsicht„lich des Tonumfangs verschiedenen Stimmen die Theil„nahme an dem Gesange möglich gemacht wird." Dieß hat Hrn. Silcher veranlaßt, die besten alten Volkslieder, welche in Deutschland bekannt und besonders in Schwaben einheimisch sind, nebst ihren Melodien, vierstimmig gesezt für Männerstimmen *) herauszugeben. Sehr zweckmäßig ist es, daß diese Lieder sehr einfach gesezt sind; dadurch werden sie allgemeiner verbreitet, weil sie auch von minder geübten Sängern vorgetragen werden können, und nach der Absicht des Tonsezters sollte bloß in der einfachen Veredlung das dem Volk wieder gegeben werden, was einst in so lebendiger Fülle aus seinem Gemüthe entsprungen und ausgeströmt ist. Bis jezt ist das erste Heft, 12 Lieder in ausgesezten Stimmen enthaltend, erschienen. Ref. hofft, daß diese Lieder allgemeinen Beyfall finden werden, und fordert sowohl für sich, als auch im Namen mehrerer Musikfreunde den Herausgeber auf, mit der Fortsetzung dieser schönen und zweckmäßigen Volkslieder nicht lange zu zögern.

*) Wie diese Lieder durch Versezung ihrer Tonarten auch von weiblichen Stimmen, oder von Discant und Alt in Verbindung mit Tenor und Baß, vorgetragen werden können, zeigt eine kurze Vorerinnerung in diesem ersten Heft.

Digitized by Google

Nr. 39.

Literatur-Blatt.

Dienstag, den 16. Mai 1826.

Berichte über die englische Literatur.

I. Dichtkunst.

(Fortsetzung.)

Die Sagen aus der kriegerischen Zeit der schottischen Gränzmark, die Lieder von den Fehden der Stämme, Balladen und Legenden, waren seit seiner frühesten Kindheit ihm bekannt; die zerstreuten Bewohner des einfachen Hirtenlandes hatten keine andern Kenntnisse. Dieß sollte der Boden seyn, worauf sein poetischer Ruhm sich gründete, und er wird es bleiben. Hogg fing bald an, die alten Lieder nachzubilden, und in diesen Uebungen erstarkte sein Geist. Er soll, wie man sagt, oft in langer Zeit kein Menschenantlitz gesehen haben, als am Sonntagmorgen, wo er von der Bergweide hinabstieg, um seinen Wochenvorrath zu erneuern, und es war natürlich, daß bey dieser abgeschiedenen Lebensweise die ganze Thätigkeit seines Gemüthes sich nach Innen wendete, und dem Geiste, den die Erfahrung in der Außenwelt nicht belehren konnte, durch innere Anschauung die Menschennatur klar, und die erworbene Kenntniß eben darum ein desto heiligeres Eigenthum ward. Auf dieses empfängliche Gemüth machten Scott's Balladen aus der Gränzmark (Border Minstrelsy), die mit den frühesten und liebsten Erinnerungen des Hirtenjünglinges und mit seiner Neigung zur Stammgenossenschaft so innig verbunden waren, den tiefsten Eindruck, wie einst auf den ritterlichen Philipp Sydney die Ballade von der Chery-Jagd, die „sein Herz mehr aufregte als Trompetenton, wenn auch nur ein alter blinder Fiedler mit rauher Stimme sie sang." Hogg hat in dem Vorworte zu seiner, im Jahr 1807 herausgegebenen Sammlung: The Mountain Bard — selber die Hauptzüge der Geschichte seiner früheren Bildung erzählt. Als er bis zu seinem siebenten Jahre in der nachbarlichen Schule einen dürftigen Unterricht im Lesen erhalten hatte, verlor sein Vater, ein Schafhändler, durch unglückliche Unternehmungen sein Vermögen, und der Knabe mußte die Heimath verlassen, um Kühe zu hüten; im nächsten Winter aber, als sein Vater die Aufsicht über die Schäferey eines wohlwollenden Landmanns erhalten hatte, kehrte Hogg zurück, und benutzte den Unterricht eines jungen Mannes, um in der Bibel zu lesen und seine ersten Uebungen im Schreiben zu machen. Er verlor diese dürftigen Kenntnisse bald wieder, als er zu seinen Kühen zurückkehren mußte, bis er endlich eine Beschäftigung, die der schottische Landmann für die unwürdigste hält, mit Schafhüten vertauschte. Er brachte viele Jahre zu, ohne zu lesen oder zu schreiben; nur die Bibel war ihm zuweilen zugänglich, worin er sich durch die Psalmen zu buchstabiren suchte, und er hatte ungemeine Freude, wenn er den Sinn aufzufassen vermochte. Später erhielt er von einem theilnehmenden Manne andere Bücher, meist Gedichte, wie the gentle Shepherd, aber er bedauerte, daß sie nicht in Prosa, oder in dem leichten Versmaße der schottischen Psalmenübersetzung (im Sylbenmaße der Ballade) waren. Die Bibel aber war seine erste Lehrerin, der er wahrscheinlich viel von jener Kraft des Gemüthes, jener Lebendigkeit der Phantasie verdankt, die ihn auszeichnen, und mehrere Anklänge in seinen Dichtungen erinnern an die Poesie der Hebräer. Ein anderes Werk, das einen tiefen Eindruck auf seinen jugendlichen Geist machte, und ihm „Träume von erschrockenen Sternen und flammenden Welten" eingab, war Burnett's phantasiereiche Theorie von der Verbrennung der Erde, die er aber, neunzehn Jahre alt, nur mit großer Anstrengung lesen konnte. Erst im zwey und zwanzigsten Jahre fing er an, Verse zu schreiben, während er als Schäfer im Dienste eines Herrn Laidlaw stand, der ihm Bücher lieh und ihn an Walter Scott empfahl. Sein Erstling erschien 1801. Er hatte an einem Montage seine Schafe auf dem Markte in Edinburgh nicht verkaufen können, und mußte sie bis zum nächsten Markttage einstellen. Es fiel ihm ein, er könnte in der Zwischenzeit einige Gedichte aus dem Gedächtnisse niederschreiben und sie drucken lassen. Er gab die Handschrift einem Bekannten, der den Druck besorgen sollte, und als er seine Schafe verkauft hatte, ging er in seinen Wald zurück, ohne sich weiter um seine Gedichte zu kümmern, bis er den Abdruck (Scottish pastorals, poems, songs etc.) sah. Dieß war der geringe Anfang der Entwickelung eines so reich begabten Mannes,

Digitized by Google

der bald in seinem Gedichte The Queen's Wake die reifere Kraft seines Geistes zeigte. Er erwähnt des Umstandes, daß er in Prosa nicht einen Satz bilden kann, ohne die Feder in der Hand, um die aufsteigenden Gedanken fest zu halten, wogegen er seine Gedichte ganz im Geiste ausbildet und verbessert, und dann mit ungemeiner Schnelligkeit niederschreibt. Hat er sie aber einmal niedergeschrieben, so ist er sehr schwer dahin zu bringen, auch nur eine Zeile zu ändern. Daher Ungleichheit in der Ausführung und viele Rohheiten; aber dagegen sind seine glänzenden Vorzüge, eine hochpoetische und reiche Sprache, gewandter Versbau, ein fruchtbarer Geist, eine glückliche Behandlung des Pinsels in phantastischen Gebilden, und eben so viel Neuheit als Einheit und Anmuth in der Erfindung wunderbarer Ereignisse, die eben so fern von mystischem Nebel als von Uebertreibung bleiben, wovon besonders die Geschichte des in's Feenland entführten Mädchens in dem Gedichte The Queen's Wake ein treffliches Beyspiel gibt. Er hatte eine Zeit lang mehrere Romane geschrieben, wozu auch der höchst seltsame: The private memoirs and confessions of a justified Sinner (1824) gehören soll, als er mit seiner neuesten Dichtung: Queen Hynde a poem in 6 books (Edinburgh 1825. 8.) auftrat, die sich würdig an seine älteren Leistungen schließt; aber war er früher besonders in der poetischen Auffassung der äußeren Natur glücklich, so verbindet er hier mit diesen und andern Vorzügen seiner frühern Dichtungen auch eine kräftige Darstellung des Lebens, eine anziehende Verflechtung der Begebenheiten und eine oft glückliche Charakterschilderung, Vorzüge, welche dieses Gedicht, so wenig es frey von Hogg's Erbsünden ist, zu seinem besten Werke machen. Die Scene ist in die Urzeit der schottischen Geschichte verlegt, wo der heilige Columban im 6ten Jahrhunderte das Christenthum verbreitete und sein Kloster auf der Insel Icolmkill zum Mittelpunkte der geistigen Bildung in Schottland zu machen suchte, wo das in der Sagengeschichte berühmte Beregon (Ossians Selma) die Hauptstadt der Scoten war. Die Begebenheiten der schönen Königin Hynde, die Landung des Norweger-Königs Erich, der ihre Hand und ihre Krone gewinnen wollte, und die trefflich geschilderten Kämpfe mit seinen Nebenbublern, die Niederlage der Scandinavier und die Zerstörung der Stadt Beregon durch himmlisches Feuer — sind der Inhalt des reichen Gemäldes.

Bey dem Blicke auf so viele neue poetische Erwerbungen wird bey vielen Freunden der englischen Literatur der Wunsch erwachen, sie zugänglicher gemacht zu sehen, und gewiß würde das Unternehmen belohnend seyn, eine neue und sorgfältige Auswahl der schönsten brittischen Dichterblüthen zu geben, womit nach dem Beyspiele der in England erschienenen Elegant Extracts auch eine Sammlung prosaischer Stücke verbunden werden könnte. Was wir in dieser Art in Deutschland haben, ist durchaus unbefriedigend, und im Innern wie im Aeußern dürftig ausgestattet. Bey einem neuen Unternehmen der Art dürfte aber nicht etwa eines der Elegant Extracts abgedruckt werden, da diese Sammlungen, selbst in den neuesten Ausgaben, aus den neuern Schriftstellern zu wenig und ohne gute Auswahl, aus den älteren dagegen zu viel, und oft verblichene Blüthen, aufgenommen haben.

II. Romane.

Werfen wir einen Blick auf die seit einem Jahr erschienenen Romane, so finden wir auf diesem Gebiete ganz verschiedenartige Bestrebungen; historische Romane und, wie man sie nennen könnte, ethnographisch romantische Darstellungen, religiöse Romane — Amphibien, wovon schon früher in diesen Blättern die Rede war — und Familien-Romane, die alte Domäne der englischen Romantik seit Richardson. Das erste Gebiet liefert noch die besten Früchte, das zweyte Dinge, die wir etwa nur ihrer Seltsamkeit wegen einmal ansehen, das lezte meist matte Erzeugnisse. Wir können hier nur kurze Andeutungen über den verschiedenartigen Ertrag dieser Felder geben. Der Einfluß Scott's, dessen neueste Leistungen auch in England keine neue Begeisterung haben erwecken können, ist im historischen Romane noch immer sichtbar. Er hat neulich einigen achtbaren Talenten die Richtung gegeben, und wie er Schottland romantisch verklärt hat, wie er uns in Waverley oder den Schwärmern das Volksleben in merkwürdigen Zeiträumen zeigt, in Robin und Guy Mannering nationale Sitten schildert, so haben einige Ungenannte jezt die Sitten Irlands in Romanen und Novellen zu schildern mit Glück versucht. Maria Edgeworth hatte bis jezt die besten Gemälde der Art geliefert, und ihr Schloß Rackrent, ihr Ormond, so wie einige geistreiche Erzählungen der Lady Morgan, z. B. ihre Glorwina, ihr O'Donnel, haben lebendige Sitten-Gemälde des unglücklichen Volkes aufgestellt. An Stoff, an anziehenden Charakteren, an merkwürdigen Ereignissen und erweckenden Erinnerungen fehlt es nicht in dem romantischen Erin. Nur muß der Geist die Masse bewegen. In einem, von Partheyungen zerrissenen Lande ist es für den Beobachter, den vaterländische Neigungen an den Schauplatz fesseln, freylich schwer, sich in ruhiger Besonnenheit über die Kämpfenden zu erheben, um das Bild des Lebens und der Sitten mit freyem, klarem Gemüthe aufzufassen. Dieß ist dem ungenannten Verfasser der Erzählungen: To-day in Ireland (London 1825. 3 Bde. 8.) am besten gelungen. Er entwirft mit geübter Hand ein Gemälde des jetzigen Zustandes der Insel. Die erste Erzählung: The Carders, führt den Namen von einer

Digitized by Google

Partheyen, die ihre Gegner mit Wollkämmen kratzt, und ist dem Gegenstande und der Behandlung nach die bedeutendste; sie verräth eine genaue Kenntniß der Denkart des Volkes und ist reich an mahlerischen Schilderungen und gelungenen Charaktergemälden. Ein milder partheyloser Geist zeichnet das Bild der innern Zwiste. Mit gleicher Geschicklichkeit und Lebendigkeit werden in der Erzählung: Old and new lights, die religiösen Partheyungen und die Bekehrsucht geschildert. Die übrigen Erzählungen stehen jenen beyden nach. Die Tales of the O'Hara family, containing Crohoore of the Billhooll, the Fetches and John Doe (London 1825. 3 Bde. 8.) sind zwar nicht weniger glücklich in der Auffassung und Schilderung des Volkscharakters, der kräftigen Gefühle, und jener sonderbaren Verschmelzung von Laune und Rohheit, die dem irländischen Landmann eigen sind, und der Verfasser zeigt viel dramatisches Talent in der Charakterzeichnung; aber es fehlt ihm noch an Gewandtheit in der Anlage seiner Plane, und nicht immer hat er den Volksaberglauben geschickt benuzt. Die erste Erzählung ist die beste, und auch die lezte, die Mängel der Anlage abgerechnet, ein unterhaltendes Bild. *) O'Hara, or 1798 (London 1825. 2 Bde. 8.) gibt geistreiche Skizzen des ereignißvollen Jahres, nicht zusammenhängende Gemälde. Aber man wird zu oft erinnert, daß dem Verfasser jene Zeit noch zu nahe liegt, daß er sich nicht über die Partheyinteressen zu erheben weiß. Die Skizze von dem Leben und dem Charakter des Lords Fitzgerald, den er einführt, hat geschichtliches Interesse. Die Fairy Legends and Traditions of the South of Ireland (London 1825. 8.) müssen gleichfalls hier erwähnt werden; sie geben uns anziehend erzählte Volksmährchen, die treffliche Beyspiele des ächt irischen Humors liefern. Die Brüder Grimm haben sie unter dem Titel: Irische Elfenmährchen (Leipzig 1826. 8.) übersezt, und wir machen auf diese gelungene Nachbildung aufmerksam.

Der Verfasser des Don Esteban, or Memoirs of a Spaniard, written by himself (2te Ausg. London 1826. 3 Bde. 8.) ist angeblich ein wegen seiner politischen Meinungen verbannter Spanier, der die von den Verfassern des Anastasius und Hadschi Baba gebrauchte Form wählt, ein treues Gemälde des gesellschaftlichen Zustandes und der Sitten Spaniens zu geben. Die Anlage des Buches verräth eine ungeschickte und unbeholfene Hand; aber der Stoff ist ungemein anziehend, und der Verfasser weiß lebendig zu schildern, was er beobachtet hat. Er begleitet seinen Helden von der Hochschule zu Valladolid bis zu den neusten Ereignissen. Wir erhalten viele Aufschlüsse über die Revolutionszeit, z. B. über den Guerillakrieg, über Polier, Mina, über die Tyranney der Franzosen, über die Inquisition, über den König und seine Liebesabenteuer, und der Verfasser führt uns in die Wohnungen des Volkes, zu den gesellschaftlichen Festen, in Klöster und Paläste, um uns ein anschauliches Bild von dem Charakter des Spaniers zu geben. Eine ähnliche Form wählt der ungenannte Verfasser des Pandurang Hari, or Memoirs of a Hindoo (London 1825. 3 Bde. 8.) zu einem Gemälde der Bewohner Indiens. Er ist sehr genau mit dem Lande bekannt, und wenn es ihm auch an der Kunst fehlt, durch lebhafte Schilderungen die Phantasie zu ergreifen, so haben doch seine Darstellungen so viel Naturwahrheit, daß man an ihrer Treue nicht zweifeln kann. Wir finden hier sehr humoristische Scenen, z. B. die Geschichte des Pindari Fuzl Khan, ein höchst treues Bild eines indischen Muhammedaners, und es ist Schade, daß der Verfasser nicht noch häufiger die Gelegenheit benuzt hat, die Sitten und Gebräuche des Volkes zu schildern. *) — The Story of a life. By the author of Scenes and impressions in Egypt and Italy — Recollections of the Peninsula etc. (2te Aufl. London 1825. 2 Bde. 12.) ist von einem Manne, der sich in den, auf dem Titel genannten Reiseberichten als einen feinen Beobachter gezeigt hat. Er schildert hier das wahrhaft bunte Leben eines Engländers, der sich in den Strudel der Welt stürzt und auf dem Wege von Lissabon nach dem Morgenlande vielfache Abenteuer besteht, welche Gelegenheit geben die Sitten der Völker, unter welche er verschlagen wird, mit der anziehendsten Lebendigkeit zu schildern. **) Anselmo, a Tale of Italy. By A. Vieusseux (London 1825. 2 Bde. 12.) gehört gleichfalls zu den ethnographisch romantischen Schilderungen, wie wir sie genannt haben. Das gut geschriebene Buch ist eine Erläuterung des früheren Werkes; Italy and the Italians, worin Vieusseux, ein geborener Florentiner, der seit langer Zeit in England lebt, den jezigen Zustand Italiens treu und unpartheylich beschreibt. Er schildert hier die Sitten und Gewohnheiten der Süditaliener, wie er sie zu Ende des vorigen Jahrhunderts und zu Anfange des jezigen kannte und beobachtete; ein ereignißvoller Zeitraum von 20 Jahren bis 1809. Alles, was er erzählt, beruht, nach seiner Versicherung, auf Thatsachen, und die Dichtung, sagt er, sey nur der Faden, welcher der Erzählung Zusammenhang gebe. Er gibt uns sehr anziehende Gemälde, deren Farbentöne die Treue der Darstellung ver-

*) Nach einer öffentlichen Ankündigung werden wir eine Auswahl der besten Erzählungen aus beyden Sammlungen erhalten, die sich zu einer vollständigen Uebersezung nicht eignen.

*) Es ist von Breslau aus eine Verdeutschung dieses Buches angekündigt worden.

**) Eine Verdeutschung von Th. Hell erscheint in Berlin.

rathen, und die selbst dem Geschichtfreunde willkommen seyn werden. *)

Den Roman Tremaine or the Man of refinement (2te Aufl. London 1826. 3 Bdr. 8.) wollen wir nur als eine neue Abart der religiösen Romane erwähnen. Der Verfasser will die Folgen des Luxus, der Ueberverfeinerung und des, aus verkehrten Bestrebungen entstehenden Unglaubens darstellen, und die alte Einfachheit statt der neuern Zerstreuungssucht zurückführen. Zu diesem Zwecke bringt er ein verhätscheltes Glückskind, einen mit den gewöhnlichen Weltfreuden gesättigten jungen Mann in eine ländliche Einsamkeit, wo er die schöne Tochter seines Jugendfreundes, eines Pfarrers, kennen lernt, die ihn aber nicht heirathen will, weil er am Unglauben leidet, und nachdem wir durch drey dicke Bände hindurch Zeugen des Bekehrungswerkes gewesen sind, und dabey allerdings viele verständige Erörterungen, ja manche recht anziehende Schilderungen gehört, und durch den Pfarrer und seine weise Tochter eine gründliche Kenntniß des Systems der natürlichen Religion erlangt haben (und dadurch unterscheidet sich dieses Buch von den andern religiösen Romanen, die uns mit positiver Dogmatik versehen), erholen wir uns endlich von der ermüdenden Anstrengung beym Hochzeitfeste des glücklichen Paares. Haben wir wirklich diese harte Anstrengung bestanden, so werden wir schwerlich noch den Muth haben, mit einem andern Buche der Art: The two Rectors (London 1824) uns bekannt zu machen, worin die Ansichten der beyden Hauptpartheyen der bischöflichen Kirche dargelegt werden, oder gar mit desselben Verfassers ähnlichem Werke: The Convert (London 1826. 8.), das uns zumuthet, die Gründe und Gegengründe der, von der bischöflichen Kirche abweichenden Partheyen in der Form einer Erzählung anzuhören. Diese seltsamen Verirrungen mußten hier auch genannt werden, wenn wir unsere Leser mit den literarischen Bestrebungen der Engländer bekannt machen wollten, und es möchte zu den Zeichen der Zeit gehören, daß solche Bücher viele Leser finden.

Zwey Ungenannte haben neulich das Leben der höhern Stände in Familienromanen zu schildern gesucht: Matilda, a Tale of the day (2te Ausg. London 1826. 8.) und Granby (London 1826. 3 Bde. 8.). Man hat den ersten dem Lord Normanby und den andern gleichfalls einem noble Author zugeschrieben, und dieß mag dazu beygetragen haben, beyde Bücher, die sehr mäßige Talente verrathen, auf alle Putztische zu bringen. — Ein ganz anderer freundlich ansprechender Geist webt aus einem Gemälde eines idyllischen häuslichen Lebens, das der Verfasser der früher erwähnten Lights and Shadows of scottish life in: The Foresters (Edinburg 1825. 8.) aufstellt. Wir finden auch hier den zarten Pinsel, dem wir die früheren Schilderungen verdankten.

(Die Fortsetzung folgt.)

*) Auch von diesem Buch erscheint eine Uebersetzung.

Dichtkunst.

Romanzen, Lieder und Sonette von Manfred. Prag, Kronberger und Weber. 1826.

Mancher Leser wird sich erinnern, dem Namen Manfred schon zuweilen in Zeitschriften begegnet zu seyn. Hier nimmt eine Sammlung von Gedichten desselben unsere nähere Aufmerksamkeit in Anspruch. Der pseudonyme Verfasser widmet sein Werk Fr. Rückert und schließt die zueignenden Verse mit den Worten: „der Du allein der Eine mir vor Allen!“ Wenn dergleichen ein junger Dichter von einem ältern aussagt, so bezeichnet es nicht undeutlich die Richtung, die sein Genius genommen, und in der That müssen wir, wenn wir uns eine Versammlung von deutschen Dichtern denken, Manfred in der Reihe suchen, in welcher Rückert einen vorragenden Platz einnimmt. Er schwelgt in derselben schönen Symbolik zwischen Natur und Liebe, da bald die Blumen und Nachtigallen fühlen und lieben, bald die Gefühle des Dichters zu Blumen ausschlagen oder singend durch die Zweige hüpfen. Diese Dichtungsweise, uralt wie die Natur, zuerst in Indien und Persien, dann in der schwäbischen Minnezeit mit dem geistigen Frühling der Völker erwacht und gepflegt, hat in der neuesten Zeit, wenn nicht mehr ganz den eigenthümlichen Hauch der wildfreyen Natur, doch noch prachtvollere Blüthen künstlich aufgetrieben. An Bilder- und Gedankenfülle übertrifft in dieser Weise Fr. Rückert alle Neuern, ja der Blumengeist in ihm verwandelt sogar in Reim, Assonanz und Alliteration die Sprache selbst in einen ungeheuren Blumenwald. Manfred hat aus dem duftigen Kelch dieser Poesie getrunken, doch ist er minder reich an Bildern und Gedanken, was er jedoch durch treffliche Diction und sanften Fluß der Verse zu ersetzen weiß. Bringt er uns auch oft nur die altbekannte, immer wiederkehrende Lenzesluft und Liebe, so lassen wir uns doch gern selbst zum hundertsten Mal die alten Gefühle wecken, da sie schön sind, und lassen uns gern die sanften Wellen seiner Verse tragen, da sie eine harmonische Seele bewegt. Wie wir immer wieder gern in ein jugendliches Gesicht sehen, so labt uns auch dieses frische reine Dichterfeuer, und wenn wir auch längst das kennen, worüber der Jüngling erstaunt ist, so versetzen wir uns doch gern in seine Seele. Daß ein so schönes Talent sich weiter entwickeln und erproben werde, ist zu erwarten. Die schöne Form wird ihm nie entstehen; großen Gedanken, tiefen Gefühlen kann der Dichter nachringen. Schließlich muß ich ihn künftig eine Kleinigkeit zu vermeiden bitten, die mich gestört hat, weil sie oft wiederkehrt. Ich meyne den falschen Gebrauch zusammengesetzter Wörter, z. B. „alljedes, alturewig, Grünschleyer, Süßnachtigall, blutfinstre Geisternacht.“ Dagegen ist „freykühn, waldüber“ schön und richtig.

W. M.

Digitized by Google

Nr. 40.

Literatur-Blatt.

Freitag, den 19. Mai 1826.

Berichte über die englische Literatur.
(Fortsetzung.)

III.

Erd- und Völkerkunde.

Die Erd- und Völkerkunde hat auch in den lezten Jahren, wo der Ertrag auf andern Gebieten minder bedeutend war, manchen schätzbaren Zuwachs erhalten. Aus vielen Erdgegenden, vom Nordpol bis zum Südpol, vom äußersten Osten bis zu den Gränzen der westlichen Halbkugel, haben brittische Reisende, Männer und Frauen, uns neue Kunde gebracht. Wir wollen für jezt auf einige Reiseberichte über europäische Länder einen Blick werfen. Es ist auffallend, daß wir über ein, von Engländern so häufig besuchtes Land, als Portugal, seit vielen Jahren so wenig aus England erfahren haben. Einige Durchflüge abgerechnet, ist uns, seit Murphy, der Architekt, sein gelehrtes, aber etwas schwerfälliges Werk herausgab, nichts Bedeutendes von dorther zugekommen. Und welcher reiche Stoff muß sich doch, nach den Umwälzungen, die das Land in den lezten fünfzehn Jahren erfahren hat, dem Beobachter darbieten, zumal wenn er es in der früheren Zeit sah, von welcher uns Link eine so treue Schilderung gibt. Die neueste Kunde gibt uns eine geschickte Beobachterin in: A Sketch of the manners and customs of Portugal, made during a residence in Lisbon in the years 1821, 22 and 23. By Marianne Baillie. 2te Ausgabe, London 1825. 2 Bde. mit Kpfr. 8. Frau Baillie erzählt anziehend und anspruchlos, mit weiblicher Lebendigkeit, was sie beobachtet hat, wiewohl mitunter auch über die Gebühr nach Hörensagen. Sie lebte in der Hauptstadt und der Umgegend in einer Zeit wichtiger Ereignisse; sie scheint gute Gelegenheit gehabt zu haben, die Sitten der höhern Stände genau kennen zu lernen, und hat diesen Vortheil verständig zu benutzen gewußt. Wir finden in ihrem Buche neue Beweise von den herabwürdigenden Wirkungen despotischer Einrichtungen, sowohl auf diejenigen, welche sie handhaben, als auf diejenigen, die darunter leiden. Auffallend ist es bey den Fortschritten der Gesittung in Europa, die Bewohner des schönen Lissabon, die mit der gebildeten Welt in innigem Verkehre stehen, in einem so rohen Zustande zu finden. Die Unreinlichkeit der Portugiesen, besonders in Lissabon, scheint immer einer der Hauptzüge ihres Charakters gewesen zu seyn. Junot zwang sie, ihre Straßen rein zu halten, und ließ mehrere Tausend Hunde todt schlagen; kaum aber hatten die Engländer die Franzosen verjagt, als sich das Volk das Vorrecht wieder nahm, in der schönsten Hauptstadt die schmuzigsten Gassen zu haben. Die Verfasserin wohnte in der Vorstadt Buenos Aires, die den Ruf besonderer Reinlichkeit und gesunder Luft hat, wie der Name sagt. „Aber denken Sie sich, schreibt sie, was es sagen will, Abend für Abend hier im Hause zu sitzen, kölnisches Wasser vorzuhalten und trockenen Lavendel zu verbrennen, um nicht von den giftigen Dünsten erstickt zu werden, die aus den Straßen zu den Fenstern heraufsteigen.“ Die Straßen sind der Sammelplatz aller Unreinigkeiten. Widrige Gerüche von gebratenen Fischen, ranzigem Oele, und Knoblauch überall, wohin man sich wendet; dabey der Gestank von verfaulten Gemüsen, Speiseabfällen, und andern unnennbaren Gräßlichkeiten, der Schaaren schmuziger Hunde nicht zu gedenken. Der gänzliche Mangel polizeylicher Aufsicht, woraus diese Qualen hervorgehen, läßt auch Schaaren von Bettlern gedeihen, die höchst unverschämt und zudringlich sind. Sie tragen oft die eckelhaftesten Krankheiten zur Schau. Später ging die Verfasserin nach dem reizenden Cintra, wo sie unter freundlichern Umgebungen lebte. Die Landleute sind höflich gegen Vornehme, aber ohne Kriecherey. Die Weiber treten oft aus ihren Wohnungen, machen dem Fremden freundliche Zeichen, und winken mit beyden Mittelfingern, eine den Portugiesen eigene Art der Begrüßung. Häufig sah die Verfasserin auf dem Lande, ja selbst in Lissabon, plumpe alte Kutschen von Ochsen gezogen. In die Zeit ihres Aufenthaltes fiel der Sieg der liberalen Parthey; sie sah die Ankunft des Königs, die Unterwerfung, in der man ihn hielt, den Mißbrauch, den die Liberalen von ihrem Einflusse machten, und den Sturz dieser Parthey. Als der König nach Queluz kam, und in

Digitized by Google

eines der Prunkzimmer trat, sah er eine Reihe von Stühlen zurechtgestellt, was ihm als etwas Ungewöhnliches auffiel. „Was soll das? Wie kommen die Stühle dahin?" Sie wären, antwortete man, für die Abgeordneten der Cortes, wenn sie kämen, ihm aufzuwarten. „Die Cortes? Weg mit den Stühlen! Niemand soll in meiner Gegenwart sitzen." Man durfte bis zu jener Zeit nur knieend vor der königlichen Familie erscheinen, und selbst Frauen mußten auf den Knieen liegen, so lang der König, die Königin oder die Prinzessinnen mit ihnen sprachen. Selbst die vornehmsten Edelleute mußten, wenn sie der königlichen Familie auf der Straße begegneten, vom Pferde oder aus dem Wagen steigen und demüthig grüßen. Frau Baillie war auf dem Ball, der dem Könige am 22sten Junius 1822 gegeben ward. Die zahlreich versammelten Frauen saßen in Reihen. Die Männer erwarteten stehend die Ankunft des Königs. Endlich erschien er, von dem Prinzen Miguel, seiner Tochter, der Wittwe des spanischen Infanten, der Prinzessin Isabella und seinem Enkel begleitet. Sie gingen durch die Reihen der Frauen und Männer, und Alle, die zunächst standen, küßten ihnen die Hände. Die Verfasserin las in den Zügen des Königs die auffallendste Furcht, die nur allmählig wich, als die Reize der Frauen und das ehrerbietige Benehmen der Männer ihren Einfluß äußerten. Der Prinz Miguel ist ein schlanker junger Mann, mit ziemlich schönen Zügen, worin sich aber keine Spur eines geistigen Ausdruckes zeigt; er war steif, und als er einmal saß, glich er einer Bildsäule. Der kleine Enkel saß glänzend gepuzt an seines Großvaters Seite, und seine Beinchen hingen von dem hohen unbequemen Stuhle herab. Hinter der königlichen Gruppe standen sechs Kammerherren in goldgestickten Scharlachröcken, und entsetzlich langen Westen; Höflinge vom alten Schlage, steif, eingeengt und unnatürlich. — Durch eine besondere Vergünstigung erhielt die Verfasserin Zutritt in dem Nonnenkloster bey Ajudo, anderthalb Stunden von Lissabon. Die Nonnen saßen mit untergeschlagenen Beinen nach maurischer Art umher. — Die Priester haben großen Einfluß auf das Volk. Die Verfasserin erzählt eine merkwürdige Geschichte von Priestertrug. Ein Bauernknabe jagte, so lautete die Wundersage, unweit der Stadt ein Kaninchen, das endlich in eine Oeffnung am Ufer kroch. Sein Hund folgte dem Thiere, und als er nicht zurückkam, war der Knabe nicht wenig erstaunt und kroch selbst in das Loch. Er kam in eine Höhle, an deren Ende er ein Bild der heiligen Jungfrau fand. Die Entdeckung wurde bekannt. Täglich hörte man von neuen Wundern, die das Bild gewirkt hatte, und Leute aus allen Ständen eilten zu der Höhle. Man erzählte sich, der Knabe hätte, als er zuerst in die Höhle gekommen, das Kaninchen und den Hund knieend vor dem Bilde gefunden. Das Bild verschwand einige Tage nach der Entdeckung, niemand wußte auf welche Weise. Bald nachher ackerte ein Bauer ein benachbartes Feld, als plötzlich seine Ochsen stehen blieben und dem Treibstocke nicht mehr gehorchen wollten. Der Bauer hatte lange über die seltsame Störrigkeit seiner Thiere nachgedacht, bis er zufällig auf einen Baum blickte, dessen Aeste sich über ihm wölbten. Da hing das Bild, das alle Andächtigen wiederzufinden gewünscht hatten. Die Ochsen zogen nun um den Baum, und fielen endlich auf die Kniee. Alles eilte zu dem Wunderbilde, Nossa Senhora da Barraca, unsere liebe Frau von der Höhle genannt. An jedem Abende sprach hier ein Mönch von den Wundern, die das Bild gewirkt hatte, und die ein mit obrigkeitlicher Erlaubniß erschienenes Buch beschreibt. Das Bild wurde mit einem neuen Schmucke angethan, und erhielt eine Krone mit Brillanten und zahllose goldne Ketten. Auch die Königin besuchte die Höhle und opferte eine silberne Lampe. Ein Anhänger der konstitutionellen Parthey wollte den Betrogenen die Augen öffnen, und schrieb in der Zeitschrift Argo gegen die Wundersage; aber seine Zweifel wurden durch eine derbe Ohrfeige von der kräftigen Hand eines Fischweibes bestraft. Eben so schlimm ging es einem Spaßvogel, der mit einem aufgebundenen Höcker in die Wunderhöhle ging, und gesund und gerade herauskam. Als er aber unvorsichtig die gespielte Posse verrieth, wäre er von dem Pöbel beynahe zerrissen worden, und ward endlich eingesperrt. Später wurde das Bild aus der Höhle in eine Kirche zu Lissabon gebracht, wo es fortan bleiben sollte. Nach der Gegenrevolution besuchte der König, von seiner Familie und den Staatsministern begleitet, das Wunderbild, dem man eine Mitwirkung bey der glücklichen Veränderung zuschrieb. Groß ist die Diana der Epheser! Kein Wunder, daß in Ländern, wo der Verstand durch solche Fabeln beschimpft wird, und Abscheu gegen solchen Trug erwachen muß, der entschiedene Unglaube so häufig ist, als es Josef Blanco White von der spanischen Geistlichkeit in dem Bekenntnisse erzählt, das er in seinem merkwürdigen Buche: Practical and internal evidence. (2te Aufl. London 1826. 8.) ablegt.

Ueber Napoleons Vaterland finden wir mehrere neue Nachrichten in den Sketches of Corsica, or a Journal written during a visit to that island, in 1823, with an outline of its history, and specimens of the language and poetry of the people. By Rob. Benson. London 1825. 8. Der Verfasser, ein junger Rechtsgelehrter, reiste mit einigen andern Berufgenossen nach Corsica, um den lezten Willen des Generals Paoli in Vollziehung zu sehen, und liefert hier allgemeine Nachrichten über die Insel, eine Uebersicht ihrer politischen Geschichte und Bemerkungen über die Literatur, besonders die Poesie

Digitized by

des Volkes, die als Ergänzung zu Sismondi's Werke dienen können. Er hat mehrere Proben corsischer Poesie gesammelt, die zuweilen eine Kraft und Reinheit des Styls zeigen, worüber man in einer so verderbten Sprache, die ein Gemisch von Toscanisch, Sardinisch, Genuesisch und Französisch ist, sich wundern muß. Die Insel besteht, mit Ausnahme eines Landstriches an der Ostküste, aus einer Gebirgsmasse, die von zwey Rücken durchschnitten wird, deren einer von Nordost nach Mittag, der andere von Morgen nach Abend läuft. Das Land ist sehr malerisch. Die Bewohner sind ein kräftiger und wohlgebildeter Menschenschlag. Die Weiber haben meist ein kühnes und edles Ansehen, sind aber selten schön. Die Männertracht gleicht der katalonischen bis auf eine hohe spitzige Mütze von schwarzem Sammet. Die Weiber kleiden sich meist wie die spanischen und italienischen Bäuerinnen. Die Corsen hangen eifrig an ihrem Glauben. Familienfehden sind sehr häufig und erben von Geschlecht zu Geschlechte, bis die Rache gesättigt ist. Die Insel besteht aus fünf Abtheilungen, Ajaccio, Bastia, Calvi, Corte und Sartene, die in Bezirke zerfallen, welche zusammen 354 Gemeinden zählen. Der Präfekt des Departements Corsica wohnt in Ajaccio, und jede der fünf Abtheilungen hat einen Unterpräfekten. Der Verfasser berechnet den Umfang der Insel nach einer ihm gegebenen Mittheilung zu 593 englischen Meilen, und den Flächenraum zu 2,163,110 englischen Morgen, wovon 648,590 angebaut, 601,644 des Anbaus fähig und 912,876 weder angebaut sind, noch urbar gemacht werden können. Im Jahre 1821 berechnete man die Volksmenge zu 180,348 Seelen. Sämmtliche Einkünfte betragen 500,000 Franken, die jedoch die Kosten der Verwaltung nicht decken. Frankreich muß jährlich 3 Millionen für die Insel aufwenden, wovon die Unterhaltung der Besatzung allein 1,700,000 verschlingt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Aus Italien.

Annali d'Italia dal 1750, compilati dal Abbate A. Coppi. Vol. I. II. e III. Roma 1825, nella stamperia de Romanis.

Auf den ersten Blick möchte es scheinen, Italien sey nicht das Land, besonders Rom nicht die Stadt gewesen, wo sich die Annalen von Muratori mit Glück hätten fortsetzen lassen. Zur Berichtigung dieser Meinung, welcher auch ich, vor Einsicht des Werks, zugethan gewesen bin, können folgende Stellen dienen, welche ich auf's Gerathewohl unter Hunderten ähnlicher Art auswähle und wörtlich abschreibe. Bey Gelegenheit der erneuerten Ansprüche, welche Clemens XIII. im letzten Jahre seiner Regierung auf den Besitz von Parma und Piacenza machte, und gegen welche sich besonders alle die Bourbonischen Höfe auflehnten, führt der Verf. den, deßfalls vom Pariser Parlamente gefaßten Entschluß mit folgenden Worten an: „Stabili, che fossero nominati Commessarj, per cercare i mezzi, ondo impedire per sempre che ripullassero quegli elementi contrarj ai diritti de' Sovrani, e alla tranquillità degli Stati, e procurare la estirpazione delle massime perniciose della Corte di Roma, che intorbidarono tante volte la pace degl' Imperi, e misero in repentaglio l'unita cattolica." „Es sollen bleibende Commissarien ernannt werden, welche auf die Mittel bedacht seyn werden, jenen der Macht der Souveraine und der Sicherheit der Staaten gleich sehr widerstrebenden Elementen auf immer Einhalt zu thun, und die Ausrottung der verderblichen Grundsätze des römischen Hofes zu bewerkstelligen, welche so oft den Frieden der Regierungen gestört und die katholische Einigkeit gefährdet haben." Von dem bekannten Scipio Ricci, Bischof von Pistoja, welcher unter dem Großherzog Leopold II. von Toscana, Bruder Josephs II., (nachmaligem deutschen Kaiser) mehrere kirchliche Veränderungen in Vorschlag, ja sogar in Ausübung gebracht hatte, sagt der Verf., er und seine Freunde hätten erklärt, sich vorgenommen zu haben, „di svelare le ingiuste pretensioni della Babilonia spirituale, che aveva sconvolto e snaturato tutta la disciplina ecclesiastica e attentato all' indipendenza de' Principi," „die ungerechten Anmaßungen des geistlichen Babylons zu enthüllen, das die ganze Kirchendisciplin zerrüttet und entstellt und die Angriffe auf die Unabhängigkeit der Fürsten gemacht hat." Hinsichtlich der französischen Revolution äußert er, die aufgeklärtesten Geister Europa's seyen der Meinung gewesen: „i principj promulgati in quella potente nazione trarre in parte l'origine de' lumi del secolo, ma essere di poi degenerati secondo la debolezza della natura umana etc." „Die unter jener mächtigen Nation verbreiteten Grundsätze entsprangen zum Theil aus erleuchteten Geistern des Jahrhunderts, arteten aber später in Folge der Schwäche der menschlichen Natur wieder aus." Dreist frage ich, wo, im ganzen gebildeten, denkenden Europa, hätte es jemanden glaubbar geschienen, daß Anführungen dieser Art (deren es, wie gesagt, zu Hunderten im Werke gibt) in Rom im Jahre 1825 gedruckt werden dürften? Wenn diese Stellen eines Theils den Verf. ehren und von der Freyheit des Standpunktes, auf welchen er sich zu heben gewußt hat, einen achtungswerthen Beweis geben; so geht von der andern die große Wahrheit daraus hervor, daß der Geist des päpstlichen Stuhls bisher wohl

zum gröbsten Materialismus herabgewürdigt, die Seele desselben aber, selbst von den unpartheyischsten Gemüthern, selten deutlich erkannt worden ist.

Nicht minder als Unpartheylichkeit, spricht sich im Verlaufe des ganzen Werks eine seltene Mäßigung aus, ein Verdienst, an welchem die historischen Darstellungen der neueren und neuesten Zeit keinen Ueberfluß haben, und welches an unserem Verf. um so lobenswürdiger erscheint, als er Römischer Weltpriester ist. Eigentliche historische Entwickelung und Aufhellung liegt nicht in der Natur der Annalen. Somit bieten uns die des Hrn. Coppi keine neue Aufschlüsse über Begebenheiten dar, welche wir alle kennen, von denen sich sogar ein großer Theil unter unsern Augen ereignet hat. Aber die Zusammenstellung derselben ist höchst klar und faßlich, und der Styl einfach, ohne Trivialität, und kurz, ohne Dunkelheit oder Affectation. Ein einziger Vorwurf (in den Augen mancher Leser vielleicht ein Verdienst) möchte dem Werke zu machen seyn: es sind mehr Annalen von Europa, als von Italien. Das Ganze wird fünf Bände enthalten und bis auf unsere Tage zurückgeführt werden. Seine Wohlfeilheit (obige 3 Bände, auf feines Realpapier, 96 Bogen, kosten 28 Paoli, etwa 3 Rthlr. 22 Gr.) wird die Anschaffung desselben im Auslande erleichtern.

Eine andere literarische Erscheinung hat in diesen Tagen nicht sowohl durch sich selbst, als durch einen unwesentlichen Umstand, einige Aufmerksamkeit erregt. Es ist dieß ein sogenannter Trattato di sana Politica sociale, vom Advocaten Falconi. Aus dem Titel möchten die Leser wohl schwerlich errathen, daß dieß Werkchen eine Art von Knigge's Umgang mit Menschen ist, oder eigentlich nur die Schaale, ohne den Saft desselben, obgleich schon lezteres daran keinen Ueberfluß hat. Ueberhaupt möchte sich im Süden über einen Gegenstand, der daselbst nicht existirt, schwerlich ein Buch schreiben lassen, und wäre es selbst von noch geringerem Umfange, als der Trattato des Hrn. Falconi. S. 114 sagt der Verf. im Kapitel über die falsche Delikatesse: „che la Religione é la prima legge dell' uomo, ed è il fondamento più naturale dell' ordine sociale (die Religion sey das erste Gesetz des Menschen und die natürlichste Grundlage des gesellschaftlichen Lebens),“ und sezt dann auf der folgenden Seite hinzu: „che quando l'uomo sia religioso, e che riconosca dal timore di Dio ogni principio di sapienza, è conerente a se stesso e non tenta di conoscere ciò, che sia superiore alle sue forze nè con sofismi si affatica di rendere chiaro ad altri ciò, che di natura sua sia imperscrutabile. (wann der Mensch Religion besizt und die Ueberzeugung hegt, daß die Furcht Gottes der Weisheit Anfang sey; so steht er im Zusammenhange mit sich selbst und strebt nicht, das zu kennen, was über seine Kräfte geht, noch andern durch Spitzfindigkeiten klar zu machen, was seiner Natur nach unergründlich ist).“ Diese Stellen hatten der Censur, welche in geistlichen Dingen strenger als in politischen ist, selbst, wenn leztere Bezug auf den päpstlichen Stuhl haben, Anstoß gegeben, und somit war dem Verf. nur unter der Bedingung der öffentliche Verkauf seines, in Florenz gedruckten Werks erlaubt worden, wenn er öffentlich erklären würde „che egli non ha mai inteso dire, che la sola Religione naturale basti a ben condurre l'uomo nella via di verità e di sana morale, ma che gli necessiti indispensabilmente il lume e la guida della Religione divinamente rivelata, seguendo fedelmente la quale non tenta di conoscere di più di quello che la fede gl' insegna, nè etc. (er habe nicht sagen wollen, die natürliche Religion allein vermöge den Menschen auf der Bahn der Wahrheit und der Moral zu leiten, sondern daß es dazu unerläßlicherweise des Lichts und der Leitung der göttlich geoffenbarten Religion bedürfe).“ Da er diese Erklärung öffentlich gegeben hat; so darf jezt sein Buch im Römischen Staate verkauft werden.

Ueberhaupt beginnt in Rom die Censur, was die Einfuhr der, im Inder verzeichneten Bücher anbetrifft, schärfer, als in den lezten Jahren zu werden. Es scheint, als ob deren Zulassung selbst nicht mehr orga schedolem (das heißt, gegen Einreichung der, von der Regierung deßhalb ertheilten, Erlaubniß) stattfinden soll. Wenigstens erfährt man, daß mehrere dergleichen, in den lezten Monaten angekommene, Werke keineswegs ihren Bestellern, selbst wenn sie die besagte Erlaubniß besitzen, zugekommen, sondern unmittelbar vom Acciseamte auf die hiesigen öffentlichen Bibliotheken gesandt worden sind. Die Zeitungen (den einzigen französischen Constitutionnel abgerechnet, mit welchem es jedoch auch nicht besonders streng genommen wird), so wie überhaupt alle Druckschriften, deren der Inder nicht gedenkt, werden ungehindert und ohne Schwierigkeit zugelassen, besonders wenn sie offen, jedoch unter Queerband, eingesendet werden. Daß das Journal des Débats seit Anfang des Jahrs im hiesigen Lesekabinette ausbleibt, ist weder Schuld der ausländischen, noch der hiesigen Censur.

G. L. P. Sievers.

Druckfehler in Nr. 36. des Literatur-Blattes.

Seite 143 Spalte 2 Zeile 3 von oben lies des Volkes statt das Volk.
— — — — — 7 von oben lies statt Familienvolk, Familienwohl.

Digitized by Google

Nr. 41.

Literatur-Blatt.

Dienstag, den 23. Mai 1826.

Dichtkunst.

Auserlesene Gedichte von Alphonse de Lamartine, metrisch übersezt von Gustav Schwab, mit beygefügtem französischen Texte. Stuttgart und Tübingen in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. 1826.

Lamartine ist keine neue Erscheinung mehr für uns; seine Werke werden in Deutschland mit gleicher Liebe wie in Frankreich gelesen, und schon oft hat sich unsere Bewunderung für diesen uns so verwandten Geist ausgesprochen. Man wird also den Versuch einer Uebersetzung seiner gefeverten Gesänge eben so löblich finden, als man in Deutschland ja auch jede andere ausgezeichnete Erscheinung der fremden Literatur durch Uebersetzungen zu verallgemeinern bemüht gewesen ist. Die vorliegende Uebersetzung mit beygedrucktem Text enthält nur eine Auswahl aus den Gedichten des französischen Sängers, die aber doch zu einem Kranz sich reihen und ein schönes Ganze bilden, indem diese Dichtungen theils durch den Charakter ihres Inhalts, theils durch den Geist und Ton der Uebersetzung, einen innern Zusammenhang und ein eigenthümliches Gepräge erhalten. Die Auswahl erscheint mir doppelt zweckmäßig, weil sie nicht nur gerade das enthält, was uns den Dichter als Franzosen merkwürdig machen und in die Entwickelung der französischen Romantik einen tiefen Blick thun lassen muß, sondern auch das, was uns Deutsche vorzüglich an dem Dichter interessiren muß, nämlich solche Gesinnungen, Stimmungen und Gedanken, wie sie bey uns einheimisch, dem deutschen Herzen längst vertraut sind.

Der Titel dieser Gedichte, méditations poétiques, bezeichnet sie als didaktisch. Es werden nicht bloß Stimmungen des Herzens in leisen Tönen, wie in den vortrefflichen kleinen Liedern von Goethe, ausgedrückt, sondern Betrachtungen, heiter und melancholisch, tröstend und erhebend, die sich zwar fast immer an Stimmungen anknüpfen, wie sie im Anschaun der Natur oder durch Schicksal und Gemüth angeregt zu werden pflegen, deren Charakter aber reflectirend bleibt und deren Zweck derjenige des Lehrgedichtes ist, daher wir sie häufig mit ähnlichen Gedichten von Schiller, und zum Theil von Mathisson und Tiedge vergleichen können. Der Grundton dieser Gedichte ist religiöse Erhebung, an welche sich wie kindliche Engel, innige Befreundung mit der Natur und sanfte Sehnsucht und Wehmuth des liebenden Herzens anschmiegen. Das Rühmlichste, was sich von diesen Gedichten sagen läßt, ist, daß die Begeisterung des Dichters immer rein und wahr erscheint. Hier finden wir durchaus nichts von falschem Pathos, nichts von prahlerischen Redensarten und kokettirender Sentimentalität, nichts von erheucheltem Jammer und theatralischer Dörflichkeit. Ein Auge, treu und wahr, tief und schwärmerisch, voll erhabener Liebe zu Gott und Natur, blickt uns immer gleich rührend und begeisternd aus des Dichters Gesängen an. Die Kraft seiner Leidenschaftlichkeit nimmt aber keine einseitige Richtung, und thut dem Reichthum seines Herzens, der schönen Mannigfaltigkeit seiner Gefühle und Betrachtungen durchaus keinen Abbruch. Wir finden deßfalls auch seine Sprache nicht nur so warm und innig, sondern auch so reich und wechselnd an bildlichen Ausdrücken, und was immer die französische Sprache noch an ursprünglichen Naturlauten in sich faßt, ist hier so geistreich und lebendig verbunden, daß man sich auf einer Oase befindet, die man in einem Sprachgebiet voll Abstraktion, Convenienz und Phraseologie nicht gesucht hätte. Von dem Zwange der Mode, der dem Herzen auch in der Literatur gern einen Schnürleib anlegte, hat sich die geniale Natur des Dichters voll und kräftig losgerissen; doch hat er das Classische, das in der Regelmäßigkeit seiner Muttersprache liegt, weder mißkannt noch entweiht, sondern als ein wahres Schönheitsgesetz angewandt, und wenn seine Verse dem Geiste nach die tiefe Innigkeit und den süßen Liebreiz der deutschen und englischen Dichtkunst athmen, so stehen sie doch in der formellen Ausbildung der Classicität eines Horaz gewiß näher, als jener Nebelhaftigkeit, welche die deutsche Sprache vielen unserer jungen Dichter gestattet hat, da der

Digitized by Google

Drang des Gefühls sich in bloßem poetischen Faseln, verwirrten Gedanken und halbverwischten Bildern doch immer noch so auszudrücken weiß, daß es schön klingt.

Die Uebersetzung von Gustav Schwab ist musterhaft, dem Original außerordentlich treu und doch nicht fremdartig, sondern so gute deutsche Poesie, daß wir ihr das Bürgerrecht auf keine Weise streitig machen können. Viel hat das Original selbst zum Gelingen der Uebersetzung beygetragen, denn es ist dem deutschen Genius so verwandt, daß man bey manchen Versen sogar zweifeln könnte, ob das Original nicht eigentlich Uebersetzung sey, oder vielmehr, ob das Deutsche oder das Französische origineller sey, weil beydes zugleich Wort für Wort übereinstimmt und doch zugleich jedes in seiner Art vollkommen dem Genius seiner Sprache angemessen und darin ursprünglich erzeugt scheint, wie, um von so vielen Beyspielen nur eins anzuführen, in folgendem Verse. S. 93:

Lamartine:

En vain le jour succède au jour,
Ils glissent sans laisser de trace;
Dans mon âme rien ne t' efface,
O dernier songe de l'amour!

Gustav Schwab:

Vergebens folgt ein Tag dem Tag,
Sie fliehn und keine Spur ist blieben; —
Du letzter Traum von meiner Lieben,
Nichts ist, was dich verlöschen mag!

Auch das Versmaß war dem Uebersetzer günstig, da es fast überall dem deutschen entspricht. Diese äußern Vortheile begünstigen aber nur, sie machen keine gute Uebersetzung, und wenn ich die vorliegende vortrefflich nenne, so ist es nur das, dem französischen Dichter so verwandte, poetische Gemüth des Uebersetzers und sein glänzendes Talent in der Behandlung des Verses, was ein so schönes Werk entstehn machte. Man liest diese Gedichte im Deutschen so leicht, und sie scheinen so natürlich, oder, mit Goethe zu reden, so aus dem ganzen Holz geschnitten, wie im Französischen. Nur äußerst selten klingt die französische Originalität etwas fremdartig durch, was eine treue Uebersetzung auch nie verhindern darf. Die Schwierigkeit des Reims hat hin und wieder kleine Abweichungen, unbedeutende Zusätze und Auslassungen nothwendig gemacht, die bey metrischen Uebersetzungen nie vermieden werden können, und bey denen Gustav Schwab durchgängig mit sicherem Takt und Geschmack verfahren ist. Die Tadelsucht kann wohl hin und wieder einen Vers aufspüren, der nicht ganz gelungen scheint; wer möchte sich aber bey Kleinigkeiten aufhalten, wo das schöne Ganze mit Wohllaut, Kraft und Innigkeit ächt deutschen Gesanges zum Herzen spricht.

Das erste der vorliegenden Gedichte mahnt uns auffallend an Goethe's „dort droben auf jenem Berge," doch ist es weniger Erinnerung, als Sehnsucht, was den Dichter dort auf den Bergen so mächtig ergriffen, und zwar die ewig unbefriedigte Sehnsucht jedes Dichterherzens. Das zweyte Gedicht, Worte der Liebe an Lord Byron, gegen die Weltverachtung, ja gegen den Atheismus dieses stolzen Geistes gerichtet, täuscht die verzeihliche Erwartung einer weinerlichen Bußpredigt so völlig durch erhabnen Ernst und süße, engelreine Unschuld, daß ich nichts Trefflicheres in dieser Gattung kenne. Es ist niemals leicht, einem Freygeist Buße zu predigen, und gewiß am schwersten, einen Zauberer, wie Byron, zu beschwören. An das erste wagt sich keiner, dem nicht das Flammenschwert und die Friedenspalme des Himmels in die Hand gegeben ist; und an das zweyte keiner, dessen Genius nicht mächtig ist, dem imponirenden Blick jenes gewaltigen Sängers der Meere zu begegnen. Lamartine durfte wagen, was uns so schön gelungen scheint. Sein Gedicht bleibt groß und herrlich, wie ein Sonnenstrahl der ewigen Liebe, wenn er auch an der metallenen Brust zurückprallt. Byron hat des französischen Sängers nicht geachtet, aber andere Himmelsstürmer werden diese süßen Töne hören, und sie werden den Zorn im verschlossenen Busen bezähmen. Es sey mir erlaubt, eine der schönsten Stellen des Gedichts aus der Uebersetzung mitzutheilen:

Der Hölle Sänger! wirf nur einen Schrey
Gen Himmel, und beneiden um dein Lied
Wird die Verdammten auch der Himmel selbst.
Vielleicht daß auf dem Wort ein Lebensstrahl
In deiner Seele Dunkel niedersteigt.
Vielleicht von heiligem Entzücken voll
Befriedet sich dein Herz beym eignen Klang,
Und, wie der Blitz durchdringt die dunkle Nacht,
Gießt es auf uns die Klarheit, die es füllt.
Ach, würde deine Laute mild von Thränen,
Und seufzte deiner Schmerzen Hymne nach,
Ach, schwängst du aus den Tiefen ew'ger Nacht,
Wie ein gefallener Engel, deine Flügel,
Versuchtest einen leichten Flug zum Tag,
Und nähmest Platz noch bey den heil'gen Chören: —
Nie hätte, nie, des Himmels Wiederhall,
Die goldnen Harfen nicht, die Gott belauscht,
Der Seraphinen süße Lieder nie
Entzückt mit göttlicherem Klang die Himmel.

Indeß finden wir, daß auch Lamartine namentlich im sechsten Gedicht „Verzweiflung" die Hölle sehr gut zu besingen weiß, und daß sich ihm sogar mehr Farben und Töne darbieten für den Ausdruck des Schreckens und des Lasters, als für den der Ruhe und der Tugend, wie denn schon Dante die Hölle besser besang, als den Himmel.

Lamartine hält sich mit überwiegender Vorliebe an

Digitized by Google

die Natur. Im dritten Gedicht versammelt er die Geister seiner Freunde im Mondschein um sich, wobey wir an ein sehr ähnliches Gedicht von Mathisson erinnert werden. Im fünften sucht und findet er den Trost des sehnenden Herzens allein in der Natur, in ihr, die ewig die alte, uns ewig treu ist. Das zehnte Lied stellt die Natur als den Tempel Gottes dar, das dreyzehnte enthält nächtliche Betrachtungen bey einer Dorfkirche, das sechszehnte spricht ein wehmüthiges Herbstgefühl aus. Das achtzehnte verweilt wie Tiedge's Urania bey den Sternen, das folgende spricht Gedanken der Ewigkeit aus, welche der Dichter auf dem Gebirge in erhabener Einsamkeit denkt.

Während diese Gedichte an die Naturbetrachtung geknüpft sind und ein Landschaftsgemälde zum Hintergrunde nehmen, finden wir andere in noch freyerer didaktischer Form, das vierte über Unsterblichkeit, das sechste über Verzweiflung, das folgende deren Gegenstück, das neunte über Begeisterung. Eine geschichtliche Tendenz enthält das siebzehnte, eine vortreffliche Betrachtung bey Bonaparte's Grabe, und das zwanzigste eine Vision Chlodwigs. Religiösen Gefühlen sind das zwölfte, vierzehnte und fünfzehnte über Glauben und Gott und das einundzwanzigste gewidmet, worin der Dichter alle Stände vergleicht und denjenigen am meisten preißt, dem es vergönnt ist, allein Gott zu dienen. Das zweyundzwanzigste Gedicht über ein Crucifix enthält viel fromme Spielerey, an welcher mancher Leser Anstoß nehmen wird. Der Liebe huldigen nur zwey Gedichte, das achte, worin die Ueberzeugung von einer ewigen Gemeinschaft der Seelen Trost der Erinnerung wird, und das vorletzte, eine lange bräutliche Hymne voll Sinnengluth. Im letzten Liede nimmt der Dichter Abschied von der Poesie und behauptet, sonderbar genug, daß nur das Jünglings- und das Greisenalter der Poesie günstig sey, wie die Landschaft nur am Morgen und Abend sich verschöne.

W. M.

Berichte über die englische Literatur.

III.

Erd- und Völkerkunde.

(Fortsetzung.)

Der Verfasser landete in Ajaccio. In dem Hause, wo Napoleon geboren wurde, zeigt man eine kleine, 30 Pfund schwere Kanone, die des Knaben liebstes Spielzeug war. Der Baron von Beaumont theilte dem Verfasser eine wörtliche Abschrift aus dem Taufregister von Ajaccio mit, die also lautet: Battesimo. Napoleon Bonaparte. L'anno mille settecento settant 'uno à ventuno Luglio si sono adoprate le sacre ceremonie e preci, per me infratto economo, sopra di Napoleone figlio nato di legmo matrimonio dal Sigr Carlo Bonaparte, del fù Sigre Giuse, e dalla Sigra Mra Letizia sua moglie alquale gli fù data laqua in casa dal Mlto R. Luciano Bonaparte di licensa e nato li quindici agosto mille settecento sessanta nove ed hanno assistito alle sacre ceremonie per padrino l'illmo Lorenzo Giubega di Calvi Procuratore del Re e per mada la Sigra Mra Geltruda moglie del Sigr Nicolo Paravisino. Presente il Pre quali unitamente a me si sono sottoscritti.

Gio Batta Diamante economo
d'Ajaccio.
Lorenzo Giubega
Geltrude Paravicina
Carlo Buonaparte.

Ajaccio war auch der Schauplatz der ersten Kriegsthat Napoleons. Als Bataillonchef der Nationalgarde wurde er 1793 von Bastia nach Ajaccio geschickt, um die Stadt zu überrumpeln, die von den Empörern besezt war. Nach der Landung im Meerbusen zog er mit 50 Mann gegen Torre del Capitello auf der entgegengesezten Seite, Ajaccio gegenüber. Kaum aber hatte er diesen festen Punkt genommen, als ein so furchtbarer Sturm sich erhob, daß es unmöglich war, zu der Fregatte im Meerbusen zurückzukehren. Er mußte sich gegen die Aufrührer verschanzen, die ihn von allen Seiten bestürmten. Er war in großer Gefahr und mußte sich sogar von Pferdefleisch nähren. In dieser bedrängten Lage soll er die Empörer mit jener kraftvollen Beredtsamkeit angeredet haben, die unter den Corsen gewöhnlich ist, und es gelang ihm auch, sagt man, mehrere derselben zu gewinnen. Am vierten Tage aber verließ er den Thurm, den er vergebens zu sprengen suchte. Nach einem kurzen Aufenthalte in Ajaccio ging der Verfasser nach Bastia. In allen Raststörtern besorgte er einen Angriff von Räubern. Der berüchtigte Räuberhauptmann Gallucchio hauste mit seiner Bande in den Gebirgen um Vivario. Nicht lange vor Benson's Ankunft hatte ein Hirt, der sich für Gallucchio ausgab, ein Landmädchen geschändet. Der Räuberhauptmann erhielt bald Nachricht von der Beschimpfung, die man seinem Rufe zugefügt hatte, und als es ihm gelungen war, den Schäfer zu finden, führte er ihn vor den Beamten zu Bagniola, ungeachtet er zu dieser Zeit sechs Todesurtheile gegen sich hatte. Auf des Hauptmanns Betrieb wurde der Hirt gezwungen, das Mädchen zu heirathen. Nach der Trauung sprach Gallucchio zu ihm: „Laß dich warnen und sey ein guter Ehemann. Ich werde dich genau beobachten, und wenn

Digitized by Google

ich höre, daß sich deine Frau über die geringste Mißhandlung zu beklagen hat, so sollst du mit den Deinigen für deine schlechte Aufführung büßen." Der Mann achtete wenig auf Gallucchio's Warnung. Der Räuber aber erfüllte seine Drohung und der Hirt wurde mit seinem Vater und andern Angehörigen ein Opfer der Rache.

Dieser Zug schildert den rohen gesellschaftlichen Zustand des Landes, den auch die Lage des weiblichen Geschlechts ankündigt. Die Frau ist nicht viel mehr als Sklavin des stolzen Mannes. Er reitet auf seinem Maulthiere und sie geht neben ihm zu Fuße. Sie muß das Land bauen, das um seine Hütte liegt, während er unter dem Schatten eines Kastanienbaumes seine Pfeife raucht, oder mit seiner Jagdflinte über die Berge streift. Selten aber wird, trotz dieser Ungleichheit der Lage beyder Geschlechter, die Frau grausam behandelt und Untreue ist sehr selten: Die Söhne erben das gesammte Eigenthum der Familie, und wenn eine Tochter das Vaterhaus verläßt, hat sie keine andere Aussicht als die Sklavin ihres Mannes zu werden. Der Landmann ist dreist und offen. Unbefangen tritt er zu jedem Fremden, als ob er ihn lange gekannt hätte. Er ist sehr neugierig, und hält es für seine Pflicht, so viele Neuigkeiten, als er auf seinen Wanderungen nur immer einsammeln kann, heimzubringen, und ungeachtet es an Mitteln zum Verkehre fehlt, werden auf diesem Wege von einem Ende der Insel zum andern Nachrichten verbreitet. Dem stolzen und freyen Sinn des Volkes und seiner einfachen Lebensweise mag es zuzuschreiben seyn, daß der Reisende nie einen Bettler auf der Insel findet. Die französische Regierung hat es sich in neuern Zeiten angelegen seyn lassen, den Zustand des Landes durch Verbesserung der Volkserziehung zu veredeln, aber es ist auffallend, daß man auf einer Insel, die seit so vielen Jahren mit den gebildetsten Völkern Europa's in Verkehr ist, noch so viele Züge alter Rohheit findet. Nur in der Gegend von Bastia deutet der sorgfältige Anbau des Landes auf einen höhern Grad von Gesittung als in den übrigen Theilen der Insel. Der Verfasser findet die Ursache der langsamen Fortschritte der Landesverbesserung hauptsächlich in den Nachtheilen der Departemental-Verwaltung, welche die Insel mit Frankreich theilt, die aber noch einmal so auffallend in einem gebirgigen Lande sind, wo es fast keine Straßen gibt und der Briefwechsel nur mit Hülfe von Fußboten geführt wird, die von Soldaten beschützt werden. Der Unterpräfekt zu Calvi erzählte ihm ein merkwürdiges Beyspiel von den Folgen jener schlechten Einrichtungen. Ein Dorfbrunnen war in Verfall, und mit fünfzehn Franken hätte dem Uebel abgeholfen werden können. Aber dieß wäre gegen die Regel gewesen. Der Gemeindevorsteher holt vom Unterpräfekten die Erlaubniß ein, den Gemeinderath zu versammeln. Der Unterpräfekt bringt das Gesuch an den Präfekten, der darauf an jenen schreibt, daß die Versammlung stattfinden soll, und sobald der Gemeindevorsteher vom Unterpräfekten diese Entscheidung erhalten hat, beruft er die Versammlung, die alsdann abstimmt. Das Protokoll ihrer Berathschlagungen wird von dem Gemeindevorsteher an den Unterpräfekten gesandt, der es vorläufig genehmigt und an den Präfekten schickt. Hat dieser seine Genehmigung gegeben, so sendet er das Protokoll an den Unterpräfekten zurück, der es dann wieder dem Vorsteher mit dem Auftrage zuschickt, den Kostenanschlag machen zu lassen. Dieser Anschlag muß durch dieselben langsamen Formen gehen, so wie nachher die Bestimmung über die, von den Gemeindegliedern zu erhebenden Beyträge. Ist all dieß abgemacht, so befiehlt der Präfekt auf demselben langen Umwege dem Vorsteher, zur wirklichen Erhebung der Kosten zu schreiten. Darüber wird ein neues Protokoll aufgenommen, und nach einer neuen vorläufigen Genehmigung des Unterpräfekten und einer andern endlichen Entscheidung des Präfekten kann der Vorsteher zur Ausbesserung des Brunnens Anstalt machen. Bald nach dem Anfange dieser Verhandlungen aber hatte der verfallene Brunnen aufgehört zu fließen, und die Gemeinde war ohne Wasser, während zwanzig Briefe, zwey Protokolle, u. s. w. über die Insel wanderten. Man möchte diese Erzählung für Spott halten, wenn man nicht aus Dupin's bekanntem Werke wüßte, wie nachtheilig in Frankreich selbst diese armselige Geschäftspedanterie wirkt, die in der Eifersucht auf die freye Regsamkeit der Gemeinden ihren Grund haben mag.

Eine andere, wenig gekannte Gegend des südlichen Europa's wurde neulich auch von einem kritischen Reisenden besucht, die Thäler der Waldenser in Piemont, diese ehrwürdige Zuflucht, wo sich in finstern Zeiten das Licht des Glaubens verbarg, um aus dieser Freystätte auf einem Wege, der eine ziemlich deutliche Spur zurückließ, über das Abendland sich zu verbreiten. Die neuen Bedrückungen, welche die in frühern Zeiten grausam verfolgte, fromme Gemeinde neuerlich erleiden mußte, haben bekanntlich mehrere protestantische Fürsten veranlaßt, ihr Schutz und Unterstützung zu gewähren, und wie unter uns, so sind auch in England, das den Verfolgten eine alte heilige Schuld abzutragen hat, mehrere Stimmen laut geworden, um die öffentliche Theilnahme zu erwecken.

(Der Beschluß folgt.)

Nr. 42.

Literatur-Blatt.

Freitag, den 26. Mai 1826.

Berichte über die engliſche Literatur.

III.

Erd- und Völkerkunde.

(Beſchluß.)

Ein junger Geiſtlicher von der engliſchen Kirche unternahm im Januar 1823 eine Reiſe in die Waldenſer-Thäler, um den Zuſtand der Gemeinde kennen zu lernen, und das Ergebniß ſeiner Beobachtungen enthält: Narrative of an excursion to the mountains of Piemont, and researches among the Vaudois, or Waldenses, protestant inhabitants of the Cottian alps, with maps, plates, and an appendix, containing copies of ancient MSS. and other interesting documents, in illustration of the history and manners of that extraordinary people. By the Rev. W. St. Gilly — 2te Ausgabe London 1825. 4. Eine ſpäter erſchienene Schrift: A brief Sketch of the history and present situation of the Valdenses in Piemont, commonly called Vaudois — By Hugh Dyke Acland (London 1826. 8.), die zu demſelben Zwecke herausgegeben wurde, kann man mit Gilly's Werke verbinden, um eine genaue Kenntniß von dem jetzigen Zuſtande der Gemeinde zu erhalten. Auch in deutſchen Blättern iſt von ihrer Lage mehrmals die Rede geweſen *), weßhalb wir nur dasjenige ausheben wollen, was man gar nicht, oder nicht genau angeführt hat. Gilly's Werk gibt eine gute Zuſammenſtellung der, über die Geſchichte der Waldenſer vorhandenen Aufklärungen, und es werden manche Punkte in Anregung gebracht, die einer gründlichen Erörterung werth wären. Der Verfaſſer ſucht darzuthun, daß die Gemeinde der Waldenſer nicht, wie gewöhnlich angenommen wird, von Peter de Vaux, oder Petrus Waldus aus Lyon, um das Jahr 1170 geſtiftet worden ſey, ſondern ſchon viele Jahre vor Waldus beſtanden habe. Nach ſeiner Angabe wird ſie in alten Handſchriften, welche die Bibliothek der Univerſität zu Cambridge aufbewahrt, ſchon um das Jahr 1100 genannt, und er bezieht ſich auf eine Stelle aus der, in Morlands Geſchichte der Waldenſer-Verfolgung im Jahre 1655, und in Leger's bekanntem Werke abgedruckten Noble Leycon, welche die Trennung der Gemeinden von der römiſchen Kirche mehrere Jahrhunderte höher hinaufrückt. Jene Handſchriften in Cambridge gehören zu einer ſehr reichen Sammlung, die Morland, Cromwell's Geſandter am ſavoyiſchen Hofe, mitbrachte. Der gelehrte Erzbiſchof Uſher hatte den Geſandten aufgefordert, Handſchriften und Urkunden zu ſammeln, die Licht über die alte Lehre und Verfaſſung der Waldenſer geben könnten; es wäre, ſagte er, „ein ſehr wichtiger Umſtand, unſern päpſtlichen Gegnern den Mund zu ſchließen, und die Spuren unſeres Glaubens in jenen dunklen Räumen des 8ten, 9ten und 10ten Jahrhunderts zu entdecken.“ Cromwell verwendete ſich mit dem ganzen Nachdrucke ſeines Anſehens für die Verfolgten, und es ward ein Vertrag geſchloſſen, worin der Herzog von Savoyen verſprach, den Waldenſern ihre alten Rechte zurückzugeben, aber er hielt nicht Wort, und die Unglücklichen wurden meiſt verjagt. Nach einer im Jahre 1753 erſchienenen kleinen Schrift (A brief account of the Vaudois) bot Cromwell ihnen eine Zuflucht in Irland an, die ſie aber aus dem Grunde ablehnten, weil die Religion durch ihre Auswanderung leiden würde, und weil ſie es für unrecht hielten, den gefahrvollen Poſten aufzugeben, den die Vorſehung ihnen angewieſen hätte. Milton, Cromwells Geheimſchreiber, ermunterte zu einer Sammlung für die Waldenſer, die über 38,000 Pfund Sterling einbrachte. Ein Theil dieſer Summe wurde ſogleich verwendet, den Unglücklichen, die man aus ihren Wohnungen gejagt und mit der empörendſten Grauſamkeit verfolgt hatte, Beyſtand zu leiſten; die übrigen 16,000 Pf. aber wurden auf Zinſen angelegt, um zu fortdauernder Unterſtützung der Waldenſer-Prediger Mittel zu erhalten. Karl II. nahm dieſe milde Stiftung unter dem Vorwande in Beſchlag, er wäre an die von einem Thronräuber eingegangenen Verpflichtungen nicht gebunden, von Jakob II., dem Jeſuiten-Knechte, ließ ſich eine Unterſtützung der Ketzer am wenigſten erwarten, Wilhelm III. aber gab neue Bewilligungen, die bis zu

*) S. Morgenblatt Jhrgg. 1824.

Digitized by Google

dem Einfall der Franzosen in Italien zu Ende des vorigen Jahrhunderts fortdauerten, und man hat sich in England gewundert, daß diese Unterstützung nicht gleich nach dem Frieden wieder gewährt worden ist. Es hat sich neulich ein Ausschuß in London gebildet, der sich auch mit dieser Angelegenheit beschäftigt hat. Napoleon ließ jedem Prediger jährlich 1200 Franken zahlen; nach der Wiederherstellung des legitimen Königs aber wurde den armen Predigern dieses Jahrgeld genommen, bis endlich die dringenden Vorstellungen der Gesandten Preußens und der Niederlande wieder 500 Franken für jeden auswirkten. Auswärtige Regierungen haben Zulagen dazu gegeben, und bekanntlich verdankt die bedrängte Gemeinde dem Könige von Preußen, dem Kaiser Alexander und den Schweizern freygebige Unterstützungen. Aber die Noth ist so groß, und die Bedrückungen, die eine unduldsame Regierung verhängt, sind so niederschlagend, daß nur die edelste Begeisterung die Standhaftigkeit des kleinen Häufleins erhalten kann. Gilly kam mitten im Winter in die Waldenserthäler, die in dem wildesten Theile der cottischen Alpen zwischen den Bergströmen Clusone und Pellice liegen. Das erste Waldenserdorf, das er besuchte, war Pomaretto, wo er den ehrwürdigen Vorsteher der Gemeinde, Rudolf Peyrani, kennen lernte. Der Greis war krank und in der tiefsten Armuth. Gilly fand in ihm einen eben so edlen und milden als gründlich gelehrten Mann. Die Waldenser, die in früheren Zeiten in den Landschaften Susa und Saluzzo und in dem ganzen Gebirge von Pinerolo verbreitet waren, sind jezt auf die Thäler Perosa (auf ältern Charten Clusom genannt), San Martino und Lucerna beschränkt, wo sie, gegen 18,000 Seelen, in 13 Kirchspielen wohnen. Früher hatten sie eine eigene Lehranstalt in Augrogna, seit deren Aufhebung ihre Geistlichen in Genf oder Lausanne erzogen wurden; aber diese für die Bewahrung der Eigenthümlichkeit der kirchlichen Gemeinde nachtheilige Einrichtung wird wahrscheinlich bald aufhören, da man bereits Maßregeln zur Wiederherstellung jener Anstalt getroffen hat. Als man nach einer verheerenden Seuche im 17ten Jahrhunderte, die fast alle Geistlichen wegraffte, keine italienischen Prediger finden konnte, nahm man die Genfer Liturgie an, die man noch größtentheils befolgt; aber obgleich eine Annäherung zum Calvinismus die Folge davon seyn mußte, so weichen die Waldenser doch noch immer von den calvinischen Lehrmeynungen ab, und die Behauptung, daß sie die Lehre von der Vorherbestimmung und der Gnadenwahl annehmen, wird von Gilly widerlegt. Die Kirchengemeinde wird durch eine Synode regiert, die aus 13 Predigern und einem Aeltesten aus jedem Kirchspiele besteht. Sie wählt den Vorsteher und ernennt auch die Prediger aus drey, von den erledigten Kirchspielen gewählten Personen. In jeder Kirche ist viermal wöchentlich Gottesdienst, und überdieß predigen die Geistlichen im Sommer auch den Hirten, die in Sennhütten im Gebirge leben. Von allen Seiten kommen sie auf den Ton der Sonntagsglocke, die in der reinen Bergluft weit hörbar ist, auf einem grünen Platze zusammen, gewöhnlich in einem von Bergwänden gebildeten Amphitheater, wo sie gegen die Sonne geschüzt sind, und die Stimme des Predigers am deutlichsten hören können. Es ist ein merkwürdiger Beweis von der heiligen Gewalt der Ueberzeugung, daß die Waldenser bey ihrer Trennung von der römischen Kirche so standhaft beharren, trotz allen Verfolgungen, die sie erleiden mußten, trotz allen versuchten Mitteln, ihren Glauben zu erschüttern. Die Zwangsgesetze, die noch immer gegen sie in Kraft sind, verfügen unter andern, daß kein Prediger in einem andern Dorfe außer seinem Kirchspiele schlafen darf. Ein armer Geistlicher, der einen Kranken besucht hatte, ward am Abende von einem Schneesturme überfallen, und um dem Strafgesetze auszuweichen, mußte er während der ganzen Nacht aufbleiben, damit er schwören könnte, daß er nicht in dem fremden Dorfe geschlafen hätte. Kein Waldenser darf ein Stück Land jenseit des Pellice kaufen. Jeder muß die Feyertage der Katholiken beobachten, und von der Arbeit ruhen. Der Waldenser muß 20½ vom Hundert an Grundsteuer bezahlen, wogegen der Katholik nur 13 gibt. Kein Waldenser darf Arzt, Wundarzt, Apotheker, oder Advokat werden, selbst nicht in seiner eigenen Gemeinde. Protestantische Lehr- und Andachtbücher dürfen in Piemont nicht gedruckt werden, und auf die Einführung solcher Bücher ist eine sehr hohe Abgabe gelegt. Nie darf eine verfallene protestantische Kirche wiederhergestellt werden, und die Plackereyen werden bis zu einem solchen Grade kleinlicher Unwürdigkeit getrieben, daß vor dem Haupteingange der großen Waldenserkirche im Dorfe San Giovanni ein hoher hölzerner Zaun angebracht ist, um ihr das Ansehen eines unvollendeten Gebäudes zu geben. Nur unter der Bedingung, diesen Zaun zu errichten, gab die piemontesische Regierung auf die Vorstellungen der Gesandten der protestantischen Mächte ungern nach, und gestattete die Wiedereröffnung der Kirche. In La Torre mußten die Waldenser einen ähnlichen Zaun vor der Dorfschule anbringen. Wenn man von solchen Dingen hört, erinnert man sich auch wohl, daß die Vorstellungen des Lords Bentink in Turin die Antwort erhielten: „Gebt erst den Katholiken in Irland Freyheit, dann sollen auch die Waldenser frey werden.“ Die unglücklichen Ereignisse, welche das Thalland betroffen haben, leben überall in der Erinnerung, und es gibt kaum einen Felsen, eine Höhle, woran sich nicht eine merkwürdige Sage knüpfte. Ueberall zeigt der Führer dem Wanderer einen Altar des frommen Heldenmuthes und erzählt schaudervolle Begebenheiten aus den Tagen

Digitized by Google

der Vorzeit. Ein Schauplatz furchtbarer Verfolgungen war besonders die Umgegend des hohen überhangenden Felsens Bric Castelluzzo, bey La Torre. Die Verfolgten fanden hier eine natürliche, sehr unzugängliche Höhle, die sie durch ihrer Hände Arbeit so geräumig machten, daß sie für 3 bis 400 Menschen und Lebensmittel auf viele Tage Platz hatte. Sie bildete ein großes Gewölbe, und Spalten in Felsen dienten zu Fenstern und selbst zu Schießscharten. Andere Schluchten wurden als Warten benuzt, um die Bewegungen der Feinde zu erspähen. Das Felsengewölbe hatte mehrere Gemächer, einen Kochheerd und eine Quelle, die reichliches Wasser gab. Eine Oeffnung auf dem Gipfel bildete den einzigen Zugang, der aber so enge war, daß jedesmal nur ein Mensch langsam auf eingehauenen Felsenabsätzen hinabsteigen konnte. Selbst die bittersten Feinde haben die Tugenden der Waldenser oft rühmen müssen. Fluchen und Lästern kennt man nicht unter ihnen, und die Züchtigkeit ihrer Frauen ist sprichwörtlich. Fast nie trifft sie das strafende Gesetz, und es gibt keine treueren Unterthanen. Sie leben im Buchstäblichen in Frieden mit allen Menschen und zeigen sich in ihrem ganzen Wandel als Jünger des Glaubens, der Liebe und Versöhnlichkeit predigt. Gilly erzählt ein schönes Beyspiel ihrer Menschenliebe aus dem Kriegsjahre 1799, wo die Bewohner des Dorfes Bobbio den Kranken und Verwundeten der kämpfenden Heere die liebevollste Pflege gaben. Endlich aber waren die Mittel der Landleute erschöpft. „Wir können Euch nicht länger Hülfe geben, sagten sie zu den kranken Franzosen, die bey ihnen lagen: unsere Armuth hat nichts mehr übrig, aber wir wollen Euch in eure Heimath schaffen.“ Wie hätte man die Verwundeten über die Berge bringen können? Sie konnten nicht gehen, und die Verstümmelten noch weniger reiten. „Wir wollen Euch auf unsern Schultern tragen,“ antworteten die guten Samaritaner. So geschah es. Man machte Sänften, und auf diese Weise wurden gegen 300 verwundete Franzosen glücklich über die Alpen gebracht. Der Prediger Rostain soll diesen menschenfreundlichen Gedanken angegeben haben, nachdem er Alles aufgeboten hatte, den Unglücklichen Erleichterung zu schaffen. Später arbeitete der edle Mann als Taglöhner, um seinen Kindern Brot zu erwerben, und fiel endlich als ein Opfer seiner Anstrengungen. Nach der Wiederherstellung der legitimen Herrscher wurden zwey Predigerwittwen mitten im Winter aus ihrer Wohnung geworfen, um einem katholischen Geistlichen Platz zu machen, dem man ein Dörfchen zur Pfründe anwies, wo er und seine Köchin die einzigen Glieder der römischen Kirche waren, und eine der Vertriebenen soll Rostain's Wittwe gewesen seyn.

Alterthumskunde.

Ferienschriften von Karl Zell, Dr. der Phil. und Prof. der alten Literatur an der Universität Freyburg. Erste Sammlung. Freyburg im Breisgau. Druck und Verlag von Fried. Wagner. 1826.

Je seltener es ist, daß Gelehrte, daß Philologen es vermögen, in gemeinfaßlicher und zugleich anmuthiger Rede über Gegenstände ihrer Wissenschaft zu sprechen, die Ausbeute ihrer Studien, deren höherem Zwecke gemäß, zu lebendiger Belehrung des größeren, gebildeten und Bildung liebenden Publikums zu benutzen, desto mehr halten wir es für unsere Pflicht, wenn es einmal geschieht, darauf hinzuweisen.

Wir bekennen, daß uns die Ferienschriften eine recht angenehme Unterhaltung gewährt haben. Sie sind, was der Titel sagt, Sonntagsfreuden eines Gelehrten. Einzelne Gegenstände der Alterthumskunde, die man sonst ihrer scheinbaren Unwichtigkeit wegen gering achtet, werden abgehandelt, und dennoch sind es gerade diese Einzelnheiten, diese scheinbaren Kleinigkeiten, welche auf das Ganze, auf die großen Begebenheiten der alten Geschichte ein helles, freundliches Licht werfen, indem sie zugleich den Geist des Alterthums, auch in ihrer Vereinzelung, ganz und vollkommen aussprechen. So erhalten wir zum Beyspiel Nachricht von den „Wirthshäusern der Alten.“ Schon die einfache Notiz, daß in Sparta nur zwey, in Athen dagegen dreyhundert und sechzig Leschen (Wirthshäuser) gewesen, erlaubt einen wichtigen Schluß auf die durchaus verschiedene Lebensweise der Spartaner und Athenienser. Herr Zell hat auf eine geistreiche Weise die Gründe dieser Erscheinung zusammengestellt, welche in den Staats- und Lebenseinrichtungen beyder griechischer Völkerschaften zu suchen sind. Das geschichtlich nicht unwichtige Ergebniß der ganzen Untersuchung ist kürzlich dieses: daß es in der alten, patriarchalischen Zeit gar keine Wirthshäuser gegeben, daß in der guten Zeit und Blüthe der griechischen Freystaaten, wie der römischen Republik, es nur der niedrigste Pöbel nicht gescheut habe, Wirthshäuser zu besuchen, daß es aber endlich mit dem Verfall der griechischen, wie der römischen Freyheit allgemeinere Sitte geworden, den für keinen höheren, gemeinsamen Zweck mehr bethätigten Geist durch Wirthshausvergnügungen gegen den Jammer des Lebens zu betäuben. — Mit eben so feinem, immer die tiefere Bedeutung treffenden oder doch suchenden Sinn hat Herr Zell den folgenden Aufsatz über das Volkslied der Griechen ausgeführt. Er geht aus von dem national-religiösen Päan; von da schreitet er zum Heldenlied fort; diesem läßt er dann das Liebeslied folgen, und reiht demselben Hochzeit-, Wiegen- und Kindeslied an. Hier-

Digitized by Google

auf folgen Tafel- und Rundlieder (Skolien), die entweder religiöser und moralischer, oder historischer und scherzhafter Art sind. Endlich kommen Lieder, die einem gewissen Stand eigen oder bey einer bestimmten Beschäftigung zu singen üblich sind, z. B. Müller-, Bettler-, Schnitter- und Hirtenlieder nebst Witterungsversen.

Wir setzen einige der, als Beyspiele für die verschiedenen Gattungen angeführten Lieder her: Das Schwalbenlied, welches die Kinder auf Rhodos bey der Wiederkunft der Schwalben sangen:

„Die Schwalbe ist wieder
Ist wieder gekommen.
Sie bringet den Frühling
Und liebliche Tage.
Weiß ist sie am Bauche.
Schwarz ist sie am Rücken. —
Wie? gibst du nicht eine Feige
Uns aus dem reichen Haus?
Eine Schaale mit Wein,
Ein Körbchen mit Käs und Mehl?
Eversemmelchen auch
Liebet die Schwalbe. —
Nun sollen wir was kriegen, oder soll'n wir gehn?
Dein Glück, wenn du uns gibst, wir lassen dich sonst nicht;
Wir schleppen dir die Thüre mit der Schwelle fort.
Oder auch die Frau, die drinnen sizt, die holen wir.
Klein ist sie ja, leicht holen wir die kleine Frau.
Doch bringst du etwas, bringe nur recht viel und gut."
Mach' auf die Thür'; der Schwalbe mach' die Thüre auf:
Nicht Alte sind wir, sind ja junge Knaben noch.

Wir haben dieses, von Athenäus aufbewahrte Lied gewählt, weil es, wie Herr Zell nachweiset, das unverkennbare Vorbild des Schwalbenliedes von Pistorius ist, welches im „Wunderhorn" als ächt-deutsches eine Stelle gefunden hat (Bd. I. S. 161).

Von den Skolien mögen folgende hier stehen:

I. „Am Ufer mußt du betrachten die Fahrt
Und sorgsam fragen Kraft und Muth:
Doch wenn du auf dem Meere bist,
Ohne Verzug gebrauchen die Kraft."

II. „Wär' ich doch nur eine schöne Leyer
Künstlich aus Elfenbein,
Trügen mich dann die schönsten Knaben
Zu Dionysos festlichem Tanz.
Wär' ich doch nur ein schöner Dreyfuß
Zierlich von Gold gemacht,
Trüge mich dann die schönste Frau
Reinen Gemüthes in ihrer Hand."

Mit Recht führt Herr Zell neben diesem griechischen Liede jenes deutsche (Wunderhorn III. S. 113) als den viel innigeren, zarteren Ausdruck desselben Liebeswunsches an.

Dem Aufsatz über das griechische Volkslied reiht sich nicht bloß äußerlich, sondern innerlich aus demselben hervorwachsend ein anderer über die „Sprüchwörter der alten Griechen" an. Er ist wie die beyden vorigen mehr Umriß, als Ausführung einer bedeutenden Aufgabe; aber die Wichtigkeit derselben leuchtet schon aus dem Geleisteten ein. Richtig behauptet der Verf., daß in Sprüchwörtern die eigentliche Volksweisheit niedergelegt, daß aus ihnen zu lernen sey, welche Ansichten über Religion, Familien- und Staatsleben, über einzelne Begebenheiten und historische Personen, über Sitte und Gesetz, kurz über alle inneren und äußeren Interessen des Lebens das Volk gehegt habe. Wenn wir das Charakteristische aller griechischen Sprüchwörter, wie es sich von den religiösen bis zu den leichten, historischen Anspielungen in gegenwärtiger Abhandlung herausstellt, bezeichnen sollen, so müssen wir sagen, daß sie alle von lebendigem, beweglichem Verstand zeugen. Manchmal tritt er als religiöse oder moralische Warnung, dann wieder als Klugheits- und Vorsichtigkeitsregel auf, abwechselnd ernst oder launig, immer die Verhältnisse berücksichtigend, aber selten die Tiefen der Seele erschließend. Indem wir bey Gelegenheit dieser Sprüchwörter wiederum jenes bekannte: „Nichts zu viel" als den Mittelpunkt oder vielmehr als die Grundlinie griechischer Volks- und Lebensweisheit erkennen mußten, fiel uns unwillkürlich ein, wie, trotz den an ihm herumklaubenden Philologen, Wieland doch eben diesen Kern griechischer Weisheit lebendig erfaßt, dargestellt, verfochten hat. Der Urgrund seines Zwistes mit Fr. Jacobi liegt ja in der Warnung zu Tage, die er eben diesem einst schrieb: „Resistite diabolo, d. i. hütet Euch vor dem Enthusiasmus." Was die tiefere Auffassung des Seelenlebens, welches doch wohl in der Liebe am höchsten und tiefsten erscheint, betrifft, so läßt die griechische sich in dem Spruche: „Der Liebenden Meineid bleibt ungestraft," nicht verkennen. Wie leicht schwimmt er nicht auf dem Schaum der obersten Lebenswoge? —

Nach diesen Sprüchwörtern wird uns ein Cyclus Catullischer Liebeslieder in Uebersetzung und unter der Aufschrift: „Catulls Liebe" mitgetheilt. Wir wollen über einige, metrische Flüchtigkeiten mit Herrn Zell hier so wenig rechten, als wir es über stylistische, die ihm nicht selten in den vorigen Aufsätzen entschlüpft sind, gethan haben. Die Uebersetzung ist um so leichter und ungezwungener, im Wesentlichen des Ausdrucks, gerathen.

Es folgt hierauf eine anmuthige Schilderung des Badetreibens und Lebens im alten herrlich gelegenen Bajä. Ein anderer Aufsatz wieder setzt uns den Einfluß auseinander, den „Aristoteles als Lehrer Alexanders" auf diesen geübt und welche Schriften wir gerade dieser pädagogischen Laufbahn verdanken. Er enthält verschiedene geistreiche, historische Winke; nicht minder die Rede, welche gegenwärtige, erste Sammlung der Ferienschriften beschließt: Ueber das Sittliche in der griechischen Volksreligion.

W. B. M.

Digitized by Google

Nr. 43.

Literatur-Blatt.

Dienstag, den 30. Mai 1826.

Kulturgeschichte.

Ueber den Obscurantismus, der das teutsche Vaterland bedroht. Von Joh. Gottfr. Pahl. Tübingen, bey Osiander 1826. 458 S. 8.

Wie? der Obscurantismus soll uns bedrohen? ist er denn noch nicht da? hat die Mitternachtstunde noch nicht geschlagen? — Schon längst, meine Herren, der Titel ist nur eine optische Täuschung, der Verfasser blickt wirklich nur in die Vormitternacht, die hinter uns liegt, und in ihrem Spiegel können wir denn die folgende Nachmitternacht sich abschatten sehn, wenn wir wollen. Sein Werk warnt vor der Zukunft nur durch die Beyspiele der Vergangenheit und Gegenwart, und dieß ist sehr vernünftig, denn wir befinden uns somit auf dem Boden der Wirklichkeit, und werden nicht bloß mit Visionen geängstigt. Man baut bekanntlich in das luftige Reich der Zukunft nicht nur Paläste, sondern auch Marterkammern, die Furcht ist so erfinderisch, als die Hoffnung, und die Werke ließen sich nennen, in denen die Greise der Gegenwart in ihrer eignen Grabesnacht die des menschlichen Geschlechts vorausgesehn. Herr Pfarrer Pahl scheint zu kräftig, um solchen bösen Träumen sich hingeben zu müssen. Er nennt uns die vorhandenen Uebel, und gedenkt der Zukunft so wenig, daß sein Werk sogar dem Titel widerspricht. Indem er aber unter diese Uebel jede Hemmung, jede Verdunkelung des Lichtes rechnet, welche die dem menschlichen Geschlecht inwohnende Schwere bewirkt, indem er unter dem Obscurantismus jede Verfinsterung der Vernunft durch die Faulheit oder Arglist der Menschen begreift, umfaßt dieser Obscurantismus ein so weites Gebiet, und zeigt sich so tief eingewurzelt im Geschlecht, daß allerdings nichts seltsamer wäre, als wenn man eine Fortdauer desselben und der von ihm drohenden Gefahren nicht voraussetzen wollte. Der Verfasser spricht nicht einmal von der Sünde, dem moralischen Dunkel, er gedenkt nur der intellektuellen Sonnenfinsterniß, unter welcher die Gegenwart erblindet und angstvoll die Geister spuken sieht. Aber war es denn jemals anders, wird es jemals anders seyn? sind das außerordentliche, unerhörte Zeichen der Zeit, daß eine Mehrzahl der Menschen dumm, finster, obscur ist, und ein Vorurtheil nur ablegt, um ein anderes anzuziehn? merkt man das heute erst, und wird es je anders werden? Werden die Menschen in Masse je zu einer gleichen Ueberzeugung und dann zur reinsten, freyesten kommen? Wird Unterdrückung im Staate, Aberglauben in Religion und Kunst, Irrthum im Denken je völlig aufhören? wird es jemals keinen Obscurantismus, keine Verfinsterung geben?

Wir dürfen die Antwort nicht Jahrhunderten, sondern Jahrtausenden, die da noch kommen sollen, überlassen, wohl aber weiter fragen: wo ist denn das Licht? wer weist es uns? hat es wohl ein Mensch je vollkommen erkannt? wer sind die, welche sich Männer des Lichts nennen, und schon durch diese Prahlerey einen Schatten über ihre Laterne werfen? Der Verfasser gesellt sich mit lautem Zuruf zu denen, die, wie er meint, das wahre Licht bey sich führen. Er eignet ihnen sein Werk zu, und gibt ihnen so sehr den Vorzug vor allen andern Lehrern der Wahrheit und des Lichtes, daß er sie ausschließlich „die Präceptoren Germaniens“ nennt, und ganz Deutschland in ihre Schule weist. Diese Männer sind Paulus, Tzschirner, Krug, neben welchen noch Weizel und viele andere genannt werden, die aus im religiösen Gebiet als Protestanten, in der Philosophie, wenn sie sich damit befassen, als Kantianer, in der Politik als gemäßigte Liberale entgegentreten. Sogleich spüren wir einen Beyschmack der Schule, des Standes, der Parthey, und unser Auge kann sich über gewisse Schatten nicht täuschen. Wir befinden uns weniger vor der Sonne der Wahrheit, als vor deutschen Kathedern, Kanzeln und Sorgenstühlen.

Fern sey es indeß von mir, der Bemühungen um Aufklärung zu spotten. Ich weiß, daß jene Männer sehr erleuchtet sind, wenn es auch lächerlich ist, ihnen alles Licht des heutigen Tages zuzuschreiben, wenn wir auch nicht alle die Kinder sind, und sie die Präceptoren. Ihr Licht leuchte frey, wie jedes, und bekämpfe die Nacht, wenn es sie auch nicht überwinden kann. In diesem

Kampfe zwiſchen Licht und Dunkel iſt alles Leben begründet, und wir wollen leben. Was jene wackern Männer für die Aufklärung geleiſtet, iſt Niemand unbekannt geblieben, und ich werde meine innigſte Ueberzeugung nie verläugnen, daß ich das Meiſte von dem, was ſie für Licht oder Dunkel halten, ebenfalls dafür halte. Wer, als ein Obſcurant, ſollte z. B. dem Herrn Verfaſſer nicht Recht geben, wenn er die dicke Finſterniß und Verfinſterungsſucht des Ultramontanismus, der Jeſuiten, der proteſtantiſchen Zeloten, der Myſtiker, der Wundergläubigen, und der Feinde der Denk-, Lehr- und Preßfreyheit mit ſchwarzen Farben malt? wer, als ein Obſcurant, ſollte nicht eine wahrhafte Erleuchtung in dem Grundſatz des Verfaſſers erkennen, daß nicht irgend eine Staatsform, ſondern nur die humane Bildung der Völker den Obſcurantismus verdrängen könne, daß man vergeblich zu Formen flüchtet, wo der Geiſt nicht iſt? dergleichen Erörterungen ſind ſehr lichtvoll, und denken wir an die andern genannten Männer, wie viel haben ſie nicht gethan, welch edlen lebendigen Kampf haben ſie nicht unterhalten? ſie ſind für den Liberalismus mit überlegener Beſonnenheit in die Schranken getreten, nachdem die tölpiſchen Enthuſiaſten über die Menſur getrieben worden ſind.

Aber — denn wo findet ſich nicht ein aber — jeder Menſch, zumal ein deutſcher Gelehrter, und noch mehr ihre Partheyen haben eine gewiſſe Einſeitigkeit, und wenn wir finden, daß jene Männer auf der einen Seite ganz geſunden Menſchenverſtand predigen, ſo ſind ſie doch auf der andern auch von Vorurtheilen befangen. Dürfen wir wohl bey ihnen allein oder ganz das Licht der Aufklärung ſuchen? ſind die Meiſter, die eignes Licht verbreiten, auch von jedem Dunkel frey, und verfällt ihre Schule nicht, wie jede Schule, in den leidigen Obſcurantismus, ſofort die literariſche Straßenbeleuchtung als Monopol anzuſprechen, und wenn die Lichtmaſſen der Meiſter von ihren Gegnern für Nebelflecke gehalten werden, umgekehrt ihre Nebelflecke für Lichtmaſſen zu halten? wird es nicht, wie in jeder andern, ſo auch in der proteſtantiſch-liberalen Schule ein Hauptgeſchäft der Nachbeter, gerade die ſchwache Seite am hartnäckigſten zu vertheidigen und ein ſtehendes Vorurtheil zu unterhalten? oder wie verhält es ſich anders mit jenem immer wiederkehrenden Geſchrey gegen die Ideal- und Naturphiloſophen, gegen die romantiſchen Dichter und das Mittelalter? dieſe Stichwörter der Schule werden dem Hohn des Volks und der Jugend, dem Hohn aller Obſcuranten beſtändig und auf's unvorſichtigſte preis gegeben, ohne daß einer der Schreyer bedächte, wie viele Quellen des Lichts für die wahre Aufklärung dadurch abgeleitet werden. Ich werfe den Einſeitigen nicht vor, daß ſie die andere Seite nicht finden können. Die Selbſtdenker mögen immer in Partheyen zerfallen, wie das Licht in Farben ſich abſtuft. Nur möge jeder erſt ſelbſt denken lernen, und nicht angetrieben werden, blind auf eine Farbe zu ſchwören. Es iſt ein Nachtheil, wenn der Meiſter in der Beurtheilung irgend eines Gegenſtandes ſich irrt, doch noch ein größerer, wenn ſeine Schüler ſofort dieſen Gegenſtand verwerfen zu dürfen glauben, ohne ihn genau und unbefangen zu betrachten. Dieß iſt auch ein Obſcurantismus und hat in jener Schule des Lichts, in jener proteſtantiſch-liberalen Parthey auffallend um ſich gegriffen.

Man erſchöpft ſich in Anklagen des Mittelalters, und verdunkelt dadurch die Betrachtung deſſelben auf doppelte Weiſe, denn wenn die Gegner eine ſchwarze Brille aufſetzen und überall Dunkel und diaboliſche Geſtalten erblicken, ſo ſetzen die Freunde deſſelben leicht die roſenfarbene auf, und finden und zeigen alles im ſchönſten Lichte, weil ſie nicht genug erheben zu können glauben, was andere nicht tief genug herabzuwürdigen gewußt. Oder glaubt man wohl, daß ſie das Mittelalter ſo ſehr überſchätzen würden, wenn ſie nicht mit den Gegnern deſſelben polemiſierten? Beyde ſind Obſcuranten. Ein geſundes Auge wird in jener Zeit ſowohl Gebrechen als Tugenden erkennen. Wer aber aus den Blüthen des Mittelalters nur Gift für ſeine Feinde ſaugt, iſt eben ſo zu bedauern, als wer mit den Tugenden der Ahnen *prahlt*, weil er ſelbſt keine beſitzt, oder in die Ruinen *alter Paläſte* zu den Fledermäuſen flüchtet, weil er ſelbſt kein geräumiges Haus ſich gründen kann.

Nicht anders verhält es ſich mit dem Tadel, der über Fichte, Schelling und verwandte Philoſophen ausgeſchüttet wird. Fichte's erhabener Irrthum iſt wahrlich etwas mehr, als die trivialen Wahrheiten liberaler Chorführer, oder man müßte ein bürgerliches Schauſpiel, mit häuslicher Tugend ausgeſtattet, für mehr halten, als ein Trauerſpiel von Aeſchylos, Shakſpeare oder Schiller, darin der tiefſte Abgrund der menſchlichen Seele aufgeriſſen wird. Das Gelindeſte, was man ferner jenen Liberalen vorwerfen kann, wenn ſie einen ſchädlichen Einfluß der Naturphiloſophie befürchten, iſt, daß ſie dieſelbe gar nicht verſtehen. Es ſind nur die Theologen und Geiſtesphiloſophen unter ihnen, welche gegen den Materialismus ſich ereifern, der übrigens gerade das Syſtem iſt, welchem der Liberalismus am liebſten anhängt. Wenn nun jene Theologen zu befürchten ſcheinen, wie einſt die Mönche, daß es mit der Naturforſchung eitel Zauberey ſey, daß der Böſe ſein Spiel dabey habe, und, wie einſt der Doktor Fauſt um Gott und Unſterblichkeit, ſo uns wenigſtens um den Glauben daran betrügen könnte, oder wenn ſie etwa die Mißbräuche des Magnetismus, wodurch einige Thoren betrogen worden ſind, in Verbindung mit religiöſer Wunderſucht, den Naturphiloſophen zur Laſt legen, ſo mögen wenigſtens die Laien bedenken, daß im

Digitized by Google

Gegentheil das Resultat aller Naturphilosophie Befreyung des menschlichen Geistes und wahre Aufklärung ist. Aller Obscurantismus gründet sich auf den Aberglauben, und dieser wurzelt in der Unkenntniß der Natur, in der Furcht vor geheimnißvollen Naturkräften, oder was ist sonst die Quelle der Götzendienerey, des Fatalismus, der Wundersucht und des Wahnes, der in der menschlichen Gesellschaft höhere und tiefere Gattungen sucht, wie unter den Thieren? Wollt ihr denn niemals bemerken, daß das erste beste naturphilosophische Lehrbuch allen diesen Aberglauben mit der Wurzel ausrottet, so gründlich, daß selbst ein Steffens, der ihn später retten möchte, ihn vor sich selber nicht mehr retten kann? und habt ihr denn vergessen, daß es die Natureerkenntniß im fünfzehnten Jahrhundert gewesen ist, welche die Geistesaufklärung des sechszehnten vorbereitet hat? Erkennt der Geist erst die Natur, so wird er von dem dunkeln Wahn entkettet, der ihm die Außenwelt so furchtbar machte. Alle Befreyung des Geistes geschieht durch Erkenntniß der Natur, sie ist der erste und lezte Akt menschlicher Freyheit.

Die romantischen Dichter will ich nicht vertheidigen. Wo Preßfreyheit besteht, kann man wohl am wenigsten den Dichtern wehren. Wenn aber der Staat eine Schildwacht an den Parnaß stellen wollte, so würden in der That ganz andere Leute herausgewiesen werden müssen, als jene Romantiker, ohne welche unsere Poesie noch heute nur Hofpoesie oder Bänkelsängerey wäre, und deren größte Sünde die ist, daß sie ihre Gegner zu der Sünde veranlaßt haben, es zu seyn.

Ich wiederhole, daß Herrn Pahls Werk eine Menge tiefer und glänzender Wahrheiten enthält, die nur gelegentlich von den gerügten Irrthümern verdunkelt werden. Ich habe jene nur im Allgemeinen angedeutet, weil alle Vernünftigen darüber einverstanden sind, diese jedoch schärfer in's Auge gefaßt, weil sie fast in allen liberalen Schriften wiederkehren und immer doppeltes Unheil stiften, indem sie theils die ihnen beygesellten Wahrheiten scheinbar verdunkeln, so daß ihre Gegner auch diese verwerfen, theils durch diese Wahrheiten scheinbar erleuchtet werden, so daß ihre Schüler auch sie für vollkommen wahr halten. In dieser schwachen Seite jener Schule liegt der faule, schadhafte Fleck, auf den die Obscuranten, wie billig, mit Fingern weisen, und aus dem unter den Aufgeklärten selbst ein Gift des Mißverstandes, des Hasses, der wechselseitigen Verunglimpfung verbreitet wird, ein Nebel und böser Rauch, der die Sonne der Aufklärung verfinstert. W. M.

Aus Italien.

Ich glaube, dem wissenschaftlichen Publikum Deutschlands einen Dienst zu erweisen, wenn ich in diesen Blättern nach und nach eine allgemeine Uebersicht von den gelehrten Akademien Roms liefere. Der Geist derselben läßt sich, wie mich dünkt, nicht besser, als durch eine Anführung der, daselbst zu haltenden, Vorlesungen schildern. Folgendes ist das Verzeichniß derjenigen, welche für das laufende Jahr in der Tiberinischen Akademie angesezt sind, und der Reihe nach in den vierundvierzig Sitzungen werden gehalten werden. Zu merken ist, daß jede Vorlesung eine ganze Sitzung ausfüllt. 1) Ueber die Kraft und den Reiz des Lachens; 2) über den würdigsten Ruhm der Schriftstellerey; 3) die didaktische Poesie ist in unseren Tagen einer glücklichern Entwickelung und eines unmittelbarern Beyfalls fähig, als die epische; 4) über die Behandlung der Ertrunkenen; 5) von einem besondern Vorzuge der Römer (wahrscheinlich hat der Vorleser, Hr. Cav. Pietro Visconti, befürchtet, keine Zuhörer zu bekommen, wenn er sie nicht durch diesen nichtsversprechenden, und eben deßhalb die Neugierde erregenden Titel anlockte); 6) von der Gesetzgebung des Mittelalters (vom Abbate Antonio Coppi, stetem Geschichtsschreiber der Akademie und Verfasser der Fortsetzung der Annali d'Italia von Muratori); 7) Denkwürdigkeiten der Familie Pierleoni, (Fortsetzung); 8) über den Geist und die Erscheinungen der kritischen Kunst im neunzehnten Jahrhundert; 9) über das Verbrennen der indischen Wittwen; 10) über das Leiden unsers Heilandes (am Palmsonntage, vom Hrn. Filippo de Romanis, einem der Censoren der Akademie; 11) über den Nutzen der Wissenschaften zum Ruhme der Waffen; 12) über die Unzuverläßigkeit der Kritik in Sachen der schönen und plastischen Künste; 13) über die Grenzen der menschlichen Erkenntniß; 14) über die Unmöglichkeit, daß der Mensch von sich selbst habe die Sprache erfinden können, vom Pater Gioacchino Ventura, Generalprocurator des Theatinerordens, Professor des Kirchenrechts am römischen Erzgymnasium; 15) über die Nützlichkeit und Unschädlichkeit des Reisbaues; 16) von den Rechtsgelehrten, welche zugleich Dichter gewesen sind; 17) über den romantischen Styl; 18) über das Gedicht, die Entführung der Proserpina, von Claudianus; 19) über die Begeisterung; 20) von der Verbindung der Wissenschaften und Redekünste mit der Religion; 21) über den jetzigen Zustand der deutschen Literatur (vom Hrn. Enrico Lovery, den ich weiter nicht kenne); 22) über einige Sätze in der Geschichte Italiens vom Cav. Luigi Vossi, welchen die Stammvölker betreffen; 23) vom Leben des Papstes Honorius II.; 24) über die Familie Orsini (von Marchese Rinaldo del Bufalo, Distriktspolizey-Präsidenten, demselben, der die unter Nro. 7. angezeigte Vorlesung über die Familie der Pierleoni halten wird); 25) über die Fortsetzung der menschlichen Intelligenz; 26) über den Einfluß der Meinung auf die Sitten; 27) über den

Digitized by Google

künstlerischen Charakter Michelangelo's; 28) vom wahren Zwecke und der rechten Anwendung der literarischen Kritik; 29) über einen der interessantesten Zweige des Ackerbaues (ein Titel, wie der unter Nro. 5. angeführte); 30) über die schöngeisterische (amena) Literatur; 31) der wahre Adel besteht im persönlichen Verdienste (so abgedroschen auch dieser Gegenstand seyn möchte; so gehört, aus Gründen, welche sich von selbst errathen, eine Vorlesung darüber unter den jetzigen Umständen zu den Merkwürdigkeiten); 32) vom Ursprunge, Zwecke und Nutzen der gelehrten Akademien Italiens; 33) Denkwürdigkeiten aus dem Leben Francesco Ballistini; 34) das Lob der Mutter Maria (am Tage ihrer Geburt, 8ten Sept., vom Hrn. Luigi Cardinali, einem der Censoren der Akademie); 35) von der Beredtsamkeit des Plautus; 36 und 37) über die wahre Curbe, welche die Theater haben müssen; 38) das Lob der Musik; 39) über den Nutzen, welche die schönen Künste den Städten, besonders Rom, erwiesen haben; 40) eine akademische Rede (gehört in die Kategorie von Nr. 5 und 29.); 41) über die wahren Gesetze der Klangbarkeit der Theater; 42) über die Produkte des Umbrischen Landes; 43) über die Thränen (von demselben Hrn. Lovery, welcher über die deutsche Literatur liest), und endlich 44) vom Leben und den Schriften Teodoro Bonati's, berühmten Wasserbaumeisters aus Ferrara. Mich sollte es nicht wundern, wenn deutsche unpartheyische Leser, besonders solche, welche glauben, daß hinter den Bergen auch Leute wohnen, in diesem Lectionsverzeichniß ein lobwürdiges Streben nach dem Positiven, mit Ausschluß aller Narrentheidungen, finden werden, ein Streben, welches selbst die tieferen mathematischen Untersuchungen, in der Anwendung, nicht ausschließt. Rechnen wir die Thränen des Hrn. Lovery (welche derselbe wohl in seinen vier Pfählen vergießen könnte) und zwey andere Vorlesungen (welche jedoch vollkommen an Ort und Stelle sind) ab, so ergibt sich aus dem Reste ein Trieb nach dem Wissen, nicht nach dem Träumen, welches sich mehr als eine deutsche Akademie zum Vorbilde rechnen könnte. Hr. Lovery ist übrigens höchst wahrscheinlich kein Italiener. Eine zweyte, sehr lobenswerthe Seite dieser Akademie ist, daß die Mitglieder nicht allein sich selbst, sondern auch andere hören wollen, daß sie daher Muße, Ruhm und besonders Liebe zum Wissen genug haben, ihre Aufmerksamkeit während einer ganzen Sitzung nur einem einzigen Gegenstande zu schenken. Dennoch habe ich weder in dieser, noch in einer andern hiesigen Akademie, jemals ein Mitglied schlafen sehen.

Aus meinen vorigen Mittheilungen wird den Lesern bekannt geworden seyn, daß ich kein Freund von Improvisation, besonders von Tragödien-Improvisation, bin. Ich habe davon die Gründe angeführt. Wie mich dünkt, liegt besonders letzterer der frechste Charlatanismus zum Grunde, frecher, als alle Täuschungen, welche sich der frechste Taschenspieler erlaubt. Ja, in meinen Augen ist sogar ein Taschenspieler ein sittlich und künstlich bey weitem achtbarerer Mann, als ein Tragödien-Improvisateur. Auch dem frechsten Taschenspieler fällt es nicht ein, zu behaupten, daß die Uhr, welche er aus der Pistole in eine Loge geschossen hat, dieselbe Uhr sey, welche er in die Pistole geladen, und der Tragödien-Improvisator ist unverschämt genug, uns in's Gesicht zu behaupten und das Publikum, exceptis excipiendis, beschränkt genug, es zu glauben, daß er seine Tragödie in demselben Augenblicke erfinde! Ferner: dem Taschenspieler ist außer der natürlichen Anlage ein Studium der Handgriffe erforderlich, in welchen er nie auslernt; ich weiß, daß, zum Beyspiele, der berühmte Comte, trotz seiner fünfundzwanzigjährigen Uebung, keinen Tag vergehen läßt, ohne nicht ein oder ein paar Stunden zu arbeiten. Der Improvisator bedarf nichts weiter als Gedächtniß, und dieses ist eine Naturgabe, deren Erlang keine Anstrengung erfordert: wer weiß nicht, daß es Menschen gegeben hat, welche, nach einmaligem Anhören, ganze lange Reden, ja ganze Theaterstücke, auswendig gewußt haben? Ich läugne daher nicht allein, daß es Tragödien-Improvisation gibt; ich behaupte sogar, daß selbst das Talent, über einen einzigen historischen oder lyrischen Gegenstand zu sprechen, keine Schöpfung, sondern bloß Erinnerung sey. Komme ich zurück zu Hrn. Sgricci, welcher mir zu diesen Bemerkungen Veranlassung gegeben hat. Ich hatte in öffentlichen Gesellschaften über die Leistungen desselben meine Meynung geäußert, einige hatten sie mehr oder weniger getheilt, bey weitem der größere Theil aber, fußend auf das uralte Talent der Italiener, denselben unbedingten Glauben beygemessen. Nach ein paar Tagen tritt ein hiesiger Gelehrter zu mir, seines Standes ein Advocat, aber, wie das in Italien, besonders in Rom, nichts Seltenes ist, zugleich ein sehr wissenschaftlich gebildeter Literator. Dieser meldet mir folgendes: Im Jahre 1816 habe Hr. Sgricci zu Siniagalia improvisirt. Nachdem, wie gewöhnlich, das zuerst vorgeschlagene Thema von ihm verworfen worden sey, habe er das zweyte, den Tod des Pompejus, gewählt, dabey aber die sonderbare Bitte an das Auditorium ergehen lassen, ihm zu erlauben, daß er, gegen die Geschichte, diesen größten aller römischen Feldherren nicht durch den Dolch, sondern an Gift sterben lasse. Er habe dann die Tragödie extemporirt und, im Sinne des letztgemeldeten Todes erst, mit einer langen, vortrefflichen Tirade geschlossen, welche den allgemeinsten Beyfall erhalten. Kaum aber sey die Improvisation zu Ende gewesen, als sich mehr denn ein Dutzend Personen aus dem Auditorium erhoben und erklärt hätten, diese nämliche Tirade schon früher, der eine hier und der andere dort, von Hrn. Sgricci gehört zu haben; einige seyen sogar so weit gegangen, zu behaupten, sie wäre ihnen schon gedruckt vorgekommen. So weit mein Gewährsmann, den ich nennen will, wenn es jemand verlangen sollte.

G. L. P. Sievers.

Digitized by Google

Nr. 44.

Literatur-Blatt.

Freitag, den 2. Juni 1826.

Roman-Literatur.

André le Savoyard, par Mr. Ch. Paul de Kock.

Der Romanen-Charakter hat nach den Stürmen der Revolution und seit der Schwüle des allgemeinen Friedens eine Mannigfaltigkeit angenommen, die er ehedem nicht hatte. Zwar erscheinen deren wieder eine große Anzahl, die sich entweder wieder in die goldnen Tage des Versailler Hofes versetzen, oder ihre Helden, nach der Rückkehr zum Alten, wieder ganz in das Costüme und die Denkart, die Vorrechte und Ansichten der Vergangenheit versetzen; dennoch schildern die Romane nicht mehr ausschließend die große Welt, und bey Gelegenheit einer schönen Handlung der Prinzessinnen und Marquisen im Vorübergehen eine idyllische Bauerhütte, sondern den einfachen Bürgerstand, und wohl auch die niedrigen Volksklassen. Eine Reihe solcher Schilderungen, denen es nicht an Leben und Eigenthümlichkeit fehlt, enthält auch der Savoyarde André, und wenn er nicht mit den neuern Romanen die Sünde quälendlanger Dialoge theilte, würde er ein kurzweiliges Lesebuch seyn. Sichtbar ist die sehr moralische Tendenz des Verfassers; sie ist so durchgehends nachzuweisen, daß sie seiner Farbenkunde Achtung erwirbt; wenn er Leichtfertigkeit schildert, kleidet er sie nie in Floskeln schöner Empfindung, und wo er Rohheit darstellt, bezeichnet sie Schlechtigkeit, oder führt zu ihr hin. Durch solche Schilderungen wird das Schlechte verächtlich, das Gute tritt hervor; sie verwirren nicht die Begriffe, wie eine Menge unserer Erzählungen, in denen das Schöne immer um die Sinne zu kitzeln dargestellt wird, und das Schlechte durch schwülstige Phrasen der Vernunft spottet. An unwahrscheinlichen Schicksalsverkettungen und unmotivirten Begebenheiten fehlt es Ch. Paul de Kock nicht; wir berichten den Inhalt seines Savoyarden, um den Leser das Netz kennen zu lehren, auf dem er seine Tableaux gezeichnet hat.

André erzählt, wie an einem strengen Winterabend der Wagen eines vornehmen Reisenden in der Nähe seines, am Fuße des Montblanc gelegenen Dörfchens im Schnee auf Abwege geräth, und von seinem Vater mit Gefahr seines eigenen Lebens vom Sturz in einen Abgrund gerettet wird. Dieser Reisende ist der Graf von Francornard, der, in einer wenig beglückten Ehe lebend, seiner eignen Gemahlin seine eigene Tochter nach Paris entführt, um sie durch die Sehnsucht der Mutterliebe zu zwingen, ihr dahin zu folgen. Es ist nicht zu rechtfertigen, daß der Verf. dem Gatten einer Frau, der er durch seine ganze Erzählung die achtungsvollste Theilnahme der Leser zuzuwenden sucht, einen so unanständigen, ihr Eheunglück brandmarkenden Namen gegeben hat. Diese Unfeinheit, welche durch die Karrikatur von des Grafen ganzer Erscheinung nicht gemildert wird, hätte uns fast vermocht, das Buch bey Seite zu werfen — und wir hätten Unrecht gehabt. André's Eltern üben die rührendste Gastfreyheit an dem fühllosen, stumpfsinnigen, geizigen Grafen; der neunjährige André wird von Adolphine, der entführten fünfjährigen Tochter desselben bezaubert, die unbequemen Gäste setzen ihren Weg fort, und der verhaßte Graf schenkt André's wackerm Vater einen kleinen Thaler für seine und seiner Tochter Lebensrettung, bey der ein heftiger Stoß auf die Brust des guten Savoyarden Gesundheit untergrub. Nach der Abreise des Grafen fand man auf dem ärmlichen Bett, wo Adolphine geschlummert hatte, das reichgefaßte Miniatur einer schönen Dame. Es seinem Eigenthümer wieder zuzustellen, war unmöglich, die redliche Savoyardenfamilie bewahrte es aber treulich auf, in der Hoffnung, es werde ihr einst abgefordert werden. Der Vater starb an den Folgen jenes Stoßes. Unter heißen Thränen und Segen erlaubte endlich die gute Mutter ihren beyden älteren Söhnen, nach dem Beyspiel so unzähliger ihrer Landsleute, nach Paris zu wandern, um ihr Brot zu erwerben. André im zehnten, Peter im achten Jahre machen sich auf den Weg. André trägt das schöne Bild, an dem er seit Adolphinens Erscheinung tausendmal seine Augen geweidet hatte, auf der Brust, und zweifelt nicht, dem garstigen Grafen bey seinem ersten Gang auf den Pariser Straßen zu begegnen, um es ihr wiedergeben zu können. Seine freudige Hoffnung, Geld zu verdienen, damit seine Mutter zu unterstützen, endlich wieder nach Haus zu kehren und in

Digitized by Google

seiner väterlichen Hütte zu leben, ist rührend und wahr geschildert. Peter will auch alles Gute, aber seine kindischen Aeußerungen sind alle furchtsam, sinnlich und roh. Die Knaben gelangen, nach sehr weitläufig erzählten Abenteuern, glücklich nach Paris. Der Anfang ihres Gewinnstes ist nicht glänzend. André begegnet dem garstigen Grafen, der doch durch ein schwarzes Pflaster auf dem einen Auge sehr kenntlich ist, keineswegs, und nach ein paar Tagen verläuft sich Peter aus kindischem Schrecken über die lächerliche Drohung eines Bajazzo, den er angaffte, und wird von seinem Bruder nie wieder gesehen. Dem armen André geht es nun recht knapp, er kehrt Schornsteine, sammelt die entbehrlichen Sous für seine Mutter, und sucht seinen Bruder und den Grafen bey jedem Schritt, den er auf den Straßen thut. So wird er bey Tages Anbruch von dem Wasserträger Bernard gefunden, der, aus seinem fünften Stockwerk zu seinem Tagwerk herabsteigend, von dem hübschen Knaben, der auf den Steinstufen seine Nachtruhe hielt, angezogen wird. Nun geht eine gute Zeit für André an. Er darf in einem Winkel von Bernards Wohnung auf dessen abwesenden Sohnes Bett schlafen, er darf täglich sein kleines Mahl theilen, und dieses bereitet Manette, des Wasserträgers neunjährige Tochter, die seit der Mutter neuerlich erfolgtem Tod die kleine Wirthschaft wundersam ordentlich führt. Am frühen Morgen geht Bernard Wassertragen, André Schlotkehren und Botschaften machen, Manette reinigt das Zimmer, hält die Wäsche in Ordnung, kocht das kärgliche Mahl und fängt schon früh an, durch Nätherey ihren Sous zum Haushalte beyzusteuern. Das Gemälde ist sehr hübsch! nicht idyllisirt, nicht übertrieben — es sind aber Franzosen, arm, fleißig, fröhlich, nicht besser, aber anders, als Schwaben, Thüringer, Mecklenburger Wasserträger seyn würden. Endlich erblickt André eines Tags den Grafen und ruft, um ihn anzuhalten, ihm sein Abenteuer im Savoyischen Dorfe zurück. Der Elende fürchtet, daß André noch eine Belohnung von ihm verlange, steigt schleunig in ein bereitstehendes Cabriolet, und sein zorniger Befehl, schnell abzufahren, ist Schuld, daß André unter die Räder fällt, und besinnungslos, stark am Kopfe verwundet, liegen bleibt. Dermilly, ein Maler, kommt zu diesem Auftritt, steht dem Knaben bey und entdeckt das Gemälde auf seiner Brust. Erstaunt und entzückt, läßt er André unverzüglich in seine Wohnung bringen, verschafft ihm alle Hülfe der Kunst, pflegt ihn mit sorgsamer Güte, und wie nach mehreren ängstlichen Tagen dessen Bewußtseyn zurückgekehrt ist, überzeugt er sich durch seine Nachfrage, daß es, wie das an des jungen Savoyarden Halse gefundene Portrait vermuthen ließ, André's Vater war, der Adolphinen das Leben errettete. Wir erfahren nie die Details von Dermilly's Geschichte, die mit dem Schicksal der Mutter Adolphinens innig verflochten ist. Die Gräfin ward zu ihrer Ehe gezwungen, Beschäftigung mit der Kunst scheint ihr den jungen Maler bekannt gemacht zu haben, und ein zärtliches Verhältniß ward zwischen ihnen geknüpft, das der Verfasser eben so sorgfältig mit dem Schleyer des Anstandes verhüllt, und uns durch Beyder edeln Charakter eben so gewinnt und entwaffnet, wie der Graf uns durch seine unsittliche Ohnmacht und vornehme Gemeinheit empört. Dermilly ist von André's Lage, seiner herzlichen Liebe zu seinem Wohlthäter Bernard und seiner Tochter innig gerührt, und obschon die Gräfin, durch ihren Freund von Allem unterrichtet, André zu sich in ihr Hotel nimmt und ihm fortan den sorgfältigsten Unterricht geben läßt, begünstigt sie und Dermilly seine treue Anhänglichkeit an seine früheren Beschützer. Seine neuen Wohlthäter haben den Plan, ihn zum Maler zu bilden, und wenn seine Neigung damit übereinstimmt, ihn einst mit der guten, fleißigen, zärtlichen Manette, nicht ohne eine reichliche Ausstattung, zu verbinden. Allein André's Anhänglichkeit an Manette ward mit den Jahren nicht Liebe, in seinem thörichten Herzen entwickelte bey seiner fortschreitenden Bildung sich eine überwältigende Leidenschaft für Adolphine, und diese zog endlich die Nothwendigkeit herbey, der Gräfin Haus zu verlassen. Der garstige Graf führte einen Vetter bey seiner Tochter als ihren künftigen Gatten auf; wahrscheinlich fehlte es der Gräfin an dem Muth der Schuldlosigkeit, um der Thorheit ihres Gatten zu trotzen; sie widersetzte sich der Heirath mit diesem nichtswürdigen Vetter nicht. André, von dessen Hochmuth empfindlich verletzt, flüchtet sich zu Dermilly, der ihn liebevoll aufnimmt und, seine widersinnige Leidenschaft errathend, ihn durch strenge Beschäftigung mit seiner Kunst zu zerstreuen sucht. André behält aber diesen edeln weisen Freund nicht lange, seine Herzensverhältnisse hatten sein Leben verkümmert, es erlischt langsam und wehmüthig, und er hinterläßt André sein ganzes, für die mäßigen Wünsche eines Kunstjüngers, sehr hinreichendes Vermögen. André, der vom ersten Moment seines Aufenthalts in Paris seine mühseligen Ersparnisse, später seinen Ueberfluß seiner Mutter geschickt hatte, ist von der Gewißheit, ihr nun ein frohes Alter zusichern zu können, entzückt, aber weiter nuzt ihm auch seine Erbschaft nichts; denn, um Adolphinen zu erstreben, blieb er immer zu arm und gering, und er bleibt kalt bey seines treuen Bernard Theilnahme, bey Manettens schüchterner Freude, ihren geliebten Zögling und Bruder in einem zierlichen Hause in geschmückten Zimmern, Herr von sechstausend Livres Renten zu sehen.

Kurz nach Dermillys Tod findet er in einem flinken, fröhlich singenden Savoyarden, der in einer Botschaft begriffen, ein paar Sous zu verdienen eilt, seinen Bruder Pierre wieder. Pierres Schicksal war sehr einfach

Digitized by Google

gewesen: wie er vor dem Bajazzo weglief, verirrte er sich bis vor die Barriere, wußte sich nicht zurückzufragen, da weder André noch er eine Heimath in Paris hatten, gerieth bis nach St. Germain, ward dort Auslaufer, Diener, und blieb dabey Schlotfeger, bis er erst ein Jahr, bevor er seinen Bruder wiederfand, nach Paris zurückkehrte, wo er sich nach Savoyardenart mühselig, redlich, fröhlich ernährte, ja seiner Mutter schon zweymal seine Sparpfennige geschickt hatte, die aber beyde Mal von dem Schurken, dem er sie unvorsichtig anvertraute, untergeschlagen waren. André nimmt seinen Bruder voll inniger Zärtlichkeit in sein Haus auf, bemerkt bald, daß seine gemeine Natur bey täglicher mechanischer Arbeit am besten gedeihen kann, und gedenkt ihn zu seiner alten Mutter zu führen, um das kleine Bauerngut, welches er ihr gekauft hat und wo sie jezt sorglos lebt, zu bauen. Doch gerade in dieser Zeit überrascht Andrén die Nachricht von Adolphinens wirklicher Vermählung mit dem unwürdigen Vetter. Seit er das Hotel verließ, hatte er alle Gemeinschaft mit dem angebeteten Mädchen aufgehoben, nur nach Dermilly's Tode hatte er seiner Wohlthäterin, die nie aufhörte, ihn liebevoll zu behandeln, dessen Nachlaß, ein Paket Briefe, überbracht, und bey diesem Besuch war Adolphine nicht erschienen. Der Schmerz, sie nun rettungslos im Besitz eines Andern, eines Unwürdigen zu wissen, übermannte ihn dergestalt, daß er seinen Bruder im Besitz seines Eigenthums ließ, und, aus Paris flüchtend, sich in der Nähe des Schlosses, welches er in frühern Jahren bewohnte, in einer Bauerhütte verbarg. Bernard und Manette sind über ihres Lieblings Verschwinden untröstlich. Doch, dem treuen, liebenden, anspruchlosen Mädchen flüstert, nachdem sie ihn lange vergeblich gesucht hatte, ihr Herz ein, wo sie den armen Flüchtling suchen muß; der gute Bernard erlaubt es ihr und sie entdeckt ihn auch wirklich in seinem phantastischen Asyl. Von seiner Leidenschaft irregeleitet, empfängt er sie fast mit Widerwillen und gibt ungern zu, daß sie sich, der Bäurin zugesellend, in seiner Nähe verharre. Lange kann der Kampf gegen das Unveränderliche in einem gesunden Gemüthe nicht dauern. André vermag der innigen Hingebung der zärtlichen Manette nicht lange zu widerstehen. Sie forderte nichts, nicht einmal ihn zu trösten, nur für ihn sorgen, ihn nicht allein lassen war ihre Absicht, und in der ländlichen Stille, in der Hütte, die seiner heimathlichen glich, kehrte sein empörtes Gefühl zur Einfachheit zurück, und nach wenigen Wochen suchte er an Manettens Hand den treuen Bernard auf, und erbat sie sich zur Gattin. Pierre hatte seinen Wohlstand indeß übel benuzt, Unwissenheit und Müßiggang hatten den unberathenen Jüngling zu schlechter Gesellschaft verleitet, besonders drängte sich derselbe Schurke an ihn, der schon zweymal die Mutter der beyden Brüder um Peters Sparpfennige betrog. Dieser Taugenichts nistete sich bey Pierre ein und verführte ihn zur gemeinsten Völlerey. Die Schilderung, wie André den Armseligen wiederfindet, ist mit grellen Farben ausgestattet, hat aber eine andere Tendenz und andere Wirkung, wie die lüsternden Scenen unserer vielgelesenen Moderomane. André erkennt mit bitterer Reue, daß seine unverständige Zärtlichkeit den armen Jungen zum Bösen verleitet, und faßt nur dann wieder Hoffnung für seines Bruders Zukunft, wie ihm dieser seinen festen Entschluß erklärt, wieder zur Arbeit und Mäßigkeit seines vorigen Berufs zurückkehren zu wollen, da er deutlich einsehe, das Wohlleben sey sein Verderben geworden. Dahin will es aber André nicht kommen lassen, sondern gedenkt ihn, unmittelbar nach seiner Verbindung mit der zärtlichen Manette seinem gleich anfangs für ihn entworfenen Plane gemäß mit nach Savoyen zu nehmen, wo er sich fortan mit dem altersmüden Bernard auf seiner Mutter Bauergütchen zurückzuziehen gedenkt. Doch so ungestört sollte er nicht in den Hafen einlaufen. Er erfährt seiner Wohlthäterin und Adolphinens gänzliche Verarmung durch des alten Grafen Tod und seines Schwiegersohns zügellose Verschwendung. Großmüthig willigt Manette und Pierre ein, daß er auf geheimnißvollem Wege den beyden Unglücklichen sein ganzes, in Geldbriefe verwandeltes Vermögen zustellt, und sich fortan auf seine Kunst als einzige Erwerbsquelle verläßt. Auch diese Hülfe wird Adolphinen von ihrem unwürdigen Gatten entrissen, und sie stirbt, das Opfer ihrer eingestandenen Liebe für André, und durch den Gram einer unglücklichen Ehe. André, den seine Ueberzeugung, Recht gethan zu haben, und die innige Zärtlichkeit seiner Manette zum Künstler begeistert, schafft Meisterstücke und verkauft sie so gut, daß er sich bald nach Adolphinens Tod im Stand sieht, ihre verarmte, verwaiste Mutter mit sich, seiner Manette Bernard und Pierre in sein Dorf, am Fuß des Montblanc, zu führen, wo er schöne Landschaften malt, sie nach Paris schickt und durch deren Erlös seine Wirthschaft blühend erhält, seine Mutter, seine Wohlthäterin pflegt und zwey Knaben erzieht, indeß Pierre, den Garten und das Feld bestellend, zwischen Arbeit und Ruhe, Wohlleben ohne Mißbrauch zu genießen gelernt hat.

Der Leser begreift, daß dieses nackte Gerüst der Erzählung eine große Mannigfaltigkeit von Ausmalung darbietet. Herr Kock hat sie gut benuzt, die Einzelnheiten sind zum großen Theil sehr wahr, den Charakter einer, dennoch durch die ganze Erzählung thätigen Nebenperson möchten wir sogar in ihrer Verworrenheit genialisch nennen, originell ist sie gewiß. Diese ist Rossignol, der Schurke, der Pierres für seine Mutter bestimmte Sparpfennige unterschlug. André findet ihn bey seinem Eintritt bey Hr. Dermilly als Modell in dessen Maler-

Digitized by Google

werkstätte. Der Kunstdieb, den dieser ganz rohe Mensch durch diesen Beruf erhalten hat, bringt eine höchst komische Mischung in seiner gemeinen Ausgelassenheit hervor. Wenn Rossignol zehn Stunden als Modell steht, verdient er hundert Sous, die er unverkürzt in Wohlleben vergeudet; dabey ist er verheirathet, besucht aber seiner Frau Wohnung nie, ohne sie zu bestehlen, so daß diese, welche eine Trödelbude hat, nie ausgeht ohne ihre gänzliche Habe mit sich zu nehmen. Bey allen diesen schlechten Streichen und der Unverschämtheit, mit der er sie erzählt oder begeht, herrscht in dem Schurken sein Modellseyn als fire Idee, und trunken und nüchtern ruft er in jeder seiner Stellungen den Helden und Halbgott aus, den er vorstellt. Wie er einst, schneller wie der natürliche Gang der Dinge es nöthig macht, eine Treppe hinunter gelangt, faßt er auf jedem Absatz Stand, als Antinous, als Theseus, als Hippolit, und wie er endlich am Schluß seiner schmählichen Laufbahn, um den Häschern zu entgehen, aus einem Fenster springt, richtet er sich, auf Boden gelangt, in der Attitüde von Psyches Amor wieder auf. Doch die Häscher verfolgen ihn, er scheint sich ihnen freywillig zu übergeben, und sie führen ihn fort. Auf der Brücke von Austerlitz, wo das Gedränge des Volks den Zug aufhält, springt Rossignol, der bisher keine Bewegung gemacht hatte zu entwischen, auf die Brustwehr, ruft, daß nie das berühmte Modell aller Götter und Helden in den Mauern eines Kerkers eingeschlossen seyn soll, sagt das Refrain des bekannten Trinkliedes: moi je pense comme Grégoire j'aime mieux boire — und stürzt sich in den Fluß. Die gänzliche Verruchtheit dieses Menschen, ohne eine Spur verbrecherischer Leidenschaft und Willens, in einer gänzlichen Abwesenheit der Moralität bestehend, mit dem Anstrich künstlerischer Karrikatur bringt eine höchst seltsame Wirkung hervor, und scheint gewissermaßen die höchste Steigerung sehr unseliger Abirrungen, die auch unter uns nicht ganz unbekannt sind.

Hoffentlich wird André nicht übersezt, dessen bedürfen wir nicht; wen aber die französische Literatur interessirt, der wird ihn als Schilderung der untern Volksklassen, für diese zuerst, als nicht absichtlos noch unbelohnend ansehen.

Rechtswissenschaft.

Aphorismen über bürgerliche Gesetzgebung und Rechtspflege. Aus den Papieren des Verfassers von Welt und Zeit. Stuttgart, in der Metzler'schen Buchhandlung 1826.

Es ist nicht zu viel gesagt, wenn ich behaupte, daß in dem vorliegenden Werk weit mehr Tugenden und weit weniger Mängel anzutreffen sind, als in „Welt und Zeit" desselben Autors, und es hat seinen natürlichen Grund darin, daß der Verfasser in der Rechtspraxis vollkommen zu Hause ist, während er sich in einem so großen Raum, als Welt und Zeit ihm darbieten, doch gar oft nicht zu Hause, oder oft nur als eine etwas wild hausende Einquartirung befindet. Er läßt es zwar auch diesmal nicht an Seitenhieben gegen ganze Jahrhunderte, das Mittelalter, und ganze Wissenschaften, die Philosophie, fehlen, aber sie treffen, sofern sie gegen wurmstichige Rechtsinstitute und faselnde Theorien sich richten, fast immer den rechten Fleck. Der Verfasser zeigt sich hier ganz wie ein Advokat, ein Vertheidiger des Rechts, mit dem kriegerischen Ernst der Landwehr, des Vaterlandsvertheidigers, während er in Welt und Zeit mehr als Tadler, Ankläger und Angreifer erschien, und mehr von der Lust des in Feindesland einfallenden Kriegers beseelt war.

Man soll am Autor, wie am Gesellschafter, immer den Kern herausfinden, und darf, wenn man durch große Gaben einer kräftigen Persönlichkeit erfreut wird, derselben wohl eine Einseitigkeit, ein Uebermaß verzeihen. Insbesondre darf man einem praktischen Menschen, der sein Geschäft auf's gründlichste kennt und auf's tüchtigste betreibt, einige Verblendung für Gegenstände, die außer seinem Kreise liegen, nicht zu hoch anrechnen. Ein bloß speculirender Kopf versieht es oft in der Praxis, ein praktischer oft in der Speculation, aber der consequente Ideengang des Einen und die Erfahrung des Andern tragen gleichviel zur Förderung der Wissenschaft und Kultur bey. Im vorliegenden, durchaus praktischen, auf Erfahrung beruhenden und auf das Leben berechneten Werke übersehen wir leicht einige paradoxe Ausfälle über den zahlreichen Wahrheiten, die eine edle kräftige Natur, ein unverfälschter Rechtssinn, eine ächt deutsche Ehrlichkeit, ein seltener Scharfsinn, eine höchst feine Beobachtungsgabe und ein Schatz von Erfahrungen uns darbieten. Die meisten Aphorismen sind gegen die Unbehülflichkeit, Langweiligkeit, Verwirrung, Heimlichkeit, Gelehrsamkeit, Unpopularität, Willkür, häufige Ungerechtigkeit und große Kostbarkeit des gewöhnlichen Prozeßganges gerichtet und durch eine Fülle von schlagenden Beyspielen aus dem wirklichen Leben bekräftigt. Im Gegensatz wird die öffentliche Rechtspflege empfohlen, aber keineswegs unbedingt; vielmehr offenbart der (westdeutsche) Verfasser auch eine genaue Kenntniß aller Mängel des französischen und englischen Rechtsverfahrens. Insbesondere verdient noch bemerkt zu werden, daß er mit großem Scharfsinn die vielen Vorurtheile gegen den Advokatenstand zu zerstreuen sucht, dem gewöhnlich allein alle Schuld beygemessen wird, wenn die Partheyen mit einem Urtheil unzufrieden sind. Was er über die Verhältnisse dieses Standes theils zum Volk, theils zu den Richtern sagt, verdient volle Beherzigung.

Das ganze Werk ist übrigens so populär geschrieben und berührt so sehr allgemeine Interessen, daß nicht nur der Jurist, auch das größere Publikum es verstehen und daraus mannigfache Belehrung und Vergnügen schöpfen kann. Selbst die Damen werden es mit Theilnahme lesen können, denn der Verfasser zeigt sich als enthusiasmirter Verehrer derselben, vertheidigt ihre Rechte bey jeder Gelegenheit, und findet ihre bürgerliche Lage noch lange nicht frey und würdig genug für ihren Geist und ihre Tugenden.

Digitized by Google

Nr. 45.

Literatur-Blatt.

Dienstag, den 6. Juni 1826.

Kleine Lustspiele.

Es gab eine Zeit, wo der dramatische Dichter nicht leicht unter fünf Akten dichtete, deren sechs und sieben anbrachte, oder gar dieselbe Handlung in zwey oder drey aufeinanderfolgende Stücke verlegte. Jezt hören wir fast immer nur noch von vier Akten, und die Lustspiele reduciren sich je mehr und mehr auf einen einzigen. Was artig ist, ist klein, warum sollte man sich also nicht klein machen? wenn man auch durch die einaktigen Trauerspiele um so viel zu wenig beschäftigt ist, als ein sechster Akt zu langweilig wird, so eignet sich doch für den Scherz des Lustspiels die Kürze vortrefflich. Die Franzosen, die immer mit dem Secundenzeiger voreilen, wenn wir Deutsche unsichtbar mit dem Stundenzeiger nachschleichen, die zehn Sprünge machen, indeß wir einen Schritt thun, die eine ganze Roulade hoher Töne singen, während wir einen tiefen Ton fest halten, diese leichte, muntere, gaukelnde Nation übertrifft auch natürlich in ihren kleinen Lustspielen nicht nur uns, sondern wohl alle Völker. Der gefälligste Dialog ist ihnen deßfalls eben so geläufig, als ihnen ihr eigenes Leben und Treiben an geselligen Situationen und Anekdoten den reichsten Stoff für das Lustspiel darbietet. Da nun die Deutschen den Bewegungen der Franzosen, wenn auch träge, doch immer gefolgt sind, so liefert unsere dramatische Literatur immer mehr kleine Vor-, Zwischen- und Nachspiele, Vaudevilles und dergleichen, die größtentheils den Franzosen entlehnt oder nachgebildet sind. Was man auch in den französischen Originalen oberflächliches oder von bloß örtlichem Interesse finden mag, so müssen wir uns doch gestehen, daß sie eine Leichtigkeit und Laune auszeichnet, die uns selbst das Alberne noch ein wenig liebenswürdig macht, und die ihnen einen entschiedenen Vorzug vor den mehr germanisirten Nachbildungen und vor den sogenannten deutschen Original- und Lokallustspielen verleiht. Der deutsche Charakter äußert sich gewöhnlich durch eine gewisse Richtung nach dem Rührenden oder der Satyre. Die losen Blüthen des Scherzes müssen Wasser geben, und die leichten Blumenstengel zu Prügeln für die Thoren erstarken. Die Franzosen sind viel geschickter, bloß den sanften Hauch der Luft und des Scherzes abzuschöpfen, und geschmeidig jeden Dorn und jede Härte zu vermeiden. Sie lachen, aber sie schütten sich nicht aus, sie freuen sich, aber ohne den Thränenzuber der Rührung, sie gefallen sich in den feinsten Anspielungen, aber sie zeigen dabey mehr die Fechterkunst, als die Absicht zu verletzen. Freylich sind mit diesen ächt französischen Lustspielen die sentimentalen Delinquentenstücke nicht zu verwechseln, von denen es jezt ebenfalls in Frankreich wie in Deutschland wimmelt.

Unter den vielen kleinen Lustspielen, die neuerdings in Deutschland geschrieben und aufgeführt worden sind, zeichnen sich in der That diejenigen am vortheilhaftesten aus, die den französischen Ursprung am wenigsten verläugnen. Wir wollen einige der vorzüglichsten Sammlungen betrachten.

1) Vaudevilles für deutsche Bühnen und gesellige Zirkel, nach dem Französischen bearbeitet von Carl Blum, 2ter Band. Berlin bey Dunker und Humblot. 1826.

Diese Sammlung hat mich unter allen am meisten ergözt. Sie huldigt den Grazien fast durchgängig und drückt die Anmuth und Lebhaftigkeit des französischen Tones im Deutschen mit großer Leichtigkeit aus. — Das erste Stück, der Oberst, stellt uns ein junges Mädchen in einer sehr komischen Lage dar. Elise, die Schwester eines französischen Obersten, verkleidet sich auf der Reise in dessen Uniform, um den Gastwirthen mehr zu imponiren und Zudringlichkeiten vorzubeugen. Zufällig geräth sie aber in die Garnison des Regiments, zu welchem ihr Bruder versezt werden soll, wird für diesen angesehen und muß, um sich nicht der äußersten Beschämung auszusetzen, seine Rolle spielen, die Officiere empfangen und sogar einem Gastmahl derselben beywohnen. Sie kommt in tausend Verlegenheiten, da sie sich nicht militärisch zu benehmen weiß, und auf diese reizenden Situationen, in denen jede Kleinigkeit komisch oder liebenswürdig werden muß, ist das ganze Stück berechnet,

Digitized by Google

das übrigens durchaus in den Grenzen des Anständigen verweilt. Zulezt wird das schöne Kind von ihrem Bruder befreyt, und beglückt einen der Officiere, ihren früheren Liebhaber, mit ihrer Hand. — Der Secretär und der Koch hat diese Anmuth nicht. Ein junger Herr sucht den Secretärsdienst bey einem Gesandten, dessen Tochter er heimlich liebt. Zu gleicher Zeit bietet auch ein Koch dem Gesandten seine Dienste an. Beyde werden verwechselt, und der Koch will Secretär bleiben, weil es ihm mehr einträgt, der Liebhaber nimmt als Koch vorlieb, damit er wenigstens im Hause bleiben kann. Nun kann der eine nicht schreiben, der andere nicht kochen, und es gibt wieder Verlegenheiten und Späße, bis beyde ihre Rollen tauschen und der Vater des Liebhabers dazwischen tritt. — Blancheflour zeichnet sich durch großen Liebreiz aus. Eine schöne Herzogin wird heimlich von ihrem jungen Pagen geliebt, und sie liebt ihn wieder, ohne es ihn merken zu lassen. Die Nymphen des lustigen Hofes entdecken seine Liebe und führen ihn vor ein Minnegericht. Da steht der arme Junge, der Neckereyen und dem Tändeln der Damen ausgesezt, gewiß eine sehr reizende Situation, die der Dichter mit so viel Grazie durchgeführt hat, wie Beaumarchais die Scenen mit Cherubim in seinem Figaro. Zulezt entdeckt die Herzogin dem glücklichen Pagen ihre Liebe, und er macht sich derselben als Sieger im Turniere würdig und empfängt ihre Hand. Ein Ritter im Geschmack des Don Quichotte und ein betagtes Hoffräulein, die sich die alten Herzen mit spanischer Gravität zum Opfer bringen, geben einen lebhaften Kontrast, und heben jene jugendlichen Bilder trefflich hervor. — Die beyden Turenne, ein komisches Kriegsabenteuer. Die Bauern eines Dorfs halten einen gemeinen Soldaten für Turenne und bewirthen ihn stattlich, während der Feldherr, welcher selbst dazu kommt, es einige Zeit sich gefallen läßt, als gemeiner Soldat behandelt zu werden. Der Gegenstand ist für die Franzosen ohne Zweifel interessanter, als für uns. — Kanonikus Schuster ist das langweiligste und deutscheste Stück dieser Sammlung. Der Herr Kanonikus will seinen Neffen von einer Bande Schauspieler abwendig machen, der er aus Liebe zu einem Mädchen gefolgt ist. Die Schauspieler, die das junge Paar nicht verlieren wollen, suchen den alten Herrn zu prellen; dieser aber täuscht sie alle, indem er sich verliebt und der ersten Actrice einen Heirathsantrag macht, denn da sie denselben nicht ausschlägt, folgt ihm auch das junge Paar, und er entvölkert das ganze kleine Theater.

2) Dramatische Kleinigkeiten, von Herzenskron. Wien 1826, bey Tendler und v. Manstein.

Diese Sammlung hat weniger Vorzüge. Die Erfindung darin ist gezwungenen und der Ton matter. — Der Bräutigam ohne Braut ist nur ein abgekürzter Pachter Feldkümmel von Tippelskirchen. Das zweyte Lustspiel, Hoangpuff, ist ein artiger Schwank nach einer bekannten Anekdote. Hoangpuff will den Sohn seines abgesezten Vezirs hinrichten lassen, es wird ihm aber von einem Freunde des leztern, der sich als Astrolog eingeschwärzt hat, die Nativität gestellt, daß er vierundzwanzig Stunden nach dem verurtheilten Jüngling sterben müsse; er hat also nichts dringenderes zu thun, als diesem das Leben zu schenken, und so sorgenlos als möglich zu machen. Er macht ihn zum Vezier und gibt ihm sogar seine Lieblingsslavin. — Ein Mädchen ist's und nicht ein Knabe. Ein reiches Ehepaar will eine junge Waise zu sich nehmen. Der Vater will durchaus, daß es ein Knabe sey, die Mutter hat aber ein Mädchen ausgesucht, das als Knabe verkleidet wird und den Vater so lange täuscht, bis es in seiner Liebe sich festgesezt. Das Stück scheint auf eins jener abgerichteten Kinder berechnet zu seyn, die auf der neuern Bühne neben Hunden und Affen eines unmäßigen Beyfalls sich erfreut haben und den überreizten Geschmack des Publikums beurkunden. Die Rolle ist gemacht und unnatürlich. — Der Kuß an Ueberbringer hat eine artige Grundlage, auf die der Witz aber zu wenig gebaut hat. Ein lebenslustiger Oberst küßt ein junges Bauerweib an ihrem Hochzeittage, wird von ihrem Manne überrascht und stellt demselben, um ihn zu begütigen, einen Schein aus, worin er den Ueberbringer berechtigt, der künftigen Frau Oberstin ebenfalls einen Kuß zu geben. Er findet aber diese Zukünftige bald in der Person einer alten Geliebten und kommt durch jenen Schein, den ein anderer Edelmann, sein Nebenbuhler, an sich gekauft, in nicht geringe Verlegenheit, aus welcher ihn endlich ein Duell und die Gnade seiner Braut befreyt. — Das Häuschen in der Aue ist gleich dem Bräutigam ohne Braut schon ein wenig abgeschmackt. Eine gewaltsam entführte Dame entflieht ihren Räubern in ein einsames Landhaus, worin sich nur ein Diener befindet. Dieser schreckt aber die Verfolger zurück, indem er durch Verkleidungen sich vervielfältigt. — Der Gang ins Irrenhaus. Ein Edelmann, der seine Gemahlin verlassen, will Bedlam besuchen, geräth aber in ein Haus, das ohne sein Wissen seine Gattin bewohnt. Er hält sie für wahnsinnig, wird gerührt und schwört ihr ewige Treue. Man sieht, diese Compositionen sind eben nicht sonderlich.

3) Weihnachtsspende für Privatbühnen von Georg Döring. Amberg bey Fr. Müller. 1825.

Die Spende klingt etwas pedantisch und die beyden Lustspiele, die sie bringt, sind es wirklich. Namentlich fehlt es den Versen an anmuthiger Leichtigkeit. — Geb

kert ist das erste Stück überschrieben, und dieser Name läßt uns gleich irgend eine Rührung hoffen, die der Inhalt auch nicht fehlen läßt. Ein junger Bursche wird zu der Zeit, da die Preußen unter ihrem großen König Friedrich Leipzig besezt hielten, zum Soldaten gepreßt, und seine Geliebte, ein Bauermädchen, das dem berühmten Gellert Blumen zu bringen pflegt, flieht diesen um Hülfe. Einer jener glücklichen Zufälle, wodurch auf den Theatern schon so viel Gutes gestiftet worden ist, führt in diesem Augenblick Friedrich den Einzigen verkleidet in Gellerts Studirstube. Das Gespräch verweilt sehr lange bey der deutschen Gelehrsamkeit und Sprache, und Gellert hält dem König einen salbungsvollen, patriotischen und sogar prophetischen Sermon, durch welchen der Freund Voltaires beschämt wird. Endlich findet sich Gelegenheit, ein gutes Wort für den Rekruten einzulegen. Er wird erlöst, und es findet sich, daß er ein verlorner Neffe von Gellert selbst ist. — Sohn und Neffe ist ein wenig komischer. Zwey Jünglinge, die in das Vaterhaus zurückkehren, wo man sie nicht mehr kennt, werden mit einander verwechselt, und gelangen dadurch jeder an das Ziel seiner Wünsche.

4) Dilettantenbühne für 1826, von Franz von Holbein, erster Jahrgang. Wien bey Wallishausser.

Der Verfasser scheint sich auf das Theater besser zu verstehen, als auf die Poesie. Die vielen Stücke, womit er bereits die deutschen Bühnen überschwemmt hat, erhalten sich auf denselben, weil sie gleichsam dort geboren sind; da sie aber nur dahin zielen, es dem Schauspieler bequem zu machen oder ihm einen Triumph zu bereiten, so wird die Poesie nur zum Dienst des Kammermädchens erniedrigt, das der theatralischen Muse die Toilette macht. Der Verfasser scheint die ersten Erfordernisse der Poesie nicht einmal zu kennen, und es wird ihm desto leichter, sie dem Theatereffekt zu opfern. Er kennt wenigstens das Publikum, er weiß, daß es in eine Noblesse und in einen Jan Hagel zerfällt, und daß der Dichter am meisten Glück macht, der einmal dem Jan Hagel durch Bramarbasiren und Schimpfen, ein andermal den Logen durch faden Modeton zu gefallen versteht; er weiß, daß er dann immer die Mehrzahl auf seiner Seite hat, mag ihn eine Minderzahl poetischer Zuschauer auch verdammen. Die vorliegenden Stücke enthalten zwar keine so plumpen Schimpfreden und Rohheiten, als „die drey Wahrzeichen," und sind mehr auf das vornehme Publikum berechnet, lassen es aber desto weniger an Fadheit ermangeln. Mich umständlich mit der Charakteristik der Stücke im Einzelnen zu befassen, habe ich durchaus keine Lust, nachdem ich sie mit unüberwindlichem Widerwillen durchgelesen.

5) Dramatische Miniaturgemälde für öffentliche, stehende und Privatbühnen von S. W. Schießler. Prag, bey Buchler, Stephani und Schlosser.

Diese Prager Sammlung neigt sich wieder mehr zum französischen Lustspiel und enthält viel Angenehmes. — Die Nachtigall. Ein alter melancholischer Graf hat sich von der bösen Welt zurückgezogen, und bewacht seine junge Tochter Benigna mit großer Strenge, in der Meinung, sie in der reinsten kindlichen Unschuld zu erhalten und vor Amors Pfeilen gänzlich zu schützen. Nur am Abend darf sie allein im Garten verweilen, um eine Nachtigall, die sie gezähmt, zu füttern. Als er aber endlich einmal dazukommt, findet er, daß die Nachtigall ein junger Officier ist, der sich längst in Benigna's Herz gestohlen. — Die Bräutigamsprobe ist nicht sonderlich. Sie besteht darin, daß ein vermeintlicher Zauberer eine rothe Mütze unter die Freyer wirft, die den, auf dessen Haupt sie fallen würde, als einen Lüderlichen bezeichnen soll. Alle Freyer, mit Ausnahme des Begünstigten, bücken sich, um von der Mütze nicht getroffen zu werden und bekennen dadurch ihren schlechten Lebenswandel. — Der Welt Ende ist aus einer alten Novelle entlehnt und in der That recht lustig. Brummer, ein alter Wucherer, will seine Mündel heirathen, die schon einen Geliebten hat. Ein Freund dieses Jünglings, ein Magister, überredet den Alten, der zugleich ein Frömmler ist, der Weltuntergang stehe bevor und eine neue Sündflut sey im Anzug. Ihr zu entrinnen, verfertigt Brummer sich eine kleine Arche auf dem Dache und erwartet den schrecklichen Augenblick. Damit er aber von allen Sünden gereinigt der Rettung würdig werde, versöhnt er sich mit allen seinen Feinden und gewährt sogar dem Liebhaber seiner Mündel ihre Hand, um sie vor dem nahen Tode noch glücklich zu machen. Während er in seiner Arche sizt, überläßt sich das junge Paar seiner Wonne. Ein dritter Nebenbuhler schleicht sich aber vor das Fenster und fleht um Gegenliebe. Ihn zu foppen, reicht der Bräutigam statt des Mädchens seine Hand hinaus, die jener zärtlich küßt, aber bald erkennt. Rachsüchtig eilt er in die nächste Schmiede und holt ein glühendes Eisen, indem er seine zärtlichen Bitten erneuert. Dießmal streckt der Magister die Hand hinaus und wird garstig verbrannt. Er schreyt: Wasser, Wasser! und wie das der alte Wucherer hört, zerschneidet er die Stricke, die seine Arche halten, und stürzt herunter. — Frauenlist ist eine recht artige Ehestandsscene. Das Glas Wasser dagegen ist nur wieder eines jener abgedroschenen Intriguenstücke, worin ein alter Vormund, der seine reiche Mündel heirathen will, von ihrem Liebhaber um das Mädchen und das Geld geprellt wird. Der böse Onkel kündigt seinem Neffen und seiner Nichte an, daß er sie verheirathen wird.

Digitized by Google

Beyde lieben sich und fürchten jedes, an einen andern verheirathet zu werden. Endlich überrascht sie der Onkel durch die Erklärung, daß sie nur einander selbst heirathen sollen. Die Maskerade ist nach einer bekannten Anekdote copirt. Eine eifersüchtige Frau wird von ihrem Fehler befreyt, indem ihr Gemahl ihr auf dem Maskenball unter der Maske eines Fremden eine heilsame Lehre gibt.

Amerikanische Journale.

The american Journal of Sciences and Arts etc. by B. Silliman etc. (Amerikanisches Journal für Wissenschaften und Künste, herausgegeben von B. Silliman, Professor der Chemie und Mineralogie am Collegium von Yale. New Haven 1825.)

Das lezte Trimester für 1825 von diesem Journal enthält mehrere interessante Aufsätze, besonders geologischen und mineralogischen Inhalts. Hr. Atwater gibt eine mineralogische Beschreibung des Staates von Ohio, dessen Reichthümer in dieser Hinsicht noch wenig gekannt und benuzt sind, das Salz und Bergöl ausgenommen, was man angefangen hat zu benutzen. Das leztere Produkt ist sehr reichlich vorhanden und soll zur Beleuchtung sehr brauchbar seyn. Spuren von Wismuth und Zink muntern zu fernern Nachforschungen auf, und Eisen ist in Ueberfluß vorhanden. Der Hauptreichthum des Landes besteht jedoch in der Fruchtbarkeit seines Bodens. Hr. Mason beschreibt Felsen, die sich auf der Bahn, worauf sie ruhen, hin und her bewegen lassen. Eine dieser beweglichen Massen ist ein Granitblock in der Nähe der Stadt Providence, er wiegt gegen 180,000 Pfund, und man kann ihm mit einem Hebel von acht Fuß Länge eine oscillirende Bewegung von vier bis fünf Zoll auf und ab geben *). Der Prof. Dewey schließt mit 66 Species seine Beschreibung der graminaceæ von Nordamerika. Dr. Mitchell beschreibt eine Anomalie, die er mehrere Male bey Schlangen bemerkt hat, und die manchen Mährchen zum Grunde liegen mag; es finden sich nämlich nicht sehr selten Schlangen mit einem Leib und zwey Köpfen, und Schlangen, wo zwey Köpfe und zwey Leiber durch einen Hals verbunden sind. B. Harlan beschreibt zehn, zum Theil noch unbekannte Froscharten. Hr. Hare gibt Verbesserungen für die Eudiometer an. Ein Aufsatz über die Wärme und einer über abwechselnde und rotative Bewegung sind weniger interessant. Unter den amerikanischen Chemikern scheint ein Streit über einige Experimente in Hinsicht auf Kohlen und Kohlensäure entstanden zu seyn. Hr. Chilton gibt Nachricht von einem Aerolithen, der in der Provinz Maryland gefallen ist, wozu Hr. Silliman interessante Bemerkungen macht. Hr. Atwater gibt Nachrichten über die ersten europäischen Niederlassungen im Staate Ohio. Die Hauptstadt Marietta ward 1788 von siebzig Auswanderern aus Massachusets, Rhode Island und Connecticut gegründet. Gegenwärtig erhebt sich eine bedeutende Stadt, die täglich zunimmt und der Mittelpunkt eines umfassenden Handels, einer wachsenden Betriebsamkeit wird. Wollen- und Baumwollenmanufakturen, Mühlen und Drehbahnen werden durch Dampfmaschinen in Bewegung gesezt. —

*) Eine ähnliche bewegliche Felsmasse existirt an der Küste von Cornwallis.

The North american review. Januar 1826. —

Wie dieß bey den Reviews des „alten Landes" der Fall ist, so geben die Aufsätze dieses amerikanischen Reviews nicht immer das, was der Titel erwarten läßt; allein der Leser kann sich nicht beklagen, da sie meistens weit mehr geben, als sie versprechen. So z. B ist die Anzeige der zwey Werke über die nordamerikanischen Wilden von Hunter und von Hallett selbst eine sehr interessante Abhandlung über diesen Gegenstand, wobey mehrere noch unbekannte Quellen und Berichte benuzt sind. Ein Aufsatz über den Congreß von Panama erklärt die Theilnahme der nordamerikanischen Freystaaten an demselben für unzeitig und unpolitisch. Ein anderer Artikel rechtfertigt mit großer Sachkenntniß und Mäßigung die Ansprüche auf Schadenersatz, welche von Nordamerika an Frankreich für Verluste während der Revolution gemacht werden. Da Frankreich durch die Indemnisation der Emigranten den Grundsatz, worauf jene Ansprüche beruhen, selbst anerkannt und angerufen hat, so dürfte es schwer seyn, diese Ansprüche abzuweisen, ohne einen Beweis von völliger Grundsatzlosigkeit zu geben. — Hadad, ein Trauerspiel von Hillhouse, wird günstiger beurtheilt, als dieß in Europa der Fall seyn würde. Strenger ist eine Recension der Fauna americana von Harlan. Das Heft enthält ferner eine Uebersicht der neuesten amerikanischen Gerichtsverhandlungen von Greenleaf. Eine Anzeige der Memoiren von Josiah Quincy dem Jüngern; alles, was die Gründer der amerikanischen Freyheit betrifft, verdient die Aufmerksamkeit der dankbaren Nachkommen. Eine Liste der neu herausgekommenen Schriften, welche dem Review angehängt ist, beweist, wenn sie vollständig ist, daß die Amerikaner in diesem Industriezweig weit hinter uns zurück sind. Doch darf man nicht vergessen, daß, wenn bey uns die Zahl der Büchermacher unendlich viel größer ist, die Classe der Leser in Amerika weit zahlreicher ist. —

Mittel-Amerika.

El Indicador de Guatimala. Diese Wochenschrift enthält, außer den Tagesneuigkeiten, gut gedachte und gut geschriebene Aufsätze über Gegenstände der politischen Oekonomie. — Einige witzige Artikel über los traficantes en patriotismo, (die Patriotismuskrämer.) — Mehrere Aufsätze in Beziehung auf die Wahlen und andere Gegenstände von öffentlichem und lokalem Interesse.

Digitized by Google

Nr. 46.

Literatur-Blatt.

Freitag, den 9. Juni 1826.

Biographie.

Meine Lebensschicksale als Vorsteher meiner Erziehungsinstitute in Burgdorf und Iferten, von Pestalozzi. Leipzig bey Gerhard Fleischer, 1826. 251 S. 8.

Diese Schrift gehört zu den merkwürdigsten Erscheinungen unserer Literatur. Pestalozzi steht unter den Trümmern seines Glücks und seines Ruhms, und, in der tiefen Abendsonne seines Lebens von einer wunderbaren Erleuchtung ergriffen, durchschaut er die lange Täuschung seines Lebens und Wirkens und bekennt sie vor der Welt offen, ohne Rückhalt, mit Manneskraft. Ja, er selbst gesteht, was seine Feinde längst mit den schwärzesten Farben geschildert, und er gibt ihnen alles Preis, und steht allein mit seinem großen Herzen, und hat nichts bewährt gefunden und behalten, als seine Liebe und das reine Bewußtseyn eines edlen Willens, der, aller Thatkraft ermangelnd und bey der Ausführung fast methodisch mißleitet und mißbraucht, doch seinen Werth in sich selbst trägt. Pestalozzi's Institut hat einer welthistorischen Berühmtheit sich erfreut und halb Europa hat Theil daran genommen. In keiner Zeit ist die Pädagogik zu solchem Ansehen gelangt, als in der unsern, und diese Pädagogik kennt keinen größeren Namen, als Pestalozzi. Muß uns also nicht alles interessiren, was uns über das Leben und Wirken dieses ausgezeichneten Mannes einen nähern Aufschluß gibt, und am meisten, was er selbst darüber sagt? Wie viel bedeutender wird aber sein Buch, wie überrascht es uns durch die unerwartete Wendung seines Inhalts! Die Welt hat seine Täuschung getheilt, und sie wird mit noch größerem Interesse sein Bekenntniß der Wahrheit theilen. So bedeutend, als diese Wahrheit an sich seyn muß, ist zugleich für alle, die das Edle und Schöne lieben, die Art und Weise jenes rührenden Bekenntnisses, die wir als den Triumph einer schönen Seele betrachten dürfen. Die Sache ist wichtig durch den Ruf, den sie in der Zeitgeschichte auf sich gezogen, das Geständniß ist wahrhaft genial, der Zweck ist ehrwürdig, denn er ist die Wahrheit selbst, und die Person ist liebenswürdig, denn Pestalozzi spricht, und er spricht ein Bekenntniß aus, vor dem nur eine schöne Seele nicht zittert. Er erinnert uns lebhaft an Rousseau, und wenn in beyden sich auch eine große Verschiedenheit ausspricht, so scheint doch unter allen Menschen niemand dem Genfer Weisen so verwandt, als dieser Zürcher, oder wo findet sich diese weiche Seele wieder, diese kindliche Liebe zu den Menschen, diese Fülle menschenfreundlicher Ideen, dieser Naturſinn, diese Einfalt, aber auch wieder dieser Mangel an Menschenkenntniß aus Menschenliebe, dieses träumende Daseyn, diese Hingebung an äußere Eindrücke, diese lange Täuschung, dieses Unglück und dieses treue Selbstbekenntniß?

Der würdige Greis gesteht, daß der Begeisterungstaumel der französischen Revolution einen wesentlichen Antheil an seinen überschwenglichen Hoffnungen und übertriebenen Versprechungen und Unternehmungen gehabt, daß der Zeitgeist, der plötzlich die höchsten Ideale verwirklichen zu können glaubte, auch ihn ergriffen habe, und daß dadurch die erste Unnatur in seine Bestrebungen gekommen sey.

Als sein Institut zur Zeit der helvetischen Republik, von dem Schwindelgeist der Idealisten wie auf Flügeln getragen, ein überraschendes Gedeihen fand, ward das Glück sein Unglück. Mit Vertrauen und Reichthum, enthusiasmirten Lehrern und willigen Schülern gleichsam überschüttet, schien ihm das Unmögliche leicht, und dem Glück gesellte sich, wie gewöhnlich, ein stolzes Gefühl der Sicherheit und ein wenig Prahlerey zu. Er beurtheilt sich deßfalls selbst am strengsten. S. 3 ff. „Mein Buch (wie Gertrud ihre Kinder lehrt) und die in's Unglaubliche übertriebenen Urtheile, die ich über meine ersten Gehülfen in dieser Schrift aussprach, ist hiefür ein unwidersprechlicher Beweis. Sie drückt meine Irrthümer und übertriebenen Hoffnungen in Rücksicht auf das damalige Personale meines Hauses mit einer Bestimmtheit aus, die es überflüssig macht, weiter auch nur ein Wort davon zu sprechen. Mein ganzes Haus war in den nämlichen Taumel versunken. Die in dieser Epoche herausgekommenen Elementarbücher sind ein auffallender

Digitized by Google

Beweis, wie sehr nicht nur ich selbst, sondern mein ganzes Haus in Rücksicht auf die Kenntnisse und Kräfte, die wir uns in unserer Stellung zutrauten, gleich blind waren, und in welchem Grad unser fortdauerndes Scheinglück unsere dießfällige Täuschung von Jahr zu Jahr in uns selber steigerte. Es wäre unbegreiflich, wie die Wirkung dieses Scheinglücks bey dem Zustand unserer Schwächen und Irrthümer in dem Grad hätte stattfinden und uns in den Verirrungen so weit hätte gehen machen können, wenn der Volksunterricht in seinen Anfangspunkten um uns her nicht in allen seinen Fächern im höchsten Grade schlecht und selber hinter den Schwächen und Irrthümern, in denen wir uns befangen fanden, zurückgestanden wäre. Dadurch erklärt sich allein, daß die unbedeutenden, einseitigen und isolirten Verbesserungen, die wir in denselben anzubringen vermochten, den Grad der Aufmerksamkeit und Achtung haben erzeugen können, der uns in diesem Zeitpunkt so allgemein zu Theil ward. Doch, wir waren, aber zu unserem Unglück, eine Modeerscheinung, und die Modeerscheinungen werden gewöhnlich erst dann geprüft und richtig beurtheilt, wenn sie nicht mehr Mode sind." S. 37 heißt es: „Die Frechheit unsers Benehmens gegen alle Welt und gegen Alles, was in der Erziehung geschah, und nicht in unser Modell passen wollte, erhöhte sich in den ersten Gliedern unsers Hauses auf eine allen Glauben übersteigende Weise. Und wer will sich wundern, daß dieses Beyspiel auf die niedersten Glieder desselben hinabwirkte, und sie mit seinem Schwindel ergreifend zu ähnlichen Anmaßungen und Derbheiten fortriß. Die Sache ist traurig; aber sie ist wahr. Wir armen Nestvögel maßten uns beym Brüten unserer unausgeschlossenen Eyer Hochflüge an, die die stärksten Vögel nur mit gereiften und ausgewachsenen Jungen versuchen. Wir kündigten öffentlich Dinge an, wozu wir weder Kraft, noch Mittel, sie zu vollbringen, in unsern Händen hatten."

Als er nach Iferten gezogen war, kam ein neues Uebel dazu. Die Stadt und Gegend waren französisch, er und seine Schule deutsch, und er mißkennt selbst keineswegs die falsche Stellung, worein er kommen mußte, und hat es schmerzlich gefühlt, daß die Erziehung nicht gedeiht, wenn sie nicht ein nationelles Gepräge trägt, wenn sie den verschiedensten Bedürfnissen genügen will und doch immer nur eines dem andern in den Weg stellen muß.

Das größte Uebel aber war, wie Pestalozzi selbst nicht genug wiederholen kann und mit rührender Naivetät bekennt, seine „gänzliche Regierungs-Unfähigkeit." Er gesteht nicht nur, daß er keine andere Gewalt über die Menschen besitze, als die der Liebe, daß er durchaus nicht zu herrschen verstehe, nicht einmal in seinem eignen Hause, sondern er sagt auch frey heraus, daß er sogar den praktischen Unterricht nicht verstehe und deßhalb beständig von seinen ihm untergebenen Lehrern abhängig gewesen sey. Hören wir ihn selbst. S. 65. „Die Geschichte der menschlichen Berufsgeschäfte hat vielleicht noch kein Beyspiel des Mißbrauchs der gutmüthigen Schwachheit irgend eines Menschen aufzuweisen, das demjenigen, in dem ich mich in diesem Zeitpunkte befand, gleich ist. Ich war an meinem Unglück selbst Schuld. Ich erkannte meine Schuld, aber ich war unvermögend, mir zu helfen. Mein Seelenzustand in dieser Lage versank noch tiefer als selber meine Wirthschaft. Wäre ich bey gesunder Kraft ein Mann gewesen, ich wäre körperlich unterlegen und sicher todt; aber ich war ein Kind, und ließ ohne männlichen Widerstand mit mir, mit dem Meinigen und den Meinigen machen, was man immer wollte. Ich glaubte dabey immer noch mit festem Vertrauen, in Freundes Händen zu seyn, und an der Seite von Männern zu leben, die großer Dinge fähig und wills Gott noch Auswege aus allem diesem Chaos herausfinden werden." S. 20. „So wirkten der unverdiente Ruhm und das Scheinglück, das auch bey unserer Ankunft in Iferten uns anlächelte, dahin, unser Haus bald mit den heterogensten Elementen und einer Mischung von den widersprechendsten Eigenheiten und Originalbizarrerien zu füllen, deren natürliche Resultate und sämmtlich im Innersten unserer Gefühle und unserer Ansprachen von einander trennten und gegen einander innerlich in die belebtesten Widersprüche unter uns selbst hinführten, mitten indem unsere Bestrebungen äußerlich noch allgemein in Edelmuth und Liebe zusammenhängend erschienen. Aber das Blendwerk der Maßregeln, den schon damals grellen Zustand unserer dießfälligen Verirrungen zu verbergen, und den Zustand des Hauses als in Harmonie in sich selbst, und für die ursprünglichen Zwecke unserer Bestrebungen in Wahrheit, Liebe und Treue vereinigt in die Augen fallen zu machen, konnte nicht mehr lange dauern. Unser Zustand war auf Sand gebaut. Der Geist unserer ursprünglichen Vereinigung war in seinem Wesen schon damals von uns gewichen. Unsere besten Kräfte waren allgemein einseitig, beschränkt und sich im Wesen lebendig und sehr grell widersprechend. Mein einfacher, aber von Gelehrsamkeit und Kunstfertigkeit entblößter Naturſinn gefiel zwar auf eine Art noch allgemein, aber er befriedigte auf keinem Punkt — und konnte es nicht. Ich war selber in Rücksicht auf den einzigen Punkt unseres Unterrichts, in welchem die Eigenheit meiner Ansichten und Grundsätze durch die Kunstmittel der vereinfachten Zahl- und Formlehre unterstützt und elementarisch ausgeführt war, der ungewandteste und ungeschickteste aller Schüler. Ich konnte weder rechnen, noch zählen, noch messen. Das Gefühl des hohen Bedürfnisses der Vereinfachung von diesem allem lag nur

Digitized by Google

wie eine innere, zwar sehr belebte Ahnung, aber auch durchaus ohne alle Spur irgend einer praktischen Kraft für die Bearbeitung dieser Elementarmittel in mir. Eben so sehr war ich in Rücksicht auf alle andern Unterrichts- und Bildungsfächer praktisch ungewandt und so viel als unbrauchbar. Jedes wissenschaftlich, wenn auch noch so wenig gebildete Mitglied glaubte, und zwar mit Recht, es verstehe sein Unterrichtsfach, und ich keines. Mein geistiger und wissenschaftlicher Einfluß auf das Haus war jezt ein gänzliches und vollkommen auffallendes Nichts. Er sprach keinen Menschen an, noch viel weniger befriedigte er irgend jemand. Er konnte es nicht, er war mit dem ganzen Thun meiner Umgebungen im Widerspruche und für dieselben so unpassend, als ein Regentag zur Minderung der Masse des Wassers, wovon die Erde schon voll ist."

Dadurch wurde sein Unternehmen noch mehr, als durch die allzuhochgestellten Ziele, die es nicht erreichen konnte, unnatürlich, und die Menschen zerrütteten vollends, was schon der Idee nach nicht bestehen konnte. Seine Schwäche ward die Ursache, daß sein kleines pädagogisches Volk sich nach Gutdünken selbst regierte, daß jeder herrschen wollte und ein Streit von Meinungen und Interessen überhandnahm, der Pestalozzi selbst fremd war, und Einigkeit, Frieden und Ehre des Hauses zerstörte. Er sagt selbst S. 56: „Ich war mir meiner gänzlichen Regierungsunfähigkeit bewußt, so wie meines allgemeinen Zurückstehens in allen literarischen und pädagogischen Kenntnissen und Fertigkeiten, deren mein Haus so sehr bedurfte. — Niederer und Krüsi und bald Jedermann, der in meinem Hause war, und hineinkam, sahen sich weit mehr, als ich, als verdienstvolle Schöpfer alles dessen, was aus der Anstalt geworden und was sie geleistet, und die Art, wie ich mich dabey benahm und von ihnen bittend, dankend und jammernd zu erzielen suchte, was ich vermöge meiner Stellung mit Ernst, Kraft und Recht hätte fordern und befehlen sollen, führte natürlicher Weise und so viel als nothwendig dahin, daß alle Glieder meines Hauses, die von nun an schrankenlos gegen mich fehlten, in eine Täuschung gegen sich selbst und die Stellung, in der sie waren, hineinfielen, daß ich ihre Handlungsweise noch selber zu entschuldigen genöthigt bin." S. 28. „Die Keime unseres Verderbens waren gelegt und hatten, wenn auch vielseitig noch unsichtbar, tief gewurzelt. Von der Reinheit, Einfachheit und Unschuld unserer ersten Bestrebungen durch Zeitverführung und Scheinglück im Innersten unserer Gefühle abgelenkt, unter uns selbst in unserem Innersten getrennt und durch die Heterogenität unserer Eigenheiten so viel als zum voraus unfähig gemacht, jemals im Geist und in der Wahrheit für unsere Zwecke ein Herz und eine Seele zu werden, standen wir äußerlich vereinigt und zwar in Rücksicht auf die innere Wahrheit der Neigung zu dieser Vereinigung uns selbst täuschend neben einander, und wandelten unglücklicher Weise, und zwar jeder Einzelne nach seiner Art, mit festen und zum Theil gewaltsamen Schritten auf einer Bahn, die uns, ohne daß wir uns dessen eigentlich bewußt waren, mit jedem Tag mehr von der Fähigkeit, jemals für unsere Zwecke in Einfachheit, Wahrheit und Unschuld wirklich einig zu werden, entfernten." Dieß mag die folgenden Ereignisse erklären. Pestalozzi sollte der Monarch seines Institutes seyn, und er ließ es geschehen, daß es in eine reine Demokratie entartete. Aus dieser entwickelte sich aber einem allgemeinen Naturgesetze zufolge allmählich eine Oligarchie herrschlustiger Lehrer; aus den getheilten Interessen und Gesinnungen dieser Oligarchie entsprang eine völlige Anarchie, und diese endete wie gewöhnlich in eine Diktatur. Herr Schmid trat an die Spitze der Republik, und dieß führte eine allgemeine Trennung derselben herbey, denn die Oppositionspartey unter Niederer und Krüsi bildete neue Institute neben dem alten. Man kann die Geschichte dieser kleinen Republik nicht ohne Theilnahme lesen, denn sie hat ganz den Typus einer großen.

Jener Einfluß der Menschen und ihrer persönlichen Interessen führte endlich das Unglück und die Schande über das Haus des greisen Pestalozzi. Offenbarte sich immer mehr die Unnatur der idealen Bestrebungen, war der Geist der Anarchie unter den Lehrern und selbst unter den bereits verwöhnten Schülern immer unbändiger geworden, hatten unparthepische Beobachter schon mißbilligende Stimmen verlauten lassen und den moralischen Credit des Institutes untergraben, und war selbst der ökonomische durch jene Anarchie so sehr zerrüttet, daß nur die höchste Anstrengung des Herrn Schmid den ehrwürdigen Pestalozzi vor einem schimpflichen Banquerott rettete, so wurden doch alle diese Uebel erst völlig unheilbar und führten erst dann zum völligen Ruin des Instituts, als dasselbe in einen langen unglücklichen Krieg gegen die aus ihm durch Abfall erzeugten und nun mit ihm rivalisirenden Institute verwickelt wurde. Es ist bereits so viel über diese Pestalozzische, oder vielmehr Schmid-Niederersche Fehde geschrieben worden, daß ich mir hier jedes Detail ersparen kann, und überhaupt ist es nicht meine Absicht, zu untersuchen, auf welcher Seite das größere Unrecht liegt. Hier gehen uns nur die Thatsachen an, durch welche der Ruin des Pestalozzischen Instituts herbeygeführt wurde. Er und Schmid wurden nicht nur vor Gericht und in Zeitschriften und Broschüren auf's Heftigste angegriffen und mißhandelt, so daß er vor ganz Europa zum Scandal wurde, sondern die nahe Nachbarschaft der Gegner steckte die Schüler selbst mit dem feindseligen Geist der Lehrer an und

Digitized by Google

bot jede Gelegenheit zu persönlichen Reibungen, Verletzungen und zu allen den kleinlichen Niederträchtigkeiten dar, die wohl nur auf einem solchen Boden und bey einer so unnatürlichen Stellung der Jugend möglich seyn konnten. Man lese die Streitschriften und urtheile, was von einem solchen Kampf unter Männern und Lehrern der Jugend zu halten sey. Es scheint für Pestalozzi zu sprechen, daß seine Parthey die unterdrückte blieb. Durch Anarchie, Verschwörung und Abfall wurde sein Institut, und zum Beweise, wie sehr seine Seele daran hing, auch seine Seele völlig zerrüttet. Pestalozzi wurde eine Zeit lang wirklich wahnsinnig, und wer vermag ohne Bewegung die Schilderung zu lesen, die er selbst davon macht! S. 125. „Ich gerieth in eine innere Wuth, die mit einem Ausbruch von eigentlicher Raserey begleitet war, und wodurch ich Gefahr lief, meinen Verstand vollends zu verlieren und in vollkommene Sinnlosigkeit zu verfallen. Schmid rettete mich auch in diesem Unglück mit der nämlichen Ruhe, Kraft und Liebe, die er in allen meinen Angelegenheiten zeigte. Sogleich am Morgen, nachdem am Abend vorher mein zerrütteter Seelenzustand sich in schrecklichen Aeußerungen zeigte, brachte er mich auf den Jura, dessen kühlende Höhen auf meinen gefährlichen Nervenzustand unbegreiflich schnell so weit eine heilsame Wirkung auf mich hatten, daß die Gefahr einer gänzlichen Geisteszerrüttung und Sinnlosigkeit so viel als plötzlich verschwand, hingegen aber der Zustand der Geistesschwäche oder vielmehr Geistesabwesenheit, verbunden mit einem sehr hohen Grade von Aengstlichkeit und Muthlosigkeit, diesen gewohnten Nachwehen eines sich zu mindern anfangenden Verzweiflungszustandes, anhaltend fortdauerte. Aber in welcher Lage war jezt Schmid! Er sollte einerseits mich auf dem Berge beruhigt erhalten und vor den Folgen des Anfalls einer gänzlichen Sinnlosigkeit bewahren, und auf der andern Seite im Schlosse den gespannten Zustand, der zwischen hundert meistens verwöhnten und anmaßlichen Zöglingen und einem Lehrpersonale, das mehr zum Verwöhnen als Regieren derselben geeignet war, beschwichtigen, oder wenigstens grellen Auftritten der Zerwürfnisse, die alle Augenblicke, wenn er abwesend war, auszubrechen drohten, vorbeugen. Die Aufgabe war groß. Ich fühlte mich auf dem Berge wie erlöst und in meiner Erlösung unaussprechlich glücklich. Aber ich wollte nicht mehr in mein Haus zurück, ich wollte sogar Wochen lang nichts mehr von ihm wissen und nichts mehr von ihm reden hören. Es war in meinen gespannten Gefühlen eine Hölle, aus der ich glücklich entronnen. Schmid kam fast alle Abende, wenn er sein Tagwerk in Iferten vollendet, zu mir hinauf, blieb bey mir über Nacht, erheiterte mich, so gut er konnte, und kehrte dann am Morgen früh wieder in's Haus, das ich nicht mehr sehen und von dem ich nichts mehr hören wollte, zurück. So lang er da war, ging es immer so ziemlich stille, aber wenn er sich nur einen Tag entfernte, so äußerten sich grelle Erscheinungen des bösen Gemüthszustandes, der darin herrschte, und der bald die Zöglinge, bald die Lehrer zu Gewaltthätigkeiten im Durchsetzen ihres oft beyderseitig gleich großen Unrechts hinführte. Einmal brachte ich es dahin, daß er sich mehr als einen Tag bey mir aufhielt; als er wieder heim kam, fand er mehr als dreyßig Zöglinge eingesperrt und die Lehrer in einem Zustande, den er nicht anders als auch einsperrenswürdig in's Auge fassen mußte. Zugleich waren Fremde hier, die einen Zögling mitbrachten und die Lehrstunden gern gesehen hätten. Aber es war an keine zu denken. Doch Schmid machte auch diesen Vorfall ohne einen öffentlichen Scandal vorübergehen." Das Unglück ward aber nicht abgewandt. Die Feindseligkeiten endeten erst mit Pestalozzi's Ruin.

Dieses Elend hat aber wenigstens das Gute, daß Pestalozzi selbst dadurch völlig enttäuscht wurde, und uns hat es für so viele Täuschungen wenigstens die Genugthuung gegeben, Pestalozzi's wahre Größe durch das Unglück geprüft zu sehen. Wie würdig ist sein Benehmen, welche edle, dem Sohn der Berge so angemessene Einfalt, wie rührend jedes Wort, das seine Tugend bezeichnet, indem es seine Fehler eingesteht! Gleich einem Sterbenden, der nichts mehr zu wünschen, nichts mehr zu verlieren hat, spricht er die geheimsten Gedanken seiner Seele aus, und daß sie Wahrheit enthalten, beweist der Tadel, mit dem sie ihn selbst belasten. Er rechtfertigt sich nicht, denn wohl fühlt er, daß seine Selbstanklage die schönste Rechtfertigung ist, aber seine Schrift ist dennoch auch auf Vertheidigung bedacht, nur auf die nothdürftigste seiner selbst gegen die schwärzeste Verläumdung, aber auf eine umfassende seines Freundes Schmid, der um seinetwillen jezt mit Schande gebrandmarkt vor Deutschland und Frankreich dastedt, und ihn mit seiner Schmach überleben wird, dessen Tugenden er so viel zu verdanken glaubt, als ihm seine eigenen Fehler gekostet, den er also, so weit noch seine Stimme gehört wird, einen ehrlichen Mann und seinen Freund nennen will. Dieser Zug von Freundschaft und Dankbarkeit ist einer der schönsten in dem Charakter des edlen Greises. Wer es weiß, wie seine Anhänglichkeit an Schmid ihm alle jene kränkenden Anfälle zugezogen, und wie lockende Anträge man ihm gemacht hat, wenn er diesen Mann entfernen würde, muß die eiserne Redlichkeit und alles aufopfernde Liebe bewundern, mit der er an dem Verkannten festhält. Ja, wenn er selbst über diesen Freund sich täuschte, so ist es wahrlich schön, auf diese Weise sich zu täuschen, so müssen wir den Irrthum loben, den solche Tugend begleitet.

Was auch aus Pestalozzis Selbstbekenntniß sich Nachtheiliges für ihn selbst ergibt, so bezieht es sich doch nur auf Handlungen und auf ein Institut, die vorübergehen und in der Zeiten Strom versinken; unantastbar aber bleibt der edle Charakter Pestalozzi's und unsterblich bleiben die Lehren seiner Schriften, ja das Läuterungsfeuer eines so unglücklichen Lebens bewährt sie erst in ihrer ganzen Reinheit. W. M.

Digitized by Google

Nr. 47.

Literatur-Blatt.

Dienstag, den 13. Juni 1826.

Franzöſiſches Trauerſpiel.

5) Guillaume de Nassau. Tragédie en cinq actes, par A. V. Arnault, de l'ancien institut de France. Paris, Bossange Pére, libraire, etc. 1826.

(Fortſetzung.)

Was uns weder bey der Anzeige der Jeanne d'Arc noch bey der des Leonidas hat gelingen mögen — das Loben, — wird uns bey gegenwärtiger in Etwas leichter. Die Wahl des Gegenſtandes iſt in jeder Beziehung vortrefflich zu nennen. Wilhelm von Naſſau oder Oranien — welch' ein Mann! Wer ihn nicht aus der Geſchichte genauer kennt, erinnert ſich doch der ſchönen Charakteriſtik deſſelben, welche wir Schillern verdanken, oder, wenn auch dieſer nicht, gewiß des bedeutenden Ausrufs: Oranien! Oranien! welchen (der Goethe'ſche) Egmont in dem Moment thut, da er zu ſpät den Grund der leichtſinnig verachteten Warnung des Freundes einzuſehen gezwungen wird. Wie aber in Egmont die Hoffnung, ſo iſt in Oranien eine Säule der niederländiſchen Freyheit untergegangen! Das Verſchwinden jener konnte rührend, der Fall dieſer kann nicht nur, er muß erſchütternd dargeſtellt werden, weil er es iſt, (nicht deßwegen etwa, weil Oranien gemeuchelmordet, ſondern weil Oranien es wird). Und dieſer für die Tragödie ſo paſſende Charakter iſt es zum Theil eben der Begebenheiten wegen, in deren Mitte er geſtellt iſt. Wilhelm ſteht und fällt für ein Volk, welches für Unabhängigkeit vom Auslande, für angeſtammte Rechte, für Glaubensfreyheit kämpft. Wie reich, wie mannichfaltig ſind die Intereſſen, um die es ſich handelt, von denen die Auswahl weniger, der hauptſächlichſten hinreicht, eine dramatiſche Welt damit auszuſtatten. Hiezu kommt noch, daß ſie und die ganze Denk- und Handlungsweiſe jener Zeit der niederländiſchen Befreyungskriege denen der unſrigen ſo verwandt ſind, daß ſie eben nur dargeſtellt zu werden brauchen, um uns die eigene Gegenwart wie im Spiegelbilde zu zeigen. Der letztere Umſtand eignet den Gegenſtand vorzüglich für die franzöſiſche Tragödie, von der wir, nach unſeren früher ſchon angedeuteten Anſichten, behaupten müſſen, daß ſie nur dann etwas nahmhaftes zu leiſten im Stande iſt, wenn ſie ſich, ſo wenig wie möglich, über den Grund und Boden des wirklichen, ja des gegenwärtigen Lebens erhebt. Dieß allein ſtimmt mit der Sinnesart der Franzoſen, mit den Kräften ihrer Sprache, mit der Sitte ihrer dramatiſchen Dichter, mit den Wünſchen des ſchauluſtigen Publikums überein, welches letztere insbeſondere Anſpielungen auf die Begebenheiten des Tages ungern vermißt. So dürfen wir denn unſer obenangeſtelltes Urtheil wiederholen, daß die Wahl des Gegenſtandes in jeder Beziehung Lob verdiene. Je günſtiger aber der Gegenſtand iſt und je weniger daher der Dichter hinzuzuthun nöthig hat, deſto ſtrenger müſſen wir gerade darauf ſehen, ob er auch das Erforderliche geleiſtet hat. Die Aufgabe des Dichters war hier, ein vollſtändiges Bild ſeines Helden zu geben, den Charakter deſſelben, wie er ſich im Verlauf vieler Jahre entwickelt hat, wie in einen Blick zuſammenzufaſſen, damit ſein Tod motivirt, der Trauer werth und dennoch groß erſcheine, wie er es denn auch war, wenn gleich der Meuchelmord, durch welchen Oranien endet, auf den erſten Anblick, wie eine ganz untragiſche Zufälligkeit ausſehen mag. Wir müſſen geſtehen, daß dieſe Aufgabe von dem dichteriſchen Verſtande des Herrn Arnault nicht allein begriffen, ſondern ihre Löſung auch mit einem Eifer betrieben worden iſt, der faſt zu ſehr hervorblickt. Was in dem Drama wirklich vorgeht, iſt etwa Folgendes:

Wilhelm von Naſſau ſteht auf der Höhe ſeines Glücks, ſeines Ruhms; viele glänzende Erfolge haben ſeine Bemühungen gekrönt, er iſt als Generaliſſimus der Truppen der holländiſchen Republik den Spaniern ein Dorn im Auge. Er ſoll aus dem Wege geräumt werden. Mehrere Anſchläge auf ſein Leben ſind mißglückt. Die ſpaniſche Intrigue und jeſuitiſch-despotiſche Verfolgungsſucht entwickelt alle ihre Kraft und Gewandtheit. Ihre Hauptrepräſentanten im Drama ſind Borgia, ſpaniſcher Geſandter und päpſtlicher Legat, deſſen Begleiter Soinez und Balthaſar Gerrard. Dieſer iſt

Digitized by Google

als lezter Meuchelmörder Wilhelms bestellt und hat sich zu diesem Zweck in dessen Nähe, in dessen Vertrauen zu stehlen gewußt, so daß er sogar sein Geheimschreiber geworden. Dennoch kann er, und trotz dem, daß er Fanatiker ist, nicht zur Ausführung des Mordes kommen, indem ihn theils im Allgemeinen Gewissensbisse quälen, theils die Verehrung vor Wilhelms Edelmuth, Tugend, Menschlichkeit abhält. Auf ihn allein kann Borgia nicht zählen, er mag es auch nicht, weil er wo möglich das Gehässige des Meuchelmordes zu vermeiden trachtet. Daher sucht er Wilhelm von Nassau durch die Generalstaaten selbst zu stürzen. Er weiß den Verdacht zu verbreiten, als strebe Wilhelm nach der Herrschaft. Wilhelm durch diesen Verdacht, der wegen mancher Umstände bey einem großen Theil der Generalstaaten Eingang findet, beleidigt, will vom Schauplatz abtreten, und sich nach England in die Einsamkeit zurückziehen. Allein die Vorstellungen Olden-Barneveldts, des ausgezeichnetsten Republikaners unter den Mitgliedern der Staaten, so wie die dringenden Bitten der Abgeordneten des Volks, besonders der Armee bestimmen ihn, den Oberbefehl der Armee und seine Staatsämter zu behalten. Dieß alles ereignet sich kurz nach der Ankunft Borgia's, noch ehe derselbe seine Gesandtschaftsaufträge auszurichten angefangen. Er hat einen bisher in spanischer Haft als Geißel gewesenen Sohn Wilhelms mitgebracht. Dieser Sohn, Graf Bubren, soll dem Vater, nebst doppelt so viel Gütern als er vorher besessen, zurückgegeben werden, wenn derselbe einen Vertrag unterzeichnet, durch welchen er sich von den Geschäften zurückzuziehen verpflichtet. Während Borgia den Wilhelm von Oranien durch denselben eigenen Sohn hievon in Kenntniß setzen läßt, sorgt er dafür, daß ein Gerücht verbreitet werde, Oranien sey, zum Nachtheil der Niederlande, mit Philipp von Spanien in Unterhandlung getreten. Aber, obgleich der durch den Sohn selbst übergebene Vertrag nicht verfehlt, Vatergefühl und Vaterlandsliebe in Kampf zu setzen, obgleich der Glaube an Oraniens Festigkeit bey Einigen Mitgliedern der Generalstaaten auf's Neue zu wanken beginnt, so verwirft Nassau nicht nur jenen Privatvertrag mit Philipp, sondern warnt auch in öffentlicher Versammlung die Generalstaaten vor jeder Unterhandlung mit dem perfiden Könige von Spanien, und geht so auf's Neue als Sieger über die gegen ihn gefaßten Anschläge von dannen. Allein auch darauf ist Borgia gefaßt gewesen und läßt eine neue Mine springen. Er überreicht den Generalstaaten eine Urkunde, woraus hervorgeht, daß Oranien die bestimmte Absicht habe, Graf von Holland zu werden. Noch mehr Im niederländischen Heer ist die Ansicht laut und genährt worden, die niederländische Unabhängigkeit könne nicht anders gegen das Ausland gesichert werden, als wenn sich Einer mit unumschränkter fürstlicher Gewalt an die Spitze der Angelegenheiten stelle. Es kommt dahin, daß, in Uebereinstimmung mit Borgia's Plänen, das Heer seinen bisherigen Generalissimus, Wilhelm von Oranien, zwingen will, Graf von Holland zu werden. Aber, obgleich auf den Fall, daß er es thun wolle, einige bereit sind, die Rolle der Brutus zu übernehmen, so wird auch diese Aufregung republikanischer Gefühle überflüssig durch die Standhaftigkeit, mit welcher Wilhelm den Antrag zurück- und das Heer in seine Schranken weiset. Dem Gesandten bleibt jezt nur das lezte Mittel übrig. Er spricht als Kardinal-Legat des Papstes den Kirchenbann über Wilhelm aus, vorzüglich, um dadurch dem Mörder Gerrard die lezten Gewissensscrupel zu lösen. Dieß geschieht und in dem Augenblick, da Wilhelm von Oranien, auf's Neue den Feldzug gegen die Spanier zu eröffnen, aufbrechen will, wird er erschossen.

Schon aus dieser Andeutung des Ganges, den die Begebenheiten im Drama nehmen, lassen sich die tragischen Motive, so fern sie auch in den handelnden Personen ausgedrückt seyn müssen, erkennen. Mit vielem Scharfsinn hat der Verfasser die verschiedensten Interessen zu einem Ziele hinwirken lassen. Es greift ein Rad in's andere; man sieht es ordentlich kommen, daß, ungeachtet alles Aufenthaltes, zulezt dennoch Oraniens Stunde schlagen muß, und gleichwohl bleibt unsere Aufmerksamkeit bis auf den lezten Akt gespannt; aber dieser ist auch fast überflüssig, und nur dazu da, die nöthigen Dekorationen um den Platz zu versammeln, auf welchem Oranien seinen Geist aushaucht.

Was nun den Charakter des Stückes anlangt, so hat er sichtlich das ideale Bild eines Helden der Liberalität darstellen sollen, und der geschichtliche ist, wie oben bemerkt worden, einem solchen Bilde äußerst günstig. Auch sehen wir ihn in manchen Lagen mit vorzüglich edler Haltung sich benehmen. Mit welchem republikanischen Feuer widerräth er nicht im dritten Akt jede Unterhandlung mit Philipp! Hieben hat Herr Arnault Gelegenheit genommen, die weise Vorsicht und den aufrichtigen Patriotismus, welche den historischen Oranien auszeichnen, an's Licht treten zu lassen. Eben so würdig und im Geiste des edleren Republikanismus benimmt er sich, da er die verführerischen Anträge des Heers zurückweiset. Die Art, auf welche sein Tod eintritt, hat uns an den Schiller'schen Wallenstein erinnert. Wie dieser vom Tode getroffen wird, als er in seinen Gedanken sich eben völliger Sicherheit und künftigen Plänen überlassen, so stirbt Herren Arnaults Oranien, als er einer neuen That eben entgegengeht will. Sterbend läßt er sich von den ihn gerade Umgebenden schwören, dem Wohl des Vaterlandes Alles aufopfern zu wollen

Digitized by Google

Dieß ist zwar nicht unpassend; aber wir hätten, nach unserem Gefühl, in den wenigen Worten, mit welchen der historische Oranien geendet hat:

Mon Dieu! ayez pitié de mon ame et de ce pauvre peuple!

mehr Erhebung gefunden, wenn sie auch dichterisch, aber möglichst kurz, umschrieben worden wären. Lange, wohlgesezte Monologe Sterbender kommen uns nicht viel anders vor, als wenn einer mit der gehörigen Dosis Gift im Leibe noch eine Bravourarie zu singen hat. — Inzwischen thut das der sonstigen Haltung des Charakters keinen Eintrag; desto mehr geschieht es aber durch die Scene des ersten Aktes, in welcher Oranien seiner Gemahlin entdeckt, daß er abdanken und sich zurückziehen wolle, weil er mißkennt werde. Selbst, wenn dieser Zug historisch wäre, durfte er vom Dichter nicht aufgenommen werden, weil er doch nur ein momentaner, vorübergehender Widerspruch gegen das ganze übrige Leben des Helden ist, und nur, wann sich daran eine Nemesis knüpfen ließe, von poetischer Bedeutung seyn könnte. Entweder ist es gekränkte Eitelkeit oder Verzagtheit oder irgend eine Laune, aus welcher bloße Mißkennung zu solchem Entschluß führen kann. Ein Mann, wie Oranien, kennt die Welt zu gut, um auf ihre Dankbarkeit jemals gerechnet und nicht vielmehr ihre Undankbarkeit stets vorausgesezt zu haben. Daß der Arnault'sche Oranien aus gekränkter Eitelkeit abdanken will, geht schon aus der einzigen, folgenden Antwort: Se peut-il? hervor, die er dem Olden-Barneveldt gibt, als derselbe in ihn dringt zu bleiben und seine Anrede mit den Worten schließt:

Restez, l'état l'exige, il a besoin de vous!

Etwas anderes wär es gewesen, wenn im Moment einer entscheidenden That ihm das dazu nöthige Vertrauen wäre versagt worden. Da kann ein Gemüth, von der uneigennützigsten Begier sich selbst aufopfern, um so mehr von edler Indignation ergriffen werden, als sodann nicht allein von persönlicher Anerkennung, sondern zugleich auch vom Heil des Ganzen die Rede ist. — Höchst ungeschickt zeigt uns Herr Arnault seinen Helden gleich in der ersten Scene so schwach. Die Folge davon ist, daß seine spätere Erhebung und feste Haltung gemacht, unnatürlich, gleichfalls aus nicht edlen Motiven hervorzugehen scheint. In der That läßt er sich auch wirklich nicht durch die überzeugenden Gründe eines Barneveldt, sondern durch eines abgeordneten Soldaten Ruhm- und soldatische Ehrliebe ansprechende Worte bewegen. Hiemit hat Herr Arnault nicht allein eine poetische, auch eine historische Sünde begangen, da Oranien, gerade kein Egmont, weder vorzugsweise Soldat, noch auch Gott des Heeres war. Wie gesagt aber, dieser Flecken der Eitelkeit, den Herr Arnault seinem Helden gleich im ersten Akt angethan, erlischt kaum mit seinem Tode. Eben aus demselben Grunde erscheint auch seine Gatten- und Vaterliebe, das Einzige, wogegen seine Vaterlands- und Freyheitsliebe zu kämpfen hat, affektirt mehr, als aufrichtig, warm, natürlich, heftig, und so ist der damit beabsichtigte Streit der Empfindungen rein nichtig, zu einem Spiegelgefecht geworden. Es scheint inzwischen jezt in Frankreich Mode zu seyn, daß die tragischen Helden immer in den Gegensatz der Lust, sich für Ruhm und Vaterland zu opfern, und des sentimentalen Vergnügens, Familienglück zu genießen, gestellt werden. In allen drey Trazödien, die wir bisher durchgegangen, agiren bloß Väter, Mütter, Töchter, Söhne ꝛc., nie Liebhaber. Es ist dieß der wahre Gegensatz des anderen Extrems bey uns, nach welchem fast alle tragischen Helden nur in der leidenschaftlichsten Liebe, die freylich selten viel taugt, leben und sterben.

Nachdem wir so bedeutende Fehler im Hauptcharakter aufgedeckt haben, die dem Zweck des Dichters gerade zuwider laufen, wird man es uns gern glauben, daß die Nebencharaktere noch fehlerhafter gezeichnet sind. Wir nehmen den consequenten Borgia aus. Uebrigens können wir versichern, daß es an liberalen, antiroyalistischen, antijesuitischen und antikatholischen Sentenzen durchaus nicht fehlt. Als Repräsentant der lezteren Gattung steht der ganze, von fanatischer Unsicherheit hin- und hergeworfene Charakter des Mörders Gerrard da, eine wirklich ergreifende Warnungstafel gegen religiöspolitischen Fanatismus.

(Die Fortsetzung folgt.)

Zeitgeschichte.

Memoire sur les événements, qui ont précédé la mort de Joachim I. roi de Naples, par le general Franceschetti. Paris. Bodouin frères. 1826. (8vo 245 S.)

Diese Schrift enthält interessante Nachrichten über den Tod des tapfern Murat und die Umstände, welche ihn herbeyführten, und wir würden uns beeilen ausführlichere Mittheilungen daraus zu geben, wenn nicht die Bruchstücke aus den Memoiren des Sergeanten Guillemard, welche im Morgenblatt erschienen sind, über denselben Gegenstand ausführliche Nachrichten gäben, worauf wir die Leser verweisen können. Guillemards Bericht stimmt größtentheils vollkommen mit dem des Generals Franceschetti überein, um so mehr muß es auffallen, daß dieser ihn geradezu verläugnet, und versichert,

daß weder bey der Expedition von Corsika nach der Küste von Calabrien, noch bey des Königs Flucht von Toulon nach Corsika ein solcher Sergeant Guillemard gegenwärtig gewesen sey. Da indessen Guillemard diese Begebenheit wesentlich gerade so erzählt, wie der General Franceschetti, da er von vielen Umständen kaum anders unterrichtet seyn konnte, als indem er selbst gegenwärtig war, so ist das, was der General sagt, noch keineswegs hinreichend, um unsern Glauben an den Sergeanten zu erschüttern, ohne daß wir es deßhalb unternehmen möchten, das Räthsel zu lösen, was der Sergeant vielleicht selbst thun wird, wenn ihm diese Schrift zu Gesichte kommen sollte.

Das Zeugniß des Generals Franceschetti, der den König von seiner Landung in Corsika bis zu seinem Tode nicht verließ, bestätigt übrigens vollkommen, daß der unglückliche Murat, während seines Aufenthaltes in Corsika, nie die geringste feindliche Absicht gegen die bestehende Regierung gehabt habe, sondern daß er daselbst nur eine Zuflucht gegen die Elenden suchte, welche in der Provence den Namen des Throns und des Altars mit Meucheimord schändeten — sie läßt aber auch keinen Zweifel daran, daß eine Parthey in Corsika die Anwesenheit des Flüchtlings zu benutzen gesucht habe, um die Engländer in Besitz der Insel zu setzen. Auch die Expedition nach Calabrien war durchaus nicht die Frucht eines überlegten und vorbereiteten Planes, sondern des Ueberdrusses mit der Ungewißheit seiner gegenwärtigen Lage und der Abhängigkeit, welche er in der von Oestreich angebotenen Zuflucht sah. Was auch die Politik und der gesunde Menschenverstand von diesem Entschluß urtheilen mag, nachdem der Ausgang ihn verdammt hat, so ist er moralisch nicht nur erklärlich, sondern auch zu rechtfertigen; es war eines Kriegers von Murats Charakter würdig, Alles zu wagen, um Alles zu gewinnen. „Der Tag nach unserer Ankunft in Ajaccio verging ruhig. Gegen Abend ward der König unruhig und wechselnde Empfindungen malten sich in seinen Zügen. Plötzlich sagte er mit lebhaftem Ausdruck: „Wie sehr rührt mich die Aufnahme, welche ich bey den Bewohnern von Ajaccio gefunden habe! Großer Gott! welche Erinnerungen erweckt sie in meiner Seele! Neapel und mein Volk sind mir gegenwärtig. Ich habe die Freude, den Jubel des Volkes gehört; so wurde ich in meiner Hauptstadt empfangen, so oft ich von der großen Armee zurückkehrte.“ Seine Augen füllten sich mit Thränen, er drückte mir heftig die Hand, und fügte hinzu: „Es ist vorbey, ich will nicht anders leben oder sterben als unter meinem Volk. Wir werden Neapel sehen, betreiben Sie die Abreise.“ — Dieß scheint das Erstemal gewesen zu seyn, daß Murat mit seinem Vertrauten von diesem Entschluß sprach, der die Frucht des Augenblicks war, und trotz allen Gegenvorstellungen und Bitten war er nicht wieder davon abzubringen. Die Flottille von sechs Fahrzeugen wurde (wie auch Guillemard erzählt) vom Sturm zerstreut, und der Verrath eines gewissen Courrand, der eine der Barken befehligte, verhinderte die übrigen, sich wieder mit dem Könige zu vereinigen. Der König landete bekanntlich mit neunundzwanzig Begleitern bey Pizzo. Auf dem Wege von Pizzo nach Monteleone fand er Widerstand, allein es scheint, daß er leicht hätte Monteleone erreichen können, wenn er seinen Leuten nicht ausdrücklich verboten hätte, Feuer zu geben; in Monteleone aber hätte er zahlreiche Anhänger gefunden. Diese unzeitige Schonung seiner Gegner nöthigte ihn nach dem Ufer zurückzufliehen, und (wie auch Guillemard andeutet) der Ungehorsam oder Verrath des Schiffskapitains Barbara benahm ihm die letzte Zuflucht, das Schiff wieder zu gewinnen. Er und alle seine Begleiter, zum Theil schwer verwundet, wurden gefangen. Die Ankunft von Linientruppen unter dem General Nunziante machte den Mißhandlungen, womit der Pöbel die Gefangenen überhäufte, ein Ende, verhinderte aber auch später einen Versuch zu ihrer Befreyung, den die Gebirgsbewohner von Monteleone machten. Was die nähern Umstände von Murats Tod betrifft, so verweisen wir auf Guillemard. Seine Unglücksgefährten *) wurden begnadigt und später freygelassen, jedoch noch eine Zeit lang in französischen Gefängnissen herumgeschleppt. Den Anhang dieser Schrift macht der Briefwechsel des Verf. mit Murats Wittwe und dem General Macdonald. Da er sein ganzes Vermögen und Glück im Dienste ihres Mannes aufgeopfert und sich und seine Familie dem Mangel preisgegeben sah, so glaubte er mit Recht, von der Wittwe auf eine Entschädigung oder Unterstützung Anspruch machen zu können; allein alle seine Schritte waren deßhalb vergebens, und diese Correspondenz zeigt weder die Gräfin von Lipano, noch ihren Rathgeber, den devoten Marschall Macdonald, in einem ehrenvollen Lichte.

*) Darunter der General Franceschetti.

Notiz.

Wenn es in Nro. 32 des Literaturblattes heißt, das Dampfboot, eine neue Zeitschrift, sey gestrandet, so ist dieß nicht so zu verstehen, als ob sie aufgehört habe, zu existiren.

Die Redaction des Literaturblatts.

Digitized by Google

Nr. 48.

Literatur-Blatt.

Freitag, den 16. Juni 1826.

Anthropologie.

Ueber den Menschen und seine Hoffnung einer Fortdauer vom Standpunkte des Naturforschers aus. — Einige (3) academische Reden mit einem Anhang von Dr. J. H. F. v. Autenrieth, Kanzler in Tübingen. Tübingen, bey Heinrich Laupp. 1825.

Wiewohl es dem Herrn Verfasser vorliegender Schrift gefallen hat, in derselbigen von sich auszusagen, daß er kein „eigentlicher Philosoph" sey, so wird er uns dennoch erlauben müssen, gegen die Richtigkeit seiner Selbstbeurtheilung einige bescheidene Zweifel zu erheben, welche ihren Grund freylich allein in ebenerwähnter, kleiner Schrift selbst finden. — So viel ist wenigstens gewiß, daß in derselbigen, auf dem engen Raum von sechszig Blättern, eine Fülle tiefgeschöpfter, umfassender, ächtphilosophischer Gedanken entwickelt worden, die, unserem Ermessen nach, viele dickleibige Systeme, Encyklopädien, Propädeutiken eigentlicher Philosophen aufwiegt. Schon darum, noch mehr aber durch einige zerstreute Aeußerungen des Hrn. Verf. wird es uns nicht unwahrscheinlich, daß derselbe sich durch jene Aussage, nicht sowohl von den ächten Philosophen, als von den Professionisten unter ihnen, habe unterscheiden wollen; und in so fern müssen wir dieselbe wiederholen. Er gehört weder zu den dogmatischen Systemschmieden, noch zu den kritischen Holzspaltern und Scheerenschleifern, noch auch zu den eklektischen Mundköchen. Vielmehr geht sein eifriges und glückliches Bestreben dahin, mit gesundem, obwohl geschärftem Blick einer jeden Erscheinung auf den Grund ihrer Eigenthümlichkeit zu dringen und daran sich weder durch einseitige Theorien, noch durch oberflächliche Erfahrungen (die eben keine sind) hindern zu lassen. Wenn der Herr Verf. es auch sonst hätte wollen können, so lag es doch außer dem Kreise und der nächsten Bestimmung der gegenwärtigen Aufsätze, die darin vorgetragenen Gedanken in der Form eines ausgebildeten Systems zu entwickeln. Die drey ersten Aufsätze sind Reden, welche zur Feyer einer Preisvertheilung gehalten wurden, die für die Studirenden der staatswirthschaftlichen, der philosophischen und der medicinischen Facultät in Tübingen alljährlich und für alle gemeinschaftlich begangen wird. Sie haben daher nach der Reihe eine speciellere Beziehung, die erste auf staatsökonomische, die zweite auf philosophische, die dritte auf medicinische Fragen. Gleichwohl verlangte aber das jedesmal aus Zuhörern aller drey Facultäten gebildete Auditorium, daß die Beantwortung derselben eine allgemeinverständliche, philosophische Wendung nahm.

So geht denn die erste Rede von dem Ausspruch des großen Nordamerikaners Franklin aus: „der Mensch ist ein Werkzeug machendes Thier." In einer geistvollen Paraphrase dieses Satzes wird uns eine gedrängte, auf die „natürliche Geschichte des Menschen" gegründete Philosophie des Gewerbfleißes gegeben. Es wird darin mit siegender Ueberzeugungskraft der, freylich antirousseauische, Beweis geführt, daß der Mensch, selbst von der Natur, mit nichten dazu bestimmt sey, in thiergleicher Wildheit zu verharren, wohl aber dazu, im Kampf mit der Natur, wozu ihm der Verstand Werkzeuge und Waffen schmiede, derselben Leben und Wohlbefinden abzugewinnen, sie im Ackerbau zu zähmen, von diesem festen Grund und Boden aus zu Gewerben, Handel und zu Kultur aller Art fortzuschreiten, und endlich zur möglich-höchsten Entwickelung des Geistes in Kunst und Wissenschaft sich zu erheben.

Die zweyte Rede wendet sich offenbar zunächst an die Studirenden der philosophischen Facultät, und handelt von der „Wissenschaft des Menschen" und dessen „angeborener Beschränktheit darin." Sie ist recht eigentlich gegen den Uebermuth und die Selbstgenügsamkeit heutiger Natur- und Idealphilosophen gerichtet, welche vermittelst der, allerdings fruchtbaren, Form des in unendlicher Reihe sich entwickelnden Gegensatzes positiver und negativer Kräfte sich nicht begnügen, Gott seine Schöpfung in Gedanken nachzuschaffen, sondern sich sogar, obwohl lächerlich genug, einbilden, die bis zu ihrem höchsteigenen Erscheinen unvollendet gebliebene Weltschöpfung aprioriſch

Digitized by Google

endlich zu vollenden, indem sie darüber viel Schönes, Glänzendes und Rührendes, z. B. dieses aussprechen: „Ueber die Natur philosophiren heißt: die Natur schaffen.“ — Es darf uns eben deßhalb nicht wundern, wenn wir einige von ihnen ihre lästernden Bonmot's jetzt unter pietistischen Gebärden abbüßen sehen! — Die allgemeine Wahrheit des Grundsatzes der Alleinslehre (Identitätsphilosophie) bestreitet Herr von Autenrieth nicht, indem er vielmehr die Untrüglichkeit der Mathematik darauf begründet findet, „daß einerley große Ursache eben so zwingend den Satz des Widerspruchs für das Denken des Menschen, als auch in der Außenwelt es unmöglich machte, daß eine Größe zugleich *seyn und auch nicht seyn* könnte.“ Dennoch zeigt er, wie es unmöglich sey, ohne weitere, tief eindringende, umfassende Erfahrung, die Welt aprioristisch aufzubauen, wie jenes Spiel negativer und positiver Kräfte bey weitem nicht Alles erkläre, wie unser Geist sich überhaupt nicht anmaßen dürfe, seine Gesetze ohne weiteres auf die äußere Natur überzutragen, diese nach jenen zu regeln, einmal, weil er sich selbst noch nicht ganz kenne, und dann, weil die Erfahrung unabweislich lehre, daß unser eigener Körper ein zum großen Theil von unserm Geiste unabhängiges, andern als seinen Gesetzen folgendes Leben führe.

Der leztere Satz ist es aber, welcher in der dritten, besonders an die jungen Mediciner gerichteten Rede scharf in's Auge gefaßt und allseitig beleuchtet wird. Die in derselbigen beantwortete Frage ist: Welche Erscheinung ist der Mensch in der Natur? Ihre Antwort leistet schon dem vierten Aufsatz, welcher als Anhang den drey Reden hinzugefügt worden, Vorschub, ja sie bildet ein bedeutendes Moment für die Lösung des für denselbigen gewählten Problems: „Natürliche Hoffnung des Menschen in Bezug auf ein Jenseits.“ Es wurde in der dritten Rede dargethan, daß der Mensch ein beseeltes, organisches (lebendiges) Wesen sey; als solches sey er aber *wesentlich* von den unbeseelten organischen Wesen, den Pflanzen, verschieden, indem er freye Bewegung, Begierde, Willen habe, davon sich in der Pflanzenwelt keine Spur finde; leztere sey eben so grundverschieden wieder von der anorganischen, leblosen Natur, denn was in dieser der Lebenskraft verwandt erscheine, die unwägbaren, körperlosen Stoffe und Kräfte (Licht, Wärme, Elektricität, Magnetismus), seyen dem Wesentlichen der organischen Natur eben so fremd als den wägbaren, räumlichen Körpern aus todter Materie. Es war schon hier gezeigt worden, daß jene mit Bewegung allezeit verbundenen, unwägbaren Kräfte aus einer unsichtbaren Welt in die sichtbare, raumerfüllende Körperwelt träten und wieder daraus verschwänden. Hieraus wurde auf das Bestehen einer körperlichen, von Raum und Zeit unabhängigen Welt geschlossen. Ohne eine solche war auch das Auftreten der Lebenskraft nicht denkbar gefunden worden, und auch die Seelenkraft trat aus einer unsichtbaren Welt zu der sichtbaren, lebendigen, beseelte sie. In derselbigen unsichtbaren Welt hat aber auch die moralische Welt, freyer und dennoch individueller Naturen ihren Grund. Wenn diese, die Menschen namentlich, auf eine uns unbegreifliche, unsichtbare Weise dahin, woher sie gekommen, in die Unsichtbarkeit verschwinden, so berechtigt nichts den Verstand, deßhalb an der Fortdauer ihres Lebens zu zweifeln, da er schon in der anorganischen Natur Kräfte aus dem Unräumlichen, Unsichtbaren hat auftreten und spurlos dahin zurückkehren sehen.

Die Hauptstütze des Beweises für die Immaterialität und folglich Unsterblichkeit des menschlichen Geistes beruht freylich auf seiner moralischen Natur. Sie wird so dargethan, daß der Verstand wenigstens nicht nöthig hat, ihr wesentlich unabhängiges Bestehen im Widerspruch mit Erfahrung und Urtheilskraft zu finden.

Die aus der Natur und ihren Erscheinungen überall und für jede Behauptung entlehnten Beweise sind schlagend, die gewählten Beyspiele oft neu, immer treffend. Besonders wichtig und ansprechend sind die Beyspiele, welche gewählt sind, die Unabhängigkeit der Seelen *von* Raum und Zeit und eben so die außer ihnen *und ohne*, ja gegen ihre Gesetze vorausbestimmte Persönlichkeit derselben wahrscheinlich zu machen.

Wir schließen unsere Anzeige mit dem doppelten Wunsche, daß es dem tief und gründlich denkenden Verfasser gefallen möge, dieselbe Aufgabe dereinst in einer ausführlicheren Darstellung noch einmal zu bearbeiten und derselben alsdann auch eine allgemeiner verständliche Sprache zu verleihen. Die Kürze und Gedrängtheit des Ausdrucks, die Länge und oft kunstreiche Verschlingung der Perioden verlangt zu sehr ein Studium dieser bloß äußeren Form der Darstellung, daß es den wenigsten, selbst gern denkenden Lesern gelingen möchte, zu der Klarheit der ausgesprochenen Gedanken hindurchzudringen.

W. B. M.

Französisches Trauerspiel.

4) Mucius Scævola; Tragédie en cinq actes; par J. G. J. Roentgen. Paris, chez les marchands de nouveautés. 1826.

Der Titel sagt unsern Lesern schon, daß gegenwärtiges Trauerspiel zu den republikanischen und sein Ver-

Digitized by Google

faſſer alſo zu den Liberalen gehört. Ob er von den Klaſſikern als der ihrige anerkannt werden wird, läßt ſich bezweifeln. Wir möchten wenigſtens denjenigen nicht einen Klaſſiker nennen, der einen Römer, ob derſelbe auch nur ein Plebejer iſt, franzöſiſch ſprechen läßt, wie folgt:

J'ai perdu tous mes fils. Le dernier, ô destin!
Expirant dans mes bras, dit en mourant: J'ai faim. —

Auch iſt uns ſonſt der Ausdruck oft zu derb, ja zu deutſch vorgekommen, als daß er den Ruhm franzöſiſcher Klaſſicität davon tragen könnte. Ueberhaupt ſcheint der Verfaſſer gar kein Franzos zu ſeyn, unter anderm ſchon deßhalb, weil er, gegen die herrſchende Mode der franzöſiſchen Tragödie, dem Helden des Stücks eine Geliebte gegeben hat, wenn dieſe gleich nur dazu da iſt, die Römerinnen zu repräſentiren, wie Archidamia im Leonidas eine ſpartaniſche Mutter uns veranſchaulichen mußte. Es iſt dieß aber nicht der einzige Punkt, welcher eine Parallele zwiſchen jenem Leonidas und dem gegenwärtigen Mucius Scävola zuläßt. Vielmehr iſt dieſer wie jener beſtimmt, Liberalität, Republicanismus, Vernunftglauben und auf dieſe Principien gegründete Vaterlandsliebe zu predigen. Wie aber jenes Trauerſpiel die allgemeine Tendenz des Liberalismus lebhafter ausſprach, indem es ſie an das beſondere Intereſſe, welches man gegenwärtig an dem Schickſal der griechiſchen Nation nimmt, knüpfte, ſo iſt auch im Mucius Scävola jene allgemeine Tendenz von einem beſonderen Thema durchdrungen, welches vor kurzer Zeit Gegenſtand aller politiſchen Unterhaltung war. Dieſes Thema iſt der Streit, welcher über das Einmiſchungsrecht der europäiſchen Mächte in die Angelegenheiten fremder Länder und Nationen in allen Journalen geführt worden iſt. Der Gegenſtand der Tragödie iſt dieſer politiſchen Abſicht günſtig. Rom hat den Tarquinius verjagt, Porſenna will ihn wieder zurückführen und einſetzen, weil er ein König iſt. So kommt es, daß eine Rede, welche Porſenna hält, wie eine verſificirte Proklamation ausſieht, die wohl der Generaliſſimus der franzöſiſchen Armee vor Cadix erlaſſen haben könnte. Wir entheben derſelben, des Beyſpiels wegen, folgende Verſe:

J'allumais malgré moi le flambeau de la guerre,
Et, portant à regret sur la voisine terre
Le fer d'un ennemi, mes soldats belliqueux,
Je remplis de justice un devoir rigoureux:
D'un prince détrôné j'écoutais les alarmes,
Et je saisis pour lui, sans hésiter, les armes.
Je n'ai voulu punir ni peuple ni sénat,

(Hier fällt freylich Angoulême-Porſenna etwas aus dem Styl, weil der Dichter ein Liberaler iſt,)

Qui dans son désespoir bannit un scélérat.
J'ai connu les forfaits, l'atroce tyrannie,
Qui l'ont déjà couvert de tant d'ignominie.
Je n'ai voulu non plus, en dépit de Tarquin,
Laver son infamie et dans le sang romain
Et dans le désespoir d'innocentes victimes,
Je serais devenu complice de ses crimes,
Mais non des droits royaux le juste protecteur.
Ce serait obtenir aux dépens de l'honneur
Et des devoirs sacrés le prix de la victoire.
Je ne veux pas fonder sur des forfaits ma gloire:
J'avais pour tout dessein, en obtenant la paix,
D'étouffer un penchant qui n'a que trop d'attraits. —
Au peuple est il permis de se venger lui-même,
D'ôter du front d'un roi le sacré diadème?
Voilà ce qu'aux Romains je ne puis accorder etc. etc.

Nach Leſung eines ſolchen Beyſpiels, das man mit den früher gegebenen zuſammenhalten mag und zu welchem noch unzählige, ähnliche und ſtärkere gefügt werden könnten, läßt es keinen Zweifel übrig, daß die Franzoſen in der Tragödie durch und durch Franzoſen, und zwar des neunzehnten Jahrhunderts, ja des geſtrigen Tages bleiben, wenn ſie ſich auch zehn griechiſche Gewänder und römiſche Togen umhängen. Da nun aber einmal die Franzoſen, ſo wenig als irgend eine Nation, aus ihrem Pelz heraus können, ſo müſſen wir ſchon zufrieden ſeyn, wenn ſie ſich in demſelben ſo munter wie möglich bewegen. Und ſo haben wir in dieſer Rückſicht uns freuen müſſen, faſt keine der politiſchen, beſonders liberalen Stichwörter unberührt gefunden zu haben. Es iſt bekanntlich liberale Mode, die Miniſter für royaliſtiſcher als ihre Könige ſelbſt zu erklären, und ſo iſt auch der Sekretär des Porſenna, Volscens, bedeutend aufgebrachter auf die Römer und Republikaner, als Porſenna ſelbſt, ja er nimmt ſich ſogar heraus, den Tarchon, Porſenna's Sohn, zu tadeln, zu ſchelten, als derſelbe ſich der Römer und ihrer Rechte annehmen will. Was die Grundſätze anlangt, ſo iſt Valerius Publicola der taktfeſteſte Republikaner, wie ſich erwarten läßt; was ſich aber nicht eben ſo erwarten läßt, iſt die bis zur Chriſtlichkeit geläuterte Religionsanſicht deſſelben Römers aus alter Zeit. Denn nicht nur unterſchreibt er, da ein beſtochener Wahrſager als Willen Gottes verkündet, daß die Römer ſich dem Tarquinius wieder ergeben ſollten, den bekannten Vers des Homer, deſſen ſich ſchon Epaminondas vor der Schlacht bey Leuktra bedient hat:

„Ein Wahrzeichen nur gilt: das Vaterland zu erretten" —

ſondern er entgegnet demſelben auch auf ſeine Androhungen der ewigen Strafen:

Le ciel a d'autres lois, qui jugent les humains!
Il est de la bonté la source inépuisable,
Il pardonne à l'erreur, il pardonne au coupable etc.

Digitized by Google

Was die Handlung des Stückes anlangt, so ist sie ziemlich einfach. Porsenna ist vor Rom, das fast unter der Last des Krieges erliegt. Daher sind nur die entschiedensten Republikaner fest in dem Willen, eher unterzugehen als des Tarquinius oder Porsenna Knechte zu werden. Die Menge schwankt. Diesen Umstand benutzen Cäcilius und Appius, Senatoren, welche den Tarquiniern heimlich ergeben sind, jener aus Habsucht, dieser aus Herrschbegier. Besonders der leztere ist thätig, bringt das Volk gegen den lezten Entschluß des Senats, dem Porsenna Widerstand zu leisten, vorzüglich dadurch auf, daß er demselben durch bestochene Priester als der Götter Willen verkünden läßt, man müsse sich dem Porsenna und Tarquin ergeben, wenn der Zorn der Götter nicht über Rom kommen solle. Seine Plane werden meist durch Publicola gehemmt. Auch hatte Appius gehofft, durch seine Tochter Claudia, die Geliebte des Mucius Scävola, denselben zum verrätherischen Unterhändler zwischen Porsenna und dem römischen Volk zu gewinnen. Vergebens! Claudia feuert ihren Geliebten zur Vaterlandsliebe an. Der verrichtet, was im zweyten Buch des Livius zu lesen steht, und kehrt mit verbrannter Rechte und der Nachricht, daß Porsenna abziehen werde, in dem Augenblick zurück, da es dem Appius fast gelungen wäre, die Parthey des Publicola zu besiegen. Appius, der alle seine Erwartungen durch diese Nachricht vereitelt sieht, ermordet sich, weil er es einmal nicht ertragen kann, in einer Republik von der Menge, von Vielen sich Gesetze geben zu lassen. — Wir sehen, daß hier von gar keiner Tragödie die Rede ist, da nicht der Held des Stücks, vielmehr dessen Feind und in ihm das als schlecht dargestellte Princip sich selbst vernichtet. Ein solches Stück nennen wir sonst, wie Goethe's Iphigenie etwa, ein Schauspiel.

Statt aller weiteren Kritik erwähnen wir nur noch, auf welche Art des Mucius Entschluß, den Porsenna zu morden, zur Reife kommt, da derselbe doch einen Wendepunkt im Stück bezeichnen muß. — Grade als Appius seine Tochter Claudia hatte überreden wollen, ihren Geliebten, Mucius, für sich zu gewinnen, stürmt lezterer herein, um seiner Geliebten den ihm eben bekannt gewordenen Verrath ihres Vaters zu entdecken. Sie entsezt sich übermäßig, obgleich sie ja durch den Vater selbst schon vorbereitet war. Hierauf erklärt der Geliebte, er sey auf dem Wege in's feindliche Lager gewesen, um Porsenna zu tödten, allein die Nachricht von des Appius Umtrieben hab' ihm den Muth genommen; denn er habe nicht anders gekonnt als die bösesten Folgen der väterlichen Verrätherey für sie, für Claudia vorauszusehen, ihre Verzweiflung zu befürchten. Sie möge ihm diese lezte Furcht nehmen, dann wolle er zur That schreiten. Sie nimmt jene und er schreitet zu dieser. — Dergleichen uns albern erscheinende Sentimentalitäten kann aber die französische Tragödie nun einmal nicht entbehren. — Wodurch sich inzwischen dieses Drama, bey allen Fehlern und Mängeln, dennoch vor seinen Vorläufern auszeichnet, ist die Kürze, die Raschheit der Handlung, des Scenenwechsels und der, wenn auch nicht immer gewählte und feine, doch selten geschraubte und conventionelle Ausdruck. —

Mode-Literatur.

Unentbehrliches Galanteriebüchlein für angehende Elegants. Mannheim bey Löffler.

Dieß kleine Buch schließt sich vielen ähnlichen an, womit uns seit einiger Zeit besonders die Pariser und Wiener überschwemmt haben. Es ist aber weniger ernst, als das Werk der Frau von Woltmann, und weit weniger pedantisch, als das Werk des Professor Wenzel, das so viele Auflagen erlebt hat. Es lehrt weniger, als es charakterisirt, und dieß geschieht mit einer sehr jovialen Laune und in einer gewandten Sprache. Die Bemerkungen über das gesellige Leben und das schöne Geschlecht sind nicht tief, aber oft fein. Wer das Buch gelesen und in die nächste Gesellschaft kommt, wird, wenn er nicht schon takthaft ist, manchen guten Wink über Betragen, Anstand und Anzug haben benutzen können, und gewiß die gute Laune mitbringen, die das ganze Buch beseelt, und die nicht das lezte ist, was wir in der Gesellschaft verlangen.

Am Schluß ist ein Anhang über die Gesundheitspflege im Allgemeinen und besonders in Bezug auf Schönheit des Körpers beygefügt, worin allerley artige Mittel gegen die Krankheiten der Haut, der Zähne und gegen die kleinen Gebrechen enthalten sind, durch welche das äußere Ansehen verliert und die niemand gern in die Gesellschaft bringt. Ein diätetisches Raffinement, wie in der Toilette der Römerin Sabina, wird man freylich darin nicht finden, aber auch nicht suchen.

Warum erscheinen wohl jezt so viele Lehrbücher des äußern Anstandes? hat die Kunst sich so sehr verfeinert, oder ist sie so sehr in Verfall gerathen? ohne Zweifel beydes. Jeder verlangt vom lieben Nächsten mehr, und will selbst weniger leisten, in Handel und Wandel, Kritik und Politik. Man wird gegen die eigenen Mängel immer blinder, und gegen die fremden immer scharfsinniger, man lehrt mehr, und gibt weniger Beyspiele.

Digitized by Google

Nr. 49.

Literatur-Blatt.

Dienstag, den 20. Juni 1826.

Dichtkunst.

Diviko und das Wunderhorn oder die Lemanschlacht, ein deutsches National-Heldengedicht von Dr. Joseph Anton Henne aus Sargans in der Schweiz. Erster Theil. Stuttgart und Tübingen, in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung, 1826.

Die Originalität der früheren Ankündigungen dieses poetischen Werkes hat Aufmerksamkeit erregt. Die Stimmen, die darüber laut geworden sind, haben sich ziemlich ungünstig ausgesprochen. Man fand den Plan, die Sprache desselben barock, und nachdem man die erste Neugier mit einigen Proben gestillt hatte, wollte man sich für die Ausführung des Ganzen nicht mehr sonderlich interessiren. Dadurch ist auch, wie die Vorrede bemerkt, der Druck so lange verzögert worden.

Der vorliegende erste Theil des Gedichts kann unser Urtheil nunmehr berichtigen. Eigenthümlich ist das Ganze freylich, doch was der Modegeschmack auch daran auszusetzen hat, eine ächt poetische Kraft läßt sich darin nicht verkennen. Ich will zuerst das Tadelnswürdige hervorheben, um nachher das Treffliche zu würdigen.

Der Gegenstand des Gedichts ist ein historischer. Als die Kimbern und Teutonen an den römischen Grenzen erschienen, gesellten sich zu ihnen vier Gauvölker Helvetiens unter der Anführung des Diviko. Die nordischen Schaaren schlugen bald vereinigt, bald vereinzelt die römischen Legionen in die Flucht, und auch Diviko erfocht unter andern, insbesondere mit den Helvetiern einen Sieg am Genfersee. Später wurden die Deutschen geschlagen, Diviko floh hinter die Alpen zurück, und bald darauf nahmen die Römer Gelegenheit, sich Helvetiens zu bemächtigen. Herr Henne besingt nun die Schlacht am Genfersee und den Helden Diviko. Schon die Wahl dieses Gegenstandes will mir nicht gefallen. Aus der Mitte eines der denkwürdigsten Kämpfe, welche die Welt gesehen, eines Kampfes, der ganz vorzüglich zu einer poetischen Darstellung geeignet ist, wenn man ihn in seinem ganzen Umfang und allgemeinem Interesse auffaßt, wird hier ein an sich unbedeutendes Gefecht einer Parthey-gängerschaar herausgestellt. Die Geschichte gedenkt dieser Schlacht nur mit wenig Worten, die ihrem Werth angemessen sind, verbreitet sich dagegen sehr umständlich über die Hauptbegebenheiten jenes unsterblichen Kimbernkriegs, und schildert uns die Thaten und den Untergang des gewaltigen Volks in so schönen Umrissen, daß sie der epische Dichter nur ausmalen darf. Und doch ließ Herr Henne, was so nahe lag, unbeachtet, nahm die Gelegenheit nicht wahr, einen Gegenstand von allgemeinem historischen Interesse und von anerkannt poetischer Bedeutung im Gesange zu verherrlichen, sondern zog es vor, die unbedeutendste Parthie aus dem Zusammenhange des Gemäldes herauszureißen, und das Interesse, das dadurch verloren ging, durch poetischen Schmuck und durch einen schweizerischen Patriotismus zu ersetzen, der jenem Angriffskrieg ausgewanderter Völkerschaften nicht nur fremd war, sondern auch, wenn er sich wirklich nachweisen ließe, durchaus nicht mit dem Andenken eines Sieges triumphiren dürfte, dem nur zu bald die schmählichste Niederlage folgte. Will der Schweizer die Siege seines Volks besingen, so sehe er sich um in der großen Zeit nach der Gründung der Eidgenossenschaft. Dort wird er die Schweizer allein und nicht im Gefolge fremder Heerzüge, und dort wird er fruchtbare und dauernde Siege finden, nicht eine kleine Heldenthat, der eine große Demüthigung folgte. Könnte man auch jene ausgewanderten Helvetier auf irgend eine Weise noch als Vertheidiger des väterlichen Bodens darstellen, um dadurch den Patriotismus der neuen Schweizer zu entflammen, so hätte der Dichter doch weit besser die Tage von Morgarten und Sempach schildern können. Oder hätte er die Lehre, die wirklich in jenen Begebenheiten der Helvetier für sein Volk enthalten ist, die nämlich, daß die Schweizer nie ungestraft in fremde Angelegenheiten sich mischen können, im Gewande der Poesie eindringlich machen wollen, so hätte sein Gedicht weniger triumphirend ausfallen müssen.

Indeß er hat einmal einen eigenthümlichen Weg eingeschlagen, und es läßt sich nicht läugnen, daß wir

Digitized by Google

auf demselben wenigstens die Poesie finden können. Wir bemerken aber sogleich einen zweyten Fehler, in welchen der Dichter gleich den meisten neuern Epikern verfallen ist. Er kann in der Darstellung historischer Begebenheiten der antiquarischen Dekorationen, im Epos des Wunderbaren nicht entrathen und muß Sitten und Glauben der Vorzeit in seine Schilderung aufnehmen. Dieser Glauben aber, diese Sitten, sind ihm durchaus fremd, er kann sich ihrer nur durch antiquarisches Studium und Kritik bemeistern und sieht nicht in die lebendige Mitte der Zeit, die er zu schildern unternimmt. Es ist schon unnatürlich, wenn wir im Geschmack des griechischen Alterthums oder der Ritterzeit Begebenheiten dieser Zeit episch darstellen wollen, weil wir doch den lebendigen Ton nicht treffen können, so genau wir auch durch zahllose Denkmäler über die Eigenthümlichkeiten jener Zeiten aufgeklärt werden. Wie soll es aber einem Dichter gelingen, der Natur treu zu bleiben, wenn er sich eine Zeit und einen Gegenstand ausgewählt, auf welche die Geschichte nur ein schwaches Licht wirft, und die nur eine unsichere Anwendung mannigfacher Analogien zulassen? Unsere unzusammenhängenden Nachrichten über die Kelten, zu welchen die Helvetier gehörten, geben uns durchaus kein klares Bild. Von den Kimbern und Teutonen ist zwar nicht zu zweifeln, daß sie Deutsche gewesen, aber die nordische Götterlehre, wie wir sie erst tausend Jahre nach dem Kimbrischen Kriege kennen gelernt haben, nicht auf sie, sondern auf die keltischen Helvetier anzuwenden, ist mißlich; diese Götter mit den keltischen, wie wir sie aus verderbten Nachrichten in romanisirten Namen kennen, zu vermengen, ist noch mißlicher, und ganz und gar unstatthaft ist der willkürliche Gebrauch bald altkeltischer, bald neuschwäbischer Orts- und Personalnamen. Die helvetischen Helden tragen zum Theil gute neue deutsche Namen, und Diviko selbst heißt eigentlich Reinhold. Eben so vermischt der Dichter die Ortsnamen, und nennt uns bald altkeltische, bald solche, die erst nach der alemannischen Einwanderung ein halbes Jahrtausend später als Diviko entstanden sind.

Endlich ist überhaupt die Sprache des Gedichts zu tadeln. Sie ist nicht rein hochdeutsch, weil sie einen alterthümlichen Ton haben soll, der dem Inhalt und der Oertlichkeit mehr entspricht; keltisch kann sie aber nicht seyn, weil diese Sprache verloren ist. Sie ist auch nicht altschwäbisch oder neuschweizerisch, sondern ein Gemisch von allem, in der Grundlage hochdeutsch, aber angefüllt mit einzelnen altdeutschen oder schweizerischen Wörtern und Wendungen, sie ist also weder reine Schriftsprache, noch reine Mundart, und in so fern charakterlos. Es läßt sich nicht verkennen, daß die fremden Ausdrücke dem Wohllaut oft angemessener sind, als die hochdeutschen, an deren Stelle sie treten; sie sind aber fremd und stören uns jeden Augenblick. Folgendes kleine Schlachtlied, denn das Epos enthält viele lyrische Ausschweifungen, mag unserer Behauptung zum Belege dienen. S. 236:

Seht wogen die glänzenden Heere!
Hört spalten der Tausende Gang!
vernehmet wie brüllende Meere
den Ogoländer Gesang.

Ein Wust mit Schwertern und Bogen
kommt Ogo zum Pennibain,
sam donnernd des Leman Wogen,
euch rauschts in Mark und Gebein.

Sam Wölfe sollet ihr heulen,
wenn unsere Barte saust,
denn Buy sind unsere Keulen,
und Tod ist unsere Faust.

Von alle dem abgesehen, hat indeß Herrn Hennes Gedicht viele Vorzüge. Es zeigt von einer schöpferischen Einbildungskraft und von einem originellen Talent der Darstellung. Auf einer so schwachen Grundlage ein so umfassendes Epos aufzustellen, erfordert wahrlich viel Erfindungsgabe, und Herr Henne hat sie bewährt. Er gibt dem Zeitalter seinen Glauben, dem Helden seine Liebe, der Handlung eine reiche Verwickelung, und zaubert uns ein blühendes bewegtes Leben wie aus einem *Nichts* hervor. Ueberdem erscheint das Talent des *Dichters* wie in der Wahl des Gegenstandes, so in der Sprache und in allem, was eben den Dichter macht, original, sogar in seinen Nachahmungen älterer Epiker. Wir finden in seinem Diviko vieles aus Homer, Ossian, den Niebelungen, Wolfram von Eschenbach und Tasso auf eine gar eigenthümliche Weise verschmolzen. Die Geisterscenen, die Schilderungen des Hochlandes und in der sprachlichen Form selbst die häufigen Fragen und Anrufungen haben das meiste von Ossian, die Kampfscenen entsprechen am meisten dem Heldenbuch, die saufteren Natur- und Liebesschilderungen, so wie das Versmaß derselben den Minnesängern, einige romantische Liebesscenen sogar dem Tasso, doch immer so, daß sie weder die Eigenthümlichkeit jener Dichter erreichen, noch die des Herrn Henne vernichten. Es sind immer nur Anklänge bekannter Melodien, die hier wie in den neuen Opern nur eben anheben, um sogleich unter dem Geräusch anderer Töne wieder zu verschwinden. Daß aber der Dichter überhaupt so mannigfaltige Anklänge sich erlaubt hat, kann nicht getadelt werden, da ihn sein Gegenstand in die Mitte verschiedener Völker und Dichtungsweisen versetzte. Daß er demzufolge auch eine große Abwechslung des Versmaßes vorgezogen hat, muß gerühmt werden. Die Grundlage ist der epische Vers des Mittelalters, er geht aber oft in mannigfache lyrische Weisen über, und die Ueber-

Digitized by Google

gänge sind immer gefällig, das Ganze erhält dadurch eine eigene Lebhaftigkeit und Originalität. Er hat sich vom Genius der deutschen Sprache und von dem seinigen leiten lassen, und ein glücklicher Instinkt hat ihn vor den Verirrungen und der Unnatur so vieler in steifen Hexametern und Ottaverimen eingekleideter Heldengedichte bewahrt. Es ist zu wünschen, daß das deutsche Epos fortfahre, auf eine so freye und nationelle Weise sich auszubilden, und Herrn Hennes Versuch verdient in dieser Hinsicht ehrenvolle Anerkennung.

In den Schilderungen verräth der Dichter nicht gleiche Stärke, einige sind vortrefflich, die meisten zu nebelhaft. Besonders sind seine Frauenbilder etwas verschwommen. Wir finden keine Clorinde, keine Amazone, die er etwas plastisch hätte darstellen können, sondern größtentheils nur Feen, Alrunen, Walkyren, die ein wenig in Dämmerung gehalten werden müssen. Die Männer sind schärfer und charakteristischer dargestellt. Der jugendliche Held, des Gedichtes Mittelpunkt, ist Diviko, der uns an Sigfried, Achilles, Tankred und andere gefeyerte Jünglinge, und unter andern auch nicht bloß durch den Namen Reinhold an den Helden mit dem Rosse Bayard erinnert, denn der Kampf, den er mit seinem eigenen Vater besteht, ist offenbar den Haimonskindern entlehnt. An Tassos befreytes Jerusalem müssen wir denken, weil der junge Held durch eine neue Armida lange Zeit vom Schauplatz des Kampfes entfernt wird, während die Seinigen unterliegen, und dieser Zug macht ihn auch mit dem Achilles verwandt. Unter den untergeordneten Helden finden wir wieder, wie in allen guten epischen Gedichten, einen alten Nestor oder Hildebrandt, einen Nebenbuhler, einen Verräther, einen Freund ꝛc., und diese Charakteristik ist ächt episch durchgeführt. Die Schilderungen der Heldenkämpfe selbst ermangeln der imponirenden Anschaulichkeit, die den alten Dichtern so eigenthümlich war, und die wir Neuern nur mit Mühe nachkünsteln. Auch sind sie zu wenig neu, es ist immer wieder das alte Schwerter- und Lanzenklingen, Ringespalten und dergleichen. Man muß es deßfalls dem Dichter verdenken, daß er nicht, was so nahe lag, ein ausführliches Gemälde des schweizerischen Schwingens geliefert hat, da er doch dieser so eigenthümlichen Kunst bey Gelegenheit eines Götterfestes wenigstens erwähnt. Hier hätte er nach der Natur ein herrliches und ganz originelles Gemälde entwerfen können, denn wahrlich, wer je die Berner Oberländer hat schwingen sehen, muß diese Riesenkämpfe einer epischen Darstellung vollkommen würdig finden. Einige Naturschilderungen, mit welchen der Dichter vielleicht zu sparsam gewesen ist, sind ganz vortrefflich, besonders für den, der die Schweiz kennt und dem bloße Namen schon einen Theil des Gemäldes erhellen. Herr Henne ist selbst Schweizer und hütete in seiner Jugend eine Heerde auf den Alpen. Diese Erinnerung an seine Kindheit spielt lieblich mit goldenem Schein durch die vielen düstern Nebel seines Gedichts und klingt in Gefühlen des Heimwehs rührend an. Ueberhaupt scheint der Dichter bey weitem mehr Talent für die Darstellung des Sanften und Milden zu haben, als für die des Heldenmäßigen und Pathetischen, und sobald jener sanfte Mollton in ihm vorklingt, läßt er auch das Manierirte seiner Sprache unwillkürlich fallen, wie folgende in einer lieblichen Wahrheit lachende Schilderung beweisen kann. S. 122:

Der Meienmond im grün und rothen Kleide
hat überblüet Busch und all die Haide;
die Blümlein lachen aus dem frischen Klee,
der wallt im Winde sam ein grüner See
mit Sternesblumen gelb und blau,
die freuen sich durch all die Au;
und unter den Bäumen durch die Matten
wie haschen sich spielende Schatten!
Wie schauen ihn bey seinem Nahn,
die Blüten der Büsche lächelnd an,
und wehn ihm mit weißen Regen,
entgegen,
und füllen um ihn süß die Luft
mit Duft!
Wie hört er durch die Wipfel dringen
der seligen Vöglein liebes Singen,
das hin durch Berg und Thal ergeht,
daß sanfter Schauer ihn umweht.
O wie das seinem Muth
so sanfte thut!
Die Brünnlein murmeln leis und lose
im blühenden Uferschoße;
es schauen mit blauem Aug' heraus
die Nixen aus ihrem kristall'nen Haus,
es eilt, wie berauscht von süßem Weh,
der Strom zur See.
Die Freude ruft von allen Blumenborden
des süßen Sommers Minneluft,
als wäre das Herz in der Menschenbrust
zur Blume worden.
Horch, horch! er hörts und schaut umher,
Scholl nicht ein Gelächter? wer war das? wer?
Ists eine Ringeltaube
im Uferlaube?
Und stille wirds, und leise wieder,
er läßt sich wiegen am Grase nieder;
und wieder murmelts um sein Haar,
um Wang' und Lippe wunderbar,
Um seinen Nacken warm die Wellen dringen,
als wollten Arme ihn umschlingen,
als käm ihm nahe eine weiche Brust,
als wollt es reden und stürb' vor Lust.
Ihm ist so traulich, so liebevoll.
War das ein Gelicher, das wieder erscholl?
Und er erschrocken ans Ufer springt,
und sein Gewand um den Nacken schwingt.

Diese Stelle und die oben angeführte bezeichnen die beyden Extreme des äußerst Lieblichen und des äußerst Harten in der Darstellungsweise des Dichters.

Digitized by Google

Ueber die Idee, die durch das ganze Gedicht schimmern soll, über den auszeichnenden Charakter der Handlung oder über die Lehre, die etwa darin enthalten ist, so wie über den Gang, die Verwicklung und Entwicklung der Schicksalsfabel will oder kann ich noch kein Urtheil fällen, weil es so lange ein Vorurtheil seyn müßte, bis der zweyte Theil des Gedichts alle Knoten löst, die im ersten geschlungen werden. Die Handlung beginnt höchst feyerlich mit nächtlichem Gottesdienst auf dem Gotthard, der junge Diviko erprobt seine Heldenstärke, der Krieg bricht aus, nach den ersten Heldenthaten wird Diviko von einer Fee in Zauberschlaf gesungen, und schläft vom Ende des vierten bis zum Ende des zwölften Gesanges, also beynahe zwey Drittheile dieser ersten Hälfte des Epos, ohne daß wir weiter etwas von ihm erfahren. Unterdeß werden die Helvetier hart gedrängt und es wird wohl seiner bedürfen, den Sieg herzustellen. Wir wollen also warten, bis er wieder aufwachen wird.

Was man auch, vorzüglich an der Manier des Dichters aussetzen mag, so wird es sich doch nicht geziemen, ihm mit jenem mitleidigen Achselzucken zu begegnen, das so viele junge Dichter mit Recht erfahren. Herr Henne ist ein ausgezeichnetes Talent, und das Barocke seiner Erscheinung zeigt keineswegs von forcirter, sondern von noch unentwickelter Genialität, und er hat Recht, wenn er in der Vorrede behauptet, daß er sich vorkomme, wie Parcifal, der ein kindisches Kleid trug und so lange ausgelacht wurde, bis seine Heldenkraft und sein Verstand gereift waren; nur ist das Bild, wenn es der Autor selbst gebraucht, ein wenig allzuschmeichelhaft. Wir dürfen hoffen, daß ihm die Manier wie ein Thorenkleid abfallen, die reiche Erfindungsgabe und das reiche blühende Gefühl bleiben werden; ja ich glaube auch dem vorliegenden Gedichte die Spuren einer stufenmäßigen und raschen Entwickelung anzusehen. Schon in den Grenzen dieses Epos scheint er sich oftmals verwandelt und in reinerer Gestalt verjüngt zu haben, und die gegenwärtige Ausführung desselben läßt hie und da eine frühere unvollkommnere Anlage und Sprache durchschimmern. Wenn Herr Henne die nordische Mythologie verläßt und nach Uri heimkehrt in's Land der Freyheit, so wird ihm die Muse Helden zeigen und Thaten, einen Glauben und eine Sitte, eine Häuslichkeit und eine Minne, die seinem Herzen und der ihm angeborenen Poesie weit vertrauter seyn müssen.

W. M.

Aus Italien.

Unter dem Titel: Ritratti poetici di alcuni nomini di lettere antichi e moderni del regno di Napoli (Neapel b. N. Manni. 1825. 334 S. in 4.) hat der Neapolitaner Carlo Antonio de Rosa, Marchese von Villarosa, zunächst seinen Landsleuten, nicht zwar Biographien, ja nicht einmal biographische Skizzen, sondern ganz kurze, in vierzehnzeilige Sonnett-Form zusammengedrängte Andeutungen über die Verrichtungen und Studien von sechs und dreyßig seiner ausgezeichnetern Mitbürger, eines G. Vincenzo Gravina, Saverio Mattei, Luigi Transillo, u. a. m. Gelehrten vor Augen gelegt, von denen manche bereits, unverdienter Weise, in Vergessenheit gerathen waren. Da inzwischen, jene 36 Sonnette ausgenommen, die ganze übrige Schrift bloß in äußerst weitläufigen und gelehrten Anmerkungen besteht, so ist sie eigentlich nur als eine Sammlung brauchbarer Materialien für einen zukünftigen Verfasser einer Geschichte der Neapolitanischen Literatur, oder der Lebensbeschreibung des einen oder andern in derselben gedachten Gelehrten zu betrachten. „Aber vielfältiges Lob und Dank" — sagt ein römisches Blatt, ohne Zweifel auch mit Hinsicht auf mehr als einen der heutigen vornehmen Römer — „müssen wir dem Marchese von Villarosa dafür bezeugen, daß er, anstatt seine Zeit als ein Faullenzer, im Müßiggange und unter den verweichlichenden Vergnügungen des Patriziates zu verschleudern, den Reichen und Adelichen ein Beyspiel gibt, wie man von zufälligen Würden und nicht durch eigene Anstrengung erworbenen Glücksgütern einen edeln und preiswürdigen Gebrauch machen sollte. Möchten alle Leute von Vermögen und Stande seinem Beyspiele folgen, auf daß die Schaar der Laffen und Querköpfe sich vermindern, und das wahre Verdienst nicht einsam und verlassen dastehen müsse!"

— Die unter der Ueberschrift Opere di Lorenzo de' Medici, detto il Magnifico, zu Florenz, bey Molini erscheinende erste vollständige Sammlung der Gedichte des gedachten Fürsten wird im August-Hefte des Giornale Arcadico, gestützt auf das einstimmige Befinden der Kenner, als eines der pracht- und geschmackvollsten typographischen Denkmale beschrieben, die seit langer Zeit aus den Pressen Italiens hervorgegangen sind. Wie es scheint, hat der Großherzog Leopold II. selbst an den Dichtungen seines fürstlichen Vorgängers auf dem Throne Etruriens ein besonderes Wohlgefallen gefunden; denn nicht nur wird die Ausgabe unter seiner besondern Mitwirkung veranstaltet, sondern er ist es auch, welcher mit königlicher Freygebigkeit die erforderlichen Fonds zu derselben an die Hand gibt. In dieser preiswürdigen Ausgabe aber stehen die Leistungen der Buchdruckerkunst mit dem innern Gehalte im vortrefflichsten Einklange. Das Ganze soll aus vier Quartbänden bestehen. Drey derselben enthalten Lorenzo's Gedichte, der vierte einen ebenfalls von ihm verfaßten Commentar dazu. Einhundert und fünfzig Exemplare werden auf das schöne, unter dem Namen Papalona bekannte Velinpapier aus der Magnanischen Fabrik zu Pescia, und andre hundert auf sehr schönes Englisches Velin-Zeichnungspapier, Super-royal genannt, abgedruckt. Ein einzelnes Exemplar wird auf Augsburger Pergament, ein anderes auf himmelblaues Velinpapier von Annonay, in Folio-Format abgezogen. Jeder Band ist ungefähr dreyßig Bogen stark. Zu der ganzen Sammlung wird bodonische Schrift gebraucht, und die Ausgabe vermittelst einer dem Großherzog zugehörigen, Englischen (so geheißenen Stanhopeschen) Presse aus gegossenem Eisen zu Tage gefördert.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Nr. 50.

Literatur-Blatt.

Freitag, den 23. Juni 1826.

Lyrische Dichtkunst.

Die Welt der lyrischen Poesie ist so unendlich als die des Gefühls, aber gewisse Gefühle sind gar gemein und gewöhnlich, und eben so gewisse lyrische Dichtungen. Nur wenige Menschen vertiefen sich mit so zartem Sinn in das Naturgefühl, wie Goethe, oder in das sittliche, wie Schiller, und nur wenige besitzen die Gabe, dieß Gefühl in Tönen auszusprechen, die seiner Tiefe, seiner Zartheit würdig sind; lieben aber und beten und ein zärtliches oder frommes Gefühl in Verse bringen kann jeder nur einigermaßen gebildete Jüngling. Darum werden wir in jeder neuen Messe mit neuen Liedern überschwemmt, die doch immer nur wieder die alten sind, uns immer nur dieselben Gegenstände, Frühling, Liebe, Sehnsucht, Andacht immer mit denselben Gedanken und Bildern und in denselben Worten, Versen und Reimen darbieten. Hat man ihrer einmal viele gelesen, so werden sie allerdings langweilig, doch zeugen sie fortdauernd von dem stillen Walten eines milden und segenvollen Geistes, der mitten unter den Stürmen der Zeit seine Blüthen treibt und die unverwüstliche Gutmüthigkeit der Nation beurkundet. Betrachtet man sie von dieser Seite, so fühlt man die Vorwürfe einigermaßen beschwichtigt, die man ihnen von der ästhetischen Seite machen muß. Wohl uns, wenn es so viele reine liebende Seelen unter uns gibt, die so gern von Unschuld, Liebe, Natur und Gott dichten. Wer die Nation im Auge hat, muß sich darüber freuen, wenn er auch in Hinsicht auf die poetische Behandlung dieser an sich vortrefflichen Neigungen und Bestrebungen sich wenig befriedigt finden dürfte. Die Poesie wird wirklich von den Lyrikern ein wenig mißhandelt. Abgesehen von den zahllosen, wenn auch größtentheils unwillkürlichen Plagiaten, Wiederholungen, Nachahmungen, ist der Mehrzahl unserer lyrischen Dichter und Dichterinnen eine gewisse Weitläuftigkeit des Styls und Leerheit an Gedanken eigen, die zwar keineswegs von einem Mangel an Gefühl zeigt, vielmehr gerade aus der Ueberschwenglichkeit desselben hervorzugehen scheint, die aber auf den Leser die Wirkung nicht macht, die der Dichter bezweckt. Von hundert lyrischen Gedichten bezeichnen immer neun und neunzig mit genauer Noth die leere Stelle, in welche der Dichter die Poesie hineingewünscht hat. Sie äußern das Gefühl nicht auf irgend eine poetische Weise, sondern sie sagen uns nur ganz prosaisch, daß ein Gefühl vorhanden sey. Sie freuen sich, sie härmen sich nicht, sondern sie sagen nur, daß sie es thun. Sie reizen uns nicht durch überraschende poetische Wirkung zum Mitgefühl auf, sondern sie verlangen in dürren Worten, man solle sich aufgereizt fühlen, freut euch oder weint mit mir! Sie umschreiben weitläuftig das andante, adagio, allegro auf der Ueberschrift, aber es sind keine Noten dazu da, die eigentliche Musik selber fehlt. Wenn ein Dichter Freudenlieder singt, so erwartet man, daß die Freude schon in seinem Herzen sitze, aber er ruft erst die Freude herbey: „komm doch, erscheine, steige herunter, Tochter des Himmels, sey unser Gast!“ oder er meldet uns: „sie ist da, die liebe Freude, da sitzen wir fröhlich beysammen!“ was wir längst wissen, oder er ruft uns zu: „freut euch doch, theilt meine Wonne, laßt den Kopf nicht hängen und seyd lustig, wie ich!“ was sich ja von selbst versteht, denn wahre Freude steckt immer an, aber nur von selber, ohne eine klägliche Aufforderung. So stellt er lauter Reflexionen über die Freude an, und doch sind diese immer ihr Gegengift; ihr werdet am fröhlichsten seyn, wenn ihr es euch gar nicht überlegt. Nicht besser ist es mit den meisten sentimentalen Liedern bestellt. Wie oft hören wir nicht: „dieß Lied sey dir geweiht, o Wehmuth! Schmerz, Mitgefühl, senke dich in mein Herz! Sanfte Trauer, komm über mich herab! Schon fühle ich, wie du den Busen mir schwellst! o Sehnsucht, du zersprengst mir die Brust!“ Wieder lauter Reflexion über das Daseyn eines Gefühls, während es sich äußern sollte. So melden uns viele Trinklieder, daß man lustig trinke, daß man Wein oder Bier oder Punsch vor sich habe, daß dieselben schmecken und lustig machen, was sich für jeden von selbst versteht, der vor dem Glase sizt und lustig genug ist, überhaupt ein Lied anzustimmen. Einige Gedichte treiben dieses aller Poesie absolut widerstrebende Reflectiren so weit, daß sie sich sogar nicht schämen, zu beginnen:

Digitized by Google

„nun will ich beginnen, nun will ich singen! Stimmt an, hört zu! Ströme Gesang aus voller Männerbrust! dir, o Gesang, weihen wir unser geringes Talent ꝛc.“

Es wäre sehr zu wünschen, daß unsere jungen Dichter dergleichen kleine Bemerkungen oft genug hören müßten, damit sie einen Fehler endlich anerkennen lernten, den sie eben so oft aus bloßer Nachläßigkeit und übler Gewohnheit begehen, als ihn selbst ein geringes Talent leicht vermeiden kann. Dieß gelegentlich. Wir betrachten jezt einige der vielen neuen lyrischen Sammlungen, die, gerade indem sie nicht durchgängig zu den ausgezeichnetsten gehören, den Charakter der Masse zu bezeichnen dienen, zuerst einige von religiösem Inhalt.

1) Vesperklänge von Heilmann. Essen, bey Bädeker 1826.

Die erste Abtheilung dieser Gedichte besteht aus religiösen Romanzen, man könnte sie protestantische Legenden nennen, die zweyte aus erhebenden und tröstenden Gelegenheitsgedichten, die dritte aus Festgesängen, vorzüglich für die Confirmationsfeyer. Die erstern nähern sich zuweilen Schillers Nachdruck und Schwung, die lezten der Lieblichkeit des Novalis. Der Verfasser ist des Verses Meister und dieß ist ein Vorzug, den neuere religiöse Dichter so selten haben, über den sie sich in der Andacht oder in der Pedanterey des Amtrocks nur allzuoft wegsetzen, den sie oft sogar als weltliche Tändeley von sich ablehnen. Herr Heilmann hat die Andacht mit der schönen Form trefflich zu verbinden gewußt, und die angenehme Musik seiner Sprache ist beseelt von tiefem Gefühl und dem kräftigen Ausdruck moralischer Würde.

2) Weihnachtsklänge geistlicher Lieder von A. und W. Leipzig, bey Brockhaus, 1825.

Beyde Verfasser zeichnen sich durch ächt poetisches Talent, durch treffliche Verse und mehr noch durch religiöse Leidenschaft aus. Während bey Herrn Heilmann die Moral vorherrscht, spricht in diesen Weihnachtsklängen mehr das Gefühl sich aus und versenkt sich mehr in andächtigen Tiefsinn, als es zu moralischen Entschließungen sich erhebt. Je weniger aber diese Lieder didaktisch sind, desto mehr dienen sie dem poetischen Interesse. Protestantische Gesänge, darin vorzugsweise Moral gepredigt wird, können oft nüzlicher werden, als katholische und pietistische, darin nur ein inniges Gefühl Befriedigung sucht, aber selten sind sie so schön. Die vorliegenden Gedichte haben etwas von jener katholischen und pietistischen Tendenz und ihr poetischer Werth wird augenscheinlich dadurch gehoben. Herr A. versezt sich in die Begeisterung, welche die Zeiten der Kreuzzüge durchflammte, indem er an das heilige Grab erinnert und die empörenden Entweihungen desselben durch Barbaren beklagt. Herr W. versezt sich in die Gotttrunkenheit der Pietisten und wie er sich in die Betrachtung des Heilands versenkt, mahnt er uns nicht selten an Herrnhutische Lieder.

3) Morgenlieder. Altenburg, 1826.

Diese sehr kleine Sammlung religiöser Morgenlieder, oder vielmehr Morgengebete, zeichnet sich durch nichts aus, hält den prosaischen Ton der meisten Gesangbuchlieder und entspricht der schönen Aufgabe keineswegs. Wie viel Blumen der Poesie hätte die Morgensonne nicht wecken können, aber sie hat nur sehr nüchterne moralische Vorsätze geweckt, die sich am besten in baarer Prosa hätten abfassen lassen.

4) Das Gebet des Herrn (Vater unser) in funfzig poetischen Bearbeitungen der vorzüglichsten Dichter Deutschlands. Quedlinburg und Leipzig, bey Basse, 1826.

Ich kenne nicht einmal funfzig vorzügliche deutsche Dichter, geschweige so viel vorzüglichste unter den vorzüglichen, und gerade die vorzüglichsten haben das Vater unser nicht glossirt, weil sie mit der Poesie der Bibel selbst vollkommen zufrieden gewesen sind. In der That ist es eine mißliche Sache, Bibelaussprüche poetisch umschreiben zu wollen; immer geht gerade der schönste Vorzug derselben, die metallne Kürze, die Eindringlichkeit verloren, und das Schöne läßt sich überhaupt nicht verschönern, wohl aber verhüllen, entstellen, verschlimmbessern. Wie viel Talent einige jener funfzig Dichter im Ausmalen an den Tag gelegt haben, die alte Einfalt jenes erhabenen Gebets hat keiner erreicht, oder ersezt. Wohl sind es Bearbeitungen, die Dichter haben arbeiten müssen, und sie hätten besser gethan, nur zu beten.

5) Jesus Christus oder das Evangelium in frommen Gaben ausgezeichneter deutscher Dichter, von Dr. Schinke, Halle bey Gebauer, 1826.

Das Obige gilt auch von dieser Sammlung. Hier werden die vorzüglichsten poetischen, zum Theil nur versificirten Umschreibungen einzelner Bilder aus den vier Evangelien zusammengestellt, größtentheils von Klopstok, Conz, Pfaum, Cölln, von Halem, und zwar nach der Zeitfolge der Begebenheiten, so daß das Leben des Heilands in einer Reihe von romantischen Schilderungen, beynahe das Ganze eines Epos bildet. So trefflich einzelne Parthien, namentlich aus Klopstocks Messias sind, so halte ich mich doch lieber an das Evangelium selbst. Ist denn die Sprache der Apostel nicht tiefe Poesie, werdet ihr sie mit Herametern und Jamben verbessern, und was soll eure Zuthat von Andacht, Reflexion und poetischen Arabesken? könnt ihr mehr thun, als die alten Urkunden in ihrer heiligen Einfalt ehren, und wenn ihr dies nicht wollt, könnt ihr weniger thun, als sie entstellen?

Digitized by Google

6) Palingeneſien von F. v. Schober. Breslau bey Joſef Max, 1826.

Etwas ähnliches, wie die genannten Sammlungen, bezweckt auch dieſer Kranz von Sonnetten, den jedoch der Verfaſſer nur aus den Blumen ſeines eigenen Gartens gewunden. Jedes Sonnett gibt uns das Bild eines bibliſchen Helden oder einer Scene aus ſeinem Leben, in der Weiſe, wie Schlegel bereits vor Jahren einige treffliche Beyſpiele gegeben. Das Bild tritt gleichſam plaſtiſch aus den Bibelworten heraus. Der Dichter will dieſe Worte nicht umſchreiben, was immer verkehrt iſt, ſondern er überſezt ſie in ein Bild, genau ſo, wie die Malerey ſich ihre heiligen Gegenſtände aus der Bibel wählt. Daher entſprach jedes der Schlegelſchen Sonnette auch einem gemalten Bilde der berühmteſten Meiſter, und die vorliegenden haben ebenfalls zum Theil ihre Korreſpondenten in der Malerey. Sie ſind größtentheils ſchön und verbinden mit jedem individuellen Bilde, das ſie herausſtellen, einen tiefen Gedanken, den ſymboliſchen Sinn deſſelben, wofür die abgerundete Form des Sonnetts treffiich geeignet iſt, z. B. S. 29.

M o ſ e s.

Num. Kap. 21. V. 6 — 10.

Ich kenne ſie, giftvoll und zweygeſpaltet
Die ſcharfe Otterzunge glühn'der Schmerzen,
Es hat ihr Stich im liebevollen Herzen
Mit blinder Wuth, ach nur zu oft, geſchaltet!
Glaubt nicht, daß ihr durch Trotz ſie ferne haltet,
Durch eitle Luſt, durch ſelbſtvergeßnes Scherzen;
Eh' ihr's vermögt die Flammen auszumerzen,
Habt ihr die Lieb' im Buſen auch erkaltet.
Nur wenn die Schlange ihr als Bild gefunden,
Und die Geſtalt in die Betrachtung bannt,
Durch die Erkenntniß wird ſie überwunden;
So wie ich jezt, vom Biß euch zu erlöſen,
Aus Erz den Molch um dieſe Säulen wand:
Wer ſie beſchaut, ſoll durch den Blick geneſen.

7) Dichtungen, meiſt über Religions- und Naturgegenſtände, ein Verſuch von J. G. C. Müller. Nürnberg bey Riegel und Wießner, 1826.

Weder das Aeußere noch das Innere dieſes Buchs hat mich angeſprochen. Papier und Druck ſind nicht ſonderlich und der Verſuch ſelbſt hätte beſſer unterbleiben können. Frömmigkeit und Moral laſſen ſich dem Verfaſſer durchaus nicht abſprechen, durchaus aber die Poeſie. Die Verſe enthalten die dürftigſte und ſteifſte Proſa, die mir irgend vorgekommen und die hier, indem ſie an rührende Gegenſtände verſchwendet wird, eine gar tragikomiſche Wirkung hervorbringt, z. B. S. 40.

Trauerſpiel iſt unſer Leben, jede Scene
Iſt verwebt darin mit Schmerz und Herzeleid;
Selbſt die Epiſoden ſind meiſt Trauertöne
Und der Stoff zum Thema iſt: Vergänglichkeit.

* * *

Winket nun, nach dieſem, nicht ein anders Leben,
Wo der graue Moder der Verödung weicht,
Wäre uns die ſüße Hoffnung nicht gegeben,
Die ſo manche Trübſalsberge überſteigt,

Hoffnung, daß hienieden nur die Prüfungszeiten,
Dorten aber der Belohnung Kronen ſind,
Daß vergeblich nicht im Sturme ſchwerer Leiden,
Uns die Wehmuthsthräne aus den Augen rinnt,

Daß der Schickung räthſelhafte Wege
Dort uns werden auf das Deutlichſte enthüllt, —

Doch die Periode läuft noch durch drittehalb Strophen und die Langweiligkeit durchs ganze Buch. Nur noch eine kleine Probe aus einem Hochzeitsgedicht, S. 104.

Theures Brautpaar! Eure gottgeſchaffne Liebe
Und der ſchöne Bund, dem ihr nun ſeyd geweiht,
Ausgefloſſen aus dem heiligſten der Triebe,
Bieten euch das vollſte Maaß von Seligkeit.

Holde Ausſicht! Und der Weltenlenker gebe,
Daß, was ich jezt ahne, niemals täuſche mich,
Daß das Leben ſey für Euch ein Luſtgewebe
Und die Freude Euch umarme ſchweſterlich!

Schon ſeit Monaten von reinſter Glut durchdrungen,
Wurde vollends heut verſchmolzen Herz und Geiſt;
Nun hat auch Religion ihr Band geſchlungen,
Welche ihrem Ehrer ſo viel Heil verheißt.

So geht es durch 214 Seiten. Wer Luſt hat und ſchwimmen kann, wage ſich tiefer hinein.

(Die Fortſetzung folgt.)

B i o g r a p h i e.

Jean Paul Fr. Richters Leben nebſt Charakteriſtik ſeiner Werke von Heinrich Döring. Mit Jean Pauls Portrait. Gotha, 1826. Hennings'ſche Buchhandlung.

Nachdem Herr Heinrich Döring ſeinen biographiſchen Kiel ſchon an mehr als einen Heros der deutſchen Literatur, z. B. an Klopſtock und Herder, verſucht hat, ſcheint er denſelben tüchtig und geſchärft genug befunden zu haben, um ſich damit auch an den unſterblichen Genius Jean Paul's zu wagen. Wenigſtens kann man ihm zu große Bedenklichkeit nicht vorwerfen. Kaum war Friedrich Richter todt, ſo erſchien auch ſchon die Ankündigung vorſtehender Biographie; und das Publikum muß die Promptheit loben, mit welcher es ſowohl von Herrn Döring als von der Hennings'ſchen Buchhandlung bedient worden, da jener bereits im März fir und fertig war und ſeine Arbeit ſich ſchon eine gute Weile in Aller Händen befindet. Es war inzwiſchen allerdings Eile vonnöthen, um der Antibiographie Jean Paul's vorauszukommen, welche wir, aus den hinterlaſſenen Papieren des Dichters und von der Hand ſeines älteſten Freundes vervollſtändigt, erhalten ſollen. — Wir möchten nun zwar nicht gerade,

Digitized by Google

wie Jean Paul's Wittwe gethan, vorstehende Biographie eine Pseudobiographie nennen, weil diese Benennung auch den Begriff absichtlicher Verfälschung in sich schließet; allein so viel bleibt gewiß, daß wir in dem sehr dürftigen Lebensabriß, welchen uns Herr Döring geliefert, keineswegs befriedigende Aufschlüsse über die Verhältnisse empfangen haben, unter denen Jean Paul's Geist so und nicht anders sich entfaltet hat. Hierüber können wir aber mit Herrn Döring in so fern nicht rechten, als es ihm, besonders in so kurzer Zeit, unmöglich gewesen seyn mag, zahlreichere und bedeutendere Data einzusammeln. Ueberhaupt scheint es, weder in Herrn Dörings Absicht, noch auch in seiner Macht gelegen zu haben, höheren Anforderungen zu entsprechen, als denen, welche etwa die sogenannte gebildete Gesellschaft zu machen pflegt. Diese wünscht ja bekanntlich weiter nichts, als sich gelegenheitlich einige Notizen und urtheilähnliche Bonmot's anzueignen, um, mit ihnen ausgerüstet, in ästhetischen Theezirkeln eine und die andere geistreiche Lippenbewegung unternehmen zu können. — In der That würden wir der Feinheit und Gewandtheit, mit welcher es Herr Döring vermieden hat, ein allgemeingültiges, die theegesellschaftliche Unterhaltung überflüssig machendes Urtheil auszusprechen, unsern vollkommenen Beyfall nicht versagen, wenn nicht dießmal das Lob der Wohlerzogenheit nur durch die Verletzung einer höheren Pflicht zu gewinnen gewesen wäre. Wir reden hier von dem Respekt, den wir, unbekümmert um die conventionellen Regeln der Gesellschaft, dem Göttlichen und seiner Erscheinung auf Erden schuldig sind. Und gehört etwa Jean Paul nicht zu den edelsten Boten, die uns der Himmel gesandt hat? — Aber wir scheinen uns ohne Noth zu ereifern; denn jene Bescheidenheit Herrn Dörings gegen die Gesellschaft, zu welcher er zu reden sich vorgestellt haben mag, ist ja wohl zugleich auch eine gegen den Genius, über welchen er, in der Charakteristik der Werke desselben, so unentschieden geurtheilt hat. — Wir müssen überdieß zugeben, daß Lob und Tadel, Anerkennung und Mißbilligung so gleichmäßig zugewogen worden sind, daß, wer die senkrechte und unbewegliche Stellung des Wagezüngleins betrachtet, darauf schwören möchte, die kritische Themis selbst habe dießmal zu Gericht gesessen. Aber eben dieses mechanische Zu- und Abwägen, dieses Anlegen des Zollstabes, ist die Sünde wider den heiligen Geist, deren sich Jeder schuldig macht, sobald er jenes Verfahren bey unendlichen Größen anwendet. Wir wollen indessen Herrn Döring diese Sünde, die er sich allerdings bey Jean Paul hat zu Schulden kommen lassen, weiter nicht zurechnen, vielmehr lieber annehmen, daß er sie unbewußt begangen habe, indem er nicht geahndet, daß ein Genius, wie Jean Paul's, nur von einem andern, ihm ähnlichen, verwandten in seinem innersten Wesen erfaßt werden könne, und daß man einen Riesen, der von einem Berggipfel zum andern schreitet, in der Ebene wandelnd nicht nachkomme. Wer kann aber von Herrn Döring verlangen, daß er ein Genius sey, wer, daß er Däumchens List und Muth besitze, sich die ihm abgehenden Meilenstiefeln zu verschaffen? —

Wäre ihm lezteres nur gelungen, so würde die Raschheit, mit welcher er Berge und Thäler der Jean Paul'schen Welt nach allen Richtungen durchwandert hätte, ihm vielleicht eine Totalansicht derselben verschafft haben. Aber auch dieß ist nicht geschehen. Jean Paul ist weder in seinem Mittelpunkt, noch in seinem ganzen Umfang begriffen worden, und somit wird sogar jedes gespendete Lob zweydeutig, wenn ihm auch nicht jedesmal ein beschränkendes „Aber" zum Begleiter gegeben worden wäre. Statt die Charakteristik der Jean Paul'schen Werke mit der Schilderung des eigenthümlichen und in seiner Eigenthümlichkeit universellen Geistes ihres Schöpfers zu beginnen, gibt uns Herr Döring eine Sammlung der verschiedensten, seit Jean Paul's erstem Auftreten, bekannt gewordenen Urtheile über ihn, und setzt diese und ihre Widersprüche bey Aufzählung der Werke selbst fort. Diese Sammlung ist der einzig reelle, nämlich ein historischer, Werth, welcher Herrn Dörings Biographie zugestanden werden muß. Aber da mit jener eben in dem unmerklichen Uebergang aus derselben zur eigenen Charakteristik das Unvermögen zu selbständiger, tieferer Beurtheilung ausgesprochen liegt, ist uns jedes folgende Lob und jeder folgende Tadel als die größeste Anmaßung erschienen, obgleich manches einzelne Urtheil über Einzelnes von Nachdenken und dem Bemühen, gerecht zu seyn, Zeugniß gibt. Wenn es sich nun aber Herr Döring, bey so bewandten Umständen, sogar erlaubt hat, dem Jean Paul Trivialität und Seichtigkeit vorzuwerfen, so durfte dieß wenigstens nie ohne Anführung beweisender Stellen geschehen: sollte anders der Vorwurf nicht dem Tadelnden selbst als Uebermuth zur Last fallen. Dieß tritt aber unter andern S. 92 ein. — Wir würden nicht fertig, alle verunglückte Versuche des Tadelns aufzuführen oder gar diese zu berichtigen; es ist auch keiner gemacht worden, der sich mehr als halb und halb hören ließe, weil der Gegenstand des Tadels nie als Ausfluß der an sich untadelichen Eigenthümlichkeit Jean Paul's betrachtet wird. Nur gegen den bekannten und von Herrn Döring wiederholten Vorwurf der Formlosigkeit Jean Paul'scher Biographien bemerken wir noch: daß Jean Paul's Geist bis an sein Ende nur an Ueberfülle jugendlicher Schöpfungskraft gelitten habe, und daß, wenn man auch eben deßhalb alle seine Biographien Kometen (nach Oken unentwickelte Planeten) nennen wollte, die elliptischen Bahnen derselben dennoch an seinen Geist, als an die rechte und in sich vollkommene Centralsonne, gebunden seyen. —

W. B. M.

Digitized by Google

Nr. 51.

Literatur-Blatt.

Dienstag, den 27. Juni 1826.

Lebens-Philosophie.

Ueber und gegen die Langeweile. Zur Kunst und Kenntniß des Lebens. Von H. B. v. Weber. Tübingen bey Heinrich Laupp. 1826.

Die Physiognomie dieses Buches schien uns auf den ersten Anblick eine gewisse Familienähnlichkeit mit jenen Gesichtern zu besitzen, welche uns zu Dutzenden auf Promenaden wie in Soirées, auf Bällen wie in Concerten und Theatern begegnen. Sie pflegen eine modisch-witzige und geistreiche Miene zu affektiren, bis sie den Mund zum Reden öffnen und uns — zum Gähnen reitzen. Diese Reminiscenz trug aber noch eine andere in ihrem Schooß, diese nämlich: daß sich unter besagten Soirée- und Ballgesichtern zu Zeiten auch solche befinden, die bey näherer Betrachtung Feuer und Ernst hinter der Maske hervorblicken lassen, welche sie bloß vorgenommen zu haben scheinen, um nicht gegen die gute Gesellschaft, in der sie sich befinden, zu verstoßen. Darum ließen wir uns auch dießmal nicht gleich von dem ersten Eindruck zurückschrecken, und, wir müssen es gestehen, zu unserer Befriedigung. Gegen die Langeweile dürfte inzwischen Herr von Weber in so fern dem Leser nicht geschrieben zu haben scheinen, als derselbe etwa augenblickliche Erlösung von jener Plage erwartet. Hiezu fehlt es dem Buche an der nöthigen Dosis pikanten Witzes, welcher geeignet wäre, aus einer Geisteserschlaffung, für welche der Hr. Verf. selbst die Langeweile erklärt, aufzureitzen. Auch hat derselbe dieß wohl nicht beabsichtigt, sondern höchstens ein Präservativmittel gegen künftige Fälle geben wollen, welches nicht zu viel Excitatives bey sich führen durfte. Wie der Heilmittellehre die Lehre von den Krankheiten selbst und ihrer Merkmale vorausgehet, so erhalten wir auch zuerst die Beschreibung der langen Weile, Nachricht von den Gründen ihrer Entstehung ꝛc., und erfahren dann erst, wie man ihr vorbeugen oder der eingetretenen sich entledigen könne. Alles zu diesem Ende Beygebrachte zeugt von umfassenderem Nachdenken über den Gegenstand, ist richtig und klar, manchmal etwas zu breit vorgetragen. Hie und da haben wir, dem sichtlichen Bemühen, einen genauen Sprachgebrauch festzuhalten, zum Trotz, einmal in dieser, dann wieder in jener Bedeutung gebrauchte Wörter angetroffen. Unter den neun Abschnitten, in welche das ganze Werkchen zerfällt, verspricht die Ueberschrift des lezten: „Philosophie der langen Weile," mehr, als gehalten wird; dagegen hat sich der siebente unsern vollen Beyfall erworben, und wir tragen kein Bedenken, ihn für die gelungenste Partie des Ganzen zu erklären. Es wird in demselben von „unserem Kulturleben, als einem vorzüglichen Erregungs- und Beförderungsmittel der langen Weile" gehandelt, und wir entheben ihm folgende Stellen, welche als Beyspiel der Weise dienen mögen, wie der Verf. bey Darstellung seines Gegenstandes verfahren ist.

S. 193: „Eben die bloß intellektuelle Kultur, die Vergeistigung, der esprit, wodurch sich vornehmlich unser Zeitalter bisher charakterisirte, erhellet und erweitert zwar den inneren Menschen, aber füllt ihn nicht aus; befriedigt zwar seinen Geist (Verstand?), aber nicht sein Gemüth. Dieses trachtet nach dem Seligen, aber findet solches, weder in den feineren sinnlichen, noch in erhöhten Verstandes-Genüssen. Das Uebersinnliche und Heilige, die Sphäre der Ideen und des Lebens — darinnen ist seine Sphäre." S. 194: „Der Egoismus ist der allgemeine, tiefe Brandschaden unserer Zeit. Jeder möchte mit der möglich größten Schonung eigener Kräfte — so viel möglich auf Kosten Anderer genießen, und lauert bey dieser Genußgier immer darauf, daß ihn andere nicht stören, oder vor der Zeit seine Absichten nicht ergründen. — — Vermöge seiner Natur ist ein solcher Egoismus — — unmittheilbar und untheilnehmend, und weiß nichts von der Warmherzigkeit und hingebenden Aufrichtigkeit, wodurch sich Seelen in Seelen ergießen. Sein höchster Triumph ist der gefällige Schein, den er im Umgange um und von sich wirft; und die wohlwollende Miene und das Schönreden." — — „(Das Gemüth) bleibt dabey leer, ohne kräftige Anregung und Richtung auf kräftige That. Mit dem Zurücktreten des Idealen verschwindet auch die Poesie der Seele, diese höhere Lebensansicht und Schwingung, vermöge der

wir alles Irdische mit selbständiger Freyheit tragen, ohne von demselben getragen zu werden." S. 196: „Um diese Gefühlsleere zu überkleiden und zu beschwichtigen, nimmt man nun zum Lächerlichen seine Zuflucht. Der Alles verhöhnende und gleichmachende Witz, der allgewaltige esprit — — kommt an die Tagesordnung, und nur, wer sie loslassen oder bey sich beherbergen kann, hat Welt," ꝛc.

Einer anderen Stelle S. 187, worin Napoleons schnelles Aufsteigen zum Kaiserthrone, zum Theil wenigstens, einer politischen Apathie und langen Weile zugeschrieben wird, welche nach den übermäßigen Anspannungen der Revolution habe folgen müssen, würden wir unser ungetheiltes Lob nicht versagen können, wenn wir nicht dieselbe glückliche Idee, nur bey weitem schlagender, schon vor sieben Jahren ausgesprochen gefunden hätten, in einem Werke, welches vielfach verlästert und verkannt, von keiner Parthey, weil es keiner diente, anerkannt und vielleicht nur von wenigen Einzelnen verstanden worden ist. Wir reden von Görres's „Europa und die Revolution." Dort heißt es, nachdem, namentlich in der Zeit von der Direktorialherrschaft bis zu Napoleon, eine „innere Hinfälligkeit und Abgeschlagenheit des Lebensgefühls und jene Erschlaffung und Lähmung aller Lebensgeister, die großen Ausschweifungen zu folgen pflegen," nachgewiesen worden, S. 172: „Er hatte Frankreich eben im Momente jener Abspannung und Ohnmacht überrascht, die der revolutionären Berserkerwuth gefolgt, und es ließ sich binden und knebeln ohne Widerstand."

Wir wollen hiemit dem Verf. keineswegs den Vorwurf eines Plagiates gemacht haben, welches ihm wohl bey großer Belesenheit, die sich oft, obwohl ohne Prunk, in seinem Buche verräth, unbewußt entschlüpft seyn könnte, weil es ja eben so wahrscheinlich ist, daß bey jenem, von Görres stets, von unserem Verf. manchmal angewendeten Parallelisiren physikalischer, psychischer und historischer Erscheinungen, sich die gleiche Idee, unabhängig von ihrer früheren Schwester, erzeugt habe.

W. B. M.

Länderkunde.

Gais, Weisbad und die Molkenkuren im Kanton Appenzell, von Fr. K. von Kronfels. Konstanz bey W. Wallis. 1826. 298 S. 8.

Eine angenehmere und erwünschtere Gabe konnte den zahlreichen Molkenkurgästen, die alljährlich nicht aus der Schweiz nur, sondern auch aus den benachbarten deutschen Staaten das schöne Appenzellerland besuchen, kaum gereicht werden, als die sie durch dieß kleine Buch erhalten, das vollends auch für seine Bestimmung so gefällig als zierlich ausgeschmückt ist, indem schon der kartonirte Umschlag einerseits die Ansicht vom Flecken Appenzell, anderseits vom romantischen Weisbad, das vorgesetzte Kupfer den Kurort Gais und die Titelvignette das Wildkirchlein, in niedlichen und treuen Zeichnungen darstellen. Der Verfasser, welcher seine Vorrede aus Freyburg im Breisgau unterzeichnet und der voriges Jahr als Kurgast sich in Gais aufgehalten hat, erkundigte sich damals vergeblich nach einer Beschreibung des Kurorts, und dadurch angeregt, dem gefühlten Bedürfnisse selbst abzuhelfen, sammelte er sich Notizen und stellte zusammen, was eigene Beobachtung, mündliche Erkundigung und die gedruckten, aber zerstreuten Nachrichten ihm darboten. Von den lezteren scheinen die immerhin nennenswerthen „Bemerkungen über den Kurort Gais und die kleinen Kantone, gesammelt im Julius 1798 (Ludwigsburg, bey Cotta 1799)" seiner Aufmerksamkeit entgangen zu seyn. Sein Hauptverdienst ist, das Gesammelte wohl geordnet, in gefälligem Gewande mitgetheilt zu haben. Von den fünf Abschnitten seiner Schrift handelt der erste von der Molkenkur, das will sagen von der Natur, Bereitungsart und den Eigenschaften der Molken, von ihrer Anwendung und dem dabey zu beobachtenden Verfahren. Die Abhandlungen zweyer Aerzte sind zum Grunde gelegt, und nur eben so viel von ärztlichem Wissen daraus enthoben, als dem Kurgaste zu wissen erforderlich und nutzbar ist. Die Beschreibung des Kurortes Gais und seiner Umgebungen in bedeutendem Umfange bildet den zweyten Abschnitt, worin die meiste eigene Beobachtung angetroffen wird; auch die Geschichte der Entstehung (im dritten Viertheil des abgeflossenen Jahrhunderts) und ihrer seitherigen Ausbildung ist erzählt, und neben allem Rühmlichen, was von dieser zu melden und zu loben war, blieb das Mangelnde und Tadelnswürdige nicht ungerügt: insbesondere werden Schattenplätze und Laubengänge für die Molkentrinkenden, nebst den völlig mangelnden Vorkehrungen für Bäder, verlangt. Den Schilderungen der Spaziergänge um Gais ist auch die Aufzählung alles dessen beygerückt, was während der Kurzeit für Befriedigung der Schau- und Hörlust von speculativen Landleuten veranstaltet wird. Die Theaterlust muß sich zwar in die Scheune begeben und mit Stegreifstücken vorlieb nehmen. „Beym Wirthshaus der drey Könige, eine Viertelstunde von Gais, auf der Straße nach St. Gallen, befindet sich der Theatersaal, ein ländlicher nämlich, eine Art Scheune, in welchem eine ebenfalls ländliche Gesellschaft, bestehend aus vierzehn Knaben und zwey Mädchen, im Sommer von 1825, den Wilhelm Tell — nicht den Schiller'schen, sondern einen eigenen — auch nicht in der Sprache Schillers, sondern im ächten Appenzeller-Dialect aufführte. Zuschauer der verschieden-

Digitized by Google

ſten Claſſen und Nationen, Miniſter und Sennhirten, engliſche Lords und Amſterdamer Kaufherren, deutſche Freyherrn und Betteljungen, elegant gekleidete Stuttgarter Damen und Kuhmädchen, fanden ſich dabey ein und in dem engen niedrigen Raum, im Monat Auguſt, Nachmittags drey Uhr, zuſammengedrängt, ſahen ſie im Schweiß ihres Angeſichtes die Heldenthaten der Männer von Uri und Schwyz, den Uebermuth Geßlers und ſeinen Fall mit an." Das anmuthige Weißbad mit ſeinen Umgebungen füllt den dritten Abſchnitt, der vierte gibt die hiſtoriſch-ſtatiſtiſche Ueberſicht des Kantons Appenzell und der fünfte endlich beſchreibt die Alpenwirthſchaft und das Sennenleben, meiſt nach Steinmüller. In der Charakterzeichnung des Appenzellers wird, nach Erwähnung anderer Zeugniſſe und verſchiedentlicher Anekdoten, die treffende Bemerkung gemacht: „Man legte den Appenzellern zur Laſt, daß ſie ſich einfältig ſtellen, dann aber plötzlich durch eine treffende oder witzige Antwort, beſonders wenn man ſie necken will, überraſchen. Dieß mag wohl heut zu Tage noch von den Innerrhodnern gelten, aber auch da, glaube ich, iſt keine abſichtliche Verſtellung im Spiele, ſondern der Bauer, im Allgemeinen, wenn ihn ein Fremder oder Städter anredet, horcht erſt und ſpäht, wie es gemeint iſt, ob man ihn nicht zum Beſten haben wolle, und merkt er dieſe leztere Abſicht der Appenzeller, ſo ſpeißt er den Fremden allerdings oft recht witzig oder derb ab, denn frey erzogen und frey lebend verbindet er mit Mutterwitz und heiterer Laune den Muth, ſich gegen Jedermann frey zu äußern." Kleine Irrthümer und Mißverſtändniſſe haben ſich hin und wieder eingeſchlichen, ſie entſtellen aber das ganze angenehme Gemälde keineswegs und werden in einer zweyten Ausgabe, die dem Buche vermuthlich zu Theil werden dürfte, leicht zu verbeſſern ſeyn.

Zeit-Geſchichte.

Griechenland in den Jahren 1823 und 1824; in einer Reihe von Briefen und andern Documenten über die griechiſche Revolution, geſchrieben während eines Beſuchs in dieſem Lande vom Obriſten Leiceſter Stanhope. Aus dem Engliſchen überſezt. Weimar, Landes-Induſtrie-Comptoir 1826. XVI und 336 S.

Bald nachdem zu Anfange des Jahrs 1823 der Grieche A. Luriotis von der griechiſchen Regierung nach England geſandt worden war, um die Anſichten der brittiſchen Miniſter und die allgemeine Stimmung der Engländer in Betreff der griechiſchen Inſurrection zu erforſchen, bildete ſich in London aus mehreren ſehr angeſehenen Männern (Erskine, Bentham, Hobhouſe, Ruſſel, J. Hume, J. Bowring) ein Griechenverein, der auch kurze Zeit darauf (im März 1823) einen Abgeordneten, Ed. Blaquiere, nach Griechenland ſandte, welcher an Ort und Stelle die nöthigen Erkundigungen einziehen ſollte, um auf die zweckmäßigſte Art den Griechen helfen zu können. Im September deſſelben Jahres kehrte dieſer nach England zurück und gab bald darauf ein, auch in das Deutſche überſetztes, Werk über die griechiſche Revolution (Die griechiſche Revolution; ihr Anfang und weitere Verbreitung u. ſ. w. Von Ed. Blaquiere. Aus dem Engliſchen. Weimar, Landes-Induſtrie-Comptoir. 1825.) heraus, wozu er die Materialien in Griechenland ſelbſt und größtentheils von Theilnehmern und Augenzeugen geſammelt und erhalten hatte, das darum auch von großem Intereſſe und hiſtoriſchem Werthe, aber gleichwohl mancher Berichtigungen und Ergänzungen bedürftig iſt. Die von Blaquiere in Griechenland (eigentlich nur in Morea), beſonders durch den Vollziehungsrath (Maurocordatos, deſſen Präſident) eingezogenen Nachrichten ſind, nach dem von ihm bey ſeiner Rückkehr dem Londoner Ausſchuſſe am 13ten Sept. 1823 erſtatteten Berichte (m. ſ. Rapport sur l'état actuel de la confédération grecque. Paris, 1823) zu urtheilen, bey der anderweitigen Sendung eines Agenten nach Griechenland, zu welcher ſich der durch ſeine Bemühungen zu Gunſten der Preſſe in Indien bekannte Oberſt Stanhope anbot, berückſichtiget worden. Demzufolge reiste dieſer (im Sept. 1823) durch Deutſchland und die Schweiz, um ſich mit den dortigen Griechenvereinen (Darmſtadt, Zürich, Bern — in Lauſanne hatte er eine Unterredung mit Capo d' Iſtria) wegen gemeinſamer und zweckmäßiger Unterſtützung Griechenlands zu beſprechen, und ging von da durch Italien nach den ioniſchen Inſeln (Byron war ſeit Auguſt 1823 auf Kephalonia) und dann (im December) zunächſt nach Miſſolonghi im weſtlichen Griechenland, wo er den Fürſten Maurocordatos, der ſich ſchon vorher in den Jahren 1821 und 1822 mit der Organiſation jenes Theils des griechiſchen Bundes beſchäftigt hatte, fand, und durch deſſen Mitwirken er manche ſeiner Zwecke zu befördern ſuchte. Die Abſicht des Londoner Griechenvereins bey Sendung des Oberſten Stanhope nach Griechenland war, nach deſſen Angaben an mehreren Stellen der vorliegenden Briefe, „Griechenlands Wohl zu befördern, beſonders Kenntniſſe den Griechen mitzutheilen, weil dieſe die Quellen von Ordnung, Sittlichkeit, Freyheit und Macht ſeyen, Griechenland aufzuklären und nützliche Kenntniſſe, wie heilſame Grundſätze, zu verbreiten." Welche Schritte er in dieſer Abſicht im Allgemeinen und beſonders in Bezug auf Einführung eines zweckmäßigen Militärſyſtems in Griechenland, auf Verbreitung von Ordnung und Einheit, von heilſamer Grundſätzen durch Volkserziehung, durch Gründung von Zeitſchriften (in Miſſolonghi gründete er deren drey), über-

haupt durch Mittheilung der in civilisirten und kultivirten Ländern befindlichen Einrichtungen und Anstalten (Schulen, Buchdruckerpressen, Laboratorien, Spitäler, Posten und dergl.) gethan, das berichtete er aus den verschiedenen Orten Griechenlands, in die er kam, an den Griechenverein in London, und diese Briefe, sechs und siebzig an der Zahl und aus der Zeit vom December 1823 bis Mai 1824, so wie andere, an verschiedene Personen in Griechenland, Europäer und Griechen, in Beziehung auf die Absicht seiner Sendung geschrieben, bilden den Hauptinhalt des vorliegenden Werkes, dem noch als Anhang ein und fünfzig Briefe von verschiedenen an verschiedene Personen, auch an Stanhope selbst, aus derselben Zeit, und Dokumente, deren aller gemeinsamer Inhalt dessen Sendung und Absicht dabey mehr oder weniger betrifft, beygefügt sind. Das Werk ist deßhalb nicht ohne großes Interesse, indem es lehrt, wie empfänglich Griechenland für Civilisation und Kultur ist, und mit welchem Erfolge für Begründung und Verbreitung derselben bereits gewirkt worden. Dabey hat die Briefsammlung auch noch für die Geschichte der Revolution einen gewissen, wenn gleich nur untergeordneten, Werth, besonders in Betreff der innern Angelegenheiten Griechenlands und der Factionsstreitigkeiten aus der Zeit vom Decbr. 1823 bis Mai 1824, auch der Verhältnisse der einzelnen Partheyen zu einander, und sie enthält außerdem manchen schätzbaren Beytrag zur Charakteristik einiger der vorzüglichsten durch die Revolution bekannter Griechen, wiewohl Rec. aus näherer Prüfung und Vergleichung der verschiedenen Urtheile des St. vor ihrer unbedingten Annahme warnen zu müssen glaubt. Denn nicht alle sind unpartheyisch, manche erscheinen, weil sie nicht auf Thatsachen gegründet sind, als falsch oder, für und wider, befangen, auch nicht frey von Widersprüchen. So ist sein günstiges Urtheil über Dem. Ypsilantis, Odysseus (man denke bey diesem an sein Benehmen zu Anfang 1825), Th. Negris nicht durchgängig nach Thatsachen motivirt, und über A. Maurocordatos ist, nach mitgetheilten frühern günstigen und unpartheyischen Urtheilen, sein Endurtheil ungerecht und befangen. In das Einzelne hier einzugehen, wäre unpassend; es genügt zu bemerken, daß bey dem angegebenen allgemeinen Inhalte vorliegender Sammlung und dem daraus sich ergebenden Werthe derselben einzelne Briefe besonders wichtig und interessant sind, (z. B. im Anhang Nr. 32. S. 306) und gehörig gewürdigt, manchen Punkt in der Geschichte der griechischen Revolution aufzuklären wohl im Stande sind. Ueber Lord Byron, mit dem St. die Interessen Griechenlands gemeinschaftlich zu befördern suchte, und der Anfangs 1824 in Missolonghi ankam, erfahren wir eigentlich wenig, vielleicht weil, wie es scheint, St. nicht sehr mit ihm harmonirte: bey seinem Tode im April 1824 war derselbe nicht in Missolonghi. Um die Tour, in welcher Stanhope die einzelnen Punkte in Griechenland besuchte, anzugeben, bemerke ich noch folgendes: von Missolonghi ging er gegen Ende Februars nach Athen, wo er mit Odysseus zusammentraf, Anfangs April nach Hydra, dann nach Napoli di Romania, und über Argos, Korinth nach Salona in Ostgriechenland, im Mai wiederum nach Morea und von da, wegen seines Gesundheitszustandes, nach Zante, wo ihn der Befehl des Königs von England traf, sogleich, bey Androhung der höchsten Ungnade desselben, nach England zurückzukehren, wo er auch Ende Juni eintraf.

Die Uebersetzung ist gut, nur durch häufige Fehler in Eigennamen entstellt; das Original ist hie und da zugeständlich etwas verändert, übrigens Druck und Papier zu loben.

Aus Italien.

(Fortsetzung.)

Ueberhaupt hat der längst rühmlich bekannte Typograph Molini bey dieser Unternehmung seine ganze Kunst mit allem ihrem Pompe auf eine einsichtsvolle Weise in Thätigkeit gesetzt. Auch die immer rege Phantasie des beliebten Improvisatoren Tommaso Sgricci hat sich durch die thätige Mitwirkung des Landesfürsten bey dieser splendiden Unternehmung zu einer gedankenreichen Ode aufgeregt gefunden, die in dem G. A. ebenfalls abgedruckt ist, und deren Schluß also lautet:

Mentre del tempo il rapido torrente
Via si porta repente
Feste, grandezze e soggiogati regni,
..non te ma d'oblio nebbia, o di morte
Chi arrise ai sacri ingegni,
Che alla vita seconda spron le porte.

— Eine in Deutschland kaum dem Namen nach bekannte Akademie Italiens ist die sogenannte Gioenische. Ihr Sitz ist Catania. Ihr Entstehen hat sie einer Anzahl von Freunden und Beförderern der Naturwissenschaften zu verdanken, welche, wohl nicht mit Unrecht, dafür halten, daß ein Zusammentritt von gelehrten Männern in diesem Fache, der zur einzigen Absicht hätte, die Fortschritte in demselben auf jede ihm zu Gebote stehende Weise zu befördern und zu erweitern, nicht nur für Catania allein, sondern für ganz Sizilien von einem um so größern und vielfältigern Nutzen seyn müßte, weil dieses Land sowohl überhaupt, als ganz besonders wegen des Aetna, mit seinen zahllosen höchst merkwürdigen Phänomenen, gerade für den gedachten Zweig menschlicher Kenntnisse und Wissens einen seltenen Grad von Interesse darbieten. Der Name der Gioenischen Akademie soll das Gedächtniß des Ritters Joseph Gioeni ehren, der in Sizilien, theils als Verfasser einer Litologia vesuviana, theils wegen der Anlegung eines sehr reichhaltigen Naturalien-Cabinettes in großer Achtung steht. Die Akademie theilt sich übrigens in zwey Sectionen, die eine für die Naturgeschichte, die andere für Physik und dahin einschlagende Wissenschaften. Jene soll sich mit allen denjenigen Gegenständen beschäftigen, welche in dem Bereiche Siziliens auf die verschiedenen Reiche der Natur Bezug haben; diese soll sich meteorologische Beobachtungen, die mannigfachen Erscheinungen, welche der Aetna darbietet, seine Ausbrüche und alles dasjenige zum Gegenstande nehmen, was einen unmittelbaren Einfluß auf die physische Constitution des Menschen haben mag. Es soll auch ein besonderes, der Akademie zustehendes naturhistorisches Cabinet angelegt und der Obsorge eines Mitgliedes übergeben werden.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Nr. 52

Literatur-Blatt.

Freitag, den 30. Juni 1826.

Lyrische Dichtkunst.

(Fortsetzung.)

8) Phantasieblüthen und Tändeleyen von Cathinka Halein, Mainz, bey Müller. 1825.

Diese neue Sappho — wie viele haben wir nicht schon erlebt — hat sehr viel Aehnliches mit der liebenswürdigen Louise Brachmann und sehr viel Unähnliches mit den gelehrten pedantischen Damen, die hier und dort ihre kleine Hofhaltung haben. Sie ist nur so eitel, wie ein Dichter, gar nicht wie eine Dichterin und so gefühlvoll, als wir es von beyden verlangen. Ihre Verse, Gefühle, Gedanken fließen so leicht als jene der unglücklichen Louise, und enthalten auch dasselbe, das große Thema Liebe in hundert Variationen. Nur war Louise Brachmann ein wenig sentimentaler und leidender, Cathinka zeigt bey weitem mehr Bravour. Louise spricht immer für die Männer, weil ihr einer fehlte, Cathinka spricht gegen sie, weil sie, wie sie selbst sagt, ihren Geliebten, es mag nun ein wirklicher oder nur poetischer seyn, treulos gefunden hat. Sie ist aber wohl ein wenig gar zu hart, die gute Dichterin. Gleich ihr erstes Gedicht hebt an:

Fliehet die Männer! sie flechten und weben
Dornen und Disteln in's irdische Leben ꝛc.

und eine Menge von Gedichten kommen immer wieder auf diesen Refrain zurück. Die Männer taugen alle nichts, S. 201:

Entsage deinen schönen Idealen,
Ein treuer Mann ist eine Phantasie.
Die Dichter nur in schönen Stunden malen,
Du suchst umsonst, den Phönix findst du nie.

Die moralische Nutzanwendung aus dieser, ich will nur sagen krankhaften, Ansicht wird S. 104 in einer Warnung gezogen, vor welcher die Dichterin ihr Herz selbst hätte warnen sollen. Aber was thut man nicht alles, wenn man einmal, besonders ein Mädchen, so recht bitterböse ist. Man höre:

Mädchen, wollt ihr Lieb' erregen,
Zeiget nimmer euer Herz;
Lasset nimmer euch bewegen.
Denn ihr tauschet langen Schmerz.

Jede flüchtige Empfindung,
Wird von Männern Lieb' genannt.
Doch die süße Herzverbindung,
Haben nimmer sie gekannt.

Habt des Busens zarte Triebe
Stets in euerer Gewalt;
Kälte erregt der Männer Liebe,
Gegenliebe macht sie kalt.

Darum zeigt, gleich der Coquette,
Stolz und Kälte offenbar —
Und es seufzt in eurer Kette,
Gern der Männer ganze Schaar.

9) Gesänge für Griechenlands Heldenvolk. Von Joh. Rudolf Wyß, dem ältern, gewesenem Pfarrer von Wichtrach. Einnahme für die Griechen. Bern, bey C. A. Jenni. 1826. 57 S. 8.

Ein fruchtbarer, rühmlich bekannter und schon hochbetagter Sänger, läßt Herr Wyß wechselnd Ehrengesänge, Klagetöne, Trauerlieder und erhebende Mahnungen für Rettung des bedrängten Volkes ertönen, und seinen Liederkranz für die Griechen legt er auf dem Altar nieder, wo die Opfergaben für ihre Erlösung aufgehäuft werden.

Unter den Liedern der kleinen Sammlung zeichnen wir als vorzüglich aus: der Griechen Erwachen; der Held von Missolonghi Nots Bozzaris; Missolonghis Fall und der Schrey des Erbarmens. Dieser endigt mit folgenden zwey Strophen:

Der erntet keine vollen Garben,
Der übel pflügt und kärglich sät.
Wohl mag der Enkel dessen darben,
Der seiner Brüder Noth verschmäht!
Es schließe niemals Herz und Hände,
Wer dieser Erde Güter hat.
Er äße selbst vielleicht am Ende,
Ereilt vom Fluche, sich nicht satt.

Digitized by Google

Gesegnet, die, vom schönen Triebe
Gerührter Menschlichkeit beseelt,
Das heilige Gesetz der Liebe
Zum frommen Leitstern sich gewählt!
Das Herz wird ihnen süß vergelten
Was ihre Hand mit Freude that,
Und auf dem Acker ferner Welten
Erquickt sie noch der Erde Saat.

10) Gedichte von G. J. Schlachter. Bernburg bey Gröning 1825.

Der junge Dichter schließt sich mit einem sehr reinen Gefühl an Natur und Gott an, und macht auch artige Verse, die sich aber zum Theil in gar zu abgedroschenen Reimen bewegen, wie gleich der erste Vers beweist:

Auf! und nehmt den Reisestab,
Brüder, laßt uns fröhlich wandern;
Berg' hinauf und Berg' hinab,
Flink von einer Stadt zur andern.

Auch geräth er statt in die Tiefe allenthalben in die Breite. Seine Gedichte haben sehr viel überflüssige Verse, und die Verse überflüssige Worte. Wie schrecklich breit ist z. B. folgender Vers S. 61:

Mag es ihm Kämpfe doch kosten, sie lohnet dem glücklichen Sieger
Hoch der herrliche Preis: Selbstbeherrschung genannt.

An Bildern ist der Dichter sehr arm und wählt mit sicherem Takt immer die abgenutztesten, und fällt auch dann noch oft genug heraus. Folgender Vers bezeichnet charakteristisch den alten Leverton, der in der ganzen Sammlung vorherrscht, S. 73:

Das Blümchen heißt — die Liebe:
Wie sonder ihre Gluth
Das Leben öde bliebe,
Wißt ihr ja selbst recht gut.
Sie spend' aus ihrem Kranze
Euch Blumen immer neu,
Und bleib im frischen Glanze
Euch ewig hold und treu!

Und bleibt nur immer Lirumley im lieben alten Einerley — aber kann denn die liebe Liebe zugleich ein Blümchen seyn und zugleich einen Kranz aufhaben, aus dem sie Blumen spendet?

11) Nachklänge des Herzens, erste poetische Versuche von Heinrich Grahl. Leipzig bey Taubert, 1826.

Natur, Liebe, Vaterland, Gott sind die erhabenen Gegenstände dieser sehr unreifen Dichtungen. Auch hier ist kein genialer, kein neuer Gedanke zu finden, immer wieder das alte Lied und die trivialen Bilder wechseln nur mit einigen bizarren ab. Er fängt wieder damit zu singen an, daß er uns singt, er singe:

Der Frühling naht, auf jauchzet ihm entgegen,
Empfanget ihn mit frohem Festgesang;
Auf Berg und Au, im Thal, auf Flur und Wegen
Erschalle feurig unsers Liedes Klang.

Desgleichen S. 17:

Er sey gegrüßt mit frohem Festgesange
Der Tag der großen fürchterlichen Schlacht,
Er sey gegrüßt, ein jeglicher empfange
Ihn freudenvoll mit Jubelschall und Pracht.

So geht es in der alten bekannten lyrischen Langweiligkeit fort. Was helfen uns die großen Gegenstände, die edlen Gesinnungen und Empfindungen? Sie machen so wenig, als eine Sterncharte oder eine Moralphilosophie den Dichter, sie retten den Versifer nicht, es sind Aepfel, die sich erst in der silbernen Schaale vergolden. Ueber das Alltägliche erheben sich in den vorliegenden Gedichten nur einige pikante Bilder, z. B. S. 24:

Dort wo der Baum der Freyheit sprießt,
Wo biedres Blut den Leib durchfließt,
Dort nach des Freyheitsbaumes Grün,
Dorthin, dorthin
Möcht ich so gern, so gerne ziehen.

(S. 32) Dorthin, dorthin, dort über jene Fluren
Ging seines Rosses adlerschneller Flug.

(S. 37) Endlos strecken durch das Prachtgewölbe
Weltsysteme ihre Arme aus.

(S. 80) Und aus dem blauen Himmelsmeere winden
Sich Sterne.

(S. 104) Der dürstende Busen sehnt sich nach Blut
und winkt mit gehobener Rechte
Den Rittern zum blut'gen Gefechte.
— Doch ein Hieb von des Gegners Schwerde,
und geistlos sinkt er zur Erde.

Wie glücklich hat der Autor dafür gesorgt, daß das Schwert der Kritik sich nicht erst die Mühe nehmen darf, an seinem Buche eine ähnliche tragische Wirkung zu erzielen.

12) Heimathliche Bilder und Lieder von Karl Rudolf Tanner, Aarau bey Sauerländer, 1826.

Diese Erscheinung ist ein wenig fremdartig unter den übrigen. Sie gehört im engern Sinne der Romantik an, und erinnert an die Minnesänger, Tieck, Uhland, Rückert. Der Dichter ist ein Schweizer, und die Gegenstände seiner Dichtungen sind die Natur und die Erinnerungen seines Vaterlandes. Es spricht sich darin beynahe durchgängig eine äußerst zarte Empfindung aus; der Dichter bringt uns nur Blüthenstaub und Blüthenduft, während andere so gern alle tauben Blätter und alles Unkraut in der Runde herum in ihre langweiligen

Digitized by Google

Gedichte zusammenraffen. Er ist fast zu kurz und scheint oft mit der kritischen Feile zu tief eingeschnitten zu haben, so daß die Aengstlichkeit einer saubern Ausarbeitung uns zuweilen nicht weniger stört, als uns bey der Mehrzahl andrer Dichter die allzugroße Sorglosigkeit widerlich auffällt. Mehrere der kleinen Gedichte sind schon früher in den „Harfengrüßen aus Deutschland und der Schweiz, Zürich bey Geßner," einer Sammlung trefflicher, nur zum Theil etwas baroker Poesien, gedruckt erschienen, und aus einer Vergleichung ergibt sich das unerfreuliche Resultat, daß der Dichter in diesem neuen Abdruck entstellende Veränderungen angebracht hat. Immerhin aber enthalten die Gedichte sehr viel Tiefes und Zartes.

13) Lilli, in zehn Liedern von Minna, mit zehn Kupfern, gezeichnet von Ramberg. Hannover, bey Hahn, 1826.

Einer Anzeige zufolge ist der Ertrag dieser gar artig ausgestatteten Dichtungen für die Ueberschwemmten an der Nordsee bestimmt. Der Inhalt derselben ist allegorisch, ein süßes Spiel von Amor und Psyche, darin weibliche Liebe und weibliches Leben zart und anmuthig gedeutet werden.

14) Erinnerungen an Italien in Briefen und vermischte Gedichte von Anton Paunasch. Wien bey Heubner 1826.

Die Reisebeschreibung, die nur den kleinen Raum neben den Gedichten einnimmt, zeigt von aller Begeisterung eines Jünglings, der zum Erstenmal Italien erblickt, bietet aber wenig Neues dar. In den Gedichten glüht ein schönes Jugendfeuer, doch fehlt auch hier die Tiefe und Originalität, die jeden neuen Lyriker auszeichnen muß, wenn sein Name nicht im Strom von Tausenden untergehen soll.

(Der Beschluß folgt.)

Pädagogik.

Karl Ludwig Roth's, Rektors am k. B. Gymnasium in Nürnberg, Versuch über Bildung durch Schulen christlicher Staaten, im Sinne der protestantischen Kirche. Nürnberg, bey Johann Leonhard Schrag. 1825.

Da das Interesse für Erziehung und Unterricht in unserer Zeit so allgemein verbreitet ist, daß man das gegenwärtige Jahrhundert oft genug schon das pädagogische hat nennen hören, so glauben wir unseren Lesern die Anzeige vorstehenden Werkes um so weniger vorenthalten zu dürfen, als sich dasselbe unter vielen von Seinesgleichen auf das Vortheilhafteste auszeichnet. Zuerst begegnen wir in demselben einer jezt immer seltner werdenden, logischen Sicherheit, die eben so weit von Trockenheit und Trägheit des Gedankenganges, als von dialektischen Schnörkeln und Bocksprüngen entfernt ist. Diese sowohl, als auch eine, die und da eingemischte, sokratische Ironie hat uns bisweilen an die vortrefflichen, pädagogischen Schriften des zu früh verstorbenen Bernhardi recht lebhaft erinnert. — Rücksichtlich des Gegenstandes bezieht sich des Herrn Roth Werk vorzüglich auf die Bestimmung des Verhältnisses, in welchem die Schule überhaupt zum Leben und in welchem namentlich die gelehrte Schule auf der einen Seite zur Volksschule, auf der andern zur Universität stehe. Die Leser dürfen nicht fürchten, die bekannten Zänkereyen der Schulmeister alten und neuen Stils hier fortgesezt zu finden; denn obgleich sich Herr Roth ohne Rückhalt auf die Seite der Besonnenen stellt, welche das Alte und Bewährte, mit Recht, nicht eher aufgeben wollen, als bis das Neuempfohlene die Feuer- und Wasserprobe längerer Erfahrung ausgehalten hat, so hat er doch einen zu richtigen und allgemeinen Gesichtspunkt der Betrachtung gewählt, als daß er im Einzelnen zu einer mehr als erlaubten Einseitigkeit hätte können fortgerissen werden. — Der Zweck der Schule fällt ihm mit dem des Staates in Eins zusammen, und er findet den des lezteren in der Beförderung der ächten, d. i. christlichen Bildung seiner Glieder. Unter der christlich-religiösen Bildung versteht er aber wiederum das, was Platon in seiner Politeia die Erkenntniß und mit ihr verbundene Uebung des Gerechten nennt. — Vielleicht halten einige unsrer Leser sich schon durch diese kurze Aussage über unseren Verfasser für berechtigt, demselben den Vorwurf idealer Einseitigkeit zu machen; allein, obgleich es uns hier zu weit führen würde, durch weitere Darlegung des selbst schon in gedrängter Fülle sich entfaltenden Ideenganges des Werkes, dieselben vom Gegentheil zu überzeugen, so können wir sie doch des Vorhandenseyns des lezteren versichern. Alle gewöhnlichen Geschäfte des Lebens und jenem höchsten Zweck fremdscheinenden Bestrebungen des Staates werden nicht übergangen, sondern nur als untergeordnete, dem Höchsten dienende dargestellt. Diese Ansicht ist freylich ganz religiös und noch dazu christlich; aber sollte sie in unseren Tagen nicht als wesentlich und allgemeingültig in Anspruch genommen werden dürfen, nachdem sie Könige und Fürsten öffentlich ausgesprochen haben? — Wir müssen bekennen, daß wir, dieselben mit größerer Nöthigung zu ihrer Anerkennung irgendwo angetroffen zu haben, uns nicht erinnern, ausgenommen etwa in Fichte's Reden an die deutsche Nation und in seiner Anweisung zum

Digitized by Google

seligen Leben. — Gegen Einzelnes ließe sich wohl Einzelnes und mit guten, aus dem Werk selbst entlehnten Gründen einwenden, z. B. gegen die Nichtaufnahme der Naturgeschichte, deren Fähigkeit zu ächter Bildung in Zweifel gezogen wird; weniger gegen das Ganze, welches ein angemessener, ernst und würdig gehaltener Ton überdieß empfiehlt. Um zugleich hievon und von der umsichtigen Berücksichtigung allgemeiner Verhältnisse des gesellschaftlichen Lebens ein Beyspiel zu geben, heben wir, mehr zufällig als nach langem Suchen, folgende Stellen aus. S. 156:

„Hiebey kann man nicht umhin, daran zu denken, daß nach mehreren Erscheinungen unter der Jugend, welche ein tieferes Verderben anzudeuten schienen, kräftige Heilmittel gegen dasselbe mehrfältig gefordert worden sind; so sehr, daß selbst ein zur Unterhaltung geschriebenes Blatt vermehrten Religionsunterricht begehrte. Wenn man den jenen Erscheinungen annimmt, daß eine frühere Zeit sie nicht hätte hervorbringen können, und daß sie also unserer Zeit eigen seyen, so müssen auch die Gründe derselben unserer Zeit eigen seyn. Unsere Zeit aber hat kaum etwas Anderes, das ihr so eigen wäre, wie das Verschwinden persönlicher Auctorität; nicht als ob in unseren Tagen der vornehme Mann sich nicht fühlte; sondern in so ferne, als von Seiten der öffentlichen Meinung dem Amte so viele Bedeutung und Wirksamkeit zugeschrieben wird, daß man dasselbe auch ohne würdige Persönlichkeit des Verwaltenden für kräftig genug hält; und zweytens in so ferne, als die Meisten gerne so leben, wie wenn sie (nicht in Rücksicht auf ihre Ehre, sondern in Rücksicht auf ihre Verpflichtungen) nur einen Theil ihrer Zeit Diener ihres Berufs, im andern Theile derselben aber frey wären," ꝛc.

S. 98 heißt es, nachdem davon die Rede gewesen, daß der Staat die Verpflichtung habe, für wissenschaftliche Bildung in gelehrten Schulen zu sorgen, damit Männer zur Leitung der inneren und äußeren Angelegenheiten der menschlichen Gesellschaft tüchtig gemacht werden:

„Denn Alle, welche die Demokratie gepriesen haben, dachten sich dabey als Solche, die im Namen der Menge gebieten dürfen; wie Alle, welche das absolute Königthum ausrufen, sich selbst nicht als Unterworfene, sondern als Mitbefehlende denken. Die Aristokratie ist so alt, als der Unterschied äußerer Lagen bey dem Menschengeschlechte; und es kann nie davon die Rede seyn, sie aufzuheben, sondern nur, die rechte Aristokratie herzustellen."

Dann fährt der Verf., nach einigen Zwischensätzen, S. 99 also fort:

„Daß die alte Aristokratie der Geburt gefallen sey, und eine neue nicht nur werde, sondern schon bestehe, wird durch einzelne, widersprechende Beyspiele nicht widerlegt, sondern durch das, was man jetzt als anerkannt voraussetzen kann, bewiesen. Denn wenn schon die Wirkungen der alten Aristokratie nicht nur in unsere Zeit hereinreichen, sondern wahrscheinlich noch weit über unsere Zeit hinaus bemerklich seyn werden, so erweist doch das Streben der höheren Stände nach Geistesbildung ihren Uebergang zu der allgemeinen Meinung von neuer Aristokratie. Denn wenn die höheren Stände hofften, die Aristokratie ohne Geistesbildung zu behaupten, so würden sie nach Kenntnissen eben so wenig, als vor der Reformation, streben. Fürchten sie aber, durch Mangel an Geistesbildung dieselbe zu verlieren, so erkennen sie damit einen andern, als den früheren Weg zur Aristokratie, als den richtigen an, und sind genöthigt, mit andern denselben zu wandeln, und ihren Schritt mit Anderer Schritte zu vergleichen."

W. B. M.

Aus Italien.

(Fortsetzung.)

Das Personale der Giornischen Akademie besteht aus einem Direktor, Vice-Direktor, General-Sekretär, einem besondern Sekretär für jede Sektion, einem Direktor des Naturalien-Cabinets und seinem Substituten, einem Einnehmer, einer Commission von sechs Mitgliedern für die Verwaltung der Finanzen und die Prüfung der akademischen Scriften. Auf diese Grundlagen constituirte sich die Giornische Akademie förmlich, und hielt am 16ten May 1824 unter dem Vorsitze des Commendhurs F. Cäsar Borgia ihre Eröffnungs-Session, in dem großen Saale der Universität. Die Rede des Präsidenten drückte die Gesinnungen des Dankes der Akademiker gegen die Regierung für die ihnen ertheilte Bewilligung aus; dann folgten Ermahnungen zur Eintracht und zu gegenseitigem Wohlwollen. Den Schluß machte ein ermunterndes Wort zur Uebernahme und Beförderung der den allgemeinen Zweck des Vereines ausmachenden Arbeiten und Studien. Hierauf folgte aus der Feder des General-Sekretärs, des Professors D. Carmel Maravigna, ein Vortrag, worin der Verfasser, gestützt auf Bacons Autorität, die eben nicht neue Wahrheit in's Klare setzte, daß die Naturgeschichte einen der interessantesten und zuverlässigsten Zweige des menschlichen Wissens ausmache, und besonders auch in dieser Hinsicht die Stiftung eines neuen, ausschließlich der Beförderung der Naturwissenschaften gewidmeten akademischen Vereines für einen überaus preiswürdigen Gedanken erklärte. Schließlich wurden die Statuten der Akademie abgelesen und die erste ordentliche Zusammenkunft auf den 10ten Juni des gedachten Jahres festgesetzt. In dieser Sitzung wurde nach einer Berichterstattung über alles einstweilen zur Gründung und Einrichtung der Akademie Geschehene, so wie nach Vorlesung des Verzeichnisses der dreyßig ordentlichen Mitglieder, der Ehrenmitglieder, Correspondenten, Mitarbeiter und Zöglinge der Gesellschaft durch den General-Sekretär, von dem Dr. Gemallaro die Darlegung eines Planes zu einer Topographie des Aetna, als derjenige Gegenstand vorgeschlagen, auf welchen die Akademie während dieses ersten akademischen Jahres vorzugsweise ihr Augenmerk richten soll.

(Die Fortsetzung folgt.)

zed by Google

Nro. 1.

Intelligenz-Blatt.

1826

Ankündigung.

Am ersten Jänner des Jahres 1826 tritt das Jubeljahr der allgemeinen deutschen Justiz-, Kameral- und Polizey-Fama ein. Da sie die einzige Zeitschrift dieser Art ist und im Laufe von fünf und zwanzig Jahren neun gleiche oder ähnliche Institute, welche sie übertreffen wollten, neben ihr erloschen sind: so bedarf es keiner Zusicherungen über ihr ferneres Streben nach Vollkommenheit mit jedem Zeitabschnitte. — Man bittet, frühzeitig die neuen Bestellungen für das künftige Jahr bey den Postämtern eintreten zu lassen, da ohne dieselbe kein Blatt abgegeben wird. Nur da, wo diese Zeitschrift auf Staatskosten gehalten wird und zwey Monate vorher aufgekündet werden muß, erfolgt die Abgabe ohne neue Bestellung, indem es derselben nicht bedarf.

Jeder Jahrgang bildet ein eigenes Ganze. Die Meinung ist also falsch, daß neu eintretende Abonnenten der früheren Jahrgänge nothwendig bedürfen.

Der Beyfall, den der Almanach dramatischer Spiele unter dem Namen „von Ehrig aus dem Thale" gefunden hat, und mehrere Bestellungen auf die folgenden Bändchen, bestimmen mich, die Herren Buchhändler zu fragen, ob einer einen solchen Almanach für 1826 verlegen will? Die Manuscripte sind fertig, und vermehren sich zur Auswahl. Sie bestehen bis jezt in

1. einem Lustspiel, der Hauskater,
2. einem dergl., die Wetten,
3. einem dergl., der Abt von St. Gallen, nach Bürger.
3. eine Posse, Schach Lala, 3ter Theil.

Noch ist ein Trauerspiel fertig, Albina, das allein, oder in einem Almanach erscheinen kann.

Zingst bey Querfurth, den 1. Novbr. 1825.

Frh. von Seckendorf.

Bey Bernh. Fr. Voigt in Ilmenau ist erschienen und in allen Buchhandlungen Deutschlands zu haben:

Der vollkommene Parfümeur,

oder vollständige Anweisung, alle Arten von Parfüms zu verfertigen; als Pomaden, Puder, wohlriechende Wasser, Spiritus, Extrakte, Tinkturen, Essenzen, ätherische Oele, Essige, Opiate für die Zähne, Seifen, Räucherkerzchen und Räucherpulver, wohlriechende Bäder, Schminken, und andere Artikel, welche hauptsächlich bey der Toilette gebraucht werden. Aus dem Französischen. 8. Preis 16 gGr. oder 1 fl. 12 kr.

Obgleich es bereits mehrere Schriften über die Bereitung verschiedener Parfüms giebt, so ist die gegenwärtige um so weniger überflüssig, als sie ihren Gegenstand mehr nach dem neuesten Zustande zu erschöpfen sucht, und ihr Inhalt daher von den älteren gänzlich abweicht. Viele Parfümeurs folgen immer noch der alten Art und Weise, die doch heut zu Tag nicht schicklich mehr angewendet werden kann, weil sie die neuern nicht kennen und nicht wissen, wie weit man es in Städten wie Paris, Wien, und Berlin darin gebracht hat. Für diese, so wie für alle, denen es an einem sichernden Erwerbszweig fehlt, und die gleichwohl Neigung dazu haben, besonders aber für die Damen, welche die Eleganz ihrer örtlichen Umgebungen, die Anmuth ihrer Sphären vermehren, den Reizen ihres Körpers, besonders des Teints und den Geruchsorganen zu Hülfe kommen, und sich der Annehmlichkeiten des höhern Luxus der eleganteren Welt theilhaftig machen wollen, für diese ist vorliegende Schrift bestimmt. Sie giebt über alle Theile der Parfümirkunst die leichtfaßlichste, richtigste und gründlichste Anleitung, übergehet keinen hieher gehörigen Gegenstand, und sezt jeden zur Selbstbereitung aller der Produkte in den Stand, wie sie heut zu Tag auf die modernste Weise, z. B. in Paris verfertigt werden. Der Inhalt ist zu mannigfaltig, als daß er hier mitgetheilt werden könnte, aber die Thatsache, daß hier in Allem 315 Vorschriften und Recepte aus der Parfümerie deutlich und vollständig mitgetheilt sind, wird den Reichthum der Schrift verbürgen. Davon widmen sich 61 der Bereitung verschiedener Pomaden, 48 den vorzüglichsten Pudern, Riechkißchen, Potpourris und Räucherpulvern, 108 den wohlriechenden Wassern, Spiritussen, Extrakten und Tinkturen, 12 verschiedenen Mandelteigen, 17 den beliebtesten Blumenölen, 23 den ätherischen Oelen oder Essenzen, 13 verschiedenen Essigen (Vinaigres), 22 den gesuchtesten wohlriechenden Seifen, 10 den weißen und rothen Schminken, 5 der Verfertigungsart der Räucherkerzen, 5 verschiedenen Fuß-, Kräuter- und Schönheitsbädern, 13 der Zubereitung verschiedener Gegenstände und Bedürfnisse der Toilette, als Zahnpulver, Opiat, Haarwuchs, Haarsalbe, englisch Pflaster u. s. w.

Bey Goedsche in Meissen ist neu erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Reinhard, Dr. F. V., vierzehn bisher noch ungedruckte Predigten. Gehalten in der Universitätskirche zu Wittenberg, nebst einer Abhandlung über die Wahrheit der christlichen Religion. Herausg. von M. C. B. Kenzelmann. Mit 1 Abbildg. der Universitätskirche zu Wittenberg. gr. 8. 1 Rthlr. 4 ggr. oder Supplementband zu dessen sämmtlichen Predigten.

Uhlig, F. L., Predigtentwürfe über die Sonn- und Festtagsevangelien und Episteln, so wie über vorgeschriebene und frey gewählte biblische Texte. 4 Bändchen. 8. 16 Bändchen. 12 gr. 28 Bändchen 10 gr.

Repertorium für die Angelegenheiten des evangelisch-christlichen Predigtamtes, herausg. von M. J. W. Hildebrand. 3 Hefte. 8. geh. 11 Heft 11 gr. 21 Heft 10 gr.

Casualmagazin für angehende Prediger und

Digitized by Google

für solche, die bey gehäuften Amtsgeschäften sich das Nachdenken erleichtern wollen. Herausgeg. von J. C. Grosse und J. G. Ziehnert. 8 18 Bändchen. Reden, Entwürfe und Altargebete bey Trauungen. Zweyte umgearb. vermehrte Auflage. 14 gr., 9s Bändchen. Eine Anweisung zur Casualhomiletik und Liturgik, nebst Literatur und Beyspielen. 1 Rthlr. 4 gr.

So eben ist erschienen und in Stuttgart und Tübingen in allen Buchhandlungen zu haben:

Pause Launen meiner Muse, in ernsten und heitern Aufsätzen. 8. Sauber geheftet 1 Rthlr. 18 gr.

Geist, Genialität, correcte Sprache, blühende Phantasie und heitere Erfindungsgabe machen das hier Gegebene zu dem Interessantesten, was die neuere Literatur in diesem Fache aufzuweisen hat.

„Ein Besuch im Irrenhause, die wunderbare Harfe, „die Ungarnschlacht bey Merseburg, die Entstehung des „Morgensterns, das Findelkind, der arme Wagner, die „Entscheidung, der Sieg der Pflicht, der Untergang des „thürinaischen Königreichs, das Ende der Welt, das „Stelldichein und die Residenz auf dem Lande" wird jeder mit der innigsten Befriedigung lesen, und dem Herausgeber des mit Verlangen erwarteten und vielbesprochenen „Eremiten für Deutschland" dafür danken.

Leipzig im Novbr. 1825.

Weygand'sche Buchhandlung.

Musik-Anzeige.

Daß das vor einem Vierteljahrhundert von mir unternommene Repertoire des Clavecinistes in seinen siebzehn Lieferungen einen bedeutenden Schatz von vortrefflichen Klavierwerken enthält, ist bekannt und anerkannt. Der glänzende Klavierstyl Clementi's hatte damals bereits Epoche gemacht, ließ jedoch zu wünschen übrig, daß die damaligen Componisten mit diesem glänzenden Styl auch die Künste des Contrapunkts reichlicher verbinden möchten. Dieß war die von mir an dieselben gestellte Aufgabe, und alle Kenner dieses Kunstfaches wissen, wie meisterhaft mehrere der Mitarbeiter, namentlich Stadler und Wölfl, dieselbe löseten. Mit solchen Klavier-Compositionen, und vermittelst derselben schritt auch die Klavierspielkunst vorwärts, und hat nun in unsern Tagen eine solche Erweiterung und Verallgemeinerung erlangt, daß nunmehr eine Unternehmung, welche für die Componisten dieses Faches eine neue Concurrenz eröffnet, und nur gediegene Kunstwerke zu liefern verspricht, ganz zeitgemäß befunden werden muß.

Von dieser Unternehmung, die ich nach untenstehendem Plan eröffne, kann ich dem Publikum, theils vermöge meiner Stellung zur Künstlerschaft theils vermöge meines Standpunkts der Beurtheilung dieses Kunstfaches, folgenden Kunstgewinn versprechen.

Unter den seit Jahren her rühmlichst bekannten Klavier-Componisten haben die meisten der Unternehmung ihren Beyfall ertheilt, und schon haben die Herren Carl Czerny in Wien, Kuhlau in Copenhagen, Moscheles in London, und Rins in Godesberg mir ihre Beyträge zugesichert. Nebst den ruhmwürdigen und wirklich berühmten Componisten giebt es aber auch andere eben so ruhmwürdige, aber nur deßhalb minder berühmte, weil sie weder in großen Residenzen wohnen, noch als reisende Virtuosen sich Bahn machen. Diesen muß meine Unternehmung eben so, wie dem Publikum ihre Beyträge, willkommen seyn. Endlich bin ich gewohnt und geübt, jeden mir vorkommenden neuen Componisten an seinem ersten Werk zu prüfen, und werde jedem den Zutritt eröffnen, dessen Beytrag ein wirklicher Kunstgewinn ist.

Ob meine Kunstansicht, die mich bey der Redaktion leiten wird, der Unternehmung gut zu Statten komme, mag das Publikum vorläufig aus Folgendem beurtheilen: Es ist keine Modesache und auch kein Zufall, daß das Klavier in unsern Tagen so beliebt, und die Klavier-Composition so hoch cultivirt worden ist; auch das ist nicht der Hauptgrund, daß dieses Instrument vermöge seines Tonumfangs und seiner Tauglichkeit zur Vollstimmigkeit das vollkommenste ist: sondern weil es ein Instrument mit verklingendem Ton ist, so mußten die vielvermögenden und hochstrebenden Componisten sich dasselbe wählen, indem nur ein solches, nicht aber eines mit gehaltenem Ton, dem Wesen der Instrumentalmusik und der Idealität eines schwungvollen Tonstyls vollkommen entspricht. Dieß hat sich im Entwickelungsgang unserer Kunst historisch bewährt, und findet sich in meinen nächstens erscheinenden „Vorlesungen" überführend nachgewiesen.

Da ich demnach diese Unternehmung für eine so wichtige Cultursache halten muß, so wird das Publikum mir auch zutrauen, daß ich dieselbe mit aller Sorgfalt redigiren werde. Ja es ist mir eine Ehrensache; und so wie ich, in meinem zweyfachen Verhältniß zur Künstlerschaft und zum Publikum, das „Ehre, dem Ehre gebührt," umsichtig zu spenden trachten werde, so möge es auch als eine Ehrenverpflichtung gegen beyde angesehen werden, daß ich den Titel wähle:

„Musikalische Ehrenpforte,"

den schon vor einem Jahrhundert in gleicher Stellung und Bestrebung Mattheson gewählt hat.

Diese Unternehmung wird Klavier-Solo-Werke in möglichster Mannigfaltigkeit enthalten; das Kunstvolle und dabey Schwierige wird, sofern es instrumentgemäß ist, eben so wenig ausgeschlossen, als das Einfachere, sofern es geistreich und erfinderisch ist. So wird das Publikum beydes erhalten. Weitschweifigkeit und bloße Passagenmengerey, und was auch sonst zur Schattenseite unserer musikalischen Zeitcultur gehört, darf hier nicht vorkommen. Auch ist nicht nöthig, daß ein Sonatenwerk, nach dem neuesten Zuschnitt, aus vier oder noch mehr Sätzen bestehe; zwey können schon ein treffliches ausmachen, (wie z. B. Clementi A-dur, Op. 26, Haydn C-dur, Op. 70, Beethoven E-moll, Op. 90). Der spielvolle Instrumentalstyl wird nicht durch Contrastirung mit einer falschen Cantabilität geschwächt, dagegen mit allen Kunststücken des Contrapunkts gewürzt erscheinen. Einzig bleiben wirkliche Fugen und Canons ausgeschlossen. Diese werden in einer besondern Unternehmung unter dem Titel:

„Die Contrapunktisten des neunzehnten Jahrhunderts."

geliefert. Auch hiefür sind mir wichtige Beyträge zugesichert. Diese nach Umfang und Bogenzahl ganz kleine Unternehmung kann erst in der Folge zu etwas Großem gedeihen. Einstweilen ist es darum zu thun, einerseits die Zeitgenossen zu veranlassen, daß Jeder, der sich der Sache gewachsen glaubt, wenigstens auch in einem

Digitized by Google

Tonsatz seine Meisterschaft auch von technischer Seite beurkunde, anderseits den studirenden Künstlern, gleichwie den höher strebenden Dilettanten, damit so an die Hand zu gehen, daß sie fortgesezt an solchen Produkten höherer Combinationskunst den Sinn für Kunstgröße in sich aufschließen können. Und diese Kunstgröße werden zuverlässig mehrere Meister des Contrapunkts, würdige Nachfolger Johann Sebastian Bach's, gleich in den ersten Bogen vollgültig bewähren.

Von der „Ehrenpforte" werden jährlich wenigstens zwey, höchstens vier Hefte geliefert. Da die Werke von sehr ungleicher Bogenzahl seyn werden, so kann ich den Subscriptionspreis nur bogenweise bestimmen, und setze ihn auf drey Groschen fest. So wird jeder Subscribent jährlich höchstens vier Reichsthaler auszulegen haben.

Bey den „Contrapunktisten" findet eine stückweise Lieferung statt. Jede Lieferung wird blos in einem Bogen bestehen. Auch hier ist der Subscriptionspreis drey Groschen.

Die Subscription bleibt auf unbestimmte Zeit offen. Jeder Subscribent verpflichtet sich bey der „Ehrenpforte" nur auf vier Hefte, bey den „Contrapunktisten" nur auf zwölf Nummern. Man kann auch nur für die eine, oder nur für die andere Unternehmung subscribiren; das erste Heft von jener, und die erste Nummer von dieser erscheint noch in der ersten Hälfte des Jahres.

Die Subscribenten werden dem vierten Heft der „Ehrenpforte", und der zwölften Nummer der „Contrapunktisten" beygedruckt.

Zürich, im Januar 1826.

Hans Georg Nägeli.

Bey mir ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Funke, J. J., Carl der Tausendkünstler, oder Sammlung mechan., chem., magnet. und Karten-Kunststücke und arithmet. Belustigungen, zur angenehmen gesell. Unterhaltung. 6te durchg. neue und umgeänd. Auflage von Kerndörfer mit 6 Kupf. 8. geb. 1 Thlr.

Dieses Buch enthält 36 mechanische, 20 leichte chemische, so leicht auszuführend magnetische und 33 Karten-Kunststücke und 22 arithmetische Belustigungen. Die 6 Kupfer liefern 125 sehr deutliche und genaue Abbildungen der zu den Kunststücken nöthigen Geräthschaften, welche größtentheils mit geringen Kosten angeschafft oder mit leichter Mühe selbst verfertiget werden können. Die Kunststücke sind fast sämmtlich neu und nicht aus frühern ähnlichen Sammlungen genommen.

Der kleine mechanische Künstler, oder Anweisung zu mancherley nützlichen und angenehmen kleinen Handarbeiten. Ein Buch für die Jugend in ihren Neben- oder Freystunden von Dr. H. Rockstroh. Mit 8 Kupf. 12. geb. 21 gr.

Dieses Werkchen enthält für den heranreifenden Knaben eine Anweisung zu leichten mechanischen Arbeiten, um Ihm eine Anleitung zu angenehmen und nützlichen Beschäftigungen in den Erholungsstunden zu geben. Wie sehr es dem Verfasser gelungen ist, das Nützliche mit dem Angenehmen zu verbinden, gehet schon aus einem Theil des Inhalts hervor: leichte Mittel zum Nachbilden einer Zeichnung, Verfertigung mancherley Gegenstände aus Pappe und Papier. Werkzeuge und deren Gebrauch für kleine leichte Holzarbeiten. Anordnung eines kleinen Theaters. Werkzeuge und deren Gebrauch für kleine und leichte Metallarbeiten. Verfahren beym Schleifen optischer Gläser. Geräthschaften zu mikroskopischen Anschauungen. Versuche im Pussiren aus Thon oder Wachs, u. s. w.

D. H. Rockstroh's Anweisung, wie Schmetterlinge gefangen, ausgebreitet, benennet, geordnet und vor Schaden bewahrt werden müssen. Mit einem Anhange, welcher lehrt, wie Schmetterlinge aus Raupen auferzogen werden. 2te Auflage mit 5 color. Kpfrn. 350 S. 8. 1 Thlr. 12 gr.

Diese Schrift dürfte den Knaben ein sehr angenehmes Geschenk seyn, da ich glaube behaupten zu können, daß sie jede andere, welche als Anweisung zur Kenntniß der Schmetterlinge Deutschlands und über Behandlung der Schmetterlinge, Raupen und Puppen bis jezt für junge Leute erschienen ist, an Vollständigkeit und Brauchbarkeit übertrifft, und da die 5 hinzugekommenen colorirten Kupfer so treu und mit so vielem Fleiß angefertigt sind, daß sie auch großen Werken über Entomologie zur Zierde dienen können.

Leipzig, im Novbr. 1825.

Carl Cnobloch.

Für Freunde der englischen Sprache.

T. Searle, Anleitung zur richtigen Aussprache des Englischen, nach den vorzüglichsten Orthoëpisten bearbeitet. — gr. 8. brochirt 21 Gr.

ist so eben bey uns erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben.

Dresden und Leipzig, im Decbr. 1825.

Arnoldische Buchhandlung.

So eben ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Walter Scott's Werke,

neue wohlfeile, mit deutscher sehr deutlicher Schrift gedruckte, elegante Taschenausgabe; Erstes Bändchen, enthaltend:

Die Braut von Lammermoor, 1r Theil,

Der äußerst billige Subscriptionspreis von 7½ Sgr. oder 27 kr. Rhein. für das in elegantem Umschlag geheftete Bändchen, deren monatlich bestimmt eins erscheint, dauert noch auf unbestimmte Zeit fort, weshalb diejenigen, die sich dieses Werk noch anzuschaffen Willens sind, es bald thun wollen. Von der Nettigkeit und Eleganz dieser Ausgabe kann man sich durch Einsicht des ersten Bändchens in jeder Buchhandlung überzeugen.

Danzig den 4ten Novbr. 1825.

F. S. Gerhard.

Bey Tendler und v. Manstein, Buchhändler in Wien, ist erschienen und in allen Buchhandlungen Deutschlands zu haben:

A. A. Weygand, Gemeinnützige Lehre über Brennstoffe und Feuer-Erscheinungen, so wie über den Verbrennungsprozeß, nebst Ansichten der Lehren Lavoisier's und Davy's, mit einem kleinen Anhange über das Griechische Feuer. Ein Taschenbuch für Pyrotechniker, Artilleristen, Montanistiker und Gewerbsleute, die im Feuer arbeiten.

8. Wien 1825. broschirt 9 gr.

Diese kleine sehr brauchbare Schrift zerfällt in 7 Abschnitte mit folgendem Inhalt:

I. Von der Wärme, und den damit verbundenen Erscheinungen.
II. Von den sich entzündenden Mischungen und Pyrophoren.
III. Von den sich entzündenden, aber auch explodirenden Erscheinungen.
IV. Von den salpetersauren Alkalien, als vorzüglich explodirenden Stoffen.
V. Von dem dephlogistisirten, nach Lavoisier oxigenisirten salzsauren Gase, oder von der heut zu Tage mit Davy genannten Chlorine.
VI. Von der Fortsetzung der Explosions-Erscheinungen.
VII. Von dem Verbrennungs-Prozesse und dem griechischen Feuer.

Bücheranzeige.

Bey Unterzeichnetem ist so eben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Fr. G. Fritze, Grundlegung zur Harmonie des Wissens und Handelns. Preis 16 gr.

Der Verfasser (Lehrer an der Gymnasial-Vorbereitungsschule zu Magdeburg) untersucht in gegenwärtiger Schrift das äußerst schwierige und vielbestrittene Verhältniß des Wissens zum Handeln, der Theorie zur Praxis mit möglichster Schärfe und tief eindringend in das geheimnißvolle Gebiet des Geistes. Er zeigt, daß alle Handlungen, wofern sie wahre Geistesprodukte seyn und nicht dem Zufall ihr Entstehen verdanken sollen, auf Wissen beruhen müssen, daß aus dem höhern und bessern Wissen auch jederzeit die bessern Handlungen entspringen, daß endlich die Bestimmung der Menschheit in der Erstrebung einer Harmonie des Wissens und Handelns zu suchen sey, — eines Zustandes, worin ihre Handlungen ihrem wahren Wissen gemäß erfolgen. Zugleich berührt der Verfasser viele höchst interessante Seiten der Philosophie, und stellt dieselben in ihrer Würde und Höhe dem Forschungsgeist des Lesers dar.

Rubach in Magdeburg.

Anweisung zum schriftlichen Vortrage.

Bey Leopold Voß in Leipzig erschien so eben:

Anweisung zum guten schriftlichen Vortrage in der deutschen Sprache. Besonders für angehende Schulmänner, dann auch zum Gebrauch in Bürger- und Landschulen. Von Christ. Aug. Lebr. Kästner. gr. 8. Preis 12 Gr.

In Berlin bey Fr. A. Herbig ist erschienen und wurde an alle Buchhandlungen versandt:

Sechste sehr verschönerte Original-Ausgabe der Götterlehre, oder mythologische Dichtungen der Alten von K. P. Moritz. Mit 65 Abbildungen nach antiken geschnittenen Steinen und anderen Denkmälern des Alterthums, neu gezeichnet von W. Herbig, gestochen von L. Meyer. Auf weißem Druckpapier 1 Rthlr. — auf feinem Schreibdruckpapier und gebunden 1½ Rthlr.

Moritz Götterlehre hat ihren ehrenvollen Platz als ein in sich selbst vollendetes, meisterhaftes Werk, seit Jahren so fest behauptet, daß trotz des Nachdrucks und mancher Nachahmungen fünf starke Auflagen erforderlich wurden. In immer anmuthigem, geschmackvollem Vortrage gewährt dasselbe eine geistreiche, lebendige Darstellung der geläufigsten Dichterbilder, und entwickelt die mythologischen Dichtungen der Alten in dem Sinne, worin sie von den vorzüglichsten Dichtern und bildenden Künstlern des Alterthums selbst als eine Sprache der Phantasie benutzt und ihren Werken einverleibt worden sind. Die Verlagshandlung hat alles angewandt, das Aeußere dieses Werks seinem innern Werth entsprechend zu liefern, und darf behaupten, daß ungeachtet des überaus billigen Preises kein ähnliches Werk vorhanden sey, das so schön gedruckt und mit so sauber und correct gestochenen Abbildungen geziert wäre.

So eben ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Taschenbuch dramatischer Blüthen für das Jahr 1826; von Georg Harrys. 2r Jahrg. Preis 1 Rthlr. 8 gr.

Inhalt.

Der Sturm vor Copenhagen. Original-Lustspiel in 3 Akten.
Mitternacht. Schauspiel in 3 Akten.
Der Anekdoten-Freund, oder List und Großmuth. Original-Lustspiel in 1 Akt.

Literarische Anzeige.

Bey uns ist so eben erschienen und für 1 Thlr. 16 gr. in allen Buchhandlungen zu haben:

Jahrbuch deutscher Bühnenspiele.

Herausgegeben von Carl v. Holtei.

Fünfter Jahrgang, für 1826.

Inhalt: „Eine Wahl." Lustspiel in 2 Akten von Karl Schall. — „Vielliebchen." Lustspiel von C. Lebrun. — „Die Berliner in Wien." Liederposse von Carl v. Holtei. — „Die Ueberbildeten." Lustspiel von L. Robert. — „Mondschein-Bekanntschaften." Lustspiel von Wilhelm Martell.

Berlin. Vereinsbuchhandlung.

Digitized by Google

Nro. 2.

Intelligenz-Blatt.

1826.

Ankündigung.

Am ersten Jänner des Jahres 1826 tritt das Jubeljahr der allgemeinen deutschen Justiz-, Kameral- und Polizey-Fama ein. Da sie die einzige Zeitschrift dieser Art ist und im Laufe von fünf und zwanzig Jahren neun gleiche oder ähnliche Institute, welche sie übertreffen wollten, neben ihr erloschen sind: so bedarf es keiner Zusicherungen über ihr ferneres Streben nach Vollkommenheit mit jedem Zeitabschnitte. — Man bittet, frühzeitig die neuen Bestellungen für das künftige Jahr bey den Postämtern eintreten zu lassen, da ohne dieselbe kein Blatt abgegeben wird. Nur da, wo diese Zeitschrift auf Staatskosten gehalten wird und zwey Monate vorher aufgekündet werden muß, erfolgt die Abgabe ohne neue Bestellung, indem es derselben nicht bedarf.

Jeder Jahrgang bildet ein eigenes Ganze. Die Meinung ist also falsch, daß neu eintretende Abonnenten der früheren Jahrgänge nothwendig bedürfen.

Für das Jahr 1826

erscheint die

Abendzeitung,

herausgegeben von Th. Hell und Fr. Kind,

wiederum täglich, nebst einem Wegweiser im Gebiete der Künste und Wissenschaften wöchentlich zweymal, einem artistischen Notizenblatt von C. A. Böttiger und neuerdings noch einem Beyblatte unter dem Titel: Einheimisches, und zwar jedes monatlich zweymal.

Das Ganze beträgt sonach (alle Beylagen eingerechnet) jährlich nicht weniger als 465 Nummern in kl. Fol. auf das schönste Papier gedruckt, wofür nicht mehr als 10 Thlr. in halbjähriger Vorausbezahlung von 5 Thlr. bey allen Zeitungs-Expeditionen und Buchhandlungen zu leisten sind. Eine Wohlfeilheit, wie sie bey andern Blättern dieser Art, verbunden mit gleichem schönen Aeußern, gewöhnlich nicht stattfindet.

Dresden und Leipzig, im Dec. 1825.

Arnoldische Buchhandlung.

Anzeige.

So eben sind erschienen, und geheftet in schönen Umschlag, bey Gläser in Gotha und in allen Buchhandlungen für 16 gr. zu haben:

Gedichte von Ad. Aug. Bube.

Die Sammlung dieser Gedichte zerfällt in 4 Abschnitte, deren erster „Versuche von Gemälden aus der Mythologie" enthält, die von Kennern der Dichtkunst mit ausgezeichnetem Lobe aufgenommen wurde, und gewiß jeden Freund der ernsten Poesie anziehen. Es folgen dann in den beyden nächsten Abschnitten: „Griechenlieder" und Lieder, der Einzigen geweiht," von denen die ersteren den Hellenenfreunden eben so willkommen als ähnliche Lieder von Stieglitz ꝛc. seyn, die lezteren aber manches mitfühlende Herz finden werden. Wie vieles Anziehende der lezte Abschnitt, der „Vermischte Gedichte" bezeichnet ist, behandelt, mögen unter andern die Ueberschriften einiger Gedichte darthun, als:

An Knebel, Bernhard von Lindenau, Auf den Tod des Fürsten v. Carl zu Solms-Lich, Lord Byron, Nach Amerika! u. s. w.

Bey Bernh. Fr. Voigt in Ilmenau ist erschienen und in allen Buchhandlungen Deutschlands zu haben:

Der Arzt für Engbrüstige

oder guter Rath für alle, so an kurzem Athem und den damit verbundenen Krankheiten leiden. Von Dr. K. F. Lutheritz. 8. geheftet 12 gGr. oder 54 kr.

Jedem, der Gelegenheit hatte, am Asthma Leidende zu beobachten, wird ein populäres Werkchen aus der Hand eines so beliebten Volksschriftstellers willkommen seyn, denn der Nichtarzt wie der Arzt selbst wird sich aus demselben über die Erkenntniß seines Zustandes, über die anwendbarsten Rettungs- und Vorbauungsmittel gegen den schauderhaften Zustand, Mangel an Luft zu leiden, belehren können. Noch nie wurden die Quellen der Engbrüstigkeit ausführlich und so gründlich gezeigt als hier. So klar und so verständlich nun der pathologische Theil der Krankheit durch des Verfassers lichtvolle Deductionen vorliegt, eben so schön und zweckmäßig ist auch der therapeutische Theil über die Heilmittel vorgetragen. Besonders schätzenswerth ist noch die lezte Abhandlung über Verschleimung, Schnupfen, Schleimcatarrh, schleimige Engbrüstigkeit und Schleimschwindsucht, welche sämmtlich mehr oder weniger asthmatische Beschwerden zur Folge haben. Wer mit irgend einem dieser Feinde des Lebens bedrohet ist, dem wird dieses Büchlein sehr heilsamen Rath, Trost und Belehrung gewähren.

In unserem Verlag ist so eben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu haben:

G. G. Ammon,

K. P. Gestüteinspektor.

Magazin für Pferdezucht, Veredlung der Pferde, und äußere Pferdekenntniß.

16 Heft mit 2 Abbildungen 16 gr.

Jeder, der Pferde hält oder liebt, dem Pferde anvertraut sind, und der die Pferdezucht zu befördern wünscht, wird nicht allein die eigenen Erfahrungen des schon rühmlichst bekannten Herrn Herausgebers, sondern auch ande-

Digitized by Google

rer mit diesem Gegenstande vertrauter und bekannter Männer, in diesem Magazin niedergelegt finden, und wer schöne Pferde ziehen, zweckmäßig behandeln und gesund und munter erhalten will, dem darf diese Schrift nicht fehlen.

Bey W. Lauffer in Leipzig sind erschienen und in allen soliden Buchhandlungen zu erhalten:

Literarisches Handwörterbuch der verstorbenen deutschen Dichter und zur schönen Literatur gehörigen Schriftsteller, in 8 Zeitabschnitten von 1137—1824, v. F. Raßmann. gr. 8. 2 Thlr. 8 gGr. oder 4 fl. 12 kr.

Die drey Johannisgrade der großen National-Mutterloge zu den drey Weltkugeln. 8. 1 Thlr. 4 gGr. oder 2 fl. 6 kr. geheftet.

Der vierte Grad der Freymaurerey oder Schottischer Ritter-Grad. Nach dem System der Loge zu den drey Weltkugeln in Berlin; voran Erläuterungen über die Geschichte der Schottischen Maurerey und zugleich auch eine maurerische theosophische Enthüllung der vier Grade und ihrer Mysterien; als nothwendige Fortsetzung der drey Johannisgrade anzusehen. 8. geh. 12 gGr. oder 54 kr.

Den fleißigen Forschern nach Wahrheit kann es nur erfreulich seyn, daß ihnen hier ächte Aktenstücke, die noch nicht bekannt waren und das erste Mal das Licht der literarischen Welt erblickten, in diesen beyden Schriften mitgetheilt werden. Aber auch den Nichtmaurern, die sich für diesen so viel Gutes stiftenden Orden interessiren, wird die Erscheinung derselben nicht anders als von höchstem Interesse seyn.

Eben ist erschienen:

Naturlehre des Menschen,

mit

Bemerkungen aus der vergleichenden Anatomie, für Künstler und Kunstfreunde;

von

Dr. Burkhard Wilhelm Seiler.

Erstes Heft, mit 4 Kupfertafeln in Landchartenformat. Dresden und Leipzig in der Arnoldischen Buchhandlung.

Nachricht für die Käufer.

Bis zur Ostermesse 1826 ist dieses Heft in allen Buchhandlungen für 6 Thaler, mit der zu übernehmenden Verbindlichkeit des Ankaufes der noch folgenden zwey Hefte, oder des ganzen Werks, (in 3 Heften mit 15 Kupfertafeln) zu bekommen. Nach der Ostermesse tritt der Ladenpreis von 8 Thalern ein. Ein einzelner Abdruck von jeder Platte, zu Vorlegeblättern, kostet 2 Thlr.

Arnoldische Buchhandlung.

Anzeige für Leihbibliotheken, Lesezirkel und alle Freunde der schönen Literatur.

In meinem Verlag erscheint künftiges Jahr eine fortlaufende

Gallerie neuer Original-Romane von Deutschlands vorzüglichsten Schriftstellern, redigirt von einer Gesellschaft von Gelehrten,

und zwar jährlich in 4 pünktlichen Lieferungen, jede Lieferung zu 3 Bänden, und jeder Band zu 16—20 Bogen, auf schönem, weißem Papier und saubern Druck. Man subscribirt auf jede Lieferung — Vorausbezahlung wird nicht angenommen — mit 1 Rthlr. 12 gr. oder 2 fl. 42 kr. Nach dem Erscheinen, der ersten Lieferung zu Ostern künftigen Jahres, tritt der um zwey Drittel höhere Ladenpreis ein. Ausführliche Anzeigen sind in jeder soliden Buchhandlung unentgeldlich zu haben.

Leipzig im Novbr. 1825.

A. Wienbrack.

Bey Joh. Friedr. Gleditsch in Leipzig ist so eben erschienen, jedoch nur an die wirklichen Pränumeranten versendet worden:

Deutsche Bücherkunde,

oder

alphabetisches Verzeichniß aller von 1750 bis Ende 1823 erschienenen Bücher, welche in Deutschland und in den durch Sprache und Literatur damit verwandten Ländern gedruckt worden sind, nebst Angabe der Druckorte, der Verleger und der Preise

von

Christian Gottlob Kayser.

Nebst einer Vorrede über die Geschichte der literarischen Waarenkunde

von

F. A. Ebert,
königl. sächs. Bibliothekar.

1r Theil.

A — K.

Pränumerationspreis für beyde Theile:

Druckpapier 5 Rthlr. 12 gr.
Velin Schreibp. 6 Rthlr. 12 gr.

Diese Preise werden ohne Verbindlichkeit nur auf unbestimmte Zeit gewährt.

Timotheus, oder Versuch einer faßlichen Darstellung der Grundsätze zur Würdigung und zum Gebrauch der Bibel für gebildete Leser; vom Superintendent H. J. Schuehagen. gr. 8. Hannover im Verlage der Helwing'schen Hof-Buchhandlung. 16 gr.

Der rühmlichst bereits bekannte Herr Verfasser liefert hier ein Werk, wofür ihm jeder Bibelfreund und alle, denen eine mehr als oberflächliche Kenntniß der Bibel nöthig ist, danken werden. Was in größern, gelehrten und nicht Jedermann zugänglichen Werken, niedergelegt ist, hat er hier mit Weglassung alles dessen, was

Digitized by Google

nicht gerade den praktischen Religionslehrer interessirt, zusammengetragen, und mit eigenen Ansichten in einer klaren und gemüthlichen Sprache niedergelegt, so, daß dieß Buch alles in sich vereint, was jeder, der das Neue Testament gehörig verstehen und würdigen will, zu wissen wünschen muß.

Berlin, im Verlage von Dunker und Humblot ist erschienen:

Die Geächteten.

Novelle, von Willibald Alexis.

12. geh., Preis 1 Rthlr. 16 gr.

Daselbst ist ferner vor Kurzem herausgekommen und versandt:

Anekdotenalmanach auf das Jahr 1826; herausgegeben von K. Müchler. Mit einem Titelkupfer. 12. geh. 1 Rthlr. 8 gr.

Caribert, der Bärenjäger. Vom Verfasser der „Heer- und Querstraßen." Aus dem Englischen übersezt von Willibald Alexis. 12. geh. 1 Rthlr. 8 gr.

Felicitas. Ein Roman von der Verfasserin der Erna ꝛc. 12. geh. 1 Rthlr. 12 gr.

Irving (Wash.), Erzählungen eines Reisenden. Aus dem Englischen übersezt von S. H. Spiker. 2 Bde. gr. 12. geh. 3 Rthlr.

— — Gottfried Crayon's Skizzenbuch. Aus dem Engl. übersezt von S. H. Spiker. 2 Bde. gr. 12. geh. 3 Rthlr.

Ein räsonnirendes Inhaltsverzeichniß dieser und mehrerer anderer neuen Bücher desselben Verlags mit Bezug auf die, in den vorzüglichsten Zeitschriften erschienenen kritischen Würdigungen derselben, ist durch alle Buchhandlungen zu erhalten.

Berlin, 10. Dec. 1825.

In unserem Verlage ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Geographie der Griechen und Römer.

Aus den Quellen bearbeitet von Conrad Mannert, Königl. Baiersch. Hofrathe, Professor der Geschichte zu Landshut u. s. w. 10ten Bandes 2te Abthlg.; enthaltend: „Afrika." Mit 4 Charten. gr. 8. 1825. 3 Rthlr. 4 gr.

Mit dieser Abtheilung ist nach langjährigen scharfsinnigen und umfassenden Forschungen und theilweisen Umarbeitungen ein Werk gänzlich vollendet worden, welches in seiner Art fast einzig dastehend, den deutschen gründlichen Fleiß eben sowohl beurkundet als es dem berühmten Hrn. Verfasser zur Ehre, und der vaterländischen classischen Literatur zur Zierde gereicht.

Die Verdienste des würdigen Hrn. Hofraths Mannert sind schon so vielfach in kritischen Blättern als von einsichtsvollen Gelehrten anerkannt und gewürdigt worden, daß hier jede weitere Empfehlung überflüssig erscheinen würde: es bleibt daher wegen des Preises des nunmehr ganz vollständigen Werkes nur noch folgendes zu bemerken.

Der 1ste bis 6te Theil kosten im ermäßigten Preise statt 20½ Rthlr. 12 Rthlr.

Der (bey Hrn. Krüll in Landshut erschienene) 7te Theil 2 Rthlr. 20 gr., der 8te Theil 3¼ Rthlr., der 9te Theil (in 2 Abtheilungen) 5 Rthlr. und der 10te Band (in 2 Abtheilungen) 5¼ Rthlr., das ganze Werk also 29 Rthlr.

Leipzig im Sept. 1825.

Hahn'sche Verlagsbuchhandlung.

Vielfältigen Anfragen zu genügen, hat unterzeichnete Verlagshandlung den Interessenten bekannt zu machen, dass:

1) An Appendix to Shakspeare
2) Ths. Moore's Works

noch in diesem Jahre die Presse verlassen; vom

3) Parnasso Italiano

die erste Liefrung nächsten Februar beendigt wird;

4) Walker's Pronouncing Dictionary, und
5) Milton de Doctrina Christiana

im März erscheinen;

6) Retzsch Umrisse zu Hamlet

noch vor der Jubilate-Messe, und

7) Shakspeareana. By Lewis Tieck,

so wie

8) Calderon Obras. 1r Band

bald nach derselben fertig werden.

* * *

Neuerdings bin ich mit der Herausgabe folgender Classiker beschäftigt, wovon zur Vermeidung von Collisionen, die schuldige Anzeige:

Milton's poetical Works.
Ossian's Poems.
L'Orlando innamorato di Bojardo.
Las Obras sueltas de D. Lopez de Vega.
Las Obras de D. Miguel de Corvantes Saavedra.

Ausführliche Prospecte werden nächstens erscheinen.

Leipzig, 29. Novbr. 1825.

Ernst Fleischer.

So eben ist herausgekommen und an alle Buchhandlungen versandt:

Paul Jones, der kühne Seemann und Gründer der amerikanischen Marine. Nach Original-Papieren geschildert. Aus dem Engl. von *r. 8. Leipzig, Wienbrack. Preis 1 Rthlr. 12 gr.

Tausende, welche Coopers Lootsen lesen, haben gewiß mit der schönen Cecilie darin gefragt: wer war

er denn? Jezt wird ihnen die Antwort. Wer den Lootsen las, wird auch diese Schilderung vom Leben, vom Wirken des kühnen Seemannes, der Amerika's Marine begründete, mit Vergnügen lesen, und die Thaten, welche Cooper's Phantasie schilderte, in der Geschichte nachgewiesen finden.

Bey W. Lauffer in Leipzig sind erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Theatre pour les jeunes personnes
par Mdme. Campan.
Mit deutschen Anmerkungen herausgegeben von M. J. E. Volbeding. 8. 16 gr. oder 1 fl. 12 kr.

Diese Sammlung von kleinen Kinderschauspielen empfiehlt sich nicht nur durch sittliche Tendenz, sondern auch durch sinnreiche Erfindung und durch reine fließende, dem Leben gleichsam abgestohlene Sprache so sehr, daß sie für eine der interessantesten und beachtungswerthesten Erscheinungen im Fache der französischen pädagogischen Literatur, welche besonders bey dem Unterricht der Mädchen im Französischen mit dem besten Erfolg wird angewendet werden können, anerkannt werden wird.

Der Führer durch das Thal,
oder Geschichten und Lieder für Kindheit und Jugend, als kurze Anleitung zu einem verständigen und frommen Leben von K. H. Grumbach, Pastor, 8. 6 gr. oder 27 kr.

Dieses gehaltreiche Schulbuch soll den schon denkenden Kindern eine Anleitung geben, durch welche sie in ihren vorzüglichsten Pflichten als Menschen, Christen und Staatsbürger angeregt und fester begründet werden sollen, es ist daher allen Lehrern, Aeltern und Jugendfreunden zur Unterhaltung und Belehrung für die Jugend sehr zu empfehlen.

Ankündigung.

In der Folge der bey Joh. Fr. Gleditsch in Leipzig erscheinenden Ausgabe von

Walter Scott's sämmtlichen prosaischen Werken,

ist so eben erschienen und versendet worden:

29r bis mit 32r Band
oder
Erzählungen der Kreuzfahrer.

1r und 2r Theil: die Verlobten, übersezt von K. L. M. Müller, 2 Rthlr.

3r und 4r Theil: der Talisman, übersezt von Sophie May, 2 Rthlr.

Für die Pränumeranten auf die ganze Sammlung dieser, allein ganz vollständigen und unverkürzten Uebersetzung der Walter Scottschen Romane (während die meisten deutschen Uebersetzungen mehr oder weniger durch Auslassungen abgekürzt sind) kosten obige vier Theile anstatt 4 Rthlr. nur 3 Rthlr.

Neugriechische Volkslieder.

Der zweyte und lezte Band der:

Neugriechischen Volkslieder, gesammelt und herausgegeben von C. Fauriel. Griechischer Text, mit Uebersetzung und Erläuterungen von Wilhelm Müller,

romantische und häusliche Lieder, nebst Anhang, enthaltend, hat so eben die Presse verlassen, und sind beyde Bände für den Preis von 2 Rthlr. in allen Buchhandlungen zu erhalten. Die Theilnahme, mit welcher nicht blos alle Freunde wahrer Poesie, sondern auch Philologen und Historiker, diese reiche Sammlung aufgenommen haben, wird auch durch diesen zweyten und lezten Band gerechtfertigt.

Leopold Voß.

Neue verbesserte und verschönerte Auflagen.

In der Verlagshandlung von G. A. Wundermann in Hamm sind folgende allgemein anerkannte Werke in neuen Auflagen erschienen und durch den Buchhandel versandt worden:

1. Die Jobsiade.

Ein grotesk-komisches Heldengedicht in drey Theilen. Von Dr. C. A. K(ortum). Mit vielen Holzschnitten und einem wahrhaft künstlerischen) nach Ramberg von Jury gefertigten Kupferstich. Vierte Auflage. 8. Ord. Ausgabe 1 Rthlr. 8 gr., auf Schreibpapier 2 Rthlr.

2. Die Blumensprache

nach vaterländischen Dichtungen. Eine Frühlingsgabe. Dritte von Karl Blumauer umgearbeitete und mit einem Titelkupfer nach Heideloff von Fleischmann verschönerte Auflage. 12. Ord. Ausgabe 12 gr., die feine 16 gr.

3. Elementarbuch der lateinischen Sprache,

von Dr. J. H. P. Seidensticker. Erste Abtheilung oder Nr. 1. Vierte sorgfältig durchgesehene und mit Verbesserungen in den Regeln und dem Vokabularium vermehrte Auflage. 8. Preis 10 gr.

Taschenausgabe.

Im Laufe des vorigen Monats wurden bey uns fertig, und an die Buchhandlungen versandt:

Lord Byrons Works, Vol. 14—21. Mit 8 Kpfrn. 2 Thlr. 16 Gr. roh, 3 Thlr. geh.

Raßmann's deutsche Anthologie, Bd. 17—24. Mit 8 Kupfern. 3 Thlr. geh.

Walter Scott's Romances, Vol. 70—73. (Red gauntlet, 4 Vol.) Mit 4 Kupfern. 1 Thlr. 8 Gr. roh, 1 Thlr. 12 Gr. geh.

Walter Scott's Romane. A. d. Engl. Bd. 77—79. (Pauls Briefe an seine Verwandten, 3 Theile.) Mit 3 Kpfrn. 1 Thlr. roh, 1 Thlr. 3 Gr. geh.

Zwickau, im December 1825.

Gebrüder Schumann.

Digitized by Google

Nro. 3.

Intelligenz-Blatt.

1826.

Stuttgart und Tübingen in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung ist erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Ueber die Gelehrten-Schulen, mit besonderer Rücksicht auf Bayern, von Friedr. Thiersch. 1s Heft. Preis 1 fl.

Das erste Heft handelt von der Bestimmung der Gelehrten-Schulen, sodann von dem Lehrstande, seiner Wahl, Bildung und Stellung. Das zweyte Heft, welches dem ersten unmittelbar nachfolgt, wird sich über den Unterricht und die Zucht dieser Anstalten verbreiten. Sowohl der Name des Verfassers, der seit fünfzehn Jahren an der Gelehrten-Erziehung in Bayern arbeitet, als auch die wichtigen Gegenstände, die er in einem Zeitpunkt zur Sprache bringt, wo Se. Majestät der König Ludwig von Bayern laut Allerhöchster Bekanntmachung vom 17. Dezember v. J. von dem obersten Schulrathe bald möglichst die Vorlage eines wohlbemessenen, tiefdurchdachten, den Bedürfnissen der Zeit und des bayerischen Volkes entsprechenden Schulplanes erwartet, wird dieser Schrift die ungetheilte Aufmerksamkeit und Beachtung zuwenden. Druck und Versendung geschieht durch die Expedition der Allgemeinen Zeitung in Augsburg, an welche auch die Bestellungen einzusenden sind.

Neue Werke.

In der Verlagshandlung von G. A. Wundermann in Hamm sind so eben folgende neue Schriften erschienen und allgemein im Buchhandel versandt worden:

Geschichte der Deutschen.

Ein historisches Tagebuch für gebildete Leser und Leserinnen. Herausgegeben vom Hofrath Dr. Aler. Haindorf. gr. 8. Die ord. Ausgabe 1 Rthlr., die feine 1 Rthlr. 8 gr.

Taxter's Reise

durch Spanien und Portugall und von da nach England. Herausgegeben von Ludw. Koch. Erste Abtheilung. gr. 8. Preis der ord. Ausgabe 16 gr., der feinen 21 gr.

In dem Verlage des Unterzeichneten ist so eben erschienen und in allen soliden Buchhandlungen zu bekommen:

Entwurf zu einem Theater mit eiserner Dachrüstung von Heinrich Hübsch. Mit 6 Kpfrt. gr. Folio Velinpap. brosch. Preis 2 Thlr. sächs. oder 3 fl. 36 kr. rheinisch.

Der Verfasser zeigt unter einer allgemeinen Abhandlung, welche seinem Entwurf vorangeht, daß die Kreisform, wonach die Auditorien gewöhnlich angelegt werden, mehr eine befangene Nachahmung des antiken Theaters ist, und daß dagegen das Viereck mehr den Zwecken der heutigen Bedürfnisse entspricht. Zugleich schlägt der Verfasser zur Feuersicherheit eine bis jetzt noch nicht angewandte Art von Eisen-Construktion vor, welche ihrer Wohlfeilheit wegen vielleicht bald eine ausgedehnte Anwendung finden dürfte.

Frankfurt a. M. im Sept. 1825.

Wilh. Ludw. Wesché.

In der Schellenberg'schen Hofbuchhandlung in Wiesbaden ist so eben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Seume, J. G., gesammelte Schriften. Herausgegeben von J. P. Zimmermann. gr. 8. 3r Bd. 1 fl. 48 kr. rhn. oder 1 Rthlr. sächs. für die Abnehmer der 4 ersten Bde. Einzeln wird kein Band abgegeben. Die 5 Bde. zusammen 10 fl. 48 kr. rhn. oder 6 Rthlr. sächs.

Mit diesem 5ten Bande ist nun die Sammlung vollendet, und wir säumen daher nicht, die Freunde und Verehrer Seumes davon in Kenntniß zu setzen; zugleich aber auch diejenigen, welche es sich zum Grundsatze gemacht haben, kein Werk vor seiner Vollendung anzuschaffen, indem so unendlich viele auf Werke pränumerirten, welche sie entweder nach vielen Jahren erst vollständig erhielten, oder am Ende die ganze Sache unterblieb oder nicht fortgesetzt werden konnte.

Wenn gegen baare portofreye Einsendung von 64 fl. 48 kr. 6 Exemplare verlangt werden, so wird Ein Freyexemplar beygelegt.

Jean Paul Richter's Porträt,

nach einem Gemälde von Fr. Meier, in Kupfer gestochen von C. Müller. Auf gefärbtes Papier gedruckt, Imperial-Folio. Preis 1 Rthlr. 8 Gr. Sächs. oder 2 fl. 24 kr. Rhein.

In Commission des Landes-Industrie-Comptoirs zu Weimar, und durch alle Buch- und Kunsthandlungen zu bekommen.

Ein ähnliches Bildniß dieses nun verewigten Dichters wird gewiß jetzo von Vielen gewünscht. Das vorliegende in der bekannten gefälligen Manier der vom Prof. C. Müller herausgegebenen Porträts der vorzüglichsten deutschen Dichter und Gelehrten, in deren Reihe es gehört, wird diesem Wunsche entsprechen. — Die übrigen Blätter der genannten Sammlung, jedes zu 1 Rthlr. 8 Gr. Sächs. oder 2 fl. 24 kr., sind ebenfalls beständig zu haben.

Digitized by Google

Wiener Zeitschrift
für
Kunst, Literatur, Theater und Mode.

Dankend für den fortdauernden Beyfall und die immer wachsende Theilnahme, deren sich diese Zeitschrift zu erfreuen hat, kündigt der Herausgeber die Fortsetzung derselben im nächstfolgenden Jahre an. Ein bisher rastloses Streben, dem vorgesteckten Ziele sich möglichst zu nähern, verbürgt die Fortdauer des Eifers und den unwandelbaren Vorsatz, hinter keiner Forderung zurück zu bleiben, die an ein der Unterhaltung und Belehrung gewidmetes Blatt mit vollem Rechte gemacht werden kann, wenn es seinen erworbenen Ruhm behaupten will. Würdige, talentvolle Männer und Frauen haben dieser Zeitschrift, in der, wie bisher, nur Original-Aufsätze aufgenommen werden, seither des Trefflichen und Schönen vieles gereicht; ihre ferneren Mittheilungen dürfen zuverlässig erwartet werden.

Gleiche Sorgfalt wird angewendet, um die von dem Costum-Direktor der k. k. Hoftheater, Herrn von Stubenrauch, entworfenen, und von Herrn Franz Stöber ausgeführten Modebilder, — die nöthigen Falls zur Erleichterung der Nachahmung von zwey Ansichten dargestellt werden, — in immer gleicher Vollkommenheit zu erhalten, wofür ohnehin die Namen dieser beyden zusammen wirkenden Künstler, deren Arbeiten, nach dem Urtheile aller Kenner, durch die gleichartigen Leistungen der Engländer und Franzosen nicht übertroffen werden, Gewähr leisten.

Wiederholt erklären wir uns ferner geneigt, auch künftig beurtheilende Anzeigen von neuerscheinenden belletristischen und artistischen Werken gegen frankirte Einsendungen eines Exemplares unentgeltlich liefern zu wollen.

Die Wiener-Zeitschrift erscheint wöchentlich drey Mal, nämlich: Dienstag, Donnerstag (mit dem colorirten Modebilde) und Sonnabend, in groß Oktav auf Velinpapier. Jeder Jahrgang besteht aus vier Heften oder Bänden, und ist mit Titelblatt, Rezister und Umschlag versehen.

Die Pränumeration beträgt mit den Modebildern in Wien vierteljährig 6, halbjährig 12, und jährlich 24 fl. C. M.; ohne Modebilder (doch aber mit allen außerordentlichen Kupfer- und Musik-Beylagen), vierteljährig 3 fl. 45 kr., halbjährig 7 fl. 30 kr. und jährlich 15 fl. C. M. Um diesen Preis wird die Zeitschrift in Wien am Tage der Erscheinung ausgegeben und von den löblichen Buchhandlungen abgelassen. Auswärtige, welche die Zeitschrift Blattweise zu erhalten wünschen, wollen sich mit ihren Bestellungen an die k. k. oberste Hofpostamts-Hauptzeitungsexpedition, oder an die ihnen zunächst gelegenen löblichen Postämter wenden und zahlen, einschlüßig der Frankirung bis an die österreichischen Staatsgränzen, halbjährlich 13 fl. 12 kr. und jährlich 26 fl. 24 kr. C. M. in 20 Fl. Fuß.

Im Wege des Buchhandels ist die Zeitschrift in Monatheften mit und ohne Modebilder nur ganzjährig um die oben für Wien angesezten Preise durch alle löbl. Buchhandlungen der Provinzen des Kaiserstaates und des Auslandes mittelst der Buchhandlung des Herrn Carl Gerold in Wien zu beziehen.

Noch sind einige vollständige Exemplare des dießjährigen, und der bisherigen Jahrgänge um die bemerkten Preise auf allen angeführten Bezugswegen zu haben.

Einsendungen aller Art von Original-Beyträgen, wovon die aufgenommenen mit fünfzehn Thaler Sächs. Cour. für unsern Druckbogen honorirt werden, geschehen unter der Aufschrift:

An das Bureau der Wiener Zeitschrift für Kunst, Literatur, Theater und Mode.
Wien, im Dezember 1825.

Bey J. D. Sauerländer in Frankfurt a. M. sind folgende neue Schriften erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Erzählungen von Johanna Schopenhauer, Erster und zweyter Theil. 8. 1826. Druckpapier 2 Rthlr. 25 Sgr., Velinpapier 3 Rthlr. 20 Sgr.

Es möchten sich unter den neueren Erscheinungen im Gebiete der schönen Literatur Deutschlands wohl wenige finden, welche ein so liebliches Geschenk für Damen abgeben könnten, wie diese neueste Gabe einer unserer ausgezeichnetesten Schriftstellerin.

Serena. Die Jungfrau bey und nach ihrem Eintritte in die Welt, von Dr. G. Friederich. Ein Erbauungsbuch für religiös gebildete Töchter. Dritte durchaus umgearbeitete und vermehrte Auflage. 2 Theile. Mit 2 Kupfern. 8. Geheftet. Druckpapier 1 Rthlr. 26½ Sgr., Velinpapier 2 Rthlr. 15 Sgr.

Die ausgezeichnete Aufnahme, welche diese Erbauungsschrift in und außerhalb Deutschland (in Uebersetzungen) gefunden hat, die gediegenen öffentlichen Urtheile der vorzüglichsten Gelehrten in diesem Fache, die Zuschriften mehrerer unserer geistreichsten Frauen an den Verfasser und Verleger, vereint mit dem schnellen Absatze der beyden starken Auflagen, lassen für diese Schrift, in ihrer neuesten Gestalt, eine wohl noch günstigere Aufnahme unter den religiös gebildeten Christusverehrerinnen mit Recht erwarten. Sie ist nach einem erweiterten Plane ganz umgearbeitet und vermehrt, und wird darum durch ihren umfassenden Inhalt das rechtfertigen, was einer der berühmtesten Gottesgelehrten Hollands, der erste Professor der Theologie auf der Universität Leiden, Dr. Clarisse, in seiner Vorrede zu der Uebersetzung des „Heliodor," Seitenstück zur Serena, von demselben Verfasser, von ihr sagt: „Heliodor ist das Seitenstück zu der vortrefflichen Serena, welche „mit so viel Freude auch unter uns aufgenommen ward, und bereits so vielen Nutzen „unter den gebildeten Töchtern unseres Landes gestiftet hat. Denselben Ursprung, das „selbe Ziel, dieselbe Bestimmung hat Heliodor mit Serena; beyde, vereint, machen ein „herrliches Ganzes aus, und verdienen, daß „Väter und Mütter sie ihren Söhnen und „Töchtern zum andächtigen und gemüthlichen Lesen dringend empfehlen!"

Romantische Kriegs- und Lebensabentheuer von E. A. Fischer. Erster Theil. Auch unter dem Titel: Neue Kriegs- und Reisefahrten. Erster Theil. 8. 1825. 1 Rthlr. 22½ Sgr.

Digitized by Google

Dem allgemein geschätzten Verfasser steht ein Schatz literarischer Quellen des Auslandes zu Gebot, welche er auf seine bekannte anmuthige Weise verarbeitet und zum Eigenthum unserer Literatur macht. Wenn seine früheren Kriegs- und Reisefahrten sich durch Eleganz, Wärme und Wahrheit der Darstellung auszeichneten, so verbindet diese neue Sammlung mit der Leichtigkeit und dem Glanz der Diction und der Treue der Ausführung noch das Anziehende, daß sie Stoffe behandelt, die, allgemein menschlich und historisch betrachtet, von dem höchsten Interesse sind.

Schneeglöckchen. Ein Mährchenkranz für Kinder, von J. J. Rudolphi. 1825. 8. Geheftet. 1 Rthlr. 5 Sgr.

Der Verfasser dieses Mährchenkranzes für Kinder verbindet mit der Gabe, schön zu erzählen, so viel einfach-kindliche Gemüthlichkeit und kleidet den Ernst seiner Lehren in ein so blühend edles, anziehendes Gewand, daß wir uns schmeicheln dürfen, der Jugendwelt hiermit ein eben so unterhaltendes, als reine Sittlichkeit und höhere Bildung förderndes, Lesebuch in die Hände zu geben.

Ankündigung einer neuen Zeitschrift.

Mit Januar d. J. 1826 beginnt im Verlage des Unterzeichneten eine:

Modenzeitung
für deutsche Frauen,
herausgegeben von Joh. Bapt. Rousseau.

Eine mit meinem Buchhändlergeschäft jezt verbundene, neu angelegte Steindruckerey, so wie meine in Bezug auf diese Zeitschrift in Paris angeknüpften Verbindungen, setzen mich in den Stand, fast gleichzeitig mit den Pariser Modejournalen ein ähnliches Institut für Deutschland zu gründen, das jenen an äußerer Eleganz nicht nachstehen und sie an innerm Gehalt wo möglich übertreffen soll.

Der literarische Inhalt unserer Modenzeitung besteht aus allen Gegenständen, welche für die Frauenwelt Interesse und Bedeutung haben können: aus Gedichten, kleinen Novellen (ohne Abbrechungen), Parabeln, Biographien und Charakteristiken aller auf dem Schauplatz der Welt auftretenden und sich auszeichnenden Frauen, Bildern aus dem Leben, Berichten über sämmtliche für die weibliche Lektüre brauchbare und nützliche Schriften, Aufsätzen über Theater und Kunst, Briefen, Witzspielen, Anekdoten, Räthseln und aus fortlaufenden Modenachrichten und Kupfererklärungen.

Die Modenzeitung erscheint wöchentlich (Sonntags) einmal, in groß Oktav-Format, auf schönem Papier 1½ Bogen stark und in elegantem Umschlage. Jeder Nummer werden zwey kolorirte Kupfer, zu den mitgetheilten Modeberichten gehörig, beygegeben. Zuweilen liefern wir auch Portraits von berühmten oder denkwürdigen Damen der Mitwelt, und von Zeit zu Zeit eine musikalische Beylage. Ferner liegt es nicht außer dem Bereich unserer Zeitschrift, mitunter auf die Moden der Männer Rücksicht zu nehmen und in dieser Beziehung Kupfer und Erklärungen beyzufügen.

Der Preis des Jahrgangs, der nicht getrennt wird, ist aller Orten 6 Thaler, vierteljährig zahlbar. Man unterzeichnet auf allen Postämtern und in allen Buchhandlungen Deutschlands und Belgiens.

Aachen, im November 1825.

J. La Ruelle, Sohn. Büchel Nro. 1069.

In allen Buch- und Musikhandlungen ist zu haben:

Neues System
der
Harmonie-Lehre
und des
Unterrichts im Pianoforte-Spiel
von
Franz Stoepel.

Drey Abtheilungen. Mit Notenbeylagen und Zeichnungen in Steindruck. 60 Bogen kl. Folio. Preis aller 3 Abtheilungen 14 fl. 24 kr. oder 8 Rthlr. sächs.

Oder:

Abtheilung I. Die Kunst eine Mehrzahl von Schülern im Pianoforte-Spiel und in der Setzkunst zugleich zu unterrichten ꝛc.

Abtheilung III. Die Kunst des reinen Satzes in der Musik ꝛc. Preis 9 fl. oder 5 Rthlr. sächs.

und

Abtheilung II. Studien für das Pianoforte. 1. 2. und 3. Heft ꝛc. Preis 5 fl. 24 kr. oder 3 Rthlr. sächs.

Wir glauben dieß Werk eine der interessantesten Erscheinungen der neueren Musik-Literatur nennen zu dürfen, da der Herr Verfasser nicht nur als musikalischer Schriftsteller rühmlichst bekannt ist, und im Jahre 1821 von dem Königlichen Ministerium des Cultus zu Berlin nach London gesendet ward: auch das Logier'sche System zu prüfen und kennen zu lernen; sondern weil sich auch seit Jahren seine Lehre und Lehrweise, durch die von ihm begründeten Lehr-Anstalten, erprobt, und in ganz Deutschland einen ehrenvollen Ruf gewonnen hat.

Ferner ist bey uns zu haben:

Franz Stoepel, Variationen für's Pianoforte. Opus X. Folio. 54 kr. oder 12 gr.

Franz Stoepel, Geistliche Gesänge von Gebauer, Goethe, Herder und Novalis, für vier Singstimmen, oder für eine Singstimme mit Pianoforte-Begleitung. Opus IX. 36 kr. oder 8 gr.

Frankfurt a. M., 1825.

Andreä'sche Buchhandlung.

So eben ist erschienen und an die Pränumeranten versandt:

Neu entdeckte Geheimnisse
für
Leder-Fabrikanten, Lohgärber, Schuhmacher, Sattler, Riemer und Liebhaber blanker Stiefel ꝛc.

enthaltend:

1) Eine ganz neue, sehr einfache, äußerst wohlfeile und sicher bewährt befundene Methode, die Leder-Häute in ein paar Tagen zu gärben und gar zu machen, so daß sie völlig zur Verarbeitung fertig und als Kaufmannsgut zu betrachten sind.

2) Das ächte Oel zur Verfertigung des Russischen Juchten-Leders aus einheimischem Leder.

3) Auf eine leichte und wohlfeile Art einen sehr schönen elastischen Leder-Lack zu bereiten und damit alle Leder-Arbeit (sowohl der Sattler, Riemer, als der Schuhmacher), sie sey alt oder neu, sogleich aufs prächtigste zu lackiren.

4) Leder auf die geschwindeste und dauerhafteste Weise in allen Farben zu lackiren.

5) Aller Orten auf eine leichte und wohlfeile Art aus einheimischen Ledern den ächten schönen, Türkischen Saffian in verschiedenen Farben zu verfertigen.

6) Mehrere Recepte zur leichten und wohlfeilen Anfertigung von Stiefelwichsen, welche dem Leder nicht nur ganz unschädlich sind, sondern womit man auch einen unübertrefflichen, spiegelblanken Glanz mit leichter Mühe hervorbringen kann.

Herausgegeben von dem Deutschen Schuhmachermeister und berühmten Leder-Fabrikanten Werner zu Brüssel. Mit einer noch besonders fein gezeichneten Abbildung, nebst Beschreibung für Schuh- und Stiefelmacher, wie sie ihre Arbeit nach einer ganz neuen, sehr leichten, besonders der Gesundheit sehr zuträglichen Methode, auf die bequemste und geschwindeste Art stehend verfertigen können.

Da mehrere zu weit entfernte, als auch weniger bemittelte Liebhaber dieses wichtige Werk sich noch gern für den Pränumerationspreis anzuschaffen wünschen, so ist solcher noch auf unbestimmte Zeit beybehalten, und dasselbe ferner gegen portofreye Einsendung eines vollwichtigen Holländischen Dukaten zu bekommen. Auswärtige erhalten solches mit der ersten umgehenden fahrenden Post.

Man addressirt sich deßhalb nur einzig und allein an die

Expedition für Literatur und Oekonomie
zu Hamburg, Schulterblatt No. 463.

An Eltern und Vorsteher von Lehrinstituten.

Bey C. W. Leske in Darmstadt ist erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Conseils aux jeunes Filles
par Madame de Campan.
Ouvrage couronné par l'Académie française.

Ein Bdchn. in 8. mit einem Titelkupfer. Preis 14 gr. od. 1 fl.

Der Constitutionel vom 3. Oktober d. J. kündigt dieß Werkchen mit folgenden Worten an:

Beaucoup ont écrit pour l'enfance ou pour la jeunesse, très peu ont atteint le but qu'ils s'étaient proposé. Ce n'est pas de la science, ce n'est pas de l'érudition qu'il faut employer pour intéresser de très jeunes lecteurs: corriger en amusant n'est pas le talent du grand nombre, c'est celui de Mme. Campan.

Les Conseils aux Jeunes Filles, dictés par le coeur, écrits avec simplicité, avec abandon, offrent le cours de morale le plus intéressant que l'on ait encore mis dans les mains des enfans. Quoique destinés aux classes laborieuses de la société, les préceptes qu'ils renferment conviennent à tout le monde; car avec des nuances différentes suivant le rang, la fortune ou l'éducation, les défauts de l'enfance sont partout les mêmes. Ce livre d'ailleurs sera lu avec fruit par tout le monde. La jeune mère, entourée de sa petite famille, la directrice du brillant pensionnat, la maitresse d'école de village, s'empresseront de l'offrir aux jeunes filles confiées à leurs soins.

Dasselbe empfiehlt sich also nicht allein als ein sehr zweckmäßiges Weihnachtsgeschenk für Kinder, sondern verdient vorzugsweise der weiblichen Jugend als Lesebuch in die Hände gegeben zu werden. Aus dieser Rücksicht hat die Verlagshandlung, unbeschadet eines anständigen Aeußern und correcten Drucks, den Preis so wohlfeil gesetzt.

Der im August dieses Jahres bereits vorläufig angezeigte:

Dr. C. F. Naumann.

Grundriß der Krystallographie.

Mit 3 Kupfertafeln. gr. 8. (27 Bogen) 2 Rthlr.

ist nun erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden. Der Herr Verfasser entwickelt vollständig und systematisch in diesem zum Leitfaden bey Vorlesungen sowohl, als zum Selbstunterrichte bestimmten Werke die wichtigsten Lehren der Krystallographie, und dürfte, da der Leser Aufzählung aller einzelnen Arten von Gestalten und der dieselben beherrschenden Verhältnisse, eine gründliche Darstellung der sieben verschiedenen Krystallsysteme, wie solche in der Natur vorliegen, so wie alle zur Berechnung der Gestalten erforderlichen mathematischen Entwicklungen in einzelne Kapitel geordnet findet, jedem Anspruche der Mineralogen, Physiker, Chemiker, Pharmaceuten und Liebhaber der Naturwissenschaften überhaupt Genüge geleistet haben.

Joh. Ambr. Barth in Leipzig.

Anzeige für Journalleser, Lesezirkel und Leih-Bibliotheken.

Das von mir herausgegebene und verlegte Museum des Witzes, der Laune, des Scherzes und der Satyre, wird im Jahre 1826, wie bisher 104 Nummern, in wöchentlichen Lieferungen, dem im Verlauf Karrikatur-Kupfer und Musik-Beylagen beygegeben werden, erscheinen. Der Preis des Jahrgangs ist 5 Rthlr. Probeblätter dieses Journals sind in allen Buchhandlungen zu haben.

Die Tendenz des Ganzen ist: durch Scherz und eine harmlose Satyre dem gebildeten Publikum in den Stunden der Muße eine aufheiternde Lektüre zu gewähren, und wird unterstützt durch die Theilnahme mehrerer, als geistreich und witzig rühmlichst bekannter Schriftsteller, für größere Mannichfaltigkeit gesorgt, und mehr auf die auffallenden Erscheinungen in der bürgerlichen und literarischen Welt Rücksicht genommen werden. An Stoff wird es nicht fehlen, und es ist vielleicht nicht ganz unverdienstlich, manchen Erscheinungen, die den zur Hypochondrie Geneigten noch trüber stimmen, die heitere Seite abzugewinnen und die Ansprüche des Unmuths durch dieß Schellengetön des Jokusstabes zum Schweigen zu bringen.

Wenn übrigens der Unterzeichnete der verantwortliche Redakteur dieses Museums ist, so wird der Herr Kriegsrath Mücke r an solcher als Mitherausgeber thätigen Antheil nehmen.

Heinr. Phil. Petri.

Vorstehende Zeitschrift kann durch alle resp. Buchhandlungen, Zeitungs-Expeditionen und Postämter bezogen werden.

Berlin, im Decbr. 1825.

Heinr. Phil. Petri's
Neue Berlinische Buchhandlung.

Digitized by Google

Nro. 4.

Intelligenz-Blatt.

1826.

Zur Vermeidung von Collisionen zeigen wir hiemit an, daß von dem so eben in Paris von Herrn Cellot angekündigten Werk des berühmten Lacépede:

Histoire générale, physique et civile de l'Europe, depuis les dernières années du cinquième siècle jusque vers le milieu du 18me siècle en 16 volumes

bey uns eine deutsche Uebersetzung erscheint.

Stuttgart im Januar 1826.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Zweyte kürzere Nachricht, betreffend die:

Einladung zur Subscription

auf

die deutsche Liedertafel

in Verbindung mit mehreren herausgegeben

von

Ch. G. Kayser,

auf schönes weißes Papier in 8. circa 36 bis 40 Bogen, 1200 und mehr Lieder enthaltend. — Subscriptionspreis 1 Thlr.

Die Auswahl ist bey aller Reichhaltigkeit mit rücksichtsvoller Sorgfalt auf innern Werth wie auf Sittlichkeit und Anstand getroffen worden, so daß jeder Freund des Gesanges diese Liedertafel mit voller Befriedigung zur Hand nehmen, und sie bey den verschiedenartigsten Veranlassungen seine beständige Begleiterin seyn lassen wird. —

Der Druck hat bereits begonnen und wird rasch fortschreiten. Mit Ende dieses Monats erlischt der so sehr billige Subscriptionspreis à 1 Rthlr. und wird nur dann noch gestattet, wenn 6 Exemplare auf einmal genommen werden. — Nach Beendigung des Drucks hört derselbe jedoch gänzlich auf, und es tritt alsdann ein Ladenpreis circa 2 Rthlr. ein.

Ein vollständiges Melodienbuch zu Obigem

erscheint bald darauf, ebenfalls auf Subscription, worüber nächstens eine ausführliche Anzeige ein Mehreres besagen wird. Man subscribirt in allen Buchhandlungen.

Leipzig im Oct. 1825.

Ch. G. Kayser's Buchhandlung.

So eben sind erschienen:

Der dritte und lezte Band von:

Prof. Dr. C. G. D. Steins Handbuch der Geographie und Statistik nach den neuesten Ansichten für die gebildeten Stände, Gymnasien und Schulen. Fünfte verm. und verb. Auflage. Enthält das Russische und Türkische Reich, Asien, Afrika, Amerika und Australien. gr. 8. (59½ B.) 2 Rthlr. 8 gr. (1r Bd. 1 Rthlr. 12 gr. 2r Bd. Teutschland. 2 Rthlr. 12 gr. Alle 3 Bände zusammengenommen kosten auf weiß Druckp. 5⅓ Rthlr. Schreibp. 7⅓ Rthlr.)

Wir freuen uns den Freunden der Erdkunde nun die Vollendung der 5ten Auflage des wegen seiner Zweckmäßigkeit und Vollständigkeit allgemein geschätzten Handbuchs anzeigen zu können. Die Literatur jedes gebildeten Volks zeigt kein ähnliches Werk, das in dem nicht zu großen Umfange von 3 Bänden eine so vollständige Staats- und Erdkunde enthält. Die Literatur beginnt die Darstellung jedes größern oder kleinern Landes; ihr reiht sich an die genaueste Angabe der Lage und Größe, des Bodens und Klima, der Produkte, Einwohner und Lehranstalten, der Fabriken und des Handels, der Staatsverfassung, des Wappens, der Orden, der Behörden, der Finanz- und Militaireinrichtungen, der neuesten Constitutionen, auch in den amerikanischen Staaten, und eine sehr umfassende und bis auf die neuesten Zeiten berichtigte Topographie. Dieß auch durch besondere Wohlfeilheit ausgezeichnete Werk rechtfertigt die günstige Aufnahme, welche die 4 ersten Auflagen erlangten, und macht dieses Werk zu dem nothwendigsten Handbuche jedes Geschäftsmannes.

Von dem mit ungetheiltem Beyfalle aufgenommenen

Gesammtgebiet der teutschen Sprache vom Hofrath und Prof. K. G. L. Pölitz, der 3te und 4te Band, die Poesie und Beredsamkeit enthaltend, womit diese s. g. systematische Chrestomathie vollendet ist. (113 Bogen in gr. 8. auf franz. Druckpapier 6 Rthlr.)

J. C. Hinrichs'sche Buchhandlung.

Bey Tendler und v. Manstein, Buchhändler in Wien, ist erschienen:

Chr. Kuffner,

Spaziergang im Labyrinth der Geschichte.

In Briefen an Demoustier's Emilie.

Dritter Band.

Geschichte der Hebräer.
Alt-Asien und seine Reiche.
Die Stufen der menschlichen Cultur.

8. Preis broschirt 20 gr.

Der 1ste und 2te Band dieses Werkes sind in den vorzüglichsten kritischen Blättern des In- und Auslandes mit so ehrenvoller Auszeichnung erwähnt und den gelungensten Erzeugnissen der neusten Literatur beygezählt, überdieß von der gebildeten Lesewelt mit so allgemeinem Beyfall aufgenommen worden, daß es überflüssig wäre, bey der Erscheinung dieses dritten Bandes, dem

Digitized by Google

der 4te bald folgen wird, noch etwas zum Lobe oder zur Empfehlung dieses Werkes zu sagen, welches bey immer steigendem Interesse die Wichtigkeit des belehrenden Stoffes mit dem Reize der anmuthigsten Einkleidung und der gefälligsten Darstellung auf das glücklichste verbindet, folglich Leser und Leserinnen auf gleiche Weise unterrichten, unterhalten und befriedigen wird.

Jubilaeum Blumenbachii.

Bey Leopold Voß in Leipzig ist erschienen:

Joanni Friderico Blumenbachio physiologo et zoologo celeberrimo anatomiae comparativae restauratori, praeceptori dilectissimo die XVI. Septembris decem lustra post gradum doctoris medicinae rite captum feliciter peracta celebranti pia mente gratulatur J. F. Meckelius. 4. maj. 8 Gr.

In der Löfflerischen Buchhandlung in Stralsund sind nachstehende Werke so eben erschienen und daselbst so wie in allen Buchhandlungen Deutschlands zu haben:

Anleitung zum Uebersetzen aus dem Lateinischen in das Griechische, für die oberen Klassen der Gymnasien. Von Dr. W. H. Blume, Subrector am Gymnasium zu Stralsund. 16 Bogen. 8. Preis 18 gr.

Um die Einführung dieses Werks auf Gymnasien möglichst zu erleichtern, haben wir uns entschlossen, einen Partheipreis gelten zu lassen. Derselbe ist, wenn nicht unter 25 Ex. auf einmal genommen werden, 14 gr. Preuß. Cour., und haben sich die Herren Directoren an Gymnasien entweder an uns selbst oder auch an Herrn Carl Cnobloch in Leipzig dieserhalb zu wenden.

Blume, D. W. H., animadversiones ad Popponis de locis quibusdam Thucydides judicia et Graecae grammaticae aliquot capita eadem pertinentia 4. Preis 4 gr.

A. Glossary, or collection of words, phrases, names, and allusions to customs proverbs, etc. Which have been thougt to require illustration, in the works of english authors, particularly Shakspeare, and his contemporaries. By Robert Nares, A. M., F. R. S., F. A. S. Archdeacon of Stafford etc. Roy. 8. 7 Rthlr.

Um dieses wichtige Werk auch unbemittelten Liebhabern der englischen Literatur zugänglich zu machen, wollen wir den Subscriptionspreis von 5 Rthlr. 8 gr. bis Ostern 1826 noch fortbestehen lassen. Das Original kostet 20 bis 25 Rthlr.

Archimedes von Syracus vorhandene Werke. Aus dem Griechischen mit erläut. und krit. Anmerkungen von Dr. E. Nizze. Mit 13 Tafeln in Steindruck. gr. 4. 3 Rthlr. 8 gr.

Mohnike, Dr. G. C. F. (Consistorial- und Schul-Rath), Kirchen- und literarhistorische Studien und Mittheilungen. I. 1s und 2s Heft. Mit 2 Musikbeylagen. gr. 8. 2 Rthlr. 12 gr.

Schwedische Dichtungen von Tegnér, Geyer, Atterbom und andern berühmten Verfassern. Uebersezt von Ludolph Schley. 1s Heft. 8. 12 gr.

Nächstens erscheint und machen wir vorläufig darauf aufmerksam:

Schwedischer Plutarch von J. F. v. Lundblad. Aus dem Schwedischen übersezt. 1r Band enthaltend Gustaf Horn, Johann Baner und Lennart Torstenson.

Im Verlag von Riegel und Wießner in Nürnberg sind so eben folgende ganz zeitgemäße Schriften erschienen und bereits an die Buchhandlungen versandt worden:

Moser, H. Chr., die Torfwirthschaft im Fichtelgebirge. Mit 1 Titel-Vignette und 4 Steindrucktafeln. gr. 8. 1 Thlr. oder 1 fl. 36 kr.

Samhaber, Konr. Rechts-Prof., das neue *bayerische* Hypothekengesetz zum Gebrauche *für Nichtjuristen*, mit besonderer Berücksichtigung dessen, was Gläubiger und Schuldner während der Einführungsperiode bis zum wirklichen Eintritte des neuen Gesetzes zu beachten haben. 8. br. 8 gr. oder 30 kr.

So eben erschien der 1ste Theil von:

Elze praktisches Rechenbuch
für
Kaufleute, Fabrikanten ꝛc.
Zum Selbstunterricht.

2te verbesserte Auflage. 21 Bogen. Ladenpreis 1 Rthlr. 8 gr. 2ter Pränumerations-Preis für beyde Bände bis zum Erscheinen des 2ten (Ostermesse) 1 Rthlr. 18 gr. Direct bey mir auf 5 das 6te frey; auch einzelne Exemplare für den 1sten Pränumerations-Preis von 1 Rthlr. 12 gr., sonst nur bey Vorausbezahlung auf 4.

Von vielen wurde dieß Buch, das sich ganz vergriffen hatte, erwartet. Seine anerkannte Brauchbarkeit hat sich durch die großen Verbesserungen und Vermehrungen erhöht, besonders durch die neue Additionsprobe in diesem Theil, welcher — brauchbar für jeden Stand — von den 4 Species anhebt, durch die Brüche, Regel de Tri, u. Quinque ꝛc. fortgeht bis zu den Proportional-, Agio-, Gold- und Silber-, Interessen-, Disconto- und Gesellschafts-Rechnungen.

Leipzig im Novbr. 1825.

Ernst Kleins literarisches Comptoir.

Digitized by Google

Literarische Anzeige.

Bey Rubach in Magdeburg ist so eben erschienen:

Die Thürme von Wüstans, der Historiker und noch einige Kleinigkeiten. Von Fr. Gleich. 8. 1 Rthlr. 6 gr.

Die Gaben des Hrn. Verf. sind stets sowohl vom Publikum als von der Kritik mit dem entschiedensten Beyfall aufgenommen worden, wie sich denn noch ganz kürzlich erst mehrere der geachtetsten Journale, als z. B. das Conversationsblatt und die Abendzeitung, über seine Bearbeitung des Picardischen interessanten Romanes: „Der Gilblas der Revolution," auf das günstigste aussprachen. Dieser Beyfall wird auch dem oben genannten Werke nicht entgehen, das ganz dazu geeignet ist, um eine unterhaltende und zugleich auch angenehm belehrende Lectüre zu gewähren. In den 6 Aufsätzen, die dieser Band enthält, (1. die Thürme von Wüstans; 2. der Historiker; 3. Albrecht von Brandenburg; eine historische Skizze; 4. Grauröckchen; 5. Ereignisse; 6. der Spieler) wechselt Ernst und Laune, Ironie und Humor, geschichtliche Forschung und Lebenskenntniß, auf eine sehr heitere Art mit einander ab, und gewiß werden die darin gegebenen Schilderungen aus der romantischen Vorzeit sowohl als die aus dem Leben einer näherliegenden Periode, den Leser eben so fesseln, wie die humoristische Charakterzeichnung einiger in dem Mährchen „Grauröckchen" und in der Erzählung „der Historiker" von dem Verf. aufgestellten Personen.

Augen-Heilkunde.

So eben sind bey Leopold Voß in Leipzig erschienen:

Icones ophthalmologicae seu selecta circa morbos humani oculi. Edidit et curavit Carol. Henr. Weller. Fasc. I. 4. maj. 5 Rthlr.

Ankündigung.

Von

Dr. J. A. Feßler's Geschichten der Ungern und ihrer Landsassen. (567 Bogen) gr. 8. mit Karten, Vignetten und Bildnissen. 1812—1825.

ist nunmehr der zehnte und lezte Theil erschienen, und somit ein historisch-pragmatisches Werk vollendet worden, welches dem Herrn Verfasser einen Ehrenplatz unter den Geschichtschreibern aller Zeiten sichern wird, indem solches als das Produkt seines Lebens durch seine Originalität, seine Authenticität, so wie durch viele seltene Vorzüge, als eine Zierde der Literatur betrachtet werden muß.

Mit der Erscheinung des zehnten und lezten Bandes erlöschen unabänderlich alle seitherigen Pränumerations- und Subscriptions-Vortheile, wie der Verleger solches den seitherigen Käufern verbunden ist. Insofern jedoch mancher Käufer den, wiewohl sehr lange offen gestandenen, Termin übersehen haben möchte, so wird bis zum Ausgang des Monats Mai 1826 ein

neuer Pränumerationspreis

gelten, für welchen alle Buchhandlungen das Werk liefern können; nur für die Ausgabe auf feines Velinpapier tritt der Ladenpreis von 66 Thlr. sächs. ein.

Dagegen soll zu diesem zweyten Pränumerationspreise, welcher bis zum Monat Mai 1826 gilt, die Ausgabe auf weiß Druckpapier mit Vignetten und Bildnissen, 11 bis 10r Theil für 34 Thlr. 12 Gr. sächs., späterhin 46 Thlr., abgelassen werden.

Leipzig, im Sept. 1825.

Joh. Fr. Gleditsch.

Das Portrait der hochgefeverten Gesangkünstlerin

Angelica Catalani,

gestochen von dem geschäzten Künstler, Hrn. Friedr. Fleischmann, nach einem bey ihrer Anwesenheit in Nürnberg aufgenommenen Originalbilde,

ist nunmehr erschienen und à 1 Rthlr. 12 gr. oder 2 fl. 24 kr. in Commission zu haben bey

Riegel und Wießner in Nürnberg.

Für Kunstfreunde und Kunsthändler.

In meinem Verlage ist kürzlich erschienen:

Christus, welcher sein Kreuz trägt; nach einem Gemälde des Calisto da Lodi gestochen von P. Anderloni. kl. Fol. Preis 3 Rthlr. 8 gr. mit der Schrift, und 6 Rthlr. 16 gr. vor der Schrift.

Dieses ausgezeichnet schöne Blatt verdient die Aufmerksamkeit aller Kunstfreunde und Kupferstichsammler, da es von einem der ersten jezt lebenden Künstler, nach einem höchst ausdrucksvollen vortrefflichen Gemälde eines alten, wenig gekannten Malers der Mailändischen Schule, meisterhaft gestochen ist.

Nächstens wird bey mir erscheinen;

Bildniß der Johanna von Arragonien, Vice-Königin von Sicilien, nach dem in dem Pariser Museo befindlichen Originalgemälde Raphaels gestochen von Leroux. Fol. Preis 4 Rthlr. 16 gr. oder 8 fl. Rhl. mit der Schrift; das Doppelte vor der Schrift.

Dieses Bildniß einer der schönsten Frauen ihrer Zeit ist für ein Meisterstück Raphaels allgemein anerkannt, und noch kürzlich von Quatremère de Quincy in seinem Leben Raphaels aufs neue nach Verdienst gewürdigt worden. Der Kupferstecher, bereits durch mehrere schöne Blätter für das Musée royal, die société des amis des arts in Paris, u. s. w. als ausgezeichnet bekannt, hat dieses Gemälde mit großer Treue auf das Kupfer übergetragen, und besonders die schöne Wirkung desselben im Ganzen, ein Hauptverdienst dieses Bildnisses, vortrefflich wiedergegeben.

A. Gerstäcker,
Eigenthümer der Kunsthandlung Schenk und Gerstäcker in Berlin.
Unter den Linden Nro. 27.

Digitized by Google

An Musiklehrer und Musikfreunde.

Die Erfahrung hat es längst bestätigt, daß die Erlernung einer jeden Kunst leichter und angenehmer wird, wenn man die Praxis mit der Theorie verbindet; vorzüglich ist dieses aber bey der Erlernung der Musik der Fall, aber es blieben bis auf Logier nur fromme Wünsche vieler Lehrer, eine solche Methode zu kennen. —

Da auch ich so glücklich war, ein System und eine damit verbundene Methode der Musik nach den Prinzipien der Natur aufzufinden, welche jene Wünsche vollkommen befriedigt, — so bin ich entschlossen, diese Methode, nach welcher den Anfängern, selbst dem Kinde von zartem Alter, die Gesetze der Harmonie, so einfach, als uns die Natur sie mittheilt, Hand in Hand mit der Praxis auf die faßlichste Weise beygebracht werden, öffentlich bekannt zu machen; sie wird unter dem Titel:

Theoretisch-praktisches Lehrsystem des Pianofortespiels, oder deutliche und gründliche Anleitung, neben der praktischen Fertigkeit, welche mit Hülfe eines durch Erfahrung bereits bewährten Apparats (Handbildners) in kurzer Zeit erworben wird, auch die mathematisch begründeten Gesetze der Harmonie in naturgemäßer Stufenfolge zu erlernen, mit einer Zeichnung des Handbildners,

bey unten gesetztem Verleger gedruckt erschienen.

Cottbus im Sept. 1825.

Carl Wehner.

* * *

Das oben angezeigte Werk erscheint in meinem Verlage in 2 Abtheilungen, einer theoretischen und einer praktischen, ungetrennt auf einmal, auf Subscription, das Ex. zu 2 Rthlr. 16 gr. sächs. oder 4 fl. 48 kr. rhn. Sammler erhalten auf 7 Exemplare das 8te frey.

Bis Ende Januar 1826 nehmen alle Buchhandlungen Subscription an, die Namen der resp. Unterzeichner werden dem Werke vorgedruckt; der nachherige Ladenpreis wird bedeutend erhöht. — Ende Februar 1826 werden die bestellten Exemplare von Herrn Buchhändler Mittler in Leipzig, welcher die Hauptspedition dieses Werks übernommen hat, versandt.

Hinsichtlich des Handbildners macht sich der Herr Verfasser anheischig, auf Verlangen Exemplare zu 2 Rthlr. 8 gr. sächs. oder 4 fl. 12 kr. rhein. anfertigen zu lassen; übrigens ist dessen Bauart durchaus nicht schwierig, und jeder Tischler kann denselben nach der dem Werke beygedruckten und genau beschriebenen Zeichnung fertigen.

Meißen im Sept. 1825.

C. E. Klinkicht.
Buchdrucker.

Nachricht auf mehrere Anfragen.

Die neue Auflage von Joh. Hübners Zeitungs- und Conversationslexicon 3 Theile in gr. 8. von F. A. Rüder, mit 150 Bildnissen, ausgezeichneter, lebender regierender Häupter und berühmter Männer (größtentheils Deutscher), 1r und 2r Theil A bis L mit 100 Bildnissen, betreffend.

Es zeichnet sich dieses nützliche Handbuch vor ähnlich betitelten Werken besonders dadurch aus, daß solches: 1) in möglichster Vollständigkeit, gleich einer Encyclopädie, alle Zweige des menschlichen Wissens umfaßt; aber stets mit besonderer Rücksicht auf die vaterländische Geschichte, Biographie und Landeskunde; 2) sind die biographischen Notizen, so wie die neuere Geschichte, aus zum Theil unbenutzten, aber immer aus ganz reinen Quellen geschöpft, und herrscht das Ausländische nirgend vor.

Sobald jedoch der dritte und lezte Theil M bis Z nebst Nachträgen und 50 Bildnissen erschienen, wird der gegenwärtige sehr billige Pränumerations-Preis von 6 Rthlr. 8 gr. für alle drey Theile (11 fl. 24 kr. rhn.) unfehlbar auf 9 Rthlr. 12 gr. erhöht.

Leipzig im Dec. 1825.

Johann Fr. Gleditsch.

So eben ist erschienen und versandt:

Sylvanei on.

Ein Conversationsblatt für gebildete unbefangene Forstmänner. 26 Heft. Mit einer lithographirten Tafel.

Inhalt.

Beyträge zur Kenntniß des Holzwuchses im freyen, lichten und geschlossenen Stande.
Die Forstpolizeygesetzgebung in Baiern und darüber erschienene Schriften.
Merkwürdige Eichensamenproduktion.
Zur Erforschung des Brandholzconsumos einer *Familie*.
Beytrag zur Geschichte der Forstliteratur.

Anhang.

Spezielle Instruktion zum Normativ für die Betriebs-Regulirung der baierischen Domainen-Waldungen.
Wirkungen der Gasarten auf die Pflanzen.

D. Knode.

Neue Schriften über Kriegskunst und Politik.

Nachtrag zu Las Cases Tagebuch über Napoleon's Leben, oder kritische Bemerkungen und Anekdoten, zur nothwendigen Ergänzung jenes Werkes. Drittes und viertes (lezte) Bändchen. geh. gr. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

Las Cases Tagebuch in zwölf Bänden, mit einer neuen Charte von St. Helena, kostet 9 Thlr. 18 Gr. und der Nachtrag 18 und 28 Bändchen 1 Thlr. 12 Gr., mithin das ganze Werk von 16 Bänden 12 Thlr. 18 Gr.

C. J. Peschel, Handbuch der Waffenlehre, für Offiziere der Infanterie und Cavallerie und zunächst als Lehrbuch bey dem königl. sächs. Cadettencorps. Mit 5 Kupfern. gr. 8. 3 Thlr.

F. G. Rouvroy, Vorlesungen über die Artillerie. Dritter Band mit 2 Kupfertafeln. Zweyte verm. und verb. Aufl. gr. 8. Commission 4 Thlr.

Die ersten zwey Bände kosten jeder auch 4 Thlr., mithin alle drey Bände 12 Thlr.,

welche von der Arnoldischen Buchhandlung in Dresden durch alle nahmhafte Buchhandlungen zu Ulm, Karlsruhe, Stuttgart, Tübingen, Ludwigsburg für die beygesetzten Preise zu bekommen sind.

Digitized by Google

Nro. 5.

Intelligenz-Blatt.

1826.

In der J. G. Cotta'schen Buchhandlung ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Militärische Reisen

von

W. L. Wolz,

Großherzogl. Bad. Lieutenant vom 3ten Lin. Inf. Regmt. von Stockhorn, ehemaligem Artillerie-Offizier.

1ster Theil.

England.

. . . Dicere verum, quid vetat.
Horat.

* * *

Ueber

Die Brittische Landmacht,

militärische kritische Bemerkungen während eines zweymaligen Aufenthaltes in England, in den Jahren 1820 und 1823.

Preis 4 fl. 48 kr.

Unter diesen Titeln erhält das militärische Publikum das Resultat einer wiederholten Reise nach dem in jeder Hinsicht so höchst interessanten England.

Der Verfasser, welcher 11 Jahre lang Artillerie-Offizier war, hatte das Glück, im Gefolge einer erlauchten Person seine zweyte Reise zu machen; hierdurch war er im Stande Beobachtungen anzustellen, welche, er wagt es zu sagen, nicht zu den gewöhnlichen gehören.

Eine ausführlichere Kenntniß der Congreve'schen Brandraketen, als sie bisher die Literatur aufzuweisen hat, ward ihm durch dieses so günstige Verhältniß zu Theil; es ward ihm dadurch möglich, dem Leser neue interessante Data von diesem neuen Zerstörungsmittel, theils auf dem Uebungsplatz, theils in den Werkstätten des großen Arsenals von Woolwich gesammelt, zu liefern.

Auch über die Englische Pulverfabrikation ertheilt dieses Werk Aufschlüsse, welche bis jezt nur sehr wenig in Deutschland bekannt seyn werden.

Endlich führte der Weg der Kritik den Verfasser zu dem berühmten Werk Dupin's, welches man häufig commentirt finden wird; eigene neue Ansichten konnten bey solch einem Gang nicht ausbleiben, sie werden zur Beurtheilung der Kenner vorgelegt.

Zur größern Deutlichkeit sind 30 Steinzeichnungen beygefügt.

Stuttgart und Tübingen. In der J. G. Cotta'schen Buchhandlung ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Sätze zur Vorschule der Theologie von J. H. Fichte. 1825. 8. 1 fl. 36 kr.

Zu keiner Zeit hat die Philosophie sich gegen die Religion und Offenbarung gleichgültig verhalten können. Nachdem dieß Verhältniß lange Zeit indeß das der bloßen Unterordnung der Vernunft unter den Glauben gewesen, konnte es nicht fehlen, daß jene allmählig diese Schranken durchbrechen mußte, um prüfend, zweifelnd, zulezt zerstorend sich dem Glauben gegenüber zu stellen. — So begann die Vorstellung allgemein sich festzusetzen, daß die Vernunft feindlich sey dem Glauben, ja daß der Inhalt desselben also beschaffen sey, daß er nur geglaubt, keineswegs aber erkannt werden könne oder dürfe. Und auch jezt noch ist im Großen und Allgemeinen das Verhältniß nicht anders geworden, wo vom Glauben noch im alten und von der Philosophie im gewöhnlichen Sinne die Rede ist. Doch jeder Gegensatz in der Theorie wie im Leben trägt in sich selbst schon den Keim verborgener Versöhnung: die tiefere theologische Forschung bedarf der Philosophie, wenn sie auch äußerlich dieselbe verschmähen, ja einzelne Formen derselben bekämpfen sollte; und die Philosophie, auf einen gewissen Punkt der Durchbildung gelangt, muß die Geschichte als wesentliches Element in sich aufnehmen, und damit die in ihr niedergelegte Offenbarung. — Aber in noch allgemeinerer Beziehung: — in Wem wäre nicht irgend einmal das Bedürfniß erwacht, sein Gemüth mit seinem Erkennen völlig auszugleichen, um das, was er glaubt, oder glauben möchte, auch in freyer, auf sich selbst gegründeter Wissenschaft zu besitzen? — Gegenwärtiger Versuch nun bekennt aus jenem Bedürfnisse hervorgegangen zu seyn, den innersten Glauben zum wissenschaftlich Erkannten zu machen, und wünscht, wenn auch nur von ferne ein Beytrag zu werden, um denjenigen Standpunkt der Wissenschaft vorzubereiten, in dem die vollkommene Eintracht des Geistes mit sich selbst erreicht wäre; ein Standpunkt, dem die deutsche Wissenschaft bey ihrer tiefen und allseitigen Durchbildung vielleicht jezt näher seyn möchte, als es die einzelnen Partheyen in ihrer schroffen Geschiedenheit werden bekennen wollen. — Wegen der äußern Verhältnisse der Schrift fügen wir hinzu, daß sie bereits im Jahre 1823 geschrieben ist; dieß wird besonders in Bezug auf dasjenige erinnert, was darin über das Wesen der alten Religionen gesagt ist, wobey freylich auf den neuerlich wieder erregten Streit darüber noch nicht Rücksicht genommen werden konnte.

Anderweite Bekanntmachung,

die Anmeldung Auswärtiger zur Aufnahme als Zöglinge bey der Königl. Sächs. Akademie der bildenden Künste zu Dresden betreffend.

Die unterzeichnete General-Direktion erachtet für nothwendig, hierdurch die wesentlichsten Bestimmungen der wegen des obenbezeichneten Gegenstandes unterm 1sten November 1824 ergangenen öffentlichen Bekanntmachung in Erinnerung zu bringen und zum Theil zu vervollständigen.

Es müssen nämlich alle Auswärtige, welche in der Folge auf der Königl. Sächs. Akademie der bildenden Künste zu studiren wünschen, deßhalb wenigstens, zwey Monat vor Ostern, oder zwey Monat vor Mi-

Digitized by Google

chaelis des betreffenden Jahres, ein Gesuch um die Aufnahme an die General-Direktion der Königl. Akademie schriftlich einsenden und demselben folgendes Nationale beyfügen.

Beantwortung des Nebenstehenden.

a) Des Aufzunehmenden eigner Tauf- und Geschlechtsname.
b) Name und Stand des Vaters.
c) Des Aufzunehmenden Geburtstag und Jahr.
d) Ort und Land seiner Geburt und gegenwärtigen Aufenthaltes.
e) Bezeichnung der Vorschritte, welche derselbe vielleicht auf der künstlerischen Laufbahn bereits gemacht hat.
f) Angabe des besondern Kunstzweiges, welchem der Ansuchende sich widmen will? ob der historischen oder Landschafts-Malerei? der Kupferstecherkunst? u. s. w.
g) Benennung der nächsten Brief-Post-Station und genaue Adresse wegen der Wohnung.

Eingeborne des Königreichs Sachsen haben überdieß unfehlbar ein kirchliches Taufzeugniß zugleich mit einzusenden.

Auf dergleichen Gesuche — vorausgesezt, daß sie mit dem vorschriftmäßig ausgefüllten Nationale, und, wo es erforderlich, mit dem Taufzeugniß, versehen sind, — erfolgt unfehlbar binnen Kurzem bestimmte Antwort von Seiten gedachter General-Direktion.

Wer ohne solche Antwort abzuwarten nach Dresden kommen wollte, würde Gefahr laufen, unverrichteter Sache wieder abreisen, oder doch längere Zeit hier warten zu müssen, ehe er wirklich einrücken könnte.

Dresden, am 2ten Januar 1826.

Heinrich Graf Vitzthum von Eckstädt, Königl. Sächs. Hofmarschall in aufhabender General-Direktion der Akademien der bildenden Künste in Sachsen.

Bücheranzeigen.

In allen Buchhandlungen sind ausführliche Anzeigen unserer vollständigen, eleganten und wohlfeilsten Taschenausgabe von

W. Scott's sämmtlichen Romanen,

unentgeltlich zu erhalten, und wird man bey genauer Vergleichung dieser Ausgabe mit allen bereits vorhandenen oder angekündigten finden, daß sie die billigste ist, denn das 2 bis 300 Seiten starke Bändchen kostet nicht mehr als 4 Groschen, oder 18 Kreuzer.

Die ersten 16 Bändchen, welche nicht getrennt werden, kann man sogleich für 2 Thlr. 16 Gr. (4 Fl. 48 Xr.) durch jede Buchhandlung beziehen.

Die 2te Lieferung von 17 Bändchen wird Ende Mai 1826 ausgegeben, und das Ganze, in 85 Bändchen bestehend, binnen längstens 2 Jahren abgeliefert.

Auf 6 direkt bey uns bestellte Exemplare geben wir das 7te frey, und jede andere Buchhandlung ist in den Stand gesezt, auf 10 Exemplare das 11te frey zu geben.

Mit dem 1. Juni k. J. tritt der frühere, um das Doppelte höhere Preis von 8 Groschen für das Bändchen wieder ein, und erhalten nur die, welche innerhalb dieser Zeit die erste Lieferung empfingen, auch die folgenden zu dem Preis von 4 Groschen. Wer also auf eine baldige, bequeme und beyspiellos billige Weise in den Besitz anerkannt guter Uebersetzungen der sämmtlichen Werke dieses so ausgezeichneten Mannes kommen will, möge die sich ihm jezt darbietende gute Gelegenheit wahrnehmen.

Ob die angekündigten drey andern Taschenausgaben dieser Werke (wo von der einen erst ein Bändchen, von den andern beyden noch nichts fertig ist) jemals vollständig erscheinen dürften, bezweifeln wir sehr.

Seit dem 20 Okt. d. J., wo wir diese wohlfeile Ausgabe zuerst anzeigten, haben wir schon so bedeutende Bestellungen darauf erhalten, daß von den 1. bis 7. Bändchen bereits die dritte Auflage gedruckt werden muß, und von den 8. bis 16. Bändchen die zweyte Auflage die Presse verlassen hat.

Zwickau, den 7. December 1825.

Gebrüder Schumann.

Dr. E. F. C. ROSENMÜLLERI,
SCHOLIA
IN
VETUS TESTAMENTUM
Partis VIII. Volumen I.

Auch unter dem Titel:

Jeremiae Vaticinia et Threni,
latine vertit et annotatione perpetua illustravit
Dr. E. F. C. ROSENMÜLLER.
Vol. I. gr. 8. 38½ Bogen. 2 Rthlr. 16 gr.

hat die Presse verlassen und ist in allen Buchhandlungen zu haben, gewiß eine höchst willkommene Erscheinung für die vielen Besitzer der Rosenmüller'schen Scholien und die beste Bethätigung des rastlosen Strebens des würdigen Herrn Verfassers, sein Hauptwerk der Vollendung immer näher zu führen. Nur in den nöthig gewordenen Bearbeitungen der ersten sechs Abtheilungen war die verzögerte Erscheinung der jezt publicirten Fortsetzung begründet und ist rascheres Vorschreiten nun um so unbedingter zuzusagen.

Der 2te Band dieser Abtheilung erscheint zur Jub. Messe 1826;

die zweyte umgearbeitete, vermehrte und verbesserte Ausgabe des 1sten Bandes der VI. Abtheilung (Ezechiel) wird im Laufe des Oktobers ausgegeben;

der 2te Band dieser Abtheilung dürfte in den ersten Monaten des künftigen Jahres fertig werden.

Die ersten sieben Abtheilungen:

I. Pentateuchum contin., 2 Vol. ed. III. à 6 Rthlr.
II. Leviticum, Numeros et Deuteronomium contin. ed. II., à 3 Rthlr.
III. Jesaiae vaticinia, 3 Vol., contin. à 7 Rthlr.
IV. Psalmos, 3 Vol., contin. ed. II. à 9 Rthlr.
V. Jobum contin., ed. II. à 4 Rthlr. 12 gr.
VII. Prophetas minores contin. 4 Vol. à 7 Rthlr.

werden hierdurch wiederholend empfohlen und kosten sonach (ohne VIte Abtheilung) 39 Rthlr. 4 gr.

Joh. Ambr. Barth.

Neue schöngeistige Schriften von H. Clauren.

K. Clauren, der Fastnachtball. 3 Theile. 8. Velinpap. 2 Thlr. 18 gr.

— — Die Grenzkommission und das arme Kind. 8. Velinp. 1 Thlr.

Digitized by Google

J. Clauren, Rangsucht und Wahnglaube. Zweyte verb. Aufl., 8. Velinp. 1 Thlr.

— — Das Pfänderspiel. Zweyte verb. Aufl. 8. Velinpap. 1 Thlr. 6 gr.

— — Der Liebe reinstes Opfer. Zweyte verb. Aufl. 8. Velinp. 18 gr.

— — Das Schlachtschwert. Zweyte verb. Aufl. 8. Velinp. 18 gr.

— — Des Lebens Höchstes ist die Liebe. Zwey Theile. Zweyte verb. Aufl., 8. Velinp. 2 Thlr.

Auch unter dem allgemeinen Titel:

H. Clauren, Scherz und Ernst. Dritte Sammlung, 10 Bde. 9 Thlr. 12 gr., und in der Vorausbezahlung 7 Thlr. 12 gr.

Die erste und zweyte Sammlung von 20 Bänden kosten 20 Thlr., und wegen dreyer österreich. verstümmelter Nachdrücke herabgesetzt auf 15 Thlr., wofür solche durch alle namhafte Buchhandlungen zu Stuttgart, Tübingen, Ludwigsburg, Ulm, Karlsruhe zu erhalten sind.

Bey Goedsche in Meissen ist erschienen und zu allen Buch- und Musikalienhandlungen zu haben:

Lutherik, Dr., Hausapotheke, oder medicinisches Noth- und Hülfsbüchlein für Nichtärzte, zur Kenntniß, Wahl und Anwendungsart der wichtigsten und durch sichere Erfahrung bey innerlichen und äußerlichen Krankheiten bewährt gefundenen Hausmittel. Nebst einem vollständigen alphabetischen Verzeichnisse aller darin vorkommenden Krankheiten und der dagegen anzuwendenden Heilmittel. 8. geh. 15 gr.

Dessen der Hausarzt bey den Nervenkrankheiten und Kopfleiden. Eine Anleitung, wie jeder Art von Nervenschwäche, Hysterie, Nervengicht, Nervenauszehrung, Nervenschlag, Krämpfen, Veitstanz, Epilepsie, Ohnmacht, Schlagflüssen, Kopf- und Zahnschmerzen, Augenübeln, Blindheit, Taubheit u. s. w. zeitig genug zu begegnen sey, und wie sie geheilt werden können. Nebst einem Anhange über die Anlage zu Gemüths- und Geisteskrankheiten. 8. geh. 10 gr.

Dessen die Hundswuth, oder die Wasserscheu, als Folge des tollen Hundsbisses, und das sicherste Vorbauungsmittel dagegen. 8. geh. 5 gr.

Das Ganze der Erziehung und des Unterrichts, für Eltern, Erzieher und Schulmänner. Nach A. H. Niemeyers Grundsätzen bearbeitet von F. Stiller. 2 Bände. 8. 1 Rthlr. 8 gr.

Maucke, M. J. G., Naturgeschichte für den öffentlichen und häuslichen Schulunterricht, nach Oken. 2 Theile. Mit 110 Abbildungen und 4 Uebersichtstafeln des Systems. 8. Ohne Kupfer 1 Rthlr. 18 gr., mit schwarzen Kupfern 2 Rthlr. 4 gr., mit illuminirten Kupfern 2 Rthlr. 22 gr.

Der Kuckuckstein, oder die Ritter des Elbhochlandes. Ein histor. Roman aus den Zeiten der Donaer Fehde und des Hussitenkrieges von Ewald Dietrich. Mit Titelkupfer und Vignette. 8. 1 Rthlr. 4 gr.

Musikalien für Pianoforte.

Musikalisches Blumenkörbchen. Eine Sammlung leichter und angenehmer Musikstücke zur Belustigung im Pianoforte von W. A. Müller. 16 Bdchn. in 2 Heften mit gemaltem Blumenkorbe. gr. 4. 16 Heft 20 gr.

Musikalisches Allerley. Eine Sammlung von 50 leichten und gefälligen Musikstücken zur angenehmen Unterhaltung für fröhliche Pianofortespieler. 4. 1 Rthlr.

Im Verlage von J. G. Heubner, Buchhändler in Wien, am Bauernmarkt Nr. 590, ist so eben erschienen, und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Valentini Nobilis ab Hildenbrand,
Institutiones practico-medicae.
Edidit,
redegit, ac propriis lectionibus adcommodavit,
Filius
Franciscus Nobilis ab Hildenbrand.
Tomus Quartus.
Continens:

Doctrinam de febribus exanthematicis et contagiosis, de inflammationibus toxicis, de febribus putridis et sepsibus topicis, de febribus nervosis, gastricis et hecticis. 8. maj. Viennae 1825. Preis 4 Rthlr. oder 7 fl. 12 kr. rh.

Dieser Band enthält, wie der Titel besagt, die Lehre von den exanthematischen und contagiösen Fiebern, von den toxischen Entzündungen, von den Faulfiebern und örtlichen Fäulungskrankheiten, von den nervösen, gastrischen und auszehrenden (schleichenden) Fiebern.

Er schließt demnach die Fieberlehre, welche die erste und wichtigste der fünf Classen umfaßt, in die der Verfasser in seinem Systeme die Krankheiten des Menschen eingetheilt hat. Die Lehre von den Fiebern bildet in diesem Systeme, so wie der Vortrag über eine jede der übrigen Classen, ein selbstständiges, für sich abgeschlossenes Ganzes, und ist nach dem Plane des Verfassers selbst folgender Maßen redigirt: Der erste Band enthält, nebst der kritischen Einleitung über die Eintheilung der Krankheiten, und über die dadurch entstandenen pathologischen Systeme, die Lehre von den Fiebern im Allgemeinen; der zweyte Band, die Lehre von den Wechselfiebern, dann von den anhaltenden Entzündungsfiebern und von den Entzündungen überhaupt; der dritte Band, die Lehre von den begleiteten Entzündungsfiebern und den örtlichen Fiebern insbesondere.

Ueber den Werth dieser drey Bände hat das ärztliche Publikum bereits rühmend entschieden. Der vierte Band liegt nun zur Beurtheilung vor, und dürfte nicht minder befriedigen, dafür bürgt wohl schon der Name des Verfassers. Preis aller 4 Bde. 11 Rthlr. 8 gr. oder 20 fl. 24 kr. rh.

Fortsetzungen von Zeitschriften für 1826.

Der Freymüthige. Ein Unterhaltungsblatt für gebildete unbefangene Leser. Herausgegeben von Dr. Aug. Kuhn. 1826. 23ster Jahrgang. Wöchentlich erscheinen 5 halbe Bogen. 4. excl. Beylagen. Preis in Berlin und Leipzig jährlich 8 Thlr., halbjährlich 5 Thlr., vierteljährlich 2 Thlr. 16 ggr.

Berliner allgemeine musikalische Zeitung, redigirt von A. B. Marx. 3r Jahrgang. 1826. Wöchentlich erscheint ein ganzer Bogen excl. musikal. Beylagen und Ankündigungen. Preis 5 Thlr. 8 ggr.

Die erstere Zeitschrift, welche schon 22 Jahrgänge

Digitized by Google

zählt, bedarf wohl keiner besonderen Empfehlung, die lange Dauer bekundet es hinlänglich, daß sie zu den besten und geschätztesten Unterhaltungsschriften gehört; der lezte Jahrgang hat durch seine Mannigfaltigkeit die große Zahl der Leser befriedigt. Der Preis ist im Verhältniß der Bogenzahl sehr billig und sollte dieses Blatt an keinem Orte, wo für geistige Unterhaltung geforgt wird, fehlen.

Die neue musikalische Zeitung zeichnet sich aus, durch besonders gründliche Beurtheilung, Partheylosigkeit und Erweckung von neuen Ideen über musikalische Gegenstände; auch die Correspondenz-Nachrichten enthalten nicht bloße Programme, Komödien- und Concertzettel, sondern gründliche Beurtheilungen. Die Herren van Beethoven, Neukomm, Rochlitz, G. Weber, Prof. Wendt haben sich schriftlich höchst günstig über diese Zeitschrift erklärt, die Beurtheilungen über den ersten Jahrgang in den kritischen Blättern waren ebenfalls sehr günstig. Redakteur und Verlagshandlung werden fortfahren in ihrem Bemühen, dieser Zeitung so viel Mannigfaltigkeit und Reichhaltigkeit als möglich zu geben. Wir glauben sie allen denen, welche die oben erwähnten Eigenschaften zu schätzen wissen, auf das Beste empfehlen zu können. Noch fügen wir hinzu, daß die Beylagen, Ankündigungsblätter für Literatur, Kunst und Musik, Anerbietungen von literarischen und musikalischen Manuscripten, Nachsuchungen um Anstellungen bey einem Theater oder Orchester, oder Gesuche nach Subjecten dieser Gattungen, Anzeigen von neuen Instrumenten, Programme von Concerten, enthalten. —

Die Insertions-Gebühren betragen pro Zeile 1½ ggr., wofür sie zugleich beyden Journalen beygelegt werden. —

Bestellungen auf beyde Zeitschriften, welche im Verlage der Schlesinger'schen Buch- und Musikhandlung in Berlin erscheinen, nehmen alle Buch- und Musikhandlungen des In- und Auslandes, so wie das Königl. Preuß. Post-Zeitungs-Comptoir zu Berlin, und das Königl. Sächsische Post-Amt zu Leipzig an.

In der J. G. Calvé'schen Buchhandlung in Prag ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Theoretische Medizin
für
Wundärzte,
als Leitfaden zu Vorlesungen entworfen
von
Franz Wilibald Rushard,
Doctor der Medizin und Chirurgie, k. k. öffentl. ordentl. Professor der theoretischen Medizin für Wundärzte an der Universität zu Prag, und Inhaber der goldenen Civil-Ehren- und Verdienstmedaille.

Erster Theil.

Auch unter dem Titel:

Grundzüge der Physiologie und allgemeinen medizinischen Pathologie.

gr. 8. Prag, 1826. 35 Bogen. Preis 2 Thlr. 8 gr.

Der als praktischer Arzt, Operateur und öffentlicher Lehrer rühmlichst bekannte Herr Verfasser hat durch die Herausgabe dieses ersten Theiles der theoretischen Medizin für Wundärzte, welcher mit dem bereits im Jahre 1824 erschienenen Theil ein vollendetes Ganzes darstellt, ein bisher noch nicht bestandenes höchst nützliches Werk geliefert, wodurch eine empfindliche Lücke der medizinischen Lehr- und Handbücher ausgefüllt und einem lang gefühlten Bedürfnisse abgeholfen wird. Die Reichhaltigkeit, Gründlichkeit und Faßlichkeit der mit so gelungener Auswahl dem vorgestellten Zwecke entsprechenden wichtigen Gegenstände machen es höchst empfehlungswerth und beurkunden den wissenschaftlichen Werth und praktische Vorzüglichkeit desselben noch dadurch, daß man bey Aufstellung der durch die Erfahrung bestätigten Grundsätze die Fortschritte neuester Zeit — in so weit es das Bereich des vorgesteckten Zieles erlaubte und ohne noch ungeprüften Modesystemen unbedingt zu huldigen — nicht vermißt.

Die innere Form betreffend, zerfällt dieser Theil nach dem eigenen Plane des Herrn Verfassers in 4 Abtheilungen. Die erste enthält die allgemeine Physiologie, die zweyte die allgemeine Pathologie, mit wechselseitiger nützlicher Verschmelzung, Erläuterung und Erklärung, Behufs der leichtern Auffassung des Gegenstandes; die dritte Abtheilung umfaßt die spezielle Physiologie mit der Symptomatologie, aus demselben Gesichtspunkte wie die vorige Abtheilung bearbeitet; und die vierte enthält die Aetiologie mit gleichzeitiger Berücksichtigung der Diätetik.

Der im Jahre 1824 auch unter dem besondern Titel: „Grundzüge der allgemeinen Therapie, Arzneymittellehre, Krankendiätetik und Receptirkunde" erschienene zweyte Theil der theoretischen Medizin kostet 2 Thlr., mithin das vollständige Werk 4 Thlr. 8 gr.

Neue medizinische und chemische Schriften,

welche in der Arnoldischen Buchhandlung so eben erschienen und in allen andern namhaften Buchhandlungen zu Stuttgart, Tübingen, Ludwigsburg, Karlsruhe, Ulm, für die beygesezten Preise zu bekommen sind.

J. J. Berzelius, Lehrbuch der Chemie, a. d. Schwed. von C. A. Blöde, C. Palmstedt und Prof. Mitscherlich. Erster Band mit 4 Kupfern. Dritte umgearbeitete Auflage. gr. 8. 1825. Velinpap. 5 Thlr.

Der zweyte Band. gr. 8. 4 Thlr.

Dr. S. Hahnemann, reine Arzneymittellehre, 3ter Bd. Mit einer Abhandlung: Beleuchtung der Quellen der gewöhnlichen materia medica. Zweyte vermehrte und verbesserte Aufl. gr. 8. 2 Thlr.

Deren vierter Band. Voran: eine Erinnerung und: der ärztliche Beobachter. Zweyte verb. Aufl. gr. 8. 1 Thlr. 12 gr.

Die zweyte Auflage des 1sten und 2ten Bandes kostet 5 Thlr.

Dr. K. A. Schmalz, Versuch einer medizinisch-chirurgischen Diagnostik in Tabellen, oder Erkenntniß und Unterscheidung der innern und äußern Krankheiten, mittelst Nebeneinanderstellung der ähnlichen Formen. Vierte von neuem stark verm. und verb. Aufl., gr. Fol. Velin. Die zweyte Vorausbezahlung, von der Ostermesse bis Ende d. J. zu 5 Thlr. Der Ladenpreis wird nicht unter 8 Rthlr. betragen.

Zeitschrift für Natur- und Heilkunde, von Carus, Fleinus, Krevsig, Seiler ꝛc., vierten Bandes 1s Heft oder 10s Heft des ganzen Werks, mit 2 Kpfrn. gr. 8. br. 1 Thlr.

Deren 2s Heft des vierten Bandes. gr. 8. br. 1 Thlr.

Digitized by Google

Nro. 6.

Intelligenz-Blatt.

1826.

Stuttgart und Tübingen. Die J. G. Cotta'sche Buchhandlung zeigt zu Vermeidung von Collision an, daß in ihrem Verlage nächstens erscheinen wird:

Die Frithiofs Sage in vier und zwanzig Gedichten. Ueberſetzung aus dem Schwediſchen des Dichters Elias Tégnér, gegenwärtig Biſchoff von Werjö, von Amalie von Helwig, geb. Freyin von Imhoff.

Das Original, deſſen Stoff aus Björners Könige Dater entlehnt, fand in Schweden eine ſo außerordentliche Theilnahme, daß binnen ſechs Wochen die erſte Auflage bereits vergriffen war, und nach wenigen Monaten die zweyte veranſtaltet werden mußte. In der Ueberſetzung ſind die verſchiedenen Versmaße jedes einzelnen Gedichtes beybehalten, und denſelben erläuternde Noten zur Verſtändigung mit der alten Mythe des Nordens und den Sitten jener vorchriſtlichen Zeit beygefügt worden.

D. CHR. G. HAUBOLDI
OPUSCULA ACADEMICA
AD
EXEMPLA A DEFUNCTO RECOGNITA
PARTIM EMENDAVIT PARTIM AUXIT
ORATIONESQUE SELECTAS NONDUM EDITAS
ADIECIT
C. F. C. WENCK.

Vol. I. 8maj. 1825. 3 Rthlr.

hat die Preſſe verlaſſen und iſt an alle Buchhandlungen Deutſchlands und der Niederlande verſandt worden. Es würde ſehr überflüſſig ſeyn, dieſer reichhaltigen und in gegenwärtiger Zeit einzigen Sammlung der gelehrteſten und gründlichſten Unterſuchungen, die die ſämmtlichen kleineren Schriften eines ſo allgemein beliebten, hochverehrten Gelehrten in ſich begreift, noch eine Apologie halten zu wollen, und ich bemerke darum nur, daß die Ordnung chronologiſch iſt, der zweyte, dieſe Sammlung beſchließende Theil zur Jubilatemeſſe 1826 erſcheint, beyden Bänden mehrere noch ungedruckte Reden beygegeben ſind, alle einzelne Abhandlungen aber die handſchriftlichen Zuſätze des Verfaſſers enthielten, die derſelbe Behufs der Herausgabe mit unermüdlichem Fleiße hinzugefügt hatte. Für die ſorgfältige Redaktion und die treffliche Einleitung in das Ganze gebührt dem Herrn Ober-Hofgerichts-Rath Dr. Prof. Wenck der beſte Dank.

Der großen Zahl der Freunde, Verehrer und Schüler des verewigten Hauboldſ wird dieſe Unternehmung angelegentlichſt empfohlen. Ich glaube ihnen meine Bereitheit, die Anſchaffung dieſes wichtigen Werkes nach Kräften zu erleichtern, nicht beſſer bethätigen zu können, als daß ich den Preis dieſes Bandes nach Vollendung des zweyten Bandes um ein Drittheil erhöhe, das wohlgetroffene Portrait Hauboldſ aber allen denen hinzufüge, die zur Abnahme des zweyten Bandes, für den gleiche Bedingungen bis zu ſeiner Erſcheinung beſtehen, und welchem das fac simile der Handſchrift des Verewigten beygegeben wird, verbindlich machen.

Johann Ambroſius Barth
in Leipzig.

Bey Ernſt Fleiſcher in Leipzig ſind ſo eben erſchienen:

Zehn Titelkupfer
zu dem
Converſations-Lexicon
jeder Ausgabe;
oder
Bildniſſe berühmter Männer
als
Vor- und Sinnbilder
der ſchönen Künſte und Wiſſenſchaften.

Nämlich: 1. Raphael Sanzio. (Malerei.) 2. Albert Thorwaldson. (Bildhauerei.) 3. Andrea Palladio. (Baukunſt.) 4. I. C. W. A. Mozart. (Muſik.) 5. William Shakspeare. (Dichtkunſt.) 6. Franz Volkmar Reinhard. (Redekunſt.) 7. Gottfried Wilhelm v. Leibnitz. (Philoſophie.) 8. Wilhelm Herſchel. (Mathematik.) 9. Carl v. Linné. (Naturwiſſenſchaft.) 10. Hermann Boerhaave. (Heilkunde.)

In Umſchlag geheftet. Subſcriptions-Preis für ſämmtliche zehn Blätter: 1 Rthlr. 4 Gr. Conv. oder 2 Fl. 6 Kr. Rhein.

Ferner als Fortſetzung hierzu gehörig:

Zwey Titelkupfer
zu der
neuen Folge des
Converſations-Lexicons
(11r und 12r Band)
oder
Bildniſſe
von
Chriſtoph Colombo und James Cook,
den
berühmten Entdeckern zweyer neuen Welttheile.

In Umſchlag geheftet. Subſcriptions-Preis: 6 Groſchen Conv. oder 27 Kreuzer Rhein.

Eine ſehr günſtige Aufnahme haben dieſe nach den beſten Originalen von einigen unſerer vorzüglichſten Künſtler geſtochenen Bildniſſe bereits gefunden, und es dürften ſich außer den Beſitzern des Converſations-Lexicons noch viele Intereſſenten zeigen, welche damit auf eine eben ſo anziehende als wohlfeile Weiſe ihre Zimmer zu ſchmücken wünſchen.

Durch alle Buchhandlungen zu erhalten.

Walter Scott's sämmtliche (prosaische) Werke.

Neu und vollständig übersezt und mit historischen Anmerkungen versehen von v. Halem, Methusalem Müller, Sophie May, Adolf Wagner, R. F. und *r.

Fünfzig Theile in kl. 8.

Pränumerationspreis 37 Thlr. 12 gr., also für jedes Bändchen 18 gr.

Einzelne Theile kosten 1 Thlr. à 1 Thlr. 4 gr.

Leipzig bey Joh. Fr. Gleditsch.

Erste Lieferung 1r — 12r Theil. Waverley — Nigel — Peveril — Kenilworth — Quentin Durward. Pr. Preis 9 Thlr. Zweyte Liefer 13r — 24r Th. Der schwarze Zwerg — die Presbyterianer — Ivanhoe — Ronansbrunnen — Redgauntlet. Pr. Preis 9 Thlr. Dritte Liefer. 25r — 36r Th. Der Sterndeuter — der Seeräuber — Erzählungen eines Kreuzfahrers, worin: die Verlobte und der Talisman — das Kloster und der Alterthümler. — Pr. Preis 9 Thlr. Vierte Liefer. 37r — 50r Th. Der Abt — die Braut von Lammermoor — Robin d. Rothe, Montrose, das Herz von Midlothian.

Mit fünfzig Theilen wird diese Ausgabe bis zur Mitte 1826 vollständig und ohne alle Weglassungen übersezt, in den Händen des Publikums seyn, und mißt sich solche genau untersucht, mit jeder erschienenen, oder auch blos angekündigten Ausgabe, was die Billigkeit des Preises anbelangt. Privatsammler erhalten bey direkter Bestellung das fünfte Exemplar gratis. — Bey demselben Verleger ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu finden:

Gallerie zu Walter Scott's Werken.

Erste Lieferung 10 Blatt. Nach Zeichnungen von Leslie, Westall u. s. w. von Gruner, Haas, Meyer, Richter und Roßmäßler gestochen. Ausgabe in 8. 1 Thlr. 16 kr. — gr. 8. — erste Abdrücke 2 Thlr. 16 gr.

Neue Musikalien, welche bey C. F. Peters in Leipzig erschienen und in allen guten Musik- und Buchhandlungen zu haben sind.

Musik für Saiten- und Blase-Instrumente.

Beethoven, L. v., gr. Septetto. Op. 20. arrangé en Harmonie par B. Crusell. Liv. 1. 2. à 1 Rthlr. 20 gr. 3 Rthlr. 16 gr.

Maurer, L., Rondo militaire pour Violon av. Orchestre. Op. 36. 2 Rthlr.

Meyer, C. H., Neue Tänze f. Orchester. 23ste Sammlung. 1 Rthlr. 4 gr.

Romberg, Bernh., Pièce pour les Amateurs sur des Airs suedois pour Violoncelle avec 2 Violons, Viola et Violoncelle. Op. 42. 1 Rthlr.

— — Divertimento pour Flûte, Violon, Viola et Violoncelle. Op. 40. 1 Rthlr.

— — Concertino pour 2 Cors av. Orchestre. Op. 41. 1 Rthlr. 16 gr.

Schall, C., Scalen für 2 Violinen, zum Gebrauch für Lehrer und Schüler.

Spohr, L., 3 Duos concertants pour 2 Violons. Op. 67. 2 Rthlr.

— — Quatuor brillant p. 2 Violons, Viola et Violoncelle. Op. 68. 1 Rthlr. 12 gr.

Spohr, L., Potpourri de Jessonda, pour Violon avec Orchestre. Op. 66. 2 Rthlr.

— — Jessonda, arrangé en Harmonie. 4 Rthlr. 12 kr.

Walch, J. H., Neue Tänze für Orchester. 8te Sammlung. 1 Rthlr. 8 gr.

Musik für Pianoforte.

Müller, A. E., grosse Pianoforte-Schule, oder Anweisung zur richtigen und geschmackvollen Spielart dieses Instruments. Achte Auflage, mit vielen neuen Beyspielen und einem vollständigern Anhange vom Generalbasse, von G. Czerny. 4 Rthlr.

Cramer, J. B., 8me Concert pour Pianoforte avec Orchestre. Op. 70. 3 Rthlr. 8 gr.

— — Supplement à sa célèbre Methode pour Pianoforte, consistant en morceaux expressement composés et arrangés d'une manière nouvelle, precedé chacun d'un petit Prélude doigté. 1 Rthlr. 8 gr.

— — Impromptu sur un Air favori de Meyerbeer, p. Pianoforte. 8 gr.

Hummel, J. N., 6 Bagatelles pour le Pianoforte. Op. 107. 1 Rthlr. 16 gr.

Kalkbrenner, F., Esquisse musicale pour Pianoforte. Op. 74. 14 gr.

— — les Charmes de la Valse. Trois Valses pour Pianoforte. 8 gr.

— — gr. Marche arrangée à 4 mains p. Pfte. 8 gr.

Meyer, C. H., Neue Tänze f. Pianof. 23ste Samml. 16 gr.

Ries, F., Abschieds-Concert von England für das Pianoforte allein. Op. 132. 2 Rthlr.

Spohr, L., Ouverture zum Berggeist f. Pianof. 10 gr.

— — la même à 4 mains. 16 gr.

— — F., 2te Sonate à 4 mains, tirée d'un Quatuor de L. Spohr. 1 Rthlr. 16 gr.

Walch, J. H., Neue Tänze f. Pfte., 8te Sammlung. 16 gr.

Würfel, W. W., Concert p. Pianoforte avec Orchestre. Op. 28. 3 Rthlr. 12 gr.

— — Rondo brillant p. Pianof. Op. 25. 12 gr.

— — Polonoises p. Pianoforte. Op. 26. 8 gr.

— — Polonoises pathétiques p. Pfte. Op. 27. 8 gr.

Musik für Gesang.

Spohr, L., Der Berggeist, romantische Oper im Klavierauszuge von F. Spohr. 6 Rthlr. 12 gr.

Der Unterzeichnete glaubt durch eine vieljährige Prüfung unserer teutschen geschichtlichen Literatur sich überzeugt zu haben, daß unter den bisherigen größeren und kleineren Werken über die teutsche Geschichte noch keines hinlänglich geeignet sey, den höheren Staatsbeamten und dem gebildeten Bürgerstand, welche beyde hochachtungswerthe Stände bey ihren Berufsarbeiten sich nicht wohl einer erschöpfenden Lektüre in diesem Fache, in ihren Nebenstunden widmen können, eine angenehme, nützliche und belehrende Unterhaltung zu gewähren. Um diese Lücke in unserer teutschen geschichtlichen Literatur zu ergänzen, hat er sich schon vor einigen Jahren entschlossen, ein solches Werk, welches von dem strengen Systeme des Rathebers und den gewöhnlichen Geschichten über Teutschland im Volkstone gleich weit entfernt und in einer einfachen allgemein verständlichen und edlen Schreibart abgefaßt wäre, zu verfertigen. Er hielt sich zu diesem Unternehmen um so eher berechtigt, da er schon in früheren Zeiten mit einer besondern Vorliebe dem geschichtlichen

Digitized by Google

Studium sich überlassen hatte, und nachher in reiferen Jahren durch seine teutsche Abstammung und vormalige Anstellung bey dem teutschen Reichstage noch mehr angefeuert worden war, auch die Geschichte des teutschen Vaterlandes mit vorzüglichem Eifer zu betreiben. Die Frucht dieser seiner angestrengten Bemühungen ist ein

Abriß der teutschen Geschichte von den frühesten Zeiten bis zur Errichtung der teutschen Bundesakte im Jahr 1815. Ein Lesebuch für den höhern Bürgerstand. 1825.,

welchen er, in drey Bänden bestehend, im eigenen Verlage herausgiebt und dessen erster Theil im Anfang des Monats Juli bereits die Presse verlassen hat.

Regensburg, den 28. Septbr. 1825.

Legationsrath Ostertag.

Der Unterzeichnete, welchem der Herr Verfasser den Hauptdebit des obigen Werkes übertragen hat, bemerkt, daß der erste bereits fertige Theil 18 Bogen in Medianoktav, auf schönem weißen Papier gedruckt, enthält; der zweyte Theil wird zu Ende des Decembers erscheinen und der dritte und lezte in der Mitte des künftigen Jahres 1826. Der Ladenpreis des ersten Theils ist 1 Rthlr. oder 1 fl. 36 kr.

Nürnberg, im Oktbr. 1825.

Heinrich Haubenstricker.

Erschienen und versendet ist:

Neue Jahrbücher für Religions-, Kirchen- und Schulwesen. Herausgegeben von J. Schuderoff, Dr. ꝛc. Achter Band (der ganzen Folge 48r Bd.) 3s Heft. gr. 8. Preis eines Bandes von 3 Heften 1 Rthlr. 12 gr.

Leipzig, 6. Januar 1826.

Joh. Ambr. Barth.

Herabgesezter Preis.

Herr Dr. Kaupach hat mir folgende 5 Werke, welche bis jezt sein Eigenthum waren, überlassen:

1) die Erdennacht, ein dramat. Gedicht in 5 Abthlgen. 1 Rthlr.
2) Dichtungen, erzählende. 1 Rthlr. 8 gr.
3) die Gefesselten, dramat. Dichtungen in 5 Abth. 1 Rthlr.
4) die Königinnen, ein dramat. Gedicht in 5 Akten. 1 Rthlr.
5) der Liebe Zauberkreis, ein dramat. Gedicht in 5 Akten.

Um den Ankauf zu erleichtern, gebe ich diese 5 Stücke statt des bisherigen Ladenpreises von 5 Rthlr. 5 gr. für 3 Rthlr. 12 gr., wofür sie in allen Buchhandlungen sauber gebunden zu haben sind. Bey dem Ankauf von einzelnen Stücken bleibt aber der frühere Preis.

Leipzig, Januar 1826.

Carl Cnobloch.

Fortsetzung von Zeitschriften für das Jahr 1826.

Bey H. Ph. Petri in Berlin erschien und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Museum des Witzes, der Laune, des Scherzes und der Satyre. Herausgegeben von H. Ph. Petri. 5tes Jahr, bestehend aus 104 Nummern (wöchentlich 2). gr. 8. Preis 5 Rthlr.

Polizey-Archiv, allgemeines. Herausgegeben von L. Hoffmann, Dr. und M., Sekretair bey dem Königl. Polizey-Präsidio in Berlin und der Märkischen ökonom. Gesellschaft ordentl. Mitglied. 10ter Jahrg., bestehend aus 104 Nummern (wöchentlich 2). gr. 4. Preis 4 Rthlr.

Im Verlage des Unterzeichneten ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Versuch
einer
Erziehungsseelenlehre
für
Eltern und Erzieher,
welche
nützliche, glückliche und gute Menschen bilden wollen.
Von
Dr. G. A. F. Sickel,
Pastor in Schwanebeck, vormaligen Dirigenten des Schullehrerseminars in Halberstadt.
(Preis 1 Thlr. 6 gGr.)

Dieses interessante und wichtige Werk erscheint in seiner Form ganz neu, theils aus den besten Erziehungsschriften Deutschlands geschöpft. Der Herr Verfasser desselben hatte, während er drey verschiedene Lehrerstellen bekleidete, vielfache Gelegenheit, Kinder und Jünglinge zu beobachten, das jugendliche Gemüth kennen zu lernen, und als Vorsteher von andern Lehrern zu erfahren, was Noth thut, und wie oft von Eltern und Lehrern zum Nachtheile der Zöglinge in der Erziehung aus Unkenntniß der menschlichen Seele überhaupt und der kindlichen insbesondere gefehlt wird. Um nun zu verhüten, daß Fehler durch Fehler geheilt werden, und um jeden Erzieher in den Stand zu setzen, die Anlagen seiner Zöglinge harmonisch zu bilden, daß, wie auf dem Titel bemerkt ist, aus Familien und Schulen brauchbare, glückliche und würdige Menschen hervorgehen, legte er seine Erfahrungen im oben genannten Buche für wohlmeinende Eltern und Lehrer nieder. Das Buch empfiehlt sich durch seine große Deutlichkeit auch den nicht eigentlich wissenschaftlich Gebildeten, und wird, da es jedes einzelne Seelenvermögen berücksichtigt, und an die Darstellung desselben die Regeln zur Bildung desselben anreihet, keinen Rath suchenden Erzieher unbefriedigt lassen. Daß das Gesagte nicht buchhändlerische Anpreisung sey, wird der Inhalt des Buches am besten beweisen.

Buchhandlung von Friedr. Ruff in Halle.

Notiz
für Freunde Jean Paul's. —

Die Hennings'sche Buchhandlung in Gotha hat eine Lebensbeschreibung Jean Paul Friedrich Richters bereits angekündigt, und in Bezug auf dieses Vorhaben um Auswortung des literarischen Nachlasses die Hinterlassenen des Verstorbenen gebeten. — Die Quellen, aus denen Fremde schöpfen können, da die Hinterlassenen auf keine

Digitized by Google

Weise gesonnen sind, das Heiligthum eines solchen Geistes fremden Händen anzuvertrauen, mögen aus dem Umstande beurtheilt werden, als in dem in der Allgem. Zeit. 1825. Nr. 33. von einem würdigen, von ganz Deutschland geachteten Gelehrten, der mit dem Verklärten in mannigfacher, äußerer und geistiger Beziehung gestanden, verfaßten Nekrologe dennoch gar viele und bedeutende Unrichtigkeiten, aus so wenig Seiten er auch besteht, sich vorfinden. — Dagegen enthält der Nachlaß Jean Paul's nicht nur den nicht unbeträchtlichen Anfang einer von ihm selbst ausgearbeiteten Biographie; — es sind nicht nur Copien aller von seiner frühesten Jugendzeit von ihm — und alle an ihn geschriebnen Briefe vorhanden; — nicht nur hat seine Gattin seit ihrer Verheirathung mit ihm fast jedes kleinste Blättchen von und über ihn aufbewahrt — sondern — was von weit größerer Bedeutung ist — sein ältester geliebtester Freund — sein in so vielen Stellen seiner Werke öffentlich angeredeter Christian — Herr Otto in Baireuth — der mit dem Verewigten seit seinem vierzehnten Jahre in ununterbrochener innigster Seelenvereinigung lebt — hat sich entschlossen, das Resultat seiner seit 50 Jahren mit der ihm eigenen Treue, Gerechtigkeit und Unparthevlichkeit über den Freund angestellten Beobachtungen dem Publikum als ein heiliges Denkmal seines geliebten großen Todten und ihrer Freundschaft mitzutheilen; — bey welchem Vorhaben ihm nicht nur jener oben erwähnte Schatz von schriftlichen Notizen unumschränkt zu Gebote steht, sondern ihn auch die mit ihm an einem Orte lebenden Hinterlassenen auf das treulichste unterstützen werden. —

Dresden, d. 24. Dec. 1825.

Richard Otto Spazier
im Namen und Auftrag der Familie Jean Paul's.

Bey Wilhelm Gottlieb Korn in Breslau ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Dr. Feßler's
Rückblicke auf seine siebenzigjährige Pilgerschaft.
Ein Nachlaß an seine Freunde und an seine Feinde.
Preis geheftet 2 Rthlr. 16 gr.

Feßler verspricht in dieser Selbstbiographie, die er als ein Vermächtniß seinen Freunden und seinen Feinden hinterläßt, sich zu schildern wie er war, und wie er wurde, was er ist. Er beginnt mit seiner frühesten Bildung, seinem klösterlichen Leben und einer Beschreibung des Klosterwesens überhaupt, das man schwerlich wahrer, und in einer abschreckendern Gestalt kennen lernt, als in diesem Buche. Er geht dann zu seinem Aufenthalte in Lemberg, seiner Flucht nach Schlesien, seinem Leben in Karolath und Berlin, und einer Schilderung aller Verhältnisse über, in welchen er an diesen Orten stand; endlich beschreibt er seine Lage in Rußland, seinen jetzigen Wirkungskreis und die Einrichtungen, welche er für die protestantischen Gemeinden im südlichen Rußland, und für ihren Gottesdienst getroffen hat. Ein Hauptzweck des Buches ist, das geistige Leben des Verfassers darzustellen, den Gang seiner philosophischen und religiösen Ansichten und Ueberzeugungen zu entwickeln, und den Standpunkt anzugeben, auf dem endlich sein Geist Ruhe und Befriedigung fand. In den Beylagen findet sich in dieser Hinsicht auch sein in Petersburg eingereichtes Glaubensbekenntniß. Feßler's geistvoller Styl, wie seine kräftige Sprache, sind bekannt; schwerlich möchte aber in dieser Hinsicht irgend eine seiner frühern Schriften der gegenwärtigen vorzuziehen seyn.

Bey P. G. Kummer in Leipzig ist so eben erschienen:

Fantasien von Treumund Liedemann.
Mit 1 Titelkupfer. 8. geh. 1 Rthlr. 16 gr.

Zu einer Zeit, wo wir so manche neue Dichterschule zählen, ist der Verfasser in keine derselben, sondern viel lieber in die alte der Klopstocke, Voße und Hölty's gegangen; und in ihren ächt vaterländischen Weisen hat er die süßesten Jugendgefühle, wie eine freysinnig fromme Erziehung und eine liebliche Heimath sie bedingt, und des Jünglings Leben und Streben und Lieben, bald als lebendige Gegenwart in Oden und Liedern, bald als schöne Vergangenheit in zarten Elegien besungen, so daß ein jeder Leser dadurch in den Frühling seines Lebens versetzt wird. Ein Oratorium: „die Erlösung vom Tode," und eine mährchenhafte Fantasie in ungebundener Rede beschließen die Sammlung. Während nun unser Dichter, laut seinem Vorwort, allerdings auch von Kennern nicht unbeachtet zu bleiben wünscht: glauben wir sein Werk jedem gebildeten Kreise, und vorzüglich als geeignet zu einer freundlichen Gabe in einem solchen empfehlen zu dürfen. Die Verlagshandlung hat ihrerseits nichts unterlassen, es auch von Seiten des Aeußern für solche Zwecke gefällig auszustatten.

Bey A. Rücker in Berlin erschien:

Briefsteller für Frauen. Eine Sammlung von Musterbriefen von Amalie Seidt. Mit einer Anleitung zum Briefschreiben. 8. 1 Rthlr.

Eine weibliche Feder fällt im Literarischen Conversations-Blatt Nr. 246. d. J. über vorstehende Sammlung folgendes Urtheil: „Nicht ohne eine gewisse Bangigkeit eröffnete ich das Buch; doch was ich befürchtete, traf ich nicht an. Die Verfasserin versteht sich trefflich auf das Eigenthümliche des weiblichen Briefstyls, sie vergeudet nicht den Vorzug einer schlichten Natürlichkeit, um die, Briefstellenden Frauen, so entbehrliche Musterhaftigkeit zu erreichen. Sämmtliche Briefe, die zusammen eine Art von Roman bilden, sind ächt weiblich, ohne Anmaßung und Geziertheit, weder überladen noch kümmerlich im Ausdruck, nicht geschwätzig noch verworren und dunkel. Die Briefe sollen zum Muster dienen für Frauen von sanftem Gefühl, richtig ausgebildetem Verstande, und einer gesunden Urtheilskraft. Die Mehrzahl des weiblichen Geschlechts, und gewiß ein recht achtbarer Theil desselben, kann sich solche zum Muster einer natürlichen Schreibart erwählen, und aus ihrem Inhalte Trost und Belehrung ziehen. Ueber die meisten Gefühle und Ideen, die das Weib haben kann, über viele Zustände, in die es sich versetzt sieht, Verhältnisse und Stellung zur Welt, welche Frauen treffen können, wird in den Briefen mit Innigkeit, Wahrheit und Einsicht gesprochen. Eine Fortsetzung dieses Briefstellers in demselben Geiste belehrend, ohne Schulweisheit und Katheder-miene, unterrichtend und unterhaltend, ist gewiß eine von den Gebildeten, (nicht Ueber- und Verbildeten) meiner Mitschwestern sehnlich begehrte Gabe."

Digitized by Google

Nro. 7.

Intelligenz-Blatt.

1826.

In der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart und Tübingen ist erschienen:

Neueste Staatsakten und Urkunden in monatlichen Heften. Zweyter Band. Zweytes Heft.

Inhalt.

16. Aktenstücke, die Konstituirung und Anerkennung Brasiliens als unabhängiges Kaiserreich betreffend. 17. Jonische Inseln. — Verordnung, durch welche der Hafen von Corfu zu einem Freyhafen erklärt wird ꝛc. Bekannt gemacht zu Corfu den 25. August 1825. 18. Nordamerika (vereinigte Staaten.) — Abstimmung der 24 Provinzen der Union, für die Wahl des Präsidenten, im Dezember 1824. 19. Vereinigte Staaten von Nordamerika. — Inaugurationsrede des neuerwählten Präsidenten John Quinci Adams, in Washington den 1. März 1825, bey der feyerlichen Leistung des Amtseides. 20. Deutscher Bund. — v. Goethe's Gesuch um Schutz gegen Nachdruck betreffend. 21. Deutscher Bund und Großbritannien. — Beglaubigung des neuen großbritannischen Gesandten bey dem durchlauchtigsten deutschen Bunde, am 24. März 1825, in der 8ten Sitzung der Bundesversammlung zu Frankfurt. 22. Deutscher Bund. — Beschluß der Bundesversammlung in Betreff der Zulassung der Juden zur Advokatur in der Stadt Frankfurt. Sitzung vom 21. April 1825. 23. Schweden. — Amtliche Bekanntmachung, das Vermögen der vormaligen königlichen Familie von Schweden betreffend, 26. September 1825. 24. Sardinien und Tripoli. — Amtlicher Bericht, welcher von der königlich sardinischen Admiralität über die im Monate September 1825 vollbrachte See-Expedition gegen Tripoli, bekannt gemacht worden ist. Oktober 1825. 25. Deutschland. Großherzogthum Baden. — Großherzogliche Verordnung, die staatsrechtlichen Verhältnisse der Standesherrschaft Salm-Krautheim betreffend. Karlsruhe den 6ten Oktober 1825. (publicirt den 2ten November.) 26. Großbritannien und Birma. — Kriegserklärung Großbritanniens gegen das birmanische Reich, vom 5. März 1824. 27. Großbritannien und Birma. — Proklamation des Kommandanten der englischen Armee vor seinem Einmarsch in das eigentliche birmanische Reich. — 1. Februar 1825. 28. Spanien. — Note des K. spanischen ersten Ministers, Herzog von Infantado, an die Mitglieder des diplomatischen Corps in Madrid, die Politik seines Hofs betreffend. Vom 5. November 1825. 29. Griechen und Oestreich. — Schreiben des griechischen Staatssekretärs Maurokordato an den Kommandanten der kaiserlich österreichischen Brigg Orion, Seestreitigkeiten betreffend.

Polytechnisches Journal.

Eine Zeitschrift zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse im Gebiete der Naturwissenschaft, der Chemie, der Pharmacie, der Mechanik, der Manufakturen, Fabriken, Künste, Gewerbe, der Handlung, der Haus- und Landwirthschaft ꝛc. Herausgegeben von Dr. J. G. Dingler, Chemiker und Fabrikanten in Augsburg.

Jahrgang 1826.

Inhalt des ersten Januarhefts.

Beschreibung der neuen Patent-Dampfkutsche, von den Erfindern, HH. Burstall, und Hill, mitgetheilt. Mit Abbildungen. — Perkins Verbesserungen an Dampfmaschinen. Mit Abbildungen. — Callahan's Beschreibung seines neuerfundenen Messing-Gießers, Schmiedherdes und Dampfkessels. Mit Abbildungen. — Bewley's Verbesserungen an Räderfuhrwerken. Mit Abbildungen auf Tab. II. — Gosset's Verbesserungen im Baue der Stühle, oder der Maschinen zum Weben verschiedener Zeuge und Fabrikate. Mit Abbildungen. — Slater's Verbesserungen an den Maschinen zum Schneiden oder Abschleifen der Wolle oder Baumwolle von der Oberfläche der Wollentücher, Kasimirs, Baumwollentücher oder gemischter Tücher, auch zum Abnehmen der Haare von Fellen. Mit Abbildungen. — Bericht des Hrn. Molard über einen neuen Haspel zum Abwinden der Seide, welchen Hr. Barbier, Mechaniker zu Montélimar, (Drôme) erfunden hat. Mit Abbildungen. — Church's Verbesserung an Maschinen zum Drucken. Mit Abbildungen. — Bericht des Hrn Hericart de Thury über die Metallknöpfe mit Regenbogen-Farbenspiel aus der Fabrik der HH. Lolonel-Puissan und André Collas. — Jenning's und Betteridge's Verbesserungen in der Weise Perlmutter zuzubereiten und zu verarbeiten, vorzüglich für lackirte Waaren und andere Artikel. — Vergleichung der Vorzüge verschiedener Wasserräder, die in den vereinigten Staaten Amerika's von Hrn. Jak. Perkins, Esqu., und in England von Hrn. Georg Manwaring, Mechaniker, erbaut wurden. — Weinrich's Bemerkungen über die Kosten bey Dampfmaschinen und bey Roßmühlen. — Kennt, Vergleichung der Vortheile der Ochsen und Pferde, als Zugthiere in der Landwirthschaft; nach Erfahrungen auf dem königlichen Landgute zu Windsor. Nebst einigen Betrachtungen, wie dem geringen Ertrage und Werthe der Landgüter gegenwärtig aufzuhelfen ist, von dem Uebersetzer. — Carline, über den Bau einer Pendeluhr, welche den Ungleichheiten abhilft, die aus der Veränderlichkeit der Dichtheit der Luft entspringen. Mit einer Abbildung. — Luckock's Verbesserungen bey der Eisen-Erzeugung. — Manton's Verbesserung an Schroten. — Ueber das Probieren der bleiernen Röhren. — Donkin, über Pflasterung der Fahrwege. — Brookhouse's Methode, Gurken in einem Pfirsich-Treibhause zu ziehen. — Knight, über die Wirkung des Alters auf die Obstbäume, nebst einer Nachricht über einige neue Sorten von Nektarinen. — Miscellen: Verzeichniß der zu London im November 1825 ertheilten Patente auf neue Erfindungen. — Erfindungen zu verkaufen. — Vorlesungen über Geometrie und Mechanik für Handwerker in Frankreich. — Bericht des Ausschusses des Hauses der Gemeinen über Ausfuhr der Maschinen. — Eisenbahnen und Dampfwagen. — Ueber die Gefahr der Dampfboote. — Dampfmaschine als Feuerspritze. — Perkin's

Digitized by Google

Dampf-Wurfrohr. — Angebliche Verbesserung an den Dampfmaschinen. — Weg unter der Themse. — Brice Maizierre's Brevet d'Invention. — Amavet's und Belleville's Wasserrad mit beweglichen Schaufeln. — Ungeheuere Pumpe. — Cuthbert's neues zusammengesetztes und einfaches Spiegel-Mikroskop. — Jährliche Metallerzeugung in England. — Mittel gegen den Rost der Metalle. — Ueber Bereitung des oxygenirt salzsauren Kalkes und Bestimmung der Menge Chlors, die er enthalten muß. — Mollerat's Verfahren, Soda aus schwefelsaurer Soda zu gewinnen. — Ueber ein durchscheinendes Siegel-Wachs zum Verpichen der Weinflaschen im Keller, und über ein Fett zur Verminderung der Reibung der Metalle. — Bemerkung für Berlinerblau-Fabrikanten. — Schutzmittel gegen schnelle Verbreitung des Feuers. Zeichenpapier für Mahler und Zeichner. — Entdeckungs-Mittel der Krapp-Verfälschung. — Gelbholz. — Barbiermesser mit Metallrücken und abzunehmenden Klingen. — Verbesserte Streichriemen. — Ueber künstliche Perlenbildung in China. — Neuer vegetabilischer Talg. — Französisches Baumwachs zum Pfropfen. — Ueber das Pfropfen der Cactus-Arten. — Ananasse unter Glas in bloßem Laube zu ziehen. — Ueber sogenannte erstickte Leinwand oder Canevaß. — Hrn. Wilhelm Sattlers in Schweinfurt a. M. Farbenerzeugnisse. Mit einer Tabelle natürlicher Anstrichfarben.

Monatlich erscheinen von diesem Journale zwey solcher Hefte; es ist um den Preis von 16 fl. oder 8 Rthlr. 16 gr. durch alle Zeitungs-Expeditionen (welche sich an das k. b. Ober-Postamt in Augsburg zu wenden haben) und durch jede Buchhandlung zu beziehen. Da jeder Jahrgang für sich ein Ganzes ausmacht, so sind die neu eintretenden Abonnenten zur Anschaffung der frühern Jahrgänge nicht verbunden.

Neue allgemeine politische Annalen. Achtzehnter Band. Zweytes Heft.

I. Verhandlungen des großbritannischen Parlaments, im Jahr 1825. Eröffnungsrede und Erörterungen über deren Inhalt. II. Kosmopolitische Phantasien, die Seekaperey betreffend. (Fortsetzung.) III. Geschichtliche Notizen über den Staatskredit in Frankreich. (Fortsetzung.) IV. Verhandlungen der französischen Kammern in der Session von 1825 über die Entschädigung der Ausgewanderten. (Fortsetzung.)

Plangemäße Beyträge können an die Verlagshandlung in Stuttgart adressirt werden. Die Buchhandlungen des In- und Auslandes, welche eine Anzeige ihrer Verlagsartikel politischen Inhalts in dem Journal wünschen, werden ersucht, ein Exemplar derselben portofrey, sobald als möglich, an die Verlagshandlung für den Herausgeber der Neuen allgemeinen politischen Annalen zu senden.

Der Preis dieser Annalen ist für 12 Hefte oder 3 Bände von 70 bis 80 Bogen 9 fl.

Hertha,

Zeitschrift für Erd-, Völker- und Staatenkunde. Unter Mitwirkung des Freiherrn Alexander von Humboldt, besorgt von Berghaus in Berlin und Hoffmann in Stuttgart. Erster Jahrgang. Dritten Bandes dritter Heft.

Inhalt.

XX. Philipp Nasarow's Reise nach Chokand in den Jahren 1813 und 1814 nach der französischen Bearbeitung und mit den Anmerkungen des Herrn J. von Klaproth. XXI. Geographie der Vulkane. Von dem Hrn. Kammerherrn Leopold von Buch. XXII. Vollständiges Handbuch der neuesten Erdbeschreibung. Erster Abtheilung zweiter Band. XXIII. Auszug aus dem Bericht einer Reise zur Entdeckung der östlichen Küste von Grönland und der ersten europäischen Niederlassungen in diesem Lande. Vom Kontre-Admiral von Löwenörn. XXIV. Blicke auf den Zustand der Gesellschaft in den vereinigten Staaten von Nord-Amerika. Fragmente aus den Papieren eines russischen Edelmannes. XXV. Statistische Uebersicht des Vize-Königreichs Peru. XXVI. Ueber das französische Guyana. Vom Hrn. Noyer. XXVII. Ueber Kummer's Hochbilder der Erde. Vom Herrn Prof. Zenne in Berlin. Geographische Zeitung; 1825. Neunte Abtheilung. Nr. 405 — 435.

Zu diesem Hefte gehören:

Karte des Schiefergebirges in den Niederlanden und am Rein. Karte zur Uebersicht der Schiffahrt längs den schwimmenden Eisfeldern zwischen den Küsten von Island und Grönland.

Ausgegeben den 20sten Januar 1826.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Walter Scott.

Wir beeilen uns, dem Publikum hiermit anzuzeigen, daß so eben das

Erste Bändchen
unserer beyspiellos wohlfeilen Taschenausgabe
von
sämmtlichen Walter Scott'schen Werken,
jedes Bändchen zu Neun Kreuzer,

die Presse verlassen hat, und an alle Subscribenten versandt wurde. — Wir zweifeln nicht, daß sich diese Ausgabe einer höchst günstigen Aufnahme von Seiten des Publikums zu erfreuen haben wird, da, ungeachtet des wohlfeilen Preises, Alles gethan worden ist, um das Werk vortheilhaft auszustatten.

Die Uebersetzung ist gediegen und höchst gelungen zu nennen. Der Uebersetzer hat sich bemüht, den Geist des Originals und die ganze Eigenthümlichkeit der so beliebten Darstellungsweise des Verfassers getreu wiederzugeben, ohne jedoch den Genius der deutschen Sprache im mindesten zu beleidigen, was dem Publikum um so erfreulicher seyn wird, als sich in dem größern Theile der bisherigen Uebertragungen die willkürlichsten Entstellungen und Auslassungen, so wie die größten Nachlässigkeiten und Unrichtigkeiten finden. Eben so wenig läßt das Aeußere des Werkes etwas zu wünschen übrig.

Die Erscheinung dieser Ausgabe widerlegt nun von selbst die unlautern Behauptungen einiger andern Handlungen hinsichtlich der Ausführung oder Ausführbarkeit unseres Unternehmens. Sicherlich werden diese das Publikum nicht länger über die großen Nachtheile zu täuschen vermögen, welche die von ihnen veranstalteten Ausgaben mit sich führen; denn die eine dieser Ausgaben (die in Zwickau erschienene) ist mit winzig kleinen lateinischen Lettern gedruckt, — ein wahres Augenpulver — und zudem viermal theurer, und die zweyte (die von Hennings in Gotha angekündigte) verbindet mit dem Nachtheile, daß die Vollendung des ganzen Werkes über ein Jahrzehend dauert, noch den großen Fehler, daß der Herr Uebersetzer Meyer Miene macht, mit dem herrli-

Digitized by Google

chen Walter Scott eben so ungnädig zu verfahren als mit Shakspeare, d. h. der Darstellungsart Walter Scott's seine eigene (trefflichere) unterzuschieben; übrigens ist solche noch einmal so theuer wie die unsrige.

Die große und erfreuliche Theilnahme, die unser Unternehmen gefunden hat, und das uns nöthigt, bereits an der zweyten Auflage zu drucken, da die Erste 20,000 Exemplare starke bis auf wenige Hundert vergriffen ist, sezt uns in den Stand, den

Subscriptionstermin bis zum 1. April 1826

fortdauern zu lassen; wer daher sich noch bis zu dieser Zeit bey uns oder bey irgend einer andern Buchhandlung in Deutschland oder der Schweiz meldet, bekommt

jedes Bändchen broschirt zu Neun Kreuzer.

Nach Verfluß dieses Termins wird durchaus keine Subscription mehr angenommen, und es tritt dann der Ladenpreis von 15 kr. per Bändchen ein; doch ist auch das nicht mit Gewißheit zu versprechen, indem leicht bey den täglich sich häufenden Bestellungen der Fall eintreten könnte, daß auch die zweyte und lezte Auflage bis zu dieser Zeit sich vergriffen hätte.

Subscribentensammler erhalten bey 9 Exemplaren das 10te gratis, sowohl von uns, als von jeder auswärtigen Buchhandlung.

Stuttgart, im Januar 1826.

Gebrüder Franckh.

Literarische Anzeige.

In der Buchhandlung von F. G. Levrault in Straßburg ist wirklich unter der Presse und wird fast zu gleicher Zeit mit dem französischen Original erscheinen eine, von Ehrenfried Stoeber bearbeitete deutsche Uebersetzung des Romans:

„Les gens comme il faut et les petites gens en aventure, d'Auguste Minard, par L. B. Picard, de l'Académie française.

Die früher angekündigten Uebersetzungen von Villemain's Laskaris oder die Griechen im 18ten Jahrhundert, und Eduard von E. Stoeber bearbeitet, sind seit mehreren Wochen fertig und in allen Buchhandlungen Deutschlands zu haben.

Von der deutschen Uebersetzung von

Dupin's Lehrkurs der Geometrie und Mechanik, für Künste und Handwerker,

ist nunmehr der erste Band fertig;

Dieses Werk bedarf wohl keines andern Lobes, als daß solches auf Verordnung Sr. Exc. des Ministers des Innern bey den ähnlichen, in den meisten großen Städten Frankreichs eröffneten Kursen zur Grundlage dient und, kaum erschienen, schon in allen Fabriken und Werkstätten verbreitet ist.

In der nämlichen Buchhandlung wird in Kurzem erscheinen:

Carte générale de la Grèce, ou Turquie d'Europe, partie méridionale, présentant, d'après les meilleures cartes et les documens les plus récens, les divisions, tant de cette partie de l'Empire ottoman, que de la Grèce ancienne et moderne, ein Blatt grand colombier.

Daß diese Karte, bey den wirklichen und noch bevorstehenden Ereignissen auf diesem Punkte von Europa nicht von wenig Interesse für alle, welche nur im geringsten Antheil an dem Schicksale dieses Volkes nehmen, seyn wird, bezeugt deren Titel hinlänglich.

Kurze Geschichte und Charakteristik der schönen Literatur der Deutschen von Ehrenfried Stoeber. 1r Band in 8.

Bey Justus Perthes in Gotha ist von Heinrich Luden's

Geschichte des teutschen Volkes

der erste Band, an 50 Bogen stark, in vier verschiedenen Ausgaben erschienen, und noch zu den Subscriptionspreisen von 5 Thlr. (9 fl.), 3 Thlr. 12 gr. (6 fl. 18 kr.) und 2 Thlr. 12 gr. (4 fl. 30 kr.) zu haben. Diese billigen Preise bleiben noch bis zur Ausgabe des zweyten Bandes, der, unter der Presse befindlich, im März 1826 erscheint, gültig; — nachher treten unabänderlich höhere Ladenpreise ein. Ausführlichere Anzeigen über dieses auch im Aeußern würdig und gediegen ausgestattete Nationalwerk, so wie Exemplare des ersten Bandes sind durch alle Buchhandlungen zu haben. Wer sich mit Bestellung von sechs Exemplaren direkt an den Verleger wendet, erhält das siebente frey.

So eben verläßt bey Friedrich Franckh in Stuttgart die Presse und ist in allen Buchhandlungen zu haben:

Eduard.

Von

der Verfasserin der Urika.

Aus dem Französischen.

2 Theile elegant broschirt 3 fl. oder 1 Rthlr. 21 gr.

Vor wenigen Wochen erschien zu Paris Eduard, das neueste Werk jener geistreichen Dame, die schon in ihrer Urika gezeigt hat, wie sehr sie es verstehe, alle Sinne zu bezaubern und das Herz zu rühren. Wir übergeben hier dem Publikum eine vortreffliche Uebersetzung dieses Werkes. Wir enthalten uns, es mit weiterem Lobe zu begleiten, überzeugt, daß Eduard eine nicht minder günstige Aufnahme finden werde, als Urika.

Vorläufige Anzeige.

Bey B. F. Voigt in Ilmenau verläßt bis zum 15. Januar die Presse, und ist Ende d. M. in allen Buchhandlungen Deutschlands zu haben:

Abriß einer Lebens- und Regentengeschichte

Alexanders I.

Kaisers von Rußland.

Von

W. v. Zimmermann.

(Ohngefährer Preis 12 gr. bis 1 Rthlr.)

In einem Augenblick, wo der noch so neue Schmerz alle theilnehmenden Zeitgenossen mit dem wärmsten In

teresse für den hohen Verewigten erfüllt, wird eine aus guten Quellen geschöpfte, wohlgeschriebene und gedrängte Uebersicht der wichtigsten historischen Ereignisse seines Regentenlebens, wie eine Auswahl so vieler Charakterzüge eines erhabenen von Menschenwohl durchdrungenen Herrscher-Gemüthes, eine unparthepische Würdigung seiner großen Verdienste als Monarch und Mensch für das cultivirte Europa die willkommenste Unterhaltung seyn.

Von der so eben in London erschienenen interessanten Schrift:

Alexander I., Emperor of Russia; or a sketch of his life and do most important events of his reign,

erscheint im Februar bey Unterzeichnetem eine teutsche Bearbeitung. Alle Buchhandlungen nehmen vorläufige Bestellungen darauf an.

Metzler in Stuttgart.

Bey J. E. Schaub in Düsseldorf ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

An alle Christen,

welche an das tausendjährige Reich Christi und die Zeitrechnung desselben glauben, oder nicht glauben.

Eine Abhandlung, veranlaßt durch die im Jahre 1824 erschienene Auslegung der Offenbarung Johannis, von Herrn Justizrath Rühle von Lilienstern zu Dillenburg.

Von Dr. J. W. Grimm,

Generalsuperintendenten und Geheimen-Consistorialrathe. Nach dessen Tode herausgegeben von Dr. W. A. Diesterweg, ordentl. Professor der Mathematik auf der Königl. preuß. Rheinuniversität. Geh. 9 gr. oder 40 gr.

Es ist schon Manches über den Untergang der Welt geschrieben worden. In obigem interessanten Werkchen spricht nun der Verf. unter andern auch über die Weltdauer, vom großen Sabbath, der letzten Weltperiode, oder kleinen Satans-Zeit u. s. w.

Anderweite Bekanntmachung,

die Anmeldung Auswärtiger zur Aufnahme als Zöglinge bey der Königl. Sächs. Akademie der bildenden Künste zu Dresden betreffend.

Die unterzeichnete General-Direktion erachtet für nothwendig, hierdurch die wesentlichsten Bestimmungen der wegen des obenbezeichneten Gegenstandes unterm 1sten November 1824 ergangenen öffentlichen Bekanntmachung in Erinnerung zu bringen und zum Theil zu vervollständigen.

Es müssen nämlich alle Auswärtige, welche in der Folge auf der Königl. Sächs. Akademie der bildenden Künste zu studiren wünschen, deßhalb wenigstens, zwey Monat vor Ostern, oder zwey Monat vor Michaelis des betreffenden Jahres, ein Gesuch um die Aufnahme an die General-Direktion der Königl. Akademie schriftlich einsenden und demselben folgendes Nationale beyfügen.

Beantwortung des Nebenstehenden.

a) Des Aufzunehmenden eigner Tauf- und Geschlechtsname.
b) Name und Stand des Vaters.
c) Des Aufzunehmenden Geburtstag und Jahr.
c) Ort und Land seiner Geburt und gegenwärtigen Aufenthaltes.
e) Bezeichnung der Vorschritte, welche derselbe vielleicht auf der künstlerischen Laufbahn bereits gemacht hat.
f) Angabe des besondern Kunstzweiges, welchem der Ansuchende sich widmen will? ob der historischen oder Landschafts-Malerei? der Kupferstecherkunst? u. s. w.
g) Benennung der nächsten Brief-Post-Station und genaue Adresse wegen der Wohnung.

Eingeborne des Königreichs Sachsen haben überdieß unfehlbar ein kirchliches Taufzeugniß zugleich mit einzusenden.

Auf dergleichen Gesuche — vorausgesetzt, daß sie mit dem vorschriftmäßig ausgefüllten Nationale, und, wo es erforderlich, mit dem Taufzeugniß, versehen sind, — erfolgt unfehlbar binnen Kurzem bestimmte Antwort von Seiten gedachter General-Direktion.

Wer ohne solche Antwort abzuwarten nach Dresden kommen wollte, würde Gefahr laufen, unverrichteter Sache wieder abreisen, oder doch längere Zeit hier warten zu müssen, ehe er wirklich einrücken könnte.

Dresden, am 2ten Januar 1826.

Heinrich Graf Vitzthum von Eckstädt, Königl. Sächs. Hofmarschall und aufsehender General-Direktion der Akademien der bildenden Künste in Sachsen.

Neue Musikalien, welche bey B. Schott Söhne in Mainz erschienen sind.

Beethoven, Ouvert. in C. f. großes Orchstr. Partitur Op. 124. 2 fl. 30 kr.
— — Dieselbe in Stimmen. 3 fl. 36 kr.
— — Favorit-Ländler f. Pfte. Nro. 137. 8 gr.
Dressler, Variat. f. 2 Flöten. Op. 61. 36 kr.
Dunst, Caprice f. Guitarre. 5 fl. 36 kr.
Pränzel, Concertino in Form einer Fantaisie für Violine mit Orch. Op. 20. 4 fl.
Grosheim, Erheiterungen f. die Jugend. 8tes Heft. enth. 2 Lieder und 2 Canons. 16 kr.
Häser, W., 6 4stim Lieder f. Männerst. Op 11. 1 fl. 12 kr.
Hoehler, Serenade f. Pfte. und Guitarre. Op 149. 48 kr.
— — 3 Quart. f. Flöte, Violine, Alt und Vielle. Op. 150. 4 fl.
Kuffner, Potpourri als Quintetto f. Guitarre, Flöte, Violine. Alt und Violoncelle. Op. 156. 1 fl. 36 kr.
— — 2te Sinfonie f. Orchester. Op. 164. 6 fl.
Latour, La replique Divert. f. Pfte. u. Flöte od. Violine, 1 fl.
Mozart, Don Juan f. Pfte. u. Violine, arr. von Brand. 9 fl.
Musikalischer Hausfreund für das Jahr 1826. 36 kr.
Ritter, Serenade f. Flöte, Alt und Guitarre, enthaltend 6 Piecen aus dem Mandarin. 1 fl. 12 kr.
Rummel, Fantas. Vart. und Rondo f. Pfte. über ein Favorit-Thema von Beethoven. Op. 50. 2 fl.
— — Dieselben f. Pfte mit Orchester-Begleitung. 4 fl.
Stern, 2te Polonoise f. Clarinette m. Orch. Op. 12. 2 fl. 30 kr.
Tulou, La declaration d'amour f. Fl. u. Pfte. Op. 38. 1 fl. 12 kr.
Zwing, Coblenzer Liedertafel. 1stes Heft enth. 6 Gesänge für Männerstimmen. 2 fl.

Digitized by Google

Nro. 8.

Intelligenz-Blatt.

1826.

Von der aus 18 Bänden bestehenden Taschenausgabe von

Schiller's sämmtlichen Werken

ist die lezte Lieferung oder 16r bis 18r Band nun im Druck beendiget.

Die Spedition wird mit den Versendungen zur Ostermesse Statt finden, indessen wollten wir nicht versäumen, die Beendigung des Druckes anzukündigen und zugleich zur richtigen Beurtheilung einiger hämischen Beschuldigungen, als hätten wir die Vollendung dieser Taschenausgabe absichtlich und gegen unsere Zusage verzögert, folgendes anführen.

Was wir wegen dieser Taschenausgabe dem Publikum versprachen und erklärten, geschahe in 3 Anzeigen.

Die erste den 4ten Febr. 1822, worin wir die erste Lieferung nach Vollendung einer neuen Schrift bis Ende Juni versprachen.

Die zweyte vom 9. Oktbr. 1822 lautet folgendermaßen:

„Wir haben in unserer Anzeige vom 4ten Febr. die 1ste Lieferung bis Ende Juni versprochen: allein die Unterzeichnung bis zum Beginnen des Druckes war so zahlreich, daß dieses nicht möglich war, und daß wir erst mit Ende dieses Monats die ersten 3 Bändchen versenden können."

„Da sich indessen noch mehrere Subscribenten gemeldet haben, so mußte die Auflage bey der zweyten Lieferung noch vermehrt werden; sie wurde nun so veranstaltet, daß noch weitere Liebhaber befriedigt werden können, weßwegen wir den Subscriptions-Termin bis zu Ende dieses Jahres verlängern wollen.

Die dritte Anzeige vom 12. Jul., 1823 enthält Folgendes:

„Die 2te Lieferung von Schillers Werken, enthaltend den 2ten, 5ten, 6ten Band, ist erschienen; der in kurzer Zeit die neue Auflage der ersten Lieferung folgen wird, womit sodann die bisherigen Subscribenten befriedigt werden können.

„Daß die Herausgabe sich verzögert, ist von Manchem unfreundlich getadelt worden. — Als wir anfangs die Termine festsezten, wußten wir aber noch nicht, daß die Liebhaber sich so schnell und so zahlreich melden würden — es war daher ein bedeutend größeres Quantum Schrift und Papier nöthig, und jenes wie dieses erforderte mehr Zeit. Für die Verfertigung des leztern, des Papieres, war der heiße Sommer und der nachherige kalte Winter besonders ungünstig, und daß eine doppelt große Auflage auch doppelt Zeit erfordert, wenn die Vermehrung der Pressen durch Umstände unmöglich ist, begreift Jeder, besonders wenn man den Umfang unseres andern Verlags kennt.

„Sollte übrigens irgend ein Subscribent aus dieser oder andern Ursachen unzufrieden seyn, so entlassen wir ihn gern seiner Unterzeichnung, so wie wir dagegen bereit sind, diese in 18 Bänden bestehende Auflage von 400 Bogen noch bis Ende dieses Jahres für den Pränumerations-Preis von 8 fl. 24 kr., das 7te Exemplar gratis zu erlassen, so daß also bey 7 Expl. Ein Exemplar nur auf 7 fl. 12 kr. zu stehen kommt."

Nach allen diesen Anzeigen haben wir also

1) nichts weiter versprochen, als daß die erste Lieferung bis Ende Juni 1822 vollendet seyn solle,

2) haben wir uns (den 9. Oktbr.) gerechtfertigt, warum dieses erst 4 Monate später möglich war, nämlich wegen der zahlreichen Unterzeichnung, die befriedigt seyn wollte und mußte. Wir haben

3) aber noch in unserer dritten Anzeige uns angeboten, jeden Subscribenten seiner Unterzeichnung zu entlassen. —

Was war der Erfolg von diesem Anerbieten?

Keiner, nicht einer, hat seine Unterzeichnung zurückgezogen, im Gegentheil, es kamen täglich noch neue Subscribenten und sie dauern bis heute fort.

Wenn wir somit hinlänglich dargethan haben, wie unstatthaft die Beschuldigungen unserer Gegner sind, so würden wir uns dennoch nicht vollständig vor dem achtbaren Theil des Publikums gerechtfertigt glauben, hätten wir von unserer Seite nicht allem aufgeboten, um die Subscribenten so schleunig als möglich zu befriedigen, eingedenk der Obliegenheit, wozu der rechtlich Gesinnte schon durch das Zutrauen auch ohne ausdrückliches Versprechen sich für verpflichtet halten muß. Wir sind uns aber das Zeugniß schuldig und wir können es mit genügenden Beweisen belegen, daß wir nichts versäumt haben, was unsern Kräften nach nur immer möglich war. So hatten wir, da durch eine Schnellpresse, welche die Arbeit von 20 gewöhnlichen Pressen leistet, das Aeußerste von Beschleunigung mit Zuverlässigkeit zu erwarten war, eine solche so zeitig bestellt, daß sie Anfangs Nov. 1823 hätte vollendet seyn können und sollen, allein unvorzusehende Hindernisse verspäteten dieß bis Ende Aug. 1824; als wir hiervon benachrichtigt wurden, suchten wir durch eine zweyte den verursachten Verzug auszugleichen, so daß beyde auf jenen Termin aufgestellt seyn konnten. Als endlich Anfangs Septembers mittelst einer Dampfmaschine dieß kostbare Werk in Thätigkeit gesezt werden sollte, stieß man auf neue, außer aller Erwartung liegende, Schwierigkeiten, deren Hebung noch 6 Monate erforderte, so daß wir im Ganzen einen Zeitverlust von 15 Monaten erlitten, der mit einem verhältnißmäßigen gleich großen Capital-Verlust verknüpft war. Die Verzugszinse, welche hiedurch verloren gingen, überwiegen weit die Zinse, welche Unverstand und Gemeinheit als niedrige Ursache der angedichteten schuldvollen Verspätung angaben, während es jedem in die Augen springen muß, daß es gerade in unserem Interesse lag, so bald als möglich vollständige Exemplare zu besitzen, um sie verkaufen zu können. Denn der Haupt-Aufwand an Honorar, Schriften, Papier, Pressen war gemacht, und es konnte sich also einzig und allein um die Zinse aus demjenigen Capital handeln, welches der spä-

Digitized by Google

ter zu bezahlende Setzer- und Druckerlohn erforderte, — das heißt um eine Summe, welche durch den früheren Verkauf eines kleinen Theils der noch übrigen Exemplare mehr als ersezt worden wäre.

Auch hieraus ergiebt sich, daß nur der Neid solche Hirn-Gespinste erzeugen konnte, und wenn wir gleich besorgen müssen, diesem neuen Stoff zu geben, wenn wir die Subscription noch länger offen lassen, so haben wir doch zu wenig Grund, denselben zu fürchten, um nicht hiermit anzuzeigen, daß wir noch bis zur Oster-Messe dieses Jahrs den Subscriptions-Preis auf

Schiller's sämmtliche Werke,

Taschenausgabe in 18 Bändchen

zu 8 fl. 24 kr. und das 7te Exemplar gratis bestehen lassen.

Stuttgart den 6. Februar 1826.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Stuttgart und Tübingen. In der J. G. Cotta'schen Buchhandlung ist so eben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt:

Ueber die zweckmäßigste Einrichtung des Kriegswesens in Frankreich. Von Obrist Marbot (Marcellin). A. d. Franz. übersezt, durch Anmerkungen erläutert und mit einer Abhandlung über die zweckmäßigste Einrichtung des Kriegswesens in den kleineren Staaten, vermehrt von J. Theobald. Preis 30 kr.

Polytechnisches Journal,

Eine Zeitschrift zur Verbreitung gemeinnüzziger Kenntnisse im Gebiete der Naturwissenschaft, der Chemie, der Pharmacie, der Mechanik, der Manufakturen, Fabriken, Künste, Gewerbe, der Handlung, der Haus- und Landwirthschaft ꝛc.

1826. Januar. 2tes Heft.

Inhalt.

Tredgold's Erfahrungen über Dampfboote. Mit Abbildungen. — Carmichael's Bericht über eine neue und bequeme Methode, die Bewegungen eines Dampfboots zu reguliren. — Mit Abbildungen. — Hall's verbesserte Dampfmaschine. Mit Abbildungen. — Franklin's selbstthätiger Nachfüller bey Dampfmaschinen mit hohem Drucke. Mit Abbildungen. — Mandsley's und Field's Vorrichtung, um das in den Dampfkesseln zur Dampferzeugung nothwendige Wasser auf langen Seereisen immerdar zu erneuern, und um das Anlegen von Salz und anderen in dem Wasser befindlichen Substanzen in dem Kessel zu verhindern, und zu gleicher Zeit die Hitze zurückzuhalten, Brennmaterial zu ersparen, und die Kessel länger dauern zu machen. — Isaac's Verbesserungen an Maschinen, welche durch irgend eine Kraft oder Last in Bewegung erhalten werden. Mit Abbildungen. — Devereur's Verbesserungen an jener Handmühle zum Mahlen des Mehles und anderer Artikel, die unter dem Namen französische Militär-Mühle bekannt ist. Mit Abbildungen. — Applegath's Verbesserungen an Druckmaschinen. — Mit Abbildungen. — Heathcoat's Verbesserung an den gegenwärtig in den Spitzen-Netz-Fabriken gebräuchlichen Maschinen. Mit Abbildungen. — Dessen Maschine um Stoffe aus Seide, Baumwolle oder irgend einem Garne zu flechten. Mit Abbildungen. — Daniells verbesserte Methode Wollentuch zu weben. — Whitechurch's verbesserte Thürangeln aus Eisen, Stahl, Messing oder anderen Metallen für Thüren, Deckel, Fenster, Bücher- und Gläserkasten-Rahmen, und überall, wo Angeln nöthig sind, für Thüren und Fenster auf Schiffen, Dampfbooten und andern Fahrzeugen, wodurch man dieselben rechts und links öffnen kann. Mit Abbildungen. — Mastermann's verbesserte Methode, Flaschen mit Korkstöpseln zuzustöpseln. Mit einer Abbildung. — Edward's Tintenfaß, an welchem mittelst eines Drucks die Tinte ausfließt. — Mit Abbildungen. — Crosley's Verbesserung im Baue der Lampen und Laternen, um das Licht gegen Wind und Bewegung kräftiger zu schützen. Mit Abbildungen. — Gordon's Verbesserung im Baue der tragbaren Glaslampen. Mit Abbildungen. — Brodmeadow's Vorrichtung um Luft, Rauch, Gas, oder andere luftförmige Produkte auszuziehen, zu verdichten, oder fortzutreiben. — Mit Abbildungen. — Robert's Apparat, um in dichtem Rauche und in schädlichen Dämpfen arbeiten zu können. Mit Abbildungen. — Turner's Verbesserungen an Kummten. Mit Abbildungen. — Gordon's Verbesserungen im Baue des Geschirrs für Zug- und Lastthiere. — Künstliches Leder und Arbeiten ohne Nath. — Viney's Verbesserungen und Zusäze an Abtritten. Mit Abbildungen. — Beacham's Verbesserungen an Abtritten. Mit Abbildungen. — Amot's Verfahren um die Wände eines Zimmers gegen alle Feuchtigkeit zu schützen. — Bericht über die Anwendung von unreinem Zinne zum Belegen der Spiegel. — Bemerkungen über eine große Platte von Gußeisen zum Gießen der Spiegel. — Veilhac's Komposition und Gebrauch eines zum Reinigen der Wäsche tauglichen Gummi. — Dingler (Sohn) über den Jodgehalt des Mineralwassers zu Heildrunn in Bayern. — Payne's Bericht über eine Abhandlung des Hrn. Gayaudan in Betreff der Reinigung und Benutzung der Harze. — Dacosta's Notiz über die verschiedenen Arten inländischer Rhabarber, und vorzüglich über die, unter dem Namen Rheum palmatum bekannte Art, welche zu Malabry bey Paris gebaut wird. — Preise, welche die Société d'Encouragement pour l'Industrie nationale in ihrer General-Sitzung am 1. Okt. 1825 für die Jahre 1826, 1827, 1828 und 1830, ausgeschrieben hat. — Miscellen: Verzeichniß der zu London im December 1823 ertheilten Patente auf neue Erfindungen. — Urtheil eines Amerikaners über England. — Ueber Ausfuhr der Maschinen aus England. (Fortsetzung und Beschluß.) — Eve's Dampfmaschine. — Verbesserung auf Dampfmaschinen durch Dr. Alban. — Sunderland's neues Brennmaterial. — Johnson's Heizungs-Methode. — Flöße auf der See. — Verbesserung am Baue der Masten, Raben und des Takelwerks. — Neue Webestühle für Seidenzeuge. — Burette's Kohlenziegel. — Ueber den Einfluß des Sonnenlichtes auf das Verbrennen. — Ueber die Einwirkung gewisser Flüssigkeiten auf thierische und vegetabilische Körper. — Analyse des Alaunes zu Rio-Soldanhan. — Ueber Lambert's und Koop's Strohpapier. — Ueber die verschiedenen Arten der Flachsbewirthschaftung in Irland. — Literatur: a) englische; b) französische; c) italienische.

Der Jahrgang dieser dem Fabrikanten und Ge-

Digitized by Google

werbsmann gleichwichtigen und unentbehrlichen Zeitschrift kostet durch die Postämter und Buchhandlungen 16 fl. oder 9 Rthlr. 8 gr.

Anzeige.

Indem ich hiermit eine vollständige Ausgabe der

Werke Jean Paul's

ankündige, müßte es überflüssig, ja anmaßend erscheinen, wenn ich ein Wort zur Empfehlung dieses Unternehmens hinzufügen wollte, da wohl jeder Gebildete unsers Volks den Werth der Geisteserzeugnisse kennt und ehrt, welche hier dargeboten werden. Ich bemerke also nur noch, um die lebhaftere Theilnahme des Publikums für diese Angelegenheit zu gewinnen, daß deren Ertrag das wesentlichste Besitzthum ist, welches der oft bey seinen Lebzeiten zu karg für seine Geisteswerke belohnte Verfasser den Seinigen hinterließ. In dieser Beziehung haben auch schon mehrere Fürsten Deutschlands auf die huldreichste Art den Erfolg der Unternehmung durch ertheilte Privilegien gesichert, und dem rechtlosen Nachdruck dadurch einen Damm entgegen gestellt; fernerweitig zu gleichem Zweck ergriffene Maaßregeln lassen gleichen Erfolg hoffen.

Die Anordnung der Werke wird im Ganzen die Zeitfolge bestimmen. Es erscheinen jährlich drey bis vier Lieferungen, jede zu 5 Bänden, in vier verschiedenen Ausgaben, in dem Subscriptionspreis von 2⅔ Rthlr., 3 Rthlr., 3⅓ Rthlr. und 4⅔ Rthlr. In der nächsten Ostermesse wird unfehlbar die 1ste Lieferung ausgegeben, und der Subscriptionspreis für die 1ste und 2te Lieferung zugleich von den Unterzeichnern erlegt.

Die Gesammtausgabe der vorläufig angekündigten

Werke L. Tiecks

wird ebenfalls in Lieferungen zu 5 Bänden erscheinen, und zwar die erste im Laufe dieses Sommers. Der Subscriptionspreis der 4 verschiedenen Ausgaben ist 4 Rthlr., 4⅔ Rthlr., 5 Rthlr. und 7⅓ Rthlr. für jede Lieferung. Das Ganze wird 20 Bände umfassen.

Zugleich wird hiermit der Druck einer neuen Ausgabe von

L. Tiecks Uebersetzung

des Don Quixote von Cervantes

in Verbindung gesezt, welche den Unterzeichnern auf die Werke zu dem geringen Preise von 2⅔ Rthlr., 2⅔ und 4⅔ Rthlr., nach Verschiedenheit des Papiers, geliefert werden soll.

Sodann erscheint ein neuer Abdruck von

Novalis Schriften,

herausgegeben von F. von Schlegel und L. Tieck,

in 3 verschiedenen Ausgaben zu 1⅔, 1⅔ und 2⅔ Rthlr. durch bisher ungedruckte Aufsätze vermehrt.

Ferner wird im Laufe des Sommers eine vollständige von L. Tieck besorgte Sammlung der bisher verstreuten Schriften

Heinrich v. Kleist's

(des Verfassers der Erzählungen 2 Bde., des Käthchen von Heilbronn ꝛc.)

in 3 Bänden erscheinen, ebenfalls in 3 Ausgaben, zum Unterzeichnungspreise von 3, 3⅓ und 5⅓ Rthlr.

Endlich hat Herr Hofr. Tieck die weniger bekannten einzelnen Schriften von

J. M. R. Lenz,

einem Zeitgenossen von Goethe, dessen dieser in seiner Selbst-Biographie erwähnt, zusammengestellt und durch bisher ungedruckte vermehrt. Diese werden 2 Bände füllen, im Laufe des Sommers erscheinen, und nach Verschiedenheit der Ausgaben 2, 2⅔ und 3⅓ Rthlr. kosten.

Es sind Subscriptionslisten für die obengenannten Werke, welche sämmtlich in einem anständigen Mittel-Oktav-Format erscheinen, mit den näheren Bedingungen der Unterzeichnung in allen Buchhandlungen zur Annahme von Aufträgen ausgelegt. In Leipzig kann man sich an die Weidmann'sche Buchhandlung, und in Berlin an den Unterzeichneten wenden. Bey solcher unmittelbaren Bestellung wird Sammlern von 8 Exemplaren ein Freyexemplar zugesichert.

Von der neuen Ausgabe der

Werke Shakspeare's von Schlegel und Tieck

verläßt so eben der 4te Band die Presse. Er enthält: Was Ihr wollt, Wie es Euch gefällt, Sturm und Kaufmann von Venedig, nebst einer reichen Zugabe von Bemerkungen und Erläuterungen von der Hand des lezten Herausgebers. Der 3te Band mit mehreren noch unübersezten Stücken wird gleich nach Ostern erscheinen.

Auch von der durch unverzeibliche Schuld des Druckers so lange verzögerten neuen Auflage von

Joh. v. Müllers Geschichten der Schweiz

sind endlich die 3 ersten Bände erschienen, und an die Unterzeichner abgeliefert; die beyden fehlenden werden unfehlbar bis Johannis fertig.

Berlin, den 31sten Januar 1826.

G. Reimer.

In einigen Tagen wird fertig:

Madrid

wie es ist.

(ohngefährer Preis 1⅓ Rthlr.)

Alle Buchhandlungen nehmen Bestellungen auf diese Schrift an.

Leipzig, den 18. Jan. 1826.

Magazin f. Ind. und Literatur.

In allen Buchhandlungen ist zu haben:

Eduard. Roman von der Verfasserin der Ourika. Aus dem Französischen von M. Tenelli. 2 Bde. sauber geb. Preis 16 ggr. od. 1 fl. 12 kr. rh.

Dieser Roman hat ganz Frankreich entzückt und wird Deutschlands Beyfall in der gelungenen Uebersetzung erhalten.

An Freunde der schönen Literatur und Lesegesellschaften.

Bey Friedrich Fleischer in Leipzig erschienen ganz neu:

1) Der junge Feldjäger in franz. und engl. Diensten

während des Spanisch-Portugiesischen Kriegs v. 1806 bis 1816. Eingeführt durch J. W. v. Goethe. 2 Bändchen sauber geheftet 2 Thlr.

2) Elfenmährchen aus Süd-Irland, a. d. Engl. übers. u. m. Anmerkungen bereichert von den Brüdern Grimm. 1 Rthlr. 16 gr.

3) Walter Scott, Lebensbeschreibungen berühmter Dichter und Prosaisten. A. d. Engl. v. H. Döring. 8. 1 Rthlr.

Die Namen von Goethe, — Walter Scott — und der Brüder Grimm sind als Empfehlung wohl hinreichend!

Ankündigung
von
Carl Wilhelm Contessa's sämmtlichen Werken

in zwey Ausgaben, die eine auf Schreibpapier in Oktav, die andere auf Druckpapier in klein Format gedruckt.

Leipzig, bey Georg Joachim Göschen.

Die Tagesblätter haben bereits den frühen Tod Contessa's bekannt gemacht. Deutschland achtet ihn zwar schon als einen höchst geistreichen und musterhaften Schriftsteller, allein es kennt ihn doch nicht ganz, denn was er gedichtet, ist nur einzeln und zerstreut, manches davon auch noch gar nicht im Druck erschienen, und was er als Mensch war, ist nur dem kleinen Kreise von Freunden bekannt, die nahe Zeugen seines gehaltreichen, und dennoch so einfachen und anspruchlosen Lebens waren. Ich halte es daher für eine heilige Pflicht, die geistige Verlassenschaft des Vollendeten dem Publikum zu übergeben, und seine sämmtlichen Schriften in einer vollständigen Ausgabe, mit seinem wohlgetroffenen Bildnisse von Volk nach Krüger, zum Besten seines einzigen hinterlassenen Sohnes erscheinen zu lassen. Ich selbst habe die Anordnung des Ganzen besorgt, und Hr. Buchhändler G. J. Göschen wird das Werk zu Ostern 1826 erscheinen lassen.

Neuhaus, im Januar 1826.

Ernst von Houwald.

Die wohlfeile Ausgabe in 9 Bändchen auf Druckpr. im Format der wohlfeilen Ausgaben von Klopstocks, Shakespeare's und Wielands Werken wird, gegen Vorausbezahlung, zu der angegebenen Zeit für 3 Rthlr. 16 gr. sächsisch pünktlich geliefert, und wird nach der Ostermesse d. J. 4 Rthlr. sächsisch kosten. Die Ausgabe auf Schreibpapier in Oktav, ebenfalls 9 Bände, wird denen, die bis Ostern dieses Jahres darauf subscribiren, (Vorausbezahlung ist nicht nöthig) für 6 Rthlr. 8 gr. sächsisch geliefert, und zwar 4 Bände zu Ostern, und 5 Bände zu Johanni dieses Jahres. Nachher wird diese Ausgabe 8 Rthlr. sächsisch kosten.

Leipzig, im Januar 1826.

G. J. Göschen.

An Botaniker und Pflanzenfreunde.

Herr C. T. Zollikofer, Med. Dr., mehreren gelehrten Gesellschaften Mitglied, giebt eine Sammlung von Abbildungen der schweizerischen Alpenpflanzen, deren Standort 2000 Fuß und darüber, über dem Meere beträgt, also ein für sich abgeschlossenes Werk in diesem Zweige der Botanik, nach Original-Zeichnungen, mit lat. und deutschem Text, im größten Quartformat heraus. Das Heft mit 10 Steindrucktafeln schwarz zu 1 fl. 30 kr. oder 22 ggr., illum. zu 3 fl. 30 kr. oder 2 Rthlr. 2 gar. Zehn Hefte machen einen Band mit einem Titelblatt, wovon der erste mit einer Vorrede und Einleitung über das Studium der Alpenflora begleitet seyn wird.

Ueber diese Unternehmung, welche nicht auf Interesse, sondern einzig auf Beförderung dieser Wissenschaft, berechnet ist, finden sich in den meisten Buchhandlungen Deutschlands sowohl ausführlichere Ankündigungen als auch Probeblätter. Liebhaber werden ersucht, sich mit Beförderung an die nächste Buchhandlung zu wenden, indem erst nach Anmeldung von wenigstens 300 Subscribenten mit dem Drucke der Anfang gemacht werden kann.

St. Gallen, 15. Dezember 1825.

Huber und Comp.

Bey Friedrich Franckh verläßt so eben die Presse:

Leben,
letzte Augenblicke und Leichenfeyer
des
General Foy.

Mit dessen Bildniß.

gr. 8. broschirt 1 fl. 30 kr. oder 21 gr. sächs.

Wir halten es für überflüssig, ein Werk zu empfehlen, dessen Held nicht nur die Bewunderung seiner Nation, sondern der ganzen Menschheit, für deren Sache er gekämpft, und in deren Dienste er gestorben ist, mit sich in sein ruhmvolles Grab genommen hat.

Anzeige
zur Vermeidung von Collisionen.

In wenigen Wochen erscheint von folgendem neuen französischen Werke eine Uebersetzung von einem deutschen Geographen:

Bori de Saint-Vincent Resumé géographique de la Peninsule ibérique etc.

welches ich zur Vermeidung von Collisionen hiermit anzeige, und die Buchhandlungen bitte, mir ihre Bestellungen einstweilen zukommen zu lassen.

Heidelberg, im Februar 1826.

J. Engelmann.

Im Magazin für Industrie und Literatur in Leipzig (Neuer Neu-Markt Nr. 14.) ist zu haben:

Portrait
von
Dr. Joh. Chr. Gottfr. Jörg,

Königl. Sächs. Hofrath, Professor der Geburtshülfe zu Leipzig.

Gem. von Schnorr v. K., gest. von J. C. Böhme.

Preis 12 gr.

Digitized by Google

Nro. 9.

Intelligenz-Blatt.

1826.

Dingler's polytechnisches Journal,

Eine Zeitschrift zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse im Gebiete der Naturwissenschaft, der Chemie, der Pharmacie, der Mechanik, der Manufakturen, Fabriken, Künste, Gewerbe, der Handlung, der Haus- und Landwirthschaft ꝛc. Stuttgart in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung,

erscheint von diesem Jahre, 1826 an, monatlich zwey Mal in Heften von 6 bis 8 Bogen, mit mehreren Kupfern, Mustertafeln u. s. w. Der Jahrgang aus 24 Heften bestehend, welcher für sich ein Ganzes bildet, kostet 16 fl., oder 8 Rthlr. 16 gar. Dieses dem Fabrikanten, Gewerbsmann und Künstler ganz unentbehrliche Journal liefert aus den genannten Fächern alles Neue und Wissenswürdige, was in England, Nordamerika, Frankreich, Italien, Deutschland u. s. w. zu Tage kommt, und ist durch die Postämter und alle solide Buchhandlungen zu beziehen.

Musik-Anzeige.

Bildungsgesänge für die Bruststimme.

Es ist allen Gesangmeistern bekannt, daß in unserer modernen Tonkunst die in engem Tonumfange gesetzten Solo Gesänge immer seltener geworden sind, und daß man verlegen ist, für natürliche Alt-Organe stimmgemäße Gesänge zu finden, die dem Geschmack gleich wie dem Organ entsprechen. Eben so bekannt ist es, daß die Altistinnen aus Mangel an Singstoff nur allzuoft singen, was ihnen zu hoch liegt, und so ihr Organ selbst verwahrlosen. Neuere Gesangmeister, namentlich Danzi, Lasser und Winter, haben zwar auch für die Bruststimme zweckdienliche Solfeggien geliefert, aber keine Gesänge.

Eine Sammlung solcher Gesänge kündige ich hiermit an. Dieselbe wird so umfassend, wie möglich, seyn. Gesänge in allen Formen und Stolen, vom einfachsten Liede, bis zur Bravour-Aria, so weit diese auch der Bruststimme angemessen ist, werden darin vorkommen. Der gewählte Titel „Bildungsgesänge" ist daher in pädagogisch-höherm Sinne zu nehmen, wornach nicht bloß bildend zu nennen ist, was den Schüler heran bildet, sondern was den Virtuosen aus bildet. Nicht zu verwechseln ist also die Pädagogik mit der Technik, die hier etwa, wie in den Solfeggien, auf das Treffen der Intervalle ausgeht. Die wahre Kunst-Pädagogik borgt von der Technik nur die goldenen Regeln, und läßt die hölzernen beyseits. Das Kunstgemäße muß ihr zugleich organgemäß seyn; das Richtige muß sich erst als das Schöne bewähren, indem es sich im Organ abspiegelt; und so muß der Sänger an die Ausbildung seines Organs die Bildung seines Kunstgefühls unmittelbar anknüpfen können. Nur auf solchem Wege giebt es Sänger, die mit Lust und Liebe singen, und einen lebendigen Vortrag gewinnen; und so wird eine der Cultur-Früchte hier seyn, daß auch die Altistinnen in unseren Singvereinen mit mehr Selbstständigkeit und Gewandtheit auftreten.

Die Sammlung wird einerseits die ausgesuchtesten Meisterstücke enthalten, die seit einem halben Jahrhundert bis auf die neueste Zeit Deutschland und Italien erschienen sind. Bey dieser Strenge der Auswahl kann ich zwar keine große Anzahl solcher Gesänge versprechen; jedoch kommen darunter Stücke vor von Gluck, Joseph Haydn, Naumann, Righini, Reinhardt und Schulz, die nur wenigen Sängern jetziger Zeit bekannt seyn dürften; und ganz unbekannt werden ihnen die meisten der gewählten italienischen Gesänge seyn, (von meinem Freunde Pfeiffer mit deutschem Text versehen) worin die schöne Melodik der Italiener auf ihrem Gipfel erscheint.

Hingegen werden anderseits mehrere ausgezeichnete Zeitgenossen sich an jene classischen Vocal-Componisten würdig anschließen, wovon gleich das erste Heft mannigfaltige Proben enthalten wird.

Zugleich lade ich alle Vocal-Componisten, die sich dieser großen Kunst, in kleinem Tonumfange eine bedeutende Composition, wobey der Wortausdruck nicht verlezt und die Klavierbegleitung nicht überladen seyn darf, zu liefern sich gewachsen fühlen, zur Concurrenz ein, und werde dasjenige, was ich zur Aufnahme geeignet finde, angemessen honoriren. (Aus entferntern Gegenden erbitte ich mir die Manuscript-Sendungen durch Buchhändlergelegenheit aus Norddeutschland, unter Adresse des Herrn C. F. Whistling in Leipzig)

Die Sammlung wird in zwanglosen Heften erscheinen, deren jedes in ungefähr sechs Bogen kleinern und größern Liedern, ein durchcomponirtes Gedicht, und eine Aria enthalten wird, und worunter sich eine oder zwey Nummern für Mezzo-Soprano befinden, damit die Altistinnen auch für Uebung in den höhern Tönen und allmählige Erweiterung der Stimme verhältnißmäßigen Singstoff bekommen. Der Subscriptions-Preis ist auf 3 Groschen, der Ladenpreis auf 4 Groschen festgesezt.

Endlich mache ich die Bassisten, und unter diesen besonders die Barítons aufmerksam, daß auch auf sie diese Unternehmung mitberechnet ist.

Zürich, im Februar 1826.

Hans Georg Nägeli.

Literarische Anzeige.

Im Literaturblatte des Morgenblatts 1825. Nr. 29. S. 116. wird von einem Romane, der 1799 unter dem Titel:

Inceſt oder der Schutzgeiſt von Avignon. Ein Beytrag zur Geſchichte der Verirrungen des menſchlichen Geiſtes und Herzens. 2 Theile. 8. (Preis 1 Thlr. 8 gr.)

in unserem Verlage erschienen ist, gelegentlich geäußert, „daß er viele Spuren von Genie an sich trage, und wahrscheinlich das Jugendwerk eines wahren Dichters sey, der

Digitized by Google

vor erlangter Reife verstorben." Wir können versichern, daß der lezte Theil dieser Vermuthung ungegründet ist. Der Verfasser des genannten Romans, den wir freylich nicht nennen dürfen ohne seine Erlaubniß, ist noch am Leben, und sein Genie ist so vollkommen zur Reife gelangt, daß seine spätern Dichtungen in alle lebenden Sprachen übersezt sind, und sein Name als Dichter und Aesthetiker nicht nur in Europa, sondern auch in Amerika bekannt ist. Von diesem, nachmals in seiner Vollendung so glänzend hervorgetretenen Dichtergeiste zeugt aber unverkennbar auch jenes ächt poetische, phantasiereiche Erstlingswerk des kaum von der Hochschule heimgekehrten Jünglings, und wenn jener Roman schon im Allgemeinen als Beytrag zur Bildungsgeschichte des gefeverten Dichters von hoher Wichtigkeit ist, so bietet er besonders auch darum Stoff zu den interessantesten Vergleichungen dar, weil der Verfasser die schon durch den Titel bezeichnete Hauptidee desselben: die Ehe des Bruders mit der Schwester — incestus im juridischen Sinne — etwa 15 Jahre später zum Gegenstande seiner ersten tragischen Dichtung wieder aufgenommen hat, die überall und für immer zu dem Trefflichsten unserer Literatur gezählt werden wird.

Wir glauben daher den Dank des Publikums zu verdienen, wenn wir auf jenen gehaltvollen Roman hiermit nochmals aufmerksam machen, und wir sind überzeugt, daß es bloß dieser Anregung bedürfen werde, um diesem, unter dem Andrange des Gemeinen fast übersehenen Dichterwerke bey allen urtheilsfähigen und unbefangenen Kritikern gerechte Würdigung, und bey dem Publikum die verdiente Anerkennung zu sichern. Vielleicht — wir hoffen es zuversichtlich — wird dieß dann auch für den hochgefeverten Verfasser eine Veranlassung mehr, sich seines verwaisten Geisteskindes freundlich anzunehmen und ihm endlich vor der Welt den ehrenden Vaternamen zu gönnen.

Das Werk ist durch alle Buchhandlungen Deutschlands zu beziehen, in Leipzig auch durch unsern Commissionär, Herrn Whistling.

Greiz, am 23. Oktober 1825.

C. H. Henning.

Pränumerations-Anzeige.

Museum ausländischer Meisterwerke,

historischen, philosophischen und belletristischen Inhalts.

Schöne, sorgfältig gedruckte Taschenausgabe, auf Velinpapier mit neuen Schriften.

24 Bändchen in 6 Lieferungen.

Jedes Bändchen im Durchschnitt 12 Bogen von 16 Seiten 6 Gr.

Vorausbezahlung in zwey Terminen, jedesmal auf 12 Bändchen in 3 Lieferungen 3 Rthlr.

Es ist der Zweck dieses Museums, Deutschland mit allen jenen Werken, welche Frankreich, England und Italien in die Reihe ihrer Classiker stellen, auf einem möglichst erleichterten Wege in einer wohlfeilen und doch schönen Taschenausgabe vertraut zu machen.

Die im Verlaufe dieses Jahres (alle 2 Monate eine Lieferung von 4 Bändchen) erscheinenden 24 Bändchen werden enthalten;

I. Corinna oder Italien, von der Baronin von Staël Holstein, Deutsch von Fr. Gleich.

II. Yoricks empfindsame Reisen; aus dem Englischen des Sterne von Peregrinus Syntax.

III. Montesquieu, vom Geist der Gesetze. Aus dem Französischen von J. P. von Hornthal.

IV. Der hinkende Teufel, von Le Sage. Deutsch von Fr. Gleich.

V. Geschichte von Schottland, von der Geburt von Maria Stuart an, bis zur Gelangung von Jakob VI. auf den Thron von England. Von W. Robertson. Aus dem Englischen von H. v. Vogt.

VI. Sittengemälde von Paris zu Anfang des neunzehnten Jahrhunderts. Nach dem Französischen des Jouy, verdeutscht von Peregrinus Syntax.

Die erste Lieferung erscheint Ende Februar, und die Pränumeration mit 3 Rthlr. auf 12 Bändchen (gegen 150 Bogen) bleibt bis Ostern offen, wonach der erhöhte Preis mit 4 Rthlr. eintritt.

Ein Probebändchen wird im halben Januar an alle Buchhandlungen versandt, woselbst auch ausführliche Anzeigen zu bekommen sind und Pränumeration angenommen wird.

Leipzig, am 2. Januar 1826.

C. H. F. Hartmann.

Literarische Anzeige.

In Beziehung auf unsere unterm 24. Decbr. v. J. gemachte Anzeige von der Herausgabe der *wichtigen* Schrift: die Wahrheit über die Hundert Tage. (die Verbannung Napoleons auf Elba und dessen unerwartete Rückkunft nach Frankreich ꝛc. betreffend) bemerken wir, daß um auch in dem zu jener Schrift zugesicherten Anhang etwas gleich Wichtiges und Interessantes zu liefern, solcher des kürzlich verstorbenen französischen Deputirten und Generals Foy

politisches Leben als Volksvertreter und Redner, nämlich, seine vorzüglichsten und allgemeine Theilnahme verdienende Reden

enthalten werden, was mit dem kürzlich in der Franckhschen Buchhandlung dahier erschienenen Leben, lezte Augenblicke und Leichenfeier des Generals Foy, nicht zu verwechseln ist. Indem wir zu Beseitigungen etwaiger Collision hievon die Anzeige machen, setzen wir noch bey, daß, obschon wir das Interesse der oben bemerkten Schrift durch eine solche Zugabe noch zu erhöhen glauben, der Preis dennoch so billig als möglich gestellt und den Betrag von 2 fl. 42 kr. nicht übersteigen werde. Auch sichern wir denjenigen, die hierauf bis zum Erscheinen des Werks zu subscribiren — oder Subscription zu sammeln geneigt sind, einen noch billigern Preis zu, indem den Leztern das 6te Exemplar frey gegeben und den einzeln sich bey uns gemeldeten HH. Subscribenten gleiche Vergütung berechnet wird. Da übrigens gedachtes Werk nun in Bälde die Presse verlassen wird, bitten wir die Bestellung hierauf gefälligst zu beschleunigen.

Stuttgart, d. 11. Febr. 1826.

C. A. Sonnewald'sche Buch- und Musikalienhandlung.

Digitized by Google

Bey W. Engelmann in Leipzig ist erschienen:

Satori, Erzählungen, enthaltend: „der Weiberfeind" und „des Geschickes Fügungen." 8. Preis 1 Rthlr. 4 gr.

Wohlfeilste Taschen-Ausgabe
(à 2 gr. od. 9 kr. u. à 4 gr. od. 15. pr. Bändchen.)
von
Washington Irving's und Cooper's sämmtlichen Werken.

Neue, nach den lezten Original-Ausgaben sorgfältig gearbeitete Uebersetzung.

Als Seitenstück zu der Stuttgarter und andern Taschenausgaben
von
Walter Scott's Werken.

Der ausgezeichnete Beyfall, dessen sich die neueste Stuttgarter Ausgabe von Walter Scott's Werken mit Recht erfreut, und der Wunsch, der gebildeten Lesewelt zwey der neuesten und geistvollsten erzählenden Schriftsteller des Auslandes bekannt zu machen, welche von kenntnißreichen Kritikern dem Schottischen Meister häufig vorgezogen, wenigstens gleich gestellt werden, hat mich veranlaßt in demselben Format und um denselben Preis, wie jene Stuttgarter Ausgabe der Werke Scott's, sämmtliche bis jezt erschienene und künftig noch erscheinende Werke der zwey berühmten Amerikaner, Washington Irving und Cooper, herauszugeben. — Geist, Originalität, Lebendigkeit der Darstellung, Neuheit und Reiz der Szenerie, Kraft und Wahrheit der Charakterschilderung und der Sittengemälde aus der neuen Welt fesseln, entzücken den Leser in den Werken Cooper's, während Washington Irving durch unnachahmliche Laune, freyen Sinn, scharfe Beobachtungsgabe, tiefes Gemüth und lebhafte Phantasie den Geist stets rege erhält und die Aufmerksamkeit spannt. Beyde Namen jedoch sind in der literarischen Welt schon zu sehr bekannt, und zu vielseitig gewürdiget worden, als daß das Publikum nicht mit Freuden ein Unternehmen unterstützen sollte, das seine Theilnahme in so hohem Grade ansprechen muß.

Die Werke beyder Schriftsteller erscheinen in folgender Ordnung:

Washington Irving:	Bändchen	Cooper:	Bändchen
Skizzenbuch . . .	6	Die Ansiedler von Susquehanna .	5
Bracebridge Hall .	6	Der Lootse . . .	5
Erzählungen eines Reisenden . . .	6	Der Spion . . .	6
Kleinere Darstellungen . . .	1	Lionel Lincoln . .	6

Von dieser Ausgabe erscheinen jeden Monat zwey Bändchen; jedes Bändchen kostet geheftet 2 gr. oder 9 kr. — Außerdem wird noch eine beßere Ausgabe auf feinem Druckvelinpapier à 4 gr. od. 15 kr. veranstaltet. Diese Subscriptionspreise gelten bis zur bevorstehenden Leipziger Jubilate-Messe; später werden sie erhöht. — Subscribentensammler erhalten bey 10 Exemplaren das eilfte gratis. Die beyden ersten Bändchen werden noch vor Ostern ausgegeben.

Alle Buchhandlungen Deutschlands nehmen hierauf Bestellungen an.

Frankfurt a. M., den 14. Februar 1826.

J. D. Sauerländer.

Bey Gerhard Fleischer in Leipzig ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Woldemar
von
F. H. Jacobi.
Ausgabe lezter Hand.
1826. gr. 8. 1 Thlr. 8 Gr.

Eduard Allwill's
Briefsammlung
von
F. H. Jacobi.
Ausgabe lezter Hand.
1826. gr. 8. 16 Gr.

Bey T. Löffler in Mannheim ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Konrad von Strahlenburg oder das Geistergericht um Mitternacht in den Ruinen des Schreckensteins. Eine Ritter- und Geistergeschichte aus den Zeiten der Kreuzzüge, bearb. nach vorliegendem Plane, von K. H. Spieß. 8. 1 fl. 48 kr.

Homers Batrachomyomachie, in metrischer deutscher Uebersetzung, mit dem Urtexte, von Prof. J. Helm. gr. 8. br. 18 kr.

Aufdeckung
einer öffentlichen Lüge und Marktschreierei der Gebrüder Schumann im Correspondenten von und für Deutschland Nro. 48.

Wir beeilen uns, das Publikum über eine grobe und unerhörte Lüge und Marktschreierei aufzuklären. Die Gebrüder Schumann in Zwickau erlauben sich in No. 48. des Correspondenten von und für Deutschland eine Rüge angeblich aus der Neckarzeitung einzurücken, unsere Taschenausgabe von Walter Scott betreffend.

An dem Bestand dieser ganzen Rüge ist kein wahres Wort, wie untenstehende von der Redaktion der Neckarzeitung unterzeichnete Erklärung darthut!

Wer so gröblich Hunderttausende von Menschen, wie es hier der Fall ist, belügt und dadurch die bürgerliche und merkantilische Ehre eines Andern zu untergraben sucht, verdienen solche Menschen nicht nur allein aus der Buchhändler-Gesellschaft, sondern aus der sittlich-menschlichen Gesellschaft überhaupt gestoßen werden?

Es sey ferne von uns, die übrigen zum größten Theil eben so unlautern und schmählichen Behauptungen in der Nummer jenes Blattes zu widerlegen, unsere Ausgabe

Digitized by Google

spricht für sich selbst, in 20,000 Exemplaren ist sie bereits in ganz Deutschland verbreitet, und schon sind 5000 Exemplare auf die zweyte Auflage bestellt.

Wir haben bereits die unerhörte Schmähschrift der besagten Gebrüder Schumann den sächsischen Gerichten übergeben, wir sind von der bekannten Gerechtigkeitsliebe dieser Gerichte überzeugt, daß sie uns bald vor solchen meuchlerischen Angriffen auf unsere Ehre und unsere Handlungsweise schützen und Recht sprechen werden, und wir werden dann nicht versäumen, dem Publikum den Erfolg mitzutheilen.

Stuttgart, d. 20. Febr. 1826.

Gebrüder Franckh.

* * *

Wir erklären, daß die sogenannte literarische Rüge, welche sich in einem Artikel des Nürnberger Correspondenten von und für Deutschland findet, und welche die Herren Gebrüder Schumann in Zwickau fälschlicher Weise angeben aus der Neckarzeitung entlehnt zu haben, nie in der Neckarzeitung erschienen ist und nie erschienen seyn kann, weil sie keine Beurtheilung, sondern eine ungeziemende Schmähung ist.

Stuttgart, d. 20. Februar 1826.

Redaktion der Neckarzeitung.

Geschenk für Konfirmanden.

Bey mir ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Die fromme Feyer des Abendmahls.

Ein Erbauungsbuch für denkende Christen

von Dr. L. S. Jaspis.

8. mit 1 Kupfer. sauber gebunden. 18 gr.

Wie in den frühern Schriften des rühmlichst bekannten Verfassers, herrscht auch in dieser ein rein christlicher und biblischer Sinn, der jedes fromme Herz ansprechen und wahrhaft erbauen wird.

Leipzig, im Febr. 1826.

Carl Cnobloch.

In unserm Verlage ist erschienen und an alle Buchhandlungen versandt:

Sertürner, Dr. Fr., Die neuesten Entdeckungen in der Physik, Arzneywissenschaft und Chemie, oder Annalen für das Universal-System der Elemente. 1sten Bandes 1stes Heft. Ladenpreis 1 Rthlr. Pränumerationspreis für 6 Hefte oder einen Jahrgang 4 Rthlr. 20 Ggr.

Der reiche und vielseitige Inhalt dieser, die ganze Naturwissenschaft umfassenden Schrift läßt uns hoffen, daß auch der blos gebildete Leser kein Heft unbefriedigt aus der Hand legen wird. — Um unsere Vermuthung zu rechtfertigen, lassen wir eine kurze Uebersicht von einigen Gegenständen folgen, welche größtentheils schon in den ersten 6 Heften dieser Zeitschrift abgehandelt werden.

Heilkunde.

Ueber die schädlichen Erzeugnisse des animalischen Körpers, wodurch die mannigfaltigsten Krankheiten erzeugt, oder gefährlich, und die meisten Menschen getödtet werden. Neues bewährtes Heilverfahren gegen dieselben. Oertliche Entzündungen, der Croup, die Kinderkrankheiten, das Kindbettfieber, der Scharlach, die Anlagen zur Schwindsucht, und die große Anzahl nervöser und entzündlicher Fieber machen keine Ausnahme. Berzelius und Biot über die Lebenskraft. Neue wichtige Heilmittel. Ursache der Heilkraft der Gesundbrunnen und salinischen Bäder ꝛc.

Chemie und Physik.

Von dem mächtigen Einflusse des Sonnenlichts auf die Erde, als Grundursache des thierischen Lebens, der meteorischen Erscheinungen und des gesammten irdischen Kreislaufs. Blicke in die gegenwärtigen und urwe ltlichen Naturverhältnisse. Die Entstehung der Aetherarten. Geschützkunst, große Mängel derselben; gründliche Theorie des Schießpulvers. Neue höchst wirksame Feuergewehre. Erfahrungen über die Alkaloide. Zerlegung der Clorine ꝛc.

Fremde Beyträge bitten wir an uns, oder direkt an den Verfasser zu adressiren. —

Göttingen, den 1. Jan. 1826.

Vandenhoeck und Ruprecht.

Dr. E. F. C. ROSENMÜLLERI

SCHOLIA

IN

VETUS TESTAMENTUM

Partis VI. Vol. I. Editio secunda auctior et emendatior.

Auch unter dem Titel:

Ezechielis Vaticinia

latine vertit et annotatione perpetua illustravit

DR. E. F. C. ROSENMÜLLER.

Vol. I. gr. 8. 2 Rthlr. 16 gr.

hat die Presse verlassen und ist in allen Buchhandlungen zu haben.

Die übrigen Theile dieses des ausgezeichnetsten Beyfalls sich erfreuenden Hauptwerks der theologischen Literatur kosten:

Pars I. Vol. 1. 2. Pentateuchus. 6 Rthlr.
Pars II. Leviticus, Numeri et Deuteronomium. 3 Rthlr.
Pars III. Vol. 1. 2. 3. Jesaias. 7 Rthlr.
Pars IV. Vol. 1. 2. 3. Psalmi. 9 Rthlr.
Pars V. Jobus. 4 Rthlr. 12 gr.
Pars VII. Vol. 1. 2. 3. 4. Prophetae minores. 7 Rthlr.
Pars VIII. Vol. 1. Jeremias. 2 Rthlr. 16 gr.

Der Druck von Pars VI. Vol. 2. (Ezechiel. Vol. 2.), und von Pars VIII. Vol. 2. (Jeremias. Vol. 2.) wird unablässig fortgesezt, und kann die Erscheinung derselben bis März 1826 zugesagt werden.

Ueber die Erscheinung, des bereits vorläufig angezeigten Auszuges der Scholia in Vetus Testamentum, werde ich mich baldigst näher zu erklären nicht verfehlen.

Joh. Ambr. Barth in Leipzig.

Digitized by Google

Nro. 10.

Intelligenz-Blatt.

1826.

In der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart und Tübingen ist erschienen:

Hertha,

Zeitschrift für Erd-, Völker- und Staatenkunde. Unter Mitwirkung des Freyherrn Alexander von Humboldt, besorgt von Berghaus in Berlin und Hoffmann in Stuttgart. Erster Jahrgang. Vierten Bandes erster Heft.

Inhalt.

I. Ueber die Gestalt und das Klima des Hochlandes in der iberischen Halbinsel von Aler. von Humboldt. II. Ueber die Bewässerungsanstalten in den Provinzen Katalonien und Valencia. III. Zur Kunde Nordamerika's. IV. Die Aufnahme der Küsten und Untiefen des mittelländischen Meeres. Ausgeführt in den Jahren 1816 bis 1819 durch den französischen Schiffskapitain Gauttier. V. Versuch einer magnetischen Neigungskarte, gezeichnet nach den Beobachtungen auf den letzten engländischen Nordpolerpeditionen, unter den Kapitainen Roß und Parry. VI. Meyendorff's Reise von Orenburg nach Buchara. VII. Ausführliche Nachrichten über Tibet, aus einer sinesischen Geographie, übersetzt vom Archimandriten Hyacinth. VIII. Nachrichten über Ost-Turkestan oder die kleine Bucharei. Geographische Zeitung; 1825. Zehnte Abthl. Nr. 436. — 489.

Zu diesem Hefte gehören:

Zenne's Bild. Profile der iberischen Halbinsel von Aler. v. Humboldt. Neigungskarte über die nordwestliche Polar-Region von Hansteen.

Ausgegeben den 20sten Februar 1826.

In der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart und Tübingen ist erschienen:

Correspondenzblatt des Würtembergischen Landwirthschaftlichen Vereins. Achter Band. November und Dezember 1825.

Inhalt.

I. Ueber die nachtheiligen Wirkungen der Buchecker-Kuchen auf die Pferde. Von Professor Hering. II. Bericht über einen, in Würtemberg zu Stande gekommenen Versuch mit sogenannten Hagel-Ableitern. Von Professor Plieninger. III. Einladung zu einem botanischen Reise-Verein. Von Professor Hochstetter und Dr. Steudel in Eßlingen. IV. Landwirthschaftliches Hauptfest in Cannstadt. 28. September. V. Ueber die Feuer-Meteore am 19. Mai und 9. November. Vom Professor Hochstetter. VI. Landwirthschaftliche Berichte aus Giengen an der Brenz. Vom Stadtpfarrer Binder. VII. Dank und Aufforderung an die bisherigen und künftigen Theilnehmer des Correspondenzblattes.

Verlagsbericht von Boicke in Berlin.

Berndt, F. A. G., die allgemeinen Grundsätze der praktischen Medizin. Erster Theil. Auch unter dem Titel: die allgemeine Krankheitslehre oder die Theorie der Krankheiten. gr. 8. 2 Rthlr. 18 gr.

Briefsteller, Berlinischer, für das gemeine Leben. Zum Gebrauch für deutsche Schulen und für jeden, der im Briefschreiben sich selbst zu unterrichten wünscht. Zehnte vermehrte Aufl. Mit 1 Kupf. 8. 18 gr.

Briefsteller für junge Kaufleute; von dem Verfasser des Briefstellers für das gemeine Leben. Fünfte verm. Auflage. Mit 1 Kupfer. 8. 1 Rthlr.

Cederhelm, Stammbaum der Könige von Preußen und Kurfürsten von Brandenburg aus dem Hause Hohenzollern. Größtes Imperialformat. 1 Rthlr. 16. gr.

Ciceronis, M. T., de officiis libri tres. Mit einem deutschen Commentar besonders für Schulen. Bearbeitet von J. P. Degen. Dritte sehr vermehrte und verbesserte Ausgabe. 8. 1 Rthlr. 4 gr.

Heinsius, Th., der deutsche Rathgeber, oder alphabetisches Noth- und Hülfs-Wörterbuch zur grammatischen Rechtschreibung und Wortfügung in allen zweifelhaften Fällen, für diejenigen, welche Briefe und Aufsätze aller Art möglichst fehlerfrey zu schreiben wünschen. Fünfte umgearbeitete und sehr vermehrte Ausgabe. gr. 8. 1 Rthlr.

Lehrbuch der brandenburgisch-preußischen Geschichte. Zum Gebrauch in Gymnasien, Militär- und Bürgerschulen. 8. 16 gr.

Rumpf, J. D. F., die Preußische Monarchie, in Hinsicht ihrer Bewohner und ihres Nationalreichthums; ihrer Staatswirthschafts-, Gerichts-, Polizey-, Kirchen-, Schul-, Finanz-, Kriegs-, Post- und Ordensverfassung. gr. 8. 2 Rthlr. 8 gr.

Dessen, der freywillige Eintritt in das preußische Heer und die Aushebung der Ersatzmannschaften nach den neuesten Bestimmungen. Ein Unterricht für Militärpflichtige, deren Väter und Vormünder. gr. 8. 12 gr.

Dessen, Preußens bewaffnete Macht. Eine Darstellung ihrer äußern und innern Verfassung. gr. 8. 2 Rthlr. 12 gr.

Wörterbuch, encyclopädisches, oder alphabetische Erklärung aller Wörter aus fremden Sprachen, die im Deutschen angenommen sind, auch aller in den Wissenschaften, bey den Künsten und Handwerken üblichen Kunstausdrücke, nebst vollständiger Geographie und andern Nachweisungen. 3 Bände. Zweyte sehr vermehrte Auflage. gr. 8. 5 Rthlr.

Franz Varrentrapp,

Buch- und Kunsthändler in Frankfurt am Main.

Catalogus librorum, magnam partem rarissimorum ex omni scientiarum artiumque genere, qui latina, graeca, aliisque linguis literatis conscripti, inde ab initiis artis typographicae ad nostra usque tempora in lucem prodierunt

Digitized by Google

et pretiis solito minoribus venales prostant apud Franciscum Varrentrapp, Librarium Moeno-Francofurtensem. Supplementum II. No. 5765 — 6815. Preis 12 kr.

Dieser wichtige Katalog ist durch alle solide Buchhandlungen zu beziehen. Er enthält 135 Werke, welche von Erfindung der Buchdruckerkunst an bis zum Jahre 1500 erschienen sind. Unter diesen sind die Pergament-Drucke: a) Durandus 1459. b) Constitutiones Clementis V. 1467. c) Justiniani Institutiones 1468. Diese wurde verkauft bey Brienne-Laire: a) 3400 Frcs., b) 1501 Frcs., c) 1880 Frcs. Da sämmtliche Bücher ½ bis ⅔, je nachdem ich sie anzuschaffen Gelegenheit gehabt habe, im Preise heruntergesezt sind, so ist nicht zu zweifeln, daß die seltensten und geachtetsten Werke, welche nur mit großen Kosten und mit Zeitaufwand gesammelt werden konnten, schnell verkauft seyn werden. Reich ist dieser Katalog besonders im Fache der Philologie, an den geachtetsten Ausgaben der griechischen und römischen Klassiker. Ich bitte daher die Freunde der Literatur, besonders die Herren Bibliothekare um gefällige Beachtung, und mich, mit Berücksichtigung des in der Vorrede des 1821 erschienenen Katalogs bemerkten, welcher No. 1. — 5764 enthält und wovon noch Exemplare zu 12 ggr. oder 54 kr. zu haben sind, direkt durch die Post mit ihren Aufträgen zu beehren. Diese Bitte halte ich für um so wesentlicher, da ich viele Bücher zwar mehrfach besitze, und durch beständigen Anlauf und Vermehrung meines Lagers aufs Neue Exemplare dazu erhalte, die seltensten aber, welche oft eine lange Reihe von Jahren gesucht werden, wenn mir die Bestellungen auf indirektem Wege zukommen, leicht verkauft werden können.

Die Durchsicht des Katalogs v. J. 1821 empfehle ich ganz besonders, da ich vor Kurzem große Einkäufe zu machen Gelegenheit gehabt habe, und da unter denselben Vieles aus diesem Katalog früher Verkaufte mir wieder zukam. Eine kostbare Sammlung der ältesten prachtvollsten Manuscripte besitze ich ebenfalls; da aber solche ungesehen nicht zu kaufen sind, so werde ich keinen Katalog darüber fertigen lassen.

Nicht minder reich ist mein Vorrath an deutschen, französischen, englischen, italienischen Büchern, worunter viele kostbare und seltene Werke sind, welche zu sehr wohlfeilen Preisen abgegeben werden.

Zugleich empfehle ich meine Handlung auch bey sonstigen Bedürfnissen von in- und ausländischer Literatur, welche ich entweder aus meinem Vorrath sogleich, oder, in dessen Ermangelung, durch Herbeyschaffung auf das Prompteste zu erfüllen mir angelegen seyn lasse.

Bey Büchersammlungen von Werth, welche zu veräußern gewünscht werden, biete ich meine Dienste an, indem ich nicht nur ganze Bibliotheken liefere und einrichte, sondern auch dergleichen unter annehmbaren Bedingungen, wie bisher, an mich kaufe.

Hierbey muß ich bemerken, daß ich, wenn es nicht ausdrücklich bemerkt ist, keine Schreibereien, Flecken oder sonstige Verunstaltungen, sie mögen auch noch so klein seyn, in den Büchern erwarte; und daß jedes Anerbieten, wo man die äußersten Preise nicht zugleich bemerkt hat, oder wo man wohl gar von mir ein Gebot verlangt, meiner Geschäfte wegen unbeantwortet bleiben muß.

Vorzüglich angenehm sind mir zum Ankauf griechische und römische Schriftsteller in geachteten Ausgaben und literarische Seltenheiten.

Neues Confirmandengeschenk.

M. F. Schmalz,
Pastor zu Neustadt Dresden,

Erbauungsstunden

für Jünglinge und Jungfrauen

nach ihrem feyerlichen Eintritte in die Mitte reiferer Christen. Auch als Beytrag zur häuslichen Andacht.

Zweyte verbesserte Auflage.

Velinpapier mit schönen Kupfern sauber gebunden. Preis 1 Rthlr. — Auf großes Velinpapier 2 Rthlr.

Leipzig bey Friedrich Fleischer. 1826.

Der schnelle Absatz der ersten Auflage dieser Erbauungsstunden hat das höchst ehrenvolle Urtheil gerechtfertiget, welches zahlreiche Zeitschriften über ihren innern Werth ausgesprochen hatten. Aeltern und Jugendfreunden, welche für die Ihrigen bey dem Eintritte in die größere Welt besorgt sind, wird diese zweyte verbesserte Auflage eine willkommene Erscheinung seyn. Sie finden hier einen Freund, der ihre Lieben vor Verführungen zu bewahren, in allen künftigen Verhältnissen zu berathen und in des Lebens schweren Stunden zum Himmel zu weisen bereit ist, indem er sie mit Ernst und Liebe, theilnehmend begleitet. Da diese Schrift kein wichtiges Lebensverhältniß unberührt läßt, so wird sie auch in jedem spätern Alter denen willkommen seyn, welche eine wahre Erbauung suchen, die sich auf klare Ueberzeugung und wohlthuende Erwärmung des Herzens zugleich gründet, und durch beyde zu heiligen Vorsätzen erhebt.

W. Gerhard's

Gedichte,

2 Bändchen in sauber cartonnirtem Einbande,
auf feinem weißem Druckpapier. 3 Rthlr.
auf geglättetem Schweizerpapier. 4 Rthlr. 12 gr.

Der Verfasser, — welcher — durch mehrere literarische Arbeiten der deutschen Lesewelt rühmlichst bekannt — seit einer Reihe von Jahren in vielen, durch Musenalmanache und Zeitschriften verbreiteten Liedern und Balladen auch für das Lyrische entschiedenes Talent bewährt hat, veranstaltet jezt eine mit sorgfältiger Auswahl gebildete Sammlung seiner lyrischen Gedichte, auf deren baldige Erscheinung der unterzeichnete Verleger die zahlreichen Freunde seiner Muse durch gegenwärtige Ankündigung aufmerksam macht.

Alles was sie enthält, ist nochmals aufs strengste kritisch gesichtet, eine große Anzahl noch nirgends gedruckter Poesieen aufgenommen und das Ganze nach Ton und Inhalt sinnig und mit Geschmack geordnet.

Vieles wird der Leser hier finden, was schon vor seinem öffentlichen Erscheinen ins Leben gedrungen, durch Melodien geistreicher Tonsetzer zum Volksliede, zur beliebten Unterhaltung am Pianoforte, zum freudebelebenden Rundgesange an der festlichen Tafel geworden ist; — gewiß eine sichere Bürgschaft für den innern Werth der

Digitized by Google

Dichtungen und eine vollgültige Empfehlung des darin enthaltenen Neuern oder minder Bekannten.

Daher bezweifelt der Verleger keineswegs eine lebhafte Theilnahme des Publikums an dieser Sammlung der Gerhard'schen Gedichte, die sich nach dem Urtheile der urtheilsfähigsten Richter durch wahrhaft poetische Anschauung der Welt und des Lebens, durch rührende, von allem Schwulst entfernte Natürlichkeit, Innigkeit und heitere Klarheit, im Aeußern aber durch die sorgsamste Beachtung der Form und vollendeten Wohlklang über viele ähnliche Erzeugnisse der neuern Zeit erheben und dem Dichter einen ehrenvollen Platz in der Reihe unserer besten Lyriker sichern.

Das Ganze, 40 bis 50 Bogen stark, wird nächstkommende Jubilatemesse erscheinen und, was Druck und Papier betrifft, elegant ausgestattet seyn.

Subscribenten genießen am obenbemerkten Ladenpreise ein Drittheil Nachlaß und steht ihnen Eintritt bis zu Endigung des Druckes frey.

Subscriptionssammlern wird bey unmittelbarer Verhandlung mit Unterzeichnetem das sechste Exemplar freygegeben.

Die Namenliste der Subscribenten wird vorgedruckt.

Leipzig, im Dezember 1825.

Joh. Ambr. Barth.

Das Neueste der Chemie.

Der zweyte Band vom:

Lehrbuch der theoretischen und praktischen Chemie, von L. J. Thénard, übersezt und vervollständigt von G. J. Fechner,

ist so eben an die Pränumeranten abgeliefert.

Ungeachtet der früher berechnete Umfang des Werks (200 Bogen und zahlreiche Tabellen, 42 Kupfertafeln und Thénard's Portrait) wahrscheinlich bedeutend übersteigen wird, indem besonders die Beyträge zur Vervollständigung der organischen Chemie sich sehr gehäuft haben, namentlich Berzelius Föreläsningar i Djurkemien (Zoochemie) (ein classisches, noch in keine andere Sprache übersetztes Werk des berühmten Forschers) dazu aufs Vollständigste benutzt werden wird, so soll doch der Pränumerationspreis von 13 Thlr. 8 gr. für's ganze Werk bis Ende Juni d. J. (aber nicht weiter) bestehen.

Leopold Voß in Leipzig.

Folgende Bücher sind bey uns erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Der Adel und der Bürgerstand im neunzehnten Jahrhundert. Ein Dialog. 8. 12 gr.

Arnold, Aug., über die Zeitdauer, der Rechtschreibung und der fremden Wörter der deutschen Sprache. Ein Versuch die Gesetze dieser theils zu ergänzen, und theils neu zu begründen. 8. 8 gr.

Musäus, J. A., Volksmährchen der Deutschen. Mit einem Vorwort von Fr. Jacobs. 5 Bändchen in 12. Neue Auflage. Mit Vignetten. Subscriptions-Preis 2 Rthlr. 12 gr.

Vojart, Elise, die Toilette der Damen. Eine Anleitung die Schönheit zu erhalten oder zu erhöhen. 12. brosch. 1 Rthlr. 8 gr.

Mütter, denen das körperliche Wohl und die Erhaltung der Schönheit ihrer Töchter am Herzen liegt, können denselben kein zweckmäßigeres Buch in die Hände geben.

Taschenbuch, tägliches, für alle Stände, auf das Jahr 1826. In rothes Leder gebunden. Mit einer Karte. 20 gr.

Wölfer, M., vollständige Anweisung zur praktischen Feldmeßkunst zum Selbstunterricht für Juristen, Oekonomen, Feldmesser und Flurversteiniger. Mit lithograph. Zeichnungen. gr. 8. 1 Rthlr. 8 gr.

Wir können nicht unterlassen, Beamte, Ortsvorsteher, Schulzen und Oekonomen auf dieses äußerst brauchbare Buch aufmerksam zu machen. Es verbindet praktische Deutlichkeit mit Kürze, enthält alles Nöthige, um dieses so wichtige Fach kennen zu lernen, mit Hinweglassung aller gelehrten Raisonnements, und wird daher Jeden befriedigen, der sich dieses Buch anschafft.

Der Zauberkünstler, oder Magie zum Unterricht und geselligen Vergnügen. 4 Bände. 8. Neue Auflage. 2 Rthlr.

Die Mannigfaltigkeit des Inhalts dieses Buches: Taschenspielerkünste, physikalische Experimente, arithmetische Belustigungen, eignet es vorzüglich zur Verkürzung der langen Winterabende für junge und erwachsene Personen.

Gotha, im Januar 1826.

Ettinger'sche Buchhandlung.

In allen Buchhandlungen ist zu haben:

Bailey-Fahrenkrüger's

Wörterbuch der englischen Sprache. 2 Thle.

12te Auflage von Ad. Wagner.

1821 — 23. Ladenpreis für 139½ Bogen auf Druckpapier 6 Rthlr. 8 gr. — auf Schreibpap. 7 Rthlr. 16 gr.

* * *

F. W. Riemer's

Griechisch-Deutsches Wörterbuch. 2 Theile.

4te Aufl. 1823 — 25.

Ladenpreis für 160 Bogen auf Druckpap. 7 Rthlr. — auf Schreibpap. 9 Rthlr.

Das Englische Wörterbuch hat sich seit länger als hundert Jahren auf der Höhe der Literatur erhalten, von Riemer's griechischem Wörterbuche sind von 1803 — 1823 drey starke Auflagen verkauft worden. Beyde Werke sind bekannt genug, um jede Anpreisung überflüssig zu machen.

Die Preise derselben gehören verhältnißmäßig zu den allerwohlfeilsten, besonders ist dieß bey Riemer's Wörterbuch der Fall, wovon der Bogen dieses Formats, Drucks und Papiers noch nicht 1 gr. kostet, und dennoch hat man seit Erscheinung des zweyten Theils und Aufhören des Prän.-Preises im Mai v. J. mich häufig angegangen, den Prän.-Preis noch fortdauern zu lassen; weil der hohe Ladenpreis die Anschaffung dieses trefflichen Buches, besonders auf Schul erschwere.

Dieß würde indessen eine Ungerechtigkeit gegen die frühern Pränumeranten gewesen seyn, und solchem Verlangen konnte daher von meiner Seite nicht nachgekommen werden.

Um jedoch die Anschaffung beyder Wörterbücher für das Publikum und besonders für Schulen zu er-

Digitized by Google

leichtern, habe ich alle guten Buchhandlungen Deutschlands in den Stand gesezt, sowohl bey dem einen als bey dem andern — auf 10 Exemplare, welche zusammen gekauft werden, ein, auf 20 Exemplare drey und auf 40 Exemplare sieben Freyexemplare neben dem etwa sonst üblichen Rabbatte zu liefern.

Jena, den 1. Februar 1826.

Fr. Frommann.

Ackermann aus Böheim. Gespräch zwischen einem Wittwer und dem Tode. Erneuert durch von der Hagen. 12 gr. oder 54 kr.

Diese Schrift gehört in die Reihe der erwecklichen und erbaulichen Bücher und Predigten der s. g. Mystiker, wie Tauler ꝛc. Der Ackermann lebte mit einer geliebten Frau und mehreren Kindern glückselig, bis ihm dieselbe in voller Blüthe im Kindbette durch den Tod entrissen wurde. Es geschah um's Jahr 1429. Alles ist mit allgemeinen großartigen und wiederum ganz einzelnen und eigentlichen Anschauungen der Natur und des Lebens, des edlen ritterlichen Lebens und des dazu begeisternden Frauendienstes meisterlich abgefaßt.

Franz Varrentrapp,
Buchhändler in Frankfurt a. M.

Ueber Reinheit der Tonkunst. Zweyte vermehrte Ausgabe. Heidelberg im Verlag von J. C. B. Mohr. 1826.

Der ausgezeichnete Beyfall, welcher der ersten Ausgabe dieser Schrift vielfach zu Theil geworden ist, hat schnell diese neue Auflage nöthig gemacht. Sie wird wenigstens bis zum Ende Februars erscheinen, fast ganz neu bearbeitet, um die Ansichten des Verf. noch einleuchtender darzulegen, und daher fast um die Hälfte vermehrt. Ein hinzugefügtes, ganz vorzüglich gelungenes neues Brustbild Palestrina's wird dem Leser gewiß auch sehr willkommen seyn.

Bey T. Löffler in Mannheim ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Cammerer, A. A. C., Magazin für Gedächtnißübungen und Deklamation, für Schulen. 4te Aufl. 12. 36 kr.

Epiktets Handbuch der stoischen Moral. A. d. Griech. mit Anmerkungen und Nachrichten über Epiktets Leben, von Fr. Junker. gr. 8. 45 kr.

Lithel, M. G., historische Beschreibung der kaiserlichen Begräbnisse in dem Dome zu Speyer, wie solche vom Jahr 1030 bis 1689 beschaffen gewesen sind, u. s. w. Mit einem Anhange von J. M. König neu herausgegeben. Mit 17 Abdr. geh. br. 1 fl. 48 kr.

An alle Buchhandlungen ist versandt:

Handbuch des Wissenswürdigsten aus der Natur und Geschichte der Erde und ihrer Bewohner. Zum Gebrauch beym Unterricht in Schulen und Familien vorzüglich für Hauslehrer auf dem Lande, so wie zum Selbstunterricht von L. G. Blanc. 4 Theile. Asien, Australien, Afrika, Amerika. Nebst Register über alle vier Theile. 8. 54 Bogen. Preis 2 Rthlr. 10 Sgr.

Hiemit ist dieses, allgemein mit dem größten Beyfall aufgenommene Werk beendiget.

Wem es darum zu thun ist, belehrt zu werden, über die Erscheinungen, welche uns die feste Oberfläche der Erde, das Meer und die Atmosphäre darbieten, wer in einer klaren Darstellung die kosmischen Verhältnisse der Erde zu durchschauen wünscht, wer sich ein lebendes Bild machen will von der natürlichen Beschaffenheit jedes Landes, von seinen physischen und klimatischen Eigenthümlichkeiten, seinen Produkten und ihrer Benutzung, ein Bild des Charakters, der Sitten und des Glaubens seiner Bewohner, wer endlich tiefer einzugehen wünscht in die Geschichte, Sprache und Literatur der Völker, der wird an Blanc's Handbuch einen treuen und zuverlässigen Führer finden.

Der Preis der 4 Theile ist 8 Rthlr. 5 Sgr. — wofür man sie in allen Buchhandlungen erhalten kann. Einzeln kostet der 1ste Theil 1 Rthlr. 25 Sgr., der 2te 2 Rthlr., — der 3te 2 Rthlr., — der 4te 2 Rthlr. 10 Sgr.

Halle, im Januar 1826.

Hemmerde und Schwetschke.

Bey R. Landgraf in Nordhausen *ist erschienen:*

Der Seidenbau

oder die Kunst, auf die leichteste und wohlfeilste Art, sowohl im Großen als im Kleinen Seide zu gewinnen. von Georg Lilla. 12. brosch. Preis 7½ Sgr., 6 gr. 27 kr.

Inhalt: 1) Von dem Aufziehen der Maulbeerbäume und dem Saamen derselben. 2) Mittel, wodurch bewirkt wird, daß der Maulbeersaame am Besten in der Erde gedeihet; und wie die daraus entstandenen Pflänzchen am sichersten emporwachsen. 3) Verpflanzung der jungen Maulbeerbäume von den Saamenbeeten in die Baumschule. 4) Die Verpflanzung der Maulbeerbäume aus der Baumschule ins Freie. 5. Der Seidensaamen. 6. Ausbrütung des Seidensaamens. 7. Wartung der Seidenraupen, während der vier Häutungen. 8. Der Cocon (Gespinst) der Seidenraupen. 9. Wie die Cocons gehaspelt werden. 10. Von der Flockseide, und wie dieselbe zubereitet wird. 11. Von den verschiedenen seidenen Zeuchen. 21. Von dem Nutzen des Seidenbaues.

Bey J. Hölscher in Coblenz ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Harleß, neues praktisches System der speciellen Nosologie. II. 1ste Abtheilung. 5 fl. 30 kr.

(hat auch den Titel: Handbuch der Klinik, 3r Bd.)

Coblenz im Dezember 1825.

Digitized by Google

Nro. 12.

Intelligenz = Blatt.

1 8 2 6.

Karte von Afrika. Nach den neuesten Entdeckungen und Ansichten, mit besonderer Rücksicht auf Karl Ritter's Erdkunde. Ein kritischer Versuch, entworfen und bearbeitet im Jahre 1824 von Heinrich Berghaus. Original-Ausgabe, gestochen von Heinrich Brose. Herausgegeben von der geographischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart 1826. (Vorräthig in Berlin bei Simon Schropp und Comp., Wien bei Artaria und Comp., Mannheim bei Artaria und Fontaine, Paris bei Picquet.) Preis 5½ Rthlr. oder 9 fl. 36 kr. Rhein.

Den Freunden von Hrn. Prof. Karl Ritter's vortrefflicher Erdkunde wird es angenehm sein, endlich eine Karte zu erhalten, welche zum Führer durch das genannte Werk bestimmt ist, und zu deren Zustandebringung Hr. Prof. Ritter selbst freundlich mitgewirkt. Ob diese Karte seit einer langen Jahresreihe die erste Originalkarte über Afrika ist, (die seit einem Vierteljahrhundert erschienenen größeren waren keine Originale) ob sie allen strengen und gerechten Anforderungen der Geographen genügt, und Hr. Prof. Berghaus seine Meisterschaft als zeichnender Geograph durch dieselbe von Neuem bewährt, mögen Kenner entscheiden. Der Stich ist ausgezeichnet schön, und das Terrain unbestreitbar das schönste, was je geliefert ist. Der topographische Kupferstecher, Herr Heinrich Brose (in Berlin), der dies Prachtwerk ausführte und dadurch als der vorzüglichste Terrainstecher, der bis jezt gelebt, sich erwies, ist gegenwärtig beschäftigt eine, von Hrn. Prof. Berghaus bearbeitete, Karte von Europa eben so zu behandeln.

K. F. V. Hoffmann.

Wegen des außerordentlichen delikaten Stiches dieser Karte, kann der Kupferdrucker nur wenige Abdrücke liefern, und es werden daher vor Ausgang des künftigen Monats keine Exemplare ausgegeben, sondern nur Bestellungen darauf angenommen.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

VERLAGS-BERICHTE

von

Ernst Fleischer in Leipzig.

So eben sind bey mir erschienen und noch durch alle Buchhandlungen (bis auf weitere Anzeige) für den billigen Subscriptions-Preis zu haben:

THE
DRAMATIC WORKS
OF
Shakspeare
PRINTED FROM THE TEXT
OF SAMUEL JOHNSON, GEORGE STEEVENS
AND ISAAC REED.
COMPLETE IN ONE VOLUME.

Roy. 8vo. Subscriptions-Preis: 2 Rthlr. 16 Gr. Conv. oder 4 Fl. 48 Kr. Rhein.

Bey einer näheren Zerfällung dieses Preises zeigt es sich, daſs im Durchschnitt jedes einzelne Stück von Shakspeare's 37 Dramen nur einen und dreyviertel Groschen gerechnet ist, und mithin weder bey früher erschienenen, als noch zu erwartenden Ausgaben eine ähnliche Billigkeit zu finden sey.

Zu dieser äuſserst schönen, auf Velin-Papier deutlich und correct gedruckten Ausgabe, welche den allgemeinsten Beyfall gefunden hat, erscheint im November a. c. ein Anhang unter folgendem Titel:

AN APPENDIX
TO
Shakspeare's
DRAMATIC WORKS
etc. etc.

Contents: The Life of the Author by Aug. Skottowe; His Miscellaneous Poems; A critical Glossary compiled after Nares, Ayscough, Hazlitt, Douce and others. With Shakspeare's Portrait taken from the best Originals and engraved by one of our first Artists.

Roy. 8vo. Subscriptions-Preis: 1 Rthlr. 8 Gr. Conv. oder 2 Fl. 24 Kr. Rhein.

Dieses Supplement entspricht im Format und Druck genau obiger Ausgabe der Dramatischen Werke Shakspeare's, und ergänzt alles übrige, nächst den Bühnenschriften, von ihm Vorhandene.

Auf die interessante Lebensbeschreibung durch Aug. Skottowe folgen die sämmtlichen vermischten Gedichte in dieser Ordnung: „*Venus and Adonis; Tarquin and Lucrece; The Sonnets; The passionate Pilgrim; A Lover's Complaint*". — Ein sehr ausführliches critisches Glossarium, das Resultat vieljähriger Forschung und der Benutzung mannigfaltiger seltener Quellen, gibt den Schlüssel zu den sonst häufig, besonders Ausländern unzugänglichen Stellen, und macht den Beschluſs. — Das Brustbild des erhabenen Dichters ist nach dem berühmten Chandos Picture, von C. A. Schwerdgeburth mit der ihm eigenen Virtuosität gestochen, als Titelkupfer hinzugegeben, und kann in meiner Ausgabe der *Dramatic Works*, selbst bey gebundenen Exemplaren, leicht angebracht werden. —

ILLUSTRATIONS
OF
Shakspeare;
COMPRISED IN
TWO HUNDRED AND THIRTY
VIGNETTE-ENGRAVINGS,
BY
Thompson from designs by *Thurston*.
Adapted to all Editions.

Roy. 8vo. Broschirt. Preis: 2 Rthlr.

Die höchst geistreichen Erfindungen eines Thurston, welcher mit Recht als Englands Chodowiecki

Digitized by Google

gelten kann, geben bey allem Reiz des correctesten Miniaturen den Genius der Shakspeare'schen Dramen mit so viel malerischer Wahrheit wieder, dafs es nur Thompson's Meisterhand möglich war, diesen Vignetten im Holzstich jenen hohen Grad der Vollendung zu verleihen, der sie den reinsten Arbeiten der Kupferstecherkunst unbedingt an die Seite stellt. — Auf jedem Octavblatt befinden sich zu jedem Schauspiel sechs Vignetten nebst beygedruckten kurzen Textstellen der Scenen, wodurch den Besitzern irgend einer Octav-Ausgabe (z. B. der bey mir erschienenen: „*Dramatic Works of Shakspeare, printed from the text of Samuel Johnson, George Steevens and Isaac Reed. Complete in one volume. Roy. 8vo. Subscriptions-Preis: 2 Rthlr. 16 Gr. Conv.*“ etc.) Gelegenheit gegeben wird, sie als eine wahre Kunstzierde dem Buche einzuverleiben Shakspeare's Brustbild und unter diesem eine treffliche Darstellung seines Geburtshauses in Stratford, beydes ebenfalls Holzstiche, sind als Frontispice dem Titel vorgebunden. Die sämmtlichen Abdrücke wurden in einer Londoner Officin mit gröfster Reinheit und Schärfe vollzogen, und werden Kennern nichts zu wünschen übrig lassen. — In einen saubern Umschlag geheftet, kosten diese 250 Vignetten nur 2 Rthlr. —

THE
Tragicall Historie of
HAMLET,
Prince of Denmarke.
By William Shake-speare.
As it hath beene diuerse times acted by his Highnesse seruants in the Cittie of London: as also in the two Vniuersities of Cambridge and Oxford, and else-where.
At London printed for N. L. and John Trundell 1603
This first edition verbally reprinted. 8vo. Broschirt. Preis: 12 Gr.

Dieser buchstäbliche Abdruck des in London so eben erschienenen Fac-simile der neuerdings aufgefundenen ersten Edition des Hamlet vom Jahr 1603 wird jedem Freunde Shakspeare's und allen Besitzern irgend einer Ausgabe von dessen Werken als ein wichtiger Beytrag willkommen seyn, da nicht allein die Varianten von grofser Bedeutung sind, sondern auch durch Beybehaltung der alten, sehr abweichenden Schreibart eine antiquarische Probe geliefert wird, in welcher Orthographie Shakspeare seine Dichtungen ursprünglich niederschrieb. —

THE WORKS
OF THE LATE
RIGHT HONOURABLE
Richard Brinsley Sheridan.
COLLECTED
BY
Thomas Moore,
Author of „Lalla Rookh,“ The Lovers of the Angels“ etc.
COMPLETE IN ONE VOLUME.
Post 8vo. Cartonirt. Subscriptions-Preis: 1 Rthlr. 8 Gr. Conv. oder 2 Fl. 24 Kr. Rhein.

Sheridan's gefeyerter Name glänzt in der Reihe von Englands Bühnendichtern als eine der wichtigsten Erscheinungen, und dessen unsterbliche Werke schufen für die brittische Theaterpoesie eine der schönsten Epochen neuerer Zeit. Nur der Mangel einer kaufbaren Ausgabe dieses classischen Dichters war seither in Deutschland dem allgemeinen Bekanntwerden desselben hinderlich, und die Freunde der englischen Literatur entbehrten bis jezt einen der gröfsten Genüsse, welche jene Sprache bietet, die aus Sheridan's Feder mit so viel Anmuth, Witz und Leichtigkeit geflossen ist. Von seinen trefflichen, den Meisten bey uns nur dem Namen nach bekannten Theaterstücken bedarf es blofs der Nennung einiger: (*The Rivals, a Comedy; — The School for Scandal, a Comedy; — Pizarro, a Tragedy;* — etc.), um sogleich den Wunsch zu erwecken, diese Werke zu besitzen, welche hier dem Publicum in einer streng correcten, auf englischem Velinpapier ausgezeichnet schön und deutlich gedruckten Ausgabe, auch zugleich für einen höchst billigen Preis geboten werden.

PEVERIL OF THE PEAK.
By the Author of „Waverley, Kenilworth“ etc.
In four Volumes.
8vo. Cartonirt. Preis: 3 Rthlr. 16 Gr.

Dieser neuere Roman Walter Scott's stellt uns abermals ein reichbegabtes Gemälde des nordischen Meisters vor Augen, und wird bey den Freunden seiner herrlichen Muse in vorliegender, äufserst correcten und sehr eleganten Ausgabe vielen Beyfall finden.

CAPTAIN JAMES COOK'S
FIRST VOYAGE
ROUND THE WORLD.
WITH AN
ACCOUNT OF HIS LIFE PREVIOUS THAT PERIOD.
BY
A. KIPPIS.
Adapted to the use of schools and selfstudy by an english-german phraseology,

Auch unter dem Titel:
Englisches Lesebuch,
JAMES COOK'S
ERSTE REISE UM DIE WELT
enthaltend.
Mit
einer englisch-deutschen Phraseologie
zur
Erleichterung des Uebersetzens bey dem Schul- und Privat-Gebrauch versehen
von
C. Lüdger.
8vo. Cartonirt. Preis: 12 Gr.

Unter den verschiedenen Lesebüchern, die sich in Deutschland sowohl Anfängern als auch geübteren Schülern der englischen Sprache zur fortschreitenden Uebung und stufenweisen Ausbildung in derselben in keiner überreichlichen Auswahl darbieten, dürfte ein kleines Werk, wie gegenwärtiges, bey dessen Reiz des Stoffes von Seiten seiner historischen Wichtigkeit, in Vereinigung mit einer leicht fafslichen, rein stylisirten Darstellung, nicht ohne wesentlichen Nutzen seyn, und

Digitized by Google

noch insbesondere zur näheren Bekanntschaft der seemännischen Ausdrücke, so wie mancher ungewöhnlichen meistens nur auf fremde Länder bezüglichen, Wörter das Seinige beytragen.

Die von Herrn C. Lüdger als Anhang hinzugefügte Phraseologie wird den Gebrauch, auch ohne Beysein des Lehrers, wesentlich erleichtern, da die einer jeden Seite angehenden Erklärungen, unter einzelnen, hinweisenden Rubriken, schnell darin aufzufinden sind.

Vollständige

ENGLISCHE SPRACHLEHRE

für den ersten Unterricht

sowohl, als

für das tiefere Studium

nach

den besten Grammatikern und Orthoepisten: *Beattie, Harris, Johnson, Lowth, Murray, Nares, Walker* u. A. bearbeitet, und mit vielen Beyspielen aus den berühmtesten englischen Prosaikern und Dichtern der ältern und neuern Zeit erläutert,

von

I. G. Flügel.

8. Broschirt. Preis: 1 Rthlr. 10 Gr.

Welchen Zwecken diese neue englische Grammatik entsprechen soll, und mit welchen Hülfsmitteln das Werk bearbeitet wurde, erklärt schon der Titel im Allgemeinen; läfst aber den neuen Plan der Zusammenstellung den Reichthum der Materien, so wie den critischen Geist ihrer Behandlung, keineswegs errathen. Dafs hier etwas ganz Vorzügliches geleistet wird bleibt der Prüfung und Anerkennung aller Urtheilsfähigen überlassen. Druck und Papier werden an die Producte der englischen Pressen erinnern.

(Für denselben Verlag befindet sich unter der Presse:)

IL

PARNASSO ITALIANO

OVVERO

I QUATTRO POETI CELEBERRIMI ITALIANI.

L' Orlando furioso

di

LODOVICO ARIOSTO.

La divina Commedia

di

DANTE ALIGHIERI.

La Gerusalemme liberata

di

TORQUATO TASSO.

Le Rime

di

FRANCESCO PETRARCA.

EDIZIONE

formata sopra i testi antichi più accreditati

e

accompagnata con note istoriche e le lezioni varianti.

COMPIUTO IN UN VOLUME.

Ornata di quattro Ritratti secondo Raffaello Morghen.

Roy. 8vo. Subscriptions-Preis: 2 Rthlr. 20 Gr. Conv. oder 5 Gulden 6 Kreutzer Rhein.

Vereinigt unter diesem gemeinschaftlichen Titel, erscheint bey mir eine neue, mit critischen Noten begleitete Ausgabe der hohen Dichterwerke von Italiens vier gröfsten Meistersängern.

Dem sorgfaltigen Abdruck des Textes, welchem die ältesten, zumeist beglaubigten Original-Ausgaben zum Grunde liegen, werden die wichtigsten Wort- und Sacherklärungen, nebst Verschiedenheiten der Lesart hinzugefügt, so wie dabey nicht minder allen Bedingungen der strengsten Correctheit sicher entsprochen wird. Mit der gewissenhaftesten Erfüllung dieser so wesentlichen, als unerlafslichen Puncte bey jeder, nur dann erst brauchbaren Ausgabe irgend eines fremden Classikers, werde ich mich bemühen, nicht allein einen deutlichen, sondern auch sehr schönen Druck zu vereinen. Die Einrichtung des Textes geschieht in gespaltenen Columnen, ähnlich derjenigen, welche ich bey meinen neuen, mit vielem Beyfall aufgenommenen Ausgaben von: *Shakspeare's Works, complete in one Volume* (Subscriptions-Preis: 2 Rthlr. 16 Gr) und *Sheridan's Works, complete in one Volume* (Subscriptions-Preis: 1 Rthlr. 8 Gr.) getroffen habe. Es werden dazu ganz neu gegossene englische Lettern verwendet, die auf schönem weifsen Velinpapier ihre Wirkung nicht verfehlen können. Ein Octav-Blatt findet man als Probe in allen Buchhandlungen vor. Ueberdiefs werden die Bildnisse der vier Poeten nach den Meisterstichen des Raffaello Morghen, von einem unserer tüchtigsten Künstler (C. A. Schwerdgeburth) gearbeitet, als Titelkupfer hinzugegeben. Bey allen innern und äufsern Vorzügen dieses, mit grofsem Aufwand verknüpften Unternehmens habe ich dennoch den Preis für die ganze, ungefähr 800 Seiten starke Ausgabe nur auf 2 Rthlr. 20 Gr. Conv. M. oder 5 Gulden 6 Kreutzer Rhein. festgesezt, und hoffe durch diese Gemeinnützigkeit unter den jezt sehr zahlreichen Freunden der italienischen Literatur ein günstiges Interesse zu erwecken, da selbst Besitzer vom *Dante, Ariost, Tasso* oder *Petrarca* in einer oder der andern einzelnen Ausgabe, deren jede als Viertel des „Parnasso Italiano" eben so viel und mehr wie hier das Ganze kosten dürfte, durch deren Ankauf kein eigentliches Opfer bringen. Der Druck wird bis nächste Jubilate-Messe beendigt seyn, das Ganze aber in zwey Hälften geliefert, und die erste Abtheilung, welche den Ariost enthält, schon im Januar versendet werden, bey deren Empfang die Subscribenten obigen Preis von 2 Rthlr 20 Gr. Conv. M. erlegen — Zu dem Verzeichnifs der Subscribenten, welches am Schlusse zu stehen kommt, ist eine genaue Angabe der Namen, Charactere und Wohnörter nothwendig. — Alle Buchhandlungen nehmen Subscriptionen an.

THE

WORKS

OF

Thomas Moore, Esq.

ACCURATELY PRINTED FROM THE LAST ORIGINAL EDITIONS.

WITH ADDITIONAL NOTES.

Complete in One Volume.

Roy. 8vo. Cartonirt. Subscriptions-Preis: 2 Rthlr. 8 Gr. Conv. oder 4 Fl. 12 Kr. Rhein.

Digitized by Google

gelten kann, geben bey allem Reiz des correctesten Miniatures den Genius der Shakspeare'schen Dramen mit so viel malerischer Wahrheit wieder, dafs es nur Thompson's Meisterhand möglich war, diesen Vignetten im Holzstich jenen hohen Grad der Vollendung zu verleihen, der sie den reinsten Arbeiten der Kupferstecherkunst unbedingt an die Seite stellt. — Auf jedem Octavblatt befinden sich zu jedem Schauspiel sechs Vignetten nebst beygedruckten kurzen Textstellen der Scenen, wodurch den Besitzern irgend einer Octav-Ausgabe (z. B. der bey mir erschienenen: „*Dramatic Works of Shakspeare, printed from the text of Samuel Johnson, George Steevens und Isaac Reed. Complete in one volume. Roy. 8vo. Subscriptions-Preis: 2 Rthlr. 16 Gr. Conv.*" etc.) Gelegenheit gegeben wird, sie als eine wahre Kunstzierde dem Buche einzuverleiben Shakspeare's Brustbild und unter diesem eine treffliche Darstellung seines Geburtshauses in Stratford, beydes ebenfalls Holzstiche, sind als Frontispice dem Titel vorgebunden. Die sämmtlichen Abdrücke wurden in einer Londoner Officin mit gröfster Reinheit und Schärfe vollzogen, und werden Kennern nichts zu wünschen übrig lassen. — In einen saubern Umschlag geheftet, kosten diese 250 Vignetten nur 2 Rthlr. —

THE
Tragicall Historie of
HAMLET,
Prince of Denmarke.
By William Shake-speare.
As it hath beene diuerse times acted by his Highnesse seruants in the Cittie of London: as also in the two Vniuersities of Cambridge and Oxford, and else-where.
At London printed for N. L. and John Trundell 1603
This first edition verbatim reprinted. 8vo. Broschirt. Preis: 12 Gr.

Dieser buchstäbliche Abdruck des in London so eben erschienenen Fac-simile der neuerdings aufgefundenen ersten Edition des Hamlet vom Jahr 1603 wird jedem Freunde Shakspeare's und allen Besitzern irgend einer Ausgabe von dessen Werken als ein wichtiger Beytrag willkommen seyn, da nicht allein die Varianten von grofser Bedeutung sind, sondern auch durch Beybehaltung der alten, sehr abweichenden Schreibart eine antiquarische Probe geliefert wird, in welcher Orthographie Shakspeare seine Dichtungen ursprünglich niederschrieb. —

THE WORKS
OF THE LATE
RIGHT HONOURABLE
Richard Brinsley Sheridan.
COLLECTED
BY
Thomas Moore,
Author of „Lalla Rookh," The Lovers of the Angels" etc.
COMPLETE IN ONE VOLUME.
Post 8vo. Cartonirt. Subscriptions-Preis: 1 Rthlr. 8 Gr. Conv. oder 2 Fl. 24 Kr. Rhein.

Sheridan's gefeyerter Name glänzt in der Reihe von Englands Bühnendichtern als eine der wichtigsten Erscheinungen, und dessen unsterbliche Werke schufen für die brittische Theaterpoesie eine der schönsten Epochen neuerer Zeit. Nur der Mangel einer kaufbaren Ausgabe dieses classischen Dichters war seither in Deutschland dem allgemeinen Bekanntwerden desselben hinderlich, und die Freunde der englischen Literatur entbehrten bis jezt einen der gröfsten Genüsse, welche jene Sprache bietet, die aus Sheridan's Feder mit so viel Anmuth, Witz und Leichtigkeit geflossen ist. Von seinen trefflichen, den Meisten bey uns an dem Namen nach bekannten Theaterstücken bedarf es blofs der Nennung einiger: (*The Rivals, a Comedy; — The School for Scandal, a Comedy; — Pizarro, a Tragedy;* — etc.), um sogleich den Wunsch zu erwecken, diese Werke zu besitzen, welche hier dem Publicum in einer streng correcten, auf englischem Velinpapier ausgezeichnet schön und deutlich gedruckten Ausgabe, auch zugleich für einen höchst billigen Preis geboten werden.

PEVERIL OF THE PEAK.
By the Author of „Waverley, Kenilworth" etc.
In four Volumes.
8vo. Cartonirt. Preis: 3 Rthlr. 16 Gr.

Dieser neuere Roman Walter Scott's stellt uns abermals ein reichbegabtes Gemälde des nordischen Meisters vor Augen, und wird bey den Freunden seiner herrlichen Muse in vorliegender, äufserst correcten und sehr eleganten Ausgabe vielen Beyfall finden.

CAPTAIN JAMES COOK'S
FIRST VOYAGE
ROUND THE WORLD.
WITH AN
ACCOUNT OF HIS LIFE PREVIOUS THAT PERIOD.
BY
A. KIPPIS.
Adapted to the use of schools and selfstudy by an english-german phraseology,
Auch unter dem Titel:
Englisches Lesebuch,
JAMES COOK'S
ERSTE REISE UM DIE WELT
enthaltend.
Mit
einer englisch-deutschen Phraseologie
zur
Erleichterung des Uebersetzens bey dem Schul- und Privat-Gebrauch versehen
von
C. Lüdger.
8vo. Cartonirt. Preis: 12 Gr.

Unter den verschiedenen Lesebüchern, die sich in Deutschland sowohl Anfängern als auch geübteren Schülern der englischen Sprache zur fortschreitenden Uebung und stufenweisen Ausbildung in derselben in keiner überreichlichen Auswahl darbieten, dürfte ein kleines Werk, wie gegenwärtiges, bey dessen Reiz des Stoffes von Seiten seiner historischen Wichtigkeit, in Vereinigung mit einer leicht faslichen, rein stylisirten Darstellung, nicht ohne wesentlichen Nutzen seyn, und

Digitized by Google

noch insbesondere zur näheren Bekanntschaft der seemännischen Ausdrücke, so wie mancher ungewöhnlichen meistens nur auf fremde Länder bezüglichen, Wörter das Seinige beytragen.

Die von Herrn C. Lüdger als Anhang hinzugefügte *Phraseologie* wird den Gebrauch, auch ohne *Beyein des Lehrers*, wesentlich erleichtern, da die *einer jeden Seite* angehenden Erklärungen, unter einzelnen, hinweisenden Rubriken, schnell darin aufzufinden sind.

Vollständige

ENGLISCHE SPRACHLEHRE

für den ersten Unterricht

sowohl, als

für das tiefere Studium

nach

den besten Grammatikern und Orthoepisten: *Beattie, Harris, Johnson, Lowth, Murray, Nares, Walker* u. A. bearbeitet, und mit vielen Beyspielen aus den berühmtesten englischen Prosaikern und Dichtern der ältern und neuern Zeit erläutert,

von

I. G. Flügel.

8. Broschirt. Preis: 1 Rthlr. 10 Gr.

Welchen Zwecken diese neue englische Grammatik entsprechen soll, und mit welchen Hülfsmitteln das Werk bearbeitet wurde, erklärt schon der Titel im Allgemeinen; läfst aber den neuen Plan der Zusammenstellung den Reichthum der Materien, so wie den critischen Geist ihrer Behandlung, keineswegs errathen. Dafs hier etwas ganz Vorzügliches geleistet wird bleibt der Prüfung und Anerkennung aller Urtheilsfähigen überlassen. Druck und Papier werden an die Producte der englischen Pressen erinnern.

(*Für denselben Verlag befindet sich unter der Presse:*)

IL

PARNASSO ITALIANO

OVVERO

I QUATTRO POETI CELEBERRIMI ITALIANI.

L' Orlando furioso

di

LODOVICO ARIOSTO.

La divina Commedia

di

DANTE ALIGHIERI.

La Gerusalemme liberata

di

TORQUATO TASSO.

Le Rime

di

FRANCESCO PETRARCA.

EDIZIONE

formata sopra i testi antichi più accreditati

e

accompagnata con note istoriche e le lezioni varianti.

COMPIUTO IN UN VOLUME.

Ornata di quattro Ritratti secondo Raffaello Morghen.

Roy. 8vo. Subscriptions-Preis: 2 Rthlr. 20 Gr. Conv. oder 5 Gulden 6 Kreutzer Rhein.

Vereinigt unter diesem gemeinschaftlichen Titel, erscheint bey mir eine neue, mit critischen Noten begleitete Ausgabe der hohen Dichterwerke von Italiens vier gröfsten Meistersängern.

Dem sorgfaltigen Abdruck des Textes, welchem die ältesten, zumeist beglaubigten Original-Ausgaben zum Grunde liegen, werden die wichtigsten Wort- und Sacherklärungen, nebst Verschiedenheiten der Lesart hinzugefügt, so wie dabey nicht minder allen Bedingungen der strengsten Correctheit sicher entsprochen wird. Mit der gewissenhaftesten Erfüllung dieser so wesentlichen, als unerlaßlichen Puncte bey jeder, nur dann erst brauchbaren Ausgabe irgend eines fremden Classikers, werde ich mich bemühen, nicht allein einen deutlichen, sondern auch sehr schönen Druck zu verbinden. Die Einrichtung des Letztern geschieht in gespaltenen Columnen, ähnlich derjenigen, welche ich bey meinen neuen, mit vielem Beyfall aufgenommenen Ausgaben von: *Shakspeare's Works, complete in one Volume* (Subscriptions-Preis: 2 Rthlr. 16 Gr) und *Sheridan's Works, complete in one Volume* (Subscriptions-Preis: 1 Rthlr. 8 Gr.) getroffen habe. Es werden dazu ganz neu gegossene englische Lettern verwendet, die auf schönem weifsen Velinpapier ihre Wirkung nicht verfehlen können. Ein Octav-Blatt findet man als Probe in allen Buchhandlungen vor. Ueberdiefs werden die Bildnisse der vier Poeten nach den Meisterstichen des Raffaello Morghen, von einem unserer tüchtigsten Künstler (C. A. Schwerdgeburth) gearbeitet, als Titelkupfer hinzugegeben. Bey allen innern und äufsern Vorzügen dieses, mit grofsem Aufwand verknüpften Unternehmens habe ich dennoch den Preis für die ganze, ungefähr 800 Seiten starke Ausgabe nur auf 2 Rthlr. 20 Gr. Conv. M. oder 5 Gulden 6 Kreutzer Rhein. festgesezt, und hoffe durch diese Gemeinnützigkeit unter den jezt sehr zahlreichen Freunden der italienischen Literatur ein günstiges Interesse zu erwecken, da selbst Besitzer vom *Dante, Ariost, Tasso* oder *Petrarca* in einer oder der andern einzelnen Ausgabe, deren jede als Viertel des „Parnasso Italiano" eben so viel und mehr wie hier das Ganze kosten dürfte, durch deren Ankauf kein eigentliches Opfer bringen. Der Druck wird bis nächste Jubilate-Messe beendigt seyn, das Ganze aber in zwey Hälften geliefert, und die erste Abtheilung, welche den Ariost enthält, schon im Januar versendet werden, bey deren Empfang die Subscribenten obigen Preis von 2 Rthlr 20 Gr. Conv. M. erlegen — Zu dem Verzeichnifs der Subscribenten, welches am Schlusse zu stehen kommt, ist eine genaue Angabe der Namen, Charactere und Wohnörter nothwendig. — Alle Buchhandlungen nehmen Subscriptionen an.

THE

WORKS

OF

Thomas Moore, Esq.

ACCURATELY PRINTED FROM THE LAST ORIGINAL EDITIONS.

WITH ADDITIONAL NOTES.

Complete in One Volume.

Roy. 8vo. Cartonirt. Subscriptions-Preis: 2 Rthlr. 8 Gr. Conv. oder 4 Fl. 12 Kr. Rhein.

Digitized by Google

Durch seine „*Lalla Rookh*," „*The Loves of the Angels*," „*Irish Melodies* und eine grofse Zahl der trefflichsten Gesänge, Balladen, Oden und anderer Gedichte vermischten Inhalts, auch eine komische Oper „*M. P., or the Blue-Stocking*" betitelt, hat sich *Thomas Moore* unsterblichen Ruhm erworben, und ein nie verlöschendes Denkmal in Englands Dichterliteratur gegründet. Seine sämmtlichen Werke erscheinen hier zum Erstenmale gesammelt in einer vollständigen, correcten Ausgabe, die auch in typographischer Hinsicht keinen Anspruch unbefriedigt lassen wird, und unsern deutschen, jetzt so haufigen Verehrern britischer Classiker bey der ungemeinen Billigkeit des Preises um so erfreulicher werden dürfte. Ich mache mich anheischig, dessen ganze Werke nebst einer bedeutenden Anzahl hinzugefügter Noten in einem Grofs-Octav-Band für den äuiserst niedrigen Preis von 2 Rthlr 4 Gr. zu liefern. Der Druck wird mit neuen englischen Lettern auf schönem Velinpapier gewifs zur allgemeinen Befriedigung ausgeführt werden und bis Monat December dieses Jahres beendet seyn. — Subscription nehmen alle Buchhandlungen an.

Shakspeareana.

A SUPPLEMENT TO EVERY EDITION
OF
SHAKSPEARE's DRAMATIC WORKS;
containing a series of those commonly called „Old Plays" which are to be attributed to this eminent genius by principles of the higher critics.
Now first completely arranged, critically explained, and enlarged with several Plays never before printed,
by
LEWIS TIECK, Esq.
Roy. 8vo.

Nueva edicion de
LAS COMEDIAS
DE
D. Pedro Calderon de la Barca,
COTEJADAS CON LAS MEJORES EDICIONES HASTA AHORA PUBLICADAS, CORREGIDAS Y DADAS A LUZ
POR
JUAN JORGE KEIL.
En 4 Tomos.
Adornados de un Retrato del Poeta. 8vo mayor.

Kein Schriftsteller des gesammten Auslandes dürfte noch in unserer Zeit dringendere Ansprüche auf eine vollständige und critische Handausgabe seiner Werke zu machen haben, als der unsterbliche *Calderon*, dessen fruchtbarer Genius seinem Vaterlande ein dauerndes Vermächtnifs, würdig des reinsten Nationalstolzes, gestiftet hat. Alle übrige gebildete Nationen sind hinter dieser Anerkennung nicht zurück geblieben, und vielfältige Uebertragungen in deutscher, französischer und englischer Sprache, beurkunden die ausgebreitete Verehrung dieses grofsen Dichters. — Nicht allein für Deutschland, sondern auch zugleich alle übrigen Länder, selbst Spanien nicht ausgenommen, ist die Veranstaltung einer vollständigen Ausgabe, wie sie hier beabsichtigt wird, vom höchsten Interesse, da ihr vorgestecktes Ziel, einen *critisch gereinigten* Text der sämmtlichen Calderon'schen Schauspiele mit äufserster Correctheit zu liefern, dabey die strengste Verpflichtung bleibt. Diese Ausgabe wird im Ganzen vier starke Grofs-Octav-Bände umfassen, welche nicht weniger als 108 Stücke einschliefsen. Die Deutlichkeit der Lettern darf bey aller Oekonomie des Druckes keineswegs leiden, und es soll im Gegentheil viel Sorgfalt auf die Schönheit der Ausstattung verwendet werden. — Da gegenwärtige Bekanntmachung nur als eine vorläufige zu betrachten ist, so bleiben die näheren Mittheilungen der ausführlichen Anzeige einer nächstens zu eröffnenden Subscription aufbewahrt. —

A
Critical Pronouncing Dictionary
AND
EXPOSITOR OF THE ENGLISH LANGUAGE,
IN WHICH NOT ONLY THE MEANING OF EVERY WORD IS CLEARLY EXPLAINED, AND THE SOUND OF EVERY SYLLABLE DISTINCTLY SHOWN, BUT, WHERE WORDS ARE SUBJECT TO DIFFERENT PRONUNCIATIONS, THE AUTHORITIES OF OUR BEST PRONOUNCING DICTIONARIES ARE FULLY EXHIBITED, THE REASONS FOR EACH ARE AT LARGE DISPLAYED, AND THE PREFERABLE PRONUNCIATION IS POINTED OUT.
To which are prefixed,
PRINCIPLES OF THE ENGLISH PRONUNCIATION, etc.
BY
JOHN WALKER.
Critically reprinted from the 27th London Edition.
Roy. 8vo. Cartonirt. Preis: 2 Rthlr.

In dem Verlage des Unterzeichneten wird gegenwärtig die Herausgabe einer vollständigen Kupfer-Gallerie in Umrissen zu Shakspeare's sämmtlichen dramatischen Werken lieferungsweise vorbereitet, und hierauf das kunstliebende Publicum vorläufig aufmerksam gemacht.

GALLERIE
ZU
SHAKSPEARE'S DRAMATISCHEN WERKEN.
IN UMRISSEN.
ERFUNDEN UND GESTOCHEN
von
Moritz Retzsch.
Mit den deutschen, englischen und französischen Text-Stellen der Scenen versehen.
In allegorischem Umschlag. Cartonirt. 4.

Das Format ist mit jenem der bereits von demselben Herausgeber bearbeiteten Umrisse zu Goethe's Faust, Schiller's Gang nach dem Eisenhammer und dessen Kampf mit dem Drachen übereinstimmend; der ersten Lieferung, welche den Hamlet in 16 Blättern enthält und zu Anfang des künftigen Jahres erscheint, wird eine ausführliche Bekanntmachung des ganzen Unternehmens, so wie der nähern Bedingungen einer zu eröffnenden Subscription, vorangehen.

Leipzig, Febr. 1826.

Ernst Fleischer.

Digitized by Google

Nro. 13.

Intelligenz = Blatt.

1826.

Zeichen der Zeit im Gebiete der Musik.

Nachtrag.

Von Hans Georg Nägeli.

Auch das gehört zu den Zeichen in diesem Gebiete, daß der Verfasser der Schrift „Ueber Reinheit der Tonkunst", deren Widerlegung im Literatur-Blatt auf eine Menge buchstäblicher Citate und historischer Belege gegründet ist, in seiner „Vertheidigung" (Nro. 97.) dieselbe als eine Sache der Persönlichkeit und des Tones darstellt, und so dem Publikum den Inhalt aus den Augen rückt. Allein es handelt sich nicht um den Ton. Ob der Verfasser meinen Ton bitter oder süß finde, das ist Nebensache. Aber keineswegs Nebensache und keineswegs Tonsache ist dasjenige, was er in meiner Widerlegung „höchst ehrenrührig" findet. Wirklich kann es so angesehen werden. Ist dieses „höchst Ehrenrührige" unwahr, so fällt es mit seinem ganzen Gewicht auf mich zurück. Darüber steht nicht ihm, nicht mir, sondern allein dem Publikum die Entscheidung zu. Demselben sey sie auch überlassen.

Nur an einem einzigen Beyspiel erlaube ich mir zu zeigen, wie er, „der das Feld nicht räumen will", es sogar da räumt, wo es Pflicht des Ehrenmanns war, sich über den Vorwurf der Unwahrhaftigkeit, womit er sich zugleich einen Angriff auf die Ehre des Künstlerstandes erlaubte, zu rechtfertigen. Meine Widerlegung enthält nämlich das buchstäbliche Citat, „die Musik-Direktoren „und Vorsteher der Singvereine suchen alles Classische „zu unterdrücken", und die logische Folgerung, „er mache damit sie alle zu gewissenlosen Culturverderbern". Dagegen entschuldigt er sich nun mit keiner einzigen, wirklichen, historischen Thatsache, sondern nur mit der angeblichen, „ich wußte, daß an einem Orte ein junger Mu„siker vielen unschuldigen Seelen seine schlechten Schö„pfungen aufzudringen bemüht war."

Hingegen appellire ich darüber an das rechtliche Publikum, daß der Verf. mich in meinem bürgerlichen Beruf angreift!

„Der Buchladen des Herrn N. wird immer mehr „Ladenhüter bekommen, seine musikalische Lesegesellschaft, „aus der ich, zu seinem Mißfallen, wegen gänzlicher „Nichtbefriedigung längst ausgetreten bin, wird immer „mehr schwinden." Er spricht mir überdieß die nöthigen historischen Kenntnisse ab, worauf der öffentliche Credit eines musikalischen Sammlers und Bibliothekars wesentlich beruht. Er rühmt sich dabey noch der Gewissenhaftigkeit, indem er sagt, „daß der Zürcher Meister von „der Geschichte der Musik vielfach nichts weiß, kann ich mit „gutem Gewissen versichern." Er will sich hievon sogar durch „mündliche Unterhaltungen" überzeugt haben.

Hätte derselbe solche Dinge in einer musikalischen Zeitung ausgesprochen, deren Lesern mein Wissen und Wirken bekannt genug ist, so würde er damit nur sich selber compromittirt haben; hier aber, in diesem allgemeinen Tagblatt muß ich vor dem gesammten Publikum meine musikalische Erudition zugleich mit meinen Berufsleistungen vertheidigen.

1) Der Grund, warum mein „Buchladen immer mehr Ladenhüter bekommen werde", soll der seyn, daß viele vergessene Meisterwerke ans Tageslicht kommen. Dieß setzt voraus, daß solche Werke in meinem Buchladen nicht zu haben seyen. Nun bin ich selber einer derjenigen Musikhändler und Verleger, der vergessene oder auch unbekannte Meisterwerke an's Tageslicht zieht und verbreitet. Als Verleger that ich es schon vor einem Vierteljahrhundert vermittelst der Herausgabe der „Werke der strengen Schreibart." Im General-Catalog und zehn Novitäten-Catalogen meiner Sortimentshandlung und Leihbibliothek sind viele neue Auflagen classischer Meisterwerke enthalten. Daneben ist es ein Zweig meines Berufs, wie ihn viele Musikhändler treiben, daß ich ungedruckte classische Werke auf Bestellung hin in Abschriften verkaufe. Meine ansehnliche Bibliothek classischer Kirchenwerke enthält zwar, wie es bey einem kunstverständigen Sammler vorauszusetzen ist, weit mehr deutsche, als italienische. Aber auch an solchen, namentlich von Palestrina, ist mein Vorrath nicht gering. Vieles ist mir auch sonst durch die Hände gegangen. Vieles habe ich schon im Jahre 1806 während eines vierteljährigen Aufenthalts in Paris bey den Kunstgelehrten Jsouard, Mehül, Pleyel und Stigel kennen gelernt; dazu gehören auch die französischen Classiker, Clairambault und Lalande, für ihre Zeit ausgezeichnet, so wie der portugiesische Ritter Perez. Die Londoner Original-Ausgabe der Händel'schen Oratorien war auch schon da. Aus Italien kann ich von all' den tausend angeblichen Raritäten verschreiben, was ich will. Zum Beweis schließe ich hier dem Publikum eine Hauptquelle in Rom selbst auf. Daraus kann schöpfen, wer Lust hat. Catalogo della musica esistente presso Fortunato Santini in Roma, (nel Palazzo de' Principi Odeschalchi incontro la chiesa de SS. XII. Apostoli 1820.) Im Vorbericht heißt es neben anderm: Si e da me diligentemente osservato, e copiato quello che vi era de più interessante e curioso nelle Biblioteche di quest' Alma Città. — Si trovera in questa mia collezione tutto quello, che si canta di più bello nella Capella Papale nelle tre Patriarcali, ed in altre Chiese in tutte le festività dell' anno. Si potranno quindi avere Messe, Graduali, Offertorj ed altre Composizione a 1. 2. 3. 4. 5. 6. 7. 8. 10. 12. 16 e più voci de' migliori Compositori, che abbia noi dato la Scuola Romana, Napoletana, Veneta, e Bolognese. Dieser gedruckte Catalog enthält mehrere tausend italienische Kirchenwerke. Es kommen darin wenigstens sechzig Kirchen-Componisten des sechszehnten, und wenigstens neunzig des siebzehnten Jahrhunderts vor. Die meisten, in der Geschichte der italienischen Kirchenmusik berühmten Namen werden hier aufgeführt. Nur Goudimel, der Lehrer Palestrina's, den auch ich nicht beachten soll, fehlt. Diesen kann man noch näher haben, und meine Nichtbeachtung rührt daher, daß er mir schon in meiner Jugend alltäglich geworden. Seine „herrlichen Calvinischen" Choräle sind in den meisten protestantischen Schweizer-Cantonen heut zu Tage noch

als Kirchengesangbuch gesetzlich eingeführt. Dieses Gesangbuch ist in Zürich in Stereotypen vierstimmig gedruckt, und ist in der Schweiz in mehr als hunderttausend Exemplaren im Umlauf.

2) So lächerlich es ist, Jemanden vorzuwerfen, er kenne etwas nicht, wovon er nicht spricht, so wird diese Sache dadurch ernsthaft, daß er damit eine falsche Angabe aus meiner „Chorgesangschule" in Verbindung bringt, indem er sagt: „über alles, was von Sebastian Bach „geschaffen war, weiß er fast nichts zu sagen, und hilft „sich bloß mit der unerhörten Behauptung": „im Allgemeinen hätte nach kritischer Ansicht, was von einem dieser Classiker desselben Zeitalters herrührt, ein anderer „ebensowohl gemacht haben können." Hätte ich dieß bloß als Behauptung so hingestellt, so wäre es wirklich etwas unerhörtes. Die unmittelbar vorhergehenden Worte: im dritten Capitel meiner Chorgesangschule, welchen im zweyten Capitel schon eine Besprechung der „Motette älterer Art", und ihres Verhältnisses zum modernen Chor- und Kirchenstyl vorhergegangen, lauten so: „Eine ausführliche Nachweisung würde uns in das „Gebiet der Kritik tief einführen. Wir können daher „wegen des für die Menge der Materien so beschränkten „Raumes hier den Charakter unserer Chorstylisten nur in „flüchtigen Umrissen andeuten; ja wir müssen uns begnügen, über jeden derselben auch nur etwas Bestimmtes und Beziehendes von dem zu sagen, was zunächst „den Chorregenten angeht, und für ihn Werth hat. — „Kunsthistorisch können wir nicht füglich weiter hinauf „steigen, als zu Joh. Sebastian Bach. Bey den „Choralisten der Reformationszeit ist noch kein individueller Charakter erkenntlich. Wäre ein solcher in „irgend einem Individuum damals vorhanden gewesen, „so hätte dasselbe diese allzubeschränkte und beschränkende Form erst durchbrechen müssen, und hätte sie durchbrochen. Bey den Motettisten älterer Zeit sticht „eben so wenig ein eigenthümlich ausgeprägter Charakter „hervor. Der Gebrauch der Vorhälte, Dissonanzen, „Modulationen, der sich zufällig bey dem Einen findet, „bey dem andern nicht, bietet uns eine ziemlich unwesentliche Verschiedenheit in Kenntniß und Benutzung derjenigen Kunstmittel dar, die auf dem technischen Theil der Harmonielehre beruhen. Auch ist „uns einigermaßen ein früheres oder späteres Zeitalter aus der mehr oder minder geregelten Figural„kunst ersichtlich, die z. B. bey dem alten Frescobaldi „dürftiger erscheint, als bey dem alten Marcello, einem der neuesten dieser Alten." Mehr von den italienischen Chor-Componisten in einem Lehrbuch für deutsche Sangmeister zu sprechen, wäre zweckwidrig gewesen, weil bestimmt und bezeichnend von folgenden Deutschen gesprochen werden mußte, und es auch wurde: Emanuel und Sebastian Bach, Gluck, Händel, Joseph und Michael Haydn, Homilius, Kunzen, Mozart, Naumann, Reichardt, Rolle, Schulz, Stölzel, Vogler und Wolf.

3) Mit den „mündlichen Unterhaltungen" verhält es sich so: Geschäfte führten mich zu ihm, das Eine Mal der Plan meiner Leihbibliothek, das andere das Vorhaben meiner Vorlesungen. Mein Aufenthalt bey ihm war jedesmal so kurz, daß zusammengenommen nicht eine Stunde lang von Kunst gesprochen wurde. Von den „tausend Meisterwerken" konnte also unmöglich die Rede seyn; und so konnte er auch nicht erfahren, was ich in dem Gebiete der Kunst und Kunstgeschichte weiß, und was ich nicht weiß. Wie hätte ich auch kunsthistorisch mit ihm eintreten können? Er nimmt ja offenbar bloße Geschichtskunde für Geschichtskenntniß, und meint, er bewähre schon historisches Wissen, wenn er viele alte Namen und Werke herzählt, und beurkunde Kenntniß ihres Inhalts, wenn er von „ächtkirchlichem" oder von „belebtem" Styl spricht, die alten Kirchen-Componisten „Riesen" und „Engel" nennt, und ihre Gesänge „himmlisch" findet. Und wie hätte ich vollends kunstwissenschaftlich mit ihm eintreten können? Er sagt ja selber, er habe, „während ich zur Empfehlung „meiner Leihbibliothek in Süd-Deutschland herumreisete, „und Vorlesungen hielt" (ersteres geschah im Jahr 1819, letzteres im Jahr 1823) „sich des Generalbasses ganz bemächtigt." Er kennt also erst die Elementarlehre der Tonsetzkunst, die man heut zu Tage sowohl im Privatunterricht als in den Schulen zehnjährigen Kindern beybringt; und beweiset damit, daß er, ohne die höhere Compositions-Lehre und den Contrapunkt studirt zu haben, in seiner Schrift über Classicität contrapunktischer Kunstwerke bloß in den Tag hinein geschwatzt hat. Denn daß ohne Kenntniß des Contrapunkts über ein contrapunktisches Kunstwerk, wie alle fugirten Chöre sind, kein Kunsturtheil, auch kein historisches, möglich ist, weiß jeder Musiker und begreift jeder vernünftige Dilettant.

4) Er sagt: meine musikalische Leihbibliothek werde immer mehr schwinden. Sie wäre demnach schon im Schwinden. Jedermann weiß, was es auf sich hat, ein bürgerliches Gewerbe in einem öffentlichen Blatte so zu verdächtigen. Auch er scheint etwas davon zu fühlen; daher will er dessen schlechte Verwerbung damit beweisen, daß er „wegen gänzlicher Nichtbefriedigung längst ausgetreten sey." Zum Unglück für ihn, und Genugthuung für mich, beweiset er aber damit nur seine Unwahrhaftigkeit. Zwar ist er wirklich nach seinem jährlichen Abonnement vom May 1819 bis May 1820 ausgetreten; er aber, der gänzlich Nichtbefriedigte! ist im Januar 1823 bis Januar 1824 wieder eingetreten. Mancher Leser dürfte hier anstehen, wem er glauben soll; daher muß ich hinzusetzen, daß ich dieß nicht allein durch meine Handlungsbücher, sondern auch durch meinen Commissionair, Herrn Organist Gaa in Heidelberg, beweisen kann. Auch muß ich nothwendig bemerken, was der „gänzlich Nichtbefriedigte" erhielt: Im ersten Abonnement, wie er verlangte, Opern, monatlich zwey, von Cherubini, Cimarosa, Fioravanti, Gluck, Pär, Righini, Sacchini, Salieri, Spontini, nebst ein paar neuen Auflagen Händel'scher Oratorien; — im zweyten Abonnement: 12 Solo-Sonaten-Werke von Beethoven, die er vorzugsweise verlangte, daneben Werke von Clementi, Düssek, Haydn, Hummel, Moscheles, Ries, Steibelt, C. M. Weber ꝛc., nebst verlangten Tänzen und vierhändiger Musik.

Was endlich ein solcher Kunstbeurtheiler über mich als Componisten sagt, lasse ich ganz dahin gestellt; jedoch muß ich gestehen: aus dem Munde eines Mannes, welcher unsere musikalische Zeitcultur als einen „Jammer" bejammert, ist eigentlich für einen Zeitgenossen das Lob herabwürdigender als der Tadel. Er, der mich bey Beurtheilung eines Psalms einen „Rasenden" nennt, will „mehrere meiner frühern Lieder immer recht in „Ehren halten." Welche Ehre! wirklich scheint er

damit als Historiker sprechen zu wollen. Als reinhistorisch gehört Folgendes hieher: „Ich war nicht bloß als Pädagog, sondern auch als Componist, der historisch Erste, der das zweystimmige und das dreystimmige Lied, gleichwie das Männer-Quartett, nach Form und Styl zum Chorlied erhob. Vor meinen Sammlungen existirte in ganz Deutschland keine einzige in allen drey Gattungen solcher Chorlieder. Diese meine „unglückliche „Idee" haben seither viele Pädagogen und Componisten aufgefaßt, und so habe ich zum Glück viele Unglücksgefährten, welche die Schuld dieses über das deutsche Volk gebrachten Kunstunheils mit mir zu tragen haben. Zu unsern Mitschuldigen gehört auch Herr Gottfried Weber, welcher zu geistlichen Gesängen von meinen zweystimmigen eine Orgelbegleitung (Leipzig b. Hofmeister) hinzu-arrangirt hat, damit auch diese, gleichwie die andern, in den Kirchen gesungen werden können.

Schließlich gebe ich den Lesern dieser für die Tagesgeschichte und Culturverbreitung bestimmten Blätter, worin ich über ein unerfreuliches, jene Geschichte entstellendes und diese Verbreitung hintertreibendes „Zeichen der Zeit" mich aussprechen mußte, die Zusicherung, daß ich mich nunmehr bald über ein erfreuliches auszusprechen haben werde, welches aber auch wegen seiner historischen Bedeutung gründlich besprochen zu werden verdient.

In der J. G. Cotta'schen Buchhandlung, Stuttgart und Tübingen ist erschienen:

Kleine Beschreibung von Würtemberg mit einer Uebersicht seiner Geschichte und einer Einleitung in die allgemeine Erdkunde. Von J. D. G. Memminger. Zweyte verbesserte Ausgabe, mit einer Karte des Königreichs 11 B. Preis 48 kr., ohne Karte 24 kr., die Karte allein 30 kr., nach Kreisen und Oberämtern colorirt, 45 kr. Bey 11 Expl. wird das 10te frey geliefert.

Da diese Schrift auf höhere Empfehlung in vielen Landschulen eingeführt worden ist; so wurde desto mehr Fleiß auf die Vervollkommnung dieser neuen Ausgabe verwendet. Sie ist in Uebereinstimmung mit der größern Beschreibung des Königreichs von demselben Verfasser bearbeitet, so daß jene dabey dem Lehrer zum Handbuch dienen kann. Mit der Karte ist eine Höhenkarte verbunden. Die Karte selbst stellt noch die Eintheilung des Königreichs nach Kreisen und Oberämtern, mit Bezeichnung sämmtlicher Poststationen dar. Sie gibt zugleich ein Bild von der natürlichen Beschaffenheit der Oberfläche des Landes, insbesondere von dem Schwarzwalde und dem ganzen Zuge der Alp dar, wie es noch durch keine Karte so klar und vollständig gegeben worden ist. Diejenigen Abnehmer der 1sten Ausgabe, welche dafür in Erwartung einer Karte, die aber damals, weil der Stich nicht entsprochen hat, nicht geliefert werden konnte, erhalten jezt die Karte frey nachgeliefert.

In der J. N. Seemüller'schen Buch- und Musikalienhandlung in Constanz ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Anweisung zum zweckmäßigen Gebrauch der Hausmittel in leichten und dringenden Krankheiten. gr. 8. 1826. 30 kr.

Walchner, K., Geschichte der Stadt Radolphzell, aus handschriftlichen und andern zuverlässigen Quellen bearbeitet, nebst Erläuterungen und Urkunden. gr. 8. 2 fl. 24 kr.

Von dem so eben in England erschienenen Romane:

The Story of Jsabel by the Author of Osmond, two Vol.

erscheint unverzüglich bey mir eine von Herrn G. Loß gefertigte deutsche Bearbeitung.

C. H. Zeh in Nürnberg.

Deutsch-lateinisches Lexikon, aus den römischen Classikern zusammengetragen und aus den besten neuern Hülfsmitteln bearbeitet von

F. K. Kraft.

Zwey Bde. 160 Bogen größtes Lexikonformat. Zweyte, stark vermehrte und fast ganz umgearbeitete Ausgabe, 1824 und 1825.

Dem philologischen Publikum ist mit der 2ten Aufl. ein entbehrtes und ersehntes Werk wieder vollständig übergeben. Die 1ste war nur 1½ Jahr nach dem Erscheinen des Ganzen schon durch die Vorzüge des Werks vor allen andern vergriffen.

Allgemein hat sich der Beyfall des Publikums bey der 2ten Aufl. durch 2600 Pränumeranten bewährt, die Stimme der gründlichen und unpartheyischen Kritik, die Billigung der höchsten Behörden (z. B. ordnete das Königl. Preuß. Ministerium die Einführung an,) über die Vorzüge des Werks, durch welche es in Ausarbeitung, Classicität und Umfang alle seine Vorgänger weit übertrifft, ausgesprochen.

Durch Verbesserung der Mängel und durch fortwährend größtmöglichste Vollendung, den gesteigerten Ansprüchen der fortschreitenden Wissenschaft zu genügen, und allen etwaigen Nebenbuhlern vorauszueilen, dem würdigen, unermüdlichen Verf., welcher jede gründliche Kritik, jeden Beytrag schätzbarer Gelehrten weislich benuzt hat, bey der neuen Ausgabe gelungen.

Die deutschen Artikel (schon 4000 mehr, als Scheller's und Bauer's d. lat. Wörterbücher enthielt) sind fast um eben so viele wieder vermehrt, ihre Bedeutungen genauer geordnet und erklärt. Durch ansehnliche Bereicherung der lateinischen Phraseologie, mit sorgfältiger Rücksicht auf lateinische Synonymik, vorzüglich aber durch die vollständigere Angabe der Autorität sind die Wünsche aller Philologen hinlänglich befriedigt.

Der Ladenpreis dieser zweyten Ausgabe, die auf gutem weißen Papier in sauberm Druck mit ganz neuen deutlichen Lettern und mit der größtmöglichsten Correctheit geliefert ist:

6 Thlr. oder 10 fl. 48 kr.
8 Thlr. oder 14 fl. 24 kr. auf Schrbp., 10 Thlr. Velinp.

Einführung und Nachschaffung möglichst zu erleichtern, offerire ich den Lehranstalten, welche ich direkt mit baarer Zahlung an mich wenden, ½ Rabbat (oder 4 gr. vom Thaler); beträgt die Bestellung über 25 Thlr. im

Digitized by Google

Netto-Betrag, so ist je das fünfte Exemplar frey, also jedes Exemplar nur 4 Thlr. 19 gr.; bey größeren Parthien über 75 Thlr. Netto-Betrag auf jede 3 bezahlte das 4te Exemplar, jedes nur 4½ Thlr.; steigt der Netto-Betrag über 50 Thlr., eines der Exemplare auf Schreibpapier; steigt der Netto-Betrag über 100 Thlr. aber, noch 1 Exemplar extra gratis.

Ausführliche Anzeigen, Proben und Exemplare von diesem Werk erhält man in allen soliden Buchhandlungen und in der Verlagshandlung von Ernst Klein.

In der Ostermesse 1825 wurde fertig die dritte Auflage von

Kraft's, F. K., Direktor,

Handbuch der Geschichte von Altgriechenland,

Auch als Anleitung zum Uebersetzen aus dem Deutschen in das Lateinische. 18 gr. oder 1 fl. 21 kr. oder 22½ Silbergr., Schrbp. 1 Thlr. oder 1 fl. 48 kr.

Für die Classicität dieses in jetziger Zeit in doppelter Hinsicht interessanten Werkes zeugen die dritte Auflage und ein Nachdruck, so wie die competentesten Urtheile, z. B. Jenaer Liter. Zeit., Erg. Bl. No. 28:

„Die Verbesserungen der 2ten Auflage bestehen vorzüglich in der lateinischen Phraseologie. Mit Recht wird man von dem gelehrten Verf. des Deutsch-lateinischen Wörterbuchs Genauigkeit und Alterthümlichkeit der untergesetzten lateinischen Phraseologie erwarten, und wir dürfen versichern, daß die Erwartung nicht täuscht. Das Buch steht mit Ehren neben dem bekannten Döring'schen, und wird sich auch künftig als nützlich für Anfänger im Lateinschreiben bewähren, denen wir es hiemit aufs Neue bestens empfehlen wollen."

Bey mir direkt auf 8 bezahlte 2 frey, auf 12 aber 4; bey Parthien von 20 an ist eins der Exemplare auf Schreibpap., bey 25 noch 1 extra gratis.

Liederkrone,

Eine Auswahl

der

vorzüglichsten ältern geistlichen und erwecklichen Lieder.

Herausgegeben

von

dem Verfasser von Wahl und Führung.

Preis 1 fl. 12 kr. oder 16 gGr.

Wir haben auf diesen Hausschatz für jeden Christen schon durch eine ausführliche Anzeige aufmerksam gemacht, und glauben nun durch die Bekanntmachung seiner Vollendung Predigern, Volkslehrern und jedem frommen Gemüthe eine Freude zu bereiten. Was von der Sammlung unter den Händen des verdienstvollen und würdigen Herrn Verfassers zu erwarten sey, bedarf keiner weitern Erklärung von unsrer Seite, und wir beschränken uns auf die Bemerkung, daß wir durch einen, fast über allen Maaßstab billigen Preis dieses herrliche und reichhaltige Erbauungsbuch auch für den Unbemittelten zugänglich gemacht haben, und noch überdieß bereit sind, gesammelte Bestellungen dadurch zu unterstützen, daß wir bey direkter und frankirter Einsendung des Betrags von 12 Exemplaren ein Freyexemplar beyfügen werden.

Bey der gegenwärtigen Festzeit eignet sich das Buch vorzüglich zu einem religiösen Andenken.

August Oswald's Buchhandlung
in Heidelberg und Speyer.

So eben ist erschienen und an alle Buchhandlungen versandt:

Jesus Christus

oder

das Evangelium

in frommen Gaben ausgezeichneter deutscher Dichter.

Ein Erbauungsbuch

für

denkende Verehrer Jesu.

Von

Dr. J. Ch. G. Schicke.

8. — 1826. — 608 Seiten. — Geschmackvoll geheftet. Preis 1 Rthlr. 15 Sgr. (1 Rthlr. 12 Ggr.)

Es war dem frommen Verfasser vorbehalten, der Erste zu seyn, welcher die begeisterten Ergüsse unserer vaterländischen Dichter zu einem Ganzen sammeln und in einer Reihefolge evangelischer Gemälde allen denen einen vollen schönen Kranz winden sollte, die den Namen eines Christen in Christus Lichte und Segen tragen.

Zur Einleitung dient Lavater's herrliches Lied: Wir haben den Messias gefunden, und an dieses reihet sich, nach der Zeitfolge geordnet, die ganze heilige Geschichte von der Erscheinung des Zacharias an bis zum Pfingstfeste.

Nach ächt evangelischem Geist und Sinn gewählt bieten hier fromme Sänger, wie Lavater, Klopstock, v. Cölln, Witschel, Weihe, Herder, Krummacher, Silbert, Conz, v. Halem, Heß Trautschold, Pflaum, Gittermann u. A. die herrlichsten ihrer Gaben dar, und zugleich flicht der Herausgeber seine eigene in Prosa verfaßte Erzählung derselben Begebenheiten, als nothwendige Ergänzung einzelner Lücken und als Uebergang zwischen den Gedichten selbst ein. Erklärende Anmerkungen schließen das Ganze, welches gewiß von vielen schönen Seelen dankbar und freundlich aufgenommen werden wird.

Halle, im März 1826.

Gebauer'sche Buchhandlung.

In der Rein'schen Buchhandlung, so wie in allen Buchhandlungen Deutschlands ist zu haben:

Maximilian Joseph, Erster König von Baiern. Eine biographische Skizze für Freunde des Vaterlandes. Mit Bildniß. 8. Augsburg, Wirth., geh. 6 gr.

Kramer, G. F., der unterhaltende und belehrende Reise-Gefährte durch die Schweiz. Ein Handbüchlein für Alle, welche dieses Land besuchen, oder sonst kennen lernen wollen. Mit 4 radirten Ansichten. 16. Augsburg, Wirth. geh. 16 gr.

Digitized by Google

Nro. 14.

Intelligenz-Blatt.

1826.

Bey Tobias Löffler in Mannheim iſt ſo eben erſchienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Unentbehrliches Galanterie-Büchlein

für angehende Elegants, oder deutliche Belehrung über Alles, was einem jungen Manne nöthig iſt, um ſich bey den Damen beliebt zu machen. Mittheilungen und Winke über elegante Kleidung, über Höflichkeit und Artigkeit, Sittlichkeit und moraliſche Würde; über den Tanz, über Bälle und Concerte, ſo wie über Muſik überhaupt; nebſt unterhaltenden Reflexionen über die Hauptfehler der Frauenzimmer und über das Betragen eines jungen Mannes gegen dieſelben. Mit einem Anhange über Geſundheitspflege im Allgemeinen und beſonders in Bezug auf Schönheit des Körpers. 1826. 8. broch. 1 fl.

Welcher junge Mann wünſchte wohl nicht den Damen, und mit ihnen natürlich der ganzen übrigen Welt zu gefallen? wer möchte ſich nicht gern in dieſer ſo anſpruchsvollen Welt frey und anſtändig bewegen? Gewiß ein Jeder, der auch nur ein einziges Mal gegen ihre genau begränzten Regeln anzuſtoßen das Unglück hatte. Vorſtehende Schrift, deren Titel durchaus nicht zu viel ſagt, wird dem aufmerkſamen Leſer ein treuer Wegweiſer durch die Klippen des geſelligen Lebens ſeyn, ſie bietet ihm für einen äußerſt geringen Preis einen Schatz von Erfahrungen, die ſich in der Welt ſelbſt nie ohne Schmerz, nie ohne große Aufopferungen erringen laſſen — möge ſie daher viele Käufer finden, und ſo ihren Zweck, durch freundliche Belehrung möglichſt großen Nutzen zu ſtiften, in vollem Maße erreichen.

Das Aeußere iſt elegant, Druck und Papier vortrefflich.

So eben iſt bey mir erſchienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Leitfaden für den Unterricht in der alten Geographie, von D. Sam. Chriſt. Schirlitz. gr. 8. 15 Sgr.

ein Buch, das bey dem Vortrage dieſer Wiſſenſchaft ſowohl dem Lehrer als dem Schüler, wegen ſeiner Reichhaltigkeit der Namen der Völker, Städte, Berge, Flüſſe u. ſ. w., ſo wie wegen der in demſelben beſonders berückſichtigten Orthoëpie, Orthographie und vergleichenden Geographie, neben dem von demſelben Verf. 1822 herausgekommenen und mit ſo ausgezeichnetem Beyfall aufgenommenen größern „Handbuch der alten Geographie" (1 Rthlr. 25 Sgr.) von ſehr großem Nutzen ſeyn wird.

Ueber bürgerliches Leben, Vaterlandsliebe und Unterthanentreue. Drei Schulreden, von D. Karl Aug. Schirlitz. 8. Geh., 7½ Sgr.

Auch dieſe Reden möchten Jünglingen beſonders zu empfehlen ſeyn, und von jedem Gebildeten mit großem Intereſſe geleſen werden.

Halle im März 1826.

Karl Grunert.

Ueberſetzungs-Anzeige!

Von dem kürzlich in London erſchienenen intereſſanten, aus der Epoche Cromwell's und Carl des Zweyten geſchöpften, Romane Henry Smith's:

Brambletye-Haus, oder Ritter und Rundköpfe, (Brambletye-house, or Cavaliers and Roundheads)

iſt bey der Unterzeichneten eine Ueberſetzung unter der Preſſe.

Stuttgart im März 1826.

Gebrüder Franckh.

Bleibtreu, L., Die arithmetiſchen Wunder, Sammlung merkwürdiger Zahlenergebniſſe und unterhaltender Aufgaben 1824. 1 Thlr. 16 Gr. oder 3 fl.

Durch eine angenehme Unterhaltung zu belehren, iſt der Zweck dieſer Schrift. Um ihn zu erreichen, ſtellt der Verfaſſer eine Reihe beluſtigender Aufgaben auf, wodurch der Leſer von einem unerwarteten Ergebniſſe zum andern geführt und unvermerkt mit den Combinationen vertraut wird, die ihn in den Stand ſetzen, die verwickelteſten Aufgaben der Wahrſcheinlichkeits-Berechnung ohne Anſtrengung zu löſen, deren überraſchende Reſultate nicht nur Bewunderung, ſondern wegen ihrer nützlichen Anwendung in den meiſten Zweigen des Geſchäftslebens auch die größte Aufmerkſamkeit verdienen.

Franz Varrentrapp,
Buchhändler in Frankfurt a. M.

Bey Leopold Voſs in Leipzig erſchien ſo eben:

Archiv für Anatomie und Physiologie. In Verbindung mit mehreren Gelehrten herausgegeben von Johann Friederich Meckel. Jahrgang 1826. No. I. (Januar — März.)

So eben ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Encyclopädisches Wörterbuch

der Wissenschaften, Künste und Gewerbe, bearbeitet von mehreren Gelehrten, herausgegeben von H. A. Pierer. Fünfter Band, erste und zweyte Abthlg. Größtes Octav-Lexikon-Format. Subscriptionspreis für jede Abthlg. auf Druckpapier 1 Thlr. oder 1 fl. 48 kr., auf gutem Schreibpapier 1 Thlr. 8 Gr. oder 2 fl. 24 kr.

Dieser Band enthält in 9,397 Artikeln 14,917 einzelne Gegenstände, so daß die Zahl der in den verschiedenen 10 Abtheilungen bereits gelieferten Artikel 53,172 und der einzelnen Gegenstände 76,613 beträgt.

Dieses Werk, welches ungefähr 16 Bände (jeder 46 Bogen stark) füllen wird, ist ein unentbehrliches Handbuch für Gebildete jeden Standes, da es über Alles eine bündige und befriedigende Auskunft giebt. Die vorzüglichsten Zeitschriften haben sich bereits über den Werth dieses Werkes ausgesprochen, und kann sich jeder Liebhaber durch eigene Anschauung davon selbst überzeugen, da in jeder Buchhandlung vollständige Exemplare zu erhalten sind.

Altenburg im Januar 1826.

Literatur-Comptoir.

Sachs über Hahnemann.

So eben ist bey Leopold Voss in Leipzig erschienen:

Versuch zu einem Schlufsworte
über
S. Hahnemann's homöopathisches System,
nebst einigen Conjecturen von
Ludwig Wilhelm Sachs,
der Med. und Chir. Doctor, Professor der Med. an der Universität Königsberg, Ritter des St. Wladimirordens.

gr. 8. geheftet. Preis 12 Gr.

Bey P. G. Kummer in Leipzig ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Erdmann, Dr. J. F., Beyträge zur Kenntniß des Innern von Rußland. 2ten Theils, 2te Hälfte. Auch unter dem Titel: Reisen im Innern Rußlands. 2te Hälfte. Mit 7 lithographirten Zeichnungen und 2 Charten. gr. 8. 3 Thlr. 12 Gr.

Mit dieser zweyten Hälfte der Reisen sind die Beyträge zur Kenntniß von Rußland geschlossen, Unfehlbar wird dieselbe an Interesse des Inhalts den frühern Theilen nicht nachstehen, indem sie die Beschreibung von drey weniger bekannten und doch sehr wichtigen Gouvernements des russischen Reichs, den von Wiatka, Perm und Tobolsk, umfaßt. Die Schilderung des ersteren wird, unter andern, besonders auch den Ethnographen und Sprachforscher ansprechen. Am ausführlichsten ist indessen das zweyte dargestellt, weil es durch den uralischen Bergbau an sich von hoher Bedeutung ist, durch die neuern mineralogischen Entdeckungen aber gegenwärtig die Aufmerksamkeit von ganz Europa in Anspruch nimmt. Und wer sollte endlich die Beschreibung des dritten unbefriedigt aus der Hand geben, da sie nicht blos die Hauptprovinz von Sibirien schildert, sondern auch über die Verfassung des leztern im Allgemeinen wichtige Aufschlüsse giebt? Chartenpläne und Zeichnungen erhöhen den Werth und die Brauchbarkeit des Ganzen.

Bei R. Landgraf in Nordhausen ist erschienen:

Leitfaden zu einem bildenden Unterrichte in der Natur- und Erdkunde; zugleich als Materialien zu kalligraphischen Vorschriften zu gebrauchen. Für Volksschullehrer bearbeitet von F. G. L. Greßler. 10 Bogen. 8. Preis 10 Thlr. 8 Ggr. 36 Kr.

Das vorstehende Werkchen umfaßt in 4 Abschnitten: 1) die Naturgeschichte, 2) die Beschreibung des menschlichen Körpers nebst der Gesundheitslehre, 3) die Naturlehre und 4) die Erdbeschreibung, über deren Einrichtung, Zweck und Gebrauch die Vorrede weitere Auskunft giebt. Das Buch eignet sich wegen seiner lichtvollen Ordnung, ungemeinen Faßlichkeit und großen Klarheit ganz vorzüglich zur Einführung in Volksschulen. Der so äußerst billige Preis von 10 Sgr. für 10 Bogen deutlichen und gefälligen Drucks auf gutem starken Papier wird diese Einführung gewiß noch mehr erleichtern.

Vor Kurzem ist bey dem Unterzeichneten das 3te Heft erschienen und mit demselben der erste Band geschlossen worden von:

Th. Hartlebens
allgemeinen kritischen Annalen
der Verhaft-, Straf- und Besserungsanstalten u. s. w.

Inhalt dieses 1sten Bands:

Heft I. Einleitung. Frankreich. Bericht an den König über Anordnung einer Gesellschaft zu Verbesserung der Gefängnisse. Verordnung Sr. Maj. über die Bildung dieser Gesellschaft. Statuten derselben. Entwickelung der Grundsätze über die, den franz. Departements-Commissionen der Verhafts-, Straf- und Besserungsanstalten zu ertheilenden Instruktionen. Grundzüge einer Gesundheitsordnung für die franz. Gefängnisse, von dem Generalrath der königl. Gesellschaft angenommen. Vergleichender Blick auf die franz. Gefängnisse, besonders zu Paris. Militärische Gefängnisse zu Paris. Die Verwahrungsanstalt Laforce zu Paris. England und Frankreich. Kurze Gegeneinanderstellung der Grundzüge des Systems der Armenunterstützung in beyden Ländern. Anwendungen der Gewerbschulen in Frankreich. Blüthe derselben in England. Deutschland. Allgemeine Bemerkungen über die Gefängnißanstalten in Preußen. Die Irrenanstalt im Julius-Hospital zu Würzburg, nebst Instruktionen für die Wärter und Wärterinnen in derselben. Griechenland. Ein Blick auf die

Digitized by Google

Primärschulen. China. Fortschritte der Bildung. Neueste deutsche Literatur. Der Verkündiger. Preiscourant der Marmorfabrik des Zuchthauses zu Diez an der Lahn.

Heft II. Frankreich. Vortrag der Gesellschaft zur Verbesserung der Gefängnisse. Ueber die Grundsätze in Hinsicht des religiösen und moralischen Unterrichts in den Verhafts-Anstalten. Ueber die gegenwärtigen Verhältnisse dieser Anstalten in Frankreich. Die Conciergerie zu Paris. Bemerkungen über ein wichtiges Verbrechen in dem Gefängniß St. Lazare. Ueber den gegenwärtigen Zustand der Hospitäler, Findelhäuser, Irrenanstalten, Wettlerdepots und Kranken-Brüderschaften in Frankreich. Kranken-Brüderschaften oder Verbindung der Handwerker ꝛc. zur Unterstützung der Kranken. Jüngste Verhandlungen der Gesellschaft zur Verbreitung des Elementar-Unterrichts in Paris. Vorläufiger kurzer Bericht über die jüngste Sitzung der Königl. Gesellschaft für die Gefängnisse. England. Verdienste der Mad. Fry um die Begründung einer guten Gefängnißanstalt zu Newgate und gegenwärtiger Zustand derselben. Gallerie der englischen Hospitäler und Irrenanstalten, nebst Uebersicht der Hospitäler zu Paris von Dr. Schultheß. Holland. Neuere Notizen von den Armenkolonien allda. Preußen. Das Schloß Köpenick als Gefängniß für die Demagogen, mit vergleichenden Blicken auf die Stadtvogtey in Berlin. Deutsche Bundesstaaten. Das Zwangsarbeitshaus zu Dresden. Das Correktionshaus in München. Schweiz. Einige Notizen über den öffentlichen Unterricht in der Schweiz, Resultate persönlicher Prüfung über die in England eingeführten Tretmühlen, im Repräsentantenrath in Genf vorgetragen. Der Verkündiger. Preiß-Courant der Correktionshaus-Fabrikate zu Eberbach.

Heft III. Allgemeine praktische Aufsätze und Vorschläge, auch legislative neueste Erscheinungen. Beleuchtung der Vorzüge des jetzigen Systems der Straf- und Besserungsanstalten. Leihhaus-Lotterien. Gesetzliche Anordnungen über die Einrichtung einer polytechnischen Schule zu Karlsruhe. Frankreich. Zug der sogenannten Sclavenkette zu den Galeeren. — Einrichtung der Bagnos zu Brest. Behandlung der Züchtlinge in denselben. Vorzüge und verbesserte neue Verwaltung der Bagnos zu Toulon. Bemerkungen über das, für die wegen Schulden Verhafteten, zu Paris bestehende Arresthaus St. Pelagie genannt. England. Gallerie der Hospitäler ꝛc., von D. Schultheß (Beschluß). Die eben so sonderbare als berühmte Erziehungsanstalt zu Haselwood. Rußland. Vorläufiges Urtheil über die Gefängnißanstalten allda. Einige Notizen über die Armenanstalten in den russischen Ostseeprovinzen, besonders in Dorpat. Deutsche Bundesstaaten. Der freywillige Wohlthätigkeitsverein in Stuttgart in seinem gegenwärtigen Zustande. Das Zwangsarbeitshaus zu Plassenburg. Der Verkündiger.

Diese Zeitschrift findet ihren ununterbrochenen Fortgang. Es erscheinen jährlich 6 Hefte in gr. 8., jedes von 9 Bogen, welche 2 Bände bilden.

Der Jahrgang kostet 8 fl. rhein. Bestellungen besorgt jede solide Buchhandlung.

Basel den 20. Januar 1826.

J. G. Neukirch.

Robert Brown's
vermischte botanische Schriften.

In Verbindung mit einigen Freunden in's Deutsche übersezt und mit Anmerkungen versehen
von
Dr. C. G. Nees van Esenbeck.

Erster u. zweyter Bd. Leipzig, bey Friedr. Fleischer.
Mit einer Steindrucktafel.
1r Bd. 3 Thlr. 12 gr., 2r Bd. 3 Thlr. 18 gr., zusammen 7 Thlr. 6 gr.

Der Herr Herausgeber, den freundschaftliche Verhältnisse und die dem hohen Verdienst gebührende Hochachtung gleich innig mit dem tiefblickenden Brown verbinden, wollte durch diese vollständige Sammlung seiner Werke, die, in den kostbarsten englischen Gesellschaftsschriften und Reisebeschreibungen zerstreut, bisher nur Wenigen zugänglich waren, seinem Vaterlande die Mittel an die Hand geben, in den Sinn dieses Meisters auf die bequemste und wohlfeilste Weise einzudringen, und nicht nur mit den allgemeinen Betrachtungen und Ansichten, welche diese Schriften enthalten, näher bekannt zu werden, den Geist, der sie beseelt, verstehen zu lernen, und seine gründliche morphologische Methode der Untersuchung zu verfolgen, sondern auch das reiche, von ihm gesammelte Material neuer Gattungen und Arten, das wir nur aus den Anführungen der Systematiker kennen, vollständig in der Quelle zu besitzen; was um so nöthiger ist, da R. Brown's Angaben, wegen der ihm eignen Kürze des Ausdrucks, in jeder auszugsweisen Wiederholung verlieren, ja wohl gar zu Mißverständnissen führen.

Wenn nun das hier angezeigte Werk schon aus diesem Grunde den Dank und die Unterstützung des Publikums verdient, so darf doch dabey nicht unbeachtet bleiben, daß der Hr. Herausgeber den Werth seiner Arbeit durch die zahlreichen, oft sehr umfassenden Anmerkungen, welche die Angaben seines Autors durch alle, seitdem gemachte Entdeckungen, weitere Untersuchungen u. s. w. ergänzen und vervollständigen, noch um Vieles zu erhöhen gewußt hat.

Als Anleitung zum Studium des natürlichen Pflanzensystems, im wahren Sinn und Geist desselben, muß dieses Werk das Handbuch jedes deutschen Botanikers seyn, der dieses Studium mit Ernst ergreift, und die Freunde des Fachs haben schon längst das Bedürfniß einer solchen, für ihren Handgebrauch bequemen, mit den Seitenzahlen des Originals versehenen Sammlung der Schriften R. Brown's gefühlt und ausgesprochen. Der dritte Band, welcher eine neue, von dem Herausgeber nach des Autors eignen Noten berichtigte Auflage der Flora Novæ Hollandiæ, mit Beybehaltung der Seitenzahlen, liefern wird, erscheint zur Ostermesse dieses Jahres. Es bedarf keiner Erinnerung, um das Interesse dieser, nur auf solchem Wege zu erwartenden, neuen, correcten Ausgabe des gedachten classischen Werkes über die Flora Neu-Hollands bemerklicher zu machen, da bekanntlich von der ersten Auflage nur wenige Exemplare in's Publikum kamen, und der Hr. Verfasser Gründe hatte, diese ganze Auflage, die nur mit seiner Zustimmung und eignen Mitwirkung zum zweyten Mal erscheint, wieder zurückzunehmen.

Digitized by Google

Anzeige eines äußerst wohlfeilen und nützlichen Werks.

Encyclopädisches Wörterbuch
oder
alphabetische Erklärung aller Wörter aus fremden Sprachen, die im Deutschen angenommen sind,
auch aller
in den Wissenschaften, bey den Künsten und Handwerkern üblichen Kunstausdrücke,
nebst
vollständiger Geographie und andern Nachweisungen.

Bearbeitet von einer Gesellschaft Gelehrter.

3 Bände in 6 Abtheilungen.

Zweyte sehr vermehrte Auflage.

Auf den verschiedenen Beyfall gestützt, mit welchem obiges, in der Webelschen Buchhandlung erschienene Werk von dem Publikum aufgenommen, und dadurch eine zweyte sehr vermehrte Ausgabe veranlaßt worden ist, hat der Unterzeichnete dasselbe mit allen Verlagsrechten an sich gebracht.

Der Titel zeigt den Umfang und den Kreis der Gegenstände an, welche in dieser Encyclopädie zu suchen und zu finden sind. Sie verbreitet sich über das Gebiet aller Wissenschaften, Künste und technischer Gewerbe, namentlich über Rechtskunde, Medicin, Physik, Mineralogie, Mathematik, Astronomie, Philologie, Heraldik, Münzkunde, Mythologie, Baukunst, See- und Schiffahrtswesen, Hütten- und Bergwerkswissenschaft, Jagd- und Forstwesen und alle Gegenstände der Gewerbskunde und des gemeinen Lebens; ferner enthält dasselbe eine Verdeutschung aller im Umgange und in der Schriftsprache vorkommenden fremden Ausdrücke, und alles dieses in einer solchen Vollständigkeit, daß man darin von wenigstens 100,000 Artikeln aus dem Gebiete des Wissensnöthigen eine deutliche und richtige Sach- und Worterklärung findet. Besonders ist die Geographie so reichhaltig, als sie in irgend einem geographischen Lexikon seyn kann; letzteres wird daher jeder Besitzer dieser Encyclopädie entbehren können.

Durch Festhaltung und konsequente Durchführung des bey diesem Werke zu Grunde gelegten Plans, der sich übrigens von allen ähnlichen encyclopädischen Handbüchern unterscheidet, war es nur möglich einen so großen Reichthum von Sach- und Worterklärungen darin aufzunehmen. Es enthält unzählbare Artikel, die in andern Wörterbüchern fehlen, wie sich bey einer flüchtigen Vergleichung sogleich zeigt; so wird man z. B. Analogismus, Andreasdukaten, Andreasorden, Andreasgebot, Andropyn, Anglicismus, Anglicomanie, Anglo-Cromwellianer, Animokord, Animalisten, Apokalyptische Ritter ꝛc. in jenen vergeblich suchen; auch sind die Erklärungen oft vollständiger und richtiger als bey Andern, z. B. Anamorphose, animalisiren ꝛc. Auch sind z. B. die Artikel Anker, Araneologie, antiphlogistische Chemie ꝛc. in keinem ähnlichen Werke so vollständig behandelt, als in diesem. So ergiebt sich das Vorzügliche dieses Buches durch das ganze Alphabet und unter jedem Buchstaben auf eine vielfache Weise.

Dieses Werk kann daher mit Recht als ein nothwendiger Hausbedarf betrachtet werden, welcher jedem Gelehrten, Beamten, Kaufmann, Künstler, technischen Geschäftsmann und Arbeiter, jedem studierenden Jüngling auf der Stelle die genügendste Auskunft in einem weiten Felde des Wissens darbietet. Das hiemit übereinstimmende Urtheil eines sachkundigen und unverwerflichen Gewährsmannes, unseres verehrten Jean Paul, welches derselbe schon über die Ausgabe ausgesprochen hat, überhebt mich aller weitern Anpreisungen.

Undemerkt kann ich nicht lassen, daß diese Encyclopädie für jetzt von den neuern die einzige ist, welche vollständig beendet ist, wenn ich das Conversationslexicon ausnehme, da von den übrigen nur erst einzelne Theile erschienen sind.

Um dieß äußerst brauchbare Werk für jeden zugänglich zu machen, habe ich mich entschlossen, dasselbe von jetzt an für 5 Thaler zu erlassen, statt daß der bisherige Preis 7 Thaler gewesen ist, ein gewiß sehr billiger Preis, wenn man berücksichtigt, daß es 175 Bogen im größern Lexikonsformat enthält, und sehr gutes Papier und deutliche scharfe Schrift dazu genommen worden.

J. W. Boicke in Berlin.

So eben ist erschienen, und in allen Buchhandlungen zu haben:

Festspiel
mit Gesang und Tanz.
Zur Sekularfeier
von
Weissen's Geburtstag
von
Mahlmann.
Aufgeführt auf dem Theater in Leipzig
und
zum Besten der Weißischen Stiftung in Annaberg
herausgegeben
gr. 8. Leipzig: Ernst Fleischer. (Geheftet. Preis 4 Gr.)

„Drum soll das heut'ge Fest auch eine Stiftung gründen,
Die seinen Namen führt in Annaberg,
Erziehungs-Anstalt armer Kinder soll
Des Kinderfreundes schönes Denkmal werden."

Zum Besten einer Erziehungs-Anstalt für arme Kinder wurde diese Dichtung der Presse übergeben, und vorstehende, aus derselben entlehnte Stelle wird den edlen Zweck am wärmsten darlegen, zu vielen Herzen sprechen, und sicher einen reichlichen Absatz bewirken. Den Ertrag werde ich seinerzeit an die hiesige Behörde der gedachten Anstalt richtig gelangen lassen.

Leipzig, März 1826.

Ernst Fleischer.

Dramaturgische Brandraketen
des
Dresdner Mercur, ein Feuerwerk für Bühnenfreunde,
von
Dr. Ferdinand Philippi.

Erstes Heft. 21 Gr.

zu haben bey Joh. Fr. Gleditsch in Leipzig.

Digitized by Google

Nro. 15.

Intelligenz-Blatt.

1826.

Bey Joh. Fr. Giebitsch in Leipzig ist so eben die zweyte Abtheilung von

Gutsmuths Lehr- und Handbuch der Erdbeschreibung,

zweyte verbesserte und vermehrte Auflage,

erschienen, und auch unter dem besondern Titel in allen Buchhandlungen zu haben:

Handbuch der geographisch-statistischen Kenntniß der außereuropäischen Erdtheile für Freunde der Erdkunde und vorzüglich für den Handelsstand.

Nach den neuesten Nachrichten und besten Quellen bearbeitet von

Joh. Chr. Fr. Gutsmuths.

groß 8.

Asien, Afrika, Amerika und Australien enthaltend.

Preis 3 Rthlr.

An alle Gebildete.

Lezte Einladung zur Unterzeichnung auf die einfachschöne Originalausgabe der

Sämmtlichen Schriften von C. F. van der Velde,

herausgegeben von

C. A. Böttiger und Th. Hell;

in 25 Bänden auf Velinpapier, mit dem Bildnisse des Verfassers.

Die vierte Lieferung oder der 13te bis 16te Band derselben sind so eben erschienen, enthaltend Arwed Gyllenstierna in 2 Theilen und den böhmischen Mägdekrieg, auch in 2 Theilen, und können an die resp. Abonnenten, gegen die lezte Vorauszahlung von 7 Thalern für die noch übrigen 9 Bände, von den Buchhandlungen ihres Orts abgegeben werden.

Wer nun noch binnen hier und Johannis d. J. 20 Thaler preuß. Cour. für das Ganze entrichtet, erhält sofort dafür die fertigen 16 Bände und bis zu Michael d. J. die noch übrigen 9 Bände unentgeldlich und ohne weitere Vergütung an Porto ꝛc. in allen rechtlichen Buchhandlungen, und keinen wahren Freund und Verehrer des leider zu früh verstorbenen Dichters wird es gereuen, ein paar Thaler mehr, zum Besten der unversorgten Kinder desselben, für diese sehr schöne und vollständige Sammlung, als für die in aller Art mangelhaften und ganz verstümmelten Nachdrücke ausgegeben zu haben.

Von Johannis bis Michael d. J. soll zwar noch ein anderweit geringer Preis von 24 Thalern statt finden, von Michael an aber tritt der festgesezte Ladenpr. von 28 Thalern für das dann vollendete Ganze unwiderruflich ein.

Dresden und Leipzig, im März 1826.

Arnoldische Buchhandlung.

Milbert's Reise nach Isle de France, dem Vorgebirge der guten Hoffnung und der Insel Teneriffa. Nach dem Französischen frey bearbeitet und herausgegeben v. J. G. L. Blumhof. Mit einer Karte von Isle de France und 3 Tabellen. gr. 8. 1825. 3 Thlr. 18 Gr. oder 6 fl. 45 kr.

(Auszug aus Göttingischen gelehrten Anzeigen).

Wenige Reisende sind wohl mit einem so glühenden, und gleichwohl unendlich zarten Sinn für die Schönheiten der Natur nach den Canarischen Inseln, dem Cap und nach Isle de France gekommen, als dieser Schriftsteller, der zugleich in einem hohen Grade Meister seines Pinsels und seiner Sprache ist, den Alles zu interessiren scheint, der die Gegenstände richtig und scharfsinnig auffaßt, lebendig darstellt und das Wichtige vom Unbedeutenden unterscheidet.

Franz Varrentrapp,
Buchhändler in Frankfurt a. M.

Deutschlands Hausfrauen machen wir wiederholt aufmerksam auf das:

Handbuch für angehende Hausmütter auf dem Lande und in der Stadt, oder vollständiger Unterricht für junge Hausfrauen in allen nützlichen weiblichen Kenntnissen, häuslichen Geschäften, Kunstbereitungen und Wirthschafts-Vortheilen; nebst erprobten Regeln zur Erhaltung der Gesundheit und Schönheit und gutem Rathe in Fällen der Noth. In alphabetischer Ordnung von G. H. Schnee. Mit Holzschnitten. gr. 8. 1825. 553 Seiten. Preis 2 Rthlr.

Was Verfasser und Verleger hofften, und was sich von dem Geiste unserer Zeit, welcher stets mit richtigem Blicke das wahrhaft Gute herausfindet, erwarten ließ, ist auf die erfreulichste Weise eingetroffen. Es haben nicht nur gewichtige Stimmen in den ersten kritischen Blättern dem Buche sein verdientes Lob in reichlichem Maaße gezollt, sondern es befindet sich auch schon in den Händen einer Menge erfahrner Frauen, die alle dahin übereinstimmen, daß ein so reichhaltiges und zweckmäßig bearbeitetes Buch, für diesen Preis, noch nicht existire.

Wir können uns nicht versagen, dieses öffentlich mitzutheilen, und bemerken, daß das Werk für 2 Rthlr. in allen Buchhandlungen zu haben ist.

Halle, im Januar 1826.

Hemmerde und Schwetschke.

Digitized by Google

Bey W. Engelmann in Leipzig ist so eben erschienen:

Die
Produktionskraft der Erde
oder
die Entstehung des Menschengeschlechts aus Naturkräften
von
C. F. Werner.
Nach des Verfassers Tode herausgegeben
von
Heinrich Richter,
vierterm Lehrer an der Thomasschule und außerordentlichem Professor der Philosophie an der Universität Leipzig.
Dritte verbesserte und vermehrte Auflage.
gr. 8. 26 Bogen auf weißem Druckpapier.
Preis 1 Thlr. 16 Gr.

Ansichten über die Grundkräfte, über das Bestehen der Erde, über die Entstehung und Fortbildung des Menschengeschlechts, und über die Fortdauer des menschlichen Bewußtseyns nach dem Tode, hergeleitet aus Naturkräften, machen den Inhalt dieses höchst interessanten Buches aus, dessen frühere Auflagen sich eines allgemeinen Beyfalls erfreuten. Der Verleger darf hoffen, daß dieser dritten durchaus verbesserten Auflage eine noch günstigere Aufnahme werden wird, da der als Schriftsteller rühmlichst bekannte Bearbeiter thätig bemüht gewesen ist, frühere mangelhafte Ansichten zu berichtigen, und da zu ergänzen, wo Wernersche Andeutungen eine weitere Ausführung erheischten.

In allen Buchhandlungen ist zu haben:

Zwey Briefe
durch
die jüngst zu Dresden erschienene Schrift:
Die reine katholische Lehre,
veranlaßt.
Nebst
Mollard-Lefevre's und Joseph Blanco's Berichten von ihrem Uebertritte zur evangelischen Kirche.
Herausgegeben
von
Dr. H. G. Tzschirner,
Professor der Theologie und Superintendent in Leipzig.
Leipzig, bey Gerhard Fleischer 1826.
Geheftet. Preis 14 gr.

Indem der Verleger dem Publiko diese Schrift ankündiget, hat er nichts weiter zu bemerken, als daß sie nicht eine Kritik des auf dem Titel erwähnten Buches, welches die Veranlassung zu ihrer Abfassung gegeben hat und blos beyläufig gewürdigt wird, sondern vielmehr eine Erörterung der wichtigen Streitpunkte zwischen dem Protestantismus und dem Katholicismus enthält, welche der Herr Verfasser in seinem bekannten Werke: Protestantismus und Katholicismus aus dem Standpunkte der Politik betrachtet, entweder gar nicht oder doch nur gelegentlich berührt hatte. Es ist daher die angekündigte Schrift als eine Fortsetzung und Ergänzung dieses Werkes zu betrachten.

Eine vielen Lesern willkommene Zugabe werden die aus dem Französischen und Englischen übersezten Berichte des Lyoner Kaufmanns Mollard Lefevre und des Spanischen Geistlichen Joseph Blanco seyn, in denen diese beyden Männer erzählen, warum sie mit der katholischen Kirche gebrochen und zu der evangelischen Kirche sich gewendet haben.

So eben ist erschienen und an alle Buchhandlungen versandt:

Die Menschenerziehung, die Erziehungs-, Unterrichts- und Lehrkunst, angestrebt in der allgemeinen deutschen Erziehungsanstalt zu Keilhau, dargestellt von dem Stifter, Begründer und Vorsteher derselben, Fr. W. A. Fröbel. Keilhau, Verlag d. a. d. Erziehungsanstalt, Leipzig in Commission bey A. Wienbrack. Erster Band bis zum begonnenen Knabenalter. 31¼ Bogen in gr. 8. auf weißem Druckpapier, geheftet in einen sinnlichen Umschlag. Preis 2 Rthlr.

Zugleich mit dieser Schrift und in Verbindung mit derselben erscheint in derselben Verlagshandlung:

Die erziehenden Familien: Wochenblatt für Selbstbildung und die Bildung Anderer, herausgegeben von F. W. A. Fröbel.

Von dieser Wochenschrift kommt alle Wochen ein Bogen in gr. 8. heraus, wovon 26 einen halben Jahrgang oder einen Band ausmachen. Der Preis jedes Bandes oder Halbjahres ist 1 Rthlr. 12 Gr. oder 2 fl. 42 kr. rhein. Bestellung nimmt jede Buchhandlung an. Die ersten 3 Nummern dieses Wochenblatts, welche zugleich über den Zweck und Inhalt Auskunft geben, so wie eine übersichtliche Darlegung des Inhaltes vorgenannten Buches, sind in allen Buchhandlungen unentgeldlich zu haben.

Bey K. Landgraf in Nordhausen ist erschienen:

Die griechische Revolution, ihr Ursprung und Fortschritt, von Edward Blacquiron. Aus dem Englischen von W. von Zimmermann. 16 Bogen. gr. 8. Preis 26 Sgr., 21 Gr. 1 fl. 30 kr.

Dieses Werk ist unstreitig eines der wichtigsten, welche wir über den Kampf der Griechen besitzen, weil der Verfasser, als Abgeordneter des englischen Hülfsvereins für die Griechen, Griechenland selbst bereiste und daselbst niederschrieb, was er mit eigenen Augen sah. Jedem Zeitungsleser muß dieß Buch sehr willkommen seyn. Der Preis ist äußerst niedrig.

Antikritik.

In Nro. 102 des Literaturblattes (Dezember 1825) findet sich eine Recension der „Einleitung in das Studium der griechischen Mythologie von C. R. Lange.“ Aus dem Inhalt dieser Recension habe ich mich überzeugt, daß ihr Verfasser kein Gelehrter ist: denn ein Gelehrter kann nicht so arm seyn an den Elementen des Wissens, an Logik und Vernunft, an Sprach- und Sachkenntniß, wie der Rec. sich gezeigt hat. Mithin ist Rec. wahrscheinlich ein unglückliches, von der Natur stiefmütterlich behandeltes, Individuum, das die Schule verließ, ohne auch das Gewöhnlichste gelernt zu haben, nachher wie alle Unwissende und Beschränkte, der Mystik huldigte, und jezt unter ihrem Panier privilegirt zu seyn glaubt, sowohl anmaßend zu seyn, als unwissend zu bleiben.

Gegen einen Rec. von dieser Beschaffenheit mein Buch zu rechtfertigen, wäre eine Lächerlichkeit. Der Zweck dieser Zeilen kann also nur seyn zu zeigen, daß Rec. einer von denen ist, die sich bisher sorgfältig in Acht genommen haben, ihre Unschuld an den Früchten des Erkenntnißbaumes sich vergreifen zu lassen. Von der Unzahl von Beweisen jedoch, die hierfür die Recension willfährig mir anbietet, will ich nur dreyer mich bedienen, theils weil ich sie für ausreichend halte, theils um Zeit und Raum zu sparen.

Erster Beweis. „Wenn die Αἶσα, sagt Rec. S. 410, das Schicksal als Faden spinnt (Il. XX. v. 127 sq.) wie soll Zeus dieß Gespinnst wenden?“ Die citirte Stelle lautet: ἅσσα οἱ Αἶσα γεινομένῳ ἐπένησε λίνῳ Nach dem Rec. heißt also ἐπινεῖν λίνῳ „als Faden spinnen“.*)

Zweyter Beweis. „Die Keren gehen und bringen den Tod (Il. II. v. 302.).“ Die Stelle lautet: μάρτυροι, οὓς μὴ Κῆρες ἔβαν Θανάτοιο φέρουσαι. Daß Rec. hier dreymal tertianermäßig geschnitzert hat, wird er wohl schwerlich selbst aufzufinden im Stande seyn. **)

Dritter Beweis. „Haben doch die Moiren selbst den Göttern das duldende Gemüth gegeben (Il. XXIV. v. 49).“ Man vergleiche den Vers: τλητὸν γὰρ Μοῖραι θυμὸν θέσαν ἀνθρώποισιν. Nach des Rec. Gräcität heißt also ἀνθρώποισιν „den Göttern.“ — Angenommen, Rec. besuchte wirklich eine gelehrte Schule, so habe er doch die Güte, sie zu nennen. Denn wünschenswerth ist es, daß die Schule recht bekannt werde, die so treffliche Schüler zog. ***)

Sollte Rec. noch mehr Beweise wünschen (und ich werde dieß aus einer versuchten Widerlegung der obigen erkennen), so ersuche ich ihn zugleich jezt, den für sie erforderlichen Platz in diesem Literatur-Blatt bey der verehrten Redaktion mir auszuwirken. Ich werde ihm alsdann mit Dingen von ganz andrer Art aufwarten: mit Beweisen nicht blos von seiner mehr als tertianermäßigen Unwissenheit im Griechischen, sondern auch von seiner Unkenntniß der deutschen Sprache, der Logik, des Periodenbaues. Ich werde alsdann zeigen, daß der Vortrag des Rec. in jeder Hinsicht liederlich, ja barbarisch ist, daß der Rec. von der griechischen Literaturgeschichte nicht die Elemente weiß, daß er von der Mythologie auch nicht durchs Hörensagen etwas begriffen, überall aber Verheimlichungen, Schleichwege und Trug sich erlaubt hat, um zum Zweck zu gelangen.

C. R. Lange.

Der angegriffene Berichterstatter des Lit. Bl. nimmt um so weniger Anstand, dem Wunsche des Herrn C. R. Lange gemäß obige sogenannte Antikritik der Redaktion zum Abdruck zu empfehlen; als er es für seine Pflicht hält, Eitelkeit und Anmaaßung nie dem Pranger der Publicität zu entziehen, den sie selbst für sich verlangen. Ohne auf die Ungeschliffenheiten des Herrn Lange einzugehen, bemerkt Rec. gegen die „drey Beweise“, welche dieselben rechtfertigen sollen, nur: daß allerdings ein Tertianer Stellen, auf die er sich zum Belege irgend einer Behauptung bezieht, in dem Satze, welcher diese Behauptung enthält, wahrscheinlich übersehen wird; welche Verbindlichkeit aber der Gelehrte haben soll, dasselbe zu thun, überläßt Rec. der Logik des scharfsinnigen Antikritikers nachzuweisen.

Wir haben es für angemessen erachtet, unsere Pflicht gegen den Herrn Dr. Lange und seinen Kritiker auf dem Wege der Annoncen zu erledigen, da der enge Raum des Literaturblatts selbst und die Rücksicht gegen unsere Leser uns nicht gestatten, es Streitigkeiten zu öffnen, welche von einer interessanten Sache zu uninteressanten Wortfechtereien und Persönlichkeiten abirren, welche die Miene machen, weitläufig werden zu wollen, und deren Ton zu wenig den Grazien huldigt.

Stuttgart, den 10ten März 1826.

Die Redaktion des Literaturblatts.

Anzeige.

Leider habe ich mich veranlaßt gefunden, nachstehendes Rundschreiben an die geehrten Bühnendirektionen der Städte Altona, Amsterdam, Altenburg, Augsburg, Stargard, Bamberg, Berlin, Braunschweig, Bremen, Breslau, Brünn, Liegnitz, Kassel, Köln, Danzig, Darmstadt, Dresden, Düsseldorf, Frankfurt am Main und an der Oder, Freiburg, Grätz, Halle, Hamburg, Hannover, Karlsruhe, Königsberg, Kopenhagen, Leipzig, Lemberg, Linz, Lübeck, Magdeburg, Mainz, Mannheim, München, Nürnberg, Pesth und Ofen, Posen, Prag,

---

*) Warum nicht auch, nach derselben Logik ἅσσα das Schicksal? Rec. bezog sich auf die fragliche Stelle bloß zum Beleg des Spinnens, und war der Meinung, daß man etwas, das gesponnen wird, füglich als Faden bezeichnen könnte, ohne dafür der Autorität Homers zu bedürfen.

**) Was bedeutet hier wohl Φέρειν (dem Leben entrücken, προκαθαρπάζειν (Schol.) anders, als den Tod bringen? Aber Herr Lange ist in seiner Arroganz so verblendet, sich einzubilden, daß Rec. Θανάτοιο auf Φέρουσαι bezogen, und dieß „den Tod bringen“ übersezt habe!

***) Der angef. Vers ist aus dem Gedächtniß citirt; es ist daher leicht verzeihlich, daß derselbe dem Rec. nicht als seltener spondiacus, sondern mit dem dactylischen Ausgang vorschwebte; zumal da gerade auf diese Stelle in unserer Recension eben kein besonderes Gewicht gelegt war.

Preßburg und Baden, Petersburg, Regensburg, Reval, Riga, Schwerin, Salzburg, Stralsund, Stettin, Strelitz, Stuttgart, Stockholm (Vogt- und Groch'sche Gesellschaft, Weimar, Wien, Würzburg, — ergehen lassen zu müssen. Um aber den Inhalt desselben zur Kenntniß derjenigen Bühnendirektionen zu bringen, denen es zufällig nicht unmittelbar zugesendet worden ist, so wie, um ihm überhaupt die möglichst ausgedehnte Publicität zu geben, habe ich auch dessen Abdruck in öffentlichen Blättern für nöthig erachtet.

Möge das geistige Eigenthum doch endlich auch, gleich anderm, sich des gesetzlichen Schutzes erfreuen und dadurch so mancher verletzenden öffentlichen Berührung entzogen werden.

Dresden, im Februar 1826.

Carl Maria von Weber.

Rundschreiben an sämmtliche Bühnen.

Da, außer in Frankreich und England, das geistige Eigenthum noch auf keine Weise gänzlich vor räuberischen Anfällen gesichert ist, — diebische Copisten und gewissenlose Musikhändler aber, wie z. B. Zulehner in Mainz — selbst Bühnen vom ersten Range durch ihr Zudrängen verleitet haben, sich meine Werke auf rechtmäßigem Wege zu verschaffen, so sehe ich mich genöthigt, die Maaßregel zu ergreifen, Sie mit Gegenwärtigem zu belästigen; indem ich mir die Ehre gebe, Ihnen anzuzeigen, daß die von mir zunächst für London componirte Oper: Oberon, durch eine treffliche deutsche Bearbeitung des Herrn Hofraths Winkler (Theodor Hell) zur Aufführung in Deutschland vorbereitet, nur unmittelbar von mir selbst auf rechtmäßige Weise erhalten werden könne.

Ich ersuche ergebenst, mir nur mit zwey Worten den Empfang dieser Anzeige gefälligst zu bestätigen, und sich durch diese keineswegs zum Ankauf des Werkes aufgefordert zu glauben, da die eigenthümlichen Verhältnisse jeder Bühne allein ihr Repertoir bestimmen können.

Zugleich werde ich diese Anzeige nebst dem Verzeichniß geehrten Bühnendirektionen, denen sie zugesendet worden, in den gelesensten Zeitschriften zur Kenntniß des Publikums und Warnung der Unterschleifhändler öffentlich bekannt machen.

Der ich die Ehre habe mit Achtung zu seyn

Dresden, im Januar 1826.

Carl Maria von Weber.

Tübingen, bey L. Fr. Fues ist erschienen:

Die Schulmeisterwahl zu Blindheim, oder: Ist das Volk mündig? Schauspiel in 4 Aufzügen, 2te verm. Aufl. 8. brosch. 8 ggr. oder 36 kr.

Ernennung und Heyrath des Schulmeisters zu Blindheim, oder: Ist das Volk mündig? Schauspiel in 4 Aufzügen vom Verfasser der Schulmeisterwahl. 8. brosch. 8 ggr. oder 36 kr.

Da nach dem Erforderniß der Sache in diesen beyden Schriftchen das Hochdeutsche mit dem Schwäbischen abwechselt, so hat der Verf. durch eine Erklärung der Idiotismen den höheren Ständen des In- und Auslandes das Lesen erleichtert, und durch eine kurze Sprachlehre nach schwäbischer Mundart — die erste Erscheinung dieser Art den Sprachforschern mehr als durch bloße Worterklärung ein gründliches Eindringen in die Nuancen des Dialekts möglich gemacht.

Volksgedichte im schwäbischen Dialekte vom Verf. der Schulmeisterwahl. Mit einer Erklärung der Idiotismen. 8. brosch. 3 ggr. oder 12 kr.

Die meisten Volksgedichte haben entweder eine höhere Tendenz, oder sind sie gar zu schmutzig. In beyden Fällen werden dem Landmann Ideen in den Mund gelegt, die er gar nicht hat, und nicht haben kann. In dieser Sammlung wird man das Meiste natürlich und der Denkart der niedern Stände angemessen finden.

Hauff. (Dr. der Phil. u. Pf.) Ehrendenkmal für Fürst und Volk, oder 100 Erzählungen edler Gesinnungen und Handlungen aus der würtembergischen Geschichte, nebst einer Sammlung vaterländischer Gedichte. Mit einem Vorwort von Hrn. Prälat Dr. v. Gaab. 8. 1 Thlr. oder 1 fl. 36 kr.

Der Verf. sagt in der Vorrede: „Diese Schrift ist nicht für Würtemberg allein bestimmt. Außerdem, daß manche Würtemberger in andern Ländern, manche Freunde unsers Vaterlandes unter fremden Völkern diese Schrift mit Theilnahme lesen werden, hoffe ich, daß überhaupt Alle, in deren Augen Edelsinn und Tugend etwas gilt, auch wenn sie mit unserem Vaterland in keiner näheren Beziehung stehen, über die edlen Gesinnungen und Handlungen sich freuen werden, welche hier zur Ermunterung und Nachahmung für Alle vorgelegt sind." —

Für die Besitzer von Wieland's Werken, Taschenausgabe, ist so eben erschienen:

ein 52ster oder Suppl. Band, von deren Herausgeber,

Professor J. G. Gruber.

Preis mit Kupfern. 18 gr., ohne Kupfer 12 gr.

Diese höchst interessante Zugabe wird jedem willkommen seyn, da die Leser erst durch die Lektüre derselben recht mit dem Geist und Wirken Wielands vertraut und Vieles seiner Schriften erst genießen lernen werden. Zugleich enthält sie durchlaufend eine Erläuterung der schönen Kupfersammlung, welche zur obigen Ausgabe erschienen ist.

Aber auch für Nichtbesitzer der Wieland'schen Werke ist es eine sehr interessante Erscheinung, und deßhalb auch unter dem Nebentitel:

Chr. M. Wieland's

Selbstschilderung, herausgegeben von J. G. Gruber,

ausgegeben und zu 12 gr. zu haben. Mit der vollständigen Kupfersammlung zu Wieland's Werken, welche genau dazu paßt, zusammen gebunden, kostet es 4 Rthlr. 18 gr., und bildet wohl eins der am reichsten und interessantesten ausgestatteten Taschenbücher, die existiren.

Leipzig, im Januar 1826.

Fr. Fleischer.

Digitized by Google

Nro. 16.

Intelligenz-Blatt.

1826.

Bey Karl Jügel, Buch- und Kunsthändler in Frankfurt a. M., ist so eben das

vierte Verzeichniß der bey ihm neu angekommenen französischen, englischen und italienischen Werke, so wie auch von Kupferstichen, Lithographien, Lythochromien oder Steindrücken in Oelfarben, Landkarten, Spielen, französischen und englischen Taschenbüchern ꝛc. ꝛc.

fertig geworden und bey demselben unentgeldlich zu bekommen. Es enthält dasselbe zugleich eine Uebersicht der Stereotyp-Ausgaben von Firmin Didot in Paris, welche bey einer Abnahme von 12 Bänden auf einmal zu einen Franc oder 27 Kreuzer per Band bey demselben zu haben sind.

Die Auswahl der ausländischen Werke, welche man in der obigen Handlung vorräthig findet, hat sich seit Kurzem wieder bedeutend vermehrt, und in den seither darüber gegebenen vier Verzeichnissen wird man nichts Interessantes vermissen, was in der neuern Zeit erschienen ist. Alle Aufträge auf ältere französische, englische, italienische oder spanische Werke, welche sich in diesen Verzeichnissen nicht finden sollten, werden auf das pünktlichste und zu den billigsten Preisen besorgt, eben so alle deutsche Werke, Kupferstiche, Landkarten und sonstige Kunstsachen. — Eine neue Sendung englischer Bücher, wobey besonders mehrere für den ersten Unterricht nützliche Jugendschriften ꝛc. ꝛc., wird demnächst erwartet.

Sehr verminderter Preis
von
Gellerts sämmtlichen Schriften.

Da Gellerts Werke auf Druckpapier gänzlich vergriffen sind, so hat die unterzeichnete Verlagsbuchhandlung sich entschlossen, den noch vorhandenen Vorrath der schönen Ausgabe von

C. F. Gellerts sämmtlichen Schriften. 10 Theile, 8. Mit Titelkupfern, Vignetten und 1 allegor. Kupfer nach Ramberg von A. Böhm. Auf holländischen Schreibpapier,

statt des bisherigen Preises von 8 Rthlr. zu 4 Rthlr. abzulassen, um dadurch den Wünschen der zahlreichen Freunde dieses verehrten deutschen Schriftstellers zu entsprechen. —

Leipzig, im März 1826.

Hahn'sche Verlagsbuchhandlung.

In Ernst Kleins Comptoir in Leipzig sind im Jahre 1825 erschienen:

Deutsch-lateinisches Lexicon, aus den römischen Classikern zusammengetragen und nach den besten neuern Hülfsmitteln bearbeitet von F. K. Kraft. 2te stark vermehrte und umgearbeitete Auflage. 2 Bände. 160 Bogen, größtes Lexiconformat 6 Rthlr. Schreibpapier 8 Rthlr.

K. Preuß, Zolltarif für die Jahre 1825 bis 1827. Erhebungsrolle und alphabetisches Verzeichniß. 4. geh. 12 Gr. Schrbpr. 16 Gr.

Erhebungsrolle der Abgaben bey Ein-, Durch- und Ausfuhr. 4. geh. 6 Gr. Schrbpr. 8 Gr.

Vollständiges alphabetisches Verzeichniß aller mit Ein- oder Ausgangsabgaben belegter oder freybleibender Gegenstände. 4. geh. 8 Gr. Schrbpr. 10 Gr.

K. Preuß. Zollgesetze und Zollordnung. Mit den Abänderungen von J. V. Hesse. 2te Ausg. von Ernst Klein. 4. geh. 14 Gr.

Nachträge zur Zollordnung. 4. geh. 3 Gr.

Handbuch der Geschichte von Altgriechenland. Auch als Anleitung zum Uebersetzen aus dem Deutschen ins Lateinische bearbeitet v. F. K. Kraft. 3te verbesserte Originalausgabe. gr. 8. 18 Gr. Schreibpapier 1 Rthlr.

F. K. Krafts deutsch-lateinisches Handwörterbuch. Zweckmäßig nach seinem größern vorzüglich für die Gymnasialbildung bearbeitet von ihm selbst und Mag. A. Forbiger. Lexiconformat. 2 Rthlr. 18 Gr. Schreibpapier 3 Rthlr. 16 Gr.

General Grafen von Segur's Geschichte Napoleons und der großen Armee im Jahre 1812. Historisch und literarisch beleuchtet mit Erläuterungen und Noten versehen von Alphons von Beauchamp. Aus dem Französischen von Georg Wolbrecht. gr. 8. geh. 10 Gr.

Praktisches Rechenbuch für Banquiers, Kaufleute, Fabrikanten ꝛc. Zum Selbstunterricht der sich der Handlung widmenden Jugend, von Joh. Ludw. Elze. 2te Aufl. 1r Thl. 1 Rthlr. 8 Gr. Pränumerationspreis für beyde Theile 1 Rthlr. 18 Gr.

Allgemeine Encyclopädie der Wissenschaften und Künste
von
Ersch und Gruber.
Leipzig bey Joh. Fr. Gleditsch.

So eben ist beendigt: Supplement Kupferheft zu dem 1. bis 14. Theil, und an sämmtliche Hrn. Subscribenten versendet worden. Im März erscheint der 15. Theil und der 16. Theil mit den dazu gehörigen Kupfern und Landkarten, bald nach der Ostermesse dieses Jahres.

Zu gleicher Zeit wurde ausgegeben und ist in allen Buchhandlungen zu finden:

Mittheilung an die gegenwärtigen und zukünftigen Besitzer der allgemeinen Encyclopädie der Wissenschaften und Künste.

Für Confirmanden.

Friederich, Dr. G., Serena. Die Jungfrau bey und nach ihrem Eintritte in die Welt. Ein Erbauungsbuch für religiös gebildete Töchter. 2 Theile mit 2 Kupfern. Dritte umgearbeitete und vermehrte Auflage. Geheftet. Auf Druckpapier 1 Rthlr. 21 gr. oder 3 fl. 20 kr. Auf Velinpapier 2 Rthlr. 12 gr. od. 4 fl. 30 kr.

Inhalt: Das Fest der Confirmation. — Des heiligen Nachtmahls erste Feyer. — Gebete und Betrachtungen in der Woche der Confirmation. — Gebete und Betrachtungen für den Confirmationstag, die Beichte und die erste heilige Nachtmahlsfeyer. — Ueber die Bestimmung der Jungfrau im Allgemeinen. — Ueber das Glück, ein reines Herz zu besitzen und sich zu erhalten. — Mittel, sich ein reines Herz zu bewahren. — Religiosität, die Krone der Jungfrau. — Der Beruf der Jungfrau und die ihn umfassenden Kenntnisse. — Häuslicher Sinn und häusliches Leben.

Briefe über Friederichs Serena. Als Anleitung für Mütter und Erzieherinnen zum richtigen Gebrauche dieses Werkes. Von einem praktischen Erzieher, (E. Bernstein). Geheftet 4 gr. oder 18 kr.

Friederich, Dr. G., Heliodor. Des Jünglings Lehrjahre. Für religiös gebildete Söhne. Geh. 1 Rthlr. 18 Gr. oder 3 fl.

Inhalt: Des Jünglings erste Nachtmahlsfeyer mit ihren Nachklängen. — Der Abschied von dem älterlichen Hause. — Ueber die Bestimmung des Jünglings im Allgemeinen. — Ueber die Pflege des Körpers und der Gesundheit. — Selbsterkenntniß und Selbstbeherrschung. — Ausbildung eines festen Charakters. — Das Leben in der Gesellschaft und das Leben in der Natur. — Freundschaft. — Das Leben in Gott und seinem göttlichen Sohne. — Harmonische Ausbildung des Seelenberufs. — Die Wahl des Berufes. — Vaterlandsliebe. — Häusliches Glück. —

Hufnagel, E., Das Leben Jesu von Nazareth. Für kindliches Herz, Bedürfniß und Leben. 2 Theile mit 2 Kupfern. Geh. 3 Rthlr. oder 5 fl.

Obige Schriften sind durch alle Buchhandlungen zu haben.

J. D. Sauerländer.

Bestimmt erscheint bis Pfingsten:

Das Schönste und Gediegenste aus Jean Pauls Schriften.

Rechtmäßiger Auszug in 6 Bänden,

ungefähr 2500 Seiten. Mit Portrait, Biographie, Charakteristik. Subscriptionspreis jedes Bändchen in Taschenformat 12 Gr., auf franz. Papier 16 Gr., in Oktav Schreibpapier 18 Gr., Velinpapier 1 Rthlr. Durch die verschiedenen Formate und Papier aufgehalten, gelten bis Ende Ostermesse die billigen Pränum.-Preise für das Ganze von 2½ Rthlr., 3½ Rthlr., 4 Rthlr., 5 Rthlr. Die competentesten Richter haben das Nützliche, Verdienstliche und Nöthige eines wohlgeordneten Auszugs erkannt. Ein bekannter Schriftsteller und Critiker giebt ihn, nennt sich, und spricht sich näher in der Vorrede aus.

Ausführliche Anzeigen, so wie vom

Deutschen Dichtersaal

von Luther bis auf unsere Zeiten, (zu gleichen Preisen) sind in allen Buchhandlungen zu haben und in der Verlagshandlung (wie auch bedeutende Freyexemplare).

Leipzig den 23. März 1826.

Ernst Kleins Comptoir in Leipzig.

Einladung zur Subscription

auf

eine neue und sehr billige, nach der lezten Original-Ausgabe bearbeitete, Uebersetzung

von

Segur's Geschichte Napoleons

und

der großen Armee im Jahr 1812.

Mit vier Bildnissen, vorstellend:

1) Napoleon,
2) Murat,
3) Eugen,
4) Ney

und einer guten Charte zur Uebersicht des Feldzugs von 1812.

In vier Theilen Taschenformats, auf schönem weißen Papier, und sauber geheftet.

Subscriptionspreis 1 Thlr. 12 Gr.

Berlin, in der Enslin'schen Buchhandlung.

Das große Interesse, welches dieses Werk in ganz Europa erregt hat, läßt erwarten, daß eine Ausgabe zu einem so außerordentlich billigen Preise eine allgemeine Theilnahme finden werde. — Eine besonders gedruckte ausführlichere Anzeige, welche zugleich als eine Probe der Ausführung zu betrachten ist, und der das Bildniß Napoleons beygegeben ist, kann in allen Buchhandlungen eingesehen werden, und die Subscribenten erhalten solche gratis. —

Der Subscriptionstermin wird zu Pfingsten, wo das erste Bändchen fertig wird, geschlossen, und der Betrag erst beym Empfang des ersten Bändchens bezahlt. — Die übrigen 3 Bändchen folgen von 3 zu 3 Wochen.

Alle Buchhandlungen nehmen Subscription an, und die Verlagshandlung bittet, die Bestellungen so bald als möglich zu machen.

Im Verlage des Unterzeichneten sind so eben folgende Werke erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Maltitz, G. A. Freiherr v., Schwur und Rache, Trauerspiel in 4 Akten. 8. 1 Thlr.

Hecke, J. W., Griechenlands Entstehen, Verfall und Wiedergeburt, oder: Sind die Griechen Rebellen? Sind die Türken ihre legitime Regierung? Staats- und völkerrechtlich beleuchtet, 8. 16 Gr.

Digitized by Google

Hecke, J. W., Wiens Kunst, Natur und Menschen. In vergleichender Betrachtung mit Berlin, London und Nordamerika. 8. 1 Thlr.

E. H. G. Christiani
in Berlin und Hamburg.

Neue Verlagswerke
von
Joh. Leonh. Schrag in Nürnberg,
zur
Leipziger Ostermesse 1826.

Buchner, Prof. J. A., vollständiger Inbegriff der Pharmacie in ihren Grundlehren und praktischen Theilen. Ein Handbuch für Aerzte und Apotheker. 8.
Vierte Lieferung 2 Thlr. 12 gr. oder 3 fl. 45 kr.
Fünfte Lieferung 3 Thlr. oder 4 fl. 30 kr.

— Dessen Grundriß der Chemie.
Erster Band, mit 1 Kupfert. 2 Thlr. 12 gr. oder 3 fl. 45 kr.

Döring, G., Albrecht der Weise, Herzog von Bayern. Volksschauspiel in 5 Aufzügen. 8. 18 gr. od. 1 fl. 12 kr.

Florae Germaniae Compendium Sect. I. Plantae phanerogamicae sive vasculosae. Scripserunt M. J. Bluff et C. A. Fingerhuth. Tom. II.
auf feinem Schreibpr. 3 Thlr. oder 4 fl. 30 kr.
auf Druckpr. 2 Thlr. oder 3 fl.
Die beyden Bände in 12 Format.
auf Schreibpr. 6 Thlr. oder 9 fl.
auf Druckpr. 4 Thlr. oder 6 fl.

Fuchs, (Akademiker in München). Ueber ein neues nutzbares Produkt aus Kieselerde und Kali. (Bey dem neuen kön. Hoftheater zu München, als Schutzmittel gegen das Feuer, in Anwendung gebracht.) gr. 8. 9 gr. oder 36 kr.

Goldfuß, Prof. G. A., Grundriß der Zoologie, zu Vorlesungen bestimmt. 8. 3 Thlr. oder 4 fl. 30 kr.

Hollunder, C. F., Versuch einer Anleitung zur mineralurgischen Probirkunst auf trocknem Wege. Ein Handbuch für angehende Probirer, rationelle Hüttenleute, Analytiker, Apotheker, Fabrikanten, Metallarbeiter, Technologen und für Freunde der angewandten Naturwissenschaft überhaupt. Nach eignen Erfahrungen, und mit Benutzung der neuesten Entdeckungen. 2 Thle. gr. 8. 2 Thlr. 16 gr. oder 4 fl.

Die Lehre vom Geschlecht und von der Beugung hochdeutscher Substantive. Mit Rücksicht theils auf die Vervollständigung, theils auf die wissenschaftliche Begründung dargestellt. gr. 8. 12 gr. oder 45 kr.

Oesterreicher, Dr. J. H., Versuch einer Darstellung der Lehre vom Kreislaufe des Blutes. 4. In Umschlag geheftet. 1 Thlr. 9 gr. oder 2 fl. 24 kr.

Sechs Blätter zu de la Motte Fouque's Undine, nach Zeichnungen von C. Kolbe in Berlin, gestochen von C. Barth, A. W. Böhme, M. Eßlinger und Fr. Geißler. In den ersten Abdrücken gr. Med. 8. 1 Thlr. 12 gr. oder 2 fl. 45 kr.

Zeitschriften.

Archiv für die gesammte Naturlehre, in Verbindung mit mehreren Gelehrten herausgegeben von Prof. K. W. G. Kästner. Dritter Jahrgang 1826, in 12 monatlichen Heften, oder VII., VIII. und IX. Band. gr. 8. 8 Thlr. oder 14 fl. 24 kr.

Repertorium für die Pharmacie, unter Mitwirkung des Apothekervereins in Bayern. Herausgegeben von Prof. J. A. Buchner. XXIIIster Band, in 3 Heften. 12. 1 Thlr. 12 gr. oder 2 fl. 45 kr.

In der Michaelismesse 1825.

Buchner, Prof. J. A., Grundriß der Physik, als Vorbereitung zur Chemie, Naturgeschichte und Physiologie. Mit 10 Kupfertafeln und 14 Tabellen. 8. 2 Thlr. 12 gr. oder 3 fl. 45 kr.

Gruithuisen, Prof. Fr. P., Gedanken und Aussichten über die Ursachen der Erdbeben nach der Aggregations-Theorie der Erde. gr. 8. 9 gr. oder 42 kr.

Roth, C. L., (Rektor am Gymnasium zu Nürnberg), Versuch über Bildung durch Schulen christlicher Staaten, im Sinne der protestantischen Kirche. gr. 8. 18 gr. oder 1 fl. 18 kr.

An Freunde der englischen Literatur.

So eben ist erschienen:

L. Murray. English Grammar, adapted to different classes of learners. 40 Edition carton. 1826. 1 Rthlr.

— English Exercises, adapted to Murray English Grammar. 33. Edition carton. 1826. 16 Gr.

Der Werth dieser Lehrbücher ist hinlänglich bekannt, der Vorzug dieser Ausgaben besteht darin, daß sie nur die Hälfte des englischen Preises kosten und an Eleganz und Correktheit dem Original völlig gleich sind.

Zugleich empfehle ich mein bedeutendes Lager englischer Originalwerke, über welches ein Catalog (datirt Februar 1826) in allen Buchhandlungen zu haben ist. In Verbindung mit obigen Büchern stehen: Murray, Key to the Exercises 22 gr. Walkers pronouncing dictionary 3 Rthlr. 12 gr. Sheridan pronouncing dictionary 1 Rthlr. 12 gr. Johnson großes Dictionary. 2 Vol. 4. 24 Rthlr. 12 gr., mittleres Dictionary 3 Rthlr. 16 gr., kleines Dictionary 1 Rthlr. und eine Menge anderer wohlfeiler und schöner Originalausgaben classischer Werke, welche stets zu haben sind bey

Friederich Fleischer in Leipzig.

Den Freunden des Gesanges zeige hiermit an, daß von der

Deutschen Liedertafel,

der 1ste Theil (22 Bogen kl. med. weiß Druckpap. circa 500 Lieder enthaltend) an die resp. Subscribenten und sämmtl. Buchhandlungen versandt ist. Der frühere Sub. Pr. 1 Rthlr. — hat aufgehört, und der an dessen Stelle getretene sehr wohlfeile Preis à 1 Rthlr. 8 gr. für beyde Theile des Werkes, gilt nur noch kurze Zeit. Der 2te Theil wird in wenigen Wochen fertig.

Leipzig im Febr. 1826. Ch. G. Kayser.

Digitized by Google

Taschenausgabe
einer
Sammlung auserlesener Werke
der neuern und ältern französischen Literatur.

Erste Serie,
aus 80 bis 100 Bändchen in Sedez (jedes von 130 Seiten) bestehend, und herausgegeben unter der Leitung
des
Herrn Abbé Mozin,
Verfasser zweyer Wörterbücher, und vieler geschätzten, zum Studium der deutschen und französischen Sprache bestimmten Werke,
und des
Herrn Carl Courtin.
Großherz. Badischer, öffentlicher Lehrer der Handlungswissenschaften, Redakteur des, zu Stuttgart in französischer Sprache erscheinenden Journal universel, politique et littéraire, etc.

Subscriptionspreis: 12 Kreuzer das Bändchen.

In einer Zeit, die man wohl das Jahrhundert der geistigen Ausbildung nennen kann, wo nicht allein die Erzeugnisse unserer vaterländischen Schriftsteller allgemeine Anerkennung finden, sondern auch die Werke der Autoren des Auslandes der regsten Theilnahme sich erfreuen, wo man von allen Seiten neue Auflagen der besten deutschen, oder aus fremden Sprachen übersetzten Werke ankündigt, und zwar in so wohlfeilen Taschenausgaben, daß sogar die wenigst-bemittelten Klassen von Lesern sich solche anschaffen können, — in einer solchen Zeit glauben wir, daß es den Freunden der französischen Literatur nicht minder angenehm seyn wird, in der Ursprache eine Auswahl interessanter Werke zu besitzen, die nach und nach eine eben so mannigfaltige als beyspiellos wohlfeile Taschenbibliothek bilden. Diese Gründe haben uns bewogen, in demselben Formate wie unsere, so beliebte Taschenausgabe, der in's Deutsche übersezten Walter Scott'schen Werke, gedachte Sammlung herauszugeben. Die Namen der beyden, vorerwähnten Literatoren verbürgen den H. H. Subscribenten zur Genüge die Correctheit und Pünktlichkeit der Ausgabe. — Die erste Serie dieser Sammlung wird nachstehende Werke enthalten:

1) Don Alonzo, ou l'Espagne, par Salvandy 2) Histoire de la grande armée, par le Comte de Ségur. 3) Histoire de la Révolution française, par Mignet. 4) Oeuvres de Béranger. 5) Mémoires sur la vie privée de Marie-Antoinette, Reine de France. par Mde. Campan. 6) Ourika, roman, par Mde. de D.... 7) Oeuvres complètes de Casimir de Lavigne. 8) Histoire de la République de Venise par le Comte de Daru. 9) Oeuvres d'Alphonse de Lamartine.

Vom 1. August dieses Jahres an erscheinen monatlich drey Bändchen. Der äußerst geringe Subscriptionspreis für das broschirte Bändchen ist 12 Kreuzer (rhein.) Man kann sich daher mit der unbedeutenden, monatlichen Ausgabe von 36 Kreuzern innerhalb 2½ Jahren die ganze Sammlung anschaffen, welche auf gewöhnlichem Wege wenigstens 100 Gulden kosten würde. Die Subscription bleibt bis Ende August d. J. offen; alsdann tritt der Ladenpreis von 20 Kreuzern für das Bändchen ein.

Alle Buchhandlungen Deutschlands, der Schweiz und der Niederlande nehmen Subscriptionen an. — Subscribentensammler erhalten auf 10 Exemplare das 11te unentgeldlich, und belieben sich deßhalb an uns zu wenden. Ausführliche Anzeigen sind bey sämmtlichen Buchhandlungen gratis zu haben.

Wir empfehlen dem Publikum bey diesem Veranlaß das von uns verlegte Journal universel. Dieses, seit dem 1. Januar (in französischer Sprache) täglich erscheinende, politisch-literarische Blatt, zeichnet sich eben so sehr durch partheylose Freymüthigkeit aus, als durch schnelle Mittheilung aller erheblichen Neuigkeiten. Man kann sich bey sämmtlichen löblichen Postämtern darauf abonniren; der halbjährliche Preis ist 6 fl. oder 13 Frkn.

Stuttgart, im März 1826.

Gebrüder Franckh, Buchhändler.

Pränumeration
auf die äußerst wohlfeile und schön gedruckte Ausgabe der
Allgemeinen historischen Taschenbibliothek
oder:
Sammlung historischer Uebersichten der merkwürdigsten Völker und Zeiten.

Dresden, in der H. G. Hilscher'schen Buchhandlung.

Auf die unverzüglich erscheinende
Zweyte Lieferung
des obigen historischen Werkes, wieder in 10 Bändchen bestehend, die, in geschmackvolle Umschläge geheftet, ausgegeben werden, enthaltend:

1) die Geschichte der Schweiz, in 2 Bändchen, vom Conrektor Baumgarten-Crusius;
2) — — Spaniens, in 3 Bändchen, von Belmont;
3) — — der Kreuzzüge, in 3 Bändchen, vom Professor Heusinger;
4) — — der vereinigten Niederlande, in 2 Bändchen, vom Hofrath Philippi.

wird jezt 2 Thlr. 12 gr. Vorausbezahlung angenommen, und ist darüber in allen Buchhandlungen eine ausführliche Ankündigung zu haben.

Uebersetzungs-Anzeige.

Nächste Oster-Messe erscheint in unserm Verlage von dem Uebersetzer des Don Alonzo oder Spanien, der Memoiren des Hauptmanns Rock von Thomas Moore, der Irländischen Erzählungen, eine deutsche sehr gelungene Uebersetzung von dem so eben in London erschienenen Werke:

Pandurang Hari or Memoirs of a Hindoo. 3 Vol.

Pandurang Hari, oder Abentheuer eines Hindu. 3 Theile.

welches wir zur Vermeidung möglicher Collisionen hiermit anzeigen.

Breslau, den 8. Februar 1826.

Buchhandlung Josef Max und Comp.

Digitized by Google

Nro. 17.

Intelligenz-Blatt.

1826.

In Stuttgart und Tübingen in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung ist erschienen:

Broendsted, Dr. P. O., Reisen und Untersuchungen in Griechenland, nebst Darstellung und Erklärung vieler neuentdeckten Denkmäler griechischen Styls. In 8 Büchern. gr. 4.

1ster Band auf Velinpapier 28 fl.
— — ord. Papier 18 fl. 36 kr.

Die Reise, welche vor etwa 12 Jahren von den beyden Dänen: Herrn von Bröndsted und Koes, und den Deutschen: Herrn v. Haller, Stackelberg und Linth, nach Griechenland gemacht worden, ist noch in lebhaftem Andenken; sie war sehr reich an Ausgrabungen und Entdeckungen von Monumenten und erregte die Aufmerksamkeit des gelehrten Europa's, aber eine genaue Beschreibung derselben hatte man bis jezt umsonst erwartet. — Herr v. Bröndsted begab sich vor einiger Zeit nach Paris, um denjenigen Theil der Reisen und Entdeckungen, die ihn persönlich betrafen, und wozu er seit geraumer Zeit die Kupfer unter seiner Aufsicht stechen ließ, daselbst zu besorgen und herauszugeben. Wir haben nun das erste Heft dieser Reisebeschreibung vor uns liegen; und prüfen wir die vollendete Ausführung der Kupfer, welche die neu entdeckten Monumente darstellen, oder die gelehrten Untersuchungen, die diese Darstellungen begleiten, so können wir keinen Augenblick anstehen, dieses Werk für das trefflichste seiner Art anzuerkennen.

Der Geschmack für die Kunst, das Gefühl für das Schöne, die Philosophie der Geschichte, die hohe Sprachkenntniß, die scharfsinnige Alterthumskunde, Alles vereinigt sich, um dasselbe zu einem kostbaren Denkmal der Literatur zu erheben.

Nach einer Vorrede, die die Veranlassung und den Zweck dieser Reise bezeichnet, fängt Herr von Bröndsted seinen Reisebericht auf der Insel Zéa, dem alten Keos, an. Er erkennt in den Ruinen von Tais Polais, auf der südwestlichen Küste der Insel, die Stelle, wo die alte Stadt Karthäa gestanden, welche d'Anville nach S. O. versetzt hatte, deren wahre Lage aber schon von Villoison gemuthmaßt worden war. — Er untersucht ferner die Ruinen von Poessa, dem heutigen Kuntuno, die Reste der Alterthümer in der Stadt Zéa, dem ehemaligen Joulis, und erregt vorzüglich unsere Bewunderung durch einen kolossalen auf einem Felsenstück ausgehauenen Löwen.

Dieß ist der Inhalt der ersten Abtheilung, sie enthält eine Menge interessanter Details über den Aufenthalt, die Wanderungen und Arbeiten der Reisenden.

In der zweyten Abtheilung untersucht der gelehrte Verfasser gründlich alle alterthümlichen und mythologischen Ueberlieferungen, die auf die Insel Zéa Bezug haben, welche von den Karern und Phöniziern bewohnt wurde, ehe noch die hellenischen Niederlassungen durch Aristäus und Keos stattfanden. Die merkwürdigsten Züge und die lieblichsten Erzählungen finden sich hier und beleben diese gelehrten Untersuchungen. Der Verfasser weiht uns ferner in die alte Verfassung von Zéa ein, zur Zeit, als diese Insel noch in den Bund der Cycladen gehörte; er erforscht die Geschichte dieses glücklichen Zeitalters der patriarchalischen Freiheit, zu früh unterbrochen durch den schweren Kampf der Athenienser mit den Persern. Sodann schließt er seine geschichtlichen Bemerkungen mit der Epoche der Oberherrschaft Athen's und verschiebt die neuere Geschichte auf die folgende Lieferung. Ueberall stüzt er sich auf die glaubwürdigsten Monumente und besonders auf die Inschriften, die ein großes Licht auf die gegenseitigen Verbindungen dieser kleinen Republiken werfen. Man hätte vielleicht wünschen dürfen, daß die dritte Lieferung, welche die Geschichte von Zéa unter den Macedoniern und Römern enthält, hier ihren Platz gefunden hätte, und daß somit die Nachforschungen über diese Insel vollständig geworden wären; aber das Studium der Inschriften, auf welche diese 3te Lieferung sich gründen soll, ist langwierig, mühsam und verwickelt. Möchten die Aufmunterungen des Publikums die Thätigkeit des gelehrten Verfs. verdoppeln!

Die Nachträge sind verschiedener Art; der erste umfaßt das fac-simile aller, auf Karthäa entdeckten, Inschriften; die andern sind historische und geographische Erinnerungen, unter welchen wir denjenigen besonders bezeichnen wollen, der die Erzeugnisse der Insel zum Gegenstand hat, so wie den, in welchem der Verfasser die Geographie und Topographie erörtert. Die allerliebste Mythe von Ctesylla wird jeden, auch den für alle gelehrten Untersuchungen völlig unzugänglichen, Leser interessiren. Andere Noten beziehen sich auf chronologische und geschichtliche Fragen; der gelehrte Verf. läßt darin der Bereitwilligkeit Gerechtigkeit widerfahren, mit der die gelehrtesten Hellenisten und Alterthumskundige, besonders Raoul-Rochette, Letronne und Hase, ihm ihre Bemerkungen mitgetheilt haben.

Nun bleiben nur noch die Kupfer zu berücksichtigen übrig, derjenige Theil dieses schönen Werks, der durch die Sorgfalt und den Geschmack, mit dem er behandelt ist, ganz dessen innerm Werth entspricht. Die Generalkarte der Insel ist blos eine Skizze nach dem Augenmaß, hinreichend, um die Lagen der vier alterthümlichen Städte zu einander richtig anzuzeigen. Der topographische Plan der Bergwerke von Karthäa, der Plan des Apollo-Tempels und die Ansicht der Umgebung von Karthäa lassen nichts zu wünschen übrig; es sind Grund-Dokumente für alle Nachforschungen, die sich auf diese Stadt beziehen. Ihre Lage ist durch die Inschriften außer Zweifel gesezt, und doch muß man sich fragen, warum die Gründer dieser Stadt eine Lage gewählt haben, die keinen sichern und bequemen Hafen gewährt? — Der kolossale Löwe ist ein prachtvoller antiker Ueberrest; sollte er sich nicht auf eine große Trockenheit beziehen, von der die Insel heimgesucht worden? Wäre er nicht ein Ex-voto, wodurch die Bewohner von Zéa den Zorn des Himmels abzuwenden gedachten? Der Eindruck, den dieß Monument hervorbringt, ist äußerst imposant. — Ein schöner weiblicher Torso zeigt eine bewunderungswerthe Draperie. — Die Ansicht des Klosters Agia Marina gibt einen niedlichen Begriff vom Innern der Insel. — Die Vasen, Medaillen und andere Antiken sind vorzüglich gravirt.

Digitized by Google

Dieſes gelehrte und ſchöne Werk iſt dem König von Dänemark gewidmet, dieſem aufgeklärten und großmüthigen Beſchützer ſo vieler Reiſenden. Es iſt dieß ein neuer Ruhm für eine Nation, die nach der Zahl der Individuen, aus denen ſie beſteht, und in Verhältniß der Mittel, die ihr zu Gebot ſind, ſo viel für die Fortſchritte der Wiſſenſchaften gethan hat, wie die mächtigſten Staaten.

,,Parva civitas, sed gloria ingens!"

M. B.

Der Text iſt in franzöſiſcher, deutſcher und engliſcher Sprache gedruckt, und in den vorzüglichſten Buchhandlungen Deutſchlands, Englands, Frankreichs und Italiens zu haben.

Militair-Karte von Deutſchland,

in fünf und zwanzig Blättern.

Auf dem topographiſchen Bureau des königl. baier. General-Stabs entworfen
von
Anton Klein,
und daſelbſt in den Mußeſtunden ausgearbeitet
von
Alois Hauſer, Ludwig v. Götz, und den topographiſchen Kupferſtechern, Inſpektor Schleich und Söhnen, Gebrüdern Seitz und Friedrich Kappel.

Jedes Blatt dieſer Karte iſt $1' \; 3'' \; 6''' \; 8''''$ (baier. Maaß) hoch und $1' \; 7'' \; 9'''$ lang. Der Maaßſtab iſt $\frac{1}{500000}$ der natürlichen Länge, ſo, daß alſo ein Blatt über 27 geogr. Meilen Höhe und 35 geogr. Meilen Länge, mithin einen Flächenraum von 945 □ Meilen begreift.

Dieſer, für eine Generalkarte ſehr beträchtliche, Maaßſtab geſtattete eine große Reichhaltigkeit, ohne die Blätter überladen zu dürfen, und ſo ſind nicht nur alle Städte und Flecken, ſondern auch faſt alle Pfarr- und Kirchdörfer, (ſo viel es der Raum erlaubte) ſammt den Haupt- und Nebenſtraßen darin aufgenommen.

Bey der Bearbeitung wurden die vorzüglichſten Quellen und Hülfsmittel zu Grunde gelegt, und an verſchiedenen Stellen Materialien benutzt, die bisher noch nicht in das Publikum gekommen.

Eine Vollſtändigkeit und gute Haltung, in Hinſicht auf Gewäſſer und Gebirge, die man auf den bisher erſchienenen Karten von Deutſchland nicht findet, wird jeder Kenner hier bemerken, und leicht durch Prüfen der fertigen Blätter ſich überzeugen können, ob der Stich, in Reinheit und Eleganz, den Erwartungen entſpricht, die man von der bekannten Geſchicklichkeit der vorzüglichen Kupferſtecher des topographiſchen Bureau's des königl. baier. Generalſtabs zu hegen berechtigt iſt.

Im Laufe von 2 Jahren wird die Karte ganz vollendet ſein, da durch die Veränderung des Verlags die Schwierigkeiten gehoben worden, welche bisher dem ſchnellen Fortſchreiten ſich entgegenſtellten. Bis jezt ſind die Blätter Nr. 1, 2, 6, 16, 17, 18, 19, 20, 23, 24 und 25 erſchienen und werden nächſtens die Blätter Nr. 11 und 21 folgen.

Bis zu Oſtern 1827 kann man in allen Buch- und Kunſthandlungen auf dieſe Karte mit 50 fl. im 24fl.-Fuß ſich unterzeichnen, und entrichtet daſelbſt, nach Empfang der Lieferung, für das erhaltene Blatt 2 fl. Von Oſtern 1827 tritt für das Ganze der Ladenpreis von 66 fl. ein. Einzelne Blätter werden bis zu Oſtern 1827 zu 2 fl. 30 kr., ſpäter nur zu 3 fl. abgegeben.

Geographiſche Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung zu Stuttgart, den 3ten Mai 1826.

Bey J. Hölſcher in Coblenz iſt erſchienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

P. Ovidii Tristium libri quinque. Contextum verborum recognovit et annotationem tum criticam e thesauris Heinsiorum et P. Burmanni depromptam tum exegeticam apposuit F. N. Klein. 8 maj. 1 fl. 24 kr.

Neueſter Roman des Amerikaner Cooper!

So eben verläßt bey Gebrüder Franckh in Stuttgart die Preſſe und iſt an alle Buchhandlungen verſandt worden:

Der lezte Mohikan.

Eine Erzählung aus dem Jahr 1757.
von
Cooper.
Aus dem Engliſchen überſezt.
4 Theile. gr. 12. broſchirt 4 Rthlr. — oder 7 fl. —

Dieſes neueſte Werk des Nebenbuhlers des großen Unbekannten — Walter Scott — wird der deutſchen Leſewelt um ſo größeres Vergnügen machen, da es einen ganz neuen unbetretenen Schauplatz auf dem Gebiete der neuen Welt darbietet, die uns durch die frühern beliebten Schilderungen Coopers ſo intereſſant geworden iſt. Die Ueberſetzung iſt möglichſt getreu und fließend, und wird, wie wir hoffen, den Genuß, den das Werk an ſich gewähren muß, gewiß nicht ſtören.

Pränumerations-Anzeige

einer neuen Ausgabe
der

Oeuvres complètes de M. de Florian.

Dieſer klaſſiſche franzöſiſche Schriftſteller bedarf keiner weitern Empfehlung, denn er iſt einheimiſch im deutſchen Vaterlande geworden, welches er auch in jeder Hinſicht, ſowohl ſeiner leichten und reinen Sprache, als ſeiner lieblichen und ganz ſittlichen Darſtellungen wegen, mit Recht verdient, und in dieſer Hinſicht auch der Jugend mit Nutzen und ohne Gefahr in die Hände gegeben werden kann.

Dieſe neue Ausgabe wird in acht Bänden, auf gutem Papier und mit deutlichen Lettern gedruckt, in meinem Verlage erſcheinen, und enthält nicht nur die in den frühern Ausgaben enthaltenen Werke, als: Nouvelles, Numa Pompilius, Théâtre, Estelle, Eliezer et Nephtaly, Gonzalve de Cordove, Fables, Guillaume Tell, Don Quixotte, Galatée et petites Pièces; ſondern auch die erſt neulich erſchienenen Oeuvres inédites en 4 Volumes, ſo daß dieſe Ausgabe ganz vollſtändig wird.

Die zwey erſten Bände ſind bereits erſchienen und

in allen Buchhandlungen zu haben; die folgenden werden möglichst schnell in Lieferungen von 2 Bänden nachfolgen.

Der Pränumerationspreis für alle 8 Bände ist Fünf Thaler Preußisch Courant oder Neun Gulden Rheinisch, und besteht bis zum Erscheinen der lezten Lieferung.

Im März 1826.

Gerhard Fleischer in Leipzig.

Taschenausgabe
einer
Sammlung auserlesener Werke
der neuern und ältern französischen Literatur.

Erste Serie,

aus 80 bis 100 Bändchen in Sedez (jedes von 130 Seiten) bestehend, und herausgegeben unter der Leitung des

Herrn Abbé Mozin,

Verfasser zweyer Wörterbücher, und vieler geschätzten, zum Studium der deutschen und französischen Sprache bestimmten Werke,

und des

Herrn Carl Courtin.

Großherz. Badischer, öffentlicher Lehrer der Handlungswissenschaften, Redakteur des zu Stuttgart in französischer Sprache erscheinenden Journal universel, politique et littéraire, etc.

Subscriptionspreis: 12 Kreuzer das Bändchen.

In einer Zeit, die man wohl das Jahrhundert der geistigen Ausbildung nennen kann, wo nicht allein die Erzeugnisse unserer vaterländischen Schriftsteller allgemeine Anerkennung finden, sondern auch die Werke der Autoren des Auslandes der regsten Theilnahme sich erfreuen, wo man von allen Seiten neue Auflagen der besten deutschen, oder aus fremden Sprachen übersetzten Werke ankündigt, und zwar in so wohlfeilen Taschenausgaben, daß sogar die wenigst-bemittelten Klassen von Lesern sich solche anschaffen können, — in einer solchen Zeit glauben wir, daß es den Freunden der französischen Literatur nicht minder angenehm seyn wird, in der Ursprache eine Auswahl interessanter Werke zu besitzen, die nach und nach eine eben so mannigfaltige als beyspiellos wohlfeile Taschenbibliothek bilden. Diese Gründe haben uns bewogen, in demselben Formate wie unsere, so beliebte Taschenausgabe der in's Deutsche übersetzten Walter Scott'schen Werke, gedachte Sammlung herauszugeben. Die Namen der beyden, vorerwähnten Literatoren verbürgen den H. H. Subscribenten zur Genüge die Correctheit und Pünktlichkeit der Ausgabe. — Die erste Serie dieser Sammlung wird nachstehende Werke enthalten:

1) Don Alonzo, ou l'Espagne, par Salvandy. 2) Histoire de la grande armée, par le Comte de Ségur. 3) Histoire de la Révolution française, par Mignet. 4) Oeuvres de Béranger. 5) Mémoires sur la vie privée de Marie-Antoinette, Reine de France, par Mde. Campan. 6) Ourika, roman, par Mde. de D.... 7) Oeuvres complètes de Casimir de Lavigne. 8) Histoire de la République de Venise par le Comte de Daru. 9) Oeuvres d'Alphonse de Lamartine.

Vom 1. August dieses Jahres an erscheinen monatlich drey Bändchen. Der äußerst geringe Subscriptionspreis für das broschirte Bändchen ist 12 Kreuzer (rhein.) Man kann sich daher mit der unbedeutenden, monatlichen Ausgabe von 36 Kreuzern innerhalb 2½ Jahren die ganze Sammlung anschaffen, welche auf gewöhnlichem Wege wenigstens 100 Gulden kosten würde. Die Subscription bleibt bis Ende August d. J. offen; alsdann tritt der Ladenpreis von 20 Kreuzern für das Bändchen ein.

Alle Buchhandlungen Deutschlands, der Schweiz und der Niederlande nehmen Subscriptionen an. — Subscribentensammler erhalten auf 10 Exemplare das 11te unentgeldlich, und belieben sich deßhalb an uns zu wenden. Ausführliche Anzeigen sind bey sämmtlichen Buchhandlungen gratis zu haben.

Wir empfehlen dem Publikum bey diesem Veranlaß das von uns verlegte Journal universel. Dieses, seit dem 1. Januar (in französischer Sprache) täglich erscheinende, politisch-literarische Blatt zeichnet sich eben so sehr durch partheyfreye Freymüthigkeit aus, als durch schnelle Mittheilung aller erheblichen Neuigkeiten. Man kann sich bey sämmtlichen löblichen Postämtern darauf abonniren; der halbjährliche Preis ist 6 fl. oder 13 Frkn.

Stuttgart, im März 1826.

Gebrüder Franckh, Buchhändler.

Neue Verlagsmusikalien,
welche
bey Friedrich Hofmeister in Leipzig,
Ostermesse 1826, erschienen sind.

Theorie.

Müller, Iwan, Anweisung zu der neuen Clarinette und der Clarinette-Alto, nebst Bemerkungen für Instrumentenmacher. Neue durchaus verbesserte Bearbeitung. Oe. 24. 3 Thlr. 16 Gr

Hieraus einzeln abgedruckt:

Tabelle für die Inventions-Clarinette. 6 Gr.
Tabelle für die Clarinette-Alto. 6 Gr.
Weinlig, C. T., 30 kurze Singübungen für die Altstimme, mit Begleitung des Pianoforte. 1 Thlr.

Musik für Streichinstrumente.

Maurer, Louis, 9 Etudes ou Caprices pour le Violon seul. Oe. 39. 18 Gr.
— — 2 Airs variés pour le Violon avec Acc. de 2 Violons, Viola et Vcelle. (Contrebasse ad lib.) Oe. 45. Liv. 1. 2. à 12 Gr. 1 Thlr.
Merk, Jos., Variations sur un thème de Dietrichstein pour le Violoncelle avec Acc. de 2 Violons, Viole et Basse ou l'Acc. du Pianoforte. Oe. 4. 18 Gr.
Violinschule, practische, oder Sammlung leichter Arien, Romanzen, Märschen, etc. den neuen Werken berühmter Componisten entnommen für eine Violine. 1r u. 2r Heft (die erste Position enthaltend) à 10 Gr. 20 Gr.

Digitized by Google

Musik für Blasinstrumente.

Leipziger Favorittänze eingerichtet für eine Flöte. 6r Heft. 21 Gr.

Maurer, Louis, Rondoletto pour l'Hautbois avec Accomp. de 2 Violons, Viola et Vcelle. Oe. 43. 12 Gr.

Müller, Iwan, Concertante pour deux Clarinettes avec Accomp. de grand Orchestre. Oe. 23. 1 Thlr.

— — Don d'amitié, Air varié pour la Clarinette avec Accomp. de 2 Violons, Viola, Basse, Flûte, 2 Hautb., 2 Cors et 2 Bassons. Oe. 25. 1 Thlr.

— — Souvenir de Dobberan, duo concertant pour Clarinette et Cor, avec Accomp. de Pianoforte. Oe. 28. 16 Gr.

— — Air varié de Baillot arr. en duo concertant pour Clarinette et Violon avec Accomp. de Pianoforte. Oe. 29. 12 Gr.

— — Adagio et Polonoise pour la Clarinette avec Accomp. de Pianoforte. Oe. 30. 16 Gr.

Musik für Pianoforte.

Gerke, O., Divertimento à 4 mani per il Pianoforte. Op. 2. Liv. 1. 2. à 18 Gr. 1 Thlr. 12 Gr.

Kleinschmidt, Ch., (Elève d'Hummel,) 2 Rondolettes pour le Pianoforte. Oe. 3. 10 Gr.

Kulenkamp, G. C., Introduction et Variations sur l'air fav. de C. M. de Weber „Ueber die Berge mit Ungestüm“ pour le Pfte. et Violoncelle ou Violon concertans. Oe. 12. 16 Gr.

Leipziger Favorittänze arrang. für das Pfte. No. 21. enthält einen langsamen und 2 russische Walzer 3 Gr.

Mayseder, J., Polonoises arr. à 4 mains pour le Pfte par Mockwitz. No. 2 in G. No. 3 in E. à 16 gr. 1 Thlr. 8 Gr.

Moscheles, J., Rondo alla Polacca, arrangé à 4 mains p. le Pfte par Mockwitz, tiré de l'Oe. 56. 1 Thlr.

Mozart, W. A. Ouverture de l'Opera Cosi fan tutte arr. à 4 mains p. le Pfte par Ebers. 10 Gr.

Müller, Iwan, Concertante pour 2 Clarinettes avec Accomp. de Pianoforte. Oe. 25. 20 Gr.

— — die Werke 28. 29. 30 siehe unter der Musik für Blasinstrumente. Zweyte Sammlung der Ouverturen aus 70 Opern f. d. Pfte:

No. 123. Carafa, Ouvert. Solitaire (der Einsiedler.) 12 Gr.

— 124. Seyfried, Ouvert. Waise und Mörder. 12 Gr.

Potpourri aus dem Berggeist von Spohr. 16 Gr.

Musik für Gesang.

Marschner, H., 6 Wanderlieder von W. Marsano mit Begl. des Pianof. 33s Werk. 18 Gr.

Spontini, Ritter, Ferdinand Cortez oder die Eroberung von Mexico, gr. Oper in 3 Acten. Vollständiger Klavierauszug, neue rechtmäßige Ausgabe nach der dritten Bearbeitung des Componisten, mit franz. und deutschem Text.

Weber, Friederike (geb. Pallas,) 6 deutsche Gesänge, mit Begl. des Pfte. 3te Samml. (In Commis.) 8 Gr.

Bey J. Hölscher in Coblenz ist vor Kurzem erschienen, und an alle Buchhandlungen versandt:

Vollständiges Gesang- und Gebetbuch für die studierende Jugend, von J. G. Aßmann. 8. Velinp. 1 fl. 15 kr.

Der Rezensent im Katholiken (Februarheft 1826) sagt darüber, unter Anderm: „Zum Beweise, wie nöthig ein solches Buch, und wie zweckmäßig dieses für die Jugend berechnet ist, lese man das Buch selbst, und man wird vom Morgengebete bis zum Schluß einen ganz frommen, die Jugend mit Liebe und väterlicher Sorgfalt umfassenden Geist darin wehen sehen,“ ꝛc. Möge dieses vortreffliche Buch in recht vieler Jünglinge Hände kommen und tausendfältigen Segen bringen!

So eben ist folgendes mit Ungeduld erwartete, interessante Werk erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Alexander I.

Kaiser von Rußland, oder: Skizze seines Lebens und der wichtigsten Begebenheiten seiner Regierung. Von H. E. Lloyd. Aus dem Englischen. Mit dem Bildniß des Kaisers und einer Ansicht von Taganrog. gr. 8. geh. Stuttgart. Metzler. 20½ Bogen. Pr. 2 fl. oder 1 Rthlr. 4 gr.

In dem Verlage des Unterzeichneten ist so eben erschienen und in allen soliden Buchhandlungen zu bekommen:

Napoleons Leben,

nach

dem Französischen

des

M. Arnault.

1r Bd. M. 1 Kpfr. gr. 8. brsch. Pr. 16 gr. sächs. od. 1 fl. rh.

Wohl keine der erschienenen Biographien hat die Geschichte dieses großen Mannes so treu, umfassend und unpartheiisch geliefert, als das vorliegende Werk; eine ausführliche Ankündigung, wie der 1ste Theil, ist in jeder soliden Buchhandlung zu bekommen, und ich bemerke nur noch, daß das Ganze aus 3 Bänden bestehen wird, wovon der 2te in 14 Tagen und der 3te im Laufe des Aprils längstens zu Anfange Mai ausgegeben werden wird.

Frankfurt a. M. den 20sten März 1826.

Wilh. Ludw. Wesche.

In allen Buchhandlungen ist zu haben:

BIBLIOTHÈQUE HISTORIQUE.

Deux Volumes. 1 Rthlr.

Die zwey ersten Bändchen dieser neuen Sammlung enthalten:

MÉMOIRES

DE

MADAME LA MARQUISE

DE LA ROCHEJAQUELEIN.

Kenner der Literatur der neusten Geschichte haben schon längst diesen Memoires den Preis zuerkannt, vor allen, die über die Epoche der Französischen Revolution erschienen sind. Abgesehen davon, daß sie eine höchst interessante Lektüre gewähren, sind sie, wegen ihres einfachen und dabey sehr correcten Styls, zu einem Lesebuch für junge Leute geeignet, die neben der Uebung in der Sprache zugleich auch eine angenehme Unterhaltung suchen.

Jena, 16. März 1826.

Braun'sche Buchhandlung.

Digitized by Google

Nro. 18.

Intelligenz-Blatt.

1826.

Stuttgart und Tübingen in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung sind im Laufe des Jahres 1826 bis zur Jubilate-Messe erschienen, und in allen Buchhandlungen zu haben:

Annalen, (neue allg. polit.) 19r bis 21r Bd. 12 Hefte. gr. 8. 9 fl.

Biographien jezt lebender Personen, von F. von Lupin auf Illerfeld. 1r Bd. gr. 8. 5 fl.

Blätter, zerstreute, von einem katholischen Geistlichen. 1r Thl. gr. 8. 1 fl. 36 kr.

Bröndsted, Dr, P. O., Reisen und Untersuchungen in Griechenland, nebst Darstellung und Erklärung vieler neuentdeckten Denkmäler griechischen Styls. In acht Büchern. 1s Buch. kl. Folio. Vel. Papier 28 fl., Schrbpr. 18 fl. 36 kr.

Correspondenzblatt des Würt. Landwirthschaftlichen Vereins. 1826. gr. 8. der Jhrg. v. 12 Heften 3 fl.

Denkwürdigkeiten der Markgräfin von Anspach, geb. Gräfin von Berkeley, früher Gemahlin Lord Craven's. 2 Thle. gr. 8. 5 fl. 24 kr.

Fichte, J. H., Sätze zur Vorschule der Theologie. gr. 8. 1 fl. 36 kr.

Gagern, Frhr. von, der Einsiedler, oder Fragmente über Sittenlehre, Staatsrecht und Politik. 2r Bd. 2r Heft. gr. 8. 54 kr.

— — mein Antheil an der Politik. 2r Theil. gr. 8. 2 fl. 24 kr.

Genlis, Gräfin von, Memoiren aus dem achtzehnten Jahrhundert und aus der französischen Revolution. Aus dem Franz. 6r, 7r Bd., gr. 8. jeder Band 1 fl. 24 kr.

Hain, Dr., L., Repertorium bibliogr. quo libri omnes ab arte inventa usque ad annum MD. typis expressi ord. alph. enumer. T. I. S. I. gr. 8. 8 fl. 48 kr.

Henne, Dr., Divko, ein episches Gedicht. 1r Bd. gr. 8. 2 fl. 24 kr.

Hertha, Zeitschrift für Erd-, Völker- und Staatenkunde. Unter Mitwirkung des Frhrn. A. von Humboldt, besorgt von Berghaus und Hoffmann. gr. 8. Mit Kpfrn. und Charten. 5r Bd. 3 Hefte. gr. 8. 8 fl.

Hesperus, encyclopädische Zeitschrift v. C. C. André. Jhrg. 1826. gr. 4. 16 fl.

Journal, polytechnisches. Eine Zeitschrift zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse im Gebiete der Naturwissenschaft, der Chemie, der Mechanik, der Manufakturen ꝛc. Herausg. von Dr. J. G. Dingler. gr. 8. mit Kupfrn. Jahrg. 1826. 24 Hefte 16 fl.

Justiz-, Kameral und Polizey-Fama, allgemeine deutsche, von Dr. Th. Hartleben. Jahrg. 1826. gr. 4. 9 fl.

Kieser, Anleitung zur Auflösung algebraischer Aufgaben durch Raisonnement. gr. 8. 1 fl. 24 kr.

Kunstblatt, Jhrg. 1826. gr. 4. 6 fl.

Lamartine, poetische Gedanken, übersezt von G. Schwab, mit dem Originaltext. gr. 8. 2 fl.

Las Cases, Graf v., Denkwürdigkeiten von St. Helena, oder Tagebuch, in welchem alles, was Napoleon in 18 Monaten gesprochen und gethan hat, Tag für Tag aufgezeichnet ist. A. d. Franz. 9r Bd. Supplemente. gr. 8. 2 fl. 15 kr.

Literaturblatt, Jhrg. 1826. gr. 4. 6 fl.

Morgenblatt f. gebildete Stände. 20r Jhrg. 1826. gr. 4. 20 fl.

Marbot, über die zweckmäßigste Einrichtung des Kriegswesens in Frankreich. Aus dem Franz. gr. 8. 30 kr.

Memminger, J. D. G., kleine Beschreibung von Würtemberg. 2te verb. Auflage, mit einer Charte des Königreichs. gr. 8. 1 fl. 12 kr., dasselbe ohne Charte 48 kr.

Mittheilungen, landwirthschaftliche. Herausg. v. J. N. v. Schwerz. 1s Bdchn. enthaltend: Beobachtungen über die belgische Feldwirthschaft, gesammelt von F. Feihl. Mit 5 Steinabdrücken. gr. 8. 2 fl.

Mozin, Abbé, neues franz. und deutsches ABC, 4te verm. und verb. Aufl. gr. 8. 48 kr.

Oehlenschläger, die Inseln im Südmeer, ein Roman. 4 Thle. 8. 10 fl. 48 kr.

Philippi, Dr. F., Praktische lateinische Constructionslehre, ein Lehr- und Lern-Buch für Alle, welche in der classischen Sprache des alten Roms einen guten Grund legen wollen, zum Schulgebrauch und zum Selbstunterricht nach Gaultiers Methode bearbeitet. 8. 1 fl.

Poisson, S. D., Lehrbuch der Mechanik. 1r Thl. A. d. Franz. übers. von D. J. C. C. Schmidt. gr. 8. 1826. 3 fl.

Schiller, F. von, der Ritter Toggenburg in Umrissen von G. Dittenberger. quer 4. 2 fl.

— — sämmtliche Werke, T. A., 7te und lezte Lieferung oder 16r bis 18r Bd.

Staats-Akten und Urkunden, neueste. 1r bis 3r Bd. 12 Hefte. gr. 8. 8 fl.

Thiersch, F., über gelehrte Schulen, mit besonderer Rücksicht auf Bayern. 4 Abthlgn. gr. 8. 3 fl. 33 kr.

Volz, W. L., über die brittische Landmacht, militärisch-kritische Bemerkungen, während eines zweymaligen Aufenthalts in England in den Jahren 1820 und 1823. Mit 30 Zeichnungen in Stein. 1r Thl. gr. 8. 6 fl.

Zeitung, allgemeine, Jhrg. 1826. gr. 4. 16 fl.

Charte von Afrika, zu Ritters Erdkunde, bearbeitet von K. Berghaus und gestochen von H. Brose. ill. 9 fl. 36 kr., schwarz 9 fl.

Militair-Karte von Deutschland in 25 Blättern, von A. Klein Nr. 1, 6, 17, 18, 19, 20, 23, 24, 25, jedes Blatt 2 fl.

Militair-Karte von Deutschland v. Coulon und Green. Nr. 4, 7, und 20, in 16 Blättern. 15 fl.

Karte (topogr.) von Schwaben, Fortsetzung der Ammann- und Bohnenberger'schen Karte) von C. H. Michaelis. Nr. 2. 3. 11 u. 61. Jedes Blatt 1 fl. 30 kr.

Frithiof.

Eine Sage nordischer Vorzeit von Esaias Tegnér. Aus dem Schwedischen nach der 2ten Auflage übersezt von Ludolph Schlaw. Upsala 1826. (Stralsund in der Löffler'schen Buchhandlung.) Preis 1 Rthlr.

Hier hat also der deutsche Leser zum erstenmale eine vollständige poetische Uebertragung der berühmten Frit-

Digitized by Google

hofs-Sage, für welche auch unter uns die Aufmerksamkeit worauf sie in hohem Grade Anspruch machen kann, bereits erregt ist. Alle Anspielungen auf Nordische Mythologie und Alterthümer sind angehängten Noten erläutert.

Wir greifen ja begierig nach allen vermeinten Schätzen des Auslandes, auch wenn sie uns in der That sehr wenig bereichern; sollten wir denn nicht hier, wo wirklich gediegener innerer Werth mit der Neuheit sich verbindet, doppelt aufmerksam seyn?

(Ist in allen Buchhandlungen Deutschlands zu haben.)

Bey J. G. Heubner, Buchhändler in Wien, am Bauernmarkt Nr. 590, ist so eben erschienen, und in allen Buchhandlungen zu haben:

Erinnerungen an Italien, in Briefen, und vermischte Gedichte

von

Anton Pannasch,

12. Geheftet. Preis 1 Rthlr. oder 1 fl. 48 kr. rhein.

Die kriegerischen Ereignisse des Jahres 1821 führten den Herrn Verfasser in die herrlichen Gefilde Ober-Italiens. Dort sieht man ihn als Soldat die Wahlfelder von Caldiero und Marengo, so wie manche andere militärisch wichtige Stelle beschreiben, zugleich erkennt man auch in ihm den eifrig forschenden Kunstfreund, den Verehrer geweihter Alterthümer, und den feurigen Bewunderer aller großen Naturschönheiten, womit jenes glückliche Land gesegnet ist.

Leser, welche den reich geschmückten Boden schon betreten, werden durch diese Erinnerungen wahrhaft überrascht, in die Vergangenheit gezaubert, so wie diejenigen, die sich dieser Gunst des Geschicks nicht erfreuten, hierdurch freundlich ansprechende Bilder zur klarsten Anschauung erhalten.

Eine besondere Auszeichnung verdienen auch die in diesem Werke beygegebenen Gedichte, welche nicht nur ein reines tief fühlendes Gemüth und eine reiche Fantasie beurkunden, sondern auch das Gepräge einer hohen Begeisterung für Wahrheit und Recht an sich tragen.

Wohlfeilste Taschenausgabe

(ordinär Druckpapier à 2 ggr. oder 9 kr., weiß Druckvelin à 4 ggr. oder 15 kr. pr. Bändchen)

von

Washington Irving's und Cooper's sämmtlichen Werken.

Uebersezt von Mehreren und herausgegeben

von

Christian August Fischer.

Hiervon sind bereits 2 Bändchen ausgegeben, und zwar das 1ste Bändchen von Cooper's Spion und das 2te Bändchen von Irving's Skizzenbuch. Binnen Monatsfrist erscheinen die beyden folgenden Bändchen. Der neueste Roman von Cooper: „der Lezte der Mohikans", wird bereits übersezt, und soll unmittelbar nach dem Begonnenen folgen, damit die zahlreichen Subscribenten das Neueste in dieser Ausgabe möglichst schnell erhalten. — Mit Ende Juli wird der Preis auf 3 ggr. oder 12 kr. und auf 6 ggr. oder 24 kr. erhöht.

Frankfurt a. M., d. 5. Mai 1826.

Sauerländer.

Neue Musikalien

von

Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Für Orchester.

van Beethoven, 5me Sinfonie, C moll. Op. 67. Partition. 3 Thlr.

— 6me Sinfonie, F dur. Op. 68. Partition. 3 Thlr.

Boieldieu, Ouverture de l'Opéra: La Dame blanche pour Orchestre. 1 Rthlr. 16 gr.

Kalliwoda, Sinfonie à grand Orchestre. 3 Thlr.

Lobe, Ouverture à grand Orchestre. 2 Thlr. 12 Gr.

Kurpinski, Ouverture de l'Opéra: Kalmora à grand Orchestre. Op. 14. 1 Thlr. 8 gr.

Neukomm, S., le Héros, Ouverture à grand Orchestre. Op. 45. 1 Thlr. 8 Gr.

Für Bogeninstrumente.

Baillot, 3 Nocturnes pour Violon et Pianoforte. Op. 35. 10 Gr.

Crémont, P., 3 Trios conc. et faciles pour 2 Violons et Alto ou Violoncelle. Op. 13. 1 Thlr. 8 gr.

Onslow, G., 3 Quat. p. 2 Violons, Alto et Basse. Op. 8. 2me Liv. de Quatuors. (Nouvelle édition avec changemens faits par l'Auteur.) 3 Thlr.

(Jedes der 3 Quartetten 1 Thlr.)

— 3 Quatuors pour 2 Violons, Alto et Basse. Op. 9. 3me Liv. de Quatuors. 2 Thlr. 12 Gr.

Rolla, Ant. fils, 1er Concerto pour Violon *avec Orchestre*. Op. 7. 2 Thlr. 12 Gr.

— Variations brillantes pour Violon avec l'Orchestre. Op. 8. 1 Thlr. 8 Gr.

Speier, Guill., Quintetto pour 2 Violons, 2 Violes et Violoncelle. Op. 17. 1 Thlr. 8 Gr.

Aubert, 3 Sonatines pour Violoncelle avec accompagnement de Basse obligée. Op. 32. Liv. 6. 16 Gr.

Bach, J. S., 6 Solos (Suites) pour le Violoncelle, publiés par Dotzauer. 1 Thlr.

Gebauer, 8 Thèmes connus pour Basse. 8 Gr.

Merk, J., 1er Concerto pour Violoncelle avec accompagnement de l'Orchestre. Op. 5. 2 Thlr. 16 Gr.

Für Blasinstrumente.

Berbiguier, Fantaisie et Variations pour Flûte avec accompagnement d'Orchestre sur la Romance: La Fiancée. Op. 73. 1 Thlr. 4 Gr.

— Do. avec accompagnement de Pianoforte. 14 Gr.

— 11me Concerto pour la Flûte avec accompagnement d'Orchestre. Op. 74. 1 Thlr. 4 Gr.

— 3 Duos concertans pour Flûte et Violon. Op. 76. 2me Liv. de Duos. 1 Thlr. 12 Gr.

— grande Fantaisie avec Variations pour la Flûte avec acc. de Pianoforte. Op. 77. 16 Gr.

— Fantaisie pour la Flûte avec accompagnement d'Orchestre sur la Romance de Charles de France, dite: Les Chevaliers de la Fidélité. Op. 78. 1 Thlr.

— nouv. Fantaisie pour Flûte avec Pianof. Op. 80. 18 Gr.

Berbiguier et Castil-Blaze grand Duo arrangé p. Pianof. et Flûte, tiré des Oeuvres de Steibelt. 1 Thlr.

Fürstenau, A. B., 3 grands Solos pour la Flûte avec accompagnement de Pianoforte. Op. 37. No. 1. 2. 3. à 20 Gr.

Digitized by Google

Fürstenau, A. B., Rondo brillant pour Flûte avec accompagnement de l'Orchestre. Op. 38. 1 Thlr. 4 Gr.
— — do. avec accompagnement de Pianoforte. Op. 38. 12 Gr.
— Quatuor brillant pour Flûte, Violino, Alto et Violoncelle. Op. 39. 1 Thlr.
— 4me Concerto pour la Flûte avec acc. de grand Orchestre. Op. 40. 2 Thlr. 16 Gr.
— Do. avec accompagnement de Pianof. 1 Thlr.
— Concertino pour 2 Flûtes principales avec accompagnement de grand Orchestre. Op. 41. 2 Thlr.
— Do. avec accompagnement de Pianoforte. 1 Thlr.
Molino, F., 2d Nocturne pour Flûte ou Violon et Guitare. Op. 38. 8 Gr.
Tulou, Air varié pour la Flûte avec accompagnement l'Orchestre. Op. 39. 1 Thlr. 4 Gr.
— Do. avec accompagnement de Pianoforte. 16 Gr.
Vogt, Airs variés pour Flûte et Pianoforte. Liv. 3. 8 Gr.
Bärmann, H., Concertino pour la Clarinette avec accomp. de l'Orchestre. Op. 31. 1 Thlr. 16 Grr
Müller, F., Fantaisie pour la Clarinette sur un chant pastoral des Suisses avec accompagnement de l'Orchestre. 1 Thlr.
— Introduction et Thême varié pour la Clarinette avec accompagnement de 2 Violons, Viola et Violoncelle. 16 Gr.
— Do. avec accomp. de Pianoforte. 12 Gr.
Kummer, Concert pour le Basson avec accompagnement de l'Orchestre. Op. 27. 3 Thlr.
Mejo, Rondo pour le Cor avec accomp. de 2 Violons, Viola, Flûte, 2 Hautbois, 2 Cors et Basse. 16 gr.
— Variat. pour Flûte, 2 Hautbois, 2 Clarinettes, 2 Cors, 2 Bassons, Serpent et Trombone ad lib. 1 Thlr. 8 Gr.

Anzeige.

Die erste Lieferung von

Jean Pauls Werken

1 — 5r Band

verläßt so eben die Presse, und kann von den Subscribenten gegen Erlegung des Subscriptionspreises für die 1ste und 2te Lieferung in Empfang genommen werden. Die Preise für beyde Lieferungen sind für die verschiedenen Ausgaben 5½, 6, 7½ und 9½ Thaler Conventionsgeld. Ich warne zugleich vor jedem andern Abdruck der Schriften, in welcher Gestalt er erscheinen möge, namentlich vor dem in Leipzig angekündigten Auszug, den der Verleger unbefugter Weise einen rechtmäßigen nennt, und bezeichne solchen als einen nach hiesigen Landesgesetzen nicht erlaubten, dessen Verkauf und Ankauf den Betheiligten der gesetzlichen Strafe unterwerfen würden.

Auch von

Novalis Schriften,

herausgegeben von Schlegel und Tieck,

ist die vierte vermehrte Ausgabe erschienen. Der Subscriptionspreis von 1½, 1⅞, und 2½ Thaler für die drey verschiedenen Ausgaben besteht bis Michaelis d. J.

Berlin, den 15. April 1826.

G. Reimer.

C. W. Contessa's sämmtliche Werke in 9 Bänden,

herausgegeben von Ernst von Houwald.

Leipzig, bey G. J. Göschen, 1826.

Contessa als Schriftsteller hat mit zwey in der deutschen Literatur ausgezeichneten Männern viele Aehnlichkeit. Den einen, Kotzebue, hat er übertroffen, weil er nicht so viel und blos in glücklichen Stunden schrieb; dem andern, Thümmel, kann er in Rücksicht der Leichtigkeit und des feinen Spottes an die Seite gestellt werden. Seine Poesie und seine Prosa tragen den Charakter des gebornen Dichters. Da sind keine Sünden wider den gebildeten Geschmack, keine Schwerfälligkeiten im Versbau und Reime, keine gewaltsam herbeygezogenen Bilder, keine Ueberladungen von Vergleichungen. Aechter Witz und ächter Humor ergießt sich in den heitern Aufsätzen und Lustspielen, und in den ernsten Erzählungen herrscht eine zarte Gemüthlichkeit.

Der vertraute Freund Contessa's, in dessen Hause er lebte, Herr von Houwald, hat die Schriften gesammelt, geordnet und herausgegeben. Vier Bände sind in der Ostermesse erschienen, fünfe folgen zu Jovanni. Bis die lezten erschienen sind, kosten die 9 Bände auf Schreibpapier in Oktav 6 Thlr. 8 gr., hernach 8 Thlr. sächs.

Eine Ausgabe auf Druckpapier im kleinen Format der Klopstock'schen, Wieland'schen und Schiller'schen Schriften kostet bis zu dem angegebenen Termin 3 Thlr. 16 gl., hernach 4 Thlr. sächs.

Bey D. Knode in Aschaffenburg ist erschienen und an alle Buchhandlungen versandt:

Sylvaneion,

Ein Conversations-Blatt für unbefangene gebildete Forstmänner. 3s Heft.

Inhalt.

Ueber die Größe des Kronendurchmessers der Holzarten.
Materialertrag der Kiefer auf ausgebautem Acker- und Laubholz-Boden.
Anfrage, die Pflanzung der Kiefer betreffend.
Einige Bemerkungen zu den Holzzuwachsberechnungen.

Anhang.

Ueber die Wirkungen der Gase auf Pflanzen.
Ueber die Wirkung der Gifte auf das Pflanzenreich.
Literatur-Anzeiger.

Stuttgart, zu haben in der Sattler'schen Buchhandlung.

Kunst-Anzeige.

Bey L. W. Wittich in Berlin ist so eben erschienen:

1) Der Dom zu Meißen, in allen seinen Theilen bildlich dargestellt von F. W. Schwechten. 3tes Heft. Royal-Folio. 6 Rthlr.

Der Preis des ganzen mit diesem Hefte nun beendigten, aus 22 Kupferblättern und drey Bogen Text bestehenden Werkes ist 18 Rthlr.

2) Abhandlung über die Comödie aus dem Stegreif und die Italienischen Masken, nebst einigen Scenen des Römischen Carnevals, vom Professor Fr. Valentini aus Rom,

(italienischer und deutscher Text.) mit 20 colorirten Kpfrn. 4. geb. Preis 15 Rthlr.

3) Facaden von Stadt- und Landhäusern, nebst architectonischen Entwürfen zur Verschönerung der Höfe, von C. A. Menzel, 1stes Heft. quer Folio, 1 Rthlr. 10 Sgr.

Von demselben Architekten ist früher erschienen:

4) Magazin von architektonischen Entwürfen zur Verschönerung der Gärten, gr. Folio. 2. Rthlr.

Einladung zur Subscription

auf eine vorzüglich gute und äußerst wohlfeile

Sammlung von 170 Kupferstichen

nach Zeichnungen von Berghem, Eckhout, Oudey, Pforr, Potter, Rembrant, Roos, Ruysdael, Tenier, Tischbein ꝛc. sämmtlich in Kupfer radirt und geätzt von

Johann Heinrich Tischbein,
ehemaligem Inspektor der Gemäldegallerie zu Cassel.

In Royal-Folio und geb. Subscr.-Pr. 21 Rthlr. od. 37 fl. 48 kr. Ladenpr. 30 Rthlr. oder 54 fl.

Diese außerordentlich schöne und vollständige Sammlung, die in Landschaften, Bildnissen, historischen und mythologischen Scenen, Jagdstücken, Thierhatzen und Thierkämpfen, auch landwirthschaftlichen Thieren bestehet, muß für Kunstmuseen, Mahlerakademien, Zeichnenschulen, Künstler, Kupferstichsammler und Kunstfreunde um so mehr willkommen seyn, da man die Kupferstiche berühmter Künstler äußerst selten so vollständig und zu so billigem Preise, wie die hier angekündigten, bekommen kann.

Aus dieser schätzbaren Kupferstichsammlung sind besonders zu haben:

1) Die jagdbaren Thiere, in 50 Blättern.
Für Jäger, Forstmänner und Jagdliebhaber.
In gr. Folio und gebunden. Subscr. Pr. 7 Rthlr. oder 12 fl. 36 kr.
Ladenpr. 10 Rthlr. oder 18 fl.

2) Die landwirthschaftlichen Thiere, in 35 Blättern.
Für Rittergutsbesitzer, Pachter und Oekonomen.
In gr. Folio und gebunden. Subscr. Pr. 4 Rthlr. oder 7 fl. 12 kr.
Ladenpr. 6 Rthlr oder 10 fl. 48 kr.

3) Viehstudien, oder Vorlegeblätter zur Uebung im Thierzeichnen in 30 Blättern. Für Zeichner und Mahler. In gr. 4. und gebunden. Subscr. Pr. 2 Rthlr. oder 3 fl. 36 kr. Ladenpr. 3 Rthlr. oder 5 fl. 24 kr.

Man kann bey jeder Buch- und Kunsthandlung unterzeichnen, wo auch ausführliche Anzeigen zu haben sind.

Zwickau, im März, 1826.
Literatur- und Kunst-Comptoir.

Tübingen. Bey C. F. Osiander ist erschienen und in allen Buchhandlungen Deutschlands und der Schweiz zu haben:

Ueber den Obscurantismus, der das deutsche Vaterland bedroht, von J. G. Pahl, Decan der Diöcese Gaildorf und Pfarrer zu Vichberg. gr. 8. 1826. 3 fl.

Ohne Zweifel gehört diese Schrift, indem sie ein gewaltsam hervordringendes, seine Einflüsse überall ankündigendes und in den Kreisen der Bessern die gerechtesten Besorgnisse erregendes Zeichen der Zeit zu deuten strebt, zu den interessantesten literarischen Erscheinungen des Tages. Sie sucht ihre Aufgabe auf der einen Seite durch historische Nachweisungen auf dem Gebiete der vaterländischen Politik und Literatur, zu lösen, indem sie den Charakter und die Erscheinungen des Obscurantismus, die Vortheile, die er durch die Läufe der Zeit gewonnen, sein Hervortreten in der Wissenschaft, im Staat und in der Kirche, seine Gestaltung als Ultramontanismus, symbolischer Dogmatismus und Misticismus und sein Ankämpfen gegen die Freyheit der Lehre und der Schrift und gegen jede selbstständige Bewegung des menschlichen Geistes darstellt; auf der andern Seite aber, indem sie seine Blößen und damit das Geheimniß seines Truges und seiner Nichtigkeit aufdeckt, die heilige Sache des Lichts, der Vernunft und der geistigen Freyheit gegen seine Antastungen, männlich und redlich verficht, und, zur Beruhigung der Freunde dieser Sache, aus ihrer innern Begründung und aus der Geschichte darthut, daß, wie auch ihre Gegner in scheinbaren Triumphen sich brüsten, für sie nichts zu fürchten sey. Wie diese Stoffe behandelt worden, darüber ist hier nichts zu sagen, da der Geist, die Weise und der im Dienste der Wahrheit furchtlose Muth des Herrn Verfassers aus seinen frühern Schriften in Deutschland hinlänglich bekannt sind; eine Andeutung des Sinnes aber, der in der gegenwärtigen vorwaltet, mag auch in ihrer Widmung an die ehrenwerthen deutschen Männer erkannt werden, die in Vertheidigung der Sache, die sie führt, bisher unter uns so tapfer und siegreich vorangeschritten sind, — an Paulus, Tzschirner und Krug.

Wir machen vorläufig aufmerksam auf das Erscheinen der

Briefe
über den Dichter Ernst Wagner,

enthaltend lebensgeschichtliche Nachrichten; Mittheilungen aus dem ungedruckten Nachlasse des Dichters; Auszüge aus Briefen von ihm selbst, vom Herzog August v. Gotha, Jean Paul Friedrich Richter, Fichte und A.
herausgegeben
von
Friedrich Mosengeil.

in 8. auf schönem weißen Papier. Preis circa 2 Rthlr.
Schmalkalden. Varnhagen'sche Verlagshandlung.

Daß dem Herausgeber dieser Briefe, — welche die Erscheinung einer wohlfeilen Taschenausgabe von Ernst Wagners sämmtlichen Werken einleiten sollen, der handschriftliche Nachlaß des Dichters vollständig zu Gebote stand, (unter anderm ein Exemplar des Wilibalds, worin derselbe, fast auf jeder Seite, bis jetzt ungedruckt gebliebene Verbesserungen eingetragen hat) muß bey dieser Ankündigung ausdrücklich erwähnt werden. Von den vielen Freunden des sel. Wagners wird schwerlich Einer diese anziehende reichhaltige Biographie, von welcher die Zeitung für die elegante Welt einige Probestücke lieferte, unbeachtet lassen.

Die Verlagshandlung.

Digitized by Google

Nro. 19.

Intelligenz-Blatt.

1826.

In der J. G. Cotta'schen Buchhandlung ist so eben unter dem Titel:

Statistik und Staatenkunde; ein Beytrag zur Staatenkunde von Europa. Von dem Präsidenten v. Malchus. 1. Bd. XVI u. 588 S.

ein Werk erschienen, welches als das neueste, und in mehrfacher Hinsicht zugleich vollständigste statistische Handbuch von Europa betrachtet werden kann. Dasselbe unterscheidet sich von ähnlichen Werken vorzüglich dadurch, daß in demselben, mehr als in jenen, der staatswirthschaftliche Gesichtspunkt aufgefaßt und festgehalten ist; sodann, durch die Art von Ordnung und Classirung der statistischen Daten, welche, mit der Uebersicht von der Wichtigkeit eines jeden einzelnen Elementes von Wohlstand in den einzelnen Staaten, eine solche des Verhältnisses, in welchem in Beziehung auf dasselbe ein jeder einzelne Staat zu allen übrigen steht, und hierdurch ein statistisches Tableau von Europa gewährt.

Vorausgeschickt ist eine Einleitung, in welcher der Unterschied zwischen Statistik und Staatenkunde (Theorie und Anwendung derselben auf einen gegebenen Staat) gerechtfertigt, Aufgabe und Zweck der lezteren ꝛc. angedeutet ist, mit einer Nachweise der vorzüglichsten, statistischen Werke über jeden Staat. Die reiche Masse von Daten zu dem statistischen Gemälde von Europa ist in nachstehende fünf Hauptabschnitte eingetheilt, nämlich:

I. Quellen der Grundkraft der Staaten, als welche nur das Areal, in sofern dasselbe zur Produktion fähig ist, und das Menschenkapital betrachtet werden; mit einer Uebersicht der Produkte aus dem Pflanzen-, Thier- und Mineralreiche in den einzelnen europäischen Staaten.

II. Elemente von Staatsreichthum, unter welchen der Verfasser solche Quellen von Wohlstand und Reichthum begreift, welche zunächst und vorzüglich das Produkt einer Combination intellektueller und physischer Kräfte sind, nämlich a) Manufaktur und Fabriktätigkeit, b) innerer und äußerer Verkehr, c) mit Uebersichten von dem Umfange des Betriebs von 15 verschiedenen Hauptgewerben, und von dem Umfange des Verkehrs in den fünf großen Staaten, so wie überhaupt in Europa, und d) mit solchen von der Masse der Cirkulationsmittel, als Haupthebel und Beförderungsmittel desselben.

III. Staatsreichthum und Staatseinkommen, oder detaillirte Uebersicht des Totalbetrages des Einkommens, der Abgaben und der öffentlichen Schuld sämmtlicher Staaten in Europa, wozu, so wie überhaupt zu allen übrigen Uebersichten, die Daten so viel möglich aus officiellen Quellen geschöpft, und, in Ermanglung solcher, diejenigen, aus welchen dieselben entnommen, nachgewiesen sind.

IV. Staatsverfassungskunde, oder eine mehr oder weniger ausführliche Uebersicht der Verfassung und Regierungsform der fünf großen Staaten, mit Andeutungen der eigenthümlichen Einrichtungen in den übrigen. In dem

V. Abschnitte, Staatsregierung und Verwaltung, endlich, sind dergleichen über beydes in den europäischen Staaten; über die bewaffnete Macht und über den Gesichtspunkt, aus welchem die statistische Darstellung derselben, so wie jene in Betreff der politischen Stellung der Staaten, aufzufassen ist, zusammengedrängt.

Angehängt ist eine Uebersicht von den höheren Lehr- und Bildungsanstalten in Europa. Preis 4 fl. 30 kr.

Kießer, Präceptor, Anleitung zur Auflösung algebraischer Aufgaben durch Raisonnement. gr. 8. Preis 1 fl. 24 kr.

Diese Anleitung begreift die bestimmten Aufgaben von Gleichungen des 1sten, 2ten und 3ten Grades, nach einer Methode, die besonders dazu geeignet ist, die Selbstthätigkeit der Schüler zu wecken und zu nähren, und ist daher ebensowohl zum öffentlichen als zum Privatunterricht zu empfehlen.

So bearbeitet, bildet dieser schöne Theil der Mathematik eine praktische Denklehre und ist zugleich die beste Vorbereitung für das weitere Studium der Analysis.

Würtembergische Jahrbücher für vaterländische Geschichte, Geographie, Statistik und Topographie. Herausgegeben von J. D. G. Memminger. Jahrgang 1825. Erstes Heft. Mit einer Abbildung. Ladenpreis 1 fl. 45 kr.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Journal-Literatur.

Das 2te Semester des laufenden Jahrgangs der beliebten Zeitschrift:

Britannia

oder neue englische Miscellen, redigirt von D. Hermes, beginnt mit dem Julihefte, und es können mit demselben neue Abonnenten eintreten. Der Zweck der Britannia ist: ein treues und vollständiges Bild von dem Leben und dem Zustande der Gesellschaft in England zu geben. Die Geschichte Englands, die Parlamentsverhandlungen, Statistik, Regierungswesen, Colonien, Schifffahrt, Handel, Industrie, Volksleben, öffentliche und Privat Anstalten aller Art, Clubbs, einzelne merkwürdige Personen oder Ereignisse, interessante Rechtsfälle und Polizeyverhandlungen, die neueste englische Literatur, Nachrichten über Kunst, Theater ꝛc. bilden daher den Inhalt dieser Zeitschrift, die Ernst mit Scherz, Belehrung mit Unterhaltung zu verbinden sucht. Nach allgemeinem Urtheile hat dieses Journal an Reichthum des Inhalts und Gediegenheit der Darstellung sehr gewonnen, seit D. Hermes

die Redaktion besorgt, und unsere geachtetsten Blätter, das Conversationsblatt, Becks Repertorium, die Didaskalia, der Freymüthige, die Originalien, das Journal für Literatur, Kunst, Luxus und Mode u. a. haben sich einstimmig auf's Günstigste über die Br. ausgesprochen. — Der halbe Jahrgang von 6, je am Anfange des Monats erscheinenden, etwa 8 Druckbogen starken Heften, nebst Abbildungen, wenn es der Gegenstand fordert, kostet 5 fl. 30 kr. rhein. oder 3 Rthlr. 8 gr. sächs. In den meisten Buchhandlungen sind Hefte einzusehen, und alle Postämter und Buchhandlungen nehmen Bestellungen an.

Metzler'sche Buchhandlung.

Von dem so eben in Paris erschienenen Werke, von welchem der Constitutionnel vom 29. Mai eine sehr günstige Anzeige macht:

NAPOLÉON devant ses contemporains,

erscheint bey mir eine deutsche Uebersetzung, welche sich an die von mir auf Subscription angekündigte

Allgemeine Geschichte der Kriege der Franzosen und ihrer Alliirten, vom Anfange der Revolution ꝛc.

anschließt, und wie diese in einer wohlfeilen Taschen-Ausgabe zu 6 gr. oder 27 kr. jedes Bändchen erscheinen, jedoch aber auch besonders verkäuflich seyn wird.

Zugleich mache ich die Anzeige, daß der 3te Band der

Aufklärungen über Begebenheiten der neuern Zeit.

Preis 1 Thlr. 8 gr. oder 2 fl. 20 kr. erschienen und versandt ist. Der 4te und 5te Band werden unter Anderem Auszüge aus

Napoléon et l'Europe, fragments historiques par Alexandre Doin, 2 Volumes, den

Mémoires, souvenirs, opinions et écrits du Duc de Gaëte, und

Mémoires de G. J. Ouvrard, sur sa vie et ses diverses opérations financières

enthalten und gleich den früheren Bänden auch einzeln verkauft, so wie besonders abgedruckt die

Denkschrift über die Ereignisse, welche dem Tode Joachim des Ersten (Murat) vorangegangen sind, vom General Francescheti,

zu 20 gr. oder 1 fl. 30 kr. zu haben ist.

Darmstadt, den 7. Juni 1826.

Carl Wilhelm Leske.

Schriften für Badereisende.

Bey herannahender Badezeit erlaube ich mir auf folgende in meinem Verlage erschienene, jedem Badereisenden unentbehrliche Schriften, die in allen Buchhandlungen zu finden sind, aufmerksam zu machen:

Kreysig, (Hofrath und königl. sächs. Leibarzt, Dr. Friedrich Ludwig). Ueber den Gebrauch der natürlichen und künstlichen Mineralwässer von Karlsbad, Emds, Marienbad, Eger, Pyrmont und Spaa. 8. 17½ Bogen auf feinem Schreibpapier. 1 Thlr. 6 gr.

Mosch, (Dr. Karl Friedrich). Die Bäder und Heilbrunnen Deutschlands und der Schweiz. Ein Taschenbuch für Brunnen- und Badereisende. Zwey Theile. Mit 50 landschaftlichen Ansichten und einer Karte der Heilquellen am Taunusgebirge. 8. 50 Bogen auf feinem Schreibpapier. Geheftet. 5 Thlr. 8 gr.

Mosch, Dasselbe. Ausgabe ohne Kupfer, aber mit Karte. Geheftet. 3 Thlr.

Leipzig, den 1sten Mai 1826.

F. A. Brockhaus.

Bey W. Lauffer in Leipzig sind so eben erschienen:

Schöngeistige Schriften.

Otbert, und die Folgen eines Sonntag'schen Concerts. Novelle von O. v. Deppen. 8. 1 Rthlr. oder 1 fl. 48 kr.

Unglück und Rettung oder Jugendschicksale eines Offiziers aus der Zeit Friedrichs des Großen. Eine humoristische Erzählung von C. J. Oldendorp, mit 1 Kupfer. 8. 1 Rthlr. 8 gr. oder 2 fl. 24 kr.

Alma oder die Schule der Welt, von W. v. Gersdorf. 8. 1 Rthlr. oder 1 fl. 48 kr.

Pumpauf und Pumprich. Eine Novelle von D. Schiff. 8. 1 Rthlr. oder 1 fl. 48 kr.

Schauderhafte Begebenheiten des Bürgerkrieges zu Schippelzelle. Drollig-satyrische Erzählung von Ferd. Döring. 8. 1 Rthlr. oder 1 fl. 48 kr.

Gemüthlichkeit, Laune und Satyre zeichnen diese Werke aus; vorzüglich aber schildert letzteres unverkennbar treu das oft alberne Geberden deutscher Kleinstädter, und besonders ihrer Frauen von Stande, auf das Allerdrolligste.

In der Ruff'schen Verlagsbuchhandlung in Halle ist erschienen und an die Besteller versandt worden:

J. A. Eberhard's und J. G. C. Maaß's

Versuch

einer allgemeinen deutschen

Synonymik

in

einem kritisch-philosophischen

Wörterbuche

der

sinnverwandten Wörter der hochdeutschen Mundart.

Dritte Ausgabe, fortgesetzt und herausgegeben vom

Prof. D. J. G. Gruber.

Erster Band: A u. B (37 Medianbogen.)

Pränumerations-Preis 1 Thlr. 20 gGr. sächs.

Die Verlagshandlung glaubt durch diesen ersten Band schon den geehrten Subscribenten bewiesen zu haben, wie sehr sie es sich angelegen seyn lasse, allen billigen Erwartungen, auf das Genügendste zu entsprechen, und hofft, daß vor Allem die vielfachen Bemühungen des berühmten Herrn Herausgebers dieser dritten Ausgabe: dieß classische Werk der möglichsten Vollkommenheit nahe zu bringen, nicht unerkannt bleiben werden — Die Anforderungen, nach Erscheinen dieses ersten Bandes den Pränumerationspreis noch einige Zeit fortbestehen zu lassen, sind so dringend und vielfach eingegangen, daß die Verlagshandlung nicht umhin kann, diesem Verlangen, je-

Digitized by Google

doch nur auf sehr kurze Zeit, zu willfahren. Es werden daher Alle, die noch darauf reflectiren sollten, ergebenst eingeladen, sich ohne Verzug zu melden.

Halle, am 20. Mai 1826.

Buchhandlung von Friedrich Ruff.

Neuigkeiten
der
Nicolai'schen Buchhandlung in Berlin.
Oster-Messe 1826.

Abeken, (Bernh. Rudolph,) Beyträge für das Studium der göttlichen Comödie Dante Alighieri's. gr. 8. 1 Rthlr. 20 gr. (1 Rthlr. 25 Sgr.)

Gößler, (Chr.,) Handbuch gemeinnütziger Rechtswahrheiten für Geschäftsmänner. Nach Anleitung des allgemeinen Landrechts für die preußischen Staaten. 3te Auflage, mit Rücksicht auf die später ergangenen Gesetze, durchgesehen, geordnet und vermehrt durch Heinr. von Strampf, Justizrath beym Königl. Stadtgerichte in Berlin. gr. 8. 1 Rthlr. 20 gr. (1 Rthlr. 25 gr.)

Auch mit dem Titel:

— — allgemeine Rechtswahrheiten, oder die wichtigsten in das bürgerliche Leben eingreifenden Gesetze des Pr. Landrechtes im Zusammenhange dargestellt. Ein Handbuch für jeden Unterthan des Pr. St., welcher in den gewöhnlichsten Verbindungen des Lebens einen sichern Weg gehen und sich vor Schaden hüten will. gr. 8. 1 Rthlr. 20 gr. (1 Rthlr. 25 Sgr.)

Heinsius, (Theod.,) die Sprachschule, oder geordneter Stoff zu deutschen Sprachübungen für Schule und Haus. Nach einem dreyfachen Lehrgang in einzelnen Uebungsstücken und Aufgaben für Schulen bearbeitet. 3te abermals verbesserte Auflage. 8. 10 gr. (12½ Sgr.

Hencke, (Eduard, Prof.,) Handbuch des Criminalrechts und der Criminalpolitik. IIr Band. gr. 8. 2 Rthlr. 6 gr. (2 Rthlr. 7½ Sgr.)

Krug, (Leop., geh. Reg. Rath,) staatswissenschaftliche Anzeigen. Mit vorzüglichem Bezug auf den preußischen Staat Ir Band. 1s Heft. gr. 8. 1 Rthlr.

Mundt, (Dr.,) Grundzüge zur Metrik der griechischen Tragiker. Eine Zugabe zu jeder griechischen Sprachlehre. gr. 8. 6 gr. (7½ Sgr.)

Richter, (C. A.,) die specielle Therapie. VIIIr Band. (der chronischen Krankheiten Vter.) Dritte Auflage. gr. 8. 3 Rthlr. 8 gr. (3 Rthlr. 10 Sgr.)

Schmid, (Peter,) Anleitung zur Zeichenkunst, besonders für diejenigen, die ohne Lehrer dieselbe erlernen, für Eltern, die ihre Kinder selbst darin unterrichten wollen. 2te verb. Auflage. 1s Heft mit 98 Vorlegeblättern, 2s Heft mit 21 großen und mehreren kleinen Vorlegeblättern. 8. (in Commission.) Ladenpreis beyder Hefte 6 Rthlr. 12 gr. (6 Rthlr. 15 Sgr.)

Schmidtmann, (I. Jos.,) Summa observationum medicarum ex praxi clinica triginta annorum depromtarum. Vol. III. gr. 8. 2 Rthlr.

Sulzer, (J. G.,) Vorübungen zur Erweckung der Aufmerksamkeit und des Nachdenkens. Neue verb. Auflage. IIIr Bd. 8. 8 gr. (10 Sgr.)

Zu Michaeli erscheint:

v. d. Recke, (Elisa,) Gebete und religiöse Betrachtungen. Ihren Freunden und Freundinnen gewidmet.

v. Restorff, (Fr., Königl. Preuß. Major,) topographische Beschreibung der sämmtlichen Provinzen des Preuß. Staates. Ir Bd. die Provinz Pommern, mit einer statistischen Uebersicht. gr. 8.

v. Rumohr, (C. F.,) italienische Forschungen zur näheren Kenntniß der Geschichte neuerer Kunstbestrebungen, Ir Band.

Warnung.

Bey Gottfried Basse in Quedlinburg ist so eben ein Buch erschienen unter dem Titel:

Das Gebet des Herrn. In 50 poetischen Bearbeitungen. Preis 12 gr.

Man wähne ja nicht hier etwas Neues zu finden; sämmtliche 50 Bearbeitungen sind aus der bey Kayser in Leipzig erschienenen und einige aus der von Dr. Rothe herausgegebenen Sammlung Wort für Wort abgedruckt! —

Die bey Kayser in Leipzig erschienene Sammlung unter dem Titel:

Das Vater Unser.

In 227 Bearbeitungen, zu dessen Herausgabe die geachtetsten Gelehrten und Andere beygetragen haben, ist auf schönes weißes Papier gedruckt, mit zwey herrlichen Kupfern (Christus und Johannes) versehen, und kostet (32 Bogen) nur 1 Rthlr. 8 gr.

So eben ist bey Leopold Voß in Leipzig erschienen, und an die Pränumeranten abgeliefert:

Atlas
zu
Krusé's Hellas.
Erster und zweyter Band.

I. Graphische Darstellung zur mathematischen, physischen und historisch-politischen Geographie der alten Hellas.
II. General-Charte von Griechenland, Macedonien und Thracien, nebst den Hauptcolonien der Griechen in Klein-Asien.
III. Charte von Attika und Megaris, nebst den Plänen von Sunium, Phyle, Oenoe und Panacton.
IV. Pläne von Athen, Athen mit seinen Häfen, See-Demen Athens.
V. Charte von Eleusis. Plan der Tempel zu Eleusis. Plan der Gegend und Schlacht von Marathon, nebst der Jonischen Tetrapolis.
VI. Charte von Böotien, Locris, Doris und Phocis, mit Plänen von Plataea.
VII. Karte von Aetolien und Acarnanien.
VIII. Charte von den Jonischen Inseln, mit Plänen von Ithaca und dem Hause des Odysseus.

Der zweyte Band des Textes, geziert mit einer Ansicht der Acropolis von Athen, wird bald ausgegeben werden, und dann der Pränumerations-Preis von 7 Thlr. 8 gr. für diese zwey Bände mit Atlas erlöschen.

Bey C. G. Hendeß in Cöslin ist erschienen und zu haben:

Zweyhundert einstimmige Choral-Melodieen nach

Digitized by Google

Kühnau; zum Gebrauch in Volksschulen, um den Kindern das Notenschreiben entbehrlich zu machen. Herausgegeben von dem Kantor F. W. Krause. 8½ Bogen Quer-Octav in blauem Umschlag geheftet 6 ggr. oder 7½ sgr.

Drey und zwanzigjährige Erfahrung hat den Herausgeber zu dieser Auswahl reiner Choral-Melodieen veranlaßt, sie wird den Lehrern in Elementarschulen nicht allein höchst willkommen seyn, zumal die Kinder gegen einen auffallend billigen Preis des zeitraubenden und selten gerathenden Notenschreibens überhoben werden, sondern auch reiner, wohlklingender Kirchengesang kann durch diese kleine Sammlung erlangt werden.

Schulen und Lehrer, wenn sie sich direkt an den Verleger wenden, erhalten bey Parthien von 25 Exemplaren eine angemessene Preis-Ermäßigung.

Von demselben Verleger ist jezt durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Ortschafts-Verzeichniß des Regierungs-Bezirks Edslin. gr. 4to. 19½ Bogen. ord. Papier. 20 gr. oder 25 sgr. weiß Druckpap. 1 Rthlr.

Literarische Anzeige.

So eben ist bey uns erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Das Buch mit vier Titeln, um der Titulomanie Genüge zu leisten. Zur beliebigen Auswahl für diejenigen, die nur den Titel eines Buches lesen, von Georg Harry's. 8. sauber geheftet. 1 Thlr. 12 gr.

Alle Aerzte sagen, daß der Hypochonder überhand nimmt und daß am Ende die ganze Welt den Kopf hängen wird. In dieser traurigen Periode haben wir uns entschlossen, das Buch zu verlegen, das ihn wieder aufrichten helfen soll, ein Buch, das nach dem Geschmacke des ganzen Volkes eingerichtet ist. Es ist lustig, es beißt zuweilen andere Leute; der Inhalt ist nicht wie der Tod in die Länge gestreckt und nicht an einem Faden von Anfang bis zu Ende gezerrt, sondern die lebendigste Abwechslung von Einfällen, Anekdoten, Epigrammen, heitern Sentenzen, in Prosa und Versen, dramatisch und erzählend. Man kann das Buch zu jedem Augenblick im Leben lesen, man wird nicht aus dem Zusammenhang kommen. Zwey Minuten vor einem Besuch schlägt man eine Seite auf und sammelt Stoff zur Unterhaltung. Hat eine Gesellschaft Langeweile, so zieht man das Buch aus der Tasche und sogleich wird der Frohsinn zurückkehren. Wir glauben uns um die gute Stimmung der Lesewelt verdient zu machen, und wer den Herrn Verf. aus den Zeitschriften bereits kennt, der wird wissen, daß er niemals traurig und langweilig ist, sondern immer durch Witz und Einfälle zum Lachen zwingt, wie durch anmuthige Darstellung gefällt.

Leipzig, im April 1826.

Weygand'sche Buchhandlung.

Neue Musikalien, welche bey B. Schott Söhnen in Mainz erschienen sind.

Anthes, 6 Lieder mit Pianoforte-Begltg. Op. 6. 1 fl.
Baldenecker, J. B., Polonse für 4 Hände. 48 kr.
Beethoven, 3 Quart. aus seinen Pfte-Werken gezogen und für 2 Violinen, Alt und Vcllo. arrang. von A. Brand. Nr. 1. 2. 3. jedes 1 fl. 24 kr.
Dessen 2te Sinfonie Op. 36 von Hummel f. Pfte. mit Begleitung von Flöte, Violine und Vcllo. arrang. 4 fl.
Dessen, Dieselbe ohne Begleitung. 2 fl. 24 kr.
Berg, 4tes Divert. f. Pfte. und Flöte oder Violine. Op. 20. 1 fl. 24 kr.
Bühler, Messe in C. f. Orgel, 4 Singstimmen, 2 Violinen, Viola und Flöte, 2 Klapp.-Flügel, Horn ad libit., 2 Fagot, 2 Horn, 2 Trompeten, Pauken und Contrebasse. 4 fl. 48 kr.
Cherubini, Motette f. 4 Singstimmen, mit Pfte. Begl. N. 7. 2 fl. 30 kr.
Foreith, Introduct. und 6 Walzer f. Orchester. 2 fl.
Fränzel, Concertino in Form einer Fantaisie f. Violine mit Pfte.-Begl. Op. 20. 2 fl.
Gielis, Var. f. Pfte. über ein Rondo aus dem Schnee. 48 kr.
Dessen Rondo Pastorale f. Pfte. Op. 5. 48 kr.
Horetzky, 6 Ländler f. 2 Guit. Op. 13. 36 kr.
Dessen Fantas. f. d. Guit. Op. 14. 24 kr.
Kreuzer, Conrd, Les adieux chanson av. Pfte. parole de Lerout. 16 kr.
— — Dasselbe mit Guit.-Begleitung. 8 kr.
Kuffner, Pantomime nebst mehrern angenehmen Stücken f. 2 Guitarren. Op. 165. 45 kr.
Dessen 142 Stück und ein Vart. Thema für 2 Flöten in fortschreitender Schwierigkeit. Op. 166. 1 fl. 24 kr.
Kulenkamp, 6 Vart. f. Pfte. über einen Ländler. Op. 22. 36 kr.
Lied. Mein Herz und meine Laute, engl. und deutsch mit Pfte. und Guit. 8 kr.
Müller, Iwan, Serenade f. Clarte mit Pfte. oder *Harfe* oder Guitt.-Begleitung. 1 fl. 24 kr.
Rink, 6 geistliche Lieder für Baß- oder *Alt-Stimme* mit Pfte. oder Orgel-Begl. Op. 81. 1 fl. 30 kr.
Rummel, 2 große Piecen nach Motiven von Kalkbrenner und Dussec und die Jubel-Ouvert. von C. M. v. Weber f. 2 Hautbois oder 2 Flöten, Clarte, 2 Horn, 2 Fagotte und Basse arrang. Op. 5. 52 fl.
Spaeth, Introd. Vart. f. Pfte. Op. 102. 2 fl.
Valotti, Responsoria in parasceve f. 4 Singst. m. Pfte. 2 fl.
Dessen. Responsoria in sabatto sancto f. Dieselben. 2 fl.
Walzer, Favt. f. Pfte. von Wiesbaden von Stadtfeld. N. 256 und 257, jeder 8 kr.
— La jeunesse, le Trombadour, le comète N. 258, 259, 260, jeder 8 kr.
— Vauxhall von Helbig, le comète. Nro. 261. 8 kr.
— aus Spohrs Berggeist, le comète N. 262. 8 kr.
— Steyrischer und Schweizer von Hummel. N. 263 und 264, jeder 8 kr.
— a. d. Wiener in Berlin. N. 265, 266, jeder 8 kr.
— von Kalkbrenner. N. 267. 8 kr.
— aus Olimpia und Euryanthe. N. 268 und 269. 8 kr.
— der Verliebte N. 270. 8 kr.
— von Rummel. Nro. 271 und 272. 8 kr.
— der Grosvater. N. 273. 8 kr.
— v. Heuschkel, Bolivar u. Panama. N. 274 u. 275 j. 8 kr.
von Weber, C. M., das Ständchen m. Pfte. od. Guit. 8 kr.

Bey Carl Enoblоch in Leipzig ist so eben fertig geworden und in allen Buchhandlungen zu haben:

Die Leibeigenen
oder
Isidor und Olga

Trauerspiel in 5 Akten von Dr. E. Raupach. geh. 1 Rthlr.

Digitized by Google

Nro. 20.

Intelligenz-Blatt.

1826.

So eben ist erschienen und zu haben:

Beiträge
zur
römischen Rechtsgeschichte.
Bemerkungen
über
einige Eigenthümlichkeiten in den Schriften der alten römischen Juristen
von
D. Carl Friedrich Freiesleben,
ausübendem Sachwalter zu Leipzig.

Erstes Heft. 8. broch. Preis 18 Gr.

Für den Juristen insbesondere, außerdem aber auch nicht minder für jeden gebildeten Mann, der es liebt, sich über die Eigenthümlichkeit des römischen Rechts zu belehren, werden diese Beyträge, die ein kenntnißreicher Rechtsgelehrter hier als Früchte seiner besondern Studien der Oeffentlichkeit übergibt, ohne Zweifel eine sehr willkommene Gabe seyn, und wir glauben um so mehr hier nur ohne weitere Auseinandersetzung darauf aufmerksam machen zu dürfen, da die Sache genugsam für sich selbst spricht, indem schon dieses erste Heft des Wissenswürdigen in dieser Hinsicht so vieles enthält, und den Beruf des Verfassers so offenbar beurkundet, daß die folgenden Hefte, die bald, jedoch in unbestimmten Fristen, erscheinen, mit Verlangen erwartet werden dürften.

Leipzig im April 1826.

Weygandsche Buchhandlung.

So eben erschien

Das wohlgelungene Bildniß

des Hrn. Geheimen Medicinalraths und Professors an der Königl. Rhein-Universität

D. Philipp v. Walter,

nach einer Zeichnung von Ernst Förster
gestochen von Valmy.

Preis. 1 Thlr. 12 ggr.

Dasselbe ist in der unterzeichneten Kupferdruckerey, so wie in folgenden resp. Buch- und Kunsthandlungen zu haben:

In Berlin bey L. W. Wittich, in Bonn bey Habicht, Marcus, Weber, in Karlsruhe bey Johann Velten, in Frankfurt a. M. bey Fr. Willmans, in Heidelberg bey J. Engelmann, in Leipzig bey Fr. Aug. Leo, in Landshut bey Anton Weber, in München bey Finsterlin.

Bonn, im Mai 1826.

C. Schulgen-Bettendorff'sche Kupferdruckerey.

Vorläufige Anzeige und Einladung zur Subscription.

In der unterzeichneten Buchhandlung wird unter dem Titel:

Taschenbibliothek für die Jugend

eine Sammlung der gediegensten Jugendschriften des Auslandes, von einem Verein von Gelehrten übersezt und von einem in Deutschland rühmlichst bekannten Pädagogen herausgegeben, erscheinen und davon, vom Oktober dieses Jahres ab, jeden Monat ein Bändchen von 8 bis 10 Bogen in Taschenformat auf Schreibpapier, mit einem Titelkupfer verziert, ausgegeben werden. Der Subscriptionspreis für das Bändchen ist auf 4 Gr. sächsisch oder 18 kr. rheinisch, mit der Verbindlichkeit auf 12 Bändchen, festgesezt.

Eine ausführliche Anzeige über den Plan der Ausführung und den Inhalt wird in wenig Tagen an alle Buchhandlungen versandt und unentgeldlich ausgegeben.

Hanau, den 29. Mai 1826.

C. J. Edler'sche Buchhandlung.

Wohlfeilste Taschenausgabe

(auf ordinärem Druckpapier à 1 ggr. oder 9 kr., weiß Druckvelin à 4 ggr. oder 15 kr. p. Bändchen)
von
Washington Irvings und Cooper's sämmtlichen Werken.
Uebersezt von Mehreren und herausgegeben
von
Christian August Fischer.

Das 3te Bändchen von Irvings Skizzenbuch und das 2te Bändchen von Coopers Spion sind erschienen, und an alle Buchhandlungen versandt, die noch bis Ende July um obigen Preis Bestellungen auf das Ganze annehmen.

Von beyden Ausgaben sind nur noch wenige Exemplare von den bereits erschienenen 4 Bändchen vorräthig.

J. D. Sauerländer.

Bey uns ist in Commission erschienen und in allen guten Buchhandlungen zu haben:

Erinnerungen eines Legionaires oder Nachrichten von den Zügen der Königl. deutschen Legion, in England, Irland, Deutschland, Dänemark, der Pyrenäischen Halbinsel, und Italien, in Auszügen aus dem vollständigen Tagebuche eines Gefährten derselben, gr. 8. (35 Bogen) 1 Rthlr. 16 Gr.

Inhalt.

Abreise aus der Heimath, Abschied vom Vaterlande, Ankunft in England, Aufenthalt in London, in Dorche-

Digitized by Google

ſter, in den Baracken in Radipool bey Weymouth, Märſche zwiſchen Salisbury, Northhampton, London, Coventry, Highgate, Bennet, nach Liverpool, Abfahrt nach Irland, Aufenthalt in Dublin, Marſch von Liverpool nach Hull, Expedition nach Kopenhagen, Seereiſe nach Yarmouth, Ramsgate, und den Baracken bey Deal, Marſch nach Wareham, Ipswich, Portsmouth, Aufenthalt daſelbſt, Einſchiffung nach Portugall, Aufenthalt daſelbſt, Ankunft in Figueira, erſter Feldzug unter Wellesley, zweyter und dritter unter Wellington, Rückreiſe nach England, Abreiſe nach Malta, nach Sicilien, wichtige Ereigniſſe, Rückreiſe über Neapel nach Genua, London und ins Vaterland über Emden.

Helwing'ſche Hofbuchhandlung
in Hannover.

Literäriſche Anzeige.

In der J. G. Calve'ſchen Buchhandlung in Prag ſind ſo eben erſchienen und in allen ſoliden Buchhandlungen zu haben:

Homer's Werke.

1. 2. Band: Ilias.
Proſaiſch überſezt
von
Profeſſor J. St. Zauper.

In Taſchenformat, wie Schiller's, Klopſtock's und Wieland's Werke.

Prag 1826. 26 Bogen ſtark.
Sauber gebunden 1 Thlr. 12 Gr.

Schon lange war es der Wunſch des deutſchen Publikums, das Meiſterwerk der epiſchen Poeſie in einer Uebertragung zu beſitzen, die es durch möglichſte Treue, Einfachheit und Klarheit zu einem noch allgemeinern Genuſſe, und zu einer noch ausgedehnteren Verbreitung bringe, als es bis jezt der Fall zu ſeyn ſcheint. Dieß zu bewirken, ſchien eine Ueberſetzung in Proſa, die ſich, mit poetiſcher Wärme und Kraft, genau an das Original, und wo möglich auch an deſſen Sprachform ſchmiege, das beſte Mittel zu ſeyn, und es geſchahen deßwegen öftere Ermunterungen, wie auch unſer großer Goethe ein Unternehmen dieſer Art öffentlich für ein ſehr verdienſtliches erklärte. Unmittelbar auf ſeine Veranlaſſung, und gleichſam unter ſeinen Augen, entſtand auch gegenwärtige Ueberſetzung, von der ſich gewiß ein bedeutender Vortheil für den Gebrauch in Humanitätsſchulen, für den Selbſtunterricht, und für jene Leſer verſprechen läßt, die, wie es deren Viele gibt, die beſtehenden metriſchen Uebertragungen aus manchfachen Gründen nicht ſo ganz genießbar finden. Der Zweck des Verfaſſers iſt daher ein ganz anderer, als jener der bisherigen Ueberſetzer Homer's, und er iſt weit entfernt, Einem von ihnen den Rang ſtreitig zu machen, ſondern er will vor Allem den Nutzen bringen, der von einer ſolchen Uebertragung zu erwarten iſt; daß er aber dieſen Zweck erreichen werde, glaubt die Verlagshandlung, geſtüzt auf Kennerurtheile und auf die Bekanntheit des Verfaſſers durch mehrere kritiſche Werke, im Voraus mit Gewißheit verſichern zu können. Uebrigens glaubt auch die Verlagshandlung Alles gethan zu haben, um dem Aeußern des Werkes, bey einem ſehr billigen Preiſe, ein gefälliges Anſehen zu geben.

Sammler von fünf Exemplaren erhalten das ſechſte gratis.

Bey Friedr. Wilmans in Frankfurt a. M. iſt erſchienen und durch alle Buchhandlungen zu haben:

Gagern, J. C. von, Die National-Geſchichte der Deutſchen. 1. Band. Von der uralten Zeit bis zum Gotenreich unter Hermanrich. gr. 8. 1825. 2 Rthlr. 8 gr. oder 4 fl. 12 kr.

— deſſen zweyter Band, die großen Wanderungen von der Störung des Gotenreichs an der Donau, bis zum Frankenreich. gr. 8. 1826. 5 Rthlr. oder 9 fl.

Röhling, J. Chr., Deutſchlands Flora, nach einem veränderten und erweiterten Plane bearbeitet, von F. C. Mertens und Dr. Koch. 1r Band. gr. 8. 1824. 5 Rthlr. 12 gr. oder 9 fl. 54 kr.

— deſſen 2r Band. gr. 8. 1826. 4 Rthlr. 7 fl. 12 kr.

Wallroth, J. C., Orobanches generis ΔΙΑΣΚΑΤΗ ad Carolum Mertensium, Professorem apud Bremanos celeberrimum epistola 8 maj. 1825. 10 gr. od. 45 kr.

— Naturgeſchichte der Flechten. Nach neuen Normen und in ihrem Umfange bearbeitet. Ein faßlicher Unterricht zum Selbſtſtudium der Flechtenkunde. Erſter Theil, von dem Flechtenlager im Allgemeinen. gr. 8. 1825. 4 Rthlr. oder 7 fl. 12 kr.

— Zweyter Theil, die Phyſiologie und Pathologie der Flechtenlager enthaltend, erſcheint in Kurzem.

Tübingen bey H. Laupp iſt erſchienen und in allen guten Buchhandlungen zu haben:

Ueber und gegen die Langeweile zur Kunſt und Kenntniß des Lebens, von H. B. v. Weber. 247 S. gr. 8. 1 fl. 48 kr.

Wer das Leben und die Welt kennt, der muß auch zugeben, daß die Langeweile ein faſt überall einheimiſcher Plagegeiſt iſt, welcher auf das äußere und innere Menſchenleben einen gewaltigen Einfluß behauptet. Dieſen Plagegeiſt näher ins Auge zu faſſen, damit wir um ſo eher über ihn Herr werden, oder, mit andern Worten, das Weſen und die Urſachen der Langeweile, ihre Einwirkung auf das leibliche und geiſtige Leben des Menſchen, und die Art und Kunſt, ſie zu vertreiben oder zu ertragen, näher kennen zu lernen, wird daher nicht blos den Philoſophen, ſondern jeden Gebildeten intereſſiren. Eben dieſes intereſſante und dennoch im Ganzen bisher unbearbeitete Thema der Menſchenkunde und Lebenskunſt behandelt nun nach ſeinen verſchiedenen Beziehungen die vorliegende Schrift; und der Einſame wie der in der Welt Lebende, der Klein- und der Großſtädter, die Gebildeten des männlichen, wie des weiblichen Geſchlechts werden wohl in dieſem Werkchen Nahrung für Kopf und Herz finden. Auch hat ſich der durch frühere Schriften über ähnliche Gegenſtände der Pſychologie und Lebensphiloſophie bereits bekannte Verfaſſer bemüht, vorzüglich in dieſem Werkchen der Darſtellung eine Klarheit und Leichtigkeit zu geben, wodurch daſſelbe, wie er

Digitized by Google

hofft, dem Verſtändniſſe jedes Gebildeten, der bey ſeiner Lektüre neben der Unterhaltung auch Belehrung ſucht, zugänglich iſt.

Bey Friedr. Wilmans in Frankfurt a. M. iſt erſchienen und durch alle Buchhandlungen Deutſchlands zu erhalten:

Bührlen, Fr. Ludw., Neue Erzählungen 2 Bde, mit Kupf. 8. geh. 1823—24. Erſter Band 2 Rthlr. 16 gr. 4 fl. 48 kr. Zweyter Bd. 2 Rthlr. 12 gr. 4 fl. 30 kr.

Der Frühlingsbote. Herausgegeben von St. Schütze, 3 Bände. Mit Kupfer geh. 1823—25. 4 Rthlr. 12 gr. od. 8 fl. 6 kr.

Mosengeil, Fr., Reiſegefährten. Eine Sammlung von Novellen und andern Dichtungen. Mit Beyträgen von Fr. Jakobs, 2 Bde. mit Kpfr. 1825—26. 4 Rthlr. od. 7 fl. 12 kr.

— Liebenſtein und die neuen Arkadier. Naturgemälde und Erzählung. Zweyte vermehrte Aufl. Mit 7 Anſichten 8. geh. 1826. 1 Rthlr. 12 gr. oder 2 fl. 42 kr.

Bey Carl Cnobloch in Leipzig iſt erſchienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Taſſo's Befreyung. Ein dramatiſches Gedicht von B. S. Jagemann. Aus dem Däniſchen überſezt von H. Gardthauſen. 8. geh. 1 Rthlr.

Dieſes Werkchen, wovon die früher gelieferten Proben mit vielem Beyfall aufgenommen wurden, ſchließt ſich an den Torquato Taſſo von Goethe an, und iſt als Fortſetzung deſſelben zu betrachten.

In meinem Verlage iſt erſchienen, und in allen Buchhandlungen zu erhalten:

Blanca,
Fürſtin von Amalfi.
Nach dem Franzöſiſchen des
Grafen Fedor Golowkin.
Von H. David.

Mit dem lithographirten Bildniſſe der Fürſtin Blanca. In farbigen Umſchlag geheftet. Preis 16 gr. od. 1 fl. 12 kr.

Der ungetheilte Beyfall, mit welchem das franzöſiſche Original bey ſeinem Erſcheinen aufgenommen wurde, gewährt mir die ſichere Ueberzeugung, daß dieſe deutſche Ueberſetzung ebenfalls ein allgemeines Intereſſe erregen wird.

Köln, im Mai 1826.

Pet. Schmitz.
Buchhändler an der Budengaſſen-Ecke.

Bey Paul Gottdelf Kummer in Leipzig iſt erſchienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Erdmann, J. F., Beyträge zur Kenntniß des Innern von Rußland. 2r Theil 2te Hälfte. Auch unter dem Titel: Reiſen im Innern Rußlands. 2te Hälfte mit Steindr. und Charten. gr. 8. 3 Thlr. 2 gr.

Fauſt, B. C., Geſundheits-Catechismus. Mit Genehmigung des Verfs., unter Leitung des D. Bernigau, vermehrt und verbeſſert herausgegeben von J. G. Reinhardt. 8. 2 gr.

— Derſelbe gesunden 3 gr.

Fischer, G., Entomographia Imperii Rossici. Vol. II., cum XL. tabulis aeneis. Lateinisch und franzöſisch. 4. Mosquae. 30 Thlr.

Hauff, J. G., Ehrendenkmal für Fürſt und Volk, oder 100 Erzählungen edler Geſinnungen und Handlungen aus der würtemb. Geſchichte, nebſt einer Sammlung vaterl. Gedichte. 8. 1 Thlr.

Hofacker, D., Anleitung zum Studium der Medicin, oder äußere Encyclopädie u. Methodologie derſelben. 8. 16 gr.

Kotzebue, A. v., die Spanier in Peru, oder Rolla's Tod. Ein romantiſches Trauerſpiel in 5 Akten. Neue Aufl. 8. 12 gr.

Lindemann, T., Phantaſieen. Mit 1 Kpf. 8. 1 Thlr. 6 gr.

Reinhardt, J. G., (Verfaſſer des Mädchenſpiegels u. ſ. w.) Jeſus Reden, Gleichniſſe und Lebenslauf in Verſen erklärend vorgetragen. 8. 12 gr.

Schatzkäſtlein für angehende Eheleute. 12. 6 gr.

Atlas historique et chronologique des littératures anciennes et modernes, des sciences et des beaux arts; d'après la méthode et sur le plan de l'Atlas de A. Lesage, et propre à former le complément de cet ouvrage, par A. Jarry de Mancy. 1. livraison. gr. fol. Paris. 1 Thlr. 8 Gr.

(Jede der folgenden Lieferungen wird 2 Thlr. 16 gr. koſten.)

Ferner empfing ich ſo eben aus St. Petersburg von dem berühmten Maler G. Dawe folgende Porträts in Commiſſion:

Porträt des Kaiſers Alexander I. von Rußland. Gemalt von G. Dawe, geſtochen von Th. Wright. 8 Rthlr.

— daſſelbe, erſte Abdrücke mit grauer Schrift. 16 Rthlr.

— des Kaiſers Nicolaus von Rußland. Gemalt von G. Dawe, geſtochen von J. H. Robinſon. 8 Rthlr.

— daſſelbe vor der Schrift. 16 Rthlr.

— der Kaiſerin Alexandra, Gemahlin des Kaiſers Nicolaus. Gemalt von G. Dawe, geſtochen von Th. Wright. 8 Rthlr.

— der Prinzeſſin Charlotte von Wales. Gemalt von G. Dawe, geſt. von Robert Cooper. 8 Rthlr.

— von Goethe. Gem. v. G. Dawe, geſt. von Th. Wright. 2 Rthlr. 12 gr.

In der J. G. Calve'ſchen Buchhandlung in Prag iſt ſo eben erſchienen und in allen ſoliden Buchhandlungen zu haben:

Der vollkommene praktiſche Jäger,
oder:
Anweiſung die Wildbahn auf eine ſichere und leichte Art, ohne Nachtheil der Feldfluren und Forſten, zu vervollkommnen und gehörig zu benutzen.

Nach den neueſten Anſichten zum Gebrauche für Wildbahnspächter, Revierjäger, Büchſenſpanner und jeden Jagdliebhaber überhaupt, bearbeitet von
Anton Schönberger,
gräfl. Adalbert Czerninſchen penſionirten Forſtbeamten.
gr. 12. 9 Bogen ſtark, nebſt einem Steindruck. Prag 1826.
Sauber gebunden 14 gr.

Es ſind eine große Menge von jagdwiſſenſchaftlichen

Büchern vorhanden, die aber einestheils für den unbemittelten Jagdliebhaber viel zu theuer, anderntheils durch ihre gekünstelte, mehr theoretische als praktische Bearbeitung unverständlich, folglich auch nicht belehrend genug sind. Diesem Uebel hat Herr Schönberger, rühmlichst bekannt durch seine „Anleitung zur Fasanenzucht" und mehrfachen Beyträge in den Oekonomischen Neuigkeiten, in obigem Jagdbuche vollkommen abgeholfen, indem derselbe nur solche Jagdgegenstände in einer leicht verständlichen Schreibart vorträgt, die wirklich aus dem praktischen Jägerleben genommen sind, von deren Nothwendigkeit und Brauchbarkeit er sich vollkommen überzeugte, und die jedem Besitzer einer Wildbahn, dem Pächter, dem Revierjäger und allen sonst noch damit in Verbindung stehenden Personen und Jagdliebhabern in praktischer Ausübung nützlich seyn können. Er zeigt unter andern, daß die übermäßige Ueberfüllung einer Wildbahn in ältern wie in neuern Zeiten schädlich gewesen, aber eine entblößte Wildbahn nachtheilig auf den Eigenthümer, wie auf das Allgemeine gewirkt habe. Ein mittelmäßiger Stamm des Wildes verschaffe dagegen dem Eigenthümer Nutzen und Vergnügen, ohne die edlern landwirthschaftlichen Zweige zu beeinträchtigen. Ferner setzt der Herr Verfasser auseinander, was man unter einer mittelmäßigen Wildbahn versteht, und wie die Einstammung des Wildes zu unterhalten ist, damit ein nachhaltender Ertrag von demselben erwartet werden kann.

Kunst-Anzeige.

Bey L. W. Wittich in Berlin, Oberwall und Jägerstraße, Ecke Nr. 13. ist so eben erschienen:

1) Sammlung architektonischer Entwürfe von Schinkel, enthaltend theils Werke, welche ausgeführt sind, theils Gegenstände, deren Ausführung beabsichtigt wurde, 2ten Heftes 1ste Folge. Preis 1 Rthlr.

Inhalt: 1) Perspectivische Ansicht des Zuschauer-Raumes in dem Königl. Schauspielhause zu Berlin von der Scene aus gesehen. 2) Perspectivische Ansicht aus dem Zuschauer-Raume auf die Scene mit der Vorstellung der beym Einweihungs-Prolog aufgestellten Decoration in dem Königl. Schauspielhause zu Berlin. 3) Platfond-Verzierung des Zuschauer-Raumes in dem Königl. Schauspielhause zu Berlin.

2) Sammlung architektonischer Entwürfe von Schinkel u. s. w. 7tes Heft. Preis 3 Rthlr.

Dieses Heft enthält auf 6 Blättern das Schloß Krzescowice, dem Grafen Potoki gehörig.

Das 3te Heft und 2ten Hefts 2te Folge werden binnen Kurzem erscheinen.

Im Verlag der Helwing'schen Hofbuchhandlung in Hannover ist erschienen und in allen guten Buchhandlungen in Deutschland zu haben:

Zeitschrift für die Civil- und Criminal-Rechtspflege im Königreiche Hannover mit Beyträgen von den ersten Königl. Justiz-Staatsdienern, Gelehrten u. s. w. Herausgegeben von S. P. Gans, I. Bandes 1stes Heft. gr. 8. in sauberem Umschlag. 1 Rthlr.

Bey Neukirch in Basel ist erschienen und versandt:

Allgemeine kritische Annalen der Verhaft-, Straf- und Besserungs-Anstalten,

der körperlichen und geistigen Heilungs-Institute, der Wohlthätigkeits-Anstalten und Vereine, so wie der Elementar-, Industrie- und Polytechnischen Schulen.

Nach des Herrn Appert zu Paris neuem Journal des Prisons etc. etc. in größerer Ausdehnung, mit vielen Zusätzen und Bemerkungen frey bearbeitet, von dem

Geheimenregierungsrath Dr. Hartleben.

1ster Jahrgang 4tes Heft.

Inhalt:

Allgemeine praktische Aufsätze und Vorschläge, auch legislative neueste Erscheinungen: Vorschlag einer Ehrenaufsicht über die Gefängnisse. Ueber die unzweckmäßige Art der Fertigung der Begnadigungslisten in Frankreich. Ueber die zweckmäßigste Behandlung der Findelkinder, von Herrn Professor Fodere zu Straßburg. Wie könnten die Hospitäler einfacher und minder kostspielig unterhalten werden? Neue Schulordnung für den Schweizerkanton Basel. Frankreich: Neueste Resultate der Bemühungen für Verbesserung der Verhaft-, Straf- und Besserungs-Anstalten in Frankreich, sowohl von Seite der Regierung als der königl. Gesellschaft — vorgetragen in deren jüngsten Generalversammlung. Notizen von der Verwaltung und Bestimmung aller königl. Wohlthätigkeits-, Gesundheits- und Bildungsanstalten in Paris. England: Resultate der Bemühungen der Londner Gesellschaft zu Verbesserung des Gefängnißwesens und zur Bekehrung jugendlicher Verbrecher in dem ersten Trimester ihrer Existenz. Italien: Notizen über den Zustand der Gefängnisse in Italien vor sechs Jahren. Deutsche Bundesstaaten: Musterhafte und zugleich ökonomische Verbesserungen des Hospitals zu Landshut in Baiern, von den Professoren Schultes und Ekl, Direktoren der medizinisch-klinischen Anstalt daselbst. Literatur. Der Verkündiger — Tabelle: Zustand der Wohlthätigkeitsanstalten in dem Königreiche der Niederlande.

Von dieser Zeitschrift, welche ihren ununterbrochenen Fortgang findet, kostet der Jahrgang von 6 Heften in gr. 8. 8 fl. — Bestellungen besorgen alle Buchhandlungen.

In der J. G. Calve'schen Buchhandlung in Prag ist so eben erschienen und in allen soliden Buchhandlungen zu haben:

RELIQUIAE HAENKEANAE

seu descriptiones et icones plantarum, quas in America meridionali et boreali, in insulis Philippinis et Mariannis collegit

Thaddaeus Haenke,

Philosophiae Doctor, Phytographus regis Hispaniae. Cura Musei Bohemici. Fasc. I. Cum tab. XII. aeri incisis. Fol. Pragae 1825. Geh. 5 Thlr.

Digitized by Google

Nro. 21.

Intelligenz = Blatt.

1826.

Herabgesezter Ladenpreis
von
Creuzer's Symbolik und Mythologie
bis zur Leipziger Jubilate-Messe 1827.

Friedr. Creuzer Symbolik und Mythologie der alten Völker, besonders der Griechen. 1r bis 4r Band. Zweite völlig umgearbeitete Ausgabe. 5r und 6r Band, fortgesezt von Dr. Franz Joseph Mone, die Geschichte des Heidenthums im nördlichen Europa enthaltend, gr. 8. mit einem Kupferatlas. 1820 bis 1823. Ladenpreis 23 Thlr. 18 gr. oder 42 fl. 18 kr., bis zur Leipziger Jubilate-Messe 1827 zu 12 Thlr. oder 21 fl.

Da von mehreren Seiten dem Verleger die Notiz zukam, daß viele Freunde der Alterthumswissenschaft, ihrer beschränkten Mittel wegen, den Wunsch, die Creuzer'sche Symbolik und Mythologie selbst zu besitzen, wegen des dem Umfang und Werth des Werkes zwar angemessenen, aber eben deßhalb etwas hohen Preises, nicht erfüllt sehen konnten, so hat derselbe sich entschlossen, diese zweyte umgearbeitete Ausgabe des Creuzer'schen Werkes, sammt der Fortsetzung von Dr. Mone, auf obigen Preis bis zur Jubil. Messe 1827 herabzusetzen, für welchen alle Buchhandlungen in den Stand gesezt sind, das Werk zu liefern. Einzelne Bände behalten dagegen ihren bisherigen Preis.

Eben so soll auch der vom Professor Dr. Moser besorgte Auszug für dieselbe Zeit in einzelnen Exemplaren für die Hälfte des Ladenpreises, nämlich zu 2 Thlr. oder 3 fl. 36 kr., durch alle Buchhandlungen zu beziehen seyn.

Nach Ablauf des genannten Termins tritt für diese Werke der ursprüngliche Ladenpreis wieder ein.

In derselben Verlagshandlung beginnen mit dem 1. Juli d. Jahrs noch folgende neue Unternehmungen, von welchen ausführlichere Anzeigen in allen Buchhandlungen gratis zu haben sind:

Allgemeine Militärzeitung
herausgegeben
von einer Gesellschaft deutscher Offiziere und Militärbeamten.

Die Fortschritte, welche das Kriegswesen in den neueren Zeiten gemacht hat und noch täglich macht, — das überall sichtbare Bestreben, das Militär auf seinen wahren Standpunkt zu stellen und die militärischen Einrichtungen mehr und mehr zu vervollkommnen, — alles bietet ein so vielseitiges Interesse dar, daß ein fortlaufender Tagsbericht über dasjenige, was in diesen Beziehungen in den verschiedenen Ländern geschieht, ein wahres Bedürfniß unserer Zeit genannt werden kann. Gänzlich fehlt es bis jezt an einem Blatte, welches die neuesten Einrichtungen und Verfügungen bey den Armeen und Truppencorps aller Staaten und die neuen Erscheinungen in der militärischen Welt überhaupt, schnell und mit möglichster Vollständigkeit zur allgemeinen Kenntniß bringt.

Ein solches Blatt wird vom 1. Juli d. J. an unter dem Titel: „Allgemeine Militärzeitung" und zwar vor der Hand wöchentlich in zwey Nummern erscheinen.

Wo es nöthig oder angemessen erscheint, werden von Zeit zu Zeit Kupfer- und lithographische Beylagen gegeben.

Den Preis für ein Semester, sammt den Kupfer- und lithographischen Beylagen, bestimme ich gegen Vorausbezahlung auf 4 fl. oder 2 Thlr. 8 gr. Preuß. Cour. Für einen kürzeren Termin wird keine Bestellung angenommen. Die Versendung soll posttäglich durch die Post und wöchentlich oder monatlich durch den Buchhandel erfolgen.

Das mit dieser Zeitung verbundene Intelligenzblatt steht zu Bekanntmachungen aller Art offen. Die Einrückungsgebühren sollen für die Zeile mit 1 Gr. oder 4 kr. berechnet werden.

Allgemeine staatswissenschaftliche Zeitung
für
deutsche Bundesstaaten.

Eine Zeitschrift, welche möglichst schnell mit allem demjenigen bekannt macht, was in staatswissenschaftlicher und staatswirthschaftlicher Hinsicht in den Staaten des deutschen Bundes erfolgt, und welche nebenbey durch politische Uebersichten lediglich geschichtlichen Inhalts es erleichtert, die Tagesbegebenheiten in einem Ueberblick zusammen zu fassen, — wird bis jezt vergebens gesucht.

Diesem Mangel will die allgemeine staatswissenschaftliche Zeitung für deutsche Bundesstaaten begegnen.

Sie soll daher in ihrem ersten Hauptbestandtheil alles umfassen, was im ganzen Kreise der Staatswissenschaften auf dem Gebiete des deutschen Bundes bemerkenswerthes und interessantes erfolgt, und soll dem Leser also vereiniget mittheilen, was über die Grenzen des einzelnen Staats hinaus Interesse gewährt.

Zwey Nummern wöchentlich werden vor der Hand diesem staatswissenschaftlichen Abschnitte gewidmet seyn.

Als weiterer Hauptbestandtheil dieser staatswissenschaftlichen Zeitung wird eine Nummer wöchentlich erscheinen, welche sich mit der Politik des Tages dergestalt beschäftiget, daß sie in einer soweit möglich wahrhaftigen Chronik übersichtlich zusammenstellt, was politisch neues und zugleich interessantes auf den verschiedenen Theilen der Erde sich ereignet.

Die Redaktion hat ein als publicistischer Schriftsteller geachteter Gelehrter übernommen.

Diese neue Zeitung beginnt mit dem 1. Juli dieses Jahres. Der Preis eines Semesters ist 4 fl. — oder 2½ Thlr. Preuß. Cour. und wird vorausbezahlt. Für ei-

Digitized by Google

nen kürzeren Zeitraum wird nicht Bestellung angenommen. Die Versendung geschiehet posttäglich durch die Post und wöchentlich oder in Monatheften durch den Buchhandel.

Dieselbe steht auch zu Bekanntmachungen aller Art offen. Die Gebühren sind für die Zeile 1½ sgr. oder 4 kr.

Leipzig und Darmstadt, im Juni 1826.

Carl Wilhelm Leske.

Literarische Anzeige.

So eben ist bey mir erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Die Griechen
im
Kampfe mit den Barbaren.

Von

Tiedge.

Geheftet. 4 Groschen.

Der Ertrag dieses Gedichts wird ohne Abzug der Kosten den nothleidenden Griechen zugewendet werden.

Leipzig, den 1. Juni 1826.

F. A. Brockhaus.

In allen Buchhandlungen ist so eben angekommen und zu haben:

M. Rogers sicherer
Schwimmmeister,

oder die beste Methode in wenig Tagen schwimmen zu lernen; nebst Thevenots Schwimmkunst und den dazu gehörigen 10 Abbildungen. Geheftet. Preis 8 gr. oder 45 kr.

Bey J. G. Heubner, Buchhändler in Wien, am Bauernmarkt Nr. 590, ist so eben erschienen:

Die Homöopathie
in ihrer Würde
als Wissenschaft und Kunst,
dargestellt
von
St. A. Mükisch,

der Heilkunde Doktor, Mitglied der medicinischen Fakultät und der Polizeybezirksärztlichen Sessionen, Direktor des zweyten Kinder-Kranken-Institutes und praktischem Arzte in Wien.

8. Geheftet. Preis 1 fl 36 kr. oder 21 ggr.

In der leztern Zeit hat die Homöopathie, vorzüglich in der profanen Welt, rauschenden Beyfall gefunden. Als eine Heilmethode angekündiget, welche (im schärfsten Contraste zu allen frühern ärztlichen Theorien) die Gebrechen der Menschheit schnell, sicher, dauerhaft und sanft zu heilen vermöge, mußte sie in unserem so übergebrechlichen Zeitalter nothwendig Epoche machen, und Aerzte und Laven homöopathisirten zur Weite, indeß der Mehrzahl der Geist der Homöopathie und ihres Organons fremd war. — Während der größere Theil der Aerzte die neue Lehre ungeprüft verdammte und unerkannt haßte, befaßte die kleinere Zahl sich mit ihrer Ausübung auf eine Weise, welche dem kalten Beobachter die Ueberzeugung kund gab, daß ihr Homöopathisiren eigentlich „Hohn der Homöopathie" heiße.

Der Herr Verfasser, alles, was für und gegen die Homöopathie seit ihrer 16jährigen Existenz geschrieben wurde, partheylos würdigend, und die Heilmethode lange in eigener Ausübung prüfend, dürfte endlich entscheidend über die Homöopathie, nicht für noch gegen sie, geurtheilt haben. Indem er den Arzt und den gebildeten Leser jeder Classe in die Kritik dieser Lehre im Einzelnen, und auf die faßlichste und überzeugendste Weise einführt, lehrt er ihn die Charaktere des ächten Homöopathikers unzweydeutig kennen, macht ihn mit der zweydeutigen Gefahr des Selbstdispensirens vertraut, und verfolgt in kräftiger Sprache, wie sie der Wahrheit gebührt, und hier, wo es um Menschenleben sich handelt, vom Menschen gefordert wird, die Homöopathie in ihrer scientifischen, praktischen und moralischen Tendenz auf die umfassendste Weise.

Neue Musikalien
von
Breitkopf und Härtel in Leipzig

Für Pianoforte.

Baake, F., grande Sonate pour le Pianoforte. Op. 6. 1 Thlr. 4 Gr.

Boieldieu, Ouverture de l'Opéra: La Dame blanche pour le Pianoforte (avec Violon et Violoncelle ad libitum) 16 Gr.

Boyneburgk, F. v., 12 Walses pour le Pianof. à 4 mains pour les Commençans. Op. 18. 12 Gr.

— Potpourri pour Pianof. et Flûte. Op. 19. 1 Thlr.

Bornhardt, 6 Sonatines faciles pour Pianoforte et Flûte. Liv. 2 et 3. à 16 Gr.

Duvernoy, Quadrille et gr. Walse pour le Pianoforte. 10 Gr.

Götze, C., Variat. plaisantes et faciles p. le Pianoforte et Violon ou 2 Violons sur des thèmes de Mozart, Chérubini et C. M. de Weber. O. 28. 1 Thlr.

— L'Espagnole et 2 Polonaises pour le Pianoforte à 4 mains Op. 21. 16 Gr.

Guillou, Air varié pour Pianof. et Flûte. No. 3. 10 Gr.

Kalkbrenner, Sonate p. le Pianof. avec Flûte (ou Violon) et Violoncelle ad libit. Op. 39. 1 Thlr.

— Rondeau pour le Pianof. tiré de l'Opéra de Mozart: Le Nozze di Figaro. Op. 57. 16 Gr.

— (nouvelle) gr. Sonate pour le Pianof., à 4 mains (dédiée à M. Onslow.) Op. 80. 2 Thlr.

— Quintetto pour le Pianof., Violon (ou Clarinette), Viola (ou Cor), Violoncelle et Contrebasse. Op. 81. 2 Thlr. 8 Gr.

Hérold, Rondeau Walse pour le Pianof. Op. 34. 10 Gr.

Kloss, C., Sonate pour le Pianof. Op. 23. 12 Gr.

Kummer, grande Fantaisie pour Pianof. et Flûte (ou Viol.) Op. 26 18 Gr.

Maurer, Ouverture de l'Opéra: La Fourberie decouverte, pour le Pianof. à 4 mains. 16 Gr.

Méhul, Ouverture des 2 Aveugles de Tolède, pour le Pianof. à 4 mains. 12 Gr.

Onslow, G., Toccata pour le Pianof. Op. 6. 8 Gr.

— gr. Duo pour le Pianof. à 4 mains. Op. 7. 1 Thlr. 8 Gr.

Digitized by Google

Onslow, G., 3 gr. Sonates pour le Pianof. avec accompagnement de Violon obligé. O. 11. 2 Thlr. 12 Gr. (jede der 3 Sonaten 20 Gr.)
— Variations sur la Romance: Charmante Gabrielle, pour le Pianof. O. 12. 8 Gr.
— Introduction Variations et Finale sur l'Air: Aussitôt que la lumière, p. l. Pianof. O. 13. 12 Gr.
— gr. Sonate pour le Pianof. avec accompagnement du Viol. obligé. O. 15. 1 Thlr. 8 Gr.
— Sonate p. Pianof. et Viol. O. 29. 1 Thlr. 8 Gr.
— Sextuor p. Pianof., Flûte, Clarinette, Cor, Basson et Contrebasse ou 2 Viol., Viola, Vcelle et Contreb. O. 30 3 Thlr. 12 Gr.
Passy, Fantaisie p. le Pianof. sur des Airs nationaux Suédois 1 Thlr.
— Variations et Fugue p. le Pianof. 12 Gr.
Schlösser, Sonate p. le Flte. O. 10. 1 Thlr.
Schwencke, C., 6 Divertissemens p. le Flte. O. 12. Liv. 3. 1 Thlr.
Sörgel, F. W., Rondeau p. le Flte. et Violon. O. 23. 12 Gr.
Fischer, M. G. (in Erfurt,) 8 Chorale mit begleitenden Canons. 16s Werk. 8 Gr.
Winter, Ouverture de l'Opera: Tamerlan à 4 ms. 10 gr.

Für Guitarre.

Carulli, F., Morceaux progressifs pour la Guitare à l'usage des Commençants. Op. 264. 12 Gr.

Für Gesang.

Händel, Athalia, Oratorium. Im Klavierauszug von Clasing 5 Thlr.
Kreuzer, Conr., Lieder und Balladen von Uhland, mit Begleitung des Pianof. 1s Heft. 1 Rthlr.
— Do. Do. 2s Heft. 1 Rthlr.
Neukomm, S., Les quatre Antiennes à la S. Vierge pour 3 voix égales. (Alma redemptoris mater — Ave Regina — Regina coeli — Salve Regina —). Op. 44. 8 Gr.
— 6 Lieder mit Begleitung des Pianof. Op. 46. 1 Thlr. 8 Gr.
Nicola, 3 Gesänge mit Begleitung des Flte. 10 Gr.

Anzeige

für Gelehrte, Bibliothekare, Buchhändler und alle Freunde der Staatswissenschaften und historischen Literatur.

Bey Ludwig Oehmigke in Berlin wird nach der Oster-Messe erscheinen:

Woltersdorf, E. G., Jahrbuch der gesammten Staats- und historischen Wissenschaften für 1824 und 1825. gr. 8.

Welcher Freund, Kenner und Forscher der historischen Wissenschaften wünscht nicht eine Uebersicht der neusten politischen Ereignisse, geographischen Entdeckungen, der Veränderungen in dem Handel, und der Fortschritte der Industrie und Kultur überhaupt.

Dem Gelehrten, dem umsichtigen Kaufmanne, ja jedem Gebildeten muß ein Jahrbuch willkommen seyn, welches eine möglichst vollständige Literatur der Staatswissenschaft und der gesammten historischen Wissenschaften Deutschlands und des Auslandes mit Nachweisung der Beurtheilungen der geogr. statist. numism. geneal. herald. und histor. Schriften und der Landkarten gibt, welche im nächst verflossenen Jahre erschienen sind; und zugleich auch die früher erschienenen, aber in den neusten Jahrgängen der besten kritischen Zeitschriften erst beurtheilten Werke, also auch neue Ausgaben, ferner die bedeutendsten historischen Aufsätze der wichtigsten deutschen und auswärtigen Zeitschriften anführt, und, wenn es möglich ist, in der Kürze den Inhalt derselben und kürzere neue statistische Angaben.

Da der größte Theil der ausländischen Zeitschriften und Bekanntmachungen, wie auch einige deutsche kritische Blätter erst im folgenden Jahr in Deutschland in Umlauf kommen, so können sie auch erst im folgenden Jahrbuch aufgenommen werden.

Alle diese aus mehr als hundert Zeitschriften gezogene Angaben u. s. w. in möglichster Vollständigkeit gesammelt und systematisch geordnet liefert oben genanntes Jahrbuch.

Ein Gelehrter, der freye Muße genießt, hat sie mit leidenschaftlicher Vorliebe zu literarischen Arbeiten, ganz diesem mühvollen Werke gewidmet, wird es auch künftig mit gleicher Emsigkeit fortsetzen und mit dem Anfange jedes Jahres das Jahrbuch für das verflossene liefern, in der Vollständigkeit, welche die hiesigen, ihm offen stehenden reichlichen Quellen der einheimischen und auswärtigen Literatur nur möglich machen.

Es enthält also die gesammte Literatur der genannten Wissenschaften aus den deutschen Zeitschriften des Jahres 1825 und der ausländischen seit der Mitte des Jahres 1824, bis zur Zeit des begonnenen Druckes des Jahrbuches in Deutschland bekannt gewordenen Zeitschriften, im Auszuge. Der Umfang und die Vollständigkeit der Arbeit erhellt leicht aus der Anzahl der Artikel, deren z. B. der Abschnitt von der allgemeinen Staatswissenschaft 204 enthält, der der allgemeinen Erdkunde 344, und der der allgemeinen Geschichte gegen 300.

Da auch den Ausländern diese Uebersicht ihrer eigenen neusten historischen und politischen Literatur, die ihnen selbst fehlt, willkommen seyn muß, und da sie deutsche Sprache und Literatur jezt mehr schätzen und studiren: so hat der Verfasser ihnen durch einige Zeichen die Aussprache des Deutschen zu erleichtern gesucht, auf deren Hauptschwierigkeiten linguistische Beschäftigungen mit mehren Fremden verschiedener Zungen ihn geleitet haben.

„Dieses mit großem Fleiß und reifer literarischer Umsicht angelegte Verzeichniß der historischen und staatswirthschaftlichen neusten Schriften, urtheilt H. Prof. Ritter, wovon mir die 4 ersten Druckbogen zugekommen sind, erscheint mir als ein sehr dankens- und wünschenswerthes Werk, ja als ein wahres Bedürfniß für unsre Zeit im Fache der historischen Wissenschaften, welches auch sicher sich Bahn brechen wird, da es in Hinsicht des Reichthums alle andere ähnliche Anlagen überbieten wird, und die Aussicht auf ein regelmäßig angelegtes Repertorium für diese Wissenschaften eröffnet, welches also allen Bibliotheken, Sammlungen, Instituten und Privaten erwünscht seyn muß.

(Alle in- und ausländische Buchhandlungen nehmen auf genanntes Werk Bestellungen an.)

Digitized by Google

Irving's Bracebridge-Hall; wohlfeile Ausgabe.

Im Verlage der Unterzeichneten ist so eben erschienen:

Bracebridge-Hall, oder die Charaktere;
aus dem Englischen des Washington Irving
übersezt von
S. H. Spiker.
2 Bände.

Da von dieser als vorzüglich gelungen anerkannten Uebersetzung eine neue Auflage nöthig geworden, so hat nicht nur Herr D. Spiker sie mit der lezten Ausgabe des Originals sorgfältig verglichen und danach verbessert, sondern auch wir haben, als Verleger, trotz der Wohlfeilheit, sie eines solchen Schriftstellers würdig auszustatten gesucht, und zwey Ausgaben veranstaltet, wovon selbst die geringere gefällig befunden, und nicht mit den jezt gewöhnlichen, sich als Marktwaare darstellenden Ausgaben verwechselt werden wird; nämlich:

1) in klein Oktav, auf gutem Papier, zu 1½ Rthlr.

2) in größerem Oktav, auf feinem Papier, und in elegantem Umschlage geheftet, zu 2 Rthlr.

Beyde Ausgaben sind vollständig erschienen, und so bietet sich den Verehrern des berühmten Schriftstellers dieses Werk, das ihm vorzüglichen Ruf erworben, und ihn auch in Deutschland zum allgemein Gelesenen gemacht hat, aufs Neue dar, und wird besonders denen willkommen seyn, welche bisher durch den höhern Preis abgehalten waren, es sich anzuschaffen.

Duncker und Humblot in Berlin.

Bey Friedr. Wilmans in Frankfurt a. M. ist erschienen und durch alle Buch- und Kunsthandlungen zu haben:

4 Vues de la Suisse Saxonne: 1 Vue de Nossen. 2) la Cascade à Liebethal. 3) Vue de Wehlstädtel. 4) Vue du Kuhstal, hoch 10½, breit 15 Zoll. 6 Rthlr. od. 10 fl. 48 kr.

2 Vues de Königstein: 1) Vue de la forteresse de Königstein 2) Vue de Königstein et de Lilienstein, hoch 11¼ breit 16½ Zoll. 4 Rthlr. od. 7 fl. 12 kr.

4 Vues de differents Chateaux: 1) Vue du Chateau de Kriebstein. 2) Vue de Scharfenstein. 3) Vue de Wolkenbury. 4) Vue de Genandstein, hoch 13, breit 18½ Zoll. 8 Rthlr. od. 14 fl. 24 kr.

Neueste Postkarte durch ganz Deutschland, Helvetien, Ober-Italien, Oesterreich, Ungarn, Polen, Preußen, Dänemark, Holland und Frankreich bis Paris. Nach offiziellen Notizen ganz neu entworfen und gezeichnet von C. J. Ulrich in 2 Blättern. 1 Rthlr. 8 gr. oder 2 fl. 24 kr.

Dieselbe auf Leinwand gezogen in Futteral. 2 Rthlr. od. 3 fl. 36 kr.

Panorama des Rheins und seiner nächsten Umgebungen von Mainz bis Cöln. Nach der Natur aufgenommen und in Kupfer gestochen von F. W. Delkeskamp, in Etui 3 Rthlr. 8 gr. od. 6 fl.

Bey Birmann und Söhne Kunsthandlung in Basel ist so eben erschienen:

Erinnerungen
aus dem
Chamony-Thale
unter dem Titel:
SOUVENIRS
de la
Vallée de Chamonix.

Gezeichnet und in aqua tinta geäzt von S. Birmann.

Die großen Scenen, welche man in den Alpen, und besonders auch im Chamony-Thale bewundert, sind schon so oft gepriesen worden, daß wir nicht nöthig haben, die gebildete Welt erst aufmerksam darauf zu machen; wir bemerken hiemit blos, daß nach langem Aufenthalte in diesen Gebirgsgegenden und mit vielfach ausgeführten Studien versehen, unser S. Birmann es unternahm, seine Arbeiten dem Publikum vorzulegen; wir hoffen, daß diejenigen, denen jene Natur bekannt ist, diesem Werke, sowohl in Rücksicht seiner geschmackvollen Auffassung als treuen Darstellung des originellen Charakters jener Gebirgs- und Gletscherwelt, ihren Beyfall nicht versagen werden.

Das Ganze besteht aus 25 Ansichten (wovon 17 zu 9''—7'', und 8 kleinere zu 7''—5½), einem Panorama nebst einigen erklärenden Umrissen.

In typographischer Rücksicht ist alles gethan worden, um dem Werke die gehörige Eleganz zu geben, jeder Ansicht ist ein Blatt Text beygefügt nebst einer Vorrede vom Verfasser; die Ansichten selbst sind sorgfältig in Wasserfarben ausgemalt, und können sich ohne Anmaßung dem Besten an die Seite stellen, was die Schweiz in dieser Art aufzuweisen hat.

Subscriptions-Preise.

Das Exemplar in schwarzen Abdrücken auf superfeinem kl. Median in Fol. 50 franz. Franks.

— auf chinesisch Papier und superfeinem groß Median in Fol. 84 franz. Fr.

— colorirt, auf engl. Super-Royal Whatmann in Folio 112 franz. Fr.

— sorgfältigst colorirt, auf engl. Imperial-Whatmann in Fol. 180 franz. Fr.

In der Schüppel'schen Buchhandlung in Berlin sind so eben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Bürger's, G. A., Lehrbuch des deutschen Styles. Herausgegeben von Karl v. Reinhard. gr. 8. 2½ Rthlr.

Voß, Julius von, Das Mädchenduell. Ein komischer Roman. 8. 1½ Rthlr.

— Derselbe, Der Baron und sein Hofmeister. Roman. 8. 1½ Rthlr.

— Derselbe, Neue Possen und Marionettenspiele. Zur Erschütterung des Zwerchfells herausgegeben. 8. 1 Rthlr. 10 gr.

Digitized by Google

Nro. 22.

Intelligenz-Blatt.

1826.

Fortsetzung der Ammann-Bohnenberger'schen Charte von Schwaben.

Nach langer, durch verschiedene Umstände herbeygeführten, Unterbrechung, deren Hebung nicht in unsrer Macht stand, können wir endlich den zahlreichen Herren Subscribenten der topographischen Charte von Schwaben von Ammann und Bohnenberger anzeigen, daß nun wieder vier neue Blätter, fortgesezt von C. H. Michaelis, Königl. Preuß. Hauptmann a. D., erschienen sind, und zwar:

Nr. 2 Rastatt,
Nr. 3 Carlsruhe,
Nr. 11 Baden und
Nr. 61 Blumenegg, oder das 42., 43., 44. und 45. Blatt der ganzen Sammlung. Der Pränumerationspreis für jedes Blatt ist 1 fl. 6 kr.

Da seit 1812 viele der Herren Subscribenten Wohnort und Charakter verändert haben, auch vorauszusehen ist, daß mancher von der weitern Fortsetzung abstehen werde, so bitten wir, uns gefälligst anzuzeigen, ob und wie wir obige 4 Nummern absenden sollen? Wir können dabey versichern, daß die Aufnahme, so wie die Zeichnung und Stich mit der größtmöglichsten Genauigkeit ausgeführt sind und daß in kurzer Zeit wieder drey neue Blätter ausgegeben werden können, so daß in möglichster Bälde das Ganze vollendet seyn wird.

Um Liebhaber einzelner Blätter befriedigen zu können, ist der Preis für jedes Blatt auf 1 fl. 30 kr. bey portofreyer Einsendung des Betrags festgesezt worden.

Im Junius 1826.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

In der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Die Geschichte der Schweizer-Revolution von 1797 bis 1803

von

Raoul-Rochette.

Unter den Augen des Verfassers übersezt, und mit den Zusätzen und Verbesserungen der zweyten Auflage versehen.

Preis 2 fl. 30 kr.

Dieses Buch hat in Frankreich und in der Schweiz selbst einen so entschiedenen Beyfall gefunden, daß wir auch von Seiten der deutschen Leser der besten Aufnahme dieser Uebersetzung gewiß sind. Die meisten historischen Werke, welche seit mehreren Jahren in Frankreich erschienen, empfahlen sich nur durch den Styl und die Darstellung, diese Vorzüge aber reichten nicht hin, um diesen Büchern auch für andere Länder Werth zu geben, wo dergleichen Vorzüge nur theilweise gewürdigt werden können. Das Werk des Herrn Raoul-Rochette hingegen zeichnet sich vor der Menge neuerer Geschichts-Bücher durch den Reichthum und die Zuverlässigkeit der Thatsachen, so wie durch gründliche Forschungen und wichtige Resultate, ganz besonders aber durch den Geist hoher Unpartheylichkeit aus, welcher dem Verfasser den Beyfall der aufgeklärten Männer aller Partheyen erworben hat.

Ueberdieß ist das Buch in einem vortrefflichen, dem Gegenstand entsprechenden Style geschrieben, und Alles vereinigt sich, dasselbe zu einer der merkwürdigsten Erscheinungen der neuern französischen Literatur zu machen.

Um diese Ausgabe auf das beste auszustatten, wurden von dem Verfasser die Zusätze und Verbesserungen mitgetheilt und ihr einverleibt, welche er bey der zweyten Auflage seines Werks anzubringen gedenkt. Außerdem ist diese Uebersetzung in Paris unter den Augen des Verfassers selbst besorgt worden.

Nach Allem diesem glauben wir die Ueberzeugung aussprechen zu dürfen, daß die deutsche Literatur durch diese Unternehmung mit einem vorzüglichen Werke bereichert werden wird.

Repertorium bibliographicum, in quo libri omnes ab arte typographica inventa usque ad annum MD typis expressi ordine alphabetico vel simpliciter enumerantur vel adcuratius recensentur. Opera Ludovici Hain. Vol. I. p. 1. 8maj. 37½ Bogen. Preis 13 fl. 30 kr. — 8 Rthlr.

(Subscriptions-Preis aufs ganze Werk 44 fl.)

Dieses Werk verzeichnet, so viel möglich, alle von Erfindung der Buchdruckerkunst bis zum J. 1500 incl. in allen Ländern und Sprachen mit beweglichen Buchstaben gedruckte Schriften und übertrifft an Vollständigkeit und Genauigkeit alle bisher erschienenen Werke gleichen Inhalts. Ungefähr von der Hälfte der darin angezeigten Druckstücke liefert der Verfasser kurze, aber genaue und für den Zweck genügende Beschreibungen nach eigener Ansicht, und darunter befinden sich mehrere Hundert Drucke, die hier zuerst bekannt gemacht werden, und die schon an und für sich einen sehr beträchtlichen neuen Beytrag zur Literär-Geschichte bilden. Für die nicht selbst gesehenen sind die neuesten, besten und zuverlässigsten Quellen benuzt worden. Sowohl der Bequemlichkeit im Gebrauch als auch der Raum-Ersparniß wegen ist die alphabetische Ordnung nach den Namen der Verfasser oder der Hauptworte des Titels gewählt worden; die wiederholten Ausgaben eines und desselben Werkes aber folgen sich chronologisch, wobey die undatirten Ausgaben ohne Rücksicht auf ihr muthmaßliches oder auch gewisses Alter jedesmal vorangestellt sind. Die am Schlusse beygefügten Register der Druckstücke und der Buchdrucker werden zugleich mittelst Zurückweisung auf das Werk selbst, leicht und bequem in chronologischer Folge übersehen lassen, wann an jedem Ort und von jedem Drucker gedruckt worden. Von den Panzer'schen lateinischen und deutschen Annalen muß man für den Zeitraum bis 1500 bekanntlich 10 Quartbände zur Hand nehmen. In gegenwärtigem Repertorium wird derselbe Zeitraum in 2 Bänden oder 4 Abtheilungen abge-

Digitized by Google

handelt werden, und wir glauben, daſſelbe ſowohl wegen ſeiner innern als äußern Vorzüge allen Literatoren, beſonders auch Bibliothekaren und Bücherſammlern als ein unentbehrliches Handbuch empfehlen zu können. Die übrigen 3 Abtheilungen werden möglich bald folgen, da das ganze Manuſcript bereits in unſern Händen iſt.

Philippi, Dr., lateiniſche Conſtruktionslehre, ein Lehr- und Lern-Buch für Alle, welche in der claſſiſchen Sprache des alten Roms einen guten Grund legen wollen, zum Schulgebrauch und zum Selbſtunterricht nach Gaultiers Methode. Preis 1 fl.

Es findet ſich in der 1ſten Abth. dieſes Elementarbuchs, das blos die Satzbildung enthält, (indem der Periodenbau Gegenſtand der 2ten Abtheilung iſt), nicht allein eine allgemeine Claſſificirung in einfache, zuſammengeſezte und zuſammengeſezt-verbundener Sätze mit vorausgeſchickten erforderlichen Erläuterungen, ſondern jede dieſer Abtheilungen hat wieder ihre ſtreng ſontaktiſchen Ordnungen, wie man ſie, wenn von einer natürlichen wahrhaft grad-mäßigen Stufenfolge die Rede iſt, erwarten darf. Sämmtliche Beyſpiele ſind aus den proſaiſchen und poetiſchen Claſſikern gewählt.

Experimenta circa statum sanguinis et vasorum in inflammatione; auctore Dr. Georgio Kaltenbrunner. Monachii 1826. Mit 77 Figuren auf 9 Steindrucktafeln. In commissione prostat. Preis 4 fl. 48 kr.

Dieſes Werk enthält die Reſultate von mehr als 2000 Exverimenten, welche in den verſchiedenen Kapiteln geſchichtlich zuſammengeſtellt ſind. Den Thatſachen iſt nicht die geringſte Erklärung, Theorie oder Hypotheſe beygefügt.

Alle Verſuche wurden mittelſt eines ausgezeichneten Mikroſkops aus den Händen des berühmten Fraunhofer in München angeſtellt.

Bey der wiedergekehrten Gartenbeſchäftigung machen wir auf folgendes höchſt nützliches Werk aufmerkſam:

Taſchenbuch des verſtändigen Gärtners. Aus dem Franzöſiſchen überſezt v. J. F. Lippold. Nebſt bedeutenden Zuſätzen und Verbeſſerungen von den bekannten Kunſt- und Handelsgärtnern Gebrüder Baumann zu Bollweiler. 2 Bde., gr. 8. mit 31 lithographirten Tafeln. Preiß 6 fl. 36 kr.

Es iſt eine kleine landwirthſchaftliche Bibliothek, die alles enthält, was die gewöhnlichen Gärten beſchäftigt, bis zum höchſten Ziel der Gartenkunſt. — Alles auf Erfahrung begründet und durch vielfache Verſuche bewährt, ſo daß der Gartenfreund bey jedem Anlaß ſich Raths erholen und der zweckmäßigſten Auskunft und Anleitung gewiß ſeyn kann.

Stuttgart, am 8. April 1826.

J. G. Cotta'ſche Buchhandlung.

Literariſches.

So eben ſind im Verlage der unterzeichneten Buchhandlung erſchienen und dort zu haben:

Dramaturgiſche Blätter. Nebſt Berichten über die engliſche Bühne, geſchrieben auf einer Reiſe im Jahr 1817, und Bemerkungen, Einfälle und Grillen über das deutſche Theater, auf einer Reiſe in den Monaten Mai und Junius des Jahres 1805. Von Ludwig Tieck. 2 Bände gr. 16. 1826. Auf geglättetem Velin-Papier. Preis 3 Rthlr. 10 ſgr.

Ludwig Tieck ſagt im Schlußwort: „Viele, die „ſich wohl für die Literatur und Dichtkunſt zu intereſſiren „meinen, das deutſche Theater aber für zu unwürdig hal„ten, beachtet zu werden, werden dieſe Blätter, in de„nen ſo manche Kleinigkeit berührt und in Anregung ge„bracht wird, mit vornehmen Lächeln betrachten; andere, „die die Bühne nur für einen Zeitvertreib angeſehen wiſ„ſen wollen, und denen ſie um ſo lieber iſt, je frivoler ſie „wird, werden nicht begreifen können, wie man Dinge „ſo ſchwerfällig behandeln könne, die nur Spaß machen „ſollen, und damit, wenn ihnen dieſes gelingt, ihre „höchſte Beſtimmung erfüllt haben. Für beyde Partheien, „welche beyde zur barbariſchen Geringſchätzung der Kunſt füh„ren, ſind dieſe Aufſätze nicht beſtimmt. Aeltern Freun„den des Theaters ſind ſie gewidmet, um ſie an eine beſ„ſere vergangene Zeit zu erinnern, in der wir auf dem „Wege waren, eine eigenthümliche nationale Bühne zu er„halten, für welche talentbegabte Dichter arbeiteten, und „noch größere und genialere Schauſpieler oft ſchwache Ver„ſuche in etwas Großes und Vollkommenes verwandelten. „Jüngere Dichter wie Schauſpieler habe ich auf das Mich„tige und Beſſere aufmerkſam machen wollen, und es kann „nicht fehlen, daß dieſes und jenes wahre Talent ſich be„ſinnt, und, die Manier des Tages verlaſſend, ſich dem „Aechten und Großen der Natur und wahren Kunſt wieder „zuwendet.“

Das Literariſche Conv. Blatt ſagt unter andern: „Seit Leſſings Dramaturgie iſt kein ähnliches „ſo gehaltvolles und in der deutſchen Literarur Epoche „machendes Werk erſchienen, als die dramaturgiſchen „Blätter von Ludwig Tieck.*) — Jedem Freun„de des deutſchen Theaters und Drama's muß es will„kommen ſeyn, daß nach all' dem ſeichten und ober„flächlichen Geſchwätz ſogenanuter Theaterkritiken, wo„von unſere eleganten Zeitblätter wiederhallen, endlich ein„mal von dem größten und vollgültigſten Beurtheiler und „Kenner dieſes Gebiets ein großes und ernſtes Wort in „dem vorliegenden Buche ausgeſprochen worden iſt.“ — Kaum iſt dieſes Werk erſchienen und in öffentlichen Blättern günſtig beurtheilt worden, ſo hat auch ſchon das nachdruckende Wien. gierig und begierig, ſolches ohne Weiteres als gute Priſe erklärt, und am Ende nicht ohne Recht, da es das Recht, wenn auch nicht das Rechte, der deutſchen nachdruckenden Staaten leider noch immer iſt.

---

*) Auf gleiche Weiſe urtheilt das Allgemeine Repertorium von Beck, Jahrg. 1826. No. 2. S. 89. Es heißt dort: — „Aber offenbar iſt es, daß die dra„matiſchen Blätter von Ludwig Tieck, ſeit Leſ„ſings Dramaturgie, das umfaſſendſte, gründlichſte, „anziehendſte und überhaupt das beſte Buch über dieſe „Gegenſtände ſind.“ —

Digitized by Google

Wie es soliden Buchhandlungen möglich werden soll, die großen Autoren der Nation gebührend und anständig zu honoriren, wenn diebische Nachdrucker das wohlerworbene Eigenthum, und zwar gesetzlich an sich reißen dürfen, scheinen die im hohen Rath sitzenden Männer solcher Staaten, als eine ungebührliche Frage, immer noch von sich abweisen zu wollen. Der alleinige Schutz dagegen sind die rechtlichen Gesinnungen des großen Publikums selber, und so hoffen wir, wird unsere Original-Ausgabe obigen Werkes dem schlechten Nachdruck, wo dieser sich auch einschleichen sollte, vorgezogen werden.

Breslau, den 30. März 1826.

Buchhandlung Josef Max und Komp.

In allen Buchhandlungen ist angekommen und zu haben:

Portefeuille von 1813.

Ein Gemälde der politisch-militärischen Ereignisse dieses ewig denkwürdigen Jahres; nebst einer Auswahl bis jezt noch nicht gedruckter Briefe Napoleons und anderer ausgezeichneter Personen der kriegführenden Mächte, besonders während des ersten Sächsischen Feldzuges, des Pleßwitzer Waffenstillstandes, des Prager Congresses und des zweyten Sächsischen Feldzuges. Von Herrn v. Norvins. Nach dem Französischen auszüglich bearbeitet von Dr. J. F. Knapp. 2 Theile. 8. geheftet. Preis 2 Rthlr. 8 ggr. od. 4 fl. 12 kr. rhein.

Der Preis des französischen Originals ist 7 Rthlr. Zwey Tage, nachdem dasselbe erschienen war, machten schon mehrere Pariser Blätter auf diese Schrift aufmerksam. Der Courrier français sagt, daß es ein großes Licht (grand jour) auf jene Ereignisse werfe, daß es ein Schatz für die Geschichte und Alle sey, welche die Begebenheiten, die den Sturz Frankreichs herbeygeführt haben, genau kennen und beurtheilen lernen wollen — und daß es an historischer Treue und an Reichthum der geschichtl. Daten alles übertreffe, was die Literatur bis jezt in den Schriften eines Ségur, Pain, Las Casas, Chabulon u. a. m. nachzuweisen habe.

Wohlfeile Taschen-Ausgaben.

Allgemeine Geschichte der Kriege der Franzosen u. deren Alliirten vom Anfange der Revolution bis zum Ende der Regierung Napoleons. Nach den einzelnen Feldzügen für Leser aller Stände erzählt. In zwanzig bis vier und zwanzig Bändchen, jedes geheftet zu 6 gr. sächs., oder 27 kr. Aus dem Französischen übersezt, mit Schlachtplanen.

Dieses interessante, gewiß der allgemeinen Theilnahme werthe Werk erscheint in Paris unter der obersten Leitung des rühmlich bekannten Generals Beauvais. Es wird beginnen mit

dem Feldzuge von 1814 und 1815 von M. Martonval in zwey Bändchen, dem unmittelbar

der Feldzug in Egypten und Syrien von J. Ade folgen soll, und darauf gleich nach ihrem Erscheinen die übrigen bereits angekündigten Werke gegeben werden, nämlich:

der Krieg in der Vendée von Alexis Dumesnil,
die Revolutions-Feldzüge von M. J. P. G. Viennet,
die Feldzüge in Italien v. M. X. P. Saintine,
die Feldzüge in Spanien, 1808 bis 1813, von dem Obersten Bory de Saint-Vinzent,
der Feldzug in Rußland von Alphons Rabbe,
der Feldzug von 1813 in Sachsen von Chatelain,
der Feldzug in Deutschland von 1805 von St. Maurice,
der Seekrieg von M. Jal u. s. w.

Die Uebersetzungen werden von sachkundigen Officieren bearbeitet und sind mit sachgemäßen Anmerkungen begleitet. Ein ausführlicher Prospectus, welcher zugleich als Probe der Behandlung des Stoffes gelten kann, ist durch alle Buchhandlungen zu haben, woselbst auch Unterzeichnung für das Werk angenommen wird. — Die Geschichte einzelner Feldzüge wird zwar auch abgegeben, alsdann kostet aber jedes einzelne Bändchen 9 gr. sächs. oder 40 kr.

Kinder-Bibliothek, eine Sammlung der anmuthigsten Mährchen, Fabeln, Parabeln und Erzählungen des Auslandes und deutscher Jugendschriftsteller, zur Entwickelung, Belehrung und Unterhaltung des kindlichen Alters, in gehefteten Monat-Bändchen von 130 Seiten, jedes Bändchen mit einem Kupferstich geziert zu 3 gr. sächs. oder 12 kr., mit ausgemaltem Kupferstich zu 4 gr. oder 16 kr.

(Man unterzeichnet für einen Jahrgang von zwölf Bändchen, welche im Abonnement nicht getrennt werden. Einzelne Bändchen oder Werke kosten das Doppelte des Subscriptionspreises.)

Die Redaktion dieser Kinderbibliothek hat ein als Jugendschriftsteller und Pädagog geachteter Mann übernommen, dessen Bestreben dahin gehet, alles, was in dieser Sammlung erscheint, in rein kindlicher und sittlicher Form zu liefern.

Hiemit steht in Verbindung:

Jugendbibliothek, eine Sammlung von Originalaufsätzen, Reisebeschreibungen, Biographien, Aphorismen aus Classikern, Gedichten ꝛc., für das jugendliche Alter gewählt und eingerichtet, in gehefteten Monad-Bändchen von 130 Seiten, jedes Bändchen mit einem Kupferstich oder einer Landkarte geziert, zu 3 gr. sächs. oder 12 kr., mit ausgemaltem Kupferstich zu 4 gr. sächs. od. 18 kr.

(Man unterzeichnet ebenfalls für einen Jahrgang von zwölf Bändchen, welche im Abonnement nicht getrennt werden. Einzelne Werke kosten das Doppelte.)

An der Spitze dieses Unternehmens steht ebenfalls ein als Jugendlehrer erfahrner Mann, der die sorgfältigste Auswahl und zweckgemäße Bearbeitung der interessantesten ältern und neuern Reisebeschreibungen ꝛc. mit Liebe und Gewissenhaftigkeit besorgen wird.

Beyde Bibliotheken beginnen mit dem Juli d. J. und

Digitized by Google

werden regelmäßig fortgesezt. Eine ausführlichere Anzeige, welche ehestens in allen Buchhandlungen, bey welchen man auch unterzeichnen kann, ausgegeben wird, soll den Inhalt und Plan beyder Unternehmungen näher bezeichnen.

Es wird und muß für deutsche Eltern eine angenehme Nachricht seyn, durch diese mit Sorgsamkeit, sowohl hinsichtlich des Inhalts als des Aeußeren ausgestattete Sammlung in den Stand gesezt zu werden, ihren wißbegierigen Lieblingen für den geringen jährlichen Aufwand von 1½ bis 2 Thlr. oder 2 fl. 24 kr. bis 3 fl. 36 kr., und wenn sie auch deren von verschiedenem Alter besitzen, für 3—4 Thaler oder 4 fl. 48 kr. bis 7 fl. 12 kr., jeden Monat in einem oder zwey Bändchen eine belehrende und unterhaltende Lektüre, welche den Anforderungen strengster Sittlichkeit genügt, in die Hände geben können.

Leipzig und Darmstadt, im Mai 1826.

Carl Wilhelm Leske.

In allen Buchhandlungen ist zu haben:

Abriß einer Lebens- und Regentengeschichte

Alexanders I.

Kaisers von Rußland.

8. Geheftet. Preis 1 Rthlr. oder 1 fl. 48 kr.

Inhalt: Einleitung. Kapitel 1. Alexander als Großfürst. Kap. 2. Sein Regierungsantritt. Kap. 3. Krönung zu Moskau. Kap. 4. Segnungen des Friedens. Kap. 5. Seine Reise nach Memel. Kap. 6. Rußland unter ihm 1803, 4. Kap. 7. Rußlands politischer Himmel verfinstert sich. Kap. 8. Rußlands innere Gestaltung. Kap. 9. Oestr.-russ. Krieg gegen Frankreich. Kap. 10. Preuß.-russ. Krieg gegen Frankreich. Kap. 11. Verschönerungen St. Petersburgs und Einrichtungen im Innern Rußlands 1806—1812. Kap. 12. Kriege und äußere Verhältnisse Rußlands vom Tilsiter Frieden bis 1812. Kap. 13. Krieg mit Frankreich 1812. Kap. 14. Alexander I., Europa's Befreier. Kap. 15. Befestigung des Friedens 1815. Kap. 16. Rußland von 1816—1820. Kap. 17. Rußland in den lezten Lebensjahren Alexanders I.

In der Buch- und Musikhandlung von Trautwein in Berlin ist eben erschienen:

Ueber J. B. Logier's neues System des musikalischen Unterrichts; oder wodurch unterscheidet sich das Logier'sche System von dem alten und welchen Nutzen hat die Nachwelt von dem neuen zu erwarten? Von L. F. J. Girschner. Mit einer Abbildung und Erklärung des Chyroplasten (Fingerführers) und des Tonleiterbretts. Preis broch. 8 ggr.

Diese kleine Schrift wird dazu beytragen, eine richtige Ansicht vom Logier'schen System zu verschaffen, und ist besonders Eltern hinsichtlich des Unterrichts im Pianofortespiel, den sie ihren Kindern ertheilen lassen wollen, sehr zu empfehlen.

In unserm Verlage ist kürzlich erschienen, und kann durch alle Buch- und Musikhandlungen Deutschlands und der Schweiz bezogen werden:

Sammlung religiöser Lieder

12½ Bogen Text. gr. 8.

33 Bogen Melodien. gr. 4.

Ladenpreis: Schreibpapier 3 Rthlr. 8 gr. od. 5 fl. 30 kr.

Druckpap. 2 Rthlr. 12 gr. od. 4 fl.

Die Vorrede dieses Werkes deutet darauf hin, daß diese Liedersammlung unmittelbar für die hiesige Singgesellschaft bestimmt ist; mittelbar aber geht ihr Zweck auch dahin, jedem andern gesangliebenden Publikum schöne Genüsse zu bereiten, — und diesem Leztern wollen wir in Kürze andeuten, was es von dem Buche zu erwarten hat.

Inhalt: I. 15 Lobgesänge. II. 7. Morgenlieder. III. 6 Abendlieder. IV. 3 Adventlieder. V. 5 Weihnachtslieder. VI. 6 beym Jahreswechsel. VII. 5 Leben und Wandel Jesu. VIII. 10 Passionslieder. IX. 6 Osterlieder. X. 4 Auffahrtsgesänge. XI. 3 Pfingstlieder. XII. 2 Gründung und Verbreitung des Christenthums durch die Apostel. XIII. 6 Bußlieder. XIV. 9 Communionslieder. XV. 4 vom Tode. XVI. 8 Grabgesänge. XVII. 4 Sonntagslieder. XVIII. 3 Gebetlieder. XIX. 4 Lieder vermischten Inhalts — zusammen 110 Gesänge.

Die würdevollen Compositionen unserer Veteranen: Rolle, Händel, Bach, Haydn, Schulz, dienten den Sammlern als schönste Zierde; ihnen schließen sich nicht minder verdienstvoll an: die lieblichen und gediegenen Kompositionen eines Fink, Nägeli, Speier, Zumsteeg, und anderer. Neuern Componisten suchten die Herausgeber durch Compositionen zu Hülfe zu kommen, die vom Leichten zum Schwerern führen. Die Mehrzahl der Gesänge sind für Sopran, Alt, Tenor und Baß, einige für 4 Männerstimmen, wenige dreystimmig — alle mit Begleitung der Orgel oder des Claviers. Da sich unter den Sammlern selbst ein rühmlich bekannter, beliebter und geschäzter Componist (Herr F. F. Huber) befindet, so führt es zur Ueberzeugung, daß nichts Mittelmäßiges oder gar Schlechtes aufgenommen wurde; und nicht leicht wird sich bey einer Sammlung von Gesängen einer Art so zweckdienliche Mannigfaltigkeit finden, als hier der Fall ist — diese erfreuliche Erscheinung berechtigt uns daher, eine freundliche und günstige Aufnahme des Werkes erwarten zu dürfen. —

Um das störende Umwenden der Blätter zu vermeiden, ist der Text einzeln gedruckt worden. Die Ausstattung in Hinsicht von Druck und Papier ist vorzüglich, der Preis äußerst billig.

St. Gallen im Juni 1826.

Huber u. Comp.

Wir empfehlen hiemit die in unserem Verlage erschienene:

Neue vervollständigte

Blumensprache.

Der Liebe und Freundschaft gewidmet.

Geheftet. Preis: 8 ggr.

welche in allen Buchhandlungen zu haben ist.

Bassé'sche Buchhandlung in Quedlinburg.

Digitized by Google

Nro. 23.

Intelligenz-Blatt.

1826.

Einladung zur Subscription
auf eine
Sammlung von Uebersetzungen
sämmtlicher
Griechischer Geschichtschreiber
und
Geographen.
Mit einem Vorworte
vom Geheimen Hofrath Schlosser
in Heidelberg.
Erste Abtheilung.
Dio Cassius
von Fr. Lorentz.
Theil I–IV.

Für alle 4 Bände, wovon jeder 20–25 Bogen stark wird, ist der Subscriptionspreis bis Michaelis dieses Jahres 4 Thlr. Wer sich unmittelbar an die Verlagshandlung wendet und 6 Exemplare nimmt, erhält das 7te frey. Nach Michaelis tritt ein weit höherer Ladenpreis ein.

Weitläufigere Anzeigen sind in jeder Buchhandlung zu haben.

Jena, im Juni 1826.

August Schmid.

Bey Fr. Ludw. Herbig in Leipzig ist erschienen, und in allen Buchhandlungen zu haben:

Scott, Walter Woodstock,
romantische Darstellung aus den Zeiten Cromwells.
Aus dem Englischen,
von C. F. Michaelis.
3 Thle. 3 Rthlr. 16 ggr.

(In Wien zu haben: bey Tendler u. v. Manstein, Mayer, Mörschner u. Jasper, Gerold, Schalbacher u. s. w.)

Literarische Anzeige.

Ein im allgemeinen, besonders auch für unsre Zeit höchst wichtiges Werk ist das in in allen Buchhandlungen für 1 Thlr. 16 Gr. zu habende

Tagebuch einer Reise
durch
Griechenland und Albanien.
Von einem Deutschen, der in Englischen Diensten stand.

Man erhält hier, angenehm vorgetragen, die wichtigsten Aufschlüsse über diese Länder in jeder, namentlich auch in militärischer Beziehung. Das Werk ist so genau, daß es als Wegweiser dienen könnte, und wir freuen uns, dem ebenfalls bey uns erschienenen, trefflichen Werke: „Italien und die Italiener im neunzehnten Jahrhundert, von Viesseux.“ (Preis 1 Thlr. 16 Gr.) ein würdiges Seitenstück gegeben zu haben, in diesem Original-Werk.

Berlin. Vereinsbuchhandlung.

Für Privat- und Lesebibliotheken:

Bey dem jetzigen Wunsch, sich wohlfeile Lektüre anzuschaffen, so wie bey der (bald zerfallenden) Verschleuderung in 2 Groschen-Heftchen, wird dem Publikum verhältnißmäßig sehr billig in herabgesezten Preisen bis Ende d. J. offerirt:

Coopers Spion.
Roman aus dem nordamerikanischen Freyheitskriege.
3 Bände. Oktav (sonst 3 Rthlr.)
jezt 1 Rthlr. 12 gr.

Amalie Schoppe Lebensbilder
oder
Franziska und Sophia.
Besonders für Frauen und Jungfrauen.
2 Bdchen. (sonst 2 Rthlr. 18 gr.) jezt 1 Rthlr. 9 gr.

Desgleichen zu halbem Ladenpreis die in unterzeichnetem Verlag bis mit 1825 erschienenen Unterhaltungs-, politischen und Griechen-Schriften, worüber nächstens ein Verzeichniß durch alle Buchhandlungen ausgegeben wird.

Ernst Kleins literarisches Comptoir
in Leipzig.

Im Verlage der Hahn'schen Hofbuchhandlung in Hannover sind so eben erschienen:

Novellen und Erzählungen
vom
Dr. Wilhelm Blumenhagen,
1ster Band, enthält:
Luthers Ring,
die Schlacht bey Sievershausen, und das Bild.
8. Velindruckpapier, Preis 1 Rthlr. 16 ggr.

Wo schon der Name des Verfassers das Werk empfiehlt, da wird diesem die kürzeste und gediegenste Empfehlung, die ihm werden kann. Das ist hier der Fall. Blumenhagens Name verbürgt, nach dem Urtheil sprachfähiger Richter und dem ausgezeichneten Beyfall der höheren Lesewelt, lebendige Genialität, reiche Fülle, feine Gewandtheit und die nicht leichte Kunst, dem Historischen den Reiz des Romantischen und diesem das Gepräge historischer Wahrheit zu geben, was nur möglich wird, wo so glückliches Talent und so fleißiges Studium sich vereinigen. Darum Dank dem Verfasser, daß er, mehrseitigen

Digitized by Google

Wünschen zufolge, diese überarbeitete Sammlung veranstaltete, die künftig auch ungedruckte Aufsätze enthalten und in halbjährigen Fortsetzungen erscheinen wird.

Blumenhagen, Dr. W., Gedichte. 2 Theile. Zweyte verbesserte und vermehrte Aufl. 8. geh. 1 Rthlr. 8 ggr.

Des Vetters Feldzug in die Seebäder von Doberan, von G. E. Sponagel, Verfasser der „Leiden in Pyrmont". Mit einem Titelkupfer. 8. Preis 1 Rthlr. 20 ggr.

Wer des Verfassers „Leiden in Pyrmont" kennt, und durch den leichten Humor, mit welchem sie erzählt wurden, sich die Grillen eines Tags verscheuchte, der wird rasch auch nach diesem neuen Werkchen der heitersten Laune greifen.

Des Verfassers Darstellungsgabe, sein Talent: kleine Tagesbegebenheiten komisch aufzufassen, die lächerliche Seite herauszukehren, sie mit Satyre zu würzen, ist den Freunden seiner Muse zu bekannt, als daß solche einer Empfehlung noch bedürfte. Außerdem portraitirt er gar trefflich, und mancher Leser begegnet vielleicht überrascht alten Bekannten.

Die Geschichte mit dem Honigtopfe im Hute, dem Sprunge in das Meer, dem Ballhute des kleinen Putzmachers u. s. w. wird Niemand ohne Lächeln lesen, und so eignet sich dieses Büchlein eben so sehr zum muntern Gesellschafter auf der Reise ins Bad, als zur Erheiterung für diejenigen, welche auf heimischen Promenaden mit der Brunnenflasche wandern.

Tübingen, bey Osiander ist so eben erschienen:

Las Donquixotadas mas extranas, oder die abenteuerlichsten Ritterthaten des sinnreichen, edlen Don Quixote von la Mancha zur Unterhaltung und Erlernung der spanischen Sprache aus dem Don Quixote des Cervantes gezogen und mit einer Erklärung der Wörter und einer kurzgefaßten spanischen Grammatik begleitet von Professor Dr. J. H. Emmert. gr. 8. 1 fl. 30 kr.

Der glücklichen Idee, durch zweckmäßige Auszüge aus Cervantes bekanntem Meisterwerke und beygefügte Worterklärungen den Freunden der spanischen Sprache ein treffliches Uebungsbuch in die Hände zu geben, werden diese gewiß ihren Beyfall nicht versagen. Durch die angehängte Grammatik wird das Buch aber auch Allen, die jene herrliche Sprache erst zu erlernen wünschen, vorzüglich zum Selbstunterricht, brauchbar und empfehlenswerth gemacht.

Bey C. A. Koch in Greifswald ist so eben erschienen, und in allen Buchhandlungen zu haben:

Gesterding, Dr. F. B., Ausbeute von Nachforschungen über verschiedene Rechtsmaterien. I. Band, gr. 8. 2 Rthlr.

Meinhold, Wilh., St. Otto von Bamberg, oder die Kreuzfahrt nach Pommern. Ein romantisch-religiöses Epos in 10 Gesängen. gr. 8. Auf Druckpap. 1 Rthlr. 16 gr. Velinpap. 2 Rthlr.

Böckel, Dr. C. G. A., Predigtentwürfe über Episteln 2. 1 Rthlr.

In der Sander'schen Buchhandlung in Berlin ist so eben erschienen und daselbst so wie in allen Buchhandlungen zu haben:

Das Leben der Frau J. M. B. von la Mothe Guion. Von ihr selbst geschrieben. Neu übersezt von Henriette von Montenglaut, geborne v. Cronstein. 3 Bände, Preis 4½ Rthlr., auf Velinpapier 8 Rthlr.

Wir enthalten uns jeder eigenen Anpreisung dieses Werks, da die Namen, Fichte, Kosegarten, Jean Paul, Jung Stilling, Kanne, Schubart und andere, welche sich alle mehr oder minder günstig über das Original geäußert haben, seinen Werth hinlänglich verbürgen. Kosegarten sagt in seiner Vorrede zu den Strömen: „Die ganze „Eigenthümlichkeit der Verfasserin, ihre Art zu seyn und „sich auszusprechen, zeigt augenscheinlich, daß in ihr ob„gewaltet habe ein Dichtergeist der ersten Größe!" Und Jean Paul läßt im 4ten Band des Titan S. 190 eine seiner schönsten Gestalten, Lieda de Romeiro, an Albano schreiben. „Ich lese jezt das Leben der herrlichen Guion: „diese weiß, wie man liebt. Dieser göttliche Affekt gegen „das Göttliche; dieses Selbstverlieren in Gott; dieses „ewige Leben und Bestehen in Einer großen Idee — diese „wachsende Heiligung durch die Liebe, und die wachsende „Liebe durch die Heiligung — mir entsinkt das Buch; ich „schließe die Augen; ich träume und weine und liebe „dich."

Bey Enslin in Berlin ist so eben erschienen:

Uebungsstücke
zum
Ueberseßen aus dem Lateinischen ins Deutsche
für die ersten Anfänger,
zum allmähligen Fortschreiten nach den lateinischen Conjugationen geordnet, mit Rücksicht auf den Auszug
aus
Zumpts lateinischer Grammatik,
von
E. Bonnell,
Lehrer am K. Friedrich-Wilhelms-Gymnasium zu Berlin.
Preis 8. gr. oder 36 kr.

Dieses Buch ist, wie aus dem Titel erhellet, vornehmlich für diejenigen Schulen bestimmt, in denen Zumpts lateinische Grammatik zum Unterricht gebraucht wird. Da es gleich bey seinem Erscheinen in vielen Schulen eingeführt wurde, so läßt sich erwarten, daß es bald allgemein verbreitet seyn wird.

Digitized by Google

Zu bedeutend herabgeſezten Preiſen,

die aber nur bis Ende Dezembers d. J. gültig ſind, iſt bey Mörſchner und Jaſper, Buchhändler in Wien, zu haben:

J. P. Uz ſämmtliche Werke,

Original- und Prachtausgabe lezter Hand, nach des Verfaſſers eigenhändigen Verbeſſerungen

von

Ch. Felix Weiſſe.

2 Bände, 73 Bogen in gr. 4. auf Basler Velinpapier, mit des Verfaſſers Bildniß nach Bauſe von Kohl.

Wien, gedruckt bey J. W. Degen.

Preis ſtatt 9 Rthlr. für 2 Rthlr 16 gr.

Oeſterreichiſches Adels-Lexicon,

enthaltend alle von den Souveränen Oeſterreichs von 1701 bis 1822 in die verſchiedenen Grade des öſterreichiſchen, böhmiſchen, galiziſchen oder Reichsadels erhobene Perſonen

von

J. G. Megerle von Mühlfeld.

2 Theile, 54 Bogen, gr. 8. Wien, 1824. Preis ſtatt 4 Rthlr. 8 gr. für 1 Rthlr. 16 gr.

Einzeln: der erſte Band 20 gr., der zweyte oder Ergänzungsband 1 Rthlr. 6 gr.

Bey Enslin in Berlin iſt ſo eben erſchienen:

Die Blumenſprache

oder

Bedeutung der Blumen nach orientaliſcher Art.

Zehnte Auflage,

mit 1 ill. Kupfer, geheftet, Preis 8 gr. oder 36 kr.

und als zweyter Theil dieſes Werkchens iſt zu betrachten:

Sinnige Kränze und Sträuße,

gewunden

nach der Blumenſprache in orientaliſcher Art.

Zweyte Auflage,

mit 1 ill. Kupfer, geheftet, Preis 8 gr. oder 36 kr.

Doctor Martin Luther

der Mann Gottes.

Eine lebensgeſchichtliche Darſtellung im einfachen Volkston,

von

Sam. Chriſt. Gottfr. Küſter,

Superintendenten ꝛc. in Berlin.

Vierte, durchgehends verbeſſerte Auflage.

Preis 8 gr. oder 36 kr.

Neue Verlagsbücher von C. Fr. Amelang in Berlin zur Jubilate-Meſſe 1826.

Beck, Dr. Fr. Adolf, Deutſche Synopſis der drey erſten Evangeliſten. Nach der griechiſchen Synopſis de Wette's und Lücke's bearbeitet. Ein Handbuch für Lehrer in Schullehrer-Seminarien und niedern Claſſen gelehrter Schulen, ſo wie für jeden denkenden Chriſten. gr. 8. 18 Gr.

Burckhardt, G. F., Der kleine Engländer; oder Sammlung der im gemeinen Leben am häufigſten vorkommenden Wörter und Redensarten zum Auswendiglernen. Engliſch und Deutſch. Ein Hülfsbuch zur Erlernung der Engliſchen Sprache, und vorzüglich zur Uebung des Gedächtniſſes herausgegeben. Groß 12mo. Geheftet 8. Gr.

—— (aus London, Lehrer der engl. Sprache in Berlin) und J. M. Joſt, (Vorſteher einer Erziehungs-, u. Lehranſtalt für Knaben) Praktiſche Engliſche Grammatik für Schulen und den Privatunterricht; enthaltend eine möglichſt vollſtändige Anweiſung zum Ausſprechen und Leſen; eine faßliche Darſtellung der Formlehre und der Syntax, mit zahlreichen Uebungs-Beyſpielen; ferner einen Anhang zur Kenntniß und Einübung des merkantiliſchen Styls; und endlich ein Engliſches Leſebuch, beſtehend in einer zweckmäßigen Auswahl von Leſeſtücken aller Stylarten. gr. 8. (41 compreſſe Bogen). 2 Thlr.

Freudenreich, Dr. Julius, Hugo's und Lina's Erholungsſtunden oder kleine Erzählungen zur Bildung des Herzens und der Sitten. Für Kinder von 4—9 Jahren. gr. 12. Mit illuminirten Kupfern. Sauber gebunden. 1 Thlr.

Hermbſtädt, Sigm. Fr., (königl. preuß. geh. Rath u. Ritter ꝛc.) Chemiſche Grundſätze der Kunſt Bier zu brauen; oder Anleitung zur theoretiſch-praktiſchen Kenntniß und rationellen Beurtheilung der neueſten und wichtigſten Entdeckungen und Verbeſſerungen in der Bierbrauerey, nebſt Anweiſung zur praktiſchen Darſtellung der wichtigſten in Deutſchland und in England gebräuchlichen Biere und einiger ganz neuen Arten derſelben. Dritte neu bearbeitete und vermehrte Auflage. Zwey Theile in gr. 8. Mit 3 ſchwarzen u. 3 illum. Kupfertafeln in Quer-Folio. 3 Thlr. complet.

Iſe, A., (Privatlehrer der ital. u. franz. Sprache) der kleine Italiener; oder Sammlung der zum Sprechen nöthigſten Wörter und Redensarten. Italieniſch und deutſch. Begleitet mit den nothwendigſten, die Regeln der Grammatik betreffenden, Bemerkungen. Ein Hülfsbuch für diejenigen, welche ſich der Erlernung der italieniſchen Sprache widmen, und beſonders zur Uebung des Gedächtniſſes herausgegeben. gr. 12. Geheftet 10 Gr.

Scheibler, S. W., Allgemeines deutſches Kochbuch für bürgerliche Haushaltungen, oder gründliche Anweiſung, wie man ohne Vorkenntniſſe alle Arten Speiſen und Backwerk auf die wohlfeilſte und ſchmackhafteſte Art zubereiten kann. Ein unentbehrliches Handbuch für angehende Hausmütter, Haushälterinnen und Köchinnen. 8. Sechste durchaus verbeſſerte und vermehrte Auflage. Mit einem Titelkupfer. 1 Thlr.

Sternau, Fr. Dr., Alwina. Eine Reihe unterhaltender Erzählungen zur Bildung des Herzens und der Sitten und zur Beförderung häuslicher Tugenden, für Töchter von ſechs bis zwölf Jahren. gr. 12. Engl. Velin-Druckpapier. Mit ſchönen illuminirten Kupfern, nach Zeichnungen von L. Wolf geſtochen vom Profeſſor Jügel u. Wachsmann. Sauber gebunden. 1 Thlr. 16 Gr.

—— Palamedes. Oder erweckende, belehrende und warnende Erzählungen für Söhne und Töchter von ſechs bis zwölf Jahren. gr. 12. Engl. Druckp. Mit illum. Kupfern, nach Zeichnungen von L. Wolf geſtochen

vom Prof. Buchhorn, Hübner und Meno Haas. Sauber gebunden. 1 Thlr. 16 Gr.

Wenzell, C. A. W., (Hauptmann im königl. preuß. Ingenieurcorps ꝛc.) Die Feldbefestigung nach den neuesten Ansichten und Erfahrungen der lezten Kriege Europa's. Zunächst zum Gebrauch für sämmtliche königl. preuß. Militärschulen bearbeitet. 62 Bogen in gr. 8. Mit 7 Kupfertafeln in Royal-Quart, 259 Figuren darstellend. Noch zu dem fortdauernden Subscriptionspreis à 3 Thlr.

Wilmsen, F. P., die Unterrichtskunst. Ein Wegweiser für Unkundige, zunächst für angehende Lehrer in Elementarschulen. gr. 8. Dritte verbesserte und stark vermehrte Ausgabe. 1 Thlr.

—— Gustav's und Malvina's Bilderschule. Ein belehrendes Buch für Kinder, welche anfangen zu lesen. gr. 12. Engl. Druck-Velin. Mit 13 sauber illum. Kupfertafeln, neu gezeichnet und gestochen von Ludw. Meyer jun. Dritte vermehrte Auflage. Gebunden 1 Thlr. 6 Gr.

In der Herbst-Messe des vorigen Jahres waren neu:

Grebitz, Caroline Eleonore, die besorgte Hausfrau in der Küche, Vorrathskammer und dem Küchengarten. Ein Handbuch für angehende Hausfrauen und Wirthschafterinnen, vorzüglich in mittlern und kleinern Städten und auf dem Lande. 2 Theile, ord. 8. Zweyte verbesserte u. stark vermehrte Auflage. (75 Bogen.) à 2 Thlr. opl.

Hermbstädt, Sigism. Fr., Gemeinnütziger Rathgeber für den Bürger und Landmann; oder Sammlung auf Erfahrung gegründeter Vorschriften zur Darstellung mehrerer der wichtigsten Bedürfnisse der Haushaltung, so wie der städtischen und ländlichen Gewerbe. gr. 8. Sechster Band. Mit einer Kupfertafel. à 18 Gr.

Ise, A., der kleine Franzos; eine Sammlung der zum Sprechen nöthigsten Wörter und Redensarten. Französisch und deutsch. Ein nützliches Hülfsbuch für diejenigen, welche sich der Erlernung der französischen Sprache widmen, und besonders zur Uebung des Gedächtnisses. Zweyte Auflage. 12. geb. à 6 Gr.

Langbein, A. F. E., Vacuna. Erzählungen für Freystunden, vorzüglich der Jugend. 8. Engl. Velin-Druckp. Mit 4 Kupf. nach Zeichnungen von Ramberg gestochen von L. Meyer jun. Sauber geheftet à 1 Thlr. 12 Gr.

Sachs, S., (Königl. Regierungs-Bau-Inspector) Anleitung zur Erd-Bau-Kunst (Pisé-Bau); mit Anwendung auf alle Arten von Land- und Stadt-Bauten, nebst einer vollständigen Lehre von der Konstruktion der Tonnen-, Kappen- und Kreuzgewölbe in reinem Lehm und von der Anfertigung feuersicherer Dächer ohne alles Holzwerk, auch einer Anweisung, die Fundamente bis auf den Baugrund in bloßem Lehm anzufertigen. Ein Handbuch für Baumeister und Landwirthe und für Alle, die trockne, warme, feuersichere und überaus wohlfeile Bauten auszuführen wünschen. gr. 8. Mit 4 Kupfertafeln in Quer-Folio, gestochen von dem Prof. C. Mare. Sauber geheftet à 2 Thlr. 12. gr.

Wilmsen, F. P., Miranda, eine auserlesene Samml. bewundernswürdiger und seltener Ereignisse und Erscheinungen der Kunst, der Natur und des Menschenlebens für die Jugend. gr. 12. Engl. Velin-Druckpap. Mit 12. sauber illuminirten Kupf. nach Zeichnungen von L. Wolf, gestochen von L. Meyer jun. und Laurens. Sauber gebunden. à 2 Thlr. 16 Gr.

Bey Ferd. Rubach in Magdeburg ist so eben erschienen:

H. F. F. Sickel,

vollständige theoretisch-praktische Anweisung zur

Anfertigung kleiner schriftlicher Aufsätze,

zunächst für Land- und Bürgerschulen. Ein Handbuch für Volksschullehrer, um Kinder im Denken und Schreiben zu üben.

27 Bogen. 8. Ladenpreis 1 Rthlr. 6 gr. Cour.

Auch unter dem Nebentitel:

Allgemeines Handbuch der Realkenntnisse für Lehrer an Land- und Bürgerschulen und zum Selbstunterrichte. Von H. F. F. Sickel, Oberprediger in Acken. Dritter Theil: Anweisung zur Anfertigung kleiner schriftlicher Aufsätze.

Die Aufgabe des Herrn Verfassers, die derselbe so gründlich wie vollständig gelöst hat, war, eine Methodik der Stylübungen für Volksschulen zu liefern, die ihm um so dringenderes Bedürfniß zu seyn schien, da dieser so überaus bildende Gegenstand in vielen Landschulen noch immer auf eine unzweckmäßige Weise behandelt wird. Ein Nebenzweck war, Lehrer an Volksschulen auf einen reichen Stoff hinzuweisen, der sich theils als Aufgabe, Kinder der einen Abtheilung, während die andere unterrichtet wird, zweckmäßig zu beschäftigen, theils den häuslichen Fleiß in Anspruch zu nehmen, benutzen läßt. Dieserhalb enthält das Werkchen nicht allein eine vollständige Uebersicht aller schriftlichen Arbeiten, welche in der Volksschule angefertigt werden können, nebst methodischen Winken für den Lehrer (wobey den Herrn Verfasser eigene mehrjährige Erfahrung leitete), sondern auch weit über tausend, eben so neue und anziehende, als zweckmäßig mit steter Rücksicht auf die Land- und Bürgerschule gewählten Aufgaben, die auch einem geübtern Lehrer vielleicht nicht unwillkommen seyn werden. Schließlich bemerken wir nur noch, daß von den einfachsten Uebungen, von der Bildung einzelner Sätze, bis zu den im gemeinen Leben vorkommenden Geschäftsaufsätzen (Verträgen Berichtschreiben u. s. w.) fortgeschritten wird.

Die beyden ersten Theile des Handbuchs, von denen der eine einen Abriß der Erdbeschreibung und Geschichte (18 Gr. Cour. oder 22 Sgr. 6 Pf.), und der andere einen Abriß der Naturkunde (22 Gr. Cour. oder 27 Sgr. 6 Pf.) enthält, werden bereits in vielen Schulen mit Erfolg gebraucht, und sind in mehreren Zeitschriften so günstig beurtheilt, daß es hinsichtlich dieses dritten Theils nur der kurzen Hinweisung auf den reichen Inhalt desselben bedarf, um die Herren Lehrer an Land- und Bürgerschulen auf denselben aufmerksam zu machen.

Digitized by Google

Nro. 24.

Intelligenz-Blatt.

1826.

Literarische Anzeige.

Bey uns ist erschienen und in allen Buchhandlungen für 1 Thlr. 16 Gr. zu haben:

Aus dem Leben eines Taugenichts

und

das Marmorbild.

Zwey Novellen, nebst einem Anhange von

Liedern und Romanzen.

Von

Joseph Freyherrn von Eichendorff.

Wir dürfen überzeugt seyn, daß die öffentliche Stimme die Empfehlung dieses neuen Werkes übernimmt, und können deßhalb hier alle weiteren Worte sparen.

Berlin.

Vereinsbuchhandlung.

Anzeige.

Der Druck von

W. Gerhards Gedichten,

2 Bände, in sauber cartonnirtem Einbande

auf feinem weißem Druckpapier 3 Rthlr.

auf geglättetem Schweizerpapier 4 Rthlr. 12 gr.

ist bis zur Hälfte des zweyten Bandes vorgerückt, und dürften die Exemplare an die resp. Subscribenten bis Mitte Juli abgeliefert werden.

Die Subscription bleibt bis zum Tage der Versendung des Ganzen offen, und werden die Freunde des Dichters hiemit wiederholend eingeladen, an ihr Theil zu nehmen.

Uebrigens wird diese Gedichtesammlung nach ihrem Erscheinen am besten für sich selbst sprechen, und ich halte deßhalb eine Würdigung ihres innern Gehaltes, wie ihrer äußeren Ausstattung, überflüssig.

Joh. Ambr. Barth in Leipzig.

Bey Enslin in Berlin ist nun vollständig erschienen:

A. Richard's

medicinische Botanik.

Aus dem Französischen mit Zusätzen und Anmerkungen

von

Dr. G. Gunze und Dr. G. F. Kummer.

2 Bände in gr. 8. 84 Bogen.

Subscriptionspreis auf Druckpapier 5 Rthlr. 16 gr. oder 10 fl. 12 kr., auf feinem Papier 7 Rthlr. oder 12 fl. 36 kr.

Der erste Theil, bereits vor länger als einem Jahre erschienen, hat sich des entschiedensten Beyfalls aller kritischen Blätter, welche bis jezt ein Urtheil darüber geliefert haben, zu erfreuen gehabt; und auf vielen deutschen Universitäten ist dieses Werk bereits eingeführt, so wie auch in manchen Regierungsbezirken des preußischen Staates alle Apotheker es sich angeschafft haben, da es das einzige dieser Art ist, dessen Inhalt nach den natürlichen Pflanzenfamilien geordnet ist. — Die deutsche Uebersetzung hat übrigens vor dem Original große Vorzüge, nicht nur durch die Bereicherungen, welche die beyden eben genannten Herren Herausgeber hinzugefügt haben, sondern auch noch durch die Mittheilungen der Herren von Martius und Reichenbach erhalten. —

Den äußerst billigen Subscriptionspreis will ich, wegen der verspäteten Erscheinung des zweyten Theils, obgleich dieser 15 Bogen stärker geworden ist, als zu erwarten war, noch in diesem Jahre bestehen lassen; späterhin wird derselbe beträchtlich erhöht werden.

Ueber das

Immergrün unserer Gefühle

von

Jean Paul.

Dritte Auflage, Velinpapier, sauber broschirt mit Goldschnitt. Preis 8 gr. oder 36 kr.

Bey Friedr. Rubach in Magdeburg ist so eben erschienen:

Charinomos,

Beyträge zur allgemeinen Theorie und Geschichte der schönen Künste, v. C. Seidel. Erster Band. 38 Bogen. gr. 8. Mit lithographischen Figuren und Noten. Brosch. 2 Rthlr. 20 gr. Cour.

Statt aller weitern Anpreisungen begnügen wir uns von den vielen vortheilhaften Beurtheilungen, welche diesem Werke seit seinem Erscheinen, namentlich im Mitternachtsblatt Nr. 17, 18; — im Literarischen Conversationsblatt 1826, Nr. 24; — im Morgenblatt 1825, Nr. 84; — in der Hallischen Literaturzeitung 1826, Nr. 87 und in der Berliner Spener'schen Zeitung 1826, Nr. 49 vom 27. Februar; in gerechter Anerkennung zu Theil geworden sind, nur die leztere hervorzuheben, worin es heißt: „Die Theorie der schönen Künste, um welche Sulzer und Engel (ehemals beyde in Berlin) sich so hoch verdient gemacht haben, hat auch neuerdings wieder durch ein Werk eines Mitbürgers unserer Stadt eine werthvolle Bereicherung erhalten. Herrn Dr. C. Seidel's unter dem Titel: Charinomos erschienene Beyträge ꝛc. gehören — nach der einstimmigen Meinung aller bis jezt darüber erschienenen Beurtheilungen — zu den beachtungswerthen neuern Leistungen im Gebiet der Kunstforschung. Ueber die Theorie der höhern Orchestik ist bis jezt nichts Gründlicheres gesagt worden; der Versuch zu einer wissenschaftlichen Begründung der reinen Mimik ist ein interessanter

Digitized by Google

Beytrag zur Theorie dieser Kunst, und die in der 4ten Abtheilung gegebene „neue allgemeine Theorie des Rhythmus" muß für die Metriker, mehr aber noch für den denkenden Tonkünstler von Wichtigkeit seyn. Bildner und Maler finden, obgleich der 1ste Theil des Charinomos die plastischen Künste noch nicht besonders abhandelt, doch auch hier schon manche scharfsinnige Bemerkung über das Wesen ihrer Kunst.

Bey Enslin in Berlin ist so eben erschienen:

Historische Bildergallerie,

zur

Erheiterung, Belehrung und Unterhaltung für alle Stände;

von

Samuel Baur.

Preis des ersten Theils 1 Rthlr. 16 gr. oder 3 fl.
Pr. des zweyten Theils 1 Rthlr. 20 gr. oder 3 fl. 18 kr.
complet 3 Rthlr. 12 gr. oder 6 fl. 18 kr.

Die Freunde der historischen Lektüre werden in diesem neuen Werke des beliebten Verfassers einen reichen Stoff zur Belehrung und Unterhaltung finden; die nachfolgende Angabe des Inhalts beyder Theile wird den Reichthum dieser Sammlung zeigen. Es befinden sich in beyden Theilen:

Erste Gallerie: Schilderung denkwürdiger Ereignisse, in 10 Aufsätzen.
Zweyte Gallerie: Scenen aus dem Menschenleben, in 33 Aufsätzen.
Dritte Gallerie: Zur Sitten- und Kulturgeschichte, 29 Aufsätze.
Vierte Gallerie: Kleines historisches Allerley, 143 Aufsätze.

Auch in Leihbibliotheken wird dieses nützliche und höchst unterhaltende Buch gewiß lieber gelesen werden, als die meisten Romane der neuesten Zeit.

Kleiner deutscher Sprachschatz,

oder

klarer Ueberblick der deutschen Sprach- und Rechtschreibekunst; nach einfachen Grundsätzen leichtfaßlich vorgetragen, besonders zum Selbstunterricht für diejenigen, welche über den richtigen Gebrauch des Dativs und Accusativs, oder des Mir und Mich, Ihnen und Sie, dem und den u. s. w. und über andere, zum richtigen Sprechen und Schreiben der deutschen Sprache gehörige Gegenstände Auskunft und Belehrung wünschen,

von

J. C. Vollbeding.

Preis geheftet 4 gr. oder 18 kr.

Diese Schrift wird sich um so mehr einer günstigen Aufnahme erfreuen dürfen, als sie von einem Manne herrührt, der schon so viele belehrende Bücher über den Sprachunterricht geschrieben hat. Nicht leicht möchte sich einer klarer und faßlicher auszudrücken verstehen, als er. — Wie nothwendig es aber heut zu Tage für jedermann sey, seine Muttersprache richtig sprechen und schreiben zu können, braucht hier nicht wiederholt zu werden.

Bey **Tobias Löffler** in Mannheim sind so eben folgende empfehlungswerthe Romane erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben.

Dagobert v. Greiffenstein, oder der blutige Kampf in Nordlands eisigen Gauen. Ritter- und Räubergeschichte aus dem Mittelalter. Vom Verfasser von Ulrich von Löwenrode. 8. 2 fl. od. 1 Rthlr. 8 gr.

Wehrwolf v. Wolfstein oder der Todtenhügel in den schwarzen Ruinen des Rüdhorstes. Ritterroman aus den Zeiten des vierzehnten Jahrhunderts. Vom Verfasser des Adolph v. Bomsen. 2 Bände. 8. 3 fl. od. 2 Rthlr.

Was ist Rheumatismus und Gicht?

und wie kann man sich dagegen schützen und am schnellsten davon befreyen?

Für Aerzte und Nichtärzte,

beantwortet von

Dr. K. G. Dzondi,

Professor.

Mit einer Abbildung in Steindruck.

Was ist häutige Bräune?

und wie kann das kindliche Alter dagegen geschützt und am schnellsten und sichersten davon geheilt werden?

Für Eltern und Aerzte,

beantwortet von

Dr. K. G. Dzondi,

Professor.

Mit einer Abbildung in Steindruck.

Ueber diese, jezt so außerordentlich häufig vorkommenden, ihrer wahren Natur nach beynahe noch ganz unbekannten, daher oft unzweckmäßig behandelten Krankheiten, gibt der Verfasser der angekündigten Schriften die wichtigsten Aufschlüsse, lehrt ihre Natur genauer kennen, und sie auf eine einfache sichere, von der gewöhnlichen Methode ganz verschiedene Weise heilen und — was eben so wichtig ist — verhüten.

Um diese Schriften schneller allgemein zu verbreiten, wählt der Verfasser den Weg der Pränumeration. Jede derselben kostet für die Pränumeranten 1 Thaler. Die Zeit der Pränumeration ist bis Ende Oktobers d. J. offen. Die Versendung der broschirten Exemplare geschieht an die Pränumeranten nach Maasgabe der zeitigern oder spätern Einsendung des Betrags an den Verfasser oder die unterzeichneten Buchhandlungen. Alle solide Buchhandlungen, bey welchen ausführlichere Ankündigungen dieser Schriften eingesehen werden können, nehmen Pränumeration an.

Halle im April 1826.

Hemmerde und Schwetschke.

Für die K.K. Oesterreichischen Staaten die
Karl Gerold'sche Buchhandlung in Wien.

Digitized by Google

Ankündigung.

Winckelmanns Monumenti inediti sind mehr als irgend eine ähnliche Sammlung verbreitet und gekannt; nicht blos ist das Original in neuerer Zeit sowohl in Rom als auch in Neapel, mit Benutzung der alten Platten, wieder abgedruckt, und früher eine deutsche und eine französische Uebersetzung, von Nachstichen begleitet, besorgt worden; sondern die meisten Denkmäler sind auch in viele andere Bücher einzeln oder in Menge übergegangen: ein neuerer Abdruck ist daher nicht gerade Bedürfniß, und so unentbehrlich das Buch im Fach der Kunsterklärung, schon wegen der Beziehungen fast aller nachfolgenden auf dasselbe, vor allen andern, noch immer bleibt, so ist darin zu viel veraltetes, und sind die Zeichnungen zu mangelhaft, als daß, für jetzt wenigstens, eine neue Ausgabe zu wünschen wäre, welche einem neuen, den jetzigen Forderungen und Vorräthen angemessenen Unternehmen einigermaßen den Weg versperren könnte. Mit ungleich geringerem Aufwande kann der Gebrauch des merkwürdigen Werkes, dessen allgemeinen Theil die neue Ausgabe bereits in einer vorzüglichen Uebersetzung geliefert hat, noch ferner gefördert werden, indem zu der allgemein eingeführten Sammlung von Bildwerken, ungefähr wie zu den Ausgaben alter Autoren, neue Bemerkungen für sich zusammengestellt werden. Ein solches Hülfsmittel leichterer und sicherer Benutzung wünscht der Unterzeichnete darzubieten in einem mäßigen Bande von Zusätzen oder Verbesserungen zu den Erklärungen der Monumenti inediti, worin so viel möglich alle seit Winckelmann versuchten Deutungen der Werke, wenn nicht immer ausgehoben und entwickelt, doch nachgewiesen; wo genügende bisher fehlten, neue versucht; und insbesondere auch, da die Vergleichung und Vereinigung der verwandten Vorstellungen derselben Gegenstände zur Aufhellung gegenseitig und zur geordneten Uebersicht der Kunstschätze gleich zweckmäßig sind, die übrigen zu jedem Stück gewissermaßen gehörigen Kunstdenkmäler entweder erwähnt, oder in Beschreibungen, vorzüglich aus der Feder Zoegas, beygefügt werden sollen.

Bonn, 22. April 1826.

F. G. Welker.

Zu vorstehender Anzeige des Herrn Oberbibliothekar Welker erlauben wir uns noch hinzuzufügen: daß die Erklärungen und Verbesserungen zu Winckelmanns Monumenti inediti als ein nothwendiges Supplement oder als 9r Band von ungefähr 30 Bogen Text mit 8 bis 10 Kupfern, zu den in unserm Verlage erschienenen Winckelmann'schen Werken in 8 Bänden im Laufe dieses Jahres erscheinen werden. Um aber die Auflage vorher einigermaßen bestimmen zu können, bitten wir die Besitzer der Winckelmann'schen Werke, so wie diejenigen, welche nur die Monumenti inediti besitzen und dazu diese unentbehrlichen Erläuterungen mit besonderem Titel zu haben wünschen, uns ihre Bestellungen bis zum 1. Juli d. J. durch die ihnen zunächst gelegenen Buchhandlungen wissen zu lassen, wodurch sie den Vortheil bekommen das Werk um ⅓ wohlfeiler zu erhalten als der nachherige Ladenpreis seyn wird. Da das Manuscript bereits ausgearbeitet ist, so kann der Druck schnell gefördert werden.

Dresden, im Mai 1826.

Walther'sche Buchhandlung.

Bey Enslin in Berlin ist so eben erschienen:

Praktische Anweisung, das Wasserwägen oder Nivelliren

in den bey Kultivirung des Landes gewöhnlich vorkommenden Fällen anzuwenden; ein nach dem jetzigen Zustande der Wissenschaft eingerichtetes und mit den neuesten Erfindungen bereichertes unentbehrliches Hülfsbuch für Feld- und Forstmesser, Land-, Wege- und Wasserbaubeflissene, Agronomen, Mühlenbesitzer u. s. w.,

von

Dr. F. W. Netto.

Mit acht Kupfertafeln.

Preis 1 Rthlr. oder 1 fl. 48 kr.

Ph. Jos. Roux über die Staphyloraphie oder die Vereinigung der angebornen Spaltung des Gaumensegels.

Aus dem Französischen mit Anmerkungen

von

Dr. J. F. Dieffenbach.

Nebst 2 lithographirten Tafeln.

Preis 12 gr. oder 54 kr.

Allen Gartenliebhabern, Freunden der Botanik und fleißigen Spaziergängern empfiehlt unterzeichnete Buchhandlung:

1. A. Dietrichs Flora der Gegend um Berlin oder Aufzählung und Beschreibung der in der Mark wild wachsenden und angebauten Pflanzen. Mit einer Vorrede vom Herrn Geh. Rath Dr. Ritter, Dr. Link. 2 Abtheilungen 60 Bog. in 8. 2 Rthlr. Jede Abtheilung einzeln 1 Rthlr.

Angehenden Botanikern, jungen Pharmaceuten und Kunstgärtnern, wie auch Thierärzten und Oekonomen wird diese deutsche Flora gewiß willkommen seyn.

2. L. Wildenow, die wilde Baumzucht. 2te Aufl. in gr. 8. mit schwarzen Kpfrn. 3 Rthlr. 7½ sgr. mit illuminirten Kpfrn. auf weißem Papier geb. 5 Rthlr.

Allen Forstmännern, Gartenfreunden, Botanikern und Gutsbesitzern wird dieses Werk bey jungen Anpflanzungen, zumal da jetzt so viel auf wilde Parthien und englische Anlagen gehalten wird, gewiß sehr angenehm seyn, da sich ein Jeder aus demselben über die Benennung, Eintheilung, Natur, Pflege und Benutzung, der bey uns theils wildwachsender, theils angebauten, doch alle im Freien ausdauernden Bäume und Sträuche leicht unterrichten kann. Auch für den nicht Botaniker, sondern nur Spaziergänger, ist dieß Buch nicht ohne Interesse, da in die Kenntniß der ihn immer umgebenden Gewächse mit

Digitized by Google

ihrer großen Mannigfaltigkeit ihm eine sehr angenehme Unterhaltung gewährt; noch ist ein Register der deutschen Benennungen zur Erleichterung und zum sichern Gebrauch für nicht Botaniker diesem Buche angehängt.

3. Kechts verbesserter praktischer Weinbau in Gärten und auf Weinbergen; mit einer Anweisung, den Wein ohne Presse zu keltern. 3te vermehrte Aufl. mit 2 Kupfertafeln. 22½ sgr.

Zu dem Lobe dieses Werks noch etwas zu sagen, wäre überflüssig, da dasselbe schon hinlänglich bekannt und auch die 3te Auflage schon die Güte des Werkes bezeugt.

G. C. Naucks Buchhandlung
in Berlin.

Bey Friedr. Rubach in Magdeburg ist so eben erschienen:

G. E. A. Wahlert,
(Rektor der höhern Stadtschule zu Lippstadt.)
Deutsche Sprachlehre für Volksschulen.
Zweyte verbesserte Aufl. 8. 8 Bogen.
Preis 4 gr. Cour.

Diese kleine Sprachlehre enthält in einer sehr faßlichen Darstellung Alles, was in den deutschen Sprachunterricht für Volksschulen gehört. Was das Kind schon aus Erfahrung lernt, ist nur kurz berührt; dagegen sind die Präpositionen, dieser ungemein wichtige Theil der Sprachlehre, äußerst klar und befriedigend auseinandergesezt, und der Unterschied des Accusativs und Dativs sehr scharf und genau angegeben. In der Orthographie ist der Verfasser Herrn Baumgarten größtentheils gefolgt, damit dessen Vorlegeblätter auch bey dieser Sprachlehre benuzt werden können. Referent darf versichern, daß noch keine Sprachlehre dieser Art erschienen ist, welche auf wenigen Bogen so viel leistet. Selbst Schullehrer, welche in größeren Sprachlehren vielleicht manches dunkel finden, werden mit Hülfe dieser zuverlässig zur Klarheit gelangen.

T. . .

Ferienschriften von Karl Zell, Professor an der Universität zu Freiburg. Erste Sammlung. Freiburg bey Friedr. Wagner. 1825.

Den Inhalt dieser Schrift machen folgende Aufsätze aus, welche nach der Absicht des Verfassers dem Geschmacke gebildeter Leser überhaupt entsprechen sollen, und durch die am Schlusse eines jeden Aufsatzes mitgetheilten Anmerkungen auch die Gelehrten vom Fache interessiren werden: Ueber die Wirthshäuser der Alten. Ueber die Sprichwörter der alten Griechen. Catull's Liebe. Baiä, ein römischer Badeort. Ueber das Sittliche in der griechischen Volksreligion. Aristoteles, als Lehrer Alexanders.

Legum XII Tabularum fragmenta cum variarum lectionum delectu, paraphrasi et indicatis singulorum fragmentorum fontibus praelectionum in usum edidit Carolus Zell. Friburgi Brisgoviae. In officina Fried. Wagner. MDCCCXXV. 4.

Es fehlte bisher eine brauchbare Herausgabe dieses wichtigen Gesezbuches. Diesem Bedürfnisse soll gegenwärtige Ausgabe abhelfen, welche in vier neben einander fortlaufenden Columnen Text, Angabe der Quellen, der wichtigsten Lesarten und eine Paraphrase enthält, und welche sich auch durch Druck und Papier empfehlen wird.

Bey Enslin in Berlin ist erschienen:

Bibliotheca Auctorum classicorum
et Graecorum et Latinorum,
oder
Verzeichniß derjenigen Ausgaben und Uebersetzungen griechischer und römischer Schriftsteller, welche im Jahre 1700 bis zur Mitte des Jahres 1825 in Deutschland erschienen sind, nebst den nothwendigsten und brauchbarsten Erläuterungsschriften derselben.
Vierte sehr vermehrte und verbesserte Auflage.
Preis 10 gr. oder 45 kr.

Bibliotheca philologica
oder
Verzeichniß derjenigen Grammatiken, Wörterbücher, Chrestomathien, Lesebücher und anderer Werke, welche zum Studium der griechischen, lateinischen, hebräischen und anderer todten Sprachen gehören, und vom Jahre 1750 an, (zum Theil auch früher) bis zur Mitte des Jahres 1825 in Deutschland erschienen sind.
Nebst einem Materienregister.
Preis 6 gr. od. 27 kr.

M. de Serres
über die Augen der Insekten,
aus dem Französischen
von
Dr. J. F. Dieffenbach.
Mit 3 lithograph. Tafeln.
Preis 16 gr. oder 1 fl. 12 kr.

Kurze Uebersicht
über die
Formen des homerischen Dialekts
als
Einleitung in die Lektüre des Homer.
Preis 4 gr. oder 18 kr.

Tabellarische
Berechnung des Zeitraums,
in welchem die Niederkunft der Geschwächten nach der Bestimmung des Allgem. Preuß. Landrechts, Th. II. Tit. 1. §. 1077 erfolgen muß; aufgestellt
von
E. F. Sonnenburg.
4. geheftet, Preis 10 gr. oder 45 kr.

Digitized by Google

Nro. 25.

Intelligenz-Blatt.

1826.

Anzeige von Goethe's sämmtlichen Werken,

vollständige Ausgabe lezter Hand.

Unter des Durchlauchtigsten deutschen Bundes schützenden Privilegien.

I. Band. Gedichte. Erste Sammlung: Zueignung, Lieder, gesellige Lieder, Balladen, Elegieen. Epigramme, Weissagungen des Bakis, Vier Jahreszeiten,

II. Gedichte. Zweyte Sammlung: Sonette, Cantaten, Vermischte Gedichte, Aus Wilhelm Meister, Antiker Form sich nähernd, An Personen, Kunst, Parabolisch; Gott, Gemüth und Welt, Sprüchwörtlich, Epigrammatisch. (Beyde Bände außer wenigen Einschaltungen, Abdruck der vorigen Ausgabe.)

III. Gedichte. Dritte Sammlung: Lyrisches, Loge, Gott und Welt, Kunst, Epigrammatisch, Parabolisch, Aus fremden Sprachen, Zahme Xenien, erste Hälfte. (Dieser Band enthält Neues, Bekanntes gesammelt, geordnet und in die gehörigen Verhältnisse gestellt.)

IV. Gedichte. Vierte Sammlung, Festgedichte, Inschriften, Denk- und Sendeblätter, Dramatisches, Zahme Xenien, zweyte Hälfte. (Hievon gilt das Obige gleichfalls: Die Denkblätter sind aus unzähligen ausgesondert, an einzelne Personen gerichtet, charakteristisch und mannigfaltig. Da man den hohen Werth der Gelegenheitsgedichte nach und nach einsehen lernt, und jeder Talentreiche sich's zur Freude macht, geliebten und geehrten Personen zur festlichen Stunde irgend etwas Freundlichpoetisches zu erweisen; so kann es diesen kleinen Einzelnheiten auch nicht an Interesse fehlen. Damit jedoch das Einzelne, bedeutend Bezeichnende durchaus verstanden werde, so hat man Bemerkungen und Auftlägen hinzugefügt. Der zahmen Xenien sind manche neue.)

V. Westöstlicher Divan, in zwölf Büchern: Buch des Sängers, des Hafis, der Liebe, der Betrachtungen, des Unmuths, der Sprüche, des Timur, Suleika's, des Schenken, des Parsen, der Parabeln, des Paradieses. (Stark vermehrt, wo nicht an Zahl, doch an Bedeutung.) Anmerkungen zu besserem Verständniß sind unverändert geblieben.

VI. Aeltere Theaterstücke: Die Laune des Verliebten, die Mitschuldigen, die Geschwister. Uebersezte: Mahomed, Tancred. Vorspiele, u. dgl. Paläophron und Neoterpe, Vorspiel 1807. Was wir bringen, Lauchstedt, Was wir bringen, Halle. Theaterreden.

VII. Größere neuere Stücke: Göz von Berlichingen, Egmont, Stella, Clavigo.

VIII. Größere ernste Stücke: Iphigenia in Tauris, Torquato Tasso, die natürliche Tochter, Elpenor.

IX. Opern und Gelegenheitsgedichte: Claudine von Villa bella, Erwin und Elmire, Jery und Bätely, Lila, die Fischerin, Scherz, List und Rache, der Zauberflöte zweyter Theil; Maskenzüge, Carlsbader Gedichte, des Epimenides Erwachen.

X. Symbolisch-humoristische Darstellungen: Faust, Puppenspiel, Fastnachtsspiel, Bahrdt, Parabeln, Legende, Hans Sachs, Mieding, Künstlers Erdewallen, Künstlers Apotheose, Epilog zu Schiller's Glocke, die Geheimnisse.

XI. Symbolisch-satyrische Theaterstücke Triumph der Empfindsamkeit, die Vögel, der Großcophta, der Bürgergeneral, die Aufgeregten, Unterhaltung der Ausgewanderten. (Lezteres, obgleich nicht eigentlich dramatisch, hat man hier angefügt, weil es im Sinne der drey vorhergehenden geschrieben ist, und das große Unheil unwürdiger Staatsumwälzung in lebhaftem Dialog vor die Seele bringt.)

XII. Epische Gedichte und Verwandtes: Reinecke Fuchs, Hermann und Dorothea, Achilleis, Pandora.

XIII. Romane und Analoges: Leiden des jungen Werther, Schweizerbriefe, Schweizerreise.

XIV. Die Wahlverwandtschaften.

XV. Wilhelm Meister's Lehrjahre. Erster Bd.

XVI. Wilhelm Meister's Lehrjahre. Zweyter Bd.

XVII. Desselben Wanderjahre. Erster Band.

XVIII. Desselben Wanderjahre. Zweyter Bd. (Die wunderlichen Schicksale, welche dieß Büchlein bey seinem ersten Auftreten erfahren mußte, gaben dem Verfasser guten Humor und Lust genug, dieser Produktion eine doppelte Aufmerksamkeit zu schenken. Es unterhielt ihn, das Werklein von Grund aus aufzulösen und wieder neu aufzubauen, so daß nun in einem ganz Anderen Dasselbe wieder erscheinen wird.)

XIX. Aus meinem Leben. Erster Theil.

XX. Desgleichen. Zweyter Theil.

XXI. Desgleichen. Dritter Theil.

XXII. Desgleichen, fragmentarisch bis in den November 1775.

XXIII. Desgleichen bis in den September 1786.

XXIV. Italiänische Reise. Erster Band. Bis Rom.

XXV. Italiänische Reise. Zweyter Band. Bis Sicilien.

XXVI. Italiänische Reise. Dritter Band. Zweyter Aufenthalt in Rom, Römisches Carneval, Cagliostro, Rückreise, Wirkung und Folge dieser Fahrt; Zweyte Reise nach Venedig, Campagne in Schlesien von 1791. (Bekanntes und Neues schlingt sich hier in einander.)

XXVII. Campagne von 1792 und Belagerung von Mayntz.

XXVIII. Annalen meines Lebens. Erster Bd.

XXIX. Fortsetzung derselben. Zweyter Band. (Von dem Vielen, was hier zu sagen wäre, vorerst nur Folgendes: Bis 1792 ist die Darstellung flüchtig behandelt, alsdann aber abwechselnd ausführlicher, auch gewinnt sie einen ganz verschiedenen Charakter, bald als Tagebuch, bald als Chronik. Sie nimmt alsdann die Gestalt von Memoiren, und durch wiederholtes Eingreifen in das Oeffentliche, die Bedeutung der Annalen an; sie wird geschichtlich, sogar weltgeschichtlich, da der Verfasser wohl sagen darf, daß, wie er draußen die Universalhistorie aufgesucht, sie ihn dagegen wieder in Haus und Garten heimgesucht habe.)

Digitized by Google

XXX bis XXXIII. (In diesen Bänden wechselt eine große Mannigfaltigkeit des Inhalts und der Form: Es sind biographisch-literarische Mittheilungen, als Supplemente zu dem, was sich auf den Verfasser, seine Bestrebungen und Schicksale bezieht. Die Recensionen in den Frankfurter Anzeigen vom Jahre 1772 geben Anlaß die frühen ernsteren und muthwilligen Produktionen einzuleiten, literarisch-kritische Mittheilungen aus verschiedenen Tagesblättern und Heften füllen den Raum bis zu den Jenaischen Recensionen von 1804 ziemlich aus. Hier werden manche analoge Einzelnheiten historischer, biographischer, rednerischer Art einschreiten, und von sonstigem Verwandten dahin Einschlagenden und die mannigfaltigsten Versuche mitgetheilt werden. Vielleicht fände man Raum, frühere Studien, z. B. zu Göz von Berlichingen, Iphigenia, und sonst, zu belehrender Unterhaltung vorzulegen.

XXXIV. Benvenuto Cellini. Erster Theil.

XXXV. Benvenuto Cellini. Zweyter Theil.

XXXVI. Philipp Hackert.

XXXVII. Winckelmann und sein Kunstjahrhundert.

XXXVIII. Rameau's Neffe von Diderot und sonstige Französische, Englische, Italiänische Literatur in Bezug auf des Verfassers Verhältnisse zu Dichtern und Literatoren jener Länder.

XXXIX und XL. Diese zwey lezten Bände werden theils durch ernöthigte Spaltung einiger vorhergehender, theils durch Bearbeitung gehaltreicher Vorräthe hinlänglich zu füllen seyn.

Was für Naturwissenschaft geleistet worden, soll in einigen Supplementbänden nachgebracht und besonders darauf gesehen werden, daß einmal der Sinn, mit welchem der Autor die Natur im Allgemeinen erfaßt, deutlich hervortrete und sodann auch, was aus und mit demselben im Besondern gewirkt worden, sich nach seinem Werth und Einfluß darlege.

Ziehe ich nun aber in Betrachtung, welcher Maßen ich in den Stand gesezt worden, das so eben geschlossene Verzeichniß den Freunden deutscher Zunge vorzulegen; so wird es zur Schuldigkeit, vor allen Dingen den gefühltesten Dank für die hohe Vergünstigung auszusprechen, derentwegen ich sämmtlichen erhabenen deutschen Bundesstaaten verpflichtet bin.

Eine der hohen Bundesversammlung zu Frankfurt am Mayn übergebene bescheidene Bittschrift um Sicherung der neuen vollständigen Ausgabe meiner sämmtlichen Werke gegen den Nachdruck und dessen Verkauf, ward sogleich durch die verehrlichen Gesandtschaften einstimmig geneigtest aufgenommen, mit der Erklärung, deshalb günstig an die respektiven Herren Committenten berichten zu wollen.

Bald erfuhr ich die erwünschteste Wirkung, indem von den sämmtlichen allerhöchsten, höchsten und hohen Gliedern des deutschen Bundes eigens verfaßte Privilegien einzingen, wodurch mir das unantastbare Eigenthum meiner literarischen Arbeiten sowohl gegen den Nachdruck, als gegen jeden Verkauf desselben gesichert wird.

Sind nun diese mir verliehenen, mit landesherrlicher Unterschrift einhändigten Documente höchlichst zu schäzen wegen des Zeitlichen, das mir dadurch und den Meinigen gegründet wird: so sind solche zugleich mit dankbarer Verehrung anzuerkennen wegen der gnädigst und hochgeneigtest ausgesprochenen Rücksichten auf die vieljährig ununterbrochene Bemühung, ein von der Natur mir anvertrautes Talent zeitgemäß zu steigern und dadurch, besonders in literarischem und artistischem Sinne, meinem Vaterlande nüzlich zu seyn.

Und so kann mir nur der Wunsch noch übrig bleiben, die etwa vergönnten Lebenstage treulich anzuwenden, daß alles Mitzutheilende den höheren Zwecken der Zeit und ihrer Folge durchaus geeignet erscheinen möge.

Nun mögte von so Manchem, was hier noch zu sagen wäre, nur zu berühren seyn, wie man der gegenwärtig angekündigten Ausgabe die Prädikate von sämmtlich, vollständig und lezter Hand zu geben sich veranlaßt gefunden.

In wie fern hier die sämmtlichen Werke verstanden werden, ergibt sogleich die Ansicht des Verzeichnisses. Man findet das bisher einzeln Abgedruckte auch schon früher zu Bändereihen Vereinigte abermals beysammen. Hiernächst ist Manches, bisher zerstreut und außer Zusammenhang Gedruckte und deshalb minder Beachtete hinzugefügt; sodann Alles, was vorerst werth schien, aus den Papieren des Verfassers mitgetheilt zu werden.

Vollständig nennen wir sie in dem Sinne, daß wir dabey den Wünschen der neuesten Zeit entgegen zu kommen getrachtet haben. Die deutsche Cultur steht bereits auf einem sehr hohen Punkte, wo man fast mehr als auf den Genuß eines Werkes, auf die Art, wie es entstanden, begierig scheint und die eigentlichen Anlässe, woraus sich jenes entwickelt, zu erfahren wünscht; so ward dieser Zweck besonders in's Auge gefaßt, und die Bezeichnung vollständig will sagen, daß theils in der Auswahl der noch unbekannten Arbeiten, theils in Stellung und Anordnung überhaupt vorzüglich darauf gesehen worden, des Verfassers Naturell, Bildung, Fortschreiten und vielfaches Versuchen nach allen Seiten hin klar vor's Auge zu bringen, weil außerdem der Betrachter nur in unbequeme Verwirrung gerathen würde.

Der Ausdruck lezter Hand jedoch ist vorzüglich vor Mißverständniß zu bewahren. Wo er auch so gebraucht worden, deutet er doch nur darauf hin, daß der Verfasser sein Lezтes und Bestes gethan, ohne deshalb

Digitized by Google

seine Arbeit als vollendet ansehen zu dürfen. Da ich nun aber, wie aus Vergleichung aller bisherigen Ausgaben zu ersehen wäre, an meinen Productionen von jeher wenig zu ändern geneigt gewesen, weil mir das, was zuerst nicht gelang, in der Folge zu bessern niemals gelingen wollen, so wird man auch in dieser wenig verändert finden.

An die bisher nicht gekannten oder minder geachteten Aufsätze ist hingegen genugsamer Fleiß gewendet worden, so daß sie theilweise von einer späteren Bildung gar wohl Zeugniß geben können.

Freunde, die mir in der Folge sie zu nennen erlauben werden, haben mir treulich beygestanden, eine kritische Auswahl zu treffen und verschiedene Arbeiten in verschiedenen Rücksichten, im ästhetischen, rhetorischen, grammatischen Sinne annehmlicher zu machen; wie denn auch zuletzt für übereinstimmende Rechtschreibung, Interpunktion, und was sonst zu augenblicklicher Verdeutlichung nöthig wäre, möglichst gesorgt worden ist.

Solche Männer sind es, welchen vollkommene Uebersicht und Kenntniß von meinen Papieren und von dem zu gegenwärtiger Ausgabe bestimmten Vorrath gegeben wird, damit auf keinen Fall in dem einmal begonnenen Geschäft eine Stockung eintreten könne.

Wie nun hiernach die Verlagshandlung an ihrem Theile geneigt sey, auch in diesem Sinne sorgfältig zu verfahren, und zwar einen nicht prächtigen, aber anständigen doppelten Abdruck um einen annehmlichen Preis zu liefern, möge sie nunmehr selbst aussprechen.

Mir aber sey zum Schluß erlaubt, Gönnern und Freunden, Lernenden und Lesern bemerklich zu machen, daß jede theilnehmende Unterzeichnung auch mir und den Meinigen unmittelbar zu Gute kommen würde, für welches neue Wohlwollen ich wie für das bisherige verbindlich dankend mich unterzeichne.

Weimar, d. 1. März 1826.

Goethe.

Die unterzeichnete Buchhandlung, beehrt mit dem Verlag von Goethe's sämmtlichen Werken letzter Hand in 40 Bänden, glaubt den verschiedenen Aeußerungen der zahlreichen Verehrer des Verfassers nicht besser entsprechen zu können, als wenn sie durch mehrere Ausgaben und Auflagen jeden in den Stand sezt, nach seinen Wünschen und Verhältnissen zu wählen.

Sie wird demnach eine Taschen Ausgabe in 16. und eine Oktav-Ausgabe veranstalten, und zwar auf folgende Weise und unter beygesezten Bedingungen:

I. Die Taschen-Ausgabe

a. auf schönem weißem Druckpapier mit neuen Typen, nach einem den besonders vertheilten Anzeigen beygefügten Musterblatt.

1) erscheint in 8 Lieferungen, jede von 5 Bänden zu 18 — 23 Bogen.

2) Die erste Lieferung wird zu Ostern 1827 ausgegeben, der sodann von halb zu halb Jahr die weiteren Lieferungen folgen, so daß in vier Jahren die ganze Sammlung von 40 Bänden vollendet seyn soll.

3) Diejenigen, welche bis zur Michaelismesse d. J. unterzeichnen, zahlen bey der Unterzeichnung 1 Rthlr. 12 gr., eben so viel bey jeder Lieferung, so daß die lezte dann unentgeldlich abgegeben wird.

5) Wer sogleich bey der Subscription den ganzen Betrag entrichten will, darf bis zur Michaelismesse d. J. statt 12 Rthlr. nur 10 Rthlr. 12 gr. zahlen.

6) Wer bey uns direkt auf 9 Exemplare unterzeichnet, erhält das 10te unentgeldlich.

b. auf Velin-Papier.

7) Der Subscriptionspreis für die Taschen-Ausgabe auf Velinpapier ist 18 Rthlr., wovon 6 Rthlr. bey Unterzeichnung, 6 Rthlr. bey Ablieferung der dritten und 6 Rthlr. bey der fünften Lieferung bezahlt werden, die weiteren Lieferungen werden unentgeldlich abgegeben.

II. Oktav-Ausgabe.

Diese, ebenfalls aus 40 Bänden bestehende Ausgabe, Format und Druck, wie die frühere Oktav-Ausgabe von Goethe's Werken, erscheint auf Velin, Schweizerpapier und schönem Druckpapier.

1) Ausgabe auf Velin, jede Lieferung von 5 Bänden zu 6 Rthlr. 8 gr., und zwar 12 Rthlr. 16 gr. bey der Unterzeichnung und 6 Rthlr. 8 gr. bey jeder Lieferung zu bezahlen; die 7te und 8te Lieferung wird dann unentgeldlich abgegeben.

2) Ausgabe auf Schweizerpapier, jede Lieferung zu fünf Bänden 5 Rthlr., und zwar 10 Rthlr. bey der Unterzeichnung und bey jeder Lieferung 5 Rthlr. zu bezahlen; die 7te und 8te Lieferung unentgeldlich.

3) Ausgabe auf schön weiß Druckpapier, jede Lieferung von 5 Bänden 4 Rthlr., wovon 4 Rthlr. bey Unterzeichnung und 4 Rthlr. bey jeder Lieferung, so daß die 8te unentgeldlich gegeben wird.

Die nachzubringenden wenigen Supplementbände werden zu denselbigen verhältnißmäßigen Bedingungen gegeben werden.

Stuttgart, den 4. März 1826.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Neue
Ankündigung einer Taschen-Ausgabe
von
J. G. von Herder's Werken,
in 60 Bändchen.

Die Original-Ausgabe von Herder's Werken in Groß Oktav ist von einem so bedeutenden Preis, daß nur Wenige dieselbe kaufen können, und daß daher eine wohlfeile Ausgabe zur möglichsten Verbreitung dieses geistvollen Schriftstellers sehr förderlich und den zahlreichen Verehrern desselben gewiß sehr willkommen seyn wird.

Zwar hat Hr. Buchhändler Enslin in Berlin einen wohlgeordneten Auszug, der den Geist aus Herder's sämmtlichen Werken, jedoch keine von dessen Abhandlungen ganz enthalten soll, in sechs Bändchen angekündigt, allein es möchte doch besser seyn, wenn diejenigen, welche in Herder's Geist eindringen wollen, in den Stand gesezt werden, diesen selbst aus seinen Werken zu entnehmen, und wir haben uns daher auch aus diesem Grunde

Digitized by Google

entschlossen, eine wohlfeile Taschen-Ausgabe von den sämmtlichen von dem verewigten Herder selbst für den Druck bestimmten Werken — nebst dessen Biographie in 60 Bändchen zu veranstalten.

Die Anzahl der Subscribenten bis zum ersten Subscriptionstermin ist so zahlreich ausgefallen, daß mit dem Druck nun gleich angefangen werden wird.

Wer indessen noch bis zur Erscheinung der ersten Lieferung von 6 Bänden unterzeichnen will, kann dieß unter folgenden Bedingungen:

1) Alle 60 Bändchen kosten 13 Rthlr. 8 gr. od. 24 fl.

2) Es wird keine Vorausbezahlung verlangt, sondern bey jeder Ablieferung von 6 Bchn. ist nur der Subscriptions-Preis von 1 Rthlr. 8 gr. sächs. oder 2 fl. 24 kr. zu entrichten.

3) Die Lieferungen erfolgen von 3 zu 3 Monaten vom November an beginnend.

4) Subscribenten, die sich unmittelbar an die Verlagshandlung wenden, erhalten auf 6 Expl. das 7te frey. Die Subscribenten werden dem lezten Bändchen vorgedruckt.

Stuttgart und Tübingen, 13. Julius 1826.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Uebersetzungs-Anzeigen.

Um Collision zu vermeiden, zeigt die J. G. Cotta'sche Buchhandlung an, daß in ihrem Verlag eine Uebersetzung von

Traité de la pomme de terre, la culture et les divers emplois; par MM. Payen et Chevallier, 8. Paris 1826 chez Thomine, rue de la Harpe, n. 78.

Von diesem in allen französischen Zeitschriften höchst gepriesenen Werke erscheint nächstens eine deutsche Uebersetzung in unserem Verlage, welchem das Neueste über Branntweinbrennerei nebst dem zweckmäßigsten Brenn-Apparat beygegeben wird.

Professor Geyer's schwedischer Geschichte

erscheinen wird.

Stuttgart, 9. Juli 1826.

Polytechnisches Journal.

Eine Zeitschrift zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse im Gebiete der Naturwissenschaft, der Chemie, der Pharmacie, der Mechanik, der Manufakturen, Fabriken, Künste, Gewerbe, der Handlung, der Haus- und Landwirthschaft ꝛc. Herausgegeben von Dr. G. Dingler, Chemiker und Fabrikanten in Augsburg. Jahrgang 1826. Erstes Juliheft.

Allgemeine deutsche Justiz-, Kameral- und Polizey-Fama. Herausgegeben von Dr. Theodor Hartleben. Mai 1826.

Hesperus. Encyclopädische Zeitschrift für gebildete Leser. Herausgegeben von Christian Karl André. Juni 1826.

Hertha,

Zeitschrift für Erd-, Völker- und Staatenkunde. Unter Mitwirkung des Freiherrn Alexander von Humboldt, besorgt von Berghaus in Berlin und Hoffmann in Stuttgart. Zweiter Jahrgang. Fünften Bandes dritter Heft.

Inhalt.

Bemerkungen über das Steinsalzgebirge in Lotharingen, mit besonderer Berücksichtigung der Gebirgsverhältnisse im königl. preuß. Regierungs-Bezirke Trier. Vom Hrn. Prof. Steininger in Trier. Mit einer Gebirgskarte von Lotharingen und Profilen. — Colebrooke's Bericht über die neueste Reise der Gebrüder Gerard in das Setlej- (Satadru-) Thal im Himalaya-Gebirge, während des Jahres 1821. (Uebersezt von Hrn. Prof. Zeune.) — Bemerkungen zur physikalischen Geographie und zur Ethnographie der Gebirgs-Distrikte des Himalaya zwischen den Flüssen Yamuna und Satadru. Von dem Hrn. Dr. Med. George Govan. (Eine Vorlesung gehalten in der Society zu Edinburgh.) — Reisen und Untersuchungen in Griechenland, nebst Darstellung und Erklärung vieler neuentdeckter Denkmäler griechischen Styls, und einer kritischen Uebersicht aller Unternehmungen dieser Art, von Pausanias bis auf unsere Zeiten. In acht Büchern. Von Dr. P. O. Bröndsted. Erstes Buch (über die Insel Keos, jezt Zea.) Stuttgart. Cotta'sche Buchhandlung 1826. — August Zeune, ein biographischer Abriß. — Gebirgskarte von Lotharingen und Profile durch Lotharingen.

Correspondenzblatt des Würtembergischen Landwirthschaftlichen Vereins. Neunter Band. April 1826.

Würtembergische Jahrbücher für vaterländische Geschichte, Geographie, Statistik und Topographie. Herausgegeben von J. D. G. Memminger. Jahrgang 1825. Erstes Heft. Mit einer Abbildung. Ladenpreis 1 fl. 45 kr.

Neue allgemeine politische Annalen. 20ster Band. Erstes Heft.

Inhalt.

Beyträge zur Einleitung in die Geschichte unserer Zeit. — Die Griechen. — Biographische Notizen über die jetzigen französischen Minister. — Literatur. Ludens Geschichte des deutschen Volkes. L'industrie et la morale etc. par Dunoyer. De l'ordre légal en France, par Duvergier. Salviati, über die Revolutionen Europa's. Biographie de tous les Ministres, depuis 1791. Biographie des députés de la chambre septennale.

Plangemäße Beyträge können an die Verlagshandlung in Stuttgart adressirt werden. Die Buchhandlungen des In- und Auslandes, welche eine Anzeige ihrer Verlagsartikel politischen Inhalts in dem Journal wünschen, werden ersucht, ein Exemplar derselben portofrey, so bald als möglich, an die Verlagshandlung für den Herausgeber der Neuen allgemeinen politischen Annalen zu senden.

Der Preis dieser Annalen ist für 12 Hefte oder 3 Bände von 70 bis 80 Bogen 9 fl.

Digitized by Google

Nro. 26.

Intelligenz-Blatt.

1826.

VERLAGS-BERICHTE

von

Ernst Fleischer in Leipzig.

I.

Il Parnasso Italiano, ovvero: i quattro Poeti celeberrimi Italiani: „La divina Commedia di Dante Alighieri.“ „Le Rime di Francesco Petrarca.“ „L'Orlando furioso di Lodovico Ariosto.“ „La Gerusalemme liberata di Torquato Tasso.“ Edizione giusta gli ottimi Testi antichi, con Note istoriche e critiche. Compiuta in un Volume. Ornata di quattro Ritratti secondo Raffaello Morghen. 8vo. gr. Broschirt. Subscriptions-Preis 2 Rthlr. 20 Gr. Conv.

Durch das Eintreten ausserordentlicher Hindernisse, die sich bey einem solchen Unternehmen im Voraus nicht berechnen lassen und deren Erörterung hier zu weitläufig seyn würde, konnten die früher angesetzten Termine nicht erfüllt werden, und die Ausgabe dieser ersten Abtheilung hat sich daher um einige Monate verspätet. In solchen Fällen nicht Wort halten zu können, ist sicher für den Verleger empfindlicher, als den Subscribenten der geringe Zeitverlust seyn kann, welchen sie, ohne sonstige Aufopferungen, zum Besten der Sache und ihres eigenen Interesses erleiden. Dass die innere und äussere Besorgung dieses Werkes ein sprechender Beweis der nicht geringen Schwierigkeiten ist, welche bey dessen Ausführung zu beseitigen waren, wird jeder Sachverständige mit Beyfall zu würdigen wissen und durch die Gediegenheit des Geleisteten sich reichlich entschädigt finden. — Um die Uebersicht zu erleichtern, mögen folgende Puncte den Interessenten zur Beachtung dienen:

1. Der Subscriptions-Preis von 2 Rthlr. 20 Gr. Conv. oder 5 fl. 6 kr. Rhein. ist bey Empfang dieser ersten Abtheilung zu entrichten.

2. Die zweyte und letzte Abtheilung, welche den Dante, Petrarca und Tasso nebst ihren zugehörigen Noten enthält, also den Schluss des Ganzen bildet, erscheint im Laufe dieses Jahres, und wird, als Rest verblieben, gratis nachgeliefert. Die Stärke derselben dürfte gegenwärtige Lieferung um ein Viertel übersteigen, und somit wird das Gesammte einen zweckmässigen Octav-Band bilden.

3. Die Eintheilung des Drucks ist nach folgenden Grundsätzen geschehen, welche sich die Besitzer schon im Voraus zur Richtschnur für die nachherige Anordnung beym Einbinden bemerken wollen:

a) Die Zusammenstellung der vier Dichter geschieht in derselben Folge, wie sie auf dem Haupttitel genannt sind; daher ein Jeder derselben mit einer neuen Seitenzahl von 1 an beginnt, und dasselbe bey den Lebensbeschreibungen, die ihre Stelle unmittelbar vor Dante, Petrarca u. s. w. einnehmen, mit römischen Ziffern beybehalten wurde.

b) Die sämmtlichen Noten haben ebenfalls eine besondere Signatur erhalten, und werden am Schluss des Ganzen unter einem gemeinschaftlichen Titel vereinigt.

c) Ein Inhalts-Verzeichniss wird übrigens, bey der zweyten Lieferung folgend, dieselbe Eintheilung vorschreiben.

4. Der Subscriptionspreis findet bis zum Erscheinen der zweyten Abtheilung statt, wird dann aber unabänderlich in einen noch immer sehr billigen Ladenpreis von 4 Rthlr. 16 gr. oder 8 fl. 24 kr. Rhein. verwandelt, also beynahe auf das Doppelte erhöht.

5. Mit dem Schluss soll ein Verzeichniss der sämmtlichen Subscribenten folgen; es wird daher eine genaue und deutliche Angabe derer Namen, Charactere und Wohnörter spätestens bis zum August erbeten, welche durch jede Buchhandlung, wo man unterzeichnete, ihre Bestimmung erreicht.

Ein nachfolgender Band, welcher sich diesem Theile übereinstimmend anschliessen soll und gegenwärtig vorbereitet wird, erscheint unter dem Titel: „IL PARNASSO ITALIANO CONTINUATO OVVERO LA PARTE SECONDA“ und nimmt Folgendes auf: vom

Dante. La Vita nuova. = Le Rime. = Il Convito amoroso. = Della volgar Eloquenza. = Ecc.

Ariosto. I cinque Canti. = Le Satire. = Le Rime. = Ecc.

Tasso. Le Rime. = Aminta. = Le sette Giornate del Mondo = Ecc.

Bojardo. L'Orlando innamorato. (Da Nic. degli Agostini.) =

Boccaccio. Il Decamerone. = Il Filostrato. = La Fiammetta. = Il Laberinto d'Amore. = Ecc.

Guarini. Pastor fido. = Le Rime. = Ecc.

M. A. Buonarroti. Le Rime. =

Das Nähere hierüber wird bey der zweyten Lieferung dieses ersten Bandes bekannt gemacht werden. —

II.

J. Walker. A Critical Pronouncing Dictionary, and Expositor of the English Language: in which, not only the Meaning of every Word is clearly explained, and the Sound of every Syllable distinctly shown, but, where Words

Digitized by Google

are subject to different Pronunciations, the Authorities of our best Pronouncing Dictionaries are fully exhibited, the Reasons for each are at large displayed, and the preferable Pronunciation is pointed out. To which are prefixed, Principles of the English Pronunciation, etc. By John Walker. Critically reprinted from the London Stereotype Edition. Roy. 8vo. Cartonnirt. Subscriptionspreis 2 Rthlr. 8 Gr.

Neben den vornehmsten Mitbewerbern der brittischen Lexicographie hat sich dieses Wörterbuch seit einer Reihe von Jahren in so hohem Ansehen behauptet und durch das schnelle Folgen einiger zwanzig verbesserter Auflagen einen so hohen Rang erworben, dass ihm gegenwärtig, nach dem einstimmigen Ausspruch der englischen Kritik, der erste Platz gebührt, dessen Principien als die entscheidenden gelten, und die jetzt verkäufliche Ausgabe mit stehenden Schriften gedruckt werden konnte. Diese Thatsachen sind auch dem Continent so hinlänglich bekannt, um die Veranstaltung meines mit kritischer Genauigkeit besorgten Abdruckes zu rechtfertigen, welcher sowohl in dieser Hinsicht den schärfsten Bedingungen der Correctheit entspricht, als in typographischer das Original sogar bey weitem übertrifft, dennoch aber von Seiten des Preises weit billiger gestellt ist. Auf diese Weise gewinnt es dadurch auch bey uns sehr an Gemeinnützigkeit, und wird allen Freunden der englischen Sprache äusserst zugänglich. — Im Voraus nicht zu berechnende Hindernisse haben die Erfüllung des früher bestimmten Publicationstermins unausführbar gemacht, welches bey jedem Billigdenkenden schon durch die Schwierigkeit der Sache von selbst entschuldigt wird. Um jedoch die Interessenten vorläufig zu befriedigen, ist so eben eine erste Abtheilung erschienen und an alle Buchhandlungen versendet, wo man sie gegen Erlegung des Subscriptions-Betrags von 2 Rthlr. 8 Gr Conv. sogleich in Empfang nehmen kann. Die zweyte Lieferung, welche eine sehr ausführliche Einleitung über die Grundsätze der englischen Aussprache, den Geist der Grammatik, so wie eine Anleitung über den Gebrauch des Buches in sich fasst, und zugleich den Schluss des Ganzen bildet, wird bestimmt bis Michaelis a. c. an die Unterzeichner gratis nachgeliefert. — Wegen der nothwendigen Erhöhung des Preises, welcher früher zu 2 Rthlr. angegeben wurde, und erst bey der sich im Verlauf des Druckes ergebenden Vermehrung der Bogenzahl diese geringe Abweichung unumgänglich machte, glaube ich um so weniger Rechenschaft schuldig zu seyn, da dieses die erste Einladung ist, welche zur Unterzeichnung ergeht. In allen Buchhandlungen Deutschlands und der angränzenden Länder werden Subscriptionen angenommen. —

III.

T. Moore. The Works of Thomas Moore, Esq. Accurately printed from the last original Editions. With additional Notes. Complete in One Volume. Roy. 8vo. Cartonnirt. Subscriptionspreis 2 Rthlr. 8 Gr. Conv.

IV.

Shakspeare. The Dramatic Works of Shakspeare, printed from the Text of Samuel Johnson, George Steevens and Isaac Reed. Complete in One Volume. Roy. 8vo. Subscriptionspreis 2 Rthlr. 16 Gr. Conv.

V.

Shakspeare. An Appendix to Shakspeare's Dramatic Works, etc. etc. Contents: The Life of the Author by Aug. Skottowe; His Miscellaneous Poems; A critical Glossary compiled after Nares, Drake, Ayscough, Hazlitt, Douce and others. With Shakspeare's Portrait taken from the Chandos Picture, and engraved by C. A. Schwerdgeburth. Roy. 8vo. Subscriptionspreis 1 Rthlr. 8 Gr. Conv.

Dieses Supplement entspricht im Format und Druck genau obiger Ausgabe der Dramatischen Werke Shakspeare's, und ergänzt alles übrige, nächst den Bühnenschriften, von ihm Vorhandene. Auch wird den Besitzern anderer Ausgaben, worin dessen vermischte Gedichte gemeiniglich fehlen, dieser Appendix zur Vervollständigung willkommen seyn, und insbesondere durch die Zugabe eines sehr ausführlichen kritischen *Glossars*, das Resultat vieljähriger Forschung und der *Benutzung* mannigfaltiger, seltener Quellen, der *Schlüssel* zu den sonst häufig, besonders Ausländern unzuginglichen Stellen dargeboten. Ein vorzügliches Brustbild Shakspeare's nach dem berühmten Chandos Picture, welches die meisten Autoritäten für sich hat, ist, nebst der Skottoweschen Biographie, ebenfalls darin enthalten.

VI.

Shakspeare. Illustrations of Shakspeare; comprised in two hundred and thirty Vignette-Engravings, by Thompson, from Designs by Thurston. Adapted to all Editions. Roy. 8vo. Broschirt. Preis 2 Rthlr.

VII.

Shakspeare. The tragicall Historie of Hamlet Prince of Denmarke by William Shake-speare. As it hath beene diuerse times acted by his Highnesse seruants in the Cittie of London: as also in the two Vniuersities of Cambridge and Oxford, and else-where. At London printed for N. L. and John Trundell. 1603. This first Edition verbally reprinted. 8vo. Broschirt. Preis 12 Gr.

VIII.

R. B. Sheridan. The Works of the late right honourable Richard Brinsley Sheridan. Collected by Thomas Moore, Author of „Lalla Rookh“ „The Loves of the Angels“, etc. Complete in One Volume. Post 8vo. Cartonnirt. Subscriptionspreis 1 Rthlr. 8 Gr. Conv.

IX.

W. Scott. Peveril of the Peak. By the Author of „Waverley, Kenilworth“, etc. In four Volumes. 8vo. Cartonnirt. Preis 3 Rthlr. 16 Gr.

X.

Cook's (Captain James) first Voyage round the World. With an Account of his Life previous that Period. By A. Kippis. Adapted to the Use of Schools and Selfstudy by an English-German Phraseology. Auch unter dem Titel: Englisches Lesebuch, James Cook's erste Reise um die Welt enthaltend. Mit einer englisch-deutschen Phraseologie zur Erleichterung des Uebersetzens bey dem Schul- und Privatgebrauch versehen von C. Lüdger. 8vo. Cartonnirt. Preis 12 Gr.

XI.

I. G. Flügel. Vollständige englische Sprachlehre für den ersten Unterricht sowohl, als für das tiefere Studium, nach den besten Grammatikern und Orthoepisten: Beattie, Harris, Johnson, Lowth, Murray, Nares, Walker u. A. bearbeitet, und mit vielen Beyspielen aus den berühmtesten englischen Prosaikern und Dichtern der ältern und neuern Zeit erläutert von I. G. Flügel. 8vo. Broschirt. Preis 1 Rthlr. 10 Gr.

Ausführliche Anzeigen über folgende Unternehmungen (deren, zum Theil, frühere Publication durch die neuesten Zeitereignisse des Inn- und Auslandes gehemmt wurde) werden im Verlauf des Sommers erscheinen:

XII.

Calderon. Las Comedias de D. Pedro Calderon de la Barca, cotejadas con las mejores Ediciones hasta ahora publicadas, corregidas, y dadas a Luz por Juan Jorge Keil. En 4 Tomos. Adornados de un Retrato del Poeta. 8vo. mayor.

XIII.

M. Retzsch. Gallerie zu Shakspeare's dramatischen Werken. In Umrissen. Erfunden und gestochen von Moritz Retzsch. Mit den deutschen, englischen und französischen Text-Stellen der Scenen versehen. Erste Lieferung in 16 Tafeln: Hamlet. 4.

XIV.

Shakspeareana. A Supplement adapted to every Edition of Shakspeare's Dramatic Works; containing a Series of those commonly called „Old Plays“ which are to be attributed to this eminent Genius according to the Opinions of the higher Critics. For the first Time completely arranged, critically explained, and enriched with several Plays never before printed, by Lewis Tieck, Esq. Roy. 8vo.

XV.

L. Tieck. A Poet's Life. A Novel. By Lewis Tieck, Esq. Translated from the German. 8vo. Cartonnirt.

Miltoni (Ioannis, Angli) de Doctrina Christiana Libri duo posthumi, nunc primum Typis mandati, edente C. R. Sumner. 8. maj.

XVII.

Milton's (John) Poetical Works. To which is prefixed the Life of the Author. With additional Notes. Complete in One Volume. 8vo. Cartonnirt.

XVIII.

Cervantes (Saavedra, Miguel de), Obras. En 1 Tomo. 8vo. mayor.

XIX.

Lope de Vega Carpio, Obras sueltas. En 1 Tomo. 8vo. mayor.

XX.

Ernest Fleischer's Foreign Weekly Gazette. A British Recorder of foreign Transactions, recent Occurrences, and new Inventions, respecting History, Geography, the fine Arts, and Sciences in general. Small Folio.

XXI.

Verzeichniss einer Sammlung ausländischer Bücher, Kunstsachen und Landkarten im Assortiment von Ernst Fleischer in Leipzig. gr. 8. Geheftet.

Wird in allen Buchhandlungen gratis ausgegeben.

Leipzig, Juni 1826.

Ernst Fleischer.

Digitized by Google

Bey Enslin in Berlin ist so eben erschienen:

Lieschens Hin- und Herzüge,
Roman von Eduard Wehrmann.
Preis 22 gr. oder 1 fl. 40 kr.

Anzeige.
Große
Landcharten-Auction
oder Verzeichniß von 2488 Landcharten, 233 Plänen, 330 Prospekten und 886 militärischen Charten, Schlachten, Belagerungen ꝛc. darstellend,
welche
Montags den 11. September 1826 in Leipzig im rothen Collegio gegen baare Zahlung in Conventionsgelde versteigert werden sollen.

Dieses Verzeichniß ist in allen Buchhandlungen (in Leipzig bey Gerhard Fleischer) unentgeldlich zu haben.

Für den höchst wohlfeilen Preis von 16 Gr. ist in allen Buchhandlungen folgendes in Taschenformat auf Schreibpapier gedruckte Werk zu haben:

THE
POEMS OF OSSIAN.
Translated by J. Macpherson.
In 3 Volumes.
Leipzick, printed for Gerhard Fleischer.
1826.

Bey Gerhard Fleischer in Leipzig ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Woldemar
von
F. H. Jacobi.
Ausgabe letzter Hand.
1826. gr. 8. 1 Thlr. 8 Gr.

Eduard Allwill's
Briefsammlung
von
F. H. Jacobi
Ausgabe letzter Hand.
1826. gr. 8. 16 Gr.

Bey Enslin in Berlin ist so eben erschienen:

Was
soll ich zur Beruhigung meiner Seele glauben von der Person Jesu?
Preis 6 gr. oder 27 kr.

Für Privat- und Lesebibliotheken:

Bey dem jetzigen Wunsch, sich wohlfeile Lektüre anzuschaffen, so wie bey der (bald zerfallenden) Verschleuderung in 2 Groschen-Heftchen, wird dem Publikum verhältnißmäßig sehr billig in herabgesezten Preisen bis Ende d. J. offerirt:

Coopers Spion.
Roman aus dem nordamerikanischen Freyheitskriege.
3 Bände. Oktav (sonst 3 Rthlr.)
jezt 1 Rthlr. 12 gr.

Amalie Schoppe Lebensbilder
oder
Franziska und Sophia.
Besonders für Frauen und Jungfrauen.
2 Bdchen. (sonst 2 Rthlr. 18 gr.) jezt 1 Rthlr. 9 gr.

Desgleichen zu halbem Ladenpreis die in unterzeichnetem Verlag bis mit 1825 erschienenen Unterhaltungs-, politischen und Griechen-Schriften, worüber nächstens ein Verzeichniß durch alle Buchhandlungen ausgegeben wird.
Ernst Kleins literarisches Comptoir
in Leipzig.

Tausch-Anerbieten
für
Gelehrte und Bücherfreunde.

Ein Verzeichniß von Büchern meines Verlags aus allen Wissenschaften, welche ich gegen andere Bücher, sie seyen roh oder gebunden, in Tausch gebe, ist bey mir mir unentgeldlich zu haben. Diejenigen, welche davon Gebrauch machen wollen, ersuche ich um Anzeige dessen, was sie mir ablassen können; woraus ich das für mich brauchbare wählen und meinen Catalog zur Auswahl der gleichen Summe übermachen werde. Für beyde Theile gilt der bestehende Ladenpreis, so wie jeder für das, was er erhält, das Porto tragen, und das zu liefernde in gutem Zustand sich befinden muß.

Gerhard Fleischer,
Buchhändler in Leipzig.

Bey J. Hölscher in Koblenz ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben.

Günther's Codex diplomaticus. 5r u. letzter Band. 3 fl. 36 kr.

Fenelon's Biographie, von Ramsay; aus dem Französischen übersezt von ○○○ und mit Anmerkungen begleitet von ○○○. 20. geh. 1 fl. 15 kr.

Digitized by Google

Nro. 27.

Intelligenz-Blatt.

1826.

Neue Musikalien,

erschienen in der Arnold'schen Buchhandlung in Dresden und Leipzig, und zu bekommen in allen Buch- und Musikhandlungen:

Fr. Morlacchi, K. S. Kapellmeister, Theobald und Isolina; romant. Melodram in 2 Aufz.; im vollständigen Klavierauszuge vom Musikdir. Marschner, mit ital. und deutschem Text von Th. Hell. Erster Aufzug. br. 4 Thlr. 12 Gr.

—— Zweyter Aufzug; br. 3 Thlr. 12 Gr.

Daraus einzeln:

Sinfonie. 14 Gr.
Nr. 1 Chor: Nimm von Kindern ꝛc. 16 Gr.
— 2 Chor und Cavatine: Schön erscheint als Stern ꝛc. 20 Gr.
— 3 Cavatine: Und du tapferster Sieger. 1 Thlr.
— 4 Terzett: In diesen Hallen. 1 Thlr.
— 5 Cavatine: Alles ruht schweigend. 8 Gr.
— 6 Duett: Was beginnt er? 20 Gr.
— 7 Erstes Finale: Und ich! o Gott! 2 Thlr.
— 8 Arie: Ach wo verweilst du. 1 Thlr.
— 9 Chor und Arie: O Gattin, o Tochter. 1 Thlr.
— 10 Duett: Ich versteh dich. 20 Gr.
— 11 Romanze: Süßer Ton. 8 Gr.
— 12 Zweytes Finale: Lieblich naht sich dem Herzen. 8 Gr.

Bey mir ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Kleiner griechischer Plutarch, als Förderungsmittel des Privatfleißes beym Unterricht in der griechischen Sprache, für Schule und Haus, von D. F. Philippi. gr. 8. 143 Seiten. 9 Gr.

Dieses Büchelchen enthält: 1) den griechischen Text von 13 leichten und unterhaltenden Bruchstücken, aus verschiedenen Plutarch. Lebensbeschreibungen berühmter Griechen, mit untergesetzten Noten. 2) Ein vollständiges erklärendes Wortregister derselben. 3) Die deutsche Uebersetzung der Stücke.

Leipzig im Juli 1826.

Carl Cnobloch.

In der Universitäts-Buchhandlung in Königsberg in Preußen sind erschienen:

Voß, Joh. Heinrich, sämmtliche Gedichte. Auswahl der lezten Hand. Taschenausgabe in 4 Bänden.

Auf Druckpapier 2 Rthlr. 16 gr.
Auf Schreibpapier 3 Rthlr. 8 gr.
Auf Velin-Papier 5 Rthlr.

Diese neue Ausgabe der Vossischen Gedichte wird für einen jeden Freund unserer Literatur von dem höchsten Interesse seyn, zumal da der allgefeyerte Dichter nur diejenigen Poesien in sie aufgenommen hat, welcheser der Nachwelt überliefern will.

„Ihm gebührt, sagt Wieland, das seltene Lob, unter den besten Dichtern unsrer Nation einen der ersten Plätze errungen zu haben. Klassischer Geschmack mit Genialität und Laune, Leichtigkeit des Schwungs mit Festigkeit in der Hand, in der Art jedem Gegenstand in Umriß, Farbe und Ausdruck die täuschendste Wahrheit zu geben, eine Diktion voll Kraft und Wärme, wobey ihm immer der ganze Reichthum der Sprache zu Gebote steht, und immer gleiche Schönheit der Verse, in alten und neuen Sylbenmaaßen, mit und ohne Reime, sind Eigenschaften, die allen seinen Gedichten gemein sind.“ Und Goethe erzählt in seiner Autobiographie weitläufig, in welch einem Grade er die Vossischen Bemühungen stets verehrt, ja daß er die Luise leidenschaftlich geliebt habe. Voß ist ein Dichter, der von den Meistern als Meister gepriesen, dem ein jeder gebildete Dichter Dank schuldig ist, der in dem Volke lebt!

Der erste Band enthält das ländliche Gedicht, die Luise, der zweyte die Idyllen, der dritte und vierte die Oden, Elegien, Lieder, vermischte Gedichte und Epigramme.

Der nunmehr verewigte Dichter hat die Erscheinung dieser Taschenausgabe seiner Gedichte noch erlebt, und der Verlagshandlung seine höchste Zufriedenheit über die Ausstattung derselben zu erkennen gegeben, sowohl in Rücksicht der äußern Form, als auch der Correctheit des Drucks.

In der nämlichen Verlagshandlung sind noch Exemplare der vollständigen Ausgabe der lyrischen Gedichte in 4 Bänden zu einem heruntergesetzten Preis zu haben, auf feinem Schreibpapier zu 4 Rthlr. 12 ggr., auf Druckpapier zu 2 Rthlr. 16 ggr.

Auch sind noch einige wenige Exemplare der vollständigen Ausgabe der Idyllen vorräthig, auf großem Velinpapier zu 3 Rthlr. 8 gr., auf Druckpr. zu 1 Rthlr.

Neue Schriften

der Arnold'schen Buchhandlung in Dresden und Leipzig.

Abaldemus. Ueber die Natur des Menschengeschlechts. Ein Versuch, die Frage: was, wie und warum sind wir? deutlich zu beantworten. gr. 8. brosch. Commission à 1 Thlr.

J. J. Berzelius. Lehrbuch der Chemie. 2ter Band in 2 Abtheilungen. Zweyte, nach des Verfassers schwedischer Bearbeitung verbess. Aufl. übersezt von F. Wöhler. gr. 8. 4 Thlr. 12 Gr.

Die dazu gehörige 3te Aufl. des 1sten Bandes in 2 Abtheilungen mit 5 Kupfert. erschien im J. 1825 und kostet 5 Thlr.

Eine in Würtemberg von einem Herrn Gmelin gemachte Uebersetzung ist nichts als eine Uebertragung der ersten vollständigen schwedischen Ausgabe, welche, durch die völlige Umarbeitung derselben von dem Verfasser für das deutsche Publikum ganz unbrauchbar geworden ist.

Digitized by Google

D. F. A. Röber, Anleitung zum Weinbaue und zur Most- und Weinbereitung. Nebst Beschreibung und Abbildung einer zum Abbeeren eingerichteten einfachen Traubenmühle. Mit 4 Kupfern. gr. 8. 1 Thlr.

D. F. W. Rublack, die Kuhpocken und die Menschenblattern. Mittheilungen aus dem Gebiete der Erfahrung. 8. brosch. 6Gr.

Tableau de la Suisse Saxonne, ou du pays montagneux sur la rive supérieure de l'Elbe, et des parties limitrophes de Boheme. Avec une carte itinéraire; gr. 8. br. 1 Thlr.

Le même livre avec 30 vues pittoresques. 8. br. 2 Thlr. 12 Gr.

Les 30 vues pittoresques sans texte. br. à 1 Thlr. 12 Gr.

Bey mir ist vor Kurzem wieder fertig geworden:

Rosaliens Nachlaß, nebst einem Anhange. Herausgegeben von Friedr. Jakobs, vierte verbesserte Auflage. 2 Thle. cartonn. 2 Thlr. 6 Gr.

Leipzig im Juli 1826.

Carl Enobloch.

Neue schöngeistige Schriften,

welche kürzlich in der Rein'schen Buchhandlung in Leipzig erschienen sind:

Fanny Tarnow, die Prophetin von Caschimir, oder Glaubenskraft und Liebesglut; Nach dem Engl. der Lady Morgan. 2 Theile. 2 Rthlr.

Satori, J., Geschichte der Gräfin Moorfeld. 1 Rthlr. 16 gr.

—— Vier Erzählungen. 20 gr.

—— Feldblumen, ein Taschenbuch für das Jahr 1826, mit Kupfern 1 Rthlr. 12 gr.

Ewald, Konrad Letzkau, Bürgermeister von Danzig. Erzählung aus dem Anfange des fünfzehnten Jahrhunderts. 1 Rthlr.

Floraldin, die Flucht von der Pleißenburg. Erzählung aus der Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts. 20 gr.

Nächstens erscheint:

Fanny Tarnow, Heloise. Roman in 3 Theilen.

Als empfehlungswerthe Hülfsmittel zur Erlernung der französischen, englischen und italienischen Sprache erschienen so eben im Verlage der Buchhandlung von C. Fr. Amelang in Berlin folgende kleinere Wörterbücher:

Der kleine Franzos;

oder Sammlung der zum Sprechen nöthigsten Wörter und Redensarten. Französisch und deutsch. Ein Hülfsbuch für diejenigen, welche sich der Erlernung der französischen Sprache widmen, und besonders zur Uebung des Gedächtnisses herausgegeben von

August Ise, Privatlehrer der ital. u. franz. Sprache. Zweyte Auflage. Gr. 12. Geheftet 7½ Sgr. od. 6 gGr.

Der kleine Engländer;

oder Sammlung der nöthigsten Wörter und Redensarten zum Sprechen und Auswendiglernen. Englisch und deutsch. Ein Hülfsbuch zur Uebung des Gedächtnisses solcher, welche die englische Sprache erlernen wollen, herausgegeben von

G. F. Burckhardt aus London, Lehrer der engl. Sprache in Berlin.

Gr. 12. Geheftet. 10 Sgr. od. 8 gGr.

Der kleine Italiener;

oder Sammlung der zum Sprechen nöthigsten Wörter und Redensarten. Italienisch und deutsch. Begleitet von den nothwendigsten, die Regeln der Grammatik betreffenden Bemerkungen. Ein Hülfsbuch für diejenigen, welche sich der Erlernung der italienischen Sprache widmen, und besonders zur Uebung des Gedächtnisses herausgegeben von

August Ise, Privatlehrer der ital. u. franz. Sprache.

Gr. 12. Geheftet 12½ Sgr. od. 10 gGr.

Unter den lebenden Sprachen sind, außer der deutschen, unstreitig die französische, die englische und die italienische diejenigen, deren Erlernung von Tag zu Tag allgemeiner und ein Gegenstand der Erziehung der Jugend geworden ist; es werden sich daher die hier aufgeführten drey Büchelchen bey denen, die sich dem Studium einer der genannten Sprachen widmen, gewiß einer günstigen Aufnahme zu erfreuen haben, da sie sich durch Reichhaltigkeit, die möglichst systematische Zusammenstellung der Hauptwörter und die zweckmäßigste Folge aller übrigen Redetheile, so wie auch durch Korrektheit, reinen Druck und überhaupt durch ein gefälliges Aeußere ganz besonders empfehlen. Vorzüglich dürfte der kleine Italiener auch denjenigen sehr willkommen seyn, die eine Reise nach der schönen, jenseits der Alpen gelegenen Halbinsel zu unternehmen gesonnen sind, und die theils nicht immer so viel Zeit, theils auch öfters nicht einmal Gelegenheit haben, die italienische Sprache vorher erst noch zu erlernen, und denen dann in diesem Vokabulair ein eben so nützliches als bequemes Taschenbuch dargeboten wird.

Ankündigung einer Geschichte Rußlands, nach Karamsin.

Aus dem Russischen seines eigenen frühern Auszugs übersetzt und mit vielen Anmerkungen begleitet von

August Wilhelm Tappe,

Doctor der Theologie und Philosophie, Professor in Tharant, Ritter des St. Annenordens, der Königl. Akademie der Wissenschaften in Erfurt und mehrerer gelehrten Gesellschaften Mitgliede.

„Die Geschichte ist in gewissem Sinne ein heiliges Buch der Völker," sagt Herr von Karamsin; „sie ist die Ergänzung und Erklärung der Gegenwart, und oft ein Vorbild der Zukunft." Betrachtet man aber alles Historische als das Geschehene in der Zeit, die Natur als das Bestehende im Raume, und die Geistwissenschaften als das, was in und über beyden waltet, so ist der Ru-

Digitized by Google

ten der Geschichte, als ein wesentlicher Bestandtheil aller wahren Menschenbildung, wohl einleuchtend genug.

Die Geschichte der Russen insbesondere aber ist die eines Volkes, von jetzt fast 60 Millionen Menschen; die Geschichte eines Landes, welches beynahe den 9ten Theil des bekannten Erdballs umfaßt. Weit über tausend Jahre schon spielt dieses Volk, unter verschiedenen Namen, eine wichtige Rolle, und steht in naher Verbindung mit der Geschichte der Germanen in Osten und Norden. Seine alten Annalen sind zahlreich und enthalten für uns oft reiche Fundgruben des bisher Unbekannten und Wichtigen.

Dennoch war diese Geschichte bisher wenig genau bekannt; es mangelten Sprachkenntnisse und Quellenstudium. Der vielseitig gebildete Reichshistoriograph v. Karamsin war es zuerst, welcher aus den zahlreichen und uns bisher unzugänglichen Lätopissen oder Jahrbüchern des Nordens eine zuverlässige Geschichte Rußlands, voll Leben und Geist, bearbeitete. Diese Geschichte indeß, bis jetzt 11 große Bände in russischer Sprache, ist für den allgemeinen Gebrauch und für Ausländer, theils zu weitläufig, theils zu theuer. Der Unterzeichnete gab daher schon 1819 in St. Petersburg einen Auszug aus derselben in russischer Sprache heraus, deutsch und französisch commentirt, von welchem bereits 1824 eine zweyte Auflage erschien. Dieses Werk nun ist es, welches, neu bearbeitet, in's Deutsche übersetzt, und mit vielen Anmerkungen als Ergänzungen und Erläuterungen begleitet, hier angekündigt wird.

Für 2 Thlr. Vorausbezahlung, ... oder unter einer zweyten Bedingung, für 2 Thlr. 12 Gr. Subscription ... bietet daher der Unterzeichnete diese Geschichte in zwey Bänden an. Es umfaßt dieselbe, auf etwa 40 Bogen in groß Octav, gut gedruckt und auf schönem Papier, das Wesentliche von mehr als 300 Bogen des größern Karamsin'schen Werkes, nebst Anmerkungen, und erzählt die bis jetzt noch so wenig bekannte ältere und mittlere Geschichte Rußlands; in welcher eigentlich die Wurzel und das Wesen des Volkes ruht, bis in das 16te Jahrhundert herab. Die neuere Geschichte wird möglich bald nachfolgen; der nachherige Ladenpreis aber wird nothwendig bedeutend, wahrscheinlich um das Doppelte, theurer werden müssen.

Der Betrag der Pränumeration kann in Deutschland dem Unterzeichneten unmittelbar mit der Post zugeschickt werden; auch kann derselbe durch Anweisungen an die Herrn Banquiers Michael Kaskel, Bassenge und Comp. in Dresden, oder durch die Arnoldischen Buchhandlungen in Dresden und Leipzig, desgleichen mittelst aller übrigen deutschen Buchhandlungen durch dieselbe, an ihn gelangen; in Rußland aber, mit 10 Rubel Banco Assignationen, durch das Sareptaische Haus Asmus Simonsen und Comp., in St. Petersburg und die Geschäftsfreunde desselben, durch die Buchhandlungen der Herren Steffenhagen und Sohn in Mitau, Deubner in Riga, Sticinsky in Dorpat, Borowasser und Exners in Reval, in Moskwa durch den Herrn geheimen Rath und Ritter von Koder, in Finnland durch den Herrn Schulinspector Thieme zu Wiburg, oder durch den Herrn Professor Dr. Melartin zu Helsingfors und Abo. Geschrieben, Tharant bey Dresden, im Junius 1826.

Dr. August Wilhelm Tappe, Professor.

Für Freunde der griechischen Christen, der leidenden Menschheit.

Mein Scherflein beyzutragen und Menschenfreunden noch mehr Gelegenheit darzubieten, gebe ich von meinen sämmtlichen Verlagsartikeln, an wissenschaftlichen und unterhaltenden Büchern, (worunter auch viele über die Griechen) Spielen, Charten und Kupferstichen, von Allem, was von Johannis bis in der Michaelismesse d. J. (für sehr entfernte bis Ende dieses Jahres) zu den bestehenden Ladenpreisen direkt bey mir baar gekauft, oder ohne Rabbats-Abzug, auch durch andere Buchhandlungen baar eingesandt wird, zum Besten der unglücklichen Griechen ab:

I.) 60 pro Cent. oder ⅗ von fast allen Artikeln, worüber Cataloge, (da das Verzeichniß hier zu groß wäre) bey mir und durch andere Handlungen zu beziehen sind; II.) außer von 9 Artikeln (Krafts 2 Lexika, griech. Geschichte und Grävells Grundsteuer, Kruse Charten vom alten Griechenland und Europa), von welchem ich nur 40 pro Cent oder ⅖ abgeben kann. III.) 30 pro Cent aber oder fast ⅓ von den Prän.- und Subscriptions-Preisen künftiger Werke (deutscher Dichtersaal, Auswahl des Schönsten aus Jean Paul, lateinisch-deutsches Lexikon). NB. Bilderbogen, Wechseln und einigen andern Kunstartikeln 20 pro Cent. oder ⅕. — Die freye Geldeinsendung überlasse ich den Abnehmern, die dadurch ihren Beytrag mehren, so wie auch die Zeitungs-Expeditionen durch freye Einrückung sich verdient machen können.

Ein Drittheil des Ergebnisses überliefere ich dem Dresdener Verein zur Unterstützung der unglücklichen Christen in der Levante, ⅓ dem vom Hrn. Prof. Krug besorgten Verein für studierende Griechen, das letzte Drittheil wird zu dem Zweck bestimmt, der im Lauf der Zeit der passendste seyn und den meisten Wünschen der edlen Beytragenden entsprechen wird.

Doppelt giebt, wer schnell giebt.

Leipzig, den 10. Juni 1826.

Ernst Klein, Buch- und Kupferhändler.
Firma: Ernst Kleins literarisches, geographisches Kunst- und Commissions-Comptoir.

Bey Enslin in Berlin ist so eben erschienen:

Bibliotheca medico-chirurgica et pharmaceutico-chemica,
oder
Verzeichniß derjenigen medicinischen, chirurgischen, pharmaceutischen und chemischen Bücher, welche vom Jahr 1750 bis zur Mitte des Jahres 1825 in Deutschland erschienen sind.
Nebst einem Materienregister.
Vierte, durchaus verbesserte und vermehrte Auflage.
Preis 20 gr. oder 1 fl. 30 kr.

Bücher-Anzeige.

Bey Joh. Friedr. Flick in Rathenow ist so eben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu haben:

Billau, Otto v., Rache und Verhängniß. Novelle. 1826. 1 Rthlr.

Fröhlich, E. F., historische Bilder aus dem Morgenland. 1ster Band. enth.
1.) Die Johanniterritter, oder die Eroberung der Insel Rhodus durch die Türken; 2.) Sittah, Erzählung aus den letzten Jahren des eilften Jahrhunderts, 1826. 1 Rthlr.

Digitized by Google

Im vorigen Jahre erschien:

Hildebrand, Th., Schicksalsmacht, oder das menschliche Ungeheuer; und: Die Hütte am See. Zwey Novellen. 1825. 1 Rthlr.

Gartenfreund, der kleine, oder Anwendung, um die den Garten schädlichen Raupen und andere Insekten zu vertilgen und seinen Garten davon zu befreyen, nebst einigen andern, Gartenbesitzern nützlichen Sachen. In sauberm Umschlag. 1825. 4 gr.

Augen- und Zeichensprache, die, in ihren Bedeutungen nach spanischer Art. Ein Seitenstück zur Blumensprache. Mit einem Titelkupfer, in sauberm Umschlag. 1825. 8 gr.

(Die bey mir früher herausgekommene und bey Enslin in Berlin in Commission erschienene Blumensprache hat sich einer so günstigen Aufnahme zu erfreuen gehabt, daß schon zehn Auflagen nothwendig geworden sind. Da nun diese Augen- und Zeichensprache noch mehr Stoff zu gesellschaftlichen Unterhaltungen geben können, so wird sie gewiß einen nicht geringern Beyfall erhalten.)

So eben erschienen bey Leopold Voß in Leipzig:

Vorschriften
zur
Bereitung und Anwendung
einiger
neuen Arzneymittel
von
F. Magendie.

Aus dem Französischen.
Nach der fünften Auflage des Originals besorgt und mit Anmerkungen und Zusätzen versehen
von
Dr. G. Kunze,
außerordentlichem Professor der Medizin, Kustos der Gehler'schen mediz. Bibliothek, der Leipziger ökonomischen und naturforschenden Gesellschaft Secretair, mehrerer gelehrten Gesellschaften Mitgliede.
Fünfte,
von Neuem verbesserte und vermehrte Auflage.
gr. 8. Preis: 12 Gr.

Für Frauen

ist bey mir so eben fertig geworden und in allen Buchhandlungen zu haben:

Jörg, Dr. J. Chr. G., diätetische Belehrungen für Schwangere, Gebärende und Wöchnerinnen, welche sich als solche wohl befinden wollen; nebst einer Anleitung zur ersten physischen Erziehung der Kinder. Dritte, vermehrte und verbesserte Auflage, mit 1 Kupfer, 8. sauber gebunden. 1 Thlr.

Der Name des Verfassers und die in kurzer Zeit erfolgten neuen Auflagen sind hinreichende Empfehlung für dieses Buch. Ich bemerke daher nur, daß der Herr Verfasser dieser 3ten sehr vermehrten Auflage alles beygefügt hat, was die Zeitumstände in dieser Hinsicht zur Sprache gebracht haben: daher finden die Leserinnen sowohl über das Stillen, das Entwöhnen und über das Aufziehen der Kinder ohne Brust, als auch über die Wahl einer Amme und über die nöthige Aufsicht über dieselbe, die erforderlichen Nachweisungen. Auch der Ziegen, welche neulich wieder als Stellvertreter der Ammen vorgeschlagen worden sind, hat der Verfasser Erwähnung gethan. Das Buch empfiehlt sich zugleich durch sein Aeußeres.

Leipzig im Juli 1826.

Carl Cnobloch.

Subscriptions-Anzeige.

In der Hahn'schen Verlags-Buchhandlung in Leipzig ist so eben erschienen:

Die Geschichte Bayerns,

aus den Quellen und andern vorzüglichen Hülfsmitteln bearbeitet von Conrad Mannert, Königlich Bayerschem Hofrathe, Professor der Geschichte zu Landshut ꝛc. In 2 Theilen. gr. 8. 1826. 68½ Bogen auf feinem Druckpapier. Subscriptions-Preis 4 Rthlr.

Der Verfasser dieses Handbuches der Geschichte eines der wichtigsten deutschen Staaten ist der gelehrten Welt durch seine classischen Werke, namentlich durch seine kürzlich beendigte umfassende „Geographie der Griechen und Römer," bereits vielfältig und auf das rühmlichste bekannt.

Da die bayersche Geschichte sich nicht auf ihr Inneres allein beschränkt, sondern durch den ganzen Fortgang der Zeiten unaufhörlich in die allgemeine vaterländische so innig einwirkt, wie wenig andere, ihre Grundformen bey jedem deutschen Lande, mit nur bisweilen abweichenden Modificationen, durchblicken, so wird diese Bearbeitung allgemeine Theilnahme nicht blos für Bayern, sondern für jeden Deutschen haben. Sie ist das Resultat eigenen Fleißes, eigener Sammlungen und vieljähriger Beschäftigung mit der Geschichte germanischer Völkerschaften, wobey der Verfasser jedoch nicht unterlassen hat, die Untersuchungen vieler gelehrter und scharfsinniger Männer zu prüfen und mit Umsicht zu benutzen, deren Namen an den betreffenden Stellen aufgeführt sind.

Um dieses, durch gründliche Quellenbenutzung und neue Ansichten eben so ausgezeichnete, als zugleich durch geistreiche Darstellung anziehende Unterhaltung darbietende Werk den jetzigen vielen Freunden der vaterländischen Geschichte um so zugänglicher zu machen, hat die Verlagshandlung für das sogleich vollständig ausgegebene Ganze und deshalb ohne Vorausbezahlung, den sehr billigen Subscriptions-Preis von 4 Rthlr. bis zu Ende dieses Jahres festgesetzt; alsdann der höhere Ladenpreis von 5 Rthlr. eintreten wird.

Bey Ch. G. Kayser in Leipzig ist erschienen:

Wyttenbach, J. H., Urania; Seitenstück zur Anthologie: „Tod und Zukunft." 2te Aufl. gr. 8. (22 Bogen weiß Druckp.) 1 Rthlr.

Leipziger Spaßvögel. 1ster und 2ter Flug. 12. geh. 12 Gr.

Digitized by Google

Nro. 28.

Intelligenz-Blatt.

1826.

Anzeige
von
Goethe's sämmtlichen Werken,
vollständige Ausgabe lezter Hand.

Unter des Durchlauchtigsten deutschen Bundes schützenden Privilegien.

Die unterzeichnete Buchhandlung, beehrt mit dem Verlag von Goethe's sämmtlichen Werken lezter Hand in 40 Bänden, glaubt den verschiedenen Aeußerungen der zahlreichen Verehrer des Verfassers nicht besser entsprechen zu können, als wenn sie durch mehrere Ausgaben und Auflagen jeden in den Stand sezt, nach seinen Wünschen und Verhältnissen zu wählen.

Sie wird demnach eine Taschen-Ausgabe in 16. und eine Oktav-Ausgabe veranstalten, und zwar auf folgende Weise und unter beygesezten Bedingungen:

I. Die Taschen-Ausgabe

a. auf schönem weißen Druckpapier mit neuen Typen, nach einem den besonders vertheilten Anzeigen beygefügten Musterblatt

1) erscheint in 8 Lieferungen, jede von 5 Bänden zu 18 — 23 Bogen.

2) Die erste Lieferung wird zu Ostern 1827 ausgegeben, der sodann von halb zu halb Jahr die weiteren Lieferungen folgen, so daß in vier Jahren die ganze Sammlung von 40 Bänden vollendet seyn soll.

3) Diejenigen, welche bis zur Michaelismesse d. J. unterzeichnen, zahlen bey der Unterzeichnung 2 fl. 42 kr., eben so viel bey jeder Lieferung, so daß die lezte dann unentgeldlich abgegeben wird.

5) Wer sogleich bey der Subscription den ganzen Betrag entrichten will, darf bis zur Michaelismesse d. J. statt 21 fl. 36 kr. nur 18 fl. 54 kr. zahlen.

6) Wer bey uns direkt auf 9 Exemplare unterzeichnet, erhält das 10te unentgeldlich.

b. auf Velin-Papier.

7) Der Subscriptionspreis für die Taschen-Ausgabe auf Velinpapier ist 32 fl 24 kr., wovon 10 fl. 48 kr. bey Unterzeichnung, 10 fl. 48 kr. bey Ablieferung der dritten und 10 fl. 48 kr. bey der fünften Lieferung bezahlt werden, die weiteren Lieferungen werden unentgeldlich abgegeben.

II Die Oktav-Ausgabe.

Diese, ebenfalls aus 40 Bänden bestehende Ausgabe, Format und Druck, wie die frühere Oktav-Ausgabe von Goethe's Werken, erscheint auf Velin, Schweizerpapier und schönem Druckpapier.

1) Ausgabe auf Velin, jede Lieferung von 5 Bänden zu 11 fl. 24 kr., und zwar 22 fl. 48 kr. bey der Unterzeichnung und 11 fl. 24 kr. bey jeder Lieferung zu bezahlen; die 7te und 8te Lieferung wird dann unentgeldlich abgegeben.

2) Ausgabe auf Schweizerpapier, jede Lieferung zu fünf Bänden 9 fl., und zwar 18 fl. bey der Unterzeichnung und bey jeder Lieferung 9 fl. zu bezahlen; die 7te und 8te Lieferung unentgeldlich.

3) Ausgabe auf schön weiß Druckpapier, jede Lieferung von 5 Bänden 7 fl. 12 kr., wovon 7 fl. 12 kr. bey Unterzeichnung und 7 fl. 12 kr. bey jeder Lieferung, so daß die 8te unentgeldlich gegeben wird.

Die nachzubringenden wenigen Supplementbände werden zu denselbigen verhältnißmäßigen Bedingungen gegeben werden.

Stuttgart, den 24. Julius 1826.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Literarische Anzeige.

Im Verlage der J. G. Calve'schen Buchhandlung in Prag ist so eben erschienen:

Anleitung
zur Veredlung des Schafviehes.

Nach Grundsätzen, die sich auf Natur und Erfahrung stützen.

Verfaßt von

Rudolph André.

Zweyte mit Anmerkungen und Zusätzen vermehrte Auflage.

Nach des Verfassers Tode herausgegeben von

J. G. Elsner.

Mit Kupfern und Tabellen. 4. Prag 1826. Gebunden 1 Thlr. 12 gr.

Der Gegenstand, womit sich dieses Werk beschäftigt, ist einer der wichtigsten, nicht nur in landwirthschaftlicher, sondern auch in nationalökonomischer Hinsicht. Schon durch die Bearbeitung der ersten Auflage, welche von allen Landwirthen und Schafzüchtern mit dem größten Beyfall aufgenommen wurde, hatte sich der für die ökonomischen Wissenschaften zu früh verstorbene Hr. Verfasser ein bleibendes Verdienst erworben. Eine neue Auflage war schon seit längerer Zeit dringendes Bedürfniß; aber die höhere Schafzucht überhaupt und die teutsche Merinozucht insbesondere hat seit einem Jahrzehnd so bedeutende Fortschritte gemacht, daß ein unveränderter Wiederabdruck der ersten Auflage gegenwärtig dem landwirthschaftlichen Publikum nicht mehr ganz hätte genügen können. Die Verlagshandlung übertrug daher die Bearbeitung dieser neuen Auflage, nach dem im Jänner 1825 erfolgten Ableben des Hrn. Verfassers, einem andern, im Fache der höhern Schafzucht nicht minder erfahrnen, und nicht blos als ökonomischer Schriftsteller, sondern auch als praktischer Landwirth, rühmlich bekannten Merinozüchter, welchem es vollkommen gelungen ist, in den Geist des verewigten Verfassers einzudringen und dessen Werk mit dem reichen Schatze seiner eigenen Kenntnisse und Erfahrungen zu vermehren.

Digitized by Google

Beschreibung meiner Wirthschaft zu Reindorf in Preußisch-Schlesien.

Von

J. G. Elsner,

Ehrenmitgliede der ökonomisch-patriotischen Gesellschaft der Fürstenthümer Schweidnitz und Jauer, correspondirendem Mitgliede der k. k. Mährisch-Schlesischen Gesellschaft des Ackerbaues, der Natur- und Landeskunde in Brünn; wie auch der Schlesischen Gesellschaft zu Breslau.

gr. 8. Prag 1826. Broschirt 12 gr.

Der musterhafte Betrieb einer großen Landwirthschaft ist für den angehenden Oekonomen, so wie für den Freund der Oekonomie überhaupt, gewiß höchst lehrreich und interessant. Aber nur wenige haben Zeit und Gelegenheit, besondere landwirthschaftliche Reisen zu unternehmen, und das Vorzüglichste, was Nähe und Ferne darbieten, mit eignen Augen zu betrachten. Um so willkommener müssen daher solche Schriften seyn, worin erfahrne Landwirthe Rechenschaft von ihrer Wirksamkeit geben und den Betrieb ihrer Wirthschaft im Ganzen und Einzelnen treu darstellen. Daß das vorliegende Werkchen des rühmlichst bekannten Hrn. Verfassers unter ähnlichen lehrreichen Arbeiten einen der ersten Plätze einnehme, dürfte wohl von jedem Einsichtsvollen und Unpartheiischen anerkannt werden.

Ueber Raum- und Bevölkerungs-Verhältnisse der österreichischen Länder,

von

G. N. Schnabel,

Doktor der Rechte, k. k. öffentl. ordentl. Professor der Statistik an der Karl-Ferdinandeischen Universität, Historiographen der juridischen Fakultät.

Mit 3 lithographirten Karten. gr. 4. Prag 1826.

Gebunden 1 Thlr.

Das Gebiet und die Bewohner eines Staates sind die Grundelemente seiner Wirksamkeit, und die Lehre von Land und Leuten macht daher den wichtigsten Theil der Statistik aus. Sie wird um so wichtiger, je bedeutender die geographischen und ethnographischen Verschiedenheiten eines großen Staates sind, wie dies z. B. bey dem Oesterreichischen der Fall ist. Der Hr. Verf. des vorliegenden Werkchens liefert zuerst unter der Rubrik Land eine Uebersicht der Lage und Gränzen der österreichischen Monarchie, so wie die geographische und politische Eintheilung und die Größe derselben. Hierauf behandelt er unter der Rubrik Volk die verschiedenen Stämme und Klassen der Einwohner, die Anzahl derselben und die Dichtheit der Bevölkerung. Von den drey sehr schön lithographirten Karten gibt Nr. I eine, nach der äußerst sinnreichen Idee Crome's (man sehe dessen allgemeine Uebersicht der Staatskräfte von den europäischen Reichen und Ländern ꝛc. Leipzig 1818) entworfene Uebersicht der Raum- und Bevölkerungs-Verhältnisse der einzelnen Länder des Oesterreichischen Kaiserthums. Die Letztern sind nämlich in derselben Art, wie auf der Crome'schen Karte der europäischen Staaten, durch Quadrate versinnlicht, deren jedes einen eben so großen Flächenraum darstellt, als der Staat einnimmt, zu dem es gehört, so daß man also mit einem einzigen Blicke beurtheilen kann, um wie viel z. B. Ungarn größer ist als Steyermark oder Dalmatien, oder wie sich Siebenbürgen zu Galizien verhält, u. s. w. Nr. II. ist eine, in dieser Art noch gar nicht vorhandene, Karte der politischen, Justiz- und Militärverwaltungsbezirke im Kaiserthume Oesterreich; und Nr. III enthält eine bildliche Darstellung der Höhenverhältnisse in Oesterreich, d. h. der höchsten Punkte der verschiedenen österreichischen Gebirge, z. B. der Ortlesspitze, des Großglockners, der Lomnitzer Spitze, der Schneekoppe u. s. w.

Geographisch-statistisches Tableau der europäischen Staaten,

entworfen vom Doktor und k. k. Professor

G. N. Schnabel.

In Taschenformat. Prag 1826.

Gebunden mit Schuber 8 gr.

Dieses Tableau wird sich allen Freunden der Geographie und Statistik durch seine compendiöse Form und sein elegantes Aeußere empfehlen. In 10 Columnen sind hier in tabellarischer Form die politische Eintheilung, die Gränzen, das Areal in Q.Meilen, die Einwohnerzahl, die Religion, die Rangstufe nach Areal, Bewohnerzahl und Dichtheit der Bevölkerung, endlich die Regenten aller europäischen Staaten kurz dargestellt, so daß dieses kleine Taschenbuch, das man leicht bey sich tragen kann, ein augenblicklicher Nothhelfer für jeden seyn wird, dem beym Zeitungslesen, im gesellschaftlichen Gespräch oder sonst, wo man größere Werke nicht nachschlagen kann, an dieser oder jener schnellen Notiz gelegen ist.

Bey Mörschner und Jasper, Buchhändler in Wien ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Meisl, C., Arsena, die Männerfeindinn. Zaubermährchen mit Gesang und Tanz, in zwey Akten. gr. 8. br. 6 gr.

—— Arsenius, der Weiberfeind. Zaubermährchen in zwey Akten. gr. 8. br. 6 gr.

—— Die Dichter, Lustspiel in drey Aufzügen, und: die Recensionen. Nachspiel. gr. 8. br. 6 gr.

—— Er ist mein Mann. Lustspiel in einem Aufzuge. gr. 8. br. 4 gr.

—— Die Fee und der Ritter. Feenmährchen mit Gesang in zwey Akten. gr. 8. br. 6 gr.

—— Das Gespenst in Krähwinkel. Posse mit Gesang in zwey Aufzügen. gr. 8. br. 6 gr.

—— Das Gespenst im Prater, als Fortsetzung des Gespenstes auf der Bastey, in zwey Akten. gr. 8. br. 6 gr.

—— Sechzig Minuten nach zwölf Uhr. Parodie der Melodramen; in zwey Akten gr. 8. br. 6 gr.

—— Die Witwe aus Ungarn. Lustspiel in zwey Akten. gr. 8. br. 6 gr.

—— 1723, 1823, 1923. Phantastisches Zeitgemälde in drey Akten. gr. 8. br. 6. gr.

(Diese Theaterstücke von Meisl erscheinen hier zum erstenmal einzeln.)

Digitized by Google

Bey Carl Cnobloch in Leipzig ist kürzlich erschienen:

Müller, Dr. J., zur vergleichenden Physiologie des Gesichtssinnes des Menschen und der Thiere, nebst einem Versuch über die Bewegungen der Augen und über den menschlichen Blick, mit 8 Kupfern. gr. 8. 3 Thlr. 12 Gr.

Diese Schrift wird nicht blos dem Augenarzt, sondern jedem praktischen Arzt und selbst dem Naturforscher von größtem Interesse seyn. Sie zerfällt in 9 Hauptabtheilungen: 1) Ueber das Bedürfniß der Physiologie nach einer philosophischen Naturbetrachtung. 2) Von der Vermittelung des Subjectes und Objectes durch den Gesichtssinn. 3) Von der subjectiven Identität und Differenz der Gesichtsfelder, bey den Menschen und den Thieren. 4) Von dem natürlichen Doppelsehen. 5) Von der wechselseitigen Bedingung der Convergenz der Sehachsen und des deutlichen Sehens in verschiedenen Formen und von den verschiedenen Arten des Schielens. 6) Ueber die Bewegungen der Augen und über den menschlichen Blick. 7) Ueber die Augen und das Sehen der Insekten, Spinnen und Krebse. 8) Fragmente zur Farbenlehre, insbesondere zur Goethe'schen Farbenlehre. 9) Aussicht zu Physiologie des Gehörsinnes.

Subscription ohne Vorausbezahlung.

Bey Unterzeichnetem ist so eben von der seit Monaten, angekündigten:

Taschenbibliothek der neuesten, unterhaltendsten Reisebeschreibungen. Nach ausländischen Originalen bearbeitet von Christ. Aug. Fischer. 1ster Jahrgang in 4 Bändchen. 8. geheftet. Subscriptions-Preis 3 Rthlr. sächs. oder 5 fl. 24 kr. Rhein.

das erste Bändchen erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden; was sowohl den resp. Subscribenten als denjenigen, welche etwa noch der Subscription beyzutreten gesonnen sind, hiermit bekannt gemacht wird.

Dieses erste Bändchen — der Jahrgang wird nicht getrennt — enthält: 1) Reise von Calcutta nach London. Erste Abtheilung. 2) Briefe aus Spanien. 3) Blick auf La Havanah. — Zur Empfehlung dieser interessanten Gemälde und Schilderungen, bedarf es keiner weitern Lobpreisung.

Frankfurt am Main, im Juli 1826.

Heinrich Wilmans.

Neue Bücher, welche bey F. C. W. Vogel in Leipzig erschienen, und für beygesetzte Preise in allen Buchhandlungen zu haben sind:

Beyträge zur vaterländischen Alterthumskunde. Herausgegeben von dem sächs. Vereine zur Erforschung vaterl. Alterthümer zu Leipzig. gr. 8. mit 7 Tafeln in Steindruck. 1r Thl. 21 gr.

Ciceronis, M. T., orationes VII pro S. Roscio, pro lege Manilia, IV in Catilinam, pro Murena. In usum scholarum edd. A. Matthiae. Ed. altera auctior et emend. 8maj. 22 gr.

Crustula, sive excerpta e variis scriptoribus latinis. In usum scholae Portensis. 12maj. 9 gr.

Döderlein, Dr. L., lateinische Synonymen und Etymologieen. 1r Thl. gr. 8. 18 gr.

Hupfeld, Dr. Herm., exercitationes aethiopicae, sive observat. critt. ad emendandam rationem gramm. semit. spectantes. I. 4maj. 12 gr.

Lucilii, Junioris, Aetna. Recensuit, notasque Jos. Scaligeri, Fried. Lindenbruchii et suas add. Fried. Jacob. 8maj. Druckpap. 1 Rthlr. 12 gr.
Schreibp. 2 —
Velinpap. 2 — 16 —

Matthiä, A., Entwurf einer Theorie des latein. Styls. gr. 8. 10 gr.

Nonni, Panopolitae, Dionysiacorum libri XLVIII. Suis et aliorum conjecturis emend. et illustr. Dr. Fried. Graefe. Vol. II. libros XXV—XLVIII complect. 8maj. Druckpap. 3 Rthlr. 16 gr.
Schreibp. 4 — 12 —
Velinpap. 5 — 12 —

Passow, Dr. Fr., die Lehre vom Zeitmaaße der griechischen Sprache. Auf 6 Tafeln dargestellt. Fol. 9 gr.

Platonis de ideis et numeris doctrina, ex Aristotele illustr. Scripsit F. A. Trendelenburg. 8maj. 15 gr.

Ramshorn, Dr. L., lateinische Schulgrammatik. gr. 8. 1 Rthlr.

Schneider, J. G., Handwörterbuch der griech. Sprache; herausgegeben von Dr. Franz Passow. 2te verb. u. mit 6 prosod. Tabellen verm. Aufl. 2 Bde. 4. Druckpapier 6 Rthlr. 16 gr. Schreibp. 8 Rthlr. 8 gr.

Trommsdorff, Dr. J. B., neues Journal der Pharmacie für Aerzte, Apotheker und Chemiker. XII. Bd. 1s, 2s Stück. 8. 2 Rthlr.

Szetzae, Joannis, historiarum variarum Chiliades. Graece. Sextum ad fidem duorum codicum Monachens. recogn. brevi adnott. critt. et indicibus instr. Th. Kiessling. 8maj. Druckpap. 3 Rthlr. 12 gr.
Schreibp. 4 — 12 —
Velinpap. 5 — 8 —

Wagener, J. D., Anleitung zum prakt. richtigen Gebrauche der spanischen Gramm. als 2ter Theil derselben. Zweyte verb. und verm. Aufl. gr. 8. 20 gr.

Wendler, Dr. C. A., Lehrbuch der allgemeinen Pathologie. Zum Gebrauche akadem. Vorlesungen. gr. 8. 21 gr.

Wilken, Dr. Fr., Geschichte der Kreuzzüge. Nach morgenländischen und abendländischen Berichten. 4r Band. gr. 8. 3 Rthlr. 4 gr.

Commissions-Artikel.

Ainsidl, J. P., Handbuch von allen Herrschaften, Magistraten, Gütern und Gülten in Oesterreich unter der Ems. gr. 8. 1 Rthlr. 8 gr.

Alexi, J., Grammatica Daco-Romana sive Valuchica. 8maj. 1 Rthlr. 8 gr.

Appeltauer, J., Elementar-Mathematik. Aus dem Latein. übersetzt von J. Fur. 2 Thle. gr. 8. 2 Rthlr. 8 gr.

Caesaris, C. J., commentarii de bello gallico et civili. E recensione Oberlini. III. Vol. 8maj. 4 Rthlr.

— lateinisch u. deutsch. gr. 8. 1r—4r Bd. 4 Rthlr.

Digitized by Google

Christenthum, das alte und neue. Eine kritische Beleuchtung des Werkes: die Stunden der Andacht. 46 Heft. 8. 16 gr.

Ciceronis, M. T., orationes selectae cum analysi rhetorica et adnott. critt. edd. Schoenberger. vol. III. 1 Rthlr.

Cresseri, S., di Braitenstein, del vigore delle Prove Legali, vel processo editale civile austriaco discorso. 8maj. 12 gr.

Ficker, Fr., Anleitung zum Studium der griechischen und römischen Classiker, in seinem ganzen Umfange. 3r Thl. gr. 8. 2 Rthlr.

Frint, Dr., J., theologische Zeitschrift. 13r Jahrg. 1825. 4 Hefte. 8. 2 Rthlr. 8 gr.

Fur, J., Vorlesungen über reine Mathematik. 2te Abth. gr. 8. 1 Rthlr. 8 gr.

Giftschütz, C., Ceremonieen und Gebete der katholischen Kirche bey der Austheilung der h. h. Sakramente. 8. 8 gr.

— ein paar Worte über das Zauber- und Hexenwesen. 8. 6 gr.

Grohmann, R., animadversiones in homoeopathiam. 8maj. 12 gr.

— über das Heilungsprincip der Homöopathie für das gebildete Publikum und Laien in der Medicin. gr. 8. 1 Rthlr.

Holzer, Ph. v., Versuch über das Koan und seine Verbindungen, mit Berücksichtigung der neuesten Entdeckungen über diesen Gegenstand. gr. 8. 12 gr.

Illgen, Dr. C. F., Symbolarum ad vitam et doctrinam Laelii Socini illustrandam. Part. I et II. 4. 1 Rthlr.

Merquin, F. J. H., nouveau dictionnaire français-italien-allemand, à l'usage des trois nations. Tom. 2. 12. broch. 1 Rthlr. 14 gr.

Wagner, Dr. V. A., Zeitschrift für österreichische Rechtsgelehrsamkeit und politische Gesetzkunde. 1826. 12 Hefte. gr. 8. 8 Rthlr.

Bey Unterzeichnetem ist erschienen, und in allen guten Buchhandlungen zu haben:

Ver-Vert, frey nach Greßet. Nebst angehängtem Versuch in metrischen Erzählungen und andern kleinen Poesieen v. J. M. Schmidt. 260 Seiten. Preis geheftet 1 Rthlr. 8 gr.

Die Freunde der französischen Literatur müssen es dem Herrn Herausgeber Dank wissen, daß er ein s. Z. sehr berühmtes Gedicht, wovon noch nie eine gute Uebersetzung erschien, durch eine gediegene Uebertragung, der Vergessenheit entriß. Der Anhang, der bey Weitem den größten Theil des Buches ausmacht, enthält der freundlichen Blümchen manches, so, daß das Buch, sauber gedruckt, wie es ist, in Vereinigung mit dem wohlfeilen Preise sich sehr passend zu einem angenehmen Geschenk eignet.

Danzig.

Fr. Sam. Gerhard.

Literatur.

Lehrbuch der Geographie, von Ritter C. H. Hornschuh, Lehrer der Geschichte und Geographie, am kaiserlichen Erziehungshause zu St. Petersburg. Zweyter praktischer Theil. gr. 8. Erlangen in der Palm'schen Verlagsbuchhandlung 1826. Pr. 1 fl. 30 kr.

Dem Plane des ersten Theiles getreu, die Jugend auf die anziehendste Weise mit unserer Erde nach und nach bekannt zu machen, führt der Verfasser sie hier in verschiedenen See- und Landreisen auf derselben herum, und erzählt ihr das Merkwürdigste von jeder Stadt und Gegend. Zuletzt macht er sie auch mit dem Wichtigsten aus der mathematischen und physikalischen Geographie bekannt. Sowohl als Lehr- und Lesebuch betrachtet, wird dieses Werk eine ausgezeichnete Stelle einnehmen.

Anzeige
die
Taschenausgabe von Schiller's Werken
und
Shakespear's dramatischen Werken von Bendа
betreffend.

Bey dem jetzt erfolgten Erscheinen der lezten Lieferung von Schillers Werken und bey der bald zu hoffenden Vollendung der Bendaischen Ausgabe von Shakespear's dramatischen Werken bringt der Unterzeichnete die bey ihm erschienenen Kupfersammlungen zu diesen beyden klassischen Schriftstellern hiermit in Erinnerung.

Um den Ankauf dieser Kupfer zu erleichtern, werden dieselben noch in dabey bemerkten Subscriptionspreisen verkauft, für welche sie in allen Buchhandlungen zu haben sind.

18 Kupfer zu Schillers Werken, in 18 Bänden. 1 Rthlr. 8 gr.
6 Kupfer zu den 6 Supplementbänden. 12 gr.
18 Kupfer zu Shakespears dramatischen Werken von Bendа in 18 Bänden. 1 Rthlr.

Gerhard Fleischer
in Leipzig.

Der vor Kurzem angezeigte ausführliche Prospectus unsers Unternehmens der Herausgabe einer

Allgemeinen Encyclopädie
der gesammten Land- und Hauswirthschaft der
Deutschen ꝛc.
Herausgegeben vom
Adjunctus Dr. C. W. E. Putsche
in Wenigenjena,

ist nun erschienen und in allen deutschen Buchhandlungen unentgeldlich zu haben.

Leipzig, im Juli 1826.

Baumgärtners Buchhandlung.

Digitized by Google

Nr. 1.

Kunst-Blatt.

Montag, den 2. Januar 1826.

Ueber die Quellen der Plastik und Malerey.

Eine Skizze.

Von den Gegenständen der bildenden Kunst, unter welcher man im engern Sinne die Plastik und Malerey verstand, ist öfter gehandelt worden, und man hat nicht ohne Erfolg untersucht, welche der Darstellung günstig, welche schwierig, und welche ganz und gar untauglich seyen; aber indem man die Wahl derselben in die Willkür des Künstlers sezte, hat man nicht erwogen, welches Gebiet überhaupt einzunehmen die Kunst da, wo sie in ihrer vollen Entwicklung steht, so berechtigt als genöthigt sey. Wäre die bildende Kunst nur etwas Aeußeres und Zufälliges; ein Ergebniß des Luxus und des verfeinerten Geschmacks, als welches man noch vor nicht langer Zeit sie anzusehen gewohnt war, so bliebe es wohl ziemlich gleichgültig, auf welche Gegenstände sie da oder dort verfiele, wenn sie nur ihren Gönnern zu Gefallen und sich selbst zum Nutzen arbeitete. Doch gegenwärtig ist man ziemlich allgemein dahin gekommen, sie als eben so wesentlich für den geistigen Wohlstand der Menschheit wie Poesie und Tonkunst und wie jede nützliche Wissenschaft zu betrachten, und dasjenige Volk für unentwickelt zu halten, welches die bildende Kunst nicht besizt oder sich nicht um sie bemüht. Daß aber ein bedeutender Theil der allgemeinen Bildung eine innere Nothwendigkeit haben und mit den übrigen in entschiedenem und innigem Zusammenhange stehen müsse, leuchtet von selbst ein. Jene Nothwendigkeit oder Nöthigung ist das Bedürfniß der menschlichen Natur, künstlerisch zu schaffen, das was die Seele fühlt, zum Bilde zu gestalten und als ein Ganzes äußerlich hinzustellen; dieser Zusammenhang aber besteht in der Verwandtschaft des künstlerischen Vermögens mit den höchsten menschlichen Erkenntnissen, Hervorbringungen und Thaten, aus denen es Nahrung schöpft, und welche die belebenden Säfte seiner Blüthen sind. Diese geistigen Stoffe, ohne welche die Kunst nicht besteht, und welche sie, einmal zu kräftiger Thätigkeit gelangt, nicht blos frey wählt, sondern nothwendig verarbeiten muß, nennen wir die Quellen der bildenden Kunst.

Doch ehe wir dieselben näher betrachten, werfen wir auf das künstlerische Vermögen selbst einen Blick, um zu erkennen, in welcher Art es seine Stoffe erfaßt. Die innere Nöthigung der menschlichen Natur, was die Seele fühlt, zum Bilde zu gestalten und äußerlich hinzustellen, ist Poesie. Die bildende Kunst, indem sie Ideen ergreift und durch Gestalten sinnlich vorträgt und anschaulich macht, ist Poesie. Vom Hauche des Göttlichen bewegt, erzittert die Seele bey der Berührung eines großen und schönen Gedankens, die Innigkeit und das Feuer des Gefühls durchdringt die Phantasie, und dieser schöpferisch begabten Kraft entsteigt ein Gebilde, welches die Idee in neuem Leben, in verschöntem Daseyn wiedergibt, ein Eigenthümliches, aus welchem derselbe Geist sprechender und glänzender hervortritt. Was daher die bildende Kunst erfasse, sie erfaßt es poetisch, und was sie auch darstelle, sie wirkt immer zunächst durch Gemüth und Phantasie, denn ihr Gebiet ist das Schöne, und sinnliche Gestalt ihr Mittel, den geistigen Gedanken zu bezeichnen. Die geistigen Quellen aber, aus welchen die Kunst schöpft, können überhaupt nur solche Gebiete seyn, welche Gegenstände für Gemüth und Phantasie, und zwar in sinnlich darstellbaren Ideen liefern.

Ein solches Gebiet ist das höchste menschlicher Erkenntniß, die Religion. Die Geschichten unsrer heiligen Bücher sind die edelsten Quellen der Kunst, eine unerschöpfliche Fundgrube schöner Motive und mannichfaltiger Darstellungen, welche eben so sehr dem frommen gottergebenen Sinn als der Phantasie entsprechen; diese Gegenstände sind deßhalb auch seit Anbeginn der christlichen Kunst von Bildnern und Malern aufgefaßt worden und ihre Darstellung wird immer von neuem zum Bedürfniß werden. Aber schwerer war es, die geheimnißvollen Lehren der Kirche, und den Blick, den sie in das Reich des Ueberirdischen eröffnete, auch der Kunst anzueignen, und für die Bilder ihrer Rede schaubare Gestaltung zu finden. Plastik und Malerey behalfen sich daher mit einzelnen Andeutungen und Symbolen, welche dürftig blieben, weil die Zeit selbst keine Blüthe begünstigte, bis es einem großen poetischen Geiste gelang, die Lehren

Digitized by Google

und Traditionen der Kirche, und Alles, was die neuere Welt Großes erlebt und Tiefsinniges erkannt hatte, in ein erhabenes Gedicht zusammenzufassen. Dieser Geist war Dante. Sein göttliches Gedicht lebt in der Gesinnung tiefer Frömmigkeit; ergriffen von tiefer Ehrfurcht vor dem Göttlichen und Heiligen, schildert er die Erniedrigung des Menschen im Pfuhl der Sünde, den Kampf und die Leiden der Reinigung und die ewige Seligkeit der Frommen und Gerechten. Alle Kenntnisse seiner Zeit hat seine große Phantasie in ein unermeßliches Weltgemälde verarbeitet, vor welchem er selbst ein tiefsinniger Beschauer steht, das Erhabene und Edle verehrend, die Bewegungen menschlicher Leidenschaften bewundernd, welche aus der Tiefe des Gemüths gewaltige Thaten und schwere Verhängnisse bringen, und erglühend von unauslöschlicher Sehnsucht nach dem ewig Schönen, Guten und Wahren, dessen tiefe Ahnung ihm als göttliche Liebe im Herzen wohnt. Die schimmernden Gestalten, mit welchen er die himmlischen Regionen bevölkert, die Scenen menschlicher Geisteskraft und Tugend, menschlicher Schwäche und Lasterhaftigkeit, die er mit flammender Begeisterung und erschütternder Wahrheit geschildert, waren eben so viel glänzende Gemälde, deren überraschender Anblick den Genius verwandter Geister aufrief, und zu ähnlichen Schöpfungen entzündete. Giotto und seine Nachfolger bis auf Rafael und Michel-Angelo waren ergriffen von jenem Geiste göttlicher Ahnung, epischer Größe und tiefer Lebensweisheit, welcher aus Dante's unsterblichem Werke zu dem aufgeregten, dem Großen anstrebenden Zeitalter sprach; und wenn gleich die früheren dieser Künstler nicht immer zu sondern verstanden, was ihrem Gebiet angemessen und was ihm widrig war, wenn sie sich im Einzelnen zu dunklen Allegorien und zu Schilderungen des Häßlichen, welches dem Dichter leichter erlaubt ist, als dem Bildner und Maler, verleiten ließen: so fanden sie doch, von seinem Geiste im Allgemeinen durchdrungen, bald den Weg, auf welchem sie in ihrer Sphäre zu demselben erhabenen und glänzenden Ziele gelangen konnten. Durch Dante war die christliche Religion im Gebiete der Dichtkunst einheimisch und ihr Eigenthum geworden; jene Künstler gaben der bildenden Kunst eine Sprache für sie, deren Wohllaut allen Herzen und Geistern verständlich war, und welche für alle Zeiten die schönste und angemessenste bleiben wird. Aus lauterem Gemüth, aus einer von der Göttlichkeit der Religion begeisterten Phantasie sprachen sie die geheimnißvollen Symbole deutlich, die heiligen Geschichten würdig und ergreifend aus; in ihnen lebte das Gefühl, ohne welches Darstellungen der Religion nicht denkbar sind, das Gefühl des Heiligen. Als die nachfolgende Kunstepoche dieses verlor, entfernte sie sich auch von der reinen Auffassung der Gegenstände, und ihre Darstellungen wurden, je willkürlicher, desto minder ansprechend und erhebend. Die Künstler wandten sich auf das Aeußerliche; aber da ihnen der innere Kern, sowohl die rechte poetische Auffassung als der tiefe Sinn mangelte, brachten sie es auch im Aeußerlichen nicht mehr so hoch, wie die Heroen jener reichen und vortrefflichen Zeit. — Ausdruck des Erhabenen, Bezeichnung der Reinheit menschlicher Natur, ernste Einfachheit und Entfernung von allem Zufälligen und Leichtsinnigen, wird stets der Charakter religiöser Kunst bleiben, und die Darstellungen, welche die Meister jener glücklichen Epoche geliefert, sind deßhalb in vieler Hinsicht als typisch zu betrachten. Wenn wir nun auch wissen, daß sie fast alles im Gewand ihrer Zeit geschildert, daß Christus und die Apostel ganz anders bekleidet gewesen als sie in Rafaels Bildern erscheinen: so hat doch auch diese Aeußerlichkeit der Darstellung eine Sanction erhalten, welche sie zu ändern schwer, ja fast unmöglich macht. In jenen Werken lebt die christliche Kunst, und welcher Spätere in ihrem Geiste schafft, wird den besten beyzuzählen seyn. Schon hat sich jener gute Geist wieder zum Theil erneut; warum sollten wir nicht hoffen, auch Kirchen und Altäre von neuen und würdigen Werken der Kunst geschmückt zu sehen? Wie die Dichtkunst durch ihre Psalmen, die Musik durch ihre heiligen Chöre, so wird auch die dritte Schwesterkunst wieder *mitwirken* zur äußern Erweckung der Andacht und *zur würdigen* Ausstattung jeder religiösen Feyer.

Ein anderes Gebiet und eine noch reichere Quelle von Gegenständen eröffnet sich der Kunst in den Dichterwerken aller Völker, und Plastik und Malerey haben es von jeher für eine ihrer schönsten Aufgaben gehalten, das was Dichter im Klange der Rede vor das Ohr gebracht, durch Bildwerk und Gemälde dem Auge darzustellen. Unter dem Volke, wo sie am reichsten keimte und zur schönsten Blüthe sich entfaltete, hat die Kunst aus der vollsten und frischesten Dichterquelle geschöpft, und durch die belebende Kraft derselben sich viele Jahrhunderte hindurch in blühender Jugend erhalten. Die frühen Gesänge des Homers hatten zerstreute religiöse Begriffe der Phantasie angeeignet, eine Welt von göttlichen Gestalten den Helden des Volks und ihren Thaten gegenübergestellt, und beyde mit dem Glanze der Schönheit und allem edlen Schmucke des Lebens bekleidet. So wurde die Religion den Griechen völlig zur Poesie, und die Kunst ihre unmittelbare Dienerin. Alle Reiche der Natur waren belebt von göttlichen Wesen, die in menschlicher Weise dachten und handelten. Das Gewaltige heroischer Kraft, die Anmuth der zarten Schönheit, des Lebensgenusses üppige Fülle, Hoheit, Ernst, Lieblichkeit, Frohsinn und muthwilliger Scherz waren in diesen Kreis aufgenommen und durchdrangen die Kunst mit der Wär-

Digitized by Google

heit der Natur, wie mit der Idealität der Phantasie. Für uns haben diese Dichtungen keinen religiösen Anklang, aber ihr poetischer Zauber führt uns zu dem Naturleben der alten Welt zurück und berührt jede Saite unsres Gefühls. Die Bedeutsamkeit der Weltanschauung, die in ihnen herrscht, die tiefe Entfaltung der menschlichen Seele, welche jeder Handlung geheimste Triebfeder zeigt, und die lebendige Schilderung aller Scenen und Gestalten, bieten der Plastik und Malerey eine unerschöpfliche Fülle von Gegenständen, einen unendlichen Stoff zu immer neuen, der Empfindung und Phantasie aller Zeitalter entsprechenden Combinationen. An den Werken, die uns noch vor Augen stehen, erkennen wir, wie griechische Künstler den reichen Stoff ihrer Dichtkunst angewandt haben: wie sie ihre Gegenstände aufgefaßt, in derselben Art sollen auch wir dieselben nachbilden, denn was dort religiöses Symbol war, ist bey uns poetische Allegorie und durch lange Anerkennung zur stehenden allgemeinverständlichen Kunstsprache geworden, bey deren Vortrag wir nur nicht vergessen dürfen, daß menschliches Leben und menschliches Gemüth allen Motiven der Kunst zu Grunde liegen müssen. In diesem Sinne haben auch Rafael und seine Schüler die Dichtungen des Alterthums für die Malerey benuzt, indem sie das Allegorische mit Naivetät bezeichneten, und das Sinnliche im Gewande der Schönheit und Anmuth wiedergaben.

Doch es stehen der Kunst die Dichtungen aller Zeiten zu Gebot, und vorzüglichen Stoff findet sie in den Gesängen, die entweder aus der Geschichte des Volks entstanden, oder mit ihrem Geist in den der Nation eingedrungen, folglich auf eine oder die andere Weise Nationalgedichte sind. So werden die altdeutschen Heldengedichte und die Gesänge des Ariost und des Tasso noch oft Gegenstände der bildenden Kunst werden, und unter den Werken neuerer Dichter vorzüglich diejenigen, welche Sagen des Volks enthalten. Die erzählende Poesie liefert ihrer Natur nach den meisten Stoff, doch wird auch die dramatische und selbst die lyrische nicht ausgeschlossen seyn, denn die edlen Gedanken, die anmuthigen oder ergreifenden Scenen, welche die Kunst aus ihnen entnehmen kann, werden im Bilde desto ansprechender, je bekannter sie schon durch die Rede sind. Wie aber die alte Kunst überall nicht das Wort, sondern den Sinn ihrer Dichter faßte, so soll auch die unsrige, von der Phantasie des Dichters zwar geleitet, aber nicht von ihr beherrscht, stets den Gedanken ergreifen und durch die Natur ihn beleben. Jedes Kunstwerk strebt, seinem Wesen nach, ein freyes in sich harmonisches Ganzes zu seyn; daher schafft auch der bildende Künstler den poetischen Stoff wieder neu, aus einem neuen Gesichtspunkt, in neuer Verbindung seiner Theile; er liefert ein eigenes Gedicht. Die Räume zur umfassenden Darstellung seiner Ideen bietet dem Bildner und Maler die Architektur; Statue und Basrelief schließen sich unmittelbar den Formen der Baukunst an; größere flache Räume bedürfen der Malerey, und ihre Vertheilung liefert dem Maler gleichsam von selbst die Anordnung seines Werks in Haupthandlungen und Episoden, Charakterfiguren und umgebende Verzierungen. Einzelne Bilder und Sculpturen als willkürlicher Schmuck der Wände sind eben so viel einzelne Gedichte. Solche mehr oder minder umfassende Darstellungen sind die schönste Zierde für die Wohnungen der Fürsten, Großen und Reichen, für Gebäude, welche den Wissenschaften und Künsten, der öffentlichen Geistesbildung und der geselligen Vereinigung gewidmet sind; sie nähren den Sinn, erheitern und beleben die Phantasie, und erhalten auch dem äußern Leben jenen dichterischen Reiz, ohne welchen keine geistige Erhebung und Veredlung möglich ist.

Die dritte Quelle der Plastik und Malerey ist die Geschichte. — Große Erinnerungen aufzubewahren, edle Thaten zu feyern, das Andenken verdienter Menschen zu erhalten, ist, nach der Kunst der Rede, die bildende Kunst vorzüglich geeignet und berufen. Zwar ist die Geschichte der ganzen Menschheit ein Gemeingut aller Individuen, und die Thaten fremder Völker werden oft ein edler Reiz zur Nacheiferung, wie uns die des griechischen und römischen Alterthums ewige Vorbilder menschlicher Geistesgröße und Kraft sind: aber dem Gemüthe, welches sich dem Gegenwärtigen zuwendet, wird immer das, was Voraltern und Zeitgenossen Rühmliches gethan, was das Vaterland Großes erlebt und hervorgebracht, am nächsten bleiben, und darum kann auch die bildende Kunst keinen schönern Stoff aus der Wirklichkeit ergreifen, als die vaterländische Geschichte. Die Malerey der Athener verherrlichte ihre Thaten in einer eigenen Halle, wo die Nachkommen sie mit Bewunderung sahen; im Dogenpallaste der Republik Venedig haben die größten ihrer Maler die Triumphe abgebildet, welche sie mächtigen Gegnern in kühnen Seekriegen abgewann; auf solche Weise werden auch in Deutschland allmählich die öffentlichen Versammlungsballen, die Gebäude der Staatsbehörden und Obrigkeiten mit den Bildern vaterländischen Ruhmes bekleidet werden. Aber nicht blos allgemeine Begebenheiten, Verhandlungen, Vergrößerungen und Verluste bilden eines Volks Geschichte, sondern das, was aus seinem und seiner Fürsten Gemüth, Sinnesart und Charakterkraft hervorgegangen, und leider haben wenige deutsche Geschichtschreiber solches dargestellt oder nur das Material dazu gesammelt. Für die Kunst sind Bücher, in diesem Sinne geschrieben, die willkommenste Hülfe, denn auch sie soll nicht Ereignisse, sondern Thaten

Digitized by Google

zur Anschauung bringen. Das Ereigniß kann wohl eine Scene bilden, aber in ihm erscheinen die Charaktere nicht aus innerer Bewegung, sondern nur aus äußerem Antrieb handelnd, und lassen, selbst gemüthlos, auch das Gemüth des Beschauers kalt. Die That hingegen zeigt uns die Entfaltung eines bestimmten Charakters zu einer kraftvollen und entschiedenen Aeußerung, welche gewöhnlich ein eben so entschiedenes Leiden voraussezt oder hervorruft, und so regt ihre Schilderung unser Innerstes zu tiefer Mitempfindung auf. Daher werden alle historische Gegenstände, welche nicht den Charakter, die Seele, das Gemüth in Thätigkeit zeigen, für die bildliche Darstellung große Schwierigkeit haben, und der Künstler, welcher sie zur Aufgabe erhält, wird besser thun, sie durch Hervorhebung von Episoden, oder durch symbolische Andeutungen und allegorische Figuren zu schmücken, als bey todter Erzählung der trocknen Wirklichkeit zu bleiben. — Zu großen umfassenden Darstellungen aus der Geschichte ist die Malerey vorzüglich geeignet, da sie über den ausgedehntesten Raum und die sinnlichsten Mittel gebietet; dagegen wird die ernstere Sculptur, wenn sie in Gruppen oder Basreliefs die Geschichte behandelt, öfter zu jenen poetischen Hülfsmitteln sich werden müssen. — Eine Gattung historischer Darstellung aber hat die Plastik vor der Malerey voraus, das Denkmal, in welchem der Begriff der Dauer, der Erhaltung des Andenkens auf späte Zeiten, sich mit den Gefühlen der Liebe und Dankbarkeit verbindet. Sey es nun das einfache Bildniß eines verdienten Regenten, Kriegers oder Bürgers, oder sey es die liebende Andeutung rühmlicher Verdienste und Tugenden, oder enthalte es die Hinweisung auf eine große That, die aus vereinigten Kräften hervorging — die Plastik reicht dazu die würdigsten, großartigsten und dauerndsten Mittel, und indem sie ihr Werk einzeln und selbstständig als Schmuck öffentlicher Plätze vor die Augen des gesammten Volks hinstellt, knüpft sie die Gegenwart an die Erinnerungen jüngster oder früherer Vergangenheit unauflöslich fest und erhebt dadurch das Bewußtseyn des Volks und sein Streben nach dem Edlen und Großen. Denn die Sprache des Schönen wirkt tief und ergreifend, weil sie mit dem Gedanken zugleich das höchste Wohlgefallen und das innigste Mitgefühl erweckt.

Dieses sind die Quellen geistiger Ueberlieferung, aus welchen die Kunst nicht blos willkürlich und nach Gefallen schöpft, sondern, welche sich in jeder blühenden Zeit durch eine nothwendige Richtung ihr darbieten, und, von eminenten Geistern erkannt, ihr Wirken in Anspruch nehmen. Daher kann in solchen Zeiten auch nicht die Frage seyn, ob diese oder jene Gegenstände ihr vortheilhaft oder minder günstig seyen; sie muß sie bearbeiten, und den hohen zauberischen Kräften, welche ihr verliehen sind, gelingt es, das Rechte zu ergreifen und die größten Schwierigkeiten zu beseitigen. Ein neues Aufblühen der Kunst hat sich unsrer Zeit nicht blos angekündigt, sondern durch viele Beweise bestätigt, und so dürfen wir hoffen, sie den Kreis, der im Gebiet menschlicher Geisteskräfte ihr angewiesen ist, auch wieder völlig und mit großartiger Wirksamkeit erfüllen zu sehen. — Es war der Zweck dieser Andeutungen, nur von diesem geistigen Gebiete zu handeln, sonst hätten wir noch eine reiche Quelle künstlerischer Auffassung berücksichtigen müssen, welche mit Religion, Poesie und Geschichte innig verbunden ist, das Leben und die Natur. Aber von diesen, deren unmittelbare Anschauung die zufälligen Gegenstände und Motive liefert und die mannichfaltigsten Abstufungen der Künste veranlaßt, zu sprechen, sey einer andern Gelegenheit vorbehalten.

S.

Berlin.

In Beziehung auf die Stiftung des Kunstvereins im preußischen Staate wird jezt nachträglich bekannt gemacht, (vergl. die Anzeige im Kunstbl. Nr. 83. d. J.) daß alle Personen außerhalb Berlins, welche beytreten wünschen, gebeten werden, sich unter der Addr. „An den V. der Kunstfreunde in den preußischen Staaten, abzugeben beym Hrn. Dr. Jungker (unter den Linden Nr. 56.) in Berlin", an ihn zu wenden. Durch die gütige Veranstaltung des Herrn General-Postmeisters v. Nagler Excellenz (der selber eine Kunstsammlung ohne gleichen besizt) sind sämmtliche königl. preuß. Postämter angewiesen, die unter obiger Adresse an den Verein gerichteten Briefe, Pakete und Gelder postfrey zu befördern. Nur müssen dieselben an einem Postrage nicht über 10 Pfund betragen, und der Name des Absenders muß auf der Addr. des Briefes oder Pakets eigenhändig bemerkt werden.

Zur Nachricht.

Hinsichtlich einer im Kunstblatte Nr. 48. d. J. gemachten Anfrage, Zoëga's hinterlassene Papiere über die Topographie des alten Roms betreffend, glauben wir uns verpflichtet zu antworten: daß wir dieses Werk auf würdige Weise zu fördern hoffen; und werden wir deßwegen das Nöthige so bald als möglich bekannt machen.

Bröndsted.
J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Digitized by Google

Nr. 2.

Kunst-Blatt.

Donnerstag, den 5. Januar 1826.

Ueber einige Gemälde der Ausstellung des Kunstverein's zu München.

Vom Canonicus B. Speth.

1. Eine ländliche Scene vor einem Wirthshause von Peter Heß.

Die Veranlassung zu diesem Gemälde gab dem Künstler die sogenannte St. Leonhardsfahrt, ein in Baiern von Alters her bestehender Volksgebrauch. — Es befindet sich nämlich in der Gegend des Schliersees eine zu Ehren St. Leonhards erbaute Capelle. Alljährig am Tage dieses Heiligen, als Schutzpatrons der Pferde, fahren aus der Umgegend ganze Familien mit ihrem Gesinde auf eigens dazu bestimmten und mit Heiligenbildern bemalten Wagen dahin, die jungen Bursche kommen auf festlich geschmückten jungen Pferden; alle fahren und reiten bey der Ankunft dreymal um die Capelle, wohnen hierauf dem Gottesdienste bey; wiederholen sodann die dreymalige Fahrt und kehren, in den nahe gelegenen Wirthshäusern wohl gelabt, nach ihren Dörfern zurück.

Ein solcher St. Leonhardswagen mit einer Hausfrau, ihren Kindern und Mägden besezt, alle festlich angethan, ist auf seiner Fahrt nach dem Wallfahrtsorte eben vor einem benachbarten Wirthshause angekommen. Der Begleiter dieses Wagens, ein Landmann, ist beschäftiget, der Frau, die eben vom Wagen herabsteigen will, Hülfe zu leisten; während ein gesunder, rüstiger Bursche sich anschickt, seinen aufgeputzten mit Bändern gezierten Schimmel zu besteigen, um nach der Capelle zu reiten. Die schöne Kellnerin hält ihn noch einen Augenblick zurück, mit Lust weilt sein Auge auf ihr, indem er sie schmeichelnd am Kinne faßt. Ein andrer, neben an am Tische sitzend, bietet ihm noch zum Abschiede einen Trunk. Der Jäger jenseits des Tisches, der wie gedankenlos sein Pfeifchen schmaucht, scheint früher schon dem Mädchen zugethan, die Scene macht ihm eben keinen Spaß, er behält das Mädchen unverrückt im Auge, nicht achtend des geschwätzigen Alten, der ihm zur Seite sizt. Die rückwärts neben dem Hause postirten Musikanten blasen aus vollen Backen. Dieß ist der Hauptgegenstand des Bildes. Ueber den See her, nach dem dreßseitigen Ufer, steuert noch ein Kahn, wohl besezt mit munteren Gästen; der Schiffer verkündet jubelnd die landende Gesellschaft. Im Hintergrunde jenseits des Sees erhebt sich schroffes Gebirg im blauen Duft.

Dem Ganzen können wir das wesentliche Verdienst einer großen Gefälligkeit in der Anordnung des Einzelnen sowohl als der Gesammtmasse nicht absprechen, alles hat dabey seine rechte Stelle und volle charakteristische Bedeutung; jedes Motiv scheint sich dem Künstler in der Wirklichkeit so dargeboten zu haben, in deren treuer Auffassung Hr. Heß von jeher eine auffallende Meisterschaft bewiesen hat, wie solches denn auch vorzüglich von seinen physiognomischen Schilderungen gilt, die alle der lebendigste Abdruck des leiblichen Lebens sind und uns täuschend mitten unter jenes Volk versetzen, das er mit dem Eigenthümlichen seines Costüms, seiner Geberden, seinen physischen und psychischen Eigenheiten darzustellen beabsichtiget.

Unseres Wissens hat Hr. Heß hier zum erstenmal die Schilderung eines so reichen, durchaus ländlichen Gegenstandes, und wie uns dünkt, mit nicht minder glänzendem Erfolge unternommen, als früher seine militärischen Scenen und andere damit mehr verwandte Gegenstände.

Ein so tüchtiger Künstler weiß sich auch mit den schwierigsten Gegenständen bey einer so reichen Gruppirung, mit der Harmonie und dem Helldunkel richtig abzufinden und durch eine geistreiche und meisterhafte Ausführung dem Ganzen jenen Grad von Vollendung zu geben, welcher der Darstellung einen eigenen Reiz verleiht.

Das zu kräftige Hervortreten der Gebirgsmasse dürfte allerdings in der eben nicht gar fernen Lage der Berge, und, daß die Natur im Großen sich dem Künstler wirklich so dargestellt haben mag, einen rechtfertigenden Grund finden; allein bey der Beschränkung auf einen weit kleineren Raum, wie sie im Kunstwerk statt findet, will uns doch ein duftigeres und reicheres Zurücktreten der

Digitized by Google

Ferne für die Gesammtwirkung und besonders hier für den Vordergrund besser dünken.

Dieses treffliche Gemälde wurde noch vor dem Hinscheiden S. M. des Königs Maximilian von Baiern durch Allerhöchstdieselben ihrer Privatsammlung einverleibt.

2. Landschaft von Hrn. Cantius Dillis. *)

Eine Gebirgsgegend mit einem Walde, der sich über den ganzen Mittelgrund thalabwärts hinzieht. Im Vorgrunde links und wie am Eingange des Waldes, erhebt sich eine hohe, schlanke Baumgruppe, unter deren Schatten zwey Gebirgsjäger mit ihren Hunden der Ruhe pflegen; ihre Blicke sind jenseits auf einige Hirsche gerichtet, die das Freye gesucht haben und auf besonntem, grasigem Boden neben Gesträuch der Weide nachgehn. Hinter dem Walde erhebt sich mannichfaltiges Gebirge im blauen Duft.

Dieser vielerfahrene Künstler gefällt sich in Schilderungen abgeschlossener Naturgegenden, wo nur sinnige Gemüther sich heimisch finden, wo Natur in geräuschloser Einsamkeit ihre Größe feyert, und außer dem des Wilderspähenden Jägers nur selten ein menschlicher Fußtritt ertönt.

Hr. C. Dillis besitzt eine ihm eigene Geschicklichkeit, ohne vielen Aufwand künstlicher Mittel, Gegenstände der Art recht anziehend vor Augen zu stellen, was wir seinem vielgewandten und nüchternen Blick in die Natur, seiner erprobten Wahrheit in der Auffassung ihrer Linien und Massen, seinem richtigen Gefühle für jede ihrer zufälligen Schönheiten in Helldunkel und Beleuchtung und seiner praktischen Meisterschaft in der Darstellung überhaupt zuschreiben müssen. In jeder dieser Bezeichnungen ist das erwähnte Bild in seiner breiten, flüchtigen und geistreichen Behandlung ein Beweis von der Wahrheit unseres Urtheils. Es ist bereits von dem Vereine für die nächste Verlosung angekauft worden.

3. Eine Vase mit Blumen nebst Früchten auf einem Tische von Hrn. Nachtmann.

Dieser Künstler hat schon früher sein lobenswerthes Talent in der Malerey auf Porcellan sehr befriedigend zu erkennen gegeben. Auch diesem Oelgemälde können wir unsern Beyfall nicht versagen. Die Anordnung ist gut, weder zerstreut noch überhäuft, die Farben unterstützen sich wechselseitig zu einer gefälligen Harmonie. Die Blumen und vorzüglich das Blätterwerk, an dessen Behandlung viele der neuern Blumenmaler zu scheitern pflegen, sind nach Verschiedenheit ihrer Arten der Natur mit vieler Täuschung nachgeahmt. Die Ausführung hält sich zwischen charakterloser Weiche und übertriebener, gewöhnlich an Trockenheit und Härte gränzender Vollendung in einer glücklichen Mitte.

Zur Förderung eines noch wirksameren Helldunkels und größerer Rundung im Ganzen, sollten die neuern Künstler in diesem Fache, nach dem Muster der unvergleichlichen Niederländer, nicht unterlassen, die Blumengattungen so zu wählen, daß das Hauptlicht mehr in eine Masse, und zwar in schräger Linie nach oben abweichend, zusammengehalten würde, wonach sich dann das Vor und Zurück der in die Breite gruppirten Blumen und Blätter dem Gefühle des Künstlers von selbst ergäbe.

4. und 5. Zwey Landschaften von C. Rottmann.

Die erste stellt eine Gegend bey Brannenburg in Baiern vor. Ein Gewitter ist eben vorübergezogen, aber noch bedeckt düsterer Schatten das Gebirge zur Rechten über welchem die lezte drohende Wolke schwebt, indeß im fernen Thale zur Linken schon die Sonne erglänzt und über dem Dunstkreise sich ein Regenbogen gebildet hat. Gebirgswasser rinnt sparsam durch eine sandige Schlucht nach dem Vorgrunde her und auf magerem Boden stehen im Mittelgrund einzelne Baumparthien. Das zweyte Bild gibt uns eine Ansicht von der Gegend bey Berchtesgaden mit dem Bartholomäus-See, begränzt von dem Gebirge, wo der Watzmann sein zackiges Haupt emporhebt. Zur Seite im Mittelgrund und zwischen Bäumen steht eine Mühle und zerstreut weiden da und dort einzelne Kühe.

Wir freuen uns, hier in der Reihe sehr achtbarer Meister zum Erstenmal einen Künstler aufführen zu können, in dessen Werken ein ganz eigener Genius waltet, den wir durch und durch poetisch nennen möchten, welcher die Natur eben so treu als originell auffaßt und darstellt, damit aber auch nur sich und der Natur angehört, ohne mit irgend einem Meister verglichen werden zu können, wenn es nicht etwa Caspar Poussin ist, an den zuweilen seine aus freyer Dichtung hervorgegangenen Darstellungen unwillkürlich mahnen, ohne daß man sagen könnte, er affektire dessen Styl, oder suche ihn absichtlich zu erkünsteln.

Die erste der erwähnten Landschaften gefällt durch den Ernst ihres Tones überhaupt und das Bedeutsame ihrer Massen im schönsten und wirksamsten Contraste zu dem höchst wahren und zufälligen Lichteffekte. Was den Regenbogen betrifft, so sind wir der Meynung, daß überhaupt diese momentane Naturerscheinung, die denn doch in der Wirklichkeit nur durch das Imposante des gewaltigen Bogens und ihr reizendes Farbenspiel das

*) Herr Cantius Dillis ist der Bruder des k. b. Centralgallerie-Directors Georg v. Dillis und gleich diesem dem Landschaftfache mit eigenthümlicher Meisterschaft zugewandt.

Digitized by Google

Auge anzieht, in der Nachahmung, wo sie nur zum Theil, und mehr als ein trübes und mattes Nebelgebilde, erscheint, vermieden werden sollte. Die gegenwärtige Landschaft würde auch ohne diese Zuthat ihre herrliche Wirkung nicht verfehlen, die mittelst einer breiten originellen Behandlung und schöner Harmonie trefflich erreicht ist.

Im zweyten Bilde, welches in den Besitz Sr. Majestät des jezt regierenden Königs gekommen ist, scheint uns Hr. Rottmann seine ganze geniale Kraft entwickelt zu haben. Luft, Wasser und Gebirge sind seine vorzüglichsten Elemente, in deren Auffassung er eben so originell ist, als er in ihrer Darstellung seine ausnehmende Wahrheit des Tones und der Formen und eine ihm eigene Geschicklichkeit der Behandlung zu erkennen gibt. Wie Hr. Rottmann hier das Licht, bald klar, bald duftig über Hügel und Gebirge hinwegstreifend, bald an den Kanten der lezteren sich brechend, dennoch wie in einer Masse zusammengehalten über die ganze Gegend ausgegossen und in ununterbrochenen Linien durchgeführt hat, dieß ist ein wahres Meisterstück, und beweist, wie verständig sich der Künstler mit diesem effektreichen, aber auch schwierigen Theile der Behandlung abzufinden weiß. Es herrscht in dieser Landschaft eine Heiterkeit und ein Glanz eigener Art, die wir nicht zu beschreiben vermögen. Nicht minder zeigt sich unser Künstler originell und eigenthümlich, in einem andern wesentlichen Theile der Landschaft in der Form und Gruppirung der Bäume. Wir glauben jedoch, gerade hier die Bemerkung nicht unterlassen zu dürfen, daß Hr. Rottmann bis jezt diesen Theil an manchen Stellen gleich einer landschaftlichen Staffage, mehr untergeordnet, ja wir möchten sagen, eher plastisch als malerisch behandelt. Die dichten Massen des Laubwerks sollten lockerer und beweglicher gehalten, auch bey den Stämmen und der Form der Blätter überhaupt mehr auf den Charakter der Natur Rücksicht genommen werden.

Indem wir uns vor der Hand begnügen, auf eine so vortheilhafte Weise das Publikum auf die Kunstleistungen des Hrn. Rottmann hier aufmerksam gemacht zu haben, sind wir vollkommen überzeugt, daß dessen fernere Werke seine genialen Kräfte und poetische Individualität im Landschaftfache fortwährend immer glänzender beurkunden werden.

6. Das Innere der verfallenen Kapelle (Frauenkirche) mit dem Grabmale des Pfalzgrafen Siegfried und dessen Gemahlin Genovefa am Niederrhein, von Domenico Quaglio.

Diese Kapelle im gothischen Style soll, so geht die Sage, auf eben dem Platze erbaut worden seyn, wo Siegfried seine Gemahlin im Walde gefunden hat. Es ist zu bedauern, daß dieses in historischer Beziehung interessante Denkmal der Zerstörung völlig Preiß gegeben ist. Die noch stehenden Reste sind mit wildem Gestrippe bewachsen. Im Chore bemerkt man die Spuren des ehemaligen Altars, über welchem noch die blassen Ueberreste einer Madonna mit dem Christkinde als Altargemälde sichtbar sind. Rückwärts gewahrt man das erwähnte Monument in der Form eines Sarkophages, über welchem in liegender Stellung Siegfried und Genovefa in Stein ausgehauen sind. Die Behandlung ist etwas flüchtig; Ton und Beleuchtung sind vortheilhaft gewählt und mit dem vordern Theile in eine wirksame Haltung gesezt.

(Der Beschluß folgt.)

Nekrolog.

Den 24. November 1825 starb in Karlsruhe der großherzoglich-badische Kriegsrath, des Zähringer Löwenordens Ritter, Herr Gotthold Hauer, in seinem 43sten Lebensjahr.*) Er war geboren am 28. Februar 1782 zu Gernsbach im Murgthal, wo sein Vater als Lehrer angestellt war.

Schon in seiner zarten Kindheit zeigte sich bey demselben ein großes Talent für die Kunst und er strebte dieses auszubilden, um in die Reihe der Künstler dereinst einzutreten. Er wollte sich im Anfang in der Kupferstecherkunst versuchen, allein Familien-Verhältnisse erlaubten ihm nicht, diesen Beruf zur Kunst zu verfolgen.

Der rühmlichst bekannte Schriftsteller, Hofrath Posselt, nahm ihn als Privatsekretär zu sich, unter dessen Leitung er Geschichte, besonders Kriegsgeschichte zu seinem Studium machte. — Später trat er als Administrativ-Beamter bey dem großherzoglich-badischen Kriegsministerium ein, wodurch seinen Talenten und Fähigkeiten ein großes Feld, zur Erweiterung seiner Kenntnisse und Weltansichten, geöffnet wurde.

Als Kriegscommissär machte derselbe vom Jahr 1806 an, alle Feldzüge bis zum Jahr 1813 unter den großherzoglich-badischen Truppen mit, wo er dann mit unermüdetem Fleiße und Sachkenntniß seinem Vaterlande diente und nüzlich ward, und dafür von Seiner Königlichen Hoheit, dem Großherzog Ludwig im Jahr 1821 mit dem Ritterkreuz des Zähringer Löwenordens belohnt wurde.

Nach dem ewig denkwürdigen Feldzug in Rußland, im Jahr 1812, aus welchem Hauer durch die vielen An-

*) Vergl. die vorläufige Anzeige eines andern Correspondenten in Nr. 101. des vorigen Jahrganges.

Digitized by Google

ſtrengungen und Entbehrungen ſehr geſchwächt und leidend zurückkam, trat er als Aſſeſſor wieder in das Kriegsminiſterium und wurde dann ſpäter wohlverdientermaßen zum Kriegsrathe befördert. Von dieſer Zeit an wurde ſeine Geſundheit allmählig ſchwächer und ſeine Kränklichkeit erlaubte ihm nicht mehr, in den zwey lezt verfloſſenen Jahren, ſeinen ernſteren Berufsgeſchäften ganz nachzukommen. Er mußte meiſtens das Zimmer hüten und ſich aller ernſtern Geiſtesanſtrengungen möglichſt enthalten. Allein ſein reger und für alles Schöne und Edle empfänglicher Geiſt, konnte nicht ruhen; er leitete ihn auf ſeine erſten Jugendbeſchäftigungen zurück. Mit reiner Liebe und großem Eifer erglühte von Neuem in ihm der Kunſtſinn. Er ergrif, den, ſeit 25 Jahren unberührten Griffel wieder und förderte nach einigen Verſuchen, treffliche Producte der Lithographie zu Tage, welche er ſeinen zahlreichen Freunden und Verehrern widmete, und wovon ſchon in dieſen Blättern rühmliche Erwähnung geſchah. Man verdankt ihm ſehr wohlgetroffene und mit vielem Geſchmacke zierlich gezeichnete Porträts von:

Hofrath Schloſſer,
Geh. Rath und 1ſtem Leibarzt Dr. Schrickel,
den Künſtlern Thorwaldſen,
Haldenwang,
Fedor Iwanow,
Hofmedailleur Bückle, und
Hofrath Ernſt Ludwig Poſſelt.

Drey Stunden vor ſeinem ſanften Dahinſchlummern in das dunkle Jenſeits, vollendete er das lezt angeführte Bildniß ſeines früheren Lehrers und Freundes, Hofraths Poſſelt, nach einem trefflichen Oelgemälde von Edlinger.

Dieſes und das Porträt von Hofmedailleur Bückle aus Durlach, ebenfalls nach einem Gemälde von Edlinger, gehören unſtreitig zu ſeinen gelungenſten Arbeiten, womit er den Abend ſeines thätigen, zum Schönen und Guten emporſtrebenden Lebens, beſchloſſen hat, deſſen Morgen für die göttliche Kunſt nur einige Strahlen ausſenden konnte. Außer den oben angeführten und noch mehreren andern gezeichneten und lithographirten Blättern, beſchenkte er den Kreis ſeiner Freunde noch mit mehreren herrlich gearbeiteten Fabelbildern, welche er für das zarte Alter der Jugend beſtimmte und auch aus dieſen leuchtet ſein kindlich frommer Geiſt hervor.

An ihm verliert der Staat einen treuen, redlichen, geſchickten Diener, ſeine Familie einen zärtlichen Gatten und Vater, ſeine zahlreichen Freunde einen treuen biedern Freund und die Kunſt einen geachteten Kenner und Verehrer, von dem noch viel Schönes und Nützliches zu erwarten geweſen wäre.

F.....r.

Merkwürdiger Aufſchluß für die Alterthumskunde.

Es war mir höchſt merkwürdig, bey meiner Anweſenheit in Berlin, durch die Güte des Hrn. Geh. Medicinalraths Rudolphi, einen Alterthümerfund zu ſehen, welcher ihm zugeſendet war und durch den in dem dunklen Raume der Alterthumskunde ein neues Licht tagt. Der um die Alterthümer der heidniſchen Vorzeit und des Mittelalters ſo ſehr verdiente Hr. Dompredigr Auguſtin zu Halberſtadt, hatte in dortiger Nähe bey Nachgrabungen eine Stelle gefunden, die er für eine Opferſtätte hielt und worüber wir gewiß nähere Nachrichten von ihm ſelbſt erhalten werden. Auf derſelben fand er ein großes Opfermeſſer, Urnen und andere Geräthe, aber beſonders ſechs Knochen von dem Unterſchenkel verſchiedener Thiere. Die Unterſuchungen des Hrn. G. R. Rudolphi ergeben: einen vom Elendthiere, einen vom Rinde, zwey von Schaafen, zwey von Ziegen. Das Merkwürdigſte iſt nun noch, daß dieſe Knochen vollkommen denen gleichen, welche unterſt auf dem Tunderſchen Horne abgebildet ſind und daß ihre heilige Bedeutung bey dem Opferdienſte wohl keinem Zweifel unterliegt. Damit bey Nachgrabungen ja recht ſorgfältig auf ſolche Knochen geachtet werde, eile ich, die mir gewordene Nachricht zu verbreiten. Haben die beyden im Thüringiſchen gefundenen Knochen, von denen der Thüringiſche Verein zu Naumburg in ſeinem erſten oder zweyten Berichte ſprach, nicht eine ähnliche Bedeutung? Spuren einer Bearbeitung waren indeſſen an den Halberſtädter Stücken nicht zu finden.

Bg.

Paris.

Galerie de Lesueur ou Collection de tableaux représentant les principaux traits de la vie de St. Bruno, fondateur de l'Ordre des Chartreux, dessinée et gravée par Georges Malbeste, faisant suite au cours de peinture ou Musée de feu M. Filhol, accompagnée de sommaires descriptifs et de notices sur la vie de St. Bruno et sur celle de Lesueur, par Charles Pougens, chevalier etc. In 4. ornée de 29 gravures, divisée en 3 livraisons. Chez l'auteur, Firmin Didot etc. Preis jeder Lieferung 18 Fr., vor der Schrift 36 Fr.

Druckfehler.

Nr. 104. S. 420. Sp. 2. Artikel: Paris. L. 3. ſtatt: Lecomte, lies: Lecointe und L. 4. v. u. ſt. Wiel, l. Miel.

Digitized by Google

Nr. 3.

Kunst-Blatt.

Montag, den 9. Januar 1826.

Ueber einige Gemälde der Ausstellung des Kunstverein's zu München.

Vom Canonicus V. Speth.

(Fortsetzung.)

7. Landschaft von Hrn. Cogels.

Eine Klosterkirche mit mehreren Bäumen umpflanzt, zu welcher man von der Seite des Wassers über eine alte steinerne Brücke gelangt. Weiterhin nach dem Hintergrunde ein Theil einer kleinen Stadt längs dem Ufer eines breiten Flusses, etwa der Schelde, die von mehreren Schiffen belebt ist. Ganz im niederländischen Geschmack und hinsichtlich der Formen, des Tons und der Behandlung der Bäume an van Goyen erinnernd, nur mannichfaltiger in der Farbe, aber im Ganzen nicht so durchsichtig gemalt.

8. und 9. Todtes Geflügel, ein Feldhuhn und zwey Schnepfen, von Herrn M. Schnitzler.

Von der Hand dieses Künstlers haben wir bereits viel besseres, ja schon so vortreffliches gesehen, daß man keinen Anstand nehmen kann, ihn den besten jetzt lebenden Künstlern in diesem Fache beyzuzählen. Dießmal aber hat Hr. Schnitzler unsern Erwartungen nicht genügend entsprochen. Wir vermissen hier ungern die gleiche Beharrlichkeit einer fleißigen Ausführung, die diesen Gegenständen neben einer guten Gruppirung immer einen wesentlichen Reiz gibt. Was insbesondere bey dem Feldhuhn in der Gegend des rechten Fußes mit den vielen einzelnen durcheinanderlaufenden Strichen angedeutet werden will, wissen wir nicht; diese Stellen sehen mehr verworrenen Haarknäueln als flaumartigen Federn gleich. Auch können wir es nicht loben, daß der Künstler zu diesen durchaus delikat zu behandelnden Gegenständen sich so nachlässig grundirter oder nachher beschädigter Tafeln bedient hat. Diesen billigen Tadel durch gerechtes Lob wieder zu vernichten, wird uns hoffentlich Hr. Schnitzler durch eine vollkommenere Darstellung, wie sie allerdings in seinen Kräften steht, recht bald eine erwünschte Gelegenheit geben.

10. Eine Gegend bey Tegernsee mit der St. Quirins-Capelle, von Hrn. Warnberger.

Wir würden uns in einiger Verlegenheit finden, sollten wir mit Zuverläßigkeit die Gattung angeben, zu welcher die Bäume in dieser Landschaft gehören; sie sind zu conventionell behandelt und entsprechen wenig oder gar nicht dem Charakter, wie ihn die Natur gibt, dabey dünken sie uns auch, besonders jene zur Linken des Vordergrundes, ein wenig gar zu practisch ausgeführt. Desto mehr macht die Beleuchtung eine frappante Wirkung. Die Abendsonne röthet die Gipfel der Bäume und glühend warm streift sie über den Weg und den grasigen Boden hin. Von dieser Seite können wir dem Bilde die gebührende Anerkennung seiner Verdienste nicht versagen.

11. und 12. Zwey Gemälde von Hrn. Albrecht Adam.

1. Ein Hühnerhaus, vor welchem die muntere Schaar versammelt ist, und dem Kampfe zusieht, in welchem zwey mächtige Hähne in sträubender Wuth gegeneinander begriffen sind. Zur Seite sitzt ein Pfau auf einem Schaffe, umher einige Geräthschaften. Die Stellung der beyden Hähne, das gegenseitige Sträuben ihrer Federn ist der Natur treulich abgesehen und täuschend nachgebildet. Die gute Wahl und Zusammenstellung der Farben, die Vertheilung des Lichtes und die leichte, freye Behandlung leihen diesem niedlichen Bildchen einiges Interesse.

2. Das Pferderennen am Octoberfest 1825. Der Künstler hat hierzu den Standpunkt von der Stadt aus zur Rechten der Theresienwiese genommen, wo nach Westen hin das königliche Zelt, nebst der mit unzähliger Volksmenge besetzten Anhöhe und den zu verschiedenen Volksbelustigungen erbauten Hütten, nach Süden aber das ferne bairische Gebirg in weitem Zirkel als Hintergrund erscheinen. Das Rennen selbst bildet den Vordergrund, die drey besten Renner machen die Hauptparthie

Digitized by Google

des Bildes, an die sich der übrige Troß anschließt, der eben zum Vorscheine kommen will. Die Pferde sind im vollsten Laufe begriffen, nach Vor- und Rückwärts in gestrecktester Länge, schnaubend, mit gespannter Muskelkraft, in der diesen Thieren eigenen und durch Abmagerung unterstützten Behendigkeit geschildert. Ob sie aber so, nur im angestrengtesten Laufe und nicht in einem übersetzenden Sprunge begriffen, gleichwohl mit allen Vieren zugleich die Erde nicht berührend, laufen können, wissen wir nicht. Wir wollen übrigens nicht in Abrede seyn, daß Hr. Adam seiner Darstellung mehr Lebendigkeit gegeben haben würde, wenn er den zur Seite absichtlich zurückgehaltenen gewaltigen Andrang der übrigen Pferde losgelassen und wenigstens zum Theil vor den Augen der Beschauer entwickelt hätte. Dieß würde ihm manches Motiv dargeboten haben, wodurch dieses Bild an Leben und Interesse gewonnen hätte.

Wer sich überhaupt im Geiste recht lebendig in das bunte und lärmende Durcheinander dieses Festes zu setzen vermag, wird in dieser Darstellung eine auffallende Leere finden. Im Grunde ist man denn doch mit der Beschauung dreyer Pferde, die noch dazu in gleicher Richtung und Bewegung ihren Lauf fortsetzen, bald fertig und unwillkürlich wünscht man, daß nun auch die übrigen, wenigstens zum Theil und in zusammengeschobeneren Gruppen vor dem Zuschauer vorüber eilen möchten; denn außer diesem mußte alles übrige in dem weiten Raume, auf dem genommenen Standpunkte, zu sehr untergeordnet werden, als daß es das Auge anziehend beschäftigen könnte.

13. und 14. Zwey Landschaften von Herrn Galerie-Inspector Dorner.

1. Eine wilde, beschränkte bairische Gebirgsgegend. Am Abhange eines steilen Berges und zwischen einer vom Gebirgswasser ausgespülten lockeren Anhöhe des Vorgrundes zeigt sich eine Mühle. Aus der engen Schlucht stürzt schäumendes Wasser hervor, das die Mühle treibt und dann rauschend hinab nach dem Vorgrunde eilt. Die Führung des Lichtes, welches von oben herein über den Mittelgrund hinstreift, die Mühle beleuchtet und jenseits auf sandigem Boden zur breiteren Masse gesammelt einen ungemein wahren und kräftigen Gegensatz zu dem ernsten düsteren Tone der Landschaft bildet, ist ganz vorzüglich und macht einen wesentlichen Zauber dieser schönen Landschaft aus, ähnlich dem zufälligen Spiele des Lichtes in Wynants erlesensten Bildern.

Der Ton und die kräftige Haltung dieses Gemäldes wird durch eine durchgängig klare und übereinstimmende Färbung recht anziehend hervorgehoben.

2. Der Kupferhammer bey Rosenheim in Baiern. Die dazu gehörigen Gebäude liegen in einer vom nahen Gebirge umgebenen waldigen Gegend. Aus dem Gehölze treibt ein Alter einige Kühe und Ziegen hervor. Von den verschiedenen Gängen des Hammerwerkes ergießt sich das Wasser in eine stehende Fläche, drängt sich dann zwischen einem Sandhügel jenseits und dem mit Pflanzen und Gesträuchen bewachsenen Vorgrunde durch Felsenstücke schäumend durch und bildet hier mit dem Sandhügel das concentrirte Hauptlicht. Eine gemilderte und ununterbrochene Klarheit sondert andere Hauptmassen des Bildes deutlich von einander und verbindet sie mit den in düsterm Tone gehaltenen Partien zu dem ernsten Ganzen einer stillen einsamen Naturgegend.

Hr. Dorner, der sich am liebsten in solcher Abgeschiedenheit gefällt, beweist fortwährend eine eigene Meisterschaft in ihrer treuen Auffassung und eine geniale Leichtigkeit in einer durchaus flüchtigen, geistreichen Behandlung bis zur überraschenden Wahrheit und Natur in den Details, z. B. dem schäumenden Wasser, dem Charakter einzelner Baumstämme ꝛc.

15. — 17. Genre-Gemälde von Hrn. Mich. Neher.

Dieser junge, talentvolle Künstler reiht sich hier zum erstenmal an die vorerwähnten Meister auf eine sehr ausgezeichnete Weise an. Zu München im Jahre 1798 geboren, widmete er sich dem Kunststudium an der königl. Akademie, die er jedoch durch Verhältnisse gezwungen, bald wieder verließ, um sich mit dem bis dahin Erlernten, so gut er konnte, auf dem Wege der Naturnachbildung weiter fortzuhelfen. Er wandte sich zunächst der Bildnißmalerey zu, worin ihm hinsichtlich der Behandlung der Farben der damals noch lebende Hofmaler M. Kloß, dessen Bemühungen um die Herstellung eines gründlichen Farbensystems bekannt sind, zweckmäßigen Unterricht ertheilte. Hierauf folgte er bald einem Rufe nach Trient, um dort einige Bildnisse zu malen, die sogleich zu erkennen gaben, daß Neher eine vorzügliche Gabe zur Auffassung charakteristischer Eigenthümlichkeiten und alles Zufälligen in der Natur besitze. Für die weitere Ausbildung dieses Talents schien ihm Italien das rechte Land zu seyn, wo die Natur durch Klima und Vegetation eben so anziehend ist, als die Menschen durch Sitten, Gebräuche und Costüm den mannichfaltigsten Stoff zu malerischen Schilderungen darbieten. — Nachdem er daher von Trient aus die kunstreichsten Städte Oberitaliens besucht hatte, wandte er sich immer südlicher und ging endlich im Jahre 1823 nach Rom und Neapel, durchwanderte die malerischen Umgegenden beyder Städte, fertigte daselbst äußerst nette mit der Feder gezeichnete Ansichten mit passenden Staffagen und kehrte im verflossenen September in seine Vaterstadt zurück mit nachstehenden drey Gemäl-

Digitized by Google

den, die er in diesem Jahre zu Rom ausgeführt und als Früchte seines Fleißes und seiner raschen Fortschritte zur Ausstellung mitgebracht hat.

1. Eine Almosen-Spende. Vor einer Klosterpforte und unter einer vorn auf jonischen Säulen ruhenden Halle im Gefolge eines Klosterbruders steht ein Kapuziner Mönch, der eben aus einem Kessel in das Gefäß einer armen Frau Suppe gießt, die schüchtern die Treppe hinangestiegen sich ihm genähert hat. Rückwärts derselben harret ein anderes Weib, ihr säugendes Kind auf dem Arme, der milden Gabe, während ein junger Bursche, faul und gemächlich an die Säule gelehnt, in eine Schaale mit heißer Suppe bläst, um sie abzukühlen. Zwischen den Säulen rückwärts steht eine bekehrte Frau, den Blick auf den Klosterbruder unter der Pforte gerichtet, durch die man in einen Theil des Kreuzganges sieht. Links vom Beschauer sizt auf der Treppe ein gutmüthiger Alter, seine Gabe zu verzehren; eben reicht er dem vor ihm stehenden kleinen Mädchen einen Brocken aus der Schüssel, die er und das Mägdlein vor sich halten.

Die Architektur füllt einen bedeutenden Theil dieses schönen Bildes aus und beurkundet des Künstlers richtige Einsicht in die Perspective. Ton und Behandlung des Gemäuers sind ausgezeichnet wahr und schön. Die Figuren sind höchst einfach und sinnig zu einer Gruppe verbunden, jede in beziehender Bedeutung auf das Ganze und am rechten Orte, die bedeutendsten durch das Hauptlicht kräftig hervorgehoben und durch dessen Fortsetzung mit den übrigen verbunden. Der Alte auf der Treppe ist in jeder Hinsicht ganz herrlich, nur die Natur kann so wahr seyn, auch das Kind vor ihm ist die lautere Einfalt und Unschuld. Das Weib dem Mönche zunächst ist mit eine der schönsten und anziehendsten Figuren.

Den technischen Theil hat Hr. Neher vollkommen in seiner Gewalt. Alles ist mit auffallender Sicherheit, breit, bestimmt, zierlich und mit erforderlicher Klarheit und Uebereinstimmung der Töne vorgetragen und behandelt.

2. Ein Gioncataro auf offener Straße vor einem Hause in Tivoli. Er sizt auf einem länglichen Korbe, welcher runde irdene Gefäße mit Buttermilch zum Verkaufe enthält, wovon er eines in der Hand hat, welches eben ein armer Junge gekauft, der vor dem Korbe kniet und tief hinab in seine Tasche greift, noch ungewiß und verlegenen Blickes, ob wohl seine Baarschaft hinreichen werde, diesen labenden Trunk zu bezahlen. Diese Situation des Jungen und der aufmerksame Blick des Gioncataro, ob er wohl mit der Zahlung für den Topf, den er ihm dafür zu geben bereit ist, herausrücken werde, sind geistig und physisch mit einer außerordentlich wahren und lebendigen Naturauffassung geschildert. Eine Sonineserin in bunter Kleidung steht, doch etwas rückwärts, dem Gioncataro zur Seite, auch sie gelüstet nach einem Töpfchen, um dessen Preis sie ihn zu fragen scheint; sie ist ganz aus dem Leben genommen.

Man muß gestehen, daß Hr. Neher in Italien sich wacker umgesehen hat, und daß ihm nichts von all den Nüancen und selbst von den kleinsten Details entgangen ist, womit Natur und Volk dieses malerischen Landes sich in jeder Hinsicht eigenthümlich ausnehmen. So bauen sich die Häuser, Städte und Landschaften nur in diesem Lande, dieß sind der Charakter und die Physiognomien, Stellung und Bewegung, Sitten und Gebräuche, dieß das Costüm und die Farbe überhaupt und die bräunliche des Incarnats seiner ländlichen Bewohner insbesondere, wie sie unser Künstler treu und geistvoll an Ort und Stelle aufgefaßt uns jezt in seinen Schilderungen vergegenwärtiget.

Seine Zeichnung ist lobenswürdig, die Anordnung ungekünstelt, die Beleuchtung im Ganzen auf eine günstige, zusammenhaltende Wirkung berechnet, und im Einzelnen wieder durch Zufälligkeiten trefflich motivirt, wie bey dem schönen Kopfe des Gioncataro; Ausführung und Behandlung sind bis zum erforderlichen Grade fleißig, breit und bestimmt, klar und durchsichtig in den Schatten, überhaupt nicht ohne überraschenden Grad von Meisterschaft.

Um die Ruhe der vordern Gruppe weniger zu stören und den Eindruck ihrer großartigen Masse nicht zu schwächen, hätte der Künstler, nach unserm Bedünken, besser gethan, wenn er am Ende der Straße die Heerde Truthähne mit ihren Treibern, so wahr und schön sie auch an sich aufgefaßt sind, ganz weggelassen, dann aber auch die Monotonie der Stadtmauer auf geeignete Weise unterbrochen hätte. Auch können wir den wohlgemeynten Wunsch nicht unterdrücken, daß Hr. Neher in Zukunft bey der Individualität weiblicher Physiognomien mehr auf gefälligere, blühendere Formen und Züge Rücksicht nehme, um auch von dieser Seite noch den Reiz seiner anziehenden Bilder zu erhöhen; wie wir denn auch zuversichtlich hoffen, daß die bräunliche Gesichtsfarbe ihm auf seiner Palette keineswegs stehend geworden sey, und er daher, wo Klima und Natur eine andere Carnation erzeugen, jene auch der Natur gemäß anders modificiren werde.

3. Eine Mutter mit ihrem Säugling an der Brust sizt unter der Arkade vor einem Haus, neben ihr ein Korb mit Früchten, vor ihr steht ein spinnendes Mädchen, sinnend, den Blick auf den Säugling gerichtet. In der Ferne öffnet sich die Aussicht auf eine Landschaft mit mehreren Gebäuden. Physiognomie und Ausdruck der Köpfe, so wie Costüm und Farbe, sind ganz nach dem Leben aufgefaßt. Vielleicht möchten die weißen Ge-

Digitized by Google

wänder sich zu oft wiederholen, und insbesondere bey der Schürze der Mutter, die Wahl einer andern Farbe, als der blendend weißen, einer kräftigeren Wirkung der Gruppe förderlich gewesen seyn; mit mehr Luftton würde auch der landschaftliche Hintergrund weicher zurücktreten.

Hrn. Nebers Gewandtheit in einer sicheren breiten Behandlung ist auch hier nicht zu verkennen.

(Der Beschluß folgt.)

Rom, den 20. Nov. 1825.

Ausgrabungen, die man auf Kosten der sardinischen Regierung, und unter der Leitung des Conte Biondi, in den lezten Monaten zu Tusculum gemacht, haben früher aufgedeckte Gebäude, namentlich Piscina und Theater gereinigt, und weiterhin eine bedeutende Strecke jenes merkwürdigen Bodens mit sorgfältiger Untersuchung verfolgt. Man ist den Mauern der alten Stadt und dann der Landstraße nachgegangen; an jener hat man einen Brunnen, auf dieser einen funfzehnten Millienstein gefunden. Wir erwarten den billigen Abschluß dieser Nachgrabungen um über einzelne anziehende Ergebnisse derselben ein Mehreres mitzutheilen.

Ein viertes Heft der Memorie Romane di Antichità e di belle arti enthält folgende Aufsätze: Clem. Cardinali über ein in den Sabinischen Ausgrabungen gefundenes, durch Marini und Visconti bekanntes, aber seitdem verschwundenes Fragment der Consularischen Fasten (755 — 759 nach C. R.) von Clem. Cardinali S. 179. Numismatische Bemerkungen aus Erizzo's Papieren in der Bibliothek von Vicenza, herausgegeben von Giuf. Melchiori S. 211. Ueber einige Inschriften von Clem. Cardinali S. 249. Ueber einige Gebäude des 11ten Jahrhunderts zu Velletri von C. Cardinali. S. 63. Gh. de Roffi über ein Gemälde von A. Pozzi und Sculpturen von A. d'Este und Giuf. Fabris. S. 87. C. Cardinali über neuere Ausgrabungen (sämmtlich in diesen Blättern anderweitig erwähnt). S. 93. Bibliographie, antiquarische S. 99. und artistische, enthaltend 25 Artikel aus Italien, 17 aus Frankreich und 4 andre aus England, Deutschland und Amerika.

G.

Ehrenbezeigung.

München, 2. Jan. 1826.

Die erste öffentliche Handlung, womit Se. Maj. der König Seine Liebe und Schätzung der bildenden Kunst bewährt hat, war eben so rührend und erfreulich für die Gegenwart als vielversprechend für die Zukunft. Am lezten Tage des eben verflossenen Jahrs erhielt der Direktor der Akademie der Künste, Hr. Cornelius, den Auftrag, Se. Maj. in der Glyptothek zu erwarten und Ihm die an den dortigen Frescoarbeiten beschäftigten Gehülfen und Schüler vorzustellen. Man versammelte sich in dem zweyten für Malerey bestimmten Saal, dem Heldensaal, wo im Laufe des vorigen Sommers bereits zwey Abtheilungen der Decke ganz, und ein großes Lünettengemälde zur Hälfte vollendet worden sind, sämmtlich Darstellungen aus der Geschichte des trojanischen Kriegs enthaltend und von steigender Vollendung und Großartigkeit in Composition und Ausführung. Der König erschien zur bestimmten Zeit und ließ sich die Künstler der Reihe nach vorstellen. Nachdem Er die Gemälde betrachtet, mit allen Künstlern aufs huldvollste darüber gesprochen und seine Zufriedenheit mit ihren Leistungen ausgedrückt hatte, übergab er Hrn. Cornelius das Kreuz des Civil-Verdienst-Ordens mit den Worten: „Man ernennt die Ritter auf dem „Felde der Ehre; hier ist der Schauplatz Ihrer rühmlichen Thaten, empfangen Sie den Orden als einen „Beweis meiner Anerkennung, es ist der erste, den ich „als König ertheile!" Und mit den Zeichen der wärmsten Herzlichkeit fügte Er hinzu: „In der Folge, hoffe ich, werden wir noch größere Werke zu Stande bringen." Welchen tiefen Eindruck diese Scene auf den geehrten Meister und die um ihn versammelten Künstler machte, und wie allgemein die Freude über diese Art der Auszeichnung eines durch seine Werke wie durch Bildung und Ausbreitung einer zahlreichen Schule so verdienten Mannes im Publikum ist, bedarf keiner Erwähnung. Es gibt für den Künstler wohl keine wirksamere Ermunterung zum unermüdlichen Streben nach dem Vortrefflichen und Höchsten, als solchen gefühlvollen Ausdruck der Anerkennung seines Verdienstes und der Achtung vor den Werken seines Geistes. Diese Achtung für die Kunst, welche von dem für das Wohl seines Volks innigst besorgten Monarchen auf die Nation sich verbreitet, sichert der Kunst in Baiern noch schönere Blüthen als sie bisher entfaltet hat, und eine kräftige und dauernde Wirksamkeit auf die allgemeine Bildung.

Im Februar wird Herr Professor Rauch von Berlin hier erwartet, um auf den Ruf Sr. Majestät das Modell zu der kolossalen Statue des verewigten Königs Maximilian Joseph zu machen, welche alsdann von Hrn. Stiglmayer in Erz gegossen und als Denkmal des unvergeßlichen Monarchen auf dem nach ihm genannten Platz vor dem neuen Theater aufgestellt werden soll.

Digitized by Google

Nr. 4.

Kunst-Blatt.

Donnerstag, den 12. Januar 1826.

Großgriechische Ausgrabungen.

Ob wohl in Neapel auch nur ein Monat vergehen kann, ohne wichtige antike Denkmäler zum Vorschein zu bringen! Folgende Vasen und Vasengemälde sah ich, seit ich Ihnen zum leztenmale von dorther schrieb. Zuvörderst eine glockenförmige Vase (Campana) nolanischer Zeichnung und bacchischen Gegenstandes, ein in jeder Beziehung ausgezeichnetes Werk. Merkwürdig ist die Form, die bey Vasen von S. Agata de' Goti so gewöhnlich als bey Nolanischen selten ist; doch scheint Erde und Firniß nolanisch und ist es die höchst zierliche und scharf eingegrabene Zeichnung gewiß. Die Henkel enden, wie man es früher nicht gesehen, in eine Art Voluten, zu deren Vollendung man die Drehbank schwerlich entbehren konnte. Die Anordnung der vier Figuren ist so einfach als ihr Ausdruck und ihre Ausführung anmuthig und reizend. Zwischen den Schenkeln eines sitzenden bärtigen Bacchus (ΔΙΟΝΥΣΟΣ) steht ein Satyrkind, das man mit höchster Befremdung, aber gewiß ohne alles Bedenken vor etwaiger Täuschung als Komos (ΚΟΜΟΣ) bezeichnet liest; wie sonst Silene und Satyrn den jungen Bacchus umspielen, erscheint hier der Gott als Erzieher seines getreuesten Gefährten, jenes dem plattnasigen (σιμὸς Mus. Borb. St. I. arm. 3.) Dämon des ungemischten ((Akratos) süßen (Hedyönos. Laborde, I, 65.) Weines einzeln oder in der Mehrzahl (Laborde ebd.) gegenüberstehenden (del dio Fauno not. 99.) Leyerspielenden (Mus. Borb. a. a. O.) oder muthwilligerm Scherz (Inghir. M. Etr. V. 26.) ergebenen, allemal aber herangereiften und vor Philostratus als bärtig bekannten Satyrs. Bacchus streckt den Kantharus gegen eine einfach bekleidete Frau aus, die ihm eine Schale reicht; ihr übergeschriebener Name Ariadne (ΑΡΙΑΔΝΕ) muß jeden befremden, dem das kretensische Mädchen als Braut des jugendlichen Bacchus und als solche unter Vasenbildern höchstens aus einem einzigen, einem bräutlichen Lager mit der Inschrift Ναξίων (Gargiulo raccolta) bekannt ist. Doch bleibt diese Erscheinung minder seltsam, wenn wir mit Recht auf die bacchische Braut der Mysterien, auf die schöne Libera, alles übertragen glauben, was einzelne Mythen von irgend einer Liebeshuld des Gottes zu rühmen wußten, und wenn wir überdieß es in der Ordnung finden, Ariadnens, der Wohlgefälligen, Namen in einem Kreise von Inschriften zu finden, der uns häufig durch glänzende Beywörter die unmittelbaren und gewöhnlichen Benennungen verdeckt. Einen Beweis davon gibt die räthselhafte, linkerseits und hinter Bacchus der Ariadne gegenüberstehende weibliche Figur, deren Erwähnung uns übrig bleibt. Sie erscheint, wie jene, in einfacher dorischer Tracht; der aufgestüzte Thyrsus in ihrer Rechten bezeichnet sie als Dienerin des Bacchus und, da er ihr in so einfacher Composition allein zugetheilt ist, bestimmter als Pflegerin der Mysterien. Dieser Bedeutung würde manche Erklärung der übergeschriebenen Inschrift ΤΡΑΝΟΙΔΙΑ wohl anpassend seyn, möge man eine Tragödia, Ordnerin des bacchischen Spieles, oder eine Threnödia, eine Ordnerin des Klaggesanges in ihr vermuthen, in beyden Fällen dem Komos wohl gegenüberstehend. Das Symbol in ihrer Linken, ein Häschen, widerspricht jedoch beyden nur durch Aenderung der Urschrift bewerkstelligten Auslegungen: der Tragödie ist dieses Thier fremd, und so häufig es auf römischen Grabdenkmälern erscheint, so wenig ist es dort und zumal auf den Vasenbildern bestimmte Andeutung einer Klage. Wir nehmen daher keinen Anstand denen beyzupflichten, welche den Namen der Tranödia festhalten; diese würde uns, obwohl die gewöhnlichere Sprachbildung τραγικὶδια fordern könnte, ohne großes Bedenken die Vorsteherin deutlichen Wissens seyn, durch das feinhörige Thier als solche bezeichnet. Einer bacchischen Spende oder dem Götterpaar selbst gegenüber deutet sie in vereinzelter würdevoller Gestalt, neben andern einfachen Figuren durch doppeltes Symbol hervorgehoben, den Ernst der Mysterien an: die scherzenden Spiele, die ihnen vorangehen, erscheinen in ihrer Nähe, wie ein von dem milden Vater Dionysos gehegtes Kind. Abgewandt von der Hauptdarstellung schwärmt ein Satyr und eine Bacchantin auf der Rückseite.

Diese herrliche Vase, die rein wie wenige das Bild antiker Göttlichkeit und ihres Dienstes den Spätgeborenen

Digitized by Google

abspiegelt, befand sich wenige Tage im Besitz des Kunsthändlers Gargiulo und ist mit zahlreichen andern Kunstschätzen dem französischen Kunsthändler Durand überlassen worden. Eine schöne zweyhenklige Vase von großartiger Zeichnung, unsern Blicken allzuschnell entschwunden, ist eben dahin gegangen; einerseits zeigt sie einen jungen Herkules mit Löwenhaut um den Kopf, in der Linken einen Kantharus; andrerseits eine Bacchantin mit Patera: Ferner eine andre zweyhenklige mit gymnastischen Vorstellungen: ein Flötenbläser in langem gestickten Kleide und mit Mundbinde, Kallias überschrieben, hinter ihm ein Jüngling mit Springgeräth, daneben καλος, rechts ein dritter mit Scepter, überschrieben Eunikos. Deßgleichen zwey Terracotten von hoher Schönheit, eine säugende Frau, die wir durch Zusammenstellung häufiger verwandter Monumente als kindernährende Ceres Kurotrophos nachzuweisen hoffen, und das Reliefbrustbild einer geschmückten Frau, wie wir sie für mystische Venusbilder zu halten geneigt sind, mit einem Spiegel; eine ähnliche, doch minder schön, und mit aufwärts gewandten Haken jederseits unter dem Rand des Spiegels befindet sich im Magazin des Museums.

In dem stets wechselnden und allemal reichen Vorrath des Kunsthändlers Gargiulo waren kürzlich noch folgende Stücke bemerkenswerth: Eine dreyhenklige Vase, nolanischer Zeichnung von bewundernswürdiger Feinheit: der Gegenstand mystisch und nicht fremd, eine sitzende Frau mit Kästchen, eine stehende mit Kantharus und einem Fläschchen vor ihr. Auf einem Balsamario mit schwarzen Figuren ein Satyr, der eine schwebend gehaltene Ziege bey den Hinterbeinen faßt, ein andrer ihm gegenüber. Ein ähnliches Gefäß mit der ebenfalls schwarzen Figur eines Flügeljünglings, der ein Häs'chen einem Altar entgegenträgt, zwey Fragmente einer kleinen Schüssel, gerade so weit erhalten, um bey ihrer Zusammensetzung einen bärtigen, vielleicht strahlengekrönten Mann mit Fischschwanz und Dreyzack nachzuweisen; jener gehörte einem Triton oder dem Nereus, dieser nach gemeiner Meynung nur einem Neptun. Diese Meynung wird durch das erwähnte Gefäß berichtigt; senkrecht liest man die Buchstaben ΕΡ, seitwärts über dem Schwanz ΤΣ, die Buchstaben groß und deutlich weiß aufgetragen und gerade hinlänglich um für einen Nereus zu entscheiden. Auch was von der Außenseite erhalten ist, ist nicht gewöhnlich. Die Vorstellung ist mystisch: über der ausgestreckten rechten Hand einer sitzenden Frau sieht man drey Aepfel, ein Knabe, in der Rechten mit einem Apfel, steht vor ihr, ein Jüngling mit Striegel dahinter.

Der Kunsthändler Pacileo hat einen bedeutenden Schatz von Vasen aus Puglia zurückgebracht, dem Vernehmen nach die Sammlung eines angesehenen Privatmanns zu Bari. Eine etwa vier und einen halben Palmen hohe Vase a maschere ist unter ihnen und der größten Aufmerksamkeit würdig. Ihre Farbe und Zeichnung kommt den guten Vasen von Basilikata gleich, ihre Erhaltung ist vorzüglich, ihre Größe und die drey Reihen ihrer reichen Vorstellungen den Vasen von Canosa vergleichbar. Gegenstände der Unterwelt füllen den ersten und dritten Raum der Vorderseite, Mysteriengötter den mittelsten. Oben Jrion am Rade, das durch drey Reifen angegeben ist, rechts von ihm auf einen Stamm gestützt ein bärtiger Scherge der Unterwelt mit einem Hammer in der Rechten; auf etruskischen Werken würde er Charon heißen. Jederseits eine kurzbekleidete geflügelte Furie. Links ein sitzender Pluto mit einem Scepter, der in einen Vogel endet. Mitten derselbe thronend, zwischen zwey platt überdeckten jonischen Säulen, über ihm hängen zwey Räder. Eine gleiche Säulenabtheilung desselben Gebäudes zeigt rechts einen stehenden Merkur mit Petasus und Caduceus, doch ohne Flügel. Links eine stehende Frau, vermuthlich Proserpina; ihr langes mit Schwänen verziertes Gewand und die Bewegung der rechten Hand, die den Peplus über die rechte Schulter zieht, erinnert an das Kostüm der Venus. Links sitzend Diana im Jagdkleide, und Apoll mit langem Lorbeerzweig. Rechts Venus mit Spiegel; auf ihren Schenkeln ein Vall, der vielleicht an der Schnur hängt, welche der vor ihr flatternde Amor hält. Herkules schließt die Reihe, durch die Keule, und durch das Diptychon versichert, das eine ganz ähnliche Figur mit Löwenfell auf der Triptolemusvase von Armento (Mus. Borb. St III.) hält; sein Haupt ist etwa mit Myrten bekränzt, aus der Mitte über der Stirn stehen zwey Blätter starr wie Hörner hervor, wobey wir uns doch scheuen würden auf spätere Verschmelzung von Herkules und Pan aufmerksam zu machen. An den Schwellen des Tempels sitzt links eine bekleidete Frau mit dreyhenkligem Gefäß auf dem Schooß, einen Spiegel auf den Tempel stützend. Ein ähnliches Gefäß steht auf der andern Schwelle, vor der eine andere Eingeweihte mit Spiegel und Kästchen sitzt. Der unterste Raum ist mit Danaiden ausgefüllt, vier Frauen, welche ähnliche Gefäße tragen, die zweyte und vierte überdieß mit einem Kranze. Die Rückseite dieser Vase zeigt einen sitzenden Krieger mit einer Tempelkrone, ringsum Figuren von Eingeweihten in bekannten Vorstellungsweisen; mit ähnlichen Figuren ist selbst der Fuß der Vase ringsum geschmückt.

Zwey große Lancellen mit langem Hals und weitem Bauch sind ebenfalls mystischer Beziehung und großentheils Wiederholungen bekannter Vasenbilder, keine jedoch ohne Hinzufügung neuer und schöner Vorstellungen. Auf dem mittelsten Raum der einen erscheint ein thronender Pluto, dem vorerwähnten ähnlich, über ihm hängt ein Opferkrug. Orpheus mit phrygischer Mütze und in lan-

Digitized by Google

gem Citharödenkleid steht vor ihm und rührt die Saiten einer großen Leyer. Eine Eingeweihte mit Schirm und Schaale sizt rechts, an ein Lustralbecken gelehnt. Unten und rückwärts zahlreiche eingeweihte Figuren. Auf der andern ganz ähnlichen Vase erscheint mitten die schöne Vorstellung einer sitzenden Eingeweihten mit Schirm in der Linken; mit der Rechten legt sie den mystischen Ball auf ihren Schooß. Jederseits flattert ein Amor über einen Kandelaber ihr entgegen, der eine mit Kranz, der andre mit Spiegel. Eine auf einem Säulenstück sitzende Frau zur Linken hält ebenfalls einen Schirm, eine andre zur Rechten ein offenes Kästchen. Eine seltnere Vorstellung dieser mystischen Klasse ist auf der Rückseite ein Flügeljüngling mit Fackel und Tympanum, er steht zwischen zwey Eingeweihten, deren eine ein offenes Kästchen, die andre eine Fruchtplatte hält.

Es bedarf nicht erst der Masse flacher Bilder- und Mysterienerklärer um gegen den ganzen Vorrath mystischer Vasenbilder ein gewisses Mißbehagen zu empfinden. Die meisten figurenreichen und jener Bedeutung unläugbar angehörigen Bilder gehören den immer etwas und oft sehr untergeordneten Vasenmalern von Basilikata an, und da die verhältnißmäßig nicht sparsameren Mysterienbilder der nolanischen Fabrik ihre Bedeutung meist aus vereingelten Figuren nur errathen lassen, so pflegt man theils zu Gunsten weiblicher Ankleidezimmer und andrer häuslicher Gegenstände die Zahl der Mysterienbilder sehr zu beschränken, theils, was unläugbar von ihnen vorhanden ist, Gegenden und Zeiten einer schlechteren Kunstübung beyzumessen. Es bedürfte einer möglichst klaren Auseinandersetzung, der nicht so gar unüberschaulichen Mysteriengebräuche, wie wir sie in den Bildwerken erblicken, und ihrer vermuthlichen Bedeutung, wie wir sie aus Andeutungen der Alten vernehmen könnten, um Ansehen und Reiz der erwähnten Vasenbilder, bey weitem der zahlreichsten Klasse, von neuem zu heben; einstweilen erinnert uns des Kunsthändlers Pacileo und manche andre Sammlung, wie man sehr Unrecht thun würde, den Kunstwerth jener mit tiefem Gefühl entworfenen und mit reichem oft überraschend fantastischem Schmuck ausgestatteten Bildwerke herabzusetzen. Von den minder Bedeutenden anzufangen, so könnten allein die mannichfaltigen Verzierungen am Hals großer Mysterienvasen eine Auswahl reingriechischer Malerarabesken darbieten. Am häufigsten sind auf ihnen die oft aus Blumenkelchen hervortretenden Frauenköpfe, wie sie auch am Hals der beyden erwähnten Lancellen sichtbar sind, nach aller Wahrscheinlichkeit nicht, wie man bisher gemeynt, Porträtköpfe, sondern Bildnisse einer und derselben Mysteriengöttin; es ist sehr bemerkenswerth, einen ähnlichen Kopf auf einer der erwähnten Vasen zwischen zwey Amoren zu finden, den mystischen Genien, welche ihn bekränzen. Eine andre Vase desselben Besitzers erinnert von neuem, in den fantastisch benuzten und ausgebildeten Blumen- und Blätterverzierungen keine ursprüngliche Willkür und Bedeutungslosigkeit zu suchen. Wir meynen eine Lancella von mittlerer Größe, auf der die unzählig oft wiederholten Figuren einer sitzenden Frau und eines vor ihr stehenden Jünglings mit sehr entschiedenen Blumenattributen erscheinen, er mit einem langen Kranze sternförmiger Blumen, sie mit langem lilienartigem Stengel; es wäre gewiß nicht unfruchtbar, diese und ähnliche mit bestimmter Form und Bedeutung angewandten Blumen mit ihrer veränderten Gestalt in den Arabesken verwandter Vasen zu vergleichen. Andere Vasen jener Gattung sprechen in lose verbundenen Gruppen wohlgefällig zu dem kunstempfänglichen Sinn und werden erst durch die Ansprüche antiquarischer Erklärung unbequem. Eine große dreyhenklige Vase, ebenfalls des Hrn. Pacileo und im guten Styl von Basilicata, ist durch Schönheit ausgezeichnet. Ihre Figuren sind in zwey Reihen getheilt und rein mystisch. Im obern Raum drey Jünglinge und zwey Frauen, eine sitzende Frau durch einen Schirm ausgezeichnet, vor ihr ein Jüngling auf ein Pilaster gestüzt, daneben eine gehenkelte Aedicula. Am Ende der Reihe sizt auf einem Klappstuhl mit breiten gekreuzten Füßen eine andre Frau, nach der ein Amor mit umgewandtem Schirm gewandt ist; eine dritte sitzende Frau mit einer Schaale mag ihr zugeordnet seyn, wie der ersten eine mit einem Kästchen. In der untern Reihe stehen vier Jünglinge, der lezte mit einem Lorbeerstamm, die übrigen mit Stäben. Vor dem ersten steht eine Frau mit Schaale und Spiegel, vor dem zweyten ein Becken und eine Frau mit einem Kranz, vor dem dritten eine Frau mit Kranz und Kästchen. Auch der Deckel dieser Vase ist reich geschmückt. Zwischen Lorbeerstauden sizt eine Frau mit einem Kästchen, neben ihr ein Schwan. Ein Jüngling mit einer Schaale steht ihr gegenüber, eine große Blume steht daneben. Ein sitzender Flügeljüngling ist die dritte Figur; er ist eine bekannte Person der Mysterien, daher ist seine und der benachbarten Figuren Erklärung mißlich, die der übrigen Composition als Darstellung der immer wiederkehrenden Einweihungsgebräuche minder anziehend; nur würde bey Geringschätzung ähnlicher Werke den alten Vasenmalern großes Unrecht geschehen, die als ächte Kenner und Kinder der Natur auch die alltäglichsten Erscheinungen ihres Bereichs mit hoher Anmuth wiederzugeben wußten.

Rom, den 25. Nov. 1825.

G.

Digitized by Google

Ueber einige Gemälde der Ausstellung des Kunstverein's zu München.

Vom Canonicus B. Speth.

(Beschluß.)

18. Ländliche Scene auf einer Höhe im bayrischen Gebirge von Lorenz Quaglio.

Eine Bäuerin, deren Aeußeres Wohlhabenheit verräth, sizt vor ihrer Wohnung mit Stricken beschäftiget und im freundlichen Gespräche mit einem Gebirgsjäger, der eben des Weges von der Anhöhe herabgekommen vor ihr steht. Neben ihr sizt ein Knabe auf dem nahen Zaun, hinter welchem die Neugier auch ihr jüngstes Kind, kaum des Gehens kundig, hervorgelockt hat, den fremden Mann zu schauen, zu dem es fremd und schüchtern aufblickt.

Diese Motive sind alle höchst zufällig, zum Theil naiv und ganz geeignet, daraus eine recht freundliche Gruppe zu bilden, was unserm Künstler auch vollkommen gelungen ist.

Alle Theile, obschon vom hellsten Tageslicht umflossen, sind dennoch mittelst glücklicher Abstufung der Beleuchtung zu einem recht wirksamen und gefälligen Ganzen verbunden, das sich durch Costüm und physiognomische Wahrheit, durch nette Behandlung und Klarheit der Farbe bis zu den fernen Gebirgen hin, die in schöner Linienbewegung sich täuschend in einander verschieben, dem Auge recht lieblich und anziehend darstellt.

Nebst den bisher erwähnten Bildern haben auch die HH. Heim, Bürkel, Couven und Magg, alle im Landschaftfache und im sichtbaren Streben nach Wahrheit und treuer Naturauffassung, Hr. Heim insbesondere nach lobenswerther Durchsichtigkeit der Färbung und Hr. Bürkel nach pikanten aber zufälligen Lichteffecten, in der Art einiger Niederländer, strebend, erfreuliche Gemälde zur Ausstellung befördert. Diese, nebst zwey Madonnenbildern von Hrn. Prof. Hauber und Romberg, dann von den oben angeführten Darstellungen die Nummern 2, 4, 6 — 10, 12, 13, 17 und 18, sind von dem Vereine bereits angekauft, und werden nebst einer überraschend ähnlichen Büste des verstorbenen Königs von Hrn. Stiglmaier mit noch drey sehr gelungenen lithographischen Blättern von Hohe nach Originalgemälden des Hrn. Peter Heß am 16. Februar künftiges Jahres unter die Vereins-Mitglieder verloost werden.

Der Verein, dessen Protectorat nunmehr Se. Maj. der König Ludwig von Baiern huldvollst angenommen haben, verdankt diese vermehrte Anzahl von Verloosungsgegenständen der stets wachsenden Anzahl seiner Mitglieder, deren weiterer Vermehrung er in Zukunft um so zuversichtlicher entgegensehen kann, als vermöge allerhöchster Bewilligung der Beytritt nicht mehr auf die Hauptstadt allein beschränkt, sondern auch auf alle in den übrigen Provinzen des Königreichs Baiern lebende Künstler und Kunstliebhaber ausgedehnt ist, wodurch nun auch denselben, außer der Theilnahme an der Verloosung, noch der bey der Gründung des Vereins beabsichtigte Vortheil zugeht, von Zeit zu Zeit ihre Werke zur Ausstellung zu bringen und dadurch mit den Künstlern der Hauptstadt, so wie mit dem erlesensten Theile des kunstliebenden Publikums in nähere, dem Besten der Kunst förderliche Berührung zu kommen.

Der Todtentanz von Nikolaus Manuel zu Bern.

Vor einigen Monaten erhielten wir aus der Schweiz zwey Probeblätter oben bemerkten Kunstwerkes in Steindruck, welches in der Schweiz, wo sich jezt auch Sinn und Liebe für die Werke der Vorzeit entwickelt, (wie ein größeres Werk über Alterthümer und geschichtliche Denkmäler der Schweiz lehrt, über das wir nächstens ausführlicher sprechen werden und worin auch ein Probeblatt des genannten Todtentanzes ist), herauskommen sollte. Eine mehrmonatliche Reise hat uns aus allen gedruckten Kunstnachrichten herausgebracht und wir wissen daher nicht, ob das ganze Werk schon erschienen ist (auch nicht, ob schon in diesem Blatte davon die Rede war) aber auf jeden Fall halten wir uns verpflichtet, auf das erscheinende oder schon erschienene geistreiche und wohl ausgeführte Werk aufmerksam zu machen und daran auch Deutschland zu erinnern. Mit vielem Geiste stellte der alte Künstler um 1515 bis 1520 das große Werk zusammen und die mitgetheilten Proben beurkunden ihn als einen denkenden und dabey gewichtigen Künstler. Die oft widerlichen Vorstellungen auf den Todtentänzen sind hier möglichst vermieden und selbst die Gestalt des Todes hat eine mehr freundlichere Ansicht, als das gar zu dünne Klapperbein auf den meisten andern Vorstellungen der Art. Freylich wird es nie der freundliche Genius der Alten; aber in der geistvollen Zusammenstellung und Anordnung der Gruppen übersieht man oft gern die unerfreuliche Gestalt.

Bg.

Beförderung.

Hr. Coutot in Paris ist am 24. Dec. zum Mitglied des Instituts der Akademie der schönen Künste (Section der Bildhauerkunst) an die durch den Tod des Hrn. Dupaty erledigte Stelle gewählt worden.

Digitized by Google

Nr. 5.

Kunst-Blatt.

Montag, den 16. Januar 1826.

Bilder zu Tiecks Genofeva von J. Führich.

Wien, 18. Dec. 1825.

Seit einigen Wochen wurden die hiesigen Kunstfreunde durch einen Genuß eigener Art erfreut. Ein junger Künstler, Joseph Führich aus Prag, durch frühere Leistungen, die entschiedenes Talent verriethen, besonders durch einige Altarblätter und mehrere lithographirte Zeichnungen zu dem von Machek in Prag unternommenen Cyklus der böhmischen Geschichte, auf eine sehr rühmliche Weise bekannt, hatte ein Heft von fünfzehn Darstellungen zu Tiecks Genofeva, in Federzeichnung, von seiner Wahl und Erfindung nach Wien gesandt: sie gingen von Hand zu Hand, in kleineren und größeren gesellschaftlichen Kreisen, und ernteten überall einen so entschiedenen Beyfall, besonders von den verdienstvollsten Künstlern ein, daß ich meiner eigenen Freude darüber nicht mißtrauen darf. Diese Blätter gehören ohne Zweifel zu den erfreulichsten Erscheinungen im Gebiete der höhern religiösen und romantischen Kunstdarstellung, die wir seit mehreren Jahren im Vaterlande erlebt haben. — Zwar ist eine treffliche Legendenbearbeitung, wie jene der heil. Genofeva von Tieck, wie nur wenige geeignet, ein tiefes und jugendlich frisches Künstlergemüth mächtig anzuregen, und ihr gebührt ohne Zweifel das erste Verdienst: aber gerade die Wahl des Ganzen und die Auffassung im Einzelnen eines solchen Vorbildes bewährt den Beruf und läßt den Künstler am vielseitigsten würdigen. — Führich gehört, seiner Richtung nach, offenbar in den achtungswürdigen Kreis jener Künstler, welche das Wesen einer christlichen Kunst begreifen, die in der Wahl ihrer Stoffe, religiösen und vaterländischen Gegenständen den Vorzug geben und sich bestreben, eine fromme, gemüthvolle Gesinnung, auch durch ernste, würdige und reine Darstellung in die Erscheinung treten zu lassen. Natur ist seine treue Wegweiserin in der Composition, wie in der Zeichnung: das Studium der ältern Meister hat ihn nicht zur einseitigen Manier verlockt, wohl aber seinen Geist genährt und erfrischt, seinen Geschmack geläutert und es versetzt ihn mitten in jene Zeit, welcher seine Handlungen angehören, um aus ihr Trachten, Sitten, Gebäude und andere Formen, doch ohne kleinlich und peinlich darin zu seyn — für seine Gebilde zu schöpfen. Ein Glück für ihn scheint seine einfache, zurückgezogene Häuslichkeit zu seyn, in welcher er, an der Hand eines unbemittelten, aber trefflichen Vaters, der selbst Maler ist, von Kindheit an die Kunst liebend pflegte: über die Entwicklung dieses vielversprechenden Talentes und seine mit ihr eng verbundenen, äußeren Lebensverhältnisse gab Hormayrs Archiv für Geschichte ꝛc. (1825. Nr. 4. und 8.) lesenswerthe Andeutungen.

Möchte es mir gelingen, durch die folgende Beschreibung der fünfzehn Blätter einen, wenn auch unvollkommenen, Begriff von einem Werke zu geben, welches einen früheren, aber als Beginn und Antrieb immer höchst löblichen, Versuch der Brüder Riepenhausen, weit hinter sich läßt, und dessen Erscheinung wir um so ungeduldiger erwarten, da, dem Vernehmen nach, der Künstler selbst nächstens Hand anlegen wird, die Blätter in Prag auf Kupfer zu radiren.

1. Das Titelbild faßt das ganze Gedicht zusammen. Zwischen künstlich verschlungenen Zweigen und Aesten, auf denen wunderliche Gestalten von Käuzen, Affen, Drachen, Eichhörnchen, Vögeln, — Bewohner der Waldeinsamkeit Genofeva's — sich gelagert haben, erblickt man die verklärte Heilige hoch in Wolken sitzend, gesenkten, demüthigen Blickes, sich unwerth fühlend ihrer Glorie; zwey langbekleidete Engel halten über sie einen Kranz. Unter diesem Mittelpunkte in drey schönen Gruppen die Hauptpersonen der Legende: hier Karl Martell, geharnischt, bewehrt mit der Kreuzesfahne (In hoc signo vinces), zu seinen Füßen besiegte Saracenen und ein ruhender, aber wachsam blickender Löwe. Dort die unheilbringende, alte Zauberin, die den Sündenapfel vom schlangenumwundenen Baume für Golo herabreicht, dem die frevelnde Lust immerdar das Bild der hohen und holden Genofeva im Spiegel vorhält. Satan grinset freudig über sein Werk: zerbrochen liegt die Laute vor ihm. In der Mitte aber kniet Siegfried, Haupt und Hände emporgerichtet zur Heiligen; auch der kleine

Digitized by Google

Schmerzenreich blickt sehnsüchtig zur Mutter hinauf: die treue Hirschkuh hat sich neben beyde gelagert.

2. Der Prolog, St. Bonifacius auf erhöhten Stufen im Vorgrunde des Innern einer Kirche, bischöflich geschmückt, Schwert und Palme, des Martyrthums Zeichen, in den Händen. Im Mittelgrunde sieht man Siegfried mit seinen Rittern andachtsvoll in die Kirche eintreten, zum Empfang der heil. Sakramente. Zur Seite erklärt der fromme Wendelin den beyden Gesellen, Benno und Grimoald die Bilder an der Kirchenwand. Die ganze Stellung und Haltung bezeichnet treffend den ungläubigen Benno und den rohen Köhler Grimoald, die der Dichter vor St. Sebastians Bilde sagen läßt: „Wer weiß, ob alles sich so hat begeben! — das denk' ich auch, es ist wohl lange her."

In den drey folgenden Blättern 3. 4. 5. finden wir Golo bey den Schäfern in freyer Gegend, als ihm Heinrich das Lied sang: „dicht von Felsen eingeschlossen, wo die stillen Bächlein gehn"; — Siegfrieds Abschied von Genofevä, die mit unnennbarem Schmerze, in düstrer Ahnung des kommenden Jammers den forteilenden Gemahl umklammert; — und wieder Golo, der, von wilder Sehnsucht verzehrt, im Garten, zur Laute das Lied singt: „Da war ich in den Steinen", u. s. w., indem Genofeva ruhig und ernst, doch mitleidig, vom Erker auf ihn herabschaut.

6. Während Drago, der alte Hausmeister seiner Gebieterin aus den Geschichten heiliger Martyrer vorliest, dringt Golo mit seinen Knechten wüthend, ins Gemach, bereit, beyde in Bande zu legen. Wie schön ist der Gegensatz des ehrwürdigen, frommen Drago, der andächtig horchenden Genofeva zu den Schalksgesichtern Golo's und seiner Schergen! — 7. Trefflich stellt das siebente Blatt die ergreifende Scene im Kerker dar, wie Genofeva auf der hölzernen Lagerstätte sitzend, den mit dem Ausdrucke des wildesten Verlangens vor ihr knieenden Golo, weggewandten Angesichts mit der Hand streng zurückweiset: „Behüt mich Gott im Himmel vor dem feigen Entschluß, u. s. w." — Gertrud, die böse Rathgeberin, hat sich eben entfernt. — 8. Nun führt uns der Künstler nach Straßburg, wo Siegfried, begleitet von Golo, bey der Hexe Winfreda, im trügerischen Spiegel aus verworrenen Zügen und Flammen die Bilder Genofeva's und Drago's in kosender Umarmung, erblickt. Krampfhaft ballt er die Faust: der Verläumder Golo leuscht tückisch auf die Wirkung, die sein Bubenstück in dem Getäuschten hervorbringt.

9. Wilde, schauerliche Waldgegend. Ein Bächlein fließt im Mittelgrunde, welches schon Genofeva's Trauring verschlungen hat. Die gedungenen Mörder sind unter sich im Streite. Der eine, Grimoald, hat sich schützend vor Genofeva gestellt und zuckt das Messer gegen den kalten, zum Morde drängenden Benno, mit den Worten: „Zurück, sonst stoß' ich dir das blanke Eisen in deinen Schelmenwanst, da, laß sie sprechen." — Genofeva, den Säugling mit unbeschreiblicher Innigkeit ans Herz drückend, fleht fußfällig gegen die Mörder gewendet. Schon dringt ein Strahl der Hoffnung in ihre Brust: „O du bist gut — ruft sie Grimoald zu — o du bist mir ein Trost, in dunkler Wüste unverhofft gesandt. Erbarm dich mein und meines armen Kindes!" Scheu schleicht das Windspiel zwischen den Mördern umher, dessen Augen und Zunge bald, ein täuschendes Wahrzeichen des verübten Mordes, Golo dargebracht werden sollen.

10. In tiefer Wildniß, vor ihrer Höhle knieend, empfängt Genofeva das Crucifix aus den Händen des Engels. Lange Haare, wallen über ihren Nacken herab, sie erscheint durch viele Entbehrungen und Leiden abgetödtet. Der kleine Schmerzenreich, ein Schafsfell um den Leib gelegt, hat mit Hasen sein Spiel: er scheint sie beten lehren zu wollen. Die nährende Hirschkuh und Thiere aller Art im dicht geschlossenen Walde umher.

11. In gräßlichem Ringen hat Golo den feigen Benno, in dem er Genofeva's Mörder wähnt, am Beine und an der Brust gepackt, und schleudert ihn von der Kante des höchsten Felsen von sich in den Thalgrund: der Baumast, den dieser erfaßt, bricht und versagt ihm die Rettung. In der Ferne zeigt sich der Pilgrim, Golo's Vater.

12. Siegfried findet sein todtgeglaubtes Weib wieder, als er auf der Jagd die Hirschkuh bis in die Höhle verfolgt. Genofeva hat sich züchtig in den Mantel des Gemahles verhüllt: dieses Umhüllen der Eile ist ungemein wahr dargestellt. Siegfried ist beym Erkennen sinnlos niedergestürzt, ausgestreckt in ganzer Länge liegt er vor der Heiligen, die Hände ringend, die Augen vor Schaam und Reue in die Erde bohrend. Schmerzenreich kommt von Ferne mit seinen Häschen zur Höhle.

13. Die Heimkehr zeigt einen Reichthum von herrlichen Gestalten in der schönsten Zusammenstellung. Sanfte, ernste Milde ist über Genofeva's Antlitz gegossen: tiefe Wehmuth über begangenes Unrecht und dabey freudiges Bewußtseyn erlangter Verzeihung spricht aus dem Gesichte Siegfrieds, der seine Gattin am Arme ins Schloß geleitet. Die dichtgedrängten Hausleute rufen freudetrunken ein Lebehoch; den kleinen Schmerzenreich trägt Wendelin; er hat noch nie Kinder gesehen, bey ihrem Anblick geht ihm das Herz auf. Jäger mit Falken und Hunden, auch die Hirschkuh folgen: der Fisch, der den Ring verschlungen, wird herbeygebracht.

14. Golo's Tod. Er liegt, den Speer in der Brust. Die ihn hingerichtet, ziehen ruhig und ernst den Heimweg: der sanfte Schäfer Heinrich aber, der ehemals dem

Digitized by

Golo das Lied gesungen, tritt hinzu und bejammert den schrecklichen Ausgang. Der Schauplatz ist dieselbe weidenreiche Gegend, die Zeuge des Todes der Unschuldigen seyn sollte.

15. Genofeva stirbt. Himmlische Ruhe verklärt ihr Antlitz; ihre Rechte hält noch das Crucifix. Schmerzenreich neigt sein kleines Haupt an das Haupt der Mutter: er will nicht von ihr weichen. Siegfried zu Füßen des Lagers kniend lehnt sich über die Leiche, in stillem Schmerz, und die kalte Hand der Sterbenden ruht in der seinigen. — Hidulf, der Bischof; betet am Sterbelager. — Außerhalb der Kammer knieen Wendelin und Elfe, betend. Die Sonne sinkt unter. — Eine wunderbare, heilige Stille ist über dieses schöne Bild verbreitet: und jeder möchte hier mit hinknieen und mit dem Dichter sprechen: Ora pro nobis sancta Genofeva! Wohl mit Recht hat der frommfühlende Künstler, oben am Gewölbe, als Schlußstein dieser Bilderreihe den Spruch angebracht: O. A. M. D. G. (Omnia ad majorem Dei gloriam.)

Primisser.

Neue Kupferstiche.

Das Gesicht des Ezechiel nach Raphael, gest. von P. Caronni. Quer Fol. 20 fl.

Das Gesicht des Propheten Ezechiel, womit seine Schriften beginnen, ist zwar mit der ganzen brennenden Farbenglut des Orients ausgemalt, aber keineswegs bloßes Gebilde einer stark bewegten Phantasie, sondern symbolische Darstellung des uralten Begriffs von Gott und der Schöpfung, wie dieser Begriff ausgedrückt erscheint in dem Biblischen: „der, in welchem wir leben, uns bewegen und sind", oder in der Stelle des Lucan:

Hæremus cuncti superis, temploque tacente
Nil facimus non sponte dei!

Der Maler, indem er die Vision verkörperte, mußte nothwendig auf den großen Unterschied zwischen innrer und äußrer Anschauung Rücksicht nehmen: er durfte die Formen nicht als bloße mystische Schriftzeichen brauchen, vielmehr lag ihm ob, dabey das Prinzip und die Grenzen der Hülfsmittel seiner Kunst im Auge zu haben, und wo er die successive Bewegung, nur in einem Moment festhalten konnte, wenigstens die Hauptidee in ihrer tiefen Bedeutung zu ergreifen. Raphael hat dieß unübertrefflich geleistet, und wenige seiner Compositionen dürften einen so starken Eindruck auf Geist und Gemüth zugleich machen, als die gegenwärtige. Gestochen wurde das Bild schon früher von Larmessin, und zwar nach dem Original und mit dem sichtbaren Bestreben, in dasselbe einzudringen. Die spätern Stiche von Longhi (für das Musée Napoleon) und von dessen Schüler Anderloni wurden nach Zeichnungen gefertigt, in denen Raphael nicht ganz gehörig verstanden seyn mochte. Das letzte Blatt hat noch überdem etwas Mißtöniges. Caronni, gleichfalls ein tüchtiger Schüler Longhi's, mußte schon durch die bedeutend größere Dimension, welche sein Blatt hat, einen Vortheil gewinnen. Sein Grabstichel ist männlich, kräftig, dabey rein und harmonisch. Auch fehlt es ihm keineswegs an Wärme des Gefühls, nur hatte auch er das Unglück, nach einem mittelmäßigen Zeichner arbeiten zu müssen, und es finden sich in dem Bilde manche Incorrectheiten. Das Ganze läßt den Meister von Urbino mehr ahnen als erkennen. Ein Stecher, der für seinen Ruhm besorgt ist, und classische Werke liefern will, kann seine Absicht nur erreichen, wenn er die Urbilder vor Augen hat. Nur dann ist es möglich, daß ein Hauch des lebendigen Geistes, der darin weht, auch auf seine Nachbildung übergehe.

— ber.

* * *

Die Jungfrau mit dem Kinde nach P. Perugino, gez. und gest. von C. Rahl. Wien. 1825.

Das Original dieses herrlichen Bildes kam, vor ungefähr einem Jahre, aus Italien nach Wien, wo es in der fürstl. Lichtenstein'schen Gallerie aufbewahrt wird. Es ist nicht nur höchst schätzbar als eines der trefflichsten Werke des wackern Pietro, aus welchem man den Umfang seines großen Kunstvermögens so ziemlich ermessen kann, sondern auch, weil sich darin vollständig nachweisen läßt, was Raphael aus einer solchen Schule mit sich nehmen konnte, und was er nun noch durch eigene Kraft erwerben mußte. Wenn man in den Productionen des Meisters eine gewisse Beschränktheit findet, so darf man die Ursache davon weder im Mangel des Gefühls noch klarer Naturanschauung suchen; sie erscheint vielmehr als eine Folge zu genauer Anhänglichkeit an den alten, durch Religion geheiligten Typus, und selbst die scheinbar technische Befangenheit mag ihren Grund, zum Theil wenigstens, in jenem Festhalten an ehrwürdigen, durch Tradition überlieferten Formen haben. Uebrigens möchte in der That die Frage seyn, ob der Peruginer den Begriff der Madonna, der wohl noch nie erschöpft worden, nicht in einigen Merkmalen strenger aufgefaßt habe, als sein übrigens mit Recht gefeyerter Lehrling, der uns meist nur, entweder die Himmelskönigin oder die liebende Mutter zeigt, während wir bey jenen mehr die reine, demuthsvolle Magd des Herrn finden.

Die Composition des vorliegenden Bildes ist sehr einfach, aber von ungemeiner Anmuth. Die Madonna kniet, mit gefalteten Händen, vor dem Kinde, das auf

einem Kissen sizt, und von einem Engel gehalten wird. Im jungfräulichen Antlize der Mutter drücken sich Liebe aus und himmlisches Entzücken über die Gewißheit, daß die Zeit der Verheissung gekommen. Man erkennt aus der ganzen Stellung, daß ihre Andetung in Betrachtung übergegangen, in ein einziges Gefühl, welches ihr ganzes Wesen durchdringt. Die Gestalt ist edel, eben so die Draperie, an welcher blos Kleinigkeiten in den Umrissen auf die frühere Zeit hindeuten. Das Kind schaut nach oben — es erkennt schon seine Abkunft und seine Bestimmung; aber seine Lage, seine Bewegnng sind seinem Alter angemessen. Man sieht, Meister Pietro war erfüllt vor seinem Gegenstande, und ging zugleich mit großer Ueberlegung dabey zu Werke. Der Engel hat angenehme jugendliche Formen, im Gewand aber hielt sich der Maler noch an die alten Vorbilder. Den Grund bildet eine Landschaft.

Das Verdienst des Stechers, dem wir die treffliche Nachbildung verdanken, muß um so höher angeschlagen werden, da man bey Bildern dieser Art mit der technischen Fertigkeit, auch wenn diese bis zur Virtuosität gebt, keineswegs ausreicht. Es ist dabey noch die strengste Zeichnung erforderlich und ein tiefes Verständniß der ganzen Art und Weise der alten Meister. Mit Recht hat Hr. Rahl verschmäht, sich der Manier unsrer frühern Stecher zu bedienen, welche von einigen Neuern wieder nachgeahmt worden, und wobey meist alle Farbe und Wärme, alle Abwechslung des Tons verloren gebt. Die Köpfe sind ausnehmend zart und geistreich behandelt; sie haben Athem und Leben. Ebenso wußte der Künstler in den übrigen Fleischpartbieen, in den Gewändern ꝛc. die Tuffen meisterhaft zu wechseln und zu verschmelzen, so, daß er sich allenthalben dem Ton des Gemäldes nähert, ohne der Wahrheit und Richtigkeit etwas zu vergeben. Die englischen Stecher übertreiben hierin, indem sie zu sehr bemüht sind, die Lokaltöne hervorzuheben, und darauf den Totaleffekt zu gründen; andre vernachlässigen diese Töne ganz, und geben bloße Zeichnungen. Hr. Rahl hat das rechte Maaß gehalten: und in seinem Blatt erscheinen, dichterisches und malerisches Gefühl, Ueberlegung und technische Gewandtheit in schöner Verbindung, und die deutsche Kunst darf sich freuen, doch einmal wieder einen historischen Stecher aufweisen zu können, der sich neben Italienern, Britten und Franzosen mit Ehren stellen darf.

— b e r.

München, den 22. November 1825.

Seit einigen Tagen befindet sich Hr. M o r i z R u g e n d a s aus Augsburg hier mit einer sehr interessanten Auswahl Zeichnungen, die er während seines vierjährigen Aufenthalts in Brasilien gefertigt hat. Abkömmling der bekannten Augsburgischen Malerfamilie und Urenkel des Schlachtenmalers Rugendas, trat der noch sehr junge Mann die Reise nach Brasilien mit Hrn. v. L a n g s d o r f an, trennte sich aber nach einiger Zeit von ihm und sezte seine Reise auf eigene Unternehmung fort. Die Hauptpunkte derselben waren Minas Geraes, Fernambuco und Bahia, und das Resultat seiner Bemühungen eine Menge der verschiedenartigsten Darstellungen, welche Menschen und Thiere, Gegenden und Pflanzen jenes Landes äußerst charakteristisch zur Anschauung bringen. Das Urtheil Aller, welche diese Blätter gesehen, vereinigte sich in dem Lob, daß man an der Art, wie sie ausgeführt sind, die Treue der Auffassung sogleich erkenne. Es gibt eine Wahrheit der Naturnachahmung, die sich mit dem geistreichsten Vortrage verbindet, und dadurch für den Kenner der Natur eben so befriedigend, wie für das Kunstgefühl erfreulich wird. Diese findet sich durchgängig in Hrn. Rugendas Zeichnungen. Die Physiognomien der Eingeborenen, wie der dort lebenden Afrikaner, Ansichten großartiger Gegenden, reichumgebener Städte, und dichverwachsener Waldpartieen, deren üppige, nie von Menschenhand geschmälerte Fülle den Augen des Europäers abenteuerlich und wunderbar erscheint, sind eben so sorgfältig und geistreich nachgebildet, wie die leichten Kronen und Stämme der Palmen und die wunderlichen Gestalten der Affen. Allen diesen Blättern gibt die Leichtigkeit der Hand, welche die Fertigkeit des Künstlers in den verschiedensten Gegenständen der zeichnenden Kunst beurkundet, einen besondern Reiz. Hr. Rugendas wird nun zunächst nach so langer Abwesenheit, zu seiner Familie nach Augsburg zurückkehren, und hat sich vorgenommen, eine Auswahl seiner Blätter selbst zu radiren und herauszugeben. Mehrere seiner Palmenabbildungen werden von Hrn. v. Humboldt bekannt gemacht werden, und eine früher von ihm gesandte Ansicht ist Hrn. v. M a r t i u s mitgetheilt und für dessen Palmenwerk benuzt worden.

S.

Einen Druckfehler betreffend.

Erst jezt, nachdem wir ihn durch Conjecturalkritik eines berühmten Hellenisten gesäubert sehen, sind wir veranlaßt einen Druckfehler des Kunstblatts Jahrgang 1824. Nr. 38. zu berichtigen. Der dortige Aufsatz über römische Ausgrabungen, der seitdem ins Englische übersezt wurde, und aus dem Monthly Magazine in B ö t t i g e r s Amalthea Th. III. S. 361 — 372 wieder verdeutscht worden ist, gibt in der Inschrift eines Doria'schen Sarkophags an allen drey Orten EKXEICE: es mußte EKAEICE heißen, wie es auf dem Marmor stebt und in der von uns beygefügten deutschen Uebersetzung angenommen war.

S.

Digitized by Google

Nr. 6.

Kunst-Blatt.

Donnerstag, den 19. Januar 1826.

Auszüge aus Joachim von Sandrarts deutscher Akademie.

Joachim von Sandrart, ein Mann von billigem Sinn und gesundem deutschem Verstande, doch, wie seine Gemälde fürchten lassen, mehr mit Empfänglichkeit für die Leistungen Andrer, als mit eigenem ausgezeichnetem Kunsttalente ausgerüstet, schrieb um die Mitte des 17ten Jahrhunderts ein weitläuftiges Werk, welches theils Auszüge und Uebersetzungen aus italienischen und niederländischen Kunstschriften enthält, deren Werth gering ist, theils aber auch seine eigenen Lebenserfahrungen und Reflexionen, welche historisch und künstlerisch betrachtet unschätzbar sind. Das wiederholt abgezogene Buch ist allenthalben zu finden und daher Jedem zugänglich. Wenige indeß werden sich überwinden können, in dem Schwulste und in den Weitschweifigkeiten des starken Folianten auf die Aehrenlese auszugehen. Ich wünsche durch nachstehende Auszüge das Andenken des wackeren deutschen Kunstbuches vornehmlich den Künstlern zu erneuen, oder auch einem sachkundigen Schriftsteller Veranlassung zu geben, daraus einen lesbaren Auszug alles nicht Compilirten, sondern Selbsterlebten, Selbstgedachten zu Tage zu fördern.

Rumohr.

Joachim von Sandrart, deutsche Akademie der edlen Bau- Bild- und Malereykünste ꝛc. Nürnberg 1675 in Fol. I. Theils III. Buch VI. Kap. S. 70.

Wann der junge Maler durch langes Sitzen über den Bildereyen starrsüchtig und müde worden, so soll er davon etwas aussetzen und das Gemüthe wieder erfrischen, weil auch ein starker Bogen, wann er stets gespannt ist, zu zerspringen pfleget. Demnach, wann er von weitem siehet, daß Hesperus dem Träume-Vater Morpheus den schwarzen Mantel umleget, kann er seine Augen zur Stunde mit Lethe's Naß besprengen, und sein Abendmahl in den Blumenreichen des kurznächtigen Sommers mäßiglich einnehmen, damit er nach sanftem Schlafe, bey aufgehender Morgenröthe, sich frisch und aufgeräumt befinde. Alsdann, wann er die Vögel in der Luft den Morgen anfingen höret, soll er mit einem oder mehr kunstliebenden Gefährten bey Eröffnung der Stadtthore, sich aufmachen, in den Schauplatz der Natur spazieren und, zu Erleuchtung des Geistes, seine Augen in den Feldern, Bäumen und Bächlein, in Bergen und Thälern, in den Wiesen und Auen, weiden und zur Lehre senden.

Kap. 7. S. 72. Es gibt wackere Geister, welche, als wohlerfahren, ihnen eine Idee von jeder Sache gleich einbilden und dieselbe, ohne fernere Mittel (Studien) ausmachen können. Solches aber ist nicht eines jeden Thun, sondern eine absonderliche Gabe von meisterhaftem Verstand: mag auch nur geschehen bey kleinen Werken von wenig Bildern (Figuren) oder stillstehenden Sachen, daran nicht viel gelegen ist.

Andere sind, die mit viel Arbeit und Bemühung sich setzen und ihre Meynung, was sie in Gedanken gefasset, mit Kreide oder Bleyweiß auf Papier zeichnen, hernach auf ein mit einer öhlichten Farb gegründtes Tuch den Umriß, sammt aller Zubehör auftragen, folgendes wohl betrachten und mit todten Farben (welches man Untermalen nennet) die noch befindlichen Fehler ausbessern heißen (?) und endlich, wann es wohl trucken, mit Fleiß übermalen und ausmachen. Solchen Prozeß halten auch die Italiener, sonderlich wann sie nicht in Fresco arbeiten. Unsere Deutsche, haben mit sonderbarer Arbeitsamkeit, ihre Werke vollbracht, wie zu sehen in den Stücken Albrecht Dürers, Holbeins und Anderer, in welchen auch die geringste Haare ganz klar und rein ausgebildet erscheinen; das dann in der Nähe wohl zu sehen ist. Diese Sauberkeit ist löblich, und macht sich dem Gesicht, je länger, je mehr gefällig: zumal wann gute Manier, Geist und Tapferkeit dabey, und wann alles auch in der Weite, recht zu erkennen ist. Dann, wann solche Stücke auf die Ferne nichts verlieren, mögen sie wohl vor sonders ruhmwürdig gehalten werden. Also beflisse sich in seiner Jugend und besten Zeit, der berühmte Tizian, alles sauber

Digitized by Google

und also zu malen, daß es sich sowohl in die Weite als Nähe, gefällig sehen ließe. Aber in seinen lezten Zeiten und Jahren, malte er sehr rauh, mit vielen Farben beschwert, welches in der Nähe nicht, aber nur von weiten, sehr wohl gestanden. Solcher Manier, haben sich auch andere bedienen und gebrauchen wollen: aber sie verderbten ihre Arbeit zu ihrem großen Schaden. Dann sie vermeinten, Gemäl (Gemale, Malen) ohne viel Nachsinnen und Arbeit leicht hinweg geschehe: da er doch die äußersten Kräfte des Verstandes weit mehr, als andere urtheilen können, daran gestrecket. Und dieß ist die wahre und beste Manier, ein vollkommenes Werk zu machen, wann alles mit großer Mühe vollbracht wird, und es gleichwohl also in die Augen fället, als ob es ohne Bemühung wäre: dann solche Stücke sind gemeinlich geistreich und lebendig.

Diese beyde Manieren, habe ich der kunstliebenden Jugend zu gefallen, also Exempelweis erzählen wollen, damit sie ihnen hievon nach ihrem Geist und Verlangen, die angenehmste erwählen können. Mein Rath aber ist, daß man sich zu der ersten, sauberen Manier gewöhne: weil mit zuwachsenden Jahren und Alter, aus Mangel des Gesichts, die Raubigkeit ohne das selber sich nach und nach einfindet. Sonsten ist vorhin bewußt, daß dieß, was klein und in der Nähe ist, mehr Sauberkeit erfordere: hingegen was weit aus dem Gesicht stehen soll, etwas rauher, groß mit vielen Farben und mehrerem Geist kann gestaltet werden. Wann die Seiten oder Ecken der Bilder mit scharfen Lichtern beschnitten, stehet es hart und rundet sich nicht: welchen Fehler viele unter den Alten begangen.

Daf. S. 73. Ein Maler, der mit Verstand und Sinnreichthum versehen ist, muß sich nicht eben an eines andern Manier binden, demselben allerdings nachzufolgen: dann also würde er, nicht ein Sohn, sondern ein Enkel oder Vetter der Natur seyn. Da er den großen Schauplatz der Natur vor sich hat, warum wollte er andern in die Winkel nachlaufen, die auch allein von ihr gelernet? Man schöpfet das Wasser reiner und besser aus den Quellbrunnen, als aus Bächen oder Cisternen, die von dannen geronnen sind. Es hat ein jeder die Freyheit, in der Natur zu studiren.

Kap. 19. S. 311. Peter von Laer. Was seinen Lebenswandel belanget, der mir als einem seiner verträulichsten Freund wohl bekannt, indem wir lange Jahre, theils zu Rom, theils in Holland um einander gewesen, kann ich mit Grund der Wahrheit melden, daß er aller Tugend voll, eines liebreichen und freundlichen Gemüths gewesen, durch stäte Betrachtung und Nachsinnung aber seinem Verstand zu viel aufgebürdet, welche Last er jedoch sich selbst mit der Musik, sonderlich mit einer Violin erleichtert: Sonsten war er gütig, bescheiden und friedlich in Gesellschaften (denen er zwar nicht zu viel ergeben). Er hatte eine sehr seltsame Gestalt, deßwegen ihn die Romaner nur Il Bamboccio benamet, womit ein fisirliches Ding gemeynet wird, dann sein unterer Leib war um ein Drittheil größer als der obere, und hatte fast ganz keinen Hals, darzu eine kurze Brust, weßhalben viel Lachens über ihn und diesen Defect entstanden, womit er aber selbst nur gescherzet, und die Kurzweil vermehret. Also hat er einsmals bey einer angestellten Kurzweil, Verwillkommstaufen genannt, einen Schurzfleck angelegt, und sich in den Winkel hinter die Thür gesezt, daß viel Vorübergehende ihn für einen Pavian oder seltsam Thier angesehen. Im Tanzen war er überaus artig, zoge sich oben kürzer ein, und fuhr mit seinen langen Beinen so geschwind andern über den Kopf herum, gleich als ob nur ein halber Mann auf der Erden hüpfete. Ein andermal sind wir, Poussin, Claudi Lorenes und ich, Landschaften nach dem Leben zu malen oder zu zeichnen, auf Tivoli geritten, da dann auf der Rückreise aus Sorge eines einbrechenden Regens Bombatio, unwissend unser, vor uns heimgeritten: *he wie* nun vor Rom aus Thor kommen und ihn gewisset, fragten wir die Wacht, ob er etwan schon vor hinein wäre, die aber mit nein geantwortet, sondern es wäre des Veturino Pferd ohne Mann allein hineingelaufen, habe auf sich ein Felleisen und zwey Stiefel neben dem Sattel, auch ein Hut oben aufgebunden gehabt, also daß sie obgedachten Bombats nur für ein Felleisen, Hut und Stiefel angesehen, so uns große Ursach zu lachen gegeben, wie er dann auch, als wir solches ihm erzählet, selbst herzlich darüber gelacht.

Unangesehen nun, daß die Natur ihn der Gestalt nach nicht wohl begabet, so war er doch nicht abscheulich und unangenehm, sondern hat die Mängel des Leibes mit seinem schönen Geist, Verstand, Witz und Weisheit vielfältig herausgebracht, daß er wohl unter die vortrefflichsten Künstler mag gestellet werden. Er hat zu Rom eine unzählige Menge oberzählter Stücken gemalt, die man niemalen seinem Namen von Laer nach, sondern Bombatio (Bambocciaden) benamet, weil die Italiener seinen rechten nicht gewußt haben, bis er durch erzehlte Stück sich berühmt gemacht. Mithin nahete sich nun allgemach sein Alter herbey; und wurde er von seinen Bekannten, sonderlich denen Amsterdamern verlangt, als die sehr nach seinen Werken (deren ich damals viel gehabt) trachteten, deßhalben kam er endlich auf mein unterschiedliches freundliches Zuschreiben und gethane Versicherung, daß er in seinem Vaterland mehr als in Ita-

Digitized by Google

lien vergnügt leben könnte, Anno 1639 zu uns nach Amsterdam, wurde wohl empfangen, und ihm alle Ehr, Liebs und Guts erwiesen, bis daß er sich zu Harlem bey seinem Bruder, einem berühmten Schulmeister niedergesezt, da er dann bey glückseligem Zustand seines lieben Vaterlands, bald die Früchte seiner Kunst zu sehen gegeben, da er erstlich mir ein drey Spannen großes Stück gemacht, wie bey aufgehender Sonne, etliche Jäger sammt einer Dame, zu Pferd sitzend, mit ihren Buben und allerley Art Hunden auf die Jagd reiten, in einer Landschaft, darin eine große Brücken, worunter die Morgensonne ins Wasser scheinet, und sich gegen der Brucken reflectirt, alles sehr künstlich und rühmlich; deren er folgendes in fünf Jahren viel gefertiget, und auch in einem Büchlein dergleichen Stück in Kupfer geäzt ausgeben lassen, welche alle stark gesucht, und ungeachtet des hohen Werths zur Zierde der Kabinetten verlangt, ja sogar die zu Rom gemachte theuer erkauft, und nach Amsterdam gebracht worden. — Immittelst liefen seine Jahre dem sechzigsten zu, und weil er ohne das von schwacher und subtiler Complexion, auch zur Melancholey geneigt, nahmen mit dem Aufnehmen der Jahre, die Kräften und Gedächtniß ab, und wurde dieser fromme hochverwunderliche Mann zu Harlem mit großem Bedauren der Kunstliebenden aus dieser zeitlichen Unruh zur ewigen Ruh versezt und dieses Kunstlicht, das unzählbar vielen Andern hell und klar zur Folge geleuchtet, ausgelöscht; sonderlich haben die Italiener und Niederländer, welche sich häufig in dergleichen Bambatschereyen geübet, seinen Tod schmerzlich beklaget. —

Ebendas. S. 312. Johann Both und sein Bruder, Landschaftmaler von Utrecht. — Johann Both und sein Bruder waren zu Utrecht eines guten Glasmalers Söhne, und wie ich damals bey Gerhard von Hundhorst, haben sie bey Abraham Blomart gelernet, sind auch in unserer Akademie fleißig erschienen, auch haben sie durch anhaltenden Fleiß große Hoffnung von sich gegeben, auch darauf, fremde Länder zu besehen, sich erstlich nach dieser Leute Gebrauch in Frankreich, und dann in Italien auf Rom begeben, allderten eifrig der Arbeit abgewartet, und mit klugem Nachsinnen alles wohl durchgangen, endlich aber in den Landschaften die Manier des berühmten Claudi Lorennes, in den kleinen Bildern aber die Weiß des Bamboccio angenommen, und der Natur, so viel wie möglich beyzukommen, sich bemühet; der eine hat herliche gute Landschaften gemacht, der andere aber dieselbe mit Menschen, Thieren, Vögeln und andern angehörigen, erfüllet; so artig, als ob alles von einer Hand wäre; sind auch dadurch bald dermaßen hoch gestiegen und berühmt worden, daß sie neben den Allerfürtrefflichsten dieser Kunst sehr wohl bestanden.

Sie malten meistens große Landschaften, die sie reichlich ordinirten in Ausbildung der Morgenstunden, als wie der Thau noch auf den Feldern liegt, und die Sonne über das hohe Gebirge herfür blicket. Also haben sie auch den Mittag, Abend und Sonnenuntergang, den Mondschein bey Nacht, und dergleichen, in Colorit und anderm dermaßen verwunderlich nachgebildet, daß man in ihren Gemälden gleichsam die Stunden des Tags erkennen konnte, mit sonst andern eigentlichen Natürlichkeiten der Felder, Berg und Bäumen; und weil der berühmte Claudius Lorenes mehr in Landschaften als Bildern erfahren, diese aber in beyden wohl geübt waren, trieben sie ihn zu fleißiger Arbeit durch einen nützlichen Vorzugsstreit eifrig an, zumal da sie in Geschwindigkeit gleichsam unvergleichlich gewesen, und viel ohne besondere Müh verrichtet, wie sie denn viel hundert schöne Werke in kurzer Zeit in Rom vollbracht, davon ich noch zwey große Stück, eine Morgen- und Abendstunde mit andern zu ihrer Gedächtniß aufbehalte. So ist auch ein guter Theil davon zu Venedig zu sehen, allwo sie sich eine Zeitlang aufgehalten, bis der eine Bruder, der die Bilder in die Landschaften gemacht, zu Nacht im heimgehen von der Gesellschaft unversehens in den Kanal gefallen, und weil man ihm nicht so eilends mögen zu Hülfe kommen, erbärmlich ertrunken ist: worauf der andere sich alsbald nach Haus begeben, und allda seine Kunst ausgebreitet: da er mir eine Abendstund in einer schönen Landschaft wohl ordinirt, und noch besser colorirt, gelassen, und einen großen Zulauf und häufig zu thun bekommen, ob er sich schon reichlich bezahlen ließe. Endlich erkrankte er, und verschied in seinem Vaterland, ungefähr Anno 1650. —

(Der Beschluß folgt.)

Neuere ausgezeichnete Kupferstecher.

Unter dieser Rubrik enthält die neue Folge des Conversations-Lexicons einen Aufsatz, der darum einige Berichtigungen erheischt, weil so manche Leute aus diesem und ähnlichen Werken ihre Begriffe, Ansichten und Meynungen von Literatur und Kunst schöpfen. Gleich im Anfange des gedachten Aufsatzes werden die neuern Stecher „in Hinsicht auf Geist, Ausdruck und Treue der Nachbildung" über die ältern gestellt. Wer sich vom Gegentheile überzeugen will, der lege nur Blätter von Audran, Edelink, Pitow, Vorstermann, C. Vischer, Bolswert und so manchen andern alten Meistern neben die meisten gerühmten Productionen der neuern,

Digitized by Google

und es wird ihm auf den ersten Blick einleuchten, daß jene richtigere Zeichner waren, und es besser verstanden, das Eigenthümliche des Malers in ihrer Nachbildung wieder zu geben.

Wenn der Verf. unter den vorzüglichern historischen Stechern Deutschlands die HH. Stölzel, Böhm, Jury, Meno Haas, Steinla, Schubert, Mosmäßler, ꝛc. aufführt, so müssen wir gestehen, daß uns von nahmhaften Werken dieser Meister durchaus nichts bekannt geworden, und wir würden statt derselben lieber einen Bartsch, Agricola, den jüngern Leybold und einige Schüler des trefflichen alten Müller genannt haben. Eben so hätten in der Landschaft die drey Kobel, Duttenhofer, Kolbe doch wohl eher eine Erwähnung verdient als Günther, Veith, Frenzel ꝛc., deren Verdienst wir übrigens keineswegs schmälern wollen. Und warum fehlen in einer Uebersicht des Ausgezeichneten die Namen Grimm, Koch, Ellenrieder, Erhard, Quaglio, Rechberger, Molitor, König und so manche andre? Warum wird Klein blos als Thierzeichner angeführt? Sind seine menschlichen Figuren minder geistreich?

In Italien sollen Volpato und Morghen zuerst Ungeahntes geleistet haben. Morghen ist zierlich, anmuthig, harmonisch, aber oft uncorrect, und ihm mangelt das Gefühl für Farbe. Er hat Zeichnungen aber keine Gemälde gestochen. — Palmerini, Raialdi, Rampoldi verdienen keineswegs die Ehre, neben den ersten neuern Meistern zu stehen, wohl aber hätten der treffliche Bisi, allenfalls auch Folo, neben ihnen genannt werden dürfen.

Die Reihe der Franzosen eröffnen Boucher, Desnoyers ꝛc., der alte Boucher ist lange todt und seine radirten Blätter sind es auch, aber Desnoyers hat sich, wir wissen nicht, warum, den Namen des ehmals sogenannten Malers der Grazien (im Palais-royal?) beygelegt. Girodet sticht mit allen Figuren zum Ekel (wie hoch auch seine karikirten Raphaele ꝛc., von gewissen Amateurs erhoben werden) und Gudin, Audouins und Consorten stehen weit hinter Richomme, Claessens ꝛc., welche hier übergangen worden.

Bey den Britten fehlen Raimbach, Scott, Turner, Cok, ꝛc.

Seltsam klingt es, wenn der Verf. sagt: Werke vom Umfange der Alexanderschlachten Audouins seyen neuerdings in keinem Lande zum Vorschein gekommen, vielleicht, weil die Anwendung der Radirnadel und des Grabstichels zu demselben Blatte nicht mehr gut geheißen werde. Die Behauptung ist an sich unrichtig, und die Ursache lächerlich. Wir wollen, was das erste betrifft, nur an die in England neugestochenen Raphaelschen Cartons erinnern, deren Zierlichkeit kaum mehr überboten werden kann, und die eher das Produkt einer Maschine als einer Menschenhand zu seyn scheinen. Das zweyte anlangend wird schwerlich ein lebender Stecher, der die Hülfsmittel seiner Kunst und die Wirkungen seiner Instrumente kennt, eine Verbindung der Radirnadel und des Grabstichels (so wie noch der kalten Nadel) für unthunlich halten. Das Trefflichste, was die Stecherkunst je hervorgebracht, ist durch diese Vereinigung entstanden.

München, den 8. Januar 1826.

Wenn auch die öffentlichen Blätter schon die Anzeige enthielten, daß der Director der Akademie der bildenden Künste, Peter Cornelius, das Ritterkreuz des Civil-Verdienst-Ordens der baierischen Krone erhalten habe; so verdient doch die zarte, wahrhaft sinnige Weise, mit der ihm dasselbe ertheilt wurde, noch eine besondere Erwähnung. Seine Majestät der König haben nämlich den — nichts ahnenden — Künstler in die Glyptothek rufen lassen, und hier — in Gegenwart seiner versammelten Schüler, im Anblicke des großen — von ihm geschaffenen, wunderherrlichen Frescogemäldes — in dieser das Gemüth wie den Geist erhebenden Umgebung, haben Allerhöchstdieselben dem verdienten Künstler den Orden eigenhändig zu verleihen geruht. Scenen dieser Art erinnern an die schönen Tage der kunstliebenden Mediceer, an die Zeiten, wo auf dem Capitole große Talente noch mit dem Lorbeer gekrönet wurden. Nur die Form der Anerkennung hat sich geändert; das Gefühl des Schönen lebte fort und der erhabene Geist unseres allgeliebten Monarchen, welcher die Kunst mit königlicher Großmuth beschützt, hat dem unsterblichen Wirken einen neuen Tempel errichtet. Eine so huldvolle Anerkennung des Verdienstes aber wird das Genie zu neuen Schöpfungen entzünden, die jungen Männer, die ihren so hoch gefeyerten Lehrer umstanden, für den Ruhm des Vaterlandes begeistern, und sie mit allen Empfindungen heiliger Ehrfurcht und der Bewunderung für den — Kunst und Wissenschaft ehrenden König erfüllen.

---

*) Der folgende Artikel ist uns erst nach dem Abdruck der Anzeige in Nro. 3. d. J. zugekommen, und wir tragen um so weniger Bedenken, denselben nachträglich zu liefern, da er die Aufmerksamkeit auf einen Vorgang zurücklenkt, der allgemeine freudige Theilnahme erregt hat, und zu den erfreulichsten Hoffnungen berechtigt.

D. H.

Digitized by Google

Nr. 7.

Kunst-Blatt.

Montag, den 23. Januar 1826.

Auszüge aus Joachim von Sandrarts deutscher Akademie.

(Beschluß.)

Kap. 21. S. 321. Gerhard Dow. Einsmals kehrte ich mit dem kunstreichen von Laer, oder Bombats bey ihm ein, seine Person und Kunst zu besehen, da er uns nicht allein höflich empfangen, sondern auch seine Werke gezeigt.

Als wir aber unter andern den großen Fleiß lobten, welchen er an einen Besenstiel gewandt, der um weniges größer als ein Fingernagel war, antwortete er, daß er noch wohl in die drey Tage daran zu arbeiten habe. Er bildete den obberührten Herrn von Spiring in seinem Kunstkabinet, neben einem Tisch sitzend, mit der einen Hand auf dem Teppich, und neben ihm auch sitzend seine Frau und Gemahlin, die nicht allein eine verständige Liebhaberin aller Künsten, sondern auch aller andern großen Tugenden gewesen, sammt dem ältesten Fräulein, die der Frau Mutter ein Büchlein zureichet, so zwar sehr herrlich und wunderschön gemacht; es ist ihm aber die Frau Gemahlin mit großer Gedult fünf Tag nur eine Hand zu untermalen, gesessen, woraus leicht zu erachten, was für eine Zeit das Uebrige dieses Werkleins erfordert. — Dannenhero als ich auf Begehren hochermeldten Präsidenten auf ein großes Blatt nach dem Leben gebildet, wie ihn seine Frau Gemahlin aus seinem Kunstcabinet, durch den Palast in den Garten begleitet, und dieses Stück zu seiner Vergnügung so curios, als die hohe Kunstwissenschaft dieses Herrns erfordert, zu Gravenhaag in seiner Wohnung innerhalb drey Wochen geendet, sagten sie zu mir, sie hätten gemeldtem Dau nur eines der kleinen Bilder zu untermalen länger gesessen, als mir zu diesem großen vollen Werk. Durch solche Langsamkeit benahm er den Leuten zu sitzen alle Lust, so daß sie ihre sonst liebliche Physiognomie verstellet und aus Ueberdruß ganz geändert, wodurch dann seine Contrefäte auch verdrießlich, schwermüthig und unfreundlich worden, und das wahre Leben, welches der Maler und Künstler höchst nöthiges Stück ist, nicht vorgestellet. Sonsten ist gewiß, daß er in stillstehenden Sachen ein verwunderlicher Meister gewesen, wodurch obgedachter Hr. v. Spiring bewogen, ihme jährliche 1000 Gulden Pension versprochen, mit dem Geding, daß er, nach eigenem Gefallen, das Beste von allem, was er malte, gegen baare Bezahlung nehmen dürfte. Er verkaufte aber seine Stücklein, deren die größten eine Spanne hielten, für 600, 800 bis 1000 oder mehr holländische Gulden. Den Tax seiner Arbeit rechnete er nach den Stunden, die er daran gearbeitet, und täglich aufgeschrieben, so daß er für jede Stunde ein Pfund Flämisch, welches dritthalb Reichsthaler macht, gerechnet. Wann das Wetter nicht gar schön war, unterließ er seine Arbeit, und zu allem brauchte er das Leben; seine Farben rieb er zulezt nur auf Glas, und machte sich die Pinsel selbst. Seine Palette, Pinsel und Farbe hielt er wegen des Staubs, der ihn sehr beschwerte, aufs allerfleißigste verschlossen, und wenn er sich zum Malen gesezt, wartete er noch lang, bis der Staub sich völlig gelegt; alsdann nahm er erst in Stille aus dem neben ihm stehenden Kästlein das Stuck Palet herfür, temperirte Farb und Pinsel, und fing an zu arbeiten, verschloß auch nach verrichtem Werk alles wieder fleißig. Sein Malzimmer war groß gegen Norden, hohen Lichts, und auf das stille Wasser des Grabens allda gesezet — welches dann auch genug seyn mag von dem Leben dieses so fleißig — zierlichen und geduldigen Daues.

Kap. 23. S. 331. Claudius Gilli, (Claude Gelée) sonst Lorraines (le Lorrain) genannt. Wann jemalen einer von einem schlechten Anfang oder geringen Wissenschaft zu so großer Kunst in der Malerey gestiegen, daß sein Lob durch die ganze Welt ausgebreitet worden, so ist es gewiß unser Claudius Gilli gewesen, der insgemein nach seinem Vaterland Lorraines genannt worden. Von ihm fallen verwunderliche Begebenheiten zu erzählen, für, als daß, da er erstlich in die Schreibschul gestellt, und darinnen wenig oder schier nichts zugenommen, seine Eltern ihn zu einem Pasteten-bäcker gedinget. Nachdem er nun in dieser Arbeit etwas

Digitized by Google

erfahren, zog er seinem Beruf nach mit vielen andern dergleichen seiner Landsleute nach Rom, weil daselbst immerdar in die etlich hundert lothringische Köch und Pastetenbäcker sind. Alldieweil er aber, der italienischen Sprach und aller Complimenten unerfahren, keinen rechten Dienst haben konnte, nahm ihn ein geistreicher, zwar podagrischer, doch wegen seines lustigen Humors beliebter Maler, genannt Augustin Taso zu sich, welcher viele Architekturen, Friesen und anderes in der Cardinäle Zimmer, zu Zierrathen oberhalb der Tapezereyen, auch Perspective und anderes machen, derethalben und anderer Geschäfte wegen auch zum öftern ausreiten, und an unterschiedlichen Orten sich aufhalten mußte. Da dann indessen Claudius Gilli ihm die Kuchen und das ganze Hauswesen sehr willig versah, alles säuberte, die Farben zum Malen rieb und Palet und Pinsel puzte.

Unter diesen Aufwartungen nun befließ er sich auf Anrathen seines Patrons der Perspectiv, welcher ihn auch darinnen unterrichtet, und nachdem er derselbigen Grundregeln bald erfasset, legte er sich auf das Zeichnen, so ihm aber gar nicht anständig war, da er keine einige Manier noch Zierlichkeit annehmen konnte; blieb also wiederum bey dem vorigen und lernte in etlich wenigen Jahren so viel, daß er sich allein sezte, und Landschaften mit Gebäuden malte, die er aber, weil sie ziemlich schlecht, desto wohlfeiler verkaufte, und sich sparsam hielt. Doch wandte er großen Ernst und Fleiß an, diese Kunst recht zu ergründen, daher suchte er auf alle Weise der Natur beyzukommen, lag vor Tags und bis in die Nacht im Felde, damit er die Tagröthe, den Sonnen- Auf- und Niedergang, und die Abendstunden, recht natürlich zu bilden erlernte, und wenn er eins oder das andere im Feld wohl betrachtet, mischte er alsbald seine Farben darnach, lief damit nach Haus, und wandte sie an sein vorhabendes Werk mit viel größerer Natürlichkeit, als kein anderer vor ihm gethan, mit welcher harten und beschwerlichen Art zu lernen, er sich viele Jahre beholfen, und täglich in das Feld hinaus und den weiten Weg wieder heim gelaufen, bis er endlich mich zu Tivoli, in den wilden Felsen, bey dem berühmten Wasserfall mit dem Pinsel in der Hand angetroffen und gesehen, daß sich daselbst nach dem Leben malte, auch viele Werke nach der Natur selbsten und nicht aus Imagination und Einbildung machte, so ihm dermaßen wohl gefallen, daß er gleiche Weise anzunehmen sich emsig beflissen, auch darauf vermittelst großer und anhaltender Arbeitsamkeit also doch in der Natürlichkeit gestiegen, daß seine Landschaften von den Liebhabern allenthalben gesucht, fleißig erkauft, und an unterschiedliche Ort hin versandt, auch gleichwie sie anfänglich sehr schlecht und gering geachtet, also sind sie hernach werth und wohl für hundert, ja mehr Goldcronen verkauft worden, so daß er derselben, unangesehen er stets fleißig gearbeitet, nicht genug haben können.

Er wußte als ein Meister der Perspectiv, der Farben harte Art zu brechen, und so zu vermischen, daß selbige nicht mehr den Farben selbst, sondern vielmehr demjenigen, so er nachzubilden verlanget, ähnlich schienen. So war er auch ganz unverdrossen, und saß so lang an seinem Werk, bis herauskam, was sein reiches Gedächtniß aus der Natur und dem Leben gleichsam herausgezogen hatte; daher ihm von allen Malern in Landschaften bald gefolgt, und seine Manier beobachtet, gelobt und geehrt worden. In seinem Lebenswandel war er kein großer Hofmann, jedoch gutherzig und fromm, suchte auch keine andere Freude, als in seinem Beruf, deßwegen wir einander sehr geliebt, und zu Rom lang beysammen gewohnet, auch oft mit einander im Felde nach dem Leben gemalet haben; aber gleichwie ich nur gesucht gute Felsen, Stämme, Bäume, Wasserfälle, Gebäuden und Ruinen, die groß und zu Ausfüllung der Historien mir tauglich waren, also malte hingegen er nur in kleinem Format, was von dem zweyten Grund am weitesten entlegen, nach dem Horizont sich verlor, gegen den Himmel auf, darin er ein Meister war. Wir handelten viel Tauschweis mit einander, seine kleinere gegen meine größere Landschaften; unter andern hat er mir überlassen eine Morgenstund, darin eigentlich zu erkennen, wie die Sonne etwan zwey Stund über dem Horizont aufsteigend, die neblichte Luft verbreitet, und der Thau über dem Wasser schwebend sich verwunderlich hinein verlieret; die Sonne spielet über die Gründe herein, daß sie fast wahrhaft dem Leben gleich, Gras, Gesträuch und Bäume beleuchtet und alles in natürlichem Licht und Schatten, sammt dem Widerschein vollkommen zeiget, so daß gleichsam die Entfernung eines jeden Gegenstands nach Verhältniß abzumessen, und richtig wie im Leben selbst zu finden ist. Weßhalb auch nicht ohne Ursach der Herr Adrian Pau zu Amsterdam bey meiner Abreise mir 500 Gulden für diese, drey Spannen lange Landschaft bezahlet hat. Neben diesem hat er viele andere dergleichen köstliche Stück verfertiget, und ist dadurch ein sehr reicher Mann worden.

Er blieb unverheirathet, und ließ einen seiner Vettern zu sich kommen, der ihm sein ganzes Haus neben dem baaren Geld verwaltete, auch Farben und Pinsel anschaffte, damit er geruhiglich nur seinen Studien abwarten könnte, wodurch beyden Theilen nach Wunsch gedienet ist, dann also lebet er ruhig und ohne Sorge, sein Vetter aber der guten Hoffnung, daß er ein Erbe alles dessen, was sein Vetter hat, werden soll, und also verbleibet bis jezt noch diese kleine Republik in gutem Einverständniß. Hier kann ich nicht unterlassen zu er-

Digitized by Google

zählen, daß, wie glücklich dieser schöne Geist ist, die Natürlichkeit der Landschaften vorzustellen, er also unglücklich sey in Bildern und Thieren, obschon sie in seinen Gemälden nur eines halben Fingers lang zu seyn pflegen; unangesehen er sehr große Mühe und Arbeit daran wendet, auch viele Jahre zu Rom auf den Akademien nach dem Leben und den Statuen gezeichnet, ja größeren Fleiß auf die Figuren als auf die Landschaften gewendet, bleiben sie doch mißfällig. Zwar ist wahr, daß er seine Landschaften mit überaus großer Mühsamkeit durch oft wiederholtes Uebermalen, Untersuchen und Uebergehen zu solcher Vollkommenheit bringet, so daß er oftmals an einer Sach ein oder zwey Wochen arbeitet, und gleichwohl fast nicht zeigen kann, was er gethan hat.

Er hat nicht allein mit Oehlfarben, sondern auch in Freeco viele herrliche Werke gemacht, unter andern bey dem Cavalier Muzio eines großen Saals vier hohe Mauren: auf den ersten Theil malte er ein Stück eines Palasts, der sich an einem großen Wald endigte, wo er allerley Bäume in Lebensgröße herrlich gebildet, jeden Baum nach eigener Art an Stämmen, Blättern, und Farbe so erkenntlich, als ob sie rauscheten und vom Wind bewegt würden, auch mit rings herumgewachsenen Laubwerk und Kräutern geziert, so daß sich dieser großen Bäume Gründe erst in das andere Stück verlieren, und an Höhe und Größe, so wie auch die Ferne hinaus bis zum Horizont, mit denen auf dem andern Stück, völlig correspondiren. Auf das andere Stück fertigte er eine große offene Landschaft reich von Bergen, Wasserfällen, kleinen Baumwerk, Gesträuch, Kräutern, reisenden Leuten, Figuren und Thieren, die sich mit der dritten Seite verbinden, in welcher etliche Berge an einem Seehafen mit allerley Schiffzeug, auch viele in einem offenen wilden Meer durch die Winde beunruhigte Schiffe. Auf der vierten Seite sind ausgehöhlte Felsen, Grotten, mit verfallenen Ruinen, Stücken von Gebäuden, Statuen, allerley Bruchstücke und wilde Thiere, alles dermaßen meisterhaft gearbeitet, daß hienach allein der Vernünftige urtheilen kann, wie unser Claudi Gilli das allerhöchste Lob im Landschaftmalen erhalten, und ich bekenne, daß meine Feder zu schwach ist, sein Lob nach Verdiensten vorzutragen, weßwegen ich die Liebhaber selbsten zu seinen Werken, theils in Rom, theils bey andern Königen und Potentaten der ganzen Welt, zurückgewiesen haben will, absonderlich bey uns Deutschen zu dem wahren Kunstverständigen und liebhabenden Freyherrn v. Mayer, und dessen Kunstcabinet zu München und Regenspurg, darin seine Gnaden von Claudi Gilli Hand eine Morgenröthe haben, wie bey aufgehender Sonne augenscheinlich der Thau sich verzehret, Land und Bäume beschienen werden, alles in natürlicher Vertiefung, wie es in der Natur selbst zu geschehen pflegt; also auch in einem andern Stück die Abendstunde vor der Sonnen Untergang, welche über die Berge röthlich hinabziehet, wobey die hitzige rothe Trockenheit am Himmel, und die Wärme, wie in heißen Sommertagen geschieht, an dem Gebirg, Bäumen und Thälern ganz verwunderlich und natürlich zu sehen. Nach diesem ließ ermeldter Freyherr v. Mayer noch ein drittes von ermeldtem Claudi Gilli malen, da er vernünftig die zweyte Nachmittagsstund ausgebildet, wie das Vieh wieder durch einen Bach ausgetrieben wird. in eine schöne Landschaft mit Bäumen, Ruinen und vielfältiger Erweiterung im Feld und Gebirg, alles der wahren Natur aufs ähnlichste, welches genugsam des Meisters Lob bezeuget, und allen Landschaftmalern zur Schul tauget, worinnen sie lernen mögen, wie man eine Landschaft vernünftig ordiniren, den Horizont beobachten, alles dahin verlierend machen, die Färbung nach Proportion der Weite halten, jedesmal des Tages Zeit oder Stund erkenntlich vorstellen, alles zusammen in gerechte Harmenie bringen, die vorderen Theile stark hervor, das hintere nach Verhältniß weit hinauslaufend machen könne, wie solches alles in seinen Werken unvergleichlich zu finden."

Neue Kupferstiche.

Der Abend nach Cl. Lorrain, gest. von Haldenwang. Gr. Quer-Fol. Ladenpreis 16 fl. 30 kr.

Eine Darstellung der Tageszeiten ist für den Künstler keine ganz leichte Aufgabe, denn er hat nichts als den Wechsel des Lichtes und der Töne, um das Eigenthümliche einer jeden zu bezeichnen. Für den Maler ist dieß allerdings schon viel, aber der Kupferstecher, dem keine Farben zu Gebot stehen, trifft hier auf Schwierigkeiten, die er, ohne eigene lebendige Naturanschauung und eine tiefe Kenntniß seiner Hülfsmittel nie zu besiegen vermag. Der glänzende Schimmer, womit die Sonne beym Untergehen sich umgibt, wie alles herrliche Leben im Scheiden, ist sehr verschieden vom Lichte des Morgens und des Mittags, und die goldenen Düfte, welche am Abend auf der Ebene und über den Höhen zittern, sind nicht mit den kalten Dünsten zu vergleichen, die sich bisweilen in der Frühe erheben. Claude hat übrigens den Charakter einer jeden Tageszeit nicht blos im Allgemeinen richtig aufgefaßt, sondern auch seine Landschaft jedesmal so gewählt, daß jener Charakter darin bestimmt und erfreulich hervortreten konnte. Das vorliegende Blatt gibt einen abermaligen Beweis davon. Alles darin athmet Ruhe. Rechts, am Ufer eines sanft dahin wallenden Flusses, erheben sich schöne Gruppen hoher Bäume; links, wo ein Baum nebst Feld und Gebüsch das Bild schließen, sieht man einige antike Ge-

Digitized by Google

Hände, über die Brücke im Mittelgrunde ziehen Hirten mit ihren Heerden hin. Vorn, wo der Strom ein Bassin zu bilden scheint, stehen Tobias und der Engel mit dem Fische. In der Ferne erblickt man das Meer, in welches die Sonne, in Duft gehüllt, jezt eben untertauchen wird. Die Stille und der Friede der Natur weben allenthalben, und die weite Ausdehnung vom Wasserspiegel im Vorgrunde an bis zu den Bergen und an die See in der Ferne gab dem Künstler Gelegenheit, das mannichfachste Spiel der Beleuchtung anzubringen. Hr. Haldenwang hat sein Original auch diesmal mit Geist und Gefühl wiedergegeben, und man muß diesem Künstler den seltenen Lobspruch ertheilen, daß sein neuestes Blatt auch jedesmal sein Trefflichstes ist. Seine Platte ist stark vorradirt, und dadurch wurde der malerische Reiz gewonnen, welcher landschaftlichen Parthieen eigen ist. Die Arbeit mit dem Grabstichel sticht dagegen nicht widrig ab, wie in manchen englischen Blättern, vielmehr ist alles in der vollkommensten Harmonie gehalten. Der Glanz des Abendlichts hat den Künstler nirgends zur Härte verleitet, sondern es verschmilzt bey ihm allenthalben in milder, ruhiger Klarheit. Die Gründe haben den gehörigen Ton, und Wärme und Farbe verbreiten sich über das Ganze. Woollets Landschaften werden immer als Meisterwerke gelten; aber er übertreibt seine Kraft nicht selten, und seine Linien, zumal in den Vorgründen, an den Felsen, sind oft zu wohl genährt. Haldenwang hat dieß zu vermeiden gewußt, eingedenk der Regel, daß in der Landschaftmalerey wie in der damit verwandten Musik Dissonanzen sich auflösen müssen.

Hält man das vorliegende Blatt neben dem vorigen desselben Künstlers, so wird man sich auf den ersten Blick überzeugen, wie sehr er es verstehe, jedesmal den Ton der Natur und der Wahrheit zu treffen.

Noch müssen wir die Bemerkung beyfügen, daß bey der Sorgfalt, welche auf die Abdrücke gewendet wird, die Ausgabe dieses trefflichen Blatts an die Subscribenten erst nach einigen Monaten geschehen könne.

* * *

Christus am Kreuze von Engeln umgeben, nach Lebrun, gest. von Schuler. Gr. Fol. Freyburg bey Herder.

Das Original ist durch den schönen, in guten Abdrücken etwas seltenen und theuern Stich von Edelink bekannt. Das übrigens meisterhaft gestochene Edelink'sche Bild hat jedoch eine doppelte Unbequemlichkeit: es ist von zu großem Format und in zwey Blätter getheilt, die sich nicht zusammenfügen lassen, ohne daß die Spur dem Auge bemerklich bliebe. Wir billigen daher gar sehr das Unternehmen der Herderschen Kunsthandlung, dem kunstliebenden Publikum eine wohlgelungene Copie zu geben. Hr. Schuler, dessen reiner, verständiger und durchaus harmonischer Grabstichel aus frühern Arbeiten bekannt ist, hat auch in diesem neuen Blatte Vorzügliches geleistet, und einen schönen Beweis von dem gründlichen Studium seines Urbildes gegeben, Edelinks Art und Kunst ist darin nicht ängstlich und sclavisch, sondern mit Einsicht und Gefühl nachgeahmt, und wir möchten sogar behaupten, die porträtirten Köpfe der um den Kreuzesstamm knieenden Engel hätten durch die etwas verkleinerte Dimension eher gewonnen als verloren. Ueberhaupt rechnen wir dieses Blatt zu den besten Copien, welche nach bedeutenden Meistern erschienen sind, so wie es schon an sich für Freunde religiöser Vorstellungen eine angenehme Erscheinung ist.

—ber.

Preußen.

In Colberg soll dem Dichter Ramler, ein Denkmal errichtet werden, wozu der Kriegsrath Müchler in unsern Blättern zu Beyträgen auffordert. Auch Franke, der Wohlthäter der Armen und Waisen, dessen unsterbliche Stiftungen unter des Kanzlers Niemeyer *fortgeseze* licher Pflege in Halle jugendlich fortblühen, *erhält* nach Verlauf von mehr als einem Jahrhundert ein Standbild, von dem kürzlich unser trefflicher Bildner, Prof. Rauch, ein allgemein bewundertes Modell fertigte, welches Franke von einer Gruppe von zwey Kindern ungleichen Alters umgeben darstellt. Se. Maj. der König hat dem Vernehmen nach dem genialen Künstler hierüber seinen entschiedenen Beyfall zu erkennen gegeben. Die Gruppe soll in Bronze gegossen werden, wozu schon die Hälfte des erforderlichen Aufwands durch Beyträge gedeckt ist. Die königl. geh. Oberregierungsräthe Körner und Streckfuß haben sich zur Annahme fernerer Beyträge bereit erklärt. (Allg. Zeitung.)

Nekrolog.

Am 17. November ward in der Kirche St. Sulpice die sterbliche Hülle des Bildhauers Charles Mercier Dupaty beygesezt. Er war Mitglied des Instituts und Officier der Ehrenlegion. Die HH. Cartellier und Emanuel Dupaty, sein Bruder, hielten ihm die Leichenrede. Er starb am 14. Nov. an einer Entzündungskrankheit in der Blüthe seines Alters und Talents. Als seine Hauptwerke werden der Ajax, der Cadmus und die Biblis genannt.

Digitized by Google

Nr. 8.

Kunst-Blatt.

Donnerstag, den 26. Januar 1826.

Pompeji.

(Hiezu der beyliegende Umriß: Opferung der Iphigenia.)

Wir wünschen in den nachfolgenden Zeilen den Gesammteindruck wiederzugeben, den uns die neuesten Entdeckungen Pompeji's in den verwichenen Tagen gewährten, und gedenken dieß durch Erwähnung des Bedeutendsten zu erreichen, was seit Jahresfrist dort erschien.

Die Vorliebe der Alten für theatralische Darstellungen hat das geschmückteste Haus des aufgedeckten Pompeji's zum Besitz eines tragischen Poeten stempeln lassen, mit eben dem Recht, mit dem man nach dem Fundort der Mosaike des Dioskorides von Samos forschen könnte, um das entsprechende Haus eines Komikers zu haben. Wir sagen, das geschmückteste Haus: denn selbst das ungleich ausgedehntere des Sallustius kann sich in zierender Raumbenutzung und im Kunstwerth der vorgefundenen Bildwerke mit der Casa del poeta tragico nicht vergleichen; in geschmackvollem Eindruck, wie in Größe und Anlage vielleicht am ersten das des Pansa.

Das Haus des Poeten, oder, wie es nach seinem reizendsten Schmucke schicklicher heißen möchte, das Haus der Iphigenia hat zwey Höfe, an deren Seiten wohl erhaltene Zimmer liegen; ein geräumiger Aufgang führt in den ersten und ein breiter Durchgang zu dem zweyten. In dem erwähnten Aufgang ist das Mosaik des Kettenhundes mit der Inschrift Cave Canem angebracht; dieses Mosaik ist aus weißen und schwarzen Steinen zusammengesezt, die Kette ist grau, das Halsband roth. Der erste Hof ist ein Impluvium der gewöhnlichen Art, der zweyte schließt eine weite niedrige und viereckte Vertiefung ein, an deren hinterer Ecke zur Linken eine kleine Kapelle mit Nische und Giebel, vermuthlich ein Lararium, steht. Den Durchgang aus dem ersten Hofe zum zweyten schmückt in der Mitte des Fußbodens das herrliche Mosaik, welches in einer farbigen und figurenreichen Composition die Ankleidung komischer Schauspieler vorstellt; wir verweisen auf frühere Beschreibung desselben in diesen Blättern 1825. (Nro. 36.). Sämmtliche Zimmer sind mit Gemälden verziert, großentheils mit figurenreichen Compositionen; der Preis aber gebührt den großen Bildern, welche an den Wänden der Höfe vertheilt sind. Es sind folgende:

Auf der Querwand zur Rechten vom Eingang das Bild einer mythischen Vermählung. Ein sitzender bärtiger Mann mit Scepter faßt mit seiner Rechten den rechten Arm einer halbverschleyerten Frau mit reichgesticktem Kleide, Stirnkrone und Armschmuck; beyde haben auf dem vierten Finger ihrer linken Hand den bräutlichen Ring. Die Bewegung der Frau ist so schüchtern, als der Ausdruck ihres wundersam schönen Kopfes feurig und lebensvoll; dieses und die geflügelte Frau, die hinter ihr als Führerin erscheint und die man als Victoria auf die Wiedervermählung nach dem Troischen Siege beziehen mochte, mag die erste Benennung dieser Composition, Menelaus und Helena veranlaßt haben, die wenigstens minder unglücklich ist, als eine neuere von Peleus und Thetis. Der Hintergrund einer zwischen Bäumen aufgerichteten, oben etwa mit drey Löwen verzierten Säule, an der Flöten, Cymbeln und ein Tympanum sichtbar sind, könnte dann asiatisches Lokal andeuten; doch ist diese Deutung für Menelaus nicht ungezwungen, auch das Kostüm des bärtigen Mannes, dem ein rother Mantel das Hinterhaupt verschleyert, für einen Griechen befremdend. Man würde nicht abgeneigt seyn, an die Vermuthung des Saturnus mit der Rhea zu denken, wären nicht unter dem Sitze drey in lauschendem Gespräch bey einander sitzende Jünglinge bey jedem bisherigen Erklärungsversuch unenträthselt geblieben. Dieses Bild hat seit seiner neulichen Entdeckung schon sehr gelitten, doch kann der Glanz seiner ursprünglichen Herrlichkeit sobald noch nicht verwischt werden.

Eine schöne Figur auf der Querwand zur Linken vom Eingang ist ebenfalls sehr verblichen und überdieß verstümmelt. Es ist eine stehende Venus von eigenthümlicher Darstellung; ihre rechte Hand ruht über dem Haupt; die linke, die etwa einen Myrtenzweig hält, vor der Mitte des Leibes; neben ihr ist eine Taube angebracht.

by Google

Auf der Seitenwand zur Rechten folgt das in Anlage und Ausführung unübertreffliche, aber leider bey Mangel jeden Schutzes gegen Luft und Wetter nun schon sehr unscheinbar gewordene Bild der Briseis. Aus seinen zahlreichen Figuren hebt sich der mitten sitzende Achilles hervor. Er ist mit einem Wehrgehenk umgürtet und hält einen Speer in seiner Linken; sein Blick voll bewegten Ausdrucks ist vorwärts gewandt und seine ausgestreckte Rechte zeigt, wie er sich lebhaft über die an ihm verübte Unbill erklärt. Diese macht theils der Herold zu seiner Linken, ein Jüngling mit Merkurshut ohne Krämpe und vermuthlich ohne Flügel, in der Linken mit einem Caduceus, kenntlich, theils die Gruppe der scheidenden Jungfrau zur Rechten des Bildes. Es ist der vermittelnde Patroklus, der gegen Achilles gewandt ihm das von seiner rechten Hand gefaßte Mädchen noch einmal zeigt; sie steht in mäßiger Entfernung dem Achilles gegenüber, langbekleidet und mit der Rechten den Schleyer des gesenkten Hauptes fassend, schüchtern und schamhaft, aber dem Heros, von dem sie sich trennen soll, in stätiger Zögerung zugewandt. Den vierten Finger von ihrer und des Achilles linker Hand schmückt ein Siegelring; wer danach Porträtpersonen vermuthete, hat diesen wahrlich nicht im Alltagsleben erscheinenden Köpfen nie ins Angesicht geblickt. Es sind Vermählungsringe oder auch nur schmückende, wie der einer schönen Minerva unter den Bronzen des Museums. Im Hintergrund stehen vier Krieger mit Speeren und mit großen runden Schildern, welche den größten Theil der Figuren bedecken. Ein bärtiger Mann mit Cbläna in der linken Ecke neben dem Herold Talthybius ist wohl der alte Phönix; ausgezeichnet ist noch ein jugendlicher Gefährte zur Linken des Achilles, der hinter ihm lauschend, die rechte Hand an das Kinn legt.

Reich an Malereyen von minderem Verdienst der Ausführung ist das zweyte Zimmer zur Linken. In Mitten der mit Arabesken verzierten Wände bemerkt man rechts einen stark verwischten Merkur, der eine Frau, etwa Herse, umfaßt und in zudringlicher Sehnsucht über sie gebückt ist, mitten Phrixus, mit einem Nimbus, auf den Widder springend, hinter ihm die aufstiebende Helle, links Europa auf dem Stier. Es ist sehr zu beklagen, daß die oberen Wandverzierungen dieses Zimmers stark beschädigt und rechterseits ganz verloren sind; sie haben uns auf der mittleren und auf der linken Seite eine der merkwürdigsten Friesdarstellungen des Alterthums glücklich erhalten. Mit flüchtigem, aber geschicktem Pinsel ist in dem kleinen Zimmer des Pompejanischen Privatgebäudes eine vor Alters vielleicht sehr berühmte Composition wiederholt, die man, wie sie jezt vor uns erscheint, wenigstens für so herrlich erfunden, als durch ungekannte Vorstellungen überraschend erkannt muß. Amazonenkämpfe sind dort abgebildet, mitten auf der schmaleren linken Seite durch einen Amor mit einer Fruchtschale, auf der breitern dem Eingang gegenüber durch die Gruppe einer Göttin und eines Amors unterbrochen. Eine Frau in langer gegürteter gelber Tunika mit Oberärmeln steht linkswärts auf ein Pilaster gelehnt; sie ist durch eine Stirnkrone geschmückt und hält mit der Rechten einen Zweig über den linken Oberarm. Der ermähnte Amor steht auf runder Basis zu ihrer Linken und hält mit beyden Händen vor sich eine runde hellblaue Scheibe mit doppeltem Umriß, die man für eine Weltkugel gehalten hat und wohl richtiger für einen Spiegel erklären könnte. Die Bedeutung der Göttin ist dunkler; man hat, vermuthlich wegen des von dem Amor gehaltenen Geräthes, eine Fortuna in ihr gesucht und konnte hinzufügen, daß beyde Gottheiten dann und wann verbunden wurden, doch ist ihr einziges Attribut, der Zweig, einer Fortuna durchaus fremd, und läßt für uns nur die Wahl zwischen dem Eschenzweig einer Nemesis oder dem Myrtenzweig einer Venus übrig.

Die verschiedenen Gruppen der Amazonenkämpfe sind durch Bäume abgetheilt. Zwischen solchen und zwischen Felsstücken erscheint auf der von dem beschriebenen Götterpaar unterbrochenen mittleren Darstellung zuerst eine herbeyeilende Amazone mit Schild und Speer. Ihre Schritte sind gegen die abgetrennte Gruppe eines Kriegers gerichtet, der sich, wenn wir von einer ähnlichen Figur auf der linken Seite Gleiches glauben wollen, etwa des Pferdes einer Amazone bemächtigt hat und von diesem herab die zu Boden gefallene Frau bekämpft; ein andrer Krieger greift sie von der andern Seite an. Die Vorstellung der folgenden Gruppe erscheint in diesem Werke zum erstenmal; es ist die einer Amazone in hellblauem Kleide mit Streitart und mondförmigem Schild, welche etwa als eine Heerführerin auf einem mit zwey Rossen bespannten Wagen einem sie erwartenden Krieger entgegensprengt. Hierauf folgt die beschriebene Göttergruppe, dann durch einen Baum begrenzt eine reitende Amazone, das Schild über den Rücken gehängt. Ferner von neuem abgetrennt, ein gefallener Krieger; im folgenden Feld ein zurücksprengender Wagen, von welchem herab eine röthlichviolett gekleidete und mit einem weißen Turban verzierte Amazone gegen einen anrennenden Krieger den Bogen spannt; ein Baum ist auch zwischen diesen beyden, entschieden zusammengehörigen Figuren angebracht. Eine Amazone auf sinkendem Pferde schließt diese Reihe; sie fällt rückwärts von demselben herab, die Figuren und Gruppen der linken Seite sind minder ungewöhnlich, aber nicht minder großartig gedacht. Eine Amazone zu Pferde im Kampf gegen einen Krieger, und ein Krieger, der eine Gefallene bey den Haaren faßt, erscheinen zur Linken des im mittlern Raume schwebenden

Digitized by Google

Amors. Rechts von denselben liegt zwischen den gewöhnlichen begrenzenden Bäumen ein vereinzeltes Schild, weiterhin seine unglückliche gefallene Herrin, dann ein heransprengender Krieger, der ihr vielleicht den Tod bereitet hatte. Der leere Raum, den das herrenlose Schild und die todte Kriegerin lassen, gewährt einen schicklichen Gegensatz zu dem Gewühl am andern Ende. Ein ähnlicher Gegensatz ist auf der mittlern Darstellung durch die Amazone zu Wagen und den gefallenen Krieger bewerkstelligt. Das Kostüm der Figuren hat wenig Abweichendes, eben so wenig die Färbung. Die Gewänder der Krieger, wie der Kriegerinnen sind meistens dunkel mit hellen röthlichen Flecken, der Grund des Ganzen weißlich mit erdfarbiger Andeutung des Bodens. Auser den gewöhnlichen Pelten bemerkt man noch lange, am schmalen untern Rande ausgeschnittene, Amazonenschilder, die der gewöhnlichen Form von Beinschienen nicht unähnlich sind.

Reich an den geschmackvollsten Verzierungen, die seine Bestimmung zu einem Frauengemach vermuthen lassen, ist ein ebenfalls linkerseits nahe an dem Mosaik des Durchgangs gelegenes Zimmer. Unter den reichen Arabesken seiner Wände heben sich an den gegenüberstehenden Nebenseiten je zwey abgetrennte Bilder hervor mit den Symbolen von Bacchus und Juno, von Merkur und Venus. Es ist ein Panther mit einem Thyrsus, ein Pfau mit einem Scepter, eine Taube mit geschlungenem Band im Schnabel, neben ihr ein Ring, und ein Hahn mit einem Caduceus.

Auch die Außenwände des erwähnten Durchganges entbehren des malerischen Schmuckes nicht. Jene so häufigen als für uns seltsamen Verzierungen, die in Mitten einer reinen und edlen Architektur uns über das Selbstbewußtseyn derselben durch langgezogene Ungeheuer von Säulen und Pilastern, Giebeln und Gesimsen, Vasen und Fenstern, Bühnenansichten und Tempelfronten täuschen, in der Consequenz des verzierenden Künstlers jedoch gewiß nicht minder begründet sind als die allgemein zugestandenen Willkürlichkeiten von Blumen und Blätterwerk, sind auf beyden Wänden vertheilt; darüber erscheint eine Scylla. Links überdieß eine Victoria mit Palme, neben ihr ein Amor mit einer Leyer. Rechts von einem mittelmäßigen Künstler ausgeführt, das räthselhafte Bild eines vorlesenden, mit weißer Stirnbinde geschmückten Jünglings, gewiß keines Sclaven. Er sizt zur Rechten von zwey etwas höher sitzenden, allem Anscheine nach heroischen, Figuren, einer halbverschleyerten Frau, welche den linken Arm nachdenklich unterstüzt; und, links von ihr, einem halbbekleideten Jüngling, der bewegt den rechten Arm gegen den Vorleser ausstreckt; ein Schwert liegt zu seinen Füßen. Man hat in dieser Vorstellung an den Brief erinnert, durch den Iphigenia bey Euripides Auskunft über das Schicksal des Orestes erhält, eine bey anderweitigen Erinnerungen an verwandte Heroengeschichten in diesem Hause wohlgefällige Erklärung, bey der aber theils das Schwert zu Füßen des neben Iphigenien sitzenden Jünglings, theils die oberwärts wie hinter einer Bühne stehenden halbverdeckten Figuren zur Lösung übrig bleiben. Diese sind links eine Frau mit metallener Stirnbinde und ein grauhäriger Alter, rechts eine halbverschleyerte Frau und eine bekleidete Figur mit Nimbus, deren Bekleidung bey Köcher und Bogen eine Diana voraussetzen ließe, wäre ihre Weiblichkeit entschieden.

(Der Beschluß folgt.)

Das Antiken-Museum zu Paris, herausgegeben vom Grafen Clarac.

Der Graf Clarac, Conservator des königlichen Antiken-Museums zu Paris, hat im verflossenen August einen ausführlichen Prospectus über sein, schon früher in diesen Blättern erwähntes Werk ausgeben lassen. Es führt den Titel: Musée de Sculpture antique et moderne, ou Description de tout ce que le Louvre, le Musée royal des antiques et le Jardin des Tuileries renferment en statues, bustes, basreliefs, inscriptions; accompagnée d'une Iconographie grecque et romaine, et de plus de 1200 statues antiques tirées des principaux musées et de diverses collections de l'Europe. Ouvrage dédié à Sa Majesté Charles X. — Dieß Werk, in Groß Octav, soll auf 8 — 900 in Umriß gestochenen Kupfertafeln folgendes enthalten:

1. Mehrere Blätter, welche das Gypsformen, den Erzguß, die Bildnerey in Marmor und in Gold und Elfenbein anschaulich machen.

2. Die Pläne aller Säle des Antiken-Museums und der Gallerie Angoulême im Louvre.

3. Alle figurirten Basreliefs am Louvre, sowohl die einzelnen als die der größern Compositionen, wie die der Giebelfelder, Carvatiden u. s. w.

4. Zwanzig perspectivische Ansichten der Colonnade, des Hofs und der Treppen des Louvre, der Säle des Museums und der Gallerie Angoulême; dazu alles was deren Decorationen ausmacht, wie die Basreliefs von Chaudet, Bridan ꝛc., die Plafondgemälde von Romanelli, Guérin, Meynier, Prudhon, Lethière ꝛc., die niemals gestochen sind und mehr als 30 Platten füllen werden. Auch die schöne Bronzethüre des Carvatidensaals war bisher noch nicht im Ganzen herausgegeben; die großen von Percier und Fontaine erbauten Treppen des Louvre erscheinen hier zwar nicht zum erstenmal, aber vollständiger.

Digitized by Google

5. Die Altäre, Todtenkisten, Urnen, Schaalen, Vasen, Kandelaber ꝛc. und alle ähnliche antike Werke, deren das Museum eine große Menge besitzt. Die Basreliefs, die sich an mehreren dieser Monumente finden, werden unter den Basreliefs eigens und in größerem Maaßstab aufgeführt. Auch von diesen Werken ist eine bedeutende Anzahl noch unedirt.

6. Alle hieroglyphischen, griechischen und lateinischen Inschriften des Museums, sorgfältig copirt und gestochen in etwa 60 Blättern, welche bereits vollendet sind.

7. Alle antiken Statuen des königlichen Museums; die merkwürdigsten von zwey, drey, oft vier verschiedenen Seiten dargestellt; die Restaurationen durch punktirte Linien genau angegeben. Auch diese Platten sind fertig.

8. Die antiken Statuen verschiedener Museen und Privatsammlungen in Europa, mehr als 1200 Figuren, mehrere von zwey oder drey Seiten genommen. Da man die Größe dieser Figuren nicht nach dem gegenseitigen Verhältniß der Originale geben konnte, so ist die des ausgewachsenen Mannes und Weibes auf 3 Zoll 10 Linien bestimmt worden, die der Kinder ist geringer. Hr. v. Clarac hat zu Rom und anderwärts viele unedirte Statuen zeichnen lassen, und Kupferwerke sind blos dann benuzt worden, wenn man in Paris nicht Gelegenheit fand nach den Abgüssen zu zeichnen.

Um die Reihe griechischer und römischer Gottheiten noch vollständiger zu machen, ist eine beträchtliche Anzahl von Bronzefigürchen, die seltene Vorstellungen enthalten, hinzugefügt worden; theils aus der königlichen Bibliothek, theils aus dem Cabinet des verstorbenen Barons Denon und andern Sammlungen. Der Verf. hat sorgfältig die Höhe der Statuen nach französischem Maaß angegeben, das man mit dem englischen, römischen und andern Maaßen in eigenen Tabellen der ersten Lieferung verglichen findet. Auch sind Verhältnißtafeln von 42 antiken Statuen nach genauen Messungen hinzugefügt.

9. Hundert und zwanzig griechische Idealköpfe nach den Münzen der königlichen Bibliothek zu Paris copirt.

10. Eine Ikonographie aller im griechischen und römischen Alterthum berühmten Personen, von denen uns die Monumente bis ins 4te Jahrhundert unsrer Zeitrechnung Bildnisse erhalten haben. Diese Köpfe sind nach den Münzen der königlichen Bibliothek unter Aufsicht von deren Conservatoren sorgfältig gestochen worden, aus Visconti's Ikonographie ist nur copirt, was sich nicht in Paris befindet.

11. Alle Büsten des königlichen Museums, zum Theil von mehreren Seiten; zugleich auch die Porträtköpfe der Kaiserstatuen des Museums.

12. Alle antike Basreliefs des königl. Museums, mit Angabe ihrer Größe und Restaurationen. Der größte Theil dieser Platten ist fertig.

13. Mehrere Platten mit accessorischen, den Cyklus und das Costüm der Alten betreffenden Gegenständen aus dem königl. Museum.

14. Alles was die Galerie Angoulême an Sculpturen des 16. 17. und 18ten Jahrhunderts enthält, d. h. Werke des Michel-Angelo, Jean Cousin, Jean Goujon, Paul Ponce, Germain Pilon, Francheville, Puget, Canova und anderer berühmten Bildhauer.

15. Alle modernen Statuen, die Büsten berühmter Franzosen, die Vasen u. s. w., welche sich in den Sälen des Louvre und der Tuilerien befinden.

Der Text enthält:

1. Als Einleitung einen Versuch über die Geschichte der zeichnenden Kunst und besonders der Sculptur, von den ältesten Zeiten bis auf die Einnahme von Constantinopel durch die Lateiner im Jahr 1204.

2. Eine ausführliche Notiz über die Technik der Sculptur, über die verschiedenen in alter und neuer Zeit angewandten Stoffe und die Ausführung in Erde, Marmor, Erz, Elfenbein und Gold.

3. Verhältnißtabellen der antiken Statuen.

4. Reductionen der Maaße verschiedener europäischer Länder auf den französischen Fuß und das Metre.

5. Kurze Geschichte des Louvre.

6. Erklärung aller in den Kupferstichen abgebildeten Sculpturen, Malereyen und Inschriften.

7. Chronologische Tabellen der Künstler und Monumente des ägyptischen, griechischen und römischen Alterthums.

8. Alle Denkmäler der Kunst, von welchen in der Bibel, bey Homer, Herodot, Plinius, Pausanias, in der griechischen Anthologie, bey den byzantinischen Schriftstellern bis zur Einnahme von Constantinopel u. s. w. die Rede ist. Vollständige Register über das Ganze werden den Beschluß machen. Der Text wird zum wenigsten zwey starke Bände in gr. 8. ausmachen; von den Platten sind bereits mehr als 600 von den HH. Normand, Vater und Sohn, Hibon, Aler. Gibon u. a. gestochen. Das Werk sollte vom December an in 10 Lieferungen erscheinen, deren jede wenigstens 80 Tafeln, jedoch nicht regelmäßig vertheilt, enthalten soll. Die Statuen fangen erst mit der 4ten Lieferung an. Der Subscriptionspreis jeder Lieferung ist zu Paris 20 Franken. Exemplare auf Velinpapier in größerem Format kosten das doppelte. Nach dem Erscheinen der dritten Lieferung wird der Preis jeder Lieferung ord. auf 30 Franken erhöht. Dieß Werk wird zu den wohlfeilsten und vollständigsten archäologischen Sammlungen gehören, da der Preis auf keine Weise 200 Franken übersteigen wird. Man unterschreibt zu Paris bey Victor Terier, Rue St. Honoré Nr. 348., in der Chalcographie des Musée Royal, rue de l'Oratoire, hôtel d'Angevilliers, und bey dem Verfasser, rue de Sorène Nro. 23.

Digitized by Google

Nr. 9.

Kunst-Blatt.

Montag, den 30. Januar 1826.

Pompeji.

(Beschluß.)

Wie am Ende des zweyten Hofes am entferntesten Orte des Hauses das Heiligthum der Hausgöttin sich zeigt, so ist auch an demselbigen Orte das, aus ehrerbietiger Fürsorge für solches Kleinod nun verschlossene, anziehendste Kunstwerk dieses Hauses zu suchen. Auf der Hinterwand zur Rechten des vertieften Hofraumes ist das wunderbare Bild vom Opfer der Iphigenia angebracht, *) ein Werk, welches ohne die vortrefflichen Künstler der Briseis und des Vermählungsbildes an Verdienst der Ausführung zu überbieten, bey hinlänglichem technischen Werthe eine so bewundernswürdige Großheit seiner einfachen Anlage und ein so tiefes Gefühl seines sprachlosen Ausdrucks entwickelt, daß es, auch ohne das Anziehende der mythischen Deutung, jedem andern antiken Meisterwerke getrost zur Seite stehen kann. Agamemnon, der unglückliche Vater, ist gegenwärtig, aber abgewandt, ein Heros und König, bey unnennbarem Leide, das die Götter verlangen, seiner selbst mächtig, stehend und fest auftretend, aber tief eingehüllt, auf daß auch die Glieder keinen unwürdigen, unwillkürlichen Jammer bezeigen mögen. Dieser ächt antik empfundenen Figur steht am andern Ecke ebenfalls schwer aber geschmückter bekleidet der Priester Kalchas gegenüber, der mit gefühlloser Ruhe das Opfer anordnet; mitten zwey seltsame Diener und, von ihnen gefaßt, Iphigenia, schwach und hingesunken, ein unglückliches Mädchen, aber mit edler Haltung der Glieder und auch im Gefühl des Todes mit der Hoheit einer Königstochter aus der Heroenzeit. Diese fünf Figuren, im Hintergrund ein Idol der Diana, in den Lüften die Halbfigur der versöhnten Göttin und einer Dienerin, die zum Zeichen ihrer Versöhnung den Hirsch an die Stelle der zum Opfer erwählten Jungfrau setzen soll, genügten dem alten Künstler zur höchst vollständigen Darstellung eines in Mitten des Griechenheeres mit Priesterlist und der Krieger Zwiespalt bey dunklem Willen der Götter geschehenen, an zahlreichen Figuren so reichen, Vorfalls.

Wir haben schon früher eine kurze Beschreibung dieses trefflichen Werkes gegeben, und können, da wir auf dieselbe zurückkommen, eben nur mit dem freudigen Staunen seiner gedenken, mit dem jeder Beschauer vor die geöffnete Lade tritt, welche dieß in milder Farbenpracht schimmernde Gemälde verschließt. Es ist ein häufiger Vorzug der ausgezeichnetsten Kunstwerke, daß sie durch sich selbst klar sind und keiner wortreichen Erklärung bedürfen. Eine sinkende Jungfrau, ein gebietender Mann mit dem Schwert und ein andrer in tiefer Trauer zu ihrer Seite, dieses, mit Andeutung göttlicher Hülfe in den Lüften, ist eine unmittelbar und allgemein anziehende Darstellung, die auch ohne Namenserklärung in hohen Ehren verbleiben würde und der die stillschweigend zugestandene Beziehung auf ein allbekanntes Factum nur zur Beschwichtigung jeder etwanigen störenden Neugier zu Statten kommt. Selbst den Antiquaren ist der Mund verschlossen: man würde sie spitzfindig schelten, wollten sie über die leicht vorausgesezte Dienerin der Diana und über die Bildung der Taurischen Göttin mit Modius und Fackeln sich gründlicher bemühen. So ist auch die Färbung heiter ohne Prätension, der Grund hellblau, die meisten Gewänder von blassem schillerndem Roth, das Oberkleid des Kalchas und das Gewand der Iphigenia gelb, vielleicht in priesterlicher Beziehung, das leztere mit grünem Saum. Das rothe Unterkleid des Priesters hat grüne Aermel mit rothen Aufschlägen, hie und da sind grüne Bänder angedeutet, so das Band an Kalchas Schwert, so ein Tragband an der violetten Chlåna des Opferdieners, der die Iphigenia hält; grün ist auch der Kranz des Kalchas. Die Gewänder der Halbfiguren im obern Raum sind graulich violett, Krone und Bogen der schwebenden Diana, so wie das ganze Idol von Gold. *)

*) S. den beyliegenden Umriß.

*) Wir hätten gewünscht, daß uns der Hr. Verf. eine Andeutung über die Sorgfalt oder Flüchtigkeit der Ausfüh-

Digitized by Google

Rechterseits vom Bilde der Iphigenia tritt man in ein hohes und geräumiges, fast quadrates Zimmer. Seine Wände sind mit Arabesken reich verziert, unter denen ein breiter Saum mit Seedrachen und Delphinen und mit Centauren wegläuft, die gegen Löwen kämpfen. Jede der drey Hauptwände zeigt in ihrer Mitte ein großes Bild.

Auf der hintern Wand eine schlafende Ariadne, die unten an der linken Ecke sehr platt liegt. Zwey Männer stehen vor ihr, der eine mit weiß blinkendem Helm, mit der Rechten den Zipfel eines Gewandstücks fassend, das seinen rechten Schenkel bedeckt, das Haupt voll schmerzlichen Ausdrucks unverwandt auf sie gerichtet, unverkennbar Theseus, wird von einem Gefährten, der den Willen der Götter von ihm heischt, bey der Hand gefaßt und zur Abfahrt beschworen. Höher rechts erscheint das Schiff der Athener, auf dem man beschäftigt ist, die Segelstangen aufzuziehen. Ueber Ariadne im Hintergrund zur Linken erblickt man den Leuchtthurm von Naxos und darüber hoch schwebend Minerva mit Schild und Speer in der Linken, die rechte Hand vor das Gesicht haltend, in aufmerksamer Beschauung und in fürsorgender Pflege für die Wohlfahrt Athens. Ein schönes und auch in der Färbung sehr verdienstvolles, aber leider durch die Feuchtigkeit des Zimmers, schon sehr beschädigtes Bild, zeigt uns die rechte Seitenwand dieses Zimmers. Zwey Gruppen treten in demselben hervor. Rechts eine schon bey der ersten Auffindung oberwärts abgebrochene unbekleidete Venus, den linken Arm abwehrend an ihre Brust drückend; vor ihr an ihre Kniee gelehnt ein mit dem sinnigsten Ausdruck ernsten Geschäfts aufblickender Amor, der sie mit einem Pfeile durchbohrt. Zwey Speere stehen an der rechten Ecke angelehnt; sie deuten eine von Tigern besuchte Gegend an. Linkerseits erscheint gegenüberstehend Adonis, mit grüner Chlamys und den zwey Jagdspeeren; vor ihm steht, vielleicht ihn umfassend, eine Frau in langem gelblichen Kleide, vermuthlich die Ueberrederin zur Liebesgunst, Pitho.

Von einem andern merkwürdigen Bilde auf der linken Seitenwand des Zimmers ist leicht eine Deutung gefunden. Auf eckigen Sitzen, in deren Hintergrund ein gelbes Pilaster und Bäume bemerklich sind, sizt mit aufgestüzter rechter Hand und schmaler Stirnbinde, in der Linken zwey Jagdspeere, ein Jüngling und blickt auf eine neben ihm sitzende Frau, beyde sind unterwärts bekleidet, er mit grünem, sie mit weißem Gewand. Ohne den Gegenstand, den die erwähnte Frau beschaut, würde man beyde für Venus und Adonis halten; es ist ein Korb oder Nest mit drey kleinen Kindern, und dieß hat wegen der ähnlichen Abbildung dreyer Kinder bey der Geburt der Leda aus einem durch Millin bekannten Sarkophag Anlaß gegeben, sie für Leda und den Mann, trotz seiner Bartlosigkeit, für Tyndarus zu halten. Eine bekleidete Frau in lilafarbigem und ein Mann in grünem Gewand, gehören als lauschende Zuschauer derselben sehr anmuthigen Gruppe an, deren ganze Erscheinung auf den ersten Blick an Amorenspiele denken läßt; doch sind die Kinder ungeflügelt, und auch ein sitzender Jüngling, der, wie Apoll, einen Bogen hält, mit einer bekleideten Frau, welche den Arm auf seine Schulter legt, vielleicht Diana, lassen einen mythischen Gegenstand erwarten.

Auch auf der gegenüberliegenden linken Seite des Hofraums befinden sich zwey mit zierlichen Malereyen geschmückte Zimmer. Aeußerst geschmackvoll sind besonders die des ersten, aus deren aufgewundenen und geknüpften Kränzen sich ebenfalls drey Hauptbilder hervorheben. Mitten etwa ein sitzender Narcissus mit Speer in der Linken, neben ihm ein abwärts schauender Amor. Links ebenfalls sitzend Ariadne, mit einem Kreuzband auf dem nackten Oberleib, den linken Arm gegen den Mund gewandt; vor ihr ein Amor, der mit der Linken nach dem hoch oben absegelnden Schiffe zeigt. Rechts ein fischender Amor, vor ihm eine halbnackte Fischerin, deren rechter Arm zum Angeln ausgestreckt ist; der linke ist aufgestüzt.

Die dem beschriebenen Hause gegenüberliegenden Thermen, deren wir früher mehrfache Erwähnung gethan, sind nun geschickt hergestellt; wir gedenken nachträglich des im Zimmer der Atlanten gefundenen und an Ort und Stelle gelassenen Bronzegeräths. Es ist dieses an der Hinterwand ein großes, etwa zehn Palmen langes und drey Palmen breites Kohlenbecken, das auf vier Sphinxfüßen, in der vordern Mitte überdieß auf einer Kuh ruht: Dieses Thier deutet die Person an, der man die glänzende Ausstattung dieses Raumes verdankte. Drey ebenfalls bronzene Bänke, zwey kleinere zur Linken, eine zur Rechten ruhen in gleicher Bedeutung auf Kuhfüßen und führen auf ihrer Oberfläche die Inschrift:

M. NIGIDIVS. VACCVLA. P. S.

Andre sehr anziehende Ausgrabungen sind an andern Orten im Gange. Dicht hinter dem Hause der Iphigenia, neben einem Bäckerhaus, über dem ein platter Phallus schräg hervorsteht, erscheint ein geräumiger Hofraum, der die verwickelte Frage über die Fullonica von Pompeji von Neuem zur Sprache bringt. Der umlaufende Kanal sammt der Reihe kleiner Brunnen und pultförmiger Auflagen, die man im großen Hofraum der Eumachia fand, verbunden mit der Wahrscheinlichkeit, daß die Gebäude der Priesterin zusammenlagen, begründeten den Glauben, daß eben ihr großer Hofraum die

rung gegeben hätte. Der leztern kann wohl die auffallende Weglassung der Füße an der Figur der Iphigenia zugeschrieben werden. S.

Digitized by Google

Fullonica sey; doch ist es keinem Zweifel unterworfen, daß der jezt entdeckte von den Portiken der Cumachia ziemlich weit abgelegene kleine Hofraum uns, was dort keineswegs geschah, einen wirklichen Walkerapparat zur Stelle zeigt. Ein die gewöhnliche Mannshöhe überragender gemauerter Trog, etwa zum Aufbehalten der Tücher, und daneben ein kleinerer, in dem man sie stampfen mochte, erscheint am einen Ende jenes Raumes, am andern aber zwischen zwey Pilastern ein kleiner Brunnen mit ringsumlaufender breiter Ablaufsröhre. Ein nur eben aufgedecktes Gemälde an dem einen jener Pilaster läßt an der Bestimmung dieses Hauses vollends keinen Zweifel übrig. Es besteht in zwey Reihen, in deren oberer eine niedrig sitzende Frau einem vor ihr stehenden Mädchen ein Tuch reicht. An einer breiten hoch befestigten Stange hängt ein Stück Tuch, welches ein kurzbekleideter Jüngling zu krämpeln beschäftigt ist. Ein andrer bekränzter Jüngling bringt einen großen weit durchbrochenen Käficht herbey, in dem er selbst steht; dieses Geräth mochte, ohne daß wir hier auf einige Sachkenntniß Anspruch zu machen wagen, zur Erwärmung der vorher aus dem Eimer in der Linken des Jünglings zu besprengenden Tücher dienen. Auf der Höhe des Käfichts sizt eine Eule, etwa als Sinnbild der Werkmeisterin Minerva. Der untere Raum zeigt Vorrichtungen zu gleichem Zweck. In vier oberwärts gebogenen Abtheilungen, etwa gewölbten Nischen, sind vier runde ziemlich tiefe Kübel zu sehen, die beyden äußersten kleiner als die mittelsten. Zwey Kinder stehen in ihnen, das zur Linken ein Tuch hervorhebend, was wohl auch der nicht ganz sichtbare Knabe zur Rechten thun mag. Das gemeinschaftliche Geschäft ist, die Tücher mit den Füßen zu stampfen und daher steht der, wie die übrigen, kurzbekleidete Jüngling im zweyten vermuthlich noch angefüllten Kübel hoch auf der Oberfläche desselben, so daß seine beyden Arme auf der Höhe der begrenzenden Pfeiler aufzuruhen vermögen. Die Figur, die ziemlich tief im dritten Kübel steht, ist die eines kurzen und fahlen Sklaven, der ebenfalls mit beyden Händen ein Stück Tuch faßt.

Der Hofraum eines andern Gebäudes, welches vom Forum nordwärts über den Fortunatempel hinausliegt, zeigt sich ringsum mit vorzüglich schönen vereinzelten Figuren verziert. Diese Malereyen zeigen auf der Querwand rechts vom Eingang einen thronenden Bacchus, mit Thyrsus, welcher statt des Pinienapfels in ein Büschel endigt und mit dem Kantharus, nebenher mit einem Tympanum und dem Panther; links eine thronende Ceres mit Fackel und Kalathus. Die Seitenwände zeigen zwey Jünglinge mit Waffen, der eine einen Speer prüfend, und zwey Flügeljünglinge mit Frauen auf ihrem Rücken, der eine ein Füllhorn, der andre eine Leyer haltend.

Die neapolitanische Regierung hat den Pompejanischen Ausgrabungen neuerdings eine rühmliche Aufmerksamkeit gewidmet; zum Direktor derselben ist der thätige und einsichtige Architekt Hr. Nicolo d'Apuzzo berufen, und zugleich bestimmt worden, ihm in Pompeji selbst ein Wohnhaus zu errichten. Es ist zu beklagen, daß man zu gleicher Zeit beschlossen hat, die unvergleichlichen Gemälde, die wir beschrieben, an Ort und Stelle zu lassen; wir fürchten, daß man die Freude ihres längeren Genusses in ursprünglicher Umgebung mit ihrer Vernichtung bezahlen wird. *)

Rom, den 30. Nov. 1825.

G.

---

*) Einer Nachricht des östreichischen Beobachters vom 18. December zufolge hat der König von Neapel den Maler Andrea Celestino zur Belohnung für die Erfindung eines Firnisses, welcher die in Pompeji aufgedeckten Wandgemälde vor Zerstörung bewahren soll, und von der Akademie zu Neapel zweckdienlich befunden worden ist, zum immerwährenden Sekretär bey der genannten Akademie, deren Mitglied er war, ernannt. Ob dieser Firniß aber gegen die Unbilden der Witterung, die in wenigen Jahren die Gemälde des Venustempels und des Amphitheaters fast gänzlich vernichtet haben, ausreichen wird?

S.

Artistische Schriften.

Die Farben. Ein Versuch über Technik alter und neuer Malerey, von Dr. J. Roux, Professor in Heidelberg. 1824. 8.

Wir glauben mit der Anzeige dieser kleinen, gehaltreichen Schrift nicht zu spät zu kommen, da sie für den ausübenden Künstler von großer Brauchbarkeit ist, und über einen wichtigen Theil der Kunst treffende Bemerkungen und Vorschriften, in einer klaren, einfachen Sprache enthält. Der Verf. ist nicht blos Theoretiker, sondern selbst Maler, und es sind zum Theil die Resultate eigener Versuche und Erfahrungen, die er in diesen Bogen vorlegt.

Sehr richtig wird gleich in der Einleitung bemerkt, daß der Maler nicht blos das Entstehen der Farbe, ihr Steigern bis zum höchsten Feuer, sondern auch die Grade der Minderung in möglichster Reinheit, beym Erhellen oder Verdunkeln, das Zusammentreffen in klarester Mischung beachten und die Pigmente vergleichen müsse, welche zur Nachahmung der Natur, für Licht und dessen Abfall und Färbung gegeben sind. Der erste Abschnitt handelt „von Bestimmung und Stand der Farben nach ihrer Hellung." Das Nöthige über die reinen Farben, so wie über ihre Mischungen, ihr Verhältniß zum Hell-

Digitized by Google

dunkel und die Pigmente ist hier auf eine befriedigende Weise angegeben. Der zweyte Abschnitt: „Technik der neuern Malerey, Farben- und Bindungsmittel" beginnt mit der sehr richtigen Bemerkung, daß die Maler sich seit lange um eine genauere Kenntniß der Farben, um deren chemische Bestandtheile, so wie um die nöthigen Bindungsmittel zu wenig bemüht hätten. Daher das Springen, Verbleichen und Nachdunkeln so mancher trefflichen Bilder. Die Prüfung, welche Hr. Prof. Rour über die in der Oehlmalerey gegenwärtig gebräuchlichen Pigmente und Oehle hier anstellt, scheint uns sehr beachtungswerth.

Nicht minder dürfte dieß der Fall mit dem dritten Abschnitte: „von den farbigen Fritten" seyn, welche aus Metalloxyden bereitet werden. Der Verf. zeigt die Vortheile, welche verglaste Farben in der Malerey gewähren würden, besonders bey Frescobildern und Restaurationen verdorbener Oehlgemälde. Zugleich gibt er Vorschriften, reines Oehl und einen guten Grund zu erhalten.

Besondere Aufmerksamkeit verdienen wohl die dem Werkchen angehängten Vermuthungen des Hrn. Rour über die Technik altgriechischer Malerey, und was er über das Wachs (in Vergleich mit dem Oehle) als Bindungsmittel sagt. Hr. Rour hat selbst in der Wachsmalerey gelungene Versuche nach einer ihm eigenthümlichen Verfahrungsart gemacht, und es wäre zu wünschen, daß auch andre Künstler ihm hierin nachfolgen möchten. Für Wandgemälde besonders dürften große Vortheile daraus entspringen.

—ber.

Ausgrabungen in Dalmatien.

Seit dem Jahre 1818, als Se. Maj. der Kaiser Franz die Provinzen Dalmatiens besuchte, hat man angefangen, die Nachgrabungen in jenen Gegenden mit mehr Fleiß als früher, vorzunehmen. Besonders ergiebig war die Ausbeute auf der Stelle, wo das alte Salona gestanden. Kaiser Diokletian, ein geborener Dalmatier, hatte Salona zum Ruhesitze für seine lezten Lebensjahre erwählt. Noch stehen die Säulen des alten Kaiserpallastes und bey den Nachgrabungen, die unter der Leitung des Dr. Lanza vorgenommen worden sind, hat man eine Menge, für die Geschichte, wie für die Kunst merkwürdiger Gegenstände gefunden.

Noch mehr wurde der Fleiß belohnt, den man auf die Nachgrabungen in Pola in Istrien verwendete. Hier wurden auch auf Befehl Sr. Maj. des Kaisers unter Leitung des damaligen Oberbaudirektors Nobile, zwey Bogen des Amphitheaters, die Einsturz drohten, hergestellt; der Triumphbogen und die beyden Tempel, Muster schöner Baukunst, wurden von den angebauten kleinen Häusern und Gartenmauern befreyt, gereinigt, gestützt, und eine neue Straße wurde geöffnet.

Für Cividale, das alte Forum Julii, einst der Hauptsitz der Provinz, welche daher den Namen Friaul führt, genehmigte Se. Maj. der Kaiser die Errichtung eines Museums, welches durch die Tüchtigkeit und verständige Leitung des Canonicus Conte della Torre eine artige Sammlung von antiken Gegenständen in Gold, Schmuck, Bronzefigürchen und Geräthschaften, Mosaiken, Inschriftsteinen u. s. w. enthält, dann auch Monumente aus dem Mittelalter und der Longobardischen Zeit, so daß hier bald die Geschichte der Provinz sich in ihren Denkmälern aussprechen wird.

Der Boden von Aquileja deckt große antiquarische Schätze; davon zeugen die Gegenstände, die hier von Zeit zu Zeit zum Vorschein kommen, und durch ihre Arbeit auf die Zeitalter der Blüthe der Kunst, und durch den Reichthum der Stoffe, (Gold, Silber, Edelsteine) auf den großen ehemaligen Wohlstand hinweisen. Die Entdeckungen der neuern Zeit dienten, das k. k. Münz- und Antiken-Cabinett im Hauptsitze der Monarchie zu bereichern; darunter eine prächtige antike Ritterschale, das Dankopfer des Triptolemus an Ceres vorstellend, von dem Grafen Cassis Faraone Sr. Maj. dem Kaiser zu Füßen gelegt: die größeren, zum Theil sehr merkwürdigen und ausgezeichneten Marmorgegenstände sind an Ort und Stelle selbst unter der thätigen und entsprechenden Aufsicht des Wasserbau-Inspektors Moschettini verwahrt.

Druckfehler.

Folgende Verbesserungen in den lezten Blättern des vorigen Jahrgangs bittet man noch nachzutragen:

Nro. 94. S. 375. Sp. 1. Z. 20. ist zu lesen, statt: ihrem — seinem.

Nro. 95. S. 378. Sp. 2. Z. 12. st. Madasna — Madama.

Ebendas. Z. 14. und Nro. 98. Sp. 1. lezte Z. st. Calle — Colle.

Nro. 101. S. 407. st. Marmorn überall Marmore.

Nro. 104. S. 417. Sp. 2. Z. 12. st. Fossoro — fossero.

Ebendas. Z. 20. st. unglaublich — ursprünglich.

Ebendas. S. 418. Sp. 1. Z. 5. v. u. und Sp. 2. Z. 22. st. den — der.

Ebendas. S. 419. Sp. 1. Z. 2. v. u. st. Wesen — Vasen.

Digitized by Google

Nr. 10. und 11.

Kunst-Blatt.

Montag, den 6. Februar 1826.

Charon.

Neugriechisch.

(Hiezu der lithographirte Umriß: Charon, gez. von C. Leybold.)

Die Berges Höhn warum so schwarz?
Woher die Wolkenwoge?
Ist es der Sturm, der droben kämpft,
Der Regen, Gipfel peitschend?
Nicht ist's der Sturm, der droben kämpft,
Nicht Regen, Gipfel peitschend;
Nein Charon ist's, er saust einher,
Entführet die Verblichnen;
Die Jungen treibt er vor sich hin,
Schleppt hinter sich die Alten;
Die Jüngsten aber, Säuglinge,
In Reih gehängt am Sattel.
Da riefen ihm die Greise zu,
Die Jünglinge sie knie'ten:
„O Charon halt! halt am Gehege',
Halt an beym kühlen Brunnen!
Die Alten da erquicken sich,
Die Jugend schleudert Steine,
Die Knaben zart zerstreuen sich
Und pflücken bunte Blümchen."

Nicht am Gehege halt' ich still,
Ich halte nicht am Brunnen;
Zu schöpfen kommen Weiber an,
Erkennen ihre Kinder,
Die Männer auch erkennen sie,
Das Trennen wird unmöglich.

Goethe.

Dieses Gedicht ist bereits im Kunstblatt Nr. 6. vorigen Jahrs aus Goethe's Kunst und Alterthum abgedruckt worden, um einer Aufforderung des Dichters an Künstler, zur bildlichen Darstellung des Gegenstandes, weitere Verbreitung zu geben. Es wurde dabey gesagt, daß die J. G. Cotta'sche Buchhandlung bereit sey, wenn Künstler ihr Zeichnungen einsenden wollten, dieselben dem Dichter und mehreren unpartheyischen Künstlern und Kunstfreunden vorzulegen, auch diejenige, die für die beste erkannt würde, nach Verdienst und mit dem Künstler zu treffender Uebereinkunft zu honoriren, und auf ihre Kosten den Stich des Blattes besorgen zu lassen.

In Folge dieser Bekanntmachung erhielt die Redaction des Kunstblatts nach und nach sechs Zeichnungen zugesandt, welche größtentheils als Beweise sehr bedeutender Talente höchst erfreulich waren, und durch Auffassung und Behandlung des Gedichts, wie in Bezug auf Werth der Ausführung die interessantesten Vergleichungspunkte darboten. Wir hatten die Freude, dieselben von dem verehrten Dichter, dem sie im May d. J. übersandt wurden, mit herzlicher Anerkennung aufgenommen zu sehen, und erstatten daher in seinem und unserm Namen den sämmtlichen Künstlern, die uns mit ihrem Zutrauen beehrt haben, hiermit den herzlichsten Dank.

Das erste, was wir von Hrn. v. Goethe über diese Zeichnungen vernahmen, enthielt die erfreuliche Aeußerung, daß er in einer derselben die schwierige Aufgabe befriedigend gelöst finde, und es war uns höchst angenehm, in seinem mit warmer Bewunderung ausgesprochenen Lob auch die Ansicht über diese Zeichnung bestätigt zu sehen, welche mehrere andere unpartheyische Künstler und Kenner und wir selbst vor der Absendung gefaßt hatten. Auf unser Ersuchen an den Dichter, sein Urtheil über die sämmtlichen Blätter mitzutheilen, übersandte er uns sodann einen im Namen der Weimarischen Kunstfreunde unterzeichneten Aufsatz zum Abdruck im Kunstblatt. Wir begleiten denselben (A) mit dem verkleinert lithographirten Umrisse der erwähnten Zeichnung, um unsern Lesern vorläufig so gut als möglich die Anschauung derselben zu verschaffen. Da jedoch jener Aufsatz bey Würdigung der übrigen Zeichnungen von der Ansicht andrer Kunstfreunde und unsrer eigenen abweicht, so möge es uns vergönnt seyn, die leztere am Schluß auseinanderzusetzen (B), und so jedem der betheilig-

Digitized by Google

ten Künstler die Stimmen, die sich für und gegen ihn erhoben, mit redlicher Offenheit bekannt zu machen.

S.

A.

Im vierten Bande der Zeitschrift Kunst und Alterthum 2tes Stück S. 49 wurde die Uebersetzung eines neugriechischen Gedichts Charon betitelt, mitgetheilt, auch S. 165 gezeigt, daß es sich wohl für Darstellung der bildenden Kunst eignen möchte, worauf sodann im Stuttgarter Kunstblatt von 1824. Nro. 6. vom 19. Januar, jenes Gedicht sowohl als die Nachschrift abgedruckt zu lesen war, mit beygefügter Erklärung des Hrn. v. Cotta, der sich geneigt erwies, ihm zugesendete Zeichnungen dieses Gegenstandes nach Weimar zu befördern, auch die, welche für die beste erkannt würde, dem Künstler zu honoriren und durch Kupferstich vervielfältigen zu lassen.

Einige Zeit darauf erhielten die Weimarischen Kunstfreunde, unmittelbar von einem längstgeprüften Genossen, eine colorirte Oelskizze, jene fabelhafte Erscheinung vorstellend, jedoch mit ausdrücklicher Aeußerung, daß keine Concurrenz beabsichtigt sey und man erklärte sich deßhalb gegen den werthen Mann vertraulich folgendermaßen: „das beweglichste Lied führen Sie uns im belebtesten Bilde vor die Augen; man wird überrascht, so oft man die Tafel aufs neue ansieht, eben wie das Erstemal. Die bald entdeckte Ordnung in der Unruhe fordert sodann unsere Aufmerksamkeit, man entziffert sich gern den Totaleindruck aus einer so wohl überdachten Mannichfaltigkeit und kehrt öfter mit Antheil zu der seltsamen Erscheinung zurück, die uns immer wieder aufregt und befriedigt.“ Eine solche allgemeine Schilderung des Effects möge denn auch hier genügen.

Denn nun werden von Stuttgart sechs Zeichnungen verschiedener Künstler eingesendet, welche wir vergleichend gegeneinander zu stellen aufgefordert sind, und indem wir in aufsteigender Reihe von ihren Verdiensten Bericht geben, legen wir zugleich dem kunstliebenden Publikum die Gründe vor, die unser schließliches Urtheil bestimmen.

Nro. I.

Zeichnung auf gelb Papier, Federumriß mit Sepia angetuscht und weiß aufgehöht, hoch 13 Zoll, breit 22½ Zoll.

Redliches Bestreben äußert sich in dieser Zeichnung überall, der Ausdruck in den Köpfen ist gemüthvoll und abwechselnd; einiges, z. B. die Gruppe, bestehend aus drey jugendlich männlichen Figuren und einem Kinde, welche das Pferd eben niederzuwerfen und über sie wegzusetzen scheint, ist glücklich geordnet; eben so die in den Mähnen des Pferdes hänzenden Kinder u. a. m. Wir bedauern, daß die ganze Darstellung nicht völlig im Geiste des Gedichtes und mit der dem Künstler zustehenden, ja nothwendigen poetischen Freyheit aufgefaßt ist. Es ist nicht der neugriechische Charon, oder der Begriff vom Schicksal, nicht der Gewaltige, Strenge, unerbittlich alles Niederwerfende — nach des Gedichtes Worten: Einher saufende — der die Jugend vor sich hertreibt, hinter sich nach die Alten schleppt; hier erscheint der Reitende vielmehr selbst der Angegriffene, er droht mit geballter Faust, vertheidigt sich gegen die, so ihn aufhalten wollen, mit einem hoch über dem Haupte geschwungenen Ruder.

Zu dieser Geberde, zu diesem Attribut ist der Künstler wahrscheinlich durch Erinnerung an den griechischen Fährmann verleitet worden, den man aber nicht mit dem gegenwärtigen wilden, späterer Einbildungskraft angehörigen Reiter vermischen muß, welcher ganz an und für sich und ohne Bezug auf jenen zu denken und darzustellen ist.

Von allen übrigen Zeichnungen jedoch unterscheidet sich gegenwärtige durch den Umstand, daß nichts auf Erscheinung hindeutet, nichts Geisterhaftes oder Gespenstermäßiges darin vorkommt. Alles geschieht an der Erde, so zu sagen auf freyer Straße. Das Pferd regt sogar Staub auf, und die Weiber, welche zur Seite am Brunnen Wasser schöpfen, nehmen an der Handlung unmittelbaren Antheil. Dagegen haben die andern fünf concurrirenden Künstler, den Charon und die Figuren um ihn auf Wolken, gleichsam als Erscheinung vorüberziehend, sich gedacht, und auch wir sind aus erheblichen Gründen geneigt, solches für angemessener zu halten.

Nro. II.

Große Zeichnung auf grauem Papier, mit der Feder schraffirt. Breit 44 Zoll, hoch 31 Zoll.

In den Figuren, welche vor dem Reiter her, zum Theil schwebend, entfliehen, und in denen, welche bittend und klagend ihm folgen, vermißt man wissenschaftliche Zeichnung der nackten Glieder. Störend sind ferner einige nicht recht passend bewegte, gleichsam den Figuren nicht angehörigen Hände. Charon sizt schwach und gebückt auf seinem Pferde, sieht sich mitleidig um, die linke Hand ist müßig und die rechte hält, ebenfalls ohne alle Bedeutung, den Zügel hoch empor; hingegen ist der Kopf des Pferdes gut gezeichnet und von lebendigem Ausdruck. So finden sich auch einige weibliche Köpfe mit angenehmen Zügen und zierlichem Haarputz; ebenfalls sind mehrere in gutem Geschmack angelegte Gewänder zu loben.

Luft und Licht, Wolken, deßgleichen der landschaftliche Grund, welchen man unter dem Wolkenzuge, worauf die Darstellung erscheint, wahrnimmt, lassen vermuthen, der Zeichner dieses Stücks besitze mehr Uebung im landschaftlichen Fache als in dem der Figuren: denn die

Digitized by Google

Waldgegend, wo zwischen Hügeln sich ein Pfad hinzieht; im Vordergrunde die Weinlaube, in deren Schatten zwey Figuren ruhen; weidende Schafe u. s. w. sind nicht allein lieblich gedacht, sondern auch mit sicherer Hand ausgeführt. Befremdend ist es, daß die Berggipfel, welche über dem Gewölk zum Vorschein kommen, nicht passen, oder besser gesagt in keinem Zusammenhange stehen mit dem landschaftlichen Grunde unter der Erscheinung, ein Versehen, welches noch zwey andere von den wetteifernden Künstlern ebenfalls begangen haben.

Nro. III.

Zeichnung, eben so wie die vorhergehende mit der Feder schraffirt, jedoch auf weißem Papier. 32 Zoll breit, 22½ Zoll hoch.

Uebertrifft dieses Werk hinsichtlich auf das Wissenschaftliche in den Umrissen das Vorige nur wenig, so muß man doch dem Künstler bey weitem größere Gewandtheit zugestehen: ihm gelingt der Ausdruck, die Figuren sind glücklich zu Gruppen geordnet, haben alle wohl durchgeführten Charakter, passende Stellungen und sind lebhaft bewegt; von dieser Seite ist ganz besonders ein dem Charon eiligst auf Krücken nachhinkender Alter zu loben. Charon möchte am meisten der Nachsicht bedürfen, theils weil er verhältnißmäßig zu den übrigen Figuren etwas gigantischer hätte gehalten werden sollen; theils weil in seiner Geberde, der Dichtung ganz entgegen, sich Besorgniß, ja Furcht ausspricht: er möchte die Jünglinge vor ihm überreiten, die Alten hinter ihm möchten nicht nachkommen können. Unter der Wolkenschicht, auf welcher Charon erscheint, sind die Mädchen am Brunnen gar anmuthig gedacht; drey andere weibliche Figuren von denen eine jung, mit lebhafter Bewegung die Erscheinung wahrnimmt, eine Alte sitzend ein Kind hält, dem die dritte einen Apfel darreicht, bilden eine hübsche Gruppe. So verdient auch ein Mann der vom Feigenbaume Früchte pflückt, wegen der malerischen Stellung und Bekleidung nicht übersehen zu werden.

Die hohen, von Wolken umschwebten Berggipfel, welche oben im Bilde über dem Charon sichtbar sind, haben auch in dieser Zeichnung nicht den erforderlichen Zusammenhang mit dem landschaftlichen Grunde unten im Bilde.

Nro. IV.

Das jezt folgende Stück ist das kleinste von allen, die einzesendet worden; nur etwa 1 Fuß hoch und 16 Z. breit, sauber mit der Feder umrissen, kräftig getuscht und weiß aufgehöht.

Lobenswürdige Sorgfalt und die Hand eines geübten Künstlers sind in allen Theilen zu erkennen. Charon stürmt auf ungebändigtem zaumlosen Pferde wildrennend vorüber; vom Sattel herab hängen, vor und hinter ihm kleine Kinder; eine Gruppe alter Männer, Patriarchen gleichend, zieht er mit Gewalt nach sich an einer sie umschlingenden Binde; eine andere Gruppe, meist zarte Jünglingsgestalten, kommen ihm entgegen, schwebend, gehend und auf die Kniee niedersinkend, sie bewundern ehrfurchtsvoll, flehen, beten an. Ein Wolkenstreif dient als Basis unter welchem hin sich die Landschaft aufthut: großartige Gebirgsgegend; den Weg herauf, kommen drey gar niedliche weibliche Figuren, Krüge in den Händen, am überwölbten Borne Wasser zu schöpfen. Eine derselben richtet den Blick aufwärts nach dem, was über dem Gewölke vorgeht.

In dieser Zeichnung sind die Figuren viel besser als in dem vorigen verstanden, die Glieder haben Wohlgestalt, die Köpfe gemüthlichen sanften Ausdruck; der Faltenschlag ist sehr zierlich, die Anordnung des Ganzen sowohl als der einzelnen Gruppen gut, wenn auch vielleicht zu symmetrisch; Charon vornehmlich dürfte, wenn ein Werk von so vielen Verdiensten nach aller Strenge sollte beurtheilt werden, von zu weichlichem Ausdruck, die Motive überhaupt zu sentimental erscheinen. Gegen die Gruppe der Jünglinge möchte man alsdann auch einwenden, daß sie durch Gestalten, Stellung und Faltenwurf etwas zu auffallend an Rafaels Disputa erinnern.

Nro. V.

Der wackere Künstler der diese sehr fleißig braunausgetuschte, nur hier und da ein wenig mit Weiß aufgehöhte Zeichnung, 23 Zoll breit und beynahe 18 Zoll hoch, verfertigt hat, entwickelte darin ein großes ehrenwerthes Talent; die Umrisse sind wohl verstanden, die Figuren kühn bewegt, zum Theil von ausgearbeiteten kräftigen Formen; die Köpfe geistreich, auch fehlt es nicht an schönem Faltenschlag, selbst die im Ganzen beachtete Haltung ist zu loben.

Wie aus dunkeln, sich gegen die Erde senkenden Wetterwolken hervor sprengt Charon, die vordersten Figuren auf diesen Wolken, Jünglinge, stürzen nieder, vom Pferde übersprungen, mehrere fliehen, mehrere werden vom grimmigen Reiter mit geschwungener Geisel bedroht; nach sich schleppt er einen Mann, der um den Hals gebunden schon halb erwürgt, rücklings niederstürzt, und jammernd die Hände über dem Kopf ringt; Alte, würdige Greise flehen kniefällig; aus dem düstern Gewölk fahren Blize, Regengüsse stürzen nieder, Sonnenstrahlen brechen durch und unter dem Wolkensaume sieht man im landschaftlichen Grund am Felsborn liebliche Frauengestalten verschieden beschäftigt; mehrere derselben sehen bestürzt nach der Erscheinung; eine, welche raschen Schrittes nach dem Brunnen hinschreitet, ist hinsichtlich auf schöne Bewegung und Falten vorzüglich lobenswerth.

In der Anordnung des Ganzen nimmt man groß-

Digitized by Google

artige Intention wahr, nur wenige einzelne Glieder stoßen nicht völlig kunstgerecht auf einander, so daß theils scharfe Winkel entstehen und man auf den ersten Blick ungewiß bleibt, welcher Figur ein Arm oder ein Bein eigentlich angehört.

Die große Ausführung jedoch, wodurch der Künstler sein Blatt hervorgehoben, setzt ihn in den Stand, die Köpfe höchst belebt und geistreich darzustellen; wie denn auch Hände und Füße sehr gut gezeichnet, zierlich und mit der größten Sorgfalt vollendet sind. Als schön drapirte Figur nimmt sich vornehmlich unter der Gruppe der stehenden Alten der, welcher ganz zu vorderst kniet, vortheilhaft aus.

In Erwägung der so eben erzählten vielen Verdienste könnte die Frage entstehen, ob dieses Blatt nicht geeignet sey, sich mit dem Nächstfolgenden auf Eine Linie zu stellen.

Nro. VI.

Dieser Nummer jedoch gebührt nach unserer Ueberzeugung der Preis. Die Zeichnung, 3 Fuß breit, 25 Zoll hoch, ist auf gelblich Papier, Federumriß, braun angetuscht und die Lichter mit dem Pinsel aufgetragen. Hr. Leybold, der Erfinder, hat den Gegenstand am glücklichsten erfaßt und künstlerisch mit bester Einheit des Ganzen in würdigen und großartigen Formen darzustellen gewußt. Die Behandlung ist leicht und meisterhaft, ohne daß der Ausführung dadurch etwas entzogen wäre; Formen und Gewänder deuten an, daß der Künstler sich den Michel-Angelo zum Muster genommen.

Charon, ein gewaltiger rüstiger Alter, sizt, an Brust und Körper nackt, auf ungezäumtem Rosse, welches im schnellsten reißendsten Laufe keichend dahin eilt; Haar und Bart des Reiters rückwärts getrieben; der flatternde Mantel von sehr gutem Faltenschlage verbirgt und zeigt zum Theil drey kleine Kinder, deren eins an der rechten Seite des Alten ruht, zwey aber von ihm mit der Linken gehalten werden; mit der Rechten ergreift er einen bejahrten Mann bey der linken Hand, welcher, ungern folgend, sich zu retten nach dem dürren Aste eines Baumsturzes in der wirklichen Landschaft greift, den er doch bald hinter sich lassen wird. Andere Alte schweben bittend und flehend, dumpf, gleichgültig und kümmerlichmüde dem vorübereilenden Charon nach.

Auf der entgegengesezten Seite scheuen und fliehen das daher stürmende Pferd mehrere jugendliche Gestalten verschiedenen Alters und Geschlechtes. Das eilige jüngste Paar, Knabe und Mädchen, so jung und schon gesellig umschlungen läuft, halb spielend, halb furchtsam voraus; ein wackerer, gefühlvoller Jüngling zeigt, wie um Schonung das Ungethüm anflehend, auf einen jüngern Freund, der ihm ohnmächtig in die Arme fällt; eine weibliche derbe Gestalt wirft sich dem Pferde entgegen und scheint es beyseit drängen zu wollen. Auf dem vordersten Wolkensaume, mit allen den Andern im Vorübereilen, bückt sich ein knabenhaftes Mädchen, um von den unten im Vordergrunde reichlich sprossenden Lilien eine zu pflücken. Weiter zur Rechten ein junger Mann, halb gelehnt, halb knieend, deutet mit Geberde der Ueberredung herunter auf den erquicklich strömenden Brunnen im Winkel des Bildes.

Hier aber glauben wir eine noch zartere Andeutung zu finden. Aus der Tiefe des landschaftlichen Grundes steigen drey junge Frauen mit Krügen, am Brunnen Wasser zu schöpfen. Die größte vorderste, mit niedergeschlagenen Augen und kummervoller Miene, halten wir für die Wittwe des eben genannten jungen Mannes, der also nach unserer Auslegung, nicht blos auf die frische Quelle, sondern auch auf die herankommende Geliebte hindeutet. Die zwote ist eine blos mägdehafte gleichgültige Gestalt; die dritte richtet erstaunt den Blick nach oben, als wenn sie in dem über ihrem Haupte sausenden Sturm etwas Bängliches ahnete.

Alles dieses zusammen betrachtet, müssen wir also Hrn. Leybold das meiste Kunstverdienst zugestehen. Die Aufgabe ist von ihm am besten gefaßt, die Darstellung am vollständigsten gedacht worden; er hat sich der mannichfaltigsten Motive bedient und keins derselben wiederholt. Angemessen sind die Gliederformen, die Gewänder durchgängig im edlen Styl, Anordnung und Ausdruck löblich.

Licht und Schatten beobachtete der Künstler verständig, er trachtete nicht nach frappantem Effect, und doch hat seine Zeichnung eine dem Auge wohlgefällige Wirkung; alle Theile sondern sich richtig, ohne Unruhe, ohne Verwirrung auseinander und erscheinen deutlich.

Auch ist zu erwähnen, daß eine bedeutende Größe des Bildes und den darin dicht eingeschlossenen Gestalten eine charakteristisch vortheilhafte Wirkung hervorbringt.

Der landschaftliche Grund läßt sich in Betreff der Anlage ebenfalls loben, und stimmt vermöge seiner Einfalt und Großartigkeit mit dem Ernst der Darstellung überein, aber doch begegnet uns auch hier der Umstand, welcher uns oben schon bey Nro. II. und III. wiederholt Bedenken abnöthigte, nämlich daß zwischen den Berggipfeln über der Erscheinung und der Durchsicht mit Feuer unter derselben kein rechter Zusammenhang statt findet.

Bey diesem Punkte jedoch haben wir der Einrede eines unserer Freunde zu gedenken, welcher sich der Künstler annahm und zu ihrer Rechtfertigung behauptete: da die obere und untere Landschaft durch einen Wolken- und Geisterzug getrennt sey, so dürfe der Künstler wohl, eben als wäre hier ein Fata Morgana im Spiel, die Berg-

Digitized by Google

gipfel verrücken und ſie an einem andern Orte als ihnen die Natur angewieſen, hervortreten laſſen.

An dieſe hohen ernſten Bemühungen ſchließt ſich, wie ein leichtes heiteres Nachſpiel, ein kleines in ſchwarzem Papier artig ausgeſchnittenes Bildchen, von einer mit Geſchmack und Kunſtfertigkeit begabten Dame. Sie hat den Gegenſtand, wie wir beyfällig erkennen, als Erſcheinung über Wolken dahinziehend gedacht. Charon ſizt auch hier auf einem zügellos rennenden Pferde, die Jungen vor ſich hertreibend, die Alten nach ſich ziehend. Auf dem Pferde vor und hinter ihm, kauern einige Kinder, ein etwas größeres ſchwebt ſogar unter dem Pferde.

Ferner iſt ſehr glücklich gefunden, daß ein Regenbogen den Wolkenzug zuſammt der Erſcheinung, gleichſam als Brückenbogen über den der Weg führt, zu tragen dient, indeſſen im Raum darunter ein Röhrbrunnen, an dem die Frauen Waſſer holen, hervorſtrömt. Bey ihnen ſizt ein Jäger, welcher nach dem Vorgang andeutet, das nämliche geſchieht von einem Knaben, indeß ein anderer einem ſitzenden alten Mann den Krug zum Trunke reicht.

Die Figuren dieſes Kunſtwerks ſind alle lebhaft bewegt, großentheils von anmuthiger Geberde und Wendung, durchgängig wohl gezeichnet. Ferner gebührt der Anordnung des Ganzen alles Lob, denn der Raum iſt ſehr wohl ausgefüllt, keine Stelle überladen und keine leer. Es verſteht ſich, daß ein Werk dieſer Art engverſchränkte Gruppen nicht erlaubt, ſondern alle Figuren, der Deutlichkeit wegen, bis auf wenige Berührung von einander abgeſondert zu halten ſind.

Indem wir nun dieſe Betrachtungen den Kunſtfreunden zu geneigter Prüfung übergeben, enthalten wir uns nicht auszuſprechen, wie viel Vergnügen uns die Behandlung einer ſo bedeutenden Aufgabe verſchafft, und zwar auch durch Erinnerung an vergangene Zeiten. Denn es ſind eben zwanzig Jahre, daß wir die ſiebente und lezte Ausſtellung in Weimar vorbereiteten und eine bis dahin fortgeſezte Zuſammenwirkung mit deutſchen Künſtlern abſchloſſen. Was ſich ſeit jener Zeit erhalten und entwickelt, davon gibt gegenwärtige Concurrenz ein gültiges Zeugniß. Möchten redlich ſtrebende Künſtler von Zeit zu Zeit Gelegenheit finden, die Reſultate ihrer ſtillen Bemühungen dem ganzen deutſchen Publikum vor Augen zu bringen.

Weimar, den 31. Juli 1825.

W. K. F.

B.

Das neugriechiſche Gedicht zeigt uns den Charon als Führer der Todten durch die Lüfte. Alle Erinnerung an den Fährmann der Alten iſt verloren gegangen. Charon ſizt auf wildem Pferd, und zieht, treibt und ſchleppt die Verblichenen auf ſchwarzen Wolken mit ſich fort. Es iſt der Tod, das unerbittliche Schickſal ſelber, welches die von der Erde Hinweggerafften entführt. Das Gedicht ſchildert ihren Jammer, das ſchöne Leben verlaſſen zu müſſen und ihren Wunſch, ſich deſſen noch einen lezten Augenblick zu erfreuen, es deutet zulezt großartig auf den Schmerz der Trennung von den Geliebten, denen die Abgeſchiedenen auch jenſeits noch verbunden bleiben.

Um die Verdienſte der künſtleriſchen Bearbeitungen zu würdigen, iſt wohl vor allem in Anſchlag zu bringen, daß der Gegenſtand ein ganz origineller und niemals dargeſtellter war. Denn es macht unſtreitig einen bedeutenden Unterſchied, ob der Künſtler ſich an einem Stoffe verſucht, der ihm eine ausgebildete Idee und fortgeſezte Charaktere darbietet, den er auch vielleicht ſchon von Andern auf bedeutende und mannichfaltige Weiſe behandelt geſehen; oder ob er die Idee ſelbſt entwickeln, die Charaktere neu ſchaffen, das Ganze unvorbereitet aus der Phantaſie hervorrufen muß.

Kunſtfreunde, welche der Meynung ſind, es ſollten nur durchaus günſtige Gegenſtände von den Künſtlern gewählt werden, d. h. ſolche Gegenſtände, die ſich leicht im Bild ausſprechen, und die Bedingungen einer ſchönen Darſtellung in ſich tragen, hielten die Aufgabe überhaupt für bedenklich, und prophezeihten, es werde kaum ein anſprechendes, noch weniger ein befriedigendes Bild zum Vorſchein kommen.

Denn allerdings, den Tod und die Todten im Sturm einherziehend zu denken, iſt an ſich abſchreckend; und wie ſollte man das Verlangen den Hinweggerafften deutlich machen, wie Abgeſtorbene und Lebende darſtellen, ohne die Einheit der Scene zu trennen? Eine beſondere und kaum weniger ſchwierige Bedingung war noch die, das ſtürmiſche Einherſauſen des Zugs in einem Moment zu veranſchaulichen, wo durch Bitte und Verweigerung ein Anhalt entſteht, alſo Bewegung und Stillſtand in demſelben Augenblick. Diejenigen, welche die Aufgabe vertheidigten, glaubten das Gelingen hänge davon ab, daß der Künſtler den Charakter der Hauptfigur bedeutungsvoll perſonifizire, und die Anforderung einer ſchönen Darſtellung, die an jedes Kunſtwerk gemacht wird, durch innere Erhebung des Gegenſtandes, wie durch Anmuth der äußern Auffaſſung befriedige. Sie zweifelten nicht, daß es Mittel gebe, den Hauptgedanken, die Bitte und Sehnſucht der Abgeſchiedenen nach dem verlaſſenen Leben, in einer einfachen und zum Ganzen geſchloſſenen Scene ſo deutlich darzuſtellen, als es überhaupt der bildenden Kunſt bey dramatiſchen Gegenſtänden möglich iſt. Auch trauten ſie die Bezeichnung eines augenblicklichen Anhalts bey ſchnellem Dahinſchreiten wohl einem Künſt-

Digitized by Google

ler zu, welcher mit lebendiger Phantasie begabt und der Bewegungen der Naturgestalten mächtig wäre.

Die zuerst eingegangene der in Rede stehenden Zeichnungen (im vorstehenden Aufsatz Nro. V.) erregte sogleich Anlaß zu manchem Bedenken. Große Lebendigkeit, blendender Effekt, überhaupt die Kennzeichen eines bedeutenden Talents, waren ihr nicht abzusprechen; trotz Aufwand der Erfindung jedoch, und ausgezeichnet schöner Ausführung in Sepia, war das Bild weder ansprechend noch befriedigend. Der Künstler hatte den Charon als wilden Barbaren dargestellt, auf bäumendem Pferd, ein Kosakengesicht mit fliegendem Haar und Bart, Bogen und Köcher umgehängt, die Geissel in der Hand, mit der andern einen nackten Mann am Strick um den Hals hinter sich schleppend. Todte Kinder hiengen um den Sattel, und auf der Wolkenmasse, auf welcher der Wüthrich durch Regen und Blitz einherstürmte, umgab ihn eine Schaar von Männern und Jünglingen, theils nationale Physiognomien, einige bekleidet, andere nackt, einherstürzend und flehend. Doch war nicht deutlich, um was sie flehten. Denn keiner wies nach dem Brunnen, der sich unten zur Linken zeigte, wo Weiber mit Waschen beschäftigt und Krüge tragend zu sehen waren, auch einige fast entkleidet, wie aus dem Bade gestiegen, und zum Theil mit Verwunderung nach dem Sturm emporschauend, der über ihren Häuptern daherkam. Noch gereichte dieser Zeichnung zum Nachtheil, daß die etwas gezwungene Gruppirung das sausende Fortziehen nicht ausdrückte, daß die Beleuchtung in kleinliche Partieen zerstreut, und das Nackte etwas manierirt behandelt war.

An dieser Zeichnung erkannte man deutlich die Nothwendigkeit, den Charakter des Charon edel und sinnig aufzufassen. Die nationalen Anspielungen des Gedichts, die allerdings auf einen barbarischen Reiter deuten, erschienen für den bildenden Künstler unbrauchbar; er mußte den höhern mythischen Sinn ergreifen, der in der Sage liegt und der Scene selbst dadurch eine allgemeinere Bedeutsamkeit verleihen.

Nur auf solche Weise, glauben wir, ist die griechische Kunst so groß geworden, indem sie jede Idee nach ihrer edelsten Bedeutung darstellte, sie nicht als zufällige Erscheinung dem Launigen und Vorübergehenden des Lebens angehörig, sondern als ein wesentliches Glied in der Kette der Dinge, als ein Moment in der Weltordnung zeigte. Die Mittel zum Ausdruck dieser Gedanken bot die mit lebendigem Schönheitsgefühl erkannte Natur; was von Nationalem brauchbar war, verschmähte man nicht, weil das Bild sich dadurch der Gegenwart näherte und ansprechender ward, aber Wahl und Anwendung geschahen mit feinem Sinn für das Schöne und Schickliche.

Wer von diesen Ansichten ausging, fand sich weit mehr durch eine zweyte, bald nach jener eingegangene Zeichnung (Nr. IV.) befriedigt, die etwas kleiner, braun getuscht und mit Weiß aufgehöht war. Der Künstler hatte sein Bild in zwey fast gleiche Hälften vertheilt, oben Charon mit seiner Gruppe auf einem Wolkenstreif, beynahe basreliefartig ohne Andeutung des Himmels genommen, unten die Landschaft, wo drey Weiber an den durch ein Gewölb angedeuteten Brunnen gingen. Charon, eine edle großartige Figur, saß nackt, von einem Mantel umflogen, auf dem sprengenden Pferde; sein langer Bart hing auf die Brust herab und sein Haupt war mit einem Tuch umwunden. In Gestalt und Miene war etwas Mächtiges und Nächtliches, aber nicht jenes Unerbittliche, Strenge, was diesem Charakter nothwendig ist. Er war, das mußte man sich sagen, in dieser Figur, noch nicht ausgesprochen. Kinder, von einer breiten Binde umschlungen, hiengen um seinen Schooß; mit der Linken zog er ebenfalls an einem Band eine schöne Gruppe von Greisen nach sich, die zum Flehen zusammengedrängt schwebten. Symmetrisch mit diesen jedoch kam dem Charon eine Gruppe von bittenden Jünglingen entgegen, auch zum Theil schwebend in fliegenden Gewändern, aber so als ob sie nicht zu ihm gehörten, vielmehr anderswoher kommend ihn hier träfen. Um was sie ihn baten, sah man ebenfalls nicht. Auch war durch sie das rasche Fortschweben des Zugs, welches sich im Uebrigen gut ausdrückte, völlig gehemmt. — Hatte der Künstler in dieser doppelten Hinsicht seinen Gegenstand verfehlt, auch seinem Bilde dadurch geschadet, daß er es in einen fast reliefartigen und einen landschaftlichen Theil zerfallen lassen: so mußte man doch der edlen Auffassung und der schönen, wenn auch nicht immer ganz lebendigen Zeichnung vieles Lob ertheilen. Sie erinnerte besonders in einzelnen Figuren an Raphaelische Werke und an die Bronzethüren des Ghiberti.

Zwey andere, später eingegangene Zeichnungen, die eine auf gelbem Papier braun und weiß getuscht (Nr. I.) die andere groß, auf graues Papier mit der Feder ausgeführt (Nr. II.) ziehen wir hier nicht in Betracht, da das Urtheil der von uns berathenen Künstler und Kunstfreunde über dieselben in allem mit dem der Weimarer Kunstfreunde übereinstimmt. Um vieles schwächer, wie die vorigen, boten sie nichts Lehrreiches für die Behandlung des Gegenstandes, außer daß man sich überzeugte, der Verfasser der erstern habe Unrecht gehabt, den ganzen Zug auf die Erde, und Abgeschiedene und Lebende unmittelbar neben einander zu setzen.

Die Forderung deutlicher Bezeichnung dessen, was die Entführten von Charon erflehen wollen, und eines raschen Fortschreitens des Zugs fand sich in einer großen Federzeichnung auf weißem Papier (Nr. III.) zuerst voll-

Digitized by Google

kommen befriedigt. Der Künstler hatte seinen Gegenstand mit großer Lebendigkeit gedacht und ausgeführt; die Anordnung und Gruppirung und die gute Zeichnung des Nackten und der Gewänder, wenn auch im Einzelnen nicht von Nachlässigkeiten frey und mit einiger Magerkeit der Formen, verrieth einen Künstler, der sich große Fertigkeit erworben hat, seine Gedanken wahr und lebendig auszudrücken. Er hatte den Zug von hohen Bergen herabkommen lassen; eine Wolke trug den Charon mit seinem eilenden Gefolge; nur etwa ein Drittheil des Bildes blieb unten für die Landschaft, wo man, aus der Höhe hinabschauend, ein heiteres Leben im Gegensatz zu diesem Todtenzug erblickte. Frauen, an einem Felsbrunnen sitzend und schwatzend, andere mit einem Kinde beschäftigt, oder von fern herbeykommend, ein Mann, der Feigen von einem Baum pflückte, alles lieblich und ansprechend, wie die Landschaft selbst. Nur einige Frauen fühlten den Sturm in den fliegenden Gewändern und blickten erschreckt nach oben. Hier folgte dem reitenden Charon eine schöne Gruppe flehender Greise, von weiten Gewändern umhüllt; einer kniete zunächst am Pferde und wies bittend auf die schöne Landschaft hinab; eben so vor demselben ein schöner Jüngling; ein anderer kniete händeringend hinter ihm, während die übrigen Jünglinge voran schon die Hoffnung aufgegeben hatten und in wehmüthiger Flucht dahin eilten. Dieser ganze, schnell sich fortbewegende Zug hatte etwas ungemein Ausdrucksvolles und Natürliches. Nur Charon war weniger gelungen, sowohl Figur und Stellung des Pferdes, als der Reiter selbst, welcher zwar sehr edel, aber nicht mächtig genug, weder durch Ausdruck noch Geberde die gebietende, unerbittliche Nothwendigkeit des herben Todes bezeichnete. Auch sah man hier wiederholt, wie an den übrigen, daß das Aufhängen der Kinder durch Binden oder am Sattel der Darstellung nicht günstig war.

Offenbar setzte sich der Künstler am meisten in Vortheil, der sich am wenigsten an das Zufällige des Gedichts band, und mit desto größerer Schärfe die Hauptmotive desselben im Bilde zusammenzufassen und auszusprechen trachtete. Der Tod als eine mythische Person, wie er im Gedicht erscheint, mußte in einer Figur dargestellt werden, die ein vollkommenes Symbol, ein bildlicher Typus für ihn wurde; der geisterhafte Zug mußte unaufhaltsam vorwärts eilen, und dennoch mußte die Bitte der Verstorbenen und ihre Sehnsucht nach dem Leben deutlich bezeichnet, und diese Welt der Lebendigen entweder als Gegensatz, oder besser noch in ihrer fortdauernden Beziehung zum Daseyn nach dem Tode, zur Anschauung gebracht werden. Das ganze Werk endlich mußte die Forderung einer schönen Darstellung erfüllen, mithin die Scene, trotz ihrem schauerlichen Inhalt, auf eine dem Auge und Gemüth wohlgefällige Weise schildern.

Bey Betrachtung des Umrisses werden unsre Leser wohl mit dem Dichter und Allen, welche die Original-Zeichnung gesehen, darin übereinstimmen, daß der Künstler, dem wir sie verdanken, Hr. Leybold in Stuttgart, diesen Forderungen genügt, und die Fabel auf originelle und schöpferische Weise zum Bilde gestaltet habe. Hier ist Charon ein gewaltiger Geist, ein unerbittlicher, aber nicht eigenwilliger oder grausamer Diener des Schicksals; seine mächtige Gestalt, das finstere felsenfeste Angesicht drückt seinen Beruf vollkommen aus; er hält die Kinder sanft in seinem Mantel, denn den Kindern ist der Tod nicht herb; die Alten aber, die sich fest ans Leben klammern, reißt er unerbittlich mit sich fort, und auch den Jüngeren, die flehend auf den Quell des Lebens deuten, die harmlos nach den Blumen haschen, gewährt er keinen Vorzug. In ungestümer Eile fährt er über die Berggipfel dahin, und die Frauen am Brunnen fühlen nicht nur das Sausen des Sturms, sie sind auch ergriffen von Trauer und schmerzlicher Ahnung. Das Weh der Trennung, welches die letzten Worte des Gedichts so tief bezeichnen, ist durch diese Verbindung aufs ergreifendste ausgesprochen. Alles tritt in Einer großartigen Gruppe deutlich vor Augen, der Zug der Todten ist im Bilde, wie in der Dichtung, die Hauptsache, die Weiber am Brunnen eine nothwendige Episode. Die ganze Composition fesselt das Auge, und das Wilde, was in dem Gedanken liegt, löst sich auf in dem Wohlgefälligen des Bildes.

Hier ist das neugriechische Gedicht zu einem höhern Gedicht von allgemeinem symbolischem Inhalt geworden; es redet in der Sprache des Bildes zu Allen, deren Phantasie die Personification eines Gedankens nicht fremd ist. „Die Leyboldische Zeichnung", so sagt der Dichter in einem seiner Briefe, wo er ihr mit wenigen Worten das schönste Lob ertheilt, „die Leyboldische Zeichnung geht „über den Text hinaus, behandelt das Gedicht als my„thologischen Urstoff, verwirft, was dem bildenden Künst„ler nicht gemäß ist, faßt alles brauchbare, theils real, „theils symbolisch, weislich auf, und bringt demnach ein „selbstständiges, selbstverständliches Werk hervor."

Und so glauben wir diesen poetischen Stoff ins Gebiet der bildenden Kunst eingeführt und an ihm zugleich dargethan, wie groß ihr Vermögen sey, wenn sie ihre Gränzen erkennt und ihre Mittel schicklich gebraucht. Möge sich an ihm bewähren, was ebenfalls der Dichter äußert: „Ein hoher Begriff, meisterhaft dargestellt, muß „für den Augenblick und in alle Zeiten sich wirksam er„weisen."

Der verkleinerte Umriß gibt einen vorläufigen Be

griff von der Original-Zeichnung. — Für die vollständige Bekanntmachung hält der Künstler nicht den Kupferstich, sondern die lithographische Methode mit Licht- und Tonplatte für die geeignetste, und da er sich gern dieser Uebertragung selbst unterziehen möchte, so ist zu wünschen, daß seine übrigen Arbeiten ihm dieß bald gestatten. Alsdann wird er auch noch diejenigen Abänderungen sich erlauben, welche durch Verbesserung der Compositionen und durch Benutzung von Modellen zur Vervollkommnung des Ganzen beytragen können.

S.

Zur Geschichte der Miniaturmalerey.

Die Bibliothek von Burgund, welche zu Brüssel aufbewahrt wird, enthält Manuscripte von der größten Seltenheit. Eines der interessantesten ist die französische Uebersetzung der Annales Hannoniæ seu chronica illustrium principum Hannoniæ von Jacques de Guyse, unter dem Titel: Annales ou chroniques du Haynaut. Das Original befand sich sonst bey den Franziskanern von Mons und ist seit 1691 auf der königlichen Bibliothek zu Paris; der Verfasser der Uebersetzung ist unbekannt. Das Manuscript derselben ist mit Miniaturen von der größten Schönheit verziert, von deren erster Hr. de Bast in Gent eine genaue Abbildung durch die Güte des Hrn. Jobard erhalten, und im Octoberheft des Messager des Sciences et des Arts lithographirt mitgetheilt hat. Es stellt den Uebersetzer vor, wie er sein Buch knieend dem Herzog Philipp dem Guten überreicht, welcher vor seinem Throne steht und von mehreren Personen seines Hofs umgeben ist. Jede Figur scheint Porträt zu seyn, die des Fürsten ist leicht zu erkennen. Die vortreffliche Ausführung, Colorit, Zeichnung, Composition, haben die Meynung erregt, dieß Bild sey von Hemling gemalt. Indessen hat man sich neuerlich überzeugt, daß Miniaturgemälde von großem Verdienst, die man bisher diesem Meister zuschrieb, andern Künstlern derselben Schule angehören, die nicht mindern Ruhm verdienen und allmählich die ehrenvolle Stelle unter ihren Zeitgenossen wieder einnehmen, die ihnen seit langer Zeit verloren war. Der lithographischen Abbildung nach, welche sehr treu gemacht zu seyn scheint, möchten wir auf eine Aehnlichkeit des Bildes mit einem Theil der Miniaturgemälde in dem Breviarium des Card. Grimani, auf der Bibliothek S. Marco in Venedig *) schließen, und zwar mit denen, welche nicht von Hemling, sondern von einem seiner Gehülfen, Livin von Antwerpen oder Gerhard von Gent, gemalt sind. Die Art der Zeichnung, die breitere Behandlung der Köpfe, und besonders die eigene Manier, die Hauptlichter an den Figuren, und Gewandfalten ganz auf der Seite durch breitaufgesezte Striche anzubringen, leiten darauf. Uebrigens ist dieses Bild auch des Costüms wegen sehr merkwürdig. Philipp, eine edle, schlanke, doch nicht mehr jugendliche Gestalt, trägt den kurzen gegürteten Leibrock von Goldbrokat mit großen Blumen, über welchem der Orden des goldnen Vließes ihm um die Brust hängt. Sein Haupt ist von einer großen, mit einem Tuch unter dem Kinn festgebundenen Pelzmütze bedeckt, in seiner Rechten hält er ein sehr kurzes Stöckchen, welches oben einen Quergriff wie einen Hammer hat, und an den Füßen trägt er hölzerne, mit Riemen befestigte, sehr spitz zulaufende Sandalen mit hohen Absätzen, eine Fußbekleidung die auch allen übrigen Figuren eigen ist. Vor ihm liegt das weiße feine Windspiel, welches sich auch auf dem Boisserée'schen Bilde, der Anbetung der heil. drey Könige von Eyck, findet. Sechs der übrigen Personen tragen ebenfalls die Kette des goldnen Vließes; der knieende Autor ist in einen einfachen Leibrock mit schwarzem Gürtel gekleidet. Der Thron des Herzogs ist ebenfalls mit großgeblümtem Goldbrokat bekleidet. — Ein anderes Miniaturbild aus einem Codex der Brüsseler Bibliothek, welches die Ernennung zum Ritter des goldenen Vließes darstellt, hat Hr. Jobard in seinen Fasten abbilden lassen.

Der Abbé Rive in seinem Werke: La chasse aux bibliographes et antiquaires mal advisés (tom. I part. I. p. 156.) spricht auch von einer Bible Ystoriaux welche angeblich Johann von Eyck für den König Karl V. von Frankreich mit Miniaturen verziert haben sollte. Die Inschrift die dieses besagte, ist aber apokryph, es ist sogar unerweislich, daß es für Karl V. gemalt sey, einige Verse hat der Maler vorangesezt, aus welchen man jedoch nichts über ihn und die Bestimmung des Buchs erfährt. Es sind folgende:

Bible d'Ystoires si garnie
D'une main pour traites et faites
Pour les quelles il en a faites
Plusieurs allees et venues
Soir et matin parmy les rues
Et mainte pluye sur son chief
A jusqu'il en soit venu en chief.

Es wäre zu wünschen, daß Hr. Jobard eine ausführliche Notiz über die erwähnten Manuscripte mittheilte.

*) Vergl. Kunstbl. 1823. Nro. 24.

Kunstausstellung in Hamburg.

Mit Bezug auf frühere Anzeigen werden sämmtliche Künstler, welche zu der im Frühjahr 1826 stattfindenden Kunstausstellung, durch Werke ihrer Hand beyzutragen Willens sind, Abseiten der Direction, ergebenst anerinnert, dieselben gütigst bis Mitte März an die Commeter'sche Kunsthandlung gelangen zu lassen.

Digitized by Google

Nr. 12.

Kunst-Blatt.

Donnerstag, den 9. Februar 1826.

Das Antiquarium in München.

Diese Antikensammlung, welche wohl die älteste in Deutschland ist, hat im verflossenen Sommer durch die Thätigkeit ihres neuen Conservators, Herrn Hofraths Thiersch, eine bessere Anordnung und Aufstellung und somit ein größeres Interesse für das Publikum erhalten. Das schöne Lokal, ein sehr langer gewölbter Saal im Erdgeschoß der Residenz, welcher durch seine Bauart und die Gemälde, womit ihn Peter Candid und seine Schule geschmückt, schon an sich zu den ersten Sehenswürdigkeiten von München gezählt werden kann, war durch den vernachlässigten Zustand der Sammlung bisher nicht in seinem vollen Glanz erschienen, und diese selbst bot den Blicken der Wißbegierigen nicht alles Bedeutende ihres Inhalts dar. Der neue Conservator fand die Sammlung, ausgenommen die an den Wänden aufgestellten Büsten und Statuen, in abgelegenen Zimmern und Schränken zerstreut, zum Theil in einer dunkeln Kammer in großer Verwirrung aufgeschichtet. Aus diesem Winkel wurden unter andern die neun antiken, zum Theil sehr schönen kleinen Statuen, welche jezt auf der vordern Balustrade stehen, hervorgezogen, von den häßlichen Zusätzen der Restauration befreyt, gereinigt, und meistentheils durch den jungen Schwanthaler nach Hrn. Hofr. Thierschs Angaben hergestellt. In andern Winkeln fand sich ein sehr schöner Kopf des Paris aus parischem Marmor, dem nur die Nase fehlte, ein fast eben so schöner junger Faunskopf und eine Menge bronzenen und irdenen Geräthes in Schachteln und Kästchen zerstreut. Indem nun die bisher vernachlässigten Marmore in besserem Zustand und passend aufgestellt, die kleineren Antiquitäten aber in Glasschränken vereinigt wurden, welche die Mitte des Saals einnehmen, und die Beschauung erleichtern, erhielt das Ganze ein seiner Bestimmung würdiges geschmückteres Ansehen, und es trat sowohl der Werth des Einzelnen, als der Reichthum der Sammlung nach ihrem ganzen Umfang vor Augen.

Die Einrichtung des Antiquariums geschah im Jahr 1600 unter dem Churfürsten Maximilian I. zu einer Zeit, wo die Kenntniß der Antiken noch nicht so allgemein war, daß man Gutes von Schlechtem, Aechtes von Unächtem gehörig unterscheiden und sich vor Betrug hätte verwahren können. Man trachtete hauptsächlich, in den aus italischem Boden entnommenen Bildwerken Belege zu der römischen Geschichte und Abbildungen ihrer Hauptpersonen zu finden; und so scheint auch der erste Zweck bey Anlegung des Antiquariums der gewesen zu seyn, eine Folge von Bildnissen berühmter Römer zu erhalten, deren Aufstellung in einem eigens und prächtig dazu eingerichteten Lokal an große Momente der Weltgeschichte und merkwürdige Menschen erinnern konnte. Solchem Verlangen wußten italienische Marmorarbeiter, Erzgießer und Kunsthändler leicht zu genügen, indem sie alte unbekannte Köpfe auf neue Büsten, oder auf alte Büsten und Statuen neue Köpfe sezten und ihnen beliebige Namen beylegten, oder nach alten bekannten Mustern neue verfertigten und als antik verkauften. Selbst ihren willkürlichen, und oft bey großer Unkenntniß des Alterthums abentheuerlichen Erfindungen anderer Art kam man nicht so leicht auf die Spur, da überhaupt noch zu wenig antike Bildwerke, durch deren Vergleich ihre Unächtheit hätte erkannt werden können, ans Licht gekommen waren. — Auf diese Weise scheint wirklich das Antiquarium entstanden zu seyn. Der Architekt ordnete mit großem Reichthum der Erfindung an den Wänden und Pfeilern eine Menge Consolen und Nischen an, auf und in welche die Büsten mit vergoldeter Unterschrift der Namen römischer Kaiser und Kaiserinnen, die man ihnen gegeben hatte, zu stehen kamen; in größeren Nischen wurden Statuen angebracht, die jedoch ebenfalls meist durch ungeschickte Restaurationen ihre ursprüngliche Gestalt und Bedeutung verloren. — Den moralischen Zweck aber, den man bey der ganzen Sammlung gehabt, sprach der Maler in den Deckengemälden aus, welche in der Mitte allegorische Darstellungen von Tugenden mit zu beyden Seiten angebrachten lateinischen Sprüchen, und an den Fensterbögen Abbildungen bairischer Städte, Flecken und Burgen zwischen Arabesken enthalten. Diese sehr sinnreich und mit Geschmack erdachte Verbindung der Architektur, Sculptur und Malerey zu

Digitized by Google

einem prachtvollen Ganzen macht den ersten Anblick des Lokals wahrhaft überraschend; dagegen findet sich die Erwartung beym Betrachten der einzelnen Antiken vielfach getäuscht, und für vieles Mittelmäßige und Unächte nur durch Weniges, jedoch allerdings Bedeutendes, entschädigt.

Eine, im verflossenen October von Herrn Hofrath Thiersch in Druck gegebene „Vorläufige Nachricht von dem „in der königlichen Residenz zu München befindlichen Antiquarium, als Attribut der königlichen Akademie der „Wissenschaften" enthält einen Leitfaden für die, welche die Sammlung besuchen, und wir heben davon die Andeutungen des Merkwürdigsten aus, da die kleine Schrift nicht in den Buchhandel gekommen ist.

„— Zu beyden Seiten des Haupteinganges und des Kamins stehen in vier großen Nischen eben so viele lebensgroße antike, doch stark und schlecht ergänzte Bildsäulen, neben dem Kamin römische in Panzer, statuae loricatae, neben dem Haupteingange mythologische, die eine als Apollo ergänzt. Was die andere bedeuten soll, ist aus ihrer Ergänzung nicht abzunehmen. Außer ihnen sind in den kleinen Nischen zwischen den Fenstern Bildsäulen von etwas mehr oder weniger als halber menschlicher Größe aufgestellet. Die Torso's derselben sind an allen alt, an manchen auch die meisten der äußern Theile, die Ergänzungen aber, wie bey den ebengenannten, fast ohne Ausnahme schlecht. Das Alte ist an den meisten von guter, zum Theil von vorzüglicher Arbeit. Ausgezeichnet sind aus dieser Klasse besonders eine Göttin der Hoffnung, Spes, wie dergleichen Statuen mit Füllhorn und mit dem von der einen Hand aufgehobenen Gewande gemeiniglich genannt werden. Das Bild ist im ältern griechischen, ehemals hetrurisch genannten, Style ausgeführt, und eines der durch Feinheit und gute Erhaltung am meisten ausgezeichneten und besten Werke dieses alterthümlichen Kunsttypus. In anderer Hinsicht merkwürdig ist das ihm gegenüberstehende Bild der ephesinischen Diana aus weißem Marmor mit schwarzem Haupt und schwarzen Armen, diese Theile jedoch wohl neu und ergänzt. Der Torso zeiget die auch sonst gewöhnlichen Symbole dieser Naturgöttin. Deßgleichen ist unter dem Geländer des Haupteinganges ein Genius des Schlafes von ausnehmender Schönheit der Arbeit und des Ausdruckes zu bemerken, und ihm gegenüber unter dem andern Geländer ein liegender Bacchus von fast gleicher Schönheit. *) Eine dritte Klasse noch kleinerer antiker Bildsäulen, erst jetzo aus langer Versäumniß gezogen und meist neu ergänzt, ist vor dem Kamin auf dem Geländer aufgestellt, welches einen viereckigen Platz von den Stiegen trennt, über die man in die tieferen Theile des Saales hinabsteigt. Unter ihnen sind die des Aesculapius, des Bacchus, der Venus victrix und des Antinous zu bemerken, und besonders die lezten beyden von einer vorzüglichen Feinheit und Weichheit der Arbeit. Auch stehen hier zwey marmorne Graburnen mit lateinischen Inschriften und schönen Ornamenten." —

„— In der Mitte des Saales sind außer den Büsten auf hohen Postamenten, unter denen ein schöner Jupiter-Ammon, und auf der hintern Stiege ein gleichvorzüglicher Paris und ein junger Faun sich auszeichnen, in neun Schränken die kleinen Alterthümer nach Klassen vereiniget: im ersten, nächst dem Eingange vom Brunnenhofe her, die ägyptischen; im zweyten, Schmuck und kleine Geräthe aus Bronze, darunter eine kleine Sammlung eiserner Geräthe, darüber kleine Statuen von hetrurischer und römischer Arbeit; im dritten mittleren eine reiche Sammlung griechischer und römischer Geräthe, kleine Büsten und Bildsäulen aus Bronze; in den nach der entgegengesezten Seite gestellten zwey Schränken das irdene Geschirr aus germanisch-römischen Gräbern, zwischen ihnen eine kleine Sammlung griechischer Vasen; im sechsten auf derselben Seite eine Auswahl der bey Rosenheim gefundenen rothen, mit Figuren geschmückten irdenen Geräthe, ganze und Bruchstücke; im siebenten die Figuren von gebrannter Erde und die irdenen Lampen; im achten und neunten, diesen entgegen, die marmornen Reliefe und kleinen Büsten.

Die Sammlung der ägyptischen Alterthümer im ersten Schranke ist theils aus dem alten Vorrath des Antiquariums, theils aus einer Schenkung des Dr. Sieber aus Prag, von welchem die Mumien in der Akademie gekauft wurden, und von dem Kaufmann Dumreicher in Kempten erwachsen. Außer Schuhen aus Bast und Resten einer Mumie, die in dem Fache unter dem Glasschranke aufgestellt sind, enthält sie den Brustschmuck einer Frau von vergoldeter Bronze, eine Halskette aus kleinen Achaten nebst zwey Ohrringen, an deren einem noch das Ohr der Mumie haftet, und Sammlungen kleiner Thiere und Götterbilder aus gebrannter Erde und durchbohrt, welche theils einzeln, theils aneinander gereiht als Amulette getragen wurden; dann eine beträchtliche Anzahl kleiner als Mumien behandelter Bilder von Männern und Frauen, aus Sycomor, gebrannter Erde und Alabaster, auch mehrere Bilder der Isis, des Osiris, Horus, aus Bronze und Granit, dazwischen Bruchstücke von Gemälden und Reliefen auf Kalkstein, eine Sammlung ägyptischer Lampen, eine Papyrusrolle mit hieratischer Schrift, Stücke von Leinwand mit Malereyen von einer Mumie, Scarabäen, und eine beträchtliche Anzahl

*) Die wir jedoch beyde für moderne Arbeit halten.

S.

Digitized by Google

feiner Steine und farbigter Gläser, meist durchbohrt, einige auch mit Figuren geschmückt. —"

„— Die Sammlung des Schmucks und der Geräthe aus Bronze im zweyten Schranke besteht aus Messern, Gabeln, Löffeln, kleinen Geräthen zu Spendungen beym Opfer, zur Untersuchung der Eingeweide der Opferthiere; aus Nadeln, Griffeln; aus Ringen zum Theil mit eingesetzten Steinen; aus Siegeln mit hervorgearbeiteter Schrift; aus mehreren in Bronze gegrabenen Inschriften; aus Spangen zum Anordnen der Gewänder und anderer Draperien in großer Mannigfaltigkeit der Formen und zum Theil mit Bildern von Thieren; aus Ohrringen, einfachen Finger- und Armringen, zu denen in manchen noch die Knochen der Finger und Arme, welche sie schmückten, aufbewahrt sind; aus Knöpfen, Schnallen und andern Geräthen zum Schnüren und zur Befestigung lederner Wamse der Männer und lederner Decken der Pferde; auch enthält sie einen Theil einer solchen Decke selbst nebst Resten ihrer Verzierung, eine beträchtliche Zahl von Schlüsseln, Spitzen von Lanzen und Pfeilen, Bruchstücke von Schwertern, bronzene Hacken und keilförmige Messer, denen die Streitärte aus hartem Steine beigefügt sind. Die obere Abtheilung nimmt eine Reihe hetrurisch-römischer Bronzen ein, unter denen sich besonders das Bild des römischen, im Kampfe begriffenen Herkules zum Theil in sehr schönen Exemplaren wiederholt, und ein stehender Herkules aus Bronze die hetrurische Kunst in ihrer reinsten Eigenthümlichkeit, und in der Feinheit, der sie fähig war, zu zeigen geeignet ist.

„Die Sammlung der Bronzen im dritten Schrank enthält Bruchstücke größerer bronzener Statuen und Thierbilder, Lampen mannigfaltiger Größe und Form, darunter drey in ihren Ketten aufgehängt, Bruchstücke, besonders Henkel, Griffe und Handhaben größerer bronzener Geräthe mit Menschen- und Thierköpfen, eine sogenannte hetrurische Patera von schönster Erhaltung, und mehrere Reliefe, darunter die eine Seite eines bronzenen Gefäßes mit Centauren und Genien, und eine vergoldete mit einer bacchischen Scene, eine Anzahl zum Theil schöner bronzener Büsten von Göttern, Göttinnen, und Genien, auch Masken. Noch merkwürdiger sind die bronzenen kleinen Bildsäulen. Sie sind nach ihrem Inhalte aufgestellt, um die größeren des Jupiter, der Minerva, der Venus, der Diana, des Apollo, Bacchus, Merkurius, des Herkules u. s. f., einer jeden zur Seite die kleineren Vorstellungen derselben Gottheit, und in den vorderen Reihen die ganz kleinen, meist nur einen oder anderthalb Zoll hohen Bilder, welche durch ihren Inhalt zu jenen gehören. Diese Bildsäulen sind zum Theil durch Alterthum oder Schönheit der Arbeit, oder durch Besonderheit der Bezeichnung merkwürdig, und nicht wenige darunter von großem Werthe. So ist der größere Jupiter von ausnehmender Schönheit, und der sehr alterthümliche Merkurius mit einem Widder auf der Hand eines der denkwürdigsten Stücke des griechischen Kunststyles vor seiner Entwicklung. Desgleichen ist die Gestalt eines noch jugendlichen Herkules von hohem Werthe, sowohl wegen der röthlich schimmernden Bronze, als der Arbeit, Augen und Diadem aus Silber. Endlich ist ein Discobolus in gebogener Stellung mit eingesetzten silbernen Augen unschätzbar wegen innern Werthes, und als die einzige bronzene Copie einer im Alterthum hochberühmten Bildsäule des Myron, von welcher sich wenigstens 10 Wiederholungen in Marmor, und fast alle in Lebensgröße erhalten haben."

„— Die Sammlung von irdenen, aus römischen und germanischen Gräbern gezogenen Geschirren in den zwey Schränken rückwärts der Bronzen enthält eine beträchtliche Anzahl Stücke jeder Größe und Form, große und kleine Aschenkrüge, zum Theil noch mit der Asche und den Gebeinen, Krüge und Kannen mit einem Henkel zum Ausgießen, Büchsen, Schüsseln, Teller u. dgl., von denen mehrere mit Farben und Zeichnungen verziert sind, andere sich durch eingegrabene feine Ornamente auszeichnen. Auch sind in dem untersten Fache, dem Davorstehenden zur rechten Hand, drey große Gefäße mit unbekannten, den griechischen ähnlichen Charakteren und mit rohen, den ägyptischen ähnlichen Figuren bedeckt, welche, wenn sie ächt sind, celtiberischen Ursprungs zu seyn scheinen; und in dem mittlern Fache des Schrankes zur rechten eine Sammlung gläserner Geräthe, drey große und schöne Glasurnen mit hohlen Rändern, mehrere kleinere Urnen und Salbenfläschchen.

„Von der großen Menge rother irdener Geschirre, welche bei Rosenheim gefunden wurden, enthält der folgende Schrank die ganz erhaltenen, oder aus ihren Bruchstücken ganz oder größtentheils wieder zusammengesetzten Schalen, Teller, Becher und Büchsen, nebst einem Theile der größeren Bruchstücke. Die größeren Geschirre sind theils cylindermäßig, theils ausgebogen, und beyde Gattungen mit Reliefen geschmückt, welche theils Ornamente, meist aber Jagdscenen, Abbildungen von Thieren, Göttern und Menschen in großer Mannigfaltigkeit und Fülle enthalten. Auch haben sich Bruchstücke der Model oder Formen erhalten, in welche der Thon eingedruckt wurde, um die ihm bestimmte Form mit den genannten Verzierungen und Vorstellungen zu erhalten.

„Der folgende Schrank neben dem mit rothen Geschirren enthält eine kleine Sammlung von Figuren aus gebrannter Erde, darunter einige sehr feine Köpfe des Jupiter Serapis und der Juno, und eine größere Sammlung von Lampen aus demselben Stoffe, zum Theil mit den Namen der Töpfer.

In den diesen zweyen rückwärts gestellten Schränken, in denen die kleinen Reliefe und Büsten aufgestellt wur-

Digitized by Google

den, sind unter jenen besonders drey Köpfe von Greisen, ein betrunkener Herkules, ein Krieger, dem eine Wunde am Schenkel verbunden wird, merkwürdig; unter diesen aber drei Kinderköpfe auf derselben Basis mit untergeschriebenen Namen von ausnehmend sprechendem und naivem Ausdruck.

Ueber diesen beyden Schränken und zwischen ihnen auf Tafeln ist eine Anzahl marmorner Geräthe von großer Mannigfaltigkeit der Verzierungen, und kleinerer Bildsäulen aufgestellt, darunter ein liegendes Bild des Tiberflusses, kenntbar an der die Knaben säugenden Wölfin, eine eine vortrefflich gearbeitete Sphinx mit sehr merkwürdigen Nebenwerken, eine Sirene, *) und um einen Cylinder die drey Jahreszeiten (Horen) von den drey Grazien umschlungen.

Ueber die Stiegen neben denselben gelangt man in einen Vorsaal, in dem der größte Theil der hier gesammelten römischen Inschriften auf Grabmälern, Altären und Denksteinen jeder Art aufgestellt ist; und von ihnen durch eine Seitenthüre in eine Nische des Rebgartens mit ähnlichen Inschriften und mit einer Sammlung schöner marmorner Reliefe, welche in die Mauer eingefügt sind; darunter zwei Denkmäler mit griechischen Inschriften."

*) Diese Arbeiten sind wohl ebenfalls aus neuer Zeit. S.

Ueber Michel Angelo's Pensiero oder Penseroso.

Die Statuen der Mediceer in der Sakristey von San Lorenzo zu Florenz, und die allegorischen Figuren des Tags und der Nacht, der Morgen- und Abenddämmerung, welche Michel Angelo auf ihren Sarkophagen angebracht hat, beschäftigten viele Erklärer, die zwar alle der Schönheit und großartigen Lebendigkeit dieser Werke Gerechtigkeit widerfahren ließen, dagegen über die Bedeutung, welche der Bildner dabey im Sinne hatte, sich nicht vereinigen konnten. Der sprechende Ausdruck der Porträtstatuen veranlaßte, daß die des Herzogs Julian, l'Allegro, und die des Herzogs Lorenzo von Urbino il Penniero oder Penseroso genannt wurde. — Hr. Nicolini, beständiger Sekretär der Akademie zu Florenz, erneuert in einer bey der Preisvertheilung am 9. Oct. gehaltenen Rede (Del Sublime o di Michelangiolo, abgedruckt in der Antologia October 1825.) das Andenken Michel-Angelo's, indem er die Haupteigenschaft seiner Werke, das Erhabene und Großartige in Gedanken und Formen nachwies, und stellte bey dieser Gelegenheit eine neue Erklärung des Pensiero auf, die wir hier für eine künftige Bearbeitung von Michel-Angelo's Leben in einer Uebersetzung der betreffenden Stellen mittheilen. Nachdem der Verf. sich gegen Quatremère-de-Quincy, welcher in seiner Vie de Raphael sagt: Michel-Angelo habe seinen Figuren in den Gemälden der Sistina zwar Bewegung aber keine Gedanken gegeben, heftig geäußert, fährt er S. 88. folgendermaßen fort:

Der Zweck meiner Rede erfordert nur, daß ich daran erinnere, wie der Maler der Sistina gezeigt hat, das Erhabene stehe eben so sehr dem Willen als dem Genius zu Gebot. Gedenket, daß Michel-Angelo keine Erfahrung in der Frescomalerey hatte, als der ungestüme Julius II. auf den Rath des neidischen Bramante ihm eine Last auflud, unter welcher jede andere Schulter gezittert hätte. Doch er ließ sich von der Größe des Unternehmens nicht schrecken, besiegte die Schwierigkeiten, die sich ihm in Ausübung der Malerey entgegenstellten, vollendete in weniger als zwey Jahren ein Werk, das kein Beyspiel hatte und keine Nachahmer haben kann, und behauptete so das Feld, welches er aus Nothwendigkeit, nicht aus freyer Wahl betreten hatte. Auch in der Sculptur zeigte Buonarroti Erhabenheit der Gedanken; und wie sinnlos die Meynung des Franzosen sey, beweist schon das Bild, das allein von der allgemeinen Stimme il Pensiero genannt wurde. Doch bemerkte bisher niemand, was der edle Vertheidiger von Florenz mit dieser Statue gemeynt. Er verfertigte sie, erfüllt und erzitternd von demselben Unmuth, der ihm die erhabenen Verse eingab:

M'è grato il sonno, e più l'esser di sasso
Infin che il danno e la vergogna dura;
Non udir, non veder m'è gran ventura;
Però non mi destar: deh parla basso.

Nicht ehren wollte er jenen Lorenzo, der seinem Großvater so unähnlich war, jenen Undankbaren, der mit offenbarer Ungerechtigkeit den Hrn. della Rovere, die ihn im Unglück gastfreundlich aufgenommen hatten, Urbino nahm, diesen Gewaltthätigen, der selbst den Schein des Bürgers verachtend die Republik für sein Erbgut ansah. Sondern mitten unter dem Exil und Tod der Seinigen wollte M. A. durch seinen Genius das Vaterland rächen, das er nicht mehr mit den Waffen vertheidigen konnte; er wollte in diesem Marmor seine Rache unsterblich machen. Er bildete Lorenzo, wie er vor dem Grabe in tiefem Nachdenken sizt: aber die Gedanken des Tyrannen am Grabe sind Gewissensbisse. Ich lese sie auf dieser talentvollen Stirn, und aus der geöffneten Gruft scheint mir der Tod ihm zuzurufen: „Steige herab, wo für die Mächtigen die Gerechtigkeit Gottes und der Menschen beginnt!" Und durch die Gestalten der Morgen- und Abenddämmerung, die er auf seinem Grab anbrachte, zeigte er ihm an, daß der Glanz seiner unheilbringenden Macht kurz gewesen und nicht ihm angehörte. Indessen benahm der Tod des Herzogs von Urbino bald allen Plänen Leo des Xten ihre Grundlage; und häufige Trauerfälle in seiner Familie erinnerten den Papst an die flüchtige Eitelkeit menschlicher Größe."

Digitized by Google

Nr. 13.

Kunst-Blatt.

Montag, den 13. Februar 1826.

Die alte Kirche bey der Burg Weinsberg.

Diese Kirche, von der wir nur wenig bestimmtes wußten, verdient, als ein nicht unwichtiges Denkmal der frühern Zeit des Mittelalters, näheres Bekanntwerden. Wir werden dazu durch das Buch des Herrn Pfarrers Jäger geführt: „Die Burg Weinsberg, genannt Weibertreue ꝛc. Heilbronn 1825", worin auch die Kirche ausführlich beschrieben ist. Wird dieses Buch schon durch seinen Gegenstand anziehend, so ist auch zu rühmen, daß das Geschichtliche aus guten Quellen geschöpft ist, die Beurtheilung gründlich, ohne vorgefaßte Meynung, der Vortrag ungekünstelt und anspruchlos. Nach der Beschreibung der Burg und ihrer Umgebungen folgt die Geschichte der Burg, und die Chronik der Dynasten von Weinsberg beschließt das Ganze. Die Darstellung von der Lage der Burg erregt den Wunsch, diese angenehme Gegend selbst zu sehen, wir werden jedoch so durch sie geführt, daß wir uns ganz in sie versetzen und das Schöne vollkommen ahnen können.

Ist hier nicht der Ort, das Geschichtliche in Betracht zu ziehen, so dürfen wir doch nicht übergehen, auf welche Weise die Burg dem gänzlichen Untergange entrissen wurde. Gewaltsam zerstört, bey der Eroberung unter Kaiser Conrad dem Dritten, im Jahre 1140, war sie durch die Länge der Zeit, durch Entnehmung der Steine zu benachbarten Gebäuden, dem Verderben noch mehr unterworfen, und sie sollte, nach dem Willen des Besitzers des Burg-Weinberges, dem der häufige Besuch unangenehm war, völlig abgetragen werden. Da faßte ein Verein edler Frauen zu Weinsberg den Gedanken, durch Erhaltung und Ausbesserung der Ruine, jenen Frauen der Vorzeit ein Denkmal zu setzen, von deren rühmlicher That die Burg den Namen, Weibertreue, erhalten hatte. Der König von Würtemberg schenkte dem Vereine die Burg, und reichliche Beyträge unterstützten dessen Vorhaben, es wurde der innerhalb der Trümmer gelegene Weinberg gekauft, um zur Ausgrabung der Ruinen und zur zweckmäßigen Anordnung des Platzes Raum zu gewinnen, auch wurden mehrere Grundstücke erhandelt, um den zur Burg aufsteigenden Weg zugänglich zu machen; Herr Professor v. Thouret leitete die Arbeit, und so gewann das Ganze eine zierliche Einrichtung. Schöne Anlagen erhöhen den Genuß und verjüngen das Alte; an der bekannten Erzählung von den Weibern von Weinsberg nimmt man noch größern Antheil, da Hr. Jäger sehr wahrscheinlich zu machen weiß, die That der Frauen sey gegründet, und nicht in die Reihe erdichteter Geschichten zu verweisen.

Doch wir fassen hier hauptsächlich die Kunst ins Auge, und da ist es die an der Burg gelegene Kirche, die unsere Aufmerksamkeit erregt, und die wir, der Beschreibung derselben in dem bemerkten Buche zufolge, in nähere Betrachtung ziehen. Sie erhebt sich ungefähr auf der Hälfte des Schloßberges über das umherliegende Land, und steinerne Stufen führen, von dem Marktplatze der Stadt aus, die Höhe hinauf. Wie diese Lage, so gibt ihr auch das vom Alter geschwärzte Gestein ein ehrwürdiges Ansehen. Nach allem, was wir davon hören, zeigt die Kirche, im Ganzen, den byzantinischen Styl, manches aber von dem früher Zerstörten wurde in spätern Jahrhunderten des Mittelalters nach deutscher Bauart ergänzt, und auch die neuere Zeit hat noch daran gebaut. Die Vermuthung, sie sey auf Kaiser Conrads des Dritten Anregung entstanden, wird durch mehrere Umstände bestätigt. In diesen Zeiten war es, wo der Kirchenbau von Kaisern und Fürsten allgemein befördert wurde, Kaiser Heinrich der Zweyte und Cunigunde, seine Gemahlin, die Hohenstaufen, Heinrich der Löwe von Braunschweig, sie alle waren Beförderer der Kunst durch Anlegung vieler Kirchen in verschiedenen Theilen der deutschen Lande. Auch erschien Conrad der Dritte in der Gegend von Weinsberg als Sieger über die Welfen, und die Zerstörungen, die bey der Eroberung der Burg und der Stadt, im Jahre 1140, dem Lande zugefügt waren, konnten durch nichts so gut versöhnt werden, als durch Gründung heiliger Gebäude. Hierzu kommt noch, daß die Kirche bey Weinsberg den Baustyl des damaligen Jahrhunderts an sich trägt, den byzanti-

Digitized by Google

nischen, der zu dieser Zeit in seiner Vollkommenheit prangte.

Diese Kirche wird vornehmlich durch die Hauptpforte merkwürdig. Nach byzantinischer Form gebildet, hat sie auf jeder Seite zwey, zehn bis zwölf Fuß hohe, auf einem niedrigen Untersatze ruhende Säulen, welche durch ihre Verzierung sich auszeichnen, auf das Eigenthümliche der Gegend sich beziehend. Der Schaft der ersten Säule rechter Hand ist mit sich durchschlingendem Epheulaub besezt, und der Knauf stellt eine große Larve dar, mit einigen Schnörkeln und Verzierungen. Den Schaft der zweyten Säule zieren gleichfalls Epheuäste, in regelmäßiger Form sich durchkreuzend, den Knauf bilden Weinlaub und Epheublätter. Die erste Säule linker Hand ist auf dem Schafte mit unter einander geflochtenen Rebenblättern geschmückt, und der Knauf trägt einige undeutliche Verzierungen, in welchen man bald Bockfüße, bald Greifenfüße als Haupttheile erkennen will. Der Schaft der zweyten Säule ist fast auf dieselbe Art gebildet, den Knauf aber umgeben Trauben. Am Friese des Giebels entdeckt man unregelmäßig angebrachte Larven, und einen gut ausgearbeiteten Bären. Ein anderer Fries, an der Seite der Kirche, hat eine ähnliche Verzierung von Larven, die aber von der Länge der Zeit sehr gelitten haben und dadurch unkenntlich geworden sind, von Einigen für Köpfe des Silenus und Bacchus angesehen, von Andern als groteske Bilder erkannt, wie sie an den Bauwerken der frühern Zeit des Mittelalters häufig vorkommen.

Diese Zierden würden, als in der byzantinischen Bauart gewöhnlich, keiner besondern Erwähnung verdienen, wenn sie nicht symbolisch wären, eine Anspielung auf die Gegend, in welcher die Kirche sich befindet. Hierdurch werden wir darauf geführt, viele solcher Zierden anderer Kirchen ebenfalls nicht für willkürlich zu halten, in ihnen vielmehr eine Beziehung auf das Oertliche, oder auf irgend einen die Kirche angehenden Gegenstand zu suchen. In den Fluren um Weinsberg wurde schon in frühern Zeiten der Weinbau gepflegt von den Römern, die hier sich angesiedelt, wo auch, der Sage nach, Probus den Weinbau sehr unterstützte, der wahrscheinlich hier ein Castell anlegte. Wie der Boden für den Weinbau vorzüglich geeignet sey, bezeugen selbst die Wälder, wo hie und da die Rebe um die Eiche sich schlingt. Nach Vertreibung der Römer vernachlässigten auch die Deutschen die Pflege des Weines nicht, und die große Anzahl der Weinpflanzungen mochten der Grund seyn zur Benennung der Stadt und der Burg, Weinsberg. Dieses eigenthümliche Erzeugniß des Landes beachteten die Steinmetzen, die Meyster am Kirchenbaue, bey den Zierden, die sie dem Werke gaben, sie brachten Reben, Trauben, Epheu an und Larven, welche an die Vermummung erinnerten, die, bey Freudenfesten, dem Volke zur Belustigung diente.

Hat man, dieser Larven wegen, die Vermuthung aufgestellt, die Kirche sey ursprünglich ein römischer Tempel gewesen, nachmals für den christlichen Gottesdienst eingerichtet, so widerspricht die Bauart derselben, die nichts römisches aufzeigt. Und da an mehreren christlichen Kirchen dieses Zeitalters Nachbildungen heidnischer Phantasie-Gestalten angetroffen werden, so kann es um so weniger auffallen, hier bacchische Bilder zu sehen, welche auf die Erzeugnisse des Landes Bezug haben. Sollten aber die Larven der Friese, die jedoch zu sehr verwittert sind, um sie bestimmt zu erkennen, Arbeit römischer Künstler seyn, so wurden sie vielleicht verfallenen römischen Gebäuden entnommen und als Verzierung der Kirche benuzt, von den Werkleuten aber so eingesezt, wie der Stein am vortheilhaftesten anzuwenden war, daher ihre Stellung unregelmäßig ausfiel.

Stieglitz.

Kunstliteratur.

1. Manuel de l'Amateur d'Estampes, par F. E. Joubert. a Paris 1821. 3 Vol. 8. 30 Fr.

2. Praktisches Handbuch für Kupferstichsammler, von J. Heller. Bamberg 823 — 25. 2 Bde. 8. 4 fl.

Diese Werke lassen sich in einer Anzeige nicht füglich trennen, da das zweyte eine Bearbeitung des ersten ist. Eine Anleitung für Sammler war allerdings Bedürfniß, indem das einzige vollständigere Buch dieser Art von Huber und Roß, dessen lezter Band im Jahr 1808 erschien, so manchen seitdem aufgetretenen herrlichen Künstler vermissen läßt, und auch in der Oekonomie der Anlage mitunter fehlerhaft ist. Joubert und Heller haben, abweichend von ihren Vorgängern, die lexikalische Form gewählt, welche allerdings viel Bequemes hat, obgleich die Eintheilung in Schulen und eine chronologische Anordnung für das historische Studium der Stecherkunst vorzuziehen seyn möchte. Die Hauptschwierigkeit bey einem solchen Werke liegt ohne Zweifel in der Oekonomie des Plans. Die Sammler und ihre Anforderungen sind gar sehr verschieden. Einige, die nur der Besitz erfreut, wollen alles haben; andre bestehen eigensinnig auf dem vollständigen Werke dieses oder jenes Meisters, und noch andre sammeln blos das vorzüglichste aus jeder Schule. Manche haben ihre Liebhaberey an Bildnissen, manche suchen blos radirte Blätter, und dann gibt es wieder Liebhaber, welche streng

Digitized by Google

dem historischen Gange der Kunst folgen. Wer könnte hier allen alles werden! darin liegt denn nun auch unstreitig der Hauptgrund, warum den bisherigen Anleitungen und Handbüchern für Sammler das Planmäßige fehlt, und sie bald zu viel, bald zu wenig enthalten. Unsers Bedünkens sollte man hiebey nur verständige Kunstfreunde im Auge haben, welche die Kunst nicht als müssiges Spiel, sondern als Ernst betrachten, und darum zunächst blos das Bessere und Auszezeichnete kennen lernen wollen. Wir würden daher vorschlagen, in einem Handbuche für Kupferstichsammler 1. alle unbedeutende Künstler zu übergehen, und ihre Namen allenfalls nur in einem alphabetischen Verzeichnisse aufzuführen; 2. von dem Werke eines Meisters nur das Trefflichste auszuheben, und etwa noch die Blätter zu bemerken, die sich durch irgend einen Umstand merkwürdig gemacht; 3. alle biographischen Notizen wegzulassen, in wiefern sie nicht für die Charakteristik des Künstlers und seiner Art und Weise bedeutend sind; 4. über jeden Künstler ein treffendes, gründliches, unbefangenes Urtheil beyzufügen.

Die beyden vorliegenden Werke erfüllen nur zum Theil diese Bedingungen. Es werden darin Stecher aufgezählt, deren Blätter sich für keine erlesene Sammlung eignen, und dagegen sind bedeutende Meister nicht namhaft gemacht. Daß Joubert so manchen wackern Deutschen nicht kannte, muß man ihm verzeihen: wenn ihm aber sogar die beyden Heath, Raimbach, Burnet, Bettelini, Folo, Garavaglia, Bissi ꝛc., ja selbst unter seinen eignen Landsleuten Chatelin, Biosse, Flumet, Gudin und andre fremd geblieben, so muß man sich um so mehr wundern, da der Verf. viele Jahre hindurch einen ausgebreiteten Kunsthandel getrieben.

Eben so vermissen wir bey Heller die Namen P. Breughel, Fratrel, Ellenrieder, Fiessinger, Koch, Feodor ꝛc. Beide, der Franzose, wie der Franzose und der Deutsche, sind bey den einzelnen Angaben bald zu weitläufig, bald zu kurz. So z. B. erwähnt Heller der meisterhaften Aquatinta-Blätter von Haldenwang nicht und eben so wenig seines herrlichen Wasserfalls nach Ruisdael. Bey Heath fehlt das schöne Gegenstück zum todten Soldaten, der todte Fischer; bey Fittler das Bildniß Wests; bey Bettelini die anmuthige Madonna mit dem Vogel nach Guercino. Eben so vermißt man noch andre Hauptblätter. Von einigen Künstlern haben beyde Verf. ziemlich ausführliche Lebensnachrichten mitgetheilt und Urtheile beygefügt, während andre, zum Theil größere Meister, blos mit dem Namen genannt sind. Joubert und Heller haben vielen Blättern Auctionspreise beygefügt, was wir sehr billigen, wenn gleich solche Preise, die von Oertlichkeit und persönlicher Liebhaberey abhängen, dem Käufer eines Blatts nur selten zum Maaßstab dienen können.

Es würde uns übrigens weit über die Grenzen einer Anzeige führen, wenn wir beyde Handbücher nach den einzelnen Artikeln durchgehen wollten. Sie sind, bey allen Mängeln, schätzbare, ja fast unentbehrliche Hülfsmittel für den Sammler, der nicht die seltene Gelegenheit hat, in einem reichen Cabinette sich, durch eigenes Anschauen, ein Urtheil zu bilden und darum eines kundigen Führers bedarf. Ohnedieß müssen angehende Liebhaber gewöhnlich schweres Lehrgeld bezahlen, und es gibt nirgends so viele durch Glauben geheiligte Vorurtheile, als in der Gilde der Kunstsammler.

Ueber die in beyden Werken vorausgeschickten allgemeinen Bemerkungen müssen wir übrigens noch Einiges sagen. Joubert beginnt mit einer Abhandlung über das Genie als Prinzip der bildenden Kunst. Hier ist der gute Mann auf eine wahre terra incognita gerathen, und was er vorbringt, scheint aus allerley Lectüre zusammengelesen. Im zweyten Abschnitt gibt er eine kurze Geschichte der Stecherkunst in ihren Hauptmomenten, wobey er richtig mit dem Nielliren beginnt. Im dritten Abschnitte, über den Zustand gedachter Kunst in Europa, kommen Behauptungen vor, die den Franzosen charakterisiren, und an den pariser Friseur beym York erinnern. So sagt er, unter andern, S. 64: die Geschichte der Stecherkunst in Frankreich sey zugleich die Geschichte dieser Kunst in Europa! gegen die Britten offenbart sich nun vollends der alte Nationalgroll, und es kostet ihm sichtbarlich Mühe, ihnen doch noch einen Woollet zuzugestehen. Gegen die Lithographik ist Joubert außerordentlich eingenommen, doch hier hat ihn bereits der Erfolg widerlegt.

Heller hat seinem Handbuche gleichfalls eine Einleitung vorgesezt, und darin vom Werth der Kupferstiche, von der Art, sie zu sammeln, viel Gutes und Brauchbares gesagt. Zugleich gibt er eine Uebersicht der Geschichte der Stecherkunst, welche das Wissenswürdigste enthält. Nur gegen die englischen Künstler ist auch er ungerecht. Nicht blos im Mezzotinto, in der Tusch- und in der Punktiermanier, auch mit dem Grabstichel und der Radirnadel haben die Künstler dieser Nation Werke hervorgebracht, die eine Vergleichung mit dem Trefflichsten andrer Nationen aushalten.

Wenn der Verf., welcher sich bereits durch mehrere gründliche Schriften um die Kunstgeschichte verdient gemacht, in einem Supplementbande die übergegangenen Künstler nachholt und einzelne Unrichtigkeiten verbessert, so wird sein Buch sich den Sammlern als das Brauchbarste empfehlen.

— der.

Digitized by Google

Nekrolog.

Am 29. December starb zu Brüssel der berühmte Maler David in einem Alter von mehr als 77 Jahren. Noch unausgesezt mit der Uebung seiner Kunst beschäftigt, genoß er fortdauernd einer guten Gesundheit, bis vor ungefähr anderthalb Jahren ein heftiger Schreck ihm Herzklopfen und einen unregelmäßigen Puls zuzog, das Uebel vermehrte sich trotz der Sorgfalt der Aerzte, und hatte eine wassersüchtige Anschwellung der Extremitäten und anhaltende Schlaflosigkeit zur Folge, aus welcher endlich eine völlige Dumpfheit der Sinne sich ergab. Unter den furchtbarsten Beklemmungen sah er seinen Tod herannahen, doch verließ ihn seine Liebe zur Kunst auch in den lezten Augenblicken nicht. Allem, was um ihn vorging, entfremdet, und selbst seine Kinder und nächsten Freunde kaum erkennend, lebte er zwey Tage vor seinem Tode gleichsam wieder auf vor dem Kupferstich seines berühmten Gemäldes Leonidas, der ihm von Paris geschickt worden war. Er betrachtete ihn mit der lebhaftesten Aufmerksamkeit, und bezeichnete, zum Erstaunen aller mit einer seines großen Talents würdigen Genauigkeit, die mangelhaften Stellen und die Verbesserungen, welche daselbst anzubringen wären. Nachdem er so seiner Kunst gleichsam die lezte Huldigung gebracht, sank er in seine vorige Stumpfheit zurück, die nur mit seinem Tode aufhören sollte. — Die einbalsamirte Leiche Davids, mit Lorbeeren gekrönt, war am 5. Januar öffentlich ausgesezt; mehrere seiner Zeichnungen und das berühmte Gemälde von Bonaparte's Zug über die Alpen, schmückten als Trophäen die Wände. So hing man einst, sagen Brüsseler-Blätter, über Rafaels Sterbebette sein Meisterwerk die Verklärung auf. Am 7ten wurde die Leiche in St. Gudula, der Domkirche von Brüssel beygesezt. Das Leichenbegängniß selbst wird später statt finden. In den Sarg des Verstorbenen wurde eine Platte mit folgender Inschrift gelegt: „Jakob Ludwig David, geboren zu Paris den 31. August 1748, Abgeordneter der Stadt Paris zum National-Convent, erster Maler des Kaisers Napoleon, einer der Commandanten der Ehren-Legion, Mitglied des Instituts von Frankreich, und der Akademien der Malerey von Gent, Amsterdam, Rom, Florenz, Wien ꝛc., gestorben in der Verbannung am 29. December 1825 auf Belgiens gastfreundlichem Boden, zu Brüssel." (Hierauf folgt ein Verzeichniß seiner Werke). Das Gerücht, als hätte die Familie Davids die Ueberführung seiner Leiche nach Frankreich nachgesucht, hat sich nicht bestätigt.

Stockholm, den 26. November 1825.

Der König hat aus den ihm zugehörigen Steinbrüchen von Elfdahl eine Porphyr-Vase von ganz außerordentlicher Größe, und die für ein Meisterwerk unter den Erzeugnissen Schwedens gelten kann, erhalten. Diese Vase ist 9 Fuß hoch und zwischen den Rändern 12 Fuß breit, sie faßt 1077 schwedische Kannen, oder fast 3300 schwedische Bouteillen. Der Professor Westin hatte die Zeichnung dazu nach einer Vase aus Herkulanum verfertigt. Der Porphyrblock, aus welchem sie gehauen worden und den man mit größter Mühe nach Elfdahl geschafft hat, von wo er in der Entfernung einer Meile gefunden ist, wog 800 Schiffpfund. So wie die Vase jezt ist, wiegt sie noch 55 Schiffpfund. Man hat daran zu arbeiten begonnen im Monat Mai 1823, und sie ward beendigt im October dieses Jahrs. Von Elfdahl nach Stockholm, eine Entfernung von 43½ Meilen, hat man sie bald zu Wasser, bald zu Lande transportiren müssen, und sie ist von mehr als 150 Menschen, auf den Anhöhen zuweilen von 200, gezogen worden. Auf diesem so gefahrvollen als schwierigen Wege mußte sie 21 Brücken und 25 Schleußen passiren, blieb aber völlig unverlezt. Sie soll auf einem Granitpiedestal zu Rosendal, dem königlichen Lusthause, im Park, in der Nähe dieser Hauptstadt, aufgestellt werden. (Allg. Zeit.)

* * *

Der Professor Byström in Rom, den man nächstes Frühjahr hier erwartet, hat die Büste des berühmten Dichters Bellman vollendet und seinen Landsleuten zum Geschenk gemacht, die ihrerseits sich beeilt haben, durch eine allgemeine Subscription die Kosten zum Bau eines Tempels aufzubringen, der würdig sey, sie darin aufzustellen. (Allg. Zeit.)

Beförderung.

Herr Gau, Verfasser des Werks über die nubischen Denkmäler, welcher seit etwa anderthalb Jahren als Architekt der Stadt Paris angestellt war, und als Anerkennung seiner Verdienste von dem jetzigen Könige von Frankreich das Kreuz der Ehrenlegion erhalten hatte, ist nun zum Architecte du Gouvernement ernannt, und beschäftigt sich außer der Vollendung seines Werks, dessen lezte Hefte in Kurzem erscheinen werden, mit dem Bau eines Presbyteriums, womit er von der Präfektur beauftragt ist, und mit den Entwürfen einer großen Badeanstalt in Enghien. Deutsche Blätter meldeten, daß eine solche in Langen-Schwalbach ausgeführt werden soll; es wäre interessant zu erfahren, ob dieß nach den Entwürfen geschieht, die Hr. Gau im Jahr 1823 für die herzogl. Nassau'sche Regierung zu diesem Endzweck verfertigte?

Digitized by Google

Nr. 14.

Kunst-Blatt.

Donnerstag, den 16. Februar 1826.

Ueber die Kunstleistungen des Herrn Ludwig Emil Grimm in Cassel.

Vom Canonikus B. Speth.

Ludwig Emil Grimm, aus Hessen-Cassel von einer angesehenen und geachteten Familie stammend, kam, wenn wir nicht irren, um das Jahr 1808 nach München, um sich dort in der Kunst auszubilden. Jung und unerfahren, aber lenksam und gutmüthig wurde er alsbald im Kreise der schätzbaren Familie des Hrn. Carl Heß, Professors an der königlichen Akademie der bildenden Künste, an den er empfohlen war, aufgenommen und mit väterlicher Liebe behandelt. Noch schwach an Vorkenntnissen betrat Grimm damals die Kunstbahn; allein seine trefflichen Anlagen, verbunden mit einem kindlichen Gemüthe, das für jeden belehrenden Rath empfänglich war, entwickelten sich schnell und gaben bald die Hoffnung zu den bedeutendsten Fortschritten.

Grimm wählte gleich anfangs die Radirnadel, dieses geeignete Mittel, jede Idee schnell und geistreich auszuführen, ohne erst die peinliche Mechanik, welche dem ernstern Grabstichel anklebt und nur durch längere und anhaltende Uebung zur Fertigkeit werden kann, überwinden zu müssen. Zwar versuchte er sich auch hierin, allein die an freyeren Schwung bereits gewöhnte Hand wollte sich der geregeltern Taille des Grabstichels nicht recht fügen; seine ersten Versuche entsprachen seinen und seines Lehrers Erwartungen nicht, und so kehrte er ausschließlich zur Radirnadel zurück, ohne die Erwerbung eines Darstellungsmittels mit Eigensinn länger verfolgen zu wollen, wozu ihm Neigung und Geschick mangelten. Wir glauben dieß erwähnen zu müssen zum Frommen mancher Kunstzöglinge, die, aller genialen Kräfte, ja häufig genug auch nur der besseren Talente entbehrend, gleichwohl durch anhaltende Uebung das zu ersetzen wähnen, was ihnen von Oben versagt ist, um doch zulezt nur den Troß unbeachteter Mechaniker zu vermehren, deren trauriges Ende Mangel und Dürftigkeit ist. Dagegen sollte nun freylich von Seite der höhern Kunstschulen — Akademien — bey Zeiten eingeschritten und den Unberufenen über ihre Zukunft die Augen geöffnet werden. — Grimm wandte sich also wohlweislich wieder der Radirnadel zu, er verschmähte jedoch nicht, mit ihr auch die kalte Nadel in Verbindung zu setzen, wo es Kraft und Harmonie erforderten, ja diese selbst auch ohne Anwendung der erstern für sich bestehend, jedoch nach Art der Radirnadel, frey und ungebunden zu gebrauchen, wie es einige wohl gelungene Blätter beweisen.

Seine Vorliebe für die Natur bewog ihn zu vielfältigen Reisen, um Studien nach ihr zu fertigen, wozu er jeden Gegenstand benuzte, wie verschiedenartig er auch seyn mochte. Daher kommt es, daß dieser Künstler nur wenig nach Vorbildern, aber vieles nach der Natur radirt hat: Landschaften, Thiere, Insecten, Figuren und Köpfe, am meisten und liebsten Bildnisse von ausgezeichneten Formen und Charakteren, worin Leben, Wahrheit und Natur mit kräftiger Modellirung der charakteristischen Theile sehr treffend wiedergegeben sind. Seine Behandlung der Nadel ist frey, die Gegenstände sind bald leicht und hell, bald kräftig und in den dunkleren Schatten klar gehalten, aber durchgehends rein, zierlich und zuweilen bis zur Vollendung ausgeführt. In diesem Geiste hat Grimm in verschiedenen Jahren von 1811 — 1823 zu München, theils auch zu Cassel und Rom eine Menge Blätter radirt, welche größtentheils einzeln und zerstreut im Besitze seiner Freunde und andrer Kunstliebhaber sind. Nur 36 Blätter davon erschienen zu Cassel im Jahre 1823 in einem Hefte vereinigt, das seinem Freunde, dem Hrn. Georg Brentano-Laroche zum Andenken gewidmet ist. Keine Sammlung von radirten Blättern sollte der Arbeiten des Hrn. Grimm entbehren, da er offenbar den besten jezt lebenden Künstlern in diesem Fache gleich steht. Daß er sich diesen ausgezeichneten Ruhm erwerben konnte, verdankt er der kundigen Leitung seines verdienstvollen Lehrers, des Hrn. Prof. Carl Heß, und wie dankbar er solches anerkannt, legt er durch eine rührende Anhänglichkeit und kindliche Ergebenheit für denselben fortwährend an den Tag.

Während Grimm sich dem Studium der Kupfer-

Digitized by Google

stecherkunst widmete, versäumte er nicht, sich auch im Nackten des menschlichen Körpers die nöthigen Kenntnisse zu verschaffen, zu dem Ende besuchte er drey Jahre lang in den Wintermonaten die Akademie, um nach der Natur zu zeichnen, und sich etwa für die Zukunft auch zur Ausführung größerer historischer Compositionen zu befähigen. Hiezu gewann er um so mehr Lust, da er durch gleichzeitige Versuche, in der Oelmalerey, worunter sein eigenes Bildniß war, gar bald auch sein Talent für die Behandlung der Oelfarben erprobt hatte.

Inzwischen unterbrach der Krieg die Laufbahn unsers Künstlers, wiewohl nur auf kurze Zeit. Er stellte sich im Jahre 1813, auf den Ruf seines Herrn, des damaligen Churfürsten von Hessen, als Offizier in die Reihen vaterländischer Krieger gegen Frankreich, kehrte jedoch mit dem Frieden im folgenden Jahre nach Cassel zurück. Im Jahre 1816 kam er nach München, besuchte von da aus im Frühjahre Italien und beschäftigte sich dann vom Herbste desselben Jahres bis zum Anfange des Jahres 1818 in München mit Radiren, worauf er sich endlich wieder nach der Heimath wandte und Cassel zu seinem bleibenden Aufenthaltsort wählte.

Von jezt an suchte unser Künstler neben der Radirnadel sich auch des Pinsels zu Kunstdarstellungen zu bedienen. Die Malerey ward jezt ernstlicher betrieben, wozu ihn vielleicht der Anblick von Italiens Schätzen vorzüglich ermuthiget haben mochte. Mit welchem glücklichen Erfolge seine Bemühungen hierin belohnt wurden, läßt uns ein größeres Bild religiösen Inhaltes erkennen. Es stellt eine Madonna vor, in einer Landschaft auf einem Rasen sitzend: sie hält das eben eingeschlafene Christkind in ihren Armen, ihr Blick ist dem Beschauer zugewendet. Ihr zur Seite rückwärts steht St. Joseph in frommer, gutmüthiger Betrachtung des Kindes, die Hände betend gefaltet. Rechts (vom Bilde aus) kniet St. Georg auf dem besiegten Drachen, das gesenkte Schwert in seiner Rechten, die Linke in Ehrfurcht an die geharnischte Brust gelegt, und in sinnender Betrachtung nach dem Christkind blickend. Gegenüber in fast gleicher Entfernung sizt St. Augustin in Mönchstracht, vor sich ein offenes Buch. Vor diesem Heiligen kniet, etwas zurückgebogen, ein Engel, der wie absichtslos aus dem Zweige eines zu den Füßen Mariens der Erde entsprossenen Rosenstockes eine Dornenkrone windet; ein anderer gegenüber sitzend, hält einen Kelch, das Kreuz und einen Palmzweig, als Vorzeichen von des Kindes künftigem Schicksal, das durch die Passionsblume in seiner Hand angedeutet ist, und seinem Geiste im Traume vorzuschweben scheint. Die Sonne ist untergegangen und röthet noch blutig die Säume der untersten Wolkenstreifen, indessen Himmel und Erde in dämmerndes Dunkel gehüllt sind. Das Licht geht vom Kinde aus, doch ohne Glorie. So sind die unter sich verwandten Begriffe von Nacht, Schlaf und Tod durch bezeichnende Figuren und Beywerke in ihrer symbolischen Bezeichnung dargestellt und zugleich mit St. Georg und Augustin, welche als die begeisterten Kämpfer für den erscheinen, der die Wahrheit seiner Lehre mit dem Tode versiegelt hat, in zusammenwirkenden Einklang gesezt. Den für die Darstellung in Anwendung gebrachten strengern Styl der Anordnung und Gruppirung finden wir ganz entsprechend; vielleicht hätte jedoch eine etwas erhöhtere Stellung der Madonna besser gethan, als die Beyordnung Josephs, dessen Figur ohnehin nicht wesentlich in den Hauptgedanken eingreift und nur zur Unterbrechung der zwey mit Marien in gleiche Höhe gestellten Seitenfiguren da zu seyn scheint.

Mariens Blick ist geradehin nach Außen gerichtet, dem Beschauer zugewendet. Doch will uns ihr milder Ernst zu unbestimmt und nicht bedeutend genug dünken, um darin ein banges Erwägen jener traurigen Bestimmung zu finden, zu der sie den geliebten Sohn geboren hat. Diese Empfindung, die hier im Zusammenhange die einzig richtige ist, mußte die Seele der Mutter bis in ihr Innerstes erschüttern, und konnte nur durch das vertrauensvolle Gefühl der gänzlichen Unterwerfung unter die Fügungen des Höchsten gemildert werden, der es mit dem Sohne also bestimmt hat, als dessen Dienerin sie sich bekannte, und nach dessen Willen ihr geschah. Diese Mischung der Gefühle hätte nothwendig Mariens Ausdruck weit mehr innere Tiefe und Rührung, äußerlich aber mehr Würde und Hoheit geben müssen, als ihr hier zu Theil geworden; auch würde vielleicht ein abwärts oder nach oben gerichteter Blick die Stimmung ihrer Seele am rührendsten bezeichnet haben.

Das Christkind ist in jeder Hinsicht an Gestalt, Ausdruck und Stellung von ausgezeichneter Schönheit; was auch vor seiner Seele vorübergeht, es stört seine Ruhe nicht, es schläft sanft, und göttliche Milde strahlt aus den holden Zügen.

St. Georg ist wahrhaft eine süße Gestalt, auf welcher der Blick mit Wohlgefallen ruht. Von Demuth und Andacht durchdrungen und voll der heitersten Zuversicht fühlt er sich zu dem göttlichen Kinde hingezogen. Bey allem dem würde aber eine so zarte Gesichtsbildung dem Charakter eines Johannes besser, ja vollkommen zusagen; dem Ritter ziemte ein männlicheres Ansehen.

St. Augustin ist in seiner Begeisterung gut aufgefaßt. Er hat eben in den heil. Urkunden gelesen, und wozu ihn der Worte tiefer Sinn entflammt, das will er, von Oben gestärkt, auch im Werk vollbringen. Der Künstler hat ihn in Mönchskleidung dargestellt, aber schwerlich dürfte ihn diese allein als den hier gemeinten Kirchenvater hinlänglich und deutlich charakterisiren; als

Bischof würde ihn das Pluviale und die Mitra — das gewöhnliche Costüm, — kenntlicher bezeichnet haben.

Die beyden Engelsköpfe sind voll Anmuth; wie im bangen Vorgefühle hat sich ihrer eine rührende Theilnahme bemächtiget. Bey dem sitzenden Engel dünkt uns das Gewand von vorn hinab zu lang. Die Drapirung verhüllet den untern Theil des Körpers auf eine nicht günstige Weise.

Obgleich das Licht vom Kinde ausgeht, so scheint doch das Ganze noch immer wie vom Tageslicht umflossen, indem jeder frappante Gegensatz von tiefen, dunkeln Schatten, neben grellen oder schneidenden Lichtern gänzlich vermieden ist. Nur an einigen mäßigen Schlagschatten und an der Beleuchtung von Mariens und Josephs Köpfen von unten hinauf tritt die Absicht des Künstlers deutlicher hervor. *) Allein gerade dadurch kam etwas Sonderbares in die Züge der Madonna, das ihrem Ausdruck eben nicht vortheilhaft ist. Wir gestehen übrigens, daß wir überhaupt solchen Kunststücken bey Gegenständen von tiefem, ernstem Inhalt, selbst in Correggio's hochberühmter Nacht, so überraschend auch die Wahrheit der Wirkung im Ganzen seyn mag, keinen rechten Geschmack abgewinnen können, da gewöhnlich das Edle und Erhabene des Ausdrucks darunter leidet.

Was die Zeichnung betrifft, so hat im Ganzen Hr. Grimm zu viele Correctheit darin an den Tag gelegt, als daß wir nicht minder bedeutende Versehen, deren Vermeidung allerdings in dem bessern Können des Künstlers liegt, mit Stillschweigen übergehen sollten. Es war übrigens keine kleine Aufgabe, eine so bedeutende Gruppe, wie durch die Empfindung in Einheit, so auch bey großer Mannichfaltigkeit der Farbe in Harmonie und malerische Wirkung zu bringen. Der Künstler hat sich hierzu mit gutem Erfolge der gebrochenen Töne bedient, nur bey dem obern Theile von Mariens Kleid und Mantel sind die rothe und blaue Farbe in brillanter Kraft angewendet nicht ohne Absicht, den Lichtglanz dadurch zu verstärken; wir würden jedoch auch hier gemilderteren Tönen den Vorzug gegeben haben. — Der Carnation aber gebührt volle Anerkennung des Verdienstes der Wahrheit und Natur. Man sieht deutlich, wie der Künstler nur auf sich angewiesen, die leztere allein zum Vorbilde sich genommen hat. Auch nicht die leiseste Spur von Manier oder jenen verführerischen Kunstgriffen, durch frappante Gegensätze von Schatten und Licht das Auge zu bestechen, ist sichtbar; Alles ist anspruchlos, einfach und naturgemäß gehalten, in den zärteren Schatten, und wo die dunkleren durch Reflexe gemildert sind, zeigt sich ein hoher Grad von Wahrheit. — Behandlung und Auftrag der Farben sind meisterhaft, ungemein zart mit nöthiger Bestimmtheit in der Modellirung des Runden und erfreulicher Klarheit der Töne.

Die ausgezeichneten Schönheiten dieses Bildes sind hauptsächlich aus dem lebendigen Sinne des Künstlers für Einheit des Gedankens und dessen richtige Bezeichnung durch Anordnung, Charakter und Ausdruck der Figuren, aus einer tüchtigen Behandlung der Farben, und einem warmen Gefühle für Harmonie, als Folge unabläßigen Strebens nach Wahrheit und Natur, hervorgegangen; daher wird es ihm leicht werden, in Zukunft auch alle kleinere Mängel zu beseitigen. Ueberzeugt, daß Hr. Grimm die schwierigsten Aufgaben bereits glücklich gelöst habe, glauben wir auch nicht, daß er unsere Aeußerungen übel deuten werde. Wir achten ihn und seine ausgezeichneten Kunsttalente zu hoch, als daß wir damit einen Tadel gegen ihn auszusprechen, beabsichtigen konnten, und hegen vielmehr die volle Zuversicht, daß er jeder freundschaftlichen Bemerkung der Art nicht abgeneigt seyn werde.

*) Am auffallendsten ergibt sich die vollere Wirkung dieser Beleuchtung erst, wenn man dieses Gemälde zwischen Tag und Dunkel oder auch beym Lichte betrachtet, dann erscheint Mariens Antlitz wie verklärt und überraschender zeigt sich die Mittheilung des Lichtes an die entfernteren Gegenstände. Ueberhaupt ist das Dämmerlicht sehr geeignet, den Maler noch während der Arbeit von der Richtigkeit des Helldunkels in seinem Gemälde zu überzeugen. In diesem Momente, wo bey gänzlichem Verschwinden alles Details, Licht und Schatten in Massen erscheinen, nimmt das Licht sich in seiner Hauptstärke und in seinen abweichenden Graden am bestimmtesten aus, so daß der Künstler die Richtigkeit des Vor- und Zurücktretens der Gegenstände mit Zuverlässigkeit bemessen kann.

Niederlande.

Se. Maj. der König hat Hrn. Parmentier von Felup bey Nivelles, seine schöne Marmorstatue, die Baigneuse, abgekauft: dieser Künstler wohnt in Gent und arbeitet daselbst unter der Leitung des Architekten Hrn. Roelandt an den Sculpturen, welche das prächtige Universitätsgebäude verzieren sollen. Man sagt, er werde in Kurzem eine Reise nach Italien machen.

In deutschen Blättern hat man angekündigt, daß Hr. Anton Rothmüller, Direktor der fürstl. Esterhazy'schen Gemäldegallerie, ein neues Verfahren entdeckt habe, Lithographien in Oelfarben zu coloriren, welchem er den Namen Oleochalkographie beygelegt. Das Resultat seiner Erfindung ist, die Abdrücke eben so herzustellen, als ob ein Maler sie mit großer Sorgfalt ausgeführt hätte. Se. Maj. der Kaiser von Oestreich hat Hrn. Rothmüller seine Zufriedenheit bezeigt und ihm ein Privilegium auf 20 Jahre ertheilt. — Diese

Digitized by Google

Methode, Lithographien zu coloriren ist jedoch schon lange von Hrn. Steyaert, Maler in Gent, geübt worden. Auf diese Art hatte er die Copie nach dem Chapeau de paille von Rubens ausgeführt, die er J. Maj. der Königin der Niederlande überreichte, und wofür er eine ansehnliche Belohnung von dieser Fürstin erhielt. Man hat den Arbeiten des Hrn. Steyaert bisher den Namen Lithochromie gegeben und wir begreifen nicht, warum Hr. Rothmüller den Namen Oleochalkographie gebraucht, wenn er nicht den Kupferstich, sondern die Steinzeichnung zu seinem Verfahren anwendet. Lithos heißt Stein, und Chalkos heißt Kupfer. *)

Von den Principaux monumens de la renaissance des arts, conservés à Bruges, ist vor Kurzem das zweyte Heft erschienen; es enthält eines der reichsten und schönsten Denkmäler des 15ten Jahrhunderts, das Grabmal der Maria von Burgund, das in Marmor und vergoldeter Bronze ausgeführt und mit Emailarbeiten verziert ist. Hr. Rudd, der Herausgeber dieser Sammlung, sticht die Umrisse, welche den Haupttheil derselben ausmachen, selbst in Kupfer, und sein Geschick gibt die Hoffnung, daß nach seinem Beyspiele sich allmählich mehrere Kupferstecher für dieß nützliche Fach ausbilden werden, welches mit weniger Kosten als der schattirte Kupferstich Abbildungen von Monumenten und Kunstwerken als Muster für Zöglinge und als Erinnerung für Künstler liefert.

Das von dem Architekten Hrn. Goetghebuer zu Gent herausgegebene schöne Werk: Choix des monumens les plus remarquables du Royaume des Pays bas, ist bereits zum 16ten Heft gediehen; der Beyfall, den es erhalten hat, verbürgt seine Nützlichkeit; der Verf. hat nun auch eine Uebersetzung des französischen Textes durch Hrn. Haeskens veranstaltet, die es zum Nationalwerk macht. (Messager des Sciences et des Arts Sept. et Oct. 25.)

*) Auch in Paris hat sich Hr. Malapeau geraume Zeit, jedoch ohne bedeutenden Erfolg, mit der Lithochromie beschäftigt. S. Kunstbl. 1824. Nr. 12.

Versteigerungen.

Am 28. März d. J. wird in München die zweyte Abtheilung der vom Freyh. v. Stengel in Bamberg hinterlassenen Kupferstichsammlung versteigert. Das Verzeichniß, wie das der ersten, von Hrn. Fr. C. Rupprecht in Bamberg verfaßt, enthält in 2240 Nummern die Blätter der italienischen, niederländischen, französischen und englischen Schule, nebst einem kleinen Anhang von Blättern aus allen Schulen, und ist wieder nach chronologischer Ordnung der Meister mit derselben Sachkenntniß und Genauigkeit, wie jenes gearbeitet. „Jeder Sachkenner", sagt der Verf., „welcher sich der aufmerksamen Durchsicht des gegenwärtigen Katalogs unterziehen wird, wird mit Vergnügen das viele Seltene und Merkwürdige selbst bemerken, welches fast jede Seite aufzählt. Zum Ueberflusse nenne ich hier nur die Artikel des Marc Antonio Raimondi und seiner Schule, die Carracci's und ihre Zöglinge, dann Martin Rota, Ottaviano Leoni, Antonio da Trento, Andrea Andreani und A. M. Zanetti in der italienischen Schule. Die geistreichen Radirungen der Niederländer, die auf eine so anspruchlose Weise die Bilder aus dem Leben uns vorlegen und vorzügliche Lieblinge des verewigten Besitzers waren, werden durch die Vollständigkeit der vorzüglicheren Meister, von welchen ich nur Rembrandt, Waterloo, Swanevelt und Everdingen nennen will, dieselbe Aufmerksamkeit erregen. Auch die französische Schule wird manches Interessante leisten, z. B. Claude le Lorrain, Bervic u. s. w., da der selige Besitzer jene sogenannten Galanteriestücke verschmähte und nur die gediegeneren Arbeiten aufnahm. In der englischen Schule verdient vorzugsweise der Artikel des Valent. Green, eines langjährigen Freundes des Besitzers, Aufmerksamkeit, für welchen von dem Künstler selbst alle Abdrücke genommen wurden."

Aus Wien ist uns der Catalogue de la collection d'Estampes et Dessins delaissée par feu Mr. le Chevalier Gabriel, noble de Fumée zugekommen. Die Versteigerung, deren Termin noch nicht angegeben ist, wird im Laufe dieses Jahres in Wien gehalten werden. Das Verzeichniß begreift 3201 Nummern an Kupferstichen und 336 an Zeichnungen; die erstern bestehen meist aus neuern Meistern, doch findet sich auch eine bedeutende Anzahl Blätter von Rembrandt u. a. Unter den Handzeichnungen sind besonders die landschaftlichen Blätter von Molitor zahlreich.

Druckfehler.

Im Kunstbl. Nr. 104. v. J. S. 420. Sp. 1. Z. 15. v. u. bittet man statt Unebenheit zu lesen: Eintönigkeit.

Nr. 2. d. J. Sp. 2. letzte Zeile statt, reicheres — weicheres.

Nr. 6. S. 24. Sp. 1. Z. 15. v. u. statt: Girodet sticht mit allen Figuren — metallene Figuren.

Nr. 8. Sp. 2. Z. 13. v. u. st. Vermuthung — Vermählung.

Nr. 9. S. 36. Sp. 2. Z. 25. st. Ritterschaale — Silberschaale.

Nr. 15.

Kunst-Blatt.

Montag, den 20. Februar 1826.

Römische Alterthümer in London.

Bey Gelegenheit der Ausgrabungen, welche kürzlich in verschiedenen Gegenden von London vorgenommen worden sind, hat man mehrere Ueberreste des Alterthums entdeckt. Vor einigen Tagen fanden einige Arbeiter, welche in der Gegend der New-Trinity-Kirche gruben, eine römische Vase von eigenthümlicher Gestalt. Kurz darauf schlugen sie unvorsichtigerweise eine zweyte sehr große Vase entzwei; aus den gesammelten Fragmenten geht hervor, daß sie ungefähr vier Fuß hoch war. In derselben Gegend hat man viele Stücke von römischer Töpferarbeit und Ziegeln gefunden. Der Ort scheint nicht weit von demjenigen entfernt zu seyn, wo wie Bagford in einem Briefe an Hearne meldet, auch schon früher mehrere römische Ueberreste gefunden worden sind. Oben erwähnte Vase befindet sich gegenwärtig in der Sammlung des Hrn. Gwilt; diese besteht besonders aus denjenigen Gegenständen, welche in Southwark, bekanntlich der an dem südlichen Ufer der Themse gelegene Theil von London, gefunden worden sind, als man die Kloaken in der Gegend von Unionstreet grub. Bey dieser Gelegenheit ward unter andern ein sonderbares Gefäß gefunden, unsern irdenen Krügen ähnlich. (bearing some resemblance to a gallon stone bottle). Die Mündung hat mehrere kleine Löcher wie eine Gießkanne, und das Gefäß scheint nach denselben Grundsätzen verfertigt zu seyn, wie diejenigen, welche wir brauchen, um Flüssigkeiten aus einem Faß zu heben, indem man die obere Oeffnung mit dem Finger verstopft, und die Flüssigkeit unten herausströmt, wenn man den Finger von der oberen Oeffnung aufhebt. (?) Hiernach scheint dieses Instrument ein römischer Situlus zu seyn. Ein samischer Becher und mehrere andere samische Fragmente (a Samian cup and several other specimens of Samian) sind an derselben Stelle gefunden worden, einige derselben gleichen denjenigen, welche 1786 in Lombardstreet ausgegraben worden sind. Während einige Arbeiter in der Brauerey der HH. Barclay und Perkins das Fundament zu einer Dampfmaschine gruben, fanden sie ein menschliches Gerippe und zwischen den Beinen desselben ein Gefäß mit römischen Münzen, besonders aus den Zeiten der abendländischen Kaiser. In der Gegend des Dissenters Begräbnißplatzes, fand man vor einiger Zeit ein römisches Hypocauston (or flue). In der ganzen Strecke von Unionstreet und Blackmanstreet sind verschiedene Alterthümer gefunden worden. In der Nähe von St. Saviours Kirche ward ein römischer Fußboden (pavimentum tessellatum) von den Arbeitern des Hrn. Gwilt aufgegraben, allein es gelang ihm nur, einige Fragmente zu retten; an der selben Stelle fand man mehrere römische Münzen; eine Kupfermünze von Antoninus Pius mit einer Britannia auf der Rückseite ist in St. Saviours Kirchhof gefunden worden, der Kopf ist trefflich erhalten und die Ausführung wird von keiner neuern, wenigstens von keiner englischen Münze übertroffen. Bey den Ausgrabungen für die neue Londonbrücke ist man auf eine große Masse von römischem Mörtel gestoßen, der wahrscheinlich von einem römischen Damm (embaukment) herrührt. Aus allen in dieser Gegend gefundenen Ueberresten scheint hervorzugehen, daß Southwark eine blühende römische Station war, obgleich unsere Geschichtsschreiber nichts davon melden. Der größte Theil dieser Ueberreste ist von Hrn. Gwilt gesammelt und aufbewahrt worden, und es ist ihm gelungen, durch Freygebigkeit gegen die Arbeiter alle Nebenbuhler zu verdrängen, deren er sehr viele hat, welche ängstlich jeder Ausgrabung von Kloaken oder Fundamenten in dieser Gegend nachgehen. Er besizt unter andern auch eine Todtenurne mit einer Inschrift, welche den Gelehrten viel zu rathen gibt. Jeder der sie noch gesehen hat, hat sie anders gedeutet. Diese, so wie die wahrscheinlich noch bevorstehenden Entdeckungen werden ohne Zweifel dazu beytragen, die Bestimmung der Lage des römischen London oder Augusta zu erleichtern, welche jezt noch ein Gegenstand vieler Diskussionen ist. Bey der Erbauung des neuen Ostindien-Hauses (East Indiahouse in Leadenhallstreet) sind bedeutende Ueberreste einer römischen Heerstraße entdeckt worden, und doch hat man diese Gegend gewöhnlich als die Stelle angesehen, wo das rö-

Digitized by Google

mische London gestanden habe. Hr. Fisher wird eine Beschreibung einer 1803 in derselben Gegend gefundenen prachtvollen Mosaik herausgeben. Sehr viele Alterthümer sind ohne Zweifel auch in der neuesten Zeit, rücksichtslos zerstört und verschleudert worden. In der Nähe von Coldbathfields Gefängnissen hat man kürzlich verschiedenes Mauerwerk und Ueberreste von Pfeilern entdeckt, die auf eine römische Brücke deuten; die Erhöhungen (mounds) in der Nähe der alten Pancras-Kirche, welche Dr. Stukely für Ueberreste eines römischen Lagers hält, was sie auch wahrscheinlich waren, sind Dank den neueren Bauten, ganz verschwunden. Die mathematische Gesellschaft von Spitalfields, als sie hörte, daß das römische Lager im Felde jenseits White Conduithouse zerstört werden solle, ließ eine Zeichnung davon aufnehmen. (Morning Chronikle 29. Dec. 1825.)

Kupferstichkunde.

Kritisches Verzeichniß der Kupferstichsammlung Sr. Exc. des zu Bamberg verstorbenen Stephan, Freyh. v. Stengel, königl. baier. Geheimen Rathes ꝛc., verfaßt von Friedr. Karl Rupprecht, Maler und Kupferstecher. Zweyter Theil, die italienische, niederländische, französische und englische Schule ꝛc. enthaltend, welche in München den 28. März 1826. ꝛc. versteigert wird. Bamberg 1825. ꝛc. *)

Die günstige Aufnahme, welche der erste Theil dieses Kataloges bey Kunstfreunden fand, wird diesem zweyten Theile in noch größerem Maaße zu Theil werden, da er noch sorgfältiger gearbeitet ist und durch die Wichtigkeit der beschriebenen Gegenstände und Meister weit interessanter wurde. Er wird für jeden Kunstsammler ein sehr brauchbares Handbuch zum Nachschlagen bleiben und neben den kritischen Katalogen M. Hubers über die Winkler'sche und Brandes'sche Sammlung seinen Platz behaupten. Deutschland hat im Verhältnisse zu den Franzosen und Niederländern noch sehr wenige kritische Kataloge und daher verdient eine solche seltene Erscheinung eine ehrenvolle Erwähnung und Aufmunterung. Zwar erscheinen alle Jahre Kataloge, welche als raisonné angegeben sind, aber bey der Durchsicht enthalten sie nur höchst oberflächliche Angaben, ohne die für die entfernteren Käufer nöthigen Bestimmungen. Ein kritischer Katalog ist aber auch von einem bloßen Kataloge und einer Notice sehr verschieden. Regnault de la Lande, der den größten Theil seines Lebens vom Jahr 1785 — 1824 mit der Abfassung von Katalogen zubrachte und in dem an Kunstsammlungen so reichen Paris so leicht Vergleichungen anstellen konnte, um die Verschiedenheiten der Abdrücke aufzufinden, schrieb etwa zehn kritische Kataloge, die Zahl der bloßen Kataloge und notices hingegen ist gegen 400.

Die Ordnung der Sammlung ist wieder, wie bey dem ersten Theile, chronologisch nach dem Handbuche für Sammler ꝛc. von Huber und Roß und also nach Kupferstechern, wie es die meisten Kataloge des Auslandes, jedoch alphabetisch, ebenfalls thun. Wer daran gewöhnt ist, nach Malern zu ordnen und zu suchen, kann in dem, deßhalb recht zweckmäßigen Register, auch diese finden. Man sieht aber auf diese Weise die Kupferstecher jeder Nation ohne Unterbrechung hintereinander auftreten, ohne jenes bunte Gemisch aus allen Nationen, das an die ehemalige deutsche Reichsarmee unwillkürlich erinnert.

Bey den Unterschriften der Blätter sind in diesem Theile auch dieselbe Gattung der Buchstaben nachgeahmt worden, welches bis jezt kein deutscher Katalog durchgängig beobachtete. Eben so sorgfältig sind alle Abweichungen von den gewöhnlichen Abdrücken und in den Größen angegeben, wie z. B. Nr. 1542. 1308. und sehr selten vorkommende Blätter wie Nr. 1549. von Francisque Milet so genau, selbst der Behandlung nach, charakterisirt, daß solche Jeder wieder erkennen muß und schon voraus eine deutliche Idee davon erhält. Gewöhnliche Katalog-Verfertiger würden nach einer oberflächlichen Angabe sich begnügen, dem Leser zu sagen: nicht im Bartsch, und ihm überlassen, sich die Sache nach Belieben vorzustellen. Eben so sind häufig die verschiedenen Addressen angegeben und auf die besseren derselben die Sammler aufmerksam gemacht z. B. bey Johann de Visscher, Withouck und überhaupt bey bedeutenden Meistern. Auch werden mehrere Irrthümer von Schriftstellern berichtiget, wie z. B. bey Nr. 19. 181. 217. 232. ꝛc. Zani in seiner Enc. meth. Dieser Schriftsteller hat viele unrichtige Behauptungen aufgestellt und muß mit großer Behutsamkeit gebraucht werden. Oefters stempelt er Verschiedenheiten im Abdruck zu Copien, oder auch umgekehrt. Seine weitläufigen Beschreibungen behalten immer etwas Unsicheres, weil er nicht die linke und rechte Seite des Blattes angibt, sondern nur diejenige der vorgestellten Personen. In diesem Puncte ist unser Landsmann, Hr. v. Bartsch, ein weit genauerer und

---

*) Von diesem Katalog ist zwar schon in der vorigen Nummer unter dem Artikel: Versteigerungen die Rede gewesen, doch wird deßhalb diese Anzeige, welche den kunstwissenschaftlichen Werth desselben betrifft, nicht überflüssig erscheinen. D. H.

Digitized by Google

sichrerer Führer, oft mit wenigen Worten, und bewahrt durch seine technischen Kenntnisse und seinen dadurch geübten Blick vor vielen Mißgriffen und Verirrungen, die Zani mit Heinecken gemein hat, beydes Männer, die viel gesehen haben, denen aber der künstlerische Blick und der kritische Geschmack fehlte, wie schon von Heinecken sein Zeitgenosse Huber in der Vorrede zur italienischen Schule des Winklerischen Kataloges bemerkte. Auch einige Angaben von Bartsch werden mit guten Gründen berichtiget, wie z. B. Nr. 189. 190. 203. 283. 35. wo Ruprecht als praktischer Formschneider wohl am richtigsten urtheilen dürfte, Nr. 1443. u. s. w. Bey Nr. 887. wird auch die Behauptung Malpés entkräftet, daß kein Cark von Sichem existirt habe, indem 5 Blätter desselben und dabey eines mit dem ausgeschriebenen Namen Carolus a Sichem aufgeführt sind. Diese Behauptung hat auch Hr. Heller in seiner Geschichte der Holzschneidekunst gegen Brulliot aufgenommen und mit vielem Wortaufwande vertheidigt, was er um so mehr hätte vermeiden sollen, da diese Sammlung in seinem Wohnorte sich befindet und Jedem zugänglich war. Die Blätter von David Teniers, Vater und Sohn, welche so viele Kataloge, selbst der Rigal'sche mit den Arbeiten des Coryn Boel und Franc. van der Wyngaerde vermengen, sind hier gut auseinander geschieden.

Nr. 235. kömmt das Bildniß des La Valette nach Martin Rota vor, welches in dem von Derschau'schen Kataloge Nr. 1842. als Marco Angeli del Moro angegeben wurde und hier mit Marcho N. bezeichnet ist, welches als Nicotera angesprochen wird; welches ist wohl die richtigere Angabe? die Nachträge und Berichtigungen am Schlusse des Kataloges, selbst für den ersten Theil, zeugen übrigens von der pünktlichen Bearbeitung und lassen für ihn vermuthen.

Diese Auction bietet den Kunstsammlern große Seltenheiten dar und wird daher vieles Interesse erregen. Einsender macht nur auf einige der ausgezeichnetsten Gegenstände aufmerksam, da fast jede Seite etwas Gutes darbietet. Unter Nr. 19. ist der so selten vereinigt zu findende Holzschnitt, den Untergang des Pharao im rothen Meere darstellend, von Domenico delle Greche, nach der Zeichnung des Tizian, ein Meisterstück der Formschneidekunst, enthalten. Unter den Blättern des Marc Antonio Raimondi zeichnet sich der unschuldige Kindermord in den zwey Verschiedenheiten, und die heil. Jungfrau auf der Stiege in einem höchst seltenen, leider aber verschnittenen Exemplare aus. Eben so merkwürdig ist die zweyte Abdrucksgattung des Streites der Musen mit den Pieriden (Nr. 189 und 190.) von J. Caraglio, wodurch die Behauptung von Bartsch, daß Aeneas Vicus diese Platte retouchirt habe, widerlegt und bewiesen wird, daß er eine neue Platte von gleicher Größe der ersten Abdrucksgattung stach. Das einzige von Tintoret radirte Blatt, der Doge Ciconia und drey bis jezt unbekannte Blätter von Martin Rota, die selbst allen Wiener Kunstsammlungen fehlen müssen, da sie Bartsch unbekannt blieben, obschon zwey davon österreichische Fürsten darstellen, verdienen alle Aufmerksamkeit. Von Andrea Andreani kommt der Triumph des Julius Cäsar nach Mantegna vor. Ueberhaupt ist die Sammlung an ausgezeichneten Holzschnitten im Clair obscur sehr reich. Unter den vielen Blättern von Augustin Carracci ist die Erweckung des Jünglings Entichus, von Annib. Carracci, der Christ von Caprarola, von Guido Reni: Christus mit der Samariterin, alle drey in den ersten Abdrücken, zu bemerken. Nr. 346. beschreibt ein Blatt von Raffael Sciaminosi, welches Bartsch nur in zerschnittenem Zustande kannte und dadurch 27 Nummern dieses Meisters formirte, welche nur auf eine Einzige sich verändern; mehrere Theile dieses Blattes blieben überdieß dem Hrn. v. Bartsch unbekannt. Es ist eines der merkwürdigsten dieses Meisters und auch dieser Sammlung. Die Blätter des Ottavio Leoni, welchen alle Schriftsteller um 1625 sterben lassen, sind sehr interessant; es sind einige dabey, welche das Jahr 1628 tragen. Von Bettini findet sich die Marter des heil. Sebastianus nach Domenichino; ein Bartsch unbekannt gebliebenes Hauptblatt; von den vielen Arbeiten neuerer italienischer Kupferstecher nenne ich nur Raphael Morghen's, Madonna della Sedia und den Franciscus de Moniada in erster Abdrucksgattung.

In der niederländischen Schule findet man gleich im Eingange seltene Blätter von J. Walter van Assen und mehreren alten Meistern. Unter den spätern Radirungen die acht Bl. von Ludwig de Vadder, mehrere seltene Lucas van Udden und dann vorzüglich viele schöne und seltene Blätter von Rembrandt z. B. das Hundertgulden Blatt, mehrere Landschaften, den Goldwäger und den Bürgermeister Sir. Naiwinck's seltene 16 Landschaften sind complett und von Everdingen der Reinecke Fuchs im ersten Abdrucke vorhanden. Unter Ossenbeck's Blätter zeichnen sich viele Abdrücke von dem Namen des Künstlers, besonders dessen Hauptblatt der Campo Vaccino aus und dann die Cassarella, im Abdrucke von der unabgeschnittenen Platte. Miel's selbst radirte Landschaft habe ich oben schon erwähnt.

Unter den Franzosen ist vorzüglich das Bildniß des Turenne von Nanteuil; von Masson aber die Jünger-

Digitized by Google

von Emanis, der Arzt Marin Cureau im ersten Abdrucke, der Arzt Patin und der Cadet a la perle zu bemerken. Von Fratrel ist dessen erste radirte Platte, der Prinz Friedrich von Zweybrücken, Großvater des jetzigen Königes von Baiern, im Abdrucke ohne den Mohren zu finden. Lezterer ist erst auf der zweyten gewöhnlichen Platte angebracht und die erste Platte, als unvollendet geblieben, sehr selten. Von Berwic ist L'éducation d'Achille, von Desnoyers der Belisaire in alten Abdrücken vorhanden.

Von Engländern ist Browne, Strange, Woollett und Val. Green, besonders dessen Hannibals Schwur des Römerhasses und: Regulus kehrt nach Carthago zurück, bemerkenswerth.

Obschon es ein wahrer Verlust für die Kunst ist, daß eine solche Sammlung durch eine Auction zerstreut wird, so ist doch durch diesen brauchbaren Katalog ihr Andenken bleibend bey der Kunstwelt gesichert und zu wünschen, daß jede Sammlung so katalogirt würde, damit die Kupferstich-Auctionen in Deutschland wieder allgemeines Interesse und Zutrauen gewinnen, welches nur durch solche genaue, die Sache verbürgende Kataloge erreicht werden kann. Käufer und Verkäufer würden auf gleiche Weise gewinnen und das Mißtrauen und die Klagen über getäuschte Hoffnungen würden bald verschwinden. Einsender schließt daher mit dem Wunsche, daß künftige Katalogebearbeiter diesem Beyspiele mit Ernst nachfolgen und dadurch auch eine bessere Meynung von dem deutschen Kunstpublikum im Auslande befestigen möchten.

...s...

Altdeutsche Monstranz aus dem 15ten Jahrhundert.

Vor Kurzem sah man bey einem Gürtler in München eine kupferne Monstranz, welche nach Tegernsee gehört und unter den Besitzthümern der dortigen Kirche lange Zeit unbeachtet geblieben war. Dieß Werk erregte die Aufmerksamkeit vieler Kunstfreunde durch sein Alter und die Schönheit seiner Ausführung, die von dem frühen Flor der Metallbildnerey in Baiern zeugt. — Es ist etwa 4 Fuß 5 Zoll hoch und stellt eine Kirchenfaçade im altdeutschen Styl, mit einem hohen Mittelthurme und zwey kleineren Seitenthürmen vor, in deren Mitte unten die schön verzierte Kapsel für die Hostie so angebracht ist, daß sie unmittelbar auf dem schlanken achteckigen Fuße ruht, welcher das Ganze trägt. Die architektonische Anlage ist im reinsten altdeutschen Styl, und erinnert in den Formen und besonders in den Blumenverzierungen der Giebel und Pyramiden an den Dom von Köln; die Arbeit ist sehr zierlich und präcis, und alle Stäbe sind nur in einander gesteckt, nicht durch Schrauben befestigt. In den kleinen Nischen der Façade und des obern Theils des Fußes, auf den Consolen der Zwischenräume und in den durchbrochenen Thürmen waren kleine silberne Statuen, in allem ein und dreyßig angebracht, von welchen indeß nur noch acht übrig sind. Diese Figürchen erregen fast noch größere Bewunderung als der architektonische Theil durch ihren schönen edlen und reichen Styl, besonders der Gewänder, und die außerordentlich feine und genaue Ausführung. Das der stehenden Maria mit dem Kind im Haupttheile des Mittelthurms ist 3 Zoll hoch. Maria hat eine feingearbeitete Krone auf dem Haupt und eine flammende Glorie hinter sich, die aus feinen geschwungenen Zinken gemacht ist. Die übrigen Figürchen sind jedes etwa 1½ Zoll hoch, und stellen den Apostel Johannes, ebenfalls mit einer Flammenglorie, den Apostel Jakobus, die Muschel haltend, Johannes den Täufer mit langem Bast- und Fellgewand, das Lamm auf der Hand tragend, einen gekrönten König in langem Talar mit demselben Attribut, einen gedarnischten Ritter, und endlich den heil. Quirinus, Schutzpatron von Tegernsee vor. Auf der Spitze des Mittelthurms ist der Crucifirus. Der Meister dieses ausgezeichneten Werks hat nach der bescheidenen Art der altdeutschen Baukünstler nur Ort und Jahrzahl angegeben und seinen Namen verschwiegen. Zu beyden Seiten der Kapsel steht die Inschrift: Factum est in Landsperg, anno 1448, und somit erfahren wir nun, daß um die Zeit des berühmten Florentiners Lorenzo Ghiberti auch in einer kleinen bairischen Landstadt Bildgießer lebten, deren Kunst nicht unwürdig neben der seinigen steht. Benediktbeuern und Tegernsee waren früh Sitze der Künste, besonders der Miniatur- und Glasmalerey und der Metallarbeit. *) — Die Monstranz ist neu vergoldet worden, doch hat man leider die verlorenen Figürchen nicht mit neuen angemessenen, sondern mit vergoldeten Rauchpfännchen ersezt, deren Styl nicht zu dem Uebrigen paßt. Es ist zu wünschen, daß dieß Werk genau gezeichnet und lithographirt herausgegeben werden möchte.

S.

---

*) Vergl. Fiorillo Geschichte der Malerey in Deutschland Th. 1. S. 188 — 216. Freyberg Geschichte von Tegernsee S. 185 und was Lipowsky im bairischen Künstlerlexicon und Westenrieder in seinen Beyträgen darüber gesammelt haben.

Digitized by Google

Nr. 16.

Kunst-Blatt.

Donnerstag, den 23. Februar 1826.

Ueber das Memnonium.

Man nimmt gewöhnlich an, das Grabmal des Osymandes, welches Diodor nach Theben sezt, und das Memnonium, seyen einerley; aber alle aus der Beschreibung gezogenen Folgerungen haben es nicht wahrscheinlich machen, vielweniger beweisen können. Man hat gesagt, Diodor sey zur Ungenauigkeit, es das Grab des Ismandes oder Osymandes zu nennen, dadurch verleitet worden, weil wirklich ein Grabmal dieses Königs bey Memphis war; das ist aber eine bloße Vermuthung.

Daß ein Memnonium in Theben war und eine tönende Bildsäule Memnon's darin stand, geht aus den besten Zeugnissen hervor, und noch sind die Ruinen zu sehen; es läßt sich aber beweisen, daß die Statue nicht Memnon vorstellte, wiewohl die Griechen und Römer sie dafür angesehen haben.

Strabo sezt die tönende Bildsäule in die Nähe von Theben, an das westliche Ufer des Nils, und sagt, es sey eine von den zwey colossalen liegenden Statuen, wovon die Hälfte durch einen Erdstoß heruntergestürzt sey. Das Tönen hält er für Fabel, aber den einen der liegenden Colosse hält er für Memnon, und zwar den, welcher seitdem vom Leibe aufwärts wieder aufgebaut wurde. Juvenal ist in demselben Irrthum; Pausanias spricht von einer Statue und berichtet, die Thebaner gäben nicht zu, daß es Memnon sey, einige gäben sie für einen Phamenoph, andre für Sesostris aus. Polyänos aber hält die gebrochene sitzende Statue für Memnon und sagt, Cambyses hätte sie entzweygebrochen.

Erst Philostratus' Zeugniß läßt sich dagegen anführen, da dessen Schilderung durchaus nicht übereinstimmt, so wenig wie die von Plinius, welcher von der sitzenden Statue (beyde reden nur von einer) sagt, sie sey im Tempel des Serapis bey Theben. Pococke berichtet: dicht am Pyramidenthore zum verfallenen Tempel „ist eine große, colossale Statue, ungefähr in der Mitte des Rumpfes gebrochen. Sie ist 21 Fuß breit an den Schultern (gegen 60 Fuß hoch) und von den Fingerspitzen bis zum Hals sind 11 Fuß. Dieß scheint mir die wirkliche Statue Memnons zu seyn." Nach Pococke's Beschreibung hat der erste Hof des Memnoniums viereckige Pfeiler mit Statuen. „Im zweyten Hofe sind die Ueberbleibsel von zwey colossalen sitzenden Statuen — von schwarzem Granit; der Kopf der einen, welcher auf der Erde liegt, ist 3 Fuß 5 Zoll lang. Eine große Anzahl Pfeiler stehen noch im Gebäude, welche zweyerley Art sind, die einen schöner als die andern. In einer bedeutenden Entfernung davon sind die gewöhnlich sogenannten Colossalstatuen Memnons, dem Nil gegenüber. Die erste scheint einen sitzenden Mann darzustellen, die zweyte eine Frau in derselben Lage. Die Bildsäule nach Norden ist in der Mitte abgebrochen und mit fünf Reihen Steine aufgebaut — und ihr Gesicht ist durch die Zeit abgewittert." Aus dieser Beschreibung eines treuen Reisenden ist zu schließen, dieser Tempel des Memnon, oder Serapis nach Plinius, sey nach dem gewöhnlichen Muster ägyptischer Tempel gebaut. Nichts kann einförmiger seyn — zwey Androsphynge waren gewöhnlich von dem doppelt gethürmten Pyramidal-Thorweg, von da kam man in einen viereckigen Platz, an dessen Ende ein andres Thor in einen Säulenhof führte; die dem Eingang entgegengesezte Seite machte den offenen Porticus des Tempels aus. Dann folgte der Vortempel und drey bis sechs Zimmer oder σηκοι, alle bedeckt und dunkel, und manchmal durch Caryatidenpfeiler gestüzt. Die für sitzende Colossalstatuen Memnons ausgegebenen Bildsäulen, die männliche und weibliche, waren ohne Zweifel Androsphynge mit Löwenköpfen, die vor dem Thorweg standen. Im ersten Hofe, nahe dem Thorwege, stand der wirkliche Coloß Memnons, 60 Fuß hoch, und in der Mitte gebrochen. Aus diesem Hof kömmt man in einen zweyten (den Norden den ersten nennt), dessen Seiten, wie gewöhnlich, durch acht Caryatidensäulen gehalten werden. Dem folgte ein dritter Hof, in welchem jezt die Ueberbleibsel zweyer sitzenden Colosse von schwarzem Granit sind; der Kopf des einen ist im brittischen Museum und gilt dort für den Kopf Memnons. Ein vierter Hof folgte, der durch keine merkwür-

Digitized by Google

digen Reste bezeichnet ist; wahrscheinlich war er von einer Colonnade umgeben, da der Theil, der dem Eingang gegenüber liegt und den Portikus bildete, übrig ist. Er besteht aus Pfeilern im ältesten Style der Baukunst, denen von Elephanta in Indien ähnlich, mit großen Capitälern in Kürbißgestalt. Man kömmt von hier in den Vortempel, der bedeckt, durch gigantische Säulen gestützt, viel höher als der vorige ist und glockenförmige Capitäler hat. Darauf ein anderer Portieus mit ähnlichen Capitälern und Säulen, der wahrscheinlich, wie der vorige, die eine Seite eines viereckigen Hofes, des fünften, bildete: und damit hören die Ruinen auf. Es ist wahrscheinlich, daß eine bedeutende Anzahl Höfe, Porticus, σηκοι, den Zwischenraum zwischen diesem Theil der Ruinen und den Königsgräbern bildeten. Nach der Richtung, welche die Ruinenreihe nimmt, zu urtheilen, und nach der Analogie des Todtenpalastes des Osymandes, der hierherum mit seinem Grabmal schließt, scheint dieß der Fall zu seyn. Die Körper vergötterter Heroen wurden in Serapien beygesezt; und was Belzoni das Grab des Psammis nennt, trägt deutliche Spuren, daß es der Höhlentheil oder das Orakelanhängsel irgend eines solchen Tempels ist.

Wir wollen nun sehen, ob die zu schnell zugegebene Annahme wahrscheinlich ist, daß Diodor von Sicilien, in seiner aus Hecatäus genommenen Beschreibung des Grabtempels von Ismandis, wirklich das Memnonium beschrieben. Norden und Pococke sind ganz gegen diese Ansicht, indem sie Reste des Tempels von Osymandes zu Lurore, am östlichen Ufer des Nils suchen; denn Diodor kömmt darauf nach seiner Beschreibung der andern Thebanischen Königsgräber, die bekanntlich am westlichen Ufer und nicht weit vom Memnonium sind. Allerdings entdeckten sie zu Lurore Malereyen, welchen die von Diodor beschriebenen gleichen; aber es ist nicht wahrscheinlich, daß die Zeichnung der Heidenthaten sich auf Einen Theil von Theben beschränkt habe. Man sieht wirklich dieselben Malerey-Sculpturen, von denen der Historiker spricht, heutzutage im Memnonium, und die Nachbarschaft der Königsgräber dazugerechnet, kann man die Identität des Memnoniums *) mit dem Grabpalaste des Osymandes annehmen. Auch die jetzigen Ruinen stimmen mit der Beschreibung Diodors überein.

„Erst war ein Eingangshof (innerhalb des Pyramidalthorweges, dann ein Säulenviereck, von Thieren getragen, nach dem alten Style", sagt der Geschichtschreiber, und wie man es wirklich noch an den Tempeln Indiens und Japans sieht. Nimmt man an, dieser Tempel sey das Memnonium, so bleibt nichts übrig, als der Thorweg. An der Decke des Vierecks „flimmerten Sterne auf himmelfarbigem Grunde" — wie in der „Schönheits-Halle" in dem sogenannten „Grab des Psammis." Ein andrer ungeschmückter Hof folgte, darin waren drey Statuen, alle von einem Stein, von dem oder für den Syeniten Memnon errichtet. Die eine war größer als irgend eine in Aegypten, und sitzend. Der Fuß war über sieben Cubitus lang. Die andern beyden, nicht so groß, saßen zu den Füßen derselben, eine zur rechten, eine zur linken.

Das war die berühmte Statue des Osymandes, worauf die stolze Inschrift geschrieben war: „Ich bin Osymandes König der Könige." Dieß ist wahrscheinlich die berühmte tönende Statue Memnon's gewesen; denn das Wort Osymandes ist nur ein Zuname Memnon's und bedeutet, „einen Ton von sich geben." Daß es keine von den beyden sitzenden Colossen der Ebene seyn konnte, ist ganz klar, denn sie sind keineswegs so groß und wirklich unansehnlicher und unbedeutender, als manche der jezt existirenden Colosse. Auf jeden Fall ist kaum zu bezweifeln, daß dieß die von Norden als in der Mitte gebrochen und am Eingang des zweyten Hofes liegend beschriebene Bildsäule sey. Die Größe stimmt, ganz überein — sie war 42 Cubitus oder 63 Fuß hoch, und der 7 Cubitus lange Fuß liegt noch da, und wurde von Belzoni, Capitän Light, Legh und andern Reisenden an demselben Platze gesehen. Es ist daher schwerlich zu bezweifeln, daß der Grabpalast des Osymandes das Memnonium war, und daß die tönende Statue Memnons sehr verkannt wurde. Die verfallenen Statuen in der Nähe stellten wohl die Mutter und Tochter Memnons vor. Nach diesem Hofe folgte ein andres Säulenwerk „von größerer Wichtigkeit als das erste." Hier waren des Königs Kriege gegen die Bactrier abgebildet. „Auf der ersten Wand war der König dargestellt, wie er die Mauer einer Stadt bestürmt, die von einem Fluß umgeben ist, wie er in der Fronte gegen die Feinde ficht, mit einem Löwen zur Seite und ein schreckliches Blutbad anrichtet." Diese Malerey hat Denon aus dem Memnonium copirt, den Löwen ausgenommen, der aber nachher im Triumphzuge erscheint. Auf der zweyten Wand „war der König dargestellt, wie er seine Gefangenen führt." Auch diese Malerey hat Denon aus dem Memnonium abgezeichnet. „Die Gefangenen waren ohne Hände ꝛc., um ihre unmännliche Freyheit zu bezeichnen." Auch dieß ist von Denon gegeben, außer jener Einzelnheit — der König sizt auf seinem Wagen, einen Haufen Hände vor sich, und Gefangene (mit Kleidungen, die von den ägyptischen abweichen) welche auf den Todesstreich warten. „Die dritte Wand stellte den König opfernd und seinen Triumph

*) Strabo sagt, nahe bey dem Memnonium sey ein Grab.

Digitized by Google

feyernd dar.“ Auch dieß ist von Denon copirt. Es ist also ganz genau bewiesen, daß das Memnonium der Gradpalast des Osymandes war. „An der vierten Wand“, sagt der Geschichtschreiber, „waren zwey sitzende Statuen, jede 27 Cubitus lang.“ Das sind deutlich die von Norden beschriebenen im zweyten (dritten) Hof — dem, welcher auf den Carvatidenhof folgt:— „Zwey sitzende Colossalstatuen von schwarzem Granit — der Kopf der Einen 3 Fuß 5 Zoll lang.“ — „Nahe bey diesen“, sagt Diodor, „führten drey Gänge aus der Colonnade in eine Halle, die von Pfeilern gestützt war, wie ein Musiktheater.“ Diese kömmt mit der bedeckten, von Säulen gestützten Halle überein, welche noch da ist, und auf beyden Seiten von einem Säulenhof eingefaßt war, dessen Pfeiler niedriger und von denen, welche die Halle tragen, verschieden sind. Dieß scheint die „Gerichtshalle“ oder der Hof der dreyßig Nomarchen gewesen zu seyn, und Norden sagt von den Verzierungen: „sie übertreffen an Festigkeit und Schönheit Alles, was er von dieser Art in Fresco und Mosaik gesehen; und das Gold, Ultramarin und die andern Farben hätten ihren Glanz ungeschwächt behalten.“

Existirte aber ein Memnon? Er soll der Sohn Tithonus und Auroreus gewesen seyn. Tithonus aber, sagt man, war ein medischer oder bactrischer König — baute die Stadt Susa, und die ihn liebende Göttin brachte ihn nach Aethiopien, wo sie Memnon gebar. Daraus ginge hervor, daß Memnon ein Aethiopier war, seine Familie aber von Osten (Aurora) kam; und es ist nicht unwahrscheinlich, daß Tithonus der König Thon ist, dessen Homer als Thebischen Regenten gedenkt. Der Sohn Memnon war bey der Belagerung Troja's und baute ein Memnonium zu Susa und ein andres zu Abydos. Die Malerey der Heldenthaten des Osymandes stimmen nicht mit diesem magern Bericht überein. Memnon würde beym Falle seines Verbündeten Priamus und Trojas nicht triumphirt haben. Daher ist wahrscheinlich, was die Aegypter behaupteten, daß Memnon Phamenoph oder Amenophis war, dem zu Ehren ein Monat bestimmt war, und daß er der dritte dieses Namens war, dessen Regierung keine Jahreszahl angewiesen ist, und unter dessen Nachfolger, Rhamises Sethon, Troja eingenommen wurde. Er kann demnach das Memnonium Sesostris zu Ehren gebaut haben, und wirklich war er nach einigen Berichten Architekt, nicht König. Es ist auch wahrscheinlich nach Plinius, daß das nach dem Erbauer genannte Memnonium ein Serapium war, worin Sesostris pergöttert wurde, als Sonne oder Serapis, unter dem Namen Ismendes (der Tönende). Die Darstellung der Heldenthaten stimmt mit der Geschichte keines andern ägyptischen Königs, als Sesostris, überein. Kein König von Menes bis Sesostris, sagt Herodot, that etwas Bemerkenswerthes, keiner machte Feldzüge ins Ausland, Sesostris aber eroberte Lydien, Aethiopien, Medien, Persien, Bactrien, Scythien, Kleinasien und Indien. Die Inschrift auf der gebrochenen Statue „König der Könige“ ist dieselbe, welche Sesostris auf viele Pfeiler in den eroberten Ländern einhauen ließ; und die verächtliche Darstellung seiner Gefangenen, ohne Hände ꝛc., stimmt mit ähnlichen von ihm errichteten Denksäulen überein. Die in den vorhandenen Gemälden dargestellten Völker sind offenbar Scythen, Meder und Aethioper. Sein Name war Sethos oder Sethosis, woraus die Griechen Sesostris und die Hebräer Sesac (den ersten) gemacht. Newton und Whiston nehmen an, er sey der Pharao gewesen, der bey Verfolgung der Israeliten im rothen Meer umkam. Er wurde mit Blindheit geschlagen, sagt Diodor, und weil er sich freywillig den Tod bereitete, vergötterten ihn Priester und Volk für seine Selbstaufopfernng. Er wurde deßhalb wahrscheinlich als Serapis oder Typhon vergöttert, weil er seinen Bruder Armais vertrieben, und seinen Enkel Perseus in einen Kasten gesperrt hatte. Typhon wurde vom Donner getroffen, sagen die ägyptischen Annalen, und sein Blut floß zu Heropolis, in dessen Nähe die Israeliten über das rothe Meer gingen, und ward versenkt in den See Seiton in derselben Gegend.

Als Eroberer Indiens ist er auf einem von Denon copirten Gemälde dargestellt, wie er den Göttern vorgestellt wird, mit dem geflochtenen Haare, welches dem indischen Bacchus eigenthümlich ist. Bey seiner Rückkehr vom Feldzuge soll er dem Osiris ein 280 Fuß langes vergoldetes Schiff geweiht haben. Eine Copie derselben Weihung hat Denon aus den Gemälden der Insel Elephanta genommen. Alle gemalte Sculpturen in Luxore, dem Memnonium und Elephanta stellen denselben Eroberer dar. Es wäre merkwürdig, wenn ein genaues Porträt des großen Sesostris auf uns gekommen wäre. Es hat nichts Nubisches oder Coptisches an sich; und wiewohl es sich einigermaßen der Regelmäßigkeit des griechischen Ideals nähert, ist es doch deutlich ein Porträt. Es ist mild, gefällig und heroisch, und das Profil dem von Buonaparte nicht sehr unähnlich.

Ist demnach die große in der Mitte gebrochene Statue, deren Kopf und Brustbild im Carvatidenhofe des brittischen Museums vorhanden sind, oder die tönende Statue ein Serapium Thebens von Phamenoph (zur Zeit der Belagerung Troja's) dem Sethosis Ismendes zu Ehren errichtet, so ist des Cambyses Wuth gegen Aegypten, besonders gegen die Bildsäule des Eroberers seines Landes erklärt; und eben darauf mag sich auch eine Stelle in Jeremias gegen den Sabäanismus beziehen.

Digitized by Google

Nekrolog.

Die Künstler in Italien und Frankreich haben den Verlust eines ihrer reichsten und thätigsten Gönner zu bedauern. Der Graf Sommariva ehemaliges Mitglied des Direktoriums der italienischen Republik, starb am 6. Jan. d. J. in Mailand. Er war in dieser Stadt geboren und vollendete daselbst mit vieler Auszeichnung seine Studien, erwarb sich auch bald als Advokat einen bedeutenden Ruf; sein hervorstechendes Talent erregte so viel Aufmerksamkeit, daß er in seinem zwey und zwanzigsten Jahre von der mailändischen Regierung zum Mitglied einer Deputation, welche das Interesse des Landes bey Kaiser Joseph II. vertreten sollte, gewählt ward. Als die Franzosen 1795 über die Alpen drangen, erklärte sich Sommariva bey ihrem ersten Erscheinen für sie. Bonaparte kannte den Werth eines solchen Anhängers zu gut, um ihn zu vernachlässigen. Sommariva wurde nach und nach Sekretär der Regierungscommission, Mitglied der Municipal- und Concentral-Administration der Lombardey und endlich General-Sekretär des Direktoriums der Cisalpinischen Republik. Als die verbündeten Oestreicher und Russen 1799, während Bonaparte in Aegypten beschäftigt war, triumphirten, wurde Sommariva proscribirt und entzog sich der Gefahr, indem er sich auf seinem Landgute verbarg. Die Rückkehr Bonaparte's und die Schlacht von Marengo führten ihn wieder nach Mailand, und die Wahl des Feldherrn erhob ihn zu einer der ersten Stellen der Republik. Trotz den Aenderungen in der obersten Verwaltung hoffte er immer noch auf die Freyheit Italiens. Aber als Napoleon die eiserne Krone nahm, wich die Illusion der traurigen Wahrheit. Er trat nun in den Privatstand zurück und theilte seinen Aufenthalt zwischen Frankreich, das ihn aufgenommen hatte, und Italien, dem er nicht entsagen konnte. Im Besitz eines großen Vermögens wandte er dasselbe zur Anlegung von Kunstsammlungen und Ermunterung der Künstler an. Seine Wohnung in Paris und sein schönes Landhaus am Comer-See *) schmückte er mit kostbaren Sammlungen von Gemälden, Sculpturen, geschnittenen Steinen und Emaillen. Seine Cabinette, seine schönen und reichen Gallerien waren beständig allen Neugierigen geöffnet; er empfing jedermann mit dem liebenswürdigsten Wohlwollen, und kein ausgezeichneter Fremder kam nach Paris oder Mailand, ohne ihn zu besuchen. Er kaufte selten Kunstwerke, die schon vollendet waren, sondern bestellte, was er wünschte, und wußte die Leistungen der Künstler, die für ihn arbeiteten, auf eine feine und ihrer würdige Weise zu ehren. Hr. v. Sommariva hinterläßt eine Stelle, welche vielleicht niemand wieder einnehmen würde, wenn nicht ein junger Sohn, sein einziger Erbe, seinem Vater in allen Stücken zu folgen verspräche.

*) Vergl. Kunstbl. 1822. Nr. 90. 92.

* * *

Am 18. Jan. starb in Antwerpen der Landschaftmaler Balthasar Paul Ommeganck, Ritter des Belgischen Löwenordens und Mitglied des königlichen Instituts. Seine Bilder haben sich einen fast europäischen Ruf erworben und werden vorzüglich geschätzt, wenn Schaafe und Ziegen den Hauptgegenstand der Composition ausmachen. Man findet sie in den ersten Kabinetten der Niederlande, Frankreichs, Deutschlands und Englands. Ommeganck war zu Antwerpen den 26. Dec. 1755 geboren, erhielt den ersten Unterricht auf der Akademie daselbst, und ward, nachdem er mehrere Preise davon getragen, zum Professor an derselben ernannt. Bey den Pariser Ausstellungen erhielt er zu verschiedenenmalen die Ehrenmedaille. Im Jahr 1825 ward er zur Commission der Reclamationen der Belgien geraubten Kunstwerke gewählt. Er war correspondirendes Mitglied des französischen Instituts, Vicepräsident der Gesellschaft zur Ermunterung der Künste zu Antwerpen, und Mitglied der königlichen Gesellschaft der schönen Künste zu Gent.

Paris.

Unter den Manuscripten der königlichen Bibliothek ist das Turnierbuch des Königs René d'Anjou (Grafen von Provence und Königs von Neapel, geb. 1408, gest. 1480) eines der interessantesten. Es ist von René, diesem kunstliebenden König, der zugleich Maler, Dichter, Musiker, Landmann, Philosoph, Theolog, Krieger und Hofmann war, mit eigener Hand geschrieben und gezeichnet. Die HH. Champollion-figeac, L. J. J. Dubois und Ch. Motte haben sich vereinigt, dieß Werk herauszugeben; der erste besorgt den Text, welcher bey Didot mit deutschen oder sogenannten gothischen Lettern gedruckt werden soll, der zweyte die Zeichnungen und colorirten Platten, der dritte, welcher zugleich der Herausgeber ist, den lithographischen Abdruck. „Les Tournois du Roi René, d'après le Manuscrit et les Dessins originaux de la Bibliothèque Royale, publiés par MM. Champollion-figeac, L. J. J. Dubois, Ch. Motte. Un Volume grand In-folio Jésus-Velin, contenant environ 100 pages de texte et 50 planches coloriées, dont plusieurs de format double. Das Ganze soll innerhalb eines Jahrs in drey Lieferungen erscheinen, jede von 24 S. Text und fünf colorirten Blättern, zu 75 Fr.

Digitized by Google

Nr. 17.

Kunst-Blatt.

Montag, den 27. Februar 1826.

Stuttgart.

Wir haben im vorigen Jahre zwar öfters Nachrichten über neue Werke der Baukunst, Bildnerey und Malerey in Stuttgart gegeben; doch ist uns noch manches übrig geblieben, von welchem billig vor dem kunstliebenden Publikum die Rede seyn sollte. Daher sey es erlaubt, unsre Nachrichten jezt zusammenzufassen, und uns gelegentlich auf das zu berufen, was früher schon von hieher gehörigen Werken gesagt worden ist.

Von den Werken der Baukunst beginnend, erwähnen wir des neuen königlichen Landhauses auf dem Rosenstein, und des Grabmals der Frau v. Benkendorff bey Häslach, nur im Vorbeygehen, da von beyden bereits im Kunstblatt vorigen Jahrs, (Nr. 71. und 89.) ausführliche Berichte enthalten waren. Erst im verflossenen Frühjahr begonnen und noch unvollendet ist die Brunnenhalle am Sulzrain bey Kannstatt, welche mit königlicher Unterstützung aus Beyträgen der Stadt und Einzelner errichtet wird. Dieß Gebäude soll den Kurgästen, welche den Brunnen trinken, einen heitern Aufenthalt und Spaziergang bey ungünstigem Wetter gewähren und ist daher hauptsächlich auf eine geschlossene Gallerie angelegt, welche den Brunnen in sich faßt. Der Architekt, Hr. Prof. v. Thouret, hat denselben in die Mitte der Façade gesezt, unter einen offenen Bogen, welcher eine Durchsicht für die innen und außen Trinkenden gestattet. Das Wasser wird aus der etwas rückwärts liegenden Quelle hieher geleitet, welche neuerlich durch den Oberwasserbaudirektor Obrist v. Duttenhofer auf das sorgfältigste gefaßt und hergestellt worden ist, so daß sie in einer Minute 10 Viertel-Eymer Wasser liefert. Aus 16 Röhren wird es sich, innen in eine oblonge, außen in eine halbovale Schaale ergießen. Die außen Trinkenden sind durch einen halbkreisförmigen Portikus von sechs dorischen, 18 Fuß hohen Säulen geschüzt, welche glatt sind und als Verzierung unterhalb des Capitells eine kurze Kannelirung von sehr gefälligem Ansehen haben. Dem halbzirkligen Portikus entspricht auf der Rückseite des Gebäudes eine durch fünf Stufen erhöhte, geschlossene Nische, welche zur Tribune für die Musik dienen soll. An dieß Mittelgebäude, welches bis jezt allein aufgerichtet ist, wird sich in derselben Linie zu beyden Seiten die Gallerie anschließen; sie hat rückwärts keine Fenster und Thüren, die Hauptseite dagegen besteht aus dorischen Pfeilern. An den beyden Enden der Gallerie wird ein heizbares Zimmer angebracht. Die Zwischenräume der Pfeiler sollen gemäß der dem Architekten gegebenen Vorschrift durch Fenster geschlossen werden, welche zwar zum Schuz gegen die Witterung zweckmäßig, jedoch für das Ansehen des Gebäudes weniger vortheilhaft seyn dürften, als Leinwandschirme oder Jalousieen zum Auf- und Niederlassen. Um das Ganze, dessen Länge 230, dessen Breite 46 Fuß betragen wird, soll zur Erleichterung des Spazierengehens bey feuchtem Boden, ein 8 Fuß breites Trottoir von gehauenen Steinen gelegt werden. Das ganze Gebäude wird aus großen sehr schön und sorgfältig gehauenen Quadern errichtet. Die Säulenschafte bestehen nur aus zwey Stücken und zeichnen sich, so wie alle Verzierungen durch große Schärfe und Eleganz der Arbeit aus; die Brunnenschaalen sind jede aus einem einzigen Stein gehauen.

Unter Leitung desselben Architekten entstand seit einigen Jahren das neue Krankenhaus in Stuttgart, welches von Sr. Maj. dem König auf Veranlassung der verewigten Königin Katharina gegründet und nach ihrem Namen genannt worden ist. An ein großes Mittelgebäude von drey Stockwerken schließen sich zwey gleich hohe Flügel, nach vorn und auf der Rückseite vorspringend, das Ganze von Bruchsteinen, ohne äußern Schmuck aufgeführt, trägt das Gepräge würdiger Einfachheit und Solidität und entspricht durch seine innere Einrichtung dem Zweck nach allen Forderungen der Sachverständigen.

Für die Aufbewahrung des königlichen Archivs und der naturhistorischen Sammlungen ist ein großes Gebäude zunächst der öffentlichen Bibliothek, nach der Zeichnung und unter Leitung des Herrn Oberbauraths Barth errichtet worden. Die Façade theilt sich in ein langes zweystöckiges Mittel- und zwey schmale Seitengebäude, die um ein Stockwerk über jenes hinausragen und enger

Digitized by Google

zusammenstehende Fenster haben. An diesen Seitengebäuden liegen die beyden Eingänge, welche jeder durch einen auf breiter Treppe stehenden und einen Balkon tragenden Portikus von sechs Säulen geschützt sind. Die Ordnung der Portiken und der Wandpfeiler des Erdgeschosses ist dorisch, die des ersten Stocks jonisch. In jenem ist der Raum für das Archiv durch massive Bögen zur Stellung vieler Repositorien abgetheilt; in diesem die Säle für das Naturalienkabinett, und in den obern Stockwerken der Seitenflügel zwey kleinere für die anatomischen Sammlungen befindlich. Dieß Gebäude ist ebenfalls ganz aus großen behauenen Werkstücken aufgebaut.

Um von den Werken der Bildnerey zu reden, müssen wir zuerst in Danneckers Werkstatt eintreten, von der wir in Nr. 44. des vorigen Jahrs zuletzt Bericht erstattet. Das Modell des Evangelisten Johannes, welches wir damals beschrieben, ist seitdem in Marmor vorgearbeitet, und die vortreffliche Wiederholung der Büste Schillers für das Monument, welches der Graf v. Schönborn dem großen Dichter errichten wird, vollendet worden. Der Meister hat sie mit derselben Liebe ausgeführt, wie das Original, und nicht unterlassen, an einigen Theilen der Haare, die ihm von seinem damaligen Gehülfen nicht nach Wunsch gearbeitet worden, Verbesserungen anzubringen. Auf ein anderes Werk, das unter seiner Hand gedeiht und in kurzer Zeit rasch vorgerückt ist, behalten wir uns vor, späterhin zurückzukommen.

Von einem Relief, welches ein junger Bildhauer aus Stuttgart, Hr. Mack, aus Rom gesandt, wo er sich mit Unterstützung Sr. Maj. des Königs einige Zeit aufgehalten, haben wir viel Gutes rühmen hören, können jedoch nicht aus eigener Ansicht darüber Nachricht geben. Es stellt Amor und Psyche vor. Hr. Mack ist seitdem nach Stuttgart zurückgekehrt, und wird ohne Zweifel bald eine angemessene Beschäftigung finden.

Einem andern jungen Künstler, Hrn. Imhoff aus Bürglen in der Schweiz, welcher seine Bildung in Danneckers Werkstatt erhalten, ist es durch Unterstützung mehrerer edlen Gönner und Freunde möglich geworden, ebenfalls nach Rom zu gehen und unter Thorwaldsens Leitung seine Studien fortzusetzen. Auf Bestellung des Hrn. Geh. Hofraths v. Cotta konnte er seine Arbeiten daselbst mit einer Copie von Thorwaldsens schönem Basrelief, der Nacht, beginnen, unstreitig einer der genialsten und lieblichsten Erfindungen des schöpferischen Künstlers. Zwar hat Albano in seinen Frescogemälden im Palast Verospi zu Rom einen ähnlichen Gedanken gehabt, indem er die Nacht als sitzende Frau mit zwey schlafenden Kindern vorstellte; wer wird jedoch deßhalb dem Bildner die Originalität bestreiten wollen, da seine Idee, die mohnbekränzte Mutter, welche die beyden zarten Kinder auf dem Arme trägt, geflügelt und mit ihnen im Schlummer schwebend zu bilden, schon allein die freye und originelle Auffassung beurkundet? Und eben so eigenthümlich gehört ihm die liebliche Bildung der Gestalt, der anmuthige Ausdruck des müden sanften Schlummers und die vortreffliche leichte Drapirung — von der Schönheit der Köpfe nicht zu reden, die an Form und Ausdruck ohne Zweifel unter das Vorzüglichste zu rechnen sind, was die neuere Kunst hervorgebracht hat. Die Copie, welche Hr. Imhoff unter den Augen des Meisters mit ausnehmender Sorgfalt und Zartheit des Meissels gefertigt, erwarb sich sowohl in Rom, als in Zürich, wo sie mit Erlaubniß des Besitzers auf die Ausstellung kam, und endlich bey ihrer Ankunft in Stuttgart, den lebhaftesten Beyfall, und wir hoffen, es werde dem jungen Künstler nach so gutem Anfang weder an Mitteln fehlen, seine Arbeiten in Rom einige Zeit fortzusetzen, noch bey seiner einstigen Rückkehr ins Vaterland an Aufforderung und Unterstützung zu Werken, welche seinem, besonders für treue Auffassung der Natur und gute Ausführung des Marmors geeigneten Talent entsprechen.

Ueber ein Gemälde von unserm Veteran der Historienmalerey, Hrn. Wächter, sey es erlaubt, wenigstens dem Inhalt nach zu reden, da wir es nicht gänzlich vollendet gesehen. Er zeigt uns den Homer an den Ufern des Flusses Meles, wie ihn die Muse des Ernstes in der Kunst des Gesanges unterrichtet. Der Dichter sitzt vor einer Felsengrotte, Schreibtafel und Griffel in der Hand, und horcht aufmerksam den Lehren der Göttin, welche zu ihm gewendet und sprechend an seiner Seite steht. Am Rande des Flusses, der vor seinen Füßen strömt, liegt der jugendliche Gott desselben, und weiter rückwärts sind drey Nymphen versammelt, welche schweigend und neugierig auf Kalliope's Worte lauschen. Diese ganz im Geiste der Alten gedachte Composition würde, da sie aller äußern Handlung entbehrt, leicht kalt und leblos erscheinen, wenn nicht der Künstler die Charaktere und innern Zustände so seelenvoll geschildert hätte. Den Dichter, dessen Züge und Gewand nach den bekannten antiken Vorstellungen treu wiedergegeben sind, wußte er mit dem Hauch des Genius zu beleben, so daß man die geistige Gewalt erkennt, die sich in ihm offenbaret; denn ob er gleich erst Unterricht empfängt und aufmerksam den Lehren der Muse horcht, so leuchtet doch aus dem Ausdruck seiner männlichen Züge jene Tiefe der Gedanken und die schöpferische Kraft hervor, welche den höchsten Flug der Phantasie mit der klarsten Erkenntniß der Dinge verbindet. Die schön bekleidete Gestalt der Göttin ist voll Würde und Anmuth, und der milde Ernst, die seelenvolle Ruhe, die auf ihrem Antlitz herrschen, geben dem Ausdruck des Sprechens und der sanftbewegten Hand ihre volle Bedeutsamkeit. In den Nymphen hat der Künstler jene mit Gefühl und Anmuth begabten Naturen

Digitized by Google

geschildert, welche die Macht des Geistes ehren und von ihm zu gewinnen und zu bilden sind; die Gegenwart des jugendlichen Flußgottes aber, dessen klares Gewässer den Boden befruchtet, auf welchem die himmlische Gabe dem Dichter verliehen wird, führt leicht auf den Begriff des allgemeinen Lebens, und, wie allem Dichtersinn das Wohlgefallen an der Schönheit dessen, was um uns ist, zu Grunde liege. Weiter rückwärts sieht man Schwäne, die Lieblinge des Apoll, und Boten des unsterblichen Gesanges, sich auf der klaren Fläche wiegen.

Unter mehreren Bildnissen, welche Hr. Leybold im Laufe des Jahres mit sehr glücklicher Auffassung und ungemeinem Beyfall vollendet hat, nennen wir das der Frau Gräfin H. v. Z., Kniestück in Lebensgröße. Nicht allein die sprechende Aehnlichkeit, eine Eigenschaft, die bey keinem Bilde dieses Meisters vermißt wird, sondern hauptsächlich der schöne Ausdruck des Charakters und die eben so einfache als effektvolle Ausführung machen die Vorzüge dieses Bildes aus. Wenn auch das Vorbild, wie hier, die günstigsten Züge für die Darstellung eines schönen Kopfes bietet, so bleibt es immer das Verdienst des Malers, sie in ihrer vollen Anmuth und Bedeutsamkeit, im vortheilhaftesten Moment aufgefaßt zu haben; auch ist es Hrn. Leybold gelungen, das Entschiedene und kräftig Ausgesprochene mit der wahrsten und natürlichsten Anmuth zu vereinen. Die Stellung ist charakteristisch dem Original entnommen, an sich schon neu und von Interesse, und dem geistreichen Ausdruck des Gesichts vollkommen entsprechend. Dazu gesellt sich die kraftvolle und heitere Wirkung des Bildes, indem der blühende, von dunklen Locken umgebene Kopf sich auf hellem Himmel abhebt und die mit weißem Atlas und blauem Shawl bekleidete Figur aus dem Balkon und der einfachen Landschaft äußerst lebendig hervortritt. — Ein anderes sehr gelungenes Bildniß von Hrn. Leybold ist das des Dichters Gustav Schwab, zwar nur Brustbild, aber durch sprechende Aehnlichkeit, sorgfältige Modellirung, und den heitern lebendigen Ausdruck reger Phantasie und innigen Gemüths jedes Auge für sich gewinnend.

Auch von Hrn. Dieterich kam uns ein schönes Bildniß, des Fräuleins v. V. zu Gesicht, welches eben so ähnlich als anmuthig gehalten und gut ausgeführt ist. Sein Talent als Historienmaler beurkundete derselbe Künstler durch eine größere Arbeit, die in kurzer Zeit entstand, und mit Beyfall aufgenommen wurde. Se. Maj. der König hatte beschlossen, die Giebelfelder der Portiken an dem neuen Landhaus auf dem Rosenstein mit Basreliefs von Gußeisen verzieren zu lassen, und für die beyden Hauptfrontons, welche gerade nach Osten und Westen gerichtet sind, die Vorstellungen des aufsteigenden Helios und der Luna gewählt. Hr. Dieterich erhielt den Auftrag, diese Compositionen vorläufig zu entwerfen, und in der vollen Größe der Giebelfelder auf Leinwand in Tempera zu malen, damit einstweilen der Effekt im Ganzen gesehen werden könne. Er zeichnete demnach in der Mitte des einen Giebelfeldes den Helios auf seinem Wagen von vier Pferden gezogen emporsteigend, über ihm Lucifer schwebend mit der Fackel, und hinter ihm in schön geschlungener Gruppe die Horen, die seinen Auszug begleiten. Unterhalb der Sonnenrosse sah man, nach antiker Vorstellungsart, einen Flußgott, das Füllhorn voll Trauben und Früchte haltend, als Sinnbild des Neckars, welcher am Abhang des Landhauses vorbeyströmt. Kinder, welche hinter dem ruhenden Gotte stehen, winden ihm Kränze. Hirten sind beschäftigt ihre Ziegen zu melken, und füllen den rechten Winkel des Giebels, während in dem linken, rückwärts der Horen, einige Nymphen des Waldes sich beym anbrechenden Morgen vom Schlummer erheben. — In der Mitte des andern Giebelbildes führt Luna, die Fackel tragend, ihren von zwey Pferden gezogenen Wagen hinan; über ihr wölbt sich der Sternenkreis; es folgt ihr schwebend Hersе, die jungfräuliche Göttin, die aus zierlicher Schaale den Thau herab auf die Blumen gießt. Hinter derselben im Winkel ist eine ländliche Familie, Mutter, Jungfrau und Kinder, bereits in Schlummer versunken. Die Rosse steigen über die Erde empor: Cybele, mit thurmgekröntem Haupt, eine mächtige weibliche Gestalt, sitzt von vier Kindern, den Jahrszeiten umgeben; an ihrer Seite das Zeichen ihrer Kraft und Stärke, der Löwe. Den Winkel füllt, an Endymion erinnernd, ein schlafender Jüngling, über welchen zwo Dryaden ihre schützenden Zweige biegen.

Der Reichthum und die Lebendigkeit dieser Compositionen, die schöne, dem Basrelief und der antiken Darstellungsart entsprechende Anordnung, so wie die heitere Behandlung der Bronzefarbe, welche die Figuren von der grauen Fläche unterschied, machten an diesen, wenn auch flüchtig ausgeführten Bildern einen gleich günstigen Eindruck, und sie erwarben sich die volle Genehmigung Sr. Majestät, als sie den Giebelfeldern der Portiken eingefügt wurden. Es erfolgte der Befehl zu ihrer Ausführung in Relief, bey welcher es dem Bildner, welcher diesen Auftrag erhält, allerdings vorbehalten bleiben wird, manches was seine Kunst erfordert, näher zu bestimmen. Hr. Dieterich aber empfing den schönsten Beweis von seines Königs Zufriedenheit in dem Auftrag, den Speisesaal des gedachten Landhauses in Fresco auszumalen, und dazu im Laufe des Winters die nöthigen Entwürfe zu fertigen.

Auch eine Zeichnung können wir nicht unerwähnt lassen, welche derselbe Künstler für die Herder'sche Buchhandlung in Freyburg zu einem Werk über deutsche Geschichte gefertigt hat. „Claudius Civilis erregt bey einem

Digitized by Google

nächtlichen Gastmahl die Vornehmsten der Bataver zum Aufstand gegen die Römer.“ Der Held steht in der Mitte, das Schwert emporhebend, um ihn die Männer und Jünglinge in gährender Bewegung; vornen sitzt ein Sänger, welcher das Mahl verherrlicht. Die Scene ist von Fackeln beleuchtet, und im Hintergrunde zeigt sich die Prophetin Velleda mit ihren Jungfrauen in geisterhaftem Scheine. Diese Zeichnung, mit Sepia ausgeführt, war trotz dem kleinen Maaßstab von vieler Wirkung und eben so lobenswerth in Bezug auf Anordnung und Beleuchtung, als in Hinsicht der schönen und mannichfaltigen Charakteristik der einzelnen Figuren.

Dem verdienten Landschaftmaler, Hrn. Steinkopf, dessen schönes Bild: die Kapelle auf dem Rothenberg, in Nr. 86. des Kunstblatts beschrieben worden, hat Se. Maj. der König einen zweyten Auftrag zur Darstellung einer Ansicht aus der Umgegend von Stuttgart ertheilt, womit der Künstler bereits beschäftigt ist.

Ein junger Maler, dessen wir schon öfter gedacht, Hr. Gegenbauer, hat aus Rom, wo er sich mit Unterstützung Sr. Maj. des Königs aufhält, ein Oelbild, Adam und Eva vorstellend, als erste Probe seiner dortigen Bestrebungen eingesandt. Es ist eine Scene außerhalb des Paradieses, wie die ersten Aeltern, mit den beyden Knaben unter einem Baume sitzend, ihre Vertreibung beklagen. Die Gruppirung ist schön und lieblich, besonders Eva, welche tröstend und beruhigend sich an den Gatten anschmiegt; auch der Charakterunterschied zwischen dem störrischen Kain und dem sanftmüthigen Abel ist gut ausgedrückt; aber indem der Künstler den Ausdruck des Schmerzes am meisten auf den Vater warf, hat er diesem etwas zu Weichliches und Sentimentales gegeben, welches dem Ernst des Gegenstandes schadet. Ueberhaupt scheint uns etwas Modernes in den Köpfen zu liegen, welches Hr. Gegenbauer bey genauerem Studium der großen italienischen Meister nicht mehr gut finden wird. Das Talent des jungen Künstlers für anmuthige Ausführung, besonders auch des Colorits, ist schon öfter anerkannt worden; indessen finden wir, trotz der Schönheit einzelner Theile, doch in dem Ganzen eine Hinneigung zur Manier, und einen Mangel an Ernst und Naturtreue, wozu Hr. G. wohl nur durch die große Gewandtheit des Pinsels, die er sich bereits erworben hat, kann verleitet worden seyn. Wir halten es für unsre Pflicht, ihn auf diese, von vielen Kennern bemerkten Mängel aufmerksam zu machen, damit er sie durch strenges Studium der Natur und der großen Meister möge vermeiden lernen.

Wenn es eine der vorzüglichsten Gaben des Künstlers ist, Scenen der Natur zu beobachten, sie poetisch aufzufassen und in schönem Gewande darzustellen, so wird es auch zugleich einer der edelsten Zwecke der Kunst seyn, das Gemüthvolle, Charakteristische oder Nationell-Eigenthümliche des Lebens auf solche Weise dem höhern Sinn nah zu bringen und in seiner Bedeutsamkeit zu zeigen. Jene Gabe scheint uns Hr. Weipprecht, Inspektor der Eisengießerey zu Wasseralfingen, in ausgezeichnetem Grade zu besitzen. Eine Reihe flüchtiger Umrisse, die wir von ihm gesehen, in der Anordnung eines Basreliefs oder Frieses entworfen, schildert die ländlichen Beschäftigungen und Feste der vier Jahrszeiten auf eine so reiche, mannichfaltige und anmuthige Weise, mit so geistreicher Auffassung naiver Züge und in so reinem Styl, daß uns nichts dieser Art erinnerlich ist, was in solcher einfachen Schönheit damit verglichen werden könnte. Man ergötzt sich an diesen lieblichen Gruppen, indem man die Sitte des Volks erkennt, und fühlt sich dennoch in eine schönere höhere Welt versetzt, da die Schönheit der Gestalten und die halbideale, der Sculptur angemessene Haltung des Costüms außer dem Gewöhnlichen liegt. Eine nähere Beschreibung dieser Compositionen behalten wir uns um so lieber vor, als wir hoffen, Hr. Weipprecht werde bald Gelegenheit erhalten, sie in Thon oder Eisenguß, vielleicht als Fries eines Saales auszuführen, oder wenigstens die Umrisse durch Lithographie für ein größeres Publikum zu vervielfältigen.

Hr. Wenng, Lithograph in Stuttgart, vollendete im verflossenen Sommer einen großen Carton, die Sündfluth darstellend. Daß er dieß Werk in der kurzen Zeit von nicht ganz vier Monaten zu Stande gebracht, zeugte von vieler Anstrengung, unermüdetem Fleiß und einer großen Leichtigkeit, seine Gedanken aufs Papier zu werfen. Auch hatte die technische Behandlung mit Kreidestift, welcher es weder an Kraft noch an Harmonie fehlte, schon einen bedeutenden Zeitaufwand erfordert. Die Wahl der Scenen bot eine große Mannichfaltigkeit der Gruppen und einzelnen Motive dar. Wie im Vordergrund Männer und Frauen um den Leichnam eines Ertrunkenen beschäftigt sind, ein Reiter nebst einigen Schwimmenden sich aus den schwellenden Wogen ans Ufer zu retten sucht, andere sich auf einem einstürzenden Hause vor der Wuth des Wassers sicher glauben, und gegenüber eine große Menge jedes Alters und Geschlechts einen schroffen Fels erklimmt, während auf der weiten Fluth in der Ferne schon die Arche von einem wunderbaren Strahl beleuchtet steht, dieß zusammen gab ein reiches Bild mit anziehender landschaftlicher Umgebung; auch waren viele einzelne Figuren und Gruppen gut gedacht, lebendig und ausdrucksvoll. Hätte Hr. Wenng sich so gewandt als Zeichner wie als Erfinder gezeigt, so würde sein Werk auf großes Lob Anspruch machen dürfen. Aber obgleich man zugeben mußte, daß in einem Carton, welcher gänzlich ohne Modelle, blos aus der Idee vollendet ist, die Zeichnung nicht völlig korrekt zu verlangen sey, so war doch im Ganzen zu sehr der Mangel einer gründlichen Vorbereitung für Darstellung des Nackten bemerkbar, als daß man sich mit der Flüchtigkeit des Entwurfs hätte beruhigen dürfen. Wir können den Wunsch nicht unterdrücken, daß es Hrn. Wenng vergönnt seyn möchte, dem Studium der Zeichnung mehr Zeit zu widmen, zugleich aber auch seine lithographische Fertigkeit, besonders die leichte und schnelle Art mit der Nadel zu graviren, die ihm eigen ist, zur völligen Ausbildung zu bringen.

E.

Digitized by Google

Nr. 18.

Kunst-Blatt.

Donnerstag, den 2. März 1826.

Einiges zur Beschreibung indischer Gemälde,

von

Amalie v. Helvig, geb. Frepin v. Imhoff.

Schon lange beschäftigte mich der Gedanke, eine kleine Sammlung indischer Gemalde, die ich aus dem Nachlasse meines Vaters besitze, den Freunden dieser Kunstgattung bekannt und zugänglich zu machen, indem ich ein Verzeichniß derselben zu entwerfen versuchte, das zu den kurzen Notizen, welche ihr erster Besitzer selbst von diesen Bildern hinterlassen, die Erinnerungen gesellte, welche mir von dessen mündlichen Zusätzen aus frühester Kindheit zurückblieben, als jene Sammlung mein erstes Mährchenbuch war, dessen fremdartige Gestalten, von dem liebevollsten der Väter durch Erzählungen aus seinem mehrjährigen Aufenthalt in Ostindien erklärt, die Erscheinungen des reichen, genußvollen Orients zauberhaft vor meinen kindischen Sinnen belebten.

Wenn eine Vorliebe für die Gegenstände, welchen meine Kindheit jene ersten Eindrücke verdankte, hiedurch hinlänglich entschuldigt werden möchte, so hat die Aufmerksamkeit sinniger Kunstfreunde, die Anerkennung erleuchteter Sachkenner, späterhin dieselbe vor meinem kälteren Urtheil gerechtfertigt. Indem ich daher, durch äußere Umstände veranlaßt, ein beschreibendes Verzeichniß besagter indischer Kunstgegenstände entwarf, glaubte ich auch jene Erinnerungen damit verschmelzen zu dürfen, welche vielleicht, ohne mein Zuthun, dem Kenner und Forscher über deren Werth und Bedeutung erläuternde Winke zu geben vermögen. Ein Blatt, welches allen Mittheilungen aus dem Gebiete der Kunst gewidmet ist, möge auch diese Schilderung aufnehmen, und derselben vielleicht die Aufmerksamkeit eines, mir unbekannten Freundes indischer Kunst und Dichtung gewinnen, wie das Neue des Gegenstandes auch noch denjenigen Theil der Leser anziehen dürfte, der nur nach Unterhaltung verlangend, in der großen Laterna magica des Kunstlebens wenigstens eben so gern die Blumengestalten indischer Jungfrauen, als eine Schilderung der neuesten Pariser Modeblätter vorüberziehend erblickt.

Nro. 1.

Von 18 Zoll Höhe und 14 Zoll Breite (Rheinl. Maaß).

Ein indischer Fürst reitet zur Jagd; er ist in prächtiger Kleidung, das Pferd unterhalb zinnoberroth gefärbt mit blumenartiger Verzierung. Zwey Diener, Sonnenschirm und Fliegenwedel tragend, folgen zu Fuß. Der Hintergrund zeigt eine, auffallend die Erscheinungen des Abendhimmels nachahmende Färbung des Gewölkes, sogar mit Beymischung von Gold. Das Merkwürdigste an diesem Gemälde ist die breite Einfassung, worauf die Kämpfe der verschiedenen wilden Thiere in Gold auf zinnoberfarbenem Grunde, mit vortrefflicher Zeichnung und reichem Wechsel der Gegenstände vorgestellt sind.

Nr. 2. — 13 Z. H. 9¼ Z. Br.

Ein indischer Fürst aus kaiserlichem Geschlecht (wie die goldene Aureole um sein Haupt bezeugt) unter reichem Baldachin im goldnen Ruhebette, auf dem flachen Dach seines Hauses sitzend. Goldbrokatne, mit Rosen besäete Polster und Kissen stützen ihn; eines dergleichen liegt auf seinem Schooß, den linken Arm tragend, indeß seine Rechte eine rosenrothe Frucht oder Blume zum Gesichte führt, wovon mehrere in einem der ihm zur Seite stehenden goldenen Gefäße liegen. An der Hinterseite des auf ebenfalls goldenen Füßen stehenden Ruhebettes erhebt sich noch ein Sonnenschirm von Gold mit Perlenfranzen. Hinter dem weißen fein gearbeiteten Dachgeländer sind die Gipfel von Orangenbäumen sichtbar. Des Fürsten Kleidung ist weiß mit goldener Stickerey überstäet, sein Brust- und Armschmuck besteht aus großen Rubinen und mit Perlenschnüren gefaßten Smaragden. Der Turban ist roth und gold, eben so geziert; aus der Juwelen-Agraffe in Federform steigt ein kleiner schwarzer Federbusch.

Das besonders Merkwürdige an diesem Bilde besteht in der Behandlung der Vergoldung, indem sowohl der große Baldachin, als das Ruhebett mit dem Sonnen-

Digitized by Google

schirm, im Golde selbst gepreßt eine unendlich feine Zeichnung enthalten, wie sie, im Gröberen an den Vergoldungen byzantinischer Kunst hier und da gefunden wird.

Die, aus goldbesäumten Blumen, kunstreich gearbeitete Einfassung ist 2¼ Z. breit.

Nr. 3. — 12¼ Z. H. 9½ Z. Br.

Eine Prinzessin, ebenfalls auf dem flachen Dache, sizt auf grünem, blumenreichen Teppich, an golddurchwirkte Kissen gelehnt. Ein mit Gold durchstickter und eben so besäumter Florschleyer umschließt sie, das Unterkleid ist zinnoberroth. In der einen Hand hält sie eine goldene Flasche, mit der rechten bringt sie eine Blume oder dieser ähnliches kleines Gefäß sich nahe. Ueber und unter dem Bilde steht eine Schrift auf goldenem Grund in persischer Sprache. Der gemalte Rahmen des Bildes ist sehr sorgfältig und reich ausgeführt.

Nr. 4. — 12¼ Z. H. 9¼ Z. Br.

Eine stehende, jugendliche, weibliche Gestalt, im Freyen lustwandelnd, Haupt, Arme und Füße mit Perlen geziert. Ein rosenfarbener, goldbesäumter Schleyer fällt über das schwarze Haar und ist um die Schulter anmuthig geschlungen. Die linke Hand hält den goldbefranzten Zipfel des Flors, in der rechten scheint sie eine Blume zu tragen. Der 2½ Z. breite gemalte Rahmen ist ebenfalls von schönem Geschmack und großer Ausführung.

Nr. 5. — 12½ Z. H. 9¼ Z. Br.

Ein Mädchen, im Freyen vorgestellt; ein blühender Busch steht hinter ihr. Perlen und Amethysten schmücken Ohren, Hals und Arme, wie die mit goldenen Pantoffeln versehenen Füße. Ueber ein stark gelbes Unterkleid fällt ein dunkel lila goldgesäumter Flor vom Haupt über die Arme herab und bildet das Obergewand. In der linken Hand hält sie einen mit Perlen umfaßten Schmuck. Der 2¼ Z. breite Rahmen ist sehr eigenthümlich und ausführlich gemalt.

Nr. 6. — 12¼ Z. H. etwas über 9 Z. Br.

Das Brustbild einer jungen, schönen Frau. Ein Shawl von der Farbe der Haut mit Gold durchstickt und besäumt, fällt vom Hinterhaupt über Brust und Schultern. Perlen zieren Stirn, Nase, Ohren, Hals und Arme. In der rechten Hand hält sie eine kleine Oberrasse. Das Bildniß ist in Fensterform. Ein goldener, blumendurchwirkter Vorhang ist oberhalb gerollt und zierlich befestigt. Ringsherum läuft eine Einfassung, wie von Backstein-Mauerwerk, dann eine dunkelgrüne mit schönen Blumenglocken besäete Einfassung. Der ganze 3¼ Z. breite Rahmen ist sehr fleißig und zierlich ausgeführt. An den Ecken etwas beschädigt, doch leicht herzustellen.

Nr. 7. — Beynahe 12¼ Z. H. 9½ Z. Br.

Ein vornehmer junger Mann, in Mitte von neun jungen Frauen ein Fest begehend, welches (nach meines Vaters Notiz darüber) Huly genannt wird, und in einer Art Bacchanal zu bestehen scheint, wobey man sich wechselsweise mit rothem Staub aus goldenen Spritzen bestäubt. Der junge Mann, in durchsichtigen, rothen Stoff, mit goldenen Blumen reich gekleidet, hebt eine Flasche mit wohlriechendem Wasser über den Kopf empor, um damit die schöne junge Frau zu begießen, welche sein linker Arm umschlingt, und die höchst anmuthig zu ihm heraufsieht. Ueber das ganz goldene Unterkleid fällt ihr auch ein rother mit Gold gesäumter Schleyer und bildet das Obergewand; ihre Rechte faßt in ein Täschchen an des Mannes Gürtel, welches rothen Puder enthält, in der Linken trägt sie eine goldene Spritze (Pister), wie die zwey Mädchen im Vorgrunde, welche gegenseitig einen scherzhaften Kampf zu führen scheinen, indem die beyden hintersten Gestalten mit hoch geschwungenen Händen sich dieselbe rothe Masse eben entgegenschleudern wollen. Ein sechstes, schwärzeres Mädchen bringt zwey Flaschen auf goldenem Teller, die drey andern machen Musik auf Zither, Tambourin und einer Art langer Trommel, die ebenfalls reich überzogen, auf zwey Seiten geschlagen wird. Im Hintergrunde sind blühende Stauden, treu nach der Natur gemalt, zu sehen. Im Vordergrund, der ganz mit rother Farbe bedeckt ist, stehen Gefäße, welche diese enthalten. Die Notiz meines Vaters sagt: daß alles höchst treu nach der Wahrheit abgebildet sey, wie er vielleicht selbst Zeuge eines ähnlichen Festes gewesen. Das Bild ist vollkommen wohl erhalten und derselben Angabe nach, jezt 250 Jahr alt. Ein schmaler Rahmen von Gold mit einzelnen rothen Blumen faßt es ein. — Die Ausführung des Ganzen ist von der feinsten Art, voll Geschmacks und sprechenden National-Ausdrucks in den Gesichtern, die allesammt gefällig, zum Theil sehr reizend sind.

Nr. 8. — 8¼ Z. H. 6½ Z. Br.

Ein vornehmer, sehr schön gebildeter Mann sizt unter hohem Baldachin auf dem Dache seines Hauses, und hält mit dem rechten Arm seine Lieblingsfrau umschlungen, indeß seine linke Hand nach den Erfrischungen greift, welche eine zweyte ihm darbietet, während eine dritte dieser mit rothem Getränk, in einer Glasflasche folgt. — Hinter dem auf verschiedene reiche Kissen gestützten Paare sieht man eine andere Dienerin, mit dem Pfauenwedel Kühlung fächelnd. Erfrischungen stehen in goldenen Gefäßen um die Sitzenden auf hellem kleinerem

Digitized by Google

Teppich. Die drey Viertheile des übrigen Raumes nehmen verschiedene bunte Teppiche ein; auf dem einen scheinen die Blumen wirkliche, aus grünem Beete sprossend abgebildet. Rechts im Vorgrunde sitzen noch zwey Mädchen, die Musik machen; der Hintergrund zeigt einen Fluß, worauf mehrere Gondeln zu sehen, am jenseitigen Ufer aber einen mit Mauern umgebenen Garten und darangränzende Gebäude. Die ganze Composition ist wohl verstanden, die Gestalten mit einander in Verbindung, und von Kennern wurde dieses Stück als eines der anmuthigsten geachtet. (Goethe hatte es lange, in Rahmen gefaßt, in seinem Zimmer). Es ist jedoch dasjenige der Sammlung, was am meisten gelitten hat.

(Die Fortsetzung folgt.)

Plan zu einer immerwährenden Kunstausstellung.

Vorerinnerung.

Es gibt Orte, die einen für die Kunst günstigen Boden zu verrathen scheinen, sobald Unternehmungen für dieselbe von einzelnen Privatpersonen geleitet werden, dagegen scheitern andere Unternehmungen nur zu oft, die von näheren Behörden ausgehen sollen, welche sich entweder in die aufgestellten Ansichten nicht finden wollen oder können, indem Einwürfe erhoben, Schwierigkeiten entgegengestellt werden, die man kaum erwarten könnte. Ein solcher verunglückter Plan ist der für einen gewissen Ort entworfene nachfolgende, der sich der freundlichen Billigung der höchsten Behörden erfreute, aber an Ort und Stelle, da er den gewöhnlichen Geschäftsgang nehmen mußte, scheiterte. Dem Entwerfer schien indessen doch vielleicht einiges darin zu liegen, was an andern günstigeren Stellen, mit den nöthigen örtlichen Veränderungen, anwendbar wäre und so erlaubt er sich, ihn öffentlich bekannt zu machen.

Der Plan.

Allgemein und gegründet ist die Klage, daß der Absatz von Kunstwerken noch immer unbedeutend sey und daß eine Menge von Sachen in den Werkstätten der Künstler veralte, oft durch das Veralten weniger Werth behalte und dann für ein Spottgeld verkauft werden müsse, wenn der Reiz der Neuheit davon verflogen.

Hierbey ist als hauptsächlicher Bewegungsgrund nicht zu verkennen, daß in den Werkstätten der Künstler sich Vieles dem Blicke des Publikums gänzlich entzieht und, da es unbekannt wird oder bleibt, auch keine Nachfrage findet; anderes ist aber auch oft nicht dem augenblicklichen Geschmacke des Publikums wohlgefällig, wenn es gleich gut und tüchtig gearbeitet ist und so wird keiner zum Kaufen gereizt.

Diesem Uebelstande so viel wie möglich abzuhelfen und alle verkäufliche Kunstwerke auf einem Punkte zu versammeln, soll eine immerwährende Kunstausstellung zu N dienen, deren Plan, Einrichtung, Ausdehnung und Wirksamkeit in den folgenden Sätzen enthalten ist:

§. 1.

Die — — eröffnen für die — und — Künstler eine immerwährende Ausstellung von Kunstsachen und wird der Raum dazu in — dargeboten.

§. 2.

Die ganze Einrichtung geschieht durch —, welche den Raum, die Beaufsichtigung und Vorzeigung, die Verzeichnisse, Eintrittszettel u. s. w. besorgt, dafür aber von den Künstlern, doch erst nach geschehenem Verkauf, von den Verkaufgeldern der einzelnen Stücke 10 pC. des vom Künstler bey der Einlieferung gesetzten Verkaufpreises, er mag es sonst verkaufen, wie er wolle, erhält, der Verkauf mag aus der Ausstellung selbst, oder von den Künstlern unter der Hand bewirkt werden.

§. 3.

Es muß daher ein jeder Künstler, wenn er sein Bild wieder zurücknehmen will, diese 10 pC. des von ihm gesetzten Verkaufpreises, der Kasse entrichten. Hat er es nicht verkauft, sondern nur zu andern Zwecken geborgt, so erhält er, wenn er es zurückliefert, sein gegebenes Geld wieder und das Gemälde tritt in dieselbe Nummer wieder ein.

§. 4.

Diese immerwährende Kunstausstellung fängt mit dem — ten — an. Die Kunstsachen werden gegen einen Empfangschein, vom Direktor und dem Inspektor der Anstalt unterzeichnet, angenommen.

§. 5.

Zur Erhaltung der Würde der Anstalt und damit nicht eines Ankaufs unwerthe Gegenstände zur immerwährenden Kunstausstellung und dann, nach der sogleich zu entwickelnden Art und Weise zum Verkauf gebracht werden, darf nichts Schlechtes und ganz Unbedeutendes zur immerwährenden Kunstausstellung angenommen werden.

§. 6.

Damit der Direktor der Anstalt nicht etwa bey Künstlern in Verdacht gerathe, als wolle er, durch seine Verweigerung der Annahme, einem oder dem andern Künstler nachtheilig seyn, wird eine Commission von vier kunstverständigen Personen, deren fünftes, vorsitzendes Mitglied der Direktor ist, ernannt, um über die Aufnahme aller zur immerwährenden Kunstausstellung eingelieferten Sachen zu entscheiden. Dieser Commission steht auch zu, bey unverhältnißmäßig hohen Preisen, mit den einliefernden Künstlern eine Ermäßigung zu

Digitized by Google

verabreden oder solchen viel zu theuer erscheinenden Stücken, wenn die Künstler sich nicht fügen wollen, eine besondere Stelle im Verzeichniß zu geben, als solche, die nicht mit zu den Bestimmungen des §. 13. gehören.

§. 7.

Die vier Mitglieder werden von dem — ernannt.

§. 8.

Die eingelieferten Sachen erhalten eine fortlaufende Zahl nach der Zeit der Ablieferung.

§. 9.

Kein Stück darf zur immerwährenden Kunstausstellung angenommen werden, das nicht vorher auf der jährlichen Kunstausstellung gewesen ist, damit dieser durchaus kein Eintrag geschehe.

§. 10.

Nur Künstler dürfen ihre Werke dorthin geben, für andere ist sie keine Verkaufsanstalt. (Jedoch steht der Oberbehörde frey, bey einzelnen Gelegenheiten, zu Gunsten der Anstalt, eine Ausnahme auf einzelne Stücke, nicht aber auf ganze Sammlungen, zu machen.)

§. 11.

Ueber die eingelieferten Stücke wird ein Verzeichniß angefertigt und gedruckt und werden in demselben die von den Künstlern selbst festgesezten Preise der einzelnen Stücke bemerkt.

§. 12.

Jeder, der die immerwährende Kunstausstellung besucht, muß eine Eintrittskarte lösen, welche — kostet. Eine solche Karte ist mit einer Nummer versehen, von eins anfangend, der Reihe nach, wie sie in einem Jahre ausgetheilt werden. Sie müssen beym Direktor der Sammlung gelöset werden, und der Name, Stand und Wohnort des Käufers wird darin bemerkt. Abgegeben wird diese Karte nicht, sondern jeder behält sie zu einem sogleich anzugebenden Zwecke.

§. 13.

Für das so, während eines Jahres einkommende Eintrittsgeld werden zehn Prozent zur Erhaltung der Anstalt abgezogen, für das Uebrige werden aber den Künstlern die Sachen abgekauft, die von ihnen zur immerwährenden Ausstellung gegeben wurden und nicht daraus verkauft worden sind und zwar nach der Reihe der Einlieferungs-Nummern, so daß auch ein jeder Käufer des Einlaßzettels ungefähr weiß, was er für denselben im glücklichen Falle noch erwarten kann. So viel Stücke gekauft werden, so viel Gewinne werden gemacht und öffentlich werden jeder Zeit am 24. December Vormittags um 11 Uhr die Zahlen der verkauften Einlaßzettel in eine Urne gethan, in die andere die Gewinne und nach gehöriger Vermischung der Zettel in beyden Urnen werden so viel Zettel aus beyden Urnen gegen einander gezogen, bis alle Gewinne auf gegenüber gezogene Zahlen gefallen sind.

§. 14.

Die auf diese Nummern fallenden Gewinne werden denen eingehändigt, welche die mit diesen Zahlen bezeichneten Einlaßzettel vorzeigen (wobey auf eine weitere Prüfung der Rechtmäßigkeit des Besitzes nicht gesehen werden kann); die also zu gleicher Zeit als Loose gelten und daher von den Käufern aufzubewahren sind.

§. 15.

Die Künstler, denen so die Sachen abgekauft werden, erhalten das volle Geld, welches sie auf ihre Werke gesezt haben, und wird ihnen kein Abzug gemacht, da dieser schon von dem gelösten Eintrittsgelde genommen ist und ihnen eine Verkürzung des Preises nicht zugemuthet werden kann, weil sie schon mehrjährig den Genuß ihres im Bilde steckenden Kapitals verlieren.

§. 16.

Die gezogenen Zahlen werden dreymal öffentlich bekannt gemacht, die nicht herausgekommenen für nunmehr ungültig und ohne weiteren Werth erklärt, mit Anfang des neuen Jahres aber wird eine neue und in der Form veränderte Reihe von Einlaßzetteln, wieder von 1. anfangend, ausgegeben.

§. 17.

Wer binnen einem Jahre vom Tage der Ziehung an seinen Gewinn nicht abholen läßt, verliert das Anrecht darauf und das Stück wird einer wohlthätigen Anstalt übergeben, um es zu verkaufen.

§. 18.

Das Verzeichniß der ausgestellten Sachen wird zu dem Preise von — verkauft und bey den nachfolgenden Verzeichnissen wird bemerkt, welche Nummern verkauft, welche ausgelooset werden.

§. 19.

Diese Statuten werden ebenfalls, um zu Jedermanns Kenntniß zu gelangen gedruckt und für — verkauft.

Bg.

Druckfehler.

Kunstbl. Nr. 9. S. 34. Sp. 1. Z. 16. v. u. lies statt: Tigern — Jägern.

Ebendas. S. 36. Z. 1. st. die Pigmente — den Pigmenten.

Nr. 10. und 11. Sp. 1. st. vorigen Jahrs — 1824.

S. 41. Sp. 2. Z. 15. st. fortgesezte Charaktere — festgesezte.

Ebendas. Z. 31. st. den Hinweggerafften — der.

S. 43. Sp. 2. Z. 18. st. Vorzug — Verzug.

S. 44. Sp. 1. Z. 9. st. Compositionen — Composition.

Digitized by Google

Nr. 19.

Kunst-Blatt.

Montag, den 6. März 1826.

Rede

vorgetragen im Kunstverein zu München, zur Feyer seines Stiftungstags, *) am 26. Febr. 1826.

von

Friedrich Thiersch.

Meine Herren!

Die Werke vaterländischer Künstler, zu deren Verloosung die zweyte Stiftungsfeyer des Kunstvereines Sie versammelt hat, liefert einen erfreulichen Beweis für die Ausbildung unserer Gesellschaft, deren Gedeihen mit dem wachsenden Flor der einheimischen Kunst zu wetteifern scheint. Gegen die Werke gehalten, welche der Verein seinen Mitgliedern am Schlusse seines ersten Jahres darbieten konnte, erscheinen sie in verdoppelter Zahl, und man darf sagen, daß mit der Anzahl auch ihr Werth sich verdoppelt hat. Die plastische Kunst liefert außer einem obwohl kleinen, doch sehr gefälligen Bilde der Venus, 1) das sprechend ähnliche Brustbild jenes verehrten Monarchen, in dessen letzte Lebensjahre die an diesem Orte vereinigte Bemühung seiner Künstler mehr als Einen heitern Strahl des Wohlgefallens und der Freude geworfen hat. 2) Dieses rührende Bild des Wohlwollens und der königlichen Milde wiederholt sich in einem schönen Miniaturgemälde, mit dem einer unserer ausgezeichneten Künstler die Sammlung der Werke für den Verein bereichert hat. 3)

Die historische Malerey erscheint mit drey Madonnen, jede von eigenthümlicher Art der Auffassung, und des Beyfalles würdig, den schon frühere Werke ihrer Urheber gefunden haben. 4) — 6) Der Eintritt dieser Gemälde in unsern Kreis mit andern ähnlicher Art vermehrt die Hoffnung, daß in Zukunft, besonders nach erweitertem Lokale des Vereins, auch diese die Religion und Geschichte umfassende Gattung der Malerey sich in immer größern und reichern Erzeugnissen den schönen Bildern beygesellen werde, welche das Leben um uns und die Fülle der Natur aufzufassen und mit idyllischer Anmuth darzustellen bemüht sind.

Wir sahen auch im vergangenen Jahre die Erzeugnisse dieser Gattung in großer Mannichfaltigkeit und Schönheit in unserm Verein an uns vorübergehen, und Ihr Schiedsgericht war so glücklich, eine nicht unbeträchtliche Anzahl der vorzüglichern zu erwerben. Das sinnreiche Bild, in welchem die Kunst ihren heitern Schleyer über die melancholische Scene eines zerfallenden Grabmales ausbreitet, 7) die anmuthige Darstellung aus unserer Gebirgswelt, in welcher zur Auffassung ihrer schönen und glücklichen Bewohner die Natur selbst dem Künst-

*) Der Kunstverein in München, von welchem unsre Blätter schon öfters Bericht erstattet, feyerte den zweyten Jahrstag seiner Stiftung mit einer Verloosung der Kunstwerke, die von den gemeinschaftlichen Beyträgen aus den im Laufe des Jahrs in seinem Lokal ausgestellten Werken seiner Mitglieder angekauft worden waren. Die Ziehung wurde in dem mit vielem Geschmack angeordneten Lokal und in Gegenwart einer großen Anzahl von Mitgliedern, von dem Sekretär des Vereins, Hrn. Hofr. Thiersch, mit obiger Rede eröffnet, welche mit allgemeiner Aufmerksamkeit und Theilnahme gehört ward, und der wir auch den Beyfall der Leser, besonders derjenigen versprechen, die an andern ähnlichen Vereinen wie solche seit Kurzem hie und da entstanden sind, Theil nehmen. Der Kunstverein hat seine Nützlichkeit durch ein überraschend schnelles Gedeihen bewährt, indem er nach einer zweyjährigen Existenz bereits unter 421 Mitglieder, zu welchen nun auch bairische Künstler und Kunstfreunde außerhalb München gekommen sind, eine ansehnliche Zahl von Kunstwerken verloosen und ein auf seine Kosten lithographirtes Blatt vertheilen konnte. Wir werden die verloosten Werke im Folgenden unter dem sie berührenden Texte namhaft machen.

S.

1) Kleines Modell in gebrannter Erde von Christen.

2) Kolossale Büste Sr. Maj. des hochseligen Königs Maximilian Joseph, in Gyps, von Stiglmaier.

3) Brustbild desselben in Miniatur von Heigel.

4) Ruhe in Aegypten von Prof. Hauber. 5) Madonna mit dem Christkind und dem kl. Johannes, von Rhomberg. 6) Größere Madonna mit dem Christkind und Johannes, von Glinck.

7) Verfallene Kapelle mit dem Grabmal der heil. Genovefa, von Dom. Quaglio.

Digitized by Google

ler die Hand scheint geführt zu haben 8) und im Gegensatze die mit großer Treue und Wahrheit wiedergegebene, häusliche Scene aus Italien, 9) die Schilderung unsers schönen Octoberfestes von einem Künstler, dem in Behandlung der Pferde sich wenige vergleichen können, 10) dann eine reiche Folge von Landschaften, von denen mehrere, Werke berühmter Meister, eine treue und geistvolle Auffassung und eine warme Behandlung der blühenden Natur in mannichfaltiger und eigenthümlicher Weise darlegen, 11) — 20) endlich eine treue Nachbildung von Geflügel, der besten Stücke niederländischer Meister in dieser Gattung nicht unwürdig 21) — das zusammen bildet mit dem zuerst Erwähnten einen schönen und reichen Kranz vaterländischer Kunsterzeugnisse, wie er sich allmählig im Verlauf des Jahres nur durch große Sorgfalt Ihres Schiedsgerichts gestalten konnte. Wer von dem Widerstreit der Ansichten, von der Schwierigkeit der zu vermittelnden Rücksichten bey Wahl und Ankauf dieser Kunstwerke genauere Kenntniß genommen hat, wird dem Schiedsgerichte, welches die Schwierigkeiten mit so viel Klugheit als Beharrlichkeit zu lösen, und eine so viele Ansprüche befriedigende Sammlung von Kunsterzeugnissen herzustellen wußte, den Verein für besonders verpflichtet achten.

Daß im Kreise dieser Werke der Name eines Mannes nicht fehlt, den wir mit Stolz den unsern nennen, haben wir allein seiner großmüthigen Gesinnung für das Gedeihen des Vereines zu danken, und ich glaube nur das allgemeine Gefühl der Gesellschaft auszusprechen, wenn ich ihm, dem Hrn. Obristlieutenant v. Heideck, ihren Dank für das Geschenk eines seiner geistvollen Gemälde ausdrücke, durch welches er unsere Verloosung geschmückt hat. 22)

Auch die Perspektiv-Zeichnung 23) und die Lithographie 24) haben schöne Gaben gespendet. Ein jeder von Ihnen hat durch die Aufmerksamkeit Ihres Ausschusses vom vergangenen Jahre mit der lithographischen Zeichnung eines vorzüglichen Künstlers *) den Anfang einer Sammlung erhalten, welche sich mit jedem Jahre, in der Folge vielleicht noch rascher als in den ersten Jahren vermehren wird.

Darf ich über diese kurzen Andeutungen hinaus Ihre Aufmerksamkeit noch einige Zeit in Anspruch nehmen, so möchte ich sie zunächst auf die Ansichten lenken, welche über die Auswahl der zur Verloosung bestimmten Werke, und über die Grundsätze, nach denen man dabey verfahren soll, aufgestellt werden, und welche bey einer aus so vielen Mitgliedern zusammengesezten Gesellschaft nothwendig vielfach und von einander abweichend seyn müssen. Der Gegenstand ist von großer Wichtigkeit, vielleicht der wichtigste unserer innern Verwaltung, und es gilt den Versuch, die Verschiedenheit und den Widerstreit derselben wenigstens zum Theil auszugleichen.

Der Verein, sagen die Einen, ist zur Beförderung der Kunst in unserer Mitte gestiftet. Das ist der deutliche Inhalt seiner Satzungen. Aus diesem seinem Zwecke folgt, daß er seine Mittel anwenden soll, jungen Künstlern Gelegenheit zu geben, sich zu versuchen und zu zeigen; daß er durch Ankauf ihrer Werke für den Verein sie zu neuen Bestrebungen aufmuntere. Der in dem öffentlichen Vertrauen schon befestigte Künstler bedarf einer solchen Hülfe nicht, und wird sie gern mit allen ihren Mitteln dem erst aufstrebenden Talente zugewendet sehen. Sind auch die dadurch erworbenen Werke nicht von vorragendem Werthe, so bleiben sie doch ein Gewinn für jeden, welchem sie durch die Verloosung zufallen, und ein jeder gewinnt das Gefühl, den Verpflichtungen genügt zu haben, die er bey seinem Eintritt in die Gesellschaft gegenüber der Kunst übernommen.

Der Verein, antworten die Andern, kann nur dann zu einer bedeutenden Ausbreitung und zu einer dadurch bedingten durchgreifenden Wirksamkeit gelangen, wenn den beytretenden Kunstfreunden die Aussicht eröffnet wird, durch ihre Beyträge zu seinem Zwecke in den Besitz von ausgezeichneten Werken unsrer ersten und besten Künstler zu kommen. Die Aussicht wird die Anzahl unsrer Mitglieder zu einer solchen Höhe steigern, daß wir dann jährlich mit einem sehr beträchtlichen Capital in den Betrieb der Kunst fördernd einwirken können, während wir bey Beschränkung auf untergeordnete Werke, die Niemand begehrt, in Zahl und Mitteln immer beschränkt bleiben werden. Auch ist es, setzen diese hinzu, dem beginnenden Künstler eine nur geringe Hülfe, wenn ihm um mäßigen Preis das Jahr über ein einzelnes Werk abgenommen wird, und die Aufmunterung für ihn sehr zweifelhaft, weil sein Werk einen großen Theil des Jahres den Blicken aller Mitglieder ausgesezt, unfehlbar mehr

8) Ein Gebirgsjäger im Gespräche mit Bergbewohnern, von Lorenz Quaglio.

9) Eine Frau mit ihren Kindern aus der Gegend von Rocca di San Stefano, von Reber.

10) Das Wettrennen beym Octoberfest auf der Theresienwiese in München, von Adam.

11) Eine Gebirgsgegend von Couven. 12) Eine mit Bäumen und Gesträuchen bewachsene Gegend von Heim. 13) Landschaft mit Bauernhütten von Bürkel. 14) Gegend von Brannenburg, von Rottmann. 15) Baierische Gebirgsgegend mit einer Mühle, von Dorner. 16) Waldgrund mit Jägern und Thieren staffirt, von Cantius Dillis. 17) Waldpartie am Tegernsee, von Warnberger. 18) Gegend bey Wolfratshausen, von Mayr. 19) Marine, von Cogels. 20) Landschaft, von Sedlmayer.

21) Todtes Rebhuhn, von Schnigler.

22) Waldpartie mit einem Wasserfall, von E. v. Heideck.

23) Seitengang im Innern einer Kirche, Aquarellzeichnung, von Simon Quaglio.

24) Das östreichische Feldlager; wallachischer Pferdefang; die Plünderung, drey Blätter nach Peter Hes lithogr. von Hohe.

*) Das unter sämmtliche Mitglieder auf Kosten des Vereins vertheilte Blatt stellt das Innere eines Pferdestalls dar, nach einem Gemälde des Hrn. v. Heideck, lithogr. von Hohe.

Digitized by Google

ihren Tadel als ihr Lob erfahren wird. Denn die Menschen sind geneigt, auch das Gute zu tadeln, wenn es die Größe ihrer Wünsche nicht erreicht; und so kömmt der beginnende Künstler eher in den Fall, niedergeschlagen als aufgemuntert zu werden.

Diese Meynungen brauchen, wie es scheint, nur das Ausschließende, Aeußerste, was sie beyde haben, aufzugeben, um sich zu einer des Beyfalls würdigen Ansicht zu vereinigen. Allerdings gebührt es sich, junge Künstler durch die Mittel eines Vereins aufzumuntern, der zur Beförderung der Kunst gestiftet ist, im Fall ihre Werke zeigen, daß sie der Aufmunterung würdig sind. Auch ist für den aufstrebenden Künstler nicht nur der Preis des Ankaufes oft eine Hülfe, sondern der Ankauf selbst eine Ermunterung durch die Anerkennung, die er einschließt. Denn etwas Werthloses zu kaufen, wird jedes Schiedsgericht Bedenken tragen. Die Besorgniß aber ist zu weit getrieben, daß der junge Künstler durch zu strengen Tadel seiner Werke im Vereine könne niedergedrückt werden. Er lernt im Gegentheil dadurch, was ihm noch gebricht, er sieht, was nicht gefällt in Werken, die auf den Beyfall berechnet sind, und es ist nur zu seinem Vortheil, wenn unbedingtes Lob ihn nicht verwöhnt, welches oft schon ein schönes Talent eingeschläfert hat. Zugleich aber lernt er die schwere und heilsame Kunst, das öffentliche Urtheil zu ertragen, dem er sein Leben lang unterworfen bleibt. Fühlt er nun die eigene Kraft in seinem Innern, ohne die Niemand zur Auszeichnung gelangt, so wird sie ihn bald über die vorübergehende Empfindlichkeit erheben, er wird das Mißfällige vermeiden lernen und sich zugleich durch das Lob gestärkt fühlen, welches einem glücklichen Talente auch bey seinem ersten öffentlichen Erscheinen selten, am wenigsten in einer Gesellschaft versagt wird, die so viele die Kunst wahrhaft kennende und liebende Mitglieder zählt.

Aber wie die Aufmunterung der jüngern Künstler, so ist auch der Wunsch so vieler Mitglieder der Berücksichtigung werth, Werke, welche zu den besten unserer ersten Meister gezählt werden, für den Verein erworben zu sehen. Daß alle, die sich zu einem löblichen Zwecke vereinigen, ihre eigenen Wünsche niederschlagen, und ihre Neigung dem allgemeinen Gute zum Opfer bringen sollen, kann wohl gewünscht, aber bey einer zahlreichen Gesellschaft um so weniger vorausgesetzt werden, da das Gute nicht von allen in gleicher Weise und an demselben Orte geliebt und gesucht wird. Die menschlichen Dinge werden auch unter uns am besten gedeihen, wenn sich das allgemeine Gut mit den Wünschen der Einzelnen vereinbaren läßt, und, wird das Bestreben des Vereins, dessen unmittelbares Organ das Schiedsgericht ist, dahin gerichtet, daß er auf der einen Seite das junge Talent unterstützt, auf der andern aber auf den Erwerb vorzüglicher Kunstwerke Bedacht nimmt, keine dieser Rücksichten der andern unterordnend, sondern beyde in gleichmäßiger Beachtung mit einander verbindend, so wird die Zahl der Zustimmenden bey weitem überwiegend, unsere Einigung im Innern, welche die Seele unsers Vereins ist, gesichert und unsere Wirkung nach außen um so ausgebreiteter seyn. Denn manches hervorragende Werk unserer besten Künstler, das um so entschiedener nach dem Auslande gezogen wird, je vortrefflicher es ist, wird durch das Glück der Verloosung in vaterländische Gegenden und unter Menschen geführt werden, zu denen außerdem nur der Name des Künstlers gedrungen wäre. Seine Betrachtung wird dort Neigung für die Kunst selbst nähren, und sein Studium weckt vielleicht Talente, die ohne dasselbe immer geschlummert hätten. Wer von uns wollte ein solches Werk in dieser wohlthätigen Wirksamkeit nicht lieber an den Ufern der Donau und des Mayns, als an den Ufern der Neva und der Themse erblicken? Auch hat Ihr Schiedsgericht sich seit seiner Einsetzung bemüht, zwischen jenen beyden sich entgegenstehenden Ansichten die Mitte zu halten, welche, sagt man, in allen Dingen das Beste ist. Die Satzungen haben ihm vorläufig 20 Louisd'or als den höchsten Preis des Ankaufs festgestellt und es hat gewußt, auch um diese Summe, und selbst unter ihr, mehrere Werke von ausgezeichnetem Verdienst zu erwerben.

Allerdings werden auf der Liste dieses Jahres noch mehrere Namen unserer ausgezeichnetsten Künstler mit großem Bedauern vermißt, aber vermehren sich unsere Mittel, wie bisher, in einer fortschreitenden Erweiterung, und kommen wir zumal nach Bestreitung der bedeutenden Kosten unserer ersten Einrichtungen vielleicht schon das nächste Jahr in den Fall, wenigstens für eine bestimmte Anzahl von Werken den Preis des Ankaufs zu erhöhen und selbst zu verdoppeln, so eröffnen wir dadurch die Aussicht, bey den künftigen Verloosungen neben den Erzeugnissen aufstrebender Künstler von allen unsern vorzüglichsten Meistern Werke zu erblicken, welche von der Ausbildung, zu welcher die Kunst sich bey uns erhoben hat, ein vollständiges Zeugniß ablegen können.

Aber nächst diesen Erwägungen ist es gehörig, an dem Stiftungstage des Vereins auch der Lage und Verhältnisse, der Wirksamkeit und der Hoffnungen unserer Gesellschaft zu gedenken, und dadurch uns über den Standpunkt, bis zu dem wir gekommen sind, und über den Weg, der sich vor uns ausbreitet, deutlich zu werden.

Wir haben heute vor zwey Jahren mit geringen Mitteln und wenig Theilnehmern begonnen, doch hat sich auch hier gezeigt, daß, wenn die Sache gut ist, kleine Anfänge nicht zu verachten sind. Die Anstalt, hervorgegangen aus dem Bedürfniß der Kunstübung und Kunstschätzung unserer reichbegabten Hauptstadt einen gemeinsamen Mittelpunkt freyer Theilnahme zu bilden und ihr dadurch raschere Bewegung und größere Ausbreitung zu geben, hat durch ihre Zweckmäßigkeit die Hindernisse leicht besiegt, auf welche sie traf, und sich die öffentliche Meynung, welche überall den Ausdruck des öffentlichen Bedürfnisses ist, in einem Grade zugewendet, daß schon am Schlusse seines zweyten Jahres der Verein 421 Mitglieder, unter ihnen aber kein einziges zählt, welches nicht sein Gedeihen von Herzen wünschte und von der Wohlthätigkeit seiner Wirkungen nicht auf das Lebhafteste überzeugt wäre.

Seit der Verein besteht und mit jeder Woche die meisten neuen Erzeugnisse der einheimischen Kunst an unserer Betrachtung vorüberführt, hat sich, und großen Theils durch ihn, die Thätigkeit unserer Künstler vervielfältigt, die Anerkennung ihres Verdienstes ausgebreitet, im Urtheil über die Art der Einzelnen, über ihr Verhältniß zu einander fester begründet, hat sich die Neigung für ihre Erzeugnisse gesteigert, die Nachfrage vermehrt, die Aufmerksamkeit auch des Auslandes auf uns gerichtet, haben sich alle die guten Folgen eingestellt, welche nirgends ausbleiben, wo das Bestreben der Einzelnen in eine größere Gemeinschaft und auf einen erweiterten Schauplatz gezogen, dadurch aber der Wetteifer vermehrt und jeder rühmlichen Leistung ihre Anerkennung gesichert wird.

Digitized by Google

Doß die Wirkung des Vereins hat nicht nur in der Mitte unserer Hauptstadt sich für Belebung und Hebung der vaterländischen Kunst wohlthätig erwiesen, sondern auch angefangen sich auf die Provinzialstädte zu verbreiten, und so wie wir bereits im lezten Jahr Werke aus andern Städten in diesen Räumen der Betrachtung unserer Gesellschaft ausgestellt haben, so kann es nicht fehlen, daß auch andere Städte durch den gegenseitigen Austausch der Mittel und Bestrebungen bald durch den Verein in Besiz von Werken der hier einheimischen Künstler kommen. So wird auf mehr denn Einem Wege die Werthschäzung, die Aufmunterung, der Wetteifer im Gebiete der Kunst aus unserer Mitte sich über das Königreich ausbreiten, und, gelingt es, wie wir hoffen und wünschen, in dem nächsten Jahre jene Verbindungen zu vervielfältigen, in den bedeutenden Städten von Baiern, unter denen mehrere von altem Ruhm und alter Uebung der Kunst sind, nach der Anlage des unsrigen Kunstvereine zu bilden und sie mit dem Vereine der Hauptstadt zu wechselseitiger Mittheilung und Unterstüzung in einen Gesammtverein zu verbinden, so dürfen wir mit Vertrauen erwarten, daß unsere freye Verbindung wesentlich dazu beytragen wird, für die Kunst einen schönen Tag herbeyzuführen, der seine Sonnenstrahlen über alle Gefilde von Baiern leuchtend und wärmend verbreiten wird.

Aber bey dem Gefühle, welches das Bewußtseyn, durch unser Zusammenwirken eine so schöne Anstalt gegründet und zu steigendem Gedeihen gebracht zu haben, unwillkürlich in einem jeden erregt, dürfen wir nicht unseres Verhältnisses und der heiligen Verpflichtung gegen unser erhabenes Regentenhaus vergessen, von welchem, wie der Segen über das ganze Vaterland, so auch ein belebender Einfluß sich über Thun und Wirken unserer Gesellschaft wohlthätig ausbreitet. Es ist unter seinem Schuze, daß sie in geachteter Selbstständigkeit gedeiht, unter seiner Pflege, daß sie diese Fülle schöner Früchte trägt.

Ehe wir den Stiftungstag des Vereins zum zweytenmal feyerten, und dabey von Neuem unsern Dank vor dem Throne seines ersten Beschüzers niederlegen konnten, ist der Monarch, einer der weisesten und besten, welche die Völker beglückt haben, durch einen plözlichen Tod aus einem Leben abgerufen worden, das sich, wie seinem ganzen Volke, so auch den Künstlern und ihren Bestrebungen heilsam erwiesen hat. Sie haben in ihm nicht nur einen Beschüzer, sie haben in Wahrheit an ihm einen Vater verloren, und nicht nur, was er that, um sie zu ermuntern und ihren glücklichen Erfolg zu belohnen, sondern auch, wie er es that, ist unvertilgbar in ihr Herz geschrieben. Wer hat je die irdische Hoheit mit größerer Milde, wer die Bereitwilligkeit das Verdienst zu ehren mit mehr herzlicher Theilnahme und mit mehr erhebender Menschenfreundlichkeit vereinigt gesehen, als in diesem königlichen Greise sich gezeigt und uns mit der reinsten Verehrung und Liebe erfüllt hat? Könnten wir aber bey Seinem verehrten Namen und Seiner heilbringenden Wirksamkeit für die Kunst Ihrer vergessen, welche die Vorsehung mit hohen Gaben des Geistes und mit großen Tugenden geschmückt und seinem Leben unter uns zur Gefährtin gegeben hatte. Ihm zu allem Großen und Heilsamen vereinigt theilte sie auch seine Neigung für die Kunst, seine Einsicht in die Natur und die Bedürfnisse derselben, sein Bestreben, sich ihr hülfreich zu erweisen. Unserm Vereine aber war dieses verehrte königliche Paar seit seinem Ursprunge mit unveränderlicher Gnade und Theilnahme zugethan und bewährte auch in der huldvollen Anerkennung seiner Wirksamkeit den in diesem Fürstenhause heimischen kunstliebenden Sinn, durch welchen hauptsächlich es geschehen, daß die Kunst unter uns in ihrem alten Sitze von Neuem ihr jugendliches Haupt stark und glänzend erhoben hat.

In dieses Gedeihen aber eingreifend, es fördernd und erhebend zeigte sich nächst dem Höchstseligen Beschüzer unseres Vereines die großartige Gesinnung des erhabenen Monarchen, welcher jezo die Geschicke von Baiern mit Weisheit und Stärke lenkt. Erbe wie der Tugenden so der ruhmwürdigen Gesinnung seines weisen und edlen Vaters, hat Er seit den Jahren früher Jugend, oft unter den Sorgen und Schicksalen einer die Völker und die Fürsten gleich bedrängenden Zeit, sein prüfendes Auge stets nach dem hohen Ziel gerichtet, dem er, wie das Vaterland, so auch die Kunst seines Zeitalters entgegenzuführen bemüht ist. Mit einer Sorgfalt und Beharrlichkeit, der keine Anstrengung zu groß, kein Opfer zu bedeutend war, hat Er in dem reichen Gebiete sowohl jener Kunst, welche das Alterthum überliefert, als der jüngern, welche die neuere Zeit erzogen hat, Schäze gesammelt, wie sie nur selten der glücklichen Einsicht zu Theil werden, dadurch aber einem allgemeinen Aufstreben in dem Reiche des Schönen eine eben so große als sichere Grundlage bereitet. Zugleich hat Er, ein Beobachter des auf das Höhere gerichteten Bestrebens unserer Zeit, es auch in seiner am meisten geistigen Richtung, der künstlerischen erkannt, gepflegt und auf der Bahn des Ruhmes dem Großen entgegengeführt. Was Er in stiller Einsamkeit gethan, um durch den Umgang mit den Werken und den Thaten der größten Geister vergangener Zeit sein eigenes großes Herz zu stärken, hat der Genius von Baiern belauscht und bewacht, und schon verkündigen Werke, die vollendet, und Werke, die begonnen werden, daß Er unser Vaterland auf den Bahnen jeder Auszeichnung auch durch die der Künste zu seiner eignen Größe erheben wird. Seinem hellen Blicke, vor dem die Nebel der Täuschung sich zerstreuen, ist auch die Reinheit der Absichten, die unsern Verein gestiftet, die Sicherheit der Maaßregeln, die er genommen und die Wohlthätigkeit ihres Erfolges nicht verborgen geblieben, und daß wir auch nach Seinem Urtheile nicht unwürdig seines Regentenwillens verfahren, welcher überall auf die Sache und auf die Unmittelbarkeit der Erfolge gerichtet ist, hat der erhabene Monarch nicht nur dadurch bewiesen, daß er uns gestattet, auch Ihn als den Beschüzer unsers Vereins zu verehren, sondern auch durch jene huldvolle Erklärung, er werde die neuen Erzeugnisse vaterländischer Künstler am liebsten im Innern unsers Vereins sehen und betrachten. Von allem, was hier Neues erscheint, nimmt Er eine huldvolle, auch das Einzelne beachtende Kunde, und oft schon begrüßte ihren königlichen Beschüzer die ewig junge Kunst durch neue und schöne Werke in diesen Räumen, die er gleich jedem einfachen Beobachter, nur von seiner Liebe zu dem Schönen begleitet, prüfend und ermunternd zu betreten liebt.

So möge denn unser Verein unter dem Schirm königlicher Huld, umgeben von der öffentlichen Theilnahme, gestärkt durch die Eintracht, gehoben durch das Zusammenwirken seiner Mitglieder, seine schöne Laufbahn mit heiterm Vertrauen auch in dem nun beginnenden dritten Jahre seines Daseyns fortsetzen und ein steigender Erfolg unsere Bemühungen krönen, die dem Gedeihen der Kunst, dadurch aber dem Ruhme unsers Vaterlandes und unsers Königs gewidmet sind.

Digitized by Google

Nr. 20.

Kunst-Blatt.

Donnerstag, den 9. März 1826.

Ueber die neuerstandene Glasmalerey in Bern.

Der alte Fischart, genannt Menzer, ein Humorist trotz Lichtenberg und Jean Paul, verdiente gewiß in hohem Grad eine Wiederbelebung für unsere Zeiten, in denen der Fröhlichkeit und der guten Laune so blutwenig mehr übrig ist. Aber nicht von Scherz und Witz allein strotzt der lustige Mann; seine Schriften wimmeln auch von Anspielungen, Winken und Angaben jeder Art, die zur Geschichte der Sitten, der Sprache, der Literatur und der Kunst recht merkwürdige Beyträge liefern. Jüngst, indem ich seine Großmutter aller Praktik durchblätterte, gerieth ich auf das Capitel „vom Stand etlicher Nationen, Land und Städt", wo mich's überraschte, daß in der unsäglich langen Reihe von Dingen, die man in einzelnen Städten oder Ländern zum Ueberflusse findet: — „Sands genug zu Nürnberg und Hagenau, Säuch im Niederland, Eiferer in Spanien, Rättich und Rüben zu Straßburg, Wein und Butter im Elsaß, Hengst in Frießland" .... endlich auch „gemalt Fenster und Glasmaler im Schweizerland" aufgezählt werden.

Ich hatte geglaubt, die Glasmalerey habe so ziemlich überall in Europa während ihrer Blüthezeit, etwa vom 15ten bis ins 17te Jahrhundert, sich geltend gemacht, und die Reisebeschreiber melden noch jezt aus fast allen Gegenden unsers Welttheils von der Pracht und dem Reichthum alter Fenstergemälde in Kirchen und Schlössern, wo man sie dermalen zu den größten Sehenswürdigkeiten zählt. Doch der alte Fischart kannte die Welt ungleich besser, als bey Schöngeistern wohl sonst der Brauch ist, und nach einiger Ueberlegung, da ich mir Alles in's Gedächtniß rief, was ich von unsern schweizerischen Glasmalern gesehen, gehört und gelesen hatte, mußt' ich erkennen, daß wohl in der That — verhältnißmäßig zu seiner Größe — kaum irgend ein Land Europa's so viele Künstler dieses Faches hervorgebracht haben dürfte, als die Schweiz. Von den größten und herrlichsten Fenstern in Kirchen, Klöstern und Schlössern an, wo ganze Folgen biblischer Geschichten, Allegorien und Legenden in den leuchtendsten Farben, oft nach unvergleichlichen Zeichnungen, dargestellt waren, bis hinab in die Hütten des ärmsten Landmanns, zeigten sich noch in den neuesten Zeiten unsäglich viele der mannichfaltigsten Glasmalereyen jeder Art; und doch vernahm man in jeder Stadt, in jeder Kirche, ja fast in jedem ältern, stattlichen Hause, wie vor Jahren oder Jahrzehnden noch diese und jene vortrefflichen Bilder, Geschichten und Wappen in Glas sich vorgefunden hätten, die bald vom Hagel zerschlagen, bald von Buben zerworfen, bald auf Estriche und in Rumpelkammern verbannt, bald endlich den Glasern — lediglich gegen neue, farblose Scheiben, — überlassen worden.

Hierzu kommen die kaum weniger zahlreichen Handzeichnungen alter, oft namhafter, oft ganz ungekannter Maler, die entweder selbst für ihre Glasmalerey sich Entwürfe gemacht, oder solche zu Handen der eigentlichen Glasmaler erfunden und entworfen haben. Treffliche Meister, wie die Hübschi, Walther, Maurer, Kübler, Dünz, Müller, Lindmeyer, Ammann, Stimer, ja die Holbein, Manuel, und welche nur irgend noch in der frühern schweizerischen Kunstgeschichte glänzen, entzogen sich dieser Beschäftigung nicht, und manche Kunstsammlungen in der Schweiz haben die kräftigsten, charaktervollsten, oft sinnreichsten und bestausgeführten Bilder dieser Art aufzuweisen. Was wir von solchen Zeichnungen nur bey den HH. J. M. Usteri, Lud. Vogel, und Füßli et Comp. in Zürich, Ulr. Hegner in Winterthur, Haad, Huber und Birrmann in Basel gesehen haben, mußte uns einen wahren Ueberfluß von solcherley Werken im 15ten und 16ten Jahrhundert ahnen lassen.

Doch selbst an Sammlungen alter Glasscheiben mit ihren bunten, lebendigen Darstellungen hat es seit einiger Zeit in unserm Vaterlande nicht gefehlt. Einzelne Familien brachten blos zusammen, was namentlich von ihren Vorfahren herrührte, besonders Wappenschilde; da in der That vielleicht die Hälfte aller Glasmalereyen jener Periode ihres Blühens der damals hochgehaltenen Heraldik dienstbar gewesen. Sodann erhoben sich Liebhaber der Kunst, und sammelten mit freyerem Interesse. Man fing an, die sonst für steif und altväterisch gehal-

Digitized by Google

tenen, und darum wenig beachteten Darstellungen für naiv, für ausdrucksvoll, und durch Costüm, Bewaffnung und andere Nebenumstände für belehrend zu halten. Es ergaben sich genealogische Aufschlüsse, und selbst die Künstler begannen wieder aufmerksam zu werden auf diesen Reichthum alter, oft meisterlich geschilderter Erfindungen häuslicher Scenen und kriegerischer Ereignisse, oder auch Satyren und Allegorien.

Wie belehrend müßte uns eine Geschichte der Glasmalerey in der Schweiz nicht seyn; wenn Männer, wie eben die Hegner und Usteri, aus den Schätzen ihrer Sammlungen und ihres Wissens eine solche auch nur in leichten Umrissen entwerfen wollten! Eine Menge von Künstlern, die selbst der fleißige Füßli in seinen Lebensbeschreibungen der schweizerischen Maler nicht genannt hat, würden hervorschreiten aus Wolken der Vergessenheit, und uns erkennen lassen, daß hier — im Glase — so gut als in Stein und Holz, auf Pergament und Papier, ein großes unabsehbares Feld der Kunst mit reichem Erfolge bearbeitet worden. In Bern z. B., wo die Herren Schultheiß v. Mülinen und Oberst May eine Menge sehr schöner Glasmalereyen zusammengebracht haben, *) und Hr. Eman. Wyß allein bey 800 Zeichnungen zu alten Fensterscheiben besizt, ließen sich leicht zwey Dutzend geschickte Maler ausmitteln, die in diesem Fache sich hervorgethan haben, und vorzüglich nur deßwegen vergessen sind, weil ihre zerbrechlichen Werke den Weg alles Glases gegangen.

Wunderbar, daß eine so vielbeliebte Kunst, deren Gebilde sich dem Heiligsten wie dem Alltäglichsten des Menschenlebens im spätern Mittelalter so vielfach erfreuend, erbauend, belehrend angeschmiegt hatten, dennoch so ganz in Mißachtung und Vernachlässigung gerieth; ja, so völlig in Verfall kam, daß wo sonst 10 — 12 Glasmaler nebeneinander gelebt, und Nahrung und Ehre gefunden, — wie gerade in unserer Schweiz, zu Basel, Zürich, Bern, Luzern, nun seit mehr als einem Jahrhundert von einem Glasmaler so wenig die Rede war, als von einem Harnischmacher. Der ganze Beruf ist vollkommen eingegangen, oder vielmehr, die Glasmaler, welche meist, wo nicht immer, zugleich scheinen Glaser gewesen zu seyn, entschlugen sich des schönsten, wahrhaft künstlerischen Theils ihrer Geschicklichkeit, und begnügten sich, nichts als eben Glaser zu seyn, was dem Vernehmen nach unter den Handwerken eines der leichtesten und einfachsten ist.

Doch, ich lenke allmählig hinüber zu den Mittheilungen, welche ich hier vorzugsweise beabsichtige, und die durch den Umstand selbst einzuleiten waren, daß die Schweiz sich weiland eines ungemeinen Reichthums von Glasschildereyen zu erfreuen hatte. Zwar fand noch in dem Revolutionskriege gar manches schöne Bild dieser Art seinen Untergang, und Niemand rettete, Niemand sammelte für ein vaterländisches Museum, was oft von Herzen gern wäre geschenkt worden, um nur des lästigen Sorgens für so zerbrechliche Kunstsachen überhoben zu seyn. Aber sobald die neuere friedlichere Zeit uns geschenkt wurde, und die Reisenden, die sehr lange gefehlt hatten, gleichsam schwallsweise, wie nach emporgezogenen Schleusen, in unser Alpenland daherströmten, sobald that sich auch, — unbegreiflich warum, denn die Mode schläft und erwacht nach Eigensinn, — eine so große Liebhaberey für die alten Glasgemälde kund, daß die Nachfrage und der Aufkauf in wenigen Jahren bis in die tiefsten Bergthäler drangen, und, dem Vernehmen nach, speculirende Juden ordentlich ein Gewerbe daraus machten, diesen Artikel aus der innern Schweiz nach Basel oder sonst wohin zu liefern. Tausende solcher Schildereyen, gute, mittelmäßige, schlechte, ganz oder halb erhaltene, wurden ihren Stammsitzen entrückt, gewaschen, neu gefaßt, und traten nach den entferntesten Gegenden, meist aber nach England, eine höchst unversehene Wanderung an. Auch stiegen die Preise der plötzlich so beliebt gewordenen Waare in Kurzem außerordentlich. Die Batzen verwandelten sich in Gulden; der Gulden wurde zum Laubthaler gesteigert, und der Laubthaler wuchs zur Guinee; denn die Verkäufer fingen auch an, sich zu entblöden in ihren Forderungen.

Aber, wie so häufig im Großen, auch hier im Kleinen geschah es, daß das Uebel sein Heilmittel, der Untergang das Aufblühen, der Mangel den Zuwachs herbeyführen mußte. Zwar hatte man seit mehreren Jahren schon in verschiedenen Gegenden Europa's der Glasmalerey wieder Fleiß und Neigung gewidmet. Die Nachrichten von neuer Auffindung der alten, verloren geglaubten Kunst lösten sich zu verschiedenen Malen einander ab. Jezt sollte Paris, — das Alles wissende, und Alles könnende, — jezt London, der große Weltmarkt, — jezt Köln, der altdeutsche Kunstsiz, — jezt endlich ein bescheidenes Urach die Wiege der Wiedergeborenen seyn. Ja, man versicherte, daß im Grund die alte Kunst niemals verloren gewesen: man verwies auf die farbigen Glaskorallen, und bemerkte, daß es ja Kleinigkeit seyn müsse, solcherley Fardenglas auch in beliebigen Tafeln zu liefern und zu verarbeiten.

(Die Fortsetzung folgt.)

*) Die reichste und schönste Sammlung in der Schweiz dürfte Hr. v. Pourtalès zu Corgier im Kanton Neuenburg besizen.

Digitized by Google

Einiges zur Beschreibung indischer Gemälde,

von

Amalie v. Helvig, geb. Freyin v. Imhoff.

(Fortsetzung.)

Nr. 9. — 13½ Z. H. 10 Z. Br.

Ein Fürst zu Pferde, wie die Aureole zeigt, die, wie bereits gesagt worden, bey indischen Gemälden ein Abzeichen des kaiserlichen Geschlechtes ist. Das Kleid ist hellgrün mit roth und goldenen Maschen. Das Pferd ist isabellfarbig, mit dunklen Mähnen, Schweif und Füßen, von trefflicher Zeichnung. Hinter ihm ein Diener in hellem Turban und Kleide, den roth und grünen Sonnenschirm tragend. Das Ganze ist wahrscheinlich unvollendet; der sonst nicht leicht mangelnde Rahmen fehlt ganz. Unterhalb steht der Name des Malers, Schawasha Obravhinka von Delly, derselbe später vorkommende von meinem Vater selbst gezeichnete Künstler, von welchem die übrigen nur im Umriß vollendeten Arbeiten wahrscheinlich alle herrühren.

Nr. 10. — 12 Z. H. 10 Z. Br.

Ein Vornehmer sizt auf einem offenen Altan seines Pallastes, dessen Nebengallerien links im Bilde fortlaufen, Hukka rauchend. Zwey Diener mit Fliegenwedeln hinter ihm. Turban und Kleid sammt Tabackspfeife sind reich von Gold. Er sizt zwischen purpurnen Kissen. Unterhalb des mit rothem Gitter umfaßten Altans stehen zu beyden Seiten zwey Männer mit bedeutenden Mienen, hohe goldene Stäbe in den Händen tragend und darauf gestüzt. Es scheinen die Minister, welche sich zur Berathung einfinden. An diesem Bilde sind die Farben meist erst untergelegt, nur die Hauptfigur und Gesichter überhaupt beynahe vollendet. Die Zeichnung ist geistreich und korrekt.

Nr. 11. — 12½ Z. H. über 9 Z. Br.

Ein schöner Vogel, ungefähr von der Form des Kanarienvogels, auf gelblich in blau ausgehendem Luftgrunde, auf dem Zweige einer Weide sizend. Der Kopf und Rücken über dem Schwanze ist rosenroth, dieser und die Flügel zart, braun und weiß, der Bauch weiß, in Rosenroth spielend, wie auch die Füße sind. Mein Vater pflegte mir als Kind immer dieses mit dem Beysatz zu zeigen, daß es die indische Nachtigall sey.

Der 2½ Z. breite Rahmen ist mit bewunderungswerthem Geschmack gemalt; zwischen zwey schmalen Rändern, wo auf pfirsichfarbenem Grunde ein zartes Blumengewinde, mit Gold besäumt hinläuft, ist der mittlere breitere Theil blaßgelb mit dunkelblauen Blumen (den Wassergewächsen an Form vergleichbar) besäet, die mit hellpolirten Goldpunkten im Kelch, von außen mit zwey grünen Blättern gefaßt sind. Die Wirkung des Ganzen ist so reich als harmonisch.

Nr. 12. — 12 Z. H. 9 Z. Br.

Wahrscheinlich eine Bajadere, auf hellgrünem Hintergrunde, und wie auf grünem Rasen wandelnd. Ein dünner Mousselin-Schleyer, von Gold umsäumt und mit goldenen Franzen, ist ihre ganze Bekleidung. Reiche Perlenschnüre mit Juwelen dazwischen bedecken die nackte Brust, Spangen umgeben die mit rothen Zierrathen bemalten Füße. In weichen Schwingungen rollt das schwarze Haar über die Schultern längs dem Rücken tief hinab. — Die zarte Form ist höchst anmuthig gezeichnet, und das Ganze athmet die feinste Wollust des Orients.

Nur ein einfacher, dunkelblauer Streif umgibt des Blattes äußersten Rand.

Nr. 13. — 12 Z. H. 8 Z. Br.

Ein Fürst in einer mit Teppichen behangenen Säulenhalle unter einem golddurchwirkten Baldachin, mit zweyen seiner Räthe im Gespräch. Kniestück. Der Lehnsessel ist nach europäischer Art geformt mit rothem Goldstoff behangen. Sämmtliche Gestalten scheinen in durchsichtigen Mousselin gekleidet, der mit Gold gestickt ist. Ihre Gebärden sind lebhaft, die Hände sehr ausdrucksvoll. Die Namen stehen in goldener Schrift über jedem Haupte auf dunkelgrünem Grund. Der Rand des Bildes ist einfach mit Gold gesprenkelt.

Nr. 14. — fast 8 Z. H. und eben so breit.

Eine vornehme Frau in zinnoberfarbenem Kleide, die Falten goldbesäumt, sizt im Freyen unter einem Baume, in der Hand das Rohr der Hukka-Pfeife haltend, die vor ihr steht. Perlen zieren Ohren und Nase, sie trägt Ringe an den Fingern und an den rothgemalten Fußzehen. Ihr Aufsatz ist ebenfalls roth mit Gold gesäumt und turbanartig. Die ganze, anmuthig nach der Weise des Orients kauernde Gestalt ist zart und phantastisch. Eine seltsam unter den Knien hinlaufende Schärpe, in schweren Goldfranzen endend, erhöht noch das Fremdartige der von allen übrigen verschiedenartigen Kleidung. — Die Haut ist fast weiß. Ein einfacher mit goldenen Blättern besäeter Rand umgibt die mit dunklem Abendhimmel begränzte Landschaft.

Nr. 15. — 13 Z. H. 10 Z. Br.

Eine Frau aus der Sekte der Feueranbeter, in einsiedlerischer Umgebung, sizt vor der aus Binsen gebauten Hütte und streichelt einen vor ihr liegenden zahmen Leoparden. Neben ihr brennt das heilige Feuer. Es ist Nacht, der Mond steht am tiefdunkeln Himmel; hinter

Digitized by Google

der Hütte sieht man Wasser, und jenseits desselben abermals eine einsiedlerische Wohnung. Im Vorgrunde steht ein Reihervogel, auch im Wasser, Enten schwimmen, und Wasserblumen heben sich darüber empor. In der Thüre über der, von einem breiten Baume umschatteten Hütte, sizt der Einsiedlerin Magd, ebenfalls das Zeichen der Ghebern auf der Stirne, Kopf und Hände auf die hoch in die Höhe gezogenen Knie gestüzt, sichtlich der Herrin wartend. Das Ganze ist eine indische Idylle voll südlich weicher Melancholie. Der über 3 Zoll breite Rand um das Bild selbst nur eine dunkelblaue, mit Gold gesäumte Einfassung.

Nr. 16. — Beynahe 12 Z. H. 9 Z. Br.

Ebenfalls eine fromme Gruppe. Auf einem weißen Boden, über dem ein kleiner Teppich, und auf diesem ein Thierfell ausgebreitet, sitzen vier, einsamer Andacht sich weihende Personen. Nächst an der, mit Ziegeln gedeckten Hütte im Hintergrunde, an einen Baum gelehnt, ein blinder Greis mit nacktem Oberleib und langem weißen Bart und Haupthaar. Mein Vater erzählte mir bey diesem Bilde: daß der Mann im frommen Wahn so lange in die Sonne gesehen, bis er erblindet sey, auch daß die graue Farbe seines Leibes von der Asche herrühre, die er sich in die Haut einzureiben pflegte. Dasselbe sieht man bey der mittlern Figur des Vorgrundes, die ganz aschfarbig, mit aufgelöstem Haar, seitwärts den Kopf neigt, und ihre Linke auf etwas Rundes stüzt, das noch nicht fertig gemalt scheint, wie das ganze Bild die Spuren der Nichtvollendung trägt, — neben ihr, dem Beschauer links, sizt ein wohl aussehender Mann mit weißem Bart und rother Kopfbedeckung, der eben aus kleiner Tasse etwas zu trinken im Begriff ist, das er aus der Flasche gegossen, die seine linke Hand noch hält. Die Gestalt rechts hält eine Art Rosenkranz in der Rechten und scheint mit den andern zu reden. Einen Fliegenwedel und einige erst entworfene Gefäße sieht man daneben. Hinter dem zweyten Baume hinter der Hütte (eine Baniane mit herabhängenden wurzelähnlichen Aesten) erblickt man einen Fluß, und auf dem jenseitigen Ufer Gebäude am Fuße eines grün bewachsenen Hügels, sorgfältig ausgeführt. Auch der unten und oben mehrere Zoll breite Rahmen deutet auf die unterbrochene Arbeit, indem erst die Grundlinien darauf gezogen sind, und das Bild selbst nur mit fingerbreitem gelben Streif eingefaßt ist, den schmale Goldlinien umgeben.

Nr. 17. — 5½ Z. H., länglich rund.

Abermals eine einsiedlerische Jungfrau mit dem Zeichen der Feueranbeter. Sie sizt mit herabwallendem Haar, grün gekleidet und mit feuergelbem Mantel, vor der Oeffnung einer Binsenhütte, in der Form eines Bienenkorbes, die von einem hohen Baume im Vorgrunde beschattet, oberhalb aber mit breitblättrigen, gelb blühenden Pflanzen bewachsen ist. — Hinter der Hütte scheint ein dichter Wald die tiefste Einsamkeit anzudeuten. Auch sie streichelt ein gezähmtes Thier der Wüste (hier sogar einen Löwen) mit zarter jungfräulicher Hand. Das heilige Feuer fehlt nicht an ihrer Seite, daneben ein Paar Gefäße und eine Flasche, die mit den purpurrothen Blättern einer Blume statt des Stöpsels bedeckt scheint. Vom Baume, in dessen höchsten Aesten sich ein kleiner grauer Vogel wiegt, hängt ein zierlicher Fliegenwedel aus Pfauenfedern gerade zu der Stirn der Jungfrau herab — hinter den breiten Baumstämmen aber lauschend, steht die Magd, die ganz untergeordnet, nicht den Eindruck schwärmerischen Einsamkeit-Gefühles stört, den die Hauptgestalt im höchsten Grade gibt, wie deren ganze Haltung und der Charakter des sanft geneigten Kopfes von der schönsten Eigenthümlichkeit, tiefsinnige Naturanschauung ausspricht.

(Die Fortsetzung folgt.)

Berlin.

Joanni Fr. Blumenbach, Med. Prof. etc. *Viro illustri* Germaniæ Decori diem semisecularem *Physiophili* Germanici læte gratulantur. Inest Index Numismatum in virorum de rebus medicis vel physicis meritorum memoriam percussorum, (Auct C. A. Rudolphi.) Berolini die Septembris XIX. 1826. 131 S. 8. Dieser schäzbare Katalog ist mit der auf Blumenbach's Jubiläum bey Dr. Loos in Berlin geprägten Denkmünze, deren Abbildung ihm voransteht, an die Subscribenten zu derselben vertheilt worden.

Paris.

Hr. Bosio, erster Bildhauer des Königs, hat seine schöne Statue, Heinrich IV. als Kind, welche bey der lezten Ausstellung von allen Kennern bewundert wurde, in Bronze gießen lassen. Der König, die Dauphine und die Herzogin von Berry haben diese Bronze bereits gekauft, und nach ihrem Beyspiele der Großsiegelbewahrer, der Municipalrath von Paris, der Großkanzler der Ehren-Legion u. A. Nach dem Wunsch vieler Kunstfreunde bietet nun Hr. Bosio diesen Bronzeabguß dem Publikum an, er ist 4 Fuß hoch, ganz getreu dem im Museum befindlichen Marmor, und kostet 4000 Franken. Jeder Abguß wird drey Monate nach der Bestellung disponibel seyn. (Monit. 17. Febr. 26.)

Digitized by Google

Nr. 21.

Kunſt-Blatt.

Montag, den 13. März 1826.

Ueber die neuerſtandene Glasmalerey in Bern.

(Fortſetzung.)

Nichts deſtoweniger wollte es doch nirgendshin mit dieſen Neugeburten. Aus Urach ſahen wir eine Art Firnißmalerey anlangen. Von Köln war die Mittheilung des Geheimniſſes um eine Geldſumme angeboten worden, die vielleicht erſt noch eingeſammelt wird. Aus London kamen die ſtolzeſten Britten, und kauften fortwährend unſre alten, oft ſo mangelhaften Fenſterſcheiben. In Paris aber ſprach ſich vollends die verwerfende Stimme eines Sachkenners, des kunſtbewanderten Le Noir aus, der bekannt durch eine Abhandlung de la Peinture sur Verre (Musée des monuments français tome VI.), *) ganz neuerlich ein nachträgliches Schriftchen über dieſen Gegenſtand herausgegeben, und den gegenwärtigen Zuſtand der Glasmalerey in Vergleichung mit dem Zuſtande derſelben im Mittelalter erörtert hat. Die kleine Schrift, (Observations sur la Peinture sur Verre, et sur ses différents Procédés. A Paris, chez Eberhart etc.) auf 27 Seiten beſchränkt, ſagt es unverholen, daß die neue Glasmalerey zu Paris eine Porcellanmalerey ſey, die allerdings mit einer großen und bewundernswerthen Vollkommenheit ausgeübt werde. J'ai reconnu, — ſind Le Noirs Worte, — que ce nouveau procédé était celui de la porcelaine, et que l'un et l'autre exigeaient les mêmes moyens et les mêmes couleurs. La perfection du tableau sera donc entièrement dans la main de l'artiste qui l'exécutera. Le plus habile peintre en porcelaine est donc celui qu'il convient de préférer. Ainsi Madame Jacotot, Messieurs Legay, Demarne, Parent et Constantin seraient maintenant les plus belles peintures sur glace. Quant à la cuisson, on a fait des essais à la Manufacture Royale de Sèvres qui ont parfaitement réussi, et qui ne laissent rien à désirer.

Dieß Urtheil eines Mannes, der zugleich Liebhaber, Geſchichtforſcher und Sachverſtändiger in dieſem Fache iſt, muß wohl in Bezug auf die pariſiſche Glasmalerey für entſcheidend gelten. Zu Paris lebend, mit den dortigen Künſtlern bekannt, voll großer Vorliebe für die Sache, und ſelbſt im Beſitze zweyer neuen Glasgemälde von Mortelec und Gallet, ſpricht er dennoch davon, als von einer ganz andern Art der Kunſt, und fügt am Schluſſe das merkwürdige Bekenntniß bey: La nouvelle manière de peindre sur glace ou sur le verre simple semblerait présenter au premier aperçu un grand avantage sur l'ancienne; mais quand on y réflechit, on sent qu'elle est inférieure, et qu'elle ne convient point à l'usage des églises. Elle offrirait, à la vérité, plus de perfection dans le fini du travail, ou ce qu'on appelle ordinairement le faire; mais elle aurait moins d'éclat, elle produirait moins d'effet dans un grand espace, surtout à un point de vue éloigné, et elle serait beaucoup moins solide.

Auch über die neuen Glasmalereyen der Engländer und der Deutſchen urtheilt Le Noir, indem er ſie ganz den franzöſiſchen gleichſtellt, in Rückſicht auf die Art der Verfertigung: Les Anglais et les Allemands, qui dans les temps modernes ont fait annoncer publiquement leur découverte dans ce genre-là, n'ont produit comme les Français que des peintures fixées sur le verre, et non pas incorporées dans la matière, parceque cette incorporation est impossible sans l'emploi des rainures de plomb pour rapprocher les pièces qui auraient été teintes séparément.

Was im Beſondern (S. 24.) Le Noir über die neue kölniſche Glasmalerey urtheilt, als deren Erfinder er Hrn. Bittenbach nennt, das iſt derſelben höchſt ungünſtig. Da wir aber jezt gerade nicht im Stande ſind zu ſagen, ob die von uns ſchon erwähnte kölniſche Erfindung eben dieſe Bittenbach'ſche ſey; ſo laſſen wir dieſes Urtheil beyſeits, und theilen nur den allgemeinen, geſtrengen Ausſpruch mit, den Le Noir über die ſämmtlichen Wieder-

*) So citirt der Verf. ſich ſelbſt. Ich glaube aber, er meynt die 3me partie ſeiner Description historique et chronologique des monuments de sculpture, reunis au Musée des monuments français, wovon die dritte Ausgabe zu Paris im 5ten Jahr der Republik erſchienen iſt.

Digitized by Google

geburten der alten Glasmalerkunst in unserm Zeitalter, — wohl nicht ohne Bedacht und Prüfung, — ergehen läßt. Tous ceux, — sagt er (a. a. O.), — qui disent et qui annoncent dans les journaux, qu'ils ont retrouvé l'ancienne manière de peindre sur verre, sont des charlatans, des menteurs, ou des hommes trop prévenus en faveur de leur prétendue découverte, qui n'est autre chose qu'une peinture fixée sur le verre.

Nach einem solchen Gericht nun über die moderne Glasmalerey von solch einem Manne wird man sich billig in Acht nehmen, und sachte zugehen, und es nur leise flüstern müssen, wenn man in der Beglaubniß steht, die alte Glasmalerey habe sich jezt dennoch wiedergefunden. Man wird Ort, Zeit, Umstände anzugeben, wird Zeugen aufzuführen, wird gelungene Werke der neugefundenen Kunst nachzuweisen haben; und das Alles ist keine Kleinigkeit.

Aber siehe da, wir sind im Stande, dem Allem zu entsprechen, und wir sagen unumwunden: die alte Glasmalerkunst wird bald ein Jahr schon in Bern mit überraschendem Erfolg und sichtbar zunehmender Vollkommenheit ausgeübt.

Zwar, nach Le Noirs Aeußerungen, ist die Sache nichts weniger, als auffallend. War doch im Grund diese Malerey gar kein Geheimniß, und hatten es doch unsre Chemiker längst in ihrer Gewalt, sie wieder hervorzuholen aus den Rüstkammern ihrer Kunst, wo sie blos für anderthalb Jahrhunderte schlummern gegangen. L'ancienne peinture sur verre n'est point un secret, comme on le dit dans le monde; l'emploi en a été négligé dès le commencement du dix-septième siècle, parce que l'exécution en étoit fort dispendieuse; parce que les donations aux églises se ralentissoient, et que les fidèles aimoient à voir clair parce qu'ils savoient lire. Elle n'a donc pas été perdue? — Nos chimistes actuels, plus habiles que ceux des temps passés, en faisant des essais, trouveroient bientôt les belles couleurs que nous admirons dans les anciens vitraux. Toutes les matières colorantes avec lesquelles les peintres teignoient leurs verres sont connues; j'en ai fait mention dans l'ouvrage où je traite de la peinture sur verre. *)

Wir sind nicht bewandert genug in der Chemie, um diese Meynung Le Noirs gutheißen oder anfechten zu können. Bald, scheint es, wird kein Ding mehr den Chemikern unmöglich bleiben. Aber gewiß ist, daß sie bisher entweder nicht Lust hatten, oder nicht das Geschick besaßen, den Freunden der Glasmalerey zu Hülfe zu kommen. Auf die traurigste Weise ward an den alten zerbrochenen Glasgemälden eine höchst barbarische Flickerey betrieben. Bruchstücke farbiger Scheiben aller Art wurden in die Lücken eingesezt. Das Heilige mußte Profanes, Profanes hinwiederum Heiliges ergänzen. Thierpfoten geriethen an Menschenleiber, und Menschenköpfe wurden auf Thierrümpfe gesezt. Der Baum trug ein Säulenkapital. Die Segelstange trieb Aeste mit Blättern und Früchten. Palläste erhielten Strohdächer, und vor die Hütte kam ein Portal mit Säulen und Architraven. Es war oft eine wahre ovidische Metamorphose, was man zu sehen glaubte, und mancher schöne Ueberrest der ächten alten Glasmalerey ging zu Grund, weil man ihn so entstellt durch die widersinnigsten Anhängsel gar nicht mehr vor Augen sehen mochte.

Es ist wahr, die Nachfrage muß zu Ende des 16ten und zu Anfang des 17ten Jahrhunderts außerordentlich abgenommen haben; denn sonst begreift sich's nicht, daß die Glasmalerey so ganz und so allenthalben aus der Reihe der Handwerke oder der Künste verschwinden konnte. Wie viel oder wenig das Bedürfniß des Lesens in den Kirchen zu diesem Untergange der Kunst beygetragen, dürfte schwer zu entscheiden seyn. Es hätten sich doch — bey der edeln sowohl, als bey der gemeinern Prachtliebe — noch sonst der Orte und Anlässe genug darbieten sollen, um die arme Verbannte, die aus den Kirchen entfloh, wenn nicht glänzend zu beherbergen, doch anständig unterzubringen.

Vielleicht indessen trug die abnehmende Vorliebe für Heraldik, da dieser ganz unzählige Glasschilderyen gewidmet waren, — trug einreißende Verarmung, — trug größere Theilnahme für Musik, — trug ein neuer mehr griechischer als gothischer Geschmack in der Architektur, wesentlich zum Verfalle der Glasmalerkunst bey. Aber insbesondere glauben wir, eine gewisse Sättigung habe hier — wie so häufig — den Wechsel der Mode herbeygeführt. Der menschliche Geist, in Wissenschaft und Kunst, in Religion und Politik, scheint gleichsam ruckweise die einzelnen Räder umzuschwingen, durch welche das Ganze der Menschheit vorwärts getrieben werden soll. Hat er ein Jahrhundert, hat er zuweilen auch deren mehrere, mit Anstrengung an dem einen oder andern Rade gearbeitet, gedreht, gewirbelt; so springt er ab, und greift nach der Kurbel eines andern.

Ob er nun dermal die Getriebe der Glasmalerkunst mit dem alten Nachdrucke umschwingen werde, das steht zu erwarten; genug, er hat eine neue, ganz vortreffliche Gelegenheit dazu, und wir geben endlich hier denjenigen Bericht darüber, den der Raum dieser Blätter und das Maaß der Mittheilungen des Wiedererfinders der Kunst uns für dießmal zu liefern gestatten. Eine Laune des Schicksals mag es seyn, daß eben die Schweiz, die, zufolg' unsern einleitenden Nachweisungen, ein Hauptsiz der zahlreichsten und zum Theil so vortrefflicher Glas-

*) Am Schlusse jener oben angeführten Abhandlung in der Description historique etc.

Digitized by Google

maler gewesen, jezt von Neuem die Wiege der auferstandenen Kunst geworden ist. Doch wollen wir nicht bergen, daß uns ganz neuerlich Bericht gekommen, wie auch Berlin wieder Glasgemälde liefere; aber Bestellungen, die gerade von dort her bey uns eingegangen sind, und von reichen, kunstsinnigen Männern herrührten, bezeichnen uns sprechend genug, daß die schweizerische Arbeit ungleich näher, wo nicht allein mit der alten Glasmalerkunst zusammentreffe. Wenigstens finden wir ganz bey uns, was Le Noir dazu fordert: die Einverleibung der Farbenbilder mit dem Glasstoffe, und nicht ein bloßes Auftragen oder Firiren derselben; wiewohl zu den untergeordneten Parthien auch dieses mit nichten verschmäht wird.

Die Familie des schweizerischen Wiedererfinders der Glasmalerey heißt Müller, stammt ursprünglich aus dem bernischen Oberland, und zwar aus Grindelwald, hat sich vor ungefähr 300 Jahren in der Person eines funfzehnjährigen Jünglings nach Mühlhausen im Elsaß verpflanzt, zehn Generationen hindurch sich meistentheils dort aufgehalten, und dann durch zwey Glieder im Jahr 1790, oder wenig später, das alte Grindelwaldsche Bürger- und Heimathsrecht wieder erneuert. Eins dieser Glieder ist der Vater unsers neuen Glasmalers, ein Indienne-Drucker, der auch die Färberey von Seide und Indienne mit gutem Erfolg aus sich selbst gelernt hat. Er versezte sich nach Schaffhausen, und arbeitet für den dortigen Herrn Rathsherrn Seiler bis auf die gegenwärtige Zeit.

Nun fügte sich's, daß eines Tages Jakob Müller, der jüngste Sohn jenes Vaters, als ein Knabe von 16 Jahren, sich gegenwärtig befand, indem ein Fremder auf zwey alte, große und schön gearbeitete Glasmalereyen das fast unglaubliche Gebot von 1500 Gulden antrug. Die Kunstwerke waren ein Paar wohlerhaltene Fensterscheiben aus dem längst abgegangenen Kloster Allerheiligen zu Schaffhausen, im Besiz eines geschäzten Kunstkenners und Kunstliebhabers, Hrn. Kellers, ebendaselbst. Dem jungen Müller fiel die Sache außerordentlich auf. Wie viel schneller ließ sich da reich werden, und eine Familie erhalten, als durch das mühsame Gewerbe des Vaters! Dieser so nahe liegende Gedanke fiel mit großem Gewicht in die Seele des Knaben, und der Vater, auf technische Geschicklichkeit einen hohen Werth legend, dieweil er selbst sich darin hervorthat, munterte den Sohn auf, einen Versuch in dieser Sache zu machen.

Mit welcher großen Beharrlichkeit und vielfältigen Anstrengung dieß nun geschehen sey, mag die dazu verwandte Zeit von drey Jahren, und außerdem der Umstand beweisen, daß der junge Müller seine Gesundheit durch die häufigen Arbeiten beym Feuer und die mancherley chemischen Experimente dergestalt schwächte, daß er seit diesem Zeitpunkt Jahre lang Noth hatte, sich auch nur leidentlich hinzufristen. Aber einmal wieder erfüllte sich hier das alte: Labor omnia vincit. Der Jüngling drang durch. Er hatte sich vorzüglich bemüht, mit Bruchstücken alter Glasmalereyen über dem Feuer allerley Proben anzustellen, und nebenbey die Farbstoffe, die sein Vater schon im Ueberfluß kannte, auf diese oder jene Weise in Anwendung zu bringen. Kurz, nach Verlauf der drey Jahre war das Wesentliche zu Herstellung der alten Glasmalerey wieder gefunden oder neu entdeckt. Der Vater begab sich auf eine Glashütte des benachbarten Schwarzwalds; es wurden aus den vom Sohn gemischten Stoffen buntfarbige Scheiben bereitet, und das Einbrennen der Zeichnung, Figuren, Zierrathen ward mit Erfolg wieder daheim durch den Sohn bewerkstelliget. Vom Jahr 1821 an mag der wichtige Fund datirt werden; aber noch fehlte freylich viel, daß er sich sogleich hätte geltend machen können. Er glich einem Wiegenkind, das vieler und mühsamer Pflege bedarf, ob es gleich die Geburt überstanden hat. Vorzüglich kam es darauf an, die schicklichen Gegenstände zu finden, in deren Darstellung die wiedergefundene Kunst sich hervorthun und bey den Kennern empfehlen könnte. Zudem war der junge Müller ja kein Maler, und die Abbildung gemeiner, fehlerhaft gezeichneter Dinge würde die Sache von vorn herein wieder verdorben haben. Am natürlichsten war es, sich der Heraldik zuzuwenden; denn sie vorzüglich gestattet die scharfe und selbst etwas grelle Zeichnung, die bunte Farbengebung, und die so beschränkte Perspektive, die wenigstens bisher fast allgemein als herrschender Charakter der alten Glasmalerey betrachtet wurden, und von derselben vielleicht unzertrennlich sind.

Zu dem jungen Müller gesellte sich jezt ein geschickter Schaffhausischer Kunstmaler, Hr. Beck, und Beyde vereinigt brachten, nebst andern, uns nicht bekannt gewordenen Versuchen, eine hübsche und ansehnliche Glasscheibe, die Wappen der 22 Schweizerkantone, mit dem gemein-eidgenössischen Wappen und einem geharnischten Schildhalter desselben in der Mitte, von so stattlicher Färbung heraus, daß sich nicht zweifeln ließ, immer vollkommnere Arbeiten würden sich forthin anreihen an diese erste im Ganzen so gelungene Probearbeit.

Nirgends indessen, wo der Ruf der neuen Erfindung hingelangte, scheint er so viel Theilnahme und Neugier erregt zu haben, als zu Bern, wo zufällig Georg Müller, ein Bruder des jungen Erfinders, das Wagner-Handwerk ausübte, und hinreichend Gelegenheit hatte, zu hören, wie einige Kenner und Liebhaber der Glasmalerey sich freudig darüber aussprachen. Ohnehin war die heraldische Zeichnung hier gerade in vollem Schwung, da die Geschicklichkeit und Sachkunde des Kunstmalers Hrn. Emanuel Wyß in diesem Fache sich bereits über ein Jahrzehend vielfältig bewährt hatte, und alle Lieb-

Digitized by Google

haber sogleich erkannten, das Artistische dieses Künstlers und das Technische des neu auftretenden Glasmalers würden sich einander unvergleichlich fördern und ergänzen können.

Im Christmonat 1823 denn holte Georg Müller, der ältere Bruder, den jüngern, Johann Jakob, aus Schaffhausen nach Bern, und führte ihn zu allen Kennern und Freunden der Glasmalerey, so wie zu den geehrten Vorstehern der bernerischen Kunst- und Industrie-Anstalten; da denn schon im Januar 1824, auf vorgelegten Bericht hin, von der hohen Regierung 600 Franken zu den ersten benöthigten Einrichtungen für den Betrieb der neuen Kunst ausgeworfen wurden; eine vorläufig hinreichende Summe, zu welcher späterhin auch die Gestattung eines höchst zweckmäßigen Lokals für den Brennofen hinzugekommen ist.

Seltsam, daß jene erste eidgenössische Schilderey, und selbst das zweyte Produkt der neuauflebenden Kunst, ein Bern-Wappen, wenn wir uns richtig erinnern, nach Berlin verkauft worden ist, während jene nur 7, dieses nur 6 Louisd'or im Preise gehalten war. Allein, gut Ding will ja Weile haben; und der Schweizer namentlich geht nicht anders, als voll großen Bedachts in Neues, noch Ungeprüftes hinein.

Mit raschen, auffallenden Fortschritten indeß rückte die Glasmalerey — nach diesen erhaltenen Vergünstigungen — vor, und schon gingen Bestellungen aus dem Ausland ein, die von jezt an nur zunahmen, und neuerlich auch von der Regierung des Cantons sowohl als von der Stadt-Verwaltungsbehörde mit vollem Zutrauen um beträchtliche Preise gemacht worden sind. Für jene kam ein ganzes, schön eingetheiltes, rundes Fenster, mit einem Bernschild in der Mitte und einem Wappenkranze ringsum zu Stande, dessen Kosten sich auf 50 Louisd'or beliefen, und das eine Zierde der neuerbauten Kirche zu Wangen geworden ist. Für diese aber sind vier Wappenschilde, jedes zu 25 Louisd'or befohlen, und zur Aufstellung in den Fenstern des alten, gothisch-gebauten Münsters zu Bern bestimmt. Zwey davon, 3 Fuß 8 Zoll hoch, sind bereits, nach meisterlichen Originalen von Hrn. Eman. Wyß, vollendet, und zeichnen sich durch heraldische Haltung sowohl als durch Farbenpracht zur Verwunderung aller Kenner aus; denn Niemand nimmt den mindesten Anstand, sie würdig zu finden in der Reihe derjenigen zu stehen, welche seit der Mitte des 16ten Jahrhunderts in den Fenstern dieser Kirche glänzen, und von ausgezeichneten Meistern des Faches verfertiget sind.

(Der Beschluß folgt.)

London.

Fosbroke's Encyclopædia of Antiquities complete. 2 Vol. 4. 6 Pf.

A Series of picturesque Views in London and its Environs. Engraved by C. Heath. No. 1. 9 Sh. 14 Sh. 20 Sh.

Thirty-three Original Designs from Gay's fables, drawn and etched by the late C. Muss. 4. 14 Sh.

Etchings, consisting of 39 Plates from the Works of Richard Wilson, the Painter, by Thomas Hastings Esq. 4. 2 Pf. 12 Sh. 6 P.

Museum Worsleyanum; or a Collection of antique Basso-Rilievo's, Statues, Gems etc. With Views from the Levant. 2 Vol. imp. 4. 12 Pf. 12 Sh.

Select Views in Greece. By H. W. Williams. No. IV. Imp. 8. 12 Sh. 4. 1 Pf. 1 Sh.

The History and Antiquities of Bath Abbey Church, with ten Engravings by J. and H. Le Keux etc. from Drawings by Mackenzie etc. Royal 8. 1 Pf. By J. Britton. F. A. S,

The History and Antiquities of Well's Cathedral with 24. Engravings. Medium 4. 2 Pf. 10 Sh. By John Britton, F. A. S.

Illustrations of Bishopwest's Chapel in Putney Church, Surrey; containing 12 Prints, drawn on Stone, by J. G. Jackson, from Admeasurements taken, by G. T. Andrews and J. G. Jackson. Super-royal. 4. 14 Sh.

Sir Joshua Reynolds. A Descriptive Catalogue of all the Prints and Engravings which have been executed from Original Paintings and Portraits, by Sir Joshua Reynolds. 12. 5 Sh.

Paris.

Voyage à Athénes et à Constantinople, ou collection de portraits, de vues et de costumes grecs et ottomans, dessinés sur le lieu d'après nature, lithographiés et coloriés, par M. Louis Dupré, élève de David, accompagné d'un texte et orné de vignettes. Erste Lieferung. Fol. Preis 28 Fr. 50 Cent. Inhalt: 1. Titelblatt, das Labarum, oder die Fahne, welche Constantin den Sieg verschaffte, das Panier der Hellenen. 2. Photo Pikos aus Suli. 3. Ein Suliote aus Corfu. 4. Palikiar aus Salle. 4. Ismael Bey und Mahomet Pascha, Enkel des Ali-Tebelen v. Janina. Es sollen 10 Lieferungen werden.

Digitized by Google

Nr. 22.

Kunst-Blatt.

Donnerstag, den 16. März 1826.

Ueber die neuerstandene Glasmalerey in Bern.

(Beschluß.)

Ueber eine Menge kleinerer Wappenschilde, und glücklicher Ergänzung von alten halbzerbrochenen Glasmalereyen, wollen wir uns hier nicht verbreiten. Es möge in dieser Beziehung genügen, daß wir aus einem bernerischen Zeitblatt Hrn. Sigmunds v. Wagner, *) eines geschäzten Kunstkenners, dasjenige beybringen, was er über eine Arbeit Müllers berichtete, die in der bernerischen Kunstausstellung vom Jahr 1824 der allgemeinen Prüfung und Würdigung dargegeben war.

„Eine erfreuliche Erscheinung" — sagt Hr. v. Wagner, — „hatte während dieser ganzen Woche vom 31sten Heumonat an die Aufmerksamkeit der immer zahlreichen Besucher der Gemälde-Ausstellungs-Säle ganz besonders auf sich gezogen. Wir meynen nämlich die vortrefflich, ganz in der Kunst der berühmten, alten Glasmaler ausgeführte, große Fensterscheibe, das Wappen der Familie von Pourtalès von Neuenburg darstellend. Dieses schöne Kunststück ist gemeinsamlich von dem geschickten Wappenmaler Hrn. Emanuel Wiß von Bern gezeichnet und auf Glas gemalt, und von dem jungen Wiederauffinder dieser lange verloren gewesenen Kunst, J. J. Müller, aus Grindelwald gebürtig, aber in Bern wohnhaft, in den schönsten Farben in Glas gebrannt worden."

„Sowohl die musterhafte Zeichnung dieses Wappenschildes, welcher ganz im Geschmack der besten alten Meister aus dem 16ten Jahrhundert, namentlich eines Daniel Lindmeyers von Schaffhausen und eines Thüring Walthers von Bern, mit Umrissen vom zierlichsten Schwung, entworfen und ausgeführt ist, als auch die glänzende Färbung desselben, worin vorzüglich das reinste Azurblau und das prachtvolle Goldroth sich auszeichnen, haben selbst die schwierigsten Kenner dieser Art von Malerey vollkommen befriedigt. — Wie bekannt, ist besonders die herrliche rothe Farbe der alten Glasmaler bisher in gleicher Schönheit von Glasmalern, selbst in London und Paris, wo jedoch Hr. Dihl (?) so kostbare Glasgemälde verfertiget, nicht wieder erreicht worden. Wir können nun aber, auf das Zeugniß großer Kenner dieser Art von Malerey, versichern, daß das Roth des Künstlers Müller (dessen Verfertigung übrigens bisher ganz sein Geheimniß ist,) dem Roth der Alten gar nichts nachgibt, und daß er sogar die Kunst besizt, diese schöne Farbe nach Belieben stärker oder schwächer auf verschiedene Art zu nüanciren." ....

Nach diesen Andeutungen über das Historische und Aesthetische der neu gefundenen Glasmalerey, wünschten wir nun auch das Technische und Mechanische derselben wenigstens nicht ungenügender anzugeben; allein hier fehlen uns einestheils die nöthigen Hülfskenntnisse, und anderntheils verbot die Bescheidenheit, den jungen Künstler darüber in ein Verhör zu nehmen, da er vielleicht ungern auch nur das Allgemeine über die benuzten Farbenstoffe mittheilen würde. Wir sind folglich nicht im Stande zu bestimmen, ob Hrn. Müllers Verfahren und Hülfsmittel zusammentreffen mit den Angaben Le Noirs, welcher in jener angeführten ältern Abhandlung de la peinture sur verre die Metallkörper benennt, durch deren Anwendung sich die verschiedenen Farben dem ungefärbten Glase einverleiben lassen. Er nennt (S. 239) den Kobalt für das Blaue, den Eisenkalk für einige Tinten des Rothen und für das Braune, wozu auch wohl Kupferkalk (chaux de cuivre) sich gebrauchen lasse; ferner mit Säure aufgelöstes und mit fixem Alkali niedergeschlagenes Kupfer für das Grüne; Goldkalk für das Purpurrothe und Silberkalk für das Gelbe; endlich für das Violette une substance minérale, appellée manganèse.

So viel können wir indessen bestimmt versichern, daß unser Künstler bereits alle jene Hauptfarben herauszubringen weiß, die der alten Glasmalerey ihren wesentlichen Character geben; doch genügen ihm selber einige Töne, wie z. B. sein Grün, noch nicht so durchaus, daß

*) S. Ausstellungsblatt, oder Bericht über die öffentliche Ausstellung der Gegenstände des schweizerischen und bernerischen Kunstfleißes, gehalten zu Bern 1824. Bern. 4. S. 28. vergl. S. 56.

Digitized by Google

er nicht auf Verbesserungen bedacht wäre, die er zu entdecken keineswegs verzweifelt.

Im Ganzen zerfällt die neue Kunst in mehrere Hauptzweige, die fast unnachläßlich eine Verbindung mehrerer Künstler zu Hervorbringung eines vollkommenen Produktes nöthig machen, wenn nicht gar zu selten und langsam ein Werk gedeihen soll. Erstlich muß der Farbenstoff mit großem Bedacht auf die Glasstücke gebracht werden, und diese müssen zum voraus schon, je nach Verhältniß, in zweckmäßige Formen geschnitten seyn, um nach eingebrannter Farbe und Zeichnung erst durch Bleyfassungen zu einem Ganzen sich zu vereinigen. Dieß nöthigt also, die auszuführende Zeichnung allererst genau in der zu erzielenden Größe des Glasgemäldes vor sich zu haben, und auf die schicklichste Trennung der Parthieen an solchen Stellen zu denken, wo starke Umrisse und allenfalls auch andere Färbung einen Abschnitt am ehesten gestatten.

Man wählt vorzugsweise nur ein ganz geringes, grünes Fensterglas, weil es fähig ist, eine außerordentliche Hitze auszuhalten. Die schwache Farbentinte, die es hat, bewirkt nicht die mindeste Störung im Auftragen und im reinen Darstellen irgend eines andern Farbentons. Möglicherweise ließen sich allerdings auch sehr große Glasstücke bemalen, und die Bleyfugen, die doch immer störend sind, würden dann meistentheils wegfallen. Aber die Gefahr des Springens der Stücke im Ofen nimmt mit ihrer Größe so ungemein zu, daß der Künstler den Aufwand und den Zeitverlust nicht wagen darf, den dieses Springen, wenn es auch nur zuweilen erfolgte, nothwendig verursachen müßte. Selbst die alten Glasmaler haben sich dieser Beschränkung ihrer Kunst unterzogen; wiewohl doch wahrscheinlich die geschicktesten in der höchsten Blüthezeit dieses Kunstzweiges mehr werden gewagt haben, als die ungeschicktern, zumal beym Sinken des Gewerbes.

Weit gefehlt aber, daß der Glasmaler nur mit seinen vorbereiteten Stoffen die gezeichnete Zeichnung auf's Glas tragen, und dann in den Brennofen schieben dürfte, hat er vielmehr einen großen Theil der Bilder, die er einbrennen will, allervörderst herauszuschleifen aus der Glastafel, und dann erst in den leeren Raum die gewünschte andere Farbe hineinzutragen. Es wird einstweilen wenigstens für die zwey Hauptfarben Blau und Roth ein ganz eigenes Verfahren beobachtet, das größere Stücke färben und wahrscheinlich auch schöner, besonders gleichmäßiger färben läßt, als vor dem kleinen Brennofen des Glasmalers möglich seyn dürfte. Man läßt nämlich auf einer großen Glashütte sogenanntes Ueberfangglas verfertigen, und dieß geschieht, indem der Glasbläser an sein Blasrohr neben einer Portion gemeiner Glasmasse auch eine Portion vorbereiteten farbigen Schmelzstoffes nimmt, und durch das Blasen diese farbige Masse sich über die ganze gemeine Glasmasse gleichmäßig verbreiten läßt, da denn die Tafel schlechterdings gediegen farbig erscheint, und der Ueberfang durchaus untrennbar verschmolzen ist mit der Unterlage; so daß eher das Ganze tausendmal in Scherben bricht, als daß der Ueberfang wegzubringen wäre. Jezt erst wird eine solche Tafel in die erforderlichen Stücke zerschnitten, und mit großer Mühe — durch eine eigene Verrichtung — unter beständiger Gefahr des Zerspringens, wird die beliebige Figur, als namentlich die Wappenbilder der Monde, Sterne, Bänder u. s. w. in den Schild erstlich eingeschliffen, dann mit dem anderweitigen Farbenstoffe ausgemalt, und endlich von Neuem in den Ofen geschoben. Es kann sich also treffen, namentlich bey Figuren, zumal bey menschlichen, daß ein und ebendasselbe Glasstück drey- und viermal in die Glühhitze gebracht wird, da für jede Farbe immer ein eigener Brand erforderlich ist. Das Schwarze und Schwarzbraune zu mannichfaltigen Schattirungen wird gemeiniglich zulezt aufgetragen, aber gleichfalls der Gluth ausgesezt. Für das Grüne ward bisher ein blaues Glas genommen, und auf der Gegenseite des blauen Ueberfangs mit Geld tingirt; allein der Künstler hofft auch das Grün und das Gelb einmal in allgemeinem Ueberfang herauszubringen, und so allmählig mit den übrigen Hauptfarben, Milchweiß, Violett, Schwarz u. s. w. vorzuschreiten, wiewohl immer ein Theil der Farbe von freyer Hand wird müssen aufgetragen werden.

Sein Ueberfangglas läßt der Künstler dermalen in der freyburgischen Glashütte zu Semsale bereiten, liefert aber das Gemisch der nöthigen Ingredienzien dazu.

Bey dem Brennen ist die vornehmste Schwierigkeit die Erzielung einer gleichmäßigen Hitze, und die zweckmäßige langsame Abkühlung. Ein Ofen aus Thon mit einer wölbigen sogenannten Muffel ist eigens zu der Brennerey errichtet worden. Die Erhitzung desselben fängt bereits 3 — 4 Stunden vor dem Brennen an, und wird dann gemeiniglich 24 Stunden lang fortgesezt. Bey dem Brennen schiebt man behend auf einem eisernen Schäufelchen die Glasstücke (den Farbenauftrag oberhalb,) in die Gluth auf einen thönernen Boden, läßt sie da ganz kurze Zeit liegen, und bringt sie dann in den Kühlofen oberhalb der Muffel, der aber selbst außerordentlich erhizt seyn muß; denn kömmt das Glasstück nur mit einem Endchen auf einen kühleren Fleck zu liegen, als mit seinen übrigen Theilen: so ist ein Sprung die Folge, und die Arbeit mehrerer Wochen kann vernichtet seyn.

Endlich folgt die leichteste, fast nur mechanische Arbeit, das Einfassen der bunten, jezt gänzlich verkühlten Scheibenstücke in die Bleyfugen, welche nun freylich als grobe Näthe die Eleganz des Kunstwerkes um etwas vermindern; aber doch auch den Vortheil gewähren, daß

Digitized by Google

wenn später irgend ein Theil des Glasgemäldes durch Zufall zerbrochen wird, dieser einzelne Theil ergänzt werden kann, indeß alle übrigen unverdorben ihrer Bestimmung fortwährend ein Genüge leisten.

Es ist ein günstiger Umstand für unsern jungen Erfinder, daß gerade sein Bruder, Georg Müller, ein gewandter mechanischer Kopf, sogleich das Ausschleifen der nöthigen Figuren und Bilder in den farbigen Glasstücken, und das Einfassen der Scheibenstücke zu vollständigen Glasscheiben unternommen hat; denn dadurch wird jeder Theil der Arbeit genauer verrichtet, und es wird Zeit gewonnen, um schneller die Aufträge zu befriedigen. Ja, es wäre zu wünschen, daß ein geschickter — besonders ein im heraldischen Fache geschickter — Maler beständig das Auftragen der Bilder auf Glas besorgte, damit desto öfter zum Brennen geschritten werden könnte; wiewohl man es Hrn. J. J. Müller nachrühmen muß, daß er in sehr kurzer Zeit namhafte Fortschritte im Zeichnen gemacht hat. Eine Vertheurung der neuen Kunstwaare würden wir darum noch keineswegs besorgen; weil ein tüchtiger Künstler ja sogleich auf Glas zeichnen könnte, während jezt meistentheils eine farbige Zeichnung auf Papier von Hrn. Müller zum genauen Vorbilde genommen werden muß, wenn ein gelungenes Kunstwerk herauskommen soll.

Wie die neuen Preise der farbigen Glasscheiben sich zu den ehemaligen verhalten, sind wir jezt gerade noch nicht im Stande anzugeben. Sonderlich wohlfeil sind die alten Glasgemälde nicht gewesen; denn wir finden ihre Menge und Größe gar genau im Verhältniß zu dem Reichthum und der übrigen Pracht von Klöstern, Kirchen, Schlössern und Privathäusern, wo sie angebracht wurden. Es hängt aber viel von den gerade vorkommenden Farben ab, da z. B. Roth am kostbarsten ist. Kleinere Scheiben sind auch wenigern Zufällen beym Einbrennen ausgesezt, als größere, und dann kömmt wiederum Vieles auf die Eleganz und den Reichthum der Zeichnung an; so daß z. B. eine Scheibe von ungefähr einem Quadratschuh Höhe und Breite je nach Umständen 2 — 3 — 4 Louisd'or kosten mag, was wir mit den ehemaligen Preisen im 15ten und 16ten Jahrhundert für ziemlich übereinstimmend halten.

So weit unsere Notizen über die neuerstandene Glasmalerey in Bern; und wir freuten uns diesen Bericht ertheilen zu können, indem wir sehr redlich glaubten, diese Kunst werde noch gegenwärtig nirgends sonst in der alten Weise geübt, wie bey uns. Aber siehe da, derweil wir uns Muße gönnen den Aufsaz abzusenden, langt uns durch Güte des Herausgebers, Hrn. Joseph Hellers, ein Jahrgang der wöchentlichen Kunstnachrichten an (1825), und sogleich in der 5ten Nummer desselben stößt uns eine Nachricht über neue Glasmalerey in Nürnberg auf, und zwar eine so bestimmte, so in das Einzelne gehende, daß wir kaum zweifeln dürfen, die HH. Frank in München, und Mohn, theils in Dresden, theils in Wien, sind in voller und glücklicher Uebung der Glasmalerey begriffen, sind es zum Theil seit 1813 schon, und haben davon namhafte Proben abgelegt. Namentlich berichtet Hr. Heller von einem Fenster, das 20 Fuß Höhe hat, und ein überaus gelungenes Gemälde von einem Farbenglanz zeige, der nichts zu wünschen übrig lasse. Roth, Blau, Gelb und Weiß sind in gleicher Schönheit darauf angebracht, und die Behandlungsweise ganz dieselbe, wie bey den alten Glasmalereyen. Ein höchst günstiges Vorurtheil für die Trefflichkeit dieses in der Kirche zu St. Jakob zu Nürnberg aufgestellten Fensters erwächst uns aus dem Umstande, daß Hr. Architekt Heidelhoff die Zeichnung verfertiget hat; denn schwerlich hätte dieser Künstler an etwas Anderm als an Aechtem und Gediegenem so thätig Theil genommen.

Auch die 6te Nummer der Heller'schen Kunstnachrichten thut Meldung von großen und gelungenen Glasmalereyen, die von Hrn. Gottlieb Samuel Mohn vorzüglich zu Wien und zu Lachsenburg (Larenburg?) aufgestellt worden. Von der leztern Arbeit heißt es, sie erfreue sich der Bewunderung aller Kunstkenner. Sie enthält Figuren, Bildnisse, Wappen und Embleme in einem — wie es scheint — höchst beträchtlichen Umfang.

Es dürfte also wieder einmal begegnet seyn, was schon oft sich in der Geschichte der Erfindungen und Künste wiederholt hat, daß in einer und ebenderselben sehr beschränkten Periode unabhängig von einander verschiedene Männer sich der nämlichen Erfindung bemächtigt haben. Ehmals pflegte man in solchen Fällen heftig und lang um das Vorrecht des ersten Fundes zu hadern, zumal wenn spät erst die verschiedenen Ansprüche neben einander oder gegen einander aufgestellt wurden. Im gegenwärtigen Falle jedoch, und hoffentlich immer häufiger bey solchen Ereignissen, überzeugt man sich gleich von vornen herein, daß ein gleiches Verdienst zugleich von Verschiedenen habe erworben werden können, und hoffentlich wird die Nachwelt nicht Anlaß haben, über den Wiedererfinder der Glasmalerey durch Einbrennen sich eben so zu streiten, wie man sich etwa jezt über die Erfindung der Buchdruckerey und so viele andere streitet.

Gewiß, die Kunst selber und das kunstliebende Publikum kann nur gewinnen, wenn die Glasmalerey in mehrern von einander unabhängigen Werkstätten zu gleicher Zeit betrieben wird. Es ist zu hoffen, daß baldeinmal Gemeinschaft zwischen den neuen Künstlern entstehen werde, daß man Vortheile von einander lerne, daß man sich Verbesserungen mittheile, daß man wetteifern, und immer gediegnere Producte hervorbringen werde.

Digitized by Google

Hr. J. J. Müller ist ein so anspruchloser, in seine Kunst so vertiefter junger Mann, daß er kaum noch daran gedacht hat, ob er allein stehe mit seiner Kunst, oder hundert Nebenbuhler habe. Auch ist dieser Bericht ohne die mindeste Anregung von seiner Seite, lediglich aus Kunstliebe des Verfassers und nach gelegentlichen Berichten entstanden, wie dieser sie im Gespräch mit dem Künstler und aus eigener Ansicht bey verschiedenen Besuchen in der Werkstätte desselben gesammelt hat. Für Liebhaber der Kunst und für Forscher der Kunstgeschichte werden auf jeden Fall unsere Notizen einigen Werth haben; doch hätten wir sie gewiß abgekürzt, wenn das Heller'sche Blatt uns noch vor Beginn der Arbeit zugekommen wäre. *) Jezt aber fällt es uns schwer, und kostete zu viele Zeit, den Aufsatz umzuschmelzen; so daß wie uns der alten — freylich gar schlimmen — Ausflucht getrösten müssen: was ich geschrieben habe, das habe ich geschrieben! Möge man uns einige Nachsicht angedeihen lassen! —

J. R. W.

*) Man vergleiche zu weiterer Vervollständigung auch die Notizen S. 178. S. 269. S. 273 und vorzüglich S. 202. Doch müssen wir der Wahrheit das Zeugniß geben, daß bereits zwey Reisende, die aus Wien kamen, und die Mehnschen Farbenscheiben gesehen hatten, ganz unaufgefordert den Müllerschen eine größere Farbenpracht zuschrieben.

Gallerie Angouleme in Paris.

(Vergl. Kunstbl. 1824. Nr. 77.)

Die neue Galerie d'Angoulême, wo die Werke der französischen Sculptur aus dem 16ten, 17ten und 18ten Jahrhundert ausgestellt sind, ist eben vollendet. Die darin enthaltene Sammlung besteht aus einigen Denkmälern, welche den Kirchen, denen sie angehörten, nicht wiedergegeben werden konnten; sie kommen aus dem Museum des Petits-Augustins, wo Hr. Le-Noir sorgfältig Alles gesammelt hatte, was die Revolution zu vernichten drohte. In der neuen Galerie findet man auch die Werke der Bildhauer, welche der französischen Schule am meisten Ehre machen, wie von Jean Cousin, J. Goujon, Francheville, Germain Pilon und Le Pujel, wie auch einiger neueren Künstler. Endlich bemerkt man auch, nach einem dem Talente zugestandenen Vorrechte, mitten unter allen diesen französischen Erzeugnissen, die von zwey italienischen Künstlern: Die Sclaven von Michel Angelo, und die beyden Gruppen Amor und Psyche von Canova. Diese Galerie hat für die Geschichte sowohl als für die Kunst Interesse. In der ersten Hinsicht könnte man vielleicht finden, daß die Anzahl von Werken berühmter Franzosen dort nicht groß genug sey. Man würde gerne auch Büsten sehen und die Züge eines Bayard, eines Sully und so vieler Andern erkennen. Sie gewährt nicht genug historisches Interesse, um das Publikum anzuziehen und durch den Reiz zu fesseln, welchen Kunstwerke, die das Andenken an theure Männer und Handlungen erwecken, gewähren.

Die allgemeine Anordnung dieses Museums scheint hauptsächlich bezwecken zu wollen, den Zustand der Bildhauerkunst in Frankreich in den drey Jahrhunderten, welche dem unsrigen vorhergingen, darzuthun. In dieser Hinsicht konnte man bey der Wahl der zuzulassenden Stücke nicht streng genug seyn, und die Sorgfalt, womit man nur verdienstvolle Werke vereinigt, so wie die Ordnung und Eleganz, womit man sie gestellt, verdienen den größten Beyfall.

In der Beschreibung, die Hr. Graf v. Clarac vom Musée d'Angoulême gibt, liest man eine sehr richtige Bemerkung über die Statuen Michel Angelo's, welche mitten im französischen Museum stehen. Wohin hätte man sie füglicher stellen können? sagt er. Der große Meister findet sich in der Mitte oder an der Spitze seiner Schüler: denn seinem Unterrichte, seinen Mustern oder seinen Grundsätzen verdankt Frankreich seine größten Bildhauer, einen J. Cousin, J. Goujon u. a. m. Jeder, der die florentinische Schule studirt hat, weiß, daß die unserer ersten Bildhauer ihr den Ursprung verdankt. Als unsre Künstler des 16ten Jahrhunderts nach Italien gingen, als Benvenuto Cellini nach Frankreich kam, da fing bey uns die Blüthe der Bildhauerkunst an. Wir dürfen also nicht undankbar gegen unsre Lehrer seyn; und hätten wir auch nur ein Stückchen Marmor besessen, das dem Meissel Michel Angelo's entfallen, so hätte man es aus Ehrfurcht für das Andenken des großen Künstlers, ohne welchen unsre Bildhauerschule vielleicht nie gewesen wäre, mit Recht in unserm Museum aufstellen müssen. (Annales de la Littérature et des Arts, 9. Juillet 1825.)

München.

Im October des laufenden Jahrs wird die königliche Akademie der bildenden Künste in München abermals eine Kunstausstellung veranstalten. Diese Ausstellung wird gleich den früheren alle Fächer der bildenden Kunst umfassen. In Folge dessen gibt sich die königl. Akademie die Ehre, sämmtliche Künstler des In- und Auslandes einzuladen, ihre Werke zu derselben einzusenden. Der lezte Einsendungs-Termin ist der 12. Sept. laufenden Jahrs; später einkommende Werke würde sie mit Bedauern nicht mehr in die Ausstellung aufnehmen können.

München, den 20. Febr. 1826.

Königl. baier. Akademie der bildenden Künste.

Digitized by Google

Nr. 23.

Kunst-Blatt.

Montag, den 20. März 1826.

Nekrolog.

Notiz über den Bildhauer Dupaty, Mitglied des französischen Instituts, Officier der Ehrenlegion, Professor an der königlichen Schule der schönen Künste, adjungirten Conservator der Galerie Luxemburg zu Paris.

Charles Mercier Dupaty wurde den 29sten Sept. 1771 zu Bordeaux geboren. Sein Vater war der Präsident Dupaty, welcher durch seine Geschäftsführung, durch seine Theilnahme an dem Parlament von Meaupeau, durch mehrere ausgezeichnete Schriften über Gesetzgebung und in der schönen Literatur durch seine Briefe über Italien bekannt ist. Dieß letztere Werk fand glänzenden und ausgebreiteten Beyfall und hatte vielleicht großen Einfluß auf das Schicksal des Sohnes, denn eine junge feurige Phantasie mußte wohl von einem Buch angeregt werden, dessen Ruhm das Erbtheil der Familie geworden war, und worin die Werke der Kunst mit Pomp und Enthusiasmus gefeyert wurden.

Dupaty begann jedoch mit dem Studium der Rechte und ward 1790 Advokat; aber seit dem zwey Jahre früher erfolgten Tode seines Vaters fühlte er sich nach einer andern Richtung hingezogen und folgte ihr bald ausschließlich. Er fing an die Landschaftmalerey bey Valenciennes zu studiren, und diese Neigung zur Malerey blieb ihm auch nachher, als er sich ganz der Bildhauerkunst gewidmet hatte.

Indessen hatte die Convention alle französischen Jünglinge von 18 bis 25 Jahren zu den Waffen gerufen; auch Dupaty war unter ihrer Zahl, er diente in einem Dragonerregiment bis zum Jahr 3, wo er in sein väterliches Haus zurückkam, war aber nachher genöthigt, sich von neuem als geographischen Zeichner im Departement du Mont-terrible verwenden zu lassen, bis er nach Verlauf mehrerer Jahre vom Directorium an die Nationalschule in Paris gerufen wurde. Nun studirte er die Historienmalerey bey Vincent, verließ sie aber bald, um unter Lemot's Leitung die Bildhauerkunst zu erlernen, der er auch sein übriges Leben gewidmet hat.

Nach dem Sturz des Terrorismus fühlte man sich befreyt von den Bedrückungen der Gewaltthätigkeit und des Verbrechens; die früheren Sitten machten wieder ihre Rechte geltend; Festlichkeiten und Bälle vermehrten sich, und die junge und schöne Welt überließ sich dem Vergnügen desto zügelloser, je länger sie es entbehrt hatte. Dupaty konnte dieser in seinem Alter so mächtigen Verführung nicht widerstehen; er erhielt sogar eine gewisse Berühmtheit als Tänzer und man stritt sich um das Vergnügen ihn bey den Festen zu haben. Von da bis zu dem Künstler, der sich nachher einen so schönen Ruhm erwarb, war ein weiter Abstand; doch ist es bemerkenswerth, daß seitdem seine Studien, von einem festen Willen beherrscht, nie mehr unter seinen Vergnügungen zu leiden hatten.

Im Jahre 7 erschien er zum erstenmal unter den Preisbewerbern und trug auch sogleich den großen Preis der Sculptur davon. Der Gegenstand war Perikles, welcher den Anaragoras besucht. Die Composition war gut geordnet, ließ aber verschiedenes zu wünschen übrig, besonders sah man, daß er noch nicht genug Festigkeit in der Zeichnung erlangt hatte. In der Administration der französischen Akademie zu Rom herrschte damals große Unordnung, es waren mehr Zöglinge ernannt, als Plätze zu vergeben; dieß nöthigte Dupaty noch mehrere Jahre in Paris zu bleiben. Da er sein ganzes väterliches Vermögen bey dem Unglück der französischen Colonien verloren hatte, unternahm er als eine nützliche Arbeit die Büste des Generals Desaix für den Goldschmied Auguste. Um einen Maaßstab seiner Kräfte zu erlangen, verwandte er den Ertrag dieser Büste auf die Fertigung des Modells seiner ersten Figur: Amor welcher Blumen bietet und Ketten verbirgt. David besuchte ihn, um dieß Modell zu sehen, welches noch das Gepräge der alten Schule trug, und auf seinen Rath vernichtete Dupaty sein Werk und begann es von neuem. Von hier an datirt sich ein höherer Schwung in seinem Bestreben.

Digitized by Google

Indessen nährte er eine große Sehnsucht nach Italien; doch wollte seine Mutter nicht in seine Entfernung willigen, und trotz dem entschiedenen Hang, den er für die Künste zeigte, hegte sie immer noch den Wunsch, daß er in die Staatsverwaltung eintreten möchte, in welcher sein Vater sich so gerechten Ruhm erworben hatte. Um ihren Bitten zu entgehen, welche zurückzuweisen er vielleicht nicht die Kraft besessen hätte, machte er seine Vorbereitungen insgeheim; die Nacht vor seiner Abreise brachte er bey einem Freunde zu, und als am andern Morgen seine Mutter unruhig über sein Ausbleiben ihn suchen ließ, war er schon weit von Paris. Er war damals ungefähr dreyßig Jahre.

Nun eröffnete sich ihm eine neue Perspektive; in jenem Lande, wo die Hervorbringungen einer reichen und malerischen Natur mit den schönsten Werken der Kunst harmoniren, lehrten ihn die Erzeugnisse des griechischen und italienischen Meissels besser als der Unterricht des trefflichsten Meisters, welchen Weg er einschlagen müsse, um die Schönheit zu erreichen, die aus der Natur entspringt und dennoch eine Schöpfung des Genius ist.

Angelangt in der Hauptstadt der Künste, verdoppelte Dupaty seinen Eifer und vollendete während eines Aufenthaltes von ungefähr acht Jahren eine große Zahl von Werken: den verwundeten Philoktet, eine kleine Figur der Pomona, Cadmus, welcher den Drachen tödtet, Venus Genitrix, die sterbende Biblis. Diese Arbeiten erregten die Aufmerksamkeit der Regierung und es ward eine Statue des Generals Leclerc bey ihm bestellt. Mit dem Ertrag derselben führte er seine Venus Genitrix in Marmor aus. Darauf ging er nach Carrara, um mehrere seiner Compositionen dort in Marmor überzutragen, begann auch daselbst seine Biblis, die er nachher in Paris vollendete; deßgleichen fing er den Cadmus im Kleinen an, und fertigte später nach diesem Entwurf die kolossale Gruppe, die er im J. 1822 auf die Ausstellung brachte. *) Die Anlage des verwundeten Philoktet hatte ihm glücklich geschienen, er begann ihn von neuem, aber nun im Runden statt in Basrelief; **) endlich fertigte er ebenfalls in Italien einen reizenden Kopf der Pomona, den man in der Galerie Luxembourg sieht.

Sein erstes Werk nach seiner Zurückkunft nach Paris, und vielleicht sein Hauptwerk, war der vom Zorne des Neptun verfolgte Ajax; er brachte das Modell desselben zugleich mit dem Marmor der Venus Genitrix auf die Ausstellung; die leztere Figur ward vom Minister des Innern für 10,000 Franken gekauft, *) und Hr. Denon bestellte die Ausführung des Ajax in Marmor, für welchen er 15,000 Franken erhielt. **) Zu gleicher Zeit componirte er den von der Furie verfolgten Orestes, eine kolossale Gruppe von drey Figuren, deren Modell zwar ausgestellt, aber nicht in Marmor ausgeführt wurde; später den vom Blitz getroffenen Ajax, von welchem ebenfalls nur das Modell existirt.

Im J. 1816 ward er zum Mitglied des Instituts ernannt, und seitdem nach und nach mit wichtigen Werken beauftragt, die er unvollendet hinterlassen hat. Es waren die für den königlichen Platz bestimmte Reiterstatue Ludwigs XIII. und das Monument des Herzogs von Berry, das er gemeinschaftlich mit Hrn. Cartellier verfertigen sollte. Die beyden Künstler hatten sich so in die Arbeit getheilt, daß Dupaty die Hauptgruppe übernahm, welche Frankreich und die Stadt Paris den Tod des Herzogs von Berry beweinend vorstellt, dann die vier Genien auf den Ecken des Monuments und das Basrelief von einer der Nebenseiten. Das Modell der Hauptgruppe ist fertig und das Basrelief ebenfalls beynahe ganz in Marmor vollendet, mit dem Uebrigen sich zu beschäftigen hat der Tod ihn verhindert. Dieser großen Arbeiten ungeachtet componirte er zu gleicher Zeit eine Venus, die sich vor Paris entschleyert, aber die Ausstellung, in vielen Dingen eine gute Schule, ließ ihn mehrere Mängel an dem Modell entdecken, die ihn bestimmten es von neuem anzufangen und erst dann führte er es in Marmor aus. ***)

In der ältesten Kirche von Paris, St. Germain des Près, befindet sich auch eine Madonna von seiner Hand, die ihm vom Präfekten des Seinedepartements war aufgetragen worden. Sein leztes Werk ist die kolossale Studie eines Kopfs von schönem Charakter, den er nicht einmal in Gyps ausgießen lassen konnte; die Figur eines jungen Hirten, der mit einem Zicklein spielt, konnte seine zitternde Hand nur noch entwerfen.

Dieses sind Dupaty's Arbeiten; sie sind eben so zahlreich als bedeutend. Indem ich meine Meynung über sein Talent ausspreche, werde ich ihr eigenthümliches Verdienst bezeichnen können und die Wiederholungen vermei-

*) Von diesem Werke, so wie von der Biblis habe ich bey Gelegenheit der Ausstellung von 1824 Nachricht gegeben.

**) Diese Figur steht zu Compiegne.

*) Sie ist im Museum der Naturgeschichte im Jardin des plantes.

**) Diese Statue gehört jezt Sr. K. H. dem Herzog von Orleans, welcher sie im Palais-royal hat aufstellen lassen.

***) Diese Statue ist in der Gallerie Luxembourg.

Digitized by Google

den, in die ich nothwendig verfallen wäre, hätte ich sie alle beschreiben wollen.

Es ist sehr selten, daß ein Künstler sich ganz frey vom Einfluß der Ideen erhält, die in seiner Zeit die herrschenden sind; nur den größten Genies ist es verliehen, ihrem Jahrhundert überlegen zu bleiben. David hatte die französische Schule aus dem falschen Wege herausgeführt, auf welchem sie sich verirrt hatte; doch stürzte er sie vielleicht in ein entgegengesetztes Extrem. Man hatte nach Zierlichkeit gestrebt, wo man des Edlen bedurfte, man war einer conventionellen und gemeinen Natur gefolgt; David, von der Antike begeistert, trug in gewisser Art auf die Malerey die Principien der Bildhauerkunst über, die neue Manier bildete eine Schule, und die wenigsten französischen Meister blieben frey von diesem Bestreben. Man war einmal für das Antike eingenommen, und wie man in Frankreich schnell ins Uebermaaß verfällt, so ward alles dem Alterthum nachgeahmt, Geräthe, Trachten und selbst die öffentlichen Feste. Auch Dupaty hatte die Antike viel studirt, und es gelang ihm nicht ganz, dabey seine Eigenthümlichkeit zu bewahren; er hatte sich die Principien, welche die alten Bildner befolgten, so zu sagen in einen Codex gesammelt, und indem er sich den Erinnerungen, die ihm sein Gedächtniß bewahrte, zu sehr überließ, schöpfte er zu wenig aus eigener Begeisterung.

Doch ward dieser Fehler durch Vorzüge der ersten Art zum Theil vergütet. So findet sich in allen seinen Werken ein Gefühl des Edlen und Erhabenen, welches er dem Studium der Antike und der eigenthümlichen Richtung seines Geistes verdankte. Treuer Beobachter der Principien, welche die Grundlage der Bildnerkunst ausmachen, war er in der lezten Zeit seines Lebens gleichsam eine lebendige Protestation gegen die Willkür, welche seit kurzer Zeit in der französischen Kunstübung einzureißen droht.

Ein gültiges Urtheil über einen Künstler läßt sich erst dann fällen, wenn er auf den Culminationspunkt seines Talents gelangt ist, wenn er Werke geliefert hat, in denen alle Mittel seiner Kunst entwickelt sind. In dieser Hinsicht glaube ich, daß der von Neptun verfolgte Ajax, wie er sich am kapharäischen Felsen hält und ausruft: Trotz den Göttern werde ich mich retten! zu denen gehört, die am meisten Dupaty's Ruhm sichern. Der Ausdruck des Kopfs stimmt mit der rohen Wuth überein, welche den Helden verleitet die Götter zu lästern, die Zeichnung ist edel und in allen Theilen gut studirt. Die schönen Verse des Virgil begeisterten Dupaty zu der zweyten Darstellung wo der Zorn der Minerva den Helden vernichtet. Diese Figur des vom Blitz niedergeworfenen Ajax ist eine der schönsten, die aus unsers Künstlers Hand hervorgegangen sind, auch hat er in ihr die meiste Originalität gezeigt.

Die Gruppe des von Furien verfolgten Orest verdient ebenfalls eine besondere Aufmerksamkeit. Zu seinen Füßen stürzt seine Mutter nieder, come cadde un carpo morto, wie Dante sagt; aber kaum ist das Verbrechen vollendet, so hört Orest schon die Schlangen der Eumenide zischen, er sieht erschrocken rückwärts und sie steht vor seinen Augen. Zu den Monumenten, welche dem Künstler am meisten Ehre machen, gehört unstreitig auch die Reiterstatue Ludwigs XIII. Die Figur des Königs, mit einem Harnisch bekleidet, gab der Kunst wenig Gelegenheit sich zu zeigen; Dupaty hat sich dafür entschädigt, indem er dem Kopf und der ganzen Haltung einen Adel und Ausdruck ertheilte, die eines solchen Werks würdig sind. Die Details sind mit Geschicklichkeit ausgeführt, das vorzüglichste von allem aber ist das Pferd, dessen Zierlichkeit, Geschmeidigkeit und Anmuth nichts zu wünschen übrig lassen.

Wie David und Girodet in ihren lezten Arbeiten dem Glanz der Farbe nachstrebten, statt daß sie früher hauptsächlich nur die Schönheit der Formen darzustellen gesucht hatten, so schlug auch Dupaty in seinen späteren Werken einen neuen Weg ein, und versuchte der Wahrheit der Natur näher zu kommen. In der Biblis und in dem kleinen unvollendeten Modell des Hirten, gelang es ihm ein Naturgefühl zu erreichen, von welchem seine ersten Werke ganz entblößt waren.

Wenn Dupaty sich zu dem Großen, Kräftigen und Edlen neigte, so war ihm dagegen weniger der Sinn für Anmuth verliehen. Die Grazie läßt sich nicht erlernen, sie entsteht ohne Mühe und Anstrengung unter den Händen dessen, welchem sie von der Natur gewährt worden ist, jedoch wußte Dupaty durch Studium und seinen Geschmack alles zu vermeiden, was das Auge hätte beleidigen können; seine Figuren sind gut angeordnet, schön aus allen Gesichtspunkten und bieten niemals unangenehme Linien, die auch durch die reizendsten Details nicht vergütet werden können.

Dupaty's Tod war ein schmerzlicher Verlust für die Kunst, noch schmerzlicher für Alle, die ihn als Menschen kannten und ihm als Freund verbunden waren. Geradheit und Redlichkeit vereinigten sich in ihm mit den wohlwollendsten und großmüthigsten Gesinnungen. Er wußte stets Mittel seine Freunde geltend zu machen und ihnen nützlich zu seyn; bey der Commission für die Leitung der von der Stadt Paris bestellten Arbeiten hat er ihnen große und immer wohl angebrachte Dienste gelei-

Digitized by Google

stet. Gegen Untergeordnete ging seine Wohlthätigkeit bis zum Vergessen seiner selbst. Ein Marmorarbeiter, den er seines üblen Betragens wegen hatte fortschicken müssen, kam eines Tags ganz in Verzweiflung zu ihm und klagte, daß man ihm wegen einer Schuld, die er nicht bezahlen könne, sein Hausgeräthe weggenommen und daß er sich dadurch mit Frau und Kindern im Elend sehe. Dupaty fragt ihn wie viel die Summe betrage? Tausend Thaler, ist die Antwort. Tausend Thaler! ruft Dupaty, das ist eine starke Summe! doch nach einigen Augenblicken des Nachdenkens geht er an seinen Schreibtisch, und kehrt zu dem Arbeiter zurück. Hier sind die tausend Thaler! Ich weiß, daß ich sie an einen Undankbaren wende, aber es sey! Geh' und rette deine Frau und Kinder vom Elend. — Einer seiner Freunde, ein Maler, bot der Gesellschaft der Kunstfreunde ein Bild für 800 Franken an; man bot ihm 600 darauf; der Künstler, dadurch beleidigt, nahm sein Gemälde zurück, obgleich ein unvorhergesehener Umstand ihn wünschen ließ den Preis sogleich zu erhalten. Als Dupaty dieß erfuhr, ließ er das Gemälde für seine Rechnung um den von seinem Freunde verlangten Preis kaufen, aber durch einen Mittelsmann, welchem er ausdrücklich Stillschweigen auferlegte.

Eigenschaften dieser Art tragen zwar nichts zum Talente bey, aber sie erwerben Freunde, und deren hinterließ Dupaty eine große Zahl. Nicht geringeres Wohlwollen bewies er seinen Zöglingen, indem er sie nicht nur mit seinem Rath, sondern auch mit seiner Börse unterstützte.

Erst im 52sten Jahr seines Alters heirathete er eine Verwandte und fand das süßeste Glück in dieser Ehe, aber sie dauerte nur zwey Jahre. Er starb in den Armen seiner Gattin am 14. Nov. vorigen Jahrs. Kurz vor seinem Tode äußerte er einen Wunsch, der seinem Herzen eben so viel Ehre macht als seinem Verstande, nämlich, daß sein Freund Cortot, dessen Talent er sehr hochhielt, mit der Beendigung der Arbeiten, die er unfertig hinterlasse, möchte beauftragt werden. Dieser Wunsch ist erfüllt worden, die Ausführung der Statue Ludwigs XIII. und das Monument des Herzogs von Berry wurden Hrn. Cortot übertragen.

Der große Zufluß von Menschen bey Dupaty's Leichenbegängniß zeugte von der aufrichtigen Achtung, die man für sein Talent und seinen Charakter hegte. Unter den Abschiedsworten, die ihm am Grabe zugerufen wurden, hörte man auch die eines Bruders, den der Schmerz nur in Verwirrung sprechen ließ; aber nicht hier allein flossen Thränen, denn an dem Orte, der noch voll von seiner Gegenwart war, benetzte eine liebende Gattin mit ihren Zähren ein Kind, welches nicht das Glück haben sollte seinen Vater zu kennen.

P. A. Coupin.

Lithographik.

Unter der Menge lithographischer Erzeugnisse, die jeder Tag entstehen sieht, verdient das Bildniß Goethe's, nach Vogel, von S. Bendixen Auszeichnung. Es ist von geistreicher Ausführung und auch sonst gelungen. Unten stehen, als Fac Simile, folgende Verse des Dichters:

Liegt dir Gestern klar und offen,
Wirkst du heute kräftig frey,
Kannst auch auf ein Morgen hoffen,
Das nicht minder glücklich sey.

— ber.

* * *

Suite de Paysages dessinés d'aprés nature et lithographiés par J. Cogels. 1ô Heft. München 1826. 4 Bl. Qu. Fol. Pr. 3 fl. 36 kr.

Nach der Ankündigung ist es die Absicht des Hrn. Cogels, eine Reihe von Landschaften zu geben, welche malerisches Interesse mit historischem vereinigen. So enthält das erste Heft: 1. Eine Ansicht der Kirche von Wittelsbach, dem Stammort des bairischen Königshauses. Otto IV. bezog das Schloß Wittelsbach, bey dem Städtchen Reisach, im Jahr 1123, aber nach dem Tode Kaisers Philipp im Jahr 1208 ward dasselbe von Ludwig dem Kehlheimer zerstört. Die Kirche ward aus den Trümmern des Schlosses am Abhang des Hügels erbaut, auf welchem jenes gestanden. 2. Frankenberg, ein festes Schloß in der Gegend von Aachen, dessen zerstörter Theil aus der Zeit Carls des Großen herrührt. 3. Schönforst, ehmal Sitz der Burgvögte von Schönforst und Herren von Sichem, im Jülicher Land, und 1396 von Herzog Wilhelm von Jülich und den Einwohnern von Aachen nach einer siebenwöchentlichen Belagerung zerstört. 4. Wilhelmstein, die älteste Residenz der Herzoge von Jülich, und im Jahr 1642 zerstört. — Die Ansichten sind in leichter Kreidemanier ausgeführt und können auch colorirt, um den Preis von 6 fl. verlangt werden.

Digitized by Google

Nr. 24.

Kunst-Blatt.

Donnerstag, den 23. März 1826.

Einiges zur Beschreibung indischer Gemälde,

von

Amalie v. Helwig, geb. Freyin v. Imhoff.

(Fortsetzung.)

Nr. 18. — über 6 Z. H., ebenfalls von ovaler Form.

Gehört einigermaßen zu den obenbeschriebenen, in so fern hier sich wissenschaftliches einsames Genügen darstellt. Auf dem mit zierlichem Geländer versehenen Dache seiner Wohnung sizt ein greiser Gelehrter, auf rothe goldgeblümte Kissen gestüzt, ein Buch in der Rechten haltend, indeß die Linke auf zierlich gestickten weißen Kissen ruht. Bücher und Schreibmaterialien sind rund um ihn her auf dem hellgeblümten Fußteppich zu sehen. Er selbst ist in lichtes Grau gekleidet, welches mit zartem Rosenroth gefüttert ist, und an Brust und Aermeln die blüthenweiße Wäsche sichtbar werden läßt. Dasselbe Lichtgrau, ganz mit der Farbe seines Bartes übereinstimmend, umgibt als Turban das mit grüner Kappe bedeckte Haupt. Die tiefe Ruhe eines weisen Alters und der Friede wissenschaftlichen Forschens liegt über den edlen Zügen verbreitet; die Hände sind von der reinsten Form, jede Falte der Kleidung spricht Maaß und Stille aus.

In einer der indischen Malerey eigenen hohen Perspektive erhebt sich ein breiter, mit Fahrzeugen belebter Strom im Hintergrunde, und am Ufer jenseits glänzt auf grünem Wiesengrund ein weißer Pallast, von fünf Kuppeln gekrönt, mit weitläuftigen Nebengebäuden und vielen kleinen Hütten umgeben. Dicht am Stromufer sieht man feine Wäsche, in feinster Ausführung, zum Trocknen aufgehangen. Elephanten, an Pfähle befestigt, und von ihren Treibern regiert, zeigen sich im kleinsten Maaßstabe, trefflich abgebildet, mit mehrern andern Umgebungen eines indischen Hauswesens. Der kleine Raum, welcher hinter den beschriebenen Gebäuden für den Himmel bleibt, ist ganz vergoldet. Dieses Bild hatte, wie die übrigen von gleicher Form, nicht ursprünglich diese Gestaltung, sondern ward leider früher so geschnitten, um unter Glas und Rahmen gebracht zu werden. Ein bedeutender Nachtheil für die sämmtlichen Gemälde, welche dieses Schicksal theilten.

Nr. 19. — 5½ Z. H. wie das vorige,

lassen wir, des eben angeführten Umstandes halber, zunächst folgen. Eine schöne weibliche Gestalt, statt aller Bekleidung einen hochgelben Shawl mit zinnoberrother Einfassung um sich geschlagen, geht, vom Bade zurückkehrend (wie mein Vater mir es erläutert) eine tiefgrüne Wiese entlang, die sich hügelartig zum Hintergrunde erhebt, und mit Bäumen gegen den Horizont endigt. Sie hat schon Zeit gehabt, den goldenen Halsschmuck wieder anzulegen, der auf die offene Brust bis in die Magengegend herabfällt; breite Goldspangen, mit Perlen eingefaßt, schmücken den nackten Vorderarm, und gleicher Schmuck umgibt die Knöchel der zierlich roth gesäumten Füße. Noch scheint sie mit ihrem Schmuck beschäftigt, wie ihre rechte Hand das Armband an der linken heraufzuschieben bemüht ist, indeß diese das überaus zierlich geformte goldene Gefäß (Oel oder wohlriechendes Wasser enthaltend) am obern Rande faßt. — Die Wendung des Hauptes ist so reizend als wohlverstanden, das schwarze Haar rückwärts gestrichen und in einen Knoten gefaßt, von dem das lezte dünne Haarende leicht zum Nacken herabrollt. Der Obertheil des Körpers, von vorn entblößt, ist zart und mit plastischer Wahrheit gerundet; man empfindet das athmende Leben darin, wie überhaupt dieses kleine Bild, durch seine so einfache als geschmackvolle Erfindung, die Freunde plastischer Kunst besonders anzuziehen pflegt.

Nr. 20. Etwas über 4 Z. länglich rund.

Gehört der Form nach zu den vorhergehenden und stellt ein junges Mädchen in weiß und Gold gekleidet vor, welches von einem hellgelben Shawl vom Scheitel bis zu den Füßen bedeckt, in der, zierlich im Innern rothgemalten Hand ein Vergißmeinnicht hält. Alles, bis auf die reich in Gold gewirkten Pantoffeln, ist mit großer Zartheit an dieser kleinen gefälligen Gestalt ausgeführt, die auf dunkelviolettem Grunde steht.

Digitized by Google

Nr. 21. — 5 Z. H. 2½ Z. Br.

Dieser kleine Raum enthält eine ganze Begebenheit durch den Pinsel vorgestellt, und zwar das erste Trauerspiel, welches mein kindisches Herz erschütterte und mich zu heißen Thränen immer aufs neue rührte, so oft ich, nach Kinder-Weise, mir dessen Gegenstand von meinem Vater wiederholt erklären ließ.

Im Mittelpunkte einer romantisch wilden Berggegend liegt ein vornehmer Mann, in durchsichtig weißen Mousselin gekleidet, entseelt am Boden, den das aus tiefer Kopfwunde rinnende Blut unter ihm getränkt, indeß seine vier Frauen ihm gegenüber seinen Tod beweinen. Die Vornehmste derselben, oder besser, seine rechtmäßige Gemahlin, liegt, in Gold gekleidet, mit deßgleichen hohem Hauptschmuck, dem Todten zunächst auf den Knien: in ihrer Rechten das feine Thränentuch erhebend; innerhalb des Verhältnisses eines Viertels-Zolles zeigt ihr Antlitz die edelste Schönheit und den Ausdruck der Trauer, wie sie ein lebensgroßes Gemälde uns nicht besser darzustellen vermöchte. Im Vorgrund ragen waldbewachsene Klippen (gleichsam den Grund symbolisch verdeckend, wo der Mord geschah) von Gewässer durchschnitten, an dessen Ufern Pfauen wandeln und kleinere Vögel unter Büschen harmlos sitzen, während Enten den Fluß entlang schwimmen, in dem ein Kranich schreitet und ganz vorne das Krokodill seinen drohenden Rachen gegen den Mörder zu öffnen scheint, welcher, das schön gezäumte weiße Roß des Erschlagenen an der Hand, sich eben, nur bis zur Brust gesehen, um eine Felsenklippe schmiegt.

Das sorglose Leben in der Natur neben der großen Trauer im Menschendaseyn — die lauernde Nemesis, in dem drohenden Ungeheuer schon gegen den Verbrecher gerichtet, gibt diesem Gemälde auch noch heute für mich einen bedeutenden Werth, neben dem was Erinnerung, im Bunde mit der kindlichen Phantasie ihm aus vergangenen Zeiten bewahrt hat. Der schöne und weitläuftige Marmorpallast, der im Hintergrunde auf und zwischen hohen Felsenklippen gebaut, die Wohnung dessen andeutet, den wir, nicht weit von seiner glänzenden Besitzung, hingestreckt sehen; dieses doppelte Bild stolzen Erdenglanzes und irdischer Vergänglichkeit, erhöht noch den Sinn der reichen, wenn gleich auf so engen Raum beschränkten Vorstellung. Der Himmel ist durchaus vergoldet, — und man wäre bey dem Tiefsinn des Ganzen fast versucht auch hierin noch eine Absicht zu vermuthen. Obschon sehr zart, ist dieses Bildchen doch in vollkommen erhaltenem Zustande.

Nr. 22. — 4½ Z. H. 3½ Z. Br.

Auf diesem Blatte zeigt sich in noch nicht ½ Zoll breitem Raume das Bildniß eines greisen Fürsten (die Aureole umgibt sein Haupt) in weißer Morgentracht und eben so einfacher Hauptbedeckung, zwischen purpursammtenen Kissen, sein Gebet verrichtend; wie die zur Hälfte sichtbaren Hände sammt dem Ausdruck des schönen alten Antlitzes darthun. Ein goldbrokatener Teppich scheint oberhalb eines Fensters aufgerollt, unterhalb desselben aber eben so, goldbefranzt herabzuhängen. Der einfache Rahmen hat einen gelben Rand mit goldener Einfassung.

Nr. 23. — 7 Z. H. 4½ Z. Br.

Von ausgezeichneter Vollendung ist die Vorstellung eines Mannes, der, nach den zurückgelassenen Notizen meines Vaters, als Botschafter, das Geschenk einer Feder von Juwelen überbringt, welche er in der rechten Hand emporhält, indeß seine linke auf schwarzem mit Golde reich geschmücktem Schilde ruht. Sein Anzug ist pfirsichfarben (blaßröthliches Lila) mit grünen und goldenen Blättern besäet, der Kaftan Goldstoff mit einzeln gestreuten Blumen, oben zobelverbrämt; eben so die köstliche Schärpe. Dolch und Säbel fehlen nicht; zinnoberrothe reiche Stiefeln bekleiden die Füße, nur des Hauptes Bedeckung scheint gegen so viel Pracht zu einfach, indem sie nur aus einem weißen mützenähnlichen Turban besteht, um den eine schmale gold und graue Binde geknüpft ist. Des vornehmen Boten Bart ist fast ganz ergraut, sein Schnurrbart schön schwarz. Der Grund des Bildes ist blaßgrün, in das tiefere Grün des Rasens auslaufend, auf dem die Gestalt steht. Eine ganz schmale, doch sehr sorgfältig gearbeitete Blätterverzierung in Gold und Roth zieht sich um das Ganze.

Nr. 24. — 4½ Z. H. 7½ Z. Br.

Ein vornehmer Mann sitzt in warmer Sommernacht auf dem flachen Dache seines Hauses, mit seinen Frauen und Sklavinnen sich an einem Feuerwerke belustigend, welches jenseits des dem Hause zunächst liegenden breiten Wasserspiegels losgebrannt wird. Der Gebieter ist allein sitzend, in goldenem mit Rubinen und Smaragden eingelegtem Armsessel vorgestellt; hinter ihm steht ein noch unerwachsenes Mädchen als aufmerksame Beobachterin seiner Winke — indeß er, sichtbar bey guter Laune, mit den in einer Doppelreihe ihm gegenüber stehenden Frauen und Sklavinnen zu sprechen scheint. Der Schmuck auf weißem Turban ist kostbar, sein Oberkleid ebenfalls weißer Mousselin, welcher Unterkleider von Goldstoff, mit grünen Blättern besäet, durchschimmern läßt. Die acht ihm gegenüberstehenden Frauen sind insgesammt geschmackvoll und mit reicher Abwechslung gekleidet — sogar jedes Paar Pantoffeln weicht an Farbe und Verzierung von den übrigen ab. In der letzten Reihe (aus fünf Sklavinnen bestehend) halten ein Paar musikalische Instrumente; eine häßliche Mohrin läßt, die lustigste von

Digitized by Google

allen, eine Reihe weißer Zähne sehen — ein eigner durch alle Völker der Erde gehender Zug, der hier fein angemerkt ist: daß die Natur überall den Häßlichen mit natürlichem Frohsinn begabt, als Entschädigung für das Glück, worauf Schönheit und Jugend Anspruch haben, ohne darum doch ihren Besitzern dieses zu verbürgen, noch weniger sie vor den großen Schmerzen des Lebens bewahren zu können, denen jene, scheinbar weniger Begünstigten oft entgehen. Die dem Manne zunächst stehende Frau zündet über einem auf der Erde stehenden Lichte selbst ein kleines Feuerwerk an; neben ihr steht die am kostbarsten, besonders durch ein goldenes hohes Kopfzeug Geschmückte, welches mit Juwelen besezt und unterhalb mit Perlenschnüren und Quasten befestigt ist; nächst an dieser steht ein Mädchen im kindlichen Alter, ein goldenes Gefäß mit beyden Händen haltend. Zur rechten Seite, wo die Frauengruppe befindlich, erhebt sich noch ein Pavillon, der weiß mit goldenen Blumen geziert und mit einer Thüre versehen ist, an welcher ein golddrokatner Teppich aufwärts gerollt bemerkt wird. Das Feuerwerk selbst steigt auf dem dunkeln Hintergrunde einer waldbegränzten Wiese, in sechs hohen Lichtgarben empor, wovon jede verschieden, die reichsten Verschlingungen von Sternen, Blumen und Glanzkugeln darstellt, wie sie nur eben ein kleines graues Männlein (das beym ersten Blick dem Auge kaum sichtbar) entzündet hat. An Feinheit und Glanz der Ausführung, so wie in Hinsicht der landschaftlichen Umgebung kann dieses Bild als eins der vorzüglichsten der Sammlung betrachtet werden, und trägt fast bey allen Beschauern sogar den Preis vor den übrigen davon. Es ist übrigens vollkommen wohl erhalten.

Nr. 25. — 8 Z. H., 5½ Z. Br.

Ein ergrauter Thürsteher, auf seinen goldenen Stab, mit über der Brust gefalteten Händen gelehnt, trägt ein Mousselinkleid über zinnoberrother golddurchwirkter Unterbekleidung, ein goldgewirkter Shawl läuft ihm über die linke Schulter und ist nach hinten zu geknüpft. Seinen Dolch hält ein ebenfalls goldener Gürtel, der vorn in eine lange Schleife geschlungen, mit beyden Enden bis auf die Füße reicht; auch sein kleiner Turban ist von Goldstoff, er hat Perlen in den Ohren und einen goldenen Ring am Finger. Das Bild ist auf einen fast 3 Zoll ringsumher laufenden feinen Karton gespannt, der vielleicht noch Zierrathen zu erhalten bestimmt war.

Die Einfassung ist ein hochgelber Streif mit Gold gerändert.

Nr. 26. — 7½ Z. H. 4½ Z. Br.

Ein alter Rajah (nach meines Vaters Notizen), der ein Geschenk (ebenfalls einen Hauptschmuck von Juwelen in Form einer Feder) bringt. Dieses Bild ist außerordentlich zart und bestimmt mit Tusche im Umriß gezeichnet, und es scheint dieß die Art zu seyn, wie überhaupt die vorliegenden Bilder von den Künstlern angelegt zu werden pflegten. Die Tracht hat viele Aehnlichkeit mit der unter Nr. 23. beschriebenen. Nur hält hier die rechte Hand einen Stock mit verziertem Griff, vielleicht das Alter des Mannes anzudeuten, der dem Scheine nach zu urtheilen, welcher sein Haupt umgibt, der kaiserlichen Familie angehören mußte. Die Züge tragen das Gepräge individueller Aehnlichkeit. Der, ebenfalls breite Rand, ist leicht mit Gold gesprenkelt, wie bereits früher vorgekommen.

Nr. 26. — 8 Z. H. etwas über 4 Z. Br.

Ein Nabob, auf seinem Throne sitzend, die Vornehmen um ihn her versammelt; ebenfalls wie das vorige, nur in feinen Umrissen, aber auf das genaueste gezeichnet.

Der Fürst, ein bärtiger Greis, ist im Mittelgrunde unter dem von seinen Säulen emporgetragenen Thronhimmel, an Kissen ruhend, dargestellt; hinter ihm nur die beyden Knaben mit Fliegenwedeln (der eine Knabe trägt den Wedel noch in einem sackartigen Ueberzug). Im Hintergrunde laufen die Gallerien des Pallastes zwischen zwey, mit Thüren und Vortreppen versehenen Pavillons, auf feinen, reich verzierten Säulen ruhend, umher. Den Raum um den Thron nehmen rechts fünf Gestalten ein, wovon zwey nach hinten zu am Boden sitzen, die drey vordersten aber, gegen den Thron gewandt, mit den zur Linken des Thrones dem Geländer zunächst stehenden, in lebhaftem Wortwechsel begriffen scheinen. Der zulezt stehende auf dieser Seite, hält ein großes geöffnetes Buch, gleichsam als gälte es eine Streitsache, worüber man das Gesez zu befragen habe. Vor dem Geländer machen, ganz im Vorgrunde, zwey Männer Musik, indeß das Pferd zum Gebrauch des Fürsten herbeygeführt wird, von Dienern umgeben, welche Jagdgeräthe tragen. Der Eine hält einen Falken auf der linken Hand und eine todte Ente in der rechten. Das Ganze enthält 21 unter einander wohl gruppirte Gestalten mit besonders bewegten Stellungen und ausdrucksvollen Geberden, und läßt die Dichtigkeit und Schärfe der Zeichnung, vom Farbenschmucke unbestochen, belehrend sehen.

Nr. 28. — 8 Z. H. und 6 Z. Br.

stellt einen jungen Fürsten vor, der auf die Falkenjagd reitet, meist noch in bloßen Umrissen gezeichnet, doch sind hie und da die Farben leis angedeutet, und die Vergoldung an der kostbaren Decke des isabellfarbigen Pferdes und auf der Leibschärpe der Hauptfigur bereits aufgetra-

Digitized by Google

gen. Den Falken auf der Hand, wendet sich der Fürst zurück, mit einem jugendlichen Begleiter zu sprechen, dessen Pferd gleichfalls (besonders durch eine Feder auf dem Haupte) reich geschmückt ist, indeß zwey andere Reiter, Geräthschaften in den Händen, etwas weiter zurück, nebst einem Fußgänger folgen, der im linken Arme eine Flinte, in der rechten Hand aber ein rothes Stäbchen (vielleicht den Ladestock) tragend, mächtig ausschreitet. Dem Pferde des Fürsten eilen zwey rüstige Fußknechte voran, hohe Federn auf ihren Mützen tragend. Ueber den Bergen im Hintergrunde sieht man bereits einen Falken auf einen Vogel niederschießen. Im Vorgrund rinnt zwischen bewachsenen Felsen ein Bach, der unter einer Baumwurzel rechts hervorbricht, und dessen Wellen Fische, Blumen und schwimmende Enten abwechselnd tragen, indeß springende Hasen, Rehe und Gazellen, längs dem Ufer sichtbar, ein reichbelebtes Bild südlicher Naturfülle darbieten.

Die Thiere sind von so richtiger als geistreicher Zeichnung, bewegt und gefällig, wie das Ganze den Ausdruck heitern jugendlichen Treibens an sich trägt.

(Der Beschluß folgt.)

Rom, den 19. Febr. 1826.

Mit Erfolg werden die Ausgrabungen unweit Monte Calvo in der Sabina fortgeführt. Man hat ihnen neuerdings die Reste einer Statuenreihe von Musen zu verdanken, den Tiburtinischen des Vatikans in Größe und Vorstellungsweise entsprechend, in ihrem Kunstwerth wenig untergeordnet. Die Statuen der Melpomene, der Polyhymnia, der Erato und der Kalliope sind nebst den Fragmenten von zwey anderen erschienen, in denen man nicht ungern die im vatikanischen Verein ursprünglich fehlenden, Euterpe und Urania wiedererkennen möchte. Das eine dieser Fragmente ist der Untertheil einer unbeschuhten Gewandstatue, die der vatikanischen Urania ähnlich ist, das andre ist ein bis auf die Brust erhaltener doppelt bekleideter weiblicher Sturz, dessen Peplus zwischen den beyden Brüsten, unter denen er eine Gürtung bildet, in starken Falten herabfällt: eine Anordnung, die zunächst auf einen ionischen Knoten führt, in Uebereinstimmung aber mit den zahlreichen Musenfragmenten, denen die Verhältnisse des Sturzes entsprachen und unter denen er gefunden ward, die Voraussetzung einer sonst schwer und tragisch bekleideten Euterpe eher zulässig macht als die einer andern Muse. An Ort und Stelle ist man fortwährend bemüht diesen glücklichen Fund zu vervollständigen, was auch für die vier besser erhaltenen Statuen zu wünschen ist. Von diesen ist nur die Melpomene fast durchaus erhalten, obwohl zerstückelt; sie entspricht der Vatikanischen und überrascht zugleich durch die erhaltene Hälfte des dort ergänzten Parazonimus in der linken Hand, eines Geräths, das man bis jezt nach herrschendem antikem Kostüm mit einer Keule zu vertauschen geneigt seyn mußte. Der zupassende Kopf dieser Figur war bereits im vorigen Jahr gefunden; seine abgesonderte Auffindung, vermuthlich am entfernteren Orte, darf weniger befremden, da die Köpfe aller vier Statuen in den ausgehöhlten Hals eingesezt waren. Köpfe und Extremitäten der Polyhymnia, Erato und Kalliope hofft man noch zu entdecken; ihre Bedeutung ist durch die durchaus ähnlichen vatikanischen Statuen erwiesen und könnte höchstens bey der leztern noch zwischen ihr und Klio schwanken. Auf ihrem rechten Schenkel ist ein Ansatz des gesenkten Arms übrig geblieben, so wie rechtswärts vom linken Knie der Ansatz eines vom linken Arm gehaltenen Geräths, sey es die Rolle einer Klio oder das Diptychon einer Kalliope gewesen.

Zu andern antiken Kunstwerken, welche wegen anstößiger Nacktheit in den lezten Jahren nach und nach der Beschauung und Nachfrage des Publikums entzogen worden sind, ist neuerdings auch die bekannte Gruppe der drey Grazien gekommen. Es ist zu bedauern, daß zugleich mit diesem, vormals im Pallast Rospoli befindlichen, bis zur dießjährigen Fastenzeit aber im Braccio nuovo des vatikanischen Museums aufgestellten Werk, eine der ausgezeichnetsten Antiken des Museums, das vierseitige Relief mit dem Gastmahl des Ikarus (Pio Clem. IV. 25), vermuthlich nur darum verschwunden ist, weil es der erwähnten Gruppe zufällig zur Basis diente. Für die Entbehrung dieses Werkes dürften Manche eine Entschädigung in dem berühmten und häufig gestochenen (Admirand. Rom. tab. 44. 45.) Giustinianischen Tempelbrunnen mit ringsumlaufendem Bachanal nachweisen, welches Werk mitten im zweyten der borgianischen Zimmer aufgestellt ist; andere werden die zusammengeborgten und in manierirter Arbeit modernisirten Gruppen desselben in Anschlag bringen, um trotz seiner Berühmtheit die Nähe ächter Antiken demselben ungünstig zu finden.

Unter zahlreichen und merkwürdigen Denkmälern, welche der Kunsthändler Demetrio Pappandriopolo in diesem, wie in vorigem Jahre aus Aegypten gebracht hat, befand sich das kurze Fragment eines Papyrus mit phönicischer Schrift. Hr. Michel-Angelo Lanci hat in demselben den Rest einer ägyptischen Chronik und zugleich eine Bestätigung seiner im vorigen Jahr für das Relief von Carpentras geltend gemachten Entdeckung zweyer phönicischen Alphabete gefunden: auch der jezt entdeckte Papyrus zeigt nicht die mit dem samaritanischen Alphabet übereinstimmende Punische Schrift der Münzen, sondern, wie das erwähnte Relief, Züge, die sich dem ursprünglichen hebräischen Alphabet annähern und deren eigenes Alphabet durch die neueste Entdeckung sich vervollständigen läßt. G.

Digitized by Google

Nr. 25.

Kunst-Blatt.

Montag, den 27. März 1826.

Nekrolog.

Friedrich Weinbrenner, großherzoglich badischer Oberbaudirektor, Ritter des Zähringer und Commandeur des Hessendarmstädtischen Verdienstordens, geb. zu Karlsruhe am 9. November 1766, gest. ebendaselbst am 1sten März 1826.

Weinbrenner wurde zu einer Zeit geboren, da es in seinem Vaterlande noch keine Gewerbsschulen und keine Bildungsanstalten für Künstler gab. Sein Vater, ein wackerer Zimmermann, hatte ihn und seinen ältern Bruder zu demselben Gewerbe bestimmt. Damals waren Kunst und Handwerk noch nicht so streng geschieden, wie sie es später, zum Nachtheile von beyden, geworden. Um zur Ehre der Meisterschaft zu gelangen, mußte man, neben technischer Fertigkeit, auch tüchtige Kenntnisse besitzen, denn jene ist doch nur die Anwendung von diesen. Der Vater starb ihm zu früh, der verstorbene Major Lur, dem Baden die erste Einrichtung seiner Artillerie verdankt, erkannte die herrlichen Anlagen des Knaben, und ertheilte ihm Unterricht im Mathematik und Zeichnen. Daneben beschäftigte er sich mit dem Bauwesen practisch, vorzüglich unter Leitung seines noch lebenden Bruders, eines in seinem Fache ausgezeichneten Mannes.

Im 21sten Jahre seines Alters ging er nach Zürich, wo er die Aufführung einiger Gebäude besorgte, und sich manchen Freund gewann. Von Zürich wendete er sich nach Dresden, Wien und Berlin, allenthalben bemüht, Kenntnisse einzusammeln, aber immer noch mit dem Vorsatze, bey seiner Heimkehr das väterliche Gewerb fortzuführen. Der Aufenthalt in Berlin entschied über seine ganze Zukunft. Der treffliche, leider schon fast vergessene Carstens lag ihm an, mit ihm Italien zu besuchen, und er willigte endlich ein. Dort, im Vaterland der Künste und des Ruhms, unter den ewigen Denkmälern einer untergegangenen Vorwelt, und welche befreundete Stimmen zu ihm herüber sprachen, wurde er erst des eigenen Kunstvermögens recht inne, und fühlte sich wunderbar angeregt. Was ihm an antiquarischen Kenntnissen fehlte, ersetzte ihm der Umgang mit Männern wie Zoega u. A. Wie die Werke der alten Architektur auf ihn gewirkt, wie er ihren Geist zu erfassen gestrebt, davon zeugen seine eigenen Werke in seiner Vaterstadt und in andern Städten Deutschlands: davon zeugen seine sinnreichen Restaurationen antiker Gebäude, von denen er, noch in den lezten Jahren seines Lebens, mehrere herausgegeben.

Drey Jahre verweilte er in Italien, meist in Rom, und da das väterliche Vermögen nicht zureichte, die Kosten zu bestreiten, ertheilte er Unterricht, wobey er sich selbst weiter fortbildete. Im Jahr 1797 kehrte er in die Heimath zurück, und erhielt eine Anstellung mit geringer Besoldung. Dieser Umstand, und vielleicht auch die Neigung seiner Gattin und treuen Lebensgefährtin, (aus der achtbaren Künstler-Familie Arnold in Straßburg) die er um diese Zeit geehlicht, vermochten ihn, Karlsruhe zu verlassen, und jene Stadt zu wählen. Dort erhielt er bald, unter glänzenden Bedingungen, einen Ruf nach Hannover, und wäre ihm auch gefolgt, hätten nicht die Bemühungen einer edlen, bis zu ihrem Tod vielfach verkannten Frau ihn dem Vaterlande erhalten. Es war die verstorbene Reichsgräfin von Hochberg, welche seine abermalige Anstellung als Bauinspector in Karlsruhe bewirkte. Nach dem Tode des Baudirectors Müller ernannte ihn Carl Friedrich zum Baudirector und später zum Oberbaudirector.

Was Karlsruhe jezt ist, in seiner schönen Umwandlung, muß großentheils als Weinbrenners Werk angesehen werden. Die neue Synagoge, das Palais der Markgräfin von Hochberg, das Theater, die katholische und lutherische Kirche, das Ettlinger Thor, das Gartenpalais der Frau Markgräfin Friedrich, die ältere Kaserne, das Rathhaus ꝛc. wurden von ihm erbaut, und die Stadt nach seinen Planen erweitert. Sein reger, empfänglicher Sinn beschränkte sich aber nicht blos auf Architektur — auch die übrigen bildenden Künste fanden an ihm einen warmen Beförderer.

Seine oft mit mancherley Unannehmlichkeiten ver-

Digitized by Google

bundenen Dienstgeschäfte besorgte er mit seltener Genauigkeit und Treue. Bey seiner seltenen Thätigkeit blieb ihm jedoch noch Zeit genug, eine Architekturschule zu errichten, in welcher sich bald, aus allen Gegenden Deutschlands und der Schweiz, talentvolle Jünglinge zusammenfanden, denen er mehr als Lehrer, denen er Freund und Vater wurde. Ueber hundert meist tüchtige Künstler sind aus diesem Institut hervorgegangen, und leben durch ganz Deutschland zerstreut. Mehrere Regierungen und Städte verlangten von ihm Architekten und schickten ihm Zöglinge zu. Er wurde nach Hannover, nach Leipzig, nach Düsseldorf gerufen, um daselbst bedeutende Bauwerke aufzuführen. Häufig wurden von auswärts seine Gutachten, seine Plane ꝛc. gefordert, und mit der größten Uneigennützigkeit war er immer bereit, allen billigen Wünschen zu genügen. Da er seine treffliche Gattin früh verlor, so lebte und webte er jezt nur noch einzig in der Kunst und Literatur. In den Stunden, welche seine Tagsarbeiten ihm übrig ließen, arbeitete er seine Schriften aus, deren besonders practischer Werth nicht leicht verkannt werden wird. Den Abend brachte er gewöhnlich in einem Kreise von Freunden zu, sein Haus stand jedem Künstler und jedem Gebildeten offen, wie sein Herz jedem Unglücklichen.

Wer ihn näher kennen lernte, der war und blieb ihm mit Liebe zugethan, und wenn er Feinde hatte, so waren es Menschen, deren Gunst ihn wenig ehren konnte. Ungerechten Tadel mußte er bisweilen erfahren, wie jeder Künstler, zumal von Leuten, die da wähnen, die Urtheilsfähigkeit sey ein Prärogativ des Standes.

Als Künstler besaß er eine Gabe der Conception, einen Scharfblick, eine Gewandtheit, Schwierigkeiten des Terrains zu besiegen, wie wenige. In allen seinen Ansichten trat etwas Eigenthümliches hervor, und er würde sich, wie in der Kunst, so auch in der Literatur Lorbeeren gebrochen haben, wenn ihm die Sprache ganz zu Gebot gestanden wäre.

Als Mensch stand er noch höher. Diese Schlichtheit, Offenheit, Biederkeit, dieses unerschütterliche Festhalten an Recht und Wahrheit, dieser Abstand gegen Heucheley und Lüge, diese männliche Kraft und diese Ruhe und Bescheidenheit, diese Treue in der Freundschaft — o wo wären sie wieder in so herrlichem Verein zu finden! Nie hat er ein Verdienst angefeindet, jedem aufstrebenden Talent kam er freundlich, ermunternd, entgegen, und war bemüht, es zu schützen und zu heben, während Andre, trotz ihrer Schwerkraft, nur sich zu heben trachten. Ueberall war er mit Rath und That bereit, und viele Thränen hat er im Stillen getrocknet.

Seinem Vaterlande, seinem Fürsten blieb er stets mit der redlichsten Gesinnung zugethan.

Seine lange Kränklichkeit unterbrach weder seine Arbeiten, noch seine gewohnte einfache Lebensweise. Auch sprach er nie über seinen Zustand. Keine Klage über körperliche Leiden entfuhr seinem Munde. Seine Freunde ahneten sein baldiges Scheiden, und fühlten es tief. Noch am lezten Abend seines Lebens saß er bey ihnen. Des andern Tags, früh, nach 6 Uhr, schlummerte er ein, still und ohne Todeskampf.

Von seinem architektonischen Lehrbuch ist noch die Lehre vom Treppenbau und von den Schlosser- und Schreinerarbeiten im Manuscript fertig. Auch hinterläßt er andre Aufsätze, voll scharfsinniger Ideen und eine Selbstbiographie, die freylich nicht so gedruckt werden kann, wie er sie geschrieben.

Thränen der Achtung, der Liebe, der Dankbarkeit flossen um den Heimgegangenen. Tausende folgten seiner Leiche, wenige ohne Rührung. Wohl dem, der so stirbt!

Und so ruhe denn sanft, Hülle eines der edelsten Menschen, ruhe sanft im Schooß des mütterlichen Bodens, der mir so heilig ist, denn nahe bey deinem Hügel verbirgt ein andres Grab die lezten, schönsten Erinnerungen meines Lebens. Ruht sanft, ihr Todten, die mir so lieb ward! Im Vaterlande der Geister sehen wir uns wieder.

—ler.

Einiges zur Beschreibung indischer Gemälde,

von

Amalie v. Helwig, geb. Freyin v. Imhoff.

(Beschluß.)

Nr. 29. — 8 Z. H. fast 5½ Z. Br.

Ebenfalls nur in Umrissen, stellt das eigentlich nur 4½ Z. hohe und 3½ Z. breite Bild einen Alten vor, der in einsamer Berggegend an einen Baum gelehnt, aufmerksam dem Spiele eines jungen Mannes zuhört, wie dieser auf einem seltsamen Instrument, das langbeinigt, eine Kugel als Resonanzboden hat, spielend, diesem mit einem Fidelbogen geheimnißvolle Töne zu entlocken scheint, (nach meines Vaters Erzählung, ist der Musikus ein Zauberer, welcher in dem Felsen Gesinnter entstehen läßt (seltsam genug stimmt diese Idee mit Cornelius bekannter Composition vom Faust auf dem Brocken überein), indeß

der Alte, ganz in blödsinnigem Staunen verloren auf die rechte Hand gestützt, in der linken ein geschlossenes Buch haltend, erwartungsvoll dem verschmitzten Tausendkünstler gegenüber, im Voraus jedes Wunder zuzugeben scheint, was ihm dieser vorspiegeln mag. Die feine geschmeidige Gestalt des jungen Gauklers, der auf seinen Knien sitzend, mit scharfem Blick den Leichtgläubigen belauscht, ist sehr karakteristisch. Der Rand des Bildchens ist goldgesprenkelt und mit goldenen Linien.

Nr. 30. Ueber 8 Z. H. — 6 Z. Br.

stellt in niedrigerem Gebiete, mit großer Wahrheit zwey Musikanten vor, die im Vorgemache eines Pallastes sich auf ihren Instrumenten üben, bevor sie zur Belustigung der Gäste dahin gerufen werden, wo es gilt, ihre Künste zu zeigen. Der Eine sizt mit gekreuzten Beinen am Boden, das Tambourin in den Händen, indeß der Andere kniend die kleine langhalsige Zither mit dem Ausdruck eines Spaßmachers rührt, welcher die Wirkung belauscht, die sein, vielleicht freyer Scherz, auf die gutgelaunten Zuhörer hervorgebracht. Witz und Schlauheit sind in seinen Zügen mit dem Leichtsinn eines nichtigen Gewerbes gepaart zu sehen, dessen Vortheil auf die Ueppigkeit der Reichen berechnet ist. Notenbücher und eine Branntweinflasche nebst Trinkschaale, stehen am Boden des, in schönen Verhältnissen gezeichneten Gemaches.

Nr. 31. — fast 5 Z. H. — 5½ Z. Br.

Eine Elephanten-Gruppe, aus einem erwachsenen und zwey kleineren bestehend. Das größte Thier ist mit Seilen umknüpft, wohl um vermittelst derselben es besteigen zu können. Goldene Ketten laufen um den Leib und sind am rechten Vorderfuß befestigt, die Hinterfüße sind ebenfalls mit dergleichen Ketten gefesselt. Eine goldene Glocke schmückt der Alten Hals und kleinere die Jungen, welche der gezähmten Mutter voranlaufen, auf deren Rücken zwey Führer sitzen, wovon der vorderste auf kleiner, reicher Decke, mit goldenem Shawl und Turban bekleidet, in bachischem Uebermuthe die Arme ausbreitend, zu singen scheint. Auch auf dem Rücken des zweyten Thieres befinden sich zwey Knaben, scheinbar eben beschäftigt, diesem ebenfalls Stricke umzulegen, indeß der kleinste Elephant in kindischer Unbeholfenheit einherstolpert, vom Rüssel der Mutter geliebkoset und fortgetrieben zugleich. Der Grund des Bildes ist blau, die Luft nachahmend, der grüne Boden erst oberflächlich angelegt, die Gruppe selbst aber von großer Natürlichkeit und naivem Ausdruck. Die Schatten sind so wohl vertheilt und die Körper so schön gerundet, daß ich unentschlossen bleiben muß, ob dieß ein Werk indischer Kunst, oder die Arbeit meines Vaters ist, welcher die folgenden Bilder dieser Sammlung angehören, indem dieß, obwohl fast alle unvollendet, doch hinlänglich bezeugen, wie sehr er sich die Manier indischer Malerey angeeignet. So mag daher dieses Blatt zwischen den vorigen und nächsten inne stehen, und den Uebergang bilden.

Nr. 32. — 7 Z. H. 5½ Z. Br.

Ein Thürsteher Peons genannt, der die Kommenden meldet und den Weggehenden vorausschreitet: Unvollendete Arbeit. Das Gesicht ist vollkommen ausgeführt, von großer Naturwahrheit, sammt dem weichen kurzen weißen Barte. Eine bunte, vorn aufgeschlagene Mütze bedeckt den Kopf — das weiß mousselineue Oberkleid ist nur leicht angelegt — ein starker, bis an die Schulter reichender Stock mit goldenem Knopf, ist sammt seinen Zierrathen beynahe vollendet — Füße und Boden nur angedeutet. Der Auftrag des Goldes ist ganz dem der indischen Bilder gleich.

Nr. 33. und 34. zwischen 6 Z. H. u. Br.

Zwey Fakirs oder indische Einsiedler; der eine, in Cassimpuzor (nach meines Vaters Notiz) von diesem nach der Natur gemalt, sizt vor dem Eingange seiner, einem Backtroge ähnlichen Hütte, die unter einem Banianenbaume befindlich, dessen niederhangende Fasern erst mit Bleystift auf blauem Grund gezeichnet sind. — Sein Haupt bedeckt eine seltsam spitzige Mütze, auf der eine Pfauenfeder emporsteigt. Sein Antlitz ist gelb bemalt, er trägt ein hammerförmiges Werkzeug auf seiner linken Schulter; in der einen Hand einen kleinen Kreis brauner Perlen (vielleicht von Nüssen), die Linke hält einen kleinen Topf und zugleich ein Stück Kreide. Eine Schlangenhaut liegt als Armband um seinen rechten Arm. Der, auf Schwarz mit goldenen Blumen verzierte fingerbreite Rand ist zierlich ausgeführt und im indischen Geschmack. — Die Farbe des Fakirs ist mehr grau als braun.

Der Andre, bereits mit ergrautem Barte, sizt unter einem jungen Palmbaum am Stromufer. Weiße Korallenschnüre hängen ihm auf die Brust nieder — ein kleiner Krug steht auf der Erde vor seinen gefalteten Händen. Seitwärts sieht man eine kleine Schlange im Grase — die Umgebungen sind nur angelegt, wie der, wohl gleichfalls zum Vergolden bestimmte, jezt nur schwarze Rahmen blos grundirt ist.

Nr. 35. — 7 Z. H. 5¼ Z. Br.

Ein Seapoy auf Ordonnanz, zu Barampoor gemalt. — Ein geborner Indianer, nur mit einer Uniform-Jacke und langer Mousselin-Untermeste bekleidet, die unter

dem breiten blauen Gürtel über die Lenden hinabreicht. Eine schöne, auf indische Weise buntgewirkte Degenkoppel hält von der rechten Seite zur linken Hüfte laufend, den Dolch; er trägt einen langen Säbel auf der rechten Schulter, einen kleinen schwarzen Schild auf dem Rücken, die Mütze ist blau mit roth und weißer muschelförmig emporstehender Feder, von welcher ein Band von gleichen Farben herabhängt. Hals und Armknöchel sind mit perlartigen Schnüren umgeben. An den nackten Füßen ist er mit schwarzen Schnabelschuhen bekleidet. In der Ferne sieht man die Festung hinter Grasmällen, sammt dem Fluß, der sich in der flachen Ferne verliert. Kopf und Haar sind mit großer Wahrheit ausgeführt, und die Tracht, bis in die kleinste Nebensache, deutlich dargestellt.

Nr. 36. — 5½ Z. H. über 4 Z. Br.

Ein blinder Fakir sizt am Eingang einer Höhle, ein schlafendes Kind auf dem Schooß; vor ihm steht ein großer Wasserkrug. Drey junge Frauen umgeben ihn mit ihren Säuglingen auf dem Arm, wovon die eine, eben vor ihm knieend, das Kind zu seinen Füßen niederzulegen im Begriff ist, indeß der Greis mit ausgestreckter Hand und schwärmerischer Geberde den Segen darüber ausspricht. — Eine Skizze von der Hand meines Vaters, welcher mir oftmals von diesem Einsiedler erzählt, der im Rufe der Heiligkeit, eine wilde Felsenhöhle bewohnte, und das Vertrauen der Mütter, besonders bey den Krankheiten ihrer Kinder, besaß. Das Bild ist nur noch Skizze, allein sowohl der Ausdruck der Hauptfigur, als auch die Gesichter der Mütter treu nach der Natur aufgefaßt. Die Vergoldungen sind hin und wieder angelegt.

Nr. 37. — über 7½ Z. H. 5½ Z. Br.

Stellt die Art der Engländer in Indien zu reisen vor. Ein leichter Balanquin, einer von beyden Seiten offenen Portechaise ähnlich, vorn mit Jalousien versehen, wird von vier, nur mit einem Mousselin um die Lenden bekleideten Schwarzen, vermittelst einer vorn und hinten angebrachten Stange auf den Schultern getragen. Der darin Sitzende, dessen weiße Unterkleider allein sichtbar, streckt das eine Bein zu dem offenen Vorderfenster heraus; links sieht man einen großen Sonnenschirm, der seinen besondern Träger hat. Der Weg geht zwischen jungen Palmen hin; im Vorgrund aber steht der eben abgelöste Indianer, noch den grünen goldbefranzten Sonnenschirm in der Hand haltend, wie die Reisen und Besuche in Indien damals durch Relais von Trägern, mit großer Schnelligkeit bewerkstelligt wurden. Obschon nur Skizze, gibt die geistreiche Zeichnung einen deutlichen Begriff des darzustellenden Gegenstandes.

Nr. 38. — Nicht volle 6 Z. H. 8½ Z. H.

Eine Fledermaus, an einem Baumzweig mit den Füßen festhangend. Nach der Natur lebendig aufgefaßt — als Kind mein großes Ergötzen und vielleicht Ursache, daß ich die gewöhnliche Furcht vor diesen Thieren nicht theile, wie dasselbe hier niedlich und mit der ihm eigenthümlichen klugen Miene abgebildet, nur einen gefälligen Eindruck machen kann.

Nr. 39. von ungefähr gleicher Größe.

Einen indischen Spaßmacher, damals zu Kishnagur, vorstellend. — Nur das Gesicht ist ausgeführt, allein dieß auch mit viel Geist und Wahrheit. Man sieht die Aufmerksamkeit, mit welcher der Possenreißer die Wirkung seiner Künste an den Zuschauern beobachtet, mit der angenommenen Rolle des Alten, den er vorstellt, verschmolzen. — Die nationellen Züge sind treu erhalten und der kleine Kopf, ohne alle Umgebung, tritt gerundet hervor.

Nr. 40. — 5 Z. H. in ovaler Form.

Das Bildniß des Malers Schawalha Ohrenbink von Delly, welcher beynahe ein Jahr für meinen Vater beschäftigt, in dessen Hause lebte; am Tage selbst gezeichnet, wo der leztere Indien verließ. Eine geistreiche Skizze: der alte Mann sizt, nur mit einem leichten Shawl über dem Turban und dem weißen Unterkleide angethan, baarfuß am Tisch, mit seiner Arbeit beschäftigt. Fleiß und Scharfsinn sprechen aus seinen Zügen. Die Brille, unterhalb der Nasenhöhe befestigt, die langen schmalen Finger, die den Pinsel halten, alles trägt das Gepräge eines andern Himmelsstriches, obwohl des Greises Farbe nicht dunkel zu nennen ist. Ich erinnere mich, von meinem Vater gehört zu haben, daß derselbe 75 Jahr alt und gewohnt gewesen, Opium zu nehmen, bevor er malte, indem der Gebrauch dieses Mittels sein Gesicht schärfte. Diese, mir durch Erinnerung früher Kindheit schäzbare Reliquie, war der Sammlung lange entfremdet, und der Gefälligkeit einer lieben Verwandtin nur verdanke ich deren Zurückgabe.

Es verdient noch bemerkt zu werden, daß sich auf der Mehrzahl der eben beschriebenen Bilder, persische Worte entweder hinter dem Gemälde oder auf dem Umschlag desselben befinden, deren Uebersezung wahrscheinlich zu einer Vervollständigung dieses Erklärungsversuches führen und wohl die Mühe eines Sprachkenners belohnen dürfte.

Digitized by Google

Nr. 26.

Kunst-Blatt.

Donnerstag, den 30. März 1826.

Paris, den 10. Februar 1826.

Die Société des Amis des Arts hat ihre Ausstellung den 4ten Februar eröffnet. Die Anzahl ihrer Mitglieder ist auf 400 angewachsen, doch habe ich nicht bemerkt, daß diese Vermehrung an Capitol auf die Wahl der Kunstwerke günstig gewirkt hat. Es scheint mir im Gegentheil, als habe man dieses Jahr mehr unvollkommene Arbeiten aufgenommen, als in den vergangenen, und suche die Zahl auf Kosten des Gehalts zu vermehren. Ist dieß wirklich der Fall, so verfehlt die Gesellschaft ihren Zweck, und trägt nichts mehr zur Beförderung der Künste bey.

Die Ausstellung soll aus 91 Gemälden, 10 Bildhauerarbeiten und einem Kupferstiche bestehen. Bis jezt sind aber mehrere Nummern noch nicht eingetroffen.

Die besten Arbeiten sind hier nach alphabetischer Ordnung der Künstlernamen angeführt.

Adam (Victor.) Eine Fischerscene im Haven von Dieppe, hübsch componirt, aber kalt in der Farbe und nicht sicher genug gezeichnet. Von den besten Marinemalern, Gudin und Isabey, findet sich dießmal kein Bild. Garneray hat eine ziemlich gute Arbeit geliefert. Neben den mittelmäßigen Werken eines Ulrich und Lecomte bemerkt man mit Wohlgefallen ein hübsches Seestück von Mozin; etwas vorzügliches in dieser Gattung habe ich aber vergebens gesucht. Seit J. Vernet, mit dem Hue nicht zu vergleichen ist, hat Frankreich Mangel an trefflichen Marinemalern. Die Künstler sehen die See zu wenig und vernachlässigen über dem Effect die Zartheit und Mannichfaltigkeit der Tinten, an denen man allein dauerndes Gefallen finden kann. Gudin ist vor kurzem von einer malerischen Reise nach Italien, wo man ihn eine Zeit lang von Räubern ermordet glaubte, zurückgekehrt, und es heißt, er habe dort viel nach der Natur gearbeitet. Er berechtigt zu großen Hoffnungen.

Becoeur hat eine außerordentlich zart gehaltene Aquarellzeichnung, einen Papagey aus Neuholland und einen Guit-Guit aus Guiana vorstellend, geliefert. Es ist das einzige Bild dieser Art, aber von seltener Vollendung. Auch der einfachste Gegenstand hat Reiz und Interesse, wenn er mit großer Lebendigkeit und Naturwahrheit dargestellt ist.

Brascassat (Raymond). Von diesem noch sehr jungen Künstler ist eine der besten Arbeiten dieser Ausstellung, eine einfache Landschafts-Studie nach der Natur, einen Wasserfall darstellend, auf den eine herbstliche Baumgruppe ihre Schatten wirft. Den Hintergrund bilden Wiesen und Gebüsch. Dieß nicht große Bild ist sehr wacker behandelt; es ist kräftig gemalt, voll Farbe und Licht, doch ohne Uebertreibungen. Wenn dieser junge Mann auf dem betretenen Wege weiter geht, so kann er sich viel Ruhm erwerben. Er hat dieß Jahr mit einer heroischen Landschaft den zweyten akademischen Preis gewonnen, und ist vermuthlich schon nach Rom abgegangen. Ich habe diese Arbeit gesehen, und nicht sehr lobenswerth gefunden, und bestärke mich nun, bey der Vergleichung mit dem vorliegenden Werke, in der Ueberzeugung, daß die Akademie von den jungen Malern Unbilliges fordert. Wie kann man in einem Alter, wo das Technische der Kunst kaum erlernt, und zu dem Studium der Natur so wenig Zeit übrig geblieben ist, sich zu etwas Tüchtigem in der heroischen Landschaft erheben, die alle Kräfte eines genialen und lange geübten Historienmalers in Anspruch? Die Folge von diesen überspannten Anforderungen ist, daß auch die talentvollsten Schüler schlechte Arbeit liefern, und mit Phantasien eine köstliche Zeit verlieren, die sie weit nützlicher auf Nachahmung der Natur anwenden könnten. Einen Beleg zu der Wahrheit meiner Behauptung bietet die, in dieser Ausstellung begriffene, heroische Landschaft, mit welcher H. Gibert in diesem Jahre den dritten Preis gewonnen hat. Sie zeugt von Talent, sie ist sogar nach meinem Geschmack, die beste von den dreyen, demungeachtet ein sehr schwaches Product, sowohl was die Figuren betrifft, als in Hinsicht der Landschaft. In der angeführten Studie hat Brascassat sich frey bewegen können, und sich als Künstler gezeigt, in seiner Preisarbeit ist sein Genie unter dem Zwang unnatürlicher Regeln erlegen, und er hat nur Schülerarbeit geliefert.

Digitized by Google

Delacroix (E.) Von diesem Künstler, der vor Jahren während der großen Kunstausstellung, durch seine Greuelscene auf Scio, so viel Aufsehen erregte, und so unmäßig getadelt als gelobt wurde, sieht man hier ein kleines Bildchen einen Türken vorstellend, der auf einem Divan sitzend raucht. Man erzählt, das Comite habe die für sein Gemälde verlangten 400 Fr. auf 300 herabgesezt, und es ihm, nachdem er es abgeliefert, zurückgegeben, mit dem Ersuchen, angegebene oder angebliche Fehler zu verbessern; worauf er geantwortet haben soll: für 300 Fr. sey es so gut genug. Sollte er auch in dieser Hinsicht Recht haben, so ist es doch für seinen Ruhm nicht gut genug, und seine Antwort, im Falle sie wahr ist, zeugt von einer Zuversicht auf sein Talent, die man ihm mit Recht zum Vorwurf machen dürfte. Auch in dieser Kleinigkeit sind große Anlagen nicht zu verkennen, es ist in der Intention etwas Kräftiges und Wahres, das seine Wirkung nicht verfehlt: das Technische davon ist aber mit unverzeihlicher Nachlässigkeit behandelt. Er begnügt sich in den Farbentönen, wie in den Umrissen mit einem à peu près, und zeigt dabey einen Hang, die Schönheit dem Ausdrucke aufzuopfern, der wirklich beklagenswerth ist.

Fragonard hat zwey sehr hübsche Arbeiten geliefert. Die eine stellt einen Ritter dar, der vor einem schönen jungen Weib sitzend durch das Gebell seines Hundes auf die Gegenwart eines Nebenbuhlers aufmerksam gemacht wird. Während er mit der Rechten noch die Hand der Geliebten hält, greift er mit der Linken nach dem Dolch. In diesem kleinen Bild kann man Fragonards Talent vollständig kennen lernen. Es ist mit der ungemeinen Leichtigkeit componirt, welche, als dieser Künstler auftrat, so große Hoffnungen erregte, die er jedoch später nicht erfüllte. Was man die Intention nennt, ist trefflich daran; die Ausführung entspricht ihr aber nicht. Das Colorit ist roth und nicht genug studirt, und die Zeichnung zu flüchtig. Wie Delacroix sich seinem ernsten Gefühl überläßt, und auf seine furia di ponello vertraut, so läßt sich Fragonard von seinem natürlichen Hang zum Anmuthigen, Leichten und Luftigen verführen, und wird oberflächlich und seicht. Er hätte einen Michel-Angelo zum Lehrer haben müssen, um ein tüchtiger Maler zu werden. Das andere Bild zeigt uns Don-Quixote, der sich durch Lesung eines Ritterromans begeistert; es ist nicht so gut als das vordergehende, gehört aber doch zu den besten der Ausstellung.

Knip. Von diesem sehr wackern Künstler sieht man drey Bilder von mittlerer Größe. Das erste stellt einen Schäfer mit einem Theile seiner Heerde an einem Bergabhang dar. Das zweyte eine Aussicht bey Tivoli, und das dritte eine Landschaft aus dem Sabiner-Land. Ihn trifft der Vorwurf nicht, den ich den obenerwähnten Künstlern gemacht habe. Seine Arbeiten sind sehr fleißig studirt, in einzelnen Theilen vielleicht noch ein wenig hart, im Ganzen aber von einer schönen kräftigen Wirkung, so daß sie in der Nähe und in der Ferne gesehen, gleich großen Genuß gewähren. Wenn es ihm gelänge, das Glänzende seiner Arbeit durch zartere Farbentöne zu ersetzen, und etwas mehr Luft in seine Bilder zu bringen, so würde er auf eine der ersten Stellen unter den hiesigen Landschaftsmalern Anspruch machen können. Die Landschaft von Bracassat ausgenommen, kann ihm keine andere an die Seite gestellt werden. Alleur, Coignet, Ricois, Remond, Bidauld haben auch hübsche Arbeiten in dieser Gattung geliefert. Von H. Vernet sieht man eine Alpenscene mit einigen hübschen Figuren, die Landschaft aber gehört zu den mittelmäßigsten. Man schwatzt ihm so viel von seinem Universal-Genie vor, daß er sich bisweilen verleiten läßt, Arbeiten zu unternehmen, von denen er nichts versteht, und die ihm folglich keine Ehre machen. Unter den landschaftlichen Darstellungen verdienen noch zwey der Erwähnung, ein Sonnenuntergang in der Gegend von Neapel von Delaurencel in sehr warmen Tönen gehalten, aber mit einem Vorgrund, dem es an schönen Bäumen gebricht, und der in der Farbe viel zu eintönig ist. Dieses Bild erinnert an die nehlichten Productionen des Hrn. v. Forbin. Das andere ist eine componirte Landschaft von Th. Richard.

Leprince (Xavier) ist einer der talentvollen Künstler in der Darstellung angenehmer, bisweilen rührender, Scenen aus dem Volksleben. Bey der letzten großen Kunstausstellung im Louvre, erregte eines seiner Bilder die allgemeine Aufmerksamkeit, und wurde von der Regierung um einen ziemlich hohen Preis gekauft. Hier bemerken wir von ihm zwey kleine Bildchen, wovon eines eine Aussicht am Thuner-See, das andere einen Polizeydiener in einem Dorf darstellt, der einen obrigkeitlichen Befehl austrommelt. Das erste verliert an Werth durch die Landschaft, die wenig Lob verdient; das zweyte aber ist eine allerliebste Arbeit. Der Trommler in Hemdärmeln mit dem dreyeckigen Hut und der pathetischen Miene und einer ungeheuern Trommel am Hals ist aus der Natur gegriffen. Ein Postillion, der ihm zuhört, und ein Kindermädchen, das ihr Kind ruhig zu halten sucht, bis die wichtige Nachricht verlesen ist, sind ungemein hübsch und natürlich. Es fehlt Leprince nichts ein Meisterstück dieser Art zu liefern, als mehr Harmonie und Wahrheit in den Farben. In diesem Punkt sind ihm die Niederländer weit überlegen, und es wird ihm schwer werden, sich über diesen Nationalfehler der französischen Künstler zu erheben.

Scheffer (Andrè) und sein Bruder Henri, die sich beyde um den Ruhm eines Historienmalers bewerben

und einiges Aufsehen erregten, haben zwey kleine schwache Arbeiten im bürgerlich sentimentalen Fache geliefert; dieß eine stellt einen Schäfer vor und ein Kind, das mit einem Hund spielt; die andere von Henri, zwey junge Eheleute, die ihr Kind laufen lehren. Es ist nichts davon zu sagen, als daß Paris mit solchen Gemälden überschwemmt ist, und daß es leider der geschmacklosen Liebhaber genug gibt, die sie bewundern und kaufen. Die Societät sollte behutsamer in ihrer Wahl seyn. Voriges Jahr hatte sie mehrere gute Arbeiten in diesem Fach an sich gebracht, in diesem Jahr kaum eines, ich meyne ein Bild von Franquelin, das ein junges krankes Weib darstellt, der einer Freundin eine traurige Nachricht mittheilt. Was Deveria, Roche, Guet und Beaume gegeben haben, ist sehr mittelmäßig und verdient keiner besondern Erwähnung. Niedlich ist eine Bäuerin aus dem Pays de Caux, die einem kleinen Mädchen Milch in ein Gefäß gießt, von Duval-Le-Camus, und nicht ohne Verdienst, eine geflüchtete Familie aus Sallus von Marigny.

Mad. Haudebourt-Lescot, selbst Granet haben unbedeutende Sachen gegeben.

Die Ansichten von Gebäuden (Interieurs) von Renoux, Delattre und Lesaint, sind weit unter denen, die voriges Jahr ausgestellt wurden. V. Swebach und Demarne haben zwey Bildchen geliefert, die nicht zu ihren besten gehören.

Unter verschiedenen schwachen Aquarellzeichnungen bemerkt man mit Vergnügen einen Blumenstraus von Redouté mit großer Kunst verfertigt. Eliaerts hat ein Gefäß mit Blumen sehr zart in Oel gemalt. In dieser Gattung bilden sich fortwährend treffliche Künstler.

Den Thiermaler Berré werde ich künftig nicht mehr erwähnen, da er sich unaufhörlich selbst copirt. Eine größere Armuth an Phantasie als die seine ist, läßt sich kaum denken.

Herr Varie hat die Büste eines Jünglings in Marmor gegeben, die einzige Bildhauerarbeit, die bis jezt ausgestellt ist; sie ist sehr schwach.

Der Kupferstich nach Gerards Corinna, von Prevost ist noch nicht erschienen. Man sieht aber die sehr wackere Zeichnung von Vazin, nach welcher die Platte gearbeitet wird.

Ich bemerke zum Schluß, daß die Lithographie jezt in Frankreich dargestellt die Oberhand gewinnt, daß nur wenig mehr in Kupfer gestochen wird. Die Societät erwirbt sich um diesen Kunstzweig ein wirkliches Verdienst; von ihr rühren die meisten Kupferstiche her, die seit mehreren Jahren nach guten Mustern gearbeitet worden sind.

L. M.

Polygnot's Gemälde.

Wie antike Originale für unerschöpfliche Belebungsmittel moderner Kunst gelten, so haben auch Künstler und Kunstfreunde oftmals ausgesprochen, wie viel wir aus noch vorhandenen Beschreibungen alter Bildwerke gewinnen könnten. Ueber viele derselben wird haben Pausanias, Philostratus, Lucian und andre reichhaltige Auskunft gegeben, aber auch wo ihre oft unleserlichen Zeilen in deutlichster Schrift uns vorliegen, reden sie durch ein fremdartiges Organ, wie es auch die beste Beschreibung im Verhältniß zu einem Kunstwerk ist. Darum kann denn auch die Kunstgeschichte mehr von Künstlern als von Gelehrten eine Benutzung jener unschätzbaren Nachrichten erwarten: groß genug ist ihre Anzahl, hinlänglich bedeutend ihre Schwierigkeit und bey solchem Umfang verlorner Darstellungen reichhaltig genug ihrer Ausbeute, um auch die vortrefflichsten Künstler unsrer Zeit zu Nachbildungen aufzufordern. Einer der genialsten neueren Künstler, Carstens, hat mehr als ein gelungenes Werk dieser Art zurückgelassen; an mahnenden Stimmen gewichtiger Kunstfreunde, Goethe an ihrer Spitze, hat es seitdem nicht gefehlt. Wenig Unternehmungen konnten für Kunst und Alterthum so anziehend seyn, als die Nachbildung von Polygnot's Gemälden in der Lesche zu Delphi; die Gebrüder Riepenhausen stellten sich diese Aufgabe und der erste Theil ihrer Arbeit, die die Todtenfahrt des Ulysses vorstellt, ist seit längerer Zeit in den Händen des Publikums. Die glückliche Ausführung derselben, hatte seit längerer Zeit auch den zweyten, ungleich anziehenderen und schwierigeren verlangt, der die zahlreichen von Pausanias beschriebenen Bilder der Polygnotischen Schattenwelt wiedergeben sollte. Es ist höchst erfreulich, die genannten Künstler, deren ausgebreiteter Ruf durch künstlerische und kunstgeschichtliche Arbeiten längst bewährt ist, nach einer Zwischenzeit von mehr als zwanzig Jahren mit jener rückständigen Arbeit beschäftigt zu wissen.

Die Gebrüder Riepenhausen haben vor kurzer Zeit ein großes für den König von England bestimmtes Bild, Friedrich des Rothbarts Vertheidigung durch Heinrich den Löwen bey Sankt Peter vorstellend, vollendet, und sind von diesem Werke, das der allgemeine Beyfall der Künstler und Kenner für ihr gelungenstes Originalwerk erklärt, zur erneuten Nachbildung des alten Künstlers geschritten, mit dem ihr Name zuerst im Kunstpublikum genannt wurde. Der rasche Fortgang des Unternehmens läßt noch im Laufe dieses Jahres seine Vollendung versprechen. Das Ganze wird mit Inbegriff des Titelkupfers und der Gesammtansicht aus zwanzig radirten Blättern in Querfolio bestehn. Achtzehn derselben werden die einzelnen Gruppen der Polygnotischen Composition

Digitized by Google

wiedergeben. Für die Zusammenstellung des Ganzen, die auf einer besondern Platte versucht werden wird, lassen die gereiften und vieljährig durchprobten Ansichten der Künstler neue Aufschlüsse von Bedeutung erwarten. Eine Umarbeitung des ersten Theiles steht damit in Verbindung und soll der Erscheinung des zweyten unmittelbar nachfolgen.

Rom, 7. Jan. 1826. G.

Neue Kupferstiche.

Salomo's Urtheil, nach N. Poussin, gest. von Morel. Sehr gr. Fol. 25 fl.

Wir würden den Gegenstand dieses Bildes eben nicht unter die günstigen zählen, auch wenn uns die gepriesene Weisheit des berühmten Urtheils weniger problematisch erschienen. Außerdem ist es eine der mißlungensten Compositionen Poussins, denn nicht blos zeigt sich darin die ruhige Ueberlegung und Berechnung, welche wir auch an vielen seiner übrigen Bilder wahrnehmen, sondern jede Stellung der einzelnen Figuren verräth das sorgsamste, sichtbarste Streben, eine kunstgerechte Anordnung und malerische Kontraste hervorzubringen, wodurch das Ganze sich zur wahren Theaterscene gestaltet. Das plastische Prinzip, welchem Poussin ausschließend huldigte, möchte immerhin auch hier vorherrschen, und wir würden gleichfalls über die daraus entstandene ziemlich strenge Symmetrie wegblicken, wenn nur nicht Alles wie eine Versteinerung mitten in der Bewegung aussähe. Der König Salomo sizt nun vollends auf seinem Sessel, als hätte ihn ein Lebkuchenbäcker von seinem hölzernen Modell abgedruckt. Die Figur voll und rund, in ganzer Ansicht, die eine Hand rechts, die andre links ausgereckt, der Kopf geistleer, die Miene selbstgefällig, ein wahrer Bürgermeister aus einer Landstadt.

Morel hat sich als Stecher durch den Belisar und die Horatier nach David, durch den Oedipus nach Girour und manche andre Blätter einen wohlverdienten Ruf erworben. Er ist männlich, fest, kräftig, allem Zierlichen und Verblasenen abhold, bisweilen nur etwas hart und kalt, was mitunter an den von ihm gewählten Originalen liegen mag. Die, welche in einem Kunstwerke den Styl, wie streng er auch seyn mag, über die gleißende, kokettirende Manier setzen, werden dieses Blatt noch immer ihrer Aufmerksamkeit werth finden.

* * *

Ansichten aus dem Neckarthale, gez. und geätzt von Lambert v. Babo. 1s Heft, 6 Blätter in Kl. Qr. Fol. Carlsruhe bey Velten. 2 fl. 45 kr.

Das Neckarthal bietet, abwärts von Wimpfen bis Heidelberg, eine Reihe abwechselnder, schöner Scenereyen dar. Aber gar manche Parthie, die uns in der Wirklichkeit höchst anziehend erscheint, gibt in der Nachbildung des Zeichners kein bedeutsames, abgeschlossenes Bild. Betrachten wir auf der andern Seite die meisten Blätter und Gemälde von Waterloo und Ruisdael, so finden wir Gegenstände, die uns in der Natur nur selten einige Aufmerksamkeit abgewinnen würden, mit einer Wirkung dargestellt, welche nicht blos in der Radirnadel und dem Pinsel, sondern wohl etwas tiefer liegt. Das Gefühl muß bey der Wahl der Objekte entscheiden, und jener empfängliche Sinn, der nicht am wechselnden Spiele der Erscheinungen klebt, sondern ihre Bedeutung zu erfassen weiß, und dem der Geist nahe ist, der überall in der Schöpfung waltet.

Hr. v. Babo treibt die Kunst als bloßer Liebhaber, aber mit entschiedenem Berufe. Aus seinen Blättern leuchtet im Ganzen Studium der Natur hervor und ein reines Gefühl für die Schönheit ihrer Formen. Im Radiren hat er sich Boissieur zum Muster gewählt, einen Künstler, den wir — bey all unsrer Vorliebe für seine Blätter — doch nie zur Nachahmung empfehlen würden. Dazu ist er zu sehr Original. Die herrlichen Effekte seiner leichten, geistreich spielenden Nadel, die Magie seiner Lichtpartheien, die Anmuth, welche über alle seine Darstellungen ausgegossen ist, ermangeln bisweilen der Wahrheit, und wir finden ihn häufig auf dem Punkte, wo Natur und Manier sich scheiden; ja nicht selten verirrt er sich ein wenig zu der letzten hin. Ihm übersieht man jedoch den Irrthum, weil er keine Folge ist des Unvermögens oder falscher Ansicht, sondern einer genialen Keckheit und Ungebundenheit. Gründlichkeit ist die Hauptsache, wonach der beginnende Künstler zu streben hat, und sie muß ihm auch seine Eigenthümlichkeit bewahren. Zuerst soll er die Kunst in der Natur, und dann die Natur in der Kunst auffinden lernen. Unter den Ansichten dieses Hefts scheinen uns besonders die von Hirschhorn und Neckargemünd gelungen. Sie sind mit Sorgfalt und zugleich mit Freyheit ausgeführt, und die Wirkung des Lichts, welcher Hr. v. B. durchgängig viele Heiterkeit zu geben weiß, vereinigt sich darin zu einer schönen Harmonie. Die übrigen sind: Zwingenberg, Eberbach, Neckar-Steinach und Heidelberg.

—ber.

Digitized by Google

Nr. 27.

Kunst-Blatt.

Montag, den 3. April 1826.

Ueber das Gemälde der HH. Gebrüder Riepenhausen, Friedrich Barbarossa im Handgemenge mit dem römischen Volke auf dem Petersplatze zu Rom.

Von G. L. P. Stevers.

Ueber dieß Werk, welches die Künstler so eben öffentlich ausgestellt haben, ließe sich ein Buch schreiben. Zu allem, was man über, für und gegen die neueste Malerey sagen könnte, liefert es Belege. Da es in der Geschichte der Farbenkunst Epoche machen wird; so habe ich geglaubt, den Lesern des Morgenblatts eine um so ausführlichere Beschreibung von demselben liefern zu müssen, als es nicht allein von Deutschen, sondern auch für Deutschland und über ein deutsches Sujet verfertigt worden ist.

Das Gemälde, 22 Fuß breit und 14 F. hoch, ist für den Saal des Guelphenordens zu Hannover bestimmt. Es läßt sich also zum voraus setzen, daß das Sujet nicht frey gewählt, sondern vielmehr vorher bestimmt worden ist. Dadurch sieht sich der Beurtheiler in Verlegenheit gesetzt, weil ihm nun nicht bewußt wird, wie vielen oder wenigen Antheil die Künstler an der materiellen Anordnung des Werks haben mögen und in wie fern ihnen, nach Befinden der Umstände, Lob oder Tadel dafür gebührt.

Der Moment der Darstellung ist folgender. Friedrich Rothbart wird, nachdem er im Jahre 1155 von Adrian III. in der Peterskirche feyerlich gekrönt worden ist, und eben in Begriff steht, an der Spitze seiner Helden, Heinrich des Löwen, Otto von Wittelsbachs u. s. w. in sein, außerhalb der Stadt, vor dem nahen Angelicathore *) belegenes, Lager zurückzukehren, vom römischen Volke angefallen und von Heinrich dem Löwen gegen die Wuth desselben in Schutz genommen. Zur Verständlichkeit des Factums mögen folgende wenige Worte dienen. Bis in die Mitte des 12ten Jahrhunderts waren die Päpste von der römischen Geistlichkeit und dem Volke gewählt worden. Cölestin II. (1143 — 1144) war der erste, dessen Wahl von den Cardinälen allein bewerkstelligt ward. Damit noch nicht zufrieden, versuchte der genannte Papst, auch die bis dahin mehr oder minder bestandene republikanische Staatsverfassung aufzuheben, ja dem Volke sogar die Senatoren zu nehmen. Diese Umstände müssen als die erste Entstehung der Feindseligkeiten angesehen werden, welche von da an zwischen den Päpsten und dem römischen Volke geherrscht, und zum Theile noch in den neuesten Zeiten fortgedauert haben. Sie wurden beyden Theilen um so verderblicher, als sich nicht selten die römischen Großen, oft die höhere Geistlichkeit, Cardinäle sogar, an die Spitze des Volks stellten. Eugenius III. (1145 — 1153), der dritte Nachfolger nach Cölestin II., von welchem die Römer die Wiedereinsetzung des Senats nicht erlangen konnten, mußte, um ihrer Wuth zu entgehen, nach Frankreich entfliehen. Unter Adrian III. (1154 — 1159), einem Engländer von Geburt, brachen die Zwistigkeiten von neuem aus. Denn nicht allein verweigerte auch er die besagte Wiedereinsetzung der Senatoren; sondern die Römer haßten in ihm noch den Ausländer. Als sie, in einem Tumulte, den Cardinal von S. Pudenziana verwundet hatten, und dafür vom Papste in den Bann gethan worden waren, brach das unter der Asche glimmende Feuer in helle Flammen aus. Adrian III. glaubte nichts besseres thun zu können, als sich dem Kaiser in die Arme zu werfen. Dieser kam nach Rom und nahm den Papst gegen das Volk in Schutz. Lezteres suchte sich, am Tage der Krönung des Kaisers, dafür an ihm zu rächen.

*) Die heutige Porta Angelica ist, wie die Ueberschrift über derselben besagt, offenbar erst im Jahre 1563 von Pius IV. erbaut. Vielleicht ist das von den HH. R. in ihrem Programma also benannte Thor das Cassische, auch wohl von einigen Schriftstellern Petersthor genannt, welches in der Nähe gelegen war.

Digitized by Google

Die materielle Anordnung des Bildes ist folgende. Den Hintergrund bilden von rechts nach links (vom Zuschauer) die Peterskirche, doch nicht en face, sondern etwas nach rechts verschoben, um dem Grunde des Gemäldes eine desto größere Ausdehnung zu geben, daneben die Aussicht auf ein Thor, mit dem, auf seiner ehemaligen Stelle, sich befindenden Obelisk, dann eine freye Aussicht auf die Landschaft mit den dahinter liegenden Bergen, und endlich in der linken Ecke die Engelsburg. Ich weiß nicht, nach welchem Gemälde, oder Kupferstiche die Künstler ihren Hintergrund copirt haben; nur so viel ist mir bekannt, daß unter allen denen, welche ich kenne, eine große Ortsverschiedenheit herrscht. Ohne auf diese einzugehen, glaube ich, behaupten zu dürfen, daß diejenigen Abbildungen, welche der vormaligen Peterskirche fünf Eingänge geben, Recht haben. Außer vielen andern Gründen, welche ich zur Bestätigung meiner Behauptung anführen könnte, möge nur die einzige ihren Platz hier finden! die alte Kirche, wie die neue, besaß fünf Schiffe, folglich, wie sich nicht anders vermuthen läßt, auch fünf Thüren. Auf dem Gemälde der HH. Riepenhausen sind deren nur drey angegeben. Den Obelisk stellen sie ungefähr an denselben Ort, den er in den gewöhnlichen Beschreibungen einnimmt, das heißt, neben die Peterskirche, da, wo die heutige, von Pius VI. erbaute, Sacristey steht, auf den alten Neronischen Circus. Aber über das Thor, welches sich im Hintergrunde des Obelisk zeigt, von den Künstlern in ihrem Programme für die Porta Cavalleggieri angegeben, möchte mit ihnen gerechtet werden können: unstreitig ist dieß, wenn nun einmal, vom Zuschauer aus der Linie mit dem Obelisk, ein Thor statt finden soll, die alte Porta Pertusa. Wenigstens wird auf den meisten alten Rissen lezterer ungefähr die eben bezeichnete Lage angewiesen. Eben so möchten die Berge, welche nach Morgen zu die Landschaft begränzen und von den Künstlern die lateinischen genannt werden, die sabinischen heißen müssen; denn, abgesehen selbst von der Conjectur, daß die Benennung Latium vom Worte latum (eine weite Ebene) komme, daß also das alte Latium keine Berge enthalten haben könne, liegen im Osten von Rom die sabinischen Berge. Der Himmel ist umwölkt; ja es regnet sogar im Südosten sehr stark. Dieß die Landschaft.

Der geschichtliche Theil des Bildes ist folgender. Den mittlern Vordergrund nehmen links Heinrich der Löwe, und rechts Friedrich Rothbart ein. Ersterer, dessen Pferd im Kampfe gefallen, neben ihm liegt, deckt zu Fuße mit dem, noch in der linken Hand emporgehaltenen Schilde den Kaiser und schwingt mit der rechten sein Schwert, um dem in der linken Ecke stehenden bewaffneten Römer zu begegnen, welcher den Kaiser anzufallen droht. Lezterer zu Pferde, streckt seine linke Hand nach einem Edelknaben aus, welcher ihm das Schwert reicht, während ein andrer das Pferd beym Zügel hält. Rechts, etwas nach hinten, hält Otto von Wittelsbach zu Pferde, ebenfalls in Bereitschaft, den Kaiser zu vertheidigen. Vor ihm liegt, in die Knie gesunken, ein sterbender Ritter, von einem Diener unterstüzt. Links und rechts liegen zwey Todte, ersterer auf dem Bauche, lezterer auf dem Rücken. Ein Hund, wie es scheint, die obligate Person auf allen Gemälden, läßt in den Kampf hinein. Dieß die Personen des Vordergrundes. Im mittlern Mittelgrunde stehen, meistens nur mit den Köpfen gesehen, Papst, Cardinäle und Geistliche, wie das Programm sagt, zu Pferde; doch lassen sich lezztere nur schwer unterscheiden. Der rechte Mittelgrund gewährt die Aussicht auf den Porticus der Kirche; er ist nach vorn zu mit einem, einen Fruchtkorb auf dem Kopfe tragenden Mädchen, daneben rückwärts, mit einem Greise und nach der Kirche zu mit erschrecktem und fliehendem Volke besezt. Im linken Mittelgrunde, mit der Aussicht auf die Landschaft, findet das Gefecht zwischen den Kaiserlichen und den Römern statt.

Komme ich jezt zu den Bemerkungen, welche das Bild in seinem historischen und künstlerischen Theile darbietet. Wie schon gesagt, ist wahrscheinlich der Inhalt desselben nicht allein im Wesentlichen, sondern vielleicht sogar in einigen seiner materiellen Beziehungen, den Künstlern vorgeschrieben worden. Da das Bild dazu dienen soll, den Ordenssaal der Guelphen zu schmücken, so war es natürlich, daß man den Inhalt desselben aus dem Leben des berühmtesten Guelphen, Heinrich des Löwen nahm. Aber hätte dieß nicht geschehen können, ohne seinen erklärtesten Widersacher, den Erbfeind seines Hauses, den Demüthiger seines Heldensinnes, den Zertrümmerer seines Reichs, Friedrich von Hohenstaufen, dieses personificirte tragische Schicksal der Guelphen, dessen Geist bis in die neuesten Zeiten durch ihr erlauchtes Haus geschlichen ist, neben ihn zu stellen? Und noch dazu, dem Scheine nach, als die zweyte Person zu Fuß, während der Kaiser zu Pferde sizt! Oder soll das Bild vielleicht eine rückwirkende moralische Symbolik darstellen, das heißt, die Undankbarkeit des Kaisers und die edle Rache, welche Heinrich ihm das Leben rettend, an ihm nimmt, ausdrücken? Aber diese Idee wäre in der That zu gesucht. Meiner Meynung nach, hätte sich Friedrich gar nicht auf dem Bilde finden sollen, oder wenigstens in einer andern Situation. Es gibt eine in beyder Leben, welche geeigneter gewesen wäre, den Ruhm des Löwen auszusagen, als das Scharmützel mit dem römischen Pöbel. Sie erräth sich, ohne daß ich sie näher zu bezeichnen brauche.

Digitized by Google

Abgesehen vom Inhalte des Bildes, haben die Künstler in der Anordnung desselben eine Meisterschaft gezeigt, welche ihnen mit wenigen der ältern, vielleicht mit keinem einzigen der neuern Maler gemein seyn dürfte. Trotz der Menge der Figuren, *) der Thiere und Gegenstände aller Art, von welchen es gleichsam wimmelt, herrscht sowohl in der ganzen Darstellung, als in den einzelnen Gruppen eine solche Klarheit, daß das Auge gleich beym ersten Anblick mit Wohlgefallen darauf verweilt und mit um so größerm Vergnügen darauf zurückkehrt, als man sich allenthalben mit der größten Leichtigkeit zurecht findet. Vielleicht dürfte hier den Künstlern nur der einzige Vorwurf zu machen seyn, daß sie den Papst, nebst den Cardinälen, zu sehr versteckt haben: mich dünkt, die geistige sowohl, wie die künstlerische Decenz hätte verlangt, daß sich ersterer in ganzer Figur zeigte.

Zeichnung, Umrisse und Physiognomie, diese Dreyeinigkeit der poetischen Darstellung einer Farbenfigur, welche nur Eins, nämlich das Leben derselben ausmacht, sind im höchsten Grade correct, das heißt, sie bieten (und ich bitte, dieß im alleraufrichtigsten Sinne, den das Wort zuläßt, zu nehmen) die höchste Wahrheit der Materie dar. Dieß Zugeständniß, welches ich den Künstlern mit der bereitwilligsten Anerkennung ihrer Verdienste mache, nöthigt mich hinwieder, den einzigen bedingten Tadel, dem ihr Werk unterliegt, mit derselben Freymüthigkeit auszusprechen: es ist dieß der durchgängig statuarische, ich möchte sagen, erstarrte Ausdruck aller Figuren, eine einzige ausgenommen. Heinrich der Löwe sieht aus, wie der Apollo von Belvedere und Friedrich Barbarossa, wie die meisten der antiken Heldengesichter, welche auf uns gekommen sind. Bey allen Ansprüchen, welche das Gesicht des Papstes (unstreitig eins der ausdrucksvollsten) und Otto von Wittelsbachs auf Physiognomik machen, unterliegen sie, obgleich weniger, als die übrigen, denselben Vorwürfen. Ich wünschte, hier einen recht weiten Raum zu haben, um mich über die Ursach dieser Statuaristik in der modernen Malerey, nämlich über das unselige, unheilbringende, alle wahre Malerey zerstörende Studium der Antike, recht weitläuftig auszulassen.

Komme ich zum Colorite des Gemäldes. Jeder denkende Kunstfreund, welchem die sogenannte dritte Manier selbst der größten Meister ein Gräuel ist, weil sich in ihr nicht das Genie, sondern die Speculation, nicht die Inspiration, sondern die Erschlaffung ausspricht und die zu den grellsten Nachtschatten, zu den überladensten Schwarztinten ihre Zuflucht nimmt, um ihr Unvermögen, mit hellen Lichtern etwas Taugliches zu malen, zu verbergen, jeder denkende Kunstfreund, welcher diesen Guercinismus (wie man diese Manier nach Guercino (dem Schielenden) benennen könnte, ob es schon dergleichen längst vor diesem Maler gegeben hat) nach Gebühr zu würdigen weiß, muß dem Streben der deutschen, zu Rom studirenden Künstler, zu einem natürlichen Colorit zurückzukehren, seinen Beyfall zollen. Aber sollten sie von der andern Seite nicht das Ziel überspringen und, um die grausigen Nachtschatten zu vermeiden, in den entgegengesezten Fehler der zu materiellen, steifen, die Augen verblendenden, falben Lichter, wie die florentinische Schule in ihren ersten Anfängen aufzuweisen hat, verfallen? Mich dünkt, nur das Colorit ist das wahre, welches zwischen dem Uebermaße von Dunkel und von Licht in der Mitte steht, wo die Tinten dergestalt geistig in einander verschmolzen sind, ohne daß aller materieller Abstich verschwindet. Das venezianische Colorit (ich spreche nicht von der dritten Manier wahrer Meister dieser Schule) würde das natürlichste seyn, zeigte es sich nicht hin und wieder zu luxuriös.

Einen schätzbaren Vorzug besizt das Werk der HH. Riepenhausen in der Vollendung, mit welcher die Tinten, sowohl die der Luft, als der Sachen, gehalten sind. Hier ist alles wahr, nichts erzwängt, noch überladen. Den Dingen ist eine so täuschende Wahrheit aufgedrückt, daß sie die längst verschollenen Anecdoten von Zeuris und Parrhasius in's Leben zurückrufen könnten. Würde, zum Beyspiele, jemand, vor dem Bilde stehend, unbewaffnet meuchelmörderisch angefallen, ich stünde nicht dafür, daß er nicht, um sich zu vertheidigen, nach dem Schwerte Heinrich des Löwen greifen würde.

Komme ich jezt zu demjenigen Theile des Bildes, welcher den Triumph der Künstler ausmacht. Es ist dieß der Hintergrund, mit der Landschaft, so wie ich beydes weiter oben angegeben habe. Ich weiß nicht, welch ein böser Dämon die Künstler vermocht hat, sich den Lorbeer, welchen ihnen dieser Hintergrund aufgesezt haben würde, durch den dunkeln Regenhimmel, welcher unstreitig die Ursach von der Art von Nebel ist, welcher auf der Landschaft zu liegen scheint, im voraus vom Haupte zu reißen. War es den Künstlern durchaus darum zu thun, einen regnerischen Himmel zu malen und somit gleichsam das ganze Gebiet der Kunst zu durchwandern; so konnten sie dieß, dünkt mich, unbeschadet der Klar-

*) Die Künstler, um die Anzahl der Figuren gefragt, haben zur Antwort gegeben, sie kennten sie nicht. Um so weniger kann mir ein Vorwurf daraus gemacht werden, daß ich sie nicht gezählt habe.

Digitized by Google

heit der Landschaft: gerade ein unwölkter Horizont, ja ein völlig überzogener Himmel bietet, wenn nur die Erde ohne Nebel und Dünste ist, einen deutlichern Anblick der Perspective dar, als der reine Sonnenhimmel. Der Grund davon braucht nicht erklärt zu werden. So mag es erklärt werden, warum die Perspective keine Erfindung der heitern Atmosphäre Italiens, sondern vielmehr des nebeligen Dunstkreises der Niederlande hat werden müssen. Die Landschaft der HH. Riepenhausen bietet selbst im Stande der Dunkelheit einen so unverkennbaren Beweis ihres ausgezeichneten Genies in dieser Gattung der Malerey dar, daß man sich wundern muß, wie sie sich derselben nicht ausschließlich gewidmet haben. Es sind im päpstlichen Lustschlosse Castel Gandolfo, im Speisesaale, vier Landschaften von Poussin vorhanden, an welche der Hintergrund der HH. Riepenhausen unwillkürlich erinnert.

In der Beleuchtung des Vorder- und Mittelgrundes ist, nicht für das Auge, sondern für die Reflexion, einige Ungewißheit vorhanden. Die Sonne scheint nicht, und dennoch ist die rechte (Nord-) Seite des Bildes vorzugsweise erhellt. Man muß annehmen, die Sonne sey, wie man dieß allerdings häufig in der Natur findet, unter den Wolken verborgen, leuchte aus dem Mittag, wo sie sowohl der Tageszeit wegen, in welcher die Handlung vorfällt, als wegen der Art und Weise der Beleuchtung sich befinden muß, über dazwischenliegende Wolken weg, auf einen entfernten Punct, und bescheine diesen. Aber woher kömmt in diesem, ja überhaupt in jedem Falle das fast grelle Licht, welches auf dem Vordergrunde liegt? Mich dünkt, die Künstler hätten besser gethan, statt des regnerischen, einen völlig heitern Himmel zu wählen.

Uebrigens zeigen sich die Künstler auch als vortreffliche Thiermaler. Haben sie die Menschen nicht nach der Natur, sondern nach der Antike, gebildet; so sind daher ihre Pferde, besonders das des Kaisers, dessen Vordertheil (der allein gesehen wird) mir durchaus vollendet erscheint, die treueste Copie der Wirklichkeit. Auch das Heinrich des Löwen, welches verwundet an der Erde liegt und mit Theilnahme nach seinem Herrn hinaufzusehen scheint, verräth ein Leben, um welches es von mehr denn einer menschlichen Figur auf dem Bilde beneidet werden könnte.

Schließe ich mit einigen Bemerkungen über das Costüm der Personen, nicht des weltlichen, (dessen Richtigkeit eigentlich von keiner historischen Bedingung erheischt wird), sondern des geistlichen. Die Künstler haben Adrian III. die zweyfache Krone aufgesezt. Mich dünkt dieß falsch. Einmal durfte dieser Papst überall keine Krone tragen, oder es mußte die einfache seyn. Allenthalben, wo die Päpste eine gottesdienstliche Handlung begehen, oder einer solchen beywohnen, tragen sie die Bischofsmütze (Mitra), durchaus nicht die Krone. Adrian III. verläßt so eben die Kirche, wo er Messe gelesen und den Kaiser gekrönt hat; folglich muß er in der Mitra erscheinen. Uebrigens wäre ihm, wie gesagt, nur die einfache Krone, ja kaum diese einmal zugekommen, wenn man einigen Schriftstellern folgen will, welche die päpstliche Krone erst unter Alexander III., dem Nachfolger Adrian III., in Gebrauch kommen lassen. Pflichtet man aber auch nur der gewöhnlichen Meynung bey, nach welcher Bonifaz VIII. (1294 — 1303) die zweyte Krone zur ersten hinzugefügt haben soll; so wäre leztere auf dem Haupte Adrians, der anderthalb Jahrhunderte vor jenem regiert hat, immer ein Verstoß gegen die Geschichte. Mir ist recht wohl bekannt, daß einige Schriftsteller aus einer dunkeln Stelle einer Lobrede auf den deutschen Kaiser Heinrich III., schließen wollen, schon Nicolaus II. (1059 — 1061) habe die einfache Krone getragen; aber diese Angabe hält durchaus keine Kritik aus. Die Kunst muß es, in ihren Beziehungen auf die Geschichte, mit den allgemeinen und nicht mit den besondern Meynungen halten. Ein, auf jede Weise noch wichtigerer Verstoß ist die rothe Kleidung und der rothe Hut, welche die Künstler den Cardinälen gegeben haben. Es ist über allen Zweifel erhaben, daß ihnen beydes erst von Paul II. (1464 — 1471) ertheilt worden ist.

Neue Kupferstiche.

Magdalena nach Baroccio, gest. von Paul Gleditsch. Kl. Fol. 2 fl. 24 kr.

Das Original befindet sich in einer Privatsammlung in Wien. Man könnte aus der Figur eben so gut einen Johannes machen oder einen Engel, als eine Magdalena. Es ist ein hübsches, anmuthiges, jugendliches Gesicht, das mit freundlichem Lächeln auf einen Gegenstand außer dem Bilde blickt. Baroccio hat überhaupt den Begriff gar häufig dem wohlgefälligen geopfert, und an die Stelle des Charakteristischen das Unbestimmte gesezt. Der Stecher scheint ein noch junger Künstler; wenigstens wünschen wir dieß, denn in diesem Falle würde das vorliegende Blatt zu schönen Erwartungen berechtigen. Jezt fehlt es noch an gründlicher Technik und besonders an strenger Zeichnung.

—der.

Digitized by Google

Nr. 28.

Kunst-Blatt.

Donnerstag, den 6. April 1826.

Johann Heinrich Fueßli.

Die schweizerische Künstler-Gesellschaft erzählt das Leben des am 15. April 1825 im drey und achtzigsten Altersjahr zu London verstorbenen berühmten Malers Johann Heinrich Fueßli von Zürich. Sein Porträt aus früherer Zeit und ein in Aquatinta-Manier gearbeiteter Kupferstich nach einer ebenfalls jugendlichen Zeichnung, worin Fueßli den Joseph vorstellt, der im Gefängniß dem ägyptischen Mundschenk und dem Hofbäcker ihre Träume auslegt, sind dem Lebensumrisse vorgesetzt, welchem wir folgende Züge entheben wollen.

Der Sohn eines Malers und von lebhaftem Geiste kam der junge Fueßli, etwa fünfzehn Jahre alt, vom Land nach der Stadt, um sich theologischen Studien zu widmen. Treu und fleißig besuchte er die Lehrstunden des Gymnasiums, wo er auch sehr bald sich denjenigen unter seinen Altersgenossen anschloß, die sich durch Geist und Talente auszeichneten. In dieser für ihn, der bisher in der Einsamkeit aufgewachsen war, neuen Welt, fand sein reger Geist Stoff zu den mannichfaltigsten Beobachtungen an Lehrern und Mitschülern sowohl, als an den Gegenständen des Unterrichts; doch nur das Neue, Ungewohnte, Seltsame zog ihn vorzüglich an; selbst in den heiligen Schriften hatten Charaktere, Stellen und Ausdrücke, die vom Gewöhnlichen abwichen, den meisten Reiz für ihn. Daher forschte er auch im literarischen Fache mit besonderm Eifer nach dem, was wenigen bekannt und selten war. Arbeit und Nachtwachen kosteten ihn nichts; mit großer Begierde lernte er Englisch und bald hernach auch Italienisch, und mit ungewohnter Thätigkeit setzte er daneben seine Studien fort, alte und neue Sprachen wurden mit emsigem Fleiße gelernt und das Zeichnen dabey nicht versäumt. Alles was Gedächtniß und Einbildungskraft stark beschäftigt, ging ihm mit leichter Mühe ein; was hingegen ruhigen Ernst und gesetzte Besonnenheit erfordert, was die Einbildungkraft in Schranken hält und zügelt, wie Mathematik und Philosophie, war nicht nach seinem Geschmacke. Richardson's Romane und Rousseau's Werke verschlang er mit einer Art von Heißhunger, und fing in Verbindung mit einigen andern Feuerköpfen an, sich mit Entwürfen zur Staatsverbesserung zu beschäftigen. Auch auf seine theologischen Studien hatte sein Streben nach dem Glänzenden, Neuen und Ungewöhnlichen den größten Einfluß. Seine ersten Versuche im Predigen fielen in eine Zeit, wo man des frühern wenig ansprechenden Tones müde, sich in neuen Formen versuchte, und bald durch Klopstockische Phrasen, bald durch rednerischen Pomp, nach dem Muster der französischen Hofprediger, mehr als bisher zu wirken vermochte. Auch Fueßli verfiel in diesen Ton, womit er sich jedoch nicht sonderlichen Beyfall erwarb, daher, so wie er sich von früher Jugend an gewöhnt hatte, mit der rechten Hand zu schreiben und mit der linken zu zeichnen, er auch jezt zwischen dem geistlichen und gelehrten Beruf auf der einen und der Künstlerlaufbahn, auf der andern Seite zu schwanken begann. Durch die Theilnahme an einer mit jugendlichem Feuereifer betriebenen Anklage eines angesehenen Staatsbeamten, die auch im Wesentlichen als begründet gefunden wurde, hatte er sich mit seinen Freunden gewissermaßen in die Nothwendigkeit versetzt, für einige Zeit sich aus der Vaterstadt zu entfernen. Der berühmte Sulzer, welcher gerade damals auf Besuch in der Heimath war, nahm die vier jungen Männer mit sich nach Berlin und führte sie dem bereits in großer Achtung stehenden Spalding zu, welcher damals in Schwedisch-Pommern lebte. Daß Fueßli schon auf dieser Reise sich mehr zur Kunst als zur Wissenschaft hinneigte, beweisen die von derselben an Jugendfreunde geschriebenen Briefe. Aus Augsburg gibt er Nachrichten von dortigen Kirchengemälden, und ergießt sich in ungemessenen Lobsprüchen über den colossalen Erzengel Michael an dem dortigen Zeughause, und eben so redet er von Oeser in Leipzig und den Kunstsachen, die er bey diesem sah. Doch besuchte er dort auch einige Gelehrte, wie Erneſti, Gellert und Weiße, theilt aber in seinen Briefen nur physiognomische Bemerkungen über dieselben mit. In Berlin verfertigte er Zeichnungen zu den Kupferstichen, mit welchen eine neue Ausgabe von Bodmers Noachide, die

Digitized by Google

Sulzer besorgte, ausgestattet werden sollte. Also jene finstern Schreckengestalten einer untergehenden Welt wurden hier zur Aufgabe für seine Kunst und erfüllten seine Phantasie mit Riesengebilden, die aus einem umnachteten Himmel hervordämmern. Selbst die lieblichen patriarchalischen Scenen, die in der Noachide vorkommen, verwandelten sich unter seiner Hand in das Uebertriebene und Ueppige. Durch Sulzers Vermittlung war Fueßli in Bekanntschaft mit einigen angesehenen Engländern gerathen und hatte endlich den Entschluß gefaßt, sich ausschließend der Malerey zu widmen und einen von jenen Britten in dessen Vaterland zu begleiten. Dort übersezte er verschiedene der kleinen Schriften von Winckelmann ins Englische und ward durch Uebernahme der Stelle eines Erziehers bey einem englischen Lord in den Stand gesezt, die Unterstüzungen von Bodmer, Sulzer und andern Freunden entbehren zu können. Er begleitete im Jahr 1766 einen seiner Zöglinge nach Frankreich, von woher er an seine Zürcher Freunde öfters schrieb, zwar meistens vertheidigungsweise, da sie, wie es scheint, die tollen Streiche, die sein Zögling beging, zum Theil auf Rechnung des Führers schreiben wollten. Er kehrte nach England zurück, von wo aus er im Jahr 1772 nach Rom ging, dort besonders nach Michael Angelo studirte, durch seine Arbeiten Aufsehen erregte und mehrere Bestellungen von reisenden Fremden erhielt. Im Jahr 1778 kehrte er nach England zurück, wo er, mit Ausnahme einer im Jahr 1802 nach Paris gemachten Reise, bis an sein Lebensende blieb. Hier theilte er bald mit Reynolds und West den Ruhm der ersten Maler ihrer Zeit, übertraf aber beyde an Kühnheit und Tiefe der Erfindung, an sinnvoller und kunstgerechter Anordnung und an Sicherheit und Festigkeit der Zeichnung. Im Colorite dagegen hat er sich nie ausgezeichnet, weil es ihm, wenn auch nicht an Gefühl für Farbe, doch an Geduld und Fleiß in der Ausführung mangelte. Da seine Arbeiten bey den Londner Kunstausstellungen großes Aufsehen erregten, und er besonders auch durch die Wahl der Gegenstände, meistens aus den größten englischen Dichtern, oder auch aus der Geschichte dieses Volks, dem alles Neue, Kühne und selbst das Schauerliche liebenden Geiste der Nation zusagte, so wurde er als Professor an der Kunstakademie zu London angestellt, und hielt in dieser Eigenschaft Vorlesungen über die Malerey, welche diejenigen seines Vorgängers Reynolds an Gehalt und Tiefe, so wie an Stärke und Schönheit der Sprache weit übertrafen. Sie sind von Eschenburg (1803) jedoch nicht ganz glücklich, ins Deutsche übersezt worden.*)

Nach des berühmten West's Tode versah Fueßli eine Zeitlang die Stelle eines Präsidenten der Akademie, und wurde nachher Inspector über die Schulen derselben, in welcher Stelle er bis an sein Ende blieb. Erst in spätern Jahren hat er sich verheirathet, seine Ehe ist aber kinderlos geblieben.

Von Fueßli's größeren Gemälden befinden sich nur zwey in seiner Vaterstadt, von denen das eine den Bund der Stifter der schweizerischen Freyheit vorstellt und auf dem Zürcherschen Rathhause aufbewahrt wird; in dem andern hat der Künstler sich selbst im Gespräche mit seinem Lehrer Bodmer dargestellt. Beyde können als Beweise seines dankbaren Andenkens der Heimath betrachtet werden, und sind in der (1807 angefangenen aber leider nicht fortgesezten) Sammlung seiner Werke in Kupfer gestochen. Ebenfalls vom Jahr 1781 ist das Bild des Grafen Ezzelino von Ravenna, vor dem die Leiche seiner aus falschem Verdacht von ihm ermordeten Gattin liegt, über welche er mit starrem Blick hinwegsieht. Ungefähr im Jahr 1785 mag das Original des Kupferstiches verfertigt worden seyn, auf welchem ein vom Alp gedrucktes, schlafendes Mädchen erscheint. Vom Jahr 1788 ist der Theseus, der am Eingange des Labyrinths, von Ariadne Abschied nimmt; die Gruppirung dieses Bildes ist vortrefflich und kunstreich, aber die Stellung des Theseus hat etwas Balletmäßiges, die Zeichnung ist manierirt und der Ausdruck übertrieben. Im Jahr 1789 begann Fueßli ein ungeheures großes Gemälde von 52 Fuß Breite und 38 Fuß Höhe. Es stellt den Zug der Schatten im Elysium nach Lucians Beschreibung vor. Zur Shakspeare-Gallerie hat Fueßli viele Gemälde geliefert, von denen hier nur der im Wahnsinne nachtwandelnden Lady Macbeth als eines der einfachsten und gelungensten erwähnt wird. Im Jahr 1799 eröffnete Fueßli die von ihm allein verfertigte Milton-Gallerie von 60 Stücken, aus des genannten Dichters Werken entlehnt. Im Jahr 1803 erschien von ihm auf der Londoner Ausstellung ein Gemälde aus einer verloren gegangenen Tragödie des Aeschylos, die Psychostasia genannt, wo Jupiter die Todesloose des Achilles und Memnon abwiegt. Im Jahr 1806 erschien sein Ugolino im Hungerthurme, ein Bild voll Graus und Entsetzen. Die meisten der hier angeführten Werke sind von geschickten englischen Künstlern größtentheils in Schwarzkunst geschabt herausgekommen, und haben, da, wie schon oben bemerkt ward, die Farbe eben nicht das Hauptverdienst in Fueßli's Arbeiten ausmacht, durch den Kupferstich eher gewonnen als verloren.

Wenn Fueßli's Kunstverdienste mit wenigen Worten ausgesprochen werden sollten, so möchte man sagen,

*) Eine vortrefflich übersezte Stelle in dem Anfange zu Benvenuto Cellinis Leben von Goethe in seinen sämmtlichen Werken, XVI. Bd. S. 133.

Digitized by Google

daß er in Erfindung, Tiefsinn, Originalität und Kraft alle Künstler aus der zweyten Hälfte des vorigen Jahrhunderts weit übertroffen habe, hingegen durch sein Streben zu überraschen, zu blenden, ja durch gespensterhafte Darstellungen zu erschrecken, und Dinge, die sich wohl nur in poetischen Bildern ausdrücken lassen, in Gestalt und Farbe vor die Augen zu bringen, über das wahre Ziel der bildenden Kunst hinaus gekommen sey. Bey alle dem verdient ein von Natur so reich begabter und unermüdet schaffender Geist unsre Achtung und seine durch rühmlichen Jugendfleiß erworbene, mannichfaltige Gelehrsamkeit unsere Bewunderung.

Paris, den 14. Februar 1826.

Als David seinen Leonidas an die Regierung verkaufte, that er es unter der Bedingung, daß ein gewisser Hr. Marrourel allein das Recht haben sollte, eine Platte nach dem Bilde stechen zu lassen. Dieser trug diese große und schwierige Arbeit Hrn. Laugier auf, der sich schon durch verschiedene Kupfer rühmlich bekannt gemacht hat. Seit vier Jahren arbeitet dieser Künstler an der Platte, die sich jezt ihrer Vollendung nähert. Man sagt, er sey beynahe blind darüber geworden, und habe um zehn Jahre gealtet. Vor einigen Tagen habe ich Gelegenheit gehabt einen Abdruck davon zu sehen; es ist ein bedeutendes Blatt, und in Hinsicht der Größe, Ausführung ohne Beyhülfe der Radiernadel, vielleicht einzig in seiner Art. Die allgemeine Meynung wird entscheiden, ob Hr. Laugier einem so großen Unternehmen ganz gewachsen war. Das Blatt ist von großem Effect, und nach französischem Geschmack sehr glänzend, die zurücktretenden Partieen scheinen mir aber etwas zu sehr ausgeführt, auch fehlt es an mehrern Stellen dem Fleisch an Weiche, besonders in den Schattenpartieen. David hat die Platte vor seinem Tode gesehen, und sogar auf den Probeabdruck Verbesserungen und Berichtigungen gezeichnet, die den Kupferstecher sehr gefördert haben. Ueber die Ausführung der Köpfe läßt sich noch nichts Entscheidendes sagen, sie sind noch nicht ganz fertig. Das Blatt soll ungefähr in einem Monat geliefert werden. Der Subscriptionspreis ist 140 Fr., und 280 für die Abdrücke avant la lettre. Es sind schon mehr als 200 Namen unterzeichnet, ein Beweis, daß man sich für diese Arbeit interessirt.

Sie wissen wohl aus den Tagesblättern, daß Davids Familie die Erlaubniß nicht erhalten hat, seinen Leichnam nach Paris zur Bestattung kommen zu lassen. Man tadelt mit Recht diese Strenge, die eine wahre Strafe für die unschuldige Familie ist. Ueberdieß scheint mir David der blutige Jacobiner, den die Strenge des Gesetzes getroffen hat, sollte nicht ganz mit David dem ersten Künstler seiner Nation, man kann sagen seiner Zeit, verwechselt werden. Für seine politischen Verbrechen hat er durch zehenjährige Verbannung gebüßt, seinen Leichnam sollte man ruhig in der Erde modern lassen, die er durch große Verdienste geehrt hat. Seine Gemälde sind aus dem Pallast der Pairs nach dem Louvre gebracht worden, und sollen unverzüglich aufgestellt werden. Die Nation hat in Jahresfrist drey große Künstler verloren. Der jüngste, Géricault, ist vorangegangen. Er war als Mäler und Mensch gleich achtungswerth. Seine Begeisterung für die Kunst war so groß, und so tief in seine Seele eingewurzelt, daß er in dem lezten Jahre der schmerzhaften Krankheit, an der er langsam und martervoll starb, als er schon den Pinsel nicht mehr halten konnte, junge Leute bezahlte, um vor seinen Augen die besten Werke neuer Meister, besonders die von Gros zu copiren. Sein Meisterstück, die Medusa, ist in dem großen viereckigen Saal des Museums aufgestellt. Es ist trefflich beleuchtet, und man kann bey Betrachtung desselben sich der Klage über den frühen Tod eines solchen Mannes nicht enthalten. Er hat unglaublich viele Zeichnungen hinterlassen, die jezt von den Liebhabern sehr theuer bezahlt, und durch die Lithographie auch dem Publikum zugänglich werden. Sie sind in einem großen Stol gearbeitet, und wenn man ihnen hie und da auch einige Uebertreibung vorwerfen kann, so sind sie doch im Allgemeinen aus der Natur gegriffen. Besonderer Erwähnung verdienen seine Pferdestudien, von denen er einige eigenhändig lithographirt hat.

Ihm folgte bald der geistvolle, aber manierirte Girodet. Seine vorzüglichsten Arbeiten, der Aufruhr in Cairo, der Endymion, Atala und die Sündfluth zieren jezt das Musäum. Er hat auch sehr viele Zeichnungen hinterlassen, die mit Gold bezahlt worden sind, und die man großentheils und gut lithographirt hat. Die Ausstellung seines künstlerischen Nachlasses zog voriges Jahr eine unzählige Menge Menschen an. Seine Lieblingsarbeiten, wer sollte es glauben, waren kleine heroische Landschaften mit Pinsel und Stift wie die zartesten Miniatur-Bilder ausgearbeitet, aber ohne großen Gehalt. Girodet war nicht glücklich, er hatte einen ernsten melancholischen bizarren Charakter, und arbeitete sehr mühselig. Die Idee seiner Bilder ausgenommen, wußte er nichts aus sich selbst zu schöpfen. Man fand in seinem Haus eine unglaubliche Menge von Waffen, Kleidungen, Geräthschaften und Hülfsmitteln aller Art, die er sklavisch in seinen Bildern nachahmte und gebrauchte. Seine Studien sind mit ängstlichem Fleiße gemacht, und wenn man auch die Formen der Natur darin findet, so ver-

Digitized by Google

mißt man doch gewöhnlich ihren Geist und ihre Farbe. Glanz, Pomp und französische Zierlichkeit haben ihn seiner Nation lieb gemacht; und Anerkennung von Seiten aller Nationen verdient das Bestreben, das er in allen seinen Arbeiten gezeigt hat, in die Kunst Schönheit und Ernst zurückzubringen. Beydes ist ihm jedoch selten gelungen, seine Grazie ist gesucht und weit unter der natürlichen Anmuth der Alten, sein Ernst artet oft in das Uebertriebene und Theatralische aus. Sein Bild der Endymion, und seine Sündfluth sind Belege hiezu.

L. M.

Neue lithographische Werke.

Sacre de S. Majesté Charles X. dans la Metropole de Rheims le 29. Mai 1825. Paris, lithogr. von Langlumé, gr. Fol.

Dieses Werk ist besser geeignet, die Neugierde des französischen Publikums zu befriedigen als die Forderungen des Kunstfreundes. Die Zeichner, Deroy und D. Adam, zeigen sich zwar auch hier als geübte Künstler, aber ohne Zweifel war ihnen die Zeit zu dieser Arbeit sparsam zugemessen, und sie trägt darum auch Spuren der Eile. Der Gegenstand gewährt ein blos vorübergehendes Interesse, und mehrere Momente der Handlung, wie der Zug nach der Kirche, die Salbung, die Krönung ꝛc. nöthigten den Künstler, die Figuren der Architektur oder der Scenerey unterzuordnen, und sie als belebende Staffage zu brauchen. Dabey blieb ihm freylich noch die malerische Anordnung der Massen und selbst eine charakteristische Auffassung des Einzelnen; allein bey so kleiner Dimension steht die Lithographik im offenbaren Nachtheile gegen die Nadel. Der Beweis ergibt sich auffallend, wenn man neben diese Krönungsblätter ähnliche Vorstellungen von Della Bella, Callot, Leclerc ꝛc. legt.

Man hat oft Mühe, in den Gesichtern des Hrn. Adam den menschlichen Typus zu erkennen. Da, wo die Figuren als Hauptgegenstand hervortreten, wie in den Blättern „der König mit den Großwürdenträgern, der König mit den Prinzen und Prinzessinnen ꝛc.“ findet man einige gut modellirte und geistreich behandelte Köpfe, doch sind die Töne, besonders die Mitteltöne, manchmal verwischt, die Umrisse etwas zerflossen, und nicht immer richtig. Ohne Zweifel würde eine kluge Verbindung der Feder mit der Kreide den Künstlern bey diesem Unternehmen mancherley Vortheile gewährt haben. Den Abbildungen ist ein ausführlicher historischer Bericht beygegeben.

Vues pittoresques de l'Italie, dessinées d'aprés nature par Coignet et lithographiées par Villeneuve, Allaux, Bichebois, Deroy, Enfantin, Gué, Gudin, Joly, etc. a Paris. gr. Fol. 1 — 7 Livraison. Die Lieferung von 6 Bl. 15 Fr.

Die Partieen sind meist gut gewählt, aber der Zeichnung fehlt es oft an Gründlichkeit. Besonders ist der Baumschlag fast durchaus manierirt. Die Lagen heben sich oft nicht genug von einander ab, und mitunter ist auch die Degradation der Töne gar nicht beobachtet. Uebrigens hat die Ausführung der meisten Blätter etwas Gefälliges, Zierliches, was den Nichtkenner anspricht. Werden die Franzosen denn ewig kein Auge für die Wahrheit und Einfalt der Natur haben, und kein Ohr, ihre Sprache zu vernehmen? Hätte Hr. Coignet wenigstens die Ansichten von Reinhart, Dies und Mechau studirt, so mußte ihm doch eine Ahnung vom Geist und Charakter landschaftlicher Darstellung kommen.

—ht.

Neue Kupferstiche.

Venus erscheint dem Aeneas, nach Pouſſin, gest. von Ignatz Pavon. Gr. Qu. Fol. 11 fl.

Wem nicht die Scene aus Virgil gegenwärtig ist, welche der Künstler darstellen wollte, dem muß die Composition ziemlich unverständlich und unbedeutend erscheinen. Das Bild hat außerdem kein großes Verdienst; zwar ist die Anordnung zu loben, aber für eine Göttin der Schönheit mag diese Venus schwerlich gelten; auch schaut sie ganz gleichgültig in die Welt hinaus, während ihr Sohn die Stellung eines Schauspielers hat, der eben im Begriff ist, aus einer Attitüde in die andre überzugehen. Pavons spätere Arbeiten sind besser, als seine frühern, doch nimmt er noch häufig, besonders zu den Fleischpartien, seine Taillen falsch, und ist etwas kalt und hart. Der Flußgott sieht aus, als ob er ein Fischernetz über den Leib gezogen hätte.

—ber.

Digitized by Go

Nr. 29.

Kunst-Blatt.

Montag, den 10. April 1826.

Lithographie in München.

Vom Canonicus B. Speth.

Wir haben bereits in Nr. 36. dieser Blätter vom verflossenen Jahre angezeigt, daß Hr. Peter Heß mehrere seiner vorzüglichsten Oelgemälde in lithographirten Nachbildungen herausgibt. Dieses Unternehmen hatte bisher einen glücklichen Fortgang. Das zweyte und dritte Blatt ist indessen erschienen, Beyde sind nach den in Nr. 14. (1823) und Nr. 42. (1821) dieser Zeitschrift gewürdigten Gemälden von Hrn. Hohe lithographirt worden. Jenes stellt galizische Bauern vor, die ein wildes Pferd fangen, dieses eine Plünderungsscene aus dem lezten französischen Kriege. Wir beschränken uns hier blos auf die Leistungen des Hrn. Hohe, als Lithographen, dessen Geschicklichkeit wir schon bey dem ersten Blatte zu rühmen Gelegenheit hatten, und welche sich fortwährend als ausgezeichnet erprobt.

Hr. Hohe ist ein gewissenhafter Lithograph, der es in jeder Hinsicht mit seinem Originale so genau nimmt, als es der Nachahmung möglich ist. Als ein gewandter Zeichner gibt er den Geist und Charakter desselben auf das treueste wieder. Sein beharrlicher Fleiß erstreckt sich auf alle Details und die mannichfaltigsten Beywerke, die durchgehends äußerst nett und mit großer Zierlichkeit ausgeführt sind. Dabey überarbeitet er seinen Stein mit möglichster Sorgfalt und Vorsicht, jede Stelle bis zu ihren feinsten Nüancen ist nach Bedarf von mehr oder minderer Kraft mit der Kreide hinlänglich gesättiget; so daß er, wenn anders der Drucker den Stein gehörig zuzubereiten versteht, sich des Gelingens der Drucke im Voraus versichert halten kann.

Auf diese Weise sind die beyden vorliegenden Proben behandelt, die uns ganz den Charakter der beyden Originale vergegenwärtigen. Mit gleichem Lobe müssen wir die Ausführung anerkennen, die man in der Art vollendet nennen kann, als das Weiche zugleich mit dem Bestimmten so vereiniget ist, daß keines von Beyden einseitig weder als formloser Dunst noch als schneidende Härte hervortritt. Zwar geben wir wegen der mehr in Massen zusammengehaltenen Gruppen dem Bilde der galizischen Bauern vor jenem der Plünderungsscene einigen Vorzug, doch hat sich auch dieses, was Anordnung, Correctheit der Zeichnung, Lebendigkeit und Charakter betrifft, mit dem ersten gleiche Auszeichnung erworben; ja es besizt an Wahrheit und Mannichfaltigkeit der Motive, so wie an Zierlichkeit in der Ausführung des Einzelnen einen eigenen Reiz vor jenem, und beweist hinlänglich, wie streng sich Hr. Hohe an sein Vorbild hält.

Ein weiteres Blatt dieses geschickten Lithographen ist die Nachahmung eines Gemäldes von Hrn. v. Heideck, welches das Innere eines Pferdestalles vorstellt, worin ein Alter eben die Geschirre zurichtet. *) Die Klarheit des Tones, in welchem sich die darin dargestellten Gegenstände zu einer überraschenden Wirkung von Wahrheit auseinandersetzen und welches eine wesentliche Schönheit dieses Bildes ausmacht, war allerdings eine schwierige Aufgabe für die Nachahmung, die Hr. Hohe sehr befriedigend gelöset hat.

Der hiesige Kunstverein ließ dieses Blatt in der Absicht fertigen, um es am verflossenen Neujahrstage unter sämmtliche Mitglieder des Vereins als Geschenk zu vertheilen.

An diesen Lithographen reiht sich Hr. Winterhalder mit Auszeichnung an, der sich in der späteren Zeit mit mehreren Nachbildungen von Porträten der königlichen Familie und leztlich der Frau Herzogin v. Leuchtenberg, alle nach den neuesten Original-Gemälden des Hrn. Hofmalers Stieler, beschäftiget hat. Wenn auch diese sämmtlichen Blätter durch ihre große Aehnlichkeit mit ihren Vorbildern ihrem Zwecke entsprechen, auch größtentheils hinsichtlich der Ausführung nicht unbefriediget lassen, so müssen wir doch in beyder Beziehung dem leztgenannten vor den übrigen den Vorzug geben, um so mehr, als es für den Lithographen ein sehr schwieriges

*) Dieses Gemälde befindet sich gegenwärtig im Besize des Hrn. Grafen v. Schönborn.

Digitized by Google

Unternehmen war, dieses durchaus mehr in lichten Massen gehaltene Brustbild in eine wirksame und gefällige Haltung zu setzen.

Die Stellung des Körpers ist von der Seite genommen, der Blick des Kopfes im Dreyviertel-Profil nach Außen gewendet. Der Mantel mit weißem Hermelin ausgeschlagen, ruht auf der abgewandten Schulter, der weiße Schleyer, der die zierliche Gestalt, in weißen Atlas gekleidet, von der rechten Schulter abwärts in breiten Falten bedeckt und den Arm durchscheinen läßt, der Kopfputz über dem dunkeln gelockten Haare, alles dieses nöthigte den Lithographen der Beschaffenheit der Stoffe und der zarten Nüancirung der Fleischtöne wegen zu einer ungemein weichen, fleißigen und durchsichtigen Behandlung, durch die nebst den frappant ähnlichen Zügen ein sehr erfreuliches Bild zu Stand gekommen ist, dessen Proben auf chinesischem Papiere mit weiß aufgehöhten Lichtern gedruckt sich vorzüglich ausnehmen.

Alle bisher erwähnten Blätter gingen aus der lithographischen Presse des Hrn. Selb hervor und sind nach Beschaffenheit der Gegenstände und ihrer Zusammenhaltung mit einer Verbindung, Zartheit und Durchsichtigkeit der Töne gedruckt, die seiner sorgfältigen Anstalt die größte Ehre machen.

* * *

Wir finden uns veranlaßt, in diesen Blättern auch einmal des ausgedehnteren lithographischen Werkes, der Gallerie von München und Schleißheim, seinem Inhalt und Umfange nach ausführlicher zu erwähnen, theils weil es uns mit einem ausgewählten Theile des reichen und herrlichen Schatzes beyder Gemälde-Sammlungen und mit den vorzüglichsten Lithographen, durch die es sein Beginnen, sein Wachsthum und seinen Fortbestand erhielt, anschaulich bekannt macht; theils weil es als das Gediegenste der Lithographie in Baiern — dem Lande ihres Ursprunges — den hohen Grad ihrer Vollkommenheit der Behandlung und des Druckes auf die rühmlichste Weise beurkundet.

Dieses Galleriewerk verfolgt nicht den durchaus hohen und ernsten Zweck, das geschichtlich Interessante ausschließlich darzustellen, wie die Sammlung lithographirter Blätter nach den Gemälden der HH. Boisserée und Bertram in Stuttgart sich dieß in Beziehung auf die alt-, nieder- und oberdeutsche Kunst vorgesetzt hat, und worin sie einzig und unübertroffen dastehet; es beabsichtiget vielmehr durch eine größere Mannichfaltigkeit verschiedenartiger sich nicht verwandter Gegenstände und ihrer Behandlung den Geist der Kenner und Liebhaber, theils ernst, theils heiter und fröhlich anzusprechen, ja selbst das Auge zuweilen mehr spielend zu beschäftigen.

Darum umfaßt sein Inhalt, gleich den beyden Sammlungen, welchen es nachgebildet ist, Gegenstände aus allen Schulen älterer und neuerer Zeit und aus allen Zweigen der Kunst, der Geschichte und Mythologie, der Bildnisse und des Genre überhaupt, wozu wir zunächst die Conversations- und Thierstücke, die Landschaft, das sogenannte Stillleben u. s. w. rechnen; auch die Architektur ist nicht ausgeschlossen.

So gedieh diese Sammlung bereits schon bis zur 39sten Lieferung und zu einer Anzahl von 152 Blättern, deren Inhalt zunächst die eben erwähnten Fächer ausmachen, und besteht aus einer fortlaufenden Abtheilung von 25 zu 25 Lieferungen, wie wir schon an einem andern Orte bemerkt haben.

Die Ausführung derjenigen Blätter nach Gemälden, die einen tieferen Charakter mit strengeren Formen und Umrissen zu erkennen geben, oder sich entweder durch eine besonders leichte, mehr flüchtige aber geistreiche, oder auch durch eine ungemeine zarte Behandlung mit größerer Zierlichkeit und Pracht in den Beywerken auszeichnen, übernahm beym Beginnen dieses Werkes und bis zum 26sten Hefte größtentheils Hr. Strixner, dessen Treue und Gewissenhaftigkeit im Auffassen des verschiedenartigsten Ausdruckes und dessen Ausdauer im Fleiße der mühsamsten Vollendung längst bekannt sind.

Zu diesen Blättern zählen wir seine Nachahmungen nach van Eyck, Hemling, Schoorel, Mart. Schön, Ch. Amberger, Dürer, Holbein, Lul. v. Leyden, Cranach, P. Perugino, Raphael, Fra Bartolomeo, Luini, dann nach G. Dow, Mieris, Netscher, van der Werff, van der Does, Brouwer, Teniers ꝛc.

Hr. Piloty gefiel sich durchaus mehr in einer breitern großartigen Behandlung von Gegenständen mit minderer Strenge und Tiefe des Ausdrucks in den Physiognomien. Die Werke der Carracci, eines Guercino, Sassaferrato, eines Rubens, van Dyck, Honthorst, Snyders, Murillo und Zurbaran fanden an ihm einen geeigneten, tüchtigen Lithographen, dessen Blätter nach den genannten Meistern in dieser Sammlung stets schätzbar bleiben werden. Wie glücklich er übrigens auch in die entschieden ausgesprochenen Charakterzüge einzugehen versteht, davon gibt im 2ten Hefte eine Nachbildung nach Rubens unvergleichlicher Schilderung der beyden Apostel Peter und Paul und in einer späteren Lieferung das Blatt nach Claudio Coello's heil. Peter von Alcantara einen sprechenden Beweis.

In die Nachahmungen im Fache der Landschaft theilten sich anfänglich die HH. Dorner, königl. Gallerie-Inspector, und Auer. Ersterer übernahm die Arbeiten nach den beyden Ruisdael, nach Everdingen und Hobbema, und führte dieselben, wie sich von einem selbst producirenden Künstler erwarten läßt, ganz im Geiste seiner Vorbilder sehr befriedigend aus.

Digitized by Google

Auer dagegen überließ sich den Nachbildungen zweyer Ruisdael, einiger Gemälde von Wynants, Decker, Joh. Both, Claude Lorrain, C. Kunz und jener Landschaften, die nebst bedeutenderen Staffagen zugleich eine schmelzendere Behandlung und fleißige Ausführung fordern, wie C. du Jardin, W. Romeyn, P. Potter, Adr. van der Velde. Auer fühlte sich dabey recht lebhaft in die Individualität dieser Meister und gab das Eigenthümliche eines jeden in einer tüchtigen Behandlung getreu wieder. Seine Blätter sind durchgehends zart mit lobenswerthem Fleiße sehr gediegen ausgeführt und verfehlen nirgends eine recht kräftige und ansprechende Wirkung. Außer diesem lieferte Auer zu dieser Sammlung noch ein Blatt mit todtem Wildpret nach Hamilton, und lebendiges Geflügel nach de Hahn und Alb. Kuyp, jede Darstellung mit vielem Geschmack ungemein zart und gefällig behandelt.

Es ist zu bedauern, daß Auer, dessen wir schon einmal früher als eines ausgezeichneten Porzellanmalers mit allen Ehren erwähnt haben, der Kunst schon vor geraumer Zeit durch einen zu frühen Tod entrissen worden ist.

Nach Wouvermanns und Alb. Kuyp fertigte Hr. v. Heiden einige Blätter, nur Schade, daß die Drucke der Gegenstände nach dem ersten Meister damals nicht unversehrt gelingen wollten.

Auch die HH. Dominikus und Lorenz Quaglio zeichneten sich in diesem Werke als recht wackere Lithographen aus, ersterer durch zwey architektonische Darstellungen nach Gemälden von seiner Hand, lezterer führte mehrere Gegenstände verschiedenen Inhaltes nach Fra Bartolomeo, Velasquez, P. de Hooghe, Tilburg und Terburg aus, alle vorzüglich, doch scheinen uns die Blätter nach Velasquez, P. de Hooghe und Terburg der Wirkung und Behandlung nach die ausgezeichneteren.

Mit dem 26sten Hefte beginnt für diese Sammlung eine neue Epoche, die bisherige Anwendung der gelben Tonplatte verschwand, was wir nicht mißbilligen können, da die Wirkung davon und in Verbindung der Lichtplatte bey mehreren Blättern später zu kräftig und unharmonisch hervorgewachsen ist. Dagegen wird jezt, wo es nöthig ist, ein gräulicher Ton in Anwendung gebracht, der in seiner Wirkung jener des sogenannten chinesischen Papieres zur Verbindung der Mitteltöne entspricht und nicht weniger der Absicht förderlich ist, durch Aufhöhung der Lichter dem Ganzen mehr Relief zu geben.

Außer dem Hrn. Piloty, der fortwährend seine ausschließende Anhänglichkeit an dieses Werk als Mitarbeiter bethätiget, haben sich nunmehr auch andere wackere Lithographen zur Förderung desselben angeschlossen und die neueren Blätter des Hrn. Piloty im Vergleiche zu seinen Arbeiten in den ersten Lieferungen zeigen auf eine höchst erfreuliche Weise, daß er, die weitern technischen Fortschritte benuzend, von seiner frühern etwas flüchtigen Behandlungsweise abgegangen und einer sorgfältigern sich zugewendet hat. Zwar hält er sich nicht mehr ausschließend an die oben bezeichneten Meister, er wählte bereits auch andere zu Nachbildungen, jedoch unverkennbar mit mehr Fleiß und Ausdauer in einer weit gediegenern Behandlung. Die würfelnden Krieger, nach G. Flinck; das Porträt der Helena Forman, nach Rubens; Christus ruhend auf den Symbolen der vier Evangelisten, nach Francia; die heil. Agnes, nach C. Dolce; eine heil. Familie auf der Flucht, nach A. M. Tobar und eine Madonna mit dem Christkinde nach Guercino zeigen auffallend, mit welcher besondern Sorgfalt er sich die Ausarbeitung seiner Zeichnungen angelegen seyn läßt, ohne dadurch dem Charakter seiner Originalien Abbruch zu thun.

Hr. Lorenz Quaglio feyerte noch als Lithograph bey dieser Sammlung mit einer musicirenden Familie nach Retscher seinen Schwanengesang. Dieses Blatt gehört unstreitig mit zu den schönsten derselben und macht uns das Zurückziehen dieses geschickten Lithographen recht fühlbar. Seit der Zeit, als sich Hr. Quaglio mit so günstigem Erfolge der Oelmalerey zugewendet hat, vermissen wir mit Bedauern seine weitere Theilnahme an der Fortsetzung dieses Werkes.

Durch den Beytritt des Hrn. Flachenecker als Mitarbeiter gewann dieß Unternehmen wieder einen tüchtigen und gewandten Lithographen. Seine Blätter zeichnen sich sowohl durch Charakter, als durch eine fleißige und in allen Theilen vollendete Ausführung aus. Er übernahm bisher die Nachbildungen im höhern historischen Fache und der Porträte nach Dürer, Holbein, Francia, Raphael, Jul. Romano, J. Bassano, Giorgione u. A.; eben so glücklich hat er auch mit ungemein zarter Ausführung einige Blätter nach den vollendetsten Genrebildern, vor Allen eines Mieris und G. Dow, dann eines P. de Hooghe, Chardin und Terkolje behandelt.

Auch Hr. Dahmen hat nach Mieris, G. Dow und Carl Dolce sehr erfreuliche Blätter geliefert.

Hr. Hohe unternahm später die Nachahmungen nach Lingelbach und Ph. Wouvermanns mit Auszeichnung und bildete sich dadurch jene ungemein zarte und fleißige Behandlung an, die seine Vorbilder nothwendig machten und wovon das Blatt im 36sten Hefte nach Wouvermanns einen glänzenden Beweis gibt.

An Auers Stelle trat Hr. Sedlmair und strebte ihn zu ersetzen. Bisher fertigte er Lithographien nach Jak. Ruisdael, Wynants, de Fries, Kierinx, Vernet und Wilh. Kobell mit großer Wahrheit und

charakteristischer Wirkung. Sein Blatt nach Kierinx ist ausgezeichnet.

Hr. Winterhalder hat bisher im Fache der Bildnisse nach Paris Bordone und van Dyck wahrhaft Vortreffliches geliefert. Sein letztes Porträt nach van Dyck im 38sten Hefte ist in jeder Hinsicht so vollkommen gelungen, daß es unstreitig mit zu den besten lithographischen Producten gezählt werden kann, Wahrheit und Charakter des Originals, Gediegenheit einer kräftigen und zarten Behandlung, treffliche Modellirung, Reinheit des Korns und Klarheit der Schatten sind zu einem schönen Ganzen vereinigt hier anzutreffen.

Hr. Fechner, der sich später nach Paris gewendet, hat für dieses Werk nur ein einziges Blatt, ein Bildniß nach Leonardo da Vinci, und zwar in der frühern dem Hrn. Piloty eigenen Behandlungsweise geliefert. Deßgleichen haben die HH. Ernst Mayr und C. Schuler, jeder ein Bild nach Brouwer mit vieler Geschicklichkeit und bewährtem Fleiße für diese Sammlung lithographirt, doch scheint uns der leztere mehr die Eigenthümlichkeiten des Originales erreicht zu haben.

Die durchaus fleißigere und gediegenere Behandlung der Steine von Seite der vorerwähnten Lithographen mußte nothwendig Hrn. Selb, der seit der 26sten Lieferung den Druck ausschließlich besorgt, in den Stand setzen, durchgängig sehr wohl gelungene Drucke zu fertigen, deren viele an Reinheit, Kraft der Töne, Helldunkel und Harmonie den besten Drucken des Auslands nicht nachstehen. So erhielt sich, und immer in steigender Vervollkommnung, dieses Werk unter den ausgezeichnetsten und beweiset den eigentlichen Höhepunct des chemischen Druckes in Baiern im schwierigsten Theile desselben — der Kreidemanier.

Was die Größe der Blätter betrifft, so entspricht sie jener der Original-Gemälde auf die möglichst befriedigende Weise. Viele sind von gleicher Größe mit denselben, die meisten auf eine der Deutlichkeit und dem charakteristischen Ausdruck der Gegenstände genügende Dimension reducirt; ein Vortheil, den nur die Lithographie auf eine so schnelle dabey minder kostspielige und dennoch entsprechende Art zu geben im Stande ist. Welcher Zeit- und Kostenaufwand wäre nicht erforderlich gewesen, alle diese Gegenstände bisher in dieser Größe durch einen geschickten Grabstichel wiederzugeben, oder wer hätte sich unter uns herbey lassen wollen, ein solches Unternehmen fortzuführen, ohne vielleicht nicht zum eigenen Schaden dieß Werk am Ende in Stocken gerathen zu sehen? Auch wird man nicht wohl in Abrede seyn können, daß durch solche lithographisch vollendete Nachbildungen dem Zwecke selbst mehr entsprochen werde, als durch die Wiedergabe der Gemälde in bloßen Umrissen, oder auch in zu kleinen Dimensionen selbst durch den Grabstichel oder die Radirnadel, da erstere wohl nur, was Anordnung und Gruppirung des Ganzen betrifft, interessant seyn kann, leztere aber es gewöhnlich mit dem wesenhaftesten, dem charakteristischen Ausdrucke nicht so genau zu nehmen pflegt. Beyden Mängeln kann am füglichsten nur durch die Lithographie mittelst geeigneter Größe und völlig ausgeführter Behandlung begegnet werden, wie wir uns aus dem Inhalte dieses Werkes vollkommen überzeugen. Was übrigens diesen leztern noch insbesondere anbelangt, so miskennen wir nicht, daß Mannichfaltigkeit und Abwechslung der Gegenstände in allen Fächern den Reiz dieser Sammlung ausmachen. Darum vermißten wir aber auch bisher ungern ein Paar gediegene Nachbildungen von Blumen- und Früchtenstücken, wovon die Sammlungen der Gemälde in München und Schleißheim so vorzügliche Originale besizt. Solche Nachahmungen nach de Heem, Verendael oder Rachel Ruysch werden immer mit eben so viel Wohlgefallen betrachtet werden, als ein gelungenes Blatt mit todtem Geflügel oder Wildpret nach Hamilton ꝛc. Nur machen dann ähnliche Blätter, da sie als lithographirte Zeichnungen des reizenden Farbenspieles entbehren, auf eine unendlich zarte und vollendete Ausführung alles Details um so mehr Anspruch, als ja gerade hierin verbunden mit einem wirksamen Helldunkel ihr höchster Reiz besteht. Nicht als wollten wir damit sagen, die Historie sey nicht das erste und nächste, worauf solche Sammlungen den wesentlichsten Bedacht nehmen sollten; vielmehr können wir hier die Bemerkung nicht unterlassen, daß wir längst mehreren bedeutenderen Blättern der Art, unter andern dem heil. Hieronymus nach Palma dem ältern; der heil. Familie nach Raphael; einer Madonna mit dem Christkinde nach Andr. del Sarto; dem rasenden und sinnenden Herkules, beyde nach Domenichino; Christus in der Geißlung nach Guido; Christus mit den reuigen Sündern nach Rubens u. m. a. vergebens entgegengesehen haben, welche offenbar diesem schäzbaren Werke mehr Gewicht, Auszeichnung und Würde gegeben und Kenner und Liebhaber zur Anschaffung und Fortsetzung mehr ermuntert haben würden, als jene Blätter nach Chardin, Verkolje und P. de Hooghe, worauf Hr. Flachenecker so viel Fleiß verwendet hat, die aber dessen ungeachtet wegen des barocken Costüms, der schwachen Zeichnung, des Mangels an Charakter und einer wirksamen Haltung der Originale weder erfreulich noch anziehend seyn können. Eine strengere Auswahl und Bedachtnahme auf ernstere bedeutendere historische Gegenstände dürfte allerdings für die Folge räthlich seyn.

Wir wünschen diesem schönen Werke gedeihlichen Fortgang und werden nicht ermangeln die folgenden Lieferungen von Zeit zu Zeit in diesen Blättern mit näherer Würdigung anzuzeigen.

Digitized by Google

Nr. 30.

Kunst-Blatt.

Donnerstag, den 13. April 1826.

Hinterlassene Briefe

von

Carl Graß.

Viele Künstler und Kunstfreunde, die während den ersten Decennien dieses Jahrhunderts in Rom einheimisch waren oder bekannt wurden, erinnern sich gewiß noch mit Theilnahme des Landschaftmalers Carl Graß, welcher ziemlich lang dort gelebt, und auch daselbst in noch jungen Jahren sein Leben beschlossen hat. Dem deutschen Publikum ist er zwar wenig als Künstler bekannt, denn obgleich seine Landschaftgemälde durch schöne Auffassung und mannichfaltige Vorzüge der Ausführung von bedeutendem Werthe sind, zeigen sie doch nicht die ganze Ausbildung, deren sein Künstlertalent fähig gewesen wäre, da er nur einen Theil seiner Zeit auf die Malerey verwenden konnte. Dagegen haben ihm die Berichte über römische Kunst und römisches Leben, die er für das Morgenblatt schrieb, so wie mehrere in andern Zeitschriften abgedruckte Gedichte und Aufsätze vermischten Inhalts, einen Namen als Schriftsteller gemacht, und am meisten Beyfall erwarb ihm seine sicilische Reise, die im J. 1815 in zwey Bändchen, mit vielen landschaftlichen Umrissen begleitet, im Verlag der Cotta'schen Buchhandlung erschien. Die Anspruchlosigkeit und Wahrheit, womit er, meist aus dem Gesichtspunkte des Landschaftsmalers, das Gesehene schilderte, machten dieß Buch allen lieb, welche mit jenem Lande bekannt waren oder bekannt zu werden wünschten. Vielleicht konnte Niemand so anziehend für den Maler und zugleich so lebendig für das allgemeine Interesse schreiben, als wer, wie Graß, den Sinn für bildende Kunst mit poetischem Talente verband. — Das Leben dieses Malers mußte durch die Verschiedenheit seiner Anlagen und Richtungen innerlich eben so mannichfaltig als äußerlich getheilt seyn, und es lohnt sich wohl der Mühe, tiefer in seine Seele zu blicken und die Gesinnungen und Gefühle kennen zu lernen, die ihn geleitet haben. Deßhalb ist uns die Mittheilung einer Reihe von Briefen willkommen gewesen, welche der Verstorbene während seines römischen Aufenthalts an einen deutschen Künstler geschrieben, den er eben so sehr als Meister in seiner Kunst verehrte, wie er ihn als wahren und geprüften Freund achtete und liebte. Wir benutzen gern die Erlaubniß, diejenigen von diesen Briefen im Kunstblatt mitzutheilen, deren Inhalt für die Oeffentlichkeit geeignet ist, da sie durch ihren biographischen Werth und durch ihre Lebendigkeit anziehend, und für die Kunstgeschichte, wie für die Kenntniß des damaligen Zustandes von Rom überhaupt interessant sind. Leider besitzen wir die Antworten des Freundes nicht, die ohne Zweifel viel Interessantes und Belehrendes müssen enthalten haben; doch hoffen wir, daß dieselben noch aufgefunden und vielleicht später bekannt gemacht werden können.

E.

Nro. I.

Rom, den 14. März 1807.

Theurer werthgeschäzter Freund!

Fort ist unser K. und ich bin nun wieder allein in der großen Stadt Rom. Ich sag' es mit Freude, daß ich an ihm einen Freund hatte und auch der seinige war und seyn konnte, weil ich ihn seines schlichtern Charakters und seiner innern Wahrheit und Natürlichkeit wegen, wahrhaft schäzte. Und wenn es wahr ist, daß man für jeden Besitz einer Sache, die Werth für uns haben soll, auch was leiden muß, so hab' ich auch in dieser Rücksicht Ansprüche auf ihn, denn das Fieber, das mich noch gar nicht verlassen hat und mir oft desperat zusezt, hab' ich ihm zu Gefallen erwischt; nämlich, da ihm daran lag, unten am Lago di Nemi, in der schlechtesten Zeit der dortigen bösen Luft — etwas zu zeichnen, so begleitete ich ihn dahin, und dort holten wir es uns beyde. — K. hat übrigens seine Zeit wohl benuzt und ist einer von den wenigen jungen Künstlern gewesen, der nach einem Plan studirt hat. Ich glaube nicht, daß er zu lange Zeit in Italien gewesen ist, denn wer sich nicht ganz in diesen südlichen Styl einstudiren kann, hat mehr Gewinn, wenn

Digitized by Google

er nur zartern und ich möchte sagen, malerischern Sinn erhält, ohne sein Auge und sein Gefühl für die Schönheiten der nördlichen Natur zu verlieren. Jene Schönheiten gleichen einem einfach, aber in Lauterkeit und Wahrheit erzogenen Landmädchen. Es brillirt nicht gleich der Prinzessin, aber ein Kenner der Menschen betrachtet sie dennoch wie eine Perle. — Ich habe in der lezten Zeit viel wichtige Unterredungen mit K. über die Landschaftskunst gehabt, da ich mir viele Begriffe darüber während einer Unpäßlichkeit klarer ausgearbeitet und eine Reihe von Compositionen über den verschiedenen und verschiedenartigen Styl in der Landschaft entworfen habe, worin jede Gattung ihren eigenthümlichen Werth und doch jede ihre Klasse hatte. — Ich hoffe, Sie werden mir nicht ganz Ihre Mittheilung entziehen, denn die Menschen, die sich verstehen können, sollten, da das Leben in der Welt doch nur kurz ist, sich nie ganz verlieren. — In Ansehung der Weltsachen bin ich ganz im Finstern. Ohne auf die römischen Nachrichten (ganz nach alter Weise) zu achten, seh' ich nirgends ein rechtes Ende ab, sondern überall, wie Schiller sagt: „Wie Weniges hat sich entfaltet, das Wenige wie klein und karg!" —

Ich male, so viel es mein Fieber zuläßt in einer zweyten sicilianischen Landschaft — mit dem Concordien-Tempel. Ich sehe selbst ein, daß ich stark vorwärts gegangen bin. Nur darüber bin ich noch nicht im Reinen, welches die kürzeste und doch bequemste Art zu malen wäre. Ich glaube, man muß italienische Fernen durchaus dreymal malen. Aber ich glaube vom Mittelgrund an bis zum Vorgrund wäre Einmal malen über gehörige Untermalung nicht nur genug, sondern besser. Sagen Sie, Erfahrner, mir darüber ihre Gedanken, wie auch über die Anwendung des Styl de Grain — der Minnie und des Asphalts. Ich bitte Sie darum und werde Ihnen dagegen anderes mittheilen, das Sie interessiren wird. Leben Sie wohl, und geben mir wieder einen so geistigen Genuß, wie da ich Ihr Blättchen aus Paris erhielt. — Leben Sie wohl! Immer der Ihrige.

G.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Madonna del Sisto in der königlichen Gallerie zu Dresden.

Bericht an einen Kunstfreund.

In unserer an spitzfindiger Kunstrichterey und Geschmäckeley so überreichen und an wahrer innerer Liebe und thätiger Unterstützung für die bildenden Künste so überarmen Zeit, ist nach einem Zeitraum von über 300 Jahren nach der Entstehung des obigen Gemäldes von einigen sehr gelehrten Kunstrichtern die Ansicht aufgestellt worden, daß es nicht von Raphael Sanzio, sondern von einem andern Maler aus der Zeit dieses Meisters sey. Ganz abgesehen davon, daß Vasari, die einzige authentische Quelle, ganz deutlich ausspricht, daß Raphael diese Composition für das Kloster des Heiligen Sixtus in Piacenza ausgeführt hat, müssen wir uns, da andere Nachrichten fehlen, und das Bild mit keinem Namen bezeichnet ist (der doch auch oft genug trügt) ganz an den Geist, den Styl und die Ausführung desselben halten, um den Meister daraus zu erkennen und zu bestimmen. Hinsichtlich des Geistes und des Styles trägt dieß Bild in der an klassischen Werken der italienischen Schulen so reichen Sammlung, durch Hoheit, Tiefe und Göttlichkeit der Empfindung und der Erfindungen über alle hervor und trägt so sehr das Gepräge des Malers von Urbino, daß es von allen denen, welche seine Werke mit Liebe studirt haben, als aus seinem Geiste und seiner Hand hervorgegangen und desselben würdig betrachtet wird; selbst die Gegner dieser Meynung geben zu, die erste Idee oder die Composition, müsse von ihm herrühren.

Die Himmelskönigin ist mit andern Madonnen Raphaels im Ausdruck und der Darstellung verschwistert, und dem Ernste des Kindes begegnen wir in der Sibyllen und andern Knaben Raphaels, die Gewänder und alle Nebendinge sind in seinem Style nur freyer behandelt. Doch in der Art, wie dieses Bild gemalt und behandelt ist, läßt sich eine Verschiedenheit mit andern Oelgemälden Raphaels wahrnehmen, und hiervon möchte wohl der Grund darin zu finden seyn, daß es, wie vielleicht kein anderes Bild, von ihm auf Kreidegrund auf Leinwand gemalt ist.

Obgleich vor und zu Raphaels Zeiten, und namentlich von der venetianischen Schule auf Leinwand gemalt wurde, so kennt man doch von Raphael nur wenige Versuche in dieser Art, indem sie ihm zu seiner ernsten und sichern Ausführung, nicht zusagen mochte. Schon bey der Untermalung dieses Bildes, mußte das zu schnelle Einsaugen der Oelfarben auf Kreidegrund und Leinwand, ihn zu einer flüchtigern Behandlung zwingen, welche einige Aehnlichkeit mit der Art hat, in der man auf weißen Kalk malt; auch stimmen die hellen heitern Töne des Bildes ganz mit der Frescomalerey überein, welche immer die beste Schule, auch zu Behandlung der Oelfarben bleibt, und vielleicht war es Raphaels beste Periode für die Farbe, in der er die Messe von Bolsena und andre Frescogemälde in den Stanzen des Vatikans, und dieses Bild ausführte. Ein sehr gelehrter Archäolog und Kenner der alten Malerschüler, Hofrath Hirt in Berlin, schreibt dieses Bild dem Timoteo della Vite zu; allein wie stimmt dieses Werk zu den übrigen dieses Malers,

Digitized by Google

und was berechtigt uns anzunehmen, daß derselbe nur einmal, und zwar in diesem Bilde die raphaelische Höhe erreicht habe. Die Vollendung in Styl und geistiger Schönheit spricht sich nie nur in einem einzigen Werk eines Künstlers aus, sondern zeigt sich stufenweise in der Folge seiner Werke und Bestrebungen, wie solches die Geschichte aller großen Maler lehrt.

Einige Gegner des Dresdner Bildes, welche dasselbe als nicht von Raphael angesehen wissen wollen, deuten auf eine Wiederholung desselben in der Gallerie von Rouen in Frankreich, ohne dieselbe jedoch selbst gesehen zu haben, wobey aber der Grund angeführt wird; das solche auf Holz gemalt sey und wohl eher Original seyn könne. Ein Freund von mir, der Einsicht und ein geübtes Auge besizt, hat das Gemälde in der öffentlichen Sammlung in Rouen gesehen, und es nicht so vortrefflich gefunden, daß es mit dem Dresdner Bilde verglichen werden könnte. Zudem würde man in Frankreich, wo man die Werke Raphaels so sehr kennt und schäzt, diesem Bilde eine weit größere Bedeutung gegeben haben, wenn es nur einigermaßen das Gepräge der Originalität und Vollendung trüge.

Auch hat jener kunstliebende König von Polen das berühmte Bild unmittelbar aus dem Kloster gekauft, für das es gemalt wurde, und an seine Stelle eine Copie hinsetzen lassen. So lange also, bis nicht bessere und bündigere Beweise gebracht werden, dürfen es sich die Liebhaber jenes Bildes nicht nehmen lassen, den Geist Raphaels und selbst seine eigene Ausführung in demselben walten zu sehen.

Einige Bemerkungen über den gegenwärtigen Zustand des Bildes dürften hier vielleicht nicht an unrechter Stelle stehn.

Dieses Bild ist auf ziemlich dichte und nicht grobe Leinwand, welche durch dicke Näthe in drei parallelen Streifen an einander gesezt und worauf ein dünner Kreidegrund getragen ist, auf sehr pastose und kühne Art in einem hellen Tone gemalt, der in allen Copien, die ich davon gesehen, um vieles dunkler war. Da das Bild vielleicht seit seiner Entstehung keinen Saft und Firnis bekommen hat und der Leimgrund die ölichten Theile ganz einsaugt, so hat das Ganze, besonders in den hellern Parthien ein trocknes kalkigtes Ansehn bekommen, welches aber ganz gut zu der Behandlungsweise des Ganzen stimmt.

Was man von dem gänzlichen Ruin des Bildes in Deutschland ausgebreitet hat, ist dahin zu berichtigen, daß zwar nie eine kundige und geübte Hand, vielleicht seit seiner Entstehung etwas für die Erhaltung desselben gethan hat, daß es aber auch nicht total verdorben ist, und ein geschickter Mann mit Vorsicht und Einsicht es auf das Glänzendste wieder herstellen kann. An der Figur des heiligen Sixtus ist an einigen Stellen so wie an einer Wolkenpartie auf eine ungeschickte Weise geputzt worden, wodurch diese Stellen bedeutend heller geworden sind, was der Haltung des Ganzen sehr schadet. Vor mehrerer Zeit ist ein Copist mit seiner Copie von dem Gerüst gefallen, und hat ein Loch in das blaue Gewand der Madonna geschlagen, welches wieder hergestellt ist, und zu größerer Vorsicht Anlaß gegeben hat.

Wahrhaft barbarisch ist die unsinnige Idee, die man gehabt hat, den obern Theil des Gemäldes, worauf die Stange mit Ringen, die den Vorhang trägt und hinter welcher man noch die Luft sieht, gemalt ist, eine starke Hand breit umzuschlagen, um unten die kahle nicht grundirte Leinwand eben so breit wie oben das fehlende des Bildes hervorsehen zu lassen. Müller hat in seinem vortrefflichen Kupferstiche, der nur in den Charakteren einiges zu wünschen übrig läßt, auch die Stange mit den Ringen weggelassen. Von den Kopien nach der Madonna del Sisto in gleicher Größe, möchte die von Schleßinger (jezt in Berlin), wozu ich die vortrefflichen Studien gesehn, wohl die treueste und gewissenhafteste seyn.

R.

Neue Kupferstiche.

Mort de Napoleon à St. Helene, le 5. Mai 1821 par ... (David?) dessiné par M. Stapleaux Elève de David, gravé par Jazet. Sehr gr. Qr. Fol. 22 fl.

Aus Davids Schule ist das Original ohne Zweifel. Ob von ihm selbst? dazu hat das Ganze doch zu wenig Styl. Die Anordnung ist sehr gut. Napoleon richtet sich etwas auf von seinem Lager, zu dem eben der Priester mit dem Abendmahl tritt. Ein Freund unterstüzt den Sterbenden, in dessen Antlitz bereits die Züge des Todes eingeprägt sind. Vor ihm kniet Bertrand und hält seine Linke, neben ihm seine Tochter, ein kleines Mädchen, das die Hände betend zum Himmel hebt. Auf der andern Seite des Betts steht Montholon oder Gourgaud mit zwey andern Männern. Der General hat die Rechte des Kaisers gefaßt. In einem Seitengemach erblickt man Mad. Bertrand, die in Schmerz versunken ist, von ihren übrigen Kindern umringt. Die Büste von Napoleons Sohn und das Bildniß seiner Gemahlin sind die einzigen Zimmerverzierungen. Auf einem Tische liegt Corneille's Tragödie, der Tod des Pompejus, aufgeschlagen. Der pathognomische Ausdruck

ist gut, aber der physiognomische fehlt durchaus, die Köpfe haben nichts Bestimmtes, Eigenthümliches, und Napoleon ist blos als sterbender aufgefaßt. Selbst der Moment einer religiösen Handlung scheint uns hier ziemlich unglücklich gewählt.

Die Manier des Stechers, ein Mittelding zwischen Mezzotinto und Tuschmanier hat uns nie recht zusagen wollen. Sie gibt Effekte, aber es gebricht ihr an Reinheit, eben so wie an Abwechslung der Töne.

* * *

Johanna von Arragonien, Vicekönigin von Neapel, gemalt von Raphael, gezeichnet und gestochen von Lerour, herausgegeben von A. Th. Gerstäcker, Kunsthändler in Berlin. Fol. 8 fl.

Man hat die sehr richtige Bemerkung gemacht, daß aus den Köpfen in Raphaels historischen Bildern sein tiefes Studium des Portraits hervorleuchte, und er dieses als wesentlichen Theil seiner Kunst betrachtet habe. Außerdem hätte er auch wohl schwerlich seinen Gestalten diese Wahrheit, Bestimmtheit, Lebendigkeit, diesen Ausdruck von Geist und Charakter geben können. Das vorliegende Bildniß gehört zu seinen trefflichsten und gilt für eine Hauptzierde des Pariser Museums. Die schöne, verständige, lebensvolle Johanna von Arragonien war an Ascanius von Colona vermählt, wurde von den berühmtesten Dichtern und Künstlern ihrer Zeit gefeyert. Häufig wird das Costüme an diesem Portrait getadelt, zum Theil mit Unrecht. Raphael erlaubte sich darin nie eine Aenderung. Ein anderer Maler wäre freylich darüber in Verzweiflung gerathen; er aber wußte alles Mißfällige des Anzugs durch die Behandlung des Nackten und durch die Kraft der Farbengebung niederzuschlagen. Welche Reinheit in den Umrissen und Zügen dieses Kopfs! Diese seelenvollen Augen, dieser sprechende Mund, dieses Kinn, das das herrliche Oval rundet und vollendet, dieser Hals, der so leicht und so schlank von den Schultern aufsteigt — alles stimmt harmonisch zur Bildung einer Gestalt, die an Raphaels Madonnen erinnert.

Das Bild wurde früher schon von einem französischen Künstler, und zuletzt wieder von Raphael Morghen für das Musée royal gestochen. Aber Morghen ist in all seinen spätern Productionen einförmig, trocken und kalt. Lerour ist seinem Vorgänger weit überlegen. Er hat sein Original mit mehr Treue aufgefaßt, und mit weit größerer Wirkung wieder gegeben. Der Stich ist kräftig, harmonisch, das Ganze mit Geist behandelt und von schöner Vollendung. Bey der lezten Pariser Kunstausstellung, wo ein Probedruck des Blattes aufgelegt war, wurde dem Künstler eine goldene Medaille zuerkannt, und wie wir hören, ist er jezt für die Société des arts mit interessanten Arbeiten beschäftigt. Der Druck von Durand ist sehr lobenswerth.

— —ber.

Kunstnachrichten.

Carlsruhe, den 16. März 1826.

Der Großherzog hat dem Kunst- und Industrieverein eine goldene und silberne Medaillen zu Prämien bewilligt. Die Preißaufgaben für die nächste Kunstausstellung (im Mai 1827) sollen demnächst in diesen Blättern bekannt gemacht werden.

Ein junger Zeichner und Lithograph, H. Wagner von hier, der sich in Paris trefflich ausgebildet, wird wohl dieser Kunst auch bey uns einigen Schwung geben. Seine bisherigen Arbeiten, in denen er, auf eine glückliche Weise, die Feder mit der Kreide vereinigt, berechtigen zu schönen Erwartungen. Wir werden den Lesern des Kunstblatts demnächst eine Uebersicht derselben mittheilen. In diesem Augenblicke läßt er eine neue Presse nach Art der Französischen, errichten.

Frankreich.

Ein vor kurzem in einem Garten von Valogne (Dep. Manche) entdeckter alter Sarkophag enthielt ein Skelett, das bey der Berührung mit der Luft sogleich in Staub zerfiel, indessen konnte man in seinem Munde ein Geldstück gewahren, welches auf die Vermuthung führte, der Verblichene habe ein Kriegsgenosse Cäsars bey der Eroberung von Gallien seyn müssen. Das Stück hat die Größe eines Sols; auf der einen Seite steht die Inschrift Caes. Imp.; auf der andern, Vic. Gal. Zu den Füßen des Skeletts stand eine silberne Vase, 1 Fuß breit, 8 Zoll tief, welche 150 Schaumünzen von Bronze, Silber und Gold enthielt. Sie tragen das Bildniß von Cäsar, Pompejus, Mithridates, Cleopatra, Pharnaces, Nicomedes, Perpenna, Sertorius, Crassus, Spartacus, Sylla, Hannibal, Hasdrubal, Scipio Africanus und Philipp von Macedonien.

Seit einer Reihe von Jahren findet man in der Umgegend von Valogne und im Sprengel von Alcanne römische Alterthümer; und man wird dadurch in der Meynung bestärkt, daß hier das alte Crociatonum stand, in dessen Nähe Cäsars Lager war. (Annales Européennes.)

Digitized by Google

Nr. 31.

Kunst-Blatt.

Montag, den 17. April 1826.

Hinterlassene Briefe
von
Carl Graß.

(Fortsetzung.)

II.

Lieber theurer Meister und Freund!

Lange ist's, seit ich Ihnen nicht geschrieben habe, doch war ich der lezte, der schrieb. Seitdem — es war im April — flog ich nach Neapel, erneuerte tausend Erinnerungen an Pästum, Salerno, la Cava und Nocera, war auf dem Vesuv und Camaldoli und war überall froh und glücklich, wie in holder Begleitung der Camönen. Jezt leb' ich seit 14 Tagen in Ariccia und Albano, wohin ich floh, weil das Fieber mich wieder heimzusuchen drohte, wenn ich da bliebe in der heiligen Stadt. Die Landluft stellte mich sogleich wieder her und der Speziale von Ariccia versichert: loi sta come un Cesare. Gleichwohl glaub' ich, daß Sie und K. noch besser stehen, im Fall Sie im Sommer in der Landgegend leben können. Deutsche Vergluft unter deutschen Freunden stärkt Lunge, Herzen und Nieren. Ob ich noch dazu komme, das einmal an Ihrer Seite zu erfahren? —

Seit vier Tagen war ich in Rom. Thorwaldsens Adonis ist ein Meisterstück der Kunst. Es ist ein wunderschöner Jüngling mit herrlichem Kopf. Die sanfte Bewegung der Ruhe, in der er seine schöne Form ausdrückt, läßt sich nicht glücklicher denken. T. hat nie ein vollendeteres Modell gemacht. Ich vernehme, daß der Kronprinz von Baiern eine Statue bestellt hat und ich vermuthe und wünsche, daß es diese seyn möchte, die durch bloßen Zufall ein wie verabredetes Gegenstück zu der Venus, die Canova für den Prinzen macht, abgibt. Beyde sind von gleicher Größe und die Bewegungen der Köpfe gegen einander gekehrt. Ein solcher Zufall ist eine schöne Vordedeutung von etwas Vortrefflichem, das die neuere Kunst aufstellen wird. Canova war vor einigen Tagen bey T. Er fand die Figur vortrefflich und nichts daran auszusetzen, da er sonst doch immer eins oder das andere bemerkte. Dreymal ging er weg, und dreymal kehrte er wieder. Dieser gleichsam unwillkürliche Beyfall eines solchen Meisters ist mehr werth, als das lauteste Lobpreisen aller andern Dilettanten und des Publikums. — Die Idee des Kronprinzen ist wirklich schön, die künftige Geschichte der Kunst wird bey dieser Sammlung weilen und Ihm den verdienten Kranz aufsetzen, um so mehr, je einziger er auf das Zeitalter sanft und erfreulich einwirkte durch seine Liebhaberey, die mit Geschmack, Einsicht und einem zarten Sinn für das bleibende Vortreffliche verbunden ist. — Gestern sah ich auch den Bacchus von Goethe, (dem Schüler Sörgels, eines der ersten Bildhauer unserer Zeit.) Dieser junge Künstler (Goethe) hat zur Verwunderung der Römer, ganz allein, ohne alle Beyhülfe der Marmorarbeiter seine Statue ausgemeißelt und ihr eine seltene Vollendung gegeben. — Liebe, Geschmack und Fleiß haben beynahe nichts zu wünschen übrig gelaßen. Die Füße sind meines Erachtens so vortrefflich ausgearbeitet, daß sie jeder Antike zur Seite gestellt werden können. Die Statue hat eine schöne zarte Ruhe, und gewährt von allen Seiten ein gefälliges Ansehen. Gewiß gehört sie zu dem Vortrefflicheren, das in Rom gemacht worden ist, und mich dünkt, daß der Sinn des Künstlers, mit dem er den Bacchus nicht so sehr individualisirt hat, wie es in den Vorstellungen der Alten gewöhnlich geschieht, sondern sich so viel möglich an die allgemeine schöne männliche Form gehalten hat, — ihm Ehre macht.

Canova hat öfters diese Statue gesehen, und ich halte sie für eine der vollendetesten, die hier gemacht worden sind. Daher wäre es Schade, wenn sie nach dem eisigten Schweden ginge. Wie ich höre, hat sich der baier'sche Minister eine Zeichnung davon ausgebeten, und vielleicht erhält einmal diese mit der vorigen gleichzeitige Arbeit ein gleichörtliche Bestimmung.

Aus Rom sind übrigens mehrere Künstler weggegangen, unter denen Wagner ist. Sein Bild ist in der Literaturzeitung vortheilhaft angezeigt worden. Eine der vorzüglichern Arbeiten, die jezo im Werk sind, ist ein

Digitized by Google

historisches Bild von Schick, etwa 5 Fuß Höhe, und 3 oder 3½ breit — das goldene Zeitalter vorstellend. Es hat eine seltene Vollendung und ein Zartgefühl, besonders in der Charakterisirung der verschiedenen Uebergänge von der unartikulirtesten bis zur höchsten, schönsten Empfindung der Liebe und Ruhe, daß man, da Composition beynahe untadelhaft, das Ganze wahrhaft poetisch reich und die Landschaft vortrefflich ist, sich nicht satt sehen kann. — Ich möchte von diesem Bilde sagen, es wird so einzig bleiben, als Wallis Ave Maria. Das Vortrefflichste wiederholt sich nicht.

Ein großes Altarblatt von Camuccini gehört auch zu den vorzüglichern Arbeiten. In der Landschaftmalerey geschieht weniger Erhebliches. — In Neapel sieht noch alles wüst und leer aus. Uebrigens ist in Rom noch immer das mixtum compositum, und es weiß noch Niemand, wer Koch oder Kellner seyn wird, doch dürfte es sich wohl in diesem Jahr noch entscheiden.

Eine der erfreulichsten Erscheinungen war die Ausstellung alter Tapeten Raphaels am Corpus Domini Tage. Man hat sie von Livorno, nach andern, von Paris zurückgekauft. Aller Künstler Augen sind entzückt gewesen. — Ich höre, daß Koch und Kaufmann Pensionen erhalten haben. Besonders freut es mich für den leztern.

Neureiter hat eine recht wackere Landschaft für einen Hrn. v. Lerber aus der Schweiz gemalt, und fängt eine große, wie ich glaube, für denselben an. — Eberhard habe ich dießmal nicht gesehen.

Ariccia, den 6. Juli.

Seit gestern bin ich wieder hier und denke hier wenigstens 14 Tage lang zu bleiben, um ein Studium zu malen. Madame Brun mit zwey Töchtern ist in Albano, wohin auch Humboldts kommen. Ich denke mir den Hügel von Albano recht gern von Fremden belebt, aber ich ziehe nicht hin, um nie zu viel Licht in mein Leben zu bringen, denn wo viel Licht ist, ist auch viel Schatten. — Ich bin Gott lob! gesund, doch regt sich bisweilen noch meine Besorgniß, daß mir das Fieber zurückkommen möchte; doch hoffe ich sicher, es werde nicht geschehen. Sobald ich kann, denke ich die zwey Zeichnungen zu machen, die Sie Freund für meine steil. Reise freundschaftlichst radiren wollen. Lebt wohl theuerster Meister und Freund. Euer getreuer Carl Graß.

III.

An den Meister Hans.

Denken Sie einmal ein wenig nach, worüber es wohl am interessantesten wäre, einiges zu schreiben. Wir könnten dann uns einige Briefe über Landschaftmalerey und Studium derselben schreiben, erst als Privatbriefe — hernach arbeitete ich die Hauptsache wohl gelegenheitlich aus, und das wäre ein guter Anfang zu Heß Leben, das ich gern bekannt machen möchte.

Könnten Sie z. B. mir nicht einige Hauptansichten der verschiedenen Arten in Oel zu malen, die Sie so verschiedentlich beobachtet haben, mittheilen — und was Sie etwa über die Malerey der Alten denken, besonders der Niederländer. Ob ihre Kunst uns verloren gegangen ist, oder worin sie bestand? Es sagte mir Jemand, die Kunst der Niederländer sey noch ganz so da, wie man sie ehmals lernte, und bestehe hauptsächlich in der extra großen Sorgfalt bey der Zurichtung der Farben. Schreiben Sie mir hierüber und seyn Sie gewiß, daß Sie was nützliches thun.

Interessant wär' auch eine Abhandlung über die verschiedenen Abwege, auf die ein Oelmaler gerathen kann. Nicht wahr? —

Kennen Sie des alten Armenini precetti della pittura? Er lebte zu M. Angelo's Zeiten und das Buch ist rar. Ich hab' es excerpirt.

IV.

Pallazzuola, den 19. Mittwoch Abends 1808.

An Meister Hans.

Eine Nacht, als ich nicht schlafen konnte, dacht ich nach über allerley, das sich auf uns für eine folgende Zeit bezog. Alles will zu der Zeit gethan seyn, wann die Farbe anzieht, wann der rechte Moment ist, — das gilt von Liebe, Wahrheit und vielem andern. Vieles liegt in uns, das sich aussprechen möchte und sollte. Das Wann und Wie bestimmen, darauf kommt Alles an. Darüber werde ich Ihnen genau meine Gedanken vorlegen. Die Idee von unserm Briefwechsel muß nach einem Plane in Ordnung gebracht werden. So bleiben sich unsre Seelen näher, und unvermerkt wird etwas, was wir wollten.

Mündliches Gespräch muß vorläufig die Sache entwickeln. Der Ton unserer Briefe muß genau bestimmt werden. Hans heißt der Meister — das hat mich auf die feste Idee gebracht. Der Kunstgeselle heißt dem wahren Namen nach Carl Gothard — also doch ein Stück Schweizer-Landschaft schon im Namen. Das sind gute Aspecte.

Alles Tiefere, Reinere, Wahre, aller Naturklang muß außer der Gesellschaftswelt gesucht werden. Meister und Geselle müssen thun, als kennten sie ihre Zeit gar nicht, und ihre Rede muß ungeschmückt dürftig im traulichen Du seyn, oder Ihr, wie sich's schickt. So sprechen die Alten mit einander, treu, herzlich

Digitized by Google

Das ſchreib' ich, um's nicht zu vergeſſen. Ich habe mich noch immer nicht recht erholt. Das Wetter iſt immer veränderlich. Mein Zimmer hab' ich dem Provinzial abgegeben, der ein reſpectabler Mann iſt, und es lebt ſich, ſeit der da iſt, flott in Pallazzuola. Ich habe indeſſen vieles gefertigt, unter andern einen Entwurf über weibliche Erziehung nach Bedürfniß unſers Zeitalters. Mich dünkt, daß ich viel treffendes aufgefaßt habe.

Am vorigen Sonntag ſchrieb ich ein Capitalgedicht — Herbſtbilder — zum Andenken Pallazzuolas. Das hat mein Herz vornehmlich Euch theurer Meiſter und dem Freund K. gewidmet. An gleichem Abend ſchrieb ich in neun Stanzen eine Ode an die Muſe — auch die gehört in's Portefeuille Pallazzuoliſcher Weiheſtunden. Mein Vorſatz iſt's, am Samſtag oder Sonntag abzuſegeln. Der Himmel gebe guten Wind! Herzlich grüßt ſeine beyden Geliebten der keinen Pinſel mehr anrührende Altgeſell — der aber aufs Wohl der fleißigen Leute mit den faulen Mönchen fleißig anſtößt. Auf Wiederſehen Euer Carl Gothard.

V.

In der Dienſtagsnacht des 15. Nov. 1808.
Nach meiner Uhr um 3.

An den Meiſter Haus.

Ich wußte es, daß ich den Morgen Eurer Abreiſe nicht verſchlafen würde, und heute gehör' ich nun wieder mir ſelber und ganz dem Gedanken an die Liebesflamme, die wir beyde unterhalten wollen. Es iſt mir daher lieb, Euch, theurer, Meiſter, dieſe lezten Gedanken mitzugeben, wie ſie mir einfallen und hauptſächlich ſich auf unſern Briefwechſel beziehen ſollen, damit wir uns etwas geben, das durch die angenehme Form und durch die Sache zugleich Werth habe, dann geht der Liebesfunken von ſelbſt nicht aus.

Ich finde und das habe ich dieſe Nacht gedacht, daß in den heutigen Menſchen nichts tiefes gefunden wird: flach drückt ſich Alles ihnen ab und hat darum keine Spur. In einem davon verſchiedenen Gefühle zu leben und mit ſolchem Gefühl uns einander zu geben und aufzufaſſen, was uns behaltenswertheres natürlich vor die Sinne kommt: das denk' ich mir als den Zweck unſerer Briefe.

Das Eigene in der Sache liegt darin, daß wir beyde das ähnliche Gefühl und Bedürfniß haben, wie ich gewiß weiß; darin liegt auch der freudige Beruf zu dem, was wir uns vornehmen, und es braucht keiner langen Erklärung darüber. — Wo ſtehen wir? Auf dem Punkt uns nach und nach aus der Welt hinaus zu leben. Retten möchten wir uns etwas Wolle für den Winter und ein Paar Steineichenkohlen, damit das Feuer nicht ausgehe. Wir haben beyde den Grundſatz: „Sey der Natur getreu, ſo bleibt ſie bis zur lezten Stunde deine Mutter!“ Es muß dem Menſchen wohl ſeyn können bis zum lezten Lebenshauch. Das glaub' ich, nur muß er das Feuer der Liebe zum Leben, zur Freude, zum Guten nicht ausgehen laſſen. Das ſind ächte Steinkohlen. So hab' ich den Standpunkt unſers Gefühls angegeben. Wir müſſen nur darnach trachten, daß dieſe Anſicht uns wahre Natur ſey, ſo gibt ſich die Form von ſelbſt. — Wir ſind uns ſelber immer die nächſten; was alſo auf Bildung der Menſchen ſich bezieht; was ſich als tiefere, klarere Wahrheit der Idee losreißt, geben wir uns.

Deſſen gibt es nur wenig, aber darum iſt es ein Schatz. Wir üben durch gemeinſchaftliches Suchen den Sinn, und haben in der Mittheilung gleichſam einen Wandnagel gefunden, an den man vieles anknüpft. Alles kommt dem Menſchen einzeln. Es will feſtgehalten ſeyn. Nur ſo kann er endlich zu einem größern Moment gelangen, da er Vieles klar überſieht, und in einer großen Totalidee, wie in einem Brennſpiegel ſammelt.

Zweytens: wir leben in unſerer Zeit, der Geiſt unſerer Zeit und der vorigen Zeit und aller Zeit, ſchwebe vor uns wie Iſraels Rauch- und Feuerſäule. — Endlich: wir haben unſer Leben an ein großes Werk geknüpft, das wir mit eigner Liebe betrachten, das iſt das Studium der Kunſt. Dahin gehe alſo auch beſonders unſer Augenmerk. Immer aber heiße es uns: „Erſt die Natur, dann der Menſch und dann die Kunſt.“ Ich kreche von neuem in den Ausruf aus: ja die Natur iſt das Heiligthum des Menſchen, und wohl uns, wenn wir gewürdigt waren, ſie mit reinem Auge zu ſehen, und ſie zu entdecken, wo ſie immer wunderbar und doch einfach hinwirkt.

Auch das war das Werk der Natur, daß ſich immer die ähnlichen Gefühle begegnen. Lebt indeſſen wohl, theurer Meiſter. Mit Fleiß rede ich nichts vom Nachgefühl, denn noch ſind ihrer davon (?) in meinem erſten Brief. Ich ſtelle mich mit eurem Weggehen auf einen Hügel und überſehe klar mein Leben und richte es einfach und ſo ein, daß ich nie das klare Gedankenlicht, nie die Liebe und nie die wahre Freundſchaft verliere. Alle Sonntage trink' ich des Meiſters Geſundheit und ſag' es herzlicher: Gott geb' ihm einen guten Tag! — So lange ihr auf der Reiſe ſeyd, denke ich's alle Tage. Nun, in Gottes Namen! reiſet glücklich. Euer treuer

Gothard.

(Die Fortſetzung folgt.)

Digitized by Google

Mainz, den 15. Februar 1826.

Der hiesige Verein für Literatur und Kunst hat sich seit den zwey Jahren seiner Gründung dem Ziele, das er sich vorgesteckt hat, die Kunst in dieser Stadt neu zu beleben, immer mehr genähert, und scheint nun in dem dritten Jahre durch Einführung freyer Vorträge der Mitglieder diesen ein neues Feld zur Ausbildung eigner Ideen über Kunst und Wissenschaft und zur Beförderung des Sinnes dafür bey andern, eröffnet zu haben. Jeden Monat gibt ein durch Hrn. Prof. Müller mit anziehender Eigenthümlichkeit verfaßtes Vereinsblatt von dem, was in den vier Monatsversammlungen vorgekommen, besprochen, oder von Kunstgegenständen aller Art ausgestellt war, einen gedrängten, mit Belehrung, Lob und Tadel begleiteten Bericht. Dieser wird auch dem Publikum vorgelegt, um sein Urtheil bey der an jedem Monatsschluß in dem Gemäldesaal des Bibliothekgebäudes stattfindenden Ausstellung alles dessen, was in den Vereinsversammlungen vorkam, zu leiten. Mehrere, vorher zu wenig bekannte Künstler sind dadurch zu verdienter Anerkennung gelangt, wie der vor einem Jahre von hier nach Wien durch die Kunstliebe des Fürsten v. Metternich beförderte Knappe; und in neuerer Zeit L. Catoir, der die rheinische Landschaftsnatur vorzüglich zu ergreifen und in ihrem eigenthümlichen Reize darzustellen weiß und täglich an Vollkommenheit zunimmt; auch Hr. Gräf, der mehr mit saftigen Gründen, Felsenpartien und nahen Gegenständen sich beschäftigt. Als historischer Maler erwirbt sich Pierre immer mehr Kenntniß des Nackten, in der nun errichteten Privatanstalt junger Künstler, die sich zu diesem Zwecke selbst mit einander vereinten und ohne Unterstützung bisher eine kostspielige Unternehmung aufrecht erhielten. Auch mehrere fremde Künstler benuzten die Gelegenheit des Kunstvereines zu Ausstellungen, und gaben dem Kunsteifer der einheimischen dadurch neue Nahrung.

Als Bildhauer muß hier vorzüglich das Vereins-Mitglied Joseph Scholl, geboren aus einer Bildhauerfamilie in Bamberg, genannt werden. Außer einer schon früher in Alabaster verfertigten schlummernden Bacchantin, einer Quellnymphe und andrem sahen wir in der Versammlung vom 13. Februar d. J. eine 6 Fuß hohe, in Stucco ausgeführte Christusfigur, welche von der zahlreichen Versammlung mit Freude über des Künstlers stets regen Eifer nach Vervollkommnung und mit Bewunderung des bey dem Mangel so vieler Hülfsmittel geleisteten aufgenommen wurde.

Die Idee, welche dem Ausdrucke und der Stellung der Figur zu Grunde liegt, ist: der Ausspruch Jesu Joh. am XIV. 1627. „Meinen Frieden gebe ich euch." Demnach ist die rechte Hand, wie der ganze Arm segnend gehoben und steht dem in Würde gerade gerichteten Haupte gleich; die Linke liegt auf der Brust, um diesen Arm ist der Mantel geschlagen und läuft in breitem Faltenschlag über den Unterleib hinüber. Der rechte Fuß ist leicht vorgesezt und in Schwebe, der andre steht fest auf und trägt die würdevolle Gestalt, an der wir die Kraft und Fülle der Zeichnung, und den von schwächtiger moderner Natur ganz entfernten Gliederbau loben müssen. Der Ausdruck des Gesichtes ist ruhige Sanftmuth, Heiterkeit des Innern, mit Ernst gepaart, und dieser Ausdruck zeigt sich auch vorzüglich in dem edlen Profil.

Ungeachtet der nicht ganz vortheilhaften Beleuchtung ward doch der Zuschauer mächtig angezogen und die nachmal eingetretene Stille der Versammlung gab Bürgschaft, daß nichts Gewöhnliches die Gemüther beschäftigte. Später warf eines der Mitglieder die Frage auf, woher es wohl komme, daß übermenschliche Größe des Maßes in der Bildnerey ergreife und wirke, während dieß in der Malerey abstoße und widerwärtig sey. Eines der Mitglieder wollte darin den Grund finden, daß die Plastik oder Bildnerey sich blos mit der Darstellung der Form, abgesehen von der Nachahmung der zufälligen Natürlichkeiten, wie z. B. der Farbe beschäftige, während die Malerey nicht aus diesem Kreise heraustreten kann, ohne daß man die Wahrheit an ihr vermißt. Die Farbe erinnert uns sogleich daran, daß hier ein wirklich lebendig mit Blut versehenes Wesen gemeynt sey, und dort wissen wir, daß ein solches nur eine bestimmte Größe habe; bildet es der Maler colossal, so stößt es als eine bloße Ausgeburt, die sich doch den Schein der Wirklichkeit anlügen will, zurück. Bey Marmorfiguren denkt man nur an Ideale, daher scheint auch diese Kunst anfangs nur auf Götter und Heroen angewandt worden zu seyn und Phidias verstand es besser, Götter als Menschen zu bilden. Für das eigentliche Bildnißfach ist also auch die Malerey mehr geeignet und ein Mensch kann für unsere Vorstellung besser gemalt als in Plastik dargestellt werden. Freylich muß hier der Standpunkt der Beschauung *) immer berücksichtigt werden, und da ist der Malerey allerdings auch die über das Maaß gehende Größe erlaubt. — Br.

*) Und, wie wir glauben, die Dimensionen der Umgebung. E.

Ehrenbezeigungen.

Se. Maj. der König von Baiern hat in Berücksichtigung der ausgezeichneten Verdienste, welche sich der Hofbau-Intendant, Ritter v. Klenze, im Gebiete der Kunst erworben hat, und um demselben einen Beweis besonderer allerhöchster Gnade zu geben, diesem Künstler den Titel und Rang eines Geheimen-Oberbaurathes zu verleihen geruht.

Nr. 32.

Kunst-Blatt.

Donnerstag, den 20. April 1826.

Blicke auf Künstler und Kunstwerke der besten Zeit.

III.

Ueber Primaticcio und seine Werke zu Fontainebleau.

Von M. F. v. Freyberg.

So wie jene Werke Julio's und seiner Freunde zu Mantua recht eigentlich als eine Colonie der von Raphael in Rom gegründeten Kunstschule zu betrachten sind, ebenso ist das Schloß Fontainebleau mit allem Recht als eine Tochter dieser Colonie anzusehen. Denn der eigentliche Werth und Ruhm dieses Pallastes beruht auf den Werken Primaticcio's und seiner Mitarbeiter und auf dem Geiste der Universalität dieser Werke, in welchen der Geschmack der römischen Schule herrlich und umfassend fortgewirkt hat. Eine nähere Betrachtung und Würdigung dieser Werke dürfte sich daher an den, vor Kurzem in diesen Blättern gelieferten Aufsatz: „Ueber den Geist und das Wirken der römischen Schule nicht unfüglich anreihen. Der Verfasser gibt sich auch dieser Arbeit um so freudiger hin, als sie einen Künstler betrifft, von dessen Geist er sich von jeher ganz unwiderstehlich angezogen fühlte.

Francesco Primaticcio wurde im Jahre 1490 aus edlem Geschlechte zu Bologna geboren. Sein strebender Geist warf sich frühe auf die bildende Kunst, und der herrlich begabte Jüngling beurkundete seinen Beruf durch die glänzendsten Fortschritte. Als seine Lehrer werden Imola und Bagnacavallo genannt, zwey Künstler, deren Werke der römischen Schule innigst verwandt sind. Was nun in dem Lehrling durch solche Meister zu Bologna angeregt worden, wurde in Mantua auf das glänzendste und vollkommenste entwickelt. In diese Stadt wurde nämlich Primaticcio durch Julio berufen, und volle sechs Jahre hindurch mit den umfassendsten Aufträgen beschäftigt. Hier — unter der Leitung des damaligen Hauptes der römischen Schule, und in der Umgebung von Künstlern, die zum Theile des großen Raphaels unmittelbar Schüler gewesen — entfaltete sich der reiche und schwungvolle Genius Primaticcio's ganz in jenem universellen und classischen Sinne, der das Gepräge jener Schule ist — ja der junge Ankömmling ragte bald über alle seine Mitarbeiter hervor. Eine seiner Hauptarbeiten in Mantua war der bekannte, nach der Angabe Julio's in Stucco ausgeführte Triumphzug. In diesem Werke ergießt sich ein Strom der frischesten Imagination, und die Kunst zu gruppiren zeigt sich hier in dem höchsten Grade der Meisterschaft. Wenn aber das Verdienst dieser Vorzüge dem Erfinder zukömmt — so ist hier jenes der Ausführung nicht minder groß durch tiefes Verständniß und geistvolle Auffassung und Nachbildung des Lebens, und durch das Durchleuchten gründlicher und wahlvoller Naturstudien. In dem an den Saal der Psyche stoßenden Kabinette des Palazzo T. sind alle Arbeiten in Stucco gleichfalls von Primaticcio, und enthalten eine Fundgrube geistreicher Nachahmungen der Antike. Vier herrlich gebildete Adler — von der Hand unsers Künstlers — schmücken das Fries des nun folgenden Gemaches. Alla Corte aber hatte Primaticcio zwey prachtvolle Friese mit Victorien u. a. verfertigt, deren eines gegenwärtig dem Palazzo T. zur vorzüglichen Zierde dient.

Als nun durch den Ruf der mantuanischen Werke, in König Franz I. die Begierde entzündet worden, sein Lustschloß Fontainebleau in gleichem Sinne durch den Zauber der Künste zu verherrlichen, ward durch Friedrich Gonzaga vermittelt, daß Primaticcio — als der für solche Zwecke tüchtigste Mann — in des Königs Dienste trat.

Franzen gefiel sogleich die Weise und das Geschick Primaticcio's auf das Beste, und er schenkte demselben volles Zutrauen und seine ganze Gnade. Ja es erwachte eine solche Liebe zur classischen Kunst in dem Könige, daß Pr. über kurz nach Italien gesendet wurde, um antike Bildwerke aufzukaufen, und von dem was nicht zu erwerben wäre, Abgüsse für Frankreich zu besorgen. Als aber in der Zwischenzeit Rosso — der schon früher von dem Könige in Fontainebleau beschäftigt worden — gestorben war,

Digitized by Google

kehrte unser Künstler mit einer reichen Ladung der vortrefflichsten Sachen nach Frankreich zurück. Er begann nun sogleich das Beste aus dem Alterthum nach den mitgebrachten Formen in Erz zu bilden, und so wurde der schönste Theil der Gärten mit vortrefflich gelungenen Bronzen gleichsam zu einem zweyten Olympe umgeschaffen. Zugleich ward Hand an die von Rosso begonnenen Werke gelegt, und Alles zu so großer Zufriedenheit des Königs rasch und herrlich zu Stande gebracht, daß sich Primaticcio mit Beyfall und Belohnungen überhäuft sah. Und auch nach dem Tode des ruhmwürdigen Franz blieb unser Künstler in der Gunst der Nachfolger, und ward von Heinrich, Franz II. und Karl, mit vielen und großen Aufträgen beschäftigt, bis der Tod sein arbeit- und ehrenvolles Leben beschloß. *)

Werke des Umfanges und der Vollendung, wie sie in Fontainebleau zu sehen waren, sind natürlich nicht das Ergebniß der Anstrengung eines einzelnen Mannes, sondern nehmen tüchtige, geistes- und sinnesverwandte Gehülfen in Anspruch. Daher gaben denn auch diese Arbeiten, so wie jene zu Rom und in Mantua, einem Vereine — einer Schule von Künstlern das Daseyn, deren verdienstvollste Mitglieder zu nennen sind.

Der vorzüglichste aus diesen war aber unstreitig Nicolo, aus dem Geschlechte der Abbati, einer der trefflichsten Maler aus der modenesischen Schule. Er wird von Einigen für einen Schüler Correggio's gehalten, und seine Werke lassen allerdings etwas von dem Geiste Allegri's verspüren; allein noch entschiedener waltet römischer Geist in seinen Arbeiten. Wie ihn Primaticcio verwendet, wird an seiner Stelle bemerkt werden. Ein weiterer Gehülfe unsres Künstlers war Giovanni Bagnacavallo, ein Sohn seines Lehrers; ferner Ruggieri di Bologna und Prospero Fontana, beyde von Vasari sehr gerühmt. Ruggieri, und ein gewisser Caccianemici, werden ausdrücklich als Schüler Primaticcio's genannt. Ein früherer Mitarbeiter desselben war aber auch Rosso, ein tüchtiger, vielseitig gebildeter, dem Buonarotti nachstrebender Künstler. Ihn hatte der König schon früher berufen, und auf das Ehrenvollste bestattet und beschäftigt. Rosso hatte sogleich tüchtig Hand ans Werk gelegt, und einige Säle mit trefflichen Fresken und geschmackvollen Ornamenten zu Stande gebracht. Da nun dieser Rosso kurz nach der Ankunft Primaticcio's gestorben ist, so kann angenommen werden, daß wenigstens ein Theil der Künstler, welche Gehülfen des ersten gewesen, auch an der Ausführung der Arbeiten des zweyten noch Theil genommen haben. Als Gehülfen Rosso's werden aber von Vasari die Nachstehenden bezeichnet: Für Stucco- und Schnitzwerk: Lorenzo Naldini, Francois d'Orleans, Simon de Paris, Claude de Paris, Laurent de Picardie, Domenico Barbieri; für die Malerey: Luca Penni, Leonardo Fiamingo, Bartolomeo Miniati. Außer diesen wird auch Paul Ponce als einer der trefflichsten Mitarbeiter vorkommen.

Fast volle 30 Jahre (von 1531 — 1560) lebte Primaticcio in Frankreich, und schmückte dieses Land mit Werken römischen Geistes. Diese denkwürdigen Werke erfüllen aber zum großen Theile den Pallast von Fontainebleau, diesen Lieblings-Aufenthalt der französischen Könige, auf welchen auch Heinrich IV. und Ludwig XIV. noch ungeheuere Summen verwendet haben. Wir wollen uns daher — bevor wir die Arbeiten unsres Künstlers nach ihrem Charakter prüfen und würdigen — mit dem Ganzen dieses Pallastes — der in weitläufigen Abtheilungen auch sonst noch viele Kunstwerke in sich faßt, bekannt machen. Der hier folgenden Uebersicht liegt eine Beschreibung zum Grunde, welche Guilbert, *) im Jahre 1731, von diesem Lustschlosse gegeben hat. Alles das was gesagt wird, ist auf den damaligen Zustand der Gebäude zu beziehen. Was diese seit den letzten hundert Jahren für Veränderungen erlitten haben, ist den Referenten nicht bekannt geworden; nur so viel ist leider gewiß, daß die Gallerie des Ulysses, also eines der Hauptwerke, in der Zwischenzeit zerstört worden ist.

(Die Fortsetzung folgt.)

*) Franz II. ernannte ihn zum General-Intendanten des Bauwesens; der Cardinal von Lothringen beschäftigte ihn in seinem Schlosse zu Meudon auf eine seinem Geist zusagende Weise. Das aux petits Augustins hinterlegte Grabmal Heinrich II. ist nach seiner Zeichnung.

*) Description historique de Fontainebleau par l'Abbe Guilbert. Tom. I. et II. à Paris 1731.

Kunstnachrichten aus Leipzig.

Die umfassende und ausgewählte Sammlung des Hrn. v. Speck hat durch zwey interessante Bilder kürzlich einen Zuwachs erhalten. Das erste ist ein großes Oelbild aus der spanischen Schule, als dessen Urheber Valdes genannt wird. Es war bisher in einer Wiener Sammlung und hat 67 Z. Höhe 78 Z. Breite. Der Gegenstand ist folgender. Der heil. Bruno diktirt einem Klosterbruder etwas in die Feder, der vor ihm auf einem Steine, die Füße übereinander geschlagen und mit der linken Hand das Dintenfaß haltend, sitzt. Die Scene ist im offenen Walde unter dunkeln Bäumen. Hinter jenen beyden fällt Regen nieder, der sie aber, der Legende nach, nicht trifft. Der Ernst des Heiligen, der

diese Einsamkeit zur Mittheilung wählte, noch mehr aber die gespannte Aufmerksamkeit des Klosterbruders, dessen Augen ganz auf die Buchstaben geheftet sind, die er schreibt, zeigen daß es hochwichtige und heilige Gegenstände sind, die hier mitgetheilt werden. Die Figuren sind wahrhaft plastisch und tragen die ausgeprägte spanische Physiognomie. Der alte Kopf des Bruno flößt Ehrfurcht ein. Die weißen Gewänder sind großartig gelegt; über das des Bruno fällt in der Mitte ein Schatten, was einen sehr guten Effect macht. Das Bild ist sehr gut gehalten; es steht noch auf der ersten Leinwand. Der Besitzer hat einen lithographirten Umriß durch Hrn. Fendi davon machen lassen, der sehr gelungen ist. Das Bild ist auch darum interessant, daß schwerlich ein größeres Bild aus der spanischen Schule in Deutschland befindlich seyn möchte.

Das andere Bild ist ein kleiner, aber sehr vorzüglicher Rembrandt. Eine alte Frau, deren Gesicht das Leben sehr gefurcht hat, sitzt vor einem Buche, in welchem sie eben gelesen hat. Sie hat die Brille, deren sie sich dabey bediente, niedergelegt, und schaut nach einem Gegenstande außer dem Bilde — vielleicht einem Hereintretenden. Auf dem Gesichte, das am hellsten beleuchtet ist, steht der Ausdruck lebendiger Wahrheit. Der Eigenthümer, der es in Dresden kaufte, besaß diese Schilderung Rembrandts auch in einem radirten Blatt.

Seit einigen Wochen sahen wir sieben größere Oelbilder von jungen deutschen Künstlern in Rom gearbeitet. Sie gehören sämmtlich dem Hrn. Domherrn v. Amsbach, welcher in unserer Nähe (in Naumburg) wohnhaft ist, und zur Befriedigung seiner Kunstliebe die Verfertigung derselben den deutschen Künstlern in Rom, bey seiner Anwesenheit daselbst auftrug. Mögen mehrere begüterte Liebhaber in Unterstützung der neuaufblühenden vaterländischen Kunst ihm nachfolgen. Das erste, und in Hinsicht der Ausführung und Harmonie des Ganzen, wie es mir scheint, gehaltvollste ist die so oft dargestellte Scene, wie Christus die Kinder segnet und die Schüler Jesu ihren Andrang wehren. In einem von friedlichen Gemäuer umhegten Raume, aus dem man durch ein weites Thor in die heitre blaue Ferne hinausschaut, läßt der sinnige Maler diese Scene vorgehen. Die Umgebung trägt den Charakter der Naturwahrheit und erinnert lebhaft an italienische Villen und landschaftliche Umgebungen. Hier sitzt der Heiland auf einer Steinplatte, die dem Würdigen zum Throne wird; hinter ihm und rechts zur Seite seine Jünger. In der Haltung des Meisters, (im rothen Gewand mit blauem Oberkleid) wie über seine Physiognomie ist Milde, Ruhe und Segen verbreitet. Der liebende Jünger, der unmittelbar hinter ihm steht, schaut mit warmem Antheil über ihn herab; neben diesem weiter hinterwärts sieht man das etwas finstre Gesicht eines Alten, der mit dem Jünglingskopf gut contrastirt, mehr zur Rechten des Heilands nach dem Hintergrunde zwey rüstige Männer, unter denen sich die stattliche Gestalt des feurigen Petrus mit weißem wohldrapirten Gewande hervorhebt. Sein Gesicht, wie das des neben ihm stehenden Jüngers zeigt, daß er die mit den Kindern herannahenden Weiber mit heftigeren Worten abzuwehren suchte; während der Heiland mit segnender Hand zugleich den Unmuth der Schüler beschwichtigt. Indessen ist doch der Gesichtsausdruck der Jünger fern von Rohheit und Härte. Wie in den Jüngern, so ist auch in den Frauen ein verschiedener Ausdruck. Die, welche dem Heiland zunächst steht, nimmt den unmittelbarsten Antheil an der Scene; sie scheint die Worte der Jünger nicht zu hören. Es ist ein ernstes Weib von einfachem Aeußern (ihr Gewand ist dunkelroth mit dunkelgrünem Oberkleide), welches sich zu dem vor dem Erlöser stehenden Kinde herunterbeugt, dem blöden Kinde gleichsam huldvoll nachhelfend, das mit seiner Linken des Menschenfreundes Knie berührt. Hinter ihr naht ehrfurchtsvoll und bescheiden auf denselben herabblickend ein andres jugendliches Weib mit zwey Kindern, von denen sie eines, und zwar sehr schönes, auf der Hand trägt, während ein anderes (etwas fein modern gebildetes) auf dessen Kopf ihre andre liegt, neben ihr steht. Ihr Gewand ist hellblau, das Oberkleid grün. Auf sie folgt ein jugendlich reizendes Weib, mit wahrhaft Raphaelscher Gestalt, welche im leichten Vorwärtsschreiten auf die unwilligen Mienen der Jünger zurücksieht; das Kind, welches sich um ihren Leib klammert, scheint sich vor den, obwohl entfernten Männern zu fürchten, denn es ist in unruhiger Bewegung. Die Drapirung des dunkelblauen Gewandes steht mit dem jugendlichen Teint im guten Contrast und hebt die Gestalt anmuthig hervor. Hinter ihr zur linken Seite des Bildes hat der Maler sich und das ernste, redliche Gesicht des Besitzers und noch einige Nebenfiguren (z. B. eine alte Frau ohne Kind) angebracht. Edle Zeichnung, Ausdruck, Verschiedenheit der Köpfe und Freyheit der Gruppirung sind in die Augen springende Vorzüge dieses Bildes, das, wie ich höre, schon vor fünf Jahren angefangen worden seyn soll. Auch erkennt man in mehreren Einzelnheiten einen hohen Grad der künstlerischen Fertigkeit und Meisterschaft, z. B. an den durchaus wohlgebildeten Händen. Einige machen dem Bilde eine elegante Behandlung zum Vorwurf, was doch nur einigen Figuren und Wendungen gelten kann. Sollte ich etwas tadelhaft finden, so wäre es die Carnation, welche mir weder an sich lebensvoll, noch in rechte Uebereinstimmung mit dem Ganzen gebracht zu seyn scheint.

(Der Beschluß folgt.)

Lithographik.

Bildniß Jean Paul Fried. Richters, gemalt von J. L. Kreul, lithographirt von Winterhalter, 13 Zoll hoch, 10 Zoll breit.

Dem Wunsch der zahlreichen Verehrer unsers verewigten Jean Paul, ein gutes Bildniß desselben zu besitzen, ist auf eine sehr befriedigende Weise entsprochen worden. Hr. Kreul, durch seine reizenden Pastell-Porträts in seinem Vaterlande, Franken, längst rühmlich bekannt, stand während seines Aufenthalts in Baireuth mit dem großen Dichter in näherer Bekanntschaft, und verfertigte dessen Bildniß, nicht lange vor seinem Tode. Aehnlichkeit und Treue sind nicht die einzigen Verdienste dieses Kunstwerks. Vorzüglich zeichnet sich dasselbe durch den Ausdruck des erhabenen Geistes und der ruhigen Würde aus, welche man in den wichtigsten Schriften dieses unsterblichen Mannes findet. — Diejenigen, welche ihn persönlich kannten, gestehen mit wehmüthiger Erinnerung an den Verlornen, daß dem Künstler die Physiognomie des Urbilds in dem schönsten Moment der Begeisterung darzustellen sehr glücklich gelungen sey.

Der geniale Dichter bezeigte dem Künstler seine Zufriedenheit in einem Schreiben, welches, wie alles, was aus seiner Feder kam, edles Wohlwollen und heitere Laune verräth. Er sagt unter anderm:

„Wär' ich eine Frau, so müßte sich mein Dank verdoppeln, weil Ihr Kunstspiegel ganz anders als der Nachtrisch sammt seinem Spiegel verjüngt, und Sie ein Gesicht aus dem lezten Mondviertel des Lebens ins Vollicht zurückzumalen wissen. Am meisten bewundere ich Ihre Kraft der Schnelligkeit, welche weniger Zeit braucht, einen Menschen durch die Zeichenfeder zu verdoppeln, als ein Arzt nöthig hat, ihn mit der Receptirfeder zu vereinfachen, nämlich zu vereinigen, obgleich nicht, wie Sie, auf der Erde, sondern über ihr."

Hr. Kreul hat den vielen dringenden Aufforderungen, sein Gemälde durch die Lithographie vervielfältigen zu lassen, nachgegeben, und ein durch mehrere treffliche Arbeiten dieser Art rühmlich bekannter Künstler, Hr. Winterhalter, hat die Zeichnung mit vieler Vollkommenheit auf Stein ausgeführt.

Durch ein Fac simile des vorhingedachten Briefs hat Hr. Kreul diesem Blatt eine schätzbare Beylage hinzugefügt. Auch nur eine Zeile von der Hand eines großen Mannes zu besitzen, die Züge der Hand, welche so viel Vortreffliches entwarf, vor Augen zu sehen, gewährt ein Vergnügen eigener Art. *) W.

*) Dieß Bild sammt dem Fac simile ist bey Hrn. Kreul in München für 2 fl. 42 kr. oder 1 Thlr. 12 ggr. zu haben.

Archäologische Bemerkung.

Der dritte Band der Amalthea, welcher so eben erscheint, und wo in der Vorrede Jakobs vortreffliche Vermuthung über das Giustinianische Basrelief mit der geglaubten Verstellung der Amalthea und des Zeus Cretensis angeführt wird — gibt uns Veranlassung hier auf einen Umstand aufmerksam zu machen, der die Frage mit einemmale löset, der uns übrigens gleich beym Erscheinen des ersten Bandes mit diesem Titelkupfer aufgefallen war. Visconti in dem vierten Bande des Museo Pio-Clementino, welcher die Basreliefs enthält, kömmt bey der Beschreibung des trinkenden Faunkindes tav. XXXI. pag. 61 auch darauf, von der Bedeutung des oben angeführten Giustinianischen Reliefs zu sprechen, wie folgt: Sembrerà strano, cred' io, a chi non ha idea della negligenza di molti espositori di cose antiche, essere ancora un Fauno il famoso Giove bambino scolpito a bassorilievo nel palazzo Giustiniani, eppure non solo il dimostra tale sua perfetta somiglianza col nostro putto, ma ne toglie ogni dubbio la coda faunina che appare senza equivoco nell' originale quantunque omessa nelle stampe che ne sono state pubblicate finora (Galleria Giustiniani tom. II. tav. LXI. Montfaucon, Antiquité expliquée tom. I. part. I. tav. VII.) In der Note 6. zu dieser Stelle fährt Visconti folgendermaßen fort. Altri le ha creduto Bacco bambino. Questo bassorilievo è uno de' più pregevoli ch' esistono; vedesi rappresentato un Baccante e una Ninfa, che versa il vino da un gran cornucopia nella tazza, ove bee un piccial Fauno, similissimo al nostro fuori che nella testa. Lo presso è un antro all' ingresso del quale un satiretto suona la siringa, e fuori è un grand' albero, ove ha fatto il nido un' aquila. Tal composizione fu certamente in pregio presso gli antichi, non solo per l'argomento, che può trarsene, dalla ripetizione che ne vediamo nella presente figura, ma pè frammenti ancora d'un' altra replica ch' esistono nel Pio-Clementino e rappresentano il di sopra dell' antro, parte dell' albero, e il nido. L'espressione però che ha nel volto il nostro Fannetto supera di molto quella del putto nel marmo Giustiniani, come anche lo sorpassa nella morbidezza e nel rilievo di tutta la figura. Hiemit wäre die Frage über die Bedeutung des oberwähnten antiken Reliefs entschieden, da Visconti so bestimmt das wirkliche Daseyn eines Faunschweifchens bey dem trinkenden Kinde behauptet; doch müssen wir beyfügen, daß auch auf einem spätern Kupferstiche dieses Reliefs, nach einer Zeichnung von Wicar, dieses kleine Beyzeichen nicht erscheint.

Kunsthandlungen wird bey größerer Abnahme ein Rabatt von 25 kr. oder 6 ggr., jedoch nur gegen baare Einsendung und franco München bewilligt. In Commission oder auf Rechnung abzugeben gestatten die Verhältnisse des Hrn. Kreul nicht.

Digitized by Google

Nr. 33.

Kunst-Blatt.

Montag, den 24. April 1826.

Hinterlassene Briefe
von
Carl Graß.
(Fortsetzung.)

VI.

Den 19. Nov. 1808.

An Meister Hans.

Nachtrag zu dem Blatt vom 15. Nov.

Wie ärgerlich mir das war, daß ich Euch verfehlen mußte, kann ich nicht sagen. Ich war nämlich um halb fünf Uhr zu eurem Quartier gegangen, da war aber alles Nacht und kein Wagen zu sehen. Die rauhe Nachtluft trieb mich also wieder zurück auf meine Stube und ich legte mich in den Kleidern aufs Bett, doch ohne zu schlafen. Ich wartete nach meiner Rechnung ½ Stunden und ging dann wieder hinunter — siehe — da sah ich die offenen Fenster und bekam ein Todesgrausen. In der Ungewißheit, wohin ich mich wenden sollte, ging ich zur Porta popolo hinaus, bis auf den halben Weg nach Ponte Malle und dann langsam wieder zurück. Kein Wagen kam, und ich war ganz verstimmt. Daß ich nur um wenige Minuten zu spät kam, ist gewiß, denn dunkel erinnerte ich mich, beym Nachhausegehen das Rollen eines Wagens gehört zu haben. Das war sicher euer Wagen. Mir war eine große Freude verdorben, und doch dachte ich wieder, daß ich mir nichts vorzuwerfen hätte, als nicht gleich anfangs den Mantel mitgenommen zu haben, um den Wagen abzuwarten.

Das Abhängige des Menschen vom Augenblicke, vom Nichts, ist etwas so Gewöhnliches im Leben und doch ist es uns immer schwer uns darin zu finden. Ich tröstete mich damit, daß ich um dieses fatalen Zufalls willen nun desto weniger unsern Abschied in Rom im Nov. 1808 vergessen würde, und sagte: der Meister ist extraschnell fortgefahren, damit nur die Idee des Wiedersehens, und nie die der Trennung zwischen uns statt fände.

Doch ging ich noch einmal in die Wohnung, wo wir den lezten Tropfen mit einander tranken, die Leute sagten mir gar nichts als: trovatoci altri Pigionanti — wie wahre Italiener. Ich kehrte nun auf meine Stube, und räumte auf. Dann machte ich mich an die Tempellandschaft, schliff ab und malte darin, wie ich's von Euch sehen hatte, und hatte Eure Angaben vor Augen. Da ben aber ließ ich mein Gemüth von der Idee erwärmt n den, und nie ist mir etwas mehr zu meiner Zufriedenl gelungen. Nun ist wahre, glühende Sonne in dem B Das machte mir Muth. Ich überstrich sogleich den H mel der Wasserfall-Landschaft, und heute habe ich den H mel so glücklich verbessert, daß der K. sagen sollte: „D mal hat er doch was profitirt. Das glaub' ich! Er h mir aber auch einen rechten Stein in den Weg gewä indem er sagte: „schlechter kann's wohl werden, aber was besser? das weiß ich nicht." Mit solchen Sticheire hat er mich so gereizt, daß ich steinwild geworden bin nun ist's gegangen. Die große Rauchwolke ist weg. ein feines Rauchwölkchen steigt über breites Gewölk, im Halbton hinter dem Berg sich über den ganzen H mel emporrollt, leicht empor. Der Wind wühlt in heitern Wolken und nur etwas der entfernten hohen der auf die Seite hinaus ist beleuchtet. Auch fliegen w Vögel auf. Kurz, jezt ist's wild lebendig und harmoni Solches freue den Meister, denn es scheint doch, daß Gothard doch noch ein Maler werden soll. Item ist kleine Landschaft auf Holz fix und fertig und sieht lu aus, wie ein gelungenes Bild. Mit der Lasur hab' i wohl errathen, wie ich's noch aus Pallazzuolo behalten ha Morgen ist Sonntag. Dann heißt's zum erstenmal fröhl „es lebe der Meister!"

Nun sind auch die Farben in Gläsern da, für z Piaster. Bald geht es über die vierte sicilianische L schaft her, und da gibt es wieder Nüsse aufzubeißen.

Ich schreibe von mir selber, weil ich auch gar nü Bemerkenswerthes indessen erfahren oder gesehen.

Ich habe mich des schönen Reisewetters gefreut. ist's gegangen? Ich freue mich auf Euern ersten B und bin begierig zu vernehmen, ob Ihr nichts in Foli gefunden, und ob Ihr den Dominicus Garbi in Per kennen gelernt habt? Nun herzlichen Gruß, und un löschliche Liebe! Gedenket in Liebe Eures treuen

Carl Gothard6.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

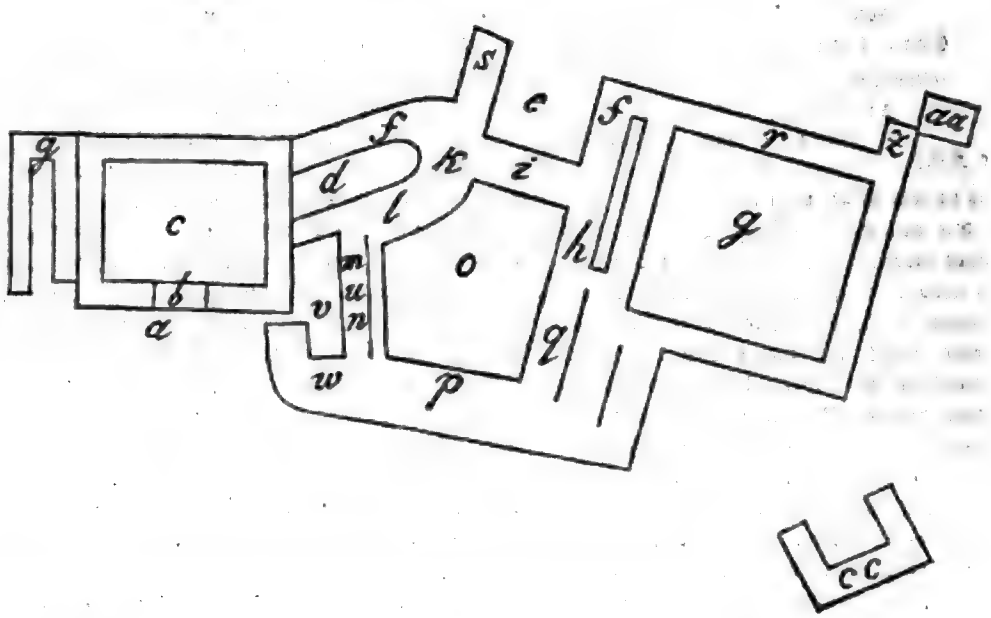
Blicke auf Künstler und Kunstwerke der besten Zeit.

III.

Ueber Primaticcio und seine Werke zu Fontainebleau.

(Fortsetzung.)

606



A. Platz vor dem Eingange. B. Portal. C. Cour des Cuisines. D. Cour du Donjon. E. Cour des Fontaines. F. Salle du Conseil. G. Cour du Cheval blanc. H. Kapelle. I. Gallerie de François I. K. Chambre de S. Louis. L. Apartement der Königin. M. Gallerie de Diane. N. Gallerie des Cerfs. O. Garten. P. Orangerie. Q. Gallerie des Cheverenils. R. Gallerie d'Ulysse. S. Chambre d'Alexandre. T. Salle du Bal. U. Apartement des Dauphins. V. Cour des Princes. W. Corps de Logis de Henri IV. X. Hotel d'Albret. Y. Finanzgebäude. Z. Pavillon de Pomone. AA. Grotte. BB. Fontaine de Beau. CC. Hotel Ferrare.

*) Ein geräumiger Platz (a) bildet den Vorhof des Schlosses Fontainebleau und bringt eine Façade von 55 Toisen in die Breite, gegliedert durch vier Pavillons, vor das Auge. Durch ein prächtiges Portal dorischer Ordnung (b) nach James's Angabe, tritt man in die Cour des Cuisines (c), die in 17 Pavillon's, die Wohnungen des königlichen Gefolges umschließen. Aus die-

sem unter Heinrich IV. gebauten, durch die Porte Dauphine gezierten Hofe, gelangt man in die Cour du Donjon (d). Man befindet sich hier an der Stelle der ältesten Gebäude, welche ursprünglich den Charakter eines festen Schlosses hatten, und ihre gegenwärtige Gestaltung unter Franz I. bekamen. Die Gebäude, welche diesen Hof umgeben, schließen in sich: den Pavillon de Saint Louis, zwey herrliche Treppen; die Kapelle St. Saturnins (von Franz I. errichtet); und das sogenannte goldene Thor, welches mit Darstellungen aus der Geschichte

*) Die hier folgenden Lettern beziehen sich auf den obenstehenden Grundriß.

Digitized by Google

des Herkules, von Primaticcio trefflich geziert ist. Diesem Theile zunächst liegt nach den Gärten zu, La Cour des Fontaines (e), ein durch Schönheit der dorischen Architektur und herrliche Aussicht auf Garten und Landschaft höchst anmuthiges Plätzchen. Eine Terrasse mit Balustrade, und einer mit der Statue des Perseus geschmückten Fontaine, begränzen diesen Raum nach der Mittagsseite. Die Façade gegen Norden enthält eine Reihe von Arkaden mit Pilastern korinthischen Styles und über diesen wieder eine Terrasse. In dem rechten Flügel der Gebäude befindet sich aber La Salle du Conseil (f), geschmückt durch 20 canellirte Säulen, und höchst interessant durch Freskogemälde des Rosso und des Primaticcio. Diesem Gebäude ganz nahe ist die Cour du Cheval blanc (g) gelegen, so benannt wegen der, hier unter Catharina von Medicis aufgestellten Equestral-Statue des Mark-Aurel. Franz I. ließ diesen Raum durch den Architekten Serlio mit den daselbst befindlichen Gebäuden umgeben, und hatte ihn für die Abhaltung von Turnierspielen ꝛc. bestimmt. Er ist mit Statuen und Fontainen, ferner durch eine weitläuftige, höchst imposante Treppe in Form eines Hufeisens verziert, welche Ludwig XIV. mit einem Aufwande von 100,000 Livr. errichten ließ. Diese Treppe ist in der Mitte von fünf Pavillons angebracht, in welchen Franz I. die Sammlungen seiner Kostbarkeiten bewahrte. Von hier gelangt man zur Kapelle der Dreyfaltigkeit (h), welche unter Heinrich und seinem Nachfolger von Freminet mit Fresken geschmückt wurde. An diese Kapelle reihte sich zur Linken ein im Jahr 1529 errichtetes Gebäude, welches Bäder und andere Bequemlichkeiten, in sechs, mit Gemälden und vergoldetem Bildwerk geschmückten Gemächern, enthielt. Diesen zunächst lag die königliche Leihbibliothek. Zwischen der Cour des Fontaines aber und der Orangerie befindet sich die Gallerie de Francois I. (i). Der Plafond dieser Gallerie besteht aus Tafelwerk von eingelegtem Holze, mit einem reichen Lambris, die größern Gemälde dieses Saales, so wie die Medaillons, sind Werke des Rosso. Primaticcio und Ponce fügten Ornamente aus Stuck, und mannichfaches Schnitz- und erhobenes Bildwerk hinzu, die einzelnen Massen zu einem herrlichen Ganzen verbindend. Aus dieser Gallerie tritt man in das Zimmer Ludwig des Heiligen (k), so genannt, weil dieser König den Pavillon errichten ließ, dem Franz I. seine spätere Gestalt gab. In dem reichvergoldeten Getäfel der Decke, so wie in den Angeln und Medaillons sind Darstellungen aus dem Leben Ludwigs zu sehen. Ein aus Grotesken gebildetes Fries läuft unter dieser Decke, über den die Seitenwände schmückenden Gemälden hin. Diese sind von Nicolo nach den Cartons des Primaticcio vollendet; und durch Ponce mit einer schönen Bordüre aus Stucco umrahmt. Nahe an dieser Gallerie ist ein Vorzimmer gelegen, dessen Verzierung von Audran im Geschmacke der Chambre de S. Louis ausgeführt worden, und mit drey herrlichen Originalgemälden Pouſſin's geschmückt war. Die Decke des anstoßenden Cabinetes enthält trefflich colorirte, dem Freminel zugeschriebene Bilder; ein mit Allegorien reich verziertes Lambris, und einen Kamin, über welchem Vulkan und die Cyclopen, dann Josephs Erkennung — von Primaticcio in Fresko gebildet sind. Nun folgt das — unter Ludwig XIV. mit allem Aufwande von Vergoldung, Schnitzwerk, Emblemen und Devisen reichlich ausgestattete Schlafzimmer. Das daranstoßende Gemach hat außer einer Landschaft Paul Brills, fünfzehn große Gemälde des Künstlers Dubois aufzuweisen. Nun folgt das Apartement der Königin (l). Man gelangt durch den Saal der Garden und ein Vorzimmer in das Cabinet des Empereurs, so betitelt, weil es die Bildnisse von zwölf Cäsaren zu Pferde enthielt. Dieses Cabinet enthält Copieen mehrerer nach Versailles überbrachter Meisterwerke Raphaels, da Vinci's, Piombo's, Sarlo's und ein Original des Perugino; außer diesen auch noch Landschaften Brill's und Darstellungen aus der Geschichte Tankreds von Dubois. Ein, von Vouet mit Gemälden geziertes Vestibule führet aus diesem Cabinette in die Gallerie de Diane (m). Diese ist unter Heinrich IV gebaut; Gemälde, Lambris und Seitenwände mit Darstellungen aus dem Leben dieses Königs, von dem Maler Dubois geschmückt. Die daranstoßende Gallerie des Cerfs (n) von gleicher Entstehung — in welcher sich Monaldeschi's tragisches Ende ereignet — enthält 13 Gemälde von Dubreuil mit Darstellungen königlicher Gebäude und Lustorte im Vogelperspektiv. Dieser Theil der Gebäude umgibt einen Garten (o), der von der einen Seite durch die Terrasse der Orangerie (p) begränzt ist. Mitten in einem herrlichen Blumenparterre erhob sich hier eine Statue der Diana, aus einem Bassin, in welches aus Hirschköpfen Wasser niederströmte. Copien der schönsten Bildwerke des Alterthums, sämmtlich von Vignol nach jenen Mustern in Bronze gegossen; und 16 antike Brustbilder aus Marmor dienten diesem Raume zur Zierde. Aus diesem Garten aber gelangte man in die Gallerie des Chevreuils (q), gleichfalls ein Werk Heinrichs, und geschmückt mit sieben großen Jagdgemälden des Künstlers Dubreuil. Die la Cour du Cheval umgebenden Gebäude enthielten die Apartements der Königinnen Mütter. Diese bestanden: Aus einem Cabinet mit historischen Schilderungen des Malers Evrard († 1689); einem Vorzimmer; dem Zimmer der Königin mit Arabesken von Catelle; einem Cabinette mit zehn großen landschaftlichen Schilderungen von Maupercheux aus dem Cabinet de Henri II. mit vortrefflichen Schnitzwerken in der reichvergoldeten Decke; aus dem petit

Apartement mit Werken des Cornelle. Von hier aus nun, tritt man durch ein prächtiges Vestibule in die Gallerie d'Ulysse (r), welche in 58 Wandgemälden die Darstellung der Geschichte des Ulysses, und in 14 Spartimenten der Decke mythologische Schilderepen, alles Werke des Primaticcio in sich faßte.

Ueber dieser Gallerie befindet sich ein Apartement mit 27 aus dem Leben des Herkules geschöpften großen historischen Darstellungen von Dubreuil, Dubois und Roger. Zwischen der Cour des Fontaines und der Chaussee aber ist ein, mit einem prächtigen Kamin versehener Saal gelegen, aus welchem man in die Chambre d'Alexandre (s) gelangt, ein Gemach, das in dem Geschmacke des Zimmers Kk. Ludwigs auf das herrlichste decorirt ist. Alle bisher genannten Gemächer jedoch werden durch Schönheit der Lage, den Reichthum der Verzierungen und den Werth der Gemälde von dem Ballsaale (t) übertroffen. Es genüge zu sagen, daß sich hier die Hauptwerke Primaticcio's befinden, von welchen sogleich ausführlicher die Rede seyn wird.

Nahe diesem prächtigen Saale befindet sich eine für den bequemern Gebrauch (1545) errichtete Kapelle von vortrefflichem Baustyle. Heinrich IV. und Ludwig XIII. haben dieses Werk des Serlio mit Fresken, Vergoldungen und Bildern von Dubois und Dehoey geschmückt. Aus dieser Kapelle trat man zur Rechten in das Apartement des Dauphins (u), gebaut unter Heinrich IV. Decke, Kamin, Lambris, sind durch Dubois mit Arabesken und Grotesken in Farbe und Gold ausgestattet; und das Zimmer von Monsieur insonderheit — dessen Plafond aus der Zeit Ludwigs XIV. ist — enthält gerühmte Werke des, aus Fontainebleau gebürtigen Malers Mongros. Unter diesem Apartement befand sich zu ebener Erde, eine für die Prinzen des Hauses bestimmte, in gleichem Geschmack dekorirte, mit Gemälden von Dubois ausgestattete Wohnung. Aus derselben tritt man in die Cour des Princes (v), die gegen Norden durch einen von Heinrich IV. errichteten, sich gegen die Orangerie erstreckenden Baustock (w) geschlossen ist. Das hier befindliche, aus vielen Zimmern und Cabinetten bestehende Apartement, ist gleichfalls mit schönem Zierwerk in Gold und Farben versehen, und besitzt 14 landschaftliche Oelgemälde von Schülern Paul Brills und vier ähnliche in Fresko von Dubois. Diesem Corps de logis steht im Osten das Hotel d'Albret (x) gegenüber, welches Richelieu zu seiner Wohnung zu wählen pflegte. Dahinter befindet sich endlich das Finanzgebäude (y), welches von Ludwig XIII. errichtet, und nach der Gartenseite mit einer schönen Façade versehen wurde.

Außer den bisher angeführten in der zusammenhängenden Masse der Schloßgebäude enthaltenen Werken unsers Künstlers sind deren noch ein Paar, in gesondert stehenden Baustücken zu finden. Dahin gehört der — in einer, an die Gallerie des Ulysses gränzenden Ecke des Gartens stehende Pavillon (z) und ferner noch eine Grotte (aa). Der erste wurde le Pavillon de Pomone genannt; die zweyte hieß la Grotte du Jardin des Pins. Jener — bestehend aus einem viereckigen, von Pilastern getragenen mit Fries und Kornische versehenen Gewölbe, enthielt Darstellungen der Liebschaft des Vertumnus und der Pomona von Primaticcio's Erfindung. Die Grotte aber hatte eine 33 Fuß breite, durch colossale Termen abgeschlossene, in Rustik ausgeführte Façade. Der Eingang war durch zwey Pilaster in drey Bogen abgetheilt, und vier, in die roh gehaltenen Steinmassen — aus welchen die Façade aufgeschichtet war — verflochtene Mannsgestalten gaben dem Ganzen einen pittoresken Charakter. Das Innere der Grotte enthielt in Spartimenten, welche in Bordüren aus Rocaille gefaßt waren, allerley phantastische und historische Schilderepen a Fresko; zwey in Krystall gefaßte mit Springwasser versehene Bassins waren für die Bäder der Ducheffe d'Estampes, einer großen Gönnerin unsers Künstlers bestimmt, deren Wohnung sich gerade über dieser Grotte befand.

Unfern von diesem Gebäude, ist mitten im Garten die Fontaine de bleau (bb) zu finden, welche Franz I. mit einem grottenartigen Gebäude hatte überwölben, und von Primaticcio mit einem Fresko verzieren lassen, das sich auf die Geschichte der Auffindung dieser Quelle bezog. *) Noch wichtiger ist aber schließlich das Hotel in Ferrare (cc), welches durch den Architekten Serlio aufgeführt, einen Badesaal mit Fresken unsers Künstlers, im Geschmacke des Plafond der Gallerie d'Ulysse enthalten soll.

(Die Fortsetzung folgt.)

*) Nach einer Sage wurde die Quelle, von welcher der Pallast seinen Namen trägt, auf der Jagdpartie eines Königs, von einem Hunde, den man Bleau nannte, aufgefunden.

Nekrolog.

Zu London verstarb am 13. März in seinem 57sten Lebensjahre Dr. G. H. Nöhden, Sekretär der königlich asiatischen Gesellschaft, Präsident des in England gestifteten deutschen Vereins, Aufseher am brittischen Museum, und bekannt durch mehrere archäologische und kunstgeschichtliche Werke. Er hat in der letzten Zeit an Böttigers Amalthea thätigen Antheil genommen, und auch unser Blatt hatte früher von ihm mehrere Beyträge erhalten.

Digitized by Google

Nr. 34.

Kunst-Blatt.

Donnerstag, den 27. April 1826.

Blicke auf Künstler und Kunstwerke der besten Zeit.

III.

Ueber Primaticcio und seine Werke zu Fontainebleau.

(Fortsetzung.)

Nach der hier gegebenen Uebersicht, sind also in dem Schlosse Fontainebleau folgende Werke Primaticcio's enthalten:

1. An dem sogenannten goldenen Thore Darstellungen der Thaten des Herkules.

2. In der Salle du Conseil Fresken von, dem Referenten unbekanntem, Inhalt.

3. In der Gallerie de Francais I. die Ornamente, welche die Zwischenräume der Gemälde des Rosso ausfüllen.

4. In der Chambre der S. Louis, sieben von Nicolo nach den Cartons des Pr. ausgeführte Gemälde; nämlich: a) Paris Besuch bey Menelaus, b) die Entführung der Helena, c) die Trauer des Menelaus, d) des Ulysses verstellter Wahnsinn, e) die Wahl des Agamemnon zum Heeresführer, f) der den Göttern opfernde Ulysses, g) der von Ulyß in seiner Vermummung erkannte Achill.

5. In einem Vorzimmer die Cyclopen und Josephs Erkennung.

6. Die Gallerie des Ulysses, enthaltend, a) an den Seitenwänden die 58 den Kunstfreunden durch van Thuldens Grabstichel bekannte Darstellungen aus der Odyssee, b) die vier Jahreszeiten und die Uebergabe der Stadt Havre. c) In den 14 Spartimenten der Decke, Darstellungen aus der Geschichte und Mythologie der Griechen und Römer.

7. La Chambre d'Alexandre, durch Nicolo nach Primaticcio's Zeichnungen ausgemalt und enthaltend, a) Alexander mit dem Bucephalus, b) Alexander, Apelles und Campaspe, c) Alexander und Thalestris, d) Alexander mit den Werken Homers. Alles übrige ist fast gänzlich erloschen.

8. La Salle du Bal mit folgenden (durch den Grabstichel Biton's dem Publikum mitgetheilten) Darstellungen, a) Ceres mit mehreren Schnittern, b) Vulkan, welcher aus Auftrag der Venus Pfeile für den Amor schmiedet, c) die Sonne mit den Stunden und Jahreszeiten den Zodiakus durchlaufend, d) Philemon und Baucis, e) die Hochzeit der Thetis und des Peleus, f) ein Freudenfest der Götter, g) der Parnaß, h) ein Trinkgelage der Gottheiten. Außer diesen Wandgemälden befinden sich über den Fenstern dieses Saales einzelne mythologische Gruppen und Figuren.

9. In dem Pavillon de Pomone Darstellungen der Liebschaften des Vertumnus und der Pomona.

10. In der Grotte du Jardin des Pins einige phantastische und historische Schildereyen.

11. In dem Gewölbe der Fontaine de bleau die Geschichte der Auffindung dieser Quelle.

12. In dem Hotel de Ferrare Fresken von, dem Referenten unbekanntem, Inhalt.

Die hier nach Lage und Umfang bezeichneten Werke, sind nun nach ihrem Geiste, Gehalte und Charakter näher zu würdigen. Trefflich kommen uns hiebey die ganz im Geiste der Originale verfertigten Nachbildungen zu statten, welche von diesen Werken in Umlauf sind. *) Zuerst also einige Worte über den durch das Ganze herrschenden Geschmack; und dann Etwas über die Hauptwerke unter den Vielen.

Nach Guilberts ausführlichem Bericht, nach den Kupferstichen die wir besitzen, und nach der ganzen Richtung die Primaticcio's Bildung genommen, sind die Arbeiten in den bezeichneten Sälen, ganz in dem Geiste

*) Außer dem schon genannten v. Thulden und Piton haben die folgenden Kupferstecher Blätter nach Primaticcio geliefert: Mantuan. Leo Davent, Fantuzzi, Caraglio, Bonason, Bonnieu, Etienne de Laune, Heince, ꝛc.

Digitized by Google

und Charakter der Werke zu Mantua ausgeführt. Primaticcio war, wie wir wissen, selbst während sechs voller Jahre der fleißige und glückliche Gehülfe Julio's bey jenen Werken; und der Geist und Geschmack, welcher auf sein künstlerisches Wirken hier überging, wurde in Fontainebleau um so weniger im Wesentlichen umgebildet, als er daselbst Landesgenossen die von gleichem Streben ergriffen waren, zu Mitarbeitern, und Könige zu Beschützern bekam, welche großsinnig genug waren, dem Künstler nicht hemmend vorzugreifen. Dieser Begünstigung des Schicksals hat Fontainebleau Werke zu verdanken, welche bey einer fast gleichen innern Gediegenheit, jene in Mantua an Umfang, Pracht und Festlichkeit des Eindrucks noch übertreffen. Nur darin stehen sie wohl zurück, daß hier der Maler nicht zugleich Architekt gewesen, und also das Ganze nicht so aus einem Gusse gerieth wie dort. Aber innerhalb des einmal gegebenen Raumes, war der Aufwand an Allem, was die Kunst und das Gold zur Verherrlichung eines Königshauses aufbieten können, so groß, als nur immer irgendwo. Das Vielfache ist auch hier durch den ordnenden, beziehenden Geist des Künstlers zur harmonischen Einheit verbunden; die Masse der Arbeiten jeder Gattung in jedem einzelnen Saale immer auf das Sinnvollste in Haupt- und Nebenwerke abgegliedert, und beyde durch eine Fülle der geschmackvollsten Ornamente in den lebendigsten Einklang gesetzt, und in vollem Sinne des Wortes, zu einem Ganzen verbunden.

Um nun Geist und Art dieser Werke näher nachzuweisen, wollen wir sogleich auf die Hauptarbeiten unsers Künstlers — auf den Ballsaal und die Gallerie des Ulysses übergehen — und wir werden bald die Ueberzeugung schöpfen, daß man sich hier wirklich auf klassischem Boden befinde, daß man den Geist römischer Werke einathme.

Fünf große Fensterbogen in der Ost- und eben so viele in der Nordseite, gestalten diese zwey Seiten des 15 Toisen langen und 5 Toisen breiten Ballsaales. Ein mit Figuren des wachsenden Mondes und königlichen Wappenschildern geziertes Lambris läuft über den Trumeaux hin, und schließt sich an ein Tafelwerk aus Nußbaumholz, welches in 27 achteckige Felder getheilt, und mit Fries, Architraven und Korniſchen auf das reichste ausgestattet ist. Ueber der Thüre befindet sich eine für die Symphonie bestimmte, aus vergoldetem Holzwerk zusammengefügte, gleichfalls mit Wappenschildern verzierte Tribüne, an deren Rückwand eine kostbare, ein Conzert darstellende Freske, heiter und bedeutend anzusehen ist. In den durch die Fensterbogen sich bildenden acht Winkeln, sind nun jene mythologischen Schilderungen ausgeführt, die wohl zu dem Besten gehören, was Primaticcio geleistet hat. Es genüge — um den Werth dieser Arbeiten zu bezeichnen — daß man sage: sie sind ganz in dem Geiste des Parnasses in den Stanzen, und der Werke in der Farnesina gebildet. Was ihnen aber im Vergleich mit diesen Arbeiten eigenthümlich ist, liegt in einem gewissen bolognesischen Typus, nämlich in einem gewissen Prunke und einem Hervorheben des architektonisch Wirkungsvollen, das in den Werken Tibaldi's am besten versinnlicht ist. Die Gegenstände, welche den Inhalt dieser Gemälde bilden, sind schon oben näher bezeichnet worden. Sie sind alle mit der heitersten Laune, einer reich dahin strömenden Imagination; mit einer jovialen, durch Ironie gewürzten Auffassung des Mythus erfunden, und mit großer Eleganz ausgeführt. Was sie aber besonders anziehend macht, liegt in dem Ausdrucke einer gewissen Behaglichkeit und der kräftigen Sinnlichkeit, verbunden mit ungemeiner Naivetät und Grazie, womit die Gruppen angeordnet und belebt sind. Alle Figuren strahlen die Empfindung einer herzlichen Lebenslust, einer unsäglichen Vergnügtheit von sich ab, und bilden sich zu höchst malerischen, und dabey so natürlichen Gruppen, als sie nur immer ein höchst begabter Künstler, dem bewegten Leben, in glücklichen Momenten abzulauern vermag. Bewunderungswürdig ist die Kunst, mit welcher diese reichen Compositionen in den beschränkten Raum vertheilt, und der Verstand, mit welchem nach den schmalen Enden hin alle Lücken ausgefüllt, und durch heitere Kindergestalten, üppige Festons, und zierlich verschlungene Wappenschilder, die Gemälde unter einander angeschlossen sind. Was das Colorit dieser Gemälde betrifft, so wird es von Vasari bezeichnet, wie folgt: „Figure colorite d'una maniera chiara, che pajono con l'unione de colori a fresco, lavorate a olio." Ueberdem dieser acht Gemälde sind Kriegstrophäen zwischen Bordüren von Stucco in Fresko angebracht. Eben so ist das Innere der Fensterbogen mit solchen Fresken in ähnlicher Einrahmung ausgeschmückt. *) An dem ist

*) Zur Nachricht für Sammler von Blättern aus dieser Schule wird hier der Inhalt dieser Fresken näher angegeben: An dem ersten Fensterbogen: Neptun, Jemona, Amor, Bacchus mit den Najaden, Thetis. Am 2ten Bogen: Jupiter mit dem Blitze; Charon; Mars; ein Greis mit einem Jüngling; Juno. Am 3ten: Pan; Comus; die Abundanz; Aesculap; Ceres mit den Flügeln. Am 4ten Bogen: Herkules mit der Keule; Charon mit dem Cerberus, der Schlaf; Saturn und Minerva; Demjanira. Am 5ten Bogen: Adonis; zwey Greise; Amor; ein Hahn; Minerva. Am 6ten Bogen: Venus und Cupido; Narziß; Ganymed; Bellona; Mars. Am 7ten Bogen: Eine Najade; Amphion; ein Greis mit einem Netz; die Sicherheit; Neptun auf einem Delphin. 8ter Bogen: Hebe; Terminus; Janus; Nymphen; Bacchus zwischen Traubenbürden. 9ter Bogen: Cybele; Mars und Venus von Vulkan überrascht; Hymenäus; Cupido und eine Nymphe; Saturn. 10ter Bogen: Flora; Neptunus; Jupiter auf dem Throne; zwey Alte an einem Feuer; Vulkan bey seinem Ofen.

Digitized by Google

lichen Ende des Saales erhebt sich ein prächtiger Kamin, von zwey colossalen Satyrn aus Bronze getragen, und mit einem großen, von Guirlanden umgebenen Wappenschilde, Palmen, Lorbeerzweigen und Trophäen trefflich und kostbar verziert. Zur Rechten dieses Kamins sieht man den Herkules im Kampfe mit dem Erymantischen Eber; zur Linken einen mit einem Raubthiere kämpfenden Krieger; über diesen Bildern aber eine Diana und wieder einen Herkules, lauter Werke unsers Künstlers, in Fresko.

(Der Beschluß folgt.)

Kunstnachrichten aus Leipzig.

(Beschluß.)

Das zweyte Bild ist von Philipp Veit; in der Erfindung noch origineller als das vorige, und von höchst wunderbarem Effect der Beleuchtung. Es stellt dar den Heiland am Oelberge. Der Heiland kniet auf einer Anhöhe; tief unter ihm sitzen auf kleinen Anhöhen drey seiner Jünger, die ihn bis dahin begleitet, und zwar links eine kummermüde Gestalt, rechts Petrus, sein Schwert in der Hand und an denselben (nach der gewöhnlichen Stellung zu schließen) Johannes, sanft angeschmiegt. Rechts in dem obern Raume des Bildes kommt aus einer leichten Wolke der Engel, der dem Heiland den Kelch entgegenhält. Von dieser Erscheinung strahlt der Lichtglanz in der schönsten Abstufung durch die Nachtscene; so daß der Heiland im höchsten und glänzendsten Lichte steht; auf die Jünger am Fuße des Hügels nur ein schwacher Abglanz jenes Lichtes fällt, der die Contoure aus dem Dunkel hervorhebt. Das Bild ist in einem großartigen Geiste gedacht und zum Theil ausgeführt, und doch kann man es kaum vergessen, daß man ein Gemälde vor sich hat. Die Hauptursachen scheinen mir diese. Zuerst ist die Erscheinung des Engels etwas flach behandelt; sein Nahen ist kein ätherisches Schweben, er drängt sich gleichsam an dem obersten Raum des Bildes herein, und sein Antlitz hat nichts ausgezeichneteres, kein himmlischer Trost ist in seinem Blick; der Glanz selbst, welcher ihn umgibt ist etwas fahl, da doch der Widerschein, in welchem der Heiland erscheint, so köstlich ist. Ferner würde das Bild im Ganzen noch weit mehr gefallen, wenn die Figur des Heilands nicht so gar schlank, sein Profil nicht zu scharf und lang wäre; letzteres ist durch den spitzen Bart, in welchen das Kinn verläuft, noch länger geworden. Das Gesicht des backenbärtigen Petrus (vielleicht Porträt) findet man zu modern; die Gruppe aber, die er mit dem Johannes bildet, ist äußerst wahr. Das Gelungenste im Bilde ist aber die Figur des links sitzenden Jüngers, der von den Leiden ermüdet, dem Schlummer nicht mehr widerstehen kann. Dieser reinmenschliche Gegenstand der Darstellung mit der sprechendsten Wahrheit, und doch so edel ausgeführt, wäre ein Meisterwerk für sich, auch wenn man ihn aus der Tafel herausschneiden wollte. Aber auch in dem köstlichen Widerscheine des Himmelslichts auf den Gewändern, in der Lichtsteigerung, die so zu sagen, alle Farben aufhebt, und in der prächtigen Zeichnung kündigt sich der geniale Künstler an.

Ueber die drey übrigen Bilder kann ich kürzer seyn, da sie augenscheinlich den beyden genannten sehr nachstehen. Das dritte nämlich stellt dar Christus und den Versucher, und ist von dem Maler Rebenitz, aus Lübeck gebürtig. Der Gedanke dieses Bildes ist lobenswerth; die Ausführung hat viele Mängel. Christus steht als eine fast colossale Gestalt mit hoher Haltung dem Versucher entgegen; seine Geberde scheint ihm zuzurufen: Hebe dich weg von mir, Satan! Allein die Figur leidet sehr dadurch, daß das Gewand so sackartig fällt, und in dem Gesichte des Heilands zu wenig liegt. Wie es dagegen den Künstlern von jeher besser gelungen ist, den Bösen als den Heiligen zu schildern, so ist auch hier der Repräsentant des bösen Prinzips das gelungenste. Der Satan mit der Kugel, ist eine niedere, dämonische Gestalt, seine Stellung drückt das Kriechende und Gewaltsame zugleich aus. Er hält sich eine Hand über den Kopf, als werde er von dem Lichte des Himmlischen geblendet; sein markirtes Gesicht zuckt feindlich aus der Verhüllung hervor, die als spitze Caputze über seinen Kopf ausläuft. Die fahlen Farben sind für seine Bekleidung gut gewählt. Die ganze Figur zeugt von Kraft der Phantasie. Von den drey Engeln die über den beyden Hauptfiguren hinschweben, haben zwey sehr anmuthige Physiognomien; allein sie nehmen sich doch im Ganzen etwas bunt und süßlich aus. Eine weite, reiche Landschaft mit Bergen und Thälern macht den Hintergrund, sie erscheint aber nicht genug zurückgedrängt.

Das vierte Bild ist vom Maler Senf; es stellt dar das Cananäische Weib, welches durch Berührung des Heilands geheilt wird. Dieses Bild ist eklektischer Art. Man wird dadurch an viele andere erinnert; und hat kein ansprechendes Ganzes vor sich. Die Kinder, welche hier vorkommen, sind alt; die Landschaft, welche den Hintergrund bildet, äußerst schwach. Indessen gefiel uns dieß Bild in Hinsicht der Färbung doch noch vor dem fünften, welches die Geschichte vom Zinsgroschen schildert, und von Olivier gearbeitet ist. Moderne und antike Gesichter aller Art und aus allen Schulen versammeln sich hier um den Meister, dem ebenfalls das hohe und hervorragende des Geistes fehlt; eine Figur zur linken drängt sich wirklich in die andre hinein. Unter den Ge-

Digitized by Google

hängern des bösen Prinzips befinden sich einige Pfaffengesichter, welche das beste der ganzen Schilderung sind. So brillant die Farben sind, so wenig Harmonie ist in denselben zu finden, und sowohl die Carnation, als auch das Colorit der Umgebungen (z. B. des breiten Thurms, der einen Theil des Hintergrunds macht), schweift von dem Wahren und Wirksamen ab.

Am Schlusse dieser Mittheilungen will ich noch nachholen, daß das kürzlich in diesen Blättern genannte treffliche Seestück des Prof. Doblen in Dresden, den Hintergrund eine der Arkesasinseln bildend, in Leipzig geblieben und von dem Hrn. Dr. Crusius erworben worden ist; ferner daß auch hier zur Gründung eines die bildende Kunst unsers Vaterlands befördernden Vereines von mehreren Kennern und Kunstliebhabern zweckmäßige Vorbereitungen getroffen worden sind, über deren Erfolg späterhin berichtet werden soll.

Hinterlassene Briefe

von

Carl Graß.

(Fortsetzung.)

VII.

Rom, den 10. Dec. 1808.

Mein theurer Meister Hans!

Nachdem ich alle Anstalten getroffen hatte, meinen ersten, den ich nach Florenz gesandt hatte, zurückzuziehen, weil ich ihn auf der Post verspätet glaubte, kam Euer zweyter, und nun athmete mein Herz freyer, denn unsere Seelen hatten sich nach der Trennung wieder gefunden; mehr bedurfte es nicht.

Lieb war mir schon Euer erster, th. M. Hans, aber der zweyte ist aus Seele in Seele hinübergeschrieben und hat mich ergriffen und im innersten erwärmt. Das ist Kost, sagte ich, die lange nährt; ächter Kunstsinn und wahre Kunstliebe wirkt erweckend; so wie die Empfindung selbst, die etwas Gehaltiges darbietet, die an etwas Natur- und Wahrheitvollem ihr Leben erhielt. Sey uns daher immer mehr geehrt, heilige Wahrheit, du magst dich nun aussprechen in einem Wort, in einem Kunstwerk oder in der simpelsten Handlung. Jede Lüge aber, sie führe Namen wie sie wolle, sey uns verächtlich!

Die heutige Welt ist voller Lüge, darum taugt sie nichts; darum fehlt überall das Herz und die Seele, und wo die fehlen, säet der Teufel — Zizania. —

Man hat, th. Meister! seit Eurem Weggehen der Angelica Kaufmann Büste im Pantheon aufgestellt. Ein alter römischer Rechtsgelehrter hat ihr Platz machen müssen. Ich war da, als die Todtenmesse gelesen wurde und der sixtinischen Capelle Sänger hatte sich auch eingefunden. Erbauliches, herzerhebendes war da nicht und konnte da nicht seyn. Wie sieht alles Machwerk, wobey keine Seele ist, so schaal aus. In der ganzen Rotunda war vielleicht nicht ein Mensch, der an eine feyerliche Handlung dachte. Wie anders mag die Verewigung eines Namens, einer Urne, einer Büste in einem griechischen Tempel oder Pantheon ausgesehen haben, als die Sache den Menschen natürlich war. Die lateinische Inschrift gibt der Angelica das Lob der Bescheidenheit, Mäßigkeit, Lebensklugheit (prudentia). Das ist wahr, und man läse es gern, wenn nichts weiter als das und ihr Name da stünde. Nun steht aber mit großen Buchstaben der Name des Stachus auch da, an der Spitze der eingesetzten Erben, und sähe man nicht die Büste, so glaubte man der Signor Giovanni (vulgo Schafskopf genannt) wäre apotheosirt worden.

Sonst ists in der Künstlerwelt stille gewesen. Indessen ist auf die beyden Verfasser der Kritik und Antikritik eine Karrikatur erschienen, ein aufgerichteter Esel, der seine Vorderbeine auf die Schultern beyder Herrn gelegt hat. Man könnte fast denken, daß es der Karrikaturmacher selber sey. Man hat als den Verfasser der Karrikatur Hr. Vikar genannt. Ich glaub' es kaum.

In einem andern Genre haben sich auch verschiedene Tausendkünstler gezeigt. Nämlich die in Rom anwesenden russischen Familien und einige andere haben in Privatsälen Comödien aufgeführt, mit dem Tamburin getanzt und mit der Kehle gesungen. Natürlich ist viel applaudirt worden. Relata refero.

O wie sehnt, wenn ich etwas der gesellschaftlichen Comödie zugesehen habe, meine Seele nach Stille und Ruhe, nach einem treuen, herzlichen, gehaltigen Wort, nach einem Ausdruck von Wahrheit, Natur, nach etwas Lebendigem, Liebendem, Heiligen!

Dann und wann stößt man doch auf ein Goldkorn, aber suche es nur nicht in der vornehmen Welt. Heute z. B. kaufte ich mir zwey Kramsvögel bey der Rotunde, als wollt' ich den Meister bey mir zu Tische haben; da sage ich zu einer Frau, die welche verkaufte und ein Kind stillte, gib mir bessere, — frische! Da sind welche, sagte sie von gestern. Sie kosten aber mehr. Rupfe sie, sagte ich. Während sie nun rupfte, schlug ihr das Gewissen. „Damit ich die Wahrheit sage vor der Madonna, weil ich doch ein Kind stille, — die Vögel sind von vorgestern — doch sie sind gut." — Es überlief mich glühheißes Blut; aber ich schwieg und konnte mich nicht satt sehen an dem Mutterbilde, aus dessen Munde eben heilige Worte der Liebe gegangen waren. Gelt Meister Hans, solche Kramsvögel darf man einem Meister vorsetzen?

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Nr. 35.

Kunst-Blatt.

Montag, den 1. Mai 1826.

Gründung der Pinakothek in München, am 7. April 1826.

Schon vor drey Jahren ward von dem Central-Direktor der bairischen Gemälde-Gallerien, Hrn. v. Dillis, ein neues und genaues Inventar über die dem bairischen Staate gehörigen Gemälde gefertigt, welche in den Gallerien von München, Schleißheim, Augsburg, Nürnberg, Bamberg und in mehreren königlichen Schlössern zerstreut sind, und das Resultat betrug ungefähr 8000 Oelbilder. Die Aufstellung derselben war jedoch bisher fast nur durch die Localitäten bedingt, folglich größtentheils ohne Ordnung oder zweckmäßiges System, und es ward bey der Uebersicht eines so bedeutenden Besitzes noch wünschenswerther, darin eine bessere und consequente Ordnung einzuführen. Durch gehörige Vertheilung konnten nicht nur München und Schleißheim, sondern auch andere größere Städte des Königreichs, ausgewählte, nach der Anordnung von Schulen und Meistern möglichst vollkommene Sammlungen erhalten. Da jedoch die erste Bedingung dieses Gedankens paßliche Localitäten waren und diesem Bedürfniß vor allem in München abgeholfen werden mußte, so ertheilte der höchstselige König Maximilian Joseph dem königlichen Hofbau-Intendanten Hrn. v. Klenze, den Auftrag, im Einverständniß mit dem Central-Gallerie-Director, Hrn. v. Dillis, Vorschläge über die Herstellung einer angemessenen Localität in München zu machen. Nachdem auf alle mögliche Art erörtert worden war, ob das bisherige Gallerie-Gebäude nicht durch Vergrößerung und Veränderung für den gewünschten Zweck hergestellt werden könnte, und die Unmöglichkeit davon sich ergeben hatte, erfolgte der Auftrag, Entwürfe zu einem ganz neuen Gebäude vorzulegen und einen Platz dafür in Antrag zu bringen. Mehrere vorgeschlagene Plätze wurden aus einer oder der andern Ursache verworfen, und endlich ein großer freyer Raum zunächst der Glyptothek gewählt, wo das Gebäude von aller äußern Gefahr und Unbequemlichkeit entfernt und von einem eigenen Bezirk eingeschlossen seyn sollte. Der Bauplan, nach Maaßgabe der Gestalt und Lage des Bauplatzes von dem Architekten in einigen Theilen modificirt, ward endlich im October 1824 völlig angenommen, der Beginn des Gebäudes auf den Frühling 1825 und die Legung des Grundsteins auf den 17ten Mai als den Geburtstag des höchstseligen Königs Maximilian festgesezt. Aber Umstände verzögerten diese Feyerlichkeit, und erst Se. Majestät dem Könige Ludwig, welcher diesem Bau schon unter der vorigen Regierung den lebhaftesten Antheil gewidmet hatte, war es vorbehalten, ihn wirklich beginnen zu lassen.

Der Geburtstag Rafaels, der 7te April, ward zur Grundsteinlegung festgesezt, und Se. Excellenz der Minister des Innern und der Finanzen, Graf v. Armannsberg, von Sr. Majestät dazu beauftragt. Als Zeugen der Feyerlichkeit wurden vier Ministerialräthe, der Direktor der Gallerien und deren Inspektoren, der Direktor der Akademie und deren Professoren, endlich der Vorstand des Kunstvereins und dessen sämmtliche Mitglieder eingeladen. Der Platz war festlich geschmückt, ein Baldachin von vier Palmen, an dessen Wölbung ein großer Lorbeerkranz hing, erhob sich über den marmornen Grundstein; für die sämmtlichen Zeugen und sonstigen Zuschauer waren Tribünen errichtet und alles mit Kränzen, Teppichen und rothen Draperien geschmückt. Das heiterste Wetter begünstigte das Fest, als man sich Nachmittags um vier Uhr auf dem Platze versammelte. Nachdem Se. Excellenz der Hr. Graf v. Armannsberg in einer kurzen Anrede an die Versammlung den Zweck der Feyerlichkeit bündig und eindringlich bekannt gemacht, ward ihm von dem Hofbau-Intendanten die zu diesem Zweck eigens geprägte goldene Schaumünze überreicht, um sie in den Grundstein zu legen. Dieselbe ist von dem Medailleur und Bildgießer Hrn. Stiglmayer gefertigt und zeigt auf der Vorderseite das Brustbild Sr. Majestät des Königs mit der Umschrift Ludovicus Bavariæ Rex, auf der Rückseite trägt sie die Inschrift: Ad asservanda pictorum præcipuorum aliorumque artificum opera die natali Raffaelis fundamenta posita pinacothecæ VII. Non. Aprilis MDCCCXXVI. Von den übrigen Zeugen wurden eine Kupferplatte mit dem Plane des Gebäudes, eine goldene

Digitized by Google

Uhr, mehrere Münzen, und von dem Direktor der Gallerien eine Platte mit folgender Inschrift in den Grundstein gelegt.

Am VII. April im Jahre MDCCCXXVI.
dem Geburtstage Rafael Sanzio's von Urbino,
des größten Malers christlicher Zeiten
dem ersten der Regierung Sr. Maj. des Königs
Ludwig von Baiern
ward auf Allerhöchst seinen Befehl
dieser Grundstein der Pinakothek gelegt
von
M. Grafen v. Armannsberg
Königl. Staatsminister des Innern und der Finanzen.
Zeugen der Handlung waren:
die Ministerialräthe v. Wirschinger, Eduard und Friedrich v. Schenk und v. Kobel,
der Direktor der Central-Gallerie, Ritter G. v. Dillis und die Central-Gallerie-Inspektoren,
der Direktor der Akademie, Ritter P. v. Cornelius und die Professoren der Akademie,
der Vorstand des Kunstvereins August Graf v. Seinsheim und dieses Vereins Mitglieder.
Architekt des Baues war Leo v. Klenze,
Bauconducteur Anton Weiß.

In diesem Gebäude werden aufbewahrt, eine Sammlung griechischer Gemälde auf Thongefäßen, Kupferstiche, Handzeichnungen und die reichen Sammlungen der neuern Malerey, von der ersten bis auf unsre Zeit. Das Gebäude und dessen Kunstschätze verdankt Baiern dem hohen Sinne seiner Beherrscher aus dem Hause Wittelsbach.

Nachdem die üblichen Ceremonien des Hammers und der Kelle, zu welchen auch der königl. preußische und königl. württembergische Gesandte von Sr. Exc. eingeladen wurden, vorüber und die auf diese Feyerlichkeit geprägten Denkmünzen vertheilt waren, sprach der seit Kurzem von Sr. Majestät zum Professor der Kunstgeschichte an der Akademie der Künste in München ernannte Herausgeber des Kunstblatts, Dr. Schorn folgende, nachher auch gedruckt vertheilte Rede:

„Der Genius der Kunst, welcher der Menschheit Freude und Veredlung bringt, und wechselnde Geschlechter und Jahrhunderte mit dem unverwelklichen Frühling des Schönen umgibt, hat über Baiern seit früher Zeit gewaltet, und in dem erlauchten Herrschergeschlechte, das uns beglückt, die treusten Verehrer und Pfleger gefunden. Die Namen des großen Churfürsten Maximilian des Ersten und seiner Nachfolger bis auf unsern höchstseligen König Maximilian Joseph, stehen unter den Reihen der großmüthigsten Beförderer der Künste. Durch ihren dem Schönen und Großen zugewendeten Sinn wurden ihre Länder nicht nur die Heimath mannichfaltiger und ausgezeichneter Kunstübung, sondern sahen auch Sammlungen von Gemälden, Bildsäulen, Münzen und anderen Werken des bildenden Geistes entstehen, deren Besitz für Erweckung und Erhaltung des Kunstsinns und für die allgemeine Veredlung von unschätzbarer Wichtigkeit war. Auch in den ungünstigen Zeiten, in welchen die Selbstthätigkeit der Kunst daniederlag, ja fast verloren ging, haben diese Sammlungen für die Erhaltung derselben das geleistet, was Büchersammlungen für Erhaltung der Wissenschaft: sie bewährten, was der menschliche Geist geschaffen und erarbeitet hatte, für bessere Zeiten, in welchen er es wieder aufnehmen, fortführen und erweitern konnte.

„Durch mancherley, auch trübe Schicksale, aus welchen das Haus Baiern mit immer höherem Ruhm und immer größerer Macht hervorging, wurden die Schätze, welche jene glorreichen Vorfahren in München, 1) Düsseldorf, 2) Mannheim und Zweybrücken 3) gesammelt,

1) Herzog Albert V., dessen Residenz München zu Sammelplatz gelehrter und kunstreicher Männer war und welcher im Ausland viele Kunstschätze kaufte, legte in der neuen Veste seine Gemälde-Sammlung an. Der Saal, den er hiezu verwendete, hieß Bildersaal. Seinen Nachfolgern wurde diese Sammlung aufbewahrt und mehrt, von dem Churfürsten Maximilian Emanuel, nachdem derselbe in den Niederlanden kostbare Gemälde erworben hatte, nach seinem neu erbauten Lustschloß Schleißheim verlegt, von dem Churfürsten Carl Theodor aber wieder in der von demselben an der neuen Seite des Hofgartens zu München neu erbauten, 1783 vollendeten Bildergallerie aufgestellt.

2) Die berühmte Gallerie von Düsseldorf verdankt ihre Entstehung dem Churfürsten Johann Wilhelm von der Pfalz. Einige von seinen erlauchten Vorfahren zurückgelassene Gemälde entflammten seine Kunstliebe, so daß er den geschickten Künstler und großen Gemäldekenner van Douven in verschiedene Länder sandte, um die besten und seltensten Gemälde für ihn aufzukaufen. Er berief die berühmtesten Künstler seiner Zeit an seinen Hof, welche seine Sammlung dergestalt vermehrten, daß sie in seinem Pallast nicht mehr Raum fanden und ihn zur Erbauung einer mit demselben in Verbindung stehenden neuen Gallerie bestimmten, welche im Jahr 1710 vollendet wurde und 358 Gemälde geräumig und in schöner Ordnung aufnahm.

3) Der Churfürst Carl Philipp, Bruder und Nachfolger Johann Wilhelms, hatte bey Erbauung seiner neuen Residenz Mannheim den Plan, die Gallerie von Düsseldorf dahin zu verlegen. Dieser Plan wurde jedoch von dem Churfürsten Carl Theodor nicht ausgeführt, sondern, statt dessen eine ganz neue Gallerie von

größtentheils in dieser Hauptstadt und ihren Umgebungen vereinigt, ein unvergleichliches Erbtheil kunstsinniger Ahnen, welches der Hauptstadt Verherrlichung, den Einwohnern und Fremden den reichsten und edelsten Genuß gewährt. Unter dem Schatz von gegen 8000 Oelgemälden, welche der Krone Baiern angehören, glänzt eine große Menge vortrefflicher Meisterwerke hervor; doch hatte die gesonderte Entstehung der Gallerien viele gleich schätzbare Werke derselben Meister und Schulen angehäuft, indeß anderen noch eine Vervollständigung zu wünschen blieb. Während daher besonders die frühe Fürsorge von unsres jetzt regierenden Königs Majestät das Fehlende durch zweckmäßigen Ankauf 4) zu ergänzen bemüht war, zeigte sich um so deutlicher auch die Nothwendigkeit einer Sonderung und Auswahl, um lästigen Ueberfluß zu vermeiden, und jedes Einzelne möglichst nutzbar zu machen. So entstand der Entschluß, eine ausgewählte Zahl von Gemälden in der Hauptstadt schöner und zweckmäßiger als bisher hatte geschehen können, aufzustellen, aus den übrigen aber Sammlungen zu bilden, welche, jede bedeutend an Umfang und Inhalt, den größeren Städten und den schon früher der Kunst geweihten Orten des Königreichs Schmuck und geistige Erhebung verleihen, und so den Genuß und die Wirkung der Kunst in alle Provinzen Baierns verbreiten könnten.

„Dieß war die schöne und große Aufgabe, deren Erfüllung schon Maximilian Joseph, der Beschützer und Förderer alles Guten, beschlossen hatte. Schon war der Entwurf gemacht, 5) und alles zum Beginn des Baues vorbereitet, als der Tod uns den allgeliebten König entriß. Seinem erhabenen Sohne, dem hochsinnigen Freunde der Künste, war nun die Ausführung des Vorhabens aufbehalten, Ihm, dessen reicher und schöpferischer Geist schon durch unsterbliche Werke sich vor Europa bewährt, und welcher auch dem Entwurfe dieses Baues seit langem Seine besondere Theilnahme gewidmet hat. In der Nähe des Gebäudes, welches eine von Ihm neu gebildete Sammlung vortrefflicher Werke der alten Bildnerey in prachtvollen Sälen enthalten wird, und auf welches die Welt, als auf eines der glänzendsten Denkmäler unserer Tage mit Bewunderung blickt, 6) sehen wir heute an dieser Stelle den Grundstein zu einem zweyten, welches die schönsten Werke der ältern und neuern Malerey aufnehmen, und selbst, wie jenes, von der hohen Ausbildung Zeugniß geben soll, welche die Kunst unsres Vaterlandes in dieser glücklichen Zeit erreicht hat. Der Bestimmung einer Pinakothek, 7) einer öffentlichen, wohlgeordneten, wohlbewahrten Sammlung von Malerwerken entsprechend, wird dieser Bau den hellen Raum einer großen Reihe von Sälen und Zimmern und die Bequemlichkeit darbieten, in allen Jahrszeiten zahlreiche Beschauer aufnehmen und befriedigen zu können. Der Kunstfreund wird darin eine Auswahl der besten Gemälde christlicher Zeit nach den Verschiedenheiten der Schulen und nach der Zeitfolge des Einzelnen geordnet finden, und so mit Leichtigkeit die gleichartigen Eigenthümlichkeiten der Meister wie ihre Verschiedenheiten zu erkennen vermögen. Er wird erstlich die Werke der neueren, dann die der älteren vaterländischen Künstler, der Niederländer und Flamländer, der Franzosen und Spanier, der früheren und späteren Italiener durchwandern, und neben diesem erlesenen Schatz von fast anderthalbtausend Oelgemälden die vortrefflichen Cabinette der Handzeichnungen und Kupferstiche betrachten können, welche zu den schönsten Zierden unserer Hauptstadt seit langem gehören, so wie die von Sr. Majestät ganz neu

---

758 Gemälden, ein Kabinett von Kupferstichen, Original-Handzeichnungen und Elfenbein-Schnitzwerken im Jahr 1787 begründet. — Zu gleicher Zeit entstand durch die Kunstliebe des Herzogs Carl zu Zweybrücken, unterstützt von seinem Direktor v. Mannlich, eine Sammlung von 900 Oelgemälden in Zweybrücken.

4) Die neu angekauften Gemälde, deren Einverleibung in der Folge statt finden wird, werden hauptsächlich zur Vervollständigung der ältern italienischen Schule dienen.

5) Unerläßliche Bedingungen bey der Bearbeitung dieser großen Aufgabe waren aufgestellt: a. Eine genaue Auswahl klassischer Gemälde aus dem gesammten Kunstschatz des Königreichs. Diese Ausscheidung war bereits vor dem Entwurfe des Gebäudes von dem Central-Gallerie-Direktor Hrn. v. Dillis vollendet. b. Ein zweckmäßiges System der Aufstellung nach Schulen und, so viel jede Localität es erlaubt, nach der Zeitfolge der Meister. c. Die zweckmäßigste Beleuchtung nach der Verschiedenheit der Gemälde. Nach reiflicher Erwägung aller Vortheile und Nachtheile wurde für die Gemälde mit lebensgroßen Figuren die Beleuchtung durch Oberlicht, für die kleineren Bilder die Beleuchtung durch Seitenfenster gewählt. d. Die Lage des Gebäudes nach Norden und eine vor Feuersgefahr, Staub, Feuchtigkeit und Reflexlicht gesicherte Stellung. Der Raum, in dessen Mitte die Pinakothek zu stehen kommt, ist ungefähr 800 Fuß breit und 1000 Fuß lang und wird als regelmäßiger mit einer Einfassung versehener Garten das Gebäude umgeben.

6) Die Glyptothek, die etwas weiter vorwärts an dem Wege nach Nymphenburg liegt, wird im Laufe dieses Frühjahrs bereits einen Saal mit Werken der alten Sculptur aus dem Kreise der bacchischen Mythen ausgeziert erhalten. Ueber diese, so wie über die Frescomalereyen im Heldensaal wird das Kunstblatt später ausführlichen Bericht erstatten.

7) Dieser Name ist aus den griechischen Wörtern πίναξ, Gemälde, und θήκη, Aufbewahrungsort, gebildet.

Digitized by Google

gebildete Sammlung von griechischen Vasen und alten Wand- und Mosaikgemälden, welche die einzigen uns verbliebenen Ueberreste der Malerey des Alterthums sind. Das Gebäude wird seinem Aeußern nach sowohl durch Stol und Schmuck als durch Festigkeit der Ausführung sich den besten Werken der Baukunst anreihen, und die Auszierung seines Innern wird nicht nur der Würde der in ihm enthaltenen Gegenstände durch Geschmack und Pracht entsprechen, sondern auch jener Malerey, die unser König an den Gewölben der Glyptothek zuerst in Deutschland wieder in das Daseyn gerufen, einen großen Raum für heitere und geniale Schöpfungen eröffnen. 8)

Und so erhebt sich dieß Gebäude als ein Denkmal, welches die Größe seines königlichen Erbauers und den Geist des Künstlers, der es entworfen hat und seine Ausführung leitet, den Zeitgenossen und der späten Nachwelt rühmen wird."

(Der Beschluß folgt.)

---

8) Um diese Angaben über das Gebäude deutlicher zu bezeichnen, setzen wir noch die Beschreibung des Ganzen in der Form eines architectonischen Programms hieher:

Der Bau besteht aus einer Hauptmasse von 520 Fuß Länge, 92 F. Breite und 92 F. Höhe, an deren Enden sich Flügel, jeder von 42 Fuß Breite und Länge und 72 F. Höhe lehnen. Die Länge des Ganzen ist mithin 686 Fuß. — Am Aeußern ist alles, was architektonische Form betrifft, Stylobat, Fenster, Thüren, Säulen, Gesimse ꝛc. von schönem Quaderstein, alle geraden Flächen, aus Ziegeln von hellgelber Farbe ohne Bewurf und in der Art des römischen Mauerwerks a cordoni construirt, die Dächer mit Kupfer bedeckt. — Das Innere enthält: im Erdgeschoße die nöthigen Vestibule, Treppen, Magazine, Registraturen, ein großes Malerstudium und die Räume für das Kupferstichcabinett, das Cabinett der Handzeichnungen, und für die Sammlungen der alten Vasen und Wandgemälde. Im ersten Stock ein großes Vestibulum, worin die Bildnisse der Stifter dieses großen Gemäldeschatzes. Dann sieben große Säle, von oben und einen von der Seite beleuchtet, auf der Nordseite 23 mit den Sälen in Verbindung stehende, durch Seitenfenster beleuchtete Cabinette, für die kleineren Bilder, ferner ein Reservesaal, ein Restaurationssaal, so wie Zimmer für den Direktor und die Inspektoren. — Treppen, Lambris, Säulen und Thürgewände werden von Marmor, die Fußböden von venezianischem Terrazzo, die Wände mit Seidenstoffen bekleidet, die Decken mit vergoldeten Stuccaturarbeiten verziert. Das Ganze wird durch erwärmte Luft geheizt. Auf der Mittagsseite läuft den Sälen entlang eine große offene Loggia von 400 Fuß Länge, welche zu jeder Schule und Abtheilung einen besondern Zugang gewährt und mit Arabesken a Fresco ausgemalt werden soll. Der erste Saal mit drey Cabinetten enthält die neuere, der zweyte mit vier Cabinetten die altdeutsche Schule, der dritte, vierte und fünfte mit neun Cabinetten die niederländische und flamländische, der sechste mit vier Cabinetten die französische und spanische, der siebente mit drey Cabinetten die altitalienische, der achte die neuere italienische Schule. — Die von oben beleuchteten Säle sind von verschiedener Länge, 40 Fuß breit und 30 F. hoch. Doch werden die Bilder nicht über 27 Fuß hoch gehängt. Durch eine genaue Berechnung der Höhe des Gewölbes und des Strahleneinfalls ist alles Spiegellicht vermieden; ein zur Probe aus Holz erbautes Modell eines solchen Saals mit einem daran stoßenden Cabinett, hat allen Forderungen in dieser Hinsicht entsprochen. Bey Aufstellung der Schulen in den verschiedenen Sälen wird die Anordnung so viel möglich den Gang der Entwicklung von Anfang bis auf die gegenwärtige Zeit berücksichtigen; dabey wird man die Forderung des Auges zu befriedigen suchen, daß jede Seitenwand für sich in Hinsicht der Farbenwirkung ein harmonisches Ganzes bilde und den Beschauer durch einen schönen Totaleindruck auf den Genuß des Einzelnen vorbereite: die kleinen, sehr ausgeführten Bilder werden in den Cabinetten für die Betrachtung in der Nähe vollkommen befriedigend aufgestellt erscheinen. — Das ganze Gebäude soll in sechs Jahren vollendet werden.

Amerikanische Zeitschriften über Kunst.

American Journal of Science and Arts, conducted by Professor Sillimann. New Haven. S. Converse.

2 Bände im Jahr; jeder Bd. hat 2 Numern. Der Bd. 3 Schilling.

The Boston Journal of Philosophy and the Arts. Conducted by John W. Webster, M. D. and Daniel Treadwell. Boston. Cummings, Hilliard et Co.

Erscheint alle zwey Monate. Der Jahrgang 4 Schill.

American Mechanic's Magazine. Conducted by Associated Mechanics. New York. James V. Seaman.

Wöchentlich. Der Jahrgang 4 Schill.

Aus England.

Auf dem Flecke, der den Namen des berühmten Washington trägt, soll ihm zu Ehren ein prächtiges Denkmal errichtet werden. Es wird ganz von Marmor aufgeführt werden; die Höhe wird 130 Fuß betragen, die Kosten werden 67,000 Dollars ausmachen. Diese Summe soll durch Subscription erhoben werden, und ein großer Theil ist schon eingegangen.

New monthly Magazine. Jan. 1826.

Digitized by Google

Nr. 36.

Kunst-Blatt.

Donnerstag, den 4. Mai 1826.

Gründung der Pinakothek in München, am 7. April 1826.

(Beschluß.)

„Se. Majestät der König, überall das Bedeutungsvolle hervorrufend, hat gewollt, daß der Grundstein zu diesem Bau an dem Tage gelegt würde, welcher einst dem größten Maler das Leben gegeben. Rafael, dessen Genius die höchste Vollkommenheit in der Malerey erreicht hat, die zu erreichen bis jezt einem Menschen gelungen, der unsterbliche Jüngling von Urbino, welcher Göttliches und Menschliches mit gleich vollkommener Schöpferkraft der erstaunten Welt vor Augen stellte, ward vor drey hundert und drey und vierzig Jahren an diesem Tage geboren. Was die christliche Zeit vor ihm in der Malerey geleistet, und was in allen Ländern und Gegenden nach ihm folgte, reiht sich stufenweise um ihn als um den Gipfel einer großen, der Religion, dem menschlichen Leben und der Natur geweihten Kunstthätigkeit. Alle Reichthümer, die sich in diesem Gebäude sammeln werden, zeigen auf ihn als den Geist, welcher das Edelste, das Köstlichste geschaffen, welcher allen Vorgängern überlegen, allen Nachfolgern unerreichbar geblieben ist. Der Hinblick auf seinen Genius begeistere die, welche hier genießend und strebend eintreten, er erhelle ihr Auge zur Erkenntniß des Schönen, er schärfe und stärke ihr Talent zu eigenen würdigen Schöpfungen. Der Segen Gottes aber walte schützend und erhaltend über diesem Bau, und lasse das Licht der Schönheit aus ihm sich glänzend und weithin zur Erleuchtung des Geistes, zur Erhebung des Gemüths, zur Veredlung der Sitten und zur Verschönerung des Lebens verbreiten! Er walte über unserm König, welcher das Heil seines Volks im sorgsamen Herzen trägt, welcher seit langem die edelsten Entwürfe zur Verherrlichung des menschlichen Talents im erleuchteten Geiste nährt, auf dessen Gebot alle Wissenschaften und Künste zur Schöpfung großer und vortrefflicher Werke sich versammeln. Ihm, welcher der Andacht Tempel baut, 9) der geselligen Freude heitere Räume widmet, 10) im eigenen Pallast die Künste beschäftigt, 11) Ihm, auf dessen Wort einst den Edelsten des deutschen Volks ein Monument der Liebe und Verehrung emporsteigen wird, welches nur ein dem Großen vertrauter Geist ersinnen konnte, 12) — Ihm werden

9) Für eine in München zu erbauende große katholische Kirche hat Se. Maj. schon als Kronprinz Vorbereitungen machen lassen, und im Laufe dieses Frühjahrs soll ebendaselbst der Grundstein zu einer protestantischen Kirche gelegt werden.

10) Zu dem neuen Odeon ist im verflossenen März der Grundstein gelegt worden. Da dem Platze, welcher für dieses Gebäude, dem herzogl. leuchtenbergischen Palais gegenüber gewählt werden mußte, in der neuen Anlage schon eine Façade bestimmt worden war, so mußte das Odeon hienach eingerichtet werden. Das Erdgeschoß wird nebst den nöthigen Wohnungen, Treppen u. s. w. ein Lokal für den Restaurateur enthalten, der erste Stock einen großen 125 Fuß langen, 75 F. breiten, und 70 F. hohen Redouten- und Concertsaal, welcher rings von andern Sälen und Gemächern umgeben ist. Der zweyte Stock enthält ebenfalls Säle und Gemächer für die Nebenzwecke der Feste, Soupers u. s. w. bestimmt. Der Hauptsaal ist ringsum von einer doppelten jonischen Säulenstellung umgeben, ganz in Stuckmarmor, die Decke mit flachen Cassettenfeldern, reichen Ornamenten, Vergoldungen und drey historischen Gemälden verziert: Apoll unter den Musen, das Urtheil des Midas, und Apoll unter den Hirten. Die zweyte Säulenstellung bildet eine Gallerie für das Publikum.

11) Zu einem neuen Flügel der Residenz auf der Seite des Max Josephsplatzes wird in Kurzem der Grundstein gelegt werden.

12. Die Walhalla, ein monumentales Gebäude, welches die Büsten der verdientesten Deutschen aller Zeiten enthalten wird. Den Gedanken zu diesem Monument faßten Se. Majestät schon im Jahr 1807 auf dem Feldzuge nach Polen in Berlin, wo Johann v. Müllers Büste eine der ersten war, welche bestellt wurde. (M. s. darüber Joh. v. Müllers Briefe.) Wir werden späterhin über den Entwurf dieser großartigen Werke nähern Bericht erstatten können. Architekt aller dieser Bauten ist der Geh. Oberbaurath Hr. v. Klenze.

Digitized by Google

späte Jahrhunderte Stimmen des Dankes, der Liebe und Ehrfurcht gleich uns erheben, die wir mit begeisterten Herzen rufen:

Heil unserm König Ludwig!"

Dieser Ruf, von der Versammlung mit Enthusiasmus wiederholt, beschloß die Feyerlichkeit. S.

Blicke auf Künstler und Kunstwerke der besten Zeit.

III.

Ueber Primaticcio und seine Werke zu Fontainebleau.

(Beschluß.)

Die Gallerie des Ulysses, weniger anmuthig durch die Bauform — sie hat eine Länge von 75 Toisen, bey einer Breite von nur 3 — war noch reicher an Gemälden, und enthielt außer den bekannten acht und fünfzig großen Scenen aus der Odyssee, noch folgende Kunstwerke:

Ueber den Thüren befanden sich die Figuren der Flora, Ceres, des Bacchus und Saturn en camajeux, in Lebensgröße; ferner an der einen Seite die schon genannte Darstellung der Uebergabe von Havre, von Primaticcio, und auf der andern die Einnahme der Stadt Amiens von Dubois. Ganz überaus prächtig muß aber der Plafond dieser Gallerie gewesen seyn. Er war in 14 Spartimente abgetheilt, welche mit Borduren aus Stucco mit reichlicher Vergoldung umgeben waren. *) Moresken, Arabesken, Grotesken, Schnitzwerk, Reliefs, Camajeux, Termen, Festons, Masken, allerley Gethier, kurz Ornaments jeder erdenklichen Art, zum Theil Werke Fantuzzi's — waren verschwenderisch in das Ganze verwoben. Hier waren auch jene herrlichen — von Davent gestochenen Figuren der Gottheiten und Musen angebracht, welche durch ihre Anmuth, Grazie, Größe des Styles und geschmackvolle Anordnung, zu den Besten der Kunst überhaupt gehören, und allein schon hinreichen würden unserm Künstler einen Platz unter den Ersten anzuweisen.

Ueber die oftgenannten aus der Odyssee geschöpften Schilderungen sind nun hier am füglichsten einige Worte zu sagen.

Wenn man den Geist dieser Werke durch Vergleichung bestimmen wollte, so müßte man sagen, sie stehen zwischen den Logen Raphaels, und den Werken der Carracci in Farnese. Einzelnes nämlich ist ganz im Geiste jener Gruppen aus der Bibel gebildet; das Meiste aber tritt schon mehr in dem rhetorischen Glanze auf, der die Schule von Bologna auszeichnet. Im Ganzen genommen ist übrigens dieser Cyclus aus der Odyssee wohl das umfassendste, nicht aber das tiefste, gediegenste Werk Primaticcio's. Der Künstler ist in den Geist des Dichters eingedrungen, die meisten Scenen sind mit ganz Imagination und Geschmack behandelt; eine feine Begeisterung waltet hindurch; allein recht eigentlich groß zeigt sich der Meister nur in einigen, mit vorzüglicher Neigung behandelten Gruppen. *) Durchaus trefflich sind aber alle Partheien, in welchen Gelegenheit war, eine derbe, joviale Sinnlichkeit, eine behagliche Kraft, vor-

---

*) Für die Sammler werden auch hier wieder die Gegenstände der Darstellungen in diesen Spartimenten angegeben:

1. Im ersten Spartimente: Amor mit einem Fächer; große Darstellung des Olymps; Amor mit einem Helm; in den Winkeln: Merkur und Bacchus, Juno und Cybele, Diana und Ceres, Mars und Saturn.

2. Im zweyten: Venus und Cupido, Neptun, Vertumnus und Pomona, Bellona, Vulkan, ein Sturm, Aeolus.

3. Im dritten: Die Antipoden, Neptun und Pluto, die drey Grazien, Nymphen und Amorn, Hercules und Pan, Bacchus und Saturn.

4. Im vierten: Medaillon in Email darstellend, einen auf Trophäen sitzenden König, Herkules und Omphale, Calliope, Erato, Terpsichore, Apollo und Pan, die Abundanz.

5. Im fünften: Latona, vier Medaillons, welche die vier Jahreszeiten enthalten.

6. Im sechsten: Jupiter, Neptun und Aeolus, Apoll mit dem Pegasus, Diana, eine Jägerin, Merkur.

7. Im siebenten: Bacchus, Diana und Pan, Orpheus, Aeskulap, Latona, Diana und Apoll; vier Medaillons mit der Geschichte der Niobe, dann Jupiter und Jo, und Apoll, der die Schlange tödtet.

8. Im achten: Drey Gemälde, welche ein Götterfest, einen Tanz, den Parnaß vorstellen.

9. Im neunten: Pallas, in den Winkeln: die Caritas, Religion, Klugheit, Frömmigkeit; vier Medaillons enthaltend den Raub der Sabinerinnen.

10. Im zehnten: Die Horen, die vier Hauptflüsse der Welt.

11. Im eilften: Neptun, Flora, Bacchus, Saturn, Ceres.

12. Im zwölften: Die Apotheose der Minerva, Polymnestor und Polidor, Polyxena und Pyrrhus, Mars und Venus.

13. Im dreyzehnten: Mars, die Flüsse von Frankreich als Najaden.

14. Im vierzehnten: Apoll und die Musen, in den vier Winkeln vier verschiedene Opfer.

*) Dahin gehören die Nr. 3, 16, 22, 30, 43, 47, und van Thulden.

Digitized by Google

walten zu lassen; und auch die Scenen zwischen Ulyß und Penelope sind mit besonderer Zartheit und Gemüthlichkeit behandelt. Dagegen läßt sich nicht läugnen, daß bey einzelnen Vorwürfen, Spuren einer Manier wahrzunehmen sind, welche verrathen, daß Primaticcio nicht gänzlich von den Einflüssen seines neuen Vaterlandes frey geblieben. Der Plafond dieser Gallerie muß — wenn anders die Nachbildungen Fantuzzi's hieher zu beziehen sind — ein wunderherrliches Ganzes gewesen seyn. Eine solche Fülle der geschmackvollsten mannichfaltigsten Schilderey, voll der heitersten und sinnigsten Motive, voll der höchsten Anmuth und Eleganz der Ausführung ist wohl nicht leicht irgendwo zu sehen gewesen. Alle Elemente der belebten Welt sind hier, wie in einer süßen Träumerey in höchst zierlichen unendlich mannichfaltigen Gruppen, zu einem lebendigen Bilde aller möglichen Begierlichkeiten und Lebensäußerungen verwoben, und das Ganze in wahrhaft romantischem Geiste — beherrscht durch classischen Geschmack — vollführt.

Außer den bisher angedeuteten Darstellungen, sind deren noch mehrere in Blättern von Mantuan und Davent den Kunstfreunden bekannt, welche sich in Guilberts Bericht nicht angeführt finden. Und doch sind es gerade diese Compositionen, aus welchen der Geist des Primaticcio am herrlichsten hervorleuchtet. Dahin gehören acht Ovale mit mythologischen Gruppen, ein Paar Gartenscenen, die Werkstätte Vulkans, Jupiter, welcher die Wolken ausdrückt, Mars und Diana, ein von Musikern begleiteter in seinem Rausche dahingetragener Jüngling, vorzüglich aber die Versetzung der Calliſto unter die Gestirne und ein von dem Künstler selbst radirtes, zwey weibliche Figuren darstellendes Blatt. Diese Darstellungen athmen wahrhaft den Geist der größten Dichter des Alterthums, und während in einigen derselben die Phantasie des Künstlers sich über die Gestirne in den Olymp emporschwingt, sind andere ganz in dem kräftigen und lebendigen Naturſinne Homers, und zugleich mit einer Auffassung gebildet, welche eben so schöne Züge aus der antiken, als aus der romantischen Anschauungsweise des Lebens verbindet.

Man wirft dem Primaticcio vor, daß er nicht immer die Natur zu Rathe gezogen. Das mag nur in dem Sinne wahr seyn, daß den unzählig vielen Figuren die er gebildet hat, nicht durchaus überall ein Modell zum Grunde lag; daß er aber die Natur durch und durch kannte, ihr mit Meisterauge und Meisterhand stets nachgerungen, daß er das Leben in seinen frischesten Bewegungen erlauscht und erfaßt, beweist sein Fries in Mantua, beweisen jene Musen und Gottheiten, die voll der höchsten, lebendigsten Wahrheit sind. Wir dürfen, um uns überhaupt zu überzeugen, mit wie vollem Rechte Primaticcio Einer der Größten ist, nur einige aus den oben bezeichneten Blättern mit vergleichenden Blicken ins Auge fassen. Wir sehen hier sogleich, wie er sich nach allen Seiten hin dem Ruhmwürdigsten anschließt. So sind in der einen Gartenscene *) Gruppen von Jungfrauen, von einer so rührenden Sinnigkeit, von einer so unendlichen Naivität der ihr ganzes Wesen bestimmenden Motive, von einer so ungemeinen Fülle des Lebens und der Empfindung, und dabey so ganz der Natur abgelauscht, daß diese Gruppen nur dem Besten von Rafael verglichen werden können. In der Werkstätte Vulkans — in jenem Zuge der, den trunkenen Jüngling begleitenden Männer — glauben wir Etwas von dem Gewaltigsten und Gediegensten des Julio vor uns zu sehen, aber gemildert und verklärt durch einen sanften Hauch stillerer Begeisterung. Die Metamorphose der Calliſto aber ruft uns auf das lebendigste Allegris göttliches Werk in der Kuppel von S. Giovanni in den Geist zurück; dasselbe Hervortreten musikalischer Elemente ist hier wahrzunehmen; derselbe visionaire Standpunkt der Auffassung; dieselben wunderherrlichen Effekte der Skurze und der Beleuchtung; dieselbe Großheit und Kühnheit der Anordnung. Jenes Blatt endlich, das der große Künstler in einer glücklichen Stunde selbst einer Platte eingegraben, gleichet dem schönsten, zartesten und geistvollsten, was Parmeggiano jemals in dieser Art geleistet, nur ist es noch großartiger und wirkungsvoller. Man sehe hieraus, wie die Größten in ihrem Besten, immer Dasselbe gewollt und geschaffen; und wie sie durch das Gepräge der Vollendung auf das innigste unter sich verbrüdert sind.

Wenn Primaticcio kühner und imposanter in der Gruppirung ist als irgend ein Künstler, so zeichnen sich seine Werke zugleich durch eine majestätische Ruhe, durch Etwas Würdevolles in den Attitüden, durch Etwas höchst Dichterisches in der Conception, und dabey durch eine Grazie und Eleganz in Haltung und Bewegung aus, die nicht mit Worten zu beschreiben sind. Leben, Kraft und Geist strömt meist in Fülle durch seine Arbeiten, und der Geschmack — ganz besonders ausgezeichnet in seinen Drapirungen — ist auch in den geringsten Nebensachen nicht vernachlässigt. Was ihm aber seinen vollen Anspruch auf eine Stelle unter den Ersten gibt, das ist die Universalität seiner Bildung. Ja gerade durch diese Eigenschaft, reihen sich seine Werke an jene im Vatikane und in Mantua. Denn auch Primaticcio war einer jener Günstlinge der Musen, in welchem alle Elemente, die den großen Künstler bilden, unter ihrer Pflege, sich so

*) Eine Frau sitzet an einem Baume, an welchem sich eine zweyte selbst. Zwey Jungfrauen brechen Blumen. Im Hintergrunde sind Arbeiter im Garten beschäftigt.

harmonisch entfalten, daß sie in ihrer Gesammtheit sich zur Idee des Vollendeten, Vollkommenen erheben.

Hinterlassene Briefe
von
Carl Graß.

(Fortsetzung.)

VII.

Ich habe nun allem entsagt, was nicht mit unentbehrlichen Bedürfnissen, oder mit der Muse zusammenhängt. Meine Stille bleibt meine Welt. Das Zimmer, wo ich schreibe, ist nun mit einer Tapete ausgeschlagen, welches noch 2 Piaster kostet. Mein leztes kleines Bild, es war untermalt mit einer Urne, ist mein bestes, was den Schmelz anbelangt. Es wurde in 4 oder 5 Tagen fir und fertig. Ich verehre es meinem Landmanne dem v. R. der mir in Neapel Dienste erwiesen. Auf der Urne stehen die Worte: „Ruhe nach Unruhe." Die Hauptidee der Landschaft ist ein schöner Sonnenuntergang, an hohen Bergen ein Bach, der in mehreren im rechten Ton gehaltenen Wasserfällen in einen stillen See stürzt. Hier ist das Sonnet, das ich zu dem Bilde füge.

Ruhe nach Unruhe!

Der Bach enteilet Felsenklüften,
Er stürzt in tiefe Schluchtgewinde
Und müdet sich in dunkeln Grüften
Damit er Ruh' im Thale finde.
So eilt das Leben hin mit Stürmen
Damit der schönre Tag sich künde,
Und wen des Lebens Genien beschirmen
Den führen sie durch Schauergründe
Ich weiß ein Grab auf stillen Höh'n
Da lern ich Inschriftsworte seh'n
Um die ich Epheuranken winde:
Dem Menschen werden viele Weh'n
Damit er Glück beym Weitergehn
Und Ruhe nach der Unruh' finde.

Dieß Andenken bleibt dem jungen v. R. ein Markstein der Erinnerung aus den Tagen, in denen ich ihm vieles sagte, was sich auf ähnliche Resultate beziehen ließ. Zugleich erinnert es ihn an ein Factum. Er liebte ein Fräulein, das Julie Unruh hieß. Er hielt zweymal um sie an, und erhielt abschlägige Antwort. Das Alles, lieber Meister, statt der Kramsvögel, die ich allein verzehren werde und zum Dank für Eure Liebe. Ihr müßt es fühlen, daß der Gothard Euch treuliebend angehört, bis ins Grab, und ihr habt ja das lo sento schon früher ausgesprochen, als ich euch das Geschichtchen erzählt habe.

Vor etlichen Tagen habe ich von einem mühsamen Werke des Fleißes gehört. Es hat Jemand die ganze Colonne Trajana nach verjüngtem Maasstab in Marmor ausgemeißelt und acht Jahre daran gearbeitet. Man muß doch gestehen, daß man in Rom auch unglaubliche Beyspiele ausdauernder Geduld findet, und ich erinnere mich noch, wie rastlos Benvenuti, ehe er nach Florenz ging, arbeitete. Er stand vor Tage auf, und war bis spät beschäftigt, selbst mit geringen Uebungen. Es scheint, daß die Italiener selbst zu dem Schwersten fähig sind, wenn sie einmal sich über das gemeinere Gefühl emporgeschwungen haben. Wie vieles thut nicht Canova! und wie arbeitete Michel Angelo.

Um doch auch etwas von den Zeitangelegenheiten zu sagen, so haben die bisherigen sechs Bulletins aus Spanien zwar der Großsprecherey sehr den Mund gestopft, aber es gibt genug Personen, die alles läugnen und sagen: es sey noch nichts geschehen: es seyen noch fünfzehn Provinzen übrig und dergl. Von diesen kann man sagen: willst du den Mohren weiß waschen?

Aus dem Briefe des Hrn. v. H. aus München habe ich gesehen, daß der große Antinous aus Giustiniani und eine Büste und Statue für 80,000 fl. an Werth angekauft worden seyn sollen. Man hat wahrlich nicht eben nöthig vor den Künstlern etwas der Art geheim zu thun. Sie sind so gutartig, daß sie sich um alles andere eher als um Weltdinge bekümmern. Schicks Bild steht zu immer bey dem B. Minister. Wie ich höre, hat Hirt einen Bericht darüber nach Mailand geschickt, und erwartet Antwort, ob er das Bild um 5000 Liv. nehmen sollte! — Vielleicht wird das Aufstutzen altdeutscher Gedichte und Mährchen aufgegeben, seit Friedr. Schlegel über den Sanskrit oder die heilige Sprache der Braminen geschrieben hat. Ich wittere eine neue Epoche — da alles nach Indien zieht. In Neapel ist ein gewisser Hageman Lehrer bey den Kindern des Königes geworden. Dieser Hanoveraner soll jene schwere Sprache beißen, und fest entschlossen seyn nach Indien zu gehen. Die besten Architekten unter den neuern Künstlern versichern mich, daß das Prachtwerk von Daniel d.[illegible] in London über alte Gebäude Indiens herausgekommen sey, alles übertreffe, was sie je von Architektur gesehen. Ganze Berge, über welche jetzo Wasser herabfallen, tragen noch die Ruinen langer Reihen von Tempeln u. s. w. Ich mache Euch Meister Hans aufmerksam, damit Ihr diese nicht zu übersehende Sache auch beachtet. Gewiß ist, daß vor den Griechen ein Geist war, den die Griechen nicht hatten, die alles zu sehr aufs Sinnliche hinüberzogen. Darum gediehen bey ihnen plastische Werke so vorzüglich.

Mein Brief ist lang geworden, und ich habe nur eins und das andere berührt.

Ich kann aber wohl sagen, daß ich so glücklich bin, in lebendigem Kraft- und Wahrheitsgefühl zu leben, darum wird mir alles auch interessant, und ich sehe, was um und neben mir vorgeht, ohne Brille. — Lebet wohl, theurer Meister, und ohne Euch auf das Detail meines Briefes einzulassen, gebt mir, was auch lebendiger vorliegt, aus Eurem Herz und Leben, wie Ihr's gethan habt. Ich beherzige jedes Eurer Worte und hebe alles heilig auf. A Dio.

Euer treuer Carl Gothard.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Nr. 37.

Kunst-Blatt.

Montag, den 8. Mai 1826.

Feyer des fünf und zwanzigsten Regierungs-Jubiläums Sr. Majestät Maximilian Joseph I. Königs von Baiern. München. Text 58 S. mit 46 Beylagen. Quer-Fol.

Vom Canonikus B. Speth.

Der sechzehnte Februar 1824, an welchem Baiern die fünf und zwanzigjährige Jubelfeyer seines nunmehr verewigten Königs Maximilian Joseph I. beging, war für Baierns Hauptstadt der glänzendste Tag. — Keine Anstrengung war zu schwer, keine Summe zu groß, die der Magistrat von München nicht gern übernommen, nicht willig gespendet hätte, dieses Nationalfest zu verherrlichen.

Die Kunst mußte nothwendig Theil daran nehmen, sollte das Fest Sinn und Bedeutung erhalten und der Nachwelt zugleich auf eine würdige Weise aufbewahrt werden. Thaten und Anstalten der Fürsten und Völker zu verherrlichen, gehörte von jeher mit zu ihren schönsten und würdigsten Aufgaben, ist ihr gedeihlichstes Element, das ihr reichhaltigen Stoff und die mannichfaltigsten Motive zu bieten vermag, um mit schöpferisch bildender Kraft die Vergangenheit in die Gegenwart zu rufen und sofort den kommenden Geschlechtern zur gerechten Würdigung bildlich zu überliefern.

Was Maximilian Joseph während 25 Jahre seiner Regierung für Baiern heilbringendes begründet und befördert hat, sollte durch eine Anzahl von Transparentgemälden grau in grau am Abende des Jubeltages bey einer großen Beleuchtung dem Volke versinnlicht ins Andenken zurückgerufen werden. Der Gedanke war der Feyer des Festes würdig und die Künstler der Hauptstadt beeiferten sich, jeder nach Maßgabe seiner Kräfte, die Ausführung dieses sinnreichen Gedankens durch kunstreiche, den Aufgaben entsprechende Erfindungen zu unterstützen.

Auch die Architektur sollte das Ihrige dazu beytragen und zur Aufstellung der Gemälde die passendsten Räume in Verbindung mit dem zusammenhängenden großen architektonischen Ganzen einer imposanten Beleuchtung entwerfen. Der königliche Baurath Himbsel wählte hierzu die geeignete Form eines Circus, der im Umfange 2800 Fuß betrug und in dessen inneren Raum man durch einen mit passenden Emblemen verzierten Triumphbogen im korinthischen Style gelangte, wo, zwischen fortlaufenden Arkaden und acht gewaltigen Obelisken, zu beyden Seiten und an dem entgegengesezten Ende in geeigneten Räumen von tempelartigen Façaden nachstehende in geschichtlicher Zeitfolge geordnete Transparentgemälde angebracht waren.

1799. Maximilians Einzug in München. Der König, an seiner Seite die erlauchte Gemahlin, stehend auf einem Triumphwagen von drey Pferden gezogen, umgeben von Genien mit Kränzen und begleitet vom Volke, nähert sich dem Stadtthore, das Baierns Genius ihm öffnet.

1800 wurden den Protestanten in Baiern mit den Katholiken gleiche Rechte zu Theil. Neben einem Bischofe steht ein Geistlicher der protestantischen Confession, beyde mit erhebener Rechte das Gebot der Liebe beschwörend. Vor ihnen steht ein Engel, der seine Arme nach den zu beyden Seiten knieenden Gruppen, beyde mit gleicher Liebe umfassend, ausstreckt. Ueber dem Ganzen schwebt ein Engel, der hoch das Kreuz der Versöhnung emporhebt.

1801 erhielt München seine erste Verschönerung durch Abtragung der Festungswerke. Die Stadt mit einer Mauerkrone auf dem Haupt und der Friedenspalme in der Rechten zerstört einen Festungsthurm. Jenseits der Mauern erheben sich von ferne des Doms alte, ehrwürdige Thürme. Die Erfindung dieses, so wie der beyden vorgenannten Bilder ist von Carl v. Heideck.

1802 wurden Baiern erweiterte und wohlthätige Culturgesetze gegeben. Das hierauf be-

Digitized by Google

zügliche Bild stellt nach der Erfindung des Hrn. Romberg mehrere Landleute vor, welche mit Graben, Pflügen, Baumpflanzen ꝛc. beschäftiget sind.

1803. Beförderung der Schul- und Wohlthätigkeits-Anstalten. Zur Versinnlichung dessen hat Hr. Romberg den Moment gewählt, wie mehrere Zöglinge der Feyertagschule um ihre Lehrer gruppenweise versammelt sind, zur Rechten des Bildes aber, wie einige Arme eine Spende aus der Rumfortischen Suppenanstalt erhalten.

1804. Die Einführung der Militärconscription. Bavaria, zwischen der Stärke und Gerechtigkeit sitzend, reicht Schwert und Lorbeer dar. Vor ihr greift eben ein rüstiger Bauernbursch in die Urne, sein Loos zu ziehen, indessen ein städtischer Jüngling das Schwert an seine Brust drückt und von Kriegsgefährten begrüßt wird. Ein anderer gegenüber, dem nicht gleiche Ehre zu Theil geworden, steht traurig seiner Mutter zugewendet. Rückwärts noch einige Zuschauer. Von Hrn. Romberg.

1805. Maximilians Rückkehr in die Residenz, von welcher ihn die Gefahren des Krieges einige Zeit entfernt hielten. Er steht auf einem Triumphwagen; der Engel des Friedens hält einen Lorbeerkranz über sein Haupt. Bavaria mit Helm und Lanze bewaffnet schreitet ihm zur Seite und lenkt die Zügel des Viergespanns. Münchens Genius empfängt seinen königlichen Herrn vor dem Thore und die eilenden Bewohner reichen ihm frohlockend Blumenkränze dar. Von Hrn. v. Heideck.

1806 wurde die dem Hause Baiern längst angestammte königliche Würde wieder hergestellt. Maximilian im königlichen Schmucke, mit der weißen Toga und dem Purpur bekleidet, setzt sich die Krone auf das Haupt.

1807 erhält das Bürgermilitär eine neue Gestaltung. Das hierauf bezügliche Bild von der Erfindung des Hrn. Peter Heß stellt die Bildsäule des Königs zu Pferd über einem Fußgestelle dar, wie zum Zeichen der Huldigung im Augenblick, wo zu beyden Seiten das Bürgermilitär den Eid der Treue schwört, vor ihm Fahne und Standarte sich neigen.

1808. Gründung der Akademie der bildenden Künste zu München nach der Erfindung des Hrn. Wagner *) in Rom. Minerva führt die Künste der Malerey, Plastik und Architektur vor die Stufen des Throns, und übergibt ihnen einen grünenden Lorbeerzweig, den sie eben aus des Königs Händen zum Zeichen vorzüglicher Huld empfangen hat. Ueber Maximilians Haupt hält schwebend ein Friedensengel den Lorbeerkranz.

1809. Baierns Vermessung und Sicherung alles Grundeigenthums. Minerva, zur Seite die Fruchtbarkeit, steht vor einem Meßtische beschäftiget, jedem die Grenzen seines Grundeigenthumes genau zu bestimmen, rechts und links Gruppen von Landleuten und adelichen Gutsbesitzern. Ueber dem Ganzen schwebt der Genius der Gerechtigkeit mit dem Maßstab und der Wage. Von Hrn. Peter Heß.

1810. Das Octoberfest. Zum Gegenstande dessen bildlicher Darstellung wählte der eben genannte Künstler den Moment des Pferderennens, in welchem unter der Menge neugieriger Zuschauer zwey Pferde am Ziele ankommen und auf der andern Seite ein mit Blumen bekränzter Stier, ein Widder mit einigen Schafen und ein stattliches Pferd vorgeführt werden. *)

1811. Die neue Gesetzgebung. Baierns gekrönter Genius, von zwey Löwen geschützt, verkündet des Gesetzes Wohl und Strenge. Er steht zwischen den Göttinnen der Weisheit und Gerechtigkeit. Zu beyden Seiten ein Lictor, der Gerechtigkeit strenge Diener. Von Hrn. v. Heideck.

1812. Die Errichtung des allgemeinen Krankenhauses. Diesen Gegenstand bezeichnet Hr. Romberg durch einen Kranken, der von Menschenfreunden herbeygetragen an der Pforte angekommen ist und dort von Aeskulap, dem Heilkundigen, und von der Liebe empfangen und tröstend eingewiesen wird.

1813. Lohn unerschütterlicher Treue des bairischen Heeres unter Maximilian. Nach der Erfindung des Hrn. Peter Heß, befinden sich hier bairische Krieger verschiedener Waffengattungen zusammen, doch gesondert in zwey Hauptgruppen, zwischen welchen der Friedensgenius hernieder schwebt, ihre geheiligten Paniere zum Lohn der Treue mit Lorbeerkränzen zu schmücken.

1814. Baierns Vergrößerung durch neu erworbene Provinzen. Der alte Rhein, um dessen bärtiges Haupt Weinlaub gewunden ist und die freundliche Donau sitzen an einen Felsen gelehnt, aus welchem ihre Quellen fließen, um sie gruppiren sich rechts und links der Handel, der Wein- und Bergbau, die Viehzucht, der Acker- und Hopfenbau, als eben so viele mit

*) Generalsecretär der Akademie der bildenden Künste zu München.

*) Wir theilen den Umriß dieses Bildes in einem Kleinod der zu dem lithographirten Werke gehörigen Platte mit, deren Benutzung zu diesem Zwecke uns von dem hochpreißlichen Magistrat in München aufs Gefälligste gestattet worden ist. D. H.

Digitized by Google

den neuen Provinzen neu errungene Vortheile durch paſſende Attribute leicht kenntlich charakteriſirt; alle ſtehen unter ſicherer Obhut des bairiſchen Löwen, der oben auf dem Felſen ruht. Von Hrn. Peter Heß.

1815. Sorgfalt für Straßen- und Waſſerbau. Die hierauf bezügliche Erfindung von Hrn. Peter Heß ſtellt die Baukunſt vor, Minerva ſteht ihr zur Seite und erklärt ihr den Plan des Brückenbaus, der eben begonnen iſt. Vor dem Damme, worauf beyde ſtehen, ruht in behaglicher Sicherheit ein ernſt ſinnender Flußgott.

1816. Die Wiederherſtellung der Magiſtrate. Zur Verſinnlichung dieſer wohlthätigen Einrichtung kniet der Städte Genius, von Magiſtraten begleitet, vor den Stufen des Thrones und empfängt aus den Händen des Königs die Gemeinde-Verfaſſung. Ueber dem Ganzen ſchwebt der Genius des Ueberfluſſes mit der Bürgerkrone. Von Hrn. v. Heideck.

1817. Hülfe in den theuren Jahren. Arme drängen ſich herbey, um aus wohlthätigen Händen eine Brodſpende zu empfangen, indeſſen im Vorgrunde aus gelandeten Schiffen Säcke mit fremdem Getraide an's Land gebracht werden. Das Thor mit einem der Löwen vor der königlichen Reſidenz deutet auf die Hülfe aus dem königl. Vaterhauſe. Von dem vorerwähnten Künſtler.

1818. Die Proclamation der bairiſchen Verfaſſung. Der Reichsherold zu Pferd im Coſtüm mit der Verfaſſungsurkunde von zwey Marſchällen und der Garde zu Pferd begleitet, um welchen zur Linken auf den Schall der Trompeten das Volk in Gruppen verſammelt ſteht. Von Hrn. P. Heß.

1819. Die Eröffnung der erſten Ständeverſammlung. Der König im vollen Ornate, vor ihm die Reichsinſignien und zu beyden Seiten umgeben von den königlichen Prinzen des Hauſes und den Kronbeamten, hält vom Throne die Rede an die verſammelten Stände des Reichs. An die Pair's, zunächſt dem Throne, reihen ſich rückwärts die Abgeordneten der zweyten Kammer an, über welchen ſich auf den Gallerien die Zuſchauer befinden. Von dem leztgenannten Künſtler.

1820. Die neue Soleleitung von Berchtesgaden nach Reichenhall, *) nach einer auf dieſelbe früher geprägten Medaille. Am Abhange eines ſteilen Gebirges, über welches hinan die Leitung geführt iſt, ſizt eine weibliche Geſtalt, auf eine liegende Urne geſtüzt, welcher die Sole entſtrömt, ſie bezeichnet die ältere Leitung zu Reichenhall, während eine jüngere weibliche Figur, von Minerva's weiſem, kunſterfahrnem Rathe geleitet, ſich mit einer überſtrömenden Solenvaſe der erſtern nähert und die durch ihre Vereinigung mit ihr verſtärkte neue Leitung anzeigt, geſchüzt und bewacht von Baierns gewaltigem Löwen, der zwiſchen beyden Figuren liegt.

1821. Der Abſchluß des Concordats. Nach der Erfindung des Hrn. Grafen Auguſt v. Seinsheim. Die beyden Erzbiſchöfe mit ihren fünf Suffraganbiſchöfen, welche Baierns ſieben Kirchenſprengel bezeichnen, ſtehen verſammelt vor dem Könige, der ſie in Folge abgeſchloſſener Uebereinkunft mit dem päpſtlichen Stuhle, zu Oberhirten der ſieben Diöceſen ernennt. Ueber dem Ganzen thront auf Wolken die Religion, vorbildlich den näheren Zweck dieſer Verſammlung zu bezeichnen.

1822. Die menſchenfreundliche Beſtimmung des Bades Kreith bey Tegernſee, dem königlichen Landſize. Die verborgenen Heilkräfte der Quelle hat der Künſtler, Hr. v. Heideck durch eine verſchleyerte weibliche Geſtalt angedeutet, die ſizend auf eine Urne ſich ſtüzt, welcher die lebende Quelle entſtrömt. Hygiea ſteht ihr zur Seite und reicht davon den ſich nahenden Kranken und Gebrechlichen in einer Schaale ſtärkenden Trank.

1823. Maximilian als beglückter Vater in der Mitte ſeiner erlauchten Familie. Was immer dem königlichen Hauſe, zunächſt in männlich hoher Kraft, oder in weiblich zarter Blüthe demſelben entſproſſen, und von den Banden der Ehe umſchlungen zugleich mit angehört, iſt kenntlich an den phyſiognomiſchen Zügen um den Thron des königlichen Vaters an der Seite der erhabenen Gemahlin verſammelt, der mit väterlicher Huld ſegnend die beyden Hände über ſie erhebt. Die Erfindung dieſes Bildes iſt von Hrn. Hofmaler Stieler.

1824. Baierns innigſtes Flehen um Maximilians fernere Erhaltung. Bavaria kniet im Innern eines Tempels vor dem Altare mit der lodernden Flamme des Dankes und der Liebe und erhebt flehend die Hände um Segen von oben auf Maximilians Haupt. Fromme Engelsgeſtalten ſchweben zu beyden Seiten und unterſtüzen ihr Gebet. Nach der Erfindung des Hrn. Lorenz Quaglio.

(Der Beſchluß folgt.)

*) Die ganze Länge der Leitung beträgt über 100,000. die ſteigende Höhe aber das Erſtemal 50, dann 311 und endlich 1218 Fuß.

Digitized by Google

Neue Kupferstiche.

Pyrrhus erschlägt den Priamus am Fuße des Altars, gem. von Pietro Benvenuti, gest. von Anton Ricciani in Neapel. Sehr gr. Quer-Fol. 30 fl.

Man weiß, daß zu der Schule, welche David in Rom gründete, auch zwey ausgezeichnete Italiener — Benvenuto und Camuccini — gehörten. Was man immer auch, und mit Fug, gegen jene Schule sagen mag, so bleibt ihr doch das unläugbare Verdienst fester Prinzipien, während bis dahin ein schwankender Eklekticismus und kleinliche Nachäfferey gewaltet hatten. Allerdings war schon früher, durch Vien und Mengs, das Studium der Antike in der Malerey eingeführt worden, allein beyde Künstler machten eine falsche Anwendung von der Plastik. David fühlte das wohl; sein Bestreben war darauf gerichtet, in die historische Composition mehr Leben und Bewegung zu bringen, mehr Kraft und Ausdruck. Während er indeß für die Zeichnung das Muster in der Antike fand, schien ihm für Stellung und Gebärdung das französische Theater das trefflichste Vorbild, und die Natur zog er blos bey einzelnen Gliedmaßen zu Rath, weßwegen denn seinen Figuren großentheils die strenge organische Einheit gebricht, und sie als disjecti membra poetae erscheinen.

Benvenuti besizt aber zu viel eigenthümliche Kraft, und die herrlichen Werke der ältern italienischen Schule standen ihm zu nahe, als daß er an der Leine seines Meisters sclavisch hätte fortwandeln sollen. Zwar erinnert die Hauptfigur dieses Bildes, durch ihre gespreizte Stellung und manierirte Bewegung nur zu sehr an Talma und andre Heldenspieler der französischen Bühne; allein die Gruppen rechts und links verrathen zugleich das Studium Raphaels, Poussins und der schönen Natur. Ob überhaupt die Wahl des Gegenstandes glücklich zu nennen sey, möchten wir in etwas bezweifeln. Pyrrhus rächt den Tod eines Vaters, der durch die Hand des Paris gefallen war. Schon liegt dieser todt am Boden; der Sieger steht mit einem Fuß auf dem Leichnam; die Rechte holt mit dem Schwert aus; mit der Linken faßt er die dünnen Locken des greisen, zitternden Priamus, um den Manen des Achilles das zweyte blutige Opfer zu bringen. Die Andeutung des Motivs der Handlung liegt außer den Grenzen der Malerey, und wer seinen Virgil nicht im Gedächtnisse hat, aus welchem die Scene genommen ist, dem könnte die That eher gräßlich als furchtbar tragisch erscheinen, zumal, da sie am Altare verübt wird, wo der unglückliche Vater den Schutz der Unsterblichen zu finden hoffte.

Hievon abgesehen bleibt es immer ein sehr bedeutendes Werk; die Composition reich ohne Ueberladung; der Styl großartig, der Ausdruck mannichfach, in allen Theilen Leben und Bewegung. Pyrrhus ist eine schöne, jugendliche Heroengestalt, die freylich einige Familien-Aehnlichkeit mit dem Ueberwinder des Python hat.

Priamus und der vom Altar fliehende Priester sind trefflich charakterisirt. Die weibliche Gruppe recht macht — einige Reminiscenzen abgerechnet, dem Künstler wahrhaft Ehre. Ueberhaupt componirt das Ganze sehr gut, und wir wüßten kaum ein historisches Bild aus der neuesten Zeit zu nennen, in welchem sich so viel Kraft, Feuer, Ueberlegung und Gefühl vereinigten. Einzelner Fehler wären allerdings manche nachzuweisen, aber große Schönheiten entschädigen dafür.

Der Stich von Ricciani ist kräftig harmonisch, fast in allen Theilen wohl verstanden, und der Styl des Malers darin nicht zu verkennen.

Madonna della Sedia, gem. von Raphael, gest. von R. Morghen, gest. von Della Bella, unter der Leitung von Palmerini. Qr. Fol. 8 fl.

Der erste Versuch eines jungen Künstlers, und ein Versuch, welcher zu schönen Erwartungen berechtigt. Der Kopf der Madonna ist von einer Reinheit, daß er auch neben dem bekannten Morghenschen Blatte, wenig verliert. In den Gewändern und sonst wäre hier und da mehr Klarheit zu wünschen; aber aus dem Ganzen leuchtet ein reines, warmes Gefühl hervor, so wie die Behandlung ein ungemeines Talent für das Technische beurkundet.

Vues de l'Ile d'Elbe d'aprés les dessins du Comte de Forbin. Ein Heft in Fol. Paris bey Osterwald.

Die Wahl der Ansichten der durch Napoleons Aufenthalt historisch merkwürdig gewordenen Insel Elba ist mit großer Einsicht gemacht, und in der Ausführung sieht man die Hand eines geübten Zeichners. Die Blätter sind in Aquatinta geäzt, und mit dem Pinsel nett und reinlich colorirt.

—ber.

Druckfehler.

In Nro. 29. S. 115. Sp. 1. Z. 24. statt: v. Heiden. lies: v. Heideck.

Digitized by Google

Nr. 38.

Kunst-Blatt.

Donnerstag, den 11. Mai 1826.

Feyer des fünf und zwanzigsten Regierungs-Jubiläums Sr. Majestät Maximilian Joseph I. Königs von Baiern. München. Text 58 S. mit 46 Beylagen. Quer-Fol.

(Beschluß.)

Zum Entwurfe und zur Ausführung der bisher angezeigten 24 Darstellungen, als Transparent-Gemälde grau in grau, wurde den Künstlern nur eine Frist von 20 Tagen anberaumt, und man muß gestehen, daß sie sich alle recht wacker zusammengenommen haben, in so kurzer Zeit dem Zwecke nach Möglichkeit zu entsprechen. Die meisten dieser Erfindungen, und darunter besonders die von größerem Umfange und Reichthum an Figuren sprechen ihren Gegenstand klar und bestimmt aus, die Gruppen sind gut geordnet, das Wesentliche daran durch passenden Ausdruck und Charakter hervorgehoben, da und dort durch ein glückliches Motiv belebt und, wo es nöthig, auch mittelst geeigneter Attribute einzelner Figuren deutlich bezeichnet. Mit einer recht lobenswerthen Wahl der Costüme gestaltet sich Alles in einem nach Erforderniß bald heitern, bald ernsten, aber durchaus edlen Style.

Es war übrigens noch ein glücklicher von Aufmerksamkeit zeugender Gedanke, dem Cyclus obiger Bilder an einer sehr passenden Stelle auch noch eine landschaftliche Schilderung des königlichen Landsitzes Tegernsee beyzugeben. Die Zeichnung dazu entwarf der königliche Centralgallerie Director Georg v. Dillis und zwar vom geeignetsten Standpunkte aus aufgenommen, auf welchem der Reichthum und das Imposante dieser Gegend, die hohen Gebirge mit ihren grünenden Hügeln im Hintergrunde, die ganze Breite des Sees, nebst der Straße mit der St. Quirins-Capelle längs des Ufers und zwischen den waldigen Abhängen des Gebirges zur Linken mit dem breiten Vorgrunde; in der Ferne das königliche Schloß — ehemals die prächtige Abtey Tegernsee mit den Thürmen ihrer Kirche — Alles in großartigen Linien mit täuschender Perspective aufgenommen, vor unsern Augen sich entwickelt.

Um aber diesen kunstreichen Erfindungen, die nur als transparente Gemälde ausgeführt, leicht zerstörbar sind, ein bleibendes Daseyn für die spätesten Nachkommen zu sichern, hat der Magistrat weislich beschlossen, sie alle in Umrissen nach Verschiedenheit des Formats in gefälliger Größe, wie aus der Beylage ersichtlich, in Stein stechen zu lassen.

Hr. Peter Heß übernahm es, die sämmtlichen Zeichnungen hierzu in ein kleineres Verhältniß zu bringen mit jener Zierlichkeit der Ausführung, wie sie vor uns liegen. Das Graviren auf Stein aber wurde den HH. Flachenecker, Meyer und Weller übertragen, die dem Geschäfte sich mit allem Erfolge widmeten, so wie auch die HH. Unger und Päringer, die den Stich der architektonischen Aufrisse zu besorgen hatten.

Diesen Blättern wurde ferner noch beygegeben eine Abbildung des goldenen Pokals — nach der Erfindung des Hrn. Dom. Quaglio — welcher bey dieser Gelegenheit von dem Magistrat dem Könige, und eines in getriebener Silberarbeit und mit einem silbernen Rahmen eingefaßten Bildnisses des Königs, ganze Figur im Krönungsornat, welches der königlichen Gemahlin zum Geschenke gemacht wurde. Auf dem Deckel des Pokals ruht die Eintracht, stehende Figur; den obern Theil des Bechers zieren in der Runde die vier Tugenden: Stärke, Weisheit, Liebe und Gerechtigkeit, halb hervortretende Figuren zwischen Lorbeer- und Eichenlaub als einfassende Verzierung. Um den Fuß schlingen sich nebst passend angebrachten Umschriften ein Traubengewind und unterhalb breiter Akanthus.

Das Zierliche und Geschmackvolle der Ausarbeitung beyder Werke und die Reinheit der Ciselirung daran machen ihren Fertigern alle Ehre und beweisen, wie sehr in Baierns Hauptstadt, Zierlichkeit und kunstsinniger Geschmack auch bis in die Werkstätte ihrer Techniker gedrungen sind.

Mit der nicht ohne beträchtliche Kosten veranstalteten und was Papier, Druck und Format anbelangt, wahrhaft

Digitized by Google

splendiden Ausgabe dieses Werkes, das nebst den bisher angeführten Blättern und einem erläuternden Texte auch noch einen Plan von der Grundsteinlegung zu einem künftigen Monumente *) für Maximilian Joseph, die Situation der Beleuchtung und ihrer Architektur mit einen Anhange von den in Musik gesezten Festliedern in sich vereiniget, glauben wir allerdings den Zweck, das Andenken dieser Feyerlichkeit den kommenden Geschlechtern verewigend aufzubewahren, vollkommen erreicht. Dankbar werden diese aber auch dafür des Magistrates von München kunstsinniges Bestreben anerkennen, womit er dadurch zugleich auf die Bildung eines reineren Geschmackes und die Entwickelung eines höheren Bürgersinnes für alles Gute, Wahre und Schöne einzuwirken bemüht war.

Am Schlusse müssen wir noch der von dem königl. Münzstecher, Hrn. Lotsch **) auf die Feyer des 16ten Februars 1824 verfertigten Medaille erwähnen. Die Vorderseite derselben gibt in sehr erhabenem Gepräge des Königs Brustbild und die Umschrift: MAXIMILIANO JOSEPHO BAVARIAE REGI mit einer Wahrheit in den edlen Zügen, die in der That überraschend ist. Unbeschadet der Bestimmtheit der Umrisse sind die erhabeneren Knochen- und Muskeltheile ungemein zart und charaktervoll modellirt.

Auf der Kehrseite zeigt sich ein Triumphbogen, über dessen Hauptgesimse der bairische Löwe ruht und darüber die Umschrift: PATRI PATRIAE. Ueber und unter dem Kämpfergesimse zu beyden Seiten zwischen zwey korinthischen Pilaren steht der Tag und das Jahr des Einzuges, der Wiederherstellung der Königswürde, der Verfassungs-Urkunde und der Jubelfeyer als den für Baiern merkwürdigsten Regierungsperioden. Unterhalb der Basis liest man: QUINQUE LUSTRIS PERACTIS. Der Bogen ist von gefälliger Proportion, die architectonischen Glieder, nebst den angebrachten Verzierungen sind rein, bestimmt und zierlich ausgeführt, das Ganze hebt sich in mattem Silber von dem blanken Hintergrunde sehr geschmackvoll ab. Nur der Schrift wünschten wir mehr Zierlichkeit und ein gefälligeres Verhältniß zum Uebrigen.

*) Zur Modellirung dieses Monumentes, das von Hrn. Stiglmair in Erz gegossen werden soll, haben Seine Majestät, der jetzt regierende König Ludwig, den als Künstler ausgezeichneten Professor an der Akademie zu Berlin, Hrn. Rauch, nach München berufen, welcher bereits mit Einwilligung seines Königs diesem ehrenvollen Rufe gefolgt ist.

**) Wir behalten uns übrigens vor, von diesem geschickten Künstler bey einer andern Gelegenheit ausführlicher zu sprechen.

Paris im März.

Im Hotel Boullon sind mehrere Tausend Gemälde, meist Mittelgut, aber auch schöne Arbeiten altniederländischer und italienischer Maler versteigert worden. Am 29sten dieses Monats soll noch eine herrliche Sammlung von Gemälden aus allen Schulen verkauft werden, und kurz darauf wird auch das berühmte Denon'sche Cabinet wieder in die Welt zerstreut werden. Man gibt seit einigen Tagen den Catalog unter dem Titel: Description des objets d'arts qui composent le Cabinet de feu M. le baron Denon aus. *) Er besteht aus drey Theilen, wovon jeder einen Octavband bildet; der erste Theil enthält alte und neue Monumente historischen Inhalts und orientalische Werke, von H. L. J. J. Dubois beschrieben; der zweyte Gemälde, Zeichnungen, von H. N. Pérignon bearbeitet. In dem dritten endlich hat H. Ducheine l'Aîné das ausführliche Verzeichniß der Kupferstiche und Bilderwerke gegeben. Dieser Katalog verdient durch gründlichere Behandlung von den gewöhnlichen Verzeichnissen unterschieden zu werden, und wird künftig, nach der Zerstreuung jener Kunstwerke, für den Kunstsammler und Liebhaber nicht ohne Wichtigkeit seyn. Es wäre sehr zu wünschen gewesen, daß man Denons Cabinet beysammen gelassen hätte, und daß es öffentliches Eigenthum irgend einer Regierung geworden wäre. Solche Seltenheiten einen reichen Kunstschatz an sich zu bringen, kömmt sich selten dar; und es gehört vielleicht nichts Fremd dazu, als eine Revolution, wie die französische war, um eine der Denon'schen ähnliche Sammlung zu schaffen.

Collection des portraits historiques par M. Gérard, premier peintre du Roi. **) Unter diesem Titel ist so eben das erste Heft eines Werkes erschienen, das die öffentliche Aufmerksamkeit auf sich zieht. Allen Kunstfreunden ist es bekannt, daß Gerard die interessantesten Männer seiner Zeit gemalt hat, und daß unter diesen Arbeiten viele Meisterstücke sind. Hr. Deveria hat sie unter Gerards Aufsicht ins Kleine gezeichnet, und Pierre Adam in Kupfer gestochen. Die Namen dieser Künstler bürgen für die Schönheit der Ausführung. Es sollen 12 bis 16 Lieferungen, jede von sechs Blättern werden. Die Lieferung kostet 25 Fr. Jedes Kupfer ist von einem Textblatte begleitet. Das Format ist groß Quart, Papier und Druck von der ausgesuchtesten Schönheit. Ich werde nach Beendigung des Werks darauf zurückkommen.

Anzeige und Berücksichtigung auch fremder Kunstliebhaber verdient folgendes Werk:

*) 3 Vol. in 8. chez Treuttel et Würtz.

**) Chez Urbain Canel, Rue St. Germain des prés, No. 9.

Digitized by Google

Voyage pittoresque dans les Pyrénées françaises et les départemens adjacens, ou collection de 72 gravures, représentant les sites, les monumens et les établissemens les plus remarquables du payz des Basques, de la Navarre, du Bearn, du Bigorre, du Comminges, du Comté de Joix et du Roussillon, avec texte explicatif, dédié au Roi, par Melling peintre payzagiste de la Chambre et du Cabinet de S. M.; auteur du voyage pittoresque de Constantinople et des rives du Bosphore, 12 livraisons, chacune de 6 estampes. Prix de chaque livraison 30 Fr. et 50 Fr. avant la lettre. Chez l'auteur, rue de Condé No. 5. et à la galleria de Bossange père, rue de Richelieu. No. 60.

Die erste Lieferung ist erschienen. Die Platten sind in Aquatintamanier behandelt und halten 14 Zoll Länge und 9 Zoll Breite. Melling hat sich durch das im Titel angeführte Werk über Constantinopel u. s. w. einen verdienten Namen gemacht. Es ist erfreulich zu sehen, wie mit jedem Jahr in Frankreich der Geschmack an dem Vaterländischen zunimmt; die Zahl der malerischen Reisen vermehrt sich von einem Monate zum andern; in den Departements bilden sich Gesellschaften zur Erforschung der historischen und artistischen Alterthümer, und viele merkwürdige Notizen fließen aus diesen Quellen nach der Hauptstadt. Diesem neuen Geist wird man auch die Erhaltung der wenigen Monumente zu danken haben, welche die Revolution nicht zerstört hat. Das wiederauflebende Interesse für die Vergangenheit ist der Milderung des Parteygeistes zuzuschreiben, wodurch es möglich geworden ist, ohne vorgefaßte Meynungen, zu untersuchen, was sonst war und warum es so war. So hat sich in der Geschichtforschung eine neue Schule gebildet, die sich nicht ohne Einfluß der deutschen Historiker und Rechtsgelehrten (z. B. Savigny) sehr schnell auf einen hohen Grad von Ausbildung gehoben hat, und an deren Spitze man seit Jahren den verdienten Guizot sieht. Aus ihr sind Werke, wie die histoire des ducs de Bourgogne von Hrn. v. Barante, und die Geschichte der établissemens des Normands von Thiers hervorgegangen. Diese gelesenen Bücher, die in der Stille mehr zur Ausbildung eines ächt-constitutionellen Sinnes wirken, als alle Theorien, haben die Liebe für das vaterländische Alterthum geweckt. Einen nicht unbedeutenden Einfluß mag man auch Walther Scotts Romanen einräumen, die in Frankreich so einheimisch sind, als in England, und die begreiflich gemacht haben, was man vor 10 Jahren gar nicht begriff, daß das Mittelalter an Charakteren, Sitten, Gebräuchen, an Werken der Kunst und der Einbildungskraft, einen unerschöpflichen Reichthum biete, und daß es bis jetzt nur an Männern gefehlt hat, die diese Schätze an's Licht förderten. Unter dem Einfluß des schottischen Dichters hat Ch. Nodier den Text zu den bekannten Voyages pittoresques et romantiques dans l'ancienne France (par MM. Charles Nodier, J. Taylor et Alph. Cailleux) geschrieben. Obgleich dieß Werk sehr theuer ist, (die einzige Provinz Normandie kostet über 400 Fr.) so hat es doch Abgang gefunden. Diesem Buch gereicht es jedoch zum großen Vorwurf, daß Roman und Geschichte darin dergestalt verwebt sind, daß man weder bey Betrachtung der Monumente, noch bey den Beschreibungen weiß, ob man Traum oder Wahrheit vor den Augen hat. Man hätte mit streng historischen Untersuchungen anfangen, und erst später die vorgefundenen passenden Motive mit dem romantischen Gewande bekleiden sollen. Die lithographirten Blätter, womit es ausgestattet ist, gehören zu den besten Arbeiten, die in diesem Fache geliefert worden sind. Melling ist in seinen Zeichnungen der Wahrheit treuer geblieben und sein Buch dient nicht nur als ein Spiel der Phantasie, sondern gibt wirklich vorhandenen Dingen Anschaulichkeit und Leben. Noch eines muß ich bey diesen Prachtwerken bemerken, nämlich daß der Druck des Textes in Folio und auf Velinpapier sie sehr vertheuert, sie zum Gebrauch unbequem macht und ohne allen reellen Werth ist. Wer würde nicht lieber Choiseul Gouffiers Reise nach Griechenland in einer Handausgabe lesen als in dem unbehülflichen Folio-Band in dem sie herausgekommen ist. Druckte man den Text solcher Schriften in Octav, so könnte man den dabey ersparten Aufwand der Fertigung der Abbildungen zuwenden, bey denen des Guten nie zu viel geschehen kann. Die Engländer haben durch ihren unvernünftigen Luxus den Gebrauch guter Bücher beynahe zum Privilegium der immer geringen Zahl der Reichen gemacht. Man hat Unrecht in Frankreich auch in dieser Hinsicht ihrem Beyspiel zu folgen. Die deutschen braucht man nicht vor solchem Mißbrauch zu warnen, man möchte ihnen lieber den entgegengesetzten Vorwurf machen.

Alle Tagesblätter kündigen an, daß der Ritter Drovetti dem Könige ein ägyptisches Sanctuarium, das in Sais wieder aufgefunden worden, zum Geschenke gemacht hat. Dieses Monument, das nach dem Louvre gebracht worden, ist von rosenfarbigem Granit, aus einem Block, 8 Schuh 3 Zoll hoch, 5 Schuh 1 Zoll breit und 4 Schuh 8 Zoll tief. Die vier Seitenwände sind mit religiösen Scenen und hieroglyphischen Inschriften geschmückt, welche die zu verschiedenenmalen wiederholten Vor- und Eigennamen eines ägyptischen Königs enthalten. Aus einer kurzen Notiz des Hrn. Champollion Figeac erhellt: 1. Daß dieses Monolith der Schutzgöttin von Sais, Neith geweiht war; 2. daß in der Vertiefung, welche auf dem Vordertheile des Monuments angebracht ist, einst ein Geier eingeschlossen und unterhalten wurde, als ein lebendiges Symbol jener Göttin; 3. daß dieser Stein der Göttin von dem Könige Amasis-

Net-Sé (Sohn des Neith), dem Amasis der 26sten Dynastie geweiht worden, der aus Sais gebürtig war, und derselbe ist, der, nach einer 40jährigen Regierung von Cambyses vom Throne gestoßen wurde. Dieß Monument wurde demnach ungefähr 530 bis 570 Jahre vor Christo errichtet, und ist folglich über 2400 Jahre alt.

In der öffentlichen Versteigerung des reichen Hausrathes, welcher die Wohnung des österreichischen Gesandten, Barons Vincent zierte, kam vor 14 Tagen eine von Canova fleißig gearbeitete Büste Napoleons für 600 Fr. an den General Gourgaud. Man bewunderte daselbst auch einen Prachtaufsatz (surtout) für eine Tafel von 40 Personen von vergoldetem Bronze, der 28,000 Fr. gekostet hatte. So zierlich auch die vielen Vasen, Candelaber u. s. w. gearbeitet sind, so muß man doch bedauern, daß so ungeheuere Summen für Werke ausgegeben werden, die im Grunde nur geringen Kunstwerth haben, und nichts als unvollkommene Nachahmungen antiker Schätze sind.

Von dem oben in Verbindung mit Ch. Nodier genannten Hrn. Taylor ist die erste Lieferung eines Voyage pittoresque en Espagne, en Portugal, et sur la côte d'Afrique, de Tanger à Tetouan, *) welche Länder er im Jahr 1823 durchreiste, herausgekommen. Ich erwähne sie hier besonders deßwegen, weil die Zeichnungen englischen Künstlern anvertraut worden sind, deren Manier in Frankreich von Tag zu Tag mehr Eingang findet und fleißig nachgeahmt wird.

*) Chez Gido, fils, Rue St. Marc. No. 20. Es sollen 22 Lieferungen werden. Die Lieferung in 8. kostet 12 Fr.

(Auf Verlangen eingerückt.)

Schreiben an Hrn. Joseph Menteler, berühmten Kunstmaler in Zug, gegenwärtig in Bern.

Wohlgeehrter Herr!

Der hiesige Künstlerverein, seinem edlen Zwecke, alles Schöne nach Verdienst zu würdigen und zu loben, getreu, macht es sich zur angenehmen Pflicht, Ihnen, Hochgeschätzter Herr Collega und Freund! andurch noch schriftlich für Dero gütige Erlaubniß und Einladung, Ihr kolossales Gemälde, die Ausgießung des heiligen Geistes vorstellend, während der ganzen Zeit seiner Ausarbeitung, in Ihrer Werkstätte, und nach seiner Vollendung, in hiesigem großen Münster, zur Augenweide und Erbauung des Publikums ausgestellt, nach Gefallen besichtigen zu dürfen, ihren aufrichtigen und verbindlichen Dank abzustatten.

Die Art und Weise, wie Sie die kleine Skizze und das große Gemälde selbst, behandelt haben, beweisen nicht nur, daß alle Formate Ihnen zu Gebote stehen, sondern auch, daß keine Aufgabe für Sie zu schwierig sey. Kurz wir gestehen Ihnen mit wahrem Vergnügen und bezeugen Ihnen andurch, zu bleibendem Denkmal unsers Wohlgefallens, vermittelst der Schriftsprache: daß wir in diesem Gemälde der Schönheiten sehr viele, sowohl in der ganzen originellen Anordnung, Zeichnung, Färbung, Beleuchtung, als auch passenden Ausdruck, nicht nur in den Gesichtern, sondern auch in den Stellungen und Geberden der Figuren gefunden haben, — und keinen auffallenden Fehler entdeckten, der die wichtige Bestimmung des Gemäldes zur Erweckung der Andacht und zur Zierde eines Gotteshauses störend beeinträchtigen könnte.

Möge nun dieses schöne Kunstwerk, sonder Mißgeschick an den Ort seiner Bestimmung gebracht, und dort in dasjenige Licht gestellt, für das Sie es berechnet haben, auf alle seine künftigen Beschauer den tiefen Eindruck machen, den die Erhabenheit seines Gegenstandes, und seine würdige Ausführung auf uns gemacht haben!

Genehmigen Sie, Wohlgeehrter Herr! bey diesem Anlasse die Versicherung ausgezeichneter Hochschätzung, mit welcher Unterzeichnete die Ehre haben zu verharren als Dero bereitwilligste Diener.

Bern, den 16. Jenner 1826.

Namens der Künstlergesellschaft von Bern.

Der Präsident.
Joh. Rud. Wyß, Professor.

Der Sekretär.
J. Georg Jouquière.

Holzschneidekunst.

Polytypen der Holzschnitte von Pfnorr, 1ste Lieferung, 9 Bl. Frankfurt bey Eichenberg. Dieses Heft wird das Publikum auf einen Künstler aufmerksam machen, der als Autodidaktos in der Holzschneidekunst einen seltenen Grad der Vollkommenheit erreicht hat. Nachdem Hr. Pfnorr, welcher im Staatsdienst angestellt ist, seine Kunst lange Jahre nur zu seinem Vergnügen ausgeübt hat, ist er kürzlich mit diesem Probehefte seiner Abgüsse öffentlich aufgetreten. Die Reinheit und Stärke, womit die mannichfaltigen darin enthaltenen Verzierungen gearbeitet sind, kann nur mit den berühmten Gubitz'schen Holzschnitten und denen der Engländer verglichen werden.

Digitized by Google

Nr. 39.

Kunst-Blatt.

Montag, den 15. Mai 1826.

Paris, den 2. Februar 1826. *)

Anacreon, 1) und die Liebesgeschichten 2) der Götter, von Girodet.

Ich muß zum Andenken an Girodet, zum Beweis meiner Bewunderung für ihn und als Zeichen meiner Trauer von einigen seiner hinterlassenen Werke Meldung thun. Es findet sich nämlich eine so beträchtliche Anzahl Zeichnungen in seinem Nachlaß, daß man über den Fleiß dieses Künstlers, der nur 57 Jahre alt wurde, staunen, und wenn man ihre Vorzüge berücksichtigt, fast denken muß, der Geist habe den Leib aufgezehrt. Ich werde die Leser des Morgenblatts mit diesen Kunsterzeugnissen, wie sie erscheinen, bekannt machen, und heute mit zweyen derselben beginnen.

Les amours des dieux eröffnen die Reihe der Werke, welche die Schüler Girodet's nach einander herausgeben wollen, 3) um ihm damit ein Denkmal der Liebe und Dankbarkeit zu errichten.

Die erste Lieferung behandelt folgende vier Gegenstände: Thetis und Peleus, Jupiter und Leda, Pan und Syrinx, der Tod des Adonis. Die zweyte: Jupiter und Jo, Diana und Endymion, die Verwandlung der Clytäa in eine Sonnenblume, und die Entführung der Orithyia.

Alle diese Lithographien sind von den HH. Dejuinne, Lancrenon, Aubry le Comte, Chatillon, Dassy, Monanteuil, Counis und Delorme. Sie sind schön und mit den Originalzeichnungen, welche ich verglichen habe, so übereinstimmend, daß ich es für unmöglich halte, sie mit mehr Treue und Sorgfalt wiederzugeben.

Anlage, Dichtung und Styl sind gleich vortrefflich. Auch waren es züchtige Grazien, die Girodet begeisterten. Junctæque Nymphis Gratiæ decentes. Hor.

Die Geschichte mit der Leda ist, trotz der Vollständigkeit, mit welcher er sie gibt, doch nicht beleidigend für das Auge. Bey Endymion, diesem viel behandelten Gegenstand, könnte man fürchten, auf Wiederholungen zu stoßen: allein er ist, so wie er die Sache behandelte, Original geblieben. Clytäa, in eine Sonnenblume verwandelt, ist ein Bild von Anmuth und Ausdruck. Der Maler zeigt sie in dem Augenblick, wo sie die Blicke dem Grausamen, der sie mißhandelt hat, zukehrt, und den lezten Seufzer ausstößt. Plötzlich — die Liebe hält sie noch aufrecht — überströmt sie Apollo mit seinen Strahlen. Bey Abfassung des die Compositionen begleitenden Textes, der mir aufgetragen wurde, nahm ich auf die Quellen Rücksicht, aus welchen er schöpfte, um den Leser gleichsam zum Zuschauer des Wettstreits zu machen, der sich zwischen den Vorbildern und dem Künstler entspinnen mußte; ich wollte das Dichterische der Handlung und das Dichterische der Gedanken einander gegenüberstellen; nicht selten muß man mit Bewunderung gestehen, daß dem Maler vor seinen Vorbildern der Vorzug gebührt; aber man hört auf zu staunen, wenn man bedenkt, daß Girodet großer Maler und Dichter zugleich war.

---

*) Durch Umstände verspätet. Red.

1) Anacreon. Eine Sammlung von Zeichnungen Girodet's, gestochen von seinem Schüler Chatillon, mit einer Uebersetzung der Oden des Dichters von Girodet; herausgegeben von Buquarel und P. A. Coupin. 9 Lieferungen, gr. 4., jede zu 6 Blätter. Der Text ist gedruckt von Firmin Didot. Preis jeder Lieferung 12 Fr., und auf Chinapapier, wovon aber nur 50 Exempl. gedruckt wurden, 20 Fr. Acht Lieferungen sind erschienen. Die lezte ist unter der Presse.

2) Die Liebesgeschichten der Götter. Eine Sammlung von Entwürfen, gezeichnet von Girodet und lithographirt von Aubry le Comte, Chatillon, Counis, Coupin de la Couprie, Dassy, Dejuinne, Delorme, Lancrenon, Monanteuil und Pannetier, seinen Schülern; mit einem erklärenden Text von P. A. Coupin. Vier Lieferungen in Folio. Auf Chinapapier abgezogen; der Text gedruckt von F. Didot. Jede Lieferung, bestehend in 4 Blättern und 2 Seiten Text, kostet 20 Fr.; vor der Schrift 30 Fr. Zwey Lieferungen sind erschienen, die dritte folgt am Ende dieses Monats.

3) Nächstens werde ich von der Aeneide sprechen, einer Reihe von 62 Entwürfen, von denen bereits 2 Lieferungen erschienen sind, und von einigen andern Werken desselben Meisters.

Digitized by Google

Anacreon, von dem ich nun reden will, iſt, hinſichtlich der Behandlung, ein Werk anderer Art. Es ſind 54 Compoſitionen im Umriß geſtochen, leicht ſchattirt, von Hrn. Chatillon mit derſelben Vollkommenheit ausgeführt, wie ſein heil. Michael nach Raphael.

Girodet muß ein großer Verehrer Anacreons geweſen ſeyn, denn außer dem, daß er ſeine Dichtungen in einer Reihe von Zeichnungen aufſtellte, überſezte er auch ſeine Oden in Verſen und Proſa. Er ſcheint auch ſelbſt dieſes Werk noch zur Herausgabe vorbereitet zu haben, als ihn der Tod überraſchte. Es war ſeine Abſicht, daß ſeine proſaiſche Ueberſetzung eine Zugabe der Zeichnungen werden, die poetiſche hingegen einen Theil der literariſchen Werke ausmachen ſollte, welche ich auch herausgeben werde. Sie bilden drey Bände, mit ſchönen Kupferſtichen geſchmückt, für die er zu dieſem Endzweck die Zeichnungen hinterlaſſen hat.

„Girodet, ſagte Hr. von St. Viktor, hat Anacreon mit ſeinem Zeichenſtift beſſer überſezt, als die beredteſte Feder.“

Die Richtigkeit dieſer Bemerkung wird Jeder einſehen, der die Ode, der durchnäßte Amor, mit den drey Compoſitionen vergleicht, zu welchen ſie ihn veranlaßte. Sie ſind alle ſo zart als dieſes kleine Gedicht. In der erſten führt Anacreon den Amor mit ängſtlicher Sorgfalt an ſeinen Heerd, wo der Kleine ſeine Arme mit der höchſten Anmuth ausreckt; in der zweyten hält ihn Anacreon zwiſchen den Füßen, und drückt ihm ſein durchnäßtes Härchen aus, indeß dieſer den Bogen ſpannt; in der dritten macht ſich Amor davon, nachdem er den gefährlichen Pfeil abgedrückt hatte, und Anacreon merkt zu ſpät, welchem Feind er ſeine Thore geöffnet habe.

Die Ode von den Frauen behandelte Girodet ſo, daß ich glaube, er verſtärkte und verſchönerte den darin enthaltenen Gedanken. Anacreon ſagt, die Schönheit einer Frau ſey mächtiger als Eiſen, Feuer ꝛc. Girodet thut mehr: er zeigt Amoretten, welche vor die Füße ihrer Mutter, als Trophäen, die Lanze und den Schild des Mars, den Dreyzack des Neptun, die Keule des Herkules, die Attribute der Künſte ꝛc. nach einander niederlegen; d. h. die Schönheit beſiegt nicht blos das Feuer, das Eiſen ꝛc., ſondern ſie unterwirft ſich ſogar die Götter, denen dieſe Dinge zukommen, und die Künſte ſelbſt ꝛc.

Das 15te Blatt überträgt eben ſo geiſtreich die Ode, welche den Anfang hat:

Es ſagen mir die Frauen, Anacreon, du alterſt. ꝛc.

Er hat ihn dargeſtellt, wie er mitten unter vielen ſchönen Frauen liegend ihrem Tadel die Vergnügungen ſeines Alters entgegenhält.

Sein Kampf mit dem Amor, Ode 14, gab Girodet Stoff zu zwey Vorſtellungen. In der erſten ſehen wir Anacreon ſtehend, vollſtändig bewaffnet, wie die Pfeile Amors gerade ſein Herz treffen, ohne daß man auf dem Schild Spuren des Schuſſes bemerkt; in der zweyten ſehen wir ihn zu Boden geſtürzt, und von Amor, der herrlich den Sieger ſpielt, mit Füßen getreten. Wahrſcheinlich hatte er dabey den Vers des Properz im Auge:

Et caput impoſitis preſſit amor pedibus. *)

Er ſtellte auch den Anacreon dar, wie er, nach der 16ten Ode, ſeine Niederlage beſingt. Er läßt ihn ein Tigerfell gegen die Reize ſeines Mädchens hindalten, das er durch kleine Amorn perſonificirt, welche Pfeile gegen ihn abſchießen. Es herrſcht in dieſer Compoſition wahre Dichterkraft, und eine unbeſchreibliche Anmuth. Ich ſprach bisher noch nicht von dem Reichthum und der Mannichfaltigkeit der Beywerke. Dieſe ſind es aber, in welchen man bey Girodet eine außerordentliche Maſſe von Materialien antrifft, die mit einem ſo feinen Geſchmack und hohen Gefühl angewendet iſt, daß man wohl eben ſo hoch ſteigen, aber nie dieſe Linie wird überflügen können.

Ich will mich nun nur noch auf das 22ſte Blatt einlaſſen, um nicht gar alle aufzuführen. Es iſt eines der ſchönſten. Die 20ſte Ode gab den Stoff dazu. Um zugleich eine Probe von der Art, wie er überſezte, zu geben, will ich ſie nach ſeiner Ueberſetzung aufführen:

Ode XX. à ſa maitreſſe.

Jadis les collines de Phrygie virent la fille de Tantale transformer en rocher; jadis voltigea dans les airs changée en hirondelle, la fille de Pandion. Objet d'une plus douce métamorphoſe, que ne ſuis-je ton miroir fidèle, douce et jeune beauté! Je reflécbirais tes traits ravissants; ta tunique, je la toucherais sans cesse! Que ne ſuis-je l'onde pure qui baigne et caresse tes appas, l'essence odorante, qui te parfume au sortir du bain! Oh! que ne suis-je encore le collier, qui s'enlace autour de ton col arrondi, et l'heureuse bandelette, qui repousse avec un doux effort, ton sein voluptueux! Puissé-je, enfin, être ta chaussure légère: du moins tu me presserais de tes pieds delicats.

Es gibt im Franzöſiſchen eine Nachahmung dieſer Ode, die wahrſcheinlich in Deutſchland wenig bekannt iſt. Da ſie ſehr viel Anmuth hat, ſo ſetze ich ſie her:

Que ne suis-je la fougère
Ou, sur le soir d'un beau jour
Se repose ma bergère
Sous la garde de l'amour!

*) Propert. Lib. I. El. 1. v. 4.

Que ne suis-je le Zéphyre
Qui caresse ses appas!
L'air, que sa bouche respire,
La fleur, qui nait sous ses pas!

Que ne suis-je l'onde pure
Qui la recoit dans son sein!
Que ne suis je la parure,
Qu'elle met sortant du bain!

Que ne suis-je cette glace
Où ses charmes répétés
Offrent a l'oeil une grâce,
Qui sourit a ses beautés!

Que ne puis-je par un songe
Tenir son coeur enchanté!
Que ne puis je du mensonge
Passer à la réalité!

Les dieux, qui m'ont donne l'être,
M'ont fait trop ambitieux,
Car, enfin, je voudrois être
Tout ce, qui plait à ses yeux.

Der Reichthum der Einbildungskraft, welchen er bey Endymion entwickelte, zeigt sich wohl noch in stärkerem Glanze bey Anacreon als bey den Liebesgeschichten der Götter. Feine, zarte Gedanken machen oft das Ganze eines Anacreontischen Liedes aus, und die Malerey verlangt Handlungen. Es bedurfte daher eines schöpferischen Geistes, wie ihn Girodet besizt, um daraus Gemälde von solcher Schönheit und Anmuth bilden zu können. Ich kann dieses Werk mit nichts passender zeichnen, als wenn ich sage, es ist ganz griechisch. Ich füge dem, was ich im Prospectus sagte, noch bey, daß Girodet sich um so mehr in den Dichter hineindachte, je weniger er ihm Schritt für Schritt folgte, sondern darin verfuhr, wie die Musiker es machen, welche nach einem gegebenen Thema Variationen bilden.

Dieses Werk zeigt uns den großen Künstler von zwey Seiten, als Maler und als Dichter, und dieß ist nicht wenig anziehend für uns. Was die Oden betrifft, welche er nicht übersezt hat, und wo ich seine Stelle vertrat, so darf ich sagen, daß ich alle Kräfte anstrengte, um weder hinter Anacreon, noch hinter Girodet zu weit zurückzubleiben.

H. A.

Hinterlassene Briefe
von
Carl Graß.

(Fortsetzung.)

VIII.

Rom, den 14. Nov. 1810.

Theurer Meister und Freund!

Eben war ich von meiner Herbsterkursion nach Albano und unserer alten Herberge, die immer noch, wenn gleich sehr verändert, dasteht, zurückgekommen, als ich zu meiner großen Verwunderung und Freude des Meisters Zeilen empfing. Das that meinem Herzen und Geiste wohl, und die alten Tage, von jenem an, als ich mit dem langen Lehrgesellen-Stock an der verschlossenen Thür pochte, bis zu der Trennung mit den Worten, „der Himmel leidet Gewalt", alle jene Tage kamen mir inniger wieder, und es überströmte mich eine heilige Freude, daß wir uns dergestalt in der Welt begegneten. Es ist doch wahr, was da war in wahrer Herzensmeynung, das ist immer noch da und wär' es nur in wohlthuendem Nachklang. Was aber nur mit dem Schein von etwas Wahrem und Natürlichem übertüncht einhertrat, das sieht hintendrein aus, wie eine besudelte Mauer. Unter diesem löblichen Bilde erscheint mir alle Schöngeisterey, Empfindeley, Naturkennerey und Nachäfferey der ad unguem usque Gebildeten. Dieses Geschmeißes habe ich so satt bekommen, daß ich mich wie ein Dieb durch die Menschenwelt stehle, um ja keinem dieser Herrn und keiner dieser Damen zu begegnen, und item: es hilft. Ich lebe bey Arbeit in geweihter Stille, der Natur und den Freunden; Gott und die Musen im Herzen, ein Leben, das ich nicht besser wünsche. Meine Gesundheit ist vortrefflich und der Geist Gottes ist wieder eingekehrt bey dem Gothard. Das erfreue den Meister. Daß ich nicht müßig war, davon zeugt, daß ich im Juli zwey in diesem Jahr fertig gewordene Oelgemälde, freylich nicht großen Formats, nach Ulm absandte. Zwey größere, die im September fertig wurden, acquirirte ein Landsmann von mir, der Hr. v. Blombenhagen. Zwey große vom Aetna für Cotta sind fast vollendet, wenigstens werden sie, wie ich hoffe, bis Weihnachten vollendet dastehen. Außerdem habe ich einiges untermalt, auch ein Porträt in Lebensgröße gemalt, und nebenbey das Gedicht Agnes, ein Klosterscenen schilderndes Gedicht geschrieben, ein anders, das Mährchen vom Prinzen Johannes fertig gemacht. Das Alles ist geschehen, ohne ängstliches Abmühen der Kräfte; mir ist's, als hätte ich ganz in andern Dingen gelebt. Ich darf es sagen, ich lebte und lebe lebendig in Allem.

Digitized by Google

Unter den Aufsätzen für Journale, die ich vom Meister Hans gelesen wünschte, ist eine Junisreise in Zschokke's Miszellen (die Aufhebung der Klöster betreffend) und eine Octobererkursion, ganz Studium nach der Natur und lustig zu lesen, im Morgenblatt. Vor drey Tagen sandte ich Zschokke'n die Unterredung mit einem Landmanne aus der Mark Ancona auf dem Wege nach Rom, und an Cotta Nachricht von einer durch S. K. H. dem Kronprinzen von Baiern angekauften Antike. Ich hoffe, der Aufsatz soll des Meisters Beyfall haben und selbst S. K. H. nicht mißfallen. Eberhard hat eine große Freude darüber gehabt. Wenn ich von dem Leben der Künstler reden wollte, so langte das Blatt nicht hin. Der Himmel weiß, was getrieben wird. Einige treiben mit der Kunst wahre Abgötterey, das gilt von der neuesten französischen Ausstellung, wo die decidirteste Genielosigkeit an der Tagesordnung ist. Canova ist in Paris. Camuccini kommt daher. In St. Luca wollen die jezt Gubernirenden das Lampenöhl zu den Aktzeichnungen nicht bezahlen. Von den Deutschen halten nicht drey zusammen. Eine Sündfluth von Baronen, darunter auch Maler seyn sollen, ist wie ein Hunnentrupp herbeygeströmt. Das sind so einige Züge für den Meister. Von Rom ist nicht viel Tröstliches zu sagen. Es lebt sich theuer und immer theurer, und die Noth der Armen steigt.

Wenns so fort geht, wird Rom in 10 Jahren eine Spelunca. Um die Angelegenheiten der Geistlichkeit kümmert sich Niemand und selbst manchen Geistlichen mag der Interimszustand nicht mißfallen; es ist viel Freyheit dabey. Die Mönche aber wollen wie wahre Widderköpfe nicht schwören, und die Finanzkammer streicht ihre Pensionen lächelnd ein. Ich lasse es bey diesen Notizen für dießmal bewenden. Hoffe, der Meister Hans wird seinen Gothard nie vergessen, und ihm auch gelegenheitlich was aus der Spende reichen „daran er sich's wohl seyn lasse". Ein Streifzug in die Welt um ihn her zur Uebersicht des Geistes in seiner Umgebung, und wie sich dieser Geist in der neuesten Zeit gestaltet hat und gestaltet. Kurz, unsere Geister, die sich kennen, müssen sich von Zeit zu Zeit inniger begegnen, damit wir's fühlen, daß auch wir lebten und mit und für einander lebten. Lebt wohl, theurer Meister und Freund. Um diesen Brief nicht aufzuhalten, werde ich ihn in jedem Fall abgehen lassen. Herzlich den Meister und Freund umarmend bin und bleib' ich ad cineres usque sein getreuer

Gothard.

(Die Fortsetzung folgt.)

Rom.

In der Absicht, mehrere römische Denkmäler und Kunstwerke aus der blühendsten Epoche des Mittelalters bekannt zu machen, welche theils noch unedirt oder auf mangelhafte Weise publicirt, theils selbst bereits dem Verfall und gänzlichen Untergang nah sind, haben sich die HH. Architekten Gutensohn und Thürmer zur Herausgabe einer Sammlung von Gegenständen aus der Zeit Raphaels und seiner Kunstgenossen vereinigt. Dieselbe soll vorzüglich die Villa Madama, den Cortile delle Loggie mit Ausnahme der Bogen, die Decke der Sala Borgia, die Farnesina mit ihren beyden Façaden, Grundplan und einzelnen Theilen, die Decke vom Saal der Galatea und wo möglich auch die schönen Friese in den Gemächern des zweyten Stocks, ferner eine Reihe der schönsten Grabmonumente und Altäre, vorzüglich aus der Kirche Sta Maria del popolo enthalten, aus welcher Reihe auch die schöne Decke über dem Hochaltar bei Pintarichio gegeben wird. Das erste Heft dieses Werks ist bereits seit mehreren Monaten vollendet. Das zweyte wird binnen zwey Monaten erscheinen und Gegenstände aus der Villa Madama enthalten, als: die beyden Kreuzgewölbe, den schönen Bogen beym Eingang in die Halle, welcher ganz in Stucco ausgeführt ist, in mehrerer Deutlichkeit in doppelter Größe des Umrißprofils, und, wie bey den Kreuzgewölben, mit den Details umgeben. Ferner die ganze Anlage dieser Villa in Grundplan, Aufriß, Querdurchschnitten u. s. w. — Das Ganze soll 4 — 5 Hefte bilden und am Schlusse mit einem Text zu näherer Erläuterung begleitet werden.

Auch von dem Werke der HH. Gutensohn und Knapp über die Denkmale der christlichen Religion wird das 4te und 5te Heft nächstens vollendet seyn, und alsdann wohl von der J. G. Cotta'schen Verlagshandlung mit den drey ersten zusammen versandt werden, um dem Wunsche vieler Freunde der altchristlichen Kunst zu entsprechen, die mit Verlangen dem Erscheinen dieses Werks entgegen sehen.

Hr. Thürmer hat das dritte Heft seiner Ansichten von Athen vor Kurzem ausgeben lassen. Es enthält 6 Blätter: Die nordwestliche Hauptansicht vom Hügel Lykabettos genommen, in zwey Blättern; die Propyläen, den sogenannten Portikus des Augustus, den Thurm der Winde und das Denkmal des Lysikrates. Das Kunstblatt Nr. 68. v. J. hat über die beyden ersten Hefte dieses Werks ausführliche Nachricht gegeben und wir werden später Gelegenheit finden, auch des dritten weitläufiger zu erwähnen.

Digitized by Google

Nr. 40.

Kunst-Blatt.

Donnerstag, den 18. Mai 1826.

Kunstgeschichte.

Wittenbergs Denkmäler der Bildnerey, Baukunst und Malerey, mit historischen und artistischen Erläuterungen, herausgegeben von Johann Gottfried Schadow, Direktor der königlichen Akademie der Künste zu Berlin. Mitglied der Kunstakademie zu Stockholm, Kopenhagen, Wien, München und zu Rom. Ritter des rothen Adlerordens dritter Klasse. Wittenberg, in der Zimmermannischen Buchhandlung. 1825. VIII und 141 S. Mit 29 Kupferplatten und Steindrucken.

Es ist schon an verschiedenen Orten bemerkt worden, auf welch eine erfreuliche Weise in dem Zeitraume von kaum zwey Jahrzehnten sich Liebe und Antheil an der altdeutschen Kunst und der Kunst des Mittelalters überhaupt, in Deutschland ausbildeten und wie viele Freunde, sammelnde, beschreibende und lobend erhebende, sich um die Reste der großen Vorzeit sammelten. Möchte doch auch gleiche ausgebreitete Anhänglichkeit und Liebe, so wie Unterstützungseifer, den schriftlichen Denkmalen jener Zeit sich erhalten haben; möchte doch auch hier der Zudrang immer lebendiger geworden seyn; aber wir müssen leider bemerken und gestehen, daß die Menge derjenigen, welche zu diesem lebendigen Borne der Vorzeit wallte, nicht allein keinesweges sich vermehrte, sondern geringer geworden ist und daß Werke, welche die deutsche Vorzeit des Schriftthums betreffen, jezt ein ärmliches, spärliches Leben führen. Wir mögen hier die Gründe nicht alle untersuchen, aber so viel ist gewiß, daß das feindselige, übelwollende Benehmen einiger, die mit der Ansicht anderer nicht übereinstimmten und ein verketzerndes Zetergeschrey, als wenn die altdeutsche Literatur ganz in das Elend gestoßen würde (und doch kam sie erst gleichsam aus der Fremde und prüfte ihre freylich noch schwachen Schritte auf altem heimischen Boden), Unlust und widerwilliges Abwenden bey vielen, die einst schon geneigt waren, bewirkt hat. Solche faule Flecken am Schriftthum der deutschen Vorzeit sind die Beurtheiler, die bey nicht zu läugnender Gelehrsamkeit und Tüchtigkeit; aber überwiegendem Uebelwollen, nachdem sie fast alle gelehrten Zeitungen mit ihren Anzeigen verunziert haben, jezt wie eine Latona umherirren und nicht wissen, wo sie ihre Kinder — die freylich keine Götter sind — niederlegen sollen, da beynahe allenthalben ihnen der Ruheplatz verschlossen ward. Möchte doch dieß unheilbringende Stürmen, Drängen, Besserwissen, Verläumden, Zerreißen recht bald hier und in allem wissenschaftlichen Treiben aufhören und jeder mit gegenseitigem Vertrauen, freundlichem Helfen, thätigem Rathen, an dem Aufbau des neuen Domes deutschen Wissens, deutscher Kunst arbeiten; Raum ist genug, daß jeder die Hülle und Fülle zu seiner Arbeit findet, ohne den andern zu quälen, zu beschimpfen und den ruhigen Zuschauer, der genießen, nicht aber im thörichten Kampfe mitstreiten will, zu zwingen, sich mit Widerwillen von einem Kampfplatz abzuwenden, der nicht mehr der Sache, der meist einer verwerflichen Persönlichkeit geweiht war.

Wir glaubten, diese Bemerkung hier nicht unterdrücken zu dürfen, da wir im Gegensatze hier über die Kunst des Mittelalters und deren Betrachtung und erneute Kenntniße zu sprechen haben, ein Feld, auf dem auch die mannichfachst verschiedenen Ansichten herrschen, wie nicht anders möglich, aber auf dem, Gott sey Dank! noch immer ein freundlicher, die Sache selbst im Auge habender Ton geherrscht hat. Möge er nie, nie, der Verderbniß anheimfallen, welche die andere Seite der Erkenntniß deutscher Vorzeit schmähte und schwächte.

Erfreulich ist es zu sehen, daß die Betrachtung und Entwicklung der altdeutschen Kunst nicht in den Händen einiger wenigen blieb, sondern daß der Kreis der Betrachter sich immer mehr vergrößerte, ja, daß Männer hinzutraten, die wohl früherhin mit nicht ganz günstigem Auge die Gebilde des Mittelalters betrachteten, wie es auch wohl von dem würdigen Herausgeber des vorliegenden Buches verlauten wollte; was auch bey Männern,

Digitized by Google

die blos in Erkenntniß griechischer Vorzeit aufgewachsen, nicht zu verwundern war. So bewillkommnen wir denn auch dieses Werk, wie jede Beschreibung der Alterthümer einzelner Städte, denn aus solchen genauen einzelnen Schilderungen, mit Abbildungen geschmückt, kann erst nach und nach eine Gesammtgeschichte altdeutscher Kunst erwachsen.

Das Werk fängt mit einem geschichtlichen Theile an, über den wir, als dem Zwecke dieser Blätter nicht entsprechend, nur wenig sagen können. Nach einer Einleitung, welche von der ältesten Geschichte Wittenbergs kurz handelt, kommen die Verfasser (denn es sind wohl mehrere Verfasser anzunehmen) auf Dr. Martin Luther. Hier müssen wir gleich (S. 11) einen Fehler rügen. Es war nicht der Martinstag, an welchem Luther geboren wurde, sondern der Tag Landolph, oder der Martins Abend (der Vorabend des Martin Tages, eine sehr gewöhnliche Bezeichnung wichtiger Fest- und Heiligen-Tage in der katholischen Kirche); deßhalb, oder weil er am Martinstage getauft ward, erhielt er den Namen des im Mittelalter so beliebten und berühmten Heiligen, und der evangelische Kalender nahm Martin Luthers Namen auf den zehnten November an. — Das Leben ist kurz, anziehend und mit vielen der wichtigsten Stellen aus Luthers Werken durchwoben, geschrieben. Wir wünschten wohl, daß es Jemand unternähme, auf diese Weise, nur erweitert und immer auf Luthers eigene Worte gestüzt, das Leben des großen Reformators zu schreiben und, wohlfeil, als Volksbuch zu vertheilen, das wäre besser, als so manche nichts bedeutende Traktätlein, die von evangelischen Vereinen verbreitet werden. Die dritte Abtheilung betrifft: Friedrich III., den Weisen; die vierte: Johann den Beständigen.

Auch die Nachträge zum geschichtlichen Theil enthalten viel Lesenswerthes, Wichtiges und Erfreuliches. Es finden sich darin: 1. Ueber die Stiftung und erste Einrichtung der Universität. 2. M. Philipp Melanchthon, Professor der griechischen Sprache in Wittenberg. 3. Johann Bugenhagen, genannt Pomeranus, Dr. und Prof. der Theologie, Pastor der Stadtpfarrkirche in Wittenberg, erster Generalsuperintendent des Kurkreises.

Daran schließen sich noch Beylagen zum geschichtlichen Theil. 1. Geleitsbrief Herzog Georgs für Luther auf seiner Reise nach Worms. 2. Aus Albrecht Dürers Tagebuche, das er auf einer Reise nach den Niederlanden schrieb (als er erfahren, daß Luther, auf der Reise von Worms nach Wittenberg verschwunden, auf die Wartburg gebracht worden war). 3. Aus dem Tagebuche eines Studenten der Theologie, Namens Keßler, aus der Schweiz, zu Luthers Zeit. (Wie Doktor Martinus Luther mir, Johannes Keßler, auf der Reise nach Wittenberg begegnet). Eine äußerst anmuthige Erzählung, wie Luther, als er seinen heimlichen Aufenthalt auf der Wartburg verlassen, und nach Wittenberg zurückkehrt, dem Keßler mit seinen Gefährten unerkannt begegnete. Zulezt 4. Lehrer Verzeichniß (Rotulus doctorum) der Universität Wittenberg vom Jahre 1507.

Wir kommen nun zu dem uns wichtigen eigentlichen Haupttheil des ganzen Buches, dem kunstgeschichtlichen, bey dem wir länger verweilen müssen. A. Denkmäler der Baukunst. Sturm und Drang kriegerischer Zeiten haben, besonders in einer Festung, wie Wittenberg war, zu viel zerstört und vernichtet, als daß wir, in den Bauwerken, die Spuren der Erbauungszeit noch unverlezt erblicken sollten und so bemerkt schon der Verfasser, daß sich an Bildwerken, in Stein und Farben, weit mehr aus älteren Zeiten erhalten hat, als an Gebäuden. Der Betrachtung würdig sind nur: Schloßkirche, Stadtkirche und Luthers Wohnung.

Das Schloß. Erbaut zwischen 1490—1499, wurde es mit zwey runden Thürmen versehen, die einst mit altdeutschem Bauschmuck, in darauf stehenden Spitzen, geschmückt waren. Diese Zierde ist schon 1546 abgetragen worden und jezt gewähren beyde Thürme, wie auch die Titelvignette dieses Werkes belehrt, keinen besonders wohlgefälligen Anblick, indem sie blos festungsmäßig und plump aussehen, so daß man ihnen gar keine zum Deutung zu geben vermag. Daß das Schloß in älterer Zeit schon (man sezt das erste dortige Gebäude um 1188, wenigstens gewiß um 1227) eine Kapelle gehabt, ist unbezweifelt; denn eine solche konnte an einem Schlosse nicht fehlen, aber sie war nichts weiter als fürstliche Betkapelle. Das blieb auch, allem Anscheine nach, die 1353 erneuerte und schon 1361 vergrößerte Kapelle. Das jetzige Gebäude begann Churfürst Friedrich der Weise im Jahre 1493 und beendete es im Jahre 1499. Die Länge beträgt 14 rheinländische Ruthen 4 Fuß 8 Zoll, die Breite 3 Ruthen 4 Fuß 8 Zoll und die Höhe 4 Ruthen 4 Fuß 2 Zoll, woraus zu ersehen, daß diese Kirche nur ein kleines Gebäude, nicht für eine große Gemeinde bestimmt, ist; wie denn dieselbe auch nur ein Schiff ohne Pfeiler hat. Aus Werkstücken erbaut, ist doch, durch mannichfache Zerstörungen der Kugeln und des Feuers, nichts von dem geringen Bauschmuck, der einst daran war, alten Nachrichten zufolge, geblieben, und selbst die Thüre gegen Mitternacht zeigt nur zur Seite ein Paar kurz gestauchte gedrehte Säulen. Aber geschichtlich merkwürdig wird diese Stätte immer bleiben und daher verdiente sie vor allem eine Abbildung in diesem Werke: denn an die Flügel dieser Pforte ließ Luther am 31. Oktober 1517 die Thesen anheften, welche der Welt eine neue Gestaltung gaben, welche die größere Gesittung und eine gerettete Freyheit für Millionen Menschen in und außer Europa gründeten.

Digitized by Google

Beraubt vieler Kunstwerke, die einst in ihr waren, worunter drey Gemälde von Albrecht Dürer, einige von Kranach dem älteren, andere von ungenannten Meistern, blieben doch noch ein Paar bedeutende Stücke zurück, die Erz- und Steinbilder der beyden Churfürsten, der Schützer und Begründer der Kirchenbesserung, Friedrich und Johann, von denen wir weiter unten, der Einrichtung des Werkes (die in dieser Hinsicht nicht bequem und günstig ist) folgend, sprechen werden.

Einfache, in die Erde gesenkte, mit einer bretternen Tafel bedeckte, in Metall gegossene Grabstein-Tafeln decken die Grabstätte Luthers und Melanchthons und keiner wird wohl so leicht ungerührt und unergriffen bleiben, wenn er zwischen den Grabstätten, den zerfallenen Hüllen, des feurigen und des sanften Reformators steht.

Die Stadtkirche und die daneben befindliche Kapelle. Die Kirche war der heil. Maria geweiht, wohin noch ein an der Abendseite derselben befindliches, ziemlich gearbeitetes Marienbild in Stein (Nr. 2.) zu deuten scheint, welches indessen doch auch ganz unabhängig von der Weihe, nur einem andern Denkmal zugehören kann. Die Bauzeit ist wieder unbekannt; in früher Zeit stand gewiß schon eine Kirche dort, aber die heutige (die überdieß auch mannichfache Verbesserungen erfuhr) rührt gewiß erst aus dem 14ten Jahrhundert her. Auch hier ist der Morgentheil wohl der älteste und ursprünglichste; die Abendseite mit den Thürmen ward erst im 15ten Jahrhundert erbaut, wobey indessen an der Kirche selbst manch altes Bildwerk wieder angewendet ward.

Die Eingangsthüren haben Verzierungen, die sinnreich und geschmackvoll angeordnet sind. Der Eingang gegen Abend (Abb. 1.) ist der Haupteingang, mit Bildwerk in dem obern Felde unter der Gährung der Bogen geziert, die Seiten aber ganz einfach, Stäbe in Höhlungen liegend. Maria, mit daneben stehenden zwey Heiligen und zwey betend knieenden Personen, deutet hier bestimmt die Schutzheilige der Kirche an und darunter sind noch fünf andere Heilige, unter denen Barbara, die alle in näherer Beziehung zur Weihe der Kirche gestanden haben mögen. Die Arbeit gehört wohl dem 15ten Jahrhundert zu. Die darüber befindliche Fensterrose ist nicht ohne Werth.

Der südliche Eingang (Abb. 3.) ist eigenthümlich gestaltet, eine Doppelpforte, mit einem Steinpfeiler in der Mitte, oben mit geraden Sturzen und darüber stehenden Eselsrücken, mit einfach verzierten Pfeilern an der Seite und entfernt von aller Ausschmückung mit menschlichen Gestalten. Die Pforte gegen Norden zeigt den gewöhnlichen einfachen Spitzbogen (Abb. 4.), darüber an der Wand scheinbar Durchbrochenes, mit den Bildsäulen Peters und Pauls, deren Kragsteine spielende Engel bilden. Eigenthümliche Kragsteine, auf gekrönten Häuptern stehend, sind noch in der Mitte und zeigen wohl auf kleine, verloren gegangene Bildsäulen (etwa eine Krönung der Maria, wozu die spielenden Engel passen würden) hin. — Wir würden es nicht unpassend gefunden haben, wenn das S. 90 angegebene Grabdenkmal des jüngern Kranach, das für die Zeit seiner Verfertigung nicht unbedeutsam ist, in diesem Werke in Abbildung mitgetheilt worden wäre, wenn es auch, streng genommen, nicht hieher gehört. Noch wünschenswerther wäre es gewesen, eine Zeichnung der oben am Dache angebrachten Bären oder Satyrgestalten zu besitzen, die, als noch unausgedeutet, angegeben werden.

(Die Fortsetzung folgt.)

Paris, den 23. März.

Unter dem 5ten März schrieb man folgende interessante Nachrichten an die Herausgeber der französischen Zeitschrift, le Globe. *) Sie werden auch in Deutschland Theilnahme erregen, denn David, wie man auch über ihn urtheilen mag, hat die bedeutendste Rolle unter den Künstlern seiner Zeit gespielt. Seit seinem Tod sind schon verschiedene Schriften über ihn erschienen; ohne Zweifel wird vieles Merkwürdige über ihn geschrieben werden; ich behalte mir vor, die Leser des Kunstblatts mit den Aufsätzen bekannt zu machen, die mir den Mann am treffendsten zu characterisiren scheinen.

„Die Niederländer, sagt der Verfasser des erwähnten Schreibens, waren stolz in ihrer Mitte den ersten Maler seines Jahrhunderts zu sehen, und haben ihm tausend Beweise ihrer Bewunderung gegeben. Als er krank wurde, besuchte ihn der Prinz von Oranien; wenn der König, der wie ein Privatmann sich unter sein Volk mischt, ihn auf dem Spaziergang begegnete, so grüßte er ihn mit herablassender Freundlichkeit und richtete schmeichelhafte Fragen an ihn. Die Stadt Gent überreichte ihm eine Münze, die sie ihm zu Ehren hatte prägen lassen. Das Leichenbegängniß, das ihm in der Pfarrkirche der heiligen Gudula gehalten wurde, zeugt von den Gefühlen, welche die Stadt Brüssel gegen den berühmten Verbannten hegte, und von der Aufklärung und Mäßigung, mit der sich unsere Regierung sowohl als die meisten Mitglieder der Geistlichkeit benommen. Der Cultus zeigte sich da in seiner ganzen Pracht. In der Mitte des schwarz behangenen und mit unzähligen Ker-

*) Dieses Journal gibt den besten Aufschluß, über die Richtung, welche die Literatur und die Kunst in neuern Zeiten in Frankreich genommen haben; es ist deßwegen sehr zu empfehlen.

Digitized by Google

zen beleuchteten Chors stand der Sarg, der den einbalsamirten Leichnam enthielt. Darauf hatte man Davids Pinsel und Palette, seine Uniform als Mitglied des Instituts und sein Ehrenkreuz gelegt; die ersten Künstler des Theaters und der Stadt vermehrten noch den Glanz dieser Feyerlichkeit, und die Kirche konnte kaum die hereinströmende Menge in sich fassen. Man bemerkte unter den Gegenwärtigen die angesehensten Beamten, Künstler, Gelehrte; Deputationen von Gent, Brügge und andern Städten; die berühmtesten von den übrigen französischen Verbannten, Sieyes, Merlin, Ramel u. s. w. und die Commissarien, denen die Subscription zur Besorgung des Leichenbegängnisses und des Monuments anvertraut worden ist, das man ihm zu errichten gedenkt.

David starb den 29. December 1825 des Morgens ein Viertel nach eilf Uhr. Am 19ten war er im Schauspielhause gewesen, wo man den Tartuffe gab, und war bis an das Ende des Stücks geblieben. Diese Unvorsichtigkeit kostete ihn das Leben; von jenem Augenblicke wurde er kränker und delirirte beynahe fortwährend; demungeachtet bezog sich alles, was er sagte, ja sogar seine Bewegungen auf seine Kunst. Einer seiner Schüler und jezt einer unserer ersten Maler besuchte ihn zwey Tage vor seinem Tod und erhielt von ihm Rath und Belehrung über ein Gemälde, an welchem er eben arbeitete. Die Wärme, mit der er sich auszudrücken suchte, schwächte ihn bald, und als er nicht mehr sprechen konnte, fuhr er noch fort, die Stellungen, die er im Gemälde beobachtet wünschte, mit seinen eigenen Bewegungen anzudeuten. Den Tag darauf brachte man ihm den Kupferstich, den Laugier nach seinem Leonidas ausgeführt hat. Der Anblick dieses Bildes weckte ihn aus dem todtenähnlichen Schlummer, in den er versunken war. „Gut, sagte er, nur legt mir das Blatt näher vor die Augen, denn sie werden sehr schwach"; dann betrachtete er es, ließ es vor sich an die Wand hängen und begehrte, daß man seinen Stuhl davor hinrolle. Darauf nahm er die wenigen Kräfte, die ihm noch blieben, zusammen, und deutete mit seinem Stock auf diejenigen Theile der Arbeit, die ihm noch mangelhaft schienen. Unmerklich lebte er wieder auf; seine Bemerkungen waren wichtig und voll Künstgefühls; in seiner Rede bemerkte man noch einige jener lebhaften und malerischen Wendungen, welche die Natur allen großen Männern eingibt, wenn sie von ihrer Kunst sprechen. Er verlangte einen Stift, um einige Figuren zu berichtigen, an welchen der Künstler die Gradation des Lichtes nicht genug fühlbar gemacht hatte. Man bat ihn, davon abzulassen, und der Ruhe zu pflegen. Er gab endlich den dringenden Bitten seiner Kinder und Freunde nach, und von jenem Augenblick an sprach er nicht wieder.

Einige Personen behaupten, seine lezten Augenblicke seyen durch schreckhafte Visionen gestört worden; bisweilen sey es ihm gewesen, als befände er sich auf einem Blutgerüste, oder als wäre er von Menschen umgeben, die ihn verfluchten. Diesen absurden Erdichtungen wird von allen widersprochen, die ihn in seinen lezten Augenblicken umgaben. Seine Visionen waren im Gegentheil alle heiter und angenehm.

Bey ihm war seit langer Zeit schon der politische Parteygänger dem Künstler gewichen.

Hier geht der Verfasser zu einigen Bemerkungen über Davids Charakter über, die der Kunst fremd sind. Er scheint sein Freund gewesen zu seyn, und sucht so viel als möglich den Vorwurf eines blutigen Demagogismus von ihm abzuwälzen. Zum Schlusse theilt er den Brief mit, den die Commission zur Sammlung von Beyträgen, die zur Errichtung eines Denkmals bestimmt sind, an alle Schriftsteller und Gelehrte richtet, die, wie er sich ausdrückt, sich für die Kunst interessiren und sich selbst durch das Andenken an einen Mann ehren wollen, der so viel zu ihrem Glanz und Fortgang beygetragen hat. Die Unterzeichneten sind: der Ritter Odewaere, J. J. Navez, M. Stapleaux, H. Van Assche, Van Geel, de Potter, J. A. Thomas der Sohn.

Man kann beynahe mit Gewißheit voraussagen, daß die französische Regierung es bereuen wird, einem sträflichen Rachgefühl nachgebend, einen ihrer merkwürdigsten Männer, auch noch nach dem Tode verfolgt zu haben. Sie verdiente, daß eine Zauberruthe ihr auch die Meisterwerke entführte, mit denen sie ihre Museen schmückt, und die noch lange als ein Denkmal seines Verdienstes und des Undankes gegen ihn dahängen werden.

Neue Kupferstiche.

Eine Madonna mit dem Kinde nach Raphael, gestochen von R. Morghen. Fol. 8 fl.

Es ist Anmuth in diesem Madonnengesicht, aber auch etwas Dissonirendes in den Theilen. Der Kopf könnte überhaupt genauer modellirt und das Kind weniger pausbackig seyn. Sonst liegt eine schöne Intention in dem Bilde, viel Zartes und Gemüthliches. Morghens Stich hat auch hier wieder etwas Trockenes und Kaltes.

Uebrigens gibt dieses Blatt einen neuen, erfreulichen Beweis, daß die italienischen Kupferstecher sich noch immer an die alten tüchtigen Meister halten, der Kunst und gewiß auch sich selbst zum Vortheile.

—ber.

by Google

Nr. 41.

Kunst-Blatt.

Montag, den 22. Mai 1826.

Kunstgeschichte.

Wittenbergs Denkmäler der Bildnerey, Baukunst und Malerey, mit historischen und artistischen Erläuterungen, herausgegeben von Johann Gottfried Schadow, Direktor der königlichen Akademie der Künste zu Berlin. Mitglied der Kunstakademie zu Stockholm, Kopenhagen, Wien, München und zu Rom. Ritter des rothen Adlerordens dritter Klasse. Wittenberg, in der Zimmermannischen Buchhandlung. 1825. VIII und 141 S. Mit 29 Kupferplatten und Steindrucken.

(Fortsetzung.)

Luthers Wohnung im Augustiner-Kloster und das Augusteum. Die Thüre an dem ehemaligen Refektorium oder Remter, unter Luthers Stube, ist ein eigenthümlich gearbeitetes Werk, welches dem 16ten Jahrhundert gewiß angehört und für welches das Jahr 1540 keinesweges zu spät ist, indem man gerade um jene Zeit solche Darstellungen von Baumästen und Baumzweigen liebte, indem schon damals der Wahn, beym Mißverständniß der altdeutschen Baukunst, aufgekommen war, es hinge dieselbe mit einer zu groben Nachahmung der Naturgegenstände des Pflanzenreichs zusammen. Ja es wird noch klarer, daß die Jahreszahl 1540 unstreitig die richtige ist, wenn man das an dieser Thür befindliche Brustbild (s. die Abbild. 5. des Werkes) betrachtet, worüber der Verfasser des vorliegenden Werkes nicht ein Wort sagt, so wichtig es auch ist. Das Klostergebäude, wie es war und stand, schenkte nämlich im Jahre 1526 Churfürst Johann der Beständige an Luther, und das in Stein gehauene Bildniß, über welchem aetatis suae 57 steht, ist kein anderes, soll wenigstens kein anderes vorstellen, als das des Doktor Luther; denn wenn man zu seinem Geburtsjahr 1483 die Zahl des Alters 57 hinzuzählt, so kommt gerade die oben, über der Thür stehende Zahl 1540 heraus. Bey unserer Anwesenheit in Wittenberg war uns zwar dieses Bildniß gleich sehr auffallend, aber wir kommen erst jezt auf diese Auslegung und wünschten nun wohl zu wissen: welche Auslegung in Wittenberg selbst diesem Brustbilde gegeben wird. Ein eigenes Gefühl wird wohl einen jeden ergreifen, der Luthers Stube, eher einer geräumigen Zelle vergleichbar, betritt, einschreitend gleichsam in das häusliche Walten des berühmten Mannes. Wie vielfältig sie besucht wird, bezeugen die dicken Bände, worin die Namen der Fremden eingeschrieben, worin manch hohes Haupt, manch Deutschland und der Auswelt theurer Name enthalten ist, aber wir können nicht unbemerkt lassen, daß wir ein säubereres, reinlicheres Ansehen erhalten wünschten, daß nicht Staub und Schmutz Tische, Wände und Boden bedeckten, und das alte Gerümpel, (dieß sind die zum Theil schlechten großen Gemälde), daraus entfernt würde. Das alterthümliche Ansehen kann neben dem erhaltener Sauberkeit und Reinlichkeit, immer bestehen und ein Ort, den in jedem Augenblick ein hohes oder gefeyertes Haupt betreten kann, muß, eines solchen Besuches in jedem Theile würdig, auch immer erhalten werden.

B. Denkmäler der Malerey.

Die zehn Gebote von Lukas Kranach dem Vater auf dem Rathhause. Der Eingang zur Betrachtung dieser Bilder ist schief aufgefaßt und gänzlich falsch; denn die Darstellung der 10 Gebote läßt sich keinesweges als ein Weltlichwerden der Kunst ansehen. Die großen Versammlungsorte der Räthe der Stadt wurden keinesweges als weltliche Orte betrachtet, sondern vielmehr lag in ihrer Bestimmung etwas Würdiges, Hohes und dadurch gleichsam auch Heiliges, weßhalb wir oftmals alte Rathssäle finden, bey welchen in einem Erker, in einer Blende, oder sonst wo ein Altar angebracht war, an dem, vor Beginn der weltlichen Sitzungen und um diese zu heiligen, zu kräftigen, zu schützen, das Meßopfer vollzogen ward. So zum Beyspiel in Breslau. Solche Räume gewannen dann auch oft eine Verzierung, welche entweder geradezu dem christlichen Bekenntniß ent-

Digitized by Google

sprach, oder weltliche und geistliche Ansichten vereinigte, wie dieß die zehn Gebote thaten, die wir eben so oft in mehreren alten Kirchen abgebildet fanden, und noch zum Theil finden.

Die Darstellung der zehn Gebote bleibt sich auf allen solchen Bildern meist gleich; man möchte sie, in Rücksicht auf die ähnlich gedachten Todtentänze: Teufelstänze nennen, indem immer, dem Frommen, Guten und Wackern gegenüber (dem auf einigen dieser Bilder auch ein Engel zur Seite steht), der (von dem ihm nahe verbundenen Teufel) verführte Unglückliche steht. Den gewaffneten Mann, der immer der Uebelthäter ist, hätte der Verf. besser und zeitgemäßer statt Kriegesmann: Landsknecht nennen sollen; denn diese Landsknechte waren es, welche das vierzehnte, fünfzehnte und sechszehnte Jahrhundert im Renner, beym Hans Sachs und in andern Dichtungen, als die furchtbarste, gottverlassenste, verachtungswürdigste Rotte schildert, wogegen ein ordentlicher tüchtiger Kriegsmann und Ritter, ein wackerer, seine Stadt vertheidigender Bürger, immer in Ehren gehalten ward.

Daß Lukas Kranach seinen Namen dem Täfelchen des falschen Zeugen aufschrieb, oder vielmehr der Urkunde, die derselben durch seinen Eid verfälschen will, kann nicht auffallen; indem die Maler nur immer einen bequemen Platz suchten, auf dem wohl ihr Name, oder ihr Namenszeichen stehen konnte, unbekümmert um den weitern Zusammenhang. So steht ja auch das sächsische Wappen auf diesem Bilde in nicht sonderlich ehrlicher Gesellschaft; die Churschwerter auf: du sollt nicht stehlen, der Rautenkranz auf: du sollt keines andern Gut begehren. Die jetzige, alles polizeyende Zeit könnte dieß freylich sehr übel nehmen; dafür steht aber auch wieder sehr sinnig der Regenbogen der Gnade, welcher über das ganze Bild geht, auf den beyden fürstlichen Wappen, als Ausfluß fürstlicher Gunst. In Hinsicht der Perspektive haben diese Bilder überaus viel Rohes und Ungenügendes aufzuweisen, mehr, als man glauben sollte, wenn man einzelne Figuren von Lukas Kranach dagegen hält, die, im Vergleich mit diesen, mit unglaublicher Zartheit und Richtigkeit gearbeitet sind. Den unbegreiflich gewendeten Fuß des Diebes auf dem Bilde: du sollst nicht stehlen, bemerkt schon der Verf., aber auch auf dem lezten Bilde faßt man nicht, wie die Hand des ganz im Hintergrunde Sitzenden die Schulter des Vornestehenden berühren kann. In Kranachs Kunstleben sind dadurch noch unendliche Dunkelheiten, wie ein und derselbe Meister so höchst verschieden malen konnte. Taf. 8. gibt eine Abbildung dieser Gebote.

Auf der neunten Tafel erscheinen vier Bildnisse Luthers und eines von Melanchthon. Kranach des Vaters Bilder von Luther haben sich den Glauben der größten Richtigkeit erworben, sie waren die Vorbilder für die damalige Zeit und sind es bis auf den heutigen Tag geblieben, wie sie es auch verdienen, da bey höchst wahrscheinlicher großer Aehnlichkeit, sie auch in Darstellung und Wendung des Gesichts so viel Ehrenfestes, Tüchtiges zeigen, als dieser würdige Glaubensheld gewiß in seinen Zügen deutlich ausgeprägt zeigte. Die Wittenberger und Weimaraner Bilder als die Hauptbilder anzunehmen, ist nicht unrecht, doch finden sich auch einige andere, die eine Berücksichtigung wohl verdienen, z. B. das Kranachsche kleine Brustbild Luthers in der Elisabetkirchen, Sakristey zu Breslau.

Die hier folgenden Gemälde sind hinter dem Hochaltar der Stadtkirche, zweckmäßig und gut aufgestellt.

Christus am Kreuze. (Taf. 9.) Das Bild ist vom jüngeren Kranach und nicht ohne Verdienste, indem einzelnes tüchtig und brav ausgeführt ist. Es ist ein Denkmal des Professors Cratton, worauf er selbst, seine Frau und sieben Kinder dargestellt. In der Auslegung waltet ein Mißverständniß vor. Die beyden Knaben in weißen Hemdchen und einer Art Ordenstrachten wie der Verf. glaubt, und sie deßhalb für Oblati, einem geistlichen Orden geweiht, hält, was für jene Zeit gar nicht mehr paßte, wie der Verf. auch selbst bemerkt, sind damals schon verstorbene Kinder, der vorn stehende, vielleicht als sechs- oder achtjähriger Knabe, der hinter dem Wappen halb versteckte, ist der siebente, mit welchem Sara Cratton im Wochenbette starb (Septimus ille labor Lucinae sustulit aegram) und der ihr gewiß gleich folgte oder schon todt zur Welt kam. Es sind Sterbehemdchen, womit sie bekleidet (vielleicht ist der kleinste auch ganz nackt und wir erinnern uns nicht mehr deutlich genug an diesen Nebenumstand).

Die Anbetung der Hirten. (Taf. 10.) Dieß Bild vom Jahre 1564 ist von Kranach dem jüngern und besonders in den Bildnissen der beyden Weihenden des Gemäldes, Mann und Frau, tüchtig gemalt. Daß Maria keinen Heiligenschein hat, zeigt noch nicht an, daß sie auch ein Bildniß sey, vielmehr erscheint Maria sehr häufig ohne einen Heiligenschein. Siehe z. B. einen Kupferstich von Albrecht Dürer (von Wierix 1566 nachgestochen), bey dem auch sogar das Christkind ohne Heiligenschein. So deßgleichen auf einem Kupferstich von demselben v. J. 1511; deßgleichen auf dem einen Bilde zur Passion gehörig, vom Jahre 1508; dann 1518 wo Maria von Engeln gekrönt wird (wobey nicht etwa die Krone den Heiligenschein vertritt, sondern er wirklich ganz fehlt, indem ein anderer Kupferstich Dürer's vom 1520 Heiligenschein und Krönung verbindet). Es an nie-

len andern Orten, z. B. auch in der kleinen Passion von Dürer, worin Maria nie einen Heiligenschein hat.

Des Apostel Pauli Bekehrung. (Taf. 11.). Es wird für das lezte Werk Lukas Kranach des Jüngern gehalten, im Jahre 1586, und gehört nicht mit zu den vorzüglichsten des Meisters. Nicht allein die Paulus umgebenden Personen scheinen Bildnisse, sondern auch Paulus selbst möchte wohl ein solches seyn. Ueber die Auslegung der vorne befindlichen Personen ist man zweifelhaft.

Es ist zu bedauern, daß Hr. Schadow nicht auch noch das dort befindliche Bild: die Darstellung Christi im Tempel, mit zeichnen ließ; denn, wenn es auch gewiß kein Werk der Kranache ist, so ist doch die Darstellung des Architektonischen und die Perspektive so vorzüglich darin, daß es wohl die Auszeichnung der Nachbildung verdient hätte, um so mehr, da wohl immer zu wünschen ist, alles, was an einem einzelnen Orte merkwürdig ist, sogleich und auf einmal zu erhalten.

Der Weinberg des Herrn. (Taf. 12.). Wenn die Darstellung zweyer Weinberge, von denen der eine verwüstet, der andere aber mit Sorgfalt hergestellt, gereiniget und gebessert wird, ganz eigentlich der Zeit der Kirchenverbesserung angehört, so tritt doch die zum Grunde liegende Ansicht, daß Christus der Weinstock (das Christenthum also einem Weingarten vergleichbar) sey, in die Urzeit des Christenthumes zurück, wie dieß Münter in seinem vorzüglichen Werke über die Sinnbilder der alten Christen Heft I. ausführlich bewiesen hat. Hier ist die Zusammensetzung äußerst reich, so wie besonders auch die Seite, welche die Reinigung des Weinberges und seine Besserung, durch Bildnisse der Hauptreformatoren und geschickte Vertheilung derselben in den verschiedenen Arbeiten, sinnreich genannt werden kann. (In der Beschreibung thut der Verf. doch wohl den Mönchen und Nonnen unrecht, daß sie sich raufen sollen; wir sehen davon keine Spur auf dem Bilde. Alle sind zu eifrig auf Zerstörung bedacht und die Abbildung, in welcher eine Nonne einen Mönch, oder ein Kind? trägt, hat doch wohl andern Sinn). Der Zeichner und nach ihm der Stecher hat bey diesem Blatte einiges nicht deutlich aufgefaßt, was daher falsch und von der Beschreibung abweichend, geworden ist. Paul Eber mit seiner Gattin knieend, hinter ihm vier Söhne stehend, vor ihm zwey Töchter knieend; die übrigen zwey kleinen Mädchen und sechs größeren und kleineren Knaben denken wohl die Enkelkinder des alten Paares an. Das Bild ist von Kranach dem jüngern vom Jahre 1569. Merkwürdig ist noch, zu bemerken, daß ein ähnliches Bild vom Jahre 1582, auch mit Kranachs Zeichen, sich zu Salzwedel befand und hoffentlich noch dort ist.

Das Altarbild theilt sich in vier Abtheilungen. Die Seiten waren einst beweglich und sollen auf ihrer Rückseite die Aufrichtung der Schlange in der Wüste und die Opferung Isaks gezeigt haben. Da diese Altarbilder von Lukas Kranach dem Vater herrühren, verdienen sie eine vollständige Sichtbarmachung, wenn wir auch nicht die Meynung des Verf. theilen, daß sie überhaupt zu seinen gelungensten und besten gehören, indem wir weit Vorzüglicheres von ihm kennen.

Die Taufe. (Taf. 14). Melanchthon verrichtet sie, dessen Bildniß wir also auch zu gleicher Zeit erhalten. Die zahlreiche Versammlung dreht zum Theil die Köpfe von der Taufe ab, gegen den Beschauer, nicht, weil sie müßige Zuschauer sind, sondern weil der Maler überhaupt eine schwierige Stellung der Taufzeugen gewählt hatte und doch nicht lauter Rücken zeigen konnte und wollte. In den Köpfen ist viel Freundliches und Liebliches.

Die Absolution (Taf. 15), vollzogen von Bugenhagen im offenen Beichtstuhl. In jeder Hand einen Schlüssel, legt er den einen sanft auf das Haupt des knieenden, Buße thuenden Rathsherrn, stößt aber mit dem andern strenge den mit gebundenen Händen (also noch nicht von Schuld befreyten) stehenden Kriegesmann von sich. Ernst, Strenge, Kraft, sind bedeutsam in Bugenhagens Gesicht ausgedrückt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Neapel.

Real Museo Borbonico. Fascicolo 5. (Vol. II. fasc. 1.) Napoli. 1825. 4.

Nach einer Frist von anderthalb Jahren ist dem ersten Hefte dieses zur Bekanntmachung sämmtlicher Kunstwerke des königlichen Museums von Neapel bestimmten Werkes ein zweytes nachgefolgt, seiner Ueberschrift nach das fünfte, indem die drey ersten zu vollständigen Berichten über die neuesten Ausgrabungen Pompeji's bestimmten Hefte noch rückständig sind. Anlage und Ausführung dieses Werkes haben wir früher (Kunstbl. 1824. St. 66) mit Mehrerem bezeichnet, daher wir uns gegenwärtig nur auf eine Inhaltsanzeige der im vorliegenden Hefte enthaltenen Gegenstände beschränken. Es sind folgende:

Digitized by Google

Gemälde neuerer Künstler.

Tav. 1. Vermählung der heiligen Catharina von Correggio.

2. Christi Kreuzigung von Bernardino Gatti, il Soiano.

3. Die Geliebte des Parmigianino, von ihm selbst gemalt.

Erzbilder.

4. Tänzerin, die sich das Gewand über der Schulter befestigt, mit Erläuterung über das zugleich zum Ober- und Unterkleid dienliche Gewand aus einem Stück (ξυστίς, tunicopallium).

5. Tänzerin, welche die Zipfel des übergeschlagenen Gewandstücks ausbreitet.

6. Zwey Tänzerinnen, deren rechter Arm in Tanzbewegung erhoben ist. In der Erklärung des Hrn. Finati werden die wenig idealen Züge, der Glaseinsatz der Augen, die verzierten metallenen Stirnkronen (schwerlich πλεκταὶ στεφάναι), der strahlenförmige Kleiderbesatz und sogar die Sandalen der einen zum Beweis angeführt, daß diese sechs aus den Bronzi d'Ercolino T. II. allbekannten Statuen Italischen und zwar, weil die meisten angeführten Besonderheiten in Gori's Museum Etruscum vorkommen, toskanischen Künstlern gehören.

7. Zwey Schauspielerinnen, recitirend.

Marmorwerke.

8. Diana von Portici. Diese berühmte Statue einer schreitenden Diana, deren strenger altgriechischer Styl die jungfräuliche Jägerin mit einer Anmuth gebildet hat, wie kein späteres, ist hier zum erstenmal bekannt gemacht. Der Text fügt außer Winckelmanns Beschreibung die Behauptung hinzu, das Werk gehöre der zweyten Epoche italischer Kunst an.

9. 10. Amor, von einem hochgebäumten Delphin umschlungen: in früheren Werken als Arion bekannt gemacht, auch wohl für den Knaben des Lucriner Sees gehalten, den ein Delphin von Bajä nach Pozzuoli trug (Plin. 9, 8). Die seltsame Verschlingung dieser Gruppe läßt den Erklärer auf einen hinterlistigen Amor (Amore insidioso) rathen.

11. Drey Tempelbrunnen, zwey mit Opferkränzen und Stierschädeln, der dritte durch die Vorstellung einer Weinlese in vortrefflicher griechischer Arbeit berühmt und aus mehreren Abbildungen bekannt.

Antike Gemälde.

12. Wandmalereyen aus dem sogenannten Pantheon von Pompeji, die erste den Aegeus vorstellend, der die Waffen unter einen Fels verbirgt, neben ihm Aethra, die zweyte mit einer sitzenden Leyerspielerin verziert.

Erzgeräth.

13. Kandelaber, 1812 in Pompeji entdeckt und früher von Gargiulo bekannt gemacht; auf der breiten Platte durch einen kleinen Bacchus ausgezeichnet, der auf einem Panther reitet.

Goldschmuck.

14. 1) Eine breite Halskette mit Fröschen an den Enden und mit vorn herabhängendem Strahlenschmuck, gefunden bey S. Agata di Goti. 2) Armband in Schlangenform aus Pompeji, nebst zwey Ringen, einer als Schlange mit zwey Köpfen und silbernen Augen, der andre ebenfalls als Schlange mit hochgebäumtem Kopfe geformt; von zwey andern Ringen ist der eine mit einem Frauenkopfe verziert. 3) Zwey Ohrringe von häufiger Form, neuerdings in Pompeji gefunden. 4) Haarnadel aus Pompeji, oberwärts mit einem bacchisch umgürteten Knaben verziert, der Fledermausflügel an den Schultern hat, in der rechten Hand eine Schaale, in der linken ein schmales cylindrisches Ding aufrecht hält. Letzteres wird für einen Becher erklärt, die Flügel aber auf den Schlaf bezogen, den der Wein erregt. 5) Bulle an ihrer Kette.

Mosaik.

15. Fußboden von schwarzen und weißen Steinen, aus Pompeji, gegenwärtig im zweyten Zimmer der Vasensammlung: in der Mitte eine Medusa, an den Seiten Vasen. Unbedeutend.

Münzen.

16. Ein und zwanzig: Münzen von Bilbilis, Tarraco, Caesarauguſta, Cabellio, Aeſernia, Benevent, Atella, Cales, Capua, (Nr. 17. Herkuleskopf und auf der Rückseite Cerberus) und Kumä (Scylla und ein unbärtiger Kopf mit Pileus, vermuthlich Ulysses.)

Die Erklärungen dieser lezten Tafel rühren von Avellino, die der drey ersten von Hrn. Guglielmo Pepi, die der sämmtlichen übrigen von Hrn. Gio Bat. Finati her: sie sind sämmtlich im Geist der frühern abgefaßt. Die Kupferblätter anlangend, so ist auch gegenwärtig ihre nur hie und da verschönernde Treue und Zierlichkeit zu rühmen, im Ganzen aber zu bedauern, daß auch dieses Heft eines so wichtigen Unternehmens sich mit spärlichen Mittheilungen begnügt: nur drey Platten desselben (Taf. 8. 12. 14.) sind neu und dankenswerth.

G.

Digitized by Google

Nr. 42.

Kunst-Blatt.

Donnerstag, den 25. Mai 1826.

Rom, am 30. April.

Die dießjährige Ausstellung der Werke der Pensionäre der hiesigen französischen Kunstakademie, zieht gewissermaßen die Aufmerksamkeit des hiesigen Publikums mehr auf sich, als in den vorhergehenden Jahren. Was man Zulauf nennt, kann diese Ausstellung nicht haben, da sie zu einer Zeit statt findet, wo gewöhnlich die größere Anzahl von Fremden Rom schon wieder verlassen hat, und die hiesigen Einwohner der auswärtigen Künstler nicht genug achten, um sich in Haufen zu ihren Werken zu drängen. Freylich bliebe noch immer ein ziemlich bedeutendes Publikum über, um den Saal zu füllen: nämlich die ganze Schaar der hier studirenden fremden Artisten. Aber auch diese kommen nicht, theils aus Nationalantipathie, theils aus Dünkel, weil sie glauben, in keiner Hinsicht von den Franzosen etwas lernen zu können. Die hiesigen französischen Künstler (und dieß muß man ihnen zum Lobe nachsagen) sind die einzigen, welche die Werke der Ausländer mit einiger Ausdauer besuchen, sie studiren und, wie es kömmt, loben oder tadeln, im Ganzen ohne Parteylichkeit, je nachdem es ihnen von ihrer Einsicht, so und nicht anders eingegeben wird. Ich bin mehr als einmal ungekannter Ohrenzeuge von ihren Kritiken gewesen und habe jenen stupiden und arroganten Egoismus, durch welchen sich hier so viele junge deutsche Künstler verhaßt machen, mit Vergnügen vermißt. Schon in meinem lezten Schreiben habe ich bemerkt, daß sich dieses Jahr wiederum in der Ausstellung der französischen Akademie die Sculptur vor der Malerey auszeichne. Meines Bedünkens liegt dieser Umstand, der sich in der Geschichte der ganzen französischen Kunstbildung nachweisen läßt, in der Tendenz der Nation zum Formellen, bey gänzlicher Entbehrung des Gemüths. Diese Meynung weiter aus einander zu setzen, halte ich für überflüssig; wer sie zu prüfen vermag, hat sie verstanden, auf die übrigen braucht keine Rücksicht genommen zu werden. Was der Begriff der Form, was Studium, was der Geist der Zweckmäßigkeit, was ein hoher Grad von materieller Routine, junge, noch durch keine Erfahrung gereifte, Männer Gutes schaffen heißen kann, haben die französischen Pensionäre in ihren dießjährigen Malerwerken geleistet: Anordnung, Zeichnung und Colorit sind verdienstlich. Aber eins fehlt, die Lebendigkeit des Ausdrucks. Als wäre ihnen die Abwesenheit desselben recht wohl bekannt, haben sie ihn (und hierin treu der französischen Schule, wie sie sich seit den lezten fünfzig Jahren durch Suble yrad, Valentin und später durch David und seine Schüler ausgebildet hat) durch jenes schneidende perspectivische Helldunkel zu ersetzen gesucht, welches die Gegenstände dermaßen gröblich-wahr verfinnlicht, daß man sie im Ernste mit Händen greifen zu können glaubt, eine materielle Täuschung, welche in den bildenden Künsten eben so verwerflich ist, als in der darstellenden (Schauspielkunst). *) Uebrigens ist in allen diesen Werken die doppelte Statuaristik nicht zu verkennen, einmal die des natürlich angebornen Kunstsinnes, dann die, an den Antiken einstudirte. Lezztere ist der Krebs, welcher hier am Leben der neueren Malerkunst frißt. Ich behaupte, das Studium in Rom, auf dem Fuße, wie es jezt besteht, woraus sich nur ein sinnloses Abdrechseln der Figuren nach den Statuen ergibt, ist der Kunst mehr hinderlich, als förderlich. Ueberhaupt scheint mir: die Natur ist allenthalben zu Hause und diese al-

*) Daß selbst die Italiener nicht frey von diesem Helldunkel geblieben sind, zeigt, unter hundert andern Beyspielen, Pompeo Battoni (1708 — 1787) in seinem, sonst sehr zu schäzenden, Sturze des Magiers Simon, in der Kirche der sieben Engel, bey den Thermen des Diocletian.

Digitized by Google

lein erschafft und bildet hernach den Künstler. Studirt er diese durch eigne Anschauung und die Mechanik unter einem einheimischen Mechaniker oder aus einem der tausend vorhandenen Anweisungen; so kann er zu Hause bleiben und Geld und Zeit sparen. Freylich wird ihm Reisen von großem Nutzen seyn, aber nicht, um sein Schaffen, sondern um sein Urtheil zu bilden. Eine zweyte Eigenthümlichkeit der obgedachten Werke, welche gleichfalls wieder aus der Nationalbildung der Franzosen hervorgeht, ist die große Ueberlegenheit, welche die Landschaft über die Figurenmalerey ausübt. Auf dem Bilde von Bouchet, den Schäfer Phorbas vorstellend, welcher den jungen Oedip findet, befindet sich in vier Abstufungen eine meisterhafte Landschaft. Das Grüne des vorderen Gebüsches, das Falbere der entfernteren Wiese, endlich das Dunkelgelbe der Felsen und ganz im Hintergrunde die Aussicht in eine helle Ferne, wo sich ein Tempel zeigt, beurkundet das Talent des jungen Künstlers auf eine um so vortheilhaftere Weise, als alles die wahre, simple Natur zu seyn scheint, ohne jene Bocksbeutel-Perspective. Die Figur dagegen, obgleich richtig gezeichnet und in sehr natürlichem Fleischkolorite gehalten, ist todt, todt im Körperlichen, wie im Gesichtsausdrucke. Aber das Haar, im besagten Helldunkel gemalt, ist natürlich und schön, daß, wer ein Friseur wäre, es abschneiden möchte, um künstliche Locken daraus zu machen. Man wünscht die Figur hinweg, um die Landschaft desto besser zu genießen. Auch macht sich das ungebürliche Haschen nach dem Nackten (ebenfalls wieder Frucht des Antikenstudiums) widerlich. Das nächstdem sich am meisten auszeichnende Bild ist eine wirkliche Landschaft von Rumond (bereits nach Vollendung der fünf Jahre nach Paris zurückgekehrt), auf welcher, gleichsam als bloße Episode, und in ganz kleinen geklerten Figuren, Marius in den Sümpfen von Minturnä vorgestellt ist. Das Verfehlte einer solchen unnützen, ja störenden Zugabe, welche bey der ersten Anlage vom Director der Akademie billig hätte gerügt werden sollen, fällt von selbst in die Augen. Dagegen ist die Landschaft (meistens nach der Natur, zwischen Rom und Frascati, ungefähr in der Gegend, Roma Vecchia genannt, aufgefaßt), obgleich etwas fahl und bleich gehalten, desto verdienstlicher und zeigt, wie schon gesagt, von der überwiegenden Hinneigung der Franzosen zur Landschaft, welche, ihrer Natur nach, mehr Sculptur seyn kann, als die Figurenmalerey. Ist es nicht von der höchsten, sinnigsten Bedeutung für meine Behauptung, daß die zwey einzigen französischen Maler, welche im Auslande, und besonders in Italien (was mehr sagen will), den Ruf der Klassicität erhalten haben, Poussin und Le Lorrain, Landschaftsmaler gewesen sind? Von den Figuren zeichnet sich eine Bäuerin, welche Wasser am Brunn schöpft, nach dem Leben gemalt, durch Wahrheit aus. Der Maler, der auf dem Puncte steht, nach Paris zurückzukehren, heißt Court. Dagegen ist eine Copie von eben demselben, nach Valentin (einem Franzosen, der in Rom studirt und daselbst früh verstorben ist), den Tod des heil. Processus und Martinianus vorstellend (das Original, jezt auf dem Vaticane, befindet sich in der Peterskirche in Mosaik), eine verfehlte Arbeit. Komme ich jezt zu den Sculpturwerken. Hier kann man nur loben. Vor allen zeichnet sich ein junges Mädchen mit einem Schmetterlinge von Lemaire aus. Wer sieht nicht, daß wenn sich die französische Malerey (wie alle neuere Malerey) zur Sculptur neigt, diese dagegen nach der Malerey strebt. Der Ausdruck im Gesichte des Mädchens ist nicht im Sinne der Antike, denn die Griechen kannten in ihrer wahren Kunstperiode keinen äußerlich strebenden, motivirten Gesichtsausdruck, sondern drückten nur die Einheit einer Idee aus; ausgenommen in den Satyrn und Faunen, wo der Ausdruck jedoch stets nur sinnliches Verlangen war. Diese Statue wäre ein kleines Meisterstück, gliche nicht der runde Rücken einem etwas gekrümmten Fidelbogen. Hat das Modell wirklich einen solchen Rücken gehabt; so mußte ihn der Künstler nüanciren. Nächstdem machen sich ein Amor, auf einem Schwane reitend, (der Name des Künstlers ist mir, im Augenblicke, wo ich dieses schreibe, entfallen; ich will ihn aber in meinem nächsten Briefe nennen) ein Basrelief von Düret, Sappho und Faon, ingleichen, Alexander sitzend und mit dem Ellenbogen auf einen Tisch gestüzt (man sieht nicht recht, ob er schläft, oder was er sonst thut), von Dümont, eine allerliebste Mädchenbüste, nach dem Leben, von eben demselben, und eine sehr gelungene Mannesbüste, ebenfalls nach dem Leben, vom ebengenannten Düret, bemerkbar. Werden die französischen Bildhauer fortfahren, solche Riesenprogresse im Porträtiren zu machen, so dürfte leicht in Frankreich die Mode aufkommen, sich nicht mehr malen, sondern in Stein hauen zu lassen.

S. L. v. Sievers.

Berlin.

Schon seit mehreren Tagen war in dem Atelier des Hrn. Prof. Rauch das so eben vollendete gegossene colossale Standbild Blüchers ausgestellt, das wir in einigen Monden als eine neue Zier der Hauptstadt zwischen dem königlichen Opernhause und dem Palais des Königs zu

Digitized by Google

erblicken hoffen. Es ist eine der gelungensten Arbeiten des verehrten Künstlers. Der Held steht ruhig da, auf dem linken Beine gestützt, die linke Hüfte herausgebogen und wie die rechte Schulter gehoben; der rechte Fuß steht auf einem Kanonenlauf, die rechte Hand ruht auf dem rechten Schenkel, der durch das gehobene Bein gegen den Leib einen stumpfen Winkel bildet; der Mantel, gegen die ganze linke Seite straffer angezogen bis über das Knie herunter, läßt den Gliederbau kräftig hervortreten, dann ist er über die rechte Schulter herübergeworfen; nur bey der rechten Hand, die aus den Falten hervorragt, scheinen diese zu gedrängt, nicht einfach genug; schön dagegen sind die vier Hauptfalten, die sich nach der linken Seite hin in verschiedenen Curven schwingen; dazwischen jedoch schienen sich uns zu viel Querfalten zu brechen. Die ganze Gestalt ist in ein schmales Oval beschrieben, das durch den Mantelwurf, der von der Schulter an der rechten Seite hin wieder herabfällt, bestimmt wird und auf der andern Seite sich an dem gekrümmten Säbel und dem linken Arme hin über das Haupt fortzieht. Wir können nur loben, daß der Künstler ohne allegorische Prosa, wo das Zeichen nie die Person, und die Person nie ihr Zeichen ist, wo beyde immer unvereinigt zu nur gesollter Einheit zusammengezwängt werden, — den Helden in der Kleidung seiner Zeit, doch ohne Verhüllung des Gliederbaus hingestellt und den schönen Mantel darüber hingeworfen hat. Blücher wird nicht dadurch mehr in seinem allgemeinen Wesen dargestellt, daß er einen römischen Rock oder gar ein altdeutsch Bärenfell oder eine Löwenhaut um die Schulter hangen hat, und Carl des Großen Schwert in den Händen schwingt. Der allgemeine Ausdruck ist der des sinnenden, feyernden Helden, der aber doch der Bewegung nicht entbehrt: der vortretende Fuß ruht nicht nur, er scheint vorwärts schreiten zu wollen, das Auge blickt löwenkühn hinaus, und das ist besser als die Löwenhaut, der linke Arm hängt herab, aber kraftvoll, die Hand, die den Säbel hält, scheint ihn in jedem Augenblicke wieder hoch über das Haupt des Feindes schwingen zu können. Jedoch würde eine gediegenere Kräftigkeit die ganze Gestalt noch mehr heben. Der Guß ist vortrefflich gelungen. Besonders zeichnen sich die Hautreliefs, die sich um das Piedestal ziehen, aus: Abschied der Krieger, Marschzüge, Einzug in Paris; voll Mannichfaltigkeit, Lebendigkeit, Schönheit, Lieblichkeit, Kraft der Gestalten, einfach, klar, frisch und lebendig. Der Künstler heißt es, wird uns bald verlassen, um in München sich ein Atelier für die nächste ehrenvolle Arbeit einzurichten.

Hinterlassene Briefe
von
Carl Graß.
(Fortsetzung.)

IX.

Rom, den 22. Januar 1811.

Theurer Meister und Freund!

Dein lezter Brief hat mich innigst erfreut, und wie ich sehe, hat die Stallfütterung guten Fortgang, und es hat sich auch das liebe Vieh eingestellt. Wie's doch in der Welt zugeht. Hier wird viel in die Aviſen eingestellt, wovon einer mit Brillen und Teleskopen nichts entdecken würde: hat man nicht über die Armenverpflegung ein Spektakel gemacht! Nun ist das Aufgraben der Alterthümer wieder in Stockung gerathen, wahrscheinlich weil man gesehen hat, daß durch das Aufgraben die Fundamente mehr dem Zuflusse von Wasser ausgesezt sind. Viele Löcher müssen wieder zugeworfen werden, weil sie zu nichts helfen. So hat man z. B., um das alte Pflaster beym Bogen des Septimius Severus zu finden, sehr tief und zwar der Länge nach gegraben, dadurch ist ein Loch entstanden, das fast so lang ist, als das halbe Campo Vaccino. Warum grub man nicht lieber der Quere nach? Die Säulen vom Jupiter Tonans hat man mit dickem Eisen umklammert; nun sieht man aber, daß der untere Theil stark beschädigt ist, und die Säulen nicht tragen kann, wenn das Erdreich fehlt. Es wird also wohl wieder zugeschüttet werden, aber das Eisenband werden die zwey obern Säulen wohl behalten.

Das Brod ist so klein, daß man mit fünf Paoletti den Tag wahrlich nicht fett wird. Ich weiß gar nicht, wie sich die arme Klasse durchbringen soll, denn der Geldumlauf fehlt.

Rom sieht überhaupt gar nicht erbaulich aus. Auch die Künste müssen zu Grunde gehen. Niemand läßt etwas arbeiten, und aus Noth arbeiten viele — um weniger als den Taglohn. Mehrere Römer, die sonst Zeichner oder Maler waren, sind unter diesen Umständen Kupferstecher geworden. Am liebsten unter den leztern ist mir Filippo Giuntotardi, der die Poussins im Pallast Colonna trefflich radirt herausgibt, 3 Paul das Stück, ungefähr 2 Palmen hoch und 1 Palme breit.

Ich hoffe in diesem Jahr wenigstens die wesentlichsten meiner poetischen Arbeiten zum Druck zu fördern. Der Geist Gottes ist mir wahrhaft günstig gewesen. Von der Frau v. H. weiß man nur, daß es ihr in Wien nicht sehr gefällt und daß sie sich nach Rom zurücksehnt.

Digitized by Google

Von den geistlichen Angelegenheiten ist Alles stille. Heute soll der Vice Gerendo, oder der lezte Beauftragte vom Papst nach Paris abgeführt worden und dort der Cardinal Maury als Bischoff von Paris durch bloße Capitelwahl (nach uralter Sitte) ernannt worden seyn. Hr. v. Degerando ist dort, seit die Consulta aufgelöst ist.

Das sind, theurer Meister! einige im Fluge zusammengeraffte Notizen. Müdigkeit läßt mich nicht weiter. Pallazzuola existirt noch, wie es in der lezten Zeit war. Möchten wir uns dort noch einmal begegnen! Ich fühle deine Treue und dein herzliches Wohlwollen, und habe daher gerne und mit Liebe dieses erste Blatt in diesem Jahr an dich geschrieben. Lebe wohl theurer Meister und Freund. Wenn was interessantes vorfallen sollte, werde ich's melden. Von ganzer Seele dein treuer

Carl Gotthard.

Morgengruß am 23. Januar!

Herrliches Wetter, aber dafür frisch. Ich zeichne die Centauren zu den zwey verlangten Landschaften. Mit meinem Malen bin ich immer noch nicht zufrieden, obwohl es besser geht. Es kommt immer zu viel Farbe zusammen, besonders in den Bäumen, und vielmal verliert sich, was schon besser da war. Mit der Mixtur von Firniß und gekochtem Oel, mit der hier alles malt, habe ich mir mein zweytes großes Bild außer Harmonie gebracht und muß von neuem drein arbeiten. Solches Herzeleid klag' ich dem Meister.

Theurer Meister, ich kann es sagen, daß ich mit rechter Liebe an Euch denke, und ich habe an Eurem Brief große Freude. Die Arbeiten, die ich in diesem Jahre gemacht habe, sollen Euch doch auch einmal erfreuen, besonders die Agnes, die ich in Kurzem wegsenden werde. Der Felsenstein wurde nicht gedruckt, weil ich eine neue Umarbeitung angefangen hatte. Der Geist Gottes ist selten so schön bey mir eingekehrt, wie in diesem Jahr, und doch ging mir, als ich am Neujahrsmorgen Feuer anschlug, das Licht aus. Das machte mich an das Lebenslicht und an das „carpe diem" gedenken. Immer danke ich Gott dafür, wenn ich an Menschen denke oder schreibe, mit denen ich ins Klare gekommen bin. Diesen Trost gebe ich um nichts hin, denn nur in der Liebe, die wahr und innig aus dem Herzen kömmt, ist das Leben. In Zschokke's Schattenspielen (ein neues Journal) stehen zwey Gedichte von mir: Lebensphilosophie, Weihe der Einsamkeit, lezteres ist im December in Pallazzuola geschrieben.

(Die Fortsetzung folgt.)

Neue Steindrücke.

Wir haben einige neue Steindrücke vor uns liegen, ein Album lithographique von Alexander Desenne, ein andres aus der Druckerey von Delpech, beyde auf 1826 (das erste im Preise von 8 fl., das zweyte von 10 fl.) und dann den ersten Heft Abbildungen der badischen Regenten, 6 Col. 1 fl. 30 kr.

Die Franzosen fahren lustig fort, Steine zu bekritzeln und zu beklexen, um damit die Pflastertreter von Paris zu erfreuen. Nehmen wir in dem bey Delpech erschienenen Album das einzige Blatt von Hrn. Vernet aus, welches die Unterschrift hat: Mon Lieutenant c'est un Conscrit, so dürfte das Uebrige in beyden Heften kaum den Werth des Papiers haben, welches hier so unnütz verschwendet worden. Wir müssen wiederholen, was wir bey ähnlicher Veranlassung gesagt, daß der Mißbrauch einer trefflichen Erfindung, der nachgerade alle Grenzen übersteigt, auf den Kunstgeschmack nur verderblich einwirken könne. Haben sich die Leute erst einmal an das Schlechte gewöhnt, so bleibt ihnen kein Sinn mehr für das Bessere. Der junge Künstler vernachlässigt sein Talent, weil er hier einen bequemen und sichern Weg zum leichten Erwerb findet; die guten Kinder, welche täglich etwas Neues sehen und haben wollen, finden ihre volle Befriedigung in den Buden der Steindrucker, und das Geld, das sie sonst weil auf etwas Tüchtiges verwendet hätten, wird zur Förderung des Erbärmlichen weggeworfen.

Diese Bemerkungen wollen wir übrigens keineswegs auf die Abbildungen der badischen Fürsten angewendet wissen, obgleich auch diese Blätter des artistischen Werthes ermangeln. Für ein Volk, das mit rühmlicher Treue an seiner Regentenfamilie hängt, ist eine solche Sammlung ein freundliches Erinnerungsbuch, gesetzt auch, daß die Porträtähnlichkeit etwas problematisch seyn sollte. Außer fünf oder sechs Bildnissen badischer Fürsten und Fürstinnen in der Ambraßer Sammlung dürften die übrigen nach der Natur gezeichneten Bildnisse aus dieser Familie meist kaum über das 17te Jahrhundert hinaufgehen. Da nun aber einmal die Köpfe aus der Phantasie genommen werden mußten, so hätten sie zum Theil etwas edler ausfallen sollen, als, unter andern, dieser Hermann II. Dem Künstler bleibt ja noch immer übrig, sich aus der Geschichte ein Charakterbild zusammenzusetzen.

—her.

Digitized by Google

Nr. 43.

Kunst-Blatt.

Montag, den 29. Mai 1826.

Kunstgeschichte.

Wittenbergs Denkmäler der Bildnerey, Baukunst und Malerey, mit historischen und artistischen Erläuterungen, herausgegeben von Johann Gottfried Schadow, Direktor der königlichen Akademie der Künste zu Berlin. Mitglied der Kunstakademie zu Stockholm, Kopenhagen, Wien, München und zu Rom. Ritter des rothen Adlerordens dritter Klasse. Wittenberg, in der Zimmermannischen Buchhandlung. 1825. VIII und 141 S. Mit 29 Kupferplatten und Steindrucken.

(Fortsetzung.)

Das Abendmahl (Taf. 13). Viel Theilnahmloses, Unbedeutendes waltet auch in diesem Abendmahle ob, wie meist in allen, da, unserer Ansicht nach, Leonardo da Vinci ganz allein die schwierigste Aufgabe der Darstellung trefflich und richtig gelöset hat. Wir können und wollen uns hier nicht, auf die einzelne Darlegung des Bildes einlassen, bemerken aber nur, daß Kranach gewiß dem Bilde einen größeren Reiz gewonnen haben würde, wenn er, der hier genau das dreyzehnte Kapitel des Evangeliums Johannis vor sich gehabt zu haben scheint, den an die Brust Christi gesunkenen Lieblingsjünger mit wehmüthig fragendem und zum Herrn aufgeschlagenen Blicke, nicht mit gesenkten, halb schlummernden Augen abgebildet hätte. Die Theilnahmlosigkeit der meisten Jünger rechtfertigt das Evangelium Johannis nicht, welches uns nur zu sagen scheint, daß die übrigen Jünger die Verhandlung zwischen Christus, Johannes und Judas, wodurch der lezte zum Verräther erklärt ward, nicht verstanden, aber alle hatten die ersten ernsten Worte gehört: Wahrlich, wahrlich, ich sage euch: einer unter euch wird mich verrathen; denn es heißt eben da weiter (Vers 22): da sahen sich die Jünger unter einander an, und ward ihnen bange, von welchem er redete. Ueberflüssig und störend ist der hinzutretende Mundschenk, in dem man Kranachs Sohn, so wie in dem, welchem er den Becher reicht, Kranach den Vater selbst erkennen will. Hier wendet sich die Handlung ganz von dem Hauptgegenstande ab, obgleich wohl zu vermuthen seyn möchte, daß Kranach sich die durch die Kirchenbesserung verstattete Reichung des Kelches darunter dachte, sie bildlich darzustellen suchte; und dann möchte man wohl nicht annehmen, in dem stehenden Manne einen Mundschenken zu finden, sondern sein sittig niedergeschlagener, sinnender Blick würde vielmehr darauf hindeuten, daß ihm von dem am Tische sitzenden Jünger der Kelch gereicht würde, mit jenen erhebenden Worten der Einsetzung. Dann bekäme auch diese ganz bedeutungs- und theilnahmlos abgesonderte Gruppe Bedeutung und lebendigen Zusammenhang mit dem Ganzen.

Die Predigt (Taf. 16). Die seltsamste und wunderlichste Darstellung, die jedem, als solche, wohl gleich auffällt, wozu schon der breite leere Raum, in welchem Christus an seinem Kreuze steht, beyträgt. Auch weiß man nicht, warum die Binde um den Leib Christi nach beyden Seiten so weit hin und luftig flattert. Demungeachtet hat das Bild wieder mannichfache Vorzüge und viel geistreich und geschickt Ausgeführtes. Das Bildniß des predigenden Luthers, die würdige Stellung desselben, die linke Hand fest auf das ewige Evangelium gedrückt, die rechte segnend ausgestreckt und zugleich nach dem Erlöser zeigend; des Heilandes freundlich mildes, ruhiges, zwar betrübtes, aber durch keinen Schmerz verzerrtes Antlitz; endlich die gegenüber sitzende fromme und gläubige Gemeinde, in welcher manch zartes und zierliches Köpfchen erscheint, ja selbst zum Bilde hinausblickt und den Beschauer ansieht, alles dieß versöhnt mit dem wunderlich erscheinenden Gedanken und nicht zu läugnen ist, daß durch die vier Bilder, das, was der Künstler ausdrücken wollte und was der Verf. S. 108 sehr treffend entwickelt hat, passend ausgeführt ist. Wir wollen hier des Verf. eigene Worte zum Schlusse gebrauchen: „Die Aufnahme der Christen in die Kirche ward in der Taufe, in der Absolution durch die Buße und Verge-

Digitized by Google

dung der Sünde die Aufnahme in die selige Gemeinschaft mit dem Erlöser vorgestellt, in dem Abendmahl wurde das erste Vorbild des Zusammenseyns einer christlichen Gemeinde gegeben. Die Jünger aber gehen in alle Welt, der Sohn Gottes kehrt heim zu dem Vater, der Geist allein ist's, der in der Gemeinde gegenwärtig bleibt; sie vernimmt ihn hier durch den Prediger, der aus dem offenbaren Wort Gottes dem gekreuzigten Erlöser predigt."

C. Denkmäler der Bildnerey.

Das bronzene Taufbecken in der Stadtkirche von Hermann Vischer (Taf. A.). Es ist zu bedauern, daß die Abbildung nur die eine Seite dieses zierlichen Werkes liefert, welches wohl noch durch eine zweyte Darstellung hätte anschaulicher gemacht werden sollen; indessen kommt die Beschreibung zu Hülfe. Der innere Raum des Beckens ist rund, der äußere achteckig und an diesem obern Theile stehen acht der Zwölfboten, die übrigen viere stehen auf kurzen Spindelsäulen an den vier Füßen. Die Auslegung der Löwen, als Wappenhalter ganz unten, daß sie „alles Profane von dieser geheiligten Reinigungsanstalt scheinen abschützen (abwehren) zu sollen", ist viel zu gesucht. Schon die älteste christliche Kirche (s. Münter a. a. O. Heft I.) gebrauchte den Löwen, als eine dem Christenthume beliebte Verzierung; als bloßer Schmuck erscheint er an Taufsteinen, Grabdenkmälern u. s. w. in unzählbarer Menge; (das Grab des heil. Sebaldus, das des Herzogs Ernst zu Magdeburg haben ihn mehr als einmal). Kleine Thiergestalten von wilder Art, doch mehr Gebilde der Einbildungskraft, als der Natur nachgeahmt, kriechen auf den innern Verzierungen umher, um auch diesen eine reichere Lebendigkeit, eine größere Fülle des Schmuckes zu geben, den Bauverzierungen an Dächern, Gesimsen, Pfeilerfüßen ähnlich. Der Taufstein ist im Jahre 1457 gegossen von Hermann Vischer (der vielleicht der Vater des berühmten Peter Vischer war). Entweder Druck- oder Lesefehler ist das Ninheg im Texte, indem die am Rande befindlichen Häckchen, die Nirnberg, geschrieben Ni'nde'g, bilden, fehlen. Wenn das Werk auch keineswegs die Arbeiten Peter Vischers erreicht, so ist es doch immer ein sehr tüchtiges Werk und gewiß einer der besten Taufsteine, den Deutschland aufzuweisen hat.

Die bronzenen Bildnisse Friedrich des Weisen und Johann des Beständigen, von Peter und Hermann Vischer, in der Schloßkirche. (Taf. B. C. D.).

Da die Seitenverzierungen, in Wappen und Arabesken, den beyden gleich sind, gibt der Verf. nur das eine Denkmal, das Friedrich des Weisen ganz (B.), dann aber besonders noch, in vergrößertem Maßstabe, die beyden Halbbildsäulen der Churfürsten (C. D.). Verlassen ist in den Verzierungen schon der altdeutsche Bauschmuck. Die Thorhalle, in welcher der Churfürst steht, ist schon nach altrömischer Art geordnet, zum Theil Wandpfeiler, auf denen scharf gekantete und abgeschnittene Gesimse ruhen; die Arabesken sind in der durch Raphael wieder beliebt gewordenen Art: Blumen und Schnörkel, untermischt mit Larven und verdrehten menschlichen Figuren, die schon in Satyrn, Flußgötter und dergleichen übergehen. Auch das Fußgestelle zeigt Thierfiguren, Stiere, in zweigartige Arabesken auslaufend, umgeben von spielenden, lieblichen Kindern. Der Grund, auf dem die Gestalten sich erheben, ein geblümter Teppich, ist vom Kupferstecher nicht angedeutet worden, welches indessen doch immer auf eine leichte, nebelhafte Weise hätte geschehen können. Die Gestalten selbst sind trefflich und großartig gehalten, in Gewandung und Falten reich, ohne Ueberladung, entfernt von dem kleinlichen, geknitterten Faltenwurf der Kleider, dem viele Maler damaliger Zeit noch nicht ganz entsagen konnten. Kraftvoll und stark hält jeder das Churschwert mit beyden Händen und die edele, muthvolle, schöne Gesichtsbildung beyder muß noch jezt einen jeden an die großen und herrlichen Seelen erinnern, die diese ausdrucksvollen Gesichtszüge belebten. Peter Vischer arbeitete das Denkmal Friedrichs wenige Zeit vor seinem Tode, das Denkmal Johanns ist ein Werk seines Sohnes Hermann Vischer, der, dem Vater nachstrebend und von ihm unterrichtet, die Arbeiten des gleichnamigen Großvaters weit hinter sich läßt.

Die knieenden Steinbildnisse der beyden Churfürsten (E. und F.), aus buntem Alabaster und angemalt, haben keine Aehnlichkeit und wenig Kunstwerth, sind auch sicher aus einer uns weit näheren Zeit, aber gewiß ist, daß ihr Anblick selbst in der Kirche einen bedeutenden Eindruck gewährt. Sind es aber nicht vielleicht zwey ganz andere Personen, als Friedrich und Johann? Mir ist dieß sehr wahrscheinlich; denn wie sollte man dazu gekommen seyn, gedoppelte Bildnisse derselben Churfürsten dicht neben einander zu stellen?

Die Bilder des Herzogs Rudolph und seiner Gemahlinnen von Stein (Taf. G. und g.). Es sind Leichensteine der Herzogin Kunigunde und des Herzogs Rudolph und seiner zweyten Gemahlin Agnes. Beyde stehen hinter dem Altare an der Wand eingemauert und einiges darin ist mit vieler Kunst gearbeitet.

Die neun heil. Jungfrauen von Stein, ebendaselbst. Unter dem vorhergehenden Denkmale ist ein schmaler Streif von Sandstein eingemauert, worin die Bilder der neun heil. Jungfrauen. Es ist ein Streifen, der einst entweder außen, an der Mauer, oder innerhalb

über einem Wandschrank, zum Tabernakel dienend, oder zu irgend einem andern Denkmale angewendet war, wenigstens kann er für sich nicht bestanden haben, sondern muß auf irgend etwas bezüglich gewesen seyn. Die Arbeit daran ist ziemlich roh.

Die Krönung der Maria; Metallguß (Taf. J.). Leider hinter dem Altare versteckt ist dieß vorzügliche Gußwerk zu finden, das wohl eine andere Stelle in der Kirche verdiente, wenn gleich jeder, der solche Kunstdenkmäler aufsucht, auch den Platz hinter dem Altare nicht ununtersucht lassen wird. Der Verf. rühmt mit Recht, daß dieß Werk sich mit dem Besten, was in dieser Art zu jener Zeit in Italien gearbeitet worden, messen dürfe. Die Darstellung ist ganz in gewohnter Art, Maria zwischen Christus und Gott und etwas tiefer als beyde knieend, unter der Krone, die beyde schwebend über ihr halten. Unten kniet der Verstorbene, Henning Goden, ein, seiner Zeit, so berühmter Jurist, daß er Monarcha Juris genannt wird. Kein Zeichen darauf verkündet den Meister, aber es ist wohl keinem Zweifel unterworfen, hier ein deutsches Gußwerk zu sehen, was vielleicht aus derselben berühmten Nürnberger Gußwerkstätte hervorging, aus der die beyden großen Tafeln rühren. Auch dieses ist, wie jene, als Hochbild behandelt. Es verdiente nicht blos die Zeichnung, sondern sogar eine Abformung, wenn es nämlich möglich ist, ohne daß das Ganze leidet, den dicken, darauf befindlichen Firnißanstrich sauber abzulösen, um so die feinern Arbeiten der Formung in alter Reinheit zu erhalten.

Leichenstein der Catharina von Bora in der Pfarrkirche zu Torgau (Taf. K.). Ein Kunstwerk ist dieser Stein keineswegs, auch möchten wir nicht für so gewiß halten, daß wir hier ein „wahres Bild" von der freundlichen, züchtigen und wie Erasmus urtheilt, schönen Hausfrau Luthers haben, wenn auch gleich das Alter die Schönheit abgestreift haben konnte. Solche Grabsteine, wie dieser, waren keineswegs das Werk von Künstlern, sondern die Arbeit ehrlicher hausbackener Steinmetzen. Dieser Leichenstein ist noch dazu mit bunten Farben, nicht eben anmuthig, übermalt. Bey Martin hat der Kupferstecher ein i vergessen, es heißt: Martini auf dem Stein. Uebrigens ist die Beygabe dieser Abbildung, zur Vervollständigung der Wittenberger Bilder, immer eine dankenswerthe Zugabe.

Die steinernen Bilder von Jakobus und Andreas an der Stadtkirche (Taf. L.). Sie gehörten wohl mit zu den Heiligen, welchen die Kirche geweiht ward, oder sind Votivbilder einzelner, beym alten Baue der Kirche thätiger Personen, da bey jedem eine kleine Figur kniet und betet, und bey dem Namen jedes Apostels steht: ora pro nobis. Sie haben übrigens kleine altdeutsch verzierte Bilddächer, auch gut gearbeitete Kragsteine, auf welchen sie stehen, die sich in menschliche Brustbilder endigen. Beyde stehen auf der Südseite, auf der Nordseite sind nur noch die Kragsteine vorhanden, die Bilder selbst gestürzt. Sie entsprechen so ziemlich dem Marienbilde auf Taf. 2., nur sind die Kragsteine anders.

(Die Fortsetzung folgt.)

Hinterlassene Briefe
von
Carl Graß.

(Fortsetzung.)

IX.

Rom, den 1. April 1811.

Theurer Meister und Freund!

So recht in Herzensliebe setze ich mich hin, um den Meister im Geist an mein Herz zu drücken, in welchem ich reine, tiefe getreue Liebe für ihn bewahre, und es ist mir Labsal, mich auszuschütten an seiner Brust, als säßen wir auf einer Alpe und sähen über die Welt hinab. So mit einander verständigt sich wechselseitig aussprechen ist eine Seligkeit auf der Erde, denn es versteben sich im tiefern Sinne auf dem Erdenrunde unter Tausenden nicht zwey. Der große Haufe baut am babylonischen Thurm. Gesegnet sey uns das alte Rom! Gesegnet die Einsamkeit Pallazzuola's! Unvergeßlich sind die geweihtern Stunden die wir in wahrer Herzensandacht lebten. Dank den Himmlischen, daß sie uns so einander nahe brachten.

Vor allen Dingen habe ich die Lektion über das Malen beherzigt, und suche es in Ausübung zu bringen. Mitunter gelingt mir manches ganz passabel. Mein Dichten und Trachten geht dahin, so viel Freyheit zu gewinnen, daß ich ein Jahr lang blos malen könnte. Das Schreiben ist mir beynahe verleidet. Man hat keine Freude dabey und im Ganzen geringen Gewinn, wiewohl er in diesen Zeiten immer noch sicherer ist, als der des Malens. Meine nach Ulm gesandten zwey Landschaften (an den Leinwandhändler Auer) haben vielen Beyfall gefunden. Jetzt vollende ich zwey große Bilder vom Aetna für Cotta. Durch vieles Ausschleifen und Uebermalen sind feine und tiefe Töne herauszubekommen, aber der Aufwand in Mühe, Zeit und Farbe ist immer zu groß. Vor der Hand will ich blos kleinere Sachen, und wo möglich mehreres nach der Natur machen; und von jedem Gemälde eine fertige Zeichnung behalten. Das ist ein sicherer Weg zu lernen und nebenbey zu gewinnen. Man muß in unsern Zeiten, wo auf

Digitized by Google

nichts zu rechnen ist, auf alles bedacht seyn. Ich habe von allen Seiten fatale Nachrichten, besonders aus meiner Heimath, wo der Handel und Auflagen den Ruin der besten Häuser nach sich ziehen. Glücklicher Weise afficirt mich das Geld wenig; habe ich nicht viel, so weiß ich auch mit wenigem zu leben, aber es lebt sich gegenwärtig in Rom theuer und das Elend ist groß und allgemein.

Mit der Post des lezten Sonntags ist unter der Rubrik Kunsthandel folgendes dem Hauptinhalte nach abgegangen: Bey allen Klagen über die Zeiten wird in Ansehung der Kupferstiche und Malerey viel gekauft und verkauft. Von Zeit zu Zeit liest man Affichen von Versteigerungen, und ein Privatmann, der in England war, und dort ein Haus hat, (er heißt Ranelli, genannt habe ich ihn nicht) hat für circa 20,000 Scudi alte Gemälde gekauft, doch hat er dabey das Verdienst, daß er auch die neuern besten Künstler beschäftigt und zwar von aller Art. Ein Reisender hat die Nachricht mitgebracht, wie er in N. einen Poussin gesehen, der um 11,000 fl. ausgeboten wurde. Die Römer, die von der Lage Deutschlands im Ganzen schlecht unterrichtet sind, sagen: „Bisogna che in Germania siano gran denari" (In Deutschland muß doch ein rechter Vorrath und Ueberfluß an Gelde seyn). Das ist aus der Pfefferbüchse. Von dem Treiben in der Kunstwelt wäre viel und wenig zu erzählen. Nie hielt die Masse weniger zusammen, und es traut keiner dem andern, daher wird alles im Verborgenen gefördert.

Der Historienmaler Schick ist sehr krank gewesen und zwar hat er einen Anfall von Wassersucht gehabt. Das Uebel läßt Rückfälle fürchten und so steht der Kunst ein allzufrüher Verlust eines ihrer geschicktesten Zöglinge bevor. Sein Schwiegervater der Landschaftmaler Wallis hält sich in Mailand auf.

Wir haben einen wunderschönen März gehabt. Es sind wahrhaft himmlische Tage. Wer ein ruhiges Herz hat genießt sie immer, wenn auch nicht immer im ganzen Umfang seiner Wünsche. Mir ist's genug keine Anfechtung oder Verfolgung zu haben, und eben deßwegen lebe ich wie ein Klausner, der die ganze Welt machen läßt, was sie will, und sich im Stillen freut, wenn die Leute nur zufrieden sind und wenn es jedem möglichst wohl ergeht.

Die Villa Malta ist nun an einen neapolitanischen reichen Marchese verkauft, der dorten viel bauen läßt.

In dem Pallast Rospiglios sind alle Gemälde verkauft worden, so in vielen Privathäusern. Der Direktor der französischen Akademie Lethière soll für 20,000 Liv. Gemälde angekauft haben. Gestern sah ich einen schönen Swaneveld, den er nun besizt. Es ist unglaublich, was in dem Rom für Sachen gesteckt haben und stecken. Adio theurer Meister. Ich umarme dich und wünsche dir Frühlingssegnungen aller Art. Dein getreuer

Carl Gothard.

(Die Fortsetzung folgt.)

Archäologische Werke.

Die erste Abtheilung von Bröndsted's langerwartetem Werke: Reisen und Untersuchungen in Griechenland ist nun im Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung erschienen. Wir machen nur vorläufig auf das Kunstverdienst der Kupferblätter aufmerksam, welche diesem Bande beygegeben sind. Man sieht, wie sich der Verf. bestrebt hat, jedes Denkmal, das Kleinere wie das Größere, nach seinem Wesen behandeln zu lassen, damit, so viel möglich, immer eine getreue, wahre und reinliche Darstellung entstehe. Alles, hinsichtlich der zu wählenden Ausführung, vom leichtesten Umrisse bis zu der sorgfältigsten Arbeit mit dem Grabstichel ist genau der Beschaffenheit des Gegenstandes angemessen. Vorzüglich können die Abbildungen der Münzen als die gelungensten Musterwerke dieser Art aufgestellt werden. Die mit dem Grabstichel ausgeführte Abbildung eines weiblichen bekleideten Torso im Besitze des Vfs. wird jeder Beschauer mit eben so viel Vergnügen betrachten als die von dem trefflichen Landschaftmaler Reinhard geistreich radirten Ansichten des kolossalen Löwen auf der Insel Cea. Das Kunstblatt wird später bey der ausführlichen Anzeige dieses Werks auch eine Uebersicht des an archäologischer und künstlerischer Ausbeute reichhaltigen Textes liefern.

Eberhard's Nachbildung von Stuarts Alterthümern von Athen (Darmstadt bey Leske) ist bereits bis zur 14ten Lieferung gediehen. Von den 11 ersten Lieferungen hat das Kunstblatt in Nro. 62. und 91. v. J. ausführliche Anzeige gegeben und wird die der neuen Hefte später nachholen. Dieselbe Verlagshandlung hat zugleich zwey neue Unternehmungen des Hrn. Eberhard bekannt gemacht: den Anfang einer Nachbildung der Antiquities of Attica in derselben Art, wie das Stuart'sche Werk, wovon das 1ste Heft 12 Blätter enthält, und eine ähnliche des Museum Worsleyanum, wovon bereits zwey Hefte erschienen sind. Die Umrisse der Sculpturen sind mit vieler Sauberkeit und Präcision auf Zink gebracht, doch dürfte bey der Uebersetzung des Textes dieses Werks ganz vorzüglich die Zuratheziehung eines erfahrenen Archäologen zu wünschen seyn.

S.

Digitized by Google

Nr. 44.

Kunst-Blatt.

Donnerstag, den 1. Juni 1826.

Paris, den 5. April 1826.

In meinem frühern Berichte über Hrn. Denon habe ich bemerkt, daß er schon in seiner Jugend angefangen habe, Kunstgegenstände zu sammeln. Die glücklichen Umstände, in welchen er sich nachher befand, begünstigten seine Neigung, und er konnte sich derselben mit all dem Feuer seiner Liebe für Kunst überlassen. Seine Reisen, welche ihn fast in alle Länder Europa's und nach Aegypten brachten, der Titel, mit dem ihn Bonaparte beehrte, machten es möglich, daß er eine so große und mannichfaltige Sammlung der verschiedensten Gegenstände zusammenbringen konnte. Durch seinen Tod wird nun das Alles zerstreut, was kein gebildeter Europäer, der nach Paris kam, ungesehen ließ. Der Verkauf ist bereits angezeigt. Er soll am ersten Mai vor sich gehen. Das Verzeichniß wird nächstens in die Hände des Publikums kommen. Es ist an sich und in Beziehung auf die darin enthaltenen Gegenstände des Aufbewahrens werth, und beträgt drey Bände in Octav.

Der erste, bearbeitet von Hrn. Dubois, enthält, Monumente des Alterthums und der neuern Zeit, das Orientalische ꝛc. Der zweyte, besorgt von Hrn. Perignon, Gemälde, Zeichnungen und Miniaturen; der dritte, Kupferstiche, Figuren ꝛc. und ist von Hrn. Duchesne dem Aeltern. Die Zahl der in den drey Bänden aufgeführten Gegenstände beträgt 3178. Mehrere Nummern enthalten aber mehrere Stücke. Es ist nicht möglich, auch nur eine Idee von dieser Sammlung an die Hand zu geben, geschweige eine Beschreibung, doch will ich Einzelnes angeben, aus dem man auf den Werth des Ganzen schließen kann.

Es ist natürlich, daß die ägyptischen Alterthümer in der Sammlung des Hrn. Denon eine wichtige Stelle einnehmen. Er hat ja in Ober- und Unterägypten alles mit großer Sorgfalt durchsucht und gesammelt, was werth war, nach Europa gebracht zu werden. Es findet sich daher hier eine große Anzahl menschlicher und thierischer Mumien, kleiner Bildwerke, Papyrus-Manuscripte, Skarabäen, Hausgeräthe ꝛc. Die griechischen Alterthümer sind nach Zahl und Bedeutung merkwürdig. Eben so anziehend sind die sogenannten Italiotischen Monumente. Die römischen Alterthümer enthalten eine sehr wichtige Reihe von kleinen Bronzestatuen.

Unter den Denkmälern der spätern Zeit findet man neben andern viele Geräthschaften, welche dem Inquisitions-Tribunal zu Valladolid zugehörten, so wie viele Sigille; eine seidene Standarte mit Malereyen, sodann den Ring Johann's ohne Furcht, Herzogs von Burgund, der auf der Brücke von Montereau ermordet wurde. Man fand ihn im Jahr 1792 in seinem Grab. Die Köpfe Cromwells, Carl XII. und Robespierre's in Gypsabdrücken. Bruchstücke von Gebeinen, welche sich in den Begräbnissen des Cid und der Ximene zu Burgos vorfanden. Gebeine aus den Gräbern des Abälard und der Heloise zu Paraklet. Haare der Agnes Sorel, die zu Loches begraben ist, und des Jnes de Castro zu Alkaboça. Etwas vom Knebelbart Heinrich IV., der bey der Ausgrabung der königlichen Gräber zu St. Denis im Jahr 1793 noch ganz erhalten war. Ein Stück vom Leichentuch Turennes. Knochen von Moliere und Lafontaine. Haare des General Desair. Ein Zahn Voltaire's. Napoleons eigenhändige Schrift, ein mit Blut gefärbtes Stück des Hemds, das er bey seinem Tode trug; eine Schleife seiner Haare, und ein Blatt der Trauerweide, welche sein Grab zu Helena beschattet.

Etwas sehr seltenes und merkwürdiges ist eine Reihe von Abbildungen indischer Könige. Man kann sich nicht vorstellen, wie zart diese Zeichnungen und Porträts ausgeführt sind. Sie sind nicht streng im Modell, und doch zeigen sie genug Kraft und Reiz. Die chinesischen, indischen und orientalischen Merkwürdigkeiten, bestehend in Hausgeräthe, Bildern, Kleidern ꝛc. sind so zahlreich, daß man sich davon keine Vorstellung machen kann.

Unter den Malern, deren Werke sich in der Sammlung finden, sind zu nennen: aus der italienischen Schule, Albana, Alexander und Paul Veronese, Andrea del Sarto, Michel Angelo de Caravaggio, Correggio, Guercino, Primaticcio; aus der spanischen, Murillo und Velasques ꝛc.; aus den ältern flamländischen, deutschen

Digitized by Google

und holländischen Schulen, Bakuisen, Champagne, Cranach, Creyp, van Eyck, Holbein, Lucas von Leiden, Mengs, von Ostade, Rembrandt, Rubens, Ruysdael, David Teniers, Wouvermann ꝛc.; aus der französischen Schule, Bourdon, Lebrun, Callot, Clouet, Jean Cousin, Drolling, Claude Lorrain, Creuse, Largillière, Mignard, Poussin, Prudhon, Rigaud, Robert, Le Sueur, J. Vernet, Vouet, Watteau, und von den lebenden Künstlern verschiedener Schulen: David, den aber der Tod, während an dem Verzeichniß gedruckt wurde, abrief, Forbin, Gerard, Gros, Manzaisse, Richard, Launay ꝛc. und Appiani, den man mit Unrecht unter die lebenden Künstler zählte, da er doch schon vor mehreren Jahren gestorben ist.

Die Zeichnungen sind ebenso mannichfaltig, reich und merkwürdig, sie gehören auch verschiedenen Schulen zu, und bringen uns die geachtetsten Namen vor das Auge.

In den Kupferstichen werden die Freunde dieser Kunsterzeugnisse Stücke vorfinden, welche die größten Anforderungen befriedigen. Z. B. Marc Anton's, des berühmten Kupferstechers, der die Hauptwerke Raphaels durch seinen Grabstichel verherrlichte, bestehend aus 133 Stücken; Lucas von Leyden, 238 Stücke; Rembrandt, 428 St., die stets für alle Kenner merkwürdig und bewundernswerth bleiben; Callot, 3 Bände in Folio, welche 1574 Stücke enthalten. Dazu kommen noch viele andere Kupferstecher von großem Ruf, z. B. Albrecht Dürer, Goltius, die beyden Mantouans, Lukas Cranach, Behaim, Altdorfer, Bartsch, und der Fürst von Ligne, den die Wenigsten in dieser Reihe erwarten werden.

Die malerischen Reisen, Kunstwerke, Prachtwerke ꝛc. sind gleich zahlreich und merkwürdig. Davon werden verkauft, le musée français, herausgegeben von Robillard-Peronville und Laurent, das Museum Napoleon, herausgegeben von Heinrich Laurent, die Gallerie von Florenz, die von Düsseldorf, die Geschichte der Kupferstecherkunst von dem Grafen von Cicognara; die Säule des Platzes Vendome, von Vattard, ein Werk, das wie erschienen ist, und zernichtet worden zu seyn scheint; die Alterthümer Athens von Stuart und Revell; die Alterthümer Nubiens von Gau, die Ruinen von Pompeji, gezeichnet und ausgemessen von Mazois, und noch mehrere wichtige Werke. —

Malereyen. Dioramen. Es sind wieder zwey neue Gemälde erschienen. Das eine ist eine Darstellung von Nebel und Schnee, von Hrn. Daguerre; das andere eine Ansicht der Umgegend von Paris, von Hrn. Bouton. Wenn schon jenes nicht ohne Verdienst ist, so bleibt ein solcher Gegenstand in meinen Augen doch immer tadelnswerth. Das Publikum verlangt von beyden Künstlern keine eigene Erfindungen, sondern getreue Abbildungen von merkwürdigen Gegenden, Orten und Denkmälern, welche man nicht leicht selbst zu sehen bekommt; weiter möchte es durch die am meisten malerischen Partien der bekannten Welt eine Reise machen, dann sogleich im Schauspiel ein neues Stück sehen, und sofort im Caffé Tortoin das Eis kosten. So komisch dieß auch klingt, so liegt doch etwas Wahres darin.

Das Gemälde des Hrn. Daguerre stellt eine gothische Gallerie vor, die aber im Verfall ist. Sie verliert sich im Hintergrund, steht am Ende eines Thals, sie am Fuß des Berges. Auf den ersten Anblick sieht man nichts als das Innere der Gallerie; ein starker Nebel verhindert, daß man die Gebirge nicht wahrnehmen kann. Nach und nach zerstreut sich der Nebel und man entdeckt Wälder, so wie Boden, der mit Schnee bedeckt ist. Dieser Wechsel ist so geschickt gemacht, daß man meynt, die Natur vor Augen zu haben. Ja man erstaunt, durch ein mechanisches Verfahren, eine so vollkommene Täuschung hervorgebracht zu sehen.

Hr. Bouton hat sich, um eine Partie der Umgebungen von Paris darzustellen, auf den Hügeln von Meudon seine Stellung genommen, wo das Auge den Lauf des Flusses verfolgen kann, der in seinen Krümmungen nach und nach die schönen Ufer von St. Cloud und den Fuß des Berges Valerien berührt, an der Thürmen von Denis vorüberkommt, deren Anblick Ludwig XIV. so traurig machte, daß er den Aufenthalt in St. Germain verließ, und gelangt endlich zu den fruchtbaren Ebenen von Argenteuil. Vorn fallen unsere Blicke auf das Gehölz von Boulogne, zur Rechten sehen wir den Montmartre, und hier macht die Stadt Paris den Schluß, deren hervorragendste Gebäude sich am Horizont zeigen.

Der Maler hat seinen Standpunkt mit Geschmack gewählt, die Gegenden, nach ihrer Wahrheit gegeben, aber viele Partien treten zu stark hervor, so daß man wohl fühlt, der Maler sey noch kein rechter Landschafter. Das Colorit des Laubs ist zu grell. Mit mehr Wahrheit und Feinheit ist das Wasser gemalt. Trotz seiner Mängel wird doch das Gemälde, theils um der Gegenden willen, welche es darstellt, theils wegen des Talents, das der Maler entwickelt hat, anziehend seyn.

Gesellschaft der Freunde der Künste. Diese Gesellschaft hat den Zweck mißkannt, den sie sich hätte vorsetzen sollen. Da unter ihnen eine beträchtliche Anzahl großer Herrn und reicher Männer sich befindet, so konnte man denken, sie werde einen unparteyischen und uneigennützigen Gang nehmen, und durch das Verlangen geleitet werden, die Entwicklung der Künste und aller nützlicher Unternehmungen dieser Art, welche die Mittel von Privatpersonen übersteigen, zu befördern.

Aber dieß geschieht leider nicht. Sie beschränkt sich auf den Ankauf einiger im Durchschnitt mittelmäßiger Staffeleygemälde, zwischen welche denn einige ausgezeichnete aufgestellt werden, um Käufer herbeyzulocken. So hat sie von Hrn. Cogniet ein Gemälde gekauft, in welchem der Maler episodisch das merkwürdigste Ereigniß des russischen Kriegs aufgenommen hat, den Brand Moskau's. Der Vordergrund zeigt nur einen Grenadier der alten Garde, der im Begriff ist, seine Flinte zu laden. Man merkt an einer Truppe Cosaken, welche sich entfernen, daß er schon mehrere Schüsse gethan hat. Hinter ihm sieht man eine Abtheilung Soldaten, welche unter dem Befehl eines Offiziers die Mauern ersteigt, um dem Braven zu Hülfe zu kommen, der sich vor einer so großen Anzahl nicht fürchtete. Im Hintergrund sind Gebäude, von eigener Form, und von Flammen verzehrt, welche den Augenblick andeuten, welchen der Maler gewählt hat, das Ereigniß, das einen so großen Einfluß auf ganz Europa hatte. Dieses Gemälde fand, um der Gefühle willen, welche es aufregt, großen Beyfall, und mit Recht. F. A.

Kunstgeschichte.

Wittenbergs Denkmäler der Bildnerey, Baukunst und Malerey, mit historischen und artistischen Erläuterungen, herausgegeben von Johann Gottfried Schadow, Direktor der königlichen Akademie der Künste zu Berlin. Mitglied der Kunstakademie zu Stockholm, Kopenhagen, Wien, München und zu Rom. Ritter des rothen Adlerordens dritter Klasse. Wittenberg, in der Zimmermannischen Buchhandlung. 1825. VIII und 141 S. Mit 29 Kupferplatten und Steindrucken.

(Fortsetzung.)

Das älteste Bild in Wittenberg ist wohl das steinerne Bildniß Christi, mit Lilie und Schwert, über dem Thore des alten Gottesackers vor der Stadt. Wir müssen uns hier blos auf die Abbildung beziehen, da wir es selbst nicht sahen; an der Stadtkirche aber ist ein gleiches Bild, doch aus jüngerer Zeit als jenes, über welchem eine Jahreszahl 1310 steht (s. d. Abb. M.). Luther tadelt zwar einmal diese Vorstellung, indem er sagt, keine blühende Lilie solle vorgestellt werden, sondern eine Ruthe und gegenüber ein Schwert, beydes auf Bestrafung, auf die Verdammten, bezüglich. Bey Malern und Bildhauern ist aber die vor uns liegende Darstellung die allgemeine beliebte und angenommene, indem, bey größern Bildern unten noch betend die heil. Maria und Johannes erscheinen, jene unter der Lilie, dieser unter dem Schwerte. Unten sind Engel mit Erweckung und Sichtung des auferstehenden Menschengeschlechts beschäftigt und unter Maria stehen die Begnadeten, unter Johannes werden, mit dem Schwerte, die Verdammten in die Hölle getrieben. Es ist eine wohl wichtige Untersuchung, wie weit in die ältere Zeit des Christenthums hinein diese Darstellung geht; dem Urchristenthum, welches sich mit dem Leiden Christi und den Begebenheiten nach seiner Auferstehung gar nicht beschäftigt, (Vergl. Münter Heft I.) war das Bild unbekannt.

Der Fahnenritter auf dem Hofe der Apotheke, ehedem Kranachs Haus (Taf. N.). Es ist ein Sandstein Bild, und wird von einigen für Johann Friedrich den Großmüthigen gehalten, von andern für Moritz. Wir sahen es nicht und können daher auch über die Arbeit daran nichts beybringen.

Luthers ehrnes Standbild auf dem Marktplatz (Taf. O. P. etc.) ist das reinste Denkmal der Kunst in Wittenberg und des großen Reformators, zu dessen Ehre es errichtet ward, völlig würdig. Den ersten Anstoß zur Errichtung eines Denkmals gab im Anfange des neunzehnten Jahrhunderts eine in Mannsfeld gestiftete literarische Gesellschaft, die eine Sammlung dazu eröffnete. Ueber Glauben und Verhoffen der Unternehmer stieg die zusammenfließende Summe und es mag immer als ein freundliches Zeichen jener so oft als selbstisch, unfromm, undankbar verrufenen Zeit angesehen werden, daß in wenigen Jahren 23,452 Thaler zusammengebracht waren. Da trat 1806 die unglückselige Zeit ein; losgerissen ward jene Gegend von Preußens Scepter, die ungünstigsten Tage erschienen und viele gaben die zusammengeschossenen Gelder gänzlich verloren und glaubten, auch sie wären als ein Opfer dem Geldhurste und der Verschwendung des westphälischen Hofes gefallen. Aber die treuen Verwalter des anvertrauten Schatzes hatten ängstig für Bewahrung, ja sogar Vermehrung des ihnen übergebenen Geldes gewacht, nie den Zweck aus den Augen verlierend, aber wohl erwägend, jene Zeit sey nicht, in welcher ein solches Denkmal ins Leben treten könne. Als Deutschland wieder frey, jene Gegend wieder Preußisch war, da nahten sich die Verwalter des Lutherschatzes wieder ihrem Könige, erneuten ihre Wünsche und fanden in dem Haupte der evangelischen Kirche, in dem Schirmherrn des evangelischen Lichtes, dieselbige freudige Bereitwilligkeit wie früher. Beynahe 11,000 Thaler mehr, als sie empfingen, 33,450 Thlr. konnten sie abliefern und Preußens kunstliebender, hochherziger König, ergriff die Angelegenheit mit eben dem

Feuer, als sey sie sein eigener Plan, sein alleiniges Werk, indem Alles, was noch fehlte, mit fürstlicher Freygebigkeit gespendet ward. Mit Recht wurden die Vorschläge von Stiftungen für die Armuth, von Armenschulen und dergleichen, von denen sich so viele noch nicht losreißen können, wenn es sich um die Errichtung eines Denkmals für einen berühmten Mann handelt, zurückgewiesen und der Kunst ward übergeben, was nur die Kunst gebührend verherrlichen kann, ein Denkmal für Deutschland gewonnen, des Mannes, dem es errichtet, der Gründer und des Künstlers, der es ausführte, würdig. Das an öffentlichen Kunstdenkmälern so arme Deutschland, ist um ein bedeutendes Werk reicher.

Auf eine sinnvolle Weise ward die Legung des Grundsteins, durch Se. Majestät den König von Preußen und viele hohen Personen seines Hauses am Fest der dreyhundertjährigen Reformationsfeyer, am 31. October 1817 vollzogen und nun eifrig an Vollendung der Bildsäule gearbeitet. Die Bildsäule selbst von Bronze, steht auf einem Fußgestelle von Granit, nach ausdrücklichem Befehle des Königs, der darüber in einem Cabinetschreiben so wahr und erhebend sagt: „an dieses Material knüpft sich die Idee von unerschütterlicher Festigkeit, dem Charakter des Mannes so ganz entsprechend, dessen Bildsäule auf diesem Fußgestell errichtet werden soll."

Mit ernster, ja beynahe strenger Miene, als wolle er den wankelmüthigen Folgern seiner Lehre, welche die errungene hohe Geistesfreyheit kindisch schwach für nichtigen Tand zu verschleudern nur zu bereit scheinen, droben, steht der Gottesmann stark und fest da; Würde, Ernst, Kraft, Beharrlichkeit in allem ausgedrückt. Entfernt von jeder Manier fließt, in langen, großen, schönen Falten der weite Predigerrock an ihm nieder und eben so runden sich, in gefälligen, großartigen, wohlgelegten Falten, die Aermel. Mit der linken Hand hält er die geöffnete, durch ihn geöffnete Bibel, die rechte Hand ist straff darauf gelegt und zeigt zugleich mit dem einen Finger auf den Titel hin. Es ist eine Bildsäule, des alten Ruhmes ihres Meisters würdig und, unserer Ansicht nach, wohl sein tüchtigstes Werk, ein schönes Denkmal, das der Meister dem Glaubenshelden, so wie sich und seiner Kunstfertigkeit setzte.

Statt gewöhnlicher Bildwerke, finden sich am Fußgestelle nur sinnreich gewählte Inschriften. Vorne: Glaubet an das Evangelium. Zur einen Seite, sein erstes Auftreten als Prediger des göttlichen Wortes bezeichnend:

Ist's Gottes Werk, so wird's bestehn.
Ist's Menschen Werk, wird's untergehn.

Als deutschen Liederdichter bezeichnet ihn, und an die Gefährlichkeit seiner Reise nach Worms, wo er seinen Bibelglauben zuerst fest vor Kaiser und Reich aussprach, erinnert die dritte Inschrift:

Eine veste Burg ist unser Gott.

Auf der hintern Seite ist die dankbare Erwähnung des Vereines, der das Denkmal entwarf, des Königs, der es vollendete:

Von dem Mannsfeldischen Verein für Luthers Denkmal durch gesammelte Beyträge begründet, und durch König Friedrich Wilhelm III. errichtet.

Die Erwähnung der Größe und Schwere des Denkmals scheint noch hieher zu gehören. Die beyden zum Fußgestelle verwendeten Granitblöcke, von denen der größte 20 Fuß lang, 10 Fuß breit und 8 Fuß dick war, schätzte man auf 6500 Centner. Sie wurden am Ufer der Oder bey Freyenwalde gefunden und sind von einer röthlichen Farbe, dem ägyptischen Granit an Schönheit nahe, von seltener Reinheit und trefflicher Glättung. Die Höhe des Standbildes beträgt 9 Fuß, das Ganze aber, mit dem darüber befindlichen Baldachin, in altdeutscher Verzierungsart, einer kleinen Kapelle vergleichbar, erreicht die Höhe von 28 Fuß 3 Zoll. Das Gewicht des Fußgestelles ist 1200 Centner, des Standbildes 75 Centner, des Baldachins und der Inschriften 30 Centner.

(Der Beschluß folgt.)

Kunstnachrichten aus dem Badenschen.

Das Altarbild unsrer trefflichen Ellenrieder für die Kirche zu Ortenberg (bey Offenburg) ist seiner Vollendung nahe. Es stellt den heil. Bartholomäus dar. Sehr sinnig hat die Künstlerin nicht den gräßlichen Moment des Leidens, sondern den der Verherrlichung gewählt, und wie es häufig auch, mit sehr richtigem Gefühl, unsre alten Meister thaten, den wenig günstigen historischen Stoff symbolisch behandelt.

Professor Zoll ist von Freyburg als Gallerieinspector nach Mannheim gegangen.

Herder verlegt seine bedeutende Kunstanstalt von Freyburg nach Carlsruhe, wobey sie nur gewinnen kann.

Berichtigung.

Die neulich im Kunstblatt angezeigte Madonna nach Raphael, gest. von Morghen, kostet nicht 8, sondern 11 fl.

Digitized by Google

Nr. 45.

Kunst-Blatt.

Montag, den 5. Juni 1826.

Myrons Läufer Ladas.

Die Benennung der Kunstwerke, die aus dem Alterthume auf uns gekommen sind, ist oft schwierig gewesen und Veranlassung zu geistreichen, wie kleingeistischen Verhandlungen. Es haben wirklich auch zwey Klassen von Menschen großes Interesse an der Richtigkeit derselben, der Gelehrte und der gebildete Kunstfreund überhaupt. Wenn der erste sich an der Sprache der Kunst in die geheimsten Eigenthümlichkeiten der Denk- und Sinnesart des Alterthums hineinzuarbeiten bestrebt ist, so muß es ihm natürlich sehr daran liegen, daß er die Worte im richtigen Zusammenhange auffasse. Wenn der Andre den Zauber fühlen soll, den die kleine Welt, die in dem Kunstwerke vor ihm steht, um sich verbreitet, so muß er den wahren Mittelpunkt dieser kleinen Welt kennen, um zum Bewußtseyn der Harmonie und des Ebenmaßes zu gelangen, die zwischen dem lebendigen Mittelpunkt des Ganzen und allen seinen Theilen herrschen, und der richtige Namen ist da der Zaubertrank, der in das geheime Walten der kleinen Welt einführt. Darum wird es gewiß nicht als Kleinigkeitsgeist ausgelegt werden, wenn wir für zwey nicht unbekannte Werke des Alterthums andre Namen vorschlagen, als sie bisher führten und noch führen.

Es sind dieß die zwey Jünglinge von Erz im Museum zu Neapel, die zuerst Athleten genannt wurden und in dem großen Werke der Herculaner noch unter diesem Namen aufgeführt sind, später aber für Diskus-Werfer gehalten wurden, welche Unterschrift sie bey unsrer Anwesenheit in Neapel trugen.

Wir müssen aber, ehe wir gegen diese Meynungen und für die unsrige etwas sagen, eine Beschreibung der beyden Kunstwerke vorangehen lassen, in der wir jedoch nur aufnehmen wollen, was für unsern Zweck nothwendig ist.

Es sind zwey kräftige, schlanke Knaben. Die körperliche Bildung und die Verhältnisse weisen auf ein Alter von dreyzehn bis vierzehn Jahren hin. Der ganze Oberleib ist vorübergebogen und das ganze Gewicht des Körpers ruht für einen Augenblick auf den Zehen des linken Beines, während das rechte nach hinten ausgestreckt ist und die Zehenspitzen kaum den Boden berühren. Beyde Oberarme sind angezogen; der rechte steht etwas mehr vom Körper ab und der Unterarm desselben ist ausgestreckt, die Finger an demselben sind ausgespreizt und etwas gekrümmt. Der linke Oberarm läuft mit dem Oberkörper, der Unterarm mit dem Schenkel fast parallel. Die Hand daran ist nach unten gerichtet und die Finger sind ebenfalls ausgebreitet und gekrümmt. In den ganz niederwärts gebogenen, fast krampfhaft zusammengezogenen Zehen des linken Fußes sieht man die Anstrengung, mit der das Bein zu tragen hat, auf dem der Körper ruht.

Das Gesicht ist ein wenig aufwärts gerichtet, um etwas in die Ferne sehen zu können. Die Unterlippe des geöffneten Mundes hängt, wie bey gespannter Erwartung etwas herab, und das Gesicht bekommt dadurch eben so viel Lebendigkeit, als der Ausdruck gemein wird.

Das Nackte ist von hoher Vollendung. Das schwellende und treibende innere Leben ist durch die leisen Hebungen und Senkungen des Metalls musterhaft ausgedrückt. Alle Hauptmuskeln sind treulich angegeben; auf Brust und Schultern spielen die Knochen deutlich durch das Fleisch; die Anstrengung der Sehnen am Bein und Knie schimmert hindurch — aber nichts tritt unbescheiden für sich hervor. Alles ist im Ganzen verschmolzen und scheint sich lebendig darin zu regen und gerade dieses geheime Leben hat einen unwiderstehlichen Reiz. Man glaubt einen menschlichen Körper voll Saft und Kraft vor sich zu sehen. Von Geäder und kleinlichem Muskelwerk, wodurch nur der Eindruck des Großartigen zerstört wird, ist nichts zu sehen. Man wird versucht zu behaupten, daß der Meister dieses Werkes die Natur in der Sparsamkeit der Darstellungsmittel übertroffen hat. Es tritt kein Theil des Körpers so bestimmt heraus, wie in der Natur, und doch steht ihre ganze beseelte Lebendigkeit vor uns.

Es wird wenige Statuen geben, bey denen der Ausdruck der Lebendigkeit vom Künstler auf eine höhere Stufe

Digitized by Google

getrieben wäre, wie bey dieſer. Es iſt ſogar nicht zu läugnen, daß dieſer Ausdruck faſt grell und ſchreckhaft anſpricht, ſo daß man ſich erſt an denſelben gewöhnen muß, um ihn erträglich zu finden. Das ganze heftig aufgeregte Leben der Seele hat ſich in einen Wunſch zuſammengezogen, in den flammenden Wunſch das Ziel zu erreichen. Es iſt als wollte die Seele in feuriger Siegesbrunſt aus dem ſtieren Auge, aus dem halboffnen Munde, aus dem vorübergebogenen Körper dieſem ans Ziel voraneilen, als hielten die gekrümmten Finger ſie kaum noch in dem Körper zurück.

Alles dieſes gilt aber nur von dem Originale, welches zum Glück den rechten Standpunkt hat, um alle ſeine Schönheiten zur Anſicht zu bringen. Wir ſprechen hier ſo zuverſichtlich aus, daß wir die eine dieſer Figuren für ein Original halten, weil wir ſie aus mehreren Stücken zuſammengeſezt ſehen. Spuren davon ſieht man oben an dem Schenkel des linken Beines, an dem Knie deſſelben Beines, auf und unter dem rechten Arme. Doch ſind die Fugen mit aller erdenklichen Anſtrengung zuſammengearbeitet, ſo daß man nur bey hellem Wetter und ſcharfer Unterſuchung die Spuren derſelben wahrnimmt.

Die Copie wird an Ort und Stelle auch für ein Original gehalten, und es iſt daher erforderlich, die Gründe darzulegen, welche ihr dieſe Ehre abſprechen.

Sie iſt wahrſcheinlich gemacht, um dem Originale an irgend einem Orte als Gegenſtück zu dienen. Dann hätte aber der Blick der Augen auf das Ziel eine von dem Beſchauer ganz abgewendete Richtung bekommen. Um dieſen Uebelſtand zu vermeiden, ſezte der höfliche Copiſt ſeiner Bronze die Augen ſo ein, daß ſie gerade vor ſich wegſieht, über die ausgeſtreckten Hände hin. So ſind Blick und Hand nun auf verſchiedene Zielpunkte gerichtet, während im Gegentheil bey dem Originale Blick und Hand ein und daſſelbe Ziel an ſich reißen möchten.

In dem Originale bekömmt der Mund durch die etwas herabhängende Unterlippe eine beynahe halbmondförmige Oeffnung und dadurch einen Anklang von Gemeinheit im Ausdrucke. Der Copiſt hat eine gerade Lippenöffnung hineingefeilt und dadurch zwar die Gemeinheit, aber auch den Ausdruck des höchſten Grades von Spannung genommen.

In dem Originale ſind die Zehen des linken Fußes faſt krampfhaft zuſammengezogen, da ſie die ganze Laſt des Körpers zu tragen haben. In der Copie ſind die Zehen platt aufliegend und ohne alles Zeichen der Anſtrengung, vielleicht damit die Figur eine größere Fläche, worauf ſie ſicherer ruhen konnte, bekam.

In dem Originale ſchließt ſich der rechte Arm auf eine natürliche Weiſe an den Körper an, in der Copie ſteht er auf eine unangenehme und unnatürliche Art davon ab. Der Copiſt hat hiedurch dem Ausdrucke ſehr empfindlich geſchadet. denn das Anziehen drückt eben die Spannung recht aus, wogegen das Abſtehen, als ganz ohne Motiv, ſehr gezwungen und ſtörend fühlbar wird. Auch ſcheint dem Nachbildner eine Senkung über dem großen Muskel des Oberarms des Originals zu tief vorgekommen zu ſeyn, und er hat deßwegen den Arm an dieſer Stelle beſonders ſchwellend und rund gemacht, ohne zu bedenken, daß die Natur einem Knaben dieſe Derbheit und dieſe alle Theile vereinigende Durchbildung noch nicht gegeben hat.

Das Original iſt aus mehreren Stücken zuſammengeſezt; die Copie wurde in einer Form gegoſſen, welche von dem Originale genommen wurde. Doch ſcheint der rechte Arm beſonders gegoſſen, indem man Spuren der Zuſammenſetzung bemerkt und hieraus allein die Verſchiedenheiten dieſes Gliedes bey der einen und bey der andern Statue zu erklären ſind.

Zulezt bekräftiget noch ein kleines Loch auf dem Kopfe des Originals, welches auf dem Kopfe der Copie nicht zu ſehen iſt, unſre Annahme. Nach Visconti, der bey Gelegenheit des Poſidipp und Menander im vatikaniſchen Muſeum davon redet, wurden in Athen die Statuen, die im Freyen ſtanden, mit einem Schirm bedeckt gegen die Unbilden des Wetters und andrer Umſtände. In dieſem Loche mochte nun wohl die Stange befeſtigt ſeyn, welche dieſen Schirm trug. Bey ſpäterer Vernachläſſigung dieſer Sitte unterließ man der Copie dieſes Loch einzufeilen.

Hier ſind die Verſchiedenheiten der beyden Bilder einzeln aufgezählt, und es iſt verſucht die Motive derſelben anzugeben. Aber man wird ſie erſt recht gewahr, wenn man vor ihnen ſteht und der begeiſternde Hauch des Lebens über die Seele fährt und zum Genuſſe der Schönheit weckt, oder der Mangel deſſelben die Seele kalt und gleichgültig läßt. Wenn die vollendete Harmonie des Urbildes immer mächtiger unſer geheimſtes Weſen ergreift und emporhebt, ſo ſtehen die kalten Glieder des Nachbildes in ihrer unnöthigen Zuſammenſetzung anſpruchsvoll vor uns, und wir wenden uns unwillig von ihren Anſprüchen ab. Die Lebendigkeit, welche der begeiſterte Künſtler dem Urbilde durch die lezte Feile einhaucht hat, raubte der todte Nachahmer ſeinem Bilde durch eben dieſe lezte Feile.

Daß nun ſolche Figuren keine Athleten ſeyn können, leuchtet wohl auf den erſten Blick ein. Uns wenigſtens iſt es nicht gelungen einen Moment in den Uebungen eines Athleten ausfindig zu machen, in welchen er für ſich allein auf den Zehenſpitzen zu ſchweben gezwungen würde.

Für Diskuswerfer ließe ſich wohl ein ſolcher Augen-

blick finden. Es wäre der, da der Werfer, der eben den Diskus fortgeſchleudert hat, nun mit ängſtlicher Erwartung da ſtände auf das Gelingen ſeines Wurfes harrend, wie wir etwa beym Kegelſpielen den Spieler, welcher eben geworfen hat, zuweilen in der gezwungenſten Stellung ſehen, die nur für einen Augenblick kann gehalten werden.

Allein abgeſehen davon, daß der Künſtler uns doch hätte auf irgend eine Weiſe andeuten müſſen, daß dieſe an ſich ungewöhnliche und ſeltene Stellung ſo ſollte verſtanden werden, wie denn Myron ſeinem Diskuswerfer den Diskus weislich in die Hand gab, iſt auch die noch ſichtliche Anſtrengung des Körpers nicht allein aus der geſpannten Erwartung zu erklären. Das Vorüberlehnen des Oberkörpers iſt für einen Stehenden zu ſtark.

Dagegen gehen alle einzelnen Erſcheinungen an dieſen Standbildern in der Idee eines Läufers auf. Man verſuche die Stellung nachzumachen, man betrachte Läufer, deren Blick auf ein Ziel gerichtet iſt, und man wird unſre Figuren wieder finden. Daß Künſtler ſie zum Gegenſtande ihrer Kunſt nahmen, iſt ja ſchon durch des Pythagoras zu Olympia aufgeſtellten Stadiodromos Aſtylos bekannt, ſo wie denn auch die Epigramme der Anthologie darüber keinen Zweifel laſſen. Ja, eines derſelben ſchildert unſre Standbilder mit ihren hervorſtechendſten Zügen, als hätten gerade ſie ausdrücklich dadurch geſchildert werden ſollen.

(Der Beſchluß folgt.)

Kunſtgeſchichte.

Wittenbergs Denkmäler der Bildnerey, Baukunſt und Malerey, mit hiſtoriſchen und artiſtiſchen Erläuterungen, herausgegeben von Johann Gottfried Schadow, Direktor der königlichen Akademie der Künſte zu Berlin. Mitglied der Kunſtakademie zu Stockholm, Kopenhagen, Wien, München und zu Rom. Ritter des rothen Adlerordens dritter Klaſſe. Wittenberg, in der Zimmermanniſchen Buchhandlung. 1825. VIII und 141 S. Mit 29 Kupferplatten und Steindrucken.

(Beſchluß.)

Wir haben noch von den Nachträgen zum Kunſttheile dieſes Werkes zu ſprechen, welcher drey Bildniſſe, von Peter Viſcher, Lukas Kranach d. V. und J. G. Schadow enthält, zugleich mit kurzen Lebensabriſſen. Was die Bildniſſe betrifft, ſo ſind ſie in Steindruck, mit vorzüglicher Aehnlichkeit, Kraft und doch wieder Zartheit der Behandlung ausgeführt, und möchten wohl zu den Beſten gehören, was von Steindrücken in Berlin erſchienen iſt. P. Viſcher's, des Rothgießers zu Nürnberg, Geburtszeit iſt unbekannt. Schon ſeine Voreltern waren durch ihre Kunſtfertigkeit bekannt, er aber ging nach Italien und erreichte dadurch die hohe Kunſtſtufe, die ihn vor allen auszeichnete. Er ſtarb 1529 oder 1530, auch dieß iſt ungewiß. Einige ſeiner Werke werden angeführt, daß aber auch die Domkirche zu Breslau, in dem meſſingenen Grabdenkmale des Biſchofs Johannes, der am 21. Januar 1506 ſtarb, ein Werk von ihm beſitzt, möchte auch in Breslau ſelbſt noch ziemlich unbekannt ſeyn. Aeußerſt ſchwer auffindbar und zu bemerken ſteht auf einem Bändchen der Verzierung, auf dem Rahmen, unter der Umſchrift: gemacht zu nurmberg von mir peter fischer 1496 iar. Wir geſtehen ſelbſt, erſt vor ganz Kurzem dieſe Inſchrift, aufmerkſam durch einen Fremden gemacht, den ein glückliches Ungefähr geleitet hatte, nach langem Suchen gefunden zu haben. — Das Bildniß iſt nach der kleinen Bildſäule gemacht, wie Peter Viſcher in ſeinem Gießhauſe ging, die am Fuße des berühmten Sebaldusgrabes in Nürnberg ſteht und die Reindel zu den herrlichen Apoſtelfiguren, welche bey Schrag in Nürnberg herausgekommen ſind, zeichnete.

Lukas Kranach der Vater bleibt immer, ungeachtet ſeiner vielen Schwächen, ein ausgezeichneter Künſtler, auch dadurch merkwürdig, weil es nicht leicht einen Künſtler gegeben haben möchte, der ſo überaus verſchieden, oft ſo geiſtreich, kühn, tüchtig und zart, dann wieder ſo geiſtlos, trocken, zaghaft, ja faſt abſchreckend malte; wenn nämlich nicht viele Bilder ihm aufgebürdet werden, die er gar nicht arbeitete. Doch trifft dieß auch bey ſeinen feſt beſtimmten Werken zu. Sein Leben iſt zu bekannt, als daß hier ein Auszug daraus am rechten Platze wäre; denn da er mit in die Kirchenverbeſſerung und in die Schickſale der ſächſiſchen Churfürſten verflochten war, denen er mit rührender Treue ergeben, beſonders dem unglücklichen Johann Friedrich, dem Märtirer des Proteſtantismus, ſo gibt es beynahe keine Reformationsgeſchichte, in welcher er nicht auch, kürzer oder ausführlicher, erwähnt würde. Endlich haben wir aber auch über ihn in neueſter Zeit ein tüchtiges Werk, von Joſeph Heller in Bamberg, ſeinem Landsmanne, erhalten.

Lukas Kranach des jüngeren Leben wird ebenfalls mit wenigen Worten erwähnt und hier hätte wohl

Digitized by Google

sein, schon oben gedachtes Grabdenkmal, eine Stelle verdient. Das Verhältniß der Gemälde des Vaters und Sohnes ist in ein undurchdringliches Dunkel gehüllt, bey vielen ist gewiß die Bestimmung unrichtig, viele malten beyde vereint. Man wird oft verleitet, zu glauben, der Sohn sey ein weit größerer Künstler als der Vater gewesen, wenigstens sind viele seiner unbestrittenen Werke freyer, in der Fernsicht besser, zierlicher, im Nackten vorzüglicher und weniger verzeichnet, als die des Vaters.

Johann Gottfried Schadow, der Meister des neuen Luther-Denkmals, schon lange als Bildhauer in Deutschland rühmlichst bekannt, ist in Berlin den 20sten Mai 1764 geboren, und arbeitete aus niederem, kunstfernen Stande sich empor, welches er mit einer großen Reihe von Künstlern, in älterer und neuerer Zeit theilt. In Hinsicht seines kurzen Lebensumrisses und seiner hauptsächlichsten Werke müssen wir auf das Buch selbst verweisen. — Eine sehr richtige Bemerkung über das zu wählende Kostüm von Personen unserer Tage, können wir nicht übergehen, die an die Nachricht von der Aufstellung der Bildsäule Friedrichs II. zu Stettin, gefügt ist: „Zwar hat er ihm den Königsmantel umgehangen, allein den Zopf, dreyeckigen Hut u. s. w. gelassen; ein Beyspiel, wie bedenklich es sey, die großen, weltgeschichtlichen Menschen, wenn sie, zumal wie Friedrich, ihren Ruhm nicht allein auf dem Schlachtfelde, sondern zugleich in dem Cabinet, in der Wissenschaft und Kunst haben, in der beschränkten Weise darzustellen, die ihnen Ort, Zeit und sogar die Mode anweiset, anstatt sie in ihrer allgemeinen Bedeutung aufzufassen, sie dadurch zu ehren, daß man sie als Kunstwerke behandelt und das Unschöne und Geschmacklose von ihnen entfernt." Schadow's jetzt neuestes Werk, das wir in vorliegenden Blättern betrachteten, seine Lutherbildsäule gründet allein schon dauernden Ruhm.

Als Beylagen sind noch beygefügt: Ministerialschreiben an den Hrn. Prediger Schnee (über die beschlossene Art und Weise des Denkmals und den Aufstellungsort desselben, beydes, Art und Ort gewiß nur die allein richtigen) und Dr. Martin Luthers Trinkkrug auf der königlichen Kunstkammer zu Berlin, mit einer Abbildung in Steindruck. Es ist dieß ein gewöhnlicher Trinkkrug von weißem Steingut, wie ihn die damalige Zeit hatte und liebte, und wie noch einige, dem Zerschlagen entronnen, auf uns gekommen sind, theils mit weltlichen Geschichten, theils mit biblischen Begebenheiten, theils auch mit Nachbildungen von Holzschnitten und Kupferstichen im Relief geziert. Diese zeigt biblische Geschichten, Christus auf dem Oelberge und die Einsetzung des Abendmahls, mit wunderlichen phantastischen Figuren umgeben, mit Zweigranken durchflochten. Luthers Besitz geht aus der dem zinnernen Deckel eingegrabenen Inschrift hervor: D. M. L. M. D. XXIIII. (Doktor Martin Luther 1524). Nach drey Jahrhunderten noch wirkte dieser Krug segensreich für die letzte Besitzerin, die Wittwe des Pfarrers Karl Heinrich Jngeler zu Sprotta, welche ihn Sr. Majestät dem Könige überreichen ließ u.. der eine so gnädige und huldreiche Aufnahme fand, daß der in bedrängten Umständen lebenden Frau eine jährliche Pension von 50 Thalern ausgesetzt ward. So bleibt — beschließt der Berichterstatter K. L. (Hr. Konrad Lewezow) — des gerechten Andenken im Segen.

Die Kupfer sind mit Fleiß gemacht, das Ganze hältnißmäßig wohlfeil und gegen Papier und Druck würde nicht viel auszusetzen seyn, wenn nicht an einigen Stellen ganz sinnzerstörende Druckfehler stehen geblieben wären, z. B. S. 123. Lieferung für Ciselirung und viele andere ähnliche, die leider nicht angezeigt sind.

Bz.

Rom, den 14. März 1826.

Ein Sarkophag, dessen Hauptseite die Geschichte der Alcestis vorstellt, ist die neueste Ausbeute der römischen Ausgrabungen, welche die Gebrüder Chiaramonti in diesem Jahre fortsetzen. Er ist von gewöhnlicher Sarkophagarbeit, aber wohlerhalten und in seiner Darstellung vorzüglicher als die wenigen bisher bekannten Bildwerke desselben Gegenstandes.

Ueber die Herkulanischen Papyrusrollen gibt eine kürzlich vollendete Schrift des Canonicus Jorio (Officina de' Papiri. Nap. 1825. 8.) belehrende Nachrichten. Von dem Niccolinischen Museo Borbonico ist ein neues Heft erschienen, seiner Ueberschrift nach das fünfte, für das Publikum das zweyte. Außer nicht wenigen bereits früher bekannt gemachten Werken des Museums enthält es die Diana von Portici und den vor zwey Jahren in Pompeji gefundenen Goldschmuck. Der Bericht über die dortigen Ausgrabungen ist in diesem Hefte noch nicht fortgesetzt.

Ueber den Triumphbogen von Rimini ist ein sorgfältiges Werk von Briganti erschienen. Eine Schrift des Canonicus Morelli (Dissert... che Civita Castellana è l'antico Veio. Tomi 1825. 8. 288 S.) berührt neben hartnäckiger Schutzrede einer längst aufgegebenen Meynung manche Alterthümer des merkwürdigen Bodens von Cività Castellana.

Digitized by Google

Nr. 46.

Kunst-Blatt.

Donnerstag, den 8. Juni 1826.

Ueber großgriechische Gräber.

Vom Can. A. de Jorio. *)

Allgemeine Bemerkungen. Das Begraben ist die älteste Sitte laut Cicero, das Verbrennen soll Herkules erfunden haben und noch unter Cecrops ward in Athen begraben, wie denn auch Numa ausnahmsweise nicht verbrannt seyn wollte, und trotz herrschendem durch die zwölf Tafeln beglaubigten römischem Brauch ausnahmsweise die römische Familie der Cornelier vor Sulla. Mußten doch auch blitzgetroffene und zahnlose Kinder begraben werden. Daraus geht denn hervor, daß bey Griechen wie bey Römern beliebig verbrannt oder begraben werden konnte, 1) dagegen andrerseits die Ausgrabungen in Großgriechenland ein Beyspiel von Verbrennung gegen den Erdgöttern zu weihen, was vom Menschen übrig bleibt; daher ist sie wohl überall die älteste Bittersitte und Gesetzgebern wie alten Geschlechtern, dem Numa und den Cornelliern, ja, wie man folgerecht vermuthen könnte, allen Ceres und Bacchus Geweihten heilig. Anders mußten die Diener des Herkules bestimmen, jenes wandernden Lichtes, das sechs Thaten in der untern Sphäre vollführt; sie mußten eine Feuerläuterung und Sonnenweihung begehren, die dem Todten zur Wanderung nach dem ewigen Lichte verhalf. Anders, verschiedene verschieden, mußten auch die Meynungen der Philosophen sich aussprechen, wenn die Aufbewahrung der Körper von der Erscheinung ihres Ursprungs abhing; dem ursprünglichen Feuer bestimmte sie Heraklitus und darum der Verbrennung, der alles erzeugenden Feuchtigkeit Thales und darum der Begrabung. Wo die Sitte sich für eines oder das andre entschieden hat, wie fürs Verbrennen bey den Etruskern und Römern, für das Begraben bey den Aegyptiern, sehen wir das entschiedene Uebergewicht eines religiösen Systems; wo beydes neben einander besteht, wie bey den Griechen, den unausgeglichenen Gegensatz verschiedener.

Der Verf. hat hienach sehr wohl gethan, allgemeine, wenn auch fragmentarische Notizen, wie die obigen (außer dem hinzugefügten gibt Kirchmann de funeribus l. Cap. 1. 2. noch Mehreres) seinen Bemerkungen über das Einzelne der großgriechischen Gräber voranzuschicken. Seine Erinnerung, Begraben und Verbrennen komme dort überall neben einander vor, doch vorzugsweise das erste, kann nicht umhin die Frage zu erregen, ob aus beyderley Ueberresten nicht vielleicht, bey gehöriger Aufmerksamkeit auf die Lokalität jedes Fundes, Verschiedenheit der religiösen Gebräuche nachweislich wäre. Ueber das griechische Mutterland fehlen die Nachrichten zu sehr, doch scheint, es als wenn die Zahl der Begrabenen dort ungleich seltener gewesen sey, und bey Sicherung dieses Umstandes läge es nahe, an die obige Andeutung in Betreff cerealischer und bacchischer Mysterien zu erinnern. Es ist bekannt, daß bacchische Gegenstände die großgriechischen Vasen vorzugsweise bekleiden, und es ist bekannt, daß diese Vasen größtentheils neben Skeletten gefunden werden. Andrerseits liegt bey so vielen Erinnerungen an Apoll und Herkules auf den Vasen auch der Gedanke an des lezteren Einführung der Verbrennung sehr nahe. Bemerkenswerth ist es auch, daß während auf den seit den Nachfolgern des Hadrianus so häufigen römischen

*) Obiger Aufsatz ist ein Auszug aus des Verfassers Anleitung zu großgriechischen Ausgrabungen (Metodo per investire e frugare i sepolcri degli antichi del Canon. Andrea de Jorio. Napoli 1824. 182 S. 8. 8 Steindrücke). Obwohl das Buch kompendiarisch und der Zweck desselben mehr praktisch als geschichtlich ist, so steht doch kaum zu zweifeln, daß die Hauptdata einer Schrift, welche von einem erfahrenen Beobachter in Mitten der Monumente seit längerer Zeit gesammelt, wenig Betrachtungsweisen der archäologisch so höchst merkwürdigen großgriechischen Gräber unberührt läßt, für Viele von Wichtigkeit seyn werde. Bey solcher Voraussetzung werden auch die nachfolgenden Anmerkungen nicht unstatthaft seyn, die sich bey Durchlesung des Aufsatzes ergaben und durch briefliche Mittheilungen des Herrn Verfassers bereichert sind. G.

1) Ihr nie getrübtes Licht nicht durch Leichname zu entheiligen, begruben auf der Raubvögel Losung (Kirchmann de funer. S. 451 sq.) die Perser, den Göttern der tiefen Erde ihre Todten zu weihen, die Aegyptier und von Haus aus belehrt der Aegyptier Cekrops, der selbst im athenischen Minerventempel begraben lag. Es ist die Sitte der natürlichsten, wie der besonnensten Demuth, der Erde zu übergeben, was ihr angeheftet und, was, da es ihr ähnlich werden will, ihr entsprossen scheint, darum ist sie im persischen Dienst des unauslöschlichen und nie zu befleckenden Feuers, wie im Christenthum geheiligt. Es ist aber auch die nothwendige Sitte aller agrarischen, politischen und religiösen Satzung,

zehn von Beerdigung und die auf römischem Boden das umgekehrte Verhältniß zeigen. 2)

I. Verschiedene Arten antiker Gräber.

1. Aegyptische Gräber, das ist Hypogeen nach Art der Aegyptischen. Beyspiele gaben die Gräber von Canosa und ein Kumanisches (tav. I.), das sich zu Monteruſciello in der Maſſerie der Canonici Manganella befindet. 3) Die Eingänge konnten verschiedener Art seyn, senkrecht, schräg, wagerecht vor dem Abhang eines Berges, wovon in der Nähe des angeführten Kumanischen sich ein Beyspiel vorfand.

2. Griechische Gräber.

a) Aus dem Tuff gehöhlt, nicht häufig, aber vorkommend in Kuma und sonst. Diese Gräber pflegen mit Stücken desselben Steins bedeckt zu seyn, zuweilen mit einem einzigen, dann und wann auch von bloßer Erde. Von dieser lezteren Art fand man vor kurzer Zeit einen Begräbnißplatz am Abhang eines Gebirgs in Basilicata. Nach einem kleinen ausgehöhlten Eingang, bemerkte man einen rechtwinkligen Graben, der das Grab bildete, er war mit einfacher Erde angefüllt, die den Todten und die mit ihm begrabenen Gegenstände verdeckte. Im Umkreis ähnlicher Gräber findet man kleine Aushöhlungen desselben Steins von sechs Palmen Durchmesser; sie sind gleicherweise ausgefüllt. Man hält sie gemeiniglich für Wasserbehälter, da man aber auch Lampen in ihnen gefunden hat, so dienten sie wahrscheinlicher zum Aschenbehältniß der Verbrannten. In den erwähnten Gräbern hat man vorzügliche Vasen, besonders von der alterthümlichen Art mit schwarzen Figuren gefunden.

b. Gräber, die man aus Stein zusammensezt, sind die gewöhnlichsten in Großgriechenland. Ihre Form ist doppelter Art, meistens durchaus achteckig, zum Theil durch spizwinklige Deckung unregelmäßig. Die Gräber der ersten Art sind dann und wann, besonders in Puglien, von einem einzigen Stück, gewöhnlich aber aus nicht weniger als sechs Steinen auf den langen und aus zweyen auf den schmalen Seiten bestehend. Bey größeren Gräbern von acht bis zehn Palmen Länge pflegen zehn bis zwölf Steine in zwey übereinandergesezten Reihen angewandt zu seyn. Für die Kästen ist dieß Regel, verschiedener sind die Deckel gebildet. Horizontal von einem in den Rand des Kastens eingepreßten Stück, wie hie und da in Puglien bey vorzüglich hartem Stein, oder am gewöhnlichsten von drey Stücken, wohl auch von zweyen, sehr selten von einem aufgelegten, der dann den äußersten Umriß des Kastens bedeckt, dann und wann auch von unregelmäßig geschnittenen Stücken zusammengesezt. Auch kommt es, besonders in Kuma vor, daß der Deckel etwa einen halben Palmen schmäler ist, als der Kasten und daß alsdann der Rand des lezteren eine umlaufende Basis zu bilden scheint. Eine besondere Art horizontaler Deckung hat sich zuerst in Basilicata gefunden: man legte Holzwerk auf den Rand der Gräber und auf dasselbe so viel einzelne Steine, daß sie die Oberfläche der Gräber bedeckten und seitwärts noch heraustraten. Ebendaselbst ist es nicht unerhört, daß man durch auf das Holzwerk geworfene Erde einen festen Boden bildete und dann den Graben bis zur Oberfläche der Erde ausfüllte.

Alle diese Verschiedenheiten betreffen Todtenkästen mit horizontalen Deckeln, eine Gattung, wie sie sich überall vorfindet, besonders auch in S. Agata de' Goti. Von dorther ist noch eine andre Besonderheit bekannt. Um den Steinen des Deckels hinlängliche Festigkeit zu geben, findet man denselben bey Gräbern von ungewöhnlicher Größe durch vier symmetrisch aufgestellte Säulchen desselben Steins gestüzt.

Dachförmige Deckel von gewöhnlicher Größe und selbst von mehr als zehn und zwölf Palmen Länge, finden sich auf dreyerley Art. Einige derselben sind spizwinklig aus sechs gegeneinander gelegten Steinen gebildet, und dienen Gräbern, die auch durch angemessene Thüren den Eindruck eines kleinen Gemaches geben (tav. 2.). Andre, welche die stumpfwinklichte Form eines Esselrückens hatten, sind aus einem oder mehrern aus

---

Sarkophagen, bacchische Gegenstände die gewöhnlichsten sind, Grabsteine und Aschengefäße jene dort so gewöhnlichen Beziehungen selten zeigen.

2) Unzweifelhafte Meynung des Verfassers, wenigstens nach dem bekannten Verhältniß der römischen Sitte zu urtheilen. Hienach hat der Ueberseyer sich entschiedener ausgedrückt als der italienische Text: Si stiamo all' esperienza, le umazioni de' Greci nelle nostre Magna-Grecie stanno alle loro ustioni come uno a dieci, laddove per i Romani le umazioni alle combustioni sono in ragione totalmente diversa.

Der Herr Verfasser bestätigt unsre Voraussezung durch die Bemerkung, daß er in Puteolanischen Gräbern dreyßig Aschentrüge mit zwey oder drey Todten gefunden habe, während in den griechischen Gräbern von Kuma und Nola höchstens vier bis fünf Aschentrüge neben zahlreichen Skeletten vorkommen.

3) Dem Verfasser, der auf die etwas entfernt liegende Beziehung auf ägyptische Baue weniger Gewicht legen mag als es beym ersten Anblick scheinen dürfte, konnte es für griechische und römische Sepulcral-hypogeen nicht an bekannteren oder bedeutenderen Vergleichungspunkten fehlen, hätte er nicht vorgezogen, sich hier wie in der ganzen Schrift auf die Gegenstände seiner nächsten Umgebung und Anschauung zu beschränken. Das sogenannte Trogloditenthal von Isyka, die Katakomben von Rom, Syrakus und Neapel und von römischen Monumenten das Grabmal der Scipionen liegen ebenfalls nahe.

Digitized by Google

zwey Stücken gebildet und dieses über der gewöhnlichen Höhe von fünf oder sechs Palmen vom Boden ab. 4) Eine dritte Art gab ein prächtiges 1822 zu Kuma ausgegrabenes Grab. Die Steine der Decke fanden sich in derselben stufenweis übereinander gelegt, so daß die Vorsprünge nach innen gehen, und sich am Ende der Decke vereinigen (tav. 3. 8.).

Die äußere Deckung steinerner Todtenbehältnisse findet sich noch auf verschiedene andre Weise bewerkstelligt. Zuweilen sind sie ganz oder zum Theil mit aufgeworfenen Steinen bedeckt, zuweilen mit kleinen Steinen und Gebröckel gleichen Materials, dann und wann auch mit bloßer mit allerley Scherben vermischter Erde. Dieser Gebrauch war nach Oertlichkeit mehr oder weniger angewandt; in der Nähe von Neapel ist er selten.

(Die Fortsetzung folgt.)

---

4) Ohne Zweifel ist hier die häufige Form römischer Sarkophagdeckel gemeynt, die so oft durch Giebelverzierung und Stirnziegel mehr als die zuerst erwähnte spitzwinklige Deckung, die Form eines Tempeldachs nachahmen, mehr noch als die zuerst genannte Klasse. Es wäre nicht unwichtig zu wissen, ob noch auf den griechischen Gräberdeckeln, wie auf jenen späteren, durchbohrte Aushöhlungen zum Eingießen von Libationen vorkommen.

Myrons Läufer Ladas.

(Beschluß.)

Folgendes ist das Epigramm auf Myrons Läufer Ladas, an dessen vollständiger Erklärung bisher alle Versuche der Gelehrten gescheitert sind. Wir können nicht gemeynt seyn mit den Erklärern um die Palme zu ringen, da auch der Sinn, den dieß Epigramm für uns hat, so geschraubt und die Spitze so stumpf ist, daß wir von einem Griechen gern voraussetzen, er habe in Gedanken und Ausdruck mehr Feinheit und Klarheit gehabt. Um es aber nicht verstümmelt zu geben, setzen wir zwey Uebersetzungen hieher.

1.

Wie tief-athmend, du, Ladas, voreiltest dem windschnellen Thymos
Auf den Zehen entführt rasch von des Wunsches Gelecz —
Also zeigte dich Myron in Erz und prägte Verlangen
Nach dem Pisäischen Kranz dir auf die ganze Gestalt.
Hoffnung füllet den Blick; es schwebt auf dem Rande der Lippen
Leise der Athem, hervor tief aus den Weichen gepreßt.
Gleich zum Kranz aufspringet das Erz — es läßt sich nicht halten
Von der Vase. O Kunst, schneller als lechzender Wunsch!

2.

Wie tief-athmend, du, Ladas, voreiltest dem windschnellen Thymos
Auf die Spitze des Sturms leise die Zehe gesezt —
Also zeigte dich Myron in Erz und prägte Verlangen
Nach dem Pisäischen Kranz dir auf die ganze Gestalt.
Hoffnung füllet den Blick; es schwebt auf dem Rande der Lippen
Leise der Athem, hervor tief aus den Weichen gepreßt.
Gleich zum Kranz aufspringet das Erz — es läßt sich nicht halten
Von der Vase. O Kunst, schneller noch bist du als Sturm.

So viel scheint gewiß, daß das Wort πνεῦμα der Angel ist, auf dem die Spitze des Epigramms sich dreht. Ferner scheint auch das klar zu seyn, daß der Dichter den Künstler darum preiset, weil er etwas überaus Schnelles, geschwind zum Ziele Förderndes noch durch den Ausdruck der äußersten Eile, die schon am Ziele zu seyn scheint, übertroffen habe. Da hat uns nun ein Freund zuerst die Vermuthung an die Hand gegeben, daß das πνεῦμα ἀκρότατον vielleicht den tiefen Athemzug, als ob es der lezte seyn sollte, ausdrücke, den das sehnsüchtigste Verlangen auspreßt, wenn es nun endlich seines Wunsches theilhaftig wird. Da man mit diesem Athemzuge zeigt, daß man schon so gut, wie am Ziele ist, so gehörte freylich große Kunst dazu, die Nähe am Ziele durch die Gestalt noch deutlicher zu bezeichnen.

Die andre Uebersetzung ist nach einer Vermuthung gefertigt, die sich, wenn von einem modernen Werke die Rede wäre, vielleicht besser empfehlen würde, darum aber vielleicht zur befriedigenden Auflösung dieses alten Räthsels weniger geschickt ist. Hiernach wäre unten πνεῦμα der Sturm, räumlich und gestaltet gedacht, zu verstehen. Πνεῦμα ἀκρότατον wäre die Spitze des Sturms. Einer, der auf der obersten Spitze des so schnell forteilenden Sturmes stände, würde den Siegeskranz bey dieser Schnelligkeit ohne Zweifel bald erreichen. Versezt uns nun der Ausdruck, den der Künstler diesem

Standbilde gegeben hat, in die Täuschung, als wäre Ladas schon im Begriff den Kranz zu fassen, so ist die Kunst oder genauer genommen, der durch die Kunst gegebene Ausdruck allerdings noch schneller als der Sturm, denn dieser führt den Ladas doch erst nach und nach zum Ziele. Was sich hier der Dichter gedacht hatte, hat Johann von Bologna wirklich ausgeführt, indem er seinen Merkur auf der Spitze eines Wasserstrahls schweben läßt.

Wie dem nun auch seyn möge, uns ist es nicht um die Spitze des Epigramms zu thun, sondern wir wollen nur die Merkmale, die der Dichter an dem Läufer Ladas bemerkte, vorführen, um darauf aufmerksam zu machen, wie überraschend dieselben mit denen unsrer Standbilder übereinstimmen. Es ist vielleicht am rechten Orte zu bemerken, daß wir diese Merkmale nicht erst in unsre Erinnerungsblätter eingesammelt, nachdem wir das Epigramm genauer angesehn, sondern daß wir in Neapel diese Gestalten auf Treu und Glauben für Diskuswerfer annahmen; wie denn auch wiederholte Untersuchung wohl ein uns nicht abfälliges Ergebniß hervorbringen möchte. Stellen wir die Merkmale, die der Dichter anzibt, nun einmal zusammen, den siegesdurstigen Blick, die Zehen, von denen nur die Nägel die Erde berühren, den Athemzug, der auf dem Rande der Lippen ruht, die eingezogenen Weichen, die ganze Stellung des Erzes, so müssen wir, überrascht, gestehen, daß wir, um uns die Bilder in treuer Erinnerung zu erhalten, nur das kurze Epigramm hätten aufschreiben dürfen und der mühsamen Nachschöpfung des Ganzen durch Erklärung seiner Bestandtheile aus einer Idee hätten überhoben seyn mögen.

Es wäre also wohl der Mühe werth, daß andre Reisende ihre Aufmerksamkeit auch einmal auf diese beyden Erzbilder richteten und ihr Urtheil abgäben. Stimmten dann mehrere in ihren Ansichten mit uns zusammen, so würden die dem Museum vorgesetzten Behörden gewiß auch sich um eine gegründete richtige Ansicht von dem Wesen der Bilder bemühen, und wenn sie ein gleiches Ergebniß erhielten, durch eine leichte Veränderung des Namens dem leichteren Verstehen des vortrefflichen Kunstwerks vorarbeiten.

Wir benutzen diese Gelegenheit, um überhaupt reisende Kunstfreunde aufzufordern der Sammlung der großen Erzbilder, der einzigen in ihrer Art, einmal eine genauer prüfende und untersuchende Aufmerksamkeit zu schenken. Uns will bedünken, daß darin für Kunst und Wissenschaft noch wunderherrliche Schätze vergraben liegen, und daß bey Weitem der kleinste Theil derselben erst gehoben. Wir hätten darüber einige Anregungen vorzutragen, die wir theils nur aus Mangel an Zeit und Muße, theils darum zurückhalten, weil wir hoffen, daß sie durch urtheilsfähigere und schon geltende Stimmen geschehen werden. Möchten diese doch bald hervortreten, denn jedes Jahr führt neue Reisende über die Berge, denen bey der Eile, womit eine solche Kunstfahrt meist abgemacht werden muß, von den durch einen längeren Aufenthalt begünstigten, zu vollem und reichem Genusse muß vorgearbeitet werden. Und wir möchten gern die hohe Kunstfreude, die wir bey den großen Erzbildern empfunden haben, allen Reisenden gönnen.

Während wir dieses niederschrieben, hat sich uns die Bemerkung aufgedrungen, daß alles das, was wir an der von uns sogenannten Kopie tadelten, nicht besser hätte zusammengefunden und gefügt werden können, um einen Läufer auszudrücken, der es sehen muß, wie ein anderer ihn überholt. Die Augen verlieren ihre Munterkeit und das Ziel wird ihm ferner wie dem andern, die Spannung in den Zügen, also auch der Ausdruck in den Lippen nimmt ab, der Fuß ist schon geneigt, von der hastigen Eile nachzulassen, und tritt darum breiter auf. Die Hände sinken schon etwas, während die Augen noch sehnsüchtig auf den Kranz gerichtet sind. Es könnte uns sogar eine größere Fleischigkeit des übrigen Körpers an der Kopie entgangen seyn, während sie uns am obern rechten Arm bemerklich wurde. Dieß ist um so leichter, da das Gegenüberstehen der beyden Standbilder eine Vergleichung derselben Theile sehr schwierig und ein sehr geübtes Auge nöthig macht.

Diese Eigenthümlichkeit wird uns bedeutsam, wenn wir sehen, daß das Epigramm von zwey Läufern, Typus und Ladas, redet, von denen der letztere den ersteren voraneilt, also das Daseyn von zwey Bildern derselben voraussetzen kann. Nicht eben muß, das sehen wir recht gut ein, da die Anführung des Nebenbuhlers nur historische Anspielung seyn kann. Nur dieß sonderbare Zusammentreffen eines solchen Sinnes mit der Erscheinung, die wir vor uns sehen, kann uns veranlassen, uns so steif an den Worten halten zu wollen.

Könnte es nicht seyn, daß wir in diesen Figuren wirklich eine Wiederholung von dem Werke sähen, welches der Dichter preiset? Wenigstens kann uns das Knabenalter unsrer Standbilder nicht eingeworfen werden, da der von Leochares gebildete Antolycus bereits als ein Knabe Sieger im Pankrazium wurde.

Und sollte dann nicht die Ueberschrift dieses Aufsatzes entschuldigt werden können, die vielleicht mehr die Erwartung spannt als befriedigt?

Wir sehen mit Begierde neuen, an Ort und Stelle aus wiederholter Untersuchung gewonnenen, Resultaten entgegen. Wäre noch ein besonderer Beweis dafür nöthig, daß es wünschenswerth sey, über das wahre Wesen und die eigentliche Bestimmung dieses Kunstwerkes zur Entscheidung zu kommen, so liegt er auf das Deutlichste in unserm Vortrage. Denn aller Tadel, den wir über die von uns sogenannte Kopie aussprechen, verwandelt sich bey der andern Ansicht in Lob, und der Widerwille gegen das Kunstwerk in einen erfreulichen Genuß. Aber nur eigne Anschauung kann hier entscheiden.

Fr. S.

Digitized by Google

Nr. 47.

Kunst-Blatt.

Montag, den 12. Juni 1826.

Ueber großgriechische Gräber.

Vom Can. A. de Jorio.

(Fortsetzung.)

c. Gräber von Backstein hielt der Verfasser früher für unerhört. Im Jahr 1819 überzeugten ihn kumanische Ausgrabungen vom Gegentheil. Es waren einige römische Gräber von gewöhnlichster Form und geringer Tiefe: Da sie nur einige unbedeutende Lampen gegeben hatten und man nicht berechtigt war, Bedeutendes dort zu erwarten, grub man sie nicht aus. Gleich darauf fand sich wieder ein aus Backsteinen gebildetes Grab, aber mit Anzeichen griechischen Ursprungs. Hiernach verfolgte der Verf. seine Nachsuchungen und fand noch mehrere ähnliche Gräber. Sie der lezten griechischen Zeit beyzuschreiben, rieth ihre mit den römischen durchaus übereinstimmende Wasserfläche, verbunden mit der Bemerkung, daß unter zweyen jener Gräber andre Backsteingräber und zwar römische sich vorfanden, ja unter den lezteren noch ein griechischer Grabhügel, der aber bereits von den Römern geplündert war. Doch finden sich auch nach der Versicherung des Hrn. Vito Capialdi zu Montelione sehr alte griechische Backsteingräber, besonders in Calabrien. Nach fortgesezten Beobachtungen ergab sich die Annahme griechischer Todtenbehältnisse aus Backstein, theils 1. in ganz römischer Weise ein längliches Dreyeck bildend, dessen Basis und Seiten aus drey und sechs Backsteinen bestehen, wozu noch zwey Backsteine auf Kopf und Fuß des Todten kommen. 2. Kleine Backsteinmauern von zwey oder drey Palmen Höhe bilden die Todtenkiste, sechs und zwey Backsteine den Deckel. 3. Gräber von festem Backsteinwerk von fünf bis sechs Palmen Höhe; die Deckung, wie vorher, stumpfwinklicht. Eine vierte Klasse würden durchaus rechtwinklige Backsteingräber abgeben, die dem Verf. nur einmal vorgekommen sind, aber auch sonst in mehreren Provinzen nicht fehlen sollen. Nicht selten fand sich in den drey erwähnten Gräberarten eine gemauerte Deckung unregelmäßig über das ganze Grabmal angebracht.

d. Begrabung in der bloßen Erde findet sich oft in der Nähe von Neapel und vermuthlich auch auswärts. Es sind alsdann rechtwinklige Gräber der Gestalt des Verstorbenen anpassend, wobey nur zu bemerken, 1. daß die Griechen allezeit sich auch dieser Art zu begraben bedienten. In Neapel, Kuma und Nola hat man Begrabene in der bloßen Erde unter und über den Tuffgräbern oder auch in gleicher Höhe, selbst neben den römischen Gräbern von Backstein gefunden. So fand man in den Gräbern von S. Teresa neben dem Museumgebäude von Neapel zwischen der ersten Reihe von Tuffgräbern und andern Todtenkästen von Stein Skelette, die in der bloßen Erde lagen (tav. 4.). 2. Der Graben wurde dann und wann in solcher Tiefe gezogen, daß er zwey und drey Körper über einander enthalten konnte, mit hinlänglicher Erde dazwischen, um den Leichnam und die mit ihm begrabenen Gegenstände zu bedecken. 3. Zuweilen findet sich neben den auf die bezeichnete Weise Begrabenen eine unzweydeutige Spur von verbrannten Scheiterhaufen (bustum). Dieses hat man bey den vielen in Nola regelmäßig geführten Ausgrabungen bemerken können. Dicht neben wohl erhaltenen Skeletten fand man dann und wann von der Bestattung eines andern Todten das Skelet und die mit ihm begrabenen Sachen, besonders die Vasen, völlig verbrannt und sehr zerstückelt. Selbst in den Kohlen des dazu gebrauchten Holzes findet sich der Beweis durch Spuren vom Fett des Todten. 5) Auch finden sich Gräber jener Art für einen einzigen Todten vor, und mit den erwähnten Spuren der Verbrennung.

e. Aschengefäße werden hier nur in der Bezie-

5) Dann und wann auch von den Speisen des Leichenmahls, könnte Mancher einwenden. Doch kommt dem Verfasser die Versicherung neapolitanischer Vasenhändler zu statten, daß die Fragmente halbverbrannter oder vom Feuer stark angegangener Vasen durch Schönheit sich auszuzeichnen pflegen und solche erwartet man eher unter dem mit dem Todten geweihten Geräth als unter dem Bedarf des Leichenmahls. Ueberdieß mögen auch Reste von Skeletten nicht fehlen.

Digitized by Google

hung erwähnt, in so fern sie ohne weiteres Behältniß in einem mehr oder weniger tiefen Graben sich vorfinden. Die Beyspiele dieser Sitte sind nicht selten. Im Jahr 1813 fand man in einer Vigne bey Kuma ein zweyhenkliges Porphyrgefäß mit Basis und Deckel; der Landmann, der es leer von Kostbarkeiten fand, zerschlug es und die Stücke wurden verschleppt, doch konnte der Verf. sich überzeugen, daß in hundert Palmen Umkreises keine Spur von Gräbern war. Auf ähnliche Weise ist es an der kumanischen Gräberstraße irdenen Gefäßen oft ergangen. Solche einzelne Aschengefäße finden sich mit folgenden Verschiedenheiten. 1. In der bloßen Erde. 2. Auf irgend einem Stein von regelmäßiger oder unregelmäßiger Form gestützt. 3. Auf dem Rand oder Deckel eines griechischen Grabes. 4. Wohlerhalten in einem Behältniß von Thon, Stein oder Bley. Vor mehreren Jahren stieß man auf ein Stück Tuff von drey Palmen Durchmesser, das auf einer Art Piedestal desselben Steines aufruhte. Als man den aufruhenden Stein weghob, fand sich im leeren Raum der Unterlage eine Vase und einige Palmen entfernt, begegnete man einer ähnlichen Erscheinung. 6) Ein Hauptbeyspiel von Vasen, die in irdenen Behältnissen aufbewahrt waren, ist die berühmte Vase mit troischen Darstellungen im Museo Vicenzio (s. Homer nach Antiken, Heft IX. Tab. V. VI). Bestimmte Formen für griechische Aschengefäße waren nicht vorhanden; man kann solchen Gebrauch von drey- und zweyhenkligen Vasen jeder Form, ja selbst von einfachen Töpfen nachweisen.

3. Die innere Einrichtung griechischer Gräber ist ohne Bekleidung des nackten Steins oder auf irgend eine Weise verziert. Diese leztere Art erscheint auf dreyerley Weise, mit weißem Stuck, mit Malereyen in Art der Arabesken oder auch mit Figuren wie bey dem bekannten pästanischen Grab, endlich mit Reliefs, wie ein berühmtes Grab von Armentum und wie das von Candsa. Jenes war von Tuff und dachförmig abschließend, von zwölf Palmen Höhe; den Reichthum der dort gefundenen Gegenstände kann man aus dem goldenen Todtenkranz des Kortbonius 7) abnehmen, auch Karniole der vorzüglichsten Steinschneiderarbeit wurden dort gefunden. Eine vorzügliche Vase des Museums von Neapel 8) ist dortber. Jenes Grabmal war innen ganz mit farbigen und vergoldeten Stucken bekleidet; die Gegenstände waren auf den vier Seiten, Thiere und architektonische Verzierungen. — Eine besondere Einrichtung zeigte dem Verf. im verflossenen Jahre ein kumanisches Grab. Es war von Tuff und Griechisch. Links vom Eingang hatte man in den Tuff zwey Columbarien gewöhnlicher römischer Art angebracht. In beyden Nischen 9) wollte man Vasen gefunden haben.

(Die Fortsetzung folgt.)

6) S. Anm. 1D.

7) Kunstbl. 1823. Nr. 83. 86.

8) Im dritten Zimmer: reiche Darstellung von Ceres und Triptolemus.

9) „Nelle stesse due nicchie", was bey vorhergehender Erwähnung von Columbarien, d. i. Reihen kleiner Nischen nicht hinlänglich klar.

Hinterlassene Briefe
von
Carl Graß.

(Beschluß.)

XI.

Pallazzuola am Mariä Himmelfahrtstage 1811 den 15. August.

Theurer, geliebter Meister und Freund!

Chi l'avesse creduto! nach einem Jahr und zwey Monaten schreib' ich dir aus Pallazzuola als wären es noch die alten Tage, und obgleich es gestern von neuem hieß, allen Klosterbrüdern sey es angekündigt worden, binnen 48 Stunden abzuziehen nach ihren respectiven Heimathen: so haben wir heute doch noch im Frater-saal mit etlichen Albanesern und Albanesinnen das Kälblein Mosis ausgetrieben. Kurz es ging lustig zu, daß es eine Art hatte. Ich hätte was drum gegeben, der Meister und der Altgesell wären dabey gewesen. Was die unstudirten Leute für Schwänke und natürlichen Sinn, lustige Sachen durchzutreiben, haben, das geht ins Unglaubliche; hab' ich doch lachen müssen, daß ich fast vom Stuhl gefallen wäre.

Seit dem 28sten Juli bin ich in der Landgegend, und weil ich diese Reise schon seit dem Juni vor hatte, ist meine Antwort auf deinen lezten Brief verzögert worden, du wirst es mir zu gut halten, weil ich es bis auf Pallazzuola aufschob und weil ich in den Monaten Juli und Juni vielerley zu denken und zu thun hatte, das meine ganze Seele erforderte. Zuerst hatte ich an Hrn. Cotta und meinen ehemaligen sicilianischen Reisegefährten Hrn. Rehfueß drey Gemälde zu versenden, die ein Hr. v. Uexküll, der seiner Gesundheit wegen mit seiner Frau nach Rom gekommen war, mit nehmen wollte; sodann war mir in ökonomischer Hinsicht die Axt an die Kehle gelegt, weil in meiner Heimath ein Schweizerhaus, wo ich mein in frühern Jahren Erworbenes stehen hatte, mit 210,000 Thalern fallirt haben sollte, und anderes Einkommen, das mir bisher gewiß war, eben auch durch die Zeitumstände aufhörte. Hier hieß es, wie sie

in der Schweiz sagen: „es braucht Marks" d. h. Cervello. Ich nahm meine Maaßregeln und dekretirte im Monat Juli dieß Jahr als ein Freyjahr, wo man an Nahrungssorgen gar nicht denkt, und es fehlte mir Gottlob! nicht der Muth, in einem Monat 42 Scudi zu verbrauchen, was sonst nie bey mir der Fall gewesen ist. Dafür befinde ich mich im Monat August wie ein König und arbeite an der Vollendung meiner pallazzuolischen Gedichte von 1808.

Wie das alles zusammenhängt, darüber wäre viel zu sagen, genug der Geist Gottes hat mich nicht verlassen, und einem menschlichen Herzen geht überall Freude auf, dafern man es nur nicht mit dem Belzebubsgeschlecht (Buben trauts keinem!) zu thun hat. Ich habe mir einst die Fingerstumpfen verbrannt, nun wachsen daselbst Rüben und Kohlrabi und in der Hauskapelle wird soli Deo gloria gesungen. Wahrlich ich bin nicht nur ein anderer, sondern fast derselbe Mensch, der ich 1808 war. Die Erfahrungen des Lebens sind nicht ohne Frucht geblieben und das Herz ist nicht erkaltet, ja es hat wohl hie und da Feuer gefaßt, wie in dem feurigen Busch, wo Moses die Schuhe ausziehen wollte.

So viel genug von mir im Allgemeinen. Aus Rom hab' ich eins und das andere nachzuholen, das jedoch nur für unser altes Trifolium gehört. Die Kunst liegt sehr darnieder, gleichwohl hatten auch einige deutsche Künstler die Ehre der Einladung zu einem Fest, das der Principe Gabrielli im Capitol zu Ehren des Königs von Rom veranstaltete. Es waren dabey 36 Personen. Auch unser Eberhard war dabey. Nach Tisch ging aber der Kredenz-Teller herum, und jedem wurden zwey Scudi abgefordert, um den französischen Restaurateur für das Essen und den Wein, von dem die unten saßen nichts gutes sahen, zu bezahlen. Bestellungen sind sehr selten. Der General Miollis hatte einiges bey französischen Künstlern bestellt. Er hat die Villa Aldobrandini gekauft. Schick erkrankte über der Ausführung seines neuesten historischen Bildes, das ich in einer Anzeige von seinen Arbeiten beschrieben habe (im Morgenbl.) Er sollte nach Einigen sogar die Wassersucht haben. Indessen ist er nach Monaten nothdürftig hergestellt und wird nach Deutschland ziehen mit Frau und Kindern. Von Maler Müller weiß ich nichts, als daß ihm die lezte Ausgabe seiner Werke zwey- oder dreyhundert Louisd'ors eingetragen haben soll. Non sara poi tanto! Reinhard und Sickler, leztern wirst du gesehen haben, gaben zwey Jahre lang einen Almanach heraus, der zwar vielen Widerspruch in Rom fand, aber doch besonders im 2ten Theil viel Schätzbares enthält. Die Sache ist eingegangen, und nun scheint Hr. v. Ramdohr der sich in Rom niedergelassen hat, den gelehrten Antiquar machen zu wollen. Ich kenne ihn nicht. Glücklicher Weise leb' ich so unbekannt, daß mich Niemand belästigt, und meine guten Freunde sorgen dafür, daß nichts Gutes an mir bleibe. Gott lob! daß sie mir nicht die Freude des Herzens am Leben und den Geist Gottes nehmen können. So viel von Rom. Characteristisches Andere zur Zeitgeschichte gehörig, such' in dem Morgenblatte auf.

Nun höre was von Pallazzuola. Ich zog hieher mit einem geschickten Landschaftsmaler Hrn. Steinkopf aus Stuttgart, der lange in Rom war. Eberhard, sein vorzüglicher Freund, begleitete uns, wie auch ein Hr. Werrem aus Bremen, der vom Minister des Innern in Frankreich den Auftrag hat, die sämmtlichen Gefängnisse und Spitäler des Reichs zu besuchen. Wir fanden in Pallazzuola mit Noth nur zwey Betten und zwar nur Strohsäcke und Rohrkissen, übrigens das alte gute Herz. Fra Giovanni Battista und Fra Francesco sind längst fort. Pietro, Paolo, Bernardino, Salvatore sind noch da und andere zugekommen, so daß in Allem eilf im Refectorium erscheinen. Alles geht nach dem Alten, Via Doro, Boccia, Terra Augusto. Der Wein ist gut, aber die Paura, in 48 Stunden fort zu müssen, was gestern den noch übrigen Kapuzinern von Albano Giuzano angedeutet wurde, vergällt die Freude sehr. Bald hätte ich den P. Serafino vergessen, der ein Erzmelancholiker und fast menschenscheu geworden ist. Gestern hatte ich sein Bild, das ich heimlich malte, wie er im Refectorium da sizt mit der Unterschrift: il vero ritratto del P. Serafino nostro quanto stette in afflizionibus u. s. w. zum Desert producirt. Es kam in einer Rolle aus Rom an und verursachte ein allgemeines Gelächter. Bey der Gelegenheit wurde des Meisters gedacht. Signor Giovanni quanto era bravo!

Rom, den 17. August.

Gestern früh marschirte ich in die Stadt. Tags vorher war in St. Peter große Messe gewesen mit Trommeln und „Schulterts Gewehr." Die neapolitanischen Mißverhältnisse zwischen dem Kaiser und dem Könige sollen wieder beygelegt seyn. Wir Armen wissen nichts von so hohen Dingen.

Apropos! Kniep gibt in Neapel mit dem Kupferstecher Kaiser ein Werk heraus: Anleitung zur Landschaftsmalerey nach Studien aus der neapolitanischen Natur. Es kommen Pflanzen, Bäume, Vorgebirge, Tempel u. s. w. sehr sorgfältig gezeichnet darin vor. Es läßt sich Gutes erwarten. Sie wünschen das Werk dem Publikum zur Pränumeration zu empfehlen. Was wäre damit in Eurer Gegend anzufangen? Einer meiner Freunde ist Mitunternehmer, und ich wünschte, daß man den Leuten Absatz schaffen könnte. Antworte je bald hierauf. Morgen früh geh' ich wieder nach Pallazzuola. Ans Malen ist nicht zu denken. Es geht zu un-

Digitized by Google

ruhig zu. Leb' wohl Meister und theile dem K. alles mit. In alter Liebe und Treue dein

Carl Gotthard.

XII.

Rom, den 24. Januar 1812.

Mein Theurer Meister und Freund!

Eine meiner festlichen Stunden in diesem Jahr gab mir dein Brief vom lezten Tage des vorigen. Ich fühlte mich von dem darin so wahr und klar und innig ausgedrückten Geist deiner Liebe und Treue tief ergriffen. Was tröstet auch wohl mehr die Seele, als das Empfinden in unserm Innern, daß wir in irgend einem verwandten Geist gleichsam eine Stelle haben? Seligeres oder die Idee der Fortdauer in Liebe der Seele näher bringendes kenne ich nicht. Nun, mein Herz hat dir Gottes Lohn gesagt, denn je länger man lebt, desto weniger findet man dessen, was nach Tagen, Monaten, oder gar Jahren aussieht, wie vorher.

Zur Erhöhung der Lebhaftigkeit meiner Freude kam das hinzu, daß ich den Brief bey Roos eröffnete, der nun sich auch lebhaft und froh unsers Zusammentreffens in mancher Abendstunde in der Villa di Malta erinnerte.

Wie Vieles hatte ich mit dir theurer Meister! zu reden, denn seit ich im Oktober in Pallazzuola in den Nachtstunden alle unsere Gespräche und deine Gedanken aus dem Jahr 1808 niederlas, zog mich ein festeres Band wieder zu dir hin, als wärst du der Einzige, mit dem ich recht umständlich mein Herz aussprechen könnte. Ueber deine Lebensmühen und dein Herumkariolen möchte es mir fast schwer ums Herz werden. Gethanes hat immer seinen Werth in der Welt, sobald Geist und Verstand dabey war, aber was hilft alles Ackern im Sandboden, und zumal, wenn der Feind Nachts die Zizania ausstreut? Ich wollte, du könntest irgend einmal eine Unpäßlichkeit vorschützen und sagen: auf dieses verstehe ich mich nichts — es gibt ja der geschickten Leute wie Spreu im Stroh — NB. von der Menge gesprochen.

Ich sehe fast keinen Menschen, gehe in kein Kaffeehaus und keine Osterie und zu keinem Schmaus, am wenigsten frequentire ich die vornehme Welt, von der in diesem Winter un diluvio da war, aber da und dort höre ich doch, was vorgeht.

In der Künstlerwelt ist hier durch den neuen Pallast auf M. Cavallo (nämlich der alte Pallast wird in einen Kaiserpallast verwandelt) viel Bewegung. Es werden sechzehn und mehr Palmen hohe historische Bilder in Quantität gemalt; alle müssen in fünf Monaten fertig seyn. — Canova hat einen Ajax in Thon ausgestellt, der wie eine .....sche Figur aussieht. Ein competenter Richter sagte mir: es ist wahre Carrikatur. Der wird schwerlich mehr etwas ächt klassisches liefern. Wollte aber der Himmel, daß viele das für die Kunst gethan hätten, was er gethan. So ist auch die neue Umschaffung der Akademie von St. Luca gewissermaßen sein Werk.

Nun von mir. Ich habe im vorigen Jahr in meiner Heimath ein kleines erworbenes Vermögen so gut als verloren. Ich bin zurückgekehrt tiefer in mich, und habe den alten Geistesflügel hervorgeholt, so daß ich, zumal seit dem Oktober, lebte, wie ein glücklicher Knabe, fern von den Menschen, zufrieden mit wenigem, Herr meiner Zeit und immer thätig. Ein kleiner Roman von mir; Roman zweyer Fische — er steht, glaub' ich, im Damenkalender 1811, wird dir sehr lieb seyn und hat mir einigen Namen gemacht. In meiner Heimath sind nun meine vier sicilianischen Landschaften aufgestellt in einem Privathause und haben mir Ehre gemacht, aber zugleich schreibt man mir, daß nicht daran zu denken sey, daß von dort aus, wo man nur dem Handel und sinnlichen Genuß lebt, ein Heller bestimmt werden würde, um einem Landsmann pro studio et labore aus seinen Mitteln eine Aufmunterung zu geben. Desto besser! so gehöre ich der Welt an, und habe keine Verbindlichkeit. Schwarzes Brod ist wohlfeil und Freyheit dazu ist frisches Schmalz von den Bergen, auf ein von Mutter gebackenes Semmelbrod. O es ist um den Geist Gottes eine große Sache. Ich weiß es, daß ich nicht umkommen werde. Meine Kraft ist gering, aber ich kenne sie, und wer Willen hat, versezt Berge. Ich wollte, ich könnte dir einige Bilder vom Albaner-See und einige fertig gewordene Gedichte vorlegen. Das größte heißt: Licht und Schein, oder die alte Sage von der Sonnenkönigin und dem Prinzen Johannes. Mein lezte waren drey Lieder für Leidende, überschrieben: Ermuthige dich! und des Künstlers Zauberwelt. Item ein psychologische Erzählung: das hölzerne Haus. Einiges davon kommt in die Erheiterungen; einem Journal, das in Aarau von Zschokke herausgegeben wird.

Ich habe einen Freund, einen braven Mann und Gelehrten, der neun Jahre als Fremder in Liefland war, mit dem komme ich alle Mittwoch Abends zusammen und er nimmt an meinen Geistesprodukten lebendigen Antheil, so hab' ich große Ermunterung zum Vollenden. Du siehst, daß ich doch ein Glückskind bin vor allem darin, daß es mir nie an Liebe, Wahrheit, Treue, im Umgang fehlte. Ich habe selbst in der italienischen Welt, was den Wenigsten wird, ächte, rein menschlich sich gebende Freundschaft. So bin ich in meiner Abgeschiedenheit reich. Ich empfehle dir das beyliegende Blatt eines Freundes — und sehne mich immer mit deinem Geist in Liebe und Treue mich zu ergießen. Ewig dein

Gotthard.

Nr. 48.

Kunst-Blatt.

Donnerstag, den 15. Juni 1826.

Ueber großgriechische Gräber.

Vom Can. A. de Jorio.

(Fortsetzung.)

4. Römische Gräber. Da die Römer ungleich seltener begruben als verbrannten, findet sich in Großgriechenland ein römisches Grab gegen zehn griechische, obwohl römische Columbarien, welche Aschengefäße zu Hunderten enthalten, nicht fehlen, wie z. B. auf der puteolanischen Gräberstraße, und römische Gräber über und unter der Erde sich vorfinden. Jene sind entweder aus einzelnen Backsteinen zusammengesezt, von der Form eines länglichten Vierecks und mit dachförmiger Deckung, dann und wann ohne andern Boden als den der nackten Erde. (Hiebey kann man auch kleiner irdener Gefäße gedenken, in die Kinder begraben wurden. Beyspiele von solchen in gewöhnlicher Form der Amphoren fand der Vf. in Monterusciello und fragt, ob es nicht die Ossarien seyen. 10) Andre Aschengefäße von schlechter Arbeit finden sich oft auch in der bloßen Erde; oder sie sind gemauert und dann von dreyerley Art, ganz unter der Erde oder zum Theil verborgen, zum Theil dem Wanderer sichtbar, oder auch ganz über dem Boden erhaben, so daß das Grab auf der Höhe des Erdbodens ist. Die erste Art kann man als Hypogeen bezeichnen, sie mögen aus Fels gehohlt oder in einem Graben geführt und dann von neuem gedeckt seyn. Die der zweyten Art haben unter der Erde eine Todtenkammer und einen mehr oder weniger hervorragenden Bau darüber. Die ganz über die Erde erhobenen Gräber haben dann und wann mehrere Reihen von Gemächern, die allerdings wegen häufiger Erhöhung des früheren Bodens oft nicht mehr über die Erde hervorragen. Pompeji gibt zahlreiche Beyspiele dieser lezteren Art. 11) Die römischen Gräber von Mauerwerk erscheinen in den verschiedensten Formen, fast immer gewölbt, obwohl nicht immer für den Anblick. So enden sie innen, öfters in einer über der Wölbung aufgesezten Kegelform: ferner auch rechtwinklig oder rund, aber horizontal abgeschlossen, welches bey großen aufruhenden Gebäuden geschieht. Ein Beyspiel dieser lezteren Art von einem in seiner Mitte zehn Palmen dicken Gewölbe führt der Verf. aus der kumanischen Gräberstraße an der Straße nach Licola an. Ein ähnliches ist in der Massaria des Matteo Procidano noch vorzufinden. Andre der Art finden sich auch von sehr kleinem Maaßstab, sämmtlich unter der Erde. Etwa in drey bis vier Palmen Tiefe, erscheinen gemauerte Quadrate von vier Palmen und rechtwinkliges Mauerwerk von zwey zu drey Palmen. Man ist versucht sie für Vasen oder Grenzsteine zu halten, aber bey genauerer Nachsuchung fand der Verf. in einem ähnlichen Falle, daß sie etwa sechs bis acht Palmen hoch auf einem kleinen Gewölb aufruhten, unter dem ein römisches Gefäß voll Asche sich vorfand. Ueber solchen horizontal abgeschnittenen Gräbern stellte man auch die Statue des Verstorbenen auf einer entsprechenden Basis auf; so fanden sich bey Kumä nach zwey Palmen Erde zwey Marmorfüße an einer Basis desselben Steins, aufruhend auf einem runden Mauerwerk, das an der Mitte des Grabgewölbes haftete. In einem kumanischen Grab fand der Verf. bey solcher horizontaler Deckung eine einfache Mauer von etwa drey Palmen Breite und zehn bis zwölf Länge. Der obere Theil verkündete nur eine kleine Mauer; an Rand und

10) Diese Frage dürfte zu verneinen seyn, da die Benennung Ossarium sich als Inschrift mehrer weiten Aschentöpfe gefunden hat. Andrerseits kann man dem Verf. beypflichten, daß jene Benennung allzusehr verdrängt sey, wie denn die viereckten etruskischen Graburnen, in denen man Knochen mit Asche vermischt zu finden pflegt, weit eher Ossarien als Cinerare benannt werden könnten.

11) Ueberhaupt dürfte die lezterwähnte Klasse als die häufigste zu bezeichnen seyn, wie sie es auf den Gräberstraßen Roms entschieden ist. Columbarien pflegen auf ihnen unter der Erde angelegt zu seyn, dagegen Gräberkammern, sie mögen Sarkophage oder Aschengefäße enthalten, bey Grabmälern von mehreren Stockwerken nicht minder über der Erde zu seyn pflegen als wo das Grabmal ein einziges ununterbrochenes Gemach bildet.

Digitized by Google

Seite war zu bemerken, daß nur eine Seite mit Stuck geziert war. Auf geführte Schläge klang die Mauer hohl; man fand in ihr Gräber von zwey oder drey Reihen, welche durch große Backsteine abgetheilt Skelette enthielten. Das Grab ist noch in der Massaria des Matteo Procidano zu sehen. Von derselben Form waren die zufällig rechts von der Porta di Ferro, unweit dem Averner-See gefundenen Gräber. Das Wasser hatte die Erde von einer mit Stuck verzierten Mauer weggespült; die Mauer borst einige Monate darauf und einige übereinandergelegte Skelette wurden sichtbar. — Die äußere Form römischer Gräber ist immer zierlich, oft ist das ganze Gebäude rechteckig, zuweilen rund, auch kommt ein rechtwinkliges erstes Stockwerk bey rundem zweyten vor; auch dreyfache Stockwerke, zwey rechtwinklige und ein rundes. 12) Das Innere ist immer von regelmäßiger Form, quadrat, oval oder rund, oft mit Reliefs und Malereyen geziert. Es gibt eine Art Gräber, die man Aschenbrunnen (pozzi conerari) nennen könnte. Nach der Versicherung des Hrn. Isidoro Rainone sollen sie auch in S. Agata di Goti vorgekommen seyn, was nach der oben I. 2. gemachten Bemerkung nicht unwahrscheinlich ist; 13) entschieden sind sie im römischen Gebrauch. Die Form ist höchst einseitig. Ein rechtwinkliges Stuck von vier bis sechs Palmen von Peperin, Travertin oder ähnlichem Stein, aus verschiedenen übereinandergesetzten Stucken bestehend, hat in seiner Mitte eine Aushohlung von etwas über einen Palmen, deren oberer Theil von einem rechtwinkligen Stein geschlossen ist. Das Ganze ruht auf einem mehr oder weniger großen gewölbten Gemach. Der Verf. fand auf den Hügeln von Kumä nach Licola östlich mehrere Steine jener Art, die rechteckiges Gebäu von größerem Verhältniß bildeten: nachdem man den obersten Stein aufgehoben, sah man unter ihnen die Aushöhlung, die ihm erst zu tief lag um die schweren Steine wegzuheben, doch unternahm er dieß später, als ihm ein ähnliches Beyspiel zwischen der Solfatara und Cepomazza, unweit Pozzuoli vorgekommen war. Es fand sich eine Aushöhlung der beschriebenen Art, aber nur mit Asche angefüllt, nicht einmal mit einer Münze, wonach man vermuthen konnte, daß die ganze Einrichtung Armengräbern diente. 14)

5. Vermischte Gräber. In einer merkwürdigen Art von Gräbern, die der Verf. in Kumä öfters kennen lernte, und da ihre Ausdehnung ihm bekannt war, als griechisch kumanische, statt griechisch römische bezeichnet hatte, sieht man die Vermischung römischer und griechischer Sitte. Man findet meist drey einfache Todtenkasten von Tuff nach griechischer Art, rechtwinklig von einfachen Stucken und auf die beschriebene Weise gedeckt, doch auf dem meist aus drey Stucken bestehenden und stark mit Mörtel bekleideten Deckel findet man noch ein Skelet oder selbst mehrere bis zu dem Statt solcher drey Todtenkästen, welche die drey Seiten des Grabmals (die vierte dient dem Eingang) einzunehmen pflegen, findet man auch wohl drey Lager gemauert, auf denen die Skelette ausgestreckt sind. So auch in den

12) Bey solcher Uebereinanderthürmung durch Zierlichkeit und Erhaltung überraschend ist das unter dem Namen S. Vito bekannte Grabmal auf der rechten Seite der Via Campana, zwey Millien von Pozzuoli, wo die Straßen von Averse und Soccaro sich theilen. Wenn man bey der Mehrzahl römischer Gräber von mehreren Stockwerken in den unteren Raum am natürlichsten einen Begräbnißplatz, durch die Bestimmung für Sarkophage oft bezeichnet, und in dem obern einen Tempel zum Todtendienst erkannt (eine Klasse, zu der wohl auch der sogenannte Tempel des Rebiculus gehört) so können im obern flach gewölbten Theil jenes Gebäudes, die doppelt gereihten kleinen Nischen, die dem Gerätb jeziger Bewohner dienen, schwerlich andres als Aschengefäße enthalten haben, dagegen das untere durch innere Treppe verbundene und gleichfalls gewölbte Gemach durch die größeren abwechselnd abgerundeten und viereckten giebelbedeckten Nischen ganz das Ansehen eines darunter angebrachten Tempels hat.

13) So viel nach der Beschreibung zu urtheilen ist, käme auch der unter I. 2. (e) erwähnte Gebrauch diesen Aschenbrunnen gleich; was doch, da die dort berührte Einrichtung mit Vasen und also von griechischen Gräbern, diese vielleicht nur von römischen berichtet wird, vielleicht durch irgend ein Mißverständniß täuschen kann.

14) Auf eine der obenbeschriebenen ganz gleichkommende Weise, in der Aushöhlung eines rohen Cippus, unter den im Frühjahr 1824 in Vicolo della tre Madonne vor Porta S. Giovanni entdeckten Gräbern, soll der Versicherung nach ein mit Reliefs und darunter eingesetzten bunten Glaspasten verziertes Bleygefäß gefunden seyn, das seit dem verwichenen Herbst die Aufmerksamkeit römischer Kunstfreunde erregt hat. Zwischen den zwey Henkeln zeigen die Reliefs einerseits einen Bacchus, andrerseits einen Silenus, beyde zwischen je zwey Knaben, die Genien der Jahreszeiten seyn können; darüber die Inschrift: Domitillae Statilio coniugi und über dem Silen Salus gen. hum.; desgleichen im äußern Boden, die Buchstaben IM. AVG. Die bisher unbekannte Größe einer Bleyarbeit von dreyviertel Palmen Durchmesser, dabey die Einträglichkeit einer Verfälschung erregen den natürlichen Verdacht gegen die Aechtheit einer Gefäßes, dessen Arbeit, vielleicht selbst Vorstellung und Inschrift, moderner Geschicklichkeit nicht schwer fallen konnte. Doch darf nicht verhehlt werden, daß die Figuren weder eigentlich modernen Ansehens, noch, wie sonst oft zur Sicherheit der Verfälschung aus bekannten Quellen zusammengestohlen sind, und daß, auf den Anlaß dieser Erwähnung zurückzukommen, die beschriebene Art der Auffindung keine sonst bekannte ist, zumal in Rom; wozu noch des Hrn. Verf. spätere Bemerkung kommt, daß ähnliche Gräber Armengräber zu seyn scheinen.

Digitized by Google

Gräbern von Canosa, in den römischen bey Pozzuoli und anderwärts. Die Seitenwände sind auf griechische Weise gemauert mit großen Stücken Tuff, die ohne Mörtel in einander passen; dabey ist das Opus latericum und das reticulatum, desgleichen das Estrich auf dem Gewölb mit Ausfüllung des leeren Raums zwischen den hohen Seitenwänden, das fast ohne Ausnahme vorkommt, ganz römische Sitte. Gleiche Vermischung weist sich in den dem Todten mitgegebenen Gegenständen nach. Die äußere Form pflegt nichts Besonderes zu haben, das Innere pflegt mit Stuck und Malereyen geschmückt zu seyn, sehr selten sind Reliefs. Die Decke ist immer gewölbt. Die Wölbung ist auf zweyerley Weise gebildet, von sehr regelmäßig geschnittenen Tuffsteinen, ohne Anwendung des Mörtels vortrefflich zusammengefügt, oder von Estrich. In einem einzelnen Fall fand der Verf. eine doppelte Wölbung, eine schwächere etwa drey Palmen über den unteren Stucken. Eine eigenthümliche Art griechisch-römischer Gräber zeigt die gewohnte Einrichtung griechischer Todtenkästen, die aber in römischer Zeit durch römische Gegenstände ausgefüllt waren: ein ähnliches Verfahren, aber mit erhöhter Plünderung zeigten die Gräber von S. Teresa, wo römische Backsteingräber neben und römische Denkmäler über den griechischen waren.

6. Grabmäler des Mittelalters fehlen gleichfalls in Großgriechenland nicht. Auf der Gräberstraße von Kumä und Pozzuoli bemerkte der Verf. nicht wenige. Construction, Inschriften, besonders auch die in den Mund des Todten gelegte Münze lassen sie nicht blos für späte Römische 15) halten. Der Verf. zeichnet ein 1817 zu Torre de Capella von ihm gefundenes Grab aus, das nach der Inschrift einen Felix, Bischof von Misinum zugehörig war. Einen äußern Begräbnißplatz so später Zeit, glaubte er nach der Art entdeckter und ringsumliegender Gräber in der Masseria del Matace zu Kumä zu finden.

1. Christliche Gräber sind in den besprochenen Gegenden selten. Es scheint, daß die Christen jener Gegend dem Heidenthum, so viel als sie durften, sich anschlossen. Heidnische und christliche Gräber fand man in Pozzuoli in demselben Columbarium. 16) Der Ort wird nach einem Carminello Calazzone benannt und liegt auf der Via Campana. Unter den Backsteingräbern desselben Ortes sich christliche Lampen neben heidnischen. Der Verf. versichert öfters bey Backsteingräbern, die man für Gräber der gewöhnlichsten römischen Art erklärt haben würde, zuletzt auf christliche Lampen gestoßen zu seyn. Diese Lampen pflegen von römischer Arbeit und Farbe, nicht einmal von der schlechtesten zu seyn. Landleute dieser Gegenden haben zuweilen kleine Metallkränze gefunden. In der Nähe von Atripalda fanden sich auch einige Tuffgräber, griechischen Ansehens und Ursprungs, aber von Römern gebraucht und mit sehr schlechten Lampen ausgestattet. Nicht weit davon bey Serra fand man ähnliche Gräber mit christlichen Skeletten; dieses zeigten die Lampen und das griechische Kreuz auf den Tuffdeckeln, hie und da noch metallene und silberne Kreuze. Katakomben konnten in dem günstigen Lokal von Kumä nicht fehlen, aber man soll sie noch auffinden.

(Die Fortsetzung folgt.)

---

15) Wohl aber christliche einer späteren Zeit und daher wohl der folgenden Klasse angehörig.

16) Diese allerdings sehr befremdende Bemerkung des kundigen und hier überdieß sehr unbefangenen Verfassers widerlegt die noch neuerdings trotz sprechender Thatsachen ausgesprochene Behauptung, daß man christliche Todte stets von heidnischen Begräbnißorten zu bedüten gewußt. Einen großen Marmorsarkophag im Museo lapidario des Vatikans, der durch starke Spuren von Vergoldung Aufmerksamkeit erregt, kann man nach Maßgabe seines Reliefs, Gegenständen des Ackerbaus und des Hirtenlebens, vom guten Hirten und der Pietas an den Ecken eingeschlossen, nicht ohne Sophisterey, seine christliche Bestimmung absprechen. „Il pastore soffatto è cosa comune nell' arte“; das hat Fea, der Verfechter jener Meynung, (Varietà di notizia p. 146) unbewiesen gelassen. Man fand jenen Sarkophag in einem Grabmal bey Tor Sapienza an der Via Pränestina. Unter vier dort gefundenen Mosaikfußböden war einer mit einer Medusa; außer dem erwähnten Sarkophag ward ein anderer gefunden, auf ihm Bacchus zwischen den Genien der Jahreszeiten: an unbezweifelt heidnischen Spuren fehlte es mithin eben so wenig. Familiengräber, die man auch nach geänderter Religion nicht ändern gewollt, sind die natürlichste Erklärung solcher, jedenfalls seltenen Erscheinungen.

Neue Kunstwerke.

1. Sammlung der vorzüglichsten Merkwürdigkeiten des Großherzogthums Baden in Bezug auf Kunst und Geschichte, nach der Natur und auf Stein gezeichnet von J. Bergmann. Constanz 1825. 1er und 2er Heft. Gr. Fol.

2. Denkmale deutscher Baukunst des Mittelalters am Oberrhein in lithographirten Abbildungen mit erläuterndem Texte. Erste Lieferung, die Kirchen in Constanz. Freyburg bey Herder 1825. Gr. Fol.

Digitized by Google

3. Das Münster in Freyburg, mit erläuterndem Text, von Dr. Heinrich Schreiber, in dreyzehn lithographirten Blättern nach den Zeichnungen A. v. Baler. Freyburg bey Herder 1826. Gr. Folio.

Wir nehmen diese Werke in unsrer Anzeige zusammen, weil sie nach einerley Plan angelegt sind, und dieselben Gegenstände umfassen, nur daß in die Sammlung Nro. 1. auch Monumente aufgenommen werden, deren historische Bedeutsamkeit größer ist als ihr artistischer Werth. Es muß allerdings auffallend erscheinen, daß, bey dem löblichen (mitunter freylich auch blos affingirten Eifer für die Werke des deutschen Mittelalters die Gegenden am Oberrhein sogar wenig berücksichtigt wurden, da doch bekannt ist, daß die Städte Constanz (mit den benachbarten Abteyen Petershausen und Reichenau), Freyburg, Breysach, Colmar, Straßburg, um keine andere zu nennen, innern Reichthum an Produkten der Architektur, Sculptur und zum Theil auch der Malerey enthalten, wie er, in solcher Vortrefflichkeit nur selten gefunden werden mag. Die Unternehmungen des Hrn. Bergmann und der Herder'schen Kunsthandlung in Freyburg waren uns daher höchst erfreulich, obgleich wir über beyde ein etwas verschiedenes Urtheil äußern müssen. Hr. Bergmann gibt uns in dem ersten Hefte: 1. Eine Ansicht der ehemaligen Dominikanerkirche auf der Insel, die im Jahr 1235 gebaut wurde, und in einer Nebenkapelle die Gebeine des berühmten Em. Chrysoloras bewahrt; 2. das Portal des ehmaligen Stifts Petershausen, aus dem Ende des 10ten Jahrhunderts; 3. das Seitenportal des Doms in Constanz von der Mittagseite, wovon der Giebel neu ist. Die Kirche selbst ist aus der Mitte des 11ten Jahrhunderts; 4. die Ansicht der Stadt Constanz von der Ostseite, wo Kaiser Constantinus Chlorus ein Kastell errichtet hatte; 5. die Thüren der Münster Kirche auf der Insel Reichenau, noch aus dem Anfang des 9ten Jahrhunderts; 6. den Sarg des Evangelisten Marcus in der Reichenau. Dieser Sarg, noch aus der ersten Hälfte des 10ten Jahrhunderts ist zum Theil noch im byzantinischen Styl, doch zeigt sich in einzelnen Gruppen schon etwas mehr Freyheit und Bewegung; 7. Grabmal der Bischöfe Burkhard und Heinrich im Dom zu Constanz, aus dem Anfange des 15ten Jahrhunderts.

Der zweyte Heft enthält: 1. Den Dom von der Westseite, mit trefflicher Schnitzarbeit am Portal; 2. Ansicht der Kirche zu St. Stephan. Sie wurde im Jahr 1486 vollendet; 3. Grabmal des Bischofs Otto III. aus dem 15ten Jahrh.; 4. Kreuzgang im Dom. Eine der schönsten Parthien dieses Gebäudes; 5. das heilige Grab, in einer Rotunde des Doms, aus dem 16ten Jahrhunderts, aber wahrscheinlich nach einer Zeichnung des früher auf derselben Stelle gestandenen, nachher zerstörten Grabes; 6. diese Platte zeigt, in zwey Abtheilungen, vier kreisförmige Bilder am Giebel des äußern Chorschlusses, die weit älter sind, als der Dom, und drey Tempelherrn-Statuen am Eingange in das oben erwähnte heil. Grab. Auch die Figuren, wenn gleich von besserer Zeichnung, scheinen uns auf eine frühere Zeit zu deuten, und eine nähere Untersuchung könnte vielleicht, in Hinsicht auf die Geschichte des Doms, zu interessanten Resultaten führen. Selbst die vom Künstler gewählten Motive haben etwas sehr eigenthümliches und bedeutsames.

Sollen wir nun unsere Meynung über das Werk selbst sagen, so müssen wir schon am Plane tadeln, daß bloße Ansichten gegeben werden, und keine Grundrisse und Durchschnitte, außerdem könnte die Zeichnung manchmal richtiger und in der Ausführung des Einzelnen besser verstanden seyn, die Staffagen sind so mißrathen, daß sie nur stören.

Die beyden Werke Nro. 2. und 3. befriedigen in jeder Hinsicht weit mehr, ob sie gleich bloße Ansichten geben. Für den Künstler und Kenner ist dieß hinreichend, zumal bey einer reinen und korrekten Zeichnung, und einer genauern Kenntniß der Perspective, wie sie hier wirklich zu Tage liegen. Man findet in beyden Heften, neben Aufrissen und perspectivischen Ansichten auch Grundrisse, Verzierungen und Profile einzelner gegliederter Theile.

Besonders erfreulich wird den Kunstfreunden die Darstellung des Freyburger Münsters seyn; denn nicht nur ist dieses Gebäude eines der vollendetesten, und sein Thurm vielleicht der schönste, den eine Kirche des Mittelalters aufzuweisen hat; in der Construction zeigen sich zugleich auch die Entwicklungsstufen der deutschen Architektur von der ersten Entfaltung des Keims an bis zur herrlichsten Blüthe.

Zu diesen beyden Heften fehlt noch der Text, der ohne Zweifel befriedigend ausfallen wird, da der Verfasser (Hr. Dr. H. Schreiber) sich bereits durch seine gründliche Geschichte und Beschreibung des Freyburger Münsters (1820) zu dieser Arbeit hinreichend legitimirt hat.

—ber.

Digitized by Google

Nr. 49.

Kunst-Blatt.

Montag, den 19. Juni 1826.

Ueber großgriechische Gräber.

Vom Can. A. de Joris.

(Fortsetzung.)

II. Lage der Begräbnißorte. (S. 52).

1. Die griechischen Gräberstraßen wurden außer den Städten auf deren Nordseite angelegt; 17) Privatgräber finden sich überall. Die übliche Nordseite bekundet sich in Neapel, Nola, Päſtum, Kumä. Am leztgenannten Ort bemerkt man zwey verschiedene griechische Gräberstraßen, die eine uralt und von geringerem Umfang in der Nähe der Festung, die andre in der Ebene. In Nola hat man in den lezten hundert Jahren fortwährend nach Gräbern gesucht und ihre nördliche Lage iſt allgemein bekannt. In Neapel iſt nordwärts alles voll von griechischen Gräbern, alle Vergini in bedeutender Tiefe, alle Sanità, a S. Aniello, all' Ospedale degli Incurabili, unter der Strada di Costantinopoli, nun noch bey S. Teresa und dazu die großen Katakomben. Die von der neapolitanischen Regierung neuerdings zu Päſtum geführten glücklichen Ausgrabungen betrafen die zahlreichen Gräber der Nordseite. — Privatgräber sind entweder Familiengräber, meiſt in der Nähe von Villen oder andern Gebäuden, und immer in einiger Anzahl, wie das 1799 bey Monterusciello gefundne. Die Gräber dieſer Art sind dicht aneinander oder in gleichmäßigen Entfernungen angebracht. Oder es sind Gräber von Individuen ringsum weder von Gebäuden noch von andern Gräbern benachbart; in und außer alten Städten findet man auch solche Gräber. Bey Gräbern, die man in alten Städten findet, iſt der Wechsel der Städte wohl zu bedenken, dann und wann war es eine Begünstigung innerhalb begraben zu werden. In Kumä fand der Vf. ein großes Grabmal, von dem nur der Todtenkasten von Tuff übrig geblieben war. Es war auf dem Fels, zwanzig Schritt weit vom Apollotempel in östlicher Richtung. Construction und Tiefe ließen es für uralt erkennen; bey solcher Entfernung auch von der älteſten Gräberstraße mußte es ein Privatgrabmal seyn. Der Verf. glaubt auch in einem der päſtanischen Tempel Spuren eines Grabmals gefunden zu haben, ohne über deſſen Constructionsweise berichten zu können.

2. Die römischen Gräber wurden der öffentlichen Beschauung so preiß gegeben, als ihr die griechischen entzogen waren. Daher findet man Gräber auf allen römischen Straßen, daher kann man sie wie die griechischen in öffentliche Gräber und in Columbarien von Familien und einzelnen Privatpersonen scheiden. Die drey Straßen, welche nach Pozzuoli führen, zeigen alle noch Gräberreste, die beſuchteſte, die über Capua nach Rom führte, die meiſten. Selbſt die sehr kurze Straße, welche nach Kumä führte, gibt uns Beyſpiele von beyderley Privatgräbern. Selbſt Baioli hatte seine alten Gräberstraßen, die wie die Straßen des neuen Ortes, zwischen und in Gräber gebaut sind. Die Reihe Grabmäler in Mercato di Sabato ließ den Verf. dort Miſenum finden. Rom und Pompeji iſt allen vor Augen.

Römische Familiengräber fehlen in der Nähe großer Villen kaum irgendwo. In der Nähe von Kumä fanden sich nicht nur römische, sondern auch griechisch-römische; so außer der alten kumanischen Gräberstraße auch an der Hügelreihe längs Fusaro. Privatgräber finden sich, wie die griechischen, überall, und gewiß, wo sie in den Städten uns befremden, ebenfalls aus verschiedenen Zeiten. Construction und Umgebungen geben die Weiſung, ob man an Begräbnißörter öffentlicher Begünstigung zu denken habe, oder, auch bey bedeutender Nähe, wie in Kumä beym Tempio de' Giganti und in Pozzuoli im Serapistempel, an spätere Zeit. Den öffentlichen Gräbern werden in Großgriechenland noch diejenigen römischen beyzuzählen seyn, die in älteren griechischen angebracht wurden.

17) Diese sehr bemerkenswerthe Annahme des Verfaſſers darf nicht auf römiſche Gräber ausgedehnt werden, da bekanntlich die römiſchen Straßen jeder Richtung mit Gräbern beſezt sind und die älteſte gräberreichſte Appiſche ſüdlich liegt.

Digitized by Google

III. Anlage der Gräberstraßen. (S. 63).

1. Griechische Gräbersäulen, wie in Attika sind in Großgriechenland nicht üblich, obwohl sie hie und da über den reichsten Gräbern in Basilicata vorkommen sollen. Die Gräber in der bloßen Erde wurden durch große Gräben gebildet, von denen der Begräbnißplatz von S. Teresa ein vorzügliches Beyspiel ist; die Tiefe der Gräben ist sehr verschieden, gering am Meeresufer und in hartem Erdreich, ungewöhnlich groß, wohl noch durch Anschwemmung oder andre Ursachen, bey Nola. Die Einrichtung jener Gräber war mehr oder weniger umfassend, in über einander geschichteten Reihen, oder abgesondert nach der Willkür des Einzelnen, aber in regelmäßigen Entfernungen. Wenn der Begräbnißplatz von Tuff oder anderem Stein war, höhlte man den Stein zum nöthigen Behuf aus; diese haben dann eine Regelmäßigkeit, wie die Begräbnißörter in der nackten Erde sie oft nicht haben, auch, wie Neapel, Kumä und Nola bezogen, nicht in der öfters angenommenen Richtung gegen Osten.

2. Römische Gräberstraßen waren aus Gräbern über der Erde und aus andern zum Theil unterirdischen gebildet. Solche Mischung zeigen die römischen Straßen, die von Kumä und Pozzuoli, und kann auch die Straße von Pompeji bey fortgesetzten Nachgrabungen noch zeigen, wie denn auch dort für unterirdische Gräber von Backsteinbau und für Aschengefäße, unterirdisch aufbehalten, die Beyspiele vorhanden sind. (S. 11.) Reichen- und Armen-Gräber sind durch den Ort nicht geschieden, schlechte und unscheinbare Urnen neben marmornen von schöner Arbeit, roth auf die Mauer geschriebene Inschriften neben marmornen Inschrifttafeln, dürftige Backsteingräber neben prächtigen Columbarien sind nicht selten. Es ist der gewöhnlichste Fall, daß nach Auffindung prächtiger griechischer Vasen die Umgebungen vergebens durchsucht werden und zwar Gräber und Gräberreste, aber der dürftigsten Art, nicht selten auch rohe Gefäße den albanischen 18) ähnlich, nachweisen. Die berühmteste Vase der Vaenzioschen Sammlung ward nach vierzig Tagen unbelohnender Ausgrabungen bey Nola gefunden.

3. Griechisch-römische Gräberstraßen sind dem Vers. nur aus Kumä bekannt. Die dortigen sind unter der Erde nach griechischen Grundsätzen, in der Lage jedoch mehr nach römischen angebracht. In der Gräberstraße von Kumä mögen an hundert zerstört worden seyn.

IV. Anzeichen vorhandener Gräber, wobey nur von griechischen und römischen zu reden, weil spätere in der Wahl des Orts mit ihnen zusammenfallen, über etwaige Hypogeen aber zu wenig bekannt ist. (S. 10).

Die Anzeichen sind über oder unter der Erde. Griechische Gräber zu finden, dient bey entschiedener Lage der alten Stadt die Verfolgung ihrer nördlichen Richtung. Dort geben über der Erde mächtige Tuffstücke regelmäßigen Schnitts, besonders auch in Thälern und Schluchten, Reste griechischer Vasen, auf niedrige Gräber oder eine nahe höchste Reihe derselben deutend, dazu Unregelmäßigkeit der Oberfläche, Hoffnung zu belohnenden Entdeckungen; außerdem die Kunde früherer Fünde, von Münzen (die nach verschiedenen Dialekten verschieden benannt, Ventone, sconsulti d. i. S. C.), Vasen (die und da crastole, pignate rotte u. s. w.), sonderlich aber von ossa di morti, die man gefunden habe, endlich was man etwa nach großen Regengüssen auffindet, die wohl dann und wann ein mit Münzen gefülltes Gefäß zerbrachen und mit umhergestreuten Münzen den Weg andeuteten. Weitere Rathschläge ergeben sich für die Untersuchung der Erde, über ihre Natur und ob sich bey Nachgrabungen fremde Steine finden, ob sie unter der gewöhnlichen Tiefe der Baumwurzeln unberührt erscheinen, und über Spuren ehemaliger Gebäude unter der Erde; man soll nicht darauf rechnen folgende Gräber in entsprechender Bodenfläche mit früheren zu finden. Der römischen Gräberstraßen meist hervorragende Denkmäler werden leichter, aber auch seltener belohnend untersucht. Der Vers. versichert unweit römischer Straßen auch griechisch-römische Gräber gefunden zu haben, worauf zu merken. Anwendungen des über römische Gräberstraßen Beygebrachten; Erinnerung an die mehrfachen Stockwerke, deren scheinbar ausgeplünderte, sichtbare ein tieferes verbergen können. Wenn die rechtwinklig gedeckten Wölbungen sich mit Mosaik bedeckt finden, ist kein Grabmal zu vermuthen. (S. 90).

V. Wie die Gräber zu benutzen. (S. 92).

Man soll sich vor böser Lust hüten, mit den gewöhnlichen Gegenständen der Ausgrabungen bekannt seyn, nicht übereilt sie wegschaffen wollen, nicht alles vorher wissen, was sich finden wird, lokale Rathschläge der Landleute vernehmen, die Außenseiten der Grabmäler nicht allzugering achten, weil auch in ihm sich zuweilen Vasen finden, immer des Morgens anfangen und bey gutem Wetter, mit gehörigen Werkzeugen versehen seyn, vor müssigen Leuten Acht haben. Anwendungen (S. 97) 1. auf griechische Todtenkisten von Stein, von denen zu erwähnen: a. die mit Erde und Sand leicht überdeckten.

18) Der Verfasser meynt die vor etwa zehn Jahren bey Albano gefundenen zahlreichen aus Peperin roh gearbeiteten Töpfe, die man erst für antediluvianisch, dann für etwas älter als das Mittelalter erkannt hat. S. Memorie dell' Accademia Romana dell' Archeologia. Tom. I.

Digitized by Google

Bey ſolchen möge man ſich beſonders hüten auf die Glieder der Skelette zu treten, als an denen Vaſen zu liegen pflegen, aber zu bedenken, wie zuweilen und beſonders in Puglien die Vaſen ſich auch mitten in den Gräbern finden. Das meiſte antike Geräth iſt bey Kopf und Füßen des Todten zu erwarten. Kindergräber kann man durchſuchen, ohne hinabzuſteigen. b. Die mit Erde angefüllten. Ihre Ausfüllung pflegt von irgend einer Beſchädigung des Deckels oder vom Zerfallen ſeiner einzelnen Steine entſtanden zu ſeyn, wie es beym Landbau unvermeidlich iſt. Die Ausgrabung ähnlicher Gräber iſt ſehr mißlich, da man die aufgehäufte Erdlage bis zu ſechs Palmen Tiefe erwarten kann, dieſe erhärtet zu ſeyn pflegt und man doch ſelbſt hier noch fürchten muß koſtbare Gegenſtände zu verwüſten, die das Waſſer hinaufgetrieben; dieſes wird durch ein kumaniſches Beyſpiel erläutert. Ganz von Erde angefüllt pflegen die von den Römern ausgeplünderten griechiſchen Gräber zu ſeyn: man darf es nicht ſcheuen, auch ſolche, einmal berührt, bis auf den Boden zu durchſuchen. Am vorſichtigſten muß man bey erdgefüllten Gräbern zu Werke gehen, in denen die Erde mit den einzelnen Steinen der Sarkophagdeckel und zugleich mit den Gegenſtänden des alten Grabmals vermiſcht zu ſeyn pflegt. c. Gräber, die durch Nähe des Meers oder eines Landſees in Waſſer geſezt ſind. Dieſe muß man entweder in Sommerszeit durchſuchen oder einen Theil des Deckels reinigen, um die Gegenſtände klar im Waſſer zu ſehen und mit langen Zangen herauszuziehen, dann taſtend den Boden durchſuchen laſſen und was ſolcher Weiſe noch nicht vollkommen zugänglich ſeyn könnte, der durch Netze herausgezogenen Erde entziehen. 2. Auf Gräber in der bloßen Erde, bey denen es hauptſächlich auf Kenntniß der Grenzen des Begräbnißplatzes und ſeiner Schichten ankommt, deren man erſt durch unberührtes Erdreich verſichert wird. 3. Auf Backſteingräber, bey denen, wenn ſie mit Erde angefüllt ſind, hauptſächlich auf Wegſchaffung der einzelnen Backſteine zu ſehen iſt. — Für römiſche Gräber ſind die nöthigen Rathſchläge noch einfacher; da Durchſuchungen derſelben nur bey den ganz oder halb verborgenen derſelben ſtatt finden können, iſt die Kenntniß vom Plan des Gebäudes erſte Bedingung, theils um durch die Ueberzeugung, welche Art Gebäude man vor ſich habe, unnöthige Koſten zu erſparen, theils um bald die Thür zu finden. Findet ſich dieſe nicht, ſo muß man bey der Decke anfangen, theils weil dieß der ſchwächſte Theil des Gebäudes iſt, theils weil unter ihr am ſeltenſten Beſchädigung der Gegenſtände von Werth zu erwarten iſt. Eben dieß gilt für griechiſch-römiſche Gräber. In ihnen ſind die bedeutendſten Gegenſtände auf den Geſimſen zu erwarten.

VI. Gegenſtände, die ſich in den Gräbern vorfinden. (S. 46).

Von Alabaſter finden ſich häufige antike Gegenſtände, beſonders Salbgefäße, in griechiſchen Gräbern; in römiſchen höchſtens dann und wann ein Aſchengefäß.

Ambra iſt nicht ſelten, in griechiſchen Gräbern aber ungleich häufiger als in römiſchen. In dieſen, ſelbſt in den urſprünglich römiſchen, findet ſich Schmuck davon, Halsbänder, Ohrringe u. ſ. w., in griechiſchen auch Amulete, wozu manche meiſt ovale, hinten zum Aufhängen durchlöcherte Gegenſtände gehören mögen, deßgleichen Thiere, Verzierungen und wohl gar Bildwerke von einigem Umfang. Der Verf. beſizt von jenem Material eine Traube, die zur Vorſtellung eines Bacchus gehörte. In Verhältniß zu den Vaſen ſind jedoch alle dieſe Gegenſtände ſelten. Ein Grund davon iſt die Zerbrechlichkeit des Materials, wie ſeine Unſcheinbarkeit, nachdem es in der Erde verborgen geweſen; ein andrer kam für größere Stücke bis jezt dazu, nämlich die Anwendung zu Räucherungen, die man an manchen Orten davon machte.

Silber iſt ebenfalls häufiger in griechiſchen als in römiſchen Gräbern.

Die irdenen Gegenſtände ſind ſehr häufig, verſchieden 1. nach Firniß und eingebrannten Farben, 2. nach einfach aufgetragenen Farben, 3. vergoldete, 4. einfach gebrannte und 5. rohe. 1. Die Vaſen, die man ſonſt Etruskiſch nannte, pflegen eingebrannten Firniß zu haben, zuweilen mit rothen, grünen, blauen u. a. Farben. Zuweilen haben auch ſie Farben, die ohne Feuer aufgetragen ſind. Die irdenen Gefäße römiſcher Zeit haben ebenfalls ſelten einen ſchwarzen, allemal ſchlechten Firniß, oder einen ſchönen rothen oder gelben, oder einen nach Art mancher Marmore geſtreiften; 2. angemalt ohne Zuthat des Feuers ſind die griechiſchen Vaſen, von römiſchen Sachen nur Statuen und Reliefs; 3. vergoldete Terracotten ſind ſelten, aber in griechiſchen Gräbern nicht unerhört, doch erſcheinen ſie ſeltner als ſie ſind, wegen gewohnter Vernachläſſigung. Auch Vaſen finden ſich vergoldet; 19) 4. Gegenſtände von einfach gebranntem Thon, unter den Terracotten bekannt, ſind häufig; deßgleichen 5. Figuren von rohem Thon.

(Die Fortſetzung folgt.)

19) Von einzelnen vergoldeten Figuren finden ſich mehrfache Beyſpiele auf attiſchen Vaſenbildern.

Digitized by Google

Aus Berlin, im Mai 1826.

Der Mangel einer nach Winckelmanns Katalog geordneten vollständigen Pastensammlung der ehemaligen Stoschischen antiken Gemmen ward von allen höhern Lehranstalten, so wie von allen Freunden der alten Kunst schmerzhaft gefühlt. Der königlich-preußische Staatsminister Herr Freyherr v. Altenstein, Beförderer und Schützer jedes Kunstunternehmens, hat den Hrn. Reinhardt in Berlin in den Stand gesezt, — nachdem derselbe sich zu dieser Arbeit gebildet und gehörig vorbereitet — von den antiken Steinen selbst, sowohl Kameen als Intaglios, die Formen zu nehmen, und so ist gegenwärtig diese berühmte und für die Geschichte der alten Kunst so hochwichtige und unentbehrliche Sammlung geformt und bey Hrn. Reinhardt vollständig und auch in Abtheilungen käuflich zu haben.

Diese Gemmenabdrücke haben, — wie Professor Levezow in einer öffentlichen Anzeige sehr richtig bemerkt — „durch ihre Schärfe, Reinheit, (da sie von den geschnittenen Steinen selbst und nicht von den oft schon durch die Länge der Zeit rauher gewordenen antiken Glaspasten gemacht worden sind) — ferner durch einen bedeutenden Grad von Härte sich den vorzüglichsten Beyfall aller Kenner erworben.“ Hr. Levezow, Direktor des königlichen Antiken-Kabinets, hat die Abdrücke mit den Originalen aufs genaueste verglichen und erklärt sie öffentlich „für sehr vollkommene Copien der Stoschischen Sammlung.“

Welchen hohen Werth, welche Unentbehrlichkeit gerade diese Gemmensammlung für das Studium der alten Kunst hat, da sie durch unsers Winckelmanns Beschreibung zu einem unschätzbaren Ganzen erhoben worden ist, darf wohl nicht noch weitläuftig auseinandergesezt werden, um die Aufmerksamkeit des In- und Auslandes darauf hinzulenken!

Die ganze Sammlung besteht aus 3442 Steinen und antiken Glaspasten und wird für 230 Thaler preußisch Courant geliefert; die dazu sauber verfertigten Mahagony-Etuis betragen für das vollständige Exemplar noch 13 Thaler Courant mehr. Jeder Abdruck ist mit der Nummer versehen, unter welcher der Stein in Winckelmanns französischem Katalog verzeichnet steht. Unter hundert Stück kann eine Auswahl von einzelnen Abdrücken nicht verabfolgt werden und hier würde dann das Stück zwey gute Groschen kosten; doch aber ist Herr Reinhardt nicht abgeneigt, die Sammlung auch in folgender Art zu theilen, daß nämlich Bestellungen auf die in der Stoschischen Sammlung befindlichen persischen, ägyptischen, griechischen und römischen Kunstwerken, so wie auf die sogenannten Abraxas Gemmen angenommen werden, wenn diese Abtheilungen auch nicht die Anzahl von hundert Stück erreichen sollten. Herr Reinhardt hat gleichfalls eine lobenswerthe Uebung in Anfertigung von Glaspasten erlangt und ist bereit solche: die Intaglios à 6 gGr., die erhaben gearbeiteten aber à 12 gGr., abzulassen.

Wir haben uns von der Trefflichkeit der Arbeit überzeugt und können sie mit Recht und gutem Gewissen empfehlen, zugleich wünschend, daß dem arbeitsamen und braven Künstler durch schnellen und guten Absatz Muth und Lust erhöht werden, auch die bedeutenden anderweitigen Kunstschätze der königlichen Sammlung durch Abformungen bekannter und gemeinnüziger zu machen.

Bestellungen erbittet der Künstler portofrey unter seiner Adresse: an den akademischen Künstler und Hofbau-Depot-Verwalter Hrn. Reinhardt in Berlin, Universitätsstraße Nro. 4.

Dr. L.

Kunstnachrichten aus dem Badenschen.

Schuler in Freyburg ist mit dem Stiche eines der herrlichsten Bilder von Guido, der Himmelfahrt Mariens (früher in Düsseldorf, jezt in München) beschäftigt.

Haldenwang arbeitet fleißig an der vierten und lezten Platte nach Claude, womit der schöne Cyclus geschlossen ist. Ganz in seiner Kunst und für seine Kunst lebend, hat er den Vorsaz gefaßt, nach Beendigung jener Arbeit ein Paar ausgezeichnete Ruisdael zu stechen.

Von seinem Schüler und Schwiegersohn Schnell sollen wir ehestens eine Ansicht des Straßburger Münsters erhalten.

Nach Frommels Zeichnung und unter seiner Leitung gestochen, wird in einigen Monaten der erste Heft trefflich gewählter Ansichten von Carlsruhe erscheinen.

Digitized by Google

Nr. 50.

Kunst-Blatt.

Donnerstag, den 22. Juni 1826.

Paris, den 30. März 1826.

Man hat gestern angefangen eine ansehnliche Sammlung von Gemälden, besonders aus der italienischen und spanischen Schule zu verkaufen. Der Katalog zeigt an, daß sie aus den berühmtesten Gallerien von Madrid, Sevilla, Valenzia u. s. w. herrühren, gibt aber nichts Näheres über die früheren Besitzer an. Es ist dieß ein großer Fehler und für die Verkäufer besonders deßwegen nachtheilig, weil unter den reichen Liebhabern nur wenige sind, die sich genug auf ihre Kenntnisse verlassen können, um z. B. ein Bild, das für einen Titian ausgegeben wird, für ein solches zu erkennen und zu bezahlen. Mir sind bey der wiederholten Betrachtung dieser Bilder mancherley Zweifel gekommen, doch habe ich mich bey den Meisten von der Aechtheit ihres Herkommens überzeugt und glaube daher einige Bemerkungen über das bedeutendste hier nicht am unrechten Ort. Gute Gemälde sollten, wie Rosse von arabischer Zucht, nicht ohne Stammtafel und Taufschein verkauft werden; da dieß aber bis jezt nur ein frommer Wunsch ist und noch lange bleiben wird, so ist es wohl gethan, wenigstens auf die bessern in dem Augenblick, da sie in fremde Hände übergehen, aufmerksam zu machen; dieß verdienen aber besonders Gemälde aus der spanischen Schule, die in Frankreich, Deutschland und Italien noch wenig bekannt sind, und deren Aechtheit folglich auch für sonst geübte Augen schwerer zu erkennen ist, als bey den Werken bekannter Meister. Ich werde sie nach alphabetischer Ordnung durchgehen und die Verkaufspreise, die mir bekannt geworden sind, angeben.

Cano (Alonzo). Von diesem berühmten Meister sind zwey Bilder vorhanden, das eine stellt den heiligen Ferdinand, König von Spanien, das andre den berühmten Lope de Vega dar. Ersteres ist nur ein Brustbild, aber breit und wahr gemalt, das leztere ein Kniestück von strengerer Behandlung, zeigt den Dichter vor seinem Tische sitzend. Das Beywerk und sogar die Behandlung der Hände, hat mich nicht befriedigt, wohl aber der trefflich modellirte geistreiche spanische Kopf. Es ist zu 361 Fr. weggegeben worden, ein Zeichen, daß man mit dem Werthe dieser Arbeit nicht bekannt war.

Coello (Sanchez), ein ausserordentlich schönes Brustbild Philipps II. von Spanien.

Cranach (Lukas) der heilige Antonius in einer einsamen Gegend über einem Buche sinnend. Er hält eine Brille in der Hand. Ein liebliches Bildchen, und so fleißig gemalt, daß man auf den entferntesten Bäumen die Blätter zählen kann.

Franc-Floris. Adam und Eva den erschlagenen Abel beweinend, Figur über lebensgroß voll Kraft und Studium. Es fehlt aber dem Bilde an Anmuth, besonders in den Köpfen, auch hat es nachgedunkelt, doch um den Preis von 100 Fr., war es vielmehr weggeschenkt, als verkauft.

Guido-Reni. Das angebliche Original des von Strange gestochenen schlafenden Amors, 50 Zoll breit und 38 Zoll hoch, kann für eine gute Copie von einem seiner Schüler gelten.

Holbein. Das Brustbild des Erasmus. Neben ihm auf einem, mit einem Teppich bedeckten Tisch, liegt ein Todtenkopf. Es ist lebensgroß und fleißig ausgeführt, wie Alles, was von jenem großen Künstler herrührt, aber im Tone zu dunkel gehalten; ich möchte nicht verbürgen, daß es von ihm ist.

Juan Joannes (eigentlich Vicente Joannes). Johannes der Täufer und Johannes der Evangelist, 14 Zoll hoch und 9 Zoll breit im großen Style, doch keines seiner bessern Bilder, auch von Ceau Bermudez nicht angeführt. Preis 201 Fr.

Moroni. Von diesem Maler, den Fiorillo mit Stillschweigen übergeht, und von dem Lanzi erzählt, daß Titian seine Bildnisse den Venetianern als Meisterstücke empfahl, ist ein schönes Porträt eines Bildhauers und Malers aus dem 15ten Jahrhundert (sein Name ist nicht nachzuweisen) verkauft worden. Man kann nichts geist-

Digitized by Google

reicheres, zarteres sehen, als den Kopf dieses Künstlers. Nur dem großen Titian gelang es, solche Wahrheit in der Farbe zu erreichen, da aber Moroni wenig bekannt ist, und kein Farbenpomp an dem Bilde bemerkt wird, wurde es für 156 Fr. hingegeben. Es ist werth die reichste Sammlung zu zieren. 37 Zoll hoch und 33 Zoll breit.

Murillo (Estaban). Man bezahlte 4200 Fr. für ein Gemälde dieses Meisters, von dem der Katalog sagt, es sey in Spanien unter dem Namen der Inquisition bekannt, das aber Cean Bermudez mit keiner Sylbe erwähnt. Der heil. Dominicus empfängt knieend von der heil. Jungfrau einen Rosenkranz. Auf dem Vorgrund rechts bemerkt man die Gestalt eines Ungeheuers, das eine Fackel im Rachen trägt. Eine gewisse Lieblichkeit im Geiste des Pietro von Cortona läßt sich dem Bilde nicht absprechen, es ist aber eines der unvollkommensten, die ich von der Hand dieses Meisters gesehen habe, und den hohen Preis nicht werth, zu dem es verkauft wurde. 52 Z. hoch und 36 Z. breit.

Weit vortrefflicher ist ein Bildniß des Künstlers von ihm selbst gemalt. Er hält die Palette in der Hand. Es ist ein bloßes Brustbild in sehr natürlicher Stellung, voll Leben, Ausdruck und Wahrheit. 32 Z. hoch, 21 Z. br. Cean-Bermudez erwähnt es, und spricht noch von einem andern Bildnisse, das nach Flandern gekommen ist, und wovon man einen Kupferstich hat. Preis 585 Fr.

Für Arbeiten des Murillo wurden noch mehrere Gemälde, unter anderm auch das Bildniß seines Sohnes ein Kniestück 56 Z. hoch und 42 Z. breit verkauft. Ich zweifle an der Aechtheit dieser Arbeit, die weder mit der Freyheit behandelt ist, die wir an seinen übrigen Werken bewundern, noch den Farbenzauber derselben darbietet. Das Brustbild eines Knaben sehr lebhaft nach der Natur colorirt, und das unter dem Namen el pileo bekannt seyn soll, mag eher von ihm herrühren.

Pantoja. Von diesem Maler, den Fiorillo nicht erwähnt, sah man die Bildnisse des berüchtigten Herzogs von Alba und seiner Gemahlin, über lebensgroß vor einem Tische stehend, der mit einem grün samtenen Teppich bedeckt ist. Sie scheinen sehr ähnlich zu seyn, haben etwas hartes im Umriß und etwas unfeines in der Behandlung der Farbe, sind aber sonst in artistischer und historischer Hinsicht merkwürdig. 56 Z. hoch und 42 Z. breit. Preis 360 Fr.

Pareja, wie bekannt der Sclave und zu gleicher Zeit der beste Schüler des Velasquez, hat vortreffliche Bildnisse gemalt. Hier sah man von ihm das Porträt eines Edelmanns, der einen Brief in der Hand hält. 27 Z. hoch 23 Z. breit.

Parmagianino. Amor der sich einen Bogen schnizt, nach Correggio. Dieses Bild, das leider gelitten hat und viel retouschirt scheint, kann eher für eine Nachahmung als eine Copie des Correggio gelten. Es ist in einem großartigen Styl ausgeführt. Die Verfasser des Katalogs meynen, Parmagianino habe es unter den Augen des Meisters gemalt. Sehr lieblich und wahr sind zwey kleine Genien, wovon der eine den andern bey den Haaren nimmt und zum weinen bringt. 50 Z. hoch 25 Z. breit. Es wurde zu 4000 Fr. ausgeboten, und da niemand darauf schlug, zurückgenommen.

Procaccini (Camillo). Von diesem Meister sind angeblich drey Gemälde da, das erste ist eine Anbetung der Hirten auf einer großen Tafel, die Figuren über Lebensgröße. Es hat sehr nachgedunkelt, hat treffliche Partieen, aber auch viel grimassirenden Ausdruck. Wenn Camillo seinen Namen nicht unterzeichnet hätte, würde ich es eher von seinem Bruder geglaubt haben. Das zweyte Bild stellt eine Kreuzabnahme dar; anstatt diesen, an sich ernsten Gegenstand durch die Darstellung zu mildern, hat Procaccini (wenn das Bild von ihm ist) ihn auf eine krasse Weise hingestellt. Die Figuren sind auf einen engen Raum zusammengedrängt, unangenehme Verkürzungen, die der dunkeln und gelben Farbe wegen auch unrichtig erscheinen, schaden dem Effect, und die Köpfe sind von so überladenem Ausdruck, daß sich darin nachweisen ließe, welche Fehler sich jene Schule zu Schulden kommen ließ, und wie wohlthätig die Gegenwirkung der Caracci war.

Wann ich an den genannten Bildern bedeutende Mängel rügte, so weiß ich mich im Gegentheil bey Erwähnung des dritten, kaum im Lobe zu mäßigen. Es stellt die heil. Magdalena dar, die von Engeln emporgehoben, ihre Blicke in die Wolken richtet, wo ein Engelchor sie mit Musik empfängt. Der Katalog sagt, es sey die sterbende Magdalena in Verzuckung. Mir scheint es im Gegentheil, der Künstler habe sie in dem Moment dargestellt, da sie das Leben schon überwunden hat, und nun mit halb zweifelndem, halb entzücktem Blick sich von Engeln emporgetragen fühlt, und die Hoffnung, daß ihre Sünden ihr verziehen sind, allmählig zur Gewißheit wird. Es läßt sich nichts rührenderes und unschuldigeres (hier ist dieser Ausdruck vielleicht ein Fehler) denken, als der Kopf der Magdalena und der Ausdruck ihrer ganzen Stellung, besonders der Arme und Hände. Sie wird von zwey lieblichen blondlockigen Engeln getragen. Der untere Theil der Gewänder und einige Fleischpartien

Digitized by Google

haben sehr gelitten. Die beyden Engel, die ihr mit Gesang und Saitenspiel entgegen schweben, sind von dem schönsten Ausdruck. Der eine spielt auf der Violine, aber mit so graciosen Bewegungen, daß man die Leyer dabey vergessen kann. Ich muß gestehen, daß ich Procaccini einer solchen Leistung nicht fähig gehalten hätte, und unter den Werken seines Nebenbuhlers des Ludovico Caracci, die ich bis jezt gesehen habe, ist mir keines vorgekommen, in dem so große Meisterschaft und Vereinigung des technischen und poetischen Elements anzutreffen wäre. Dieß Bild ist sehr groß, und hat an manchen Stellen viel gelitten. Es wurde zu 8000 Fr. ausgeboten, und, da sich kein Käufer fand, zurückgenommen. In welche Sammlung es auch kommen mag, so wird es immer eine ihrer schönsten Zierden seyn.

(Der Beschluß folgt.)

Kunstnachrichten aus Leipzig.

In der verflossenen Ostermesse wurde die erste Ausstellung der hiesigen Akademie für zeichnende Künste, in dem neuen, dazu sehr zweckmäßig eingerichteten Saale in dem Schlosse Pleißenburg durch den Director Prof. Schnorr eröffnet. Sonst fielen diese Ausstellungen auf die Michaelismesse; aus mehreren wichtigen Gründen ist dieß aber abgeändert worden; und da die Akademie nur erst in der verflossenen Michaelismesse eine Ausstellung veranstaltet hatte, so mußte man verhältnißmäßig die Reichhaltigkeit der dießmaligen Ausstellung um so mehr anerkennen. Freylich liefern bey solchen Gelegenheiten die Fremden immer das Meiste. So füllten hier die von mir in vorhergehenden Blättern beschriebenen Oelbilder der fünf deutschen Künstler in Rom, und einige auch früher beschriebenen Cartons von Julius Schnorr zum Ariost, wozu auch noch die Copie der heiligen Justine von Olivier kommt, einen großen Raum aus. Aber wir sahen doch auch hier manches ausgezeichnete von gegenwärtig hier lebenden Künstlern, so wie von eigentlichen Schülern der hiesigen Akademie. Der Director selbst hatte das schon früher im Kleinen gezeichnete Phantasiebild der Thusnelde als großes Brustbild in Oel ausgeführt. Die Zeichnung, welche einen mit der geschichtlichen Vorstellung dieses Heldenweibes übereinstimmenden Charakter trägt, scheint mir darin zu sehr vor der Farbe vorzuherrschen. Der größere Theil der übrigen neuen Bilder bestand natürlich aus Porträts — die vorzüglichsten von Georgi, Demiani (Sohn des leztverstorbenen Directors der Dresdner Gallerie), Tischbein und Grünler. Den meisten Anspruch auf Beyfall machte das große Familienbild des Hrn. Georgi, der hier sich selbst mit Weib und Kindern in seiner Beschäftigung als Maler, malerisch dargestellt hat. Wahrheit und Bestimmtheit, Leichtigkeit der Gruppirung, guten Lichteffect, und eine gewandte Behandlung der Farben sind große Vorzüge dieses Oelbildes. In den meisten Porträts dieses Künstlers haben wir das Colorit lobenswerth, die Zeichnung oft ein wenig vernachlässigt gefunden. Unter den übrigen hier ausgestellten dieses Künstlers sind das ausgearbeitete, fast etwas grelle Porträt eines verdienten hiesigen Schullehrers, ferner das kleine Bild eines älteren Mannes, der in einen blauen Carbonarimantel gehüllt, umgeben von Pyramiden steht; endlich das Porträt eines sitzenden jungen Mannes im Großen, durch Wahrheit und Charakter ausgezeichnet. Davon sticht das Brustbild Napoleons sehr nachtheilig ab. — Hr. Demiani hatte die Bilder von drey jungen Damen, das Porträt eines jungen hiesigen Arztes, und eine mit Freyheit und Fleiß gearbeitete Copie der bekannten Madonna von Gimignano (in Dresden) geliefert. Leichtigkeit des Pinsels und eine gewisse Anmuth der Darstellung zeichnet seine Bilder aus; aber die Farben erscheinen nicht immer rein, und einige jener Porträts sind in den Schattentönen grau. Der Kopf in dem Porträt seiner Schwester insbesondere ist vortrefflich und graziös gezeichnet, aber der zu lange Hals und der sich daran schließende schmale Oberleib schadet dem Bilde. — Hr. Tischbein hat außer einem Porträt, an welchem man das zu dunkle Colorit tadelhaft fand, einige kleine Oelbilder aufgestellt, welche von glücklicher Beobachtungsgabe zeugen, und in eine Gattung gehören, die man über dem sogenannten Streben ins Ideale leider zu lange vernachlässigt hat; es sind individuelle Scenen, welche zugleich die Jahreszeiten schildern. Als die ansprechendsten darunter, fand ich 1) den Herbst oder die Weinlese, in welcher der Bacchuszug sich auf moderne Weise wiederholt. Höchst lebendig sind die Burschen, welche den Wagen ziehen, auf welchem hübsche Winzerinnen mit Körben und Trauben sitzen, und die lustigen Begleiter, welche nachziehen. Die Figuren gehören offenbar den Rheinländern an. 2) Der Winter. Man sieht eine arme Familie auf einer beschneiten Ebene unter einem kleinen Kapellhäuschen seine Zuflucht suchen. Der frierende, etwas zerlumpte Knabe ist mit der charakteristischen Haltung seiner Arme, besonders gut gezeichnet. Weniger gut formt sich das Bild, als das vorige, da die Spitze des dreyeckigen Daches über den Rand hinausgeht. — Die Porträts des Hrn. Grünler, worunter auch das Brustbild der Sängerin Mad. Seidler in Berlin war, zeigen viel Leichtigkeit des Pinsels, aber

Digitized by Google

auch Flüchtigkeit der Behandlung. Keinem ist Aehnlichkeit abzusprechen. Die von ihm ausgestellte Grablegung hätte mit Ruhe und Fleiß ausgeführt werden sollen. Jezt mißfällt der graue Ton des Leichnams und der Mangel an Harmonie des Colorits. Von dem Taubstummen Porträtmaler Hrn. Bauer war dießmal nur ein, wie es schien, ähnliches Porträt zu sehen.

In die oben angeführte Gattung fallen auch die sehr lobenswerthen Bilder des Hrn. Börner, eines sehr geschickten Malers, der das fein Charakteristische zu seinem besondern Studium gemacht zu haben scheint. Wir sahen von ihm eine Strickstube, in welcher zwey ältere weibliche Personen an zwey verschiedenen Fenstern, durch welche ein helles Licht einfällt, mit ihren Schülerinnen sitzen. Der Fleiß und Unfleiß, der sich in den Blicken der Mädchen und in ihrer Haltung darstellt, ist äußerst gut getroffen. Das Mädchen, das ihre Arbeit der Lehrerin vorzeigt, ist eine vorzüglich gelungene Figur. Die Klarheit der Beleuchtung und der Farben, der Fleiß und die Reinlichkeit der Ausführung verdient eben so viel Lob, als das Charakteristische der Erfindung. Möchten doch mehrere Künstler die anspruchlosen Scenen des Lebens mit solcher Beobachtung und solchem Fleiße auffassen! — In der landschaftlichen Darstellung des Hrn. Lenz, der übrigens im Zeichnen viel Gewandtheit verräth, fand man zu viel Zusammengestelltes, was sich nicht selbst zu einem Ganzen einigen will; das Grün und Blau stand hier grell neben einander. Ueberhaupt dürfte, nach dem Verbrauch der Farben bey mehreren neuerdings gesehenen Bildern junger Maler zu schließen, das Neublau künftig etwas theuer werden. Das Uebrige können wir übergehen.

Unter den hier ausgestellten Zeichnungen, besonders unter den architektonischen (z. B. die Gewölbe in der Bastey) fand sich viel Lobenswerthes und Talent verrathendes. Auch einige andere Kunstarbeiten waren aufgenommen, welche das Fortschreiten unserer Industrie bezeigen, z. B. eine treffliche Buchbinderarbeit, eben so sauber, als zweckmäßig, glänzend ohne Ueberladung; und ein großer kunstreich gearbeiteter und verzierter silberner Pokal. Der Einfall, statt des Knopfes am Deckel ein kleines fein gearbeitetes Schiff zu setzen, gehört vielleicht dem Besteller an, sonst würde man den trefflichen Künstler einer unzweckmäßigen Künsteley beschuldigen müssen.

Die den Handel betroffenen Unglücksfälle hielten dießmal die fremden Kunsthändler ab, mit ihrem Vorrath auf unserer Messe zu erscheinen. Auch der geachtete Buch und Kunsthändler Winter hatte dießmal außer zwey dra-

ven Porträts nichts mitgebracht, und ein französischer Kunsthändler, dessen Namen mir entfallen, soll nichts Ausgezeichnetes gezeigt haben. Um so mehr wurden die schönen Privatsammlungen besucht, wozu dießmal die des Hrn. Hofrath Keil hinzukam. Beyläufig will ich bemerken, daß der Besitzer einer der werthvollsten dieser Sammlungen, Hr. v. Speck, einige Hauptstücke derselben (die sprechende alte Frau mit der Pelzjacke, welche mit dem Buche in der Hand durch einen geöffneten Laden schaut, von van der Helst, die lieblich einfache Madonna mit dem Kinde von Francesco Francia; zwey Landschaften von Wynants und Caracci, einen Kirchenprospect von Delorme und ein ländliches Bild von Ostade) hat lithographiren, und von dem kürzlich beschriebenen großen Oelbilde von Valdes einen gestochenen Umriß fertigen lassen. Vornehmlich ist die Lithographie des erstgenannten Bildes gelungen.

Ich benuze die gegenwärtige Gelegenheit, um noch von einem trefflichen architektonischen Bilde eines vorzüglich begabten jungen Malers zu sprechen, welches eben in die Sammlung des Hrn. v. Quandt in Dresden abgegangen ist. Es ist dieses der Dom in Erfurt, dessen hervorstehende Theile von einem über den benachbarten Häusern hervorschimmernden Abendlichte beleuchtet werden. Der Moment ist trefflich gefaßt; das Gebäude mit seiner Umgebung lebenswarm geschildert. Es scheint der ruhige Abend eines Sonntags zu seyn; die Straßen sind leer; aus dem Portal der Kirche kommen einzelne Personen; die andern scheint der schöne Tag ins Freye gelockt zu haben. Die Zeichnung und Farbengebung der architektonischen Massen ist in allen Abstufungen des Lichts von den dunkeln Substructionen im Vordergrunde an bis zu dem Glockenthurm auf der hintern, beleuchteten Seite, wahr und rein; die Lichter an den Strebepfeilern von dem ansprechendsten Effect. Da das Kirchengebäude keine zu colossalen Formen hat, so schaden ihm die mit aller Treue hingestellten bürgerlichen Nachbarnhäuser nicht; ja sie scheinen mit dem Gegensatz, welchen sie bilden, nothwendig zur Idee zu gehören. Alle Kenner haben die Fortschritte des jungen Künstlers bewundert, der vor einem halben Jahre das nach der Phantasie entworfene, aber mehr als Dekoration behandelte Bild eines Doms, in welchem sich doch der Schwung des jugendlichen Talents beurkundete, dem obengenannten Kunstsammler verkaufte. Der Künstler heißt Hasenflut und hat sich jezt nach Magdeburg begeben, um den dortigen Dom zu malen. Vor Kurzem ist auch der Maler Goldstein aus Italien zurückgekehrt, welcher sich auf ähnlicher Laufbahn befindet. Wir erwarten bald manches Gute von seiner Erfindung zu sehen.

Digitized by Google

Nr. 51.

Kunst-Blatt.

Montag, den 26. Juni 1826.

Ueber großgriechische Gräber.

Vom Can. A. de Jorio.

(Fortsetzung.)

Elfenbein ist nicht selten in kleinen Gegenständen, Astragalen und Astragalenbechern, Würfeln, Füßen von Büchsen und dahin gehörige Reliefs, Haarnadeln, Zahnstochern, Ohrlöffeln, Balsamgefäßen und Messergriffen, auch in den Gräbern aufbehalten.

Bronze ist in häufigen Resten in den Gräbern vorfindlich, aber selten wohl erhalten. Waffen, Gefäße und Idole sind die häufigsten Gegenstände jenes Materials.

Reste von Speisen, an die Besänftigung des Höllenhundes oder (vielmehr) an Leichenmahle erinnernd, finden sich oft. Die schüsselförmigen Vasen mit Deckeln, gewöhnlich als suppiere Bauart, zeigen öfters solchen Inhalt, wie sie dem Verf. Reste von Geflügel in Nola und Kumä zeigten. An leztgenanntem Ort fand sich in einem ähnlichen Backsteingrab eine Anzahl Austernschaalen, in andern finden sich Muscheln und andre Crustaceen. 20) In einem romanischen Grab, das im Beyseyn des Prinzen von Dänemark geöffnet wurde, fanden sich fünf und zwanzig Glasfläschchen, deren einige mit Wein gefüllt waren, und den gewohnten Bodensatz solcher Füllung hatten, dagegen die andern voll noch trinkbaren Wassers waren. 21) In den Gräbern von S. Agata de' Goti hat man auch Käse gefunden, in Ischia und anderwärts Vasen mit Eyern angefüllt. 22)

Bergkrystall. Der Verf. besizt durchbohrte Kügelchen dieses Materials aus Basilikata; da sie vierfach gestreift sind, konnten sie zu Troddeln oder (wahrscheinlicher) zu Gewichten an Kleidungszipfeln dienen. Noch besizt er aus kumanischen Gräbern einen Löffel davon; andres findet sich desgleichen, wird aber oft als gewöhnliches Glas ein Spielwerk der Kinder.

Eisen, gar nicht selten, nur des Rostes wegen selten sichtbar, doch häufiger in späteren Gräbern als in griechischen. Nägel aller Art sind häufig; sie dienten meist zur Befestigung von aufgehängten Gegenständen, wie

---

20) Daher denn auch Schüsseln und Schaalen mit darauf gemalten Fischen in Vasensammlungen nicht ungewöhnlich sind.

21) Vergl. die Erklärung von Taf. 7. Aehnliche wassergefüllte Flaschen, hat man in Gräbern von Pompeji gefunden, vergl. Clarac découvertes de Pompeji pag. 57 sq., wovon die glasgefüllten Flaschen im Museum von Neapel herrühren mögen. Nicht damit das Glas vor Springen geschüzt werde, wie man geglaubt, sondern damit den Todten das reine Wasser bleibe, hat solcher Gebrauch öfters statt finden können. Die χθόνια λοῦτρα, das Todtenbad, unvermählt Verstorbenen vom nächst verwandten Knaben, aber auch dem Vater von der Tochter gebracht, sind bekannte griechische Sitte, der die ἀπονίμματα (Waschung zu Ehre der Todten) und wohl auch die römischen arseriae oder adserialia, die Wasserspenden für Todte entsprechen. Die Hauptstellen gibt Kirchmann de funer. p. 369 sq; bey der Ausdehnung des Gebrauchs und bestimmter Erwähnung von Todtenreinigung darf man schwerlich beym Wasserkrug jedes Lutrophoren nur an das Zeichen hochzeitlicher Fruchtbarkeit denken. (Creuzer Symbolik II. S. 459 f.). Ein merkwürdiges hieher gehöriges Beyspiel eines römischen Grabes bemerkte Ficoroni: in einer ganz trockenen gewölbten Grabeskammer fand sich ein großer fünfthalb Fuß langer und fast eben so hoher Sarkophag, unter dem Deckel mit Wasser angefüllt, auf dem Boden Reste des Skeletts mit Fäden von Goldgewebe. S. Fea Miscell. p. CXXX. sq.

22) Nach Juvenal. V. 84.

... dimidio constrictus gammarus ovo
Poniter exigua foralis caena patella.

könnte man versucht seyn, jene Eyer nur auf das Leichenmahl zu ziehen, was doch, da dessen Reste sehr zerstückelt zu erwarten, keineswegs wahrscheinlich seyn möchte, dagegen symbolische Beziehungen nicht fern liegen. S. Creuzer Symbolik III. S. 494 f. Uebrigens gehören Eyer zu den häufigeren Gegenständen der Gräber (Millin recueil de vases. Introd. p. VII. not. 43). Neben dem Aschengefäß einer Nische werden sie unten in der Erklärung von Tafel 7. angeführt.

Digitized by Google

des Badegeräths, des Guttus und der Strigilis, selten der Patera mit Griffen. Auch finden sich in den reichsten griechischen Gräbern, Vasen an den Wänden aufgehängt. Aber Nägel finden sich auch häufig in Backsteingräbern, wo sie solchem Zweck nicht dienen konnten. In Basilikata finden sie sich oft ringsum und auf die Todtenkiste geworfen, anderwärts neben dem Kopf des Todten in die bloße Erde vergraben. In Pozzuoli fand sich 1807 im Garten eines Lusciano ein einfacher Schädel in einem Stück Tuff und mit ihm nichts als drey Nägel. Mazois (palais de Scaurus) hielt solche Nägel für Geschenke an Charon, wenn er sie zur Ausbesserung seiner Barke nöthig hatte. In einem Backsteingrab bey Kumä fand der Verf. einen groben römischen Topf und darin nur eine Münze und einen Nagel, der zum Theil verrostet am Boden des Topfes haftete und den der Vf. noch verwahrt.

Holz erhält sich freylich nicht wohl, doch glaubt der Vf. durch die in den vier Ecken eines Todtenbehältnisses übrigen Nägel Spuren an der Wand und die Asche des hölzernen Deckels Holzgehäuse nach Art der Mumien auch für großgriechische Gräber gesichert, wie für griechische des Mutterlandes durch die zwey nach Paris gebrachten Mumien des Hrn. Caillaud (?). Das in Rede stehende Grab (Tafel 7.) zeigte an der Wand eine völlig horizontale Linie mit der gewöhnlichen Färbung des Holzes, die Asche auf dem Skelett platt, wie eine Decke von gleicher Farbe, die Nägel waren herabgefallen, lagen aber an den vier Ecken. Kleine Holzarbeiten finden sich öfter, aber vielleicht nie mit noch kenntlicher Form und Bestimmung.

Perlenmutterarbeiten finden sich selten in den Gräbern; es waren bis jezt Thiere, Verzierungen kleiner Büchsen und ähnliches Geräth. Zuweilen sind sie mit sehr feiner Bronzearbeit durchzogen. Dieser Art war ein zierlicher Delphin (gegenwärtig im Besitz des Hrn. Middleton) in dessen Mund eine schöne Bronzirung befestigt war, an dem noch andre hängen. Die übereilte Beute, diese kostbaren Gegenstände aus der Erde zu ziehen, hat sie zerbrochen.

Marmor. Nicht nur große Marmorarbeiten, Säulen, Inschrifttafeln, Büsten finden sich in den (Römischen) Gräbern, sondern auch kleine Gefäße, Astragalen, u. a. finden sich mit den Todten. In einem griechisch-römischen Grabe, das vielleicht armen Leuten gedient hatte, fand der Vf. statt zierlicher Alabastervasen, Marmorvasen von ähnlicher Form und Proportion, aber wenig und ungeschickt ausgehöhlt.

Münzen sind in den griechischen Gräbern selten und erscheinen noch seltener, weil man sie gewöhnlich nicht zu finden weiß. Da nur Münzen eine genaue Zeitbestimmung des Grabes geben können, indem selbst Inschriften es selten thun, so ist solche Seltenheit nicht wenig zu bedauern.

Goldarbeiten, die noch übrig geblieben, hat man meist aus den Gräbern gezogen, in denen sie dann und wann sich finden.

Thierknochen wurden vielfach verarbeitet. Astragalen, Schnallen, Hauptnadeln, kleine Gefäße, Spielwerk, Amulete (wofür der Vf. unregelmäßige Stücke mit einem oder mehreren Löchern hält, die andern für Wollenknäule gelten, theils weil er sie häufig in Gräbern fand, theils weil zwey derselben im Museo Borbonico in die Hand mit durchgestecktem Daumen enden S. 134) Schreibtafeln mit Wachs überzogen, die man besonders in griechischen und griechisch-römischen Gräbern findet, in allen Fällen, die dem Vf. vorkamen, mit übrigen Spuren des Wachses. Trotz ihrer Zerbrechlichkeit sind manche dieser Gegenstände noch wohl erhalten übrig.

Papyrus, den die Alten oft den Leichnamen mitgaben, ist leider durch Nässe und Feuchtigkeit gewöhnlich zerstört. Auch in zwey kumanischen Gräbern fand der Vf. mehrere verdorbene Papyrusrollen. Reste derselben finden sich öfters, auch mit aufgedruckten Verzierungen. 23) Besonders pflegt dieß bey Spiegeln vorzukommen, die, wie es scheint, oft mit Papyrus umwickelt waren. An einem vorzüglich trocken gebliebenen Ort fand der Vf. eine Rolle, die er noch besizt.

Glassachen gehören zu den häufigsten und sind noch häufiger als sie scheinen, wenn ein geübtes Auge Stein und das oft sehr harte Glas zu unterscheiden weiß.

Perlen sind sehr selten, aber vorgekommen.

Edelsteine, mit und ohne Einschnitt, finden sich oft unter Halsbändern, Ringen, Schnallen u. s. w. Auch kleine Gefäße, Astragalen und allerley Verzierungen finden sich von so kostbarem Material.

Kupfer ist kein seltenes Metall in den Gräbern. Auch Waffen und allerley Geräth findet sich von Kupfer, dann und wann vergoldet und versilbert, sonderlich bey Speisegefäßen und chirurgischen Wasserzangen. 24)

---

23) Die Verzierungen des noch gegenwärtig von dem Hrn. Verfasser aufbehaltenen Fragments scheinen, wie nach heutiger Weise, mit einem Metallstempel aufgedruckt zu seyn.

24) Auch des dann und wann in den Gräbern erscheinenden Bleygeräths wäre hier zu gedenken gewesen, vergl. Not. 14). Der Hr. Vf. besizt selbst aus einem kumanischen Grabe eine Bleyplatte mit Inschrift.

Digitized by Google

Metallspiegel finden sich zweyerley in den Gräbern, eine Art für den Gebrauch der Gräber, die andre zu häuslicher Bestimmung. Jene sind nur durch mindere Abspiegelung unterschieden. 25)

(Die Fortsetzung folgt.)

---

25) Diese Unterscheidung wird nicht unbedenklich zu unterschreiben seyn, wenn unter Spiegeln, deren Bildwerke ihren religiösen Zweck bezeugen, helle Metallplatten nicht selten sind und wenn Spiegel mit minder geschliffenen Platten einen andern Zweck als den gemeinen Gebrauch ohnehin vermuthen lassen, vergl. Not. 28). Allerdings sollen jene in etruskischen Gräbern so gewöhnlich mit eingegrabenen Bildwerken gefundenen Spiegel in großgriechischen Gräbern selten mit Bildwerken gefunden werden.

Paris, den 30. März 1826.

(Beschluß.)

Sanzio (Raphael). Unter diesem gefeverten Namen sind zwey Bilder angegeben, wovon das erste das Bildniß eines Medicis (ein Kniestück 32 Zoll hoch, 24 Zoll breit). Das zweyte das Porträt des Papstes Julius II. (ebenfalls Kniestück 40 Z. hoch 28 Z. breit) ist. Um über die Aechtheit dieser Bildnisse zu entscheiden, müßten genauere artistische und historische Untersuchungen angestellt werden, als bey einer so kurzen Ausstellung möglich ist. So viel ist gewiß, daß sie beyde in seinem Geist behandelt, und wenigstens von sehr geschickten Meistern und zu seiner Zeit ausgeführt worden sind. Das Bildniß Julius II. schien mir das vorzüglichere. Es ist aus der Gallerie der Marchese Altamira, Erben der Herzoge von Monteada, die es nach Spanien gebracht hatten. Die Figur des Mediciers hält eine Feder in der Hand, in der andern eine Schreibtafel mit den Worten: forse ch' un dì fu grato. — Sein Gesicht ist schön und ernst, er trägt einen rothen Mantel, der zum Theil sein Untergewand bedeckt.

Aus der Schule des Raphael sieht man eine heilige Familie. Die Jungfrau sizt im Grünen, an einem Baumstamm, das Jesuskind auf den Knieen haltend; der kleine Johannes reicht ihm ein Kreuz. Dieß Bild stammt aus der Gallerie der Marchese de Villa-France. Es ist rund und hat 35 Zoll im Durchmesser. Kenner schreiben es dem Pierino del Vage zu, mir kam es nicht als eine Arbeit von Meisterhand vor.

Von Ribalta (es ist nicht angegeben, ob von dem Vater oder dem Sohne) sind zwey Gemälde da. Das eine stellt die heil. Catharina dar, die ihrer Umgebung erklärt, daß sie die christliche Religion angenommen habe (so sagt der Katalog), das andere den heil. Joachim, der der heil. Anna entgegenkommt, eigentlich nur Skizzen, in einem großen Styl, aber ohne Anmuth. 20 Z. breit 18 Z. hoch.

Ribera (Spagnoletto). Eine Grablegung. Johannes hält den entseelten Körper, Maria beweint ihren Sohn, Magdalena benezt seine Füße mit Thränen, zur rechten Joseph, von Schmerz durchdrungen; Engel tragen in den Wolken die Werkzeuge seines Todes, eine große, kraftvolle Composition von schöner Zeichnung und pathetischem Ausdruck, 90 Z. hoch 65 Z. breit. Es ist ein Kupferstich davon vorhanden. Zwey andere Gemälde, angeblich von diesem Meister, verdienen keine Erwähnung. Eben so einige Bilder von David, Ricaert und Rubens.

Titiano (Vecelli). Das Bildniß Karls V. ein Kniestück. Sein Haupt ist unbedeckt. Er trägt eine Rüstung; neben ihm steht sein Helm mit rothem Busch. Er trägt den Orden des goldenen Vließes und einen Commandostab.

Als Gegenstück zu diesem Bild sieht man das Porträt des Marchese Pescara. Er ist ebenfalls gharnischt, und hält mit einer Hand seinen Helm, mit der andern seinen Degen.

Woher diese beyden Gemälde kommen, weiß ich nicht, aber die Vollkommenheit ihrer Ausführung macht mich sehr geneigt, sie für Originale zu halten. Von unübertrefflicher Kraft und Naturwahrheit scheint mir besonders das Bildniß des Marchese Pescara, der Kopf tritt gleichsam lebendig aus der Leinewand hervor. 40 Z. hoch 32 Z. breit.

Von demselben Meister sieht man auch noch ein anderes Gemälde, die Herodias und Judith vorstellend, die auf einer Schüssel den Kopf des Johannes trägt. Der Katalog sagt, der Kopf der Judith sey das Bildniß von Titians Tochter; daß es ohne Idealisirung nach dem Leben gemalt ist, scheint mir gewiß. Dieß Bild ist gleichfalls von großer Wirkung, und die Farbengebung könnte nicht wahrer und harmonischer seyn. Es ist überdieß mit großem Fleiß ausgeführt. 42 Z. breit 31 Z. hoch.

Dem großen Titian wird auch das Bild der Prinzessin Eboli, der Mätresse Philipps II., in Gestalt einer nackten Venus zugeschrieben, wie er sie, wenn ich nicht irre, mehreremale dargestellt hat. Der Kopf der Fürstin ist gemein und häßlich, und würde, wenn die Angabe wahr wäre, dem Geschmack der katholischen Majestät wenig Ehre machen. Der Körper ist schön gezeichnet und gemalt, vielleicht nach einem Bild von Titian und zu seiner Zeit, des großen Meisters ist diese Arbeit aber

Digitized by Google

echtfertigen. Sie ſtellen den heil. Napoleon (Fürſten rſini) dar, der nach einem Sturz vom Pferde, von önchen gepflegt wird, und dann denſelben auf ſeinem ager. Die heil. Jungfrau erſcheint ihm von zwey an- ern Heiligen begleitet, die ihm Heilmittel bringen. ie Familie Bonaparte leitete ihr Herkommen von die- em Orſini ab. Ich habe beyden Arbeiten keinen rechten eſchmack abgewinnen können. Die Ausführung derſel- en iſt unſicher, die Schatten durchſichtig genug, und die eichnung, obgleich in einem ernſten Style, nicht nach der atur ſtudirt. 45 Z. breit 31 Z. hoch.

Weit vorzüglicher fand ich die beyden andern Bilder, ovon eines die Religion in Geſtalt eines jungen Wei- es mit fliegenden Haaren darſtellt, die in der rechten and ein Kreuz, in der linken die Hoſtie hält, bey deren nblick ihre Feinde zu Boden fallen.

Das zweyte iſt das allegoriſche Bild der Kraft, in eſtalt eines jungen behelmten Weibes, ſie hält eine äule auf ihren Knieen, und zu ihren Füßen liegen Muſelmänner, die vergebens ſuchen, ſie mit entblößten chwertern zu verwunden. So kalt auch dieſe Compoſi- ion durch ihren allegoriſchen Charakter iſt, ſo verdienen och mehrere Theile der Ausführung großes Lob. Die Frauenköpfe haben wenig Individualität und Armuth, ie Stellungen aber ſind edel und wahr. Die Gewänder n einem trefflichen Style gearbeitet. Die Köpfe der un- erliegenden Feinde ſind mit großer Kunſt behandelt. Zeichnung und Farbe ſind lobenswürdig, die Schatten durchſichtig, alles liegt klar und deutlich vor den Augen, und nichts erinnert an das Vorbild des Caravaggio 45 Z. hoch 30 Z. breit. Man begreift kaum, daß dieſe zwey Bilder von demſelben Künſtler herrühren, der die oben genannten gemalt hat.

Einige andere Gemälde, die dem Michel-Angelo, Luini, Giorgione, A. Carracci und N. Pouſſin zugeſchrieben ſind, übergebe ich, weil ſie mir unbedeutend vorkamen. Ein Köpfchen von Ger. Dow wurde für 551 fl. verkauft. Schließlich bemerke ich, daß man in dieſem Augenblick in Paris wenig Geſchmack an italieniſchen, ſpaniſchen und deutſchen Gemälden hat. Es werden daher oft die beſten Sachen um den geringſten Preis verkauft, nur Arbeiten niederländiſcher und neuer franzöſiſcher Künſtler werden geſucht und bezahlt. So ſah ich vor einigen Wochen in einer Auction 1300 Fr. für eine handgroße Skizze von Berghem geben. Alles iſt hier der allmächtigen Mode unterworfen, und leider greift ſie in ihrem capriciöſen Uebermuth nicht immer nach dem beſten.

M.

Nr. 52.

Kunst-Blatt.

Donnerstag, den 29. Juni 1826.

Bruchstück aus einer Reihe von Briefen über Landschaftmalereyen. *)

Man hat wohl öfters die Landschaftmalerey der Musik verglichen und ich möchte heute zu dem mancherley Verwandten, das in Wahrheit zwischen diesen beyden Künsten besteht, noch eine wenig beachtete, und doch insonderheit schlagende, ja niederschlagende Gleichung beyfügen, und das ist — die gleiche Entheiligung. — Wahrlich, wenn man bedenkt, welche hohe Bedeutung die Musik hat, wie groß, edel und herrschend diese Kunst erscheint, wenn sie würdig uns herangeführt wird, dann schneidet es scharf ein, die tausend und aber tausend Entheiligungen, die Herabwürdigungen zu den gemeinsten, ja den nichtswürdigsten Zwecken zu gewahren. — Nicht um ein Haar besser jedoch ergeht es der Landschaftmalerey, und namentlich, wenn wir den hohen Sinn recht ernst erwägen, den diese Kunst als Bildkunst des Erdlebens in sich trägt, und nur einen Blick werfen auf die tausend und aber tausend schwarzen und bunten Bilderchen, welche als Landschaften cursiren, wenn wir bedenken, wie jeder Stümper dem Gott keinen Blick und Schick verliehen hat, um Zeichnen zu lernen, doch mit guter Zuversicht sich an eine Landschaft wagt, ja wie jede Dame, die eben nicht Lust hat, sich überhaupt mit strengem Zeichnen abzugeben, doch eine Landschaft auf ein Stammbuchsblatt kritzeln oder sticken zu lernen, sich immer noch Talent genug zutraut, so möchte man wohl die Galle sich regen fühlen. — Mir, dem eben wieder einmal eine Menge solcher Landschaftscarricaturen durch das Sehfeld gegangen sind, mußt du es daher schon zu gute halten, daß ich diesen Brief mit Grollen anfange. Indeß mag dieser Eingang immer nicht unpassend seyn, da ja Betrachtungen über künftiges Studium der Landschaftskunst jezt an die Reihe kommen sollen, und gerade hier wieder genugsamer Stoff zu hypochondrischen Bemerkungen sich darbieten muß, in wie ferne von künftiger Art dieses Studiums nicht füglich die Rede seyn kann, ohne daß wir der gegenwärtigen, eben nicht erfreulichen gedenken. — Man hat neuerlich hier und da als eine der wesentlichsten Ursachen des Verfalls ächter Malerkunst die Akademien angeklagt, und mag wohl im Ganzen nicht sehr Unrecht daran haben; jedoch der Landschaftsmalerey, darf man wohl behaupten, haben sie wenig geschadet, und warum? — sie haben sich nicht um sie bekümmert. — In Wahrheit, dieser Kunstzweig ist auf den Akademien immer höchst stiefväterlich behandelt worden; man schien entweder zu glauben, einem Landschaftsmaler lasse sich eben nicht viel lehren, oder man meynte wohl auch, wenn im Landschaftzeichnen Fehler gemacht würden, die wären eben nicht zu merken (so meynt der Todtengräber im Hamlet, man schicke den verrückten Prinzen nach England, weil man dort die Verrücktheit nicht merken würde, da dort einmal alles närrisch ist) oder man dachte: an einem Landschaftmaler sey überhaupt nicht viel zu verderben oder endlich man dachte gar nichts dabey und hielt sich an's Hergebrachte, wie das auf Akademien und sonst überhaupt wohl öfters beliebt wird. — Wollte denn also einer für Landschaftkunst sich ausbilden, so war er so ziemlich dem guten Glück und eignem Genius überlassen; gewöhnlich wurde er bey Zeiten durch schlechte manierirte Vorlegeblätter zu Grunde gerichtet, eine Brille, um durch diese die Natur zu sehen und zu malen, wurde ihm aufgesezt, und er war gemeiniglich stolz, wenn er die fremde Brille nur Zeitlebens zu seinem Vortheil benutzen konnte. Kam er ja und meist gegen den Willen seiner Lehrer dazu, sich an die Natur zu halten, so vergingen ihm die besten Lebensjahre, ehe

*) Aus mannichfaltigen Betrachtungen über diese Kunst, welche als ihre eigentliche Aufgabe den großen Gegenstand hat, einzelne Scenen, einzelne Stimmungen des allgemeinen Naturlebens darzustellen und, welche ich deßhalb lieber die Historienmalerey der Natur, oder Erdleben-Bildkunst nennen möchte, ist im Laufe eines Jahrzehends eine Reihe von neun Briefen entstanden, welche ich bisher nur einigen Freunden mitgetheilt habe. Nach dem Wunsche Einiger lege ich hier ein Glied dieser Kette versuchsweise einem größern Publikum vor.

Dresden im März 1826.

Dr. C. G. Carus.

Auge behalten, das, was ſich überhaupt lehren
äßt, das wodurch im Volke reinerer Geſchmack für das
Rechte und Wahre in der Kunſt gefördert werden kann,
as wodurch ſelbſt die Entwicklung des Genius begünſtiget
verden muß, und das, wodurch auch der weniger von der
Natur Begünſtigte zu einem treulichen und tüchtigen
Nachbilden landſchaftlicher Natur geführt werden könne. –
Wie aber alle bildende Kunſt äußerlich bedingt wird
urch zwey Organe, durch Auge und Hand, innerlich aber
om Eingeboren-werden göttlicher Ideen in ein reines
Gemüth ihr eigenthümliches Leben empfängt, ſo kann
uch alle Anleitung, aller Unterricht in der äußern
Kunſtübung, nur in Entwickelung der Fertigkeiten
on Auge und Hand ihr Ziel ſetzen, dahingegen Anre-
ung zur Reinigung und Veredlung des innerſten Ge-
nlebens, welches wie das Thun des ganzen Menſchen,
auch den Kern ſeiner künſtleriſchen Wirkſamkeit erhe-
en und veredeln wird, Gegenſtand eines andern Be-
rebens, als des Kunſtunterrichts ſeyn muß. – Das letz-
ere, was ſich auf die Erziehung des ganzen Men-
chen zur Gottinnigkeit, ſittlichen und gei-
igen Schönheit bezieht, iſt jedoch ein zu hoher und
eiter Gegenſtand, als daß wir ihn hier ſo gleichſam im
orbeygehen berühren dürften; eignet ſich auch, für mich
enigſtens, beſſer zum Gegenſtand ſtillen Nachdenkens
s ſchriftlicher weitläuftiger Erörterungen; das Aeußer-
he hingegen, das, was Kunſtübung zunächſt durch Aug'
d Hand bedingt, das wollen wir hier zuſammen näher
trachten, denn das iſt es allein, was in der Kunſt
egenſtand der Belehrung, des Unterrichts, werden
nn.

Erſchloſſen werden ſoll alſo das Auge, daß es das
undervolle eigenſte Leben der Natur wahrnehme, ge-
t werden ſoll die Hand, daß ſie fähig ſey, den Willen
r Seele ſchnell, leicht und ſchön zu vollziehen, daß iſt
, was einziger Zweck der Belehrung in aller bildenden
unſt ſeyn kann; und ſo laß uns denn betrachten, wie
eſer Endzweck auf das ſicherſte und vollkommenſte zu
reichen ſey?

Das erſte und weſentlichſte aber iſt ohne Zweifel die
ildung des Auges zur Wahrnehmuug der Natur in ihrem
enthümlichen göttlichen Leben und ihren Geſtaltungen,
in wo das Auge recht klar und rein auffaßt, da wird
Hand nachgezogen und in ihrer Fertigkeit entwickelt,
e kann nicht anders. — Auf zweyfache Weiſe aber
das Auge die Natur recht erfaſſen: einmal ſoll es die
rm der Naturdinge nicht als ein willkürliches, unbe-
nmtes, geſetzloſes und deßhalb ſinnloſes, ſondern als
durch göttliches Urleben beſtimmtes, ewig geſetzmäßi-
und höchſt ſinnvolles auffaſſen lernen; ein andresmal
es zugleich die Verſchiedenheit der Subſtanz in den
turdingen gewahr werden, den Unterſchied merken, den

Digitized by Google

eine und dieselbe Form, wenn sie von verschiedenen Substanzen erfüllt wird, in ihrer Gesammterscheinung darbietet, und die Verbindung, die Beziehung, gewahr werden, welche zwischen den einzelnen Substanzverschiedenheiten und gewissen Formen besteht. — Beydes ist nicht leicht, für beydes wird der Sinn nur nach und nach eröffnet, und eine Bestrebung zu immer höherer Steigerung eines solchen Auffassens muß den Künstler durch sein ganzes Leben begleiten.

Dem rohern Sinne nämlich erscheint in der Naturbetrachtung nur zu vieles als willkürlich, als zufällig, als gesetzlos; denn er ist selbst noch außer dem Gesetz, und eben darum um so befangener. Ihm ist es bedeutungslos, ob ein Gebirge nun gerade mit dieser oder jener Art der Linien sich umschreibt, ihm ist es gleichgültig, ob eine Wolke so oder so zieht, eine Welle in dieser oder jener Linie sich erhebt; ihm gilt es einerley, ob ein Baum gerade so oder so gewachsen sey, ja er wird wohl kaum den Unterschied, den verschiedene Baumformen im Ganzen darbieten, als etwas Nothwendiges gewahr. Dergleichen Rohigkeit begleitet dann wohl den Künstler sein ganzes Leben hindurch, wenn nicht eine kräftig und schöne aufstrebende Seele ihn dagegen schützt oder eingreifende Wissenschaft ihn erweckt. Daher die Gleichgültigkeit, um nicht zu sagen Gewissenlosigkeit, mit welcher so viele Landschaftmaler in ihren Darstellungen verfahren: sie haben keinen Begriff davon, wie unheilig, wie nichtswürdig sie die Natur behandeln, denn die Ahnung des göttlichen Lebens in der Natur ist ihnen nicht aufgegangen, ja mit wachsender Routine und sonstiger Kräftigkeit des Menschen verbunden, steigt diese Mißachtung zur wahren Frechheit, davon oft bey berühmten Künstlern die auffallendsten Beyspiele sich finden; oder gehörte es etwa nicht hierher, wann Caspar Poussin in manchen heitern Bildern den Meereshorizont darstellt und im Vordergrunde Flüsse zeigt, welche Wasserfälle bilden und zwar so, daß das Wasser unter die Meeresebne hinabstürzt, als flöße das Meer in die Flüsse hinein und stürzte, man weiß nicht in welchen Abgrund, *) wenn Andere den Himmel mit allen Farben schmücken, die er nach Sonnenuntergang zeigt und im Vordergrunde den hellsten Sonnenschein malen, wenn noch Andre bey Darstellung wirklicher Gegenden, Gebirgslinien so verändern, daß von den eigenthümlichen charaktervollen Formen kaum eine Spur mehr bleibt, und alles das nicht aus höhern Kunstzwecken, denn der freye menschliche Geist kann auch ein Mährchen zur höhern Kunstwahrheit mit innerer Nothwendigkeit gestalten, nein! so, daß man eine gewisse Lüderlichkeit, eine Mißachtung des bedeutungsvollen, des übereinstimmenden der Natur empfindet.

(Die Fortsetzung folgt.)

*) So ist es z. B. in einem runden Bilde, welches von Granville gestochen ist und dort die Unterschrift führt: In the collection of William Locke Esq. — published July 20. 1741. Ueberhaupt ist zwischen den einfach großartigen Compositionen des Nicolas Poussin, in welchen, wenn auch nicht treueste Naturnachbildung, doch große Naturbildung ausgesprochen ist, und den häufig theatralischen Darstellungen des Caspar immer ein sehr fühlbarer Abstand.

Ueber großgriechische Gräber.

Vom Can. A. de Jorio.

(Fortsetzung.)

Glas pflegt in griechischen Gräbern ungleich zierlicher und mehrfarbiger zu seyn, als in römischen. Die gewöhnlichste Form der davon gemachten Balsamgefäße ist die cylindrische; es sind die Lecythi. Manche enden in drey Mündungen und werden dann gemeindin Vasi terni genannt. Auch die ähnliche Form der Amphoren ist vorgekommen. Das mehrfarbige Glas ist in römischen Gräbern so selten, 26) als gemeines gewöhnlich ist; selbst einfache glänzende Färbung ist selten. Große Glasgefäße zur Aufbehaltung von Asche kamen dann und wann, obwohl selten, in ihnen vor; 27) zwey derselben in römischen Museen von ungewöhnlichem Verhältniß enthalten zugleich mit den Knochen, Blätter und Flüssigkeiten. Eine Besonderheit geben die griechisch-römischen Gräber, in denen auch griechische und römische Gefäße sich vermischt finden, die mehrfarbigen jedoch seltner sind. Der Verf. fand in einem einzelnen Fall eine Schüssel von Glas, auf die eine Landschaft gemalt; diese Schüssel ist in das kaiserliche Museum zu Wien gekommen.

Allerley Geräth, theils gebrauchtes, theils in nachgeahmter Gestalt desselben, ist außerdem zu erwähnen. So finden sich Spiegel von gebrannter Erde, 28)

26) Oder unerhört, indem die pränestinischen Gräber durch ihre mancherley Reste griechischer Art (s. Kunstbl. 1822. Nr. 53.) eine billige Ausnahme begründen.

27) Auch Glasgefäße mit Grabreliefs sind nicht unerhört. Ein Beyspiel geben die Antiqu. Middleton. Taf. 4. 5. Unter tanzenden Figuren sind Amor und Psyche bemerklich, der Trauerbaum der Cypresse in der Nähe, wie öfters auf etruskischen Todtenkisten. Das Gefäß kam der Versicherung nach aus Etrurien und enthielt Knochen.

28) Von Gegenständen, die nicht als hinsterbend angelegter Schmuck, sondern nur als Lieblingsbesitz des Verstorbenen ihm ins Grab gegeben wurden, sind Nachahmungen

theils außer, theils in dem Feuer gefärbt, 6. oder
blich auch vergoldet. 1. Der Vf. erzählt zwey Bey-
iele glücklich geretteter Arbeiten von rohem Thon. Zwi-
en irdenen Salbgefäßen der gewöhnlichen Art bemerkte
in einem in Waſſer ſtehenden griechiſch-römiſchen Grab
n regelmäßiges, aber unkenntliches Stück. Er ließ es
rgfältig herausziehen, doch erhielt er eine wohlgearbeitete
eibliche Maſke von ungebrannter Erde nicht anders als
drey Stücken. Er ließ ſie trocknen, nicht an der
onne, und erhielt die drey Fragmente unverſehrt. Ein
dermal fand er pyramidale Amulete von ungebrannter
rde; er legte ſie auf eine Blechplatte und zog ſie zu-
eich mit der anhaftenden Erde hervor, worauf ſie, im
chatten getrocknet, die gehörige Feſtigkeit erhielten.
. Bey ungefärbten Terracotten hat man nur
vey Dinge zu verhüten; die Vaſen nicht bey den Hen-
ln zu faſſen, und an dann und wann erhaltene Flüſ-
gkeit zu denken. 3. Verdoppelte Sorgfalt erfordern die
erracotten mit ungebrannt aufgetragenen Farben. Sie
üſſen, wie die erſt genannte Art, im Schatten getrocknet
erden. 4. Bey Vaſen von doppelt gebrannter Erde der
ichtigſten Klaſſe, gibt die muthmaßliche Form, auch die
enntniß der in gewiſſen Provinzen häufigſten Formen
nen guten Fingerzeig zur Reinigung von der anhaften-
en Erde. Wenn, wie häufig, in einer Ecke des Grab-
tals mehrere Vaſen an einander haften, iſt es, zumal
er anſtoßenden Henkel wegen, räthlicher, die Erde vorher
it Waſſer zu erweitern, als ſie mit hartem Werkzeug
zertheilen. Andrerſeits iſt die Anwendung des Waſ-
ers nur im Nothfall zu rathen, da es kleinen dazwi-
chenliegenden Gegenſtänden, Bronzen, Ambra, vergolde-
en Terracotten und andern Gegenſtänden gefährlich wer-
en kann. Nachdem die Vaſen aus der Erde gebracht
nd, iſt neue Vorſicht nöthig. Sie ſind entweder ganz
hwarz oder mehrfarbig. Im erſteren Fall haben ſie
ohl zuweilen farbige Verzierungen, röthlich oder weiß
efärbte, ja in ſehr ſeltenen Fällen ſogar vergoldet auf
öthlicher Unterlage. Iſt dieß nicht der Fall, ſo kann
an die Vaſen ohne Weiteres abwaſchen und es bleibt
ann nur einiger Tartarus übrig. Sind jedoch aufgeſetzte
arben bemerklich, ſo wird man nach Aufdeckung des
hwarzen Grundes unterſuchen, ob die Farbe, im Feuer
ngebrannt, aushält oder ob ſie verſchwinden könnte und
nrühren gefährlich ſey. Dieſe Probe kann bey Vaſen
ener Art mit einem Pinſel geſchehen; dagegen bey Vaſen
uf weißem Grunde davor zu warnen. Das Waſſer iſt
benfalls manchen Vaſen bedenklich, denen beſonders, die
an als biaeriti zu bezeichnen pflegt. Vergoldung darf
rſt nach völliger Austrocknung der anhaftenden Erde an-
erührt werden, welche man alsdann mit Hülfe eines
inſels und durch Wegblaſen entfernen kann. Einfarbige
aſen können mit dem Schwamm hinlänglich gereinigt
erden, bey mehrfarbigen iſt die bezeichnete Vorſicht ſehr
othwendig, Bruchſtücke nicht ausgeſchloſſen.

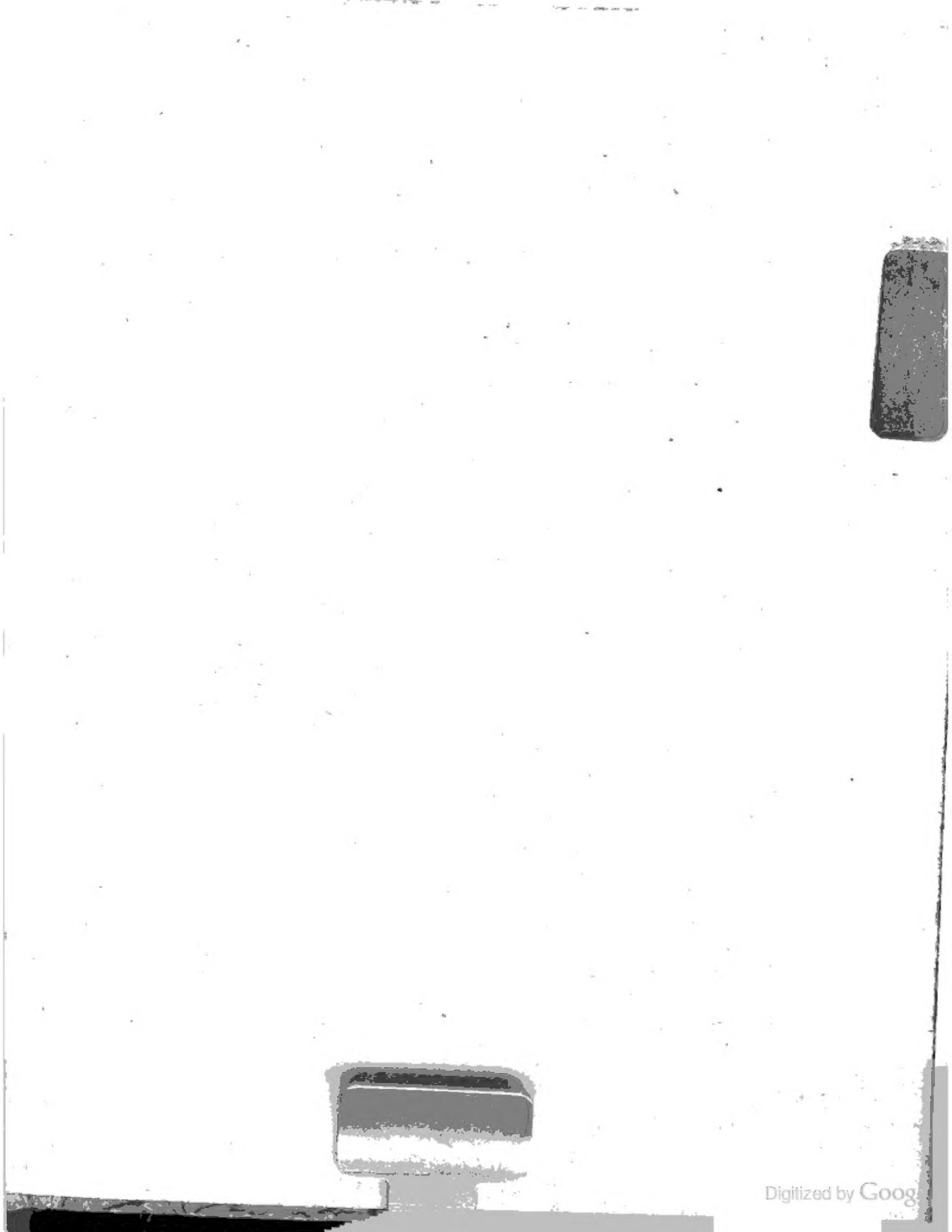
(Der Beſchluß folgt.)

by Google

Digitized by Google

P. Hess ecf.

Digitized by Google


Digitized by Goog